# Dramatiſche Werke

von

Guſtav Freytag.

◆

Erſter Band.

## Die Valentine.

Schauſpiel in fünf Aufzügen.

Leipzig,
Verlagsbureau.
[illegible]
1848.

# Die Valentine.

Schauſpiel in fünf Aufzügen

von

Guſtav Freytag.

Leipzig,
Verlagsbureau.
(Arnold Ruge.)
1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Die Valentine.

# Perſonen.

Der Fürſt.
Prinzeß Marie.
Valentine, Freiin von Geldern.
Miniſter von Winegg.
Graf Wöning.
Hofmarſchall von der Gurten.
Lieutenant von Stolpe.
Rath Müller.
Georg Winegg, unter dem Namen Saalfeld.
Robert,
Johanna, } im Dienſt der Baronin Geldern.
Eine Kammerfrau,
Benjamin, Spitzbube.
Ein Harfner.
Seine Tochter.
Der Zigeuner.
Der Schließer des Gefängniſſes.
Cavaliere und Damen des Hofes. Bediente. Kellner.
Wachen.

Das Stück ſpielt in der Sommerreſidenz eines Fürſten-Hofes.

# Erſter Akt.

## Erſte Scene.

Vor einer eleganten Garten-Reſtauration. Im Vordergrunde zwei Tiſche mit Stühlen. Im Hintergrunde Harfner ſpielend, dabei ſeine Tochter; Gäſte, Kellner auf und ab gehend.

**Georg. Müller** (nach dem Hintergrunde).

**Georg** (im Vorgehen zum Kellner). Champagner!

**Kellner** (bringt eine Flaſche und zwei Gläſer, ſetzt ſie auf den Tiſch).

**Müller.** Noch einmal, mein theurer Freund, willkommen, herzlich willkommen im Vaterlande.

**Georg.** Du biſt der Erſte und wahrſcheinlich der Einzige, deſſen Herz den wilden Georg wieder erkannt hat.

**Müller.** Ich finde Dich ſehr verändert, gebräunt; Du ſiehſt aus wie ein Krieger. Und jetzt erzähle, Winegg.

**Georg** (lächelnd). Still! der Name bleibt Dein Geheimniß, denke daran, daß er in den Bann gethan iſt, ich heiße hier Georg Saalfeld.

**Müller.** Saalfeld? — Aber ſage mir —

**Georg.** Das iſt ja Alles einfach und verſtändlich. Wir waren Studenten, luſtige Geſellen in derſelben demagogiſchen Verbindung. Wir werden dieſer Jugendthorheit wegen aufgehoben, eingeſteckt, verhört. Du biſt weniger compromittirt, machſt endlich, wahrſcheinlich nach langem Kampf, Deinen Frieden mit der Regierung, wirſt begnadigt, wirſt Beamter, nicht wahr?

**Müller.** So iſt es, ich bin Rath.

**Georg.** Das freut mich, biſt Du verheirathet?

**Müller.** Noch nicht.

**Georg.** Recht gut, mein Freund, ich liebe Eure Ehen nicht. — Ich dagegen war in großer Gefahr, denn mein eigener Oheim, der hieſige Miniſter, verfolgte mich mit peinlichem Amtseifer, ich wurde feſtgeſetzt, entfloh, wurde Landes verwieſen und ging mit dem kleinen Erbe meiner Eltern nach Amerika. Dort ſchwamm ich über den Miſſiſippi, tauchte in den Urwald, ſaß in den Rathsverſammlungen meiner Freunde, der Indianer, ritt durch Texas und Mexiko nach Südamerika und zog daſelbſt umher als Kaufmann, Soldat und Jäger. Und jetzt bin ich nach funfzehn Jahren über England und Italien nach der Heimath zurückgekehrt, weßhalb? weiß ich ſelbſt nicht, vielleicht um das Grab meiner Eltern zu beſuchen, denn ich habe Vieles erlebt, manchen warmen Freund gefunden und ich bin doch allein geblieben.

**Müller.** Wunderlicher Freund! und willſt Du bei uns bleiben?

**Georg.** Ich habe keine große Pflicht, die mich an die Ferne feſſelt, und meine Seele hat ſich ſehr nach deutſcher Rede und Sitte geſehnt. — Dennoch weiß ich nicht, ob ich hierher paſſe. Ich habe den Menſchen ſo lange nackt und feſſellos geſehen, daß ich fürchte, die alten Schnürbänder der Heimath werden mich wund drücken.

**Müller.** Du kannſt Deinem Vaterlande nützen, wir fangen an zu erwachen.

**Georg.** Hm! — Ihr ſprecht viel davon. — Mir, wie ich bin, und ich bin immer noch ein Tollkopf, mein Freund, bleibt unter Euch nur zweierlei übrig.

**Müller.** Und das wäre?

**Georg.** Entweder mich auf die Scholle zu ſetzen, meinen Kohl zu bauen und als Sauerteig zu arbeiten unter meinen treuen bedächtigen Landsleuten, oder —

**Müller.** Oder —

**Georg.** Lüderlich zu werden. Noch weiß ich nicht, was ich wählen werde.

**Müller** (lachend). Und wie lange denkſt Du in der Reſidenz zu verweilen?

**Georg.** Nur kurze Zeit. — Der heutige Tag iſt der Erinnerung an meine Eltern geweiht, außerdem habe ich noch einen Auftrag an eine Eurer Hofgrößen, eine Baronin Geldern.

**Müller.** An die Geldern? Und Du kennſt ſie?

**Georg.** Nein, ich habe Briefe aus Italien bei ihr abgegeben und ſoll ſie heut ſprechen. Wer iſt ſie?

**Müller.** Das Unglück des Landes! Eine kalte, hochmüthige Kokette, ſie hat den Fürſten in ihre Netze gezogen, tyranniſirt den Hof, und miſcht ſich, wie man ſagt, ſogar in die Geſchäfte.

**Georg.** So?

**Müller.** Du wirſt wiſſen, daß die Vermählung unſeres Fürſten mit ſeiner Couſine, der liebenswürdigen Prinzeß Marie, eine politiſche Nothwendigkeit iſt.

**Georg.** Ich kenne die Verhältniſſe. Es gilt, zwei kleine Länder unter *einen* Hut zu bringen.

**Müller.** So iſt es. Jene Geldern iſt der böſe Engel, welcher dieſe Vermählung unmöglich macht.

**Georg.** Liebt ſie den Fürſten?

**Müller.** Das iſt ja wohl unwichtig.

**Georg.** Das iſt Alles. Wenn ſie den Fürſten liebt, ſo iſt ihre Liebe vielleicht ein Unglück, aber ſie ſelbſt mag immer ein ehrenhaftes, ja großes Weib ſein; — liebt ſie ihn nicht, ſo iſt ſie ein — Nichts.

**Müller.** Wenigſtens iſt ſie ſehr verhaßt. Sie hat ſich mit großer Kunſt in das Vertrauen der argloſen Prinzeß Marie hineingeſchmeichelt, iſt ihre erſte Hofdame und Vertraute.

**Georg.** Ei! Das iſt ja eine intereſſante Frau.

**Müller** (die Achſeln zuckend). Sie iſt Königin der ausgelaſſenen Feſte, welche der Hof in der Sommerreſidenz giebt.

**Georg.** Aergere Dich nicht, Müller, ich merke, für Deine hausbackene Ehrlichkeit iſt ſie nicht.

(**Benjamin** iſt während der letzten Reden allmalig in den Vordergrund getreten, ſchleicht ſich an Georg heran, und will ihm das aus der Seitentaſche heraushängende Tuch ſtehlen.)

**Georg**, (der ſein Manöver bemerkt, dreht ſich in demſelben Moment, wo Benjamin nach dem Tuch greift, ſchnell um, nimmt das Taſchentuch heraus und legt es auf den Tiſch.)

**Benjamin** (fährt zurück).

**Georg** (ihn ergötzt anſehend). Nun?

**Benjamin** (faßt ſich, kläglich und ſehr geläufig). Ach, gnädiger Herr, erbarmen Sie ſich eines unglücklichen Familienvaters, fünf unerzogene hungrige Kinder — brodlos, ein trauriges Leben — bitte um eine kleine Gabe, vielleicht etwas von Kleidungsſtücken, ihre Blöße zu bedecken, wenn es auch nur ein paar alte Stiefeln wären.

**Georg** (lachend). Gut aufgeſagt. Hört Freund, verläugnet Eure fünf Kinder, formt dieſes klägliche Geſicht um, und Ihr ſollt einen Thaler haben.

**Benjamin** (ſchlau). Wie Ew. Gnaden befehlen, ich widerrufe die fünf Kinder und hier iſt ein anderes Geſicht.

**Georg**. Ich ſehe, Ihr laßt mit Euch handeln (giebt ihm das Geld). Verzeiht noch eine unbeſcheidene Frage, was werdet Ihr mit dem Gelde machen?

**Benjamin.** Brod kaufen.

**Georg.** Das würde Euch ſehr altbacken werden, auch ſehe ich nicht ein, wozu Ihr Brod kaufen wollt, Ihr könnt' es ja finden, ebenſo gut, wie Ihr beinahe mein Taſchentuch gefunden hättet.

**Benjamin.** Ich ſehe, der Herr ſind bei guter Laune. — Gnädiger Herr, Brod findet man nicht, das kauft man, man hat auch ſein Ehrgefühl.

**Georg.** Du gefällſt mir, Mann, wie heißt Du?

**Benjamin.** Benjamin, mit gnädiger Erlaubniß, und mit Familiennamen — Stubbe. Benjamin Stubbe iſt mein Name.

**Georg.** Und welcher von dieſen zwei Namen iſt ächt?

**Benjamin** (ſich verneigend). Benjamin! — Es iſt mein Stolz, daß ich in keiner Gefahr meinen Taufnamen verläugnet habe. Den Namen Stubbe verdanke ich, wie Ew. Gnaden eben andeuteten, meiner Erfindung, den Namen Benjamin meinen Wohlthätern.

**Georg.** Und wer ſind Deine Wohlthäter?

**Benjamin.** Die wohlthätigen Vereine. Alles was ich bin, verdanke ich unzähligen Vereinen, ich bin, ſo zu ſagen, ein Vereinsmenſch. — Ob ich durch einen Verein geſchaffen worden bin, weiß ich nicht, ich habe einigen Grund es zu vermuthen. Aber ein wohlthätiger Verein hat mich in Windeln genäht, ein zweiter Verein ließ mich taufen, — dann empfing mich ein dritter Verein und ſchenkte mir gelegentlich Kindermützchen, endlich packte mich ein vierter und ſchickte mich in eine Vereinsſchule. Mit zehn Jahren trat ich ſelbſt in einen Verein von Jungen, welche Rettige und Semmeln in den Herbergen verkauſten und das Geld vernaſchten. Mit vierzehn Jahren kauſte mir wieder ein Verein meinen Confirmationsrock und brachte mich zu einem Kürſchner in die Lehre, ein unangenehmes Handwerk, im Winter Haare, im Sommer Motten, Prügel das ganze Jahr. Ich entlief und ſtand allein, hilflos, mein Herz ſehnte ſich nach meinen Vätern, den

Vereinen. So ſank ich einem Vereine zur Beſſerung verwahrloſter Kinder in die Arme, ich wurde einen Winter gebeſſert, im Frühjahr entlaſſen. Mit einem Herzen voll Liebe und einem leeren Magen ſtand ich wieder allein. Da wurde ich Laufburſche bei einem Literatenverein, daher meine Bildung. Meine Herren waren arm, aber ſie hatten zwölf ſilberne Löffel. Dieſe Löffel benutzte ich, um mich zu verändern und nach einigen Jahren ſtiller Zurückgezogenheit bei einem Vereine zur Beſſerung entlaſſener Strafgefangenen zu engagiren. Ihm gehöre ich noch jetzt an, aber es iſt ein ſchlechtes Brod, man muß zu viele Rückſicht nehmen.

Georg. Hüte Dich nur, daß Du nicht am Ende in einem Verein von zuſammengedrehten Taufäden hängen bleibſt. (Pantomime des Hängens.) Du verſtehſt mich.

Benjamin. Sind Ew. Gnaden ohne Sorgen, ich habe einige Geſetzkenntniß.

Georg. Das hoffe ich. — Kannſt Du vorſichtig ſein in Rede und That?

**Benjamin.** Ich bin ſiebenmal in Unterſuchung geweſen und ſechsmal freigeſprochen worden.

**Georg.** Haſt Du ein gutes Gedächtniß?

**Benjamin.** In meinen und meiner Freunde Angelegenheiten bin ich leider vergeßlich.

**Georg.** Recht gut. Kennſt Du die Gegend hier?

**Benjamin.** Jeden Fußweg bei Tag und Nacht.

**Georg.** Jetzt noch eine Frage. Wie lange getrauſt Du Dich ehrlich zu ſein?

**Benjamin.** Ehrlich? Ew. Gnaden fragen ſo kurios. — Ew. Gnaden, ehrlich geſagt, das iſt ſchwer zu ſagen, je nachdem.

**Georg.** Die Verſuchung ſoll nicht groß ſein?

**Benjamin.** Je nun, Ew. Gnaden, ich hoffe, auf acht Tage könnte ich's wagen, vorausgeſetzt, daß ich keinen Hunger habe.

**Georg.** Benjamin, willſt Du auf drei Tage in meinen Dienſt treten?

**Müller.** Was willſt Du thun?

**Georg.** Ich habe jetzt Langeweile, ich will mit dem Teufel um eine Seele ſpielen, im ſchlimmſten Falle verliere ich ein paar Gulden. — Zögerſt Du, Benjamin?

**Benjamin.** In den Dienſt — und bei Ew. Gnaden und auf drei Tage ehrlich, ich verſtehe, was Ew. Gnaden meinen. — Ich hoffe, Ew. Gnaden ſind nicht von der Polizei.

**Georg.** Das mußt Du ja längſt gemerkt haben.

**Benjamin.** Ein närriſcher Handel! — Aber Ew. Gnaden haben ſo etwas Unwiderſtehliches. Gut, ich trete auf drei Tage in Dienſt.

**Georg.** Und ehrlich?

**Benjamin.** Ehrlich.

**Georg.** Gieb mir Deine Hand. Jetzt noch drei freundliche Worte: Benjamin, Du biſt ein durchtriebener Schuft.

**Benjamin** (ſich verneigend). Ew. Gnaden ſind ſehr gütig.

**Georg.** Du biſt ein Schelm geworden, weil Du immer aus einer Hand in die andere gegangen biſt, ohne irgend ein Herz zu finden. Fändeſt Du Einen, den Du lieb hätteſt, dem könnteſt Du treu ſein und anhänglich. Nun ſieh, der Mann will ich Dir werden, Du ſollſt mir in den drei Tagen ſo gut werden, als Dein verknöchertes Herz im Stande iſt, Du närriſcher Taugenichts. — Dein Dienſt iſt leicht, ich habe nur eine ſchlimme Gewohnheit, ich ſchlafe jede Nacht bei offenen Thüren und meine Uhr und Börſe liegen neben meinem Bett. Du mußt dafür ſorgen, daß ſie nicht geſtohlen werden. Blinzle nicht, Meiſter Benjamin, ſchüttle auch nicht mit dem Kopf. Du fürchteſt doch, es könnte mich Jemand beſtehlen. Sei ruhig, das wird nicht geſchehen. Hier nimm Deinen Lohn für drei Tage voraus, morgen früh kommſt Du in meine Wohnung, hier iſt meine Karte, dort trittſt Du Deinen Dienſt an.

**Benjamin** (das Geld betrachtend). Ein Goldſtück für drei Tage Ehrlichkeit und Pränumerationspreis! Gut, verlaſſen ſich Ew. Gnaden ganz auf mich (geht, kommt zurück). Wollten mir Ew. Gnaden das Geld nicht vielleicht erſt morgen geben?

**Georg.** Warum, Benjamin?

**Benjamin.** Es könnte — ich fürchte — ich habe Ew. Gnaden für einen geſcheuten Herrn gehalten, aber das iſt zu viel. — Gnädiger Herr, wenn ich das Geld heut mit mir nehme, könnte ich vergeſſen, morgen wiederzukommen.

**Georg.** Das iſt wahr, mein Freund! In dem Fall ſchenke ich Dir das Geld, der Herr iſt Zeuge.

**Benjamin.** Das iſt ein verfluchter Handel! — Gut! ich werde kommen.

**Georg** (ihm nachrufend). Wund're Dich nicht, Benjamin, heut Abend wirſt Du wahrſcheinlich den Entſchluß faſſen, nicht zu kommen, morgen früh wirſt Du doch kommen. Auf Wiederſehen!

**Benjamin.** Das iſt der Teufel, und ich habe ihm meine Seele verkauft. (ab.)

**Müller.** Ich hoffe, das mit der zurechtgelegten Uhr und Börſe war nur Erfindung.

Georg. Es iſt Wahrheit, aber meine Piſtolen liegen daneben, und ich ſchlafe leiſer als der Hirſch im Hochwald. — Und jetzt Freund, erzähle Du.

**Graf Wöning**, **Lieutenant von Stolpe** und noch drei Herren vom Hofe treten lachend ein, ſetzen ſich um den zweiten Tiſch im Vordergrunde. — **Graf Wöning** mit dem Rücken gegen **Georg**.

v. Stolpe. Wöning, Dein Schimmel hat die Quadrille in Unordnung gebracht, er war eine ganze Kopflänge vor.

Erſter Cavalier. Sein Schimmel? Seit wann gehören ihm die Pferde, die er reitet? Ihr müßt ſagen, der Schimmel des Juden Markus.

v. Stolpe (lachend). Dann iſt der Jude ſehr leichtſinnig, ſein Pferdefleiſch an ſolchen Reiter zu verſchwenden, denn Wöning und ſein Pferd müſſen, wenn das ſo fortgeht, den Hals brechen.

Wöning. Wenn das geſchieht, ſollſt Du mein Univerſalerbe werden und meine Schulden bezahlen.

v. Stolpe. Das verhüte der Himmel. Das Vermögen meines geſammten Corps würde nicht hinreichen, auch nur die Alimente zu zahlen, die Du zu geben haſt.

**Alle** (lachen).

**v. Stolpe.** Wer wird morgen im Carrouſſel die meiſten Ringe abſtechen?

**Alle.** Ich! ich!

**Wöning.** Wer die wenigſten hat, wird Bajazzo des Feſtes und hat das Recht, den Damen Sottiſen zu ſagen, die Rolle iſt amuſanter.

**v. Stolpe.** Gut, Du ſollſt der Bajazzo werden.

**Wörning.** Wenn ich will, ja, wär's auch nur, um die Geldern zu necken.

**Erſter Cavalier.** Ah, die Geldern!

**Zweiter Cavalier.** Ein famoſes Weib.

**v. Stolpe.** Welche Taille!

**Wöning.** Und die Augen, zehn Teufel ſitzen darin.

**v. Stolpe.** Ein Kuß von ihr wäre die Löhnung eines Jahres werth.

**Wöning.** Mein Sohn, man muß nie Geld für Weiberküſſe ausgeben, das ruinirt die Finanzen. (Das Harfenmädchen hat während dem an dem Tiſch geſammelt, die Uebrigen haben ihr gegeben, ſie hält Wöning das Notenblatt hin.) Packe Dich, Du häßliche Kröte.

**Harfenmädchen** (erſchrickt, das Blatt fällt ihr aus der Hand, ſie hebt es auf).

**Georg** (ruhig, aber laut, ohne ſich umzudrehen). Das war ungezogen.

**Wöning** (ebenſo). Und die Bemerkung albern.

**Georg.** Auch darin haben Sie Unrecht. Sie ſind nicht verpflichtet, zu geben, aber Sie haben kein Recht, ein Weib, und ſei es das niedrigſte, öffentlich zu beleidigen.

**Wöning.** Sind Sie Vormund der öffentlichen Mädchen?

**Georg.** Wenn eine Dirne keine Veranlaſſung giebt und doch öffentlich beleidigt wird, ja!

**Wöning** (aufſtehend, ſtolz). Genug, mein Herr, wer ſind Sie?

**Georg.** Mein Name iſt Saalfeld, nach dem Ihrigen frage ich nicht, denn was ich bis jetzt von Ihnen gehört habe, macht mich auf Ihre Bekanntſchaft nicht neugierig.

**Wöning.** Sind Sie Cavalier?

**Georg** (aufſtehend). Ich bin mehr, ich bin ein Mann.

**Wöning.** Gleichviel! Sie haben mich beleidigt, ich will vergeſſen, daß Sie mir nicht gleich ſtehen —

**Georg** (ihn unterbrechend, kalt). Vergeſſen Sie nichts, ſondern ſuchen Sie Ihre erſte Uebereilung gut zu machen, nicht durch eine zweite zu verſchlimmern. Sie wollen jetzt ein rohes Wort dadurch rechtfertigen, daß Sie einen raffinirten Mord möglich machen, das iſt eine Thorheit, die ich mit Ihrem Leichtſinn entſchuldigen will. Ich habe zuweilen das Unglück gehabt, Menſchen tödten zu müſſen, und weiß, daß es Schmerzen macht. Sie aber können mich nicht veranlaſſen, meine Waffen gegen Sie zu gebrauchen (wendet ihm den Rücken).

Wöning (heftig). So ſoll Dich —

v. Stolpe. Halt ein! Wer weiß wer der Menſch iſt.

Wöning. Er hat mich beleidigt!

v. Stolpe. Er iſt ein Narr.

Erſter Cavalier. Ein Mittelding zwiſchen Prediger und Scharfrichter.

v. Stolpe. Laß die Geſchichte ruhen.

Wöning. Du haſt Recht, Ehre iſt bei dem nicht zu holen. (Sie gehen ab, den Grafen fortführend.)

Müller. Welch' ein unangenehmer Vorfall. Graf Wöning iſt der Liebling des Fürſten.

Georg. Um ſo ſchlimmer für den Fürſten. — (Ihnen nachſehend.) Und doch ſind es mannhafte kräftige Jungen, Schade um ſie! — Welche Maſſe jugendlicher Kraft verdorrt unter Euch ohne Nutzen für die

Welt. In Zerſtreuungen und nichtigen Erbärmlichkeiten welkt das friſche Grün ihrer Seelen und zuletzt bleibt nichts übrig als der wunderliche Potpourri, den man Cavalierehre nennt. Komm, Freund Müller. (Er geht bei dem Harfenmädchen vorüber, ſie küßt ihm die Hand.) Nein Kleine, glaube ihm nicht, Du biſt gar nicht häßlich, Du biſt hübſch. Hüte Dich, mir wieder in den Weg zu kommen, Du biſt dankbar und ich bin kein Cato! (Gütig.) Ich möchte nicht, daß Dir der Gedanke an mich peinlich würde. (Alle ab.)

## Zweite Scene.

Gartenſaal der Baronin Geldern. Im Mittelgrunde eine Thür; zur Seite links vom Publikum eine zweite, zur Seite rechts eine offene Balkonthür. — Ein Tiſch, ein Tabouret, ein großer Toilettenſpiegel in der Nähe der beiden Thüren.

**Valentine** (tritt an den Balkon). Ah, er ſieht ſehr komiſch aus — (ruft hinunter) Zephyr! Freund Zephyr! — Er kommt, wedelnd wie ein Schoßhündchen.

**Hofmarſchall** (einen Folianten unter dem Arme).

**Hofmarſchall** (eilig). Meine Königin, holde Königin des Maies, Ihr Zephyr fliegt —

**Valentine.** Mit einem Koloß im Arme. Was wollen Sie mit einem ſo großen Buch, Herr von Gurten, das iſt nicht Ihr Format.

**Hofmarſchall.** Dies pöbelhafte Buch iſt ein Converſationslexikon; ich bin in Verzweiflung, daß ich mich aus dieſem Ungeheuer informiren muß. Hier ſteht es, ſehen Sie: Sankt Valentin. Unſere Durchlaucht iſt in England geweſen. Durchlaucht will die engliſche Sitte des Valentintages bei unſeren Feſten angewandt ſehen. Sie Alle ſind die glücklichen Vögel, welche ſorglos um den ſublimen Einfall des Herrn herumſchwirren, ich aber bin die Fledermaus, ich habe die Arbeit, ich muß mit Handwerkern und Garderobieren verkehren, andeuten, aufklären. Beneiden Sie mich nicht, ſchöne Göttin.

**Valentine.** Das thue ich auch nicht, mein flüchtiger Zephyr. Aber laſſen Sie hören, was hat Ihre Weisheit mit dem Converſationslexikon berathen.

**Hofmarſchall.** Morgen am Valentinstage, Ihrem Namensfeſte, holde Herrin, ſoll vor der Quadrille und dem Carrouſſelreiten, jeder Cavalier des Hofes mit einer Dame liirt werden. Dieſer Dame hat er durch die vier Wochen, welche unſer Frühlingstraum dauert, jede ritterliche Courtoiſie zu erweiſen und in allen Convenienzen um ihre Huld zu werben. Weil aber die freie Wahl der Damen und die übrigen Einzelheiten des engliſchen Brauches bei unſeren Verhältniſſen große Schwierigkeiten haben würden, ſo haben der Herr befohlen, daß der Zufall allein, ohne Rückſicht auf Rang und Stellung, die einzelnen Paare zuſammenführen ſoll.

**Valentine.** Ich verſtehe.

**Hofmarſchall.** Dann verſtehen Sie auch, welche Laſt auf meinen Schultern liegt.

**Valentine.** Wir werden dafür Ihre Schläfe mit Roſen bekränzen.

**Hofmarſchall.** Aber das Aergſte kommt nach. Durchlaucht befahl mir, die morgige Feier mit einer paſſenden Anrede zu eröffnen und für das Ende unſerer Saiſon eine große dramatiſche Aktion zu veranſtalten, eine Art Idylle, wie einſt Göthe für die Herrſchaften in Weimar gedichtet hat. Sie, gnädige Frau, haben mir für dieſe Stylübungen ein paſſendes Subject verſprochen, welches der Feder mächtig iſt und gute Einfälle hat.

**Valentine.** Ich glaube den Mann gefunden zu haben. Ich ſende ihn noch heut zu ihnen.

**Hofmarſchall.** Charmant!

**Robert.**

**Robert** (die Thür öffnend.) Seine Durchlaucht!
(Ab.)

**Fürſt.** Eine Verſchwörung! Wenn die Anmuth und die Weisheit unſeres phantaſtiſchen Kreiſes mit einander conſpiriren, mögen meine jungen Ritter ihre Herzen in Acht nehmen. Sie haben Rath ertheilt?

**Valentine** (lächelnd). Ich habe mich belehren laſſen.

**Fürſt.** Wie ſind Sie mit dieſem Gartenhaus zufrieden? Es iſt eine enge Muſchel für Ihren großen Haushalt.

**Valentine.** Ich bin hier ſehr glücklich. Dieſer luftige Saal iſt meine Freude, der ganze Frühling ſieht herein. Ich habe verboten, die Blätter und Blüthen, welche die Luft bis vor meine Füße weht, fortzuſchaffen. Nur Eines paßt nicht zu der frohen Einſamkeit meiner Wohnung, die Schildwach dort unten, welche mich mit ihrer Muskete bewacht, ſie ſieht gar ſo hölzern in meinen Morgenhimmel hinein.

**Fürſt.** Sorgen Sie, Gurten, daß der Poſten noch heut eingezogen wird.

**Hofmarſchall** (bei Seite). Ich bin jetzt unnöthig. (Laut.) Die Weisheit nimmt ihr Buch unter den Arm und bittet um gnädige Entlaſſung (ab).

**Valentine** (an den Tiſch gehend). Ich muß das Glück benützen, Eure Durchlaucht allein bei mir zu ſehen. So eben erhielt ich auf geheimem Wege dieſen Brief.

**Fürſt** (bei Seite). Fatal! Grade jetzt! (Laut.) Von meiner Tante wegen des Handelsvertrages. (Lieſt.) Es iſt wichtig, Miniſter Winegg muß ſogleich benachrichtigt werden. — Sie ſind nicht nur die gute Fee meines Hofes, Sie ſind auch der gute Engel meines Volkes, gnädige Frau.

**Valentine.** Diesmal war ich nur die verſchwiegene Brieftaube. Ich bin glücklich, wenn der Brief Gutes enthält.

**Fürſt.** Er läßt das Beſte hoffen, aber er iſt mir in dieſem Augenblicke läſtig, denn er treibt mich aus ihrer Nähe. — Es iſt mein Wille, daß morgen bei der Valentinenswahl nur der Zufall die einzelnen Paare verknüpfe (ihre Hand faſſend). Werden Sie zürnen, ſchöne Valentine, wenn der Zufall mich ſo glücklich macht, Ihr Ritter zu werden?

**Valentine.** Das Glück hat Launen, ich werde es für eine gute Laune halten? —

**Fürſt** (küßt ihr die Hand — ab).

**Valentine** (allein — ſinnend). Seine Valentine! — (Geht auf und ab.) Vier Wochen unausgeſetzten Beiſammenſeins, ritterlicher Vertraulichkeit; was werden ſie aus mir machen? — Die Gemahlin eines Fürſten — oder ſeine — (ſtolz) Es giebt kein oder, Sie irren, Herr Hofmarſchall, wenn Sie dafür combiniren — (ſetzt ſich). Und was iſt mir der Fürſt? — Ein ſchöner Mann — das iſt nicht viel und dennoch — er iſt jung, leichtſinnig, zugänglich, er achtet mich! — Das Weib eines ſolchen Mannes zu ſein, würde das reicher oder ärmer machen? — Ich fühle ahnend, ich ſtehe vor einer großen Wendung meines Lebens. — .

Prinzeß **Marie.**

**Marie** (raſch eintretend). Allein? Valentine? — und ſchwermüthig!

**Valentine** (aufſtehend). Durchlaucht!

**Marie.** Sei nicht ſo förmlich, Du weißt, von Dir will ich das nicht leiden. Bleibe ſitzen, ich ſetze mich zu Deinen Füßen, ich bin meinen Damen fortgeflogen, eine Viertelſtunde mit Dir zu plaudern. (Neugierig.) Valentine, mein Couſin war bei Dir? Was wollte er?

**Valentine** (lächelnd). Artig ſein! Aber ein Geſchäft kam ihm in die Quere.

**Marie.** Ich begegnete ihm an der Rotunde, gegen mich war er gar nicht artig, er ſah ſehr froſtig aus.

**Valentine.** Er hat zu arbeiten.

**Marie.** O, ich will ihn dafür in dieſen vier Wochen quälen. — Wälly, ich bin ſehr glücklich, wir werden Theater ſpielen, im Freien.

**Valentine.** Ja, Marie, und ich hoffe, Du wirſt gut ſpielen.

**Maria** (eifrig). Welches Stück? Der Zephyr erzählte, Du hätteſt einen Dichter dafür in Deinem Pompadour, aber Du hielteſt ihn geheim.

**Valentine.** Da hat der Zephyr wieder einmal die Unwahrheit geſagt. Ich glaube einen Menſchen gefunden zu haben; ob er Verſe machen kann, weiß ich nicht, in jedem Falle wird er im Stande ſein, die ſchwachen Fittiche unſeres Zephyrs mit ſeinen Federn zu ſchmücken?

**Marie.** Und wer iſt es?

**Valentine.** Ein Herr Saalfeld, ein Fremder. Er hat mir den Brief einer Feundin, der Lady Penelope aus Syrakus abgegeben, worin ſein Geſchick für das Decoriren gerühmt wird. Die Stelle des Briefes iſt etwas räthſelhaft, höre ſelbſt (nimmt einen Brief vom Tiſche). Der Ueberbringer dieſes Briefes hat mich erſucht, nichts über ihn zu ſchreiben. Ich plaudre aus, daß er meine Gartenſäle reizend eingerichtet hat und in dieſem Augenblick mit meinem Gemahl nach der Scheibe ſchießt. Das iſt wenig oder viel.

**Robert.**

**Robert.** Herr Saalfeld.

**Marie** (aufſpringend). Ah! ich muß ihn ſehen.

**Valentine** (bittend). Es wird nicht paſſen, Marie.

**Marie.** Ich verſtecke mich hinter den Spiegel, ſchlüpfe dann ſchnell zur Thür hinaus.

**Valentine.** Aber Durchlaucht —

**Marie.** Still! ich will es (verſteckt ſich).

**Georg. Robert.**

**Georg.** Sie haben mich befohlen, gnädige Frau.

**Valentine.** Ich wollte Ihnen für den überbrachten Brief danken und Sie bitten, mir von Lady Penelope zu erzählen.

**Robert** (ſetzt einen Stuhl und geht ab).

**Georg.** Eine edle Geſtalt! — Die Lady und ihr erlauchter Gemahl beſitzen die ſeltene Weisheit, durch ihr eigenes Glück Andere glücklich zu machen. Ihr Leben iſt klar und ſonnenhell, wie der Himmel ihres Landes.

**Valentine.** Ja, ſie ſind glücklich, weil ſie gut ſind.

**Georg.** Weil ſie ſtark ſind, gnädige Frau.

**Valentine** (bei Seite). Jetzt verſtehe ich den Brief: er iſt intereſſant.

**Georg** (bei Seite). Dort unter dem Spiegel ſehe ich zwei allerliebſte kleine Füße. Wartet, ich will euch fortſchaffen.

**Valentine.** Und haben Sie keinen Auftrag der Freundin an mich?

**Georg.** Dieſe Zeichnung einer neuen Einſiedelei für Sie und einen Auftrag für mich ſelbſt. Die Lady hat mir den Befehl gegeben, Ihren Gartenſalon, gnädige Frau, ganz nach dieſer Zeichnung einzurichten, damit Sie Veranlaſſung haben, recht oft an die Entfernte zu denken. Sie werden mir geſtatten, die Ordnung Ihrer Möbeln zu verwirren. Mit jenem großen Spiegel, der offenbar an unrechter Stelle ſteht, will ich ſogleich den Anfang machen. — Zuvor aber muß ich einen kleinen Fehler der Zeichnung ändern (geht mit dem Blatt an den Tiſch und corrigirt).

**Marie** (winkt lachend Valentinen zu und ſchlurft zur Thür hinaus).

**Georg** (bei Seite). Die kleinen Füße ſind fort. (Mit artiger Laune.) Hier iſt die Zeichnung, gnädige Frau.

**Valentine** (bei Seite). Er iſt ſehr bedeutend. (Einen flüchtigen Blick auf die Zeichnung werfend.) Ich ſehe, daß Sie kühn und geſchickt zu arrangiren wiſſen. — Sie haben große Reiſen gemacht und mit vielen Menſchen verkehrt; iſt Ihnen das leicht geworden?

**Georg.** Ich habe die Philoſophie eines ſummenden Käfers. Der Menſch iſt eine Pflanze; jeder, auch der ſchlechteſte, hat irgendwo eine Stelle, wo ſeine Blüthe ſitzt; dieſe Blüthe, das Herz des Menſchen, hab ich aufgeſucht und dort mich feſtgeſogen.

**Valentine.** Ach, es gehört das Auge eines Gottes dazu, immer den Ort zu finden, wo das Beſte im Menſchen liegt.

**Georg.** Freilich iſt es oft tief verborgen und bei Manchen kommt es nie zu Tage! Bei Vielen bleibt es eine ſtille, heimliche Sehnſucht. Ich wurde der Freund eines Sclavenhändlers, weil ich

Mitleid mit einem kranken Hunde hatte. Solche Menſchen nenne ich Nachtblumen, weil das Beſte in ihnen dem Lichte des Tages verhüllt iſt.

**Valentine.** Ja, ich verſtehe. Und glücklich nennen Sie nur Solche, deren edelſte Anlage im Licht ihrer Tage aufblühen konnte.

**Georg.** Das ſind Tagmenſchen.

**Valentine.** Und zu welcher dieſer beiden Klaſſen zählen Sie mich, Herr Philoſoph?

**Georg.** Ihr Leben iſt glänzend, voll Zerſtreuungen, Ihr Fühlen tief und Ihre Seele kräftig; Sie ſind eine Nachtviole.

**Valentine.** Sie haben Recht.

**Georg** (bei Seite). Sie iſt unbefriedigt. — Sie liebt den Fürſten nicht.

**Valentine** (ablenkend). Warum wehrten Sie der Freundin, mir über Sie zu ſchreiben?

**Georg.** Ich liebe ſolche Empfehlungen nicht. Mir lag an Ihrem eigenen, unbefangenen Urtheil über mich.

**Valentine.** Hat die Freundin von mir geſprochen?

**Georg.** Oft und mit großer Liebe. Lange hörte ich gleichgültig zu. Eine Aeußerung aus Ihrem Munde, welche die Lady erzählte, hat mich veranlaßt, nach Ihrer Bekanntſchaft zu ſtreben.

**Valentine.** Und was hat die Lady erzählt?

**Georg.** Sie badeten zuſammen in der ſchönen Fluth der italiſchen Küſte, die Lady ward von einer Sturzwelle gefaßt, ihr Fuß verlor den Grund, nur noch der Arm hob ſich aus den Wogen. Da ſtürzen Sie ihr nach, ſchwimmen kräftig heran, faſſen den Arm der Freundin und ziehen ſie an die Küſte. Wiſſen Sie, welches Ihre erſten Worte waren, als Sie nach mühſamen Ringen das Ufer erreicht hatten? —

**Valentine** (erröthend). Eine Prahlerei.

**Georg.** Sie ſagten lachend: Schade, daß wir gerettet ſind, wir wären hier wenigſtens ohne unſere ewigen Steifröcke geſtorben. — An dem Abend bat ich die Lady um einen Brief an Sie.

**Valentine** (bei Seite). Ah! er iſt gefährlich. — (Aufſtehend.) Herr Saalfeld, ich geſtehe Ihnen mit Beſchämung, daß meine Anſicht von Ihnen weniger ſchmeichelhaft war. Ich hatte aus einer Aeußerung der Lady gefolgert, Sie wären ein niedliches Talent und würden zum Adjutanten des Hofmarſchalls von Gurten während unſerer Feſte paſſen. Der Fürſt wünſcht, daß wir auf gut engliſch Valentinſcherze improviſiren. Jetzt ſehe ich ein, daß ich nicht wagen darf, um Ihre Hülfe dabei zu bitten, und daß ich das geſtehe, ſoll meine Strafe ſein.

**Georg.** Ich bin gern bereit, Ihnen zu dienen und werde mich Herrn von Gurten vorſtellen.

**Valentine.** Das überraſcht mich.

**Georg.** Nur wage ich dabei eine Bedingung zu machen.

**Valentine** (lächelnd). Ich bin bereit, auf jede Bedingung zu unterhandeln.

**Georg.** Meine Bedingung iſt, daß Sie, gnädige Frau, es nicht verſchmähen, vorher die Vertraute von zweien meiner kleinen Geheimniſſe zu werden.

**Valentine** (zögernd). Ich weiß nicht, ob ich das darf. — (Gütig.) Kann ich Ihnen nützen, wenn ich Ihre Geheimniſſe theile?

**Georg.** Schwerlich, aber ich darf Sie, gnädige Frau, nicht mehr ſehen, wenn Sie mich nicht hören wollen.

**Valentine.** Seltſam. — Wohlan, ich höre.

**Georg.** Den Namen Saalfeld habe ich erſt ſeit meiner Rückkehr aus Amerika angenommen. Ich heiße Georg Winegg und bin ein Neffe des hieſigen Miniſters.

**Valentine.** Wie?

**Georg.** Ich wurde als Student in einer politiſch aufgeregten Zeit des Landes verwieſen. Nach fünfzehn Jahren betrete ich jetzt zum erſtenmal mein Vaterland, von Niemanden gekannt, von meinem Oheim gehaßt und verfolgt. Der Bann, welcher über mir ſchwebt, iſt noch nicht aufgehoben, und obgleich man jetzt milder über die damaligen Verwirrungen denkt und die Regierung mir Verzeihung wohl nicht verſagen würde, ſo ſtehe ich doch für den Augenblick unter dem Stab des Geſetzes. (Lachend.) So kann mich jetzt ein Wort von Ihnen, gnädige Frau, in das Gefängniß bringen.

**Valentine.** Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen; der Miniſter Winegg gehört nicht zu meinen Freunden, ein Grund mehr, ſeinen verfolgten Neffen zu protegiren. — Iſt bei Ihrem zweiten Geheimniß auch ſo etwas von Hochverrath?

**Georg.** Ja, an Ihnen ſelbſt, gnädige Frau. Der Fürſt betreibt mit Eifer das Valentinsfeſt, und Sie heißen Valentine, folglich werden Sie die Königin dieſer Tage werden.

**Valentin.** Mein Herr!

**Georg** (fein). Ich aber habe die Abſicht, Seiner Durchlaucht dieſe Valentine nicht zu gönnen.

**Valentine** (mit Würde). Mein Herr! der Maskenſcherz gilt nur für den Hof. (Schnell ab.)

**Georg** (allein). Ein herrliches Weib! Sie hat gerade ſo viel Diaboliſches, als eine tüchtige Frau haben muß. — Jetzt ſchnell zum Marſchall. — Gut, Madonna, morgen um die Zeit ſind Sie die Valentine eines Fremdlings.

* * *

# Zweiter Akt.

## Erſte Scene.

(Baumpartie im Park.)

**Georg. Hofmarſchall.**

**Hofmarſchall.** Alles vortrefflich angeordnet, Herr Saalfeld. Um eilf Uhr giebt eine Fanfare das Zeichen zum Beginn des Feſtes. Die Damen ziehen, ganz gleich coſtumirt — ich habe das Coſtum geſehen, ſuperb! — durch den dunklen Buchengang bis zu den kleinen verſchloſſenen Zelten. O, dieſe Zelte! Sie ſind ein Zauberer, lieber Saalfeld. Jede Dame ſchlüpft in ihr verborgnes Zelt. —

Darauf wieder Fanfare, kriegeriſche Muſik, die Cavaliere in der himmliſchen Tracht Heinrich IV. reiten paarweiſe im Galopp an die andere Seite der verſchloſſenen Zelte; ſie ſteigen ab, jeder Cavalier wählet ein Zelt und hängt ſeine Schärpe an demſelben auf; die Zelte öffnen ſich, die Damen ſchweben hervor, die Cavaliere knien nieder und empfangen die Schärpen der Damen; die Damen ſchmücken ſich mit denen ihrer Valentine. Darauf großer Zug zu den errichteten Schranken, Tournier, das heißt Ringelſtechen, die Damen vertheilen die Preiſe. O, das iſt der Anfang glücklicher Tage.

**Georg.** Ich bin glücklich, Ihre Zufriedenheit erworben zu haben. Erlauben Sie mir jetzt, noch auf einen zarten Punkt zu kommen.

**Hofmarſchall.** Punkt? zarter Punkt? Ich bin ganz Ohr.

**Georg.** Nach der getroffenen Einrichtung würde der ungeſchickte Zufall allein das Zuſammentreffen der einzelnen Paare vermitteln, und obgleich dies ſtrenger Befehl ſeiner Durchlaucht iſt —

**Hofmarſchall.** Ja wohl, ſehr ſtrenger Befehl.

**Georg.** So hat die Hoheit der Erde doch ein Recht, das Unpaſſende ſolcher Zufälle abzuwehren.

**Hofmarſchall** (aufmerkſam). Ich begreife vollkommen das Zarte dieſer Andeutungen, aber überlaſſen Sie das nur mir, mein Freund.

**Georg** (bei Seite). Es iſt ſicher, Sie wollen die Baronin mit dem Fürſten zuſammenführen. — Wenn Sie ſelbſt dies vorgeſehn haben, ſo habe ich unnöthigen Dienſteifer gezeigt.

**Hofmarſchall.** Wie ſo, mein Herr, laſſen Sie hören?

**Georg.** An dem zweiten Zelt ſteckt auf beiden Seiten, da wo die Damen hineinſchlüpfen, und wo die Cavaliere anhalten, gerade über der Zeltthür eine Roſenknoſpe.

**Hofmarſchall.** Gut, mein Feund, ſehr gut.

**Georg.** Die Baronin Geldern warf geſtern hin, daß ſie die Blumen liebe, da kam ich ſo auf den Einfall.

**Hofmarſchall** (bei Seite). Sollte die Geldern ſelbſt uns ſo entgegenkommen? Es iſt richtig, er iſt von ihr beauftragt. — (Laut.) Alſo die Baronin hat das angedeutet, das iſt ja herrlich.

**Georg** (bei Seite). Es überraſcht ihn, folglich ſind ſie Valentinens noch nicht ſicher. Ich danke dir, mein Gott!

**Hofmarſchall.** Alſo die Baronin Geldern wird in dem zweiten Zelt ſein?

**Georg.** Ich muthmaße es, und ich hoffe keinen Fehler zu machen, wenn ich gegen Sie plaudere, denn ich glaube ſchließen zu dürfen, daß die Baronin *Sie* zum Valentin wünſcht.

**Hofmarſchall.** Wie? was? mich? (Bei Seite.) Der arme Menſch iſt dupirt. — (Laut.) Ja, allerdings, ich hoffe den Vorzug zu haben. Das muß ich doch gleich ſeiner Durchlaucht —

**Georg** (bei Seite). Er geht in die Falle. (Laut.) Noch einen Augenblick, Herr Hofmarſchall! Ich ſehe da noch eine Schwierigkeit.

**Hofmarſchall.** Schwierigkeit? Wie ſo!

**Georg.** Wenn die Damen vor den Zelten angelangt ſind, wird natürlich keine *vor* Ihrer Durchlaucht der Prinzeß Marie in ein Zelt treten. Wenn nun die Prinzeß zufällig in das Zelt mit der Roſe —

**Hofmarſchall.** Das wäre ſchrecklich, das wäre entſetzlich!

**Georg.** Es wird deshalb nöthig ſein, der erlauchten Dame eine beſtimmte — nicht ſtörende Richtung zu geben.

**Hofmarſchall.** Sie haben eine bezaubernde Art, ſich auszudrücken.

**Georg.** Das würden *Sie* thun müſſen!

**Hofmarſchall.** Wer? ich? Ich die Frau Prinzeß dupir — dirigiren. Das iſt unmöglich.

**Georg** (ſeufzend). In dieſem Falle muß ich es thun.

**Hofmarſchall.** Aber, wie wollen Sie —

**Georg.** Zuerſt beantworten Sie mir eine Frage. Erwartet vielleicht die Prinzeß, zufällig von Seiner Durchlaucht gefunden zu werden.

**Hofmarſchall.** Das iſt ja eben das Unglück — (einlenkend) Wenigſtens die Etikette —

**Georg** (bei Seite). Jetzt überſehe ich die Myſterien dieſes Hofes, die Prinzeß liebt den Fürſten. (Laut.) Aber, das iſt ja leicht zu machen; das Zelt mit der Roſenknoſpe iſt für Sie und die Baronin; man dürfte alſo die Prinzeß und den Fürſten in das erſte Zelt dirigiren, ſo wär Allem abgeholfen. Davon will ich die Prinzeß benachrichtigen, Sie thun daſſelbe bei Seiner Durchlaucht.

**Hofmarſchall.** Vortrefflich! (bei Seite.) Er ſoll die Prinzeſſin in das erſte Zelt ſchicken, der Fürſt geht zur Geldern in das zweite, Graf Wöning nimmt die Prinzeſſin und auf den Plebejer wird nachher die Schuld geſchoben.

**Georg.** Dazu iſt aber nöthig, daß ich der Frau Prinzeſſin noch vor dem Feſte vorgeſtellt werde. Ließe ſich das einrichten?

**Hofmarſchall.** Ich ſehe, es iſt nöthig. Gut, die Prinzeß macht jetzt ihren Morgenſpaziergang; es iſt Befehl, ihr dabei nicht in den Weg zu kommen. Heut aber will ich es wagen und die Frau Prinzeß in Ihre Nähe zu führen ſuchen. Sie werden ihr alsdann wie zufällig vorgeſtellt.

**Georg.** Ah, da wagen Sie doch zu dirigiren, Herr Marſchall. Könnte das Zuſammentreffen vielleicht hier geſchehen, der Platz iſt wenig beſucht —

**Hofmarſchall.** Gut, ich werde ſie herführen. Auf Wiederſehen! (bei Seite.) Er ſoll die Kaſtanien aus dem Feuer holen. (ab.)

**Georg.** Ha, mein Herr Marſchall, ich ſehe ihre Katzentritte. Der Fürſt will mit Valentinen zuſammentreffen, und die Prinzeſſin hofft auf den Fürſten. — Der Fürſt wird vor dem Zelt mit der Roſe anhalten, um die Baronin zu finden, ich werde ihm aber die Prinzeß hineinſchicken. Und Valentine ſoll Keiner von Allen finden. — Jetzt König Oberon, ſende mir den ſchnellfüßigſten deiner Elfen.

Benjamin

**Benjamin** (in anſtändiger Tracht, Leibrock, den Hut in der Hand, mit dem Aermel bürſtend). Dieſer Hut iſt wirklich von Haſenfell und ganz neu. — Ah, Eure Gnaden da bin ich, es iſt mir noch Alles ſo neu und curios und der gnädige Herr geben mir ſehr im Kopfe herum (zieht eine Bürſte aus der Taſche und bürſtet Georgs Rock). Erlauben, Eure Gnaden, nur einige Baumblüthen, es iſt gegenwärtig Mai, da iſt die liebe Natur ſehr beweglich, (verwunderlich) und das Tuch hängt ſchon wieder aus der Taſche, erlauben Eur. Gnaden, daß ich es einſtecke, (ernſthaft) es iſt hier zu Lande ein ſehr verſtohlenes Volk.

**Georg.** Du mühſt Dich unſeren Vertrag zu erfüllen, guter Benjamin, das freut mich. Ich bedarf Deiner jetzt mehr, als ich geſtern glaubte. Höre, es gilt ein gutes Werk zu thun, aber auf eine Weiſe, die ich ſelbſt nicht gerade und ehrlich nenne. Dabei ſollſt Du mir helfen, mein Freund, auf Deinen Theil ſoll aber keine Unwahrheit kommen.

**Benjamin.** Wenn die Lüge auch im Contract verboten iſt, ſo iſt mir's lieb, daß Eure Gnaden die allein übernehmen.

**Georg.** Ich hoffe Vergebung zu finden. Kennſt Du hier in der Nähe einen Platz, wo man vor fremden Augen ſicher iſt?

**Benjamin.** Dort, an der Ecke des Parks, dreihundert Schritt von hier, iſt eine künſtliche Höhe mit einem kleinen Waſſergott, welcher aber nicht mehr Waſſer ſpeit. Die Grotte wird wenig beſucht und ſchützt vor Regen und Beobachtung; ich geſtehe Euer Gnaden, daß ich ſelbſt mich manchmal auf einige Tage aus dem Geräuſch der Welt dorthin zurückgezogen habe.

**Georg.** Gut. Du eilſt zu der Grotte und ſäuberſt ſie von fremden Augen, wenn welche in der Nähe ſind.

**Benjamin.** Kleinigkeit, gnädiger Herr, ich werde ſie im Namen des Hofes mit Beſchlag belegen.

**Georg.** Schnell fort! man kommt! (Benjamin ab.)

Prinzeß **Marie. Hofmarſchall. Hofdame.**

**Georg** (verbeugt ſich).

**Hofmarſchall.** Herr Saalfeld, der geiſtreiche Decorateur des Feſtes.

**Georg** (bei Seite). Ich glaube, ich kenne den kleinen Fuß.

**Marie** (mit leichter Verbeugung). Seien Sie willkommen in den Tagen unſeres kleinen Aranjuez. Sie ſind mir freundlich empfohlen.

**Georg.** Euer Durchlaucht Huld zu verdienen, ſoll mein eifriger Wunſch ſein.

**Marie.** So eben erhalte ich das Feſtprogramm (hineinſehend). Es iſt Ihre Faſſung, nicht wahr? — Wie hübſch ausgedacht! Es muß Freude machen, Andern ſo viele Gelegenheit zur Fröhlichkeit zu geben.

Georg (bei Seite zum Hofmarſchall). Soll ich die bewußte Andeutung in ihrer Gegenwart machen?

Hofmarſchall. Gott behüte!

Georg. So beſchäftigen Sie das Fräulein. (Hofmarſchall nach dem Hintergrunde und mit dem Hoffräulein ab.) Ach, Durchlaucht, an dem heitern Himmel dieſes Tages iſt eine graue Wolke aufgeſtiegen.

Marie (eifrig). Iſt etwas vorgefallen?

Georg. Nichts Bedeutendes, eine Störung nur für Einzelne. Die Baronin Geldern — wollen Eure Durchlaucht die Gnade haben, meine Worte recht gleichgiltig anzuhören, wir ſind beobachtet.

Marie. Sprechen Sie.

Georg. Die Baronin Geldern wird bei dem heutigen Feſte nicht erſcheinen.

Marie. Valentine! nicht erſcheinen?

**Georg.** Und bittet, daß Durchlaucht über ihr Wegbleiben überraſcht ſein möchten.

**Marie.** Ich verſtehe Sie nicht.

**Georg.** Es giebt einige Intriguanten am Hofe, welche der Baronin Ihre Huld beneiden und durch einen häßlichen Streich zu vernichten ſuchen. Gegen alle Convenienzen und wie ich vermuthe, gegen den Wunſch ſeiner Durchlaucht des Fürſten, beabſichtigen ſie, die Baronin zu ſeiner Valentine zu machen.

**Marie.** Ha, meine Ahnung! Und das würde vier Wochen dauern.

**Georg.** Die Baronin erfuhr durch einen Zufall von dem Complott und iſt darüber ſehr entrüſtet; ſie bittet deshalb, unter dem Vorwand plötzlicher Unpäßlichkeit, ganz von dem Feſte wegbleiben zu dürfen, um jede ſolche Intrigue unmöglich zu machen.

**Marie.** Die gute Valentine. Ja, ja, ſie ſoll zu Hauſe bleiben.

**Georg.** Und um läſtigen Nachfragen zu entgehen, wünſcht ſie den heutigen Tag in ihrer Wohnung in der Reſidenz zu verleben. Aber das Abfahren ihrer Equipage könnte Aufſehen erregen und ſo wagt ſie die zweite Bitte, von Eurer Durchlaucht Portechaiſe für heut Gebrauch machen zu dürfen.

**Marie.** Sie ſoll die Portechaiſe haben, heut, ſo lange ſie will.

**Georg.** Ich habe den Auftrag, zum Zeichen, daß Durchlaucht einwilligen, eine Zeile von hoher Hand zu überbringen. Der Marſchall ſieht hierher und die Zeit drängt, wollen Eure Durchlaucht die Gnade haben, dies Tuch fallen zu laſſen.

**Marie.** Ich verſtehe, iſt's ſo recht?

**Georg** (das Tuch aufhebend und überreichend). Vortrefflich! Meine Brieftafel und ein Bleiſtift liegen darin. Die Baronin läßt um die Worte bitten: die Portechaiſe ſei von Ihnen: wollen Durchlaucht noch hinzufügen, daß Eile Noth thue.

**Marie** (ſchreibt und ſpricht). Ich ſende die Portechaiſe. Steigen ſie ſchnell ein. Marie.

**Georg** (ſchnell das Buch nehmend). Ich danke.

**Marie.** Wir ſind Ihnen Dank ſchuldig. Aber erklären Sie mir —

**Georg** (ehrerbietig). Verzeihung, Durchlaucht, ich möchte es nicht thun. Geſtatten Sie mir, Ihnen zu dienen, aber erhalten Sie ſich die argloſe Fröhlichkeit Ihres reinen Gefühls. Was auch im Dunkeln gewonnen wird, es ſoll Ihren Frieden nicht ſtören.

**Marie** (herzlich). Ich vertraue Ihnen.

**Georg.** Und Eure Durchlaucht ſtellen die Portechaiſenträger unter meinen Befehl.

**Marie.** Ich werde es ſogleich thun.

**Georg.** Aber Niemand, auch Seine Durchlaucht nicht, darf etwas von dieſer Mittheilung ahnen.

**Marie.** Sein Sie unbeſorgt.

**Georg.** Noch läßt die Baronin melden: über der Thür des zweiten Zeltes ſteckt eine Roſenknoſpe, vor dem Zelt wird Seine Durchlaucht anhalten.

**Marie.** Das iſt ja ein wahres Complott.

**Georg.** Jetzt iſt es vernichtet.

**Marie.** Leben Sie wohl, Herr Saalfeld, grüßen Sie meine Valentine! (Ab.)

**Georg** (ihr nachſehend). Ihre Seele iſt ein reines unbeſchriebenes Blatt, was wird ihr Schickſal darauf ſchreiben?

**Hofmarſchall** (ſchnell). Nun, Freund, wie ſteht es, haben Sie —

**Georg.** Alles in Ordnung, die Frau Prinzeß iſt — dirigirt.

**Hofmarſchall.** Seien Sie meines wärmſten Dankes verſichert. (Ab.)

**Georg.** Schwerlich! (Die Schreibtafel zeigend.) Jetzt, Valentine, biſt du gerettet! (Schnell ab.)

### Zweite Scene.

Das Innere einer Grotte: eine Statue mit Muſchelbecken, davor ein Steinſitz; links ein Eingang, hinten eine Oeffnung in den künſtlichen Felſen.

**Harfner** (von dem Mädchen geführt, ſehr alt und kränklich, ſpricht zitternd). Lene, was haſt Du geſammelt?

**Mädchen.** Acht Groſchen, Vater.

**Harfner.** Schlechter Verdienſt, böſe Zeit, gieb her! (Nimmt das Geld, ſteckt's ſchnell in die Taſche — richtet ſich auf, rüſtiger Mann, ſtarke Stimme.) Geh an die Oeffnung, Dirne, und ſieh, ob der Zigeuner kommt.

**Mädchen.** Vater, der ſchlechte Menſch!

**Harfner.** Hinaus! ſag' ich, ſoll ich Dir Beine machen? —

Zigeuner.

**Zigeuner.** Holla, ſchon hier, Du falſcher Maulwurf! Nun, wie ſteht's?

Harfner. Meine Tochter iſt noch hier. Haſt Du gehört, Lene?

Mädchen. Was haſt Du vor, Vater, ich will's wiſſen.

Zigeuner. Laß die Amſel hier, ſie verräth nichts (will ſie umarmen).

Harfner. Sie ſoll hinaus, ſie ſoll bei keiner Arbeit helfen, die wir Beide zuſammen verrichten. Vor die Thür, Lene, und wache, damit uns Niemand überraſcht. (Mädchen ab.)

Zigeuner. Wir ſind allein, wie ſteht's?

Harfner. Nirgends etwas zu machen, vor jedem Flügel ſteht ein Soldat, gerade wie in der Stadt. Nur an dem kleinen Schloſſe mit dem Balkon fehlt die Schildwach.

Zigeuner. Nun?

Harfner. Eine Frau wohnt darin, dieſelbe, die wir neulich angebettelt haben. Sie ſchläft in der zweiten Stube vom Garten aus, dahinter ihre Kammerkatzen, unten die Männer.

**Benjamin** (ſteckt den Kopf zur Oeffnung herein). Richtig, ſie ſind's, ich erkannte das Mädel. Da wollen wir doch horchen.

**Zigeuner.** Und die Schildwach iſt fort?

**Harfner.** Seit geſtern Mittag. — Eine Leiter liegt beim Jägerhaus, nicht weit davon. Und wenn ſoll's geſchehen? — Horch, Geräuſch.

**Zigeuner.** Die Amſel hält Wache, ſei ruhig.

**Harfner.** Es war der Zugwind an der Thür.

**Benjamin** (noch von Außen — laut). Heda, iſt Jemand hier? (Tritt ein.)

**Harfner** (alt und zitternd, ihm entgegen). Gnädiger Herr, erbarmt Euch eines alten blinden Mannes.

**Benjamin** (den Hut abnehmend und ebenfalls flehende Verbeugungen machend). Fünf unerzogene Waiſen — kein Brod im Haus. — Alle Teufel, kennt Ihr denn Eure Familie nicht mehr?

**Harfner.** Der Benjamin! — Haha, wie biſt Du verkleidet!

**Benjamin.** Nix verkleidet, Nachteule: ich bin placirt: doch das geht Euch nichts an. — Nun, Ihr Geſindel, was habt Ihr vor?

**Harfner.** Nichts, Burſche.

**Benjamin.** Nichts, Burſche? — Ich will's Euch ſagen, Ihr wollt Maſematten machen, — Du haſt gekundſchaftet, und der wird — (Pantomime des Greifens).

**Zigeuner.** An den Galgen mit Dir! Du haſt gehorcht.

**Benjamin.** Das wäre unnöthig; wenn Ihr die Köpfe zuſammenſteckt, ſo weiß man, was das zu bedeuten hat.

**Harfner.** Da Du einmal dazu kommſt, mag's gut ſein; Du wärſt grade der Rechte. Willſt Du Theil nehmen am Geſchäft?

**Benjamin.** Es iſt doch nichts mit dem Meſſer?

**Harfner.** Nein, vielleicht ein Knebel.

**Benjamin.** Und wann ſoll's ſein?

**Harfner.** Frag' Andre aus, erſt müſſen wir wiſſen, ob Du dabei biſt.

**Benjamin.** Zum Kuckuck, nein, ich bin jetzt in anderer Arbeit. Ich ſtehe unter Contract.

**Harfner.** Großes Geſchäft.

**Benjamin.** Sehr großes. (Bei Seite.) Ich ſchäme mich, den Schuften zu ſagen, daß es weiter nichts als gemeine Ehrlichkeit iſt.

**Harfner.** Dann mache, daß Du fortkommſt.

**Benjamin.** So haben wir nicht gewettet. — Es kommen Herrſchaften vom Hofe hierher und Ihr werdet Euch auf der Stelle fortpacken, ſonſt werdet Ihr vor Eurem Geſchäft eingeſteckt. — Und hört, von der Arbeit will ich aus alter Freundſchaft nichts wiſſen; aber einen Thaler werdet Ihr mir jedenfalls bezahlen, es iſt nur zur Strafe dafür, daß Ihr das

Loch dort offen gelaſſen habt. Morgen Mittag ſteckt der Thaler hier unter der Steinbank.

Zigeuner. Willſt Du uns verrathen, Du Hund?

Benjamin. Das will ich nicht, aber den Thaler unter der Bank, ſonſt —

Harfner. Sonſt? Was ſonſt? —

Benjamin. Sonſt ſtelle ich die Schildwach wieder dahin, wo ſie ſeit geſtern Mittag fehlt. Haha! Fort mit Euch, marſch! (Harfner und Zigeuner ab.) Schlechte Kerle: ich begreife nicht, wie ich mich je mit ihnen habe gemein machen können. Es geſchah wegen des Mädels, der kleinen Amſel: ich habe dem Alten nicht geſagt, daß ich ihr den Mund mit einem Kuß zugehalten habe, als ſie ſchreien wollte. — Man könnte ſie heirathen. Aber ſie iſt ehrlich, das arme Ding! — Wo aber wollen ſie einbrechen? Wo die Schildwach ſeit geſtern fehlt, — das will ich ſchon erfahren: und welche Nacht? — das ſoll mir die Amſel herauskriegen. — Horch! den Tritt kenne ich: das iſt mein Herr.

**Georg.** Schnell, Benjamin! ſpringe an den Rand des Parkes, in wenig Augenblicken wird eine Portechaiſe kommen; Du ſagſt dem vorderſten Führer, er ſoll nicht weit von der Grotte halten und die Dame bitten, auszuſteigen. Der Mann wird Dir gehorchen und die Dame hierher weiſen. Du führſt nachher die Träger in geziemende Entfernung und giebſt Acht, wenn ein Fremder herankommt. Kannſt Du mir ein Zeichen geben?

**Benjamin.** Jedes, Eure Gnaden. Befehlen Eure Gnaden ganz über mich; ich kann pfeifen, krähen, bellen, krächzen, miauen, ſchnarren —

**Georg.** Gut: pfeife einmal, wenn die Sänfte kommt; zweimal, wenn ein Fremder naht.

**Benjamin.** Ich verſchwinde als Euer Gnaden gehorſamſter Benjamin.

**Georg** (allein). Ich muß dich retten, holdes Weib; vielleicht verzeihſt du mir einſt, daß ich's für mich thue. Haltet feſt, ihr wankenden Steine, bald wird in euch ein arges Ungewitter toben. (Es pfeift in der Entfernung.) Ha, mein Kobold ruſt; ſchnell fort!

(Ab.)

**Valentine.**

**Valentine** (nach einer kleinen Pauſe — im Atlaskleid, Sammet-Ueberwurf, auf dem Haupt Bonnet von Sammet). Niemand hier? — iſt das ein Scherz der Prinzeß? die Scene iſt wie aus einem Gnomen-Märchen.

**Georg** (tritt ein).

**Valentine** (erſtaunt). Herr Saalfeld!

**Georg.** Ja, gnädige Frau, dies ſoll ein Mährchen werden und ich bin der Erzähler.

**Valentine** (ſtolz). Haben Sie einen Auftrag zu dieſer Rolle?

**Georg.** Ja, Sie ſollen hören, von wem. Darf ich mein Mährchen erzählen? es iſt ſehr kurz.

**Valentine.** Ich höre. (Sezt ſich.)

**Georg.** Dort im fernen Weſten lag ein weißer Mann unter einem Ahorn. Neben ihm ſaß ein Indianer-Mädchen; ſie war nicht ſchön in ſeinen Augen. Da fuhr eine tödtliche Schlange züngelnd nach ſeiner Hand; ſchneller als der Blitz warf das Mädchen ihren Arm dazwiſchen, die Natter ſchlang ſich um den Arm und ſtach. Das Weib lachte und ſprach zu dem Manne: für Dich. Eine Stunde darauf war ſie todt.

**Valentine.** Weiter.

**Georg.** Der Mann aber war ich, und im Traume erſcheint mir noch oft der rothe Arm mit der Schlange.

**Valentine.** Und wozu erzählen Sie mir dieſe ernſte Geſchichte?

**Georg.** Ich wünſchte Ihnen die Ueberzeugung zu geben, daß, wenn ich meinen Arm plötzlich und ungerufen, ja wider Ihren Willen, über Ihr Leben ausſtrecke, dies nicht aus Uebermuth oder niedrigen Beweggründen geſchieht.

**Valentine.** Niedrige Geſinnungen werde ich Ihnen nie zutrauen.

**Georg.** Gut, gnädige Frau, jetzt hören Sie mich: Sie dürfen die Valentine des Fürſten nicht werden.

**Valentine** (aufſtehend). Ha!

**Georg.** Ich habe es bereits verhindert, denn ich habe die Herren des Hofes getäuſcht; die Prinzeß Marie wird ſtatt Ihrer eintreten.

**Valentine.** Das haben Sie gewagt?

**Georg.** Noch mehr; Prinzeß Marie glaubt, daß ich in Ihrem Auftrage gehandelt habe, und in Ihrem Auftrage habe ich die Portechaiſe der Prinzeſſin erbeten, weil Sie in ihr unerkannt nach der Reſidenz reiſen wollen.

**Valentine.** Unerhört!

**Georg.** Ich habe dies Alles ohne Ihren Auftrag thun müſſen, weil Sie mir heut früh nicht geſtatteten, Sie zu ſprechen.

**Valentine.** Und mir das zu ſagen, haben Sie mich in dieſe Umgebung gelockt! — Wir ſind allein und ich bin Ihre Gefangene, mein Herr, iſt es ſo?

**Georg.** Nein, die Thür iſt nicht verſchloſſen, die Träger ſtehen dort am Rand des Waldes, ein Wink ruft ſie herbei. Auch iſt es noch Zeit für Sie, bei'm Feſt zu erſcheinen; ein Wort von Ihnen wird alle meine kleinen Intriguen vereiteln. So ſind Sie nicht meine Gefangene; es darf Sie nichts hier zurückhalten, als Ihr freier Wille.

**Valentine.** Dann will ich gehen. — (Nach einigen Schritten.) Ich ſuche vergebens nach einem Namen für Ihr Benehmen gegen mich. Dieſe abenteuerliche Umgebung demüthigt mich, Ihr dreiſtes Eindringen in meine Verhältniſſe empört mich. Und doch haben Sie mir ſo eben die feierliche Verſicherung gegeben, daß Sie nicht beabſichtigen, mich zu verſpotten. (Bitter, aber ſchmerzlich.) Was haben Sie an meinem armen Leben gefunden, das eine ſolche Demüthigung nothwendig machte.

**Georg.** Was ich in Ihrem Leben gefunden habe? Ein großes Herz und ein kleinliches Treiben. Sie ſind eine Löwin, welche mit Mäuſen ſpielt: das ſchmerzt mich und daß möcht ich verhindern. Wenn Sie heut die Valentine des Fürſten werden, ſo iſt bei dem innigen Zuſammenleben mit ihm, welches auf die heutige Wahl folgen muß, bei dem Zauber Ihrer Perſönlichkeit und der Neigung des Fürſten für Sie mit Sicherheit anzunehmen, daß Sie Beide nach dieſen vier Wochen an einander gefeſſelt ſein werden. Er und Sie ſelbſt, Beide fühlten das, er betrieb deshalb das Valentinsfeſt, Sie duldeten es.

**Valentine** (für ſich, die Fauſt ballend). Dämon! — (Laut.) Und wenn ich Ihnen antworte: ich fühle für den Fürſten; welches Recht haben Sie, unzart die ſtillen Keime meines Gefühls zu vernichten.

**Georg** (eifrig). Sie lieben den Fürſten nicht. Sie können ihn nicht lieben. Wahre Liebe iſt ſchüchtern und verbirgt ſich vor der gaffenden Menge. Wenn Sie den Fürſten geliebt hätten, Sie hätten nie darein gewilligt, durch Trompetenſchall der

Reſidenz und dem Lande als ſeine Dame ausgerufen zu werden. Das war nicht Liebe, es war Ehrgeiz.

**Valentine** (bei Seite). Er iſt furchtbar — wohlan, es war Ehrgeiz! Ich ſehne mich zu herrſchen, ich ſtrebe nach Einfluß. Welcher Weg ſeine Kraft geltend zu machen, bleibt dem Weibe, als die Liebe eines Mächtigen.

**Georg.** Ich habe geſehen, daß Frauen mäßig waren, weiſe und beſſer die Fäden der Regierung zu halten wußten, als ein Mann. Auch Ihr Blick iſt frei, Ihr Geiſt iſt ſtark. Sie würden auf den Fürſten einen Theil Ihrer großen Seele übertragen und manches Gute könnte daraus kommen — aber dennoch würde dieſer Verbindung das Volk fluchen, und das Volk hätte Recht; denn für dieſes Land giebt es kein anderes Heil, als die Vermählung des Fürſten mit der Prinzeß Marie.

**Valentine** (heftig). Das iſt unwahr!

**Georg.** Es läßt ſich beweiſen. Das Fürſtenthum iſt nicht groß, aber es bildet ein Ganzes, eine kleine glückliche Welt; die Beſitzungen der

Prinzeß Marie [illegible] faſt die Hälfte davon aus. Reicht die Prinzeß einem fremden Regenten die Hand, ſo fallen ihre Lande einem fremden Regentenſtamme zu, und das Land wird zerriſſen, ſeine Intereſſen getheilt; es würde vergehen, wie ein Vogel, dem man die Flügel abgehackt hat.

**Valentine.** So betrachtet man die Sache bei Hofe nicht.

**Georg.** Fragen Sie das Volk, ſein Inſtinkt hat längſt das Richtige erkannt. (Valentine ſteht ſtarr.) Ihnen aber wage ich das zu ſagen, nicht als ein fremder Abenteurer, auch nicht, weil ich ein Sohn dieſer Thäler bin und meine Heimath liebe, ſondern weil ich Ihre Freundſchaft erringen möchte, ja noch mehr. Sie kennen mich erſt ſeit wenigen Stunden, ich aber verehre Sie ſeit langer Zeit, und was ich gethan habe, that ich im Bunde mit Ihrem eigenen innerſten Gefühl; ſelbſt jetzt, wo wir als Feinde einander gegenüberſtehen, müſſen Sie ahnen, daß ich als Ihr Freund gehandelt habe. — (Ferne Trompeten.) Hören Sie? — dort tönt die Fanfare — das Feſt beginnt.

**Valentine** (macht eine kurze Bewegung der Thür zu).

**Georg** (unbeweglich). Die Thür iſt offen, Sie haben die Wahl.

**Valentine** (ſich ſetzend). Ich bleibe.

**Georg** (lebhaft). O, ich wußte es, ich danke Ihnen!

**Valentine** (düſter). Danken Sie mir nicht, denn ich fühle, von dieſer Stunde haſſe ich Sie.

**Georg** (leiſe). Ich weiß es, denn ich habe Sie tief verwundet (an ihrer Seite niederknieend). Ich aber liebe Sie und von dieſer Stunde gehört mein Leben Ihnen.

**Valentine** (ſtark). Hinweg! (Trompeten.)

**Georg** (laut). Ich grüße Dich meine Valentine! (er löſ't mit einem Dolch ſchnell ihre Schärpe und hebt ſie in die Höhe) und ſo trage ich Deine Farben (ſchnell ab).

**Valentine** (unbeweglich ſitzend). Es iſt ein Traum!

◆

# Dritter Akt.

## Erſte Scene.

Ein geſchmückter Baumgang im Park. Im Hintergrunde Lampen und Maskengewühl. Ferne Muſik.

**Wöning** und der **Marſchall**, beide maſkirt, die Larven in der Hand von verſchiedenen Seiten.

**Hofmarſchall.** Alles Suchen iſt vergeblich, ſie iſt nicht unter den Masken.

**Wöning.** Sie muß hier ſein, ich weiß aus guter Quelle, daß ſie heut Abend nach dem Pavillon zurückgekehrt iſt und den Willen hatte, zu kommen. Sie muß hier ſein, Gurten, oder wir haben ein hohes Spiel verloren.

**Hofmarſchall.** Aber bei allen Göttern, wenn ſie die Laune hat, nicht hier zu ſein —

**Wöning.** So ſind wir verloren. Merken Sie auf, Gurten. Der Fürſt muß in dieſen Tagen unauflöslich mit der Geldern verbunden werden, es koſte was es wolle. Heut ſteht er noch in hellen Flammen und ich habe ihm Champagner darauf gegoſſen. Dauert aber die Zurückhaltung der Baronin nur noch kurze Zeit, ſo wird ſein beweglicher Sinn ihrer überdrüſſig und er nähert ſich der Prinzeß, die ihn anbetet. Dieſen Valentinſcherz hat uns die Hölle ſelbſt zugeſchickt, die Prinzeß aber weiß ihn vortrefflich zu benützen.

**Hofmarſchall.** Das iſt ja entſetzlich!

**Wöning.** Der Fürſt darf die Prinzeß nicht liebenswürdig finden, wo möglich, nie eine ebenbürtige Ehe ſchließen, ſonſt verlieren Sie —

**Hofmarſchall** (erſchrocken). Pſt!

**Wöning.** Das Ordensband, das Ihnen von unſeren geheimen Verbündeten zugeſagt iſt.

**Hofmarſchall.** Und was verlieren Sie?

**Wöning.** Die Quelle, aus der ich meine Schulden bezahle. Sie ſehen, ich bin offen. Meine Gläubiger drängen, wenn ich nicht in kurzer Friſt den Agnaten des Fürſten die Anzeige mache, daß der Fürſt mit der Geldern vereinigt iſt, ſo bin ich ruinirt.

**Hofmarſchall.** Sie ſind ruinirt, lieber Graf, ſeit ich Sie kenne. Aber, was können wir wagen?

**Wöning.** Einen Gewaltſtreich. Die Baronin kokettirt, der Fürſt glüht, die Entſcheidung muß bald eintreten: wenn die Baronin hier iſt, heut.

**Hofmarſchall.** Alſo heut!

**Wöning.** Eine ihrer Kammerfrauen iſt in meinem Solde. Wenn die Baronin heut auf das Feſt kommt, ſo wird in ihrer Wohnung vorbereitet.

**Hofmarſchall.** Still, dort naht eine Maske. Es iſt dieſer Saalfeld.

Wöning. Wie kommt das Subject auf den Maſkenball?

Hofmarſchall. Die Prinzeß befahl, ihn einzuladen.

Wöning. Ha, ſchon ſo viel Terrain gewonnen! Ich haſſe den Menſchen.

Hofmarſchall. Mir iſt er unheimlich; ich fürchte, er hat bereits falſch mit uns geſpielt, dieſer Herr Saalfeld. Ich will doch dem Fürſten darüber einen Wink geben.

Wöning. Und ich ſuche die Baronin. (Beide ab.)

**Georg** (dunkler Bournus, um den ſpitzen Hut die weiße Schärpe).

Georg. Der Maſkenball geht zu Ende und Valentine iſt nicht hier. Ich danke dir, mein Gott! — Sie zürnt mir, aber ſie will den Fürſten vermeiden. — Ah, ein Rendezvous (nimmt die Larve vor).

**Marie** (die ihn beobachtet hat, die Larve vorhaltend).

Marie. Mein Herr ſchwarzer Ritter, welche Geheimniſſe entdecken Sie in dieſem dunkeln Buchengange?

**Georg** (die Larve abnehmend). Keine, welche ein Verrath an der Hoheit ſind.

**Marie** (die Larve abnehmend). Wo iſt die Baronin?

**Georg.** Ich hoffe, in der Reſidenz.

**Marie.** Und wann wird ſie zurückkommen?

**Georg.** Leider weiß ich das nicht, Durchlaucht.

**Marie.** Und in welcher Eigenſchaft ſind Sie hier?

**Georg.** Als Verbündeter der Baronin. Ich wache für Eure Durchlaucht.

**Marie.** Ich glaube Ihnen. (Halblaut ſchnell.) Seien Sie auf ihrer Hut, man verläumdet Sie bei'm Fürſten.

**Georg.** Das erwarte ich.

**Marie.** Graf Wöning weicht dem Fürſten nicht von der Seite, der Fürſt iſt zerſtreut und unruhig. Man intriguirt.

Georg. Wofür?

Marie. Ich weiß es nicht, man ſpricht leiſe.

Georg. Dank, Durchlaucht, ich werde den Vortheil meiner hohen Verbündeten wahrnehmen.

Marie. Folgen Sie mir. Ich will Sie in dem Gewühl der Masken anreden, Sie erhalten dadurch Gelegenheit, in der Nähe des Fürſten Ihre Beobachtungen ſelbſt zu machen. (Beide ab.)

**Valentine** (Ueberwurf einer Pilgerin, die Larve in der Hand, raſch auftretend).

Valentine. Da bin ich! — ich bin beleidigt, ſo tief wie je ein Weib beleidigt war. Verhöhnt von einem fremden Abenteurer, gedemüthigt in meinem innerſten Fühlen; das ertrage ich nicht länger. Wer iſt er, daß er ſich frech zu meinem Tyrannen aufwirft, mir trotzig den Weg vorſchreibt, den ich zu gehen habe? Ich muß ihn ſtrafen durch meine Gegenwart, ich bin mir keiner Schuld bewußt und will den Weg ſelbſt finden, auf dem ich ſchreite. Er aber muß hinweg von dieſem Hofe, hinweg aus meinem

Leben! — Man kommt! (Die Larve vor, wendet ſich zum Abgange.)

**Fürſt. — Hofmarſchall, Graf Woning** im Hintergrunde.

**Fürſt** (ihre Hand faſſend). Wohin Pilgerin? die Freude lacht auf dem Pfade, den Du wandelſt, laß mich mit Dir ziehen.

**Valentine.** Seit die Freude in den Dienſt der Hoheit getreten iſt, ſuchen auch wir Pilger die Hoheit (nimmt die Larve ab) Ich habe ſie gefunden.

**Fürſt.** Und ich die Göttin dieſer Tage. Holde Herrin, was haben wir verbrochen, daß Sie Ihr Antlitz verhüllten?

**Valentine** (lächelnd). Vielleicht war ich ſo eitel, zu wünſchen, man möchte mich vermiſſen.

**Fürſt.** Dann heißen Dank, daß Sie uns wiederkehren. — Gnädige Frau, Sie haben mich verrathen; war ich nicht werth, Ihr Ritter zu heißen?

**Valentine.** Wir Frauen lieben es nicht immer, wenn die Herolde ausrufen, daß man uns huldigt.

**Fürſt.** Wenn Sie die Huldigung verſchmähen oder wenn Sie erhören wollen?

**Valentine** (lächelnd). Wenn wir die Huldigung fürchten —

**Fürſt.** Valentine! — Und war dies der einzige Grund, der Sie von uns trieb?

**Valentine.** Ich war verſtimmt, mein Fürſt, die Einſamkeit war mir nöthig. Ich habe in dem Geräuſch dieſer Tage Stoff zum Nachdenken gefunden.

**Fürſt.** Und doch war es ihre glänzende Laune allein, welche mir dies Geräuſch werth machte. Und Sie ſelbſt ſchienen ſich darin zu gefallen; auch der Schützling, welchen Sie uns ſandten, beweiſt das.

**Valentine.** Gerade ſeinetwegen wollte ich Euer Durchlaucht ein Bekenntniß ablegen. Er iſt nicht mehr das, was Sie „meinen Schützling“ nennen.

Fürſt. Sie geben ihn auf?

Valentine. Ich finde keinen Geſchmack an ſeinen Einfällen.

Fürſt (bei Seite). Zürnt Sie ihm, weil er mich bei dem Valentinsfeſt ungeſchickt lürte? Dann habe ich gewonnen! (Laut.) In dieſem Falle ſoll er Sie nicht mehr beläſtigen.

**Georg** (hinten). **Wöning. Hofmarſchall.**

Valentine. Da iſt er!

Fürſt. Treten Sie näher, Herr Saalfeld. (**Georg**. **Wöning**, **Hofmarſchall**, nach vorn.) In der Ordnung unſerer Feſte ſind Aenderungen eingetreten. Wir bedauern, Ihr Talent von heut ab nicht mehr beſchäftigen zu können.

Georg (ehrerbietig, mit Selbſtgefühl). Da, wo ein fremder Wille mich hereinrief, darf ein fremder Wille mich auch entfernen. (Mit Bedeutung.) Nur da, wo ich mich ſelbſt einführte, wähle ich ſelbſt die Stunde des Abganges. Euer Durchlaucht Befehl hat mich hierhergeführt, ich werde auf Euer Durchlaucht Befehl von heut ab den Hof meiden.

Fürſt. Für heut ſind Sie uns als Gaſt willkommen (ab mit dem Marſchall und Woning, welche Georg bruskiren).

Georg (ihnen nachſehend). Wozu das? Wir waren mit einander zu Ende, bevor wir mit einander anfingen.

Valentine. Wir aber ſind noch nicht am Ende.

Georg. Nein, gnädige Frau, und wir werden ſobald nicht dazu kommen.

Valentine. Es ſoll ſogleich geſchehen.

Georg. Ich bin neugierig.

Valentine. Sie haben ſich in mein Leben gedrängt, haſtig, anmaßend, übermüthig; ſie haben den Stolz einer Frau, die Ihnen kein Leid zugefügt hatte, tödtlich verletzt, das verzeihe ich Ihnen.

**Georg.** Nein, gnädige Frau, verzeihen können Sie das nicht, und Sie thun es auch nicht. Sie müſſen mich entweder haſſen, und das thun ſie in dieſem Augenblick recht herzlich, — oder lieben; ein drittes giebt's nicht zwiſchen uns.

**Valentine.** Nun wohlan, Uebermüthiger, ich haſſe Sie. Aber das iſt nicht Alles. Sie haben ſich mit frechem Hohn zu meinem Ritter gemacht, tragen meine Farbe. Ich fordere meine Schärpe zurück, die an Ihrem Hute hängt.

**Georg.** Ich gebe ſie nicht, Madonna.

**Valentine.** Sie haben die Schärpe genommen, nicht erhalten.

**Georg.** Ja, und gerade deshalb will ich ſie nicht zurückgeben.

**Valentine.** Ich habe Ihnen zu dem Diebſtahl kein Recht, auch nicht den Schein eines Rechtes gegeben.

**Georg.** Ja, Madonna, es gab einen Augenblick, wo Sie mir erlaubten, in Ihrer Seele zu leſen, damals gaben Sie mir das Recht, Sie zu lieben.

**Valentine.** Ohne Wortſtreit, wollen Sie mir die Schärpe zurückgeben?

**Georg.** Nein!

**Valentine.** Nun denn, ſo zwingen Sie mich, etwas Unweibliches zu thun und mein Eigenthum dem Diebe zu nehmen (ſie nimmt ihm den Hut vom Kopf, reißt die Schärpe ab; läßt ſie halb betäubt fallen und tritt mit dem Fuße darauf).

**Georg** (ſteht unbeweglich — hebt ſchnell ſeinen Hut auf und küßt ihre ausgeſtreckte Hand — weich). Gute Nacht, Valentine, vergeſſen Sie nicht, daß Sie die Schärpe zerreißen konnten, nicht aber meine Liebe! (Ab.)

**Valentine** (finſter). Er iſt ein Dämon!

(Schnell ab.)

### Benjamin

**Benjamin** (aus einem Buſch im Vordergrunde hervorkriechend, ihr die Fauſt ballend und nachſehend). Warte nur, Du

Stolze, morgen um dieſe Zeit wirſt Du Dein Silberzeug vergeblich ſuchen. — Es iſt richtig, die Amſel hat's herausgebracht, heut Nacht wird bei ihr eingebrochen. — Aber was wird mein Herr dazu ſagen? O, mein Herr iſt ein Teufel, ein harter gefühlloſer Menſch und ich bin unglücklich, ſeit ich in ſeinen Dienſten bin. Sonſt ſtahl ich in heiterer Gemüthsruhe, jetzt habe ich nichts als Aergerniß. Geſtern liegt ein türkiſcher Pfeifenkopf, dick mit Silber beſchlagen, auf ſeinem Tiſche; ich werfe nur einen ganz kleinen Blick darauf, er aber hatte den Blick doch geſehen und ſpricht: „Benjamin, nimm Dir den Kopf, er gehört Dir.“ (heftig.) Was geht es ihn an, wenn ich ſeine Pfeifenköpfe anſehe. Wie kann er ſich unterſtehen, mir etwas zu ſchenken, was ich mir ſelbſt hätte ſtehlen können. Ich ſteckte den Kopf in die Taſche, aber ich zitterte vor Wuth, es war keine Ehre dabei, ich verachtete ſein Geſchenk. Heut Morgen zündete ich ihm den Kopf wieder an und überreichte ihn bei der Morgenpfeife. Da gab er mir die Hand und ſprach: Ich danke Dir, lieber Mann, (lächelnd) er gab mir die Hand und ſagte: Lieber Mann und ich danke!

O er iſt ein harter Menſch und ſobald die drei Tage um ſind, nehme ich meine Beine auf den Rücken und laufe ihm fort und müßte ich in ein Mauſeloch kriechen. — Und was mache ich mit dem Diebſtahl? verrathe ich ihn meinem Herrn, ſo bin ich nicht ehrlich gegen meine alten Kameraden, verrathe ich ihn nicht, ſo bin ich unehrlich gegen meinen Contract! O es iſt ein ſchwieriger Caſus und der Contract iſt an allen dem Schuld! — Ich will gar nichts thun, das wird das Klügſte ſein, aber ich will mich vor dem Hauſe auf die Lauer legen. (Ab. Es wird dunkel, die Masken haben ſich verloren, die Lampen werden ausgelöſcht.)

**Fürſt. Wöning.**

**Fürſt.** So ſei es gewagt. — Fedor, ich wünſche mir etwas von deiner Unverſchämtheit.

**Wöning.** Die brauchen Sie nicht, Sie haben beſſere Verbündete, die Hoheit und die Liebe.

**Fürſt.** Ja, ſeit heute Abend glaube ich, daß ſie lieben kann.

**Wöning.** Bei Hofe plaudert man, die Baronin bete Sie heimlich an, aber ihr Stolz verhülle das ſorgfältig.

**Fürſt.** Grade dieſen Stolz fürchte ich; ich geſtehe Dir, daß ich eine Art Scheu vor ihr habe.

**Wöning.** Solche Scheu iſt nach Mitternacht ſtets geringer als vorher.

**Fürſt.** Und wie ſoll ich ſie ſprechen?

**Wöning.** Die Baronin entläßt regelmäßig vor dem Schlafengehen ihre Kammerfrauen, um noch eine Stunde in dem Salon zu arbeiten. Dort können Durchlaucht ſie finden.

**Fürſt.** Wie aber willſt Du mich zu ihr hinein ſchaffen, haſt Du Flügel?

**Wöning.** Meine Flügel beſtehen in einer ſeidenen Strickleiter, die an den Balkon geworfen ſich feſthakt. Die Balkonthüre wird unverſchloſſen ſein, auch dafür iſt geſorgt, daß die Baronin nicht in der erſten Ueberraſchung entfliehen kann. Ich werde unten Wache halten.

**Fürſt.** Fedor, Du biſt mein Mephiſto. Aber ihre Augen locken unwiderſtehlich, ich folge Dir!

(Beide ab.)

### Zweite Scene.

Valentinens Gartenſalon. — An der Decke hängt eine matt erleuchtende Ampel.

**Valentine. Kammerfrau.**

**Kammerfrau** (ſetzt einen Armleuchter auf den Tiſch, ſchiebt einen Armſeſſel in den Vordergrund, in die Nähe des Lichts).

**Valentine.** Ich bedarf Deiner nicht mehr. — Vergiß nicht, die Balkonthür zu ſchließen. (Kammerfrau geht ab, kommt wieder; Valentine nimmt die Ohringe ab.) Die Diamanten lege in das Etui. (Kammerfrau thut es und ſtellt ein rothes Etui auf den Tiſch.) Wo iſt das Buch?

**Kammerfrau.** Hier, gnädige Frau.

**Valentine.** Was haſt Du? Du bebſt ja wie Eſpenlaub! (Gang.) Biſt Du krank?

**Kammerfrau** (zitternd). Ich fühle mich unwohl.

**Valentine.** Dann ſchnell zu Bett, ich werde noch nachſehen, wir es Dir geht, gute Nacht. (Kammerfrau ab. Valentine allein — ſetzt ſich in den Fauteuil, hält das Buch ungeöffnet in der Hand, ſteht auf, geht umher.) Ich habe ihn entfernt, ich habe mich gerächt und doch bin ich nicht mit mir zufrieden. Und er, wie er ſich über meine Hand beugte, auf ſeinen Lippen daſſelbe ſtolze Lächeln, in ſeinen Worten der kalte Trotz, wie demüthigte mich das wieder! — Ich muß die Scene vergeſſen. (Setzt ſich, nimmt das Buch, ſchlagt es auf, heftig.) Ich kann nicht leſen! Wie ein Geſpenſt verfolgt mich das Bild, der durchdringende Blick ſeiner Augen, hinweg mit ihm! — Und wer iſt er? Es muß ein ſeltſames Leben geweſen ſein, welches den Mann gezogen hat. — Die Lady kann das wiſſen, ich will ihr deshalb ſchreiben. (Nimmt das Buch, lieſ't. — Pauſe. Geräuſch am Balkon.) Was bewegte ſich dort?

**Fürſt** (im Coſtum des Balles, dunkler Mantel darüber).

**Valentine.** Gerechter Gott, ein Mann! (Will zur Seitenthür.)

**Fürſt** (faßt ſie bei der Hand). Valentine, fliehen Sie nicht.

**Valentine** (tonlos). Es iſt nur der Fürſt. — Was bewog Ew. Durchlaucht zu dieſem ungewöhnlichen Beſuch?

**Fürſt.** Die Sehnſucht, Sie zu ſprechen. Hören Sie mich an, Valentine. Nur der Wunſch, Ihnen nahe zu ſein, hat mir Freude an dem übermüthigen Treiben dieſer Tage gegeben. Sie müſſen das wiſſen, denn ich habe es Ihnen nie verborgen. Für Sie erſann ich ein Spiel, welches mir geſtattet hätte, durch einige Wochen mit größerer Vertraulichkeit um Ihre Liebe zu werben. Durch einen Zufall, vielleicht durch Sie ſelbſt, iſt das vereitelt, ich ſehe keine Möglichkeit, Ihnen unter der Maske des Scherzes ein leidenſchaftliches Gefühl auszuſprechen. Deshalb hülle ich mich in den Mantel der Nacht, um Ihnen zu ſagen: Valentine, holde Freundin, ich liebe Sie!

**Valentine.** Und deshalb kommen Ew. Durchlaucht bei Nacht? — Aus Liebe zu mir dringen Sie, dem Räuber gleich, in den Frieden meines Hauſes? Ew. Durchlaucht, die Liebe ſchont und ehrt: für das Gefühl aber, welches Sie in dieſer Stunde zu mir trieb, giebt es einen andern Namen.

**Fürſt.** So ſtolz, gnädige Frau? Nennen Sie mein Werben ſchonungslos, zürnen Sie dieſer Ueberraſchung, aber denken Sie auch, daß ich gewagt habe nicht ohne Hoffnung auf Ihre Gunſt.

**Valentine** (für ſich). Wehe mir, daß er Recht hat.

**Fürſt.** Sie haben meine Huldigungen geduldet; Ihr Mund ſchwieg, aber Ihr Lächeln ſprach, und wenn Ihre Worte mich abwieſen, ſo rief doch Ihr Auge mich zurück. War ich anmaßend, wenn ich darauf vertraute? Und wiſſen Sie, Valentine, wie wir Männer das nennen, es heißt: Ermunterung.

**Valentine** (heftig). Ich fluche jeder Stunde, wo ich ſie gab — ja, es iſt eine harte Wahrheit in Ihren Worten, und daß Sie mich ſo tief erniedrigen, mir mein Unrecht in dieſem Augenblick vorzuwerfen, iſt das Bitterſte von Allem. (Die Hände ringend.) O mein Gott, wohin iſt es mit mir gekommen!

**Fürſt** (bei Seite). Ihr Schmerz thut mir weh, ich ſpiele in dieſer Scene eine ſchlechte Rolle; (laut) Valentine, ſchmerzt Sie mein Anblick?

**Valentine.** Ich fühle mich elend. Ihr Gegenwart in dieſer Stunde verdammt mein bisheriges Leben.

**Fürſt.** Wohlan, ich will Sie von meiner Gegenwart befreien; laſſen Sie mich aber mit der Hoffnung ſcheiden, daß ſich Ihr Herz, welches im Dunkel der Nacht verſchloſſen iſt, im Strahl der Sonne Ihrem Freunde wieder öffnen wird.

**Valentine** (mit unterdrücktem Gefühl). Nie!

**Fürſt.** Rauben Sie mir die Hoffnung nicht, ſie iſt der einz'ge Troſt, den ich mit mir nehme. Suchen Sie dieſe Stunde zu vergeſſen.

**Valentine.** Ich will daran denken, ſo oft ich an meine Sünden denke.

**Fürſt.** Gute Nacht, Valentine, ich werde mir morgen Ihre Verzeihung erbitten. (Ab.)

**Valentine** (ſich an den Seſſel haltend). Unerhört! gemißhandelt wie eine Dirne. — Der Boden wankt unter meinen Füßen und nirgend ein Halt, an den ich mich klammern kann. (Ein Stein, mit Papier umwunden, rollt durch die offene Balkenthür. — Valentine zuſammenfahrend) Was fällt hier? Ein Papier, darin ein Stein. (Aufhebend, tritt zum Licht.) Das Blatt iſt beſchrieben. (Lieſt.) „Der Verſucher hat ſeine Strickleiter vergeſſen, ich kann ſie von unten nicht löſen. Ziehen Sie herauf, ſchließen Sie die Thür. Saalfeld“ — Er und wieder Er. Er hat geſehen, daß der Fürſt dort hinabſtieg, jetzt wird er mich verachten — das ertrage ich nicht. (Steht nachdenkend, dann ſchnell zum Tiſch, auf das Blatt ſchreibend und ſprechend.) — „Ich muß Sie ſprechen!“

— Der Mond geht auf, er kann es leſen — ſchnell (wickelt das Papier wieder um den Stein, wirft ihn zum Balkon hinunter und bleibt geſpannt ſtehen).

**Georg.**

**Georg** (nach einer Pauſe auftretend, wirft die Strickleiter auf den Boden). Hier liege, du ſeidene Schlange. — Ich werde hinunter *ſpringen*, es iſt ſicherer. Erlauben Sie, daß ich die Scheiben verhülle, (zieht den Thürvorhang vor) dieſe Thür verſchließe; — auch das Licht muß erlöſchen, es verräth durch die Schatten. (Er löſcht das Licht — Halbdunkel — nur die Ampel brennt.)

**Valentine** (wankt, ſucht ſich am Seſſel zu halten — Georg ſieht es, führt ſie in den Seſſel). Ich danke, es geht vorüber.

**Georg** (zieht ſich an die Balkonthür zurück, ſtützt ſich an den Pfeiler und kreuzt die Arme — Pauſe — leiſe). Sie haben mich gerufen, gnädige Frau.

**Valentine** (ſich zu ihm wendend). Was denken Sie in dieſem Augenblicke von mir?

**Georg.** Sie ſind eine Heldin.

**Valentine** (ernſt). Zu der Beleidigung hab' ich ihm kein Recht gegeben.

**Georg.** Ich weiß es, es war ein Pagenſtreich.

**Valentine.** Ob er allein den Entſchluß gefaßt hat?

**Georg.** Graf Böning war bei ihm.

**Valentine** (aufſpringend). Ha, der Bube, wo blieb der Graf?

**Georg.** Er liegt am Boden.

**Valentine.** Sie haben ihn erſchlagen?!

**Georg.** Nur betäubt, er hat eine Katzennatur.
(Frage und Antwort müſſen ſchnell folgen.)

**Valentine** (ſetzt ſich — Pauſe). Saalfeld, ich frage nicht, wie ſie unter mein Fenſter kamen. Sie haben mir geſagt, Sie liebten mich. Ich bedarf jetzt der Freundſchaft mehr als der Liebe, können Sie mein Freund ſein?

**Georg.** Ich kann es, gnädige Frau, ich ſtand ſchon bei Ihrem Hauſe als der Fürſt heraufſtieg.

**Valentine.** Und Sie haben es geduldet?

**Georg.** Und welches Recht habe ich auf Ihre Gunſt? — Keines. Mein Recht iſt nur, Ihnen zu dienen, Ihr freies Recht aber iſt, den Mann zu wählen, den Sie durch Ihre Liebe beglücken.

**Valentine.** Das iſt groß gedacht — aber kalt.

**Georg** (ruhig). Nein, gnädige Frau, es iſt nur vernünftig, aber es wurde mir ſehr ſchwer. (In ſeine Blouſe faſſend.) Die Bruſt wurde mir wund durch meine eignen Hände.

**Valentine** (nach einer Pauſe). Ich fürchte Sie, Saalfeld.

**Georg** (an ihren Stuhl tretend). Das thun Sie nicht, gnädige Frau, denn Sie wollen mir vertrauen.

**Valentine.** Ich fürchte Ihren Blick, der in meiner Seele lieſ't, eine Leidenſchaftlichkeit, die ſich hinter kalter Ruhe verhüllt. (Bittend.) Ich muß Ihnen das ſagen, denn ich fühle die Nothwendigkeit, mich auf Sie zu ſtützen. — Bevor ich Sie frage, was ich nach der heutigen Nacht thun ſoll, müſſen Sie meine Beichte hören.

Georg. Ich höre.

Valentine. Ich war noch ein Kind, als ich einem ungeliebten Gatten vermählt wurde, vor ſeinem Tode hatte ich jedes Elend einer vornehmen Ehe erfahren. Als ich frei wurde, genoß ich meine Freiheit in vollen Zügen; ich wurde genußliebend, gefallſüchtig; mein Stolz war mein einziger Schutz. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Italien, dem glücklichſten Theil meines Lebens, kehrte ich an dieſen Hof zurück. Der junge Fürſt zeichnete mich aus, ich gewann die Prinzeß Marie, ein reizendes Kind, lieb; ich fing an zu gelten, zu herrſchen. Ich wurde Diplomatin. Ich bekam Gelegenheit, durch geheime Correſpondenz mit der verwittweten Regentin des Nachbarſtaates, der Zukunft dieſes Landes zu nützen.

Georg. Ha! Ein projectirter Handelsvertrag, ich habe davon gehört, man fürchtet ſo etwas in

England. Das iſt eine gute Arbeit, gnädige Frau.

**Valentine** (betont). Es iſt nicht mein Geheimniß. — Ich hielt den Fürſten in Entfernung, aber an der Kette, darin handelte ich unedel, denn ich wußte, die Prinzeß Marie liebte ihren Couſin.

**Georg.** Und haben Sie ſelbſt jemals geglaubt, den Fürſten zu lieben?

**Valentine.** Zuweilen, denn ſein Werben ſchmeichelte mir. — So war ich, als Sie mich fanden. Ich gefiel mir an dieſem Hofe, ohne befriedigt zu ſein, ich gefiel mir nur, weil man mich feierte; das war ſehr ſchlimm, mein Freund.

**Georg.** O ſagen Sie das nicht! Die Liebenswürdigkeiten, der Geiſt einer Frau gehören dahin, wo man ſich ihrer erfreut. Wo die Anerkennung fehlt, hören ſie auf, ſelbſt die Schönheit wird welk.

**Valentine.** Jetzt ſchmeicheln Sie mir.

**Georg.** Ich ſpreche die Wahrheit. Oft aber wird ein Weib bewundert, genoſſen und doch nicht erkannt; das iſt das Unglück vieler Frauen, es war auch das Ihrige.

**Valentine.** Das empfinde ich in dieſer Stunde. (Aufſtehend.) Und jetzt, Saalfeld, was ſoll ich thun? Ich fühle, ich muß nach einem feſten Entſchluß handeln. — Ich will den Hof verlaſſen, ich will all' dieſen Intriguen den Rücken kehren und mein altes Selbſtvertrauen in der Einſamkeit wiederfinden.

**Georg.** Dort würden Sie es ganz verlieren. — Mein Rath iſt, vergeſſen Sie die Vorfälle dieſer Nacht, verlaſſen Sie den Hof nicht, wenigſtens jetzt nicht.

**Valentine.** Und das rathen Sie mir?

**Georg.** Ja. Wenn Sie den Gefahren entfliehen, welche Ihnen hier drohen, ſo bleiben Sie die Beſiegte; das Vertrauen auf Ihre Kraft erhalten Sie nur, wenn Sie die Gefahr beſiegen. Außerdem ſind Sie durch Ihr Gewiſſen an dieſen Hof gefeſſelt. Sie haben ein Unrecht gut zu machen. Die Vermählung des Fürſten mit der Prinzeß Marie iſt nicht nur eine politiſche Nothwendigkeit, ſie iſt auch für Ihre Beruhigung nothwendig, denn Sie haben dieſelbe bis jetzt verhindert und die Prinzeß Marie iſt Ihre Freundin.

Valentine. Sie haben Recht, ich bleibe. Und wie ſoll ich dem Fürſten gegenübertreten?

Georg. Sein Sie gegen den Fürſten und die Prinzeß gerade ſo wie Sie gegen ſich ſelbſt ſind, wahr und offen. Vergangenes behandeln Sie mit Gleichgültigkeit.

Valentine. Und werden Sie mir dabei helfen? — Ich ſelbſt habe Ihnen in meiner Verblendung den Hof unmöglich gemacht.

Georg. Es iſt vielleicht beſſer ſo, ich paſſe nicht dorthin und kann Ihnen mehr nützen, wenn ich im Stillen Ihr Freund bleibe. So lange Sie mich bedürfen, verlaſſe ich dieſe Gegend nicht.

**Valentine.** So ſei es. (Bittend.) Und jetzt entfernen Sie ſich. (Ihm die Hand reichend.) Ich werde ruhig ſein.

**Georg** (ihre Hand haltend, treuherzig). Gute Nacht. Vergeſſen Sie nicht — (bleibt in lauſchender Stellung ſtehen)

**Valentine.** Was ſtarren Sie?

**Georg.** Still! Geflüſter unter dem Balkon.

**Valentine.** Ich höre nichts.

**Georg.** Mein Gehör iſt ſcharf. — Hören Sie jetzt? Der Sand knirſcht, das iſt der Ton einer Leiter, welche angelegt wird, ein Mann ſteigt herauf! Hinweg, gnädige Frau.

**Valentine** (ihn zu den Seitenthüren ziehend). Hierher, kommen Sie! Ha! die Thür iſt verſchloſſen — dieſe auch.

**Georg.** So lauert der Verrath auch in Ihrem Hauſe.

**Valentine.** Retten Sie mich vor Beſchimpfung!

**Georg.** Faſſung, gnädige Frau!

**Valentine** (heftig). Retten Sie mich vor Beſchimpfung!

**Georg** (ruhig). Um jeden Preis?

**Valentine** (händeringend). Um jeden!

**Georg.** Gut. (Zieht ein Terzerol aus der Taſche, ſpannt den Hahn.) Sein Sie ruhig — treten Sie hinter mich. (Führt ſie dicht hinter die Balkonthür.) — Horch, man ſteckt einen Dietrich in das Schloß — er paßt nicht, jetzt einen zweiten, er ſchließt, ich habe aber von innen verriegelt — Ah, es ſind nur Diebe, dieſe Waffe wird unnöthig. (Setzt das Terzerol in Ruh und ſteckt's ein.) das iſt der Ton eines Brecheiſens — ruhig, ruhig, gnädige Frau. (Die Thür geht auf. Zigeuner ſteigt herein, hinter ihm der Hafner an der Thür ſichtbar.)

**Georg** (ſpringt hinter den Zigeuner, ſchmettert ihn mit einem Schlag zu Boden, der Hafner entſpringt). Jetzt ihm nach! Ich ziehe den Todten auf den Balkon, leben Sie wohl, ſchließen Sie hinter mir die Thür.

(Lärm von Außen.)

**Benjamin** (von Außen ſchreiend). Hülfe! Hülfe! Diebe! Mörder!

**Georg** (vom Balkon zurückſpringend). Ich ſehe Fackeln, die Wache naht, die Leiter wird beſetzt.

**Benjamin** (hereinſpringend). Hülfe! Diebe! Mörder! Hier, haltet feſt! (Packt Georg.)

**Georg.** Du Thor!

**Benjamin** (prallt zurück.) Was iſt das! — Retten Sie ſich. (Am Balkon.) Teufel, es iſt zu ſpät.

**Georg.** Wirf die Leiter um. (Benjamin thut's. Georg faßt die erſtarrte Valentine, trägt ſie blitzſchnell auf's Sopha.) Bleiben Sie ſtill liegen. Sie haben geſchlafen. Ha, ein Schmuck! — Sie ſprachen zu mir: retten Sie mich vor Beſchimpfung um jeden Preis. Ich zahle den Preis, Sie ſind gerettet! — (Reißt vom Tiſch das Schmuckkäſtchen, hebt es in die Höhe und ſteckt's in die Taſche.) Schnell deinen Hut, Benjamin, jetzt bin ich ein Dieb, Du kennſt mich nicht; halte mich feſt und mache Lärm.

**Benjamin.** Alle Teufel! (Mit ihm ringend.) Diebe! Räuber! haltet feſt!

(Soldaten zum Balkon heraufſteigend, die beiden Thuren werden erbrochen.)

Lieutenant v. **Stolpe**. Wache.

**Benjamin.** Hilfe, ich halte den Dieb, Hilfe!

**v. Stolpe.** Faßt den Schurken. (Georg plötzlich ruhig, finſter.) Bindet ihn, durchſucht die Taſchen. (Sie thun es.) Ein Terzerol, ha, ein Diamantenſchmuck! Auf der That ergriffen! — Hier liegt der Zweite.

**Georg.** Den hat euer Helfer erſchlagen, der dort, er ſoll mir's bezahlen.

**Benjamin** (ſehr erſtaunt). Ich? Ja ſo, ich verſtehe — (Zum Lieutenant.) Ja, Ew. Gnaden, dem habe ich das Geſchäft verdorben.

**v. Stolpe.** Hebt ihn auf! Er iſt nur betäubt. — Auch den Mann nehmt mit euch.

**Benjamin** (ſich ſträubend). Mich? Wie ſo? Das iſt gegen die Geſetze.

**Wöning** (ſchnell auftretend, den Kopf verbunden).

**Wöning.** Den Mann laßt frei, er hat mir geholfen, die Schurken feſtzunehmen. Himmel, Sie hier, gnädige Frau!

**Valentine** (richtet ſich ſtarr von dem Sopha auf).

**Wöning.** Die Räuber ſind gefangen, heraus mit den Fackeln, beleuchtet die Vögel. — Ha, Saalfeld — ein Dieb!

**Georg.** Ja, ich bin ein Dieb, Sie aber ſind ein Schurke!

**Wöning** (wüthend). Führt ſie fort, — ins Gefängniß. (Georg ſieht Valentinen an, bedeutet ihr zu ſchweigen, ab mit Wache. Wöning, Offizier.)

**Valentine** (ſinkt mit einem Schrei zu Boden; Benjamin folgt händeringend den Abgehenden).

◆

# Vierter Akt.

## Erſte Scene.

(Einfache Zimmerdekoration.)

**Valentine. Robert.**

**Valentine.** Dies Blatt behalten Sie. Wenn Seine Durchlaucht und der Miniſter bei mir ſind, werde ich nach einem Glaſe Waſſer klingeln, dann überreichen Sie das Billet mir. Sie wenigſtens ſind mir treu, Robert, ich kann mich auf Sie verlaſſen. — Iſt meine Kammerfrau abgereiſt?

Robert. Zu Befehl, gnädige Frau. Sie weinte ſehr und wollte noch einmal zu Ihren Füßen Verzeihung erflehen.

Valentine. Ich kann ſie nicht wieder ſehen: ich habe ihr Vertrauen geſchenkt und ſie hat mich verkauft. Sie hat mich ſehr unglücklich gemacht, lieber Robert.

Robert. Liebe, gnädige Frau. (Küßt ihr die Hand.)

Valentine. Vor Dir ſcheue ich mich nicht zu weinen.

Robert. O möchte Alles gut werden.

Valentine. Ich zweifle, wir aber ſollen beſſer werden.

**Bedienter.** Der **Fürſt.** Der **Miniſter.**

Bedienter (die Mittelthür öffnend, meldend). Seine Durchlaucht! (Bedienter und Robert ab.)

Fürſt. Wir ſtören unwillkommen die Ruhe, welche Ihnen, gnädige Frau, heut Bedürfniß ſein muß. Schreiben Sie es meinem Wunſche zu, den frechen Einbruch in den Frieden Ihres Schlafes ſchnell beſtraft zu ſehen. (Sie in den Vordergrund führend.) Können Sie einem Unbeſonnenen die Uebereilung der letzten Nacht verzeihen? Halten Sie das Ganze für einen wüſten Traum, der auch den Unſchuldigſten neckt. Ich bereue, ſchöne Valentine.

Valentine (ernſt). Ich habe ſeit jener Unterredung ſo Unerhörtes erlebt, daß ich in den letzten Stunden nur wenig an Ew. Durchlaucht Traum gedacht habe.

Fürſt. So iſt Friede zwiſchen uns!

Valentine. Ja, Friede.

Fürſt (laut). Die Unterſuchung ſoll unter meinen Augen zu Ende geführt werden, bevor ich die Verbrecher dem ordentlichen Gericht zu Beſtrafung übergebe. (Leiſe.) Ich hoffe ſo jede mögliche Erwähnung naheliegender Umſtände zu vermeiden.

Valentine. Ew. Durchlaucht thun wohl daran.

**Fürſt.** Miniſter Winegg hat auf meinen Wunſch ſelbſt von der Sachlage Einſicht genommen und ich bitte Sie, ſeinen Vortrag anzuhören und durch Ihre Bemerkungen zu vervollſtändigen.

**Valentine.** Ich bin bereit zu hören. (Sie ſetzen ſich — der Fürſt in Valentinens Nähe.)

**Fürſt.** Sprechen Sie, Winegg.

**Winegg.** Geſtern um Mitternacht ging Graf Wöning bei dieſem Pavillon vorüber. Da wurde er durch einen Fauſtſchlag von hinten zu Boden geſtreckt. Durch die Bemühungen eines dazu kommenden Mannes, Benjamin Stubbe, welcher Literat zu ſein angiebt, wurde er in's Bewußtſein zurückgerufen. Er ſah an jenen Balkon zwei Männer eine Gartenleiter anlegen und hinaufſteigen.

**Fürſt** (bei Seite zu Valentine) Wo iſt die ſeidene Strickleiter geblieben?

**Valentine.** Sie iſt in meinen Händen.

**Winegg.** Einen Einbruch vermuthend, rief der Graf die Wache, während Stubbe die Leiter hinaufeilte. Dieſer fand in dem Saale zwei Männer, ſchlug den Erſten, einen Zigeuner, zu Boden und hielt den Andern feſt. Graf Wöning, welcher mit Wache dazu kam, erkannte in dieſem Zweiten den Mann, welcher unter dem Namen Saalfeld Ew. Durchlaucht bekannt iſt.

**Valentine** (bei Seite). O mein Gott!

**Winegg.** Man fand bei ihm ein doppelläufiges Terzerol und ein Etui mit Diamanten. Der Zigeuner behauptete zwar im erſten Verhör allein geweſen und bei ſeinem Eintritt in den Salon durch einen Fauſtſchlag empfangen und niedergeworfen worden zu ſein, geſtand aber in einem zweiten Verhör übereinſtimmend mit Saalfeld, daß ſie ſich Beide zu einem Einbruch verabredet und nach vollbrachter That von Benjamin Stubbe ergriffen worden wären. Jetzt, Frau Baronin, bitte ich um Ihre Ausſage.

**Valentine** (mit Anſtrengung). Ich kann nur wenig ſagen. Ich hatte meine Frauen entlaſſen und war auf dem Sopha eingeſchlummert. Ich erwache von einem Ruf um Hülfe, ſehe fremde Geſtalten in meinem Zimmer ringen, die Thür wird geöffnet, Militair dringt herein und ergreift zwei Männer, von denen der Eine am Boden liegt, der Andere von einem Dritten gehalten wird. Vor Schrecken verlor ich die Beſinnung.

**Miniſter.** Gehört dies Etui Ihnen, gnädige Frau?

**Valentine** (aufſtehend). Es ſind meine Diamanten.

**Miniſter.** Und war der Gefangene, als er ergriffen wurde, im Beſitz Ihres Schmuckes?

**Valentine** (tonlos). Er war es.

**Miniſter.** Und dieſer Mann iſt der ſogenannte Saalfeld?

**Valentine.** Ja.

**Miniſter** (Valentinen fixirend). Die Thüren des Salons waren verſchloſſen und mußten erbrochen werden?

**Fürſt** (ſieht unruhig Valentinen an).

**Valentine.** Ein Verſehen meiner Kammerfrau, ſie glaubte mich in meinem Zimmer und verſchloß, wie ſie jede Nacht thut, die Thüren des Saales.

**Fürſt.** Sie ſind angegriffen, gnädige Frau. Das Verbrechen iſt klar und eingeſtanden. — Winegg, Sie ſind zu Ende.

**Miniſter.** Verzeihen Durchlaucht noch einige Fragen. (Valentine ſetzt ſich.) Der Inculpat Saalfeld hat ſich zuerſt bei Ihnen, Frau Baronin, und durch Sie bei Hofe einzuführen gewußt, wollen Sie die Güte haben, Seiner Durchlaucht mitzutheilen, wie es ihm gelang, Ihren bekannten Scharfſinn zu täuſchen.

**Valentine.** Er brachte mir Briefe einer Freundin aus Italien, in welchen ſein Talent gerühmt wurde, und erſchien mir als ein Mann von Welt und Kenntniſſen. (Mit Doppelſinn.) Wenn ich einem Unwürdigen zu viel vertraut habe, ſo bin auch ich, welche darunter gelitten hat.

**Miniſter.** Auch hatte Seine Durchlaucht bereits geſtern aus Ihren Andeutungen Mißtrauen gegen den Saalfeld geſchöpft.

**Valentine.** Das Benehmen des Mannes ſchien mir ungewöhnlich.

**Fürſt.** Ja, Ihr Auge, gnädige Frau, hatte den Abenteurer zuerſt erkannt.

**Miniſter.** Auch Graf Wöning ſagt aus: dieſer Saalfeld ſei ihm von Anfang an myſteriös und verdächtig vorgekommen, und er habe ihn vor und ſeit ſeiner Einführung bei Hofe in ſehr vertraulichem Verkehr mit Geſindel erblickt, auch habe er ſelbſt Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß der Gefangene kein Mann von Ehre ſei.

**Valentine.** O Himmel!

**Fürſt.** Es iſt kein Zweifel, wir ſind durch einen gewandten Gauner myſtificirt worden.

**Miniſter.** So erſcheint denn Alles klar bis auf Eins.

**Fürſt** (geſpannt). Und das iſt?

**Miniſter.** Die Perſon des Verbrechers ſelbſt. Ein Dunkel ſchwebt über ihm, welches nicht zu löſen iſt. Er hat jede Auskunft über Alter, Herkunft und Heimath entſchieden verweigert, nach den Notizen des Verhörrichters iſt er ein Mann von großer Bildung, wenigſtens großer Klugheit, und einige beſchriebene Blätter, welche in ſeinem Notizenbuch gefunden wurden, ſollen zwar mancherlei anſtößige Anſichten, aber durchweg Haltung und Biederkeit verrathen.

**Valentine** (klingelt. Robert kommt). Ein Glas Waſſer.

**Fürſt.** Und iſt denn der hier Ergriffene wirklich der wahre Saalfeld, vielleicht iſt auch das Betrug.

**Miniſter.** Sein Paß läßt darüber kaum einen Zweifel. Befremdlich iſt auch, daß ſeine Wohnung bei der Hausſuchung heut Morgen ausgeräumt gefunden wurde. Der Menſch iſt entweder ein gefährlicher Verbrecher oder — ein Räthſel.

**Fürſt.** Wahrſcheinlich Beides.

**Robert** (bringt Waſſer und das Billet). Dies Billet wurde abgegeben.

**Valentine.** Die Adreſſe iſt an Se. Excellenz.

**Fürſt.** Nehmen Sie, Winegg.

**Miniſter** (für ſich). Die Hand iſt verſtellt. (Lieſt.) „Saalfeld, der Räuber von geſtern und ihr Neffe Georg ſind dieſelbe Perſon.“ (Erſchrickt.)

**Fürſt.** Was haben Sie, Winegg?

**Miniſter.** Verzeihung, Durchlaucht, ich ſehe einen Weg die Perſönlichkeit des Verbrechers zu ermitteln. (Sucht ſich zu faſſen.)

**Fürſt.** Soll denn dieſe unheilvolle Geſchichte uns Alle verwirren? Die Baronin ringt mit einer Ohnmacht und Sie ſtehen bleich und verſtört, wie vor dem Entſetzlichſten. — Winegg, es iſt mein ernſter Wille, daß die Sache zu Ende komme. Laſſen Sie nach jetziger Lage der Akten die Sentenz fällen und die Verbrecher ſo ſchnell als möglich der verdienten Strafe zuführen. — Leben Sie wohl, ſchöne Valentine, meine Pflicht iſt, die zu beſtrafen, welche Ihren Schlummer verkürzt haben; üben Sie das Recht der Heiligen, allen Sündern zu verzeihen. (Ab mit dem Miniſter.)

**Valentine** (das Haupt auf das Sopha beugend). O mein Gott! mein Gott!

### Prinzeß **Marie.**

**Prinzeß Marie** (zur Seitenthür hereinſehend). Sind ſie fort? (Hereinkommend.) Mein erlauchter Valentin iſt ſcheu und verlegen, der Herr Miniſter ſieht aus wie eine Wetterwolke, und auch Du Valentine haſt verweinte Augen, Du arme Beſtohlene! (Lacht.)

**Valentine** (gereizt). Durchlaucht ſind heute in froher Laune.

**Marie** (ſie liebkoſend). Nicht mehr, wenn es Dich ſchmerzt. Aber ich muß lachen, wenn ich daran denke, er ein Spitzbube! (Lacht.) Es iſt zu abgeſchmackt.

**Valentine.** Wie meinen Sie das, Durchlaucht?

**Marie.** O Schelm, verſtelle Dich nicht, Du weißt das beſſer. (Sie auf das Sopha ziehend.) Sieh, Valentine, Du und die Fürſtin Mutter und zu Zeiten mein ſehr gnädiger Couſin, Ihr behandelt mich nur wie ein einfältiges Kind, aber ich bin klüger als Ihr meint.

**Valentine** (ungeduldig). Marie, Du ſprichſt in Räthſeln.

**Marie.** Gut, ſo will ich Dir vertrauen, was Du gute, ſtolze Seele nicht weißt — (wichtig) der Gefangene iſt kein Dieb!

**Valentine** (mit erzwungener Ruhe). Und woher willſt Du das wiſſen?

**Marie.** Aber das ſieht man ja beim erſten Blick. Wer ein ſo klares Auge hat, der ſtiehlt nicht.

**Valentine.** Der Schein trügt.

**Marie.** Hier nicht. Ich war in ſeiner Nähe ſo froh und ſicher, wie bei einem recht guten Menſchen. Valentine, wenn er mit mir ſprach, glaubte ich einen Bruder zu hören.

Valentine. Sein Zauber hat auch Dich berückt.

Marie. Zuerſt wußte ich nicht, was ich aus ihm machen ſollte. Er iſt ſicher und leicht, aber nicht vornehm. Endlich merkte ich's, er iſt nicht, was er ſcheint.

Valentine. Prinzeß!

Marie. Es iſt gar kein Europäer, vielleicht ein indiſcher Prinz.

Valentine. Du dichteſt!

Marie. Denke Dir, ſeine Haut iſt tättowirt!

Valentine (zuckt die Achſeln).

Marie. Er iſt tättowirt, er iſt ein Wilder. Er ſtreifte den Handſchuh von der Hand, und glaube mir, in ſeine Handfläche ſah ich deutlich mit feinen blauen Punkten eine Eidechſe gezeichnet.

**Valentine.** Solche Figuren zeichnen die Galeerenſklaven im Bagno auch.

**Marie.** Wie häßlich Du biſt. — Er überreichte mir ſein Taſchenbuch, es roch nach dem neuen Parfum, das uns der Geſandte aus Paris geſchickt hat.

**Valentine.** Ein Zufall.

**Marie** (ſicher). Das iſt ein untrüglicher Beweis. Wer das Parfum gebraucht, gehört zu uns, das iſt ſicherer als eine Fürſtenkrone.

**Valentine.** Vielleicht iſt er ein Freund des Fabrikanten.

**Marie.** Pfui, Valentine, verſtelle dich nicht, es nützt Dir nichts. (An ihrem Ohr.) Er liebt Dich —

**Valentine** (erſchrocken aufſtehend). Durchlaucht!

**Marie.** Er liebt Dich, er wollte Abſchied von Dir nehmen, er war bei Dir als die Diebe einbrachen — o ich errathe Alles! (Sie umarmend.) Liebe, liebe Valentine, weine nicht, ich will ja Dein Geheimniß ſtill im Herzen bewahren. Er iſt ſchön und edel, Valentine, liebſt Du ihn?

**Valentine** (ſich an die Prinzeß lehnend). Ich fürchte mich vor ihm.

**Marie.** Sei ruhig, dann wirſt Du ihm wohl auch gut ſein. — Nein, ängſtige Dich nicht. Alle halten ihn für einen Verbrecher, nur ich nicht, ich weiß auch warum! (Valentine liebkoſend.) Sieh, Valentine, ſo biſt Du recht — (leiſe) es war in dieſen Wochen etwas Geſpanntes zwiſchen uns, Valentine, ich war eiferſüchtig auf Dich.

**Valentine.** Ach, Marie, ich hatte Dir Grund dazu gegeben, verzeihe mir. (Küßt ihr die Hand.) Ich war in großer Gefahr, doch das iſt jetzt vorüber.

**Marie.** Seit *er* zu uns kam?

**Valentine.** Seit dem Tage.

**Marie** (froh). O ich wußte es, er iſt mein guter Engel! -- Was willſt Du jetzt thun, Valentine?

Valentine. An ihn denken, vielleicht — vor ihm entfliehen.

Marie. Und er?

Valentine. Er iſt glücklich, er hat jetzt ein Recht ſtolz zu ſein, denn er hat mir Alles geopfert.

Marie. Ja, um Alles wieder zu gewinnen, das iſt ſo Männerart.

Robert

Robert (meldend). Herr Rath Müller.

Valentine. Was kann er wollen?

Robert. Er komme wegen des Diebſtahls.

Valentine. Ach! dieſe fürchterliche Unterſuchung! — Durchlaucht! Ich werde ihn annehmen müſſen.

Marie. Thue das, Valentine, aber ſchicke ihn ſchnell wieder fort, und höre, verſprich mir, Dich zu ſchonen, ich habe die heutige Waſſerfahrt abſagen laſſen und will, wenn es Dir lieb iſt, den Nachmittag auf Deinem Tabouret als Krankenpflegerin zubringen.

**Valentine** (ſich auf ihre Hand beugend.) Liebe Durchlaucht!

**Marie** (ſie auf die Wange küſſend). Auf Wiederſehen! (Bei dem eintretenden Müller, welcher ihr eine tiefe Verbeugung macht, vorher ab. — Robert ſetzt Stühle, ab.)

**Müller.**

**Müller.** Verzeihung, gnädige Frau, wenn ich ſtöre, ich komme als Freund Georg Saalfelds.

**Valentine** (überraſcht). Sie kennen Herrn Saalfeld?

**Müller.** Seit ſeiner Jugend. Heute gegen Morgen dringt ſein Diener in mein Zimmer, überbringt mir die Papiere und werthvollſten Effekten ſeines Herrn und erzählt das Unglaubliche, ſein Herr ſei in Ihrer Wohnung verhaftet, des Diebſtahls überführt und geſtändig. Das Gerücht erfüllt bereits die Stadt, hier höre ich von allen

Seiten die Beſtätigung. Bevor ich öffentliche Schritte thue, um dies entſetzliche Mißverſtändniß aufzuklären, fühlte ich mich verpflichtet, Sie aufzuſuchen, da ich die Ueberzeugung habe, daß Sie ſo wenig als ich an die Möglichkeit glauben, mein unglücklicher Freund könne ein niedriger Verbrecher ſein.

**Valentine.** Und wenn ich es nicht glaube?

**Müller.** Ich wußte es. In dieſem Falle erbitte ich mir Ihren Rath, welche Schritte ich thun und wie weit ich gehen darf, um ſo ſchnell als möglich die traurige Verwirrung zu löſen.

**Valentine** (nach einer Pauſe). Thun Sie, was Sie für Pflicht halten; geben Sie alle Aufſchlüſſe, welche Sie geben können, aber handeln Sie durchaus *ohne* mich.

**Müller.** Aber, gnädige Frau, Sie werden begreifen, daß nur Sie im Stande ſind, das ſeltſame Dunkel aufzuhellen.

**Valentine.** Ich? — und wenn ich nicht will?

**Müller.** Sie wollen nicht? Ein Mann fällt als Opfer unſeliger Verwickelungen, vielleicht, wenn ich recht ahne, als Opfer einer unerhörten Großmuth, und Sie könnten kalt, ſchweigend ſein Verderben anſehen, Sie, wahrſcheinlich die Urſache ſeines Leidens? — Wiſſen Sie, gnädige Frau, was auf dem Spiele ſteht? Die Freiheit, die Ehre eines Mannes.

**Valentine** (aufſtehend, mit Würde). Gegen die Ehre einer Frau!

**Müller** (mit Bitterkeit). Gegen Ihre Ehre, Madame.

**Valentine** (ſtark). Wäre ich ein Mann, ſo würde dieſes Achſelzucken eines Schwächlings Ihr Tod: ich bin ein Weib und habe die bittere Tugend geübt, Verläumdung zu verachten. — An Sie, als den Freund eines edleren Mannes, aber noch ein Wort zur Warnung. Geſetzt, Ihr Freund wollte ein groſſes, unerhörtes Opfer bringen, welches Recht haben Sie, als dünkelhafter Vormund ihm hindernd in den Weg zu treten? Iſt er nicht ſtark, weiſe, kühn, wohl geeignet ſelbſt das Rechte zu finden? Haben Sie ein anderes Recht, als ihn zu beklagen, vielleicht zu bewundern? Und geſetzt, Ihr Freund brächte ein ſolches Opfer für eine Frau, ahnen Sie nicht, wie viel auch die Frau ihm ſchenken würde, wenn ſie das Opfer annähme? Wenn er für ein Weib Freiheit und Ehre hingiebt, ſo gewönne er dadurch ein heiliges Recht auf ihre Ehre und Freiheit und ſie hätte Nichts mehr, was ſie einem ſolchen Manne verſagen dürfte. — Was ich zu thun gedenke, bleibt zwiſchen mir und meinem Gott, Ihnen aber, mein Herr, rathe ich den Willen des Dulders zu ehren. (Beide zu verſchiedenen Seiten ab.)

## Zweite Scene.

Gefangniß. — Ein Schemmel. Zur Seite oben ein Gitterfenſter.

**Georg** mit Ketten. Der **Zigeuner**. **Schließer**.

Schließer. Tretet ein, Ihr Galgenvögel, ich gehe, dem da (auf dem Zigeuner weiſend) ſeine Zelle ſäubern.

Zigeuner. Wo komm' ich hin?

**Schließer.** In den Thurm. (Ab.)

**Zigeuner.** Verflucht, dort ſind Ratten. Das dank' ich Dir, Du Schuft.

**Georg** (der ſich auf dem Schemmel geſetzt, launig). Mir, würdiger Mann? Da thuſt Du Dir ſehr Unrecht. Die Ratten und die Raben ſind von je eine läſtige Zugabe bei Deiner Kunſt.

**Zigeuner** Deiner? Haſt Du nicht auch geſtohlen, Du Schuft?

**Georg.** Höre, mein Freund, ich erſuche Dich um Höflichkeit. Wir ſind jetzt zwei Kaſtanien in einer Schale und die Schaale iſt ſehr enge, wenn Du Dich ungeberdig ſtellſt, wird ſie für uns Beide zu klein.

**Zigeuner.** So ſpringe doch hinaus, Du glatter Taugenichts, dort iſt die Thür, hahaha!

**Georg.** Ich weiß ein beſſeres Mittel, ich werde Dir mit Deinem eigenen Halstuch den Mund zubinden.

**Zigeuner.** Das probir' einmal.

**Georg.** Denke an die Fauſt, die Dich zu Boden ſchlug! (Bei Seite.) Man wird ordentlich ein Renommiſt unter dem Geſindel.

**Zigeuner** (drohend). Den Schlag ſollſt Du mir noch bezahlen.

**Georg.** Das werde ich auch. Vergiß nicht, daß Dir Geld geboten iſt, wenn Du vor Gericht grade ſo ausſagſt, wie ich's verlange.

**Zigeuner.** Aber wann ſoll ich's haben?

**Georg.** In drei Tagen. Erhältſt Du die Summe nicht, ſo magſt Du erzählen, was Du willſt, obwohl Du recht gut weißt, daß Dir das nicht helfen wird.

**Zigeuner.** Gut, drei Tage will ich warten.

**Georg.** Und wozu willſt Du das Geld in Deinem Gefängniß?

**Zigeuner.** Das iſt meine Sorge. Geld iſt überall gut, im Gefängniß gilt's doppelt. -- Aber wo willſt Du's hernehmen?

**Georg.** Das iſt meine Sorge.

**Zigeuner.** Und weshalb biſt Du ſo hitzig, mein Kamerad zu werden?

**Georg.** Das brauchſt Du nicht zu wiſſen. Keinenfalls, um das Vergnügen Deiner Geſellſchaft zu genießen, Du biſt ſehr unintereſſant.

**Schließer.**

**Schließer** (zum Zigeuner). Fort mit Dir, Deine Zelle iſt bereit.

**Zigeuner.** Lieber bei den Ratten als bei Dieſem. (Ab mit dem Schließer.)

**Georg** (ihm nachſehend). An dem iſt wirklich nicht viel.

**Benjamin. Schließer.**

**Benjamin** (eintretend). Was? In Ketten! (Zornig.) Wie könnt Ihr ihn in Ketten legen? Das iſt ungerecht, das iſt ungeſetzlich! Er hat ja Alles geſtanden wie ein Lamm, und Ihr unterſteht Euch, ihn zu ſchließen? Das iſt nichtswürdig, das iſt Tyrannei, das iſt gegen die Criminalordnung! Meint Ihr, daß ich das Geſetz nicht kenne?

**Schließer.** Halt's Maul, Benjamin, oder ich werfe Dich hinaus! (Ab.)

**Benjamin** (ihm nachrufend). Es iſt ungeſetzlich! — (Geht an die Ketten, befühlt ſie, verächtlich.) Die Schafsköpfe! Es incommodirt ſehr wenig, Ew. Gnaden, ein Hieb und die ganze Geſchichte fällt ab. Es ſind große Schafsköpfe und das nennen ſie ſchließen! Es iſt lächerlich, mit ſolchem Bindfaden einen Mann wie Ew. Gnaden feſthalten zu wollen.

**Georg** (lachend). Das meine ich auch, Benjamin! Aber weshalb geriethſt Du ſo in Zorn?

**Benjamin** (ſcheu). Es war nur, Ew. Gnaden, man muß ſich der Polizei gegenüber nichts von ſeinem Rechte vergeben, das Volk nimmt ſich ſonſt zu viel Freiheiten heraus.

**Georg.** Du haſt Recht, Benjamin. Jetzt aber ſage mir, wie biſt Du hereingekommen?

**Benjamin.** Der Schließer iſt ein alter Freund von mir und ich war Beſitzer eines Louisd'ors von Ew. Gnaden.

**Georg.** Und den haſt Du für mich ausgegeben! — Und was verſchafft mir die Ehre Deines Beſuches?

**Benjamin** (feierlich). Ew. Gnaden, die drei Tage ſind um, unſer Contract iſt zu Ende.

**Georg.** Und Du haſt die Luſt verloren, ehrlich zu ſein?

**Benjamin.** Hm! Mit der Ehrlichkeit war das eine eigene Sache. Sonſt mauſte ich, heut vor Gericht mußte ich auf Ew. Gnaden Befehl lügen.

**Georg** (aufſtehend). Der Vorwurf iſt gerecht, Benjamin, und es thut mir um Deinetwegen ſehr leid, daß es ſo ſein mußte.

Benjamin. O machen ſich Ew. Gnaden darüber keine Sorge. — Ach, Sie ſind ſo gütig gegen mich, und ich bin's doch eigentlich geweſen, der Sie in's Unglück gebracht hat.

Georg. Ja, Du haſt laut genug geſchrieen.

Benjamin. Wie ein Eſel, Ew. Gnaden, wie ein unerhörter Eſel. — Aber habe ich heute vor Gericht meine Sache nicht gut gemacht?

Georg. Vortrefflich. Du warſt der ſchlaueſte Teufel, der je vor einem grünen Tiſche ſtand.

Benjamin. Ew. Gnaden ſind ſehr gütig. Der Harfner iſt ungeſehen entſprungen, und Niemand denkt an ihn, da Ew. Gnaden ſtatt ſeiner eingetreten ſind.

Georg. Und ſonſt ſteht Alles gut?

Benjamin. Sehr gut. Der ganzen Reſidenz und den umliegenden Dörfern ſtehen die Haare zu Berge über Ew. Gnaden Nichtswürdigkeit.

Georg. Gut. Aber meine Papiere, meine Wohnung, ſie ſind durchſucht?

Benjamin. Ja, aber das Neſt war bereits ausgenommen.

Georg. Wie?

Benjamin. Heut früh um vier Uhr trug ich Ihre Papiere und Effecten zu Herrn Rath Müller. Er verſiegelte ſie in meiner Gegenwart.

Georg. Benjamin, Du biſt unbezahlbar. Jetzt ſind wir ſicher.

Benjamin. Ja, Ew. Gnaden, fünf bis ſechs Jahre Zuchthaus ſind ſicher, oder waren Ew. Gnaden bereits anderweitig in Unterſuchung?

Georg (lächelnd). Ich fürchte faſt, Benjamin.

Benjamin (eine Priſe nehmend, bedächtig). Da können es bis fünfzehn Jahre werden, Ew. Gnaden.

Georg. Das müſſen wir abwarten. Jetzt aber, zu Dir, armer Schelm.

**Benjamin** (bei Seite). Er nennt mich einen armen Schelm, und ich bin frei, er aber ſitzt auf fünfzehn Jahre in Eiſen!

**Georg.** Ich meine es gut mit Dir, Du zeigteſt Verſtand, gute Laune, ein rohes Ehrgefühl, vielleicht ein zugängliches Herz. (Herzlich.) Benjamin, um Deinetwillen thut mir's leid, daß ich gefangen bin. Reich' mir die Hand, mein Freund, und gehe, ich fürchte, ich muß Dich aufgeben.

**Benjamin.** Aber ich gedenke Sie nicht aufzugeben. — (Zögernd.) Ew. Gnaden, könnten wir den Contract nicht erneuen?

**Georg.** Benjamin, Du willſt meinem Leben folgen?

**Benjamin.** Durch dick und dünn.

**Georg.** Und Deine Kunſt aufgeben?

**Benjamin.** Seit Ew. Gnaden hineingepfuſcht haben, habe ich keine Luſt mehr dazu. Die zwei Tage Ehrlichkeit haben mich zurückgebracht, am dritten beging ich die größte Dummheit meines Lebens, das muß gut gemacht werden.

Georg. Siehſt Du, Teufel, dieſe Seele werde ich Dir abgewinnen! — Es iſt gut, Benjamin, Du bleibſt in meinem Dienſt. Gehe zum Rath Müller, laß Dir geben, daß Du zu leben haſt, bis ich frei werde, und ſage ihm, er ſolle ſchweigen, wenn er mich liebt.

Benjamin. Ich gehorche. Es raſſelt am Schloſſe, der Polizeimann behorcht uns — (mit Bedeutung) Haben mir Ew. Gnaden nichts mehr zu ſagen?

Georg. Daß Du vorſichtig ſein wirſt, weiß ich.

Benjamin. Sonſt nichts? Soll ich denn die fünfzehn Jahre Zuchthaus abwarten, bevor ich die Freude habe, Ihren Rock auszubürſten?

Georg. Nein! Höre, ich muß vor dem Gericht und vor den Menſchen ein Dieb bleiben, aber es iſt nicht nöthig, daß ich fünfzehn Jahre Deinen angenehmen Umgang entbehre. Wann geht heut der Mond auf?

**Benjamin.** Nach Mitternacht.

**Georg.** Und wann ſollſt Du vor Gericht Deine Ausſagen beſchwören?

**Benjamin.** In drei Tagen.

**Georg.** Gut. Das ſoll vermieden werden. In zwei Tagen will ich frei ſein, dort hinaus (auf das Fenſter deutend), oder wenn ich in der Zeit transportirt werde, auf dem Marſche. Du wirſt mich begleiten.

**Benjamin.** Schön, in zwei Tagen. Verlaſſen ſich Ew. Gnaden ganz auf mich. Es iſt gar keine Ehre dabei, aus ſolch' lumpigem Gefängniſſe auszubrechen.

### Schließer.

**Schließer** (ſchnell). Fort mit Dir, Schurke, es kommt Beſuch, es koſtet mich mein Amt, wenn ſie Dich hier finden.

**Benjamin.** Na, na, immer ruhig und anſtändig, Herr Polizeimann. — Bonjour, Gefangener. (Wird hinausgezogen.)

**Georg.** Lebe wohl, Du treuer Mann. (Es raſſelt.) Schon wieder Geräuſch, dies Gefängniß iſt offenbar nicht nach dem pennſylvaniſchen Syſtem eingerichtet.

Miniſter. Schließer.

**Miniſter.** Laſſen Sie mich mit dem Gefangenen allein.

**Georg.** Himmel, mein Oheim!

**Miniſter** (vortretend, ſtrenge). Sehen Sie mir in's Geſicht.

**Georg** (ſieht ihn an. Pauſe).

**Miniſter** (auf den Schemmel ſinkend). Gerechter Gott, er iſt es!

**Georg** (bei Seite). Er dauert mich, er iſt alt geworden. (Ruhig.) Was führt Sie in mein Gefängniß?

**Miniſter.** Kennen Sie mich?

**Georg.** Vielleicht.

**Miniſter.** Kommen dieſe Zeilen von Ihnen? (Giebt ihm das Billet Valentinens.)

**Georg** (das Billet nehmend). Nein. (Bei Seite.) Es iſt von Valentinen, was bedeutet das Billet?

**Miniſter.** Unglücklicher, verworfener Menſch, mußte es ſo weit mit Dir kommen?

**Georg** (für ſich). Sie geht auf meinen Plan ein und will durch den Oheim meine Flucht befördern. Dank, Valentine!

**Miniſter.** Ein Verbrecher ohne Scham, ein gemeiner Schurke, ein Räuber!

**Georg** (ruhig). Georg Winegg liegt als Räuber in Ketten. Einſt war er eine Waiſe, hatte keinen Beſchützer als den Bruder ſeines Vaters. Ich könnte jetzt fragen, was hat der Oheim gethan, ſeinen Neffen vor dem Fall zu bewahren? Er hat den heißblütigen Jüngling feindſelig mit den Waffen eines ſtrengen Geſetzes verfolgt, hat ihn wegen einer Knabenthorheit aus dem Lande geworfen, einen Jüngling, ohne Erfahrung, ohne Schutz, vielleicht ohne Grundſätze. Was flucht jetzt der Oheim, wenn ſein Neffe ein Schurke geworden iſt? Aber Ihr Schmerz dauert mich, Sie ſind ein Greis, Ihr Antlitz trägt die Züge meines todten Vaters und ſo ſpreche ich: Jede Schuld, die Sie vielleicht an meinem Leben haben, verzeihe ich Ihnen von Herzen.

**Miniſter.** Welche Sprache? (Aufſtehend, kalt.) In Ihren Worten iſt eine traurige Wahrheit und ich nehme es als verdiente Strafe, daß ſie mir aus dem Munde eines Verbrechers kommen. Aber vergeſſen Sie nicht, daß der Diener ſeines Monarchen, der zum Verwalter geſetzt iſt über ein ganzes Land, höhere Pflichten hat, als die Sorge um ſeine Angehörigen.

**Georg.** Ein guter Menſch hätte das Nothwendige mit weinendem Auge gethan, Sie thaten es kalt, feindſelig, drohend.

**Miniſter.** Meine Ehre ſtand auf dem Spiel, der Ruf eines langen, pflichtgetreuen Lebens, das Vertrauen meines Fürſten. Ich mußte in einer argwöhniſchen Zeit ſtrenge gegen Sie ſein, wenn ich mich nicht ſelbſt in Verdacht bringen wollte.

**Georg.** So war es. Sie opferten mich dem was Sie Ihre Ehre nennen. Aber laſſen wir das. Sie haben mich beſucht, mein Oheim, das zeigt von neuer Sorge für Ihren Namen, vielleicht von Mitgefühl für mich. Meine Zukunft kümmere Sie ſo wenig, als meine Vergangenheit, ich gebe Ihnen freiwillig das Verſprechen, nie zu verrathen, daß ich Ihren Namen trage. Nur zwei Menſchen in dieſem Lande kennen meine Herkunft, und ich flehe für Beide, wie für mich ſelbſt.

**Miniſter.** Und wer biſt Du, unerklärlicher Menſch, der das Auge eines Ehrenmannes hat und ein niedriges Laſter auf ſeiner Zunge? Wer biſt Du, der Du den Stolz haſt, einen Greis zu beklagen? Georg, Du biſt kein Dieb.

**Georg** (kalt). Vielleicht nur ein praktiſcher Philoſoph. Ihre Geſetze haben mich zu Tode gehetzt wie einen reißenden Wolf, welche Pflicht hätte ich, Ihre Geſetze zu ehren? — Und jetzt, mein Oheim, vergeſſen Sie, unter welchen Verhältniſſen wir einander wiederſahen, laſſen Sie mich die wenigen Augenblicke, wo unſere verſchiedenen Wege einander kreuzen, mit einer Frage an Ihr Leben ſchließen: Bruder meines Vaters, ſind Sie glücklich?

Miniſter (zuckend). Ich bin alt, mein Haus iſt öde.

Georg. Und Ihr Bewußtſein?

Miniſter. Ich habe dem Wohle meines Fürſten mein Leben geopfert und genieße ſein Vertrauen.

Georg. Und wie dankt Ihnen das Volk, welches Sie regieren?

Miniſter. Es wird mir fremd, ich ſtehe allein.

Georg (ſeine Hand faſſend). Armer, armer Mann!

**Miniſter.** Einſt las ich in fremder Zeitung von einem Winegg, der in einem andern Welttheile für das Leben neuer Völker kämpfte. Der war ein Soldat und Staatsmann und diente ſeinem Götzen, der Freiheit, wenigſtens männlich und mit gutem Rufe. — Man nannte ihn brav und tüchtig. Als ich das las, dachte ich an meinen Neffen und auf das Zeitungsblatt fiel die Thräne eines alten Mannes.

**Georg.** Hilf mir, Valentine! (laut). Ew. Excellenz vergeſſen das rothe Etui.

**Miniſter.** O Gott! — Und dennoch, wenn ich dieſe feſten Züge, die freie Haltung eines Mannes anſehe, ſo tritt das Bild meines Bruders vor meine Seele und ruft: Der Mann iſt kein Dieb, er hat unſern Namen nicht an den Galgen geſchlagen.

**Georg** (düſter für ſich). Er muß mich ſchuldig glauben, ſonſt iſt die Geliebte verloren. Sendet mir eine Lüge, ihr Himmliſchen! — Ha, es wird ihn tröſten, wenn ich kein gewöhnlicher Schurke bin.

**Miniſter.** Georg, haſt Du kein Wort für mich, dies Räthſel zu löſen?

**Georg** (kurz, abgebrochen). Ihr Souverain beabſichtigt einen Handelsvertrag mit dem größten Ihrer Nachbarſtaaten.

**Miniſter.** Was ſoll das hier? Es iſt ein Geheimniß, das nur Wenige theilen.

**Georg.** Dieſer Vertrag würde, falls er zu Stande käme, die Intereſſen der großen Macht, der ich jetzt angehöre, auf das Tiefſte verletzen.

**Miniſter.** Das iſt wahr, aber woher —

**Georg.** Die Verhandlung wird mit der größten Heimlichkeit und Zartheit betrieben, und das iſt gut, denn unſer Gold klingt auch an dieſem Hofe. — Sie hat ſich in eine Privatcorreſpondenz der Baronin Geldern mit einer erlauchten Dame des Nachbarlandes gehüllt.

**Miniſter.** Wahr, welcher Dämon hat Ihnen —

**Georg** (bei Seite). Dank Valentine! — Dieſe Correſpondenz um jeden Preis zu erhalten iſt der eifrige Wunſch unſeres Premierminiſters.

**Miniſter** (unruhig). Das iſt zu fürchten, allerdings.

**Georg.** Die Baronin ſelbſt habe ich jeder Verſuchung unzugänglich gefunden — die Copien dieſer Briefe aber liegen in dem Bureau der Baronin, und das Bureau ſteht in demſelben Pavillon, welchen ſie bewohnt.

**Miniſter.** Weiter, weiter!

**Georg.** Ich bin zu Ende.

**Miniſter.** Und die Diamanten? Und der Mitgefangene?

**Georg.** Nothbehelf! Ein politiſcher Diebſtahl verſteckte ſich hinter eine Armeſünderthat.

**Miniſter.** Iſt es wahrſcheinlich? Iſt es nur möglich? Und doch, ſchon ſeine Bekanntſchaft mit dem Geheimniß iſt ein ſicherer Beweis. Unglücklicher Thor! Spion und Opfer einer rückſichtsloſen Politik, was wird Ihr Loos ſein?

Georg. Ich bleibe ein Dieb, bis ich vergeſſen bin.

Miniſter. Wir ſind zu Ende. Ich verſpreche das dunkle Geheimniß zu bewahren und verſage Ihnen mein Mitleid nicht, aber ich bin Ihnen fremd von heute ab. — Kann ich noch etwas für Sie thun?

Georg (mit einem Blick auf das Fenſter). Laſſen Excellenz mich noch zwei Tage in dieſem Gefängniß.

Miniſter (nach einer Pauſe). Es ſei! — (An der Thür.) Wenn Sie jenſeit der See ſind, ſenden Sie mir Nachricht.

Georg. Ich werde ſie ſenden. (Miniſter ab.) Es iſt hart, einen Mann mit weißem Haar zu belügen, doch zur Hälfte iſt er beruhigt, daß ich nur ein diplomatiſcher Gauner bin. Fahre wohl, mein Oheim. — Triumph, es iſt gelungen, ſie ſind Alle auf falſcher Fährte. Meiner Treu, ihr Herrn, ich hätte nicht gedacht, daß man ſo leicht ein überführter Schuft werden könnte. — Und Valentine? — Jetzt iſt ſie noch überraſcht und betäubt, indeß verſchwinde ich ſtill und geräuſchlos, die Sache wird vergeſſen und ſie bleibt ungefährdet im ſichern Genuß ihres Lebens. — Ah, die Gitterſtäbe färben ſich goldgelb, es muß draußen ein ſchöner Sonnenuntergang ſein. (Setzt ſich auf den Schemmel, ſingt leiſe vor ſich hin und klirrt zum Refrain mit der Kette.)

(Die Thür öffnet ſich während des Geſanges. — Valentine tritt herein, betrachtet den Sitzenden gerührt, endlich legt ſie die Hand auf ſeine Schulter und weint.)

**Georg** (leiſe und innig). Valentine!

**Valentine.** Mein lieber Freund! (Stützt ihr Haupt auf das ſeine und weint. Nach einer Pauſe.) Saalfeld, was haben Sie gethan?

**Georg.** Das Nothwendige. — Weinen Sie nicht, ich bin nicht unglücklich.

**Valentine.** Aber ich bin es. Ihr Opfer drückt mich zu Boden.

**Georg.** Muth, meine Freundin! Was Sie ein Opfer nennen, iſt für mich nichts, als ein Tag wilden Humors aus meinem bunten Leben, ein vorüberziehendes Bild mit neblichten Geſtalten, aus denen nur eine hell in meiner Erinnerung ſtehen ſoll. — Es war eine phantaſtiſche Laune, mich als Herrn Saalfeld in meiner Heimath auftreten zu laſſen, ich mache jetzt dem Leſepublikum einiger deutſchen Leihbibliotheken das Vergnügen, ein intereſſanter Spitzbube zu werden. Das iſt Alles. Die Buchhändler werden mir's danken, denn ich werde der Held einiger modernen Diebsromane werden. Was iſt dabei Gefährliches? Ich werfe von heute den Namen Saalfeld ab, wie ein Kleid, das durch einen Schmutzfleck beſchädigt iſt, und ſchwimme als Georg Winegg in den großen Strom unſeres Jahrhunderts rüſtig weiter. So iſt, was Sie ein Opfer nennen, für mich keines.

Valentine. Nein, mein Freund, ſo täuſchen Sie mich nicht. — Und was ſoll zwiſchen uns Beiden werden?

Georg. Trennung. — O das iſt das Einzige was ich zu ertragen zittre.

Valentine. Trennung!

Georg. Ja, Trennung — für immer.

Valentine. Und was wird aus mir werden, wenn ich hier zurückbleibe, eine untilgbare Schuld gegen Sie in meinem Gedächtniß, unter Verhältniſſen, die mir von jetzt ab hohl, unwürdig, haſſenswerth ſind?

Georg. Sie werden an mich denken, vielleicht mich lieben. Sie werden durch den Gedanken an den fernen Freund den Muth gewinnen, Ihrer erlauchten Freundin einen Gemahl zu geben. Dann Valentine, verlaſſen Sie den Hof, reiſen Sie; in Italien finden Sie bei der Lady ein großes Herz und friſches Leben. Ich habe, jetzt kann ich es Ihnen geſtehen, der Freundin in Syrakus verſprochen, Sie von hier fort zu ziehen und zu ihr zu führen, ſagen Sie der Lady, ich ſendete Sie als meine Schweſter, als die Schweſter Georg Saalfelds.

Valentine. Und ſoll ich bei der Freundin nicht auch Sie wiederſehen?

**Georg** (das Haupt ſchüttelnd). Ich heiße dort Saalfeld, der Mann muß verſchwinden.

**Valentine.** O Gott! — Und was wird aus Ihnen, edler, uneigennütziger Mann?

**Georg** (ihre Hand faſſend und nach oben zeigend). Ich verſchwinde. — Wie jetzt der letzte Sonnenſtrahl von den Gitterſtäben ſcheidet, ſo ſcheide ich ſtill und flüchtig. Wenn der Strahl von heute ab zum zweitenmale dort ausgelöſcht iſt, folge ich ihm. Mein Pfad iſt geebnet, ich habe einen treuen Kobold in meinem Sold, der ſoll mich unter ſeinem Mantel forttragen.

**Valentine.** Und wohin gehen Sie?

**Georg.** Der Sonne nach; hier geht ſie unter, den Völkern im Weſten geht ſie auf. Ich gehe nach dem Weſten.

**Valentine** (ſchmerzlich). Nach Amerika!

**Georg.** In das Land meiner Wahl.

Valentine (gefaßt). Ich weiß genug, um Sie zu bewundern und mein Loos zu beklagen. Jetzt, Saalfeld, bevor wir ſcheiden, antworten Sie mir auf meine letzte Frage, wahr und vollſtändig. Geloben Sie mir das?

Georg. Ich gelobe.

Valentine. Wie hoch ſchätzen Sie das, was die Menſchen den guten Ruf einer Frau nennen!

Georg (wendet ſich ab).

Valentine. Ich fordere Antwort.

Georg. Guter Ruf iſt ein ſchöner Schmuck, Ich halte es für ein Unglück, ihn zu verlieren.

Valentine. Sie weichen mir aus. So laſſen Sie mich ſagen, was Sie ſelbſt denken, was ich in den bittern Stunden dieſes Tages gefühlt habe. Der gute Ruf eines Weibes iſt nicht ihre Ehre. Er iſt ein Schild, welches nur die Alltäglichkeit bedeckt, ein goldener Schutz der großen, verſtändigen Mittelmäßigkeit; wer ſein Haupt höher trägt, als

Andere, dem wird er angegriffen, beſchmutzt, zerſchlagen, ſo gut, wie der Verworfenen, welche unter die Mittelmäßigkeit herabſinkt. — Was iſt das für ein Gut, welches mir jeder fremde Mund, jede Bosheit oder Schwäche eines Thoren rauben kann? — Saalfeld, es lohnt nicht, daß ſich ein Mann für dieſen kläglichen Schmuck eines ſchwachen Weibes opfre. —

**Georg** (vorwurfsvoll). Valentine!

**Valentine** (leidenſchaftlich). In der erſten Stunde, wo wir uns ſahen, hat ſich ein ſtilles Band zwiſchen uns gewoben. Ich frug mich, wie kam das? Weil wir Beide, Sie der Mann aus dem Volke und ich die Ariſtokratin zu dem großen, ſtillen Bunde gehören, welcher die nach Freiheit und Selbſtgefühl ringenden Geiſter unſerer Zeit vereinigt. In dem Bunde ſtehen Alle, welche ein Schmuck unſerer Zeit ſind, die Krieger, Propheten, und Dulder für die Zukunft. In dem Herzen dieſer Mitgenoſſen ſollen wir leben, von ihnen verſtanden und geliebt zu werden, das allein ſoll unſer Ehrgeiz ſein.

**Georg.** Ja, Valentine, ſo iſt es.

**Valentine.** Was die große Menge in dem Gewirr des Tages urtheilt, darf uns nicht irren, denn, mein Freund, ſie muß uns endlich doch folgen, wir ziehen ſie unwiderſtehlich mit uns fort. Und ſehen Sie, wenn ich unſere Stellung, Ihr Opfer vor den Richterſtuhl der edelſten und größten Herzen unſerer Zeit bringe, ſo ſtehen wir nicht gleich. Vor den ſtillen Richtern konnte ich auch ohne Ihr Opfer nichts verlieren. Was hätte ich gethan, wenn ich den Mann meiner Liebe bei mir aufnahm? Ich hatte kein Unrecht begangen. Was haben Sie gethan? Sie haben, um mir ein Erröthen zu erſparen, wegen deſſen ich mir jetzt zürne, Ihr Leben geopfert, das Sie Ihrer Zeit ſchuldig ſind. — Sie haben Unrecht gethan, mein Freund!

**Georg.** Sie demüthigen mich. Wohlan, wäre ich ein Bürger dieſes Landes, der ſeinen ehrlichen Namen braucht, um menſchlich mit Menſchen leben zu können, ſo möchten Sie Recht haben. Ich aber bin frei, ich fliege, wie der Vogel dorthin, wo mich die Natur willkommen heißt. Ich ſuche meine Pflichten als ein neuer Menſch in der Fremde.

**Valentine.** Sie wollen mich täuſchen, Saalfeld, mir das Furchtbare verhüllen. Auf Ihren Tagen liegt ein Fluch von jetzt ab, den keine Weisheit und Stärke abwälzen kann. Jeder fremde Wanderer, jedes Zeitungsblatt aus dieſem Lande kann Sie verrathen; Ihr Fahrzeug wird zerſchellen in einem Kampf gegen die tückiſchen Wellen des Gerüchtes.

**Georg.** Meine Freundin, es iſt weit nach Amerika. Und wenn jemals die Lüge dieſer Tage meine Zukunft umſchwirrt, ſo tauche ich mich luſtig in das Wellengras der Prairien und eile nach der Hütte meiner rothen Freunde, mit denen ich einſt den wilden Stier jagte. Ich bin Jäger eines Indianerſtammes und trage ſein Zeichen. Dort fand ich meine erſte Heimath, als mich das Vaterland ausſtieß; dort ſoll meine letzte ſein. Der alte Häuptling nennt mich ſeinen Sohn, zu ihm will ich ſprechen: Mein Vater, dort in Oſten ſtieg ich in die Hütte eines Weibes, man fing mich, und ihr drohte die

Schande; da ſteckte ich die bunten Muſcheln ihres Ohres in meinen Gürtel und wurde ein Dieb um ihrer Ehre willen. Dann wird der Alte mir das bunte Baumwollenhemd ſeines Stammes reichen und ſprechen: Mein Sohn hat das Weib geliebt, mein Sohn hat Recht gethan.

**Valentine.** Nein, nein! der alte Häuptling wird fragen: und hat das Weib geſchwiegen, als ein Krieger um ihretwillen ſeinen Rücken der Peitſche darbot?

**Georg** (vor ihr knieend). Ich forderte das Schweigen von ihr, zum Beweis, daß ſie mich liebe; da hat ſie geweint, aber ſie hat mir gehorcht, denn ſie hat mich geliebt.

**Valentine.** Thut ſie das, mein Freund? O, Männer, ihr ſeid Tyrannen, ſelbſt da, wo ihr für uns duldet. — Ich verſpreche Ihnen, nur das zu thun, was Sie ſelbſt loben — (ſich zu ihm beugend). Georg, ich nahm Ihnen geſtern die Schärpe, welche Sie mir geraubt hatten; jetzt bringe ich ſie Ihnen zurück, es hängen heiße Thränen daran. (Zieht die

Schärpe hervor.) Und ſo weihe ich Sie hier zu meinem Valentin, dienen Sie mir, dulden Sie für mich. (Küßt ihn auf die Stirn.)

**Georg** (ſich über ihre Hand beugend). Dank, Valentine!

**Valentine.** Lebe wohl! (Indem ſie ſich zum Abgang wendet, fällt der Vorhang raſch.)

* * *

# Fünfter Akt.

## Erſte Scene.

Gartenſalon der Baronin.

**Valentine** (am Tiſche, unter Papieren ordnend). **Robert** (in der Nähe der Thür). **Johanna** (auf der andern Seite in einem Karton ſuchend).

Johanna. Was befehlen Sie in das Haar, Blumen oder einen Aufſatz?

Valentine (bleich, ruhig). Nichts, Johanna — (zu Robert.) Haben Sie meine Briefe an die Herrſchaft beſorgt?

**Robert.** Zu Befehl, gnädige Frau. Ihro Durchlaucht, Prinzeß Marie hatten die Gnade, mir ſelbſt das Billet abzunehmen und zu ſagen, Hochdieſelben würden die Antwort in Perſon bringen. Der Herr Miniſter arbeiteten bei Seiner Durchlaucht.

**Valentine.** Sie haben Herrn Lieutenant von Stolpe erſucht, mir ſeinen Beſuch zu gönnen.

**Robert.** Der Herr Lieutenant werden ſich die Ehre geben.

**Valentine.** Sind meine Koffer gepackt?

**Robert.** Sie ſind es, gnädige Frau.

**Valentine.** Es iſt gut. Robert, verbrennen Sie dieſe Papiere.

**Robert** (ab).

**Johanna.** Hier, gnädige Frau, das Ordenskreuz.

**Valentine.** Lege es dort auf den Tiſch.

**Johanna** (das rothe Etui bringend). Hier ſind die diamantenen Ohrringe.

**Valentine.** Hinweg mit ihnen, Sie brennen mich in die Augen.

**Johanna** (faſt weinend). Kein Band, keinen Schmuck. Ach liebe, gnädige Frau, Sie ſehen ja aus, wie eine Todtenbraut.

**Robert** (der hereingekommen und es gehört, zuckt zuſammen). Es iſt Sünde, ſo etwas zu ſagen.

**Valentine.** Meinſt Du? Geh Johanna, nimm den Schmuck mit Dir.

**Robert.** Im Vorzimmer ſteht ein Mann von verdächtigem Ausſehen, er wünſcht die gnädige Frau zu ſprechen.

**Valentine.** Ich bin beſchäftigt, iſt es ein Bittender, ſo gieb ihm.

**Robert.** Er läßt ſich nicht abweiſen und meint, er wolle diesmal nichts nehmen, er bringe etwas.

**Valentine.** Laß ihn herein.

**Benjamin** (im Koſtüm des erſten Aktes).

**Benjamin** (mit vielen Kratzfüßen). Unterthänigen guten Morgen, Ihro Gnaden.

**Valentine.** Was wünſchen Sie?

**Benjamin** (ſich wieder verneigend). Ich bitte, Ihro Gnaden, unter vier Augen.

**Valentine.** Verlaß uns, Robert.

**Benjamin** (ruft dem Abgehenden zu, auf ſeine Füße ſehend). Der Herr wird die linke Schuhſchnalle verlieren, ſie ſcheint gutes Silber zu ſein.

**Robert** (ab).

**Valentine.** Wer ſind Sie?

**Benjamin** (ſich verneigend). Ihro Gnaden — mit Reſpect zu ſagen, Spitzbube.

**Valentine** (tritt einen Schritt zurück).

**Benjamin.** Belieben ſich Ihro Gnaden nicht zu erſchrecken; ich habe gegenwärtig, bis auf weiteres, dieſe Beſchäftigung aufgegeben, ich bin jetzt nur Bedienter, Bedienter des Herrn Saalfeld, wenn Ihro Gnaden nichts dagegen haben.

**Valentine.** Sie? und was führt Sie zu mir?

**Benjamin** (demuthig). Ihro Gnaden müſſen mir erlauben, Ihnen das zu entwickeln. (Er zieht ein buntes Taſchentuch hervor und rollt es auseinander, ein Brod liegt darin). Ich gebe mir die Ehre, Ihro Gnaden dieſes Weißbrod zu präſentiren. In dieſem Brot ſind einige Kleinigkeiten eingebacken. Zuerſt eine Uhrfederſäge, dann 15 Ellen ſchmales Hanfband mit Draht durchflochten und endlich ein Meſſer. Mit der Uhrfederſäge wird er die Eiſenſtäbe durchſägen, an der Schnur wird er ſich herablaſſen, und (mit einer Pantomime und entſchuldigender Verbeugung) das Meſſer iſt nur für den Nothfall.

**Valentine** (das Brot heftig zuruckweiſend). Und wie kommen Sie dazu, mich zur Vertrauten Ihres wilden Beginnens zu machen?

**Benjamin.** Zürnen Ihro Gnaden nicht, nur die höchſte Noth hat mich dazu getrieben. Geſtern gelang es mir, zu meinem Herrn ins Gefängniß zu dringen. Er ſprach zu mir: In zwei Tagen will ich frei ſein, mein Freund. (Geſchmeichelt.) Er nennt mich nämlich ſeinen Freund, wenn er bei guter Laune iſt. Ich ſage darauf: Wie Eure Gnaden befehlen; gehe zum Trödler, verkaufe meinen Livreerock und kaufe die Säge, flechte die Schnur, laſſe heute Nacht durch die Amſel — eine Freundin von mir — das Brot backen und will ihm heut früh die Kleinigkeit zuſtecken. Da will mich der Polizeimann nicht hineinlaſſen, wird ſehr grob, verläugnet alte Freundſchaft und ſagt: große Strenge ſei Befehl und es würde ihm das Amt koſten. Da dachte ich in meiner Angſt an Ihro Gnaden.

**Valentine.** Noch einmal, warum wenden Sie ſich gerade an mich?

**Benjamin.** Geſtern in der Dämmerung lag ich vor dem Gefängniß auf der Lauer, da ſah ich eine verhüllte Frau mit einem Diener hineingehen und nach kurzer Zeit wieder herauskommen; ich folgte ihr, ſie ging in dieſes Haus. Nun dachte ich, es ſei vielleicht eine von Ihro Gnaden Frauen geweſen, die noch etwas mit meinem armen Herrn zu ſprechen hatte, weil er doch hier bei Hofe beſchäftigt war. Und da meinte ich, Ihro Gnaden würden vielleicht ſo barmherzig ſein und unter Ihren Frauen nachfragen laſſen und dieſer Frau geſtatten, daß ſie mein Brod in einem Korb mit Speiſen zu dem Gefangenen trüge.

**Valentine.** Und Sie haben die verhüllte Frau nicht erkannt?

**Benjamin** (bittend). Ihr Geſicht war nicht zu ſehen, es war dunkel.

**Valentine.** Und Sie wiſſen nicht, wer die Frau war?

**Benjamin.** Ich kann es Ihro Gnaden leider nicht ſagen.

**Valentine** (ihn fixirend). Ich aber habe Ihr Geſicht ſchon geſehen, Sie ſtehen nicht zum erſten Male auf dieſer Stelle.

**Benjamin** (erſchrickt — faßt ſich). Jhro Gnaden, — ich verſtehe nicht, was Jhro Gnaden meinen.

**Valentine.** Sie hielten die Hand des Gefangenen — auf ſeinen Befehl.

**Benjamin** (ſehr verwundert). Jch verſtehe Jhro Gnaden durchaus nicht.

**Valentine.** Ein Verbrecher und doch treu und zartfühlend.

**Benjamin.** Jhro Gnaden, ich bin nur treu auf Accord, und in Polizeiſachen iſt unſer einer immer zartfühlend.

**Valentine.** Wie lange kennen Sie Herrn Saalfeld?

**Benjamin.** Seit wenigen Tagen. Ein Tuch, welches freundlich aus ſeiner Taſche heraushing, vermittelte unſere Bekanntſchaft. Er ſprach zu mir: Benjamin, Du biſt Dein Lebelang ein Schuft geweſen, (mit einer Verbeugung) nämlich ich — aber das war Alles nur Schein, eigentlich biſt Du ein wohlgezogener und ehrlicher Kerl, Du kannſt das nur nicht merken, weil Du gegenwärtig zu diebiſch biſt. Das wunderte mich ſehr, ich glaubte ihm nicht recht. — Da ſprach er: wenn Du drei Tage mein Diener ſein willſt, aber ehrlich, ſo werde ich Dir's beweiſen. Und ſehen Ihro Gnaden, er hatte Recht, er hatte mich erkannt, in ſeinem Dienſte merkte ich, daß ich gar nicht ſo ſchlecht war. — (Lächelnd.) Ihro Gnaden, das hat mich gefreut.

**Valentine.** Das iſt deine Art, Kranke geſund zu machen, du guter Arzt.

**Benjamin.** Die drei Tage waren noch nicht um, da ſtecken ſie ihn ein, durch meine Schuld, denn ich Eſel war's, der dort unten ſchrie — (zuſammenfahrend). Verzeihen Ihro Gnaden, das iſt mir ſo entſchlüpft. Ich habe durch ihn gelernt, daß ich auch honnet ſein kann; und er iſt durch mich zum Dieb geworden. Das iſt eine ſchlechte Rechnung, Ihro Gnaden, und das muß ſich ausgleichen bevor der Benjamin (Pantomime des Hängens) hinauf oder hinunter fährt.

**Valentine** (freundlich). Benjamin, ich hoffe Du wirſt es ausgleichen. — Aber Dein Brot nehme ich nicht. Nein, ſei ohne Sorge, Du treuer Mann, Dein Herr ſoll in wenigen Stunden frei werden.

**Benjamin** (neugierig). So haben Ihro Gnaden vielleicht ſelbſt eine Feile?

**Valentine** (lächelnd). Ohne Feile! Benjamin, es war ſehr thöricht, Deinen Herrn für einen Dieb zu halten.

**Benjamin.** Wie? Ihro Gnaden meinen, er ſoll aufhören ein Räuber zu heißen?

**Valentine.** Das unwürdige Mißverſtändniß ſoll aufhören.

**Benjamin** (erſchrocken). Aber — aber — wenn er aufhört, ein Dieb zu ſein, ſo wird die Polizei fragen, weshalb könnte er denn — hier — bei — Na — (Valentine wendet ſich ab — Benjamin vertraulich.) O, thun das Ihro Gnaden nicht, das würde ihm ſehr unlieb ſein. — Ueberlaſſen Sie ihn mir, ich verſpreche Ihro Gnaden, ihn fortzuſtehlen, und wenn hundert Polizeiaugen Wache halten. Vertrauen Sie mir und dem Brote.

(Muſik — ein heiteres Ständchen — welche während des ganzen nächſten Auftritts in der Ferne, deutlich aber nicht ſtörend, hörbar iſt.)

**Robert** (tritt ein).

**Robert.** Seine Durchlaucht und die Cavaliere kommen die Allee herauf. Die Muſik iſt von Seiner Durchlaucht hergeſandt, die Geneſung der gnädigen Frau zu begrüßen.

**Valentine.** Ruhig, mein Herz! — Benjamin, Deinen Wunſch kann ich nicht erfüllen, verlaß mich jetzt. — Und höre, wenn Du in Deinem armen Leben Dich je nach einem Freunde ſehnſt, ſo rufe mich, ich werde Dir dann zu danken ſuchen.

**Benjamin.** Ihro Gnaden ſind gut, wie ein Engel, aber ſo lange der Herr Gefangene lebt, bin ich der Mann, der hinter ihm herläuft. (Ab.)

**Fürſt. Miniſter.** Graf **Wöning. Hofmarſchall.** Lieutenant **von Stelpe. Cavaliere.** (Jeder, mit Ausnahme Wineggs, eine Roſe am Chapeau und am Knopfloch.)

**Fürſt.** Die unartigen Söhne des Mai's kommen, ihrer Königin zu huldigen. Holde Herrin! Schenken Sie uns ein freundliches Lächeln, der Tag war finſter, wo wir Ihren Anblick entbehren mußten. — Auch meinen würdigen Rektor habe ich mitgebracht, ich entrinne ihm, indem ich ihn vor Ihren Thron führe, denn er fing bereits wieder an, über die unglücklichen Nachtriebe Vortrag zu halten.

**Valentine.** Ich bedaure, daß ich Euer Durchlaucht mit demſelben Gegenſtande beläſtigen muß.

**Fürſt.** Mein Gott, die Sache iſt ja abgemacht.

**Valentine.** Es iſt zum letztenmale.

**Fürſt.** So feierlich, ſchöne Baronin. Wohlan, wir gehorchen Ihrem Befehl und hören. (Setzt ſich — die Herren gruppiren ſich hinter ſeinem Seſſel.)

**Valentine.** Geſtatten Durchlaucht, daß ich zu dem Zweck meinen Haushalt hereinrufe.

**Fürſt.** Das ſind ja förmliche Aſſiſen. Thun Sie nach Ihrem Willen, gnädige Frau.

**Valentine** (winkt Robert, er öffnet die Thür. Domeſtiken treten geräuſchlos ein). Euer Durchlaucht und dieſen Herren wünſche ich eine Aufklärung über die Vorfälle der vorletzten Nacht zu geben, ſie kommt ſo ſpät, weil ich einen fremden Willen dabei zu ehren hatte.

**Fürſt** (zu Wöning). Was hat ſie vor?

**Wöning.** Weiberlaunen, eine Kleinigkeit, irgend ein vermißter Ring.

**Valentine.** Zwei Männer ſind in dieſem Saal feſtgenommen und ihres Verbrechens geſtändig. Der Eine von ihnen iſt unſchuldig, ſein freiwilliges Geſtändniß war eine Unwahrheit, welche der edle Mann auf ſich nahm, um mich zu ſchonen. Herr Saalfeld war in dem Augenblicke, wo der Dieb einbrach — bereits bei mir, — er war hier, durch mich ſelbſt hereingerufen.

**Fürſt** (ſteht auf). Das iſt unmöglich.

Valentine. Ich bin bereit, es eidlich zu bekräftigen. (Die ſeidene Strickleiter unter einem Tuch hervorziehend und auf den Boden werfend). Hier liegt der Beweis, die Leiter, auf welcher er zu mir hereinſtieg.

(Bewegung, Fürſt ab, die Hofchargen mit ihm, die Domeſtiken folgen ſchweigend.)

Miniſter (Valentinen die Hand küſſend). Ich danke Ihnen, gnädige Frau, Sie haben durch eine große Offenheit mir einen Verwandten, unſerm Lande eine frohe Hoffnung zurückgegeben. (Ab.)

**Valentine** ſteht unbeweglich, Robert an der Thür das Geſicht verbergend. Die Muſik ſpielt nach dem Abgange des Miniſters noch einige Takte, dann hört ſie plötzlich mit einer Diſſonanz auf.

Valentine (nach einer Pauſe). Setzen Sie ſich, Robert, ich werde Ihnen eine kurze Notiz für unſere Zeitung dictiren, ſorgen Sie dafür, daß ſie morgen ausliegt.

Robert (ſich bekümmert ſetzend). Ich bin bereit, gnädige Frau.

Valentine. Das geheimnißvolle Dunkel, welches über der verſuchten Beraubung eines fürſtlichen Pavillons ſchwebt, hat ſich aufgeklärt. Es iſt erwieſen, daß der ehrenwerthe Fremde, Herr Saalfeld, ſich ſelbſt mit unerhörter Großmuth geopfert hatte —

**Robert.** Mit unerhörter Großmuth geopfert hatte.

**Valentine.** Um bei einem Zuſammentreffen unglücklicher Zufälle —

**Robert.** Zufälle —

**Valentine.** Die Ehre einer gewiſſen Dame nicht zu compromittiren.

**Robert.** Nein, ich kann nicht weiter ſchreiben, mir zittern alle Glieder. Gnädige Frau, das iſt ja ein Todesurtheil für Ihren Ruf.

**Valentine.** Mein Ruf, lieber Robert?

**Robert.** Ja, gnädige Frau! Sie ſind verläumdet worden, ich habe das oft mit Schmerz gehört. Aber das war ja nur Einer, Seine Durchlaucht, und Sie konnten ihn lieben — jetzt aber, gnädige Frau, — jetzt iſt's noch ein Anderer.

Valentine (verbirgt ihr Antlitz — Pauſe — feſt). Schreibe, Robert!

Robert. Ich kann nicht.

Valentine. So muß ich's ſelbſt thun. (Lieſt.) Geopfert um — (ſchreibt) die Ehre einer gewiſſen Dame nicht zu compromittiren. — (Legt die Feder hin.) Die gewiſſe Dame bin ich, Robert! Du beſorgſt das Blatt ſogleich in die Druckerei.

Robert. Es ſoll geſchehen. Ach, es iſt der ſchwerſte Dienſt, den ich je gethan!

### Bedienter.

Bedienter (meldend). Herr Hofmarſchall von Gurten.

### Hofmarſchall.

Hofmarſchall (leſend). Baronin von Geldern wird Ihrer Dienſtleiſtungen als Hofdame der Prinzeß Marie Durchlaucht auf hohen Befehl hierdurch entlaſſen.

Valentine (ſtolz). Ich habe gehört.

**Hofmarſchall.** Auf Befehl Seiner Durchlaucht komme ich, das goldene Stiftskreuz des Marien-Ordens zurückzufordern.

**Valentine** (es vom Tiſche nehmend und überreichend). Hier iſt es.

**Hofmarſchall.** So wie die Schlüſſel zum Pavillon Ihrer Durchlaucht der Frau Prinzeß.

**Valentine.** Nehmen Sie.

**Hofmarſchall.** Seine Durchlaucht laſſen anfragen, wenn Sie abzureiſen gedenken.

**Valentine.** In einer Stunde. — Ich habe um die Gnade gebeten, mich von der Frau Prinzeß beurlauben zu dürfen.

**Hofmarſchall.** Prinzeß Marie Durchlaucht laſſen Ihnen glückliche Reiſe wünſchen. (Ab.)

**Valentine** (zu Robert, der traurig von weitem ſteht). Robert, Sie werden auf jene Zeitungsanzeige noch eine Nachſchrift ſetzen: die Baronin Geldern iſt

ihrer Aemter entlaſſen und verläßt die Reſidenz.
(Ab. Robert nach.)

**Georg. Stolpe. Benjamin.**

v. Stolpe (außerhalb). Auf Befehl Sr. Excellenz, des Herrn Miniſters.

Georg (finſter). Weshalb führen Sie mich hierher, mein Herr?

v. Stolpe. Ich wiederhole Ihnen, Herr Saalfeld, Sie ſind frei; ich bin beauftragt, Ihnen zu ſagen, daß man höchſten Orts von den Beweggründen Ihres ſeltſamen Geſtändniſſes vollſtändig unterrichtet iſt.

Georg. Und wer hat dieſe unerklärlichen Aufſchlüſſe gegeben, welche einen überwieſenen Verbrecher dem Spruch des Geſetzes entziehen?

v. Stolpe. Das zu ſagen, bin ich nicht autoriſirt. — Seine Durchlaucht laſſen Ihnen den Wunſch ausdrücken, daß Ihre Geſchäfte in unſerem Lande ſich glücklich und ſchnell beenden möchten.

**Georg.** Ich verſtehe. In wenigen Tagen werde ich abreiſen.

**v. Stolpe** (mit Verbeugung ab).

**Benjamin** (vorſtürzend, ſeine Hand ergreifend). Ach, Euer Gnaden, ich bin ſehr froh, daß Sie wieder frei ſind. Euer Gnaden ſind ſo ganz ein Mann nach meinem Herzen. — Verlaſſen mich Euer Gnaden jetzt nicht, da ſie wieder im Glücke ſind.

**Georg.** Im Glücke? Du irrſt, mein Freund.

**Benjamin** (heimlich). Ich habe ſie heut geſehen!

**Georg.** Wen?

**Benjamin** (leiſe). Die gnädige Frau, ganz weiß, ganz bleich, und ein Lächeln auf den Lippen, wie eine Selige.

**Georg.** Still! — Benjamin, geh zum Rath Müller. Erzähle ihm, wie Alles gekommen, — nimm meine Papiere in Empfang; er ſoll mir nicht zürnen, wenn ich ihn vor meiner Abreiſe nicht mehr ſehe. Geh, Benjamin. (Benjamin betrübt ab.)

(Allein). Sie hat mein Opfer verſchmäht, ſie hat ſich ſelbſt gedemüthigt, dem Spott der Thoren preisgegeben, um mir nichts ſchuldig zu ſein. Du haſt Dich losgelöſt von mir, Valentine, jetzt werde ich Deiner Seele nichts mehr ſein, als ein Freund, der Dir große Schmerzen bereitet hat. Und wie ein armer Knabe ſeinem flüchtigen Vogel, ſo ſehe ich machtlos Deinem freien Fluge nach. Du biſt mir verloren, ſtolzes Herz, und wie ein Knabe muß ich um Dich weinen.

### Valentine.

**Valentine** (an der Thür). Saalfeld?

**Georg** (ſteht auf). Sie iſt ſtreng, ſie erſpart mir den Schmerz des Abſchiedes nicht.

**Valentine** (mit beherrſchter Bewegung). Saalfeld, wir hatten viel gegen einander auszugleichen.

**Georg.** Sie haben es ausgeglichen.

**Valentine.** Sie traten in mein Leben kühn, fordernd, mit dem Selbſtgefühl eines Mannes, der gewöhnt iſt, zu erringen. Meine kleine Griſtenz wurde dadurch geſtört, jeder Stolz des Weibes verwundet, meine Seele mit Schmerz und Bitterkeit erfüllt. Ich ſage nicht, daß das ein Unrecht von Ihnen war; denn ſie waren mein Arzt, aber ſie heilten mich dadurch, daß Sie mich demüthigten.

**Georg.** Ja, darin liegt mein Unrecht. Ich bin hart geworden durch ein ſtürmiſches Leben. Ich verdiente mir Ihre Dankbarkeit, nicht Ihre Liebe.

**Valentine.** Als Sie mir die Augen geöffnet hatten über meine falſche Stellung an dieſem Hofe, war ich bereits tief in Ihrer Schuld, und ich fühlte mich Ihnen gegenüber ſchwach und klein. Da warfen Sie durch eine raſche That noch Ihre Freiheit und Ehre auf die Laſt meiner Verpflichtungen, und die Bürde wurde für mich zu ſchwer.

**Georg.** Sie wurde zu ſchwer.

**Valentine.** Wohlan, Sie haben mir Ihre Ehre geopfert, ich Ihnen meinen Ruf. Jetzt ſprechen

Sie, Georg, iſt ein Theil meiner Schuld ausgeglichen.

**Georg.** Wir ſind quitt.

**Valentine.** Ich danke Ihnen. Sie geben mir das Selbſtgefühl zurück, das ich Ihnen gegenüber verloren hatte. Sie haben als Jäger eine feſte Schlinge um den Hals des Rehes geworfen, ich habe die Feſſel abgeſtreift, (fröhlich) jetzt, Georg, bin ich frei.

**Georg.** Sie ſind es. Mein Schmerz iſt egoiſtiſch, ich weine, daß ich Sie nicht halten kann. Aber wie es auch ſchmerzt, ich bin Ihnen die Erklärung ſchuldig, Sie haben durch Ihr heutiges Geſtändniß gethan, was für Sie das Edelſte war. — Und jetzt laſſen Sie uns ſcheiden, denken Sie an mich, ſo oft Sie einen Unglücklichen ſehen. Ich trage eine glühende Leidenſchaft mit mir in die Fremde; Sie ſind durch mich mit bitteren Schmerzen belaſtet. Ich habe Ihr Leben auf Jahre, vielleicht auf immer verwirrt, habe Sie aus jedem Bande, das Sie hier feſthielt, geriſſen, ich treibe Sie aus Ihrer Heimath fort, wie mich einſt mein Oheim verjagte; ich weiß, Sie werden meine Freundin bleiben, aber Sie können mich nie mehr lieben; denn als Sie heut, um meine Ehre zu retten, Ihren Ruf mit Füßen traten, da löſchten Ihre heimlichen Thränen auch, ohne daß Sie es wollten, in Ihrem Herzen ein zärtliches Gefühl aus, welches aus meinem Kerker für mich aufgeglüht war. Jetzt habe ich, obgleich ohne Schuld, Ihnen das Einzige zugefügt, was die Liebe einer Frau vernichten muß, ich habe Sie der Beſchimpfung Preis gegeben. (Ihre Hand ergreifend.) Und darum ſcheiden wir. —

**Valentine.** Wir ſcheiden nicht! — Georg!

**Georg.** Was höre ich!

**Valentine** (ihn umſchlingend und an ihm niederſinkend, leidenſchaftlich). Georg, ich liebe Dich. Nimm mich hin, mache mit mir, was Du willſt, ich bin Dein, jetzt bin ich Dein! Wohin Du gehſt, dahin gehe ich auch, Dein Gott iſt mein Gott, Dein Volk ſoll mein Volk ſein!

**Georg.** Ich höre Geſang — (ſie aufhebend.) Mein Weib! (Umarmung.)

**Valentine.** Ja, Dein Weib! — Dein Weib wollte ich werden, nicht Deine Sclavin. Meinſt Du, ich hätte neben Dir ſtehen können, wie Deine Geliebte ſoll, frei und kräftig, wenn ich die marternde Schuld gegen Dich in mir gefühlt hätte? Hätte ich geſchwiegen, wie Du forderteſt, ſo wäre ich ſchwach, klein, Deiner Größe unwerth geweſen, Du hätteſt mich vielleicht geliebt, aber nicht geehrt. Uns aber macht die Achtung des Geliebten glücklicher als ſeine Zärtlichkeit. Jetzt ſchenke ich Dir freiwillig ein freies Leben, Du haſt kein Recht mehr über mich; jetzt nimm mich hin, ich bin Dein! (Umarmt ihn).

**Georg.** Meine Gefährtin!

**Valentine.** Ich habe Dich geliebt von der erſten Stunde, wo ich Dich ſah; Du aber haſt mich gedemüthigt von der erſten Stunde an. Jetzt kann ich ſtolz ſein auf mein Gefühl, denn ich habe Dich mir durch Schmerzen erkauft. — (Leiſe.) Georg, als ich ſelbſt meinen Ruf vernichtete, als Alle von mir zurückwichen, wie vor einem Geſpenſt, es hat doch weh gethan; aber ich hatte Muth, ich dachte an Dich.

Georg. Du liebe Heilige!

Valentine. Trage mich fort von hier, Georg. Mein Geiſt hat hier Jahrelang geſiecht, ich möchte an Deinem Herzen unter anderem Himmel geſunden.

Georg. Nach Italien führe ich Dich, in die Arme der Freundin. Aber Du ſcheideſt von hier ſo ſtolz wie die wunde Löwin dem Troſſe der Jäger den Rücken kehrt. Und wenn Deine Wunde geheilt iſt, dann kehren wir zurück. (Umarmung.)

Marie (verhüllt).

Marie (an der Thür). Valentine.

Valentine. Marie!

Marie (an ihrem Halſe ſchluchzend). Meine Schweſter, lebe wohl! (Georg die Hand reichend.) Behaltet mich lieb!

(Gruppe. Vorhang fällt.)

* * *

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

# Dramatiſche Werke

von

Guſtav Freytag.

* * *

Dritter Band.

## Graf Waldemar.

Schauſpiel in fünf Akten.

Leipzig,
F. L. Herbig.
1850.

# Graf Waldemar.

Schauſpiel in fünf Akten.

von

Guſtav Freytag.

Leipzig.
F. L. Herbig.
1850.

Herrn

**Ludwig Tieck.**

Hochverehrter Herr!

Ihnen widme ich dies Buch, nicht nur deßhalb, weil Sie dem Waldemar gütiges Intereſſe und ſeinem Verfaſſer menſchliches Wohlwollen bewieſen haben, ſondern zumeiſt aus einem andern Grunde. Das Wenige, was von Poeſie und Talent in dieſer rauhen Zeit zu Tage kommt, entſteht im Gegenſatz, vielleicht im Kampfe gegen die Charaktere und Dichtungen der letzten Vergangenheit, deren Kränze faſt nur noch auf Ihrem Haupt eine lebendige Stätte finden. Sie ſind unſerer Jugend der große Repräſentant einer geſchloſſenen Kunſtperiode; und wie es immer geſchah, ſo lange es eine Geſchichte der Menſchen gibt, die Jüngeren ſuchen Schönheit und Wahrheit auf neuen Wegen, in Oppoſition gegen das Geſetz und die Lehren der alten Weiſen. Sie werden dieſe

Oppoſition gegen die Kunſtrichtung, welche durch Ihre Kraft geadelt wurde, oft mit Zorn und Wehmuth empfunden haben. Auch ich ſtehe unter den Gegnern der Vergangenheit, welche wir als die romantiſche zu überwinden ſtreben, indem wir ſie bekämpfen. Und grade deßhalb ſchmücke ich, ein Whig in Poeſie und Proſa, mit dem geehrten Namen des Toryhäuptlings mein Buch, zum Zeichen, daß wir, die Jüngeren, in einer Periode der größten Veränderungen nicht verlernt haben das Schöne zu bewundern, was Ihre Thätigkeit dem deutſchen Volk gewinnen half. Nehmen Sie, hochgeehrter Herr, die Ueberzeugung, daß ich die Gefühle herzlicher Verehrung gegen wenig Menſchen ſo mächtig empfinde, als gegen Sie.

**Freytag.**

# Graf Waldemar.

# Perſonen.

Waldemar Graf Schenk.
Hugo Graf Schenk, ſein Vetter.
Rittmeiſter von Rander.
Heinrich von Sorden.
Fedor Iwanowitſch Fürſt Udaſchkin.
Georgine Fürſtin Udaſchkin.
Hiller, Gärtner.
Gertrud, ſeine Tochter.
Hans, ſein Pflegeſohn.
Gorden, Stallmeiſter } des Grafen Waldemar.
Vor, Kammerdiener } des Grafen Waldemar.
Frau Vor, ſeine Mutter.
Roſa, ein Bürgermädchen.
Boſe, Arbeiter.
Der Bezirksvorſteher.
Ein Nachtwächter.
Kammerfrau } der Fürſtin Udaſchkin.
Gregor, Diener } der Fürſtin Udaſchkin.
Gäſte. — Volk. — Bediente.

# Erſter Akt.

### Scene:

Zimmer des Grafen Waldemar. Im Vordergrunde rechts und links Tiſche und Seſſel.

**Vor,** gleich darauf **Gordon.**

**Vor** (ſchlägt mit einem ſeidenen Tuch den Staub von den Seſſeln, dem eintretenden Gordon lebhaft entgegen). Nun Gordon, der Herr Graf hat ſchon dreimal nach Euch gefragt; wie ſteht's mit Lovelace, unſerm Reitpferd?

**Gord.** Sage dem Grafen, er ſoll den Stallbedienten ſchwarzen Trauerflor kaufen, das beſte Pferd der Reſidenz geht zum Teufel.

**Vor.** So iſt keine Hilfe?

**Gord.** Wie ſoll man helfen, wenn der Leib aufgeriſſen iſt, wie eine lecke Tonne. Das Thier liegt und kann nicht leben, nicht ſterben; es könnte einen Stein rühren. Und ſo umzukommen, durch reinen Uebermuth des Reiters. Pfui, 's iſt ſchändlich.

**Vor.** Was hat der Herr denn eigentlich mit dem Rappen gemacht?

**Gord.** In einen Abgrund hinuntergeraſt iſt er, über Geröll und Baumſtämme, bis das Pferd ſtöhnend an einem ſpitzen Felſen aufrannte. Der Reiter ſprang auf die Beine, wie eine Katze, das Pferd blieb liegen. — O es iſt ſchändlich; wenn Zwei zuſammen einen dummen Streich machen, der Beßre von Beiden muß immer die Zeche bezahlen.

**Vor.** Schrei' doch nicht ſo, der Herr wird ſogleich hier ſein.

**Gord.** Was kümmert's mich. — Doch nein, ich will ihn jetzt nicht ſehen, ich habe Weib und Kind und bin nicht in der Verfaſſung unterthänig zu reden. (an der Thür) Sag' ihm, er ſoll barmherzig ſein und dem Pferd eine Kugel vor den Kopf ſchießen, ich will die Qual nicht länger anſehn. (ab.)

**Vor** (allein). Eine ehrliche Seele, ein ächter Biedermann, ſo oft er zornig iſt. In ruhigem Zuſtande betrügt er den Grafen beim Futtern, aber wenn er in die Hitze kommt, bläht ſeine Tugend ſich auf wie eine Fiſchblaſe am Feuer. Du lieber Himmel, es geht uns anderen Menſchen gerade ſo! — Ah, der Herr Graf! das wird ein finſterer Tag werden.

**Waldemar.**

**Wald.** Was macht Lovelace?

**Vor** (traurig). Jede Hoffnung iſt dahin, er liegt im Sterben. Die Stallknechte bitten um Erlaubniß, acht Tage ſchwarzen Flor tragen zu dürfen; Gordon will dem Leiden des Sterbenden durch eine Kugel abhelfen.

**Wald.** (finſter). Niemand ſoll ihn berühren, ich habe ihn geliebt, ich ſelbſt will ihn tödten. — Hole die Piſtolen. — (Vor ab.) Armer Lovelace, du warſt mir ſehr lieb, du warſt die Poeſie meines Lebens! — Bah! hinweg auch mit dir!

**Vor** (bringt ein Piſtolenkäſtchen, ſetzt es auf den Tiſch, präſentirt eine Taſſe). Der Herr Graf haben noch nicht Ihre Chocolade genommen.

**Wald.** Dorthin! — Was Neues?

**Vor.** Vor einer Stunde kam dies Billet.

**Wald.** Eine fremde Damenhand! — Was erregt Deine heitere Laune, Herr Vor?

**Vor.** Verzeihung, ich wage den Inhalt zu errathen. Goldne Arabesken auf dem Couvert, ein kleiner Gott auf dem Siegel und das Billet wurde von einer fremden Frau beim Portier abgegeben. (achſelzuckend) Man kennt das. Es iſt der ſchüchterne Wunſch einer Dame, ihre Schüchternheit los zu werden.

**Wald.** Haſt Du's bereits geleſen?

**Vor.** Oh, gnädiger Herr, das wäre gegen meine Grundſätze, verſiegelte Brieſe leſe ich nur im äußerſten Nothfalle.

**Wald.** (das unerbrochene Billet vom Tiſche nehmend). Es riecht nach Moſchus, es iſt von einer Wittwe (wirft es wieder hin). Sie lieben den Geruch, weil er die letzte Arzenei ihres ſeligen Mannes war. — Sage dem Portier, er ſoll keine dergleichen Brieſe annehmen.

**Bedienter. Graf Hugo.**

**Bed.** Herr Graf Schenk!

**Wald.** (ihm entgegen). Guten Morgen, Hugo!

Hugo. Ich komme als ein Bittender und außerdem, um Dich auszuſchelten.

Wald. Erſt fordre und dann zanke.

Hugo. Ich bin 100 Louisdor ſchuldig und ſoll zahlen.

Wald. Weiter nichts! (geht zum Tiſch und ſchreibt) Ich habe ſo ſelten die Freude, der Zahlmeiſter meines tugendhaften Vetters zu ſein, daß ich mich beeilen muß, die Gelegenheit zu benützen.

Hugo. Und Du fragſt nicht einmal, wem und wann ich zu zahlen habe?

Wald. (die Achſeln zuckend). Du biſt verheirathet, Hugo; es wäre unbeſcheiden, einen Ehemann nach ſeinen ſtillen Nebenausgaben zu fragen.

Hugo. Du irrſt, dies iſt eine Ehrenſchuld.

Wald. Pfui, wer wird Ehrenſchulden machen, überlaß das den Lieutenants unſerer Garde. — Hier, Hugo, haſt Du eine Anweiſung für meinen Banquier — und jetzt ſchmähe, predige, ſchilt mich aus, ich bin bereit zu hören. Haſt Du gefrühſtückt? gut, ſo erlaube, daß ich meine Chocolade trinke.

Hugo. Geſtern war ich zum kleinen Zirkel des Palais befohlen. Seine Hoheit frug, warum Du niemals zu ſehen ſeiſt, da bemerkte die Fürſtin ernſt: er paßt nicht hierher, es iſt ihm zu ſtill unter uns.

Wald. (mit dem Löffel klappernd). Nein, aber zu langweilig.

Hugo. Zuletzt ſprach der Herr zu mir: Noch wünſche ich nicht, daß Ihr Vetter dem Hofe fremd werde. In den Worten liegt die Drohung Deiner Verbannung.

Wald. Umgekehrt, Freund, ſie haben Furcht, daß ich den Hof in den Bann thun könnte. — Nun und das iſt Alles?

Hugo. Du biſt in Gefahr, von dem Hofe aufgegeben zu werden, iſt das nicht genug? — Was man in den einzelnen Gruppen über Dich flüſterte, Vieles mag unwahr oder entſtellt ſein, aber es blieb doch genug, was mich mit Schmerz erfüllte. Waldemar, ein ſo reicher Geiſt, ein ſo adliger Sinn, ich wenigſtens kenne Dein Herz, und ein ſo verwüſtetes, zerfahrenes Leben!

Wald. (humoriſtiſch). Verwüſtet? Bah, das iſt Verleumdung. Ich bin in meinem Leben nicht betrunken geweſen, ich habe nie mehr als eine, höchſtens zwei Geliebte, ich verſpiele nie mehr Geld, als ich gerade in meiner Taſche trage. Sind das nicht achtungswerthe Grundſätze? — Es iſt wahr, ich kann mehr Champagner vertragen, als jeder Andre, ich wechſle oft mit den Damen meiner Laune, und Vor, der Schuft, ſteckt mir zuweilen große Summen in meine Spieltaſche, aber ſind das nicht Alles eher Vorzüge als Fehler? Und Du nennſt mein Leben zerfahren? — Pfui Hugo, das ſind die Anſichten eines Nachmittagspredigers.

**Hugo.** Nicht was Du thuſt, will man ſchelten, ſondern was Du nicht thuſt. Du biſt Standesherr, vielleicht der reichſte Grundbeſitzer des Landes, die Stellung legt auch große Pflichten auf, gegen Dich ſelbſt, gegen Deine Angehörigen, gegen das Land.

**Wald.** Mein Sohn, da thuſt Du mir wieder ſehr Unrecht, und zwingſt mich, mein eignes Lob zu ſingen. Für den Staat bin ich ja ein wahrer Pfeiler des Ruhmes. Habe ich jemals bei unſeren öffentlichen Verſammlungen gefehlt? Habe ich nicht ſogar Reden gehalten, die mit allem Flitterſtaat moderner Phraſen verbrämt waren und mehrere Zeitungen in Begeiſterung verſetzten, und wenn ich aus langer Weile gähnen mußte, habe ich nicht ſtets mein Taſchentuch vor den Mund gehalten? — Und ferner, bin ich nicht Ehrenmitglied oder Präſident unzähliger wiſſenſchaftlicher und gemeinnütziger Geſellſchaften? Frage nur meinen Secretair, der kennt ihre Namen. — Und endlich meine Güter, meine Unterthanen, denen bin ich ja ein wahrer Vater? Alle Jahre revidire ich meine Beamten, alle fünf Jahre jage ich einen von ihnen wegen Unterſchleif aus dem Dienſt, was willſt Du mehr? Die Geiſtlichen auf meinen Gütern melken eine Kuh mehr, und die Schulmeiſter mäſten ſich ein Ferkel mehr, als alle ihre Collegen. — Frage doch bei meinen Bauern nach, ob ich ihnen nicht ein liebevoller Herr bin, ich habe Nachſicht mit Steuerreſten, und wenn ich ja ihre Frauen und Töchter küſſe, ſieh mich an, Hugo, die kommende Generation wird deshalb nicht ſchlechter werden.

**Hugo.** Das eben iſt es, was man Dir vorwirſt. Dein Spott, dies Verachten von Allem, was Andern heilig iſt. Man beargwöhnt Dich, weil man eine Kraft fürchtet, die Du nicht gebrauchſt; man muß Dir alle Grundſätze abſprechen, weil man nicht weiß, was Du achteſt.

**Wald.** Was ich achte? in unſerer nervöſen, ſchwachen, auflöſenden Zeit? Sehr wenig! Und die Kraft, die Deine Güte mir zutraut, wozu ſoll ich ſie gebrauchen? Zu Thaten? Welche Männerthat räthſt Du mir an? Sieh Dich um, Hugo. Gebrüll, Geſchwätz, Klagen, nirgend eine große, friſche, fortreißende That. Wäre ich ein Spanier oder Tektoſage, ſo wäre ich wahrſcheinlich der Anführer einer ſchwarzen, höllenheißen Bande von Schelmen geworden, die den Teufel als Schutzpatron verehrt; da ich aber das Glück habe, der höchſt civiliſirte Graf Waldemar Schenk zu ſein, ſo begnüge ich mich, den Gang der Welt zu verlachen, ich reite die wildeſten Hengſte und ſetze im Roulette ſeit zehn Jahren nur einzelne Nummern. Wenn mein Pferd vor einer Hecke bäumt, oder ein Weib mir zornig den Rücken kehrt, ſo habe ich doch Augenblicke, wo ich lebe. Sind es auch keine Thaten, ſo ſind es doch Aufregungen.

**Hugo** (ernſt). Ja, Aufregungen, die Dich vernichten müſſen.

**Wald.** Was thut's? Ich habe dann wenigſtens mehr gelebt, als Ihr Andern. Uebrigens iſt es recht gutmüthig von Dir, daß Du mich ſo ehrbar conſerviren willſt. Denke daran, daß Du mein einziger

Verwandter und künftiger Majoratsherr biſt. Sieh, Hugo, noch fünf Jahre ſo fortgelebt, und ich bin fertig, dann noch ein fünf Jahre in die Bäder gereiſt, und die Poſſe hat ein Ende. Dann trittſt Du an meine Stelle, (mit feiner Ironie) Du wirſt Deine Rolle beſſer ſpielen. — Grüße Deine Frau und gleiche meine Rechnung mit der ihren, ſie iſt eine kluge Dame.

**Hugo** (aufſtehend). Jetzt zwingſt Du mich zu ſchweigen, denn Du thuſt mir und meiner Frau Unrecht.

**Wald.** Du biſt, was man einen Mann von Charakter nennt, und Deine Gemahlin iſt eine Dame mit vielem Pflichtgefühl. Sie würde ihren halben Schmuck opfern, um mein Leben auf vierzehn Tage zu verlängern, aber dabei träumt ſie doch alle Nächte von der Zeit, wo ihr Gemahl in mein Erbe tritt. Ich kenne das. Und im Vertrauen geſagt, Hugo, ich ſelbſt habe Stunden, wo mir's ganz gelegen wäre, wenn es zu Ende ginge.

**Hugo.** Das Geſpräch iſt ernſter geworden, als ich wollte, laß uns hier abbrechen. Nur noch eins. Man verdenkt Dir ſehr Deinen Umgang mit den Udaſchkins.

Wald. Mit den Udaſchkins? Iſt der Fürſt nicht bei Hofe präſentirt? Hat er nicht alle Feuerproben der Geſellſchaft beſtanden?

Hugo. Bei alle dem gilt er für einen rohen, wüſten Burſchen, und ſeine Verwandte, die Fürſtin Georgine, iſt bei Hofe nicht präſentirt. Der Geſandte ihrer Heimath zuckt ſchweigend die Achſeln, wenn man nach ihr fragt.

Wald. Ich habe ſo etwas gehört. Die Ehe der Fürſtin mit ihrem verſtorbenen Gemahl wurde zu Paris vollzogen und iſt durch ihren Monarchen noch nicht legitimirt, ich glaube, es wird darum verhandelt. Was aber kümmert das mich? Die Fürſtin iſt eine reizende Cokette, ein feiner, intriguanter Kopf und durchaus von gutem Ton. Sie iſt eine von den Frauen, die einem beim erſten Begegnen vorkommen, wie alte Bekannte, man hat ſie ſchon irgendwo geſehen, im Traume, im Monde, was weiß ich. — Ich geſtehe Dir, daß ich eine Paſſion für ſie habe, und wäre es nicht gar zu abgeſchmackt, ſo könnteſt Du ſie am Ende noch als Schwägerin begrüßen müſſen. Der Fürſt aber iſt ein ſehr ergötzliches Exemplar ſchlecht überfirnißter Barbarei; er iſt ſehr ruchlos, und ich habe ihn im Verdacht, daß er beim Spiel ſein Glück ſich ſelbſt zu machen ſucht. Kurz, er iſt lächerlich und abgeſchmackt bis zum Uebermaß.

**Hugo.** Und ſolchen Menſchen duldeſt Du in Deiner Nähe?

**Wald.** Warum nicht? Seine Beſtialität iſt mir ein ewiger Ableiter ſchlechter Laune, bei unſern kleinen Soupers iſt er das Stichblatt für die beſten Witze.

Bor.

**Bor** (tritt zur Seite an den Grafen und meldet leiſe).

**Wald.** (bei Seite). Wer iſt es?

**Bor.** Sie trägt einen doppelten ſchwarzen Schleier.

**Wald.** Dummkopf, Du ſollſt wiſſen, wer ſie iſt.

**Bor.** Zu Befehl, es iſt die Kammerfrau der Frau Fürſtin.

**Wald.** Gut, in das blaue Cabinet. (Bor ab) Hugo, ich werde in Anſpruch genommen.

**Hugo.** Mir grade recht, denn ich war im Begriff Deiner Laune gegenüber den Kürzeren zu ziehen. (bricht auf)

**Wald.** (ihm die Hand reichend). Um ſo ſchlimmer für mich, denn ich war auf dem beſten Wege, den ſolideſten Mann der Reſidenz in einen Bruder Lüderlich zu verwandeln. (Hugo ab.)

**Wald.** (die Seitenthür links öffnend). Treten Sie ein, Madame.

### Kammerfrau.

**Kammerf.** Dies Billet von der Frau Fürſtin. Sie bittet um mündliche Antwort.

**Wald.** Sogleich. (lieſt) Ich erwarte ſie heut Nachmittag. Vermeiden Sie mein Ungeheuer von Schwager. Er quält mich mit ſeinen Thorheiten und iſt ſehr eiferſüchtig auf Sie. Alle meine Leute ſind in ſeinem Sold, meine Kammerfrau iſt die einzige, der ich traue.

### Vor.

**Vor** (durch die Mittelthür). Der Herr Fürſt ſteigen die Treppe herauf.

**Kammerf.** Er darf mich nicht finden.

**Wald.** Führe ich ihn durch die Bibliothek. — Er lieſt nie und wird ſich dort langweilen. (Vor ab)

— Ich bitte um die Gnade, der Frau Fürſtin heut aufwarten zu dürfen. — Dort hinaus Madame, die Treppe hinab führt eine kleine Thür auf die Querſtraße, vermeiden Sie geſehen zu werden. (Kammerfrau ab).

**Udaſchkin, durch Box** eingeführt.

**Ud.** Schon bereit auszugehen, mein Herr Graf? oder ſtöre ich Ihre Morgenſtudien? Ah! die Piſtolen auf dem Tiſch, vielleicht ein Abenteuer? Ich bin neugierig.

**Wald.** Er ſpionirt, er bläſt die Naſenlöcher auf.

**Ud.** (bei Seite). Ich rieche eine Frauentoilette, eine Botſchaft meiner Schwägerin war hier, ich ſah ihre Kammerfrau aus einer Droſchke ſteigen — der Laffe!

**Wald.** Bevor ich von Ihrer Gegenwart irgend eine Notiz nehmen kann, mein Fürſt, müſſen ſie mir ein Verſprechen ablegen.

**Ud.** Ein Verſprechen, mein liebenswürdiger Freund? Und das wäre?

**Wald.** Sie müſſen mir feierlich geloben, Ihren Kammerdiener fortzujagen und Ihrem Schneider das Aergſte anzuthun, Sie ſind Beiden eine große Rache ſchuldig. — Wie haben die Menſchen Sie zugerichtet. Pfui, mein Fürſt! Dieſe Garderobe iſt Ihnen von den Schurken in einer Trödelbude gekauft worden. Bei Gott, man kann mit Ihnen nicht ſprechen, ſo lange ſie dieſes Beinkleid tragen.

**Ud.** Unmöglich das. Mein Schneider iſt derſelbe, den Sie mir empfohlen haben. — Mein Freund iſt heut in guter Laune.

**Wald.** Ich habe das Glück ſtets darin zu ſein, ſo oft ich Ihnen meine Ehrfurcht bezeigen darf. — Uebrigens kommen Sie zu rechter Zeit, mein Fürſt, ich habe eine Execution vor.

**Ud.** Eine Execution? Das will ich mit anſehen. An Menſchen oder an Vieh?

**Wald.** An einem Thiere. Sie ſollen ſehen, wem ſie gilt. Erlauben Sie mir die Piſtolen zu laden.

**Ud.** (ſich ſetzend). Nach Belieben. Wiſſen Sie, lieber Graf, mein Pinx iſt angekommen.

**Wald.** (ladend). Wer iſt das?

**Ud.** Nun, Pinx, ein alter Götze, ein Steinbild?

**Wald.** Pinx? kenne ich nicht.

**Ud.** Ja er heißt Pinx. Er liegt auf vier Beinen, ſieht aus wie ein Löwe und hat den Kopf eines Frauenzimmers, er wird in Italien aus der Erde gegraben.

**Wald.** Ah ſo, eine Sphinx. Und wozu haben Sie eine Sphinx gekauft, mein Fürſt, man kann ſie nicht eſſen, man kann ſie nicht trinken, man kann auch nicht auf ihr ausreiten.

**Ud.** Ich baue einen Stall für meine Jagdhunde, da laſſe ich das Ding vorſetzen. Es iſt jetzt in der Mode, das wunderliche Zeug.

**Wald.** Nun, beim Zeus, eine ägyptiſche Sphinx endet damit, nach zweitauſend Jahren einen aſiatiſchen Hundeſtall zu bewachen. Das iſt eine ſeltſame Carriere, und wenn das dir geſchieht, du altes Bild ewiger Ruhe und ſtarren Schweigens, ſo kann Niemand wiſſen, wohin wir bewegliche und geſchwätzige Menſchen noch kommen werden. — Ich bin fertig, mein Fürſt, und ſtehe zu Ihren Dienſten. — Jetzt zu dir, mein edler Lovelace, es iſt ein ſchwerer Gang.

**Ud.** Alſo zur Execution und dann zum Frühſtück. Es ſind neue Seefiſche angekommen, mein Freund, die wollen gewürdigt ſein. (Beide ab.)

Vor. Gertrud.

**Vor.** Ich traue meinen Augen nicht. Sie Mamſell Gertrud — und in dieſem Zimmer?

**Gertr.** Woher kennen Sie mich, mein Herr?

**Vor.** Wer ſollte Mamſell Gertrud nicht kennen, die ſchöne Gärtnerin, die barmherzige Schweſter der Vorſtadt. — Mein Name iſt Vor, Karl Vor, ich bin ja der Sohn derſelben Frau, welche die Ehre hat, Sie manchmal in ihrem Garten zu beſuchen.

**Gertr.** Ihre Mutter iſt eine gute Frau, ich freue mich, wenn Sie ihr ähnlich ſind.

**Vor** (ſich verbeugend). Die Familienähnlichkeit iſt noch nicht bezweifelt worden. Aber Sie hier, und Sie wollen den Herrn Grafen ſprechen — und allein?

**Gertr.** Ja, mein Herr.

**Vor** (kopfſchüttelnd). Es iſt unbegreiflich, könnte denn nicht vielleicht ich die Sache beſorgen, ich ſage das wirklich aus guter Meinung.

**Gertr.** Iſt Ihr Herr denn ſo arg?

**Vor.** So arg? — Das grade nicht, aber ſehen Sie, er iſt jungen Damen gegenüber doch manchmal —

**Gertr.** (bittend). Sie eſſen ſein Brot, ſprechen Sie gut von ihm. Daß ich hier bin, ſei Ihnen ein Zeichen, daß mich etwas Ernſtes herführt.

**Bor.** Nun, ich habe Sie gewarnt. — Erwarten Sie den Herrn, er wird ſogleich kommen. (Bor ab.)

**Gertr.** (allein). Hier alſo wohnt er, der übermüthige, laſterhafte Mann! — Und doch ſieht er aus, wie ein edles Menſchenbild. Neulich ritt er an unſrer Thür vorüber, die Nachbarin nannte ſeinen Namen und ſprach eine Verwünſchung dazu, er aber ſah ſo gleichgiltig und ſtolz in die Welt, als könne ihn kein Unglück treffen. — Er hat keine Eltern, kein Weib? — ob er Jemanden hat, an dem ſein Herz hängt? (Zwei Schüſſe hinter der Scene. Gertrud zuſammenfahrend) Ha, was iſt das?

**Wald.** (aufgeregt, ſchnell eintretend, die abgeſchoſſene Piſtole in der Hand.)

**Gertr.** (entſetzt). Wen haben Sie getödtet?

**Wald.** (in einen Seſſel ſinkend). Meinen Freund (Gertrud wendet ſich zur Flucht, Waldemar die Piſtole wegwerfend) Mein Lieblingsthier. (Pauſe — aufblickend) Wie kommen Sie hieher?

**Gertr.** (finſter). Ihr Kammerdiener hat mich eingeführt.

Wald. Vor iſt ſehr gütig, ſo zu rechter Zeit für meine Unterhaltung zu ſorgen. — Wer ſind Sie?

Gertr. Gertrud Hiller, die Tochter eines Gärtners aus der Vorſtadt.

Wald. Und was führt Sie zu mir, mein Kind?

Gertr. Ich werde es Ihnen ſagen, ſobald mich kein fremdes Ohr hören kann.

Wald. Ich bin allein. — Wenn Sie mit einer Bitte kommen, ſo wenden Sie ſich an meinen Secretair.

Gertr. Ich komme zu bitten.

Wald. Für ſich ſelbſt, oder für Andere?

Gertr. Für einen Andern.

Wald. So laſſen Sie hören.

Gertr. Es ſind jetzt ſieben Jahr, da lag ein armes verlaſſenes Mädchen in unſerer Vorſtadt, ich pflegte ſie, weil ſich ſonſt Niemand um ſie kümmerte. Endlich genas ſie eines Knaben. Auf ihrem Schmerzenslager aber hat ſie die Hände gerungen und gegen Sie ausgeſagt, Herr Graf.

Wald. (mit den Achſeln zuckend). Das iſt gar nicht unmöglich. Vor ſieben Jahren war ich wild und rückſichtslos, wie die Leidenſchaft eines Jünglings zu ſein pflegt. — Nun, erzählen Sie weiter. Sie wenden ſich ab? Ah! Sie müſſen mir nicht zürnen. Es iſt gar zu ſchwer geiſtreich auszuſehen, wenn man nach ſieben Jahren in ſolch ſüßes Geheimniß eingeweiht wird.

Gertr. (finſter). Mutter und Kind blieben ein Vierteljahr in unſrer Nähe; das Mädchen wußte ſich nicht zu erhalten, die Nachbarn halfen aus, ſoweit ſie konnten. An einem Morgen war das Mädchen verſchwunden, das Kind lag in einem Korbe ſorgſam eingehüllt vor der Thür des Nachbars.

Wald. Das iſt eine traurige Geſchichte. Wer war die Mutter?

Gertr. Wir wußten wenig von ihr. Sie war eine Fremde und nannte ſich Louiſe. Ihr Name ſteht im Kirchenbuch, das Kind iſt darauf getauft; man ſagt, ſie ſei beim Chor der Oper geweſen.

Wald. Bei der Oper! — Es iſt mir dunkel wie ein Traum, daß ich eine kurze Verbindung mit einer Griſette des Chors hatte, es war unmittelbar vor meiner Reiſe nach England. Und das Kind? es lebt?

Gertr. Es lebt, es wird von ehrlichen Leuten auferzogen. Aber ſein Sie ruhig, Herr Graf, Niemand außer meinem Vater weiß, wem der Knabe angehört.

**Wald.** (lächelnd). Nun, das Unglück wäre nicht groß. Dennoch danke ich Ihnen für Ihre Verſchwiegenheit.

**Gertr.** (bei Seite). Er iſt kalt wie Eis und mir erſtarrt das Wort auf den Lippen.

**Wald.** Bevor ich Ihnen meine Anſicht über dieſe romantiſche Geſchichte mittheile, verzeihen Sie noch eine Frage. Weshalb beehren Sie mich erſt jetzt nach ſieben Jahren mit Ihrem Vertrauen?

**Gertr.** In der erſten Zeit haben wir häufig nach Ihnen gefragt, aber Jahre lang hieß es, Sie wären auf Reiſen. Seit Sie zurückgekehrt ſind, haben wir uns oft nach Ihnen erkundigt, doch was die Leute erzählten, hat uns abgeſchreckt, Sie aufzuſuchen.

**Wald.** (ſpöttiſch). Und was hat man ſich von mir erzählt? Warum ſchweigen Sie, mein Kind? Gönnen Sie mir die Freude, Gutes über mich zu hören. Nun?

**Gertr.** Man nannte Sie hart, hochmüthig und frevelhaft.

**Wald.** (ſich ſpöttiſch verneigend). Ich bin erkenntlich für die gute Meinung.

**Gertr.** Und doch war es nöthig, daß ich das Geheimniß nicht für mich behielt. Wenn dem Kinde etwas widerfuhr, Sie ſind ja doch ſein Vater und haben ein Recht auf den Knaben. In den letzten Wochen aber hat man ſich viel erzählt, daß Kinder geſtohlen werden, und als ich neulich ſah, wie ein fremder Mann von verdächtigem Ausſehen mit dem Knaben ſpielte und ihn an ſich lockte, kam mir die ſchnelle Angſt, Ihrem Sohn könne ein Unglück zuſtoßen, und ich empfand, daß die Verantwortlichkeit für mich zu groß, und daß Schweigen ein Unrecht ſei. Deshalb entſchloß ich mich hierher zu kommen, ich habe meine Pflicht gethan und will jetzt gehn.

**Wald.** Noch einen Augenblick, Mademoiſelle. Hören Sie zuvor meine Anſicht über dieſe Erzählung, ſie wird, ſo hoffe ich, Ihre Unzufriedenheit mit mir verringern. Ich habe für die Wahrheit deſſen, was Sie ſagen, keine Bürgſchaft als Sie ſelbſt. Ich verſichere Ihnen mit Vergnügen, ich bin überzeugt, Sie ſprechen wahr und meinen es in Ihrem Sinne gut. Aber wer bürgt Ihnen dafür, daß die Mutter des Kindes ebenſo wahr gegen Sie geweſen iſt?

**Gertr.** Sie glaubte zu ſterben, als ſie verzweifelnd Ihren Namen anklagte. Später habe ich ihr verſprechen müſſen, darüber gegen Jedermann zu ſchweigen. In Fieberträumen aber hat ſie oft von Ihnen geſprochen, Sie zärtlich und klagend angeredet und Sie geſcholten.

**Wald.** Vielleicht iſt auch das kein Beweis, ein geſetzlicher gewiß nicht. Ich weiß nur, daß ich kurze Zeit mit einem Mädchen vom Chor des Theaters tändelte, ſelbſt der Name, den Sie nennen, tönt mir fremd, und vergebens ſuche ich das Bild der Verſchwundenen in mein Gedächtniß zurückzurufen. Ich wurde von meinem Vater damals auf Reiſen geſchickt, war drei Jahre im Ausland und nach der Rückkehr hatte ich die flüchtige Bekanntſchaft völlig vergeſſen.

**Gertr.** Vergeſſen? Kann ein Menſch ſo etwas vergeſſen, die Liebe eines Mädchens vergeſſen, ſo wie man einen Namen vergißt oder die Nummer eines Hauſes?

**Wald.** (lächelnd). Und doch iſt es ſo, und Ihnen, meine Liebe, wird nichts übrig bleiben, als mich für einen ächten Teufel zu halten. Doch gleich viel. Sie zeigen warmen Antheil an dem Kinde und einen ungewöhnlichen Sinn; um Ihretwillen, mein ſchöner Anwalt, will ich annehmen, daß ich vollſtändig berechtigt ſei, dem Knaben ein väterliches Intereſſe zu ſchenken. — Was wünſchen Sie, daß ich für das Kind thue? (Gertrud ſchweigt) — Ohne Zweifel macht ſeine Erziehung zunächſt Auslagen, hier nehmen Sie, künftig wird mein Secretair Sorge tragen. (er reicht ihr ein Papier aus der Brieftaſche)

**Gertr.** (zurückweiſend mit Selbſtgefühl). Sie irren, Herr Graf, der Knabe braucht kein Geld, die Leute, welche ihn an Kindes Statt angenommen haben, ſind nicht reich, aber was ſie haben, wird hinreichen, das Kind zu einem braven Menſchen zu machen. Sie irren, Herr Graf, und da Sie mich nicht kennen, verzeihe ich Ihnen den kränkenden Verdacht, welcher in Ihrem Anerbieten liegt. Was ich von Ihnen erbitten wollte, war etwas ganz Anderes, und es iſt traurig, daß Sie das nicht einmal ahnen. Ihre Liebe wollte ich für das Kind, das Auge, die ſorgende Hand eines Vaters. Er iſt allein, ein einſames Reis in fremden Garten geſetzt! Wenn er, wie Kinder thun, frägt, wo ſeine Aeltern bleiben, wann ſie zu ihm kommen werden, was ſoll man ihm antworten? Er hat keine Aeltern! — Und Sie ſelbſt — was Ihr größtes Glück wäre, das fröhliche Lachen des Kleinen zu hören, für ihn zu ſorgen, an ſeinem Lager zu wachen und ſich zu freuen, wenn er fleißig und brav iſt, das Alles müſſen auch Sie verlieren! — Ich muß weinen, daß es ſo gekommen iſt gegen die Natur und gegen den heißen Wunſch meiner Seele. Ihnen aber, Herr Graf, ſoll das Schickſal dieſes Knaben niemals mehr heitere Laune erregen, er ſoll nie erfahren, daß ſein Vater ihn zweimal von ſich geſtoßen hat. (ab.)

**Wald.** Bei Gott, ein hochherziges Mädchen, und welche Bußpredigt! Ich ſah mich bereits ſitzen, einen weißhaarigen, rothbäckigen Bengel auf dem Schooß und vor mir drei bis vier größere ditto, wie Gänſe mit ausgeſtreckten Hälſen ſchreiend: Vater, Brot! während mir der Jüngſte in aller Stille den

Rockſchooß unſauber macht. — Und welche Lobſprüche ſie meinem Charakter gab, laſterhaft war das wenigſte, — aber es ſtand ihr nicht ſchlecht, es war Ueberzeugung. — Bei alle dem kann die Sache ſo nicht bleiben, für den unnützen Jungen muß geſorgt werden, und Du, ſchöne Gertrud, ſollſt erfahren, daß es nicht rathſam iſt, den Satan in ſeiner eignen Hölle am Bart zu ziehen. (er ſchellt)

**Vor.**

**Wald.** Wirſt Du das Mädchen wieder erkennen, wenn Du ihr begegneſt?

**Vor** (bei Seite). Da haben wir das Unglück. (laut) Gewiß, Herr Graf, denn ich kenne ſie bereits.

**Wald.** Was weißt Du von ihr?

**Vor** (bei Seite). Jetzt nur nicht zu ſehr gelobt. (laut) Je nun, ſie gilt für ein gutes Ding, ſie hat in früher Jugend ihre Mutter verloren und hilft ihrem alten Vater bei der Gärtnerei; meine Mutter wohnt in ihrer Nähe.

**Wald.** Das trifft ſich gut.

**Vor.** Die würdige Frau hat den Wunſch, aus mir und dem Mädchen eine Partie zu machen. Doch ſie iſt arm und ſo gewöhnlich, nichts apartes, und da habe ich mich zurückgehalten. (küßt) Sonſt wäre ſie eine recht brauchbare Frau für mich.

**Wald.** Für Dich?! — Vorläufig wirſt Du die Güte haben, Deine Abſicht auf das Mädchen aufzuſchieben.

**Vor** (bei Seite). O weh!

**Wald.** Ich will ausfahren. Hut und Handſchuh! — Vor, man ſpricht übel von uns unter den Leuten.

**Vor** (den Hut präſentirend). Ich fürchte auch, Herr Graf, man nennt unſern Wandel unmoraliſch.

**Wald.** (mit verſtellter Gutmüthigkeit). Das ſchmerzt mich um Deinetwillen, mein treuer Vor. Deine Tugend wird mit meinen Sünden in einen Topf geworfen, und ich fürchte, die Verleumdung wagt ſich auch an Deine reine, uneigennützige Seele.

**Vor** (geſchmeichelt). Ach, Herr Graf, mein gutes Bewußtſein gibt mir die Kraft, Verleumdung zu verachten.

**Wald.** Das freut mich. (ſeine Börſe einſteckend) Höre, redlicher Vor, wenn Du mir das nächſte Mal Geld aus meiner Börſe ſtiehlſt, ſo ſei etwas weniger unverſchämt.

**Bor** (erſchrocken). Wie, gnädiger Herr?

**Wald.** Du haſt geſtern das Unglück gehabt, ein altes Geldſtück zu mauſen, das ich perſönlich kenne.

**Bor.** Herr Graf, das iſt ein ungeheures Mißverſtändniß. Das Geldſtück muß ich wiederfinden.

**Wald.** Ja, in Deiner Taſche. Kannſt Du denn das abgeſchmackte Stehlen nicht laſſen? — Biſt Du unzufrieden mit Deinem Lohn? ich will ihn verdoppeln, wenn Du ſchwörſt, meine Börſe in Ruhe zu laſſen.

**Bor** (gerührt). Herr Graf, es wäre ſchändlich von mir, wenn ich das annähme, denn es würde nichts helfen. Wenn Sie mir meinen Gehalt verdoppeln, ſo würden ſich meine Bedürfniſſe verdreifachen, und die zarten Beziehungen zu Ihrer Börſe könnten ſich dann leicht bis in das Große ſteigern.

**Wald.** Dann müſſen wir's freilich beim Alten laſſen. — Vergiß aber nicht, daß, wenn wir Beide mit einander ſpielen, ich die Katze bin und Du die Maus, und nimm die Verſicherung, daß die Sonne des Himmels auf keinen größern, abgefeimtern Spitzbuben herniederſcheint, als mein tugendhafter, ehrlicher Vor iſt. Guten Morgen, Herr Vor! (ab)

* * *

# Zweiter Akt.

## Erſte Scene:

Palmenhaus, goldenes Netzwerk in mauriſchem Stil, als Decoration tropiſche Staudengewächſe. Rechts zur Seite ein Fenſter, links eine Thür, Zugänge im Hintergrund. Ein Divan, Stühle, ein Tiſch.

**Georgine** Fürſtin **Udaſchkin** (auf dem Divan liegend und leſend).
**Kammerfrau.**

**Georg.** (aufblickend). Die Luft iſt ſo ſchwül, öffne das Fenſter. (Kammerfrau thut's) — Nimm den Fächer und verjage mir die Fliegen. — Wie ungeſchickt Du biſt. — Iſt mein Armband abgeholt?

**Kammerfr.** Der Juwelier hat es ſelbſt gebracht.

Georg. Heut Abend will ich es tragen. — (aufſchreckend) Mein Gott, was ſummt dort, Du haſt eine Weſpe hereingelaſſen, jage ſie hinaus, ſogleich (Kammerfrau ſchlägt mit dem Taſchentuch in die Luft) ſchließe das Fenſter. — Es iſt 6 Uhr, der Graf muß ſogleich hier ſein.

Udaſchkin (vom Hintergrund).

Ud. Nicht zu Hauſe? Ich hörte Sie ſprechen, Georgine Petrowna, und will nicht von Ihrer Thür zurückgewieſen werden, wenn ich weiß, daß Sie für Andere, als Ihren Schwager, zu Hauſe ſind. —

Georg. Da Sie ſich ſelbſt mit ſolcher Zartheit einführen, mein Fürſt, ſo erſparen Sie mir die Lüge, Sie willkommen zu heißen. Was führt Sie zu mir, Fedor Iwanowitſch? Haben Sie unglücklich geſpielt, oder iſt einer Ihrer Jagdhunde krank, weil Sie kommen, Ihre liebenswürdige Laune gegen mich zu äußern?

Ud. Sie ſind immer geiſtreich, Frau Fürſtin, und ich bin betrübt, daß ich Ihnen etwas zu erzählen habe, was Ihren Ohren nicht angenehm ſein wird.

**Georg.** Sie haben ſich hier eingedrängt, und ich habe jetzt keine Luſt, Ihre Erzählung zu hören. Wenn Ihnen das nicht Schweigen auferlegt, ſo werden Sie wenigſtens mir erlauben, Ihre Anweſenheit zu ignoriren. (legt ſich und lieſt)

**Ud.** (ſich ſetzend). Nach Belieben. Sie werden um ſo ſchärfer hören, je mehr Sie ſich den Schein geben, zu leſen. — Zuerſt erlaube ich mir Sie an die Zeit zu erinnern, wo mein ſeliger Bruder die Thorheit beging, Ihnen Georgine Petrowna, ſeine Hand zu reichen. Damals war ich Ihr Freund, Ihr liebes Schwägerchen Fedor Iwanowitſch, und Sie wiſſen, daß ich es war, der meinem armen, alten Bruder den Gedanken an eine *Vermählung* mit Ihnen eingab.

**Georg.** (über das Buch). Dafür bezahlte ich Ihre Schulden.

**Ud.** Dafür ließen Sie ſich in ſeinem Teſtament zur Univerſalerbin machen, und mir fiel ein kärgliches Legat zu. Ich aber habe den Willen, das zu ändern. — Sie haben den Leichtſinn begangen, die Documente und Papiere, durch welche Sie Ihre

Anſprüche bei unſerm Hofe begründen wollen, in meine Hände gelangen zu laſſen.

Georg. (verächtlich). Das iſt unwahr, Sie haben mir die Papiere genommen.

Ud. Gleichviel! Ich habe ſie jetzt, und es kommt auf mich an, wie ich dieſelben gebrauchen werde. Und außerdem, bedenken Sie, was können Sie als Fremde, ohne Schutz, ohne Verbindungen gegen mich durchſetzen, wenn ich als Ihr Feind auftrete? Deshalb ſchlage ich Ihnen eine Vereinigung vor. Entſchließen Sie ſich, mich zu heirathen — ich werde Sie alsdann nicht mehr durch meine Gegenwart beläſtigen, Sie leben in Paris, ich auf unſern Gütern, und Sie ſollen jede Sicherheit für ein ſtandesgemäßes Auskommen erhalten. — Sie ſchweigen, Sie würdigen mich keiner Antwort? (laut) Georgine Petrowna, Sie ſind in meiner Hand, und Sie ſollen das einſehen.

Georg. (klingelt, zu dem eintretenden Bedienten). Ein Glas Waſſer für den Herrn Fürſten.

Ud. (wüthend). Nimm das, Du Hundeſohn, für Dein Glas Waſſer. (ſchlägt nach ihm)

**Georg.** Der Aerger wird Ihnen ſchaden, lieber Vetter Fedor Iwanowitſch.

**Ud.** Weib, reize mich nicht! Wohl weiß ich, auf wen Du vertrauſt, auf Deine geſchnürte Puppe, den übermüthigen Grafen. Hüte Dich, Frau Fürſtin, ohne mich fällſt Du und Deine Fürſtenſchaft zuſammen in ein Nichts. — In drei Tagen frage ich wieder nach, vielleicht kommt Dir bis dahin die Einſicht; wo nicht, ſo ſollſt Du, Georgine Petrowna, vergehen, wie dürres Holz im Ofen. (ab.)

**Georg.** Gehen Sie mit Gott, mein lieber Vetter! — (aufſpringend) Gemeiner Böſewicht, ich trotze Dir! O fort, fort, aus dieſer Rohheit und Heuchelei, zu ihm, zu ihm in ſeine freie Luft. — Waldemar, Du wilder Falk, Dich muß ich zähmen, damit Dein Flügelſchlag mir die Ratte verjagt. — Aber er iſt unzugänglich, wie ein Vogel in der Luft. — Vergebens, ihn durch Leidenſchaft zu feſſeln, er iſt gewöhnt zu genießen und zu verrathen. — Ich muß ein Mittel finden, ihn unauflöslich an mich zu ketten. Er muß mich achten, er muß heimiſch werden bei mir, und wenn er die Geliebte nicht ſucht, muß er eine Freundin, eine Häuslichkeit finden. — Dazu brauche ich den Knaben. — Wenn ich ihm den Knaben entgegenführe und zurufe: Waldemar, das iſt dein Sohn, ich erziehe ihn, ich bin ihm Mutter! das muß ihn verwirren, vielleicht wird es ihn rühren. — Vielleicht! Und wenn er ſich achſelzuckend abwendet mit ſeinem kalten Lächeln? Ich will dafür ſorgen, daß er das nicht mehr kann. — Aber wie das Kind erhalten? ich darf keinen Schritt thun, das wäre gefährlich. Er, er ſoll mir das Kind bringen, er ſelbſt ſoll die Schlinge knüpfen, die ihn feſſelt. Vorſicht, Vorſicht, Georgine.

**Kammerfrau. Waldemar** (zur Seitenthüre).

**Kammerfr.** Der Herr Graf. (ab.)

**Georg.** (ihm entgegen). Willkommen, mein lieber Freund, ich ſehne mich nach einem Menſchen, der mich beklagt oder mich auslacht, gleichviel, wenn er ſich nur mit mir beſchäftigt.

**Wald.** Ich bin bereit zu lachen oder zu weinen und ganz dem Beiſpiel Ihrer Augen zu folgen. Ich erhalte dadurch eine Veranlaſſung recht lange und tief hineinzuſehen.

**Georg.** Das war eine recht jugendliche, gefühlvolle Artigkeit. Sie haben heut Kummer gehabt, weil Sie ſo elegiſche Töne anſchlagen?

Wald. (lachend). Dieſe mitleidige Frage erſpart mir die Bitte, auch mich zu beklagen: Lovelace iſt todt.

Georg. (erſchrocken). Lovelace? Das Juwel der Rennbahn, mein ſchöner, artiger, ſtolzer Freund, o, das iſt traurig! Und ich trage die Schuld, denn um mir einen Tannenzweig zu holen, warfen Sie das Pferd in den Abgrund. — Pfui, Waldemar, das war Unrecht, und ich bin Ihnen gram von heute ab, denn Sie haben mich zur Mitſchuldigen an dem Verderben eines Lieblings gemacht.

Wald. Er ſtarb den Tod eines Helden, ich habe ihn heut früh erſchoſſen.

Georg. Das iſt ein ſo ernſtes Leid, daß ich mit meinem Unglück dagegen nicht aufkommen werde. Und doch habe auch ich Urſache zur Trauer. Was ſagen Sie mein Freund, Fürſt Udaſchkin hat ſo eben um meine Hand angehalten.

Wald. (entſchuldigend). Er muß einen Rauſch haben.

Georg. Leider war er ſehr nüchtern. — Auf Sie iſt er eiferſüchtig, wie ein Türke, ich aber bin von ihm abhängig, denn er iſt der einzige Verwandte, den ich habe, der einzige Zeuge und Vertreter meiner Anſprüche; außerdem ſind wichtige Papiere von mir in ſeinen Händen.

Wald. Die muß er herausgeben.

Georg. O. wenn Sie das bewirken könnten, Herr Graf! Sie haben Einfluß auf ihn.

Wald. Wie der Bärenführer auf ſeinen Bären, ich muß ihn beſtändig das Seil fühlen laſſen.

Georg. Schön, ſchön und jetzt genug der Klagen, jetzt etwas Leichtſinn und Uebermuth. Noch um einen Ritterdienſt bitte ich Sie, Graf Waldemar.

Wald. Befehlen Sie, Frau Fürſtin, ich bin bereit mit Helm und Lanze auszuziehn.

Georg. Graf Waldemar ſoll in dieſem Stadttheil einen Beutezug machen und mir einen Pagen einfangen.

Wald. Einen Pagen?

Georg. Ja, Page, Groom, Puppe, Spielzeug, was Sie wollen. — Ich fühle mich einſam, Graf Waldemar, und will mich unterhalten, ich will Jemand haben, dem ich Zuckerbrot geben kann, der mich küßt, wenn ich es befehle, und den ich ſchlagen darf, wenn ich übler Laune bin. Dazu brauche ich einen kleinen Jokei, er muß aber noch niedlich ſein, ſo ein ſieben, acht Jahr.

**Wald.** Einen Knaben wollen Sie?

**Georg.** Ja, mein Graf, und Sie ſollen mir den ſchaffen.

**Wald.** Allah akbar, Gott iſt groß, und Niemand kann ſeinem Schickſal entgehen, mein Schickſal aber iſt offenbar, Kinderfrau zu werden.

**Georg.** Sie zögern, Herr Graf, das iſt abſcheulich.

**Wald.** Nein, ich überlegte nur, welch unendliches Glück dem Kinde Ihrer Wahl blüht. Entweder füttern Sie ihn in den erſten vier Wochen mit Bisquit zu Tode, und dann iſt er glücklich, denn er ſcheidet in aller Unſchuld von dieſer ſündigen Erde, oder Sie verziehn ihn zu dem nichtswürdigſten kleinen Taugenichts, der jemals einen armen Hausfreund gebiſſen und gekratzt hat.

**Georg.** (lachend). Vortrefflich, ich ſehe ſchon, wie er an Ihnen ſelbſt hinaufklettert und Ihre Haare rauft. (fröhlich) Allerliebſt.

**Wald.** Läßt ſich dieſe wünſchenswerthe Scene aber nicht durch andere Mittel herbeiführen? Wäre nicht ein Papagei eben ſo gut?

Georg. Nein.

Wald. Oder zwei Sympathievögel?

Georg. Nein.

Wald. Oder ein kleiner Affe?

Georg. Nein, nein, nein. Es muß ein Kind ſein, ein hübſcher, kräftiger Junge mit Pausbaden und lockigem Haar. — Und im Vertrauen, ich habe ſchon einen im Anſchlage.

Wald. Das hätte ich vermuthen können.

Georg. Ich fuhr neulich durch die Gartenſtraße, da ſah ich ein Kind, einen kleinen Engel, ganz meine Sehnſucht. Ich frug nach ſeinen Angehörigen — er iſt eine Waiſe — und wird bei dem Gärtner Hiller erzogen.

Wald. (betroffen bei Seite). Ha! Was iſt da? Wenn das Zufall iſt, ſo ſind wir die Knechte ſeiner Laune! — Das iſt ſeltſam.

Georg. (bei Seite). Er iſt betroffen, er weiß von dem Knaben. — Was iſt ſeltſam, mein Freund?

Wald. Ich habe heut' bereits von demſelben

Kinde gehört. — (bei Seite) Und das Mädchen ſelbſt erzieht den Knaben, was bedeutet das wieder?

**Georg.** Und wiſſen Sie, warum mir der Knabe ſo gefiel? (liebevoll) Es war wohl eine Thorheit, aber er ſah Ihnen ähnlich, mein lieber Freund.

**Wald.** Es iſt doch nur ein Zufall! Gut, Frau Fürſtin. Sie ſollen den Knaben erhalten, wenn es möglich.

**Georg.** Das iſt herrlich, und ich danke Ihnen im Voraus. Wenn Graf Waldemar etwas verſpricht, ſo iſt es bereits gethan.

**Wald.** (aufbrechend). Und wann darf ich Sie wiederſehn?

**Georg.** Himmel! Ich tändle mit Bagatellen und vergeſſe, daß ein ernſtes Schickſal über mir ſchwebt. Mein Freund, mein lieber Freund, ich darf Sie in der nächſten Woche nicht öffentlich empfangen.

**Wald.** Georgine! Das wäre grauſam. Ich verſtehe nicht ganz die Abhängigkeit, in welcher Ihr Wille von dem eines gemeinen Thoren ſteht, aber es verſteht ſich, daß ich ihn reſpectire. Muß ich Sie aber ganz entbehren, weil ich bei Ihrer Thür nicht vorfahren darf? Meine Freundin, ich kann Ihre liebenswürdige Laune nicht mehr miſſen.

**Georg.** Entbehre ich nicht auch, wenn Sie mir fern ſind. Und doch (nach dem Fenſter ſehend) ich weiß nicht, wie zu helfen.

**Wald.** Wohin endet der Garten?

**Georg.** In eine Seitengaſſe der Vorſtadt. — Ich verſtehe Sie, Herr Graf, und ich bekenne Ihnen ohne Erröthen, daß ich für mich die Gefahr nicht fürchte, welche in ſolch ſtillem Beſuch liegt. Aber der Fürſt und meine eigenen Leute, auf die ich mich nicht verlaſſen kann —

**Wald.** (fein). Die Tage nehmen ab, es wird früh dunkel.

**Georg.** (mit Empfindung). Waldemar! (Pauſe) Wohlan es ſei! (ſchüchtern) Hier iſt der Schlüſſel zur Gartenpforte.

**Wald.** (ehrerbietig). Dank, Georgine. Laſſen Sie uns aber als treue Verbündete die Waffen tauſchen. Es könnte wohl geſchehen, daß Sie mir eine Botſchaft zu ſenden hätten, welche nicht die Loge meines Portiers paſſiren darf, haben Sie die Gnade, dieſen Schlüſſel Ihrer Kammerfrau zu übergeben, er öffnet die Thür meines Gewächshauſes, von ihm führt ein bedeckter Gang zu meinen Privatzimmern.

**Georg.** (den Schlüſſel ſchnell ergreifend). Ich werde dies Pfand des Vertrauens ſelbſt bewahren. Und jetzt, Waldemar, leben Sie wohl. (legt die Hand auf ſeine Schulter, ſieht ihn an.)

**Wald.** (leiſe). Und wann darf ich kommen?

**Georg.** Heut Abend um neun Uhr erwarte ich Sie beim Thee. Meine Kammerfrau wird Sie zu mir führen.

**Wald.** Ich komme, Georgine. (ab.)

**Georg.** (allein, ihm nachſehend). Ich habe ein hohes Spiel geſpielt und ich habe gewonnen. — Der Knabe, und dieſer Schlüſſel! Jetzt, Graf Waldemar, biſt du mein! (ab.)

**Udaſchkin,** dann **Kammerfrau**

**Ud.** (vom Hintergrund hereinkommend, ſieht ſich vorſichtig um, geht an die Thür links, klopft leiſe, Kammerfrau tritt heraus). Graf Schenk war hier.

**Kammerfr.** Er war hier, gnädigſter Herr.

**Ud.** Was wurde geſprochen?

**Kammerfr.** Sie ſprachen Vieles vom gnädigen Herrn, und der Herr Graf verſprach, die Frau Fürſtin gegen den Herrn zu ſchützen, er wollte Pan Fedor Iwanowitſch zwingen, Papier herauszugeben.

**Ud.** Der Laffe! — Was weiter?

**Kammerfr.** Endlich ging es über den neuen Pagen.

**Ud.** Dummheit!

**Kammerfr.** Zuletzt gab ihm die Pana den Schlüſſel zur Gartenthür.

**Ud.** Du Hund! Schon ſo frech! Weiter, weiter!

**Kammerfr.** Heut Abend um neun Uhr ſoll ich ihn erwarten.

**Ud.** Du wirſt ihn erwarten, aber er wird nicht hereinkommen.

**Kammerfr.** Was will Pan Fedor Iwanowitſch thun? Es wird ein Unglück geben, und auf mich wird die Schuld fallen.

**Ud.** Sei ruhig, Täubchen. Hier, das leg auf Deine Zunge. (gibt ihr Geld) fort! (Kammerfrau ab. Udaſchkin nach dem Hintergrund, rufend, mit unterdrückter Stimme) Gregor! Senka!

Gregor, noch ein Diener.

Gregor (ſich verneigend). Was befiehlt Deine Erlaucht?

Ud. Leiſe, ihr Schlingel! Ich will Jemanden prügeln laſſen, meine Söhnchen!

Gregor. Soll geſchehn, Väterchen Fedor Iwanowitſch.

Ud. Es muß geſchehen, eins, zwei, drei! Er darf nicht wieder aufſtehn.

Gregor. Wir verſtehen. Meinſt Du ſo? (zeigt demüthig ein Meſſer)

Ud. Nein, Kinderchen, das macht zu viel Geſchrei. — Laßt das Eiſen an Eure Stöcke ſchlagen, ſo thut's denſelben Dienſt und 's bringt mehr Schande und weniger Bedauern.

Gregor. Gut. Aber das iſt gefährlicher Verdienſt. Was ſoll aus uns werden?

Ud. Ich ſchaff' Euch heut Eure Päſſe, morgen ſeid Ihr auf dem Wege nach Hauſe. Fort mit Euch, Ihr Enkel eines Fuchſes. Um halb neun erwarte ich Euch in meiner Wohnung, Ihr müßt Euch verkleiden. (Diener ab) — Du tadelſt meine Röcke, Du willſt den Marder ſpielen in meinem Hühnerhofe. Hüte

Dich, Graf Waldemar, Du ſollſt in den nächſten Wochen nicht daran denken, mir Documente abzutrotzen. Heut wird der Tanzbär Dir zum Tanz trommeln. (ab.)

## Zweite Scene:

Garten. Im Hintergrund Gartenmauer mit einer offnen Thür, welche auf die Straße führt. An der Thür eine Glocke. Links zur Seite der Eingang zum Wohnhauſe. Abendlicht.

**Frau Vox, Gertrud** kommen aus dem Hauſe.

**Fr. Vox.** Heut habe ich ihn wieder geſehen. Ein großer Mann mit einem Schnurrbart, ſo lang, — er ſchlich ſich auf den Hans zu, der vor der Thür ſpielte. Hier ſtand der Hans und ſpielte, und ſo ſchlich ſich der fremde Mann zu ihm heran und lockte den Hans, wie man eine Henne lockt: putt, putt, und hielt ihm eine Brezel hin.

**Gertr.** (lachend). Was Sie ſagen? Vielleicht gefiel ihm der Hans, und es war nur Freundlichkeit.

**Fr. Vox.** I Gott bewahre! Freundlich ſah er nicht aus, und er hatte auch einen Mantel um, recht wie ein Ausländer. Es war ein Gauner, liebe Ger=

trud, und Sie mögen den Hans in Acht nehmen, das habe ich geſagt, und ich kenne die Welt.

Gertr. Ich danke Ihnen, Frau Vor, ich will den Hans hüten, ſo ſehr ich kann. Aber wer könnte auch Etwas von unſerm Knaben wollen?

Fr. Vor. Ach! Die Welt iſt arg, und es geſchehen ungeheure Verbrechen gegen die unſchuldigen Kinder. Nun, gute Nacht, es iſt Feierabend, die Arbeiter gehn nach Hauſe. Gottes Segen über Jeden, der eine Heimath hat und ein Obdach zur Nacht! Und wem's daran fehlt, dem möge der Herr Beides beſcheren. Gute Nacht.

Gertr. Gute Nacht, Frau Vor, vergeſſen Sie Ihre Nachbarin nicht. (Frau Vor ab, Gertrud bleibt an der offnen Thür ſtehen)

Roſa (geht vorbei).

Roſa (an der Thür ſtehen bleibend). Guten Abend, Gertrud!

Gertr. Willkommen, Röschen, wo kommſt Du her?

Roſa. Habe Milch geholt zum Abend. — Morgen iſt Reſourcentanz im Löwen, kommſt Du hin?

**Gertr.** Nein, lieber Schatz, Du weißt, ich tanze nicht, aber meine kleine Roſa wird dort ſein.

**Roſa** (froh). Ja, Gertrud, der Wilhelm Schwarz kommt auch hin.

**Gertr.** Ah ſo, der Wilhelm! — Höre, Rothbäckchen, dann wirſt Du Dich wohl auf's Beſte putzen, wenn Du Blumen brauchſt, weißt Du, wo welche zu haben ſind. — Aber jetzt ſage guten Abend, ſonſt ſchilt Deine Mutter. — (Roſa ab.)

**Arbeiter Boſe** (geht vorüber).

Guten Abend, Boſe. Wie geht's Euch, lieber Mann?

**Boſe** (herantretend). Na, ſo ſo, Mamſell Gertrud. Seit meine Selige todt iſt, will's nicht recht gehen. Man plagt ſich den ganzen Tag, wie ein Laſtthier, und wenn man Abends nach Hauſe kommt, iſt die Stube finſter und der Heerd kalt, und die Kinder verwildern bei dem Leben.

**Gertr.** Ja, es war ein großes Unglück für Euch! Aber Klagen hilft nicht, ſeht nach vorwärts, Mann, Ihr müßt wieder heirathen.

**Boſe.** Ja, wenn ſich nur Jemand fände.

**Gertr.** Ei, Mädchen gibt's genug, und Ihr ſeid ein ordentlicher Mann. Ihr müßt nur etwas auf Euch halten. Seht her, hier iſt ein großes Loch in der Jacke. Immer hübſch accurat im Anzug, das haben wir Mädchen gern, und ein ordentlicher Rock gibt dem Menſchen Freude an ſich ſelbſt und Freude am Leben.

**Boſe** (lächelnd). Sie haben immer Recht, liebe Mamſell, und mit dem Heirathen, das will ich mir bedenken.

**Gertr.** Gute Nacht, Boſe. Hört Nachbar, morgen iſt Sonntag, da ſchickt Eure Kinder zu mir, wir wollen ſie über den Abend behalten.

**Boſe.** Ich danke, liebe Mamſell. (ab.)

**Hans**, Hacke und Korb tragend, hinter ihm **Hiller** von der Seite.

**Hans** (wirft Hacke und Korb weg, läuft auf Gertrud zu). Tante Gertrud!

**Gertr.** (ſich zu ihm niederbeugend). Mein Johannes, jetzt gehörſt Du mir ganz!

**Hill.** Du Wildſang, wer wird das Geräth in den Weg werfen. Guten Abend, meine Tochter. — Der Maulwurf ſtößt auf, es wird Regen geben; alle

Creatur ſehnt ſich darnach, die Pflanzen dürſten. — Geh, Hans, ſuche Birnen in den Korb. (Hans ab.)

**Gertr.** Biſt Du müde?

**Hill.** Das Alter drückt, nicht die Arbeit. — Es ſoll mich wundern, ob die Noiſettes morgen aufblühen, meinſt Du nicht auch?

**Gertr.** Was, Vater?

**Hill.** Du hörſt mich nicht, Du biſt in Gedanken.

**Gertr.** Ich dachte an den Hans, und daß er jetzt uns allein gehört.

**Hill.** Und ich an unſre Roſen. Man wird haushälteriſch mit ſeinen Gedanken, wenn man alt wird. Laß uns jeden Tag für das Kleine ſorgen, was gerade Noth thut, dann kommt uns das Größere von ſelbſt. Der Hans gedeiht, der Kohl geräth, und dem Maulwurf ſtell' ich morgen ſeine Falle. So iſt Alles in Ordnung.

**Gertr.** Ich habe heut' einen andern Menſchen geſehen, der war ſo verſchieden von uns. Er lacht, wo wir weinen, er verſpottet was uns heilig iſt, das thut mir weh.

**Hill.** Hinweg mit den traurigen Gedanken; Du weißt, ich ärg're mich nicht gern, und vollends am Feierabend nicht. Darum ſei fröhlich, Gertrud, thue Deine Pflicht und gib mir mein Abendbrot.

**Gertr.** Du haſt Recht, Vater. (Beide ab. Es wird dunkel.)

### Waldemar.

**Wald.** Hier wohnt ſie — und ſie ſelbſt erzieht den Knaben! Iſt das ein feiner Anſchlag auf meine Börſe? — Nein, das iſt es nicht. Sie ſtand vor mir ſo ſtolz und mit einem Anſtrich von Begeiſterung, wie eine Seherin aus der Zeit, wo man es liebte, Eicheln zu eſſen; mir war, als hörte ich einen Eichwald hinter ihr rauſchen; ſie iſt keine Betrügerin. Doch was kann ſie ſein? Eine Schwärmerin — bürgerliche Religioſität, frommes Pflichtgefühl, das iſt es, — um ſo unbequemer für mich. — Du lockſt mich, ſchönes Räthſel, und ich will dich löſen, ſo wahr ich ein unbußfertiger Sünder bin! — — Und die Fürſtin, wie kommt ſie grade auf dieſes Kind?

**Hans** (von der Seite anmarſchirend, legt ſeinen Stock auf ihn an). Halt! werda?

**Wald.** Memento mori! Das iſt der laufende Wechſel, den ich erſt jetzt acceptiren ſoll.

**Hans.** Steh' ſtill, oder ich ſchieße.

**Wald.** Nein, Du ſteh' und nenne Deinen Namen, mein junger Held.

**Hans** (den Stock wegwerfend). Ich heiße Hans Waldemar.

**Wald.** Da haben wir's. — Nun, ich brauche mich ſeiner nicht zu ſchämen.

(ſie betrachten einander).

**Hans** (ihm gegenüberſtehend, die Hände in den Höschen). Was ſiehſt Du mich denn ſo an?

**Wald.** Die Stimme der Natur in meiner Bruſt ſchweigt recht verſtockt — aber es iſt ein friſcher Geſell. — Du gefällſt mir, kleiner Mann.

**Hans.** O Du gefällſt mir auch. (holt einen leichten Gartenſtuhl) Hier ſetze Dich und warte, bis die Tante kommt. Es dauert nicht lange.

**Wald.** (ſich ſetzend). Der alte und der junge Meerkater aus der Hexenküche. Hans, Du ſollſt mich unterhalten.

**Hans.** Willſt Du einen Apfel haben? Nimm, ich ſchenk' ihn Dir.

**Wald.** Das iſt mein Sohn. — Ich danke Dir. —

**Hans.** Willſt Du nicht, ſo eß ich ihn ſelber. Die Kerne ſamml' ich mir. Wenn ich einen Haufen habe, ſo gebe ich ſie dem Großvater, der ſteckt ſie in die Erde, da werden Bäume d'raus, ſo groß. Für einen Haufen Kerne ſchenkt mir der Großvater zwei Pfennige, die thu' ich in die Sparbüchſe.

**Wald.** Er ſpart — das iſt mein Junge nicht.

**Hans** (eifrig). O ich kann ſchon leſen, Tante Gertrud lehrt mich's. Hinten im Buch iſt ein Hahn, der kann krähen, wenn ich die Woche fleißig gelernt habe, kräht er mir Sonntags einen Pfennig aus. — (ſchelmiſch mit der Hand drohend) O ich weiß, der Hahn kräht nicht, den Pfennig legt mir Tante Gertrud in das Buch.

**Wald.** So? — Du fängſt ſehr früh an, Dir die ſüßen Täuſchungen des Lebens zu zerſtören. Darin wenigſtens erkenne ich eine Verwandtſchaft mit mir. Du haſt volles Haar, mögen Deine Locken ſich länger kräuſeln als die Deines — Gaſtes. — Auch reinlich ſieht er aus, er macht ſeinen Pflegeältern keine Schande. (Hans drängt ſich an ihn) Hör', Hans, grüße den Hahn in Deinem Bilderbuch, und leg' ihm den Pfennig in den Schnabel. (gibt ihm einen Dukaten.)

**Gertrud** (iſt während der letzten Rede aus dem Hauſe gekommen).

**Gertr.** (erſchüttert). Was ſeh' ich!

**Hans** (das Geld betrachtend). Ein gelber Pfennig. — Tante Gertrud, ſieh, was ich hier habe.

**Gertr.** (ſich zu ihm beugend). Einen Ducaten. Gib dem Herrn das Geld zurück, ſage ihm, Du haſt, was Du brauchſt.

**Hans.** Da, Mann, nimm zurück, ich habe was ich brauche, ich ſchenke Dir's wieder.

**Gertr.** Geh' in die Stube, Hans, zum Großvater.

**Hans.** Ich gehe. Gute Nacht, Mann, (ihm die Hand reichend) ich habe was ich brauche, gute Nacht.

(Hans ab.)

**Wald.** (ohne Empfindlichkeit). Warum beſtreiten Sie mir das Recht, den Kleinen zu beſchenken, da Sie mir doch heut früh größre Rechte über ihn einräumen wollten?

**Gertr.** Noch weiß ich nicht, ob der Herr Graf den Willen hat, dieſe Rechte anzuerkennen. — Und doch, Sie ſind hier, welcher andere Grund kann Sie zu uns geführt haben!

**Wald.** Wohl, ich bin geneigt, den Theil dieſes jungen Lebens, welcher etwa mir angehört, in Anſpruch zu nehmen.

**Gertr.** O dann Gottes Segen über Sie und dieſe Stunde.

**Wald.** Und ſo habe ich in meiner Weiſe bereits über das Kind verfügt.

**Gertr.** (ſchmerzlich). Verfügt! — Herr Graf, als ich nach langem Zögern den Entſchluß faßte, Ihnen auszuſprechen, daß Sie Pflichten gegen unſern Johannes hätten, ſagte ich mir auch, daß Sie dadurch das Recht erhielten, über das Schickſal des Kindes zu entſcheiden. Es wurde mir ſehr ſchwer, auch darein mich zu fügen, aber es iſt Ihr Recht, ſprechen Sie, ich bin bereit zu gehorchen.

**Wald.** Es freut mich, ſchöne Gertrud, daß Sie ſo empfinden, das Verſtändniß wird uns jetzt leicht werden. — Eine Freundin von mir, die Fürſtin Udaſchkin ſucht einen Knaben; ſie hat das Kind ſchon geſehen und wünſcht es zu beſitzen. Ich habe die Abſicht, ihr den Kleinen zu übergeben, und bitte um Ihre Zuſtimmung.

**Gertr.** Eine Fürſtin? eine Fremde? — O mein Gott, was wird Sie aus dem Hans machen? Alle

Stauden, die wir blühend und geſund in die großen Säle leihen, nach wenig Stunden ſind ſie in der heißen Stubenluft verwelkt und ſiechen dahin. O mein Knabe, mein armer Knabe!

**Wald.** Dieſer Schmerz dauert mich, mein Fräulein, er macht Ihrem Herzen Ehre.

**Gertr.** Nicht auf mich kommt es an, und was ich fühle. Der Knabe, Ihr Sohn, ſein Glück iſt es, um das ich ſorge. Iſt die Fürſtin eine gute Frau?

**Wald.** Sie iſt gütig, wo ſie liebt.

**Gertr.** Wird ſie den Kleinen lieben, für ſein Gedeihen ſorgen, ihn ſelbſt lehren, was Recht und Unrecht iſt?

**Wald.** Ich hoffe, ſie wird es.

**Gertr.** Aber ſeine Zukunft? Es iſt ein Unglück für verlaßne Kinder von reichen Leuten erzogen zu werden. Sie lernen viel gebrauchen und viel für ſich fordern, und wenn ein Zufall ihnen die künſtlichen Stützen nimmt, ſo ſtehen ſie ſchwach und kränklich, und jeder Windſtoß zerbricht ſie. — Will die gnädige Frau das Kind als ihr eignes annehmen und dafür ſorgen, daß ſeine ſpätere Zukunft ſo prächtig wird, wie ſeine Erziehung?

Wald. Das, mein Fräulein, weiß ich nicht.

Gertr. O dann erbarmen Sie ſich des Kindes, erbarmen Sie ſich meiner, und verſchenken Sie den Hans nicht. Sehen Sie ihn an, er iſt geſund an Leib und Seele, er iſt gewiß noch ſehr unwiſſend, aber er hat ein gutes Gefühl für Alles, was brav und ſchön iſt. Laſſen Sie den Knaben mir; wenn er ſo fortwächſt, Sie können aus ihm machen was Sie wollen, er wird keinem Stand Unehre bringen, er wird fröhlich, er wird arbeitſam ſein, er wird ſich mit Wenigem begnügen, o laſſen Sie den Knaben mir! — Ich will ihn noch ſorgſamer pflegen, ſeine Lehrſtunden will ich verdoppeln, damit er ſchneller vorwärts kommt, denn es iſt wahr, im Schreiben iſt er noch zurück, aber er rechnet ſchon gut. — Ich will ihn auch recht ſauber und zierlich kleiden, wenn Ihnen das Freude macht, aber ich beſchwöre Sie bei Allem, was Ihnen lieb iſt, laſſen Sie den Knaben mir.

Wald. Sie vergeſſen, Fräulein, daß ich jetzt die Pflicht habe, nach meiner Einſicht über den Knaben zu beſtimmen.

Gertr. (ſich abwendend). Ja, Sie ſind ſein Vater, und ich — bin ſeine Mutter nicht.

Wald. Wenn ich hier ſtörrig bleibe, ſo verfluchen mich alle Geſchöpfe, die jemals Vater- und Muttergefühle verſpürt haben. In allen Ammenmährchen werde ich als Oger, als Ungeheuer eingeführt, die Sperlinge auf der Straße hacken in mich herein, und die Katzen ringen unter den Backöfen weinend die Pfoten über meine Ruchloſigkeit. — Ich muß ihr den Knaben laſſen, das iſt klar. — — Mein Fräulein, Sie empfinden ſehr warm für das Kind fremden Leichtſinns.

Gertr. Es iſt mir nicht fremd, es iſt verwachſen mit meinem Leben. — (finſter) Wann ſollen wir Ihren Sohn der Dame übergeben?

Wald. Nein, bei Gott, Sie ſollen ihn behalten. Ich wäre das, wofür Sie mich in dieſem Augenblick halten, ein herzloſer Böſewicht, wenn ich darauf beſtünde, ihn aus einer ſolchen Heimath zu reißen.

Gertr. Wie? Sie nehmen uns den Hans nicht? Sie laſſen ihn in meiner Pflege? O das iſt gut, das iſt edel, ich danke Ihnen, Herr Graf. (will ihm die Hand küſſen)

Wald. Nicht ſo, um Gotteswillen, das wäre eine Demüthigung für mich. — Hören Sie mich an, Gertrud. Ich habe durch meinen Secretair die nöthigen polizeilichen Notizen geſammelt, und in meinem Gedächtniß das Wenige, was ſich darin vorfindet, zuſammengeſucht. Ich habe die Anſicht genommen, daß Ihr Pflegeſohn allerdings einige Rechte an mich haben mag. In Ihre Hände leg' ich dieſe Rechte nieder, mit Ihrem Vater will ich das etwa Nöthige beſprechen, Ihrem Rath, Ihrer Leitung vertraue ich die Zukunft des Knaben, ich werde mich in Allem durch Ihr Urtheil beſtimmen laſſen.

Gertr. So iſt es recht; das iſt wohlwollend und ehrlich, und ich bitte Sie herzlich, mir zu verzeihen, daß ich Sie lange Zeit ungerecht beurtheilt habe.

Wald. (bei Seite). Gutes Mädchen, ſie bittet mich um Verzeihung. — Noch eine Frage. Die Fürſtin intereſſirte ſich für dies Kind, glauben Sie, daß irgend ein Gerücht über meine Stellung zu dem Knaben ihr Ohr erreicht hat.

Gertr. Das glaube ich nicht. Nie hat mein Vater, nie habe ich ein Wort gegen die Nachbarn geäußert; ich weiß nur, daß ſich vor einigen Jahren ein häßliches Geſchwätz verbreitet hatte, aber es verſchwand wieder.

Wald. Und was war das?

**Gertr.** Es war nichts, es traf nicht Sie, nur mich ging es an. Es war eine Verleumdung, die mir damals Thränen gekoſtet hat. Aber ich konnte mich rechtfertigen; es wohnen noch Leute hier, welche die Mutter des Kindes gekannt haben.

**Wald.** Von dieſer ein andermal. Ich mühe mich vergebens ihre Perſon, ihr Weſen mir lebhaft vorzuſtellen, aber das Bild der Armen verſchwimmt mir auf ſeltſame Weiſe mit dem Geſicht und Weſen einer andern Dame, mit der ich befreundet bin. — Doch es wird ſpät, und mich ruft ein Verſprechen ab. Ich kam her mit kalter Gleichgiltigkeit gegen die neue Beziehung meines Lebens, und ich ſcheide voll Bewunderung von dem, was ich hier gefunden. Gertrud, es iſt meinem Stolz peinlich, Ihnen gegenüber klein und herzlos dazuſtehn. Ich möchte gegen Sie, die Ehrliche, wenigſtens das Selbſtgefühl der Aufrichtigkeit behaupten, und deshalb geſtehe ich Ihnen, daß ich noch jetzt für den Knaben wenig Pflichtgefühl in mir trage, was ich thue, geſchieht, weil ich für Sie Hochachtung empfinde und Ihnen gefallen will.

**Gertr.** Wie können Sie dem Hans gut ſein?

Sie ſind ihm ja fremd. O ſie werden ihn einſt lieben.

Wald. (lächelnd). Ich will mich mühen, da es Ihnen Freude macht. Deshalb aber möchte ich den Knaben von Zeit zu Zeit ſehn. Wird mir ſeine holde Pflegerin erlauben, zuweilen in die ſtille Häuslichkeit dieſes Raumes einzudringen, um ihren Liebling und ſie ſelbſt zu finden? (Gertrud ſteht nachdenklich) Sie ſchweigen? Sie müſſen mir den Wunſch verſagen? Wohl ſehe ich ein, daß ich noch kein großes Recht habe, dieſe Bitte zu thun.

Gertr. Sie haben das Recht Ihren Sohn zu ſehn, ſo oft Sie wollen, das Recht muß über jede Rückſicht gehn. So oft Sie deshalb kommen, werden Sie meinem Vater und mir willkommen ſein.

Wald. Ich freue mich auch dieſer zögernden Erlaubniß. Ich bitte Sie, mir die Hand zu reichen, als ein Zeichen der Verſöhnung zwiſchen uns.

Gertr. Hier iſt ſie, Herr Graf; ich danke Ihnen für den Johannes und dafür, daß Sie ſo gütig zu mir geſprochen.

Wald. Ich möchte Etwas thun, mir Ihre Freundſchaft zu erringen.

**Gertr.** (die Hand wegziehend, freundlich). Lieben Sie den Knaben! (ab in das Haus.)

**Wald.** (allein). Da hätten wir ſo ein kleines liebenswürdiges Stück Erdenleben ganz in der Nähe. Alle Freuden, Sorgen und Pflichten ſauber und ordentlich zurechtgelegt, wie Kleider in einer Truhe, ein recht weißgewaſchenes Gewiſſen oben darauf, und das Ganze mit Lavendel und Weinlaub beſtreut. — Was iſt dabei ſo Großes? Es iſt die nothwendige Beſchränkung eines kleinen Lebens. Was dieſe Leute an dem Knaben thaten, iſt gar nichts Beſonderes, das kommt oft vor; was iſt darüber zu ſtaunen. — Und doch — mein lieber Graf, fühle ich eine leiſe Röthe auf deinen Wangen; ich will hoffen, daß ſie nicht etwa Schaam iſt, Schaam vor dir ſelbſt. Hinweg mit dem Spott, hier hilft er mir nichts. Bei allen Göttern, ſie hat ein großes Herz, und ich ſtehe klein vor ihr. Sie erzieht meinen Sohn, den ich verleugnete, ſie weiht ihr Leben einer großen Pflicht, die jedenfalls mir näher liegt, als ihr, ſie hat Verleumdung erduldet, Opfer gebracht und ich, ich will meine väterliche Autorität gebrauchen, daſſelbe Kind wegzuſchenken als einen Spielball ſeltſamer Frauenlaune. — Pfui über dich, mein Herr Graf, das muß geändert werden. — Als irgend ein blöder Narr ſie wegen des Kindes verleumdete, da hat ſie geweint. Das freut mich, denn das wenigſtens war eine Schwäche von ihr. — Entweder wird mir das Mädchen noch ſehr läſtig, oder Einiges an mir ſelbſt wird mir zuwider. — Jetzt aber hinweg mit der Würde des Familienvaters, und ihr ſchelmiſche Geiſter des Leichtſinns und fröhlicher Trunkenheit, geleitet mich in die weißen Arme der Freundin. (trällert: une robe legère etc., ab. Es iſt finſter geworden.)

Gertrud. Hiller.

**Hiller** (von der eiligen Gertrud herausgezogen). Was haſt Du, meine Tochter, wen ſoll ich ſehen?

**Gertr.** Er iſt fort. — Vater, er war hier.

**Hiller.** Wer?

**Gertr.** Er, der Vater unſres Johannes.

**Hiller.** Und was wollte er?

**Gertr.** Er will uns den Hans laſſen, er will für das Kind thun, was wir ihm rathen, er will manchmal zuſehn, wie es dem Kleinen geht. Beim Abſchied bot er mir die Hand und dankte.

**Hiller.** Siehſt Du, ſo iſt Alles gekommen, wie wir dachten, und ohne große Mühe. Ich habe Dir immer geſagt, er iſt nicht böſe, er iſt gewiß ein ſo braver Mann wie Andre, er iſt nur reich und vornehm, und deshalb müſſen wir einige Nachſicht mit ihm haben.

**Gertr.** Nachſicht, Vater?

**Hiller.** Freilich, denn genau genommen, ſind alle die vornehmen und reichen Leute nur unſertwegen da. — Wer würde uns die Kamelien abkaufen, oder unſren feinen Savoyerkohl, oder die Frühſchoten, wenn es keine Reichen gäbe. *Wir* haben den Vortheil davon, ein geſundes, kräftiges Leben, *ſie* leiden darunter, denn ſie eſſen ſich Leib und Seele krank daran. Deshalb thun ſie mir leid, ſieh und deshalb halte ich ihnen Vieles zu Gute.

**Gertr.** Eben ſo gut kann das Rehkalb ſagen, daß der Mond nur deshalb am Himmel hängt, um ihm den Weg zum Saatfeld zu erleuchten.

**Hiller.** Und das Reh hat auch Recht. Jeder iſt da für alle Andere, und der Eine (die Mütze lüftend) in uns Allen. Gute Nacht, Gertrud, ſchließe die Thür

— und mein Kind, denke heut nicht mehr an den Graſen. (ab.)

**Gertr.** (allein, ſchließt die Thür an der Gartenmauer). Das war ein wichtiger Tag für uns Alle, fing mit Regen an und endete mit Sonnenſchein. Nun, der Hans kann ſich freuen, er hat einen ſtattlichen Vater gefunden. Und böſe iſt er auch nicht, er läßt ſich bedeuten; man kann doch ein Wort mit ihm reden und ihm Vorſtellungen machen; ſo lieb ich's. — Wo er jetzt ſchwärmen mag? Für Seinesgleichen fängt das Leben erſt recht an, wenn die Sterne am Himmel ſtehn, da ſtecken ſie in vergoldeten Stuben hundert Lichter an und ſchwirren wie die Motten herum; unterdeß ſchlüpfen wir Tagvögel in das Neſt und ſchlafen aus. — (umkehrend) Möge ſein Schlaf erquickend ſein, denn er hat heut ein gutes Werk gethan. (ab.)

(Pauſe. Es läutet an der Gartenthür.)

**Waldemar, dann der Wächter von außen.**

**Wald.** (gepreßt). Gertrud! (läutet) —

**Stimme des Wächters** (herbeikommend). Was wollt Ihr an dem Hauſe? Hier wohnen ruhige Leute.

Wald. Einen Strauß will ich holen für meine Jungfer Braut.

Wächt. Ihr könnt ja nicht gerade ſtehn, Mann, geht nach Hauſe.

Wald. Würdiger Nachtwächter — ich komme von einem luſtigen Schmauſe — ich will mir einen Kranz kaufen. — Ich bitt' Euch, nehmt dies Geld und geht zum Teufel.

Wächt. Sie ſind nicht in der rechten Verfaſſung, lieber Herr.

Wald. Gute Nacht — geh zum Teufel (Wächter entfernt ſich, Waldemar läutet)

Gertrud (mit Leuchte).

Gertr. Wer läutet ſo ungeſtüm? Wer will herein?

Wald. Der Vater des Knaben.

Gertr. (zurückfahrend). Ha, er!

Wald. Oeffnen Sie, Gertrud!

Gertr. Nein!

Wald. Gut, ſo bleibe ich draußen liegen, bis mich morgen früh die Leute finden. — Es iſt keine Poeſie mehr im Volke.

**Gertr.** (ſteht unentſchloſſen, endlich öffnet ſie raſch, Waldemar tritt wankend ein, Gertrud ihm die Leuchte entgegenhaltend). Gerechter Gott, wie ſehen Sie aus!

**Wald.** Wie Wilhelm, als er Leonoren heimführte. Auch ich habe einige Anwartſchaft auf den Kirchhof. — Führen Sie mich zur Bank, Gertrud.

**Gertr.** Entſetzlich, Sie bluten!

**Wald.** Bah, ein ganz kleiner Stich, eine Wespe ſticht herzhafter. Ruhig, Mädchen, ſchließen Sie die Thür. Kommen Sie näher, ich bin in der Stimmung, leiſe zu ſprechen. Ich wurde von Schurken überfallen — nein, es waren keine ehrlichen Straßenräuber, es war ein guter Freund darunter — ich habe ihn erkannt, obgleich er ſich herausgeputzt hatte, wie eine Nachteule. — Ich rang mich los, und ich glaube, ich wäre ihrer Meiſter geworden, da erhielt ich zum Abſchied einen Stich in Arm und Seite. Es iſt nichts Großes, der mich ſtach, war gar zu feig.

**Gertr.** (ihn haltend). Bleiben Sie ſtill, das Sprechen greift Sie an. Ich hole Hilfe.

**Wald.** Warte noch. — Nach meiner Wohnung iſt weit, meine Leute dürfen mich ſo nicht ſehn — ich muß den Scandal vermeiden. — Ich dachte an Sie, Gertrud, mir war als gehörte ich hierher — rufen Sie Ihren Vater, ſonſt Niemand. — Es ſchmerzt nicht, es kitzelt nur, wie ein Blutegel. — Auch iſt Profit dabei, es erſpart einen Aderlaß. — Mich dürſtet — Waſſer — bah! das thut mir noch nichts. Waſſer her — hier will ich bleiben. (fällt um)

Gertr. Unſeliger Mann! — Vater, Vater zu Hilfe, er ſtirbt!

* * *

# Dritter Akt.

## Scene:

Garten, wie in der vorigen Scene. **Waldemar** ſitzt in einem Lehnſtuhl und ſchläft. **Hans** ſtill zu ſeinen Füßen, wehrt ihm mit einem Zweig die Fliegen ab. Pauſe. **Gertrud** kommt aus dem Hauſe.

**Hans** (geheimnißvoll). Er ſchläft!

**Gertr.** Die friſche Luft hat ihn müde gemacht. Geh, kleiner Wildfang, und tummle Dich hinten im Garten, ich werde hier bleiben. (Hans leiſe ab, Gertrud ſich über den Schlafenden beugend) Wie ſtill und fromm er ausſieht — ein edles Angeſicht, und die Haut ſo rein und weiß, meine Hand iſt recht roth dagegen. Und welch feine Wäſche er trägt. — Er iſt hier wie aus einer andern Welt zu uns verſchlagen. — Ah, er regt ſich. (tritt hinter den Stuhl)

**Wald.** Wo biſt Du, mein kleiner Hans, ich fühlte Deinen Kopf an meinem Knie.

**Gertr.** Hans iſt fortgeflogen, die luſtige Hummel. Aber es iſt doch Jemand hier.

**Wald.** Mein holder Arzt! (will ihr die Hand reichen)

**Gertr.** Still, bleiben Sie ſitzen, ich vertrete Hanſens Stelle, ich will Sie unterhalten, denn Sie dürfen nicht viel ſprechen. — Sie ſchliefen recht feſt.

**Wald.** Dafür halte ich mich jetzt für geneſen. Jeder Windeshauch vermehrt meine Kraft, ich fühle die Wellen der Luft, ſie kommen von Euren Beeten und ſchlagen an mich, als ſäße ich im Bade, und aus jeder ziehe ich neues Leben. — Ich könnte laufen und ſpringen, wie ein Geſunder.

**Gertr.** Nein, nein, noch nicht, Sie müſſen den Arm nicht ſo heben (ihn zum Sitzen zwingend) Gehorſam, mein Patient.

**Wald.** Liebe Gertrud, wie ſoll ich Ihnen danken!

**Gertr.** Da iſt nichts zu danken. Wir hätten daſſelbe Jedem thun müſſen, der ſo zu uns gekommen wäre. Bei Ihnen aber verſtand ſich das vollends von ſelbſt. Sie ſind uns ja kein Fremder. Oft haben wir von Ihnen geſprochen, und ſo oft ich Sie ſah, ſagte ich zu mir, wenn er wüßte, wie ſehr du dich um ihn kümmerſt. — Und aus dem Hans ſuchte ich heraus, worin er ſeinem Vater ähnlich wäre; wenn er wild und unartig war, dachte ich, das hat er von ſeinem Vater. — Nun, Sie nehmen das nicht mehr übel — und wenn er recht kluge Fragen that, dachte ich auch, das hat er von ſeinem Vater, der hat ein ſcharfes, glänzendes Auge. — So waren Sie uns nicht fremd, und jetzt iſt mir ſo, als wären Sie ein alter Freund.

Wald. Bin ich das, Gertrud? Das las ich nicht aus Ihren Augen, als ich Sie das erſte Mal ſah.

Gertr. Weil ich böſe auf Sie war. — Aber ſeit ich Sie auf dem Lager geſehen habe, die Augen geſchloſſen, das Angeſicht ſchmerzlich verzogen, da merke ich, wie Sie im Innern ſind.

Wald. Und wie bin ich, liebe Wärterin?

Gertr. Sehen Sie, Sie ſind gut und haben ein weiches Gefühl. Aber es iſt Ihnen ſtets Ihr

Wille geſchehn, und da ſind Sie ungeduldig worden und haben ſich gewöhnt zu befehlen, und nehmen keine Rückſicht auf Andere.

Wald. Das iſt wahr, Gertrud.

Gertr. Aber das Schlimmſte kommt noch. Sie haben nicht nöthig gehabt viel zu arbeiten, und da haben Sie tolle Streiche gemacht und haben ſo viel Vergnügen genoſſen, daß Ihnen nichts mehr ein rechtes Vergnügen macht. Und deshalb ſind Sie ſpöttiſch und lachen über Alles; das ärgert mich am meiſten.

Wald. Gertrud, Sie ſchmeicheln gar nicht.

Gertr. Nein, aber ich ſpreche die Wahrheit. Es gibt eine Fabel von einer luſtigen faulen Grille und einer Feldmaus. Die Fabel paßt auf Sie. Wir kleinen Leute ſind die Feldmäuſe und Sie ſind die Grille, thun den ganzen Sommer nichts, als mit den Flügeln ſchlagen und durch die Welt ſpringen, aber wie wird's im Winter mit ihr ſtehn?

Wald. Nun, beim Styr, ich hätte nie gedacht, daß das Leben des Grafen Waldemar ſo durchſichtig wäre, daß jedes Auge hineinſehen könnte, und jede Zunge mich auswendig wüßte, wie einen Kinderreim.

**Gertr.** Geben Sie Acht, da iſt der ſpöttiſche Zug wieder, hinweg mit ihm. — Der Hans kennt die Fabel, er ſoll Sie Ihnen vorſagen.

**Wald.** (gutmüthig). Meinetwegen, wenn es Ihnen Freude macht, liebe Feldmaus, die Grille wird zuhören und ſich die Lehre merken.

**Gertr.** Nun, Grillen mögen Sie wohl genug im Kopfe haben. — Ich freue mich herzlich.

**Wald.** Worüber?

**Gertr.** Daß Sie ſo freundlich ſind. Mir iſt fröhlich zu Muth, ich ſehe jetzt klar in die ganze Welt. Sonſt war ich oft traurig, wenn ich von den Großen der Erde hörte — es war faſt immer Böſes, was man ſich erzählte — ich verſtand nicht, wie ſie ſo ſein konnten. Jetzt iſt mir, als ſäße ich auf einem geflügelten Pferd und ſchaute von der Höhe herab in aller Menſchen Herz. Ich weiß jetzt, wie Sie ſind, jetzt kann ich mir auch denken, wie die Andern ſein mögen.

**Wald.** Sie haben einen feinen und ſcharfen Blick und verſtehen gut zu beobachten.

**Gertr.** Nein, ich weiß, ich bin unwiſſend und in vielen Dingen einfältig. Wer den ganzen Tag in der Wirthſchaft arbeitet, kann nicht viel lernen oder leſen. Doch wenn es Ihnen lieb wäre, möcht' ich wohl mehr wiſſen.

**Wald.** Um Alles nicht. So wie Sie ſind, natürlich, klar und einfach, ſo müſſen Sie bleiben. — Mädchen, ich wollte, Du ſtündeſt meinem Leben näher! — Wären Sie als meine Schweſter geboren, Manches wäre anders geworden.

**Gertr.** Ihre Schweſter? — Das will ich ſein, o wie gern. Ich will's heimlich ſein, ganz in der Stille. — Wenn Sie geneſen ſind, werden Sie doch manchmal kommen, den Hans zu ſehn. Zu oft dürfen Sie nicht kommen, der Leute wegen, das könnte Gerede geben und mir ſchaden, und das werden Sie nicht wollen.

**Wald.** Nein, Gertrud.

**Gertr.** Aber von Zeit zu Zeit werden Sie kommen, und dann ſollen Sie freundlichen Willkommen finden. Und Sie erzählen mir von der großen Welt, ich Ihnen von der kleinen. Sie plaudern auch mit dem Vater, er iſt gut wie ein Engel und ein verſtändiger Mann, der Vieles weiß, und ich ſchaffe herzu, was Haus und Garten gibt.

Wald. Das iſt ein hübſcher Traum!

Gertr. Und warum ein Traum? Gute Freundſchaft halten iſt gar leicht und thut wohl. Ich werde mich auf die Tage freuen, wo mein ſtolzer Herr Bruder zu uns kommt.

Wald. Holdes Mädchen! (ſich zu ihr wendend) Alſo, gute Freundſchaft, liebe Schweſter!

Gertr. (ſich ernſt zurückbeugend). Nicht den Mund küſſen, das paßt nicht zwiſchen uns.

Wald. Sie haben Recht.

Gertr. Aber Ihre Hand reichen Sie mir, die geſunde (ſie ihm ſchüttelnd). Und ſo auf gute Freundſchaft! ich werde Ihnen eine beſcheidene und treue Schweſter ſein.

Wald. (ihre Hand haltend). Und ich gelobe Ihnen an dieſe Hand, eine Schweſter in Ihnen zu ehren, meiner eignen Thorheit und wüſten Stunden gegenüber. Der Schwur wird dadurch nicht ſchlechter, weil es das erſte Mal iſt, daß ich ihn ablege.

(Es klingelt.)

Gertr. Still, man kommt! Das iſt der Vater. (öffnet die Gartenthür)

Hiller. Ei, Herr Graf, ſchon im Freien und ſo wohl auf?

Wald. Willkommen, mein lieber Wirth. — Wohin doch eine gute Behandlung und ein geringer Blutverluſt den ſtörrigſten, abgeſchmackteſten Burſchen bringen kann. Ich möchte mich an der Naſe zupfen, denn ich zweifle, ob ich noch ich ſelbſt bin. Lammfromm, Vater Hiller; ſentimental, Vater, die Welt ſieht mir roſa und goldgelb aus, und alle Menſchen wie kleine liebenswürdige Poſaunenengel auf einer Dorfkanzel, die Backen vorn und hinten gleich rund und gleich wohlwollend. Ich könnte Beeren ſuchen, Vater Hiller, und mit Kaſtanien ſpielen, wie ein Kind, ja ich könnte als Schmetterling in Eure Blumen kriechen, um Thau zu trinken und mich zum Schlaf in ein Roſenblatt wickeln, ſo leicht und körperlos fühle ich mich.

Hiller. Das iſt die Geneſung. Und ſie freut mich herzlich. Zuerſt und vor Allem um Ihretwillen, lieber Herr Graf, dann auch unſertwegen. Jetzt dürfen wir bald wieder dieſe Thür öffnen.

**Wald.** (leicht). Was kümmert das die Welt, ob Ihr Eure Thür verſchloſſen haltet.

**Hiller.** Wir Nachbarn haben wenig Geheimniſſe vor einander, die Thüren ſind geöffnet, die Fenſter niedrig und die Zungen beweglich, ſo verläuft unſer Leben; was ungewöhnlich iſt, fällt auf.

**Gertr.** Ja, ja, das iſt wahr, es wird Kopfzerbrechen machen.

**Wald.** Sind die Leute hier herum denn ſo neugierig?

**Gertr.** Wie die Rothkehlchen und eben ſo geſchwätzig. Manchmal wird's läſtig, aber die Meinung iſt doch gut.

**Hiller.** Jetzt aber handelt ſich's um mehr, als Geſchwätz. Seit drei Tagen halten wir uns zurück und die Thür iſt faſt immer verſchloſſen. Das erregt Verdacht, als ob wir Böſes thäten, und den Verdacht müſſen wir vermeiden. — (freundlich) Sie haben uns geſagt, lieber Herr Graf, wir ſollten Sie und Ihre Verwundung verbergen, weil für Sie und Andere großes Unglück entſtehen könne, wenn die Sache bekannt würde.

**Gertr.** (zupft ihn hinter Waldemars Rücken am Aermel und redet leiſe und eifrig in ihn hinein).

**Wald.** So iſt es auch, Vater Hiller, arges Unglück kann daraus entſtehn. — (bei Seite) Ihr Götter meines Lebens, verzeiht mir die kleine Lüge! Der Frieden und die Heimlichkeit dieſes Kreiſes waren zu wohlthuend und zu verführeriſch; das iſt doch endlich einmal ein Abenteuer; und meine Freunde brauchen auch nicht zu erfahren, daß man mich mit Holz und Eiſen bearbeitet hat.

**Gertr.** Und ſo ſiehſt Du ein, daß der Herr Graf noch hier bleiben muß.

**Wald.** Wie, Vater, bin ich Ihnen ſo zur Laſt, daß Sie mich fortſchaffen wollen?

**Hiller.** Wie mögen Sie das glauben — es war nur — ich dachte an Gertrud. —

**Gertr.** (eifrig). Um meinetwillen ſollen Sie keine Stunde früher fort. Vater ſorgte nur, es könnte geſchwatzt werden über unſre Heimlichkeit und Ihre Gegenwart, und das würde mir ſchaden. — Darauf dürfen wir keine Rückſicht nehmen. Sie haben uns geſagt, daß es verhängnißvoll ſein könne für Sie und Andere, wenn Sie nach Hauſe zurückkehrten als ein Verwundeter. Wir wiſſen nicht, warum das ſo iſt und wir wollen's auch nicht wiſſen. Sie haben es geſagt, das iſt uns genug, denn Sie ſind nicht der Mann, der ſeinen Freunden eine Unwahrheit einreden kann. Und deshalb werden Sie hübſch bei uns bleiben, bis Sie völlig geheilt ſind.

**Wald.** (bei Seite). Dies Mädchen ſticht mich mit ihrer Ehrlichkeit wie mit Nadeln. — Wohl, meine Freunde, ich bin beinahe hergeſtellt und heut Abend, ſobald es finſter geworden, breche ich auf.

**Gertr.** Wenn Sie ſtark ſind, ſonſt nicht.

**Wald.** Bis dahin aber will ich mich an Euch erfreuen. Sie, Vater Hiller, ſollen mir von Ihrem Leben und Gertruds Kinderjahren erzählen.

**Gertr.** Aber in der Stube, ſchon ſo lange waren Sie im Freien, es wird am Ende auch des Guten zu viel. Kommen Sie, mein gnädiger Herr, ich führe Sie, das iſt mein Recht. (Alle ab.)

**Box, darauf Georgine.**

**Box** (den Kopf zur angelehnten Thüre hineinſteckend). Die Luft iſt rein. Gefällt es Ew. Erlaucht einzutreten, hier iſt der Ort.

**Georg** (eintretend). Vermeiden Sie, meinen Namen zu nennen. — (ſich erſchrocken umſehend) Hier?! — — (den Schleier zuſammen nehmend) Bevor ich Ihnen weiter folge, eine Bemerkung. Als ich Sie rufen ließ und um Auskunft über das plötzliche Verſchwinden Ihres Herrn erſuchte, verſicherten Sie lebhaft, dem Herrn Grafen treu ergeben zu ſein. Ich frage Sie jetzt, wie ſchwer wiegt Ihre Treue?

**Bor** (die Hand auf's Herz legend). Sehr ſchwer.

**Georg.** (ihm eine Börſe reichend). Wird das hinreichen, Ihre Treue aufzuwiegen?

**Bor** (wägend). Nein, gnädigſte Frau, die Börſe iſt ſehr ſchwer, aber ſie wiegt meine Treue nicht auf. — Dennoch werde ich mir die Ehre geben, dieſe Börſe zu bewahren, denn ich diene meinem Herrn und auch mir ſelbſt, wenn ich in Ihrem Intereſſe handle.

**Georg.** Genug. Warum ließen Sie meinen Wagen bei dieſem Hauſe halten?

**Bor** (wichtig). Mein Herr iſt hier.

**Georg.** Hier?! —

**Bor.** Wenigſtens werden wir hier erfahren, wo er iſt. Und da die gnädige Frau ſo dringend wünſchten, ihn zu ſehen, hier können Sie ihn finden.

Georg. Woher wiſſen Sie das?

Bor. Mit Ew. Erlaucht Genehmigung liegt die Sache ſo: Am Morgen nach jener Nacht, in welcher mein Herr ausgeblieben war, gibt ein Betteljunge dieſen Brief an mich ab. — (lieſt) Bor, du Schuft, ich habe getrunken und reiſe mit einer Tänzerin 8 Tage auf's Land. — Der Zettel iſt mit zitternder Hand geſchrieben, aber er iſt ächt, er iſt von meinem Herrn, das ſchließe ich aus der vertraulichen Anrede: Bor, du Schuft, das iſt ganz ſein wohlwollender Ton. — Gut, ich gehorche dieſem Zettel, und die ganze Reſidenz glaubt, daß mein Herr in Geſchäften verreiſt iſt. — Aber ich ſelbſt weiß, daß es eine Schelmerei iſt. Nämlich erſtens kann er mit keiner Tänzerin verreiſt ſein, denn das Ballet iſt vollzählig, es fehlt Niemand, und dann, gnädigſte Frau, iſt mein Herr viel zu gebildet und rückſichtsvoll, um mit einer Tänzerin auf 8 Tage zu verreiſen, auf 24 Stunden allenfalls, aber auf 8 Tage, pfui, da verleumdet er ſich ſelbſt, ſo lange hält er's gar nicht mehr aus.

Georg. Weiter, weiter.

Vor. Die größte Unwahrheit aber iſt die, daß er ſich betrunken nennt. (ſtolz) Mein Herr und berauſcht? Nein, gnädige Frau, Graf Waldemar trinkt, aber er kann ſich nicht betrinken.

Georg. Enden Sie, mein Herr.

Vor. Der Zettel ſoll mich täuſchen, folglich iſt der Herr Graf nicht verreiſt, ſondern hat ſich irgendwo verſteckt. Das traue ich ihm zu. — Ich weiß aber, daß er für das Mädchen, welches hier wohnt, ein ſehr bedenkliches Intereſſe gefaßt hat.

Georg. Ha, meine Ahnung!

Vor. Ja, gnädigſte Frau, es iſt eine traurige Ahnung, aber es iſt leider ſo. Denn hier hat ihn meine Mutter geſehen an demſelben Abend, wo Ew. Erlaucht ihn erwarteten, und ſeit dem Abend iſt die Thür dieſes Hauſes faſt immer geſchloſſen. Und deshalb iſt er ganz ſicher hier. Denn da er niemals für mehr, als zwei Damen ſchwärmt, ſo ſchließe ich: (reſpektvoll) wenn er nicht bei der einen iſt, ſo muß er doch wohl bei der andern ſein.

Georg. Sehen Sie zu, ſuchen Sie ihn auf, ich erwarte Sie hier.

Bor. Offenbar ſteckt er im Hauſe, ich will mich von außen um die Fenſter ſchleichen. (ab.)

Georg. Wenn er mich vergeſſen, mich verrathen hat, hier verrathen hat? — Meine Kammerfrau ſchwört mit Thränen, daß ſie ihn an jenem Abend vergebens erwartete. Und ich ſelbſt habe ihn hergeſchickt, nach dem Kinde, ich ſelbſt! Mein Kopf ſchwindelt, wenn ich daran denke: — Es iſt unmöglich, ſo raffinirt qäult ſelbſt die Hölle nicht.

(Bor kommt langſam und nachdenklich zurück.)

Iſt er bei Ihr?

Bor (ſchwermüthig). Er iſt bei ihr. O mein Graf, Sie machen uns viel Kummer. Die ganze Familie ſitzt beiſammen und er ganz fröhlich darunter, als ob er dazu gehöre.

Georg. Ich weiß genug: — (an der Thür) Sobald Ihr Dienſt es erlaubt, erwarte ich Sie in meiner Wohnung. (ab).

Bor (ſich tief verbeugend und ihr nachſehend). Iſt die eiferſüchtig, wie ein Bologneſer! ſie läuft fort und läßt mich allein mit meinem Schmerz. O, mein Herr Graf, Sie handeln nicht ſchön an Ihren Freunden. — Ich bin gern rechtſchaffen, wenn ich irgendkann, und ich dachte immer, ich würde das noch einmal durchſetzen, und dazu hätte mir das Mädchen dort helfen können, und meiner guten alten Mutter wäre ihr ſehnlichſter Wunſch erfüllt worden. Und jetzt kommt der reiche Mann und ſtiehlt mir mein einziges Lamm. Pfui, Herr Graf, das iſt ein Schelmenſtreich! — Aber wie? er trug den Arm in einer Binde, ich ſah's durch die Scheiben; und die Familie iſt auch honett und hält auf Ordnung, — es iſt noch ein Geheimniß bei der Sache, vielleicht iſt noch nicht Alles verloren. Ich gehe zu meiner Mutter, die ſoll Nachricht einziehen. Er muß hinweg von hier, ſo diene ich am beſten ihm, der Fürſtin, und, was die Hauptſache iſt, mir ſelbſt. — Horch, Geräuſch, ſchnell fort. (ab).

**Bezirksvorſteher**, hinter ihm **Volk**.

**Bezv.** Zurück, liebe Leute, hier iſt keine Landſtraße. (verſucht die Hausthür, klopft.)

**Hiller** (aus dem Hauſe).

Seit wann verſchließt Ihr die Thür vor Euren alten Freunden?

**Hiller.** Ei, Herr Vorſteher, ich freue mich Ihres Beſuchs. Was führt Sie zu uns? — Das mit der Thür thut mir leid, nehmen Sie an, es ſei ein Verſehen.

**Bezv.** Ein Verſehen, Hiller? Seit drei Tagen iſt Eure Thür für Jedermann verſchloſſen.

**Hiller.** Vielleicht auch hat's ſeinen guten Grund.

Gertrud.

**Gertr.** Was geht hier vor? Wie? die Nachbarn alle? Guten Tag, Herr Vorſteher! —

**Bezv.** Guten Tag, Gertrud, wie geht's?

**Gertr.** Was haben Sie? ſonſt gaben Sie Ihrer Pathe die Hand.

**Bezv.** Nachher, liebes Kind, jetzt führt mich mein Amt her. Meiſter Hiller, ſeit einigen Tagen geht das Gerücht, es ſei ein Mann in unſrer Vorſtadt überfallen und beraubt worden. Man hat Blutſpuren gefunden.

**Gertr.** O weh!

**Bezv.** Und der Wächter behauptet, in derſelben Nacht ſei ein verdächtiger Mann zu Euch geflüchtet und aus Eurem Haus nicht wieder herausgekommen. Alles Uebrige iſt nur Geſchwätz, und ich will nichts weiter, als bei Euch, redlicher Freund, anfragen, was Ihr etwa von der Sache wißt, es iſt nur, um die Leute zu beruhigen.

Hiller. Weiß ich doch kaum, wie ich Euch antworten ſoll. Daß ich und meine Tochter kein Unrecht gethan haben, deſſen ſeid Ihr, hoffe ich, ſicher.

Bezv. Davon iſt ja auch nicht die Rede.

Hiller. Was ich etwa weiß, darf ich Euch nicht bergen, da Ihr von Amtswegen fragt, und doch habe ich ſchon Einem Andern Schweigen gelobt.

Bezv. So iſt doch Etwas an der Sache.

Gertr. Ja, aber anders als Sie denken. Und Sie ſollen Alles wiſſen, nur daß wir es nicht ſelbſt ſagen dürfen, ſondern ein Anderer. Und deshalb bitte ich Euch, Freunde, laßt mich die Thür ſchließen. O ſeht mich nicht ſo vorwurfsvoll an — Nachbar — Roſe — ihr kennt uns ja — es iſt ein Stückchen Geheimniß, aber nichts Böſes. (Volk tritt zurück, Hiller ſchließt die Thür).

Bezv. (gutmüthig). Jetzt habt Ihr mich eingeſperrt, jetzt heraus mit Eurem Geheimniß.

**Gertr.** (die hereingegangen, führt Waldemar heraus). Hier, Herr Pathe, iſt der Mann, der zu uns kam, ſeht zu, ob ihr ein Unrecht an ihm findet.

**Bezv.** Wie? Was? Der Herr Graf Schenk? (grüßend) Sie waren der Mann, der bei Nacht hier hereinkam?

**Wald.** Ich war's. Ich wurde ganz in der Nähe dieſes Hauſes durch einen meiner Freunde, den ein unſeliges Mißverſtändniß in eine Art Raſerei verſetzt hatte, halb aus Verſehen, halb mit Abſicht in dieſe Hand und Seite verwundet; hier fand ich Aufnahme und gütige Pflege. Da ich annehme, daß Sie als Beamter fragen, war ich Ihnen dieſe Auskunft ſchuldig, Sie werden mich verbinden, wenn Sie dieſelbe als Geheimniß bewahren.

**Bezv.** Hm! Obgleich ich noch nicht Alles verſtehe, ſo ſehe ich doch keinen Grund an Ihren Worten zu zweifeln, Herr Graf, und ſo habe ich von Amtswegen hier nichts mehr zu thun. Und was ich Ihnen jetzt ſagen möchte, Herr Graf, ſpreche ich nur als einfacher Bürger und als ein Freund dieſes ehrlichen Mannes und dieſes Mädchens, welches bis jetzt für ſittſam und brav gegolten hat.

**Hiller.** Bis jetzt?

**Wald.** Sprechen Sie, mein Herr, ich werde mich mühen, Ihre Bemerkungen mit geziemender Ehrerbietung anzuhören.

**Bezv.** Als Sie die Gutherzigkeit dieſer Leute benützten, um ſich hier einige Tage als Kranker aufzuhalten, da dachten Sie wohl nicht daran, daß Ihre Anweſenheit und die Bekanntſchaft mit Ihnen das Mädchen in ein ſchlechtes Licht ſetzen könnte?

**Gertr.** O mein Gott!

**Wald.** Ich bekenne Ihnen mit Beſchämung bis jetzt noch nicht gewußt zu haben, daß die Bekanntſchaft mit meiner unwürdigen Perſon ſolch ſchnelles Verderben der bürgerlichen Ehre herbeiführt, ich würde ſonſt Sie ſelbſt in Ihrem eigenen Intereſſe erſucht haben, ſich ſo ſchleunig als möglich von hier zu entfernen.

**Gertr.** O, nicht ſo, Herr Graf, zürnen Sie ihm nicht, er meint es gut in ſeiner Weiſe, und iſt ein würdiger reſpektabler Mann.

**Bezv.** Ich ſehe wie es hier ſteht, und daß ich übrig bin. — Euch, Freund Hiller, gebe ich den guten Rath, haltet Euer Haus ſo rein von Unkraut als

Eure Beete, und Du, Gertrud, meine liebe Samariterin, heile Du nicht alle blutigen Köpfe, die ſich die luſtigen Herren ſchlagen, mancher Arzt hat ſich ein Leiden geholt, wo er Andern geholfen hat. (ab.)

**Hiller.** Da geht er, und mit ihm die gute Meinung unſerer Freunde.

**Gertr.** (zu Wald.) O, ſeh'n Sie nicht finſter, Herr Graf, laſſen Sie keine bittere Stimmung in die letzten Stunden kommen, die Sie bei uns verleben. Herzlich bedauern wir, daß Sie um unſretwillen das hören mußten. Und ich wiederhole Ihnen, wir ſind doch glücklich, Ihnen den kleinen Dienſt erwieſen zu haben, und wir möchten die Erinnerung daran nicht miſſen.

**Hiller.** Sie hat Recht wie immer. Ich bitte um die Erlaubniß Ihre Hand ſchütteln zu dürfen. So, jetzt iſt mir leichter.

**Wald.** Gertrud! — Wenn ich unzufrieden bin, ſo muß ich es mehr mit mir ſelbſt, als mit irgend einem Andern ſein. — Was jener ehrliche Mann ſagte, verbietet mir länger zu bleiben. Nur noch einige Worte über den Knaben mit Ihnen, lieber Hiller — und dann trennen wir uns. (ab mit Hiller ins Haus.)

Gertr. (allein). Sonſt, wenn ein müßiges Schwatzen mein Ohr traf, hat es mir ſehr weh gethan, und langſam nur habe ich's verwunden. Und jetzt achte ich's kaum — und doch iſt mein Herz ſo ſchwer, ſo ſchwer und ich könnte weinen. — Er geht von uns — ob er wiederkehren wird?

Frau **Vor.**

Fr. Vor. Ach Sie armes, unglückſeliges Kind, mußte es dahin mit Ihnen kommen!

Gertr. Was ſoll die Klage? was ſchluchzen Sie, gute Frau?

Fr. Vor. Daß ich arme, alte Frau auch das noch erleben mußte! — An keinem Menſchen habe ich ſo ſehr gehangen, als an Ihnen, mehr als an unſrem Pfarrer, und manchmal mehr als an meinem eignen Sohn. — Wenn ich die Lilien auf dem Beete ſah, dachte ich, ihr blüht euch in eurer Unſchuld und Herrlichkeit, aber ich weiß Jemanden in meiner Freundſchaft, der noch reiner und glänzender iſt, als ihr; und das iſt meine Gertrud! Und jetzt — o daß ich leben mußte, das zu ſehn.

Gertr. (ſtolz). Sprechen Sie, Frau Vor, was meinen Sie mit Ihrer Rede?

Fr. Vor. Ich muß Dich warnen, Kind meiner Seele, vielleicht iſt es noch nicht zu ſpät, vielleicht biſt Du noch nicht ganz in den Stricken des Verführers.

Gertr. Des Verführers!

Fr. Vor. Ja, hören Sie mich, mein armes Kind, ich weiß Alles. Er iſt hier, der gewiſſenloſe, ſchändliche Herr meines Karls.

Gertr. Warum ſchmähen Sie ihn? — Er iſt hier. Wiſſen Sie aber, wie er herkam.

Fr. Vor. Er hatte eine Wunde, das weiß ich.

Gertr. Halbtodt war er, bleich und blutig, es war ein jammervoller Anblick. Wir haben gethan, was Menſchenpflicht war. Was ſcheltet ihr uns darum?

Fr. Vor. Armes, bethörtes Geſchöpf. Weißt Du auch, wo ſie ihn ſo zugerichtet haben? Zu ſeiner Liebſten wollte er ſchleichen, zu einer fremden Dame, die auch nicht beſſer ſein mag, als er; — und der ihm auflauerte, war gewiß ein Nebenbuhler, ein eiferſüchtiger Galan war's.

Gertr. (laut ſchreiend). Ha, Du thuſt mir weh! — Und wenn es ſo war — und wenn er bei ſeiner Geliebten verwundet wurde — was thut das, nichts, gar nichts — wenn er zu uns kam, wir mußten ihn aufnehmen.

Fr. Bor. Aufnehmen, ja. Aber Du haſt ihn verſteckt, wie man ein Unrecht verſteckt, Du unſeliges Mädchen.

Gertr. Weil es gefährlich war für ihn, und tödtlich für Andre, wenn ſeine Verwundung ruchbar wurde. Die Obrigkeit wäre gekommen, ſeine Leute hätten ihn verrathen, er hätte ſeinen Feind angeben müſſen, er hätte ſich mit ihm duellirt, — o Gott, ich weiß nicht weiter, mir ſchwindelt.

Fr. Bor. Ja, ja, der Satan iſt ſchlau. Hat er das geſagt, der feine, liſtige Graf, ſo ſage ich, Katharina Bor, ich ſage Dir dagegen: er hat gelogen! wie ein Schelm hat er gelogen, und ich kann Dir's beweiſen.

Gertr. Er lügt nicht, Du aber ſprichſt Lügen, und ich entſetze mich vor Deinen Worten.

Fr. Bor. Gertrud, Gertrud, das iſt Deine

Krankheit, die aus Dir ſpricht. Ich kenne Dich, ſeit Du im Kindermützchen liefſt mit den blauen Bändern, und Du kennſt mich; bin ich unwahr? Bin ich ein verlognes Ungethüm, das da läuft und Unfrieden ſäet zwiſchen Heerd und Bett? — Nun aber, hältſt Du mich für ehrlich, ſo laß mich beweiſen, was ich ſage. Ich kenne das Leben dieſes Herrn. — Wer iſt ſein Kammerdiener, wer ſorgt für ihn und pflegt ihn und iſt allein um ihn? mein Sohn iſt's, und der iſt verſchwiegen wie das Grab. Wenn's darauf ankam, daß Niemand ſeine Krankheit wiſſen ſollte, ſo hätte mein Karl wohl geſagt, er iſt vom Pferde gefallen, oder er hat ſich Schaden gethan, oder ſo Etwas; und dem Arzt gibt er Geld, daß er ſtill iſt. Meinſt Du, er wüßte nicht Schweigen zu erkaufen wo er's braucht?

Gertr. Siehſt Du, wie Du Dir ſelbſt widerſprichſt. Wenn es nicht nothwendig war, daß er ſich verbarg, weshalb wäre er dann hier geblieben, drei Tage ohne ſeinen Arzt, ſeine Diener; ohne ſein Lager und ſein ſchönes Haus.

Fr. Vor. Das iſt ja ſeine Verruchtheit. Du frägſt, was er hier wollte? Dich wollte er, Du arme

Taube, Dich wollt er bethören und zerreißen, wie ein Geier.

Gertr. Mich?

Fr. Vor. Du warſt bei ihm. Was Du bei ihm gewollt haſt, weiß Gott allein. Als Du weggingſt, ſagte er meinem Sohn: Die merke Dir, die will ich haben, zu der ſollſt Du mir helfen.

Gertr. (ſchauert zuſammen).

Fr. Vor. Und jetzt frage Dich ſelbſt, wie war er zu Dir, hat er nicht ſüße Worte gebraucht, und artig gethan und Dich an ſich ziehn wollen?

Gertr. Mir graut vor Dir, mir graut vor mir ſelbſt.

Fr. Vor. O nein, vor ihm entſetze Dich, denn er iſt gezeichnet.

Gertr. Wer biſt Du, Weib, daß Du mich marterſt und mir das Herz blutig drückſt. — Du lügſt, Du lügſt, es kann nicht ſein, es iſt nicht ſo.

Fr. Vor. So iſt es, darauf will ich den Tod erleiden.

Gertr. Es wäre entſetzlich! — Er kam her wankend, erſchrocken, ein wunder Mann, er dachte an nichts, als an Rettung und Tod.

**Fr. Bor.** Er kam her, weil es ihm nahe und bequem war; er blieb hier, weil er Dich gewinnen wollte, und deshalb hat er Dich belogen. —

**Gertr.** Ich trinke Giſt. — Er war gütig und freundlich gegen mich, aber er war wie ein Bruder.

**Fr. Bor.** Ja, wie ein Bruder! — Den erſten Kuß wie ein Bruder und den letzten wie ein Teufel!

**Gertr.** Ha! — — Es iſt genug, ich danke Ihnen für Alles Gute — ich bitte, laſſen Sie mich allein.

**Fr. Bor.** Armes, armes Kind! Der Himmel helfe Dir und ſchenke Dir Frieden.

**Gertr.** Amen! — (Pauſe, Gertrud ſteht lange unbeweglich).

Waldemar. Hiller.

**Wald.** (auf der Schwelle zu Hiller). Ich kam als Flüchtling und flüchtig ſcheide ich wieder; die Erinnerung aber an dieſe Tage wird feſt in mir wurzeln.

**Gertr.** (tonlos). Treten Sie näher, Herr Graf. Vier Tage ſind es, daß wir Sie kennen. In dieſer Zeit haben wir Ihnen keine Veranlaſſung gegeben, niedrig von uns zu denken.

**Wald.** Welche Sprache und welche Frage!

**Gertr.** Wir haben Sie ärmlich aufgenommen, aber Sie haben drei Tage ſo gelebt, wie wir ſelbſt. —Sagen Sie mir nichts Artiges, wir wiſſen, daß wir freundlich gegen Sie geweſen ſind. Wollen Sie dafür dankbar ſein, ſo ſein Sie es jetzt und antworten Sie mir ſo offen, als ob Sie nie eine Lüge geredet hätten.

**Wald.** Sprich, ſchöne Veſtale, ich werde antworten.

**Gertr.** Weshalb weilten Sie drei Tage unter dieſem Dach? Weshalb verbargen Sie ſich zwiſchen unſern Wänden? — War es, wie Sie uns ſagten, war es Furcht vor Gefahr, eigener oder fremder, oder war es auch nur Sorge um üble Nachrede und Kränkung, die Sie oder Ihre Freunde betroffen hätte, war es nur das, ſo ſagen Sie mir ein Ja, nichts als ein Ja, und ſcheiden Sie friedlich über dieſe Schwelle, als ein Gaſt, deſſen wir in Freude und Leid noch lange gedenken werden. — Sprechen Sie, Herr Graf. —

**Wald.** (nachdenkend). Ich könnte noch jetzt ein Ja ſagen, aber ich will ſelbſt dieſer unbegreiflichen Stimmung gegenüber nicht länger täuſchen. Ich blieb hier, weil es mich ſehr feſt hielt in dieſen Räumen, und wenn ich mich ehrlich frage, ſo blieb ich Ihretwegen hier, Gertrud, weil mich ein ſtarkes Intereſſe zu Ihnen zog.

**Gertr.** Du hörſt es, mein Vater, er hat uns belogen! Eigennützig, rückſichtslos hat er unſer Vertrauen getäuſcht, für eine Laune, eine edle Laune hat er unſern ehrlichen Namen der Verleumdung vorgeworfen, ſein Anblick bringt Unheil, ſein Lachen wird ein Fluch! Komm, Vater, hinweg, hinweg von ihm. (ſtützt ſich auf Hiller, ſchwach) Gehen Sie, Herr Graf, gehen Sie, möge Ihr Leben glücklicher ſein, als Sie um uns verdient. (ſinkt erſchöpft zuſammen).

**Hiller.** Mein armes Kind!

**Wald.** (der unbeweglich geſtanden). Lebt wohl! (wendet ſich ſchnell zum Abgang).

* * *

# Vierter Akt.

## Erſte Scene:

Einfache Bürgerſtube. Eine Uhr, eine Bank, zwei Tiſche mit Holzſtühlen. Es brennt Licht.

**Gertrud** am Tiſche links, das Haupt auf die Hand geſtützt. **Hiller** rechts ſchnitzelnd, von Zeit zu Zeit ſie betrachtend. Pauſe.

Hiller. Nun, meine Tochter? woran denkſt Du?

Gertr. Sagteſt Du was, Vater?

Hiller. Ja, mein Kind. Ich frug nur, ob die Kränze abgeholt ſind.

Gertr. Schon vor Abend, Vater.

Hiller. So? das iſt mir lieb, das iſt mir recht lieb. — Haſt Du heut vielleicht Nachbars Röschen geſprochen?

**Gertr.** Nein, Vater, Du weißt, Röschen kommt nicht mehr zu uns.

**Hiller.** So? dann läßt ſie's bleiben. — Aber woran ich dachte, Gertrud. Unſer Haus wird baufällig, es hat wieder eingeregnet, die Balken ſind ſchadhaft, das iſt gewiß — und dann dachte ich an den Garten, er iſt doch ſehr klein, Gertrud.

**Gertr.** Wir waren ſehr glücklich hier.

**Hiller.** Hm! — Der Garten iſt doch zu klein, und Du weißt, hinten an der Grenze iſt er naß und die Pflanzen verderben.

**Gertr.** (aufſtehend). Vater, warum ſprichſt Du nicht aus, woran Du denkſt, Du willſt fort von hier.

**Hiller.** Jetzt iſt's heraus, ich hatte nicht den Muth, Dir's zu ſagen.

**Gertr.** O, daß es ſo weit kommen mußte! Du ſuchſt eine fremde Stätte für Dein ehrwürdiges Haupt. Vater, Du biſt ſehr feſtgewurzelt in dieſem Garten, löſt Du Dich los von hier, ſo reißeſt Du an Deinem Leben.

**Hiller.** Vieles ſteht dort draußen, woran mein Herz hängt, hier aber ſteht eine Blüthe, die mir mehr werth iſt, als Alles, und ich fürchte, die wird mir nur geneſen in fremder Luſt.

**Gertr.** Vater! laß uns überlegen, ob es nöthig iſt. Sollen wir unſere Heimath aufgeben, weil man uns verleumdet und alte Freunde unſre Thür meiden? Sieh, Vater, ich trage mein Haupt ſo hoch, wie jemals, und wenn wir fliehen, ſo ſind wir feige.

**Hiller.** Und doch iſt Deine Wange erblichen, und ich habe gehört, Du, Gertrud, mein ſtarkes, muthiges Kind, Du haſt geweint in Deiner Kammer.

**Gertr.** Und habe ich's gethan, ſo habe ich getrauert über mich ſelbſt und über die Stunde, wo ich Einem fluchte, der aus unſrer Thür ſchritt. Das war ein großes Unrecht, Vater, und das liegt ſchwer auf meiner Seele.

**Hiller.** O gebe Gott, daß ſeine Rechnung dereinſt nicht ſchlechter ſtehe, als die Deine.

**Gertr.** Wir hören nichts von ihm, wie es ihm gehen mag, er war noch nicht geneſen, als ich ihn forttrieb.

**Hiller.** Denke nicht an ihn, wie ein dunkler Schatten iſt er durch dieſe Stube gegangen. Es hängt ſeit dem Tage über uns, wie ein Gewitter, und mir iſt bange und ſchwül zu Muth.

**Gertr.** Ich will von jetzt an heiter ſein, Vater; auch Du hilf dazu, Dich zu zerſtreuen.

**Hiller.** Der Schreiner drüben hat mir ein Gebot gethan für Haus und Garten; noch iſt er wach, ich ſpreche noch heut bei ihm vor.

**Gertr.** Du eileſt ſehr, Vater.

**Hiller.** Nun, ich gehe nur darüber ſchwatzen, das bindet noch nicht. — Und Du frägſt, warum ich eile, da ich doch ſonſt ſo bedenklich bin. — Weil wir hier ſind wie drei müde Vögel über der großen See, wir haben in keinem Menſchenherzen ſo viel Land, daß wir uns darauf ausruhen können und bergen vor dem Ungewitter. Hüte das Haus, Gertrud, bald bin ich zurück. (ab.)

**Gertr.** (allein). Du guter Vater! Mir verbirgt er, wie viel ihn der Entſchluß koſtet. Der hat Recht, es hängt über uns, wie eine verderbliche Wolke. Nicht weiß ich, was uns droht, aber meine Seele ahnet Schlimmes und Trauriges. Es möge kommen, mich findet es ergeben.

**Georgine** (in Karuchen und Hülle).

**Gertr.** Eine Fremde!

**Georg.** (bis in die Mitte des Zimmers tretend). Gertrud Hiller, kennſt Du mich?

**Gertr.** Nein.

**Georg.** Sieh mir in's Geſicht, Du haſt dieſen Mund geküßt, und Deine Hand lag auf meiner Stirn, da ſie heißer war als jetzt.

**Gertr.** Das Antlitz iſt mir fremd, ich kenne Sie nicht.

**Georg.** (den Karuchen von dem bürgerlich geſcheitelten Haar zurückwerfend). Die Zeit hat mich verändert, Gertrud Hiller, und ſieben Jahr ſind eine lange Zeit für Mädchenfreundſchaft; — kennſt Du mich jetzt?

**Gertr.** (ſchreiend). Louiſe!

**Georg.** Louiſe Peters, jetzt nennen ſie mich Fürſtin Udaſchkin.

**Gertr.** Ha!

**Georg.** Du ſtehſt erſchrocken, Mund und Hand weigern mir den Gruß. — Du haſt noch nicht lügen gelernt, Gertrud!

**Gertr.** Louiſe! — Was höhnſt Du mich, daß ich Dich nicht begrüße, ſiehſt doch auch Du unbeweglich vor mir, bleich und kalt, und aus Deinem Auge ſtarrt der Schrecken wie aus meinem.

**Georg.** So feiern wir das Wiederſehn, wir entſetzen uns vor einander, wie zwei unſelige Geiſter, verdammt um ein verlorenes Leben zu trauern.

**Gertr.** So iſt es nicht, Frau Fürſtin, ich war erſchrocken, weil Ihr Name mich an Vieles erinnerte, Gutes und Böſes, was an ihm hängt. Ich dachte an unſre Jugend, — ich dachte an Ihren Sohn. Hier neben an iſt ſein Lager, wir haben ihn gehalten wie das Vermächtniß einer Geſtorbenen. (Bewegung die Thür zu öffnen).

**Georg.** (leidenſchaftlich) Mein Sohn! — (zurücktretend) Schweige von dem Knaben, ich will ihn nicht ſehen, jetzt nicht. Er kennt Dich, nicht mich, Du haſt den ganzen Schatz ſeiner kindlichen Liebe für Dich genommen, ich bin ihm nichts, als eine Fremde.

**Gertr.** Und wenn es ſo iſt, Sie haben es ſo gewollt.

**Georg.** Ich habe es ſo gewollt. Und doch hat es ſchon damals Stunden gegeben, Mädchen, wo ich Dich gehaßt habe, tief, tödtlich, weil Du meinen Sohn an Dein Herz drückteſt, ja ich habe gebetet und geflucht, daß er lieber ſcheiden möge von dieſer Erde, als an dem Hals einer Fremden hängen.

**Gertr.** Schweig, Unſelige!

**Georg.** O, ich weiß, es war Unrecht, und fußfällig habe ich Dir's wieder abgebeten. Denn ich liebte Dich, Gertrud, und wenn ich mit den Erinnerungen aus einer elenden und ſchmachvollen Vergangenheit rang, ſo war es Dein Bild, das mir hell, friedlich und verſöhnend durch das nächtliche Grauen glänzte; Du allein hatteſt mir kein Leid angethan, nur Gutes; als mich Alle verriethen und flohen, da ſaßeſt Du, faſt noch ein Kind, an meinem Strohlager, Du küßteſt meine Stirn, und wenn ich verzweifelnd die Hände ballte gegen mein Schickſal, Du drückteſt mir die Finger ineinander und verwandelteſt den Fluch auf meiner Zunge in eine leiſe Bitte.

**Gertr.** (die Hand nach ihr ausſtreckend). Louiſe, arme Louiſe! —

**Georg.** (ſie umarmend). Seit ſieben Jahren der erſte Ton, der mir zwei Quellen öffnet, die verſiegt waren in der Sandwüſte meines Lebens. — O ſtreiche mir die Haare, wie Du ſonſt thateſt, ſchmeichle mir mit den alten Liebesnamen, laß mich vergeſſen, was ich bin und was ich war, Alles, Alles vergeſſen außer Dir.

**Gertr.** (ſie liebkoſend). Liebe Louiſe, Du wilder Kanarienvogel, Du biſt geblieben wie Du warſt, und Deine Laune wechſelt noch immer ſo ſchnell wie die Farbe der Wolken. — Doch nein, ganz ſo biſt Du nicht, größer, *ſchöner*, voller biſt Du geworden.

**Georg.** Meinſt Du? — Sieh, das kleine Maal hier am Ohr hab' ich noch, das hat ſich erhalten, und auch die Narbe an den Schläfen, jetzt ſieht man ſie nicht, denn ich trage ſonſt Locken. — Ach, hier iſt Alles unverändert, die Uhr, der Stuhl, die Bücher liegen noch auf demſelben Tiſch, und die Brille des guten alten Herrn. — Komm, Gertrud, auf dieſer Bank, wo wir als Mädchen zuſammen ſaßen im Mondenſchein, hier laß uns ſitzen und plaudern, wie ehemals — (düſter) Nein, nicht wie ſonſt, denn dieſe Stunde iſt finſter und trägt auf ihrem Flügel ein Verhängniß für uns Beide. — — (wild) Und doch ſollſt Du bei mir ſitzen, Gertrud, und ich werde Dir etwas in Dein Ohr raunen. — Und was ich zu ſagen habe, braucht kein Licht, der Mond ſcheint hell genug zu meinen Worten; wenn meine Wangen erglühn, Du ſollſt es nicht ſehen. Verlöſch das Licht!

Gertr. Ich ſetze den Schirm vor, jetzt erzähle.

Georg. (traurig lächelnd). Auch Du biſt geblieben, wie Du warſt. — Rücke näher zu mir, ich erzähle mein Leben. — Weit, weit von hier am Strand eines kalten Meeres bin ich geboren, meine Mutter kam mit dem fünfzehnjährigen Mädchen hierher und ſtarb, ich ſang damals luſtige Lieder und hatte nichts zu eſſen. Da brachte mich ein Muſiker zur Oper — an einem Abend ſtand ich mit rothgemalten Wangen unter dreißig andern Mädchen — da ſah er mich an, und ich gefiel ihm — zuckſt Du zuſammen? halte aus, Täubchen. — Was darauf folgte, weißt Du.

Gertr. Ich weiß es.

Georg. Ich wurde Euch zur Laſt; meine Stimme hatte ich verloren, was verſtand ich von Eurer Arbeit? Ich dachte daran mich zu erſäufen und das Kind mit, dort unten im Strom, wo ſie die jungen Katzen hinauswerfen. — Da fand mich ein alter Herr, ein fremder Fürſt, und nahm mich mit ſich nach

Paris. Das Kind ließ ich Euch. — In der Fremde lernte ich vieles, auch Liebe heucheln; der Fürſt war ein alter Herr und ich war ſpröde. Nachdem ich ihn fünf Jahr gequält hatte, zwang ich ihn, mich zu heirathen. — Er ſtarb an der Gicht, und ich war reich, man nannte mich Erlaucht. — Iſt das nicht eine wunderliche Geſchichte?

**Gertr.** (aufſtehend). Mir iſt, als ſäße ich neben einer Natter.

**Georg.** Ziere Dich nicht, Du ſchöne Tugend, noch bin ich nicht zu Ende, und Du, Du ſollſt auch an die Reihe kommen. — Und überall, immer, immer dachte ich an ihn, den Einen, den wir Beide kennen, ſobald ich frei wurde, zog es mich hierher zurück, in ſeine Nähe. War es Haß, war es Liebe, ich weiß es nicht, aber mein Wille ſtand feſt, er muß mein werden, er muß ſühnen, was er an mir verbrochen hat, er muß, er muß, und ſollte ich ihn dabei erwürgen mit meinen Händen.

**Gertr.** Raſende Thörin!

**Georg.** Bin ich eine Thörin? Ich war doch klug genug. Ich kam hierher zurück, und er kannte mich nicht. Auch er kannte die Lippen nicht wieder, die er geküßt hatte. Ich lockte ihn an mich, ich wurde ſeine Freundin. Und da, Gertrud Hiller, als er in meine Arme eilen wollte, da haſt Du, Du haſt ihn mir geſtohlen.

Gertr. Ha!

Georg. Er hätte mich geliebt, jetzt liebt er Dich. —

Gertr. Er liebt mich.

Georg. Und ich fühle, ich weiß, Du fromme Gärtnerstochter, Du liebſt ihn wieder.

Gertr. (wendet ſich ab).

Georg. (drohend). Gertrud!! — Höre mich. Mit Gewalt quäle ich den Zorn, der heiß durch meine Adern rinnt, zurück zum Herzen, ich will mich bändigen, ich will Dir ruhig ſagen, was ich muß. — Ihn muß ich beſitzen, und Du ſtehſt mir im Wege, Du mußt fort aus meinem Wege, ſo oder ſo.

Gertr. Willſt Du mich tödten?

Georg. Nein, aber ich will Dich quälen. — Iſt es wahr Mädchen, Du liebſt das Kind, das ich Dir gegeben?

Gertr. Wozu frägſt Du ſo, ich lebe für ihn.

Georg. Wohlan, Gertrud, ſo nimm den

Knaben und gehe fort von hier; ich bin reich, ich will Dir geben, mehr als Du brauchen kannſt für Dich, das Kind, Deinen Vater, aber geh, geh, ſpurlos mußt Du verſchwinden.

Gertr. Ich gehe nicht.

Georg. Gertrud, erbarme Dich meiner. Ich will Dich in Seide und Gold hüllen, ich will thun für Dich, was Deine Seele verlangt, ich will zu Dir beten, wie zu einer Heiligen, aber weiche von meinem Wege, nimm den Knaben und geh. — (Gertrud ſchweigt, Georgine umfaßt ihr Knie) Sieh, demüthigen will ich mich zu jeder Bitte, ſo flehe ich zu Dir, ehre meine Rechte auf jenen Mann. Bedenke, meine Rechte ſind älter, ſie ſind größer als die Deinen, denn ſie ſind durch Thränen und Sünde erkauft. Laß mir den Vater, ich ſchenke Dir den Knaben.

Gertr. Steh auf, Dein Bitten rührt mich nicht. Wohl hatteſt Du Rechte auf den Mann und ſeine Liebe, die höchſten, heiligſten. Ob Du ſie noch haſt, unnatürliche Mutter, ich weiß es nicht, ich vermag es nicht zu erkennen in dieſer Stunde. Das aber fühle ich klar, wenn ich Dir gehorche und mit dem Knaben entfliehe aus dem Angeſicht ſeines Vaters, ſo fliehe ich aus Furcht und um Geld gegen meinen Willen und den Ruf meiner Seele. Und deshalb gehe ich nicht.

Georg. Gehſt Du nicht, ſo höre meine Rache. Das Kind iſt mein, und kein Geſetz auf Erden kann der Mutter ihr Kind verweigern. Und gehſt Du nicht, ſo fordere ich mein Kind von Dir; dann gehe ich und nehme mein Kind mit mir. Und dann, Gertrud, ſchwöre ich Dir zu, dann werde ich vergeſſen, daß das Kind unter meinem Herzen gelegen hat, ich werde nur wiſſen, daß es ſein Sohn, meines Todfeindes Sohn iſt, und daß Du das Kind vergötterſt, Du, die mich elend gemacht hat. Dann ſiehe zu, was ich aus Eurem Liebling mache.

Gertr. Teufel!

Georg. Werde ich das, wer hat mich ſo weit gebracht? — Und jetzt, Gertrud Hiller, jetzt wähle. Bleibſt Du hier, ſo verlierſt Du das Kind, und haſt Du erſt den Knaben geopfert, dann ſieh zu, wie lange Dein Buhle Dir bleibt.

Gertr. Es iſt genug, Unglückliche, höre Du auch mich. Ich trotze Dir und Deinem Drohen. Das Kind, das Du geboren, das haſt Du leichtſinnig, ruchlos verlaſſen, Du haſt kein Recht mehr darauf, und ich werde es vertheidigen auch gegen Dich, wie die Bärin ihr Junges, das ſie ſelbſt geſäugt. Meine Zukunft aber lege ich nicht in Deine Hand, frei will ich bleiben von jedem Zwange, und keinem Arm will ich geſtatten mich fortzuſtoßen von dem Wege, den ich mir ſelbſt finde. Dich aber und Deine Feindſchaft fürchte ich, doch ich weiche ihr nie und nirgend, thue Du gegen mich, was Du wagſt, ich werde thun, was ich darf.

Georg. Du haſt gewählt. Nicht lange, und es wird entſchieden ſein. Und ſo ſei Krieg zwiſchen uns, und tödtliche Feindſchaft für das Leben. — Gertrud Hiller, bald wirſt Du von mir hören. (ab).

Gertr. (allein). Das war der Wetterſchlag, den Du, Vater, vorherſahſt. — Sie huſchte fort, und mich ergreift die Angſt mit eiſernen Krallen. Den Knaben nehmen, als ein Opferlamm ihres Zornes nehmen, o ſchändlich, abſcheulich! — Knabe, Johannes, erwache, ſie wollen Dir an das Leben, hinweg von hier, ich muß Dich retten! (ab in die Kammer).

## Zweite Scene:

Zimmer Waldemars, wie im erſten Akt. Lichter. Bor und Bediente im Hintergrund, Graf Hugo eintretend.

**Hugo.** Nun, Freund Bor, wie geht es Ihrem Herrn?

**Bor.** Ach, Herr Graf, das iſt eine traurige Verwandlung. Seit er krank von ſeiner Reiſe zurückgekehrt iſt, ſitzt er den ganzen Tag finſter und ſtumm, und kümmert ſich um Nichts, nicht um die Pferde, nicht um die Herrſchaften, welche ſich melden laſſen. Die Kammerfrau der Frau Fürſtin kommt täglich zweimal und bringt kleine Briefe, er aber hat nur einmal darauf geantwortet, und da ſchrieb er die Zeilen ſo nachläſſig hin, und es war ihm ganz gleich, was für Papier ich ihm zu dem Briefe reichte. O, es iſt ſehr traurig.

**Hugo.** So iſt er noch unwohl.

**Bor.** Am Geiſt mehr, als am Körper. Aber wie es mit ihm ſtehen muß, können der Herr Graf daraus ſchließen, daß ſogar ich nicht mehr ſein Vertrauen genieße. Es iſt ein Geheimniß dabei, wer nur reden dürfte.

**Hugo.** Wenn hier ein Geheimniß iſt, ſo werden Sie begreifen, daß ich dergleichen nicht von Ihnen zuerſt zu hören wünſche. Melden Sie mich Ihrem Herrn.

**Vor.** Da iſt er ſelbſt. (zieht ſich zurück).

**Waldemar.**

**Wald.** Du kommſt pünktlich, ich danke Dir. Ich habe Einige von den Freunden eingeladen, mich zu zerſtreuen.

**Hugo.** Du ſiehſt leidend aus.

**Wald.** Ich bin müde, Hugo; ich nehme mir die Freiheit mein Leben albern zu finden, und mich ſelbſt für einen Schwächling oder noch Schlimmeres zu halten.

**Hugo.** Niemand als Du ſelbſt dürfte mir das ſagen. Dieſe Stimmung iſt Folge Deiner Krankheit.

**Wald.** Die Krankheit war nichts, ein Mückenſtich, der mir Fieber gemacht hat; aber was ſie begleitete, das hat mir den Kopf zerrüttet. — O, es iſt erbärmlich!

**Hugo.** Was iſt erbärmlich, mein Freund?

**Wald.** Von ſeiner Schweſter verflucht zu werden.

**Hugo.** Du haſt ja keine Schweſter.

**Wald.** Doch, ich hatte eine gefunden.

**Hugo.** Du? Und wo lebt ſie?

**Wald.** Sie verkauft Blumen. Doch Dein ariſtokratiſcher Sinn könnte ſich darüber ärgern, hinweg damit! — Wein her! Wir wollen ſuchen die Sache zu vergeſſen. — Hugo, wir feiern heut meine Geneſung.

**Hugo.** Und doch ſehe ich, daß Du ſehr krank biſt.

**Wald.** Nicht doch, Freund, es iſt nichts, als das mißtönende Geklirr einiger Saiten, die in dieſem Inſtrument ſchlaff geworden ſind. Wein und Zerſtreuung werden den Schaden repariren. — Ich hoffe Dir eine Komödie vorzuſpielen.

### Nandor.

Guten Abend, Nandor; kommt Udaſchkin?

**Nand.** Ich weiß nicht. Was haſt Du mit dem Vielfraß? Er iſt ſeit Deiner Krankheit ganz verändert, zerſtreut und trübſinnig. Wenn es möglich wäre, daß er noch etwas Anderes lieben könnte, als ein Auſternfrühſtück, ſo müßte man glauben, daß Du die Urſache ſeines Grames biſt.

**Hugo.** In der That hat er ſich täglich unter den Beſuchenden ſelbſt eingeſchrieben.

**Rand.** Entweder haſt Du ihm einen Liebestrank eingegeben, oder Du haſt eine Sorte Wein im Keller, die er austrinken will, bevor Du ſtirbſt, und um die hat er ſich gegrämt, das iſt noch am wahrſcheinlichſten.

**Hugo.** Oder hat er ein Duell annehmen müſſen.

**Rand.** Nein, das würde er ſchon oft erzählt haben. Aber vielleicht hat er ſich mit ſeinem Koch geprügelt, der Koch ſoll ihn manchmal ſchlagen.

**Wald.** Ich glaube den Grund ſeiner Krankheit zu kennen. — Randor, wenn wir beiſammen ſind, läßt Du wohl ein Kartenſpiel anfangen, es greift mich am wenigſten an.

Henry und noch zwei Herren.

Ah, Henry, bringſt Du den Udaſchkin?

**Henry.** Er kommt, aber es hat Mühe gekoſtet, er hatte keine Luſt heut auszugehen, wie er ſagte; er ſpricht von ſeiner Abreiſe.

**Wald.** So? Lieber Hugo; ihr Freunde, noch ſchnell eine Bitte. Verſprecht mir ſtets zu ſchweigen über Alles, was Udaſchkin und ich hier etwa zuſammen ſprechen.

**Nandor.** Wie Du willſt, er wird ohnedies langweilig.

**Wald.** Gebt mir Eure Hand, abgemacht. Ah, da iſt er!

### Udaſchkin.

Mein Fürſt, ich bin glücklich, daß Sie den Tag meiner Geneſung feiern helfen, und ich rechne Ihr Kommen hoch an, denn ich höre, auch Sie ſind leidend geweſen.

**Ud.** (echauffirt). In der That, ich fühle mich nicht wohl, allerlei Privatärger und Familientrauer. (W. vorführend) Nehmen Sie zuerſt mein wärmſtes Bedauern über den Unfall, der Sie betroffen hat. — Sie haben nicht allein gelitten, meine Schwägerin iſt untröſtlich. Sie wiſſen, daß ich etwas geſpannt mit ihr ſtehe, aber ihre Angſt iſt ſo groß, daß ſie ſogar mich rührt. Sie ſollten ihre Freunde nicht ſo vernachläſſigen, denn ſie hat ohnedies Sorgen genug. Denken Sie, mein theurer Graf, zwei ihrer Domeſtiken ſind verſchwunden und nach ihrer Flucht iſt eine ſolche Menge von Unterſchleif und Nichtswürdigkeiten zu Tage gekommen, daß die Fürſtin vor Schreck ohnmächtig wurde, von ſolchen Banditen umgeben geweſen zu ſein.

**Wald.** Was Sie ſagen! Entflohen, zwei Diener der Frau Fürſtin, das iſt auffallend. Ich ſage Ihnen gelegentlich, weshalb dieſe Flucht auch mir ein Räthſel löſt. Doch jetzt gehören Sie unſern Freunden. — Wein her — (Bediente präſentiren) Was thun wir die Zeit zu tödten?

**Hugo.** Laßt uns plaudern und mediſiren.

**Henry.** Oder mit Piſtolen nach der Scheibe ſchießen.

**Wald.** In einer Krankenſtube? das wäre ſehr rückſichtsvoll.

**Henry.** Nun, es iſt nicht das erſtemal, dort in der Thür ſteckt noch der Scheiben-Nagel.

**Randor.** Nein, das iſt nichts, bei Kerzenlicht ſchieße ich nicht um Geld. — Aber was quält ihr

Euch, Nichtswürdiges auszudenken. Nehmt die Karten, das iſt offenbar das Ruchloſeſte von Allem.

**Alle.** Ja, gut, wir ſpielen.

**Wald.** Meinetwegen — Tiſch und Karten — (ein Spieltiſch wird hereingeſetzt) Mir erlaubt Ihr, vom Sopha aus mitzuſpielen. — Randor, ſetze für mich. (gibt ihm eine Taſche) Wer nimmt die Bank?

**Randor.** Udaſchkin, das Glückskind es iſt ſein Amt.

**Ud.** Heut nicht. Nehmen Sie die Karten, Baron.

**Randor.** Ich kann nicht, ich bin ja Waldemar's Vormund, es hilft Ihnen nichts, nehmen Sie, Udaſchkin.

**Ud.** Ich thu' es heut' ungern. (Sie gruppiren ſich am Spieltiſch).

**Randor.** Wie ſtark die Bank? Bei Euch, mein Fürſt, muß man das fragen.

**Ud.** Die Brieftaſche hier und was ich ſonſt habe. —

**Randor.** Gut, das laſſ' ich mir gelten. (Sie ſpielen).

**Wald.** (der ſich auf das Sopha geſetzt). Da kleben ſie feſt am Geld, wie ein Haufe Fliegen am Zucker, ein zweckloſes unnützes Geſchlecht, ohne Mark im Rücken, mit ſehr geringer Wärme im Herzen.

Randor. Welche Karte willſt Du ſetzen, Waldemar?

Wald. 50 Louis zur Sieben. Randor, Henry, ſie Alle, was ſind ſie mir, und was bin ich Ihnen. Schlechte Gefährten einer wilden Trunkenheit; mir iſt, als hätt' ich einen Rauſch ausgeſchlafen, und die bleichen Geſichter der Genoſſen ſtarren mich an, wie Larven.

Randor. Gewonnen! Waldemar.

Wald. Laß ſtehn. — Und was ſoll aus mir werden? Unſinnige Frage. Was kann aus mir werden? Nichts mehr, ich bin fertig gekocht durch den Sonnenſchein des Lebens, ja ich fange bereits an, einen kleinen Beiſchmack von Fäulniß zu bekommen.

Randor. Gewonnen! Waldemar.

Wald. Laß ſtehn. — Ich fühle mich allein, allein, wohin ich blicke, eine grauenvolle Oede. Keine Thätigkeit lockt mich, es iſt alles ſehr unnütz und zwecklos. Ich fühle mich ohne Willen, wie gebannt glotze ich dumpf und ſchläfrig in eine ewige

Finſterniß, ohne Intereſſe, ohne Leben, o es iſt kläglich, kläglich. (legt das Haupt auf den Tiſch).

**Randor.** Wieder gewonnen, Waldemar. Er hört nicht — das Ganze zur Dame — huit et madame — Bei Gott, 600 Louisdor gewonnen, Waldemar.

**Ud.** Die Taille iſt zu Ende. Sie haben Glück, Herr Graf.

**Wald.** Wein her! Ich habe ſtets im Anfange Glück, um zuletzt Unglück zu haben. (Bediente präſentiren. Alle außer Ukaſchkin treten zu Waldemar).

**Randor.** Die Bank hat viel verloren.

**Wald.** (der Ukaſchkin beobachtet, ſieht wie Ukaſchkin heimlich ein Spiel Karten aus der Taſche zieht und verwechſelt). Er will ſein Glück verbeſſern, er wird jetzt falſch ſpielen. Seltſamer Geſell, er ahnt, daß ich ihm Unheil brüte, und doch flattert er wie eine Motte in die heiße Verſuchung.

**Randor.** Die zweite Taille beginnt. Worauf ſoll ich ſetzen, Waldemar?

**Wald.** Auf den König.

**Randor.** Wie viel?

**Wald.** Alles was ich Dir gab.

**Randor.** Teufel, das iſt grob! Jetzt, mein Fürſt, hütet die Bank. (dem Spiel folgend) Trois et deux — quatre et madame — roi et valet. Alles iſt verloren, Waldemar.

**Wald.** Gut, fange auf, Randor. (Wirft ihm eine Börſe zu).

**Randor.** Was ſoll ich ſetzen?

**Wald.** Die Börſe zum König. (Tritt an den Tiſch, kurze Pauſe, in welcher weiter geſpielt wird, W. ruhig fragend) Mein Fürſt, ſeit wann haben Sie eine Nätherin zur Geliebten?

**Ud.** (innehaltend). Wie ſo? Was meinen Sie damit, Herr Graf?

**Wald.** Weil Ihre Karten durchſtochen ſind. (Alle ſpringen auf).

**Alle.** Durchſtochen?

**Wald.** (die Taille ergreifend). Hier, hier und hier, der ganze Talon mit Stichen bezeichnet, dies ſind falſche Karten, der Bankier hat falſch geſpielt.

(**Alle** treten ſchweigend auf eine Seite, der Fürſt ſteht allein, Pauſe).

**Wald.** (ihm artig die Brieftaſche und Banknoten präſentirend). Hier gnädiger Herr, Ihre Caſſe und Ihr Gewinnſt. Mein Wagen ſteht bereit Sie nach Hauſe zu bringen. Meine Freunde ſind Männer von Ehre, ſie haben ihr Wort gegeben, über Alles, was hier vorgegangen, zu ſchweigen.

**Ud.** Ich frage den Teufel nach Euch Allen. (ab)

**Wald.** Ihm nach, Hugo. Nimm dies kleine Meſſer, ich fand es damals, als ich erkrankte, zwiſchen meinen Rippen und den Falten des Mantels, es gehört dem Fürſten; gib es ihm zurück gegen die Papiere, welche hier angegeben ſind. (gibt ihm einen Zettel) Die Papiere ſende morgen früh unter Couvert zur Frau Fürſtin. Eile, Hugo. (Hugo ab).

**Randor.** Mir iſt, als hätte der Blitz vor uns eingeſchlagen. — Das war eine häßliche Komödie, die Du mit uns geſpielt haſt, Waldemar.

**Wald.** Das ganze Leben iſt eine häßliche Komödie. — Ich bin müde, meine Herren. Gute Nacht.

**Randor.** Gute Nacht — (Randor, Henry, Gäſte ab).

**Box** (an der Thür).

**Wald.** Schaffe die Lichter fort, laß mich allein! (Box mit Lichtern ab).

**Wald.** (allein, ſchenkt ſich Wein in das Glas). Umſonſt, auch der Wein widert mich an. Jeder Genuß wandelt ſich vor meinen Lippen in das Gegentheil. Wie Tantalus ſtehe ich mitten in der Fluth, und die Waſſer gurgeln zur Tiefe rings um meinen dürſtenden Mund, und die Früchte über meinem Haupt ſchnellen in die Höh, ſo oft ich darnach greife. Das wird mir unheimlich! Zuerſt erhalte ich ſtatt eines Rendezvous einen Meſſerſtich; ich trete von da hinein in das ruhige Glück ehrlicher Leute, und meine bloße Gegenwart bringt ihnen Schmerzen, Elend und Schande; ich gewinne ein Mädchen lieb, nicht mit den Augen, ſondern endlich einmal recht ſchlechtweg von Herzen, und daſſelbe Geſchöpf Gottes flucht mir augenblicklich dafür und jagt mich von ſich, wie man einen Hund von der Schwelle jagt, und wie ein Hund gehe ich auch. Das iſt ſehr ſeltſam! — Bah! Albernheit iſt's, Blödſinn, krankhafte Schwäche! Und wer iſt ſie, das arme, unwiſſende Ding, dieſe Gärtnerstochter? Könnte ich ſie nur verachten, mir würde beſſer. — Ich kann nicht, ich kann nicht! Die klare, ſichere Empfindung, ihr jungfräuliches Vertrauen, es hat mich gefeſſelt an Arm und Bein, ich ſtecke in der Schlinge, wie eine erwürgte Droſſel. —

Ich will zu ihr — ich kann nicht beten, nicht ſchwören, nicht die Hände ringen, aber ich kann ihr ſagen, daß mir in der Welt an nichts mehr Etwas gelegen iſt, nur an ihrer Vergebung. — (kommt zurück) Thor, ſelbſtſüchtiger Thor! Deine Nähe vergiftet, Dein Gruß bringt ihr Verderben! Und kann ſelbſt ſie mich geſund machen? Ich wette, ſie kann's nicht. Der Hauch ihres Mundes hat nur zuſammengeblaſen, was von todter Aſche in mir lag, und jetzt drückt der ganze Wuſt des verkohlten Lebens auf mein Herz. — Dafür gibt's keine Hülfe, auf Erden keine, keine. (ſtützt ſich auf den Divan). — Holla, wer kommt? herein, Du ſpäter Gaſt, Du wirſt einen wunderlichen Geſellſchafter finden.

**Georgine** (durch die Tapetenthür links).

**Wald.** Werda! Kater oder Katze? — Frau Fürſtin!

**Georg.** Vergeſſen Sie heut, mein Graf, daß Georgine Udaſchkin ein Weib iſt, denken Sie, ich ſei ein Mann, ein alter Freund; welcher kommt, ſeine Freundesrechte in Anſpruch zu nehmen. Was die Welt Rückſichten nennt, zwiſchen uns darf das jetzt nicht gelten. Sie haben mich einſt Ihre Freundin genannt, dies Zeichen des Vertrauens (den Schlüſſel zeigend), ich habe es bewahrt! Ich komme zu Ihnen, um Vertrauen und Mittheilung zu fordern, von einem Kranken zu fordern, der ſich ſelbſt verloren hat.

**Wald.** Bei Gott, ein hochherziges Weib, und von ihr habe ich das nicht verdient.

**Georg.** (launig). Ohne Umſtände, lieber Graf, (ihn zum Sitzen auf den Diwan einladend und ſich komiſch auf eine Fußbank kauernd) ich heiße dieſen Abend George und bin Ihr Trinkbruder, ohne Umſtände, ſetzen Sie ſich. — Sie rühmten einſt meine fröhliche Laune, ich komme, ſie Ihnen zu beweiſen. Einen Anbeter habe ich in Ihnen verloren, bon! es thut gar nichts, ich bin liebenswürdiger als Freund, wie als Freundin. — Ich komme, Sie zu zerſtreuen, Ihre Melancholie durch kleine Malicen wegzuplaudern, meinetwegen auch Sie in den Schlaf zu reden.

**Wald.** (ihre Hand faſſend). Und doch zittert Ihre Hand und Ihr Auge blickt unſtät, auch Ihre Fröhlichkeit hat einen trüben Bodenſatz um meinetwillen.

**Georg.** So? Und rechnen Sie das Wagſtück für nichts, bei einem ſo berüchtigten Corſaren einzudringen. Sie ſollen merken, Graf Waldemar, daß der zitternde Ton meiner Stimme der einzige Ueberreſt weiblicher Schwäche iſt. — Und jetzt plaudern wir, ſchnell, damit Sie dies hypochondriſche Geſicht verlieren. Erſt werde ich Sie geſund machen, dann ſollen Sie mit mir reiſen.

**Wald.** Und wohin?

**Georg.** Altfränkiſche Frage, in die Welt. Ich werde ſehr leichtſinnig ſein; Niemand ſoll mich begleiten, als mein Windſpiel Puck, der mir das Liebſte auf Erden iſt, dann Graf Waldemar, den ich manchmal wohl leiden mag, und meine Kammerfrau, die ich in das Geſicht kratze. — Ich entführe Sie — prächtig! ich entführe Sie geheimnißvoll, und während die unbehülflichen, groben Menſchen hier im Lande noch ſtarr ſind vor Entſetzen, ziehe ich Sie neckend über Berg und Thal, als ein Schmetterling, der eine Brummfliege reiſen lehrt.

**Wald.** (mit Empfindung). Liebe Georgine!

**Georg.** (zärtlich). So müſſen Sie mich anſehn, in dem Blick liegt doch etwas Menſchliches.

**Wald.** (ihr Haar berührend). Ein Schmetterling, das Gleichniß paßt.

**Georg.** (vorwurfsvoll). Schwerfälliger, trüber Geſell. (ſie wendet ſich zu ihm und ſtreckt die Arme nach ihm aus, die dunkle Hülle gleitet von ihren Schultern, zärtlich) Waldemar!

Wald. (der ſich zu ihr niederbeugt, hält an, ſtarr). Still, woher der Ton, den habe ich ſchon ſonſt gehört.

Georg. Was haſt Du?

Wald. Es war nichts. Meine Sinne ſind ſchwach und meine Phantaſie riecht ſelbſt aus Roſen den Leichenduft. O ſprich weiter, Du ſchöne Fee!

Georg. Waldemar, geliebter Mann.

Wald. Horch, da tönt's wieder, wie aus dem Grabe klingt die Stimme, ſie ruft alte, klägliche Erinnerungen wach. — Laß mich Dein Antlitz ſehn! (ſtarrt ſie an, aufſpringend, ſchreiend). Ha! ich kenne Dich! — Blödſinniger Thor, dies Auge ſah ich ſchon einſt, ſo hob ſie den Arm, ſo wies ſie die Zähne, wenn ſie lachte — und ihr Kind trägt ſie in einem Korbe zum Nachbar und verſchwindet. Weib, wer biſt Du, Du biſt nicht von Fleiſch und Blut, ein Dämon biſt Du, geſandt mich zu zerſtören.

Georg. Erkennſt Du mich jetzt, Graf Waldemar?

Wald. Man kennt ſich wohl endlich wieder, auch wenn man ſich verändert hat. — Hahaha! Jetzt ſehe ich, wie's mit meinem Leben ſteht, eine Schlange, die ſich in den Schwanz beißt und daran crepirt. — Das Ende und der Anfang kommen zuſammen, der Kreis iſt geſchloſſen, ich bin fertig. (wirft ſich in die Kiſſen).

**Georg.** (ihn ſchüttelnd, in Angſt). Waldemar! Waldemar, ſprich zu mir, nur ein Wort! ein Wort, Waldemar.

**Wald.** (tonlos). O, ſchöne Frau, verzeihen Sie meine Unart, aber ich bin krank auf den Tod. —

**Georg.** (bei Seite). Meine Kraft geht zu Ende, ich werde verlieren, o Qual, bittre Qual. — Laß mich ſo nicht von Dir gehen, Waldemar! Es könnte ein Unglück werden für uns Beide!

**Wald.** (ſchweigt).

**Georg.** Du ſchweigſt? Du wendeſt Dich ab? — (an der Thür). Verräther! noch einmal ſollſt Du mir in's Auge ſehen, und dann nie wieder.

(Georg. ab).

**Wald.** (nach einer Pauſe). Mein Witz iſt bankerott. Ich habe oft mit Andern geſpielt, jetzt bin ich ein Spielball geworden für Weiber, Kinder und — Geſpenſter. — Ich bin am Ende, das will erkannt ſein, und darnach wollen wir uns richten. Was thut's auch, daß das letzte Capitel des Romans kläglich war, es liegt beim Teufel nichts an der ganzen Geſchichte. — (ſchellt).

Vox.

**Vox.** (bei Seite). Er iſt allein!

**Wald.** Hole mir den Gärtner Hiller, ſogleich.

**Vox.** Gnädiger Herr, er iſt bereits hier, ich wagte ihn nicht zu melden, weil der Herr Graf allein ſein wollten.

**Wald.** Schurke! — führ' ihn herein. (Vox ab) Auch dieſe Rohrdommel fängt an, die Federn gegen mich zu ſträuben.

Hiller.

(ihm entgegen) Vater Hiller, willkommen in meinem Hauſe. Reicht mir die Hand, guter Mann; ſprecht, habt Ihr einen Groll gegen mich?

**Hiller.** Keinen Groll, Herr Graf, aber ſchwere Sorge ängſtigt mich und führt mich noch ſo ſpät zu Ihnen. — Die Mutter des Kindes iſt zurückgekehrt.

**Wald.** Ich weiß es.

**Hiller.** Sie hat meine Tochter gedroht, den Knaben von uns zu nehmen und ihm ein Leid anzuthun. In großer Furie iſt ſie fortgegangen, und wir müſſen jede Stunde das Aergſte erwarten. — Ich habe die Abſicht, wenn der Herr Graf einverſtanden ſind, den Knaben mit meiner Tochter tief in das Land zu ſchicken, zu einer Schweſter von mir. Dort mögen ſie verborgen bleiben, bis ich das Grundſtück verkauft habe und ihnen nachziehe.

**Wald.** Sie wollen fort von hier, Hiller?

**Hiller.** (halb abgewendet). Unſer Wohnhaus wird baufällig, wir müſſen ein anderes ſuchen.

**Wald.** Ich verſtehe. (mit dem Fuße ſtampfend) Verflucht, da bin ich wieder! (haſtig) Vater, ich habe ein Gut, am Gebirge, einen großen Park dabei und Gewächshäuſer, dort fehlt mir ein Garteninſpector — gehe hin, Vater, die Luft iſt geſund, es iſt ein ſicherer Ort, geht, Vater! ich komme nur einmal im Jahre hin — Ihr ſchüttelt mit dem Kopf? — ich will gar nicht hinkommen, Vater, nie, nie, ich will's Euch zuſchwören!

**Hiller.** (ſich zum Gehen wendend). Ich danke, Herr

Graf, Sie meinen es gut, aber es geht nicht. Gute Nacht, Herr Graf.

**Wald.** Geht noch nicht, Hiller! Sagt mir, was macht Gertrud, wie ſteht es mit dem Knaben?

**Hiller.** Sie ſitzen in der Stube Ihres Thürſtehers und erwarten meine Rückkehr, Gertrud fürchtete ſich allein zu Haus zu bleiben.

**Wald.** So gehen Sie, Hiller. Morgen in der erſten Frühe komme ich ſelbſt, oder ich ſende Ihnen einen zuverläſſigen Mann, der Ihnen helfen wird, wo Sie wünſchen. Und noch eine Bitte, erlauben Sie mir eine Unterredung mit Ihrer Tochter?

**Hiller.** Mit meiner Tochter? — Sie wird kommen, Herr Graf.

**Wald.** Leben Sie wohl, Hiller! (Hiller ab) Der Gram ſitzt in ſeinen Zügen! Alles meine Arbeit! — Auch dies Letzte wird vergeblich ſein. (er ſteht nachdenkend).

**Gertrud.**

(weich) Gertrud!

**Gertr.** (geht bewegt auf ihn zu, reicht ihm eine Hand, dann die andere). Ich bin heftig gegen Sie geweſen, verzeihen

Sie mir das! — (ſtützt ihr Haupt auf ſeine Schulter) Ich hatte damals gehört, Sie liebten eine Andere, das hat mich zornig gemacht, nachher hat mir's ſehr leid gethan. Als aber heut die Fremde bei mir war, ſagte ſie mir höhnend, Sie wären mir gut, und ich, ich liebte Sie wieder. Da erkannte ich, wie es mit mir ſtand. — Ich muß Ihnen Alles ſagen, wie es gekommen iſt, denn der Vater erwartet mich, wir müſſen ſcheiden, und ich ſehe Sie niemals, niemals wieder! Und ſo dachte ich mir, die letzten Worte, die Sie von mir hörten, ſollten dieſe ſein. — Leben Sie wohl, ich werde immer an Sie denken.

**Wald.** (wendet ſich ſchweigend ab, verbirgt das Geſicht, Pauſe). Und Sie müſſen gehen, Gertrud?

**Gertr.** Ich muß.

**Wald.** Ich bin ſehr krank, Gertrud.

**Gertr.** (weich). Ich habe gehört, lieber Bruder.

**Wald.** Und was ſoll ich thun?

**Gertr.** Sie ſind wohl jetzt bitter und feindlich gegen Welt und Menſchen, aber Sie müſſen bereuen, was Sie Unrecht gethan haben, und ſtill und gefaßt tragen, was aus alter, wilder Zeit auf Sie fällt von

Pflichten und Schmerzen. Sie müſſen dafür leben, das gut zu machen, was Sie verſehen haben.

Wald. (lebhaft). Nein Mädchen, was Du ſagſt, das kann ich nicht, ich kann nicht den Kopf hängen und ſeufzen: zehn Menſchen habe ich unglücklich gemacht, zwanzigen muß ich jetzt helfen; ſolches Barfüßerleben kann ich nicht führen, ich kann nicht leben, wenn die Gegenwart mir nichts iſt, als ein umgewendeter Magen der Vergangenheit, ſolch ſchwindſüchtige Reſignation iſt nichts für mich. Soll ich leben, ſo muß ich tüchtig leben auf meine Fauſt; zu jedem Unrecht, das ich je gethan, muß ich ſagen können: ich habe Dich gethan, ich thu's nicht wieder, und damit abgemacht; keck und freudig muß ich leben können auf friſche Rechnung, nur dazu hier ſein, um alte Schulden zu bezahlen, das kann ich nicht.

Gertr. Weil Sie das nicht wollen, deshalb quält Sie jetzt die alte Schuld.

Wald. Ja, beim Teufel, das thut ſie, aber das muß ich ändern. — (ſie verführend, raſch) Gertrud, könnteſt Du Dir denken, an meiner Seite zu leben?

Gertr. (erſchrickt).

**Wald.** — Alles mit mir zu theilen, was ich mein nenne, Namen, Stand, Reichthum, Alles will ich Dir geben.

**Gertr.** (liebevoll). Können Sie mir etwas Größeres geben, als was ich Ihnen dafür wiedergebe, meine Liebe. Es gibt ja nichts auf der Welt, was mir mehr werth iſt. — Was Sie mir ſagen, ſehr hold klingt es in mein Ohr — aber es kann nicht ſein, es iſt unmöglich. Zu ungleich ſind wir im Herzen, Sie wollen mich nehmen, wie der Kranke eine Medicin nimmt, um geſund zu werden, und ich würde das wohl fühlen, und das könnte ich nicht ertragen. Und dann, als die Fremde bei mir war, da ſah ich, daß Etwas zwiſchen uns ſteht, wie ein Schatten, ich weiß nicht, was es iſt, aber es hält mich fern von Ihnen. — Und ſo kann's nicht ſein, daß wir Zwei zuſammen kommen auf dieſer Erde.

**Wald.** So geh dahin, und lebe, wie Du kannſt. Weißt Du ein Mittel, die Wunden zu heilen, die ich Dir geſchlagen?

**Gertr.** Ich werde arbeiten, und immer werde ich an Sie denken.

**Wald.** Lebe Gertrud.

**Gertr.** (ihn küſſend). O, lebe wohl, der erſte und der letzte Kuß, lebe wohl!

**Wald.** (klingelt).

**Vor.**

**Wald.** Welche Zeit iſt?

**Vor.** Um Mitternacht.

**Wald.** Fahre zum Grafen Hugo, ich laſſe ihn bitten, mich ſogleich zu beſuchen. Dann eilſt Du zu meinem Notar, auch dieſer ſoll kommen und Zeugen mitbringen, es wird Einer ſein Teſtament machen.

(Verhang fällt ſchnell).

◆

# Fünfter Akt.

### Scene:

Gärtnerwohnung. Zimmer wie im vorigen Akt. Eine Lampe brennt. Hans in dem Lehnſtuhl, welcher ihn verdeckt, ſchlafend, Gertrud mit Reiſegepäck beſchäftigt.

**Gertr.** (Sachen tragend). Ich bin fertig und zur Reiſe bereit. — Hier noch das neue Wamms des Kleinen, das nehme ich mit. Ich nähte daran, als er bei uns war, und ich hoffte, vor ſeinen Augen würde es der Hans das erſte Mal tragen! (den ſchlafenden Hans betrachtend) Du unſchuldiges Kind! — Schlafe, Du Sohn meiner Schmerzen, zum letzten Mal in dem Raum, wo Deine Jugend aufblühte. — Wunderbare Fügung! Vor wenig Wochen ſtand ich Deinem Vater gegenüber und forderte mit kindiſchem Hochmuth ſeine Vaterliebe für Dich, und jetzt fliehe ich mit Dir vor Deiner eigenen Mutter. Damals ſchalt ich ihn in meiner Seele, weil er Deine Mutter nicht mehr im Herzen trug, und jetzt fürchte ich, daß er ſie doch noch lieben könnte. — Sonſt war die Thräne ſchnell in meinem Auge, und hätte man mir erzählt, was ich ſelbſt erlebt habe, ich hätte mich heiß und roth geweint über all das Verhängniß; und heut knüpfe ich mein Bündel zuſammen, und ſcheide von faſt Allem, was mir lieb iſt, von dem Vaterhaus, aus der Nähe des Mannes, an dem mein ſchwaches Herz ſehr feſt hängt, und mein Auge iſt trocken und mein Gemüth iſt ruhig und ernſt, wie ein blauer Himmel in der Nacht. Sehr bin ich verändert und ich wundre mich darüber. Mein Tuch könnte ich um mich ziehn und ſtill durch aller Herren Länder gehn. Wie kommt das? — Man ſagt, kurz vor dem Tode ſoll der Menſchen Gemüth ſo werden, wie ein Waſſerſpiegel, alles Ufer ſpiegelt ſich darin, und man kann hinunterſehen bis auf den Grund.

— Iſt mir mein Sterben nahe? — Und iſt es nicht der Tod, ſo iſt es das Leben ſelbſt, was mich geändert hat. O ja, jetzt ahne ich, was das Leben iſt.

Der Vater verweilt lange mit dem Wagen. (das Fenſter zur Seite, rechts öffnend) Schon graut der Morgen, (ſie löſcht die Lampe, graues Morgenlicht im Vordergrund, der Hintergrund bleibt dunkel) es wird kühl und der Wind erhebt ſich in den Obſtbäumen. (Pauſe, Geräuſch) Ich höre Tritte! Der Vater kommt, er bringt die Pferde. (eilt zur Thür, öffnet).

Vier verhüllte **Diener** (die Thür beſetzend, welche im Dunkel bleiben muß) gleich darauf

**Georgine.**

**Gertr.** (zurückfahrend). Ha! — Wer ſeid Ihr? was wollt Ihr bei uns?

**Georg.** (eintretend). Die Rache!

**Gertr.** Wehe uns, die Fremde! — (zum Fenſter) Hülfe! Hülfe! —

**Georg.** (ſie hindernd). Schweig, Thörin, Du rufſt vergebens. — Du haſt mich verrathen, dafür ſtrafe ich Dich da, wo es Dir und ihm am meiſten weh thut. Ich komme, mein Kind zu holen!

**Gertr.** Wehe uns, wir ſind verloren.

**Georg.** Wo iſt das Kind?

**Gertr.** Es gehört ihm, ſo gut wie Dir; Du darfſt es nicht rauben, er muß es wiſſen!

**Georg.** Meinſt Du, ich werde ihn fragen! Die Stunde iſt mein, Du aber hüte Dich. Halte meinen Fuß nicht auf, es wäre zum Verderben.

**Gertr.** Er ſchläft, Erbarmen, Erbarmen, ſtört ihn nicht im Schlafe.

**Georg.** Vorwärts!

**Gertr.** (ſich über den Lehnſtuhl werfend). Nur über meine Leiche!

**Georg.** (ſich drohend zu ihr beugend). Du wirſt zur Leiche, wenn Du mich hinderſt!

**Waldemar.**

**Wald.** (ernſt). Wer ſpielt hier am frühen Morgen mit Masken?

**Georg.** (zurücktretend). Er ſelbſt!

**Gertr.** Zu Hülfe, Herr Graf, ſie rauben Ihren Sohn!

**Georg.** Stellt Euch zur Thür, wer herein oder hinaus will, wird feſtgehalten. — Sie ſind zu guter

Stunde gekommen, Graf Waldemar, Sie ſind in meiner Gewalt.

Wald. Das käme auf eine Probe an, Frau Fürſtin! (raſch zu Gertrud tretend, welche an dem Lehnſtuhl ſteht) Gertrud, das Morgenlicht hat mir Muth gebracht, ich komme zu Deinem Herzen zu ſprechen — noch einmal frage ich Dich: kannſt Du mein Weib werden?

Gertr. O mein Gott!

Wald. Laß dieſe Dich nicht irren, ſprich Gertrud!

Gertr. (flehend). Rette mir den Knaben und laß mich ziehen.

Wald. Und weshalb mußt Du fort?

Gertr. Sieh Jene an! — (ausbrechend) Waldemar, ſie war ja doch Dein Weib, ſie hat ein Recht an Dich.

Wald. (weich, reſignirt). Fühlſt Du ſo, ich denke anders! Doch Du biſt mir wie eine Gottheit, Dir muß ich glauben; Du ſagſt es, Sie ſoll ihr Recht haben, und ich bin am Ende. — Verzeihung, Frau Fürſtin, jetzt ſtehe ich zu Ihren Dienſten. — Sind Ihre Begleiter nöthig zu der Entſcheidung dieſer

Stunde? Es iſt früher Morgen, und ich habe einigen Grund anzunehmen, daß dieſe Herren für ihre Geſchäfte die Abendſtunde vorziehen.

**Georg.** (finſter). Sie hören Ihre Worte nicht. Es ſind Leibeigene, und ſie würden Sie tödten, Herr Graf, wenn ich einen Wink gebe.

**Wald.** Ah! das wird ernſthaft. (finſter) So hören Sie auch meinen Ernſt. — Schach der Königin! Haben Sie die Gnade, dieſe ſchwarzen Bauern von unſerem Schachbrete herunterzuwerfen und ſich ſelbſt zu weniger abenteuerlichen Zügen zu verſtehen, ſonſt vergeſſe ich Ihre Hoheit und behandle Sie wie eine hungrige Wölfin Ihrer Wälder.

**Georg.** Dieſe bleiben, Du aber tödte mich, Teufel, wenn Du es wagſt. Ich will mich rächen oder ſterben. Du haſt meine Jugend vergiftet, haſt mein Leben mit Lüge, Verſtellung und Heuchelei gefüllt, haſt mir zum zweite Mal Liebe gelogen, mich zum zweiten Mal verrathen, ſprich Ungeheuer, gibt es einen Teufel der Hölle, der ſchwärzer iſt als Du!

**Wald.** Hm! Es iſt Natur in Ihrem Verlangen nach Rache. — Jagen Sie dieſe Schurken vor die Thür und ich ſchwöre Ihnen bei meiner Ehre, Sie ſollen nicht von hier ſcheiden, ohne jede Rache mit ſich fortzunehmen, deren Sie zur Sättigung bedürfen.

Georg. (weiſt die Diener durch eine Armbewegung hinaus).

Wald. Wohlan. Sie wollen den Knaben fortführen aus ſeiner Heimath, von dem ſchützenden Auge ſeiner Pflegerin ziehen, nicht zum Heil, ſondern zum Unheil, nicht aus Liebe, nur aus Haß.

Georg. Er iſt Dein Sohn.

Wald. Und der Ihrige, und unſchuldig an der ganzen Verwirrung. Sie werden dadurch das Weib bis auf den Tod verwunden, welches Ihre Freundin war und Ihr Leben erhielt, als es mit dem Verderben rang.

Georg. Ich danke ihr's nicht, wir ſind quitt.

Wald. All' Ihr Haſſen geht auf mich, mich wollen Sie züchtigen in dem Knaben, in dem Schmerz dieſer.

Georg. Du rechneſt gut, Graf Waldemar, beeile den Schluß.

Wald. An Vielem, was Ihr empörtes Gefühl in dieſer Stunde mir aufbürdet, bin ich unſchuldig, und vergebens ſuchen Sie Ihr ungewöhnliches Geſchick auf mein Haupt zu wälzen. Und doch ſind wir Beide ſchuldig, Georgine. Im frechen Uebermuth der Jugend haben wir unſer Fühlen in kurzer Verbindung vergeudet. Wohl weiß ich, daß dieſes Uebermuthes größter Theil auf meiner Rechnung ſteht, wohl weiß ich, daß ich Ihr Leben gewiſſenlos geſchädigt und geſtört habe, als ich nach dem Rauſch weniger Tage Sie verließ. — Sie haben deshalb ein Recht an mein Leben, ein altes, verhängnißvolles, ſo fühlen Sie und ſo ſagt Eine, die ich liebe. Und deshalb biete ich Ihnen einen Tauſch. — Ich kann Ihrer gekränkten Empfindung nicht mehr die Sühne geben, die ſonſt das Weib von der Liebe des Mannes erſehnt, ich kann das Weib in Ihnen nicht mehr erkennen. Und ſo biete ich Ihnen die letzte Rache, die der Mann dem feindlichen Manne gewähren kann. Verkaufen Sie mir Ihr Recht auf den Sohn gegen dies Recht auf den Vater. (zieht ein Terzerol hervor) Laſſen Sie den Knaben frei und nehmen Sie Alles, was ich von meinem Leben Ihnen geben kann. — Den Vater für den Sohn! Sie zögern, Georgine, und doch ſpreche ich in Ihrem Ton, und ich meine, der Tauſch iſt nach Ihrem Geſchmack.

**Georg.** Ich zögre nicht, her das Piſtol.

**Gertr.** (vortretend). Nicht weiter, Ihr Schamloſen. Raſend ſeid Ihr Beide, und nur Greul, keine Verſöhnung liegt auf dieſem Wege. Wollt Ihr geſund machen, indem Ihr tödtet! Kinder, unſinnige Kinder, die ein koſtbares Kleinod leichtſinnig zerbrechen, weil es ihnen nichts Beſſeres war, als ein Spielzeug für ihre vergängliche Laune. Nicht weiter, Waldemar, jedes Wort aus Deinem Munde iſt ein Frevel, und Wahnſinn iſt, was Euch treibt.

**Wald.** (düſter). Aus dem Wege, Gertrud, vergebens tönt Deine Stimme in das Getöſe der Wogen, die zwiſchen uns aufſchlagen. Der Inhalt meines Lebens iſt verſchüttet, Du haſt verweigert mir einen neuen zu geben; es iſt gut, ſo wie es iſt, ich rette Dir den Knaben und zahle meine Schuld gegen Dich, den Knaben und Jene auf einmal. — Gutes Glück, Georgine, hier nimm den Boten der Verſöhnung. (gibt ihr das Piſtol).

**Georg.** (das Piſtol heftig ergreifend). Jetzt gehörſt Du mir! Jahrelang habe ich gerungen nach dem Augenblicke, wo ich Dich in meinen Armen hielt, und Dir in das Ohr raunte: Waldemar, Du Verräther, Du biſt doch mein! — Wohl iſt es anders gekommen, aber ich halte Dich doch in meiner Hand, und rufe Dir zu: jetzt biſt Du mein, Graf Waldemar, zum Tode.

**Wald.** (die Arme untergeſchlagen). Ich bin bereit!

**Gertr.** (dazwiſchen ſtürzend). Halt ein! Du ſollſt ihn nicht tödten. — Hier iſt Dein Sohn, unnatürliche Mutter, führ' ihn hinweg! (wirft ihr das Kind zu, es fällt vor ihr auf die Knie, Gertrud Waldemarn umſchlingend) Du aber gehörſt mir, und mit Dir will ich ſterben.

**Hans** (zu Georgine flehend). Thu mir nichts zu Leide.

**Georg.** (ſieht wild und irr von Einem auf den Andern und verſucht vergebens die Waffe anzulegen, endlich haftet ihr Blick auf dem Kinde, ſie zittert, das Piſtol entfällt ihrer Hand, ſie ſtürzt auf das Kind). Mein Sohn! (lange Pauſe, ſie liegt, das Kind umſchlingend und ſchluchzt, dann erhebt ſie ſich, küßt das Kind oft und führt es zu Gertrud) Hier iſt Deine Mutter! (verbirgt ihr Haupt an Gertruds Bruſt, dann bittend) Du mußt ihm Gutes von ſeiner Mutter erzählen! — — (ſteht und hält das Taſchentuch vor die Augen, dann mit ſchnellem Uebergange in leichtem Ton) Leben Sie wohl, Graf Waldemar, meine Wagen ſind gepackt, ich gehe noch in dieſer Stunde nach Paris. Wenn Sie Ihre Gartenidylle ausgeſpielt haben, hoffe ich Sie dort wiederzuſehn, (weich) — als einen Freund! (Sie reicht W. die Hand und hält die ſeine einen Augenblick, dann ſchnell ab).

**Gertr.** (ſich zu Hans niederbeugend). Hans, mein Sohn, verzeihe mir, ich habe Dich verrathen.

**Wald.** (ihr gegenüber, ernſt). Und für den Vater Deines Sohnes haſt Du kein Wort, Gertrud?

**Gertr.** (ſcheu, leiſe). Sie haben ſich tödten wollen, Sie haben Unrecht gethan!

**Wald.** War das ein Unrecht, Gertrud? Vor wenig Stunden ſprachſt Du ſelbſt, mein Leben ſei der Buße für begangenes Unrecht verfallen. Wenn das iſt, wenn die Tage meiner Zukunft finſter und freudenlos ſein müſſen; was ſchiltſt Du mich, daß ich mit einem Mal die Forderung zahlen will, die das Verhängniß an mich hat. Ich kann nicht Jahre lang umherſchleichen, und büßen und mich härmen, bei dem Gott meiner Seele, das kann ich nicht. Was ſchiltſt Du mich alſo, Gertrud, da Du mein Leben verfallen nennſt.

**Gertr.** O, es war Unrecht, was ich ſprach, ein Frevel war es gegen Dich und Gott.

**Wald.** Gertrud!

**Gertr.** Als die Waffe gegen Dich erhoben war, da fühlte ich erſt, wie ſehr groß ein Menſchenleben iſt, und es ſchrie in mir: ſein Leben iſt heilig, es darf nicht verloren gehen, er liebt Dich, und Du gehörſt zu ihm in Leben und Tod. (umarmt ihn).

**Wald.** Heil dieſer Stunde! denn, Gertrud, dieſes Wort macht Dich zu meinem Weibe.

**Gertr.** Feierlich iſt mir zu Muth, Waldemar, und in meinem Herzen iſt kein Raum für die Freude.

**Wald.** Ich aber fühle friſche Lebensluſt um meine Schläfe. Weggeworfen habe ich Alles, was uns trennte in der Meinung unſrer Zeit, und an Deiner Seite, Du reines Weib, will ich die Sühne für altes Unrecht nicht in demüthigender Reue finden, ich will ſie finden durch ein neues Leben voll freier, geſunder Thätigkeit. Durch das Leben ſelbſt verſöhne ich mein Leben, und Du, Gertrud, Du biſt der Engel, der mir helfen wird.

Hiller.

**Hiller.** Ein Fremder!

**Wald.** Kein Fremder mehr! (den Knaben ergreifend) Drei Menſchen ſiehſt Du hier, die zu einem Leben zuſammenwachſen wollen. Sieh her, dieſe will; gib mir Dein Kind zum Weibe, Vater!

**Hiller.** Seit ſieben Jahren warſt Du's in dieſem Knaben, für den wir lebten. Heut kommſt Du zu uns, ſei gegrüßt!

(Gruppe, Vorhang fällt).

Ende.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

# Soll und Haben.

Roman in ſechs Büchern

von

**Guſtav Freytag.**

> Der Roman ſoll das deutſche Volk da ſuchen, wo es in ſeiner Tüchtigkeit zu finden iſt, nämlich bei ſeiner Arbeit. Julian Schmidt.

**Erſter Band.**

Dritte, unveränderte Auflage.

Leipzig,
Verlag von S. Hirzel.
1855.

Seiner Hoheit

**Ernst II.**

Herzoge zu Sachsen-Coburg-Gotha.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Es war ein lachender Maiabend auf dem Kallenberg. Oben um das Schloß blühte und duftete der Frühling und die Blätter der rothen Akazie warfen gezackte Schatten auf den thauigen Rasen. Unten im Dunkel des Thals ſprangen die zahmen Rehe aus dem Gehölz und ſchauten begehrlich nach der hellen Geſtalt der Herrin, welche den holden Segen des Gaſtrechts Jedem ertheilt, der in den Bannkreis des Schloſſes tritt, dem Menſchen, wie dem Vogel und dem Wild. Die Ruhe des Abends lag auf Hügel und Thal, nur aus weiter Entfernung klang zuweilen das Rollen des Donners in die lichtreiche, glückliche Landſchaft. An dieſem Abend ſah Eure Hoheit, an die Steine der alten Schloßmauer gelehnt, ſorgenvoll über die fruchtbaren Felder hinein in die dämmrige Ferne. Was mein edler Fürſt damals ſprach: über die Verwirrung der letzten Jahre, über die Muthloſigkeit und müde Abſpannung der Nation, und über den Beruf der Dichter, die grade in ſolcher Zeit dem Volke einen Spiegel ſeiner Tüchtigkeit vorhalten ſollen zur Freude und Erhebung, — das waren goldene Worte, in denen ſich ein großer Sinn und ein warmes Herz offenbarten, und ſie werden lange nachklingen in dem Herzen des Hörers. Seit dieſem Abend habe ich den Wunſch, mit Eurer Hoheit

Namen das Buch zu ſchmücken, deſſen Plan ich damals mit mir herumtrug.

Faſt zwei Jahre ſind ſeitdem vergangen, ein furchtbarer Krieg iſt entbrannt, und mit finſterer Sorge ſieht der Deutſche in die Zukunft ſeines Vaterlandes.

In ſolcher Zeit, wo die ſtärkſten politiſchen Leidenſchaften in das Leben jedes Einzelnen dringen, weicht die heitere Ruhe, welche der Schaffende zur künſtleriſchen Geſtaltung braucht, leicht von ſeinem Arbeitstiſch. Ach! ſie hat dem deutſchen Dichter ſeit lange gefehlt. Nur zu ſehr fehlt das Behagen am fremden und eigenen Leben, die Sicherheit fehlt und der frohe Stolz, mit welchem die Schriftſteller anderer Sprachen auf die Vergangenheit und Gegenwart ihres Volkes blicken; im Ueberfluß aber hat der Deutſche Demüthigungen, unerfüllte Wünſche und eifrigen Zorn. Wer in ſolcher Zeit Poetiſches geſtaltet, dem fließt nicht die freie Liebe allein, auch der Haß fließt leicht aus dem ſchreibenden Rohr, leicht tritt an die Stelle einer dichteriſchen Idee die praktiſche

Tendenz und ſtatt freier Laune findet der Leſer vielleicht eine unſchöne Miſchung von plumper Wirklichkeit und gekünſtelter Empfindung.

Bei ſolchen Gefahren hat der Dichter doppelt die Pflicht, die Umriſſe ſeiner Bilder rein zu halten von Verzerrung, und ſeine eigene Seele frei von Ungerechtigkeit. Dem Schönen in edelſter Form den höchſten Ausdruck zu geben, iſt nicht jeder Zeit vergönnt, aber in jeder ſoll der erfindende Schriftſteller wahr ſein gegen ſeine Kunſt und gegen ſein Volk.

Dieſe Wahrheit zu ſuchen, und wo ich ſie fand, zu vertreten, halte ich für die Aufgabe auch meines Lebens.

Und ſo ſei meinem ritterlichen Herrn ehrfurchtsvoll das leichte Werk gewidmet. Glücklich werde ich ſein, wenn Eurer Hoheit dieſer Roman den Eindruck macht, daß er wahr nach den Geſetzen des Lebens und der Dichtkunſt erfunden und doch niemals zufälligen Ereigniſſen der Wirklichkeit nachgeſchrieben iſt.

**Guſtav Freytag.**

# Erſtes Buch.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

## 1.

Oſtrau iſt eine kleine Kreisſtadt unweit der Oder, bis nach Polen hinein berühmt durch ihr Gymnaſium und ſüße Pfefferkuchen, welche dort noch mit einer Fülle von unverfälſchtem Honig gebacken werden. In dieſem altväteriſchen Orte lebte vor einer Reihe von Jahren der königliche Calculator Wohlfart, der für ſeinen König ſchwärmte, ſeine Mitmenſchen — mit Ausnahme von zwei Oſtrauer Spitzbuben und einem groben Strumpfwirker — herzlich liebte und in ſeiner ſauren Amtsthätigkeit viele Veranlaſſung zu heimlicher Freude und zu demüthigem Stolze fand. Er hatte ſpät geheirathet, bewohnte mit ſeiner Frau ein kleines Haus und hielt den kleinen Garten eigenhändig in Ordnung. Leider blieb dieſe glückliche Ehe durch mehrere Jahre kinderlos. Endlich begab es ſich, daß die Frau Calculatorin ihre weißbaumwollene Bettgardine mit einer breiten Krauſe und zwei großen Quaſten verzierte und unter der höchſten Billigung aller Freundinnen auf einige Wochen dahinter verſchwand, grade nachdem ſie die letzte Falte zurecht geſtrichen und ſich überzeugt hatte, daß die Gardine von untadelhafter Wäſche war. Hinter der weißen Gardine ward der Held dieſer Erzählung geboren.

Anton war ein gutes Kind, das nach der Anſicht ſeiner Mutter vom erſten Tage ſeiner Geburt die ſtaunenswertheſten Eigenheiten zeigte. Abgeſehen davon, daß er ſich lange Zeit nicht entſchließen konnte, die Speiſen mit der Höhlung des Löffels zu faſſen, ſondern hartnäckig die Anſicht feſthielt, daß der Griff dazu geeigneter ſei, und abgeſehen davon, daß er eine unerklärliche Vorliebe für die Troddel auf dem ſchwarzen Käppchen ſeines Vaters zeigte und das Käppchen mit Hülfe des Kindermädchens alle Tage heimlich vom Kopf des Vaters abhob und ihm lachend wieder aufſetzte, erwies er ſich auch bei wichtigerer Gelegenheit als ein einziges Kind, das noch nie dageweſen. Er war am Abend ſehr ſchwer ins Bett zu bringen und bat, wenn die Abendglocke läutete, manchmal mit gefalteten Händen, ihn noch umherlaufen zu laſſen; er konnte ſtundenlang vor ſeinem Bilderbuch kauern und mit dem rothen Göckelhahn auf der letzten Seite eine Unterhaltung führen, worin er dieſen wiederholt ſeiner Liebe verſicherte und dringend aufforderte, ſich nicht dadurch ſeiner kleinen Familie zu entziehen, daß er ſich vom Dienſtmädchen braten ließe. Er lief zuweilen mitten im Kinderſpiel aus dem Kreiſe und ſetzte ſich ernſthaft in eine Stubenecke, um nachzudenken. In der Regel war das Reſultat ſeines Denkens, daß er für Eltern oder Geſpielen Etwas hervorſuchte, wovon er annahm, daß es ihnen lieb ſein würde. Seine größte Freude aber war, dem Vater gegenüberzuſitzen, die Beinchen über einander zu legen, wie der Vater that, und aus einem Hollunderrohr zu rauchen, wie ſein Herr Vater aus einer wirklichen Pfeife zu thun pflegte. Dann ließ er ſich allerlei vom Vater erzählen, oder er ſelbſt erzählte ſeine Geſchichten. Und das that er, wie die Frauenwelt von Oſtrau einſtimmig verſicherte, mit ſo viel Gravität und Anſtand, daß er bis auf die blauen Augen und ſein blühendes Kindergeſicht vollkommen ausſah, wie ein kleiner Herr im Staatsdienſt. Unartig war er ſo ſelten, daß der Theil des weiblichen Oſtrau's, welcher einer düſtern Auffaſſung des Erdenlebens geneigt war, lange zweifelte, ob ein ſolches Kind heranwachſen könne; bis Anton endlich einmal den Sohn des Landraths auf offener Straße durchprügelte und durch dieſe Unthat ſeine Ausſichten auf das Himmelreich in eine behagliche Ferne zurückhämmerte. Kurz er war ein ſo ungewöhnlicher Knabe, wie nur je das einzige Kind warmherziger Eltern geweſen iſt. Auch in der Bürgerſchule und ſpäter auf dem Gymnaſium wurde er ein Muſter für Andere und ein Stolz ſeiner Familie. Und da der Zeichenlehrer behauptete, Anton müſſe Maler werden, und der Ordinarius von Tertia ſeinem Vater rieth, ihn Philologie ſtudiren zu laſſen, ſo wäre der Knabe ſeiner zahlreichen Anlagen wegen wahrſcheinlich in die gewöhnliche Gefahr ausgezeichneter Kinder gekommen, für keine einzige Thätigkeit den rechten Ernſt zu finden, wenn nicht ein Zufall ſeinen Beruf beſtimmt hätte.

An jedem Weihnachtsfeſt wurde durch die Poſt eine Kiſte in das Haus des Calculators befördert, worin ein Hut des feinſten Zuckers und ein großes Packet Kaffe ſtanden. Gewöhnlichen Zucker ließ der Hausherr durch ſeine Frau klein ſchlagen, dieſen Zuckerhut zerbrach er ſelbſt mit vielem Kraftaufwand in einer feierlichen Handlung und freute ſich über die viereckigen Würfel, welche ſeine Kunſt hervorzubringen vermochte. Der Kaffe dagegen wurde von der Frau Calculatorin eigenhändig gebrannt, und ſehr angenehm war das Selbſtgefühl, mit welchem der würdige Hausherr die erſte Taſſe dieſes Kaffe's trank. Das waren Stunden, wo ein poetiſcher Duft, der ſo oft durch die Seelen der Kinder zieht, das ganze Haus erfüllte. Der Vater erzählte dann gern ſeinem Sohne die Geſchichte dieſer Sendungen. Vor vielen Jahren hatte der Calculator in einem beſtäubten Actenbündel, das von den Gerichten und der Menſchheit bereits aufgegeben war, ein Document gefunden, worin ein großer Gutsbeſitzer aus Poſen erklärte, einem bekannten Handelshauſe der Hauptſtadt mehrere Tauſend Thaler zu ſchulden. Offenbar war der Schuldſchein in kriegeriſcher und ungeſetzmäßiger Zeit in ein falſches Actenheft verlegt worden. Er hatte den Fund am gehörigen Orte angezeigt, und das Handlungshaus war dadurch in Stand geſetzt worden, einen verzweifelten Rechtsſtreit gegen die Erben des Schuldners zu gewinnen. Darauf hatte der junge Chef der Handlung ſich angelegentlich nach dem Finder des Documents erkundigt und demſelben einen artigen Brief geſchrieben, der Calculator hatte, wie ſeine Art war, ſehr beſtimmt jeden Dank abgelehnt, weil er nur ſeine Amtspflicht erfüllt habe. Von da ab erſchien an jeder Weihnacht die erwähnte Sendung mit einem kurzen herzlichen Begleitſchreiben und wurde jedesmal umgehend durch ein kalligraphiſches Kunſtwerk des Calculators erwiedert, worin dieſer unermüdlich ſeine Ueberraſchung über die unerwartete Sendung ausdrückte und der Firma zum neuen Jahr aus voller Seele Gutes wünſchte. Selbſt ſeiner Frau gegenüber behandelte der Herr die Weihnachtsſendung als einen Zufall, eine Kleinigkeit, ein Nichts, welches von der Laune eines Commis der Firma T. O. Schröter abhänge, und jedes Jahr proteſtirte er eifrig, wenn die Frau Calculatorin die zu erwartende Kiſte bei ihren Wirthſchaftsplänen in Rechnung brachte. Aber im Stillen hing ſeine Seele an dieſen Sendungen. Es waren nicht die Pfunde Raffinade und Cuba, es war die Poeſie dieſer gemüthlichen Beziehung zu einem ganz fremden Menſchenleben, was ihn ſo glücklich machte. Er hob alle Briefe der Firma ſorgfältig auf, wie die drei Liebesbriefe ſeiner Frau, ja er heftete ſie mit dem Ehrwürdigſten, was er kannte, mit ſchwarz und weißem Seidenfaden in ein kleines Actenbündel; er wurde ein Kenner von Colonialwaaren, ein Kritiker, deſſen Geſchmack von den Kaufleuten in Oſtrau höchlich reſpectirt wurde; er konnte ſich nicht enthalten, den billigen Melis-Zucker und den Braſil-Kaffe als untergeordnete Erzeugniſſe der Schöpfung mit einer entſchiedenen Verachtung zu behandeln; er fing an, ſich für die Geſchäfte der großen Handlung zu intereſſiren, und ſtudirte in den Zeitungen regelmäßig die Marktpreiſe von Zucker und Kaffe, welche mit merkwürdigen und für Nicht-Eingeweihte ganz unverſtändlichen Bemerkungen hinter den politiſchen Nachrichten ſtanden; ja er ſpeculirte in ſeiner Seele mit als Aſſocié ſeines Freundes, des großen Kaufmanns, er ärgerte ſich, wenn der Kaffe in den Zeitungen flaute, und war vergnügt, wenn der Zucker als angenehm notirt war.

Das war ein unſcheinbares, leichtes Band, welches den Haushalt des Calculators mit dem geſchäftlichen Treiben der großen Welt verknüpfte; und doch wurde es für Anton ein Leitſeil, wodurch ſein ganzes Leben Richtung erhielt. Denn wenn der alte Herr am Abend in ſeinem Garten ſaß, das Sammtkäppchen in dem grauen Haar und ſeine Pfeife im Munde, dann verbreitete er ſich gern mit leiſer Sehnſucht über die Vorzüge eines Geſchäftes, welches die Fülle der herrlichſten Sachen gewähre, und dann frug er ſcherzend ſeinen Sohn, ob er auch Kaufmann werden wolle. Und in der Seele des Kleinen ſchoß augenblicklich ein ſchönes Bild zuſammen, wie die Strahlen bunter Glasperlen im Kaleidoſkop, zuſammengeſetzt aus großen Zuckerhüten, Roſinen und Mandeln und goldenen Apfelſinen, aus dem freundlichen Lächeln ſeiner Eltern und all dem geheimnißvollen Entzücken, welches ihm ſelbſt die ankommende Kiſte je bereitet; bis er begeiſtert ausrief: „ja, Vater, ich will!“ — Man ſage nicht, daß unſer Leben arm iſt an poetiſchen Stimmungen, noch beherrſcht die Zauberin Poeſie überall das Treiben der Erdgebornen. Aber ein Jeder achte wohl darauf, welche Träume er im heimlichſten Winkel ſeiner Seele hegt, denn wenn ſie erſt groß gewachſen ſind, werden ſie leicht ſeine Herren, ſtrenge Herren!

So lebte die Familie ſtill fort durch manches Jahr. Anton wuchs heran und lief mit ſeiner Büchermappe durch alle Klaſſen des Gymnaſiums bis in die ſtolze Prima. Wenn die Frau Calculatorin ihren Mann im Geheimen bat, über Antons Zukunft einen feſten Entſchluß zu faſſen, erwiederte der Hausherr mit einem ſiegesfrohen Lächeln: „der Entſchluß iſt gefaßt, er will ja Kaufmann werden. Erſt muß er mit dem Gymnaſium fertig ſein, dann ſteht ihm die ganze Welt offen.“ Und dann that der Calculator, als ob das Abiturientenzeugniß ein Schlüſſel zu allen Ehren der Welt ſei. Im Geheimen aber bangte ihm ein wenig davor, den Familientraum der Ausführung näher zu bringen.

Unterdeß kam ein ſchwarzer Tag, wo die Fenſterladen des Hauſes lange geſchloſſen blieben, das Dienſtmädchen mit rothen Augen die Treppe auf und ab lief, der Arzt kam und den Kopf ſchüttelte, und der alte Herr am Lager ſeiner Frau das Sammtkäppchen in den gefalteten Händen hielt, während der Sohn ſchluchzend vor dem Bette kniete und ſeinen Lockenkopf darauf legte, welchen die Hand der ſterbenden Mutter noch zu ſtreicheln verſuchte. Drei Tage nach dieſem Morgen wurde die Frau Calculatorin begraben, und der alte Herr und Anton ſaßen am Abend nach dem Begräbniß bleich und einſam einander gegenüber. Anton ſchlich von Zeit zu Zeit hinter die Stachelbeeren, ſich dort in der Stille auszuweinen, und der alte Herr ſtand häufig von ſeinem Stuhle auf und ging in die Schlafſtube, wo die weiße Gardine mit den beiden Quaſten hing, und weinte ebenfalls. Der Jüngling erhielt nach langem Weinen die rothen Backen wieder, der alte Herr kam nicht wieder zu Kräften. Er klagte über nichts, er rauchte ſeine Pfeife wie immer, er ärgerte ſich noch immer, wenn der Kaffe flaute, aber es war kein rechtes Rauchen und auch kein rechter Aerger mehr. Oft ſah er ſeinen Sohn nachdenklich und traurig an, und der junge Geſell konnte nicht errathen, was den Vater ſo beſorgt mache. Als der Vater aber an einem Sonnabend den Sohn wieder gefragt hatte, ob er noch Kaufmann werden wollte, und Anton zum hundertſten Male verſichert hatte, daß er gerade dies gern wolle, und nichts Anderes, da ſtand der alte Herr entſchloſſen auf, rief das Dienſtmädchen und beſtellte zum nächſten Morgen eine Fuhre nach der Hauptſtadt. Er geſtand dem fragenden Sohne nicht, weshalb er die unerhörte Expedition vornahm. Und er hatte wohl Grund zum Schweigen, der arme alte Herr! Denn wenn er auch ſeit zwanzig Jahren ſtolz geweſen war auf ſeinen großen Handelsfreund, ſo hatte ihm doch immer der Muth gefehlt, ſelbſt vor den Kaufmann zu treten und für ſeinen Sohn einen Platz im Comtoir zu erbitten. Sein Wunſch kam ihm ſehr verwegen vor, und ſeine Anſprüche unermeßlich gering. Oft hatte er ſich's vorgenommen und ſtets hatte er's wieder aufgeſchoben, bis die Sorge um den Sohn größer wurde, als ſeine Scheu.

Als er den Tag darauf ſehr ſpät aus der Hauptſtadt zurückkehrte, war er in ganz anderer Stimmung, glücklicher als je nach dem Tode der Frau Calculatorin. Er begeiſterte ſeinen Sohn, der ihn in ahnungsvoller Spannung erwartete, durch ſeinen Bericht von der unglaublichen Annehmlichkeit des großen Geſchäftes und der Freundlichkeit des großen Kaufmanns gegen ihn. Er war zu Mittag geladen worden, er hatte Kibitzeier gegeſſen, er hatte griechiſchen Wein aus den Kellern ſeines Freundes getrunken, einen Wein, gegen welchen der beſte Wein im Gaſthofe zu Oſtrau nichtswürdiger Eſſig war, er hatte das Verſprechen erhalten, daß ſein Sohn nach Jahresfriſt in das Comtoir eintreten könne, und einige Winke über die Vorbildung, die dafür wünſchenswerth ſei. Schon am nächſten Tage ſaß Anton vor einem großen

Rechenbuch und diſponirte mit unbeſchränkter Vollmacht über Hunderttauſende von Pfunden Sterling, welche er bald in rheiniſche Gulden verwandelte, bald in Hamburger Mark Banko umſetzte, als braſilianiſche Milreis in die Welt flattern ließ, und zuletzt ruhig in mexikaniſchen Staatspapieren anlegte, an denen er mit größter Sicherheit alle möglichen Intereſſen bis zu zehn vom Hundert zog. Hatte er auf dieſe Weiſe ein coloſſales Vermögen zuſammengeſcharrt, ſo ging er in den Garten, ein kleines dünnleibiges Buch in der Hand, welches auf dem Titel verſprach, ihn in vier Wochen zu einem fertigen Engländer zu machen. Dort bemühte er ſich zum Entſetzen der deutſchen Sperlinge und Finken, das A und andere ehrliche Buchſtaben auf jede Weiſe auszuſprechen, welche dem Menſchen möglich iſt, wenn er einen Buchſtaben anders ausſpricht, als ſich mit der Natur und dem Charakter deſſelben verträgt.

So ging wieder ein Jahr hin. Anton war gerade achtzehn Jahr alt und hatte ſeine Abiturientenprüfung beſtanden; da wurden wieder einmal an einem Morgen die Fenſterladen des Calculators nicht zu gehöriger Zeit geöffnet, wieder rannte das Dienſtmädchen mit verweinten Augen durch das Haus, und wieder ſchüttelte die Nachtlampe unzufrieden und kummervoll ihre feurige Mütze. Diesmal lag der alte Herr ſelbſt im Bett und Anton ſaß vor demſelben, beide Hände des Vaters haltend. Der alte Herr aber ließ ſich nicht feſthalten, ſondern ſtarb ſo eilig als möglich, nachdem er ſeinen Sohn vielmal geſegnet hatte. Nach einigen Tagen lauten Schmerzes ſtand Anton allein in der ſtillen Wohnung, eine Waiſe, im Anfange eines neuen Lebens.

Der alte Herr war nicht umſonſt Calculator geweſen, ſein Haushalt war in muſterhafter Ordnung, ſeine ſehr geringe Hinterlaſſenſchaft in der geheimen Schublade des Schreibtiſches, in dem gehörigen Bündel Papier, zu Heller und Pfennig aufgezeichnet; Alles, was im letzten Jahre durch das Dienſtmädchen zerſchlagen oder verwüſtet worden war, fand ſich an der betreffenden Stelle bemerkt und abgerechnet, über Jedes war Dispoſition getroffen; auch ein Brief an den Kaufherrn fand ſich vor, den der Verſtorbene noch in den letzten Tagen mit zitternder Hand geſchrieben hatte; ein treuer Hausfreund war zum Vormund Antons beſtellt und mit dem Verkauf des Hauſes und Gartens und ſeines ganzen Inhalts beauftragt; und Anton trat, vier Wochen nach dem Tode des Vaters, an einem frühen Sommermorgen über die Schwelle des väterlichen Hauſes, legte den Schlüſſel deſſelben in die Hand des Vormundes, übergab ſein Gepäck einem Fuhrmann und fuhr durch das Thor des Städtchens auf die Hauptſtadt zu, den Brief ſeines Vaters an den Kaufmann in der Taſche.

## 2.

Schon welkte das friſch gemähete Wieſengras in der Mittagsſonne, als Anton dem Nachbar aus Oſtrau, der ihn bis zur letzten Station vor der Hauptſtadt mitgenommen hatte, die Hand ſchüttelte und dann rüſtig auf der Landſtraße vorwärts ſchritt. Es war ein lachender Sommertag, auf den Wieſen klirrte die Senſe des Schnitters am Wetzſtein und oben in der Luft ſang die unermüdliche Lerche. Vor dem Wanderer ſtrich die Landſchaft in hügelloſer Ebene fort, am Horizont hinter ihm erhob ſich der blaue Zug des Gebirges. Kleine Bäche von Erlen und Weidengruppen eingefaßt durchrannen luſtig die Landſchaft, jeder Bach bildete ein Wieſenthal, das auf beiden Seiten von üppigen Getreidefeldern begrenzt wurde. Von allen Seiten ſtiegen die hellen Glockenthürme der Kirchen aus dem Boden auf, Mittelpunkt einer Gruppe von braunen und rothen Dächern, die mit einem Kranz von Gehölz umgeben waren. Bei vielen Dörfern konnte man an der ſtattlichen Baumallee und dem Dach eines großen Gebäudes den Ritterſitz erkennen, welcher neben den Dorfhäuſern lag, wie der Schäferhund neben der wolligen Heerde.

Anton eilte vorwärts, wie auf Sprungfedern fortgeſchnellt. Vor ihm lag die Zukunft ſonnig wie die Flur, ein Leben voll ſtrahlender Träume und grüner Hoffnungen. Nach langer Trauer in der engen Stube pochte heut ſein Herz zum erſten Mal wieder in kräftigen Schlägen: in der Fülle der Jugendkraft ſtrahlte ſein Auge und lachte ſein Mund. Alles um ihn glänzte, duftete, wogte wie in elektriſchem Feuer, in langen Zügen trank er den berauſchenden Wohlgeruch, der aus der blühenden Erde aufſtieg. Wo er einen Schnitter im Felde traf, rief er ihm zu, daß heut ein guter Tag ſei, und einen guten Tag rief jeder Mund dem ſchmucken Jüngling zurück. Im Getreidefelde neigten ſich die Aehren am ſchwanken Stiel auf ihn zu, ſie nickten und grüßten, und in ihrem Schatten ſchwirrten unzählige Grillen ihren Geſang: Luſtig, luſtig im Sonnenſchein! Auf der Weide ſaß ein Volk Sperlinge, die kleinen Barone des Feldes flüchteten nicht, als er vor dem Stamm ſtehen blieb, ja ſie beugten die Hälſe herunter und ſchrieen ihn an: „Guten Tag, Wandersmann, wohin, wohin?“ Und Anton ſagte leiſe: „Nach der großen Stadt, in das Leben.“ „Gutes Glück,“ ſchrieen die Sperlinge, „friſch vorwärts!“

Anton durchſchritt auf dem Fußpfad einen Wieſengrund, ging über eine Brücke und ſah ſich in einem Wäldchen mit gut erhaltenen Kieswegen. Immer mehr nahm das Gebüſch den Charakter eines gepflegten Gartens an, der Wandrer bog um einige alte Bäume und ſtand vor einem großen Raſenplatz. Hinter dieſem erhob ſich ein Herrenhaus mit zwei Thürmchen in den Ecken und einem Balcon. Wer auf dem Balcon ſtand, konnte über den Grasplatz hinüber durch eine Oeffnung in den Baumgruppen die ſchönſten Umriſſe des fernen Gebirges ſehen. An den Thürmchen liefen Kletterroſen und wilder Wein in die Höhe, und unter dem

Balcon öffnete ſich gaſtlich eine Halle, welche mit blühenden Sträuchern ausgeſchmückt war. Es war ein prächtiger Landſitz, und es gab viele größere und ſchönere in der Umgegend, aber es war doch ein ſtattlicher Anblick, ſehr imponirend für Anton, der, in einer kleinen Stadt aufgewachſen, nur ſelten den behaglichen Wohlſtand eines Gutsbeſitzers in der Nähe geſehen hatte. Alles erſchien ihm ſehr prächtig und großartig! Die zierlich geformten Blumenbeete in dem geſchorenen Sammt des Raſens, die bunten Gruppen der Glashauspflanzen, all der fröhliche Schmuck, den die Hand des Gärtners um das Herrenhaus herum angebracht hatte, das ſah ihm in dem reinen Lichte und der Ruhe des Sonntages aus, wie ein Bild aus fernem Lande. Der glückliche Jüngling gerieth in ein ſo träumeriſches Entzücken, daß er ſich in den Schatten eines großen Fliederſtrauches am Wege ſetzte und hinter dem Buſch verborgen lange Zeit auf das anmuthige Bild hinſtarrte. Wie glücklich mußten die Menſchen ſein, welche hier wohnten, wie vornehm und wie edel! Auf dieſer Seite ſchöne Blüthen und große Bäume, auf der andern Seite wahrſcheinlich ein weiter Hofraum mit Scheuern und Ställen, viel Pferde darin, große Rinder und unzählige feinwollige Schafe. Denn ſchon vor dem Eintritt in den Park hatte Anton auf eingehegtem Wieſenraum eine Anzahl Füllen geſehn und ihre luſtigen Sprünge beobachtet. Der Reſpect vor Allem, was ſtattlich, ſicher und mit Selbſtgefühl in der Welt auftritt, war ihm, dem armen Sohn des Calculators, angeboren, und wenn er jetzt in der reinen Freude über die Pracht, welche ihn umgab, an ſich ſelbſt dachte, erſchien er ſich als höchſt unbedeutend, als gar nicht der Rede werth, als eine Art geſellſchaftlicher Däumling, winzig, kaum ſichtbar im Graſe. Unwillkürlich fuhr er in die Rocktaſche, ſeine Handſchuhe herauszuholen. Sie waren von gelbem Zwirn, und noch ſeine gute Mutter hatte geſagt, ſie ſähen ganz aus wie ſeidene, und ſeidene Handſchuhe galten in Oſtrau für den höchſten Luxus. Der arme Junge zog mit ihnen die Ueberzeugung an, daß er durch ſie ſeiner jetzigen Umgebung doch um einige Gran würdiger werde.

Lange ſaß er in tiefer Einſamkeit, endlich kam Bewegung in das ſtille Bild. Auf den Balcon des Hauſes trat durch die geöffnete Thür eine zierliche Frauengeſtalt im hellen Sommerkleide mit weiten Spitzenärmeln und einer liebenswürdigen Friſur, wie ſie Anton von alten Rococobildern her kannte; er konnte deutlich die feinen Züge ihres Geſichts erkennen und den klaren Blick des Auges, welches auf dem Raſenplatz unter ihren Füßen ruhte. Die Dame ſtand auf das Geländer geſtützt bewegungslos wie eine Statue, und Anton ſah ehrerbietig zu ihr hinauf. Endlich flog aus der offenen Thür hinter der Dame ein bunter Papagei, ſetzte ſich auf ihre Hand und ließ ſich von ihr liebkoſen. Dies glänzende Thier ſteigerte Antons Bewunderung. Und als dem Papagei ein faſt erwachſenes Mädchen folgte, welches ſchmeichelnd den Hals der ſchönen Frau umſchlang, und als die Dame zärtlich die Wange des Mädchens an die ihre drückte, und als der Papagei auf die Köpfe der beiden Damen flog und laut ſchreiend von einer Schulter zur andern ſprang, da wurde das Gefühl der Verehrung in unſerm Anton ſo lebhaft, daß er vor innerer Aufregung erröthete und ſich tiefer in den Schatten des Gebüſches zurückzog.

Er dachte an die beiden ſchönen Frauengeſtalten auf dem Balcon und ging mit elaſtiſchem Schritt wie Einer, dem etwas Fröhliches begegnet iſt, den breiten Weg zurück, um einen Ausgang aus dem Garten zu finden. Da hörte er hinter ſich das Schnauben eines Pferdes. Auf einem ſchwarzen Pony kam die jüngere der beiden Damen in ſeinem Wege geritten, die ſchlanke Geſtalt ſaß ſicher auf dem Pferde und gebrauchte einen Sonnenſchirm als Reitgerte. Die Damenwelt von Oſtrau hatte nicht die Gewohnheit, auf kleinen Pferden umherzureiten. Nur einmal hatte Anton eine Kunſtreiterin geſehen mit ſehr rothen Wangen und einem langen rothen Kleide, welche, begleitet von einem großen ſchwarzbärtigen Herrn, hinter dem luſtigen Bajazzo durch die Straßen ritt und an jeder Straßenecke anhielt, wo ihr Pferd einen Sprung machte, und Bajazzo unerhört lächerliche Worte zu der verſammelten Jugend ſprach. Schon damals hatte er mit unſäglicher Bewunderung die ſchöne Reiterin betrachtet, und jetzt war er ganz der Mann, daſſelbe Gefühl wo möglich in ſtärkerem Grade zu empfinden. Er blieb ſtehen und machte der Reiterin eine ehrfurchtsvolle Verbeugung. Dieſe erwiederte die Huldigung mit graziöſem Kopfnicken, worauf ſie plötzlich ihr Pferd anhielt und freundlich frug: „Suchen Sie Jemand hier? Vielleicht wünſchen Sie meinen Vater zu ſprechen.“

„Ich bitte um Verzeihung,“ ſagte Anton mit tiefſter Ehrerbietung. „Wahrſcheinlich bin ich auf einem Wege, der

Fremden nicht erlaubt iſt. Ich kam den Fußſteig über die Wieſen und ſah kein Thor und keinen Zaun."

„Das Thor iſt auf der Brücke, es ſteht am Tage offen," belehrte das Fräulein gnädig auf Anton ſehend; denn da Ehrfurcht nicht gerade das gewöhnliche Gefühl iſt, welches vierzehnjährige Fräulein einflößen, ſo war ihr die maſſenhafte Anhäufung dieſer Empfindung bei Anton außerordentlich wohlthuend.

„Da Sie im Garten ſind, wollen Sie ſich nicht darin umſehen? Es wird uns freuen, wenn er Ihnen gefällt," fügte ſie mit Würde hinzu.

„Ich habe mir die Freiheit genommen," erwiederte Anton wieder mit einer Verbeugung, „ich war bis dort oben am Raſenplatz vor dem Schloß. Er iſt prächtig!" rief der ehrliche Junge begeiſtert aus.

„Ja," ſagte die Dame, immer noch den Pony anhaltend, „Mama hat ſelbſt dem Gärtner Alles angegeben."

„Alſo die gnädige Frau, welche vorhin auf dem Balcon ſtand, iſt Ihre Frau Mutter?" frug Anton ſchüchtern.

„Ah! Sie haben uns belauſcht," rief die Kleine und ſah ihn vornehm an. „Wiſſen Sie, daß das nicht hübſch war?"

„Seien Sie mir deßhalb nicht böſe," bat Anton demüthig, „ich trat ſogleich zurück, aber es ſah wunderſchön aus. Die beiden Damen neben einander, die Büſchel blühender Roſen und das zackige Weinlaub um Sie herum. Ich werde das nicht vergeſſen," fügte er ernſthaft hinzu.

„Er iſt allerliebſt!" dachte das Fräulein. „Da Sie ſo viel von unſerm Garten geſehen haben," ſagte ſie herablaſſend, „ſo müſſen Sie auch auf die Punkte gehen, wo Ausſichten ſind. Ich reite dorthin — wenn Sie mir folgen wollen."

Anton folgte in der glücklichſten Stimmung. Das Fräulein redete ihrem Pferde zu, im Schritt zu gehen, und machte den Erklärer. Sie zeigte ihm große Baumgruppen und freundliche Ausſichten auf die Landſchaft, legte dabei einen Theil ihrer Majeſtät ab und wurde geſprächig. Bald plauderten Beide ſo ungezwungen, wie alte Bekannte. Endlich ſtieg das Fräulein ab, als ihr einige Stufen eine ſchickliche Veranlaſſung gaben, und führte das Pferd am Zügel; darauf wagte Anton den Hals des Schwarzen zu ſtreicheln, was der Pony wohlwollend aufnahm und ſeinerſeits dem Fremdling die Rocktaſchen beroch.

„Er hat Zutrauen zu Ihnen," ſagte das Fräulein, „er iſt ein kluges Thier." Sie warf ihm die Zügel über den Kopf und gab ihm einen Schlag, worauf der Pony in kurzen Sprüngen davonrannte. „Wir kommen in den Blumengarten, da darf er nicht hinein; er läuft zum Stall zurück, er iſt's gewöhnt."

„Dieſer Pony iſt ein Wunder von einem Pferde," rief ihm Anton nach.

„Ich bin ſein Liebling," ſagte das Fräulein beiſtimmend, „er folgt mir aufs Wort. Anton fand die Anhänglichkeit des Pony natürlich, ſetzte dieſelbe Empfindung beim Papagei voraus und war geneigt zu behaupten, daß alle übrige Creatur der Erde eine ähnliche Stimmung gegen ſeine Führerin haben müſſe.

„Ich denke, Sie ſind von Familie," frug die junge

Dame plötzlich, ſtemmte ihren Schirm gegen einen Baumaſt und ſah Anton mit altklugem Blick an.

„Nein," ſagte der Sohn des Calculators traurig, „mein Vater ſtarb vor vier Wochen, es iſt ein Jahr, daß meine gute Mutter todt iſt, ich bin allein, ich gehe nach der Hauptſtadt." Seine Lippen zuckten bei der Erinnerung an den jüngſten Verluſt.

Erſchrocken ſah das Fräulein den Schmerz im Geſicht des Fremden. „Sie armer, armer Herr!" rief ſie gerührt und verlegen. „Kommen Sie ſchnell, ich will Ihnen noch etwas zeigen. Hier ſind die Frühbeete; hier iſt das Beet mit Erdbeeren, es ſind noch einige darin. — Franz, bringen Sie den Teller mit Beeren," rief ſie dem Gärtner zu. Franz eilte damit herbei. Eifrig ergriff das Fräulein den Teller und bot die Beeren unſerm Helden mit gütigem Lächeln: „Hier, mein Herr! Haben Sie die Güte, dies von mir anzunehmen. Vom Hauſe meines Vaters darf kein Gaſt ſcheiden, ohne von dem Beſten zu koſten, das uns die Jahreszeit giebt. Bitte, nehmen Sie," bat ſie dringend.

Anton hielt den Teller in der Hand und ſah aus feuchten Augen herzlich nach der jungen Dame.

„Ich eſſe mit Ihnen," ſagte das Fräulein und faßte zwei Beeren. Darauf leerte Anton gehorſam den Teller.

„Jetzt führe ich Sie noch aus dem Garten," ſprach die Dame. Der Gärtner öffnete reſpectvoll eine kleine Seitenthür, und das Fräulein geleitete den Reiſenden bis an einen Teich, auf dem alte und junge Schwäne ruderten.

„Sie kommen heran," rief Anton freudig.

„Sie wiſſen, daß ich etwas für ſie in der Taſche habe," ſagte ſeine Begleiterin und löſte die Kette eines Kahns. — „Steigen Sie ein, mein Herr, ich fahre Sie hinüber, dort drüben iſt Ihr Weg.“

„Ich darf Sie nicht ſo bemühen,“ ſagte Anton und zauderte einzutreten.

„Ohne Widerſpruch,“ befahl das Fräulein, „es geſchieht gern.“ Sie ſetzte ſich auf die Steuerbank und drückte das Waſſer mit dem leichten Ruder geſchickt hinter den Kahn. So fuhr ſie langſam über den Teich, die Schwäne zogen ihr nach, ſie hielt von Zeit zu Zeit an und warf ihnen einige Biſſen zu.

Anton ſaß ihr ſelig gegenüber. Er war wie verzaubert. Im Hintergrund das dunkle Grün der Bäume, um ihn die klare Fluth, welche leiſe an dem Schnabel des Kahns rauſchte, ihm gegenüber die ſchlanke Geſtalt der Schifferin, die ſtrahlenden blauen Augen, das edle Geſicht, geröthet durch ein liebliches Lächeln, und hinter ihnen her das Volk der Schwäne, das weiße Gefolge der Herrin dieſer Fluth. Es war ein Traum, ſo lieblich, wie ihn nur die Jugend träumt.

Der Kahn ſtieß an das Ufer, Anton ſtieg heraus und rief: „Leben Sie wohl!“ und unwillkürlich ſtreckte er ihr die Hand entgegen. „Leben Sie wohl,“ ſagte die Kleine und berührte ſeine Hand mit den Fingerſpitzen. Sie wandte den Kahn und fuhr langſam zurück. Anton ſprang über den Raſen bis auf den erhöhten Weg und ſah von dort auf das Waſſer. Der Kahn landete an einer Baumgruppe, das Fräulein wandte ſich noch einmal nach ihm um, dann verſchwand ſie hinter den Bäumen. Durch eine Oeffnung des Parkes ſah Anton das Schloß vor ſich liegen, hoch und vornehm ragte es über die Ebene. Luſtig flatterte die Fahne auf dem Thürmchen, und kräftig glänzte im Sonnenſchein das Grün der Schlingpflanzen, welche den braunen Stein der Mauern überzogen.

„So feſt, ſo edel!“ ſagte Anton vor ſich hin.

„Wenn du dieſem Baron aufzählſt hunderttauſend Thalerſtücke, wird er dir noch nicht geben ſein Gut, was er hat geerbt von ſeinem Vater,“ ſprach eine ſcharfe Stimme hinter Antons Rücken. Dieſer wandte ſich zornig um, das Zauberbild verſchwand, er ſtand in dem Staube der großen Landſtraße. Neben ihm lehnte an einem Weidenſtamm ein junger Burſche in ärmlichem Aufzuge, welcher ein kleines Bündel unter dem Arme hielt und mit ruhiger Unverſchämtheit unſern Helden anſtarrte.

„Biſt du's, Veitel Itzig!“ rief Anton, ohne große Freude über die Zuſammenkunft zu verrathen. Junker Itzig war keine auffallend ſchöne Erſcheinung, hager, bleich, mit röthlichem krauſem Haar, in einer alten Jacke und defecten Beinkleidern ſah er ſo aus, daß er einem Gensdarmen ungleich intereſſanter ſein mußte, als andern Reiſenden. Er war aus Oſtrau, ein Kamerad Antons von der Bürgerſchule her. Anton hatte in früherer Zeit Gelegenheit gehabt, durch tapfern Gebrauch ſeiner Zunge und ſeiner kleinen Fäuſte den Judenknaben vor Mißhandlungen muthwilliger Schüler zu bewahren und ſich das Selbſtgefühl eines Beſchützers der unterdrückten Unſchuld zu verſchaffen. Namentlich einmal in einer düſtern Schulſcene, in welcher ein Knackwürſtchen benutzt wurde, um verzweifelte Empfindungen in Itzig hervorzurufen, hatte Anton ſo wacker für Itzig plaidirt, daß er ſelbſt ein Loch im Kopfe davontrug, während ſeine Gegner weinend und blutrünſtig hinter die Kirche rannten und ſelbſt die Knackwurſt aufaßen. Seit dieſem Tage hatte Itzig eine gewiſſe Anhänglichkeit an Anton gezeigt, welche er dadurch bewies, daß er ſich bei ſchweren Aufgaben von ſeinem Beſchützer helfen ließ und gelegentlich ein Stück von Antons Butterſemmel zu erobern wußte, und Anton hatte den unliebenswürdigen Burſchen gern geduldet, weil es wohlthat, einen Schützling zu haben, wenn dieſer auch im Verdacht ſtand, Schreibfedern zu mauſen und ſpäter an Begüterte wieder zu verkaufen. In den letzten Jahren hatten die jungen Leute einander wenig geſehen, gerade ſo oft, daß Itzig Gelegenheit erhielt, die vertraulichen Formen des Schulverkehrs durch gelegentliche Anreden und kleine Spöttereien aufzufriſchen.

„Die Leute ſagen, daß du gehſt nach der großen Stadt, um zu lernen das Geſchäft,“ fuhr Veitel fort. „Du wirſt lernen, wie man Düten dreht und Syrup verkauft an die alten Weiber; ich gehe auch nach der Stadt, ich will machen mein Glück.“

Anton antwortete unwillig über die freche Rede und über das vertrauliche Du, das der Kamerad aus der Elementarſchule immer noch gegen ihn wagte: „So gehe deinem Glück nach und halte dich nicht bei mir auf.“

„Es hat keine Eil',“ entgegnete Veitel nachläſſig, „ich will warten, bis auch du gehſt, wenn dir meine Kleider nicht ſind zu ſchlecht.“ Dieſe Berufung auf Antons Humanität hatte die Folge, daß Anton ſich ſchweigend die Gegenwart des unwillkommenen Gefährten gefallen ließ. Er warf noch einen Blick nach dem Schloſſe und ſchritt dann ſtumm auf der Landſtraße fort. Itzig immer einen halben Schritt hinter ihm. Endlich wandte ſich Anton um und frug nach dem Eigenthümer des Schloſſes.

Wenn Veitel Itzig nicht ein Hausfreund des Gutsbeſitzers war, ſo mußte er doch zum wenigſten ein vertrauter Freund ſeines Pferdejungen ſein; denn er war bekannt mit vielen Verhältniſſen des Freiherrn, der in dem Schloſſe wohnte. Er berichtete, daß der Baron nur zwei Kinder habe, dagegen eine ausgezeichnete Schafheerde auf einem großen ſchuldenfreien Gut. Der Sohn ſei auswärts auf einer Schule. Als Anton mit lebhaftem Intereſſe zuhörte und dies durch ſeine Fragen verrieth, ſagte Itzig endlich: „Wenn du willſt haben das Gut von dieſem Baron, ich will dir's kaufen.“

„Ich danke,“ antwortete Anton kalt; „er würde es nicht verkaufen, haſt du mir eben geſagt.“

„Wenn Einer nicht will verkaufen, muß man ihn dazu zwingen,“ rief Itzig.

„Du biſt der Mann dazu,“ ſprach Anton.

„Ob ich bin der Mann, oder ob es iſt ein Anderer; es iſt doch zu machen, daß man kauft von jedem Menſchen, was er hat. Es giebt ein Recept, durch das man kann zwingen einen Jeden, von dem man etwas will, auch wenn er nicht will.“

„Muß man ihm einen Trank eingeben,“ frug Anton mit Verachtung, „oder ein Zauberkraut?“

„Tauſendgüldenkraut heißt das Kraut, womit man Vieles kann machen in der Welt,“ erwiederte Veitel, „aber wie man es muß machen, daß man auch als kleiner Mann kriegen kann ſo ein Gut, wie des Barons Gut, das iſt ein Geheimniß, welches nur Wenige haben. Wer das Geheimniß hat, wird ein großer Mann, wie der Rothſchild, wenn er lange genug am Leben bleibt.“

„Wenn er nicht vorher feſtgeſetzt wird,“ warf Anton ein.

„Nichts eingeſteckt!“ antwortete Veitel. „Wenn ich nach der Stadt gehe zu lernen, ſo gehe ich zu ſuchen die Wiſſenſchaft, ſie ſteht auf Papieren geſchrieben. Wer die Papiere finden kann, der wird ein mächtiger Mann; ich will ſuchen dieſe Papiere, bis ich ſie finde.“

Anton ſah ſeinen Reiſegefährten von der Seite an, wie man einen Menſchen anſieht, deſſen Verſtand in der Irre luſtwandelt, und ſagte endlich mitleidig: „Du wirſt ſie nirgend finden, armer Veitel.“

Itzig aber fuhr fort, ſich vertraulich an Anton drängend: „Was ich dir ſage, das erzähle Keinem weiter. Die Papiere ſind geweſen in unſrer Stadt. Einer hat ſie gekriegt von einem alten ſterbenden Bettler, und iſt geworden ein mächtiger Mann; der alte Schnorrer hat ſie ihm gegeben in einer Nacht, wo der Andere hat gebetet an ſeinem Lager, ihm zu vertreib[illegible] den Todesengel.“

„Und kennſt du den Mann, der die Papiere hat?“ frug Anton neugierig.

„Wenn ich ihn weiß, ſo werde ich es doch nicht ſagen,“ antwortete Veitel ſchlau, „aber ich werde finden das Recept. Und wenn du haben willſt das Gut des Barons, und ſeine Pferde und Kühe und ſeinen bunten Vogel, und den Backfiſch, ſeine Tochter, ſo will ich dir's ſchaffen aus alter

Freundſchaft, und weil du ausgehauen haſt die Bocher in der Schule für mich.“

Anton war entrüſtet über die Frechheit ſeines Gefährten. „Hüte dich nur, daß du kein Schuft wirſt, du ſcheinſt mir auf gutem Wege zu ſein,“ ſagte er zornig und ging auf die andere Seite der Straße.

Itzig ließ ſich durch dieſen guten Rath nicht anfechten, ſondern pfiff ruhig vor ſich hin. So ſchritten die beiden Reiſenden in langem Schweigen, welches Itzig unbefangen beim nächſten Dorfe unterbrach, indem er ſeinem Begleiter wieder Namen und Vermögensverhältniſſe des Ritterguts angab. Und dieſe belehrende Unterhaltung wiederholte ſich bei jedem Dorf, ſo daß Anton ganz betroffen wurde über die ausgebreiteten ſtatiſtiſchen Kenntniſſe ſeines Gefährten. Endlich verſtummten Beide und legten die letzte Meile, ohne ein Wort zu ſprechen, neben einander zurück.

## 3.

Der Freiherr von Rothſattel gehörte zu den wenigen Menſchen, welche nicht nur von aller Welt glücklich geprieſen werden, ſondern auch ſich ſelbſt für glücklich halten. Er ſtammte aus einem ſehr alten Hauſe. Ein Rothſattel war ſchon in den Kreuzzügen nach dem Morgenlande geritten. Wenigſtens wurde in der Familie ein Rococco-Flacon von buntem Glas als orientaliſches Fläſchchen aufbewahrt, ein Beweis für die Exiſtenz des Ahnherrn und zur Erinnerung an die ſchöne Zeit der Kreuzzüge. Ein anderer Rothſattel hatte einen Haufen Bergleute gegen die Huſſiten geführt und war mit dem ganzen Haufen zu ſeiner und des Herrn Ehre erſchlagen worden. Wieder einer war Fähnrich in dem Heere des Moritz von Sachſen geweſen, er galt für den Stifter der Linie Rothſattel-Steigebügel, und ſein kriegeriſches Bildniß hing noch im Thurmzimmer des Schloſſes. Ein anderer hatte ſich im dreißigjährigen Kriege bei verſchiedenen Armeen und auf eigene Fauſt gerührt: die Familienſage meldete von ihm, er ſei ein ſehr dicker Herr und ein großer Trinker geweſen, von kräftiger Suade und etwas freien Sitten. Er war als Erſter des Geſchlechtes in die Gegend gekommen, in welcher dieſe Erzählung verlaufen ſoll, und hatte eine Anzahl Landgüter auf irgend eine Weiſe in Beſitz genommen. Unter den Kinderfrauen der Familie beſtand ſeit alter Zeit die düſtere Ueberzeugung, daß dieſer dicke Herr zuweilen im Keller auf einer großen Krauttonne zu ſehen ſei, wo er als ruheloſer Geiſt ſitze und ächze, zur Strafe für ſchauderhafte Vergehungen gegen die Jugend ſeiner weiblichen Zeitgenoſſen. Wieder ein anderer Vorfahr war kaiſerlicher Rath zu Wien geweſen: der Urgroßvater des gegenwärtigen Beſitzers war von dem großen König der Preußen ſtarr angeſehen und darauf mit Wohlwollen angeredet worden. Auch der Großvater war zu ſeiner Zeit ein unternehmender und vielbeſprochener Cavalier geweſen, der in der Armee keine Lorbeeren gefunden und ſich reſignirt hatte, dieſelben im Boudoir galanter Damen und am grünen Tiſch zu ſuchen. Leider waren ihm dabei ſeine Güter läſtig geworden und aus den Händen geglitten. Sein Sohn endlich, der Vater des gegenwärtigen Beſitzers, war ein einfacher Landedelmann von mäßigem Geiſte, der nach langen Proceſſen das eine ſtattliche Gut aus den Trümmern des Familienvermögens rettete und ſein Leben damit zubrachte, daſſelbe für ſeine Nachkommen ſchuldenfrei zu machen. Die Rothſattel hatten von je in dem Ruf geſtanden, ſtarke Nachkommenſchaft zu hinterlaſſen, und alle ältern Damen aus der Familie erkl[illegible]en dieſe Eigenheit — ſo höchſt achtungswerth ſie auch ſonſt ſei — doch für den einzigen Grund, daß das berühmte Haus nicht dazu gekommen war, die neunzinkige Grafenkrone oder gar den geſchloſſenen Reif eines Titularfürſtenthums auf dem Wappenhelm ſeines Seniors zu ſehen. Gegenüber dem alten Brauch ſeines Hauſes erwies der Vater auch dadurch ſeinen beſcheidenen Sinn, daß er nur einen Sohn hinterließ.

Der gegenwärtige Beſitzer des Gutes hatte in einem Garderegiment gedient, wie dem Sproß eines ſo kriegeriſchen Hauſes ziemte. Er hatte dort den Ruf eines vollendeten Edelmannes erworben. Er war brauchbar im Dienſt und ein vortrefflicher Kamerad geweſen, wohlbewandert in allen ritterlichen Uebungen, zuverläſſig in Ehrenſachen. Er hatte bei Hofbällen ſtets ſchicklich dageſtanden, und ſo oft er von einer Prinzeß befohlen wurde, mit guter Haltung getanzt. Auch als Mann von Charakter hatte er ſich gezeigt, da er aus wirklicher Neigung ein armes Hoffräulein heirathete, eine liebenswürdige junge Dame, deren Abgang aus den Quadrillen des Hofes lebhafte Betrübniß in allen Männerherzen hervorrief. Mit ſeiner Gemahlin hatte ſich der Freiherr als verſtändiger Mann in die Provinz zurückgezogen, hatte durch eine Reihe von Jahren faſt ausſchließlich für ſeine Familie gelebt und dadurch den Vortheil erreicht, daß ſeine Regimentsſchulden ſämmtlich bezahlt und ſeine Ausgaben nicht größer waren, als ſeine Einnahmen. Sein Haus war vortrefflich eingerichtet, die geringe Ausſteuer ſeiner Frau war dazu benutzt worden, ihr durch Einrichtung des Parks eine große Freude zu machen. Der Freiherr hielt einen Weinkeller von guten Tiſchweinen, hatte zwei prächtige Wagenpferde und zwei elegante Reitpferde, ging jeden Morgen durch die Wirthſchaft und ritt jeden Nachmittag aufs Feld, hielt viel auf ſeine Schafheerde und ſetzte einen Stolz darein, ſeine feine Wolle gut waſchen zu laſſen. Er war ein durchaus ehrlicher Mann, noch jetzt eine imponirend ſchöne Geſtalt, verſtand würdig zu repräſentiren und einen gaſtfreien Wirth zu machen, und liebte ſeine Frau wo möglich noch mehr als in den erſten Monaten nach ſeiner Vermählung. Kurz er war das Muſterbild eines adligen Rittergutsbeſitzers. Er war kein übermäßig reicher Herr, ungefähr das, was man einen Fünftauſendthalermann nennt, und hätte ſein ſchönes Gut in günſtigen Zeiten wohl um vieles höher verkaufen können, als der ſcharfſinnige Itzig annahm. Er hätte das aber mit Recht für eine große Thorheit gehalten. Zwei geſunde und fähige Kinder vollendeten das Glück ſeines Haushaltes, der Sohn war im Begriff, als Militär die Familiencarriere zu beginnen, die Tochter ſollte noch einige Jahre unter den Flügeln der Mutter leben, bevor ſie in die große Welt trat.

Wie alle Menſchen, welchen das Schickſal Familienerinnerungen aus alter Zeit auf einen Schild gemalt und an die Wiege gebunden hat, war auch unſer Freiherr geneigt, viel an die Vergangenheit und Zukunft ſeiner Familie zu denken. An ſeinem Großvater war die trübe Erfahrung gemacht worden, daß ein einziger ungeordneter Geiſt hinreicht, das auseinander zu ſtreuen, was emſige Vorfahren an Goldkörnern und Ehren für ihre Nachkommen geſammelt haben. Er hätte deßhalb gern ſein Haus für alle Zukunft vor dem Herunterkommen geſichert, hätte gern ſein ſchönes Gut in ein Majorat verwandelt und dadurch leichtſinnigen Enkeln erſchwert, zwar nicht Schulden zu machen, aber dieſelben zu bezahlen. Doch die Rückſicht auf ſeine Tochter hielt ihn von dieſem Schritte ab, es kam ſeinem ehrlichen Gefühl ungerecht vor, dies geliebte Kind wegen künftiger ungewiſſer Rothſattel zu enterben. Und er empfand mit Schmerz, daß ſein altes Geſchlecht in der nächſten Generation in dieſelbe

Lage kommen werde, in der die Kinder eines Beamten oder eines Krämers ſind, in die unbequeme Lage, ſich durch eigene Anſtrengung eine mäßige Exiſtenz ſchaffen zu müſſen. Er hatte oft verſucht, von ſeinen Erträgen zurückzulegen, indeß die Gegenwart war dazu wirklich nicht geeignet; überall fing man an mit einer gewiſſen Reichlichkeit zu leben, mehr auf elegante Einrichtung und den zahlloſen kleinen Schmuck des Daſeins zu halten. Und was er in günſtigen Jahren etwa geſpart hatte, das war auf kleinen Badereiſen, welche die zarte Geſundheit ſeiner Frau nach der Behauptung des Arztes nothwendig machte, immer wieder ausgegeben worden. Der Gedanke an die Zukunft ſeiner Familie beſchäftigte den Freiherrn auch heut, als er auf ſeinem Halbblut durch die große Kaſtanienallee dem Schloſſe zuſprengte. Es war eine ſehr kleine Wolke, welche unter dem Sonnenſchein ſeiner Seele dahinfuhr, ſie verſchwand im Nu, als er Gewänder vor ſich flattern ſah und ſeine Gemahlin erkannte, welche mit der Tochter ihm entgegeneilte. Er ſprang vom Pferde, küßte ſein Lieblingskind auf die Stirn und ſagte vergnügt zu ſeiner Frau: „Wir haben vortreffliches Wetter zur Heuerndte, es wird nach Kräften eingefahren, der Amtmann behauptet, wir hätten noch nie ſo viel Futter gemacht.“

„Du haſt Glück, Oscar,“ ſagte die Baronin zärtlich zu ihm aufblickend.

„Wie immer ſeit ſiebzehn Jahren, ſeit ich dich heimgeführt habe,“ antwortete der Gemahl mit einer Artigkeit, die vom Herzen kam.

„Heut ſind es ſiebzehn Jahr,“ rief die Baronin, „ſie ſind vergangen, wie ein Sommertag. Wir ſind ſehr glücklich geweſen, Oscar.“ Sie ſchmiegte ſich an ſeinen Arm und ſah dankend zu ihm auf.

„Geweſen?“ frug der Freiherr, „ich denke, wir ſind's noch. Und ich ſehe nicht ein, weßhalb es nicht weiter ſo fortgehen ſoll.“

„Berufe es nicht,“ bat die Baronin. „Mir iſt manchmal, als könnte ſo viel Sonnenſchein nicht ewig währen; ich möchte demüthig entbehren und faſten, um den Neid des Schickſals zu verſöhnen.“

„Nun,“ ſagte der Freiherr gutmüthig, „das Schickſal läßt auch uns nicht ungezauſt. Die Donnerwetter fehlen uns nicht, aber dieſe kleine Hand erhebt ſich zur Beſchwörung und ſie ziehen vorüber. Haſt du nicht Aerger genug mit dem Haushalt, den Tollheiten der Kinder, und zuweilen mit deinem Tyrannen, daß du dir mehr erſehnſt?“

„Du lieber Tyrann!“ rief die Baronin. „Dir danke ich dies Glück. Und wie fühle ich es. Nach ſiebzehn Jahren bin ich immer noch ſtolz darauf, einen ſo ſtattlichen Hausherrn zu haben, ein ſo ſchönes Schloß und ein ſo großes Gut, wo jeder Fußbreit des Bodens auch mir gehört. Als du mich, das arme Fräulein, mit meinen Fähnchen und dem Schmuckkäſtchen, das ich der Gnade der Herrſchaften verdanke, in dein Haus führteſt, da erſt lernte ich erkennen, welche Seligkeit es iſt, im eigenen Hauſe als Herrin zu regieren, und dem Willen keines Andern zu gehorchen, als dem des geliebten Mannes.“

„Du haſt doch Vieles aufgegeben um meinetwillen,“ ſagte der Freiherr. „Oft habe ich gefürchtet, daß unſer

Landleben dir, dem Günſtling der verſtorbenen Prinzeß, zu einſam und klein erſcheinen würde.“

„Dort war ich Dienerin, hier bin ich Herrin,“ ſagte die Baronin lachend. „Außer meiner Toilette hatte ich nichts, was mir ſelbſt gehörte. Immer in den langweiligen Stuben der Hoffräulein umherziehen, an allen Abenden zu der letzten Rolle verurtheilt ſein, und dabei die Angſt haben, daß das immer ſo fortgehen ſoll, bis man alt wird in ewigen Zerſtreuungen, ohne eigenes Leben! Du weißt, daß mich das oft traurig gemacht hat. Hier ſind die Ueberzüge unſerer Möbeln nicht von ſchwerem Seidenſtoff und in unſerm Saal ſteht keine Tafel aus Malachit, aber was im Hauſe iſt, gehört mir.“ Sie ſchlang ihren Arm um den Freiherrn: „Du gehörſt mir, die Kinder, das Schloß, unſere ſilbernen Armleuchter.“

„Die neuen ſind nur Compoſition,“ warf der Freiherr ein.

„Das ſieht Niemand,“ erwiederte ſeine Gemahlin fröhlich. „Und wenn ich mein Porcellan anſehe, und am Rande dein und mein Wappen erblicke, ſo ſchmecken mir unſere zwei Schüſſeln zehnmal ſo gut, als die vielen Gänge der Hofküche. Und vollends die großen Hoftage und unſere Marſchallstafel, wo Jeder den Andern zum Verzweifeln genau kannte, und Jeder dem Andern zum Verzweifeln gleichgültig war.“

„Du biſt ein glänzendes Beiſpiel von Genügſamkeit,“ ſagte der Freiherr. „Um deinetwillen und wegen der Kinder wollte ich, dies Gut wäre zehnmal ſo groß, und unſere Einnahme ſo, daß ich dir einen Pagen halten könnte, Frau Marquiſe, und außer der Wirthſchafterin ein Paar Hoffräulein.“

„Nur kein Fräulein," bat die Baronin, „und was den Pagen betrifft, ſo braucht man keinen, wenn man einen Cavalier hat, der ſo aufmerkſam iſt, wie du."

So ſchritt der Freiherr behaglich zwiſchen den beiden Frauen dem Schloſſe zu. Lenore hatte ſich unterdeß der Zügel ſeines Reitpferdes bemächtigt und redete dem Pferde freundlich zu, ſo wenig Staub als möglich zu machen.

„Dort hält ein fremder Wagen, iſt Beſuch gekommen?" frug der Freiherr, als ſie ſich dem Hofe näherten.

„Es iſt nur Ehrenthal," antwortete die Baronin, „er wartet auf dich und hat bereits ſeinen ganzen Vorrath von ſchönen Redensarten an uns verſchwendet; Lenore ließ ihrem Uebermuth die Zügel ſchießen, und es war hohe Zeit, daß ich ſie wegführte; dem drolligen Mann wurde angſt bei der Kokketterie des unartigen Kindes."

Der Freiherr lächelte. „Mir iſt er immer noch der liebſte in dieſer Klaſſe von Geſchäftsleuten," ſagte er; „ſein Benehmen iſt wenigſtens nicht abſtoßend, und ich habe ihn in dem langen Verkehr ſtets zuverläſſig gefunden. — Guten Tag, Herr Ehrenthal, was führt Sie zu mir?"

Herr Ehrenthal war ein wohlgenährter Herr in ſeinen beſten Jahren mit einem Geſicht, welches zu rund war, zu gelblich und zu ſchlau, um ſchön zu ſein; er trug Gamaſchen an den Füßen, eine diamantene Buſennadel auf dem Hemd und ſchritt mit großen Bücklingen und tiefen Bewegungen des Hutes durch die Allee dem Baron entgegen.

„Ihr Diener, gnädiger Herr," antwortete er mit ehrerbietigem Lächeln, „wenn mich auch nichts herführt von Geſchäften, ſo werde ich Sie doch bitten, Herr Baron, daß Sie mir manchmal erlauben, herumzugehen in Ihrer Wirthſchaft, damit ich in meinem Herzen eine Freude habe. Es iſt mir eine Erholung von der Arbeit, wenn ich komme in Ihren Hof. Alles ſo glatt und wohl genährt, und Alles ſo reichlich und gut eingerichtet in den Ställen und in den Scheunen. Die Sperlinge auf dem Dach ſehen bei Ihnen luſtiger aus, als die Sperlinge von andern Leuten. Wenn man als Geſchäftsmann ſo Vieles erblicken muß, was einen nicht erfreut, wo die Menſchen durch ihr Verſchulden in Unordnung kommen und Verfall, da thut's einem wohl, wenn man ein Leben ſieht, wie das Ihre; keine Sorgen, keine großen Sorgen zum wenigſten, und ſo Vieles, was das Herz erfreut."

„Sie ſind ſo artig, Herr Ehrenthal, daß ich glauben muß, etwas recht Wichtiges führt Sie her. Wollen Sie ein Geſchäft mit mir machen?" frug der Freiherr gutmüthig.

Mit einem Kopfſchütteln, wie es dem biedern Mann anſteht, wenn er einen ungerechten Verdacht von ſich abweiſen will, antwortete Herr Ehrenthal: „Nichts vom Geſchäft, Herr Baron! Die Geſchäfte, die ich mit Ihnen mache, ſind ſolche, wo man ſagt keine Artigkeiten. Gute Waare und gutes Geld, ſo haben wir es immer gehalten, und ſo wollen wir's mit Gottes Hülfe auch ferner halten. Ich kam nur herein im Vorbeifahren" — dabei bewegte er nachläſſig die Hand, um pantomimiſch zu bekräftigen, daß er nur im Vorbeifahren ſei, — „ich wollte fragen wegen des Pferdes, das der Herr Baron zu verkaufen haben. Es iſt Einer im Dorfe daneben, dem ich habe verſprochen zu fragen nach dem Preis. Ich kann's eben ſo gut mit dem

Amtmann abmachen, wenn der Herr Baron keine Zeit haben für mich.“

„Kommen Sie mit, Ehrenthal,“ ſagte der Freiherr, „ich führe mein Pferd ſelbſt in den Stall.“

Herr Ehrenthal machte den Frauen viele Bücklinge, welche von Lenore durch eben ſo viele Knixe erwiedert wurden, und folgte dem Freiherrn zur Stallthür. Dort blieb er reſpectvoll ſtehen und beſtand darauf, daß das Pferd des Barons und der Baron ſelbſt vor ihm eintraten. Nach kurzer Beſichtigung und den üblichen Reden und Gegenreden führte der Freiherr Herrn Ehrenthal auch in den Kuhſtall, worauf Herr Ehrenthal den leidenſchaftlichen Wunſch ausſprach, auch die Kälber zu ſehen, und endlich die Bitte zufügte, auch bei den Zuchtböcken zur Audienz zugelaſſen zu werden. Er war ein erfahrener Geſchäftsmann, und wenn das Entzücken, welches er ausſprach, auch etwas handwerksmäßig und überſchwenglich klang, ſo war das, was er lobte, doch wirklich lobenswerth, und der Freiherr hörte das Lob mit Wohlgefallen an.

Nach Beſichtigung der Schafe mußte eine Pauſe gemacht werden, denn Ehrenthal war zu ſehr ergriffen von der Feinheit und Dichtigkeit ihres Pelzes. „Nein, dieſer Stapel!“ ſeufzte er in träumeriſcher Begeiſterung; „ſchon jetzt kann man ſehen, was er ſein wird im nächſten Frühjahr.“ Er wiegte den Kopf hin und her und zwinkerte mit den kleinen Augen nach der Sonne. „Wiſſen Sie, Herr Baron, daß Sie ſind ein glücklicher Mann! Haben Sie gute Nachrichten von Ihrem Herrn Sohn?“

„Danke, lieber Ehrenthal, er hat geſtern geſchrieben und ſeine Zeugniſſe geſchickt," antwortete der Freiherr.

„Er wird werden, wie ſein Herr Vater," rief Herr Ehrenthal aus, „ein Cavalier von erſter Qualität, und ein reicher Mann, der Herr Baron weiß zu ſorgen für ſeine Kinder."

„Ich erſpare nichts, lieber Ehrenthal," erwiederte der Baron nachläſſig.

„Was erſparen?" rief der Händler mit Verachtung gegen eine ſo plebeje Thätigkeit; „was ſollen Sie ſparen? wenn ich mir erlauben darf, das zu bemerken als ein Geſchäftsmann, der ſchon lange die Ehre hat, Sie zu kennen. Was brauchen Sie zu ſparen? Sie werden doch dereinſt, wenn der alte Ehrenthal nicht mehr ſein wird, auch ohne Sparen hinterlaſſen dem jungen Herrn das Gut, welches unter Brüdern werth iſt ein und ein halbes Hunderttauſend, und dem gnädigen Fräulein Tochter außerdem eine Ausſteuer von — was ſoll ich ſagen — von funfzigtauſend Thalern baar."

„Sie irren," ſagte der Freiherr ernſt, „ich bin nicht ſo reich."

„Nicht ſo reich?" rief Herr Ehrenthal mit ſittlicher Entrüſtung gegen jeden Menſchenſohn (den Baron ausgenommen), der ſo etwas behaupten könnte. „Es hängt doch nur von Ihnen ab, jeden Augenblick ſo reich zu ſein. Wer ein Vermögen hat, wie der Herr Baron, der kann in zehn Jahren verdoppeln ſein Capital ohne Gefahr. — Warum wollen Sie nicht Pfandbriefe der Landſchaft auf Ihr Gut nehmen?"

Die „Landſchaft“ der Provinz war damals ein großes Creditinſtitut der Rittergutsbeſitzer, welches Capitalien zur erſten Hypothek auf Rittergüter auslieh. Die Zahlung erfolgte in Pfandbriefen, welche auf den Inhaber lauteten und damals überall im Lande für das ſicherſte Werthpapier galten. Das Inſtitut ſelbſt zahlte die Intereſſen an die Beſitzer der Obligationen und erhob von ſeinen Schuldnern außer den Zinſen noch einen geringen Zuſchlag für Verwaltungskoſten und zu allmähliger Tilgung der aufgenommenen Schuld.

„Ich mache keine Geldgeſchäfte,“ antwortete der Freiherr ſtolz, aber in ſeiner Bruſt klang die Saite fort, welche der Händler angeſchlagen hatte.

„Die Geſchäfte, welche ich meine, ſind ſo, wie ſie heut zu Tage macht jeder Fürſt,“ fuhr Herr Ehrenthal mit Feuer fort. „Wenn der gnädige Herr Pfandbriefe der Landſchaft aufnimmt auf ſein Gut, ſo kann er jeden Tag erhalten funfzigtauſend Thaler in gutem Pergament. Sie zahlen dafür der Landſchaft vier vom Hundert, und wenn Sie die Pfandbriefe liegen laſſen in Ihrer Caſſe, ſo erhalten Sie davon Zinſen drei und ein halb vom Hundert. Dann zahlen Sie ein halbes Procent zu an die Landſchaft, und durch das halbe Procent wird noch amortiſirt das Capital.“

„Das heißt Schulden machen, um reich zu werden,“ warf der Gutsherr achſelzuckend ein.

„Verzeihen Sie, Herr Baron, wenn ein Herr wie Sie funfzigtauſend Thaler liegen hat, welche ihm jährlich koſten ein halbes Procent, ſo kann er damit kaufen die halbe Welt. Immer giebt es Gelegenheit, Güter zu erwerben zu einem Spottpreiſe, wenn man baar Geld oder Pfandbriefe hat zu rechter Zeit. Da ſind Rittergüter, da ſind Waldungen, die man kann kaufen, oder Antheil von Bergwerken, oder Actien von einer ſoliden Societät. Oder der Herr Baron können ſelbſt anlegen ein Etabliſſement auf Ihrem Gut, wenn Sie wollen ſchaffen Zucker aus Rüben, wie der Herr v. Bergen am Gebirge, oder amerikaniſches Mehl, wie der Herzog von Löbau, oder bairiſches Bier, wie Ihr Nachbar, der Graf Horn. Was iſt dabei für eine Gefahr? Sie werden einnehmen zehn, zwanzig, ja funfzig Thaler vom Hundert des Capitals, das Sie geliehen haben von der Landſchaft zu vier vom Hundert.“

Der Freiherr ſah nachdenkend vor ſich hin. Was ihm der Händler ſagte, war durchaus nichts Neues und Unerhörtes, er ſelbſt hatte oft Aehnliches gedacht. Es war gerade die Zeit, wo eine Menge von neuen induſtriellen Unternehmungen aus dem Ackerboden aufſchoſſen, wo durch die hohen Schornſteine der Dampfmaſchinen, durch neuentdeckte Kohlen- und Erzlager, durch neue landwirthſchaftliche Culturen große Summen erworben und noch größere Reichthümer gehofft wurden. Die vornehmſten Grundbeſitzer der Landſchaft ſtanden an der Spitze ausgedehnter Actienunternehmungen, welche auf einer Verbindung moderner Induſtrie und des alten Ackerbaues beruhten. Es war nichts Neues und Auffallendes in den Worten des Händlers, und doch ſchlugen ſie als zündender Blitz in die Seele des Freiherrn. Sie kamen im rechten Augenblick. Herr Ehrenthal bemerkte die Wirkung, welche er hervorgebracht hatte, und ſchloß mit der Gemüthlichkeit, welche ſeine Lieblingsſtimmung war: „Wo habe ich das Recht, einem Herrn, wie Sie ſind, einen Rath zu geben? Aber jeder Gutsbeſitzer muß ſagen daſſelbe, daß ein ſolches Geſchäft mit Pfandbriefen in unſerer Zeit die ſolideſte Art iſt, wie ein vornehmer Herr kann ſorgen für ſeine Kinder. Wenn einſt das Gras wachſen wird über dem Grabe des alten Ehrenthal, dann werden Sie an mich denken und bei ſich ſagen: der Ehrenthal war nur ein einfacher Mann, aber er hat mir gerathen, was gut war und ein Segen für die Familie.“

Der Freiherr ſah immer noch vor ſich hin. Was er lange in ſich herumgetragen hatte, das war auf einmal zum feſten Entſchluß geworden. Dem Händler ſagte er mit einer Leichtigkeit, die ihm nicht vom Herzen kam: „Ich will mir's überlegen.“ Ehrenthal war damit zufrieden und bat um die Erlaubniß, ſich den Damen empfehlen zu dürfen, was er als Mann von Welt und Gemüth ſelten unterließ.

Es war Schade, daß der Freiherr nicht das Geſicht des Geſchäftsmannes ſah, als dieſer in ſeinen Wagen ſtieg und mechaniſch die Bourbonroſe ins Knopfloch ſteckte, welche ihm Lenore beim Abſchiede mit ſchalkhafter Artigkeit überreicht hatte. Auch Herr Ehrenthal machte ein luſtiges Geſicht, aber nicht aus Freude über die volle Roſe. Er ließ den Kutſcher langſam durch die Feldmark fahren und ſah wohlgefällig auf die Ackerſtücke, welche mit reifender Frucht zu beiden Seiten des Weges lagen. In langem Zuge kamen die Heuwagen des Gutes ihm entgegen. So oft er ſtill hielt, um einen Rieſenwagen vorbeizulaſſen, berupften ſeine Pferde das Heu, und ſein Kutſcher drehte ſich um und rief ſchnalzend: „Schönes Futter!“

„Ein ſchönes Gut,“ ſagte dann Herr Ehrenthal in tiefem Nachdenken.

Unterdeß ſaß die Baronin in einer Gartenlaube und blätterte in den neuen Journalen, welche der Buchhändler aus der nächſten Kreisſtadt zugeſchickt hatte. Sie betrachtete prüfend die Modekupfer und genoß die kleinen Nippes der Tageslitteratur: Geſchichten von Menſchen, welche auf außerordentliche Weiſe reich geworden, und von andern, welche auf ſchauderhafte Weiſe ermordet ſind, Tigerjagden aus Oſtindien, ausgegrabene Moſaikböden, rührende Schilderungen von der Treue eines Hundes, hoffnungsreiche Betrachtungen über die Unſterblichkeit der Seele, und was ſonſt das flüchtige Auge eleganter Damen zu feſſeln vermag. Die ſchöne Gemahlin des Freiherrn ſchaukelte während des Leſens die geſtickte Fußbank, ihre Seele war nur halb in den Blättern, ſie ſah oft über den Raſenplatz nach ihrer Tochter, welche wieder mit dem Pony beſchäftigt dieſem aus Blumen und Zeitungspapier eine groteske Halskrauſe und eine gehörnte Mütze zurecht machte, was der Pony vergebens dadurch zu vereiteln ſuchte, daß er ſo viel Blüthen und Zeitungspapier wegfraß, als er mit dem Maul erreichen konnte. Als die junge Dame, ſtolz auf ihr Werk, den Kopf nach der Laube wandte und das Auge der Mutter auf ſich gerichtet ſah, überließ ſie das Pferd dem herzueilenden Bedienten und flog wie eine Libelle zu den Füßen der Mutter. Sie ſetzte ſich auf die Fußbank, zog die Journale auf das Knie der Baronin, und fing an, ſich poſſenhaft mit den Herren und Damen der Modekupfer zu unterhalten. Da die Geſichter dieſer Ideale, wie bekannt, den Vorzug haben, allen

Menſchen ähnlich zu ſehen, von denen ſie ſich durch einzelne charakteriſtiſche Eigenheiten, durch merkwürdig kleine Lippen, und zuweilen durch ein auf der Stirn oder dem Backen ſitzendes Auge unterſcheiden, ſo wurde der jungen Dame nicht ſchwer, zahlreiche Aehnlichkeiten mit Bekannten des Hauſes aufzufinden und die Bilder danach zu behandeln. Die Mutter lächelte über die kindiſchen Scherze der Tochter und ſagte endlich, ihre Gedanken laut fortſetzend: „Lenore, du wirſt jetzt ein erwachſenes Mädchen und biſt noch ſo ſehr Kind. Wir haben dich aufwachſen laſſen bei dem Unterricht der Bonne und des Candidaten; es wird Zeit, daran zu denken, daß du etwas Ordentliches lernſt, mein armes Kind.“

„Ich dachte, das Lernen ſollte jetzt aufhören,“ antwortete Lenore ſchmollend.

„Deine franzöſiſche Ausſprache iſt noch ſchlecht, und dein Vater will, daß du dich im Zeichnen übſt, du haſt Anlage dazu.“

„Ich zeichne nur Karrikaturen,“ rief Lenore, „die ſind am leichteſten, man macht eine lange Naſe oder kurze Beine, und das Kerlchen ſieht lächerlich aus.“

„Du ſollſt nicht Karrikaturen zeichnen,“ ſprach die Mutter, „das verdirbt deinen Geſchmack und macht dich ſpöttiſch.“ Lenore ließ das Köpfchen hängen. „Und wer war der junge Mann, mit dem du vorhin durch den Garten gingſt?“ fuhr die Mutter ſtrafend fort. „Du haſt ihm die Erdbeeren des Vaters gegeben.“

„Schilt nur nicht immer, liebe Mutter,“ rief die Tochter erröthend. „Der Fremde war ein hübſcher artiger Junge, er geht nach der Hauptſtadt, er hat weder Vater noch Mutter, das that mir leid. Und ſo beſcheiden war er! Sei mir nicht böſe," ſchmeichelte ſie und flog an den Hals der Mutter, in deren Augen mehr Liebe als Zorn zu leſen war.

Die Mutter küßte das Kind auf den Mund und ſagte gütig: „Du biſt mein gutes, wildes Mädchen, ſuche mir jetzt den Vater, ſein Kaffe wird kalt."

Als der Freiherr in die Laube trat, noch voll von ſeiner Unterredung mit Ehrenthal, legte die Baronin ihre Hände in die ſeinen und ſagte: „Oscar, ich habe Sorge um Lenore!"

„Iſt ſie krank?" frug der Vater betroffen.

„Sie iſt geſund und von Herzen gut, aber ſie iſt kecker und ungebundener, als ſich für ihre Jahre paßt."

„Sie iſt auf dem Lande aufgewachſen und eine tüchtige Dirne geworden," erwiederte der Freiherr beruhigend.

„Es fehlt ihr aber an Form und an Zartgefühl im Umgange mit Fremden," fuhr die Mutter fort. „Ich fürchte, ſie iſt in Gefahr, ein Original zu werden."

„Nun, das Unglück wäre nicht ſo groß," ſagte der Freiherr lachend.

„Es giebt kein größeres für ein Mädchen aus unſerm Kreiſe. — Was in der Geſellſchaft auffällt, wird auch lächerlich; ein kleiner Zug von bizarrem Weſen kann ihre ganze Zukunft verderben. Sie muß genöthigt werden, mehr auf ſich zu achten, und ich fürchte, hier auf dem Lande wird ſie das nicht lernen."

„Wir ſollen das Kind von uns thun, vielleicht auf Jahre, und unter fremden Menſchen aufblühen laſſen?" frug der Freiherr unwillig.

„Und doch muß es ſein,“ ſagte die Baronin ernſt, „und es koſtet mich viel, dir das zu ſagen. Sie iſt unartig gegen Mädchen ihres Alters, rückſichtslos gegen Frauen, und Männern gegenüber viel zu dreiſt. — Kannſt du dir ein Mädchen von Lenorens Weſen am Hofe denken?“ frug die Baronin nach einer Pauſe.

Der Gemahl konnte ſich das nicht denken, vielleicht deßwegen nicht, weil ein Fürſtenhof überhaupt nicht der Ort iſt, wo ſchnell aufgeſchoſſene Fräulein die Schulbücher umhertragen und Katze und Maus ſpielen.

„Sie wird ſich ändern,“ warf er endlich ein.

„Sie wird ſich nicht ändern,“ entgegnete die Baronin ſanft, die Hand auf ſeine Schulter legend, „ſo lange der Liebling mit ſeinem Vater zu Pferde über Gräben ſetzt und ihn ſogar auf den Pürſchgang begleitet.“

„Ich kann mich nicht darein finden, beide Kinder zu entbehren,“ ſprach der Vater gutmüthig. „Das wäre ſehr hart für uns, am ſchwerſten für dich, du ſtrenge Hausfrau.“

„Vielleicht!“ ſagte die Baronin leiſe, und ihre Augen wurden feucht. „Aber wir dürfen nicht an uns denken, nur an die Zukunft der Kinder.“

Der Freiherr ſah die Bewegung der geliebten Frau, er zog ſie an ſich und ſprach entſchloſſen: „Höre, Elsbeth, wenn wir in früheren Jahren von dieſer Zeit ſprachen, da dachten wir uns Lenorens Erziehung anders. Wir wollten die Winter über ſelbſt in der Stadt leben, unter deinen Augen ſollte das Kind den letzten Unterricht erhalten und in die Geſellſchaft treten. Du ſollſt dich nicht von ihr trennen. Wir ziehen ſchon dieſen Winter nach der Hauptſtadt.“

Ueberraſcht erhob ſich die Baronin: „Guter Oscar!“ rief ſie gerührt aus. „Aber — verzeih die Frage, würde ein ſolcher Aufenthalt nicht in anderer Hinſicht für dich ein großes Opfer ſein?“

„Nein,“ ſagte der Freiherr fröhlich, „ich habe Pläne, die auch für mich wünſchenswerth machen, den Winter in der Stadt zuzubringen.“

Er erzählte; der Umzug nach der Hauptſtadt wurde beſchloſſen.

## 1.

Schon ſtand die Sonne niedrig am Himmel, als die beiden Wanderer bei den erſten Häuſern der Hauptſtadt ankamen. Erſt einzelne kleine Gebäude, dann zierliche Sommerwohnungen mitten in blühenden Gärten: dann rückten die Häuſer dichter zuſammen, die Straße ſchloß ſich auf beiden Seiten, und mit dem Staube und dem Wagengeraſſel legte ſich bange Sorge um die Bruſt unſeres Helden. In dem Geflecht großer und kleiner Straßen wäre Anton rathlos geweſen, wenn ihn nicht ſein Begleiter, der aus Achtung vor dem beſſern Rock Antons hinter ihm geblieben war, durch laute Rechts und Links an den Straßenecken gelenkt hätte. Veitel Itzig aber hatte eine merkwürdige Vorliebe für krumme Seitengaſſen und ſchmale Trottoirs. Hier und da winkte er hinter dem Rücken ſeines Reiſegefährten mit frecher Vertraulichkeit geputzten Mädchen zu, die an den Thüren ſtanden, oder jungen Burſchen mit krummer Naſe und runden Augen, welche, die Hände in den Hoſentaſchen, auf der Straße herumlungerten. Zuweilen wurde ſein Gruß mit nachläſſigem Kopfnicken erwiedert, welches ungefähr bedeutete: „er iſt ein gutes Geſchöpf, aber er hat kein Geld;“ in der Regel ward ſeine Zuvorkommenheit mit kalter Verachtung hingenommen, welche der Pflaſtertreter der ſchmutzigen Nebenſtraße da, wo nichts zu gewinnen iſt, eben ſo gut zu äußern weiß, als der ſchnurrbärtige Held der Granitplatten im eleganten Stadttheil. Endlich bogen die jungen Männer in eine Hauptſtraße, wo große Häuſer mit Säulenportalen, elegante Kaufläden und ein Gewühl gut gekleideter Menſchen verriethen, daß hier der Wohlſtand einen entſchiedenen Sieg über die Armſeligkeit davongetragen hatte. In dieſer Straße hielten ſie vor einem hohen Hauſe an. Itzig wies auf das Thor mit einer gewiſſen ſcheuen Achtung und ſagte kurz: „Hier wohnt er, hier wirſt du werden bald ſo ſtolz, wie dieſe Gojim ſind; wenn du willſt wiſſen, wo ich zu finden bin, ſo kannſt du nachfragen im Geſchäft bei Ehrenthal auf der Gerbergaſſe. Gute Nacht!" Er pfiff vor ſich hin und ſchlenderte die Straße hinab, ohne ſich umzuſehen.

Anton trat mit klopfendem Herzen in den Hausflur und lockerte den Brief ſeines Vaters in der Bruſttaſche. Er war ſehr kleinmüthig geworden und ſein Kopf war ſo ſchwer, daß er ſich am liebſten einen Augenblick hingeſetzt hätte, um auszuruhen. Aber wie Ruhe ſah es in dem Hauſe nicht aus. Vor der Thür ſtand ein großer Frachtwagen, in dem Hauſe mächtige Fäſſer und Ballen, und rieſengroße, breitſchultrige Männer mit Lederſchürzen und kurzen Haken im Gürtel trugen Leiterbäume, klirrten mit Ketten, rollten die Fäſſer und ſchnürten dicke Stricke durch künſtliche Knoten zuſammen; dazwiſchen eilten Commis, die Feder hinter dem Ohr, Papier in der Hand, ab und zu, und Fuhrleute in blauen Blouſen nahmen die Papiere, die Ballen und die Fäſſer mit der geſchäftlichen Würde in Empfang, welche die Thätigkeit aller verantwortlichen Menſchen zu bezeichnen pflegt. Hier war kein Ort der Ruhe, Anton ſtieß an einen

Ballen, fiel beinahe über einen Hebebaum und wurde durch das „Vorgeſehen!" welches ihm zwei Enakſöhne mit Lederſchürzen zuriefen, noch mit Mühe vor dem Schickſal bewahrt, unter einer großen Oeltonne platt gedrückt zu werden.

Im Centrum der Bewegung, gleichſam als Sonne, um welche ſich die Fäſſer und Arbeiter und Fuhrleute herum drehten, ſtand ein junger Herr aus dem Geſchäft, ein Herr mit entſchloſſener Miene und kurzen Worten, welcher als Zeichen ſeiner Herrſchaft einen großen ſchwarzen Pinſel in der Hand hielt, mit dem er bald rieſige Hieroglyphen auf die Ballen malte, bald den Aufladern ihre Bewegungen vorſchrieb. Dieſen Herrn frug Anton mit klangloſer Stimme nach dem Prinzipal des Geſchäftes und wurde durch eine kurze Bewegung des Pinſelſtiels in den hintern Theil des Hausflurs nach dem Comtoir gewieſen. Zögernd trat er an die Thür, es koſtete ihm einen großen Entſchluß, den Griff mit der Hand zu drehen — er hat ſich ſpäter oft daran erinnert — und als die Thür geräuſchlos aufging und er in das Dämmer der großen Arbeitsſtube ſah, da wurde ihm ſo angſt, daß er kaum über die Schwelle ſchreiten konnte. Sein Eintritt machte wenig Aufſehen. Ein halbes Dutzend Schreiber fuhr haſtig mit den Federn über die blauen Briefbogen, um noch die letzten Züge vor dem Schluß des Comtoirs und der Poſt zu thun. Nur einer der Herren, welcher zunächſt der Thüre ſaß, erhob ſich und frug in kühlem Geſchäftston: „Was ſteht zu Ihren Dienſten?"

Auf die ſchüchterne Erklärung Antons, daß er Herrn Schröter zu ſprechen wünſche, trat aus dem zweiten Comtoir ein großer Mann mit faltigem Geſicht, mit ſtehendem Hemdkragen, von ſehr engliſchem Ausſehen. Anton ſah ſchnell auf das Antlitz, und dieſer erſte Blick, ſo ängſtlich, ſo flüchtig, gab ihm einen guten Theil ſeines Muthes wieder. Er erkannte Alles darin, was er in den letzten Wochen ach ſo oft erſehnt hatte, ein gütiges Herz und einen redlichen Sinn. Und doch ſah der Herr ſtreng genug aus, und ſeine erſte Frage klang kurz und entſchieden. Anton faßte ſchnell nach ſeinem Brief, nannte ſeinen Namen und erzählte haſtig und mit ſtockender Stimme, daß ſein Vater geſtorben ſei und daß er den Herrn von ſeinem Todtenbett grüßen laſſe.

Wie ein freundliches Licht flog es über das Auge des Kaufmanns, er öffnete den Brief ſchweigend, las ihn langſam durch, reichte dem bewegten Anton die Hand und ſagte: „Seien Sie mir willkommen.“ Darauf wandte er ſich zu einem von den ſchreibenden Herren, welcher einen grünen Rock trug und einen grauen Ueberziehärmel um den rechten Arm gebunden hatte: „Herr Anton Wohlfart tritt von heut an in unſer Geſchäft.“ Einen Augenblick hörten die ſechs Federn auf zu rennen, und ihre Lenker ſahen im Tempo nach Anton hin; der Chef aber fuhr zu Anton gewandt fort: „Sie werden müde ſein, Herr Jordan wird Ihnen Ihr Zimmer anweiſen, ruhen Sie heut aus, morgen das Weitere.“

Nach dieſen Worten wandte er ſich mit leichtem Kopfnicken ab und ging nach dem zweiten Comtoir zurück, wo ebenfalls ſechs Federn über das blaue Papier fuhren und jetzt mit ſolcher Schnelligkeit, daß ſich der Federbart vor Entſetzen ſträubte, denn die alte Wanduhr hatte zum Schlage bereits ausgehoben.

Nur der Herr im grünen Rock ſtreifte den grauen

Aermel ab, ſtrich ihn ſorgfältig glatt, ſchloß ihn mit einem Haufen Papiere in das Pult und lud Anton ein, ihm auf das Zimmer zu folgen. Wieder ſchritt Anton durch die Thür des Comtoirs, in welchem er nur zehn Minuten geweſen war, aber er war ein anderer Mann geworden, ſein Schickſal war entſchieden, er hatte jetzt eine Heimath, er gehörte in das Geſchäft. Deßhalb ſchlug er im Vorbeigehen herzhaft auf einen großen Ballen, wie man auf die Schulter eines guten Bekannten ſchlägt, wobei der grüne Herr ſich umwandte und mit wohlwollender Herablaſſung zu ihm ſagte: „Baumwolle;“ und drei Schritt weiter klopfte Anton Einlaß fordernd an ein rieſiges Faß, welches wohlhäbig in einer Ecke ſtand, wie ein dicker Pächter in ſeinem hellen Sommerrock; worauf ſich wieder der grüne Herr umwandte und ebenſo wohlwollend ſagte: „Corinthen.“ Jetzt ſtieß unſern Anton kein Hebebaum mehr, ja er ſelbſt ſchob den einen mit kräftiger Fußbewegung bei Seite, und einen Rieſen mit lederner Schürze, der ihm begegnete, grüßte er mit ſicherer Vertraulichkeit und fühlte ſich behaglich, daß der Rieſe ihm artig dankte, beſonders als der grüne Herr wieder herablaſſend geäußert hatte: „der oberſte Auflader.“

Durch den Hofraum gingen ſie auf gewundenen Pfaden in ein Hintergebäude und ſtiegen drei ausgetretene Treppen hinauf. Dort öffnete Herr Jordan ein Zimmer und bemerkte gegen Anton, daß dies wahrſcheinlich ſeine künftige Wohnung ſein werde, es ſei die frühere Behauſung eines guten Freundes von ihm, der aus dem Geſchäft geſchieden ſei und ſich ſelbſt etablirt habe. Es war ein ſehr kleines Zimmer, die Möbeln einfach und nicht neu, aber ſaubere weiße Gardinen und weiße Rouleaux vor den Fenſtern und auf dem Schreibtiſch eine ſchöne Katze von Gips, mit gelblicher Lederfarbe lackirt, ſo daß ſie ausſah wie eine lebende. Dieſe Katze hatte der etablirte College zum Beſten ſeines Nachfolgers in der Stube zurückgelaſſen.

Herr Jordan eilte in das Comtoir zurück, in dem er der Erſte und Letzte ſein mußte, weil ihm ein Theil der Schlüſſel anvertraut war, und Anton blieb allein. Mit Hülfe eines freundlichen Bedienten, welcher ihm ſchnell das Zimmer wohnlich zu machen ſuchte, ordnete er ſeine Toilette und war eben damit fertig, als zahlreiche Tritte auf den Treppen verkündeten, daß ſeine Collegen aus dem Geſchäft in ihre Zimmer eilten.

Wieder erſchien der grüne Herr und theilte ihm mit: Herr Schröter ſei zu einer Conferenz und heut nicht mehr zu ſprechen. Dagegen ſei ſeine Anſicht, daß der Ankömmling den einzelnen Herren ſeinen Beſuch machen müſſe, um die Bekanntſchaft mit ihnen auf anſtändige Weiſe einzuleiten. Ein Frack ſei nicht nöthig.

Anton ſtieg mit ſeinem Begleiter einige Treppen herunter, und Herr Jordan war im Begriff, an eine Thüre anzuklopfen, als der Bewohner des Zimmers ihm entgegentrat, ein ſchöner ſchlanker Mann, von mäßiger Größe und einem Weſen, welches unſerm Helden ſehr imponirte. Er hatte ſeinen Anzug gewechſelt, trug kurze Beinkleider und Stolpenſtiefeln, eine Jokeimütze auf dem Kopf und eine Reitgerte in der Hand, die er unternehmend ſchwenkte.

„Führen Sie Ihr Füllen ſchon an der Leine?“ ſagte der Junker in den Stolpenſtiefeln lächelnd zu dem Führer.

Herr Jordan ſtellte ſich feierlich auf und präſentirte: „Herr Wohlfart, der neue Lehrling, ſoeben angekommen. — Herr von Fink, Sohn der großen Firma Fink und Becker in Hamburg.“

„Erbe des größten Thranvorraths von der Welt und ſo weiter,“ unterbrach ihn Herr von Fink nachläſſig. „Jordan, geben Sie mir zehn Thaler, ich will den Reitknecht bezahlen. Schreiben Sie's zu dem Uebrigen.“ Jordan holte bereitwillig ein Caſſenbillet aus ſeiner Brieftaſche und überreichte es dem Jokei, der es zuſammenknitterte und nachläſſig in die Weſtentaſche ſteckte; worauf er mit einiger Höflichkeit zu Anton ſagte: „Wenn Sie mich beſuchen wollen, wie ich aus dem feſtlichen Geſicht Ihres Mercurs merke, ſo bedaure ich, heut nicht zu Hauſe zu ſein, ich will ein neues Pferd kaufen. Ihren Beſuch nehme ich als geſchehen an, ich danke Ihnen in aller Feierlichkeit dafür und gebe Ihnen meinen Segen zu Ihrem Eintritt.“ Er nickte gleichgültig mit dem Kopf und ſchritt klirrend die Stufen hinab und über die Steinplatten des Hofes.

Antons Behagen erlitt durch das kühle Benehmen des Herrn einen großen Stoß und er dachte verſchüchtert, wenn die andern Herren vom Geſchäft eben ſo ſind, ſo wird es mir ſehr ſchwer werden, mit ihnen umzugehen. Auch Herr Jordan fand nöthig, das auffallende Benehmen des Jokei zu erklären, und ſagte mit vertraulicher Wichtigkeit: „Fink gehört nur halb in unſer Geſchäft, er iſt erſt ſeit kurzer Zeit hier, von ſeinem Vater aus New-York gezogen und hierher verſandt worden, um bei uns vernünftig zu werden.“

„Iſt er denn nicht vernünftig?“ frug Anton neugierig.

„Nur zu wild, liebt den Spott, iſt aber ſonſt ein guter Geſellſchafter,“ ſagte Herr Jordan. „Die andern Herren habe ich zu mir auf die Stube gebeten, um Sie mit Allen bekannt zu machen; wir werden dort eine Taſſe Thee trinken. Morgen machen Sie den Einzelnen Beſuch auf ihren Zimmern.“

Die Stube des Herrn Jordan war die größte unter den kleinen Wohnungen des Hinterhauſes, in welchem die Herren vom Comtoir einzeln oder zu zweien hauſten, und wurde deßhalb und wegen der anſprechenden Gemüthsart ihres Bewohners zuweilen als Salon benutzt; ſie genoß die Auszeichnung, ein Fortepiano und einige Armſtühle zu beſitzen. An den Fenſtern hingen zahlreiche Biscuitbilder, in denen edle Weiblichkeit durch mittelalterliche Kirchengängerinnen, Loreleys und Madonnen vertreten war. In dieſem Zimmer ſaßen und ſtanden die Herren und erwarteten die Ankunft des Neulings. Anton machte die Maſſenvorſtellung mit Erfolg durch, indem er jedem Einzelnen die Hand ſchüttelte und hinterdrein Alle zuſammen um ihr Wohlwollen und freundliche Hülfe bat, weil er im Geſchäft ganz unerfahren und noch gar nicht in der Welt und wenig unter Menſchen geweſen ſei. Dieſe Offenheit verfehlte nicht, einen guten Eindruck hervorzubringen. Darauf ging eine friedfertige Unterhaltung an, gewürzt mit kleinen Scherzen und Anſpielungen, welche für einen Neuling ſo unverſtändlich als möglich waren. Anton verhielt ſich ſchweigend und mühte ſich, das Weſen der einzelnen Herren zu erkennen. Da war der Buchhalter Herr Liebold, ein ältlicher kleiner Mann mit einer feinen Stimme und einem beſcheidenen Lächeln, durch welches er die Welt um Vergebung bat, daß er ſich die

Freiheit nehme, zu exiſtiren. Er ſprach wenig, hatte aber die Eigenſchaft, im Nachſatz das zurückzunehmen, was er im Vorderſatz behauptete: z. B.: „ich glaube faſt, daß dieſer Thee zu ſchwach iſt, aber freilich iſt ſtarker Thee ſehr ungeſund,“ und Aehnliches. Ferner war da Herr Pix, der tyranniſche Führer des ſchwarzen Pinſels in dem Hausflur, ein entſchloſſener Mann, welcher geneigt ſchien, alle menſchlichen Verhältniſſe wie Detailgeſchäfte zu betrachten: vielleicht reſpectabel, aber kleinlich. Als ein Stuhl im Zimmer fehlte, rückte er verächtlich einen kleinen Tiſch in die Nähe des Thee's, ſchwang ſich darauf und blieb den ganzen Abend rittlings darauf ſitzen. Ferner war da ein Herr Specht, welcher viel ſprach und ſtark in Behauptungen war, die von Jedermann beſtritten wurden. Er behauptete, China werde durch eine Conſtitution regiert, die von der engliſchen nur wenig verſchieden ſei, und verfocht mit Leidenſchaft die Anſicht, daß Schneckenſuppe das Lieblingsgericht des ſeligen Kaiſers Napoleon geweſen ſei. Ferner war da ein ſchmächtiger Herr Baumann mit kurz geſchorenem Haar und ſinnigem Weſen, welcher jeden Sonntag in die Kirche ging, allen Miſſionsvereinen Beiträge zahlte und, wie ſeine Collegen ihm auf dem Kopf zuſagten, die Abſicht hatte, ſpäter einmal Miſſionär zu werden. Er ſchob das noch auf aus einer gewiſſen kindlichen Gewöhnung an Deutſchland und die Firma, zu deren Nutzen er gegenwärtig arbeitete. Anton bemerkte mit Freuden, daß im Ganzen ein artiger und rückſichtsvoller Ton unter den Herren herrſchte. Da er ermüdet war, empfahl er ſich in Kurzem, und weil er Niemandem widerſprochen hatte und gegen Alle zuvorkommend geweſen war, ſo wurde nach ſeinem Abgange erklärt, er verſpreche ein guter College zu werden.

Unterdeß ſchritt Veitel Itzig mit der Gleichgültigkeit eines Herumtreibers und der Sicherheit eines Eingeborenen durch das Gewirr der Menſchen und Straßen. Das röthliche Licht der Abendſonne war von den Steinen der Straße an den Häuſern hinaufgeſtiegen, von einem Fenſterſims zu dem andern, bis hoch auf die Dächer, und das Dunkel des Abends erfüllte die engen Gaſſen des alten Stadttheils, welcher am Fluſſe liegt. In einer ſolchen Gaſſe ſtand ein großes Haus mit breiter Front. Die untern Fenſter waren durch Eiſenſtäbe vergittert, im erſten Stockwerk glänzten die weißen Rahmen, welche große Spiegelſcheiben einfaßten, unter dem Dach waren die Fenſter blind, ſchmutzig, hier und da eine Scheibe zerſchlagen. Es war kein guter Charakter in dem Hauſe, wie eine alte Zigeunerin ſah es aus, die über ihr bettelhaftes Coſtüm ein neues buntes Tuch geworfen hat.

In dieſes Haus trat Veitel Itzig, indem er einem geputzten Dienſtmädchen an der Thür ſchnalzend einen Kuß zuwarf, den dieſe wie eine heranfliegende Weſpe pantomimiſch mit der Hand fortſchleuderte. Die unſaubere Treppe führte zu einer weißlackirten Entreethür, auf welcher in großem Meſſingſchild der Name: „Hirſch Ehrenthal“ zu leſen war. Veitel faßte den dicken Porcellangriff der Klingel und ſchellte, ein ältliches Frauenzimmer mit zerknitterter Haube öffnete einen ſchmalen Spalt und frug, die Naſe hinausſteckend, nach ſeinem Begehr, dann riß ſie die Stubenthür auf und rief in das Zimmer: „Es iſt Einer da, Itzig Veitel heißt er, aus Oſtrau, er will den Herrn Hirſch Ehrenthal ſprechen.“ Aus der

Stube ſcholl die Stimme des Hausherrn: „Warten ſoll er!“ und das Geklirr von Tellern verrieth, daß der Geſchäftsmann erſt das Familienglück des Abendeſſens genießen wollte, bevor er dem zukünftigen Millionär Audienz gab. Die aufwartende Perſon warf mit mißtrauiſchen Blicken auf den Ankömmling die Thür wieder zu und ſperrte ihn aus.

Veitel ſetzte ſich auf die Treppe und ſah mit ſtarrem Auge auf das Meſſingſchild und die weiße Thür, bewunderte die abgeſchrägten Ecken der Meſſingplatte und verſuchte ſich vorzuſtellen, wie der Name Itzig auf einer eben ſolchen Platte an einer ähnlichen weißen Thüre ausſehen würde. Darauf kam er auf gradem Wege zu der Betrachtung, wie viel ihm noch fehle, um ſo reich zu ſein, wie Hirſch Ehrenthal, er fühlte nach einem halben Dutzend Ducaten, welche ihm ſeine alte Mutter mit einem Lederfleck in das Futter ſeiner Weſte eingenäht hatte, und überlegte, wie viel er alle Tage dazu ſparen könnte, vorausgeſetzt, daß ihm der reiche Mann Gelegenheit ließe, etwas zu verdienen. Er war tief in Betrachtungen verſunken über den Werth von zwei Phantaſieſtiefeln, welche er ſich auf den Beinen eines jungen Elegants vorſtellte, und welche nach ſeiner Annahme den dreifachen Werth des Viergroſchenſtücks haben mußten, das er dem eleganten Herrn dafür bieten wollte; da wurde die Entreethüre mit ſtarker Hand aufgemacht, und Herr Ehrenthal ſtand vor dem armen Bocher. Das war nicht mehr der Mann von heut Nachmittag, die anſchmiegende Freundlichkeit war verſchwunden, wie der Duft einer Roſe am Ende des heißen Tages, er war ganz Majeſtät, Selbſtgefühl, Despotismus; kein aſiatiſcher Kaiſer kann ſo ſtolz auf die

Creatur vor ſeinen Füßen herunterſehen, als er auf das Kind von Oſtrau zu blicken verſtand. Itzig fühlte das Bedeutende in der Stellung des großen Mannes und ſeine eigene Nichtswürdigkeit trotz der ſechs Ducaten im Lederſäckchen, er ſchnellte in die Höhe und ſtand demüthig vor ſeinem Meiſter. „Hier iſt ein Brief von Baruch Goldmann, bei welchem der Herr Ehrenthal mich hat verſchrieben für ſein Geſchäft,“ begann Veitel und hielt dem großen Mann einen Brief entgegen.

„Ich habe dem Goldmann geſchrieben, er ſoll mir einen Menſchen ſchicken, den ich mir anſehe, ob ich ihn brauchen kann; abgemacht iſt noch nichts,“ ſprach Ehrenthal vornehm und öffnete das Schreiben.

„Ich bin doch gekommen, damit Sie mich anſehen,“ entgegnete Veitel.

„Und was kommſt du ſo ſpät, junger Itzig? Es iſt keine Zeit mehr zur Rede vom Geſchäft,“ ſchnarrte ihn der Hausherr an.

„Ich wollte mich melden bei meinem Herrn Hirſch Ehrenthal zum Dienſt noch heut Abend, wenn er mir hat zu geben einen Auftrag für morgen früh.“

„Davon iſt zu reden morgen früh,“ antwortete gereizt der Herr, welcher es für vortheilhaft hielt, dem Neuling zu zeigen, wie wenig ihm an ſeiner Perſon gelegen ſei. Itzig begriff vollkommen das Zweckmäßige dieſes Benehmens, und da er ſah, daß ſeine Stellung bei dem abzuſchließenden Geſchäftsvertrage bis jetzt keine günſtige war, ſuchte er ſie dadurch zu verbeſſern, daß er tiefer auf die Sache einging und entgegenwarf: „Ich kann vielleicht leiſten einen Dienſt morgen früh, wo Markttag iſt, weil ich kenne die meiſten Kutſcher von den Herren, welche hereinkommen mit Raps."

„Was Raps? Was thue ich mit Raps? Was will er reden vom Geſchäft?" ſchleuderte ihm Hirſch Ehrenthal noch grimmiger entgegen.

Aber unerſchüttert fuhr Veitel fort ſich herauszuſtreichen, wie ein ſeidenes Halstuch: „Ich bin auch ſonſt bekannt in der Stadt, ich kenne die Makler und die kleinen Leut' und kann dem Herrn helfen bei jedem Geſchäft, das er machen will im Haus und außer dem Haus." Und um ſeinen Selbſtverkauf dem Abſchluß näher zu bringen, fügte er mit reſignirter Miene hinzu: „Ich bin nicht ſo ſtolz, daß ich will wohnen in dem Hauſe bei Herrn Hirſch Ehrenthal; wenn der Herr Ehrenthal für mich nicht hat eine Stelle in ſeinem Hauſe, ſo will ich mir ſuchen mein Lager in der Nähe bei einem Wirth."

Herr Ehrenthal wurde durch dieſe Anſpruchsloſigkeit ſo weit gerührt, daß er den Burſchen noch einmal von oben bis unten anſah und mit mehr Herablaſſung frug: „Sind deine Papiere in Ordnung, daß du mich in keine Unannehmlichkeiten bringſt mit der Polizei?"

Veitel beruhigte ihn über dieſen wichtigen Punkt; eine uralte große Brieftaſche flog plötzlich auf geheimnißvolle Weiſe aus den Falten ſeiner ſchlottrigen Jacke; aus ihr ſuchte er ſeine Legitimation hervor.

Herr Ehrenthal faßte das Papier mit einem ſehr geſchickt angenommenen Widerwillen gegen die gelbliche Farbe deſſelben und ſah es genau durch, Unterſchrift, Siegel und Alles, indem er es ſogar gegen das Licht hielt. Veitel wartete geſpannt, ob er das Document behalten würde; wenn er es in der Hand behielt, ſo war das Geſchäft zum Abſchluß reif.

Als Herr Ehrenthal das Document nachläſſig in der Hand wiegte, verſuchte Itzig mit unterwürfiger Vertraulichkeit zu lächeln. „Wenn ich dich in meinen Dienſt nehme,“ ſprach der Hausherr, „ſo wirſt du machen Alles in meinem Hauſe, was ich dir werde auftragen, oder Madame Ehrenthal, oder mein Sohn Bernhard Ehrenthal; du wirſt putzen die Stiefeln am Morgen und die Schuhe meiner Frau, du wirſt holen in die Küche, was dir die Köchin ſagen wird, in meinem Geſchäft wirſt du machen alle Gänge, die ich habe zu machen, und wirſt ausrichten alle Beſtellungen.“

„Ich will, Herr Ehrenthal,“ ſagte Veitel demüthig, „ich will Alles thun, daß Sie ſeien zufrieden mit mir.“

„Frühſtück und Mittageſſen wird dir geben die Köchin, am Abend von ſieben Uhr kannſt du ſein dein eigener Herr.“ — Veitel nahm mit derſelben Bereitwilligkeit auch dieſe Bedingung an und bemerkte nur: „Kann ich nicht haben am Morgen ein bis zwei Stunden für mich?“

„Nein,“ ſprach Ehrenthal ungnädig, „ich kann es nicht leiden, wenn Einer in meinen Dienſten iſt und macht Geſchäfte für eigene Rechnung.“

Da Veitel beſchloſſen hatte, unter allen Umſtänden Geſchäfte für eigene Rechnung zu machen, und Herr Ehrenthal das eben ſo gut wußte wie Veitel, ſo wurde auf dieſen zarten Punkt nicht weiter eingegangen.

„Dafür ſollſt du erhalten alle Monat zwei Thaler, und wenn ich mit deiner Hülfe ein Geſchäft mache, erhältſt du deinen Antheil davon.“

„Wie groß ſoll ſein dieſer Antheil?“ rief Veitel ſchnell.

„Wie groß er ſoll ſein?“ frug Herr Ehrenthal unwillig, „was ich dir werde geben, wird ſein groß genug.“

„Groß genug für den Herrn, aber nicht für mich,“ antwortete Veitel dreiſt, denn er fühlte, daß bei dieſem Hauptpunkt Entſchloſſenheit nöthig ſei.

„Das wird ſich finden, wenn du wirſt abgedient haben deine Probezeit. Vier Wochen dienſt du auf Probe, nach der Zeit werde ich mit dir reden über deinen Verdienſt.“

Das war Alles, was Veitel billigerweiſe verlangen konnte, er hob ſein Bündel von den Treppenſtufen auf und ſagte unterwürfig: „Ich bin's zufrieden, wenn der Herr Ehrenthal mir noch will ſchenken eine alte Hoſe und Rock, daß ich ihm keine Schande mache vor den Leuten.“

„Keinen Rock und keine Hoſe,“ antwortete der Herr entſchieden.

„Dann geben Sie mir Hoſe und Rock in vier Wochen, wenn meine Probezeit zu Ende iſt.“ Dieſe Forderung war nach dem Cours der Trödlerbörſe gleich einem Geſchenk von drei bis vier Thalern, und Ehrenthal fand die Forderung mit Recht hoch, er warf noch einen prüfenden Blick auf den Burſchen, auf die Demuth ſeiner Stellung und die ungewöhnliche Frechheit ſeiner Augen, er ſchloß, daß der Menſch brauchbar ſein werde, und fühlte ſich bewogen, Großmuth zu zeigen. „So mag es ſein,“ ſchloß er, „in vier Wochen. Dein Nachtquartier kannſt du nehmen bei Löbel Pinkus an der Ecke, damit ich weiß, wo du biſt zu finden.“ Darauf öffnete Herr Ehrenthal die Entreethüre und rief hinein: Frau Bernhard, Roſalie, kommt heraus. Zwei Stubenthüren und die Küchenthür öffneten ſich, und die Familie des Hausherrn wurde ſichtbar, dahinter die zerknitterte Köchin.

Madame Ehrenthal war eine volle Frau in ſchwarzer Seide, mit ſtarken Augenbrauen und rabenſchwarzen Hängelocken; ſie machte noch große Anſprüche zu gefallen und gefiel auch. Wenigſtens verſicherten ihr das mit mehr oder weniger Anſtand junge Herren vom Adel, welche zuweilen in den Morgenſtunden Herrn Ehrenthal beſuchten, um mit ihm Geſchäfte zu machen; und obgleich dieſe Verſicherungen um ſo wärmer zu ſein pflegten, je kühler Ehrenthal ſich gegen das abzuſchließende Geſchäft verhielt, ſo galt doch, die Wahrheit zu ſagen, Madame Ehrenthal auch bei ſolchen Leuten, welche keine Sola-Wechſel zu prolongiren wünſchten, für eine ſehr ſtattliche Dame. Ihre Tochter aber war in der That eine Schönheit, eine große, edle Geſtalt mit glänzenden Augen, dem reinſten Teint und einer nur ſehr wenig gebogenen Naſe. Wie aber kam der Sohn in dieſe Familie? Er war faſt klein, mit einem bleichen, faltigen Geſicht und gebückter Haltung; daß er noch ein Jüngling war, ſah man nur an ſeinem Munde und dem hellen Blick; auch war er nachläſſiger gekleidet, als einem Sohn des Herrn Ehrenthal geziemte, und in dem braunen Haar hingen noch jetzt am Abend einige Federn. Die Familie und Veitel ſahen einander ſtumm an, während Herr Ehrenthal mit Selbſtgefühl bemerkte: „Dieſes iſt der Veitel Itzig, ich habe ihn genommen in unſern Dienſt.“ Der vornehme Stolz der Mutter, der mißfällige Blick der Tochter und das zerſtreute Auge des Sohnes wurden von dem armen Bocher eben ſo gewandt aufgefangen, wie die bunten Strahlen eines Prismas vom einem beobachtenden Naturforſcher; er beſchloß auf der Stelle, gegen die Mutter ſehr, ſehr unterwürfig zu ſein, ſich in die Tochter zu verlieben und Bernhards Stiefel ſchlecht zu putzen und in den Rocktaſchen deſſelben beim Ausbürſten nachzuſehen, ob nicht ein Geldſtück durch Nachläſſigkeit des Beſitzers in den Falten ſitzen geblieben.

Nach dieſer Vorſtellung erklärte Herr Ehrenthal, Veitel könne gehen und ſolle am nächſten Morgen um ſechs Uhr im Hauſe ſein. Die Entreethüre ſchloß ſich hinter dem Burſchen, auch er ſtand auf der Treppe, ins Geſchäft aufgenommen, ein angehender Kaufmann. Er lächelte vergnügt, als er die Treppe hinunter ging, offenbar war er mit ſeinem Handel zufrieden. Hatte er ſich doch gemeſſen mit dem großen Herrn im Geſchäft und hatte einen Vortheil davongetragen. Denn da er ſich auf jede Bedingung auch ohne Garderobenzulage engagirt haben würde, ſo betrachtete er den alten Rock und Hoſen zahlbar in vier Wochen mit Recht als eine angenehme Uebervortheilung ſeines neuen Prinzipals. Die Ueberlegung: „Es wird nur ein Sommerrock ſein,“ flog wie ein düſterer Schatten über ſeine Seele; „aber die Hoſe wird ſein von ſeinem Bernhard, welcher trägt Tuchhoſen auch heut am heißen Sommertage.“ So trug er beruhigt ſein Bündel um die Ecke zu Löbel Pinkus.

Löbel Pinkus war Hausbeſitzer und hielt zu ebener Erde einen kleinen Branntweinladen, welcher zahlreiche Kunden hatte. Doch war erſichtlich, daß weder die ſtarke, wie fettig glänzende Figur des ehrſamen Pinkus ſelbſt, noch die dicke Halskette ſeiner Frau ihre ſolide Pracht aus dem Branntweingeſchäft allein herleiteten, und die Nachbarn zerbrachen ſich manchmal den Kopf darüber, wie Frau Pinkus es durchſetzen könne, immer die theuerſten Gänſe zu braten, ja zuweilen ſogar Truthühner. Indeß da ihr Gemahl ein reſoluter Charakter war, in allen ſeinen Reden grob und entſchieden, da er Branntwein verkaufte, was immer für ein Zeichen volksthümlicher Geſinnung gelten wird, und da er außerdem Geld gegen ungewöhnliche Procente auszuleihen wußte, ſo war er unter den kleinen Handwerkern in der Nachbarſchaft doch ſehr reſpectirt und gefürchtet. Seine Reputation war gut. Die Straßenpolizei trank im Vorbeigehen gern in ſeinem Laden einen Liqueur, für den er das Geld zu nehmen ſtets verweigerte, er zahlte ſeine Abgaben pünktlich und galt für einen Freund, ja Vertrauten der executiven Macht. In Wahrheit aber war Herr Pinkus eine von den glücklichen Naturen, welche Honig aus allen Blumen zu ſaugen wiſſen, auch aus übelriechenden. Er hielt in dem erſten Stock ſeines Hauſes eine ſtille Herberge für Männer mit und ohne Bart, welche einen Haß gegen Alles, was von dem Geſchlecht der Schweine ſtammt, nicht überwinden konnten. Dieſe Männer von uralter Familie ſchätzten zuweilen ein billiges und verborgenes Nachtlager, bei welchem der Wirth keine hohen Rechnungen machte und keinen Paß abforderte; ſie kamen in der Regel am ſpäten Abend in die Herberge und ſchlichen am frühen Morgen wieder hinaus in die Gaſſen der Stadt, oder auf die Landſtraße, beſcheidene Trödler und Schacherer, welche ihren Gewinn nach Groſchen und Pfennigen berechneten. Außer dieſen regelmäßigen Gäſten erſchienen zuweilen noch andere, unregelmäßig wie Kometen, von jedem Alter, Geſchlecht und Glauben, ſie verhandelten in größter Stille mit dem Hausherrn und konnten es durchaus nicht vertragen, wenn man bei Nacht in der Nähe ihres Geſichtes ein Schwefelholz anzündete. Alte Gaſtfreunde des Pinkus hatten über ſolche Eigenthümlichkeit allerdings ihre Anſichten, aber ſie fanden es nicht gerathen, darum viele Worte zu verlieren.

In dieſem Hauſe tappte Itzig im Finſtern eine Treppe hinauf und unſaubere Wände entlang, ſtieß an eine ſchwere eichene Thür mit großem Schloß und trat, als er dieſe durch einen ſtarken Druck geöffnet hatte, in einen wüſten Raum, der faſt die ganze Länge des Hauſes einnahm. In der Mitte ſtand ein alter Tiſch mit einer ſchlechten Oellampe, einige Schemel darum: gegenüber der Thürſeite war ein großer Wandverſchlag mit vielen kleinen Thüren, welche zum Theil offen ſtanden und verriethen, daß der ganze Verſchlag aus ſchmalen, von einander getrennten Abtheilungen mit hölzernen Kleiderhaken und Fächern beſtand. Vor den kleinen Fenſtern, welche auf die Straße führten, waren verblichene Rouleaux heruntergelaſſen, auf der gegenüberliegenden Langſeite fiel durch eine offene Thür das Abendlicht in das Zimmer, dieſe Thür führte auf eine hölzerne Galerie, welche längs der Gaſtſtube an der Außenſeite des Hauſes fortlief.

Itzig warf ſein Bündel in einen Wandſchrank und trat auf die Galerie hinaus. Da er auch hier keinen zweiten Gaſt vorfand, fing er an von der Galerie die Ausſicht zu bewundern mit demſelben Grad von Intereſſe, welchen ein niederländiſcher Architekturmaler gehabt haben würde, nur nicht ganz in derſelben Abſicht. Unten am Fuß des Hauſes wälzte ein Fluß ſein lehmiges Waſſer eilig vorwärts und bildete eine ſchmale Waſſerſtraße, welche auf beiden Seiten mit verfallenen hölzernen Häuſern eingefaßt war. Faſt an jedem Hauſe, an jedem Stockwerk waren ähnliche hölzerne Galerien herausgebaut und durch gebräunte Balken geſtützt. Manchmal liefen drei, vier übereinander, dann war der Fußboden der obern das Regendach der untern. In alter Zeit hatte die achtbare Zunft der Gerber dieſe Straße bewohnt, damals war das Holzwerk glatt und neu geweſen, und helle Lämmer- oder Ziegenfelle hatten an den Geländern gehangen, bis ſie weich und geſchmeidig geworden waren, um Handſchuhe für die Patrizier und Ledertaſchen für ihre Frauen zu geben. Jetzt waren die Gerber nach entfernteren Stadttheilen hinabgezogen, und ſtatt der Thierfelle hing die Wäſche armer Leute an den hölzernen Balconen, über dem zerbrochenen Schnitzwerk und den wurmſtichigen Balkenköpfen. Noch ſtach die weiße, rothe und blaue Farbe der Wäſche im Abendlichte ſeltſam ab von dem ſchwarzen Holzwerk, und das Licht brach ſich auf wunderliche Weiſe an den Säulen und Vorſprüngen der Galerie, an rohen Arabesken der Einfaſſung und an den dunkeln Pfählen, welche hier und da aus dem Waſſer hervorragten. Es war ein unheimlicher Aufenthalt für jedes Geſchöpf, außer für Maler, Katzen oder arme Teufel.

Junker Itzig war ſchon früher ein und das andere Mal in dem Hauſe geweſen, aber immer in größerer Geſellſchaft. Heut bemerkte er, daß eine lange bedeckte Treppe vom Ende ſeiner Galerie bis hinunter an das Waſſer führte; er ſah, daß neben dieſer bedeckten Treppe eine ähnliche am Nachbarhauſe hinablief, und ſchloß daraus, daß es möglich ſein müſſe, die eine Treppe hinunter und die andere hinauf zu ſteigen, ohne ſich mehr als die Schuhe naß zu machen; er entdeckte ferner, daß es bei dem niedrigen Waſſerſtand des Sommers möglich war, längs der Häuſerreihe am Waſſer weit hin fortzugehen, und er überlegte, ob es Menſchen geben konnte, welche bei Tag oder Nacht einen ſolchen Spaziergang für nützlich hielten. Nachtwächter und Polizeidiener wenigſtens waren dort nicht zu befürchten. Durch dieſe Betrachtungen wurde ſeine Phantaſie ſo aufgeregt, daß er in das Gaſtzimmer zurücklief, in die Wandſchränke kroch, welche offen ſtanden, und die Holzwände derſelben durch Klopfen und Schütteln unterſuchte. Mit Erſtaunen entdeckte er, daß auch die Rückwand von Holz war und hohl klang. Da an dieſer Seite die Mauer laufen mußte, welche dies Haus vom Nachbargebäude trennte, ſo fand er den hohlen Ton auffällig und nicht in der Ordnung und war eben im Begriff, einen verſchloſſenen Wandſchrank anzugreifen und zu ſehen, ob nicht ein Ritz in dem Holze der Rückwand weiteren Aufſchluß gebe, als ein dumpfes Knurren ſeine Hand von der Schrankthür zurückhielt. Er ſah ſich um und erkannte — ohne große Beſchämung — daß er nicht mehr allein war. In einer Ecke des Zimmers lag in ſeinen Kaftan gewickelt, das ſchwarze Käppchen im Haar, ein galiziſcher Handelsmann zuſammengekauert auf dem Strohſack. Er hatte ſeine Sachen in dem angegriffenen Wandſchrank verſchloſſen und hielt für nöthig, gegen die Unterſuchung des Wißbegierigen zu proteſtiren. Itzig verſuchte ein Geſpräch mit dem Fremden anzuknüpfen; da dieſer aber mehr Luſt zum

Schlafen als zur Unterhaltung zeigte, ſetzte ſich Itzig in die gegenüberliegende Ecke auf einen andern Strohſack und ſaß dort mit ſeinem raſtloſen Geiſte rechnend und Geſchäfte ausdenkend, wobei er zuweilen in lebhaftem Sinnen mit Händen und Beinen ſchlenkerte, bis die Dunkelheit der Nacht durch die Thür eindrang, und die kleine Oellampe zu kniſtern anfing und Miene machte auszugehen. Noch kam Pinkus der Wirth ſelbſt herauf, ein Licht in der Hand; er unterſuchte den Beſtand ſeiner Gäſte, ſetzte einen Krug Waſſer auf den Tiſch und ſchloß beim Herausgehen die Thür von außen ab. Im Finſtern holte Itzig ein Stück trockenes Brod aus der Taſche und ſchlief endlich unter dem Schnarchen ſeines Stubengenoſſen ein, den Strohſack unter ſich, zugedeckt mit ſeiner alten Jacke.

Zu derſelben Stunde wickelte ſich ſein Reiſegefährte im Patrizierhauſe in die geſteppte Decke ſeines Lagers, ſah noch einmal mit müden Augen in der Stube umher und bemerkte ſchlaftrunken, daß die gelbe Katze auf dem Schreibtiſch ihre Beinchen bewegte, ſich mit der Pfote zu ſtrählen anfing und ihm zuletzt ſogar mit beiden Pfoten Kußhändchen zuwarf. Bevor er Zeit hatte, über dieſe ungewöhnliche Freundlichkeit des Gipſes nachzudenken, war er eingeſchlafen. Vor beiden Jünglingen ſenkte ſich das Gewebe von grauem Flor herab, auf welchem die Traumgöttin ihre bunten Bilder zu zeigen pflegt. Anton ſah ſich ſelbſt auf einem großen Waarenballen ſitzen und durch die Luft fliegen, während eine gewiſſe junge Dame die Arme nach ihm ausſtreckte; und Veitel Itzig entdeckte mit Behagen, daß er ein Baron geworden war, welcher von Hirſch Ehrenthal um ein Almoſen angeredet wurde.

Er ſah, wie er dem alten Ehrenthal ſeine ſechs Ducaten als Geſchenk gab und wie dieſer ſich kläglich bedankte. Ueber dieſe Großmuth erſchrak er im Traume ſo, daß er mit Händen und Beinen um ſich ſchlug.

Am nächſten Morgen begann jeder der beiden Jünglinge ſeine Thätigkeit. Anton ſaß auf ſeinem Platz im Comtoir und copirte Briefe; und Veitel ſtand, nachdem er ſämmtliche Stiefeln und Schuhe der Familie Ehrenthal gebürſtet und die Kleidertaſchen Bernhards durchſucht hatte, als Aufpaſſer vor dem größten Hotel der Stadt, um einen fremden Herrn vom Lande zu beobachten, welcher mit Herrn Ehrenthal unzufrieden geworden war und im Verdacht ſtand, ſich andere Geſchäftsfreunde auf ſein Zimmer beſtellt zu haben. Anton bekam durch das Copiren der Briefe Einſicht in Styl und Sprache ſeines Geſchäfts, und Veitel hatte während ſeines Lauerns vor dem Gaſthofe das Glück, die Adreſſe eines vorübergehenden Studenten zu erhalten, welcher es für zeitgemäß hielt, ſeine ſilberne Uhr zu verkaufen.

In ſeinen erſten Mußeſtunden zeichnete Anton das Schloß, die Kletterpflanzen, den Balcon und die Thürmchen aus dem Gedächtniß auf das beſte Papier, das ihm die große Stadt liefern konnte. Er ließ das Bild in einen Goldrahmen faſſen und hing es über ſeinem Sopha auf.

## 5.

Anton hatte in den erſten Wochen Mühe, ſich in der neuen Welt zurecht zu finden, in die er verſetzt war. Das Gebäude, der Haushalt, das Geſchäft waren ſo alterthümlich, ſolid und großartig, daß ſie auch einem Weltbürger von mehr Erfahrung imponiren mußten.

Das Geſchäft war ein Waarengeſchäft, wie ſie jetzt immer ſeltener werden, jetzt, wo Eiſenbahnen und Telegraphen See und Inland verbinden, wo jeder Kaufmann aus den Seeſtädten durch ſeine Agenten die Waaren tief im Lande verkaufen läßt, faſt bevor ſie im Hafen angelangt ſind, ſo ſelten, daß unſere Nachkommen dieſe Art des Handels kaum weniger fremdartig finden werden, wie wir den Marktverkehr zu Tombuctu oder in einem Kaffernkral. Und doch hatte dies alte weit bekannte Binnengeſchäft ein ſtolzes, ja fürſtliches Anſehen und, was mehr werth iſt, es war ganz gemacht, feſte Geſinnung und ein ſicheres Selbſtgefühl bei ſeinen Theilhabern zu ſchaffen. Denn damals war die See weit entfernt, die Conjuncturen waren ſeltener und größer, ſo mußte auch der Blick des Kaufmanns weiter, ſeine Speculationen ſelbſtſtändiger ſein. Die Bedeutung einer Handlung beruhte damals auf den Maſſen der Waaren, welche ſie mit eigenem Gelde gekauft hatte und auf eigene Gefahr vorräthig hielt. Auf den Packhöfen am Fluſſe lag in langen

Speichern ein großer Theil der fremden Waaren aufgeſtapelt, ein kleinerer Theil in den Kellern und Gewölben des alten Hauſes ſelbſt, viele Vorräthe in Speichern und Remiſen der Nachbarſchaft. Ein großer Theil der Kaufleute in der Provinz verſorgte ſich aus den Magazinen der Handlung mit Colonialwaaren und den tauſend guten Erzeugniſſen der Fremde, welche uns ein tägliches Bedürfniß geworden ſind. Aber auch über die Grenzen des Landes hinaus, nach dem Süden und Oſten, bis an die türkiſche Grenze, ſaßen die Agenten des Hauſes, und dieſer Theil des Geſchäftes, vielleicht weniger regelmäßig und ſicher, galt zur Zeit für die gewinnreichſte Thätigkeit der Handlung.

So bot der Verkehr des Tages dem neuen Lehrling eine Menge der verſchiedenſten Eindrücke, Menſchen und Verhältniſſe aller Art. Außer den Agenten der Seeplätze, welche faſt täglich Waarenproben brachten, und außer den Senſalen der Börſe, welche die Geldgeſchäfte des Hauſes vermittelten, Wechſel anboten und verkauften, zog durch das vordere Comtoir vom Morgen bis zum Abend eine bunte Proceſſion von allerlei Volk. Da kamen Materialhändler aus der Provinz, altväteriſche Männer mit jeder Art von Mützen und jedem Grade von Bildung und Zuverläſſigkeit; ſie kauften, drückten ſich die Hände, und verlangten als ſpecielle Freunde des Geſchäftes behandelt zu werden; ferner Gutsbeſitzer jedes Standes aus der Landſchaft, welche die angebauten Handelsgewächſe, Farbekräuter, Gewürze u. ſ. w. anboten; dann polniſche Juden, ſchwarzlockige Geſellen im langen ſeidenen Kaftan, die zuweilen einkauften, gewöhnlich aber die Produ[illegible] ihrer Länder, Wolle, Hanf, Potaſche, Talg verkaufen woll[illegible]

Mit ihnen war der Verkehr am wenigſten geſchäftsmäßig, ihr Kommen erregte jedesmal unter den jüngern Leuten des Comtoirs ſtille Heiterkeit. Dazwiſchen kamen Bettler, Hülfeſuchende aller Art, Geſchäftsfreunde des Hauſes, Fuhrleute, welche ihre Frachtbriefe forderten, Auflader und Hausknechte, welche Aufträge erhielten oder die Aufträge anderer Geſchäfte ausrichteten. Anton fand es ſehr ſchwer, bei dieſem ewigen Thüröffnen und Durcheinanderſprechen ſeine Gedanken zuſammenzuhalten und die einfache Arbeit, welche ihm aufgetragen war, zu vollenden.

Eben war Herr Braun eingetreten, der Agent eines befreundeten Hauſes in Hamburg, und hatte aus ſeiner Taſche eine Anzahl Kaffeeproben hervorgeholt. Während dieſe vom Prinzipal beſichtigt wurden, geſticulirte der kleine behende Agent mit ſeinem goldenen Stockknopf in der Nähe von Antons Augen umher und berichtete von einem Seeſturme und dem Schaden, den er angerichtet haben ſollte. Da knarrte die Thür, und eine ärmlich gekleidete Frau trat herein. Herr Specht erhob ſich und frug: „Was wollen Sie?“ Man hörte klägliche Töne, welche mit dem Gepiep eines kranken Huhns Aehnlichkeit hatten, der Kaufmann griff ſchnell in die Taſche, und das Piepen verwandelte ſich in ein behagliches Gluckſen. „Haushohe Wellen,“ ruft der Agent. — „Gott vergelt es tauſendmal,“ gluckſt die Frau. — „Macht 550 Mark, zehn Schilling,“ ſagt Herr Baumann zum Prinzipal.

Jetzt wird die Thür heftig aufgeriſſen, ein ſtarker Mann, mit einem Geldſacke unterm Arm, tritt ein, er ſetzt den Geldſack triumphirend auf den Marmortiſch und ruft mit dem Ausdruck eines Mannes, der eine gute That vollbringt:

„Hier bin ich, und hier iſt Geld!“ Sogleich erhebt ſich Herr Jordan und ſagt vertraulich: „Guten Morgen, Herr Stephan, wie geht's in Wolfsburg?“ — „Ein furchtbares Loch,“ klagt Herr Braun. — „Wo?“ fragt Fink. — „Es iſt keine ſchlechte Stadt, aber wenig Nahrung,“ ſagt Herr Stephan. — „Natürlich im Rumpfe des Schiffes,“ antwortet Herr Braun. — „Fünfundſiebzig Sack Cuba,“ bemerkt der Prinzipal als Antwort auf die Frage eines Commis.

Während nun Herr Stephan die Neuigkeiten ſeiner Stadt erzählt, darunter die traurige Geſchichte eines Lehrjungen, der ſich mit Hülfe einer Schlüſſelbüchſe erſchoſſen hat, und während Jordan dieſe nothwendige Einleitung zu dem bevorſtehenden Einkauf geduldig durchmacht, öffnet ſich wieder die Thür, ein Bedienter tritt ein und ein Jude aus Brody. Der Diener bringt dem Kaufmann die Einladung zu einem Diner, und der Jude ſchleicht an die Ecke, wo Fink ſitzt.

„Wozu kommt Ihr wieder, Schmeie Tinkeles?“ fragt Fink kalt, „ich habe Euch ſchon geſagt, daß wir kein Geſchäft mit Euch machen wollen.“

„Kein Geſchäft?“ ruft der unglückliche Tinkeles krächzend in abſcheulichem Deutſch, ſo daß Anton ihn nur mit Mühe verſteht. „Solche Wolle, wie ich bringe, iſt noch nicht geweſen im Lande.“

„Wie hoch der Centner?“ fragt Fink ſchreibend, ohne den Juden anzuſehen.

„Was ich doch habe geſagt,“ antwortete der Jude.

„Ihr ſeid ein Narr,“ ſagt Fink, „fort mit Euch.“

„Kein Lootſe kann ihm helfen,“ ſagt Herr Braun.

„Meine Empfehlung an Herrn Commerzienrath," ſagt der Kaufmann.

„Mit einem Schwefelhölzchen hat er den Schlüſſel angezündet," ruft Herr Stephan zum Himmel blickend.

„Wai!" ſchreit der Mann im Kaftan, „was iſt das: Fort mit Euch? Mit Fort kann man machen keine Geſchäfte."

„Was wollt Ihr alſo haben für Eure Wolle?"

„41$\frac{2}{3}$," ſagt Tinkeles.

„Hinaus!" bemerkt Fink.

„Sagen Sie doch nicht immer hinaus!" bittet der Jude in Verzweiflung, „ſagen Sie, was wollen Sie geben?"

„Wenn Ihr ſo unverſchämt fordert, gar nichts," ſagt Fink, eine neue Seite ſeines Briefes beginnend.

„Sagen Sie doch nur, was wollen Sie geben?" bittet der Jude wieder.

„Nur wenn Ihr wie ein anſtändiger Menſch redet," antwortet Fink den Juden anſehend.

„Ich bin anſtändig," ſagt der Jude leiſe, „was wollen Sie geben?"

„39," ſagt Fink.

Jetzt geräth Schmeie Tinkeles außer ſich, ſchüttelt ſeine ſchwarzen Locken und verſchwört ſich bei ſeiner Seele Seligkeit mit lautem Geſchrei, er könne nicht unter 41; worauf Fink ihm bedeutet, er werde ihn von einem Hausknecht hinausführen laſſen, wenn er ſolchen Lärm mache. Darauf geht der Jude entrüſtet vor die Thüre, ſteckt den Kopf wieder herein und ruft: „Alſo was wollen Sie geben?"

„39," ſagt Fink und ſieht der aufgeregten Mimik des

Händlers ungefähr mit demſelben Intereſſe zu, mit dem ein Phyſiker die galvaniſchen Zuckungen eines Froſches betrachtet. Die Zahl 39 bewirkt in der Seele des Juden eine neue Exploſion, er tritt wieder vor, verſchwört ſeine Seele in den tiefſten Abgrund der Hölle und erklärt ſich ſelbſt für das nichtswürdigſte Scheuſal der Welt, wenn er für weniger als 41 ablaſſen könne. Als er ſich auf wiederholte Ermahnungen Finks, ruhig zu werden, dazu nicht entſchließen kann, wird der Hausknecht gerufen. Das Erſcheinen deſſelben wirkt ſo weit beruhigend, daß Herr Tinkeles erklärt, er könne allein gehen und werde allein gehen, worauf er ſtill ſteht und 40½ ſagt. Der Agent, der Provinziale und das Comtoir ſind ſtill und hören der Verhandlung neugierig zu, während Fink dem armen Schmeie mit einer gewiſſen Herzlichkeit den Vorſchlag macht, er ſolle ſich ohne Weiteres entfernen, er ſei völlig Narr und mit ihm kein Geſchäft zu machen. Darauf wendet ſich der Jude trotzig ab und geht hinaus. Und wieder fährt Herr Braun fort: „Dieſer Sturm war ein ſeltenes Unglück, der Kaffe muß ſteigen;“ und Herr Stephan beweiſt, daß die Selbſtmorde und andere Unthaten ſeit Erfindung der Schwefelhölzer zugenommen haben; und Fink ſagt zum Prinzipal, der einen unterdeß erhaltenen Brief durchlieſt: „Er wird's laſſen, wenn ich ihm noch einen halben Thaler zulege. Wollen Sie mit 39½ abmachen?“

„Wie viel?“ fragt der Kaufmann.

„120 Centner,“ ſagt Fink.

„Nehmen Sie,“ ſagt der Kaufmann und lieſt weiter.

Von Neuem wird die Thür aufgeriſſen, das Geſchwirr geht fort, und Anton müht ſich vergebens, zu verſtehen, wie man die Wolle kaufen könne, nachdem der Verkäufer in ſo entſchiedener Weiſe gegangen iſt. Da öffnet ſich, grade als wieder drei bis vier Stimmen durcheinander ſprechen, ganz leiſe die Thür, Tinkeles ſchleicht auf den Zehen herein bis hinter Finks Platz und ſagt, dieſem die Hand auf die Schulter legend, wehmüthig und vertraulich: „Was wollen Sie noch geben?“

Fink wendet ſich um und ſagt ebenfalls mit vertraulichem Lächeln: „Weil Ihr es ſeid, Tinkeles, 39½, aber nur unter der Bedingung, daß Ihr kein Wort weiter ſprecht, ſonſt nehm' ich das Gebot zurück.“

„Ich ſpreche nichts,“ antwortete der Jude, „ſagen Sie 40.“

Fink macht eine Bewegung der Entrüſtung und weiſt ſchweigend nach der Thür. Der Händler geht und dreht an der Thür um.

„Jetzt kommt's,“ ſagt Fink. Darauf kehrt der Händler zurück und ſpricht mit mehr Haltung: „39½, wenn Sie es dafür wollen nehmen.“

Nach einigem Zögern bemerkt Fink wie gelegentlich: „Es mag ſein.“ Worauf Schmeie Tinkeles ganz umgewandelt iſt, ſich als liebenswürdiger Freund der Handlung erweiſt und angelegentlich nach dem Befinden des Prinzipals erkundigt.

Und wieder knarrte nach dieſem Intermezzo die Thür, neue Käufer und Verkäufer kamen, die Menſchen ſprachen und Federn kniſterten, das Geld rollte unaufhörlich.

Auch der Haushalt, dem Anton jetzt angehörte, erſchien ihm ſehr fremdartig und mächtig.

Das Haus ſelbſt war ein altes unregelmäßiges Gebäude mit Seitenflügeln, kleinen Höfen und Hinterhäuſern, voll von

Mauern und kleinen Treppen, von geheimnißvollen Durchgängen, wo kein Menſch welche vermuthete, von Corridoren, Niſchen, tiefen Wandſchränken und Glasverſchlägen. Es war ein durchaus künſtlicher Bau, an dem Jahrhunderte gearbeitet hatten, um ihn für ſpäte Enkel ſo ſchwierig und unverſtändlich als irgend möglich zu machen. Und doch ſah er im Ganzen betrachtet anſehnlich und behaglich aus und umfaßte mit ſeinen Mauern eine ganze Welt von Menſchen und Intereſſen. Der ganze Raum unter dem Gebäude und unter ſeinen Höfen war zu Kellern gewölbt und bis an die Gewölbgurte gefüllt mit Waaren: das ganze Parterre gehörte der Handlung und enthielt außer den Comtoirzimmern faſt nichts als Waarenräume. Darüber lagen im Vorderhauſe die Säle und Zimmer, in denen der Kaufherr ſelbſt wohnte. Herr Schröter war nur kurze Zeit verheirathet geweſen, in einem Jahr hatte er Frau und Kind verloren, ſeit dem Tode ſeiner Eltern war eine Schweſter Alles, was er von Familie beſaß.

Streng hielt der Kaufmann auf den alten Brauch ſeiner Handlung. Alle Herren des Comtoirs, welche nicht verheirathet waren, wohnten in ſeinem Hauſe, gehörten ſeinem Haushalt an und aßen alle Mittage Punkt ein Uhr an dem Tiſche des Prinzipals. Am Morgen nach Antons Eintritt hatte Herr Schröter nur wenige Worte mit ihm gewechſelt und ihn darauf Herrn Jordan und dem Provinzialgeſchäft übergeben. Jetzt, einige Minuten vor der Mittagsſtunde, war Anton in die Zimmer des erſten Stocks beſtellt, um der Dame des Hauſes vorgeſtellt zu werden. Erwartungsvoll ſtieg er die Teppichſtufen der breiten Treppe hinauf, der Bediente öffnete und führte ihn durch eine Reihe von Gemächern in das Empfangzimmer. Anton ſah auf ſeinem Wege mit Erſtaunen den ruhigen und ſoliden Glanz der Einrichtung, die großen Wandſpiegel, ſchwere Stoffe, Gemälde, Blumentiſche, zahlreiche Vaſen und Fruchtſchaalen von Stein und gemaltem Porcellan. Der Diener ſchlug eine Portiere zurück, und Anton machte auf dem glatten Parquetboden eine tiefe Verbeugung, als der Prinzipal ihn einer jungen Dame vorſtellte und dazuſetzte: „Meine Schweſter Sabine.“

Fräulein Sabine zeigte über dem eleganten Sommerkleide ein feines bleiches Geſicht, von rabenſchwarzem Haar eingefaßt. Sie war vielleicht nicht älter als Anton, aber ſie hatte die Würde und Haltung einer Hausfrau. Sie nöthigte Platz zu nehmen und frug ihn theilnehmend, wie er ſich eingerichtet habe und ob er noch irgend etwas vermiſſe.

„Meine Schweſter regiert uns Alle,“ ſagte der Kaufmann mit einem freundlichen Blick auf die Dame, „machen Sie hier Ihre Bekenntniſſe, wenn Sie irgend einen wirthſchaftlichen Wunſch haben; ſie iſt die gute Fee, welche den Haushalt in Ordnung hält.“

Anton ſah zu der Fee auf und antwortete ſchüchtern: „Ich habe bis jetzt Alles weit glänzender gefunden, als ich von Hauſe aus gewöhnt bin.“

„Ihr Leben wird Ihnen bei alle dem mit der Zeit einförmig erſcheinen,“ fuhr der Kaufmann fort, „es iſt eine ſtrenge Regelmäßigkeit in unſerm Hauſe. Sie haben viele Arbeit und wenig Zerſtreuung zu erwarten; meine Zeit iſt ſehr in Anſpruch genommen, auch nach dem Schluß des Comtoirs. Wenn Sie aber in irgend einer Angelegenheit

Rath oder Hülfe wünſchen, ſo bitte ich, ſich vor Allem an mich zu wenden.“

Nach dieſer kurzen Audienz erhob er ſich und führte Anton nach dem Speiſezimmer. Auf dem Wege ſetzte er ihm die Stellung eines Lehrlings im Geſchäft auseinander. Anton fand ſeine Collegen bereits aufgeſtellt und in beſcheidener Toilette das Mahl erwartend; Sabine trat ein und mit ihr eine ältliche Dame, eine entfernte Verwandte der Familie, welche dem Fräulein in der Wirthſchaft half und ſehr gutmüthig ausſah. Die Herren vom Comtoir machten den Damen ihre Verbeugung, und Anton erhielt ſeinen Platz am Ende einer langen Tafel, zwiſchen den jüngſten ſeiner Collegen. Ihm grade gegenüber ſaß Sabine, neben dieſer ihr Bruder, auf der andern Seite die Verwandte, neben dieſer Herr von Fink und dahinter alles Uebrige genau nach Rang und Alter im Geſchäft. Es war im Ganzen ein ſtilles Diner, welches eingenommen wurde, Antons Nachbarn ſprachen nur wenig und mit gedämpfter Stimme, das Geſpräch wurde faſt ausſchließlich von dem Prinzipal geleitet. Nur der Jokei von geſtern benahm ſich mit größter Unbefangenheit, erzählte kleine lächerliche Geſchichten, wußte andere Leute vortrefflich in Stimme und Haltung nachzuahmen und bewies ſeiner Nachbarin, der gutmüthigen Tante, eine faſt übertriebene Aufmerkſamkeit. Kurz Anton, deſſen Herz bereits voller Pietät und Ehrfurcht war, ſah mit einer Art von frommem Entſetzen, daß Fink den ganzen Tiſch ſo behandelte, als wäre die Tafel nur ſeinetwegen gedeckt und als hätte der Kaufherr nur deshalb ſein Geſchäft, damit Fink, ſein Volontair, leichtſinnige Scherze machen und alle

Anweſenden dreiſt anreden könnte. Dabei glaubte er wahrzunehmen, daß der Kaufherr ſelbſt den jungen Herrn mit Kälte behandelte, und ferner, daß Fink ſich ſehr wenig um dies zurückhaltende Weſen des Hausherrn kümmerte. Der Diener im ſchwarzen Frack ſervirte mit größter Accurateſſe, und als ſich die Herren vom Geſchäft mit einer Verbeugung erhoben und ihre Stühle wegrückten, nahm Anton aus dem Speiſeſaal die Ueberzeugung mit hinaus, daß er noch nie ſo vornehm und feierlich ſein Mittagsbrod verzehrt habe.

„Mit Allen werde ich zurecht kommen, nur mit dieſem Herrn Fink nicht,“ ſagte ſich Anton den Tag über, „er iſt zu dreiſt und zu ſtolz. Auch ſitzen blieb er, als Alle von unſerem Geſchäft aufſtanden. Er paßt nicht hierher,“ entſchied der neue Ankömmling mit einer Weisheit, in welcher mehr Inſtinct als Erfahrung war. Seit der Zeit ſah Anton mit einiger Scheu auf Herrn von Fink, er mußte aber oft nach ihm hinſehen und ſich viel um ihn kümmern, denn das Weſen des Gentlemans imponirte ihm doch ſehr; der edel geformte Kopf, ein ſchmales Geſicht mit feinen Zügen, die ſichere Haltung und die kurze Entſchloſſenheit in Bewegungen und Worten. Anton getraute ſich kaum ihn anzureden, und Fink gab ihm keine Veranlaſſung dazu, denn er ſchien von der Anweſenheit des neuen Lehrlings nichts mehr zu wiſſen. Nur einmal, als Anton zufällig vor Fink die Treppe des Hinterhauſes hinauf ging, redete ihn dieſer an: „Nun Maſter Wohlfart, wie gefällt es Ihnen in dieſem Hauſe?“

Anton blieb ſtehen und ſagte, wie ſich für einen guten Jungen ſchickt: „Ausgezeichnet! ich ſehe und höre ſo viel Neues, daß ich noch gar nicht zu mir ſelbſt kommen kann.“

„Sie werden das Alles gewohnt werden,“ lachte Fink, „wie an einem Tage geht es das ganze Jahr ohne eine Veränderung fort. Am Sonntage ein Gericht mehr und ein Glas Wein vor jedem Couvert, und Sie werden gut thun, dazu Ihren Leibrock anzuziehen. Sie ſind jetzt als Rad eingefügt in die Maſchine, und es wird von Ihnen erwartet, daß Sie das ganze Jahr regelmäßig abſchnurren.“

„Ich weiß, daß ich fleißig arbeiten muß, um das Vertrauen Herrn Schröter's zu erwerben,“ antwortete der kleine Philiſter gereizt durch die rebelliſche Geſinnung des Volontairs.

„Eine tugendhafte Bemerkung,“ ſpottete dieſer; „in wenigen Wochen werden Sie ſehen, mein armer Junge, welch' ein himmelweiter Unterſchied iſt zwiſchen dem Herrn des Geſchäfts und den Leuten, welche ſeine Briefe ſchreiben und ſeine Kunden abfertigen. Kein Fürſt auf Erden lebt ſo ſtolz und einſam unter ſeinen Vaſallen, als dieſer Kaffebeherrſcher in ſeinem Reiche: Laſſen Sie ſich übrigens durch meine Reden nicht ſtören,“ fügte er mit etwas mehr Gutmüthigkeit zu, „das ganze Haus wird Ihnen ſagen, daß ich unzurechnungsfähig bin. Da Sie mir aber ausſehen, wie ein hoffnungsvoller Comtoriſt, ſo will ich Ihnen noch einen ehrlichen Rath geben. Kaufen Sie ſich einen engliſchen Sprachlehrer und machen Sie, daß Sie fortkommen, bevor Sie hier einroſten. Alles, was Sie hier lernen, wird Sie noch nicht zu einem tüchtigen Mann machen, wenn Sie anders das Zeug haben, überhaupt einer zu werden. Guten Abend!“ Mit dieſen Worten drehte Fink unſerm Anton den Rücken und ließ dieſen, wieder ärgerlich über den hohen Ton, den der Jokei angenommen hatte, zurück.

Wohl empfand unſer Held nach einiger Zeit mitten in dem Rauſchen des Geſchäftslebens die ewige Gleichförmigkeit der Stunden und Tage; wohl ermüdete ihn das zuweilen, aber es machte ihn nicht unglücklich, denn durch ſeine Eltern war er an Ordnung und regelmäßigen Fleiß gewöhnt, und dieſe beiden Tugenden halfen ihm über manche langweilige Stunde hinweg.

Herr Jordan gab ſich redlich Mühe, den Lehrling in die Geheimniſſe der Waarenkunde einzuweihen, und die Stunde, in welcher Anton zuerſt in das Magazin des Hauſes trat und hundert verſchiedene Stoffe und merkwürdige Bildungen perſönlich mit allen Kunſtausdrücken kennen lernte, wurde für ſeinen empfänglichen Sinn die Quelle einer eigenthümlichen Poeſie, die wenigſtens eben ſo viel werth war, als manche andere poetiſche Empfindung, welche auf dem märchenhaften Reiz beruht, den das Seltſame und Fremde in der Seele des Menſchen hervorbringt.

Es war ein großes dämmriges Gewölbe im Parterre des Hauſes, durch Fenſter mit Eiſenſtäben nothdürftig erhellt, in welchem die Waarenproben und kleinen Vorräthe für den täglichen Verkehr lagen. Tonnen, Kiſten und Ballen ſtanden auch hier maſſenhaft durcheinander, und nur ſchmale gewundene Pfade führten dazwiſchen durch. Faſt alle Länder der Erde, alle Racen des Menſchengeſchlechts hatten gearbeitet und eingeſammelt, um Nützliches und Werthvolles vor den Augen unſers Helden zuſammenzuthürmen. Der ſchwimmende Palaſt der oſtindiſchen Compagnie, die fliegende amerikaniſche Brigg, die alterthümliche Arche der Niederländer hatten die Erde umkreiſt, ſtarkriprige Wallfiſchfänger hatten ihre Naſen an den Eisbergen des Süd- und Nordpols gerieben, ſchwarze Dampfſchiffe, bunte chineſiſche Dſchonken, leichte malaiſche Kähne mit einem Bambus als Maſt, alle hatten ihre Flügel gerührt und mit Sturm und Wellen gekämpft, um dies Gewölbe zu füllen. Dieſe Baſtmatten hatte eine Hindufrau geflochten, jene Kiſte war von einem fleißigen Chineſen mit roth und ſchwarzen Hieroglyphen bemalt worden, dort das Rohrgeflecht hatte ein Neger aus Congo im Dienſt des virginiſchen Pflanzers über den Ballen geſchnürt; dieſer Stamm Farbeholz war an dem Sande herabgerollt, den die Wellen des mexikaniſchen Meerbuſens angeworfen haben, jener viereckige Block von Zebra- oder Jacarandaholz hatte in dem ſumpfigen Urwald Braſiliens geſtanden, und Affen und bunte Papageien waren über ſeine Blätter gehüpft. In Säcken und Tonnen lag die grünliche Frucht des Kaffebaumes faſt aus allen Theilen der Erde, in rohen Baſtkörben breiteten ſich die gerollten Blätter der Tabakpflanze, das bräunliche Mark der Palme und die gelblichen Kryſtalle aus dem ſüßen Rohr der Plantagen. Hundert verſchiedene Pflanzen hatten ihr Holz, ihre Rinde, ihre Knoſpen, ihre Früchte, das Mark und den Saft ihrer Stämme an dieſer Stelle vereinigt. Auch abenteuerliche Geſtalten ragten wie Ungethüme aus dem Chaos hervor, dort hinter dem offenen Faß, gefüllt mit oranger Maſſe — es iſt Palmöl von der Oſtküſte Afrikas — ruht ein unförmiges Thier — es iſt Talg aus Polen, der in die Haut einer ganzen Kuh eingelaſſen iſt, — daneben liegen, zuſammengedrückt in rieſigem Ballen, gepreßt mit Stricken und eiſernen Bändern, fünfhundert Stockfiſche, und in der Ecke gegenüber erheben ſich über einem Haufen Elephantenzähne die Barden eines rieſigen Wals.

Anton ſtand noch ſtundenlang, nachdem die Erklärungen ſeines Lehrmeiſters aufgehört hatten, neugierig und verwundert in der alten Halle, und die Gurte der Wölbung und die Pfeiler an der Wand verwandelten ſich ihm in großblättrige Palmen, und das Summen und Geräuſch auf der Straße erſchien ihm wie das entfernte Rauſchen der See, die er nur aus ſeinen Träumen kannte, und er hörte die Wogen des Meeres in gleichmäßigem Tact an die Küſte ſchlagen, auf welcher er ſo ſicher ſtand.

Dieſe Freude an der fremden Welt, in welche er ſo gefahrlos eingekehrt war, verließ ihn ſeit dem Tage nicht mehr. Wenn er ſich Mühe gab, die Eigenthümlichkeiten der vielen Waaren zu verſtehen, ſo verſuchte er auch durch Lectüre deutliche Bilder von der Landſchaft zu bekommen, aus welcher ſie herkamen, und von den Menſchen, die ſie geſammelt hatten.

So vergingen ſchnell die erſten Monate ſeines Lebens in der Hauptſtadt, und es war gut für ihn, daß er auch in ſeinen Freiſtunden dieſe lebhafte Unterhaltung mit der ganzen Welt zu führen hatte, denn in Einem hatte Fink Recht gehabt: Anton blieb trotz dem täglichen Mittagstiſch in dem parketirten Speiſezimmer doch dem Chef des Hauſes und der Familie ſehr fremd und fühlte bald, daß eine Schranke gezogen ſei zwiſchen den Herren vom Comtoir und den Perſonen des Hauſes, die, ſo unbemerkbar ſie für Fremde ſein mochte, doch eiſenfeſt ſtand. Er war ſo verſtändig, daß es ihm nicht einfiel, darüber zu murren, aber er wurde doch manchmal dadurch gedrückt, denn mit dem

Enthuſiasmus der Jugend war er ſchnell bereit, ſeinen Prinzipal als das Ideal eines Kaufmanns zu verehren. Die Klugheit, Sicherheit und energiſche Kürze des Mannes und ſeine ſtolze Redlichkeit begeiſterten ihn; er hätte ſich gar zu gern mit ſchwärmeriſcher Innigkeit an ihn angeſchloſſen, aber er ſah außer den Geſchäftsſtunden wenig von ihm. Wenn der Kaufmann am Abend nicht in Conferenzen oder im Club war, ſo lebte er nur für ſeine Schweſter, an der er mit einer rührenden Zärtlichkeit hing. Für ſeine Schweſter hielt der Kaufmann Wagen und Pferde, die er ſelbſt nie benutzte, ihr zu Liebe beſuchte er auch Abendgeſellſchaften und gab ſelbſt welche, zu denen Anton und ſeine Collegen nicht zugezogen wurden. Dann rollten die Equipagen vor das Haus, galonnirte Bediente flogen Trepp auf Trepp ab, und bunte Schatten ſchwebten an den erleuchteten Fenſtern des Vorderhauſes vorüber, während Anton in ſeiner Dachſtube ſaß und mit Sehnſucht auf das glänzende Leben des Haushaltes ſah, zu dem er doch auch gehörte: mit heißer Sehnſucht, denn unſer Held war kaum neunzehn Jahr alt und kannte die geſchmückte Geſelligkeit eleganter Kreiſe nur aus den trügeriſchen Schilderungen der Bücher, welche er geleſen hatte. Dann ſagte ihm zwar immer ſein Verſtand, daß er nicht in das Vorderhaus gehöre, und was daraus werden ſolle, wenn er mit ſeinem Dutzend Collegen, die ſo verſchieden an Bildung waren, bei ſolchen Geſellſchaften ſich ausbreiten wolle. Aber was der Verſtand, dieſer alte Herr, ſagt, wird von der jungen Dame Begehrlichkeit nicht immer ehrerbietig angehört, und Anton ſchlich manchmal mit einem leiſen Seufzer vom Fenſter zu ſeiner Lampe und den Büchern zurück und bemühte ſich, die lockende Muſik der Quadrille zu vergeſſen, indem er auf das Geſchrei des Löwen und das Gurgeln des Brüllfroſches in irgend einem tropiſchen Land lauſchte.

## 6.

Der Freiherr von Rothſattel hatte ſein Quartier in der Hauptſtadt ſelbſt eingerichtet. Es war nur von mäßiger Größe, aber die Form der Möbeln, die Arabesken der einfachen Wandmalerei, die Zeichnung auf Vorhängen und Teppichen waren ſo geſchmackvoll zuſammengepaßt, daß das Ganze in der guten Geſellſchaft als ein Muſter von Eleganz und Wohnlichkeit gerühmt wurde. Recht in der Stille hatte er das Alles vorbereitet. Endlich hielt der neugekaufte Wagen vor der Wohnung, der Freiherr hob ſeine Gemahlin heraus und führte ſie durch die Reihe der Zimmer bis zu ihrem kleinen Boudoir, das ganz mit weißer Gaze decorirt war, die Decke eine Sonne von weißen Falten, und an allen Wänden weiß gefältelte Sterne. Da flog ihm die Baronin entzückt über ſo viel Aufmerkſamkeit in die Arme, und der gute Herr fühlte ſich zufrieden und ſtolz wie ein König. Schnell war die Familie eingelebt, die Ackerpferde führten vom Gut die unvermeidlichen Kiſten und Truhen und Vorräthe von Lebensmitteln herbei, und nachdem einige Tage hindurch Strohhalme von Treppen, Fußböden und Teppichen abgefegt worden waren, konnte man daran denken, ſich außerhalb des Hauſes umzuſehen und die nöthigen Beſuche zu machen.

Ein großer Theil des Landadels pflegte die Wintermonate in der Hauptſtadt zuzubringen, und die Rothſattel fanden mehrere Gutsnachbarn, viele Bekannte und Verwandte. Ueberall war man erfreut, die angeſehene Familie in der Stadt zu begrüßen, und nach wenigen Wochen fanden ſie ſich mitten in einem großen Kreiſe zu fröhlicher Geſelligkeit eingelebt. Der niedere Adel mit all ſeinen Titeln, welche ihm von den deutſchen Regenten freigebig ertheilt worden ſind, bildete eine ſtattliche, ziemlich abgeſchloſſene Corporation, und wenn in dem Völkchen auch nicht gerade ein Ueberfluß von geiſtreicher Bildung vorhanden war, ſo war doch das geſellige Behagen, mit dem ſie unter einander verkehrten, vielleicht um ſo größer. Die Baronin wurde durch ihre ſichere Liebenswürdigkeit eine Hauptgröße der Frauenwelt; auch ihr Gemahl, der in den erſten Wochen manchmal die Wanderungen durch den Wirthſchaftshof und die Spazierritte in ſeinen Wald vermißt hatte, fand ſich bald unter ſeinen Jugendfreunden nicht weniger wohl. Er wurde Mitglied einer adeligen Reſſource, ſuchte ſeine alte Virtuoſität auf dem Billard hervor, ſpielte mit Anſtand Whiſt und L'hombre und trieb in müßigen Stunden etwas Politik und ein wenig Kunſt. So verlebte die Familie eine behagliche und intereſſante Winterſaiſon, und der Freiherr und ſeine Gemahlin äußerten einander ihre Verwunderung, warum ſie ihrem Leben nicht ſchon in frühern Jahren dieſe beſcheidene und anſtändige Abwechſelung gegönnt hätten.

Nur Lenore war mit dem Umzug nicht ganz zufrieden. Sie fuhr fort, die Befürchtung ihrer Mutter zu rechtfertigen, daß ſie ein Original werden könnte. Es wurde ihr ſchwer, den zahlreichen ältlichen Tanten der Familie eine anmuthige Ehrerbietung zu bezeigen, und noch ſchwerer wurde ihr, luſtige Herren aus der Nachbarſchaft, gute Freunde ihres Vaters, die ſie vom Gut her kannte, hier in der Stadt nicht zuerſt anzureden, wenn ſie ihnen auf der Straße begegnete. Auch das Behältniß war ihr peinlich, in dem ſie die Bildung aus dem Mädcheninſtitut nach Hauſe tragen mußte. Es war ein Zwitter von Taſche und Mappe, voll von langweiligen Heften und Lehrbüchern. Da die Mutter nicht gern ſah, wenn der Bediente ihr die Schulbücher nachtrug, ſo ſchlenkerte ſie das Ding verächtlich am Arm, ſo oft ſie auf der Straße ging, blieb dabei von Zeit zu Zeit ſtehen und ſah wie eine Juno mit dreiſtem Blick auf die Gruppen der Marktleute, auf Eckenſteher, die ſich prügelten, und auf andere Menſchenknäuel, welche ſich in den Straßen einer großen Stadt zuſammenballen. Einſt, als ſie ſo auf der Straße ſtand, die Mappe als Zeichen ihrer Sklaverei am Arme und einen kleinen Regenſchirm in der Hand, ſiehe, da kam ihr auf dem Trottoir der junge Herr entgegen, den ſie im Gärten umhergeführt und über den Teich gefahren hatte. Sie freute ſich darüber; er war ihr eine freundliche Erinnerung an das Gut, an ihren Pony und an das Volk der Schwäne. Noch war er eine Strecke entfernt, als ihre Falkenaugen ihn beobachteten. Er kam näher und ſah ſie nicht. Da ihr die Mutter verboten hatte, irgend einen Herrn auf der Straße anzuſprechen, ſo blieb ſie in ſeinem Wege ſtehen und ſtampfte ihren Schirm befehlend vor ihm auf die Steine. Anton, der im Geſchäftstrott war, blickte auf und ſah mit der höchſten Freude, daß das ſchöne Fräulein vom See vor ihm ſtand. Er zog erröthend ſeinen Hut, und das Fräulein erkannte aus ſeinem ſtrahlenden Geſicht mit Befriedigung, daß trotz der Büchertaſche ihre Erſcheinung auf ihn noch eben ſo gewaltig wirkte, als früher.

„Wie geht es Ihnen, mein Herr?“ frug ſie würdevoll das Köpfchen zurückwerfend.

„Sehr gut,“ ſagte Anton; „wie bin ich glücklich, Sie hier in der Stadt zu ſehen.“

„Wir wohnen jetzt hier,“ ſprach das Fräulein weniger vornehm, „für den Winter Bärenſtraße Nr. 20.“

„Darf ich fragen, wie ſich der Pony befindet?“ ſagte Anton ehrfurchtsvoll.

„Denken Sie, er hat zu Hauſe bleiben müſſen,“ klagte die Dame; „und was treiben Sie hier?“

„Ich bin in der Handlung von T. O. Schröter,“ antwortete Anton mit einer Verbeugung.

„Alſo Kaufmann?“ ſagte das Fräulein, „und womit handeln Sie?“

„Colonialwaaren und Producte; es iſt das größte Geſchäft in dieſer Branche hier am Platz,“ antwortete Anton mit Selbſtgefühl.

„Und haben Sie gute Menſchen gefunden, die auch für Sie ſorgen?“

„Mein Prinzipal iſt ſehr gütig gegen mich,“ antwortete Anton, „in Kleinigkeiten muß ich für mich ſelbſt ſorgen.“

„Haben Sie auch Freunde hier, mit denen Sie ſich amüſiren?“ ſetzte das Fräulein ihr Examen fort.

„Einige Bekannte. Ich habe aber viel zu thun, und in den Freiſtunden muß ich für mich lernen.“

„Sie ſehen auch etwas bleich aus,“ ſagte das Fräulein, ihn mit mütterlichem Wohlwollen betrachtend. „Sie müſſen ſich mehr Bewegung machen und fleißig ſpazieren gehen. — Es iſt mir angenehm geweſen, Sie hier zu treffen; ich werde mich freuen, wenn ich höre, daß es Ihnen wohlgeht,“ fügte ſie, wieder in Majeſtät übergehend, hinzu. Sie ſah ihn noch einen Augenblick an, grüßte mit dem Kopf und verſchwand in dem Menſchenſtrom, während Anton ihr mit abgezogenem Hut nachſah.

Lenore fand nicht für nöthig, über das zufällige Zuſammentreffen viele Worte zu verlieren. Nur als einige Tage darauf die Baronin ihren Gemahl frug: „Aus welcher Handlung wollen wir die Waaren nehmen, die der Haushalt braucht?“ da ſah Lenore von ihrem Buche auf und ſagte: „Die größte Handlung hier am Platz iſt von T. O. Schröter, Colonialwaaren und Producte.“

„Woher weißt du das?“ frug der Vater lachend, „du ſprichſt ja wie ein gelernter Kaufmann.“

„Das kommt Alles von dieſem Mädcheninſtitut,“ antwortete Lenore trotzig.

Ueber den geſelligen Freuden vergaß der Freiherr nicht den Hauptzweck ſeines Aufenthaltes in der Stadt. Er zog ſorgfältige Erkundigungen ein über die techniſchen Gewerbe, welche andere Gutsbeſitzer eingerichtet hatten, er beſuchte die Fabriken der Stadt, und bemühte ſich, gebildete Techniker kennen zu lernen. Er bekam eine Maſſe von Nachrichten und erwarb einige Kenntniſſe in Maſchinen und Fabrikanlagen. Aber die Nachrichten, welche er erhielt, waren ſo widerſprechend, und die Anſchauungen, welche er ſelbſt gewann, ſo unvollſtändig, daß er zuletzt für das Beſte hielt, nichts zu übereilen, und abzuwarten, bis ſich ein geſchäftliches Unternehmen von beſonderer und möglichſt ſicherer Rentabilität fände.

Es darf nicht verſchwiegen werden, daß zu dieſer Zeit auch der Familienſchatz durch ein ſchönes mit vergoldetem Meſſing beſchlagenes Käſtchen vermehrt wurde. Es war von geflaſertem Holz mit Arabesken von mattem Metall und mit einem ſehr künſtlichen Schloß, welches für einen Spitzbuben gar nicht zu öffnen war und den Dieb in die Nothwendigkeit verſetzte, das ganze Käſtchen zu ſtehlen. In dieſem Behältniß lagen fünfundvierzigtauſend Thaler in neuen weißen Pfandbriefen der Landſchaft. Der Freiherr betrachtete die Pfandbriefe mit vieler Zärtlichkeit. Er ſaß in den erſten Tagen ſtundenlang vor dem geöffneten Käſtchen und wurde nicht müde, die Pergamentblätter nach den Nummern zu ordnen, ſich über den reinlichen weißen Glanz derſelben zu freuen und die Tilgungspläne für das Capital zu entwerfen. Auch als er das Käſtchen der Sicherheit wegen wieder ins Depoſitum der Landſchaft gegeben hatte, war der Gedanke daran eine von den kleinen Freuden, welche der ritterliche Freiherr im Stillen hatte. Ja, der Geiſt dieſes Käſtchens ſpukte in ſeinem Haushalt fort. Die Baronin war verwundert, wenn ihr Gemahl zuweilen anfing, da zu ſparen, wo er es ſonſt nicht gethan hatte; wenn er einige Male von Logenbilleten abrieth, weil man gute Wirthſchaft treiben müſſe, oder wenn er ihr mit einer gewiſſen Freude erzählte, daß er am vergangenen Abend zehn Louisdor im Spiel gewonnen habe. Die verſtändige Dame wurde ernſtlich beſorgt, ob ihr Gemahl nicht durch einen Unfall in Geldverlegenheit gekommen ſei; indeß beruhigten ſie ſeine Verſicherungen vom Gegentheil und ein zufriedenes Lächeln, welches in ſolchen Stunden über ſeinem Geſicht ſchwebte, ſehr bald wieder. In der That waren die kleinen Anfälle von Sparſamkeit nicht conſequent und ergaben ſich als nichts Anderes, als eine unſchuldige Laune, denn in allen größeren Dingen hielt der Freiherr in gewohnter Weiſe auf anſtändige Repräſentation, und ſein Auftreten war durchaus ſeiner Familie und ſeinem Wohlſtande entſprechend.

Auch war es in der That nicht möglich, gerade jetzt zurückzulegen. Das Leben in der Stadt, die Einrichtung der Wohnung und die unvermeidlichen geſelligen Anſprüche verringerten natürlich die Ausgaben nicht.

So kam es, daß der Freiherr, als er zur Abnahme der Winterrechnungen auf ſein Gut gereiſt war, ſehr verſtimmt nach der Stadt zurückkehrte. Er hatte große Rechnung gemacht, er hatte geſehen, daß die Ausgaben des letzten Jahres größer geweſen waren, als die Einnahmen, daß der Revenüenanſchlag des nächſten Jahres keine Deckung des Deficits verſprach, daß faſt zweitauſend Thaler fehlten, welche geſchafft werden mußten. Der Gedanke griff ihm an das Herz, daß er dies Geld von den weißen Pergamenten nehmen ſollte, und dem Manne, welcher mit dem größten Anſtand einen feindlichen Kugelregen ausgehalten hätte, wurde ſiedend heiß, wenn er dachte, daß er in dieſem Falle einige Tauſend Thaler wirklicher Schulden auf ſeinem Gute haben würde. Er war verſtändig genug, einzuſehen, daß in ſeiner Speculation ein Fehler geweſen war. Wenn man ein Vermögen durch jährliche kleine Erſparniſſe erwerben will, muß man ſeine Ausgaben einſchränken; er aber hatte ſeine Ausgaben bedeutend vermehrt. Ohne Zweifel war dieſe Vermehrung ſehr nothwendig geweſen, aber es war ein unglücklicher Zufall, daß das ſo zuſammentraf. Seit ſeinen Lieutnanttagen hatte der gute Herr keine ſo peinliche Unruhe empfunden. Aus der Stadt zurück konnte er nicht, dafür gab es tauſend Gründe; er hatte die Wohnung auf eine Reihe von Jahren gemiethet, was würden die Bekannten zu einer plötzlichen Abreiſe geſagt haben, wie hätte er ſeiner geliebten Frau und Lenoren das Opfer zumuthen können? So verſchloß er den Aerger in ſich. Er entſchuldigte gegenüber den beſorgten Fragen der Baronin ſeine Verſtimmung durch eine Erkältung auf der Reiſe, aber tagelang nagte der Gedanke an ihm, daß er einen Verluſt erlitten habe, daß er zurückgekommen ſei; und je ſanguiniſcher er vorher geweſen war, deſto niedergeſchlagener wurde er jetzt. Ja es geſchah, daß er auf einem Spaziergange durch die Stadt bei einem Lotterieeinnehmer eintrat und ein Lotterielos kaufte, damit ein gütiges Geſchick das gut machen möge, was ſchadhaft war. Zuweilen, beſonders am Abend, wenn er aus heiterer Geſellſchaft kam, lächelte er ſelbſt über dieſe Verſtimmung und ſchalt ſie thöricht. Das ganze Unglück war ſo unbedeutend, es war ja keine Lebensfrage; in wenigen Jahren konnten ſeine Angelegenheiten wieder aufs Beſte arrangirt ſein. Nur an den nüchternen Morgen kam ihm der langweilige Gedanke wieder, und er konnte ihn nicht los werden.

An einem ſolchen Morgen wurde Herr Ehrenthal gemeldet, der ihm eine Summe für gekauftes Getreide zu zahlen hatte. Den Freiherrn überkam ein peinliches Gefühl, als der Bediente den Namen Ehrenthal ausſprach: der Mann hatte ihm den Rath gegeben, Pfandbriefe aufzunehmen. Freilich ſagte er ſich im nächſten Augenblick, daß derſelbe Mann ihm nicht den Rath gegeben hatte, nach der Stadt zu ziehen; aber er grollte ihm doch, und ſein Gruß mochte wohl kälter klingen als gewöhnlich. Herr Ehrenthal war ein zu guter Geſchäftsmann, um auf die Launen ſeiner Kunden viel zu geben. Er zählte ſein Geld auf und war dabei freigebig mit den Verſicherungen ſeiner Ergebenheit. Der Freiherr blieb unzugänglich, bis Ehrenthal im Abgehen frug: „Und ſie ſind gekommen, die Pfandbriefe, gnädiger Herr Baron?"

„Ja," ſagte der Herr mürriſch.

„Es iſt jammerſchade," rief Ehrenthal, „daß fünfundvierzigtauſend Thaler liegen ſollen ſo todt, als ob ſie nicht vorhanden wären in der Welt. Dem Herrn Baron iſt's gleich, ob er einmal gewinnt ein Paar tauſend Thaler oder nicht, aber unſer Einem iſt es nicht gleich. Ich kann in dieſem Augenblick machen ein ſolides Geſchäft und ein ſicheres, und mein Geld iſt verſteckt, ich muß mir entgehen laſſen einen baaren Gewinn von viertauſend Thalern."

Der Freiherr hörte aufmerkſam zu, der Händler fuhr mit größerm Muthe fort: „Herr Baron, Sie kennen mich ſeit Jahren als einen ehrlichen Mann, Sie wiſſen auch, daß ich nicht ohne Mittel bin; ich will Ihnen einen Vorſchlag thun: Leihen Sie mir zehntauſend Thaler Pfandbriefe auf drei Monat; ich gebe Ihnen für das Capital einen Wechſel auf mich ſelbſt, welcher iſt wie baar Geld. Es ſind zu gewinnen viertauſend Thaler bei dem Geſchäft; was gewonnen wird, das theile ich mit dem Herrn Baron ſtatt der Zinſen zu gleichen Theilen. Sie ſollen kein Riſico haben, und wir machen das Geſchäft zuſammen. Wenn verloren wird, trage ich's allein und zahle in drei Monaten dem gnädigen Herrn die zehntauſend Thaler zurück.“

Dieſe Worte des Händlers, ſo wenig aufregend ſie wahrſcheinlich in das Ohr des Leſers dringen, klangen dem Freiherrn wie ein Alarmſignal beim unbehaglichen Bivouac. Eine heftige Spannung, eine wilde Freude arbeitete in ihm. Kaum hatte er Ruhe genug, zu ſagen: „Vor Allem muß ich wiſſen, von welcher Art das Geſchäft iſt, das Sie mit meinem Gelde machen wollen.“

Der Geldmann ſetzte das auseinander. Es war ihm der Antrag gemacht, eine große Quantität Holz zu kaufen. Das Holz lag auf einem Flößplatz im obern Theile der Provinz. Der Händler holte die Berechnung der Holzmaſſe, der Transportkoſten bis zur Hauptſtadt und des Werthes, den das Holz in der Hauptſtadt haben würde, aus ſeiner Taſche und bewies dem Freiherrn, daß dabei in ſechs bis acht Wochen ein ſicherer Gewinn von bedeutender Größe zu machen ſei.

Der Freiherr ſah mit Aufmerkſamkeit die Menge der Zahlen durch; wenn die Berechnung richtig war, ſo war der Gewinn ſonnenklar, er that aber doch die bedächtige Frage: „Wie kommt es, daß der Eigenthümer des Holzes das Geſchäft nicht ſelbſt macht, und daß er ſich einen ſo ſichern Gewinn entgehen läßt?“

Der Händler zuckte die Achſeln. „Wer ein Geſchäft macht, kann nicht immer fragen, warum läßt der Andere die Waare ſo billig? Wer in Verlegenheit iſt, kann nicht warten zwei bis drei Monat, das Eis liegt auf dem Fluß, der Mann braucht das Geld binnen hier und drei Tagen.“

„Sind Sie ſicher, daß das Eigenthumsrecht des Verkäufers unbeſtreitbar iſt?“ frug der Freiherr.

„Der Mann iſt mir ſicher,“ ſagte der Händler: „wenn ich ihm das Geld bis heute Abend ſchaffe, iſt das Holz mein.“

Dem Edelmann war es peinlich, die Verlegenheit eines Andern zu benutzen, ſo ſehr ſich auch ſein Herz nach dem Gewinn ſehnte. Er ſagte mit Würde: „Ich halte es für unpaſſend, auf den Verluſt eines Andern zu rechnen.“

„Warum ſoll er haben Verluſt?“ rief Ehrenthal eifrig. „Er iſt Speculant, jetzt braucht er Geld: vielleicht will er machen ein größeres Geſchäft; ſo muß er den Vortheil am kleinern überlaſſen einem Andern. Er hat ſich erboten, gegen Zehntauſend baar den ganzen Vorrath zu übergeben. Es iſt nicht meine Sache, zu fragen, ob er mehr gewinnen kann mit meinem Gelde, als ich gewinnen kann durch ſein Holz.“

Was Herr Ehrenthal ſagte, war richtig; er verſchwieg nur Einiges. Der Verkäufer des Holzes war ein unglücklicher Speculant, der, von ſeinen Gläubigern gedrängt, eine Auspfändung fürchtete und die unbeſcheidenen Hoffnungen derſelben dadurch beendigen wollte, daß er ſeine Vorräthe an einen Fremden ſchnell und heimlich verkaufte und mit der erhaltenen Summe unſichtbar wurde. Vielleicht wußte Herr Ehrenthal das; vielleicht ahnte auch der Freiherr, daß es bei einem ſo leichten Gewinn eine Bewandniß haben müſſe, wenigſtens ſagte ſein Kopfſchütteln, daß ihm die Sache

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

keineswegs ganz klar war. Und doch hatte er wenig zu wagen und nichts zu verantworten: er lieh ſein Geld an einen ſichern Mann, den er ſeit vielen Jahren als wohlhabend und pünktlich kannte, und gewann dadurch die Ausſicht, in kurzer Zeit einen böſen Geiſt los zu werden, der ihn raſtlos quälte. Er war zu unruhig, um zu überlegen, daß er vielleicht einen Teufel vertreibe durch Beelzebub, der Teufel Oberſten. Er klingelte nach ſeinem Wagen und ſagte vornehm: „In einer Stunde ſollen Sie das Geld haben.“

Ehrenthal dankte in ſeiner feurigen Weiſe für dieſe große Gefälligkeit, ſchrieb auf der Stelle einen wohlverclauſulirten Sola-Wechſel über die Pfandbriefe und empfahl ſich mit einer Unterthänigkeit, die ſehr gegen das ſtolze Kopfnicken des Freiherrn abſtach.

Seit dieſem Tage lebte der Freiherr in banger Erwartung. Immer mußte er an die Unterredung mit dem Händler denken. Wenn er am Theetiſch neben ſeiner Gemahlin ſaß und über Theater und Concert geplaudert wurde, irrte ſeine Seele rathlos zwiſchen den Lücken der Holzklafter umher oder wurde von langen rollenden Maſtbäumen gedrückt; und wenn er die Arbeitsbücher ſeiner Tochter durchſah, ſo ſtarrten ihm auf dem Deckel und am Rande zahlreiche Geſichter Ehrenthals entgegen, und jedes lachte ihn höhniſch an. So oft er auf ſeinem Jagdpferde ausritt, richtete ſich der Kopf des Pferdes nach dem Strom, und mit finſterm Blick ſah der Reiter auf die gefrorene Fläche hinab, ſah die Eisſchollen ſtromabwärts treiben und das hohe Frühlingswaſſer bis an die Steine des Randes fluthen.

Ehrenthal hatte ſich lange nicht ſehen laſſen. Endlich, an einem ſonnigen Morgen erſchien er mit ſeinen unvermeidlichen Bücklingen, zog ein großes Packet aus der Taſche und rief triumphirend: „Herr Baron, das Geſchäft iſt gemacht! Hier ſind die Pfandbriefe zurück und hier ſind zweitauſend Thaler als der Gewinn, welcher auf Sie fällt.“

Die Hand des Freiherrn griff haſtig nach dem Packet. Es waren dieſelben weißen Pergamente, die er mit ſchwerem Herzen aus der Caſſette hervorgeholt hatte, und außerdem ein Bündel Caſſenſcheine. Diesmal hörte der Freiherr kaum auf den Wortſchwall des Händlers, eine Laſt fiel ihm vom Herzen, er hatte ſeine Pfandbriefe wieder, und der Ausfall in ſeinen Finanzen war gedeckt. Ehrenthal wurde gnädig entlaſſen, die Pergamente eingeſchloſſen, und der Freiherr durfte ſich heute keinen Zwang anthun, um ein liebenswürdiger Geſellſchafter zu ſein. Noch an demſelben Tage kaufte er der Baronin einen Schmuck von Türkiſen, den ſie lange im Stillen gewünſcht hatte.

Seit dem Tage war im Hauſe des Freiherrn heller Sonnenſchein, und wenn es eine Erinnerung an die letzten Wochen gab, ſo äußerte ſie ſich nur in Kleinigkeiten. Der Kopf des Halbblutes vermied ſeit dieſem Tage den Strom eben ſo ſehr, als er ihn früher geſucht hatte, und wenn der Reiter auf der Straße von Herrn Ehrenthal gegrüßt wurde, ſo regte ſich wieder ein lebhafter Widerwille gegen den glücklichen Geſchäftsmann in ſeiner Seele, und ſehr nachläſſig war der Gegengruß, welchen er von der Höhe des Roſſes zurückgab.

Aber noch ein dunkler Schatten aus der letzten Vergangenheit ſollte über den Freiherrn fallen. Er las in dem Zimmer ſeiner Frau die Zeitung, als ſein Auge auf einen Steckbrief fiel, durch welchen ein verſchwundener Holzhändler wegen betrügeriſchen Bankerotts verfolgt wurde. Er legte das Blatt weg, ein kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Und er, der furchtloſe Cavalier, nahm das Zeitungsblatt vom Tiſch fort und verſteckte es tief unter die Bücher ſeines Arbeitstiſches. Wenn der Betrüger derſelbe Mann war — Ehrenthal hatte ihm keinen Namen genannt — aber wenn er, der Edelmann, durch ſein Geld und ſeinen Gewinn fremde wohlbegründete Anſprüche verkürzt hatte; wenn er Gehülfe eines Betrugs geworden war, und wenn er für dieſe Hülfe bezahlt worden war — dieſe Gedanken waren fürchterlich für ſein ſtolzes Herz. Der Herr ging in der Stube auf und ab und rang die Hände; er eilte zum Schreibtiſch, um den Gewinn einzupacken und fortzuſchaffen, er wußte ſelbſt nicht wohin, ſich von der Seele, weit weg aus ſeinem Hauſe. Mit Beſtürzung ſah er, daß nur noch ein kleiner Theil des Gewinns vorhanden war. Wie gelähmt ſetzte er ſich an den Tiſch und legte den Kopf auf ſeine Hände. Es war etwas in ihm entzwei gegangen, das fühlte er, und er fürchtete, für immer. Heftig ſprang er wieder auf, riß an der Klingel und ließ Ehrenthal zu ſich fordern.

Zufälliger Weiſe war der Händler verreiſt. Unterdeß ſprachen zu dem Freiherrn die freundlichen Stimmen, welche in der Menſchenbruſt mit klugen und gewählten Worten alles Bedenkliche in ein gutes Licht zu ſetzen wiſſen. Wie war die ganze Angſt ſo thöricht! Es gab viele hundert

Leute am Oberlauf des Stromes, die mit Holz handelten, es war ja ganz unwahrſcheinlich, daß gerade jener Betrüger der Mann Ehrenthals ſein ſollte. Und ſelbſt in dieſem Fall, wie groß war ſein eigenes Unrecht bei dem ganzen Ereigniß? Klein, ſehr klein, für einen Geſchäftsmann nicht zu erkennen. Ja ſelbſt Ehrenthal, was konnte er dafür, wenn der Verkäufer das Geld zu einem Betrug verwandt hatte? Es war ja Alles ehrlich und geſetzlich gekauft worden. — So ſprach es fortwährend begütigend in dem Freiherrn, ach, und welche Mühe gab ſich der Herr, all dieſe Stimmen recht deutlich zu hören.

Als Ehrenthal endlich ankam und haſtig zum Freiherrn eilte, trat ihm dieſer mit einem Geſicht entgegen, das den Händler wirklich erſchreckte. „Wie heißt der Mann, von dem Sie das Holz gekauft haben?“ frug der Freiherr heftig an der Thür.

Ehrenthal ſtand betroffen, auch er hatte ſeine Zeitung geleſen und verſtand, was in der Seele des Edelmanns vorging. Er nannte einen beliebigen Namen.

„Und wie hieß der Ort, wo das Holz lag?“ klang die zweite Frage etwas ruhiger. Herr Ehrenthal nannte einen beliebigen Ort.

„Iſt das Wahrheit, was Sie mir ſagen?“ frug der Freiherr tief aufathmend zum dritten Mal.

Da Herr Ehrenthal ſah, daß er einen Kranken vor ſich hatte, ſo behandelte er ihn mit der Milde, welche dem Arzt ſo gut anſteht. „Was ſich der Herr Baron für Sorge machen!“ ſagte er kopfſchüttelnd. „Ich glaube, der Mann, mit dem ich habe gemacht das Geſchäft, hat ſeinen guten Vortheil dabei gehabt. Es ſind große Eichenlieferungen ausgeſchrieben, dabei ſind für Einen, der dort oben wohnt, hundert Procent zu verdienen. Ich glaube, er wird ſie haben verdient. Das Geſchäft, welches ich mit ihm gemacht habe, iſt geweſen gut und ſicher, wie es kein Kaufmann von der Hand weiſen wird. Und wenn er auch ein ſchlechter Menſch wäre, was haben Sie, gnädiger Herr, darum zu ſorgen? Ich habe keinen Grund gehabt, Ihnen den Namen des Mannes und des Ortes zu verbergen, ich habe Ihnen doch Beides damals nicht geſagt, weil nicht Sie gemacht haben das Geſchäft, ſondern ich. Ich bin geweſen Ihr Schuldner, und ich habe Ihnen zurückgezahlt das Geld mit einer Proviſion. Mit einer guten Proviſion, das iſt wahr. Ich habe ſeit Jahren Vieles bei Ihnen verdient, warum ſoll ich nicht zuerſt Ihnen den Vortheil gönnen, den ich jedem Andern auch gegeben hätte? Was machen Sie ſich Sorgen, Herr Baron, um Dinge, die nicht ſind!“

„Das verſtehen Sie nicht, Ehrenthal,“ ſagte der Gutsherr freundlicher; „es iſt mir lieb, daß die Sache ſo ſteht. Wäre der Betrüger jener Mann geweſen, mit dem Sie gehandelt haben, ſo hätte ich unſer Verhältniß abgebrochen, ich hätte Ihnen nie verziehen, daß Sie mich wider meinen Willen zum Mitſchuldigen eines Betrugs machten.“

Ehrenthal wurde entlaſſen, und der Freiherr war von einer ſchweren Sorge befreit. Er beſchloß, ſich näher nach jenem beliebigen Namen und dem unbekannten Dorfe zu erkundigen. Er erkundigte ſich aber nicht darnach; durch die überſtandene Angſt war ihm die Erinnerung an das Geldgeſchäft ſehr peinlich geworden, und er mühte ſich, gar nicht mehr daran zu denken.

Er war ein zartfühlender, guter Herr, und Ehrenthal war derſelben Meinung, denn als er die Treppe hinunterging, murmelte er vor ſich hin: „Er iſt gut, der Baron, er iſt gut!“

## 7.

Anton ſtand unter der gemeinſamen Oberhoheit der Herren Jordan und Pix und entdeckte bald, daß er die Ehre hatte, kleiner Vaſall eines großen Staatskörpers zu ſein. Was die unerfahrene Außenwelt höchſt oberflächlich unter dem Namen Commis zuſammenfaßt, das waren für ihn, den Eingeweihten, ſehr verſchiedene, zum Theil Ehrfurcht gebietende Aemter und Würden. Der Buchhalter, Herr Liebold, thronte als geheimer Miniſter des Hauſes an einem Fenſter des zweiten Comtoirs in einſamer Majeſtät und geheimnißvoller Thätigkeit. Unaufhörlich ſchrieb er Zahlen in ein ungeheures Buch und ſah nur ſelten von ſeinen Ziffern auf, wenn ſich ein Sperling auf die Gitterſtäbe des Fenſters ſetzte, oder wenn ein Sonnenſtrahl die eine Fenſterecke mit gelbem Glanz überzog. Herr Liebold wußte, daß der Sonnenſtrahl nach den alterthümlichen Geſetzen des Univerſums in keiner Jahreszeit weiter dringen durfte, als bis zur Spitze des Fenſterbrets, aber er konnte ſich doch nicht enthalten, ihm plötzliche Ueberfälle auf das Hauptbuch zuzutrauen, und beobachtete ihn deßhalb mit argwöhniſchen Blicken.

Mit der Ruhe ſeiner Ecke contraſtirte die ewige Rührigkeit in der entgegengeſetzten. Dort waltete in beſonderem Verſchlage der zweite Würdenträger, der Caſſirer Purzel, umgeben von eiſernen Geldkaſten, ſchweren Geldſchränken und einem großen Tiſch mit einer Steinplatte. Auf dieſem Tiſch klangen die Thaler, klirrte das goldene Blech der Ducaten, flatterte geräuſchlos das graue Papiergeld vom Morgen bis zum Abend. Wer die Pünktlichkeit als allegoriſche Figur in Oel malen wollte, der mußte ohne Widerrede Herrn Purzel abmalen und durfte höchſtens das antike Coſtüm dadurch andeuten, daß er mit künſtleriſcher Licenz Herrn Purzel die Strümpfe über die Stiefeln und das weiße Oberhemd über den Comtoirrock herüber malte. Alles hatte in der Seele des Herrn Purzel eine eiſenfeſte unveränderliche Stellung, unſer Herrgott, die Firma, der große Geldkaſten, der Wachsſtock, das Petſchaft. Jeden Morgen, wenn der Caſſirer in ſeinen Verſchlag getreten war, begann er ſeine Amtsthätigkeit damit, daß er die Kreide ergriff und einen weißen Punkt auf den Tiſch malte, um der Kreide die Stelle zu bezeichnen, wo ſie ſich den Tag über aufzuhalten hatte. Er ſtand nicht allein in ſeiner wichtigen Amtsthätigkeit. Ein alter Hausdiener war ſeine Ordonnanz, die als Ausläufer mit Geldſäcken und Papiergeld den Tag über nach allen Richtungen der Stadt trabte. Es iſt wahr, daß die Ordonnanz an der Eigenthümlichkeit litt, gegen Abend ſehr feurig auszuſehen und in einer perſönlichen Abhängigkeit vom Kümmel zu ſtehen. Aber dieſe Eigenſchaft vermochte nicht, ihre Treue und Beſonnenheit zu erſchüttern, ja ſie ſchärfte die Erfindungskraft der Ordonnanz, denn nie hat eines Menſchen Gewand ſo viele geheime Taſchen mit Knöpfen und Schnallen gehabt, als der Rock des Ausläufers, und nach jedem Glaſe, das er getrunken, ſteckte er die Banknoten in einen noch geheimeren Verſchluß.

In dem vordern Comtoir war Herr Jordan die erſte Perſon, der Generalſtatthalter ſeiner kaiſerlichen Firma. Er war der Ariſto der Correſpondenten, erſter Commis des Hauſes, hatte die Procura und wurde von dem Prinzipal zuweilen um ſeine Anſicht befragt. Er blieb für Anton, was er ihm ſchon am erſten Tage geweſen war, ein treuer Rathgeber, ein Muſter von Thätigkeit, der geſunde Menſchenverſtand in Perſon.

Von den Correſpondenten des Comtoirs, welche unter Anführung des Herrn Jordan Briefe ſchrieben und Bücher führten, war für Anton neben Herrn Specht, dem Sanguiniker, am intereſſanteſten Herr Baumann, der künftige Apoſtel der Heiden. Der Miſſionär war nicht nur ein Heiliger, ſondern auch ein ſehr guter Rechner. Er war untrüglich in allen Reductionen von Maß und Gewicht, warf die Preiſe der Waaren aus und beſorgte die Calculatur des Geſchäftes. Er wußte mit Beſtimmtheit anzugeben, nach welchem Münzfuß die Mohrenfürſten an der Goldküſte rechneten, und wie hoch der Curs eines preußiſchen Thalers auf den Sandwichinſeln war. Herr Baumann war Antons Stubennachbar und fühlte ſich durch die gute Art unſeres Helden ſo angezogen, daß er ihm in kurzer Zeit ſeine Neigung zuwandte und in den Abendſtunden zuweilen ſeinen Beſuch gönnte. Den Uebrigen ſtand er fern und ertrug mit chriſtlicher Geduld ihre Spöttereien über ſeine Pläne.

Auch außerhalb des Hauſes hatte die Firma noch einige Würdenträger. Da war Herr Birnbaum, der Zollcommis, welcher nur ſelten im Comtoir ſichtbar wurde und nur des Sonntags am Tiſche des Prinzipals erſchien, ein exacter

Mann, der draußen auf dem Packhof herrſchte. Er hatte die Zoll-Procura für die Geſchäfte nach dem Auslande, das gewichtige Recht, den Namen T. O. Schröter unter die Begleitſcheine des Hauſes zu ſetzen. Wenn einer von den Herren der Handlung den Namen eines Beamten verdiente, ſo war es dieſer Herr, er trug auch ſeinen Rock ſtets zugeknöpft, wie ſeine Freunde die Steuerofficianten. Ferner war da der Magazinier des Geſchäftes, der die Controle über die verſchiedenen Magazine in der Stadt hatte, die Aſſecuranzen beſorgte und auf dem Markt die großen Einkäufe in Landesproducten machte. Herr Balbus war durchaus kein feiner Mann, er war von Haus aus ſehr arm, und ſeine Schulbildung war mangelhaft, aber der Prinzipal behandelte ihn mit großer Achtung. Anton erfuhr, daß er ſeine Mutter und eine kranke Schweſter durch ſeinen Gehalt erhielt.

Aber die größte Thätigkeit unter Allen, eine kriegeriſche, wahrhaft abſolute Feldherrnthätigkeit entwickelte Herr Pix, erſter Disponent des Provinzialgeſchäfts. An der Thür des vordern Comtoirs begann ſeine Herrſchaft und erſtreckte ſich durch das ganze Haus, bis weit hinaus auf die Straße, Er war der Gott aller Kleinkrämer aus der Provinz, die ihre laufenden Rechnungen hatten, galt bei ihnen für den Chef des Hauſes und erwies ihnen dafür die Ehre, ſich um ihre Frauen und Kinder zu bekümmern. Er hatte die ganze Spedition der Handlung unter ſich, regierte ein halbes Dutzend Hausknechte und eben ſo viele Auflader, ſchalt die Fuhrleute, kannte und wußte Alles, war immer auf dem Platz und verſtand es, in demſelben Augenblick einer

Krämersfrau zur Entbindung ihrer Tochter zu gratuliren, einen Bettler gröblich anzufahren, einem Hausknecht Ordre zu geben und das Jünglein an der großen Waage zu beobachten. Wie alle hohen Herren, konnte auch er keinen Widerſpruch vertragen und verfocht ſeine Anſicht ſelbſt gegen den Prinzipal mit einer Hartnäckigkeit, welche unſerm Anton einige Male Entſetzen erregte. Außerdem beſaß Herr Pix als Geſchäftsmann zwei Eigenſchaften von wahrhaft wiſſenſchaftlicher Bedeutung: er konnte von jedem Häufchen Kaffebohnen angeben, in welchem Lande daſſelbe gewachſen war, und vermochte leere Räume im Hauſe und deſſen Umgegend eben ſo wenig zu vertragen, wie die Luft und die Philoſophie einen leeren Raum vertragen wollen. Wo ein Winkel, eine kleine Kammer, ein Treppenverſchlag, ein Kellerloch aufzuſpüren war, da ſiedelte ſich Herr Pix mit Tonnen, Leiterbäumen, Stricken und allen erdenklichen Stoffen an, und wo er und ſeine Bande, die Rieſen, ſich einmal feſtgeſetzt hatten, vermochte ſie keine Gewalt der Erde zu vertreiben, ſelbſt der Prinzipal nicht.

„Wo iſt Wohlfart?“ rief Herr Schröter aus der Thür des vordern Comtoirs in den Hausflur.

„Auf dem Boden,“ antwortete Herr Pix kaltblütig.

„Was thut er dort?“ frug der Prinzipal verwundert. — In demſelben Augenblick hörte man oben im Hauſe lebhafte Stimmen, und Anton polterte die Treppe herunter, gefolgt von einem Hausknecht, beide beladen mit Cigarrenkiſten, hinter ihnen die Tante, ein wenig erhitzt und ſehr ärgerlich.

„Sie wollen uns oben nicht leiden,“ ſagte Anton eifrig zu Herrn Pix.

„Jetzt kommen ſie uns ſchon auf den Wäſchboden,“ ſagte die Tante eben ſo eifrig zum Prinzipal.

„Die Cigarren dürfen hier unten nicht ſtehen bleiben,“ erklärte Herr Pix dem Prinzipal und der Tante.

„Unter den Wäſchleinen dulde ich keine Cigarren!“ rief die Tante: „kein Ort im Hauſe iſt mehr ſicher vor Herrn Pix. Auch in die Kammern der Dienſtmädchen hat er Cigarren räumen laſſen; die Mädchen klagen, daß ſie es vor Tabakgeruch nicht mehr aushalten.“

„Es iſt trocken dort oben,“ ſagte Herr Pix zum Prinzipal.

„Können Sie die Cigarren nicht irgend anderswo unterbringen?“ frug der Prinzipal Herrn Pix rückſichtsvoll.

„Es iſt unmöglich,“ antwortete Herr Pix beſtimmt.

„Haben Sie den ganzen Bodenraum zur Wäſche nöthig, liebe Tante?“ frug der Prinzipal die Dame.

„Ich glaube, die Hälfte wäre genug,“ warf Herr Pix dazwiſchen.

„Ich hoffe, Sie werden ſich mit einer Ecke begnügen,“ entſchied der Prinzipal lächelnd. „Laſſen Sie ſogleich den Tiſchler einen Verſchlag machen.“

„Wenn Herr Pix erſt einmal auf dem Boden iſt, ſo wird er unſere Wäſche ganz verdrängen,“ klagte die erfahrene Tante.

„Es ſoll die letzte Bewilligung ſein, die wir ihm machen,“ beruhigte ſie der Prinzipal.

Herr Pix lachte ſtill, wie die Tante aber behauptete, mit einem [illegible]lliſchen Grinſen, und gab unſerm Helden, ſobald ſich die beiden Autoritäten entfernt hatten, ſofort den Befehl, mit den Kiſten wieder hinauf zu ziehen.

Am größten aber war Herr Pix, ſo oft ſeine Vertrauten, die reiſenden Commis des Geſchäftes, auf kurze Zeit in die Handlung zurückkehrten. Dann ſetzte ſich das Provinzialgeſchäft im Hinterhauſe zuſammen und verarbeitete die Neuigkeiten des Landes. Dann entfaltete Herr Pix ſeine genaue Bekanntſchaft mit allen Geſchäftsleuten der Provinz, mit ihren Vermögensverhältniſſen und ihrer Gemüthsart und verfügte in kurzen, aber gewichtigen Worten, wie viel an Vertrauen und Credit den kleinen Handlungen zu ſchenken ſei. Dann wurde Punſch getrunken und Solo geſpielt, welches Spiel ſeines monarchiſchen Charakters wegen von Herrn Pix am meiſten geſchätzt wurde, doch behandelte er auch hier alle Compagniegeſchäfte mit Verachtung.

Was aber Herrn Pix in dem Auge der Mitwelt das größte Anſehen gab, das waren die Rieſen, welche um die große Waage herum nach ſeinem Befehle ſchalteten, hohe breitſchultrige Männer mit herkuliſcher Kraft. Wenn ſie die großen Tonnen zuſchlugen und rollten und mit Centnern umgingen, wie gewöhnliche Menſchen mit Pfunden, ſo erſchienen ſie dem neuen Lehrling wie die Ueberreſte eines alten Volkes, von dem die Mährchen erzählen, daß es einſt auf deutſchem Boden gehauſt und mit thurmhohen Felsblöcken Märmel geſpielt habe. Bald merkte Anton, daß ſie ſelbſt nicht einem Stamme angehörten. Da waren zuerſt ſechs Hausknechte, alle von der Natur aus zähem Holz über Lebensgröße ausgeführt. Sie gehörten ganz der Handlung an, waren die regelmäßigen Untergebenen des ſchwarzen

Pinſels, ja mehrere von ihnen wohnten im Hauſe ſelbſt und hatten allnächtlich der Reihe nach die Wache. Von neun Uhr ab ſaß dann Pluto, der Newfoundländer des Fräulein, neben einer rieſigen Geſtalt ſchweigend im Schatten eines großen Faſſes. Dieſe Hausknechte, wie groß ſie auch waren und wie ſtark, ſahen doch den Söhnen ſterblicher Menſchen noch in manchen Stücken ähnlich. Daneben aber bildeten die Auflader der Kaufmannſchaft eine beſondere Corporation, welche auf dem Packhof vor dem Thore ihr Hauptquartier hatte und von dort aus die Ladungen nach den großen Waarenhandlungen der Stadt ſchaffte oder abholte. Dieſe waren die mächtigſten unter den Rieſen, und Einzelne unter ihnen von einer Körperkraft, wie ſie in anderm Berufe nicht mehr gefunden wird. Sie hatten mit vielen Handlungen der Stadt zu thun, aber das alte angeſehene Haus von T. O. Schröter war die irdiſche Stätte, auf der ſie ſich am liebſten herabließen, mit der kleinen Gegenwart zu verkehren. Seit mehr als einem Menſchenalter war der Chef dieſes Hauſes der erſte Vorſtand ihrer Corporation geweſen. So hatte ſich ein Clientenverhältniß zu der Firma gebildet. Herr Schröter empfing am Neujahr als Erſter ihren Glückwunſch und wurde Pathe ſämmtlicher Rieſenkinder, welche im Lauf des Jahres bei ihrer Taufe die Arme der dienſtthuenden Hebamme hinunterdrückten bis auf das Taufbecken und den Geiſtlichen durch ihre ungeheuren Köpfe ſo beunruhigten, daß er ſeine Stimme zur Stärke des Donners erhob, um den Teufel aus ihnen herauszutreiben.

Unter dieſen Lederſchürzen war Sturm, ihr Oberſter, wieder der größte und ſtärkſte, ein Mann, der enge Hintergaſſen vermied, um ſeine Kleider nicht auf beiden Mauerſeiten zu reiben. Er wurde gerufen, wenn eine Laſt ſo ſchwer war, daß ſeine Kameraden ſie nicht bewältigen konnten, dann ſtemmte er ſeine Schulter an und ſchob die größten Fäſſer weg, wie Holzklötzchen. Es ging von ihm die Sage, daß er einmal ein polniſches Pferd mit allen vier Beinen in die Höhe gehoben hätte, und Herr Specht behauptete, es gebe für ihn nichts Schweres auf der Erde. Ueber ſeinem großen Körper glänzte ein breites Geſicht von natürlicher Gutherzigkeit, welche nur durch die Würde gebändigt wurde, die ein Mann von ſeiner Stellung beſitzen mußte.

Er ſtand zur Firma in einem beſonders freundſchaftlichen Verhältniß und beſaß ein einziges Kind, an dem er mit großer Zärtlichkeit hing. Der Knabe hatte ſeine Mutter früh verloren, und der Vater hatte ihn als fünfzehnjährigen Burſchen in der Handlung von T. O. Schröter untergebracht in einer eigenthümlichen Stellung, die er ſelbſt für ihn ausgedacht. Karl Sturm war unter den Hausknechten ungefähr daſſelbe, was Fink im Comtoir war, ein Volontair, er trug ſeine Lederſchürze und ſeinen kleinen Haken, wie der Vater, und war durch eignes Verdienſt zu einem ausgedehnten Wirkungskreis gekommen. Er genoß das Vertrauen aller Mitglieder der Handlung, wußte in jedem Winkel des Hauſes Beſcheid, ſammelte alle Bindfaden und Schnüre, alle Nägel und alle Faßdauben, hob alles Packpapier auf, fütterte den Pluto und unterſtützte den Bedienten beim Stiefelputzen. Er konnte genau angeben, wo irgend eine Tonne, ein Bret, ein alter Waarenreſt lag. Wenn ein Nagel einzuſchlagen war, ſo wurde Karl gerufen; ſo oft ein Stemmeiſen verlegt war. Karl wußte es zu ſchaffen: wenn die Tante den Wintervorrath von Schinken und Würſten aufhob, ſo verſtand Karl am beſten, dieſe Schätze einzupacken, und wenn Herr Schröter eine ſchnelle Beſtellung auszurichten hatte, ſo war Karl der zuverläſſigſte Bote. Zu Allem anſtellig, immer guter Laune und nie um Auskunft verlegen, war er ein Günſtling aller Parteien, die Auflader nannten ihn „unſer Karl,“ und der Vater wandte ſich oft von ſeiner Arbeit ab, um einen heimlichen Blick voll Stolz auf den Knaben zu werfen.

Nur in einem Punkte war er nicht mit ihm zufrieden, Karl gab keine Hoffnung, ſeinem Vater in Größe und Stärke gleich zu werden. Er war ein hübſcher Burſch mit rothen Wangen und blondem Kraushaar, aber nach dem Gutachten aller Rieſen war für ſeine Zukunft keine andere als eine mäßige Mittelgröße zu erwarten. So kam es, daß der Vater ihn als eine Art Zwerg behandelte, mit unaufhörlicher Schonung und nicht ohne Wehmuth. Er verbot ſeinem Sohne, beim Aufladen ſchwerer Frachtgüter anzugreifen, und wenn er plötzlich von einem Vatergefühl ergriffen wurde, ſo legte er die Hand vorſichtig auf den Kopf ſeines Karls in der unbeſtimmten Furcht, daß die Köpfe von Zwergen nur die Dicke einer Eierſchale hätten und bei einem kräftigen Druck zerbrechen müßten.

„Es iſt einerlei, was das Ding lernt,“ ſagte er zu Herrn Pix, als er den Knaben nach der Confirmation im Geſchäft einführte, „wenn er nur Zweierlei lernt: ehrlich ſein und praktiſch ſein.“ Dieſe Rede war ganz nach dem Herzen des Herrn Pix. Und der Vater fing ſeine Lehre auf der Stelle damit an, daß er den Sohn in das große Gewölbe unter die offenen Vorräthe führte und zu ihm ſagte

„Hier ſind die Mandeln, und hier die Roſinen; dieſe in dem kleinen Faß ſchmecken am beſten, koſte einmal.“

„Sie ſchmecken gut, Vater,“ rief Karl vergnügt.

„Ich denk's, Liliputer,“ nickte der Vater. „Sieh, aus allen dieſen Fäſſern kannſt du eſſen, ſo viel du willſt, kein Menſch wird dir's wehren; Herr Schröter erlaubt dir's, Herr Pix erlaubt dir's, ich erlaube dir's. Jetzt merke auf, mein Kleiner. Jetzt ſollſt du probiren, wie lange du vor dieſen Tonnen ſtehen kannſt, ohne hineinzugreifen. Je länger du's aushältſt, deſto beſſer für dich; wenn du's nicht mehr aushalten kannſt, kommſt du zu mir und ſagſt: es iſt genug. Das iſt gar kein Befehl für dich, es iſt nur wegen dir ſelber und wegen der Ehre.“ So ließ der Alte den Knaben allein, nachdem er ſeine große dreiſchalige Uhr herausgezogen und auf eine Kiſte neben ihn gelegt hatte. „Verſuch's zuerſt mit einer Stunde,“ ſagte er im Weggehen, „geht's nicht, ſo ſchadet's auch nicht. Es wird ſchon werden.“ Der Junge ſteckte trotzig die Hände in die Hoſentaſchen und ging zwiſchen den Fäſſern auf und ab. Nach Verlauf von mehr als zwei Stunden kam er die Uhr in der Hand zum Vater heraus und rief: „Es iſt genug.“

„Zwei und eine halbe Stunde,“ ſagte der alte Sturm und winkte vergnügt Herrn Pix zu. „Jetzt iſt's gut, Kleiner, jetzt brauchſt du den übrigen Tag nicht mehr in das Gewölbe zu gehen. Komm her, du ſollſt dieſe Kiſte zuſammenſchlagen; hier iſt ein neuer Hammer für dich, er koſtet zehn Groſchen.“

„Er iſt nur acht werth,“ ſagte Karl den Hammer betrachtend, „du kaufſt immer zu theuer.“

So wurde Karl eingeführt. Am erſten Morgen, nachdem Anton gekommen war, ſagte Karl zu ſeinem Vater in dem Hausflur: „Es iſt ein neuer Lehrling da.“

„Was iſt's für einer?“ frug der Alte.

„Er hat einen grünen Rock und graue Hoſen, es iſt Mitteltuch; er iſt nur wenig größer als ich. Er hat ſchon mit mir geſprochen, es ſcheint ein guter Kerl. Gieb mir dein Taſchenmeſſer, ich muß ihm einen neuen Holznagel in ſeinen Kleiderſchrank ſchneiden.“

„Mein Meſſer, du Knirps?“ rief Sturm auf ſeinen Sohn herunterſehend mit tadelnder Stimme, „du haſt ja dein eigenes.“

„Zerbrochen,“ ſagte Karl unwillig.

„Wer hat's gekauft?“ frug Sturm.

„Du haſt's gekauft, Vater Goliath; es war ein erbärmliches Ding, wie für ein Wickelkind.“

„Ich konnte dir doch kein ſchweres kaufen für deine kleine Hand,“ frug der Vater gekränkt.

„Da haben wir's,“ ſagte Karl, ſich vor den Vater hinſtellend, „wenn man dich hört, muß man glauben, ich wäre eine Kaulquabbe von Gaſſenjungen, die ihre Hoſen noch an die Jacke knöpft und hinten ein weißes Schwänzchen trägt.“

Die Auflader lachten. „Sei nicht aufſätzig gegen deinen Vater,“ ſagte Sturm und legte ſeine Hand behutſam auf den Kopf ſeines Sohnes.

„Sieh, Vater, da iſt der Lehrling,“ rief Karl und betrachtete Anton, der jetzt für ihn zum Inventarium des Hauſes gehörte, mit prüfenden Blicken.

Herr Pix ſtellte Anton dem Rieſen vor, und Anton ſagte wieder mit Achtung zu dem Rieſen aufſehend, „ich war noch nie in einem Geſchäft, ich bitte auch Sie, mir zu helfen, wo ich nicht Beſcheid weiß.“

„Alles Ding will gelernt ſein,“ erwiederte der Rieſe mit Würde. „Da iſt mein Kleiner hier, der hat in einem Jahre ſchon hübſch etwas losgekriegt. „Alſo Ihr Vater iſt nicht Kaufmann?“

„Mein Vater war Beamter, er iſt geſtorben,“ erwiederte Anton.

„Oh, das thut mir leid,“ ſagte der Auflader mit betrübtem Geſicht. „Aber Ihre Frau Mutter kann ſich doch über Sie freuen.“

„Sie iſt auch geſtorben,“ ſagte Anton wieder.

„Oh, oh, oh!“ rief der Rieſe bedauernd und ſann erſtaunt über das Schickſal Antons nach. Er ſchüttelte lange den Kopf und ſagte endlich mit leiſer Stimme zu ſeinem Karl: „Er hat keine Mutter mehr.“ —

„Und keinen Vater,“ erwiederte Karl ebenſo.

„Behandle ihn gut, Liliputer,“ ſagte der Alte, „du biſt gewiſſermaßen auch eine Waiſe.“

„Na,“ rief Karl, auf die Schürze des Aufladers ſchlagend, „wer einen ſo großen Vater hat, der hat Sorge genug.“

„Weißt du, was du biſt? Du biſt ein kleines Ungethüm,“ ſagte der Vater und ſchlug luſtig mit dem Schlägel auf die Reifen eines Faſſes.

Seit der Zeit ſchenkte Karl dem neuen Lehrling ſeine Gunſt. Wenn er am Morgen auf die Stiefelſohlen deſſelben Nr. 14 geſchrieben hatte, ſo ſtellte er die Stiefeln mit beſonderer Sorgfalt zur Seite; er nähte ihm abgeriſſene Knöpfe an die Kleider und war, ſo oft Anton an der Waage zu thun hatte, dienſtbefliſſen an ſeiner Seite, ihm etwas zuzureichen und die kleineren Gewichte auf die Waage zu heben. Anton vergalt dieſe Dienſte durch freundliches Weſen gegen Vater und Sohn, er unterhielt ſich gern mit dem aufgeweckten Burſchen und wurde der Vertraute von manchen kleinen Liebhabereien des Praktikers. Und als die nächſte Weihnacht herankam, veranſtaltete er bei den Herren vom Comtoir eine Geldſammlung, kaufte einen großen Kaſten mit gutem Handwerkszeug und machte dadurch Karl zu dem glücklichſten aller Sterblichen.

Aber auch mit allen gebietenden Herren der Handlung ſtand Anton auf gutem Fuß. Er hörte die verſtändigen Urtheile des Herrn Jordan mit großer Achtung an, bewies Herrn Pix einen aufrichtigen und unbedingten Dienſteifer, ließ ſich von Herrn Specht in politiſchen Combinationen unterrichten, las alle Miſſionsberichte, welche ihm Herr Baumann anvertraute, erbat ſich von Herrn Purzel niemals Vorſchüſſe, ſondern wußte mit dem Wenigen auszukommen, was ihm ſein Vormund ſenden konnte, und ermunterte oft durch ſeine lebhafte Beiſtimmung Herrn Liebold, irgend eine unzweifelhafte Wahrheit auszuſprechen und dieſelbe nicht durch ſofortigen Widerruf zu vernichten. Mit ſämmtlichen Herren der Handlung ſtand er auf gutem Fuß, nur mit einem einzigen wollte es ihm nicht glücken, und dieſer eine war der Volontair des Geſchäftes.

An einem Nachmittage ſah das Comtoir in der Dämmerung der kurzen Tage grau und unheimlich aus, melancholiſch tickte die alte Wanduhr und jeder Eintretende brachte eine Wolke feuchter Nebelluft in das Zimmer, welche den Raum nicht annmuthiger machte. Da gab Herr Jordan unſerm Helden den Auftrag, in einer andern Handlung eine ſchleunige Beſorgung auszurichten. Als Anton an das Pult des Procuriſten trat, um den Brief in Empfang zu nehmen, ſah Fink von ſeinem Platz auf und ſagte zu Jordan: „Schicken Sie ihn doch gleich einmal zum Büchſenmacher, der Taugenichts ſoll ihm mein Gewehr mitgeben.“

Unſerm Helden ſchoß das Blut ins Geſicht, er ſagte eifrig zu Jordan: „Geben Sie mir den Auftrag nicht, ich werde ihn nicht ausrichten.“

„So?“ frug Fink und ſah verwundert auf; „und warum nicht, mein Hähnchen?“

„Ich bin nicht Ihr Diener,“ antwortete Anton erbittert. „Hätten Sie mich gebeten, den Gang für Sie zu thun, ſo würde ich ihn vielleicht gemacht haben, aber einem Auftrage, der mit ſolcher Anmaßung gegeben iſt, folge ich nicht.“

„Einfältiger Junge,“ brummte Fink und ſchrieb weiter.

Das ganze Comtoir hatte die ſchmähenden Worte gehört, alle Federn hielten ſtill, und alle Herren ſahen auf Anton. Dieſer war in der größten Aufregung, er rief mit etwas bebender Stimme, aber mit blitzenden Augen: „Sie haben mich beleidigt, ich dulde von Niemandem eine Beleidigung, am wenigſten von Ihnen. Sie werden mir heut Abend darüber eine Erklärung geben.“

„Ich prügele Niemanden gern,“ ſagte Fink friedfertig, „ich bin kein Schulmeiſter und führe keine Ruthe.“

„Es iſt genug,“ rief Anton todtenbleich, „Sie ſollen mir

Rede ſtehen,“ ergriff ſeinen Hut und ſtürzte mit dem Briefe des Herrn Jordan hinaus.

Draußen rieſelte ein kalter Regen herunter. Anton merkte es nicht. Er fühlte ſich vernichtet, geſchmäht, gehöhnt von einem Stärkeren, tödtlich gekränkt in ſeinem jungen, harmloſen Selbſtgefühl. Sein ganzes Leben ſchien ihm zerſtört, er kam ſich hülflos vor auf ſeinen Wegen, allein in einer fremden Welt. Gegen Fink empfand er etwas, was halb glühender Haß war, und halb Bewunderung; der freche Menſch erſchien ihm auch nach dieſer Beleidigung ſo ſicher und überlegen, und er ſelbſt empfand ſich ſehr ſchwach. Es wurde ihm ſchwer ums Herz, und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen. So kam er an das Haus, wo er ſeinen Auftrag auszurichten hatte. Vor der Thür hielt der Wagen ſeines Prinzipals, er huſchte mit niedergeſchlagenen Augen vorbei und hatte kaum Faſſung genug, in dem fremden Comtoir ſein Unglück zu verbergen. Als er wieder herauskam, traf er im Hausflur mit der Schweſter des Prinzipals zuſammen, welche im Begriff war, in den Wagen zu ſteigen. Er grüßte und wollte neben ihr vorbeiſtürzen, Sabine blieb an der Hausflur ſtehen und ſah ihn an. Der Bediente war nicht zur Stelle, der Kutſcher ſprach vom Bock nach der andern Seite herab laut mit einem Bekannten. Anton trat herzu, rief den Kutſcher an, öffnete den Schlag und hob das Fräulein in den Wagen. Sabine hielt den Schlag zurück, den er zuwerfen wollte, und blickte ihm fragend in das verſtörte Geſicht. „Was fehlt Ihnen, Herr Wohlfart?“ frug ſie leiſe.

„Es wird vorübergehen,“ erwiederte Anton mit zuckender

Lippe und einer Verbeugung und ſchloß die Wagenthür. Sabine ſah ihn noch einen Augenblick ſchweigend an, dann neigte ſie ſich gegen ihn und zog ſich zurück, der Wagen fuhr davon.

So unbedeutend der Vorfall war, er gab doch den Gedanken Antons eine andere Richtung. Sabinens Frage und ihr Gruß waren in dieſem Augenblick eine Beſchwörung ſeiner Muthloſigkeit. In ihrer dankenden Verbeugung lag Achtung, und ein menſchlicher Antheil in ihren Worten. Die Frage, der Gruß, der kleine Ritterdienſt, den er der jungen Herrin des Hauſes geleiſtet hatte, erinnerten ihn, daß er kein Kind ſei, nicht hülflos, nicht ſchwach und nicht allein. Ja auch in ſeiner beſcheidenen Stellung genoß er die Achtung Anderer, und er hatte ein Recht darauf, und er hatte die Pflicht, ſich dieſe Achtung zu bewahren. Er erhob ſein Haupt, und ſein Entſchluß ſtand feſt, lieber das Aeußerſte zu thun, als den Schimpf zu ertragen. Er hielt die Hand in die Höhe, wie zum Schwur.

Als er in das Comtoir zurückkam, richtete er mit entſchiedenem Weſen ſeine Beſorgung aus, ging ſchweigend und unbekümmert um die neugierigen Blicke der Herren an ſeinen Platz und arbeitete weiter.

Nach dem Schluß des Comtoirs eilte er auf Jordans Zimmer. Er fand bereits die Herren Pix und Specht daſelbſt vor, in dem gemüthlichen Eifer, welchen jede ſolche Scene bei Unbetheiligten zu erzeugen pflegt. Die drei Herren ſahen ihn zweifelhaft an, wie man einen armen Teufel anſieht, der vom Schickſal mit Fäuſten geſchlagen iſt, etwas verlegen, etwas mitleidig, ein wenig verächtlich. Anton ſagte mit einer Haltung, die in Betracht ſeiner geringen Erfahrung in Ehrenſachen anerkennungswerth war: „Ich bin von Herrn von Fink beleidigt worden und habe die Abſicht, mir dieſe Beleidigung nicht gefallen zu laſſen. Sie Beide, Herr Jordan und Herr Pir, ſind im Geſchäft meine Vorgeſetzten, und ich habe große Achtung vor Ihrer Erfahrung. Von Ihnen wünſche ich vor Allem zu wiſſen, ob Sie in dem Streite ſelbſt mir vollkommen Recht geben.“

Herr Jordan ſchwieg vorſichtig, aber Herr Pir zündete entſchloſſen eine Cigarre an, ſetzte ſich auf den Holzkorb am Ofen und erklärte: „Sie ſind ein guter Kerl, Wohlfart, und Fink hat Unrecht, das iſt meine Meinung.“

„Meine Meinung iſt es auch,“ ſtimmte Herr Specht bei.

„Es iſt gut, daß Sie ſich an uns gewandt haben,“ ſagte Herr Jordan; „ich hoffe, der Streit wird ſich beilegen laſſen; Fink iſt oft rauh und kurz angebunden, aber er iſt nicht malitiös.“

„Ich ſehe nicht ein, wie die Beleidigung ausgeglichen werden kann, wenn ich nicht die nöthigen Schritte thue,“ rief Anton finſter.

„Sie wollen den Streit doch nicht vor den Prinzipal bringen?“ frug Herr Jordan mißbilligend, „das würde allen Herren unangenehm ſein.“

„Mir am meiſten,“ erwiederte Anton; „ich weiß, was ich zu thun habe, und wünſche nur vorher noch von Ihnen die Erklärung, daß Fink mich unwürdig behandelt hat.“

„Er iſt Volontair,“ ſagte Herr Jordan, „und hat kein Recht, Ihnen Aufträge zu geben, am wenigſten in ſeinen Privatgeſchäften mit Haſen und Rebhühnern.“

„Das genügt mir,“ ſagte Anton, „und jetzt bitte ich Sie, Herr Jordan, mich einen Augenblick unter vier Augen anzuhören.“ Er ſagte das mit ſo viel Ernſt, daß Herr Jordan ſtillſchweigend die Thür ſeiner Schlafkammer aufmachte und mit ihm eintrat. Hier ergriff Anton die Hand des Procuriſten, drückte ſie kräftig und ſprach: „Ich bitte Sie um einen großen Dienſt; gehen Sie hinab zu Herrn von Fink und fordern Sie von ihm, daß er mir morgen, in Gegenwart der Herren vom Comtoir, das abbittet, was er von beſchimpfenden Ausdrücken gegen mich gebraucht hat.“

„Das wird er ſchwerlich thun,“ ſagte Herr Jordan kopfſchüttelnd.

„Wenn er es nicht thut,“ ſagte Anton heftig, „ſo fordern Sie ihn von mir auf Degen oder Piſtolen.“

Wenn vor Herrn Jordan plötzlich aus ſeiner Tintenflaſche ein ſchwarzer Rauch geſtiegen wäre, wenn dieſer Rauch ſich zu einem fürchterlichen Geiſte zuſammengeballt hätte, wie in jenem alten Märchen, und wenn dieſer Geiſt die Abſicht ausgeſprochen hätte, Herrn Jordan ſofort zu erdroſſeln, ſo hätte dieſer Herr nicht beſtürzter daſtehen können, als er jetzt unſerm Helden gegenüberſtand. „Sie ſind des Teufels, Wohlfart,“ rief er endlich, „Sie wollen ſich mit Herrn von Fink duelliren, und er iſt ein toller Piſtolenſchütz, und Sie ſind Lehrling und erſt ſeit einem halben Jahre im Geſchäft, das iſt ja unmöglich!“

„Ich bin Primaner geweſen und habe mein Abiturientenexamen gemacht, und wäre jetzt Student, wenn ich nicht vorgezogen hätte, Kaufmann zu werden! — Verwünſcht ſei das Geſchäft, wenn es mich ſo erniedrigt, daß ich meinen

Feind nicht mehr fordern darf. Ich gehe dann noch heut zu Herrn Schröter und erkläre ihm meinen Austritt," rief Anton mit flammenden Augen.

Herr Jordan ſah mit größtem Erſtaunen auf ſeinen gutmüthigen Schüler, der auf einmal als phantaſtiſcher Rieſe vor ihm umher flackerte. „Seien Sie nur nicht ſo heftig, lieber Wohlfart," bat er begütigend, „ich werde zu Fink hinuntergehen, vielleicht läßt ſich Alles im Guten ausgleichen."

„Ich verlange Abbitte vor dem Comtoir," rief Anton wieder, „Abbitte oder Satisfaction."

Es war wohlthuend, unterdeß die beiden Herren in der Nebenſtube zu beobachten. Pix hatte als kluger Feldherr mit einem Ruck ſeinen Holzkorb in die Nähe der Kammerthür geſchoben und ſaß ſcheinbar gleichgültig da, nur mit ſeiner Cigarre beſchäftigt, während Herr Specht ſich nicht enthalten konnte, das Ohr an die Thür zu legen. „Sie ſchießen ſich!" flüſterte Herr Specht, entzückt über die großen Empfindungen, welche dieſer Streit hervorzurufen verſprach. „Paſſen Sie auf, Pix, es wird ein furchtbares Unglück; wir Alle müſſen zum Begräbniß gehen, Keiner darf fehlen. Ich wirke die Erlaubniß aus, daß wir Junggeſellen die Leiche tragen dürfen."

„Weſſen Leiche?" frug Herr Pix verwundert.

„Wohlfart muß daran glauben," rief Herr Specht wieder in dumpfem Flüſterton,

„Unſinn," ſagte Herr Pix, „Sie ſind ein Narr!"

„Ich bin kein Narr, und ich verbitte mir alle Anzüglichkeiten," rief Herr Specht wieder flüſternd und nach dem Beiſpiel Antons entſchloſſen, ſich nichts gefallen zu laſſen.

„Schreien Sie mir nicht ſo ins Ohr," ſagte Herr Pix unbewegt, „man kann nichts verſtehen.“ In dem Augenblick öffnete ſich die Thür, Herr Specht ſprang in ein entferntes Fenſter und ſtarrte angelegentlich in die finſtere Regennacht, während Pix unſerm Anton die Hand ſchüttelte und ihm erklärte, er ſei ein tüchtiger Mann und das Provinzialgeſchäft ſei ganz auf ſeiner Seite. — Herr Jordan ging zu Fink hinab und kam bald wieder herauf; Herr von Fink war nicht zu Hauſe. Wahrſcheinlich ſaß der Jokei ahnungslos in irgend einer Weinſtube. Anton ſagte darauf: „Ich laſſe die Sache nicht bis morgen ruhen, ich werde ihm ſchreiben und den Brief durch den Bedienten auf ſeinen Tiſch legen laſſen.“

„Thun Sie das nicht,“ bat Herr Jordan, „Sie ſind jetzt zu zornig.“

„Ich bin ſehr ruhig,“ erwiederte Anton mit heißen Wangen; „ich werde ihm nur das Nöthige ſchreiben. Sie, meine Herren, bitte ich, daß Sie über Alles, was Sie hier gehört haben, gegen die Andern ſchweigen.“

Das verſprachen die Herren. Darauf ging er auf ſein Zimmer und ſchrieb einen Brief, in dem er Herrn von Fink ſein Unrecht vorhielt und ihm ſchließlich die Wahl ließ, ob er durch Schläger oder Piſtolen das verletzte Selbſtgefühl Antons ausbeſſern wollte. Der Brief war für einen jungen Gentleman gut genug geſchrieben und wurde neben den Wachsſtock des Herrn von Fink in deſſen Stube niedergelegt, nachdem Herr Specht dem Bedienten noch auf der Treppe eingeſchärft hatte, mit Kreide drei große Ausrufungszeichen auf den Tiſch zu malen; wahrſcheinlich ſollten ſie die Stelle der Späne vertreten, welche die Boten der heiligen Vehme aus dem Burgthor der Angeklagten zu hauen pflegten. Anton blieb den Reſt des Abends auf ſeinem Zimmer, wo er unruhig auf und ab ſchritt, bald die Scene der Beleidigung, bald die zu erwartende Scene dramatiſch auseinander legte und jede Art von Gefühlen durcharbeitete, welche bei einem armen Jungen vor dem erſten Duell unvermeidlich ſind.

Unterdeß wurde im Zimmer des Herrn Jordan große Sitzung des geſammten Geſchäfts gehalten. Da Herr Pix und Herr Specht verſprochen hatten, zu ſchweigen, beſchränkten ſie ſich auf ſo myſteriöſe und finſtere Andeutungen, daß bei einem Theil der Herren die Anſicht entſtand, ein Mord ſei entweder ſchon vollbracht, oder doch jeden Augenblick zu fürchten, bis endlich Herr Jordan das Wort ergriff: „Da die Differenz doch kein Geheimniß iſt, und die Sache uns Alle angeht, ſo iſt es am beſten, wenn wir ſie unter einander beſprechen und uns ſämmtlich Mühe geben, die nachtheiligen Folgen zu verhüten. Ich werde aufbleiben, bis Fink zurückkommt, und ſogleich mit ihm reden. Unterdeß muß ich Wohlfart das Zeugniß geben, daß er ſich ſo gewandt benommen hat, wie bei einem jungen Mann ohne Erfahrung nur möglich iſt.“ Alle ſtimmten eifrig bei. Darauf geriethen der Zollcommis Herr Birnbaum und Herr Specht in eine lebhafte Erörterung über die verſchiedenen Arten der Duelle, und Herr Specht behauptete, beim Schießen über das Schnupftuch würden den Duellanten mit einem ſeidenen Taſchentuch die Augen verbunden, und dieſelben auf ihren Standorten ſo lange im Kreiſe herumgedreht, bis der Kampfrichter mit ſeinem Stock aufklopfe, worauf ihnen frei ſtehe, hinzuſchießen, wohin ſie wollten. Herr Baumann ſtahl ſich zuerſt aus der Geſellſchaft fort und ging zu Anton, drückte dieſem herzlich die Hand und bat ihn dringend, nicht um rauher Worte willen zwei Menſchenleben auf das Spiel zu ſetzen. Nachdem er Abſchied genommen hatte, fand Anton auf ſeinem Tiſch ein kleines Exemplar des Neuen Teſtaments aufgeſchlagen und darin durch ein großes Ohr den heiligen Spruch bezeichnet: „Segnet, die euch fluchen.“ Anton war gerade nicht in der Stimmung, den Sinn dieſer Worte zu befolgen. Aber er ſetzte ſich doch vor das Buch und las darin die Sprüche, welche er als Kind ſeiner guten Mutter ſo oft aufgeſagt hatte. Er wurde weicher und ruhiger und ging in dieſer Stimmung zu Bette.

Unterdeß drang das Gerücht von einem furchtbaren Ereigniß durch alle Schlüſſellöcher, Ritze und Kammern des alten Hauſes.

Sabine war in ihrer Schatzkammer. Dies war ein Raum, unwohnlich für einen Gaſt, aber für jede Hausfrau ein heimliches, herzerhebendes Zimmer. An den Wänden ſtanden mächtige Schränke von Eichen- und Nußbaumholz mit ſchöner eingelegter Arbeit, in der Mitte ein großer Tiſch mit geſchnörkelten Beinen, darum einige alte Lehnſtühle. Aus den geöffneten Schränken glänzten im Lampenlicht unzählige Gedecke von Damaſt, hohe Terraſſen von Wäſche, Linnen und bunten Stoffen, Kryſtallgläſer, ſilberne Pocale, Porcellan und Fayence im Geſchmack von mehr als drei Generationen. Die Luft war mit einem kräftigen Duft erfüllt, der aus uraltem Lavendel, Eau de Cologne und friſcher Wäſche aufſtieg. Hier herrſchte Sabine allein. Nur ungern ſah ſie einen fremden Fuß eintreten; was aus den Schränken genommen wurde und wieder hineinkam, hob ſie mit eigenen

Händen: nur der treue Diener hatte das Vorrecht, ihr an ſchweren Tagen zu helfen, und zuweilen Karl Sturm, ſein Adjutant, der gewiſſe roſafarbene Pappkarten zum Zeichnen der Wäſche anfertigte und prachtvolle Zahlen darauf ſchrieb.

Heut ſtand Sabine noch ſpät vor dem Tiſch, der mit weißer Wäſche belaſtet war; ſie ſuchte die Nummern des feinen Damaſts zuſammen, zählte und ſortirte Tiſchdecken und Servietten, band große Bündel mit Roſenbändern zuſammen und hing die Nummerkarten daran. Zuweilen hielt ſie ein Stück näher an das Licht und ſah mit Behagen auf die weißen Arabesken, welche die Kunſt des Webers hineingewürkt hatte. Da flog ein dunkler Schatten über ihr Antlitz und traurig ſah ſie auf einige wunderfeine Servietten, in welche zahlreiche kleine Löcher geſtochen waren, je drei oder vier in einer Reihe. Endlich rief ſie den Bedienten. „Es iſt nicht mehr auszuhalten, Franz, auch in No. 24 ſind wieder drei Servietten mit der Gabel durchſtochen. Einer der Herren ſticht in das Tiſchzeug! Das iſt bei uns doch nicht nöthig.“

„Nein,“ ſagte der Vertraute kummervoll; „ich ſelbſt habe ja das Silberzeug unter mir, ich weiß am beſten, daß es nicht nöthig iſt.“

„Wer von den Herren iſt ſo rückſichtslos?“ frug Sabine ſtreng. „Es muß einer der Neuen ſein.“

„Herr von Fink iſt es,“ klagte der Diener, „er ſticht jedesmal vor dem Eſſen zweimal mit der Gabel durch die Serviette; es giebt mir jedesmal einen Stich durch's Herz, Fräulein Sabine. Aber Herrn von Fink kann ich doch nichts ſagen.“

Sabine hing den Kopf über die zerſtochenen Servietten. „Ich wußte, daß er es war,“ ſeufzte ſie. — „Aber das darf nicht ſo fortgehen. Ich werde Ihnen für Herrn von Fink eine beſondere Nummer herausgeben, die müſſen wir opfern, bis ſich eine Gelegenheit findet, ihn zu bitten, daß er von ſeinen Angriffen abläßt.“ Sie trat zu dem Schrank und ſuchte lange. Es war eine ſchwere Wahl. Zwar von den groben konnte ſie ohne Schmerz einige Dutzend miſſen, von den feinen aber war ihr jedes Gedeck ans Herz gewachſen. Eines freilich mehr als das andere. — „Dieſes mag hingehen,“ ſagte ſie endlich betrübt, „hier fehlt ohnedies eine Serviette.“ Sie ſah noch einmal auf das Muſter, kleine Pfauen, welche kunſtvoll durch Blumengewinde ſchritten, und legte die Nummer auf den Arm des Dieners. „Herr von Fink bekommt keine anderen Servietten, als dieſe,“ befahl ſie.

Franz zögerte zu gehen. „Er hat auch in ſeiner Schlafſtube eine Gardine angebrannt,“ ſagte er unruhig. „Der Flügel wird nicht mehr zu brauchen ſein.“

„Und ſie war ganz neu,“ klagte Sabine. „Morgen früh nehmen Sie die Gardine ab. — Was haben Sie noch, Franz? Iſt etwas vorgefallen?“ —

„Ach, Fräulein,“ erwiederte der Diener geheimnißvoll, „drüben bei den Herren geht Alles durcheinander. Herr von Fink hat Herrn Wohlfart ſehr beleidigt, Herr Wohlfart iſt wüthend, es wird ein Duell geben, ſagt Herr Specht, die Herren fürchten ein großes Unglück.“

„Ein Duell,“ rief Sabine, „zwiſchen Fink und Wohlfart?“ — Sie ſchüttelte den Kopf. „Sie haben wohl Herrn Specht mißverſtanden,“ fügte ſie lächelnd hinzu.

„Nein, Fräulein Sabine, diesmal iſt es ernſthaft. Es wird ein Unglück geben, Herr Wohlfart ging im größten Zorn an mir vorüber, er hat ſeinen Thee nicht angerührt.“

„Iſt mein Bruder noch nicht zurück?“

„Er kommt heut ſpät nach Hauſe, er iſt im Comité.“

„Es iſt gut,“ ſchloß Sabine. „Sie ſchweigen gegen Jedermann, Franz, hören Sie?“

Sabine ſetzte ſich wieder an den Tiſch, aber ihr Damaſt war vergeſſen. Sie blickte ſtarr hinaus in den dunkeln Hof nach den Fenſtern des Volontairs. „Er ſticht durch die Servietten,“ klagte ſie leiſe, „er wird ſich auch kein Gewiſſen daraus machen, eine Menſchenbruſt zu durchbohren! Das alſo war der Schmerz des armen Wohlfart! — Er kam zu uns, der wilde Gaſt, wie ein Wirbelwind über den blühenden Buſch; wo er anſchlägt, fallen die Blüthen zur Erde. Sein Leben iſt Wirrwarr, Aufregung, Getöſe. Was ihm nahe kommt, zieht er in ſeinen tollen Tanz. Auch mich! auch mich! Du ſtolzer und verwegener Geiſt, auch mir haſt du die Seele aufgeregt. Ich mühe mich, ich ringe Tag für Tag, aber immer wieder erfaßt mich ſein Zauber. So ſchön, ſo glänzend, ſo ſeltſam iſt er! Er ärgert mich täglich, und alle Tage muß ich an ihn denken, um ihn ſorgen, über ihn trauern. O meine Mutter, hier war's, wo ich zum letzten Mal zu deinen Füßen ſaß, hier übergabſt du mir die Schlüſſel des Hauſes! Du hielteſt die Hände ſegnend auf mein Herz. „Der Himmel behüte dir jeden Schlag,“ ſagteſt du unter Thränen und Küſſen. Jetzt ſchütze die Tochter, Geliebte, du mein Vorbild für alle Ueberlegung, für die Ordnung deines

Hauſes, für ſicheres Pflichtgefühl, behüte mir das laut pochende Herz. Mache mich feſt gegen ihn, gegen ſein verführeriſches Lachen, gegen ſeinen übermüthigen Spott.“

So betete Sabine. Lange ſaß ſie in feierlicher Berathung mit den guten Geiſtern des Hauſes, dann fuhr ſie mit dem Tuch über die Augen, trat entſchloſſen an den Tiſch und fuhr fort, den Damaſt zu zählen und aufzuheben.

Anton war bereits ausgekleidet und im Begriff, ſein Licht auszulöſchen, als kräftig an die Thür geklopft wurde, und der Mann hereintrat, den er in dieſem Augenblick am wenigſten von allen Sterblichen erwartete. Es war Herr von Fink mit ſeiner Reitpeitſche und ſeinem nachläſſigen Weſen.

„Ah, Sie ſind ſchon zu Bett,“ ſagte der Jokei und ſetzte ſich rittlings auf einen Stuhl in der Nähe, „laſſen Sie ſich nicht ſtören! Sie haben mir einen gefühlvollen Brief geſchrieben, und Jordan hat mir das Uebrige erzählt; ich komme, Ihnen mündlich zu antworten.“ Anton ſchwieg und ſah von ſeinem Kopfkiſſen finſter auf den Gegner. „Ihr ſeid hier alle ſehr tugendhafte und ſehr empfindliche Leute,“ fuhr Fink fort und ſchlug mit ſeiner Peitſche an das Stuhlbein. „Es thut mir leid, daß Sie ſich meine Reden ſo zu Herzen genommen haben. Es freut mich aber, daß Sie ſo entſchloſſen ſind. Sie haben den ehrlichen Jordan in einen wahren Wärwolf verwandelt,“ fügte er lächelnd hinzu.

„Bevor ich Sie weiter anhöre,“ ſagte Anton grollend, „muß ich wiſſen, ob Sie die Abſicht haben, mir für Ihre Beleidigung eine Ehrenerklärung vor den übrigen Herren zu geben. Ich weiß nicht, ob nach der ſchweren Kränkung, die Sie mir zugefügt haben, ein Anderer, der mehr Erfahrung in Ehrenſachen hat, ſich mit einer ſolchen Erklärung begnügen würde. Ich habe das Gefühl, daß ich damit zufrieden ſein müßte."

„Da fühlen Sie richtig," ſagte Fink kopfnickend; „Sie können damit zufrieden ſein."

„Wollen Sie mir morgen dieſe Erklärung geben?" frug Anton.

„Warum denn nicht?" ſagte Fink gleichgültig; „ich habe keine Luſt, mich mit Ihnen zu ſchießen, und will Ihnen gern vor ſämmtlichen Correſpondenten und Procuriſten der Firma die Erklärung ausſtellen, daß Sie ein verſtändiger und hoffnungsvoller junger Mann ſind, und daß ich Unrecht gethan habe, Jemanden zu kränken, der jünger, und verzeihen Sie den Ausdruck, um Vieles grüner iſt, als ich."

Unſer Held hörte dieſe Worte mit gemiſchten Empfindungen; es wurde ihm doch leichter ums Herz; aber die Manier Finks ärgerte ihn wieder ſehr und er ſagte ſich im Bette aufrichtend entſchloſſen: „Ich bin mit dieſer Erklärung noch nicht zufrieden, Herr von Fink."

„Ei," ſagte Fink, „was verlangen Sie noch?"

„Sie gefallen mir auch in dieſem Augenblick nicht," ſprach Anton, „Sie ſind wieder rückſichtsloſer gegen mich, als gegen einen Fremden ſchicklich iſt. Ich weiß, daß ich noch jung bin und wenig von der Welt kenne, und ich glaube, daß Sie mich in vielen Dingen überſehen, aber eben deßhalb wäre es hübſcher von Ihnen, wenn Sie freundlich und gütig gegen mich wären." Anton ſagte dies mit einer Bewegung, welche ſeinem Gegner nicht entging. Fink ſtreckte ſeine geöffnete Hand gutmüthig über das Bett und ſprach:

„Seien Sie nur nicht wieder böſe und geben Sie mir Ihre Hand.“

„Ich möchte gern,“ rief Anton mit hervorbrechender Rührung, „aber ich kann noch nicht; ſagen Sie mir zuvor, daß Sie den Streit mit mir nicht deßwegen ſo leicht behandeln, weil Sie mich für zu jung und zu gering halten, oder weil Sie von Adel ſind, und ich nicht.“

„Hört, Maſter Wohlfart,“ ſagte Fink, „Ihr ſetzet mir das Meſſer verzweifelt an die Kehle. Weil Ihr aber in Eurem reinen weißen Hemdchen ſo unſchuldig vor mir liegt, ſo will ich ein Uebriges thun und wegen dieſer Punkte mit Euch capituliren. Was meinen deutſchen Adel betrifft, ſo viel darauf!“ — hier ſchnalzte er mit den Fingern — „er hat für mich ungefähr denſelben Werth, wie ein Paar gute Glanzſtiefeln und neue Glacéhandſchuhe. Was aber meine Scheu vor Ihrer Jugend und der hoffnungsvollen Würde eines Lehrlings betrifft, ſo will ich mich wenigſtens zu dem Bekenntniß verſtehen, daß ich nach dem, was ich heut Abend an Ihnen kennen gelernt habe, Ihnen fortan bei jedem neuen Zank, in den wir gerathen werden, mit jedem Mordwerkzeug, das Sie vorſchlagen, jede mögliche Genugthuung geben will. Damit können Sie ſich begnügen.“ — Nach dieſem Troſt hielt ihm Fink zum zweiten Mal die Hand hin und ſagte: „Jetzt ſchlagen Sie ein, es iſt jetzt Alles in Ordnung.“

Anton legte ſeine Hand in die dargebotene, und der Jokei ſchüttelte ſie ihm kräftig und ſagte: „Wir ſind heut ſo offenherzig gegen einander geweſen, daß es gut ſein wird, wenn wir eine Pauſe machen, ſonſt haben wir einander gar nichts mehr zu erzählen. Schlafen Sie wohl, morgen mehr daren.“ Dabei ergriff er ſeine Mütze, nickte mit dem Kopf und ſchritt klirrend zur Thür hinaus.

Anton war, die Wahrheit zu geſtehen, über dieſen unerwartet friedlichen Ausgang ſo vergnügt, daß er lange nicht einſchlafen konnte. Herr Baumann, der in ſeiner Schlafkammer das Bett an derſelben Wand hatte, konnte ſich nicht enthalten, nach Finks Abgang ſeinen Glückwunſch durch Klopfen an der Wand auszudrücken, und Anton beantwortete das Signal ſofort durch ein ähnliches Klopfen, welches ſeinen Dank für die Theilnahme anzeigen ſollte.

Am andern Morgen war das Comtoir eine Viertelſtunde vor der Ankunft des Prinzipals vollzählig verſammelt. Fink erſchien als Letzter und ſagte mit lauter Stimme: „Mylords und Gentlemen aus dem Export- und Provinzialgeſchäft, ich habe geſtern Herrn Wohlfart von hier in einer Weiſe behandelt, die mir jetzt, nach dem, was ich von ihm kennen gelernt habe, aufrichtig leid thut. Ich habe ihm geſtern bereits meine Erklärung gemacht und bitte ihn heute in Ihrer Gegenwart freiwillig nochmals um Verzeihung. Zu gleicher Zeit bemerke ich, daß unſer Wohlfart ſich bei dieſem Streit durchaus reſpectabel benommen hat, und daß ich mich freue, mit ihm in Geſchäftsverbindung getreten zu ſein.“ Das Comtoir lächelte, Anton ging auf Fink zu und ſchüttelte ihm wieder die Hand, Herr Jordan that mit beiden Parteien daſſelbe, und die Sache war abgemacht.

Doch blieb ſie nicht ohne Folgen. Auch die Kunde von der ehrlichen Sühne, welche Fink dem Lehrling gab, und von der freundlichen Ausgleichung gelangte in das Vorderhaus. Und als Anton zuſammen mit Fink beim Mittagstiſch erſchien, ruhten die Blicke der Damen mit Theilnahme und Neugier auf ihm, und der Prinzipal verbarg nicht ein freundliches Lächeln. Aber auch auf Fink fiel Sabinens Auge mit freudigem Glanz, und ſo oft ſie zu ihm aufſah, war ihr, als hätte ſie ihm etwas Großes abzubitten.

Bei den Herren vom Comtoir war die Stellung Wohlfarts auf einmal eine ganz andere geworden, er wurde von Allen mit einer Achtung behandelt, welche ein Lehrling ſonſt nicht durchzuſetzen pflegt; Herr Specht erklärte ihn bei ſämmtlichen Commis ſeiner Bekanntſchaft — und ſeine Bekanntſchaft war groß — für einen modernen Bayard, für den letzten Ritter Europa's, für einen furchtbaren Haudegen im Reiche der Conticurrenten; Herr Liebold wurde wahrhaft kühn in ſeinen Behauptungen, wenn er merkte, daß Anton auf ſeiner Seite ſtand, und ſogar Herr Pix gönnte ſeinem Zögling von dieſem Tage an augenſcheinliche Hochachtung, er vertraute den Beobachtungen, welche Anton am Zünglein der großen Waage machte, eben ſo feſt, wie ſeinen eigenen, und überließ ihm zuweilen ſogar den ſchwarzen Pinſel, ſeinen geliebten Scepter, das Zeichen ſeiner Herrſchermacht.

Die größte Veränderung aber trat in Antons Verhältniß zu Fink ein. Denn einige Tage nach dem Streit, als Anton hinter dem Jokei die Treppe des Hinterhauſes hinaufſtieg, blieb Fink an ſeiner Thür ſtehen und frug: „Wollen Sie nicht bei mir eintreten? Sie ſollen mir heut Ihren Beſuch machen und meine Cigarren probiren.“

Zum erſten Mal überſchritt Anton die Schwelle des Volontairs und blieb verwundert an der Thür ſtehen, denn das Zimmer ſah ſehr fremdartig aus. Elegante Möbel ſtanden unordentlich umher, ein dicker Teppich, weich wie Moos, bedeckte den Fußboden, und der ordentliche Anton ſah mit Betrübniß, wie rückſichtslos die Cigarrenaſche auf die prächtigen Blumen deſſelben geworfen war. An der einen Wand ſtand ein großer Gewehrſchrank, darüber ein ausländiſcher Sattel, und pfundſchwere ſilberne Sporen hingen daneben herunter; die andere Wand verdeckte ein eben ſo großer Bücherſchrank aus koſtbarem Holz, voll von Büchern in braunem Lederband, und über dem Schrank reichten rieſige Flederwiſche, die ſchwarzen Flügel eines ungeheuren Vogels, von einer Stubenwand bis zur andern.

„Welche Menge von Büchern Sie haben!“ rief Anton erfreut.

„Es ſind Erinnerungen an eine Welt, in der ich nicht mehr lebe,“ ſagte Fink.

„Und dieſe Flügel, gehören ſie auch zu Ihren Erinnerungen?“

„Ja, Herr, es ſind die Fittige eines Condors; Sie ſehen, ich bin ſtolz auf dieſe Jagdbeute,“ antwortete Fink und hielt unſerm Anton ein Packet mit Cigarren hin. „Setzen Sie ſich, Wohlfart, laſſen Sie uns plaudern, und zeigen Sie, ob Herr Specht Recht hat, wenn er Sie als liebenswürdigen Geſellſchafter rühmt.“ Er ſchob unſerm Helden mit dem Fuße einen großen Fauteuil zu. Anton ſank behaglich in die weichen Kiſſen und blies blaue Wolken nach der Decke, während Fink die Lampe des ſilbernen Theekeſſels anzündete. „Sie haben mir neulich gefallen, Wohlfart,“ ſagte Fink, ſich der Länge nach auf dem Sopha ausſtreckend, „verſtehen Sie ſich auf Pferde?“

„Nein,“ ſagte Anton.

„Sind Sie Jäger?“

„Auch nicht.“

„Treiben Sie Muſik?“

„Nur wenig,“ ſagte Anton.

„Nun alſo, in Teufels Namen, welche menſchliche Eigenſchaft haben Sie denn?“

„In Ihrem Sinne wenig,“ antwortete Anton ärgerlich. „Ich kann die Leute lieben, welche mir gefallen, und ich glaube, ich kann ein treuer Freund ſein; wenn mich aber Jemand übermüthig behandelt, ſo empöre ich mich.“

„Schon gut,“ ſagte Fink, „von der Seite kenne ich Sie. Für einen Anfänger war Ihr Debut gar nicht übel. Ich ſehe, es iſt Race in Ihnen. Laſſen Sie hören, wer Sie ſind. Von welchem Volke der ſterblichen Menſchen ſtammen Sie, und welches Schickſal hat Sie hierher geſchleudert in dieſes traurige Mühlwerk, wo Jeder zuletzt voll Staub und Reſignation wird, wie Liebold, oder im beſten Fall, wie der pünktliche Jordan?“

„Es war doch ein gutmüthiges Schickſal,“ antwortete Anton und begann von ſeiner Heimath und ſeinen Eltern zu erzählen. Mit Wärme ſchilderte er den kleinen Kreis, in dem er aufgewachſen war, die Abenteuer ſeiner Schulzeit und einige närriſche Leute aus Oſtrau, mit denen er verkehrt hatte. „Und ſo iſt für mich ein großes Glück, was Sie für ein Unglück halten,“ ſchloß er, „daß ich hierher gekommen bin.“

Fink nickte beiſtimmend und ſagte: „Zuletzt iſt der größte Unterſchied zwiſchen uns Beiden, daß Sie Ihre

Mutter gekannt haben und ich die meine nicht. Uebrigens iſt es ziemlich gleichgültig, in welchem Neſt Einer aufwächſt, man kann faſt unter allen Umſtänden ein tüchtiger Geſell werden. — Ich habe Leute gekannt, die weniger Liebe in ihrem Vaterhauſe gefunden haben, als Sie.“

„Sie haben ſo viel von der Welt geſehen,“ ſagte Anton rückſichtsvoll, „ich bitte Sie, mir zu ſagen, wie Sie dazu gekommen ſind.“

„Sehr einfach,“ begann Fink. „Ich beſitze einen Onkel in Newyork, der dort einer von den Ariſtokraten der Börſe iſt. Dieſer ſchrieb meinem Vater, als ich vierzehn Jahr war, ich ſolle eingepackt und herübergeſchickt werden, er habe die Abſicht, mich zu ſeinem Erben zu machen. Mein Vater iſt ſehr Kaufmann, ich wurde emballirt und abgeſchickt. In Newyork wurde ich bald ein gottverdammter kleiner Schuft und Taugenichts, ich trieb jede Art von Unſinn, hielt einen Stall von Racepferden in einem Alter, wo bei uns ehrliche Jungen noch auf offener Straße ihre Butterſemmel verzehren und mit einem Papierdrachen ſpielen. Ich bezahlte Sängerinnen und Tänzerinnen und mißhandelte meine weißen und ſchwarzen Domeſtiken ſo ſehr durch Fußtritte und Haarraufen, daß mein Oheim genug zu thun hatte, um Entſchädigungsgelder an dieſe freien Bürger zu bezahlen. Sie hatten mich aus meiner Heimath fortgeriſſen, ohne ſich um meine Gefühle zu bekümmern; ich kümmerte mich jetzt den Teufel um die ihren. Uebrigens je toller ich's trieb, deſto mehr Geld bekam ich in die Hände. Ich war bald der verrufenſte unter den jungen Bengeln, welche die vornehmen Unarten jenſeit des Waſſers cultiviren. Einſt an meinem

Geburtstage kam ich um ſechs Uhr früh aus einem kleinen Souper nach Hauſe, bei dem ich aus Caprice den Spröden gegen einige zuvorkommende Damen geſpielt hatte, und unterwegs fiel mir ein, daß dieſe Wirthſchaft ein Ende nehmen müſſe oder ich ſelbſt würde ein Ende nehmen. Ich ging nach dem Hafen ſtatt nach Hauſe, ſteckte mich in grobe Matroſenkleider, die ich unterwegs kaufte, und bevor es Mittag war, fuhr ich als Schiffsjunge auf einem dickbäuchigen Engländer zum Hafen hinaus. Wir ſegelten einige tauſend Meilen um Cap Horn herum und auf der andern Seite des Feſtlandes wieder hinauf. Als wir in Valparaiſo ankamen, erklärte ich dem Capitain, daß ich ihm für die Ueberfahrt dankbar ſei, tractirte die ganze Mannſchaft und ſprang ans Land, um mit den zwanzig Dublonen, die ich noch in der Taſche hatte, auf eigene Fauſt mein Glück zu machen. Ich traf bald einen verſtändigen Mann, der mich auf ſeine große Hazienda brachte, wo ich als Ochſenhirt und Reitkünſtler nicht geringe Lorbeeren erntete. Ich war etwa anderthalb Jahr dort oben und befand mich ſehr wohl, ich wurde als eine Art dienſtthuender Gaſtfreund behandelt, ich war beliebt, ich war bewundert als Jäger und tummelte mich tüchtig im Sattel, was fehlte mir? — Wir hatten gerade großes Rinderſchlachten, und ich war fleißig beſchäftigt, von meinem Pferd die Kühe in den Schlachthof zu escortiren, als plötzlich zwei Regierungsbeamte in unſer Feſt hineinritten. Dieſe behandelten mich ſelber mit vieler Artigkeit wie ein junges Rind, nahmen mich ſammt meinem Pferd in die Mitte und führten mich zwiſchen ihren Steigbügeln Trott und Galopp nach der Hauptſtadt. Dort wurde ich beim amerikaniſchen Conſul abgeliefert, und da mein Oheim Himmel und Hölle in Bewegung geſetzt hatte, mich auszuſpüren, und ich aus einem langen Briefe meines Vaters erkannte, daß dieſer Herr ſich wirklich über mein Verſchwinden ängſtigte, ſo beſchloß ich, ihm den Gefallen zu thun und zurückzukehren. Ich unterhandelte mit dem Conſul und reiſte mit dem nächſten Schiff nach Europa ab. Als ich auf dieſem bejahrten Erdhaufen ankam, erklärte ich meinem Vater, daß ich nicht Kaufmann werden wolle, ſondern Landwirth. Darüber gerieth die Firma Fink und Becker außer ſich, aber ich blieb feſt. Endlich kam ein Vertrag zu Stande. Ich ging zunächſt auf zwei Jahr in eine norddeutſche Wirthſchaft, dann ſollte ich einige Jahr in einem Comtoir arbeiten, dadurch hoffte man meine Capricen zu bändigen. So bin ich jetzt hier in Clauſur. Aber alle Mühe iſt umſonſt. Ich thue meinem Vater den Gefallen, hier zu ſitzen, weil ich merke, daß ſich der Mann viel unnützen Kummer um mich macht, aber ich bleibe nur ſo lange hier, bis er ſich überzeugt, daß ich Recht habe. Dann werde ich Landmann.“

„Wollen Sie bei uns ein Gut kaufen?“ frug Anton neugierig.

„Nein, Herr,“ antwortete Fink, „das will ich nicht. Ich würde es vorziehen, vom frühen Morgen bis gegen Mittag zu reiten, ohne an einen Grenzſtein meines Landes zu ſtoßen.“

„Sie wollen alſo wieder nach Amerika zurück?“

„Oder anderswohin, ich bin in Erdtheilen nicht wähleriſch. Unterdeß lebe ich in dieſem Kloſter als Mönch, wie Sie ſehen,“ ſagte Fink lachend und goß aus einer großen

Flaſche eine Maſſe Rum unter ein geringeres Maß anderer Subſtanzen, rührte das Getränk um und trank zum geheimen Schreck Antons die feurige Miſchung behaglich hinunter. „Friſch, Mann," rief er, Anton die Flaſche zuſchiebend, „macht Euren Trank zurecht, und jetzt laßt uns luſtig plaudern, wie ſich für gute Geſellen und verſöhnte Feinde ſchickt."

Seit dieſem Abend behandelte Fink unſern Helden mit einer Freundlichkeit, welche ſehr verſchieden war von dem nachläſſigen Weſen, das er den übrigen Herren vom Geſchäft gönnte. In Kurzem wurde Anton der Liebling des Mönchs in der Clauſur, oft rief ihn Fink in ſein Zimmer, ja er verſchmähte ſogar nicht, drei Treppen hoch in das Heiligthum der lederfarbenen Katze hinauf zu ſteigen, wenn er gerade gelaunt war, einen Abend im Hauſe zu verleben. Allerdings war das nicht oft der Fall. Anton merkte bald, daß ſein neuer Freund eine in der Stadt ſehr bekannte [illegible]d vielbeſprochene Perſon war, daß er unter der eleganten Jugend mit einem wahren Despotismus herrſchte, und bei Herrenreiten, Jagdpartien und anderen nützlichen Thätigkeiten ein Anführer und vielbegehrte Autorität war. Er war jung, gewandt, von Adel, galt für unermeßlich reich und beſaß eine Meiſterſchaft in allen Dingen, die mit einem Pferdehuf, einem Gewehrlauf und einem vergoldeten Theelöffel irgend in Verbindung gedacht werden können, und was über Allem ſtand, er behandelte Jeden, der in ſeine Nähe kam, mit der leichten Suffiſance, welche von je bei dem großen Haufen unſelbſtſtändiger Menſchen als Zeichen von überlegener Kraft gegolten hat. Fink war deßhalb viel in

Geſellſchaft und kam oft erſt gegen Morgen nach Hauſe. Anton hörte ihn zuweilen ankommen, wenn er bereits vor ſeinem Buche ſaß: er bewunderte die Lebenskraft ſeines Freundes, der dann nach einer oder zwei Stunden Ruhe ſeinen Platz im Comtoir einnahm und während des ganzen Vormittags keine Spur von Mattigkeit zeigte. Gegen die ſtrenge Ordnung des Hauſes ſtach Fink auch dadurch ab, daß er ſich die unerhörte Freiheit herausnahm, zuweilen eine Stunde nach Eröffnung des Comtoirs zu erſcheinen und ſich vor dem Schluß zu entfernen. Anton konnte nicht errathen, ob ſein Prinzipal dieſe gelegentliche Selbſtſtändigkeit für ein großes oder für ein kleines Verbrechen hielt. Jedenfalls ſchwieg er dazu.

So verging der Winter, und Anton merkte an untrüglichen Zeichen, daß der Frühling und der Sommer über das Land daherzogen. Die Fuhrleute brachten nicht mehr Schnee[illegible]n ins Comtoir, ſondern Regentropfen und braune Fußtapfen, zuweilen wagte ſich ein Mädchen mit Veilchenſträußen in die Nähe der unermüdlichen Wanduhr, dann ſchien die Sonne Herrn Liebold kriegsluſtig auf ſeine Fenſterecke, dann kamen die Mäkler und erzählten von der gelben Blüthe der Oelfrucht draußen im Freien, und endlich erſchien Herr Braun und trug die erſte Roſe in der Hand. Ein Jahr war vergangen, ſeit Anton mit den Schwänen über den See gefahren war. Er hatte das ganze Jahr hindurch an die Fahrt gedacht.

## 8.

Noch immer beſaß Veitel Itzig ſeine Schlafſtube in der ſtillen Caravanſerei, wo er ſich am Tage ſeiner Ankunft einquartiert hatte. Wenn nach den Behauptungen der Polizei jeder Menſch irgendwo zu Hauſe ſein muß und nach der Anſicht aller verſtändigen Frauen vorzugsweiſe da zu Hauſe iſt, wo ſein Bett ſteht, ſo war Veitel merkwürdig wenig zu Hauſe. So oft er aus dem Geſchäft des Herrn Ehrenthal entſchlüpfen konnte, trieb er ſich auf den Straßen umher, ſah lauerſam auf jeden jungen Herrn, welcher ihm geneigt ſchien, etwas zu kaufen oder zu verkaufen, und wußte aus der Haltung des Vorübergehenden genau zu erkennen, ob derſelbe für die Reize eines kle[illegible] Handels empfänglich ſei oder nicht. Stets hatte er einige Paradethaler in der Taſche, mit welchen er in anmuthiger Nachläſſigkeit ſo lockend zu klappern verſtand, daß nur ein fühlloſer Menſch gleichgültig gegen dieſe Zahlungsfähigkeit ſein konnte. Er wußte mit einem einzigen ſchnellen Blick die geheimſten Fehler eines Rockes oder einer Weſte zu erkennen, er hatte für ſeine Kunden eine bezaubernde Fülle von verbindlichen Redensarten, er ſprach aus Grundſatz zu keinem halbwüchſigen Primaner anders, als: „Wenn der gnädige Herr mir allergnädigſt erlauben," er verſtand, was ewig für das Höchſte in dieſem Geſchäft gelten wird, ſeiner Unterthänigkeit einen ſcurrilen Anſtrich zu geben und war

Meiſter darin, die allerabgeſchmackteſten Bücklinge zu machen. Er beſaß die Wiſſenſchaft, altes Meſſing durch Katzenſilber blendend zu machen und altem Silber den allerhöchſten Glanz zu geben; er war ſtets bereit, abgelegte ſchwarze Fracke zu kaufen, — was von allen Eingeweihten als Symptom einer kühnen und waghalſigen Natur betrachtet wird, — er wußte das faſrige Tuch derſelben durch einen eigenthümlichen Bürſtenſtrich mit einem Schein von Neuheit zu überziehen, der gerade lange genug dauerte, um ſeine Käufer zu verblenden, welche er in armen Schulmeiſtern, hoch aufgeſchoſſenen Confirmanden und freigeſprochenen Lehrlingen zu finden bemüht war. Mit jedem Gange, welchen er für Herrn Ehrenthal that, ſuchte er einen andern zu ſeinem eigenen Nutzen zu verbinden und erwarb dadurch ſchnell eine Kundſchaft, welche den Neid graubärtiger Trödler erregte. Er beſchränkte ſein Geſchäft aber nicht auf gebrauchte Gegenſtände, obgleich er hierin ſeine erſten und zahlreichſten Erfolge durchgeſetzt hatte. Er wurde Agent von Pferdehändlern, trat in Verbindung mit verſchwiegenen Geldverleihern und trieb ſolchen Ehrenmännern Kunden zu; ja er lieh ſein eigenes Geld aus und hatte das ungewöhnliche Zartgefühl, nie mehr als fünfzig vom Hundert zu nehmen; er lieh aber nur auf kurze Friſten und nahm am Zahlungstermin ſtatt des baaren Geldes mit großer Bereitwilligkeit jede Art von verkäuflichen Dingen zu einer Taxe, welche er als Sachverſtändiger im beſten ſelbſt machte. Dabei hatte er die Tugend, nie zu ermüden, er war den ganzen Tag auf den Beinen, lief um wenige Groſchen zehnmal denſelben Weg, freute ſich wie ein König um einen eroberten Thaler, ſchüttelte jedes rauhe

Wort — und er mußte oft welche hören — ab, wie der Pudel ſeine Schläge. Er gönnte ſich ſelbſt keine Stunde des Genuſſes, ſeine einzige Erquickung war, an den Fingern die Geſchäfte abzählen, welche er gerade im Gange hatte, und ſeinen Gewinn berechnen. Es war merkwürdig, wie wenig er brauchte, er aß am Abend ein Stück Brod, welches er zu Mittag aus Ehrenthals Küche in ſeine Taſche practicirt hatte; ein Glas Dünnbier gönnte er ſich im erſten Jahre nur einmal, und zwar an einem heißen Tage, wo er einem Gutsbeſitzer behülflich geweſen war, einen Wagen zu verkaufen, und durch eine Thätigkeit von zwei Stunden eben ſo viel Thaler verdient hatte. Seine Kleider gewährte ihm ſein Geſchäft. Sommer und Winter ging er deßhalb in ſchwarzem Frack und den entſprechenden Pantalons; ja er fand es nützlich, über einer ſchwarzen Sammtweſte eine vergoldete Kette zu tragen, und erſchien ſtets als Gentleman unter ſeines Gleichen, weil er mit Recht behauptete, jeder Geſchäftsmann müſſe ſo auftreten, daß ſich kein Menſch zu ſchämen brauche, mit ihm ein Geſchäft zu machen. Aus allen dieſen Gründen genoß er ſchon nach Ablauf des erſten Jahres die Freude, ſeine ſechs Ducaten um das Dreißigfache vermehrt zu ſehen.

Im Geſchäft des Herrn Ehrenthal war er ſchnell ein unentbehrliches Mitglied geworden, ſeinem Scharfblick entging keine Perſon, kein Pferd, kein Getreidewagen; jedes Geſicht, das er einmal geſehen, erkannte er wieder, jeden Tag wußte er den Courszettel der Börſe auswendig, als ob er ſelbſt vereideter Senſal geweſen wäre. Noch bekleidete er die mehr nützliche als erhabene Stelle eines Laufburſchen, noch putzte er Bernhards Stiefeln und aß vor der Küchenthür; aber es war erſichtlich, daß ihm ein Schreibepult und ein Lederſtuhl in dem kleinen Comtoir, welches Herr Ehrenthal der Form wegen hielt, nicht fehlen würden. Dies war das Ziel ſeiner Sehnſucht, es war für ihn die Pforte zum Paradieſe. Denn noch war er nicht eingeweiht in die Tiefen des Geſchäftes, noch wurde er weggeſchickt, ſo oft irgend ein wichtiger Kunde mit Herrn Ehrenthal verhandelte. Sehr bald ſah er ein, daß ihm ſelbſt noch Einiges fehle, um dies Glück zu verdienen; er gebrauchte die deutſche Sprache mit vieler Fertigkeit, aber es war ein öſtlicher Hauch darin, mehr Kehlkopf als höhere Grammatik; er ſchrieb wohl auch Geſchäftsbriefe und Rechnungen, aber es war keine Glätte, kein Strich dabei, die Buchſtaben waren ſo zu ſagen widerhaarig, und die Perioden waren löchrig und geflickt; und was vollends die Geheimniſſe der Buchhaltung betraf, ſo war er darin wie ein unſchuldiges Kind. Dieſer Mangel drückte ihn ſehr.

In ſeiner Herberge war er unterdeß ein angeſehener Mann geworden, ſelbſt Löbel Pinkus behandelte ihn mit ungewöhnlicher Vertraulichkeit. Dies ſchöne Verhältniß verdankte Veitel ſeinem Scharfblick. Jene Breterwand in der Gaſtſtube und der hohle Klang des Holzes hatten ihn ſeit dem Tage ſeines Einzugs beunruhigt, wochenlang hatte er auf eine Gelegenheit gewartet, ſeine Unterſuchungen fortzuſetzen. Endlich an einem Sonnabend ſchützte er Unwohlſein vor und blieb zu Hauſe, als der Hauswirth und ſeine Gäſte mit würdigem Schritt nach der Synagoge zogen. Da endlich glückte es ihm, einen Ritz in der Hinterwand ſeines

Schrankes zu erweitern und etwas zu erblicken, was ihn auf's Höchſte überraſchte. Er ſah in eine große, ſchmutzige Stube, welche ganz angefüllt war mit Koffern und Kiſten und einem Chaos begehrungswerther Artikel. Herren- und Damenkleider, Betten, Wäſche, Stoffe, bunte Vorhänge lagen in großen Haufen durcheinander, auch metallene Geräthe, ein Crucifix, Kelche, Kronleuchter glänzten in dem Halbdunkel und noch andere lockende Speculationen, welche auch ſein ſcharfes Auge nicht erkennen konnte. Als Aladdin den erſten Schritt in die Zauberhöhle that, gerieth er ſchwerlich in ſo große Aufregung, als Junker Itzig bei ſeiner Entdeckung. Er lief immer wieder zu dem Ritz zurück und ſtarrte in das ſtaubige Dämmerlicht der geheimnißvollen Niederlage, bis die Gäſte aus der Synagoge nach Hauſe kamen. Er behielt die Entdeckung für ſich, aber er lag ſeit dem Tage auf der Lauer wie das Wieſel vor einem Mauſeloch. Einigemal hörte er bei Nacht Geräuſch in der geheimnißvollen Stube des Nebenhauſes; einmal gelang es ihm, ein Geflüſter zu vernehmen, bei welchem die tiefe Stimme des würdigen Pinkus unverkennbar war; einſt, als er ſpät nach Hauſe kam, ſah er am Nachbarhauſe Fäſſer, Kiſten und Bündel in eine kleine Britſchka laden, welche ſchamhaft mit weißer Leinwand verhüllt war, eine Maßregel, welche ſchon Sulamith im hohen Liede Salomonis als nützlich empfiehlt, damit man nicht von den Wächtern des Königs in den Weinbergen angehalten werde. In derſelben Nacht verſchwanden zwei ſchweigſame Gäſte ſeines Herbergvaters, welche offenbar aus Polen ſtammten, und kamen nicht wieder. Aus alledem zog er den Schluß, daß ſein Wirth eine Art

Commiſſions- und Speditionsgeſchäft von allerlei merkwürdigen Waaren hielt, welche er aus guten Gründen lieber am Abend, als bei Tage fortſchaffte. — Wie ein Licht ging es unſerm Veitel auf. Die Waaren gingen nach dem Oſten, wurden über die Grenze geſchmuggelt und verbreiteten ſich bis tief in das ruſſiſche Reich, bis an die aſiatiſche Grenze, wo zuletzt der ſtrebſame Kirgiſe die Hemden und Schnürröcke aufträgt, welche vom deutſchen Schneider genäht ſind. Alles nach dem Grundſatz, was in Deutſchland defect wird, fällt den Ruſſen zu. Veitel benutzte ſeine Entdeckung mit der Mäßigung eines Geſchäftsmannes und machte ſeinem Hauswirth gerade nur ſo viel Andeutungen, daß Pinkus ſich bewogen fühlte, ihn mit beſonderer Rückſicht zu behandeln.

Nach einem thatenreichen Tage ſchritt Veitel nachdenkend in ſeine Herberge zurück und betrat mit dem üblichen Gruß die Gaſtſtube. Er ſetzte ſich ſtill in eine Ecke und ſuchte in ſeinen Gedanken nach einem Schriftgelehrten, welcher geeignet war, ihn in die Geheimniſſe eines guten Styls und der Buchführung einzuweihen, gegen möglichſt geringes Honorar, ja vielleicht gegen einen ſchwarzen Frack, den er durchaus nicht los werden konnte, weil die Schöße deſſelben — er hatte einem rieſigen Leichenbitter gehört — bis auf den Boden hingen, wie die Aeſte einer Trauerweide. Als Veitel nach fruchtloſer Ueberlegung aufſah, erblickte er am Tiſche einen fremden Gaſt, welcher eine Feder in der Hand hielt und dieſe zuweilen in ein Tintenfaß tauchte: der Mann ſprach leiſe mit einem Händler und beugte ſich von Zeit zu Zeit auf das Papier, wahrſcheinlich um die Beſchlüſſe der geheimen Unterhaltung zu verewigen. Veitel ſah ſich den Schreiber ahnungsvoll an. Es war klar, daß die Großväter dieſes Mannes nicht unter Moſes durch das rothe Meer gezogen waren. Der Herr war ſtark und klein, er hatte eine röthliche aufgeregte Naſe und ein rundes ältliches Geſicht, verworrenes Haar und eine alte Stahlbrille, die er zuweilen an den Ohren feſtdrückte, weil es ihr trotz ihrer langen Dienſtzeit ganz unmöglich war, auf der Stumpfnaſe Schluß zu gewinnen. Veitel bemerkte, daß dieſer Mann mit der Brille einen ungewöhnlich ſchlechten Rock anhatte und zuweilen aus einer Zinndoſe ſchnupfte, wobei er jedesmal den Händler mit einem eigenthümlichen Schielblick anſah, mit einer Art von inquiſitoriſchem Blinzeln, welches ſeinem Geſicht einen gutmüthigen Ausdruck geben ſollte, dies aber nicht that. Offenbar war dieſer Mann ein Schriftgelehrter, und Veitel beſchloß, abzuwarten, ob er an ihn kommen könne. Endlich war die Verhandlung geſchloſſen, der Händler empfing ein Papier und legte dafür ein Geldſtück, vor Veitels Adleraugen ein Achtgroſchenſtück, auf den Tiſch, welches von dem Herrn mit der Brille nachläſſig in die Taſche des Beinkleides verſenkt wurde. Der Händler entfernte ſich, der Fremde blieb, wie es ſchien, in gemüthlicher Stimmung ſitzen und goß ſich aus einer kleinen Flaſche Branntwein den letzten Reſt in das Glas. Veitel trat auf ihn zu, der kleine Herr blickte ſchnell mißtrauiſch auf, aber als er die verbindliche Stellung Veitels ſah, fuhr ein vertrauliches Lächeln über ſein rothes Geſicht, und eine ſcharfe Stimme ſprach: „Nur näher, mein junger Freund, Sie wollen mich conſultiren, ich ſtehe zu Dienſten.“

Veitel begann zögernd: „Wenn der Herr bekannt iſt am Orte, ſo wollte ich ihn wohl erſuchen um etwas."

„Immer heraus, mein Sohn," ermunterte der Andere, indem er ſein Glas austrank und Veitel mit ſeinem gutmüthigen Blick anſah.

„Ich wollte Sie fragen, ob Sie vielleicht Jemand wüßten, der gegen eine billige Vergütigung einem Manne von meiner Bekanntſchaft Unterricht geben würde im Schreiben und in den Aufſätzen, wie man ſie braucht zum Geſchäft."

„So?" frug der ſchäbige Herr, „wie man ſie braucht zum Geſchäft? — und dieſer Mann von Ihrer Bekanntſchaft ſind Sie ſelbſt, mein Sohn?"

„Was ſoll ich daraus machen ein Geheimniß?" antwortete Veitel aufrichtig, „ja, ich bin es ſelbſt; aber ich bin noch ein Anfänger und bin nicht im Stande, mehr zu geben als wenig."

„Wer wenig giebt, erhält wenig, mein Lieber — wie war doch der Name?" frug der Alte gleichgültig dazwiſchen und drehte die Doſe.

„Veitel Itzig heiße ich."

„Alſo, lieber Itzig," fuhr der Alte fort, „guter Unterricht koſtet gutes Geld. Und was treiben Sie für ein Geſchäft?" forſchte er mit väterlicher Miene weiter.

„Ich bin im Comtoir bei Hirſch Ehrenthal," erklärte Veitel mit Selbſtgefühl.

Der Fremde wurde aufmerkſam. „Herr Ehrenthal iſt ein reicher Mann, ein kluger Mann; ich habe ſeiner Zeit viel mit ihm zu thun gehabt, er hat eine ſchöne Geſetzkenntniß. Wenn Sie den Geſchäftsſtyl erlernen wollen und bei Herrn

Ehrenthal ſind,“ fuhr er überlegend fort, „vielleicht kann da Rath werden. Welches Honorar würden Sie zahlen, wenn ſich Jemand fände?“

Veitel fand es gewiſſenlos, etwas zu bieten, er bemerkte zurückhaltend: „Ich weiß doch noch nicht, was er fordern wird für ſolchen Unterricht.“

„So will ich's Euch gerade herausſagen,“ erklärte der Herr mit der Brille. „Ich ſelbſt könnte Euch vielleicht den Unterricht geben, vielleicht auch nicht; man giebt ſolche Anweiſung nicht Jedem, ich müßte mich erſt näher nach Euch erkundigen. Wenn ich Euch aber den Gefallen thue, ſo will ich Euch den Unterricht ertheilen in Erwägung, daß Ihr ein Anfänger ſeid, in Erwägung, daß Ihr arm ſeid, und in Erwägung, daß ich jetzt gerade einige freie Zeit habe und aufgelegt bin, mehr Theorie als Praxis zu treiben, wenn Ihr mir funfzig Thaler zahlt; fünfundzwanzig Thaler vor der erſten Lection und fünfundzwanzig Thaler in einem Schuldſchein, den ich ſelbſt Euch ſchreiben werde, binnen vier Wochen.“

„Funfzig Thaler!“ rief Veitel entſetzt und ſank wie vom Schlag gerührt auf einen Schemel, „funfzig Thaler!“ wiederholten mechaniſch ſeine Lippen, als das Räderwerk ſeines Geiſtes bereits ins Stocken gerathen war.

„Iſt Euch das zu viel,“ frug der Herr mit der Brille in ſcharfem Ton, „ſo laßt Euch ſagen, junger Itzig: Erſtens, daß ich mit keinem Gelbſchnabel handle, zweitens, daß ich meine Hülfe Andern noch nie ſo billig gegönnt habe, und drittens, daß ich mich den Teufel mit Euch befaſſen würde, wenn ich nicht große Luſt hätte, einige Wochen in dieſer Stube zu verweilen."

„Fünfzig Thalerſtücke!" rief Itzig außer ſich, „ich habe geglaubt, es würde nicht koſten mehr als zwei, drei Thaler, wenn ich noch vielleicht wollte zugeben eine Weſte und ein Paar gute Stiefeln." Der alte Herr fuhr heftig nach ſeiner Brille — „und einen Hut, der noch iſt wie neu," fügte Veitel ſchnell hinzu, weil er einen Sturm herannahen ſah und bemerkt hatte, daß der Hut auf dem Tiſche ſehr ruppig ausſah.

„Scher' dich zum Henker, du Dummkopf," fuhr ihn der Alte mit einer Ueberlegenheit an, welche Veitel nur von jungen Herren mit großen däniſchen Doggen zu ertragen gewohnt war. „Suche dir einen Schulmeiſter bei der Armenſchule."

„So iſt der Herr kein Schreiber?" frug Itzig gedrückt, aber beharrlich.

„Nein, du Narr," brummte der Alte. „Wie konnte ich denken, daß der Ehrenthal in ſeinem Geſchäft einen ſolchen Strohkopf hat," fügte er in lautem Monologe hinzu. „Er hält mich für einen Schreiblehrer."

„Was ſind Sie denn ſonſt?" frug Itzig gekränkt.

„Etwas, das dich nichts angeht," ſprach der fremde Herr entſchieden, ſtand mit einem durchbohrenden Blick auf den armen Veitel von ſeinem Platz auf und begab ſich auf den Söller des Hauſes. Dort drückte er ſich in eine Ecke, wo er ausſah wie ein Kleiderbündel, zog ein Actenſtück aus der großen Rocktaſche und las eifrig darin.

Veitel ſtand noch einen Augenblick verdutzt in dem einſamen Zimmer und ſaßte endlich den Entſchluß, ſich bei Pinkus Auskunft über den fremden Mann zu holen. Er trat unter einem Vorwande in den Branntweinladen und frug den Wirth mit möglichſter Unbefangenheit nach Namen und Geſchäft des kleinen Herrn.

„Ihr kennt ihn nicht?“ ſprach Pinkus mit ironiſchem Lächeln, von dem Veitel nicht recht wußte, ob es ihm oder dem Fremden galt. „Nehmt Euch in Acht, daß Ihr dieſen Mann nicht mit Schaden kennen lernt. Nach dem Namen fragt ihn ſelbſt, er wird ihn beſſer wiſſen als ich.“

„Wenn Sie auch mir kein Vertrauen ſchenken, ſo will ich es doch haben zu Ihnen,“ antwortete Veitel und erzählte ihm ſeine Unterredung mit dem Fremden.

„Alſo er hat Euch Unterricht geben wollen?“ ſagte Pinkus erſtaunt und ſchüttelte ſeinen dicken Kopf. „Funfzig Thaler ſind viel Geld, aber mancher reiche Mann würde geben hundertmal ſo viel, wenn er wüßte, was der weiß, das will ich Euch ſagen. Uebrigens geht's mich nichts an, ob Ihr was lernt und bei wem,“ ſchloß Pinkus grob und ging zu ſeinen Liqueurflaſchen.

Veitel ging noch verwirrter hinauf, als er herunter gekommen war, und ſetzte ſich wieder grübelnd in ſeine Ecke, indem er nachdachte, wie man für eine ſo gewöhnliche Sache, als der Geſchäftsſtyl iſt, ſo ungewöhnliches Geld fordern könne. Unterdeß war der Wirth herauf gekommen, hatte das Licht auf den Tiſch geſetzt und eine einfache Abendkoſt für den Fremden mitgebracht. Ganz gegen ſeine Natur war er dieſem gegenüber von großer Leutſeligkeit, ließ ſich von ihm auf den Altan führen und hatte dort im Finſtern eine kurze

Unterredung, deren Gegenſtand, wie Veitel merkte, ſeine Perſon war.

Als Pinkus mit dem Fremden wieder in die Stube trat, ſagte er zu Veitel: „Dieſer Herr wird einige Wochen hier wohnen und will nicht, daß man darüber ſpricht. Ihr werdet gegen Niemanden ſagen, daß er hier iſt, wer Euch auch deßwegen ausfragen mag.“

„Weiß ich doch gar nicht, wer der Herr iſt,“ ſprach Veitel, „wie kann ich Jemandem ſagen, daß er hier wohnt?“

„Sie können ſich auf den jungen Menſchen verlaſſen,“ bemerkte Pinkus gegen den Fremden, worauf dieſer gleichgültig mit dem Kopfe nickte. Der Wirth ließ diesmal das Licht brennend in der Stube zurück und ſchied mit einem Nachtgruß. Der Herr ſetzte ſich behaglich nieder, aß mit unangenehmem Schmatzen die Abendkoſt und ſah dabei von Zeit zu Zeit auf Veitel, ungefähr wie ein alter Rabe auf das gelbe Küchlein ſieht, welches ſich mit dem Leichtſinn der Jugend in ſeine Nähe gewagt hat.

Während der Alte zwinkernd auf ſeine Beute ſah, fuhr dem jungen Itzig plötzlich der Gedanke durch den Kopf, dieſe geheimnißvolle Perſon mit den ungeheuren Forderungen iſt vielleicht einer von den Auserwählten, ein Beſitzer der Recepte, durch welche ein armer Handelsmann unfehlbar Glück, Gold und alle Güter der Erde erwerben kann. Ihm wurde glühend heiß bei dem Gedanken. Zwar ſah der Fremde durchaus nicht reich und glücklich aus, aber war es nicht möglich, daß er den alten Rock nur incognito trug, oder daß er übermäßig geizig war, oder daß er ſelbſt aus irgend einem Grunde von den Recepten keinen Gebrauch machen durfte? Vielleicht waren die funfzig Thaler der Preis für das Geheimniß. Veitel hatte jetzt Weltbildung genug, um einzuſehen, daß weder durch eine Salbe, noch durch einen Zauberſtein ſolche Wirkungen hervorgebracht werden, ſondern daß Wiſſenſchaft dazu nöthig ſei. Er merkte, daß es darauf ankomme, ſchlauer zu ſein als andere Leute, und daß ſolche Schlauheit auch für den Inhaber nicht ohne Bedenken ſei; ja es kam ihm allerdings ſo vor, als ob man durch die Benutzung derſelben in Gefahr gerathe, ſich dem Satan zu verſchreiben. Aber ſeine Begier, etwas Näheres zu erfahren, war übermächtig. Seine Hände zitterten wie im Fieber, und ſein bleiches Geſicht glühte, als er aus ſeiner Ecke wieder zu dem Fremden trat und mit großem Eifer ſagte: „Ich wollte mir noch erlauben eine Frage zu thun an den Herrn. Ich habe gehört, daß man kann lernen die Kunſt, wodurch man Glück hat in allen Geſchäften, womit man kann machen jede Art von Kauf und Verkauf zu dem beſten Preiſe. Wenn es giebt eine ſolche Kunſt, wie mich hat verſichert einer von unſern Leuten, ſo wollte ich den Herrn nur fragen, ob das dieſelbe Wiſſenſchaft iſt, die der Herr mich könnte lehren, wenn er wollte.“

Der Alte ſchob den Teller von ſich und ſah mit außerordentlichem Augenzwinkern auf den Burſchen. „Du biſt der merkwürdigſte Menſch, der mir in praxi vorgekommen. Du biſt entweder ſehr dumm oder der abgefeimteſte Schauſpieler, den ich je geſehen habe.“

„Nein, ich bin nur dumm, aber ich möchte werden klug,“ ſagte Veitel Itzig.

„Ein merkwürdiger Kerl,“ bemerkte der alte Herr rückſichtslos und rückte an ſeiner Brille, um Veitel genau anzuſehen, dem bei dem kalten Glanz der Brillengläſer ſehr unheimlich wurde. Nach langer Prüfung ſprach der Alte, indem er eine Gönnermiene annahm: „Was du Kunſt nennſt, mein Sohn, iſt weiter nichts, als Geſetzkenntniß und die Weisheit, das Geſetz zum eignen Vortheil zu benutzen. Wer das verſteht, der wird auf Erden ein großer Mann; es hindert ihn nichts daran, denn er kann nicht gehangen werden.“ Bei dieſen Worten lachte der Alte in einer Weiſe, die ſelbſt unſerm Veitel einen bänglichen Eindruck machte, obgleich dieſer auf die mechaniſchen Bewegungen der Geſichtsmuskeln ſonſt nicht viel gab.

„Dieſe Kunſt, mit den Geſetzen umzugehen,“ fuhr der kleine Herr fort, „iſt nicht leicht zu lernen, mein Sohn, es gehört lange Uebung dazu und ein anſchlägiger Kopf und Entſchloſſenheit im richtigen Augenblick und vor Allem das, was die Gelehrten Charakter nennen.“ Dabei lächelte er wieder.

Veitel merkte, daß er bei einem wichtigen Punkt ſeines Lebens angelangt ſei, er fuhr mit der Hand in die Jacke nach ſeiner alten Brieftaſche und hielt ſie einen Augenblick in der bebenden Hand. Was in dieſem Moment durch ſeine arme Seele fuhr, — und es war nur ein Moment — das waren wilde und ſchmerzhafte Empfindungen. Schnell wie Blitze zuckten ſie durch einander. Er dachte in dieſem Augenblick an ſeine alte Mutter in Oſtrau, ein ehrliches Weib, wie ſie ihre goldene Kette verkauft hatte, um ihm die ſechs Ducaten in die Ledertaſche zu nähen; er ſah ſie vor ſich, wie ſie ihn beim Abſchiede mit Thränen geſegnet hatte und zu ihm geſagt: „Veitel, es iſt eine arge Welt, verdiene [illegible] Ehrlich dein Brod, Veitel!“ — Er ſah ſeinen grauen Vater vor ſich auf dem Todtenbret liegen, wie ihm der weiße Bart herunterhing über den magern Leib — und tief holte er Athem. Auch an die funfzig Thaler dachte er, wie viel Mühe es ihm gekoſtet hatte, ſie im Schacher zu erwerben, wie oft er darum gelaufen war, wie oft man ihn geſchmäht, ja als Ueberläſtigen mit Schlägen bedroht hatte. Als ihm der letzte Gedanke durch die Seele flog, riß er heftig die Brieftaſche aus der Jacke, warf ſie auf den Tiſch, ſetzte die geballte Fauſt darauf und rief mit blitzenden Augen: „Hier iſt Geld!“ — und während er das ausſprach, fieberhaft erregt, in leidenſchaftlicher Haſt, ſelbſt in dieſem Augenblick, fühlte er deutlich, daß er daran ſei, etwas Böſes zu thun, und er fühlte, wie eine Laſt ſich unſichtbar auf ſeine Bruſt ſenkte. Aber er war entſchloſſen. Schwerlich hatten die jungen Herren, welche den zudringlichen Judenknaben die Treppe hinunterwieſen, daran gedacht, daß ihre höhnenden Worte dereinſt in der armen verwilderten Menſchenſeele einen Dämon erwecken würden, der ihnen ſelbſt in ſpätern Jahren Elend und Verderben heraufbeſchwören ſollte.

Nach einigen Stunden war das Licht tief herabgebrannt und bei dem rothen Schein ſaß in dem wüſten Raume noch immer Veitel mit offenem Munde, glänzenden Augen und gerötheten Wangen dem Vortrage des alten Mannes lauſchend. Und der Alte ſprach doch über Dinge, von denen zu hören den meiſten Sterblichen ſehr langweilig iſt, über gewöhnliche Schuldverſchreibungen.

Das Licht war verloſchen, der kleine Herr hatte die neugefüllte Branntweinflaſche geleert und war ermüdet vom langen Sprechen auf ſeinem Strohſack eingeſchlafen, und noch immer ſaß Veitel auf dem Schemel. Heut dachte er nicht an ſeine Kunden, nicht an ſein gezahltes Geld, ſondern er ſchrieb Schuldſcheine an die ſchwarzen Wände, in denen ſich der Ausſteller mit vielen Worten zu ſo wenig als ~~wenig~~ verpflichtete, und ſchrieb Empfangſcheine über geliehenes Geld, in denen er durch unſcheinbare Zuſätze die Rückzahlung der Summe von ſeinem Belieben abhängig machte. So ſaß er lange in bleiſchwarzer Finſterniß, und große Schweißtropfen rannen von ſeinen Schläfen. Dann öffnete er die Thür zur hölzernen Galerie, lehnte ſich auf das Geländer und ſah durch das Dämmerlicht hinunter in das Waſſer, welches wie ein rieſiger Strom von Tinte vorbeifluthete. Und wieder ſchrieb er Schuldſcheine in die ſchwarzen Schatten der gegenüberliegenden Häuſer und ſchrieb Quittungen auf die dunkle Waſſerfläche, bis ſein müder Leib erſchöpft zuſammenbrach und er in einer Ecke einſchlief, das heiße Haupt an die Holzwand gelehnt. In kaltem Zuge fuhr der Nachtwind über das Waſſer und unten gurgelte die Fluth klagend an den Holzpfählen und Vorſprüngen der alten Häuſer. Was er in die Schatten gezeichnet, das verrückte ſich, und was er auf das Waſſer geſchrieben, das zerrann, und doch hatte ſeine Seele einen Schuldſchein ausgeſtellt in dieſer Nacht, der einſt von ihm eingefordert werden ſollte mit Zins und Zinſeszins. Der Wind heulte, und der Strom klagte, wilde Mahner an die Schuld, rächende Boten des Gerichts.

Seit dieſer Nacht eilte Veitel alle Abende mit ſchnellem Schritt nach ſeiner Herberge, der Unterricht im Geſchäftsſtyl wurde regelmäßig fortgeſetzt. Der Herr mit der Brille war ein gründlicher Lehrer, die tiefſten Geheimniſſe des Wechſelrechts und der Hypothekenordnung waren ihm offenbar, er kannte jeden Schlupfwinkel, welchen das Geſetz dem gewandten Mann offen läßt, er war mit jedem Schleichwege vertraut, auf welchem man eine geſetzliche Verpflichtung umgehen kann. Seine Methode des Unterrichts war vortrefflich. Er ging bei allen auszuſtellenden Urkunden und bei jeder geſchäftlichen Verpflichtung von der gewöhnlichen Form aus, lehrte ſeinen Schüler die betreffenden Geſetze kennen und machte ſeine Lehre durch Beiſpiele deutlich und angenehm. Dann erſt gab er bei jedem Geſetz, bei jedem einzelnen Fall, die kleinen Hülfsmittel an, durch welche man gegenüber der Verpflichtung einen freien Standpunkt gewinnen konnte. Jeden Abend nahm Veitel einige koſtbare Recepte in ſeine Brieftaſche auf, Formulare zu Documenten, welche zu nichts verpflichteten, und wieder ſolche, welche zu weit mehr verpflichteten, als ſie den Anſchein hatten. Zuweilen ſchrieb der Alte ſelbſt ein ſolches Kunſtwerk vor, und ließ es den Schüler abſchreiben, worauf er ſeine eigene Handſchrift ſorgfältig am Licht verbrannte. Wenn fremde Gäſte in der Herberge waren, zogen ſich Lehrer und Schüler in eine Ecke zurück und verhandelten in einem Flüſterton, welcher von den Anweſenden mit vieler Achtung angehört wurde, denn Veitel pflegte dann zu erklären, daß er von dem Herrn Unterricht in der Buchführung und andern nützlichen Dingen erhalte.

Was Veitel nach und nach über die Perſon ſeines Lehrers erfuhr, Namen und Schickſal, ſei hier in Kürze berichtet. Herr Hippus hatte beſſere Tage geſehen. Er war einſt ein vielgeſuchter Rechtsanwalt in der Hauptſtadt geweſen, der es durchgeſetzt hatte, in wenig Jahren eine ausgebreitete Praxis zu erwerben. Bei dem Geſchäfte treibenden Publikum einer großen Stadt erhält jeder Advocat ſehr bald einen beſtimmten Ruf, einen Ruf, welcher eben ſo unſicher ſein mag, als der Ruhm einer Sängerin oder Tänzerin, der aber auch durch eine große Claſſe von Menſchen als anziehender Stoff der Unterhaltung benutzt wird. Bei dieſer Claſſe galt Herr Hippus für ſehr gewandt und zuvorkommend im Verkehr mit den Parteien und für den entſchiedenſten und kühnſten Mann, um ein mißliches Recht in ein gutes Recht zu verwandeln. Im Anfang hatte er ſo wenig, wie der gewiſſenhafteſte Staatsanwalt, den Trieb, ſeine Carriere dadurch zu machen, daß er Unrecht in Recht verdrehte. Auch er hatte ein peinliches Gefühl von Unſicherheit, wenn er eine Partei vertrat, deren Sache er für ſchlecht hielt, er war von den ehrenwertheſten ſeiner Collegen nur ſehr wenig verſchieden, er hatte einige kleine Scrupel weniger und trank etwas zu gern guten Rothwein. Dieſe letzte ſo löbliche Eigenſchaft wurde bald eine Schwäche. Er war ein Mann, der mit Geſchmack zu frühſtücken wußte, ein Herr von kauſtiſchem Witz und ein vortrefflicher Geſellſchafter bei der Tafel. Er hatte einen ſubtilen Geiſt, freute ſich über geiſtreiche Paradoxien und liebte es die Haare zu ſpalten, die er ſeinen Gegnern ausriß. Mit Hülfe des Rothweins erlangte er die Fertigkeit, viel Geld auszugeben, und gerieth in die Lage, viel einnehmen zu müſſen. Die eitle Freude an Spitzfindigkeiten verlockte ihn einigemal, die ganze Energie ſeines glänzenden Geiſtes einer ſchlechten Sache dienſtbar zu machen und dieſe zum Siege zu führen. So erlebte er den Fluch, der häufig Advocaten trifft, welche Glück in verzweifelten Prozeſſen gehabt haben, es liefen ihm Alle zu, welche eine ſchlechte Sache zu vertheidigen hatten. Lange Zeit ärgerte er ſich darüber, und es fehlte ihm nur ein klein wenig Kraft, um dieſe Spitzbubenpraxis, wie er ſelbſt ſie nannte, los zu werden: allmälig, ganz allmälig wurde er durch die ſchlechten Sachen, an denen er ſein nicht gemeines Talent geltend zu machen ſuchte, ſelbſt ſchlecht. Immer größer wurden ſeine Bedürfniſſe, immer lockender die Verführung, immer kleiner ſein Gewiſſen. So war er ſchon lange von innen ausgehöhlt und mit Giftſtaub gefüllt, wie ein Boviſt, von außen ſah er noch ſtattlich und glänzend aus, und oft wurde ihm prophezeit, daß er mit der größten Praxis in der Stadt als einer der reichſten Männer ſeine Laufbahn beſchließen werde. Da begegnete ihm, dem Schlauen, dem Geſetzkundigen das Unglück, daß er in eine Unterſuchung gerieth, weil er bei einer Sache, welche nur durch die verzweifeltſten Mittel zu halten war, dem Geſetz eine Blöße gegeben hatte. Er wurde verurtheilt, mit Schimpf caſſirt und verſchwand als ein gefallener Stern aus dem Kreiſe ſeiner Amtsgenoſſen. Was er noch von Bedenken und Rückſichten gehabt hatte, ging ſeit der Zeit mit reißender Schnelligkeit verloren. Er hatte in Wirklichkeit wenig Vermögen geſammelt, faſt nur ſchlechte Anſprüche an den Beſitz Anderer, verzweifelte Schuldverſchreibungen und hoffnungsloſe Documente, deren Erwerb ihm allerdings ſehr wenig gekoſtet hatte. Die Beitreibung derſelben machte er jetzt zur Aufgabe ſeines Lebens; denn noch immer hatte er das Bedürfniß, viel auszugeben. Deßhalb war er durch mehrere Jahre als ewiger Kläger und Quereler eine den Gerichtshöfen wohl bekannte Perſon. Was er durch Prozeſſiren erwarb, vergeudete er mit roher Sinnlichkeit in ſchlechter Geſellſchaft, er wurde ein Trunkenbold, ein lüderlicher Schlemmer. Aber auch dieſe unſicheren Einnahmen hörten endlich auf, ſein Name verſchwand allmälig aus den Prozeßacten, und ſeine Perſon ward auch in den Reſtaurationen untergeordneten Ranges nicht mehr geſehen. Aber ſeine Thätigkeit hörte nicht auf. Er ſank zum Beſucher von Branntweinſtuben und zum Winkelconſulenten herab, der andere Leute zu Prozeſſen aufſtachelte und Schwindlern und Gaunern gute Rathſchläge ertheilte. In dieſer ſtillen Thätigkeit verlebte er einige Jahre und ſtiftete ſo viel Unheil, als nöthig war, um ſeinen Grimm gegen nicht gefallene irdiſche Größen und ſeinen Durſt, der ſehr gemeiner Natur wurde, zu befriedigen. Leider glückte es ihm auch jetzt noch nicht, ganz aus dem Auge des Geſetzes zu verſchwinden. Gerade jetzt wurde ihm wegen unbefugter Praxis nachgeſtellt, und er fand für nöthig, unter dem Vorwand einer längeren Reiſe auf einige Zeit unſichtbar zu werden. Deßhalb hatte er ſich bei Herrn Pinkus, deſſen Kunde und Rechtsbeiſtand er zuweilen geweſen war, einquartiert und ſo Muße gewonnen, den jungen Itzig ſeine Receptirkunſt zu lehren.

Uebrigens verfuhr Herr Hippus nicht ohne Vorſicht. So oft er ſeinem Schüler irgend eine Schurkerei beibrachte, welche wie eine Arabeske an die gewöhnliche gerade Linie des Geſchäftsſtyls angehängt wurde, verfehlte er nie mit einem häßlichen Lächeln zu bemerken: „Dies Alles ſage ich dir nur, damit du dich in Acht nimmſt." Dieſe Phraſe wurde ſtehend und eine anmuthige Quelle der Heiterkeit für Lehrer und Schüler, auch nachdem Veitel einen ungewöhnlichen Scharfſinn gezeigt hatte und alle Erforderniſſe des Charakters, welche für einen Apoſtel dieſer Geheimlehre nöthig waren.

Der Unterricht wurde für den alten Mann ſehr bald ein Bedürfniß des Herzens. Ja, ſeines Herzens. Denn er war allerdings ein ſchlechter Menſch geworden, an dem etwas Gutes nur ſchwer aufzufinden geweſen wäre, aber die ſchwarze Schlacke, welche er ſtatt eines warmblütigen Menſchenherzens in der Bruſt trug, war doch noch nicht ganz ausgeglüht; er hatte ſehr das Bedürfniß, zu haſſen, aber eben ſo ſehr das Bedürfniß, anerkannt zu werden. Nach vielen Jahren fand er jetzt Gelegenheit, ſein Wiſſen in längerer Rede zu entwickeln, Geiſt zu zeigen und einem andern Menſchen eine Art von Verehrung einzuflößen. Einſt war er ein gebildeter und ſcharfſinniger Juriſt geweſen; das Gebäude ſeines Wiſſens war bei dem wüſten Leben ſehr zerfallen, aber es war noch genug vorhanden, was dem jungen Wilden imponiren konnte; und mit einer melancholiſchen Freude, dem edelſten Gefühl das der verworfene Mann ſeit Jahren gehabt hatte, öffnete er vor dem Jünglinge die verſchütteten Thüren ſeines Geiſtes. Die Aufmerkſamkeit Veitels ſchmeichelte ihm ſehr, er fing an, ihn für ſein Geſchöpf zu halten, und faßte allmälig eine Zuneigung zu dem Judenknaben, über die er ſelbſt cyniſche Witze machte. Und doch war ſie ein Schatz für den Elenden. Denn die Güte der menſchlichen Natur iſt unzerſtörbar, und die größte Corruption eines Menſchen vermag nicht Alles in ihm zu verderben. Immer ſucht ſeine Lebenskraft die Stellen, wo ſie ſich geſund und zum Guten entwickeln kann, aber der Fluch einer verderbten Natur iſt, daß auch ein gutes menſchliches Empfinden ſich ihm zu Unheil und Sünde verkehrt.

Schnell wurde dem alten Mann ſein Schüler wichtiger, als irgend eine andere Perſon auf Erden. Mit Ungeduld wartete auf die Abendſtunde, in welcher der geſchäftige Bocher zur Vorleſung kam; ja es begegnete ihm, daß er von ſeiner Abendkoſt und ſeinem Branntwein einige Reſte für Veitel übrig ließ, und wenn das Judenkind bei dem trüben Lichte vor ihm ſaß und mit großem Appetit das kalte Fleiſch verzehrte, ſo konnte der Alte ihn ſchweigend anſehen und ſich darüber freuen. Und einſt als Veitel ſich bei rauher Witterung verkältet hatte und fiebernd unter dünner Decke auf dem Strohſack lag, da ereignete ſich das Unglaubliche, daß der Alte ein Federbett, welches er als privilegirte Perſon durch den Wirth erhalten hatte, von ſeinem eigenen Lager trug und über den Burſchen breitete; und als Veitel ihn dankbar anlachte, freute ſich das alte Geſchöpf wieder.

Veitel verdiente dieſe Funken von Freundſchaft, welche in dem Alten aufſtiegen, denn er bezeigte ihm eine Verehrung, wie ſie nur irgend ein Schüler gegen ſeinen berühmten Lehrer gefühlt hat. Er erbot ſich, ihm eine neue Garderobe zum Einkaufspreiſe zu beſorgen, und handelte ſtierköpfig um einen paſſenden Oberrock, weil er ihn dem alten Mann ſo billig als möglich verſchaffen wollte; er war ſtets zu der Verſchwendung bereit, die Branntweinflaſche zu füllen, weil er wußte, daß dies die Schwäche ſeines würdigen Lehrers war; er machte ihn zum Vertrauten ſeiner kleinen Geſchäfte, ja er brachte ihm zuweilen am Abend Geſchenke mit und lief nach einem glücklichen Geſchäftstage ſogar in einen Fleiſchladen, um für Herrn Hippus eine verhaßte Zungenwurſt einzukaufen. Allerdings war auch dieſe Herzensfreundſchaft nicht ohne kleine Stacheln. Der Alte konnte es nicht laſſen, ſeine gallige Laune an dem Schüler zu üben, und Itzig nannte den Alten, wenn dieſer dem Branntwein zu viel einräumte, mit höchſt unzierlichen Namen, welche bewieſen, daß das Gefühl der Hochachtung in ihm nicht unerſchütterlich war. Im Ganzen aber ſtimmten die beiden Ehrenmänner doch vortrefflich zuſammen und wurden einander unentbehrlich.

Veitel lernte in den Monaten, welche der Alte in ſeinem Verſteck zubrachte, auch noch Anderes als ſchlechte Handwerkskniffe; er lernte das Deutſche richtiger ſprechen und ſchreiben; ja er las zuweilen in den Büchern, welche er für Hippus aus einer kleinen Leihbibliothek holen mußte, er las mit Vergnügen Abenteuer zu Waſſer und zu Lande, die Eroberung Amerikas und andere aufregende Unternehmungen, an welche ſeine Phantaſie allerlei Geſchäfte knüpfen konnte. Durch ſeinen Lehrer erhielt er viele Aufſchlüſſe über das Leben der Menſchen und Völker, auch über den Staat, in dem er ſelbſt exiſtirte und von dem er bis dahin ſehr wenig gewußt hatte. So machte er in wenigen Monaten Veränderungen durch, welche dem Blick des Herrn Ehrenthal nicht entgingen.

Dieſer bemerkte nach und nach, daß Veitel weniger groteſk ausſah, daß er richtiger ſprach und ſchrieb, und vor Allem, daß er in Geſchäften unwillkürlich eine Sicherheit und juriſtiſche Kenntniß entwickelte, die an einem Lehrling ſeiner Art ſehr ungewöhnlich waren. Herr Ehrenthal beſprach dieſe Veränderung in ſeiner Familie ungefähr ſo, wie ein Landwirth das viel verſprechende Ausſehen eines Zuchtſtiers lobt, und kündigte am Ende des Vierteljahrs dem Burſchen freiwillig an, daß das Stiefelputzen und das Eſſen vor der Thür aufhören ſolle, und daß er bereit ſei, ihm einen Platz im Geſchäftslocal und außer dem Koſtgelde einen kleinen Gehalt zu bewilligen.

Veitel empfing die Ankündigung, auf die er ſo lange gewartet hatte, mit großer Selbſtbeherrſchung, er dankte demüthig und verſprach alles Mögliche für die Gegenwart und Zukunft: „Noch eine Bitte habe ich an den Herrn, eine große Bitte, die Sie nicht ungünſtig aufnehmen möchten. Wenn ich die Ehre haben könnte, einmal in der Woche am Tiſch des Herrn Ehrenthal zu eſſen. Da Sie mir ſo viele Güte erweiſen, ſo haben Sie auch dieſe Rückſicht auf mich, damit ich kann ſehen in guter Geſellſchaft, wie man ſich benimmt, wenn man ißt mit vornehmen Leuten. Sie können mir's abrechnen von meinem Koſtgeld, das Sie mir geben wollen.“

Ehrenthal ſchüttelte den Kopf und ſagte erſtaunt über dies Verlangen: „Zuerſt muß ich ſprechen mit meiner Frau, ob's ihr wird recht ſein, daß du dich bildeſt in meinem Hauſe. Du kannſt warten, bis ich geſprochen habe.“ Er ging zu ſeiner Frau und trug ihr Veitels Wunſch vor, mit einem kühlen Weſen, welches andeuten ſollte, daß ihm als einem

Mann von Welt die Forderung ungehörig erſcheine. Im Innern freilich wünſchte er, daß Itzigs Wunſch zu gewähren ſei, denn er hielt es für wichtig, den anſtelligen Mann ſeinem Geſchäft zu erhalten. Aber er wagte nicht ſeiner Hausfrau gegenüber dieſen Wunſch zu äußern, denn Madame Ehrenthal hatte noch viel mehr Welt und Bildung, als er ſelbſt, und war ihm in allen Dingen, welche vornehmes Weſen betrafen, eine große Autorität. Sie war die Tochter eines großen Schnittwaarengeſchäftes aus der Reſidenz und hatte Geſchmack für das Neueſte und einen ſehr energiſchen Willen in Allem, was Theetrinken, Stutzuhren, Möbelſtoffe und andere Eigenheiten betrifft, durch welche ſich ein gebildeter Menſch von einem ungebildeten unterſcheidet. Wider Erwarten nahm Madame Ehrenthal Veitels Wunſch ohne Ueberraſchung auf. Dieſe Ueberraſchung wäre auch unnatürlich geweſen, da Veitel durch wahrhaft unmäßigen Dienſteifer, durch Verſchwiegenheit in einzelnen kleinen Fällen und durch die größte Höflichkeit das Wohlwollen der vornehmen Dame zu erwerben gewußt hatte. „Wenn der junge Mann ſich bilden will in unſerer Familie, ſo kann er keinen beſſern Ort finden. Da er brauchbar iſt im Geſchäft, wie du ſagſt, ſo wird es dir von Nutzen ſein, wenn er auch zu eſſen und zu reden weiß mit den Leuten.“

Nach dieſer Entſcheidung wurde Veitel am nächſten Sonntage, dem Tage einer gebratenen Gans, aufgefordert, in der Familie zu erſcheinen. Und als er zu dem gedeckten Tiſche trat, angethan mit dem beſten unter den ſechs Leibröcken, welche er auf ſeinem Lager hatte, einen neuen weißen Hut in der Hand und ein baumwollenes Hemd mit ſtehendem Kragen unter der ausgeſchnittenen Weſte, da wurde er von Herrn Ehrenthal mit den würdigen Worten eingeführt: „Der junge Itzig iſt aufgenommen in mein Geſchäft als Buchhalter. Es iſt nicht mehr anſtändig für ihn, in der Wirthſchaft zu helfen, und es wird jetzt anſtändig ſein, daß wir ihn als einen gebildeten Menſchen behandeln. Sie können Platz nehmen dort unten am Tiſch, lieber Itzig.“

## 9.

An einem warmen Sommerabend ſprach Fink nach dem Schluß des Comtoirs zu Anton: „Wollen Sie mich heut begleiten? Ich will auf dem Fluß ein Boot probiren, das ich hier habe bauen laſſen.“ Anton war bereit. Die Jünglinge ſprangen in einen Wagen und fuhren an den Fluß oberhalb der Stadt, wo eine Colonie von Schiffern und Fiſchern in ärmlichen Hütten wohnte. Fink wies auf ein rundes Fahrzeug, welches auf dem Waſſer ſchwamm, wie eine große Kürbisſchale, und ſagte melancholiſch: „Da liegt das Gefäß, es iſt ein Scheuſal! Ich ſelbſt habe dem Kahnbauer das Modell geſchnitzt, denn ein Kielboot bauen, iſt hier zu Lande etwas Unerhörtes; ich habe dem Strohkopf alle Verhältniſſe angegeben, und er hat ein ſolches Mövenei zur Welt gebracht.“

„Es iſt ſehr klein,“ erwiderte Anton mit trüben Ahnungen.

„Ich ſage Euch,“ rief Fink ſtrafend dem Kahnbauer zu, welcher herantrat und reſpectvoll die Mütze abnahm, „daß unſere Seelen auf Euer Gewiſſen kommen, wir werden in dem Dinge da unfehlbar ertrinken, und Euer Mangel an Witz wird Schuld ſein.“

„Herr,“ ſagte der Kahnbauer kopfſchüttelnd, „ich habe das Boot ganz nach Ihrer Anweiſung gemacht.“

„Den Teufel habt Ihr,“ ſchalt Fink, „zur Strafe ſollt Ihr mitfahren. Ihr werdet einſehen, daß es billig iſt, wenn Ihr mit uns ertrinkt.“

„Nein, das thue ich nicht, lieber Herr,“ antwortete der Mann entſchieden, „bei dem Winde will ich's nicht wagen.“

„So bleibt am Lande und kocht Euren Kindern Brei von Hobelſpänen. Gebt Maſt und Segel her.“ Fink ſetzte den kleinen Maſt ein, ſah nach, ob die Schoten der Segel glatt durch die Löcher lieſen und ob das Geitau anzog. Sämmtliche nautiſche Erfindungen erwieſen ſich als befriedigend. Dann hob er Maſt und Segel wieder aus, legte ſie der Länge nach in das Boot, warf einige Eiſenſtücke als Ballaſt auf den Boden, hakte das Steuer ein, ergriff zwei lange Streichruder und wies unſerm Helden ſeinen Platz an. Darauf legte er die Ruder aus und fuhr mit der Kraft eines Matroſen im Doppelſchlag vom Ufer ab. Er ließ den Kürbis auf der Waſſerfläche tanzen zur großen Beluſtigung des Zimmermanns und ſämmtlicher Nachbarn am Ufer, und äußerte ſeine Zufriedenheit, daß Anton ihm ſo zuverſichtlich gegenüber ſaß. „Es iſt möglich, in einem Kielboot gegen den Strom zu kommen,“ ſagte er, „das war's, was ich dieſen Nachtmützen beweiſen wollte.“ Darauf ſetzte er den Maſt wieder ein, löſte die Segel, gab ſeinem Schüler die Schote des Klüvers in die Hand und unterrichtete ihn, wie er anziehen und loslaſſen ſollte. Der Wind blies in unregelmäßigen Stößen, bald blähten ſich die kleinen Segel und neigten den Rand des Bootes dem Waſſer zu, bald ſchlugen ſie unthätig und rathlos an den Maſt. „Es iſt ein elender Seelenverkäufer,“ rief Fink ärgerlich, „wir treiben unvermeidlich ab und werden nächſtens umwerfen.“

„Wenn das iſt, ſo ſchlage ich vor, umzukehren," ſagte Anton mit erheuchelter Leichtigkeit.

„Es thut nichts," verſetzte Fink kaltblütig, „ich werde uns ſchon wieder ſo oder ſo an's Land bringen. Sie können doch ſchwimmen?"

„Wie Blei," antwortete Anton; „wenn wir umwerfen, gehe ich ſicher auf den Grund, Sie werden Mühe haben, mich herauszuziehen."

„Faſſen Sie nur in keinem Falle nach meinem Körper, wenn Sie im Waſſer liegen," belehrte ihn Fink, „das wäre das beſte Mittel, uns Beide unten feſtzuhalten; warten Sie ruhig ab, bis ich Sie in die Höhe hebe. Uebrigens wird es nicht ſchaden, wenn Sie ſich Rock und Stiefeln ausziehen, es iſt gemüthlicher im Waſſer, wenn man im Negligé iſt." Anton that willig, wie ihm befohlen war.

„So iſt's recht," ſprach Fink. „Im Grunde iſt's ein erbärmliches Vergnügen, hier herum zu fahren. Keine Wellen, kein Wind, und zuletzt auch kein Waſſer. — Da ſitzen wir wieder auf dem Grund. Stoßen Sie ab. — He, Bootsmaat, was werden Sie ſagen, wenn dies garſtige Ufer plötzlich verſinkt, und wir auf einem anſtändigen Meer ſchaukeln, Waſſer bis an den Horizont, Wellen wie der Baum dort und ein herzhafter Wind, der die Ohren abbläſt und die Naſe ſchräg an die Backen legt."

„Ich kann nicht ſagen, daß ich es angenehm fände," erwiederte Anton beſorgt.

„Je nachdem," ſagte Fink, „es giebt wenig Lagen, die nicht noch viel ſchlechter ſein könnten. Bedenken Sie, es wäre auch in dieſem Fall immer noch ein glückliches Loos, daß wir dieſe nichtsnutzigen Faßdauben zwiſchen uns und dem Waſſer haben. Wie aber, wenn wir ſelbſt mit unſerm Leibe in der Fluth lägen, ohne Kahn, ohne Ufer, zwiſchen haushohen Wellen?“

„Wenigſtens ich wäre verloren,“ rief Anton mit aufrichtigem Entſetzen.

„Ich ſage Euch aber, ich habe einen Freund, einen guten Freund, auf den ich mich in einer Kriſis gern verlaſſe, dem iſt ſo etwas begegnet. Der Mann ſchlendert am Strande der See an einem glorreichen Abend, er beſchließt zu baden, wirft ſeine Kleider ab und geht in's Waſſer. Luſtig ſchwimmt er in die See hinein. Die Wellen heben ihn und werfen ihn zu Thal, das Waſſer iſt wohlig warm, um ihn glitzert in der Abendſonne die Fluth von zehntauſend bunten Farben, und über ihm lodert das goldene Licht des alten Himmels. Der Mann jauchzt vor Vergnügen.“

„Und Sie ſelbſt waren der Mann?“ frug Anton.

„Meinetwegen ja. — So ſchwamm ich eine Weile fort, bis ich an dem matten Schein des Himmels merkte, daß es Zeit war, mich aus der Waſſerſchaukel an's Land zu verſetzen. Ich wandte mich um und hielt auf das Land zu, und was meint Ihr, Maſter Wohlfart, das ich ſah?“

„Ein Schiff,“ rief Anton, „einen Fiſch.“

„Nein,“ ſagte Fink, „nichts ſah ich, das Land war verſchwunden. Ich ſpähte nach allen Seiten in die Dämmerung hinein, ich hob mich aus den Wellen, ſo hoch ich konnte, nichts war zu erblicken, als Waſſer und Himmel. Die Strömung, die vom Lande abwärts zog, hatte mich heimtückiſch fortgeführt, ich trieb in der hohen See. Ich lag im atlantiſchen Ocean zwiſchen Amerika und England. Inſofern wußte ich, wo ich war, aber dieſe geographiſche Kunde erwies ſich in meiner Lage als unbefriedigend. Es wurde dunkler am Himmel, die Thäler der Wellen füllten ſich mit ſchwarzen ungemüthlichen Schatten, die Waſſerberge hoben ſich höher, ein kalter Luftzug fuhr über mein Haupt. Und nichts war zu ſehen, als das röthliche Grau des Himmels und die wilde rollende Fluth.“

„Das war ſchrecklich!“ rief Anton.

„Es war ein Augenblick, wo kein Pfaff einer armen Seele verwehren kann, Hechte und andere Creaturen zu beneiden. Wo das Land zulag, erkannte ich natürlich am Himmel. Jetzt entſtand die Frage, wer ſtärker war, die Strömung des Meeres, oder mein Arm. Ein mörderiſches Ringen mit dem perſiden Schurken von Waſſergott begann. Durch die Stöße Eurer Schwimmſchule wäre ich nicht weit gekommen, ich rollte wie die Seekälber und die Wilden und griff Hand um Hand vorwärts. So konnte ich's im Nothfall ein Paar Stunden aushalten. Und jetzt arbeitete ich. Es war ein harter Kampf, der mächtigſte meines Lebens. Unterdeß wurde es finſter, die ſmaragdgrünen Wellen verwandelten ſich in eine Fluth von ſchwarzem flüſſigem Pech, nur ihre Häupter ſchimmerten noch von weißem Giſcht wie Todtenſchädel, welche um mich aufſtiegen und mich anſpukten. Der Himmel hing bleigrau über mir, zuweilen blinzte mir ein einzelner Stern hinter dem Wolkenrauch zu, das war mein einziger Troſt. So ſchwamm ich zwiſchen Schwarz und Grau, in's Endloſe hinein, noch immer kein Land zu ſehen. Ich wurde matt und die teufliſche Schwärze um mich herum gab mir zuweilen den Gedanken ein, die unnütze Arbeit aufzugeben. Die Wolkenbank ſtieg höher, die Sterne verſchwanden, die Richtung wurde zweifelhaft und meine Stellung durchaus unhaltbar. Ich merkte, daß die Sache zum Ende kam: meine Bruſt keuchte, vor meinen Augen tanzten unzählige Funken, wie Leuchtkäfer auf dem Wege zur Hölle. Da, mein Junge, als ich halb beſinnungslos mit einer Welle hinabgeglitten war, da fühlte ich mit dem Fuße etwas, was nicht mehr Waſſer war."

„Es war Grund," rief Anton.

„Ja," nickte Fink, „es war feſter Sand. Ich kam eine Meile leewärts von meinen Kleidern an's Ufer und fiel dort hin wie eine erſchlagene Robbe." Er brach ab und ſah prüfend auf Anton. „Und jetzt macht Ihr Euch fertig, Maat," rief er, „nehmt Eure Beine unter der Bank hervor, ich werde einen Schlag machen und zum Ufer wenden. Nur ruhig!"

In dieſem Augenblicke fuhr ein ſtarker Windſtoß über die Waſſerfläche, der Maſt knarrte, das Boot neigte ſich auf die Seite und hörte mit der Schwankung nicht eher auf, bis ſein Kiel in die Höhe ſtand, wie die Rückenfloſſe eines Fiſches. Anton ſank ſeinem Verſprechen getreu ohne weitere Bemerkungen in die Tiefe. Blitzſchnell tauchte Fink in die Strömung, ſtieß ebenfalls, wie er verſprochen hatte, ſeinen Gefährten über ſich nach der Oberfläche des Waſſers und ſchob ihn mit großer Anſtrengung auf eine ſeichte Stelle, wo es möglich war, watend das Ufer zu erreichen. „Zum Henker, faſſen Sie doch meinen Arm!" rief Fink keuchend.

Anton aber, der gegen die Abrede eine ziemliche Maſſe Waſſer verſchluckt hatte, beſaß nicht mehr allzu viel Beſinnung und machte nur eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Ich glaube, er will noch einmal hinunter,“ rief Fink ärgerlich, faßte den Beſinnungsloſen um den Leib und ſchleppte ihn an's Ufer.

Eine Menge Menſchen hatte ſich hier verſammelt und ſtürzte jetzt an den Rand des Waſſers, wo Fink den jungen Matroſen im Arme hielt und ihm lebhaft zuredete, doch wieder zu ſich zu kommen. Endlich öffnete Anton die Augen und bezeugte dadurch und durch einige andere Bewegungen die Abſicht, ſeine Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft noch nicht aufzugeben. „Wie geht's, Wohlfart?“ ſagte Fink und ſah ihm beſorgt in das bleiche Antlitz. „Sie haben ſich die Sache ſehr zu Herzen genommen! Poncho y Ponche!“ rief er heftig den Leuten zu, „einen Mantel und ein Glas Rum für den Herrn. Das wird Sie am ſchnellſten curiren.“

Ein Leiermann zog bereitwillig ſeinen alten Soldatenmantel vom Leibe, unſer Held wurde hineingewickelt und wie ein verwundeter Krieger nach dem Hauſe des Zimmermanns geführt. Dort ſetzte man ihn auf einen Lehnſtuhl.

„Da geht der Kürbis hin, Segel, Streichruder und Alles,“ ſagte Fink im Abgehen ſtrafend zum Schiffszimmermann, „und unſere Röcke obendrein. Habe ich's Euch nicht geſagt, daß das Ding nichts taugte?“

Eine Stunde lang pflegte Fink ſein Opfer mit der größten Zärtlichkeit, er rührte ihm eigenhändig den Zucker in einem Glas Grog und drückte ihm zuweilen die kalte Hand. Es war bereits dunkel, als Anton ſo weit hergeſtellt war, daß er nach Hauſe gehen konnte. Sie vervollſtändigten ihre Toilette durch Kleider und Schuhe des Kahnbauers und lachten auf dem Rückwege über ihre Ausrüſtung. Fink hatte wieder ſein gewöhnliches kühles Weſen angenommen, und unſer Held ſtolperte bleich, aber luſtig in hohen Thranſtiefeln neben ihm her. „Hören Sie, Fink,“ ſagte er ermahnend, „wenn Sie mich das nächſte Mal zu einer Partie auffordern, ſo möchte ich Ihnen andeuten, daß ich manches Andere lieber trinke, als dies lehmige Waſſer. Ich bin noch voll davon.“

„Wie konnte ich denken, „antwortete Fink, „daß Sie mit ſolcher Vehemenz den halben Fluß einſchlucken würden, Sie Unſchuld! Ich habe in meinem Leben noch keinen Menſchen mit ſolcher Kindlichkeit auf den Grund gehen ſehen. Sie ſind ein mährchenhafter Kerl!“

Der nächſte Tag war ein Sonntag und der Geburtstag des Prinzipals. An dieſem wichtigen Tage blieben die Herren nach dem Diner einige Stunden in den Zimmern des erſten Stockes, der Bediente präſentirte dann Kaffe und Cigarren. Als man ſich zu Tiſch ſetzte, ſagte die Tante zu Fink: „Die ganze Stadt iſt voll davon, daß Sie und Herr Wohlfart geſtern in einer ſchrecklichen Gefahr geweſen ſind.“

„Es war nicht der Rede werth, gnädige Frau,“ antwortete Fink leichtſinnig, „ich wollte nur unterſuchen, wie ſich Maſter Wohlfart beim Ertrinken benehmen würde. Ich warf ihn in's Waſſer, und er wäre um ein Haar auf dem Grunde liegen geblieben, weil er es für indiscret hielt, mich durch ſeine Rettung zu beläſtigen. Einer ſolchen höflichen Reſignation iſt nur ein Deutſcher fähig.“

„Aber Herr von Fink,“ rief die Tante erſchrocken, „das hieß ja das Schickſal herausfordern! Es iſt ſchauderhaft, nur daran zu denken.“

„Schauderhaft war nur die Unſauberkeit dieſer Lehmrinne, die man hier Fluß nennt. Es müſſen ſehr ſchmutzige Nixen ſein, die auf dem Grunde dieſes Waſſers leben. Aber Wohlfart ließ ſich durch ihren Lehm nicht ſtören. Er fiel ihnen begeiſtert in die Arme, gerade wie es in dem berühmten Liede Sr. Excellenz heißt: „Halb zogen ſie ihn, halb ſank er hin.“ Er warf beide Beine über den Rand des Kahns, noch bevor es nöthig war.“

„Sie hatten mich's ſo gelehrt, Sir!“ rief Anton zu ſeiner Entſchuldigung von unten dazwiſchen.

„Ja,“ fuhr Fink gegen die Tante fort, „ich habe als Freund an ihm gehandelt. Ich trage keine Schuld, wenn er ſo viel Waſſer geſchluckt hat, daß der Waſſerſtand heut unerhört niedrig iſt, und die Zinkkähne der Handlung oben im Fluſſe auf einer Sandbank liegen bleiben. Ich habe ihm vorher noch jede Art von gutem Rath gegeben. Ich habe ihm eine lange Geſchichte erzählt, wie man ſich im Waſſer zu benehmen hat, ich habe ihn darauf aufmerkſam gemacht, welche Toilette man braucht, um mit Anſtand in's Waſſer zu fallen. Man kann gegen einen Bruder nicht ſorgſamer ſein. Aber es half Alles nichts. Er fuhr wie aus einer Piſtole geſchoſſen auf den Grund und bohrte ſich dort mit der Behendigkeit eines Karpfens ein. Ich verſichere Sie, es war eine mühſame Arbeit, ihn im Schlamm wieder aufzufinden. Ich glaube, er war bereits in zärtlicher Unterhaltung mit einigen Waſſergeſchöpfen, als ich ihn auffand, denn er winkte mir unwillig mit der Hand, als wollte er ſagen: Störe mich nicht, ich gehe hier meinem ſtillen Vergnügen nach.“

„Der arme Herr Wohlfart,“ rief die Tante verwundert. „Aber Ihre Röcke! Heute früh begegnete ich im Hauſe einem

Polizeidiener, der das naſſe Bündel auf dem Arm trug, von ihm erfuhr ich zuerſt das Unglück.“

„Die Röcke ſind heute früh unterhalb der Stadt aufgefiſcht worden,“ ſagte Fink. „Karl zweifelt daran, ſie je wieder zu trocknen. Unterdeß machen Wohlfarts Stiefeln eine Vergnügungsreiſe nach dem Weltmeer.“

Anton erröthete vor Aerger über die Weiſe des Freundes und ſah verſtohlen nach dem obern Ende des Tiſches. Der Kaufmann blickte finſter auf den gemüthlichen Fink, und Sabine ſaß bleich mit geſenkten Augen, nur die Tante war wortreich in aufrichtigem Bedauern der durchnäßten Röcke.

76' Das Mittageſſen war noch feierlicher als gewöhnlich. Nach dem Braten erhob ſich Herr Liebold und verrichtete das ſchwere Stück Arbeit, wozu er durch ſeine hohe Stellung verpflichtet war, er brachte die Geſundheit des Prinzipals aus. Er gab ſich redlich Mühe, die entſchiedenen Wünſche des Vorderſatzes nicht durch einen ſchüchternen Nachſatz zurückzunehmen. Aber ſelbſt ſein Toaſt vermochte nicht, eine gewiſſe Spannung in den oberen Regionen des Tiſches zu beſeitigen.

Nach aufgehobener Tafel ſtanden die Herren Kaffe trinkend in Gruppen um den Prinzipal herum, wobei kühne Naturen, wie Herr Pix, auch eine Cigarre anzubrennen wagten. Unterdeß trieb Anton in größter Muße durch die geöffnete Zimmerreihe, bewunderte die Bilder an der Wand, blätterte in einem Album und hielt ſich durch ſolche Thätigkeit die drohende Langeweile tapfer vom Halſe. Er beobachtete gerade das Muſter eines Teppichs und hoffte im Stillen, daß ſich hier oder da ein keckes Fünfeck von dem Zwange des Muſters losmachen und eigenwillig an einer unpaſſenden

Stelle erſcheinen könnte. So war er an den Eingang des letzten Zimmers gelangt und blieb betroffen ſtehen. Wenige Schritte vor ihm ſtand Sabine an einem Blumentiſch und hielt ſich mit beiden Händen an der Tiſchplatte feſt, während große Thränentropfen aus ihren Augen auf die Blumen herunterfielen. Es war ein lautloſes Schluchzen; wie von innerm Krampf wurde die ſchlanke Geſtalt erſchüttert; ſie bekämpfte den Ausbruch eines tiefen, lange unterdrückten Schmerzes mit einer Energie, welche ihn doppelt rührend machte. Anton war beſtürzt über den Zufall, der ihm einen ſolchen Anblick geſtattete, und fühlte doch wieder eine ſo warme Theilnahme, daß er darüber vergaß, ſich zurückzuziehen. Als er ſich umwandte, blickte Sabine nach dem Geräuſch hin. Sich ſchnell faſſend, drückte ſie das Tuch an die Augen und kehrte ſich ſogleich zu Anton. „Hüten Sie ſich, Herr Wohlfart,“ ſagte ſie herzlich, „daß die Tollkühnheit Ihres Freundes Sie nicht in neue Gefahren bringt; meinem Bruder würde es ſehr leid thun, wenn der Verkehr mit Herrn von Fink Ihnen Nachtheil brächte.“

„Fräulein Sabine,“ erwiederte Anton und ſah der Dame mit inniger Hochachtung in die feuchten Augen, „Fink iſt eben ſo edel als rückſichtslos. Er hat mich mit eigener Gefahr aus dem Waſſer herausgeholt.“

„O ja,“ rief Sabine mit einem Ausdruck, den Anton nicht ganz verſtand, „Herr von Fink liebt es, mit Allem zu ſpielen, was anderen Menſchen heilig iſt.“

In dieſem Augenblicke eilte Herr Jordan herzu und bat das Fräulein, an den Flügel zu kommen. So rauſchte ſie an Anton vorüber.

Anton war in mächtiger Aufregung. Sabine Schröter ſtand bei den Herren des Comtoirs in einem Anſehen, welches ſie über den Bereich der gewöhnlichen Discuſſion ſtellte und in die glückliche Lage brachte, daß im Hinterhaus nur ſelten von ihr geſprochen ward. Die meiſten der Jüngeren waren, wie ſich aus den Neckereien ihrer Collegen und gelegentlichen Geſtändniſſen merken ließ, während der erſten Monate ihres Aufenthalts leidenſchaftlich in das Fräulein des Hauſes verliebt geweſen. Und als die Flamme aus Mangel an Nahrung nach und nach heruntergebrannt war, hatte Jeder ein Häuflein glühender Kohlen vor den Spöttereien der Collegen in den geheimſten Winkel ſeines Herzens geſchoben, wo die Kohlen noch lagen und fortglimmten. Sämmtliche Herren waren bereit, für die Tochter ihres Hauſes gegen jeden Feind loszurennen. Allen galt ſie für eine kalte Heilige, deren Herz einer leidenſchaftlichen Schwäche unzugänglich war. Aber ihre ruhige Haltung that Allen ſehr wohl, und wenn Herr Pix ſie ſtolz nannte, ſo verfehlte er nie, dazuzuſetzen: „Aber ſie hat ein gutes Herz, ſie iſt eine tüchtige Wirthin.“

Ob Sabine ganz ſo war, wie das Comtoir einſtimmig annahm, darüber hatte auch Anton kein Urtheil. Auch ihm war die junge Herrin bekannt, und doch fern, wie der Mond, den wir immer nur von einer Seite ſehen. Alle Tage ſaß er ihr gegenüber und ſah aus der Ferne auf das feine Oval ihres Geſichts, auf das dunkle Haar und den tiefen Glanz ihrer ſchönen Augen, täglich hörte er ihre Stimme in dem gleichförmigen Tiſchgeſpräch, weiter kannte er nichts von ihr. Jetzt merkte er plötzlich, daß die Heilige nicht ſo ruhig und ſo gefühllos lebte, als das Hinterhaus annahm; durch einen

Zufall war er Vertrauter ihres ſtillen Wehes geworden. Ihr Schmerz, ſo lautlos und ſo ſchön getragen, ſteigerte ſeine Theilnahme zu leidenſchaftlicher Höhe. Er hatte nie eine Schweſter gehabt, und ſich wohl zuweilen danach geſehnt; heut empfand er eine wahrhaft brüderliche Zärtlichkeit für die Trauernde; er hätte ſein Leben hingeben können, um ſie von dieſem Schmerz zu befreien; er hätte es für das höchſte Glück gehalten, ihre Hand zu ergreifen, ihren Kopf an ſeine Bruſt zu legen und ihr die weinenden Augen zu küſſen. Es wurde ihm auf einmal deutlich, daß ihr Kummer mit Fink in irgend einer Verbindung ſtand, es war ihm ſchon lange unzweifelhaft geweſen, daß dieſe beiden Geſtalten zu einander in einer geheimnißvollen Beziehung ſtehen mußten, und oft hatte er prüfend nach Sabinens Geſicht hingeſehen, wenn Fink bei Tiſch etwas Liebenswürdiges erzählte. Er hatte nie etwas Anderes entdeckt, als daß ihr Auge den Platz vermied, an welchem Fink ſaß, und daß ſie den Jokei vielleicht noch ſeltener anredete, als einen der anderen Herren. Jetzt ahnete er allerlei Schmerzliches für die Gebieterin des erſten Stocks, er ſah im Geiſt wilde Leidenſchaften über den ruhigen Glanz des Hauſes T. O. Schröter heraufſtürmen. Wohl empfand er für Fink die hingebende Neigung, welche eine unverdorbene Jugend ſo gern dem kühnen und erfahrenen Genoſſen weiht, aber in dieſem Falle nahm ſeine Seele entſchiedene Partei gegen den Freund, er beſchloß, Fink genau zu beobachten und dem Fräulein irgend etwas zu werden, ein brüderlicher Schutz, ein Vertrauter, Alles, was dazu helfen konnte, ſie von einem Schmerz zu befreien, der ihn mit Rührung und heißem Mitgefühl erfüllte.

Einige Stunden darauf ſaß Sabine in der Fenſterniſche. Die Hände über das Knie gefaltet, ſah ſie ſtill vor ſich hin. Das röthliche Abendlicht goß über ihr Antlitz einen Schimmer von froher Laune, die in ihrem Herzen nicht war. Der Bruder hatte die Zeitung weggelegt und blickte von ſeinem Armſtuhl ſorgenvoll auf die Regungsloſe, endlich trat er leiſe zu ihr und legte ſeine Hand auf ihr Haupt. Sabine erhob ſich und umſchlang den Bruder feſt mit beiden Armen. So ſtanden die Geſchwiſter eines an das andere gelehnt, zwei Freunde, welche ſich ſo in einander hineingelebt haben, daß jeder ohne Worte verſteht, was den andern bewegt. Der Kaufmann ſtrich zärtlich die Locken ſeiner Schweſter zurecht und ſagte bekümmert: „Du weißt, wie groß die geſchäftlichen Verpflichtungen ſind, welche wir gegen den Vater Finks haben.“

„Ich weiß,“ erwiederte Sabine aufblickend, „daß du mit dem Sohne nicht zufrieden biſt.“

„Ich konnte nicht vermeiden, die fremdartige Geſtalt in unſern Kreis aufzunehmen, aber ich bereue die Stunde, wo dies geſchah.“

„Sei nicht hart gegen ihn,“ bat die Schweſter und küßte die Hand des Kaufmanns. „Denke auch daran, wie viel Edles in ſeinem Weſen liegt.“

„Ich thue ihm nicht Unrecht. Aber ob ſein Leben zum Heil für Andere werden wird, oder zum Unheil, das ſteht noch dahin. Sein Selbſtgefühl, die großen Anlagen, ſelbſt die trotzige Kraft ſeines Egoismus, das zuſammen iſt Stoff genug, um einen großen Charakter zu bilden. Aber wozu wird er ſeine Kraft gebrauchen? Ungeordnet, in wilden Thorheiten hat er bis jetzt ſeine Tage verbracht, der Zwang unſers

Hauſes empört ihn innerlich. Auch iſt wahrſcheinlich, daß ein ſchlechter Ariſtokrat aus ihm wird, der ſeine Lebenskraft im raffinirten Genuß vergeudet, oder auch ein wucheriſcher Geldmann, wie ſein Verwandter in Amerika, der zum letzten aufregenden Spielzeug das Geld erwählt und mit frevelhaftem Witz die Schwächen Anderer benutzt, um aus den Trümmern ihres Glücks ſeine Paläſte zu bauen.“

„Er iſt nicht herzlos,“ murmelte Sabine, „auch ſein Verhältniß zu Wohlfart beweiſt das.“

„Er ſpielt mit ihm, er wirft ihn in's Waſſer und zieht ihn wieder heraus.“

„Nein,“ rief Sabine, „er achtet den verſtändigen Sinn Wohlfarts, er fühlt, daß dieſer trotz ſeinem Mangel an Erfahrung ein reicheres Gemüth hat, als er ſelbſt.“

„Täuſche dich und mich nicht,“ entgegnete der Kaufmann finſter, „ich weiß, wie es gekommen iſt, wie ſeine Sicherheit, die Gabe, ſchön zu ſprechen und ſich in leichtem Scherz über ſeine Umgebung zu erheben, dich gefeſſelt haben. Nicht ohne brüderliche Eiferſucht erkannte ich den Zauber, den der fremde Mann auf dich ausübte. Ich ſchwieg, denn ich konnte dir vertrauen. War ich doch ſelbſt hingeriſſen von Manchem, was an ihm ungewöhnlich iſt. Auch als ich ſeine Härten unangenehm empfand, ſchwieg ich, denn ich bemerkte, wie du dich von ihm zurückzogſt. Jetzt aber, wo ich ſehe, wie ſehr ſeine Art dich noch immer aufregt, ja unglücklich macht, jetzt muß ich ſeine Entfernung für wünſchenswerth halten. Er ſoll fort aus unſerm Hauſe, fort auch aus deiner Nähe.“

„O mein Gott!“ rief Sabine, die Hände ringend. — „Nein, Traugott, das ſoll, das darf nicht geſchehen. Um meinetwillen ſoll ein Verhältniß nicht gelöſt werden, welches zu ſeinem Nutzen beſchloſſen wurde. Wenn es ein Mittel giebt, ihn vor den Gefahren zu behüten, die ſeine Vergangenheit über ihn bringt, ſo iſt es das Leben in deiner Nähe. Deine raſtloſe Thätigkeit, die hohe Ehre deines Geſchäfts, die zu ſehen, daran ſich zu gewöhnen, das iſt Heilung für ſeine Seele. Ja, Traugott,“ fuhr ſie fort und faßte ſeine Hand, „ich habe kein Geheimniß vor dir! Du haſt eine thörichte Schwäche meines Gefühls vielleicht eher erkannt, als ich ſelbſt. Aber ich verſpreche dir, dies Gefühl ſoll ſein, wie die Erinnerung an ein Buch, das ich geleſen habe. Durch keine Miene, durch kein Wort will ich verrathen, daß ich ſchwach war. O, zürne ihm nicht, löſe ihn nicht aus deinem Kreiſe, nicht im Zorn, und nicht um meinetwillen.“

„Und darf ich zugeben, daß ſeine Nähe dich zu einem aufreibenden Kampf verurtheilt?“ frug der Bruder. „Unſer Verhältniß zu ihm iſt ohnedies ſchwer genug. Er gilt für eine glänzende Partie in jedem Sinne des Wortes. Es iſt wahrſcheinlich, daß ſein Vater beſtimmte Pläne mit ihm hat; es iſt ſicher, daß er ſelbſt für weit hinaus phantaſtiſch über ſeine Zukunft geträumt hat. Mir hat ſein Vater die Aufſicht über ihn, den ſchwer zu Lenkenden, gegeben, weil er vertraut, daß ich in ſeinem Sinn handeln werde. Es wäre ein Verrath gegen den Vater, wenn ich eine Annäherung zwiſchen euch Beiden auch nur durch Stillſchweigen zuließe. Leicht wird man uns auch die harmloſe Zuvorkommenheit ſo auslegen, als hätten wir einen Wunſch, den reichen Erben an uns zu feſſeln. Und er ſelbſt, der Uebermüthige, an leichte Siege Gewöhnte, er wird zuerſt einem ſolchen Gedanken Raum geben und geneigt ſein, über das zu triumphiren, was er deine Schwäche und meine Berechnung nennen mag. Ich höre ihn darüber lachen und witzeln, und ſieh, Sabine, dagegen empört ſich mein Stolz.“

„Traugott,“ rief Sabine mit gerötheten Wangen, „vergiß nicht, daß ich deine Schweſter bin. Ich bin ein Bürgerkind, und er wird nie ganz zu uns gehören. Ich bin ſo ſtolz wie du. Immer habe ich das Gefühl, daß zwiſchen ihm und mir eine Kluft liegt, ſo weit und tief, daß alle Liebe ſie nicht aufzuheben vermöchte. Vertraue mir,“ bat ſie unter Thränen, „ich werde dich nicht mehr durch meine Mienen betrüben. Und gegen ihn, den du nicht liebſt, ſei gütiger. Ertrage auch du das Läſtige in ſeinem Weſen. Bedenke, wie ſein Schickſal war. In der Welt herumgeſchleudert, in Lagen, welche jedem Gelüſt ſchmeichelten, immer unter Fremden, ohne Liebe und ohne Heimath, ſo iſt er aufgewachſen, in Manchem verdorben, aber im Grunde ſeiner Seele hochſinnig und ein Feind jeder Gemeinheit.“ Wieder ſchlang ſie den Arm um den Hals ihres Bruders und ſah bittend zu ihm auf. „Vertraue mir und gegen ihn ſei gütiger.“

„Er ſoll hier bleiben,“ ſagte der Kaufmann und blickte gerührt in die feuchten Augen der Schweſter. „Aber außer meinem Liebling iſt noch Jemand in unſerm Hauſe, der ſich vor dem Einfluß ſeines Weſens zu bewahren hat.“

„Wohlfart,“ rief Sabine heiter. „Für den bürge ich.“

„Du übernimmſt viel, du Vormund unſerer Herren. Alſo auch er iſt ein Günſtling?“ frug der Bruder.

„Er iſt zartfühlend und ehrlich, er hängt mit ganzer Seele an dir. Wie treuherzig ſah er heut darein, als der

Andere ſo ruchlos ſcherzte. Und er hat Muth! Verlaß dich darauf, er wird auch mit Fink fertig. Zufällig ſah ich ihn damals, als ihn Fink ſo gekränkt hatte. Er ſah ordentlich rührend aus. Seit der Zeit habe ich ihn in's Herz geſchloſſen."

„Was hat Alles in dieſem Herzen Raum," rief der Kaufmann ſcherzend. „Zuerſt und vor Allem die große Vorrathsſtube, die Nußbaumſchränke der Großmutter und viele Schock weiße Leinwand. Dann in beſcheidener Seitenkammer der geſtrenge Bruder, dann" —

„Dann im Vorzimmer alles Uebrige," unterbrach ihn Sabine.

„Ja, und jetzt finde ich ſogar unſern Lehrling dort einquartiert," fuhr der Bruder fort.

Sabine nickte. „Er iſt ja auch mein Lehrling, er iſt ja ſchon von ſeinem Vater her ein Kind unſrer Handlung. Jetzt wünſcht er ſich ein Dutzend feiner Oberhemden, Karl hat mir's zugetragen. Die Tante und ich wollen ſie beſorgen, Du mußt ſie ihm bei erſter Gelegenheit durch die Poſt ſenden. Er iſt von Haus aus an ſolche Ueberraſchungen gewöhnt. Die Tante ſoll ihm einen geheimnißvollen Brief dazu ſchreiben." Sie lachte herzlich bei dem Gedanken an den Brief der Tante, zog an der Theeſerviette und rückte die Taſſen zurecht, bis alle drei in einer Reihe ſtanden.

„So iſt's recht," rief der Kaufmann, „jetzt biſt du wieder du ſelbſt. Die Linie iſt untadelhaft, und die Symmetrie der Serviettenzipfel iſt außerordentlich."

„Man muß doch ſeine Freude haben," ſagte Sabine, „Ihr Männer thut doch nichts Anderes, als uns ängſtigen."

Zu derſelben Zeit trat Fink in Antons Zimmer, ein Lied trällernd, ohne eine Ahnung des Unwetters im Vorderhauſe, und, die Wahrheit zu geſtehen, ziemlich unbekümmert um die Gefühle, welche er dort erregte. „Ich bin um Ihretwillen in Ungnade gefallen, mein Sohn,“ rief er luſtig, „der Souverain hat mich heut mit haarſträubender Gleichgültigkeit behandelt, und der Schwarzkopf hat mir den ganzen Tag keinen Blick gegönnt. Reſpectable Leute, aber bis zur Verzweiflung hausbacken! Dieſe Sabine hat im Grunde Feuer, Stolz, gute Qualitäten, aber auch ſie verkümmert in dem ewigen Einerlei. Wenn eine Fliege ſich im Kopfe kraut, ſo erregt das Erſtaunen, und erregt Scrupel, ob es ihr anſtändig ſei, mit dem rechten oder mit dem linken Beine zu kratzen. — Glück zu, Wohlfart, Sie ſind auf dem beſten Wege, der Mignon dieſes Comtoirs zu werden, und mich betrachtet man als Ihren böſen Genius. Thut nichts! Morgen gehen wir zuſammen in die Schwimmſchule.“

Und ſo geſchah es. Seit dieſer Zeit fand Fink ein Vergnügen darin, den jüngern Freund in ſeine Künſte einzuweihen. Er ſelbſt lehrte ihn ſchwimmen, er beſtand darauf, daß Anton zuweilen ein Pferd beſtieg, und zwang ihn durch brüderliche Ermahnungen, auf dem Miethgaul Reitkünſte zu üben. Ja, er ging in ſeiner Freundſchaft ſo weit, daß er ſich ſelbſt auf einen Miethklepper ſetzte, — etwas, wogegen er großen Abſcheu hatte — und den Lehrling zur Uebung auf ſeinem eigenen feurigen Pferde reiten ließ. Er ſchoß mit Anton nach der Scheibe, und drohte ſogar, ihm eine Einladung zur Jagd zu verſchaffen, wogegen aber Anton auf das Aeußerſte proteſtirte.

Anton lohnte ſeinem Freunde durch die größte Anhänglichkeit: er war glücklich, einen Genoſſen zu haben, an dem er ſo Vieles verehren und bewundern konnte, und es that ſeinem Selbſtgefühl unendlich wohl, daß er als Vertrauter vor vielen Andern ausgezeichnet wurde. Fink gewann vielleicht nicht weniger dabei; was zuerſt eine Laune geweſen war, wurde ihm ſchnell Bedürfniß. Es waren glückliche Abende für Beide, wenn ſie im Schatten der großen Contorflügel oder in dem beſcheideneren Quartiere der gelblackirten Katze zuſammenſaßen in ſeligem Geplauder über die Eindrücke des Tages, über den Weltlauf, oder über nichts; dann erzählte Fink oder trieb Poſſen, übermüthig, wie ein kleiner Knabe, und Anton folgte mit Entzücken den kräftigen Gedanken und dem kühnen Ausdruck des vielerfahrenen Gefährten; dann klang bei offenem Fenſter ihr Lachen bis tief hinab in das Dunkel des Hofes, ſo daß der alte zottige Pluto, der ſich als Vogt des Hauſes betrachtete und von Jedermann als ein angeſehener Aſſocié der Firma betrachtet wurde, aus ſeinem leiſen Schlummer aufwachte und durch ermunterndes Bellen ſeine Billigung ihrer guten Laune ausdrückte. Es war eine glückliche Zeit für Beide; aus ihrer Vertraulichkeit blühte, zum erſten Mal für Beide, eine herzliche Jugendfreundſchaft auf.

Und doch hörte Anton nicht auf, Fink und das Fräulein mit einer leiſen Unruhe zu beobachten, nie ſprach er mit ſeinem Freunde über das, was er ahnend vorausſetzte, immer aber erwartete er, daß ſich im Vorderhauſe etwas ereignen würde, eine Verlobung, oder ein Bruch zwiſchen Fink und dem Kaufmann, oder etwas anderes Außerordentliches. Aber es kam nichts dergleichen, unverändert verliefen die feierlichen

Mahlzeiten an der langen Tafel, unverändert blieb das Antlitz und das Benehmen Sabinens gegen den Freund und gegen ihn. Es ſchien, als wenn die ernſte und emſige Thätigkeit des Geſchäftes jedes ungewöhnliche Familienereigniß, jede Leidenſchaft, jede ſchnelle Veränderung fern hielte von dem Leben der Hausgenoſſen. Verſtimmung und Hader, Genuß und Schwärmerei, Alles wurde niedergehalten durch den unabläſſigen gleichmäßigen Fluß der Arbeit.

Wieder war ein Jahr vergangen, das zweite ſeit dem Eintritt des Lehrlings, und wieder blühten die Roſen. Anton hatte beim Schluß des Comtoirs einen großen Strauß rother Centifolien gekauft und klopfte an die Thür von Herrn Jordan, um dieſem, der ein Gefühl für Blumen hatte, den Salon zu ſchmücken. Mit Ueberraſchung ſah er, grade wie am erſten Tage ſeiner Lehrzeit, alle Collegen in dem Zimmer verſammelt und erkannte auf den erſten Blick, daß bei ſeinem Eintreten eine excluſive Feierlichkeit, welche ihn zurückwies, in den Mienen Aller ſichtbar wurde. Jordan eilte ihm mit einer leiſen Verlegenheit entgegen und bat, er möge auf eine Stunde die Verſammlung ſich ſelbſt überlaſſen, es ſei etwas Wichtiges zu beſprechen, was er als Lehrling nicht hören dürfe. Die gutherzigen Männer hatten ihn bis dahin nur ſelten empfinden laſſen, daß er ihnen an Würden nicht gleichſtand, deßhalb demüthigte ihn die Verbannung doch ein wenig. Er trug den Strauß in das eigene Zimmer und ſtellte ihn reſignirt mitten auf den Tiſch, ergriff ein Buch und ſah zuweilen darüber hinweg auf das Büſchel Roſen, welches ſogleich eifrig bemüht war, ſeinen roſigen Schein bis in die Winkel der kleinen Stube auszubreiten.

Unterdeß wurde im Salon feierliche Sitzung gehalten. Der Herr des Salons pochte mit einem Lineal auf den Tiſch und eröffnete die Verhandlung: „Wie Sie Alle wiſſen, hat einer der Collegen das Geſchäft verlaſſen. Herr Schröter hat mir deßhalb heut eröffnet, daß er nicht abgeneigt iſt, an Stelle deſſelben unſern Wohlfart als Correſpondenten in das Provinzialgeſchäft aufzunehmen. Da aber die herkömmliche Lehrzeit Wohlfarts erſt in einem oder nach dem Uſo unſerer Handlung ſogar erſt in zwei Jahren zu Ende geht, ſo will er eine ſolche außerordentliche Abweichung von der Ordnung nicht eintreten laſſen ohne die Beiſtimmung des Comtoirs. Deßhalb frage ich Sie, wollen Sie die Rechte, welche Sie an Wohlfart als unſern Lehrling haben, zu ſeinen Gunſten ſchon jetzt aufgeben und wollen Sie ihn als Collegen in unſer Geſchäft aufnehmen? Ich erſuche Sie ſämmtlich, mir Ihre Meinung mitzutheilen. Noch fühle ich mich verpflichtet zu bemerken, daß Herr Schröter ſelbſt unſern Wohlfart für vollkommen geeignet hält, die neue Stellung auszufüllen; auch halte ich es für ſehr gentil vom Prinzipal, daß er uns die letzte Entſcheidung überläßt.“

Nach dieſen Worten des Herrn Jordan entſtand die impoſante Stille, welche jeder Debatte vorhergeht. Nur Herr Pix richtete ſich von der Sophalehne auf, an welcher er gehangen hatte, und ſprach: „Vor Allem ſtimme ich dafür, daß wir ein Glas Grog machen, hole ein Anderer für die Theetrinker den Keſſel her, den Grog braue ich.“ Nach dieſer Erklärung zog ſich der Sprecher wieder in ſeine reitende Stellung zurück und brannte eine Manilla an, eine Art von Cigarren, welche er in ſtetem Kampf gegen ſeine Collegen begünſtigte.

Die andern Herren verharrten in genußreichem Schweigen und ſahen feierlich der Bereitung des Thees zu, Jeder fühlte die Wichtigkeit ſeiner bürgerlichen Stellung und ſeine Würde als Menſch und College.

Als die Spiritusflamme um den Keſſel leckte und noch Niemand das Wort ergriff, erkannte der Vorſitzende die Nothwendigkeit, die Debatte auf irgend eine Weiſe zu fördern, und frug: „Wie wollen wir abſtimmen? Wünſchen Sie von unten nach oben oder von oben herab?"

„Bei der engliſchen Marine wird, ſo viel ich weiß, der Jüngſte zuerſt gehört," bemerkte Herr Baumann.

„Wie bei der engliſchen Marine," entſchied Herr Pix.

Specht war der jüngſte der anweſenden Collegen. „Ich muß vor Allem bemerken, daß Herr von Fink nicht anweſend iſt," ſprach er und ſah ſich aufgeregt um.

Ein allgemeines Gemurmel entſtand: „Er iſt nicht zu Hauſe! er iſt Volontair."

„Er gehört nicht zu uns," ſagte Herr Pix.

„Er ſelbſt wird es ablehnen, mitzuſtimmen," ſagte Herr Jordan, „da er keiner von den Engagirten der Handlung iſt."

„In dieſem Falle bin ich der Meinung," fuhr Herr Specht fort, etwas herabgeſtimmt durch die allgemeine Oppoſition, welche ſeine erſte Bemerkung erfahren hatte, „daß Wohlfart die Verpflichtung hat, vier Jahre Lehrling zu bleiben, wie ich ſelbſt, oder doch drei Jahre, wie unſer Baumann bei C. W. Strumpf und Knieſohl. Da er aber ein guter Kerl und nach Aller Anſicht im Geſchäft brauchbar iſt, ſo bin ich auch der Meinung, daß wir einmal eine Ausnahme machen und ihn ſchon jetzt als Collegen anerkennen. Doch bitte ich Sie, dabei vorſichtig zu ſein und ihm bemerklich zu machen, daß er eigentlich noch Lehrling ſein ſollte. Deßhalb ſchlage ich vor, daß er verpflichtet wird, uns noch ein Jahr hindurch den Thee zu machen, wie er bis jetzt als Lehrling gethan. Außerdem halte ich für ſchicklich, daß er zur Erinnerung an ſeinen früheren Stand jedem der Collegen alle Quartale eine Feder ſchneidet.“

„Narrheiten,“ brummte Herr Pix; „Sie haben immer überſpannte Einfälle.“

„Wie können Sie meine Einfälle überſpannt nennen,“ rief Herr Specht entrüſtet, „Sie wiſſen, daß ich mir von Ihnen nichts gefallen laſſe.“

„Ich muß um Ruhe bitten,“ ſagte Herr Jordan.

Die nächſten Collegen gaben in runder Weiſe ihre Einwilligung, Herr Baumann mit vieler Wärme. Endlich griff Herr Pix nach dem Hahn des Theekeſſels und ſprach: „Meine Herren, was ſoll das lange Reden, ſeine Waarenkenntniß iſt nicht ſchlecht, wenn man berückſichtigt, daß er noch ein junger Kauz iſt, ſein Benehmen iſt coulant, die Hausknechte haben Reſpect vor ihm, gegen meine Kunden iſt er noch zu zartfühlend und umſtändlich, aber es iſt nicht allen Leuten gegeben, andere Leute zu behandeln. Solo ſpielt er ſchlecht, und ſein Punſchtrinken iſt unbedeutend. So ſteht es mit ihm. Da dieſe letzteren Qualitäten aber nicht den Ausſchlag geben dürfen, ſo ſehe ich nicht ein, weßhalb er nicht vom heutigen Dato ab College werden ſoll.“

Der Caſſirer ſprach: „Es iſt nicht in der Ordnung, daß Einer mit zwei Jahren ſeine Lehrzeit abmacht, da es aber den

Prinzipal wünſcht, ſo werde ich nicht widerſprechen, denn ſein Wille muß zuletzt doch reſpectirt werden."

Alle ſahen auf Herrn Liebold, den dieſe allgemeine Aufmerkſamkeit ſehr beunruhigte, weil ſie ihn an die Verantwortlichkeit ſeines Votums erinnerte. Natürlich wollte er beiſtimmen, aber wenn er nicht beiſtimmte? wenn er jetzt widerſpräche, welcher Scandal müßte daraus entſtehen? wie würde ihn Wohlfart anſehen, und die Collegen und der Prinzipal ſelbſt? So zog er an ſeinem Halskragen, lächelte verbindlich nach beiden Seiten und räuſperte ſich wie vor dem Ausbruch einer kräftigen Rede, worauf er verwirrt durch den Gedanken an die möglichen Folgen ſeines Veto ſchüchtern zurückſank und ſich mit Allem einverſtanden erklärte, was ſeine Collegen beſchließen würden.

„Abgemacht!" ſagte Herr Jordan, „auch ich ſtimme bei und habe noch den Grund anzuführen, daß Wohlfart bei ſeinem Eintritt älter war, als ein Anderer von uns, und daß er an Jahren und Bildung nichts zu wünſchen übrig läßt. Deßhalb freue ich mich über unſere Einſtimmigkeit. Herr Schröter hat mir erlaubt, im Falle unſerer Einwilligung den Lehrling vorläufig davon zu benachrichtigen. Ich ſchlage vor, daß dies auf der Stelle geſchieht. Wir wollen ihn herunterrufen."

„Ja, ja, gut, das wollen wir!" riefen Alle, und Baumann ſchickte ſich an, hinaufzugehen.

Da aber ſprang Herr Specht auf und vertrat dem Collegen Baumann den Weg. „Wir ſind keine Ferkel," rief er und ſtreckte die Hand abwehrend an der Thür aus, „wir ſind keine wilden Thiere, daß wir ſo ohne Ordnung durcheinander laufen und einen neuen Collegen aufnehmen, wie ein Stück von einer Heerde. Ich bitte Sie dringend denken Sie an die Ehre des Geſchäfts. Es iſt nothwendig, daß zwei von uns als Deputation hinaufgehen, es muß wenigſtens ein Punſch gemacht werden, und Jordan muß ihn mit einer Rede begrüßen."

Dieſer Vorſchlag fand Beifall, Herr Liebold und Herr Pix wurden erwählt, den Neuling herunterzuführen. Herr Specht aber fuhr mit glänzenden Augen in der Stube umher, er rückte den Tiſch zurecht, ordnete die Stühle im Halbkreis zu beiden Seiten, ſchleppte Gläſer und Flaſchen herzu und ſetzte einen grünen Ritter aus Papiermaché, der ein vergoldetes Schwert trug, auf einen Tabakskaſten in die Mitte des Tiſches. Dann holte er einen Teppich herzu und legte ihn zwiſchen die Thür und die Verſammlung, damit Wohlfart darauf ſtehe, wie eine Braut vor dem Altare. Darauf erſchöpfte er ſeine ganze Beredtſamkeit, um die Lichter und Lampen aus den Zimmern ſeiner Collegen auf einen Haufen zu verſammeln. Endlich ließ er die Rouleaux herunter, ſchloß die bunten Gardinen und brachte zunächſt eine künſtliche Dämmerung und darauf einen ungewöhnlichen Lichterglanz und heftigen Lampengeruch zu Stande. So bewirkte er mit Hülfe der Andern, welche ihm zuerſt zuſahen und bald, durch ſeinen Eifer fortgeriſſen, thätig beiſtanden, daß der Salon in der That ein fremdartiges und myſteriöſes Ausſehen erhielt. Jetzt erſt ließ er die Deputation hinaufgehen, und da ihm eine dunkle Erinnerung durch den Kopf fuhr von dem imponirenden Ausſehen des römiſchen Senates, welcher lautlos auf Stühlen ſaß, als die grimmigen Feinde in Rom einzogen, ſo beſchwor er leidenſchaftlich alle Zurückgebliebenen, ſich ſtumm und unbeweglich auf den Stühlen in der Runde feſtzuſetzen. Als ſich aber die Thür öffnete und der erſtaunte Wohlfart, der noch nichts ahnte, in der Mitte ſeiner beiden Führer erſchien, von denen Herr Pix in practiſcher Umſicht die Zuckerbüchſe Antons, Herr Liebold feierlich das große Roſenbouquet getragen brachten, da verblich in der Phantaſie des Herrn Specht der römiſche Senat und die heiligen drei Könige, welche mit Büchſen und Gaben eintreten, Weihnachtsbeſcheerung und chriſtliche Feierlichkeit wurden in ihm mächtig. Er ſprang in Ekſtaſe von ſeinem Sitze auf und rief: „Alle müſſen ſtehen!“

Durch dieſe veränderte Anordnung ſtörte er leider ſich ſelbſt die Wirkung, denn nur ein Theil der Herren folgte ſeinem Beiſpiel, der Reſt blieb ſitzen, bis Herr Jordan vor Anton trat und ihm mit aufrichtiger Herzlichkeit ſagte: „Lieber Wohlfart, Sie haben zwei Jahre mit uns gearbeitet, Sie haben ſich Mühe gegeben, das Geſchäft kennen zu lernen, wir Alle haben Sie in dieſer Zeit lieb gewonnen. Es iſt der Wille des Prinzipals und unſer Aller Wunſch, daß die herkömmliche Lehrzeit bei Ihnen ausnahmsweiſe abgekürzt werde. Herr Schröter beabſichtigt, Sie morgen als Comtoiriſten aufzunehmen, wir haben die Freude, Ihnen dies ſchon heute mitzutheilen. Wir wünſchen Ihnen von Herzen Glück und bitten Sie, uns dieſelbe ehrliche Freundſchaft als College zu bewahren, die Sie uns bis jetzt bewieſen haben.“ So ſprach der gute Herr Jordan und hielt ſeinem Zöglinge die Hand hin.

Anton ſtand einen Augenblick ſtarr, dann faßte er mit beiden Händen die dargebotene Rechte und ſiel glücklich und gerührt Herrn Jordan um den Hals. Die Collegen drängten ſich um ihn, und es entſtand ein Händeſchütteln und Umarmen, welches in der Geſchichte des Salons beiſpiellos war. Immer wieder ging Anton von dem einen zum andern und faßte ihn mit naſſen Augen beim Arm. Specht ſah ohne Betrübniß ſein Ceremoniell durch die lebhafte Empfindung des Aufgenommenen ruinirt, Baumann ſaß, die Hände über das Knie geſchlungen, vergnügt in der Ecke, und Pix bot unſerm Helden binnen fünf Minuten zwei Mal ſeine Cigarren an und hielt ihm ſogar das Licht, als Wohlfart endlich eine davon anſteckte. Alles war in beſter Laune, die Collegen freuten ſich, weil ſie mit Selbſtgefühl etwas Bedeutendes ſchenken konnten, und Anton war ſelig, ſo viel Freundlichkeit zu empfangen. Verklärt ſaß er in einem gepolſterten Seſſel, zu dem ihn Freund Specht genöthigt hatte, vor ihm ſtand der Ritter und ſalutirte mit ſeinem goldenen Schwert aus dem Roſenbuſch heraus, und um ihn lagerten ſeine Genoſſen, heut alle bemüht, ihm Fröhliches zu ſagen. Wie ein Heros erhob ſich Herr Pix und brachte die Geſundheit Antons aus. Er ſchilderte mit einer Beredſamkeit, wie ſie vorher und nachher nie wieder an ihm wahrgenommen wurde, daß Anton gewiſſermaßen als ein Säugling zu ihnen gekommen ſei, dem der Unterſchied zwiſchen Pennal und Kanehl eben ſo unbekannt war, als einem Zeiſig das Kaffeekochen, und wie mit Hülfe der großen Waage, die als ſeine Wiege betrachtet werden müſſe, und der Auflader, welche Ammendienſte an ihm verrichtet hätten, und unter Mitwirkung einiger anderer Perſonen, die der Sprecher aus Beſcheidenheit nicht nenne, in ſo kurzer Zeit ein ſo auffallendes Wachsthum des

Unmündigen hervorgebracht worden ſei. Darauf erhob ſich Anton und brachte die Geſundheit ſeiner Collegen aus. Er erzählte, wie bange ihm damals geweſen war, als er zum erſten Male die Thür des Comtoirs geöffnet hatte. Er erinnerte Herrn Pix an den ſchwarzen Pinſel, mit welchem er ihm den Weg gewieſen, Herrn Specht an ſeine ſtehende Frage: Was ſteht zu Ihren Dienſten? und Herrn Jordan an den Ueberziehärmel, den er damals eingepackt, um den Neuling in ſein Zimmer zu führen. Dieſe Anſpielung auf die berühmten Attribute der drei Herren fand den höchſten Beifall. Und jetzt folgte ein Toaſt auf den andern, und es ergab ſich zu allgemeinem Erſtaunen, daß der ſtille Herr Birnbaum, der Zollcommis, von der Natur die außerordentliche Begabung erhalten hatte, nach dem dritten Glas zwei, ja ſogar vier Zeilen in Reimen zu ſprechen. Immer fröhlicher wurde die Geſellſchaft, immer feſtlicher glänzten die Lichter, immer röther leuchteten die Wangen und die Roſen auf dem Tiſche.

Erſt ſpät trennten ſich die Collegen. Anton wollte nicht zu Bett gehen, bevor er ſeinem Freunde Fink das Glück berichtet hatte. Er eilte dem Ankommenden entgegen und erzählte ihm im Mondſchein auf der Treppe das große Ereigniß. Fink ſchrieb mit ſeiner Reitpeitſche eine luſtige Achte in die Luft und ſagte: „Es iſt brav, daß das Vorderhaus auf den Einfall gekommen iſt, ich hätte einen ſolchen Exceß unſerm Deſpoten nicht zugetraut. Jetzt kommſt du ein Jahr eher über's Waſſer in die große Welt.“

Am nächſten Morgen rief der Prinzipal den neuen Commis in das kleine Zimmer hinter dem letzten Comtoir, in das Allerheiligſte des Geſchäfts, und hörte lächelnd die Dankesworte Antons an. „Ich habe ſo gehandelt,“ ſagte er „weil Sie tüchtig ſind, und weil der Brief, den Sie mir bei Ihrem Eintritt in das Geſchäft überbrachten, Ihnen einen Credit bei mir eröffnet hat. Es wird Ihnen Freude machen, daß Sie von jetzt ab durch Ihre eigene Thätigkeit Ihr Leben zu erhalten vermögen. Sie treten von heut in die Stellung, alſo auch in den Gehalt des Ausgeſchiedenen ein.“

Zuletzt bei der Mittagstafel gratulirten auch die Damen dem neuen Geſchäftsmann, Sabine kam ſogar bis zum untern Ende des Tiſches, wo Anton hinter ſeinem Stuhle ſtand, und begrüßte ihn dort mit herzlichen Worten, der Bediente ſetzte heut jedem der Herren eine Flaſche Wein vor das Couvert, und der Kaufmann erhob das Glas und dem glücklichen Anton zuwinkend, ſagte er mit gütigem Ernſt: „Lieber Wohlfart, dies dem Andenken an Ihren guten Vater!“

# Zweites Buch.

## 1.

An einem Sonntagmorgen las Anton emſig in dem letzten Mohikaner von Cooper, während vor dem Fenſter die erſten Schneeflocken ihren Kriegstanz tanzten und ſich vergeblich bemühten, in das Aſyl der gelben Katze zu dringen. Da trat Fink eilig in das Zimmer und rief ſchon an der Thür: „Anton, zeige mir deine Garderobe.“ Er öffnete den Kleiderſchrank, unterſuchte den Leibrock und die übrigen Stücke mit großem Ernſt, ſchüttelte den Kopf und ſchloß ſeine Muſterung mit den Worten: „Ich werde dir meinen Schneider heraufſchicken, laß dir ein neues Gewand anmeſſen.“

„Ich habe kein Geld,“ antwortete Anton lachend.

„Unſinn,“ verſetzte Fink, „der Schneider giebt dir Credit, ſo viel du willſt.“

„Ich möchte aber nichts auf Credit nehmen,“ erwiederte Anton und ſetzte ſich behaglich auf dem Sopha zurecht, um gegen ſeinen mächtigen Rathgeber zu Gunſten guter Wirthſchaft zu plaidiren.“

„Diesmal mußt du eine Ausnahme machen,“ entſchied Fink, „es iſt Zeit, daß du mehr unter Menſchen kommſt. Du ſollſt in die Geſellſchaft treten, ich werde dich einführen.“

Anton ſtand erröthend wieder auf und rief eifrig: „Das geht nicht, Fink, ich bin hier ganz unbekannt und habe noch keine Stellung, welche mir die Sicherheit giebt, in großer Geſellſchaft aufzutreten.“

„Eben deßhalb, weil du keine geſellſchaftliche Courage haſt, ſollſt du unter Menſchen,“ ſagte Fink ſtrafend. „Dieſe jammervolle Schüchternheit mußt du los werden, ſo ſchnell als möglich; ſie iſt der dümmſte Fehler, den ein gebildeter Menſch haben kann. Verſtehſt du zu walzen? Haſt du eine Ahnung davon, was eine Tour in der Quadrille iſt?“

„Ich habe vor einigen Jahren in Oſtrau Tanzſtunde genommen,“ verſetzte Anton.

„Einerlei, du ſollſt noch einmal Tanzſtunde nehmen. Frau von Baldereck hat mir geſtern vertraut, daß einige Familien für ihre flüggen Märzhühnchen einen Tanzſalon einrichten wollen, damit dieſe in Sicherheit vor Raubvögeln die Flügel bewegen lernen. Die Tanzſtunde ſoll in dem Hauſe der gnädigen Frau ſein, welche ihr eignes Küchlein darin für den Markt abrichten will. Das iſt etwas für dich, ich werde dich dort einführen.“

Antons Seele wurde durch dieſe Zumuthung heftig alarmirt, er ſetzte ſich erſchrocken wieder auf dem Sopha zurecht, ſchickte ſeinen Verſtand in's Vordertreffen und ſagte mit aller Ruhe, über die er in dieſem Augenblick verfügen konnte: „Fink, das iſt wieder einer von deinen tollen Einfällen, es iſt unmöglich, daß ich darauf eingehe; Frau von Baldereck gehört zu der hieſigen Ariſtokratie, und die Tanzgeſellſchaft bei ihr wird ohne Zweifel aus demſelben Kreiſe ſein.“

„Ohne Zweifel,“ nickte Fink, „reines blaues Blut, die Urgroßmütter ſämmtlicher Damen haben ohne Ausnahme im deutſchen Urwald die Ehre gehabt, der Fürſtin Thusnelda die Nachthaube nachzutragen.“

„Siehſt du,“ ſagte unſer Held, „wie kannſt du den Einfall haben, mich in dieſe Geſellſchaft zu bringen, du würdeſt mir nur das bittere Gefühl bereiten, zurückgewieſen zu werden, oder, was noch ſchlimmer wäre, eine übermüthige Behandlung zu erfahren.“

„Soll man da nicht die Geduld verlieren?“ rief Fink entrüſtet. „Gerade du und deinesgleichen haben mehr Recht, den Kopf hoch zu tragen, als der größte Theil der Societät, welche dort zuſammenkommen wird. Und gerade Ihr ſeid es, die durch ungeſchicktes Benehmen, bald durch Schüchternheit, bald durch Kriecherei die Prätenſionen der Landjunkerfamilien erhalten. Wie kannſt du dich ſelbſt für ſchlechter halten, als irgend jemand Anderen? Ich hätte nicht gedacht, daß eine ſolche Niedrigkeit auch in deiner Seele Raum findet.“

„Du irrſt,“ erwiederte Anton erzürnt, „ich halte mich nicht für geringer, als ich bin, aber es wäre thöricht und anmaßend, wenn ich mich in die Geſellſchaft Anderer eindrängen wollte, welche mich aus irgend einem Grunde nicht gern ſehen. Gerade mein Selbſtgefühl verbietet mir, mit Solchen zu verkehren, welche einen Mann deßhalb geringer achten, weil er in einem Comtoir arbeitet.“

„Ich ſage dir aber, deine Perſon wird den guten Leuten nicht unangenehm ſein, ich ſtehe dir dafür," ſagte Fink überredend. „Du kennſt die Geſellſchaft nicht und denkſt dir Alles viel zu ſchwer. Es iſt Mangel an Herren, ich gelte etwas bei der Frau vom Hauſe — nebenbei geſagt, ich bin nicht ſtolz darauf; — ſie hat mich gebeten, einige junge Männer meiner Bekanntſchaft bei ihr einzuführen; ich führe dich ein, die Sache iſt ganz in der Ordnung. Sieh das Geſchäft doch etwas näher an. Was iſt dieſe Tanzſtunde? Es iſt eine Art Actienverein zur Verbeſſerung der Waden aller Theilnehmer, du bezahlſt deinen Antheil am Stundengeld wie jeder Andere, und ob du eine junge Comteſſe oder ein Bürgermädchen in der Mazurka herumſchwenkſt, Taille iſt Taille, die Bälger tanzen alle gern."

„Es geht doch nicht," antwortete Anton kopfſchüttelnd, „ich habe das Gefühl, daß es unpaſſend wäre, und möchte dieſem gehorchen."

„Ich will dir einen Vorſchlag thun," ſagte Fink ungeduldig; „du ſollſt in dieſen Tagen mit mir einen Beſuch bei Frau von Baldereck machen. Ich werde dich als Anton Wohlfart aus dem Comtoir der Firma „T. O. Schröter" vorſtellen; du ſollſt kein Wort von der Tanzſtunde erwähnen; du wirſt abwarten, wie die gute Dame dich aufnimmt. Wenn dieſe Tanzmutter etwas Anderes iſt, als eitel Liebenswürdigkeit, wenn ſie dir auch nur die geringſte Hauteur zeigt, und nicht ſelbſt von der Tanzſtunde anfängt, ſo ſollſt du vollſtändige Freiheit haben, bei deiner Weigerung zu beharren. Dagegen kannſt du nichts Stichhaltiges einwenden."

Anton zauderte und überlegte. Die Sache ſchien ihm keineswegs ſo einfach, wie Fink ſie darſtellte, aber er war nicht mehr der Mann, kaltblütig zu prüfen und zu wählen. Seit Jahren verbarg er einen Wunſch im Grund ſeiner Seele, die Sehnſucht nach dem freien, ſtattlichen, ſchmuckvollen Leben der Vornehmen. So oft er die Tanzmuſik im Vorderhauſe hörte, ſo oft er von dem Treiben der ariſtokratiſchen Kreiſe las, ſehr oft, wenn er mit ſich allein war, wurde in ihm eine holde Erinnerung lebendig, das hohe Schloß mit Thürmen im Blumenpark und das adlige Kind, das ihn über den Schwanenteich gefahren. Jetzt wieder ſtieg das Bild in ihm auf, in dem goldenen Licht, das ſeine Poeſie in jahrelanger Arbeit dazugethan. Er ſprang auf und willigte in den Vorſchlag des erfahrenen Freundes.

Eine Stunde darauf kam der Schneider, von Fink geführt, und Fink beſtimmte ſelbſt das Detail der neuen Ausſtattung mit einer Sachkenntniß, welche dem Schneider nicht weniger als Anton imponirte.

Am Nachmittag leckte die Novemberſonne den Schnee von den Steinen der Straße. Da ſteckte Fink einige merkwürdig ausſehende Papiere in ſeine Bruſttaſche, ſchlenderte als müßiger Wanderer durch die lebhafteſten Straßen der Stadt und ſah ſich mit ſcharfem Blick um, wie ein Polizeibeamter, der Beute ſucht. Endlich lenkte er mit zufriedenem Geſicht auf das Trottoir der entgegengeſetzten Straßenſeite und ſtieß dort auf zwei elegante Herren, welche, wie er, einſam durch das plebeje Treiben der Sonntagsſpaziergänger zogen. Es war der Lieutnant von Zernitz und Herr von

Tönnchen, beide von großem Unternehmungsgeiſt und untadelhaften Allüren.

„Teufel, Fink!“ —

„Guten Tag, Ihr Herren!“ —

„Was treiben Sie ſo träumeriſch auf der Straße?“ frug Herr von Tönnchen.

„Ich ſuche Menſchen,“ erwiederte Fink melancholiſch, „ein paar treue Geſellen, welche verdorben genug ſind, an dieſem langweiligen Sonntage bei Tageslicht eine Flaſche Portwein zu trinken und mir vorher in einem kleinen Geſchäft als Zeugen zu dienen.“

„Als Zeugen?“ frug Herr von Zernitz. „Wollen Sie ſich hinter der Kirche duelliren?“

„Nein, ſchöner Cavalier,“ erwiederte Fink, „Sie wiſſen, ich habe dieſe Unart verſchworen, ſeit der kleine Lanzau meiner Piſtole den Hahn abgeſchoſſen hat. Gerade jetzt bin ich ſehr friedfertig, ein geplagter Geſchäftsmann, würdiger Sohn der Handlung Fink und Becker. Ich ſuche Zeugen für eine notarielle Urkunde, welche eiligſt ausgeſtellt werden muß. Ich finde wohl einen Notar, aber die gewöhnlichen Gerichtszeugen ſind heut am Sonntag auf den Kegelſchub gelaufen. Es wäre menſchlich von Ihnen, wenn Sie mir dieſen unglücklichen Nachmittag durchbringen hälfen, eine Viertelſtunde beim Notar, den Reſt beim Italiener.“

Mit Vergnügen waren die Herren bereit. Fink führte ſie zu einem bekannten Notar und bat dieſen, vor beiden Zeugen eine Abtretungsurkunde auszuſtellen, da die Ceſſion ſofort erfolgen müſſe und die Sache von größter Bedeutung ſei. Er überreichte ein ehrwürdiges, in engliſcher Sprache geſchriebenes Document, worin der Generaladvocat irgend einer County im Staat New-York urkundlich offenbarte, daß Herr Fritz von Fink Eigenthümer des Territoriums Fowlingfloor, ſowohl des Grund und Bodens als der darauf befindlichen Gebäude, Bäume, Gewäſſer und aller daran haftenden Nutzungen ſei. Darauf erklärte er vor dem Notar, daß er alle nach dieſer Urkunde ihm zuſtehenden Eigenthumsrechte an Herrn Anton Wohlfart, zur Zeit im Geſchäft von T. O. Schröter, cedire. Zahlung dafür ſei vollſtändig geleiſtet. Endlich bat er den Notar inſtändig, das Document ſchleunigſt auszuſtellen und über die ganze Sache Stillſchweigen zu beobachten. Der Herr verſprach das, und die beiden Zeugen unterſchrieben die Verhandlung. Beim Herausgehen bat er dieſe ebenfalls mit mehr Ernſt, als er ſonſt zu verwenden pflegte, dieſen Act als tiefes Geheimniß zu bewahren und vor Allem gegen Herrn Wohlfart ſelbſt ein unverbrüchliches Schweigen zu beobachten. Beide gelobten das mit einiger Neugierde, und Herr von Zernitz konnte nicht umhin, zu bemerken: „Ich will nicht hoffen, Fink, daß Sie hier Ihr Teſtament gemacht haben, in dieſem Falle wäre ich Ihnen dankbar geweſen, wenn Sie mir Ihre Büchſe vermacht hätten.“

„Wenn Sie die Büchſe von dem lebendigen Fink annehmen wollen,“ erwiederte Fink melancholiſch, „ſo werden Sie ihn ſehr glücklich machen.“

„Teufel!“ rief der gutmüthige Lieutnant faſt erſchrocken, „ſo war es nicht gemeint. Ich weiß doch nicht, ob ich das mit gutem Gewiſſen annehmen darf.“

„Thun Sie es immerhin,“ ſagte Fink freundlich, „ich habe das Rohr ſatt, es wird bei Ihnen in guten Händen ſein.“

„Es iſt ein koſtbares Geſchenk,“ warf der Lieutnant mit Gewiſſensbiſſen ein.

„Es iſt ein altes Rohr,“ ſagte Fink, „und morgen müſſen Sie es ohne Widerrede annehmen, denn heut werden Sie mich nicht los, Sie ſollen mit mir zu Feroni. Was aber die geheimnißvolle Abtretung der Güter betrifft, ſo handle ich hier nicht ganz freiwillig. Es iſt eine Art politiſches Geheimniß dabei, das ich auch Ihnen nicht mittheilen kann, ſchon deßhalb nicht, weil mir die Sache ſelbſt noch nicht recht klar iſt.“

„Iſt denn das Gut groß, welches Sie abgetreten haben?“ frug Herr von Tönnchen.

„Ein Gut?“ frug Fink und ſah nach dem Himmel, „es iſt gar kein Gut. Es iſt eine Bodenfläche, Berg und Thal, Waſſer und Wald, ein freilich kleiner Theil von Amerika. Und ob dieſer Beſitz des Herrn Wohlfart groß iſt? Was nennen Sie groß? Was heißt groß auf dieſer Erde? In Amerika mißt man die Größe des Landbeſitzes nach einem anderen Maß, als in dieſem Winkel von Deutſchland. Ich für meinen Theil werde ſchwerlich je wieder eine ſolche Beſitzung mein Eigenthum nennen.“

„Wer iſt denn aber dieſer Herr Wohlfart?“ frug auf der anderen Seite der Lieutnant.

„Sie ſollen nächſtens ſeine Bekanntſchaft machen,“ antwortete Fink. „Er iſt ein netter Junge aus der Provinz, über dem ein merkwürdiges Schickſal ſchwebt, von dem er ſelbſt zur Zeit noch gar nichts weiß und nichts wiſſen darf. Doch genug von Geſchäften. Ich habe für dieſen Winter etwas mit Ihnen vor. Sie ſind zwei alte

Knaben, aber Sie müſſen doch noch einmal Tanzſtunde nehmen.“

Bei dieſen Worten traten ſie in die Weinſtube des Italieners, wurden von Feroni mit tiefen Bücklingen empfangen und vertieften ſich ſchnell in Unterſuchungen über die Reize der ſchweren Weine von Portugal.

Frau von Baldereck war eine Hauptſtütze der allerbeſten Geſellſchaft, welche durch die Familien des Landadels, einige höhere Beamte und Offiziere gebildet wurde. Es war ſchwer zu ſagen, welche Vorzüge der Dame eine ſolche Achtung gebietende Stellung verſchafft hatten; ſie war weder ſehr vornehm, noch ſehr reich, noch ſehr elegant, noch ſehr geiſtreich, noch ſehr mediſant, aber ſie beſaß von allen dieſen Eigenſchaften etwas. Sie hatte in ihrem Privatleben ſtets ſo viel als irgend möglich auf Grundſätze gehalten und hatte das Selbſtgefühl gehabt, ſich den Anſpruchsvollen niemals aufzudrängen. Wegen dieſer conſtanten Mäßigung war ſie von der öffentlichen Meinung erhöht worden. Sie beſaß eine ſehr ausgebreitete Bekanntſchaft, war vertraut mit allen Heirathen und Verwandtſchaften aller Familien der Provinz, ſtand in allen diſtinguirten Häuſern auf der erſten Seite der Einzuladenden und machte als Wittwe ſelbſt ein mäßiges Haus, welchem der Hahnfederbuſch eines Jägers und zwei fette Rappen zu anſtändigem Schmuck gereichten. Frau von Baldereck war nach alledem eine regelrechte Dame, welche Perſonen und Ereigniſſe ſcharf und genau nach den Vorurtheilen der Geſellſchaft, in welcher ſie lebte, zu beurtheilen wußte; deßhalb wurde ihr Urtheil überall mit großer Achtung angehört. Daß ſie außerdem nicht ohne Gutmüthigkeit war, rechnete ihr die Geſellſchaft, für welche ſie lebte, wahrſcheinlich nicht ſo hoch an, als der alte Engel des Gerichts, welcher im Himmel über die Thaten der Menſchen Buch führt, und welcher, nebenbei bemerkt, nach der Uſance ſeines heiligen Geſchäfts oben auf die Seiten des Buches ſtatt des irdiſchen Credit und Debet die Wörter Schaf und Bock zu ſchreiben pflegt und alle Creditpoſten auf die rechte Seite, die Böcke aber auf die linke ſetzt. — Frau von Baldereck hatte eine junge Tochter, welche ihr ſehr ähnlich zu werden verſprach, und bewohnte einen erſten Stock mit großen Zimmern, worin ſeit einer Reihe von Jahren häufige Proben von Aufzügen, dramatiſchen Vorſtellungen und lebenden Bildern abgehalten wurden.

Die einflußreiche Dame war gerade in vertraulicher Berathung mit einer Schneiderin, ſie überlegte, wie tief der Ausſchnitt der Kleider eingerichtet werden dürfe, um die tadelloſe Büſte ihrer Tochter im beſten Licht zu zeigen, und doch wieder in der Tanzſtunde keinen Anſtoß zu erregen, als Fink, ihr Liebling, gemeldet wurde. Eilig ſchob ſie die Tochter, die Schneiderin und die Kleider bei Seite und erſchien in dem Beſuchzimmer mit der Gemüthlichkeit einer Hausfrau, welche für ſich ſelbſt nicht mehr übermäßige Anſprüche macht.

Nach den einleitenden Bemerkungen über die Ereigniſſe der letzten Abendgeſellſchaft und die langen Hängelocken der Comteſſe Pontak ſagte Fink, indem er angelegentlich einen Fußſchemel maltraitirte, auf welchem ein ſchlafender Pinſcher, von der Tochter des Hauſes geſtickt, unter den Fußbewegungen des Gaſtes ſtöhnte: „Ich habe Ihren Auftrag ausgerichtet, Lady Patroneß, und bringe Ihr [illegible] ſig drei Herren.“

„Und wer ſind dieſe?“ frug die Dame vom Hauſe erwartungsvoll, vergaß die Leiden des geſtickten Pinſchers und rückte näher an ihren Verbündeten.

„Zuerſt Lieutnant von Zernitz,“ ſagte Fink.

„Eine gute Acquiſition,“ rief die gnädige Frau erfreut, denn der Lieutnant war, was man einen geiſtreichen Offizier nennt, er machte niedliche Verſe in Familienalbums und zu verlorenen Vielliebchen, war unübertrefflich im Arrangement von mimiſchen Darſtellungen und ſtand in dem Ruf, irgend einmal in ein Taſchenbuch eine Novelle geſchrieben zu haben. „Herr von Zernitz iſt ein liebenswürdiger Geſellſchafter.“

„Ja,“ ſagte Fink, „aber Portwein kann er nicht vertragen. Der zweite iſt Herr von Tönnchen.“

„Eine alte Familie,“ bemerkte die Frau vom Hauſe; „iſt er nicht etwas wild?“ fügte ſie ſchüchtern hinzu.

„Behüte,“ ſagte Fink, „die Familie hat immer viel Grundſatz gehabt; er iſt gar nicht wild, nur zuweilen hat er die Eigenſchaft, Andere wild zu machen.“

„Und der Dritte?“ frug die Dame.

„Der Dritte,“ ſagte Fink, „iſt ein Herr Wohlfart.“

„Wohlfart?“ frug die gnädige Frau befremdet und ſah ihren Beſuch unruhig an, „die Familie kenne ich nicht.“

„Das iſt ſehr möglich,“ erwiederte Fink kaltblütig, „es giebt zu viele Leute mit und ohne Namen, als daß man ſich um Alle kümmern könnte. Herr Wohlfart iſt vor einigen Jahren aus der Provinz hierher gekommen, um vorläufig die Geheimniſſe des Handels durch eigene Anſchauung kennen zu lernen; er arbeitet im Geſchäft des Kaufmann Schröter, gerade wie ich.“

„Aber, lieber Fink!" ſchaltete die Dame ein.

Fink ließ ſich nicht ſtören, er legte ſich in den Armſtuhl zurück und blickte nach dem Grau der Arabesken an der Decke. „Herr Wohlfart iſt ein merkwürdiger und intereſſanter Geſell. Es hat mit ihm eine eigene Bewandtniß. Er ſelbſt iſt der beſcheidenſte und bravſte Mann, der mir je vorgekommen, er iſt hier aus einer Ecke der Provinz, aus Oſtrau, der Sohn eines verſtorbenen Beamten. Aber es ſchwebt ein Geheimniß über ihm, von dem er ſelbſt noch nichts weiß."

„Aber, Herr von Fink," verſuchte die Dame wieder einzufallen.

Fink ſah eifrig nach den Schnörkeln der Decke und fuhr fort: „Er iſt bereits in dieſem Augenblick Eigenthümer eines Landgebietes in Amerika, die Beſitzurkunde iſt durch meine Hände gegangen, und im Vertrauen, er ſelbſt hat keine Ahnung von dieſem Beſitz, und die Sache ſoll ihm auch vorläufig ein tiefes Geheimniß bleiben. Wie ich glaube, hat er alle Ausſicht, in Zukunft mehr als Millionen zu beſitzen. — Haben Sie den verſtorbenen Großfürſten, hier nebenbei, gekannt?" Fink wies mit der Hand bedeutſam nach irgend einer Himmelsgegend.

„Nein," ſagte die gnädige Frau neugierig.

„Es giebt Leute," fuhr Fink fort, „welche behaupten, daß Anton ihm ſprechend ähnlich ſieht. Was ich Ihnen ſage, iſt übrigens mein Geheimniß, mein Freund ſelbſt lebt in vollſtändiger Unkenntniß aller dieſer Beziehungen, durch welche möglicher Weiſe ſeine Zukunft beſtimmt werden kann. Bekannt iſt nur der Umſtand, daß der verſtorbene Kaiſer bei ſeiner letzten Reiſe durch dieſe Provinz in Oſtrau angehalten und ſich längere Zeit mit dem Geiſtlichen des Ortes leiſe und angelegentlich unterhalten hat.“

Dieſe letzte Mittheilung war in der Hauptſache richtig, denn Anton hatte daſſelbe vor einiger Zeit dem Jokei erzählt, wie man eine Erinnerung aus der Kinderzeit zu erwähnen pflegt. Er hatte ſogar noch zugeſetzt, daß der Geiſtliche ſeiner Heimath in dem letzten großen Krieg Feldprediger geweſen war, und daß der Kaiſer ihn gefragt: „Sie haben gedient?“ und eine Weile darauf: „Bei welchem Corps?“

Fink hatte es nicht für nöthig gefunden, das kleine Ereigniß ſo ausführlich darzuſtellen. Frau von Baldereck aber war durch dieſe perfiden Andeutungen in eine gewiſſe neugierige Stimmung gebracht, ſie erklärte ſich bereit, Herrn Wohlfart in ihrem Hauſe zu empfangen.

„Und jetzt noch eine Bitte,“ ſagte Fink ſich erhebend: „Was ich Ihnen über meinen Freund mitgetheilt habe, gütige Fee“ — die Fee wog über ſieben Stein — „das laſſen Sie ein Geheimniß zwiſchen uns Beiden ſein. Ihrem Zartgefühl durfte ich anvertrauen, was ich in jedem fremden Mund als eine Indiscretion gegen mich und Herrn Wohlfart ahnden müßte.“ Er ſprach den Namen ſo ironiſch aus, daß die Dame faſt überzeugt war, der geheimnißvolle, in einem Comtoir verpuppte Herr werde nächſtens als Prinz der Aleuten und Kurilen oder in irgend einer andern unerhörten Würde auftreten.

„Wie aber ſoll ich,“ frug ſie beim Abſchied, „den Herrn bei unſern Bekannten einführen?“

„Nur als meinen beſten Freund, ich bürge in jeder Hinſicht für ihn und habe die Ueberzeugung, daß unſer Kreis ſich ſelbſt den größten Gefallen thut, wenn er den Herrn mit Zuvorkommenheit aufnimmt.“

Als Fink auf der Straße war, murmelte er reſpectwidrig: „Dieſe alte Perſon fuhr wie eine Ente nach dem Köder und tauchte bis zum Steiß in meine Lügen unter. Als ehrlicher Leute Kind wäre der arme Junge von ihnen über die Achſeln angeſehen worden. Jetzt glauben ſie zu wiſſen, daß irgend ein fremder Potentat, vor dem zu kriechen ſie für eine Ehre halten, an dem Jungen Antheil nimmt. Jetzt werden ſie ihn mit einer Artigkeit behandeln, die meinen Kleinen bezaubern wird. Ich hätte nicht gedacht, daß das alte Sandloch am Strande von Long-Island und die verfallene Vogelhütte darin mir je in meinem Leben zu einem ſolchen Spaß verhelfen würden.“

Der Same, welchen Fink ausgeſtreut hatte, war auf empfänglichen Boden gefallen. Frau von Baldereck hatte als kluge Frau bei der Tanzſtunde auch ihre kleinen Privatintereſſen im Auge. Sie war doch einmal vor Allem Mutter und hatte es in der That auf niemand Geringeren, als Herrn von Fink ſelbſt abgeſehen. Ihre Tochter war fünfzehn Jahr alt, und Fink beſaß alle Eigenſchaften, welche ihr an dem künftigen Gemahl ihrer Tochter wünſchenswerth erſcheinen mußten; er war eine in jeder Hinſicht ungewöhnliche Partie, und ſie war deßhalb überzeugt, daß er ihre Tochter glücklich machen müßte. Aus langer Erfahrung wußte ſie, daß ſolche Privattanzſtunden ein vortreffliches Mittel ſind, erfahrenen, etwas blaſirten Herren ſehr junge Damen im beſten Licht zu zeigen; die Hauptſchwierigkeit dabei iſt nur, dieſe Art Herren überhaupt zur Theilnahme an dergleichen Vergnügungen heranzuziehen. Sie hatte eine durchaus nicht unnatürliche Angſt, daß Fink für die Tanzſtunde kein Herz haben würde. Zu ihrer Ueberraſchung hatte er ſich mit ziemlicher Wärme bereit erklärt, einen ganzen Winter lang in ihrem Hauſe zu walzen, ja er hatte ſogar zur Bedingung gemacht, daß Fräulein Eugenie ihn zum bevorzugten Tänzer im Voraus annehmen ſolle. Und deßhalb hatte die triumphirende Mutter ſich gerade ſo ſorgfältig mit dem Schnitt der Tanzkleider beſchäftigt, als Fink ſeinen Schützling Anton bei ihr empfahl. Vielleicht hätte ſie auch ohne ſeine ungewöhnliche Empfehlung ein Opfer gebracht und das Geſchöpf des Comtoirs in ihrer Tanzſtunde zu verantworten geſucht, indeß waren ihr die Andeutungen des Schelms doch ſehr willkommen. Wahrſcheinlich hatte ſie ſelbſt einige Zweifel über die abenteuerlichen Verhältniſſe, denn Finks Weiſe war ſo, daß man ihm niemals recht trauen konnte; aber ihre Mutterliebe trieb ſie, auch auf das Dunkle und Ungenügende Gewicht zu legen. Sie eilte in die befreundeten Familien, den Gewinn an Herren mitzutheilen und Herrn Wohlfart durch einige geheimnißvolle Andeutungen auszuſchmücken. Als das Wenige, was ſie ſagen konnte, auf einmal von anderer Seite durch eben ſo geheimnißvolle Andeutungen zweier Herren von Charakter Beſtätigung erhielt, wurde ſie ſelbſt in dem Glauben feſt, daß hier ein ungewöhnlicher Fall vorliege. Nach wenig Tagen ging ein Summen durch die gute Geſellſchaft, daß in der Tanzſtunde ein bürgerlicher Herr von ungeheurem Vermögen auftreten werde, für den der Kaiſer von Rußland in Amerika unermeßliche Beſitzungen gekauft habe.

Einige Tage darauf wurde Anton durch Fink in das

Haus der gnädigen Frau geführt, im neuen Frack, in regelrechten Glacéhandſchuhen, ein Opferlamm finſterer Mächte, welche im Begriff waren, den Frieden ſeines Innern zu zerſtören. Sie lauerten in dem Hauſe der gnädigen Frau und ſchnürten dem eintretenden Anton ſchon im Hausthor die Bruſt zuſammen. Sie ſaßen auf der viereckigen Laterne, welche am Gewölbe des Hausflurs baumelte, ſie hingen mit ausgebreiteten Händen an dem Holzgeländer der Treppe und ſteckten durch die großen Bogenlöcher des Geländers ihre Geiſterzungen mit höhniſchem Lachen gegen ihn aus. Fink ſah mit unwilligem Blick, wie ſein Opfer den röthlichen Schimmer der Beklommenheit erhielt, er raunte ihm noch zu: „Unterſtehe dich nicht, vor dieſem Volke roth zu werden,“ warf dem Diener herablaſſend ſeinen Ueberrock zu und führte den Freund unter die Augen der gnädigen Frau. Dieſe war wirklich, wie Fink prophezeit hatte, eitel Zuvorkommenheit. Mit Neugierde und einem gewiſſen menſchlichen Antheil ſah ſie auf den hübſchen ſchüchternen Jungen, der mit ſeinem treuherzigen Geſicht vor ihr ſtand und vollſtändig geneigt ſchien, ihre Macht auf ſich wirken zu laſſen.

Anton ſagte ihr mit einer tiefen Verbeugung: „Nur die Verſicherung meines Freundes, daß Sie, gnädige Frau, mir nicht zürnen werden, hat mir den Muth gegeben, Ihnen perſönlich meine Ehrfurcht zu bezeigen.“ Und die Dame lächelte holdſelig, oder wie der Unhold Fink dieſe Thatſache auffaßte, ſie grinſte, und entgegnete: „Herr von Fink hat mir die Hoffnung gemacht, daß Sie dieſen Winter ein regelmäßiger Gaſt bei unſern kleinen Tanzübungen ſein werden.“

Darauf konnte ſich Anton nicht enthalten, zu erröthen.

ſehr glücklich auszuſehen und zu verſichern: „Ich würde mit Vergnügen theilnehmen, wenn ich die Meinung haben könnte, in der fremden Geſellſchaft nicht läſtig zu werden.“

Nachdem dies mit Eifer verneint worden war, trat Fräulein Eugenie herein, Anton wurde auch dieſer vorgeſtellt, erhielt einen ſo ſchnippiſchen Knix, als fünfzehnjährige Damen fremden Herren zu machen pflegen, und ſtieg nach einer Viertelſtunde, ganz entzückt über die Anmuth der Familie, mit ſeinem Mentor Fink die Treppe herab. Der unſchuldige Junge hing ſich vergnügt an den Arm des Freundes und verſicherte dieſem auf der Straße ernſthaft: „Ich habe mir nicht vorgeſtellt, daß es ſo leicht iſt, mit eleganten Leuten zu verkehren.“

Fink brummte etwas in ſich hinein, was ebenſo gut eine Beſtätigung dieſer Anſicht als das Gegentheil ausdrücken konnte, und ſagte: „Im Ganzen bin ich mit dir zufrieden. Du haſt trotz deines neuen Fracks dageſeſſen, wie ein nackter kleiner Engel in einem durchſichtigen Battiſthemde. Indeſſen das nackte Weſen ſteht dir nicht ganz ſchlecht. Nur das verfluchte Erröthen wirſt du dir dieſen Winter abgewöhnen müſſen, bei einer ſchwarzen Cravatte iſt es bekanntlich allenfalls noch zu ertragen, aber über einer weißen Halsbinde ſieht es abſcheulich aus. Du ſiehſt dann aus, wie ein apoplektiſcher Amor.“

Frau von Baldereck dagegen fand von ihrem Standpunkt die Anſpruchsloſigkeit des geheimnißvollen Jünglings wahrhaft rührend, und als ihre Tochter mit Beſtimmtheit ausſprach: „Fink iſt ein ganz anderer Mann und gefällt mir viel beſſer,“ da ſchüttelte ſie den Kopf und ſagte lächelnd:

„Das verſtehſt du nicht, mein Kind, es iſt ein Adel und eine natürliche Grazie in den Bewegungen des Fremden, ein gewiſſer Charme, der ganz bezaubernd iſt.“

Der große Tag, an welchem die Tanzſtunde feierlich eröffnet werden ſollte, war gekommen. Haſtig kleidete ſich Anton nach dem Schluß des Comtoirs an und trat in Finks Zimmer, dieſen abzuholen. Der Mentor unterſuchte mit prüfendem Blick den Anzug des Novizen. „Zeige dein Taſchentuch,“ ſagte er. „Bunte Seide? Schäm' dich. Hier iſt eines von meinen. Gieß dir etwas Parfüm darauf. Wo ſind deine Handſchuhe?“

Mit ſolchen Lehren führte er den Freund vor das erleuchtete Haus der Baronin.

Als Anton die Treppe des Hinterhauſes hinabſchritt, öffnete ſich die Thür von Jordans Zimmer, und Herr Specht ſteckte ſeinen Kopf am Ende eines langen Halſes über die Treppe und ſandte dem Collegen ſeinen neugierigſten Blick nach.

„Er geht,“ rief er in die Stube zurück, „es iſt unerhört. So etwas hat ſich noch nicht ereignet, ſo lange die Welt ſteht. Es ſind lauter Adlige dort. Das wird eine ſchöne Geſchichte werden.“

„Zuletzt, warum ſoll er nicht gehen, wenn ſie ihn einladen?“ ſprach der gutmüthige Herr Jordan, um den ſtummen Vorwürfen der Collegen zu begegnen. Keiner wußte etwas dagegen zu ſagen, nur Herr Pix rief ärgerlich vom Sopha: „Mir aber gefällt's nicht, daß er eine ſolche Einladung annimmt. Er gehört in das Comtoir und zu uns. Etwas Gutes wird er unter den Schwadronierern nicht lernen. Fenſterglas in's Auge kneifen und Süßholz raſpeln, und das wird noch nicht das Schlechteſte ſein.“

„Es ſoll merkwürdig bei dieſen Tanzgeſellſchaften zugehen,“ rief Specht. „Aeußerſt frivol, Liebesgeſchichten und Duelle jeden Tag. Aber Wohlfart hat immer einen Tik auf ſolche Dinge gehabt. Nächſtens wird er an einem Morgen mit ſeinen Piſtolen unterm Arm ausgehen, und wie er zurückkommen wird, das will ich gar nicht ſagen. Auf ſeinen Füßen nicht, das iſt ſicher.“

„Unſinn,“ erwiederte Pix ärgerlich, „es giebt dort nicht mehr Händel, als bei andern Leuten.“

„Und franzöſiſch muß er ſprechen,“ fuhr Specht unaufhaltſam fort.

„Warum nicht ruſſiſch?“ rief Herr Pix.

Hier geriethen Herr Pix und Herr Specht in einen Streit über die Sprache, durch welche man ſich im Salon der Frau von Baldereck verſtändlich mache. Aber alle Collegen waren darin einig, daß dieſer Beſuch der Tanzſtunde für Wohlfart ein äußerſt gewagter und verhängnißvoller Schritt ſei, der unausſprechliches Unheil bereite und die geſammte menſchliche Ordnung ſtöre.

„Er iſt gegangen,“ rief die Tante, von einer Conferenz mit dem Bedienten zurückkehrend.

„Das iſt wieder ein Streich ſeines Freundes Fink,“ ſagte der Prinzipal.

Sabine ſah auf ihre Arbeit nieder. „Mich freut's,“ ſagte ſie endlich, „daß Fink ſeinen Einfluß dazu benutzt, dem Freunde ein Vergnügen zu machen. Er ſelbſt tanzt nicht gern, und ihm perſönlich iſt dies Kränzchen gewiß eher ein

Opfer, als eine Freude.“ Der Bruder ſah die Schweſter prüfend an, ſie winkte ihm leiſe zu. „Und wie gönne ich's Wohlfart, daß er unter Menſchen kommt! Er iſt am meiſten von allen Herren zu Hauſe. Faſt jeden Abend, wenn ich zu Bette gehe, ſehe ich bei ihm die Lampe brennen. Die Andern haben Verwandte oder gute Freunde von früher her, er iſt ganz allein, er hat nichts, als was dieſes Haus einſchließt. Es iſt hart, das ganze Jahr ſo zu leben.“

„Er hat ſich bis jetzt brav gehalten,“ ſagte der Prinzipal, „wollen ſehen, ob das Dauer hat.“

„Aber wie war es möglich, daß er in dieſe Geſellſchaft —“ rief die Tante. „Bedenkt doch, dieſe Frau von Baldereck —“

Sabine tippte mit dem Fingerhut auf die Tiſchplatte. „Fink hat's ihnen befohlen,“ ſagte ſie, „und das war hübſch von ihm. Und zum Dank dafür ſoll er morgen troß dem ernſten Geſicht meines Chefs ſein Lieblingsgericht erhalten.“

„Alſo Schinken mit Burgunderſauce,“ rief die Tante. „Aber ich bitte dich, wie wird ſich Wohlfart unter dieſen Uniformen ausnehmen? Und wie wird er mit dieſen Lebemännern fertig werden? Er kann's ihnen nicht gleich thun. Dazu gehört doch wenigſtens Geld.“

„Dafür laß ihn ſorgen,“ erwiederte Sabine fröhlich. „Um den grämen wir uns nicht.“

„Er iſt gegangen,“ ſagte Karl am Abend zu ſeinem Vater. „Kleine lackirte Glanzſtiefeln, ich habe ſie geholt. Herr von Fink verbot ihm, Schuhe anzuziehen. Und ein neuer Hut, Alles vom Kopf bis zu Füßen neu. So alſo ſieht man aus, wenn man bei vornehmen Leuten tanzen will.“

„Du möchteſt wohl auch tanzen gehen?“ frug der Vater.

„Nein,“ erwiederte Karl, „aber ich möchte ſehen, wie ſie's auf einem Balle machen.“

„Sieh in den blauen Mond nebenan, da kannſt du es alle Sonntage ſehen; es iſt bei den Vornehmen auch nicht anders, nur daß ſie einander etwas behutſamer anfaſſen, und außerdem mit Handſchuhen.“

„Na, morgen wird's einen guten Staub in den Kleidern geben,“ ſagte Karl.

„Es iſt ein ſtaubiges Vergnügen,“ beſtätigte der Rieſe. „Es beſteht im Umwenden, es beſteht im Springen, man dreht ſich zuerſt auf die eine Seite und hernach auf die andere. Man verſucht ſich ſelber von der Erde zu heben, was immer unmöglich iſt. Man wird heiß, man trinkt ein Glas oder auch mehrere und zuletzt wird eine Kußpolonaiſe getanzt. Wenn man heirathen will, iſt das Ding nothwendig. So weit biſt du noch nicht, bis dahin hat's noch manches Jahr Zeit.“

„Aber Herr Wohlfart iſt auch noch nicht ſo weit,“ erwiederte Karl. „Das wäre eine ſchöne Geſchichte, wenn der jetzt ein Fräulein heirathete mit zwei Schimmeln und verſilbertem Pferdegeſchirr.“

„Ja, da wird wohl nichts helfen,“ ſagte der Vater kopfſchüttelnd, „mit Tanzen fängt's an, mit der Hochzeit hört's auf. Es iſt mir auch ſo gegangen.“

„Dich hätte ich auch ſehen mögen,“ rief Karl.

„Oho,“ rief der Rieſe, „ich habe zu meiner Zeit getanzt wie ein Kreiſel, Walzer, Hopswalzer, ruſſiſchen Walzer und im Großvatertanz hatte ich nicht meines Gleichen.“

Karl ſah den Vater kopfſchüttelnd an. „Ja,“ fuhr der Rieſe vergnügt in der Erinnerung fort, „wenn der Fußboden feſt iſt und gute Kameraden dabei, ſo laſſe ich mir die Arbeit ſchon gefallen. — Es war großer Ball im Bürgerverein, ich war geladen, der Wilhelm mit, welcher damals noch ein ſchmächtiger Junge war. Ich gedenke es wie heute, ich hatte einen blauen Rock an mit blanken Knöpfen und ſtand mitten im Saal und ſah auf die Geſellſchaft, die ſich um mich herumdrehte. Da fiel mir deine Mutter in die Augen, ach, ein niedliches Ding, wie eine Puppe ſaß ſie da; neben ihr ſaß ihr Vater als Schloſſermeiſter. „Guten Abend, Hans,“ rief der Schloſſer mich an, „biſt du auch da?“

„Ich ſollt's denken, Gevatter,“ ſagte ich und trat näher, und je mehr ich mir die Puppe beſah, deſto beſſer gefiel ſie mir. „Dies iſt meine Tochter,“ ſagte der Schloſſer, „du kennſt wohl das Mädel gar nicht mehr? Sie iſt zwei Jahre auf dem Lande bei der Muhme geweſen.“ „Wie ſie hübſch geworden iſt,“ ſagte ich, „ſie iſt rund und ſie iſt nett, wie gedrechſelt.“ Die Kleine wurde roth, und auch ich wurde feurig. „Na,“ ſagte der Schloſſer, „wenn du mit ihr tanzen willſt, immerzu! Greif ſie nur nicht zu hart an.“ „Nur zart,“ ſagte ich und führte ſie zum Tanz. Wir mochten wohl contrair ausgeſehen haben, das kleine Blitzmädel und ich, und ich glaube, die Leute lachten.“

„Das hätteſt du nicht leiden ſollen,“ rief Karl, der ſich ihm gegenüber geſetzt und die Arme untergeſchlagen hatte.

„Es war nicht böſe gemeint,“ ſagte der Alte, „und deine Mutter geſtand mir nach den erſten Tänzen, ſie mache ſich nichts daraus, wenn auch die Leute lachten. Ja, und ſie ſagte, es tanze ſich gut mit mir. Natürlich tanzte ich den ganzen Abend mit ihr, nun erſt recht. Und beim letzten Tanz gab es ihretwegen noch einen Handel mit dem Wilhelm, denn wie er ſah, daß ich mit ihr tanzte, wollte er auch mit ihr tanzen, und wie er merkte, daß ich ihr den Hof machte und mich um ſie herumdrehte und mir in die Haare fuhr und draußen vor dem Saale beim Blumenmädchen einen Strauß für ſie kaufte und einen für mich, da kaufte er auch zwei Sträuße und drehte ſich um ſie herum wie ein Finkenhahn, bis ich ihn zuletzt bei Seite zog und ihm ſagte: „Siehſt du, Wilhelm, bei jedem Wagen, und bei jedem Faß, und bei jedem Collo ſollſt du deine Hand haben, wo ich meine habe, aber hier bei dieſer Schloſſerstochter nicht rühran!" „Warum nicht?" frug er. „Warum," ſagte ich, „weil wir Freunde ſind, Wilhelm, und ich dir keinen Puffer geben möchte, und ich dich nicht abwalken möchte vor den Leuten." „Weißt du was," ſagte er, „du biſt ſchalu." Da merkte ich, wie ich daran war. Seit dem Tage war ich verliebt. Auch du wirſt merken, wie das thut. Es macht unruhig, und es bringt in Unordnung, und es macht hitzig, und man fängt an zu ſingen, man ſchreibt Briefe und kauft ſich einen neuen Rock. So treibt's Jeder, und ſo habe ich's gemacht. Durch ſechs Wochen, dann war die Hochzeit. Und dein Großvater beſtand darauf, daß alle Auflader dazu geladen wurden. Und beim Polterabend tanzten wir Auflader mit einander eine Kegelquadrille, und ich war der erſte Kegel. Das Haus erſchütterte ſich wohl, aber es iſt kein Unglück geſchehen, nur der Kronleuchter wurde zerbrochen.

„Potz Wunder," rief Karl, „das hätte ich ſehen mögen; ſchade, daß ich nicht dabei war!"

„Du ungezogener Knirps," ſagte der Vater, „wie konnteſt du dabei ſein, an dich war damals noch gar nicht zu denken. Natürlich nicht, es war ja erſt die Vorbereitung."

„Wenn Wohlfart nur nicht zu ſpät nach Hauſe kommt, das kann Herr Schröter nicht leiden," ſagte Karl.

Unterdeß öffnete der Bediente die Flügelthüren zum Salon der Frau von Baldereck, und Fink und Anton betraten eine Reihe erleuchteter Zimmer, in denen ſich eine große Anzahl eleganter Damen und Herren Thee trinkend, ſchwirrend und mit den Flügeln ſchlagend durcheinander bewegte. Die Mütter und Verwandten der jungen Damen waren geladen, um der Eröffnung der Tanzſtunde beizuwohnen. Fink raunte dem Freunde noch ins Ohr: „Sei nur ſo unverſchämt, als du kannſt, es iſt Alles dummes Zeug," — und führte den Widerſtandsloſen vor das Angeſicht der Frau vom Hauſe.

Anton wurde huldreich empfangen, machte ſeine Verbeugung und ſah in ſeiner Angſt nicht, daß die Blicke des Kreiſes, in den er getreten war, ſich mit wahrhaft unverſchämter Neugierde auf ihn hefteten. „Ich werde Sie der Gräfin Pontak vorſtellen," ſagte ſeine gütige Patronin und führte den Schützling, der tief Athem holte, vor die Füße einer hagern langen Frau von unbeſtimmtem Alter, welche auf einem erhöhten Platz, von Damen und Herren umgeben, thronte. „Liebe Betty, hier Herr Wohlfart." Anton ſah in dieſer Angſtſtunde, daß die liebe Betty eine lange pergamentene Naſe, wenig Lippen und ein recht hartes abſtoßendes Geſicht beſaß, er fühlte zwei ſtechende Blicke an ſeinem Geſicht herumpicken und ſenkte ſein Haupt halb zum Gruß, halb mit der Ergebenheit eines Kriegsgefangenen. Die Gräfin ſaß kerzengerade bei ſeiner Verbeugung und frug von ihrer Höhe mit gleichgültiger Stimme: „Sie ſind ein Freund des Herrn von Fink?“

„Zu Befehl, Frau Gräfin,“ antwortete Anton.

„Und Sie leben noch nicht lange hier in der Stadt?“ Jedes Geſpräch in der Nähe hörte auf, mehr als zwanzig Augen ſtachen den armen Anton.

„Doch ſchon einige Jahre,“ antwortete Anton wieder.

„Sie ſind ja wohl ein Ausländer?“ fuhr Betty in gemüthvoller Converſation fort.

„Ich bin in dieſer Provinz geboren und erzogen,“ antwortete Anton.

Ein „So?“ kam eiſig von den Lippen der Dame. „Und woher?“

„Aus Oſtrau,“ erwiederte Anton ſchnell das Haupt erhebend. Das Verhör wurde ihm drückend, er wußte ſelbſt nicht, weßhalb, und ſeine Schüchternheit verflog vor dem aufſteigenden Aerger.

„Mein Freund, ſtolze Herrin, iſt ein halber Slave,“ ſagte Fink, zu rechter Zeit dazwiſchen tretend, „obgleich er leidenſchaftlich dagegen proteſtirt, wenn man an ſeiner deutſchen Herkunft zweifelt. Dafür macht er Hoffnung, dereinſt ein guter Engländer zu werden. In dieſem Augenblick theilt er meinen Wunſch, Gnade vor Ihren Augen zu finden. Ich empfehle ihn Ihrer Huld; Sie haben ſo eben eine Probe von Ihrem Talent gegeben, fremder Menſchen Natur zu erforſchen; gönnen Sie jetzt meinem Freunde, was wir Alle an Ihnen bewundern, Ihre ſanfte Nachſicht mit fremder Unvollkommenheit.“ — Die Frauen lächelten, einige der Herren wendeten ſich ab, um ihr Lachen zu verbergen, und Betty ſaß mit geſträubten Federn da, wie ein Raubvogel, dem ein größerer ſeine Beute abgejagt hat.

Anton eilte ſich dem Blick dieſer Gruppe zu entziehen, er ſchlüpfte in eine andere Ecke und gedachte ſich durch ruhiges Beobachten der Geſellſchaft von der Anſtrengung ſeiner Präſentation zu erholen. Da ſchlug ein Battiſttuch leicht an ſeinen Arm und eine dreiſte Mädchenſtimme frug: „Herr Wohlfart, kennen Sie Ihre alten Freunde nicht mehr? Es iſt das zweite Mal, daß ich Sie zuerſt grüßen muß.“

Anton wandte ſich ſchnell zur Seite. Vor ihm ſtand eine hohe ſchlanke Geſtalt mit blondem Haar und großen tiefblauen Augen, welche ihm lächelnd ins Geſicht ſah. So ſprechend war der Ausdruck des Entzückens auf Antons Antlitz, daß Lenore ſich nicht enthalten konnte, ihm freundlich zuzunicken und zu ſagen: „Ich freue mich, daß Sie hier ſind. Die Herren ſind mir alle fremde Geſichter. Aber wie kommen Sie hierher?“

Anton erklärte das in einer Stimmung, welche ihn faſt der Herrſchaft über ſeine Worte beraubte, verloren im Anblick des Fräuleins, welches jahrelang, ohne es zu wiſſen, in ſeiner Dachſtube unumſchränkt geherrſcht hatte. Wie war ſie in der letzten Zeit groß, voll und ſchön geworden! Und das luftige weiße Kleid und der Blumenkranz von nie dageweſenen Blumen im Haar! Mächtig glänzte das Auge in dem entzückenden Geſicht, und ihre Haltung war die einer Fürſtin.

Schnell waren Beide in eifrigem Geſpräch, es war zum dritten Mal, daß ſie einander ſahen, aber ſie hatten ſo viel zu erzählen, als hätten ſie Jahre gemeinſam verlebt.

„Wir werden heut Alle durcheinander tanzen und uns um unſern Tanzmeiſter gar nicht kümmern,“ ſagte endlich das Fräulein. „So iſt mir's am liebſten. — Sie dürfen jetzt nicht länger mit mir allein ſprechen, unterhalten Sie ſich mit andern Damen. Ich gehe zu meiner Mutter. Wenn die Muſik anfängt, kommen Sie zu mir, ich werde Sie der Mama vorſtellen.“

So winkte ſie ihm gnädig zu und ſchritt majeſtätiſch durch den Saal in einen Kreis von Frauen.

Jetzt war Anton gefeit gegen alle Schrecken der Geſellſchaft, ſeine Befangenheit war verſchwunden, eine angenehme Begeiſterung erfüllte ihn. Was konnten ihm noch dieſe hell gekleideten, buntgebänderten Geſtalten ſein, welche um ihn hüpften, oder feſt gewurzelt ſtanden? Sie waren ihm gleichgültig, wie eine Schaar kleiner Vögel, oder wie die Pflanzen auf der Wieſe. Sie anreden und mit ihnen verkehren, war ihm eben ſo viel, als zu den Droſſeln in der Hecke ſagen: „Still, ihr luſtiges Geſindel!“ Er ſuchte ſchnell Fink auf und ließ ſich von ihm einem Dutzend Herren vorſtellen, ohne irgend einen Namen der Vorgeſtellten zu behalten, ſie waren ihm ſo gleichgültig, wie die Blätter auf einer Pappel an der Landſtraße. Darauf bat er Fink ſofort, ihn zu einzelnen der jungen Damen zu führen.

„Haſt du mit der Tochter vom Hauſe geſprochen?“ frug Fink.

„Nein,“ ſagte Anton luſtig.

„Schnell hin, Unſeliger," ermahnte Fink, „mache dich gefaßt auf ſchlechte Behandlung."

„Iſt mir ganz gleichgültig," ſprach Anton, den Arm ſeines Freundes drückend, dieſem ins Ohr, während er vor Fräulein Eugenie aufgeſtellt wurde.

Das Fräulein war ſo kalt gegen Anton, als ſich nach der langen Vernachläſſigung nur irgend erwarten ließ. Er hatte Mühe, einige kurze Antworten zu erlangen, und wurde durch den Anblick ihres Hinterkopfes beglückt, ſobald Lieutnant von Zernitz an ſie herantrat.

Auch dieſe Niederlage war ihm ſehr gleichgültig. In ſeiner Nähe waltete Frau von Baldereck und beobachtete mit einem Auge die Geſellſchaft, mit dem andern ihre Tochter und mit dem unnennbaren ſechsten Sinn, welchen die Fledermäuſe in ſo ausgezeichnetem Grade beſitzen ſollen, Herrn von Fink. Schnell trat Anton an ſie heran und bat, ihn mit einem roſafarbenen Weſen, welches braunes Haar und ſilberne Kornähren zu tragen ſchien, bekannt zu machen.

„Sie meinen Comteß Lara?" frug die Dame vom Hauſe.

Natürlich verneigte ſich Anton bejahend, Lara, Tara oder Gutgewicht war ihm in dieſem Augenblick ganz gleichgültig. Die Comteß ſah ihn befremdet an, er aber ſprach [illegible]thlicher Wärme in ſie hinein, von den Freuden der zu erwartenden Tanzſtunde, von der allerliebſten Decoration des Salons, und wie ſchön man jetzt Säle auszuſchmücken wiſſe, und von dem neuen Wintergarten in Paris, den er am Tage zuvor aus irgend einer Zeitung kennen gelernt hatte. Er ſchilderte ihr Springbrunnen und Glaskuppeln und vergoldete Gitter und künſtliche Felſen mit tropiſchen Pflanzen und kleine Salamander, welche zur Freude des Publikums daz ſchen umherſchlüpfen, Alles mit einem Feuer, daß die kl Dame in Roſa nach und nach aufthaute und endlich, als bei den Eidechſen angekommen war, ebenfalls beweglich wurde und ihrerſeits von zwei Feuermolchen erzählte, die ſie einmal auf einem Stein geſehen, und von dem Entſetzen, das ſie ihr eingejagt. Wenn ſie Anton geſagt hätte, daß die beiden Molche mit untergeſchlagenen Beinen auf dem Felſen geſeſſen und Bier aus einem Deckelglaſe getrunken hätten, ſo wäre ihm auch das als ein alltägliches Ereigniß aus dem Nachtgebiete der Natur erſchienen. Da gerade, als Anton wieder den Uebergang machte vom Molch zu einer großen Ausſtellung von Kürbiſſen, welche einige Wochen zuvor in der Stadt geweſen war, da dröhnte die Pauke, da ſchmetterte die Trompete, und das roſafarbene Kleid ſo wie die ſilbernen Aehren verſanken vor ſeinen Augen in den Boden, er machte eine kurze Wendung und verließ das betroffene Fräulein, bevor er ſeine Rede geendet hatte.

Dort ſtand ſeine Königin im Geſpräch mit ihrer Mutter, welche, jetzt kleiner als die hoch aufgeſchoſſene Geſtalt der Tochter, zu dieſer aufſehen mußte. Der kriegeriſche Trotz Antons verſchwand, als er vor die Baronin trat. Das waren die feinen Züge, das unausſprechlich vornehme Weſen, welches ihn einſt ſo ſehr in Erſtaunen geſetzt hatte. Die letzte Vergangenheit hatte die Schönheit der Baronin nicht vermindert, und die Nähe, in welcher Anton ſie jetzt betrachtete, erhöhte den Zauber, den ihre Erſcheinung auf ihn ausübte. Die erfahrene Frau ſah mit dem erſten Blick in Anton einen Neuling der Geſellſchaft, ſeine Annäherung zeigte einen Ueberfluß von Hochachtung, und ſein Hut, den er im Arme hielt, war von dem Druck wollig geworden und ſah aus, wie mit einem Pudelfell überzogen.

„Dies iſt Herr Wohlfart," ſagte Lenore mit einer empfehlenden Handbewegung, „hier iſt der Herr, um deſſen willen du mich ſchon einmal ausgeſcholten haſt. Ja, mein Herr, ich habe damals, als ich Sie zuerſt ſah, von Mama Schelte bekommen, weil ich Sie ſo lange in unſerm Garten aufgehalten hatte."

„Das macht mich ſehr unglücklich," erwiederte Anton mit dem Ausdruck eines unſäglichen Leidens. „Ach, Sie können nicht ahnen, Frau Baronin, wie glücklich ich damals durch die Theilnahme des gnädigen Fräuleins geworden bin, ich ging zu fremden Menſchen und in eine ungewiſſe Zukunft. Ihre freundlichen Worte haben mir Muth gegeben. Und oft ſind ſie mir ſeitdem in einſamen Stunden wieder in die Erinnerung gekommen, als eine gute Vorbedeutung für meine Zukunft."

„Sie wiſſen das ſo rührend zu ſagen," rief Lenore ihn unverwandt anſehend.

Die Baronin hörte verwundert den Erguß Antons und betrachtete den gefühlvollen Tänzer jetzt mit einer Neugierde, die nicht ohne leiſes Unbehagen war. Lenore aber unterbrach die beginnende Unterhaltung Antons mit ihrer Mutter, indem ſie unruhig ſagte: „Man tritt an, wir müſſen zum Tanz." Anton ergriff ihre Hand mit den Fingerſpitzen und führte ſie in den Kreis der tanzenden Paare.

„Er walzt erträglich, etwas ſpießbürgerlich, zu viel Zirkel, aber es iſt Haltung darin," brummte Fink.

„Ein diſtinguirtes Paar," rief Frau von Baldereck, in der Nähe der Baronin von Rothſattel, als Anton und Lenore vorbei walzten.

„Sie ſpricht zu viel mit ihm," ſagte Frau von Rothſattel zu ihrem Gemahl, welcher in dieſem Augenblick zu ihr trat.

„Mit ihm?" frug der Freiherr, „wer iſt der junge Mann? Ich habe das Geſicht noch nicht geſehen."

„Er gehört zu den Poursuivants des Herrn von Fink, er iſt nicht von Familie, er ſoll reiche Verwandte in Amerika oder Rußland haben. Mir gefällt das Entrée für Lenore nicht."

„Nun," erwiederte der Freiherr, „er hat das Ausſehen eines friſchen Jungen. Für dies Kindervergnügen iſt eine ſolche Geſtalt immer noch beſſer, als die alten Knaben, die ich hier im Kreiſe ſehe. Die Jüngeren amüſiren ſich und ihre Tänzerinnen, während Benno Tönnchen ſich nur beluſtigen wird, wenn er die Mädchen roth macht, oder ihnen das Rothwerden abgewöhnt. Lenore ſieht recht gut aus. Ich gehe zu meinem Whiſt, laß mich rufen, wenn du den Wagen befiehlſt."

Anton hörte nichts von Allem, was über ihn und ſeine Tänzerin geſprochen wurde, und wenn die Geſellſchaft um ihn herum ſo laut geſummt hätte, wie die große Glocke am höchſten Kirchthurm der Stadt, er hätte nichts gehört. Der Erdball war für ihn ſehr klein geworden, nicht größer als der Kreis, den er mit ſeiner Tänzerin durchmaß, was etwa noch außerhalb exiſtirte, war Finſterniß, Oede, ein Nichts, nur was er im Arm halten durfte, das nahm alle ſeine Sinne gefangen. Das ſchöne blonde Haar, ſo nahe an ſeinem Haupt, daß er mit ſeinen Locken die ihren berühren konnte, ihr warmer Athem, der ſeine Wange ſtreifte, der unſägliche Reiz des weißen Handſchuhes, der ihre weiche Hand verſteckte, das Parfüm ihres Taſchentuches, die rothe Blüthe, welche vorn am Kleide befeſtigt war, das ſah und empfand er, und ſonſt nichts. Wenn ſie im Tanz ſich vertrauend von ſeinem Arm umſchlingen ließ, wenn ſie ihn fröhlich anſah auch während des Tanzes, wenn er ſie athemlos anhielt und ſie ſich langſam von ſeiner Hand löſte, ein Armband zurecht rückte oder ihr allerliebſtes Taſchentuch einen Augenblick an den Mund hielt, wie reizend waren nicht alle ihre Bewegungen. Wie bezaubernd der freundliche Gruß ihrer Augen oder ihr leiſes Lächeln, wenn Anton etwas ſagte, was ihr gefiel.

Und er hatte das Glück, ihr zu gefallen; ſie ſagte ihm, er ſpreche allerliebſt und es höre ſich ihm gut zu. Ach, was er plauderte, war gleichgültig, er hätte vielleicht nicht weniger Erfolg gehabt, wenn er von Neuſeeländern oder dem Kaiſer von Japan geſprochen hätte. Denn nicht was er erzählte, ſondern wie er es ſagte, die ſtille Huldigung ſeiner Augen, der bebende Ton ſeiner Stimme, das drang ſchmeichelnd in die Seele ſeiner Tänzerin.

Die Pauke ſchwieg, der Trompeter ſetzte ſein Blech ab, der Erdball löſte ſich auf in ein lichtloſes Chaos. „Schade,“ rief Lenore, als die letzte Note verklungen war.

„Ich danke Ihnen für dieſes Glück,“ ſagte Anton, als er das Fräulein an ihren Platz führte.

Als er jetzt unter den fremden Menſchen umhertrieb, wie ein ſteuerloſes Schiff unter rauſchenden Wellen, trat

Fink zu ihm und ſagte: „Höre, du Duckmäuſer, entweder haſt du ſüßen Wein getrunken, oder du biſt ein heimlicher Don Juan. Woher kennſt du die Rothſattel? du haſt mir ja nie etwas von der Bekanntſchaft geſagt. Sie iſt eine hübſche Figur und ein claſſiſches Geſicht. Hat ſie denn auch Verſtand?“

Anton hätte in dieſem Augenblick ſeinem Freund erklären können, daß er ihn aufs Tiefſte verachte. Eine ſolche Rohheit des Ausdrucks konnte nur aus einem ganz entmenſchten Gemüth kommen.

„Verſtand?“ erwiederte er und ſah Fink mit einem Blick tödtlicher Feindſchaft an; „wer daran zweifeln kann, muß ſelbſt ſehr wenig beſitzen.“

„Nun, nun,“ ſagte Fink erſtaunt, „ich bin nicht in dieſer troſtloſen Lage. Ich finde das Mädchen, oder was ihrer würdiger ſein wird, das junge Fräulein ſehr einnehmend, ja, um in der Sprache eines gebildeten Menſchen die Wahrheit zu ſagen, ungewöhnlich liebenswürdig, und wenn ich nicht anderweitig kleine Verpflichtungen hätte, ſo weiß ich nicht, ob ich nicht genöthigt würde, das Fräulein, deſſen Namen ich ſo eben auszuſprechen wagte, für die Herrin meines Herzens zu erklären. So freilich darf ich ſie nur von fern bewundern.“

Fink war doch nicht ſo ſchlecht. Er war in ſeinen Ausdrücken nicht immer gewählt, aber er hatte im Grunde ein ſehr richtiges Gefühl und ein treues Gemüth. Deßhalb faßte Anton ſeinen Arm, drückte ihn kräftig und ſagte: „Du haſt Recht.“

„Wirklich?“ fuhr Fink wieder in ſeiner gewöhnlichen

Weiſe fort. „Na! du fängſt gut an, ich will mich lieber mit einem Stück brennenden Schwefel in ein Pulverfaß ſetzen, als mit dir und deinem ſchüchternen Weſen. Uebrigens vergiß nicht, Fräulein Eugenie zum nächſten Tanz aufzufordern, du wirſt einen Korb bekommen, denn ſie iſt bereits engagirt. Du haſt dich bis jetzt gut gehalten, fahr ſo fort, mein Sohn.“

Und Anton fuhr fort, ſeinem Lehrer Ehre zu machen. Wohl war er berauſcht, aber durch einen ſtärkern Trank, als ſüßen Wein. Die Muſik, die Aufregung des Tanzes und das fröhliche Geſchwirr um ihn herum ſteigerten ſeine Begeiſterung, er fühlte ſich den ganzen Abend ſicher, ja übermüthig, und betrug ſich, einige kleine Verſtöße abgerechnet, wie Einer, der täglich von Wachskerzen und ſervirenden Dienern umgeben iſt. Er wurde bemerkt, er machte als Fremder einiges Aufſehen. Dunkle Sagen von ſeinen geheimnißvollen Verbindungen flogen aus einer Ecke des Saals, wo Mütter prüfend und richtend zuſammenſaßen, bis in die andere. Es wurde unzweifelhaft, daß dies heitere und harmloſe Sichgehenlaſſen die Folge eines ganz beſondern Selbſtgefühls war. Er erfuhr Zuvorkommenheit von den älteren Frauen, bald auch von einzelnen Herren.

Und endlich kam der Cotillon. O du längſter und merkwürdigſter aller Tänze! du halb Spiel und halb Tanz! reizend, wenn du die einzelnen Paare im Kreiſe umhertreibſt, noch reizender, wenn du ihnen erlaubſt, ungeſtört und ein wenig verſteckt zu plaudern. Wir hören, daß du dem Geſchlecht der Gegenwart für veraltet und ſpießbürgerlich giltſt. Wankelmüthiges Jahrhundert! Wiſſenſchaft und Staatskunſt werden nichts Neues erfinden, was ſo vielfachen Bedürfniſſen des Menſchengeſchlechts Genüge thut, als du. Da iſt das kindliche Gemüth, es kann ſich als Pyramide aufſtellen, es kann ſich in Schlangenwindungen umherdrehen, es kann hier und dort hinlaufen, alte Herren vom Spieltiſch zu Extratouren holen, es kann auf dem Stuhle ſitzend drei bis vier junge Damen verächtlich vor ſich ſtehen laſſen, es kann von Tanzluſt ergriffen plötzlich aufſpringen, irgend eine Dame ergreifen und im Kreiſe umhertanzen, und kein Menſch kann es ihm verwehren. Da ſind höher ſtrebende Naturen, welche Gefühle haben oder Ehrgeiz oder Bosheit und Menſchenhaß; allen biſt du gefällig. Du giebſt jedem Herrn das Recht, ſich mehr als einmal eine Tänzerin nach ſeinem Herzen zu ſuchen, du erlaubſt jeder Dame, in der allerzarteſten Weiſe anzudeuten, welche zwei oder drei Herren ihre höchſte Achtung genießen, du vertheilſt an ſtrebſame Cavaliere Schleifen und Orden, du hefteſt maſſenhafte Blumenſträuße vor die Bruſt der gefeierten Dame. Du läßt aber auch verſchmähte Herren zähneknirſchend umherlaufen und ſich irgend eine Surrogattänzerin ſuchen; du offenbarſt die Lieblinge der Geſellſchaft, aber du machſt den Unbekannten und Unbeliebten noch einſamer und verlaſſener. Wenn du beginnſt, werden die Blicke der Mütter beſorgt, die Naſen vieler Tanten ſpitz. Du kindiſcher, luſtiger, endloſer Tanz! wie viele Glückliche haſt du gemacht, wie viele ſtille Thränen haſt du verurſacht, wie manches Brautpaar haſt du zuſammengeführt, und welche Qualen der Eiferſucht haſt du erregt! Freilich haſt du auch endloſen Staub aufgerührt, zahlloſe Toiletten unſcheinbar gemacht, und manche grimmige Feindſchaft hervorgerufen. So biſt du in deiner Blüthenzeit geweſen, die Freude der Jugend, die große Angelegenheit der Mütter, die Furcht der ermüdeten Väter, ein Greuel nur für die Muſiker.

Als dieſer vielſeitige Tanz herankam, ſuchte Anton wieder in Lenorens Nähe zu kommen: er bat ſie um den Tanz.

„Ich wußte, daß Sie mit mir tanzen würden,“ ſagte ſie aufrichtig; er holte ihr einen Stuhl, ſchob ſich neben ſie und war ſelig. Und als er die Aufgabe hatte, in der Tour eine fremde Dame zu holen, dieſer etwas zu ſchenken, was in einem Körbchen mitten im Kreiſe aufgeſtellt war, und darauf mit ihr zu tanzen, da gab er der Welt die energiſche Erklärung ab, daß für keine andere Dame die Möglichkeit irgend einer Stellung in ſeinem Herzen vorhanden ſei; er holte ſein Geſchenk aus dem Korbe, wartete, bis ſeine Tänzerin auf ihren Platz zurückkam, und überreichte dann ihr die rothe Schleife. Das war für Beide der größte Augenblick in dem ganzen großen Abend.

Was darauf folgte, war nur undeutliches Traumgeſicht. Er ſah ſich mit Fink Arm in Arm durch den Saal ſchlendern, er hörte ſich mit ihm und andern Herren über Allerlei ſprechen und lachen, er bemerkte ſich vor der Dame vom Hauſe einen Dank murmeln und eine Verbeugung machen; es kam ihm vor, als ob ihm ein Diener den Paletot überreichte, worauf er in die Taſche griff und ihm etwas in die Hand drückte. Schattenhaft und unklar waren alle dieſe Begebenheiten. Nur Eins ſah er noch deutlich, einen weißen Damenmantel mit einem ſeidenen Capuchon und einer

Quaſte daran; o dieſe Quaſte, ſie war unſäglich entzückend! Noch einmal fiel ein Blick aus den großen Augen voll und glänzend auf ihn, und er hörte von ihren Lippen noch ein leiſes Flüſtern, wie „gute Nacht.“ Das Uebrige war wieder ein nichtsſagender Traum, daß er neben Fink die Treppe herunterſtieg und die ſpöttiſchen Reden des Freundes nur mit halbem Ohr hörte, daß er in ſeiner kleinen Stube ankam, die Lampe anzündete und ſich umſah, ob er auch wirklich hier wohne, und daß er ſich langſam entkleidete, ſich noch in ſeinem Bett wunderte, daß er all dieſe Herrlichkeit erlebt hatte, und endlich ermüdet einſchlief. Und ein Traum war's, daß ſein Hausgeiſt, die gelbe Katze, ſich auf ihrem Poſtament hoch aufrichtete und den Kopf ſchüttelte über den langen Zug fremdartiger Bilder und Gefühle, welche in der friedlichen Stube eingekehrt waren.

## 2.

Seit dieſem großen Abend hatte die Tanzſtunde regelmäßigen Verlauf. Als Anton das Fegefeuer der Einführung beſtanden hatte, fühlte er ſich unter den Florkleidern, den vornehmen Namen und den Sophakiſſen mit geſtickten Wappen bald heimiſch. Er ſelbſt wurde ein nützliches Mitglied des Kränzchens, und zwar durch die bürgerlichſten aller Tugenden, durch Ordnung und Pflichttreue. Und das ging ſo zu. Das Kränzchen war keine gewöhnliche Tanzſtunde, denn bei ſämmtlichen Theilnehmern wurden die erſten Anfänge der Kunſt vorausgeſetzt; es hatte vielmehr den Zweck, einige neue Tänze einzuüben und nebenbei eine Vereinigung der befreundeten Familien in bequemer Façon hervorzubringen. Nun ergab ſich bald, daß die bequeme Façon allerdings nach Finks Herzen war, das Einſtudiren neuer Tänze aber von ihm und mehreren ſeiner Kameraden mit einer ſträflichen Lauheit betrieben wurde. Er kam oft gegen Ende der Tanzſtunde, er betrachtete den Salon nur als eine Gelegenheit, die jüngeren Damen zu necken und ſich mit den reiferen Schönheiten eine Stunde zu unterhalten; er vertrat zum Entſetzen des Tanzmeiſters den Grundſatz, wo man im Tanz nicht im gewöhnlichen Schritt fortkomme, ſei das einfache Pas des Galopps für alle Fälle gut genug, und das einzige Vergnügen bei unſern Tänzen ſei, regelmäßig aus dem Takt und wieder hineinzukommen. „Aber, Herr von Fink,“ klagte der Tanzmeiſter, „das heißt nicht mehr tanzen; dabei iſt keine Kunſt.“

„Es ſoll auch keine dabei ſein,“ ſagte Fink, „was hat die Kunſt mit unſerm Tanzen zu thun? Was Sie die Jugend lehren, iſt weiter nichts als eine geſellſchaftliche Rotation um einen imaginairen Mittelpunkt. Mir iſt das langweilig, ich gehe deßhalb in Kometenbahn.“ Und er blieb dieſer Anſicht getreu, er zwang die unglücklichen Opfer, welche er zu engagiren ſich herabließ, ſich quer durch die Reihe der Tanzenden zu ſtürzen, aus einer Ecke des Saals in die andere, aus dem Takt, wieder in den Takt, wie es ſeiner Laune paſſend ſchien.

Gegenüber dieſer excentriſchen Auffaſſung, welche leider in dem Kränzchen zahlreiche Anhänger fand, zeigte Wohlfart die Regelmäßigkeit eines Mannes, der mit Entzücken ſeine Pflicht thut, er erſchien pünktlich, er machte jedes Pas, er tanzte jeden Tanz, er war immer in guter Laune und fand eine Freude darin, vernachläſſigte junge Damen zu engagiren. Da bei der Sorgloſigkeit Finks und ſeiner Genoſſen ſchnell Mangel an Tänzern eintrat, wurde Anton in Kurzem eine anſpruchsloſe Hauptſtütze des Salons, Liebling des Tanzmeiſters und ein Vertrauter der jungen Damen, durch welchen heimliche Wünſche von den hellen Rändern des Saals zu der dunklen Mitte getragen wurden. Er ſelbſt war in dieſen Stunden ein ſeliger Mann, und die freudige Verklärung, welche auf ihm lag, fiel jungen wie älteren Damen als etwas Ungewöhnliches auf. Die einen wurden in der Ueberzeugung beſtärkt, daß er ein guter Junge ſei, und die letztern in der keineswegs entgegengeſetzten Ueberzeugung, daß er ein unbekannter Prinz ſei. Er ſelbſt wußte am beſten, warum er ſo glücklich war. Alle ſeine Gedanken und Bewegungen bezogen ſich im Stillen auf ſie, die unbeſtrittene Herrin ſeines Herzens. Alle andern Tänze und jede Unterhaltung mit einer Dritten betrachtete er nur als geſellſchaftliche Schnörkel, die er mit der Feder ſeines Herzens um den einen Namen beſchrieb. Und er diente nicht ohne Erhörung. Er wurde von ihr wie ein alter Freund unter Fremden behandelt. Sie bat ihn leiſe, einen oder den andern Tanz mit ihr zu tanzen, ja ſie bat ihn ſogar einige Male, zu Gunſten eines neu angekommenen Vetters auf ſeine Rechte zu verzichten. Und ſie freute ſich, als Anton über dies Ereigniß grenzenlos betrübt war, keine andere Dame aufforderte, ſondern ſtill den Tanzenden zuſah. Niemals entfernte er ſich eher, bis ſie den Saal verlaſſen hatte, dann ſtand er unweit der Thür, um noch die letzten Aufträge, einen Gruß, einen Blick ihres glänzenden Auges zu erhalten. Und auch ihr Auge flog, ſo oft ſie in den Saal trat, ſuchend in den Kreis der ſchwarzröckigen Herren, bis ſie Antons braunen Kopf erkannt hatte, dann erſt fühlte ſie ſich heimiſch in dem erleuchteten Raum.

Auch mit vielen der Herren kam Anton in ein freundliches Verhältniß. Fink beeilte ſich, ihn bei Feroni einzuführen. Zwar gefiel ihm Manches an ſeinen neuen Bekannten nicht, ihre Urtheile waren zuweilen roher, als ihm behaglich war, und er hatte mehrere von ihnen bald in Verdacht, herzlich ungebildet zu ſein. Aber ihre Art zu ſprechen und ſich zu geberden imponirte ihm doch, vor Allem eine gewiſſe ritterliche Atmoſphäre, die ſie umgab, etwas Salonduft, etwas

Stallluft und viel von dem Aroma der Weinſtube. Da Anton eine harmloſe Laune bewies, der nächſte Bekannte des mächtigen Fink war und zuweilen eigenen Willen zeigte, wenn er nach Mitternacht gegen eine vorgeſchlagene letzte Flaſche proteſtirte, oder die abweſenden Damen gegen eine übermüthige Kritik mit frommem Ernſt vertheidigte, ſo erhielt er unter den andern Herren der Tanzſtunde das Renommée eines guten Kerls.

Gleich in den erſten Wochen hatte Anton Gelegenheit, ſeine angebetete Tänzerin in einer Situation zu ſehen, welche die gewaltigſten menſchlichen Leidenſchaften aufregte. Die jüngern Damen des Kränzchens waren natürlich unter einander alle ein Herz und eine Seele, jedoch verſtand ſich von ſelbſt, daß einige in der Stille andere nicht recht leiden konnten. So entſtanden Parteien. Bald bildeten ſich zwei große Bundesgenoſſenſchaften, zwiſchen denen Einzelne hin und her ſchwankten, die aber im Ganzen feſt zuſammenhielten und im Geheimen ſtarke Antipathien gegen die Gegenpartei nährten. Es kam ſo weit, daß an einem Abend ſämmtliche Damen der einen Partei eine weiße Camellie in der Mitte ihres Ballſtraußes trugen und ein ſehr auffallendes hellbraunes Band von dem Strauß herunterhängen ließen; dies hatte zur nothwendigen Folge, daß die Gegenpartei am nächſten Abend mit rothen Camellien im Strauß erſchien und ein grünes Band darum wand. An der Spitze der Braunen ſtand Lenore, das Haupt der Grünen war Eugenie, die Tochter des Hauſes. Im Vertrauen geſagt, die Grünen waren unerträglich. Sie machten Anſprüche ohne Berechtigung, ſie waren moquant, ſie gaben ſich das Air, älter zu ſein, als die Braunen. Weil Hulda Werner und Mechthild Fiorelli den Winter zuvor in der Reſidenz geweſen waren und auf den Hofbällen getanzt hatten, und weil Fanny Mareſchall bei einem lebenden Bild die Genoveva dargeſtellt hatte, mit ihrem kleinen Bruder und einem Rehkalb zur Seite, die durch Bänder an die hölzerne Raſenbank feſtgebunden waren, deßhalb erhoben ſie ſolche Anſprüche. Zu den Braunen gehörten Theone Lara und die reizende Hildegard Salt, zwei innige Freundinnen, die immer Arm in Arm gingen, gleiche Ballroben trugen, und im Anfange des Winters geſchworen hatten, einander nie zu verlaſſen, ein Schwur, gegen deſſen Erfüllung ſich die einzige Schwierigkeit erhob, daß ihre Eltern den Sommer über in den beiden entgegengeſetzten Ecken der Provinz wohnten. Beide waren ſchwärmeriſche Naturen, die alle Gefühle mit einander theilten, Beide ſangen, Beide ſpielten den Flügel, Beide liebten dieſelben Dichter, Beide hatten einen unüberwindlichen Abſcheu vor Herren mit Kinnbärten, Beide ſaßen wie zwei Sympathievögel zuſammen und fanden ihr höchſtes Glück darin, einander die Gefühle ins Ohr zu flüſtern, die ihnen das Benehmen eines Herrn erregte, oder das melancholiſche Vorſpiel eines Walzers. Dieſe Beiden ſchloſſen ſich bald innig an Lenore Rothſattel; ſie, Valeska Panin und Hortenſe Leloup bildeten den Mittelpunkt der braunen Partei: Lenorens ſtattliche Größe ragte aus dem Kreiſe dieſer Getreuen hervor, wie die Geſtalt eines Häuptlings unter ſeinen Kriegern. Wenn ein Tanz beendet war, machte ſich's von ſelbſt, daß die Braunen zuſammentraten; wenn ſie in der Quadrille gegen einander tanzten, ſo erhoben ſie unmerklich ihren Strauß und grüßten einander.

Natürlich war Anton braun, braun vom Kopf bis zum Fuß, und als er über ſeine Gemüthsſtimmung ein offenes Bekenntniß ablegte, indem er an einem Abend in braun und weißgeſtreifter Ballweſte erſchien, wurde er in der erſten Tour des Cotillons von allen Damen der Partei auf Verabredung geholt, ein Ereigniß, welches ſogar bei den Ehrendamen am Rande des Salons große Aufregung hervorbrachte. Es thut dem wahrhaftigen Geſchichtsſchreiber leid, zu melden, daß Fink unter die Grünen gerechnet wurde, nicht unbedingt, denn er behandelte, wie die Braunen behaupteten, ſeine grünen Tänzerinnen ſehr nachläſſig, aber da Eugenie Baldereck ſeine Dienſte vorzugsweiſe in Anſpruch nahm, ſo war es, wie Anton entſchuldigend ſagte, ſeinem Freunde nicht möglich, ſich dem Einfluß dieſer Farbe ganz zu entziehen. Nun begab ſich Folgendes:

Theone Lara hatte ein Tagebuch, in das ſie ihre Empfindungen mit einer ſchwarzen Krähenfeder durch winzig kleine Buchſtaben einzeichnete. Außer der bereits früher erwähnten Geſchichte von den zwei Molchen ſtand alles Andere darin, was ihr Herz jemals erregt hatte, ihre Anſichten über Natur, die Menſchen und das Kränzchen. Es war ihr höchſter Schatz. In einer himmliſchen Stunde hatte ſie Hildegard Salt in die Geheimniſſe dieſes Buches eingeweiht, Beide hatten einander geküßt und viel geweint und über dieſem Buch ewige Freundſchaft beſchworen. Von da ab führten Beide das Tagebuch gemeinſchaftlich. Ihre vertrauteſten Gefühle, die allergeheimſten Bemerkungen waren darin aufgezeichnet. Nach einem Kränzchenabend, wo Lenore ſehr nett gegen ſie geweſen war, ſchloſſen ſie ihr Herz auch gegen dieſe auf und zeigten ihr wenigſtens einige Blätter des Buchs. Seit der Zeit hatte auch Lenore zuweilen den Vorzug gehabt, etwas hineinzuſchreiben. Da aber ihre Stärke nicht ſowohl war, Gefühle aufzuzeichnen, als vielmehr Geſichter und lächerliche Männchen zu malen, ſo hatte ſie einige Karrikaturen hineingeſetzt, und Hildegard, welche Gedichte machen konnte, hatte zu jedem Bilde einige Zeilen gedichtet. In dieſes theure Buch durfte kein fremdes Auge blicken, Niemand durfte das Heiligthum ſehen und berühren. Theone trennte ſich niemals davon. Am Tage und in der Nacht trug ſie es bei ſich. Bei Nacht lag es unter ihrem Kopfkiſſen, und während die Kammerjungfer ſie anzog, ſteckte ſie es heimlich oben in den Schnürleib hinein und trug es an ihrem warmen unſchuldigen Herzen. Es war ein ganz kleines dünnes Buch in carmoiſine Seide gebunden. Wenn Hildegard ſie zärtlich anſah, oder Lenore ſie mit dem Ballſtrauß auf den Arm ſchlug, ſo deutete ſie mit dem Finger heimlich auf ihre Bruſt. An dieſem Abend hatte ſie das Buch wieder an ſeine Stelle geſchoben, während der erſten Tänze hatte ſie es deutlich gefühlt. Nach einer Quadrille fühlte ſie danach, das Buch war verſchwunden.

Es war verſchwunden, es war nicht mehr an ihr, es mußte während des Tanzes hinabgeglitten ſein bis auf den Fußboden. Wie ſo etwas möglich war, iſt ihr ſelbſt und allen Betheiligten ewig ein finſteres Räthſel geblieben. — Sie war einer Ohnmacht nahe; kaum vermochte ſie Hildegard bei Seite zu ziehen und ihr das Schreckliche zu klagen. Hildegard rief Lenoren, vernichtet ſtanden die Drei neben einander. Das Bundesheiligthum war verloren, es war in fremde Hände gefallen, ja entſetzlich zu denken, vielleicht ſogar in die Hände der Grünen. Auf jeder der letzten Seiten waren ſchelmiſche Bemerkungen, ſämmtliche Herren waren darin aufgeführt, mit fremden Namen zwar, Fink hieß Zeiſig, Tönnchen Nußknacker, aber wer konnte dafür ſtehen, daß ſie nicht dieſe Chiffreſprache herausbrachten? Und was mußte dann geſchehen! Es war Untergang! Ruin der Tanzſtunde, Familienzwiſt, Auflöſung aller menſchlichen Bande. Theone ſaß verſtört, ſie dachte einen Augenblick an Gift, dann wieder an Flucht, weit hinweg aus allen Ländern, in denen man tanzte. Lenore faßte ſich zuerſt. „Laß uns ſuchen,“ rief ſie, Hildegard am Arme faſſend, „vielleicht liegt's noch irgendwo im Saale. Ich ſehe nach der Mitte, den Herren unter die Füße, du unter die Sitze der Damen.“

So zogen ſie mit einander durch den Saal, äußerlich luſtwandelnd, in dem Herzen die Hölle, ſcheinbar mit einander plaudernd, innerlich weinend. Zuweilen redete ein langweiliger Herr ſie an und zwang ſie, ſtill zu ſtehen und zu antworten, während die fliegende Angſt in ihrem Haupte umherraſte: „jetzt vielleicht findet's ein Anderer.“ Sie kamen durch die Gruppe der Grünen, wo ſie nach allen Seiten anhalten mußten, um zu lächeln und Freundliches zu ſagen, ſie kamen zu Eugenie Baldereck, die ſie frug, ob es nicht zweckmäßig ſei, noch einen Tanz anzuhängen, während ſie daran denken mußten, daß in dem Buch ein unverkennbares Portrait zu ſehen war mit der Unterſchrift: „Naſeweis, gefühllos, keck iſt E...... B........;“ ſie kamen, wehe, wehe! ſogar in Finks Nähe, von dem eine ſchreckliche Zeichnung war, wie er mit Herrn von Tönnchen in einem Nebenſtock ſaß, mit der Unterſchrift:

Ein Zeiſig und Nußknacker tranken ſich voll,
Der Zeiſig ſang: mein Schnabel iſt ſpitz,
Grün ſind meine Federn und grün mein Witz.
Der Nußknacker ſeufzte: ich bin ſo hohl,
Ich weiß nicht, was das bedeuten ſoll.

So zogen ſie zwei Mal durch den Saal; ein drittes Mal wagten ſie ſich's nicht mehr, ſie hatten nichts gefunden. Troſtlos kamen ſie zu Theone zurück.

„Es giebt nur ein Mittel,“ rief Lenore. „Wo iſt Herr Wohlfart?“

Hildegard hielt ſie zurück. „Du willſt doch nicht einem Herrn —“

„Ich übernehme die Bürgſchaft,“ ſagte Lenore ſtolz; „er iſt treu, wo ſteht er?“

„Dort ſpricht er mit Frau von Baldereck.“ Die beiden Suchenden gingen langſam an Anton vorüber, er drehte ihnen zwar den Rücken zu, aber als ſie näher kamen, zog es ihn unwiderſtehlich, nach der Muſik zu ſehen. Er wandte ſich um, Lenore ſtand vor ihm, ſie ſah ihn bedeutſam an, er löſte die Unterhaltung mit Frau von Baldereck, er ſprach zu ihnen, ſie hatten ihn. „Herr Wohlfart, ein kleines Buch in rother Seide, ſo groß, iſt hier im Saale von Theone Lara verloren. Es iſt uns unendlich viel daran gelegen, bitte, ſchaffen Sie es uns zurück.“

„Iſt es gedruckt?“

„Nein, geſchrieben, auch Sie dürfen nicht hineinſehen, es ſind unſere Geheimniſſe darin. Schwören Sie mir, daß Sie mit keinem Auge hineinſehen, wenn Sie es finden.“

„Ich ſchwöre es Ihnen zu,“ erwiederte Anton feierlich.

„Ich danke Ihnen, bitte, ſeien Sie vorſichtig."

Anton eilte in das Gewühl und beſchäftigte ſich die nächſte halbe Stunde mit Suchen. Nichts lag auf dem Boden, nichts auf den Plätzen, keiner von den Dienern hatte etwas gefunden, das Buch war verſchwunden. In tiefſtem Mitgefühl brachte er den Damen die traurige Nachricht. Der neue Tanz begann. Theone vermochte vor Kopfſchmerz nicht ſich zu erheben, der innerſte Schrein ihres Herzens war geöffnet, ſein Inhalt auf den Markt geworfen, alle ihre Gefühle lagen nackt vor Jedermanns Auge, alle ihre Geheimniſſe wurden Gemeingut einer rohen Außenwelt. Lenore fühlte das Unglück mehr vom Parteiſtandpunkt. Die Braunen waren in Gefahr, eine Niederlage zu erleiden, von der ſie ſich niemals erholen konnten. Und jetzt tanzen! Es war ein Tanz, wie auf einem Vulkan, der Boden war glühende Lava, jeden Augenblick konnte die Exploſion erfolgen. Je länger die Verbündeten über ihr Schickſal nachdachten, deſto ſchrecklicher wurden ihre Ausſichten; denn immer noch fielen ihnen neue Gräßlichkeiten ein, die in dem Buche ſtanden.

Als der Tanz beendigt war, begab es ſich, daß Fink im Vorbeigehen vor Hildegard mit dem Fuß auf den Boden wippte und zu ihr gewandt ſagte: „Dieſer Boden klingt ſo hohl, ich weiß nicht, was das bedeuten ſoll, vielleicht liegt ein verlorner Schatz unter den Füßen."

Hildegard ſtürzte zu Lenore und dem kranken Sympathievogel und rief außer ſich: „Herr von Fink weiß es." Die braunen Bänder flatterten in einer Ecke, die Mädchenköpfe fuhren zuſammen und hielten Berathung. Endlich wurde entſchieden, daß dieſe Aeußerung ſehr beunruhigend ſei, aber noch keine Gewißheit des Unglücks gebe.

Doch auch dieſe letzte Unſicherheit ſollte verſchwinden, denn Finks Benehmen wurde auffallend. Er vernachläſſigte heut ſeine Partei, er ſuchte alle Braunen auf, er ſetzte ſich zu Theone, welche die Greuel von Juliens Sterbeſcene und den Untergang des Hauſes Capulet bereits drei Mal durchgekoſtet hatte und ihre Thränen gar nicht mehr zurückhalten konnte; er fing ein Geſpräch mit ihr an, er zwang ſie zu antworten, er beklagte ihr bleiches Ausſehen und ſchalt auf das heiße Zimmer. Er quälte ſie bis zur Ohnmacht und ſchloß endlich ſeine teufliſche Rache damit, daß er ſie auf Hulda Werner aufmerkſam machte und frug: „Wie gefällt ihnen das grüne Kleid? Sieht ſie nicht aus wie ein Zeiſig?“ — Sein nächſtes Opfer war Lenore. Sie ſtand unter ihrer Schaar noch immer mit dem Stolz einer Fürſtin, aber einer entthronten. Vor allen ihren Getreuen redete Fink ſie an. Sie war artiger gegen ihn, als je in ihrem Leben, ſie preßte ihr Taſchentuch zuſammen, daß die Spitze riß, um ſein Lächeln ruhig auszuhalten. Alles ging gut, bis zu dem Augenblick, wo er dem vorübergehenden Herrn von Tönnchen mitten im Geſpräch zurief: „Benno, knacken Sie gern Nüſſe?“

Benno Tönnchen, der auch ein Grüner war, ſagte verwundert: „Nein, wenn Fräulein Lenore uns eine aufgegeben hat, ſo fürchte ich, wird ſie für mich zu hart ſein.“

Jetzt war es entſchieden, kein Zweifel mehr möglich, Fink hatte das Buch. Die braunen Bänder rauſchten auseinander, die Partei glich einem Schwarm entſetzter Küchlein, unter welche der Habicht ſtößt. Nur Lenore nahm ſich zuſammen und trat entſchloſſen auf Fink zu. „Sie haben das Buch, Herr von Fink, eine meiner Freundinnen hat es verloren und iſt ſehr unglücklich darüber. Sein Inhalt iſt nicht für fremde Augen, er kann in dieſer Geſellſchaft großen Aerger verurſachen. Ich bitte, daß Sie mir das Buch zurückgeben.“

„Ein Buch?“ frug Fink neugierig, „was für ein Buch?“

„Verſtellen Sie ſich nicht,“ ſagte Lenore, „es iſt uns Allen deutlich, daß Sie es haben. Ich kann nicht glauben, daß Sie es nach dem, was ich Ihnen über die Folgen geſagt habe, noch einen Augenblick behalten können.“

„Ich könnte es behalten,“ nickte Fink, „Sie ſind zu gütig, wenn Sie mir ein ſo großes Zartgefühl zutrauen.“

„Das wäre mehr als unartig,“ rief Lenore.

„Es würde mir das größte Vergnügen machen, mehr als unartig zu ſein, wenn ich das Buch hätte. Ein Buch, das Ihnen, oder einer Ihrer Freundinnen gehört, das möglicher Weiſe Ihre Handſchrift oder eine andere Erinnerung an Sie enthält, das werde ich Ihnen in keinem Fall zurückgeben, wenn ich es finde; und wenn ich erfahre, wo es liegt, werde ich es ſtehlen. Und wenn ich es habe, werde ich es Zeile für Zeile auswendig lernen. Ich werde Ihnen dadurch zu gefallen ſuchen, daß ich Ihnen einige Stellen daraus vortrage, ſo oft ich die Freude habe, Sie zu ſehen.“

Lenore trat ihm einen Schritt näher, und ihre Augen flammten. „Wenn Sie das thun, Herr von Fink,“ rief ſie, „ſo werden Sie als ein Unwürdiger handeln.“

Fink nickte ihr freundlich zu: „Der Eifer ſteht Ihnen allerliebſt, Fräulein; aber wie können Sie Würde von einem luſtigen Vogel verlangen, wie ich bin? Die Natur hat ihre

Gaben verſchieden ausgetheilt. Manchem hat ſie verliehen, Verſe zu machen, Andere zeichnen kleine Bilder, ich habe von ihr einen ſpitzen Schnabel erhalten, den gebrauche ich. Haben Sie je einen würdigen Zeiſig geſehen?“ Er wandte ſich lachend ab, faßte Benno Tönnchen beim Arm und ging mit ihm nach der Thür.

Lenore eilte zu Anton: „Herr von Fink hat das Buch, ich flehe Sie an, ſchaffen Sie es uns zurück, er hat ſich geweigert. Er darf nicht weiter darin leſen, es wäre Theonens Tod.“

Anton ergriff haſtig ſeinen Paletot und ſprang dem Freunde nach, der bereits auf der Straße war. „Zu Feroni, Anton!“ rief ihm Fink im Arm des Benno Tönnchen zu.

„Ich muß etwas im Vertrauen mit dir ſprechen,“ ſagte Anton an ſeiner andern Seite.

„Jetzt nicht, du brauner Geſandter,“ rief Fink, „ich will nichts mit dir zu thun haben.“

„Ich bitte dich, Fritz,“ bat Anton ſich an ihn drückend, „gieb das Buch heraus, die Mädchen ängſtigen ſich bis zum Vergehen.“

„Nur zu!“ ſagte Fink.

„Keine thut heut Nacht ein Auge zu,“ rief Anton.

„Um ſo beſſer, wir wollen's auch nicht thun. Sie können ſämmtlich zu Feroni kommen, wenn's ihnen zu Haus zu bangſam wird. Wir bleiben bis zum Morgen zuſammen. Und du, Anton, wirſt dich heut Nacht nicht ohne mich nach Hauſe ſchleichen, ſondern du wirſt aushalten, und zwar in ſtiller Todesangſt.“

„Was iſt das für eine Geſchichte mit dem Buch?“ frug Tönnchen am andern Arme.

„Sage nichts,“ bat Anton leiſe.

„Eine tolle Confuſion,“ erwiederte Fink, „Sie ſollen Alles erfahren.“

„Um Gottes willen, ſchweig,“ bat Anton.

„Ich werde mich nach deinem Benehmen richten,“ ſagte Fink; „läufſt du weg, ſo leſe ich den Andern das ganze Buch vor.“

So kamen ſie bei Feroni an. Anton überlegte, ob er ſich auf Fink werfen und dieſem mit Gewalt das Buch entreißen ſollte. Aber der Erfolg war unſicher. Mit Ernſt und Bitten war heut vollends nichts auszurichten. Nur Liſt konnte helfen. Während er darüber nachſann, lagerten ſich die Herren in dem kleinen Hinterzimmer, ihrer gewöhnlichen Trinkſtube. Es waren außer Anton und Fink noch Zernitz und Tönnchen, der kleine Lanzau, ein Werner, ein Couſin Baldereck, (dieſer ein junger Herr mit hervorſtehenden Augen, der in dem Buch unter dem Namen Laubfroſch angedeutet war) und zwei Tronka, nicht von den Tronka-Hams, ſondern aus der anderen Linie, in welcher das Majorat iſt, Söhne des alten Majoratsherrn.

„Was trinken wir?“ frug Fink.

„Jeder ſeine Flaſche,“ erwiederte Zernitz.

„Warum nicht gar!“ rief Fink.

„Nur nicht Ihren furchtbaren weißen Burgunder,“ rief Guido Tronka. „Von unſerer letzten Sitzung ſind mir noch heute die Adern geſchwollen wie Stränge.“

„Dann alſo Sekt und Porter, ein ehrliches Halb und Halb,“ ſchlug Fink vor.

„Superbos!“ rief der kleine Lanzau, welcher witzig war.

„Das iſt eben ſo ein Höllengetränk,“ klagte Zernitz.

„Küfer, Schenk, herbei!“ riefen die Herren und die Beſtellung wurde gemacht.

Unterdeß verfiel Anton auf ein verzweifeltes Mittel. Er ging hinaus, gab dem Aufwärter einen Thaler und den Auftrag, den Ofen der kleinen Hinterſtube zu überheizen und ohne Rückſicht auf die Klagen der Herren immerfort Kohlen nachzuwerfen. Er ſelbſt ſetzte ſich ſo weit vom Ofen, als irgend möglich war, und ſah mit Freude, daß Fink ſich dicht an den eiſernen Cylinder gerückt hatte. Bald mußte ihm die Wärme unbequem werden, dann zog er ſeinen Rock aus, wie er ſtets in ſolchen Fällen that, dann war es möglich, das rothe Buch vor ſeinen Augen aus der Rocktaſche zu ziehen.

„Ich nehme mir die Freiheit, Sie von einem großen Ereigniß in Kenntniß zu ſetzen,“ begann Tönnchen. „Haben Sie Tronka's Alice geſehen, Fink?“

„Nein,“ ſagte Fink eingießend, „iſt's ein Pferd oder ein Frauenzimmer?“

„Natürlich ein Pferd!“ rief Tönnchen.

„Bah, laßt heut die Stalljacke zu Haus,“ ſagte Fink.

„Es iſt aber verdammter Ernſt!“ rief Tönnchen. „Guido hat zum Herrenreiten eingeſetzt.“

„Zahlen Sie Reugeld,“ ſprach Fink zu Guido Tronka, „und bleiben Sie zu Haus. Den Ajar ſchlägt kein Traber in dieſem Erdenwinkel.“

„Sehen Sie ſich morgen meine Alice an,“ bat Tronka wieder, „ich möchte ihr Urtheil hören.“

„Nichts,“ ſagte der Lieutnant befremdet, „ich habe ein paar Mal mit ihr getanzt, das iſt Alles.“

„So muß es gekommen ſein,“ fuhr Fink nachdenkend fort. „Die arme Theone! Ich habe ein Lied geleſen, das die Comteß auf Sie gemacht hat. Na, zuletzt ſind Sie kein übler Burſch, aber ich hätte es niemals für möglich gehalten, daß man mit ſolcher Schwärmerei von einem Mann ſprechen kann.“

„Zeigen Sie her,“ bat Zernitz angelegentlich.

„Hier?“ frug Fink vorwurfsvoll, „vor dieſer wilden Bande? Wenn Sie auch die Lara, die mir heute in ihrer Angſt allerliebſt vorkam, nicht gerade begünſtigen, ſo haben Sie doch gar keinen Grund, die reine Leidenſchaft des armen Mädchens hier zu profaniren.“

„Sie haben Recht,“ ſagte Zernitz. „Aber unter vier Augen werden Sie mir's zeigen.“

„Gewiß,“ verſetzte Fink. „Ihr wißt, ich habe kein Gefühl für alle Creatur, welche ihren Rock länger trägt als bis zum Knie, und wenn es etwas auf der Welt giebt, was mich kalt läßt, ſo ſind es Backfiſche in Butter und in Kleidern. Aber der Wahrheit ſoll ihr Recht werden, die Mädchen, welche das Tagebuch mit einander geführt haben, ſind ſeelengute Dinger, es iſt auch nicht eine unartige Bemerkung darin.“

Er wandte ſich zum Couſin Balderect: „Von Ihrer Couſine iſt auf jeder Seite mit einer Liebe und Herzlichkeit geſprochen, die eben ſo verdient als rührend genannt werden muß. — Das ſtrengſte Urtheil wird über mich gefällt, ich werde ein Zeiſig genannt.“

„Auf die Art iſt das Heft ziemlich langweilig," ſagte Benno Tönnchen.

„Ja," erwiederte Fink, „wenn Sie nicht intereſſirt, was Hildegard Salt über Sie hineingeſchrieben hat."

„Viel-Gutes wird's nicht ſein," verſetzte Benno neugierig.

„Nein," ſagte Fink, „ſie ſpricht von Ihnen in einem Ton, der Ihren Bekannten wahrhaft betrübend vorkommen muß. Sie werden groß und ſtill genannt. Ihr Geſicht ein Muſter männlicher Kraft, die Dichterin findet Sie voll Kenntniſſe, voll Geiſt und voll Witz; ſie frägt, ob ein ſolcher Menſch nicht zu bedeutend ſei, um ſich zu einem weichen Mädchen hinabzuneigen. Nun frage ich Alle, wie kann ein geſcheidtes Kind, wie Hildegard Salt, ſich ſo weit verirren, Sie in der Stille anzubeten? Denn Sie ſind bei der letzten Flaſche ein ziemlich kurzweiliger Geſell, Benno, aber wenn ich ein Mädchen wär' und mir ein Ideal ausſuchte, ich würde lieber einen Nußknacker zu meinem Götzen machen, als Sie."

Tönnchen verzog den Mund.

„Iſt von uns auch etwas darin?" frug Herr von Werner, auch einer der Grünen, ein Bruder von vier ſchönen Schweſtern, Nachbar der Rothſattel, von jungem Adel, aber reich, in Familieneiferſucht aufgewachſen.

„Von Ihnen wenig," verſetzte Fink, „nur zwei Zeilen." Er nahm das Buch hervor und ſah hinein und ſuchte. — Anton ballte die Hände unter dem Tiſch. — „Schmerzliche Fügung des Himmels, Lenore liebt und ſucht vergebens ihr Herz zu verhüllen. Und der Geliebte gehört den Feinden an. O Georg W. Jetzt kommen Punkte und drei Ausrufungszeichen.“ Fink ſteckte das Buch wieder ein. Anton beruhigte ſich, das konnte nicht in dem Buche ſtehen, auch ſah er, daß die Naſenflügel Finks ſich heftig bewegten, ein untrügliches Zeichen, daß er Schelmerei trieb.

Zernitz ſchob ſein Glas weg und rief: „Es iſt indiscret, daß wir uns in dieſem Raume über das unterhalten, was die Mädchen gefühlt haben.“

„Ich bin derſelben Meinung,“ rief Benno Tönnchen eifrig.

„Ich auch,“ Georg Werner.

„Sie müſſen das Buch verſiegeln und zurückſchicken,“ ſprach der Froſch.

„O Ihr gemüthvollen Zettel,“ rief Fink in der glücklichſten Stimmung, „weil Eure haarigen Köpfe von feinen Händen gekraut werden, wird Euer Herz zartfühlend. Ich möchte Eure Geſichter ſehen, wenn ich aus dem Buche das Gegentheil herausgeleſen hätte. — Ei, ei! und Keiner kennt den Shakeſpeare!“

„Comteß Lara und Hildegard ſind zu feinfühlend, um das hineinzuſetzen, was Ihre Bosheit gern geſehen hätte,“ rief Zernitz.

„Die Rothſattel iſt zwar ſtolz,“ rief Werner, „aber ſie hat keinen Grund, von mir etwas Anderes zu ſagen, als was wahr iſt. Ich habe ſie immer im Stillen für ein tüchtiges Mädchen gehalten, das wohl verdient, einmal die Frau eines ehrlichen Jungen zu werden.“

Fink nickte ihm billigend zu, dann erhob er das Buch und blickte hinauf an die Decke. „Warum werde ich nicht auf der Stelle von dieſer ſündigen Erde unter beſſere Geſchöpfe verſetzt? Ich bin ein Seraph, und Niemand merkt es, und Niemand wird es glauben, am wenigſten die Weiber. Hier, Anton, empfangt das Buch! Nicht durch Ofenwärme, nicht durch Ueberredung oder Zwang iſt es erobert: durch freiwilligen Entſchluß der tanzenden Herren wird es ungeleſen zurückgeſchickt.“

Anton ergriff das Buch, eilte in die Schreibſtube von Feroni, ſchrieb auf einen Zettel: „Fink hat einige Blätter geleſen, er wird ſchweigen, ſonſt Niemand eine Zeile,“ ſiegelte Zettel und Buch in ein Couvert und ſandte dies durch einen von Feroni's Leuten am ſpäten Abend nach dem Haus der Comteß Lara mit dem ausdrücklichen und durch eine Kette von Verſprechungen verſtärkten Befehl, der Bote müſſe unter allen Umſtänden durch Nachtwächter und Hausknechte in das Haus und bis an die Grenzen des Schlafzimmers dringen, wo, wie er mit Grund annahm, Theone jetzt ihre ſchwarzen Locken durch Ströme von Thränen in träufelnden Bindfaden verwandelte.

Das Gelag nahm ſeinen Verlauf. Das heiße Zimmer, der ſtarke Trank und ein gewiſſes nachdenkliches Weſen der meiſten Herren machten der Sitzung früher ein Ende, als Finks Abſicht war. Endlich brach er auf, weckte den verſchlafenen Küfer und ſagte zu Anton: „Bezahle die Rechnung.“ Als Fink mit Anton nach Hauſe ging, ſagte er: „Sei ruhig, Tony, natürlich war Alles gelogen, was ich aus dem Buch erzählt habe. In Wahrheit war alle Bosheit darin aufgeſammelt, deren eine Geſellſchaft Turteltauben fähig iſt.“

„Ich hab's gemerkt,“ ſagte Anton vergnügt, „in der nächſten Stunde werden deine Herren ſchön den Hof machen.“

„Einer oder der Andere ſoll die Geliebte, die ich ihm heut zugetheilt habe, noch heirathen, ich will mich jetzt auf's Kuppeln legen.“

Anton ſchwieg gekränkt. „Sei ruhig, „fuhr Fink behaglich fort, „auch du ſollſt deine Einwilligung zu den Partien geben. Sprich, wie gefallen dir meine Herren?“

„Sieh,“ ſagte Anton, „was ſie ſagen, erſcheint mir oft gewöhnlich, aber ſie haben Selbſtvertrauen und eine ſichere Haltung; die ſie auch dann nicht verlieren, wenn ſie ſich gehen laſſen.“

„Na,“ ſagte Fink, „es geht, ſie ſind in ihrer Clique, in dem müßigen Umherlaufen mit Couſinen und Sporen an den Beinen verkümmert, ſie ſollen im Ganzen genommen ein Beiſpiel ſein, wie man nicht ſein muß, wenn man amüſant ſein will. Ihre Liederlichkeit iſt nicht luſtig und ihre Luſtigkeit iſt kläglich, in ein Paar Jahren ſind ſie ſchaal und ungenießbar, wie ſchlechter Moſt. Dieſes Tönnchen wird ſchon ſäuerlich. Ich habe große Luſt, ſie dir nächſtens betrunken zu zeigen.“

„Sprich nicht ſo liederlich,“ bat Anton.

„Ach, du armer Junge,“ ſagte Fink. „Schließ die Thür auf und gieb mir meine Geldbörſe zurück.“

„Du haſt heut wieder eine große Rechnung bezahlt,“ ſagte Anton. „Ich bitte dich, ſei nicht ſo freigebig, du demüthigſt ja die Andern.“

„Sei ruhig, Anton,“ erwiederte Fink, „ich halte mich über ſie auf, folglich iſt auch billig, daß ich für ſie bezahle.“

„Ich hoffe, Du wirſt niemals für mich bezahlen,“ ſagte Anton.

„Nein," entgegnete Fink, „du ſollſt das Privilegium haben, dein eigener Caſſirer zu ſein; ich bin zufrieden, daß du mir den Hausſchlüſſel trägſt und bei mir noch deine Cigarre rauchſt, während ich mich ausziehe. — Welche Stunde iſt's?"

„Es iſt gegen zwei Uhr," erwiederte Anton vorwurfsvoll.

„Dann ſind wir ſicher die Letzten. Da ich herkam, konnte das alte Haus ſolche Exceſſe nicht vertragen. Als ich das erſte Mal beim Frühlicht dieſen Rieſenſchlüſſel ins Schloß ſteckte, fürchtete ich, die alten Mauern würden über mir zuſammenbrechen. Jetzt ſind ſie daran gewöhnt, der Hund, die Hausknechte und der Prinzipal. Oft bleibe ich nur deßhalb länger aus, um dieſe ſchauderhafte philiſtröſe Hausordnung umzudrehen."

Als Hildegard Salt nach einer feuchten Thränennacht gegen Morgen die erſten Anſtalten zum Schlafen machte, wurde ſie durch einen Brief von Theone Lara geweckt, in deſſen vorderem Theile Theone mit ſchwarzer Krähenfeder die Anſicht ausſprach, daß für ſie auf dieſer Welt kein Raum mehr ſei, und in der zweiten Hälfte dieſe Anſicht dahin berichtigte, daß ſie Hildegard und Lenore für nächſten Nachmittag zur Chocolade einlud, um wegen der glücklichen Rettung des Buches eine vertrauliche Feſtfeier zu begehen.

Auf dieſer Conferenz der Braunen wurde die Entweihung des Buches durch Männeraugen lebhaft beſprochen. Schrecklich war, daß Fink hineingeſehen hatte. Aber auch Wohlfart hatte das Buch in Händen gehabt, und es war ſehr zu fürchten, daß auch er es durchgeleſen hatte. Lenore war überzeugt, Wohlfart habe nicht darin geleſen. Hildegard dagegen behauptete, er ſei ein Mann, und kein Mann, auch der beſte nicht, ſei einer ſolchen Discretion fähig. Nach längerer Debatte wurde beſchloſſen, ihn auf eine Probe zu ſtellen. „Wenn er hineingeſehen hat,“ ſagte Lenore, „ſo hat er doch zuerſt das Titelblatt angeſehen.“

„Das Titelbatt durfte er anſehen,“ warf ein brauner Vogel ein.

„Ich hatte ihm verboten, das Buch zu öffnen,“ ſprach Lenore, „und ich weiß, er hat keine Seite angeſehen. Ihr Alle ſollt zuhören, wie er meine Fragen beantwortet.“

Als Anton in der nächſten Tanzſtunde erſchien, trat ihm Lenore an der Spitze der Partei entgegen, ihre Miene war bekümmert, und alle Braunen bemühten ſich, die Köpfe zu hängen und eben ſo traurig auszuſehen: „Ach Herr Wohlfart, was haben Sie gemacht! Das Buch, welches Sie an Theone geſchickt haben, war ja nicht ihr Tagebuch, es war das Notizbuch eines Herrn, aus einer fremden Brieftaſche.“

„Wie iſt das möglich?“ rief Anton beſtürzt.

„Gleich auf der erſten Seite war eine Rechnung vom 29ten über einen Frack, vom 30ten eine Flaſche Rothwein und zwei neue Sporen. Das Buch konnte uns nichts helfen.“ Alle Braunen ſchüttelten den Kopf und ſahen betrübt zur Erde.

Anton ſuchte ſich zu entſchuldigen: „Fink zog das rothe Buch aus der Weſtentaſche und gab es in meine Hand, ich ſandte es ſogleich verſiegelt ab.“

„Dann muß Herr von Fink das Buch vertauſcht haben,“ fuhr Lenore fort. „Warum haben Sie denn nicht hineingeſehen?" frug ſie vorwurfsvoll, „wenigſtens auf das Titelblatt."

„Das durfte ich ja nicht," rief Anton, „ich hatte Ihnen ja verſprochen, keinen Blick hineinzuwerfen. Ich rufe Fink."

„Halt," rief Lenore, „noch einen Augenblick! Hat er hineingeſehen oder nicht?" frug ſie ſiegreich zu ihrer Schaar gewandt.

Ein bewunderndes „Nein" kam von Allen Lippen. „Bleiben Sie, Herr Wohlfart, es iſt das rechte Buch, das Sie zurückgeſandt haben. Einige von uns bezweifelten, ob ein Mann, ob ſelbſt Sie das Tagebuch ungeleſen aus der Hand geben könnten, ich ſagte, Sie wären das im Stande, und habe meinen Freundinnen das ſoeben bewieſen."

„Ich danke Ihnen für das gute Zutrauen," rief Anton erfreut.

„Alles traue ich Ihnen zu, was brav und ehrlich iſt," ſagte Lenore und blickte ihn mit herzlichem Vertrauen an.

Das war ein großer Abend im Kränzchen. Anton war bis zum Cotillon von einem Kreis junger Damen umgeben, welche ihn mit rührender Vertraulichkeit behandelten, und als der Augenblick kam, in welchem farbige Schleifen an die Herren ausgetheilt wurden, wurden die Klappen ſeines Fracks von oben bis unten beſteckt, und er ſah aus, wie der bunteſte Hofmarſchall des Continents.

Aber noch Größeres begab ſich. Die Partei der Grünen drohte zu zerfallen. Zernitz, Georg Werner und der kleine Lanzau tanzten heut nur mit den Braunen. Hildegard Salt verlebte eine ſchreckliche halbe Stunde an der Seite des Nußknackers, welcher ſie während eines Walzers mit ritterlicher Artigkeit, ja man muß ſagen, mit Gefühl behandelte und dadurch in die allergrößte Verlegenheit ſetzte; Lenore hatte gar von den ehrerbietigen Angriffen des Laubfroſches, des Georg Werner und des kleinen Lanzau zu leiden, welche ſämmtlich auf einmal zu der Ueberzeugung gekommen waren, daß Lenore ihrer ernſthaften Huldigungen nicht unwürdig ſei. Eugenie ſelbſt war heut gegen die Braunen von aufrichtiger Herzlichkeit, ſie hing ſich an Lenorens Arm und küßte beim Abſchiede Theone im überſtrömenden Gefühl auf beide Wangen. Und Frau von Werner ſetzte ſich neben die Baronin Rothſattel, kündigte für die nächſten Tage ihren und ihrer Töchter Beſuch an, bat um die Erlaubniß, ihren Georg mitzubringen, und ſprach unaufhörlich davon, wie glücklich ihre Kinder noch im nächſten Sommer darüber ſein würden, daß die Tanzſtunde ſie in ein ſo intimes Verhältniß zu Lenore gebracht habe. Kurz, das ganze Ausſehen der Tanzſtunde war verändert. Mit Ausnahme der grünen Damen, welche über die Untreue ihrer Herren zürnten, war Alles in einer gemüthvollen, von Menſchenliebe gleichſam überfließenden Stimmung, deren Gegenſtand die Damen des braunen Bundes waren. Verlegen erkannten dieſe die Veränderung ihrer Stellung, die Herzlichkeit der Baldereck, die ernſthaften Huldigungen aller feindlichen Herren, ach, aber zu einem Genuß ihres Glückes konnten ſie nicht kommen, in ihrer Bruſt fühlten ſie die Nadelſtiche des böſen Gewiſſens, und um ſie herum bewegte ſich in weitem Kreiſe die furchtbare Geſtalt Finks, des Wiſſenden. Durch ein Wort konnte er den unbegreiflichen Zauber zerſtören, der ſie umgab. — Den ganzen Abend hielt er ſich fern von allen Theilnehmern am Tagebuch, erſt am Ende der Stunde trat er zu Lenore: „Iſt Fräulein Eugenie heut nicht allerliebſt? Ich gebe Ihnen zu, daß ſie gefühllos iſt, aber dieſe kleine Unart wird ſich möglicher Weiſe im Laufe der Jahre in eine ganz entgegengeſetzte Eigenſchaft verwandeln.“

Lenore ſah ihn verlegen an. „Kommen Sie mit zu Theone Lara,“ ſagte ſie endlich. „Herr von Fink hat ein Recht auf unſern Dank,“ rief ſie dort, „wir Alle wollen ihn bitten, daß er über das Buch ſchweigt, wie er bis jetzt gethan.“

„Ich will mich dazu verpflichten,“ verſetzte Fink, „unter einer Bedingung. Ein Opfer muß ich haben. Ich muß die Dame erfahren, welche den Vers unter einen gewiſſen Weinſtock geſchrieben hat. Ich muß Jemand haben, den ich haſſen kann, von dem ich bei Gelegenheit alles Schlechte rede, Jemanden, der dafür bezahlt, daß Sie ſo leichtſinnig waren, die Documente Ihres ſcharfen Witzes in meine Hände fallen zu laſſen. Nennen Sie mir die Eine, und ich gebe Ihnen freiwillig das Verſprechen, daß ich gegen Fremde nie ein Wort aus dem Tagebuche citiren werde.“

In der Gruppe entſtand eine ängſtliche Bewegung, Jede fürchtete die Beute des rachſüchtigen Indianers zu werden. Lenore ſah auf Hildegard, welche vor Schrecken erblich, und ſagte eifrig: „Ich habe die Zeichnung gemacht und ich habe die Verſe darunter meiner Freundin dictirt; da Sie's geſehen haben, ſo bitte ich Sie um Verzeihung. Mehr kann ich nicht thun: und wenn Sie jetzt die Abſicht haben, ſich an mir zu rächen, ſo werde ich Ihren Haß zu ertragen ſuchen.“

„Schön,“ ſagte Fink lächend, „ich werde mich rächen, l ich werde Sie von heut ab haſſen. Uebrigens iſt mir angenehm zu erfahren, daß auch das vergänglichſte aller Gefühle, Mädchenfreundſchaft, die Unglücklichen, welche davon befallen werden, zu heldenmüthigen Opfern begeiſtern kann. — Ah, Fräulein Hildegard, finden Sie nicht, daß Benno Tönnchen ein herzensgutes Kind iſt? Auch ſeine Geſtalt iſt nicht ſchlecht. Etwas zu voll, werden Sie ſagen, aber grade dies volle Weſen macht ihn und ſeine Familie ſo anſprechend.“

Die letzte Folge dieſes glücklichen Abends war, daß auf einer neuen Conferenz der Braunen beſchloſſen wurde, den treuen Ritterdienſt Wohlfarts in außerordentlicher Weiſe zu belohnen. Nach längerer Ueberlegung wurde man einig, daß Theone gemeinſchaftlich mit ihren Freundinnen eine prachtvolle Börſe zu häkeln habe. Gleich am nächſten Morgen wurden Seide und Perlen gekauft. Lenore wollte, um ſich nicht auszuſchließen, die Kunſt des Häkelns eigens erlernen. Auch ſtrahlte bereits die erſte Kappe der Börſe in Braun und Gold, als Ereigniſſe eintraten, welche die Vollendung hinderten.

### 3.

Es iſt eine traurige Erfahrung, daß die überirdiſchen Gewalten dem Menſchenkind das Glück einer hochgeſpannten Empfindung nicht lange unverkümmert laſſen. Sie haben die Sache ſo ſchlau eingerichtet, daß ſich faſt immer eine Saite unſers Innern abſpannt, ſo oft ſie den Wirbel einer andern zur Höhe herumdrehen. Natürlich entſteht daraus ein Mißklang. Dieſe ſchlechte Behandlung erfuhr auch Antons Seele.

Zunächſt ereignete ſich, daß das Comtoir fortfuhr, die Veränderung in Antons Leben mit kritiſchem Blick zu betrachten. Jede Art von Befremden herrſchte in den verſchiedenen Zimmern des Hinterhauſes, in allen aber war man einig, daß ſich Anton, ſeit er die Tanzſtunde beſuche, ſehr auffällig und nicht zu ſeinem Vortheil verändere. In Wirklichkeit war dieſe Veränderung nicht groß. Es iſt wahr, Anton war in den Freiſtunden weniger mit ſeinen Collegen zuſammen, als ſonſt, er brachte viele Abende außer dem Hauſe zu, und wenn er einmal in Geſellſchaft der Hausgenoſſen aushielt, ſo war er wohl zerſtreuter, ja vielleicht übte er auch geringere Nachſicht gegen die ihm wohlbekannten kleinen Schwächen der anderen Herren. Sein Verſtand bewahrte ihn davor, ſich wegen der plötzlichen geſellſchaftlichen Erfolge zu überheben und die Collegen durch Erzählung ſeiner Abenteuer zu langweilen, aber er konnte ſich doch nicht enthalten, zuweilen Vergleiche anzuſtellen zwiſchen dem Ton und Benehmen ſeiner Umgebung, die er überſah, weil er ſie genau kannte, und dem Ton und Benehmen im Salon der gnädigen Frau, der ihm imponirte, weil er ihm neu war. Das Comtoir erklärte ſeine größere Schweigſamkeit für Stolz, ſeine häufige Abweſenheit für unziemlichen Leichtſinn, und er, der ſonſt ein Liebling des Hauſes geweſen war, kam gerade deßhalb in die Lage, jetzt ſehr ſtreng beurtheilt zu werden. Er ſelbſt empfand die kühlere Haltung der Gemäßigten, die auffallende Kälte der Entſchiedenen als liebloſe Behandlung. So kam es, daß er die Abende, an denen er keine Veranlaſſung hatte, auszugehen, faſt nur mit Fink verlebte, und daß Beide zuſammen nach wenig Wochen als ariſtokratiſche Coterie den andern Herren gegenüberſtanden.

Anton wurde durch dies Verhältniß mehr gedrückt, als er ſich ſelbſt geſtehen wollte; er fühlte es an ſeinem Arbeitspult, auf ſeinem Zimmer, ſogar beim Mittageſſen im Vorderhauſe. Seltener redete ihn einer ſeiner Collegen an; wenn Jordan eine Auskunft forderte, wandte er ſich nicht mehr an ihn, ſondern an Baumann: wenn der Caſſirer zur Frühſtücksſtunde in das vordere Comtoir kam, ſo trat er nicht mehr an Antons Sitz; und wenn Specht ſich von ſeinem Platz umwandte und mitten in den kaufmänniſchen Correſpondenzen eine auffallende Frage an die Umſitzenden that, ſo wandte er ſich zwar öfter als ſonſt an Anton, aber es erſchien dieſem als keine Verbeſſerung ſeiner Situation, wenn Specht ihm flüſternd ins Ohr ſchrie: „Iſt es wahr, daß Herr von Berg Apfelſchimmel hat?“ oder: „Muß man bei Frau von Baldereck lackirte Stiefeln oder Schuhe tragen?“ Am gewaltthätigſten wurde Anton von ſeinem alten Gönner Pix behandelt. Uebergroße Toleranz hatte niemals die Energie dieſes Herrn geſchwächt, und aus einem nicht recht verſtändlichen Grunde ſah er in dem gegenwärtigen Anton eine Art Verräther am Comtoir, an der großen Waage und am Solo. Es war ſeine Gewohnheit, den eigenen Geburtstag ſo feierlich als möglich zu begehen. Er lud dann ſeine Vertrauten, in deren erſter Reihe Anton ſtand, zum Abend auf ſein Zimmer und ſetzte ihnen an dieſem Tage ausnahmsweiſe Wein auf den Tiſch und einen Napfkuchen, den er eigens beim Bäcker beſtellte und den er in immer größeren Verhältniſſen zu liefern bemüht war. In dieſen Wochen kam wieder ſein Geburtstag heran, und Anton war, obgleich Herr Pix ſich in der letzten Zeit ſehr ſchweigſam gegen ihn verhalten hatte, doch vorbereitet, den Abend bei ihm zuzubringen, er hatte deßhalb eine Einladung des Herrn von Zernitz bereits abgelehnt. Früh vor der Comtoirſtunde ging er auf das Zimmer von Herrn Pix und gratulirte dieſem. Herr Pix nahm den Glückwunſch ſehr kühl auf und gönnte ihm keine Einladung für den Abend. Nach Tiſche begegnete Anton dem coloſſalen Napfkuchen, welcher mit Hülfe eines Bäckerlehrlings mühſam die Treppen des Hinterhauſes hinaufſtieg, im Comtoir merkte er aus einer Aeußerung des Herrn Specht, daß diesmal ſämmtliche Collegen aufgefordert waren, den Tag feſtlich zu begehen, an welchem Herr Pix durch ſein Erſcheinen eine Lücke der Schöpfung ausgefüllt hatte. Alle waren geladen, nur Anton und Fink nicht.

Mit Recht empfand Anton dieſe Zurückſetzung als eine Unart. Er empfand ſie aber tiefer, als wohl nöthig geweſen wäre. Und zum Ueberfluß theilte ihm Specht im Vertrauen mit, daß Pix die Erklärung abgegeben habe, ein junger Herr, der mit Lieutnants umgehe und bei Feroni am liederlichen Tiſche ſitze, ſei kein paſſender Geſellſchafter für einen ſoliden Kaufmann. Als er an dieſem Abend einſam auf ſeiner Stube ſaß und unter ſich die luſtige Unterhaltung der Collegen hörte, da überkam ihn eine bange und gedrückte Stimmung, und keines von den glänzenden Bildern, welche in der letzten Zeit ſeine Mußeſtunden ausgefüllt hatten, auch das holdeſte nicht, war mächtig genug, durch die dichte Wolke des Mißmuths durchzudringen, welche ihn umhüllte.

Er ſelbſt war nicht zufrieden mit ſich und ſuchte ſelbſtquäleriſche Anklagen gegen ſich zu ſammeln. Er war ein Anderer geworden. Er war nicht gerade nachläſſig in den Arbeitsſtunden, aber ſeine Thätigkeit machte ihm wenig Freude, ſie war ihm oft eine Laſt. Es war ihm begegnet, daß er in ſeinen Briefen Wichtiges vergeſſen hatte, ja er hatte ſich ein paar Mal ſogar in den Preiſen verſchrieben, und Jordan hatte ihm mit einer kurzen Bemerkung die Briefe zurückgegeben. Es fiel ihm ein, daß der Prinzipal in der letzten Zeit ſich gar nicht um ihn gekümmert, und daß Sabine ihn vor einigen Tagen auf der Treppe kälter gegrüßt hatte, als gewöhnlich. Und neulich, als die Tante über Störung ihrer Nachtruhe klagte, weil Jemand ſo ſpät und geräuſchvoll die Hausthür geöffnet, da hatten alle Collegen vorwurfsvoll auf ihn geſehen. Sogar der treue Karl hatte ihn vor der letzten Tanzſtunde, wie Anton jetzt meinte, ironiſch gefragt, ob er auch ſeinen Hausſchlüſſel bei ſich habe. In ſolcher Stimmung ging Anton an ſeinen Schreibtiſch und fing an, ſein kleines Caſſenbuch durchzuſehen. Er hatte in den letzten Wochen keine Ausgaben eingeſchrieben, ängſtlich faßte er die Feder und ſuchte Rechnungen und Erinnerungen zuſammen, um das Verſäumte nachzuholen. Mit Schrecken entdeckte er, daß ſeine Schulden zuſammen eine Summe ausmachten, welche er nicht tilgen konnte, ohne die kleine Hinterlaſſenſchaft ſeiner Eltern anzugreifen. Er fühlte ſich ſehr unglücklich. Hohe Töne hatten lange Zeit in ihm geklungen. Das Schickſal hatte auf einer Saite die feinſte Melodie geſpielt, jetzt ſchnurrte die andere. Der Mißton ſollte noch größer werden.

An demſelben Abend kam der Kaufmann verſtimmt aus der Reſſource nach Hauſe, er beantwortete kurz Sabinens Gruß und ging mit ſtarken Schritten im Zimmer auf und ab.

„Was haſt du, Traugott?“ frug die Schweſter.

Der Bruder trat an ihren Stuhl. „Willſt du wiſſen, wie Fink ſeinen Schützling bei Frau von Baldereck eingeführt hat? Du warſt ſo bereit, dich über ſeine Freundſchaft zu freuen. Er hat ein Syſtem von Lügen geſponnen und hat den unerfahrenen Wohlfart zu einem ruchloſen Abenteurer gemacht.“ Er erzählte darauf, daß ihn ein älterer Offizier nach den Verhältniſſen Antons gefragt hatte, und was dabei zu Tage gekommen war.

„Iſt denn auch gewiß, daß Fink dieſe abgeſchmackten Mährchen erfunden, und daß Wohlfart darum gewußt hat?“ frug Sabine ſchüchtern.

„An Finks Betheiligung iſt kein Zweifel. Der Streich ſieht ihm zu ähnlich. Das iſt der leichtſinnige frevelhafte Sinn, der nichts achtet, nicht einmal den Ruf des Freundes."

Sabine lehnte ſich an den Stuhl und nickte mechaniſch mit dem Haupt. Ja, ſo war er. Wieder einmal empörte ſich ihr Herz gegen ihn. „O wie traurig!" ſagte ſie vor ſich hin. „Aber Wohlfart iſt unſchuldig, Traugott, das weiß ich beſtimmt. Eine ſolche Lüge iſt nicht in ſeinem Weſen."

„Ich werde es morgen erfahren," ſagte der Kaufmann. „Um ſeinetwillen wünſche ich, daß du Recht haſt."

Am folgenden Morgen ging der Prinzipal durch das vordere Comtoir und rief Anton zu ſich in die kleine Hinterſtube. Da dies ſelten geſchah, ſo folgte Anton mit der Ahnung, daß irgend etwas Unheimliches heranziehe. Der Prinzipal ſchloß hinter ihm die Thür, ſetzte ſich recht ernſthaft vor ihm auf den Lederſtuhl und begann mit ſtrenger Miene: „Lieber Wohlfart, ich halte es für meine Pflicht, mit Ihnen über einige Gerüchte zu ſprechen, die ſich in der Stadt verbreitet haben. Man hält Sie für einen reichen jungen Mann von geheimnißvoller Herkunft, erzählt ſich, daß Sie große Beſitzungen in Amerika haben und daß vornehme Perſonen ſich im Stillen lebhaft für Sie intereſſiren. Ich ſetze voraus, daß auch Ihnen dieſe Gerüchte zu Ohren gekommen ſind, und wünſche zu wiſſen, was Sie gethan haben, dieſelben zu widerlegen."

Anton erwiederte erſtaunt, aber mit Entſchloſſenheit: „Ich weiß nichts von einem ſolchen Gerücht, ich habe einige Male von Fremden ſonderbare Anſpielungen auf mein Vermögen gehört, ich habe ſtets widerſprochen."

„Haben Sie mit der nöthigen Entſchiedenheit widerſprochen?“ frug der Kaufmann ſtreng.

„Ich glaube, ja,“ antwortete Anton ehrlich.

„Es wäre an dem müßigen Geſchwätz wenig gelegen,“ fuhr der Prinzipal fort, „wenn nicht Ihr eigener Charakter dadurch verdächtigt würde. Denn die Welt wird geneigt ſein, anzunehmen, daß Sie ſelbſt aus irgend einem Grunde bei der Verbreitung dieſes Gerüchts thätig geweſen ſind; für das Renommée eines Kaufmanns aber giebt es keinen ſchlimmeren Argwohn, als den, daß er durch niedrige Mittel ſich einen Credit geben will, den zu beanſpruchen er kein Recht hat.“

Anton ſtand ſtarr.

Der Kaufmann fuhr fort: „Außerdem wird durch dieſes Geſchwätz auch der gute Ruf Ihrer Eltern angegriffen, denn man will wiſſen, daß Sie der heimliche Sohn eines ſehr vornehmen Mannes ſind.“

„O meine Mutter!“ rief Anton, rang die Hände und die Thränen rollten aus ſeinen Augen. Er war ſo ergriffen, daß ihm der Prinzipal Zeit laſſen mußte, ſich zu beruhigen, und endlich begütigend ſagte: „Faſſen Sie ſich, lieber Wohlfart, Sie haben jetzt die Aufgabe, die Unwahrheit dieſer Erzählungen nachzuweiſen. Sie werden Ruhe und männliche Haltung dazu brauchen.“

„Am ſchrecklichſten iſt für mich der Gedanke,“ rief Anton noch immer außer ſich, „daß Sie ſelbſt vielleicht glauben, ich hätte dieſe Unwahrheiten hervorgerufen, oder ich hätte ſie mir gefallen laſſen, um mich wichtig zu machen. Ich bitte Sie, mir zu glauben, ich habe bis zu dieſer Stunde nichts davon gewußt.“

„Ich glaube Ihnen gern," ſagte der Kaufmann freundlicher, „aber Sie haben doch Manches gethan, um ſolchen Erzählungen Raum zu geben. Sie ſind fortwährend in einem Kreiſe geſehen worden, welcher ſich ſonſt gegen junge Männer in Ihrer Stellung ſehr ſpröde verhält. Sie haben hier und da Ausgaben gemacht, welche Ihre Mittel offenbar überſteigen und jedenfalls unpaſſend für Sie waren."

Anton hatte die dunkle Empfindung, daß er ſich im Mittelpunkt der Erde viel behaglicher befinden würde, als auf der Oberfläche. „Ja," ſagte er endlich verzweifelnd, „Sie haben Recht, ich habe ſehr Unrecht gethan, über meine Verhältniſſe hinauszugehen, ich habe das während der ganzen Zeit empfunden; ſeit einigen Tagen, wo ich Caſſe gemacht habe und geſehen, daß ich in Schulden gekommen bin" — hier lächelte der Kaufmann faſt unmerklich — „iſt's mir klar geworden, daß ich auf unrechtem Wege bin, ich habe nur nicht gewußt, wie ich zurück ſoll. Jetzt werde ich nicht mehr zaudern," fuhr er ſehr traurig fort, „und Sie mögen die Güte haben, zu entſcheiden, ob ich mich jetzt verſtändig benehme."

„Nicht wahr, Fink hat Sie in die Geſellſchaft der Frau von Baldereck eingeführt? Ich dachte es," ſagte der Prinzipal lächelnd, „vielleicht weiß er auch mehr von den Gerüchten, welche Sie gegenwärtig ſo beunruhigen."

„Erlauben Sie, daß ich in Ihrer Gegenwart ſein Zeugniß fordere, daß ich nichts von allen dieſen Nachreden gewußt habe, und daß ich ſelbſt wohl leichtſinnig geweſen bin, aber nicht niedrig. Fink iſt mein Freund und kennt mein ganzes Verhalten."

„Wenn es Sie beruhigt,“ ſagte der Prinzipal und ließ Herrn von Fink rufen.

Fink ſah im Eintreten auf den aufgeregten Anton mit verwundertem Blick und ſagte, ohne auf die Gegenwart des Prinzipals ſonderlich zu achten: „Was Teufel, du haſt geweint?“

„Ueber Verleumdungen,“ ſprach der Kaufmann ernſt, „welche ſeine Solidität als Geſchäftsmann und die Reſpectabilität ſeiner Familie angegriffen haben.“ Darauf ſagte er kurz, worum es ſich handle.

Fink lachte und rief: „Er iſt ein Kind; wozu ſich um das müßige Geſchwätz der Leute kümmern?“

„Er hat kein Recht, dies Geſchwätz zu verachten, denn er hat es durch ſeinen Verkehr in den Kreiſen, in die Sie ihn einführten, genährt.“

„Vor Allem bitte ich dich, mir hier vor Herrn Schröter zu bezeugen, daß ich keine Ahnung von alledem gehabt habe; du kennſt mich genug, um zu wiſſen, daß ich keinen Fuß in die Geſellſchaft der Frau von Baldereck geſetzt hätte, wenn ich für möglich gehalten, daß ſo etwas von mir geſagt werden kann.“

„Er iſt ganz unſchuldig,“ ſagte Fink mit überzeugender Gutmüthigkeit zum Prinzipal. „Unſchuldig und harmlos wie das Veilchen, das ſtill im Verborgenen blüht; wenn irgend Jemand Schuld hat bei dieſer lächerlichen Geſchichte, ſo bin ich es und außerdem die thörichten Menſchen, welche ſo etwas verbreitet haben. Gieb dich zufrieden, Anton, wenn dir die Sache leid iſt, ſo wollen wir ſie bald wieder in Ordnung bringen.“

„Ich werde noch einmal zu Frau von Baldereck gehen und ihr mittheilen, daß ich die Tanzſtunden nicht mehr beſuchen kann."

„Auch ich halte das für das beſte Mittel," ſagte der Kaufmann.

„Ich fürchte, es wird nicht viel helfen," bemerkte Fink weiſe.

„Dann habe ich wenigſtens das Meinige gethan," rief Anton.

„Wie du willſt," ſagte Fink. „Tanzen haſt du doch gelernt und deinen Hut verſtehſt du auch mit Anſtand zu bewegen."

Gegen Mittag ſagte der Kaufmann zu ſeiner Schweſter: „Du haſt Recht gehabt, Wohlfart war in der Hauptſache unſchuldig, Fink hat in ſeinem Uebermuth die ganze Intrigue angezettelt."

„Ich wußte es," rief Sabine und fuhr heftig mit der Nadel in ihre Stickerei. — „Wenn es möglich iſt, Traugott, ſo verhüte jetzt eine neue Unbeſonnenheit."

„Sie müſſen die Geſchichte ſelbſt abmachen," antwortete der Kaufmann, „ich bin neugierig, wie ſie das zu Stande bringen werden."

Anton arbeitete den Tag über wie Einer, der ſich betäuben will, ſprach nur das Nöthige und ging am Abend trotzig die drei Treppen hinauf, ſich anzukleiden, als ein Mann, der ſeinen Entſchluß gefaßt hat.

Fink ſah ihn den Tag über mißtrauiſch an und frug ſich ſelbſt: „Was hat der Junge vor? Er geberdet ſich, als ſollte er das erſte Duell abmachen." Und hätte er in Antons

Seele ſehen können, vielleicht hätte auch ihn erſchüttert, den Schmerz zu erkennen, der in dem jungen Herzen fraß. Es war nicht verletzter Stolz allein, nicht die Scham, wie ein Abenteurer und Betrüger zu erſcheinen, denn dieſe beiden Empfindungen gingen in einem größeren Weh unter, in dem Gedanken an den Abſchied von ſeiner geliebten Tänzerin.

Fink ſprang die drei Treppen hinauf in Antons Zimmer, den er bereits angekleidet fand, ſah das bleiche Geſicht des Freundes, das heute um ein Paar Jahre älter ausſah als gewöhnlich, und frug, ſeine Hand ergreifend: „Biſt du böſe auf mich?“

„Nicht auf dich und auf keinen Andern,“ ſagte Anton aufgeregt. „Höre mich an: wie das Gerücht entſtanden iſt, will ich nicht wiſſen. Es iſt möglich, daß du dir einen Scherz mit mir und den Leuten gemacht haſt.“

„Mit dir nicht, mein Kind,“ ſagte Fink.

„Jedenfalls haſt du um das Geſchwätz gewußt und mir nichts davon geſagt, das war nicht recht von dir, ich ſage dir das jetzt und werde dir's nicht nachtragen, und wir wollen mit einander über dieſe Geſchichte niemals wieder reden.“

„Höre,“ ſagte Fink, „ich habe die Notion, du nimmſt das Geſchwätz viel zu tragiſch.“

„Laß mich,“ fuhr Anton fort, „nur heut in meiner Weiſe handeln.“

„Was willſt du denn thun?“

„Frage mich nicht, ich empfinde ſehr deutlich, was ich thun muß. Laß uns gehen.“

„So thu', was du nicht laſſen kannſt,“ ſagte Fink gutmüthig, „aber vergiß nur Eines nicht: daß jede Art von Scene, die du vor den Leuten aufführſt, ſie nur amüſiren wird, um ſo mehr, je aufgeregter du dich zeigſt.“

„Vertraue mir,“ ſagte Anton, „ich werde ruhig ſein.“

Es war große Geſellſchaft in den erleuchteten Zimmern, kleine Balltoilette, viel Lichterglanz, ſämmtliche Familienmütter und mehrere Väter; einige eingeübte Tänze ſollten zum Beſten gegeben werden. Als ſie in den gefüllten Saal traten, ſah Fink beſorgt auf ſeinen Freund und fand, daß Anton verſtört ausſah, aber mit großer Energie vorwärts ſchritt. Er machte ſich von Fink los und trat ſogleich zu Lenore, mit der er ſich zum erſten Tanz bereits engagirt hatte. Das Fräulein ſah heut ſo reizend aus, als möglich, ſie hatte ihr erſtes Ballkleid an, und die großen Augen ſtrahlten vor Luſt; ſie kam ihrem Tänzer einige Schritte entgegen und ſagte ihm mit freundlichem Vorwurf: „Sie kommen ſo ſpät, der Ball wird gleich anfangen, und ich hatte gehofft, mit Ihnen vorher noch eine Weile zu plaudern. Papa iſt auch hier. Ich werde Sie ihm vorſtellen. — Aber was haben Sie? Sie ſehen ja ſo feierlich aus!“

„Gnädiges Fräulein,“ erwiederte Anton mit einer Verbeugung, „mir iſt heut ſehr traurig zu Muthe, ich kann nicht die Ehre haben, den nächſten Tanz mit Ihnen zu tanzen.“

„Und warum nicht?“ frug die junge Dame faſt erſchrocken.

„Hören Sie mich an, Fräulein, ich werde nicht lange in dieſer Geſellſchaft bleiben und komme heut nur, mich bei Ihnen und der Dame vom Hauſe wegen meines Weggehens zu entſchuldigen.“

„Aber Herr Wohlfart,“ rief Lenore die Hände zuſammenſchlagend.

„Viel mehr als an der Meinung der Uebrigen liegt mir an Ihrer guten Meinung,“ ſagte Anton erröthend, „und vor Ihnen will ich mich zuerſt rechtfertigen.“

„Sie ſollen ſich aber nicht rechtfertigen, ich verſtehe Sie nicht,“ rief die junge Dame.

Anton aber erzählte ihr mit fliegenden Worten, was er heute von ſeinem Prinzipal gehört, und verſicherte ſie eifrig, daß er von dem Gerücht nichts gewußt habe. „Das glaube ich Ihnen gern,“ ſagte Lenore vertrauensvoll, „Papa hat auch geſagt, daß es wahrſcheinlich ein müßiges Geſchwätz ſei.“ — Sie hielt inne, denn ſie dachte in dem Augenblick daran, daß ihr Vater zugeſetzt hatte, dieſer Herr Wohlfart möge ein recht guter Mann ſein, aber er paſſe doch nicht in die Geſellſchaft. „Und weil Sie erfahren haben, was man ſich über Sie erzählt, wollen Sie ganz aus der Tanzſtunde ausſcheiden?“

„Ja, ich will,“ ſagte Anton, „denn wenn ich hier bliebe, würde ich mich der Gefahr ausſetzen, für einen Eindringling oder gar für einen Betrüger gehalten zu werden.“

Lenore warf das Köpfchen zurück und ſagte gekränkt und heftig: „So gehen Sie, mein Herr!“

Dies war das beſte Mittel, das Gehen unſers Anton zu verhindern; er blieb ſtehen und ſah ſeine Tänzerin flehend an.

„Warum gehen Sie nicht?“ frug das Fräulein noch heftiger.

Anton wurde ſehr bleich; er ſah mit tiefem Schmerz in das Geſicht ſeiner zornigen Dame und ſagte mit zitternder Stimme: „Sagen Sie mir wenigſtens, daß Sie nicht ſchlecht von mir denken wollen.“

„Ich werde gar nicht an Sie denken,“ rief Lenore mit ſchneidender Kälte und wandte ſich ab.

Der arme Anton ſtand einen Augenblick wie vernichtet, es war ein bitterer Schmerz, der ſeine unerfahrene Seele durchbebte. Wäre er zehn Jahre älter geweſen, ſo hätte er ſich dieſen heftigen Zorn vielleicht günſtiger ausgelegt. Der Gedanke, daß er noch nicht fertig war, gab ihm ſeine Kraft wieder, er ging aufgerichtet, ja mit ſtolzem Schritt zu dem Kreiſe, in welchem Frau von Baldereck die Honneurs machte. Da waren alle die auserwählteſten Damen der Geſellſchaft. Die lange hagere Gräfin ſaß da eine Taſſe Thee trinkend, Eugeniens Mutter und neben ihr eine große Männergeſtalt; Anton wußte, ohne daß es ihm Jemand geſagt hatte, daß der ſtattliche Herr Lenorens Vater ſein müſſe. In dem Augenblick, wo er vor die Frau vom Hauſe trat, ſeine Verbeugung zu machen, flog ſein Blick über die ganze Geſellſchaft. Jahre ſind ſeitdem vergangen, aber noch lebt der Augenblick in ſeinem Gedächtniß, und noch heut weiß er die Farbe von jedem Kleide, er könnte noch die Blumen aufzählen, welche in dem Strauß der Baronin Rothſattel waren, ja, er erinnert ſich noch an das Bild, das auf der gemalten Taſſe war, aus welcher die Gräfin trank. Die Hausfrau empfing die Verbeugung unſers Helden mit herablaſſendem Lächeln und war im Begriff, ihm etwas Freundliches zu ſagen, als Anton ſie unterbrach und mit einer Stimme, die vor Bewegung zitterte, aber laut durch den ganzen Saal tönte, ſeine Rede begann, ſo daß nach den erſten Worten eine allgemeine Stille entſtand: „Gnädige Frau, ich habe heut erfahren, daß in der Stadt erzählt wird, ich ſei reich, ich beſitze Güter in Amerika, und vornehme Herrſchaften nehmen im Geheimen ein Intereſſe an mir. Ich erkläre dies Alles für Unwahrheit, ich bin der Sohn des verſtorbenen Calculator Wohlfart aus Oſtrau: ich habe von meinen Eltern faſt nichts geerbt, als einen ehrlichen, unbeſcholtenen Namen. Ich bin dem Andenken an meine guten Eltern und mir ſelbſt ſchuldig, das hier öffentlich zu erklären. Sie, gnädige Frau, haben die hohe Güte gehabt, einen fremden und unbedeutenden Menſchen ſo freundlich in Ihrem Hauſe aufzunehmen und mich zur Theilnahme an den Tanzſtunden dieſes Winters aufzufordern. Ich darf nach dem, was ich heut gehört habe, nicht mehr daran Theil nehmen, weil mein fernerer Beſuch der Tanzſtunde den Unwahrheiten, welche man über mich verbreitet hat, Nahrung geben würde, und weil ich gar in den Verdacht kommen könnte, ein Betrüger zu ſein, welcher die Gaſtfreundſchaft Ihres Hauſes mißbraucht. Deßhalb ſage ich Ihnen meinen innigen Dank für Ihre Güte und bitte Sie, mir ein freundliches Gedächtniß zu bewahren.“

Die Rede war etwas zu pathetiſch für den Kreis, in welchem ſie wirken ſollte, aber ſie wirkte doch. Es entſtand für einige Augenblicke tiefes Stillſchweigen; die Gräfin hielt wie erſtarrt ihre Taſſe in der Luft zwiſchen Schooß und Mund, und die Frau vom Hauſe ſah verlegen vor ſich nieder.

Anton machte eine tiefe Verbeugung und ging zur Thür.

Da eilte aus der ſtarren Gruppe mit beflügeltem Schritte eine helle Geſtalt dem Scheidenden nach, faßte mit ihren Händen ſeine beiden Hände: Anton ſah in Lenorens weinende Augen und hörte noch, wie ſie mit weicher Stimme unter Thränen zu ihm ſagte: „Leben Sie wohl!“ Dann ſchloß ſich die Thür hinter ihm, und Alles war vorbei.

Anton ging langſam nach Hauſe. Es war ſo ruhig und ſtill in ſeiner Seele, als wäre er nie in dem Hauſe hinter ihm geweſen; er ſah auf die großen Schneeflocken, welche vor ihm herunterfielen, und freute ſich über die Spur, welche die Fußgänger in den weichen Schnee gedrückt hatten. Wenn er Schmerzen fühlte, ſo waren ſie doch ohne Bitterkeit. Er trug ſein Haupt ſtolz und dachte an alles Mögliche, woran ein unbefangener Spaziergänger denkt, an ſeine Eltern, an die Briefe, die er heut im Geſchäft geſchrieben hatte, an ſeinen Prinzipal und auch an den närriſchen Tinkeles, den Fink heut wieder zum Comtoir hinausgewieſen hatte. Aber in ſeinem Ohr klang fortwährend eine Melodie, die neben allen Gedanken forttönte, es waren die Worte Lenorens: „Leben Sie wohl!“

In dem Salon der gnädigen Frau kehrte das Leben zurück, als er das Zimmer verlaſſen hatte. Das erſte Wort, welches gehört wurde, war der ſtrafende Ruf der Mutter, die ihre Tochter zu ſich forderte, welche in der vergangenen Scene eine ſo auffallende Rolle improviſirt hatte. „Lenore, du haſt dich vergeſſen!“ ſagte die Mutter leiſe und bekümmert.

„Laß ſie,“ ſagte der Freiherr mit Geiſtesgegenwart laut, „die Tochter hat gethan, was der Vater hätte thun ſollen, der junge Mann hat ſich brav gehalten, und wir werden ihm unſere Achtung nicht verſagen.“

Unter den übrigen Gruppen aber erhob ſich ein Gemurmel, die Einleitung zu lebhafter Unterhaltung. „Das war ja eine wahre Theaterſcene,“ ſagte die Dame vom Hauſe mit nicht ganz natürlichem Lächeln: — „aber, wer hat uns denn geſagt —“

„Ja, wer hat denn geſagt? —“ fiel Herr von Tönnchen ein.

Aller Augen richteten ſich auf Fink.

„Sie ſagten ja doch, Herr von Fink,“ — fing Frau von Baldereck wieder an, ſich majeſtätiſch erhebend.

„Ja wohl,“ fiel Herr von Zernitz ein, „und es iſt doch etwas an dem Gerücht, mein Wort darauf! Ich ſelbſt habe bei einem notariellen Act als Zeuge gedient,“ fuhr er unvorſichtig heraus. „Erklären Sie doch, Fink.“

„Auch ich muß um Erklärung bitten, Herr von Fink,“ fuhr die Hausfrau gereizt fort.

„Mich? gnädige Frau,“ ſagte Fink mit der Ruhe eines Gerechten, dem ein Unrecht geſchieht. „Was ſoll ich von dieſem Gerücht wiſſen? Ich ſelbſt habe ihm widerſprochen, ſoviel ich nur konnte.“

„Ja, das haben Sie,“ ließen einzelne Stimmen ſich hören, „aber Sie ließen merken —“

„Sie ſagten doch —“ fiel Frau von Baldereck ein.

„Was? gnädige Frau,“ frug kalt der unerſchütterliche Fink.

— „daß dieſer Herr Wohlfart auf geheimnißvolle Weiſe mit dem — dem Kaiſer — in Verbindung ſtehe.“

„Das iſt unmöglich,“ antwortete Fink mit größtem Ernſt. „Das iſt ein arges Mißverſtändniß! Ich habe Ihnen die

Perſon des Herrn beſchrieben, der Ihnen damals noch unbekannt war; es iſt möglich, daß ich dabei eine zufällige Aehnlichkeit erwähnt habe.“

„Aber was iſt das mit den Gütern?“ fiel Herr von Tönnchen ein, „Sie ſelbſt haben ja die Herrſchaft an ihn cedirt, und dieſer Verkauf war von auffallenden Umſtänden begleitet. Sie forderten von uns, die Sache als tiefes Geheimniß zu bewahren.“

„Da Sie mein Geheimniß ſo gut bewahrt haben, daß Sie es überall und jetzt hier vor der ganzen Geſellſchaft erzählen,“ entgegnete Fink lachend, „ſo tragen Sie und Zernitz offenbar die Schuld, wenn ſich dies thörichte Gerücht verbreitet hat. Merken Sie auf, meine theuern Herren. Mein Freund Wohlfart hatte einmal in fröhlicher Stimmung geäußert, er wünſche wohl, Grundbeſitz in Amerika zu haben. Ich machte mir einen Scherz und ſchenkte ihm zu Weihnachten eine Beſitzung, die ich auf Long-Island bei Newyork hatte. Dieſe Beſitzung, meine Herren, beſteht in einer Sandgrube, welche mit Geſträuch bewachſen iſt und in welcher eine breterne Vogelhütte zum Schießen von Strandvögeln ſteht. Wenn ich Sie gebeten habe, nicht davon zu ſprechen, ſo war das ganz in der Ordnung: daß Sie aber aus dieſer Kleinigkeit ein Tau geſponnen haben, welches einen liebenswürdigen Mann von unſerer Geſellſchaft ſcheiden ſoll, thut mir ſehr leid.“ Ein kalter Hohn legte ſich auf ſein Geſicht, als er fortfuhr: „Mit Freuden ſehe ich, wie ſehr Sie alle dieſe Empfindung theilen, und wie ſtark Sie den gemeinen Bedientenſinn verachten, welcher einen Mann deßwegen für ſalonfähig hält, weil irgend ein fremder Potentat ſich um ihn gekümmert haben ſoll. Da wir aber den heutigen Ball mit Erklärungen angefangen haben, ſo will auch ich die Erklärung abgeben, daß Herr Anton Wohlfart legitimer Sohn des verſtorbenen Herrn Calculator Wohlfart in Oſtrau iſt, und daß ich jede fernere Erwähnung dieſer Mißverſtändniſſe für eine Beleidigung meines nächſten Freundes halten werde. — Und jetzt, gnädige Frau, ſchenken Sie mir auf's Neue Ihre Huld, ich bin mit Fräulein Eugenie zur erſten Quadrille engagirt und fühle mich außer Stande, länger zu warten.“

In Frau von Baldereck kämpfte eine Weile verletztes Selbſtgefühl und mütterliche Sorgfalt, endlich ſiegte, wie bei einer guten Natur zu erwarten war, die letztere: ſie ſagte, Fink vorwurfsvoll anblickend, leiſe: „Ich fürchte, Sie haben Ihr Spiel mit uns getrieben!“ — Fink aber ſchüttelte den Kopf und erwiederte mit großer Aufrichtigkeit: „Man ſpielt nicht, wo man fühlt.“ Darauf führte er Fräulein Eugenie zum Tanze.

Beim Antreten ſagte ihm Lieutnant von Zernitz: „Sie haben Ihr Spiel mit uns getrieben, Fink, ich bedaure, darüber noch eine Erklärung von Ihnen fordern zu müſſen.“

„Seien Sie verſtändig und fordern Sie nichts,“ entgegnete Fink, „wir haben ſo oft mit einander um die Wette geſchoſſen, daß es ſehr thöricht wäre, wenn wir einer auf den andern zielen wollten.“

Da Fink bei weitem der beſte Schütz in der Geſellſchaft war, ſo ſah Herr von Zernitz doch zuletzt ein, daß Fink Recht hatte. Und eine kleine Spannung von einigen Wochen abgerechnet, welche an einem ſtillen Abend bei der zweiten Flaſche Burgunder durch Händeſchütteln ausgeglichen wurde, hatte die Sache keine weitern Folgen. — Doch erkaltete ſeit dem Abgange Antons das Intereſſe, welches Fink an der Tanzſtunde genommen, und weder Theone Lara noch Lenore hatten Urſache, ſeine Anſpielungen zu fürchten, denn wenn er im Salon erſchien, ſo begnügte er ſich, der Tochter vom Hauſe und einigen erfahrenen Frauen ſeine Huldigung darzubringen, um die aufſtrebende Jugend kümmerte er ſich nicht mehr.

Anton aber war wie ein erlöſchender Stern aus der Geſellſchaft geſchieden. Er wurde nicht wieder darin geſehen. Frau von Baldereck erkannte etwas ſpät, daß es paſſend ſei, den jungen Mann, der doch einmal in ihrem Hauſe aufgenommen war, gelegentlich wieder einzuladen, um ihm und Andern zu zeigen, daß man ſeine Gegenwart nicht blos deßhalb für anſtändig halte, weil er — ſondern auch um ſeiner ſelbſt willen. — Und einige andere Familien des Landadels dachten ebenſo: da aber, wie bemerkt, alle dieſe Einladungen etwas ſpät kamen, und Anton ſein Nichterſcheinen entſchuldigte, ſo geſchah ihm in Kurzem, was viel bedeutenderen Größen der Geſellſchaft zu begegnen pflegt, er wurde vergeſſen. Die früheren Eideshelfer bei der großen Urkunde, Herr von Zernitz und Herr von Tönnchen, redeten ihn noch eine Weile auf der Straße an, wenn er ihnen begegnete, dann grüßten ſie ihn noch ein Jahr, und endlich kannten auch ſie ihn nicht mehr.

Unſerm Anton kam wenig darauf an. Er ſtürzte ſich jetzt mit Leidenſchaft in die Arbeiten des Geſchäfts. Gleich am andern Morgen klopfte er an die Thür des kleinen Comtoirs und trat in das Allerheiligſte des Prinzipals ein.

Er erzählte ihm, was er geſtern zu Frau von Baldereck geſagt habe, und fügte hinzu: „Ich werde nicht mehr in die Geſellſchaft gehen und ich bitte Sie, mir zu verzeihen, wenn ich in der letzten Zeit meine Pflicht nicht vollſtändig gethan habe, ich werde von heut an ſorgfältiger ſein.“

„Ich habe keinen Grund, über Sie zu klagen,“ erwiederte der Kaufmann freundlich; „geben Sie mir die Summe an, welche Sie bedürfen, um Ihre Verhältniſſe in Ordnung zu bringen.“ Anton zog einen Zettel aus der Taſche, auf dem er gewiſſenhaft ſein Debet aufgezeichnet hatte. Herr Schröter rief den Caſſirer, ließ die Summe an Anton zahlen und dieſem zur Laſt ſchreiben, und auch das war abgemacht.

Fink ſagte am nächſten Tage zu Anton: „Du biſt mit einem Knalleffect ausgetreten und haſt von den ältern Herren der Geſellſchaft das Zeugniß bekommen, daß du dich angemeſſen benommen haſt.“

„Wer hat das geſagt?“ Fink erzählte ihm die Aeußerungen des Freiherrn von Rothſattel und that, als bemerkte er nicht, daß Antons Geſicht eine tiefe Röthe überflog. „Indeß wäre doch klüger geweſen,“ fuhr Fink fort, „wenn du die Angelegenheit nicht ſo auf die Spitze getrieben hätteſt. Wozu die ganze Geſellſchaft meiden, in der doch Einige ſind, die dich perſönlich lieb gewonnen haben?“

„Ich habe gehandelt,“ ſprach Anton, „wie es mir mein Gefühl eingab, ein Anderer, der älter iſt und mehr Welt hat, wird es vielleicht geſchickter anfangen. Du kannſt mir nicht zürnen, daß ich in dieſer Sache nicht deinem Rath gefolgt bin.“

„Es iſt merkwürdig,“ dachte Fink, die Treppe hinunterſteigend, „bei welchen Gelegenheiten die verſchiedenen Menſchen lernen, den eigenen Willen zu gebrauchen. Dieſer Knabe iſt über Nacht ſelbſtſtändig geworden, und was ihm das Schickſal jetzt von größern Dingen bringt, er wird ſicher Alles anſtändig durchmachen."

Für Anton ſowohl, als ſeinen Freund, war ein gutes Zeichen, daß ihr Verhältniß durch dieſe Scene nicht geſtört wurde. Ja, es gewann an innerm Werth. Fink behandelte ſeinen jüngern Freund mit größerer Achtung, und Anton bewegte ſich mit mehr Freiheit und gewöhnte ſich, auch Fink gegenüber einen eigenen Willen zu haben. Und das richtige Urtheil des Jüngern trug allmälig dazu bei, den Aelteren von manchem loſen Streich abzuhalten und ſeinen Uebermuth zu bändigen. Anton erfüllte ſeine Pflichten im Comtoir mit der größten Pünktlichkeit, ſein Dienſteifer war unendlich, und ſeine Zuvorkommenheit gegen die Collegen größer als jemals. Fink gewöhnte ſich dadurch, ohne daß er es ſelbſt merkte, auch ſeinerſeits regelmäßiger im Geſchäft zu erſcheinen und die Arbeitsſtunden beſſer auszuhalten. Nur einen Gegenſtand gab es, über den er mit ſeinem Freunde nie ſprach, obgleich er wußte, daß Anton immer an ihn dachte, das war die junge Dame der Tanzſtunde, welche ſo viel Herz und Muth gezeigt hatte.

### 4.

Nie hatten die Blumen ſo reichlich geblüht und nie die Vögel ſo luſtig geſungen, als in dieſem Sommer auf dem Gut des Freiherrn. Die Winterſaiſon hatte die Familie mit einem großen Kreis des Landadels verbunden, und die Bekanntſchaften des Theetiſches und Ballſaales ſpannen ſich jetzt unter dem blauen Himmel weiter. Faſt immer war Beſuch auf dem Schloß. Aus der Stadt kam Frau von Baldereck mit Eugenie, zuweilen auch der Laubfroſch, Zernitz und Benno Tönnchen, von ihrem Gut Frau von Werner mit einem Sohn und vier Töchtern. Theone und Hildegard waren wochenlang die Gäſte Lenorens, ſie hatten kein Mittel gefunden, ihren Schwur zu halten, und trafen jetzt wenigſtens auf befreundetem Gebiet wieder zuſammen. Das Haus ſchien manchmal zu klein, die Gäſte zu faſſen. In allen Zimmern des Schloſſes und auf dem runden Raſenplatz tummelten ſich die zierlichen Geſtalten der Mädchen. Sie laſen Theaterſtücke mit vertheilten Rollen, ſie fühlten mit einander die zarteſten und höchſten Gefühle durch, ſie tanzten, ſie ſchlugen den Dritten ab, oder ließen ſich vom wilden Mann jagen. Und wenn die jungen Herren ja einmal langweilig wurden und die Stimmung der M cht
verſtanden, ſo beſtiegen dieſe den Kahn, ergriffen h-
ruder und zogen ſich vom Feſtlande zurück in n-

greifbare Stellung mitten auf dem Waſſer. Wie ſüß wurde dort geſchwärmt, wenn das Ruder leiſe in der Fluth plätſcherte und der Mond über den Bäumen des Parks heraufzog. Um den Kahn hoben die Seeroſen ihr weißes Haupt aus dem Waſſer, erfreut, daß ihre Feinde, die Schwäne, zur Ruhe gegangen waren, das Bild des Mondes zitterte auf dem Kamm kleiner Kreiswellen, die Nachtigall ſchmetterte im Buſch, und ein warmer Windeshauch trieb den Duft blühender Sträucher über den See. Dann ſangen Theone und Hildegard zweiſtimmige Lieder, oder Hulda Werner geſtand [illegible] holde Erinnerung aus der Reſidenz, oder Eugenie [illegible]chte ſpöttiſche Bemerkungen über die unglücklichen Herren, welche am Uferrand auf- und abliefen und vergeblich durch Liſt und Gewalt in den Beſitz des Kahnes zu kommen ſuchten.

Aber die prächtigſten Stunden waren am Sonntag Abend; dann wurde das Winterkränzchen fortgeſetzt, der Reihe nach im Schloß der Rothſattel, bei Werners, bei Balderecks. Wenn man nicht tanzte, trieb man ſchelmiſche Poſſen. Man verkleidete ſich. Mit Mänteln, Shawls und Tüchern drapirte ſich die junge Geſellſchaft in der lächerlichſten Weiſe, dann ſtellte Zernitz, der in ſolchen Dingen ein Meiſter war, ſchnell ein Tableau, und die Väter und Mütter mußten als Publikum zuſehen. Oder man führte Charaden in dramatiſchen Scenen auf, entweder aus dem Stegreif oder ſo, daß die Rollen der Einzelnen auf kleine Zettel geſchrieben wurden, die man während der Aufführung in der Hand hielt. Die ganze Woche hindurch dachten die Mädchen auf hübſche Wörter, und wie man ſie darſtellen konnte.

Claſſiſche Wörter wurden dort aufgeführt, zum Beiſpiel: „Referendarius,“ als Reh, als Fee, als Wettrennen und als König Darius, wo Benno Tönnchen als todter Darius auf dem Boden lag, und die ſchöne Hulda Werner als Alexander der Große mit gerungenen Händen hinter ihm ſtand, worauf Lenore als Ganzes mit einer Brille auf der Naſe und Acten unter dem Arm erſchien und über den Laubfroſch, welcher ein Verbrechen begangen hatte, ihr Protokoll aufnahm. —

Und erſt als das treffliche Wort Parthenia dargeſtellt wurde. Zuerſt ein feierliches Ehepaar aus der alten Zeit; dann ein langweiliger Thee, dann ein ſchüchterner Liebhaber, welcher täglich ſeiner Dame einen Liebesantrag machen will und niemals damit zu Stande kommt, ſondern immer ſitzen bleibt, ſo daß die Dame zuletzt mit einem Seufzer die Erklärung ausrufen kann, „nie, nie!“ und dann eine andere Brautwerbung, bei der ein verſchämtes Bauermädchen ihrem Liebhaber, dem Otto Tronka, zuletzt ein leiſes Ja zuflüſtern muß. — Theone Lara war als Bauermädchen bezaubernd, nur das Ja ſprach ſie nicht aus, ſie ſchämte ſich. — Und am Schluß erſchien Lenore wieder als Ganzes, als eine griechiſche Jungfrau, und der Laubfroſch, der Nußknacker und der kleine Lanzau ſaßen als Wilde in ſchwarzhaarigen Schlittendecken um ſie herum, und wurden von ihr ach! ſo ſchlecht behandelt.

Wie glücklich war Lenore in dieſer Zeit! Zwar ein wenig Original war ſie geblieben, und die Mutter ſchüttelte zuweilen den Kopf über einen kecken Einfall oder einen kräftigen Ausruf, der den Lippen des ſchönen Mädchens entſchlüpfte. Natürlich tanzte Lenore immer als Herr, ſo oft es an Herren fehlte; ſie war die Anführerin bei einigen entſchloſſenen Thaten, welche die Mädchen verübten, ſie führte ihre ganze Geſellſchaft einmal wohl eine Meile weit auf einen Punkt, wo eine gute Ausſicht ſeyn ſollte, ſie zwang ſie dann, in die Schenke des nächſten Dorfes einzukehren und Milch und Schwarzbrod als Abendkoſt zu genießen, und brachte die Todtmüden am ſpäten Abend auf einem Leiterwagen zurück, den ſie gemiethet hatte und auf dem ſie ſtand und ſelbſt kutſchirte. Sie behandelte die jüngeren Herren fortwährend gönnerhaft, wie kleine Jungen, die ein Butterbrod in der Hand halten, ſie ließ ſich von Ihnen Pferdegeſchichten erzählen, und trat bei einer dramatiſchen Scene zum Schrecken der Mutter ſogar ſelbſt als Herr auf, mit einer Reitpeitſche und einem kleinen Bart von Wolle, den ſie allerliebſt zu drehen wußte. Dabei ſah ſie aber ſo wunderhübſch aus, daß auch die Baronin nicht im Ernſt zürnen konnte.

Wenn Jemand auf dem Gut mit dem neuen Leben der Familie nicht ganz zufrieden war, ſo war's die Baronin. Ueber ihren Gemahl war Zerſtreuung und Geſchäftigkeit gekommen, die wolkenloſe ruhige Heiterkeit früherer Jahre ſchien aus ſeiner Seele verſchwunden. Auch jetzt im Sommer fuhr er oft nach der Stadt, manchen Abend brachte er in der Reſſource zu, und luſtige Regimentskameraden, welche eine Frau zu nehmen vermieden hatten, zogen ihn häufig aus den Zimmern der Hausfrau in ihre Rauchſtuben. Er verhandelte mit Ehrenthal und gefiel ſich in lauter Geſellſchaft, von der er ſonſt wenig gehalten hatte. Es war eine ſehr geringe Veränderung des Freiherrn, nur für das Auge der

Gattin erkennbar. Und auch die Baronin ſah ein, daß ſie Unrecht thue, über dieſe Veränderung zu trauern.

Aber auch ihr wurde in dieſer Zeit große Freude. Eugen beſtand ſein Offizierexamen und kündigte ſeinen Beſuch an, um die Schnüre auf ſeinen Achſeln zu zeigen. Die Mutter ließ ihm ſein Zimmer neu einrichten, und der Vater ſtellte einen Gewehrſchrank und eine neue Jagdausrüſtung hinein, die er ihm zum Geſchenk beſtimmte. Als die Stunde kam, wo Eugen eintreffen ſollte, konnte der Freiherr die Ankunft gar nicht erwarten, er ließ ſatteln und ritt dem Sohn bis zum nächſten Dorf entgegen. Und als eine kleine Staubwolke auf der Landſtraße das Nahen des Reiters verkündete, und der Vater die ſchlanke Geſtalt des Huſarenlieutnants vor ſich erblickte, das Geſicht, welches der geliebten Frau ſo ähnlich ſah, da ſprang er wie ein Jüngling vom Pferde, der Sohn that im Nu daſſelbe, und es war ein guter Anblick, als die beiden ritterlichen Geſtalten einander auf der Heerſtraße umarmten. Und ſtattlich anzuſehen war's, als ſie neben einander dem Schloſſe zutrabten.

„Ich bringe dir auch gute Nachricht vom Regiment,“ begann Eugen nach dem erſten Austauſch freudiger Fragen und Antworten. „Zuerſt läßt dich der Oberſt grüßen.“

„Er war ſeiner Zeit ein toller Junge,“ ſagte der Vater.

„Jetzt iſt er ein Brummbär,“ ſagte der Sohn. — „Unſer Avancement wird magnifique. Waldorf wird ausſcheiden müſſen, weil ſeine Bruſt immer ſchlechter wird; Balduin Tronka will ſich verſetzen laſſen, er hat mit dem Rittmeiſter einen famoſen Streit gehabt, die Geſchichte muß ich dir noch erzählen, und Stallinger bekommt das Majorat ſeines

Onkels, der auf dem Tode liegt. Er wird ein fanatiſch reicher Kerl. Man ſagt, Zwanzigtauſend Revenüen.“

„Das iſt ſehr übertrieben,“ ſagte der Vater, „das Majorat iſt wenig größer, als unſer Gut.“

„Jedenfalls wird er ſeinen Wallach dem Wachtmeiſter ſchenken,“ ſagte der Sohn. „Er hat dem Tiſch einen ſüperben Satz verſprochen. Wie gefällt dir mein Brauner, Vater?“ Sie hielten vor dem Hofe an, der Lieutnant ritt das Pferd vor. Der Freiherr unterſuchte als Kenner und ſprach im Allgemeinen ſeine Billigung aus. „Wir wollen die Frauen überraſchen,“ ſagte der Freiherr. Vor dem Pferdeſtall hielten ſie noch einmal an. Als der Reitknecht die Pferde abnahm, konnten Vater und Sohn ſich nicht enthalten, auf einen Augenblick einzutreten. Zuerſt prüften ſie die Reitpferde des Freiherrn, dann gingen ſie die Reihe der Ackergäule durch. Mit Gönnermiene ſchlug der Lieutnant das eine oder andere, einen perſönlichen Bekannten, an den Hals und ſprach zur Freude des Vaters mit militäriſcher Kürze entſchiedene Urtheile über die Tüchtigkeit aus. Die Knechte ſtanden ehrerbietig herum, Vater und Sohn geriethen in Eifer und theilten einander nicht aufzuſchiebende Sportanekdoten mit, der Freiherr mit der Ruhe eines alten Roßbändigers, der Lieutnant mit jugendlichem Feuer, ſeelenvergnügt, vor der erprobten Weisheit des Vaters auch ſeine luſtig grünende Wiſſenſchaft zu zeigen. Bei Lenorens Pony erinnerten ſich Vater und Sohn zu gleicher Zeit an die Frauen des Hauſes und eilten ſchnell aus dem Stall nach dem Schloſſe.

In der Roſenlaube hielt die Baronin ihren Sohn umſchlungen, während Lenore ihm liebkoſend auf die Schultern klopfte — Jetzt erſt begann die rechte Freude auf dem Schloß. — Die Augen der Eltern glänzten, ſo oft ſie auf die hohe Geſtalt des Reiters ſahen. Wenn einzelne ſeiner Ausdrücke und Geberden noch an die Reitbahn erinnerten, ſo ertrug auch die Baronin das mit freundlichem Lächeln. Denn ſeit alter Zeit iſt der Stall die Vorhalle, durch welche der Cavalier zu den gefälligen Formen des Salons hinaufſteigt. Im Kreiſe der Mädchen eroberte ſich Eugen ſofort die Herrſchaft, wenigſtens in allen luſtigen Stunden wurde er ihr bevorzugter Gefährte. Er machte ſeine Beſuche in der Umgegend, man lud ein und wurde geladen, ein fröhliches Feſt folgte dem andern.

Das Behagen an dieſem bunten Treiben wurde dem Freiherrn nur durch einen Umſtand beeinträchtigt: er konnte durchaus nicht mehr mit ſeinem Gelde auskommen. Was zwanzig Jahre hindurch möglich geweſen war, erwies ſich jetzt als völlig unmöglich. Das Winterquartier in der Stadt, die größere Ausdehnung ſeiner geſellſchaftlichen Verbindungen, die Epauletten ſeines Sohnes, die Florkleider und Spitzen Lenorens, ſogar die Zuſchüſſe, welche er zu den jährlichen Zinſen ſeiner Pfandbriefe machen mußte, um die Intereſſen an die Landſchaft zu zahlen, das Alles zuſammen wurde ihm unbequem. Die Erträge des Gutes wurden zuweilen ungeduldig erwartet und ſchnell in Anſpruch genommen, ſie wurden dadurch nicht größer und nicht ſicherer; und mancher verſtändige Vorſatz früherer Zeiten blieb unausgeführt. Er hatte den Plan gefaßt, eine ſterile Sandfläche an der Grenze ſeines Gutes mit Kiefern zu beſäen, ſogar die unbedeutenden Koſten dieſer Verbeſſerung wurden ihm läſtig, und der gelbe Sand glänzte ungefurcht das ganze Jahr in der Sonne. Wieder war er mehr als ein Mal in die Lage gekommen, die zierliche Caſſette, welche ſeine geliebten Pfandbriefe beherbergte, zu öffnen und einzelne Nummern des ſchönen Pergaments herauszunehmen; wieder umwölkte ſich ſeine Stirn, und wieder durchfuhr eine fliegende Unruhe ſein in der Regel ſo würdig gehaltenes Weſen. Aber es war nicht mehr die quälende Angſt einer früheren Zeit, er hatte bereits eine kleine Praxis in Geſchäften erworben und ſah die Sache ein wenig kaltblütiger an. Es mußte einen Weg geben, aus dieſen Verlegenheiten herauszukommen, im ſchlimmſten Falle lebte er noch einen, höchſtens zwei Winter in der Stadt, bis Lenorens Erziehung vollendet war, und zog ſich dann mit Energie in ſeine Landwirthſchaft zurück. Er fühlte, daß ihm das kein großes Opfer koſten würde. Und dann führte er ſeine induſtriellen Projecte aus, als guter Wirth nur auf die Zukunft der Kinder bedacht. Unterdeß beſchloß er, ſich gelegentlich auch darüber bei Ehrenthal Rath zu holen. Der Mann war im Ganzen doch wohl ein ehrlicher Mann, ſoweit ein Negociant einem Edelmann gegenüber ſo etwas ſein kann; und was die Hauptſache war, er kannte die Verhältniſſe des Freiherrn ziemlich genau, und der Herr fühlte ihm gegenüber nicht die Scheu, welche ihn abhalten mußte, einem Fremden Bekenntniſſe zu machen.

Wie immer, erſchien auch diesmal der Händler zu rechter Zeit. Seine diamantene Buſennadel blitzte, ſeine unterwürfigen Complimente gegen die Baronin waren lächerlicher als je, und ſeine Bewunderung des Gutes zeigte ſich wahrhaft grenzenlos. Der Freiherr führte ihn in guter Laune durch die Wirthſchaft und ſagte endlich: „Sie ſollen mir einen Rath geben, Ehrenthal.“

Ehrenthal zuckte mit den Augen und ſah den Freiherrn ſchlau an.

Es waren nur wenige Jahre vergangen, ſeit ſie einen ähnlichen Gang durch die Gebäude des Hofes gemacht hatten, und ſehr hatten ſich die Zeiten geändert! Damals mußte der Händler ſeinen guten Rath dem ſtolzen Baron ſo vorſichtig und in Süßigkeiten eingehüllt anbieten, wie man dem unartigen Kinde eine Arznei einflößt, und jetzt kam derſelbe Herr bereits Hülfe ſuchend zu ihm.

Der Freiherr fuhr mit möglichſt leichtem Tone fort: „Ich habe in dieſem Jahr größere Ausgaben gehabt, als früher, ſelbſt die Pfandbriefe verlangen Zuſchüſſe, ich muß darauf denken, meine Einnahmen zu vermehren. Was iſt nach Ihrer Meinung für dieſen Zweck am beſten zu thun?“

Die Augen des Händlers glänzten, aber er erwiederte mit gebührender Demuth: „Was zu thun iſt, werden der Herr Baron beſſer wiſſen, als ich.“

„Nur keins von Ihren Geſchäften, Ehrenthal,“ warf der Freiherr vorſichtig ein. „Ich werde mit Ihnen nicht wieder in Compagnie treten.“

Kopfſchüttelnd antwortete Ehrenthal: „Es iſt auch nicht immer zu machen ein ſolches Geſchäft, welches ich mit gutem Gewiſſen dem Herrn Baron empfehlen kann. Der gnädige Herr hat fünfundvierzigtauſend Thaler liegen in Pfandbriefen. Wozu ſich halten die Pfandbriefe, welche ſo wenig Zinſen geben? Wenn Sie dafür kaufen eine ſichere Hypothek zu fünf

Procent, ſo werden Sie davon zahlen vier Procent an die Landſchaft und ein Thaler vom Hundert bleibt Ihnen als Vortheil, ein jährlicher Vortheil von vierhundertfünfzig Thalern für Ihre Caſſe. Und Sie können dabei haben noch einen größeren Vortheil. Manche ſichere Hypothek zu fünf Procent wird angeboten zum Kauf mit großem Profit für den Käufer, welcher baar Geld bezahlen kann. Sie werden vielleicht vierzigtauſend Thaler zahlen, vielleicht noch weniger, und eine gute Hypothek erhalten, welche Ihnen bringt fünf Procent Zinſen von fünfundvierzigtauſend Thalern.“

Der Freiherr antwortete: „So war auch mein Gedanke, aber mit der Sicherheit ſolcher Hypotheken, welche auf dem Markt in den Händen von Euch Händlern ſind, ſieht es ſchlecht aus, und ich kann mich darauf nicht einlaſſen.“

Ehrenthal wälzte durch eine Handbewegung jeden Bruchtheil dieſes Vorwurfs, welcher ihn perſönlich hätte treffen können, von ſich ab und ſagte ärgerlich über den unſoliden Schacher mit ſolchen Inſtrumenten: „Ich mache nicht gern Geſchäfte mit Hypotheken: was ſo iſt auf dem Markt in den Händen der Händler, das iſt nichts für den Herrn Baron; Sie müſſen ſich wenden an einen zuverläſſigen Mann. Sie haben einen Rechtsanwalt, welcher gute Geſchäftskenntniß hat, vielleicht kann der Ihnen ſchaffen eine ſichere Hypothek.“

„Sie wiſſen alſo keine?“ frug der Freiherr prüfend und doch mit dem ſtillen Wunſche, daß Ehrenthal ihm die Mühe erleichtern möchte.

„Ich weiß keine,“ ſagte der Händler mit größter Entſchiedenheit. „Aber wenn Sie wünſchen, will ich mich erkundigen unter der Hand; es ſind immer welche zu haben. Auch Ihr Rechtsanwalt wird Ihnen ſagen, was er für ſicher hält. Solche Herren geben ſich nur keine Mühe bei den Verhandlungen vor dem Kauf, und Sie werden beim Rechtsanwalt voll einzahlen müſſen die ganze Summe für dieſelbe Hypothek, welche Sie durch einen Geſchäftsmann können erhalten mit einem Vortheil von einigen Tauſend.“

Da in der Seele des Freiherrn dieſer Vortheil bereits die größte Wichtigkeit erlangt hatte, ſo faßte er in der Stille ſeinen Entſchluß. Er wollte ſehr vorſichtig ſein, aber wo möglich lieber eine bereits vorhandene Hypothek kaufen, als durch ſeinen Rechtsfreund das Geld anlegen laſſen. Und dem Händler ſagte er: „Es eilt nicht, falls Sie etwas Paſſendes finden, benachrichtigen Sie mich.“

„Ich will mir Mühe geben,“ ſprach der Händler mit Zurückhaltung, „aber es wird am beſten ſein, wenn auch der Herr Baron bei dieſem Geſchäft Erkundigungen einziehen, denn ich mache ſonſt keine Geſchäfte mit Hypotheken.“

Wenn dieſe Aeußerung auch nicht wahrhaftig war, ſo erfüllte ſie doch ihren Zweck, denn die kühle Umſicht des Händlers ſteigerte das Zutrauen des Freiherrn zu ihm um ein Bedeutendes. Ehrenthal aber ſuchte eilig von dem Gute wegzukommen; er vernachläſſigte diesmal die feinwolligen Sprungböcke, überſah das runde Ausſehen der Sperlinge auf dem Dache und grollte ſeinem Kutſcher, weil dieſer zu langſam fuhr. „Wenn ich der Schnecke binde die Zügel an ihre Hörner, ſo wird ſie mich ſchneller fahren als Ihr,“ zankte er ärgerlich und rückte auf ſeinem Sitze hin und her.

Der Kutſcher peitſchte verdrießlich die Pferde und warf grob über die Schulter zurück: „Wenn Sie Ihren Pferden mehr Hafer geben, werden ſie mehr ſein wie die Schnecken. Zwei Metzen Hafer, und er verlangt Galopp auf ſteinigem Wege!“

Der Freiherr fuhr am nächſten Tage nach der Stadt und erſuchte ſeinen Rechtsfreund, die nöthigen Anſtalten zur Erwerbung einer Hypothek zu machen. Er verbarg ihm nicht, daß er dieſelbe gern mit einigem Vortheil erhalten würde.

Der verſtändige Juriſt rieth ihm dringend, auf ſolchen Vortheil zu verzichten, weil keine Ausſicht ſei, daß er eine ſichere Anlage um weniger als den Nennwerth bewirken werde. Grade dieſer Rath machte den Freiherrn nur noch mehr geneigt, ſich beim Erwerb der Hypothek ſeinem eigenen Urtheil zu überlaſſen.

Einige Tage darauf meldete ſich beim Baron ein ſtarker großer Mann mit röthlichem, glänzendem Geſicht, ein Herr Pinkus aus der Hauptſtadt. Der würdige Herbergsvater wurde in das Arbeitszimmer des Barons geführt und beeilte ſich, ſein Erſcheinen zu entſchuldigen. Er hatte gehört, daß der gnädige Herr Geld anzulegen wünſchte, und wußte eine ausgezeichnet ſichere, höchſt empfehlenswerthe Hypothek von vierzigtauſend Thalern auf eine große Herrſchaft in der benachbarten Provinz, Eigenthum des reichen Grafen Zaminsky, der im Ausland lebte. Die Güter, auf welchen die Hypothek haftete, hatten alle möglichen Vortheile; es waren drei, vier Güter, es war eine Waldfläche dabei von mehr als zweitauſend Morgen, und reiner Urwald war das nach den Schwüren des Berichterſtatters. Vier Dörfer waren zu Spann- und Handarbeit verpflichtet, hundert

Stellen in vier Dörfern hatten baares Geld an die Herrſchaft zu zahlen, kurz es war eine Beſitzung, welche dem größten Fürſten keine Schande gemacht hätte. Und dieſe Hypothek von vierzigtauſend Thalern ſtand mit ihrem Pfandrecht gleich hinter den erſten hunderttauſend Thalern. Hinter ihr waren noch fünf oder ſechs kleinere, aber immerhin anſehnliche Capitalien eingetragen. Die Hypothek war gegenwärtig im Beſitz des Grafen Zaminsky ſelbſt. Er hatte dieſelbe ſeinem Geſchäftsträger zum Verkaufe cedirt. Und dieſes vortreffliche Inſtrument war, wie Pinkus geheimnißvoll andeutete, möglicher Weiſe für neunzig Procent, alſo für ſechsunddreißig tauſend Thaler zu haben. Es war unbequem, daß die Herrſchaft in einer benachbarten Provinz lag, in welcher die Landwirthſchaft noch viele alterthümliche Eigenſchaften hatte. Aber die Grenze war höchſtens zwei Meilen entfernt, die nächſte Kreisſtadt war durch eine Chauſſee mit der Welt verbunden, kurz es gab nichts, was nicht bei unbefangener Betrachtung an der Hypothek einnehmend erſchienen wäre, und Pinkus würde ſich nie entſchloſſen haben, einen ſolchen Schatz irgend einem fremden Käufer zu gönnen, wenn dieſer nicht in ſo ausgezeichneter Weiſe alle Tugenden in ſeiner Perſon vereinigte, wie der Freiherr.

Der Gutsherr verhielt ſich gegenüber dieſen Anpreiſungen würdig, wie einem Mann von Erfahrung geziemte. Vor ſeinem Abgange zog Pinkus ein dickes Actenbündel, welches das Document ſelbſt vorſtellte, aus einer Ledertaſche hervor und legte daſſelbe vertrauensvoll vor dem Freiherrn auf den Tiſch, damit dieſer mit Muße die Richtigkeit aller Angaben prüfen könnte.

Am andern Morgen fuhr der Freiherr mit dem Document zu ſeinem Rechtsfreund, erſuchte ihn, daſſelbe durchzuſehen und die nöthigen Ermittelungen anzuſtellen. Er ſelbſt ſtieg die ſchwarze Treppe zur weißlackirten Pforte des Herrn Ehrenthal hinauf.

Ehrenthal war entzückt über das Glück, welches ihm widerfuhr, er warf ſeinen Schlafrock mit Blitzeseile ab und beſtand darauf, der Herr Baron möge ihm die unendliche Ehre erweiſen, bei ihm zu frühſtücken. Der Freiherr war human genug, das nicht ganz auszuſchlagen; er wurde in das diſtinguirte Putzzimmer des Hauſes geführt und ſah mit innerer Heiterkeit über die auffallenden Farben der bunten Vorhänge, den rothen Plüſch des Sophas, den unſaubern Fußboden und die zahlreichen ſchlechten Oelbilder an den Wänden, dicke Farbenmaſſen, welche wahrſcheinlich auf dem Trödel gekauft waren und ſchwärzlichen Baumſchlag aus irgend einem unreinlichen Welttheil darſtellten. Die ſchöne Roſalie trat nach einer Weile ſelbſt herein mit rabenſchwarzen Hängelocken, in rauſchendem Seidenkleid, machte eine tiefe Verbeugung und beſetzte den Frühſtückstiſch. Es war dem Freiherrn eine ſtille Unterhaltung, zu beobachten, wie die gezierte Haltung der Tochter mit dem kriechenden Weſen des Vaters contraſtirte, und der gute Herr freute ſich ſchon darauf, wie er auf den Abend beim Theetiſch der Baronin und ſeiner Lenore dies wunderliche Gemiſch von Luxus und Unbehülflichkeit ſchildern würde. So ſaß er auf dem Sopha und ſah mit freundlichem Lächeln auf den Händler. Herr Ehrenthal ſaß ihm gegenüber und freute ſich auch und ſein Mund lächelte verbindlich. Endlich ſagte der Freiherr, nachdem er der ſchönen Tochter des Hauſes einige artige Worte gegönnt hatte: „Kennen Sie einen Herrn Pinkus, lieber Ehrenthal?“

Die Tochter verſchwand bei dieſen geſchäftlichen Andeutungen, der Vater rückte ſich auf ſeinem Stuhle zurecht. „Ja, ich kenne ihn,“ ſagte er kühl, „er iſt ein kleiner Geſchäftsmann; ich glaube auch, daß er iſt ein ehrlicher Mann. Er iſt nicht von Bedeutung, er macht ſeine Geſchäfte nach Polen zu.“

„Haben Sie dieſem Herrn etwas von meinem Wunſche geſagt, eine Hypothek zu kaufen?“ frug der Freiherr weiter.

„Was ſollte ich es ihm ſagen?“ antwortete Ehrenthal; „iſt er geweſen bei Ihnen wegen einer Hypothek,“ fuhr er kopfſchüttelnd fort, „ſo hat er es erfahren von einem andern Geſchäftsmann, mit dem ich darüber geſprochen. Der Pinkus iſt ein kleiner Mann, was kann er bringen eine Hypothek für Sie?“ Hier deutete Herr Ehrenthal durch eine Handbewegung an, wie klein Pinkus ſei, und hob die Augen in die Höhe, gleichſam um die unermeßliche Höhe des Barons anzudeuten.

Der Baron erzählte ihm darauf, welche Hypothek der Unterhändler ihm angeboten habe, und frug nach den Gütern und Verhältniſſen des Grafen.

Herr Ehrenthal wußte nichts Näheres, beſann ſich aber, daß ein reſpectabler Geſchäftsmann aus jener Gegend in der Stadt ſei, und erbot ſich, dieſen Mann aufſuchen zu laſſen und in die Wohnung des Freiherrn zu ſenden.

Das nahm der Freiherr an und erhob ſich. Ehrenthal begleitete ihn die Treppe hinunter bis in den Hausflur und ſagte beim Abſchiede: „Seien Sie vorſichtig mit der Hypothek, Herr Baron, es iſt ſchönes Geld, und es giebt viele ſchlechte Hypotheken, aber es giebt auch gute Hypotheken, und es wird viel geſchwatzt von manchen Geſchäftsleuten zur Empfehlung ihrer Sachen. Und was den Löbel Pinkus betrifft, ſo iſt er nur ein kleiner Mann, er wird nicht viel haben vom Geſchäft, aber er iſt, ſo weit ich ihn kenne, ein ehrlicher Mann. Was Sie mir von der Hypothek ſagen, ſcheint gut, aber doch bitte ich unterthänig, Herr Baron, ſeien Sie vorſichtig.“

Da der Freiherr durch dieſe wortreiche Rede um nichts klüger geworden war, ſo ging er in ſeine Wohnung und erwartete mit Ungeduld die Ankunft des fremden Geſchäftsmanns. Dieſer ließ nicht lange auf ſich warten. Diesmal war es ein Herr Löwenberg, in ſeiner Erſcheinung ein Seitenſtück zu Ehrenthal und Pinkus. Nur war er etwas hagerer und trug als Mann aus der Provinz ein ſchweres ſpaniſches Rohr und in der Hand eine Mütze. Er gab ſich als einen Weinkaufmann zu erkennen und zeigte ſich über die betreffenden Güter und die Verhältniſſe des Grafen ſehr gut unterrichtet. Er erzählte, daß der gegenwärtige Beſitzer noch jung ſei und im Auslande lebe, daß der verſtorbene Vater deſſelben etwas bunt gewirthſchaftet habe, dagegen ſei jetzt beſſere Ordnung eingeführt, man erzähle Gutes von dem Erben, und wenn auch Capitalien auf den Gütern ſtänden, ſo habe die Familie doch ſo viele Mittel, daß an eine Gefährdung ihres Beſitzes gar nicht zu denken ſei. Die Güter ſeien noch nicht auf hoher Culturſtufe, jedenfalls ſei aber viel daraus [illegible] machen, und er hoffe, der junge Graf werde der Mann d[illegible]n. Alles, was er ſagte, war nicht übertrieben, es klang recht nüchtern und verſtändig. Das Ganze war entſchieden günſtig, und als der Fremde den Baron verließ, war dieſer faſt entſchloſſen, das Geſchäft zu machen. Um nichts zu verſäumen, ging er noch zu einem ſeiner Bekannten und zog Erkundigungen ein. Was er erfuhr, war nicht viel, aber auch nicht ungünſtig. Die Hauptſache war, daß die Familie eine ſehr alte und in ihrer Provinz angeſehene Familie war, und daß der verſtorbene Graf Zaminsky wild gewirthſchaftet hatte. Bevor er nach Hauſe fuhr, erhielt er einen Gegenbeſuch des Herrn Ehrenthal, welcher ihn benachrichtigte, daß die Wolle der Schafe auf dieſen Gütern allerdings nicht fein ſei, und dagegen vom Freiherrn erfuhr, daß er vor Allem noch das Gutachten ſeines Rechtsfreundes abwarten wolle, bevor er ſich entſchließe.

Das kleine Comtoir Ehrenthals lag im Wohnhaus zu ebener Erde und hatte ſeinen einzigen Eingang von dem Hausflur. Es war gegen Abend, als Herr Ehrenthal in das Comtoir trat, wo Itzig gelangweilt vor einem Buch weißen Briefpapiers ſaß und die Ankunft ſeines Meiſters erwartete. Ehrenthal war in großer Aufregung, er legte ſeinen Stock auf den Tiſch, vergaß aber ſeinen Hut abzunehmen und ſchritt unruhig in dem Raume auf und ab.

Itzig dachte: „Was thut der Mann? Was hat er, daß er ſo in Sorgen iſt?“ Da trat Ehrenthal vor Itzig und ſagte mit Eifer: „Itzig, heut werden Sie zeigen, ob Sie verdienen, daß Sie Brod bei mir haben und den Mittagstiſch, den ich Ihnen gebe wegen Ihrer Bildung.“

„Was ſoll ich thun?“ ſprach [illegible] und erhob ſich von ſeinem Sitz.

„Erſt werden Sie mir rufen den Löbel Pinkus, dann werden Sie mir beſtellen eine Flaſche Wein und zwei Gläſer, und dann gehen Sie fort, ich brauche Sie heut nicht mehr. Sie ſollen mir aber gehen und herausbringen, an wen der Juſtizrath Horn, welcher wohnt am Markte, heut geſchrieben hat nach Rosmin, außerhalb der Provinz, und wenn er heut nicht geſchrieben hat, an wen er morgen ſchreibt. Ich werde Ihnen geben fünf Thalerſtücke, damit Sie das können erfahren. Wenn Sie mir heut Abend noch Antwort bringen, ſo ſollen Sie außerdem haben einen Ducaten.“

Veitel erglühte innerlich, entgegnete aber mit dem Schein von Kälte: „Ich kenne keinen von den Schreibern des Juſtizraths und brauche Zeit, bis ich machen kann ihre Bekanntſchaft. Morgen Abend ſollen Sie Antwort haben, Sie können mir aufheben den Ducaten auf morgen.“

„Wenn Sie Beſcheid bringen, kommen Sie zu jeder Zeit, und wenn es wäre nach Mitternacht,“ rief ihm Ehrenthal nach.

Itzig ſprang die Treppe hinauf, beſtellte in der Küche eine Flaſche Wein und lief dann als Spürhund auf die Straßen.

Unterdeß ſchritt Herr Ehrenthal, den Hut auf dem Kopfe, die Hände auf dem Rücken, immer noch auf dem Comtoir auf und ab, und nickte dabei mit dem Haupt wie eine Pagode. So ſah er in dem Halbdunkel des Zimmers aus wie ein dickes ſchwarzes Geſpenſt, das ſeinen abgeſchlagenen Kopf nicht feſt auf den Schultern halten kann.

Veitel führte auf ſeinem Gange lebhafte Unterhaltung mit ſich ſelbſt. „Was iſt los?“ frug er, „es muß ein großes Geſchäft ſein und ſoll mir bleiben ein Geheimniß. Ich ſoll den Pinkus holen. Der Pinkus iſt geweſen vor einigen Tagen beim Ehrenthal, und den Tag darauf iſt er gefahren aufs Land zum Baron Rothſattel. Das Geſchäft iſt alſo über den Baron. Und der Ehrenthal will Einem vorſetzen ein Glas Wein, der Pinkus bekommt keinen Wein, es muß ſein ein Anderer, es wird nicht ſein der Baron ſelbſt, denn den Edelmann führt er nicht aufs Comtoir, der muß oben hinauf zum rothen Plüſch. — Wenn der Pinkus zu thun hat bei dem Geſchäft mit dem Baron, ſo kann er nur haben geſtellt das Sprenkel für den Rothſchwanz, und der jetzt Abends kommt, den ich nicht ſehen ſoll, der muß ſein der Treiber. — und der Ehrenthal ſelber? Als er heut herunter ging mit dem Baron, habe ich gehört, wie er ſagte: „Seien Sie vorſichtig!" Folglich iſt der Alte der Scheucher. Wenn der Ehrenthal ſcheucht, ſo muß es ſein ein großes und ein delicates Geſchäft." Bei dieſem Punkte ſeines Monologs war Veitel vor der Herberge angekommen, er beſtellte ſeinen Wirth, der eilig aus dem Laden in ſeine Stube lief, ſich einen beſſeren Rock anzuziehen, und ging dann im Selbſtgeſpräch weiter. „Wenn der Schreiber, der die Briefe aus dem Geſchäft des Juſtizraths trägt, um ſieben Uhr zur Poſt geht, und ich die Adreſſe von den Briefen leſen könnte, ſo würde ich mir erſparen die fünf Thaler," überlegte er weiter. „Es geht nicht," ſetzte er bekümmert hinzu, „er giebt die Briefe in einem Haufen in das Poſtloch hinein, der Poſtmann iſt zu ſchnell, ich werde nicht leſen können die verkehrten Adreſſen. — Vielleicht kann ich's doch möglich machen; der die Briefe auf die Poſt trägt, iſt in der Regel ein junger Menſch; vielleicht kann ich über ihn kommen. Und geht's nicht ſo, ſo geht's anders, ich kenne einen Schreiber von einem Juſtizmann, welcher ſchon manchen Groſchen von mir verdient hat. Die Schreiber kennen einander alle. Wenn ich ihm zwei Thaler gebe, beſorgt er mir das Verzeichniß der Briefe von ſeinem Collegen, drei Thaler will ich ſparen.“

Nachdem Veitel dieſen Entſchluß gefaßt hatte, ging er in das Haus des Rechtsanwalts und ſtellte ſich, wie Jemand erwartend, ſo auf, daß er das Amtslocal im Auge hatte; es war kurz vor dem Schluß der Sprechſtunde; mehrere Menſchen, welche den vielbeſuchten Notar conſultirt hatten, kamen die Treppe herab. Endlich polterte ein eiliger Schritt, ein junger Mann ſtürzte mit einem Packet Briefe zum Hauſe hinaus. Veitel ſetzte ihm in langen Schritten nach, machte an der nächſten Ecke eine Schwenkung und ſtand vor dem Schreiber. Er berührte ſeinen Hut: „Sie ſind aus dem Geſchäft des Juſtizrath Horn?“ — „Ja,“ ſagte der Schreiber eilig und wollte weiter gehen.

„Ich bin aus der Provinz und warte ſeit drei Tagen auf einen dringenden Brief vom Herrn Juſtizrath, ich bin heut gekommen, um ihn zu ſprechen, vielleicht haben Sie ſelbſt einen Brief an mich aufzugeben auf der Poſt.“

Mißtrauiſch ſah der Schreiber ihn an und frug: „Wie heißen Sie?“ Veitel griff in die Taſche, holte ſchnell ein Achtgroſchenſtück hervor und ſagte: „Ich will nichts Unrechtes von Ihnen, junger Mann, ich will nur, daß Sie die Gefälligkeit haben und mich laſſen nachſehen, ob ein Brief für mich da iſt.“

„Ich kann Ihr Geld nicht nehmen,“ erwiederte der Schreiber kurz, im Begriff weiter zu gehen. „Wie heißen Sie denn?“

„Bernha.. Magdeburg aus Oſtrau,“ ſagte Veitel ſchnell, „es kann aber der Brief auch ſein an meinen Onkel.“

„Es iſt kein Brief für Sie darunter,“ antwortete der Schreiber, flüchtig die Adreſſen auseinanderhaltend.

Veitels Augen ſtarrten auf die Briefe, als wollten ſie das Papier durchbrennen, es war ihm aber nicht möglich, mit den Augen der Handbewegung des Schreibers zu folgen. Er faßte daher mit ſchnellem Griff das Bündel Briefe, und während der erzürnte Schreiber ihn von der andern Seite packte und rief: „Was fällt Ihnen ein, Herr, wie können Sie ſich unterſtehen!“ las er mit fliegender Eile die Aufſchriften, gab die Briefe in einer verzweifelten Ruhe zurück und ſagte, an den Hut greifend: „Ich danke Ihnen, es iſt nichts für mich darunter.“ Der empörte Schreiber wollte ihn halten: „Herr, wie können Sie dieſe Unverſchämtheit haben!“ —

„Verſäumen Sie nicht die Poſt,“ ſagte Veitel gutmüthig, „ich gehe jetzt ſelbſt zum Herrn Juſtizrath.“ Damit drehte er ſich ſchnell auf das Haus zu und entkam dem Schreiber, welcher einen Augenblick ganz erſtarrt über die Frechheit daſtand und endlich nach der Poſt ſtürzte, die verſäumte Zeit nachzuholen.

Veitel hatte nur wenig Adreſſen in ſeinem Gedächtniß behalten trotz ſeiner ſchnellen Beobachtungsgabe. „Vielleicht iſt damit der Ducaten verdient,“ ſagte er; „wo nicht, ſo ſchadet's auch nichts.“ Er ſchlich langſam an den Häuſern auf Umwegen nach dem Comtoir zurück, ſtellte ſich an die Thür und horchte. Der würdige Pinkus ſprach, aber es wurde leiſe geredet, und Veitel konnte nur wenig verſtehen. Endlich wurden die Stimmen lauter und es klang wie Zank zwiſchen den beiden Herren.

„Wie können Sie fordern eine ſo große Summe für den einen Weg?“ rief Ehrenthal zornig; „ich habe mich in Ihnen getäuſcht, wenn ich Sie habe gehalten für einen zuverläſſigen Mann.“

„Ich will zuverläſſig ſein,“ klang die Stimme des Pinkus dazwiſchen, „aber ich muß vierhundert Thaler haben, oder es wird nichts aus dem Geſchäft.“

„Wie können Sie ſagen, daß nichts aus dem Geſchäft wird? Was wiſſen Sie von dem ganzen Geſchäft? Wer ſind Sie, daß Sie etwas davon wiſſen können?“

„Ich weiß ſo viel, daß ich mir kann die vierhundert Thaler geben laſſen von dem Baron, wenn ich zu ihm gehe und ihm ſage, was ich weiß,“ ſchrie Pinkus mit lauter Stimme.

„Sie ſind ein ſchlechter Menſch,“ rief Ehrenthal im Zorn. „Sie ſind ein Spion! Sie ſind mir verächtlich wie eine Maus, welche piept in ihrem Loch. Wiſſen Sie, wen Sie ſo behandeln? Mich behandeln Sie ſo,“ fuhr er immer zorniger fort. „Ich kann Ihnen nehmen Ihren Credit und werde Sie bekannt machen als ein ſchlechtes Subject bei allen Geſchäftsleuten.“

„Und ich will Sie bekannt machen dem Baron, was Sie ſind für ein ſchlechter Mann,“ rief ſeinerſeits Pinkus erzürnt.

Bei dieſen Worten öffnete ſich die Thür, Veitel tauchte mit einem Sprung in den Schatten der Treppe.

„Ich will Ihnen Zeit laſſen zur Ueberlegung bis morgen früh,“ ſchrie der abgehende Pinkus ins Comtoir zurück und rannte hinaus.

Veitel trat mit der größten Unbefangenheit in das Comtoir und wurde von ſeinem Patron, der in dem kleinen Raume auf und ab ſtürmte, wie ein wildes Thier im Käfig, gar nicht geſehen. „Gerechter Gott, daß dieſer Löbel ſein kann ein ſolcher Verräther! Er wird Alles ausſchwatzen auf dem Markte, er wird mich ruiniren," jammerte Herr Ehrenthal und ſchlug die Hände zuſammen.

„Wozu ſoll er Sie ruiniren?" frug Veitel und warf ſeinen Hut auf das Pult.

„Was wollen Sie hier? Was haben Sie gehört?" ſchrie ihn Ehrenthal zornig an.

„Alles habe ich gehört," ſagte Veitel kaltblütig. „Sie haben ja Beide geſchrieen, daß man es hören mußte in dem Hausflur. Warum haben Sie mir ein Geheimniß gemacht aus dem Geſchäft? Wenn Sie mir geſagt hätten, was Sie vorhaben, ich hätte Ihnen den Löbel billiger verſchafft."

Herr Ehrenthal ſah ſtarr auf den kecken Burſchen und konnte nichts hervorbringen, als die Worte: „Was iſt das?"

„Ich kenne den Pinkus," fuhr Veitel fort, entſchloſſen, ſich zum Mitſpieler in dem Stück zu machen, welches jetzt aufgeführt wurde. „Wenn Sie ihm geben hundert Thaler, ſo wird er Ihnen als treuer Mann verkaufen eine gute Hypothek an den Baron."

„Was wiſſen Sie von der Hypothek?" fuhr Herr Ehrenthal beſtürzt heraus.

„Ich weiß genug, um Ihnen dabei zu helfen, wenn ich helfen will," antwortete Veitel. „Und ich will Ihnen helfen, wenn Sie haben Vertrauen zu mir."

Herr Ehrenthal ſtarrte immer noch verwundert in das

Geſicht ſeines Buchhalters, es dämmerte ihm die Anſicht, daß ſein Gehülfe mehr kaltes Blut und Entſchloſſenheit haben könnte, als er ſelbſt. Endlich rief er zwiſchen Freude und Sorge: „Sie ſind ein braver Menſch, Veitel, ſchaffen Sie mir den Pinkus zurück, er ſoll haben die hundert Thaler."

„Ich habe auch geleſen die Aufſchrift von den Briefen, welche der Juſtizrath zur Poſt gegeben hat. Es iſt ein Brief darunter an den Juſtizcommiſſarius Walther."

„Ich hab's gedacht," rief Herr Ehrenthal erfreut; „es iſt gut, Itzig, ſchaffen Sie mir den Löbel!"

„Dem Schreiber des Juſtizraths habe ich zu zahlen fünf Thaler und ich ſoll bekommen einen Ducaten, macht acht Thaler 5½," fuhr Veitel fort, ohne ſich von der Stelle zu rühren.

„Es iſt ſchon gut," beſchied ihn Ehrenthal durch eine nachläſſige Handbewegung: „Sie ſollen haben das Geld, aber vor Allem muß ich haben den Pinkus."

Veitel eilte hinüber in die Herberge und ſuchte nach dem entflohenen Geſchäftsmann. Dieſer hatte ſich in ſeine Stube zurückgezogen, in welcher auch er aufgeregt auf und ab lief und alle Anzüglichkeiten, die ihm Ehrenthal vorgeworfen hatte, mit Ingrimm verarbeitete.

Veitel öffnete die Thür und ſagte mit Energie: „Pinkus, ich komme vom Ehrenthal, ich will, daß Sie nehmen hundert Thaler und helfen meinem Rebb; ich will, daß Sie nicht als ſchlechter Menſch an ihm handeln. Wenn Sie etwas von ihm wiſſen, was ihm ſchaden kann bei dem Baron, ſo weiß ich etwas von Ihnen, was Ihnen ſchaden wird bei der Polizei."

Der Pinkus ſtand ſtill und unterdrückte einen Fluch, den er gegen Veitel auf ſeinen Lippen hatte. „Ich bin ein ehrlicher Mann," rief er trotzig, „und brauche mich vor der Polizei nicht zu fürchten."

„Sie wird fragen, was Sie für ein Waarenlager halten in dem Hauſe daneben, und von welchen Leuten Sie gekauft haben Ihre Waaren. Ich will Sie aber nicht zu Schaden bringen; Ehrenthal ſoll Ihnen geben hundert Thaler, und Sie werden mir geben von jetzt ab in Ihrem Hauſe eine Stube und ein Bett gegen billige Miethe, und werden mich nicht mehr behandeln als Bocher, ſondern als Geſchäftsmann, welcher ſo gut iſt wie Sie."

Pinkus war überraſcht, beſiegt, gefangen; er ſprudelte noch eine Weile auf, focht mit Händen und Füßen gegen eine feindliche Luft, welche ihm keinen Widerſtand leiſtete; er beſchwor häufig ſeine Ehrlichkeit und miſchte ſtarke Klagen gegen Ehrenthal hinein, bis die Wellen ſeiner ſittlichen Entrüſtung allmälig kleiner und kürzer wurden, und zuletzt in ſeiner Seele ein anmuthiges Wellengekräuſel entſtand, als Zeichen, daß ſie brauchbar geworden für alle guten Werke des Friedens.

Veitel hatte, an den Ofen gelehnt, dieſe Umwandlung ruhig abgewartet und führte jetzt den Verſöhnten im Triumph zu Ehrenthal zurück. Hier maßen die beiden würdigen Männer einander zuerſt mit feindſeligen Blicken, dann ſchüttelten ſie einander die Hände und verſicherten ſich gegenſeitig ihrer Hochachtung, während Veitel wieder als Genius des Friedens daneben ſtand und Beide mit einem Gefühl betrachtete, welches der entſchiedenſte Gegenſatz von Hochachtung war. Pinkus ſteckte ein Caſſenbillet von hundert Thalern ein und empfahl ſich, da ſeine Hülfe bei der großen Operation nicht mehr nöthig ſchien, und Veitel öffnete kurz darauf die Thür für Herrn Löwenberg, den Geſchäftsmann aus der Provinz, und lächelte innerlich, als Ehrenthal faſt bittend ſagte: „Lieber Itzig, Sie können jetzt gehen.“ Er ging diesmal, ohne am Schlüſſelloch zu horchen, zufrieden nach Hauſe und bezog noch denſelben Abend ein kleines Zimmer im erſten Stock des Pinkus, trank das Glas Liqueur und aß das Bratenſtück, welches Frau Pinkus ihm vorſetzte.

Unterdeß ſagte Herr Ehrenthal zu Löwenberg, als Beide bei einem Glas Wein gemüthlich einander gegenüber ſaßen: „Ich habe erfahren, daß der Juſtizrath Horn ſich Auskunft holt über die Hypothek bei dem Juſtizcommiſſarius Walther in Ihrem Orte. Iſt etwas zu machen mit dieſem Mann?“

„Es iſt nichts zu machen mit Geld,“ erwiederte der Mann aus der Provinz nachdenklich, „aber es wird etwas zu machen ſein auf andere Weiſe. Er weiß nicht, daß ich ſelbſt von dem Bevollmächtigten des Grafen den Auftrag habe, zu verkaufen dieſe Hypothek. Ich werde hingehen zu ihm in meinen Geſchäften und werde mir einen Vorwand nehmen, ihm zu loben das Gut und die Verhältniſſe des Grafen; vielleicht ſage ich ihm ſogar, daß ich Luſt habe, zu kaufen dieſe Hypothek.“

Kopfſchüttelnd ſagte Ehrenthal: „Wenn er kennt den Grafen und ſein Gut, ſo wird Ihr Lob noch nicht helfen, daß er einen günſtigen Brief hierher ſchreibt.“

„Es hilft doch, dieſe Juſtizcommiſſarien müſſen bei uns Erkundigungen einziehen über die Verhältniſſe; ſie können ſelbſt nicht ſo gut wiſſen wie wir, wie es ſteht mit dem Kauf und Verkauf der Wolle und des Getreides. Wir müſſen thun, was wir können und ich glaube, es wird helfen für das Geſchäft."

Ehrenthal ſtützte ſchwermüthig den Kopf auf die Hand und ſagte mit einem Seufzer: „Sie können glauben, Löwenberg, es macht mir ſchwere Sorge."

„Es wird auch ſein ein ſchöner Vortheil," tröſtete der Andere. „Neunzig Procent zahlt der Käufer, den Sie haben, und dem Grafen werden geſchickt nach Paris ſiebenzig Procent; von den zwanzig Procent Differenz zahlen Sie fünf an den Bevollmächtigten des Grafen, und fünf an mich für meine Bemühung, und zehn Procent bleiben Ihnen. Viertauſend Thaler ſind ein ſchöner Gewinn bei einem Geſchäft, zu dem man braucht kein Capital."

„Aber es macht Sorge," ſprach Herr Ehrenthal gebeugt; „glauben Sie mir, Löwenberg, ich bin ſo aufgeregt von dem Nachdenken, ich habe keine Nacht, wo ich ſchlafen kann, wenn ich liege in meinem Bett. Und wenn meine Frau mich frägt: Schläfſt du, Ehrenthal? ſo muß ich ihr immer ſagen: Ich kann nicht ſchlafen, Sidonie, ich muß denken an die Geſchäfte."

Eine halbe Stunde darauf fuhr eine Extrapoſt zum Thore hinaus. Am nächſten Morgen erhielt der Juſtizcommiſſarius Walther einen Geſchäftsbeſuch des Herrn Löwenberg und wurde durch die kühle und überzeugende Weiſe dieſes Herrn allerdings zu der Anſicht gebracht, daß die Verhältniſſe des Grafen Zaminsky doch nicht ſo zerrüttet waren, als man in der Umgegend erzählte.

Acht Tage darauf empfing der Freiherr von Rothſattel einen Brief ſeines Rechtsfreundes und darin die Copie eines Schreibens vom Juſtizcommiſſarius Walther. Das Gutachten beider Rechtsverſtändigen ſtellte den Kauf der Hypothek als ein Geſchäft dar, von dem wenigſtens nicht unbedingt abzurathen war. Und als den Tag darauf Ehrenthal auf dem Gut ſeinen Beſuch machte, hatte der Freiherr ſeinen Entſchluß gefaßt, die Hypothek zu nehmen. Was ihn lockte, fortwährend, unwiderſtehlich, das war der ſchnelle Gewinn von einigen tauſend Thalern. Es war ein Segen der Praxis, die er in dem früheren Geſchäft mit Ehrenthal erworben hatte. Er wollte die Hypothek gut finden, und hätte ſie vielleicht genommen, auch wenn ſein Rechtsfreund ihm entſchieden abgerathen hätte.

Ehrenthal erbot ſich mit großer Uneigennützigkeit, da er doch eine Geſchäftsreiſe in jene Gegend vorhabe, Vollmacht von dem Freiherrn anzunehmen und für ihn den Kauf mit dem Bevollmächtigten abzuſchließen. Der Freiherr war gern damit zufrieden, denn ſein Zartgefühl ſträubte ſich dagegen, daß er in eigener Perſon eine Zahlung machen ſollte, deren Betrag geringer war, als die Summe, welche er durch das Hypothekeninſtrument dafür kaufte.

Acht Tage ſpäter war er im Beſitz einer Hypothek von vierzigtauſend Thalern, für welche er nur ſechsunddreißigtauſend Thaler gezahlt hatte, und Ehrenthal und ſeine Freunde hatten obendrein ein ſchönes Geſchäft gemacht, das beſte von Allen Itzig, denn er hatte ein Uebergewicht über ſeinen Meiſter erhalten und war Rathgeber und Vertrauter geworden bei den geheimnißvollſten Unternehmungen. Alle Parteien waren zufrieden. Der Freiherr holte ſeine reich ausgelegte Caſſette hervor und legte an die Stelle der ſchönen weißen Pergamente das dicke, gelbliche, durch viele Hände abgegriffene Actenbündel, welches von jetzt ab ſein Vermögen vorſtellte. Er ſah nicht mehr mit der frohen Aufmerkſamkeit hinein, welche er früher den Pfandbriefen gegönnt hatte, er warf den Deckel des Käſtchens ſchnell zu und ſchob es in den Secretair, ganz wie ein alter ermüdeter Geſchäftsmann, wie Einer, der froh iſt, eine Arbeit hinter ſich zu haben. Er eilte in die Zimmer der Damen und beſchrieb dort mit Laune die Glückwünſche und Bücklinge Ehrenthals.

„Ich mag ihn nicht leiden,“ ſagte Lenore, „er ſieht aus wie ein kleiner fauchender Hamſter.“

„Diesmal wenigſtens hat er ſich in ſeiner Weiſe uneigennützig gezeigt,“ antwortete der Vater. „Es iſt wahr, alle dieſe Geſchäftsleute haben etwas Karrikirtes, und es iſt bei aller Gutmüthigkeit für unſer Einen nicht immer möglich, bei ihren Bücklingen das Lachen zu unterdrücken.“

An demſelben Abende ging Herr Ehrenthal bei ſeiner Frau Sidonie im langen Schlafrocke ſehr vergnügt auf und ab, er verſuchte ein kleines Lied zu ſingen, klopfte ſeine Tochter Roſalie auf den weißen Nacken und warf ſeiner Frau von Zeit zu Zeit einen ſchlauen und zärtlichen Blick zu, ſo daß ihn Madame Ehrenthal endlich frug: „Du haſt abgemacht dein Geſchäft mit dem Baron?“

„Ja,“ rief Ehrenthal luſtig.

„Er iſt ein ſchöner Mann, der Baron,“ bemerkte die Tochter.

„Er iſt ein guter Mann,“ ſagte Ehrenthal, „aber er hat ſeine Schwächen. Er iſt einer von den Menſchen, welche verlangen tiefe Bücklinge und unterthänige Reden und welche Geld bezahlen, damit Andere für ſie denken. Er würde lieber verlieren Eins vom Hundert, wenn man nur zu ihm ſpricht mit gebogenem Rücken, den Hut in der Hand. Es ſind auch ſolche Leute nöthig in der Welt, was ſollte ſonſt werden aus unſerm Geſchäft? —“

Und an demſelben Abend ſaß auch Veitel in ſeiner Stube, und der Advocat neben ihm, und Veitel berichtete in der Kunſtſprache über das abgeſchloſſene Geſchäft und ſagte: „So iſt der Rothſchwanz gefangen in dem Sprenkel, und der Ehrenthal hat dabei gewonnen viertauſend Thaler.“

Hippus hatte ſeine Brille abgenommen und ſah in dem viereckigen Holzkaſten, welchen Frau Pinkus ein Sopha nannte, gerade aus wie ein weiſer ältlicher Affe, der den Weltlauf verachtet und ſeinen Wärter in die Beine beißt. Er hörte mit kritiſchem Ernſt auf den Bericht ſeines Schülers, ſchüttelte hin und wieder den Kopf, oder lächelte, wenn etwas nach ſeinem Geſchmack war.

Als Veitel ſeinen Bericht mit den Worten ſchloß: „Der Ehrenthal hat keine Courage, er verliert den Kopf bei großen Geſchäften,“ da rief Herr Hippus verächtlich: „Der Ehrenthal iſt ein Gimpel. Er ſetzt nichts Großes durch, er iſt ein kleinlicher Mann. Es iſt ihm immer ſo gegangen; wo es darauf ankam, hat er gezaudert und iſt ſtecken geblieben. Wenn er den Edelmann durch Trinkgelder kirren will, die er ihm zukommen läßt, ſo wird ihn der Freiherr zuletzt die Treppe hinunter werfen.“

„Was ſoll er aber mit ihm thun?“ frug Veitel.

„Sorgen muß er ihm machen,“ ſprach Hippus im Eifer aufſtehend, „Sorgen durch Arbeit. Große Arbeit, immerwährende Unruhe, tägliche Sorgen, die nicht aufhören, das iſt das Einzige, was der Freiherr nicht aushalten kann. Dieſe Leute ſind gewöhnt, wenig Arbeit zu haben und viel Vergnügen. Alles wird ihnen zu leicht gemacht im Leben von Klein auf. Es giebt Wenige, die den Kopf nicht verlieren, wenn eine große Sorge das ganze Jahr in ihrem Schädel herum bohrt. Das ruinirt ſie. Iſt ſo Einer höchſtens zwei Mal im Tage durch ſeine Wirthſchaft gelaufen, ſo denkt er, er hat gearbeitet, während der Amtmann das Beſte thut und manchmal noch die Dummheiten des Herrn ausbeſſern muß. — Will der Ehrenthal den Baron unter ſich bringen, ſo muß er ihn in große Geſchäfte verwickeln, er muß ſelbſt etwas wagen, und dazu hat er keine Entſchloſſenheit und keinen Verſtand, er iſt nur ein Gimpel, der ſein gelerntes Stückchen pfeift und hinterher mit dickem Kopfe daſitzt."

So lehrte der Advocat, und Veitel verſtand die klugen Worte und ſah mit einer Miſchung von Achtung und Scheu auf den kleinen häßlichen Teufel, welcher heftig vor ihm geſticulirte. Endlich ergriff Herr Hippus die Branntweinflaſche, ſtampfte ſie auf den Tiſch und rief: „Heut noch eine Füllung extra, aber wenigſtens Kümmel! Was ich dir jetzt geſagt habe, du junger Galgenvogel, iſt mehr als eine Flaſche Doppelten werth."

### 5.

„Ich bin heut achtzehn Jahr,“ ſagte Karl zu ſeinem Vater, der an einem Sonntag zufrieden in ſeiner Stube ſaß und nicht müde wurde, den ſtattlichen Jüngling anzuſehen.

„Das iſt richtig,“ erwiederte der Vater, „achtzehn Lichter ſtehen auf dem Kuchen.“

„Alſo, Vater,“ fuhr Karl fort, „es iſt Zeit, daß ich etwas werde.“

„Du?“ frug der Vater verwundert, „was willſt du denn noch anders werden, als du biſt? Ein Knirps biſt du und wirſt in deinem Leben nichts Anderes.“

„Sei jetzt einmal ſtill mit deinem ewigen Knirps,“ entgegnete Karl. „Ich will Auflader werden.“

„Ei ſo hört doch,“ rief der Alte, „alſo Auflader! warum nicht lieber gar Bürgermeiſter, oder König oder ſo etwas?“

„Ich habe Kräfte genug,“ fuhr Karl entſchloſſen fort. „Ich will mir etwas verdienen. Ich will ein ordentlicher Mann werden. Herr Wohlfart iſt jetzt ſchon ſeit einem Jahre frei geworden und ich bin noch immer ein Junge.“

„Du willſt etwas verdienen?“ wiederholte der Alte und ſah mit immer größerem Erſtaunen auf ſeinen Sohn. „Verdiene ich nicht genug und mehr, als wir brauchen? Wozu willſt du als Geizhals an uns handeln?“

„Ich kann doch nicht immer an deiner Lederſchürze hangen," ſagt Karl, „und wenn du tauſend Thaler verdienteſt, würde ich dadurch ein ordentlicher Menſch? Und wenn ich dich einmal verlieren ſollte, was ſoll dann aus mir werden?"

„Du wirſt mich verlieren, Junge," ſagte der Rieſe mit dem Kopf nickend, „das verſteht ſich, in einigen Jahren," ſetzte er hinzu, „nachher kannſt du werden, was du willſt, nur nicht Auflader."

„Aber warum ſoll ich nicht werden, was du biſt? Sei doch nicht ſo hartnäckig."

„Das verſtehſt du nicht. Komm mir nicht mit deinem Ehrgeiz, ehrgeizige Leute kann ich nicht vertragen."

„Und wenn ich nicht Auflader werden ſoll," rief Karl wieder, „ſo muß ich doch etwas Anderes lernen, ſieh das doch ein, Vater."

„Du willſt nichts gelernt haben?" rief der Alte bekümmert. „Ach, du armes Kind, was haben ſie dir nicht Alles in deinen kleinen Kopf hineingetrieben! Da war die Klippſchule, zwei Klaſſen, und die Stadtſchule, vier Klaſſen, und die Gewerbeſchule, zwei Klaſſen, acht Klaſſen haſt du gelernt und kennſt alle Waaren ſo gut wie ein Commis, iſt das nichts? Du biſt ein nimmerſatter Junge!"

„Ja, ich muß doch aber etwas Beſtimmtes wiſſen für einen Beruf," verſetzte Karl, „Schuſter, Schneider, Kaufmann oder Mechanikus."

„Darum mache dir keine Sorge," ſagte der Vater mit Ueberlegenheit, „dafür habe ich bei deiner Erziehung geſorgt, du biſt praktiſch — und ehrlich," fügte er hinzu.

„Das denke ich," ſagte Karl, „aber kann ich ein

Paar Stiefeln machen? kann ich einen Rock zuſchneiden?"

„Du kannſt's," erwiederte der Alte ruhig, „verſuch's, und du wirſt's können."

„Na, warte, du Brummbär, morgen kaufe ich Leder und nähe dir ein Paar Stiefeln, du ſollſt fühlen, wie ſie drücken."

„Weißt du was," entgegnete der Vater, „ich werde dieſe Stiefeln nicht anziehen, ich werde vielleicht auch die zweiten nicht anziehen, ich werde warten, bis du das dritte Paar gemacht haſt, die werden nicht drücken."

„Mit dir wird man nicht fertig," ſagte Karl ärgerlich, „ich weiß ſchon, wo ich mir Rath erhole. So kann's mit mir nicht bleiben; ich werde dir Jemand auf den Hals ſchicken, der dir daſſelbe ſagen ſoll."

„Sei nur nicht ehrgeizig, Karl," ſagte der Alte kopfſchüttelnd, „und verdirb mir den heutigen Tag nicht. Jetzt gieb mir die Bierkanne her und ſei ein guter Junge."

Karl ſetzte die große Kanne vor den Vater, nahm bald darauf ſeine Mütze und verließ das Zimmer. Der Vater blieb bei ſeinem Bier ſitzen, aber ſein Behagen war geſtört, er ſah immer wieder nach der Thür, zu welcher Karl hinausgegangen war, er ſah ſich in der Stube um, die ohne das fröhliche Geſicht ſeines Sohnes ſo einſam war. Endlich ging er in die Kammer nebenan, ſetzte ſich dröhnend auf dem Bette nieder und zog unter der Bettſtelle einen ſchweren eiſernen Kaſten hervor. Er öffnete ihn mit einem Schlüſſel, den er aus der Weſtentaſche zog, nahm einen Beutel Geld nach dem andern heraus und ſtellte eine Kopfrechnung an, dann ſchob er den Kaſten wieder unter das Bett und ſetzte ſich beruhigt zu dem Haustrunk.

Unterdeß ging Karl in ſeinem Sonntagsſtaat mit eiligen Schritten in die Stadt und trat in Antons Zimmer. „Guten Morgen, Karl,“ rief ihm Anton entgegen, „was bringſt du?“

Karl begann feierlich: „Ich komme, Sie um Rath zu fragen, was aus mir werden ſoll. Mit meinem Vater iſt darüber nicht zu reden. Ich will Auflader werden, und der Alte will's nicht leiden; ich will etwas Anderes werden, und er vertröſtet mich auf die Zeit, wo er nicht mehr leben wird. Ein ſchöner Troſt! Er iſt gerade wieder ein rechter Goliath. Ich bin heut achtzehn Jahr, und das Ding muß mit mir anders werden, ich greife hier im Hauſe überall mit an, aber das iſt nirgends etwas Ordentliches.“

„Du haſt Recht,“ ſagte Anton verſtändig. „Vor Allem aber gratulire ich dir zu deinem Geburtstage, und warte, hier iſt ein Buch für dich, das nimm zum Angebinde, ich werde dir meinen Namen hineinſchreiben.“

„Seinem getreuen Karl, Anton Wohlfart,“ las der erfreute Karl. „Ich danke Ihnen, Herr Wohlfart, ich habe ſchon fünfundſechzig Bücher. Jetzt wird die zweite Reihe voll.“

„Und ſo ſetze dich her zu mir und laß uns Rath halten. Vor Allem ſage, was kann ich dir helfen? Iſt's nicht beſſer, wenn du mit Herrn Schröter ſelbſt ſprichſt? Er iſt ja dein Pathe.“

„Das wird mir zu groß,“ entgegnete Karl ernſthaft, „der Vater könnte denken, ich wollte ihn verklagen. Bei Ihnen iſt das freundſchaftlicher.“

„Gut,“ ſtimmte Anton bei.

„Und ſo wollte ich Sie bitten, daß Sie gelegentlich mit meinem Vater über mich ſprechen. Er hat zu Ihnen ein großes Zutrauen und er weiß, daß Sie's mit mir gut meinen.“

„Das will ich gern,“ ſagte Anton, „aber was gedenkſt du zu werden?

„Das iſt mir gleich,“ erwiederte Karl, „nur etwas Ordentliches.“

Am nächſten Sonntage ging Anton nach dem Hauſe des Vater Sturm.

Die Wohnung des oberſten Aufladers war ein kleines Haus am Fluſſe, unweit des Packhofes; es war ſein Eigenthum und zeichnete ſich durch die Roſafarbe ſeines Anſtrichs vor den Nachbarhäuſern ſchon von Weitem aus. Anton öffnete die niedrige Thür und wunderte ſich, wie dem Rieſen überhaupt möglich ſei, ſich in einen ſo kleinen Bau einzupacken. Und als der alt Sturm aufſtand, ihn zu begrüßen, da wurde ihm klar, daß eine unaufhörliche Geduld des mächtigen Mannes nöthig war, um dieſe Wohnung zu ertragen. Denn wenn er ſich mit aller Kraft ausſtreckte, ſo mußte er unfehlbar Decke und Wände zerreißen und mit Kopf und beiden Fäuſten in die freie Luft hineinragen. Der rieſige Mann ſtand vergnügt über den Beſuch ohne Rock und Weſte vor ihm und hielt ihm grüßend ſeine Hand entgegen, welche wohl im Stande war, einen Kürbis von mäßiger Größe zu umſpannen.

„Ich freue mich ſehr, Sie in meinem Hauſe zu ſehen, Herr Wohlfart,“ ſagte Sturm und faßte ſo zierlich, als es ihm möglich war, Antons Hand.

„Es iſt etwas klein für Sie, Herr Sturm,“ antwortete Anton lachend. „Sie ſind mir noch nie ſo groß vorgekommen, als in dieſem Zimmer.“

„Mein Vater war noch größer,“ antwortete Sturm wohlgefällig und richtete ſich hoch auf, ſo daß ſein Kinn auf dem obern Rande des Ofens ruhte, „ſo groß war mein Vater,“ ſagte er und wies auf den bunten Farbenſaum längs der Decke, an welchem mehrere Marken mit Bleiſtift gezeichnet waren. „So groß war er und noch breiter. Er war Aelteſter der Auflader und der ſtärkſte Mann am Orte, und doch hat ihn ein Faß, nicht halb ſo hoch als Sie, zu Tode gebracht. Hier nehmen Sie Platz, Herr Wohlfart.“ Er rückte ihm einen Stuhl von Eichenholz hin, der ſo ſchwer war, daß Anton Mühe hatte, ihn von der Stelle zu heben, und ſetzte ſich mit Geräuſch auf eine Bank. „Mein Karl hat mir geſagt, daß er Sie beſucht hat, und daß Sie ſehr freundlich gegen ihn waren. Er iſt ein guter Junge und ich habe meine Freude an ihm, aber er iſt doch aus der Art geſchlagen. Seine Mutter war eine kleine Frau,“ ſetzte Herr Sturm traurig hinzu und griff nach einem Glaſe Bier, welches mehr als ein Quart faßte, ſetzte das Glas an und nicht eher wieder auf den Tiſch, bis der letzte Tropfen daraus verſchwunden war.

„Es iſt Faßbier,“ ſagte er entſchuldigend, „darf ich Ihnen ein Glas anbieten? Es iſt Herkommen bei unſerm Geſchäft, kein anderes zu trinken; dies freilich trinkt man den ganzen Tag, denn unſere Arbeit macht warm.“

„Ihr Sohn hat, wie ich höre, Luſt, in Ihre Corporation zu treten,“ lenkte Anton ein.

„Unter die Auflader?“ frug der Rieſe. „Nein, dies wird er nicht, niemals.“ Er legte ſeine Hand vertraulich auf Antons Knie. „Er wird es nicht, meine Selige hat mich auf dem Todtenbette darum gebeten. Warum? Darum! Unſere Arbeit iſt reſpectabel, Sie wiſſen das ſelbſt am beſten, Herr Wohlfart. Wir ſind Männer, welche ein Vertrauen haben, wie wenig andere. Es iſt eine Ehre, Auflader der Kaufmannſchaft zu werden, um die ſich Hunderte bei mir bewerben, und nicht Einen laſſen wir zu. Es giebt Wenige, welche die Kraft haben, und noch Wenigere, welche etwas Anderes haben.“

„Die Ehrlichkeit,“ ſagte Anton.

„Ganz recht,“ nickte Sturm, „daran fehlt's auch den Starken. Alle Tage jede Art Waare in Tonnen und Kiſten in größter Quantität vor ſich zu haben und darum zu hantieren, wie um eigenthümliche Sachen, und niemals die Hand hineinzuſtecken, das iſt leider nicht Jedermanns Gewohnheit. Alſo Sie wiſſen, wir halten auf uns. Und die Einnahmen ſind nicht ſchlecht, ja, ſie ſind gut. Meine Selige hielt noch auf Sparbüchſen und Strümpfe und ſolches Zeug. Als ſie ſtarb, fand ich den ganzen Grund ihres Kaſtens mit zugebundenen Strümpfen zugeſtopft, die neben einander ſtanden, wie die fetten Lerchenſteiße in der Schachtel. Alles für unſern Karl, und es war nicht nur Silber, es war auch Gold dabei. Sie war eine ſparſame Frau und hob Alles auf. Das iſt nun meine Art nicht. Denn
— Wer praktiſch iſt, braucht um das Geld
ſorgen, und der Karl wird ein praktiſcher Menſch.
icht als Auflader,“ fügte er kopfſchüttelnd hin-

zu, „meine Selige wollte das nicht haben, und ſie hat Recht.“

„Ihre Arbeit iſt ſehr anſtrengend,“ ſtimmte Anton bei.

„Anſtrengend?“ lachte Sturm, „ſie mag wohl anſtrengend ſein für Einen, der nicht die Kraft hat, ſo anſtrengend, daß ihm der Rücken darüber zerbrechen kann; aber es iſt nicht die Anſtrengung, es iſt noch etwas Anderes. Dies iſt es!“ Bei dieſen Worten holte er einen großen Krug aus der Ecke und goß ſein Glas voll. „Das Faßbier iſt es.“

Anton lächelte. „Ich weiß, Sie und Ihre Collegen trinken viel von dem dünnen Getränk.“

„Viel,“ ſagte Sturm mit Selbſtgefühl, „es iſt bei uns Geſchäftsbrauch, es iſt Herkommen, es iſt von je bei den Aufladern ſo gehalten worden; ſie müſſen Kräfte haben, ſie müſſen treue Männer ſein und ſie müſſen Faßbier trinken. Es iſt Bedürfniß bei unſerer Arbeit, wer's nicht thut, hält's nicht aus; Waſſer trinken macht uns ſchwach, und Wein und Branntwein gleichfalls, nur Faßbier thut's, dies und Provenceröl. Sehen Sie, Herr Anton, ſo: —“ Der Rieſe ſtreckte den Arm aus und holte ein kleines Glas von dem Geſtell, füllte es zur Hälfte mit feinem Baumöl, zur andern Hälfte mit Bier, that eine Maſſe Zucker in die Miſchung und trank zu Antons Schrecken die widerwärtige Flüſſigkeit aus. „Das macht ſtark,“ ſagte er, „es iſt ein Geheimniß unſerer Zunft, es erhält die Kraft und macht ſolche Arme,“ er legte ſtolz ſeinen Arm auf den Tiſch und verſuchte ihn mit ſeiner Hand vergebens zu umſpannen. „Aber es iſt ein Haken dabei,“ fügte er leiſer hinzu. „Es wird

Keiner von uns über funfzig Jahre alt. Haben Sie ſchon einen alten Auflader geſehen? Sie haben keinen geſehen, denn es giebt keinen. Funfzig Jahre iſt das Höchſte, was einer erreicht, länger duldet's der Viergeiſt nicht. Mein Vater war funfzig, als er ſtarb; der, den wir neulich begraben haben, — Herr Schröter war mit beim Begräbniß, — der war neunundvierzig. Ich habe noch ein paar Jahre bis dahin," ſetzte er wie zur Beruhigung hinzu.

Anton blickte beſorgt in das ehrliche Geſicht des Aufladers. „Aber Sturm, wenn Sie das wiſſen, warum ſind Sie nicht mäßiger?"

„Mäßig?" frug Sturm verwundert, „was iſt mäßig? Es ſteigt Keinem von uns in den Kopf. Vierzig Halbe in einem Tage iſt nicht viel, wenn man's nicht merkt."

Anton ſah den Auflader ungläubig an.

„So viel trinke ich," ſagte Sturm. „Der, den wir neulich begraben haben, konnte noch mehr vertragen; er hatte aber auch Wochen, wo er noch ſtärker war, als ich. Sehen Sie, Herr Wohlfart, deßhalb aber ſoll mein Karl nach dem Willen der Seligen lieber etwas Anderes werden. Es iſt, unter uns Männern geſagt, mit dem ganzen Alter nur dummes Zeug. Auch von den Menſchen, welche keine Auflader ſind, werden die wenigſten älter als funfzig. Sie ſterben an allen möglichen Krankheiten von den Windeln an fortwährend dahin, und an lauter Krankheiten, die wir Auflader nicht kennen. Aber meine Selige hat's einmal ſo gewollt, und ſo mag's drum ſein."

„Und haben Sie an etwas Anderes gedacht?" frug Anton weiter. „Karl iſt zwar im Geſchäft ſehr nützlich, und wir Alle werden ihn vermiſſen, wenn er im Hauſe fehlen ſollte.“ —

„Das gerade iſt es,“ unterbrach ihn der Auflader, „das war das Richtige, was Sie geſagt haben. Sie werden ihn vermiſſen, ich auch. Ich bin allein im Hauſe, ſeit meine Selige todt iſt; wenn ich die rothen Backen meines Kleinen in dieſen Wänden ſehe, ſo bin ich zufrieden; wenn ich in Ihrem Hauſe ſeinen kleinen Hammer höre, ſo fühle ich die Luſtigkeit in meinem Herzen. Wenn er weggeht von mir, und ich einſam in dieſer Stube ſitze, ich weiß nicht, wie ich's ertragen ſoll.“

Die Züge des Mannes zuckten vor innerer Bewegung. „Aber muß er ſich denn ganz von Ihnen trennen?“ frug Anton endlich, „vielleicht kann er noch Jahre lang hier wohnen.“

Sturm ſchüttelte bedeutungsvoll den Kopf. „Ich kenne ihn, er kann's nicht; wenn er erſt einmal etwas anfängt, ſo iſt er hinterher, wie ein Teufel, dann denkt er an nichts, als an das eine Ding. Aber ich habe mir's überlegt in den letzten Tagen. Ich will Ihnen ſagen,“ fuhr er vertraulich fort, „ich habe Unrecht, wenn ich an mich denke. Der Junge hat nicht für mich ſeinen Kopf in die Welt geſteckt, ſondern für ſich ſelber. Er ſoll etwas werden. Und nun frag' ich, was meine Selige ſich für den Jungen wünſchen würde, wenn ſie noch lebte. Dieſe Frau hatte einen Bruder, welcher mein Schwager iſt, und dieſer Schwager iſt auf dem Lande. Ein Freigut, dort oben, wo das hohe Waſſer herkommt; ein geſetzter Mann, er tauſcht nicht mit manchem Rittergut. Der beſucht mich alle Jahre, wenn ſie ihre

Wolle geſchoren haben. Der kennt mich und kennt den Karl, dem möchte ich meinen Kleinen übergeben, wenn ich ihn nicht behalten ſoll. Er iſt weit von hier," ſchloß er traurig, „aber es iſt Verwandtſchaft."

„Das iſt ein guter Gedanke, Herr Sturm," ſagte Anton, erfreut, auf ſo wenig Hinderniſſe zu ſtoßen, „aber ich habe immer gehört, daß der Landwirth auf eine ſelbſtſtändige Thätigkeit in der Regel nur dann hoffen kann, wenn er nicht ganz ohne Vermögen iſt."

„Das paßt," ſagte der Rieſe ſeinen Finger erhebend geheimnißvoll, „er iſt nicht ganz ohne Vermögen. Von ſeiner Mutter her, und auch etwas von ſeinem Vater. Er weiß aber von gar nichts, denn ich wollte, er ſollte praktiſch werden, Und ſagen Sie ihm auch nichts."

„Da Sie ſo väterlich für Ihren Sohn ſorgen," rief Anton, „ſo laſſen Sie ihn nicht länger in Unſicherheit; es iſt brav von ihm, daß er das Ungenügende ſeiner jetzigen Arbeit empfindet."

„Er kann es ſogleich hören," ſagte der Alte aufſtehend, „er ſteckt im Garten. Sie ſollen dabei ſein." Sturm trat in das Haus und rief mit ſeiner mächtigen Stimme in den Garten. Karl eilte herbei, begrüßte Anton und ſah erwartungsvoll bald auf dieſen, bald auf den Vater. Der Alte hatte ſich wieder ruhig hingeſetzt und frug in ſeinem gewöhnlichen Ton: „Kleiner Knirps, willſt du ein Oekonom werden?"

„Landwirth?" rief Karl, „daran habe ich noch gar nicht gedacht. Dann müßte ich ja fort von dir, Vater."

„Er denkt auch daran," ſagte der Alte, Anton zunickend

„Iſt denn dein Wille, daß ich von dir ſoll?“ frug Karl erſchrocken.

„Allerdings, mein Kleiner,“ ſagte der Vater ernſthaft, „dieſes muß mein Wille ſein, weil es nothwendig iſt, wegen deiner ſeligen Mutter.“

„Ich ſoll zum Onkel!“ rief der Sohn.

„Nur zu dieſem,“ ſagte der Vater. „Widerrede nutzt nichts, die Sache iſt abgemacht, natürlich vorausgeſetzt, daß dich der Onkel haben will. Du ſollſt Oekonom werden, du ſollſt etwas Ordentliches lernen, du ſollſt deinen Vater verlaſſen.“

„Vater,“ ſagte Karl niedergeſchlagen, „wenn ich von dir weg gehen ſoll, iſt mir's nicht recht.“

„Es ſoll dir aber recht ſein, du ehrgeiziger Knirps,“ rief der Alte.

„Dann komm mit aufs Land,“ ſagte der Sohn.

„Ich ſoll auf's Land kommen? ho ho!“ Sturm lachte, daß die Stubenthür zitterte. „Mein Knirps will mich in die Taſche ſtecken und mit ſich auf dem Lande herumtragen.“ Er lachte ſo lange, bis er mit der Hand über die Augen fuhr. „Komm her, mein Karl,“ ſagte er endlich, zog den Sohn an ſich und hielt den Kopf deſſelben lange zwiſchen ſeinen großen Händen. „Du biſt mein guter Junge, und Trennung muß ſein auf Erden, wenn nicht jetzt, dann in ein paar Jahren.“

So ſchied Karl aus der Handlung. Vergeblich verſuchte er in den letzten Tagen ſeine Bewegung hinter leiſem Pfeifen zu verſtecken. Er ſtreichelte zärtlich Freund Pluto und die Katze, welche er in das Haus gebracht hatte, er verrichtete ſeine kleinen Arbeiten mit maßloſem Eifer und hielt ſich dabei ſo viel wie möglich in der Nähe ſeines Vaters; auch dieſer ſah den Tag hindurch immer wieder auf ſeinen Sohn und verließ manchmal ſeine Tonnen, um langſam auf ihn zuzugehen und ihm die Hand ſchweigend auf den Kopf zu legen.

„Es iſt nicht ſchwer bei der Landwirthſchaft?“ ſagte Vater Sturm vor der großen Waage zu Anton und blickte ihm fragend ins Geſicht.

„Leicht iſt es nicht,“ erwiederte Anton, „es iſt vielleicht noch mehr dabei zu lernen, als bei unſerem Geſchäft.“

„Lernen!“ rief der Alte, „je mehr er lernen muß, deſto lieber iſt es ihm, das thut nichts; nur ob es ſehr ſchwer iſt?“

„Nein,“ ſagte Herr Pix, der die Sprache des Rieſen beſſer verſtand. „Schwer iſt dort nichts; das Schwerſte iſt der Sack Weizen, hundertundachtzig Pfund, und Bohnen, zweihundert Pfund. Und das braucht er nicht zu heben, das thun die Knechte.“

„Wenn das bei der Landwirthſchaft ſo iſt,“ rief Sturm verächtlich und richtete ſich hoch auf, „ſo iſt mir ganz egal, ob er das hebt. Zweihundert Pfund trägt auch mein Zwerg.“

## 6.

Anton war jetzt der pflichtgetreueſte Correſpondent ſeines Comtoirs. Gegen die ritterlichen Künſte ſeines Freundes verhielt er ſich kühl. Nur ſelten vermochte ihn Fink, des Sonntags ſein Begleiter zu Pferde oder am Piſtolenſtand zu werden. Dagegen benutzte Anton Finks Bücherſchrank mehr als dieſer ſelbſt. Es war ihm nach langem Bemühen gelungen, in die Myſterien der engliſchen Ausſprache einzudringen, und eifrig ſuchte er die Gelegenheit, ſein Sprechtalent an Fink zu üben. Da aber dieſer den Uebelſtand hatte, ein ſehr unregelmäßiger und gewiſſenloſer Lehrer zu ſein, gab Anton ſeine Zunge in die Zucht eines gebildeten Engländers.

Einſt ſah er von ſeinem Platze im Comtoir auf, als ſich die Thür öffnete, und erkannte mit der größten Verwunderung in dem Eintretenden Veitel Itzig, den Genoſſen aus der Bürgerſchule von Oſtrau. Er war bisher nur ſelten mit ihm zuſammengetroffen. Das freche Weſen des Burſchen und die Furcht vor dem vertraulichen Du, mit dem dieſer ihn leicht anreden mochte, hatten ſein Auge auf allerlei andere Gegenſtände gelenkt, ſo oft er Veitels Naſenſpitze im Gedränge der Straße erkannte. Noch mehr erſtaunte er, als Veitel auf die Frage des Herrn Specht: „Was ſteht zu ihren Dienſten?“ artig erwiederte, er wünſche Herrn Wohlfart zu ſprechen.

Anton ſtieg von ſeinem Sitze in den freien Raum des Comtoirs, und Veitel redete ihn an: „Sie werden mich doch noch kennen, obgleich Sie oft an mir vorbeigegangen ſind, ohne mich zu grüßen.“

„Wie geht es Ihnen, Itzig?“ frug Anton mit Kälte.

„Schlecht,“ antwortete Itzig, die Achſel zuckend; „es iſt kein Verdienſt im Geſchäft. — Ich ſoll Ihnen dieſen Brief vom Sohn des Ehrenthal übergeben und Sie fragen, zu welcher Zeit Ihnen der Bernhard ſeinen Beſuch machen kann.“

„Mir?“ frug Anton und nahm eine Karte und einen Brief aus Veitels Händen. Der Brief war von Antons Sprachlehrer, er enthielt die Anfrage, ob Anton an einer Lehrſtunde Theil nehmen wolle, in welcher Herr Ehrenthal ältere engliſche Schriftſteller in einer literar-hiſtoriſchen Reihenfolge durchzunehmen beabſichtige.

„Wo wohnt Herr Bernhard Ehrenthal?“ frug Anton.

„Im Hauſe bei ſeinem Vater,“ erwiederte Veitel und verzog das Geſicht. „Er ſitzt den ganzen Tag auf ſeiner Stube.“

„Ich werde den Herrn ſelbſt aufſuchen,“ ſagte Anton. — „Guten Morgen, Herr Anton!“ — „Guten Morgen, Itzig.“

Anton empfand keine große Neigung, auf den Antrag des Lehrers einzugehen. Der Name Ehrenthal hatte in ſeinem Comtoir keinen guten Klang, und das Erſcheinen Itzigs trug nicht dazu bei, ihm das Anerbieten annehmlicher zu machen. Doch die ironiſche Art, in welcher Itzig vom Sohne ſeines Brodherrn ſprach, und Einzelnes, was er auf ſeine Erkundigungen über Bernhard hörte, bewog ihn, die Sache wenigſtens in Erwägung zu ziehen. So ſuchte er einige Tage darauf nach dem Schluß des Comtoirs das Haus Ehrenthals auf, entſchloſſen, ſich durch den Eindruck, den der Sohn auf ihn mache, beſtimmen zu laſſen.

Er trat an die weißlackirte Thüre, zog den dicken Porcellangriff und wurde durch die ſtruppige Köchin ohne weitläufige Anmeldung in die Stube des jungen Ehrenthal geführt. Es war ein langes ſchmales Zimmer mit alten Möbeln und ſchmuckloſen Büchergerüſten, auf welchen eine Menge großer und kleiner Bücher unordentlich durcheinander lag. Bernhard ſaß tief über ſeine Arbeit gebeugt am Schreibtiſch und ſah erſt auf, als Anton bereits im Zimmer ſtand. Eilig knöpfte er den Hausrock über ſeinem Hemd zuſammen und trat dem Fremden mit der Unſicherheit entgegen, welche Herren mit kurzem Geſicht bei der Begrüßung Eintretender eigen iſt. Neugierig ſah Anton auf den Sohn des Händlers. Es waren feine Züge und ein zarter Körper, kaſtanienbraunes krauſes Haar, und zwei graue Augen von freundlichem Ausdruck. Bernhard nöthigte ſeinen Gaſt auf ein kleines Sopha. Anton erwähnte den Zweck ſeines Beſuches, und Bernhard antwortete ſchüchtern, daß er ſich in Allem nach den Wünſchen ſeines Beſuches richten wolle. Und als Anton nach dem Preiſe der Stunden frug, erſtaunte er, daß der Sohn Ehrenthals mit einiger Verlegenheit ſagte: „Ich weiß es wirklich in dieſem Augenblick nicht, wenn Sie aber darauf beſtehen, auch den Lehrer zu bezahlen, ſo will ich mich ſogleich darnach erkundigen.“ Darauf konnte ſich Anton nicht enthalten zu fragen: „Sind Sie nicht im Geſchäft Ihres Herrn Vaters?“

„Ach nein,“ erwiederte Bernhard, dieſen Uebelſtand entſchuldigend, „ich habe ſtudirt, und da einem jungen Mann von meiner Confeſſion die Anſtellung im Staate nicht leicht wird, und ich in meiner Familie leben kann, ſo beſchäftige ich mich mit dieſen Büchern.“ Dabei warf er einen Blick voll Liebe auf ſein Büchergerüſt, ſtand auf und trat in ihre Nähe, als wollte er ſie ſeinem Gaſt vorſtellen. Anton las einige goldene Titel und ſagte mit einer Verbeugung: „Das iſt für mich zu gelehrt.“ Es waren Ausgaben orientaliſcher Werke.

Bernhard lächelte: „Durch das Hebräiſche bin ich zu den andern aſiatiſchen Sprachen gekommen. Es iſt viel fremdartige Schönheit in dem Leben dieſer Sprachen und in den Gedichten der alten Zeit. Ich habe auch Handſchriften, wenn es Sie intereſſirt, dieſe zu ſehen.“

Er ſchloß einen Schub auf und holte ein Bündel ſeltſam ausſehender Manuſcripte heraus. Mit glänzenden Augen öffnete er das oberſte, im Einband von grünem Seidenſtoff, der mit Goldfaden fremdartig durchwirkt war; er ließ Anton die Schrift betrachten und war vergnügt, als dieſer erklärte, er könne nicht einmal angeben, welcher Sprache dieſe Schriftzüge angehörten.

„Es iſt arabiſch, aber freilich iſt gerade dieſe Handſchrift ſehr ſchwer zu leſen. Und hier iſt mein Lieblingsdichter, Firduſi, ich habe aber nur ein kleines Bruchſtück ſeines Gedichtes in der Handſchrift.“

Anton ſagte ihm: „Es muß viel Gelehrſamkeit dazu gehören, das Alles zu verſtehen.“

„Nur etwas Geduld,“ antwortete Bernhard beſcheiden,

„wer ein Herz hat für das Schöne, der findet es bald überall heraus, auch unter dem fremdartigen Kleide, welches die Sänger aus dem Morgenlande tragen. Ich arbeite an einer Ueberſetzung perſiſcher Gedichte; wenn Sie ſpäter einmal Muße haben, und Sie ſo etwas nicht langweilt, möchte ich Sie um Erlaubniß bitten, Ihnen eine kurze Probe vorzuleſen.“

Anton hatte die Höflichkeit, ſogleich darum zu bitten, der junge Ehrenthal griff nach einem Papier auf ſeinem Schreibtiſch und las ſchnell und etwas ungelenk ein kleines Liebesgedicht vor. Es war eins von den zahlloſen Gedichten, in denen ein weiſer Trinker ſeine Geliebte mit allerlei hübſchen Dingen vergleicht, mit Thieren, Pflanzen, der Sonne und andern Weltkörpern, und daneben einem zelotiſchen Pfaffen Naſenſtüber giebt. Dem ehrlichen Anton imponirte die verſchlungene Form und der zugeſpitzte Ausdruck ſehr, aber es war ihm doch komiſch, als der Vorleſer ausrief: „Nicht wahr, das iſt ſchön? Der Gedanke, meine ich; denn die Schönheit der Sprache im Deutſchen wiederzugeben, bin ich zu ſchwach.“ Bei dieſen Worten ſah er begeiſtert vor ſich, wie ein Mann, der alle Tage fünf bis ſechs Flaſchen Schiraswein trinkt und alle Abend ſeine Suleika küßt.

„Muß man denn aber trinken, um recht lieben zu können?“ ſprach Anton, „das iſt bei uns doch auch ohne Wein möglich.“

„Bei uns,“ erwiederte Bernhard, „iſt das Leben ſehr nüchtern,“ dabei legte er das Blatt ernſthaft auf den Tiſch.

„Ich denke, es iſt nicht ſo,“ erwiederte Anton eifrig; „ich kenne noch wenig vom Leben, aber ich ſehe doch, auch wir haben Sonnenſchein und Roſen, die Freude am Daſein, große Leidenſchaften und merkwürdige Schickſale, welche von den Dichtern beſungen werden.“

„Unſere Gegenwart,“ erwiederte Bernhard weiſe, „iſt zu kalt und einförmig.“

„Ich habe das ſchon einige Male in Büchern geleſen, aber ich kann nicht verſtehen, warum, und ich glaube es auch gar nicht. Ich meine, wer in unſerm Leben unzufrieden iſt, der wird es mit dem Leben in Teheran oder in Calcutta noch mehr ſein, wenn er längere Zeit dort lebt. Es muß dort viel einförmiger und langweiliger ſein, als bei uns. Ich leſe das auch aus Reiſebeſchreibungen heraus. Was den Reiſenden reizt, iſt das Neue; wenn das Fremde alltäglich geworden iſt, ſieht es gewiß ganz anders aus.“

„Wie arm an großen Eindrücken unſer civiliſirtes Treiben iſt,“ entgegnete Bernhard, „das müſſen Sie ſelbſt in Ihrem Geſchäft manchmal empfinden, es iſt ſo proſaiſch, was Sie thun müſſen.“

„Da widerſpreche ich,“ erwiederte Anton eifrig, „ich weiß mir gar nichts, was ſo intereſſant iſt, als das Geſchäft. Wir leben mitten unter einem bunten Gewebe von zahlloſen Fäden, die ſich von einem Menſchen zu dem andern, über Land und Meer aus einem Welttheil in den andern ſpinnen. Sie hängen ſich an jeden Einzelnen und verbinden ihn mit der ganzen Welt. Alles, was wir am Leibe tragen, und Alles, was uns umgiebt, führt uns die merkwürdigſten Begebenheiten aller fremden Länder und jede menſchliche Thätigkeit vor die Augen; dadurch wird Alles anziehend. Und da ich das Gefühl habe, daß auch ich mithelfe, und ſo wenig ich auch vermag, doch dazu beitrage, daß jeder Menſch mit jedem andern Menſchen in fortwährender Verbindung erhalten wird, ſo kann ich wohl vergnügt über meine Thätigkeit ſein. Wenn ich einen Sack mit Kaffe auf die Waage ſetze, ſo knüpfe ich einen unſichtbaren Faden zwiſchen der Coloniſtentochter in Braſilien, welche die Bohnen abgepflückt hat, und dem jungen Bauerburſchen, der ſie zum Frühſtück trinkt, und wenn ich einen Zimmtſtengel in die Hand nehme, ſo ſehe ich auf der einen Seite den Malayen kauern, der ihn zubereitet und einpackt, und auf der andern Seite ein altes Mütterchen aus unſerer Vorſtadt, das ihn über den Reisbrei reibt."

„Sie haben eine lebhafte Einbildungskraft und ſind glücklich, weil Sie Ihre Arbeit als nützlich empfinden. Aber was der höchſte Stoff für die Poeſie iſt, ein Leben reich an mächtigen Gefühlen und Thaten, das iſt bei uns doch ſehr ſelten zu finden. Da muß man wie der engliſche Dichter aus den civiliſirten Ländern hinaus unter Seeräuber gehen."

„Nein," verſetzte Anton hartnäckig, „der Kaufmann bei uns erlebt ebenſo viel Großes, Empfindungen und Thaten, als irgend ein Reiter unter Arabern oder Indern. — Je ausgebreiteter ſein Geſchäft iſt, deſto mehr Menſchen hat er, deren Glück oder Unglück er mit fühlen muß, und deſto öfter iſt er ſelbſt in der Lage, ſich zu freuen oder Schmerzen zu empfinden. — Neulich hat hier ein großes Haus Bankerott gemacht."

„Ich weiß es," ſagte Bernhard, „es war ein trauriger Fall."

„Wenn Sie die Gewitterſchwüle empfunden hätten, welche auf dem Geſchäft lag, bevor es fiel, die furchtbare Verzweiflung des Mannes, den Schmerz der Familie, die Hochherzigkeit ſeiner Frau, welche ihr eigenes Vermögen bis zum letzten Thaler in die Maſſe warf, um die Ehre ihres Mannes zu retten, Sie würden nicht ſagen, daß unſer Geſchäft arm an Leidenſchaften und großen Gefühlen iſt.“

„Sie ſind mit ganzer Seele Kaufmann,“ ſagte Bernhard freundlich, „ich möchte Sie beneiden um die reine Freude, die Sie über Ihre Arbeit haben.“

„Ja,“ entgegnete Anton. „Auch der Kaufmann hat trübe Erfahrungen in Menge zu machen. Der kleine Aerger fehlt im nicht, und vieles Schlechte muß er erleben, aber der ganze Handel iſt doch ſo ſehr auf die Redlichkeit Anderer und auf die Güte der menſchlichen Natur berechnet, daß ich bei meinem Eintritt in dieſe Thätigkeit erſtaunt war. Wer ein ehrliches Geſchäft hat, kann von unſerm Leben nicht ſchlecht denken, er wird immer Gelegenheit haben, Schönes und Großartiges darin zu finden.“

Bernhard hatte mit geſenkten Augen zugehört, jetzt blickte er ſchweigend zum Fenſter hinaus; und Anton bemerkte, daß er verlegen und bekümmert ausſah. Endlich wandte ſich Bernhard um und ſagte, das Geſpräch abbrechend, mit bittender Stimme: „Wenn es Ihnen recht iſt, Herr Wohlfart, ſo möchte ich mit Ihnen ſogleich zum Sprachlehrer gehen. Es iſt ein weiter Weg, wir ſprechen im Freien mehr mit einander.“

Wie alte Bekannte traten die beiden Jünglinge aus dem finſtern Haus in die warme Abendluft. Und als ſie nach einer Stunde von einander ſchieden, ſagte Bernhard angelegentlich: „Iſt Ihnen der Verkehr mit mir nicht zu unintereſſant, Herr Wohlfart, ſo beſuchen Sie mich doch manchmal in Ihren Freiſtunden." Anton verſprach das. Beide hatten Behagen an einander gefunden. Anton wunderte ſich noch immer, daß ein Sohn Ehrenthals ſo wenig Geſchäftsmann ſein konnte, und Bernhard war glücklich, einen Menſchen zu treffen, mit dem er über Vieles reden konnte, was er ſonſt ſchweigend mit ſich herumtrug.

Bernhard trat am Abend vergnügt in die Familienſtube und ſtellte ſich hinter den Rücken der Schweſter, welche auf einem koſtbaren Flügel ein neues Modeſtück einübte und dabei eine große Fingerfertigkeit entwickelte. Der Bruder küßte ſie leiſe an das Ohr, ſie drehte ſich ſchnell um und rief: „Laß mich in Ruh, Bernhard, ich muß das Stück einüben, denn auf den Sonntag iſt große Soirée, und ſie werden mich auffordern, zu ſpielen."

„Ich weiß, daß ſie dich auffordern werden," ſagte die Mutter, als Bernhard ſich ſchweigend auf das Sopha niederſetzte und ein aufgeſchlagenes Buch in die Hand nahm. „Es iſt keine Geſellſchaft, wo man nicht das Verlangen hat, die Roſalie zu hören. Wenn du nur einmal dich entſchließen könnteſt, mitzukommen, Bernhard, du biſt ein Mann von ſo viel Geiſt, du biſt gelehrter als Alle aus der ganzen Bekanntſchaft. Neulich hat der Profeſſor Starke von der Univerſität mit großer Hochachtung über dich geſprochen und hat geſagt, du würdeſt ein Stolz werden für die Wiſſenſchaft. Es iſt erfreulich für eine Mutter, wenn ſie ſtolz ſein kann auf ihre Kinder. Warum kommſt du nicht in die Geſellſchaft, ſie wird ſo auserleſen ſein, wie ſie in unſerer Stadt nur ſein kann."

„Du weißt, Mutter, ich gehe nicht gern zu fremden Leuten," ſagte der Sohn.

„Und ich will, daß mein Sohn Bernhard hat ſeinen eigenen Willen,“ rief der Vater aus einer Nebenſtube, wo er die letzten Worte Bernhards gehört hatte, da in dieſem Augenblicke Roſalie von ihren ſchweren Paſſagen ausruhte. Herr Ehrenthal trat in ſeinem verſchoſſenen Schlafrocke zu der Familie: „Unſer Bernhard iſt nicht, wie andere Leute, und der Weg, den er geht, wird immer ſein ein guter Weg. Du ſiehſt aus ſo bleich,“ ſagte er zum Sohne und ſtrich mit der Hand über ſeine braunen Locken. „Du ſtudirſt zu viel, mein Sohn. Denke auf deine Geſundheit, der Doctor hat geſagt, daß dir Bewegung nöthig iſt, und hat dir gerathen zu nehmen ein Pferd und darauf zu reiten. Warum willſt du nicht nehmen ein Pferd? Ich kann es haben, daß mein Sohn Bernhard auf dem theuerſten Pferde reitet, das in der Stadt zu haben iſt: thu, was der Arzt ſagt, mein Bernhard, ich will dir kaufen ein Pferd.“

„Ich danke dir, lieber Vater,“ erwiederte Bernhard, „es würde mir keine Freude machen, und wie ich fürchte, deßhalb nicht viel helfen.“ Er drückte dankbar die Hand des Vaters, der ihm wehmüthig in das faltige Geſicht ſah.

„Gebt Ihr dem Bernhard auch immer zu eſſen, was er gern hat? Laß ihm Pfirſichen holen, Sidonie, es ſind neue Pfirſichen angekommen beim Fruchthändler, das Stück koſtet zwei gute Groſchen; oder willſt du haben irgend etwas Anderes, ſo ſag's. Du ſollſt haben, was du gern haſt: du biſt mein guter Sohn Bernhard, und ich habe meine Freude an dir.“

„Er will ja nie etwas annehmen,“ ſprach die Mutter dazwiſchen, „er hat keine andere Freude, als an ſeinen Büchern; nach Roſalie und mir frägt er manchmal den ganzen Tag nicht.“

„Liebe Mutter!“ warf Bernhard bittend ein.

„Er lieſt zu viel in den Büchern und kümmert ſich nicht um die Menſchen,“ fuhr die erfahrene Frau fort, „deßhalb ſieht er aus ſo bleich und verfallen, wie ein Mann von ſechzig Jahren. Warum will er nicht gehen auf den Sonntag in die Soirée?“

„Ich werde mitkommen, wenn du es wünſcheſt,“ ſagte Bernhard traurig und ſetzte nach einer Weile hinzu: „Iſt Euch ein junger Mann bekannt, ein Herr Wohlfart, der in Schröters Geſchäft iſt?“

„Den kenne ich nicht,“ ſprach der Vater mit beſtimmtem Kopfſchütteln.

„Vielleicht du, Roſalie? Er iſt ein hübſcher Mann von gentilem Ausſehen. Er ſcheint mir ein guter Tänzer und Geſellſchafter zu ſein. Biſt du nicht irgendwo ihm begegnet? Ich glaube, er müßte dir aufgefallen ſein.“

„Iſt er blond?“ frug die Schweſter, indem ſie ihr Haar vor einem kleinen Handſpiegel zurecht ſtrich.

„Er hat dunkles Haar und blaue Augen.“

„Wenn er aus einem Comtoir iſt, werde ich ihn wohl ſchwerlich kennen,“ ſagte Roſalie, das Haupt zurückwerfend.

„Unſere Roſalie tanzt meiſt mit Offizieren und Künſtlern,“ ſchaltete die Mutter erklärend ein.

„Er iſt ein tüchtiger und liebenswürdiger Menſch,“ fuhr Bernhard fort; „ich will mit ihm zuſammen Engliſch treiben und freue mich ſehr, daß ich ſeine Bekanntſchaft gemacht habe.“

„Er ſoll eingeladen werden zu uns,“ decretirte Herr

Ehrenthal vom Sopha aufſtehend: „wenn er unſerem Bernhard gefällt, ſo ſoll er willkommen ſein in meinem Hauſe. Laß einen guten Braten machen auf den Sonntag, Sidonie, und laß mir einladen Herrn Wohlfart zum Mittageſſen, nicht um ein Uhr, ſondern um zwei Uhr! Er ſoll von jetzt gebeten werden zu allen Geſellſchaften, die wir geben; wenn er ein Freund iſt von Bernhard, ſo ſoll er auch ein Freund ſein von unſerem Hauſe.“

„Er hat ja noch nicht ſeinen Beſuch gemacht,“ ſagte die Mutter wieder, „wir müſſen doch abwarten, bis er ſein Entrée macht bei der Familie?“

„Wozu Entrée,“ fuhr der Vater auf, „wenn er bekannt iſt mit unſerem Bernhard, wozu ſoll er erſt Entrée machen bei uns?“

„Ich will noch in dieſer Woche zu ihm gehen, und wenn du erlaubſt, liebe Mutter, ihn auffordern, auf den Sonntag bei uns zu eſſen.“

Die Mutter gab ihre Einwilligung, und Roſalie ſetzte ſich jetzt zum Bruder und frug ihn mit größerem Intereſſe über Perſon und Weſen des neuen Bekannten aus.

Bernhard ſchilderte mit Wärme den angenehmen Eindruck, den Anton auf ihn gemacht hatte, ſo daß die Mutter daran dachte, auf den Sonntag die große Silbervaſe herauszugeben und aufputzen zu laſſen. Roſalie überlegte, in welchem Kleide und durch welche Seite ihrer Bildung ſie auf den Fremden Eindruck machen wolle, und der Vater erklärte wiederholt, daß er Herrn Wohlfart zu jeder Tageszeit und bei jedem ausgezeichneten Bratenſtück in ſeinem Hauſe zu ſehen wünſche.

Wie kam es doch, daß Bernhard ſeiner Familie nicht den Inhalt des Geſprächs mittheilte, welches ihm den neuen Bekannten ſo lieb gemacht hatte? Wie kam es doch, daß er kurz darauf wieder in trübes Schweigen verfiel und in ſein Arbeitszimmer zurückging? daß er dort ſeinen Kopf über eine alte Handſchrift lehnte und lange auf die krauſen Züge hinſtarrte, bis ihm große Thränen herabfielen, welche die Tuſche der Buchſtaben, auf die er ſo viel hielt, auflöſten und verdarben, ohne daß er's merkte? Wie kam es doch, daß der junge Mann, auf den die Mutter ſo gern ſtolz ſein wollte, und den der Vater ſo ſehr verehrte, allein in ſeiner Stube ſaß und die bitterſten Thränen vergoß, die ein guter Menſch weinen kann? Und woher kam es, daß er endlich mit rothgeweinten Augen am ſpäten Abend ſich zuſammenfaßte und eifrig den Kopf in ſeine Bücher ſenkte, während ſeine ſchöne Schweſter in der andern Ecke der Wohnung noch immer mit ihren runden Fingern über die Taſten fuhr und das ſchwere Stück einübte, welches beſtimmt war, bei der nächſten Soirée zu wirken?

Mit dieſem Tage begann für Anton und Bernhard ein Verhältniß, welches für Beide Werth erhielt. Bei der Unterhaltung über das Schöne, welches die Kraft eines fremden Volkes geſchaffen hatte, genoſſen ſie die Freude, auch das Gute lieb zu gewinnen, das Jeder in dem Andern fand. Bernhards Sprachkenntniſſe waren größer, und ſein Gefühl für das Reizende in fremder Poeſie bis zum Uebermaß fein, in Antons Seele war Alles geordnet und ſicher. Wenn Bernhard für Byron kämpfte, ſo vertrat Anton die ruhige Klarheit Walter Scotts, und Beide waren glücklich, als ihre Begeiſterung ſich vor dem größten dramatiſchen Dichter vereinigte.

Anton ſchilderte die ungewöhnliche Bildung Bernhards dem gleichgültigen Fink. Er freute ſich darauf, Beide mit einander bekannt zu machen, und als er einſt Bernhard zu ſich geladen hatte, bat er auch Fink, heraufzukommen.

„Wenn dir's Spaß macht, Tony," ſagte Fink achſelzuckend, „ſo will ich kommen. Ich ſage dir aber im Voraus, daß ich unter allen Creaturen Büchereulen am wenigſten leiden kann. Es giebt kein Volk, welches ſelbſtgefälliger über alles Mögliche aburtheilt, und keines, das ſich thörichter benimmt, wenn es ſelbſt etwas thun ſoll. Und vollends ein Sohn des würdigen Ehrenthal! Nimm mir's nicht übel, wenn ich Euch bald entlaufe."

Bernhard ſaß erwartungsvoll auf dem Sopha Antons und ſah mit Befangenheit der Ankunft des berühmten Mannes entgegen, über welchen manche Sage ſogar in ſeine ſtille Studirſtube gedrungen war. Als Fink eintrat und die tiefe Verbeugung Bernhards mit einem leichten Kopfnicken beantwortete, ſich einen Stuhl zum Tiſch zog und den ſchwachen Thee, den Bernhard ſo erbeten hatte, durch allerlei Zuthaten trinkbar zu machen ſuchte, da empfand Anton mit Betrübniß, daß dieſe Beiden ſchwerlich zu einander paſſen würden. Kein größerer Gegenſatz war möglich, als ihr Weſen. Die magere durchſichtige Haut Bernhards und der kräftige Fleiſchton in den Muskeln Finks, die gedrückte Haltung des Einen, die elaſtiſche Kraft des Andern, dort ein faltiges Geſicht mit träumeriſchen Augen, hier ſtolze Züge mit einem Blick, der dem eines Adlers glich: das paßte nimmermehr zuſammen. Doch ging es beſſer, als Anton gedacht hatte. Bernhard hörte mit Achtung an, was der Jokei erzählte, und da Anton eifrig bemüht war, das Geſpräch auf ein Gebiet zu bringen, wo auch Bernhard Theil nehmen konnte, blieb die Unterhaltung in Fluß.

„Fink hat auch Indianer geſehen,“ ſagte Anton zu Bernhard.

„Haben Sie etwas von ihren Liedern gehört?“ frug der Gelehrte.

„Ich habe ſie einige Mal gehört. Möglich, daß klügere Leute etwas Erbauliches in ihrem Geſange finden, mir iſt er nie anders vorgekommen, als kläglich. Schlagen Sie auf ein altes Buch und ſingen Sie dazu durch die Naſe mit allerlei Nebentönen: „Tum, tum, te — ticke, ticke te, — Och, och, tum, tum te,“ ſo haben Sie ihren Geſang, der auf Deutſch ungefähr bedeuten würde: „Guter Geiſt, gieb Büffel, Büffel, Büffel. Dicke Büffel gieb uns, guter Geiſt.“ — Seine Zuhörer lachten — „Und wozu ſollen dieſe Geſchöpfe kunſtvolle Lieder machen? Entweder ſind ſie auf der Jagd, oder ſie ſuchen Scalpe, oder ſie eſſen und ſchlafen, oder ſie halten Parlamentsreden, wozu ſie allerdings große Neigung haben.“

„Aber die Frauen?“ frug Bernhard lächelnd.

„Wie es bei den mit der Poeſie ſteht, weiß ich nicht, mir rochen ſie immer zu ſehr nach Fett. Freilich, wenn man nichts Anderes hat, gewöhnt man ſich auch daran. Doch iſt mit den Männern noch beſſer zu verkehren. So ein nackter Burſch auf ſeinem halb wilden Pferde iſt kein übler Anblick.“

„Die erſte Begegnung muß doch ſehr imponiren, ihre auffallende Tracht und ihr ſtolzes Weſen," warf Bernhard ein.

„Das kann ich nicht ſagen," verſetzte Fink. „Vor Jahren machte ich mit meinem Onkel eine Reiſe nach der Agentur einer Pelzwaaren-Compagnie, bei der er betheiligt war. Als wir aus dem Dampfer ans Ufer ſtiegen, fanden wir am Landungsplatz eine Geſellſchaft der röthlichen Herren, welche ſtark betrunken war. Ein langer Schlingel ſchritt auf meinen Onkel zu und hielt ihm eine Rede, die, wie der Dolmetſch erklärte, die Verſicherung enthielt, daß ſie ſämmtlich große Krieger wären, und nach jedem Satz bellte die Bande ein lautes Hau, hau, das in ihrer Sprache ſo viel als ja bedeutet. Es war ein Trupp Schwarzfüße."

„Es waren Sioux," verbeſſerte Bernhard beſcheiden.

Fink legte den Theelöffel hin und ſah Bernhard groß an. „Ich calculire, Herr, es waren Schwarzfüße."

„Es waren doch wol Sioux," wiederholte Bernhard. „Bei den Schwarzfüßen lautet das Ja anders."

„Wetter," rief Fink, „wenn Sie mit den rothen Teufeln ſo bekannt ſind, wozu laſſen Sie mich hier meine Jagdgeſchichten erzählen?"

„Ich habe mich nur ein wenig um ihre Sprache bekümmert," erwiederte Bernhard, „es iſt ein Zufall, daß ich vor Kurzem einige Wörterverzeichniſſe verſchiedener Stämme durchgeſehen habe."

„Und wozu haben Sie ſich die unnütze Mühe gemacht? Es wird dort drüben ſchnell aufgeräumt; bevor Sie eine Sprache erlernen, iſt der Stamm ausgerottet, der ſie ſprach."

Jetzt wurde Bernhard beredt. Er ſagte, daß die Kenntniß der Sprachen für die Wiſſenſchaft die beſte Hülfe ſei, um das Höchſte zu verſtehen, was der Menſch überhaupt begreifen könne, die Seelen der Völker.

Die vom Geſchäft hörten aufmerkſam zu. Als Bernhard ſich entfernt hatte, rief Fink noch immer verwundert: „Er geht mit unſerm alten Herrgott um, wie mit einem Dutzbruder, und konnte vorhin rechts und links nicht unterſcheiden.“

Die Folge dieſes Abends war, daß Bernhard einige Tage ſpäter ſogar auf den Polſterſtuhl Finks zu ſitzen kam und daß er ſelbſt den Muth faßte, mit Anton auch Fink zu ſich einzuladen. „Es iſt keine Geſellſchaft,“ fügte er hinzu, „ich möchte nur Sie beide einmal auf meinem Zimmer ſehen.“

Fink ſagte zu.

Darüber entſtand in der Familie Ehrenthal große Aufregung. Bernhard ſtäubte ſelbſt ſeine Bücher ab und ſtellte die verkehrten zurecht, und es geſchah das Unerhörte, daß er ſich um die Wirthſchaft kümmerte. „Es muß Thee ſein, Abendeſſen, Wein, auch Cigarren.“

„Du ſollſt um nichts ſorgen,“ beruhigte ihn die Mutter; „wenn der Herr von Fink dein Gaſt iſt, ſo ſoll er ſehen, wie es in unſerm Hauſe zugeht.“

„Die Cigarren werde ich dir kaufen,“ rief der Vater, „wie ſie rauchen die jungen Herren, etwas Feines, und ich werde dir auch beſorgen den Wein. Laß Faſanen holen, Sidonie.“

„Wir wollen einen Lohndiener annehmen,“ ſagte die Mutter.

„So will ich's nicht," widerſprach Bernhard ängſtlich, „die Herren kommen zu mir als gute Freunde, und ſo ſollen ſie aufgenommen werden in meiner Stube und ohne fremden Diener."

Und als die Stunde des Beſuchs herankam, wie wurde da Bernhard eifrig, ja er wurde ärgerlich, nichts war ihm in Ordnung. „Wo iſt der Theekeſſel? Noch ſteht kein Keſſel in meiner Stube," rief er der Mutter zu.

„Ich werde dir den Thee eingießen und hineinſchicken, wie ſich's bei Herrengeſellſchaft paßt," ſagte die Mutter, die im neuen Seidenkleide auf- und abrauſchte.

„Nein," entgegnete Bernhard eigenſinnig, „ich ſelbſt will den Thee machen, Wohlfart macht ihn, und Herr von Fink macht ihn."

„Der Bernhard will ſelbſt den Thee machen!" rief die Mutter verwundert Roſalien zu. „Ein Wunder, er will ſelbſt den Thee machen!" rief Ehrenthal in ſeiner Schlafſtube, in der er gerade unter den Stiefeln klapperte. „Er will Thee machen!" rief die Köchin in der Küche und ſchlug die Hände zuſammen.

Und wieder kam Bernhard in die Wohnſtube gerannt, eine geſchliffene Flaſche in der Hand. „Was iſt das hier?" frug er im Eifer.

„Arak," ſagte die Mutter.

„Es muß Rum ſein. Fink trinkt keinen Arak im Thee."

„Ich werde ſelbſt gehen, Rum holen," rief Ehrenthal, ergriff ſeinen Hut und lief mit der Flaſche zum Nachbar Goldſtein, dem Weinhändler.

Auf dem Wege ſagte Anton zu Fink: „Es iſt hübſch von dir, Fritz, daß du mitkommſt. Bernhard wird eine große Freude darüber haben.“

„Der Menſch muß Opfer bringen,“ erwiederte Fink. „Ich habe mir die Freiheit genommen, im Voraus zu Abend zu eſſen, denn ich habe einen Abſcheu vor Gänſefett. Aber das ſchönſte Mädchen der Stadt iſt ſchon eine Entſagung werth. Ich habe ſie neulich wieder im Concert geſehen, ein prachtvoller Leib. Und welche Augen! Ihr Vater, der alte Wucherer, hat nie einen Edelſtein unter ſeinen Händen gehabt, der ſo funkelt.“

„Wir ſind zu Bernhard eingeladen,“ verſetzte Anton mit leiſem Vorwurf.

„Jedenfalls wird doch die Schweſter zu ſehen ſein,“ ſagte Fink: „wo nicht, ſo zwingen wir ihn, ſie vorzuführen.“

„Ich hoffe, ſie wird unſichtbar ſein,“ ſeufzte Anton.

Die Thür öffnete ſich, das Entrée war durch zwei prachtvolle Lampen erleuchtet, Bernhards Stube war feſtlich geſchmückt. Eine große Blumenvaſe ſtand auf dem Tiſch, daneben buntes Porcellan, vergoldete Löffel auf ſeidener Tiſchdecke, und ein großes Bund Imperiales von rieſigem Format, wahre Stangen, die man ohne Stütze zwiſchen den Lippen nicht erhalten konnte. Auf dem Boden war ein neuer Teppich ausgebreitet, es war Alles ſehr anſtändig. Und wie liebenswürdig war Bernhard als Wirth. Er machte den Thee. Er bat in rührender Hülfloſigkeit Fink um Rath, wie viel Thee er einſchütten ſolle, er drehte den Hahn ſo künſtlich herum, daß lange Zeit gar nichts aus der Oeffnung floß, und dann wieder die Fluth nicht zu bändigen war. Erröthend ſcherzte er über ſeine eigene Ungeſchicklichkeit, und ſeine Augen leuchteten vor Freude, als Fink entſchied, der Thee ſei vortrefflich. Eifrig bot er die Cigarren, andächtig hörte er die Belehrung, die ihm Fink über das ſchickliche Maß hielt, in welchem dieſe Erfindung menſchlichen Scharfſinnes geformt werden müſſe. Und ganz glücklich wurde er, da Anton endlich bat, dem Freund ſeine Bücherſchätze zu zeigen, und da Fink über das Ausſehen der fremden Buchſtaben humoriſtiſche Gloſſen machte. Als gute Leute ſaßen die Drei zuſammen und plauderten eine Stunde in beſter Eintracht. Fink war in der menſchenfreundlichſten Stimmung, und Anton bat die Götter im Stillen, die ſchöne Schweſter nur heut von ihrem Tiſch fern zu halten.

Doch Punkt neun Uhr öffnete ſich die Thür des Nebenzimmers, und Frau Sidonie überſchritt majeſtätiſch die Schwelle. „Bathſeba tritt ein zu König David,“ ſagte Fink leiſe zu Anton; erzürnt drückte ihm Anton den Fuß. Bernhard ſtellte verlegen vor, die Frau vom Hauſe lud in das Nebenzimmer, Herr Ehrenthal und Roſalie präſentirten ſich. Fink trat zu dem ſchönen Mädchen, nannte ſie gnädiges Fräulein und erzählte ihr, daß er eine alte Bekanntſchaft erneuere, da er ſie bereits in der Academie geſehen habe. Er ſetzte ſich zwiſchen Mutter und Tochter zu Tiſch, er ſagte ihnen im gleichgültigſten Ton ſo viele Artigkeiten, daß Beide bezaubert wurden. Er rühmte gegen die Mutter die entfernte Reſidenz, gegen welche dieſe Stadt ein kleinlicher Haufe von Ziegelſteinen ſei, er ließ ſich mit Roſalien in eine lebhafte Unterhaltung über Muſik ein, für die er ſonſt wenig Herz hatte, er verſprach ihr beim nächſten Wettrennen einen guten

Platz auf der Tribüne, er erzählte kleine Geſchichten aus der beſten Geſellſchaft, in denen er mit Humor die Schwächen derſelben karrikirte. Er entzückte dadurch die Frauen, die mit Eiferſucht auf die Kreiſe hinſahen, die ſich gegen Leute von Bildung ſo ſehr abſchloſſen, er erfreute dadurch auch Bernhard, der auf dieſe Berichte lauſchte, wie auf die Kunde aus fremder Welt. Es war von einer Fürſtin die Rede, welche für eine berühmte Schönheit galt. Fink war ihr irgend einmal vorgeſtellt worden und fand, daß ſie dem Fräulein vor ihm zum Verwechſeln ähnlich ſah, etwas kleiner war die Fürſtin, die Geſtalt weniger edel; er bewunderte dreiſt eine Moſaikbroche an der Bruſt von Frau Sidonie und verglich ſie mit einem koſtbaren Kunſtwerk in einem Muſeum. Nur Vater Ehrenthal war für ihn nicht vorhanden. Nach den erſten Begrüßungen mit Anton machte der Händler einige vergebliche Verſuche, mit Fink eine Unterhaltung anzuknüpfen. Aber Fink ſprach über ihn weg, als ob ein Stück Luft auf dem Stuhl des Hausherrn ſitze. Und doch war er nicht unartig, Jedem war, als müßte es ſo ſein. Ehrenthal ſelbſt fand ſich mit Demuth in die beſcheidene Rolle, zu der er verurtheilt war, und rächte ſich dadurch, daß er einen ganzen Faſan verzehrte.

Als Fink merkte, daß es ein wenig unbequem war, die Frauen zu lebhafter Theilnahme an der Unterhaltung heranzuziehen, fing er an, in ſeiner Weiſe mit Worten zu phantaſiren.

Die Mutter klagte gegen ihn über Bernhards Stubenſitzen.

„Er iſt ein Ariſtokrat," antwortete Fink gutmüthig.

„Der zehnte Menſch iſt ihm nicht recht. Die Herren Gelehrten haben alle dieſe Eigenthümlichkeit. Wenn ich meinem Schöpfer für etwas dankbar bin, ſo iſt es dafür, daß er mich zu einem einfachen beſcheidenen Mann gemacht hat, deſſen Kopf nicht ſtark genug iſt, große Weisheit zu vertragen. Uns gewöhnlichen Menſchen wird es am leichteſten, mit dieſer Welt fertig zu werden, wir ſind genöthigt, uns in Andere zu ſchicken. Wer aber berechtigt iſt, große Anſprüche zu machen wegen ſeines Wiſſens oder wegen ſeiner Schönheit“ — hier neigte er ſich mit überzeugender Ehrlichkeit gegen die Tochter vom Hauſe — „der findet leicht die Welt nicht ſo, wie er ſie fordert, während ich und meines Gleichen die Ueberzeugung haben, daß ſie ganz vortrefflich eingerichtet iſt.“

„Es iſt doch viel Gemeines auf der Erde,“ ſagte Madame Ehrenthal.

„Daß ich nicht wüßte,“ rief Fink lachend. „Ich gebe Ihnen zu, daß einige Inſecten einen gemeinen Character haben, und daß es gemein iſt, ſich in Branntwein zu betrinken. Im Uebrigen kommt Vieles auf Anſichten an. Sehen Sie dieſe Auſter. Ich wette, es giebt zahlreiche Fiſche und Erdbewohner, welche dies holde Geſchöpf für etwas Gemeines halten, mir erſcheint ſie als eine der vornehmſten Erfindungen der Natur. Was verlangen wir von einem Vornehmen? Die Auſter hat Alles: ſie iſt ruhig, ſie iſt ſtill, ſie ſitzt feſt auf ihrem Grund und Boden. Sie ſchließt ſich ab gegen die Außenwelt, wie kein anderes Geſchöpf. Wenn ſie ihre Schalen zuklappt, ſo deutet ſie auf das entſchiedenſte an: Ich bin für Niemand zu Hauſe; wenn ſie ihr perlmutternes

Haus öffnet, ſo zeigt ſie den bevorzugten Ebenbürtigen ein zartes gefühlvolles Weſen. Wenn der Menſch das Recht hat, etwas Geſchaffenes zu beneiden, ſo iſt es die Auſter. Sie werden ſagen, daß das Seewaſſer kein anſprechendes Element iſt. Aber da muß ich widerſprechen. Wer auf die ſchlechte Gewohnheit verzichten kann, alle Augenblicke nach Luft zu ſchnappen, wie wir leider thun müſſen, für den muß es dort unten auf dem Meeresgrund ſehr gemüthlich ſein.“ Er wandte ſich zu Roſalie: „Nur die muſikaliſche Bildung der Auſter iſt, wie ich fürchte, ungenügend. Außer dem Heulen des Sturmwinds und dem Geraſſel des Dampfſchiffs dringen nicht viele Töne in ihre Behauſung.“

„Treiben Sie Muſik?“ frug Roſalie.

„Kaum darf ich das zugeben,“ erwiederte Fink verbindlich. „Ich klimpere ein wenig auf dem Flügel herum, und wenn ich zu ſingen verſuche, meide ich Menſchenwohnungen. Aber ich ſtehe zur Muſik in dem Verhältniß eines unglücklichen Liebhabers. Ich habe ein Inſtrument, das ich ſchwärmeriſch verehre, und ich würde viel darum geben, wenn ich im Stande wäre, daſſelbe mit Meiſterſchaft zu ſpielen.“

„Die Violine?“ frug Roſalie.

„Vergebung, die Pauke. Ich frage Sie, was heißt ſpielen auf den anderen Inſtrumenten? Es iſt ein ewiges unruhiges Umherraſen von der Höhe zur Tiefe und wieder umgekehrt, eine ungemüthliche Anſtrengung in allen möglichen Schnelligkeiten, Triolen, Trillern, Tremolo's und wie die Quälereien alle heißen. Nur ſelten erſcheint eine lange, dicke, ruhige Note, ein ſolider Ton, welcher aushallt und nicht von der nächſten Note ſeinen Fußtritt bekommt. Nehmen

Sie dagegen den Ton der Pauke. Welche Kraft, welche Feierlichkeit und welche Wirkung! Und erſt der Glückliche, dem ein ſolches Inſtrument anvertraut wird! Man ſagt den übrigen Virtuoſen nach, daß ſie reizbar und empfindlich ſind, der Pauker wird ein Held, ein großer Charakter, er bekommt eine Weltanſchauung, wie ſie nur auf dem erhabenſten Standpunkt möglich iſt. Er pauſirt dreißig, funfzig Tacte; unterdeß rennt und quiekt das Volk der übrigen Töne durcheinander, wie die Mäuſe, wenn die Katze nicht zu Hauſe iſt. Er allein ſteht in einſamer Größe, ſcheinbar mit nichts beſchäftigt, er nimmt vielleicht eine Priſe oder ſucht ſich lächelnd die ſchönſten Damen im Zuhörerraum. Aber innerlich denkt er: 27, wartet nur, ihr ruppiges Notengeſindel, 28, ich werde euch ſogleich eins auf den Kopf geben, 29, dieſe Geige wird naſeweis, 30, bum! er ſchlägt auf, und die andern Inſtrumente fahren aufgeregt zuſammen, ſie fühlen die Sprache ihres Herrn und Meiſters, und alle Zuhörer athmen tief auf, das große Wort iſt geſprochen.“ — Roſalie lachte.

„Ich laſſe mir nächſtens ein Paar Pauken bauen und werde mir die Ehre geben, ein Duett für Pauke und Fortepiano zu ſchreiben und Ihnen, mein Fräulein, zu widmen, am liebſten ein gefühlvolles Notturno. — Beim Apoll, ein vortrefflicher Wein! Was für ein Landsmann? Ich habe noch nicht die Ehre ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft.“

„Es iſt ein Ungarwein, alter Meneſ,“ rief Vater Ehrenthal über den Tiſch, „er hat funfzig Jahre gelegen im Keller.“

„Kennen Sie die Sorte, Herr Bernhard?“ frug Fink, die Worte des Vaters überhörend.

„Ich verſtehe wenig vom Wein,“ ſagte Bernhard.

„Schade,“ erwiederte Fink. „Wer ein Gönner der Poeten iſt, wie Sie, der ſollte auch etwas auf ſeinen Weinkeller halten. Aber da wir von Muſik ſprechen, müſſen Sie uns wenigſtens ſagen, wie Ihre perſiſchen Freunde, die Herren Juſſuf und Sadi, ihre Lieder den ſchwarzäugigen Schönen vorſingen. Bitte, recitiren Sie uns ein Gedicht auf perſiſche Weiſe.“

Bernhard ſetzte ernſthaft auseinander, daß die Muſik des Orients für unſer Ohr manches Auffallende habe, und hatte lange zu thun, um die angelegentlichen Bitten Finks abzuwehren, welcher durchaus einen Vortrag in Originalſprache und Melodie von ihm hören wollte.

So zog er die Tafel hin bis nach Mitternacht, zuletzt mußte Roſalie ſich an den Flügel ſetzen, dann fuhr auch er mit den Fingern über die Taſten und ſang ein wildes Lied in ſpaniſcher Sprache. Als die Gäſte ſich entfernten, war die Familie entzückt. Roſalie eilte wieder an den Flügel und ſuchte die Melodie des fremden Gaſſenhauers zu wiederholen, die Mutter war unerſchöpflich im Ruhme des vornehmen Weſens; auch der von den Stühlen der Menſchheit geſtrichene Vater war über den Beſuch des reichen Erben begeiſtert und wiederholte in angenehmer Weinlaune, daß er über eine Million ſchwer ſei. Selbſt Bernhards unſchuldige Seele war durch die Art des gewandten Mannes mächtig gefeſſelt. Wohl hatte er bei den Reden Finks zuweilen ein leichtes Mißbehagen gefühlt, es war ihm vorgekommen, als mache der Fremde ſich über ihn und die Seinen luſtig, aber er war zu unerfahren, um das vollſtändig zu überſehen, und beruhigte ſich damit, daß ſolche Gleichgültigkeit zum Weſen der Weltleute gehöre.

Nur Anton war unzufrieden mit dem Freunde und ſagte ihm das auf dem Heimwege.

„Du haſt geſeſſen wie ein Stock,“ erwiederte Fink, „ich habe die Leute unterhalten, was willſt du mehr? Laß dich in eine Maus verwandeln und kriech in die Löcher der aufgeputzten Stube, und du wirſt hören, wie ſie jetzt mein Lob ſingen. Kein Menſch kann mehr verlangen, als daß man ihn ſo behandelt, wie ihm ſelbſt behaglich iſt.“

„Ich meine,“ ſagte Anton, „man ſoll ihn ſo behandeln, wie es der eigenen Bildung würdig iſt. Du haſt dich benommen, wie ein leichtſinniger Edelmann, der morgen bei dem alten Ehrenthal eine Anleihe machen will.“

„Ich will leichtſinnig ſein,“ rief Fink luſtig, „vielleicht will ich auch eine Anleihe bei dem Hauſe Ehrenthal machen. Schweig jetzt mit deinen Bußpredigten, es iſt ein Uhr vorüber.“

Einige Tage ſpäter erinnerte ſich Anton nach dem Schluß des Comtoirs, daß er dem jungen Gelehrten die Ueberſendung eines Buches verſprochen hatte. Da Fink ſchon vor einer Stunde weggegangen war und, wie er oft that, den Paletot Antons mitgeführt hatte, ſo wickelte dieſer ſich in Finks Burnus, der auf ſeiner Stube lag, und eilte in Ehrenthals Haus. Er trat an die weiße Thür und war nicht wenig verwundert, als die Thür geräuſchlos aufging und eine verhüllte Geſtalt herausſchlüpfte. Ein weicher Arm legte ſich in den ſeinen und eine leiſe Stimme ſprach: „Kommen Sie ſchnell. Ich erwarte Sie ſchon lange.“ Anton erkannte Roſaliens Stimme.

Er ſtand ſtarr wie eine Bildſäule und erwiederte endlich mit dem Erſtaunen, das in ſolcher Lage verzeihlich iſt: „Sie verkennen mich, mein Fräulein.“ Mit einem unterdrückten Schrei huſchte die junge Dame die Stufen hinab. Anton trat kaum weniger erſchrocken in Bernhards Zimmer. Er hatte in der Verwirrung den Mantel nicht abgenommen, und erlebte jetzt das Leid, daß der kurzſichtige Bernhard auf ihn zutrat und ihn Herr von Fink anredete. Ein ſchrecklicher Verdacht ſtieg in ihm auf, er ſchützte gegen Bernhard große Eile vor und trug den unglücklichen Mantel ſchnell nach Hauſe über einem Herzen voll Schmerz und Aerger. Wenn es Fink war, der von der ſchönen Tochter Ehrenthals zu ſo vertraulichem Abholen erwartet wurde! Je länger Anton auf den Abweſenden wartete, deſto höher ſtieg ſein Unwille. Endlich hörte er Finks Tritt auf den Steinen des Hofes und eilte mit dem Mantel zu ihm hinab. Er erzählte kurz, was ihm begegnet war, und ſchloß mit den Worten: „Sieh, ich hatte deinen Mantel um, und es war dunkel, ich habe den häßlichen Verdacht, daß ſie mich für dich gehalten hat, und daß du das Vertrauen Bernhards in unverantwortlicher Weiſe gemißbraucht haſt.“

„Ei, ei,“ ſagte Fink kopfſchüttelnd, „da ſieht man, wie ſchnell der Tugendhafte bereit iſt, ſeine Steine auf Andere zu werfen. Du biſt ein Kindskopf. Es giebt mehr weiße Mäntel in der Stadt, wie kannſt du beweiſen, daß es gerade mein Mantel war, der erwartet wurde? Und dann erlaube mir die Bemerkung, daß du ſelbſt dich bei dieſem Abenteuer in einer Weiſe benommen haſt, die weder artig, noch entſchloſſen, noch irgend etwas Anderes war als täppiſch. Warum haſt du nicht das Fräulein die Treppe herunter geführt? Und wenn die Verwechſelung unten nicht mehr zu verbergen war, konnteſt du nicht ſagen: Zwar bin ich nicht der, für den Sie mich halten, aber ich bin ebenfalls bereit, in Ihrem Dienſt zu ſterben, und ſo weiter.“

„Du täuſcheſt mich nicht,“ erwiederte Anton. „Ich traue nicht, daß du mir die Wahrheit ſagſt. Wenn ich mir Alles recht überlege, ſo kann ich, trotz deinem Leugnen, den Verdacht nicht los werden, daß du doch der Erwartete warſt.“

„Du biſt ein kleiner Schlaukopf,“ ſagte Fink gemüthlich, „du wirſt mir aber ebenfalls zugeſtehen, daß ich, da eine Dame im Spiel iſt, nichts Anderes thun kann, als leugnen. Denn ſiehſt du, mein Sohn, wenn ich dir Geſtändniſſe machte, ſo würde ich ja die ſchöne Tochter des ehrenwerthen Hauſes compromittiren.“

„Leider fürchte ich,“ rief Anton, „daß ſie ſich ohnedies compromittirt fühlt.“

„Na,“ ſagte Fink ruhig, „ſie wird's ertragen.“

„Aber Fritz,“ rief Anton die Hände ringend, „haſt du denn gar keine Empfindung für das Unrecht, das du an Bernhard begehſt? Du verleiteſt die Schweſter eines gebildeten und feinfühlenden Menſchen zu Thorheiten, die für ſie verhängnißvoll werden müſſen. Gerade daß ſein reines Herz in einer Umgebung ſchlägt, die er nur ertragen kann, weil er ſo voll Vertrauen iſt und ſo wenig erfahren, gerade das macht dein Unrecht für mich ſo bitter.“

„Deßhalb wirſt du am klügſten thun, wenn du das große Zartgefühl deines Freundes ſchonſt und ſeiner Schweſter Verſchwiegenheit gönnſt.“

„Nein,“ erwiederte Anton zornig, „meine Pflicht gegen Bernhard zwingt mich zu etwas Anderem. Ich muß von dir fordern, daß du dein Verhältniß zu Roſalie, von welcher Art es auch ſei, auf der Stelle abbrichſt und dich bemühſt, in ihr nur das zu ſehen, was ſie dir immer hätte ſein ſollen, die Schweſter meines Freundes.“

„So?“ entgegnete Fink ſpöttiſch, „ich habe nichts dawider, daß du dieſe Forderung ſtellſt. Wenn ich aber nicht darauf eingehe, wie dann? Immer vorausgeſetzt, was ich überhaupt leugne, daß ich der glückliche Erwartete war.“

„Wenn du nicht darauf eingehſt,“ rief Anton in großer Bewegung, „ſo kann ich dir dieſen Streich niemals verzeihen. Das iſt nicht mehr Mangel an Zartgefühl, es iſt etwas Schlimmeres.“

„Und was, wenn's beliebt?“ frug Fink kalt.

„Es iſt ſchlecht,“ rief Anton. „Es war ſchon ſchlimm genug, daß du die Koketterie des Mädchens benutzteſt, aber es iſt doppelt ſchlecht, daß du auch jetzt nicht daran denken willſt, wie du ſie kennen gelernt haſt, nicht an ihren Bruder und nicht an mich, der ich dieſe unglückliche Bekanntſchaft vermittelt habe.“

„Und du laß dir ſagen,“ erwiederte Fink, die Lampe ſeiner Theemaſchine anzündend, „daß ich dir durchaus nicht das Recht einräume, mir ſolche Vorträge zu halten. Ich habe keine Luſt, mit dir zu zanken, aber ich wünſche über dieſen Gegenſtand kein Wort weiter von dir zu hören.“

„Dann muß ich dich verlaſſen,“ ſagte Anton, „denn es iſt mir unmöglich, mit dir über Anderes zu ſprechen, ſo lange ich die Empfindung habe, daß du frevelhaft handelſt.“

Er ging zur Thür. „Ich laſſe dir die Wahl, entweder du brichſt mit Roſalie, oder, ſo furchtbar mir iſt, das auszuſprechen, du brichſt mit mir. Wenn du mir bis morgen Abend nicht die Verſicherung giebſt, daß deine Intrigue zu Ende iſt, ſo gehe ich zu Roſaliens Mutter.“

„Gute Nacht, du dummer Tony,“ ſagte Fink.

Anton verließ den leichtſinnigen Freund. Es war der erſte ernſthafte Streit zwiſchen ihm und Fink. Er war ſehr unglücklich über Finks Leichtſinn und ſchritt bis tief in die Nacht in ſeinem Zimmer troſtlos auf und ab. Dem harmloſen Bernhard etwas zu ſagen, erſchien ihm bei der Perſönlichkeit des Gelehrten bedenklich, er fürchtete, ihn im tiefſten Herzen zu verwunden, und traute ihm wenig Einfluß auf die Schweſter zu. Auch Fink war ärgerlich über den Zufall. Er trank ſeinen Grog diesmal allein und dachte vielleicht mehr an Antons Groll, als an den Schreck der ſchönen Roſalie.

Der nächſte Tag war grau für Beide. Sonſt wenn Fink ins Comtoir trat, nickte er dem Freunde, der ihm ſeit einiger Zeit gegenüber ſaß, freundlich zu, und Anton kam dann ſchnell an den Stuhl des Andern und frug leiſe, wie Fink den letzten Abend verlebt hatte. Heut ſaß Anton ſtumm auf ſeinem Platz und beugte ſich tief auf den Brief hinab, als Fink ſich ihm gegenüber ſetzte. Jeder mußte, wenn er aufſah, in das Geſicht des Andern blicken, heut hatten Beide die Aufgabe, zu thun, als ob ihnen gegenüber ein leerer Raum ſei. Es war Fink leicht geweſen, den Vater Ehrenthal als Luſt zu behandeln, bei Anton war auch ihm das läſtig, und Anton, der keine ſolche Gewandtheit im Ueberſehen fremder Körper hatte, fühlte ſich höchſt unglücklich, wenn er nach rechts und links ausſchauen mußte, bei dem Kopf des Andern vorbei, über ihn weg, immer gleichgültig, wie der Kriegsbrauch zwiſchen Schmollenden nöthig macht. In der Mitte des Vormittags kam das Frühſtück in das Comtoir, dann wurde eine kurze Pauſe gemacht, die Herren ſtanden von ihren Plätzen auf und traten zuſammen. Heut blieb Anton ſitzen, weil ſein Platz der einzige Ort war, welcher ihn vor der Berührung mit Fink ſicherte. Alles verſchwor ſich, Beiden ihre Rolle ſchwer zu machen. Schmeie Tinkeles erſchien im Comtoir, und Fink hatte wieder eine lächerliche Verhandlung. Alle Herren ſahen auf Fink und ſprachen mit ihm; ſonſt hatte Anton dem Freunde fröhliche Zeichen des Einverſtändniſſes gemacht, jetzt ſtarrte er vor ſich hin, als ob Tinkeles hundert Meilen entfernt wäre. Herr Schröter gab Anton einen Auftrag, bei dem er Fink um Auskunft fragen mußte. Anton war genöthigt, ſich vorher ſtark zu räuſpern, damit ſeine Stimme nicht gepreßt klang, und als Fink eine kurze Antwort gab, kränkte ihn das, und ſein Zorn gegen den Verſtockten loderte wieder zu heller Flamme auf. Zum Mittageſſen waren die Beiden immer zuſammen gegangen, Fink hatte regelmäßig gewartet, bis Anton ihn abholte. Heut kam Anton nicht. Fink ging mit Herrn Jordan ins Vorderhaus, ſo daß Jordan verwundert frug: „Wo bleibt denn Wohlfart?“ und Fink mußte ſagen: „Wo er will.“

Am Nachmittag konnte ſich Anton nicht enthalten, einige Mal heimlich von ſeinem Briefe aufzuſehen und den Kopf und das ſtolze Angeſicht des Andern zu betrachten. Dabei mußte er denken, wie fürchterlich es für ihn ſei, von jetzt ab dem Manne fremd zu werden, an dem er ſo ſehr hing. Aber er blieb feſt. Auch jetzt, wo der erſte Zorn verraucht war, fühlte er, daß er nicht anders handeln konnte. Dieſe Ueberzeugung rührte ihm das Herz. Und in ſolcher Stimmung vermied er nicht mehr auf den Platz des verlornen Freundes zu ſchauen. Als Fink aufblickte, ſah er das Auge Antons voll Trauer auf ſeinem Geſicht ruhen. Der ſchmerzliche Ausdruck beunruhigte den Rückſichtsloſen mehr, als der frühere Zorn. Er erkannte daraus, daß Anton feſt war, und die Waagſchale, worin Roſalie ſaß, fuhr in die Höhe. Wenn Anton in ſeiner Spießbürgerlichkeit zu Roſaliens Mutter ging, ſo wurde ihm das Abenteuer doch verdorben. Zwar um den Zorn der Mutter kümmerte er ſich wenig, Roſalie mochte ſehen, wie ſie mit ihr fertig wurde, aber der Gedanke an den harmloſen Bernhard war ihm unbehaglich. Und was das Schlimmſte war, ſein eigenes Verhältniß zu Anton war für immer zerſtört, ſobald dieſer erſt mit einer dritten Perſon über die Liaiſon geſprochen hatte. Dieſe Erwägung zog ihm die Stirn in Falten.

Kurz vor ſieben Uhr fiel ein Schatten auf Antons Papier. Anton ſah auf, Fink hielt ihm ſchweigend einen kleinen Brief über das Pult, die Aufſchrift war an Roſalie. Anton ſprang von ſeinem Sitz auf.

„Ich habe an ſie geſchrieben,“ ſprach der Andere mit eiſiger Kälte; „da deine Freundſchaft mir nur die Wahl läßt, entweder das Mädchen zu compromittiren oder meine Studien über eine intereſſante Völkerſeele aufzugeben, ſo muß ich mich zu dem Letzteren verſtehen. Hier iſt der Brief. Ich habe nichts dagegen, daß du ihn lieſt. Es iſt ihr Laufpaß.“

Anton nahm den Brief aus der Hand des Sünders, ſiegelte ihn in der Eile mit dem kleinen Comtoirſtempel und übergab ihn einem Hausknecht zur ſchleunigen Abgabe auf der Stadtpoſt.

So war die Gefahr beſeitigt, aber es blieb ſeit dieſem Tage eine Spannung zwiſchen den beiden Verbündeten. Fink grollte, und Anton konnte nicht vergeſſen, was er Verrath an ſeinem Freund Bernhard nannte. Und Fink trank durch einige Wochen ſeinen Thee nicht in Antons Geſellſchaft.

## 7.

Das Haus von T. O. Schröter hatte einen Tag im Jahre, an dem es ſich unabänderlich dem Vergnügen ergab. Dies geſchah zur Erinnerung an die Stunde, in welcher Herr Schröter als Theilhaber in das Geſchäft ſeines Vaters eingetreten war. Wenn dieſer Tag durch die Tücke der Kalendermacher unter die Wochentage geſetzt wurde (und es war ſechs gegen eins zu wetten, daß ſie dem Geſchäft den Poſſen ſpielten), ſo wurde das Feſt am nächſten Sonntag gefeiert. Es war keine Feſtfeier, welche übermäßig aufregte, ſie hatte einen ruhigen regelmäßigen Verlauf und einen leiſen Anflug von Geſchäftlichkeit. Zuerſt war großes Diner des Comtoirs beim Prinzipal, dann fuhr die Geſellſchaft nach einem nahe gelegenen Dorfe, wo der Kaufmann ein Landhaus beſaß, und eine Anzahl öffentlicher Gärten und Sommerconcerte die Stadtbewohner anzogen. Dort wurde Kaffe getrunken, Natur genoſſen, und am Abend zur Bürgerſtunde nach der Stadt zurückgefahren.

In dieſem Jahr feierte der Kaufmann das fünfundzwanzigjährige Jubiläum ſeines Eintritts. Schon am Morgen gratulirten Deputationen der Auflader und Hausknechte, an der Mittagstafel waren heut die Collegen im höchſten Staat verſammelt, Herr Liebold in einem neuen Frack, den er, wie alle Prachtſtücke ſeiner Garderobe, ſeit vielen Jahren an dieſem Feſt zum erſten Mal trug.

Nach dem Mittageſſen fuhren einige Wagen vor das Haus, die Geſellſchaft ins Freie zu ſchaffen. Herr Schröter ſtieg mit Sabine in den erſten Wagen, und da die Tante als Krankenpflegerin einer Verwandten abweſend war, ſah ſich der Prinzipal unter den Herren um, welche maſſenhaft um den Wagen ſtanden und das Einſteigen Sabinens durch heftige Dienſtbefliſſenheit wenigſtens moraliſch unterſtützten. Fink ſaß bereits auf ſeinem Reitpferd, und ſo rief der Prinzipal Herrn Liebold und Herrn Jordan auf den Rückſitz des Staatswagens. Beide Herren verneigten ſich, Herr Liebold nahm mit feierlichem Lächeln gegenüber dem Fräulein Platz. Ach, aber ſeine Freude war nicht ohne den Bodenſatz heimlicher Angſt. Es war allen Collegen wohl bekannt und ihm am beſten, daß er das Rückwärtsfahren durchaus nicht vertragen konnte. Nie hatte er nach Ehrenplätzen geſtrebt, ſein ganzes Leben durch war er auf der Rückſeite von Fortuna's Carroſſe fortgeſchafft worden, aber in einem gewöhnlichen Wagen empörte ſich augenblicklich ſein ganzes Innere, wenn er nicht vornehm im Fond ſaß. Auch heut ſah er das Unglück kommen, gerade heut, wo er der angebeteten Herrin des Hauſes gegenüber ſaß. Wie gern hätte er ſeinen Platz geopfert, aber das war unmöglich, die Ehre war zu groß, und ſeine Weigerung wäre ihm falſch ausgelegt worden. So ſaß er als Märtyrer, auf das Aergſte gefaßt, dem Fräulein gegenüber, er verſuchte vergebens unbefangen auszuſehen und auf die Seite zu blicken, wo Häuſer und Bäume, Menſchen und Hunde bei ihm vorbeitanzten. Dies fürchterliche Tanzen kannte er, das war immer der Anfang. Er mußte alſo gerade vor ſich hin ſehen, und da es unpaſſend geweſen wäre, dem Fräulein ins Geſicht zu blicken, ſo ſtarrte er über ſie weg. Noch lächelte ſein Mund, aber ſein Auge ſah ſtier und ſeine Wangen wurden blaß, blutlos, erdfarben. Jordan ſah ihn von der Seite an und konnte das Lachen nicht verbergen. Das brachte Sabine zu der beſorgten Frage: „Fehlt Ihnen etwas, Herr Liebold?“ Da Liebold die Augen nicht vom Himmel wegwenden durfte, ſo bohrte er ſie an einer ruhigen Wolke feſt und murmelte die Verſicherung, daß ihm ſehr wohl ſei. Dabei erhielt ſein Geſicht aber den Ausdruck ſtumpfer Verzweiflung, ſo daß Sabine ſich ängſtlich an Herrn Jordan wandte.

„Er kann nicht vertragen rückwärts zu ſitzen,“ ſagte dieſer.

„Dann wechſeln wir die Plätze,“ rief Sabine. Herr Liebold ſchüttelte erſchrocken den Kopf und machte ſchweigend allerlei Bewegungen, um ſeinen Abſcheu gegen eine ſolche Zumuthung auszudrücken. „Bitte, Herr Jordan, laſſen Sie den Kutſcher halten,“ rief Sabine. Der Wagen ſtand, das Fräulein erhob ſich. „Schnell, Herr Liebold,“ rief ſie. Dieſer verſuchte noch zu proteſtiren, aber Jordan rückte ihn kräftig in die Höhe, und ehe er wußte, wie ihm geſchah, ſaß er im Fond, und das Fräulein ihm gegenüber auf dem Rückſitz. Die Spannung in ſeinen Zügen ließ nach, eine feine Röthe zog verklärend über ſein Geſicht. Aber in welcher Lage war er! Was mußten die Vorübergehenden von ihm und ſeiner Stellung im Hauſe denken! Fremde konnten ihn für den Onkel der Dame halten, aber Jeder, der ſie kannte, — und wer kannte die ſchöne Sabine Schröter nicht? — der mußte auf die abenteuerlichſten Gedanken kommen. Daß er mit ihr verlobt ſei, war noch viel zu wenig, als Verlobter hätte er nicht im Fond ſitzen dürfen, nein, er ſaß da, wie mit ihr verheirathet. Der Gedanke trieb ihm den Schweiß aus allen Poren, er ſah demüthig auf das Fräulein und bat ſie mit leiſer Stimme um Verzeihung wegen des Scandals, den er verurſache. Sabine ſtreckte zur Antwort ihre Hand aus und ſchüttelte ihm die ſeine kräftig. Da übermannte ihn die Freude, er beugte ſich ſchon ein wenig herab, in der kühnen Abſicht, ihr den Handſchuh zu küſſen. Und in demſelben Augenblick fuhren ſie bei dem Buchhalter von Strumpf und Knieſohl vorüber, Herr Liebold ſchnellte ſtracks in die Höh, jetzt war das Unglück geſchehen, Sabine und er waren das Opfer eines unerhörten Irrthums. Es war unnütz, noch gegen das Schickſal anzukämpfen. Er ſaß fortan verklärt und ſtill ſelig, bis die Wagen vor der großen Reſtauration des Dorfes anhielten. Man ſtieg aus, die Herren ſammelten ſich um das ſeidene Gewand ihres Fräuleins, rauſchende Muſik ſcholl ihnen entgegen, ſie traten in die Buchengänge des geſchmückten Gartens, welcher heut mit den glänzenden Toiletten der Städter angefüllt war.

Sabine ſchwebte in einer Wolke von Herren dahin. Es iſt möglich, daß dieſer wandelnde Hof mancher Mitſchweſter größere Freude gemacht haben würde, als ihr. Jedenfalls ſah es ſtattlich aus, als ſie am Arm des Bruders durch die Gänge ſchritt, auf beiden Seiten und hinter ihr dienſteifrige Herren, alle bemüht, ſich mit ihr als dem Mittelpunkt in Verbindung zu halten, zumal heut, wo das Haus in Maſſe unter der Faſhion der Stadt auftrat, und jeder Einzelne als Mitglied des berühmten Geſchäfts zu repräſentiren hatte:

Liebold war in einem beſtändigen Lächeln begriffen, welches er auf der Außenſeite ſeines Geſichts allerdings zu bewältigen ſuchte, um bei den Vorübergehenden nicht den Argwohn zu erregen, daß er ſie auslache. Aber um ſo ſtärker arbeitete es in ſeinem Innern und fuhr zuweilen im gleichgültigen Geſpräch wie ein Wetterleuchten über ſein Geſicht, dehnte ihm plötzlich Naſe und Mund aus, und machte die Augen klein und glänzend. Er trug heut als Bevorzugter den Shawl des Fräuleins, ſchritt in angemeſſener Entfernung hinter ihr her und bezeichnete ſo die zweite von den Linien, welche die Firma heut im grünen Hauptbuch der Natur einnahm. Durch eine kühne Handbewegung hatte ſich Herr Specht in Beſitz des Sonnenſchirms geſetzt und umgab mit dieſem Sabine von allen Seiten, in der Regel marſchirte er wie ein Fähnrich voran am Rand des Gehölzes. Mit verlangendem Blick ſah er in das Gebüſch, ob ihm nicht eine auffallende Blume oder ein Schmetterling Veranlaſſung geben könnten, mit dem Fräulein eine Unterhaltung anzufangen. Jedenfalls war das nicht leicht, denn Fink ging neben ihr. Dieſer war heut in boshafter Stimmung, und wider Willen lachte Sabine über die unbarmherzigen Gloſſen, welche er auffallenden Geſtalten unter den Spaziergängern gönnte. Auch den maſſenhaften Aufmarſch der Firma machte er lächerlich, aber er ſelbſt verſchmähte nicht, etwas von dem excluſiven Stolz der Handlung zu empfinden.

Um ſie herum zogen, trippelten und rauſchten die Schwärme der Luſtwandelnden. Es war ein unaufhörliches Anſtarren, Grüßen, Ausweichen, der Kaufmann mußte immer wieder nach dem Hut greifen, und ſo oft er grüßte, geriethen die vierzehn Hüte der Collegen ebenfalls in Bewegung und erregten in der Luſt zahlreiche kleine Wirbelwinde. Das machte einen großartigen Eindruck.

Als die Hausgenoſſen einige Zeit in der Strömung fortgeſchwommen waren, äußerte Sabine den Wunſch, auszuruhen. Sogleich flogen Tirailleure der Herren unter die Bankreihen und belegten einen Tiſch. Man nahm Platz, die Kellner ſchleppten eine rieſige Kaffekanne mit der entſprechenden Anzahl Taſſen herbei. Jetzt war eine Freude, der Handlung zuzuſehen, wie jeder der Herren bemüht war, dem Fräulein das Eingießen abzunehmen, weil die Kanne für ſie zu ſchwer war, wie Sabine ſich Anton zum Adjutanten erwählte, weil er im Salon der Collegen das Geſchäft des Eingießens verrichtete, wie die Collegen ſich freuten, daß man im Vorderhauſe auch das von ihnen wußte, ferner, wie verbindlich Sabine jedem der Herren den Kuchen präſentirte, und wie ſie immer ein Auge darauf hatte, daß die Zuckerſchaale und der Sahntopf in ihrem Laufe um den Tiſch nicht unterbrochen wurden, und endlich, wie alle Collegen den braunen Trank des Wirths mit der ſtillen Ueberlegenheit von Leuten einnahmen, welche beſſer wiſſen, was guter Kaffe iſt. Es war kein ruhiger Sitz, und Sabine hatte viel zu thun, die vorbeiziehenden Bekannten zu grüßen und den Freunden des Bruders, welche an ſie herantraten, Rede zu ſtehen. Sie war allerliebſt in dieſer unaufhörlichen Bewegung. Mit einer ruhigen hausmütterlichen Haltung ſprach ſie mit den Herren vom Comtoir, und mit einfacher Herzlichkeit erhob ſie ſich und bewillkommnete die Herantretenden. Sie grüßte, ſcherzte und waltete über dem Kaffebret, ſie ſah auf die Spaziergänger und hatte noch Zeit, prüfende Blicke in das Innere der Taſſen zu werfen, welche ſie Anton zureichte. Anton und Fink, Beide empfanden, wie gut ihr das ſichere Weſen ſtand, und Fink ſagte ihr das: „Wenn dies ein Tag der Erholung iſt, Fräulein Sabine, ſo beneide ich Sie nicht um Ihre Arbeitstage. Keine Prinzeß hat im Empfangſaal ſo viele Rückſichten zu nehmen, ſo viel mit dem Kopf zu nicken, zu lächeln und Artiges zu ſagen, als Sie. Es geht vortrefflich, Sie haben das jedenfalls einſtudirt. Da kommt der Bürgermeiſter ſelbſt, er wird Sie ſogleich anreden. Jetzt thun Sie mir leid, mit dem Ohr ſollen Sie auf mich hören, in der Hand halten Sie Liebolds Taſſe und mit den Augen müſſen Sie achtungsvoll den Großwürdenträger empfangen. Ich bin neugierig, ob Sie noch meine Worte verſtehen.“

„Nehmen Sie nur den Käfer aus Ihrer Taſſe, ich werde Ihnen ſogleich eingießen,“ ſagte Sabine lachend und ſtand auf, den Bekannten des Hauſes zu begrüßen.

Unterdeß beluſtigte ſich Anton, die Urtheile der Vorübergehenden über ſeine Geſellſchaft zu erlauſchen. „Da iſt Herr von Fink,“ wiſperte eine junge Dame ihrer Begleiterin zu. „Ein nettes Geſicht, famoſe Taille,“ ſchnarrte ein Lieutnant. „Was iſt ein Fiſch unter ſo viele Hungerige?“ brummte ein Ruchloſer. „Still, das ſind die von Schröters,“ ſtieß ein Commis den andern an. Als er ſo aufblickte, ſah er zwei hohe üppige Geſtalten langſam heranziehen. Es waren Dame Ehrenthal und Roſalie. Roſalie ging auf der Seite des Tiſches. Ihr Geſicht überzog ſich langſam mit einer dunkeln Röthe, als ſie in dem Gedränge dicht an ſeinem und

Finks Platz vorüberkam. Unruhig ſah er auf Fink, der wieder in lebhaftem Geſpräch mit Sabine doch Augen genug hatte, die Nahenden zu bemerken. Anton erhob ſich grüßend, der unerſchütterliche Fink griff nachläſſig an ſeinen Hut und blickte von ſeinem Sitze ſo kalt auf die beiden Frauen, als hätte er nie die Armbänder an dem weißen Arm der ſchönen Roſalie bewundert. Der Gruß Antons, die auffallende Schönheit Roſaliens, vielleicht einiges Auffallende ihrer Toilette bewirkten, daß auch Sabine die beiden Frauen aufmerkſam anſah.

Die Tochter Ehrenthals achtete nicht auf Antons Gruß, ihre dunkeln Augen hefteten ſich feſt auf Sabine. Ein Flammenblitz voll Haß und Zorn fiel auf das Mädchen, welches ſie für ihre glückliche Nebenbuhlerin hielt, ſo daß Sabine ſich erſchrocken zurückbeugte, wie um dem Anfall eines Raubthiers zu entgehen.

Mit zuſammengepreßten Lippen, unſäglichen Widerwillen auf allen Zügen fuhr Roſalie vorüber. Finks Lippen kräuſelten ſich und er zog ſeine Schultern ein wenig in die Höhe. Als die Frauen vorüber waren, ſah Sabine erſtaunt auf Anton und Fink, und frug: „Wer war das?“

„Eine von den Bekanntſchaften Antons,“ ſprach Fink höhnend.

„Madame Ehrenthal und ihre Tochter,“ erwiederte Anton verlegen, „die junge Dame iſt die Schweſter des Gelehrten, von dem ich Ihnen neulich erzählt habe.“ Aber unwillkürlich ſah er auf Fink, während er ſprach, und Beide tauſchten einen finſtern Blick mit einander aus.

Sabine ſchwieg und rückte ſich auf ihrer Bank zurück, ihre frohe Laune war dahin. Die Unterhaltung kam nicht mehr in Fluß, und als der Bruder von einem Beſuch bei dem nächſten Tiſch zurückkehrte, erhob ſich das Fräulein und lud die Herren ein, nach ihrem Garten zu kommen. Von Neuem zog ſie mit ihrer Wolke dahin, aber Fink ging nicht mehr an der Seite des Fräuleins. Der glühende Blick voll Haß hatte die grünen Ranken verſengt, welche ſich wieder von ihr zu ihm gezogen hatten. Sabine wandte ſich zu Anton und ſprach mit dieſem; ſie mühte ſich, heiter zu ſein, aber Anton merkte ihr den Zwang an.

Der große Garten des Kaufmanns mit einem hübſchen Gartenhaus und Glashäuſern war ein Lieblingsaufenthalt Sabinens. Sommer und Winter fuhr ſie hinaus, wenn das Wetter es irgend erlaubte, und beſprach mit dem Gärtner alle Einzelheiten der Einrichtung und Blumenzucht. Die Collegen beſtürmten ſie daher mit Fragen über Namen und Charakter ihrer Blumen; und während der Kaufmann mit Fink ein benachbartes Grundſtück betrachtete, das ihm zum Kauf angeboten war, zeigte Sabine der übrigen Geſellſchaft, was ſie in der letzten Zeit angelegt hatte. Sie führte die Herren durch die Blumen, die Raſenſtücke, in das Warmhaus. Der Bruder hatte ihr eine hohe Palme geſchenkt, und die Palme, große Piſangblätter, tropiſche Farren und blühende Cacteen waren in eine Gruppe zuſammengeſtellt, eine zierliche Bank und ein Tiſch ſtanden davor, es war ein allerliebſter Wintergarten. Während Sabine erzählte, daß ſie hier an ſonnigen Wintertagen den Kaffe trinke, und wie ſchön es ſich dann unter den großen Blättern ſitze, brachte ihr der Gärtner auf einem Teller Kuchenbrocken und Vogelfutter. „Auch wenn ich nicht ſo große Begleitung habe, bin ich hier nicht allein,“ ſagte ſie lächelnd.

„Wir bitten, ſtellen Sie uns den Vögeln vor,“ rief Anton.

„Sie müſſen aber in das Gartenhaus treten und hübſch ſtill ſein,“ bat Sabine, „das kleine Volk kennt zwar mich, aber die vielen Herren würden ihm doch Schrecken einjagen.“

Die Collegen zogen nach dem Gartenhaus, Pix lenkte den aufgeregten Specht am hinterſten Rockknopf zurück und drehte die Glasthür herum, Sabine ſtreute das Futter einige Schritt von der Thür auf den Kies und ſchlug in die Hände. Dem Klatſchen antwortete mehrſtimmiger Ruf von den nächſten Bäumen und dem Dach des Hauſes. Eine Menge kleiner Vögel ſchoß herzu und hüpfte mit luſtigem Geſchrei um die Krumen, ſie waren ſo zahm, daß ſie bis an die Füße Sabinens herankamen. Es war keine vornehme Geſellſchaft, einige Finken, Hänflinge und ein ganzes Volk Spatzen. Sabine trat leiſe zur Thür und frug durch den Spalt: „Können Sie die einzelnen unterſcheiden? ſo ähnlich auch die Herrſchaften einander ſehen, ſie ſind doch verſchieden, nicht nur im Kleide, auch in ihrem Weſen. Mehrere davon kenne ich perſönlich.“ Sie wies auf einen großen Sperling, ein ſchönes Männchen mit ſchwarzem Kopf und feurigem Braun auf dem Rücken: „Sehen Sie den dicken Herrn dort?“

„Er iſt der größte von allen,“ ſagte Anton erfreut.

„Er iſt mein älteſter Bekannter, er hat ſich zuerſt an mich gewöhnt, von meinem Kuchen iſt er ſo ſtark geworden. Er iſt ausgefüttert und ſatt. Wie ſicher er umherhüpft, und wie vornehm er in die Brocken pickt! Gleich einem reichen Bankier geht er unter den Andern umher. Hören Sie ihn ſchreien? Seine Stimme klingt wegwerfend und ariſtokratiſch. Er betrachtet dies Ausſtreuen als eine Verpflichtung, welche die Welt gegen ihn hat. Da kräht er wieder. Wiſſen Sie, was er ſagt: Mein Kuchenmädel iſt da. Dies ewige Gebäck! Was ich nicht aufeſſen kann, will ich den Andern laſſen. Ich glaube, es hängt ihm eine Berlocke an ſeinem kleinen Bauch herunter.“

„Es iſt eine Feder,“ flüſterte Herr Specht.

„Ja,“ fuhr Sabine fort, „ich fürchte, die hat ihm ſeine Frau ausgehackt. Denn, ſo gewichtig er ausſieht, er ſteht unter dem Pantoffel. Das graue Weibchen dort, das hellſte von allen, iſt ſeine Frau. Sehen Sie, daß ſie ihn weghackt?“

Ein lebhafter Zank unter den Sperlingsleuten begann. Der Bankier, welcher gerade vornehm in einen ungewöhnlich großen Brocken pickte, bekam von ſeiner Frau einige Hiebe mit dem Schnabel; er fing an zu raiſonniren, die Nachbarn flogen herzu, ein heftiges Geſchrei begann, der allgemeine Unwille war gegen den Bankier gerichtet. Er wurde aus dem Haufen bei Seite gejagt und hüpfte zerzauſt, mit dem Kopfe ſchüttelnd, einige Schritt von den Brocken auf und ab, während ſeine Frau über dem eroberten Biſſen ſtand und laut triumphirte.

Die Herren lachten.

„Jetzt kommt mein Kleiner, mein Liebling, jetzt merken Sie auf!“ rief Sabine freudig. Unbehülflich, mit ausgebreiteten Flügeln tappte ein kleiner Sperling heran, ganz wie ein Kind, welches Mühe hat, im Gehen das Gleichgewicht zu behaupten. Er flatterte neben die Sperlingsfrau, ſperrte den Schnabel weit auf, ſchrie und ſchlug mit den Flügeln auf die Erde. Die Mutter zerhackte den großen Biſſen, faßte die Theile und ſteckte ſie in den aufgeſperrten Schnabel des Kleinen. Mitten unter der ſchwirrenden, tanzenden, hackenden Geſellſchaft fütterte die Mutter den Schreihals. Ein Stück des eroberten Biſſens nach dem andern ſteckte ſie ihm in den Hals, während der Vater einige Schritt davon ſelbſtgefällig auf und ab hüpfte und zuweilen von der Seite mißtrauiſch auf die energiſche Hausfrau hinſah.

„Wie allerliebſt!“ rief Anton.

„Nicht wahr?“ ſagte Sabine. „Auch bei den Kleinen ſind Charaktere und ein Familienleben.“

Aber die Scene wurde auf gewaltſame Weiſe unterbrochen. Ein leichter Schritt kam um das Haus, die Vögel flatterten auf, nur die Mutter und das Junge waren ſo eifrig beſchäftigt, daß ſie zögerten. Endlich flog auch die Sperlingsfrau auf den Baum und rief ängſtlich ihr Kind. Doch der Kleine, vom genoſſenen Kuchen ſchwer und betäubt durch die Fülle des Genuſſes, vermochte nicht ſo ſchnell die ſchwachen Flügel zu heben. Ein Schmiß von der Reitpeitſche Finks erreichte ihn, der Körper flog als Leiche in die Blumen. Ein zorniger Ruf von ſämmtlichen Herren wurde gehört, und finſter blickten alle Geſichter des Comtoirs auf den Mörder. Fink, der auf die Gruppe an der Salonthür nicht geachtet hatte, ſah verwundert auf den Sturm, der gegen ihn hereinbrach. Sabine eilte an ihm vorbei nach dem Beet, auf dem der Vogel lag, ergriff dieſen, küßte den kleinen Kopf und ſprach mit klangloſer Stimme: „er iſt todt.“ Sie ſetzte ſich auf die Bank an der Thüre und deckte ihr Taſchentuch über den Todten.

Ein unbequemes Stillſchweigen ſolgte. „Es war der Lieblingsvogel von Fräulein Sabine, den Sie erſchlagen haben,“ ſagte endlich Herr Jordan vorwurfsvoll.

„Das thut m[illegible] leid,“ erwiederte Fink und rückte ſich einen Stuhl zum Tiſch. „Ich habe nicht gewußt, Fräulein, daß Sie Ihre [illegible]nahme auch auf dieſe Klaſſe von Spitzbuben ausdehnen[illegible] Ich habe im beſten Glauben gehandelt, und dachte den Dank des Hauſes zu verdienen, als ich den Dieb aus der Welt ſchaffte.“

„Das arme Kleine,“ ſprach Sabine traurig, „die Mutter ſchreit auf dem Baum, hören Sie?“

„Sie wird ſich tröſten,“ entgegnete Fink. „Ich halte es für unzweckmäßig, einem Sperling mehr Gemüth zu gönnen, als ſeine eigene Verwandtſchaft hat. Aber ich weiß, Sie lieben Alles, was Sie umgiebt, mit Rührung und Gefühl zu betrachten.“

„Wenn Sie dieſe Eigenſchaft nicht haben, weßhalb verſpotten Sie dieſelbe bei Andern?“ frug Sabine mit zuckendem Munde.

„Weßhalb?“ frug Fink. „Weil ich dieſer Gewohnheit überall begegne. Dies ewige Gefühl, mit dem hier Alles überzogen wird, was des Gefühls nicht werth iſt, macht zuletzt ſchwach und kleinlich. Wer ſeine Empfindung immer an allen möglichen Tand heftet, der hat zuletzt keine, wo eine große Leidenſchaft ſeiner würdig iſt.“

„Und wer nie etwas Anderes thut, als mit herber Kälte zu betrachten, was ihn umgiebt, wird dem zuletzt nicht auch die

Empfindung fehlen, wo eine große Leidenſchaft Pflicht wird?" frug Sabine mit einem ſchmerzlichen Blick auf Fink.

„Es wäre unartig, wenn ich das nicht zugeben wollte," ſagte Fink achſelzuckend. „Jedenfalls wird es einem Mann beſſer anſtehen, hart zu ſein, als zu weichlich."

„Aber ſehen Sie das Volk hier an," fuhr er nach einer unbehaglichen Pauſe fort. „Das liebt ſeinen Strickbeutel, den Kupferkeſſel, in dem die Mutter Würſte gekocht hat, es liebt eine zerbrochene Pfeife, einen fadenſcheinigen Rock, und ebenſo alle Mißbräuche, die zehntauſend verrotteten Gewohnheiten ſeines Lebens; überall liegen phantaſtiſche Grillen, Liebhabereien und ſchwache Gemüthlichkeiten herum und hängen ſich wie Blei an die Menſchen, wenn es einmal gilt, friſch vorwärts zu gehen. Achten Sie auf die deutſchen Auswanderer. Welche Maſſe unnützen Krames ſchleppt dies Volk übers Waſſer, alte Vogelbauer, zerbrochene Holzſtühle, wurmſtichige Wiegen und anderen Plunder. Ich habe einen Kerl gekannt, der in brennender Sonnenhitze acht Tagereiſen machte, um einmal Sauerkraut zu eſſen. Und wenn ſich ſo ein armer Teufel irgendwo niedergelaſſen hat und nach einem Jahre entdeckt, daß er in einer Fiebergegend ſteckt, ſo hat er ſeine ganze Umgebung mit Gemüthlichkeit überſponnen wie mit Spinnweben und iſt oft nicht mehr aus dem Sumpf zu bringen, und wenn er und Weib und Kind darüber zu Grunde gehen.

„Da lobe ich mir das, was Sie die Gemüthloſigkeit des Amerikaners nennen. Er arbeitet wie zwei Deutſche, aber er wird ſich nie in ſeine Hütte, ſeine Fenz, in ſeine Zugthiere verlieben. Was er beſitzt, das hat ihm gerade nur den

Werth, der ſich in Dollarn ausdrücken läßt. Sehr gemein, werden Sie mit Abſcheu ſagen. Ich lobe mir dieſe Gemeinheit, die jeden Augenblick daran denkt, wie viel und wie wenig ein Ding werth iſt. Denn dieſe Gemeinheit hat einen mächtigen freien Staat geſchaffen. Hätten nur Deutſche in Amerika gewoh[illegible]e tränken noch jetzt ihre Cichorie ſtatt Kaffe unter der Steuer, die ihnen eine gemüthliche Regierung von Europa aus auflegen würde."

„Und fordern Sie von einer Frau denſelben Sinn?" frug Sabine.

„In der Hauptſache, ja," erwiederte Fink. „Keine deutſche Hausfrau, die nicht in ihre Servietten verliebt iſt. Je mehr eine von den Lappen hat, deſto glücklicher iſt ſie. Ich glaube, ſie taxiren einander in der Stille, wie wir die Leute an der Börſe: fünfhundert, achthundert Servietten ſchwer. Die Amerikanerin iſt kein ſchlechteres Weib, als die Deutſche, aber ſie wird über eine ſolche Liebhaberei lachen. Sie hat, ſo viel ihr für den täglichen Gebrauch nöthig ſind, und kauft neue, wenn die alten zu Grunde gehen. Wozu ſein Herz an ſolchen Tand hängen, der Dutzendweiſe für etwa vier bis ſechs Thaler in jeder Straße zu haben iſt?"

„O es iſt traurig, das Leben in ein ſolches Rechenexempel aufzulöſen!" erwiederte Sabine. „Was man erwirbt und was man hat, verliert ſeinen beſten Schmuck. Tödten Sie die Phantaſie und unſere gute Laune, die auch den lebloſen Dingen ihre freundlichen Farben verleiht, was bleibt dann dem Leben des Menſchen? Nichts bleibt, als der betäubende Genuß, oder ein egoiſtiſches Princip, dem er Alles opfert. Treue, Hingebung, die Freude an dem, was man ſchafft, das Alles geht dann verloren. Wer ſo farblos denkt, der kann vielleicht groß handeln, aber ſein Leben wird weder ſchön, noch freudenreich, noch ein Segen für Andere." Unwillkürlich faltete ſie die Hände und warf einen Blick voll Trauer auf Fink, deſſen Geſicht einen [illegible]igen und harten Ausdruck erhielt.

Die Collegen hatten bis jetzt der Unterhaltung in düſterm Schweigen zugehört und nur durch Mimik ihren Abſcheu gegen Finks Behauptungen ausgedrückt. Der Geiſt des gemordeten Sperlings hob ſich vor Aller Augen fortwährend über die Tiſchplatte neben Finks Stuhl, und ſie ſtarrten auf den Macbeth des Comtoirs, wie auf einen verlorenen Mann. Anton ergriff begütigend das Wort:

„Vor Allem muß ich bemerken, daß Fink ſelbſt ein glänzendes Beiſpiel gegen ſeine eigene Theorie iſt."

„Wie ſo, Herr?" frug Fink, von der Seite auf Anton ſehend.

„Das wird ſogleich offenbar werden, ich will nur erſt uns Alle zuſammen loben. Wir Alle, die wir hier ſitzen und ſtehen, ſind Arbeiter in einem Geſchäft, das nicht uns gehört. Und Jeder unter uns verrichtet ſeine Arbeit in der deutſchen Weiſe, die du ſo eben verurtheilt haſt. Keinem von uns fällt ein zu denken, ſo und ſo viel Thaler erhalte ich von der Firma, folglich iſt mir die Firma ſo und ſo viel werth. Was etwa gewonnen wird durch die Arbeit, bei der wir geholfen, das freut auch uns und erfüllt uns mit Stolz. Und wenn die Handlung einen Verluſt erlitten hat, ſo iſt es allen Herren ärgerlich, vielleicht mehr, als dem Prinzipal. Wenn Liebold ſeine Ziffern ins große Buch ſchreibt, ſo ſieht er ſie mit Genuß an und freut ſich über den ſchönen kalligraphiſchen Zug, und wenn er Poſten einträgt, welche der Handlung beſonders vortheilhaft waren, ſo lacht er in der Stille vor Beh[illegible] Sehen Sie ihn an, wie er's jetzt thut."

Liebold ſah verlegen aus und rückte an ſeinem Hemdkragen.

„— Da iſt ferner College Baumann, welcher in der Stille Neigung zu einem andern Beruf hat. Er brachte mir neulich einen Bericht über die Greuel des Heidenthums an der afrikaniſchen Küſte und ſagte in tiefſter Seele erſchüttert: „Es wird Zeit, Wohlfart, ich muß hin." „Wer ſoll die Calculatur beſorgen?" frug ich, „und wie ſoll es mit dem Krappgeſchäft werden, das Sie und Balbus ſo feſt halten, daß Sie keinen Andern darüber laſſen?" „Ja," rief Baumann, „an den Krapp hatte ich nicht gedacht. Ich muß es noch aufſchieben."

Die Herren ſahen lächelnd auf Baumann, der leiſe vor ſich hin ſagte: „Es iſt auch unrecht."

„— Und von dem Tyrannen Pix will ich gar nicht ſprechen, da er ſelbſt in vielen Stunden zweifelhaft iſt, ob die Handlung ihm gehört oder Herrn Schröter."

Alle lachten. Herr Pix ſteckte wie Napoleon die Hand in ſeine Bruſttaſche. — „Du biſt ein perfider Advocat," ſagte Fink, „du regſt perſönliche Intereſſen auf."

„Du haſt daſſelbe gethan," erwiederte Anton. „Und jetzt will ich von dir reden. Vor etwa einem halben Jahre iſt dieſer Amerikaner zu Herrn Schröter gegangen und hat ihm geſagt: Ich wünſche nicht mehr Volontair zu ſein, ich bitte um eine feſte Stellung im Geſchäft. Warum? frug Herr Schröter. Natürlich hat Fink nur die Abſicht, ſo und ſo viel Thaler feſten Gehalt von der Handlung zu beziehen.“

Wieder lächelten Alle und ſahen auf Fink; aber die Blicke waren nicht mehr feindlich, es war etwas von Achtung und fröhlicher Billigung darin; denn es war Allen bekannt, daß Fink geſagt hatte: „Ich wünſche einen regelmäßigen Antheil an der Arbeit, ich wünſche die Verantwortung, welche bei feſter Thätigkeit iſt; die Arbeit in meiner Branche macht mir Freude.“

„Und ferner,“ fuhr Anton fort, „wer einmal das Behagen geſehen hat, mit welchem Fink den Schmeie Tinkeles behandelt, der weiß, wie viel von dem ſchwächlichen deutſchen Gemüth auch bei ihm zu Tage kommt. Es iſt ſo viel drollige Laune in ſeinem Weſen, daß das Comtoir durch ſolche Stunden entzückt wird, und, was die Hauptſache iſt, Tinkeles ſelbſt iſt geradezu in ihn verliebt.“

„Weil er maltraitirt wird, Herr,“ verſetzte Fink.

„Nein, ſondern weil er hinter deinen kräftigen Worten daſſelbe behagliche Wohlwollen bemerkt, mit dem ein Anderer ſein Hündchen oder ſeine Vögel liebkoſt. — Und wenn irgend ein Geſchäft des Prinzipals glänzenden Erfolg gehabt hat, ſo iſt Niemand von uns fröhlicher darüber, als Fink ſelbſt. Neulich, als die Kriſis im Zinkgeſchäft eintrat, und Herr Schröter gegen die ſtille Anſicht des ganzen Comtoirs, auch gegen Finks Anſicht, noch zu rechter Zeit in

Hamburg verkauft und die Handlung dadurch vor einigen tauſend Thalern Verluſt bewahrt hatte, da triumphirte derſelbe Fink lauter, als Einer von uns, und zwang Jordan und mich, denſelben Abend ins Weinhaus zu gehen."

„Weil ich nicht allein trinken wollte, du Narr," ſagte Fink.

„Natürlich," rief Anton, „deßhalb ſtießeſt du auch bei dem erſten Glas auf das Wohl der Handlung an und nannteſt ſie eine glorreiche Firma."

Fink ſah vor ſich nieder. Sabine blickte mit leuchtenden Augen auf Anton. Wieder lächelten die Herren freundlich und rückten näher heran, die kleine Spannung war gehoben.

„Und," fuhr Anton ſiegreich fort, „auch in andern Fällen hat er ganz dieſelbe armſelige Gemüthlichkeit, die er jetzt ſo angreift. Er liebt, wie wir Alle wiſſen, ſein Pferd perſönlich, es iſt ihm durchaus etwas Anderes, als die Summe von fünfhundert Dollar, repräſentirt durch ſo und ſo viel Centner Fleiſch mit einer Haut überzogen. Er iſt beſorgt um das Thier, wie um einen Freund."

„Weil es mir Spaß macht."

„Verſteht ſich," ſprach Anton, „die Servietten machen unſern Hausfrauen auch Spaß, das iſt's ja eben. Und ſeine Condorflügel, die Piſtolen, Reitpeitſchen, die rothe Rumflaſche, das ſind Alles Dinge, die ihm ſo gut Spaß machen, wie einem deutſchen Auswanderer ſein Vogelbauer. Ja er hat mehr grillige Capricen und Liebhabereien, als wir. Und es kurz zu ſagen, er iſt in Wahrheit eben ſo ſehr ein armer gemüthlicher Deutſcher, als irgend Einer."

Sabine ſchüttelte leiſe den Kopf, aber ſie blickte jetzt freundlich auf den Amerikaner. Auch Finks Geſicht hatte ſich verwandelt. Er ſah ernſt vor ſich hin, und es lag etwas auf ſeinen ſtolzen Zügen, was man bei einem Andern Rührung genannt hatte. „Na,“ begann er endlich, „das Fräulein und ich, beide haben wir zu ſehr auf einer Seite geſtanden.“ Er wies auf den todten Sperling. „Vor dieſem ernſten Fact ſtrecke ich die Waffen und bekenne, daß ich den Wunſch habe, der kleine Herr wäre noch am Leben und erreichte unter den Kirſchen und Kuchen der Firma das höchſte Greiſenalter. Und ſo ſind Sie mir nicht mehr böſe, Fräulein.“

Sabine nickte zu ihm herüber und ſagte herzlich: „Nein.“

„Du aber, Anton, reiche mir deine Hand. Du haſt mit Glanz plaidirt und von der deutſchen Jury ein Nichtſchuldig erſchwindelt. Nimm die Feder und ſtreiche in unſerm Kalender vierzehn Tage aus. Du verſtehſt mich.“ Anton drückte ihm die Hand und legte den Arm um ſeine Schulter.

Wieder war die Geſellſchaft in der beſten Stimmung, Herr Schröter kam heran, Cigarren wurden angezündet, Jeder beſtrebte ſich, ſo unterhaltend als möglich zu ſein. Herr Liebold ſtand auf und erbat ſich von dem Fräulein und dem Prinzipal die Erlaubniß, wenn es ſie nicht ſtöre, und wenn ſie an dem ſchönen Abend nichts Beſſeres vorzuſchlagen hätten, in welchem Falle er ergebenſt bitte, ſeine Worte als ungeſprochen zu betrachten, ſo wollten er und einige Collegen ſich die Freiheit nehmen, vierſtimmige Lieder zu ſingen. Da er ſeit mehreren Jahren an dieſem Tage regelmäßig eine ſolche Mittheilung machte, und alles darauf vorbereitet war, ſo rief ihm Sabine zu: „Das verſteht ſich, Herr Liebold, wenn das Quartett fehlte, wäre die Freude nur halb.“ Die Sänger holten Notenbücher herzu und rückten zuſammen, Herr Specht als erſter Tenor, Herr Liebold als zweiter, Herr Birnbaum und Herr Balbus als Bäſſe. Dieſe vier bildeten den muſikaliſchen Theil des Comtoirs und hielten trotz kleiner Zwiſtigkeiten, welche durch ihr muſikaliſches Naturell hervorgerufen wurden, gegen die Uebrigen feſt zuſammen. Herr Specht krähte etwas zu laut, und Herr Liebold ſang etwas zu leiſe, aber ihr Publikum war dankbar, und der Abend war wunderſchön. Im farbigen Licht glänzten die großen Blätter des Nußbaums vor dem Gartenhauſe, die Grillen ſchwirrten und die wilden Sänger der Bäume flöteten einzelne Noten herunter, die Natur ſelbſt flüſterte und ſtimmte, bis die volle Kraft der Menſchenſtimmen einfiel und die feinen Laute des Gartens übertönte. Dann ſchwiegen die Vögel, die Heimchen und Mücken, aber ſo oft die Sänger anhielten, klang das leiſe Summen der Natur wie zum Wechſelgeſange wieder durch. Alle hörten erfreut zu. „Wir danken, wir danken!“ rief Sabine, als ſie aufhörten, und klatſchte in die Hände.

„Es iſt eine närriſche Sache,“ begann Fink, „daß eine gewiſſe Folge von Tönen das Herz erſchüttert und Thränen hervorruft auch bei Menſchen, welche ſonſt für weiche Stimmungen abgeſtorben ſind. Jedes Volk hat ſolche einfache Weiſen, bei denen ſich Landsleute an dem Eindruck erkennen, den die Melodie auf ſie macht. Wenn die Auswanderer, von denen wir vorhin ſprachen, Alles verlieren, die Liebe zu ihrem Vaterlande, ſelbſt den geläufigen Ausdruck ihrer Mutterſprache, die Melodien der Heimath leben unter ihnen länger, als alles Andere, und mancher Narr, der in der Fremde ſeinen Stolz darein ſetzt, ein naturaliſirter Fremder zu ſein, fühlt ſich plötzlich wieder deutſch, wenn er ein Paar Tacte ſingen hört, die ihm in ſeiner Jugend bekannt waren.“

Der Kaufmann ſagte: „Sie haben Recht. Wer aus ſeiner Heimath ſcheidet, iſt ſich ſelten bewußt, was er Alles aufgiebt; er merkt es vielleicht erſt dann, wenn die Erinnerung daran eine Freude ſeines ſpäteren Lebens wird. Dieſe Erinnerung iſt wohl auch dem verwilderten Mann ein Heiligthum, das er oft ſelbſt entehrt und verſpottet, das er aber in ſeinen beſten Augenblicken immer wieder aufſucht.“

„Mit einiger Beſchämung bekenne ich, daß ich ſelbſt von dieſer Freude nur wenig empfinde,“ ſagte Fink. „Ich weiß nicht recht, wo ich zu Hauſe bin. Wenn ich die Jahre meines Lebens zuſammenzähle, ſo habe ich freilich den größten Theil in Deutſchland verlebt, aber die mächtigſten Eindrücke hat mir die Fremde gegeben. Immer hat mich das Schickſal wieder ausgeriſſen, bevor ich irgendwo feſtgewurzelt war. Und jetzt in Deutſchland fühle ich mich zuweilen fremd. Die Dialekte der Landſchaften zum Beiſpiel ſind mir faſt ganz unverſtändlich. Ich habe zu Weihnachten immer mehr Geſchenke erhalten, als mir gut waren, aber der Zauber der deutſchen Weihnachtsbäume hat mich nie berührt; von den Volksliedern, die Sie ſo rühmen, klingen nur wenige in mein Ohr; noch heut bin ich unſicher, wann man Karpfen eſſen muß, und Hörner und Mohnkuchen, und ich geſtehe einen entſchiedenen Mangel an Empfänglichkeit für die Reize des Bleigießens und Pantoffelwerfens. — Und außer dieſen Kleinigkeiten giebt es noch Anderes, worin ich mich unter der deutſchen Art fremd und arm fühle,“ fuhr er ernſter fort. „Ich weiß, daß ich zuweilen die Schonung meiner Freunde mehr als billig in Anſpruch nehme. Ihrem Hauſe werde ich zu danken haben,“ ſchloß er, ſich gegen den Kaufmann verneigend, „wenn ich von einigen reſpectablen Seiten der deutſchen Natur Kenntniß erhalte.“

Das war ein männliches Bekenntniß, er ſprach die letzten Worte mit einem Gefühl, das ſelten bei ihm durchbrach. Sabine war glücklich, der Sperling war vergeſſen, ſie rief mit überſtrömendem Gefühl: „Das war edel geſprochen, Herr von Fink.“

Der Diener lud zum Abendeſſen. Im Saal des Gartenhauſes war die Tafel gedeckt. Der Kaufmann nahm in der Mitte Platz, Sabine lächelte, als Fink ſich neben ſie ſetzte. „Mir gegenüber, Herr Liebold,“ rief der Prinzipal. „Heut muß ich Ihr treues Geſicht vor mir ſehen. Heut ſind's fünfundzwanzig Jahr, daß wir mit einander in Verbindung ſtehen. — Herr Liebold trat wenige Wochen vor dem Tage bei uns ein, an dem ich durch meinen Vater als Aſſocié aufgenommen wurde,“ erklärte er den Jüngeren. „Und wenn ich allen Mitgliedern des Comtoirs Anerkennung ſchuldig bin, Ihnen bin ich die größte ſchuldig. Fünfundzwanzig Jahre im Geſchäft, zehn Jahre beim Hauptbuch, ſtets ein treuer zuverläſſiger Gehülfe!“ Er hielt ihm ſein Glas über die Tafel entgegen. „Stoßen Sie an, mein alter Freund; ſo lange unſere Stühle neben einander ſtehen, nur durch eine dünne Wand getrennt, ſoll es zwiſchen uns bleiben, wie bisher, ein feſtes Vertrauen ohne viele Worte.“

Herr Liebold hatte die Anrede des Prinzipals ſtehend angehört und blieb ſtehen. Er wollte eine Geſundheit ausbringen, das ſah Jeder, aber er brachte kein lautes Wort aus ſeinem Munde, er hielt ſein Glas in die Höhe und ſah auf den Prinzipal, und ſeine Lippen bewegten ſich ein wenig. Endlich ſetzte er ſich ſchweigend wieder hin. Statt ſeiner erhob ſich zu Aller Erſtaunen Fink und ſprach in tiefem Ernſt: „Trinken Sie mit mir auf das Wohl eines deutſchen Geſchäfts, wo die Arbeit eine Freude iſt, wo die Ehre eine Heimath hat; hoch unſer Comtoir und unſer Prinzipal!“

Ein donnerndes Hoch der Collegen folgte, Sabine ſtieß mit Allen an, der Kaufmann kam Fink auf allen Wegen entgegen. — Der Reſt des Abends war ungeſtörte Freude. Das Quartett ſang noch ein Paar luſtige Trinklieder, und es war heut lange nach zehn Uhr, als die Geſellſchaft in der Stadt ankam.

An der Treppe des Hinterhauſes ſagte Fink zu Anton: „Heut, mein Junge, darfſt du nicht an meiner Stube vorbei. Es iſt mir langweilig genug geweſen, dich ſo lange zu entbehren.“ Und bis ſpät in die Nacht ſaßen die verſöhnten Freunde bei einander, beide bemüht, einander zu zeigen, wie froh ſie über die Verſöhnung waren.

Sabine trat in ihr Zimmer. Da überreichte ihr das Mädchen ein Billet von unbekannter Hand. Ein ſtarker Moſchusgeruch und die gekritzelten Züge verriethen, daß es von einer Dame kam.

„Wer hat den Brief gebracht?“ frug Sabine.

„Ein fremder Mann,“ antwortete das Mädchen, „er wollte den Namen nicht nennen und ſagte, Antwort ſei nicht nöthig.“

Sabine las: „Mein Fräulein, triumphiren Sie nicht zu früh. Sie haben durch Ihre Kokетterie einen Herrn an ſich gelockt, welcher gewöhnt iſt, zu verführen, zu vergeſſen und die, welche auf ſeine Worte hören, unverſchämt zu behandeln. Vor Kurzem hat er einer Andern Geſtändniſſe gemacht, jetzt hat er Sie bethört. Er wird auch Ihnen heucheln und Sie verrathen.“

Das Billet hatte keine Unterſchrift, es war von Roſalie.

Sabine wußte, wer die Schreiberin war. Sie hielt den Brief an die Kerze und ſchleuderte das brennende Papier in das Kamin. Schweigend ſah ſie zu, wie die lodernde Flamme kleiner wurde und verlöſchte, und wie die glimmenden Punkte auf der verkohlten Fläche umherfuhren, bis auch der letzte verging. Lange ſtand ſie da, ihr Haupt an das Geſims gelehnt, den Blick auf das Häufchen Aſche gerichtet. Ohne Thränen, lautlos, hielt ſie die Hand auf ihr zuckendes Herz.

## 8.

Veitel Itzig war in der größten Aufregung. Er, der Nüchterne, Enthaltſame, glich in allen ſeinen Freiſtunden einem Trunkenbold. Seine Lippen bewegten ſich in lebhaftem Selbſtgeſpräch, und eine fieberiſche Röthe lag über ſeinen ſpitzen Backenknochen. Auf der Straße war er ſchon von Weitem kenntlich durch die allerauffälligſte Weiſe der Fuß- und Armbewegungen; ruhiger Schlaf war etwas, das er kaum dem Namen nach kannte. Und das Alles, weil eine verwitwete Geheimräthin ihren Lieblingshund verloren hatte. Dieſer Mops war an einem heitern Frühlingsmorgen, verführt durch den Sonnenſchein oder durch das Aroma eines Fleiſcherjungen, mühſam zwei Treppen bis auf die Straße hinab geſtiegen. Und dort war er verſchwunden, im Waſſer ertrunken, von Gaunern geſtohlen, von Banditen geſchlachtet, kurz er war verſchollen; und keine Zeitungsannonce vermochte die runde Geſtalt des Flüchtlings in die Räume zurückzuführen, in denen er ſo lange als Tyrann geherrſcht hatte. Aus Aerger über dieſen Verluſt war die Räthin gefährlich erkrankt, und Veitel nahm einen ſo lebhaften Antheil an ihrem Leide, daß er ſelbſt in Gefahr kam, ſeine Geſundheit einzubüßen. Leider waren Veitels Hoffnungen nicht auf das Leben der würdigen Dame gerichtet. Er hatte ein Rieſengeſchäft gewagt, er hatte es unternommen nach vielen Verabredungen mit ſeinem Rathgeber Hippus, und nachdem er oft in ſtillen Nächten ſeine Brieftaſche hervorgeholt und ſein Vermögen überrechnet hatte. Die Speculation war eine der ſchönſten, welche ein Mann von Veitels Grundſätzen unternehmen konnte, ſie war vielleicht ein wenig gewagt, aber ſo ſauber, wie ein Wickelkind unter dem Badeſchwamm.

Ein armer Teufel von Rittergutsbeſitzer hatte ſchlecht gewirthſchaftet und war ſo lange betrogen worden, bis er ſein Gut auf dem traurigen Wege der nothwendigen Subhaſtation verloren hatte. Bei dieſem Verkauf war ein Hypothekeninſtrument von zwölftauſend Thalern ausgefallen. Der Gläubiger, deſſen Forderung durch die Verkaufsſumme des Gutes nicht gedeckt werden konnte, hatte vergebens verſucht, ſich an die Perſon des verarmten Gutsbeſitzers zu halten. Der Schuldner war ohne alle Mittel, das Gericht fand nichts, was ihm zu nehmen war. Er war frustra excussus, wie unſere Juriſten ſagen, und empfand das Behagen des Elends, ſeine Gläubiger nicht mehr zu fürchten; dies verzweifelte Glück war für ihn nach trüben Jahren eine Art grönländiſcher Sonnenſchein. Der Eigenthümer der Hypothek aber ſah wehmüthig auf ſein zerſchnittenes Document, welches unter dieſen Umſtänden für ihn faſt nur den Werth von Maculatur hatte. Den Spüraugen Itzigs blieb dies Sachverhältniß nicht unerforſcht. Er ſtand mit dem Gutsbeſitzer wohl ein Jahr lang in inniger Verbindung, er hatte die Gefälligkeit, ihm alte Röcke abzukaufen, ja ſogar Geld vorzuſchießen, und wurde in manches kleine Geheimniß dieſes verfehlten Lebens eingeweiht. So hatte er auch erſpäht, daß ſein Kunde alles Segelwerk ſeines lecken Fahrzeugs aufſpannte, ſich in die Gunſt und das Teſtament einer alten Tante zu ſetzen, und kam allmählig zu der Ueberzeugung, daß ihm dieſes gelingen werde. Zwei ſeidene Halstücher und ein Paar vergoldete Ohrringe mußte Veitel an die Dienſtmädchen der Räthin wenden, um genaue Nachrichten zu erhalten. Der Neffe las der Tante Mordgeſchichten aus den Zeitungen vor, er wurde eingeladen, wenn die Tante ihr Lieblingsgericht kochen ließ, die Tante ſprach davon, ihn zu verheirathen, that es aber nicht, und endlich, als aller Lebensmuth der Tante durch einen vierwöchentlichen Regen fortgeſchwemmt worden war, ließ ſie Gerichtsperſonen kommen, trieb ihren Neffen, der, zum Weinen gerüſtet, ſein Taſchentuch in der Hand hielt, aus dem Zimmer und zwang durch dieſe auffallenden Maßregeln das Dienſtmädchen, an der Kammerthür zu erlauſchen, daß ſie ihr Teſtament machte und des armen Neffen darin ehrenvoll gedachte. Als Veitel dies erkundſchaftet hatte, that er den zweiten großen Schritt und kaufte dem Beſitzer des ausgefallenen Inſtruments die Urkunde und alle Rechte, welche dieſelbe an der Perſon des Schuldners gab, um vierhundert Thaler ab.

Jetzt war der Mops verſchwunden, die ſchwer geärgerte Tante lag zu Bett, acht Tage darauf war ſie geſtorben, und der Neffe erbte den größten Theil ihrer Hinterlaſſenſchaft. Veitel unterzog ſich übermenſchlichen Anſtrengungen, um zu verhindern, daß ſein Schuldner nicht durch eins von den kleinen Manövern, welche Veitel alle perſönlich kannte, die Erbſchaft unſichtbar machte. Wie ein Geſpenſt verfolgte er den unglücklichen Erben; kaum hatte dieſer ſich in die erſten Träume über ſein künftiges Glück hineingelebt, ſo ſtand Veitel als unerbittlicher Mahner an eine finſtere Vergangenheit vor ihm und ſchlug durch die eiſige Kälte ſeiner Forderungen allen warmen Dampf nieder, welcher aus der hoffnungsvollen Seele des Erben aufſtieg. Es war unmöglich, ihm zu entkommen, mit eiſernen Zangen hielt er ſeinen Schuldner feſt, und das Geſetz half ihm ſo energiſch, das der Erbe nach vielen Winkelzügen capituliren mußte. Durch achttauſend Thaler, den größten Theil ſeiner Erbſchaft, kaufte er ſich von Veitel frei.

Heut war der glückliche Tag, wo der junge Geſchäftsmann ſein großes Capital in der Taſche nach Hauſe trug. Er flog über die Straße, er flog die Treppe hinauf in ſeine Hinterſtube, ganz unſinnig vor Freude. Der Zwang, den er ſich lange angethan, kalt zu ſcheinen, während ihm ſein Herz in Angſt und Erwartung wie ein Schmiedehammer pochte, war überwunden, er war wie ein Kind, wenn auch nicht ſo unerfahren; er ſprang in der Stube umher, ja er lachte vor Freuden und frug Herrn Hippus, der ihn ſeit einigen Stunden erwartete: „Welche Sorte Wein wollen Sie trinken, Hippus?“

„Wein allein wird's nicht thun,“ erwiederte Hippus vorſichtig. „Indeß iſt es lange her, daß ich keinen Ungar gekoſtet habe. Hole eine Flaſche alten Oberungar, oder halt, es iſt draußen finſter genug, ich will ſie ſelbſt holen.“

„Was koſtet's?“ rief Veitel.

„Zwei Thaler,“ antwortete Hippus.

„Das iſt viel Geld,“ ſagte Veitel, „aber es iſt einerlei, hier ſind ſie.“ Mit kühner Handſchwenkung holte er einen

Doppelthaler aus der Taſche ſeines Beinkleides und warf ihn auf den Tiſch.

„Schön,“ nickte Hippus und griff haſtig nach dem Geldſtück. „Aber dies allein wird's nicht thun, mein Sohn. Ich verlange Procente von deinem Gewinn. In Erwägung, daß wir alte Bekannte ſind, und daß man ſeine Freunde nicht drücken ſoll, will ich zufrieden ſein mit fünf vom Hundert des Capitals, das du heut eingenommen haſt.“

Veitel ſtand ſtarr, ſein ſtrahlendes Geſicht wurde plötzlich ſehr ernſt, mit offenem Munde ſah er auf den ſchwarzen Mann im Sopha.

„Rede nichts,“ fuhr Hippus kaltblütig fort und warf über ſeine Brille hinweg einen böſen Blick auf Veitel, „unterſteh' dich nicht, auch nur ein Wort von deinem Geſchacher gegen mich vorzubringen, wir kennen einander; — ich habe gemacht, daß du das Geld gewinnen konnteſt, ich allein. Du brauchſt mich, und du ſiehſt, daß auch ich dich gebrauchen kann. Gieb mir auf der Stelle vierhundert von deinen achttauſend.“

Veitel wollte ſprechen.

„Kein Wort,“ wiederholte Hippus und ſchlug mit dem Geldſtück im Tact auf den Tiſch, „gieb her das Geld.“

Veitel ſah ihn an, griff endlich ſchweigend in die Taſche ſeines Rocks und legte zwei Pergamente vor Hippus auf den Tiſch.

„Noch zwei,“ fuhr Hippus in demſelben Tone fort. Veitel legte hundert Thaler dazu. „Und jetzt das letzte, mein Sohn,“ nickte der Alte ermunternd und ſchlug mit dem Thaler wieder auf den Tiſch.

Veitel zögerte einen Augenblick und ſah ängſtlich auf den Alten, in welchem eine boshafte Freude mächtig geworden war. Auf dieſem Antlitz war nichts Tröſtendes zu finden; wieder griff Veitel in die Taſche, ſchob das vierte Pergament auf den Tiſch und ſprach mit klangloſer Stimme: „Ich habe mich in Euch geirrt, Hippus.“ Und darauf holte er ſein Taſchentuch hervor, wandte ſich ab, ſchneuzte ſich und wiſchte ſich die naſſen Augen.

Hippus achtete wenig auf die elegiſche Stimmung ſeines Schülers. Er befühlte das Pergament, wie man eine Koſtbarkeit in der Hand umwendet, die man vor langer Zeit verloren hat und unerwartet wiederfindet. Endlich ſagte er ſeine Beute einſteckend: „Wenn du dir's ruhig überlegſt, wirſt du einſehen, daß ich als guter Freund an dir gehandelt habe. Ich hätte viel mehr fordern können.“

Veitel ſtand noch immer am Fenſter und ſah in die Nacht hinaus. Ihm war jämmerlich zu Muthe. Gleich auf dem Heimwege vom Notar hatte er an den Alten gedacht und den Entſchluß gefaßt, auch dieſem eine Freude zu machen: er hatte ihm eine neue Schnupftabakdoſe von Silber kaufen und zehn Ducaten hineinlegen wollen. Und jetzt kam ihm dieſer Hippus ſo!

Da er vor Schmerz über das Benehmen ſeines Lehrers kein Wort ſagte, ſtand Hippus gemächlich auf und ſagte wohlwollend: „Laß dir's nicht zu Herzen gehen, du Dummkopf, ſollte ich eher ſterben als du, ſo mache ich dich zu meinem Erben. Dann wirſt du dein Geld wieder bekommen, wenn noch etwas davon übrig iſt. Jetzt gehe ich, den Wein koſten. Auf deine Geſundheit werde ich ihn trinken, gefühlvoller Itzig.“ Bei dieſen Worten ſchlich der Alte zur Thür hinaus.

Noch einmal fuhr Veitel nach ſeinem Taſchentuch und wiſchte eine bittere Thräne ab, welche an ſeiner Wange herunterrann. Seine Freude über den Gewinn war verdorben. Es war eine unklare Empfindung und ein unreines Gefühl, das ihn bewegte, denn es war viel Schmerz um die verlorenen Pergamente dabei. Aber er hatte noch mehr verloren, als ſein koſtbares Geld. Der einzige Menſch auf Erden, gegen den er eine Anhänglichkeit fühlte und von dem er gute Freundſchaft erwartete, hatte ſich gefühllos, eigennützig, feindſelig gegen ihn benommen. Zu allen andern Menſchen ſtand er auf Kriegsfuß und erwartete auch von ihnen nichts Anderes, als Krieg, nur dem kleinen Mann mit der Brille hatte er ſein Herz offen gehalten. Und dies warme Gefühl hatte der Alte durch ſeine rohe Forderung tödtlich beſchädigt. Es war vorbei zwiſchen ihm und Hippus, er konnte den Mann nicht entbehren, aber von dieſer Stunde ab trug er einen Groll gegen ihn mit ſich herum, der Alte hatte ihn einſamer und ſchlechter gemacht. So erfuhr Veitel den Fluch der Argen, daß ſie elend gemacht werden nicht nur durch ihre Miſſethaten, ſondern auch durch ihre beſſern Neigungen.

Doch nicht lange dauerte die Schwermuth des Geſchäftsmannes, bald griff er entſchloſſen in die Taſche, holte den übrig gebliebenen Schatz hervor, unterſuchte jedes einzelne Pergament von allen Seiten und notirte die Nummern zuerſt in ſeine Brieftaſche und dann auf einen Zettel. Den Zettel verſteckte er in einem Ritz der Diele. Dieſe Beſchäftigung tröſtete ihn wieder etwas. Und jetzt wandte er ſeine

Gedanken auf die Zukunft. Wieder rannte er in dem Zimmer auf und ab und machte Pläne. Seine Weltſtellung war mit einem Schlage geändert. Als Eigenthümer von baaren achttauſend Thalern — ach, es waren nur ſiebentauſend ſechshundert — ſtand er unter den Geſchäftsleuten ſeiner Art da als ein kleiner Cröſus. Viele Andere machten Geſchäfte mit Hunderttauſenden, ohne ſo viel Vermögen zu beſitzen als er; die Welt lag widerſtandslos vor ihm, wie eine Perlmuſchel auf dem Teller, es kam nur darauf an, mit welchem Hebel er ſie öffnen wollte. Wie ſollte er ſein Capital anlegen, verdoppeln, verzehnfachen? Jetzt mußte er wählen, und er mußte dies allein thun. Es gab wohl zehn verſchiedene Wege für ihn: er konnte fortfahren, Geld gegen hohe Intereſſen zu leihen, er konnte in Actien ſpeculiren, er konnte das Woll- oder Getreidegeſchäft betreiben, und mit einem Gefühl von Stolz ſagte ſich der Schelm, daß er auf jedem von dieſen Wegen ſo gut vorwärts kommen könnte, wie der verſchlagenſte unter ſeinen Genoſſen. Aber jede von dieſen Thätigkeiten brachte ihm das geliebte Capital in Gefahr, er konnte dabei ein reicher Mann werden, er konnte aber auch Alles verlieren; und dieſer Gedanke war ihm ſo ſchrecklich, daß er ſofort alle dieſe Pläne bei Seite warf. Eine Beſchäftigung gab es, bei der ein ſchlauer Mann viel gewinnen konnte, und bei der es wohl möglich war, große Verluſte zu vermeiden. Von ſeiner Heimath aus war er als umherziehender Trödler auf die Höfe der Gutsherren gekommen, zur Zeit des Wollmarktes hatte er in den Straßen der Stadt den vornehmen Herren mit Schnurrbart und Ordensband ſeine Dienſte angeboten, im Comtoir ſeines Brotherrn hatte er ſich unaufhörlich mit dem Vermögen und den Geldgeſchäften des Landadels beſchäftigt. Wie genau kannte er die ſtille Sehnſucht des alten Ehrenthal, ein gewiſſes Rittergut zu beſitzen, wie oft hatte ihm der Mann mit der Brille in höhniſchem Scherz gerathen, er ſolle ſich zum Rittergutsbeſitzer machen. Und wie kam es doch, daß ihm in ſeinem Schmerz über den Alten plötzlich ſein Schulkamerad Anton einfiel und der Tag, wo er zum letzten Male mit dieſem verkehrt hatte? Auch damals, als er zur Stadt zog und mit Anton zuſammentraf, war er auf dem Gute des Freiherrn umhergeſtrichen, hatte vor der Thür des Kuhſtalls geſtanden und die lange Doppelreihe der gehörnten Rinder abgeſchätzt, bis die Großmagd ihn herriſch wegwies. Und wie ein heißer Strahl ſchoß es in ſeinen Kopf: er ſelbſt konnte der Rittergutsbeſitzer werden, ſo gut wie Ehrenthal, er ſelbſt konnte Andere ſeine weiße Wolle waſchen laſſen und mit zwei, ja mit vier Pferden nach der Stadt fahren. Er griff mit den Händen heftig in die Tiſchplatte und rief laut: „ich werde es thun!“ ſetzte ſich auf dem Stuhl feſt und ſchlug die hagern Arme übereinander. Und von dem Augenblick an wollte er etwas und begann ſeine Arbeit.

Und er ſpeculirte ſchlau. Er hatte nach ſeiner Meinung ein Recht an das Gut des Freiherrn gewonnen durch ſeinen Entſchluß, er wollte dies Recht auch erwerben durch ſein Geld, er wollte für ſich eine Hypothek auf dem Gute des Barons. So wollte er ſein Capital ſicher ſtellen auf Jahre, ruhig wollte er arbeiten, bis der große Tag käme, wo er mit ſeinem Capital das ganze Gut in ſeine Hände brächte. Und im ſchlimmſten Falle, wenn ſein Plan nicht gelang, der jetzt der ſtille Zweck ſeines Lebens werden ſollte, dann war wenigſtens ſein Geld nicht verloren. Unterdeß wollte er Agent und Commiſſionair werden: er wollte Käufe und Verkäufe vermitteln, wie ſo viele Andere thaten, arme Teufel, die einander die halben Procente gegenſeitig beneideten, und vornehme Herren mit großen Titeln, welche den Güterſchacher ins Große treiben und Hunderttauſende dabei gewinnen durch Liſt, Beſtechung und Schleichwege. Veitel wußte, daß es wenig Wege gab, auf denen er nicht bekannt war. So wollte er anfangen, zunächſt mußte er als Factotum bei Ehrenthal bleiben, ſo lange er den Alten benutzen konnte. Die Roſalie war ſchön und ſie war reich, denn Bernhard war nicht zu rechnen als Erbe des Vaters. Vielleicht wollte er werden der Schwiegerſohn des alten Ehrenthal, vielleicht wollte er auch nicht; dies Geſchäft hatte keine Eile. Und noch Einer war, mit dem er ſich ſtellen mußte: der kleine ſchwarze Mann, welcher jetzt drüben in der Gaſtſtube ſeinen theuren Wein trank. Auch mit ihm mußte er von heut ab Rechnung halten, er wollte ihn bezahlen für jeden Dienſt, den ihm der Alte that, und wollte ihm nur ſo weit ſein Vertrauen geben, als es nöthig war.

Das waren die Entſchlüſſe, zu denen Veitel kam, und als er ſeinen Plan überlegt hatte, wie ein Gelehrter das Buch, das er ſchreiben will, da trug er ſeine Pfandbriefe unter das Kopfkiſſen, verſchloß ſeine Thüre, lehnte einen ſchweren Stuhl dagegen und warf ſich erſchöpft durch die Anſtrengung des Tages auf ſein hartes Lager, er, der neue wild aufgeſchoſſene Agnat der Rothſattel, der Mitbeſitzer ihres ſchönen Gutes.

Vielleicht war es die aberwitzige Phantaſie eines Thoren, was der Händler auf ſeiner ärmlichen Stube in unruhiger Seele umhergewälzt hatte, vielleicht wurde es der Anfang einer Reihe von entſchloſſenen und conſequenten Thaten, ein finſteres Schickſal für den Freiherrn und ſeine Familie. Der Freiherr ſelbſt ſollte darüber entſcheiden.

An demſelben Abend ſaßen die Baronin und ihre Tochter in der Roſenlaube des Parks. Beide waren allmälig verſtummt. Die Mutter ſah in tiefen Gedanken auf den Tanz eines Nachtſchmetterlings, der mit dem kleinen dicken Kopf durchaus in die Flamme der Kerze fahren wollte und immer wieder an die Glasglocke ſtieß, welche das Licht vor der Nachtluft ſchützte. Verwundert flatterte er in das Dunkel zurück, vergaß im nächſten Augenblicke das Unbehagliche des Stoßes und ſuchte von Neuem eine Oeffnung im Glaſe. Lenore beugte ſich über ein Buch und warf zuweilen einen forſchenden Blick in das ernſte Geſicht der Mutter. Da knirſchte der Kies, und der alte Amtmann des Gutes trat haſtig mit abgezogener Mütze heran und frug nach dem gnädigen Herrn.

„Was bringen Sie?" frug Lenore den Graukopf, „iſt etwas vorgefallen?"

„Mit dem alten Rappen geht's zu Ende," antwortete der Amtmann beſorgt, „er hat wüthend um ſich geſchlagen und in die Krippe gebiſſen, jetzt liegt er und keucht wie im Sterben."

„Das wäre der Teufel!" rief Lenore aufſpringend.

„Lenore!" ſchalt die Mutter.

„Ich komme, ſelbſt nachzuſehen," ſagte Lenore eifrig und eilte mit dem Alten nach dem Hofe.

Das kranke Pferd lag auf ſeiner Streu triefend von Angſtſchweiß, und ſeine Flanken hoben und ſenkten ſich in keuchendem Athemholen. Beim Schein der Stalllaterne ſtanden die Knechte umher und ſahen phlegmatiſch auf das leidende Thier. Als Lenore eintrat, wandte das Pferd die Augen Hülſe ſuchend nach dem Fräulein.

„Es kennt mich noch,“ rief ſie und winkte den ſtämmigen Großknecht bei Seite.

„Er hat ſich abgearbeitet,“ ſagte der Mann, „jetzt iſt er ruhig.“

„Werft Euch ſogleich auf ein Pferd und reitet zum Thierarzt,“ befahl Lenore dem Knecht.

Dem Mann war es nicht behaglich, zur Nacht einige Meilen zu reiten, er antwortete zögernd: „Der Doctor iſt niemals zu Hauſe; ehe er kommt, iſt's mit dem Pferde zu Ende.“

„Gehorcht!“ befahl Lenore kalt und wies nach der Thüre. Der Knecht ging widerwillig hinaus.

„Was iſt das mit dem Großknecht?“ frug Lenore, als ſie mit dem Amtmann aus dem Stall trat.

„Er thut nicht mehr gut und müßte fort, ich habe es dem gnädigen Herrn ſchon oft geſagt. Aber gegen den Herrn Baron iſt der Schlingel bethulich wie ein Ohrwurm; er weiß, daß er einen Stein im Bret hat; gegen alle andern Leute iſt er widerhaarig, und ich habe täglich meinen Aerger mit ihm.“

„Ich will mit dem Vater ſprechen,“ erwiederte Lenore die Stirn faltend.

Der alte Diener blieb ſtehen und fuhr zutraulich fort: „Ach, gnädiges Fräulein, wenn Sie ſich der Wirthſchaft etwas annehmen wollten, das wäre ein wahres Glück für das Gut. Mit dem Kuhſtall bin ich auch nicht zufrieden. Die neue Wirthſchafterin verſteht die Mägde nicht zu tractiren, ſie iſt zu flatterhaft, Bänder hinten und Bänder vorn. Sonſt war's beſſer im Gange, da kam der Herr Baron manchmal ſelbſt und beſah das Butterfaß. Jetzt hat er wohl andere Geſchäfte, und wenn die Leute wiſſen, daß der Herr nachſichtig iſt, ſo ſpielen ſie dem Amtmann Trumpf aus, wenn er ſie ſcharf behandelt. — Sie können ſcharf ſein mit den Leuten, es iſt jammerſchade, daß Sie kein Herr ſind."

„Ja, Sie haben Recht, es iſt jammerſchade," nickte Lenore beiſtimmend ihrem alten Freunde zu. „Aber man muß es mit Geduld ertragen. Um die Molkerei will ich mich kümmern, ich werde von heut ab alle Tage beim Buttern ſein. Wie ſteht das Korn jetzt? Sie haben ja neulich nach der Stadt gefahren."

„Ja," ſagte der Alte gedrückt, „der gnädige Herr hatten ſo befohlen, ich weiß nicht, was er genommen hat. Er hat den ganzen Schüttboden ſchon im Winter an Händler verkauft auf Lieferung. Sehen Sie," fuhr er bekümmert fort und ſchüttelte ſeinen weißen Kopf, „ſonſt verkaufte ich, und ich ſchrieb's ins Buch und ſtrich das Geld ein und zählte es dem Herrn Baron auf. Jetzt kann ich in meinem Buch die Einnahmen nicht mehr notiren; wenn die Seite zu Ende iſt, mache ich einen Strich, aber ich ziehe keine Summe mehr."

Lenore hörte, die Hände auf dem Rücken, die Klage theilnehmend an. „Hm! Es wird eine von den neuen Einrichtungen ſein. Grämt Euch nur nicht darüber, mein Alter.

Ich will, ſo oft Papa nicht da iſt, Nachmittags mit Ihnen auf das Feld gehen oder Sie dort aufſuchen. Sie ſollen Ihre Pfeife dabei rauchen. Wie ſchmeckt's in dem neuen Kopf, den ich Ihnen mitgebracht habe?"

„Er iſt dick angeraucht," ſagte der Amtmann ſchmunzelnd und zog zur Bekräftigung ſeine kurze Pfeife halb aus der Taſche. „Aber um wieder auf dem Rappen zu kommen, der Herr Baron wird ſehr böſe ſein, wenn er das Malheur erfährt, und wir können doch nichts dafür."

„Ei was," ſagte Lenore, „wenn wir nichts dafür können, wollen wir's ruhig abwarten. Gute Nacht, Amtmann. Gehen Sie mir zurück zu dem Pferde."

„Zu Befehl, gnädiges Fräulein, und gute Nacht auch für Sie," ſagte der Amtmann.

Noch immer ſaß die Baronin allein unter den ſchwellenden Knospen der immergrünen Roſe, auch ſie dachte an ihren Hausherrn, der ſonſt ſelten an ihrer Seite gefehlt hatte, wenn ſie die warmen Frühlingsabende im Freien zubrachte. Ihr Gemahl war anders geworden. Er war herzlich und liebevoll gegen ſie, wie immer, aber er war oft zerſtreut und abgeſpannt und wieder reizbarer und durch Kleinigkeiten verſtimmt, ſeine Fröhlichkeit war lauter, und ſein Bedürfniß nach Herrengeſellſchaft größer als vordem. Sein Haus, ja ſie ſelbſt, übte geringere Anziehungskraft aus als ſonſt, und ſie frug ſich immer wieder, ob ſolche Veränderung die trübe Folge davon ſein konnte, daß der roſige Hauch der Jugend von ihrer Stirn ſchwand. Mit dieſem Gefühl rang ſie und ſuchte ängſtlich nach anderen Gründen für die häufige Abweſenheit des geliebten Mannes.

„Iſt der Vater noch nicht zurück?“ frug Lenore zu ihr tretend. „Es fuhr ein Wagen auf der Landſtraße.“

„Nein, mein Kind,“ ſagte die Mutter, „er hat wohl in der Stadt zu thun, es iſt möglich, daß er erſt morgen zurückkommt.“

„Ich bin nicht zufrieden damit, daß Papa jetzt ſo viel in der Stadt iſt und bei den Nachbarn umherfährt,“ ſagte Lenore; „es iſt lange her, daß er uns des Abends nicht mehr vorgeleſen hat.“

„Er will, daß du meine Vorleſerin wirſt,“ ſagte die Mutter lächelnd. „Du ſollſt es auch heut Abend ſein, hole ein Buch und ſetze dich artig neben mich, du Ungeduld.“

Lenore verzog ſchmollend den kleinen Mund und ſtatt das Buch zu ergreifen, ſetzte ſie ſich neben die Baronin, umſchlang ſie mit beiden Armen und ſagte, das Haupt der Mutter an ſich drückend und ihr das Haar ſtreichend: „Liebes Herz, auch du biſt traurig, du haſt Kummer; haſt du Sorge um den Vater? Er iſt nicht ſo, wie er früher war. Ich bin kein Kind mehr, ſage mir, was er treibt.“

„Du biſt thöricht,“ antwortete die Baronin mit ruhiger Stimme. „Ich habe nichts vor dir zu verbergen. Wenn dein Vater wirklich etwas hat, was ihn von uns fortzieht, ſo dürfen wir Frauen nicht darnach fragen, es iſt an uns, zu warten, bis die Stunde kommt, wo der Herr des Hauſes uns ſein Herz öffnet.“

„Und unterdeß ſollen wir uns ängſtigen, vielleicht um ein Nichts,“ rief Lenore.

„Wir ſollen uns mühen, ruhig zu ſein, und wenn wir vertrauen, wo wir lieben, iſt es nicht ſchwer,“ antwortete die Baronin, ſich aus dem Arm Lenorens aufrichtend.

„Und doch ſind deine Augen feucht und du verbirgſt mir deine Sorge,“ ſprach die Tochter. „Wenn du ſchweigen willſt, ich werde es nicht thun, ich werde den Vater fragen.“

„Das wirſt du nicht,“ ſagte die Baronin in beſtimmtem Ton.

„Der Vater!“ rief Lenore, „ich höre ſeinen Tritt.“ — Die ſtattliche Geſtalt des Freiherrn kam mit ſchnellen Schritten auf die Laube zu. „Guten Abend, Ihr Heimchen,“ rief er ſchon von Weitem mit heller Stimme. Er ſchloß Frau und Tochter zugleich in ſeine Arme und ſah ihnen ſo fröhlich iñ die Augen, daß die Baronin ihren Schmerz, und Lenore die Frage vergaß. „Es iſt hübſch, daß du ſo früh zurückkommſt,“ ſagte die Hausfrau mit heiterem Lächeln, „Lenore wollte dich heut Abend durchaus neben uns ſehen. Der Abend war ſo ſchön.“

Der Freiherr ſetzte ſich zwiſchen die Frauen und frug behaglich: „Kinder, bemerkt Ihr keine Veränderung an mir?“

„Du biſt heiter,“ ſagte die Baronin ihm ins Auge ſehend, „ſonſt wie immer.“

„Du haſt deine Uniform angehabt und Beſuche gemacht,“ ſagte Lenore, „ich ſehe es an der weißen Cravatte.“

„Ihr habt Beide Recht,“ antwortete der Baron, „aber ich bringe doch noch etwas: der König hat die Huld gehabt, mir den Orden zu verleihen, den der Vater und Großvater getragen haben; es freut mich, daß das Kreuz in unſerer Familie faſt erblich wird. Und mit dem Orden kam ein gnädiges Schreiben des Prinzen, woriñ er mir Glück wünſcht und ſich ſehr freundlich an die Jahre erinnert, die ich in ſeiner Nähe verlebte, und auch an dich, du vielumworbene Dame des Hofes. Ich wollte, er ſähe dich wieder; er wird es für unmöglich halten, daß Jahre vergangen ſind, ſeit er dein Tänzer war.“

„Welche Freude!“ rief die Baronin und umſchlang den Hals ihres Mannes, „ich habe deiner Toilette den Stern ſchon ſeit Jahren gewünſcht.“ Lenore öffnete unterdeß das Etui und drehte den Orden beim Licht der Kerze hin und her. „Wir machen ihm die Decoration um.“ Die Baronin hing ihm das Kreuz um den Hals und küßte loyal erſt ihn und dann das Kreuz.

„Nun, wir wiſſen ja,“ ſagte der Baron, „was in unſerer Zeit von ſolchem Schmuck zu halten iſt. Doch geſtehe ich, daß gerade dieſe Standesdecoration mir die liebſte von allen iſt. Unſere Familie iſt eine der älteſten, und in unſerer Linie ſind, was freilich ein Zufall iſt, niemals Mißheirathen vorgekommen. Dies Kreuz iſt gegenwärtig ſo ziemlich die letzte Erinnerung an die alte Zeit, wo man auf dergleichen noch großen Werth legte. Jetzt tritt eine andere Macht an die Stelle unſerer Privilegien, das Geld. Und auch wir ſind in der Lage, uns darum bemühen zu müſſen, wenn wir unſere Familie in Anſehen erhalten wollen. In dem Briefe des Prinzen iſt das Alter der Familie erwähnt und der Wunſch ausgeſprochen, daß ſie noch viele Generationen, wie bisher, in muſterhafter Gentilität, ſo ſind die Worte des Briefes, blühen möge. Du, Lenore, und dein Bruder, Ihr habt dafür zu ſorgen.“

„Ich lebe in muſterhafter Gentilität,“ antwortete Lenore, die Arme übereinander ſchlagend. „Und für die Ehre der Familie kann ich nichts thun. Wenn ich heirathe, wozu ich gar keine Luſt habe, ſo muß ich doch einen andern Namen annehmen, und es wird dem alten Ahn in der Rüſtung, der oben im Erkerzimmer hängt, ziemlich gleich ſein, wen ich zu meinem Herrn mache. Eine Rothſattel kann ich doch nicht bleiben.“

Der Vater lachte und zog die Tochter an ſich. „Wenn ich nur wüßte, woher mein Kind dieſe Ketzereien hat.“

„Sie iſt allmählig ſo geworden,“ ſagte die Mutter.

„Das wird ſich geben,“ antwortete der Vater und küßte die Tochter herzlich auf die Stirn. „Hier lies den Brief des Prinzen, ich ſehe nach dem Pferde, dann eſſen wir zuſammen im Freien.“

„Ich komme mit dir zu dem Kranken,“ ſagte Lenore.

Das Ordenszeichen, eine niedliche Erinnerung an einen gewaltigen Bund geiſtlicher Ritter, welche Länder erobert und ein eigenes Reich gegründet hatten, warf in die Seele des Freiherrn ein helles Licht, ſo gleichgültig er ſich auch dagegen ſtellte. Die Glückwünſche ſeiner zahlreichen Bekannten thaten ihm wohl, und ſeine Selbſtachtung erhielt dadurch eine geheime Stütze, deren ſie manchmal bedurfte. So fand ihn nach Verlauf einer Woche auch Ehrenthal, der Händler, als er auf ſeinem Wege nach einem nah gelegenen Dorfe anhielt, nur um dem Freiherrn zu gratuliren. Er hatte bereits ſeine Abſchiedsverbeugung gemacht, als er noch einmal anhielt und die Worte hinwarf: „Der gnädige Herr hatten früher die Idee, eine Zuckerfabrik aus Rüben anzulegen. Ich höre, es iſt jetzt im Werk, eine Compagnie zu bilden, welche eine ſolche Fabrik ganz in Ihrer Nähe bauen will, ich bin aufgefordert worden, an dem Geſchäft Theil zu nehmen, und wollte doch erſt fragen, wie der Herr Baron es noch gedenken zu halten in dieſer Sache.“

Dem Freiherrn war die Nachricht ſehr unangenehm. Seit Jahren hatte er ſich mit dem Gedanken getragen, eine gleiche Fabrik auf ſeinem Grund und Boden zu errichten, er hatte eine Anzahl ähnlicher Unternehmungen beſucht, hatte ſich Anſchläge machen laſſen, mit Technikern verhandelt, ja er hatte ſchon den Platz bezeichnet, auf dem das Etabliſſement am wenigſten unſchön geweſen wäre. Er hatte dieſen Plan eine Zeit lang mit großem Eifer verfolgt, allmählig war er ihm weniger lockend erſchienen. Die Scheu eines vorſichtigen Mannes vor der neuen und noch unſichern Induſtrie, die Klagen einiger Bekannten über die Menge der Koſten und vor Allem über die Unruhe und vielen Inconvenienzen, die ein ſolches Unternehmen in das Leben eines Gutsbeſitzers und die Verwaltung ſeines Gutes bringe, das Alles hatte ihn bewogen, das Project liegen zu laſſen und für die nächſten Jahre eine ruhige Anlage ſeines Capitals mit allerdings mäßigem Zinſengenuß vorzuziehen. Jetzt ſollte eine Anlage, wie er ſich doch für die Zukunft vorbehalten hatte, von Andern ausgeführt werden; es war klar, daß ſein eigenes Project dadurch zerſtört wurde. Denn zwei gleiche Fabriken in unmittelbarer Nähe mußten ſich zuverläſſig hindern. Geärgert rief er: „Gerade jetzt, wo ich mir auf einige Jahre die Dispoſition über die Capitalien genommen habe.“

„Herr Baron,“ ſagte der Händler mit Herzlichkeit, „Sie ſind ein reicher Mann und angeſehen in der Gegend. Wenn

Sie erklären, daß Sie ſelbſt anlegen wollen dieſe Fabrik, ſo geht der Actienverein auseinander an demſelben Tage."

„Sie wiſſen, daß ich das jetzt nicht kann," erwiederte der Freiherr unwillig.

„Wenn Sie wollen, gnädiger Herr, ſo können Sie auch," entgegnete der Händler mit ehrerbietigem Lächeln. „Ich bin nicht der Mann, der Ihnen zuredet zu einer ſolchen Fabrik. Was haben Sie nöthig, Geld zu verdienen? Wenn Sie aber jetzt zu mir ſagen, Ehrenthal, ich will anlegen eine Fabrik, ſo ſteht Ihnen Capital zu Gebot, ſo viel Sie haben wollen. Ich ſelbſt habe eine Summe von ſieben-, von zehntauſend Thalern vorräthig, Sie können dieſe erhalten jeden Tag. — Und ich will Ihnen einen Vorſchlag thun. Ich ſchaffe Ihnen das Geld, welches Sie brauchen, zu billigen Zinſen. Für die Summe, die ich ſelbſt Ihnen gebe, laſſen Sie mir einen Antheil am Geſchäft bis zu dem Tage, wo Sie mir zurückzahlen mein Geld. Für das übrige Geld, das Sie brauchen, beſtellen Sie Hypothek auf Ihr Gut, bis Sie zurückzahlen in einigen Jahren die ganze Anleihe."

Der Vorſchlag erſchien uneigennützig, ja freundſchaftlich, aber der Freiherr fühlte zu lebhaft die große Veränderung, welche ein ſolches Geſchäft in ſeinem ganzen Leben hervorbringen werde, er ſah mit banger Sorge und einem Mißtrauen ſowohl gegen ſich ſelbſt, als gegen Ehrenthal in eine Zukunft von Verwickelungen. Er verhielt ſich deßhalb ſehr kühl gegen Ehrenthals Antrag. „Ich danke Ihnen für das Zutrauen," ſagte er, „aber ich will nicht mit fremdem Gelde einrichten, was doch nur aus den Ueberſchüſſen der eigenen Einnahme mit Segen erbaut wird."

Ehrenthal mußte ſich mit dieſem Beſcheide entfernen und ſagte nur noch an der Thür: „Der gnädige Herr können ſich ja die Sache überlegen, ich getraue mir durch vier Wochen das Actiengeſchäft aufzuhalten, damit in dieſer Zeit nichts weiter geſchieht.“

Nur wer einmal in ſeinem Leben eine gefeierte Sängerin geweſen iſt, kann ſich eine Vorſtellung von der Fülle unbekannter kleiner Briefe, Packete und Sendungen machen, welche der Freiherr in den nächſten vier Wochen aus der Stadt empfing. Zuerſt ſchrieb Herr Ehrenthal: „Ich habe die Actionäre vier Wochen aufgehalten,“ dann ſchrieb Herr Karfunkelſtein, ein Actionär: „Ich höre, daß Sie wollen anlegen eine Fabrik, in dieſem Fall ſtehe ich Ihnen nach.“ Dann ſchrieb wieder Herr Ehrenthal: „Hier iſt eine Jahresberechnung einer ähnlichen Fabrik, woraus man kann ſehen, was zu gewinnen wäre.“ Dann ſchrieb wieder ein Herr Wölfsdorf: „Es verlautet, daß der Herr umgehe mit einer Fabrik: ich habe Capitalien auszuleihen gegen mäßigen Zinsfuß und würde glücklich ſein, wenn ich eine Hypothek erhielte oder am liebſten einen Antheil am Geſchäft.“ Zuletzt ſchrieb gar ein undeutlicher Herr Itzigveit: „Der Herr Baron ſoll das Geſchäft nicht machen mit Ehrenthal, wie man in der Stadt erzählt, Ehrenthal iſt ein reicher, aber ein intereſſirter Mann, er ſoll ihn wenigſtens nicht annehmen zum Compagnon: ich der Briefſchreiber will ihm viel beſſere Capitalien verſchaffen und ganz andere Theilnehmer,“ worauf Herr Ehrenthal wieder genöthigt war zu ſchreiben: „Es werden Intriguen geſpielt von meinen Gegnern in der Stadt, um dem gnädigen Herrn anderes Geld zu ſeinem ſchönen

Unternehmen zu verſchaffen: Sie können thun nach Gefallen, ich bin ein ehrlicher Mann und dränge mich nicht vor.“

Der Freiherr war erſtaunt zu ſehen, wie leicht und maſſenhaft ſeinem Namen die Capitalien zurollten, und daß ganz unbekannte Menſchen bereit waren, das Unternehmen auf ſeinem Grund und Boden für ein unfehlbares, glänzendes, beneidenswerthes zu halten. Er hatte in ſeinen Speculationen bis jetzt entſchiedenes Glück gehabt, er hatte die Abneigung vor Geldgeſchäften ziemlich vollſtändig überwunden, ja er hatte ſich gewöhnt, einen gewiſſen Anſpruch an die Capitalien Anderer zu machen. Jetzt wurde er allmählig mit dem Gedanken vertraut, das Geld zur Anlage ſeiner Fabrik von Fremden zu nehmen. Nur Eines widerſtand ſeinem Stolz, den zuvorkommenden Ehrenthal als Theilnehmer anzunehmen; ſo weit wirkte der Brief des undeutlichen Schreibers. Und er beſchloß, im Fall das Unternehmen zu Stande kommen ſollte, dem Händler für ſein geliehenes Geld feſten Zinsfuß zu gewähren. Vier Wochen kämpfte der Freiherr mit innerer Unentſchloſſenheit, oft war ſeine Stirn umwölkt, oft ſah die Baronin wieder mit ſtillem Schmerz die Aufregung ihres Gemahls, oft fuhr dieſer nach der Stadt oder auf die Güter ſeiner Bekannten, um ähnliche Anlagen zu beſichtigen und ſich die möglichen Vortheile aus verſchiedenen Anſchlägen herauszunehmen. Ueber die projectirte Actiengeſellſchaft konnte er nichts Sicheres erfahren. Die weniger günſtigen Nachrichten, welche er über die Erfolge einzelner Fabrikanten einſammelte, ſchrieb er auf Rechnung einer natürlichen Furcht vor ſeiner Concurrenz oder auf die unvortheilhafte Anlage ihres Geſchäftes.

Vier Wochen waren vergangen, und ein neuer Brief von Ehrenthal [illegible]hien, worin der Baron dringend gebeten wurde, ſeinen Entſchluß mitzutheilen, weil einzelne von den Actionären gar nicht mehr zu halten wären.

Es war der Abend eines heißen Tages, als der Freiherr unruhig aus dem Wirthſchaftshof ins Freie trat. Tief unten am Himmel glänzte ein gelbes blendendes Licht hinter ſchwarzem Dunſt hervor, dicht zuſammengeballt hingen die Wolken über ſeinem Scheitel, wie dunkle Felſen der Luft mit eiſigen Gipfeln. Rings um den Herrn des Guts war Schwüle, Muthloſigkeit und bange Ahnung. Im Getreide ſchwirrten die Grillen lauter als ſonſt, unaufhörlich tönte ihr warnender Ruf in das Ohr des Herrn. Die kleinen Vögel auf den Bäumen der Landſtraße kreiſchten in den Zweigen, flatterten von einem Baum auf den andern und rieſen einander zu, daß etwas Furchtbares über ihre Felder hereinbreche; wir Kleinen werden es überſtehen, ſchrieen ſie, aber die Großen mögen ſich hüten. Die Schwalben ſtrichen tief am Boden hin und flogen dicht an dem Freiherrn vorüber, als ſei er nicht mehr vorhanden, und die Stelle leer, wo er ſtand. Die wilden Blattpflanzen am Wege ließen ſaftlos ihre Blätter hängen, ſie waren mit häßlichem Staub überzogen und ſahen aus wie Gewächſe einer untergegangenen Welt, die vor vielen Jahren einmal grün war und Blüthen trug. Eine dicke Staubwolke rollte die Landſtraße entlang auf den Herrn zu, die heimkehrenden Geſpanne zogen an ihm vorüber. Schwerfällig ſchritten die Pferde vorwärts und ſenkten ihre Köpfe in den Geſchirren. Die häßliche gelbe Wolke wälzte ſich mit ihnen fort und verhüllte die

Umriſſe ihres Leibes, daß nur die Hälſe hervorragten und ſie dem Freiherrn ausſahen wie ſchattenhafte Geſtalten, welche in der Luft dahinfahren. Nach ihnen kam langſam in drei Haufen die Schafheerde, wieder in Wolken des erſtickenden Staubes gehüllt. Die Glöckchen der Thiere klangen dumpf in der dicken Luft, und wie aus weiter Entfernung tönte im Wirbel am Boden bald hier bald dort die Stimme eines geiſterhaften Schäferhundes. Und als der Schäfer ſeinen Herrn grüßend, vorüberſchritt, ſah der Mann ſo grau und ſchattenhaft aus, wie ein Geſpenſt aus dem Grabe, das einſt auf der grünenden Erde wirkliche Schafe über das Brachfeld getrieben hatte.

Der Gutsherr blieb ſtehen an den Pferden und Schafen, er ſtand vor der welken Königskerze am Grabenrand, er hörte auf die Vögel im Laube, es waren unheimliche Gedanken, die ſie ihm gaben. Er ging weiter auf dem Damm am Teiche, wo einſt Anton den letzten Blick auf das Herrenhaus geworfen hatte. In rothem Feuer ſtand das Schloß mit ſeinen Thürmen und Mauern vor dem Freiherrn, helle Flämmchen brannten auf den Spitzen der Thürme in die Wolken hinein, im Brand leuchteten alle Fenſterſcheiben des Schloſſes, und wie Blutstropfen lagen die roſigen Blumenbüſchel auf dem ſchwarzgelben Lauf der Kletterpflanzen. Ueber dem Schloſſe aber in der Luft ballte und wälzte ſich's, und immer näher kam's in ſchwarzen Maſſen heran, um mit Nacht den glänzenden Bau zu verhüllen. Kein Blatt der Bäume bewegte ſich, keine Kreiswelle furchte die dunkle Waſſerfläche, todt lag ſie da, wie ein See der Unterwelt. Der Herr beugte ſich hinab und ſuchte ein Zeichen des Lebens, nur eine Waſſerſpinne, eine Libelle, welche in dem finſtern Schweigen um ihn herum ſich leibhaftig regte: — da ſtarrte ihm aus der Tiefe ein bleiches Menſchengeſicht entgegen, daß er zurückfuhr und ein zweites Mal hinſehen mußte, um zu lächeln und zu erkennen, daß es ſein eigener Wiederſchein war. Auch hier war um den Herrn des Guts Schwüle, Muthloſigkeit und bange Ahnung.

Er lehnte ſich an den hohlen Weidenſtamm und ſah unverwandt auf ſein Haus und auf die Fenſter, wo ſeine Lieben wohnten; er ſuchte nach einem Umriß ihrer Geſtalt, er horchte nach einem Ton von dem Flügel der Baronin, er wünſchte, daß nur ein helles Band Lenorens niederflattern möchte von dem Balcon ihres Zimmers; aber kein Zeichen des Lebens war in dem Hauſe zu erſpähen, das Schloß war ausgeſtorben, wüſt, wie ein Bau aus uralter Zeit, durch geiſterhaftes Licht beleuchtet; — noch wenig Augenblicke, und es mußte verſchwinden in dem Boden. Dann konnte das Waſſer darüber hinfluthen, und die Leute konnten ſich erzählen, daß hier einſt ein ſchönes Schloß war, in dem ein ſtolzer Baron lebte, das ſei aber lange, lange her. —

Ein gefallenes Haus, eine untergegangene Familie! — Wenn die Zeit kam, wo ein fremder Mann an ſeiner Stelle ſtand und ein neues Haus anſah, das er ſich erbaut, dann lag die Waſſerfläche vor dem Fremden, wie jetzt vor ihm, dieſelbe Erdſcholle, die ſein Pflug aufwarf, trug auch dem Spätern bereitwillig Frucht. Dann gaben die Körner aus ſeinem Korn noch weißes Mehl, die Lämmer von ſeinen Schafen ſprangen um denſelben ſteinernen Waſſertrog, die Ackerfläche lag vor dem Neuen da, wie jetzt vor ihm, an derſelben Stelle liefen vielleicht die Waſſerrinnen durch das Feld, die Binſenwurzel unter ihm trieb ebenſo ihren Schaft aus dem Waſſer: nur er und ſein Geſchlecht, die jetzt über Alles geboten, ſie ſollten dann verſchwunden ſein, verſchwunden bis vielleicht auf eine gleichgültige Erinnerung!

So ſtand der Herr des Gutes, gelähmt durch den böſen Zauber, der auf der Erde und auf ſeiner Seele lag, er holte tief Athem und trocknete den Schweiß von der Stirne, er war rathlos und wie gebrochen. Da fuhr ein ſcharfer Ton durch die Wipfel der Bäume, es war ein Jagdruf der Lüfte. Noch einmal wurde Alles ſtill, dann raſte der Sturmwind plötzlich hernieder von der Höhe, er rauſchte durch die Baumwipfel, er ziſchte über das Waſſer; tief beugten die Weiden ihre grauen Aeſte, und die Staubwolken der Straße fuhren in tollen Wirbeln nach der Höhe; der gelbe Schein an den Mauern des Schloſſes verſchwand, bleigraue Dämmerung überzog die Landſchaft. Ein zackiger Blitz fuhr durch die Finſterniß, und lang und majeſtätiſch rollte der Donner herauf. Der wilde Jäger der Luft hielt ſeine Hetzjagd über die Fluren der Menſchen.

Der Freiherr richtete ſich hoch auf und öffnete ſeine Bruſt dem Zuge des Sturmwindes. Blätter und Baumzweige flogen um ihn und große Regentropfen ſchlugen auf ſein Haupt, er aber ſtarrte nach den Wolken in das Wetter hinein und auf die Blitze, welche ſich kreuzten, als erwartete er von da oben eine Entſcheidung. Da klapperte der Galopp eines Pferdes auf der Straße und eine fröhliche Männerſtimme rief von der Höhe herab: „mein Vater“ Ein junger Reiteroffizier hielt auf der Straße.

„Mein Sohn, mein geliebter Sohn,“ rief der Vater mit bebender Stimme, „du kommſt zur rechten Zeit.“ Er drückte den Jüngling feſt an ſich, und als er ihn aus der Umarmung los ließ, hielt er noch lange ſeine Hände feſt und wurde nicht müde, ihn anzuſehen. Auch der Reitersmann vor ihm war mit grauem Staube bedeckt, aber ein jugendliches Geſicht und zwei kecke Augen ſprachen in dieſem Augenblick entſcheidende Worte zu dem Vater. Die Unſicherheit, alle trübe Ahnung war verſchwunden, er fühlte ſich wieder feſt, wie dem Chef ſeines Hauſes geziemte. Vor ihm ſtand in blühender Jugend die Zukunft ſeines Geſchlechtes. Daß dieſe Erinnerung ihm gerade jetzt kam, in der Stunde, wo er einen Entſchluß faſſen ſollte, das galt ihm für einen Befehl des Schickſals. „Und jetzt komm nach Haus,“ ſagte er, „es iſt kein Grund mehr, daß wir unſere Begrüßung im Regen abmachen.“

Während die Baronin ihren Sohn auf das Sopha zog und nicht müde wurde, ſich über ſein männliches Ausſehen zu freuen, und während Lenore ſogleich mit dem Bruder ein leichtes Wortgefecht begann, ging der Freiherr in der Familienſtube auf und ab und ſah zuweilen durch den ſtrömenden Regen in die Landſchaft hinaus. Immer ſchneller fuhren die Blitze durcheinander, und immer kürzer wurden die Pauſen, in denen der Donner dem Zucken des Feuerſtrahls folgte.

„Schließe das Fenſter,“ bat die Baronin, „das Wetter kommt herauf.“

„Es wird unſerm Hauſe nichts thun,“ antwortete der Freiherr beruhigend. „Der Leiter ſteht oben auf dem Dach, er glänzte vorhin hell wie ein Licht durch die dunkeln Wolken. Sieh dorthin, wo die Wolken am ſchwärzeſten zuſammengeballt ſind, dort über der hellgrünen Eſche.“

„Ich ſehe die Stelle,“ ſagte die Baronin.

„Mache dich gefaßt,“ fuhr der Freiherr lächelnd fort, „daß dein blauer Himmel dort für immer durch graue Wolken bedeckt wird, dort wird der Schornſtein der Fabrik über die Bäume ragen.“

„Du willſt bauen?“ frug die Baronin beſorgt.

„Du willſt eine Fabrik errichten?“ rief der Lieutnant vorwurfsvoll.

„Ja,“ ſagte der Freiherr zu ſeiner Gemahlin, „das Unternehmen wird viel Unangenehmes haben für dich und mich, und wird meine Kräfte in jeder Beziehung in Anſpruch nehmen. Wenn ich es doch wage, ſo geſchieht es nicht um unſertwillen, ſondern für die Kinder, für die Familie. Ich will das Gut befeſtigen bei unſerm Hauſe, ich will ſeine Einkünfte ſo vermehren, daß der Herr dieſes Schloſſes in der Lage iſt, auch für die Zukunft der Lieben zu ſorgen, denen er nach dem alten Recht der Erſtgeburt und der männlichen Nachfolge das Gut nicht überlaſſen kann. Es hat mich langen Kampf gekoſtet, heut hab' ich mich entſchloſſen.“

## 9.

Der Freiherr trieb mit Feuer die Anlage ſeiner Fabrik. Er ſuchte wenigſtens einen Theil der Ziegeln ſelbſt zu brennen, er bezeichnete die Stämme des Waldes, welche im Winter zu Bauholz geſchlagen werden ſollten. Ein Baumeiſter wurde durch Ehrenthal empfohlen, und ein Techniker von dem Freiherrn ſelbſt angeworben. Er erkundigte ſich ſorgfältig nach der Vergangenheit des Mannes, dem er Einrichtung und Betrieb ſeiner Fabrik übergeben wollte, und wünſchte ſich Glück, als er nach langem Suchen einen redlichen Mann fand, der eine ungewöhnliche theoretiſche Bildung beſaß. Vielleicht war gerade dieſe letztere Eigenſchaft vom Standpunkt des Barons nicht ohne Bedenken, denn dem Erwählten wurde von zähen Praktikern nachgeſagt, daß er nie eine Fabrik in ruhigem Betriebe laſſen könne, ſondern durch haſtige Einführung neuer Erfindungen die tägliche Arbeit zu oft ſtöre. Daher galt er für koſtſpielig und unſicher. Dem Freiherrn war die Intelligenz und Redlichkeit des Mannes natürlich die Hauptſache, mehr noch als jedem Andern, weil er im Stillen die Empfindung hatte, daß dieſe Eigenſchaften des Technikers die Mängel ſeiner eigenen Leitung ausgleichen müßten.

So froh aber dieſe Ausſichten waren, ein Uebelſtand war doch dabei. Ordnung und Behagen waren auf dem Gut nicht mehr zu finden, ſie waren mitten im Sommer fortgeflogen, wie die Störche, welche ſeit vielen Jahren hinter der großen Scheuer geniſtet hatten. Alle Welt wurde durch die neue Anlage beläſtigt. Die Baronin verlor eine Ecke des Parks, ſie erlebte das Herzeleid, daß ihr ein Dutzend mächtiger alter Bäume niedergeſchlagen wurden. Ein Haufe fremder Arbeiter zog mit Hacke, Schaufel und Karren wie ein Heuſchreckenſchwarm über das Gut. Sie zertraten die Grasplätze des Parks, ſie lagerten in ihren Eßſtunden in der Nähe des Schloſſes und genirten die Frauen oft durch ihren Mangel an Rückſicht. Der Gärtner rang die Hände über die zahlreichen Diebſtähle an Obſt und Gemüſe. Der Amtmann war in lauter Verzweiflung über die Unordnung, welche in ſeine Wirthſchaft einriß. Die neuen Leute, welche er angenommen hatte, erſchwerten ihm die Aufſicht über das Geſinde. Die neuen Zugthiere, in der Eile gekauft, reichten nicht aus. Die Ackerpferde wurden ihm zu Fuhren verwandt, wenn er ſie am nothwendigſten im Felde brauchte, ſeine guten Zugochſen waren für ihn gar nicht mehr vorhanden. Der Bedarf der Wirthſchaft wurde größer, die Einnahmen drohten geringer zu werden. Auch die Bodenfläche, welche für die Rübencultur beſtimmt war, machte dem alten Mann ſchwere Arbeit. In der Fruchtfolge mußte Vieles geändert, die Taglöhner ſollten für den neuen Bau angelernt werden. Lenore hatte viel zu tröſten und brachte ihm manches Pfund Tabak aus der Stadt, damit er ſeinen Kummer mit den blauen Wolken in die Luft blaſen konnte. Die ſchwerſte Laſt trug natürlich der Freiherr ſelbſt. Sein Arbeitszimmer, ſonſt nur von einzelnen Bittſtellern oder dem Amtmann beſucht, wurde jetzt ein Gemeinplatz, wie der Laden eines Krämers. Nach zehn Seiten ſollte er Rath ſchaffen, Aufſchluß geben, Schwierigkeiten überwinden. Faſt täglich jagte er nach der Stadt, und wenn er am Friede bringenden Abend auf dem Gute war, erſchien er in dem Familienkreiſe ſorgenvoll, mürriſch, abgeſpannt. Es war eine große Hoffnung, die ihn erfüllte, aber es war ſehr ſchwierig, ſie in Wirklichkeit zu verwandeln.

Einigen Troſt fand der Freiherr in der lebhaften Anhänglichkeit Ehrenthals. Dieſer wußte ſich überall nützlich zu machen, hatte ſtets einen guten Rath bei der Hand und war um Auskunft niemals verlegen. Er erſchien jetzt oft auf dem Gut, dem Baron ein willkommener Gaſt, weniger den Frauen. Dieſe gönnten ihm den Argwohn, daß ſeine Beſchwörung die Fluth von Geſchäften heraufführe, welche ſich jetzt durch alle Fenſter und Thüren des Schloſſes ergoß. Glücklicherweiſe dauerten ſeine Beſuche immer nur kurze Zeit, und wenn man ihm auch anſah, daß er ſich jetzt auf dem Gut nicht unbehaglich fühlte, ſo war ſein Benehmen in Betreff der Ehrerbietung doch durchaus untadelhaft.

An einem ſonnigen Mittag trat Ehrenthal mit Brillantnadel und Buſenkrauſe in das Zimmer ſeines Sohnes. „Willſt du heut mitfahren auf das Gut der Rothſattel, mein Bernhard? Ich habe dem Baron geſagt, daß ich dich mitbringen werde, um dich zu präſentiren der Familie.“

Bernhard ſprang von ſeinem Sitze auf. „Aber Vater, ich bin den Herrſchaften ja ganz fremd!“

„Wenn du das Gut geſehen haben wirſt, wird es dir nicht mehr fremd ſein, und wenn du geſprochen haben wirſt den Baron, die Baronin und das Fräulein, ſo wirſt du ſie kennen. Es ſind gute Leute,“ fügte er wohlwollend hinzu.

Der Sohn hatte noch viele ſchüchterne Bedenken, aber der Vater ſchlug ſie durch die beſtimmte Erklärung nieder, daß der Freiherr ihn erwarte.

Bernhard ſaß im Wagen, über ihm hoch in der Luft flogen die Vögel, die Pappeln an der Landſtraße ſchnurrten wie durch ein Band gezogen hinter ihn, lachend ſchien die Sonne in ſein bleiches Geſicht und frug: wo kommſt du her, Mann, dich kenne ich nicht; er rückte ſich auf ſeinem Sitze in unruhiger Spannung zurecht. Seit er Anton kannte, ja länger, ſeit er ſeine Dichter las, hatte er von der kleinen einſamen Stube ſehnſüchtig auf das fröhliche Treiben Solcher geſehen, welche darauf los leben und unnützes Grübeln haſſen. Heut kam ihm vor, als ob er ſelbſt ein wenig darauf los lebe, heut jagte er in die Welt hinein zu einem unbekannten Edelmann, in das Haus einer berühmten Schönheit, die er ſich anſehen wollte. Er zog ſeinen Hemdkragen zurecht, drückte den Hut entſchloſſen in die Stirn und ſchlug die Arme unter. Mit ſcharfem Blick muſterte er die vorübergehenden Reiſenden, und die Frau vom Zollhauſe, welche das Geld abnahm, fixirte er ſo unternehmend, daß ſie ihr Bruſttuch zurecht zog und ihn lächelnd anblinzte. Unterdeß floß das Herz des alten Ehrenthal von Lobreden auf den Freiherrn und ſeine Familie über. „Noble Leute,“ rief er; „wenn du geſehen haben wirſt dieſe Baronin, wie ſie iſt, wenn ſie iſt in ihrer Spitzenhaube, Alles ſo fein und Alles ſo honett! Zu honett für die Welt, wie dieſe Welt einmal iſt! Die Stücke

Zucker ſind zu groß, und der Wein, den man bei Tiſche trinkt, iſt zu theuer, aber es iſt ihre Qualität, es ſteht ihnen gut.“

„Fräulein Lenore ſoll eine große Schönheit ſein, „frug Bernhard. „Iſt ſie ſo ſtolz, wie junge Damen von ihrem Stande zu ſein pflegen?“ — Mein armer Bernhard kannte nicht viele junge Damen, weder aus dieſem, noch aus einem andern Stande.

„Sie iſt ſtolz,“ ſagte der Vater, „aber es iſt wahr, ſie iſt ſchön. Unter uns geſagt, ſie gefällt mir beſſer, als die Roſalie.“

„Iſt ſie blond?“ Herr Ehrenthal dachte nach. — „Was ſoll ſie anders ſein, als blond oder braun, freilich hat ſie blonde Augen. Du kannſt dir auch anſehen die Heerde auf dem Gute und vergiß nicht herumzugehen im Park. Sieh dich um, ob du einen Platz findeſt, wo du gern ſitzen möchteſt mit deinem Buche.“

Der argloſe Bernhard ſchwieg und ſah mit glänzenden Augen auf die dunkeln Umriſſe des Parks, der am Horizont aufſtieg.

Der Wagen hielt vor dem Schloſſe. Der Bediente trat an den Schlag. Die Gäſte erfuhren, daß der Freiherr in ſeinem Zimmer und die gnädige Frau im Augenblick nicht zu ſprechen war, das Fräulein aber ſpazierte im Garten. Ehrenthal ſchritt um das Haus, Bernhard neugierig hinter ihm her. Ueber den Grasplatz kam die hohe Geſtalt Lenorens langſam auf die Fremden zu. Ehrenthal ſtellte ſich auf, bog ſeinen linken Arm zu einem Kreiſe zuſammen, ſteckte ſeinen Hut hinein und präſentirte: „Mein Sohn Bernhard, dies iſt das gnädige Fräulein.“ Bernhard verneigte ſich tief. Es war nur ein kühler Gruß, den Lenore dem Gelehrten ſchenkte. „Wenn Sie zu meinem Vater wollen, er iſt oben in ſeinem Zimmer.“

„Ich werde hinaufgehen,“ ſagte Ehrenthal gehorſam. „Bernhard, du kannſt unterdeß zurückbleiben bei dem gnädigen Fräulein.“

In dem Zimmer des Freiherrn legte der Händler einige tauſend Thaler auf den Tiſch und ſagte: „Hier iſt das erſte Geld. Und wie wollen der Herr Baron es mit der Sicherheit halten?

„Nach unſerer Verabredung muß ich Ihnen dafür Hypothek auf das Gut geben,“ erwiederte der Freiherr.

„Wiſſen Sie was, Herr Baron, um jedes Tauſend Thaler, das ich Ihnen zahle, können Sie mir nicht immer beſtellen eine Hypothek, das macht viel Koſten und bringt das Gut in ſchlechtes Renommée. Laſſen Sie vom Gericht ausſtellen ein Hypothekeninſtrument, welches auf eine große Summe lautet, ich will ſagen auf zwanzigtauſend Thaler. Laſſen Sie es ausſtellen auf den Namen der gnädigen Frau Baronin, ſo haben Sie eine Sicherheit, die Sie jeden Tag verkaufen können, und Ihr Gut wird noch nicht belaſtet durch ein neues Capital. Und mir geben Sie jedes Mal, ſo oft ich an Sie zahle, einen einfachen Schuldſchein, worin Sie mir auf Ihr freiherrliches Wort verſichern, daß ich für den Betrag der Summe, die ich Ihnen zahle, ein Anrecht haben ſoll an dieſe Hypothek von zwanzigtauſend Thalern, welche im Hypothekenbuche ſteht zunächſt hinter den Pfandbriefen. Das iſt einfach, und es bleibt ſtill zwiſchen uns beiden. Und wenn Sie keine weitern Vorſchüſſe brauchen, dann machen wir die Sache feſt vor dem Notar. Sie cediren mir dann die Hypothek ſelbſt, und ich gebe Ihnen Ihre Schuldſcheine zurück und zahle Ihnen nach, wenn noch etwas fehlt an den zwanzigtauſend Thalern. Ich verlange nichts von Ihnen, als Ihr Ehrenwort auf einem Blatt Papier, welches nicht größer iſt, als dieſes Schnitzel. Und wenn das Gericht Ihnen ausgefertigt hat das Hypothekeninſtrument von zwanzigtauſend Thalern, ſo wäre mir's lieb, wenn Sie's wollten aufheben in meinem Hauſe."

Als der Freiherr bei der letzten Bedingung unwillig aufſah, legte Ehrenthal ſeine Hand auf den Arm des Herrn und ſagte vertraulich: „Seien Sie ruhig, Herr Baron; dagegen, daß ich ſelbſt aufheben will das Hypothekeninſtrument, dürfen Sie nichts einwenden. Ich kann keinen Mißbrauch damit treiben, und es iſt mir eine Beruhigung. Jeder Juriſt wird Ihnen ſagen, daß ich in dieſer Sache gegen Sie verfahre, wie es ſelten vorkommt im Geſchäft. Oft wird ein Wort gebrochen, das Einer dem Andern gegeben hat, aber wenn es etwas giebt, was feſt iſt auf dieſer Welt, ſo iſt es für mich, wenn Sie mir geben Ihr Ehrenwort. Iſt es nicht geſchäftlich, Herr Baron, daß ich ſo denke, ſo iſt es doch freundſchaftlich."

Ehrenthal ſagte das mit einem Ausdrucke von Herzlichkeit, der nicht ganz erlogen war. Was er anbot, zeigte in der That ein großes Vertrauen. Nach vielen Berathungen mit Veitel Itzig war er auf dieſe Maßregel gekommen. Er wußte, daß der Freiherr außer den zwanzigtauſend Thalern noch manches andere Capital für die Fabrik brauchen würde.

Es lag im Intereſſe auch des Händlers, daß der Freiherr noch andere Summen ohne Schwierigkeit erhielt. Und er traute dem Edelmann; er, der durchtriebene Schelm, hatte einen feſten Glauben an den adligen Sinn des Andern. Auch wenn ihn Itzig nicht unaufhörlich auf den ehrenwerthen Charakter des Gutsherrn aufmerkſam gemacht hätte, er würde ihm nichts Unehrliches zugetraut haben. Was von achtungsvoller Zuneigung in ſeiner Seele noch Raum hatte, das war dem Freiherrn zu Theil geworden. Der Herr war ſeit langer Zeit der Gegenſtand ſeiner Sorge, ſeiner Arbeit, ſeiner eiferſüchtigen Wachſamkeit. Er war dem Schurken geworden, was dem Landwirth ſein Acker, der Hausfrau ihr Lieblingsthier iſt. Es war ein allerliebſter kleiner Theil von gemüthlicher Zuneigung in dem Verhältniß. Auch die Hausfrau vertritt eifrig die Tugenden ihres vierbeinigen Pfleglings, ſie betrachtet ihn mit Freude und findet ſein Temperament ungewöhnlich ſanft. Sie iſt geneigt, ihren Liebling für das vortrefflichſte Stück ſeiner Art zu halten, und wenn der Schlachttag kommt, vergießt ſie vielleicht eine Thräne. Aber, beim heiligen Antonius! ſo leid es ihr auch thut, ſie wird das arme Ding doch ſchlachten.

Unterdeß ſagte unten Lenore zu Bernhard: „Iſt Ihnen gefällig, unterdeß in den Park zu gehen?“ Bernhard folgte ſchweigend und ſah ſcheu auf die Ariſtokratin, welche ihren Kopf trotzig in die Höhe warf und wenig von ſeiner Anweſenheit erbaut ſchien. An dem grünen Platz, der einſt Anton ſo entzückt hatte, blieb ſie ſtehen und wies auf den Kiesweg. „Dort hinab geht es zum See, und hier weiter hinein in den Garten.“ Sie erhob die Hand zu einer verabſchiedenden Bewegung. Bernhard aber ſah ſtaunend auf den Platz, auf die Thürmchen des Schloſſes, die Schlingpflanzen des Balcons und rief: „Das habe ich ſchon einmal geſehen, und ich bin doch noch nie hier geweſen.“

Lenore blieb ſtehen: „Das Haus iſt nicht nach der Stadt gekommen, ſo viel ich weiß; es mag wohl andere geben, die ähnlich ausſehen.“

„Nein,“ erwiederte Bernhard ſich beſinnend, „ich habe das Schloß auf einer Zeichnung im Zimmer eines Freundes geſehen. Er muß Sie kennen,“ rief er freudig, „und er hat mir doch nie etwas davon geſagt.“

„Wie heißt dieſer Herr, der Ihr Freund iſt?“

„Es iſt ein Herr Wohlfart.“

Das Fräulein wandte ſich lebhaft zu dem Gelehrten: „Wohlfart? Ein Kaufmann bei T. O. Schröter, Colonialwaaren und Producte? Iſt's dieſer Herr? — Und dieſer Herr iſt Ihr Freund? Wie kommen Sie zu der Bekanntſchaft?“ frug ſie ſtreng und ſtellte ſich vor Bernhard auf, die Hände auf dem Rücken, wie ein Lehrer, der einen kleinen Dieb wegen geſtohlener Aepfel ins Verhör nimmt.

Bernhard erzählte, wie er Anton kennen gelernt hatte und wie lieb ihm der tüchtige Freund geworden war. Darüber verlor er etwas von ſeiner Befangenheit, und das Fräulein viel von ihrer Strenge.

„Ja, wenn Sie ſo ſind,“ ſagte Lenore noch immer verwundert. „Alſo wie geht es Herrn Wohlfart? Erzählen Sie geſchwind, wie ſieht er aus, iſt er luſtig? Er hat wohl recht viel zu thun?“

Bernhard erzählte, er wurde immer beredter. Lenore ſetzte ſich in die Roſenlaube und winkte ihm herablaſſend, gegenüber Platz zu nehmen. Als er geendet hatte, ſagte ſie freundlich: „Wenn Herr Wohlfart Ihr Freund iſt, ſo gratulire ich Ihnen, er iſt ein guter Menſch; ich will hoffen, daß Sie das auch ſind.“

Bernhard lächelte: „Unter meinen Büchern habe ich nur wenig Gelegenheit, meinen guten Willen dafür zu weiſen. Ich lebe ſtill vor mich hin und zirpe wie eine Grille; in dem Treiben der Welt komme ich mir oft recht unnütz vor.“

„Das viele Studiren wäre nicht meine Sache,“ erwiederte Lenore. „Man ſieht Ihnen auch an, daß Sie wenig in der freien Luft leben. Kommen Sie, mein Herr, ich werde Sie herumführen. So ſetzen Sie doch Ihren Hut auf.“

Der Bediente trat mit dem Theebret aus der Halle. Lenore winkte ihm und ſah wohlwollend zu, als Bernhard den heißen Trank ſo eilig einſchlürfte, wie ein Ritter ſeinen Steigbügeltrunk. „Verbrennen Sie ſich nicht,“ ermahnte ſie.

Sie führte ihn durch den Park, wie ſie einſt Anton geleitet hatte. Bernhard war ein Sohn der großen Stadt. Nicht die hohen Baumkronen, nicht die blühenden Beete im grünen Raſen, auch nicht die Thürmchen des Herrenhauſes waren ihm etwas Ungewöhnliches, ſein Auge hing nur an dem Fräulein. Es war ein klarer Abend im September. Das Sonnenlicht fiel ſchräge durch das Laub, der Kiesweg war gefleckt von gelben Lichtern und dunkeln Schlagſchatten. So oft ein Sonnenſtrahl durch die Blätter auf Lenorens Haupt ſchoß, glänzte ihr Haar wie Gold. Das ſtolze Auge, der feine Mund, die ſchlanken Glieder des kräftigen Mädchens nahmen die Empfindung des Gelehrten gefangen. Sie lachte und zeigte die weißen kleinen Zähne, und er war entzückt; ſie brach einen Zweig ab und ſchlug damit an die Büſche am Wege, und ihm war, als neigten ſich die Zweige und Blätter vor ihr auf den Boden.

Sie kamen an die Brücke, an den Ausgang des Parks nach dem Feld. Einige Mädchen liefen an Lenore heran, knirten und küßten ihr die Hände, ſie nahm dieſe Huldigung der Unterthanen wie eine Königin an. Zwei kleine Dirnen hatten die hohlen Stengel des Löwenzahns in Kettenglieder zuſammengebogen und eine lange Kette daraus gemacht, ſie ſtellten ſich verſchämt vor Bernhard in den Weg und hielten ihm die Kette vor.

„Hinweg, ihr unartiges Volk!“ rief Lenore. „Wie könnt Ihr uns den Weg verſperren, der Herr kommt ja aus dem Schloß. — Sie lernen dies Weglagern von den fremden Arbeitern.“ Und Bernhard fühlte mit Stolz, daß er in dieſem Augenblicke zu ihr gehörte. Er griff in die Taſche und löſte ſich von den Mädchen. „Es iſt lange her, daß ich eine ſolche Kette nicht geſehen habe,“ ſagte er. „Dunkel erinnere ich mich, daß ich als kleiner Knabe auch einmal auf einem grünen Platz ſaß und die Stiele zuſammenſteckte.“ Er pflückte einige Stengel des Löwenzahns und verſuchte die Kinderarbeit.

„Haben die gelehrten Herren auch an ſolchen Spielen Freude?“ frug Lenore lächelnd.

„O ja,“ erwiederte Bernhard. „Ich habe auch die ſpitzen Blüthen von Akley und Ritterſporn zu runden Kränzen in einander geſteckt und in meinen Büchern gepreßt, dann trocknete ich Blätter und ganze Blumen, dann legte ich ein Herbarium an. Was uns als Erwachſene intereſſirt, das knüpft ſich häufig an eine kleine Freude der Kinderzeit. Aus dem Kinde, das zufällig einige bunte Kryſtalle in die Hand bekam, wird vielleicht ein Mineralog, und ſchon mehr als ein berühmter Reiſender iſt durch den Robinſon Cruſoe zu ſeinen Entdeckungen gekommen. Es iſt immer eine Freude, zu erfahren, wie ein bedeutender Mann zu dem gekommen iſt, was ſeine Seele erfüllt.“

„Wir Frauen ſehen das ganze Leben hindurch die Natur an wie die Kinder,“ ſagte Lenore, „wir ſpielen mit den glänzenden Steinen und Blüthen noch in unſern alten Tagen, gerade ſo wie die Mädchen vor uns. Und die Kunſt iſt ſo gefällig, uns Blumen und Steine nachzumachen, damit wir nur niemals das Spielzeug entbehren. — Wenn Sie ſo gut mit den Kinderſpielen Beſcheid wiſſen, dort iſt etwas für Sie.“ ſie wies auf einen großen Klettenſtrauch am Weg. „Haben Sie ſich jemals eine Mütze aus Kletten gemacht?“

„Nein,“ erwiederte Bernhard mit bangen Ahnungen.

„Sie ſollen ſogleich eine haben,“ ſagte Lenore. Sie gingen zu dem Klettenſtrauch. Bernhard pflückte die runden Köpfe ab und reichte ihr einige Hände voll hin. Sie neſtelte die Kletten an einander und machte eine Kappe mit zwei kleinen Hörnern daraus. „Das können Sie aufſetzen,“ ſagte ſie gnädig.

Bernhard hielt das kleine Monſtrum in der Hand. „Allein wage ich's nicht,“ ſagte er, „die Vögel auf den Bäumen würden mich zu ſehr anſchreien. Wenn Sie auch eine Haube aufſetzen wollten —“

„Kletten können Sie nicht verlangen,“ erwiderte Lenore, „aber Sie ſollen den Willen haben. Kommen Sie zurück, ich zeige Ihnen, wie wir als Mädchen unſere Mützen gemacht haben.“ Sie führte ihn an eine Stelle, wo eine Gruppe Sonnenroſen mit ſchwarzen Geſichtern und gelben Strahlen am Rande des Gebüſches ſtand. Dort ſchnitt ſie mit einem kleinen Trennmeſſer einige Blumen ab, durchſtach die Stengel und band ſie zu einem Helm zuſammen, den ſie ſich lachend aufſetzte. Es war ein fremdartiger Schmuck und gab dem ſchönen Geſicht ein wildes Anſehen. „Jetzt ſetzen Sie Ihre Kappe auf,“ befahl ſie. Bernhard gehorchte, und ſein ehrbares faltiges Geſicht, der ſchwarze Frack und die weiße Cravatte erſchienen unter der Klettenmütze ſo abenteuerlich, daß Lenore ihr Lachen nicht verbergen konnte und vergebens den Mund hinter ihrem Taſchentuch verbarg. „Sie ſehen ſchrecklich aus.“ Bernhard nahm den Kopfputz ſogleich wieder ab. „Kommen Sie zum Waſſer, dort ſollen Sie Ihr Spiegelbild ſehen.“

Sie führte ihn an die Stelle, wo der Grund des Fabrikgebäudes ausgegraben wurde. Es war ein wüſter Platz. Erdhaufen, einige tauſend Ziegel, Baumſtämme und Balken waren zuſammengefahren. Die Arbeiter hatten Feierabend gemacht und den Platz verlaſſen, nur einige Kinder aus dem Dorfe kauerten unter dem Holz und ſammelten die Späne zum Abendfeuer. Wenige Schritt hinter der Bauſtelle zog ſich eine Bucht des See's heran, durch Gebüſch eingefaßt und mit grünen Waſſerlinſen überdeckt. „Wie wüſt es hier ausſieht,“ klagte Lenore, „die Zweige der Sträucher ſind geknickt, auch die Bäume ſind beſchädigt. Das

Alles macht der Bau. Wir kommen der fremden Arbeiter wegen jetzt nur ſelten hierher. Auch die Kinder vom Dorfe ſind dreiſt geworden, ſie haben hier einen Spielplatz aufgeſchlagen, und es iſt ihnen gar nicht zu wehren.“

In dem Augenblick fuhr ein Kahn hinter dem Vorſprung des Gehölzes hervor. Ein kleines Bauernmädchen, ein pausbäckiges rundes Ding, ſtand darin und wankte ängſtlich bei der raſchen Bewegung des Kahnes, den ihr älterer Bruder mit einer Stange vom Ufer abſtieß. „Sehen Sie,“ rief Lenore ärgerlich, „die Krabben haben auch unſern Kahn genommen. Wollt Ihr ſogleich ans Land!“ Die Kinder erſchraken über den Zuruf, dem Knaben fiel die Stange ins Waſſer, das kleine Mädchen ſchwankte in der Angſt des böſen Gewiſſens an den Rand des Kahnes, ſie verlor das Gleichgewicht und fiel ins Waſſer. Der Knabe trieb hülflos mitten in der Bucht. Ein lauter Schrei vom Ufer und aus ſeiner Kehle folgte dem Fall der Kleinen. „Retten Sie das Kind!“ rief Lenore außer ſich. Bernhard lief gehorſam in den See, ohne daran zu denken, daß er nicht ſchwimmen konnte, er watete einige Schritt vor und ſtand gleich darauf hülflos bis unter die Arme im Schlamm und Waſſer. Er ſtreckte die Hände nach der Stelle aus, wo das Kind verſunken war, aber der Punkt war noch einige Klaftern von ihm entfernt. Unterdeß war Lenore ſchnell wie der Blitz hinter einen Strauch geſprungen. Nach wenig Augenblicken trat ſie hervor und eilte an einen Vorſprung des Ufers. Aus der Tiefe der grünen Waſſerlinſen ſah Bernhard mit Entſetzen und Wonne auf die hohe Geſtalt. Noch haftete die phantaſtiſche Blumenkrone auf ihrem Haupt, das luftige

Kleid floß jetzt in leichten Falten an ihrem Leibe herunter, aus dem entſchloſſenen Geſicht ſtarrten die Augen nach der Stelle, wo der Rock des Kindes wieder ſichtbar wurde. Sie erhob die Arme hoch über das Haupt und ſtürzte ſich mit einem Sprunge in den See. Der Kranz fiel von ihrem Haupt, in langen Stößen ſchwamm ſie auf das Kind zu. Sie faßte den Rock, noch zweimal griff ſie mit der freien Hand aus und hatte den Kahn erreicht. Sie hielt ſich dann feſt, ſie ſpannte alle Kraft an, das Kind hineinzuheben, ſie faßte die Kette des Kahns und zog ihn hinter ſich an das Land. Bernhard, der bleich wie der Tod ihrer Anſtrengung zugeſehen hatte, kämpfte ſich an das Ufer zurück, er reichte ihr die Hand und zog den Kahn ans Land. Lenore ergriff das bewußtloſe Kind, Bernhard hob den Knaben an das Ufer, und vorwärts eilten Beide zu der nahen Gärtnerwohnung, der Knabe lief mit gellendem Geſchrei hinter ihnen her. Das naſſe Gewand legte ſich dicht an Lenorens Leib, die ſchönen Formen des Körpers wurden in der raſchen Bewegung dem Auge ihres Begleiters faſt unverhüllt ſichtbar. Sie achtete nicht darauf. Bernhard drang mit ihr in die Stube des Gärtners, aber Lenore trieb ihn haſtig wieder hinaus. Mit Hülfe der erſchrockenen Gärtnersfrau entkleidete ſie das Kind und ſuchte das bewußtloſe durch Reiben ins Leben zurückzubringen. Unterdeß lehnte Bernhard draußen vor der Thür vor Kälte klappernd und in einer Aufregung, welche ſeine Augen glühen machte wie Kohlen. „Lebt das Kind?" rief er durch die Thür.

„Es lebt," rief Lenore vom Bett zurück.

„Gelobt ſei Gott!" rief Bernhard und ſchlug die Hände zuſammen; aber der Gott, an den er in dieſem Augenblick dachte, war das ſchöne Weib darin, von deſſen Reizen ſein Auge mehr geſehen hatte, als irgend ein anderer Mann. Lange ſtand er ſo, ſchauernd und vor ſich hin träumend, bis eine hohe Geſtalt in wollenem Rock und Mieder aus dem Hauſe trat. Es war Lenore in den Kleidern der Gärtnerin, noch ergriffen von der Anſtrengung, aber mit einem fröhlichen Lachen auf den Lippen. Außer ſich griff Bernhard in ſtürmiſcher Bewegung nach ihrer Hand und küßte ſie mehr als einmal, er hätte vor ihr auf die Knie ſinken mögen.

„Sie ſehen ſchön aus, mein Herr,“ ſagte Lenore heiter, „Sie werden ſich erkälten.“

Er ſtand vor ihr, naß, am ganzen Körper triefend, mit Waſſerlinſen und Schwamm überzogen. „Ich fühle nichts von Kälte,“ rief er, aber ſeine Glieder ſchütterten.

„Schnell in das Haus,“ trieb Lenore. Sie öffnete die Thür und rief der Frau zu: „Geben Sie dem Herrn Kleider des Gärtners zum Wechſel. — Dort in der Kammer machen Sie Ihre Toilette.“

Bernhard lief nach der Kammer, die Gärtnersfrau trug ihm herzu, was ſie von Kleidern in der Eile fand. Nach einer Weile trat er, in einen Bauerburſchen verwandelt, vor das Haus, wo Lenore in der Abendſonne mit ſchnellen Schritten auf und ab ging. „Kommen Sie nach dem Schloß,“ ſagte das Fräulein, welche wieder ihre ruhige Gönnermiene angenommen hatte.

„Noch einmal möchte ich das Kind ſehen,“ bat Bernhard. Sie traten an das Bett, auf welchem das Mädchen lag, mit müden Augen ſah die Kleine auf das faltige Geſicht des Mannes, der ſich über das Lager beugte und ihr die Stirn küßte. „Es iſt das Kind eines Tagelöhners aus dem Dorfe,“ ſagte die Frau. Bernhard legte hinter Lenorens Rücken ſeine Börſe auf das Bett.

Eilig ſchritten Lenore und Bernhard dem Schloſſe zu, wo Ehrenthal an ſeinem Wagen ungeduldig die Rückkunſt des Sohnes erwartete und mit maßloſem Erſtaunen in dem Gärtnerburſchen ſeinen Bernhard erkannte.

„Geben Sie dem Herrn einen Mantel,“ befahl Lenore dem Bedienten, „er friert. Wickeln Sie ſich gut ein, Sie könnten ſonſt lange an Ihren Marſch unter die Waſſerlinſen denken.“

Und Bernhard dachte lange daran. Er hüllte ſich in den Mantel und drückte ſich in eine Ecke des Wagens, dem kalten Bad folgte brennende Gluth, ſtürmiſch rollte ſein Blut durch die Adern. Er hatte das ſchönſte Weib der Welt geſehen, er hatte etwas erlebt, was für ihn größer und hinreißender war, als jeder Dichtertraum in ſeinen Pergamenten. Mit Scham dachte er daran, wie unbehülflich er ſelbſt geweſen war, und wie von ſeinem tiefen Stand im Waſſer ſah er zu der Heldin auf, welche ſo entſchloſſen und ſtark geweſen war. Nur kurze Antworten vermochte er auf die Fragen ſeines Vaters zu geben. So ſaßen Vater und Sohn neben einander, kalte Argliſt und die Gluth der Leidenſchaft. Beide hatten auf dieſer Fahrt erreicht, wonach ſich ihr Herz ſo lange geſehnt, der Vater ein Anrecht an das ſchöne Gut, der Sohn ein Abenteuer, das ſeinem Leben einen neuen Inhalt gab.

Auf dem Gut ſtieg das Fabrikgebäude langſam in die Höhe, in dem Geldſchrank Ehrenthals füllte ſich die Caſſette des Freiherrn mit ſeinen Schuldverſchreibungen und dem neuen Hypothekeninſtrument, und während Bernhards zarter Leib an den Folgen des kalten Bades kränkelte, berauſchte ſich ſeine Seele in ſüßen Phantaſien.

## 10.

An einem Nachmittage brachte der Briefbote einen ſchwarzgeſiegelten Brief an Finks Adreſſe. Fink öffnete den Brief und ging ſchweigend auf ſein Zimmer. Als er nicht wieder herunterkam, eilte Anton beſorgt zu ihm hinauf. Er fand Fink auf dem Sopha ſitzend, den Kopf auf die Hand geſtützt.

„Du haſt eine traurige Nachricht erhalten?“ frug Anton.

„Mein Oheim iſt geſtorben,“ erwiederte Fink, „er, vielleicht der reichſte Mann der Wallſtreet in Newyork, iſt auf einer Geſchäftsreiſe mit der Maſchine eines Miſſiſſippiboots in die Luft geflogen. Er war ein unzugänglicher Mann; mir hat er in ſeiner Art viel Güte erzeigt, und ich habe ihm als thörichtes Kind mit Undank vergolten. Dieſer Gedanke macht mir ſeinen Tod bitter. Außerdem wird das Fact entſcheidend für meine Zukunft.“

„Du willſt fort von uns?“ fiel Anton erſchrocken ein.

„Ich werde morgen abreiſen. Mein Vater iſt zum Univerſalerben des Verſtorbenen ernannt, mir hat dieſer ſeinen Landbeſitz in den weſtlichen Vereinsſtaaten als Legat vermacht. Mein Oheim war ein großer Landſpeculant, und es gilt jetzt ſchwierige und verworrene Verhältniſſe zu löſen. Deßhalb will mein Vater, daß ich ſo ſchnell als möglich nach Newyork gehe, und auch ich merke, daß die perſönliche Anweſenheit der Erben dort nöthig iſt. Mein Vater hat auf einmal ein großes Zutrauen zu meiner Umſicht und Geſchäftskenntniß bekommen. Lies ſelbſt ſeinen Brief.“

Anton zögerte den Brief zu nehmen. „Lies, Anton,“ ſagte Fink mit trübem Lächeln, „in meiner Familie ſchreiben Vater und Sohn einander keine Geheimniſſe.“ Anton ſah auf eine Stelle: „Die vortrefflichen Zeugniſſe, welche Herr Schröter mir über deinen praktiſchen Sinn und deinen Scharfblick im Geſchäft eingeſendet hat, veranlaſſen mich, dich zu erſuchen, daß du ſelbſt hinübergehſt. Ich würde dir in dieſem Fall Herrn Weſtlock aus unſerem Geſchäft zur Hülfe mitgeben.“

Anton legte den Brief ſchweigend auf den Tiſch, und Fink frug: „Was ſagſt du zu dem Lob, welches mir der Prinzipal ſo freigebig ertheilt? Wie du weißt, habe ich einigen Grund, zu glauben, daß ich nicht in ſeiner Gunſt ſtehe.“

„Und doch halte ich das Lob für gerecht und ſein Urtheil für richtig,“ erwiederte Anton.

„Gleichviel aus welchen Gründen es gegeben iſt,“ erwiederte Fink, „es entſcheidet mein Schickſal. Ich werde jetzt, was ich mir lange gewünſcht habe, Grundbeſitzer jenſeit des Waſſers. — Auch wir müſſen uns trennen, lieber Anton,“ fuhr er fort und hielt dem Freunde die Hand hin, „ich habe nicht geglaubt, daß das ſo ſchnell kommen würde. Doch wir ſehen uns wieder.“

„Vielleicht,“ ſagte Anton traurig und hielt die Hand des jungen Erben feſt. „Jetzt aber geh zu Herrn Schröter, er hat das erſte Anrecht, zu erfahren, daß du uns verlaſſen willſt.“

„Er weiß es bereits,“ ſagte Fink, „auch er hat einen Brief meines Vaters erhalten.“

„Um ſo mehr wird er erwarten, daß du mit ihm ſprichſt.“

„Du haſt Recht, laß uns gehen!“

Anton eilte auf ſeinen Platz zurück, und Fink trat in das kleine Zimmer des Prinzipals hinter dem zweiten Comtoir. Der Kaufmann kam ihm ernſt entgegen und ſagte, nachdem er in würdiger Weiſe ſeine Theilnahme ausgedrückt hatte: „Es verſteht ſich, daß von dieſer Stunde an Ihr Verhältniß zu meinem Geſchäft gelöſt iſt; während der Tage, welche Sie noch hier zubringen, bitte ich Sie, ſich als einen Gaſt meines Hauſes zu betrachten, dem ich für ſeine Thätigkeit in meinem Intereſſe zu vielem Danke verpflichtet bin. Nehmen Sie Platz, Herr von Fink, und laſſen Sie uns ruhig beſprechen, womit ich Ihnen etwa noch dienen kann.“

Fink ſagte vom Sopha aus mit ebenſo großer Artigkeit: „Die Beſtimmungen, welche mein Vater über meine Zukunft getroffen hat, ſtimmen ſo ſehr mit dem zuſammen, was ich mir ſelbſt für meine künftige Thätigkeit gewünſcht habe, daß ich Ihnen darüber meinen Dank ausſprechen muß. Ihre Urtheile über mich ſind günſtiger geweſen, als ich es nach Manchem, was vorgefallen iſt, erwartet habe. Waren Sie in der That zufrieden mit mir, ſo wird es mich freuen, wenn ich aus Ihrem Munde daſſelbe höre.“

„Ich war es nicht ganz, Herr von Fink,“ erwiederte der Kaufmann mit Haltung, „Sie waren hier nicht an Ihrem

Platz. Das durfte mich nicht verhindern, zu beurtheilen, daß Sie für eine andere, immerhin größere Thätigkeit vorzügliche Befähigung haben. Sie verſtehen ausgezeichnet zu disponiren und die Menſchen unter Ihre Herrſchaft zu bringen, und beſitzen eine ungewöhnliche Energie des Willens. Für ſolche Natur iſt das Pult im Comtoir nicht der rechte Ort.“

Fink verneigte ſich. „Es wäre demungeachtet meine Pflicht geweſen, dieſe Stelle ganz auszufüllen; ich bekenne, daß ich das nicht immer gethan habe.“

„Sie kamen her, ohne an eine regelmäßige Thätigkeit gewöhnt zu ſein, und haben ſich in den letzten Monaten nur noch ſehr wenig von einem fleißigen Comtoiriſten unterſchieden. Deßhalb und weil ich die Ueberzeugung habe, daß Sie Ihrem Weſen nach nicht ſowohl zum Kaufmann als zum Fabrikanten paſſen, habe ich Ihrem Herrn Vater ſo über Sie berichtet, wie ich berichtet habe.“

„Sie halten mich für geeignet, Fabrikant zu werden?“ frug Fink mit einer Verbeugung, welche für die gute Meinung danken ſollte.

„Im weiteſten Sinne des Wortes,“ erwiederte der Kaufmann. „Jede Thätigkeit, welche neue Werthe ſchafft, iſt zuletzt Thätigkeit des Fabrikanten; ſie gilt überall in der Welt für die ariſtokratiſche. Wir Kaufleute ſind dazu da, dieſe Werthe populär zu machen.“

„In dieſem Sinne laſſe ich Ihre Anſicht gern gelten,“ antwortete Fink und erhob ſich von ſeinem Platz.

„Ihr Abgang wird für einen unſerer Freunde ein großer Verluſt ſein,“ ſprach der Kaufmann, den Erben begleitend.

Fink blieb ſtehen und ſagte ſchnell: „Geben Sie mir ihn mit nach Amerika. Er hat das Zeug, dort ſein Glück zu machen.“

„Haben Sie bereits mit ihm darüber geſprochen?“ frug der Kaufmann.

„Nein,“ ſagte Fink.

„So will ich Ihnen mein Bedenken nicht verhehlen: Wohlfart iſt jung, und die beſcheidene und regelmäßige Thätigkeit des Binnengeſchäfts erſcheint mir noch auf Jahre hinaus für die Bildung ſeines Charakters wünſchenswerth. Uebrigens wiſſen Sie, daß ich durchaus kein Recht habe, den freien Entſchluß deſſelben zu beſtimmen. Ich werde ihn ungern verlieren: wenn er aber die Ueberzeugung hat, in Ihrer Nähe ſchneller ſein Glück zu machen, ſo werde ich nichts dagegen einwenden.“

„Geſtatten Sie mir, ihn ſogleich darüber zu fragen,“ ſagte Fink.

Er rief Anton in das Comtoir und ſagte zu ihm: „Anton, ich habe Herrn Schröter gebeten, dich mit mir zu entlaſſen. Es würde mir viel werth ſein, dich mitzunehmen; du weißt, daß ich an dir hänge, wir werden in den neuen Verhältniſſen zuſammen tüchtig vorwärts kommen, du ſelbſt ſollſt die Bedingungen feſtſetzen, unter denen du mit mir gehſt. Herr Schröter überläßt deinem freien Entſchluß die Entſcheidung.“

Anton ſtand betroffen und nachdenkend; die Bilder der Zukunft, welche ſich ſo plötzlich vor ihm aufrollten, erſchienen ihm ſehr lachend, aber er faßte ſich ſchnell, ſah auf den Prinzipal und frug dieſen: „Sind Sie der Meinung, daß ich gut thue, wenn ich gehe?“ —

„Nicht ganz, lieber Wohlfart,“ erwiederte der Kaufmann ernſt.

„Dann bleibe ich,“ ſagte Anton entſchloſſen. „Zürne mir nicht, daß ich dir nicht folge, ich bin eine Waiſe und habe jetzt keine andere Heimath als dies Haus und dies Geſchäft; ich will, wenn Herr Schröter mich behalten will, bei ihm bleiben.“

Durch dieſe Worte faſt gerührt, ſagte der Kaufmann: „Denken Sie aber auch daran, daß Sie mit dieſem Entſchluß Vieles aufgeben. In meinem Comtoir können Sie weder ein reicher Mann werden, noch das Leben in großen Verhältniſſen kennen lernen; unſer Geſchäft iſt begrenzt, und es werden wohl die Tage kommen, wo die Beſchränkung deſſelben auch Ihnen peinlich erſcheinen wird. Alles, was eine Selbſtſtändigkeit Ihrer Zukunft ſichert, Vermögen und Bekanntſchaften, vermögen Sie drüben leichter zu erwerben, als bei mir.“

„Mein guter Vater hat mir oft geſagt: Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Ich will nach ſeinen Worten leben,“ antwortete Anton mit einer Stimme, die vor innerer Bewegung leiſe klang.

„Er iſt und bleibt ein Philiſter,“ rief Fink in einer Art von Verzweiflung.

„Ich glaube, daß dieſer Bürgerſinn eine ſehr reſpectable Grundlage für das Glück des Mannes iſt,“ ſprach der Kaufmann, und die Sache war abgemacht.

Fink ſprach nicht weiter über den Vorſchlag, und Anton bemühte ſich, durch zahlreiche kleine Aufmerkſamkeiten dem ſcheidenden Freunde zu zeigen, wie lieb er ihm ſei und wie ſchwer ihm der Abſchied werde.

Am Abend ſagte Fink zu Anton: „Höre, mein Sohn, ich habe Luſt, mir eine Frau mit hinüber zu nehmen.“

Erſchrocken ſah Anton den Freund an, und wie Einer, der eine mächtige Erſchütterung ſich und dem Andern verbergen will, frug er in gezwungenem Scherz: „Wie? du willſt Fräulein von Baldereck —“

„Nichts da,“ rief Fink muthwillig, „was ſoll ich mit einer Frau machen, die keine anderen Gedanken hat, als ſich mit dem Geld ihres Mannes zu amüſiren?“

„An wen denkſt du denn ſonſt? Du willſt doch nicht der Tante vom Geſchäft deinen Antrag machen?“

„Nein, mein Schatz, aber dem Fräulein vom Hauſe.“

„Um Alles nicht,“ rief Anton beſtürzt aufſpringend, „das wird eine ſchöne Geſchichte werden.“

„Gar nicht,“ verſetzte Fink kaltblütig, „entweder nimmt ſie mich, und dann werde ich ein wohlberathener Mann, oder ſie nimmt mich nicht, dann werde ich ohne Frau abreiſen.“

„Du wirſt ohne Frau abreiſen,“ rief Anton. „Haſt du denn je daran gedacht, Fräulein Sabine für dich zu wählen?“ frug er unruhig.

„Zuweilen,“ ſagte Fink, „im letzten Jahr oft, ſie iſt die beſte Hausfrau und das edelſte uneigennützigſte Herz von der Welt.“

Anton ſah erſtaunt auf ſeinen Freund. Nie hatte Fink durch eine Andeutung verrathen, daß ihm Sabine mehr gelte als eine andere Dame ſeiner Bekanntſchaft. „Aber du haſt mir ja nie etwas davon geſagt?"

„Haſt du mir etwas von deinen Empfindungen für eine andere junge Dame erzählt?" antwortete Fink lachend.

Anton erröthete und ſchwieg.

„Daß ſie mich wohl leiden mag, glaube ich," fuhr Fink fort, „ob ſie mit mir geht, weiß ich nicht; dies wollen wir ſogleich erfahren; ich gehe jetzt hinunter, ſie zu fragen."

Anton ſprang zwiſchen ſeinen Freund und die Thür: „Noch einmal beſchwöre ich dich, überlege, was du thun willſt." —

„Was iſt da zu überlegen, du Kindskopf," lachte Fink, aber eine ungewöhnliche Haſt wurde in ſeinen Geberden ſichtbar.

„Liebſt du denn Fräulein Sabine?" frug Anton.

„Das iſt wieder eine ſpießbürgerliche Frage," verſetzte Fink. „Meinetwegen ja, ich liebe ſie!" —

„Und du willſt ſie mitnehmen in die Anſiedelungen und Wälder?"

„Gerade deßhalb will ich ſie heirathen; ſie wird ein hochherziges ſtarkes Weib ſein, ſie wird meinem Leben Halt und Adel geben. Sie iſt nicht liebenswürdig, wenigſtens iſt nicht ſo bequem mit ihr zu plaudern wie mit mancher Andern, aber wenn ich mir ein Weib nehme, ſo brauche ich eins, das mich überſehen kann, und glaube mir, der Schwarzkopf iſt dazu gemacht! Jetzt aber laß mich los, ich muß erfahren, wie ich daran bin."

„Sprich nur erſt mit dem Prinzipal," rief Anton dem Stürmenden nach.

„Zuerſt mit ihr," ſagte Fink und ſprang die Treppe hinab.

Anton ging mit gefalteten Händen die Stube auf und ab; Alles, was Fink an Fräulein Sabine rühmte, hatte guten Grund, das fühlte er lebhaft; er wußte, daß ſie ihn tief im Herzen trug, aber er ahnte auch, daß ſein Freund mit unbekannten Hinderniſſen zu kämpfen habe. Und dieſe Haſt, dies Ueberſtürzen war ihm unheimlich, es war zu ſehr gegen ſeine eigene Natur. Und noch etwas mißfiel ihm. Fink hatte nur von ſich geſprochen, hatte er denn auch an das Glück des Fräuleins gedacht, hatte er auch Sinn dafür, was es ſie koſten würde, den geliebten Bruder zu verlaſſen, aus der Heimath zu ſcheiden, ſich in ein fremdes Volk, vielleicht in ein wildes Leben zu wagen? Ja, er war überzeugt, Fink war der Mann, alle Blüthen der neuen Welt vor ihre Füße zu ſtreuen, aber er war auch unruhig, ſtets viel beſchäftigt, würde er immer ein Herz haben für die Gefühle ſeiner deutſchen Frau? Unwillkürlich nahm unſer Held in Gedanken wieder Partei gegen ſeinen Freund; es ſchien ihm, als dürfe Sabine nicht fort aus der Handlung, er fühlte tief die Leere, welche entſtehen würde, wenn ſie verſchwunden wäre, vom Mittagstiſch, aus dem Haushalt, und vor Allem aus dem Leben ihres Bruders. So ging er unruhig und kummervoll auf und ab. Es wurde dunkel, aus den gegenüberliegenden Fenſtern fiel ein matter Lichtſchein in das finſtere Zimmer, und immer noch kam Fink nicht zurück.

Unterdeß ward Fink bei Sabine gemeldet. Sie kam ihm haſtig entgegen, und ihre Wangen waren röther als gewöhnlich, als ſie ihm ſagte: „Mein Bruder hat mir geſagt, daß Sie uns verlaſſen müſſen.“

Fink begann in lebhafter Bewegung: „Ich muß, ich kann aber nicht ſcheiden, ohne offen gegen Sie geweſen zu ſein. Ich kam hierher ohne Intereſſe an dem ſtillen Leben, welches meinem zerſtreuten Geiſt ungewohnt war; ich habe hier das Glück und die Innigkeit eines deutſchen Haushaltes kennen gelernt. Sie, mein Fräulein, habe ich immer als den guten Geiſt dieſes Hauſes verehrt. Sie haben mich bald nach meinem Eintritt in einer Entfernung zu halten geſucht, welche mir oft ſchmerzlich war. Ich komme, Ihnen jetzt zu ſagen, wie ſehr mein Blick und meine Seele an Ihnen gehangen hat; ich fühle, daß mein Leben glücklich ſein würde, wenn ich Ihre Stimme immerfort hören, und wenn Ihr Geiſt den meinen begleiten könnte auf den Wegen meiner Zukunft.“

Sabine wurde ſehr bleich und trat zurück. „Sprechen Sie nicht weiter, Herr von Fink,“ ſagte ſie bittend und bewegte halb bewußtlos die Hand, als wollte ſie abwehren, was ihr bevorſtand.

„Laſſen Sie mich ausreden,“ fuhr Fink ſchnell fort; „ich würde es für mein höchſtes Glück halten, wenn ich die Ueberzeugung mit mir nehmen könnte, daß auch ich Gnade vor Ihren Augen gefunden habe. Ich habe nicht die Anmaßung, Sie zu bitten, daß Sie mir jetzt folgen ſollen in ein ungewiſſes Leben, aber geben Sie mir die Hoffnung, daß ich in einem Jahr zurückkehren und Sie bitten darf, mein Weib zu werden.“

„Kehren Sie nicht zurück,“ ſagte Sabine unbeweglich wie eine Statue mit kaum vernehmbarer Stimme; „ich beſchwöre Sie, machen Sie dieſem Geſpräch ein Ende.“

Ihre Hand faßte krampfhaft die Lehne des nächſten Seſſels, ſie hielt ſich daran feſt und ſtand ohne einen Tropfen Blut in den Wangen vor dem Flehenden; aber ſie ſah ihn durch ihre Thränen unverwandt an, mit einem Blick ſo voll Schmerz und Zärtlichkeit, daß der wilde Mann ganz aufgelöſt wurde und in der Sorge um ihre Bewegung all ſein Selbſtvertrauen, ja ſeine Werbung vergaß und nur die Abſicht hatte, ſie zu beruhigen.

„Ich fühle großes Bedauern, daß ich Sie ſo erſchreckt habe,“ ſagte er; „verzeihen Sie mir, Sabine!“ —

„Gehen Sie,“ ſagte Sabine noch unbeweglich mit rührender Bitte.

„Laſſen Sie mich nicht ohne einen Troſt von Ihnen ſcheiden, geben Sie mir eine Antwort; auch die ſchmerzlichſte iſt beſſer, als dieſes Schweigen.“ —

„So hören Sie,“ ſprach Sabine mit einer unnatürlichen Ruhe, während ihre Bruſt ſich hob und ihre Hand zitterte. „Ich bin Ihnen gut geweſen ſeit dem erſten Tage Ihrer Ankunft; als ein kindiſches Mädchen habe ich mit Entzücken auf den Ton Ihrer Stimme gehört und auf das, was Ihr Mund ſo einſchmeichelnd ſchilderte. Aber ich habe das Gefühl bekämpft. Ich habe es bekämpft,“ wiederholte ſie. „Ich darf Ihnen nicht angehören, denn es würde mein Unglück ſein.“ —

„Weßhalb?“ frug Fink in aufrichtiger Verzweiflung. —

„Fragen Sie mich nicht,“ ſagte Sabine kaum vernehmlich.

„Ich muß aus Ihrem Munde mein Urtheil hören," rief Fink.

„Sie haben geſpielt mit Ihrem eigenen Leben und mit dem Leben Anderer; Sie werden einſt ſchonungslos handeln für Ihre Pläne. Sie werden Großes und Edles unternehmen, das glaube ich; aber die Menſchen werden Ihnen dabei nichts gelten. Ich kann einen ſolchen Sinn nicht ertragen. Sie würden gütig gegen mich ſein, das glaube ich, Sie würden mich überall ſchonen, aber Sie würden mich immer ſchonen müſſen, und das würde Ihnen eine Laſt werden; und ich, ich wäre in der Fremde allein. — Ich bin weich, ich bin verwöhnt, mit hundert Fäden bin ich feſtgebunden an den Brauch dieſes Hauſes, an die kleinen Pflichten des Haushaltes und an das Leben des Bruders."

Fink ſah finſter vor ſich nieder. „Sie ſtrafen in dieſer Stunde ſtreng, was Ihnen an mir mißfallen hat."

„Nein," rief Sabine die Hand gegen ihn ausſtreckend, „nicht ſo, mein Freund! Wenn ich Stunden hatte, wo Sie mir Schmerz machten, ich hatte eben ſo viele, wo ich mit Bewunderung zu Ihnen aufſah. Und ſehen Sie, das eben iſt es, was uns für immer auseinander hält. Ich kann nicht ruhiger werden in Ihrer Nähe, immer fühle ich mich aus einem Gefühl in das andere geſchleudert, jetzt in banger Scheu und wieder in mächtiger Freude. Ich bin unſicher Ihnen gegenüber, und das würde lang ſo bleiben. Ich müßte meinen Kampf in mir verbergen, in einem Verhältniß, wo ich mich mit all meinem Gefühl an Sie anſchließen ſollte. Und Sie würden das erkennen und würden mir deßhalb zürnen."

Sie reichte ihm die Hand hin. Fink beugte ſich tief auf die kleine Hand und drückte einen Kuß darauf.

„Segen über Ihre Zukunft,“ ſagte Sabine am ganzen Körper bebend. „Wenn Sie eine Stunde hatten, wo Sie gern unter uns waren, ſo denken Sie in der Fremde daran. Wenn Sie in dem deutſchen Bürgerhaus, in dem Thun meines Bruders je etwas gefunden haben, was Ihnen ehrenwerth erſchien, o ſo denken Sie in der Fremde daran. In dem großartigen Leben, das Sie erwartet, unter den mächtigen Verſuchungen, in dem wilden Kampf, den Sie führen werden, denken Sie niemals gering von unſerer Art zu ſein.“ Sie hielt die Rechte über ſein Haupt, wie eine Mutter, welche angſtvoll den ſcheidenden Liebling ſegnet.

Fink hielt ihre Hand feſt. Beide ſahen einander ſtumm in die Augen, Beide mit erblichenen Wangen. Endlich rief Fink mit tiefem Tonfall ſeiner melodiſchen Stimme: „Leben Sie wohl!“ —

„Leben Sie wohl!“ ſagte das Mädchen leiſe, ſo leiſe, daß Fink kaum die Worte verſtand. Er ſchritt langſam über die Thürſchwelle, ſie ſah ihm unverwandt nach, wie man einer Erſcheinung nachſieht. —

Als der Kaufmann nach dem Schluß des Geſchäfts in das Zimmer ſeiner Schweſter [illegible], flog ih[illegible] Sabine entgegen, drückte ſich feſt an ihn und legte ihren Kopf an ſeine Bruſt. „Was haſt du, Mädchen?“ frug der Bruder beſorgt und ſtrich ihr das Haar von der feuchten Stirn.

„Fink war bei mir,“ rief Sabine ſich erhebend, „[illegible] habe mit ihm geſprochen.“

„Worüber? Hat er dir einen Antrag gemacht?

Iſt er unartig geweſen?“ frug der Kaufmann ſcherzend.

„Er hat mir einen Antrag gemacht,“ ſagte Sabine.

Der Kaufmann trat erſchrocken zurück. „Und du, meine Schweſter?“

„Ich habe gethan, was du von mir erwarten konnteſt; ich werde ihn nicht wiederſehen.“ Dabei ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen, ſie ergriff die Hand des Bruders und küßte ſie: „Sei nicht böſe, daß ich weine, ich bin noch angegriffen, es wird vorübergehen.“ —

„Meine holde Schweſter, liebe, liebe Sabine!“ rief der Kaufmann und umfaßte die gebeugte Geſtalt der Weinenden, „ich will nicht fürchten, daß du an mich gedacht haſt, als du die Hand des reichen Erben ausſchlugſt.“ —

„Ich dachte an dich und dein aufopferndes pflichtgetreues Leben, und ſeine glänzende Geſtalt verlor die ſchönen Farben, in denen ich ſie wohl ſonſt geſehen hatte.“ —

„Sabine, du haſt mir ein Opfer gebracht,“ rief der Bruder erſchrocken. —

„Nein, Traugott, wenn es ein Opfer war, ſo habe ich es dieſem Hauſe gebracht, in deſſen Räumen ich unter deinem Schutze aufgewachſen bin, und dem Andenken an unſere guten Eltern, deren Segen über unſerem beſcheidenen Leben iſt.“

Es war ſpät, als Fink in Antons Zimmer trat, er ſah erhitzt aus, ſetzte den Hut auf den Tiſch und ſich auf das Sopha und ſagte zum Freunde: „Vor Allem gieb mir eine Cigarre.“

Kopfſchüttelnd trug Anton ein Bündel herzu und frug: „Nun, wie ſieht's aus?“

„Hochzeit wird nicht,“ erwiederte Fink kalt. „Sie erklärte mir, ich ſei ein kleiner Taugenichts und keine annehmbare Partie für ein anſtändiges Mädchen. Sie nahm die Sache wieder zu gefühlvoll, verſicherte mich ihrer Hochachtung, gab mir eine Silhouette von meinem Weſen und entließ mich. Aber der Teufel ſoll mich holen,“ rief er aufſpringend und warf die Cigarre in eine Ecke, „wenn ſie nicht die beſte Seele iſt, die je in einem Unterrocke Tugend gepredigt hat: ſie hat nur den einen Fehler, daß ſie mich nicht heirathen will; und zuletzt hat ſie auch darin Recht.“

Das Heftige in der Laune des Freundes machte Anton beſorgt. „Wo biſt du aber ſo lange geweſen und woher kommſt du jetzt?“

„Nicht aus dem Weinhaus, wie deine Weisheit anzunehmen ſcheint. Wenn Jemand einen Korb erhält, ſo hat er doch wohl das Recht, ein paar Stunden melancholiſch zu ſein; ich habe mich benommen, wie ſich Jeder in ſolchen verzweifelten Fällen benimmt, ich bin einige Zeit umhergelaufen und habe philoſophirt. Ich habe mit der Welt gegrollt, d. h. mit mir ſelbſt und dem Schwarzkopf, und habe zuletzt damit aufgehört, daß ich vor einer bunten Lampe ſtehen blieb und einer Hökerin dieſe Orangen abkaufte.“ Bei dieſen Worten zog er einige Früchte aus der Taſche. — „Jetzt aber, mein Sohn, iſt die Vergangenheit abgethan, jetzt laß uns von der Zukunft reden, es iſt der letzte Abend, den wir miteinander zubringen, an dem ſoll keine Wolke über unſeren Seelen ſein. Mache mir ein Glas Punſch und drücke die dicken Geſchöpfe hinein. Orangenpunſch iſt eine von deinen Forcen, die du mir verdankſt. Ich habe dich's gelehrt, und du Schelm machſt ihn jetzt beſſer, als ich. Komm! und ſetze dich her zu mir.“

Am andern Tage kam Vater Sturm in eigener Perſon auf das Zimmer des jungen Erben, um ſeine Reiſekoffer in die Droſchke zu tragen. Anton hatte den Morgen über mit Fink eingepackt und ſich ſo über die bangen Empfindungen weggeholfen, welche den zurückbleibenden Freund mehr bewegten, als den Scheidenden.

Fink faßte Antons Hand und ſagte: „Bevor ich das Handſchütteln mit den Uebrigen durchmache, wiederhole ich, was ich in den erſten Tagen zu dir geſagt habe: „Treibe dein Engliſch fort, damit du mir nachkommen kannſt. Und wo ich auch ſein mag, in einer Cajüte oder im Blockhauſe, für dich werde ich ſtets einen Raum offen halten. Sobald dir dieſe alte Welt mißfällt, komm zu mir! Unterdeß ſei überzeugt, daß ich aufhöre, dumme Streiche zu machen. Und jetzt keine Rührung, mein Junge, es giebt keine große Entfernung mehr auf Erden.“ Er riß ſich los und eilte in das Comtoir, ſtand noch einen Augenblick ſeinem Prinzipal gegenüber, und es war für Anton eine Freude, zu ſehen, wie die beiden ſo verſchiedenen Männer, die große breitſchultrige Geſtalt des Bürgers und die zierliche Figur des Ariſtokraten, neben einander ſtanden. Noch einen Gruß an die Damen warf Fink in das Haus zurück, zog den Freund noch einmal an die Bruſt und ſprang in den Wagen, fort in die neue Welt.

Anton aber ging traurig in ſein Comtoir zurück und ſchrieb einen Brief an Herrn Stephan in Wolfsburg, worin er dem ehrenwerthen Mann eine neue Waarenliſte und Zuckerproben übermachte.

Anton fühlte den Verluſt ſeines Freundes lange Zeit ſehr ſchmerzlich. Er blieb in den erſten Tagen vor Finks Thür ſtehen, weil er das fröhliche Lachen deſſelben zu hören glaubte, oft ſah er im Comtoir von ſeinem Sitze auf, um ſich an Finks ſpöttiſcher Miene zu erfreuen und einen ſchnellen Blick des Einverſtändniſſes mit ihm auszutauſchen.

Seine Stellung im Haushalt wurde durch den Abgang des Freundes außerordentlich geändert. Das ging ſo zu: Herr Liebold hätte jetzt bei Tiſche neben der Tante ſitzen müſſen, wenn es nach Rang und Würde gegangen wäre. So war es auch früher geweſen, und Fink war zwiſchen ihn und die Tante eingeſchoben worden. Es iſt für einen wahrheitsliebenden Chroniſten ſchmerzlich, zu berichten, daß Herr Liebold über dieſen Einſchub aufs Höchſte erfreut war, indem er behauptete, es ſei ſehr angenehm, neben Damen zu ſitzen, und kein Menſch verſtehe beſſer, weiblichen Umgang zu ſchätzen, als er; aber zuweilen ſei eine nahe Nachbarſchaft doch ſehr unbequem, zumal alle Tage und beſonders beim Eſſen und außerdem, wenn die Dame über das Zeitalter der jugendlichen Thorheiten hinaus ſei. Dieſen letzten Grund ſeiner Abneigung geſtand er aber nur ſeinen vertrauteſten Freunden, und ſeine Gegner, zu denen der Caſſirer gehörte, behaupteten, er werde neben der jungen Nichte ſich noch viel verlegener und unglücklicher fühlen, als neben der ruhigen Schönheit der Tante. Das Reſultat war, daß im Comtoir wegen des Platzes am Mittagstiſch eine ſtille Gährung und ein geheimes Intriguiren entſtand, deſſen letzter Grund, leider und zur Schande des Männergeſchlechts ſei es geſagt, der war, daß keiner von den Herren neben der Tante und ſinahe am Prinzipal ſitzen wollte. Es wurde deshalb am Abend nach Finks Abreiſe, während Anton einige Aufträge des Freundes beſorgte, im Hinterhauſe großer Rath gehalten, dem Herr Jordan präſidirte. Herr Specht erklärte ſich bereit, überall und neben jeder Tante der Welt zu ſitzen, aber der Vorſitzende bemerkte ihm mit vieler Artigkeit, ſeine Gegenwart ſei unten am Tiſche zur Belebung der Unterhaltung unentbehrlich; denn ſeinen gewagten Behauptungen zu widerſprechen, ſei der Hauptſpaß ſeiner Nachbarn. Und als jeder Einzelne der Anweſenden gegen die Ehre proteſtirt hatte, erklärte Herr Jordan ſeine Anſicht dahin, daß Wohlfart neben der Tante ſitzen ſolle; dies ſcheine ihm darum paſſend, weil er mit Fink am meiſten befreundet geweſen ſei und ein gutes Temperament für ältliche Damen habe. So wurde Anton am nächſten Tage durch Decret ſeiner Collegen an den leeren Platz gerückt, nachdem dieſer Beſchluß durch den Bedienten in das Vorderhaus getragen war und die ſtille Sanction der Damen erhalten hatte.

Noch eine Veränderung machte Anton durch. Wenige Tage nach Finks Abreiſe erhielt Herr Schröter einen Brief aus Hamburg, in welchem ein offener Zettel Finks an Anton lag. Fink ſchrieb: „Die Möbel in der Stube, welche ich bewohnt habe, gehören mir, ich mache dich hiervon, ſowie von Allem, was ich ſonſt hinterlaſſe, zu meinem Erben.“ Das Wort „Erben“ war unterſtrichen.— „Ich habe Herrn Schröter erſucht, dich in meiner Stube wohnen zu laſſen.“ Anton zog hinunter in das elegante Zimmer des erſten Stocks. In die zweite Stube Finks wurde Herr Baumann befördert, welcher ſo Antons Stubennachbar blieb. Anton vergaß nicht, die gelbe Katze von ſeinem Schreibtiſch mit hinunter zu ſchaffen. Die Katze erwies ſich übrigens in der ganzen Zeit als verſtockt und machte auf ihrem Poſtament keine nächtlichen Bewegungen. Vielleicht kam das daher, daß Anton bei dem ſtillen und thätigen Leben, das er führte, nicht mehr träumte.

Seit dieſer Zeit wurde er im Comtoir Finks Erbe genannt, und dieſe Erbſchaft wurde für ihn wichtiger, als ſeine Collegen geglaubt hatten. Er ſaß jetzt am oberen Theile des Tiſches und hatte täglich ſeinen beſcheidenen Theil an der Unterhaltung, welche von der Familie geführt wurde. Die Tante, deren Liebling Fink geweſen war, verſöhnte ſich bald mit der Aenderung und nahm die kleinen Aufmerkſamkeiten Antons gnädig hin, und der Kaufmann richtete oft das Wort an ihn und freute ſich über die verſtändigen, mannhaften Anſichten des Jünglings; auch Sabine gewöhnte ſich, mit ihm über die Intereſſen des Tages zu ſprechen, und ihr Auge, welches ſonſt den Platz hinter der Tante ſo eifrig gemieden hatte, ruhte jetzt mit freundlichem Glanze auf dem offenen Geſicht unſeres Helden. Zwiſchen Beiden beſtand ein ſtilles Einverſtändniß, eine von den reizenden leichten Beziehungen, welche das Leben ſo freundlich ſchmücken. Sabine ſah in Anton den Freund, vielleicht den Vertrauten des Geſchiedenen, und Anton fühlte gegen das Fräulein eine unbegrenzte Verehrung, welche ſein Benehmen ſo zart und rückſichtsvoll machte, daß Sabine dies zuweilen mit Rührung empfand. Er ſprach bei Tiſche nie von Fink, obgleich ſein Herz voll von ihm war, und wenn die Tante in ihrer gutmüthigen Weiſe bei hundert kleinen Veranlaſſungen an Fink zu erinnern wußte, ſo parirte Anton mit aller Diplomatie, die er aufbringen konnte, ihre Andeutungen und wußte das Geſpräch wieder in eine unbedenkliche Richtung zu bringen.

Auch im Geſchäft änderte ſich die Stellung Antons; er war bis dahin einer der Adjutanten des Herrn Jordan im Provinzial-Geſchäft geweſen, jetzt erhielt er ſeinen Platz im auswärtigen Geſchäft unter dem Prinzipal ſelbſt. Dieſelbe Thätigkeit, welche Fink gehabt hatte, wurde ihm zugewieſen, und er erlangte bald etwas von der Virtuoſität Finks, mit Herrn Tinkeles umzugehen und die Zackelwolle aus Ungarn zu beurtheilen.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

# Soll und Haben.

## Roman in ſechs Büchern

von

**Guſtav Freytag.**

> Der Roman ſoll das deutſche Volk da ſuchen, wo es in ſeiner Tüchtigkeit zu finden iſt, nämlich bei ſeiner Arbeit.
> **Julian Schmidt.**

**Zweiter Band.**

Dritte, unveränderte Auflage.

Leipzig,
Verlag von S. Hirzel.
1855.

BIBLIOTHECA

# Drittes Buch.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

## 1.

Ein böſes Jahr kam über das Land, ein plötzlicher Kriegslärm alarmirte die deutſchen Grenzländer im Oſten, darunter auch unſere Provinz. Die furchtbaren Folgen eines heftigen Landſchreckens wurden ſchnell fühlbar. Der Verkehr ſtockte, die Werthe der Güter und Waaren fielen, Jeder ſuchte das Seine zu retten und an ſich zu ziehen, viele Capitalien wurden gekündiget, große Summen, welche in kaufmänniſchen Unternehmungen angelegt waren, kamen in Gefahr. Niemand hatte Luſt zu neuer Thätigkeit, Hunderte von Bändern wurden zerſchnitten, welche die Menſchen zu gegenſeitigem Nutzen durch lange Zeit verbunden hatten. Jede einzelne Exiſtenz wurde unſicherer, iſolirter, ärmer. Ueberall ſah man ernſte Geſichter, gefurchte Stirnen. Das Land war wie ein gelähmter Körper, langſam rollte das Geld, dies Blut des Geſchäftslebens, von einem Theile des großen Leibes zu dem andern; der Reiche befürchtete, daß er viel verlieren werde, der Arme verlor die Möglichkeit, ſich auch nur wenig zu erwerben. Die Zukunft erſchien plötzlich verhängnißvoll, ſchwarz, verderblich, wie der Himmel vor einem ſchweren Gewitter.

Das Schreckenswort „Revolution in Polen“ brachte ſo große Wirkungen auch in Deutſchland hervor. Das Landvolk jenſeit der Grenze, aufgeregt durch alte Erinnerungen und ſeine Gutsherren, hatte ſich erhoben, es zog von fanatiſchen Geiſtlichen angeführt längs der Grenze hin und her, hielt Reiſende und Waarenſendungen an, fiel plündernd und brennend über Edelhöfe und kleine Städte und verſuchte ſich unter Häuptlingen militäriſch zu organiſiren, indem es ſeine Senſen grade ſchmieden ließ und alte Flinten aus dem Verſteck hervor holte. Die Inſurgenten nahmen eine große polniſche Stadt unweit der Grenze ein, ſetzten ſich dort feſt und verkündeten ein Polenreich.

In unſerem Staat wurden ſchleunigſt Truppen zuſammengezogen und nach der Grenze geſchickt, dieſelbe militäriſch zu beſetzen. Unaufhörlich führten die Dampfwagen der neuerbauten Eiſenbahn Soldaten ab und zu, überall raſſelte die Trommel; die Straßen der Hauptſtadt füllten ſich mit Uniformen. Die Armee gerieth in die Aufregung, welche bei der Ausſicht auf Krieg regelmäßig entſteht. Die Offiziere rannten geſchäftig umher, kauften Landkarten und tranken Toaſte in jeder Art von Wein, die Soldaten ſchrieben nach Hauſe, ließen ſich wo möglich etwas Geld ſchicken und mit mehr oder weniger Gefühl ihre Mädchen grüßen. Zahlreiche Soldatenbräute im Lande wurden durch bleiche Wangen kenntlich und erſchreckten ihre Familien durch fürchterliche Träume von ermordeten Musketieren; zahlreiche Mütter kauften ſich Wolle und ſtrickten mit trübem Auge Kriegsſocken für ihre armen Söhne und ſuchten vorſichtig alte Leinwand zuſammen, um Charpie zu zupfen, was noch vom letzten großen Kriege her als nützliche Beſchäftigung in wilder Zeit anerkannt war; zahlreiche Väter ſprachen mit unſicherer Stimme von der Verpflichtung eines braven Sohnes, für König und Vaterland in den Krieg zu gehen, und erinnerten ſich mit größerer Sicherheit an den Schaden, den ſie einſt dem argen Napoleon zugefügt hatten.

Es war ein ſonniger Herbſtmorgen, als die erſte Nachricht von dem polniſchen Aufſtande in der Hauptſtadt ankam. Dunkle Gerüchte hatten ſchon am Abend vorher die Einwohner neugierig gemacht, und Haufen unruhiger Geſchäftsleute und erſchreckter Müßiggänger ſtanden auf dem Perron des Bahnhofes. Sogleich nach Oeffnung des Comtoirs von T. O. Schröter kam Herr Braun, der Agent, hereingeſtürzt und erzählte athemlos, aber mit dem innern Behagen, welches der Beſitzer auch der unangenehmſten Neuigkeit verſpürt, daß ganz Polen und Galizien und viele angrenzende Länder in vollem Aufſtande loderten, unzählige fremde Geſchäftsreiſende und friedliche Beamte ſeien überfallen und getödtet worden, viele Grenzſtädte ſtänden in Flammen und ein nichtswürdiger Krakuſe in rother Mütze habe um einen Vetter von Herrn Braun bereits mit ſeiner Senſe den Kriegstanz getanzt, in der Abſicht, ihm den Garaus zu machen, ſei aber durch eine Erinnerung, die ihm ſein Weib mit der Miſtgabel gegeben, wieder ſo weit zur Beſinnung gekommen, daß er nur die Mütze des Vetters, die dieſem vor Haarſträuben vom Kopfe gefallen war, durchſtochen habe. Darauf ſei ſein Vetter baarhäuptig die hundert Schritte bis zur Grenzbrücke gelaufen, wo ihn unſere Grenzwache aufgenommen und durch einen Schluck aus der Feldflaſche wieder ins Gleichgewicht gebracht habe, während der Krakuſe, die gemordete Mütze auf ſeiner Senſe ſchwenkend, mit Triumphgeſchrei abgezogen ſei.

Anton gerieth über dieſe Nachrichten in die größte Beſtürzung, und er hatte Grund dazu. Kurze Zeit vorher hatte ein unternehmender Kaufmann aus Galizien eine ungewöhnlich große Sendung von Commiſſionsartikeln, deren Werth ſich auf zwanzigtauſend Thaler belief, an die Firma abgeſendet und, wie bei ſolchen Geſchäften dort üblich iſt, den größten Theil des Werthes bereits in Wechſeln gezogen. Die Wagencaravane, welche dieſen Transport bringen ſollte, mußte grade in dem inſurgirten Gebiet ſein. Außerdem war eine zweite Caravane mit Colonialwaaren auf dem Wege nach Galizien expedirt und nach der Berechnung jetzt ebenfalls in Feindesland. Und was über dem Allen ſtand, ein großer Theil der Geſchäfte, welche das Haus machte, und ein großer Theil des Credits, welchen daſſelbe bewilligte, war in den empörten Landſchaften gemacht und bewilligt worden; Vieles, ja Alles, ſo ahnte Anton, ward durch dieſen Krieg in Frage geſtellt. Deßhalb ſtürzte er ſeinem Prinzipal entgegen, als dieſer die Treppe herab kam, und erzählte ihm haſtig das Wichtigſte der Neuigkeit; während Herr Braun im Comtoir ſich beeilte, den anderen Herren die Schauergeſchichte vom tanzenden Krakuſen in zweiter Auflage mitzutheilen, wobei ihm begegnete, daß diesmal außer der Mütze des Vetters auch noch deſſen Rock und

Stiefeln an der Senſe des Krakuſen hängen blieben, ſo daß der Bedrohte nur mit einem Hemd bekleidet bei der ſchützenden Grenzwache ankam. Beiläufig ſei hier erwähnt, daß der arme Vetter bei der nächſten Wiederholung auch das Hemd hergeben mußte, und daß ihm ſpäter noch die Haare abraſirt und ſein Leib durch Megären auf die nichtswürdigſte Weiſe zerzwickt wurde. Weiter konnte Herr Braun, ein wahrheitsliebender Mann, nicht gehen, da der Vetter noch als lebender Menſch unter dem Schirm einer neuen Mütze umherwandelte.

Unterdeß vernahm der Prinzipal Antons fliegenden Bericht. Er blieb einen Augenblick ſtumm auf der Treppe ſtehen, und Anton, welcher ängſtlich in ſein Geſicht ſtarrte, glaubte zu bemerken, daß er etwas bleicher ausſah als gewöhnlich; aber er mußte ſich wohl geirrt haben, denn der Kaufmann ſah über Anton hinweg unter die Auflader, welche unruhig in der Hausflur ſtanden, und rief mit dem kühlen Geſchäftston, welcher unſerm Helden ſo oft imponirt hatte: „Sturm, ſchaffen Sie das Faß bei Seite, es ſteht mitten im Wege. Rührt Euch, Ihr Leute, in einer Stunde muß der Fuhrmann abgehen!“ Worauf Sturm ſein breites Geſicht bekümmert nach dem Auge des Kaufmanns richtete und mit der ungeheuern Fauſt nach draußen weiſend, faſt muthlos ſagte: „Es trommelt, ſie ſchlagen Generalmarſch; es geht los, unſere Leute marſchiren. Mein Karl iſt mitten darunter, als Huſar, mit den Schnüren an ſeinem kleinen Rock. Es iſt ein Unglück! Ach unſre Waaren, Herr Schröter!“

„Eben deßhalb eilt, Ihr Männer,“ antwortete der Prinzipal lächelnd. „Der Wagen geht nach der Grenze, es iſt Zucker und Rum darauf, unſere Soldaten wollen bei dem kalten Wetter ein Glas Punſch trinken.“ Dieſe humane Rückſicht auf die Kehlen der Vaterlandsvertheidiger brachte das Behagen in die Seelen der Rieſen zurück, ſie lächelten grimmig und Sturm ſetzte ſeinen Haken mit furchtbarer Kraft an den nächſten Ballen und ſchwang ihn mit einer Verachtung in die Luft, welche bedeuten ſollte: „Wir geben nicht ſo viel auf die ganze Polakenwirthſchaft,“ während die Uebrigen das Faß aus dem Wege rollten und kurze geſchäftliche Späße über Soldatenpunſch machten.

Zu Anton gewandt ſprach der Prinzipal: „Die Nachrichten ſind nicht gut, aber wir wollen nicht Alles glauben.“ Darauf ging er in das Comtoir, grüßte Herrn Braun faſt heiterer als ſonſt und ließ ſich von ihm noch einmal die Geſchichte ſeines Vetters und das übrige Unglück erzählen.

Als Braun gegangen war, ſagte er beruhigend den Herren vom Comtoir: „Ich hoffe, daß unſere Waaren an der Grenze liegen, Fuhrleute ſind ihrer Pferde wegen vorſichtig, ſie werden es vermeiden, den Inſurgenten in die Hände zu fallen. Sind die Wagen auf feindlichem Gebiet, ſo müſſen wir verſuchen, ſie heraus zu bekommen.“ Zu Anton ſetzte er leiſer hinzu: „Schreiben Sie ſogleich an das Grenzzollamt und unſern Spediteur an der Grenze, ſicher gehen Extrazüge dahin ab, ein Nachtzug kann Antwort bringen, morgen wiſſen wir Näheres.“

Damit war für heut die große Frage erledigt, und Alles im Comtoir ging ſeinen gewöhnlichen Gang. Herr Liebold ſchrieb ſeine großen Zahlen ins Hauptbuch, Herr Purzel ſetzte Häufchen von Thalern zuſammen und ſchob papierne

Handſchuhhalter um große Bündel von Caſſenanweiſungen, und Herr Pix ergriff den ſchwarzen Pinſel, malte neben der großen Waage Hieroglyphen auf Packleinwand und beherrſchte die Hausknechte mit gewohnter Entſchiedenheit. Der Prinzipal ſelbſt wendete ſich an Herrn Jordan, nahm die eingegangenen Briefe, welche zum Theil eine Beſtätigung der kriegeriſchen Nachrichten enthielten, beſprach die geſchäftlichen Antworten und übergab ſie den einzelnen Commis. Darauf erſchienen die Mäkler, die Agenten und Senſale, und wie gewöhnlich fielen vom Pult des Prinzipals kurze Bemerkungen, oder ein trockener Scherz, wenn die Geſchäftsfreunde ſich zu tief in die Schrecken des Bürgerkrieges einließen. Die kleine Nebenunterhaltung im Geſchäft war etwas belebter, ſonſt Alles wie gewöhnlich. Beim Mittagstiſch ging die Unterhaltung ſo ruhig vorwärts, als hätte nie ein polniſcher Bauer ſeine Senſe geſchwungen, und nach Tiſch fuhr der Prinzipal mit ſeiner Schweſter und einigen Damen ihrer Bekanntſchaft ſpazieren, und die Geſchäftsleute, welche ihn ſahen, ſagten mit Verwunderung: „Er fährt heut ſpazieren, er hat's wie gewöhnlich vorausgewußt, er iſt doch ein kluger Kopf, ein ſolides Haus. Allen Reſpect!“

Anton war den ganzen Tag an ſeinem Schreibpult in einer nervöſen Aufregung, wie er bis dahin noch nicht gekannt hatte. Er war beklommen und erwartungsvoll, und doch empfand er dieſe Stimmung mit Behagen, wie ein großes Ereigniß. Er fühlte lebhaft die Gefahr des Geſchäftes und ſeines Prinzipals, aber er war nicht mehr niedergeſchlagen und muthlos. Ihm war, als trüge er Sprungfedern an Arm und Bein; ſeine Feder flog bei den gleichgültigen Geſchäftsbriefen, die er zu ſchreiben hatte; trotz dem Gedanken an die Gefahr, welche in ſeiner Seele fortwährend Fanfare blies, war ſeine Faſſungskraft nie ſchneller, ſein Styl nie klarer geweſen, nie hatte er ſo hurtig Proviſion und Speſen ausgerechnet. Es waren Augenblicke einer erhöhten, faſt freudigen Thätigkeit: er bemerkte das ſelbſt und wunderte ſich darüber. Bei ſeinem Prinzipal ſah er dieſelbe Stimmung, auch dieſer ſchritt mit glänzenden Augen und ſchnellem Fuß durch die Comtoire.

Nie hatte ihn Anton ſo verehrt als heut, er ſah ihm aus wie verklärt. Mit einer wilden Freude ſagte ſich Anton: „Das iſt Poeſie, die Poeſie des Geſchäftes, ſolche ſpringende Thatkraft empfinden nur wir, wenn wir gegen den Strom arbeiten. Wenn die Leute ſagen, daß unſere Zeit leer an Begeiſterung ſei und unſer Beruf am allerleerſten, ſo verſtehen ſie nicht, was ſchön und groß iſt. Dem Mann ſteht in dieſem Augenblick Alles auf dem Spiel, woran ſeine Seele hängt, ſein Geſchäft, das Reſultat eines langen Lebens von raſtloſer Thätigkeit, ſeine Freude, ſein Stolz, ſeine Ehre; und er ſteht kaltblütig an ſeinem Pult, ſchreibt Briefe über geraſpeltes Farbeholz und giebt ſein Urtheil über Kleeſaamen ab, ja, ich glaube, er lacht innerlich.“ So dachte Anton, als er am Abend ſein Pult abräumte und mit den übrigen Herren nach dem Hinterhauſe ging. Auch ſeine Collegen ließen jetzt ihre innere Aufregung merken, ſie ſetzten ſich in Jordans Salon zuſammen und beſprachen mit gemüthlichem Schauder bei einer Taſſe ſchwarzen Thees die Neuigkeiten und den Einfluß derſelben auf das Geſchäft. Alle waren geneigt, anzunehmen, daß die Firma zwar einigen Verluſt erleiden werde, aber ſie ſeien die Männer, mehr zu retten, als irgend ein anderes Geſchäft retten werde. Herr Specht bemerkte hoffnungsreich, bei jeder Inſurrection würden ungeheure Colonialwaaren verbraucht, und die Firma werde ein glänzendes Geſchäft mit allen Flüſſigkeiten nach der Grenze machen. Wenn die Inſurrection nur ein Vierteljahr anhalte, ſei der mögliche Verluſt wieder gedeckt; denn trinken thäten ſie Alle, Freunde und Feinde. Zuletzt ſprach ſich Herr Jordan dahin aus, daß man noch gar nicht wiſſen könne, wie die Sache verlaufen werde. Dieſe neue und gründliche Anſicht wurde von den Meiſten adoptirt, worauf ſich die Einzelnen in ihre Zimmer verfügten. In ſeiner Stube vernahm Anton durch die dünne Wand, wie ſein Nachbar, Herr Baumann, beim Zubettegehen für das Geſchäft und den Prinzipal betete. Dies ergriff Anton ſo, daß er mit großen Schritten in ſeiner Stube auf und ab ging, bis das Licht flackerte und der Gips auf dem Schreibtiſch erſchrak und in ein krankhaftes Zittern gerieth.

Es war ſpät geworden, als der Diener geräuſchlos in Antons Zimmer trat und halblaut meldete: Herr Schröter wünſche ihn noch heut zu ſprechen. Raſch folgte Anton dem Diener in den erſten Stock des Vorderhauſes und trat erwartungsvoll in das braune Arbeitszimmer des Prinzipals. Der Kaufmann ſtand vor dem gepackten Koffer, ſein Portefeuille lag daneben auf dem Tiſch und das untrügliche Zeichen einer längeren Reiſe, die große engliſche Cigarrentaſche von Büffelleder. Dieſe hielt hundert Stück, war ſeit alter Zeit ein Lieblingsgegenſtand für die Bewunderung des Herrn Specht und galt dem ganzen Comtoir für eine Art Kriegsfahne, welche nur dann hervorgeholt und in den Wagen getragen wurde, wenn die Hauptmacht des Geſchäftes auf ein außerordentliches Unternehmen auszog. Sabine war an dem Schubladen des Schreibetiſches beſchäftigt und trug ſchweigend zu, was ihre Sorgfalt dem Reiſenden für nützlich hielt. Sie warf einen ſchnellen Blick auf Anton und ſenkte das Haupt, als ſie in ſeinem Geſicht las, was ſie ſelbſt mit banger Ahnung erfüllte. Der Prinzipal trat Anton freundlich entgegen. „Ich habe Sie ſpät herbemüht, glaubte aber nicht, daß Sie noch außer Bett ſein würden.“

Als Anton erwiederte: „die Aufregung ließ mich nicht ſchlafen,“ fiel wieder ein Strahl aus dem Auge der Schweſter auf ihn, ſo ſorgenvoll und ſo dankbar für ſeine Theilnahme, daß er mächtig gerührt wurde und nicht weiter ſprach, um ſeine Bewegung nicht zu verrathen.

Der Prinzipal aber ſagte lächelnd: „Sie ſind noch jung, die Ruhe kommt mit den Jahren. Es wird nöthig ſein, daß ich ſelbſt morgen nach unſern Waaren ſehe. — Ich höre, die Polen zeigen beſondere Rückſicht gegen unſere Landsleute, es iſt möglich, daß ſie ſich ſogar mit dem Gedanken tragen, unſere Regierung ſei ihnen nicht abgeneigt. Dieſe Täuſchung kann nicht lange dauern, es wird kein Unrecht ſein, wenn wir davon für unſere Waaren Vortheil zu ziehen ſuchen. Sie haben die Correſpondenz geführt und wiſſen ſelbſt, was für mich zu thun iſt. Ich werde nach der Grenze reiſen und mich dort über die nächſten Schritte entſcheiden.“

Mit ängſtlicher Spannung hörte die Schweſter auf ſeine Worte, ſie ſuchte in ſeinen Mienen zu leſen, was er aus Rückſicht gegen ſie nicht ausſprach. Anton aber verſtand, was die Rede bedeutete, ſein Chef ging über die Grenze in das inſurgirte Land.

Mit bittender Stimme ſprach er näher tretend: „Könnte nicht ich an Ihrer Stelle die Reiſe machen? Ich fühle wohl, daß ich Ihnen noch keine Veranlaſſung gegeben habe, mir in ſo wichtiger Sache zu vertrauen. Ich werde mir wenigſtens alle Mühe geben, bis zum Aeußerſten, Herr Schröter.“ Antons Wangen glühten, als er dies ſagte, er fühlte in dieſem Augenblick entſchiedene Neigung, ſich mit allen Krakuſen um die Waarenballen zu raufen.

„Das iſt brav geſprochen und ich danke Ihnen,“ erwiederte der Prinzipal, „aber ich kann Ihr Anerbieten nicht annehmen, die Reiſe könnte Schwierigkeiten haben, und da der Vortheil mein iſt, wird es auch billig ſein, daß ich die Mühe übernehme.“ Anton ließ den Kopf hängen. „Ich beabſichtige im Gegentheil, Sie mit beſtimmter Ordre hier zu laſſen für den Fall, daß ich übermorgen Abend nicht zurück ſein ſollte.“

Sabine hatte ängſtlich zugehört, jetzt faßte ſie die Hand des Bruders und ſagte leiſe: „Nimm ihn mit.“

Dieſe Unterſtützung gab Anton neuen Muth. „Wenn Sie mich nicht allein ſchicken wollen, ſo erlauben Sie mir wenigſtens, Sie zu begleiten, vielleicht kann ich Ihnen doch in Etwas nützlich ſein, ich würde es wenigſtens ſehr gern ſein.“

„Nimm ihn mit,“ wiederholte Sabine flehend.

Der Kaufmann wandte den Blick langſam von der Schweſter auf das ehrliche Geſicht Antons, welches von Dienſteifer ſtrahlte, und erfreut über den Eifer der Jugend, erwiederte er: „So mag es ſein. Sie begleiten mich morgen früh bis zur Grenze. Sollte meine Abweſenheit für längere Zeit nöthig werden, ſo wird es vortheilhaft ſein, Sie an Ort und Stelle zu informiren. Bis dahin mag Jordan die laufenden Geſchäfte beſorgen. Es iſt nicht nöthig, daß von unſerer Reiſe hier am Ort viel verlautet. Und jetzt ſchlafen Sie aus, Herr Wohlfart. Einer unſerer Hausknechte erwartet auf der Eiſenbahn die ankommenden Nachtzüge: man hat mir verſprochen, daß die Conducteure uns Antwort zurückbringen ſollen. Iſt die Antwort ſo, wie ich annehme, dann fahren wir mit dem erſten Zug. Schlafen Sie wohl!“

Anton verbeugte ſich dankend und ſah noch im Hinausgehen, daß Sabine in heftiger Bewegung den Hals des Bruders umſchlang. Er ging nach ſeinem Zimmer, packte geräuſchlos eine Reiſetaſche, holte die damascirten Piſtolen heraus, welche ihm Fink hinterlaſſen hatte, und warf ſich halbentkleidet auf das Bett, wo er erſt ſpät den Schlummer fand. Gegen Morgen erweckte ihn ein leiſes Klopfen, der Bediente meldete: „Die Briefe von der Eiſenbahn ſind gekommen.“ Anton eilte in das Comtoir und fand dort bereits Herrn Jordan und den Prinzipal in lebhaftem Geſpräch; bei ſeinem Eintritt rief ihm Herr Schröter aus den geſchäftlichen Verhandlungen kurz zu: „Wir reiſen!“

„Gut,“ dachte Anton. „Wir reiſen in Feindesland, wir ſchlagen uns mit den Senſenmännern und wir zwingen ſie, unſere Waaren herauszugeben, denn daß ſie uns zwingen könnten, darf nach dem Willen des Prinzipals nicht angenommen werden.“

Nie hatte Anton mehr mit den Thüren geklopft, ſchneller die Treppenſtufen gemeſſen und kräftiger die Hände ſeiner Collegen geſchüttelt, als in der nächſten Stunde. Als er ſo geſchäftig durch den dunklen Hausflur eilte, hörte er ein leiſes Rauſchen neben ſich. Sabine trat ſchnell an ihn heran und faßte ſeine Hand: „Wohlfart, ſchützen Sie meinen Bruder vor Gefahr!“ Anton verſprach mit maßloſer Bereitwilligkeit, dies in jeder Weiſe zu thun, fühlte nach ſeinen geladenen Piſtolen in der Rocktaſche und ſtieg in den Wagen, ſelbſt geladen mit den edelſten und ſeligſten Gefühlen, welche je ein junger Held gehabt hat. Er zog auf Abenteuer, er war ſtolz auf das Vertrauen ſeines Prinzipals, gehoben durch das zarte Verhältniß, in das er zu der Heiligen des Geſchäfts getreten war. Er war glücklich.

Das Dampfroß ſchnaubte und raſte über die weite Thallandſchaft, wie ein Pferd aus Beelzebubs Marſtall. In allen Waggons des Zuges ſaßen Soldaten, ſie hingen auf den Frachtſtücken, ſie guckten aus den kleinen Fenſtern der Packwagen; überall glänzten Bajonette und Helme, überall ſteckten Torniſter, Feldkeſſel und Trommeln. Auf allen Stationen ſtanden die Haufen der Neugierigen, überall haſtige Fragen und Antworten, überall aufregende Neuigkeiten, ſchreckliche Gerüchte und abenteuerliche Erzählungen. Anton war froh, als ſie ſich am Ende der Bahnſtrecke aus der kriegeriſchen Maſſe löſten und in einer leichten Chaiſe mit Courierpferden der Grenze zu rollten. Auf der Landſtraße war es ſtill, leerer als gewöhnlich, nur kleine Detachements aus den Garniſonen nahe der Grenze wurden noch von den Reiſenden überholt. Die Mannſchaft ſang luſtig, als zöge ſie zum Manöver, hier und da machte der Spaßvogel der Compagnie ſeinen Witz über die ſchnellfüßigen Civiliſten, zuweilen ritt ein Offizier grüßend an den Wagen, wenn er den Prinzipal kannte, oder einen Auftrag für ſein Nachtquartier vorauszuſenden hatte. Der Kaufmann ſprach zu Anton gar nicht vom Geſchäft, aber mit großer Heiterkeit von allem Andern, von früheren Erlebniſſen, von dem Treiben an der Grenze, von Schmugglern und Zollwächtern, und [illegible]handelte ſeinen Reiſegenoſſen mit der vertraulichen Herzlichkeit, welche ein älterer Kamerad dem jüngern zu zeigen pflegt. Nur gegen die Piſtolen bewies Herr Schröter eine Kälte, welche den kriegeriſchen Muth Antons ein wenig dämpfte, denn als dieſer auf der zweiten Station ſeine Mordwerkzeuge ſorgfältig aus einer Wagentaſche in die andere trug, ſah der Prinzipal mit feindſeligem Blick auf die beiden Läufe, und als die Reiſenden bei den letzten Häuſern des Orts vorübergerollt waren, wies er auf die braunen Kolben, welche brüderlich aus der Taſche hervorragten, und ſagte zu Anton: „Ich glaube nicht, daß es Ihnen gelingen wird, durch dieſe Puffer unſere Waaren wieder zu erobern. Sind ſie geladen?“

Anton bejahte und ſagte mit dem letzten Reſt ſeines kriegeriſchen Selbſtgefühls: „Es ſind gezogene Läufe.“

„So?“ ſagte der Prinzipal ernſthaft, nahm die Piſtolen aus der Taſche, rief dem Poſtillon zu, die Pferde anzuhalten, und ſchoß kaltblütig beide Läufe ab. „Es iſt beſſer, wir beſchränken uns auf die Waffen, die wir zu gebrauchen gewöhnt ſind,“ bemerkte er gutmüthig, indem er Anton die Piſtolen zurückgab, „wir ſind Männer des Friedens und wollen nur unſer Eigenthum zurückhaben. Wenn wir es nicht dadurch erhalten, daß wir Andere von unſerem Recht überzeugen, ſo iſt keine Ausſicht dazu. Es wird dort drüben viel Pulver unnütz verſchoſſen werden, Alles Ausgaben, welche nichts einbringen, und Koſten, welche Land und Menſchen ruiniren. Es giebt keine Race, welche ſo wenig das Zeug hat, vorwärts zu kommen und ſich durch ihre Capitalien Menſchlichkeit und Bildung zu erwerben, als die ſlaviſche. Was die Leute da [illegible] Müßiggang durch den Druck der ſtupiden Maſſe zuſammengebracht haben, vergeuden ſie in phantaſtiſchen Spielereien. Bei uns thun ſo etwas doch nur einzelne bevorzugte Klaſſen, und die Nation kann es zur Noth ertragen. Dort drüben erheben dieſe Privilegirten den Anſpruch, das Volk darzuſtellen. Als wenn Edelleute und leibeigene Bauern einen Staat bilden könnten! Sie haben nicht mehr Berechtigung dazu, als dieſes Volk Sperlinge auf den Bäumen. Das Schlimme iſt nur, daß wir ihre unglücklichen Verſuche auch mit unſerem Gelde bezahlen müſſen.“

„Sie haben keinen Bürgerſtand,“ ſagte Anton eifrig beiſtimmend.

„Das heißt, ſie haben keine Cultur,“ fuhr der Kaufmann fort; „es iſt merkwürdig, wie unfähig ſie ſind, den Stand, welcher Civiliſation und Fortſchritt darſtellt und welcher einen Haufen zerſtreuter Ackerbauer zu einem Staate erhebt, aus ſich heraus zu ſchaffen.“

„Da iſt doch Conrad Günther in der inſurgirten Stadt vor uns, dann die Geſchäfte der drei Hildebrand in Galizien,“ warf Anton ein.

„Brave Leute,“ ſtimmte der Kaufmann bei, „alle aber eingewandert, und der ehrbare Bürgerſinn hat keinen Halt, vererbt ſich ſelten auf die nächſte Generation. Was man dort Städte nennt, iſt nur ein Schattenbild von den unſern, und ihre Bürger haben blutwenig von dem, was bei uns das arbeitſame Bürgerthum zum erſten Stande des Staates macht.“

„Zum erſten?“ frug Anton.

„Ja, lieber Wohlfart, die Urzeit ſah die Einzelnen frei und in der Hauptſache gleich, dann kam die ha[illegible] Barbarei der privilegirten Freien und der leibeigenen Arbeiter, erſt ſeit unſere Städte groß wachſen, ſind civiliſirte Staaten in der Welt, erſt ſeit der Zeit iſt das Geheimniß offenbar geworden, daß die freie Arbeit allein das Leben der Völker groß und ſicher und dauerhaft macht.“

Im Abendlicht kamen die Reiſenden im Grenzort an. Es war ein kleine Dorf, welches außer den Zollgebäuden und den Wohnungen der Grenzbeamten nur ärmliche Hütten und eine Schenke zu zeigen wußte. Auf dem freien Platz zwiſchen den Häuſern und um das Dorf herum bivouakirten zwei Escadronen Reiter, welche ihre Poſten längs dem ſchmalen Grenzfluß aufgeſtellt hatten und mit einem Detachement Jäger die Grenze bewachten. In der Schenke war ein wildes Treiben, Huſaren und Jäger zogen ein und zogen aus, Huſaren und Jäger ſaßen Kopf an Kopf gedrängt in der kleinen Gaſtſtube, bunte Dolmans und grüne Röcke lagerten um das Haus herum auf Stühlen, Tiſchen, Pferderaufen, wankenden Tonnen und jedem möglichen Geräth, welches irgend eine Methode des Sitzens verſtattete. Wie unzählige Herren Pire kamen ſie Anton vor, ſo entſchloſſen verfuhren ſie mit der Schenke und allem Inhalt derſelben, lebendigem und flüſſigem. Mit lautem Gruß empfing der jüdiſche Wirth den wohlbekannten Kaufherrn; durch ſeinen Dienſteifer wurde der letzte Raum des Hauſes für die Reiſenden freigemacht, ein kleiner Verſchlag, in welchem ſie die Nacht wenigſtens allein verbringen konnten.

Kaum war der Kaufmann vom Wagen geſtiegen, als ihn ein halbes Dutzend Fuhrleute mit lebhaftem Freudenruf umringte, die Führer der Wagen, welche vor Kurzem durch das Geſchäft [illegible]irt waren. Ganz ohne Unfall war es mit ihnen nicht abgegangen. Wie der Aelteſte erzählte, waren ſie auf der Straße jenſeit der Grenze durch den Anblick eines bewaffneten [illegible]arms zur eiligen Rückkehr getrieben worden. [illegible] war ein Rad des letzten Wagens zerbrochen [illegible] hatte in der Angſt die Pferde ausgeſpannt [illegible] Wagen jenſeit der Grenze ſtehen laſſen. Während der flüchtige Führer mit dem abgezogenen Hut in der Luft umher focht und ſeine Entſchuldigungen machte, trat der commandirende Rittmeiſter zu dem Kaufmann und beſtätigte die Ausſage der Leute.

„Man kann den Wagen etwa tauſend Schritt jenſeit der Brücke an der Straße hängen ſehen,“ erklärte er, und als der Kaufmann um Erlaubniß bat, die Brücke zu betreten, ſagte er zuvorkommend: „Ich werde Ihnen einen meiner Offiziere mitgeben.“

Ein junger Offizier der Escadron, welcher ſo eben von einer Patrouille zurückgekehrt war, tummelte ſein feuriges Pferd vor der Schenke.

„Lieutnant von Rothſattel,“ rief der Rittmeiſter, „begleiten Sie die Herren auf die Brücke.“

Mit Entzücken hörte Anton den Namen, an welchen ſich für ihn ſo holde Erinnerungen knüpften. Er wußte auf der Stelle, daß der Herr auf dem wilden Pferde Niemand anders ſein konnte, als der Bruder des Fräuleins vom See. Der Lieutnant, eine ſchlanke Geſtalt mit kleinem Bart auf der Oberlippe, ſah ſeiner Schweſter ſo ähnlich, wie einem jungen Reiteroffizier in Beziehung auf das allerſchönſte irdiſche Fräulein nur möglich iſt. Anton fühlte [illegible] der Stelle eine freundſchaftliche Hochachtung für ihn, welche der junge Herr aus Antons Gruß wohl herausleſen mochte, denn er dankte durch ein herablaſſendes Neigen ſeines kleinen Kopfes. Tänzelnd avancirte ſein Pferd neben den Kaufleuten bis zur Brücke. Dort ſtanden die Vedetten, ihre Piſtole mit geſpanntem Hahn in der Hand, unbeweglich wie Statuen, nur ihre Pferde verriethen manchmal durch eine anmuthige Schweifbewegung, oder ein Stampfen der Füße das muthige Leben. Die Reiſenden eilten auf die Mitte der Brückenwölbung und ſahen mit ſpähendem Blick die Landſtraße hinab. Dort hinten lag der rieſige Wagen, wie ein weißer Elephant lag er verwundet auf einem Knie.

„Vor Kurzem war noch nicht geplündert,“ ſagte der Lieutnant, „die Leinwand hing noch dickbäuchig darüber. Ja, ſie haben ausgeräumt: dort an der Ecke flattert die weiße Decke.“

„Es ſcheint nicht arg zu ſein,“ antwortete der Prinzipal.

„Wenn Sie ein Rad und ein Paar Pferde hinüber ſchaffen wollen, können Sie das Ding abholen,“ bemerkte der Lieutnant nachläſſig. „Unſere Leute hatten den ganzen Tag große Luſt dazu. Sie hätten gern nachgeſehen, ob etwas Trinkbares darin iſt. Wir haben aber Befehl, die Grenze nicht zu überſchreiten. Sonſt iſt's eine Kleinigkeit, den Wagen herüber zu ſchaffen, wenn der commandirende Offizier Ihnen erlaubt, die Poſten zu paſſiren, und wenn Sie mit dieſen da fertig werden." Dabei wies er auf einen Haufen Bauern, welche jenſeit der Brücke außerhalb Schußweite hinter einigen verkrüppelten Weiden lagerten und einen bewaffneten Mann als Poſten auf die Landſtraße vorgeſtellt hatten.

„Wir wollen den Wagen holen, wenn der commandirende Offizier erlaubt," ſagte der Prinzipal, „ich hoffe, es wird möglich ſein, mit den Leuten dort zu unterhandeln."

Und Anton konnte ſich nicht enthalten zu murmeln: „Den ganzen Tag haben die Herren ein paar Tauſend Thaler auf der Landſtraße liegen laſſen, ſie hätten Zeit genug gehabt, den Wagen für uns zurückzuſchaffen."

„Man muß keine unbilligen Forderungen an das Heer machen," antwortete der Kaufmann lächelnd, „wir wollen zufrieden ſein, wenn ſie uns erlauben, unſer Eigenthum aus den Händen der Bauern zu holen." Die Reiſenden eilten zum Rittmeiſter zurück, und der Kaufmann theilte dieſem ſeinen Wunſch mit.

„Wenn Sie Pferde und Menſchen finden, ſo habe ich nichts dagegen," erwiederte dieſer.

Sogleich wurden die Fuhrleute zuſammengerufen, der Prinzipal frug, wer ihn mit den Pferden begleiten wolle, er ſei gut für den Schaden an den Pferden. Nach einigem Kratzen des Kopfes und einigem Schütteln der Hüte erklärten Mehrere ihre Bereitwilligkeit. Schnell wurden vier Pferde angeſchirrt, ein Rinderſchlitten des Schenkwirths hervorgeholt, ein Rad und einige Hebebäume darauf gelegt, und die kleine Caravane zog der Brücke zu, verfolgt von beifälligen Scherzen der Soldaten und begleitet von einigen Offizieren, welche an dem Feldzuge ſo viel Theilnahme verriethen, als ſich mit ihrer kriegeriſchen Würde irgend vertrug.

An der Brücke ſagte der Rittmeiſter: „Ich wünſche guten Erfolg, leider bin ich außer Stand, Ihnen meine Mannſchaft zur Hülfe mitzugeben."

„Es iſt beſſer ſo," antwortete der Prinzipal grüßend, „wir wollen als friedliche Leute unſere Waaren wiederholen und fürchten die Herren dort nicht, wollen ſie aber auch nicht reizen. Haben Sie die Güte, Herr Wohlfart, Ihre Piſtolen zurückzulaſſen, wir müſſen den Bewaffneten zeigen, daß uns der Kriegsapparat nichts angeht."

Anton hatte ſeine Piſtolen in die Rocktaſche geſteckt, wo ſie wieder trotzig hervorſahen, er gab ſie jetzt einem Schützen, den der Lieutnant von Rothſattel herbeiwinkte. So zogen ſie über die Brücke. Am Ende der Grenzbrücke parirte der Lieutnant unwillig ſein Pferd und brummte: „Dieſe Pfefferſäcke rücken eher ein als wir," und der Rittmeiſter rief ihnen noch nach: „Sollten Ihre Perſonen in Gefahr kommen, ſo werde ich es für keine Ueberſchreitung meiner Ordre halten, wenn ich Ihnen Lieutnant von Rothſattel mit Mannſchaft zu Hülfe ſchicke." Der Lieutnant ſtob zurück und commandirte den Zug, welcher in einiger Entfernung hielt, ſehr kampfluſtig: „Still geſeſſen!" worauf er wieder bis an das Ende der Brücke vorſprengte und mit großem Intereſſe und kriegeriſcher Ungeduld den Pfefferſäcken nachſah. Zu ſeiner und des Kriegsheers Ehre muß an dieſer Stelle bekannt werden, daß ſowohl er, als ſein Zug den

Civiliſten einen warmen Empfang und ernſte Unbequemlichkeiten herbeiwünſchten, damit ſie ſelbſt das Recht erhielten, ſich hineinzumengen und ein wenig einzuhauen.

Es war kein imponirender Einmarſch in das feindliche Gebiet, den die Kaufleute anführten; mit einer gewiſſen Gemüthlichkeit im ruhigen Schritt ſeine Cigarre anzündend ging der Prinzipal voran, ihm dicht zur Seite Anton, dahinter drei ſtämmige Fuhrleute mit den Pferden. So waren ſie ungefähr auf dreißig Schritt einigen Bauern mit weißen Kitteln nahe gekommen, als dieſe ihre Gewehre anſchlugen und durch einen polniſchen Schrei Halt geboten. Der Prinzipal rief mit lauter Stimme in ihrer Sprache: „Ruft Euern Anführer.“ Gehorſam ſchrie einer von den Wilden mit heftiger Handbewegung einem entfernten Haufen zu. Die Anderen behielten mit drohender Haltung ihre Gewehre im Anſchlag und zielten, wie Anton ohne beſonderen Wohlgefallen bemerkte, unter heimtückiſchem Augenblinzeln ſämmtlich grade auf ihn. Unterdeß kam mit langen Schritten der Anführer der Bande heran. Er trug einen blauen Rock mit bunten Schnüren, eine viereckige rothe Mütze mit grauem Pelz beſetzt und hielt eine lange Entenflinte in der Hand. Er war im Ganzen betrachtet ein brauner Kerl von gefährlichem Ausſehen, verziert mit einem langen ſchwarzen Schnurrbart, der ihm auf beiden Seiten am Mund herunter hing. Als der Mann herangekommen war, redete ihn der Kaufmann in unvollkommenem Polniſch mit kräftiger Stimme an: „Wir ſind Freunde! ich bin der Herr des Wagens dort und will mir ihn herüber holen; ſagt Euern Leuten, daß ſie mir dabei helfen, Ihr ſollt ein gutes Biergeld haben.“ Bei dem

Wort „Biergeld“ ſenkten ſich die Gewehre hochachtungsvoll von ſelbſt. Der Hauptkrakuſe aber ſtellte ſich pathetiſch in die Mitte der Heerſtraße und begann eine lange Rede mit Handbewegungen, von welcher Anton ſehr wenig und ſein Prinzipal nicht Alles verſtand, die aber durch den Fuhrmann dahin erklärt wurde, der Mann bedaure, dem Herrn nicht dienen zu können, er habe Befehl von einem dahinter ſtehenden Corps, den Wagen zu bewachen, bis die Pferde ankämen, welche ihn nach ihrer Stadt ſchaffen ſollten.

Der Kaufmann ſchüttelte gemüthlich den Kopf und antwortete im Ton des ruhigen Befehls: „Das geht nicht, der Wagen gehört mir, und ich muß ihn mitnehmen, ich kann nicht ſo lange warten, bis Euer Führer mir die Erlaubniß giebt.“ Dabei griff er in die Taſche und hielt dem inſurgirten Bewohner des blauen Rockes ungeſehen von den Andern ein halbes Dutzend harte Thaler hin: „So viel für Euch und eben ſo viel für Eure Leute.“ Der Anführer ſah auf die Thaler, fuhr mit der Hand nach dem Kopfe, kraute ſich heftig und drehte an ſeiner Mütze, worauf er endlich zu dem Reſultat kam: wenn die Sache ſo ſei, möge der gnädige Herr den Wagen nur fortnehmen.

Im Triumph zog die Caravane zu dem Wagen, die Fuhrleute ergriffen die Hebebäume und hoben mit vereinter Kraft die geſenkte Seite in die Höhe, löſten die Trümmer des alten Rades, ſetzten das neue an und ſpannten die Pferde vor, Alles unter thätiger Mitwirkung einiger Bauern, brüderlich unterſtützt von dem Commandeur, welcher in eigener Perſon einen Hebebaum regierte. Darauf wurden die Pferde herzhaft angetrieben und der Wagen rollte der Brücke zu unter dem lauten hoi! hoi! des Krakuſen, welcher dadurch vielleicht eine diſſentirende Stimme in ſeinem Innern überſchreien wollte.

„Gehen Sie mit dem Wagen voraus,“ ſagte der Kaufmann zu Anton, und da Anton zögerte, ſeinen Prinzipal allein unter den Bauern zurückzulaſſen, fügte dieſer befehlend hinzu: „Ich will es haben.“ So fuhr der Wagen langſam an die Grenze, und ſchon von Weitem hörte Anton das Lachen und die Grüße der Soldaten.

Unterdeß blieb der Kaufmann mit dem Dolmetſch und dem Bandenführer in eifrigem Geſpräch zurück und ſchied endlich im beſten Einvernehmen von dem Inſurgenten, welcher mit ſlaviſcher Höflichkeit den Hauswirth auf der Landſtraße machte und die Reiſenden mit abgezogener Mütze bis in Schußweite von dem Militär begleitete. An der Brücke holte der Prinzipal den Wagen ein, machte das Halt! Werda! der Vedetten und das damit verbundene kriegeriſche Ceremoniell durch und empfing auf heimathlichem Boden angekommen den lachenden Glückwunſch des Rittmeiſters, während der Lieutnant ſpöttiſch zu Anton ſagte: „Sie haben keinen Grund gehabt, die Abweſenheit Ihrer Schlüſſelbüchſen zu bedauern.“

„Es iſt beſſer ſo,“ antwortete Anton, „es war ein glattes Geſchäft. Die armen Teufel haben nichts geſtohlen als ein kleines Faß Rum.“

Eine Stunde darauf ſaßen die Reiſenden mit den Offizieren der Reiter und der Jäger zuſammen in dem kleinen Verſchlage der Schenke bei einigen Flaſchen alten Ungarweins, welche der Wirth aus dem tiefſten Winkel ſeines Kellers heraufgeholt hatte. Nicht am wenigſten vergnügt war Anton. Er hatte zum erſten Mal in ſeinem Leben eine kleine anſtändige Kriegsgefahr durchgemacht und war im Ganzen mit ſich zufrieden und jetzt ſaß er neben einem jungen Krieger, den er hochzuſchätzen äußerſt bereitwillig war, und hatte die Freude, dieſem ſeine Cigarren anzubieten und von dem Abenteuer dieſes Tages zu ſprechen.

„Die Bauern haben ja im Anfange auf Sie angelegt,“ ſagte der junge Herr, nachläſſig ſein Bärtchen kräuſelnd, „das war Ihnen wohl unbequem?“

„Nicht ſehr,“ erwiederte Anton ſo kühl als möglich; „einen Augenblick wurde ich ſtutzig, als die Flinten auf uns gerichtet waren, und hinter den Flinten andere unternehmende Männer mit ihren Senſen die Pantomime des Kopfabſchneidens machten. Es kam mir zuerſt befremdlich vor, daß die Mündungen alle gerade auf mein Geſicht gerichtet waren. Nachher hatte ich am Wagen zu thun und dachte nicht mehr daran. Und als auf dem Rückwege jeder unſerer Fuhrleute behauptete, daß gerade nur auf ihn gezielt worden ſei und auf keinen Andern, da kam ich zu der Anſicht, daß dieſe Vielſeitigkeit eine beſondere Eigenſchaft der Flintenläufe ſein muß, eine Art von optiſcher Ungezogenheit, die nicht viel zu bedeuten hat.“

„Wir hätten Sie ſchon herausgehauen, wenn die Bauern Ernſt gemacht hätten,“ antwortete der Lieutnant wohlwollend. „Ihre Cigarren ſind übrigens gut.“

Anton freute ſich darüber und goß ſeinem Nachbar das Glas voll. So unterhielt er ſich und blickte auf ſeinen Prinzipal, der heute beſonders aufgelegt ſchien, ſich mit den bunten Herren über Krieg und Frieden zu unterhalten.

Anton ſah, daß der Kaufmann die Offiziere mit einer gewiſſen förmlichen Artigkeit behandelte, welche dem nachläſſigen Ton, in welchem die Herren die Trinkgeſellſchaft begonnen hatten, wirkſam ſteuerte. Bald wurde das Geſpräch allgemein, und man hörte mit Aufmerkſamkeit dem Kaufmanne zu, welcher von dem inſurgirten Gebiet, mit dem er durch frühere Reiſen bekannt war, erzählte und einzelne Führer des Aufſtandes zu ſchildern wußte.

Nur der junge Herr von Rothſattel ſchien zu Antons großer Betrübniß nicht zufrieden mit der Aufmerkſamkeit, welche ſeine Kameraden dem Civiliſten gönnten, und mit dem Löwenantheil, den dieſer an der Unterhaltung erlangt hatte; er warf ſich nachläſſig in ſeinen Stuhl zurück, ſah wie zerſtreut nach der Decke, ſpielte mit ſeinem Säbelgriff und warf kurze Bemerkungen von den Lippen, welche eine ennuyirte Gemüthsſtimmung andeuten ſollten. Als der Rittmeiſter erwähnte, daß er am nächſten Morgen den Befehlshaber des Grenzcorps erwarte, und der Kaufmann darauf entgegnete: „Ihr Oberſt wird vor morgen Abend nicht hier eintreffen, wenigſtens hat er mir heut auf der Eiſenbahn, wo ich mit ihm zuſammentraf, ſo erzählt,“ da kam in dem jungen Offizier der Teufel des Hochmuths zum Durchbruch und er ſagte mit unartigem Ton: „Sie kennen unſern Obriſten alſo perſönlich? Er nimmt ja wohl ſeinen Zucker und Kaffe bei Ihnen?“

„Wenigſtens geſchah das früher,“ ſagte der Kaufmann artig, „ich ſelbſt habe als junger Mann einige Mal den Kaffe für ihn abgewogen.“

Unter den Offizieren entſtand eine gewiſſe Verlegenheit, und einer der ältern verſuchte von ſeinem Standpunkt aus eine Verbeſſerung der beabſichtigten Grobheit, indem er etwas von einer höchſt reſpectablen Handlung ſprach, bei welcher jeder Militär und Nicht-Militär ſeinen Bedarf nur mit Vergnügen entnehmen könnte.

„Ich danke Ihnen für das gute Zutrauen, welches Sie zu meinem Geſchäft haben, Herr Capitain,“ ſagte der Kaufmann lächelnd: „ich bin allerdings ſtolz darauf, daß mein Geſchäft reſpectabel geworden iſt durch meine und meiner Angehörigen angeſtrengte Thätigkeit.“

„Lieutnant Rothſattel, Sie führen die nächſte Patrouille, es iſt Zeit, daß Sie aufbrechen,“ erinnerte der Rittmeiſter. Klirrend erhob ſich der Lieutnant.

„Hier bringt Herr Warſchauer eine neue Flaſche, auf welche er große Stücke hält, es iſt der beſte Wein ſeines Kellers. Darf Herr von Rothſattel nicht erſt den Wein verſuchen, bevor er unſere Nachtruhe bewacht?“ frug der Kaufmann mit ruhiger Artigkeit zum Rittmeiſter gewandt. Der junge Herr dankte mit Trotz und ging raſſelnd aus der Stube. Anton hätte ſeinen Liebling prügeln mögen, ſo zornig war er auf ihn. Der Rittmeiſter aber beſeitigte das kleine Zwiſchenſpiel durch ein lebhaftes Geſpräch, welches er einleitete.

Es war ſpät geworden, und Anton ſah mit Verwunderung, daß der Kaufmann fortfuhr, mit ausgeſuchter Artigkeit den Wirth zu machen und an dem Prüfen des Ungarweins ein Behagen zu empfinden, welches mit dem Zwecke ſeiner Reiſe nicht recht verträglich war. Endlich, nachdem eine neue Flaſche entkorkt war, und auch der Rittmeiſter eine neue

Cigarre des Kaufmanns bewundert hatte, warf dieſer leicht hin: „Ich wünſche morgen nach der inſurgirten Hauptſtadt zu reiſen und erbitte mir Erlaubniß dazu, wenn dieſe nöthig iſt.“

„Sie wollen —“ riefen die Offiziere rund um den Tiſch.

„Ich muß,“ ſagte der Kaufmann mit Ernſt und ſetzte ihnen kurz auseinander, weßhalb er müſſe.

Der Rittmeiſter ſchüttelte den Kopf: „Zwar läßt der Wortlaut meiner Ordre zweifelhaft, ob ich die Grenze für Jedermann zu verſchließen habe, doch iſt mir Abſperrung des inſurgirten Landes als der nächſte Zweck unſerer Aufſtellung angegeben.“

„Dann würde ich meinen Wunſch dem Commandeur vortragen müſſen, das würde mich länger als einen Tag aufhalten, und dieſer Aufenthalt könnte den Zweck meiner Reiſe vereiteln. Wie Ihre Güte mir mittheilt, herrſcht gegenwärtig unter den Inſurgenten noch erträgliche Ordnung, es iſt unmöglich, daß dieſe noch lange anhält. In den Rückſichten aber, welche ich dort finde, liegt für mich die einzige Möglichkeit, meine Waaren zu retten, denn die Frachtwagen kann ich nur mit Bewilligung der revolutionären Behörde aus der Stadt ſchaffen.“

„Und hoffen Sie, dieſe zu erlangen?“ frug der Rittmeiſter.

„Es muß verſucht werden,“ antwortete der Kaufmann. „Jedenfalls werde ich mich der Plünderung und Zerſtörung meines Eigenthums dort nach Kräften widerſetzen.“

Der Rittmeiſter überlegte. „Was Sie thun wollen, ſetzt mich in einige Verlegenheit: wenn Ihnen ein Unglück zuſtößt, wie ich faſt fürchte, ſo könnte mir ein Vorwurf daraus gemacht werden, daß ich Ihnen geſtattet habe, die Grenze zu paſſiren. Kann Sie denn nichts bewegen, dieſe Reiſe zu unterlaſſen?“

„Nichts,“ erwiederte der Kaufmann, „nichts als das Geſetz.“

„Liegt Ihnen denn ſo viel an den Frachtwagen, daß Sie Ihr Leben dafür in die Schanze ſchlagen wollen?“ frug der Rittmeiſter nicht ohne inneres Mißfallen.

„Ja, Herr Rittmeiſter, eben ſo viel, als Ihnen daran liegt, Ihre Pflicht zu thun; es hängt für mich mehr an dem Beſitz dieſer Frachtwagen, als ein geſchäftlicher Vortheil. Ich muß hinüber, wenn mich nicht ein unbedingtes und unwiderrufliches Verbot der Staatsregierung daran hindert. Dieſem würde ich mich zuletzt nicht entziehen, ich werde aber Alles verſuchen, für mich eine Ausnahme zu erwirken.“

„Wohlan,“ ſagte der Rittmeiſter aufſtehend, „ich will Ihrer Reiſe kein Hinderniß in den Weg legen. Sie werden mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie drüben unter keiner Bedingung etwas über die Stärke dieſes Grenzpoſtens, die Aufſtellung unſerer Truppen und über das mittheilen, was Sie etwa über unſere projectirten Maßregeln gehört haben.“

„Ich gebe mein Wort,“ ſagte der Kaufmann.

„Ihre Perſönlichkeit bürgt mir zwar dafür, daß Ihre Angaben über den Zweck der Reiſe die richtigen ſind, zu meiner dienſtlichen Information wünſche ich aber die betreffenden Papiere zu ſehen, wenn Sie ſolche bei ſich haben.“

„Hier ſind ſie,“ ſprach der Kaufmann eben ſo geſchäftsmäßig. „Hier mein Paß ins Ausland auf ein Jahr, hier der Verladeſchein des polniſchen Verkäufers, die Copien meiner Briefe an das Grenzzollamt und den hieſigen Spediteur, und hier die Antworten derſelben. Die Beamten des Grenzzollamts und der Spediteur können außerdem die Wahrheit dieſer Angaben bezeugen.“

Der Rittmeiſter durchflog die Papiere und gab ſie zurück. „Sie ſind ein muthiger Mann, und ich wünſche Ihnen alles Glück,“ ſagte er mit amtlicher Würde. „Und wie wollen Sie reiſen?“

„Mit Poſtpferden. Im Falle man mir die Pferde verweigert, werde ich ſie kaufen und ſelbſt fahren; einen Wagen wird mir unſer Wirth überlaſſen, ich werde morgen bei Tage reiſen, weil ich bei Nacht noch mehr Verdacht erwecken würde.“

„Wohlan, morgen mit Tagesanbruch ſehe ich Sie wieder. Wie ich annehme, rücken wir ſelbſt ſpäteſtens in drei Tagen in Feindes Land; falls ich bis dahin keine Nachricht von Ihnen habe, werde ich Sie in der eroberten Stadt aufſuchen. Wir brechen auf, meine Herren, die Sitzung hat bereits zu lange gedauert.“

So zogen die Herren vom Militär mit geſchäftlichem Klirren ab, und Anton und ſein Prinzipal blieben mit den leeren Weinflaſchen allein in der Kammer. Der Kaufmann öffnete das Fenſter und wandte ſich dann zu Anton, welcher den letzten Verhandlungen in großer Aufregung zugehört hatte. „Wir werden uns hier trennen, lieber Wohlfart,“ fing er an.

Bevor er ausſprechen konnte, ergriff Anton ſeine Hand und ſagte mit Thränen in den Augen: „Erlauben Sie mir, mit Ihnen zu gehen, ſchicken Sie mich nicht in das Geſchäft zurück. Es würde mir mein ganzes Leben hindurch ein unerträglicher Vorwurf ſein, wenn ich auf dieſer Reiſe von Ihnen gegangen wäre.“

„Es iſt unnütz, vielleicht unklug, wenn Sie mitreiſen. Was dort zu thun iſt, kann ich ſehr gut allein abmachen; wenn irgend eine Gefahr iſt, was ich nicht glaube, ſo kann Ihre Gegenwart mich nicht davor ſchützen, ich würde nur das peinliche Gefühl haben, daß ich einen Andern um meinetwillen in Verlegenheit gebracht habe.“

„Ich würde Ihnen doch ſehr dankbar ſein, wenn Sie mich mitnehmen wollten,“ bat Anton flehentlich, immer noch die Hand des Prinzipals haltend. „Auch Fräulein Sabine hat es gewünſcht,“ fügte er hinzu, indem er in weiſer Steigerung den ſtärkſten Ueberredungsgrund zuletzt aus ſeinem bewegten Gemüth heraufholte.

„Sie iſt ein furchtſames Mädchen,“ ſagte der Kaufmann lächelnd. „Indeß, da Sie ſo freundſchaftlich darauf beſtehen, mag es ſein. Wir reiſen zuſammen; rufen Sie den Wirth und laſſen Sie uns die Reiſegelegenheit beſprechen.“

## 2.

Es war noch dämmrige Nacht, als Anton vor die Thür der Schenke trat. Ein dichter Nebel hing über der Ebene und bewegte ſich unruhig in dem Zwielicht des nahen Tages. Ein rother Feuerſchein am Horizont bezeichnete die Gegend, nach welcher die Reiſenden fahren ſollten. Mit grauem Schleier verhüllten die Dämpfe der Nacht einen dunklen Haufen an der Erde. Anton trat näher und erkannte eine Anzahl Männer, Weiber und Kinder, ſie kauerten am Boden, bleiche, ausgehungerte, tiefgefurchte Geſichter. „Sie ſind aus dem Grenzdorf von jenſeits,“ erklärte ihm ein alter Wachtmeiſter, welcher in ſeinem Reitermantel daneben ſtand. „Ihre Dörfer brennen, ſie waren in die Wälder gelaufen, heut Nacht kamen ſie an das Waſſer, ſtreckten die Hände aus und ſchrieen jämmerlich nach Brod. Weil es meiſt Weiber und Kinder ſind, hat der Herr Rittmeiſter ihnen erlaubt, herüber zu kommen, und hat ihnen einige Brode zerſchneiden laſſen. Sie haben einen Mordheißhunger. Nach ihnen kamen größere Banden, alle ſchrieen: Brod! Brod! und rangen die Hände. Wir haben ihnen einige Piſtolenſchüſſe über die Köpfe gefeuert und ſie weggefegt.“

„Ei!“ ſagte Anton, „das iſt keine tröſtliche Ausſicht für unſere Reiſe. Was ſoll hier aus den armen Leuten werden?“

„Es ſind Grenzteufel," ſagte der Wachtmeiſter begütigend, „die Hälfte des Jahres ſchmuggeln und ſaufen ſie, und die andere Hälfte hungern ſie. Dieſe hier frieren jetzt etwas."

„Kann man ihnen nicht einen Keſſel mit Suppe kochen?" frug Anton mitleidig und griff nach ſeiner Taſche.

„Wozu Suppe?" ſagte der Wachtmeiſter kaltblütig, „ein Schluck Branntwein wäre der ganzen Geſellſchaft lieber, dort trinkt Alles Branntwein, auch was noch Säugling iſt: wenn Sie etwas dran wenden wollen, ich will's ihnen austheilen und einen ehrlichen Soldaten nicht vergeſſen."

„Ich werde beim Wirth beſtellen, daß die Hausmagd etwas Warmes kocht, und Sie, Herr Wachtmeiſter, haben die Güte, zuzuſehen, daß Alles in Ordnung zugeht." Dabei griff er in die Taſche, und der Wachtmeiſter verſprach bereitwillig, ſein kriegeriſches Herz dem Mitleid offen zu erhalten.

Eine Stunde darauf rollten die Reiſenden in offener Britſchka durch die Vorpoſten, der Kaufmann fuhr, Anton ſaß hinter ihm und blickte ſpähend in die Landſchaft hinein, in welcher ſich aus Finſterniß und Nebel bereits einzelne Gegenſtände erkennen ließen. Ungefähr zweihundert Schritt waren ſie gefahren, da tönte hinter einem dicken Weidenbaum an der Landſtraße ein polniſcher Zuruf. Der Kaufmann hielt die Pferde an, ein Einzelner näherte ſich vorſichtig dem Wagen. „Kommt herauf, guter Freund," rief der Kaufmann dem Fremden zu, „ſetzt Euch neben mich." Höflich nahm der Fremde ſeine Mütze ab und ſchwang ſich auf den Vorderſitz des Wagens. Es war der oberſte Krakuſe von geſtern mit ſeinem hängenden Schnauzbart. „Haben Sie ein Auge auf ihn,“ ſagte der Kaufmann in engliſcher Sprache zu Anton, „er ſoll uns als Sauvegarde dienen und wird dafür bezahlt; wenn er mir auf den Leib rückt, ſo faſſen Sie ihn von hinten.“

Anton holte die verachteten Piſtolen aus einer alten Ledertaſ[illegible]n der Seite des Wagens und ſteckte ſie vor den Augen des Krakuſen recht ſichtbar in die Taſchen ſeines Paletots. Der Führer im Leinwandrock aber lachte vertraulich und erwies ſich bald als ein Geſchöpf von freundſchaftlicher und geſelliger Natur, er nickte verbindlich beiden Reiſenden zu, trank Schlucke aus Antons Reiſeflaſche und machte Verſuche, über ſeine linke Schulter mit dieſem eine Unterhaltung anzuknüpfen, indem er ihn in gebrochenem Deutſch Euer Gnaden nannte und ihm offenbarte, er rauche auch Tabak, habe aber keinen. Zuletzt bat er um die Ehre, die Herren fahren zu dürfen.

So waren ſie an einer Gruppe zerfallener Häuſer vorbeigekommen, welche an einem Sumpf auf kahler Fläche ſtanden, wie rieſige Pilze, die an einer vergifteten Stelle in die Höhe geſchoſſen ſind; da ſahen ſie ſich plötzlich von einem Haufen Inſurgenten umringt. Es war Landſturm, wie ſie ihn ſchon am Tage vorher geſehen hatten, einige Dreſchflegel, einige gerade Senſen, alte Musketen, Leinwandkittel, viel Schnapsgeruch und glotzende Augen. Der Haufe fiel den Pferden in die Zügel und ſchickte ſich mit Blitzesſchnelle an, dieſelben abzuſpannen. Da erhob ſich der Krakuſe von ſeinem Sitz wie ein Löwe und entwickelte in ſeinem Polniſch eine ungeheure Beredtſamkeit, wobei er mit Händen und Füßen nach allen Seiten hin geſticulirte. Er erklärte, daß dieſe Herren große Herren der Riemen ſeien, welche nach der Hauptſtadt reiſten, weil ſie mit der Regierung ſprechen müßten: es werde Jedem den Kopf koſten, der auch nur ein Haar aus dem Schwanz ihrer Pferde ausriſſe. Auf dieſe Rede erfolgten ebenſo lebhafte Gegenreden, bei denen ein Theil die Fäuſte ballte, ein Theil die Mützen [illegible]ahm. Darauf hielt der Führer eine noch ſtärkere Rede und ſtellte allen Patrioten ein Zerſchnittenwerden in vier Theile in Ausſicht, wenn ſie wagen würden, auch nur ihre Pferdeköpfe ſcheel anzuſehen. Darauf wurde die Zahl der geballten Fäuſte geringer und die Zahl der gezogenen Mützen größer. Endlich machte der Kaufmann dieſer Scene ein Ende, indem er die Pferde mit einem kräftigen Peitſchenſchlag antrieb und den letzten widerſpenſtigen Patrioten zu einem ſchnellen Seitenſprung veranlaßte. Im Galopp ſtoben die Pferde vorwärts, einige lebhafte Interjectionen klangen hinter ihnen her, und eine Kugel pfiff unſchädlich über die Häupter der Reiſenden, wahrſcheinlich mehr aus allgemeiner Vaterlandsliebe, als zu einem beſtimmten Zweck abgeſchoſſen.

So ging es einige Stunden fort. Nicht ſelten überholten ſie Haufen bewaffneter Landleute, welche entweder ſchrieen und ihre Knittel ſchwangen, oder einem Geiſtlichen mit der Kirchenfahne nachzogen, die Köpfe geſenkt, geiſtliche Lieder ſingend. Die Reiſenden wurden einige Mal aufgehalten und bedroht, zuweilen auch mit großer Ehrerbietung begrüßt, zumal Anton, der auf ſeinem Hinterſitz für die Hauptperſon galt.

Endlich näherten ſie ſich einem größern Dorf, die Haufen wurden dicker, das Geſchrei lauter, unter den Bauernkitteln waren hier und da eine Uniform, Federbüſche und Bajonnette ſichtbar. Hier zeigte der Führer Symptome von Unruhe und erklärte dem Kaufmann, weiter könne er ſie nicht führen, hier müßten ſie ſich bei dem Befehlshaber melden. Der [illegible]zipal zeigte ſich damit zufrieden, zahlte dem Führer ſeinen Lohn aus und ließ den Wagen bei dem erſten Haufen, welcher die Straße beſetzt hielt, halten. Ein junger Mann mit blauer Pikeſche, mit einer roth und weißen Schärpe um den Leib, eilte heran, nöthigte die Reiſenden, abzuſteigen, und führte ſie mit leidenſchaftlichem Dienſteifer der Hauptwache zu. Der Kaufmann behielt die Zügel der Pferde in der Hand und raunte Anton zu, er ſolle den Wagen unter keinen Umſtänden aus den Augen laſſen. Anton heuchelte Unbefangenheit und drückte dem getreuen Krakuſen, der hinter dem Wagen herſchlich, etwas in die Hand, damit dieſer den Pferden einige Bündel Heu verſchaffe.

Das Wachlocal war in einem Hauſe, deſſen Strohdach durch den weißen Anſtrich der Wände einen vornehmen Schimmer erhielt. Dort ſtanden einige Jagdflinten und Musketen an Holzpfähle gelehnt, bewacht von einem jugendlichen Volontair in blauem Rock und rother Mütze. Daneben ſaß der commandirende Offizier, ein plattes Geſicht unter einem mächtigen, weißen Federbuſch; er war mit einer ungeheuern ſeidenen Schärpe und einem Säbel mit ſchöngewundenem Korbgriff geſchmückt. Dieſer Herr gerieth in nicht gewöhnliche Aufregung, als er die Fremden erblickte, er drückte ſeinen Hut feſt, ſtrich ſich grimmig den unordentlichen Bart und begann ein Verhör. Nach früherer Verabredung ſagten ihm beide Reiſende, daß ſie das Obercommando in wichtiger Angelegenheit zu ſprechen hätten. Ueber den Zweck ihrer Reiſe verweigerten ſie jede Auskunft. Dieſe Erklärung kränkte die Würde des Befehlshabers. Er machte liebloſe Anſpielungen auf verdächtige Menſchen und Spione und ſchrie ſeiner Wache zu, ins Gewehr treten. Fünf junge Männer in blauen Pikeſchen ſtürzten aus dem Hauſe, ſtellten ſich in Linie auf und wurden mit einem Aufwand von Commandowörtern befehligt, ihre Gewehre bereit zu halten. Anton ſprang unwillkürlich zwiſchen die Blauröcke und ſeinen Prinzipal. Indeß änderte der Herr mit dem großen Säbel ſeinen mörderiſchen Entſchluß, als der Kaufmann mit Gemüthsruhe an dem Pfoſten ſtehen blieb, um den er die Zügel geſchlungen hatte. Der Befehlshaber begnügte ſich, ihm nochmals zu verſichern, er halte ihn für höchſt gefährlich und ſei ſehr geneigt, ihn als Verräther zu füſiliren.

Der Kaufmann zuckte mit den Achſeln und ſagte in ruhiger Höflichkeit: „Sie ſind durchaus im Irrthum über den Zweck unſerer Reiſe. Sie können uns nicht im Ernſt für Spione halten, denn wir haben uns durch einen Ihrer Landsleute gerade zu Ihnen führen laſſen, um durch Ihre Güte ein Geleit nach der Hauptſtadt zu bekommen. Ich bitte Sie nochmals, uns nicht aufzuhalten, da unſere Geſchäfte bei der Commandantur dringend ſind, und ich Sie für jede unnütze Verzögerung unſerer Reiſe verantwortlich machen müßte.“ Der Commandeur fing nach dieſer Rede von Neuem an zu wettern, er ſchnaubte heftig gegen mir mitzutheilen, was Sie zu uns führt.“ Der Kaufmann berichtete kurz, aber genau den Zweck ſeiner Reiſe, nannte die Namen ſeiner Geſchäftsfreunde am Ort und berief ſich auf ſie zur Beſtätigung ſeiner Ausſage.

„Ich kenne den einen oder andern dieſer Herren,“ antwortete der Commandant nachläſſig. Er fixirte den Kaufmann ſcharf und frug nach einer Pauſe: „Haben Sie mir nichts weiter mitzutheilen?“

Der Prinzipal verneinte, aber der Andere fuhr ſchnell fort: „Ich begreiſe wohl, daß unſere ungewöhnliche Lage Ihrer Regierung verbietet, direct mit uns in Verbindung zu treten, und daß Sie, falls Sie irgend einen Auftrag an uns haben, die höchſte Vorſicht beobachten müſſen.“

Lebhaft fiel ihm der Kaufmann ins Wort: „Bevor Sie weiter ſprechen, verſichere ich nochmals, als Mann von Ehre, daß ich nur in meinen Angelegenheiten herkomme, und daß dieſe Angelegenheiten nur die angegebenen ſind. Da ich aber aus Ihren Worten und aus Manchem, was ich auf dem Wege gehört habe, ſchließe, daß Sie mich für einen Bevollmächtigten, gleichviel von wem, halten, ſo fühle ich mich gezwungen, Ihnen zu ſagen, daß ich in keinerlei Auftrag hierher hätte reiſen können, weil ein Auftrag, wie Sie zu erwarten ſcheinen, unmöglich iſt.“

Der vornehme Häuptling ſah ſehr ernſt vor ſich nieder und ſagte nach einem Augenblick finſtern Schweigens: „Gleichviel, Sie ſollen darunter nicht leiden. — Der Wunſch, welchen Sie hier ausgedrückt haben, iſt ſo ungewöhnlich, daß er bei einer regulären Obrigkeit durchaus nicht erfüllt werden könnte; wenn uns nicht vergönnt iſt, Sie für einen

Freund zu halten, ſo gebietet uns die Pflicht der Nothwehr, Sie und Ihr Eigenthum als feindlich zu behandeln. Aber die Männer meines Volkes haben, ſo oft ſie zu den Waffen griffen, die verhängnißvolle Tugend gehabt, auch Andern einen großen Sinn zuzutrauen und um ihrer ſelbſt willen auch da edel zu handeln, wo ſie auf keinen Dank zu rechnen hatten. Seien Sie überzeugt, daß ich, ſo viel an mir liegt, dazu beitragen werde, Ihr Eigenthum frei zu machen."

So ſprach der Edelmann mit Selbſtgefühl und in prächtiger Haltung, und Anton fühlte lebhaft, daß etwas wahrhaft Edles aus den Worten hervorleuchtete, aber er war ſchon zu ſehr Geſchäftsmann, um ſich ſolchem Eindruck ganz hinzugeben, und ein recht gemeines Bedenken fiel als Reif auf die aufkeimende Bewunderung. „Er verſpricht uns Hülfe und hat ſich noch nicht einmal überzeugt, ob das in der That unſer Eigenthum iſt, was wir aus ſeiner Stadt herausziehen wollen."

„Leider bin ich nicht ſo ſouverain," fuhr der Anführer fort, „daß ich Ihnen ohne Weiteres Ihr Verlangen erfüllen kann. Indeß hoffe ich, Ihnen auf morgen einen Freipaß für Ihre Wagen durchzuſetzen. Vor Allem ſuchen Sie ſelbſt zu ermitteln, wo Ihr Eigenthum ſich befindet; ich werde Ihnen einen meiner Offiziere zum Schutz mitgeben. Morgen früh das Weitere."

Mit dieſen Worten wurden die Reiſenden huldreich entlaſſen, und Anton ſah beim Herausgehen, wie der Befehlshaber ſich ermüdet in einen weichen Sammtſtuhl ſetzte und mit geſenktem Haupte an dem Griff ſeines ſchönen Terzerols ſpielte.

Ein kleiner Herr mit einer großen Schärpe, faſt noch ein Kind, aber von ſehr zuverſichtlichem Weſen, begleitete die Reiſenden aus dem Hauſe. Im Herausgehen wurden ſie von mehreren Anweſenden artig gegrüßt, und Anton ſah, daß das Vorzimmer ſie noch immer für diplomatiſche Charaktere hielt. Der Offizier frug, wohin er die Herren begleiten ſolle, ſein Auftrag ſei, ſie nicht zu verlaſſen.

„Zu unſerm Schutz, oder zu unſerer Bewachung?“ frug Anton heiter, denn er hatte jetzt guten Muth.

„Sie werden mir keine Veranlaſſung geben, mich als Ihren Aufſeher zu betrachten,“ antwortete der kleine Krieger in elegantem Franzöſiſch.

„Nein,“ ſagte der Kaufmann, mit Theilnahme auf den Jüngling blickend, „aber wir werden Sie ermüden, denn wir haben noch heut ſehr unintereſſante und gewöhnliche Geſchäfte abzumachen.“

„Ich thue nur meine Pflicht,“ antwortete mit ſtolzer Haltung der Führer, „wenn ich Sie begleite, wohin Sie irgend wünſchen.“

„Und wir die unſere, wenn wir eilen,“ ſagte der Kaufmann.

So ſchritten die Reiſenden durch die Straßen der Stadt. Die Nacht war eingebrochen, aber unter ihrem Mantel wurde das wüſte Treiben noch peinlicher. Haufen des niedrigſten Pöbels, Patrouillen des Heeres, Schaaren von flüchtigen Landbewohnern drängten ſich ſchreiend, fluchend, ſingend durcheinander; viele Fenſter waren erleuchtet, und der Lichterglanz verbreitete über den Straßen ein ſchattenloſes, geſpenſtiges Licht. Ueber die Häuſer wälzten ſich dicht geballte, röthliche Wolken, es brannte in einer Vorſtadt, und der Wind trieb Schwärme goldener Funken und lebender Holzſplitter über die Häupter der Reiſenden. Dazu heulten die Glocken der Thürme mit ſchauerlicher Stimme eintönigen Klagegeſang. Die Reiſenden eilten ſchweigend durch das Gedränge, die trotzigen Worte ihres Begleiters öffneten ihnen einen Weg auch durch drohende Haufen. So kamen ſie zu dem Hauſe, in welchem der Agent der Handlung wohnte. Das Haus war verſchloſſen, und lange mußten ſie pochen, bis ein Fenſter geöffnet wurde und eine ängſtliche Stimme in den Straßenlärm hinunter rief, wer da ſei?

Als ſie eintraten, lief ihnen der Agent händeringend entgegen und fiel dem Kaufmann weinend um den Hals. Die Gegenwart des jungen Inſurgenten verhinderte ihn, ſeinen Gefühlen Worte zu geben; er öffnete den Ankommenden ſeine Zimmer und bat mit kläglicher Stimme um Entſchuldigung wegen der übergroßen Unordnung. Koffer und Kiſten waren gepackt, Frauen und Dienſtboten liefen ängſtlich ab und zu, verſteckten hier ſilberne Leuchter und packten dort wieder ſilberne Löffel aus. Unterdeß rang der Hausherr unaufhörlich die Hände, lief in der Stube auf und ab, beklagte ſein Unglück und das Unglück der Handlung, ſegnete und bedauerte die Ankunft des Chefs in einem Athemzuge und verſicherte dazwiſchen dem jungen Krieger mit gepreßter Stimme, daß auch er ein Patriot ſei, und daß nur ein unbegreifliches Verſehen des Dienſtmädchens die Cocarde von ſeiner Hausmütze abgetrennt habe. Es war erſichtlich, daß der Mann und ſeine ganze Familie den Kopf verloren hatten. Mit Mühe und nur durch ernſte Worte brachte ihn der

Kaufmann ſo weit, daß er ihm in einer Fenſterecke über den Stand der Geſchäfte Auskunft gab. Die Frachtwagen waren in der Stadt angekommen, gerade an dem Tage, an welchem der Tumult anfing. Durch die Vorſicht eines Fuhrmanns waren ſie in dem großen Hofraum einer entlegenen Herberge untergebracht worden: was ſeit der Zeit aus dem Transport geworden war, wußte der Agent nicht.

Nach kurzer Unterredung ſagte der Kaufmann: „Ihre Gaſtfreundſchaft nehmen wir heut Nacht nicht in Anſpruch, wir werden dort ſchlafen, wo unſere Wagen ſind.“ Alle Einwendungen des Agenten wurden mit Entſchiedenheit zurückgewieſen. Der ehrliche, aber ſchwache Mann ſchien wahrhaft bekümmert über die neuen Gefahren, denen ſich ſein Geſchäftsfreund ausſetzen wollte.

„In der Frühe hole ich Sie ab,“ ſagte der Kaufmann beim Scheiden: „ich beabſichtige morgen mit meinen Wagen abzureiſen, vorher werde ich bei unſern Kunden einige Beſuche machen, die, wie Sie wiſſen, nothwendig ſind, dabei wünſche ich Ihre Begleitung.“ Der Agent verſprach, bei Tageslicht alles Mögliche zu thun.

So traten die Reiſenden wieder in die Nacht hinaus, geleitet von dem Polen, welcher mit Verachtung die halblaute Verhandlung angehört hatte. Auf der Straße ſagte der Prinzipal, ſeine Cigarre unwillig wegwerfend, zu Anton: „Unſer Freund wird uns wenig nützen, er iſt hülflos wie ein Kind. Er hat verſäumt, im Anfange dieſer wilden Tage ſeine Pflicht zu thun, Gelder einzuziehen und Deckung für unſere Forderungen zu ſuchen.“

„Und jetzt wird Niemand den Willen haben,“ ſagte

Anton bekümmert, „uns weder Zahlung zu leiſten, noch Deckung zu geben.“

„Und doch müſſen wir das morgen durchſetzen, und Sie ſollen mir dabei helfen. Bei Gott, ſolche kriegeriſche Krämpfe ſind für den Verkehr ohnedies unbequem genug, ſie lähmen jede nützliche Thätigkeit des Menſchen, und doch iſt's dieſe allein, welche ihn davor bewahrt, ein Thier zu werden. Wenn aber ein Geſchäftsmann ſich noch mehr ſtören läßt, als nöthig iſt, ſo begeht er ein Unrecht gegen die Civiliſation, ein Unrecht, das gar nicht wieder gut zu machen iſt.“

So kamen ſie in einen Stadttheil, in welchem leere Straßen und die Todtenſtille um ſie herum noch unheimlicher gegen den fernen Lärm und die Röthe am Himmel abſtachen. Endlich machten ſie Halt vor einem niedrigen Gebäude mit großem Thorwege. Sie traten ein und ſahen in die Wirthsſtube, einen ſchmutzigen Raum mit geſchwärzten Deckbalken, in welchem ſich auf Holzbänken und Tiſchen ſchreiende und Branntwein trinkende Patrioten drängten. Der junge Offizier trat auf die Schwelle und rief nach dem Wirth. Eine dicke Figur mit rothglühendem Geſicht tauchte aus dem Dampf eines Schenktiſches hervor. „Im Namen der Regierung Zimmer für mich und meine Begleiter,“ forderte der Andere. Widerwillig ergriff der Wirth ein verroſtetes Schlüſſelbund und ein Talglicht und führte die Fremden in den Oberſtock, dort öffnete er ein dumpfiges Zimmer und erklärte mürriſch, er habe keine andere Gaſtſtube.

„Schafft uns ein Abendbrod und eine Flaſche von

Eurem beſten Wein," ſagte der Kaufmann, „wir bezahlen Euch gut und auf der Stelle."

Solche Andeutung verbeſſerte die Stimmung des dicken Gaſtwirths ſichtlich, er kam ſogar auf den unglücklichen Einfall, höflich auszuſehen. Jetzt frug der Kaufmann nach den Fuhrleuten und nach den Wagen. Dieſe Fragen kamen dem Wirthe quer. Zuerſt verſuchte er gar nichts zu wiſſen und behauptete, es ſeien viele Wagen in ſeinem Hofe aufgefahren, und es ſeien wohl auch Fuhrleute da, er kenne ſie nicht.

Vergebens verſuchte der Kaufmann ihm den Zweck ſeiner Herkunft verſtändlich zu machen, der Wirth blieb verſtockt und verfiel wieder in mürriſche Grobheit, bis der junge Pole dazwiſchen trat und dem Kaufmann bemerkte, mit ſolchen Leuten müſſe man anders reden. Er ſtellte ſich vor den Wirth, bezeichnete ihn mit mehreren Hundenamen und verſprach, ihn auf der Stelle arretiren und abführen zu laſſen, wenn er nicht die genaueſte Auskunft gebe.

Der Wirth ſah ſcheu auf den Offizier und erbot ſich endlich, fortzugehen und einen der Fuhrleute heraufzuſchicken.

Kurz darauf polterte eine lange Geſtalt mit braunem Filzhut die Treppe herauf, ſtutzte beim Anblick des Kaufmanns und erklärte endlich mit erzwungener Freundlichkeit, er ſei da.

„Wo ſtehn die Wagen, wo ſind die Frachtbriefe?"

Die Wagen waren im Hofe der Herberge aufgefahren, die Frachtbriefe kamen zögernd aus der ſchmutzigen Ledertaſche des Fuhrmanns.

„Ihr ſteht mir dafür, daß Eure Ladung vollſtändig und unverſehrt iſt?“ frug der Kaufmann.

Mißvergnügt antwortete der Filzhut, er könne dafür nicht ſtehen. Die Pferde des Transports ſeien ausgeſpannt und in einem verſteckten Stall verborgen, damit ſie nicht von der Regierung mit Beſchlag belegt würden; was von den Wagen heruntergenommen ſei, könne er nicht wiſſen und nicht vertreten, jede Verantwortlichkeit höre bei ſolcher Unordnung auf.

„Wir ſind in einer Diebeshöhle,“ ſagte der Kaufmann zu ſeinem Begleiter; „ich bitte um Ihre Hülfe, die Leute zur Ordnung zu bringen.“

Andere Leute zur Ordnung zu bringen, war gerade, was der junge Pole für ſeine Stärke hielt, denn er nahm lächelnd eine Piſtole in die Hand und ſagte verbindlich zu Anton: „Thun Sie wie ich und haben Sie die Güte, mir zu folgen.“ Darauf faßte er den Fuhrmann beim Kragen wie einen erſchoſſenen Haſen und ſchleppte ihn die Treppe hinunter in den Hausflur. — „Wo iſt der Wirth?“ rief er mit möglichſt furchtbarer Stimme. „Der Hund von Wirth und eine Laterne!“ Als die Laterne endlich gebracht wurde, führte er den ganzen Zug, die Fremden, den gefangenen Fuhrmann, den dicken Wirth und was bei dem Lärm ſonſt zuſammengelaufen war, in den Hof. Dort ſtellte er ſich mit ſeinen Gefangenen als Mittelpunkt eines Kreiſes auf, widmete dem Wirth noch einige Hundeſöhne, ſchlug ſeinen Fuhrmann mit dem Kolben der Piſtole auf den Kopf und ſagte dann dem Kaufmann artig in franzöſiſcher Sprache: „Der Schädel dieſes Burſchen klingt merkwürdig hohl, was wünſchen Sie zunächſt von dieſen Tröpfen?“

„Haben Sie die Güte, die Fuhrleute zuſammenzurufen.“

„Gut,“ ſagte der Pole, „und dann?“

„Dann will ich die Ladung der Wagen unterſuchen, wenn das in der Finſterniß möglich iſt.“

„Möglich iſt Alles,“ ſagte der Pole, „wenn Sie ſich die Unbequemlichkeit machen wollen, bei Nacht dieſe alte Leinwand zu durchforſchen. Ich würde Ihnen zu einer Flaſche Sauterne rathen und zu einigen Stunden Ruhe. Man muß in ſolchen Zeiten die Gelegenheit nicht verſäumen, ſich zu ſtärken.“

„Ich würde es vorziehen, auf der Stelle die Wagen anzuſehen,“ antwortete der Kaufmann lächelnd, „wenn Sie nichts dagegen haben.“

„Ich bin im Dienſt,“ ſagte der Pole, „alſo friſch an's Werk, es ſind Hände genug hier, um Ihnen die Lichter zu halten. — Ihr gottverdammten Schurken,“ fuhr er polniſch fort, wieder den Fuhrmann knuffend und den Wirth bedrohend, „ich führe Euch Alle zuſammen ab und laſſe Standrecht über Euch halten, wenn Ihr nicht auf der Stelle die übrigen Fuhrleute dieſes Herrn vor meine Augen ſchafft. Wie viel ſind ihrer?“ frug er franzöſiſch den Kaufmann.

„Es ſind vierzehn Wagen,“ erwiederte dieſer.

„Vierzehn müſſen's ſein,“ donnerte der Pole wieder die Leute an, „der Teufel ſoll all Euren Großmüttern das Aergſte thun, wenn Ihr Euch nicht auf der Stelle vor dieſem Herrn aufſtellt.“ Mit Hülfe eines alten Hausknechts wurde endlich etwa ein Dutzend der Fuhrleute herbeigeſchafft, zwei waren nicht aufzutreiben; der Wirth geſtand endlich, ſie hätten ſich dem Heere der Patrioten angeſchloſſen.

Der Pole ſchien nicht viel Werth auf dieſen Patriotismus zu legen. Er ſprach zum Kaufmann gewandt: „Hier haben Sie die Leute, ſehen Sie nach der Ladung; wenn auch nur ein Stück fehlt, laſſe ich über die ganze Geſellſchaft Standrecht halten.“ Dabei ſetzte er ſich nachläſſig auf eine Wagendeichſel und drehte die Spitzen ſeiner beſchmutzten Glanzſtiefeln beim Licht der Laterne hin und her.

Eine Anzahl Laternen, auch einige Fackeln wurden gebracht, und auf einige ermuthigende Worte des Kaufmanns ſtiegen die Fuhrleute in die Wagenburg, welche in dem großen Hofe aufgefahren war, rollten einige leere Wagen bei Seite und eröffneten den Zugang zu ihrer Ladung. Die meiſten waren ſchon früher im Geſchäft des Kaufmanns geweſen und kannten ihn und Anton perſönlich, einige zeigten ſich dienſtfertig und gutwillig, und während der Kaufmann den verſtändigſten unter ihnen vornahm und ausfrug, unterſuchte Anton, ſoweit es in der Eile möglich war, die Beſchaffenheit der Ladung, welche zumeiſt aus Wolle und Talg beſtand. Einige Wagen waren unbeſchädigt, der eine war ganz abgeladen, mehrere andere ihrer Decken beraubt und theilweiſe geplündert. Der Kaufmann trat zu dem jungen Polen: „Es iſt ſo, wie wir annahmen,“ ſagte er; „der Wirth hat einige von den Fuhrleuten überredet, da jetzt Revolution ſei, hätten ihre Verpflichtungen aufgehört; ſie haben angefangen, die Ladung in einem Nebengebäude abzuladen. Kamen wir einen Tag ſpäter, ſo war Alles ausgeräumt. Der Wirth und einige Spießgeſellen waren die Anſtifter, ein Theil der Fuhrleute iſt durch Drohungen eingeſchüchtert worden.“

Auf dieſen Bericht folgte eine neue Auflage von Donnerwettern aus dem Munde der kleinen Autorität; der Wirth, von deſſen Geſicht alle Röthe verſchwunden war, lag vor dem Offizier auf den Knieen und wurde von dieſem bei den Haaren feſtgehalten und in gefährlicher Weiſe zerzauſt. Unterdeß warf ſich Anton mit einigen Fuhrleuten gegen die verſchloſſene Remiſe, ſchlug das Thor auf und beleuchtete die Wollſäcke und die übrigen geſtohlenen Güter.

„Laſſen Sie die Leute aufladen, ſie mögen zur Strafe die Nacht arbeiten,“ ſagte der Kaufmann. Nach einigem Widerſpruch fügten ſich die Fuhrleute, beſiegt durch eine Miſchung von Drohungen und Verſprechungen. Der Pole trieb die betrunkenen Gäſte der Wirthsſtube aus dem Hauſe, ließ das äußere Thor ſchließen und alles Beleuchtungsmaterial des Hauſes in den Hof ſchaffen. Darauf zog er den Hauswirth unter fortgeſetztem freundſchaftlichem Haarrauſen nach dem obern Stock, ließ ihn dort durch einige hülfreiche Patrioten mit großen Cocarden, welche unter den Gäſten der Wirthsſtube geweſen waren, an einen Bettpfoſten befeſtigen und kündigte ihm an, daß er dieſe Nacht auf kein anderes Verhältniß zu ſeiner Bettſtelle Anſpruch habe. „Im Fall die Waaren vollſtändig aufgefunden und aus deinem Hauſe geſchafft werden, wirſt du Verzeihung erhalten: im entgegengeſetzten Fall werde ich Gericht über dich halten und dich erſchießen laſſen.“

Unterdeß klirrte und raſſelte es im Hofraum, und Menſchenſtimmen ſchrieen eifrig durcheinander. Anton ließ die

Wagen belaſten und die Ladung feſt machen. In dem Eifer der Arbeit ſah er kaum um ſich und dachte nur auf Augenblicke an die fremdartige Umgebung und das Abenteuerliche dieſer Scene. Es war ein großer viereckiger Hofraum von niedrigen verfallenen Holzgebäuden, Ställen und Wagenſchuppen eingefaßt, mit zwei Einfahrten, durch die Herberge ſelbſt und ein gegenüberliegendes Thor; ein Raum von mehreren Morgen Ausdehnung, wie ſie häufig bei den Herbergen des öſtlichen Europas zu finden ſind, welche an großen Verkehrſtraßen liegen und wie die Caravanſereien des Morgenlandes beſtimmt ſind, großen Waarentransporten und einer ſchnell zuſammenſtrömenden Menge nothdürftigen Schutz zu geben. Alle Arten von Wagen waren in dem Hofe in großem Viereck zuſammengefahren, es war ein Gewirr von Leitern, Deichſeln, Rädern, von großen geflochtenen Weidenkörben und grauen Leinwanddecken, von Heu- und Strohbündeln, alten Pechbüchſen und tragbaren Futterkrippen. Außer Stalllaternen und lodernden Kienfackeln leuchtete der rothe Himmel, noch immer zogen die Brandwolken, geballter Rauch und glühende Funken über die Häupter der Reiſenden. Das fremdartige Dämmerlicht beleuchtete hier wenigſtens ein Werk des Friedens. Die Fuhrleute arbeiteten eifrig unter lautem Zuruf; ein Haufe dunkler Geſtalten verſchwand bald im Schatten der Frachtwagen und Ballen, bald ſprang er auf die Höhe der Wagen, und die lebhaften Geſticulationen der Arbeitenden gaben ihnen in dem rothen Licht das Ausſehen von Wilden, welche ein unbekanntes nächtliches Werk ausführen.

Der Kaufmann ging zwiſchen dem Hof und Gaſtzimmer ab und zu, vergebens bat ihn Anton, ſich doch einige Stunden Ruhe zu gönnen. „Für uns iſt heut keine Nacht zum Schlafen,“ ſagte er finſter, und Anton ſah in dem düſtern Blick ſeines Prinzipals die Entſchloſſenheit eines Mannes, der bereit iſt, Alles daran zu ſetzen, um ſeinen Willen durchzuführen.

Es war gegen Morgen, als der letzte rieſige Wollſack mit Ketten und Stricken hoch oben auf dem Wagen befeſtigt war. Anton, der ſelbſt Hand angelegt hatte, glitt herunter und meldete ſeinem Prinzipal: „Wir ſind fertig.“

„Endlich,“ antwortete der Kaufmann tief aufathmend und ging hinauf in das Zimmer, um dies ſeinem freundlichen Begleiter anzuzeigen. Dieſer hatte die Nacht auf ſeine Weiſe zugebracht; zuerſt ließ er ſich das Abendbrod und den Wein, welchen entſetzte Dienſtmädchen auf ſeine Forderung heraufſchafften, ſehr wohl ſchmecken und behielt noch Zeit, eine wie die andere vornehm um die Taille zu faſſen und ihnen einige aufmunternde Worte zu gönnen. Dann betrachtete er die unſaubern Betten und ſtreckte ſich endlich mit einem franzöſiſchen Fluch auf einem derſelben aus, ſah gleichgültig in das zuſammengezogene Geſicht des tückiſchen Wirthes, der ihm gegenüber auf dem Boden ſaß, ſtarrte die Zimmerdecke an und ſagte dem Kaufmann, welcher einige Male in die Stube trat, ſchon in halbem Schlummer Artigkeiten über ſeine Fertigkeit, die Nächte ohne Schlaf hinzubringen. Endlich ſchlief er feſt ein. Wenigſtens fand ihn der Kaufmann am Morgen hingeſtreckt auf der groben Leinwand, das feine Geſicht von langem ſchwarzen Haar eingefaßt, die kleinen Hände verſchlungen, ein freundliches Lächeln um ſeinen Mund. So war er mit ſeiner Umgebung kein unpaſſendes

Bild der Ariſtokratie ſeines Stammes, er ſelbſt ein vornehmes Kind mit den Leidenſchaften und vielleicht mit den Sünden eines Mannes, und ihm gegenüber auf dem Fußboden die rohe Geſtalt des gefeſſelten Plebejers, der ſich den Anſchein gab, ebenfalls zu ſchlafen, aber oft mit böſem Blick auf den Liegenden hinſchielte.

Der Ariſtokrat ſprang auf, als der Kaufmann an ſein Bett trat, er öffnete das Fenſter und ſagte: „Guten Tag! es iſt Morgen, ich habe excellent geſchlafen.“ Darauf rief er eine vorbeiziehende Patrouille an, erklärte dem Führer kurz das Sachverhältniß, übergab ihm die Reſte des Abendeſſens und den Wirth und befahl ihm ohne Weiteres, mit ſeinen Leuten im Hauſe Wache zu halten, bis er ſelbſt zurückkehre. Dann trug er den Fuhrleuten auf, die Pferde anzuſchirren, und führte die Reiſenden hinaus in das Dämmerlicht eines unheimlichen Tages.

Auf dem Wege zum Agenten ſagte der Kaufmann zu Anton: „Wir theilen uns in die nöthigſten Beſuche; ſagen Sie unſern Kunden, daß wir durchaus nicht beabſichtigten, ſie zu drücken, daß ſie bei Wiederherſtellung einiger Ordnung auf die größte Nachſicht und Schonung rechnen können, ja unter Umſtänden auf eine Erweiterung ihres Credits, jetzt aber und vor Allem verlangen wir Sicherheiten. Wir werden in dieſem Wirrwarr nicht viel abmachen, aber daß die Herren heut durch uns ſelbſt an unſere Firma erinnert werden, das iſt die Hälfte unſerer Außenſtände werth.“ Leiſer fügte er hinzu: „Dieſe Stadt iſt ihrem Schickſal verfallen, wir werden in der nächſten Zukunft hier wenig Geſchäfte machen, denken Sie daran und ſeien Sie feſt.“ Und zum Polen gewendet ſagte er: „Ich bitte Sie, meinem Gefährten zu erlauben, daß er in Begleitung des Agenten einige Geſchäftswege gehe.“

„Wenn Ihr Agent mir mit ſeiner Perſon für die Rückkehr dieſes Herrn haften will,“ erwiederte der Pole zögernd, „ſo mag es geſchehen.“

Das Tageslicht hatte ſeine ſchöne Eigenſchaft, den Blumen Farbe und den Furchtſamen Muth zu geben, auch an dem Agenten bewährt. Er erklärte ſich bereit, mit Anton auszugehen. Unter dem Schutz der großen Cocarde, welche der Agent am Hute trug, eilte Anton von Haus zu Haus, er ſelbſt bleich nach der ruheloſen Nacht, aber mit entſchloſſenem Herzen. Ueberall wurde er mit Staunen empfangen, welches nicht immer frei von Beſtürzung war: Wie man in ſolcher Zeit daran denken könne, Geſchäfte abzuwickeln, zwiſchen Waffenlärm und Sturmgeläut und in der Todesangſt um eine furchtbare Zukunft?

Anton erwiederte kaltblütig: „Unſere Handlung iſt nicht geſonnen, ſich um den Kriegslärm zu kümmern, wo ſie nicht dazu gezwungen wird; jede Zeit iſt gut genug, um Verpflichtungen zu erfüllen; wenn für uns die Zeit war, hierher zu kommen, ſo iſt auch für Sie Zeit, mit mir zu verhandeln.“ Durch ſolche und ähnliche Vorſtellungen gelang es ihm doch, hier und da ein beſtimmtes Verſprechen, Anerbietungen, ja ſogar einige Deckung zu erlangen.

Nach einigen Stunden angeſtrengter Arbeit traf Anton in der Wohnung des Agenten wieder mit ſeinem Prinzipal zuſammen. Als er Bericht abgeſtattet hatte, ſagte der Kaufmann, ihm die Hand reichend: „Wenn wir noch unſere Wagen glücklich aus der Stadt bringen, haben wir ſo viel durchgeſetzt, daß wir die unvermeidlichen Verluſte an dieſem Ort wohl ertragen können. Jetzt auf die Commandantur!“ — Er gab dem Agenten noch Inſtruction und ſagte ihm beim Abſchied leiſe: „In wenig Tagen werden unſere Truppen einrücken, ich nehme an, daß Sie bis dahin Ihr Haus nicht verlaſſen. Dann ſehen wir uns wieder.“

Der Agent rief mit aufgehobenen Händen den Schutz aller Himmliſchen auf die Reiſenden herab, verſchloß und verriegelte hinter ihnen die Hausthüre und verſteckte ſeine revolutionäre Cocarde in dem Ofen.

Die Reiſenden eilten unter Führung des Polen mit ſchnellen Schritten durch das Gewühl. Wieder hatten ſich die Straßen gefüllt, wieder zogen Schaaren Bewaffneter an ihnen vorüber, der Pöbel war wilder und aufgeregter, und das Geſchrei war noch größer, als am Abend zuvor. Es wurde an die Häuſer gedonnert und Einlaß verlangt, Branntweinfäſſer wurden auf die Pflaſterſteine gerollt und von dichten Haufen trunkener Männer und Weiber umdrängt, Alles kündigte an, daß die befehlende Macht nicht ſtark genug war, die Straßendisciplin aufrecht zu erhalten. Auch im Hauſe der Commandirenden war ein unruhiges Treiben, Bewaffnete eilten zu und ab, und die Botſchaft, welche ſie brachten, mußte ungünſtig ſein, denn in dem großen Vorzimmer wurde mit halblauter Stimme viel geflüſtert, und unruhige Erwartung lag auf allen Geſichtern.

Der junge Pole wurde bei ſeinem Eintritt von ſeinen Freunden umdrängt und in eine Ecke gezogen. Nach haſtigen Fragen faßte er ein Gewehr, rief Einige beim Namen und verließ das Zimmer, ohne ſich weiter um die Reiſenden zu bekümmern.

Der Kaufmann und Anton wurden in das Nebenzimmer gewieſen. Dort empfing ſie der junge Befehlshaber. Auch er war bleich und niedergeſchlagen, aber hatte doch die Haltung eines vornehmen Mannes, als er den Kaufmann anredete: „Ich habe Ihren Wunſch bevorwortet, hier iſt ein Paſſirſchein für Sie und Ihre Wagen; ich bitte Sie, daraus zu entnehmen, daß wir die Bürger Ihres Staates rückſichtsvoll zu behandeln wünſchen, mehr vielleicht, als die Pflicht der Selbſterhaltung rathſam macht.“

Der Kaufmann empfing das verhängnißvolle Papier mit glänzenden Augen: „Sie haben mir eine ungewöhnliche Rückſicht bewieſen,“ ſagte er, „ich fühle mich Ihnen tief verpflichtet und wünſche, daß es mir einſt vergönnt ſein möge, meine Dankbarkeit Ihnen zu beweiſen.“

„Wer weiß,“ antwortete der junge Befehlshaber mit trübem Lächeln, „wer Alles auf das Spiel ſetzt, kann auch Alles verlieren.“

„Vieles,“ ſagte der Kaufmann mit einer höflichen Neigung ſeines Hauptes, „aber nicht Alles, wenn man ſich ehrlich Mühe giebt.“

In dieſem Augenblick drang ein dumpfer Ton in das Ohr der Sprechenden, ein Geräuſch, wie der Zug des heulenden Windes oder das Brauſen der hereinſtürzenden Fluth. Der Commandirende ſtand unbeweglich und horchte. Plötzlich erklang ganz in der Nähe ein mißtönender Schrei aus vielen Kehlen, einzelne Schüſſe folgten. Anton, durch Nachtwachen und lange Spannung empfänglich gemacht für einen Schauer, ſchrak zuſammen, er ſah, daß die Hand ſeines Prinzipals, welche den Paſſirſchein feſthielt, heftig zitterte. Da wurde die Thür des Kabinets aufgeriſſen, einige ſtattliche Männer ſtürzten herein, mit zerriſſenen Kleidern, die Waffen in der Hand, in den verſtörten Geſichtern die Spuren des Straßenkampfes, an ihrer Spitze der Führer der Reiſenden.

„Empörung!“ rief der junge Pole ſeinem Befehlshaber zu, „ſie ſuchen dich! — Rette dich! — Ich halte ſie auf.“

Schnell wie der Gedanke ſprang Anton zu ſeinem Prinzipal, er riß dieſen mit ſich fort, und beide flogen durch das Vorzimmer die Treppe hinab in den Hausflur. Hier ſtießen ſie auf einen Haufen Bewaffneter, welche ſich noch einmal gegen eine andrängende Volksmaſſe am Eingang des Hauſes zu ſetzen ſuchten. Aber ſo ſchnell die Reiſenden auch waren, ſchneller noch glitt ihr Gefährte der letzten Nacht die Treppe hinunter, flog an die Spitze ſeiner Freunde und warf ſich unter lautem Zuruf mit ihnen einem hereinbrechenden Pöbelhaufen entgegen. Wild flogen die ſchwarzen Haare um ſein entblößtes Haupt, und in ſeinem ſchönen, jetzt ſo farbloſen Angeſicht glänzten die Augen von der unwiderſtehlichen Energie eines tapfern Mannes. „Zurück!“ rief er mit heller Stimme dem wüſten Volke zu und ſprang wie ein Panther von den Stufen des Portals weit hinein in den Haufen, mit flachen Schlägen ſeiner Klinge auf die Köpfe der Andrängenden hauend. Die Volksmaſſe wich zurück, die Gefährten des Tapfern ſtellten ſich kampfbereit hinter ihm auf. Wieder ergriff Anton den Arm ſeines Prinzipals und zog ihn aus dem Hauſe mit der Haſt, welche dem Menſchen nur dann wird, wenn er widerſtandslos einem mächtigen Triebe folgt.

Schon waren ſie hinter einem Vorſprung des Hauſes, da fiel ein Schuß, und mit Entſetzen ſahen ſie noch, daß der junge Pole blutend auf den Rücken fiel, ſie hörten ſeinen letzten Schrei: „Die Canaille!“

„Zu den Wagen!“ rief der Kaufmann und warf ſich in eine enge Quergaſſe. Aus der Ferne klangen noch einzelne Schüſſe und das Geſchrei der Uneinigen; ſie durchbrachen die Haufen neugieriger und erſchreckter Einwohner, welche ihren Lauf durch entlegene Straßen hinderten, und kamen athemlos, das Schlimmſte befürchtend, vor der Herberge an.

Auch hier war die Empörung ausgebrochen. Die zurückgelaſſene Wache hatte den Wirth losgebunden und ſich ſchleunig entfernt, als die Nachricht von dem Tumult zu ihren Ohren gedrungen war. Jetzt füllte den Hof Zank und vielſtimmiges Geſchrei. Der Wirth, unterſtützt von einem Haufen Straßengeſindel, verhandelte heftig mit den Fuhrleuten. Ein Theil der Wagen war angeſpannt und zur Abfahrt bereit, von andern war die Decke wieder heruntergeriſſen, ein Trupp der Fuhrleute, offenbar die Minderzahl, ſtand davor und widerſetzte ſich dem andringenden Wirth und ſeiner Bande. Es war eine verzweifelte Lage. Der Kaufmann riß ſich von Anton los, welcher ihn zurückhalten wollte, ſtürzte mitten in den Haufen der Streitenden und rief, den Paſſirſchein hoch hebend, ſo laut er konnte, in polniſcher Sprache: „Haltet ein! Hier iſt der Befehl des Commandanten, daß unſere Wagen die Stadt verlaſſen ſollen. Wer ſich widerſetzt, wird beſtraft werden. Wir ſtehen unter dem Schutz der Regierung.“

„Welcher Regierung? du Schelm von einem Deutſchen!“

ſchrie der Wirth mit kirſchrothem Geſicht: „die alte Regierung gilt nicht mehr, die Verräther haben ihren Lohn erhalten, und Ihr Spione ſollt gleichfalls hängen!“ So drang er auf den Kaufmann ein und hieb mit einem alten Säbel nach dem Haupt des Wehrloſen, welcher ihm gegenüber ſtand.

Unſerm Anton grauſte; aber wie der Menſch in den ſchrecklichſten Momenten von abenteuerlichen Ideenverbindungen befallen wird, welche wie Sternſchnuppen durch die Finſterniß eines empörten Gemüthes ſchießen, ſo erhielt auch ihm der breite Rücken des Wirthes auf einmal eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Rücken eines dicken Schulkameraden aus Oſtrau, eines gutmüthigen Bäckerſohnes, an dem er in vielen Balgereien den Knabenkunſtgriff geübt hatte, ſeinen Gegner durch einen gewiſſen Ruck und Druck von hinten platt auf die Erde zu legen. Er ſprang blitzſchnell hinter den Wirth, faßte ihn mit der Stärke eines Rieſen am Genick, gab ihm den Ruck mit aller Kunſt und ſchrie dabei unwillkürlich: „Du Hanswurſt!“ — Der niederſauſende Säbel verlor ſeine gefährliche Richtung, er traf den Arm des Kaufmanns, zerſchnitt den Rock und drang in das Fleiſch ein, das Blut färbte augenblicklich die weiße Leinwand, welche durch den Schnitt bloßgelegt wurde. Als der Dicke, wie ein Käfer zappelnd, auf dem Rücken lag, hielt ihm Anton wieder die treue Piſtole vor und ſchrie in ſeiner verzweifelten Begeiſterung: „Zurück, Ihr Schufte, oder ich ſchieße ihn todt!“

Dieſe ſchnelle Diverſion bewirkte für den Augenblick mehr, als nach Lage der Dinge zu hoffen ſtand: das Geſindel, welches der Wirth aus ſeiner Schenkſtube zuſammengeholt hatte und welches zunächſt in fremdem Intereſſe handelte, wich zurück, und ein halbes Dutzend Fuhrleute drängte ſich mit Radſtangen und andern Angriffswerkzeugen um den Kaufmann und ſchrie jetzt eben ſo laut, wie früher die Andern, daß dem fremden Herrn und den Wagen kein Leid geſchehen ſolle. Der Kaufmann rief: „Jagt das fremde Volk hinaus!“ faßte ſelbſt den Säbel, welcher dem liegenden Wirth entfallen war, ſtürmte an der Spitze der Getreuen auf die Helfer des Wirths ein und trieb dieſe durch den gepflaſterten Hausflur. Die Hartnäckigſten machten noch einen vergeblichen Verſuch, ſich in der Schenkſtube feſtzuhalten, aber einer nach dem andern ward aus dem Hauſe geworfen, daß ſie brüllend und fluchend davonliefen. Darauf wurde die Hausthür geſchloſſen, und der Kaufmann eilte nach dem Hof zurück, wo Anton noch immer vor dem unverbeſſerlichen Wirth kniete und dieſen am Aufſtehen hinderte. Die übrigen Fuhrleute hatten ſich ſcheu zurückgezogen, der Kaufmann rief jetzt alle heran und befahl: „Spannt an!“ — Zu Anton ſagte er: „Dies Haus müſſen wir ſogleich verlaſſen. Beſſer auf dem Straßenpflaſter, als in dieſer Höhle.“ —

„Sie bluten,“ rief Anton, beſtürzt zu dem Arm des Kaufmanns aufblickend.

„Es muß unbedeutend ſein, ich kann den Arm bewegen,“ antwortete der Kaufmann ſchnell. „Oeffnet das Hinterthor, hinaus mit den Wagen! Vorwärts, Ihr Männer! — Einer der Fuhrleute wird Ihnen helfen, den Wirth feſtzuhalten.“

„Und wo ſollen wir hin?“ frug Anton in engliſcher Sprache. „Sollen wir mit den Wagen hinein in das Blutvergießen der Straße?“

„Wir haben einen Paſſirſchein und werden die Stadt verlaſſen,“ erwiederte der Kaufmann hartnäckig.

„Man wird den Paß nicht reſpectiren,“ rief Anton wieder und hielt dem ungeduldigen Wirth ſeine Piſtole an die Stirn.

„Im ſchlimmſten Falle giebt es mehrere Herbergen in dieſem Theile der Stadt, jede andere wird eine beſſere Zuflucht ſein.“

„Aber die Fuhrleute ſind nicht vollzählig und haben zum Theil böſen Willen.“

„Den böſen Willen Einzelner bezwinge ich,“ antwortete der Kaufmann finſter; „die Geſpanne ſind vollzählig, es fehlen nur die Knechte. Wer Pferde beſaß, blieb bei ſeiner Pflicht. — Das Thor iſt geöffnet, hinaus mit den Wagen!“

Das hintere Thor führte auf einen offenen Platz, der mit Schutt und Bauſteinen bedeckt und von einzelnen ärmlichen Häuſern umgeben war. Der Kaufmann eilte an das Thor und trieb zur Abfahrt. Ein ſtämmiger Burſch kam von ſeinen Pferden zur Unterſtützung Antons herbei. Es waren angſtvolle Momente. In der Nähe des Hauſes rangen Anton und ſein Gehülfe mit dem liegenden Mann, und an der Thür heulten die häßliche Frau des Liegenden und die beiden Dienſtmädchen. Als der erſte Wagen durch das Hofthor hinausfuhr, wurde das Geſchrei der Weiber lauter, die Wirthin rief Mord und Hülfe, und die Mädchen ächzten um ſo herzhafter, je eifriger der junge Fuhrmann ihnen verſicherte, dem Herrn Wirth ſolle kein Leid geſchehen, wenn er nur ruhig liegen bleibe; und ihre Zeche würden ſie auch bezahlen.

Da donnerten Kolbenſchläge an das verſchloſſene Hausthor, die Weiber ſtürzten hin und öffneten; und ſo groß war die hoffnungsloſe Spannung der letzten Augenblicke geweſen, daß Anton mit einer gewiſſen Befriedigung ein ſtarkes Commando Bewaffneter in den Hof dringen ſah. Er erhob ſich vom Boden und ließ den Wirth los. Der Kaufmann aber ging langſam, mit wankendem Schritt wie ein gebrochener Mann den Feinden entgegen, welche im entſcheidenden Augenblick ſeinen Willen hinderten.

Der Anführer des Trupps, einer von den Wächtern, welche der junge Pole am Morgen in die Herberge gerufen hatte, ſagte zum Kaufmann: „Sie ſind Gefangener der Regierung, Sie und Ihre Waaren dürfen die Stadt nicht verlaſſen.“

„Ich habe einen Paſſirſchein,“ antwortete der Kaufmann mit heiſerer Stimme und griff nach der Bruſttaſche.

„Das neue Commando verbietet Ihnen die Abreiſe,“ wiederholte der Bewaffnete kurz.

„Ich muß mich unterwerfen,“ ſprach der Kaufmann, er ſetzte ſich mechaniſch auf eine Deichſel und faßte mit beiden Händen nach dem Wagenkorbe.

Anton hielt den halb Bewußtloſen in ſeinen Armen und rief in der tiefſten Empörung: „Wir ſind in dieſer Herberge zwei Mal beraubt worden, wir waren in Gefahr, getödtet zu werden, mein Begleiter iſt verwundet, wenn Ihre Regierung uns und die Wagen zurückhalten will, ſo ſchützen Sie wenigſtens unſer Leben und dieſe Güter, welche uns gehören. In dieſer Herberge können die Wagen nicht bleiben, und wenn Sie uns von den Wagen trennen und fortführen, ſo wird Plünderung und Zerſtörung derſelben noch ſchwerer zu verhüten ſein.“

Die Bewaffneten traten zuſammen und hielten Rath; der Anführer rief endlich auch Anton. Nach langem Verhandeln wurde beſtimmt, die Wagen in eine nahe gelegene Herberge von ähnlicher Beſchaffenheit, aber etwas beſſerem Charakter zu geleiten. Anton erhielt die Erlaubniß, mit dem Kaufmann unter Bewachung in demſelben Gaſthofe zu bleiben, bis Weiteres über ſie beſchloſſen würde. Der Kaufmann hatte unterdeß an die Leinwand des Wagens gelehnt theilnahmlos dageſeſſen. Anton theilte ihm ſchnell das Reſultat der Unterhandlungen mit.

„Wir müſſen es ertragen,“ ſprach der Prinzipal langſam und verſuchte mit Mühe ſich zu erheben. „Fordern Sie unſere Rechnung von dem Wirth.“

„Der Wirth wird ſeine Bezahlung durch uns erhalten,“ ſagte der Führer des Trupps und ſtieß den Beſitzer des Hofes unſanft zur Seite. „Denken Sie jetzt an ſich ſelbſt,“ fügte er theilnehmend hinzu und faßte den Arm des Verwundeten, um ihn zu ſtützen.

„Bezahlen Sie für uns und für die Pferde,“ wiederholte der Kaufmann zu Anton gewandt, „wir dürfen hier nichts ſchuldig bleiben.“

Anton zog ſeine Brieftaſche hervor, rief die Fuhrleute zuſammen, übergab vor ihren Augen dem Wirth ein Caſſenbillet und ſagte ihm: „So zahle ich Euch, bis Eure Forderung feſtgeſtellt iſt, vorläufig dieſe Summe. Ihr Männer ſeid Zeugen.“ Die Fuhrleute nickten reſpectvoll und eilten zu ihren Wagen.

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Voran ein Theil der Escorte, dann die Frachtwagen, welche langſam und unbehülflich über die Steine der Ausfahrt raſſelten, einige ohne Fuhrmann, nur durch die eingeübten Pferde in der Reihe gehalten. Der Kaufmann ſtand am Thor, auf Anton gelehnt, und zählte leiſe wie im Traume, ſo oft ein Wagen durch das Thor fuhr; da der letzte hinausrollte, ſagte er: „Abgemacht!“ und ließ ſich von Anton und dem Polen hinter den Wagen her führen.

In der nächſten Querſtraße fuhr der Zug in den weiten Hofraum einer Herberge ein. Als nach langem Aufenthalt der letzte Wagen abgeſpannt war, und die Wache das Thor von innen verriegelt hatte, ſank der Kaufmann ohnmächtig zuſammen und wurde in das Haus getragen.

In einem kleinen Zimmer wurde der Verwundete niedergelegt; die Polen ſtellten eine Wache vor das Zimmer der Reiſenden, eine andere in den Hof; Anton blieb mit dem Ohnmächtigen allein. Angſtvoll kniete er an dem Lager des Kaufmanns nieder, öffnete ihm die Kleider und benetzte das Geſicht mit kaltem Waſſer. Nach einer Weile kehrte Leben in das Angeſicht des Prinzipals zurück, er öffnete die Augen, blickte dankend auf Anton und wies auf das Fenſter.

Anton ſah hinaus und ſagte freudig: „Es führt auf den Hof, ich kann die Wagen zählen und überſehen. Hier, glaube ich, ſind wir in erträglicher Sicherheit; freilich ſind wir Gefangene! Vor Allem aber erlauben Sie mir, nach Ihrer Wunde zu ſehen. Ihre Kleider ſind mit vielem Blut befleckt!“

„Die Schwäche kommt von der Anſtrengung mehr, als vom Blutverluſt,“ antwortete der Kaufmann ſich aufrichtend.

Anton öffnete die Thür und bat um einen Wundarzt. Der Wächter war bereit, einen ſolchen zu holen, und ließ nach Verlauf einer langen ängſtlichen Stunde ein ſchäbiges Subject herein, welches eilig ein Barbiermeſſer und ein ſchmutziges Taſchentuch hervorholte, das Meſſer an ſeinem Aermel ſtrich und das Taſchentuch in eine bedenkliche Nähe von Antons Kinn zu bringen wagte. Mit Mühe wurde ihm begreiflich gemacht, weshalb er gerufen ſei. Anton ſchnitt den Rockärmel und das Hemde auf und unterſuchte ſelbſt die verwundete Stelle. Es war ein Schnitt in den Oberarm, er ſchien nicht gerade tief, doch war der Arm ſteif, und der Kaufmann fühlte heftige Schmerzen. Der Barbier verſuchte einen Verband anzulegen und entfernte ſich mit dem Verſprechen, in den nächſten Tagen wiederzukommen. Der Kaufmann ſank erſchöpft durch die Schmerzen des Verbandes auf das Lager zurück, und Anton ſaß den Reſt des Tages neben ihm, machte dem Arm Umſchläge von kaltem Waſſer und beobachtete den fieberhaften Schlummer des Kranken.

Bald verſank er ſelbſt in einen Zuſtand von Halbſchlaf, eine dumpfe Abſpannung, welche ihn gleichgültig gegen Alles machte, was außerhalb des Zimmers vorging. So kam der Abend und die Nacht. Anton tauchte jede Minute die Fingerſpitzen in kaltes Waſſer und ſchlich zuweilen vom Lager des Verwundeten nach dem Fenſter, um nach den Wagen zu ſehen, oder nach der Thür, um einige halblaute Worte mit der Wache zu wechſeln, welche eine gutmüthige Theilnahme bewies. Unterdeß wüthete in der Stadt das Feuer und vor den Thoren donnerte das Geſchütz angreifender Truppen. Anton ſah gleichgültig auf die glühende Lohe, welche vom Winde getrieben wieder über die unglückliche Stadt flog, er hörte mit einer ſchwachen Verwunderung, daß der Donner des Geſchützes immer ſtärker rollte und endlich in ein betäubendes Krachen überging, und wenn er Wehgeſchrei oder Gebrüll auf der Straße hörte, klang es ihm ſo unbedeutend, wie das Läuten eines Frühglöckchens, das er von ſeiner Stube im Hauſe des Prinzipals hören konnte, und das Niemanden aus der Morgenruh aufzuſtören vermochte, als höchſtens einige fromme Mütterchen. Mechaniſch griff er die ganze Nacht hindurch mit den Händen in das kalte Waſſer und an den Arm des Liegenden und fuhr auf, ſo oft dieſer ſtöhnte und ſich bewegte. Als aber gegen Morgen der Kranke in einen ruhigeren Schlummer ſank, vergaß auch Anton ſeine Arbeit, der Kopf fiel ihm ſchwer auf die Hände, welche er über den Tiſch ausgebreitet hatte; er ſah und hörte nichts mehr; er war unter dem Angſtgeſchrei und Kanonendonner, welche die Eroberung einer hartnäckig vertheidigten Stadt anzeigten, unter allen Gräueln eines blutigen Kampfes feſt eingeſchlafen, wie ein müder Knabe über ſeinen Schularbeiten.

Als er nach einigen Stunden erwachte, war der Morgen längſt angebrochen, der Kaufmann lachte ihn von ſeinem Lager freundlich an und reichte ihm die geſunde Hand. Anton drückte ſie erfreut und eilte wieder nach dem Fenſter. „Alles in Ordnung!“ Darauf öffnete er die Thür, die Wache war verſchwunden. Und auf der Straße klang Trommelwirbel und der regelmäßige Tritt einziehender Regimenter.

## 3.

„Wir gaben Sie bereits verloren," rief der eintretende Rittmeiſter dem Kaufmann zu. „Es iſt hier arg gewirthſchaftet worden, und meine Erkundigung nach Ihnen war ohne Erfolg; ein Glück war es, daß Ihr Brief mich in dem Gewirr auffand."

„Wir haben unſern Willen durchgeſetzt," ſagte der Kaufmann, „wie Sie ſehen, nicht ohne Hinderniſſe —" er zeigte lächelnd auf ſeinen verbundenen Arm.

„Vor Allem laſſen Sie mich wiſſen, welche Abenteuer Sie erlebt haben," ſagte der Rittmeiſter, ſich zu dem Verwundeten ſetzend; „Sie haben mehr Spuren des Kampfes aufzuweiſen als wir." Der Kaufmann erzählte. Er verweilte mit Wärme bei Antons Heldenthat, dem er ſeine Rettung zuſchrieb, und ſchloß mit den Worten: „Meine Wunde verhindert mich nicht, zu reiſen, und meine Rückkehr iſt dringend nothwendig. Die Wagen will ich bis zur Grenze mit mir nehmen."

„Morgen früh geht ein Zug unſers Trains nach der Grenze zurück, dieſem können Sie Ihre Wagen anſchließen. Uebrigens iſt die große Straße jetzt ſicher. Von morgen wird auch der Poſtenlauf wieder beginnen."

„Unterdeß erbitte ich Ihre Vermittelung, ich will noch heut durch Eſtaffette Briefe nach Haus ſenden."

„Ich will ſorgen,“ verſprach der Rittmeiſter, „daß Ihre Rückkehr morgen keine Verzögerung erleidet.“

Als der Offizier das Zimmer verlaſſen hatte, ſagte der Kaufmann zu Anton: „Ihnen, lieber Wohlfart, muß ich jetzt eine Ueberraſchung bereiten, die Ihnen, wie ich fürchte, wenig willkommen ſein wird. Ich wünſche Sie an meiner Stelle hier zu laſſen.“ Erſtaunt trat Anton an das Lager des Prinzipals. „Auf unſern Agenten iſt in dieſer Zeit nicht zu bauen,“ fuhr der Kaufmann fort; „ich habe in dieſen Tagen mit Freuden erkannt, wie ſehr ich mich auf Sie verlaſſen kann. Was Sie noch nebenbei gethan haben zur Rettung meiner Stirnhaut, das bleibt Ihnen unvergeſſen, ſo lange ich lebe. — Und jetzt ſetzen Sie ſich mit Ihrer Schreibtafel zu mir, wir überlegen noch einmal, was wir zu thun haben.“

Am nächſten Morgen hielt ein Poſtwagen vor der Herberge, der Kaufmann wurde von Anton hineingehoben und ließ an der Seite der Straße halten, bis die Frachtwagen einer nach dem andern zum Thor hinausgefahren waren. Dann drückte er noch einmal Antons Hand und ſagte: „Ihr Aufenthalt wird Wochen, ja er kann Monate dauern. Ihre Arbeit wird ſehr unangenehm und zuweilen ohne Reſultate ſein. Und ich wiederhole Ihnen, ſeien Sie nicht zu ängſtlich, ich vertraue auf Ihr Urtheil, wie auf mein eigenes. Fürchten Sie nicht, uns einen Verluſt zu bereiten, wenn Sie unſichere Schuldner zur Zahlung bringen können. Dieſer Ort iſt verwüſtet und fortan für uns verloren. Leben Sie wohl, auf ein gutes Wiederſehn zu Hauſe.“

So blieb Anton allein in der fremden Stadt, in einer

Stellung, in welcher großes Vertrauen ihm große Verantwortlichkeit auflegte. Er ging in das Zimmer zurück, rief den Wirth und ſchloß mit ihm auf der Stelle einen Vertrag über ſeinen ferneren Aufenthalt. Die Stadt war ſo angefüllt mit Militär, daß er es vorzog, in der kleinen Wohnung, welche er bereits in Beſitz hatte, zu bleiben und die Unbequemlichkeiten des dürftigen Quartiers zu ertragen. Er durfte nicht erwarten, es irgendwo wohnlicher zu finden.

Wohl war es eine verwüſtete Stadt, welche Antons Fuß durchſchritt. Vor wenig Tagen füllte das Gewühl leidenſchaftlicher Menſchen die Straßen, jede Art von Unternehmungsluſt war auf den wilden Geſichtern zu leſen. Wo war jetzt der Trotz, die Kampfluſt, die Begeiſterung der vielen Tauſende? — Die Haufen der Landleute, Schwärme des Pöbels, Krieger des Patriotenheeres waren zerſtoben wie Geiſter, welche der Sturmſchlag fremder Trommeln verſcheucht hat. Was von Menſchen auf den Straßen daherſchritt, das waren fremde Soldaten. Aber die bunten Uniformen der Fremden gaben der Stadt kein beſſeres Anſehen. Zwar das Feuer war gelöſcht, deſſen Qualm in den letzten Tagen den Himmel verdunkelt hatte. Aber in dem bleichen Herbſtlicht ſtanden die Häuſer da, wie ausgebrannt. Die Thüren blieben verſchloſſen, viele Scheiben zerſchlagen, auf den Steinen lag der Unrath, faules Stroh, Trümmer von Hausgeräth, hier mit zerbrochenen Rädern ein Karren, dort eine Montur, Waffen, die Leiche eines Pferdes. An einer Straßenecke ſtanden Schränke und Tonnen, die man aus Häuſern zuſammengeworfen hatte als einen letzten Wall gegen die eindringenden Truppen, und dahinter lagen mit einem Strohbund nachläſſig zugedeckt die Leichen getödteter Menſchen. Anton wandte ſich mit Grauſen ab, als er die blutloſen Köpfe unter den Halmen erblickte. Auf den Plätzen bivouakirten neu eingezogene Truppen, ihre Pferde ſtanden in Haufen zuſammengekoppelt, daneben aufgefahrene Geſchütze; in allen Straßen dröhnte der Tritt ſtarker Patrouillen, nur ſelten eilte eine Geſtalt in Civilkleidern über das Pflaſter, den Hut tief in die Augen gedrückt, mit furchtſamem Blick von der Seite auf die fremden Krieger ſehend, zuweilen wurde ein bleicher Mann von Bewaffneten vorübergeführt, und wenn er zu langſam ging, mit dem Kolben vorwärts geſtoßen. Die Stadt hatte häßlich ausgeſehen während der Aufregung, ſie erſchien noch häßlicher in der Todtenruhe, welche jetzt auf ihr lag.

Als Anton mit ſolchen Eindrücken von ſeinem erſten Gange zurückkehrte, fand er vor ſeiner Zimmerthür einen Huſaren, der wie auf Poſten mit dröhnendem Tritt auf und ab ging.

„Herr Wohlfart!“ ſchrie der Huſar und ſtürzte dem Ankommenden entgegen.

„Mein lieber Karl,“ rief Anton, „das iſt die erſte Freude, die ich in dieſer traurigen Stadt habe. Aber wie kommen Sie hierher?“

„Sie wiſſen ja, daß ich jetzt meine Zeit abdiene. Wir ſtießen zu unſern Kameraden an der Grenze, wenige Stunden, nachdem Sie abgereiſt waren. Vom Wirth, der mich noch aus dem Geſchäft kannte, erfuhr ich Ihre Abreiſe. Sie können denken, in welcher Angſt ich war. Erſt heut erhielt ich Urlaub, und es war mein Glück, daß ich einen der Fuhrleute in der Hausthür frug, ſonſt hätte ich Sie noch nicht gefunden. Und jetzt vor Allem, Herr Wohlfart, was macht unſer Prinzipal, wie ſteht's mit unſern Waaren?"

„Kommen Sie nur erſt ins Zimmer," erwiederte Anton, „Sie ſollen Alles hören."

„Halt," rief Karl, „noch nicht: erſt muß noch etwas in Ordnung gebracht werden. Sie ſprechen Sie zu mir, das leide ich nicht. Thun Sie mir den Gefallen und reden Sie zu mir, als wäre ich noch der Karl im Geſchäft."

„Aber Sie ſind's ja nicht mehr," ſagte Anton lachend.

„Dies hier iſt nur Maskerade," ſagte Karl auf ſeine Uniform weiſend, „in meinem Herzen bin ich immer noch freiwilliger Auflader bei T. O. Schröter. Wenn mir bei Ihnen wohl ſein ſoll, ſo führen Sie das alte Du wieder ein."

„Wie du willſt, Karl," erwiederte Anton, „komm herein und laß dir erzählen."

Karl gerieth in den heftigſten Zorn gegen den ſchlechten Wirth. „Dieſer diebiſche Hundsfott! An unſerer Firma, an unſerm oberſten Chef hat er ſich vergriffen. Aber morgen führe ich einen ganzen Beritt unſerer Jungen in ſeine Herberge. Ich laſſe ihn in ſeinen eigenen Hof treiben, er wird als hölzernes Pferd aufgeſtellt und wir ſpringen eine Stunde lang über ihn weg, einer nach dem andern, und bei jedem Sprunge geben wir ihm einen Puff auf ſeinen boshaften Kopf."

„Herr Schröter hat ihm die Strafe erlaſſen," ſagte Anton begütigend, „ſei du nicht grauſamer. Höre, du biſt ein hübſcher Junge geworden."

„Es geht an,“ erwiederte Karl geſchmeichelt. „Mit der Landwirthſchaft habe ich mich ausgeſöhnt. Mein Onkel iſt ein guter Mann. Wenn Sie ſich meinen Alten halb ſo groß denken, als er iſt, und dünn ſtatt dick, und mit einer kleinen Stumpfnaſe ſtatt einer großen Naſe, und mit einem länglichen Geſicht ſtatt einem runden, und mit einem eſelsfarbenen Rock und ohne Lederſchürze, dafür mit zwei hohen Knieſtiefeln, ſo haben Sie ganz meinen Onkel. Ein prachtvolles kleines Kerlchen. Er meint's gut mit mir. Im Anfange freilich war mir's zu ſtill auf dem Lande, dagegen viel waſſerpolackiſches Volk in der Nähe; aber es ging mit der Zeit. Man ſieht bei der Wirthſchaft immer, was man ſchafft, das iſt die größte Freude. Daß ich Soldat werden mußte, war meinem grauröckigen Onkel ein Strich durch die Rechnung, mir war's recht, daß ich einmal im Ernſte auf ein Pferd kam und etwas von der Katzbalgerei mit anſehen konnte. Elende Wirthſchaften hier auf dem Lande, Herr Wohlfart. Und dieſer Platz, es iſt eine gräuliche Verwüſtung!“ So ſchwatzte Karl vergnügt fort. Endlich ergriff er ſeine Mütze: „Wenn Sie jetzt hier bleiben, ſo erlauben Sie mir, Sie manchmal auf eine Viertelſtunde zu beſuchen.“

„Du ſollſt thun, wie zu Hauſe,“ ſagte Anton. „Wenn du mich einmal nicht triffſt, der Wirth hat den Schlüſſel, hier ſtehen die Cigarren.“

So hatte Anton einen alten Freund wieder gefunden. Aber Karl blieb nicht ſeine einzige Bekanntſchaft in Dolman und Schleppſäbel. Der Rittmeiſter freute ſich über den Landsmann, der ſich ſo wacker gegen die Inſurgenten gehalten hatte. Er ſtellte ihn dem Oberſten vor, welcher die Truppenabtheilung befehligte. Anton mußte dieſem ſeine Abenteuer erzählen und wurde von einem großen Kreiſe von Epauletten höchlich gelobt, darauf lud ihn der Rittmeiſter an einem der nächſten Tage zu Tiſche und ſtellte ihn den Offizieren ſeiner Escadron vor. Antons beſcheidene Ruhe machte einen günſtigen Eindruck auf die bunten Herren. In der Garniſon wären ſie wahrſcheinlich durch gewiſſe Anſichten über Menſchengröße verhindert worden, mit einem jungen Kaufmann ungezwungen zu verkehren, hier im Felde waren ſie ſelbſt tüchtigere Männer, als in der geſchäftigen Langeweile des Friedens, ihre Vorurtheile waren geringer und ihre Anerkennung eines muthigen Mannes unbefangener. So betrachteten ſie den Herrn aus dem Comtoir bald als einen verdammt guten Jungen, ſie gewöhnten ſich, ihn im Scherz bei ſeinem Vornamen zu nennen, und wenn ſie im Kaffehaus ihre Taſſe tranken und eine Partie Domino ſpielten, ſo riefen ſie Anton unfehlbar in ihren Kreis. Eine dunkle Sage von großem Vermögen und von ungewöhnlichen Verbindungen des Civiliſten tauchte aus dem Dunkel der Jahre jetzt wieder auf, aber um der Escadron nicht Unrecht zu thun, ſie war nicht mehr der Hauptgrund für die rückſichtsvolle Behandlung, die ſie ihrem Landsmann gönnte. Anton fühlte ſich durch die leichte Verbindung mit den ritterlichen Knaben mehr gehoben, als er ſich ſelbſt oder Herrn Pix geſtanden hätte. Er genoß jetzt den freien Verkehr mit anſpruchsvollen Menſchen und erſchien ſich Manchem ebenbürtig, den er bis dahin von ſeinem Comtoir aus mit ſtillem Reſpect betrachtet hatte. Alte Erinnerungen wurden in ihm mächtig, er fühlte ſich auf's Neue hereingezogen in den Zauber eines Kreiſes, welcher ihm für frei, glänzend und ſchön galt. Auch der Lieutnant von Rothſattel gehörte bald zu den guten Bekannten Antons. Anton behandelte ihn mit der zarteſten Aufmerkſamkeit, und der Lieutnant, im Grunde ein verzogener, leichtſinniger, gutmüthiger Menſch, ließ ſich die herzliche Neigung Antons gern gefallen und lohnte ihm durch beſondere Vertraulichkeit.

Die Geſchäfte Antons ſorgten dafür, daß er unter den neuen Bekannten ſeine Selbſtſtändigkeit nicht verlor. Wohl war die Stadt ein verwüſteter Ort, der wilde Rauſch war verflogen, jetzt lag die Abſpannung auf aller friedlichen Thätigkeit. Die täglichen Lebensbedürfniſſe waren theuer, und lohnende Arbeit war nur für Wenige vorhanden. Mancher, der ſonſt Stiefeln getragen hatte, ging barfuß, wer in anderer Zeit einen neuen Rock gekauft hätte, ließ jetzt einen Lappen auf den alten ſetzen, der Schuſter und der Schneider verzehrten zum Frühſtück Waſſerſuppe ſtatt Kaffe und Zucker, der Krämer bezahlte ſeine Schuld beim Kaufmann nicht, und der Kaufmann vermochte nicht ſeine Verpflichtung gegen andere Handlungshäuſer zu erfüllen. Wer in ſolcher Zeit ſein Geld zurückfordert von Solchen, welche ſchwere Verluſte muthlos beklagen, der hat eine harte Arbeit. Anton empfand das. Ueberall hörte er Klagen, die nur zu ſehr begründet waren, an vielen Orten verſuchte man ſeinem Drängen durch allerlei Kunſtgriffe zu entgehen. Täglich erlebte er peinliche Scenen, oft mußten beim Advocaten endloſe Verhandlungen in polniſcher Sprache aufgenommen werden, bei denen er ſich wie verkauft vorkam, obgleich der

Agent den Dolmetſcher machte. Es war ein bunt zuſammengewürfelter Handelsſtand, in welchem Anton zu verkehren hatte. Männer aus allen Theilen Europa's. Der Verkehr hatte Vieles, was in deutſchen Augen als wild und unregelmäßig galt. Und doch übte die Gewohnheit, Verpflichtungen zu erfüllen, einen ſo großen Einfluß auch auf muthloſe Naturen, daß Antons Beharrlichkeit mehr als einmal den Sieg errang.

Die größte Forderung hatte ſein Haus an einen Herrn Wendel, einen kleinen trockenen Mann, der große Geſchäfte nach allen Seiten gemacht hatte. Man ſagte, er ſei reich geworden durch Schmuggel und ſei jetzt in großer Gefahr, zu fallen. Er hatte den Prinzipal ſelbſt mit Trotz empfangen und geberdete ſich gegen Anton lange wie ein Verzweifelter. Anton hatte wieder einmal wohl eine Stunde lang in den mürriſchen Alten hineingeſprochen, und wie ſehr der Mann ſich drehte und wand, er war feſt geblieben. Da brach Wendel endlich in die Worte aus: „Es iſt genug, ich bin ein ruinirter Mann, aber Sie verdienen, zu Ihrem Gelde zu kommen. Ihr Haus iſt gegen mich immer großartig geweſen. Sie ſollen Deckung erhalten. Schicken Sie mir noch heut Ihren Agenten, holen Sie mich morgen früh ab.“

Als am nächſten Morgen Anton in Begleitung des Agenten bei dem Schuldner eintrat, ergriff Wendel nach finſterm Gruß einen großen roſtigen Schlüſſel, zog langſam einen verſchoſſenen Mantel an, auf welchem zahlreiche Kragen übereinander lagen, wie die Schindelreihen auf einem Dach, und brachte die Gläubiger in einen entlegenen Stadttheil vor ein verfallenes Kloſter. Sie ſchritten durch einen langen Kreuzgang. Anton ſah bewundernd zu dem kunſtvollen Bau der Wölbung auf; die Zeit hatte viele Gurte geſprengt und einige Gewölbkappen ausgebröckelt, die Trümmer lagen auf den großen Steinen des Fußbodens. An der Wand waren die Leichenſteine der alten Bewohner eingemauert, verwitterte Inſchriften meldeten dem unaufmerkſamen Geſchlecht der Lebenden, daß einſt fromme Slavenmönche in dieſen Räumen den Frieden geſucht hatten. In dieſem Kreuzgange waren ſie täglich, das Brevier in der Hand, auf und ab gegangen, hier hatten ſie gebetet und geträumt, bis ſie ihre arme Seele der Fürbitte ihres Heiligen übergeben mußten. Im Innern des Gebäudes öffnete Wendel eine verborgene Thür und führte ſeine Begleiter auf gewundener Steintreppe hinab in ein großes Gewölbe. Einſt hatte der Wein des reichen Kloſters darin gelegen, und der Bruder Kellermeiſter war, ach wie oft, dieſelben Stufen hinabgegangen; er war zwiſchen den Reihen der Fäſſer umhergewandelt, hatte hier und da eine Probe ausgehoben, und wenn das Glöckchen über ihm läutete, hatte er ſchnell ſein Haupt geſenkt und ein kleines Gebet geſprochen und war darauf wieder an das Koſten gegangen, oder in behaglicher Stimmung auf und ab ſpaziert. Die Betglocken des Kloſters waren längſt eingeſchmolzen, die leeren Zellen der Brüder hatten Riſſe, und Getreide wurde jetzt aufbewahrt, wo ehemals der Prior an der Spitze der Brüder beim ehrbaren Mahle ſaß. Alles war verſchwunden, nur der Keller hatte ſich erhalten, und wie vor vierhundert Jahren, lagen noch jetzt die Kufen des feurigen Ungarweins auf ihren ſchmalen Kentnern. Noch immer ſchoſſen die Strahlen der ſchönen Wölbung zu großen Sternen zuſammen, noch immer war der Raum mit reinem Weiß getüncht, der Boden mit hellem Sande tief beſtreut, noch immer war es Brauch, daß der Kellermeiſter nur mit einem Wachslicht dem edlen Wein nahen durfte. Es waren nicht dieſelben Fäſſer, aus denen die alten Mönche ihren Trunk zogen, aber es war daſſelbe Gewächs von den Rebenhügeln der Hegyalla, und der roſige Wein von Menes, der Stolz Oedenburgs und der milde Trank der ſorgfältigen Leſe von Ruſt.

„Hundert und fünfzig Kufen, die Kufe zu achtzehn, vierundzwanzig, dreißig Ducaten,“ ſagte der Agent, und die Inventur der Fäſſer begann. Mit geſenktem Haupt ging Wendel von einem Faß zum andern, die Kerze in der Hand. Vor jedem blieb er ſtehen und wiſchte mit einem reinen Leinwandlappen ſorgfaltig die kleinſte Spur des Schimmels ab, die ſich an einzelnen Fäſſern zeigte. „Es war mein liebſter Weg hierher,“ ſagte er zu Anton. „Seit zwanzig Jahren bin ich zu jeder Weinleſe hinausgefahren und habe eingekauft. Es waren fröhliche Tage, Herr Wohlfart, das iſt jetzt vorbei für immer. Oft bin ich hier auf und ab gegangen und habe mir das Sonnenlicht angeſehen, das von oben auf die Fäſſer fiel, und habe an die gedacht, die vor mir hier gegangen ſind. Heut bin ich zum letzten Mal in dieſem Keller. Was wird jetzt aus dem Wein werden? Sie werden ihn fortſchaffen, man wird ihn in der Fremde ohne Verſtand austrinken; in den Keller wird ein Branntweinbrenner ſeinen Spiritus thun, oder ein neuer Brauer ſein bairiſches Bier. Die alte Zeit geht zu Ende auch für mich! — Dies hier iſt das edelſte Gewächs,“ ſagte er, zu einem Faß tretend. „Ich hätte es ausnehmen können bei unſerer Abmachung. Was ſoll mir das

Faß allein? Austrinken? Ich trinke keinen Wein mehr. Es ſoll fortgehen mit dem Uebrigen. Nur Abſchied will ich noch von ihm nehmen.“ Er füllte ſein Glas. „Haben Sie je ſo etwas getrunken?“ frug er und hielt Anton betrübt das Glas hin. Anton verneinte gern.

Langſam ſtiegen ſie wieder die Stufen hinauf. An der Schwelle hielt der Kaufmann noch einmal an und ſah in den Keller hinab eine lange Weile. Dann drehte er ſich entſchloſſen um, ſchlug die Kellerthür zu, zog den Schlüſſel ab und legte ihn feierlich in Antons Hand. „Hier iſt der Schlüſſel zu Ihrem Eigenthum, unſere Rechnung iſt abgemacht. Leben Sie wohl, meine Herren.“ Langſam und mit geſenktem Haupt ging er den verfallenen Kreuzgang hinab; in dem Dämmerlicht des trüben Tages glich er einem der alten Kellermeiſter des Kloſters, der noch als Geiſt durch die Trümmer der vergangenen Herrlichkeit gleitet. Der Agent rief ihm nach: „Aber das Frühſtück, Herr Wendel!“ Der Alte ſchüttelte den Kopf und winkte abwehrend mit der Hand.

Ja, das Frühſtück! Jedes Abkommen an dieſem Orte wurde mit Wein überſchwemmt. Dieſe langen Sitzungen im Weinhauſe, welche auch in der traurigen Zeit nicht ausgeſetzt wurden, waren für Anton kein geringes Leiden. Er ſah, daß man in dem Land viel weniger arbeite und viel mehr ſchwatze und trinke, als bei ihm daheim. So oft es ihm gelungen war, etwas ins Reine zu bringen, konnte auch er ſich dem Frühſtück nicht entziehen. Dann ſetzten ſich Käufer, Verkäufer, die Helfer, und wer ſonſt zu den Bekannten gehörte, in einer Weinhandlung am runden Tiſch zuſammen, man fing mit Porter an, aß Caviar nach Pfunden und zechte dann den rothen Wein von Bordeaux. Gaſtfrei wurde nach allen Seiten eingeſchenkt; wer ein bekanntes Geſicht hatte, mußte am Gelage Theil nehmen, immer zahlreicher wurde die Geſellſchaft, oft kam der Abend heran. Unterdeß ließen die Hausfrauen der Männer, an ſolche Ereigniſſe gewöhnt, das Mittageſſen wohl drei Mal wieder abtragen und hoben es zuletzt gleichmüthig bis zum andern Tage auf. Oft dachte Anton in ſolcher Zeit an Fink, der ihm, dem Widerſtrebenden, wenigſtens eine mäßige Fertigkeit beigebracht hatte, dergleichen ſchwere Geſchäfte mit Anſtand durchzumachen.

An einem Nachmittag ſaß Anton beim Domino. Da rief ein älterer Lieutnant von ſeiner Zeitung den ſpielenden Offizieren zu: „Geſtern Abend ſind einem unſerer Huſaren zwei Finger der rechten Hand zerſchmettert worden. Der Eſel, welcher mit ihm einquartiert war, hat mit ſeinem Karabiner geſpielt, in dem er den Schuß nicht herausgezogen hatte. Der Doctor hält eine Amputation für unvermeidlich. — Schade um den tüchtigen Mann, er war einer der brauchbarſten Leute in der Escadron. Solch Malheur trifft immer die Beſten."

„Wie heißt der Mann?" frug Herr von Bolling, ſeinen Stein ſetzend.

„Es iſt der Gefreite Sturm."

Anton ſprang auf, daß die Steine auf dem Tiſche tanzten. „Wo liegt der Verwundete?"

Der Lieutnant beſchrieb ihm die Lage des Lazareths.

In einem finſtern Zimmer, voll von Betten und kranken Soldaten, lag der bleiche Karl und ſtreckte ſeine linke Hand

Anton entgegen. „Es iſt vorüber," ſagte er, „es hat hölliſch weh gethan, aber ich werde die Hand doch wieder gebrauchen. Die Feder kann ich noch führen, und auch das Uebrige will ich verſuchen, und iſt's nicht mit der Rechten, ſo iſt's mit der Linken. Nur in goldenen Ringen werde ich keinen Staat mehr machen."

„Mein armer, armer Karl," rief Anton, „mit deinem Dienſt iſt's vorbei."

„Wiſſen Sie was," ſagte Karl, „das Unglück will ich ertragen, ein ordentlicher Krieg wird doch nicht; wenn's auf das Frühjahr zum Einſäen kommt, bin ich wieder im Stande. Ich könnte ſchon jetzt aufſtehen, wenn nicht der Doctor ſo ſtreng wäre. Hier iſt es nicht ſchön," ſetzte er entſchuldigend hinzu, „es ſind viele unſerer Leute erkrankt, da muß man ſich in der fremden Stadt behelfen."

„Du ſollſt nicht in dieſer Stube bleiben," ſagte Anton, „wenn ich's ändern kann. Es riecht hier ſo nach Krankheit, daß ein Geſunder ſchwach wird; ich werde bitten, daß dein Chef dir erlaubt, in meine Wohnung zu ziehen."

„Lieber Herr Anton," rief Karl erfreut. „Still," ſagte dieſer, „noch weiß ich nicht, ob wir die Erlaubniß erhalten."

„Noch eine Bitte habe ich an Sie," ſagte beim Abſchiede der Kranke, „daß Sie die Geſchichte dem Goliath ſo mittheilen, daß er nicht zu ängſtlich wird. Wenn er's durch Zufall von Fremden erfährt, ſo ſtellt er ſich wie ein Menſchenfreſſer."

Das verſprach Anton und eilte darauf zu dem Escadronarzt und zu ſeinem Gönner, dem Rittmeiſter.

„Ich will mich dafür verwenden, daß er jetzt Urlaub erhält,“ verſprach dieſer. „Da mir bei der Beſchaffenheit ſeiner Wunde ſeine Verabſchiedung zweifellos ſcheint, ſo kann er ja bei Ihnen abwarten, bis dieſe erfolgt.“

Drei Tage darauf trat Karl mit ſeiner verbundenen Hand in Antons Zimmer. „Da bin ich,“ ſagte er. „Adieu Dolman, adieu Selim, mein Brauner! Eine Woche müſſen Sie noch mit mir Geduld haben, Herr Anton, dann hebe ich Ihnen wieder Tiſch und Stuhl mit ſteifem Arm.“

„Hier iſt eine Antwort deines Vaters,“ ſagte Anton, „ſie iſt an mich gerichtet.“

„An Sie?“ frug Karl verwundert, „warum an Sie? warum hat er denn nicht an mich geſchrieben?“

„Höre ſelbſt.“ Anton ergriff einen großen Bogen, der von oben an mit halbzölligen Buchſtaben bemalt war, und las: „Geehrter Herr Wohlfart, das iſt ein großes Unglück für meinen armen Sohn! Zwei Finger von zehn bleiben nur acht. Wenn es auch kleine Finger ſind, es thut eben ſo weh. Es iſt ein ſehr großes Unglück für uns beide, daß wir einander nicht mehr ſchreiben können. Deſwegen bitte ich, daß Sie die Güte haben, ihm Alles zu ſagen, was folgt. Er ſoll ſich nicht ſehr grämen. Bohren kann vielleicht noch gehn, auch Manches mit dem Hammer. Und wenn der Himmel wollte, daß dieſes nicht möglich wäre, ſo ſoll er ſich doch nicht zu ſehr grämen. Es iſt für ihn geſorgt, durch einen eiſernen Kaſten. Wenn ich geſtorben bin, findet er den Schlüſſel in meiner Weſtentaſche. So laſſe ich ihn von ganzem Herzen grüßen. Sobald er wieder fahren kann, ſoll er zu mir kommen, um ſo mehr, da ich ihm ſchriftlich nicht mehr ſagen kann, daß ich bin ewig ſein getreuer Vater Johann Sturm.“ — Anton reichte den Brief dem Invaliden.

„Es iſt richtig,“ ſagte Karl zwiſchen Lächeln und Wehmuth, „er hat ſich in der erſten Angſt eingebildet, daß auch er mir nicht mehr ſchreiben kann, weil ich an der Hand bleſſirt bin. Der wird Augen machen, wenn er meinen nächſten Brief erhält.“

So wohnte Karl einige Wochen in dem Zimmer neben Anton. Sobald er ſeine Hand wieder bewegen konnte, bemächtigte er ſich der Garderobe des Freundes und begann einige der kleinen Dienſte, welche er vor Jahren im Hauſe des Prinzipals übernommen hatte. Anton hatte zu wehren, daß er nicht die unnöthige Rolle eines Bedienten übernahm. „Haſt du ſchon wieder meinen Rock unter der Bürſte?“ ſagte er in Karls Stube tretend; „du weißt, daß ich das nicht leiden will.“ — „Es war nur zur Geſellſchaft von meinem,“ entſchuldigte ſich Karl, „zwei neben einander halten ſich immer beſſer als einer. Ihr Kaffe iſt fertig, aber die Maſchine taugt nichts, er ſchmeckt immer nach Spiritus.“ Da er ſich für Anton nicht nützlich machen konnte, wie er ſagte, ſo fing er an, für ſich ſelbſt zu arbeiten. Bei ſeiner alten Vorliebe für Handwerkzeug hatte er bald eine Menge verſchiedenartiger Inſtrumente um ſich verſammelt, und ſo oft Anton das Haus verließ, begann ein Sägen, Bohren, Hobeln und Raspeln, daß ſogar der taube Artilleriecapitän, welcher im Nebenhauſe einquartiert war, zu der Anſicht kam, ein Tiſchler ſei eingezogen, und ſeine eingefallene Bettſtelle zum Ausbeſſern herüberſchickte. Da Karl die rechte Hand noch ſchonen mußte, übte er die linke Hand mit allen Werkzeugen nach der Reihe und freute ſich wie ein Kind über die Fortſchritte, die er machte. Und als ihm der Arzt für die nächſten Wochen auch dieſe Thätigkeit abrieth, fing er an mit der linken Hand zu ſchreiben und zeigte Anton täglich Proben ſeiner Handſchrift. „Es iſt nur der Uebung wegen," ſagte er, „der Menſch muß wiſſen, was er vermag. Uebrigens iſt es nur eine Angewohnheit, mit den Händen zu ſchreiben; wer keine hat, thut's mit den Beinen; ich glaube, daß auch die nicht einmal nöthig ſind, es müßte auch mit dem Kopfe gehen."

„Du biſt ein Narr," ſagte Anton lachend.

„Ich verſichere Sie," fuhr Karl fort, „ein langes Rohr in den Mund geſteckt, mit zwei Drähten, die hinter die Ohren gedrückt werden, um die Schwankung zu verringern, es müßte ganz erträglich gehen. — Da iſt die beinerne Einfaſſung von Ihrem Schlüſſelloche abgeſprungen, die wollen wir ſogleich leimen."

„Ich wundere mich, daß ſie nicht von ſelbſt wieder feſt wird," ſpottete Anton, „denn aus deiner Stube kommt ein ſchrecklicher Leimgeruch hereingezogen. Die ganze Luft iſt in Leim verwandelt."

„Gott bewahre," ſagte Karl, „es iſt ja geruchloſer Leim, den ich habe, eine neue Erfindung."

Als der treue Mann mit dem Abſchied in der Taſche nach der Heimath zurückfuhr, fühlte ſich Anton ſo vereinſamt, als wäre er erſt jetzt aus dem Zauberkreiſe der großen Waage in die Fremde gezogen.

Einſt ging Anton an der verhängnißvollen Herberge vorüber, in welcher ſein Prinzipal verwundet worden war. Er ſtand einen Augenblick ſtill und ſah mit Neugier auf das alte Haus und den Hofraum, in welchem jetzt weißröckige Soldaten beſchäftigt waren, ihr Lederzeug zu färben und zu glätten. Da erblickte er ein Weſen im ſchwarzen Kaftan, welches wie ein Schatten aus der Schenkſtube quer über die Einfahrt hinglitt. Es waren die ſchwarzen Ohrlocken, es war das kleine Käppchen, es war Figur und Haltung des alten Bekannten Schmeie Tinkeles. Ach, aber es war nicht ſein Geſicht. Der frühere Tinkeles war in ſeiner Art ein hübſcher Burſch geweſen. Er hatte ſeine beiden Locken ſtets ſo glänzend und kokett getragen, wie einem Geſchäftsmann nur möglich iſt, er hatte hübſche rothe Lippen gehabt und einen leichten Roſaſchimmer auf ſeinen gelben Wangen. Der gegenwärtige Schmeie war nur ein Schatten des frühern. Er ſah geſpenſtig bleich aus, ſeine Naſe war ſpitz und groß geworden, und ſein Kopf hing ihm nach vorn, wie der Kelch einer welkenden Blume am Bach Kidron.

Anton rief erſtaunt: „Tinkeles, ſeid Ihr's wirklich?" und trat auf ihn zu. Tinkeles ſchrak zuſammen, wie von einem Blitzſtrahl getroffen, und ſtarrte mit aufgeriſſenen Augen Anton an, ein Bild des Schreckens und der Furcht. „Gott gerechter!" waren die einzigen Worte, welche über ſeine blutloſen Lippen kamen.

„Was habt Ihr, Tinkeles? Ihr ſeht ja aus, wie ein armer Sünder! Was treibt Ihr hier am Platz? und wie zum Teufel kommt Ihr grade in dieſes Haus?"

„Ich kann doch nichts dafür, daß ich hier bin," antwortete der Geſchäftsmann noch immer in halber Bewußtloſigkeit; „ich kann doch nichts dafür, daß der Prinzipal hat ſolches Unglück gehabt mit dem Menſchen. Sein Blut iſt ja gefloſſen wegen der Waaren, welche der Mauſche Fiſchel hatte abgeſchickt und hatte das Geld bereits gezogen. Ich bin unſchuldig, Herr Wohlfart, auf meine ewige Seligkeit, ich habe nicht gewußt, daß der Wirth iſt ein ſo ſchlechter Menſch, und wird die Hand aufheben gegen den Herrn, welcher vor ihm ſteht ohne Hut, ohne Mütze. — Ohne Mütze,“ jammerte er lauter, „in bloßem Kopf, Sie können glauben, es iſt mir geweſen, als wenn ein Schwert fiele in meinen Leib, als ich habe geſehen, wie der Wirth ſich benommen hat ſo gewaltthätig gegen einen Mann, der vor ihm ſtand mit aufgerichtetem Haupt als ein Ehrenmann, was er iſt geweſen ſein Lebelang.“

„Hört, Schmeie,“ ſagte Anton, erſtaunt auf den Galizier blickend, der immer noch darnach rang, durch Worte ſeine Faſſung wieder zu gewinnen, „hört, mein Burſch, Ihr ſeid hier in dieſer Herberge geweſen, als die Wagen geplündert wurden, Ihr habt aus einem Verſteck unſern Streit mit dem Wirth angeſehen. Ihr kennt den Wirth und wohnt noch hier, ich will Euch gerade heraus ſagen, was Ihr mir zur Hälfte eingeſtanden habt. Ihr habt von dem Abladen der Wagen gewußt; und ich will Euch noch etwas anvertrauen, Ihr habt ein Intereſſe daran gehabt, daß die Fuhrleute hier zurückblieben, und Ihr habt mit dem Wirth unter einer Decke geſteckt. Nach dem, was Ihr mir geſagt habt, laſſe ich Euch nicht los, bevor ich Alles weiß. Ihr werdet entweder jetzt auf mein Zimmer kommen und mir freiwillig geſtehen, was Ihr wißt, oder ich führe Euch zum Militär und laſſe Euch von den Soldaten verhören.“

Tinkeles war vernichtet. „Gott meiner Väter, es iſt ſchrecklich, es iſt ſchrecklich!" wimmerte er leiſe und klapperte mit den Zähnen.

Anton fühlte Mitleid mit der großen Angſt des Mannes und ſagte: „Kommt mit mir, Tinkeles; ich verſpreche Euch, wenn Ihr ehrlich geſteht, ſoll Euch nichts geſchehen."

„Was ſoll ich geſtehn dem Herrn," ächzte Schmeie, „wo ich doch nichts habe zu geſtehn?"

„Wenn Ihr nicht gutwillig kommt, ſo rufe ich die Soldaten," ſagte Anton barſch.

„Nichts von Soldaten," bat Tinkeles wieder ſchauernd, „ich will kommen mit Ihnen und will ſagen, was ich weiß, wenn Sie mir wollen verſprechen, daß Sie mich verrathen gegen Niemanden, nicht an Ihren Prinzipal und nicht an Mauſche Fiſchel, auch nicht an den ſchlechten Menſchen dieſen Wirth, und an keinen Soldaten."

„Kommt," ſagte Anton und wies mit der Hand die Straße hinab. So führte er den Willenloſen wie einen Gefangenen mit ſich fort und verwandte kein Auge von ihm, weil er befürchtete daß Schmeie den Rathſchlägen ſeines böſen Gewiſſens folgen und in eine Seitengaſſe entlaufen könnte.

Der Galizier hatte nicht den Muth dazu, er ſchlich mit geſenktem Haupt neben Anton her, ſah ihn zuweilen ſeufzend an und gurgelte unverſtändliche Worte vor ſich hin. Auf Antons Zimmer fing er aus freien Stücken an: „Es iſt mir geweſen eine Laſt auf meinem Herzen, ich habe nicht können ſchlafen, ich habe nicht können eſſen und trinken, und wenn ich gelaufen bin, um zu machen ein Geſchäft, ſo hat es mir in der Seele gelegen, wie ein Stein in einem Glaſe:"

wenn man trinken will, fällt der Stein auf die Zähne, und man beſchüttet ſich mit Waſſer. Weh! was habe ich mich beſchüttet!“

„So redet,“ ſagte Anton, wieder erweicht durch die aufrichtige Klage.

„Ich bin hergekommen wegen der Wagen,“ fuhr Tinkeles haſtig fort und ſah Anton furchtſam an. „Der Mauſche hatte doch mit Ihnen gehandelt ſeit zehn Jahren, und immer ehrlich, und Sie haben verdient ein gutes Stück Geld an ihm; und da hat er gemeint, daß jetzt gekommen wäre die Zeit, wo er anfangen könnte ein großes Geſchäft und mit Ihnen ſeine Abrechnung machen. Und wie losgegangen iſt das Geſchrei und das Geſchmuſe, da iſt er zu mir gekommen und hat zu mir geſagt: „Schmeie,“ ſagt' er, „du haſt keine Furcht,“ ſagt' er. „Laß ſie ſchießen und gehe unter ſie und ſieh, daß du anhältſt die Wagen für mich. Vielleicht kannſt du ſie verkaufen unterwegs, vielleicht bringſt du mir ſie zurück, es iſt immer beſſer, wir haben ſie, als es hat ſie ein Anderer.“ So bin ich hergekommen und habe gewartet, bis die Wagen angekommen ſind, und habe geſprochen mit dem Wirth, weil die Waaren doch nicht würden kommen in Ihre Hände, wäre es am beſten, ſie kämen wieder in unſere. Aber daß der Wirth ſoll ſein ein ſolcher Blutmenſch, das habe ich nicht gewollt und habe ich nicht gewußt, und ſeit ich habe geſehen, wie er Ihrem Herrn hat aufgeſchnitten den Rock, habe ich keine Ruh gehabt, und ich habe immer geſehen vor mir das blutige Hemd und das feine Tuch von ſeinem grünen Rock, welches entzwei geſchnitten war.“

Anton hörte die Geſtändniſſe des Tinkeles mit einem

Intereſſe an, welches den Widerwillen überwog, den er gegen das — nicht ſeltene — Manöver der galiziſchen Händler empfand. Er begnügte ſich, dem Sünder zu ſagen: „Eurer Schurkerei verdankt Herr Schröter ſeinen wunden Arm, und wären wir Euch nicht in die Quere gekommen, ſo hättet Ihr uns zwanzigtauſend Thaler geſtohlen.“

„Es ſind nicht zwanzigtauſend,“ rief Schmeie ſich windend, „die Wolle ſteht ſchlecht, und mit Talg iſt nichts zu machen. Es ſind weniger als zwanzig.“

„So,“ ſagte Anton verächtlich, „und was werde ich jetzt mit Euch thun?“

„Thun Sie nichts mit mir,“ bat Schmeie beweglich und legte ſeine Hand bittend auf Antons Rock. „Laſſen Sie ſchlafen die ganze Geſchichte. Sie haben die Waaren, ſeien Sie damit zufrieden. Es iſt ein ſchönes Geſchäft, das der Mauſche Fiſchel nicht hat machen können, weil Sie ihn haben daran gehindert.“

„Es thut Euch noch leid,“ erwiederte Anton erzürnt.

„Es iſt mir recht ſo, daß Sie die Waaren haben,“ ſagte der Jude, „denn Sie haben vergoſſen Ihr Blut darüber. Und deßhalb thun Sie nichts mit mir; ich will ſehen, daß ich Ihnen kann in andern Sachen zu Gefallen ſein. Wenn Sie etwas zu thun haben hier am Ort für mich, es wird mir ſein eine Beruhigung, daß ich Ihnen kann zu etwas verhelfen.“

Anton antwortete kalt: „Wenn ich Euch auch verſprochen habe, Eure Spitzbüberei dem Gericht nicht anzuzeigen, ſo können wir doch mit Euch kein Geſchäft mehr machen. Ihr ſeid ein ſchlechter Menſch, Tinkeles, und habt Euch gegen unſer Haus unredlich bewieſen. Wir ſind von jetzt ab geſchiedene Leute."

„Warum ſagen Sie mir, daß ich ein ſchlechter Menſch bin?" klagte Tinkeles; „Sie haben mich gekannt als ehrlichen Mann ſeit Jahren, wie können Sie ſagen, daß ich ſchlecht bin, weil ich einmal habe machen wollen ein Geſchäft, und habe dabei Unglück gehabt und hab's nicht gemacht? Iſt das ſchlecht?" —

„Es iſt genug," ſagte Anton, „Ihr könnt jetzt gehen." Tinkeles blieb ſtehen und frug: „Können Sie vielleicht brauchen neue kaiſerliche Ducaten? Ich kann ſie Ihnen beſorgen mit fünf und ein Viertel." — „Ich will nichts von Euch," ſagte Anton, „geht."

Der Jude ging zögernd bis zur Thür und drehte wieder um. „Es iſt zu machen ein ſchönes Geſchäft mit Hafer, wenn Sie wollen mit übernehmen die Lieferung, ich will Ihnen einen Theil verſchaffen; es iſt dabei zu verdienen ein rares Geld."

„Ich mache keine Geſchäfte mit Euch, Tinkeles; geht in Gottes Namen."

Der Jude ſchlich hinaus: noch einmal kratzte es an der Thür, aber das Gewiſſen war in dem Schelm ſo mächtig geworden, daß er ſich nicht mehr in das Zimmer traute. Nach einigen Minuten ſah Anton, wie er ſchwermüthig quer über die Straße ging.

Seit dieſem Tage wurde Anton durch den reuigen Tinkeles in Belagerungszuſtand geſetzt. Kein Tag verlief, wo der Galizier ſich nicht an Anton herandrängte und in ſeiner Weiſe Verſöhnung mit ihm ſuchte. Bald überfiel er ihn auf der Straße, bald ſtörte ſein unſicheres Klopfen den Beſchäftigten am Schreibtiſch, immer aber hatte er etwas anzubieten, oder Neues mitzutheilen, wodurch er Gnade ſich zu erwerben hoffte. Rührend war ſeine Erfindungskraft, er erbot ſich, alles Mögliche für Anton zu kaufen, oder zu verkaufen, jede Art von Geſchäftsgängen zu machen, zu ſpioniren und zuzutragen. Und als er entdeckte, daß Anton auch mit Offizieren verkehrte, und daß beſonders ein junger Lieutnant mit zartem Geſicht und einem kleinen Bart zuweilen mit Anton aus der Reſtauration ging und die Wohnung deſſelben beſuchte, da fing Tinkeles an, auch ſolche Gegenſtände anzubieten, die nach ſeiner Meinung für einen Offizier angenehm ſein mußten. Anton blieb zwar dabei, jedes Geſchäft mit dem Sünder zu vermeiden, konnte aber zuletzt nicht mehr über's Herz bringen, den armen Teufel rauh zu behandeln, und Tinkeles erkannte aus manchem unterdrückten Lächeln oder aus kurzen Fragen Antons, daß ſeine Fürſprache beim Chef des Hauſes nicht unmöglich ſei. Und [illegible] warb darum mit der Ausdauer ſeines Ahnherrn Jakob.

An einem Morgen klirrte der junge Rothſattel in Antons Zimmer. „Ich werde krank gemeldet, habe ſtarken Katarrh und muß in meinem troſtloſen Quartier bleiben,“ ſagte er, ſich auf dem Sopha niederlaſſend. „Sie können mir heut Abend helfen die Zeit vertreiben. Wir ſpielen eine Partie Whiſt. Ich habe noch unſern Doctor und einen und den andern Kameraden dazu aufgefordert. Werden Sie kommen?“ — Erfreut und ein wenig geſchmeichelt ſagte Anton zu. „Gut,“ fuhr der junge Herr fort, „dann müſſen Sie mir auch die Möglichkeit geben, mein Geld an Sie zu verlieren; das elende Vingt-un hat mir die Taſchen rein ausgefegt. Leihen Sie mir auf acht Tage zwanzig Ducaten." „Mit Vergnügen," ſagte Anton und ſuchte eilig ſeine Börſe hervor.

Als der Lieutnant das Geld nachläſſig in ſeine Taſche ſteckte, klang auf der Straße der Hufſchlag eines Pferdes; ſchnell trat er an das Fenſter. „Wetter, das iſt eine hübſche Katze, polniſches Blut, der Roßkamm hat ſie einem der Rebellen geſtohlen und will jetzt einen ehrlichen Soldaten damit anführen."

„Woher wiſſen Sie, daß das Pferd zu verkaufen iſt?" frug Anton, der unterdeß am Schreibtiſch einen Brief ſiegelte.

„Sehen Sie nicht, daß ein Gauner das Thier im Parademarſch vorbeiführt?"

In dem Augenblick klopfte es leiſe an der Thür, und Schmeie Tinkeles ſchob zuerſt ſein lockiges Haupt und darauf den ſchwarzen Kaftan in die Stube und gurgelte unterwürfig: „Ich wollte die gnädigen Herren fragen, ob ſie vielleicht wollen anſehen ein Pferd, welches ſo viel Louisd'or werth iſt, als es Thalerſtücke koſtet. — Wenn Sie doch nur gehen wollten bis an das Fenſter, Herr Wohlfart, Sie ſollen es ja nur anſehen; ſehen iſt nicht kaufen."

„Iſt dieſe Geſtalt einer von Ihren Geſchäftsfreunden, Wohlfart?" frug der Lieutnant lachend.

„Er iſt es nicht mehr, Herr von Rothſattel," antwortete Anton in demſelben Ton, „er iſt in Ungnade gefallen. Diesmal gilt ſein Beſuch Ihnen. Nehmen

Sie ſich in Acht, er wird Sie verführen, das Pferd zu kaufen.“

Der Händler hörte aufmerkſam der Unterredung zu und heftete ſeinen Blick neugierig auf den Lieutnant. „Wenn der gnädige Herr Baron will kaufen das Pferd,“ ſagte er zudringlich zu dem Lieutnant tretend und denſelben unverrückt anſtarrend, „ſo wird es ein ſchönes Reitpferd ſein auch auf dem Gut in Ihrer Wirthſchaft.“ — „Was zum Henker weißt du von meinem Gut?“ ſagte der Lieutnant; „ich habe kein Gut!“

„Kennt Ihr dieſen Herrn?“ frug Anton.

„Warum ſoll ich ihn nicht kennen, wenn er iſt, welcher das große Gut hat in Ihrem Lande und jetzt gebaut hat eine Fabrik, worin er macht Zucker aus Viehfutter.“

„Er meint Ihren Herrn Vater,“ ſagte Anton zum Lieutnant; „Tinkeles hat ſeine Verbindungen auch in unſerer Provinz und hält ſich oft Monate lang bei uns auf.“

„Was ich höre!“ rief der Galizier nachdenkend, „es iſt der Vater von dem Herrn Offizier. Um Vergebung, Herr Wohlfart, alſo Sie ſind bekannt mit dem Herrn Baron, welcher iſt der Vater von dieſem Herrn!“ — Um den Schnurrbart des Lieutnants zuckte ein Lächeln.

„Ich habe den Vater dieſes Herrn wenigſtens geſehen,“ antwortete Anton, unwillig über die zudringliche Frage des Händlers und darüber, daß er das Erröthen ſeiner Wangen fühlte.

„Und um Vergebung, wenn ich fragen darf, Sie kennen den Herrn Offizier genau, wie man kennt einen guten Freund —“

„Was geht Euch das an, Tinkeles?“ frug Anton barſch und erröthete noch tiefer, weil er auf die Frage nicht ſo recht zu antworten wußte.

„Ja, er iſt mein guter Freund, Jude,“ ſagte der Lieutnant, auf Antons Schulter ſchlagend. „Er iſt mein Caſſirer, er hat mir heute erſt zwanzig Ducaten geborgt und wird mir kein Geld geben, um dein Pferd zu kauſen. Alſo geh zum Teufel.“

Der Händler lauſchte mit vorgebogenem Hals auf jedes Wort des Offiziers und ſah die jungen Männer mit einer Neugierde, und wie Anton zu bemerken glaubte, mit einer Theilnahme an, welche von ſeinem gewöhnlichen lauernden Weſen verſchieden war. „Alſo zwanzig Ducaten hat er Ihnen geborgt,“ wiederholte er mechaniſch, „er wird Ihnen auch mehr borgen, wenn Sie mehr von ihm verlangen. Ich weiß,“ murmelte er, „ich weiß.“

„Was wißt Ihr?“ frug Anton.

„Ich weiß doch, wie es iſt unter jungen Herren, welche gut Freund mit einander ſind,“ ſagte der Händler mit einer nachdrücklichen Bewegung des Kopfes. „Alſo Sie können das Pferd nicht brauchen, Herr Wohlfart? So empfehle ich mich Ihnen, Herr Wohlfart.“ Bei dieſen Worten kehrte er kurz um und verſchwand. Gleich darauf hörte man das Pferd im Trabe fortreiten.

„Iſt das ein verrückter Kerl!“ rief der Lieutnant, dem Davoneilenden nachſehend.

„Er iſt ſonſt nicht ſo ſchnell bereit, ſich zu entfernen,“ erwiederte Anton, verwundert über das räthſelhaſte Benehmen des Geſchäftsmannes. „Wahrſcheinlich hat Ihre Uniform ſeinen Abgang beſchleunigt.“

„Ich hoffe, ſie hat Ihnen einen Gefallen gethan. Alſo heut Abend,“ ſagte der Lieutnant grüßend und verließ das Zimmer.

Am Nachmittag tönte wieder das leiſe Klopfen an Antons Thür, Tinkeles erſchien aufs Neue. Er ſah ſich vorſichtig in der Stube um und trat, ohne auf Antons finſtere Stirn zu achten, nahe an ihn heran. „Erlauben Sie mir zu fragen,“ ſprach er mit vertraulichem Kopfſchütteln, „iſt es in der Wahrheit, daß Sie ihm geborgt haben zwanzig Ducaten, und daß Sie ihm geben würden noch mehr, wenn er mehr haben wollte?“

Anton ſah den Händler erſtaunt an und ſagte aufſtehend: „Ich habe ihm das Geld gegeben und werde ihm noch mehr geben. Und jetzt ſagt Ihr mir gerade heraus, was Euch im Kopfe herumgeht. Denn ich ſehe, Ihr habt mir etwas mitzutheilen.“

Tinkeles machte ein ſchlaues Geſicht und zwinkerte bedeutungsvoll mit den Augen. „Wenn er auch iſt Ihr guter Freund, ſo nehmen Sie ſich doch in Acht, daß Sie ihm borgen kein Geld. Wiſſen Sie was, borgen Sie ihm keinen Gulden mehr,“ wiederholte er nachdrücklich.

„Und weßhalb nicht?“ frug Anton. „Euer guter Rath iſt mir nichts werth, wenn ich nicht weiß, aus welchen Gründen Ihr mich warnt.“

„Und wenn ich Ihnen ſage, was ich weiß, wollen Sie dann ſprechen für mich bei Herrn Schröter, daß er nicht

BIBLIOTECA UNIVERSI

mehr denkt an die Frachtwagen, wenn er mich ſieht in Ihrem Comtoir?“ frug der Jude ſchnell.

„Ich will ihm ſagen, daß Ihr mir ſeit der Zeit in anderer Weiſe ehrlich gedient habt. Was er dann thun wird, ſteht bei ihm,“ erwiederte Anton eben ſo ſchnell.

„Sie werden ſprechen für mich,“ ſagte der Händler, „das iſt mir genug. — Es ſteht faul mit dem Rothſattel, dem Vater dieſes jungen Menſchen, ſehr faul: das Unglück hält über ihn eine ſchwarze Hand. Er iſt ein verlorner Menſch. Es iſt ihm nicht zu helfen.“

„Woher habt Ihr dieſe Nachricht?“ rief Anton erſchrocken. „Es iſt unmöglich,“ ſetzte er ruhiger hinzu, „es iſt eine Unwahrheit, Geſchwätz von Winkelagenten und ähnlichem Volk.“

„Glauben Sie meiner Rede,“ ſprach der Jude mit einem eindringlichen Ernſt, welcher ſeine Figur größer machte und ſogar ſeine Sprache weniger mißtönend. „Sein Vater iſt unter den Händen von Einem, der heimlich wandelt wie ein Engel des Verderbens. Er geht und legt ſeinen Strick um den Hals der Menſchen, die er bezeichnet hat, ohne daß ihn Einer ſieht. Er zieht den Strick zu, und ſie fallen um, wie die hölzernen Kegel. Warum wollen Sie Ihr Geld verlieren an ſolche Leute, die ſchon tragen die Schlinge am Halſe?“

„Wer iſt der Teufel, den Ihr meint, wer hat den Baron in Händen?“ rief Anton in einer Aufregung, welche ihn alle Vorſicht vergeſſen ließ.

„Was nützt der Name,“ erwiederte der Galizier kalt. „Wenn ich auch wüßte den Namen, ſo würde ich ihn doch nicht ſagen, und wenn ich ihn ſage, es kann Ihnen nichts helfen und dem Rothſattel auch nicht, denn Sie kennen den Mann nicht, und Ihr Baron kennt ihn vielleicht auch nicht.“

„Iſt dieſer Mann Ehrenthal?“ frug Anton.

„Ich kann den Namen nicht ſagen,“ wiederholte der Händler mit einem Achſelzucken, „aber der Hirſch Ehrenthal iſt es nicht.“

„Wenn ich Euren Worten glauben ſoll, und wenn Ihr mir damit einen Dienſt leiſten wollt,“ fuhr Anton ruhiger fort, „ſo müßt Ihr mir Genaues mittheilen. Ich muß den Namen dieſes Mannes wiſſen, und ich muß Alles wiſſen, was Ihr über ihn und den Freiherrn gehört habt.“

„Nichts habe ich gehört,“ antwortete der Händler verſtockt, „wenn Sie mich fragen wollen, wie die Gerichte fragen. Eine Rede, die geſprochen iſt, verfliegt in der Luft, wie ein Geruch, der Eine fängt das auf, der Andere jenes. Ich kann Ihnen nicht ſagen die Worte, die ich gehört habe, und ich will ſie nicht ſagen um vieles Geld. Ich will nicht die Hand legen an meine Gebetſchnüre und vor Gericht zeugen. Was ich ſpreche, iſt gut für Ihr Ohr und für kein anderes. Ihnen aber ſage ich, daß Zwei haben zuſammengeſeſſen nicht einen Abend, viele Abende, und nicht in einem Jahre, ſondern mehrere Jahre, und ſie haben leiſe mit einander gemurmelt in unſerer Herberge hinten an dem Geländer, wo unten das Waſſer läuft. Und das Waſſer hat gemurmelt unten, und ſie haben gemurmelt oben über dem Waſſer. Ich lag in der Stube auf meinem Strohſack, daß ſie glaubten, ich ſchliefe. Und oft habe ich gehört aus dem Munde von Beiden den Namen Rothſattel und den Namen von ſeinem Gute. Und ich weiß, daß ein Unglück über ihm ſteht, aber weiter weiß ich nichts. Und jetzt iſt es geſagt und ich werde gehen. Der gute Rath, den ich Ihnen gegeben habe, ſoll ſein Ihre Bezahlung für den Tag, wo Sie gefochten haben mit einer Piſtole für die Wolle und für die Häute. Und Sie werden denken an das Verſprechen, das Sie mir gegeben haben.“

Anton ſah beſorgt vor ſich nieder. Durch Bernhard wußte er, daß Ehrenthal mit dem Freiherrn in vielfacher Verbindung ſtand, und dieſer Verkehr des Gutsbeſitzers mit dem übelberüchtigten Speculanten war ihm ſchon oft auffallend erſchienen. Aber was Tinkeles ſagte, klang doch zu unglaublich, er ſelbſt hatte nie etwas Ungünſtiges über die Verhältniſſe des Freiherrn gehört. „Bei dem, was Ihr mir heut erzählt habt,“ ſprach er nach einer Weile, „kann ich mich nicht beruhigen. Ihr werdet Euch beſinnen, vielleicht erinnert Ihr Euch an die Namen und einzelnen Worte, die Ihr gehört habt.“

„Vielleicht werde ich mich erinnern,“ erwiederte der Galizier mit einem eigenthümlichen Ausdruck, der dem bekümmerten Anton entging. „Und ſo haben wir geſchloſſen unſere Rechnung, ich habe Ihnen Sorge gemacht und Gefahr, dafür habe ich Ihnen jetzt gethan einen Gefallen. Einen großen Gefallen,“ ſetzte er ſelbſtgefällig in das betroffene Geſicht Antons blickend hinzu. — „Können Sie gebrauchen Louisd'or gegen Banknoten?“ frug er plötzlich im Geſchäftston; „ich kann Ihnen laſſen Louisd'or, wenn Sie mir dafür geben Ducaten oder Banknoten.“

„Ihr wißt, ich mache keine Geldgeſchäfte,“ antwortete

Anton zerſtreut. — „Vielleicht können Sie abgeben Wiener Wechſel auf gute Häuſer?“ — „Ich habe keine Wechſel abzugeben,“ ſagte Anton ärgerlich.

„Gut,“ ſagte der Jude, „eine Anfrage beißt Niemanden,“ und wandte ſich zum Gehen. An der Thür hielt er noch einen Augenblick an. „Dem Seligmann, der das Pferd hat vorgeführt für die Herren und hat auf die Herren gewartet einen ganzen halben Tag, habe ich geben müſſen zwei Gulden Münz. Es iſt eine baare Auslage, die ich gehabt habe für Sie, wollen Sie mir nicht wiedergeben meine zwei Gulden?“

„Gott ſei Dank!“ rief Anton wider Willen lächelnd, „jetzt ſeid Ihr wieder der alte Tinkeles. Nein, Schmeie, die zwei Gulden bekommt Ihr nicht.“

„Und Sie wollen mir nicht abnehmen die Louisd'or gegen Papiere auf Wien?“

„Auch nicht,“ erwiederte Anton.

„Adjes,“ ſagte Tinkeles. „Wenn ich Sie wiederſehe, ſind wir gut Freund mit einander.“ Er ergriff die Klinke. „Und wenn Sie wiſſen wollen den Namen von dieſem Mann, der den Rothſattel ſo herunterbringen kann, daß er klein wird, wie das Gras auf der Landſtraße, wo Jedermann tritt darauf, ſo fragen Sie nach dem Buchhalter von Hirſch Ehrenthal, mit Namen Itzig. Veitel Itzig wird ſein der Name.“ Bei dieſen Worten eilte Tinkeles zur Thür hinaus. Anton ſprang ihm nach, aber der Händler hörte nicht auf ſein Rufen und war aus der Hausthür geſchlüpft, bevor Anton ihn einholen konnte. Da gegründete Ausſicht war, ihn in Kurzem wieder zu ſehen, ſo ging Anton, ſehr beſchäftigt durch die Geſtändniſſe des wunderlichen Heiligen, auf ſein Zimmer zurück.

Was er gehört hatte, mußte er ſogleich dem Sohn des Freiherrn mittheilen. Er ſagte ſich, daß bei dem großen Zartgefühl ſeines militäriſchen Freundes dieſe Mittheilung ſchwierig ſei. „Aber es muß geſchehen, noch heut Abend ziehe ich ihn bei Seite, ich gehe zeitig zu ihm, oder bleibe beim Aufbruch zurück.“

Dieſem guten Vorſatz gönnte das Schickſal eine bequeme Ausführung nicht. So früh Anton auch in das Quartier des jungen Rothſattel eilte, er fand doch die Stube bereits durch fünf bis ſechs Huſarenlieutnants beſetzt. Eugen lag in ſeinem Schlafrock auf dem Sopha, die Escadron lagerte um ihn herum. Gleich nach Anton trat der Doctor ein. „Wie geht's?“ frug dieſer zum Kranken tretend.

„Gut genug,“ erwiederte Eugen; „ich brauche Ihre Giftpulver nicht.“

„Etwas Fieber,“ fuhr der Doctor fort, „eingenommener Kopf und ſo weiter. Es iſt zu heiß hier, ich ſchlage vor, das Fenſter zu öffnen.“

„Beim Teufel, das werden Sie nicht, Doctor,“ rief ein junger Herr, der ſich aus zwei Stühlen eine Art Bank zuſammengerückt hatte. „Sie wiſſen, daß ich außer dem Dienſt keinen Zug vertragen kann.“ — „Laſſen Sie zu,“ rief Eugen, „wir ſind Homöopathen, die Wärme vertreiben wir durch Wärme. Was trinken wir?“

„Irgend ein Punſch wird für den Patienten immer noch am geſündeſten ſein,“ ſagte der Doctor.

„Holen Sie die Ananas, beſter Anton, ſie liegt mit dem ganzen Apparat hier nebenan," bat Eugen.

„Ei," rief der Doctor, als Anton die Frucht und der Burſch einen Korb Wein hereinbrachten, „ein ſüßer Coloß, ein ausgezeichnetes Exemplar. Mit Verlaub, ich mache den Punſch, die Miſchung muß nach dem Zuſtand des Patienten eingerichtet werden." Er griff nach ſeiner Taſche brachte ein ſchwarzes Beſteck hervor und ſuchte ein Meſſer zum Zerſchneiden der Früchte.

„Alle Wetter! plagt Sie der Teufel! Zum Henker mit Ihrem Beſteck!" riefen ſämmtliche Huſarenoffiziere aufſpringend. Wie Heckenfeuer fuhren die Verwünſchungen um das Haupt des Doctors.

„Meine Herren," rief der Doctor, nur wenig eingeſchüchtert durch den Sturm des Unwillens, „hat Einer von Ihnen ein Meſſer? Sehen Sie nicht erſt nach, ich weiß, Keiner hat eins. Spiegel und Bürſte, weiter darf man in Ihren Taſchen doch nichts ſuchen. Und verſteht Einer von Ihnen eine Bowle zu machen, die ein Mann von Herz und Welt trinken kann? Austrinken, ja, aber machen können Sie nichts."

„Ich will's verſuchen, Doctor," ſagte Bolling aus einer Ecke.

„Ah, Herr von Bolling, Sie auch hier?" erwiderte der Doctor mit einer Verbeugung.

Bolling nahm ihm die Ananas aus der Hand und hielt ſie ſorgfältig aus dem Bereich des mediciniſchen Armes. „Kommen Sie, Anton," rief er, „und verhüten Sie, daß dieſes Ungeheuer von Doctor mit ſeinem Tranchirmeſſer dem Getränk zu nahe kommt."

Während Anton mit dem ältern Lieutnant in eifriger Thätigkeit war, zog der Doctor zwei Spiele Karten aus der Taſche und legte ſie feierlich auf den Tiſch.

„Fort mit Ihren Karten,“ rief Eugen, „heut wenigſtens wollen wir ohne Sünde beiſammen bleiben.“

„Sie können's ja nicht,“ ſpottete der Doctor, „Sie ſelbſt ſind der Erſte, der darnach greifen wird. Ich beabſichtigte nichts, als ein ruhiges Whiſt mit ſtabilem Pari nach rechts und links, ein Spiel für fromme Einſiedler. Was Sie aber mit dieſen Karten anfangen, das wird die Zeit lehren. Hier liegen ſie beim Leuchter.“

„Hört nicht auf den Verſucher,“ rief einer der Lieutnants lachend.

„Wer die Karte zuerſt anfaßt, zahlt ein Frühſtück zur Strafe,“ ein anderer.

„Hier iſt der Trank,“ ſagte Bolling und trug die Bowle auf den Tiſch. Er goß ein. „Koſten Sie, Blutmenſch,“ ſagte er zu dem Doctor.

„Roh,“ entſchied dieſer, „morgen Abend wird ſie trinkbar ſein.“

Während die Herren ſich über das Getränk ſtritten, griff Eugen nach einem Spiel Karten und zog es mechaniſch in zwei Häufchen ab, die er neben einander legte. Der Doctor rief: „Halt, gefangen! Er ſelbſt zahlt die Strafe.“ Alles lachte und drängte an den Tiſch. „Die Bank, Doctor,“ riefen die Offiziere, ſie warfen ihm die Karten zu, ſchnell kamen einige andere Spiele aus den Taſchen der Herren ans Licht, der Doctor legte ein Häufchen Papier und Silber auf den Tiſch, das Spiel begann. Man pointirte nicht gerade hoch, kurze Scherze begleiteten den Gewinn und Verluſt der Spieler. Auch Anton ergriff eine Karte und ſetzte ohne Aufmerkſamkeit. Er vermochte heut nur mit Mühe an der Unterhaltung Theil zu nehmen und ſah mit inniger Theilnahme auf den jungen Rothſattel, der ſich ahnungslos über die Karten beugte. Anton gewann einige Thaler, aber mit Mißbehagen bemerkte er, daß Eugen endloſes Unglück hatte. Ein Ducaten nach dem andern flog in die Caſſe des Bankhalters. Da Anton bei dem Verluſt ſeines Wirthes nicht ganz unbetheiligt war, ſo machte er keine Bemerkung darüber, aber der Doctor ſelbſt ſagte zu ſeinem Patienten, nachdem er wieder einige Ducaten eingeſtrichen hatte: „Sie ſind heiß geworden, Sie haben Fieber, es wäre am klügſten, wenn Sie nicht mehr ſpielten, ich habe noch nie einen Fieberkranken gehabt, der nicht im Pharao verloren hätte.“

„Das geht Sie nichts an, Doctor,“ erwiederte Eugen heftig und ſetzte wieder.

„Du haſt Unglück, Eugen,“ rief der gutmüthige Bolling, „du gehſt wieder zu ſehr ins Geſchirr.“

Als der Abzug beendet war, nahm der Doctor die Karten und ſteckte ſie gemüthlich in die Taſche. „Die Bank hat ſtark gewonnen,“ ſagte er, „aber ich höre doch auf, es iſt genug des Guten.“

Wieder erhob ſich ein Sturm unter den Offizieren. „Ich will Bank legen,“ rief Eugen, „geben Sie mir Ihre Caſſe, Wohlfart.“

Der Doctor proteſtirte, endlich beruhigte er ſich mit der Anſicht, „vielleicht hat er Glück als Bankier, man muß dem

Menſchen nicht die Gelegenheit entziehen, eine Scharte auszuwetzen.“

Anton holte einige Caſſenbillets aus der Taſche und legte ſie ſchweigend vor Eugen hin, aber er ſelbſt ſpielte nicht mehr. Traurig ſaß er da und ſah auf ſeinen guten Freund, der mit einem Geſicht, das von Wein und Fieber glühte, auf die Karten der Spieler hinſtarrte. Wieder flog ein Abzug auf den andern und wieder verlor Eugen, was er vor ſich hatte. Die Caſſenſcheine flogen von ihm weg, kaum einmal fiel ein Blatt zu ſeinem Gunſten. Verwundert ſahen die Offiziere einander an. „Auch ich ſchlage vor, daß wir aufhören,“ rief Bolling, „ein ander Mal geben wir dir Revanche.“

„Ich will ſie heut haben,“ rief Eugen, ſprang auf und verſchloß die Thür, „Keiner kommt heraus. Setzt ordentlich und wagt, hier iſt Geld.“ Er warf einen Haufen Streichhölzer auf den Tiſch. „Das Holz einen Champagnerthaler, morgen zahle ich; ich gebe zu, daß das Holz einmal gebrochen wird, unter einem Thaler kein Point.“ Wieder fuhren die Karten auf den Tiſch und wieder ging das Spiel fort. Anton bemächtigte ſich unterdeß des Punſchlöffels und beſchloß, nichts mehr in die Gläſer zu gießen. Eugen verlor immerfort; die Streichhölzer wurden wie durch eine geheime Kraft nach allen Richtungen fortgeriſſen. Eugen holte neue Bündel und rief wild: „Beim Abſchied machen wir Rechnung.“ Bolling erhob ſich und ſtampfte mit dem Stuhle auf den Boden.

„Ein Hundsfott, wer die Stube verläßt,“ rief Eugen.

„Du biſt ein Narr,“ ſagte der Andere unwillig, „es iſt

Unrecht, ſeinem nächſten Kameraden das Geld abzunehmen, wie wir heut mit dir thun. Ich habe ſo etwas noch nie geſehen. Wenn hier der Satan ſein Spiel hat, ich will ihm nicht helfen.“ Er ſetzte ſich vom Tiſch ab, Anton trat zu ihm: Beide ſahen ſchweigend dem Uebermuth zu, mit welchem das Geld aus einer Hand in die andere geworfen wurde.

„Auch ich habe genug,“ ſagte der Doctor und zeigte ein dickes Bund Hölzer in ſeiner Hand. „Dies iſt ein merkwürdiger Abend, ſeit ich Karten kenne, iſt mir ſo etwas noch nicht vorgekommen. Er vermag kein Paroli mehr abzuſchlagen.“

Von Neuem ſprang Eugen zu dem Seitentiſch, wo die Hölzer lagen, da ergriff Bolling den Reſt des Packets, öffnete das Fenſter und warf die Hölzer hinunter auf die Straße. „Beſſer, die Teufelsbolzen verbrennen da unten einen Stiefel, als hier deine Börſe,“ rief er. Darauf ſchleuderte er die Karten auf die Erde. „Das Spiel ſoll aufhören, du haſt uns vorhin ausgetrumpft, wie Einer aus der Wachtſtube des alten Deſſauers, ich thue jetzt daſſelbe.“

„Ich verbitte mir ſolche Befehle,“ rief Eugen gereizt.

Bolling ſchnallte ſeinen Säbel um und griff mit der Hand an das Gefäß. „Du wirſt dich heut fügen,“ ſagte er ernſt, „morgen will ich dir vor dem Corps Rede ſtehen. Macht Eure Rechnung, Ihr Herren, wir brechen auf.“

Die Marken wurden auf den Tiſch geworfen, der Doctor zählte.

Eugen riß finſter die Brieftafel aus der Taſche und notirte ſeine Schuld an die Einzelnen. Ohne Behagen, mit kurzem Gruß entfernte ſich die Geſellſchaft. „Es ſind gegen achthundert Thaler,“ ſagte der Doctor auf dem Wege. Bolling zuckte die Achſeln. „Jch hoffe, er kann das Geld ſchaffen, aber ich wollte doch, daß Sie heut das Stempelpapier in Jhrer Taſche behalten hätten. Wenn von der Geſchichte etwas verlautet, ſo wird Rothſattel keine Urſache haben, ſich zu freuen. Wir Alle werden gut thun, über den Vorfall zu ſchweigen, auch Sie, Herr Wohlfart, bitte ich darum.“

Anton ging in ſtürmiſcher Bewegung nach Hauſe. Den ganzen Abend hatte er wie auf Kohlen geſeſſen und dem Verſchwender in der Stille die bitterſten Vorwürfe gemacht. Er ſchalt ſich, daß er ihm Geld geliehen hatte, und fühlte doch, wie unpaſſend es geweſen wäre, ſeinen Wunſch nicht zu gewähren.

Als er am nächſten Morgen Eugen aufſuchen wollte, öffnete ſich die Thür, und Eugen ſelbſt trat in das Zimmer, verſtimmt, niedergeſchlagen, unſicher. „Ein nichtswürdiges Malheur geſtern,“ rief er, „ich bin in arger Klemme; ich muß heut achthundert Thaler ſchaffen und habe in dieſem Unglücksneſt Niemand, on den ich mich wenden kann, als Sie. Seien Sie verſtändig, Anton, und beſorgen Sie mir das Geld.“

„Auch mir iſt es nicht leicht, Herr von Rothſattel,“ erwiederte Anton ernſt; „es iſt keine unbedeutende Summe, und die Gelder, über die ich hier disponiren kann, ſind nicht mein Eigenthum.“

„Sie werden es ſchon möglich machen,“ fuhr Eugen überredend fort; „wenn Sie mir nicht aus der Verlegenheit helfen, ſo bin ich ganz rathlos. Der Chef verſteht keinen Spaß, ich riskire Alles, wenn die Geſchichte nicht ſchnell abgemacht wird.“ Er ergriff in ſeiner Verlegenheit Antons Hand und drückte ſie ängſtlich.

Anton ſah in das verſtörte Geſicht deſſen, der Lenorens Bruder war, und erwiederte mit innerer Ueberwindung: „Ich habe eine kleine Summe, welche mir gehört, in der Caſſe unſers Geſchäftes, und habe von hier aus Geld an unſer Haus zu ſenden. Es wird möglich ſein, daß ich unſern Caſſirer auf mein Geld anweiſe, und die Summe, welche Sie brauchen, zurückbehalte.“

„Sie ſind mein Retter,“ rief Eugen erleichtert; „in ſpäteſtens vier Wochen ſchaffe ich Ihnen achthundert Thaler zurück,“ fügte er hinzu, bei der Ausſicht auf das Geld geneigt, das Beſte zu hoffen.

Anton ging zum Schreibtiſch und zählte dem Lieutnant das Geld auf. Es war ein großer Theil der Summe, die er von ſeinem Erbtheil noch übrig hatte.

Als Eugen das Papier unter lebhaftem Danke eingeſteckt hatte, begann Anton: „Und jetzt, Herr von Rothſattel, wünſche ich Ihnen noch etwas mitzutheilen, was mir geſtern den ganzen Abend auf dem Herzen gelegen hat. Ich bitte Sie, mich nicht für zudringlich zu halten, wenn ich Ihnen nicht verſchweige, was Sie wiſſen müſſen, und was doch ein Fremder kaum zu ſagen das Recht hat.“

„Wenn Sie mir gute Lehren zutheilen wollen, ſo iſt der Augenblick ſchlecht gewählt,“ antwortete der Lieutnant finſter, „ich weiß ohnedies, daß ich einen dummen Streich gemacht habe, und bin auf eine Strafrede meines Papa's gefaßt. Was ich von ihm anhören muß, wünſche ich von keinem Dritten zu vernehmen.“

„Sie trauen mir wenig Zartgefühl zu, Herr von Rothſattel,“ rief Anton, aufrichtig bekümmert durch den Aerger des Offiziers. „Ich habe geſtern aus einer allerdings wenig lautern Quelle gehört, daß Ihr Herr Vater durch die Intriguen gewiſſenloſer Speculanten in Verwickelungen gekommen iſt oder doch kommen ſoll, welche ſeinem Vermögen Gefahr drohen. Auch der gefährliche Menſch, welcher die Ränke gegen ihn ſchmiedet, iſt mir genannt worden.“

Der Lieutnant ſah verwundert in das ernſte Geſicht Antons und ſagte endlich: „Teufel, Sie jagen mir einen Schrecken ein. Doch nein, es iſt nicht möglich, Papa hat mir nie etwas davon geſagt, daß ſeine Verhältniſſe nicht ganz in Ordnung ſind.“

„Vielleicht kennt er ſelbſt nicht die Pläne und die Rückſichtsloſigkeit der Menſchen, welche die Abſicht haben, ſeinen Credit für ihre Zwecke zu benutzen.“

„Der Freiherr von Rothſattel iſt nicht der Mann, ſich von irgend Jemand benutzen zu laſſen,“ entgegnete der Lieutnant mit Stolz.

„Das nehme ich auch an,“ räumte Anton bereitwillig ein. „Und doch bitte ich Sie, daran zu denken, daß die letzten großen Unternehmungen des Herrn Barons ihn mehrfach mit ſchlauen und wenig bedenklichen Händlern in Berührung gebracht haben. Der mir den Rath ertheilte, gab ihn offenbar in guter Meinung. Er ſprach eine Anſicht aus, welche, wie ich fürchte, von einer Anzahl untergeordneter Geſchäftsleute getheilt wird, daß Ihr Herr Vater in ernſter Gefahr ſei, große Summen zu verlieren. Und ich fordere Sie auf, mit mir zu dem Mann zu gehen, vielleicht gelingt es uns, mehr von ihm zu erfahren. Es iſt derſelbe Händler, den Sie geſtern bei mir ſahen.“

Der Lieutnant ſah ſehr niedergeſchlagen vor ſich hin, er faßte, ohne ein Wort zu ſagen, ſeine Dienſtmütze, und Beide eilten nach der Herberge, in welcher Tinkeles wohnte.

„Es wird am beſten ſein, daß Sie ſelbſt nach ihm fragen,“ ſagte Anton auf dem Weg. Der Offizier ging in das Haus, er frug einen Hausknecht, den Wirth, alle Hausgenoſſen, welche ihm in den Weg kamen; Schmeie war ſeit geſtern Mittag abgereiſt. Sie eilten von der Herberge zum Stadtcommando und erhielten nach vielen Fragen die Auskunft, daß dem Tinkeles ſein Paß nach der türkiſchen Grenze viſirt worden. So war der Zudringliche plötzlich verſchwunden, und durch ſeine Abreiſe erhielt die Warnung für Beide noch größeres Gewicht. Je länger ſie über ſeine Bekenntniſſe ſprachen, deſto aufgeregter wurde der Lieutnant. Und um ſo weniger wußte er, was zu thun ſei. Endlich brach er in großer Bewegung mit der Klage hervor: „Mein Vater iſt vielleicht jetzt in Geldverlegenheit. Wie ſoll ich ihm meine Schuld geſtehen? Es iſt für mich ein verfluchter Fall. Wohlfart, Sie ſind ein honetter Mann, denn Sie haben mir das Geld geliehen, obgleich Sie die Nachrichten dieſes unſichtbaren Juden ſchon im Kopfe hatten. Sie müſſen jetzt weiter anſtändig ſein und mir die Summe auf längere Zeit leihen.“

„So lange, bis Sie ſelbſt den Wunſch ausſprechen, ſie zurückzuzahlen.“

„Das iſt gentil,“ rief der Lieutnant, „und noch Eins, ſchreiben Sie ſelbſt an meinen Vater. Sie wiſſen am beſten, was der verrückte Menſch Ihnen geſagt hat, und mir iſt es langweilig, ſo etwas meinem Papa mitzutheilen.“

„Aber Ihr Herr Vater wird die Einmiſchung eines Fremden mit Recht für zudringlich halten,“ entgegnete Anton, befangen durch die Ausſicht, mit dem Vater Lenorens in Correſpondenz zu treten.

„Mein Vater kennt Sie ja,“ ſagte Eugen überredend; „ich erinnere mich, daß meine Schweſter mir ſchon von Ihnen erzählt hat. Schreiben Sie nur, ich hätte Sie darum gebeten. Es iſt wirklich beſſer, wenn Sie das übernehmen.“

Anton willigte ein. Er ſetzte ſich auf der Stelle hin und berichtete dem Baron die Warnungen des Händlers.

So kam er in der Fremde mit der Familie des Freiherrn in eine neue Verbindung, welche für ihn und die Rothſattel verhängnißvoll werden ſollte.

## 4.

Glücklich der Fuß, welcher über weite Flächen des eigenen Grundes ſchreitet; glücklich das Haupt, welches die Kraft der grünenden Natur einem verſtändigem Willen zu unterwerfen weiß! Alles, was den Menſchen ſtark, geſund und gut macht, das iſt dem Landwirth zu Theil geworden. Sein Leben iſt ein unaufhörlicher Kampf, ein endloſer Sieg. Ihm ſtählt die reine Gottesluſt die Muskeln des Leibes, ihm zwingt die uralte Ordnung der Natur auch die Gedanken zu geordnetem Lauf. Er iſt der Prieſter, welcher Beſtändigkeit, Zucht und Sitte, die erſten Tugenden eines Volkes, zu hüten hat. Wenn andere Arten nützlicher Thätigkeit veralten, die ſeine iſt ſo ewig, wie das Leben der Erde; wenn andere Arbeit den Menſchen in enge Mauern einſchließt, in die Tiefen der Erde oder zwiſchen die Holzplanken des Schiffes, ſein Blick hat nur zwei Grenzen, oben den blauen Himmel, und unten den feſten Grund. Ihm wird die höchſte Freude des Schaffens, denn was ſein Befehl von der Natur fordert, Pflanze und Thier, das wächſt unter ſeiner Hand zu eigenem frohen Leben auf. Auch dem Städter iſt die grüne Saat und die goldene Halmfrucht des Feldes, das Rind auf der Weide und das galoppirende Füllen, Waldesgrün und Wieſenduft eine Erquickung des Herzens, aber kräftiger, ſtolzer, edler iſt das Behagen des Mannes, der mit dem Bewußtſein über ſeine Flur ſchreitet, dies Alles iſt mein, meine Kraft erſchuf es, und mir gereicht es zum Segen. Denn nicht in müheloſem Genuß betrachtet er die Bilder, welche ihm die Natur entgegenhält. An jeden Blick knüpft ſich ein Wunſch, an jeden Eindruck ein Vorſatz, jedes Ding hat für ihn einen Zweck, denn Alles, das fruchtbare Feld, das Thier und der Menſch ſoll Neues ſchaffen nach ſeinem Willen, dem Willen des Gebieters. Die tägliche Arbeit iſt ſein Genuß, und in dieſem Genuſſe wächſt ſeine Kraft. — So lebt der Mann, welcher ſelbſt der arbeitſame Wirth ſeines Gutes iſt.

Und dreimal glücklich der Herr eines Grundes, auf dem durch mehrere Menſchenalter ein ſtarker Kampf gegen die rohen Launen der Natur geführt iſt. Die Pflugſchar greift tief in den gereinigten Boden, anſpruchsvolle Culturpflanzen breiten ihre Blätter in üppiger Pracht, auf den Stengeln bräunen ſich große Dolden und körnerreiche Schoten, und unten in der Erde rundet ſich mächtig die fleiſchige Wurzel. Dann kommt die Zeit, wo ſich kunſtvolle Induſtrie auf den Ackerſchollen anſiedelt. Dann ziehen die abenteuerlichen Geſtalten der Maſchinen nach dem Wirthſchaftshof, der ungeheure Kupferkeſſel fährt mit Blumen bekränzt heran, große Räder mit hundert Zähnen drehen ſich gehorſam im Kreiſe, lange Röhren verſchlingen ſich in den neugebauten Räumen, und die mechaniſchen Gelenke bewegen ſich raſtlos bei Tag und Nacht. Eine edle Induſtrie! Sie erblüht aus der Kraft des Bodens und vergrößert wieder dieſe Kraft! Wo der eigene Grund des Gutes ſeine Früchte der Fabrik reichlich ſpendet, da arbeiten im Freien die uralte Pflugſchar, im gemauerten Haus der neue Dampfkeſſel brüderlich mit einander, um ihren Herrn reicher zu machen, ſtattlicher und weiſer. So lange er nur die alten Halmfrüchte baute, die grüne Nahrung der Thiere und die runde Knollenfrucht, waren die Preiſe auf dem nächſten Wochenmarkt vielleicht das, was ihn in der fremden Welt am meiſten intereſſirte; und wenn der Bauer im Dorf gegen ihn auftrumpfte, ſo war ihm das vielleicht der größte Aerger. Und mit abſchließendem Stolz ſah er aus ſeinem umgrenzten Kreiſe, wie in die blaue Ferne hinein in das geſchäftige Treiben der großen Städte, in die verwickelten Verhältniſſe, welche durch eine neue Zeit geſchaffen ſind. Jetzt ſteht er ſelbſt mitten zwiſchen den Rädern des modernen Lebens, er erhält über die Thätigkeit vieler Fremden ein Urtheil, er beobachtet viele Strömungen des menſchlichen Geiſtes auch außerhalb ſeiner Feldmark. Viele Geſetze des Lebens lernt er kennen und viele Gedanken der Menſchen, er gewinnt einen andern Maßſtab für den Werth des Menſchen, jetzt wo er das Gewühl des Marktes, das Arbeitszimmer des Gelehrten auch für ſich braucht. Er knüpft ſeine Fäden an Leute von anderm Beruf, und Fremde freuen ſich, ihm die Hand zu reichen und ihren Vortheil mit dem ſeinen zu verbinden. Immer größer werden die Kreiſe, in welche er ſein Intereſſe zieht, immer mächtiger der Einfluß, den er auf Andere gewinnt.

Neben dem ländlichen Tagelöhner baut ein neues Geſchlecht arbeitſamer Menſchen ſeine Hütten auf den Ackerboden, in jeder Abſtufung von Wiſſen und Bildung; allen kann er gerecht und allen zum Heil werden. Dann wächſt in ſtarker

Zunahme die Kraft ſeiner Landſchaft, der Werth des Bodens ſteigt von Jahr zu Jahr, die lockende Aufforderung zu größerem Erwerb treibt auch den zähen Bauer aus dem Gleiſe alter Gewohnheit. Der ſchlechte Feldweg wird zur Chauſſee, der ſumpfige Graben zum Kanal. Zwiſchen den Getreidefeldern fahren die Reihen der Laſtwagen entlang, auf wüſten Stellen erheben ſich die rothen Dächer neuer Wohnungen: der Briefbote, der ſonſt nur zweimal in der Woche ſeine Ledertaſche durch die Fluren trug, erſcheint jetzt alle Tage, ſein Ranzen iſt ſchwer von Briefen und Zeitungen; und wenn er bei einem neuen Haus anhält, um der jungen Frau, die mit ihrem Manne von fern zuzog, eine Nachricht aus der Heimath zu bringen, da nimmt er dankend das Glas Milch, das ihm die Erfreute [illegible] der Thür reicht, und erzählt ihr eilig, wie lang iſt, [illegible] der Weg von einem Dorf zum andern in der heißen S[illegible] orden. Dann erwacht auch die Begehrlichkeit, die [illegible] Baſe jedes Fortſchritts. Die Nadel des Schneider[illegible] an neuen Stoffen zu nähen, zwiſchen den Bauer [illegible] ellt der kleine Kaufmann ſeinen Kram auf, er legt [illegible] vo[illegible] nen an das Schaufenſter, den Tabak in ſchönen [illegible] und lockende Flaſchen mit ſilbernen Zetteln. Und [illegible] lehrer in den Dörfern klagen über die Menge der [illegible] ein zweites Schulhaus wird gebaut, eine höhere Kl[illegible] gerichtet: in einem Schrank einer Wohnſtube legt d[illegible] rer die erſte Leihbibliothek an, und der Buchhändler [illegible] Stadt übergiebt ihm neue Bücher zum Verkauf. — So w[illegible] das Leben des ſtarken Landwirths ein Segen für die Ur[illegible] gend, für das ganze Land.

Wehe aber dem Landwirth, dem der Grund unter ſeinen Füßen fremden Gewalten verfällt! Er iſt verloren, wenn ſeine Arbeit nicht mehr ausreicht, die Anſprüche zu befriedigen, welche andere Menſchen an ihn machen. Die Geiſter der Natur gönnen ihren Segen nur dem, welcher ihnen frei und ſicher gegenüber ſteht, ſie empören ſich, wo ſie Schwäche, Eile und halben Muth ahnen. Keine Arbeit wird mehr zum Heil. Die gelbe Blüthe der Oelſaat und die blaue Blume des Flachſes vertrocknen ohne Frucht, Roſt und Brand fallen über das Getreide, in tödtlichem Faulfieber ſchwindet der kleine Leib der Kartoffel; ſie alle, ſo lange an Gehorſam gewöhnt, wiſſen ſo bitter jede Nachläſſigkeit zu ſtrafen. Dann wird für den Herrn der tägliche Gang durch die Felder ein täglicher Fluch; wenn die Lerche aus dem Roggen aufſteigt, muß er denken, daß die Frucht ſchon auf dem Halme verkauft iſt, wenn das Geſpann der Rinder den Klee nach den Ställen fährt, weiß er, daß der Ertrag von Milch und Fleiſch ſchon von ſeinen Gläubigern gefordert iſt, und er muß zweifeln, ob die Fruchtbarkeit, welche ſeinem Acker durch das Wiederkäuen der eßluſtigen Thiere im nächſten Jahr kommen ſoll, noch ihm ſelbſt zum Vortheil werden wird. Finſter, mürriſch, verzweifelt kehrt er nach dem Hofe zurück. Leicht wird er dann ſeiner Wirthſchaft und den Feldern fremd, er ſucht jenſeit ſeiner Flur den läſtigen Gedanken zu entfliehen, und durch die Flucht beſchleunigt er ſeinen Untergang. Was ihn vielleicht noch retten könnte, ein vollſtändiges Hingeben an die Arbeit, das wird ihm unerträglich.

Und dreimal wehe dem Landwirth, der übereilt in unverſtändigem Gelüſt die ſchwarze Kunſt des Dampfes über ſeine Schellen führt, um Kräfte aus ihnen hervorzulocken, die nicht darin leben. Ihn trifft der härteſte Fluch, der Sterblichen beſchieden iſt. Nicht er allein wird ſchwächer, er macht auch viele Andere ſchlecht, die er zum Dienſt an ſein Leben gebunden hat. In dem Schwunge der Räder, die er vorwitzig in ſeinem Kreis aufſtellte, wird zerriſſen, was in ſeiner Wirthſchaft noch unverſehrt war, die Kraft ſeines Bodens verzehrt ſich in fruchtloſen Verſuchen, ſeine Geſpanne erlahmen an ſchweren Fabrikfuhren, ſeine ehrlichen Landarbeiter verwandeln ſich in ein ſchmutziges, hungerndes Proletariat. Wo ſonſt ruhiger Gehorſam wenigſtens das Nöthige ſchuf, wuchert jetzt Hader, Widerſetzlichkeit und Betrug. Er ſelbſt iſt hineingezogen in die Wirbel läſtiger Geſchäfte, wie brauſende Wellen ſtürzen die Forderungen auf ihn herein, im verzweifelten Kampf, ein Ertrinkender, ſucht er ohne Wahl Hülfe bei Allem, was in den Bereich ſeiner Hände kommt, und ermattet vom fruchtloſen Ringen ſinkt er hinab in die Tiefe.

Auf dem Gut des Freiherrn hatte die Saat oft beſſer geſtanden, als bei den Nachbarn, ſeine Heerden waren als kerngeſund in der ganzen Landſchaft bekannt, Fehljahre, welche Andere niederdrückten, hatten ihm verhältnißmäßig wenig geſchadet; jetzt war das Alles wie durch böſen Zauber verändert. In der Rinderheerde brach eine peſtartige Krankheit aus, das Getreide ſtand hoch im Feld, und als die Garben in der Scheuer zerſchlagen wurden, waren der Scheffel nur wenige, die er aufſchütten konnte. Ueberall war ſein Anſchlag größer geweſen, als der Ertrag. Zu anderer Zeit hätte er's ruhig überwunden, jetzt machte ihn das krank.

Die Ackerwirthſchaft wurde ihm verhaßt, er überließ ſie ganz dem Amtmann. Alle ſeine Hoffnungen flogen jetzt der Fabrik zu, und wenn er ſeine Feldmark betrat, ſo geſchah es nur, um nach den Rüben zu ſehen, auf deren Bau er im letzten Jahr die beſte Kraft des Gutes verwandt hatte

Hinter den Bäumen des Parks erhob ſich das neue Fabrikgebäude. Viele Stimmen geſchäftiger Menſchen ſchrieen um den neuen Bau durcheinander. Die erſte Rübenernte wurde eingebracht und zum Verarbeiten aufgeſchüttet. Mit dem nächſten Tage ſollten die regelmäßigen Arbeiten in der Fabrik beginnen. Noch immer hämmerte drin der Kupferſchmidt, an der großen Preſſe arbeitete der Mechaniker, und emſige Frauen trugen Körbe von Spänen und Kalkbrocken aus den Mauern und ſäuberten mit Scheuerlappen die Stätte, in der ſie fortan handlangen ſollten. Der Freiherr ſtand vor dem Hauſe: er hörte ungeduldig auf das Klopfen der Hämmer, die ſo lange die Vollendung des Werkes verzögert hatten. Von morgen begann für ihn eine neue Zeit. Er ſtand jetzt an der Pforte ſeines Schatzhauſes. Die alten Sorgen konnte er weit hinter ſich werfen, in den nächſten Jahren zahlte er ab, was er geliehen hatte, dann ſammelte er Geld. Und während er ſo dachte, ſah er auf ſeine abgetriebenen Pferde und das ſorgenvolle Geſicht des alten Amtmanns, und eine unbeſtimmte Furcht ſchlich wie ein häßliches Inſect über die unruhig flatternden Blätter ſeiner Gedanken. Er hatte Alles auf dieſen Wurf geſetzt, er hatte ſein Gut ſo hoch mit Hypotheken belaſtet, daß er ſich in dieſem Augenblick fragen konnte, wie viel davon noch ihm ſelbſt gehöre, Alles, um durch den erhärteten Saft der Ackerfrucht den Wappenſchild ſeines Geſchlechtes höher zu ſtellen. Hüte dich, Freiherr! Und wenn du die weißen Kryſtalle hätteſt, daß ſie klingen wie Stein, ſie halten Wind und Wetter nicht aus, ſie zerfließen im Regen, ſie verwittern in der Luft, und was du darauf gegründet, das ſtürzt in Trümmer.

Der Freiherr ſelbſt war in den letzten Jahren ein Anderer geworden. Falten auf der Stirn, zwei mürriſche Falten um den Mund und graues Haar an den Schläfen, das waren die erſten Reſultate der ewigen Sorge um Capital, um die Familie, um die Zukunft des Gutes. Seine Stimme, die ſonſt kräftig aus der Bruſt geklungen hatte, war ſcharf und heiſer geworden, und eine zornige Haſt war in ſeinen Geberden. Schwere Sorge hatte der Freiherr in der letzten Zeit gehabt. Was bei einem großen Bau Mangel an Geld heißt, das Elend hatte er gründlich kennen gelernt. Ehrenthal war jetzt ein regelmäßiger Beſucher des Schloſſes. Seine Pferde hatten in jeder Woche gutes Heu von den Raufen des Freiherrn gerupft, in jeder Woche hatte er ſeine Brieftaſche hervorgezogen und Rechnungen gebracht oder Caſſenſcheine aufgezählt. Seine Hand, die im Anfange ſo ehrerbietig nach der Taſche griff, war ſäumig geworden, und nur langſam löſten ſich die flatternden Papiere von ſeinen Fingern, ſein gebeugter Hals war ſteif, ſein unterwürfiges Lächeln hatte ſich in einen trockenen Gruß verwandelt, er ſchritt jetzt mit prüfendem Blick durch den Wirthſchaftshof, und ſtatt der feurigen Lobrede kam mancher Tadel aus ſeinem Munde. Der demüthige Agent war zum anſpruchsvollen Gläubiger herangewachſen, und der Freiherr ertrug mit immer ſteigendem Widerwillen die Anſprüche eines Mannes, den er nicht mehr entbehren konnte. Aber nicht Ehrenthal allein, auch andere fremde Geſtalten klopften an das Arbeitszimmer des Gutsherrn und verhandelten mit ihm unter vier Augen. Die breite Figur des rauhen Pinkus ſchritt alle Vierteljahre aus dem Gaſthof des Dorfes auf das Schloß, und jedes Mal, wenn ſein ſchwerer Fuß die Stufen betrat, zog hinter ihm der Mißmuth in das Haus.

Alle Wochen war Ehrenthal auf dem Gute erſchienen, jetzt war die ſchwerſte Zeit gekommen, und kein Auge erblickte den Geſchäftsmann. Er war verreiſt, hieß es in der Stadt, und unruhig hörte der Freiherr auf das Geräuſch jedes Wagens, ob nicht einer den Säumigen zuführe, den Verhaßten, Unentbehrlichen.

Lenore trat zu dem Vater, eine reife Schönheit von vollen Formen und hohem Wuchs; daß auch ſie von dem Ernſt des Lebens berührt war, zeigte das ſinnende Auge und der beſorgte Blick, den ſie auf den Freiherrn warf. „Der Bote bringt die Poſtſachen,“ ſagte ſie, ein Packet Briefe und Zeitungen überreichend. „Es iſt gewiß wieder kein Brief von Eugen dabei.“

„Der hat jetzt Anderes zu thun, als zu ſchreiben,“ antwortete der Vater, aber er ſelbſt ſuchte eifrig die Handſchrift des Sohnes. Da ſah er ein Schreiben von fremder Hand, mit dem Poſtzeichen der Stadt, in welche Eugen eingerückt war. Es war Antons Brief. Schnell öffnete er. Als er in der ehrerbietigen Sprache die gute Meinung erkannt und den Namen Itzigs geleſen hatte, verbarg er den Brief haſtig in ſeiner Bruſttaſche. Die geheime Angſt, welche jetzt manchmal ſein Herz zuſammenzog, überfiel ihn wieder.

und gleich darauf folgte der unwillige Gedanke, daß ſeine Verlegenheiten ein Gegenſtand der Unterhaltung in der Fremde waren. Unbeſtimmte Warnungen waren das Letzte, was er bedurfte, ſie demüthigten ihn nur. Lange ſtand er in finſterm Schweigen neben der Tochter. Da der Brief aber Nachrichten von Eugen enthielt, ſo zwang er ſich endlich, zu ſprechen. „Da hat mir ein Herr Wohlfart geſchrieben, der jetzt als Kaufmann jenſeit der Grenze umherreiſt und Eugen's Bekanntſchaft gemacht hat."

„Er!" rief Lenore.

„Er ſcheint ein ordentlicher Mann geworden zu ſein," fuhr der Freiherr mit Ueberwindung fort. „Er ſpricht mit Wärme von Eugen."

„Ja," rief Lenore erfreut, „was gewiſſenhaft und zuverläſſig heißt, das lernt man kennen, wenn man mit ihm umgeht. Welcher Zufall! Die Schweſter und der Bruder. Was hat er dir geſchrieben, Vater?"

„Geſchäftliches, das wahrſcheinlich gut gemeint iſt, mir aber nicht von weſentlichem Nutzen ſein kann. Die thörichten Knaben haben irgend ein Geſchwätz aus dritter Hand gehört und haben ſich um meine Angelegenheiten unnöthige Sorge gemacht." Und ſchwerfällig ſchritt er nach dieſen Worten zu ſeiner Fabrik.

Beunruhigt folgte ihm Lenore. Endlich entfaltete er die Zeitung und wandte die Blätter nachläſſig um, bis ſein Blick auf eine gerichtliche Anzeige fiel. Eine dunkle Röthe ſtieg ihm langſam über die Wangen, das Blatt fiel zur Erde, er griff mit der Hand an die Breter eines Wagens und legte ſeinen Kopf darauf. Erſchrocken hob Lenore das Zeitungsblatt auf und ſah den Namen der polniſchen Herrſchaft, auf welcher der Vater, wie ſie wußte, ein großes Capital ſtehen hatte. Ein Termin zur Verſteigerung der Herrſchaft wegen Concurſes war angezeigt.

Wie ein Blitzſtrahl traf den Freiherrn die Nachricht. Wenn er ſein eigenes Gut belaſtet hatte, war ihm die Summe, die auf fremdem Grund ruhte, als die letzte Grundlage ſeines Wohlſtandes erſchienen. Oft hatte er gedacht, ob es nicht thör[illegible]ar, Andern in der Fremde ſein Geld zu laſſen und dahei[illegible]ndes nur zu theuer zu bezahlen, immer hatte er eine Scheu davor gefühlt, auch dies runde Capital in ſeine Unternehmungen zu werfen, er betrachtete es als das Witthum ſeiner Gemahlin, als das Erbtheil der Tochter. Jetzt war auch dieſe Summe gefährdet, die letzte Sicherheit war verſchwunden, Alles um ihn wankte. Ehrenthal hatte ihn betrogen, er hatte die Correſpondenz mit dem Bevollmächtigten des polniſchen Grafen geführt, er hatte ihm am letzten Termin die Zinſen noch vollſtändig berechnet, es war kein Zweifel, Ehrenthal wußte von den ſchlechten Verhältniſſen des polniſchen Gutes und hatte ſie ihm verheimlicht.

„Vater," rief Lenore, ihn von dem Wagen aufrichtend, „faſſe dich, ſprich mit Ehrenthal, fahr zu deinem Anwalt, es wird auch gegen dieſes Unglück eine Hülfe geben."

„Du haſt Recht, mein Kind," ſagte der Freiherr mit klangloſer Stimme, „noch iſt möglich, daß die Gefahr nicht ſo groß iſt. Laß anſpannen, ich will nach der Stadt. Verbirg der Mutter, was du geleſen haſt und du, liebe Lenore, begleite mich."

Als der Wagen vorfuhr, fand er den Freiherrn noch auf derſelben Stelle, wo die Nachricht in ſein Herz gedrungen war. Schweigend ſaß er während der Fahrt in eine Ecke gedrückt.

In der Stadt brachte er die Tochter in ſein Quartier, das er immer noch nicht aufgegeben, um ſeinen Bekannten und ſeiner Frau nicht den Verdacht zu erregen, als gehe es zurück mit ſeinem Vermögen. Er ſelbſt fuhr zu Ehrenthal. Zornig trat er in das Comtoir und hielt dem Händler nach rauhem Gruß das Zeitungsblatt entgegen. Ehrenthal erhob ſich langſam und ſagte mit dem Kopf nickend: „Ich weiß, der Löwenberg hat deswegen an mich geſchrieben.“

„Sie haben mich getäuſcht, Herr Ehrenthal,“ rief der Freiherr, mühſam nach Haltung ringend.

„Wozu?“ erwiederte achſelzuckend der Händler, „wozu ſollte ich Ihnen verſtecken, was doch die Zeitung melden muß? Das kommt vor bei jedem Gut, bei jeder Hypothek. Was iſt dabei für ein Unglück?“

„Die Verhältniſſe der Herrſchaft ſind ſchlecht, Sie haben lange darum gewußt,“ rief der Freiherr; „Sie haben mich betrogen.“

„Was reden Sie da von Betrug?“ rief Ehrenthal erzürnt: „nehmen Sie ſich in Acht, daß nicht ein Fremder Ihre Worte hört. Ich habe mein Geld bei Ihnen ſtehen, wie kann ich ein Intereſſe haben, Sie kleiner zu machen und größer zu machen Ihre Verlegenheiten? Ich ſelber ſtecke darin bei Ihnen ſo tief,“ er wies auf die Stelle, wo bei den Menſchen das Herz zu ſitzen pflegt. „Hätte ich gewußt, daß dieſe Fabrik wird freſſen mein gutes Geld, ein Tauſend nach dem andern, wie ein Thier frißt, das hinten offen iſt, ich hätte mich bedacht und Ihnen auch nicht gezahlt einen einzigen Thaler. Ich will mit meinem Gelde füttern eine Heerde Elephanten, aber ich will niemals wieder füttern eine Fabrik. Wie können Sie alſo ſagen, daß ich Sie betrogen habe?“ fuhr er in ſteigernder Hitze fort.

„Sie haben um den Concurs gewußt,“ rief der Freiherr, „und haben mir verheimlicht, wie es mit dem Grafen ſteht.“

„Bin ich es geweſen, der Ihnen hat verkauft die Hypothek?“ frug der entrüſtete Ehrenthal. „Ich habe Ihnen alle halbe Jahre die Zinſen eingezogen, das iſt mein Unrecht, ich habe Ihnen außerdem gezahlt noch vieles Geld, das iſt mein Betrug.“ — Verſöhnend fuhr er fort: „Sehen Sie die Sache ruhig an, Herr Baron, ein anderer Gläubiger hat angetragen auf den Verkauf der Herrſchaft, die Gerichte haben's uns nicht angezeigt, oder ſie haben die Anzeige geſchickt an eine falſche Adreſſe. Was thut's? Sie werden jetzt bekommen nach der Subhaſtation ausgezahlt Ihr Capital, dann können Sie bezahlen die Gläubiger, die Sie auf Ihrem Gut haben. Es ſind, wie ich höre, große Güter bei dieſer Herrſchaft, und Sie haben nichts zu befürchten für Ihr Capital.“

Mit dieſer zweifelhaften Hoffnung mußte ſich der Freiherr entfernen. Niedergeſchlagen beſtieg er ſeinen Wagen; er rief dem Kutſcher: „zum Juſtizrath Horn!“ aber mitten auf dem Wege gab er Gegenbefehl und fuhr nach ſeinem Quartier zurück. Es war zwiſchen ihm und dem alten Rechtsfreund eine Kälte eingetreten. Er hatte ſich geſcheut, dieſem ſeine unaufhörlichen Verlegenheiten mitzutheilen, und war durch einige wohlgemeinte Warnungen deſſelben verletzt worden, ſo hatte er oft die Hülfe anderer Juriſten in Anſpruch genommen.

Itzig war in ſeinem Zartgefühl aus dem Comtoir geſtürzt, als er die Pferdeköpfe des Barons auf der Straße erblickte, jetzt ſteckte er den Kopf wieder herein. „Wie war er?“ frug er Herrn Ehrenthal.

„Wie ſoll er geweſen ſein,“ antwortete Ehrenthal unwillig, „er war wie ein Fiſch, welcher hat viele Gräten; er hat geſchlagen mit ſeinem Kopf in die Luft, und ich habe gehabt meinen Aerger. Mein Geld habe ich geſteckt in das Gut, und Sorgen habe ich um das Gut, ſo viel als Haare auf dem Kopfe, weil ich gefolgt bin Ihrem Rath.“

„Wenn Sie denken, daß ein Rittergut Ihnen geſchwommen kommt, wie ein Fiſch mit dem Waſſer, daß Sie nur dürfen ausſtrecken die Hand und feſthalten, ſo thun Sie mir leid,“ verſetzte Veitel boshaft.

„Was thue ich mit der Fabrik?“ rief Ehrenthal, „das Gut iſt für mich geweſen zwei Mal ſo viel werth, ohne den Schornſtein.“

„So verkaufen Sie die Ziegeln, wenn Sie den Schornſtein erſt haben,“ verſetzte Veitel ironiſch. „Ich wollte Ihnen noch ſagen, daß ich morgen einen Beſuch habe von einem Bekannten aus meiner Gegend. Ich kann morgen nicht kommen in Ihr Comtoir.“

„Sie haben in dem letzten Jahr ſo oft Ihre eigenen Gänge gemacht,“ erwiederte Ehrenthal grob, „daß mir nichts daran liegt, wenn Sie auch länger fortbleiben aus meinem Comtoir.“

„Wiſſen Sie, was Sie geſagt haben?“ fuhr Veitel auf.

„Sie haben mir geſagt: Itzig, ich brauche dich nicht mehr, du kannſt gehen. Ich aber werde gehen, wenn es mir recht iſt, und nicht, wenn es Ihnen recht iſt.“

„Sie ſind ein dreiſter Menſch,“ rief Ehrenthal; „ich will Ihnen verbieten, daß Sie ſo zu mir reden. Wer ſind Sie, junger Itzig?“

„Ich bin der, welcher weiß Ihre ganzen Geſchäfte, ich bin der, welcher Sie ruiniren kann, wenn er will, und ich bin der, welcher es gut zu Ihnen meint, beſſer als Sie ſelber. Und deßwegen, wenn ich übermorgen in das Comtoir komme, werden Sie zu mir ſagen: Guten Morgen, Itzig! Haben Sie mich verſtanden, Herr Ehrenthal?“ Er ergriff ſeine Mütze und eilte auf die Straße, dort brach ſein unterdrückter Zorn gegen Ehrenthal in helle Flammen aus, er ſchwenkte heftig die Hände und murmelte drohende Worte. Daſſelbe that Ehrenthal in ſeinem Comtoir.

Der Freiherr fuhr zu ſeiner Tochter zurück, er ſetzte ſich niedergeſchlagen auf das Sopha, und die liebevollen Worte Lenorens gingen ungehört bei ſeinem Ohr vorüber. Er hatte nichts, was ihn noch in der Stadt zurückhielt, als ſeine Furcht, der Baronin die traurige Nachricht mitzutheilen. Er brütete über Plänen, wie er den möglichen Verluſt überwinden konnte, und malte ſich wieder mit den ſchwärzeſten Farben aus, welche Folgen dies Ereigniß haben mußte. Unterdeß ſaß Lenore ſchweigend am Fenſter und ſah hinunter in das Getümmel der Straßen, auf die Laſtwagen, welche vorüber raſſelten, und auf die Ströme geſchäftiger Menſchen, die auf dem Trottoir dahin zogen, unaufhörlich, ohne Raſt, um Verdienſt und Genuß. Und während Lenore ſich frug, ob wohl Einer von all den Leuten, die vorübergingen, den heimlichen Kummer, die Furcht, die Muthloſigkeit gefühlt habe, die in den letzten Jahren über ihr junges Herz gekommen war, da ſah zuweilen Einer von unten zu den Spiegelfenſtern des ſtattlichen Hauſes auf, dann ruhte ſein Auge bewundernd auf dem ſchönen Mädchen, und er beneidete vielleicht das Glück der Vornehmen, die ſo ruhig von oben herabſehen auf die Leute, die ſich um den Verdienſt plagen müſſen.

So wurde es dunkel auf der Straße, das Licht der Laternen warf einen matten Schein in das Zimmer, Lenore ſah auf die Schatten und Lichtſtreifen, welche ſich an der Stubenwand bewegten, und mit der ſteigenden Finſterniß vergrößerte ſich das Bangen in ihrer Bruſt. Vor der Hausthür aber ſtanden zwei Männer in eifrigem Geſpräch, der eine trat in das Haus, die Klingel wurde gezogen, ein ſchwerer Tritt ſchallte im Vorzimmer. Der Bediente trat ein und meldete Herrn Pinkus. Bei dem Namen fuhr der Freiherr auf, forderte Licht und eilte in das Nebenzimmer.

Der Herbergsvater trat bel dem Freiherrn ein und neigte einige Mal ſeinen großen Kopf, beeilte ſich aber nicht, zu ſprechen; der Freiherr ſtützte ſich auf die Tiſchplatte, wie Einer, der bereit iſt, Alles zu hören. „Was bringen Sie mir ſo ſpät?“

„Der Herr Baron weiß, daß morgen der Wechſel fällig iſt mit zehntauſend Thalern.“

„Können Sie nicht erwarten, daß ich Ihnen bei der Verlängerung Ihre zehn Procent einrechne?“ frug der Freiherr mit Verachtung. „Ich glaubte erſt morgen das Rechenexempel machen zu müſſen.“

„Da es Ihnen nicht recht iſt, das Exempel zu machen,“ erwiederte Pinkus, „ſo beſtehe ich nicht darauf. Ich komme Ihnen anzuzeigen, daß ich plötzlich in die Lage gekommen bin, Geld zu brauchen; ich werde Sie morgen bitten um die zehntauſend.“

Der Freiherr trat einen Schritt zurück. Das war der zweite Schlag, und dieſer traf ſein Leben. Er hatte geahnt, daß noch etwas kommen würde, ihn zu zermalmen; jetzt wußte er genau, daß Alles unnütz war, was er noch ſagen konnte. Sein Geſicht war fahles Gelb, als er mit heiſerer Stimme begann: „Wie können Sie dieſe Forderung ſtellen, nach dem, was wir mit einander beſprochen haben? Wie oft haben Sie mir betheuert, daß dieſe Wechſelform nichts als eine leere Förmlichkeit ſei?“

„Es iſt geweſen bis heut eine Förmlichkeit,“ ſagte Pinkus, „jetzt wird's ein Zwang. Ich habe morgen zu zahlen zehntauſend Thaler an einen Mann, dem ich verpflichtet bin.“

„Dann ſprechen Sie mit dem Mann,“ ſagte der Freiherr, „ich bin bereit, Ihnen neue Zugeſtändniſſe zu machen, ich bin aber jetzt außer Stande, zu zahlen.“

„Dann, Herr Baron, thut mir's leid, Ihnen zu ſagen, daß man gegen Sie verfahren wird nach Wechſelrecht.“

Der Freiherr ſchwieg und wandte ſich ab.

„Wann darf ich morgen wiederkommen nach meinem Geld?“ frug Pinkus.

„Um dieſe Stunde,“ erwiederte eine Stimme, welche hohl klang, wie die Stimme eines Greiſes. Mit einem neuen Kopfnicken entfernte ſich Pinkus, der Freiherr wankte in ſein Zimmer zurück. Sein Kopf ſank auf die Lehne des Sophas herab, erſtarrt dachte er an das, was jetzt kommen mußte. Lenore kniete neben ihm nieder, ſie faßte ſein Haupt und legte es auf ihre Schulter, ſie nannte ihn mit den zärtlichſten Namen und flehte ihn an, doch wieder zu ſprechen. Er hörte nichts und ſah nichts, in ihm ſchlug es wie mit einem Hammer immer ſtärker und ſchneller. Die hohlen Gebilde von buntem Glas, die er ſich ausgeblaſen hatte, zerſplitterten in Scherben, er ahnte jetzt die ſchreckliche Wahrheit, er war ein ruinirter Mann.

So ſaß er bis zum ſpäten Abend, die Tochter brachte ihn endlich dazu, einen Schluck Wein zu trinken und an die Heimkehr zu denken. „Ja, fort von hier,“ rief er, „ins Freie.“ Sie fuhren ab. Als die Bäume der Landſtraße bei ihm vorbeiflogen, und die friſche Luft in ſein Geſicht ſchlug, kam ſeine Seele wieder in Spannung. Dieſe Nacht und der ganze nächſte Tag gehörten ihm, in dieſer Zeit mußte ſich Hülfe finden. Es war nicht die erſte Verlegenheit, die er empfand, und er hoffte jetzt ſogar, es werde nicht die letzte ſein. Er war dieſe Wechſelſchuld von urſprünglich ſiebentauſend und einigen hundert Thalern eingegangen, weil der Schurke, der ihm heut das Geld kündigte, vor einigen Jahren zu ihm gekommen war und ihm das Geld angeboten, ja aufgedrängt hatte, zuerſt mit den niedrigſten Zinſen. In dem ſichern Muth eines glücklichen Unternehmers hatte er das Geld angenommen. Es hatte einige Wochen müßig dagelegen, dann hatte er es angegriffen, und Schritt vor Schritt hatte der Gläubiger ſeine Forderungen geſteigert bis zum Solawechſel und einem übermäßigen Zinsfuß. Jetzt trotzte der Schurke. War er wie die Ratte, welche den bevorſtehenden Untergang des Schiffes merkt und ſich zu retten ſucht? Der Freiherr lachte auf, daß Lenore zuſammenfuhr — aber er war nicht der Mann, ſich widerſtandslos dem Gauner in die Hände zu geben, er wußte, die Nacht und der nächſte Tag mußten ihm Hülfe bringen. Ehrenthal konnte ihn nicht im Stiche laſſen.

Er fühlte die Nothwendigkeit, ſich zu beherrſchen, er gewann es über ſich, mit ſeiner Tochter wieder von gleichgültigen Dingen zu ſprechen. „Es ſind unangenehme Geſchäfte, die ſich jetzt drängen,“ ſagte er, „und ich bin durch die vielen Anſprüche, welche man in der letzten Zeit an mich gemacht hat, auch körperlich angegriffen. Es wird vorübergehen, mein Kind. Jedem Unternehmer kommt ſolche Zeit; iſt die Fabrik erſt im Gange, ſo iſt das Aergſte überſtanden.“

Es war Nacht, als ſie nach Hauſe kamen, der Freiherr eilte auf ſein Zimmer. Er legte ſich zu Bett, aber er wußte, daß das eine Scene war, die er nur ſeinem Bedienten vorſpielte; das war wieder eine Nacht, wo der Schlaf ſein Haupt nicht berühren ſollte. Vom Thurme der Dorfkirche ſchlug eine Stunde nach der andern, der Freiherr zählte jeden Schlag, und nach jeder Stunde pochte das Blut ſtürmiſcher in ſeinen Adern, und heißer wurde ſeine Angſt. Wo war Rettung? Es gab für ihn keine andere, als Ehrenthal. Aller Widerwille, den er dagegen empfand, morgen als Bittender vor dieſen Mann zu treten, floß dahin mit dem Fieberſchweiß, der von ſeiner Stirn rann. So lag er und rang die Hände; und wenn der Schlummer, das ſtille Kind der Nacht, ſich ſeinem

Lager näherte, immer erhob ſich das graue Geſpenſt der Angſt neben ſeinem Haupt und trieb mit drohender Geberde den hülfreichen Gott aus ſeiner Nähe. Gegen Morgen erſt verlor er die Empfindung ſeines Elends.

Schneidende Mißtöne drangen aus dem Hofe in ſein Zimmer und weckten ihn: die Arbeiter der Fabrik zogen mit der Dorfmuſik unter ſein Fenſter und brachten ihm ein Ständchen. Zu anderer Zeit hätte er ſich über den gutwilligen Eifer gefreut, heut hörte er nur die unreinen Klänge, und ſie quälten ihn. Haſtig kleidete er ſich an und eilte in den Hof. Sein Haus war bekränzt, die Arbeiter hatten ſich vor der Thür aufgeſtellt, ſie empfingen ihn mit lautem Zuruf, er mußte den Mund aufthun und ihnen ſagen, daß er ſich dieſes Tages freue und daß er viel Gutes von ihm erwarte, und während er ſprach, fühlte er, wie unwahr ſeine Worte waren und wie gebrochen ſein Muth. Er ließ anſpannen, ehe er noch ſeine Frau und Tochter begrüßt hatte, und jagte wieder der Stadt zu. Er ſtand in Ehrenthals Hauſe und ſchüttelte an der Thür des Comtoirs; noch war die Thür verſchloſſen, ſein Diener mußte den Händler vom Frühſtück herunter holen.

Unruhig über das Außerordentliche des frühen Beſuchs erſchien Ehrenthal, er hatte ſich diesmal nicht beeilt, den alten Schlafrock auszuziehen. Der Freiherr trug ſein Anliegen ſo kaltblütig vor, als ihm nach der ſchlafloſen Nacht möglich war. Ehrenthal gerieth in die größte Entrüſtung. „Dieſer Pinkus,“ rief er einmal über das andere, „er hat ſich unterſtanden, Ihnen Geld zu borgen gegen einen Wechſel! Wie kann er Ihnen borgen eine ſo große Summe?

Der Mann hat keine zehntauſend Thaler, er iſt ein kleiner Mann ohne Mittel.“ Der Freiherr geſtand, daß die Summe urſprünglich geringer geweſen war, aber dies Geſtändniß ſteigerte die Unruhe Ehrenthals.

„Von ſieben zu zehn!“ rief er und rannte heftig auf und ab, daß der Schlafrock um ihn flog, wie die Flügel einer Eule. „Faſt dreitauſend Thaler hat er gewonnen! Ich habe immer ein ſchlechtes Zutrauen zu dieſem Menſchen gehabt, jetzt weiß ich, was er iſt! Er iſt ein Spion, ein Achſelträger, der auf zwei Schultern trägt! Er hat auch nicht gegeben die ſiebentauſend, ſein ganzer Kram iſt nicht ſiebentauſend werth.“

Die ſtarke ſittliche Entrüſtung des Händlers warf einen Freudenſchimmer in die Seele des Freiherrn: wie Unrecht hatte er dem Mann oft in ſeinen Gedanken gethan! „Auch ich habe Urſache, den Pinkus für einen gefährlichen Menſchen zu halten,“ ſagte er.

Aber dieſe Beiſtimmung gereichte dem Freiherrn zum Unheil, der Zorn Ehrenthals wandte ſich jetzt gegen ihn. „Was rede ich von dem Pinkus,“ ſchrie er; „er hat gehandelt, wie ein Menſch von ſeiner Art handeln muß. Aber Sie, der Sie ſind ein Edelmann, wie haben Sie in ſolcher Weiſe an mir handeln können? Sie haben hinter meinem Rücken mit einem Andern Geſchäfte gemacht und haben ihn in kurzer Zeit verdienen laſſen drei von ſieben auf Wechſel. Auf Wechſel,“ fuhr er fort: „wiſſen Sie, was das heißt, ein Wechſel?“

„Ich wünſchte, daß die Schuld nicht nöthig geweſen wäre,“ ſagte der Freiherr; „da aber heut der Verfalltag iſt, und der Mann in eine Verlängerung nicht willigt, ſo müſſen wir verſuchen, Zahlung zu ſchaffen.“

„Was heißt wir!“ fuhr Ehrenthal zornig auf: „Sie müſſen Zahlung ſchaffen, ſehen Sie zu, wie Sie Geld ſchaffen für den Mann, dem Sie dreitauſend haben geſchrieben in ſeine Taſche. Sie haben mich nicht gefragt, als Sie ausgeſtellt haben den Wechſel, Sie brauchen mich nicht zu fragen, wie Sie werden zahlen das Geld.“

In dem Freiherrn lagen Angſt und Zorn im Kampfe. „Mäßigen Sie Ihre Sprache, Herr Ehrenthal,“ rief er.

„Was ſoll ich mich mäßigen,“ ſchrie der Händler; „Sie haben ſich nicht gemäßigt, und der Pinkus hat ſich nicht gemäßigt, ich will mich auch nicht mäßigen!“

„Ich werde wiederkommen,“ ſagte der Freiherr, „wenn Sie die Haltung gewonnen haben, die ich mir gegenüber unter allen Umſtänden erbitten muß.“

„Wenn Sie Geld von mir wollen, ſo kommen Sie nicht wieder, Herr Baron,“ rief Ehrenthal. „Ich habe kein Geld für Sie; lieber will ich werfen die Thaler auf die Straße, als Ihnen noch zahlen einen einzigen in Ihr Gut.“

Der Freiherr verließ ſchweigend das Zimmer. Sein Elend war groß, er mußte das Gezänk des gemeinen Mannes ertragen. Jetzt fuhr er in der Stadt bei ſeinen Bekannten umher und ſtand die Qual aus, alle Stunden von Neuem um Geld zu bitten und immer abſchlägliche Antwort zu erfahren. Zum Mittag war ſeine Kraft gebrochen. Er kehrte in ſein Quartier zurück und überlegte, ob er noch einmal zu Ehrenthal gehen, oder ob er die Zahlung des Wechſels wegen wucheriſcher Zinſen verweigern ſolle. Da ſchlich der in ſein Haus, welcher bis dahin ſein Leben in weitem Kreiſe umlauert hatte, er, der künftige Beſitzer des Gutes, der Erbe der Rothſattel. Der Freiherr wunderte ſich, als eine fremde Geſtalt, die er kaum ein oder das andere Mal geſehen hatte, in ſein Zimmer trat, ein hageres Geſicht von röthlichem Haar eingefaßt, zwei verſchmitzte Augen, und um den Mund ein grotesker Zug, wie man ihn auf den lachenden Larven des Carnevals ſieht. -

Veitel verneigte ſich tief und begann: „Gnädigſter Herr Baron, haben Sie die Gewogenheit, zu verzeihen, daß ich mit einem Geſchäft zu Ihnen komme. Ich habe den Auftrag von Herrn Pinkus, das Geld einzucaſſiren für den Wechſel. Ich wollte Sie unterthänigſt fragen, ob Sie vielleicht ſo gnädig ſein wollten, mir zu zahlen das Geld.“

Der finſtere Ernſt der Stunde ging dem Freiherrn verloren, als er die lange Geſtalt ſah, welche ſich krümmte, Geſichter ſchnitt und in poſſenhafter Artigkeit zu vergehen bemüht war. „Wer ſind Sie?“ frug er mit der Würde eines großen Herrn.

„Veitel Itzig iſt mein Name, gnädiger Herr, wenn ich mir erlauben darf, Ihnen das zu melden.“

Der Freiherr fuhr zuſammen, als er den Namen Itzig hörte. Das war der Mann, vor dem er gewarnt war, der Unſichtbare, Erbarmungsloſe. Wieder ſchnürte ihm die Angſt das Herz zuſammen.

„Ich war bis jetzt Buchhalter bei Ehrenthal,“ fuhr Itzig beſcheiden fort. „Aber der Ehrenthal wird mir zu groß; ich habe geerbt ein kleines Vermögen, ich habe es übergeben dem Pinkus in ſein Geſchäft. Jetzt bin ich dabei, mich ſelbſt zu etabliren."

„Sie können das Geld jetzt nicht bekommen," erwiederte der Freiherr ruhiger. Dieſe hülfloſe Geſtalt konnte ſchwerlich ein gefährlicher Gegner ſein.

„Ausgezeichnet," ſagte Veitel, „es iſt mir eine Ehre, zu hören von dem gnädigen Herrn, daß Sie mir's zahlen werden im Nachmittag. Ich habe Zeit." — Er zog eine ſilberne Uhr heraus. — „Ich kann warten bis gegen Abend. Und damit ich den Herrn Baron nicht incommodire durch Wiederkommen zu einer Stunde, wo ich Ihnen nicht recht bin, oder wo Sie nicht zu Hauſe ſind, ſo will ich mir die Freiheit nehmen, mich zu ſtellen auf Ihre Treppe. Ich kann ſtehen," ſagte er, als wollte er eine Einladung des Freiherrn, ſich auf die Treppe zu ſetzen, im Voraus ablehnen. „Ich halte aus bis heut Abend um fünf. Der gnädige Herr braucht ſich meinetwegen gar nicht zu geniren." Durch die demüthige Fratze Veitels klang es wie Hohn, dem Freiherrn fiel das Schreckliche der Stunde von Neuem auf das Herz. Veitel ging mit Verbeugungen an die Thür und zog ſich wie ein Krebs aus der Stube zurück. Da rief der Freiherr ihn zurück. Wie feſtgezaubert blieb er in gekrümmter Stellung ſtehen. Er ſah in dieſem Augenblick vollſtändig aus, wie ein etwas ſchwacher und wunderlicher Menſch. Der warnende Brief hatte dem armen Teufel von Buchhalter zur Laſt gelegt, was vielleicht Ehrenthal ſelbſt geſponnen hatte. Jedenfalls war mit dieſem Manne bequemer zu verkehren, als mit einem andern.

„Können Sie mir angeben," frug der Freiherr mit innerer Ueberwindung, „wie ich Ihnen für Ihre Forderung Deckung geben kann, ohne daß ich heut oder in dieſen Tagen die Summe auszahle?“

Veitels Augen blitzten wie die eines Raubvogels, aber er ſchüttelte den Kopf und zuckte lange mit den Achſeln, während er ſich den Schein gab, nachzudenken. „Gnädigſter Herr Baron,“ ſagte er endlich, „vielleicht giebt es ein Mittel, das letzte Mittel. Sie haben eine Hypothek von zwanzigtauſend Thalern auf Ihrem Gut, welche Ihnen ſelber gehört und welche bei Ehrenthal im Comtoir liegt. Ich will machen, daß der Pinkus Ihnen läßt die Zehntauſend, und will Ihnen noch ſchaffen zehn, wenn Sie meinem Freunde cediren dieſe Hypothek.“

Der Freiherr horchte auf. „Wahrſcheinlich wiſſen Sie nicht,“ entgegnete er ſtreng, „daß ich das Inſtrument bereits an Ehrenthal cedirt habe.“

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr, das haben Sie nicht gethan, es iſt keine gerichtliche Ceſſion vorhanden.“

„Aber mein ſchriftliches Verſprechen,“ ſagte der Freiherr.

Veitel zuckte die Achſeln: „Wenn Sie verſprochen haben, dem Ehrenthal zu ſtellen eine Hypothek für ſein Geld, warum muß es gerade ſein dieſe? Und was brauchen Sie eine Hypothek für Ehrenthal? In dieſem Jahr erhalten Sie Ihr Capital, das Sie haben auf der Herrſchaft bei Rosmin, dann können Sie ihn bezahlen mit baarem Geld. Bis dahin laſſen Sie ruhig die Hypothek in ſeinen Händen, es braucht kein Menſch zu wiſſen, daß Sie uns gemacht haben eine Ceſſion. Wenn Sie die Gnade haben wollen, mit mir zu gehen zu einem Notar und meinem Freunde vor dieſem die Hypothek zu verſchreiben, ſo ſchaffe ich Ihnen noch heut zweitauſend Thaler, und an dem Tage, wo Sie das Inſtrument legen in unſere Hände, zahle ich Ihnen den Reſt.“

Der Freiherr hatte ſich gezwungen, dieſen Antrag mit einem Lächeln anzuhören. Endlich ſagte er kurz: „Was Sie mir vorſchlagen, kann ich nicht annehmen, denken Sie an einen andern Ausweg.“

„Es giebt keinen,“ ſagte Veitel, „aber es iſt erſt Mittag, ich kann warten bis um fünf.“ Er machte wieder ſeine tiefen Bücklinge und wandte ſich an der Thür noch einmal um. „Was Sie, gnädiger Herr, jetzt von Geld brauchen,“ ſagte er ernſt, „das ſind nicht die zehntauſend Thaler allein; Sie werden in den nächſten Monaten noch nöthig haben eben ſo viel für Ihre Fabrik, und um zu retten Ihr Capital auf der polniſchen Herrſchaft. Wenn Sie mir cediren die Hypothek, haben Sie das ganze Geld. Und noch eine Bitte habe ich an meinen gnädigen Herrn: Geruhen Sie, nicht gegen Ehrenthal zu ſprechen von unſerm Geſchäft; er iſt ein harter Mann und würde mir ſchaden mein Lebelang.“

„Seien Sie ohne Sorge,“ ſagte der Freiherr mit einer verabſchiedenden Handbewegung. Veitel entfernte ſich.

Der Freiherr ging mit großen Schritten auf und ab. Was der ehrerbietige Mann ihm vorgeſchlagen hatte, wühlte ſein Inneres auf. Ja, es war Rettung für ihn aus dieſer und aus kommenden Verlegenheiten, aber er konnte darauf nicht eingehen, das verſtand ſich von ſelbſt. Er war lächerlich, der ihm den Antrag machte, und man konnte ihm nicht einmal zürnen, er verſtand's nicht anders. Aber der

Freiherr hatte ſein Wort verpfändet, er durfte an die Sache gar nicht mehr denken.

Und doch, wie gering war für ihn die Gefahr. Die Documente blieben ruhig in Ehrenthals Hand, bis der Freiherr ſeine polniſchen Gelder erhielt, dann zahlte er die Summe baar an Ehrenthal und löſte ſeine Documente ein. Kein Menſch durfte etwas von dem Geſchäft erfahren, und wenn es zum Schlimmſten kam, ſo ließ er eine neue Hypothek für Ehrenthal auf ſein Gut ausfertigen, er bewilligte ihm noch eine Entſchädigung und der Geldmann gab ſich zufrieden. Immer wies er den Gedanken von ſich ab, und unaufhörlich kam er zurück. Es ſchlug eins, es ſchlug zwei Uhr; er klingelte dem Bedienten und befahl, anzuſpannen, und frug gelegentlich, ob der fremde Menſch noch im Hauſe ſei. Der Kutſcher fuhr vor, der Fremde ſtand unten an der Treppe. Der Freiherr ſtieg die Stufen hinab, ohne ihn anzuſehen, und ſetzte ſich in den Wagen. Als der Diener mit abgezogenem Hut neben ihm ſtand und frug, wohin der Kutſcher fahren ſolle, da erſt fiel ihm ein, daß er es ſelbſt nicht wußte. „Zu Ehrenthal!“ ſagte er endlich.

Ehrenthal hatte unterdeß einen unruhigen Vormittag verlebt. Der freche Eingriff, den ein Dritter in ſeine Rechte gewagt, ſtößte ihm den Argwohn ein, daß außer ihm noch eine andere unbekannte Macht gegen den Baron ſpeculire. Er ſchickte zu Pinkus, überſchüttete dieſen mit Vorwürfen und ſuchte auf jede Weiſe zu erfahren, woher das Capital gekommen ſei. Pinkus aber war aufs Beſte geſchult, er zeigte eine eherne Stirn und war grob. Darauf ſchickte Ehrenthal nach Itzig. Itzig war nirgend zu finden.

So war er in unholder Laune, als der Freiherr wieder bei ihm vorfuhr, er wußte am beſten, daß dieſe neue Schuld nicht nöthig war, um den Edelmann im ruhigen Lauf der Jahre aus dem Beſitz ſeines Gutes zu bringen, und zürnte ihm deßhalb als einem Thoren, der ſich eine ſo unnöthige Verlegenheit bereitete. Und er ſagte ihm mit dürren Worten, daß der Tag gekommen ſei, wo ſeine Geldzahlungen aufhören müßten. Es gab wieder eine heftige Scene, der Freiherr ging erbittert aus dem Comtoir, ſetzte ſich in ſeinen Wagen und beſchloß, noch einen letzten Verſuch bei einem früheren Kameraden zu machen, der als reicher Mann bekannt war.

Es war vier Uhr vorbei, als er hoffnungslos in ſeinem Quartier ankam. An der Treppe lehnte eine hagere Geſtalt, welche dem Vorübereilenden eine tiefe Verbeugung machte und ruhig ſtehen blieb. Die Kraft des Freiherrn war erſchöpft. Er ſetzte ſich in die Sophaecke, wie am Tage zuvor, und ſtarrte vor ſich hin. Es gab keine Rettung, das wußte er jetzt genau, keine andere als die, welche dort unten im Schatten des Pfeilers auf ihn lauerte. In einer wüſten Abſpannung erwartete er, was kommen würde. Unthätig, ohne ſein Haupt von der Lehne zu erheben, hörte er die Viertelſtunden von vier zu fünf ſchlagen. Wieder ſchlug es in ſeinem Haupt, wie mit einem Hammer, jeder Schlag brachte ihn dem Augenblick näher, wo ſein Schickſal zu ihm hereintrat. Der letzte Schlag der fünften Stunde war verhallt, der Klingelzug im Vorzimmer zitterte, der Freiherr erhob ſich von ſeinem Sitz. Itzig öffnete die Thür und hielt zwei Papiere in der Hand.

„Ich kann nicht zahlen,“ rief ihm der Freiherr mit heiſerer Stimme entgegen.

Itzig verneigte ſich wieder und bot ihm das andere Papier: „Hier iſt der Entwurf zu einem Vertrage.“

Der Freiherr ergriff ſeinen Hut und ſagte, ohne den Fremden anzuſehen: „Kommen Sie zu einem Notar.“

Es war Abend, als der Freiherr zu dem Schloß ſeiner Väter zurückkehrte. Das bleiche Mondlicht glänzte auf den Thürmchen und den Vorſprüngen des Baues, ſchwarz wie Pech war der See, ſchwarz die Strebepfeiler, welche den Grund des Hauſes zuſammenhielten. Und farblos wie der Park und das Haus war das Geſicht des Mannes, der ſich in dem Wagen zurücklehnte und die Lippen zuſammenpreßte, als Einer, der nach einem langen Kampfe zur Entſcheidung gekommen iſt. Er ſah gleichgültig auf das Waſſer, auf die Mauern ſeines Hauſes und auf das kalte Mondlicht am Dach, und doch war ihm lieb, daß die Sonne nicht ſchien, und daß er das Haus ſeiner Väter nicht im goldenen Licht des Tages anzuſehen hatte. Er mühte ſich, in die Zukunft zu denken, die ihm jetzt ſicherer war, er überlegte alle Vortheile, die er von ſeiner Fabrik haben mußte, er dachte hinein bis in die Zeit, wo ſein Sohn hier wohnen würde als ein befeſtigter reicher Mann, ohne die Sorgen, die den Vater in die Gemeinſchaft mit niedrigen Geldleuten geführt und ſein Haupt gebleicht hatten. Er dachte an Alles, aber auch die liebſten ſeiner Gedanken waren ihm gleichgültig geworden, und er mußte ſich zwingen, ſie feſtzuhalten. Er ſtieg ab und griff nach der gefüllten Brieftaſche, bevor er ſeiner Gemahlin die Hand reichte und Lenore mit einem Kopfnicken grüßte, welches ihren ängſtlichen Blick beruhigen ſollte. Er ſprach herzlich zu den Frauen, und es gelang ihm, Scherze über den unruhigen Tag zu machen; aber er fühlte, daß etwas zwiſchen ihn und ſeine Liebſten getreten war; auch ſie erſchienen ihm fremd. Wenn ſie ſich an ihn lehnten und ſeine Hand faßten, ſo zuckte er leiſe, als müſſe er die Hand zurückziehen. Und wenn ſeine Frau ihn zärtlich anſah, da lag in ihrem Blick, auf den er immer auch im größten Leid als auf die letzte Hülfe hingeſehen hatte, jetzt etwas, das er nicht ertragen konnte, und er ſchlug das Auge zu Boden. Er ſchritt zu der Fabrik, wo die Leute noch auf die Ankunft des Herrn warteten, und erblickte ſeinen Namenszug, der aus bunten Lampen zuſammengeſetzt über der Thür brannte, darüber die ſiebenzinkige Krone ſeines Geſchlechts; und er wandte die Augen ab, der Glanz der Lampen ſtach ihn in die Seele.

Um ihn jubelte die Freude, die Arbeiter brachten ihm ein Hoch nach dem andern aus, die Dorfmuſik ſpielte wieder luſtige Tänze. Sie ſpielte auch denſelben Marſch, unter dem er mit dem Regiment oft vor ſeinem alten General vorbeimarſchirt war, der den jungen Offizier wie ein Vater geliebt hatte. Er dachte an das narbenvolle Geſicht des alten Kriegers und an ſeine Kameraden, er dachte auch an ein Ehrengericht, das die Offiziere des Regiments einſt über einen Unglücklichen gehalten hatten, der ſein Ehrenwort leichtſinnig gegeben und gebrochen. Er ging in ſein Schlafzimmer, und ihm war wohl, als es um ihn finſter wurde und er nichts mehr von Allem ſah, nicht ſein Schloß und ſeine Fabrik, nicht den prüfenden Blick ſeiner Frau. Und wieder hörte er auf dem Lager eine Stunde nach der andern ſchlagen, und bei jedem Schlage mußte er denken: „Es giebt jetzt einen andern Mann vom Regiment, der mit grauem Haar daſſelbe gethan hat, was damals einen Jüngling dazu brachte, ſich eine Kugel in den Kopf zu ſchießen. Hier liegt der Mann und kann nicht ſchlafen, weil er ſein Ehrenwort gebrochen hat.“

## 5.

Die Frühlingsſtürme fuhren über das Flachland, als Anton in das Geſchäft zurückgerufen wurde. Der Winter war ihm eine Zeit harter Arbeit, großer Beſchwerde geweſen. Aus der fremden Stadt war er mehr als einmal in Kälte und Schnee durch verwüſtete Landſchaften gereiſt, weit hinein in den Oſten und Süden bis an die Berge Siebenbürgens und in die Weideländer der Magyaren. Er hatte viel Trauriges geſehen, niedergebrannte Edelhöfe, zerſtörten Wohlſtand, unſichere Menſchen, Hunger, Rohheit und brennenden Haß der Parteien.

„Um welche Stunde kommt er?“ frug Sabine den Bruder.

„In wenigen Stunden, mit dem nächſten Bahnzug.“

Sabine ſprang auf und ergriff ihr Schlüſſelbund. „Und noch ſind die Mädchen nicht fertig, ich muß ſelbſt zum Rechten ſehen. Heut Abend ſoll er bei uns eſſen, Traugott, auch wir Frauen wollen etwas von ihm haben.“

Der Bruder lachte. „Verzieht ihn nur nicht.“

„Dafür iſt geſorgt,“ ſagte die Tante. „Wenn er einmal wieder im Comtoir ſitzt, dann ſteckt er wie in einer Schublade, man kann ihn, außer Mittags, lange ſuchen.“

Unterdeß ſuchte Sabine unter ihren Schätzen, belud den Arm des Bedienten mit allerlei Packeten und ſah ungeduldig in den Hof hinab, ob die Herren noch nicht aus dem Hinterhauſe in das Comtoir gehen wollten. Endlich huſchte ſie ſelbſt in Antons Stube. Sie warf noch einen prüfenden Blick auf das Sophakiſſen, das ſie für den Abweſenden geſtickt hatte, und ordnete in einer Alabaſterſchaale alle Blumen, welche der Gärtner aufgetrieben hatte. Als ſie ſo über der Schaale ſtand, fielen ihre Blicke auf die Wände des Zimmers, wo noch die Zeichnung hing, welche Anton in den erſten Wochen nach ſeinem Eintritt gemacht, und auf den koſtbaren Teppich, den noch Fink über den Fußboden gezogen hatte. Zum erſten Mal ſeit langer Zeit war ſie in dieſem Raum, den ihr Fuß gemieden hatte, ſo lange der Andere ein Bewohner des Hauſes war. Wo lebte er jetzt? Ihr war heut, als ſei ſie ſeit vielen vielen Jahren von ihm getrennt, und die Erinnerung an ihn kam ihr wie das bange Gefühl nach einem ſchweren Traume. Dem ehrlichen Mann, der jetzt hier wohnte, konnte ſie offen ſagen, wie werth er ihr geworden war, und freudig durfte ſie der Stunde entgegenſehen, wo ſie ihm danken wollte für Alles, was er ihrem Bruder gethan.

„Aber Sabine!“ rief die Tante erſchrocken an der Thür. Auch die Tante hatte es leiſe in das Zimmer ihres Tiſchnachbars gezogen.

„Was haſt du?“ rief Sabine aufſehend.

„Aber es ſind ja die geſtickten Verhänge, die du aufgezogen haſt. Die gehören doch nicht ins Hinterhaus, in dieſe Herrenwirthſchaft.“

„Laß ſie hängen,“ ſagte Sabine lächelnd.

„Und die Ueberzüge, und dieſe Handtücher, das iſt unerhört, es ſind ja deine beſten Stücke. Mein Gott! Dielleberzüge mit Spitzen, und auch das roſa Futter dazu."

„Laß dir's gefallen, Tante," rief Sabine erröthend. „Der heut zurückkommt, hat es wohl verdient, daß er das Beſte aus den alten Schränken erhält."

Aber die Tante fuhr fort, den Kopf zu ſchütteln. „Wenn ich's nicht ſelbſt ſähe, ich hätte es Keinem geglaubt. So etwas für den täglichen Gebrauch zu geben! Ich verſtehe dich nicht mehr, Sabine. — Man wird ihn nach und nach um einige Nummern herabſetzen müſſen: er merkt's nicht, das iſt mein einziger Troſt. Nein, daß ich das erleben mußte!" Sie ſchlug die Hände zuſammen und verließ aufgeregt das Zimmer.

Sabine ergriff wieder die Schlüſſel und eilte ihr nach. „Sie macht gegen Traugott unnütze Worte," ſagte ſie ſich leiſe im Gehen, „ich muß ihr beweiſen, daß es nicht anders einzurichten war."

Unterdeß war auch dem Reiſenden zu Muthe wie einem Sohn, der nach langer Abweſenheit in das Vaterhaus zurückkehrt. Auf den letzten Stationen vor der Hauptſtadt pochte ſein Herz in freudigen Schlägen; das alte Haus und die Collegen, das Geſchäft und ſein Pult, der Chef und Sabine, alle fuhren in lachenden Bildern vor ſeinem Auge vorüber. Endlich hielt die Troſchke vor der geöffneten Hausthür. Da ſtanden die Frachtwagen, die Tonnen, der Leiterbaum. Da rief Vater Sturm mit einer Stimme, welche hell über die breite Straße klang, ſeinen Namen, riß den Wagenſchlag auf und hob ihn heraus, wie ein Mann ſein Kind aus dem Wagen hebt. Da eilte Herr Pix bis auf die Straße, ſchüttelte ihm lange die Hand und bemerkte in ſeiner Freude nicht, daß unterdeß ſein ſchwarzer Pinſel dieſe Bewegungen benutzte, um auf Antons Pelz allerlei Striche und Punkte zu malen. Dann kam Anton bei den großen Wagen vorbei und ſchüttelte mit der Hand vergnügt an den Ketten. Dann trat er in das vordere Comtoir, wo bereits die Lampen brannten, und rief herzhaft ſeinen Guten Abend! hinein. Mit lautem Ruf erhoben ſich die Collegen wie ein Mann und drängten ſich um ihn. Herr Schröter eilte aus der Hinterſtube herzu, und als er ſein Willkommen! rief und die Hand entgegenhielt, fuhr ein heller Strahl von Freude über ſein ernſtes Geſicht. Das waren glückliche Augenblicke, und Anton wurde weicher, als ſich für einen gereiſten Mann ſchickt. Und als er nach den erſten Fragen und Antworten aus dem Comtoir nach ſeinem Zimmer ging, da ſprang im Hofe Pluto mit Ungeſtüm auf ihn zu und wedelte unmäßig mit dem zottigen Schwanze, und Anton hatte Mühe, ſich ſeiner Liebkoſungen zu erwehren. Vor ſeinem Zimmer kam ihm der Diener mit vergnügtem Lächeln entgegen und riß reſpectvoll die Thüre auf. Ueberraſcht ſah ſich Anton um, der Raum war feſtlich geſchmückt, im Kamin vor dem Ofen brannte ein behagliches Feuer, eine grüne Guirlande hing über der Thür, auf dem Sopha lag ein neues geſticktes Kiſſen, auf dem Tiſche ſtand ein zierliches Theeſervice und daneben eine Alabaſterſchaale mit Blumen. „Das Fräulein hat ſelbſt Alles aufgeſtellt," vertraute ihm Franz. Anton beugte ſich über die Schaale und betrachtete die einzelnen Blumen aufs Genaueſte. Sie waren im Allgemeinen anderen Naturerzeugniſſen ihrer Art nicht unähnlich, aber Anton ſtarrte in ſie hinein, als hätte er noch nie etwas Aehnliches geſehen. Darauf nahm er das Kiſſen, befühlte und ſtreichelte die Stickerei und ſtellte ſie voll Bewunderung wieder an ihre Stelle. Zuletzt nahm er auch die Katze in die Hand, klopfte ſie auf den Rücken und ſetzte ſie vorſichtig gleich einem lebenden Geſchöpf wieder auf den Schreibtiſch; und die Katze war nicht unempfänglich für ſolche Freundlichkeit, denn in dem rothen Scheine des Kaminfeuers glänzte ſie hell und lebendig, und es klang durch das Zimmer wie ein leiſes Schnurren.

Wieder eilte Anton in das Comtoir, dem Chef über ſeine letzte Thätigkeit Bericht zu erſtatten. Der Kaufmann nahm ihn in ſein kleines Zimmer und beſprach mit ihm die Ereigniſſe der vergangenen Zeit in ſo herzlicher Weiſe, wie man mit einem Freund über wichtige Angelegenheiten verhandelt. Es war doch eine ernſte Unterredung. Vieles war verloren und nicht Weniges noch gefährdet. Erſt in der Ferne war Anton mit dem ganzen Umfange der Gefahr bekannt worden, welche das Geſchäft bedroht hatte. Und er erkannte, daß die Thätigkeit vieler Jahre nöthig ſei, um die Verluſte wieder auszugleichen und an Stelle der abgeriſſenen Fäden neue anzuknüpfen. Mit kurzen Worten ſagte ihm der Kaufmann daſſelbe. „Ihrer Umſicht und Energie verdanke ich viel,“ ſchloß er, „ich hoffe, Sie werden mir helfen, das verlorene Terrain in anderer Weiſe wieder zu gewinnen; das Unvermeidliche werden wir tragen.“ Und als Anton hinausging, rief er ihm lächelnd nach: „Es iſt noch Jemand, der Ihnen zu danken wünſcht; ich bitte Sie, heut Abend mein Gaſt zu ſein.“

So trat Anton an ſein Pult, öffnete das langverſchloſſene und legte ſich Papier und Feder zurecht. Aber aus dem Schreiben wurde heut nicht viel. Jordan weigerte ſich, ihm Briefe zu geben, und in beiden Arbeitsſtuben hörte die unruhige Bewegung nicht auf. Einer nach dem Andern verließ ſeinen Platz und kam zu Antons Stuhl. Herr Baumann klopfte dem Stubennachbar mehrmals leiſe auf den Rücken und ging dann immer wieder vergnügt auf ſeinen Platz zurück, und Herr Specht hockte in großer Aufregung an dem Geländer neben Antons Sitz, und ſeine Fragen und verwunderten Ausrufe ſchoſſen wie ein Bach auf Anton nieder. Herr Liebold legte das Löſchblatt mehrere Minuten vor der Schlußſtunde in das Hauptbuch und zog ſich nach dem vordern Comtoir. Sogar Herr Purzel trat, die heilige Kreide in der Hand, aus ſeinem Verſchlage; zuletzt kam auch Herr Pix in das Zimmer, um Anton im Vertrauen zu erzählen, daß er ſchon ſeit einigen Monaten keine Solopartie geſpielt, und daß Specht unterdeß in einen Zuſtand gekommen ſei, der mit Verrücktheit eine unverkennbare Aehnlichkeit habe.

Am Abend betrat Anton den obern Stock des Vorderhauſes. Die Portière rauſchte zurück, Sabine ſtand vor ihm. Ihr Mund lachte, aber ihre Augen glänzten feucht, als ſie ſich auf die Hand herabbeugte, welche die Todesgefahr vom Haupt des Bruders abgewandt hatte.

„Fräulein!“ rief Anton erſchrocken und zog die Hand zurück.

„Ich danke Ihnen, o ich danke Ihnen, Wohlfart!“ rief Sabine und hielt ihn mit beiden Händen feſt. So blickte ſie ihn ſchweigend an, verklärt durch eine Rührung, welche ſie nicht bewältigen konnte. Als Anton das Mädchen betrachtete, welches mit gerötheten Wangen, ſo bewegt und dankbar zu ihm aufſah, da erkannte er, daß ſeit jenem Streich des ſlaviſchen Säbels auch ſeine Stellung zur Familie und zu ihr geändert war. Die Schranke war gefallen, welche bis dahin den Arbeiter des Comtoirs von dem Fräulein getrennt hatte. Und mit einer ſtolzen Freude, welche ihm das Herz ſchwellte, empfand er auch, daß er ſelbſt in dieſer Zeit ein Mann geworden war, wohl werth, daß ein Weib ſeiner Kraft und Ruhe vertraute.

Er erzählte ihr noch einmal, was ſie durch viele Fragen aus ſeinem Mund zu vernehmen ſuchte, den Kampf um die Wagen, die Schrecken der wilden Zeit. Andächtig lauſchte Sabine ſeinem Wort. Auch er war ihr ein Anderer, ſeine Züge waren beſtimmter, ſeine Haltung ſicherer, ſeine Rede feſt. Ihr Auge ſuchte den klaren Glanz des ſeinen, und wenn ein voller Blick freudig auf ſie fiel, ſchlug ſie das ihre unwillkürlich nieder. Nie war ihr aufgefallen, wie hübſch und ſtattlich er war. Heut ſah ſie auch das. Ein offenes männliches Antlitz, darüber das kaſtanienbraune lockige Haar, zwei prächtige Augen von dunklem Blau, ein kräftiger Mund und auf den Wangen ein feines Roth, das in der wachſenden Empfindung ſich veränderte, wie das Sonnenlicht auf der lachenden Flur. Er war ihr neu geworden und doch wie ein lieber vertrauter Freund.

Die Tante kam herein, die geſtickten Vorhänge hatten in ihrer Seele eine Erſchütterung hervorgerufen, welche noch anhielt und jetzt durch ein Seidenkleid und eine neue Haube an das Licht trat. Ihre Begrüßung war laut und wortreich, und ihre Bemerkung, daß der neue Backenbart Herrn Wohlfart ſehr gut ſtehe, wurde durch ein ſtilles Kopfnicken der Nichte beſtätigt.

„Da habt Ihr den Helden des Comtoirs,“ rief der Kaufmann. „Jetzt zeigt, daß Ihr Ritterdienſte beſſer zu lohnen wißt, als durch ſchöne Worte. Tragt ihm auf, was Küche und Keller hergeben. Kommen Sie, mein treuer Gefährte. Der Rheinwein erwartet, daß Sie nach manchem ſchweren Polentrunk auch ihm eine Ehre erweiſen.“

In dem ruhigen Licht der Lampe ſtrahlte das Zimmer vor Behagen, als die Vier ſich zu Tiſche ſetzten. Der Kaufmann hielt Anton das Glas über den Tiſch: „Willkommen in der Heimath!“ „Willkommen im Hauſe!“ rief Sabine. Da ſagte er leiſe: „Ich habe eine Heimath, ich habe ein Haus, in dem ich mich wohl fühle. Durch Ihre Güte habe ich Beides gewonnen. Viele Abende, wenn ich dort draußen in einer ſchlechten Herberge ſaß, unter wildfremden Leuten, deren Sprache ich nur unvollkommen verſtand, da habe ich an dieſen Tiſch gedacht, und welche Freude es für mich ſein würde, wieder Ihr Angeſicht und dieſe Räume zu ſehen. Denn das Bitterſte auf Erden iſt doch, ſich in den Stunden der Ruhe allein zu fühlen, ohne einen guten Freund, ohne eine Stätte, an welcher das Herz hängt.“

Und als er ſpät am Abend aufbrach, ſagte der Kaufmann beim Nachtgruß: „Wohlfart, ich wünſche Sie noch feſter an dies Haus zu feſſeln. Jordan verläßt uns mit dem nächſten Vierteljahr, um als Aſſocié in die Handlung ſeines Oheims zu treten. Ich habe Sie für ſeine Stelle beſtimmt. Ich weiß, daß ich keinen beſſern Mann zu meinem Stellvertreter im Geſchäft machen kann.“

Als Anton in ſein Zimmer zurückkehrte, da fühlte er, was der Menſch nur in wenigen Stunden des Lebens ungeſtraft fühlen darf, daß er glücklich war, ohne Reue, ohne Wunſch. Er ſetzte ſich auf das Sopha, ſah auf das Kiſſen und die Blumen, und ſeine Gedanken flogen zurück über die letzten Stunden. Immer wieder ſah er Sabine vor ſich, wie ſie ſich auf ſeine Hand niederbeugte und ihm dankte. Lange ſaß er ſo in holdem Traume und legte ſein müdes Haupt auf die ſeidenen Arabesken, welche Sabinens Hand geſtickt hatte.

Da fiel ſein Auge auf den Tiſch, ein Brief lag auf der Decke, das Poſtzeichen war von Newyork, die Adreſſe von Finks Hand.

Fink hatte ihm in den erſten Jahren der Trennung einige Mal geſchrieben, faſt immer nur wenige Zeilen, nie etwas von ſeinen Geſchäften, noch weniger von den Plänen, welche er im Hinterhauſe für ſeine Zukunft gemacht hatte. Dann war eine lange Zeit verſtrichen, in welcher Anton ohne jede Nachricht vom Freunde geblieben war, er wußte nur, daß Fink viele Zeit auf Reiſen im Weſten der Union zubrachte, wo er als Bevollmächtigter des Handelshauſes, an deſſen Spitze ſein Oheim geſtanden, und im Intereſſe verſchiedener Compagnien, an welchen der Verſtorbene Theil hatte, thätig war. Aber mit Beſtürzung las Anton heut Folgendes:

„Es muß endlich doch heraus, was ich dir armen Jungen gern verſchwiegen hätte. Ich bin unter die Räuber und Mörder gegangen. Wenn du einen harten Kehlabſchneider brauchſt, wende dich nur an mich. Ich lobe mir einen Burſchen, der aus freier Wahl ein Schuft wird: er hat wenigſtens das Vergnügen, mit dem Teufel einen klugen Vertrag zu machen, und kann die Claſſe von Niederträchtigkeiten ausſuchen, in der er ſich behaglich fühlt. Mein Loos iſt weniger angenehm. Ich werde durch den Zwang der Schelmereien, welche Andere ausgedacht haben, auf einem Wege fortgetrieben, welcher eine haarſträubende Aehnlichkeit mit der Chauſſee hat, die ſich Lawinen auf ihrem Sprunge nach der Tiefe bereiten. Wie das Felsſtück in der Schneemaſſe, ſo ſtecke ich, von allen Seiten eingeengt, in der eiſigen Kälte der furchtbarſten Speculationen, welche je großartiger Wucherſinn ausgedacht hat. Der Verſtorbene hat die Güte gehabt, grade mich zum Erben ſeiner Lieblingsprojecte, der Speculationen mit Land, zu machen. Lange vermied ich, mich ſelbſt in die Einzelheiten dieſes Geſchäfts zu verlieren. Ich ließ ein Jahr lang Weſtlock dieſen Theil der Erbſchaft bearbeiten. Wenn das feig war, ſo fand ich eine Entſchuldigung in der Maſſe von Arbeiten, welche mir die Börſengeſchäfte des todten Herrn machten. Endlich wurde die Uebernahme auch dieſer Thätigkeit unvermeidlich, und wenn ich ſchon vorher ſehr beſtimmte Ahnungen über die weite Ausdehnung des Luftſacks bekommen hatte, den der Todte ſtatt eines Gewiſſens mit ſich herum trug, ſo iſt mir jetzt ganz unzweifelhaft geworden, daß die Abſicht ſeines Teſtamentes war, ſich für die kindiſchen Bosheiten, die ich gegen ihn geübt, dadurch zu rächen, daß er mich zum Spießgeſellen von alten verwitterten Schurken machte, deren Schlauheit ſo groß iſt, daß Satan ſelbſt den Schwanz in die

Taſche ſtecken und ſich als Schornſteinfeger verkleiden würde, um ihnen zu entlaufen.

Dieſen Brief erhältſt du aus einer neuen Stadt in Tenneſſee, einem anmuthigen Ort, der dadurch nicht beſſer wird, daß er auf Speculation von meinem Geld gebaut iſt. Einige Holzhütten, die Hälfte davon Schenken, bis unter das Dach angefüllt mit einem ſchmutzigen und verworfenen Geſindel von Auswanderern, von denen die Hälfte an Fäulniß und Fieber darnieder liegt. — Auch was noch umherläuft, iſt ein hohläugiges, verkümmertes Geſchlecht, alle Candidaten des Todes. Täglich, wenn die armen Tröpfe die aufgehende Sonne erblicken, ſo oft ſie den unbeſcheidenen Wunſch fühlen, etwas zu eſſen und zu trinken, täglich vom Morgen bis zum Abend iſt ihr Lieblingsgeſchäft, auf die Landhaifiſche zu fluchen, welche ihnen ihr Geld für Transportkoſten, für Land und Improvements abgenommen, und ſie in dieſe Gegend geführt haben, welche zwei Monate im Jahre unter Waſſer ſteht und die übrige Zeit einem zähen Brei ähnlicher ſieht, als irgend welchem Lande. Die Männer aber, welche ſie auf dieſen kothigen Weg ins Himmelreich weiſen, ſind meine Agenten und Bundesgenoſſen, und ich, Fritz Fink, bin der Glückliche, der hier allſtündlich mit jedem Fluch der deutſchen und iriſchen Zunge beworfen wird. Was noch geſunde Beine hat, ſchicke ich fort, was als Bewohner meines Hospitals umherſchleicht, das habe ich mit Welſchkorn und China zu füttern. In meiner Stube kriechen, während ich dies ſchreibe, drei nackte Babykinder auf der Diele umher, ihre Mütter ſind ſo pflichtvergeſſen geweſen, dies Jammerthal zu verlaſſen, und ich genieße den Vorzug, die froſchartigen Scheuſälchen über den Nachttopf zu halten. Eine angenehme Beſchäftigung für meines Vaters Sohn! Wie lange ich hier feſtſitzen werde, weiß ich nicht, möglicherweiſe bis der Letzte geſtorben iſt.

Unterdeß bin ich mit meinen Aſſociés in Newyork zerfallen, ich habe den Vorzug gehabt, eine allgemeine Unzufriedenheit zu erregen, die Theilhaber an der großen Weſtlandcompagnie ſind zuſammengekommen, man hat Reden gegen mich gehalten und Beſchlüſſe gefaßt. Mich würde das wenig kümmern, wenn ich einen Weg ſähe, mich von dieſer Bande loszumachen. Aber der Todte hat die Sache ſo ſchlau eingerichtet, daß ich feſt geſchnürt bin, wie ein Sklave im Negerſchiff. Es ſind ungeheure Summen in dieſe wüſte Speculation geworfen. Wenn ich ihnen den Kram kündige, ſo bin ich ſicher, daß ſie Mittel finden werden, mich die ganze Summe, die der Todte gezeichnet hat, bezahlen zu laſſen, und wie ich das durchſetzen ſoll, ohne nicht nur mich, ſondern vielleicht auch die Firma Fink und Becker zu ruiniren, das ſehe ich noch nicht.

Unterdeß wünſche ich deine Meinung über das, was ich thun ſoll, nicht zu hören. Sie kann mir nichts nutzen, denn ich weiß ſie ohnedies. Ich wünſche überhaupt keinen Brief von dir, du einfältiger, altfränkiſcher Tony, der du glaubſt, ehrlich handeln ſei eine ſo einfache Geſchichte, wie ein Butterbrod ſtreichen. Denn habe ich Alles gethan, was ich konnte, die Einen begraben, die Andern gefüttert und meine Compagnons ſo ſehr geärgert, als mir möglich iſt, dann ziehe ich auf einige Monate weiter nach Weſten, in eine ehrliche Prairie, wo weniger Gekrächz von Alligatoren und Nachteulen, und etwas mehr Ariſtokratism zu finden ſein wird, als hier. Giebt es auf der Prairie Tinte und Stift, ſo ſchreibe ich dir wieder. Iſt dieſer Brief der letzte, den du von mir erhältſt, ſo widme mir eine Thräne und ſage in deiner ſalbungsvollen Art: Schade um ihn, er hatte auch ſeine guten Seiten!“

Darauf folgte eine genaue Darſtellung der Geſchäfte Finks und die Statuten der Landcompagnie.

Anton las den unerfreulichen Brief einigemal durch, dann ſetzte er ſich an den Schreibtiſch und ſchrieb an den Freund, trotz dem Verbot deſſelben, die ganze Nacht hindurch.

Noch in dem ruhigen Licht der nächſten Tage behielt Anton die erhobene Stimmung. Wenn er im Comtoir arbeitete und mit ſeinen Collegen ſcherzte, immer fühlte er, wie feſt ſein Leben in den Mauern des großen Hauſes die Wurzel geſchlagen hatte. Auch den Andern wurde das bemerkbar. Am Mittagtiſch war die Unterhaltung jetzt lebhafter als je. Nicht nur der Prinzipal, auch Anton und Sabine führten das Geſpräch. In einer Zeit, wo das Geſchäft wenig Freudiges brachte, kam in dieſe Drei ein neues Leben. Der Kaufmann richtete ſeine Rede faſt ausſchließlich zu Anton, und wenn Anton erzählte, dann hörte der ganze Tiſch aufmerkſam zu, und zuweilen klang ein heiteres Lachen aller Collegen um die feierliche Tafel. Auch des Abends war Anton eine bevorzugte Perſon. Er wurde oft in das Vorderhaus geladen, dann ſaß er mit den Frauen und dem Prinzipal am kleinen Tiſch zuſammen, und dem Hausherrn war anzuſehen, wie lieb ihm das perſönliche Verhältniß zu einem Manne wurde, der ſo innig mit den Intereſſen ſeines Geſchäfts verwachſen war und in deſſen friſchem und geordnetem Sinn er ein Bild ſeiner eigenen Jugend erblickte.

Für Sabine wurden dieſe Stunden ein Genuß. Es war ihr ein freudiger Fund, wenn ſie im Geſpräch über die Neuigkeiten des Tages, über ein geleſenes Buch, über Erlebtes und Gefühltes wahrnahm, daß der Mann, der jahrelang ſo nahe an ihnen gelebt hatte, in ſo Vielem mit ihr übereinſtimmte. Seine Bildung, ſein Urtheil überraſchten ſie, ſie ſah ein ehrliches Gemüth plötzlich in glänzenden Farben vor ſich ſtehen, wie der Reiſende ſtaunend auf eine reiche Landſchaft blickt, die ihm wogender Nebel lange verhüllt hat.

Friedlich fanden ſich die Collegen in die ungewöhnliche Stellung ihres Genoſſen. Daß er dem Prinzipal das Leben gerettet hatte, wußten ſie aus dem eignen Munde des Chefs, und dieſer Zufall wurde ſelbſt für Herrn Pix ein Grund, die Einladungen Antons in das Vorderhaus ohne Bemerkung zu ertragen. Anton that das Seine, dem Comtoir ſeine Perſönlichkeit werth zu erhalten. An freien Abenden lud er die Einzelnen auf ſein Zimmer, nicht ſelten kam die ganze Geſellſchaft bei ihm zuſammen. Jordan beklagte ſich lächelnd, daß er ſchon bei Lebzeiten vergeſſen ſei, und das Comtoir gewöhnte ſich, in Anton ſeinen Nachfolger, den ſtillen Rathgeber der Jüngeren zu ſehen. Am liebſten war Anton mit Baumann zuſammen, der in dem letzten halben Jahre wieder einige ſtarke Anwandlungen von Miſſionsgelüſten gehabt hatte und jetzt nur durch die Ueberzeugung zurückgehalten wurde, daß in der ſchwierigen Gegenwart ein geübter Calculator dem Geſchäft nicht fehlen dürfe. Am eifrigſten aber bemühte ſich um Antons Gunſt der phantaſiereiche Specht.

Ihm hatte der Reiſende einen romantiſchen Heiligenſchein bekommen. Was Anton etwa erfahren hatte, das malte die Phantaſie des Herrn Specht mit den grellſten Farben aus. Er war geneigt, anzunehmen, daß der College außer den Abenteuern, welche er eingeſtand, noch unendlich reizende und furchtbare erlebt hatte, die zu verbergen er durch geheimnißvolle Verhältniſſe gezwungen war.

Leider war ſeine eigene Stellung zu den Collegen während Antons Abweſenheit mächtig erſchüttert worden. Er war immer der Gegenſtand geweſen, an welchem ſich die gute Laune der Andern aufzurichten pflegte, wie die Schlingpflanze an einem dünnen Bäumchen, und oft war er von den Blüthen fremden Witzes faſt erſtickt worden. Jetzt ſah Anton mit Bedauern, daß der gute Herr Specht in dem Zuſtand allgemeiner Mißachtung lebte. Sogar ſein Quartett hatte ihn aufgegeben, wenigſtens ſchwebte zwiſchen ihm und den beiden Bäſſen eine finſtere Wolke des Mißmuths. So oft Specht eine Behauptung aufſtellte, welche nicht ganz unbeſtreitbar war, zuckte Pix die Achſeln und warf ihm mit Verachtung das ungehörige Wort: „Kürbis“ entgegen. Faſt Alles, was Specht ſagte, war „Kürbis“; ſogar bei Tiſche kugelte dieſer Pflanzenkörper in den untern Regionen von einem Munde zum andern, und ſo oft das Wort ausgeſprochen wurde, gerieth Herr Specht in leidenſchaftlichen Zorn, brach tief gekränkt das Geſpräch ab und zog ſich aus der Geſellſchaft der Andern in ſich ſelbſt zurück.

Anton beſuchte an einem Abend den Verfehmten auf ſeinem Zimmer. Schon vor der Thür hörte er die ſcharfe Stimme des Collegen, welcher das berühmte Lied: „Hier ſitz' ich auf Raſen mit Veilchen bekränzt" von dem erhabenen Ort ſeiner Behauſung — Herr Specht wohnte drei Treppen hoch — in das Haus hinunter ſang. Als Anton leiſe die Thür öffnete, ſaß Specht in kunſtvoller Attitude, graziös auf einen Arm geſtützt, bei ſeiner Lampe am Tiſch und ſang mit ſo innigem Behagen, daß Anton einige Augenblicke ſtehen blieb, den Begeiſterten nicht zu ſtören. Es war kein großes Zimmer, welches Specht bewohnte, und die Erfindungskraft des Herrn hatte jahrelang gearbeitet, demſelben einen Charakter zu geben, welcher von dem Weſen gewöhnlicher Stuben verſchieden war. Es ſah in der That keiner andern irdiſchen Behauſung ähnlich. Alle Wände waren mit Bildern überzogen, mit Portraits berühmter Künſtlerinnen, viele im Coſtüm ihrer Rolle, dazwiſchen ragten zahlreiche Conſolen, auf denen kleine Vaſen, Muſcheln und Thonfiguren und andere Merkwürdigkeiten ſtanden. Da der Conſolen mehr waren, als der darauf zu ſtellenden Gegenſtände, ſo hatte Specht die leeren mit Taſſen und Champagnerflaſchen interimiſtiſch beſetzt. Ueber dem Bett hing ein großer Ritterſchild von glänzendem Meſſingblech, daneben große Fechthandſchuhe und ein Köcher mit Pfeilen. Ueber den Pfeilen war ein Zettel an die Wand geſchlagen, mit einem gemalten Todtenkopf und zwei gekreuzten Knochen und dem warnenden Wort: „Vergiftet!" Dahinter drei Ausrufungszeichen.

Am auffälligſten aber war die Mitte des Zimmers eingerichtet. Dort ſchwebte etwas über Manneshöhe ein ungeheurer Reifen, durch Bindfaden an einem Haken der Decke feſtgehalten. Darunter ſtanden große Thongefäße, mit Erde gefüllt, und von den Gefäßen liefen zahlreiche geſpannte.

Schnüre bis zu dem Reiſen. Unter dem Reiſen ſtand ein Gartentiſch aus knorrigen Baumäſten und einige Stühle aus Weidenruthen. Durch dieſe Vorrichtung erhielt das Zimmer ein durchaus unerhörtes Ausſehen, und die freie Bewegung der darin befindlichen Gliedmaßen wurde für jeden Andern, als den erfahrenen Bewohner, ſehr ſchwierig. Es war nicht abzuſehen, welchen Zweck dieſe geheimnißvolle Vorrichtung hatte. Allerdings erinnerten der wilde Tiſch, die Stühle und Erdtöpfe den menſchlichen Geiſt gewiſſermaßen an Garten und freie Natur, während wieder die ausgeſpannten Schnüre eine entfernte Aehnlichkeit mit Strickleitern hatten, welche zum Maſtkorb eines Schiffes hinaufführen. Zuletzt neigte ſich Anton zu der Anſicht, daß dieſe Erfindung eine Menſchenfalle vorſtelle, welche nach dem Muſter eines Spinngewebes gebaut und darauf berechnet war, die Köpfe und Beine boshafter Collegen feſtzuhalten. Wenigſtens ſaß Specht ſelbſt als Dirigent in der Mitte des Netzwerks, und ſein Sirenengeſang konnte wohl darauf berechnet ſein, die Eintretenden durch vorgeſpiegelten grünen Raſen und falſche Veilchenkränze ins Garn zu locken.

Anton blieb außerhalb der Falle ſtehen und rief endlich Specht von der Thür an: „Was zum Henker haben Sie in Ihrem Salon für ein Bindfadenſyſtem ausgebreitet?“

Specht ſprang auf und verſetzte mit glänzenden Augen: „Es iſt eine Laube.“

„Eine Laube? Ich ſehe ja nichts Grünes.“

„Es kommt,“ ſagte Specht und führte den Beſuch zu ſeinen Gefäßen.

Bei näherer Betrachtung entdeckte Anton in den Töpfen einige ſchwache Epheuranken, welche beſtäubt und verkommen wie die Ueberreſte dämmeriger Traumbilder ausſahen, welche dem erwachenden Menſchen noch einige Augenblicke an den Fäden ſeiner Seele hängen, um gleich darauf für immer zu vergehen.

„Aber Specht, dieſer Epheu wird's nicht thun,“ ſagte Anton.

„Er iſt auch nicht allein da,“ belehrte Specht geheimnißvoll; „ſehen Sie, hier kommt noch Anderes.“ Er wies auf einige magere, ſpargelähnliche Gebilde, welche ſich aus den Töpfen erhoben und mit nichts Anderem zu vergleichen waren, als mit den unglücklichen Verſuchen, zu keimen, welche die Kartoffeln zur Zeit des Frühjahrs in einem warmen Keller anſtellen.

„Und was ſollen dieſe Keime bedeuten?“

„Es ſind Bohnen und Kürbiſſe,“ ſagte Herr Specht. „Das Ganze wird eine Kürbislaube; in einigen Wochen werden die Fäden von den Ranken belaufen ſein. Denken Sie, Wohlfart, wie famos das ausſehen wird! Von allen Seiten die grünen Ranken, die Blüthen und die großen Blätter. Das Ganze wird ein Zelt ſein mit zwei Eingängen. Die meiſten Kürbiſſe werde ich abſchneiden, damit mir die Laſt nicht zu ſchwer wird, einzelne laß ich hängen, es werden Netze darunter gemacht. Bitte, ſtellen Sie ſich das ganze dicke Grün vor, dazwiſchen die gelben Blüthen, es wird reizend ausſehen! Das ſoll ein Sitz ſein, mit guten Freunden eine Flaſche Wein zu trinken, oder vierſtimmig zu ſingen.“

Ach, die guten Freunde hatten Herrn Specht verlaſſen, er ließ ſich aber alle Sonntage vom Bedienten eine halbe Flaſche Wein holen, ſetzte vier Gläſer auf den Tiſch und trank eines nach dem andern aus.

„Aber Specht,“ frug Anton lachend, „können Sie denn im Ernſt glauben, daß die Kürbiſſe in Ihrer Dachſtube wachſen werden?“

„Warum ſollen ſie nicht wachſen?“ rief Herr Specht gekränkt. „Sie ſind gerade wie die andern. Die Pflanzen haben ja Sonne, ich ſorge für friſche Luft, ich gieße mit Rinderblut, ſie haben Alles, was ſie brauchen.“

„Aber ſie ſehen verzweifelt kränklich aus.“

„Das iſt nur der Anfang, die Luft iſt draußen noch kalt, und wir haben einige Wochen gehabt, wo der Sonnenſchein fehlte. Später ſchießen ſie auf einmal in die Höhe. Wenn Einer nichts von einem Garten hat, muß er ſich zu helfen wiſſen.“ Er ſah ſich vergnügt in der Stube um. „Sehen Sie, im Decoriren eines Zimmers will ich's mit jedem reichen Mann aufnehmen. Natürlich nach meinen Mitteln. Aus Oelbildern mache ich mir nicht viel, ſie werden in der Regel ſchwarz; meine Bilder hier werden höchſtens ein wenig heller. Es hat mich Geld gekoſtet, dafür iſt es hier hübſch geworden. Mein Zimmer iſt nicht groß, aber es iſt wohnlich.“

„Ja,“ entgegnete Anton, „außer für gewiſſe Unarten unruhiger Menſchen, als Geradeſtehen und Umhergehen. Darauf muß man hier verzichten. Sie können nur ſolchen Beſuch gebrauchen, der ſich gleich an der Thür auf den Fußboden ſetzt.“

„Ruhig zu ſitzen, iſt ja eine Hauptregel bei der Unterhaltung," verſetzte Specht. „Leider ſind die Menſchen oft ſchlecht und ohne Herz. — Finden Sie nicht auch, Wohlfart, daß in unſerm Comtoir einige Collegen gemüthlos ſind?" ſagte er leiſe.

„Manchmal etwas kurz," erwiederte Anton, „aber die Meinung iſt gut."

„Ich finde das nicht," ſeufzte Specht. „Ich bin jetzt ganz allein und muß meinen Troſt außer dem Hauſe ſuchen. Wenn ich kann, gehe ich in's Theater, oder zu den Reitern, und wenn ein Zwerg kommt oder ein Seehund, und natürlich in die Concerte."

„Aber das hilft doch nicht immer gegen die Einſamkeit."

„Nein," verſetzte Specht; „denn es koſtet Geld, und Sie wiſſen, ich habe keinen hohen Gehalt, und ich fürchte, ich werde auch nicht viel mehr kriegen, als jetzt. Von Hauſe aus hatte ich Vermögen," ſagte er wichtig, „aber ein Vetter von mir, der mein Vormund war, hat mich darum gebracht. Hätte ich's noch, könnte ich vielleicht mit Vieren fahren. Glauben Sie mir, ich wäre auch nicht glücklicher. Wenn nur der Pix nicht ſo grob wäre," klagte er wieder. „Es iſt ſchauderhaft, Wohlfart, das alle Tage anhören zu müſſen. — Ich wollte ihn fordern, während Sie verreiſt waren," rief er und wies auf ein altes Rappier, deſſen Klinge hinter dem Bett hervorragte. „Aber er benahm ſich ſchlecht. Ich ſchrieb ihm, daß es mir ſehr leid thäte, ihn fordern zu müſſen, und es wäre ſehr gleichgültig, wo er ſich mit mir duelliren wollte. Ich ſchlug ihm entweder den Berg auf der Promenade vor oder auch unſern Oberboden, wo Raum genug iſt, und erſuchte ihn um eine Mittheilung über die

Waffen, welche er für paſſend hielte. Da ſchrieb er mir unhöflich zurück, er würde ſich nur im Hausflur duelliren, wo er ſich alle Stunden des Tages aufhielte, und was die Waffen beträfe, ſo könnte ich fechten, womit ich wollte, ſeine Waffe wäre der große Pinſel, er ſei bereit, mir auf jede Backe eine Signatur zu machen. Sie werden mir zugeben, daß ich darauf nicht eingehen konnte."

Das gab Anton zu.

„Jetzt hetzt er die andern Collegen wider mich auf," fuhr Specht kleinlaut fort. „Der Zuſtand iſt für mich unerträglich, ich kann gar nicht mehr mit den Andern zuſammen ſein, ohne daß ich beleidigt werde. Aber ich weiß, wodurch ich mich räche. Ich ſpare jetzt. Wenn die Kürbiſſe erſt blühen, dann gebe ich Allen einen Satz, nur Pix lade ich nicht ein; wie er's damals mit Ihnen gemacht hat, Wohlfart. Ich will uns beide an ihm rächen."

„Gut," ſagte Anton, „das gefällt mir. Aber wiſſen Sie was: da auch ich den Collegen eine Aufmerkſamkeit ſchuldig bin, ſo wollen wir beide zuſammen das Feſt in Ihrer Stube geben."

„Das iſt ausgezeichnet von Ihnen, Wohlfart," rief Specht glücklich.

„Und wir wollen nicht warten," fuhr Anton fort, „bis die Kürbiſſe groß geworden ſind, ſondern wollen uns unterdeß durch anderes Grün helfen."

„Gut," ſagte Specht, „vielleicht durch Tannenbäume."

„Ich werde dafür ſorgen," fuhr Anton fort, „und endlich wollen wir Pix nicht ausſchließen, ſondern grade dazu laden. Das iſt eine viel feinere Rache, die Ihres guten Herzens am würdigſten iſt."

„Meinen Sie?" frug Specht zweifelhaft.

„Gewiß," ſagte Anton. „Ich ſchlage nächſten Sonnabend vor, die Einladung machen wir gemeinſchaftlich."

„Schriftlich," rief Specht vergnügt, „auf roſa Papier."

„Das iſt recht," ſagte Anton. Darauf beriethen die Beiden in der Laube die nähere Einrichtung des Feſtes.

Die Collegen waren nicht wenig verwundert, als ſie einige Tage darauf durch bunte Billete, die Herr Specht geheimnißvoll vor Anfang der Comtoirſtunden auf den Platz eines Jeden gelegt hatte, zur Kürbisblüthe in Herrn Spechts Stube eingeladen wurden. Da Antons geachteter Name mit unterzeichnet war, ſo blieb ihnen nichts übrig, als die Einladung anzunehmen. Unterdeß zog Anton das Fräulein in das Geheimniß und erbat von ihr aus dem Garten einige vorhandene Epheuſtöcke und was ſonſt von Blumen gerade entbehrlich war, Specht aber arbeitete die ganze Woche bei verſchloſſenen Thüren in ſeiner Stube und am Tage des Feſtes bezog er mit Hülfe des Bedienten den leeren Bindfaden mit grünen Ranken, ſtellte einige blühende Sträucher in Gruppen, ließ ſich eine Anzahl bunter Glaslampen holen und befeſtigte an den Ranken trichterförmige Erfindungen aus gelbem und weißem Papier, welche mit Kürbisblüthen ganz beſondere Aehnlichkeit hatten.

Durch dieſe Vorrichtungen erhielt das Zimmer das Ausſehen, welches Herr Specht in ſeinen Träumen ſchon lange geahnt hatte. Die Collegen waren höchlich überraſcht. Als Letzter trat Herr Pix herein, und auch er vermochte ein erſtauntes „Donnerwetter!“ nicht zu unterdrücken, als er die unglückliche Laube wirklich umrankt und mit gelben Blüthen bedeckt ſah, welche in dem farbigen Lampenlicht ſchimmerten und von ihrem Draht freundlich herunternickten. Die großen Thongefäße waren durch Sträucher verdeckt, in der Mitte der Laube hing eine rothe Lampe wie ein Glühwurm herab, und auf dem Gartentiſch ſtand ein rieſig großer Kürbis. Anton nöthigte das Quartett in die Laube und beſetzte mit den Uebrigen alle noch leeren Theile der Stube, auch das Bett war mit Polſtern überdeckt und mußte als zweites Sopha dienen.

Als ſich Alle gelagert hatten, trat Specht an den großen Kürbis und rief feierlich: „Sie haben mich lange mit dem Kürbis geneckt, hier iſt meine Rache. Hier iſt der Kürbis.“ Er ergriff den kurzen Stiel und hob den obern Theil ab. Der Kürbis war hohl, eine Bowle ſtand darin.

Die Collegen lachten und riefen „Bravo!“ und Specht ſchenkte die Gläſer voll.

Dennoch war im Anfange eine gewiſſe Spannung zwiſchen Herrn Specht und den übrigen Herren nicht abzuleugnen. Zwar das verrufene Wort „Kürbis“ wurde nicht gehört, aber ſeine Vorſchläge fanden ſelten bereitwillige Aufnahme. Als Anton ein Bündel türkiſcher Pfeifen, die er in der Fremde für die Collegen gekauft hatte, herbeitrug und unter die Anweſenden vertheilte, da machte Specht den Vorſchlag, daß Alle ſich als Türken mit gekreuzten Beinen auf das Bett oder den Fußboden ſetzen ſollten. Und dieſer Vorſchlag fiel durch. Auch als er die Behauptung aufſtellte, daß die tſcherkeſſiſchen Mädchen, welche jetzt von ihren Eltern in die türkiſchen Familien verkauft werden, bei größerer Ausdehnung unſerer Handelsverbindungen mit dem Orient bis zu uns kommen würden, um die Rolle der Kellnerinnen in den bairiſchen Bierkellern zu übernehmen, da konnte ſelbſt dieſe Behauptung ſich keine Anerkennung erringen. Aber nach und nach wirkte der milde Inhalt des Kürbis auf die ſtrengen Seelen der Collegen.

Zuerſt wurde der Zwieſpalt unter den muſikaliſchen Naturen des Hauſes ausgeglichen. Anton brachte die Geſundheit des Quartetts aus. Das Quartett dankte mit einiger Befangenheit, da es ſich gerade vor vier Wochen in Mißklängen aufgelöſt hatte. Es ergab ſich aus düſtern Andeutungen der Bäſſe, daß Specht eine ungehörige Forderung an ſie geſtellt hatte. Herr Specht hatte ſie benutzen wollen, um einer Roßbändigerin des Circus, der entzückenden Tillebi, ein Ständchen zu bringen. Die Bäſſe hatten ſich geweigert, bei ſolchem nächtlichen Werk thätig zu werden, und Specht war auf dieſe Weigerung in heftigen Zorn gerathen und hatte geſchworen, keinen Ton mit den Andern zu ſingen, ſo lange ſie der Unvergleichlichen aus abgeſchmackten Bedenken ihre Huldigung verweigerten. „Hätte er das Ständchen noch am Abend bringen wollen,“ ſprach Balbus, „ſo wären wir vielleicht um des lieben Friedens willen mit gegangen, aber er behauptete, es müßte um vier Uhr früh geſchehen, weil das die Stunde ſei, wo die Kunſtreiter aufſtünden, um ihre Pferde zu füttern. Das war uns doch zu arg. Unterdeß iſt das Frauenzimmer mit einem Bajazzo durchgegangen.“

„Das iſt nicht wahr,“ rief Specht; „der Bajazzo hat ſie gewaltſam entführt.“

„Jedenfalls hat er uns dadurch einen Dienſt erwieſen,“ ſagte Anton, „denn er hat den Herren die Erfüllung Ihres kräftigen Schwurs unmöglich gemacht. Und ſo ſehe ich keinen Grund, weßhalb Sie als Künſtler und treue Collegen noch länger der Ausübung Ihrer muſikaliſchen Virtuoſität entſagen ſollen. Wie ich höre, waren Sie, liebſter Specht, ein wenig heftig, machen Sie den Herren darüber Ihre Entſchuldigung, wie ſie einem Mann von Ehre wohl anſteht, alsdann ſchlage ich den Herren vor, das Quartett auf der Stelle neu zu begründen.“

Da erhob ſich Specht und ſprach: „Nach dem Rath meines Freundes Wohlfart mache ich Ihnen meine Entſchuldigung, bin übrigens bereit, Ihnen in jeder Art Rede zu ſtehen.“ Worauf er ſein Glas austrank und den Bäſſen heftig die Hand ſchüttelte.

Darauf wurden die Notenbücher gebracht und mit Behagen ließen alle Vier in der Kürbislaube ihre Stimme erſchallen.

Noch blieb die Verſöhnung mit Pix als das ſchwerſte Werk. Specht ſah ſeinen Gegner den ganzen Abend mißtrauiſch an.

Pix ſaß gefühllos auf dem Bett und ſtreichelte den Pluto, welcher mit ihm zur Abendgeſellſchaft gekommen war.

Specht goß Pix das Glas voll und ſtellte es auf den Bettpfoſten. Pix trank es ſchweigend aus. Specht füllte das Glas von Neuem und begann in weltmänniſchem Ton: „Nun Pix, wie finden Sie den Kürbis?“

„Es iſt eine verrückte Idee,“ ſagte Pix.

Gekränkt wandte ſich Specht ab und ſah wieder unruhig auf ſeinen Gegner. Nach einer Weile ſtreckte er die Füße mit ſcheinbarem Behagen aus, verbarg ſeine Hände in den Hoſentaſchen und ſprach über die Schulter: „Sie werden mir zugeben, Pix, daß man über manche Dinge verſchiedene Anſicht haben kann und deßhalb doch nicht feindlich zu ſein braucht.“

„Das gebe ich zu,“ ſagte Pix.

„Warum alſo,“ fuhr Specht heftig fort und ſprang auf, „warum ſind Sie mein Feind? warum denken Sie gering von mir? Es iſt hart, mit ſeinen Collegen in Feindſchaft leben. Ich will Ihnen nicht verſchweigen, daß ich Sie achte und daß mir Ihr Benehmen unangenehm iſt. Sie haben mir Genugthuung verweigert und ſind doch noch böſe auf mich.“

„Erhitzen Sie ſich nicht,“ ſagte Pix, „ich habe Ihnen keine Genugthuung verweigert und ich bin gar nicht böſe auf Sie.“

„Wollen Sie mir das vor allen dieſen Herren erklären?“ rief Specht erfreut, „wollen Sie mit mir anſtoßen?“ Er holte ſein Glas.

„Kommen Sie her,“ ſagte Pix verſöhnlich, „ich habe gar nichts mehr gegen Sie, ich ſage nur, das mit den Kürbiſſen war ein verrückter Einfall.“

„Es iſt noch mein Einfall,“ rief Specht, das Glas zurückziehend, „ich dünge mit Rinderblut, in einigen Wochen werden ſie grün ſein.“

„Nein,“ ſagte Pix, „das iſt vorbei für immer, morgen früh werden auch Sie das einſehen. Und jetzt kommen Sie her und ſtoßen Sie an, von den Kürbiſſen ſoll zwiſchen uns nicht mehr die Rede ſein.“

Specht ſtieß verdutzt an und wurde gleich darauf ſehr luſtig. Die Laſt war von ihm genommen, welche ihn lange gedrückt hatte. Er ſang, er ſchüttelte allen Collegen die Hände und wurde groß in gewagten Behauptungen.

Als Anton mit den Collegen die Treppe hinabſtieg, bemerkte er, daß Pluto etwas Gelbliches im Maule trug und eifrig daran kaute. „Es ſind Spechts Kürbiſſe,“ ſagte Pix, „der Hund hat ſie für Rindfleiſch gehalten und ſämmtlich abgebiſſen.“

## 6.

Anton ſtand vor dem Bett des kranken Bernhard und ſah mit innigem Antheil auf die verfallene Geſtalt ſeines Freundes. Das Antlitz des Gelehrten war noch faltiger als ſonſt, ſeine Haut durchſcheinend wie aus Wachs, unordentlich hing ſein lockiges Haar um die feuchte Stirn, die Augen blitzten in fieberhafter Aufregung dem Beſuch entgegen. „So lange waren Sie in der Fremde," rief er klagend; „ich habe mich alle Tage nach Ihnen geſehnt. Jetzt da Sie zurück ſind, wird es auch mit mir beſſer werden."

„Ich komme oft, wenn ich Sie nicht durch unſer Geſpräch aufrege," erwiederte Anton.

„Nein," ſagte Bernhard, „ich will ruhig zuhören, Sie ſollen von Ihrer Reiſe erzählen."

Anton begann ſeinen Bericht. „Ich habe in dieſer Zeit geſehen, was wir uns oft mit einander gewünſcht haben, fremde Menſchen und ein ſtürmiſches Treiben. Ich habe gute Geſellen auch in der Fremde gefunden, und doch iſt mir bei Vielem, was ich erlebte, die Ueberzeugung gekommen, daß es kein größeres Glück giebt, als ſich in ſeiner Heimath mitten unter ſeinen Landsleuten tüchtig zu rühren. Manches habe ich erfahren, was auch Sie gefreut hätte, weil es poetiſch war und die Seele bewegte, aber zuletzt war das Widerwärtige doch im Vordergrund."

„Es war dort, wie überall auf der Erde,“ ſagte Bernhard. „Wo ein großes Gefühl das Herz erſchüttert und den Menſchen vorwärts treiben möchte, wirft die Erde ihren Schmutz daran, und das Schöne verkümmert, und alles Große wird lächerlich gemacht. Es iſt wo anders wohl auch nicht beſſer, als bei uns.“

„Das iſt unſer alter Streit,“ ſagte Anton heiter, „ſind Sie noch nicht bekehrt, Ungläubiger?“

Bernhard zupfte mit dem Finger an ſeiner Bettdecke und antwortete niederſehend: „Vielleicht bin ich's doch, Wohlfart.“

„Ei,“ rief Anton neckend, „und wer hat Ihre Bekehrung bewirkt? War's etwas, was Sie erlebt haben? Gewiß, ſo muß es ſein.“

„Was es auch war,“ ſagte Bernhard mit einem Lächeln, das ſein Geſicht wie ein heller Schein überflog, „ich glaube, daß es auch bei uns Schönheit und Liebenswürdigkeit giebt, ich glaube, daß auch bei uns das Leben große Leidenſchaften bringen kann, heilige Freuden und bittere Schmerzen. Und ich glaube,“ fuhr er traurig fort, „daß man auch bei uns unter dem Druck eines furchtbaren Schickſals untergeht.“

Beſorgt hörte Anton dieſe Worte und ſah, wie das große Auge des Kranken begeiſtert in die Höhe blickte. „Gewiß iſt es, wie Sie ſagen,“ erwiederte er endlich, „aber das Allerſchönſte, was dieſem Leben den höchſten Werth giebt, iſt doch, wenn die Kraft des Menſchen größer iſt, als Alles, was auf ihn eindringt. Ich lobe mir einen Mann, der ſich Leidenſchaften und ein ernſtes Schickſal nicht über den Kopf wachſen läßt, der ſelbſt, wenn er Unrecht gethan hat, ſich immer wieder herauszureißen weiß.“

„Wenn es aber zu ſpät iſt, und wenn die Macht der Verhältniſſe ſtärker wird, als er?“

„Ich glaube nicht gern an die Macht der Verhältniſſe,“ ſagte Anton. „Ich denke mir, wenn Einer noch ſo ſehr umdrängt iſt, und er will nur eine tüchtige Kraft daran ſetzen, ſo kann er ſich wohl heraushauen; er wird Wunden davon tragen, wie ein Soldat in der Schlacht, aber ſie werden ihm gut ſtehen. Und wenn er die Rettung nicht findet, ſo kann er wenigſtens kämpfen als ein Tapferer. Und wenn er ſo unterliegt, werden die Augen Aller mit Theilnahme auf ihm ruhen. Nur wer ſich ohne Widerſtand ergiebt, wenn das Wetter hereinbricht, den verweht der Wind von dieſer Erde.“

„Eine Flaumfeder wird durch kein Gebet in Stein verwandelt, ſagt der Dichter,“ erwiederte Bernhard und ſchnellte mit dem Finger eine Feder von ſeinem Kiſſen in die Luft. „Ich will Sie etwas fragen, Wohlfart,“ fuhr er nach einer Weile fort, „kommen Sie näher heran. Denken Sie, ich wäre ein Chriſt, und Sie mein Beichtvater, vor dem man keine Geheimniſſe haben möchte.“ Er ſah unmuthig auf die Thür des Nebenzimmers und frug leiſe: „Was halten Sie von dem Geſchäft meines Vaters?“

Betroffen fuhr Anton zurück, Bernhard ſah in ängſtlicher Spannung auf den Freund: „Ich verſtehe wenig von dieſen Dingen, ach, vielleicht zu wenig. Ich will nicht wiſſen, ob er für reich oder arm gilt, aber ich frage Sie als meinen Freund, was halten fremde Menſchen von der Art, wie er ſein Geld erwirbt? Es iſt ſchrecklich und vielleicht ein großes Unrecht, daß ich, ſein Sohn, ſo frage, aber mich zwingt etwas, dem ich nicht widerſtehen kann. Seien Sie ehrlich gegen mich, Wohlfart.“ Er erhob ſich in ſeinem Bett und ſagte, den Arm um Antons Hals legend, dieſem in's Ohr: „Gilt mein Vater bei Männern Ihrer Art für rechtſchaffen?“

Antons Herz zog ſich von innigem Mitgefühl zuſammen, er durfte nicht ſagen, was er dachte, und er durfte nicht lügen. So ſchwieg er eine Weile, der Kranke ſank in ſeine Kiſſen zurück und ein leiſes Stöhnen zitterte durch die Stube.

„Mein theurer Bernhard,“ erwiederte Anton, „bevor ich dem Sohn eine ſolche Frage beantworte, muß ich erſt wiſſen, weßhalb er einen Dritten frägt. Wenn Sie es nur thun, um durch meine Anſicht Ihr Urtheil über die Geſchäfte Ihres Vaters zu vervollſtändigen, ſo muß ich Ihnen die Antwort verweigern, gleichviel, wie ſie ausfallen würde. Denn was ich etwa kenne, ſind nur die kalten, vielleicht unfreundlichen Anſichten Fremder, und ſolche Auffaſſung ſoll der Sohn eines Geſchäftsmanns niemals zu der ſeinigen machen.“

„Ich frage,“ ſagte Bernhard feierlich, „weil ich um das Wohl Anderer in großer Sorge bin, vielleicht kann Ihre Antwort mehreren Menſchen Angſt und Noth erſparen.“

„Dann,“ ſagte Anton, „will ich Ihnen antworten. Ich kenne keine einzelne Handlung Ihres Vaters, welche nach kaufmänniſchen Begriffen unehrenhaft iſt. Ich weiß nur, daß er zu der großen Klaſſe von Erwerbenden gezählt wird, welche bei ihren Geſchäften nicht ſehr danach fragen, ob ihr eigener Vortheil durch Verluſte Anderer erkauft wird. Herr Ehrenthal gilt für einen vorſichtigen und gewandten Mann, dem die gute Meinung ſolider Männer weniger gleichgültig iſt, als hundert Andern. Er wird vielleicht Manches thun, was ein Kaufmann von ſicherem Selbſtgefühl vermeidet, aber er wird ſicher auch gegen Vieles Widerwillen empfinden, was gewiſſe Speculanten um ihn herum wagen.“

Wieder kam ein zitternder Seufzer von den Lippen des Kranken, ein peinliches Schweigen folgte. Endlich erhob ſich Bernhard und ſprach ſo nahe an Antons Ohr, daß dieſer den heißen Athem des Kranken auf ſeiner Wange fühlte: „Ich weiß, Sie kennen den Baron Rothſattel.“ Anton ſah erſtaunt auf. „Das Fräulein hat mir ſelbſt geſagt, daß ſie eine Bekannte von Ihnen iſt.“

„Es iſt ſo, wie Fräulein Lenore ſagt,“ erwiederte Anton, mit Mühe ſeine Aufregung verbergend.

„Wiſſen Sie etwas von der Verbindung meines Vaters mit dem Freiherrn?“ frug Bernhard weiter.

„Nur wenig,“ ſagte Anton, „nur was Sie ſelbſt mir gelegentlich erzählt haben, daß Herr Ehrenthal dem Freiherrn Geld auf ſein Gut geliehen hat. Jetzt in der Fremde habe ich gehört, daß dem Freiherrn irgend eine Gefahr droht, ich habe ſogar Veranlaſſung gehabt, ihn vor einem Intriganten zu warnen.“ Bernhard ſtarrte angſtvoll auf Antons Lippen, Anton ſchüttelte den Kopf: „es war aber Jemand,“ ſagte er, „der Ihrem Hauſe nicht fremd iſt, Ihr Buchhalter Itzig.“

„Er iſt ein Schurke,“ rief Bernhard heftig und ballte ſeine magere Hand. „Er iſt eine gemeine niederträchtige Natur. Von dem erſten Tage, wo er in unſer Haus kam, habe ich einen Abſcheu gegen ihn gefühlt, wie gegen ein unreines Thier.“

„Es ſcheint mir,“ fuhr Anton fort, „daß Itzig, den auch ich aus früherer Zeit kenne, hinter dem Rücken Ihres Vaters gegen den Freiherrn arbeitet. Die Warnung, welche mir im Intereſſe des Freiherrn kam, war ſo dunkel, daß ich nichts daraus zu machen wußte; ich konnte nichts thun, als ſie dem Freiherrn ſo mittheilen, wie ich ſie ſelbſt erhielt.“

„Dieſer Itzig beherrſcht meinen Vater,“ flüſterte Bernhard; „er iſt ein böſer Geiſt in unſerer Familie; wenn mein Vater egoiſtiſch gegen den Freiherrn handelt, ſo trägt dieſer Menſch die Schuld.“

Schonend gab Anton das zu. „Ich muß wiſſen, wie es zwiſchen dem Freiherrn und meinem Vater ſteht,“ fuhr Bernhard fort; „ich muß wiſſen, was zu thun iſt, um der Familie aus ihrer Verlegenheit zu helfen. Ich kann helfen,“ fuhr der Kranke fort, und wieder flog ein matter Strahl von Freude über ſein Antlitz. „Mein Vater liebt mich. Er liebt mich ſehr, jetzt in meiner Schwäche habe ich empfunden, daß ſein Herz an mir hängt. Wenn er des Abends an mein Bett kommt und mit ſeiner Hand über meine Stirn ſtreicht, wenn er ſich mir gegenüberſetzt, wo Sie ſitzen, und mich ſtundenlang kummervoll anſieht, — Wohlfart, er iſt ja doch mein Vater!“ Er ſchlug die Hände zuſammen und verbarg ſein Haupt in den Kopfkiſſen. „Sie müſſen mir helfen, mein Freund,“ fuhr er wieder fort, „Sie müſſen mir ſagen, was geſchehen kann, den Freiherrn zu retten. Ich fordere das von Ihnen. Ich ſelbſt werde meinen Vater fragen. Ich fürchte mich vor der Stunde, wo ich mit ihm darüber ſpreche, aber nach dem, was Sie mir geſagt haben, ſorge ich, auch er weiß nicht Alles, oder,“ fuhr er murmelnd fort, „er wird mir nicht Alles ſagen. Sie aber müſſen den Freiherrn ſelbſt aufſuchen.“

„Vergeſſen Sie nicht, Bernhard,“ erwiederte Anton, „daß es auch dem reinſten Willen nicht erlaubt iſt, ſich ſo in die Verhältniſſe eines Andern einzudrängen. Wie gut unſere Abſicht ſein mag, dem Freiherrn bin ich ein Fremder. Mein Vermitteln wird ihm, wie Ihrem Vater, leicht als vorlaute Anmaßung erſcheinen, und ich fürchte, wir werden auf dieſem Weg wenig erfahren. Ich ſage nicht, daß der Schritt unnütz iſt, aber ich halte ihn für unſicher. Eher wird es möglich ſein, daß Sie ſelbſt auf die Maßregeln Ihres Vaters Einfluß gewinnen.“

„Gehen Sie doch zum Freiherrn,“ bat Bernhard dringend, „und wenn er ſelbſt gegen Sie verſchloſſen bleibt, ſo fragen Sie das Fräulein. Ich habe ſie geſehen,“ fuhr er fort, „ich habe es Ihnen verſchwiegen, wie der Menſch ſein liebſtes Geheimniß verhüllt, heut ſollen Sie auch das erfahren. Ich war mehr als einmal auf dem Gut der Rothſattel. Ich weiß, wie ſchön ſie iſt, wie ſtolz ihre Haltung, wie edel ihre Geberde. Wenn ſie über den Raſen ſchritt, war ſie wie eine Königin der Natur, ein blauer Schimmer glänzte um ihr Haupt; wo ſie hinſah, neigte ſich Alles vor ihrem Blick — ihre Zähne wie Perlen und ihre Li[illegible] wie Roſenhügel,“ ſagte er leiſe und ſank in die Kiſſen zurück mit gefalteten Händen und blitzenden Augen.

„Auch er,“ rief es in Anton. „Mein armer Bernhard, Sie ſchwärmen.“

Bernhard ſchüttelte den Kopf. „Seit dem Tage weiß ich, daß unſer Leben nicht grau iſt,“ ſagte er lächelnd; „es iſt nicht grau, aber es iſt grauſig. Wollen Sie jetzt mit dem Freiherrn und mit ſeiner Tochter ſprechen?"

„Ich will," ſagte Anton aufſtehend. „Aber ich wiederhole Ihnen, ich beginne etwas Auffallendes, das leicht neue Verwickelungen herbeiführen kann, auch für uns beide."

„Wer ſo daliegt, wie ich, der fürchtet keine Verwickelungen," ſagte Bernhard, „und Sie," fuhr er fort und ſah Anton prüfend an, „Sie werden in Ihrem Leben ſein, was Sie mir heut geſagt haben, ein Mann, welcher ſich durchſchlägt, und wenn er auch Wunden erhält, ſeine Aufgabe iſt, mit dem Geſchick zu kämpfen. Mich, Anton Wohlfart, mich wird der Sturmwind verwehen."

„Kleinmüthiger," rief Anton weich, „das ſpricht die Krankheit aus Ihnen. Der Muth wird Ihnen mit der Geneſung zurückkehren."

„Hoffen Sie?" frug der Kranke zweifelnd; „oft thue ich's auch, nur manchmal überfällt mich die Muthloſigkeit. Ja ich will leben, und anders will ich leben, als bisher, ich will alle Mühe daran ſetzen, ſtärker zu werden, ich werde nicht mehr ſo viel träumen als jetzt, mich nicht mehr aufregen und quälen in meiner Kammer. Ich will verſuchen, wie man lebt, wenn man ein tüchtiger Mann iſt, der jeden Streich zurückgiebt, den er empfängt," ſo rief er mit gerötheten Wangen und ſtreckte die Hand dem Freunde entgegen.

Anton beugte ſich zu ihm nieder, dann verließ er das Zimmer.

Am Abend trat Ehrenthal zu dem Bett des Sohnes, wie er immer that, wenn er das Comtoir verſchloſſen und den

Schlüſſel in ſeiner Schlafkammer verſteckt hatte „Was hat heut der Doctor geſagt, mein Bernhard?“

Bernhard hatte ſich mit dem Kopf gegen die Wand gedreht, jetzt warf er ſich plötzlich herum und ſagte heftig: „Vater, ich muß etwas mit dir reden, verſchließe die Thür, damit uns Niemand ſtört.“

Erſchrocken lief Ehrenthal zu beiden Thüren, verſchloß und verriegelte gehorſam, dann eilte er zum Bett des Sohnes zurück. „Was haſt du, das dich kümmert, mein Bernhard?“ frug er und fühlte mit der Hand auf die Stirn des Kranken. Bernhard entzog ihm ſein Haupt, die Hand des Vaters ſank auf die Bettdecke. „Setze dich hierher,“ ſagte der Sohn finſter, „und beantworte meine Frage ſo aufrichtig, als wenn du zu dir ſelber ſprächſt.“

Der Alte ſetzte ſich und ſagte: „Frage, mein Sohn, ich will dir Alles beantworten.“

„Du haſt mir geſagt, daß du dem Baron Rothſattel viel Geld geborgt haſt, daß du ihm keines mehr leihen willſt, und daß der Edelmann ſein Gut nicht wird behalten können.“

„Es iſt, wie ich habe geſagt,“ erwiederte der Vater, vorſichtig wie in einem Verhör.

„Und was ſoll jetzt aus dem Baron und ſeiner Familie werden?“

Ehrenthal zuckte die Achſeln. „Er wird herunter von ſeinem Gut, und wenn der Tag kommt, wo das Gut vom Gericht verkauft wird, ſo werde ich wegen meines Geldes bieten auf das Gut, und ich hoffe, ich werde es kaufen. Ich habe eine große Hypothek, welche iſt ſicher, und eine kleine hinten am Ende, welche iſt ſchlecht. Wegen der ſchlechten Hypothek werde ich erſtehen das Gut.“

„Vater,“ rief Bernhard mit ſchneidender Stimme, ſo daß Ehrenthal zuſammenfuhr, „du willſt einen Vortheil ziehen aus dem Unglück des Mannes, du willſt dich an ſeine Stelle ſetzen? Ja, du biſt auf das Gut des Barons gefahren und haſt mich mitgenommen vielleicht mit dem Gedanken, die Verlegenheit des Edelmanns zu benutzen. Es iſt ſchrecklich, ſchrecklich!“ Er warf ſich in die Kiſſen zurück und rang die Hände.

Ehrenthal rückte unruhig auf ſeinem Sitz. „Führe nicht ſolche Reden von Sachen, die du nicht verſtehſt. Die Geſchäfte ſind für den Tag; wenn ich Abends zu dir komme, ſollſt du dich nicht ängſtigen um meine Arbeiten. Ich will's nicht haben, daß du die Hände aufhebſt und rufſt ſchrecklich.“

„Vater,“ rief Bernhard, „wenn du nicht willſt, daß ich vergehen ſoll vor Schaam und Kummer, ſo wirſt du deine Abſicht aufgeben.“

„Aufgeben!“ rief Ehrenthal entrüſtet. „Wie kann ich aufgeben mein Geld? wie kann ich aufgeben das Gut, um das ich mich bemüht habe bei Tag und bei Nacht? wie kann ich aufgeben das größte Geſchäft, das ich gemacht habe in meinem Leben? Du biſt ein ungehorſames Kind und machſt uns Jammer um gar nichts. Was habe ich für ein Unrecht gethan, daß ich dem Baron gegeben habe mein Geld? Er hat's gewollt. Was thue ich für ein Unrecht, wenn ich kaufe das Gut? Ich rette mein Geld.“

„Verflucht ſei jeder Thaler, den du darauf gewandt, verflucht der Tag, wo du dieſen unglücklichen Entſchluß faßt,“ fuhr Bernhard auf und erhob ſeine Hand drohend gegen den Vater.

„Was iſt das,“ rief Ehrenthal aufſpringend, „welcher böſe Gedanke hat getroffen das Herz meines Sohnes, daß er ſo ſpricht zu ſeinem Vater? Was ich gethan habe, für wen habe ich's gethan? Nicht für mich und meine alten Tage. Ich habe dabei gedacht jeden Tag an dich, mein Sohn, der du biſt ein anderer Mann, als dein Vater. Ich werde haben den Kummer, und du ſollſt gehen aus dem Schloß in den Garten und wieder zurück in das Schloß, und wenn du gehſt, ſoll der Amtmann abziehen ſeine Mütze, und die Knechte im Hofe abziehen ihre Hüte, und ſie ſollen zu ſich ſagen: das iſt der junge Herr Ehrenthal, welcher iſt unſer Herr, der da geht.“

„Ja,“ rief Bernhard bitter, „das iſt deine Liebe. Mich willſt du zum Mitſchuldigen machen einer ungerechten That. Du irrſt, Vater; niemals werde ich aus dem Schloſſe in den Garten gehen mit meinem Buche, eher will ich als armer Bettler mein Eſſen erbitten von der Gemeinde, als daß ich einen Fuß auf das Gut ſetze, das durch Sünde erworben iſt.“

„Bernhard,“ rief der Alte mit gerungenen Händen, „du wirfſt die Steine auf mein Vaterherz, daß ich fühle die Laſt, wie ſie mich drückt zu Boden.“

„Und du verdirbſt deinen Sohn,“ rief Bernhard in auflodernder Leidenſchaft. „Sieh zu, für wen du geſchachert und gelogen haſt, aber ſo wahr es einen Himmel über uns giebt, du wirſt Niemandem ſagen, daß es geſchehen iſt für deinen unglücklichen Sohn.“

„Mein Sohn,“ jammerte der Vater, „ſchlage nicht auf mein Herz mit deinem Fluche. Seit du biſt geweſen ein kleiner Bocher, der ſein Gebetbüchel in die Schule getragen hat, habe ich gehabt meinen Stolz, wenn ich auf dich geſehen habe. Ich habe dir gelaſſen allen Willen, zu thun, was dir am liebſten war; ich habe dir gekauft von Büchern, ich habe dir gegeben von Geld mehr, als du haſt haben wollen; wo ich dir etwas abſehen konnte an deinen Augen, ich habe dir's abgeſehen. Wenn ich unten den ganzen Tag mich geärgert habe, mußte ich immer denken, mein Sohn ſoll lachen, weil ich mich ängſtige." Er nahm den Zipfel ſeines Schlafrocks und fuhr ſich damit über die Augen, vergeblich bemüht, ſeine Faſſung wieder zu gewinnen. So ſaß er als ein geſchlagener Mann dem Sohn gegenüber.

Bernhard ſah ſchweigend auf die gebeugte Geſtalt, endlich ſtreckte er die Hand aus: „Mein Vater," rief er weich. Ehrenthal fuhr ſchnell mit beiden Händen nach der dargebotenen Rechten und hielt ſie feſt, als könnte ſie ihm wieder entzogen werden, er ſchob ſich näher heran, küßte und ſtreichelte ſie. „So biſt du wieder mein guter Sohn," ſagte er gerührt. „Jetzt wirſt du nicht mehr führen ſolche läſterliche Reden und du wirſt nicht mehr zanken wegen dieſem Baron."

Bernhard zog haſtig ſeine Hand zurück.

„Ich will ihn nicht drücken, ich will Nachſicht mit ihm haben wegen der Zinſen," fuhr der Vater flehend fort und ſuchte die Hand des Sohnes.

„O, es iſt umſonſt, mit ihm zu reden," rief Bernhard im tiefſten Schmerz, „er verſteht meine Rede nicht!"

„Ich will Alles verſtehen," klagte Ehrenthal, „daß du mir wiedergiebſt deine Hand."

„Willſt du deine Pläne gegen das Gut aufgeben?" frug Bernhard.

„Sprich nicht von dem Gut," flehte der Alte.

„Umſonſt," murmelte Bernhard ſich abwendend, und verbarg das Geſicht in ſeinen Händen.

Ehrenthal ſaß vernichtet dem Kranken gegenüber, auch er ſeufzte ſchwer auf. „Höre mich, mein Sohn," bat er endlich mit leiſer Stimme, „ich will ſehen, daß ich ihm ſchaffe ein anderes Gut, welches er behaupten kann mit ſeinen Mitteln. Haſt du gehört, mein Sohn Bernhard?"

„Geh," rief Bernhard ohne Härte, aber mit der Energie eines tiefen Schmerzes, „geh, und laß mich jetzt allein!"

Ehrenthal erhob ſich und verließ mit geſenktem Haupt das Zimmer, in der Nebenſtube ging er heftig auf und ab, rang die Hände und ſprach mit ſich ſelbſt. Und wieder öffnete er leiſe die Thür, trat an Bernhards Bett und frug klagend: „Willſt du mir nicht geben deine Hand, mein Sohn?" — Bernhard lag abgewandt und rührte ſich nicht.

Mit klopfendem Herzen nannte Anton dem Diener des Freiherrn ſeinen Namen. „Wohlfart," rief der Freiherr gedehnt, und die Erinnerung an den Brief Antons ſtach verletzend in ſeine Seele. „Führe ihn herein." Mit kühlem Gruß beantwortete er Antons tiefe Verneigung. „Ich bin Ihnen wohl noch den Dank ſchuldig für Ihr Schreiben von neulich," ſagte er: „daß ich es nicht beantwortet habe, wie die gute Meinung verdiente, müſſen Sie mit meinen vielen Geſchäften entſchuldigen."

„Wenn ich jetzt in derſelben Angelegenheit komme," begann Anton, „ſo bitte ich Sie, dies nicht für Zudringlichkeit zu halten. Mich führt der Auftrag eines Bekannten her, der die wärmſte Ergebenheit gegen Sie und Ihr Haus empfindet. Es iſt der Sohn des Kaufmann Ehrenthal. Er ſelbſt wird durch Krankheit verhindert, Ihnen ſeine Aufwartung zu machen, er läßt Sie deßhalb durch mich bitten, daß Sie den Einfluß, den er auf ſeinen Vater hat, benutzen möchten. Im Falle Ihnen ſeine Einwirkung irgend wie brauchbar erſcheinen könnte, ſoll ich Sie erſuchen, ihm Ihre Wünſche mitzutheilen.“

Der Freiherr horchte hoch auf. Jetzt, wo ihn Alles verließ, wo er ſich ſelbſt aufgegeben hatte, drängten ſich fremde Geſtalten in ſein Leben, dieſer Itzig, Wohlfart, der Sohn Ehrenthals. Was ihm Wohlfart anbot, klang abenteuerlich, aber es konnte für ihn eine Hülfe werden gegen das, was unaufhörlich an ſeinem Herzen fraß, eine Hülfe gegen die Anſprüche Ehrenthals, gegen die furchtbare Gefahr, in der ſein guter Name ſchwebte. „Ich kenne den jungen Mann nur wenig,“ ſagte er mit Haltung, „ich erſuche Sie, vor Allem zu erklären, wie ich zu der Ehre komme, ein ſo ungewöhnliches Wohlwollen des Herrn zu erhalten.“

Anton erwiederte warm: „Bernhard Ehrenthal hat ein edles Herz und ſein Leben iſt rein. Unter ſeinen Büchern aufgewachſen, verſteht er wenig von den Geſchäften ſeines Vaters, aber er hat die Anſicht gewonnen, daß dieſer ſich durch ſchlechte Rathſchläge verleiten läßt, feindſelig gegen Sie aufzutreten. Er hat Einfluß auf ſeinen Vater, ſein feines Ehrgefühl iſt ſehr beunruhigt, und er wünſcht dringend, ſeinen Vater von Maßregeln abzuhalten, welche er ſelbſt nicht für ehrenhaft hält.“

Hier war Hülfe! Das war ein reiner Luftzug, der in die ſtickende Atmoſphäre eines Krankenzimmers drang, aber dem Kranken machte die friſche Luft Mißbehagen. Dieſe ehrenhaften Leute, die ſo bereit waren, zu verdammen, was ihnen nicht ehrenvoll erſchien, waren ihm peinlich. Und ſchon jetzt, während er den Werth erkannte, den auch dieſe unſichere Ausſicht für ihn haben konnte, fühlte er in ſeinem Herzen eine Abneigung, ſeine Löſung aus der Angſt dieſen Beiden zu verdanken. Dem eifrigen Wohlfart wenigſtens, der Alles ſein ſollte, was zuverläſſig und gewiſſenhaft heißt, ihm wollte er Näheres nicht mittheilen. Und ſo erwiederte er mit einer Freundlichkeit, die ihm nicht vom Herzen kam: „Meine Beziehungen zu dem Vater Ihres Freundes ſind allerdings von der Art, daß die wohlmeinende Vermittelung durch einen Dritten in unſerm beiderſeitigen Intereſſe liegen möchte. Ob der junge Ehrenthal die geeignete Perſon dafür iſt, vermag ich nicht zu entſcheiden. Jedenfalls ſagen Sie ihm, daß ich für den Antheil dankbar bin, den er an meinen Angelegenheiten nimmt, und daß ich mir vorbehalte, zu ſeiner Zeit mit ihm ſelbſt darüber Rückſprache zu nehmen.“ Nach dieſem Beſcheid erhob ſich Anton, der Freiherr begleitete ihn bis an die Thür und — merkwürdig, er machte ihm dort eine tiefe Verbeugung.

Es war kein Zufall, daß in dem Augenblick, wo Anton durch das Vorzimmer ging, auch Lenore hereintrat. „Herr Wohlfart,“ rief ſie freudig und eilte auf ihn zu. „Liebes Fräulein,“ rief auch er, und Beide begrüßten einander als alte Freunde.

Sie hatten im Nu die letzten Jahre vergeſſen, ſie waren, wie vor Jahren, Ritter und Dame aus der Tanzſtunde. Beide ſagten einander, wie ſehr ſie ſich ſeit der Zeit geändert hätten, und während ſie das erzählten, waren ſie in Empfindungen und Worten unvermerkt wieder jünger geworden um alle die Jahre, welche ſeit ihrer letzten Unterhaltung vergangen waren.

„Sie tragen Ihren Halskragen wieder aufrecht,“ rief Lenore mit leiſem Vorwurf. Anton ſtrich ihn ſchnell herunter.

„Haben Sie noch den Capouchon von damals? Er war mit rother Seide gefüttert, gnädiges Fräulein?“ frug er, „der ſtand Ihnen reizend.“

„Der jetzige hat blaues Futter,“ ſagte Lenore lachend. „Und denken Sie, die kleine Comteß Lara heirathet in der nächſten Woche, wir haben erſt neulich über Sie und das Tagebuch geſprochen. Auch Eugen hat uns von Ihnen geſchrieben. Wie allerliebſt, daß Sie den Bruder kennen gelernt haben! Kommen Sie herein, Herr Wohlfart, ich muß wiſſen, wie es Ihnen ſeit der Zeit gegangen iſt.“ Sie führte ihn in ein Geſellſchaftszimmer und lud ihn ein, auf dem Fauteuil Platz zu nehmen. Sie ſaß ihm gegenüber und ſah ihn mit lachenden Augen an, deren Gruß ihn einſt ſo glücklich gemacht hatte. Vieles in ihm war anders geworden, ja vielleicht ſchüttelte jetzt zuweilen ein anderer Mädchenkopf ſeine Locken in dem Zimmer der gelben Katze, aber als er die Gebieterin ſeiner jungen Jahre, das wilde ehrliche Mädchen als vornehme Dame ſich gegenüber ſah, da lebten alle Empfindungen der Vergangenheit wieder auf, und er athmete mit Entzücken den feinen Duft des eleganten Zimmers, in dem ſie lebte.

◆

„Da ich Sie ſehe,“ ſagte Lenore, „iſt mir, als wäre die Tanzſtunde geſtern geweſen. Es war eine fröhliche Zeit auch für mich! Seitdem habe ich vieles Ernſte erfahren,“ fügte ſie hinzu und ſenkte ihr Haupt. Anton bedauerte das mit einem Eifer, der das Fräulein zwang, wieder heiter auszuſehen und ihm freundlich in die Augen zu blicken.

„Was hat Sie zu meinem Vater geführt?“ frug ſie endlich mit verändertem Ton.

Anton ſprach von Bernhard, von dem langen Siechthum des Freundes und ſeinen guten Wünſchen für ihre Familie, er verbarg ihr nicht, daß ſie ſelbſt einen mächtigen Antheil daran habe, ſo daß Lenore auf ihr Taſchentuch herunter ſah und die Zipfel zuſammenlegte. Er ſagte ihr, wie ſehr die Krankheit des Freundes ihn beſorgt mache. „Wenn Sie Ihrem Herrn Vater die Vermittlung Bernhards empfehlen können, ſo thun Sie es. Ich werde eine ſtille Sorge nicht los, daß in dem Comtoir Ehrenthals eine Verſchwörung gegen ihn ausgedacht iſt. Vielleicht finden Sie ein Mittel, Bernhard oder mich wiſſen zu laſſen, wie wir dem Herrn Baron von Nutzen ſein können.“

Lenore ſah ängſtlich in Antons Geſicht und rückte ihren Stuhl näher an den ſeinen. „Sie ſind mir wie ein alter Freund, Ihnen kann ich vertrauen, was mich ängſtigt. Der Vater verbirgt der Mutter und mir, was ihn quält, ach, aber er ſelbſt iſt anders geworden von Jahr zu Jahr. Er hat für die Fabrik viel Geld gebraucht, und es fehlt ihm oft daran, das weiß ich. Alle Tage bitten die Mutter und ich den Himmel, uns den Frieden wieder zu geben: eine Zeit, wie damals, wo ich Sie kennen lernte. — Sobald ich etwas erfahre, ſollen Sie es wiſſen. Ich will Ihnen ſchreiben," rief ſie entſchloſſen; „wenn Eugen auf Urlaub herkommt, ſoll er Sie aufſuchen."

So verließ Anton die Wohnung des Freiherrn, aufgeregt durch das Wiederſehen der ſchönen Freundin, voll vom beſten Willen, der Familie zu dienen. An der Hausthür ſtieß er auf Herrn Ehrenthal. Mit kurzem Gruß eilte er an dem gefährlichen Manne vorüber, der ihm die Bitte nachrief, recht bald ſeinen Sohn Bernhard zu beſuchen.

Ehrenthal hatte einige traurige Tage verlebt, er hatte in ſeinem Leben nicht ſo viel geſeufzt und den Kopf geſchüttelt, als jetzt. Vergebens frug ſeine Frau Sidonie ihre Tochter: „Was hat der Mann, daß er ſo ſeufzt?" Vergebens ſuchte Itzig das gebeugte Gemüth ſeines Brodherrn durch lockende Bilder der Zukunft aufzurichten. Alle Unzufriedenheit, welche ſich in der Seele des Händlers aufgeſammelt hatte, entlud ſich gegen den Buchhalter. „Sie ſind der Menſch, welcher mir hat gerathen zu dieſen Schritten gegen den Baron," ſchrie er ihn am Morgen nach der Scene mit Bernhard an. „Wiſſen Sie, was Sie ſind? Malhonnet ſind Sie."

Itzig ſah erſtaunt in das Geſicht ihm gegenüber und zuckte die Achſeln. „Wenn Sie weiter nichts wiſſen," ſagte er, „was iſt das für ein Wort „malhonnet"? Soll ich's aufſchlagen in dem Buch, wo die fremden Wörter ſtehen? Reden Sie doch nicht ſo ſchwach, Ehrenthal." Dann ſeufzte Ehrenthal wieder, ſah Veitel böſe an und verbarg den Kopf in die Zeitung.

Länger als zwei Tage vermochte er nicht den Schmerz ſeines Sohnes zu ertragen, welcher zuſehends kränker wurde und alles Zureden der Eltern mit kurzen Worten zurückwies. „Ich muß ein Opfer bringen,“ ſagte Ehrenthal vor ſich hin, „ich muß die Ruhe wiedergeben ſeinen Nächten und machen, daß er aufhört mit ſeinem Stöhnen. Ich will denken an meinen Sohn, und ich will dem Baron ſchaffen die andere Herrſchaft bei Rosmin, worauf er jetzt ſtehen hat ſein Geld, und wenn nicht, ſo will ich ihm retten das Geld darauf ohne einen Nutzen für mich. Ich verliere dabei einen Vortheil, den ich machen könnte mit dem Löwenberg von mehr als einem Tauſend Thaler. Ich denke, das wird mir bewegen den Bernhard.“ So ſetzte er entſchloſſen ſeinen Hut auf, zog ihn tief in die Stirn, um die rebelliſchen Gedanken, welche immer noch in ihm aufſtiegen, kräftig zu unterdrücken, und ſchritt in die Wohnung ſeines Schuldners.

Der Freiherr empfing den unerwarteten Beſuch mit der Angſt, welche ihm jetzt bei jedem Eintritt eines Geſchäftsmannes den Athem benahm. „Kaum iſt der Warner hinaus, ſo kommt der Feind ſelbſt. Jetzt wird er die gerichtliche Ceſſion der Hypothek von mir fordern, jetzt kommt, was darauf folgen muß.“ Aber freudig erſtaunte er, als Ehrenthal mit höflichen Worten aus freien Stücken ſich erbot, für ihn nach Rosmin zu reiſen und nöthigenfalls von dort aus weiter, um ihn bei dem Verkauf der polniſchen Herrſchaft zu vertreten. „Ich will mir zu Hülfe nehmen einen ſichern Mann, den Juſtizcommiſſarius Walther aus Rosmin, damit Sie ſehen, daß Alles in Ordnung zugeht. Sie werden mir Vollmacht geben, zu bieten auf das Gut, und die Käufer ſo weit zu treiben, bis Ihre Hypothek gedeckt iſt durch den Kaufpreis, den ein Anderer zahlt.“

„Ich weiß, daß dies nothwendig ſein wird,“ ſagte der Freiherr, „aber um Gottes willen, Ehrenthal! was ſoll geſchehen, wenn die Herrſchaft in unſern Händen bleibt?“

Ehrenthal zuckte die Achſeln: „Sie wiſſen, ich habe Ihnen nicht zugeredet zu der Hypothek, ja ich kann ſagen, ich habe Ihnen abgeredet, wenn ich mich recht beſinne. Wenn Sie mir damals hätten gefolgt, ſo hätten Sie vielleicht nicht gekauft die Hypothek.“

„Es iſt aber einmal geſchehen,“ verſetzte der Freiherr ärgerlich.

„Erſt bitte ich Sie, Herr Baron, zu bezeugen, daß ich unſchuldig bin.“

„Das iſt ja jetzt gleichgültig.“

„Für Sie iſt es gleichgültig,“ ſagte Ehrenthal, „aber nicht für mich und meine Ehre als Geſchäftsmann.“

„Wie meinen Sie das,“ fuhr der Freiherr auf, daß Ehrenthal zuſammenſchrak, „Sie wagen zu behaupten, daß mir etwas gleichgültig iſt, was ſelbſt Ihnen keine Ehre bringt.“

„Was werden Sie hitzig, Herr Baron,“ rief der Händler; „ich ſpreche ja nichts gegen Ihre Ehre, ſoll mich Gott davor bewahren!“

„Sie ſprachen doch davon,“ ſagte der unglückliche Mann.

„Wie können Sie mißverſtehen einen alten Bekannten,“ klagte Ehrenthal: „ich will nichts, als Ihre Verſicherung, daß ich unſchuldig bin an dem Kauf der Hypothek.“

„Meinetwegen ja,“ rief der Freiherr mit dem Fuße ſtampfend.

„So iſt es recht,“ ſagte der Händler beruhigt. „Und wenn ein Unglück geſchieht, und Sie die Herrſchaft behalten müſſen, ſo wollen wir ſehen, was dann zu thun iſt. Es iſt eine böſe Zeit zum Geldleihen, aber ich will Ihnen doch vorſchießen die Caution und die Gerichtskoſten gegen eine Hypothek auf die Herrſchaft.“

Darauf beſprach er die Ausfertigung der Vollmacht und ſeine Reiſe nach der benachbarten Provinz. Als er den Freiherrn verließ, blieb dieſer als ein Spielball entgegengeſetzter Stimmungen zurück.

War er verloren, war er gerettet? Eine quälende Sorge kam ihm, daß dieſe Hypothek ſein Schickſal entſcheiden würde. Er beſchloß, ſelbſt hinzureiſen und Ehrenthal nichts zu überlaſſen. Aber wieder überfiel ihn die Angſt, daß er dem Mann jetzt ein großes Vertrauen zeigen müſſe, damit dieſer auch ihm nicht mißtraue. So trieb er kraftlos in einer See von Gefahren. Die Wellen hoben ſich und rauſchten gegen ſein Leben heran.

Am Abend trat Ehrenthal wieder in die Krankenſtube des Sohnes und legte die für ihn ausgefertigte Vollmacht auf die Bettdecke.

„Kannſt du mir jetzt geben deine Hand?“ frug er ſeinen Sohn, der finſter vor ſich hinſtarrte, „ich reiſe für den Baron, ihm zu kaufen ein neues Gut. Wir haben Alles mit einander beſprochen. Hier iſt die Vollmacht, die er mir ausgeſtellt hat: ich werde ihm noch vorſchießen ein Capital; wenn er es verſteht, kann er wieder werden ein angeſehener Mann.“

Bernhard ſah mit trübem Auge auf ſeinen Vater und ſchüttelte den Kopf. „Das iſt nicht genug, mein armer Vater,“ ſagte er.

„Ich habe mich doch verſöhnt mit dem Baron, und er hat mir zugeſtanden, daß ich keine Schuld habe an dieſem Unglück. Iſt dir das genug, mein Sohn?“

„Nein,“ ſagte der Kranke. „So lange du in deinem Comtoir den ſchlechten Menſchen, dieſen Itzig, duldeſt, wird kein Friede in mein Leben kommen.“

„Er ſoll fort,“ rief Ehrenthal bereitwillig, „wenn mein Sohn Bernhard es verlangt, ſoll er fort zum nächſten Quartal.“

„Und du willſt den Gedanken aufgeben, das Gut des Barons für dich zu erſtehen?“ frug Bernhard weiter, ſich zu dem Vater wendend.

„Wenn es kommt zum Verkauf, will ich denken an das, was du mir geſagt haſt,“ erwiederte der Vater ausweichend. „Jetzt rede mir nicht mehr von dem Gut; wenn du wieder wirſt ſein mein geſunder Sohn, dann ſprechen wir darüber.“ So ergriff er die Hand, welche Bernhard ihm zu geben zögerte, hielt ſie feſt in der ſeinen und ſaß ihm ſchweigend gegenüber.

War er einmal in ſeinem Leben zufrieden, ſo war er es jetzt, wo er ſich die Verſöhnung mit ſeinem Sohn erhandelt hatte.

## 7.

Welle um Welle ſchlug über das Haupt des Ertrinkenden.

Die Fabrik hatte im Winter einige Monate gearbeitet. Die Rübenernte des Gutes war mißrathen, der Anbau in der Umgegend, von dem der Freiherr Vieles erwartet hatte, war unzureichend geweſen. Manche der kleinen Landwirthe hatten ihre Contracte nicht erfüllt, andere hatten Schlechtes geliefert. Die Rüben fehlten, es fehlte das Capital, die Fabrik ſtand ſtill, die Arbeiter verliefen ſich.

Ehrenthal war in die polniſche Landſchaft gereiſt, den Freiherrn ſchüttelte das Fieber der Erwartung. Er beſtellte Poſtpferde, um ſeinem Bevollmächtigten nachzureiſen, er beſtellte ſie wieder ab, denn ihm graute vor dem Tage des Termins, vor dem Bieten, dem Schacher und der bebenden Angſt bis zum Schluß des Protokolls. Und wenn er dem Händler nicht traute, auf den Anwalt in Rosmin konnte er ſich ſicher verlaſſen. So kam der finſtere Tag, wo Ehrenthal mit dem Brief des Juſtizcommiſſarius Walther vor ihn trat. Das Capital des Freiherrn war nur dadurch zu retten geweſen, daß Ehrenthal die Herrſchaft für den Freiherrn erſtand. Die Eigenthümer der erſten Hypothek von hunderttauſend Thalern hatten ihn hinaufgetrieben bis hundertundviertauſend, dann waren ſie fortgefahren, kein anderer Käufer war im Termin erſchienen. „Die Herrſchaft gehört jetzt Ihnen, Herr Baron,“ ſchloß der Händler. „Damit Sie im Stande ſind, die Güter zu behaupten, habe ich mit den Eigenthümern der erſten Hypothek verhandelt, ſie werden Ihnen die Hunderttauſend auf der Herrſchaft ſtehen laſſen. Ich habe für Sie erlegt viertauſend Thaler und die Gerichtskoſten.“ Der Freiherr ſprach kein Wort, ſein Kopf fiel ſchwer auf das Holz des Schreibtiſches. Der Händler erzählte, wie er die Herrſchaft für den Freiherrn übernommen hatte. Vor der Thür brummte er: „Es iſt vorbei mit ihm. Zum nächſten Quartal verliert er ſein altes Gut, und er hat keine Kraft, zu behaupten das neue. Zuletzt werde ich kaufen müſſen auch dieſe Herrſchaft.“

Jetzt nahte der Termin, an dem der Freiherr die Intereſſen aller geliehenen Gelder bezahlen ſollte. Er fuhr umher und ſuchte wieder Geld. Vergebens. Zuletzt kam er zu Georg Werner, der das Gut ſeiner Mutter übernommen hatte. Befangen empfing ihn der junge Herr, welcher einige Jahre lang Lenoren ſeine Huldigungen gegönnt und ſich dann vorſichtig zurückgezogen hatte. Die Verlegenheiten des Freiherrn waren kein Geheimniß mehr. Der Gutsnachbar zeigte den Antheil, welcher bei ſolcher Veranlaſſung ſchicklich iſt. Er bedauerte ſehr, daß dem Freiherrn auf der neugekauften Herrſchaft eine ſo große Hypothek ausgefallen war. „Wen haben Sie zum Termin geſchickt?“ frug er.

„Den Hirſch Ehrenthal,“ erwiederte der Freiherr gedrückt.

Jetzt wurde der Nachbar beredt. „Ich fürchte,“ rief er, „der Menſch hat Sie ſchlecht vertreten. Ich kenne dieſen Wucherer. Er hat uns vor Jahren durch ſeine Schurkerei um eine große Summe gebracht. Mein Vater hatte auf ſeinem Gut oben in der Provinz einen Wald geſchlagen und das Holz an einen Holzhändler abgeliefert. Ehrenthal machte mit dieſem Mann ein Gaunergeſchäft, er handelte ihm das Holz zu einem Spottpreiſe ab, der Andere entwich nach Amerika. Die beiden Schurken haben das Geld meines Vaters mit einander getheilt.“

Die Wange des Freiherrn wurde fahl, er ſtand auf, ſprach von ſeinem Anliegen kein Wort mehr und entwich von der Schwelle des Nachbars wie ein Verbrecher.

Seit dem Tage brütete er in ſeinem Seſſel finſter vor ſich hin: wenn er ausging, that er es nur, um ſich auf Augenblicke zu betäuben. Er war rauh gegen ſeine Gemahlin, ganz unzugänglich für die Tochter. Die Frauen litten unſäglich.

Noch eine Hoffnung dämmerte ihm, die Vermittlung Bernhards. Und diesmal hatte er Recht, auf dem Wege war noch Rettung zu finden. Aber er ergriff nicht die Hand, die ſich ihm uneigennützig darbot, nicht Anton ließ er rufen, ſondern einen Andern, der ihm unheimlich war, wenn er ihn nicht ſah, und deſſen trödelhaftes Weſen ihm wohl that, ſo oft er ihn erblickte. Noch einmal in der letzten Stunde bot ihm das gnadenvolle Schickſal die freie Entſcheidung über ſeine Zukunft. Ach, aber er ſelbſt war nicht mehr frei. Es war der Fluch einer ſchlechten That, der jetzt ſein Urtheil verwirrte.

Wieder ſtand Itzig vor ihm, der Freiherr ſah die gekrümmte Geſtalt von der Seite an: „Der junge Ehrenthal hat ſich gegen mich erboten, meine Differenz mit ſeinem Vater beizulegen.“

Veitel fuhr in die Höhe, wie durch einen Schuß getroffen, „der Bernhard!“ rief er heftig.

„So iſt ja wohl ſein Name, er ſoll krank ſein.“

„Er wird ſterben,“ erwiederte Veitel.

„Wann?“ frug der Freiherr mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, er verbeſſerte ſich aber ſogleich: „Was fehlt ihm?“

„Es ſitzt hier,“ ſagte Veitel auf die Bruſt zeigend, „es arbeitet wie ein Blaſebalg; wenn ein Loch reißt, hört der Wind auf.“

Der Freiherr zeigte ein bedauerndes Geſicht, aber er dachte nur, daß er ſelbſt Eile habe. „Der Kranke ſoll ſo viel Einfluß auf ſeinen Vater beſitzen, daß durch ihn die Einwilligung des Ehrenthal zu hoffen iſt.“

„Was verſteht der Bernhard von Geſchäften, er iſt ein Narr,“ rief Veitel, unfähig, ſeinen Aerger zu verbergen. „Wenn man ihm ein altes Leder hinlegt, das mit Buchſtaben beſchrieben iſt, ſo giebt er dafür jede Hypothek; er iſt unwiſſend.“

„Wie ich ſehe, gefällt Ihnen dieſer Weg nicht?“ frug der Freiherr rathlos.

Bevor Itzig antwortete, ſtand er lange nachdenkend, unruhig fuhren die Augen von dem Freiherrn in die Ecken des Zimmers. Endlich erwiederte er mit plötzlicher Freundlichkeit: „Der gnädige Herr haben Recht. Es wird am beſten ſein, wenn Sie und Ehrenthal an das Bett des kranken Bernhard gehen und dort mit einander abmachen Ihr Geſchäft.“ Wieder ſchwieg er eine Weile, und ſein Geſicht röthete ſich von ſtürmiſchen Gedanken. „Wollen der gnädige Herr mir überlaſſen, Ihnen Tag und Stunde anzuſagen, wo Sie am beſten ſprechen den Bernhard Ehrenthal? Wenn Sie eingetreten ſind ins Comtoir, dann werde ich ſchnell hinaufgehen zu Bernhard und ihm ſagen, daß Sie gekommen ſind. Unterdeß haben Sie die Gnade und warten Sie im Comtoir, und wenn es dauert eine halbe Stunde, bis ich wiederkomme, warten Sie; was auch der Ehrenthal ſagt, und wie er auch ſchreit, warten Sie doch. Wenn ich Sie hinaufhole, wird Alles in Ordnung kommen, denn was der Bernhard von ſeinem Vater will, das kann er machen.“

„Ich werde Ihre Nachricht erwarten,“ ſchloß der Freiherr, gepeinigt durch die Ausſicht auf den ſchweren Tag.

Itzig verließ den Freiherrn und ſtürzte in wilder Aufregung nach ſeinem Lager im Hauſe des Pinkus. Heftig lief er in dem kleinen Zimmer auf und ab und ballte die Fauſt gegen Bernhard. Er öffnete den alten Schreibtiſch und zog aus einer verborgenen Schublade zwei Schlüſſel, die er auf die Tiſchplatte legte; immer wieder blieb er davor ſtehen und ſtarrte ſie an. Endlich verſenkte er ſie in die Taſche und ſprang hinunter in die Caravanſerei. Dort kauerte in einer Ecke der Gallerie Herr Hippus, der kluge Freund Veitels. Hippus war in den letzten Jahren durch den Druck der Verhältniſſe verhindert worden, ſtatt ſchöner, jünger und ehrlicher zu werden, er ſah vielmehr ungewöhnlich abgenagt und ſchadhaft aus. Jetzt hatte er ſich in einen Winkel gedrückt, in welchen das warme Sonnenlicht fiel, und las in einem ſchmutzigen Roman. Als Veitel mit ſchnellem Schritt eintrat, ſenkte er den Kopf tiefer in ſein Buch und ſchien an jedem Buchſtaben mehr Antheil zu nehmen, als an dem jungen Geſchäftsmann vor ihm.

„Macht Euer Buch zu, und hört mich an," rief Veitel ungeduldig. „Der Rothſattel wird vom Ehrenthal ſeine Scheine zurückerhalten, er wird mir die Hypothek geben, und ich werde ihm ſollen verſchaffen die Achttauſend, welche noch Reſt ſind."

„Seht doch, ſeht," erwiederte der Alte, ſein häßliches Haupt wiegend, „was man nicht Alles erlebt! Wenn der Ehrenthal ſein Geld an einen Lumpen wegſchenkt, der ihm ſein Wort gebrochen hat, ſo wird es Zeit, daß auch wir fromm werden und zur Beichte gehen. Bevor wir weiter reden, kannſt du mir etwas heraufbringen, was ich gern eſſe und trinke. Ich bin durſtig und ſpreche kein Wort mehr."

Veitel eilte hinab, das Verlangte zu holen, der Alte ſah ihm nach und murmelte: „jetzt kommt's," und ſtarrte kopfſchüttelnd über das Buch weg.

Als Veitel die geforderte Mahlzeit vor dem Advocaten aufgeſtellt hatte, frug er kurz: „Wie viel?"

„Dreihundert," ſagte der Alte, „und dafür muß ich mir's noch überlegen. Es iſt nicht mein Genre, holder Itzig. In meinem Beruf ſtehe ich für weniger zu Dienſt, wie du zu deiner Zeit erfahren haſt; aber bei einer ehrenwerthen Arbeit im Styl des Herrn Cartouche und anderer Freunde von dir verlange ich eine beſſere Behandlung. Ich bin nur Freiwilliger. Und ich kann nicht ſagen, daß ich Vorliebe für ſolche Geſchäfte habe."

„Hab' ich ſie denn?" rief Itzig. „Wenn es ein Mittel giebt, dies zu vermeiden, ſo ſagt's. Wenn Ihr wißt, wie man den Baron und Ehrenthal auseinander halten kann.

und Jeden ruiniren durch den Andern, ſo ſagt's. Der eigene Sohn Ehrenthals wird Friede machen zwiſchen den Beiden, er wird zwiſchen ihnen ſtehen, wie ein nackter Bocher mit Flügeln auf dem Bilderbogen ſteht zwiſchen zwei Verliebten; und wir werden ſein die Geprellten.“

„Wir?“ ſagte der Alte vergnügt. „Du wirſt der Geprellte ſein, du Dohle. Was gehn mich deine Geſchäfte an?“

„Zweihundert,“ rief Veitel ſich ihm nähernd.

„Drei,“ erwiederte der Alte und trank ſein Glas aus, „aber ich thue es nicht allein, du mußt dabei ſein.“

„Wenn ich dabei ſein will,“ ſagte Veitel, „ſo kann ich's allein thun und brauche nichts von Eurer Hülfe. Hört mich an. Ich will machen, daß das Haus leer iſt, daß der Ehrenthal und der Baron zu gleicher Zeit aus dem Comtoir hinausgehn; ich will Euch ein Zeichen geben, ob die Papiere auf dem Tiſch liegen, oder im Schrank. Es wird finſter ſein, Ihr werdet haben die Zeit von einer halben Stunde. Ja, ich will zuſchließen die Hausthür; den Ausgang zur Hintergaſſe, der gewöhnlich verriegelt iſt, werde ich aufmachen. Es iſt ſo ſicher, daß ein Kind von zehn Jahren könnte machen das Geſchäft.“

„Sicher genug für dich,“ ſprach der Alte mürriſch, „aber für mich nicht.“

„Wir haben doch verſucht, was man machen kann mit dem Geſetz, und es iſt nicht gegangen,“ rief Veitel, „ſo muß es gehn wider das Geſetz.“ Er ſchlug mit der Fauſt auf das Geländer und preßte die Zähne zuſammen, daß ſie knirſchten. „Und wollt Ihr's nicht thun, ſo ſoll es doch geſchehn; obgleich ich weiß, daß aller Verdacht auf mich fällt, wenn ich während der Zeit nicht in der Stube des Bernhard bin.“

„So iſt's recht, du luſtiger Itzig,“ ſagte der Alte und rückte an ſeiner Brille, um die zornige Entſchloſſenheit des Andern genauer zu betrachten. „Da du ſo tapfer biſt, ſo will ich dich nicht im Stich laſſen; aber Dreihundert.“

Der Handel begann. Die Beiden drückten ſich in die Ecke der Gallerie und ſprachen leiſe mit einander bis zur Dunkelheit.

Einige Tage darauf ſaß Anton in der Dämmerſtunde am Lager des kranken Bernhard: „Nur im Sprunge bin ich hergekommen, zu ſehen, wie es Ihnen geht.“

„Schwach,“ erwiederte Bernhard, „immer noch ſchwach; das Athmen wird mir ſchwer. Wenn ich nur ins Freie käme, nur einmal hinaus aus dem dunklen Zimmer.“

„Erlaubt der Arzt Ihnen nicht, auszufahren? Wenn die Sonne warm ſcheint, komme ich morgen mit einem Wagen, Sie abzuholen.“

„Ja,“ rief Bernhard, „Sie ſollen kommen. Dann werde ich Ihnen auch etwas erzählen.“ Er ſah ſich vorſichtig um. „Ich habe heut durch die Stadtpoſt einen Zettel ohne Unterſchrift erhalten.“ Er zog unter ſeinem Kopfkiſſen einen kleinen Brief hervor und übergab ihn mit geheimnißvoller Miene dem Freunde: „Nehmen Sie, vielleicht kennen Sie die Hand.“

Anton ging zum Fenſter und las: „Der Baron Rothſattel will Sie heut gegen Abend ſprechen. Sorgen Sie dafür, daß Sie mit Ihrem Vater allein ſind.“

Als Anton den Brief zurückgab, betrachtete Bernhard das Papier andächtig und ſteckte es wieder unter die Kiſſen. „Kennen Sie die Hand?“ frug er.

„Nein,“ erwiederte Anton, „die Schrift ſcheint verſtellt, die Hand des Fräuleins iſt es nicht.“

„Wer auch der Schreiber iſt,“ fuhr Bernhard kleinlaut fort, „ich hoffe Gutes von dem heutigen Abend. Wohlfart, dieſer Streit liegt mir mit Centnerſchwere auf der Bruſt, er nimmt mir den Athem, wie ein Gewicht fühle ich den Druck. Heut ſoll das beſſer werden, heut werde ich frei.“

Das Sprechen machte ihm Mühe. Nur in kurzen Sätzen fiel die Rede von ſeinen Lippen. „Alſo Wiederſehen auf morgen,“ rief Anton. Als er ſich erhob, kniſterten weiche Damenſohlen, die Mutter und Roſalie traten an das Bett des Kranken und begrüßten den Gaſt. „Wie geht's, Bernhard?“ frug die Mutter, „Du wirſt heut mit deinem Vater allein ſein, es iſt heut große muſikaliſche Akademie, die Roſalie wird auf dem Flügel ſpielen. Wir haben den Flügel in die Hinterſtube gerückt, Herr Wohlfart, damit ſie den Bernhard nicht durch ihre Uebungen ſtört.“

„Setze dich noch einen Augenblick zu mir, Mutter,“ ſagte Bernhard, „ich habe dich lange nicht in deinen ſchönen Kleidern geſehen. Du ſiehſt heut hübſch aus, ein ſolches Kleid trugſt du, als ich als Knabe das Scharlachfieber bekam. Wenn ich von dir träume, ſehe ich dich immer in dem gelben Gewand vor mir. Gieb mir deine Hand, Mutter, und wenn du heut Abend Muſik hörſt, denke auch an deinen Bernhard, ich werde hier eine ſtille Muſik machen.“

Die Mutter ſetzte ſich zu ihm. „Er hat wieder das Fieber,“ ſprach ſie zu Anton. Anton ſtimmte ſchweigend bei.

„Morgen fahre ich in die Sonne,“ rief Bernhard aufgeregt, „das wird mein Vergnügen ſein.“

„Der Wagen wartet,“ erinnerte Roſalie, „wir müſſen mit unſern Kleidern durchs Hinterhaus, wo es ſo unreinlich iſt. Der Itzig hat dem Vater eingeredet, daß der Wagen vorn nicht vorfahren darf, weil er den Bernhard ſtört.“

„Schlaf wohl, Bernhard,“ ſagte die Mutter und reichte ihm noch einmal die runde Hand. Die Frauen eilten aus dem Zimmer, Anton folgte ihnen.

„Was ſagen Sie zu dem Befinden des Bernhard?“ frug die Mutter auf der Treppe.

„Ich halte ihn für ſehr krank,“ erwiederte Anton.

„Ich habe meinem Mann ſchon geſagt, wenn es weiter in den Sommer kommt, gehe ich mit Roſalie ins Bad, da wollen wir den Bernhard mitnehmen.“

Anton ging mit ſchwerem Herzen aus dem Hauſe.

Es wurde ſtill im Hauſe, in den Zimmern Ehrenthals hörte man nichts, als die ſchweren Athemzüge des Kranken. Nur unter ihm im Boden raſſelte es. Eine Maus nagte am Holz. Unruhig hörte Bernhard ihr zu. „Wie lange wird ſie noch nagen, bis ſie ſich eine Oeffnung ausgehöhlt hat, dann kommt ſie zu mir in die Stube.“ Ein Fröſteln überlief ihn, er warf ſich auf ſeinem Lager herum, die Dunkelheit war ihm heut beengend, die Luft dick. Er klingelte ſo lange, bis die Aufwärterin kam und die Lampe hereinſetzte. Jetzt ſah er ſich ermüdet um. Die Stube ſah ihm heut alt und verſchloſſen aus, ſie kam ihm fremd vor wie ein Gaſtzimmer, und er ſich als ein Fremder, der hier nur zum Beſuch war. Theilnahmlos blickte er auf ſeinen Bücherſchrank und auf die Schublade, in welcher die theuren Manuſcripte lagen. Den Brandfleck auf der Diele, den Ritz in der Thür, durch den das Licht in der Nebenſtube alle Abende durchſchimmerte, das Alles wollte er morgen verlaſſen, um mit Anton aus der engen Stube auszuziehen. Er dachte daran, ob ſie nicht auf dem Wege fahren könnten, auf dem das Fräulein nach dem Gute fuhr und wieder zurück. Vielleicht würde er ſie treffen. Sein Auge ſtrahlte, er hoffte ſicher, daß er das Fräulein auf dem Wege treffen müßte. Sie ſaß ſtolz aufgerichtet in ihrem Wagen, der Schleier flog um das blühende Geſicht, ihr weißer Arm hob ſich und winkte grüßend zu ſeinem Wagen herüber. Ja, ſie erkennt ihn, ſie weiß, daß er ihrem Vater einen Dienſt geleiſtet hat, vielleicht läßt ſie ſtillhalten und frägt herüber in ſeinen Wagen, wie es ihm ergehe. So wird er mit ihr ſprechen und den edlen Klang ihrer Stimme hören. Noch einmal wird ſie ihm zunicken, dann werden die beiden Wagen auseinander fahren, einer hierhin und der andere dorthin. — Und wohin würde er fahren? „Hinein in die Sonne,“ flüſterte er. — Und wieder lauſchte er ängſtlich auf das Nagen der Maus.

Ein eiliger Fuß durchſchritt den Vorſaal. Bernhard richtete ſich auf, und das Blut ſtieg ihm ins Geſicht. Es war der Vater Lenorens, der zu ihm kam. Leiſe öffnete ſich die Thür, eine häßliche Geſtalt ſchlürfte herein und ſah ſich ſcheu im Zimmer um. Erſchrocken rief Bernhard: „Was wollen Sie hier?“

Haſtig trat Itzig an ſein Bett und ſprach mit kurzem Athem und einer Stimme, die eben ſo gepreßt klang, wie die des Kranken: „Der Baron iſt jetzt in das Comtoir gegangen

Er hat mir geſagt, ich ſoll zu Ihnen gehen und Ihnen zureden, damit Sie die Forderung unterſtützen, die er ſtellt an Ihren Vater.“

„Ihnen hat er das geſagt?“ rief Bernhard. „Wie kann der Freiherr einem Mann, wie Sie ſind, einen Auftrag geben?“

„Schweigen Sie ſtill,“ entgegnete Veitel rauh, „es iſt jetzt keine Zeit für Ihr Gerede. Hören Sie meine Worte. Der Baron hat Ihrem Vater mit ſeinem Ehrenwort eine Sicherheit für zwanzigtauſend Thaler verſprochen und er kann ihm dieſe Sicherheit nicht geben, weil er daſſelbe Document einem Andern verkauft hat. Er hat ſein Wort gebrochen und verlangt jetzt von Ihrem Vater, daß er auf ſeine gute Sicherheit verzichtet. Können Sie zureden, daß Ihr Vater zwanzigtauſend Thaler verliert, ſo thun Sie es.“

Bernhard zitterte, daß ihm die Hände flogen. „Sie ſind ein Lügner,“ rief er. „Jedes Wort, das aus Ihrem Munde kommt, iſt Betrug und Heuchelei und Hinterliſt.“

„Schweigen Sie,“ wiederholte Veitel in ſeiner Fieberangſt. „Sie ſollen Ihrem Vater nicht reden zu Schaden. Dem Baron iſt nicht zu helfen, er iſt eine Fliege, welche ſich die Flügel am Licht verbrannt hat, er kann nur noch kriechen. Und wenn der Ehrenthal als Narr einem ſchlechten Rath folgt, den Sie ihm geben, weil Sie nichts verſtehen, ſo kann er doch den Freiherrn nicht erhalten auf ſeinem Gut. Wenn er ihn nicht wirft, ſo thut's ein Anderer. Ich habe keinen Vortheil dabei, wenn ich Ihnen das ſage,“ fuhr er unruhig fort und horchte nach einem Geräuſch vor dem Hauſe, „ich thu' es nur aus Anhänglichkeit an Ihre Familie.“

Bernhard rang nach Luft. „Gehen Sie hinaus," rief er endlich, „es iſt Alles Betrug und Lüge auf dieſer Welt."

„Ich hole den Baron und Ehrenthal herauf," ſprach Veitel und ſtürzte hinaus.

Laut ſcholl in der Hausflur die zornige Stimme Ehrenthals: „Ich werde gehen zu den Gerichten, ich werde Sie anzeigen und Ihre Intriguen." Veitel riß die Thür auf. Auf dem Lederſtuhl ſaß der Freiherr und verbarg das Geſicht mit der Hand, vor ihm drohte Ehrenthal im Zorn zitternd, auf dem Pult ſtand die Caſſette des Freiherrn mit den verhängnißvollen Schuldſcheinen und der Hypothek. Veitel rief in das Zimmer: „Hören Sie auf, Ehrenthal, Ihr Bernhard iſt ſehr krank, er liegt oben allein und ruft nach Ihnen, und ruft nach dem Herrn Baron, er will Sie Beide haben an ſein Bett."

„Was iſt das?" ſchrie Ehrenthal, „ſpielen Sie Intrigue hinter meinem Rücken auch mit meinem Sohn?"

„Haben Sie ihm die neue Hypothek gezeigt, die Sie für ihn beſtellt haben?" frug Veitel den Freiherrn in fliegender Eile.

„Er hat ſie gar nicht ſehen wollen," ſagte der Freiherr finſter.

„Geben Sie her," ſagte Veitel haſtig und legte ein neues Document vor Ehrenthal auf den Tiſch.

„Sie wollen mir geben ein Stück Papier für mein gutes Geld, einen Wiſch, welcher nicht werth iſt, daß ich ihn verbrenne."

„Halten Sie ſich nicht auf," rief Veitel wieder mit ängſtlicher Stimme. „Es iſt Niemand oben beim Bernhard, er ſchreit nach Ihnen und dem Baron, er wird ſich einen Schaden thun. Machen Sie, daß Sie hinaufgehen, er hat geſtöhnt, ich ſoll Sie im Augenblick zu ihm ſchaffen."

„Gerechter Gott!" rief Ehrenthal und ergriff ſeinen Hut, „was iſt das wieder? Ich kann nicht kommen zu meinem Sohn, ich habe jetzt Sorge um mein Geld."

„Er wird ſich ſchreien zu Tode," rief Veitel, „wegen dem Gelde können Sie nachher noch genug reden. Machen Sie ſchnell."

Der Freiherr und Ehrenthal traten aus dem Comtoir. Itzig folgte. Ehrenthal verſchloß die Thür, er legte die eiſerne Stange vor und befeſtigte das Vorlegeſchloß. Sie eilten die Treppe hinauf, Veitel als Letzter. Auf den Stufen klang ein Geldſtück, Ehrenthal ſah ſich um. „Es iſt mir aus der Taſche gefallen," ſagte Veitel.

Der Freiherr und Ehrenthal traten in das Zimmer des Kranken, hinter ihnen ſchob ſich Itzig herein und fuhr längs der Wand bis an das Fenſter, hinter das Haupt Bernhards, damit dieſer ihn nicht erblickte. Der Freiherr ſetzte ſich zu Häupten des Lagers, der Vater an das Fußende; aus der Lampe fiel ein mattes Licht auf die Parteien, welche zu dem Todtkranken kamen, um über Capital und Sicherheit zu hadern. Der Edelmann begann mit höflicher Rede, er erinnerte ſich der frühern Beſuche Bernhards und ſprach von der Hoffnung, ihn bald wieder auf ſeinem Gut zu begrüßen, aber ſeine Augen ſahen furchtſam auf das entſtellte Geſicht, und in ihm rief eine Stimme: es war die höchſte Zeit. Bernhard ſaß aufgerichtet in ſeinem Bett, den Kopf zur Bruſt hinabgeneigt, er erhob die Hand und unterbrach die Rede des Freiherrn: „Bitte, Herr Baron, ſagen Sie mir, was Sie von meinem Vater wollen, und nehmen Sie Rückſicht darauf, daß ich kein Geſchäftsmann bin.“

Der Freiherr ſetzte ihm das auseinander. Ehrenthal verſuchte oft, ihn zu unterbrechen, aber Bernhard winkte mit der Hand, worauf der Alte wieder abbrach und ſich begnügte, heftig den Kopf zu ſchütteln und vor ſich hin zu brummen.

Als der Freiherr geendet hatte, winkte Bernhard ſeinem Vater: „Komm näher heran, höre ruhig auf meine Worte.“ Der Vater fuhr mit ſeinem Ohre bis nah an den Mund des Sohnes. „Was ich ſage,“ ſprach Bernhard leiſe, „iſt mein feſter Wille, und nicht erſt heut bin ich zu dem Entſchluß gekommen. Wenn du Geld erworben haſt, ſo war dein Gedanke, daß ich dich überleben ſollte und nach deinem Tode dein Erbe werden. War's nicht ſo?“ Ehrenthal nickte ſtark mit dem Kopf. „Wenn du in mir deinen Erben ſiehſt,“ fuhr Bernhard fort, „ſo höre auf meine Worte. Wenn du mich liebſt, ſo handle nach dem, was ich dir ſage. Ich verzichte auf mein Erbtheil, während wir beide leben. Was du für mich geſammelt haſt, das wirſt du umſonſt geſammelt haben. Ich verlange nichts für meine Zukunft. Wenn es mir beſchieden iſt, wieder geſund zu werden, ſo will ich mir durch meine eigene Arbeit forthelfen, ich will lernen auf mich ſelbſt vertraun; außer deiner Liebe und deinem Segen begehre ich nichts mehr für mich. Daran denke.“

Ehrenthal erhob die Arme und rief: „Was iſt das für eine Sprache, mein Bernhard, mein armer Sohn? Du biſt krank, du biſt ſehr krank.“

„Höre mich weiter,“ bat Bernhard. „Was du für Recht auf das Gut dieſes Herrn haſt, das ſoll hier gleich ſein. Du haſt lange Jahre mit ihm in Verkehr geſtanden, du darfſt nicht die Urſache ſein, daß ſeine Familie unglücklich wird. Ich verlange nicht, daß du die große Summe wegſchenken ſollſt, das würde dir zu wehe thun und würde den Herrn demüthigen: aber ich fordere von dir, daß du die Sicherheit nimmſt, die er dir anbietet. Hat er dir früher Anderes verſprochen, vergiß das: haſt du Papiere in Händen, die ihn ängſtigen, gieb ſie ihm zurück.“

„Er iſt krank,“ ſtöhnte der Vater, „ſehr krank iſt er.“

„Ich weiß, daß dich das ſchmerzen wird, mein Vater. Seit du aus dem Haus des Großvaters weggingſt, als ein armer Judenknabe, barfuß, mit einem Thaler in der Taſche, ſeitdem haſt du an nichts Anderes gedacht, als an Erwerb. Niemand hat dich etwas Anderes gelehrt, dein Glaube hat dich ausgeſchloſſen von dem Verkehr mit Solchen, welche beſſer verſtehen, was dem Leben Werth giebt. Ich weiß, daß es dir ans Herz geht, eine große Summe in Gefahr zu ſetzen. Aber du wirſt es doch thun, du wirſt es thun, weil du mich liebſt.“

Ehrenthal rang die Hände und ſagte unter ſtrömenden Thränen: „Du weißt nicht, was du forderſt, mein Sohn! Was du verlangſt, das iſt ein Diebſtahl an deinem Vater.“

Der Sohn ergriff die Hand des Vaters. „Du haſt mich immer geliebt. Du haſt gewollt, ich ſollte anders werden, als du. Du haſt immer auf meine Worte gehört, und ehe ich einen Wunſch ausſprach, haſt du ihn erfüllt. Was ich jetzt von dir will, das iſt die erſte große Bitte, die ich an dich thue. Und dieſe Bitte werde ich dir ins Ohr ſprechen, ſo lange ich lebe, es iſt die erſte, mein Vater, und es wird meine letzte ſein."

„Du biſt ein thörichtes Kind," rief der Vater außer ſich, „du verlangſt mein Leben, du verlangſt mein ganzes Geſchäft."

„Hole die Papiere," erwiederte Bernhard. „Ich will mit meinen Augen ſehn, wie du dem Herrn zurückgiebſt, was er geſchrieben hat, und wie du aus ſeiner Hand empfängſt, was er dir noch geben kann."

Ehrenthal holte ſein Taſchentuch hervor und weinte laut: „Er iſt krank. Ich ſoll ihn verlieren und ich ſoll verlieren auch mein Geld." Der Freiherr ſaß unterdeß ſchweigend auf ſeinem Stuhl und ſah vor ſich nieder. An dem Fenſter aber ballte Itzig krampfhaft die Hand, und ohne daß er es merkte, zerrte er die Gardine von der Stange.

Der Sohn ſah unverwandt auf die Windungen des Vaters und rief endlich mit Anſtrengung: „Ich will es, Vater, hole die Papiere." Dann ſank er in die Kiſſen zurück. Der Vater wollte ſich auf ihn ſtürzen, aber mit einer kurzen Geberde des Widerwillens wies Bernhard ihn zurück, und mit Mühe aufathmend, ſagte er: „Es iſt genug, du thuſt mir weh."

Da fuhr Ehrenthal auf, ergriff ſeinen Comtoirleuchter und wankte aus dem Zimmer. Still war es in dem Raum, nur die ängſtlichen Athemzüge der Zurückbleibenden wurden gehört. Immer noch ſaß der Freiherr gebeugt, aber in der Abſpannung fühlte er etwas durch ſeine Seele zucken, was ausſah wie Freude. Er ſah eine Stelle an ſeinem Himmel, wo die Sonne aus den dunkeln Wolken brach. Er war gerettet. Sein Ehrenwort war ihm zurückgegeben, und neue achttauſend Thaler von dem Manne am Fenſter in Ausſicht. Jetzt konnte er wieder aufblicken, er durfte wieder ſein Haupt hoch tragen. Er faßte die Hand des Kranken, drückte ſie und ſagte ihm leiſe: „Ich danke Ihnen, mein Herr, o wie danke ich Ihnen, Sie ſind mein Retter, Sie ſchützen meine Familie vor Verzweiflung und mich vor der Schande.“

Bernhard hielt die Hand des Freiherrn feſt, und ein ſeliges Lächeln flog über ſein Geſicht. Unterdeß ſchlug am Fenſter Einer mit den Zähnen zuſammen in verzweifelter Spannung und preßte ſeinen Leib feſt an die Mauer, um das Fieber zu bändigen, das ihn ſchüttelte.

So blieb es lange ſtill in der Stube, Niemand ſprach, Ehrenthal kam nicht zurück. Plötzlich wurde die Entréethür aufgeriſſen, in voller Furie ſtürzte ein Mann in das Zimmer, das Geſicht verſtört, die Haare zerrauſt. Es war Ehrenthal. — Er hielt das flackernde Licht in der Hand, aber nichts Anderes.

„Verſchwunden!“ ſchrie er und ſchlug die Hände zuſammen, daß das Licht auf den Boden fiel. „Alles iſt fort, geſtohlen iſt Alles.“ Er ſtürzte an dem Bett ſeines Sohnes nieder und ſtreckte die Arme nach dem Kranken aus, als wollte er Hülfe von ihm erflehen. Der Freiherr ſprang auf, nicht weniger entſetzt, als Ehrenthal. „Was iſt geſtohlen?“ rief er den Andern an.

„Fort iſt Alles,“ ſtöhnte Ehrenthal, nur auf ſeinen Sohn blickend, „die Verſchreibungen ſind fort, die Hypotheken ſind fort. Ich bin beraubt,“ ſchrie er aufſpringend,

„Diebſtahl, Einbruch! Schickt nach der Polizei!“ Und wieder ſtürzte er hinaus, der Freiherr hinter ihm.

Betäubt, halb ohnmächtig ſah Bernhard ihnen nach. Da trat vom Fenſter er, der zurückgeblieben war, an das Bett. Der Kranke warf ſein Haupt zur Seite und ſtarrte auf den Mann, wie der ermattete Vogel auf die Schlange. Es war das Geſicht eines Teufels, in das er blickte, rothes Haar ſtand borſtig in die Höh, Höllenangſt und Bosheit ſaß in den häßlichen Zügen. Bernhard ſchloß die Augen und hielt die Hand vor. Aber das Geſicht kam näher an ihn heran und eine heiſere Stimme flüſterte in ſein Ohr.

Unterdeß ſtanden unten im Comtoir zwei Männer einander gegenüber und ſahen einander mit nichtsſagenden Blicken an. Die Caſſette mit ihrem Inhalt war verſchwunden, was der Freiherr auf das Pult gelegt hatte, war verſchwunden. Ehrenthal hatte mit ſeinen Schlüſſeln geöffnet wie immer, nichts an den Schlöſſern war verſehrt, Alles im Comtoir lag an ſeiner Stelle. Wenn in dem offenen Geldſchrank Geld fehlte, ſo konnte es nur wenig ſein. An den wohlverwahrten Fenſterladen war keine Spur von Verletzung, es blieb unbegreiflich, wie die Documente genommen waren.

Die beiden Männer liefen in den Hausflur, dort leuchteten ſie umher, hinter der Treppe, hinter einer alten Kiſte, in dem Eingang zum Keller, in dem ſchwarzen Hofraum, nirgend war etwas zu ſehen. Sogar die Hausthür war verſchloſſen; ſie erinnerten ſich, daß der vorſichtige Buchhalter beim Heraufgehen das gethan hatte. Und wieder rannten ſie zurück in das Comtoir und durchſuchten jeden

Winkel immer haſtiger, immer angſtvoller. Dann ſaßen ſie einander gegenüber mit blutloſen Wangen in einer Angſt, welche mit jeder Minute ſtieg, Jeder dem Andern mißtrauend, Jeder mit feindlichem Blick auf den Andern ſchielend, ob nicht ein Zeichen das böſe Gewiſſen verrathe. Und wieder ſprangen Beide auf und überſchütteten einander mit Vorwürfen, wie ſie die Verzweiflung eingiebt, und während ſie wie Wilde gegen einander die Hand erhoben, empfanden Beide, daß der Andere ebenſoviel verliere, als der Eine, und daß ſie Grund hatten, ihre Stimme zu mäßigen, damit kein Fremder ein Zeuge des Auftritts werde.

Aus Ehrenthals Comtoir waren die Papiere verſchwunden in dem Augenblick, wo er widerwillig dem Drängen ſeines Sohnes nachgab, ſich mit dem Freiherrn zu verſöhnen. Er hatte noch kaum in die Verſöhnung gewilligt, er allein war gegangen, die Papiere zu holen. Würde man ihm glauben, daß ſie geſtohlen waren? Würde ſein eigener Sohn ihm glauben?

Und wieder dem Freiherrn hing an den Papieren Alles, ſo ſein Verluſt war der größte. Eben erſt hatte er ſich einer Hoffnung auf Rettung hingegeben, jetzt ſank er in einen Abgrund, deſſen Tiefe das Auge des Fallenden noch gar nicht ermeſſen konnte. In fremden Händen waren die Scheine. Wenn der Dieb ſie zu benutzen verſtand, ja wenn der Diebſtahl nur vor Gericht angezeigt wurde, ſo war er verloren. Und wenn ſie ſich nicht wieder fanden, auch dann war er rettungslos verloren. Jahrelang konnte es dauern, bis ihm die verlorenen Hypotheken vom Gericht neu ausgefertigt wurden, und ſein Schickſal mußte ſich in Wochen entſcheiden. Er war nicht im Stande, ſich mit dem feindſeligen

Ehrenthal auseinanderzuſetzen, er war nicht im Stande, andern Gläubigern Deckung zu geben. Jetzt war er unrettbar verloren. Vor ihm lag Armuth, Verfall, Schande. Wieder fiel ihm jenes Ehrengericht ein, ſeine Kameraden und der unglückliche junge Mann, der ſich ſelbſt gerichtet hatte. Er hatte damals den Todten anſehen müſſen, er wußte, wie Einer ausſah, der ſo geſtorben war. Er wußte jetzt auch, wie man dazu kam, ſo zu ſterben. Sonſt hatte ihm gegraut, wenn er an das Bild des Todten dachte, jetzt fühlte er kein Grauen mehr. Seine Lippen bewegten ſich, und wie im Traume ſprach er zu ſich ſelbſt die tröſtenden Worte: „Das iſt die letzte Hülfe."

So ſaßen die beiden Männer einander gegenüber und brüteten vor ſich hin, und die Minuten, welche über ihr Haupt zogen, entſtellten ihr Antlitz und ihr Urtheil.

Haſtiger flackerte das Licht, die Thür wurde aufgeriſſen, langſam wendeten die Beiden ihr Geſicht dem Eintretenden zu. Ein häßlicher Kopf erſchien an der Thür, und ein wilder Ruf wurde gehört: „Hinauf, Hirſch Ehrenthal, Euer Sohn ſtirbt." Die Erſcheinung verſchwand, mit einem lauten Schrei ſtürzte Ehrenthal nach der Thür, der Freiherr wankte als ein müder Mann zum Hauſe hinaus.

Als der Vater am Bett ſeines Sohnes niederfiel, hob ſich noch einmal eine weiße Hand drohend in die Höh, dann ſank ein todter Leib zurück. Bernhard fuhr nach der Sonne.

Draußen war ein warmer Abend. Ein leichter Wolkendunſt bedeckte die Sterne des Nachthimmels, aber ein heimliches Dämmerlicht erhellte die Erde. Von dem blühenden Gebüſch der öffentlichen Anlagen trieb der Luftzug balſamiſche Düfte in die Straßen der Stadt. Langſam zogen die heimkehrenden Spaziergänger an den Häuſern entlang, es wurde ihnen ſchwer, die ſüdliche Luft zu verlaſſen und ſich in ihre Mauern einzuſchließen. Behaglich dehnte ſich der Bettler auf der Schwelle des ſteinernen Palaſtes; jeder Geſell, der ein Liebchen hatte, eilte heut zu ihr und führte ſie durch die Straßen: wer müde war, heut vergaß er die Arbeit des Tages, wer Kummer hatte, heut fühlte er ihn wenig, wer ſonſt das ganze Jahr allein ſtand, heut ſuchte er den Nachbar auf. Vor den Thüren ſtanden die Leute, plauderten und lachten, die Kinder ſpielten auf der Straße, ſie haſchten einander in der Dämmerung und tanzten auf den Granitplatten des Pflaſters. Heut ſchmetterte die Nachtigall im Bauer ihr beſtes Lied, ſie ſang, daß der ſchöne Frühſommer da ſei, die glückliche Zeit, wo das Leben leicht wird und die Hoffnungen ſich zur Blüthe entfalten.

Durch die Schwärme der Spaziergänger ſchritt ſchwerfällig die hohe Geſtalt eines Mannes, den Kopf auf der Bruſt. Seine Pferde ſtampften ungeduldig auf das Pflaſter und erwarteten die Rückkehr des Herrn, um ihn aus dem Gewühl der Arbeiter in das vornehme Quartier zu führen. Sie warteten umſonſt bis in die Nacht hinein; der, dem ſie dienten, hatte ſie vergeſſen. Er hörte nichts von dem Ruf der Nachtigall und trat durch den Kreis der tanzenden Mädchen, ohne einen Laut von den fröhlichen Kinderſtimmen zu vernehmen. Sein Haupt war ihm ſchwer, und träge der Zug ſeiner Gedanken. So kam er aus der Stadt in die Anlagen, er ſtieg langſam einen blumengeſchmückten Hügel hinan und ſetzte ſich dort ermüdet auf eine Bank. Unten vor ſeinen Füßen zog der dunkle Strom dem Meere zu, ihm gegenüber erhoben ſich die gewaltigen Maſſen des alten Doms. Der Fluß vor ihm war bedeckt mit Holzflößen, welche vom Oberlauf des Stroms herkamen, um weit hinab zu fahren bis in die Nähe der See. Auf den Flößen ſtanden die Hütten der Ruderknechte und kleine Feuer, an denen die Leute ihre Abendkoſt bereiteten. Durch die ſtille Luft klang zuweilen das laute Gelächter oder ein roher Schrei der Fährleute zu ihm herauf. Das fluthende Waſſer, die kühnen Umriſſe der Thürme, den duftigen Wolkenſchleier hoch oben ſah er wie im Nebel, nur ein Gedanke blitzte in ſeinem finſtern Gemüth auf, wie der feurige Punkt dort unten auf dem Fluß. Auch er hatte mit geflößtem Holz Geſchäfte gemacht, und das Geld, das er dabei gewonnen, wurde von Andern ein Sündengeld genannt. Es war fremdes Eigenthum, wie die Summe, die der Mann mit der Piſtole genommen hatte. Er ſtand haſtig auf und eilte den Hügel hinab.

In einer Allee hoher Platanen lief er hin und her, und wieder blieb er ermüdet ſtehen und ſtützte ſeinen Rücken an einen Baumſtamm. Vor ihm ſtiegen die Schornſteine des Quartiers auf, in dem ſich die Fabrikthätigkeit der Stadt angeſiedelt hatte, eine Reihe rieſiger Obelisken ragte hoch über die Dächer der Menſchenwohnungen. Er wußte, was das bedeutete, eine ſolche Säule in die Wolken bauen. Auch er hatte in den Grund des Baues Alles hineingeworfen, was ihn bis daher ſchützend umgeben hatte, ſeine Kraft, ſein Geld, ſeine Ehre. Mit ſchlafloſen Nächten, mit grauem Haar hatte ſein Wahnwitz ein ſolches Monument bezahlt, es war die Leichenſäule ſeines Geſchlechts, die er auf ſeinem Gut aufgebaut hatte, und was er hier vor ſich ſah in dem undeutlichen Lichte der Nacht, das war ein ungeheurer Kirchhof, viele ſchattenhafte Denkmäler, unter welchen der Seelenfrieden glücklicher Menſchen eingeſargt lag. Und er nickte mit ſeinem Haupte und ſagte, ſo daß er ſelbſt die Worte vernahm: „Das war das Letzte.“ Er richtete ſich auf und ſchritt ſeinem Hauſe zu.

Auf dem Wege empfand er, wie behaglich ihm war, an das zu denken, was ihn von ſolchen häßlichen Bildern befreien konnte. So trat er in ſein Haus. Er machte ein freundliches Geſicht, als ihm die Lampe des Flurs auf die Augen ſchien. Als er in dem Entrée ſtand, hörte er in dem Zimmer der Baronin ſprechen. Lenore las vor. Er hörte zu und merkte, was ſie vorlas, war aus einem Roman. Er durfte die Frauen nicht erſchrecken. Aber es war ein Hinterzimmer im Hauſe, abgelegen, die Stube daneben unbewohnt, dorthin mußte er gehen. Als er noch ſo ſtand, öffnete ſich die Thür, und die Baronin ſah heraus. Unwillkürlich fuhr ſie zurück, als ſie ihn an der Thür erblickte. Er lächelte und trat mit munterm Schritt in das Zimmer. Seiner Frau gab er die Hand, er ſtrich über Lenorens Haupt und beugte ſich nieder, um zu ſehen, was ſie las. Die Baronin klagte, daß ſie den Thee ohne ihn getrunken, und er ſcherzte über ihre Ungeduld, die den Lieblingstrank nicht erwarten konnte. Dabei dachte er, daß es ihm ſelbſt auf eine Stunde durchaus nicht ankomme. Er trat zu dem Bauer, in welchem zwei kleine Vögel aus fremdem Lande ſchlafend auf der Stange ſaßen, dicht an einander gedrängt, ein Köpfchen an das andere gelehnt; er ſteckte den Finger zwiſchen die metallenen Stäbe, als wollte er ſie ſtreicheln, und ſagte gedankenlos: „ſie ſind zur Ruh gegangen.“ Dann nahm er die Kerze aus der Hand des Bedienten und ſchritt nach der Thür ſeines Zimmers. Als er den Griff anfaßte, bemerkte er, daß das Auge ſeiner Frau ängſtlich auf ihn gerichtet war, er wandte ſich noch einmal zu ihr und nickte ihr freundlich zu. Dann ſchloß er die Thür. Er holte einen polirten Kaſten aus ſeinem Schreibtiſch und trug ihn mit dem Licht nach der Eckſtube des Hauſes. Hier war er ſicher, Niemanden zu ſtören.

Langſam lud er. Während des Ladens ſah er auf die eingelegte Arbeit des Kolbens. Es war die mühſame Arbeit eines armen Teufels von Büchſenmacher, ſeine Bekannten hatten ſie oft bewundert; die Piſtolen ſelbſt waren ein Geſchenk des Generals, der bei ſeiner Hochzeit den Brautvater ſeiner elternloſen Gemahlin gemacht hatte. Schnell drückte er den Ladeſtock in den Lauf; dann ſah er hinter ſich, wenn er fiel, wollte er nicht auf dem Boden liegen. Er durfte die, welche eintraten, nicht durch den häßlichen Eindruck erſchrecken, den ihm der Kamerad auf der Diele gemacht hatte.

Er ſetzte das Eiſen an ſeine Schläfe. Da wurde der gellende Schrei einer Frau gehört, ſein Weib ſtürzte in das Zimmer; ſein Arm wurde mit der Kraft der Verzweiflung gefaßt, er zuckte zuſammen, der Finger berührte den Drücker. Ein Feuerſtrahl und ein Knall, und er ſank in das Sopha zurück und fuhr ächzend mit beiden Händen nach ſeinen Augen.

Im Hauſe des Händlers aus dem Zimmer des Todten ſtieg ein Vater, das Licht in der Hand, die Treppe hinab in das Comtoir. Aengſtlich leuchtete er auf das Pult, in den Schrank, in alle Ecken des Raumes, er ſetzte ſich nieder, ſchüttelte den Kopf und wunderte ſich. Dann verſchloß er ſein Comtoir, ſtieg wieder hinauf und ſiel mit Stöhnen und Geſchrei an dem Bett nieder. So trieb er es die ganze Nacht hindurch, klagend und ſuchend, ein verſtörter, abgelebter, zu Grunde gerichteter Mann.

## 8.

Im Hauſe des Kaufmanns floß das Leben der Hausgenoſſen wieder in ebener Strömung dahin. Die kleinen Wirbel, welche der heimkehrende Anton aufgeregt hatte, waren allmählich zerronnen. Die unerhörten Prachtſtücke aus dem Nußbaumſchrank hatten andern Nummern das Feld geräumt, welche zwar ebenfalls ausgezeichnet, aber für die Tante noch begreiflich waren. Auch darin hatte die Tante recht prophezeit, daß Anton von dieſem heimlichen Sieg des ruhigen Verſtandes über leidenſchaftliche Dankbarkeit gar nichts bemerkte. Nur eine Veränderung war geblieben, die größte, glorreichſte: der Bewohner des Hinterhauſes behielt einen bevorzugten Platz in dem Herzen der jungen Herrin, und ſeine ſtattliche Geſtalt erſchien jetzt oft unter den Bildern, welche Sabine am Arbeitskorb und in der Schatzkammer um ſich verſammelte.

Heut ſchritt Sabine vor dem Mittagstiſch unruhig in ihrem Zimmer auf und ab. Die Tante, welche Alles erfuhr, hatte ihr ſoeben erzählt, daß ein Mädchen aus Ehrenthals Hauſe in das Comtoir gelaufen war, um Bernhards Tod dem Freunde zu melden. „Wie wird er die Nachricht ertragen?“ dachte Sabine. Und bei dem Namen Ehrenthal mußte ſie an die Vergangenheit denken, an einen Andern, der jetzt in weiter Ferne lebte, und an die Stunde, wo das Schwanken ihrer

Seele durch einen Brief aus dem Hauſe des Todten zu ſchnellem Ende gebracht worden war. Und Anton wußte um dies bekämpfte Gefühl, o wie oft hatte ſie dies Wiſſen aus ſeinem beſorgten Blick, aus ſeiner ſchonenden Rede erkannt! Wie rückſichtsvoll war ſeine Haltung ihr gegenüber geweſen, wie ritterlich die ſtille Hülfe, die er ihr in der Unterhaltung gebracht. Ob er auch eine Ahnung hatte von dem tapfern Sieg, den ſie nach und nach über eine Jugendthorheit erkämpft hatte? Sie ſchüttelte ihr Haupt. „Nein, er weiß nichts davon, noch immer ſieht er in mir das Mädchen, das der Schwäche ihrer kindiſchen Neigung erlag.“ Sie blieb vor ihrem Blumentiſch ſtehen. „An dieſer Stelle verrieth ihm der Zufall, wie ich damals empfand. Noch heut ſteht die Vergangenheit als eine dunkle Wolke zwiſchen ihm und mir. Ueberall fühle ich den Schatten des Geſchiedenen an meiner Seite, wenn ich am Abend neben Wohlfart ſitze, wenn er mich grüßt und zu mir ſpricht. Immer ſagt ſein Ton und ſeine Haltung: Sie iſt nicht allein, er iſt bei ihr.“ Sie zuckte zuſammen und fuhr mit der Hand leiſe über das luſtige Laub, um den Gedanken wegzuwiſchen, der ſie quälte. Sie konnte ihm nicht ſagen, daß ſie jetzt frei war von dem lange verholenen Leid. Aber heut, wo er einen Freund verloren hatte, der ihm ſo lieb war, mußte ſie ihm zeigen, daß er noch andere Herzen beſaß, die an ihm hingen. Und wieder ging ſie ſinnend auf und ab und ſuchte einen Weg, ihn allein zu ſprechen.

Der Diener rief zur Tafel. Anton kam mit den andern Herren und ſetzte ſich ſogleich an ſeinen Platz. Es war keine Gelegenheit, vor Tiſche mit ihm zu reden. Aber er ſah ſie mit einem Blick voll Trauer an, daß ſie ſich nicht enthalten konnte, ihm herzlich zuzunicken. „Er ißt heut nichts," flüſterte ihr die Tante zu, „auch keinen Braten," wiederholte ſie vorwurfsvoll. Sabine wurde ſehr unruhig und beſorgt. Jetzt mußten die Herren die Stühle rücken, dann ging er mit ihnen aus dem Saal, und ſie ſah ihn den ganzen Tag nicht wieder. Schon erhob ſich Herr Jordan, da rief ſie zu Anton herüber: „Die große Calla iſt aufgeblüht, Sie haben ſich neulich über die Knospe gefreut, verweilen Sie noch einen Augenblick, ich möchte ſie Ihnen zeigen." Anton verneigte ſich und blieb. Noch einige peinliche Minuten, da ſtand auch der Bruder auf, ſie eilte zu Anton und führte ihn in ihr Zimmer vor den Blumentiſch.

„Sie haben heut eine ſchmerzliche Nachricht erhalten," begann ſie leiſe.

„Die Botſchaft ſelbſt hat mich nicht überraſcht," erwiederte Anton bewegt, „der Arzt gab keine Hoffnung. Aber ich verliere viel mit ihm."

„Ich habe ihn nie geſehen," ſagte Sabine, „nur aus Ihrem Munde weiß ich, daß ſein Leben einſam war, arm an Freuden und Liebe."

Sie rückte Anton einen Seſſel hin und ließ ihn von dem Freunde erzählen. Mit warmem Antheil lauſchte ſie auf jedes Wort, liebevoll wußte ſie zu fragen und zu tröſten. Für Anton war es ein Bedürfniß, von dem Freunde zu ſprechen, und beredt ſchilderte er ihr ſein ſtilles Treiben, ſeine Gelehrſamkeit und ſein enthuſiaſtiſches Gefühl. Da nach einer Pauſe ſah ihm Sabine herzlich in die Augen und frug: „Haben Sie Nachricht von Herrn von Fink?"

Es war das erſte Mal, daß ſie gegen Anton den Namen über die Lippen brachte. Er fühlte das Rührende des Vertrauens, daß ſie gerade in dieſer Stunde nach dem Geliebten ihrer Seele frug. In ſeiner Bewegung faßte er ihre Hand, die vor ihm auf dem Tiſche lag. Langſam zog ſie die Hand zurück und ſchlug die Augen nieder. Nur einen Augenblick, dann ſah ſie ihm wieder freundlich ins Geſicht.

„Er fühlt ſich in dem neuen Leben nicht glücklich,“ ſagte Anton ernſt. „In ſeinem letzten Brief war eine grimmige Laune, und ich ſchließe daraus noch mehr, als aus ſeinen Worten, daß dort Vieles nicht ſo iſt, wie er es erwartet hat. Die Geſchäfte, in welche er durch den Tod ſeines Onkels hineingeworfen wurde, gefallen ihm nicht.“

„Sie ſind unwürdig,“ rief Sabine ſchnell.

„Wenigſtens nicht, was in dieſem Hauſe ehrenhaft heißt,“ erwiederte Anton. „Fink denkt zu groß und hat zu lange in der Nähe Ihres Bruders gelebt, als daß ihn die wüſten Speculationen erfreuen könnten, welche dort drüben nur zu gewöhnlich ſind. Seine Geſchäftsfreunde ſind zum großen Theil gewiſſenloſe Menſchen, und ſeine Seele empört ſich gegen ihre Genoſſenſchaft.“

„Und kann Herr von Fink ein ſolches Verhältniß auch nur einen Tag ertragen?“ frug Sabine.

„Es iſt ein merkwürdiges Schickſal,“ antwortete Anton, „daß er, der ſeinen eigenen Willen gegen Andere ſo ſouverain geltend macht, gerade er, der ſo wenig geneigt iſt, äußerm Zwange zu gehorchen, doch in ſeiner gegenwärtigen Thätigkeit überall mit gebundenen Händen arbeitet. Der ganze Mechanismus dieſer Speculationen iſt in Amerika ſo feſt organiſirt, daß ein einzelner Theilhaber wenig daran ändern kann. Und ſo iſt die Lage Finks jetzt, wo er ſeine Wünſche erreicht hat, große Capitalien, Dispoſition über viele Quadratmeilen Landes, zweifelhafter als je in ſeinem Leben. Er war immer in Gefahr, gering von andern Menſchen zu denken, jetzt ängſtigt mich die herbe Verachtung, mit welcher er von ſeinem eigenen Leben ſpricht. Sein letzter Brief ſchilderte eine unerträgliche Lage und ließ irgend einen gewaltſamen Entſchluß ahnen.“

„Es giebt für ihn nur einen Entſchluß,“ rief Sabine. „Darf ich fragen, was Sie ihm geantwortet haben?“

„Ich habe von ihm gefordert, ſich auf der Stelle unter jeder Bedingung von dieſen Geſchäften zu löſen. Seinem ernſten Willen wird ein Weg dazu ſich bieten, auch wenn der Ausweg, den ich ihm vorſchlug, unmöglich ſein ſollte. Und ich habe ihn gebeten, entweder ſeinen alten Plan auszuführen und ein wirklicher Gutsbeſitzer in Amerika zu werden, oder zu uns zurückzukehren.“

„Ich wußte, daß Sie ſo ſchreiben würden,“ ſagte Sabine tief aufathmend. „Ja, er ſoll zurückkehren, Wohlfart,“ wiederholte ſie leiſer, „aber nicht zu uns ſoll er kommen.“ — Anton ſchwieg.

„Und glauben Sie, daß Herr von Fink Ihrem Rath folgen wird?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiederte Anton langſam, „mein Rath war wenig amerikaniſch.“

„Aber er war, wie Sie ihn geben mußten,“ ſagte Sabine mit freudigem Stolz.

„Ein Offizier wünſcht Herrn Wohlfart zu ſprechen,“

unterbrach ſie der eintretende Diener. — Anton ſprang auf. Sabine trat zu ihren Blumen und beugte ſich traurig über die grünen Blätter. Noch ſchwebte der Schatten des Andern zwiſchen ihr und ihm.

Die haſtigen Worte des Meldenden erfüllten Anton mit einer unbeſtimmten Angſt, er eilte in das Vorzimmer. Dort ſtand Eugen von Rothſattel. Anton wollte ihm mit warmem Gruß entgegeneilen, da ſah er das verſtörte Geſicht und trat erſchrocken zurück. Eugen aber flüſterte ängſtlich wie mit böſem Gewiſſen: „Meine Mutter wünſcht Sie zu ſprechen, es iſt etwas Schreckliches bei uns vorgefallen.“ Anton griff nach ſeinem Hut und ſprang nach dem Comtoir, wo er ſchnell Baumann bat, ihn beim Prinzipal zu entſchuldigen; dann begleitete er den Lieutnant nach der Wohnung des Freiherrn. Vernichtet ging Eugen an Antons Seite, er hatte alle Faſſung verloren. Unzuſammenhängend und für Anton nicht ganz verſtändlich war, was er ſagte: „Mein Vater hat ſich geſtern Abend aus Verſehen durch einen Schuß verwundet, — ein reitender Bote hat mich aus der Garniſon nach der Hauptſtadt gerufen — als ich ankam, fand ich die Mutter in Ohnmacht. Wohl eine Stunde hat ſie darin gelegen. Ich und die Schweſter wiſſen uns keinen Rath. Lenore hat die Mutter auf den Knieen gebeten, zu Ihnen zu ſchicken. Sie ſind der einzige Menſch, zu dem wir in unſerer Noth Vertrauen haben. Ich verſtehe nichts von Geſchäften, aber es muß mit dem Vater ſehr ſchlecht ſtehen. Die Mutter iſt ganz außer ſich. Alles im Haus iſt in der größten Unordnung.“

Aus dem, was er ſagte und was er zu verſchweigen ſuchte, aus ſeinen abgeriſſenen Reden und ſeinem angſtvollen Blick ahnte Anton Einiges von den Schrecken des letzten Abends. In dem Wohnzimmer der Baronin traf er Lenore; verweint, erſchöpft wankte ſie ihm entgegen. „Lieber Wohlfart," rief ſie, ſeine Hand faſſend; von Neuem begann ſie zu ſchluchzen, und kraftlos ſank ihr Haupt an ſeine Schulter. Unterdeß ging Eugen mit gerungenen Händen in der Stube auf und ab, ſetzte ſich endlich in eine Sophaecke und weinte ſtill vor ſich hin.

„Es iſt gräßlich, Herr Wohlfart," klagte Lenore ſich aufrichtend. „Niemand darf zum Vater, nicht Eugen, nicht ich, die Mutter allein und der alte Johann ſind um ihn. Und heut früh war der Kaufmann Ehrenthal hier, er wollte durchaus mit dem Vater ſprechen, er ſchrie laut gegen die Mama, er ſchalt den Vater einen Betrüger, ſo daß die Mutter zu Boden ſank. Als ich in das Zimmer ſtürzte, ging der ſchreckliche Menſch fort und drohte noch mit der Fauſt nach uns."

Anton führte Lenore in einen Seſſel und wartete, bis ſie ſich erholt hatte. Hier zu tröſten war unmöglich, ihn ſelbſt erſchütterte der Jammer im tiefſten Herzen. „Ruf' die Mutter, Eugen," ſagte Lenore endlich. Der Bruder eilte hinaus. „Verlaſſen Sie uns nicht," bat Lenore mit gerungenen Händen. „Es iſt zum Aeußerſten mit uns gekommen, auch Ihre Hülfe vermochte nicht, das Unglück abzuwenden."

„Er iſt todt, der es vielleicht gekonnt hätte," erwiederte Anton traurig. „Ob ich Ihnen nutzen kann, weiß ich nicht; daß ich den guten Willen habe, daran werden Sie nicht zweifeln."

„Nein," rief Lenore, „auch Eugen dachte ſogleich an Sie."

Die Baronin trat herein. Sie ging mühſam auf Anton zu und ſtützte ſich mit der Hand an einen Stuhl, aber ſie begrüßte ihn mit Haltung. „Wir ſind in eine Lage gekommen, in der uns ein Freund nöthig iſt, welcher mit Geſchäften mehr Beſcheid weiß, als wir Drei. Ein unglücklicher Zufall verhindert den Freiherrn, wahrſcheinlich für längere Zeit, ſich um ſeine Angelegenheiten zu kümmern, und ſo wenig ich davon verſtehe, ſo ſehe ich doch, daß ſchnelle Thätigkeit in unſerm Intereſſe nothwendig wird. Meine Kinder haben mir Ihren Namen genannt, ich muthe Ihnen viel zu, wenn ich Sie bitte, unſern Wünſchen Ihre Zeit zu opfern." Sie ſetzte ſich, winkte Anton, Platz zu nehmen, und ſagte zu den Kindern: „Verlaßt uns, ich werde Herrn Wohlfart das Wenige, das ich weiß, leichter ſagen, wenn ich Euern Schmerz nicht ſehe."

Als ſie allein waren, winkte ſie Anton näher an ſich heran und verſuchte zu ſprechen, aber ihre Lippe zuckte, und ſie verbarg ihr Geſicht hinter dem Taſchentuch.

Anton ſah gerührt auf den Kampf, den ihr die Mittheilung koſtete: „Bevor ich zugeben kann, daß Sie, gnädige Frau, mir ein ſo ehrenvolles Vertrauen ſchenken, muß ich Sie in Ihrem Intereſſe fragen: hat nicht Ihr Herr Gemahl einen Verwandten oder nahen Freund, dem Sie eine discrete Mittheilung leichter machen würden? Ich bitte Sie, daran zu denken, daß meine eigene Geſchäftserfahrung nicht groß, und meine Stellung nicht von der Art iſt, daß ich für einen geeigneten Rathgeber des Herrn Barons gelten könnte."

„Ich weiß Niemand," ſagte die Baronin troſtlos und ſtarrte vor ſich hin. „Es wird mir leichter, Ihnen zu ſagen, was ich nicht verſchweigen darf, als einem von den Bekannten unſers Hauſes. Betrachten Sie ſich als einen Arzt, der zu Kranken gerufen wird. — Der Freiherr hat mir heute früh einige Mittheilungen über ſeine Vermögensverhältniſſe gemacht." —

Und jetzt erzählte ſie ihm, was ſie von den Verwickelungen ihres Gemahls verſtanden hatte, von der Gefahr, in welcher das Familiengut ſchwebte, von dem Capital, deſſen er bedurfte, um die polniſche Herrſchaft zu übernehmen. Es war unvollſtändig, was ſie zu ſagen wußte, aber es reichte hin, Anton mit banger Sorge um die Zukunft der Familie zu erfüllen.

„Mein Mann hat mir den Schlüſſel zu ſeinem Secretair übergeben; er wünſcht, daß Eugen mit einem Sachverſtändigen unſere Angelegenheiten ruhiger, als der Freiherr ſelbſt, berathe. An Sie habe ich die Bitte, daß Sie mit meinem Sohn dieſe Prüfung vornehmen. Wo Sie Auskunft brauchen, werde ich Ihnen dieſe von dem Freiherrn zu verſchaffen ſuchen. Es frägt ſich nun, ob Sie geneigt ſind, für uns, die wir Ihnen doch Fremde ſind, dieſe Mühe zu übernehmen."

„Gern bin ich dazu bereit," erwiederte Anton ernſt, „und ich hoffe durch die Güte meines Chefs die dazu nöthige Zeit zu erhalten; wenn Sie es nicht für zweckmäßiger finden, dem erfahrenen Anwalt Ihres Gemahls dieſe Thätigkeit zu überweiſen."

„Es wird ja wohl ſpäter Gelegenheit ſein, dieſen

Herrn um ſeinen Rath zu fragen,“ ſagte die Baronin abwehrend.

Anton erhob ſich. „Wann befehlen Sie, daß wir anfangen?“

„Sogleich,“ erwiederte die Dame, „ich fürchte, es iſt kein Tag zu verlieren. Ich werde mir Mühe geben, Ihnen bei Durchſicht der Papiere zu helfen.“ Sie führte Anton in das Nebenzimmer, rief Eugen herzu und ſteckte den Schlüſſel in das Bureau des Freiherrn. Als ſich der Schrank öffnete, verlor auch ſie auf einen Augenblick die Selbſtbeherrſchung, und ihrem Mund entglitten die Worte: „Die Hinterlaſſenſchaft eines Todten!“ Sie wankte an das Fenſter, und die zitternde Bewegung der Gardine verrieth den Kampf, in dem ihr Körper erbebte.

Die traurige Arbeit begann, Stunde auf Stunde verlief, Eugen war nicht im Stande, die Durchſicht zu ertragen, aber die Mutter reichte Anton die Briefe und Documente zu, welche ſie für nützlich hielt, und ſo oft ſie auch ihre Thätigkeit unterbrechen mußte, ſie hielt aus. Anton ordnete das Vorhandene und ſuchte bei flüchtiger Durchſicht einzelner Schreiben wenigſtens zu einem oberflächlichen Verſtändniß zu kommen.

Es war Abend geworden, da öffnete der alte Diener erſchrocken die Thür und rief in das Zimmer: „Er iſt wieder da.“ Die Baronin ſtieß einen leiſen Schrei aus und machte mit der Hand eine abweiſende Bewegung.

„Ich habe ihm geſagt, daß Niemand zu Hauſe iſt, er aber läßt ſich nicht fortſchicken, er lärmt auf der Treppe, ich kann nicht mit ihm fertig werden.“

„Es iſt mein Tod, wenn ich ihn wieder höre,“ murmelte die Baronin.

„Wenn der Mann Ehrenthal iſt,“ ſagte Anton aufſtehend, „ſo will ich verſuchen, ihn fortzuſchaffen. Das Nöthigſte iſt hier geſchrieben, haben Sie die Güte, dieſe Papiere zu bewahren und mir zu erlauben, daß ich morgen wieder komme.“ Die Baronin winkte ſtumm eine Bejahung und ſank in den Stuhl zurück. Anton ergriff ſeinen Hut und eilte in das Vorzimmer, wo er ſchon von Weitem die lärmende Stimme Ehrenthals vernahm.

Er erſchrak über das Ausſehen des Händlers. Den Hut weit nach dem Nacken zurückgeſetzt, das bleiche Geſicht wie vom Trunk aufgedunſen, die gläſernen Augen geröthet, ſtand Ehrenthal vor ihm und rief in abgebrochenen Sätzen nach dem Freiherrn, klagte und fluchte. „Er ſoll kommen,“ ſchrie er, „auf der Stelle ſoll er kommen der ſchlechte Mann. Ein Edelmann will er ſein, ein Lump iſt er, gegen den ich werde holen die Polizei. Wo iſt mein Geld, wo iſt meine Hypothek? Ich will wieder haben meine Sicherheit von dieſem Mann, welcher nicht iſt zu Hauſe.“

Anton trat dicht an ihn heran und ſagte mit feſter Stimme: „Kennen Sie mich, Herr Ehrenthal?“ Ehrenthal richtete ſeine verglaſten Augen auf ihn, allmählig erkannte er den Freund des verſtorbenen Sohnes.

„Er hat Sie lieb gehabt,“ rief er kläglich, „er hat mit Ihnen geſprochen mehr als mit ſeinem Vater. Sie ſind geweſen ſein einziger Freund, den er gehabt hat auf Erden. — Haben Sie gehört, was geſchehen iſt im Hauſe bei Ehrenthal," fuhr er flüſternd fort. — „Als ſie geſtohlen haben die Papiere, iſt er geſtorben. Er iſt geſtorben mit einer ſolchen Hand." Er ballte die Fauſt und ſchlug ſich vor die Stirn. „O mein Sohn, mein Sohn, was haſt du nicht verziehen deinem Vater?"

„Wir gehen zu Ihrem Sohn," ſprach Anton und ergriff den Arm des Händlers. Ehrenthal leiſtete keinen Widerſtand und ließ ſich von ihm die Treppe hinunter nach ſeinem Hauſe führen.

Von da eilte Anton zur Wohnung des Juſtizrath Horn und hatte mit dieſem eine lange Unterredung.

Leidenſchaftlich bewegt kam er am ſpäten Abend nach Hauſe. In der Sorge um die Menſchen, deren ſicheres Glück ihm ſeit Jahren die Phantaſie erfüllt hatte, erbebte ſein Herz, das Vertrauen, mit dem ſie ihn in ihr Unglück eingeweiht hatten, erfüllte ihn mit Stolz. Er brannte vor Begierde, ihnen zu helfen; er hoffte, daß dem treuen Dienſteifer gelingen werde, die Wege zur Rettung zu finden. Noch ſah er ſie nicht. Als er im Mondenſchein das große Haus der Handlung vor ſich erblickte, die Fenſter des untern Stocks vergittert, Gewölbe und Keller mit eiſernen Thüren verſchloſſen, ſo ſicher und feſt im Schlummer der Nacht, da wurde ihm klar: wenn ein Mann helfen konnte, ſo war es ſein Prinzipal. Sein Scharfblick wußte in alle dunklen Geheimniſſe, denen der Freiherr verfallen war, einzudringen, ſeiner eiſernen Kraft mußten die Schurken erliegen, welche den Gutsbeſitzer feſthielten. Ja und er hatte ein großes Herz, er fand das Rechte mühelos, ohne Kampf. Anton ſah zu dem erſten Stock auf. Die ganze Hausfronte war finſter, nur in der

Eckſtube brannte noch ein Licht. Dort war das Arbeitszimmer ſeines Chefs.

Mit ſchnellem Entſchluß ſuchte Anton den Bedienten auf und ließ ſich zu Herrn Schröter führen. Verwundert ſah dieſer auf den eintretenden Anton. „Was bringen Sie, Wohlfart? Iſt etwas vorgefallen?"

„Ich bitte um Ihren Rath, ich bitte um Ihre Hülfe," rief Anton.

„Für ſich oder für Andere?" frug der Kaufmann.

„Für eine Familie, mit welcher ich durch Zufall in Verbindung gekommen bin. Sie geht unter, wenn nicht eine ſtarke Freundeshand das Unheil abwehrt." Darauf berichtete Anton in fliegender Eile, was er an dieſem Nachmittag erlebt hatte, faßte in ſeiner Bewegung die Hand des Kaufmanns und rief: „Was ich geſehen habe, war ſchrecklich für mich. Haben Sie Erbarmen mit den unglücklichen Frauen und helfen Sie."

„Helfen?" frug der Kaufmann ernſt — „Wie kann ich das? Haben Sie einen Auftrag, mich dazu in Anſpruch zu nehmen; oder iſt es nur Ihre warme Empfindung, welche dieſe Forderung an mich richtet?"

„Ich habe keinen Auftrag," ſagte Anton, „nur der Antheil, den ich an dem Schickſal des Freiherrn nehme, treibt mich zu Ihnen."

„Und welches Recht haben Sie, mir dieſe Mittheilung zu machen, die Ihnen ſelbſt doch nur im engen Vertrauen von der Frau des Gutsbeſitzers gemacht ſein kann?" frug der Kaufmann zurückhaltend.

„Ich begehe keine Indiscretion, wenn ich Ihnen ſage, was in wenig Tagen auch für Fremde kein Geheimniß ſein wird."

„Sie ſind jetzt in einer ungewöhnlichen Aufregung, ſonſt würden Sie nicht vergeſſen, daß unter allen Umſtänden der Kaufmann, der erſte Correſpondent meines Comtoirs, ſolche Mittheilungen nur mit beſonderer Erlaubniß der Betheiligten wagt. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich keinen Mißbrauch von dem machen werde, was Sie mir geſagt haben, aber es war doch wenig geſchäftsmäßig, Wohlfart, daß Sie ſo offen gegen mich waren."

Anton ſchwieg betroffen. Er erkannte, daß ſein Prinzipal Recht hatte, aber es ſchien ihm hart, daß dieſer in ſolcher Stunde den Vertrauenden tadelte. Auch der Kaufmann ging ſchweigend im Zimmer auf und ab; endlich blieb er vor Anton ſtehen. „Ich frage Sie jetzt nicht, wie Sie dazu kommen, ſo warmen Antheil an dem Schickſal dieſer Familie zu nehmen; ich fürchte, es iſt eine Bekanntſchaft, die Sie Fink verdanken."

„Sie ſollen Alles erfahren," warf Anton ein.

„Noch nicht," erwiederte der Prinzipal abwehrend. „Jetzt will ich Ihnen nur wiederholen, daß für mich keine Möglichkeit vorhanden iſt, ohne directe Aufforderung der Betheiligten in fremde Angelegenheiten einzugreifen. Ich füge hinzu, daß ich dieſe Aufforderung nicht wünſche. Ich verberge Ihnen nicht, daß ich wahrſcheinlich auch dann ablehnen würde, etwas für den Freiherrn von Rothſattel zu thun."

Antons Gefühl wallte auf. „Es gilt, einen ehrlichen Mann, liebenswürdige Frauen aus den Händen von Gaunern zu retten, welche ſie umgarnt haben. Dies ſcheint mir Pflicht eines jeden Mannes, und vollends ich halte es für eine theure Verpflichtung, der ich mich nicht entziehen darf. Ohne Ihre Unterſtützung aber vermag ich nichts.“

„Wie alſo denken Sie, daß dem verſchuldeten Gutsbeſitzer geholfen werden kann?“ frug der Kaufmann, ſich niederſetzend.

Mit etwas mehr Ruhe erwiederte Anton: „Zunächſt nur dadurch, daß ein erfahrener Geſchäftsmann wie Sie die Verwickelungen zu durchſchauen ſucht. Es muß einen Punkt geben, wo die Schurken zu faſſen ſind. Ihr Rath, Ihre Einſicht würden ihn finden.“

„Beides beſitzt jeder Rechtsanwalt in höherem Grade als ich,“ entgegnete der Kaufmann; „ohne Schwierigkeit wird der Baron geſcheidte und ehrliche Juriſten gewinnen. Wenn die Gegner des Freiherrn dem Geſetz irgend eine Blöße gegeben haben, ſo wird das Spürauge eines Sachwalters dieſe am erſten entdecken.“

„Leider giebt der Anwalt des Freiherrn wenig Hoffnung,“ erwiederte Anton.

„Dann, lieber Wohlfart, wird auch für Andere ſchwerlich etwas zu machen ſein. Zeigen Sie mir einen Mann, der in Verlegenheit iſt und Kraft hat, ſich an einer dargebotenen Hand aufzuhelfen, und ſagen Sie mir: „Hilf ihm!“ ſo werde ich, weil ich Ihr Freund und Ihnen zu großem Dank verpflichtet bin, meine Hand dem Gefährdeten nicht verweigern. Ich denke, Sie ſind davon überzeugt.“

„Ich bin es,“ verſetzte Anton kleinlaut.

„So aber ſteht es nach Allem, was ich höre, mit dem

Freiherrn nicht. Soweit ich aus Ihrer Erzählung und dem, was man in der Stadt über ihn erzählt, ſeine Verhältniſſe verſtehe, konnte er nur deshalb in die Hände der Wucherer fallen, weil ihm das fehlte, was dem Leben jedes Menſchen erſt Werth giebt, ein beſonnenes Urtheil und eine ſtetige Arbeitskraft.“

Anton mußte dies mit einem Seufzer zugeben.

„Einem ſolchen Mann zu helfen,“ fuhr der Kaufmann unerbittlich fort, „iſt eine mißliche Aufgabe, bei welcher der Verſtand wohl das Recht hat, zu widerſprechen. Man ſoll vor keinem Menſchen die Hoffnung aufgeben, daß er ſich ändern kann, aber gerade der Mangel an Kraft wird am allerſchwerſten gebeſſert. Unſere Fähigkeit, für Andere zu arbeiten, iſt beſchränkt, und bevor man einem Schwächling ſeine Zeit opfert, ſoll man fragen, ob man ſich dadurch nicht ſelbſt der Fähigkeit beraubt, einem beſſern Mann zu helfen.“

Anton rief unruhig: „Verdient er nicht einige Rückſicht? Er iſt in Anſprüchen an das Leben erzogen, er hat nicht wie wir gelernt, durch eigene Anſtrengung ſich heraufzuarbeiten.“

Der Kaufmann legte die Hand auf die Schulter des jungen Mannes. „Grade darum. Glauben Sie mir, einem großen Theil dieſer Herren, welche an ihren alten Familienerinnerungen leiden, iſt nicht zu helfen. Ich bin der Letzte, zu verkennen, wie groß die Anzahl tüchtiger Männer auch in dieſer Menſchenklaſſe iſt. Und wo ein bedeutendes Talent oder eine edle Perſönlichkeit unter ihnen aufſchießt, mag ſie ſich grade in ihrer geſchützten Stellung vortrefflich entfalten; aber für den großen Mittelſchlag der Menſchen iſt dieſe Lage nicht günſtig. Wer von Haus aus den Anſpruch an das Leben macht, zu genießen und ſeiner Vorfahren wegen eine bevorzugte Stellung einzunehmen, der wird ſehr häufig nicht die volle Kraft behalten, ſich eine ſolche Stellung zu verdienen. Sehr viele unſerer alten angeſeſſenen Familien ſind dem Untergange verfallen, und es wird kein Unglück für den Staat ſein, wenn ſie untergehen. Ihre Familienerinnerungen machen ſie hochmüthig ohne Berechtigung, beſchränken ihren Geſichtskreis, verwirren ihr Urtheil.“

„Und wenn das Alles wahr iſt,“ rief Anton, „ſo darf es uns doch nicht abhalten, dem Einzelnen als unſerm Mitbruder zu helfen, wo unſer Mitgefühl angeregt wird.“

„Nein,“ ſagte der Principal, „wo es angeregt wird. Aber es glüht im Alter nicht mehr ſo ſchnell auf, als in der Jugend. — Der Freiherr ſoll dahin gearbeitet haben, ſein Eigenthum aus der großen Fluth der Capitalien und Menſchenkraft dadurch zu iſoliren, daß er es auf ewige Zeit ſeiner Familie verſchrieb. Auf ewige Zeit! Sie als Kaufmann wiſſen, was von ſolchem Streben zu halten iſt. Wohl muß jeder vernünftige Mann wünſchen, daß der adlige Schacher mit Grundbeſitz in unſerm Lande aufhört. Jedermann wird es für vortheilhaft halten, wenn die Cultur deſſelben Bodens vom Vater auf den Sohn übergeht, weil ſo die Kräfte des Ackers am erſten liebevoll und planmäßig geſteigert werden. Wir ſchätzen ein Möbel, was unſere Vorfahren benutzt haben, und Sabine wird Ihnen mit Stolz jeden Raum dieſes Hauſes aufſchließen, zu dem ſchon ihre Urgroßmutter die Schlüſſel getragen hat. So iſt es auch natürlich, wenn im Gemüth des Landwirths der Wunſch entſteht, das Stück Natur, welches ihn umgiebt, die Quelle ſeiner Kraft und ſeines Wohlſtandes, den Menſchen zu erhalten, welche ihm die liebſten ſind. Aber dafür giebt es nur ein Mittel, und dies Mittel heißt, ſeine Lieben tüchtig machen zur Behauptung und zur Vermehrung ihres Erbes. Wo die Kraft aufhört in der Familie oder im Einzelnen, da ſoll auch das Vermögen aufhören, das Geld ſoll frei dahin rollen in andere Hände, und die Pflugſchar ſoll übergehen in eine andere Hand, welche ſie beſſer zu führen weiß. Und die Familie, welche im Genuſſe erſchlafft, ſoll wieder herunterſinken auf den Grund des Volkslebens, um friſch aufſteigender Kraft Raum zu machen. Jeden, der auf Koſten der freien Bewegung Anderer für ſich und ſeine Nachkommen ein ewiges Privilegium ſucht, betrachte ich als einen Gegner der geſunden Entwickelung unſeres Staats. Und wenn ein ſolcher Mann in dieſem Beſtreben ſich zu Grunde richtet, ſo werde ich ihm ohne Schadenfreude zuſehen, aber ich werde ſagen, daß ihm ſein Recht geſchehen, weil er gegen einen großen Grundſatz unſers Lebens geſündigt hat. Und für ein doppeltes Unrecht werde ich eine Unterſtützung dieſes Mannes halten, ſo lange ich befürchten muß, daß meine Hülfe dazu verwandt wird, eine ungeſunde Familienpolitik zu unterſtützen.“

Anton ſah traurig vor ſich nieder; er hatte Theilnahme, ein warmes Eingehen in ſeine Wünſche erwartet, und fand bei dem Mann, der ihm ſo viel galt, eine Kälte, die er zu überwinden verzweifelte. „Ich kann Ihnen nicht widerſprechen,“ ſagte er endlich, „aber ich kann in dieſem Falle nicht ſo denken wie Sie. Ich habe den ungeheuern Schmerz in der Familie des Freiherrn mit angeſehen, und meine ganze

Seele iſt voll von Wehmuth un [illegible] ahme und von dem Wunſch, irgend etwas für die M [illegible] u thun, welche mir ihr Herz geöffnet haben. Nach [illegible] was Sie mir geſagt haben, wage ich nicht mehr, Sie ſelbſt zu bitten, daß Sie ſich um dieſe Angelegenheit kümmern. Aber ich habe der Baronin verſprochen, ihr, ſoweit ich mit meiner geringen Kraft vermag und ſoweit Ihre Güte mir dies erlaubt, beim Ordnen ihrer Verhältniſſe behülflich zu ſein. Ich erſuche Sie um die Erlaubniß dazu. Ich werde mich bemühen, meine Comtoirſtunden regelmäßig einzuhalten, aber wenn ich in den nächſten Wochen zuweilen eine Stunde verſäume, ſo bitte ich Sie, mir dies nachzuſehen."

Wieder ging der Kaufmann ſchweigend im Zimmer auf und ab, endlich blieb er vor Anton ſtehen, ſah ihm mit tiefem Ernſt in das aufgeregte Geſicht, und es war etwas wie Trauer in ſeinen Zügen, als er mit Ueberwindung erwiederte: „Denken Sie auch daran, Wohlfart, daß jede Thätigkeit, bei welcher das Gemüth aufgeregt wird, leicht eine Macht über den Menſchen gewinnt, die ſein Leben ebenſowohl ſtören als fördern kann. Dieſer Grund iſt es, welcher mir die Gewährung Ihres Wunſches nicht leicht macht."

„Auch ich habe vor Wochen daſſelbe wie eine Ahnung gefühlt," ſagte Anton leiſe. „Jetzt kann ich nicht anders."

„Wohl, ſo thun Sie, was Sie müſſen," ſchloß der Kaufmann finſter, „ich werde Ihnen keine Hinderniſſe in den Weg legen. Und ich wünſche, daß Sie nach einigen Wochen die ganze Angelegenheit ruhiger betrachten mögen." Anton verließ mit mehr Haltung das Zimmer. Der Kaufmann ſah lange mit gefurchter Stirn auf die Stelle, an welcher ſein Commis geſtanden hatte.

In ſeinem Innern aber war Anton nicht ruhiger geworden. Die kühle, ja mißfällige Aufnahme ſeiner Bitte verletzte ihn tief. „So herb, ſo unerbittlich,“ rief er aus, als er ſich ermüdet in ſeinem Zimmer niederſetzte. Aus einem Winkel ſeiner Seele ſtieg ihm der Verdacht auf, daß ſein Chef doch mehr Egoismus und weniger Gemüth habe, als er ihm zugetraut. Manche Aeußerung Finks fiel ihm wieder ein, jener Abend fiel ihm ein, wo der junge Rothſattel in knabenhaftem Uebermuth gegen den Kaufmann ſeinen Kamm geſträubt hatte. „Iſt es möglich, daß dieſe Unart von ihm unvergeſſen iſt?“ frug er ſich zweifelnd. Und hinter den hellen Geſtalten der Edelfrauen verblich das ſcharf gefurchte Geſicht ſeines Chefs. „Ich thue nicht unrecht,“ rief er ſich ſelbſt zu; „was er ſagen mag, ich habe Recht auch gegen ihn. Und mein Loos wird ſein, von heute ab für mich allein den Weg zu ſuchen, auf dem ich gehen muß.“ So ſaß er lange im Finſtern, und düſter wie der Raum waren ſeine Gedanken. Er trat an das Fenſter und blickte in den dunkeln Hof hinunter. Da ſchimmerte in dem matten Schein, der aus den Wolken in ſein Zimmer fiel, ein rieſiger weißer Kelch neben ihm geiſterhaft in der Luft. Erſtaunt faßte er darnach. Er machte Licht und ſah die prächtige Blüthe der Calla von Sabinens Blumentiſch. An dem geknickten Stengel hing ſie traurig herab. Sabine hatte ihm die Blume heimlich hereingeſtellt. Wie ein trauriges Vorzeichen erſchien ihm der kleine Unfall. Er löſte die Blüthe, legte ſie vor ſich auf den Tiſch, und lange ſaß er ſchweigend und ſtarrte auf das zuſammengerollte Blüthenblatt.

Sabine trat, die Kerze in der Hand, in das Zimmer des Bruders. „Gute Nacht, Traugott,“ nickte ſie ihm zu — „Wohlfart war den Abend bei dir, ſo ſpät hat er dich verlaſſen.“

„Er wird uns verlaſſen,“ erwiederte der Kaufmann finſter. Sabine erſchrak, der Leuchter klirrte auf den Tiſch. „Um Gottes willen, was iſt geſchehen? Hat Wohlfart geſagt, daß er von uns will?“

„Noch weiß er es ſelbſt nicht; ich aber ſehe es kommen Schritt vor Schritt. Und nicht ich und noch weniger du können etwas thun, um ihn zurückzuhalten. Als er hier vor mir ſtand und mit glühenden Wangen und bebender Stimme Hülfe für einen ruinirten Mann erbat, erkannte ich, was ihn forttreibt.“

„Ich verſtehe dich nicht,“ ſagte Sabine und ſah den Bruder groß an.

„Er hat Luſt, der Vertraute eines heruntergekommenen Gutsbeſitzers zu werden. Ein Paar Mädchenaugen ziehen ihn von uns ab, es erſcheint ihm ein würdiges Ziel ſeines Ehrgeizes, Geſchäftsführer der Rothſattel zu werden. Er heißt im Comtoir Finks Erbe. Dieſe Verbindung mit dem adeligen Gutsbeſitzer iſt die Erbſchaft, die ihm Fink hinterlaſſen hat.“

„Und du haſt ihm deine Hülfe verweigert?“ frug Sabine leiſe.

„Die Todten ſollen ihre Todten begraben,“ ſagte der Kaufmann rauh und wandte ſich ab zu ſeinem Schreibtiſch.

Schweigend entfernte ſich Sabine. Der Leuchter zitterte in ihrer Hand, als ſie durch die lange Zimmerreihe ſchritt. Aengſtlich horchte ſie auf ihren eigenen Fußtritt, und ein Schauer überlief ſie, ihr war, als glitte eine fremde Geſtalt unſichtbar an ihrer Seite hin. Das war die Rache des Andern. Der Schatten, welcher aus der Vergangenheit auf ihr ſchuldloſes Leben fiel, er ſcheuchte jetzt auch den Freund aus ihrem Kreiſe. An einer Andern hing Antons ſehnendes Herz, ſie ſelbſt war ihm eine Fremde geblieben, die einen Entfernten geliebt und verſchmäht hatte und jetzt im Wittwenſchleier auf das verglühende Gefühl ihrer Jugend zurückſah.

Die nächſten Wochen vergingen Anton in einer aufreibenden Thätigkeit. Er war peinlich bemüht, in den Comtoirſtunden ſeine Pflicht zu thun. Die Abende, jede Freiſtunde brachte er an dem Actentiſch in Conferenzen mit dem Rechtsanwalt und mit der Baronin zu. Unterdeß nahm das Unglück des Freiherrn ſeinen Verlauf. Er hatte die Zinſen der Capitalien, welche auf ſeinem Familiengut laſteten, am letzten Termine nicht gezahlt, eine ganze Reihe von Hypotheken wurden ihm an einem Tage gekündigt, das Familiengut kam unter die Verwaltung der Landſchaft. Verwickelte Proceſſe erhoben ſich. Ehrenthal klagte und forderte die erſte Hypothek von zwanzigtauſend Thalern, und forderte die neue Ausfertigung; er war aber auch geneigt, Anſprüche an die letzte Hypothek zu machen, welche ihm der Freiherr in der unheilvollen Stunde angeboten hatte. Löbel Pinkus forderte ebenfalls die erſte Hypothek für ſich und behauptete die volle Summe von zwanzigtauſend Thalern gezahlt zu haben. Ehrenthal hatte keine Beweiſe und führte ſeinen Proceß unordentlich, er war jetzt wochenlang außer Stande, ſich um ſeine Geſchäfte zu kümmern, Pinkus dagegen focht mit allen Ränken, die ein hartgeſottener Sünder ausfindig machen konnte, und der Vertrag, welchen der Freiherr mit ihm abgeſchloſſen hatte, war ein ſo vortreffliches Meiſterſtück des ſchlauen Advocaten, daß der Anwalt des Freiherrn gleich am Anfange des Proceſſes wenig Hoffnung gab. Nebenbei bemerkt, Pinkus gewann den Proceß, die Hypothek wurde ihm zugeſprochen und neu für ihn ausgefertigt.

Anton hatte nach und nach Einſicht in die Verhältniſſe des Freiherrn gewonnen. Nur den doppelten Verkauf der erſten Hypothek verbarg der Freiherr ſorgfältig vor ſeiner Gemahlin. Er nannte die Anſprüche Ehrenthals unbegründet und äußerte den Verdacht, daß Ehrenthal ſelbſt den Diebſtahl in ſeinem Comtoir begangen habe. Das Letztere war in der That ſeine Meinung geworden. So wurde der Name Itzigs Anton gegenüber gar nicht genannt, und der Verdacht gegen Ehrenthal, den auch der Anwalt theilte, verhinderte Anton, bei dieſem Aufklärung zu ſuchen.

Zwiſchen Anton und dem Kaufmann war eine Spannung eingetreten, welche das ganze Comtoir mit Erſtaunen wahrnahm. Finſter ſah der Kaufmann auf Antons leeren Sitz, wenn dieſer einmal in den Arbeitsſtunden abweſend war, und gleichgültig auf das Geſicht ſeines Comtoiriſten, welches in Gemüthsbewegungen und Nachtarbeit erblich. Wie einſt für die Unregelmäßigkeiten Finks, ſo hatte er auch jetzt für Antons neue Thätigkeit kein Wort, er ſchien ſie nicht zu bemerken. Selbſt der Schweſter gegenüber beobachtete er ein hartnäckiges Stillſchweigen. Sabinens Verſuche, das Geſpräch auf Wohlfart zu bringen, wies er mit kurzem Ernſt ab. Antons Herz empörte ſich gegen dieſe Kälte. Nach ſeiner Rückkehr behandelt wie ein Kind vom Hauſe, gerühmt, gepflegt, gehätſchelt, und jetzt wieder gemißhandelt wie ein Lohnarbeiter, der das Brod nicht verdient, welches man ihm hinwirft. Ein Spielzeug unbegreiflicher Launen! Das wenigſtens hatte er nicht verdient! So ſaß er verſchloſſen neben der Familie, wortkarg vor ſeinem Pult, aber des Abends, in der Einſamkeit ſeines Zimmers, fuhr ihm oft der Gegenſatz zwiſchen einſt und jetzt ſo ſchneidend durch das Haupt, daß er heftig aufſprang und mit dem Fuß auf den Boden ſtampfte.

Nur ein Troſt blieb ihm: Sabine zürnte ihm nicht. Er ſah ſie jetzt wenig. Auch ſie war bei Tiſche ſchweigſam und vermied Anton anzureden, aber er wußte doch, daß ſie ihm Recht gab. Wenige Tage nach jener Unterredung mit dem Kaufmann ſtand Anton allein an der großen Waage, während die Hausknechte vor der Thür um einen Frachtwagen beſchäftigt waren. Da kam Sabine die Treppe herab, ſie ging ſo nahe bei ihm vorüber, daß ihr Kleid ihn berührte. Anton trat zurück und machte eine förmliche Verbeugung. „Mir dürfen Sie nicht fremd werden, Wohlfart,“ ſagte ſie leiſe und ſah ihn bittend an. Es war nur ein Augenblick, ein kurzer Gruß, aber in dem Geſicht Beider glänzte eine frohe Rührung.

So kam die Zeit heran, in welcher Herr Jordan die Handlung verlaſſen ſollte. Der Prinzipal rief Anton wieder in das kleine Comtoir. Ohne Härte, aber auch ohne eine Spur der Herzlichkeit, die er ihm ſonſt gezeigt hatte, begann er: „Ich habe Ihnen meine Abſicht ausgeſprochen, Sie an Jordans Stelle zu ſetzen, um Ihnen die Procura zu übergeben. Ihre Zeit war in den letzten Wochen durch andere Geſchäfte mehr in Anſpruch genommen, als für meinen Stellvertreter wünſchenswerth iſt — deßhalb frage ich Sie ſelbſt, ſind Sie im Stande, von jetzt ab die Thätigkeit Jordans zu übernehmen?“

„Nein,“ erwiederte Anton.

„Können Sie mir eine — nicht zu entfernte — Zeit angeben, in welcher Sie frei von Ihren gegenwärtigen Arbeiten ſein werden?“ frug der Kaufmann. „Ich würde in dieſem Fall für die nächſte Zeit eine Auskunft zu treffen ſuchen.“

Anton erwiederte traurig: „Noch kann ich nicht beſtimmen, wann ich wieder Herr meiner ganzen Zeit ſein werde; ich fühle, daß ich durch manche Unregelmäßigkeit Ihre Nachſicht ohnedies ſehr in Anſpruch nehme. Deßhalb bitte ich Sie, Herr Schröter, bei Beſetzung der Stelle auf mich keine Rückſicht zu nehmen.“ Die Stirn des Kaufmanns zog ſich in Falten, und ſtumm neigte er ſein Haupt gegen Anton. Als Anton die Thür des Zimmers hinter ſich ſchloß, fühlte er, daß dieſer Augenblick den Bruch zwiſchen ihm und dem Kaufmann vollendet hatte. Er ſetzte ſich auf ſeinen Platz und ſtützte den heißen Kopf mit der Hand. Gleich darauf wurde Baumann zum Prinzipal beſchieden, er erhielt die Stelle Jordans. Als er in das vordere Comtoir zurückkehrte, trat er zu Anton und ſagte leiſe: „Ich habe mich geweigert, die Stelle zu übernehmen, aber Herr Schröter beſtand darauf. Ich begehe ein Unrecht gegen Sie.“ — Und am Abend las Herr Baumann in ſeiner Stube aus dem erſten Buch Samuelis die Kapitel vom grimmigen König Saul, ſeinem Prinzipal, und von der Freundſchaft zwiſchen Jonathan und dem verfolgten David, und ſtärkte dadurch ſein Herz.

Den Tag darauf trat Anton in das Zimmer der Baronin. Lenore und die Mutter ſaßen an einem großen Tiſch unter Toiletten und Käſtchen von jeder Form; ein Koffer, ſtark mit Eiſen beſchlagen, ſtand zu den Füßen der Edelfrau. Die Vorhänge waren geſchloſſen, das gedämpfte Sonnenlicht füllte den reichgeſchmückten Raum mit mattem Glanz; auf dem Teppich des Fußbodens lagen nimmer welkende Kränze, und luſtig tickte die Uhr im Gehäuſe von Alabaſter. Unter blühender Myrthe ſaßen zwei Sympathievögel in einem verſilberten Käfig, ſie ſchrieen unaufhörlich einander zu, und wenn der eine zur nächſten Stange hinabflatterte, lockte der Genoſſe ihn ängſtlich, bis er zurückflog. Dann ſaßen beide behaglich dicht an einander gedrückt. Von grünem und rothem Gold ſchimmerten die zärtlichen Kinder eines wärmern Himmels, wo nie das weiche Leben im kalten Sturmwind erſtarrt. So glänzte und duftete das Zimmer. — „Wie lange noch?“ dachte Anton.

Die Baronin erhob ſich: „Schon wieder bemühen wir Sie. Wir ſind bei einer Arbeit, die uns Frauen viel zu thun macht.“

Auf dem Tiſche war Frauenſchmuck, goldene Ketten, Brillanten, Ringe, Halsbänder in einen Haufen zuſammengeſchichtet. „Wir haben ausgeſucht, was wir entbehren können,“ ſagte die Baronin, „und bitten Sie, den Verkauf dieſer Sachen zu übernehmen. Man hat mir geſagt, daß Einzelnes davon nicht ohne Geldwerth iſt, und da jetzt vor Allem Geld nöthig wird, ſo ſuchen wir hier eine Hülfe, welche die Sorge unſerer Freunde verringert.“

Anton ſah betroffen auf den blitzenden Knäuel. „Sprechen Sie, Wohlfart,“ rief Lenore ängſtlich, „iſt das nöthig und kann es etwas nützen? Mama hat darauf beſtanden, unſern ganzen Schmuck und alles Silber, das wir nicht täglich gebrauchen, zum Verkauf zurückzulegen. Was ich ſelbſt geben kann, iſt nicht der Rede werth, aber der Schmuck der Mutter iſt koſtbar, es ſind viele Geſchenke aus ihrer Jugend dabei, Erinnerungen, von denen ſie ſich nicht trennen ſoll, wenn Sie nicht ſagen, daß es nöthig iſt.“

„Ich fürchte, es wird nöthig ſein,“ erwiederte Anton ernſt.

Lenore ſprang auf. „Arme Mutter!“ rief ſie und ſchlang ihre Arme um den Hals der Baronin.

„Nehmen Sie,“ erwiederte die Mutter leiſe zu Anton, „ich werde ruhiger ſein, wenn ich weiß, daß wir das Mögliche gethan haben.“

„Iſt es aber gut, Alles hinzugeben?“ frug Anton bittend. „Vieles, was Ihnen vielleicht lieb iſt, wird dem Juwelier weniger Werth haben.“

„Ich werde keinen Schmuck mehr tragen,“ erwiederte die Baronin kalt, „nehmen Sie Alles, Alles.“ Sie hielt die Hand vor die Augen und wandte ſich ab.

„Wir foltern die Mutter,“ rief Lenore heftig, „verſchließen Sie, was auf dem Tiſch liegt, ſchaffen Sie es fort aus dem Hauſe ſo bald als möglich.“

„Ich kann dieſe Koſtbarkeiten nicht übernehmen,“ ſagte

Anton, „ohne eini[illegible] Maßregeln, welche meine Verantwortung geringer machen. Vor Allem will ich in Ihrer Gegenwart wenigſtens flüchtig aufzeichnen, was Sie mir übergeben wollen.“

„Welch' unnütze Grauſamkeit!“ rief Lenore.

„Es ſoll nicht lange aufhalten.“ Anton riß einige Blätter aus ſeiner Brieftaſche und ſchrieb Stück für Stück auf.

„Du darfſt nicht zuſehen, Mutter, ich leide es nicht,“ drängte Lenore, ſie zog die Mutter aus dem Zimmer; dann ſetzte ſie ſich zu Anton und ſah ihm zu, wie er die einzelnen Stücke einpackte, mit Nummern verſah und zuſammen in den Koffer legte.

„Die Vorbereitungen für den Markt ſind ſchrecklich,“ klagte Lenore, „das ganze Leben der Mutter wird verkauft, an jedem Stück hängen für ſie Erinnerungen. Sehen Sie, Wohlfart, dieſen Diamantenſchmuck hat ſie von der Prinzeſſin bekommen, als ſie den Vater heirathete.“

„Es ſind prachtvolle Brillanten,“ rief Anton bewundernd.

„Dieſer Ring ſtammt von meinem Großvater, und das hier ſind Geſchenke meines armen Papa's. — Ach, kein Mann verſteht, wie lieb uns dieſe Schmuckſachen ſind. Es war jedesmal ein Feſttag auch für mich, wenn Mama die Brillanten trug. — Jetzt kommen wir zu meinen Habſeligkeiten, ſie ſind nicht viel werth. Ob dieſes Armband gutes Gold ſeyn mag?“ Sie hielt ihm ihre Hand hin.

„Ich weiß es nicht.“

„Wir wollen es doch zu dem Uebrigen thun,“ ſagte Lenore, ſtreifte den Goldreif vom Arm und legte ihn auf den Tiſch. „Ja, Sie ſind ein guter Menſch, Wohlfart," fuhr ſie fort und ſah ihm treuherzig in die feuchten Augen; „verlaſſen nur Sie uns nicht. Der Bruder hat keine Erfahrung und iſt hülfloſer als wir. Es iſt eine furchtbare Lage auch für mich. Vor Mama mühe ich mich, gefaßt zu ſein, aber ich möchte laut ſchreien und weinen den ganzen Tag." Sie ſank in einen Stuhl und hielt ſeine Hand feſt. „Lieber Wohlfart, verlaſſen Sie uns nicht."

Anton beugte ſich über ſie und ſah in leidenſchaftlicher Bewegung auf die ſchöne Geſtalt, die ſo vertrauend aus ihren Thränen zu ihm aufſah. „Ich will Ihnen nützlich ſein, wo ich kann," ſprach er in mächtiger Aufwallung ſeines Gefühls, „ich will Ihnen nahe ſein, ſo oft Sie mich bedürfen. Sie haben eine zu gute Meinung von meinen Kenntniſſen und meiner Kraft, ich kann Ihnen weniger helfen, als Sie glauben. Was ich aber vermag, das werde ich thun, in jeder Thätigkeit und auf allen Wegen."

Mit einem warmen Druck löſten ſich ihre Hände, ein Vertrag war geſchloſſen.

Die Baronin kam in das Zimmer zurück. „Unſer Anwalt war heut Morgen bei mir. Jetzt bitte ich auch Sie um Ihren Rath. Wie der Anwalt mir mittheilt, iſt keine Ausſicht, das Familiengut dem Freiherrn zu erhalten."

„In dieſer Zeit, wo das Geld theuer und ſchwer zu haben iſt, keine," erwiederte Anton.

„Und auch Sie ſind der Meinung, daß wir Alles anwenden müſſen, um die polniſche Herrſchaft uns zu retten?"

„Ja," erwiederte Anton.

„Auch dazu wird Geld nöthig ſein. Vielleicht vermag ich durch meine Verwandten Ihnen eine, wenn auch geringe Summe zugänglich zu machen: ſie ſoll mit dieſem da" — ſie wies auf den Koffer — „ausreichen, die Koſten der erſten Einrichtung zu decken. Ich wünſche den Schmuck nicht hier zu verkaufen, auch für die Uebernahme der Geldſumme, welche ich hoffen darf, wird eine Reiſe nach der Reſidenz nöthig ſein. Der Anwalt des Freiherrn hat mit großer Achtung von Ihrer Umſicht geſprochen. Es iſt auch ſein Wunſch, der mich beſtimmt, Ihnen ein Anerbieten zu machen: Wollen Sie uns für die nächſten Jahre, wenigſtens ſo lange, bis die größten Schwierigkeiten überwunden ſind, Ihre ganze Zeit widmen? Ich habe mit meinen Kindern berathen, beide ſehen, wie ich, in Ihrer Thätigkeit die einzige Rettung. Auch der Freiherr iſt damit einverſtanden. Es frägt ſich, ob Ihre Verhältniſſe Ihnen erlauben, uns Unglücklichen Ihren dauernden Beiſtand zu gönnen. Unter welchen Bedingungen Sie dies auch thun, wir werden Ihnen dankbar ſein. Wenn Sie irgend eine Form finden, in der wir die großen Verpflichtungen, die wir gegen Sie haben, auch in Ihrer äußern Stellung ausdrücken können, ſo ſagen Sie mir das."

Anton ſtand erſtarrt. Was die Baronin von ihm forderte, war Trennung von dem Geſchäft und Trennung von ſeinem Chef und Sabine. War ihm derſelbe Gedanke ſchon früher gekommen, wenn er vor Lenore ſtand oder wenn er ſich über die Briefe des Freiherrn beugte? — Jetzt, wo das Wort ausgeſprochen wurde, erſchütterte es ihn. Er ſah auf Lenore, welche hinter der Mutter ihre Hände bittend zuſammenlegte. „Ich ſtehe in einem Verhältniß," erwiederte er endlich, „welches ich nicht ohne Einwilligung Anderer löſen darf, ich bin auf dieſen Antrag nicht vorbereitet und bitte Sie, gnädige Frau, mir Zeit zur Ueberlegung zu laſſen. Es iſt ein Schritt, der über meine Zukunft entſcheidet.“

„Ich dränge nicht,“ ſagte die Baronin, „ich bitte nur. Wie Ihre Entſcheidung auch ausfalle, unſer warmer Dank wird Ihnen bleiben; wenn Sie außer Stande ſind, unſere ſchwache Kraft zu ſtützen, ſo fürchte ich, finden wir Niemanden. Denken Sie auch daran,“ bat ſie flehend.

Mit glühenden Wangen eilte Anton über die Straße. Der bittende Blick der Edelfrau, die gerungenen Hände Lenorens winkten ihm hinaus aus dem dunkeln Comtoir in größere Freiheit, in eine ungewöhnliche Zukunft, aus deren Dunkel einzelne Bilder leuchtend vor ihm aufblitzten. Mit großem Sinn war eine Forderung an ihn geſtellt, und es zog ihn mächtig, ihr gerecht zu werden. Ein unermüdlicher, aufopfernder Helfer war den Frauen nöthig, um ſie vor dem letzten Unheil zu bewahren. Und er that ein gutes Werk, wenn er dem Drange folgte, er erfüllte eine Pflicht.

So trat er in das Haus der Handlung. Ach! was hier ſein Auge anſah, ſtreckte eine Hand aus, ihn feſtzuhalten. Er ſah in das dämmrige Waarengewölbe, in die treuen Geſichter der Hausknechte, auf die Ketten der großen Waage und über den Farbentopf des ehrlichen Pix, und empfand wieder, daß er hierher gehörte. Der Hund Sabinens küßte ſeine Hand mit feuchter Schnauze und lief hinter ihm her bis an ſein Zimmer. Sein und Finks Zimmer! Hier hatte das kindiſche Herz des verwaiſten Knaben einen Freund gefunden, gute Kameraden, eine Heimath, ein feſtes ehrenhaftes Ziel für ſein Leben. Und er ſah durch das Fenſter hinab in den Hof, auf die Winkel und Vorſprünge des mächtigen Hauſes, auf das Gitterfenſter, hinter welchem Herr Liebold am Hauptbuch ſaß, in das Comtoir, wo ſein Pult ſtand, und auf die kleine Stube, wo er arbeitete, der ihm jetzt zürnte und der jahrelang ſein väterlicher Freund geweſen war. Da fiel ſein Blick auch auf das Fenſter von Sabinens Vorrathsſtube; oft hatte ſein Auge dort einen wandernden Lichtſchimmer geſucht, der das ganze große Haus erhellte und auch Behagen in ſein Zimmer ſandte. Und ſchnell aufgerichtet ſprach er zu ſich ſelbſt: „Sie ſoll entſcheiden.“

Sabine erhob ſich überraſcht, als Anton mit ſchnellem Schritt vor ſie trat. „Es treibt mich unwiderſtehlich zu Ihnen,“ rief er. „Ich ſoll über meine Zukunft einen Entſchluß faſſen, und ich fühle mich unſicher und traue meinem Urtheil nicht mehr. Sie ſind mir immer eine gütige Freundin geweſen, vom erſten Tage meines Eintritts. Ich bin gewöhnt, auf Sie zu ſehen und an Sie zu denken bei Allem, was in dieſem Hauſe mein Herz erregt. Laſſen Sie mich auch heut aus Ihrem Munde hören, was Sie für gut halten. Mir iſt von Frau von Rothſattel der Antrag gemacht worden, als Bevollmächtigter des Freiherrn in ein feſtes Verhältniß zu ihm zu treten. Soll ich annehmen oder ſoll ich hier bleiben? Ich weiß es nicht; ſagen Sie mir, was recht iſt für mich und für Andere.“

„Nicht ich,“ ſagte Sabine zurücktretend, und ihre Wange erblich. „Ich darf nicht wagen, darüber zu entſcheiden. — Und Sie ſelbſt wollen das nicht, Wohlfart, denn Sie haben bereits entſchieden.“

Anton ſah vor ſich hin.

„Sie haben daran gedacht, dies Haus zu verlaſſen, und aus dem Gedanken iſt ein Wunſch geworden. Und ich ſoll Ihnen Recht geben und Ihren Entſchluß loben. Das wollen Sie von mir,“ fuhr ſie bitter fort. — „Das aber kann ich nicht, Wohlfart, denn ich traure, daß Sie von uns gehen.“

Sie wandte ihm den Rücken zu und ſtützte ſich auf einen Stuhl.

„O zürnen Sie mir nicht, Fräulein Sabine,“ flehte Anton, „das kann ich nicht ertragen. Ich habe in den letzten Wochen viel gelitten. Herr Schröter hat mir plötzlich ſein Wohlwollen entzogen, das ich lange für den größten Schatz meines Lebens hielt. Ich habe ſeine Kälte nicht verſchuldet. Nicht unrecht war, was ich in der letzten Zeit gethan habe, und mit ſeinem Vorwiſſen habe ich es gethan. Ich war wohl verwöhnt durch ſeine Güte, ich habe deßhalb auch ſeinen Unwillen um ſo tiefer empfunden. Und wenn ich eine Beruhigung hatte, ſo war es der Gedanke, daß Sie mich nicht verurtheilen. Seien Sie jetzt nicht kalt gegen mich, es würde mich elend machen für immer. Ich habe keine Seele auf Erden, die ich um Liebe bitten darf und um Verſtändniß für meine Zweifel. Hätte ich eine Schweſter, heut würde ich ihr Herz ſuchen. Sie wiſſen nicht, was mir, dem Einſamen, Ihr Gruß, Ihr fröhlicher Handſchlag bis heut geweſen iſt. Wenden Sie ſich nicht kalt von mir, Fräulein Sabine.“

Sabine ſchwieg lange, und von ihm abgewandt frug ſie endlich zurück: „Was zieht Sie zu den Fremden — iſt's eine frohe Hoffnung — iſt's das Mitgefühl allein? — Seien Sie ſtrenger gegen ſich ſelbſt, als ich gegen Sie bin, wenn Sie ſich darauf antworten.“

„Was mir jetzt möglich macht, von hier zu ſcheiden, weiß ich nicht. Wenn ich für die Bewegung in mir einen Namen ſuche, ſo iſt es heiße Dankbarkeit gegen Eine. — Sie war die Erſte, die freundlich zu dem wandernden Knaben ſprach, als er allein in die Welt zog. Ich habe ſie bewundert in dem ruhigen Glanz ihres vergangenen Lebens. Ich habe oft kindiſch von ihr geträumt. Es war eine Zeit, wo eine zärtliche Empfindung für ſie mein ganzes Herz erfüllte, damals glaubte ich für immer an ihr Bild gefeſſelt zu ſein. Aber die Jahre zogen ein neues Grün darüber, ich ſah die Menſchen und das Leben mit anderen Augen an. Da fand ich ſie wieder, angſtvoll, unglücklich, verzweifelt, und die Rührung in mir wurde übermächtig. Wenn ich von ihr entfernt bin, weiß ich, daß ſie mir eine Fremde iſt, und wenn ich vor ihr ſtehe, fühle ich nichts, als ihren hinreißenden Schmerz. Damals, als ich aus ihrem Kreiſe wie ein Uebelthäter ausſcheiden mußte, damals eilte ſie mir nach, und vor den Augen der ſpöttiſchen Geſellſchaft reichte ſie mir die Hand und bekannte ſich zu mir. Und jetzt kommt ſie und fordert meine Hand zur Hülfe für ihren Vater. Darf ich ſie ihr verweigern? Iſt es ein Unrecht, daß ich ſo fühle? Ich weiß es nicht, und Niemand kann es mir ſagen, Niemand, als nur Sie.“

Sabinens Haupt hatte ſich heruntergeneigt bis auf die Lehne des Seſſels. Jetzt erhob ſie ſich ſchnell, und mit thränenvollen Augen, mit einer Stimme voll Liebe und Schmerz rief ſie: „Folgen Sie der Stimme, die Sie ruft! Gehen Sie, Wohlfart, gehen Sie!“

# Viertes Buch.

## 1.

An einem kalten Octobertage fuhren zwei Männer bei dem Thorgitter der Stadt Rosmin vorüber in die Ebene, welche ſich einförmig und endlos vor ihnen ausbreitete. Anton ſaß in ſeinen Pelz gehüllt, den Hut tief auf der Stirn, neben ihm der junge Sturm im alten Reitermantel, die Soldatenmütze luſtig auf einem Ohr. Vorn hockte auf einem Strohbund der Knecht eines Ackerbürgers und peitſchte die kleinen Pferde. Der Wind fegte mit ſeinem rieſigen Beſen Sand und Strohhalme über die Stoppelfelder, die Straße war ein breiter Feldweg, ohne Gräben und Baumreihen, die Pferde wateten bald durch ausgefahrene Waſſerpfützen, bald durch tiefen Sand. Gelber Sand glänzte zwiſchen dem dürftigen Grün der Aecker überall, wo eine Feldmaus den Eingang zur ihrer Grube angelegt, oder wo der emſige Maulwurf nach Kräften gearbeitet hatte, die Ebene durch kleine Hügelketten zu unterbrechen. In den Senkungen des Bodens ſtand ſchlammiges Waſſer; an ſolchen Stellen ſtreckten die ausgehöhlten Stämme alter Weiden ihre verkrüppelten Arme in die Luft, ihre Ruthen peitſchten einander im Wind, und die welken Blätter flatterten herunter in das trübe Waſſer. Hier und da ſtand ein kleiner Buſch zwerghafter Kiefern, ein Ruheplatz für Krähen, die, durch den Wagen aufgeſcheucht, mit lautem Schrei über die Häupter der Reiſenden flogen. Kein Haus war zu ſehen an der Straße, kein Wanderer und kein Fuhrwerk.

Karl blickte zuweilen auf ſeinen ſchweigſamen Gefährten und ſagte endlich auf die Pferde zeigend: „Wie ſtruppig ihr Haar iſt und wie ſchön ihr graues Mäuſefell! Ich möchte wiſſen, wie viel Stück von dieſen Thieren auf das Pferd meines Wachtmeiſters gehen? — Als ich von meinem Vater Abſchied nahm, ſprach der Alte: „Vielleicht beſuche ich dich, Kleiner, zu Weihnachten, wenn ſie die Chriſtbäume anzünden.“ „Du wirſt's nicht im Stande ſein,“ ſagte ich. „Warum nicht?“ frug er. „Du trauſt dich in keinen Poſtwagen,“ ſagte ich. Da rief der Alte: „Oho! die Poſtwagen haben eine gute Bauart, ich traue mich ſchon.“ — Jetzt, Herr Anton, weiß ich, daß mein Vater uns niemals beſucht.“

„Warum nicht?“ frug Anton.

„Es iſt möglich, daß er bis Rosmin kommt. Zwar nicht im Wagen, aber daneben. Denn ſo lange er weiß, daß er einen oder zwei Plätze belegt hat, wird er allenfalls neben der Poſt herlaufen. Sobald er aber dieſe Pferde und dieſen Weg ſieht, kehrt er auf der Stelle um. „Soll ich in eine Gegend, wo der Sand unter den Beinen wegläuft wie Waſſer, und wo die Mäuſe im Geſchirr gehen?“ wird er ſagen, „dieſes Land iſt mir nicht feſt genug.“

„Die Pferde ſind nicht das Schlechteſte in dieſer Gegend,“

erwiederte Anton zerſtreut, „ſieh zu, auch dieſe laufen ſchnell genug."

„Ja," erwiederte Karl, „aber nicht als ordentliche Pferde, ſie werfen ihre Beine durcheinander, wie zwei Kater, die ſich in der Peterſilie balgen. Und was ſie für Schuhe haben, deutliche Gänſefüße, für dieſe Hufe iſt noch kein Eiſen erfunden."

„Wenn wir nur vorwärts kommen," entgegnete Anton, „der Wind weht kalt, und mich fröſtelt durch den Pelz."

„Der Herr Bevollmächtigte haben die letzten Nächte wenig geſchlafen," ſagte Karl ſalutirend; „die Luft bläſt hier wie über eine Tenne. Die Erde iſt in dieſer Gegend nicht rund, wie anderswo, ſondern platt, wie ein Kuchen. Gerade hier haben ſich die Leute eine Wüſtenei angelegt, wir fahren ſchon über eine Stunde, und noch iſt kein Dorf zu ſehen."

„Ja wohl, eine Wüſte," ſeufzte Anton, „hoffen wir, daß es beſſer wird."

So ging es in tiefem Schweigen weiter. Endlich hielt der Kutſcher neben einer Waſſerlache, ſpannte die Pferde los, ohne ſich um die Reiſenden zu bekümmern, und führte ſie an das Waſſer.

„Was Teufel, ſoll das heißen?" rief Karl vom Wagen ſpringend.

„Ich füttere," antwortete der Knecht mürriſch mit fremdem Accent.

„Ich bin neugierig, wie er das anfangen wird," ſprach Karl in den Wagen. „Es iſt auch nicht der Schatten eines Futterſackes zu ſehen."

Die Pferde aber bewieſen, daß ſie auch ohne Hafer zu leben wußten, ſie ſtreckten die zottigen Hälſe zum Boden und fraßen das Gras und die Blätter des Strauchwerks am Waſſerrand ab, zuweilen ſenkten ſie den Kopf bis auf die Waſſerfläche und prüften den trüben Trank. Der Knecht aber holte einen Beutel unter ſeinem Sitz hervor, ſetzte ſich in den Schutz eines Erlenſtrauchs und ſchnitt mit ſeinem Meſſer Brod und Käſe zurecht, ohne einen Blick auf ſeine Paſſagiere zu werfen.

„Höre, Ignaz oder Jacob,“ rief Karl, ihn unſanft anſtoßend, „wie lange ſoll das Frühſtück dauern?“

„Eine Stunde,“ erwiederte der Knecht kauend.

„Und wie weit iſt noch von hier nach dem Gut?“

„Zwei Stunden, vielleicht auch mehr.“

„Du wirſt nichts mit ihm ausrichten,“ ſagte Anton, „wir müſſen uns den Brauch der Landſtraße gefallen laſſen.“ Er ſtieg vom Wagen und trat zu den Pferden.

Anton iſt auf dem Wege der polniſchen Herrſchaft. Er iſt jetzt Geſchäftsführer des Freiherrn. Sorgenvolle Monate hat er verlebt. — Die Trennung von ſeinem Prinzipal und dem Hauſe war reich an bittern Empfindungen. Anton ſtand die letzte Zeit allein, auch unter ſeinen Collegen; nur der ſtille Baumann war auf ſeiner Seite, das übrige Comtoir betrachtete ihn als einen Verlorenen. Mit eiſerner Kälte hörte der Kaufmann ſeine Kündigung an, noch in der Stunde des Abſchieds lag die Hand des Chefs wie hartes Metall in der ſeinen. — Seitdem hat Anton im Auftrag der Familie einige Reiſen gemacht, nach der Reſidenz, zu Gläubigern. Jetzt ſoll er mit Karl, den er für die Wirthſchaft des Freiherrn geworben, auf dem neuen Gut eine beſſere Ordnung einrichten. Ehrenthal hatte nach dem Termin der Verſteigerung auf Grund ſeiner Vollmacht die Herrſchaft übernommen, er hatte den polniſchen Verwalter auch für den Freiherrn verpflichtet. Es war unordentlich zugegangen bei der Uebernahme, und in Rosmin wußte man, daß der Verwalter des Gutes ſeitdem zahlreiche Verkäufe und Betrügereien vorgenommen hatte. So hat Anton auch jetzt keine Ausſicht auf friedliche Tage.

„Jetzt iſt die Stunde gekommen, wo ich meinen Auftrag ausrichten ſoll,“ rief Karl und fuhr mit den Händen in das Stroh des Wagens. Er holte eine große Kapſel von lackirtem Blech hervor und trug ſie zu Anton hinunter. „Dies hat mir Fräulein Sabine für Sie mitgegeben.“ Vergnügt öffnete er den Deckel und präſentirte die Beſtandtheile eines reichlichen Frühſtücks, eine Flaſche Wein und einen ſilbernen Becher. Anton griff nach der Kapſel. „Sie hat eine ſehr ſchlaue Einrichtung,“ erklärte Karl, „Fräulein Sabine hat ſie ſo beſtellt.“ Anton betrachtete das Gefäß von allen Seiten und ſtellte es ſorgfältig auf ein weiches Grasbüſchel, dann ergriff er den Becher und ſah darauf ſeinen Namenszug gravirt und darunter die Worte: „Dein Wohl!“ Darüber vergaß er das Frühſtück und ſeine Umgebung und ſtarrte nachdenkend auf das kleine Gefäß.

„Vergeſſen Sie das Frühſtück nicht, Herr Generalbevollmächtigter,“ erinnerte Karl.

„Setze dich zu mir, mein treuer Freund,“ ſagte Anton, „iß und trink mit mir. Deine höfiſchen Poſſen gewöhne dir ab; wir werden wenig haben, was wir aber erwerben, das wollen wir brüderlich mit einander theilen. Nimm die Flaſche, wenn du kein Glas haſt.“

„Nichts über Leder," ſagte Karl, ein kleines Trinkgefäß von braunem Leder aus der Taſche ziehend. „Und was Sie ſoeben zu mir geſagt haben, das war freundlich gemeint, und ich danke Ihnen dafür. Aber Subordination muß ſein, ſchon wegen der andern Leute, und ſo wird der Herr Bevollmächtigte mir ſchon gütigſt erlauben, daß ich Ihnen zuerſt die Hand ſchüttele, und im Uebrigen Alles beim Alten bleibt. Sehen Sie nur die Pferde. Herr Anton, meiner Treu, die Racker freſſen auch Diſteln."

Wieder wurden die Pferde eingeſpannt, wieder warfen ſie ihre kurzen Beine im Sande vorwärts, und wieder ging es fort in der kahlen Gegend. Zuerſt durch eine leere Ebene, durch einen ſchlechten Kiefernwald, dann über eine Reihe von niedrigen Sandhügeln, die wie Dünen der öden Waſſerfluth über den pflanzenarmen Boden hervorragten, dann auf ſchadhafter Brücke über einen kleinen Bach. „Hier iſt das Gut," ſagte der Kutſcher ſich umdrehend, und wies mit der Peitſche auf einen Haufen dunkeler Strohdächer, welcher gerade vor ihnen ſichtbar wurde. Anton erhob ſich von ſeinem Sitz und ſuchte die Baumgruppe, in welcher das Herrenhaus liegen konnte. Er ſah nichts davon. Um das Dorf war Manche nicht zu finden, was auch die ärmlichſten Bauernhäuſer ſein Heimath ſchmückte, kein Haufe von Obſtbäumen hinter d Scheuern, kein umzäunter Garten, keine Linde auf dem Dor platz, einförmig und kahl ſtanden die ſchmutzigen Hütten n ben einander.

„Das iſt traurig," ſeufzte er ſich niederſetzend, „viel ä ger, als man uns in Rosmin geſagt."

„Das Dorf ſieht aus, wie verwünſcht," rief Ka

„die Geſpanne arbeiten nicht auf dem Felde, und weder Kühe noch Schafe ſind auf dem Stoppelland zu ſehen. Wahrſcheinlich haben die Leute hier Stallfütterung."

Der Knecht ſchlug auf die Pferde, und in unregelmäßigem Galopp fuhren ſie zwiſchen zwei Reihen von Lehmhütten durch das Dorf und hielten vor der Schenke an. Karl ſprang vom Wagen, öffnete die Schenkſtube und rief den Wirth. Ein Jude erhob ſich langſam von ſeinem Sitz am Ofen und kam an die Hausthür. „Iſt der Gensdarm von Rosmin angekommen?" frug Anton. — Er war in das Dorf gegangen. — „Wo iſt der Weg nach dem Hofe?"

Der Wirth, ein ältlicher Mann mit verſtändigem Geſicht, beſchrieb den Weg deutſch und polniſch und blieb an der Thür ſtehen, wie Karl behauptete, ganz außer ſich über den Anblick von zwei Menſchen. Der Wagen bog in einen Seitenweg ein, der auf beiden Seiten mit dicken Baumſtümpfen beſetzt war, den Ueberreſten einer gefällten Allee. Durch die Löcher des Weges, durch Schlammpfützen und über Steine raſſelte der Wagen vor einen Haufen von Lehmhütten, an denen noch die Reſte eines weißen Kalkmantels hingen. „Die Scheunen und Ställe ſind leer," rief Karl, „denn in den Dächern ſind Oeffnungen, groß genug, um mit unſerm Wagen hineinzufahren."

Anton ſprach nichts mehr, er war gefaßt auf Alles. Durch eine Lücke zwiſchen den Ställen fuhren die Reiſenden in den Wirthſchaftshof, einen großen unregelmäßigen Platz, auf drei Seiten von ſchadhaften Gebäuden umgeben, die vierte offen gegen das Feld. Dort lag ein Haufe von Trümmern, Lehm und verfaulten Balken, die Ueberreſte einer eingefallenen Scheuer. Der Hofraum war leer, von Ackergeräthen und menſchlicher Thätigkeit war nichts zu erblicken. „Wo iſt die Wohnung des Inſpectors?“ frug Anton betroffen. Der Kutſcher ſah ſich ſuchend um, endlich entſchied er ſich für ein kleines Parterregebäude mit einem Strohdach und unſaubern Fenſtern.

Bei dem Geräuſch des Wagens trat ein Mann auf die Thürſchwelle und wartete phlegmatiſch ab, bis die Reiſenden abgeſtiegen waren und dicht vor ihm ſtanden. Es war ein breitſchultriger Geſell mit einem aufgedunſenen Branntweingeſicht, in einer Jacke von zottigem Zeuge, hinter ihm ſteckte ein eben ſo zottiger Hund die Schnauze aus der Thür und knurrte die Fremden an. „Sind Sie der Inſpector dieſer Güter?“ frug Anton.

„Der bin ich,“ erwiederte der kurze Mann in gebrochenem Deutſch, ohne ſich von der Stelle zu rühren.

„Und ich bin der Bevollmächtigte des neuen Eigenthümers,“ ſagte Anton.

„Das geht mich Alles nichts an,“ grollte der zottige Mann in grobem Ton, drehte kurz um, ging in die Stube zurück und verriegelte die Thür von innen.

Anton war empört. „Schlag' das Fenſter ein und hilf mir den Schurken feſtnehmen,“ rief er ſeinem Begleiter zu. Dieſer griff kaltblütig nach einem Stück Holz, ſchlug auf die Scheiben, daß der morſche Fenſterflügel klirrend in die Stube fiel, und ſprang mit einem Satz durch die Oeffnung hinein. Anton folgte. Das Zimmer war leer, die Kammer daneben auch, von dort führte ein offenes Fenſter ins Freie, der Mann war hinausgeſprungen. „Durch's Fenſter herein und wieder hinaus, wie die Teufel,“ ſchrie Karl und ſprang dem Flüchtling nach. Anton eilte zurück um das Haus herum. Er hörte Hundegebell und ſah, wie Karl über den ungetreuen Haushalter herfiel und ihn unter dem wüthenden Gekläff des Hundes am Kragen faßte. Anton eilte zu Hülfe und hielt den Ausreißer feſt, während Karl dem Hunde einen Fußtritt gab, daß dieſer weit weg auf den Boden flog. Darauf brachten Beide den Inſpector, welcher eifrig um ſich ſchlug, um die Ecke herum in das Haus zurück.

„Fahr' zur Schenke und hole den Gensdarm und den Wirth,“ rief Anton dem Kutſcher zu, der unbekümmert um die Händel der Herren unterdeß das Gepäck der Reiſenden vom Wagen abgeladen hatte. Der Knecht fuhr gemächlich ab, der Flüchtling wurde in die Stube geführt, Karl ergriff ein altes Tuch und band ihm die Hände auf den Rücken. „Entſchuldigen Sie, Inſpector,“ ſagte er, „es iſt nur auf einige Stunden, bis der Gensdarm aus Rosmin kommt, den wir beſtellt haben.“ Unterdeß ſah ſich Anton in der Wohnung um: außer dem nothdürftigſten Hausrath und dem Bett des Mannes war nichts zu finden, weder Bücher noch Rechnungen. Es war kein Zweifel, auch die Wohnung war bereits ausgeräumt. Aus der Rocktaſche des Gefangenen ragte ein Bündel Papiere, Anton zog ſie dem Widerſtrebenden heraus, es waren Verhandlungen und Actenſtücke in polniſcher Sprache. Unterdeß kam der Knecht mit dem Schenkwirth und dem bewaffneten Polizeibeamten zurück. Der Wirth blieb verlegen an der Thür ſtehen, dem Gensdarm erklärte Anton kurz den Zuſammenhang. „Machen Sie eine Eingabe an das Amt,“ ſagte der Gensdarm, „und geben

Sie mir den Mann auf der Stelle mit. Er ſoll in Ihrem Wagen nach Rosmin fahren. Es wird am beſten ſein, wenn Sie ſich den Menſchen vom Halſe ſchaffen, denn es iſt eine ſchlechte Gegend hier, und er wird Ihnen zu Rosmin ſicherer ſein, als hier, wo er Freunde und Spießgeſellen hat." Aus der Schenke wurde nach langem Suchen ein Bogen Papier herzugebracht. Anton ſchrieb die Anzeige nieder und legte auf das Anſuchen des Polizeibeamten, der die polniſchen Schriftſtücke kopfſchüttelnd durchgeſehen hatte, dieſe bei; der Gefangene wurde auf den Wagen gehoben, der Gensdarm ſetzte ſich neben ihn und ſagte vor der Abfahrt noch zu Anton: „Ich habe mir lange gedacht, daß ſo etwas kommen würde. Sie werden mich vielleicht noch öfter in dieſen Tagen brauchen." So fuhr der Wagen aus dem Hofe, und ſo verlief die Uebernahme des Gutes durch Anton. Er war ausgeſetzt, wie auf einer wüſten Inſel. Seine Lederkoffer und Reiſebedürfniſſe ſtanden im Freien an einer Lehmwand, der Schenkwirth des polniſchen Dorfes war der einzige Menſch, der ihnen Auskunft geben konnte und Rath ſchaffen in der unbehaglichen Lage.

Jetzt, da der Inſpector entfernt war, wurde der Wirth geſprächig, er zeigte guten Willen und erbot ſich demüthig zu allen Dienſten. Eine lange Unterredung begann. Das Reſultat war ungefähr ſo, wie Anton nach den Warnungen des Juſtizcommiſſars Walther und der Beamten zu Rosmin gefürchtet hatte. Der abgeführte Verwalter hatte in den letzten Wochen noch nach Kräften gearbeitet, das Inventarium zu verwüſten; er war ſicher geworden durch ein Gerücht, das aus der Stadt in die Dörfer gedrungen war, auch der neue Beſitzer werde die Güter nicht übernehmen. Endlich ſchloß Anton die Verhandlung mit den Worten: „Was jener ſchlechte Mann veruntreut hat, darüber wird er Rechenſchaft ablegen; unſere nächſte Sorge iſt, feſtzuhalten, was auf den Gütern noch vorhanden iſt. Ihr müßt heut unſern Führer machen.“

So durchſuchten ſie den menſchenleeren Hofraum. — Vier Pferde mit zwei Knechten — ſie waren in das Holz gefahren — wenige ſchadhafte Pflüge, ein Paar Eggen, zwei Leiterwagen, eine Britſchka, ein Keller mit Kartoffeln, einige Wiſpel Hafer, wenig Stroh — die Aufzeichnung nahm keinen großen Raum in Anſpruch; die Gebäude waren ſämmtlich ſchadhaft, nicht durch hohes Alter, ſondern durch die Gleichgültigkeit der Menſchen, welche das Eindringen der Elemente ſeit Jahren nicht verhindert hatten.

„Wo ſteht das Wohnhaus?“ frug Anton. Der Wirth führte aus dem Hofraum auf den Anger, eine weite Fläche, welche allmählig zu dem Ufer des Baches abfiel. Es war eine große Viehtrift. Die Rinder und Schafe hatten Löcher ausgetreten, die Rüſſel begehrlicher Schweine hatten den Boden aufgewühlt, graue Maulwurfshügel und üppige Grasbüſchel erhoben ſich auf dem Grund. Der Wirth ſtreckte die Hand aus: „Dort iſt das Schloß. Dies Schloß iſt berühmt in der ganzen Umgegend,“ fügte er mit Bewunderung hinzu, „ein ſolches ſteinernes Haus hat kein Edelmann im Kreiſe. Die Herren im Lande wohnen hier alle in Lehm und Holz. Auch der reichſte, der von Tarow, hat nur ein niedriges Haus.“

Etwa dreihundert Schritt von der letzten Scheuer erhob ſich ein mächtiger Bau von rohen Backſteinen, mit ſchwarzem Schieferdach und einem dicken runden Thurm. Das finſtere Mauerwerk auf dem Weideland ohne Bäume, ohne eine Spur von Leben, ſtand unter dem grauen Wolkenhimmel wie eine geſpenſtige Feſtung, welche ein häßlicher Geiſt aus den Tiefen der Erde gehoben hat, um von ihr aus das grüne Leben der Landſchaft zu vernichten.

Die Männer traten näher heran. Das Schloß war zur Ruine geworden, bevor die erbauenden Handwerker ihre Arbeit vollendet hatten. Seit uralter Zeit hatte an dieſer Stelle der unförmliche Thurm geſtanden, er war aus großen Feldſteinen gemauert, mit kleinen Fenſtern und Zuglöchern. Die alten Herren der Landſchaft hatten von ſeiner Höhe auf die Wipfel der Bäume geſehen, welche damals wohl noch weiter in die Ebene hineinreichten; ſie hatten von dort aus als ſtrenge Herren mit den Leibeigenen geſchaltet, die vor ihren Füßen das Land bauten und für ſie arbeiteten und ſtarben. Mancher Sarmatenpfeil war durch die kleinen Fenſter auf den anſprengenden Feind herabgeflogen, und manches anſtürmende Tartarenpferd war zurückgeprallt vor der feindlichen Steinmauer. An dieſen grauen Thurm hatte vor vielen Jahren ein Despot der Landſchaft die Mauern eines frommen Kloſters zur Buße für begangene Sünden aufgebaut. Aber das Kloſter war niemals fertig geworden, und lange hatten die Mauern zwecklos dageſtanden, bis der verſtorbene Graf ſie zu einem Herrenhaus für ſein Geſchlecht ausbaute. Er wollte einen Prachtbau aufführen, wie die Umgegend keinen anderen kannte

Die Front des Hauſes war ſo an den Thurm gemauert, daß er in ihrer Mitte ſtand, und aus der geraden Linie im

Halbkreis vorſprang, zwei Flügel des neuen Baues gingen auf den Bach hin. Es war die Abſicht geweſen, eine hohe Rampe vor dem Schloß aufzuführen, der Haupteingang war in den Thurm eingeſchlagen und ausgewölbt worden, aber die Rampe war nicht aufgeſchüttet, und die ſteinerne Schwelle der Hausthür lag weit über Manneshöhe in der Thurmmauer, ohne Leiter nicht zu betreten. Keine Thür verſchloß die große Oeffnung. Die Fenſterlöcher des untern Stocks wieſen noch die rohe Mauer, ſie waren mit Bretern nothdürftig verſchlagen, im obern Stock waren einzelne Fenſter mit künſtlichen Rahmen von gedrehtem Holz verziert, und große Scheiben hatte man eingefugt, aber wieder zerſchlagen. In andern Fenſterlöchern hingen Nothrahmen aus rohem Kiefernholz mit kleinen trüben Glasaugen. Auf der Zinne des Thurms ſaß eine Geſellſchaft Dohlen und blickte verwundert herab auf die fremden Männer, zuweilen flog eine mit lautem Schrei auf und ließ ſich an einer andern Stelle des Daches nieder, um wieder auf die Unwillkommenen herabzuſtarren.

„Ein Haus für Krähen und Fledermäuſe, aber nicht für Menſchen,“ rief Anton; „noch ſehe ich keinen Zugang zu dieſem Räuberſchloß.“ Der Wirth führte um das Gebäude
Auf der hintern Seite, wo zwei Flügel die Form
feiſens bildeten, waren niedrige Eingänge zum Erd-
und den Kellern, dort unten waren Ställe, große ge-
kochräume und kleine Zellen für die unfreien Diener.
m Anger aber lief eine Holztreppe hinauf in das
Stockwerk. Knarrend bewegte ſich die Thür in ihren
, ein ſchmaler Gang führte durch den Seitenflügel in
me des Vorderhauſes. Dort war Alles in großen

Verhältniſſen angelegt und auf eine reiche Ausſtattung berechnet. Die runde Vorhalle, ein Gewölbe des alten Thurms, war mit bunten Marmorſtücken moſaikartig gepflaſtert, aus ihr ſah man durch die große Thüröffnung hinaus in das Freie. Eine breite Treppe, wie für ein Königsſchloß, führte in den obern Stock. Hier wölbte ſich eine zweite runde Halle mit kleinen Fenſterlöchern, das zweite Stockwerk des Thurms. Zu ihren beiden Seiten lag die Reihe der Zimmer. Ueberall hohe wüſte Räume, ſchwere eichene Flügelthüren und ſchmutzige Kalkwände; die Decken waren aus dicken Fichtenſtämmen gezimmert, die im Schachbret in einander gefügt waren, in einigen Stuben ſtanden ungeheure grüne Kachelöfen, in andern fehlten die Oefen ganz, in einigen war der Fußboden kunſtvolles Täfelwerk, in andern knorrige Kieferbreter; ein großer Saal mit zwei rieſigen Kaminen für Klafterſcheite hatte eine Nothdecke von alten Latten. Das Schloß war angelegt für einen wilden aſiatiſchen Hofhalt, für Tapeten von Leder und Seide aus Frankreich, für koſtbare Holzbekleidung aus England, für maſſives Silbergeräth aus deutſchen Bergwerken, für einen ſtolzen Herrn, für zahlreiche Gäſte und für eine Schaar leibeigener Knechte, welche die Hallen und Vorzimmer anfüllen ſollten. Der Erbauer des Schloſſes hatte an das reichliche Leben ſeiner wilden Ahnherren gedacht, als er den Bau aufführen ließ, er hatte dafür Hunderte von Stämmen aus ſeinem Walde niedergeſchlagen, und ſeine Leibeigenen hatten mit ihren Beinen und Händen viele Tauſend Ziegel geknetet, aber die Zeit, die unerbittliche, hatte ihren Finger aufgehoben gegen ſeine Pläne, und nichts war lebendig geworden, was er gehofft hatte. Er ſelbſt war verdorben und geſtorben während des Baues, und ſein Sohn, ein Kind der Fremde, hatte den Untergang ſeines Erbe im fernen Lande, ſo ſehr als einem Un- 6 ſinnigen möglich, beeilt. Jetzt ſtanden die Mauern des Slavenſchloſſes mit geöffneten Thüren und Fenſtern, aber kein Gaſtfreund ſprach im Eintreten dem Hauſe ſeinen Glückwunſch, nur wildes Geflügel flog aus und ein, und der Marder ſchlich neugierig über die Balkenlage. Nutzlos und häßlich ſtanden die Mauern, ſie drohten zu zerbröckeln und zu zerfallen wie das Geſchlecht, das hier gehauſt hatte.

Anton ging mit ſchnellen Schritten aus einem Zimmer in das andere, vergebens hoffte er einen Raum zu finden, in dem er ſich die beiden Frauen denken konnte, welche auf dieſe Wohnung wie auf ein letztes Aſyl hofften. Er öffnete eine Thür nach der andern, er ſtieg über die kniſternden Treppen in die Höhe und wieder herunter, er ſtörte die Vögel auf, welche durch die Oeffnungen eingedrungen waren und noch an den Neſtern des letzten Sommers hingen, aber er fand nichts, als unwohnliche Räume mit ſchmutzigen Kalkwänden oder rohen Mauern, überall Zugluft, klaffende Thüren, verblindete Fenſter. In dem großen Saale war etwas Hafer aufgeſchüttet; einige Zimmer des Oberſtocks mochten früher zum nothdürftigen Aufenthalt für Menſchen gedient haben, ſchlechte Stühle und ein roher Tiſch war Alles, was ſich von Möbeln vorfand.

Endlich betrat Anton die verfallene Treppe des Thurmes und ſtieg auf die Plattform. Dort ſah er über den Mauerrand in die Tiefe und hinaus in die Ebene. Zu ſeiner linken Seite ſank die Sonne hinter grauen Wolkenmaſſen hinab in den dunkeln Schatten der Nadelwälder; zur rechten Seite lag das unregelmäßige Viereck des Wirthſchaftshofes, dahinter an der Landſtraße die unſchönen Hütten des Dorfes, in ſeinem Rücken der Bach, der von der untergehenden Sonne her nach dem Dorf zu floß, und an ſeinen Ufern einen Streifen Wieſenland zeigte. Um die Wieſen und den Anger lagen die Ackerſtücke wie in todter Ruhe, ein unreines Grün war auf den meiſten aufgeſchoſſen, nur wenige zeigten die braunen Schollen, die Zeichen neuer Cultur. Auf dem Ackerboden erhoben ſich hier und da wilde Birnbäume, die Freude des polniſchen Landmanns, ſtarke Stämme mit einer mächtigen Krone; unter jedem war eine Inſel von Gras- und Pflanzenbüſcheln, buntgefärbt durch das abgefallene Laub. Die wilden Bäume allein, die Wohnungen zahlloſer Vögel, unterbrachen die einförmige Fläche, ſie und am Rande des Geſichtskreiſes der dunkle Wald. Denn hinter Wieſe und Feld und hinter dem gelben Sande umſchloß einförmiges Nadelholz die Ausſicht. Der Himmel grau, der Boden mißfarbig, die Bäume und Sträucher am Bach ohne Grün, und der Wald mit ſeinen Vorſprüngen und Buchten einem Walle gleich, welcher dieſen Erdfleck abſchied von allen Menſchen, von aller Bildung, von jeder Freude und Schönheit des Lebens.

Antons Herz wurde ſchwer. „Arme Lenore, Ihr armen Leute!“ ſeufzte er laut und faltete traurig die Hände. „Es ſieht hier abſcheulich aus, aber das läßt ſich beſſern. Wer Geld und Geſchmack hat, der Menſch kann Alles. Man kann dies Haus ausbauen und ſchmücken, ohne ungewöhnliche Koſten, Vorhänge, Teppiche, einige hundert Fuß Goldleiſten, der Tapezierer und Maler würden es in ein ſtattliches

Schloß verwandeln. Leicht wäre der Anger geebnet, mit feinem Gras beſäet, einige Blumenbeete von leuchtenden Farben hineingeſetzt, dahinter eine Anzahl Büſche gepflanzt, die Hütten des Dorfes durch Baumlaub verſteckt. Und käme dann zu Haus und Park das Gefühl der Kraft und Thätigkeit dann könnte auch dieſe Landſchaft, die troſtloſeſte und ödeſte, ein heiteres Bild werden. Es iſt nichts dazu nöthig, als Capital, Menſchenkraft und ein geordneter Sinn. Wie aber will der Freiherr dieſe Güter finden? Die behagliche Einrichtung dieſes Hauſes ſollte die Blüthe eines thätigen und erfolgreichen Lebens ſein, und das Leben des Hausherrn iſt zerbrochen, ſie kann mit Verſtand nur geſchehen aus den Ueberſchüſſen, welche dieſes Gut ſeinem Herrn bereitwillig gewährt, und Tauſende von Thalern werden nöthig ſein, um in dieſer Unordnung die Anfänge eines neuen Lebens zu ſchaffen, und Jahre werden vergehen, bevor der Boden mehr trägt, als die Wirthſchaftskoſten oder dürftige Intereſſen des angelegten Capitals.“

Unterdeß betrachtete Karl zwei Zimmer des Oberſtocks mit Kennerblicken. „Dieſe beiden gefallen mir vor allen andern,“ ſagte er zu dem Wirth. „Sie haben gekalkte Wände, ſie haben Fußböden, ſie haben Oefen, ja ſie haben ſogar Fenſter. Zwar ſind die Scheiben ſchadhaft, aber bis der Glaſer kommt, iſt dickes Papier nicht zu verachten. Hier richten wir uns ein. Könnt Ihr mir etwas holen, was mit Beſen und Scheuerlappen umzugehen weiß? Gut, Ihr könnt's; und hört, ſucht einige Bogen Papier zurecht, einen Leimtiegel führe ich mit mir. Wir wollen auf der Stelle Holz holen, dann will ich einheizen, Leim kochen, Papierfenſter einſetzen und Ritze verkleben. Vor Allem aber helft mir unſer Gepäck vom Hofe herſchaffen. Raſch vorwärts.“

Er riß durch ſeinen Eifer den Wirth fort, das Gepäck wurde in die Stube getragen, Karl packte eine Kiſte mit allerlei Handwerkszeug aus, und der Wirth lief nach der Schenke, ſeine Magd zu rufen.

Unterdeß trabten auf der Landſtraße einige Reiter dem Hofe zu, ſtattliche Männer in Herrentracht; ſie hielten vor der Wohnung des Beamten. Einer von ihnen ſtieg ab und pochte heftig an die verſchloſſene Thür. Anton rief ſeinen Gefährten, Karl eilte über den Anger den Fremden entgegen. Die Reiter galoppirten heran. „Guten Tag,“ rief der eine in ſorgfältigem Deutſch, „iſt der Inſpector zu Haus?“

„Wo iſt der Oekonom? wo iſt Bratzky?“ riefen die Andern, ungeduldig wie ihre flüchtigen Pferde.

„Wenn Sie den frühern Inſpector dieſes Gutes meinen,“ erwiederte Karl trocken, „ſo wird er Ihnen nicht entlaufen, obgleich Sie ihn hier nicht vorfinden.“

„Was ſoll das?“ frug der erſte Reiter und ritt näher an Karl heran. „Ich erſuche Sie um Auskunft.“

„Wollen Sie Herrn Bratzky ſprechen, ſo müſſen Sie ſich nach der Stadt bemühen, er ſitzt im Stock.“

Die Pferde bäumten, die Reiter drängten ſich näher an Karl heran, lebhafte Ausrufe in polniſcher Sprache flogen von allen Lippen. „Im Stock? Weßhalb?“

„Fragen Sie meinen Herrn,“ erwiederte Karl und wies auf die Thür des Thurms, in welche Anton getreten war.

„Habe ich das Vergnügen, den neuen Eigenthümer des Gutes vor mir zu ſehen?“ frug der Reiter ſich dem Thurme nähernd hinauf und lüftete ſeinen Hut. Anton ſah erſtaunt auf den Fremden herunter, Stimme und Geſicht erinnerten ihn an einen Herrn mit weißen Glacéhandſchuhen, der in kritiſcher Zeit einen unangenehmen Eifer gezeigt hatte, Standrecht über Anton zu halten. „Ich bin der Geſchäftsführer des Freiherrn von Rothſattel,“ entgegnete er. Das Pferd des Reiters that zwei Sprünge zurück, der Reiter wandte ſich ſchnell ab und ſprach einige Worte zu ſeinen Begleitern. Darauf rief ein älterer Mann mit einem ſchlauen Fuchsgeſicht: „Wir wollten in einer Privatangelegenheit den bisherigen Inſpector des Gutes ſprechen. Wir erfahren, daß derſelbe in Haft iſt, und bitten Sie, uns zu ſagen, weßhalb.“

„Er hat ſich durch die Flucht der Uebergabe der Güter an mich entziehen wollen. Es iſt Verdacht, daß er unredlich gehandelt hat.“

„Sind ſeine Sachen mit Beſchlag belegt?“ frug der Reiter wieder hinauf.

„Weßhalb thun Sie dieſe Frage?“ frug Anton zurück.

„Um Vergebung,“ entgegnete der Andere, „der Mann hatte durch Zufall Acten, welche mir gehören, in ſeiner Wohnung, es könnte mich in Verlegenheit ſetzen, wenn mir die Dispoſition darüber entzogen würde.“

„Seine Effecten ſind mit ihm nach der Stadt geſchafft worden,“ erwiederte Anton. Wieder fuhren die Pferde der Reiter durcheinander, eine leiſe Unterredung entſtand, dann ſtoben die Fremden mit kurzem Gruß in geſtrecktem Galopp zurück nach dem Dorfe, dort hielten ſie einen Augenblick vor der Schenke und verſchwanden endlich auf dem Fahrweg hinter dem Walde.

„Was wollten die, Herr Wohlfart?“ frug Karl. „Das war ein Beſuch im Sturmwind.“

„Ja wohl,“ erwiederte Anton, „auch ich habe Grund, ihn für auffallend zu halten. Wenn ich nicht irre, habe ich einen der Herren bereits in ganz anderer Umgebung geſehen. Wahrſcheinlich hat dieſer Herr Bratzky ſich Freunde zu erwerben gewußt durch ungerechten Mammon.“

Der Abend hüllte Schloß und Wald in ſeine grauen Decken. Die Knechte kehrten mit den Pferden aus dem Walde zurück, Karl führte ſie vor Antons Augen, hielt ihnen in polniſcher Sprache eine kurze Rede und nahm ſie für den neuen Herrn in Pflicht. Dann kam noch der Wirth zum Rechten ſehen, er brachte Waſſer und eine Tracht Holz und ſagte zu Anton: „Ich bitte den gnädigen Herrn, vorſichtig zu ſein in der Nacht, die Bauern ſitzen in der Schenke und raiſonniren über Ihre Ankunft, es ſind ſchlechte Leute darunter; ich traue nicht, daß nicht einer zur Nacht einen Schwefelfaden in das Stroh ſteckt und Ihnen den Hof abbrennt.“

„Ich traue, es thut's keiner,“ entgegnete Karl, einen neuen Holzblock in den Ofen werfend. „Es bläſt ein hübſcher Wind gerade auf das Dorf zu. 'S wird Niemand ein Narr ſein und ſich ſelbſt die volle Scheuer in Brand ſtecken. Wir wollen dafür ſorgen, daß derſelbe Weſtwind von heut ab immer weht, ſo lange wir hier ſind. Sagt das Euren Leuten. — Habt Ihr mir die beiden Kartoffeln mitgebracht?“

Anton beſtellte den Wirth zum nächſten Morgen, und die beiden Gefährten waren allein in dem öden Hauſe.

„Auf das Anlegen dürfen Sie nichts geben, Herr Anton,“ fuhr Karl fort, „es iſt überall in der Welt die Unart betrunkener Schlingel, mit Feuer zu drohen. — Und zuletzt — mit Reſpect zu ſagen — wär's auch noch kein großer Schade. — Jetzt, Herr Anton, ſind wir unter uns, jetzt ſieht man ſo wenig als möglich von dieſer polniſchen Wirthſchaft, jetzt fängt's an und wird gemüthlich."

„Du haſt Recht," ſagte Anton und ſchob ſich einen Schemel zum Ofen.

In den grünen Kacheln kniſterte das Holz, und der rothe Schein der Flamme verſuchte auf dem Fußboden einen feurigen Teppich zu malen und ſtreifige Lichter und Schatten durch die ganze Stube zu ziehen.

„Die Wärme thut wohl," ſagte Anton, „aber riechſt du keinen Rauch?"

„Natürlich," erwiederte Karl, welcher vor dem Ofenloch mit ſeinem Meſſer runde Löcher in die Kartoffeln bohrte. „Gerade die beſten Oefen rauchen am Anfange des Winters am kräftigſten, bis ſie ſich wieder an ihre Arbeit gewöhnen. Und vollends dieſer grüne Dickkopf hier hat vielleicht ſeit einem Menſchenalter kein Feuer geſehen; es iſt in der Ordnung, daß er nicht ſogleich in Zug kommt. Bitte, ſchneiden Sie ein Stück Brod ab und ſtreichen Sie hier den Riß zu, ich verfertige unſere Leuchter." Er holte ein großes Packet Lichter hervor, ſteckte in jede Kartoffel ein Licht, ſchnitt die halbe untere Rundung ab und ſtellte ſie auf den Tiſch, dann ſetzte er die Blechbüchſe auf. „Die iſt unerſchöpflich," ſagte er, „ſie hält noch übermorgen Mittag vor."

„Gewiß," ſtimmte Anton vergnügt bei. „Ich habe einen merkwürdigen Appetit. Und jetzt laß uns überlegen, wie wir unſere Wirthſchaft einrichten. Was wir von Hausrath nicht entbehren können, holen wir aus der Stadt, ich will ſogleich ein Verzeichniß machen. Das eine Licht löſchen wir wieder aus, wir müſſen ſparen.“

So verging der Abend unter guten Plänen, Karl machte die Entdeckung, daß er aus Kiſten und Bretern einen Theil der Möbel in wenig Stunden zuſammenſchlagen konnte. Und luſtig klang zuweilen das Lachen der Genoſſen in den Wänden des Staroſtenhauſes wieder. Endlich rieth Anton, zu Bett zu gehen. Sie ſchüttelten ihr Lager aus Stroh und Heu zurecht, ſchnallten die Mantelſäcke auf und holten ihre Matratzenſtücke und Decken hervor. Karl befeſtigte ein Schraubenſchloß aus ſeinem Kaſten an der Stubenthür, unterſuchte die Ladung des Karabiners, ergriff ſeine Kartoffel und ſagte ſalutirend: „Wann befehlen der Herr Generalbevollmächtigte morgen geweckt zu werden?“

„Du guter Junge,“ rief Anton, die Hand von ſeinem Lager nach ihm ausſtreckend.

So ging Karl in das Nebenzimmer, das er für ſich ausgeſucht hatte. Kurz darauf verlöſchten die beiden Lichter, der erſte Schimmer des Lebens, welcher in dem verlaſſenen Hauſe wieder aufgeglüht war. In dem Ofen knackten noch lange die kleinen Kobolde des Hauſes über dem neuen Feuer, ſie ſummten in dem Rauchfang, ſie klopften an Thüren und Fenſter, erſtaunt über das Treiben der fremden Männer. Endlich fuhren ſie zuſammen in eine Ecke des alten Thurmes und fingen an, ſich zu ſtreiten, ob die Flamme, die heut Abend angezündet war, von jetzt ab fortbrennen würde, und ob aus den Fenſtern von jetzt ab alle Tage ein fröhliches Licht hinausfallen würde auf den Anger, die Felder, den Wald.

Und während ſie zweifelten, ob das Neue ſtark genug ſei, ſich zu erhalten, trieb der Rauch die Fledermäuſe aus ihrer Wohnung im Schornſtein, daß ſie ſchlaftrunken um die Zinnen des Thurms flatterten: und die Käuze im Mauerritz ſchüttelten ihren dicken Kopf und ſtöhnten über die neue Zeit.

## 2.

Wer immer in den gebahnten Wegen des Lebens fortgegangen iſt, begrenzt durch das Geſetz, beſtimmt durch Ordnung, Sitte und Form, welche in ſeiner Heimath als tauſendjährige Gewohnheit von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbt worden, und wer plötzlich als Einzelner unter Fremde geworfen wird, wo das Geſetz ſeine Rechte nur unvollkommen zu ſchützen vermag, und wo er durch eigene Kraft die Berechtigung zu leben ſich alle Tage erkämpfen muß, der erſt erkennt den Segen der heiligen Kreiſe, welche um jeden einzelnen Menſchen Tauſende der Mitlebenden bilden, die Familie, ſeine Arbeitsgenoſſen, ſein Volksſtamm, ſein Staat. Ob er in der Fremde verliere oder gewinne, er wird ein Anderer. Iſt er ein Schwächling, ſo wird er die eigene Art den fremden Gewalten opfern, in deren Bannkreis er getreten iſt. Hat er Stoff zu einem Manne, jetzt wird er einer. Doppelt theuer werden ſeiner Seele die Güter, in deren Beſitz er aufgewachſen war, vielleicht auch die Vorurtheile, die an ſeinem Leben hingen; und Manches, was er ſonſt gleichgültig angeſehen hatte, wie Luft und Sonnenſchein, das wird jetzt ſein höchſtes Gut. Erſt im Auslande lernt man den Reiz des Heimathdialekts genießen, erſt in der Fremde erkennt man, was das Vaterland iſt.

Auch Anton ſollte erproben, was er beſaß und was ihm noch fehlte.

Am nächſten Morgen begann die Beſichtigung der Bodenfläche. Die Beſitzung beſtand aus dem Hauptgut und drei Vorwerken, nur die Hälfte des Bodens ſtand unter der Pflugſchar, ein kleiner Theil lag in Wieſen, faſt die Hälfte war Wald und an dem Saume deſſelben nackter Sand. Schloß und Dorf lagen ungefähr in der Mitte der großen Lichtung, zwei Vorwerke an den entgegengeſetzten Enden gegen Morgen und Abend, beide durch Vorſprünge des Waldes verſteckt. Das dritte Vorwerk im Süden war durch den Wald ganz von dem Gute getrennt, es lehnte ſich an ein anderes polniſches Dorf, hatte einen eigenen Wirthſchaftshof und wurde ſeit alter Zeit als getrenntes Gut bearbeitet. Es umfaßte über den vierten Theil der Bodenfläche, hatte eine Brennerei und war ſeit einigen Jahren in Pacht des Branntweinbrenners, eines wohlhabenden Mannes. Der Contract des Pächters war durch Ehrenthal auf einige Jahre verlängert worden, der Pachtzins war niedrig und mehr zum Vortheil des Arrendators als der Gutsherrſchaft feſtgeſetzt. Doch war dies Pachtverhältniß gegenwärtig ein Glück für das Gut, weil es von einem Theil deſſelben Einkünfte gewährte. Der verwüſtete Wald ſtand unter einem Förſter.

Der erſte Gang durch die Flur des Hauptgutes war ſo unerfreulich als möglich; die Felder waren für die Winterfrucht faſt ohne Ausnahme nicht beſtellt, und wo ein kleiner Theil die Spuren der Pflugſchar zeigte, da war ſie durch die Bewohner des Dorfes hingetragen worden, welche das herrenloſe Gut als ihre Beute betrachteten und die fremden Anſiedler mürriſch und mit verhaltenem Grimme anſtarrten. Seit Jahren hatten ſie keine Hand- und Spanndienſte geleiſtet, und der Schulz, den Anton herbeirufen ließ, erklärte trotzig, die Gemeinde werde ſich nicht gefallen laſſen, daß die alte Zeit wiederkehre. Er gab vor, kein Wort Deutſch zu verſtehen, auch Karls Beredtſamkeit vermochte nur unbehülfliche Reden aus ihm herauszubringen. Der Ackerboden ſelbſt, vernachläſſigt und durch Unkräuter entſtellt, war in vielen Feldſtücken beſſer, als Anton erwartet hatte, und der Schenkwirth rühmte ſeine Erträge; nur in der Nähe des Waldes erwies er ſich als dürftig, auf manchen Stücken gar nicht für Fruchtbau geeignet.

„Das wird ein ernſter Tag,“ ſagte Anton, ſeine Brieftaſche einſteckend. „Laß die Britſchka anſpannen, wir fahren zu den Kühen.“

Das Vorwerk, auf welchem das Rindvieh einquartiert war, lag gegen Abend, eine halbe Stunde vom Schloſſe entfernt. Ein erbärmlicher Stall, daran die Wohnung eines Knechtes, das war Alles. Die Rinderheerde und zwei Paar Zugochſen waren dem Großknecht übergeben, er hauſte dort mit ſeiner Frau und einem ſchwachſinnigen Hirten. Die Leute verſtanden nur wenig Deutſch und flößten kein Zutrauen ein; die Frau war eine unſaubere Dame ohne Schuhe und Strümpfe, deren Milchſchüſſeln die reinigende Macht des Waſſers wohl ſelten erfahren hatten. Der Knecht und zuweilen der Hirt pflügten mit den Ochſen, wo ihnen gerade gut ſchien, die Heerde weidete auf den ungebauten Aeckern um das Vorwerk. „Hier iſt Arbeit für dich,“ ſagte Anton, „unterſuche die Heerde und was du etwa von Winterfutter findeſt. Ich notire die Gebäude und das Geräth.“ Karl berichtete: „Vier und zwanzig Milchkühe, halb ſoviel Jungvieh und ein alter Stier: höchſtens ein Dutzend Kühe ſind brauchbar, die andern unnütze Grasfreſſer. Das Ganze iſt ſchlechte Race: es ſind früher einmal fremde Kühe, wahrſcheinlich ſchweizer, hierhergeſchafft worden, und ein Zuchtſtier, der für den hieſigen Schlag viel zu groß war, ſo ſind häßliche Miſchlinge entſtanden. Die beſten Stücke ſind offenbar ausgetauſcht, denn einiges elende Landvieh läuft in der Heerde, das ſich apart zuſammenhält, es kann noch nicht lange bei den andern ſein. Von Futter iſt etwas Heu für den Winter, und einige Schock Haferſtroh da, Streu fehlt ganz."

„Die Gebäude ſind troſtlos," rief Anton. „Fahr', Kutſcher, nach der Brennerei. — Ich habe den Pachtvertrag genau durchgeſehen und bin dort noch am beſten orientirt."

Der Wagen rollte auf einer ſchlechten Brücke über den Bach, dann über Aecker und über eine kahle Sandfläche, ſpärlich mit Wolfsmilch und Sandgras bewachſen, in deren Wurzeln zuweilen das Samenkorn einer Kiefer gekeimt hatte und als krummer Strauch ſeine Aeſte über den Sand legte. Darauf kam der Wald, Büſche und Stangenholz mit weiten Zwiſchenräumen, zwiſchen denen der nackte Sand zu Tage lag, überall Wurzelſtöcke der geſchlagenen Bäume, mit Flechten und Büſcheln Haidekraut umwachſen. Schritt um Schritt wateten die Pferde durch den lockern Sand, keiner der beiden Gefährten ſprach, ungeduldig haftete ihr Blick auf jedem Baum, den ein günſtiger Zufall höher und breiter geformt hatte als die dürftigen Nachbarn.

Endlich erweiterte ſich die Ausſicht, noch ein Dutzend Kieferbäume am Wege, und wieder lag eine Ebene vor den Reiſenden, eben ſo einförmig, eben ſo mit Wald eingefaßt, wie die Ackerinſel, aus welcher ſie kamen. Vor ihnen ſtand ein Kirchdorf, ſie fuhren bei einem hölzernen Crucifix vorüber und hielten auf dem Hofe des Vorwerks. Der Pächter hatte wohl ſchon von ihrer Ankunft gehört, wahrſcheinlich war er mit den Verhältniſſen des Freiherrn beſſer bekannt, als Anton lieb war; denn er empfing ſeinen Beſuch mit einer Gönnermiene und ſteifem Nacken. Kaum daß er ſie in ein leeres Zimmer führte. Und eine ſeiner erſten Fragen war: „Glauben Sie denn, daß der Rothſattel das Gut wird behaupten können? Es iſt viel daran zu thun, und wie ich höre, iſt der Mann nicht im Stande, Capitalien hineinzuſtecken.“

Die anmaßende Kälte erbitterte Anton, aber er erwiederte mit der zähen Ruhe, welche der Handelsverkehr dem Eingeweihten giebt: „Wenn Sie mich fragen, ob der Freiherr von Rothſattel die Herrſchaft behaupten wird, ſo erwiedere ich Ihnen, daß er dies um ſo eher im Stande ſein wird, je gewiſſenhafter ſeine Pächter und Zinsleute ihren Verpflichtungen gegen ihn nachkommen. Gegenwärtig bin ich hier, um nachzuſehen, ob Sie ſelbſt dieſe Pflichten erfüllt haben. Ich bin bevollmächtigt, Ihr Inventarium auf Grund Ihres Pachtvertrags durchzuſehen. Und wenn Ihnen an dem guten Willen des Freiherrn jetzt und in der Zukunft gelegen ſein ſollte, ſo gebe ich Ihnen den wohlmeinenden Rath, höflicher gegen ſeinen Stellvertreter zu ſein.“

„Der gute Wille des Barons iſt mir ganz gleichgültig,“ erwiederte der aufgeblaſene Pächter. „Aber da Sie von Ihrer Vollmacht reden, ſo zeigen Sie mir doch das Papier.“

„Hier iſt ſie,“ ſagte Anton, ruhig das Document aus der Taſche ziehend.

Der Arrendator ſah die Schrift ſorgfältig durch, oder gab ſich wenigſtens den Anſchein, endlich reichte er die Blätter nachläſſig zurück und ſagte grob: „Ich weiß gar nicht, ob Sie das Recht haben, jetzt durch meine Wirthſchaft zu gehen. Indeß habe ich nichts dawider. Gehen Sie und ſehen Sie an, was Sie wollen.“ Dabei ſetzte er ſeine Mütze auf und wandte ſich ab, um nach der Nebenſtube zu gehen.

Karl faßte in ſeinem Zorn einen Stuhl und ſtieß ihn auf den Boden, Anton aber vertrat mit ſchnellem Schritt dem Pächter den Weg und ſagte ihm in ruhigem Geſchäftston: „Ich laſſe Ihnen die Wahl, ob Sie uns auf der Stelle ſelbſt durch die Wirthſchaft führen wollen, oder ob ich eine Inventur durch das Gericht veranlaſſen ſoll. Das Letztere wird Ihnen Koſten verurſachen, die ich für unnütz halte. Ihre Anweſenheit iſt nothwendig, den Beſtand des Inventariums feſtzuſtellen, und deßhalb ſind Sie verpflichtet, Sie ſelbſt, uns zu begleiten. Außerdem will ich Ihnen noch andeuten, daß jedem Pächter der gute Wille des Eigenthümers nothwendig iſt, wenn er eine Verlängerung ſeiner Pacht beabſichtigt; und die Ihre geht in zwei Jahren zu Ende. Auch mir iſt es keine Freude, in Ihrer Geſellſchaft die nächſten Stunden zuzubringen, wenn Sie aber die Pflichten des Contracts und der Höflichkeit gegen mich nicht erfüllen, ſo wird der Eigenthümer Ihres Vorwerks jede contractwidrige Nachläſſigkeit, welche ſich hier findet, dazu benutzen, durch die Gerichte ſein Verhältniß zu Ihnen aufzulöſen. Jetzt haben Sie die Wahl.“

Der Pächter ſah einige Augenblicke verdutzt in das entſchloſſene Geſicht Antons und ſagte endlich: „Wenn Sie durchaus darauf beſtehen, — es war nicht ſo böſe gemeint.“ Unwillkürlich rückte er an der Mütze und ging voran in den Hof. Anton folgte und zog wieder ſeine Schreibtafel heraus. Die Beſichtigung begann. Nr. 1. Wohnhaus, das Dach defect. — Nr. 2. Kuhſtall, ein Fach der Lehmwand ausgefallen, u. ſ. w. — So ging es lange fort in unerquicklichem Betrachten und Hadern. Das geſchäftsmäßige Weſen Antons und die kriegeriſche Haltung ſeines Begleiters übten zuletzt ihre Wirkung auf den Pächter, er wurde kleinlauter und murmelte ſogar einige Entſchuldigungen.

Als Anton den Wagen heranwinkte, ſagte er dem Mann: „Ich gebe Ihnen vier Wochen Zeit, die bemerkten Uebelſtände zu beſeitigen. Nach dieſer Friſt komme ich wieder.“ Und vom Wagen aus rief Karl dem plumpen Manne zu: „Wollten Sie vielleicht die Güte haben, jetzt Ihre Mütze abzunehmen, wie ich thue, dies iſt der paſſende Augenblick. — So iſt's recht, mit der Zeit werden Sie das Ding ſchon lernen. Vorwärts, Kutſcher! — Wenn Sie wiederkommen,“ ſagte er zu Anton, „wird der Mann ſein, wie ein Ohrwurm, der aus einer Pflaume kriecht. Er iſt dick geworden auf dem Vorwerk.“

„Und das Hauptgut iſt ſchlechter geworden durch ihn,“ ſagte Anton. — „Nach dem neuen Vorwerk!“

Ein dürftiges Wohnhaus, auf der einen Seite der lange Schafſtall, auf der andern der Pferdeſtall und die Scheuer.

„Es iſt merkwürdig,“ ſagte Karl, aus der Ferne auf die Gebäude ſehend, „dieſes Dach hat keine Löcher; dort in der Ecke iſt ein Viereck von neuem Stroh eingeſetzt. Bei Gott, das Dach iſt ausgebeſſert."

„Hier iſt die letzte Hoffnung," erwiederte Anton.

Als der Wagen vorfuhr, zeigte ſich der Kopf einer jungen Frau am Fenſter, neben ihr ein blondhaariger Kinderkopf, beide fuhren ſchnell zurück.

„Dies Vorwerk iſt das Juwel des Gutes," rief Karl und ſprang über den Rand der Britſchka herunter. „Es ſind deutliche Spuren einer Düngerſtätte hier. Dort läuft ein Hahn und die Hennen hinterdrein, alle Wetter, ein regulärer Hahn mit einem Sichelſchwanz. Und hier ſteht ein Myrtenſtock am Fenſter. Hurrah! hier iſt eine Hausfrau, hier iſt Vaterland, hier ſind Deutſche."

Die Frau trat aus dem Hauſe, eine ſaubere Geſtalt, gefolgt von dem krausköpfigen Knaben, der beim Anblick der Fremden ſchleunigſt ſeine Finger in den Mund ſteckte und ſich hinter der Schürze ſeiner Mutter verbarg. Anton frug nach dem Mann. „Er kann Ihren Wagen vom Felde ſehen, er wird ſogleich hier ſein," ſagte die erröthende Frau. Sie bat die Herren in die Stube und ſtäubte mit ihrer Schürze eilig zwei Holzſtühle ab. Es war ein kleines geweißtes Zimmer, die Möbeln mit rother Oelfarbe geſtrichen, aber ſauber gewaſchen, im Kachelofen brodelte der Kaffeetopf, in der Ecke tickte eine Schwarzwälder Uhr, und auf einem kleinen Holzgeſtelle an der Wand ſtanden zwei gemalte Porzellanfiguren und einige Taſſen, darunter wohl ein Dutzend Bücher; hinter dem kleinen Wandſpiegel aber ſteckte die Fliegenklappe und eine Birkenruthe, ſorgfältig mit rothem Band umwunden. Es war der erſte behagliche Raum, den ſie auf der weiten Gutsfläche gefunden hatten.

„Ein Geſangbuch und eine Ruthe,“ ſagte Anton freundlich; „ich hoffe, Sie ſind eine brave Frau. Komm her, Blondkopf.“ Er zog den verdutzten Knaben auf ſeinen Schooß und ließ ihn auf dem Knie reiten, im Schritt, im Trab und Galopp, bis der kleine Kerl ſich entſchloß, ſeine Hände anderswo unterzubringen, als im Munde. „Er kennt das,“ ſagte die Frau erfreut, „ſein Vater macht's ihm gerade ſo, wenn er artig iſt.“

„Sie haben eine ſchwere Zeit durchgemacht,“ warf Anton hin.

„Ach, Herr,“ rief die Frau, „als wir hörten, daß eine deutſche Herrſchaft das Gut gekauft hatte, und daß wir jetzt Alles für Sie zuſammenhalten müßten, und daß Sie nächſtens kommen würden und vielleicht hierher ziehen, da haben wir uns gefreut wie Kinder. Mein Mann war den ganzen Tag wie Einer, der in der Schenke geweſen iſt, und ich habe vor Freuden geweint. Wir glaubten, daß jetzt Ordnung werden ſollte, und man will doch wiſſen, für wen man arbeitet. Mein Mann hat ernſthaft mit dem Schäfer geſprochen, — er iſt auch aus unſerer Gegend, — und die beiden Männer haben mit einander abgemacht, daß ſie es nicht leiden wollen, wenn der Inſpector noch etwas verkauft. Und daſſelbe hat mein Mann dem Inſpector geſagt. Aber Niemand iſt gekommen in vielen Wochen, wir haben alle Tage in der Schenke nachgefragt, und mein Mann iſt in Rosmin beim Gericht geweſen und hat ſich erkundigt, bis es zuletzt hieß, Sie würden gar nicht kommen, und das Gut würde wieder verkauft werden. Da, es ſind jetzt vierzehn Tage her, iſt der Inſpector mit einem fremden Fleiſcher angefahren und hat verlangt, mein Mann ſolle ihm die Hammel übergeben. Mein Mann hat ſich geweigert. Da haben ſie ihm gedroht und mit Gewalt in den Schafſtall gewollt. Und der Schäfer und mein Mann haben ſich davor geſtellt und die Beiden zurückgeworfen. Darauf ſind dieſe mit Flüchen weggefahren und haben gewettert, ſie werden ſich die Schafe doch holen. Seit der Zeit haben unſere Männer jede Nacht gewacht, dort hängt die geladene Flinte, die ſich der Vogt dazu geborgt hat; und wenn des Schäfers Hund bellte und ſich etwas im Hofe rührte, bin ich aufgefahren und habe um den Mann und das Kind eine fürchterliche Angſt gehabt. Es ſind gefährliche Menſchen hier, Herr Oberamtmann, und Sie werden das auch finden.“

„Ich hoffe, Vieles ſoll jetzt beſſer werden,“ ſagte Anton. „Ihr habt ein einſames Leben hier.“

„Es iſt wohl einſam,“ ſagte die Frau, „nach dem Dorfe kommen wir faſt gar nicht, und nur manchmal des Sonntags in die deutſchen Dörfer, wenn wir zur Kirche gehen. Aber es giebt immer im Hauſe zu ſchaffen, und,“ fuhr ſie verlegen fort, „ich will's nur gerad herausſagen, wenn es Ihnen nicht recht iſt, ſoll es auch aufhören. Ich habe einen kleinen Fleck hinter der Scheuer umgegraben, wir haben ihn eingezäunt und einen Garten daraus gemacht; da habe ich mir gezogen, was ich für die Küche brauchte, und dann,“ fuhr ſie ſtockend fort, „dann ſind auch noch die Hühner — und auch ein Dutzend Enten, und, wenn Sie nicht böſe ſein wollten, die Gänſe auf der Stoppelweide, und,“ ſie fuhr mit der Schürze an die Augen, „noch die Kuh und das Kalb.“

„Unſer Kalb,“ rief der kleine Blondkopf laut und ſchlug mit den Händen auf Antons Knie.

„Wenn Ihnen nicht recht iſt, daß ich das Vieh für mich gehalten habe,“ fuhr die Frau weinend fort, „ſo ſoll ja Alles aufhören. Lohn hat mein Mann und der Schäfer ſeit der letzten Wollſchur nicht bekommen, und was wir zum Leben gebraucht, das haben wir uns durch Verkauf ſchaffen müſſen; aber mein Mann hat Rechnung geführt über Alles, und er wird ſie Ihnen vorlegen, damit Sie ſehen, daß wir keine unehrlichen Leute ſind.“

„Ich hoffe, es wird ſich ſo ausweiſen,“ tröſtete Anton die aufgeregte Frau. „Unterdeß zeigen Sie mir Ihren Garten; wenn es möglich iſt, ſollen Sie ihn behalten.“

„Es iſt nichts mehr darin,“ ſagte die Frau entſchuldigend und führte die Gäſte zu dem eingehegten Platz, deſſen Beete ſchon in großen Schollen umgegraben waren für die Winterruhe. Sie beugte ſich nieder, und ſuchte von Blumen zuſammen, was ſie noch fand, einige Aſtern, und ihren Stolz, die Herbſtveilchen. Sie band einen Strauß und überreichte ihn Anton. „Weil Sie ein Deutſcher ſind,“ ſagte ſie dabei mit freudigem Lächeln.

Im Hofe hörte man eilige Schritte. Der Vogt kam in der Arbeitsjacke mit gerötheten Wangen heran und ſtellte ſich vor. Es war ein junger ſtattlicher Mann von verſtändigem Weſen mit einem Zutrauen erweckenden Geſicht. Anton ſagte ihm einiges Ermunternde, und im Dienſteifer eilte der Mann ins Haus und brachte ſeine Rechnungen herzu.

„Erſt betrachten wir die Wirthſchaft,“ ſagte Anton, „die Bücher nehme ich mit, Ihr kommt morgen auf das Schloß, dort beſprechen wir das Weitere.“

„Die Pferde ſind auf dem Felde,“ erklärte der Vogt, „ich ſelbſt führe den einen Pflug, bei dem andern muß Schäfers Knecht helfen. Es ſind nur vier Pferde hier, ſonſt ſtanden zwölf in dem Stall. Wir haben in dieſem Jahre wenig mehr gebaut, als unſer Deputat und Futter für das Vieh. Es fehlte an Allem.“ — Der Gang durch die Wirthſchaftsräume war doch erfreulich, die Gebäude waren in erträglicher Ordnung, und die vorhandenen Vorräthe gaben Hoffnung, die Heerde über den Winter zu erhalten. Zuletzt öffnete der Vogt mit freudigem Geſicht eine Thür im Bodenraum des Wohnhauſes und wies auf einen Haufen Erbſen. „Das Stroh haben Sie über dem Schafſtall geſehen, hier ſind die Erbſen ſelber, ich habe ſie vor dem Inſpector verſteckt, weil ich dachte, ſie gehörten Ihnen. Es war auch Eigennutz dabei,“ fuhr er ehrlich fort, „denn wir waren ſo geſtellt, daß wir nichts erhielten, und ich mußte auf etwas denken, was dieſem Vorwerk das Leben rettete, wenn der Winter keine Hülfe brachte.“

Die Frau des Vogts trat mit ihrem Knaben herzu, als die Männer aufbrachen, ihr Geſicht leuchtete vor Freude über die bevorſtehende Verbeſſerung ihrer Lage.

„Es iſt gut,“ ſagte Anton lächelnd, „ich hoffe, wir werden mit einander zurecht kommen. Und jetzt zu den Schafen. Wir gehen, kommt mit uns, Vogt.“ Der Wagen fuhr langſam über das Feld voraus, der Vogt erklärte eifrig den Zuſtand der Feldſtücke; nicht der vierte Theil des Ackers, welcher zu dem Vorwerk gehörte, war beſtellt, lange Strecken lagen ſeit Jahren als Weideland in Ruhe.

Ungeduldig eilte Karl voraus, als ſie ſich dem wolligen Volk näherten, welches gegenwärtig faſt der einzige Schatz lebender Weſen war, der dem Gute gehörte. Langſam mit breitem Schritt kam der Schäfer den Fremden entgegen, begleitet von ſeinen zwei Hunden, dem erfahrenen alten, welcher gleichen Schritt mit ſeinem Herrn hielt und eben ſo bedächtig, wie ſein Brodherr, das neue Schickſal des Gutes herankommen ſah, und von einem jungen Köter, der als Lehrling in dem ſchweren Berufe eines Schäferhundes ſich vergeblich bemühte, den Schein ruhiger Würde zu behaupten; er lief immer wieder in jugendlicher Hitze ſeinem Herrn vor und bellte die Fremden an, bis ein mißbilligendes Knurren ſeines erfahrenen Kameraden ihn zum Stillſtehn brachte. Der Schäfer nahm mit Förmlichkeit ſeinen breiten Filzhut ab und erwartete die Anrede der Fremdlinge. Als denkender Mann und Naturkundiger wußte er allerdings, wen er vor ſich ſah, aber es hätte Einem, deſſen ganzes Leben darauf gerichtet war, vorſchnelles Weſen an Schafen und Hunden zu bändigen, ſehr ſchlecht geſtanden, wenn er ſelbſt die Neugierde eines Böckleins gezeigt hätte. Der Vogt ſtellte mit einer kreisförmigen Handbewegung dem Schäfer die beiden Herren vor, und der Schäfer neigte mehrmals ſeinen Kopf in einer Weiſe, welche anzeigte, daß er die Wahrheit der ausgeſprochenen Worte vollſtändig begreife. „Eine hübſche Heerde, Schäfer,“ redete ihn Anton an.

„Fünfhundert fünf und zwanzig Stück,“ erwiederte der Schäfer, „darunter ſechs und achtzig Lämmer, dort hinten vierzig Maſthammel.“ Er ſuchte mit forſchendem Blick in der Heerde nach einem Schaf, welches die wünſchenswerthen Eigenſchaften eines Probeſtücks hatte, beugte ſich nieder, faßte das Thier mit ſchnellem Ruck an den Hinterbeinen und präſentirte die Wolle. Karl begann die Unterſuchung. Es waren große ſtarkgebaute Thiere, wie ſie zu den Verhältniſſen des Gutes paßten, und gleichmäßiger in Bau und Wolle, als ſich nach Allem hoffen ließ. „Wenn ſie Futter kriegen, geben ſie ihre Wolle,“ ſagte der Schäfer ſtolz. „Es iſt Kernwolle.“

Ein Jährling war ſo unvorſichtig, zu huſten. Der Schäfer ſah mißbilligend auf das vorlaute Thier; „die Heerde iſt ganz geſund,“ ſagte er.

„Wie lange ſeid Ihr hier im Dienſt?“ frug Anton.

„Neun Jahre,“ erwiederte der Mann. „Als ich herkam, war das Vieh, wie die Pudel in der Stadt, mit nacktem Hintertheil. Es hat Mühe gemacht, Niemand hat ſich um die Heerde bekümmert; es iſt deßwegen nicht ſchlechter gegangen. Wenn ich nur immer Erbſenſtroh gehabt hätte, und in dieſem Winter die ordinären Erbſen für die Mütter.“

„Wollen ſehn, was ſich thun läßt,“ erwiederte Anton; „es iſt knapp in der Wirthſchaft für dieſen Winter.“

„Das iſt wahr,“ ſagte der Schäfer, „aber das hier iſt ſchöne Brachweide.“

„Ich glaube gern,“ ſagte Anton lächelnd, „daß Eure Schafe nicht unzufrieden ſind. Es giebt wenig Felder hier, auf denen Euer Hund nicht zu jeder Jahreszeit gebellt hat. Mit Freuden habe ich gehört, wie brav Ihr die Heerde für

Euren neuen Herrn vertheidigt habt. Sind die Leute hier Euch oft ärgerlich geweſen?"

„Ich könnt's nicht ſagen, Herr," erwiederte der Schäfer, „die Menſchen ſind ſich überall gleich, ſie wollen nicht pariren und ſie haben keine Ueberlegung. Ich richte eher einen Hund ab für die Heerde, als einen Menſchen." Er ſtützte ſich breitſpurig auf ſeinen langen Stab und ſah mit Wohlgefallen auf ſeinen Hund herunter, der unterdeß pflichtgetreu die Heerde umbellt hatte und jetzt zu ſeinem Herrn zurückkam, um ſeine Schnauze vertraulich an den Hoſen deſſelben abzuwiſchen. „Sehen Sie dieſen Hund an! Wenn ich einen Hund zwei Jahre in der Lehre gehabt habe, ſo iſt er entweder gut, oder er iſt nicht gut. Wenn er nicht gut iſt, ſo jage ich ihn fort und ich bin fertig mit ihm; wenn er einmal gut geworden iſt, ſo kann ich mich, ſo lange er lebt, auf ihn verlaſſen, wie auf mich ſelber. Den Jungen dort bei den Hammeln habe ich drei Jahre im Dienſt, und ich kann keine Stunde dafür ſtehen, daß er nicht einen verrückten Einfall bekommt, und anſtatt meine Schafe nach rechts zu treiben, ſelber nach links läuft. Deßwegen ſage ich, es iſt auf Menſchen kein Verlaß."

„Und auf wen verlaßt Ihr Euch in dieſer Welt?" frug Anton.

„Zuerſt auf mich ſelber," ſagte der Schäfer, „denn ich kenne mich, und dann auf meinen Hund Krambow, den kenne ich auch, und außerdem noch zuletzt, wie ſich's gehört," — er winkte mit dem Kopf ein wenig nach der Höhe, dann pfiff er leiſe ſeinem Hunde, Krambow fuhr wieder im Kreiſe um die Heerde. „Und Sie," fuhr der Schäfer fort, „werden Sie hier bleiben bei dem Herrn Baron?"

„Ich denke ja,“ erwiederte Anton.

„Und darf ich fragen, als was? Inſpector und Amtmann ſind Sie nicht, denn Sie haben ſich die Hammel noch nicht angeſehen. Die Hammel müſſen fort, es iſt hohe Zeit. Alſo, darf ich fragen, was ſind Sie bei dem neuen Herrn?“

„Wenn's ein Titel ſein ſoll,“ erwiederte Anton, „ſo nennt mich Rechnungsführer.“

„Rechnungsführer,“ ſagte der Schäfer nachdenkend, „da darf ich wohl mit Ihnen über mein Deputat reden?“

„Das ſollt Ihr, Schäfer, das nächſte Mal, wenn ich Euch ſehe.“

„Es hat keine Eile,“ ſagte der Schäfer, „man will nur wiſſen, wie? In meiner Stube iſt eine Glasſcheibe zerbrochen, der Glaſer wird jetzt wohl wieder aufs Schloß kommen, da bitte ich, Herr Rechnungsführer, daß Sie an mich denken.“

Karl und der Vogt traten heran, Anton rief den Kutſcher: „Nach der Förſterei!“

„Sie wollen zum Förſter?“ frug der Vogt mit verlegener Miene.

„Er will zum Förſter!“ wiederholte der Schäfer und trat einige Schritte näher.

„Weßhalb wundert Euch das?“ frug Anton aus dem Wagen.

„Es iſt nur“ — ſagte der Vogt ſtockend, „der Förſter iſt ein wunderlicher Mann. Und wenn nicht der Herr Baron ſelbſt kommt, ſo wird er ſich nicht ergeben.“

„Wohnt er denn in einer Feſtung?“ frug Anton lachend.

„Er hat ſich eingeſchanzt,“ ſagte der Vogt, „und läßt

Niemanden in ſein Haus, er lebt auf ſeine eigenthümliche Weiſe.“

„Er iſt ein Waldmenſch,“ ſagte der Schäfer mit dem Kopfe nickend.

„Die Polniſchen ſprechen, er iſt ein Schwarzkünſtler,“ fuhr der Vogt fort.

„Er kann verſchwinden,“ rief der Schäfer.

„Glaubt Ihr das auch?“ frug Karl erfreut.

„Es giebt keine Herriche,“ ſagte der Schäfer mit ſtarker Mißbilligung dieſes Vorurtheils, „die im Dorfe halten Manchen dafür. Der Förſter iſt ein natürlicher Mann.“

„Er iſt im Grunde ein guter Mann, aber er hat ſeinen Eigenſinn,“ ſagte der Vogt.

„Ich hoffe, er wird meine Vollmacht reſpectiren,“ entgegnete Anton, „es wäre ſein Schade, wenn er es nicht thäte.“

„Es wird doch beſſer ſein, wenn ich mit dem Förſter ſpreche,“ bat der Vogt. „Wenn Sie mir erlauben wollen, mit Ihnen zu fahren, — er hat zu mir ein gutes Zutrauen.“

„Meinetwegen,“ ſchloß Anton, „nehmt die Zügel, der Knecht mag unterdeß den Pflug führen, auf dem Rückweg ſetzen wir Euch ab. Und jetzt vorwärts zu dem gefährlichen Mann.“

Der Vogt lenkte in einen Feldweg, der in den Wald zwiſchen junges Kiefernholz führte. Der Boden war wieder Sand, der Baumwuchs kümmerlich. Ueber Wurzeln und Steine ging es auf einem Seitenwege tiefer in den Wald hinein, an einem Schlage von fünfzehnjährigem Holz hörte der Fahrweg auf, der Vogt ſchlang die Zügel um einen Baumſtamm und bat die Herren, auszuſteigen. Auf ſchmalem

Fußpfade ſchritten ſie durch dickes Kiefergebüſch vorwärts, die langen Nadeln ſtreiften an ihre Kleider, die eingeſchloſſene Luft war mit kräftigem Waldgeruch angefüllt. Hinter dem jungen Holz ſenkte ſich der Boden, der Grund wurde feucht, grünes Moos hatte ſeine weichen Polſter ausgebreitet, und eine Gruppe mächtiger Föhren ſtreckte ihre dunklen Kronen hoch in die Luft. Hier lag das Förſterhaus, von den braunen Aeſten der Waldbäume überdacht, ein niedriger Holzbau von einem ſtarken Breterzaun umgeben, um deſſen Außenſeite eine dreifache Reihe junger Fichten als Hecke gepflanzt war. Ein kleiner Quell rieſelte unter dem Holz des Zauns hervor, von den Wedeln großer Farrenkräuter überdeckt fiel er murmelnd über einige Steine. Unten das ſaftige Moosgrün, darüber die Stämme hundertjähriger Bäume mit bärtigen Flechten bewachſen, und darin das Haus hinter grünendem Zaune verſteckt, das war ein Anblick, der zwiſchen Sand und Haide wohl erfreuen mußte. Nirgend war ein Weg zu ſehen, auf dem Mooſe nicht einmal die Spuren eines Fußtritts; nur das Hundegebell im Hofe verkündete, daß nicht Frau Holle oder die ſieben kleinen Zwerge in der Hütte wohnten, ſondern leibhaftige Menſchen. Die Männer gingen um den Zaun herum, bis ſie an eine ſchmale Thür kamen, die aus ſtarken Bohlen zuſammengenagelt und feſt verſchloſſen war.

„Sein Dompfaff ſitzt oben am Fenſter," ſagte der Vogt. „er iſt zu Hauſe."

„So ruft ihn an," befahl Anton.

„Er weiß längſt, daß wir hier ſind," erwiederte der Vogt und wies auf eine Reihe kleiner Oeffnungen im Zaune: „ſehen

Sie die Gucklöcher? Er beobachtet uns ſchon, aber das iſt ſeine Art ſo. Ich muß mein Zeichen geben, ſonſt wird er nicht aufmachen." Der Vogt ſteckte zwei Finger in den Mund und pfiff drei Mal, aber Alles blieb ſtill. „Er iſt tückiſch," ſagte der Vogt bekümmert. Wieder tönte ſein gellender Pfiff, bis das Gebell der Hunde in Geheul überging, und der Dompfaff am Dachfenſter mit den Flügeln um ſich ſchlug.

Endlich erklang eine rauhe Stimme von der andern Seite der Wand: „Wen zum Henker bringt Ihr mit Euch?"

„Macht auf, Förſter," rief der Vogt, „die neue Herrſchaft iſt da."

„Geht zum Teufel mit Eurer Herrſchaft," antwortete die Stimme unwillig, „ich habe die Zucht ſatt."

Der Vogt ſah beſtürzt auf Anton. „Oeffnen Sie das Thor," befahl dieſer, „es wird Ihnen nützlich ſein, wenn Sie freiwillig thun, wozu ich Sie zwingen kann."

„Zwingen?" frug die Stimme, „ſeht zu, ob Ihr mit dem fertig werdet." Der Lauf einer Doppelflinte ſchob ſich durch das Loch in der Thür und bewegte ſich gemächlich hin und her.

„Das Gewehr wird Euch nichts helfen," erwiederte Anton, „wir haben etwas bei uns, was von heut ab in dieſem Walde ſtärker ſein ſoll, als die Gewalt, und das iſt unſer Recht und das Geſetz."

„So?" frug die Stimme, „und wer ſind Sie denn?"

„Ich bin der Bevollmächtigte des neuen Gutsherrn und befehle Euch, dieſe Thür zu öffnen."

„Heißen Sie Moſes oder Levi?" rief die Stimme wieder.

„Ich will mit keinem Bevollmächtigten der Welt zu thun haben. Wer als Bevollmächtigter zu mir kommt, den halte ich für einen Spitzbuben."

„I ſo ſoll doch das Donnerwetter auf Euren harten Kopf fahren," rief Karl in tiefſter Entrüſtung. „Wie könnt Ihr Euch unterſtehen, von meinem Herrn ſo deſpectirlich zu reden, Ihr verrückter Kommißſtiefel!"

„Kommißſtiefel?" frug die Stimme, „das laſſe ich mir gefallen, das iſt das verſtändigſte Wort, welches ich ſeit langer Zeit gehört habe." Der Riegel ſchob ſich zurück, und der Förſter trat vor die Thür, die er wieder hinter ſich zuzog. Er war ein kleiner breitſchultriger Mann mit grauem Haar und einem langen grauen Bart, der ihm bis auf die Bruſt herabhing; in dem runzligen Geſicht glänzten zwei ſchlaue Augen wie Kohlen; er trug einen dicken abgeſchabten Rock, dem Sonne und Regen jede Farbe ausgeſogen hatten, hielt ſeine Doppelflinte in der Hand und blickte trotzig auf die Fremden. So glich er einem Stück Baumſtamm aus dem Walde. Endlich ſagte er: „Wer hat hier geſchimpft?"

„Ich," antwortete Karl vortretend, „und Ihr ſollt mehr erhalten, als ſchwere Worte, wenn Ihr in Eurer Inſubordination fortfahrt."

„Was tragt Ihr für eine Mütze?" frug der Alte, Karl aufmerkſam betrachtend.

„Seid Ihr ein Pilz geworden in Eurem Walde, daß Ihr die nicht kennt?" erwiederte Karl und ſchwenkte ſeine Soldatenmütze um den Kopf.

„Huſar?" frug der Alte.

„Invalide," erwiederte Karl.

Der Alte wies auf ein kleines Band an ſeinem Rocke. „Landwehr,“ ſagte er, „1813 und 1814.“

Karl griff an die Mütze und ſalutirte: „Reſpect, Alter; aber ein Grobian ſeid Ihr doch.“

„Na, Euch hört man's auch nicht an, daß Ihr Invalide ſeid,“ ſagte der Förſter. „Ihr ſeht toll genug aus, und fluchen könnt Ihr auch. Alſo Sie ſind keine Händler und keine Agenten?“ frug er zu Anton gewandt.

„So nehmt doch Vernunft an,“ rief der Vogt. „Dieſer Herr hier hat den Auftrag, das ganze Gut zu übernehmen und von jetzt ab zu verwalten, bis die Herrſchaft ſelber kommt. Es wird beſſere Zeit werden, Förſter, der Herr iſt anders, als die in der letzten Zeit hier waren. Ihr ſtürzt Euch ja ins tiefſte Unglück mit Eurem widerhaarigen Weſen.“

„So?“ ſagte der Förſter. „Um mein Unglück kümmert Euch nicht, ich werde ſchon allein damit fertig. Alſo Sie ſind ein Bevollmächtigter? In den letzten Jahren iſt alle Augenblicke ein Anderer gekommen mit einer Vollmacht. Und das will ich Ihnen ſagen,“ fuhr er zornig fort und trat einige Schritte vor, „Bücher und Rechnungen finden Sie nicht bei mir. Meine Sache ſteht ſo: Seit fünf Jahren habe ich als Förſter, der über dieſen Wald geſetzt iſt, mich mit den Vollmachten herum gezankt, jede Vollmacht hat Klaftern geſchlagen in ihre Taſche, und zuletzt ſind die Bauern gekommen aus allen Dörfern und haben ſich Holz geholt, ſo viel ſie wollten, und wenn ich ihnen mein Eiſen unter die Naſe hielt, ſo hielten ſie mir einen Spitzbubenzettel von einem Bevollmächtigten unter die Naſe, der ihnen Alles erlaubte. Ich hab' nichts mehr zu ſagen gehabt und habe hier für mich gelebt. Wild giebt's wenig; was ich geſchoſſen habe, habe ich aufgegeſſen, und Haut und Balg verkauft, denn der Menſch muß leben. Seit fünf Jahren habe ich keinen Pfennig Salar erhalten, ich habe mir's ſelbſt genommen. Alle Jahre fünfzehn Stämme von dieſen hier. So weit Sie dort die Lichtung ſehen, ſtand neunzigjähriges Holz, fünfmal fünfzehn Stämme habe ich für mich niedergeſchlagen, noch drei Winter reichen die Stämme, die hier ſtehen, auf ſo lange geht meine Rechnung. Wenn der letzte niedergeſchlagen war, dann wollte ich meine Hunde todtſchießen und mir einen ſtillen Platz im Walde ausſuchen.“ Er ſah finſter auf ſeine Flinte. „Dreißig Jahre habe ich hier gelebt, ich habe mein Weib und meine Kinder auf dem deutſchen Kirchhofe begraben; was jetzt mit mir geſchieht, bekümmert mich nicht. So weit um dieſes Haus herum der Blaff meiner Hunde reicht und meine Kugel trägt, iſt der Wald im Stande, das Andere hat den Bevollmächtigten gehört. Das iſt meine Rechnung, und jetzt machen Sie mit mir, was Sie wollen.“ Er ſtampfte in großer Aufregung den Kolben auf die Erde.

„Auf das, was Sie mir geſagt haben,“ erwiederte Anton, „werde ich Ihnen antworten in der Förſterei und in der Stube, welche von jetzt ab Ihrem Brodherrn, dem Freiherrn von Rothſattel gehört.“ Er ſchritt zu der Thür und legte die Hand an den hölzernen Riegel: „So ergreife ich Beſitz von dem Eigenthum des neuen Grundherrn.“ Er öffnete die Thür und winkte dem Förſter: „Halten Sie Ihre Hunde zurück und führen Sie uns in Ihr Zimmer, wie es ſich ſchickt.“

Der Förſter widerſprach nicht, er ging langſam voran.

rief die Hunde ab und öffnete die Klinke ſeiner Hausthür.

Anton trat mit ſeinen Begleitern in die Stube. „Und jetzt, Förſter,“ ſagte er, „da Sie uns dies Haus geöffnet haben, will ich Ihnen zur Stelle Beſcheid ſagen. Was bis zu dieſem Tage an dem Walde von Ihnen geſchehen iſt, das iſt nicht zu ändern, und darüber ſoll fortan keine Rede ſein. Von heut ab erhalten Sie wieder feſten Gehalt und Ihr Deputat, und wir werden deßhalb unter einander einen neuen Vertrag machen. Und von heute ſtelle ich den Wald des Gutes und Alles, was zur Wald- und Jagdgerechtigkeit gehört, unter Ihre Aufſicht. Ihre Pflicht iſt, von jetzt ab als braver Förſter dem Gutsherrn zu ſtehen für ſein Recht, und von dieſer Stunde an mache ich Sie dafür verantwortlich. Ich werde Sie ſchützen bei jedem geſetzlichen Thun; wo ich ſelbſt dies nicht vermag, werde ich die Hülfe des Geſetzes für uns fordern. Gegen jedes Unrecht, das an dem Walde verübt wird, werden wir ſtrenge ſein, damit die Unordnung aufhöre. Eine beſſere Zucht ſoll auf dieſen verwilderten Gütern eingeführt werden, und der neue Herr erwartet von Ihnen, daß Sie als gehorſamer und treuer Mann ihm dabei helfen. Auch das wilde Leben im Buſch, das Sie in den letzten Jahren geführt, ſoll aufhören; wir ſind Landsleute, Sie werden regelmäßig auf das Schloß kommen und über den Wald Rapport bringen, und wir werden dafür ſorgen, daß Sie ſich in Ihren alten Tagen nicht verlaſſen fühlen. Wollen Sie ehrlich Alles thun, was ich von Ihnen verlange, ſo reichen Sie mir jetzt Ihre Hand.“

Der Förſter hatte verdutzt mit abgezogener Mütze die

Rede Antons angehört, jetzt ſchlug er in die dargebotene Hand und ſagte: „Ich will.“

„Mit dieſem Handſchlag,“ fuhr Anton fort, „nehme ich Sie in Pflicht und Dienſt im Namen des Gutsherrn.“

Der Förſter hielt lange mit beiden Händen die Hand Antons feſt und rief endlich: „Wenn ich's noch erlebe, daß es auf dieſem Gut beſſer wird, ſo ſoll mich's freuen. Ich will thun, was ich kann, aber ich ſage Ihnen im Voraus, es wird harten Tanz ſetzen; durch die Verwalter und die lüderliche Wirthſchaft ſind die Gutsleute wie die Räuber geworden, und ich fürchte, meine alte Flinte wird mehr als einmal das letzte Wort ſprechen müſſen.“

„Wir werden kein Unrecht ertragen und kein Unrecht thun, den Erfolg müſſen wir abwarten,“ erwiederte Anton ernſt. „Und jetzt, Förſter, zeigen Sie uns Ihre Wohnung und machen Sie ſich zurecht, uns in den Wald zu begleiten.“ Anton durchſchritt das kleine Haus. Es war von Balken gezimmert, die Stube von innen mit Bretern verſchlagen. Durch die kleinen Fenſterſcheiben fiel das Licht trübe herein, die braune Farbe der Breterwände und die ſchwarze Balkendecke vermehrten die Dunkelheit und gaben dem Zimmer ein geheimnißvolles Ausſehen. Nur undeutlich war zu erkennen, was rundum an der Wand befeſtigt war, Geweihe, Hundehalsbänder, Jagdgeräth und ausgeſtopfte Vögel. Am Ofen ſtand ein kleiner Schrank mit Küchengeſchirr. „Ich koche mir ſelbſt,“ ſagte der Förſter; „was ich brauche, hole ich aus der Schenke.“ An den Fenſtern hingen Vogelbauer zu zweien und dreien übereinander, und das Gezwitſcher der kleinen Waldvögel, ein unaufhörliches Zanken, Locken und

Schwatzen klang wie eine heimliche Unterredung, die der Wald ſelbſt mit ſeinem alten Wächter hielt. In der Nähe des Ofens ſaß ein Rabe mit ſtruppigem Gefieder, weiße Federn ſchimmerten an ſeinem Kopf und den Flügeln und bewieſen das hohe Alter des Vogels. Er hatte ſeinen Hals zuſammengezogen und ſchien ganz in ſich verſunken, aber ſeine glänzenden Augen beobachteten jede Bewegung der Fremden. Neben der Wohnſtube war die Schlafkammer, dort hingen die Gewehre, an dem Bett war eine hölzerne Lade. Ein Gitter vor dem Fenſter verrieth, daß hier die Citadelle des Hauſes war.

„Wohin führt dieſe Thür?“ frug Anton, auf eine Fallthür im Boden deutend.

„Es iſt ein Kellerloch,“ erwiederte der Förſter zögernd.

„Iſt es gewölbt?“ frug Anton.

„Ich führe Sie wohl hinunter,“ ſagte der Förſter, „wenn Sie allein kommen wollen.“

„Erwartet uns im Hofe,“ rief Anton ſeinen Begleitern in die Stube hinein.

Der Förſter zündete eine Lampe an, verriegelte ſorgfältig die Kammerthür und ging mit dem Licht voran. „Ich hätte nicht gedacht,“ ſagte er, „daß bei meinen Lebzeiten ein fremdes Auge mein Geheimniß ſehen ſollte.“ Wenige Stufen führten hinunter in ein enges Gewölbe, das durch einen Mauerritz nothdürftig Luft erhielt. An der einen Seite aber war die Grundmauer durchbrochen, ein n[illegible] Stollen führte in die Erde. Er war durch Baumſt[illegible] geſtützt, die in ſpitzem Winkel an einander ruhten.

„Dies iſt mein Dachsbau,“ ſagte der F[illegible]d hielt die Lampe in die dreieckige ſchwarze Oeffnung: „der Weg führt unter der Erde fort in das junge Holz. Er iſt über vierzig Schritt lang, und ich habe lange Zeit gebraucht, ihn auszugraben. Auf dem Wege krieche ich aus dem Hauſe und wieder herein, ohne daß es Jemand merkt; und ihm verdanke ich, daß ich hier ausgehalten habe, denn er iſt Urſache, daß die dummen Bauern mich als einen Hexenmeiſter fürchten. Wenn ſie mich belauert hatten, daß ich in den Hof hineinging, und ſich ſicher glaubten bei einer Dieberei, ſtand ich auf einmal wieder hinter ihnen. Es ſind jetzt zehn Jahre her, da überfiel eine Bande mein Haus, damals war es auf mein Leben abgeſehen, ich aber fuhr als Dachs durch die Röhre. Verrathen Sie Niemandem, was ich Ihnen gezeigt habe."

Das verſprach Anton, und ſie kehrten zurück in den Hofraum. Dort fanden ſie Karl beſchäftigt, den hölzernen Trog eines jungen Fuchſes zwiſchen vier Pflöcken feſt zu klammern, die er in den Boden ſchlug. Der Fuchs war unempfindlich gegen die Aufmerkſamkeit des Huſaren, er fauchte ihn wüthend an, raſſelte mit ſeiner Kette und ſuchte fortwährend unter dem Bret, durch welches ihn Karl in der Hütte eingeſchloſſen hatte, die Hände und Waden des Arbeitenden anzufallen. „Willſt du mir die Hand küſſen, kleiner Rothkopf!" rief Karl hämmernd, „du biſt ein artiger Junge, was du für treuherzige ſanfte Augen haſt! So, fertig; jetzt ſpring herüber und wieder zurück. Er folgt aufs Wort, Förſter. Ein gutmüthiges Thier, ganz Euer Naturell, Kamerad."

Der Förſter lachte. „Verſteht Ihr mit einem Fuchseiſen umzugehen?"

„Ich denke,“ ſagte Karl.

„Es ſind mehr ſolche Burſchen hier,“ fuhr der Förſter fort: „wenn's Euch recht iſt, ſtellen wir den nächſten Sonntag zuſammen.“

So ſchritten Alle im beſten Einvernehmen durch das Holz, Anton rief den Förſter neben ſich und ließ ſich von ihm die nöthigſte Auskunft geben. Was der Alte berichtete, war freilich nicht gut, von ſchlagbarem Holze war kaum vorhanden, was die Wirthſchaft ſelbſt nöthig hatte. Das alte Plünderungsſyſtem hatte in roheſter Weiſe den Forſt ruinirt. Als der Förſter am Rand des Waldes ſeine Mütze zog und reſpectvoll frug, zu welcher Stunde er morgen auf das Schloß kommen dürfe, da empfand Anton mit Freude, daß es ihm gelungen war, die innere Unſicherheit zu verbergen, die ihn in den neuen Verhältniſſen ſo ſehr ſtörte.

„Sieh,“ ſagte er zu ſeinem Getreuen, als Beide am Abend vor dem grünen Kachelofen ſaßen, „das iſt es, was mir hier die größte Sorge macht; ich fühle mich unwiſſend und hülflos jedem Knecht gegenüber, und ich habe doch die Aufgabe, auch die Wirthſchaft in Reſpect zu erhalten. Wie wenig der gute Wille allein nützt, habe ich in dieſen beiden Tagen deutlich erkannt. Jetzt gieb guten Rath. Was ſollen wir zunächſt in der Wirthſchaft thun?“

„Was von Vieh unbrauchbar iſt, verkaufen Sie auf der Stelle, die ſchlechten Leute bei den Kühen entlaſſen Sie auf der Stelle. Rindvieh und Pferde bringen Sie auf den großen Hof zuſammen, damit ſie unter Aufſicht ſind. Was von Feldbeſtellung mit den geringen Kräften noch geſchafft werden kann, das wird regelmäßig gemacht, nichts übereilt. Gekauft muß jetzt werden Stroh und Hafer. Hier auf dem Hofe übergeben Sie bis zum nächſten Frühjahr, wo ein ordentlicher Beamter nothwendig wird, mir die Aufſicht, ich werde meine Sache nicht gut machen, aber beſſer als ein anderer von Ihren Leuten.“

Es war ſpät am Abend, als ein eiliger Tritt auf der Treppe gehört wurde. Mit einer großen Stalllaterne und einem Geſicht voll von argen Neuigkeiten trat der Schenkwirth in Antons Stube. „Ich wollte dem Herrn doch melden, was ich gehört habe. Ein Deutſcher aus Kunau, der ſo eben hier durchkam, hat die Nachricht gebracht, daß der Bratzky geſtern nicht in Rosmin angekommen iſt.“

„Nicht angekommen?“ rief Anton aufſpringend.

„Eine halbe Meile vor Rosmin im Walde iſt der Wagen von vier Reitern überfallen worden, es war finſter, der Bratzky ſaß gebunden im Wagen, neben ihm der Gensdarm. Die Reiter aber haben den Gensdarm überwältigt und ſelbſt gebunden, und den Bratzky mit allen ſeinen Sachen vom Wagen gehoben, und fort mit ihm auf ein Pferd und in die Büſche. Zwei Reiter ſind bei dem Wagen geblieben und haben den Kutſcher gezwungen, von der Straße abzufahren in ein Dickicht, und dort haben ſie ihre Piſtolen zwei Stunden lang dem Kutſcher und dem Gensdarm vorgehalten. Dann ſind ſie weggeritten. Der Kutſcher ſagt, die Pferde wären Herrenpferde geweſen, und die Männer hätten vornehm mit einander geſprochen. Der Gensdarm iſt zerſtoßen, ſonſt iſt ihm nichts geſchehen; nur Ihren Bericht haben ſie ihm genommen.“

Die Stubengenoſſen ſahen einander betroffen an und dachten an die Reiter von geſtern.

„Wo iſt der Mann, der die Nachricht gebracht hat?“ frug Anton und griff nach ſeinem Hut.

„Er war eilig, weiter zu kommen, wegen der Finſterniß,“ ſagte der Wirth. „Morgen werden wir Vieles hören von der Geſchichte. Das iſt nicht vorgekommen ſeit Jahren, daß ſie zu Pferde überfallen haben einen Wagen, in welchem ſitzt der Gensdarm ſelber. Wenn ſie bei uns geraubt haben, ſo haben ſie es immer gethan zu Fuß.“

„Habt Ihr einen der Reiter gekannt, welche geſtern Nachmittag im Dorfe waren und nach dem Inſpector rieſen?“ frug Anton.

Der Wirth warf einen ſchlauen Blick auf Anton, zögerte aber zu antworten.

„Nun,“ drängte Anton, „die Herren waren doch aus der Gegend, einen und den andern müßt Ihr kennen.“

„Warum ſoll ich ihn nicht kennen?“ erwiederte der Wirth unruhig. „Es iſt doch der reiche Herr von Tarow ſelber mit ſeinen Gäſten. Ein mächtiger Mann, Herr Wohlfart, welcher hat die oberſte Polizei auch über Ihre Güter. Und was er hat zu thun gehabt mit dem Bratzky? Der Bratzky hat doch als Inſpector hier auch verſehn die Polizei, und iſt manchmal geweſen ein Händler für die Edelleute beim Pferdekauf und bei andern Dingen. Wenn die Polizei mit dem Inſpector hat ſprechen wollen, warum ſoll ſie's nicht thun? Die von Tarow ſind ſchlaue Leute, ſie wiſſen, was ſie haben zu thun und was ſie haben zu reden.“ So ſprach der Wirth mit großer Zungenfertigkeit, aber ſeine

Augen und der Ausdruck ſeines Geſichtes ſagten etwas ganz Anderes.

„Ihr habt einen Verdacht,“ rief Anton, den Wirth fixirend.

„Soll mich Gott bewahren vor allem Verdacht,“ fuhr der Wirth erſchrocken fort. „Und Herr Wohlfart, wenn ich mir erlauben darf, Ihnen zu ſagen meine Meinung, wozu wollen auch Sie haben einen Verdacht auf Jemanden? Sie werden genug zu thun haben hier im Gut und werden brauchen die Edelleute mehr als einmal. Wozu wollen Sie ſich Feinde machen ohne Nutzen? Es iſt hier das Land, wo die Herren auf einen Haufen reiten und wieder auseinander, und ihre Köpfe zuſammenſtecken und dann wieder auseinander. Wer ſich nicht darum kümmert, der handelt am klügſten.“

Als der Wirth mit einem Nachtgruß das Haus verlaſſen hatte, ſagte Anton finſter zu ſeinem treuen Gefährten: „Ich fürchte, daß nicht das Gut allein uns Sorge machen wird, ſondern daß noch etwas Anderes um uns vorgeht, wogegen wir beide mit allem Witz nichts ausrichten werden.“

Der dreiſte Ueberfall brachte die ganze Gegend in Aufregung. Anton wurde in den nächſten Wochen einige Mal nach Rosmin beſchieden, ſeine Ausſagen hatten keine Reſultate, es gelang den Behörden nicht, die Thäter zu ermitteln oder die Perſon des entführten Inſpectors in ihre Gewalt zu bekommen.

## 3.

Die erſten Wochen vergingen den beiden Coloniſten in einer Thätigkeit, welche ſie alle Abende bis zum Tod ermüdet auf das Lager warf, langſam ſetzten ſie ſich an dem Ort feſt. Karl wurde gleich am nächſten Tage als Amtmann eingeführt und ergriff mit feſter Hand, was von Zügeln auf dem Gut noch vorhanden war. Den Haushalt und die Küche übergab Anton einer rüſtigen Frau, die er in einem deutſchen Dorf der Nachbarſchaft warb, ſie beſorgte die einfache Koſt der Schloßbewohner und der Knechte. Die ſchwerſte Aufgabe war, mit dem Dorfe in ein erträgliches Verhältniß zukommen. Der ruhigen Feſtigkeit Antons gelang wenigſtens, den Ausbruch der Oppoſition zu verhindern; eine ſeiner erſten Maßregeln war, daß er bei den Behörden auf Ablöſung der gegenſeitigen Verpflichtungen antrug. Karls Reitermantel zog einige gediente Männer zu ihm hin, und durch ſie, die Weltleute im Dorf, erlangten die Anſiedler einigen Einfluß auch auf die Andern. Zuletzt erboten ſich Mehrere freiwillig, auf dem Schloß zu dienen oder im Taglohn zu arbeiten.

Anton hatte an die Baronin geſchrieben und ihr den Zuſtand des Gutes, die unfreundliche Umgebung und ſeine Bedenken gegen eine Ueberſiedelung der Familie in dieſem Winter nicht verſchwiegen. Er hatte gefragt, ob ſie nicht vorziehen würden, bis zum Frühjahr in der Hauptſtadt zu bleiben. Als Antwort kam ein Brief Lenorens, worin ſie ihm im Auftrag ihrer Eltern anzeigte, daß ſie doch an ihrem Entſchluß feſthielten, die Stadt zu verlaſſen, wo dem Vater und ihnen ſelbſt der Aufenthalt peinlich ſei. Sie bat ihn, das Schloß ſo viel als möglich in wohnlichen Stand zu ſetzen. Anton rief ſeinen Getreuen zu: „Sie kommen doch.“

„Alle Wetter!“ ſagte Karl, „es iſt ein Glück, daß wir uns nach den Handwerkern erkundigt haben, Maurer, Tiſchler, Schloſſer, Töpfer, Glaſer. Wenn's Ihnen recht iſt, ſchicke ich auf der Stelle einen Boten nach Rosmin. Wenn ich nur dieſen ſchändlichen braunen Oelanſtrich von den Thüren losmachen könnte, er verdeckt das ſchöne Eichenholz. Aber Lauge nutzt nichts. — Alſo wie viel Oefen brauchen wir?“

So begann eine eifrige Berathung. „Den ganzen Unterſtock laſſen wir unausgebaut,“ ſagte Anton, „die Fenſter verſchlagen wir mit dicken Bretern, nur an die Thüröffnung der Vorhalle machen wir eine ſtarke Thür, weil man dort alle Stunden vorüber muß. Wie die Wände jetzt ſind, können ſie nicht bleiben, und wir haben hier Niemanden, als den Maurer von Rosmin.“

„Wenn die Sache ſo iſt,“ ſagte Karl, „ſo ſchlage ich vor, daß wir die Stuben ſelbſt malen, ich bin ein Daus im Marmoriren.“

„Du wärſt's im Stande,“ erwiederte Anton mit einiger Beſorgniß auf ſeinen Getreuen blickend. „Nein, wir laſſen alle Stuben mit gleicher Farbe ſtreichen; was meinſt du zu braun?“

„Hm, hm, nicht übel,“ ſagte Karl.

„Ich weiß, Fräulein Lenore liebt dieſe Farbe vor andern. Es muß aber nicht zu dunkel ſein, ſondern eine helle Miſchung aus gelb, grau, roth und grün, vielleicht etwas ſchwarz.“

„Aha,“ ſagte Karl verdutzt, „ſo eine gewiſſe Farbe.“

„Natürlich,“ fuhr Anton eifrig fort und rückte ſeinen Stuhl näher, „wir wollen dem Tüncher die Farbe ſelbſt miſchen.“

„Das iſt mein Fall,“ ſtimmte Karl bei, „aber ich ſage Ihnen im Voraus, dieſe Kalkfarben ſind Racker: Sie ſtreichen blau auf, und den andern Tag iſt's weiß, Sie haben das ſchönſte Orange im Pinſel, und wenn es an der Wand getrocknet iſt, ſieht's aus wie vergelbte Wäſche.“

„Im Vertrauen geſagt,“ erwiederte Anton, „wir werden's den Damen doch nicht recht machen, alſo denke ich, wir richten's ſo ein, daß es billig iſt und erträglich ausſieht.“

Am nächſten Tag begann im Hauſe das Hämmern und Streichen. Im untern Stock ſchlug der Tiſchler mit ſeinen Geſellen die Werkſtatt auf, im obern fuhr der große Pinſel des Tünchers unermüdlich über die Wände, und weißliche Geſtalten mit großen Schürzen trugen die Kalkgefäße Trepp auf Trepp ab. Karl war in dieſer ganzen Zeit wie ein Mann mit zehn Armen: ſo oft er ſich von der Wirthſchaft frei machen konnte, ſtrich er mit jeder Art Pinſel auf Holz und Wände, er lief mit einem Zollſtock herum, ſchlug Nägel und Gardinenhaken ein und war im nächſten Auge
wieder auf dem Felde und im Pferdeſtall, überall.
ſeine Soldatenlieder und trieb die Arbeiter an. A
Einrichtung des Hauſes fortſchritt, wurde der Verſchöne

trieb in ihm immer mächtiger. Er hatte einige Centner Oelfarbe eingekauft, die er vorzüglich fand, und eine große Virtuoſität im Malen entwickelt. Jetzt wagte er ſich daran, einer Anzahl Gegenſtände, welche ihm zum Anſtreichen geeignet ſchienen, das Anſehn von feinem geflaſerten Holz zu geben, und es gelang ihm mit Hülfe eines Federbarts und weicher Pinſel, große Wirkungen hervorzubringen. Er trug den Pinſel und ſeine Verſchönerungen ſogar auf den Wirthſchaftshof und bat Anton ſo lange, bis dieſer in einen Abputz der Lehmwände willigte. „Bei dieſem Wetter trocknet es wie im Sommer," ſagte Karl; „die Strohdächer kann ich nicht überſtreichen, das iſt mein einziger Kummer." Dagegen ließ er ſich nicht nehmen, zwei neue Kartoffelwagen, die alte Feuertonne und die beſten Pflüge mit ſchöner blauer Oelfarbe zu überziehen. „Es muß in dieſem Hofe doch Etwas ſein, woran ſich das Auge erfreut," ſagte er entſchuldigend. „Und es bezahlt ſich, denn dieſe Polen hier gehen mit Allem, was bunte Farbe hat, beſſer um."

Das Schloß war nothdürftig eingerichtet, an einem kalten Decembertage wurde die Ankunft der Gutsherrſchaft erwartet. Der Himmel ſelbſt war den Wünſchen Karls zu Hülfe gekommen, er hatte ſein reines Weiß über die Erde gezogen und vieles Unſchöne dem Auge der Ankommenden verhüllt. Der Schnee lag auf Anger und Sand, die Gipfel der Kiefern waren mit weißen Kronen geſchmückt, und an den blätterloſen Bäumen blitzten die Zweige von prächtigen Eiskryſtallen. Die häßlichen Strohdächer der Dorfhäuſer waren weiß übermalt, auf dem zerbrochenen Brückengeländer lag die Farbe aus den Wolken wie gefrorner Schaum; am

Schloſſe trug jeder Vorſprung der Mauer, die Zinne des Thurmes, der Firſt des Daches eine weiße Feſtkappe, und kräftig ſtachen die braunrothen Mauern davon ab. Es war für die im Schloſſe ein Tag voll Geſchäftigkeit und Erwartung. Wagen und Möbeln und Hausrath wurden abgepackt und Alles, ſo gut es in der Eile ging, aufgeſtellt. Die Schaffnerin und die Frau des Vogts wanden große Guirlanden von Waldzweigen und ſchmückten die Vorhalle und die Stubenthüren. Jetzt ging die Sonne unter, und die Silberfarbe in der Landſchaft verwandelte ſich in Goldglanz, dann in ein mattes Roth, bis auch dieſer Schimmer verblich und der heraufſteigende Mond Flur und Wald mit geiſterhaftem bläulichen Schein überzog. Im Hauſe wurden einige Wandlampen angezündet, in den Zimmern ſo viel Lichter als möglich aufgeſtellt, in allen Oefen brannte das Feuer, und die behaglich erwärmten Zimmer füllten ſich mit dem kräftigen Harzgeruch der Waldzweige. Nach vielen Verſuchen hatte Anton die braune Wandfarbe gefunden, nach der ſein Herz ſtrebte. Die bunten Gardinen waren heruntergelaſſen, und die geöffnete Zimmerreihe ſah bei dem Glanz der Lichter heut ſo wohnlich aus, daß Anton erſtaunt frug, wie die Arbeit weniger Wochen eine ſo große Veränderung hervorgebracht habe. Karl hatte auf beiden Seiten des Schloſſes Pechpfannen aufgeſtellt, ihr loderndes Licht fiel grell auf den Schnee und färbte in weitem Umkreiſe die Mauern des Hauſes mit warmem Roth.

Unten in der Vorhalle verſammelten ſich die Würdenträger des Gutes. Der Förſter mit einem neuen grünen Rock, auf ſeiner Bruſt die Denkzeichen der Kriegsjahre, einen

Hirſchfänger an der Seite, ſtand in kriegeriſcher Haltung neben dem Vogt und dem Schäfer. Die Schaffnerin und die Frau des Vogts hatten ihre beſten Bänder an die Hauben geſteckt und trippelten in unruhiger Erwartung um die Männer herum. Auch Karl trat in ſeinem Frack zu ihnen. Unterdeß ſchritt Anton noch einmal durch die Zimmer und horchte nach dem Peitſchenſchlag, der ihm aus der Ferne die Ankunft des Gutsherrn verkünden ſollte. Ihm pochte das Herz, auch für ihn ſollte mit dem heutigen Tage eine neue Zeit beginnen. So reich an Entbehrungen das Leben der Anſiedler bis heut auch geweſen war, er und ſein Gefährte hatten ſich als Herren des Schloſſes gefühlt, ſie hatten in dem ſtündlichen Verkehr auch ſorgenvolle Stunden leicht überwunden. Jetzt war Karl nach dem Wirthſchaftshof hinüber gezogen, er ſelbſt ſollte nach dem Wunſch der Baronin in einem Zimmer des Schloſſes bleiben, dadurch kam er mit der Familie in tägliche Verbindung, und er frug ſich, wie dieſe ſein werde. Der Freiherr ſelbſt war ihm faſt ganz fremd, nur auf Augenblicke hatte er ihn geſprochen; im Krankenzimmer unter großen Schmerzen hatte der Leidende die Vollmacht für ihn unterſchrieben. Seine Thätigkeit und ſeine Perſon, wie würden ſie dem Freiherrn gefallen? Und dieſer Mann war blind. Ja blind. Lenore hatte geſchrieben, daß der Arzt keine Hoffnung habe, den geblendeten Augen des Vaters die Sehkraft wiederzugeben. Aus Schonung hatte man dem Freiherrn dies Furchtbare verborgen, er ſelbſt tröſtete ſich in ſeiner Finſterniß noch immer mit der Hoffnung, daß die Zeit und eine geſchickte Hand entfernen würden, was wie eine ſchwarze Wolke über ſeinem

Auge lag. Seinem Vertrauten hatte Anton die Wahrheit nicht verborgen, auch den Gutsleuten hatte er ſagen müſſen, daß der Herr gegenwärtig an den Augen leide und eine Binde darüber trage. Und auf den Geſichtern von Allen hatte er geleſen, wie ſehr ſie verſtanden, daß es ein Unglück ſei, wenn dem Gut das Auge des Herrn fehle. — Und wieder ſchlug ſein Herz unruhig, wenn er an Lenore dachte, neben der er jetzt als Hausgenoſſe leben ſollte. Wie würde ihr und der Mutter Benehmen gegen ihn ſein? Er nahm ſich vor, ſorgfältig Alles zu unterdrücken, was er in dieſer Stunde für eiteln Anſpruch hielt, er wollte ſich gleich im Anfange ſo zu ihnen ſtellen, daß ſie ſein Selbſtgefühl nicht demüthigen konnten. Und doch frug er ſich, ob ſie ihn als Vertrauten und ebenbürtigen Geſellſchafter behandeln würden, oder ob ſie ihm fühlbar machen könnten, daß er Koſt und Sold von ihnen als der Herrſchaft erhalte. Vergebens ſagte er ſich, daß ſein eigenes Zartgefühl gerade dies Letztere fordern müſſe. Immer wieder ſtiegen Traumbilder in ihm auf, wie reizend das Zuſammenleben mit Lenore für ihn werden könne.

Von dem Dorfe knallten die Peitſchen der Knechte, in zwei Wagen fuhr die Herrſchaft an ihrem Schloſſe vor. Um die Pechpfannen ſtanden die Leute vom Hofe, der Schenkwirth und Einige aus dem Dorfe. Dienſteifrig öffnete der Vogt das Fenſter des geſchloſſenen Wagens. Und als Lenore ausſtieg und ihr Geſicht von dem hellen Licht beſchienen wurde, drängten ſich die Frauen näher heran, die Männer brachen in lauten Zuruf aus, Alles ſah erwartungsvoll in den Wagen. Aber die Bereitwilligkeit der Leute, den Gruß des Willkommens entgegen zu bringen, wurde durch keinen freundlichen Gegengruß ermuntert. Mühſam wurde der Freiherr aus dem Wagen gehoben, mit geſenktem Haupt ſchritt er, von der Tochter und dem Bedienten geſtützt, die Treppe hinauf. Das bleiche Antlitz der Baronin hinter ihm hatte nur einen ſtummen Blick für die Beamten ihres Gutes, nur einen kurzen Gruß auch für Anton, der voranſchritt, ſie in die eingerichteten Zimmer zu führen. „Das iſt ja Alles ſehr ſchön, Herr Wohlfart,“ ſagte ſie zu Anton mit zuckenden Lippen, und als Anton ſtehen blieb, um ihre erſten Aufträge zu erwarten, verabſchiedete ſie ihn mit einer leichten Bewegung der Hand und mit den Worten: „Ich danke.“ Als ſich hinter ihm die Thür geſchloſſen hatte, ſtand der Freiherr hülflos zuſammengeſunken in der fremden Stube, die Baronin brach in lautes Weinen aus. Lenore lehnte am Fenſter, ſie blickte hinaus in den weißen Winter und auf den ſchwarzen Rand am Horizont, und große Thränen rollten an ihren Wangen herunter. Mit ſchwerem Herzen trat Anton unter die Leute und ſagte ihnen, daß die Herrſchaft von der Reiſe angegriffen ſei und die Einzelnen erſt morgen ſprechen wolle. Karl ließ die Wagen abladen, führte die alte Köchin, welche weinte wie ihre Herrſchaft, in das Souterrain und zeigte ihr ihre Küche. Niemand von der Familie wurde an dem Abend weiter geſehen. Bald verſchwand das Licht in den Zimmern, nur vor den Thüren des finſtern Hauſes loderte noch das Pech in den Pfannen, in dem Zugwind fuhr die rothe Flamme hin und her, und eine rußige Wolke zog hinauf an das Fenſter, wo der Freiherr ſein Haupt mit den Händen verbarg.

So war der Einzug der Familie in das neue Gut.

„Wie hübſch Wohlfart Alles eingerichtet hat,“ ſagte Lenore am andern Tage zur Mutter.

„Dieſe hohen Räume ſind fürchterlich,“ erwiederte die Baronin und wickelte ſich ſchauernd in ihr Tuch, „und das einförmige Braun der Zimmerreihe macht die Wohnung noch öder.“

„Es wird Zeit ſein, ihn herüber zu bitten,“ drängte Lenore kleinlaut.

„Noch iſt der Vater nicht in der Stimmung, ihn zu ſprechen.“

„Laß den Vater nicht allein mit Wohlfart,“ bat die Tochter. „Es wäre ſchrecklich, wenn der Vater ihn unfreundlich behandelte.“

Die Baronin ſeufzte. „Wir werden uns gewöhnen müſſen, gegen einen Fremden in unſerem Hauſe Regards zu beobachten, die dem Vater, wie uns, Ueberwindung koſten.“

„Wie willſt du es mit der Hausordnung halten?“ frug Lenore wieder, „Wohlfart wird doch mit uns eſſen?“

„Das iſt unmöglich,“ ſagte die Baronin feſt. „Du weißt, wie traurig unſer Mittagtiſch vergeht; dein Vater iſt noch nicht ſo ruhig, daß er die tägliche Anweſenheit eines Fremden ertragen könnte.“

„So ſoll er an den Tiſch der Dienſtleute?“ frug Lenore bitter.

„Ihm wird auf ſeinem Zimmer gedeckt werden, wir werden ihn alle Sonntage herüber bitten, und wenn ſeine Perſon dem Vater leidlich wird, auch manchmal des Abends. Mehr wäre für alle Theile eine Laſt. Es iſt gut, ſich gleich im Anfang eine bequeme Freiheit zu ſerviren. Der Zuſtand des Vaters wird das entſchuldigen.“

Sie klingelte, Anton wurde herübergeladen. Dem Eintretenden ging Lenore entgegen, ſie reichte ihm ſchweigend mit naſſen Augen die Hand. Auch er war bewegt, als er die Spuren des Grams im Geſicht der Mutter ſah. Die Baronin bat ihn, Platz zu nehmen, und drückte ihm in gewählten Worten ihren Dank für ſeine treue Sorge aus. Sie ließ ſich von ihm erzählen, was er im Schloſſe eingerichtet hatte, ſie lobte Alles in wohlthuender Weiſe und beſprach mit ihm die Einrichtung des Haushalts. Sie zog ihn dabei zu Rathe, wie einen Freund, und ließ ihn ſelbſt vorſchlagen, was ſie von ihm wollte. Dann fuhr ſie fort: „Mein Mann wünſcht Sie zu ſprechen. Ich bitte Sie herzlich, in jeder Stunde daran zu denken, daß der Freiherr ein Kranker iſt. Er hat furchtbar gelitten, ſeine Seele, wie ſein Körper. Noch jetzt iſt er keinen Tag ohne Schmerzen, und das Ungewohnte ſeines hülfloſen Zuſtandes peinigt ihn unaufhörlich. Wir ſelbſt vermeiden ſorgfältig, was ihn aufregen kann, und doch vermögen wir nicht, Stunden, ja Tage finſterer Verſtimmung von ihm fern zu halten. Auch Sie werden Nachſicht üben, wenn ſeine düſtere Laune Sie unangenehm berührt. Die Zeit ſoll ja Alles heilen, ich hoffe, ſie wird auch ihm den Frieden wiedergeben.“

Anton verſprach ihr jede Vorſicht.

„Mein Mann wird natürlich wünſchen, von Allem in Kenntniß geſetzt zu werden, was dem Gutsherrn zur Entſcheidung vorgelegt wird. Es iſt begreiflich, daß er grade jetzt in ſeinen ruhigen Stunden mit einem gewiſſen Eifer darauf beſtrebt, ſeine eigene Anſicht geltend zu machen. Und doch bangt mir vor jedem unangenehmen Eindruck, der ihm von außen kommt. Deßhalb bitte ich, wenn Sie ihm etwas Wichtiges mitzutheilen haben, ſuchen Sie es vorher mir begreiflich zu machen, vielleicht gelingt mir, Ihnen manche läſtige Stunde zu erſparen. Ich werde meinen Schreibtiſch in eines der Zimmer tragen laſſen, welche Ihrer Wohnung am nächſten ſind, ich will jeden Morgen einige Stunden dort zubringen. Lenore iſt der Privatſecretär des Vaters geworden. So wird es möglich ſein, Ihnen Ihre Stellung in unſerem Hauſe weniger unangenehm zu machen. — Haben Sie die Güte, mich hier zu erwarten, ich gehe, Ihren Beſuch dem Freiherrn anzukündigen.“

Die Baronin verließ das Zimmer, Anton ſah ernſt vor ſich nieder. Lenore eilte auf ihn zu und rief ſo heiter, als ſie vermochte: „Alles braun, Wohlfart, wir Braunen wollen auch hier treu zuſammenhalten. Es iſt Ihnen nicht recht, daß wir hergekommen ſind, Sie ungalanter Herr.“

„Nur um Ihretwillen,“ erwiederte Anton und wies auf die Schneefläche draußen. „Wenn ich durch die Felder ging, habe ich immer gedacht, wie einſam es Ihnen hier werden muß. Wenn ich des Abends durch die großen Stuben ſchritt, da ſorgte ich, wie langſam Ihnen der Tag hier vergehen wird. Die Kreisſtadt iſt über zwei Meilen entfernt, auch dort werden Sie wenig finden, die kleine Leihbibliothek iſt für Sie gar nicht zu brauchen.“

„Ich will zeichnen,“ ſagte Lenore, „ich will Frauenarbeit machen. Ach, das wird mir ſauer werden, Herr Wohlfart, ich bin darin ſehr ungeſchickt. Ich ſelbſt mache mir nichts aus Kragen und Spitzen, aber Mama, die gewöhnt iſt, das Alles ſo reichlich und in Ordnung zu haben. Ach, was mir Mama leid thut.“

Anton verſuchte zu tröſten.

„Wir mußten fort aus der Hauptſtadt,“ rief Lenore, „es wäre unſer Aller Untergang geweſen, wenn wir in der ſchrecklichen Umgebung geblieben wären. Unſer Gut unter fremder Verwaltung, überall verlegene und kalte Geſichter, überall falſche Freunde, gleißende Worte und ein Bedauern, welches das Herz empört. Mir iſt wohl, daß wir hier allein ſind. Und wenn ich hier frieren und hungern muß, ich will Alles lieber ertragen, als das Achſelzucken der Frau von Werner und ihrer Kinder. Ich habe die Menſchen haſſen gelernt,“ rief ſie heftig. — „Wenn Sie bei Papa geweſen ſind, komme ich herunter, dann müſſen Sie mir das Haus, den Hof und das Dorf zeigen; ich will ſehen, wo mein armer Pony ſteht, und wie die Leute hier ausſehen.“

Die Baronin kam zurück und führte Anton in das Zimmer ihres Gemahls. Verlegen und unbehülflich erhob ſich der Freiherr aus ſeinem Seſſel. Als Anton das verfallene Geſicht, die gebeugte Haltung und die ſchwarze Binde über den Augen ſah, fühlte er ein tiefes Bedauern mit dem Unglücklichen. Mit warmem Gefühl ſprach er aus, wie viel guten Willen er habe, ihm zu dienen, und wie er um Nachſicht bitte, wenn er in dieſer Zeit etwas nicht recht gemacht. Darauf erzählte er ihm noch einmal, wie er die Wirthſchaft gefunden, und was bis jetzt geſchehen war.

Der Freiherr hörte ſchweigend den Bericht an, nur kurze

Bemerkungen kamen aus ſeinem Munde. Als Anton aber anfing, von den übrigen Geſchäften des Freiherrn zu ſprechen, als er mit der größten Rückſicht, aber doch mit der Beſtimmtheit eines Geſchäftsmannes von den Verpflichtungen ſprach, die der Freiherr jetzt hatte, und von den unzureichenden Mitteln, ſie zu erfüllen: da wand der Edelmann ſich auf ſeinem Stuhl wie ein Angeklagter unter der Folter. Und Anton empfand, während er ſprach, wie peinlich es für ihn war, als ein Fremder in die geheimſten Angelegenheiten des Freiherrn eingeweiht zu ſein, als ein Fremder, der den Andern ſehr ſchonte, aber bei jeder vorſichtigen Wendung verrieth, daß er ſchonen mußte. Die Baronin, welche hinter dem Seſſel ſtand, ſah immer ängſtlicher auf die Verſuche ihres Gemahls, ſeine Aufregung zu bemeiſtern, endlich winkte ſie heftig mit der Hand, und Anton mußte mitten in ſeinem Bericht abbrechen.

Als er das Zimmer verließ, warf ſich der Freiherr zornig zu ſeiner Frau zurück und rief in innerſter Seele empört: „Ihr habt mir einen Vormund geſetzt.“ Er war ganz außer ſich, und vergebens ſuchte ihn die Baronin zu beruhigen.

Das war der Eintritt Antons in die Familie.

Auch er ging traurig in ſein Zimmer zurück. In dieſen erſten Stunden erkannte er, daß zwiſchen ihm und dem Freiherrn ſich ſchwerlich ein gutes Verhältniß bilden werde. Er war in allen Geſchäften an ſchnelles Verſtändniß der Betheiligten und an kurze Behandlung gewöhnt und ſollte jetzt durch den Mund der Frauen vielleicht nach langen Auseinanderſetzungen unzweckmäßigen Entſcheid erhalten. Auch ſeine Stellung zu den Frauen erſchien ihm unſicher. Die Baronin hatte ihn ſehr rückſichtsvoll behandelt, aber als einen Fremden. Auch ſie, ſo fürchtete er, würde ihm eine vornehme Dame bleiben, die grade ſo viel Vertrauen zutheilt, als ihr nützlich ſcheint, und jedes nähere Verhältniß durch artige Kälte von ſich abzuhalten weiß. Selbſt Lenorens freundliche Stimme vermochte ihn nicht aufzurichten. Beide ſchritten durch den Hof, nachdenkend, wie zwei Geſchäftsleute, die nur die Abſicht haben, das Gut zu taxiren.

Wie in den erſten Tagen, ging für Anton das Leben auf dem Gute durch einige Monate fort, ernſthaft, einförmig, nicht ohne Zwang. Er arbeitete und aß allein auf ſeinem Zimmer, ſchweigend trug der alte Diener die Speiſen auf und wieder ab. Auch wenn er als geladener Gaſt mit der Familie zuſammenkam, war die Unterhaltung wenig erfreulich. Der Freiherr ſaß wie ein Eisklumpen und ſtörte jedes Aufleben eines lebhaften Geſprächs. Früher hatte Anton die Umgebung der Familie, die Einrichtung ihres Salons, die elegante Decoration ihres Hauſes gern bewundert. Jetzt ſtanden dieſelben Möbeln in den Beſuchzimmern, die kleinen Vögel der Baronin hatten unter ſorgfältigem Schutz die Winterreiſe überſtanden, es waren dieſelben Teppiche, Stickereien, daſſelbe Parfum der Zimmer. Aber jetzt, wo er die fremden Vögel täglich ſah, kamen ſie ihm langweilig vor, und an den Stuben war ihm bald nichts intereſſant, als daß er ſelbſt die erſte Einrichtung beſorgt hatte.

Anton hatte einen tiefen Reſpect vor dem gewandten Ton, der leichten Unterhaltung und den geſchliffenen Formen des Umgangs in die Familie mitgebracht. Gedrückt, verſtimmt und niedergeſchlagen, wie die Familie war, konnte er nicht die zierliche Heiterkeit erwarten, die ihm im Tanzſalon der Frau von Baldereck ſo wohl gethan hatte. Sie waren herausgeriſſen aus dem gewohnten Kreiſe, alle die kleinen Beziehungen fehlten, die Anregung fehlte, welche den Geiſt elaſtiſch erhält und Verſtimmung und Schmerz überwinden hilft. Er ſagte ſich beſcheiden, daß er dieſe nicht geben konnte. Aber noch Anderes befremdete ihn. Wenn er nach einem wortkargen Abend in ſein Zimmer zurückkehrte, beklagte er oft, daß ſie an Vielem, was ihm geläufig war, keinen Antheil nahmen, ja daß ſie eine völlig andere Bildung beſaßen, als er. Und bald nahm er ſich die Freiheit, zu behaupten, daß ihre Bildung nicht die beſſere war. Das Meiſte, was er geleſen, war der Familie fremd; beim Beſprechen der Zeitung, dem gewöhnlichen Unterhaltungsſtoff, verwunderte ihn das geringe Verſtändniß fremder politiſcher Zuſtände. Die Tiefen der Geſchichte waren dem Freiherrn kein angenehmer Aufenthalt, und wenn er das engliſche Staatsleben verurtheilte, ſo konnte er ſeinen Standpunkt mit einigem Recht unbefangen nennen, denn es war ihm ganz fremd. An einem andern Abende ergab ſich zu Antons Betrübniß, daß die Familienanſichten über die Lage der Inſel Ceylon im entſchiedenen Widerſpruch mit der Weltſtellung ſtanden, welche dieſem Eilande durch die Seefahrer zugetheilt worden iſt. Die Baronin, welche Intereſſe an unterhaltender Lectüre hatte und viel auf Vorleſen gab, verehrte Chateaubriand und las außer kleinen Modenovellen die Romane blaſirter Damen; Anton fand Atala abgeſchmackt und die Romane fade. Bald erkannte er, daß ſeine Hausgenoſſen Alles, was die Welt ihnen entgegentrug, von einem Standpunkte betrachteten, den er nicht hatte. Ueberall maßen ſie, ohne es ſelbſt zu wiſſen, nach den Intereſſen ihres Standes. Was dieſen ſchmeichelte, fand Gnade, auch wenn es für andere Menſchen unerträglich war; was damit nicht zu ſtimmen ſchien, wurde verworfen, oder wenigſtens ſtill bei Seite geſchoben. Ihr Urtheil war oft mild, zuweilen liberal, immer aber ſaß ein unſichtbarer Helm mit der Krone auf ihrem Nacken, ſie ſahen aus der engen Oeffnung des Viſirs in das Treiben der andern Erdgeborenen hinein; und wenn ſie ärgerte, was nicht zu ändern war, ſo klappten ſie ſchweigend den Helmſturz herunter und ſchloſſen ſich ab. Der Freiherr machte das zuweilen ungeſchickt, aber ſeine Gemahlin verſtand meiſterhaft, durch eine kleine reizende Handbewegung ſich von Unwillkommenem abzuſperren.

Die Familie gehörte zu der deutſchen Kirche in Neudorf. Dort aber war kein Chor und keine Loge neben dem Altar, man hätte im Schiff der Kirche neben den Landleuten ſitzen müſſen. Das war unpaſſend. Der Freiherr richtete eine Kapelle in ſeinem Hauſe ein und ließ den Geiſtlichen zuweilen nach dem Schloß holen. Anton erſchien ſelten bei dem Hausgottesdienſt, er ritt nach Neudorf hinüber und ſaß dort an der Seite des Schulzen unter der Gemeinde.

Auch ſeine Thätigkeit war nicht ohne allerlei Störung. Der Reiſende einer Weinhandlung drang durch Sand und Kieferwälder bis in das Arbeitszimmer des Gutsherrn. Er war ein kecker Schlingel mit einer großen Beredtſamkeit und einer leidenſchaftlichen Neigung zu Wettrennen und Steeplechaſe. Er brachte eine ganze Taſche voll Sportneuigkeiten und bethörte dadurch den Freiherrn, ein Oxhoft Rothwein zu beſtellen. Anton ſah auf die leere Kaſſe, fluchte dem

Oxhoft und eilte in das Audienzzimmer der Baronin. Es bedurfte einer langen Intrigue im Damenzimmer, um dieſe Beſtellung auf ein beſcheidenes Maß zurückzuführen.

Der Freiherr war mit ſeinen Wagenpferden unzufrieden, ſie waren nicht mehr jung und waren Füchſe. Dieſe letztere Eigenſchaft hätte dem armen Herrn gleichgültig ſein können, aber gerade ſie bekümmerte ihn ſchon ſeit Jahren. Denn der Sinn ſeiner Familie war von je auf eine beſondere Pferdefarbe gerichtet. Nach einer alten Sage hatte ein Ahnherr des Geſchlechtes auf einem Rothſchimmel in einer verſchollenen Schlacht ausgezeichnete Thaten verrichtet; ja, es gab ein ſchönes Lied von ältlichem Ausſehen, in welchem folgender Vers vorkam:

Wer ritt durch das Getümmel?
Ein edler Rittersmann,
Das rothe Blut vom Schimmel
Und roth vom Sattel rann.

Dieſes Lied deuteten die Rothſattel auf ihren Vorfahr und ſchätzten deßhalb Rothſchimmel vor andern Roſſen. Da aber dieſe Farbe bei guten Pferden ziemlich ſelten iſt, ſo war dem Freiherrn eine ſolche Erwerbung noch nie geglückt. Jetzt wollte das Schickſal, daß ein Händler aus der Nachbarſchaft ein Paar Rothſchimmel vorzuführen wußte. Der blinde Freiherr hatte an den Thieren eine Freude, welche den Frauen ſehr beweglich war; er ließ ſich die Pferde immer wieder vorreiten und vorfahren, hörte auf den Schlag ihrer Füße, betaſtete ſie ſorgfältig, holte Karls Anſicht ein und vertiefte ſich in den Plan, ſeiner Gemahlin durch ihren Ankauf eine Freude zu machen. Karl lief in der Angſt vor einer unnützen Ausgabe zu Anton und vertraute dieſem die drohende Gefahr. Anton ging wieder in das Audienzzimmer, aber diesmal fand er auch hier kein geneigtes Gehör. Die Baronin gab zu, daß er nicht Unrecht hatte, aber ſie bat ihn dringend, nur diesmal ihrem Gemahl ſeinen Willen zu laſſen. Zuletzt wurden die neuen Pferde in aller Stille an die Krippe gebunden, und der Käufer gab außer den Füchſen und allem Geld ſeiner Privatkaſſe dem Händler noch das Verſprechen, nach der nächſten Ernte zweihundert Scheffel Hafer zu einem übermäßig niedrigen Preis zu liefern. Anton und Karl waren über dieſe letzte Bedingung, welche ihnen erſt nach einigen Monaten zu Ohren kam, im Intereſſe des Gutes ſehr erzürnt.

Der Förſter hatte das Unglück, bei der Gutsherrſchaft nicht in ſonderlicher Gunſt zu ſtehen. Daß Anton ſein erſtes Zuſammentreffen mit dem Waldmenſchen in lebhaften Farben ſchilderte, trug möglicherweiſe dazu bei, dieſen dem Freiherrn zu verleiden. Der Baronin mißfiel das kurze Weſen des Alten, der in ſeiner Einſamkeit allerdings die Geſchmeidigkeit verloren hatte, welche die Herrſchaft an ihren Untergebenen wünſchte. An einem Theeabend kam der Plan zum Vorſchein, den Mann zu entlaſſen, bevor er durch längeren Dienſt Anſprüche auf Unterhalt im hülfloſen Alter erwerbe. An ſeiner Stelle ſollte ein jüngerer Förſter geſucht werden, der gelegentlich in der Livree des Freiherrn als repräſentirender Jäger zur Bedienung brauchbar wäre. Die Familie war von dem frühern Gute an ein ſolches Verhältniß gewöhnt. Anton bezwang mit Mühe ſeinen Unwillen, als er auseinanderſetzte, daß bei der wilden und unſichern

Nachbarſchaft des Gutes gerade der erfahrene Mann, der von jedem Strauchdieb der Gegend gefürchtet wurde, viel zuverläſſiger ſei, als ein Fremder. Lenore ſchlug ſich auf ſeine Seite und unter kaltem Schweigen des Freiherrn und einem reſignirten Blick der Baronin wurde der Plan bei Seite gelegt. Beide ertrugen fortan mit zugeklapptem Viſir und gutem Anſtand den verbauerten Alten.

Das waren kleine Verſtimmungen, wie ſie unvermeidlich ſind, wenn Menſchen mit verſchiedenen Gewohnheiten ſich zu gemeinſamem Leben verbinden, aber es war kein Zeichen von Behagen, daß Anton ſich dies häufig ſagen mußte. Er verſtand ſich nicht nur mit Karl, auch mit dem Förſter und Schäfer in vielen Dingen beſſer, als mit der Herrſchaft des Gutes, und er fühlte jetzt zuweilen mit Stolz, daß er anders als ſie und einer aus dem Volke war.

Auch Lenore war nicht ſo, wie er ſie geträumt hatte. Immer hatte er in ihr das vornehme Fräulein verehrt, und die herzliche Vertraulichkeit, mit der ſie ihn behandelte, als einen Vorzug empfunden. Jetzt hörte ſie ihm auf, eine vornehme Erſcheinung zu ſein. Er kannte die Muſter ihrer Spitzenärmel perſönlich und ſah ſehr gut einen kleinen Riß im Hauskleide, den die ſorgloſe Lenore lange nicht beachtete. Er hatte die wenigen Bücher, die ſie mitgebracht, geleſen, und war in der Unterhaltung oft um die Grenzen ihres Wiſſens herumgegangen. Ihre Ausſprüche imponirten ihm nicht mehr, und er hätte jetzt ſeinen Freund Fink ſchwerlich wegen der Frage, ob ſie auch Geiſt habe, geprügelt. Er frug ſich das ſelbſt und beantwortete die Frage rſtändig. Sie hatte nicht ſo viel gelernt, als ein an idchen, das er kannte, und ihr Empfinden war durchaus nicht ſo gebildet; aber ſie war eine gute friſche Natur, kräftig in ihrem Gefühl und ehrlich in ihrem Urtheil. Und ſie war ſchön. Immer hatte er ſie dafür gehalten, aber ſeine zarte Ehrfurcht umgab lange ihr Bild mit einer duftigen Wolke. Jetzt, wo er ſie täglich ſah, im einfachen Morgenrock, in der gewöhnlichen Stimmung des Arbeitstages, jetzt erſt fühlte er den ganzen Zauber ihrer blühenden Jugend.

Er war manchmal unzufrieden auch mit ihr. Gleich in den erſten Tagen frug ſie ihn dringend, wie ſie ſich dem Hauſe nützlich machen könnte. Er ſagte ihr, daß die Aufſicht über den Haushalt und die genaue Führung der Hausrechnung eine ſehr nützliche Arbeit ſei. Er linirte ihr ein Rechenbuch, und da ſie Mangel an Uebung zeigte, die gezogenen Linien zweckmäßig zu benutzen, ſo hatte er die Freude, ſie das zu lehren. Sie warf ſich mit Eifer auf die neue Thätigkeit und lief den Tag zehnmal zu Babette in die Küche, um ſich Auskunft zu holen. Aber ihre Rechnung erwies ſich unſicher, und die myſteriöſen Striche Babettens immer noch zuverläſſiger. Und wenn ſie eine Woche die Bücher gewiſſenhaft ge-
ührt hatte, kamen einige Tage, wo die Sonne luſtig ſchien,
dann konnte ſie ſich nicht enthalten, mit dem Förſter ſch
am Morgen auf die Jagd zu gehen oder auf ihrem klei
Pferde weit über die Grenzen des Gutes hinauszuſtreif
ann vergaß ſie den Stadtboten, die Köchin und ihre Buch-
ührung. — Sie wollte Geſchichte treiben und unter Antons
Anleitung etwas Engliſch lernen. Anton war glücklich über
en Einfall. Aber die Jahreszahlen konnte ſie nicht behalten,
ie Vocabeln waren ihr ſchrecklich, ſie entlief dieſen Hierogly-

phen und ging in den Pferdeſtall, oder wohl gar in die Stube des Amtmanns, deſſen mechaniſchen Kunſtarbeiten ſie ſtundenlang mit großem Intereſſe zuſah. Als Anton ſie einſt zur engliſchen Stunde rufen wollte, fand er ſie in Karls Stube, einen Hobel in der Hand, eifrig an der Pritſche eines neuen Schlittens arbeitend, und gutmüthig ſagte ſie ihm: „Geben Sie ſich nicht ſo viel Mühe mit mir, Wohlfart. Ich lerne nichts, ich habe immer einen harten Kopf gehabt.“

Wieder lag Schnee auf der Erde, und im Sonnenlicht glitzerten Millionen Eiskryſtalle auf den Bäumen und dem Feld. Karl ſetzte zwei Schlitten in Stand, einen alten zweiſitzigen und einen Rennſchlitten für das Fräulein, den er ſelbſt zuſammenſchlug und unter dem Beiſtand Lenorens mit ſchöner Oelfarbe überzog. Bei der Morgenaudienz ſagte Anton der Baronin, daß er heut Nachmittag in einem Polizeigeſchäft nach Tarow müſſe. „Wir kennen die Familie Tarowski vom Bade her,“ erwiederte die Baronin. „Dort haben wir gern mit Frau von Tarowska und ihren Töchtern verkehrt. Ich wünſche lebhaft, daß der Freiherr nicht ganz außer Verbindung mit der Nachbarſchaft bleibt, vielleicht vermag ich ihn zu beſtimmen, daß er heut mit uns ſeinen Beſuch macht. In jedem Falle wollen wir Frauen dieſe Gelegenheit benutzen und unter Ihrem Schutz einen Ausflug dorthin wagen.“

Anton erinnerte leiſe an den verſchwundenen Bratzky und ſeinen Verdacht.

„Es iſt ja nur ein Verdacht,“ erwiederte die Baronin begütigend, „und unſere Verpflichtung, der Familie einen Beſuch zu machen, iſt unzweifelhaft. Auch kann ich nicht glauben, daß Herr von Tarowski ſelbſt an der Entführung Antheil hat."

Am Nachmittag fuhren die Schlitten vor, die Baronin ſetzte ſich mit dem Freiherrn in den größern, Lenore beſtand darauf, in ihrem neuen Rennſchlitten ſelbſt zu fahren. „Wohlfart ſetzt ſich hinter mich auf die Pritſche," beſtimmte ſie. Der Freiherr frug ſeine Gemahlin leiſe: „Wohlfart?" — „Ich laſſe dich nicht allein fahren," erwiederte die Baronin ruhig. — „Sei ohne Sorge. Außerdem iſt er in deinem Dienſt, die Inconvenienz iſt nicht groß. Und wir fahren ja mit einander vor."

Die Glöckchen klangen über die Ebene, Lenore ſaß ſelig in ihrer Nußſchale und trieb ihr Pferd mit kräftigem Zuruf an. Sie wandte ſich oft zurück und zeigte Anton ihr lachendes Antlitz, das unter der dunkeln Kappe heut ſo ſchön war, daß ihr ſein ganzes Herz entgegenflog. Ihr grüner Schleier flatterte im Winde und ſtreifte ſeine Wange, hing ſich an ſein Geſicht und verbarg ihm die Ausſicht. Dann erblickte er die verhüllte Geſtalt vor ſich in einem grünen Dämmerlicht wie aus weiter Ferne; und gleich darauf berührte wieder der Hauch ſeines Mundes die Bandſchleife, welche an ihrem Nacken flatterte, und er ſah, daß nur die ſeidene Hülle ſeine Hand von ihrem goldenen Haar und dem weißen Hals trennte. Anton verſenkte ſich in dieſe Betrachtung und widerſtand kaum noch dem Gelüſt, ihr mit ſeinem Pelzhandſchuh leiſe über die Kapuze zu fahren, als dicht neben ihm ein Haſe aus einem Schneeloch aufſprang. Der Haſe winkte drohend mit ſeinen Löffeln und machte einen bedeutſamen Burzelbaum auf Anton zu. Dieſer verſtand die freundliche

Warnung und zog den Pelzhandſchuh zurück; der Haſe, vergnügt, eine gute That vollbracht zu haben, galoppirte über den Schnee.

Anton gab ſeinen Gedanken eine andere Richtung. „Der weiße Weg zeigt keine Spur eines Menſchen, kein Gleis, keinen Fußtritt, nirgend iſt ein anderes Leben zu ſehen, als der lautloſe Schlaf der Natur. Wir ſind Reiſende, welche in ein fremdes Land dringen, das noch Niemand vor ihnen betreten. Ein Baum iſt wie der andere, die Schneefläche iſt endlos, rund herum Grabesſtille, und oben wieder der lachende Sonnenſchein. Ich wollte, es ginge den ganzen Tag ſo fort.“

„Ich bin glücklich, daß ich Sie einmal fahren kann,“ rief Lenore, beugte ſich zu ihm zurück und hielt ihm eine Hand hin. Anton vergaß ſofort den Haſen, er konnte ſich nicht enthalten, einen Kuß auf den Handſchuh zu drücken.

„Es iſt däniſches Leder,“ lachte Lenore, „bemühen Sie ſich nicht.“

„Hier iſt eine Lücke,“ ſagte Anton, bereit, den Verſuch zu wiederholen.

„Sie ſind heut ſo artig,“ rief Lenore, die Hand langſam zurückziehend, „das ſteht Ihnen hübſch, Wohlfart.“

Der Pelzhandſchuh ſtreckte ſich aus um die zurückweichende Hand zu verfolgen. Darüber geriethen zwei Krähen auf den Bäumen in ſtarken Zank, ſie ſchreen um die Wette, flogen auf und ſchwebten ſchimpfend über Antons Kopf. „Geht zum Teufel, ihr Geſindel,“ dachte er leidenſchaftliche Anton, „ihr ſollt mich nicht mehr ſtören.“

Aber Lenore ſah ihn treuherzig an. „Ich weiß doch nicht, ob Ihnen gut ſteht, ſo artig gegen mich zu ſein,“ fuhr ſie ernſter fort. „Sie dürfen mir die Hand nicht küſſen, denn ich habe keine Luſt, Ihnen daſſelbe zu thun, und was dem Einen recht iſt, ſoll dem Andern billig ſein. Huſſa, mein Pferd, vorwärts!“

„Ich bin neugierig, wie uns die Polen empfangen werden,“ begann Anton wieder die regelmäßige Unterhaltung.

„Sie können nicht anders als freundlich ſein,“ ſprach Lenore zurück. „Wir haben mit Frau von Tarowska wochenlang in einem Hauſe gewohnt und alle Partien gemeinſchaftlich gemacht. Sie war die eleganteſte Dame des ganzen Bades, ſie und die Töchter machten Aufſehen durch ihr diſtinguirtes Weſen; ſie ſind ſehr liebenswürdig und vom beſten Ton.“ —

„Er aber hat zwei Augen, gerade wie der Fuchs des Förſters,“ ſprach Anton, „ich traue ihm nicht über den Weg.“

„Ich habe mich heut ſehr ſchön gemacht,“ lachte Lenore ſich wieder umwendend, „denn die Mädchen dort ſind reizend, und die Polen ſollen nicht ſagen, daß wir uns ſchlecht neben ihnen präſentiren. Wie gefällt Ihnen mein Kleid, Wohlfart?“ Sie ſtreifte einen Zipfel ihres Pelzes zurück.

„Sie werden ſich darin nicht ganz ſchlecht ausnehmen,“ ſagte Anton mit weiſer Miene; „es iſt etwas Braun dabei, folglich iſt es wunderhübſch.“

„Sie treuer Herr Wohlfart!“ rief Lenore und reichte ihm wieder die Hand über den Schlittenrand. Ach! jetzt waren die kleinen warnenden Thiere zu ſchwach, um den Zauber abzuleiten, welcher den Pelzhandſchuh zu dem Dänen hinzog: etwas Größeres mußte geſchehen. Als Anton zum dritten Mal die Hand ausſtreckte, bemerkte er, daß ſeine eigene Hand ſich wider ſeinen Willen immer höher hob und in der Luft einen Kreis beſchrieb, während er ſelbſt ſich ſenkte, bis er der Länge nach im Schnee lag. Erſtaunt hob er ſeinen Kopf und ſah Lenore einige Schritt weiter neben dem umgeſtürzten Schlitten ſitzen, das Pferd ſtand ruhig auf dem Wege und lachte in ſeiner Art laut vor ſich hin. Lenore hatte zu viel nach ihrem Gefährten und zu wenig auf den Weg geſehen, ſo hatten ſie umgeworfen. Fröhlich erhoben ſich Beide, ſchüttelten den Schnee ab, Anton richtete den Schlitten auf, und im Galopp ging es wieder vorwärts. Aber das Schlittenmärchen war zu Ende, Lenore ſah mehr auf den Weg, und Anton ſtäubte ſich den Schnee aus den Aermeln.

Die Schlitten fuhren in einen weiten Hofraum. Ein langes einſtöckiges Lehmhaus, mit Kalk beworfen und mit Schindeln gedeckt, ſchaute mit ſeinen blauen Fenſtern vertraulich auf die hölzernen Ställe nebenan. Anton ſprang ab und frug einen Mann in Livree nach der Wohnung des gnädigen Herrn. „Hier iſt der Palaſt,“ erwiederte der polniſche Diener mit tiefer Verbeugung und half der Herrſchaft aus dem Schlitten. Erſtaunt ſahen Lenore und die Baronin einander an. Sie traten in einen unſaubern Hausflur, mehrere ſchnurrbärtige Geiſter eilten herzu, riſſen dienſteifrig die Winterhüllen der Gäſte ab und eine niedrige Thür auf. In dem großen Wohnzimmer war zahlreiche Geſellſchaft verſammelt. Eine hohe Geſtalt in ſchwarzer Seide trat den Gäſten entgegen und begrüßte ſie in der beſten Haltung von der

Welt. Die Töchter eilten herzu, ſchlanke Damen mit Augen und Tournüre der Mutter. Mehrere Namen der jungen Herren wurden genannt, Herr von, Graf von, alle elegante Männer im Salonkleid. Zuletzt kam auch der Hausherr. Sein ſchlaues Geſicht ſtrahlte von herziger Freude, und die Fuchsaugen leuchteten von Harmloſigkeit. Der Empfang war tadellos, von allen Seiten die wohlthuende Leichtigkeit eines ſicheren Selbſtgefühls. Der Freiherr und die Frauen wurden als werthe Bekannte begrüßt, auch Anton erhielt ſeinen Theil Zuvorkommenheit. Sein Geſchäft war nach wenig Worten abgemacht und Herr von Tarow erinnerte ihn lächelnd daran, daß er ihn ſchon einmal flüchtig geſehen. „Der Schlingel von Inſpector iſt Ihnen entſprungen,“ ſagte er bedauernd, „ſeien Sie ohne Sorge, er wird ſeinem Schickſal nicht entgehen.“ „Ich hoffe,“ erwiederte Anton, „er und ſeine Helfer.“ Die Augen des Herrn von Tarow bemühten ſich, Taubenaugen gleich zu werden, als er fortfuhr: „Der Kerl liegt irgendwo verſteckt.“ — „Wahrſcheinlich in der Nähe,“ ſagte Anton und warf einen argwöhniſchen Seitenblick auf die ſchlechten Gebäude des Hofes.

Vergebens ſuchte Anton unter den anweſenden Männern jenen Fremden, den er bereits zweimal geſehen hatte und dem er den Wunſch zutraute, vor deutſchen Augen unbekannt zu bleiben. Dagegen war ein anderer Herr von entſchiedenem Weſen vorhanden, der von den Uebrigen mit hoher Achtung behandelt wurde. „Sie kommen und verſchwinden,“ dachte Anton, „ſie reiten zuſammen und wieder auseinander, wie der Schenkwirth ſagt; es ſind hier nicht Einzelne, mit denen man zu thun hat, ſondern eine ganze

Gattung.“ In dem Augenblick trat der Fremde an ihn heran und begann ein artiges Geſpräch. So unbefangen er aber auch redete, ſo merkte Anton doch, daß er bemüht war, das Geſpräch zu leiten und ihn, den Deutſchen, über Geſinnung und Sympathie auszuholen. Er hielt deßhalb vorſichtig zurück, und als der Pole das wahrnahm, verlor er plötzlich das Intereſſe an dem Gaſt und wandte ſich zu den Damen.

Jetzt hatte Anton Muße, ſich im Zimmer umzuſehen. Unter den rohen Möbeln des Dorftiſchlers ſtand ein Wiener Flügel, die Fenſterſcheiben waren geflickt, auf dem ſchwarzen Fußboden lag in der Nähe des Sophas ein zerriſſener Teppich. Die Damen ſaßen auf Sammtſeſſeln um einen abgenutzten Tiſch. Die Frau vom Hauſe und ihre erwachſenen Töchter waren in eleganter Pariſer Toilette, aber als ſich eine Seitenthür öffnete, ſah Anton in dem grauen Nebenzimmer einige Kinder mit ſo mangelhafter Garderobe umherlaufen, daß ſie ihn bei der Winterkälte herzlich dauerten. Sie ſelbſt machten ſich jedenfalls nicht viel daraus, denn ſie balgten ſich und lärmten wie Unholde.

Ueber den wankenden Tiſch wurde eine feine Damaſtſerviette gelegt und ein ſilberner Theekeſſel aufgeſetzt. Die Unterhaltung floß vortrefflich. Leichte franzöſiſche Bonmots und lebhafte Ausrufe in melodiſchem Polniſch fuhren durcheinander, dazwiſchen klang die eintönige deutſche Phraſe. An dem ſchnellen Lachen, den Mienen der Sprechenden und dem Feuer der Unterhaltung merkte Anton, daß er unter Fremden war. Schnell flogen die Worte, in den Augen und auf den Wangen glänzte das flüchtige Feuer der heitern Erregung. Es war ein beweglicheres Volk, elaſtiſcher, ſchwungbafter, leichter ergriffen. Erſtaunt ſah Anton, wie behaglich Lenore in der Unterhaltung ſchwamm. Auch ihr Antlitz glänzte von höherem Roth, ſie lachte und geberdete ſich wie die Andern, und dreiſt blickten ihre Augen in die verbindlichen Geſichter der anweſenden Herren. Daſſelbe Lachen, die herzliche Unbefangenheit, die ihn im Stillen entzückt hatte, verſchwendete ſie jetzt an Fremde, die in der Nacht auf der Landſtraße zum Schaden ihres Vaters gearbeitet hatten. Das mißfiel ihm höchlich. Dazu das Zimmer ſo wunderlich ausgeputzt, die Tapeten ſchmutzig und zerriſſen, die Kinder in der Nebenſtube barfüßig, und der Hausherr der ſtille Beſchützer eines Schuftes und wahrſcheinlich noch etwas Schlimmeres! So begnügte er ſich, mit kalter Zurückhaltung die Geſellſchaft zu betrachten und nur das Nothwendige auf die freundlichen Worte des Hausherrn und ſeiner Gäſte zu erwiedern.

Endlich ſchlug ein junger Herr einige Accorde auf dem Flügel an, Alles ſprang auf und wollte tanzen. Die gnädige Frau klingelte, vier wilde Männer ſtürzten in das Zimmer, ergriffen den großen Flügel und trugen ihn rückſichtslos hinaus. Die Geſellſchaft drängte nach über den Hausflur in den gegenüberliegenden Saal. Als Anton eintrat, kam er in Verſuchung, ſich die Augen zu reiben. Es war ein leerer Raum mit rohem Kalkanſtrich, Bänke an den Wänden, und in der Ecke ein abſcheulicher Ofen. Mitten im Saal hing Wäſche auf Leinen; Anton begriff nicht, wie man hier tanzen wollte. Aber im Hui wurde die Wäſche durch die Fäuſte der Diener herabgeriſſen, einer lief zum

Ofen und blies das Feuer an, nach wenig Augenblicken waren ſechs Paar zur Quadrille angetreten. Da der Damen zu wenig waren, band ein junger Graf mit einem ſchwarzen Sammtbärtchen und zwei wunderſchönen blauen Augen ſein Battiſttuch um den Arm und erklärte ſich mit einem graziöſen Knix für eine Dame. Sogleich wurde er von einem andern Herrn ritterlich zum Tanz geführt. Selig drehte ſich das Völkchen im Tact. Durch die Nachläſſigkeit, welche die Mode von den Tänzern des gebildeten Europa verlangt, flatterte zuweilen das Feuer ihres Stammes auf. Lenore trieb mitten darunter. Auch die Baronin war in heiterer Unterhaltung mit dem Hausherrn, und Frau von Tarow machte ſich zur Aufgabe, den blinden Freiherrn zu beſchäftigen. Das war wieder die vornehme Form, der leichte Genuß des Augenblicks, welchen Anton ſo oft bewundert hatte; aber heut verzog ſich ſein Mund zu einem kalten Lächeln. Es ſchien ihm nicht männlich und nicht würdig, daß die deutſche Familie ſich ſo hingebend unter Gegnern bewegte, welche wahrſcheinlich in dieſem Augenblick Feindliches gegen ſie und gegen ihr Volk im Sinne hatten. Als Lenore nach dem erſten Tanz bei Anton vorbeiging und ihn leiſe frug: „Warum tanzen Sie nicht mit mir?“ erwiederte er: „Ich erwarte jeden Augenblick das Geſicht des Herrn Bratzky in einem Winkel dieſes Saales zu ſehen.“

„Wer wird jetzt daran denken,“ rief Lenore und wandte ſich gekränkt ab.

Tanz folgte auf Tanz, die Köpfe der jungen Herrſchaften glühten, die Locken wurden ſchlaff vom warmen Thau. Schnurrbärtige Diener drangen wieder in das Zimmer und boten Champagner in Eis. Stehend, auf dem Sprunge ſchlürften die Tänzer den kalten Trank, und gleich darauf ſtürmte von allen Ecken der Ruf nach einem polniſchen Nationaltanz zu dem Hauslehrer, welcher am Flügel ſaß. Jetzt flatterten die Gewänder, die Tänzer ſchnellten ſich wie auf Sprungfedern durch das Zimmer, wie Bälle flogen die Mädchen aus einem Arm in den andern. Ach und Lenore immer mitten darunter! Anton ſtand neben dem anſehnlichen Polen in mattem Geſpräch und hörte kühl das Lob an, welches dieſer der deutſchen Tänzerin freigebig ertheilte. Was den polniſchen Mädchen natürlich ſtand, die ſchnellen Bewegungen, die ſtarke Erregung, das machte Lenore wild und, wie Anton ſich mit Mißfallen ſagte, unweiblich. Und von ihr weg irrte ſein Blick an den rohen Wänden umher auf den beſtäubten Ofen, in dem ein großes Scheit Holz loderte, bis zu der Decke, von welcher lange graue Spinnweben herunterhingen.

Es war ſpät, als die Baronin zum Aufbruch trieb; die Pelze wurden in den Saal gebracht, die Gäſte wickelten ſich ein, die Schelle läutete und das Glöckchen klang wieder über die Schneefläche. Aber Anton war es wohl zufrieden, daß jetzt die Tochter mit dem Vater fuhr, und daß er ſelbſt hinter der Baronin die Zügel führte. Schweigſam lenkte er den Schlitten und immer wieder dachte er daran, daß eine Andere, die er kannte, ſich unter den Spinnweben im Hauſe der Feinde niemals in der Mazurka geſchwenkt hätte. — Auch Lenore trug ihm heut den Stahlhelm auf dem weißen Nacken

## 1.

Herr Itzig war als Geſchäftsmann etablirt. Wer ihn beſuchte, ſchritt durch ein vielbetretenes Vorderhaus und erſtieg in einem Seitenflügel eine nicht ganz ſaubere Treppe. Neben der Treppe glänzte die weißlackirte Entréethüre, auf welcher ein großes Meſſingſchild mit abgeſchrägten Ecken den Namen „V. Itzig“ zeigte. Das Entrée war verſchloſſen, ein dicker Porcellangriff war auch vorhanden, Alles ſchöner und idealer, als es bei Ehrenthal geweſen war. Durch die Thür konnte der Beſuchende in ein leeres Entrée gelangen, in welchem ſich den Tag über ein verſchmitzter Junge aufhielt, halb Portier, halb Laufburſche, außerdem Spion für die Geſchäfte, welche ſein Brodherr machte. Der Junge unterſchied ſich von dem urſprünglichen Herrn Veitel durch ein auffälliges Weſen von ſchäbiger Gentilität. Er trug die letzten Ueberreſte des Kleidergeſchäfts auf, glänzende Seidenweſten und einen Frack, der ihm nur wenig zu groß war. Er bewies, daß die neue Firma auch in Sachen der Toilette und Bildung avancirter war, als das in vielen Dingen gewöhnliche Geſchäft des Ehrenthal. Den Eintretenden empfing Herr Itzig in zwei kleinen Geſchäftsſtuben, von denen die erſte wenig Möbel, aber zwei auffallend ſchöne Lampen enthielt, eine gelegentliche nothwendige Uebernahme für nicht gezahlte Zinſen eines Solawechſels. Die zweite war das

Schlafzimmer, ein einfaches Bett, ein langes Sopha, ein großer runder Spiegel mit breitem Goldrahmen. dieſer ein Erwerb aus dem geheimen Lager des ehrlichen Pinkus. Itzig ſelbſt hatte ſich auffallend verändert, er war an trüben Tagen bei dem zweifelhaften Lichte, welches aus dem Hofraume in die Stuben gelangte, von Weitem betrachtet, nur noch wenig von einem eleganten Herrn verſchieden. Sein ſchmales Geſicht war voller geworden, die großen Sommerſproſſen, welche ihn früher getigert hatten, waren verblichen, und ſein Haar hatte durch Pomade und kunſtvolle Bürſtenſtriche eine dunklere Farbe und ein anſchmiegendes Weſen erhalten. Noch hatte der neue Geſchäftsmann eine Vorliebe für ſchwarze Kleider, aber ſie waren neu und ſaßen nicht mehr ſchlottrig über ſeinen Gliedmaßen. Denn Herr Itzig hatte auch zugenommen an äußerer Behaglichkeit, er gönnte ſich jetzt gute Koſt, ja auf ſeinem Arbeitstiſche war zuweilen eine leere Weinflaſche zu ſehen, auf welcher das Wort „Moſel" ſtand, daneben ein Zuckerbecher und ein ſilberner Löffel. Wie prächtig aber auch das neue Etabliſſement war, Itzig benutzte daſſelbe doch nur bei Nacht und in ſeinen offiziellen Geſchäftsſtunden. Noch immer trieb ihn ſein Herz nach ſeiner alten Herberge zu Löbel Pinkus. So führte er ein doppeltes Leben, für die große Welt als feiner Geſchäftsmann in den neugeſtrichenen Stuben unter dem Glanze der Aſtrallampen, bedient von einem modern gekleideten Gnom, und ein zweites für ſein Gemüth, gerade unter der Caravanſerei, ein beſcheidenes Leben mit rothbaumwollenen Gardinen und einem viereckigen Kaſten als Sopha. Vielleicht machte ihm dieſes Aſyl am behaglichſten, daß er jetzt eine unbeſtrittene Herrſchaft über den Beſitzer des Hauſes ausübte. Pinkus war, zu ſeiner Schande ſei es geſagt, herabgeſunken zu einem Commiſſionär, einem Hülfsarbeiter Veitels. Und Frau Pinkus hing an dem aufſtrebenden Geſchäftsmann mit einer Verehrung, welche ihren Mann aller Gänſebrüſte beraubte, die in dem Hauſe geſchlachtet wurden.

Heut ſaß Itzig in ſeinem Geſchäftslocale nachläſſig auf dem Sopha und rauchte aus einer Bernſteinſpitze; er war ganz Gentleman und erwartete vornehmen Beſuch. Da hörte man im Vorzimmer ſchellen, der Dienſtthuende flog zur Thüre, eine ſcharfe Menſchenſtimme wurde hörbar. Bald entſtand ein Zank im Vorſaale, welcher Veitel bewog, ſchnell den offenen Kaſten ſeines Schreibpultes zuzuſchließen und den Schlüſſel in die Taſche zu ſtecken.

„Nicht zu Hauſe iſt er? Er iſt aber hier, du erbärmlicher, grünhaariger Dummkopf," ſchrie die ſcharfe Stimme den Wache haltenden Jüngling an. Man hörte einen widerſtehenden Körper bei Seite ſchieben, Veitel beugte ſeinen Kopf tief in ein altes Hypothekeninſtrument, die Thüre wurde geöffnet, und Herr Hippus erſchien mit geröthetem Antlitz, ſchäbig, mit zerrauften Federn an der Thür. Nie hatte er einem alten Raben ähnlicher geſehen.

„Du läßt dich verleugnen? Du befiehlſt dem Wurme dort draußen, alte Freunde abzuweiſen? Natürlich, du biſt vornehm geworden, du Narr! Hat man je eine ſolche Unverſchämtheit geſehen! Weil der Bengel ſich in zwei neue Stuben hineingeſchwindelt hat, ſind ihm ſeine alten Freunde nicht mehr gut genug. Du biſt bei mir an den Unrechten gekommen, mein Söhnchen; ich laſſe mich nicht ſo abſpeiſen."

Veitel betrachtete den kleinen Herrn, welcher zornig vor ihm ſtand, mit Blicken, die nichts weniger als freundſchaftlich waren. „Was macht Ihr mit dem jungen Menſchen für einen Lärm," ſagte er kalt, „er hat nur ſeine Schuldigkeit gethan. Ich erwarte einen Geſchäftsbeſuch und habe ihm befohlen, alle Fremden abzuweiſen. Wie konnte ich wiſſen, daß Ihr hierher kommen würdet? Haben wir nicht ausgemacht, daß Ihr mich nur des Abends beſuchen ſollt? Was kommt Ihr zu meinen Geſchäftsſtunden?"

„Deinen Geſchäftsſtunden! du junger Wiedehopf, der ſeine Eierſchalen noch am Steiße herumſchleppt," rief Hippus immer noch erzürnt und ſetzte ſich auf das Sopha. „Deine Geſchäftsſtunden" — fuhr er mit unendlicher Verachtung fort, „für deine Geſchäfte iſt jede Stunde gut genug."

„Ihr ſeid wieder betrunken, Hippus," antwortete Veitel in aufrichtigem Aerger; „wie oft habe ich geſagt, daß ich mit Euch nichts zu thun haben will, wenn Ihr aus der Branntweinſtube kommt!"

„So," rief Herr Hippus, „du Sohn einer Trödelhexe, mein Beſuch iſt für dich zu allen Zeiten eine Ehre. Ich wäre betrunken?" fuhr er ſchluckend fort, „wovon denn, du Hanswurſt? Womit ſoll man ſich betrinken," ſchrie er, „wenn man kein Geld hat, ein Glas zu bezahlen?"

„Ich wußte, daß er wieder kein Geld hatte," ſagte Veitel mit tiefer Entrüſtung. „Erſt neulich habe ich Euch zehn Thaler gegeben, aber Ihr ſeid wie ein Schwamm, es iſt Schade um jeden Groſchen, den man auf Euch wendet."

„Du wirſt mir aber heut zeigen, daß es nicht Schade iſt,“ antwortete der Alte höhniſch, „du wirſt mir wieder zehn Thaler geben und auf der Stelle.“

„Das werde ich nicht,“ rief Veitel. „Ich habe ſatt, Euch zu füttern. Ihr wißt, was wir abgemacht haben. Geld bekommt Ihr nur, wenn Ihr mir etwas dafür thut. Und jetzt ſeid Ihr nicht in der Verfaſſung, etwas Ordentliches zu leſen oder zu ſchreiben.“

„Für dich und deines Gleichen bin ich immer noch gut genug, und wenn ich zehnmal beſſer gefrühſtückt hätte, als heut,“ ſagte der Alte ruhiger. „Gieb her, was du für mich zu arbeiten haſt. Du biſt ein geiziger Filz geworden, aber ich will dir's nicht nachtragen. Ich will dir verzeihen, daß du mich abweiſen wollteſt, ich will dir auch verzeihen, daß du ein hochmüthiger Eſel geworden biſt und dich mit einer ſolchen Lampe breit machſt, die für beſſere Leute, als du, gut genug wäre; und ich will dir meinen Rath nicht entziehen, vorausgeſetzt, daß du mich honorirſt. Und ſo wollen wir Friede machen, mein Sohn. Jetzt rede, welche Teufelei haſt du wieder vor?“

Veitel ſchob ihm ein dickes Hypothekeninſtrument hin und ſagte: „Zuerſt ſollt Ihr mir das durchſehen und einen Auszug daraus ſchreiben, wie ich ihn brauche, und ſagen, wie es damit ſteht. Es iſt mir angeboten worden zum Kauf. Jetzt aber erwarte ich Jemand, Ihr müßt in die andere Stube gehen, dort ſetzt Euch an den Tiſch und macht die Arbeit. Wenn Ihr fertig ſeid, dann reden wir über das Geld.“

Herr Hippus ſchob ſich das ſchwere Actenſtück unter den Arm und ſteuerte nach der zweiten Stubenthür. „Heut thue ich dir noch einmal deinen Willen, weil du's biſt,“

ſagte er gemüthlich und erhob ſeine Hand, um Veitel auf die Backe zu klopfen.

Veitel ließ ſich die Liebkoſung leidend gefallen und wollte die Thür zumachen, als der betrunkene Alte ſich noch einmal herandrängte und mit ſchlauem Blick frug: „Alſo du erwarteſt Jemanden, mein Söhnchen? Wen erwarteſt du, kleiner Itzig? Iſt's ein Männlein oder ein Fräulein?"

„Es iſt ein Geldgeſchäft," antwortete Veitel die Achſel zuckend.

„Ein Geldgeſchäft?" wiederholte der trunkene Herr, mit einer zärtlichen Bewunderung ſeinen Bundesgenoſſen betrachtend. „Ja, darin biſt du groß. Groß als Menſch und als Schwindler! Wahrhaftig, wer von dir Geld haben will, der iſt verloren. Es wäre ihm beſſer, er ſpränge ins Waſſer, obgleich Waſſer auch verächtlich iſt. Du kleiner Sackermentsſchwindler, du!" Dabei erhob er den Kopf und ſtierte aus ſeinen ſchwimmenden Augen liebevoll auf Veitel.

„Seid Ihr doch ſelbſt gekommen, um Geld von mir zu holen," antwortete ihm Veitel mit gezwungenem Lächeln.

„Ja, ich bin feſt," antwortete Hippus lallend, „ich bin nicht von Fleiſch und Blut, ich bin Hippus, ich bin der Tod." Dabei verſuchte er geiſtreich zu lachen.

Draußen tönte die Schelle, Veitel rief: „Verhaltet Euch ruhig!" ſchloß die Thür, ſetzte ſich auf das Sopha, faßte die Bernſteinſpitze und erwartete ſeinen Beſuch.

In dem Vorzimmer klirrte ein Säbel, ein Huſarenoffizier trat ein. Eugen Rothſattel war in dem letzten Winter ein wenig älter geworden, ſein feines Geſicht war hagerer, und um den untern Theil ſeiner Augen zog ſich ein bläulicher Ring. Er trat mit einem Schein von Gleichgültigkeit ein, der Herrn Itzig keinen Augenblick zu täuſchen vermochte, denn hinter dieſer Maske erkannte ſein erfahrener Blick deutlich das Fieber, welches bedrängten Schuldnern eigenthümlich iſt.

„Herr Itzig?" frug der Offizier von oben herunter.

„So heiße ich," antwortete Veitel und ſtand nachläſſig vom Sopha auf.

Unruhig ſah Eugen in das Geſicht des Geldmanns. Der jetzt ſeine Anrede erwartete, war derſelbe, vor dem ſchon ſein Vater gewarnt war, und jetzt trieb das Schickſal auch ihn in daſſelbe Netz. „Ich habe in dieſen Tagen eine Schuld an hieſige Agenten zu zahlen," begann der Lieutnant, „an Herren Ihrer Bekanntſchaft. Als ich deßhalb Rückſprache mit ihnen nehmen wollte, iſt mir von Beiden mitgetheilt worden, daß ſie ihre Forderungen an Sie verkauft haben."

„Ich habe ſie ungern gekauft," erwiederte Veitel, „ich habe nicht gern zu thun mit den Herren Offizieren. Es ſind zwei Schuldſcheine über eilfhundert und achthundert, zuſammen neunzehnhundert Thaler." Er griff in eine Mappe und holte die Documente heraus. „Erkennen Sie dieſe Unterſchrift als die Ihrige?" frug er kalt, „und erkennen Sie dieſe neunzehnhundert Thaler als die Summe an, welche Ihnen geliehen iſt?"

„Es mag wohl ſo viel darin ſtehen," antwortete der Lieutnant unwillig.

„Ich frage, ob Sie anerkennen, daß Sie mir zu zahlen haben dieſe Summe auf dieſe zwei Verſchreibungen?“ frug Veitel wieder.

„In Teufels Namen, ja,“ rief der Lieutnant, „ich erkenne die Schuld an, obgleich ich nicht die Hälfte in Geld erhalten habe.“

Veitel ſchloß die Sola-Wechſel in ſein Pult und ſagte, indem er die Achſeln zuckte, ſpöttiſch: „Ich habe doch die volle Summe bezahlt den beiden Leuten. Ich werde mir alſo holen bei Ihnen morgen und übermorgen mein Geld.“

Der Offizier ſchwieg eine Weile, langſam rötheten ſich ſeine eingefallenen Wangen. Endlich nach einem harten Kampfe begann er: „Ich bitte Sie, Herr Itzig, mir noch Friſt zu geben.“

Veitel ergriff ſeine Bernſteinſpitze und drehte behaglich daran, als er antwortete: „Ich gebe Ihnen keinen Credit weiter.“

„Seien Sie verſtändig, Itzig,“ ſagte der Offizier mit erzwungener Vertraulichkeit. „Ich bin vielleicht in Kurzem in der Lage, Ihnen zu zahlen.“

„Sie werden in einigen Wochen ſo wenig Geld haben, als jetzt,“ entgegnete Veitel grob.

„Ich bin bereit, Ihnen eine größere Summe zu verſchreiben, wenn Sie ſich gedulden.“

„Ich mache niemals ſolche Geſchäfte,“ log Veitel.

„Ich ſchaffe Ihnen eine Anerkennung der Schuld durch meinen Vater.“

„Der Herr von Rothſattel hat gerade ſo viel Credit bei mir, als Sie ſelber.“

Der Lieutnant ſtieß zornig ſeinen Säbel auf den Boden.

„Und wenn ich nicht zahle?" brach er los. „Sie wiſſen, daß ich geſetzlich dazu nicht verpflichtet bin."

„Ich weiß," verſetzte Veitel ruhig. „Werden Sie zahlen morgen und übermorgen?"

„Ich kann nicht," rief Eugen in aufrichtiger Verzweiflung.

„Dann tragen Sie Sorge für den Rock, den Sie anhaben," ſagte Veitel ſich abwendend.

„Wohlfart hatte Recht, mich vor Ihnen zu warnen," rief Eugen außer ſich. „Sie ſind ein hartgekochter —," er drängte das letzte Wort zurück.

„Sprechen Sie ruhig aus," ſagte Itzig, „es hört Sie Niemand. Was Sie reden, iſt wie das Feuer im Ofen, es kniſtert, in einer Stunde iſt's Kohle. Was Sie mir hier wollen ſagen unter vier Augen, das werden von Ihnen in drei Tagen die Leute auf der Straße ſagen, wenn Sie nicht zahlen."

Eugen wandte ſich mit einem Fluche ab, an der Thür blieb er noch einen Augenblick ſtehen, dann ſtürzte er zornig hinaus.

Veitel ſah ihm triumphirend nach. „Der Sohn wie der Vater, er ſitzt darin, wie er ſitzen muß," ſagte er vor ſich hin; „er kann nicht ſchaffen das Geld. Es geht zu Ende mit den Rothſatteln, und der Wohlfart wird ſie nicht halten. — Wenn ich verheirathet bin mit der Roſalie, ſo ſind mein auch Ehrenthals Hypotheken. Dann können die Scheine, die bei dem Schwiegervater verſchwunden ſind, ſich unter ſeinen Papieren wiederfinden. Dann habe ich den Baron in Händen und das Gut iſt mein."

Nach dieſem Selbſtgeſpräch öffnete er die Thür, welche Herrn Hippus und den vornehmen Beſuch, den Verſunkenen und den Sinkenden, getrennt hatte, und fand den kleinen Advocaten eingeſchlafen, den Kopf auf den Händen, die Hände über den Acten. Mit herzlicher Verachtung ſah Itzig auf das ſchwärzliche Bündel und ſagte: „Er wird mir läſtig. Er ſagte, er wäre der Tod, ich wollte, er wäre todt, und ich wäre von ihm frei." Unſanft rüttelte er den alten Mann auf und ſchrie ihn an: „Ihr ſeid zu nichts gut, als zum Schlafen, was mußtet Ihr hierher kommen, um zu ſchnarchen? Geht nach Hauſe, ich werde Euch die Acten geben, wenn Ihr in beſſerer Verfaſſung ſeid."

Als der Advocat unter dem Verſprechen, am Nachmittag wiederzukommen, ſchläfrig hinausgewankt war, bürſtete Itzig mit beneidenswerther Fertigkeit ſeinen ſeidenen Hut, zog den beſten Rock an, gab ſeinem Haar vor dem goldenen Spiegel den genialen Fall und ging nach dem Hauſe ſeines Gegners Ehrenthal.

Als er in den Hausflur trat, warf er einen ſcheuen Blick auf die Thür des Comtoirs und eilte vorüber nach der Treppe. Auf der unterſten Stufe hielt er an. „Er ſitzt wieder im Comtoir," ſagte er horchend zu ſich ſelbſt, „ich höre ihn brummen, ſo brummt er oft, wenn er allein iſt. Ich will's wagen, ich gehe hinein, vielleicht iſt mit ihm ein Wort zu reden." Er ſchritt zögernd zu der Thür und horchte wieder, dann faßte er ein Herz und öffnete ſchnell. In dem dämmrigen Raume ſaß auf dem Lederſtuhle einſam eine zuſammengedrückte Geſtalt, auf dem Kopfe einen unförmlichen Hut; ſie nickte mit dem Kopfe vor ſich hin und murmelte unverſtändliche Worte. Wie hatte ſich Hirſch Ehrenthal in dem letzten Jahre verändert! Als er das letzte Mal vom Gute des Freiherrn fuhr, war er ein rundlicher Mann von anſehnlicher Art geweſen, ein wohlconſervirter Mann, der ſeine Buſennadel anzuſtecken wußte, um vor den Frauen ſtattlich auszuſehen; das Haupt, welches jetzt in nervöſer Schwäche nickte, war das Haupt eines alten Mannes, und an dem faltigen Geſicht hing ein Bart, den das Scheermeſſer wochenlang nicht berührt hatte. Er war ein Bild des kläglichen Verfalles, wo der Geiſt dem Körper noch vorläuft auf dem Wege zur zweiten Wiege.

Der Agent ſtand an der Thür und ſah betroffen auf ſeinen früheren Brotherrn, der in ſeine Träume verſunken nur noch halb der Geſchäftswelt angehörte. Endlich begann er näher tretend: „Ich will mit Ihnen reden, Herr Ehrenthal.“

Der Alte fuhr fort mit dem Kopfe zu nicken und antwortete mit zitternder Stimme: „Hirſch Ehrenthal bin ich, was haben Sie zu reden mit mir?“

„Ich will mit Ihnen ſprechen über ein großes Geſchäft,“ fuhr Itzig fort.

„Ich höre,“ ſagte Ehrenthal, ohne aufzuſehen. „Wenn es ein großes Geſchäft iſt, warum ſprechen Sie nicht?“

„Sie kennen mich doch, Hirſch Ehrenthal?“ ſchrie Itzig ſich zu dem Alten vorbeugend.

Der Mann im Lederſtuhle ſah mit müden Augen auf und ſtarrte den Andern an, endlich erkannte er ihn. Er rückte ſich heftig von ſeinem Sitze in die Höhe und ſtand mit vorgebeugtem Halſe da. Immer noch nickte das Haupt, aber die Augen ruhten mit einem Blicke voll Furcht und Haß auf dem Agenten. „Was wollen Sie hier in meinem Comtoir?“ rief er mit bebender Stimme. „Wie können Sie wagen zu treten vor meine Augen? Gehen Sie hinaus, Sie Menſch.“

Itzig blieb ſtehen. „Schreien Sie nicht wie ein Hahn, ich thue Ihnen nichts, ich will mit Ihnen reden über große Sachen, wenn Sie ruhig ſein wollen, wie ein Mann in Ihren Jahren ſein muß.“

„Es iſt der Itzig,“ murmelte der Alte vor ſich hin, „er will reden von großen Sachen, ich ſoll ruhig ſein. — Wie kann ich ruhig ſein,“ ſchrie er wieder auf, „wenn ich Sie erblicke vor meinen Augen? Sie ſind mein Feind, Sie haben mich ruinirt hier und haben mich ruinirt da. Sie ſind geweſen für mich, wie der Böſe mit dem Schwerte, an welchem der Tropfen Galle hängt. Ich habe aufgethan den Mund, und Sie haben mir hineingeſtoßen Ihr Schwert, die Galle iſt gekommen in mein Herz, und ich muß zittern, wenn ich Sie anſehe.“

„Werden Sie ruhig,“ ſagte Itzig, „und wenn Sie ruhig ſind, dann hören Sie mich an.“

„Heißt er Itzig?“ ſummte der Alte wieder vor ſich hin. „Er nennt ſich Itzig, aber wenn er in die Stadt geht, heulen die Hunde. Ich will Sie nicht ſehen,“ rief er, ſich wieder aufrichtend, „gehen Sie hinaus, es iſt mir zuwider Ihr Anblick, ich will lieber zu thun haben mit einer Spinne, als mit Ihnen.“

Veitel ſagte mit Ergebung: „Was geſchehen iſt, Ehrenthal, iſt geſchehen und iſt darüber nicht mehr zu reden. Sie ſind feindlich geweſen gegen mich, und ich habe gehandelt gegen Sie, es iſt geweſen Einer wie der Andere.“

„Er hat gegeſſen alle Sonntage in meinem Hauſe,“ grollte der Alte wieder.

„Weil Sie daran denken,“ fuhr Veitel fort, „will ich auch daran denken. Ja, ich habe gegeſſen an Ihrem Tiſche, und deßwegen thut es mir leid, wenn wir beide in Feindſchaft gekommen ſind. Ich habe immer gehabt eine große Anhänglichkeit an Ihr Haus.“

„Du haſt mir gezeigt deine Anhänglichkeit, junger Itzig,“ fuhr der Alte fort. „Du biſt es, der gekommen iſt in mein Haus und der mich hat geſchlagen, noch bevor ich liege in meinem Grabe; du biſt es, welcher mir macht alle Tage des Chibbut Hakkefer.“

„Was reden Sie für ungewaſchenes Zeug,“ rief Veitel ärgerlich, „was thun Sie immer, als ob Sie wären todt, und ich der böſe Geiſt mit dem Schwerte. Ich bin hier und will Ihnen bringen gutes Leben und nicht den Tod. Ich will machen, daß Sie wieder zu Anſehn kommen unter unſern Leuten, und daß die auf der Straße wieder abnehmen den Hut, wie ſie ihn abgenommen haben, bevor der Hirſch Ehrenthal kindiſch wurde.“

Ehrenthal nahm mechaniſch ſeinen Hut ab und ſetzte ihn wieder auf. Sein Haar war weiß geworden.

„Es ſoll Freundſchaft werden zwiſchen Ihnen und mir,“ fuhr Veitel beredt fort, „und Ihre Geſchäfte ſollen mir ſein, wie die meinigen. Ich habe Ihnen geſchickt mehr als einen Mann aus Ihrer Verwandtſchaft und habe Ihnen ſagen laſſen, was ich von Ihnen will, und Ihre Frau, die Madame Ehrenthal, hat Ihnen oft daſſelbe geſagt. Ich bin ein Mann geworden, der ſeine Geſchäfte mit den beſten Leuten macht, ich kann Ihnen ein ſicheres Capital aufweiſen, das größer ſein wird, als Sie denken. Warum ſollen wir nicht unſer Geld zuſammenthun? Wenn Sie als Vater mir geben wollen Ihre Tochter Roſalie, ſo werde ich an Ihnen handeln können als Ihr Schwiegerſohn."

Der alte Ehrenthal ſah den Freiwerber mit einem Blicke an, in dem ein Strahl der alten Schlauheit durch die blöde Schwäche blitzte. „Wenn Sie haben wollen meine Tochter Roſalie," erwiederte er, „ſo ſollen Sie hören die einzige Frage, die ich habe an Sie. Was können Sie mir geben, wenn ich Ihnen gebe die Roſalie?"

„Ich will's Ihnen vorrechnen zu jeder Stunde," rief Veitel.

„Sie können mir vorrechnen Vieles," ſagte Hirſch Ehrenthal abwehrend. „Aber ich will nur Eines von Ihnen fordern. Wenn Sie mir wiedergeben können meinen Sohn Bernhard, ſo ſollen Sie haben meine Tochter. Können Sie mir nicht holen meinen Bernhard aus dem Grabe, ſo ſage ich Ihnen, ſo lange ich eine Stimme habe in meinem Munde: Gehn Sie hinaus, hinaus aus meinem Comtoir. Hinaus!" ſchrie er in plötzlicher Wuth und ballte beide Hände gegen den Freier. Veitel trat eilig in den Schatten der Thür, der alte Mann ſank wieder in ſeinen Stuhl und drohte und ſchwatzte vor ſich hin.

Itzig ſah von der Thür dem Treiben zu, bis die Klage des Alten aufhörte und nur undeutliche Worte von ſeinen Lippen fielen: dann zuckte er mit den Achſeln und verließ das Zimmer.

Während er die Treppe hinaufſtieg, den Frauen ſeinen Beſuch zu machen, bewegte er noch oft die Achſeln, um ſeine Verachtung des Schwächlings auszudrücken. Dann zog er an der Klingel und wurde von der Köchin mit zerknitterter Haube unter vertraulichem Lächeln eingelaſſen.

Unterdeß eilte Eugen rathlos aus einer Offizierſtube in die andere. Er trat in die Weinſtube von Feroni, die Auſtern waren nicht zu genießen, der Burgunder ſchmeckte wie Tinte. Wieder lief er die Straßen auf und ab, Angſtſchweiß auf der Stirn. So verging dem armen Jungen der Tag. Endlich ſetzte er ſich todtmüde in eine Conditorei und überdachte noch einmal die letzten Möglichkeiten. Wenn Wohlfart zur Stelle wäre! Aber es war zu ſpät, ihn zu benachrichtigen. Die Agenten hatten ihn mit unbeſtimmten Verſprechungen einer Verlängerung hingehalten, erſt geſtern Abend hatten ſie ihm beide zu gleicher Zeit geſchrieben, daß ihre Forderung auf Herrn Itzig übergegangen ſei. Wohl war es zu ſpät, an Wohlfart zu ſchreiben, aber hatte dieſer zuverläſſige Freund nicht irgend einen Bekannten am Orte? — Als Anton den jungen Sturm empfohlen, hatte er ihm geſagt, „der Vater des Amtmanns iſt ein ſicherer Mann, und nicht ohne einige Mittel.“ Vom Vater eines Huſar, der im Dienſte ſeiner Familie ſtand, konnte er vielleicht das Geld erhalten, wenn der Alte überhaupt Geld hatte. Das war die Frage. Er forderte das Adreßbuch: Johann Sturm, Auflader, Inſelgaſſe Nr. 17. In einer Droſchke fuhr er hinaus. Eilig pochte er an, ein mächtiges Herein war die Antwort. Der geängſtigte Offizier überſchritt die Schwelle des Aufladers.

Vater Sturm ſaß einſam bei ſeinem Bierkruge, ein kleines Tageblatt in der Hand, ſo klein, daß Jedermann einſah, es war für den alten Sturm weder geſchrieben, noch gedruckt, noch ausgegeben worden. „Ein Huſar," rief Sturm und blieb vor Erſtaunen auf ſeiner Bank ſitzen. Auch der Offizier war betroffen von der coloſſalen Geſtalt, die ihn mit großen Augen anſtarrte; ſo ſahen Beide einander an.

„Richtig," ſagte der Rieſe, „es iſt ein Huſar, vom Regiment meines Karl; der Rock ſtimmt, die Schnüre ſtimmen. Seid mir gegrüßt, Kamerad," und er erhob ſich. Jetzt erſt erkannte er das Metall der Schnüre. „Der Tauſend, ein Herr Offizier!"

„Mein Name iſt Eugen von Rothſattel," begann der Lieutnant, „ich bin ein Bekannter von Herrn Wohlfart."

„Von Herrn Wohlfart und von meinem Sohne Karl," ſagte Sturm in Eifer, „hier nehmen Sie Platz, Herr Offizier, es iſt mir ausnehmende Freude und Ehre." Er trug einen Stuhl herbei und ſetzte ihn in ſeinem Dienſteifer vor Eugen hin, daß die Thür ſchütterte. Eugen wollte ſich ſetzen. „Noch nicht," ſagte der alte Sturm, „erſt abwiſchen, die Uniform könnte leiden. Seit mein Karl fort mußte, iſt es hier etwas ſtaubig." Er wiſchte und glättete mit einem Tuche den Stuhl für ſeinen Gaſt. „So, mein Herr, jetzt erlauben Sie, daß ich mich Ihnen gegenüber ſetze. Sie bringen mir Nachricht von meinem Kleinen?"

„Keine andere," erwiederte Eugen, „als daß er ſich wohlbefindet und daß mein Vater mit ſeiner Thätigkeit ſehr zufrieden iſt."

„So?" rief Sturm, über das ganze Geſicht lachend und klopfte mit ſeinen Fingern auf den Tiſch, daß ein kleines Erdbeben in der Stube entſtand. „ich wußte, daß Ihr Herr Vater mit ihm zufrieden ſein würde. Ich hätte Ihnen das ſchriftlich geben wollen auf Stempelpapier. Er war ſchon ein praktiſcher Junge, als er noch ſo groß war,“ er bezeichnete mit der Hand einen Zuſtand menſchlicher Kleinheit, welche keinem ſterblichen Menſchen, auch nicht am erſten Tage ſeines ſichtbaren Lebens vergönnt iſt.

„Kann er denn aber auch Alles machen?“ frug er ängſtlich weiter, „wegen dem, Sie wiſſen ſchon!“ Er hielt dem Lieutnant ſeine großen Finger entgegen und machte mit dieſen vertrauliche Zeichen in der Luft. „Mittelfinger und Goldfinger, ach, das war ein großes Unglück, Herr Offizier.“

Eugen erinnerte ſich an den unglücklichen Zufall. „Er hat's überwunden,“ ſagte er verlegen über die Rolle, zu welcher das Vatergefühl des Rieſen ihn verurtheilte. „Was mich zu Ihnen führt, iſt eine Bitte.“

„Eine Bitte?“ lachte Sturm, „fordern Sie, Herr Baron! das iſt keine Redensart. Jeder aus dem Hauſe, in welchem mein Karl wohnt und Amtmann iſt, hat das Recht, von dem alten Sturm zu fordern. Das iſt meine glatte Anſicht.“ Er ſtrich mit der Hand über den Tiſch.

„Um es alſo kurz zu ſagen, Herr Sturm,“ fuhr Eugen fort, „ich bin in der Lage, morgen eine große Zahlung zu machen, und bedarf dazu Geld. Die Sache iſt plötzlich gekommen, ich habe keine Zeit mehr, meinen Vater zu benachrichtigen. Ich weiß hier in der Stadt Niemanden, an den ich mich mit ſolchem Vertrauen wenden möchte, als an den Vater unſers Amtmanns.“

Sturm beugte ſich vor und ſchlug den Offizier in ſeiner Freude heftig auf das Knie. „Das war ehrlich geſprochen; Sie ſind ein Herr, der auf ſein Haus hält, und der nicht zu Fremden geht, wenn er das Ding von ſeinen Leuten haben kann. Sie brauchen Geld? Mein Karl iſt Amtmann bei Ihrem Herrn Vater, mein Karl hat etwas Geld, ſo iſt Alles in der Ordnung. Wie viel brauchen Sie? Sind's hundert, ſind's zweihundert Thaler? Geld iſt da."

„Faſt nehme ich Anſtand, Herr Sturm, Ihnen die Summe zu nennen," ſagte Eugen befangen, „es ſind neunzehnhundert Thaler."

„Neunzehnhundert Thaler," wiederholte der Rieſe erſtaunt, „das iſt ein Capital, es iſt ein Haus, das iſt, was die Leute ein Geſchäft nennen."

„Das iſt es, Herr Sturm," fuhr Eugen bekümmert fort. „Und da Sie ſo freundlich gegen mich ſind, ſo muß ich Ihnen auch ſagen, es thut mir herzlich leid, daß es ſo viel iſt. Ich bin bereit, Ihnen einen Schuldſchein darüber auszuſtellen und das Geld, ſo hoch Sie wünſchen, zu verzinſen."

„Wiſſen Sie was," ſagte Sturm nachdenkend, „über die Zinſen wollen wir nicht reden, das machen Sie mit meinem Karl ab. Was aber den Schuldſchein betrifft, ſo iſt das ein guter Gedanke von Ihnen. Ein Schein iſt angenehm wegen Leben und Sterben. Sie und ich, wir brauchen das nicht gegen einander, aber ich kann ſterben vor meiner Zeit. Das würde nicht ſchaden, denn alsdann ſind Sie da, der von der Geſchichte weiß. Aber Sie könnten ſterben, was ich gar nicht fürchte; im Gegentheil," ſetzte er begütigend hinzu;

„aber Sie konnten doch ſterben, und dann müßte mein Karl Ihre Unterſchrift haben, damit er hervortreten konnte und ſagen: „Mein armer junger Herr Baron hat dieſes hier geſchrieben, folglich zahlt.“

„Alſo Sie wollen die Güte haben, mir das Geld zu leihen?“

„Es iſt keine Güte,“ ſagte Sturm verweiſend, „es iſt meine Schuldigkeit, da die Sache ein Geſchäft iſt, und mein Zwerg Ihr Amtmann iſt.“

Gerührt ſah Eugen in das lachende Geſicht des Rieſen. „Aber, Herr Sturm, ich brauche das Geld ſchon morgen,“ ſagte er.

„Natürlich,“ erwiederte Sturm, „das iſt gerade, was mir recht iſt. Kommen Sie, Herr Baron.“ Er nahm das Licht und führte ihn in die Kammer. „Entſchuldigen Sie nur, daß es hier ſo unordentlich ausſieht, ich bin ein einzelner Mann und den ganzen Tag bei meiner Arbeit. Sehen Sie, hier iſt mein Geldkaſten.“ Er zog den eiſernen Kaſten hervor. „Vor Spitzbuben iſt er ſicher,“ ſagte er mit Selbſtgefühl. „Niemand in der Stadt kann ihn von der Stelle rücken, als ich, Niemand kann ihn aufſchließen, denn das Schloß iſt ein Meiſterſtück von dem Vater meiner ſeligen Frau. Es können Wenige den Deckel aufheben, außer mir, und wenn ihrer Viele kommen, ſo finden ſie Arbeit, die ihnen zu heiß wird. Glauben Sie, daß das Geld hier ſicher iſt vor Gaunern und ſolchem Volk?“ ſagte er triumphirend. Er war im Begriff, den Schlüſſel ins Schloß zu ſtecken. „Halt,“ unterbrach er ſich, „noch Eins: ich habe ein Vertrauen zu Ihnen, Herr Baron, wie zu meinem Karl, das verſteht ſich, aber beantworten Sie mir zuvor dieſe Frage: Sind Sie auch der junge Herr Baron?“

Jetzt konnte Eugen lächeln, er griff in ſeine Taſche und ſagte: „Hier iſt mein Patent.“

„Ah, viel Ehre!“ rief Sturm, faßte das Papier behutſam und las bedächtig den Namen, dann ſah er auf die Züge, die darunter ſtanden, neigte ſein Haupt und gab es mit zwei Fingern in großem Reſpect zurück.

„Und hier,“ fuhr Eugen fort, „habe ich zufällig einen Brief Wohlfarts in der Taſche.“

„Verſteht ſich,“ rief Sturm, auf die Adreſſe blickend, „dieſes iſt ſeine leibhaftige Hand.“

„Und hier ſeine Unterſchrift,“ ſagte Eugen.

„Ihr ergebenſter Wohlfart,“ las der Rieſe; „ja, wenn der das ſchreibt, ſo können Sie glauben, daß es wahr iſt. — So, jetzt iſt das Geſchäftliche abgemacht,“ fuhr er fort und ſchloß den Kaſten auf. „Hier iſt Geld. Alſo neunzehnhundert Thaler.“ Er hob fünf große Beutel aus dem Kaſten, faßte ſie gemächlich mit einer Hand und überreichte ſie Eugen. „Hier tauſend.“

Eugen verſuchte vergebens die Beutel feſtzuhalten.

„Ja ſo,“ ſagte der Rieſe, „ich werde ſie Ihnen ſchon in den Wagen tragen, das Andere muß ich Ihnen in Pfandbriefen geben. Dieſe ſind etwas weniger werth, als hundert Thaler, das wiſſen Sie natürlich.“

„Es thut nichts,“ ſagte Eugen.

„Nein,“ ſagte der Rieſe, „Sie bemerken's in dem Schuldſchein. So iſt das Geſchäft glücklich abgemacht.“ Er ſchloß den Kaſten wieder zu und ſchob ihn unter das Bett.

Eugen trat mit leichtem Herzen in das Zimmer. „Jetzt trage ich Ihnen die Säcke nach dem Wagen,“ rief Sturm.

„Noch den Schuldſchein,“ erinnerte Eugen.

„Richtig,“ nickte der Rieſe, „Ordnung muß ſein. Sehen Sie zu, ob Sie mit meiner groben Feder ſchreiben können. Hätte ich gewußt, daß ich einen ſo feinen Beſuch haben würde, ſo hätte ich mir eine beſſere von Herr Schröter mitgebracht.“

Eugen verfaßte einen Schuldſchein, Sturm ſaß unterdeß neben ſeinem Bierkruge ihm gegenüber und ſah ihm in behaglicher Stimmung zu. Dann begleitete er ihn zum Wagen und ſagte beim Abſchiede: „Grüßen Sie mir recht herzlich meinen Kleinen und Herrn Wohlfart. Ich hatte dem Karl verſprochen, zu Weihnachten zu ihm zu kommen wegen des Chriſtbaums. Aber es geht nicht mehr recht mit meiner Geſundheit. Neunundvierzig ſind vorbei!“

Einige Zeit darauf ſchrieb Eugen an Anton und zeigte ihm kurz an, daß er von dem Vater Sturm neunzehnhundert Thaler gegen einen Schuldſchein geliehen habe. „Suchen Sie die Sache zu arrangiren,“ ſchloß der Brief, „natürlich darf mein Vater nichts davon erfahren. Ein gutherziger närriſcher Teufel, der alte Sturm, denken Sie auf etwas Hübſches für ſeinen Sohn, den Huſar, das ich ihm mitbringen kann, ſobald ich zu Euch komme.“

Empört warf Anton den Brief auf den Tiſch. „Es iſt ihnen nicht zu helfen, der Prinzipal hatte Recht. In goldenen Armbändern für eine feile Tänzerin, mit den Würfeln unter zuchtloſen Kameraden hat er das Geld vergeudet und bezahlt ſeine Wucherſchulden mit dem ſauern Verdienſt eines ehrlichen Arbeiters.“ Er rief Karl in ſein Zimmer.

„Es hat mir manchmal leid gethan, daß ich dich in dieſe Unordnung hereingezogen habe, heut fühle ich tief, daß es ein Unrecht war. Ich ſchäme mich, dir zu ſagen, was geſchehen iſt. Der junge Rothſattel hat die Gutherzigkeit deines Vaters benutzt, ihm neunzehnhundert Thaler abzuborgen.“

„Neunzehnhundert Thaler von meinem Alten!“ rief Karl erſtaunt. „Hat mein Goliath ſo viel Geld zu verleihen? Gegen mich hat er immer gethan, als verſtände er nicht zu ſparen.“

„Ein Theil deines Erbes iſt hingegeben gegen einen werthloſen Schuldſchein, und die Sache wird noch empörender durch die Gleichgültigkeit, mit welcher der leichtſinnige Borger ſie behandelt. Hat dir denn dein Vater gar nichts darüber geſchrieben?“

„Der!“ rief Karl, „das thut er ſicher nicht. — Mir iſt nur unlieb, daß Sie ſich über die Geſchichte ſo ſehr ärgern. Ich bitte Sie um Alles, machen Sie keinen Lärm. Sie wiſſen am beſten, wie viel Wolken über dieſem Hauſe ſtehen, vergrößern Sie den Kummer der Eltern nicht um meinetwillen.“

„Hier ſchweigen,“ erwiederte Anton, „heißt ſich zum Mitſchuldigen eines ſchlechten Streichs machen. Du ſchreib' deinem Vater auf der Stelle, er ſoll in Zukunft niemals wieder ſo gefällig ſein; denn der Cavalier iſt im Stande, bei nächſter Gelegenheit wieder zu deinem Vater zu gehn.“

Darauf ſchrieb Anton an Eugen: „Ein Arrangiren

Ihrer Schuld iſt unmöglich, wenn ich Ihrem Herrn Vater nichts davon mittheilen ſoll, und ſelbſt in dieſem Fall weiß ich wenigſtens nicht, wo eine Deckung derſelben gefunden werden kann. Ich verſchweige Ihnen nicht, daß ich Ihre Anleihe bei dem Vater des Amtmann Sturm für ſehr unrecht halte. Sie und Ihr Herr Vater haben der aufopfernden Thätigkeit des Sohnes ohnedies ſo viel zu danken, daß der geringe Gehalt, den derſelbe unter den hieſigen Verhältniſſen erhalten kann, nur als eine ungenügende Vergütigung erſcheint. Deßhalb muß ich Sie dringend bitten, dem Auflader Sturm wenigſtens ſo viel Sicherheit zu verſchaffen, als ihm gegeben werden kann. Dieſe Sicherheit liegt in der Anerkennung der Schuld durch Ihren Herrn Vater. Sie werden mit mir einverſtanden ſein, daß am zweckmäßigſten Sie ſelbſt dem Herrn Freiherrn die nöthigen Mittheilungen machen. Ich bitte dies nicht bis zu Ihrem Beſuch hinauszuſchieben, weil mir jede Woche, in welcher dieſe Angelegenheit unerledigt bleibt, als Verlängerung einer Täuſchung erſcheint, welche Ihrer nicht würdig iſt.“

Und zu Karl ſagte Anton: „Wenn er ſeinem Vater kein Bekenntniß macht, ſo werde ich am erſten Tage ſeines Beſuchs den Freiherrn in ſeiner Gegenwart von dem Schuldſchein unterrichten. Sprich nicht dagegen, du biſt gerade wie dein Vater.“

Die Folge dieſes Briefes war, daß Eugen an Anton gar nicht mehr ſchrieb und dem nächſten Brief an ſeinen Vater einige nicht ganz verſtändliche Sätze zufügte. Wohlfart ſei ein Mann, gegen den ſie wohl einige Verpflichtungen hätten, das Schlimme ſei nur, daß bei ſolchen Leuten dadurch Dünkel entſtehe und ein Hofmeiſterton, der unerträglich werden könne. Am beſten ſei, ſich dergleichen Menſchen mit gutem Anſtand vom Halſe zu ſchaffen. Dieſe Anſicht war ſehr nach dem Herzen des Freiherrn, und er lobte ſie höchlich. „Eugen hat immer ein richtiges Urtheil,“ ſagte er; „auch ich wünſche ſehnlich, daß der Tag recht bald kommt, wo ich ſelbſt wieder im Stande bin, die Wirthſchaft zu überſehen und unſern Herrn Wohlfart zu entlaſſen.“

Die Baronin, welche den Brief ihrem Gemahl vorgeleſen hatte, entgegnete: „Du würdeſt Wohlfart doch ſehr vermiſſen, wenn er je von uns ſcheiden ſollte;“ dann legte ſie den Brief zuſammen und verbarg ihn in die Taſche ihres Kleides.

Lenore aber war außer Stande, ihren Unwillen zu beherrſchen, ſie verließ ſchweigend das Zimmer und ſuchte Anton in dem Wirthſchaftshofe auf.

„Was haben Sie mit Eugen?“ rief ſie ihm entgegen.

„Hat er mich bei Ihnen verklagt?“ frug Anton zurück.

„Bei mir nicht,“ erwiederte Lenore, „aber er ſpricht in ſeinem Briefe an die Eltern nicht in der Weiſe von Ihnen, die ihm ſonſt ſo gut ſtand.“

„Vielleicht iſt's Zufall,“ erwiederte Anton, „oder eine Verſtimmung, die ſich wohl geben wird.“

„Nein, es iſt mehr, und ich will es wiſſen.“

„Wenn es mehr iſt, ſo können Sie es nur von ihm ſelbſt erfahren.“

„Dann, Wohlfart,“ rief Lenore, „hat Eugen etwas Unrechtes gethan, und Sie wiſſen davon.“

„Was es auch ſein mag,“ entgegnete Anton ernſt, „es iſt nicht mein Geheimniß, ſonſt würde ich es Ihnen nicht verſchweigen. Ich bitte Sie, zu glauben, daß ich gegen Ihren Bruder ehrlich gehandelt habe.“

„Was ich glaube, kann Ihnen nichts nützen,“ rief Lenore. „Ich ſoll von nichts wiſſen, ich verſtehe nichts, ich kann in dieſer angſtvollen Zeit nichts thun, als mich ärgern, wenn man ungerecht gegen Sie iſt.“

„Oft,“ fuhr Anton fort, „fühle ich die Verantwortlichkeit, welche mir durch die Krankheit Ihres Herrn Vaters aufgelegt wird, als eine gefährliche Laſt; ſeine Verſtimmung richtet ſich natürlich auch manchmal gegen mich, der ich ihm Unwillkommenes mittheilen muß. Das iſt nicht zu vermeiden. Ich habe den Muth, auch peinliche Stunden durchzumachen, ſo lange Sie und die Frau Baronin ſich die Ueberzeugung nicht erſchüttern laſſen, daß ich immer in Ihrem Intereſſe handle, ſo gut ich es verſtehe.“

„Meine Mutter weiß, was Sie uns ſind,“ ſagte Lenore, „niemals ſpricht ſie zu mir von Ihnen, aber ich ſehe es an ihrem Blick, wenn ſie über den Tiſch auf Ihr Geſicht ſieht. Sie hat immer zu verbergen gewußt, was ſie dachte, ihren Schmerz und ihre Sorgen, jetzt verhüllt ſie ſich noch mehr als ſonſt. Auch vor mir. Wie hinter einem weißen Schleier ſehe ich ihr reines Bild; ihr Körper iſt ſo ſchwach geworden, daß mir manchmal die Thränen in die Augen ſteigen, wenn ich ſie anſehe. Sie ſpricht immer das Gute und Verſtändige, aber ſie ſcheint theilnahmlos für Vieles, und wenn ſie bei meinen Reden lächelt, ſo iſt mir, als mache auch die Heiterkeit ihr innern Schmerz.“

„Ja, ſo iſt ſie," rief Anton traurig.

„Sie lebt nur noch für die Pflege des Vaters; was ſie innerlich leidet, das erfährt Niemand, auch ihre Tochter nicht. Sie iſt wie ein Engel, Wohlfart, der nur noch ungern auf dieſer Erde verweilt. Ich kann ihr nur wenig ſein, und ich fühle das; ich bin unbehülflich, und mir fehlt Alles, was meine Mutter ſo ſchön macht, die Selbſtbeherrſchung, ihre ruhige Haltung, die reizende Form. — Die Krankheit des Vaters, der leichte Sinn des Bruders, und meine Mutter bei aller Liebe verſchloſſen gegen mich, Wohlfart, ich bin recht allein." Sie lehnte ſich auf den Brunnenrand und weinte.

„Vielleicht mußte es ſo kommen zu Ihrem Beſten," tröſtete Anton mit warmem Mitgefühl von der andern Seite des Brunnens. „Sie ſind eine kräftige Natur, und ich glaube, Sie können ſehr leidenſchaftlich empfinden."

„Ich kann ſehr böſe ſein," ſagte Lenore unter Thränen beiſtimmend, „und wieder ſehr ausgelaſſen."

„Sie waren aufgewachſen, ſorglos, in glücklichen Verhältniſſen, und ihr Leben war leicht wie ein Spiel."

„Das Lernen iſt mir ſchwer genug geworden," ſchaltete Lenore ein.

„Ich denke mir, daß Sie in Gefahr waren, bei Ihrem Weſen ein wenig wild und übermüthig zu werden."

„Ich fürchte, ich war's," rief Lenore.

„Jetzt haben Sie ſchwere Leiden ertragen müſſen, und die Gegenwart ſieht hier recht ernſthaft aus. Und wenn ich Ihnen das ſagen darf, liebes Fräulein, ich meine, Sie werden hier gerade das finden, was die Frau Baronin in der großen Welt gewonnen hat, Haltung und Innerlichkeit. Mir kommt manchmal vor, als hätten Sie ſich ſchon verändert.“

„Ich war wohl früher ein recht unausſtehlicher Wildfang?“ frug Lenore unter Thränen lachend und ſah Anton trotz ihrer Ehrlichkeit mit mädchenhafter Schelmerei an. Anton mußte an ſich halten, ihr nicht zu ſagen, wie liebenswürdig ſie in dieſem Augenblick war. Aber der gute Junge bezwang ſich tapfer und ſagte ſo kühl als möglich: „Es war nicht ſo arg, liebes Fräulein.“

„Und wiſſen Sie, was Sie ſind?“ frug Lenore ſcherzend. „Sie ſind, wie Eugen ſchreibt, ein kleiner Schulmeiſter.“

„Alſo das hat er geſchrieben,“ rief Anton erleichtert.

Lenore wurde plötzlich ernſt. „Sprechen wir nicht von ihm. Als ich ſeinen Brief hörte, kam ich her, um Ihnen zu ſagen, daß ich Ihnen vertraue, wie Niemandem ſonſt auf Erden, wenn es nicht meine gute Mutter iſt, daß ich Ihnen immer vertrauen werde, ſo lange ich lebe, daß nichts meinen Glauben an Sie erſchüttern kann, daß ich überzeugt bin, Sie ſind der einzige Freund, den wir in unſerer Noth haben, und daß ich Ihnen auf den Knieen abbitten möchte, wenn Jemand Sie in der Stille mit Worten kränkt, oder auch nur durch ſeine Geſinnung.“

„Lenore! liebes Fräulein,“ rief Anton glücklich — „ſprechen Sie nicht weiter.“

„Und noch wollte ich ſagen,“ fuhr Lenore fort, „wie ich Sie bewundere, daß Sie ſo ſicher unter uns Ihren Weg gehen, und mit allen Leuten fertig werden, ohne ſich etwas zu vergeben, und wie Sie allein es ſind, der auf dieſen Gütern Ordnung einführt und einen beſſern Zuſtand. Das lag mir auf der Seele, und jetzt wiſſen Sie's, Wohlfart.“

„Ich danke Ihnen, Fräulein,“ rief Anton, „Sie machen mir durch Ihre Worte einen frohen Tag. Aber ich bin nicht ſo ſicher und ſtark, als Sie glauben. Und wenn ich dies Gut anſehe, und was darauf geſchehen muß, ſo fühle ich alle Tage mehr, daß ich's nicht bin, der hier gründlich helfen kann. Wenn ich jemals wünſchen könnte, daß Sie nicht die Tochter des Freiherrn wären, ſondern ein Mann, ſo iſt es, wenn ich über die Aecker dieſes Gutes gehe.“

„Ja, ſehen Sie,“ ſagte Lenore, „das iſt mein alter Kummer, unſer früherer Amtmann hat mir das auch ſchon geſagt. Wenn ich über meinem Stickmuſter ſitze und Sie mit Herrn Sturm auf das Feld gehen ſehe, dann wird mir glühend heiß, und ich werfe meinen unnützen Kram bei Seite. Ich kann nichts als Brod eſſen, und verſtehe nichts als Geld für Spitzen ausgeben, und auch das verſtehe ich noch nicht einmal, wie Mama ſagt. Sie aber müſſen ſich ſchon die ungeſchickte Lenore gefallen laſſen, als Ihre gute Freundin.“ Dabei ſah ſie ihm treuherzig in die Augen.

„Seit vielen Jahren habe ich Ihre Freundſchaft in meiner Seele gefühlt als ein großes Glück,“ rief Anton bewegt. „Immer, bis zu dieſer Stunde, iſt es meines Herzens Freude geweſen, mich in der Stille als Ihren treuen Freund zu betrachten.“

„Und ſo ſoll es immer zwiſchen uns beiden bleiben,“ ſagte Lenore. „Jetzt bin ich wieder ruhig. Und jetzt ärgern

Sie ſich nicht mehr über Eugens dumme Streiche, ich thue es auch nicht.“

So trennten ſich die Beiden, wie unſchuldige Kinder, die ein ſüßes Behagen darin finden, einander das zu erzählen, was die Leidenſchaft zu verbergen ſucht.

### 5.

Die Feindſchaft zwiſchen Pix und Specht war wieder hell aufgebrannt. Diesmal ſtand aber Specht nicht allein, das Quartett war auf ſeiner Seite, denn Specht wurde in Gefühlen gekränkt, welche das Quartett anerkannt und durch ſeinen Geſang geweiht hatte. Herr Specht war verliebt. Dieſer Zuſtand war bei dem lebhaften Herrn nichts Befremdliches, ja, man kann ſagen, daß der Hauptinhalt ſeines Lebens ein ewig flackerndes Liebesgefühl war, welches, wie das Feuer der Veſta, als poetiſche Flamme brannte, um welche niemals die praktiſchen Kochtöpfe des täglichen Lebens, der Gedanke an Heirath und einen eigenen Haushalt, herumgeſetzt wurden. Die Liebe des Herrn Specht war ewig, aber die Gottheit, welcher ſein Feuer loderte, wechſelte oft. Alle Damen in ſeinem Geſichtskreiſe hatten nach einander die Ehre gehabt, von ihm angebetet zu werden. Selbſt die Tante war eine Zeit lang Gegenſtand ſeiner Träume geweſen, damals als die ſchmerzliche Geſchichte der erhabenen, aber nicht m
jugendgrünen Sappho ſein Herz bewegte.

Diesmal aber hatte die Neigung des Herrn Specht
ſolide Grundlage. Er hatte eine junge Frau entdeckt,
wohlhabende Hausbeſitzerin, Witwe eines Pelzwaarengeſch
mit runden Bäckchen und zwei freundlichen nußbraunen
gen. Er verfolgte ſie im Theater und in öffentlichen Gä

ſtrich, ſo oft er durfte, bei ihren Fenſtern vorüber und that, was ſeine Erfindungskraft vermochte, ihr Herz zu erſchüttern. Er ſtörte die Ruhe ihres reſignirten Lebens durch zahlloſe anonyme Billets, in denen ein Unbekannter mit Vers und Proſa die Abſicht ausſprach, die Nüchternheit dieſes Lebens gegen das unbekannte Jenſeits zu vertauſchen, wenn ſie ihn verſchmähe. In dem Anzeigeblatte des Orts erſchienen unter friſchem Caviar, Schellfiſchen und Dienſtgeſuchen zum Erſtaunen des Publicums zahlreiche dichteriſche Kunſtgebilde, in denen der Vorname der jungen Witwe, Adele, bald an dem Anfang der Zeilen, bald an einer Reihe von Hauptwörtern durch dicke Buchſtaben zu Tage trat. Endlich konnte Herr Specht ſich nicht enthalten, das Quartett zum Vertrauten ſeiner Empfindungen zu machen. Zuerſt offenbarte er ſich Herrn Liebold; an einem Abende, wo die Bäſſe ihn brüderlich beim Abſingen feuriger Liebeslieder unterſtützt hatten, wagte er, auch dieſen zu bekennen, daß er der Verfaſſer der vielbeſprochenen Adele-Gedichte ſei. Die Bäſſe erſtaunten ſehr, daß von ihrem Comtoir ein ſo epochemachendes Ereigniß ausgegangen war. Zwar hatten ſie oft mit den
rn Herren über die Gedichte gelächelt, während Specht
tillen über die Kritik ſeines Comtoirs ſtöhnte, aber als
tzt erfuhren, daß einer von ihnen der Thäter war, er-
te der Corpsgeiſt, und ſie hörten ſeine Bekenntniſſe mit
lwollen an. Der Fall erſchien ihnen nicht unpraktiſch,
itwe war hübſch, beſaß ein Haus und, wie verlautete,
dem ein achtungswerthes Vermögen. Deßhalb beſchloſ-
e, ihrem Collegen bei einem Ständchen die Mitwirkung
zu verſagen. Der Nachtwächter vor dem Haus der

Witwe erhielt einige Viergroſchenſtücke, das Ständchen wurde gebracht, im Schlafzimmer der Witwe öffnete ſich ein Fenſterflügel, und etwas Weißes ward auf Augenblicke in der Finſterniß ſichtbar. Specht ſchwamm in Seligkeit, und da dieſer Zuſtand nicht geeignet iſt, den Menſchen ſchweigſam zu machen, beging er die Unvorſichtigkeit, auch gegen die andern Collegen geheimnißvolle Andeutungen zu wagen. So erfuhr Pix das Sachverhältniß.

Jetzt entſpann ſich im Anzeigeblatt des Ortes ein merkwürdiges Spiel von Katze und Maus. Es erſchienen geheimnißvolle Inſerate, durch welche ein Herr S. an alle möglichen entlegenen Orte der Stadt beſtellt wurde, um dort Jemand zu finden, der ihm theuer ſei. Specht lief regelmäßig hin und fand niemals die, welche er ſuchte, dagegen erfuhr er bei dieſen Nachforſchungen ernſte Unbequemlichkeit, er litt ſehr durch Kälte und Sturmwind, er wurde von fremden Damen, die er anredete, gröblich zurechtgewieſen, ein Schuſterjunge, den er für ſeine verkleidete Schöne hielt, warf ihm ein Cigarrenende ins Geſicht, er ward in einer Sackgaſſe wegen ſeines ſcharfen Umherſpähens für einen Polizeiſpion erklärt und bösartig geſchimpft. Natürlich erhob er ſeinerſeits in dem Localblatt wieder verſchleierte, aber ſtarke Beſchwerden über die Wortbrüchigkeit der Beſtellerin, dieſe hatten zur Folge, daß Entſchuldigungen kämen und die Andeutung neuer Möglichkeiten. Nie aber fand er, die er ſuchte.

Das zog ſich durch einige Wochen fort, und Specht gerieth über die unaufhörlichen Chicanen des Schickſals in eine Aufregung, welche ſelbſt den Baſſen unheimlich wurde.

An einem Morgen ſtand Pix wie gewöhnlich im Haus-

Flur, als eine artige runde Dame mit nußbraunen Augen und einem prachtvollen Pelz in das Haus trat und zornig nach Herrn Schröter frug.

„Herr Schröter iſt nicht zu Hauſe,“ ſagte Pix. „Kann ich Ihnen mit etwas dienen?“ Er legte den ſchwarzen Pinſel bei Seite, und da die Fremde zu ſprechen zögerte, forderte er ſie durch eine befehlende Handbewegung auf, ſich aus dem Gedränge der Hausknechte und Fäſſer in das offene Waarengewölbe zu retten. Seine ruhige Autorität imponirte der Dame ſo, daß ſie eintrat, und jetzt verbeugte ſich Herr Pix ein wenig und wiederholte herablaſſend: „Wünſchen Sie etwas von unſerm Geſchäft?“

„Ich wünſche den Herrn der Handlung zu ſprechen,“ begann die Dame aufs Neue.

„Ich ſtehe an ſeiner Stelle hier,“ ſagte Pix mit ſeinem Feldherrnblick.

Die Fremde ſah ihn furchtſam an und begann endlich: „Ich komme, mich über einen Herr Ihres Comtoirs zu beklagen. Seit längerer Zeit bin ich der Gegenſtand von Neckereien und Zudringlichkeiten, welche mich in Gefahr ſetzen, zum Stadtgeſpräch zu werden. Ich erhalte von fremder Hand Briefe und Gedichte, im Tageblatt wird mit meinem Namen ein unwürdiges Spiel getrieben. Ich habe erfahren, daß der Urheber dieſer Schändlichkeiten in Ihrem Geſchäft iſt, und ich verlange ſeine Beſtrafung.“

Pix ahnte den Zuſammenhang. Er ſteckte die Hand in die Weſte und frug weiter: „Können Sie mir dieſen Herrn nennen?“

„Den Namen weiß ich nicht,“ ſagte die Witwe, „er iſt groß und hat krauſes Haar.“

„Hager von Statur und eine ſtarke Naſe?“ frug Pir. „Es iſt gut, Madame, Sie ſollen von heut nicht mehr beläſtigt werden, Sie ſollen vollſtändige Genugthuung erhalten, ich bürge Ihnen dafür.“

„Aber ich möchte doch Herrn Schröter ſelbſt —,“ begann wieder die Dame im Pelz.

„Es iſt beſſer, Sie thun's nicht. Der junge Mann hat ſich in einer Weiſe gegen Sie benommen, für welche ich keinen Ausdruck finde. Aber Ihr gütiges Herz wird darauf reflectiren, daß ſeine Abſicht gewiß nicht war, Sie zu kränken. Er war ungeſchickt und ohne Tact, das iſt ſein Verbrechen. Aber der arme Menſch iſt im Ernſt von einem krankhaften Gefühl für Sie ergriffen. Seit ich die Ehre habe, Sie zu kennen, finde ich das in der Ordnung.“ Er verbeugte ſich aufs Neue. „Wie geſagt, ich verurtheile ihn, aber ich finde es in der Ordnung.“

Die hübſche Witwe ſtand verlegen und wußte nicht recht, was ſie dem ſtolzen Herrn antworten ſollte.

„Zu gleicher Zeit,“ fuhr Pir fort, „gebe ich mir die Ehre, Sie im Namen unſers Geſchäfts um Verzeihung zu bitten. Unſer Haus muß ſehr bedauern, Ihnen auch nur einen unangenehmen Augenblick bereitet zu haben. Es würde uns glücklich machen, wenn der freundliche Sinn, welchen ich aus Ihrem Geſicht leſe, unſerm Geſchäft und vor Allem dem Schuldigen dieſe Verzeihung gewährte.“

„Ich habe allerdings nicht die Abſicht, Andere für das ungeſchickte Benehmen des Einen verantwortlich zu machen," ſagte die Witwe.

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Liebenswürdigkeit," fuhr Herr Pir ſiegreich fort, „und bitte Sie noch um Entſchuldigung, Madame, daß ich Sie hier herein führte; ich wußte nicht, wen ich zu ſprechen die Ehre habe. Dies iſt das kleine Waarenmagazin für meinen täglichen Bedarf."

„Für den täglichen Bedarf?" wiederholte die Dame erſtaunt über den großartigen Bedarf des Herrn. Pir griff in ein Kaffefaß und ließ eine Handvoll Bohnen wie einen Goldregen nachläſſig in das Faß zurücklaufen. „Vielleicht finden Sie hier Einiges, was Ihnen von Ihrem Haushalt her nicht unintereſſant iſt," fügte er hinzu und ſtellte ſeine Waaren mit einer leichten Handbewegung vor.

Die hübſche Pelzhändlerwitwe brach in artige Verwunderung über die Maſſe des vorhandenen Kaffe's aus. Herr Pir führte ſie zu einigen Sorten von ausgezeichneter Güte, machte ſie auf die ärgerlichen Steine des Domingo aufmerkſam und auf die künſtliche grüne Farbe einer Sendung Java. Die Dame hörte erſtaunt und gefeſſelt die wirthſchaftliche Belehrung an, welche der Herr ſo herablaſſend ausſprach.

„Unſer Geſchäft würde ſich ſehr freuen, wenn es Ihnen wenigſtens ein kleines Zeichen der Verehrung überſenden dürfte," ſagte endlich Pir mit einer ſehr verbindlichen Verbeugung. „Sie geſtatten mir, Ihnen einige Proben von Qualitäten zu ſchicken, die Ihnen hier gefielen."

„Ich kann das unmöglich annehmen, Herr —" erwiederte die Witwe mit Haltung.

„Mein Name iſt Pix. Wegen der Ueberſendung bitte ich keine Worte zu machen, wir haben das Detailgeſchäft zwar längſt aufgegeben, indeß verſteht ſich von ſelbſt, daß wir für einzelne Gönnerinnen der Handlung ein Conto offen halten. Wenn Sie in Zukunft einmal einen kleinen Einkauf machen wollten, ſo würde ich ſehr glücklich ſein, wenn ich Ihnen denſelben zu unſerm Koſtenpreis berechnen könnte. Und was den erwähnten Herrn betrifft, ſo wiederhole ich Ihnen, Sie ſollen vollſtändige Genugthuung haben, ich ſelbſt werde dafür ſorgen.“

„Ich bin Ihnen ſehr dankbar, mein Herr,“ ſagte die Dame mit freundlichem Lächeln und trennte ſich in verſöhnlicher Stimmung von dem Geſchäft.

Pix ging in das Comtoir und nahm Specht bei Seite. „Sie haben ſchöne Dinge angerichtet,“ ſagte er ſtrenge. „Wiſſen Sie, daß Ihnen ein Donnerwetter gedroht hat, welches Sie leicht von Ihrem Pult herunterwerfen konnte? Die junge Witwe war hier und wollte Sie durchaus bei Herrn Schröter verklagen; ſie iſt wüthend auf Sie. Wie konnten Sie wagen, eine anſtändige Dame zum Gegenſtand ſo gewöhnlicher Huldigungen im Localblatt zu machen? Schämen Sie ſich, Specht,“ rief er mit großer Mißbilligung.

Specht verlor vor Schreck die Sprache. „Sie hat ja im Tageblatt angefangen,“ rief er endlich troſtlos, „ſie hat mich beſtellt zuerſt ins Theater, dann zum Schwanenhaus auf der Promenade, dann gar auf den Thurm, um die Ausſicht zu bewundern.“

„Pfui,“ ſagte Pix in tugendhafter Entrüſtung, „merken

Sie denn nicht, daß ein Spaßvogel ſeinen ſchlechten Witz mit Ihnen gemacht hat? Die Dame iſt ſehr unglücklich über Ihr Benehmen, ich ſage Ihnen im Vertrauen, ſie hat über Sie geweint.“ — Specht rang die Hände.

„Ich habe Alles angewandt, ſie zu beruhigen, ich habe in Ihrem Namen verſprochen, daß Sie ſich des Localblatts und aller Angriffe auf ihre Ruhe von heut ab enthalten werden. Richten Sie ſich darnach; wo nicht, ſo erfährt Herr Schröter die ganze Geſchichte.“

„Ich kann mich dabei nicht beruhigen,“ rief der unglückliche Specht, „Sie wiſſen nicht, was ich fühle.“

„Fühlen Sie was Sie wollen,“ ſagte Pix mit zermalmender Härte, „aber unterſtehen Sie ſich nicht noch einmal eine Zeile an Adele drucken zu laſſen, ſonſt haben Sie es mit mir zu thun.“ Dabei ging er zornig hinaus und ließ Specht in einem Zuſtand zurück, der mit dem Behagen eines Erhängten viel Aehnlichkeit hatte.

Während Specht mit dem Quartett berieth, was in dieſer Lage zu thun ſei, handelte Pix. Ein Hausknecht trug gegen Abend ein mächtiges Packet mit verbindlichen Empfehlungen in das Haus der Witwe; und Herr Pix ließ gewiſſenhaft die Sendung ſich ſelbſt zur Laſt ſchreiben. An demſelben Abend machte er der Witwe ſeine Aufwartung und berichtete ihr, daß der Schuldige ſtreng zurecht gewieſen, und die Ruhe ihrer Tage und Nächte wieder hergeſtellt ſei. Am nächſten Sonntag trank er ſelbſt den Kaffe bei der Witwe, welche eine Freundin zu ihrem Schutz eingeladen hatte. Vier Wochen darauf hatten die braunen Augen der Dame und ſein tyranniſches Weſen ſich ſo weit genähert, daß er in ſeinem beſten Staat zu ihr ging und ihr einen Antrag machte. Dieſer Antrag wurde angenommen. Herr Pix wurde erklärter Bräutigam und faßte den Entſchluß, trotz Motten und Haaren das Pelzgeſchäft aufs Neue in Gang zu bringen und ſich ſelbſt zum Mittelpunkt deſſelben zu machen.

Zu ſeiner Ehre muß mitgetheilt werden, daß er ſich verpflichtet fühlte, dieſes Sachverhältniß zuerſt Herrn Specht mitzutheilen und dieſem dabei einige Worte zu gönnen, welche man allenfalls für eine Entſchuldigung halten konnte. „Der Zufall hat es ſo gewollt,“ ſagte er, „ſeien Sie verſtändig, Specht, und finden Sie ſich ruhig drein. Sie müſſen daran denken, daß es doch wenigſtens einer von Ihren Collegen iſt, der ſie heirathet.“

„Aber nicht ich,“ rief Specht außer ſich, „es iſt mir gar kein Troſt, daß Sie es ſind, denn ich fürchte, Sie haben hinterliſtig gegen mich gehandelt.“

„Wiſſen Sie was, Specht,“ ſagte Pix reuevoll, „handeln Sie als guter Kerl, der Sie im Grunde ſind, und verlieben Sie ſich ſchnell in eine Andere. Ihnen macht das keine Mühe.“

„Sie denken, das geht nur ſo,“ rief Specht zornig.

„Freilich geht's,“ ſagte Pix, „wenn man nur ernſten Willen hat. Und wir bleiben die Alten. Bei meiner Hochzeit dürfen Sie nicht fehlen.“

„Auch das noch!“ ſchrie Specht.

„Sie ſollen mir den Polterabend einrichten, Sie verſtehen ſo etwas ausgezeichnet, und Sie ſollen Brautführer ſein. Sputen Sie ſich nur, eine Andere zu finden, auf die Sie

Verſe machen können, ob die Dame Adele oder Genovera heißt, iſt Ihnen ja gleichgültig.“

Dies aber war Herrn Specht nicht gleichgültig, er zürnte heftig auf die Treuloſigkeit ſeines Gegners Pix und genoß die ſchmerzliche Freude, daß diesmal das ganze Comtoir ſeine Partie nahm, und Herr Pix in allen Zimmern des Hinterhauſes als kalter Egoiſt verurtheilt wurde. Allmälig aber träufelte die Zeit lindernden Balſam in Spechts Herz. Es ergab ſich, daß die Witwe eine Nichte hatte, deren Augen blau und deren Haare röthliches Gold waren, und ſo machte ſichs, daß Specht zuerſt die Sommerſproſſen des Fräuleins intereſſant, dann ihr Benehmen reizend fand, und ſich zuletzt auf ſeiner Stube mit dem Gedanken herumtrug, der angeheirathete Neffe von Herrn Pix zu werden.

Der Kaufmann ſaß in ſeinem Armſtuhl und ſah nachdenkend vor ſich hin. Endlich wandte er ſich zu ſeiner Schweſter. „Fink iſt wieder verſchwunden,“ ſagte er.

Sabine ließ ihren Knäuel fallen. „Verſchwunden? in Amerika?“

„Ein Agent ſeines Vaters war heut im Comtoir. Wie er erzählt, hat ein neues Zerwürfniß zwiſchen Vater und Sohn ſtattgefunden; und diesmal, fürchte ich, iſt Fink in beſſerm Recht, als die Handlung. Er hat plötzlich die Leitung der Geſchäfte aufgegeben, hat eine große Compagnie, die ſein Oheim gegründet, durch gewaltſame Maßregeln bis zur Auflöſung gebracht, hat gegenüber dem Vater auf ſeinen Antheil an der Erbſchaft verzichtet und iſt verſchwunden. Nach den unſichern Nachrichten, die von Newyork gekommen ſind, iſt er in die Wildniſſe des Innern gegangen.“

Sabine hörte geſpannt zu, aber ſie ſprach kein Wort. Auch der Bruder ſchwieg. „Es war doch ein mächtiger Stoff in ihm,“ ſagte er endlich. „Dieſe Zeit braucht eine Schnellkraft wie die ſeine. — Auch Pix verläßt uns. Er freit um eine Witwe mit Vermögen und will ſich ſelbſt etabliren. Ich werde Balbus an ſeine Stelle nehmen. Er wird ihn nicht erſetzen.“

„Nein,“ ſagte Sabine bekümmert.

„Es wird leer bei uns,“ fuhr der Bruder fort, „und ich fühle, daß meine Kraft nicht zunimmt. Die letzten Jahre waren ſchwer. Man gewöhnt ſich an die Geſichter, ſelbſt an die Schwächen der Menſchen. Niemand denkt daran, wie bitter es oft auch dem Vorſteher eines Geſchäftes wird, das Band zu löſen, das ihn mit ſeinen Gehülfen verbindet. An den Pix war ich gewöhnt, wie an wenig Andere, es kommt mir hart an, ihn zu miſſen. Und ich werde alt. — Ich werde alt und es wird leer bei uns. In einer finſtern Zeit ſehe ich dich allein im Hauſe, wenn ich dich verlaſſen muß, bleibſt du einſam zurück. Mein Weib und mein Kind ſind dahin. Auf deine blühende Jugend habe ich meine ganze Hoffnung geſetzt, an deinen Mann und deine Kinder habe ich gedacht, du armes Herz. Ich bin darüber alt geworden, und ich ſehe dich an meiner Seite gehen, mit freundlichem Lächeln und wunder Seele, thätig, theilnehmend und doch allein, ohne eine große Freude und ohne Hoffnung.“

Sabine legte ihr Haupt auf das Haupt des Bruders und weinte ſtill. „Einer war dir lieb, den du verloren haſt,“ ſagte ſie leiſe.

„Sprich nicht von ihm, denke nicht an ihn,“ ſagte ihr

Bruder finſter. „Und wenn er auch von dort zurückkehrte, er wäre doch für uns verloren.“ Er ſtrich mit der Hand über das Haupt der Schweſter, ergriff ſeinen Hut und verließ das Zimmer.

„Und er ſelbſt denkt immer an Wohlfart,“ rief die Tante aus ihrer Fenſterniſche, „erſt heut hat er den alten Sturm die Kreuz und Quer nach Karl und dem Gute ausgefragt. Ich verſtehe dieſen Mann nicht.“

„Ich verſtehe ihn,“ ſeufzte Sabine und ſetzte ſich wieder zu ihrer Arbeit. Die Tante ſchmollte: „Ihr ſeid Eins wie das Andere, mit Euch iſt über gewiſſe Dinge nicht zu reden,“ und verließ unwillig das Zimmer.

Sabine ſaß allein. Im Ofen kniſterte das Feuer, und der Pendel der Uhr bewegte ſich im einförmigen Schlag. „Immer ſo fort, ja immer ſo fort,“ ſummte die Wanduhr, leiſe kniſterte die Flamme des Lebens in dem feſt eingeſchloſſenen Raum dieſer Mauern, jeden Morgen aufgezündet, jeden Abend verglühend. In gleichmüthigem Ernſt ſahen die Bilder ihrer Eltern herunter auf das letzte Kind des Hauſes, ohne Bewegung, ſeit vielen Jahren. So verging ihre Jugend, ernſt, ſtill, unbewegt, wie die Geſtalten an der Wand. Sabine neigte ihr Haupt und lauſchte. Horch, kleine geiſterhafte Tritte in den Winkeln der Stube, und horch, ein fröhliches Lachen von Kindesmund, und näher trippelte es an ſie heran, und ein lockiges Haupt legte ſich ſchmeichelnd in ihren Schooß, und zwei kleine Arme ſtreckten ſich begehrlich nach ihrem Halſe aus. Sie beugte ſich herab und küßte die Luft vor ihrem Munde und horchte wieder nach den holden Tönen, die ihr Herz in Entzücken hoben und freudige Thränen in ihr Auge trieben. Ach, ſie faßte mit der Hand in die Leere, und nichts war wirklich, als die Thränen, welche in ihren Schooß fielen.

So ſaß ſie lange, bis die Dämmerung des Abends in das Zimmer drang. Müder bewegte ſich der Pendel der Uhr, das Feuer im Ofen verglühte, die letzten Funken verglommen, immer undeutlicher wurden die Umriſſe der Bilder an der Wand, ein Haupt nach dem andern verſchwand in der Finſterniß; immer dunkler wurde das Zimmer, einſam, farblos, ohne Licht; immer enger umſchloß ſie die Nacht, wie eine Sargdecke verhüllte ſie ihr Haupt und Glieder.

Da ſchlug draußen der Schlegel des alten Sturm luſtig an die Reifen der Fäſſer. Stark und wuchtig tönte jeder Schlag durch den Hof und die Räume des Hauſes. Sabine erhob ſich. „Es ſollte ſo ſein,“ rief ſie entſchloſſen. „Zweimal habe ich gefürchtet und gehofft, es war zweimal eine Täuſchung, jetzt iſt es vorbei. Er allein, dem ich Alles bin, iſt meinem Leben geblieben. Ich kann ihm den Gatten, auf den er gehofft hat, nicht entgegenführen, und keine Kinderhand wird ſich um ſeinen Hals ſchlingen. Ja, es wird fortgehen bei uns, wie es geworden iſt, immer ſtiller, immer leerer. Mich aber ſoll er haben und mein ganzes Leben. Mein Bruder, du ſollſt nicht mehr mit Schmerz empfinden, daß deinem und meinem Leben der Frohſinn fehlt.“

Sie ergriff den Schlüſſelkorb und eilte in das Zimmer des Bruders.

Unterdeß faßte die Tante den Entſchluß, Herrn Baumann einen Beſuch zu machen.

Zwiſchen der Tante und Baumann beſtand ſchon lange ein ſtilles Einverſtändniß. Das Schickſal hatte gewollt, daß er ihr Tiſchnachbar geworden war. Wenn die Tante auf die Reihe ihrer Nachbarn bei der Mittagstafel, der größten Begebenheit des Tages, zurückſah, ſo kam ſie zu der Anſicht, daß dieſe Reihe nach und nach eben ſo ſehr an luſtiger Laune abgenommen, als an chriſtlicher Frömmigkeit zugenommen hatte. Fink war gottlos, aber ſehr unterhaltend geweſen; Wohlfart hielt in Tugend und guter Laune ein gewiſſes angenehmes Gleichgewicht; Baumann war der Frömmſte, aber der Schweigſamſte. „Was man nicht Alles erlebt," dachte dann die gute Tante. Das Geſpräch der Tante mit Herrn Baumann war nie aufregend, aber es war erbaulich, denn auch die Tante hielt viel auf Gottesdienſt, und am Montag tauſchten die Beiden leiſe ihre Bemerkungen über die letzte Predigt aus. Außer dem theologiſchen Geſpräch gab es aber auch noch ein anderes Band zwiſchen der Tante und Baumann, und dies Band hieß Anton. Die Tante konnte ſich noch immer nicht in das finden, was ſie einen unnatürlichen Abſchied nannte. Sie war unſicher, wem ſie die Schuld der plötzlichen Verſtörung beimeſſen ſollte, die über Anton gekommen war, dem Chef oder ſeinem Correſpondenten. Mit Entſchiedenheit hielt ſie an der Ueberzeugung feſt, daß dieſer Abgang Wohlfarts unnöthig, unverſtändig und verderblich für alle Theile geweſen ſei, und ſie arbeitete daran, denſelben auf Umwegen wieder in das Geſchäft zurückzubringen, ſoweit zarte Winke und weibliches Zureden die Entſchlüſſe männlicher Brummbäre zu beſtimmen vermögen. Sie hatte deßhalb nach Antons Abreiſe in der erſten Zeit ſowohl gegen den Kaufmann als gegen Sabine bei jeder Gelegenheit über

Anton geſprochen und denſelben gerühmt. Aber ſie kam ſchlecht an. Der Kaufmann antwortete immer kurz, zuweilen rauh, mit dem war gar nichts zu machen, und Sabine lenkte das Geſpräch ab, oder verſtummte ganz, ſobald die Tante ihr Loblied ſang. Das täuſchte die Tante nicht. Die geſtickten Vorhänge hatten einen blendenden Schein in ihrer Seele zurückgelaſſen, mit welchem ſie ſeit der Zeit ſelbſtzufrieden Sabine beleuchtete. Sie wußte, daß Herr Baumann der einzige von den Herren war, welcher mit Anton in Briefwechſel ſtand, heut beſchloß ſie, auf der Stelle der Starrköpfigkeit aller Parteien zur Hülfe zu kommen. Sie ergriff deßhalb eine kleine Broſchüre, welche ſie von Herrn Baumann geliehen hatte, den Jahresbericht über einen wohlthätigen Verein, und ging gleichgültig nach dem Hinterhauſe, wo ſie im Vorbeigehen an Herrn Baumanns Thür klopfte und dieſem die Broſchüre hinreichte. „Sehr hübſch,“ ſagte ſie auf der Schwelle, „der Himmel wird dem Unternehmen ſeinen Segen geben,“ und dabei ſteckte ſie ihm in einem Papier einen kleinen Beitrag in die Hand. „Schreiben Sie mich mit dem Betrage auch für die Zukunft auf.“ Herr Baumann dankte im Namen der Armen. Darauf begann die Tante in der Thür: „Was hört man denn Neues von Ihrem Freund Wohlfart? Er iſt wie aus der Welt verſchwunden, auch der alte Sturm weiß nichts zu erzählen.“

„Er hat viel zu thun,“ ſagte der ſchweigſame Baumann.

„Na, ich denke, nicht mehr, als hier. Wenn es ihm um Arbeit zu thun war, ſo konnte er ruhig hier bleiben.“

„Er hat dort eine ſchwere Pflicht zu erfüllen und verrichtet ein gutes Werk,“ fuhr Herr Baumann vorſichtig fort.

„Gehen Sie mir mit Ihrem guten Werk,“ rief die Tante, trat in der Zerſtreuung ins Zimmer und machte die Thür hinter ſich zu. „Das war auch ein gutes Werk, was er hier zu verrichten hatte. Nein, nehmen Sie es mir nicht übel, ſo etwas iſt mir noch nicht vorgekommen. Er läuft hier weg, gerade wo ein kluger Mann, der in alle Geheimniſſe der Handlung eingeweiht war, am allernothwendigſten wurde. Dafür giebt es gar keine Entſchuldigung. Wenn er ſich ſelbſt etablirt hätte, oder wenn er geheirathet hätte, das wäre etwas Anderes, der Menſch will einen Haushalt, er will auch ein eignes Geſchäft haben. So etwas iſt Gottes Wille, und in dieſem Fall würde ich kein Wort verlieren. Aber ſo aus dem Comtoir fortzurennen unter Schafe und Kühe und unter die Polen und Edelleute, das iſt gar nicht zu entſchuldigen; und noch dazu aus einem Geſchäft, wo man es ſo gut mit ihm meinte und wo er liebes Kind war in allen Stuben. Wiſſen Sie, wie ich das finde, Herr Baumann?“ fuhr ſie eifrig fort, und die Bänder ihrer Haube wackelten. „Ich finde das undankbar! — Und was ſoll jetzt hier werden? Es iſt ja in dieſem Haus eine völlige Verwüſtung. Fink fort, Jordan fort, Wohlfart fort, Pix fort, Sie ſind noch der Einzige, der im erſten Comtoir von den guten Herren geblieben iſt, und Sie können doch nicht Alles machen.“

„Nein,“ ſagte Baumann betrübt, „und ich bin auch in einer ſchlimmen Lage, ich hatte mir vorigen Herbſt als den letzten Termin geſtellt, bis zu dem ich in der Handlung bleiben wollte, und jetzt iſt das Frühjahr nahe und ich bin der Stimme noch nicht gefolgt, die mich ruft.“

„Reden Sie mir nicht ſolch Zeug!“ rief die Tante erſchrocken; „Sie werden doch nicht auch fort wollen?“

„Ich muß,“ ſagte Herr Baumann die Augen niederſchlagend. „Ich habe Briefe bekommen von meinen engliſchen Brüdern, die Brüder ſchelten mich wegen meiner Lauheit. Ich fürchte, es iſt ein großes Unrecht, daß ich nicht ſchon gegangen bin, aber wenn ich wieder ins Comtoir komme und die Haufen Briefe und das ſorgenvolle Geſicht von Herrn Schröter ſehe, und wenn ich denke, wie ſchwer die Zeit iſt, und welches Unglück die Handlung mit ihren beſten Kräften gehabt hat, da hält mich's immer wieder hier feſt. Ich wollte auch, Wohlfart käme wieder, er thut der Handlung noth.“

„Er muß wiederkommen,“ rief die Tante, „das iſt ſeine chriſtliche Pflicht und Schuldigkeit. Schreiben Sie ihm das. — Freilich iſt bei uns grade kein luſtiges Leben,“ fuhr ſie vertraulich fort; „er mag es dort wohl beſſer haben. Unter den Polen geht das in Saus und Braus.“

„Ach nein,“ erwiederte Herr Baumann ebenſo vertraulich, „in Braus lebt er nicht. Ich fürchte, er hat dort Kummer und ſchwere Tage; was er ſchreibt, iſt nicht ſehr luſtig.“

„J, was Sie ſagen,“ ſagte die Tante ſich ſetzend und ſah erwartungsvoll in Baumanns Geſicht. Baumann rückte ſeinen Stuhl nahe an die Tante heran, und die beiden Frommen begannen halblaut ein kleines menſchenfreundliches Geklätſch.

„Er ſchreibt bekümmert, er ſieht die Zeit finſter an,“

begann Herr Baumann, „er fürchtet neue Unruhen und ſchlimme Jahre.“

„Gott behüte,“ rief die Tante, „davon haben wir ſchon genug gehabt.“

„Er lebt in einer unſichern Gegend,“ fuhr Herr Baumann fort, „unter ſchlechten Menſchen; die Polizei muß dort mangelhaft ſein.“

„Es giebt dort ſchreckliche Räuberhöhlen,“ ſtimmte die aufgeregte Tante bei.

„Und ich fürchte, es ſieht auch mit ſeinen Einnahmen ſchlecht aus, im Anfange habe ich ihm noch manchmal einige Kleinigkeiten, an die er gewöhnt war, von unſerm guten Thee und von den Cigarren hinſchicken müſſen, in dem letzten Briefe ſchreibt er mir, er wolle gute Wirthſchaft treiben und ſich davon entwöhnen. Er muß wenig Geld haben,“ fuhr Baumann kopfſchüttelnd fort, „nicht über zweihundert.“

„Er leidet Noth,“ rief die Tante, „gewiß, ſo iſt es; der arme Wohlfart! Wenn Sie ihm ſchreiben, ſchicken wir ihm eine Kiſte von dem Peckothee und ein Paar von unſern Schinken.“

„Schinken auf das Land?“ frug Baumann zweifelhaft. „Ich glaube, Schweine werden dort noch am erſten zu finden ſein.“

„Aber ſie gehören nicht ihm!“ rief die Tante. „Hören Sie, Herr Baumann, es iſt Chriſtenpflicht, daß Sie ihm auf der Stelle ſchreiben, er ſoll ſogleich hierher zurückkommen. Die Handlung braucht ihn, ſie fordert ihn. Ich weiß am beſten, wie mein Neffe ſich in der Stille über dieſe Zeit kümmert und über den Verluſt der beſten Herren, die wir gehabt haben, und wie ſehr er ſich freuen würde, ſeinen Wohlfart wieder zu ſehen.“ Das Letztere war eine fromme Lüge der Tante. — „Es ſieht mir doch nicht ſo aus,“ warf Baumann bedenklich ein. — „Erſt heut hat meine Nichte zu ihrem Bruder geſagt, wie lieb Wohlfart uns Allen geweſen iſt und was wir an ihm verloren haben. Wenn er dort Pflichten hat, er hat Pflichten auch hier, und ſeine hier ſind älter.“

„Ich will ihm ſchreiben,“ ſagte Herr Baumann, „aber ich fürchte, verehrte Frau, es wird nicht viel nützen, denn gerade wenn es ihm ſchlecht geht, wird er den Pflug nicht verlaſſen, an den er die Hand gelegt hat um Anderer willen.“

„Er iſt nicht vom Pfluge, ſondern von der Feder,“ rief die Tante ärgerlich, „und er gehört hierher. Das Andere iſt alles dummes Zeug. Wenn er hier ſeinen feinen Thee trinkt und ſein gutes Auskommen hat, ſo thut er deßwegen nicht weniger ſeine Pflicht. Und daſſelbe ſage ich Ihnen, Herr Baumann, daß Sie mir nicht wieder mit Ihren afrikaniſchen Ideen kommen.“

Baumann lächelte in ſtolzer Ueberlegenheit. Aber als die Tante das Zimmer verlaſſen hatte, ſetzte er ſich doch gehorſam hin und ſchrieb Anton die ganze Unterredung mit der Tante, und er ſchrieb ihm dazu, wie ernſthaft das Leben in der Handlung geworden war, und wie finſter das Geſicht des Prinzipals alle Morgen dareinſchaute, wenn er durch das vordere Comtoir ging.

Der Schnee auf dem Gut iſt weggeſchmolzen, im hochgeſchwollenen Bach fluthet das Schneewaſſer, noch liegt die Landſchaft ſtill und farblos, der belebende Saft der Erde beginnt ſeinen erſten Kreislauf in den Stämmen der Bäume und treibt in den Sträuchern am Bach die erſten Blüthenkätzchen. Das Winterwaſſer hat die ſchlechte Brücke abgeworfen, und Anton ſteht in der Nähe des Schloſſes am Waſſer und beaufſichtigt die Arbeiter, welche neue Balken legen und Bohlen darauf nageln. Lenore ſitzt auf einem abgehauenen Baumſtamm ihm gegenüber und ſieht zu, wie er das Holz mit dem Zollſtabe mißt und der großen Säge die Bleiſtiftzeichen macht. „Das Aergſte iſt überſtanden,“ ruft Lenore, „das Frühjahr kommt! Schon ſehe ich im Geiſt die Bäume und den Raſen grünen, auch das finſtere Haus ſoll in dem hellen Frühling luſtiger ausſehen als heut. Aber Ihnen will ich das Schloß zeichnen, wie es jetzt iſt. Sie ſollen ſich erinnern, wie der erſte Winter war, den wir in Ihrem Schutz hier verlebten.“

Und Anton ſieht mit leuchtendem Auge auf das ſchöne Mädchen vor ihm und zeichnet mit dem Bleiſtift das Profil ihres Geſichts auf ein neues Bret. „Sie treffen mich nicht,“ ſagt Lenore, „Sie machen meinen Mund immer zu groß und die Augen zu klein. Geben Sie mir den Stift, das verſtehe ich beſſer, halten Sie ſtill. Sehen Sie, das iſt Ihr Geſicht, Ihr treuherziges Geſicht, ich kann's auswendig. — Hurrah, der Stadtbote!“ ruft ſie, wirft den Bleiſtift weg und eilt auf das Schloß zu. Anton folgt ihr, denn der Stadtbote, beladen mit einem ſchweren Pack, iſt für die vom Schloſſe das Schiff, welches durch den tiefen Sand ſteuert, um in das abgeſchloſſene Eiland die guten Dinge aus der Welt zu bringen. Am Hauſe wird dem Mann die Laſt abgenommen, Lenore ergreift vergnügt das Zeichenpapier, das ſie in

Roſmin beſtellt hat. „Kommen Sie, Wohlfart, jetzt ſuchen wir den Punkt, von dem ich das Schloß am beſten zeichnen kann, das Bild ſoll in Ihrer Stube an Stelle des alten hängen, das mich traurig macht, ſo oft ich es anſehe. Einſt zeichneten Sie unſer Haus, jetzt thue ich's für Sie. Ich will mir rechte Mühe geben, Sie ſollen ſehen, daß ich auch etwas kann.“

So ſpricht ſie fröhlich in Anton hinein, er aber hört nicht auf ihre Worte. Ungeduldig hat er den Brief Baumanns erbrochen, und während er lieſt, röthet ſich ſeih Geſicht vor innerer Bewegung. Langſam, in tiefen Gedanken, geht er in ſein Zimmer hinauf und kommt nicht wieder herunter.

Lenore ergreift das Couvert, welches auf den Boden gefallen iſt. „Das iſt wieder die Hand ſeines Freundes aus der Handlung,“ ſagt ſie traurig; „ſo oft er einen Brief von dort erhält, wird er finſter und kalt gegen mich.“ Sie wirft das Couvert weit weg und eilt in den Stall, ihren Vertrauten, den Pony, zu ſatteln.

## 6.

Es war Wochenmarkt in der kleinen Kreisſtadt Rosmin. Seit uralter Zeit war der Markttag für die Landleute der Umgegend ein Feſt von beſonderer Bedeutung. Fünf Tage der Woche mußte der Bauer ſeinen Kohl bauen oder dem geſtrengen Herrn frohnen, am Sonntage war ſein Herz getheilt zwiſchen der Jungfrau Maria, ſeiner Familie und der Schenke, der Markttag trieb ihn über die Grenze ſeiner Feldmark hinein in die große Welt. Dann fühlte er ſich auch gegenüber den Fremden als ein ſchlauer Mann, welcher ſchafft und gebraucht, er ſah Bekannte wieder, die er ſonſt niemals getroffen, er erblickte neue Dinge aus der Fremde, er hörte von andern Städten und Ländern und genoß, was Andere für ihn erfunden hatten, in vollen Zügen. Und am Abend dieſes Tages flogen die Neuigkeiten aus der weiten Welt bis in das entfernte Walddorf, in jede Hütte, in jede einzelne Menſchenſeele des Kreiſes. So war es ſchon damals geweſen, als noch die Slaven allein auf dem Boden ſaßen, der Bauer leibeigen unter ſchmutzigem Strohdach, der Edelmann hoffärtig in ſeinem hölzernen Palaſt. Damals war ein offenes Feld geweſen, was jetzt Rosmin heißt; vielleicht ſtand eine Kapelle darauf mit einem gnädigen Bilde, oder ein Paar mächtige Bäume noch aus der Heidenzeit, oder das Haus eines klugen Grundherrn, der weiter ſah, als ſeine langbärtigen Genoſſen. Damals war der deutſche Kaufmann zum Markte über die Grenze gekommen mit ſeinen Wagen und Dienern, er hatte unter dem Schutz des Crucifixes oder eines ſlaviſchen Säbels ſeine Truhen geöffnet und die Werke des heimiſchen Fleißes, Tuche, buntfarbige Kleider, Zwickelſtrümpfe, Halsbänder von Glas und theuren Korallen, Heiligenbilder und Kirchengeräth, aber auch, was den Gaumen erfreut, ſüße Backwaaren, fremden Wein und wohlriechende Citronen feil geboten, und hatte dagegen eingetauſcht, was die Landſchaft ihm entgegenbrachte: Wolfsfelle, Hamſterpelze, Honig, Getreide, Vieh und Anderes. Nicht lange, ſo ſchlug neben dem Kaufmann auch der Handwerker ſeine Werkſtatt auf, der deutſche Schuſter kam, und der Knopfmacher, der Blechſchmidt und der Gürtler, die Zelte und Hütten verwandelten ſich allmählig in feſte Häuſer, die im Viereck um den großen Marktplatz aufſtiegen, auf dem viele Hundert beladene Polenwagen Raum haben mußten. Feſt ſchloſſen ſich die fremden Anſiedler zuſammen, ſie kauften den Grund, ſie kauften ein Stadtrecht von dem ſlaviſchen Grundherrn, ſie gaben ſich ein Statut nach dem Muſter deutſcher Städte. Die neuen Bürger bauten ihr Rathhaus in die Mitte des großen Vierecks und daran ein Dutzend Häuſer für Kaufleute und Schenken, und der Marktring war geſchloſſen. Um die Hofräume, die Hintergebäude und Gaſſen wurde die Stadtmauer gezogen, und über die beiden gewölbten Thore nach dem Brauch der Heimath wohl auch die Wachtthürme geſetzt, unten hauſte der Zöllner, oben der Wächter. Und mit Verwunderung erzählte man ſich draußen in den Wäldern und auf der Haide, wie ſchnell die Männer mit fremder Sprache gewachſen waren, und daß jeder Landmann, der durch ihr Thor fuhr, ihnen ein Kupferſtück bezahlen mußte als Brückengeld, ja der Edelmann, der allmächtige, mußte auch bezahlen. Manchen Slaven aus dem Umkreiſe warf ſein Schickſal zu den Bürgern in die Stadt, er wurde heimiſch unter ihnen, ein Handwerker, Kaufmann, Bürger, wie ſie. So war Rosmin entſtanden, ſo viele deutſche Städte auf altem Slavengrund, und ſie ſind geblieben, was ſie im Anfang waren, die Märkte der großen Ebene, die Stätten, wo polniſche Ackerfrucht eingetauſcht wird gegen die Erfindungen deutſcher Induſtrie, die Knoten eines feſten Netzes, welches der Deutſche über den Slaven gelegt hat, kunſtvolle Knoten, in denen zahlloſe Fäden zuſammenlaufen, durch welche die kleinen Arbeiter des Feldes verbunden werden mit andern Menſchen, mit Bildung, mit Freiheit und einem civiliſirten Staat.

Noch immer iſt der Markttag von Rosmin der große Tag für die Umgegend. Vom frühen Morgen an ziehen Hunderte von Korbwagen mit Ackerfrüchten nach der Stadt und hoch auf den Säcken ſitzt der breitſchultrige Bauer und die Bäuerin; aber nicht mehr peitſcht der Leibeigene die abgetriebenen Gäule ſeines Gebieters, ein freigeborenes Slavenkind lenkt die ſtattlichen Pferde, deren Vater ſogar ein Hengſt des Königs iſt. Und wenn der Federwagen eines Edelmanns vorbeifährt, dann treibt auch der Burſch ſeine Pferde zu ſchnellerem Lauf, und wenn er artig iſt, rückt er nur ein wenig an ſeinem Hut. Auf allen Straßen und Feldwegen zieht es der Stadt zu, die kleinen Leute fahren ihre Gänſe auf der Radber, und die Frau trägt im Korbe die Butter ihrer Kuh, Beeren und Pilze und ganz unten auf dem Boden vielleicht einen heimlichen Haſen, den ihr Mann durch einen Wurf ſeines Stockes getödtet hat. Vor allen Gaſthäuſern der Vorſtadt ſtehen Haufen abgeſpannter Wagen, an jeder Schenkthür drängen ſich die ein- und ausgehenden Leute. Auf dem Markt ſind die Getreidewagen dicht neben einander aufgefahren, der große Platz iſt bedeckt mit runden Säcken und Geſpannen, und Pferde von jeder Größe und in allen Farben ſtehen nebeneinander, an den guten Plätzen am Rande auch die Hoffuhren der Edelleute. Und in dem Viereck der hundert Wagen, zwiſchen den Knechten, Pferdeköpfen und Heubündeln windet ſich aalgleich der jüdiſche Factor hindurch, Getreideproben in jeder Taſche, in zwei Sprachen fragend und antwortend. Neben dem weißen Kittel und blauen Schnurrocke der Slaven und ihrem Hut mit der Pfauenfeder zeigt ſich das einförmige Dunkelblau des deutſchen Coloniſten. Dazwiſchen Soldaten aus der nächſten-Garniſon, Stadtbewohner, Wirthſchaftsbeamte und feine Herren vom Landadel. An der Ecke des Marktes hält auf ſeinem großen Pferde hoch erhaben der Gensdarm, auch er iſt heut im Eifer, und ſeine Stimme klingt herriſch über das Gewirre der Wagen, welche die Einfahrt zur Straße verſtopft haben.

Ueberall in der Stadt ſind die Kaufläden weit geöffnet, und vor den Häuſern ſtellen die kleinen Händler auf Tiſchen und Tonnen ihre Waare aus. Bedächtig ſchreitet das Bäuerlein, gefolgt von den Weibern ſeiner Hütte, die Reihen der Schautiſche entlang, mit kurzem Befehl hält er die Frauen zuſammen, welche begehrlich ſtehen bleiben und die Köpfe zuſammenſtecken, wo bunter Kattun, Tücher oder Halsbänder aufgehängt ſind, bis auch ſein künſtlicher Gleichmuth von einem Ausruf der Bewunderung durchbrochen wird, wenn er bei einem Tiſch voll Stahlwaaren ankommt, oder bei einem Pferdegeſchirr, oder einem großen Schinken im Fleiſchladen. Lange wird geprüft, bevor der Einkauf geſchieht, wohl fünf Minuten biegt er das geſtählte Blatt der Säge hin und her, bis der Kaufmann ihm gelangweilt das Stück aus der Hand nimmt, dann erſt entſchließt er ſich zum Kauf; faſt eben ſo lange klopft ſein Weib an den irdenen Töpfen herum, ob nicht an einer Stelle ein ſchnarrender Mißton den Sprung verräth. Der Genuß des Kaufens wird hier viel ſtärker empfunden, als da, wo Tauſende mit einem Wort weggegeben werden. Immer wird ſtill gehalten, wenn ein bekannter Mann oder ein Blutsfreund aus einem andern Dorf den Kaufenden entgegenkommt. Dann entſteht ein lautes Begrüßen, die Frauen drängen ſich heran, die Neuigkeiten fliegen aus einem Mund in den andern, bis der ganze Trupp zuletzt gemeinſam ſeine Waarenſchau fortſetzt. Endlich halten die Ermüdeten vor dem Tiſche, wo durchgeſchnittene Würſte durch ihr marmorirtes Füllſel anmuthig locken, wo Semmelberge ſtehen, und wo der ewig wünſchenswerthe Häring in der Tonne liegt. Hier wird der letzte Einkauf gemacht und dann in ein Wirthshaus gezogen, die weiße Flaſche gefüllt, und da kein Platz auf den Bänken zu finden iſt, wird in einer Ecke des Hauſes niedergeſetzt und ein langſames Mahl gehalten. Die weiße Flaſche geht im Kreiſe, die Wangen werden röther, die Geberden lebendiger, die Geſpräche lauter, die Männer fangen an ſich zu küſſen, alte Feinde ſuchen ſich auf, mit einander zu zanken. Weithin auf die Straße tönt aus jeder Schenkſtube das Geſumme und Geſchrei. Unterdeß, wer andere Gänge hat, beſorgt dieſe, wer eine Klage anzubringen hat, heut läuft er aufs Gericht, wer Steuern abzuliefern hat, heut pflegt er ſie zu zahlen; alle Behörden ſind heut in großer Thätigkeit, alle Schreiber dehnen heut ihre Finger, um die Feder ſchnell über das Papier zu führen; alle Schulzen erſcheinen heut in den Aemtern, um zu melden und zu hören. Auch die Weinſtuben ſind gefüllt, und der Weinkaufmann Löwenberg macht heut die beſten Geſchäfte, er hat neben ſeinem Wein auch einen großen Handel mit Getreide und Wolle, er verleiht Gelder und iſt der Vertraute vieler Gutsherren. In ſeiner großen Vorderſtube ſitzen die Gäſte einzeln, deutſche Oberamtleute, ältere polniſche Gutsbeſitzer, vielleicht ein reicher deutſcher Bauer, der einen guten Viehhandel gemacht hat. In dem Hinterzimmer aber geht's höher zu, dort ſind die Edelleute des Kreiſes verſammelt, manches wüſte Geſicht mit ſtumpfen Zügen, aber auch der edle Schnitt des polniſchen Herrenantlitzes, kräftige Männer von adligem Weſen. Dort ſpringt der Kork des Champagners zur Decke und neben den Geſchäften der Woche wird noch manches Andere verhandelt, was fremde Ohren nicht hören dürfen. Iſt's nicht Politik, ſo rollen vielleicht die Würfel auf den Tiſch, oder ein Spiel Karten fliegt aus einer Taſche unter die Weingläſer, ſchnell fährt dann an der Ecke des Tiſches eine Gruppe zuſammen, es wird ſtill in der Stube und nur kurze Ausrufungen in franzöſiſcher Sprache werden gehört. So vergeht der Markttag als ein unaufhörliches Anrufen und Handeln, Erwerben und Genießen, unter Wagengeraſſel und Pferdelenken, bis der Abend ſeine graue Decke über den Marktplatz breitet, dann zieht die Bauerfrau ihren Mann am Rocke, ſie denkt an die irdenen Töpfe, welche ſo leicht zerſchlagen ſind, und an die kleinen Kinder, die jetzt nach der Mutter rufen. Dann fahren die Wagen wieder auf allen Straßen auseinander, der Bauerburſch trägt einen Strauß von Flittern auf ſeinem Hut, er klatſcht unaufhörlich mit der neugekauften Peitſche, und in trunkenem Muth treibt er ſeine Pferde zum raſenden Wettlauf mit andern Geſpannen. Auf allen Feldwegen ziehen die kleinen Leute in ihre Dörfer, die Frau hat die Töpfe auf den Rücken gebunden, ein ſchönes rothes Tuch und ein Stück Pfefferkuchen für die Kinder liegen darin, und neue Kochlöffel und Quirle ragen daraus hervor, und neben ihr ſchreitet der Mann unſicher und ſchwer, die ſtählerne Säge auf der Schulter, vergeblich bemüht, die Würde eines Hausherrn vor den Fremden zu bewahren. Viel ſpäter fahren auch die Wagen der Herren vor das Weinhaus, die Kutſcher müſſen lange auf den Aufbruch warten, denn auch den Herren wird die Trennung ſchwer von dem Tiſch der Trinkſtube. Jetzt wird es ſtiller in der müden Stadt, der Kaufmann öffnet ſeinen Ladentiſch, zählt und ſortirt mit ſeiner Frau das eingenommene Geld und ſchlägt die falſchen Silberſtücke zornig mit einem Nagel vorn an den Ladentiſch, zur eindringlichen Warnung für alle unſichern Zahler. Jetzt führt auch der Gensdarm ſein Pferd in den Stall, überzählt die Vagabunden, die Marktdiebſtähle, die Händel, die er heut angezeigt, und hofft auf einen gnädigen Blick. Endlich macht der Nachtwächter ſeine Runde, er achtet heut ſorglich auf die Schenkſtuben, in denen noch immer einzelne Schreier ſitzen, und ſieht beim trüben Laternenlicht erſtaunt auf den unſaubern Marktplatz, den ſein Beſen morgen von allem Schmutz befreien ſoll.

So war der Wochenmarkt von Rosmin immer geweſen. In dem letzten Winter war der Marktverkehr nicht geringer, als ſonſt, aber es war eine Unruhe ſichtbar in vielen Köpfen, am meiſten bei den Herren. Beim Weinkaufmann ſah man zuweilen fremde Männer von kriegeriſchem Ausſehn in die Hinterſtube treten, dann wurde das Zimmer verſchloſſen. Auf den Straßen ſah man junge Burſchen in auffallender Tracht mit rothen viereckigen Mützen durch das Gedränge ſchreiten, ſie ſchlugen zuweilen einen Landsmann auf die Schulter, riefen Andere beim Namen und zogen ſie aus dem Gedränge in eine Ecke. Wo ſich ein Soldat ſehen ließ in ſeiner Uniform, ſahen die Leute auf ihn, wie auf einen verkleideten Mann, Manche wichen ihm aus, Viele waren doppelt freundlich gegen ihn, Deutſche wie Polen. In den Schenken ſaßen die von den deutſchen Dörfern apart und miſchten ſich nicht mit den Andern, und die Polniſchen von den Gütern des Herrn von Tarow tranken viel und fingen noch mehr Händel an, als ſonſt. Der Vogt vom neuen Vorwerk hatte am letzten Markte in der ganzen Stadt keine neue Senſe finden können, und der Förſter beklagte ſich gegen Anton, daß er neulich in keinem Kaufladen mehr Pulver gefunden hatte, als ihm auf eine Woche reiche. Es ſchwebte etwas in der Luft. Niemand wollte ſagen, was es war.

Heut war wieder Markttag zu Rosmin, und Anton fuhr mit einem Knecht nach der Stadt. Es war einer der erſten Frühlingstage, die Sonne ſchien warm auf den Boden, der noch im winterlichen Schlummer dalag. Anton dachte daran, daß jetzt die erſten Gartenblumen blühen müßten, und daß er und die Frauen im Schloß in dieſem Jahr keine ſehen würden, als etwa auf dem Vorwerk im Winkel hinter der Scheuer. Es war auch keine Zeit, ſich an Blumen zu freuen, überall waren die Herzen aufgeregt, und Alles, was durch ſo viele Jahre feſt geweſen war, ſchien zu wanken. Ueber große Länderſtrecken zog der politiſche Sturmwind, die Zeitungen erzählten alle Tage Unerwartetes und Furchtbares, ein großer Krieg ſchien im Anzuge, aller Beſitz, alle Bildung ſchien in Gefahr. Er dachte an die Verhältniſſe des Freiherrn, und welches Unglück für dieſen entſtehen mußte, wenn das Geld theuer wurde und der Grundbeſitz ſpottwohlfeil. Er dachte auch an die Firma in der Hauptſtadt, an ſeinen Platz im Comtoir, den er in der Stille noch immer als ſein Eigenthum betrachtete, und an den ſorgenvollen Brief, den ihm Herr Baumann geſchrieben, wie finſter der Prinzipal ſei, und wie zänkiſch die Collegen am Theetiſch in Herrn Baumanns Stube.

Aus ſolchen kummervollen Gedanken weckte ihn ein Geräuſch auf der Straße. Eine Reihe von Herrenwagen fuhr vorbei, in dem erſten ſaß Herr von Tarowſki, der im Vorbeifahren artig zu Anton herüber grüßte. Anton ſah erſtaunt, daß er ſeinen Jäger auf dem Bedientenſitz hatte, als zöge er zur Jagd. Noch drei Wagen rollten vorüber, alle mit Herren bis auf das Trittbrett beladen, und hinter den Wagen jagte ein ganzer Trupp Reiter, der deutſche Inſpector von Tarow mit darunter.

„Jaſch,“ rief Anton dem Kutſcher zu, „was war das, was die im zweiten Wagen zudeckten, als ſie vorbeifuhren?“

„Flinten,“ antwortete der Kutſcher kopfſchüttelnd.

Der ſonnige Tag nach langem Schnee- und Regenſchauer lockte die Leute aus allen Höfen nach der Stadt, in kleinen Haufen zogen ſie eilig vorwärts, wenig Frauen darunter, es war ein lautes Anrufen der verſchiedenen Geſellſchaften und ein Leben auf der Straße, wie ſonſt am Abend bei der Heimkehr. Vor dem erſten Wirthshaus an der Straße ließ Anton halten. Der Kutſcher frug: „Es iſt von hier weit nach dem Markte, wie wird es ſein mit dem Ausladen des Hafers?“

„Bleib bei den Pferden,“ befahl Anton, „und geh nicht nach der Stadt; wenn ich etwas kaufe, laſſe ich's herausfahren zum Umladen.“ Eilig ſchritt er durchs Thor in das Gewühl der Gaſſen. Die Stadt war mit Menſchen überfüllt, es wogte ſchon vom Thore an in hellen Haufen, kaum daß die Getreidewagen durchdrangen. Als Anton auf den Marktplatz kam, war er betroffen über das Ausſehen der Männer. Ueberall erhitzte Geſichter, geſpannte Züge, es waren nicht Wenige in Jägertracht unter dem Volke, und häufig ſah man auf den Mützen eine fremde Cocarde. Vor dem Hauſe des Weinkaufmanns war das Gedränge am größten, dort ſtanden die Leute Kopf an Kopf und ſahen hinauf nach den Fenſtern, an denen bunte Fahnen hingen, zu oberſt polniſche Farben, andere ausländiſche darunter. Noch ſah Anton finſter auf die Front des Hauſes, da öffnete ſich die Thür, und auf die ſteinerne Treppe trat der Herr von Tarow und ein Fremder mit einer Schärpe um den Leib. Anton erkannte in ihm den Polen, der ihn einſt mit Standrecht bedroht und vor einigen Monaten nach dem Inſpector gefragt hatte. Ein junger Mann ſprang aus dem Haufen auf die unterſte Stufe, rief laut etwas in polniſcher Sprache und ſchwenkte die Mütze; ein lautes Geſchrei war die Antwort, dann wurde

Alles ſtill. Der Tarowski ſprach einige Worte, von denen Anton nichts verſtand, hinter ihm raſſelten die Wagen und die Menge drängte ſich hin und her. Darauf begann der Herr mit der Schärpe eine mächtige Rede. Er ſprach lange, oft wurde er durch lautes Beifallsgeſchrei unterbrochen: als er geendet hatte, erſchall ein betäubender Lärm, wilder polniſcher Zuruf. Die Thüren des Hauſes wurden weit geöffnet, die Menge wogte durcheinander wie ein unruhiges Meer. Ein Haufe ſtürzte fort und vertheilte ſich auf dem Markte, Andere ſprangen in das Haus; wer hineingeeilt war, kam nach wenig Augenblicken mit einer Cocarde an der Mütze, bewaffnet mit einem Senſenſpeer wieder heraus. Im Nu hatte ſich ein Haufen Senſenmänner und ein Trupp mit Feuergewehren vor dem Hauſe aufgeſtellt. Die Zahl der Bewaffneten wurde größer, kleine Abtheilungen Senſenmänner, von einzelnen Flintenträgern geführt, eilten von dem Hauſe weg nach allen Richtungen des Marktes. Hinter Anton klang Commandoruf und Befehl, er wandte ſich um und ſah einzelne bewaffnete Reiter, welche die aufgefahrenen Wagen mit ſtrengen Worten zur Abfahrt vom Markt trieben. Der Lärm und das Getümmel wurde immer größer, mit ängſtlichem Zuruf hieben die Landleute auf ihre Pferde, die Verkäufer flüchteten mit ihren Waaren in die Häuſer, die Läden wurden geſchloſſen. Nach wenig Augenblicken hatte der Markt ein unheimliches Ausſehen. Die Wagen waren entfernt, an den Marktecken ſtanden einzelne Poſten von Senſenmännern, ihre langen Spieße blinkten hell in der Morgenſonne. Auf dem Platze ſelbſt wogte die unſichere Menge. Betäubt, erſchüttert, empört eilte Anton in dem Haufen fort, ſo kam er auf die andere Seite des Platzes. Dort lag das Steueramt, ſchon von Weitem kenntlich durch das Wappenbild des Staates, das auf Holz gemalt neben dem Fenſter hing. Dort drängten ſich die Maſſen wieder; ein Poſten von Senſenmännern ſtand vor dem Hauſe, aus der Ferne ſah Anton, daß ein Mann eine Leiter anſetzte, zu dem Wappen hinaufſtieg und mit einem Hammer auf das Schild pochte, bis es herabfiel auf die Steine. Als das Wappen auf die Steine ſchlug, ging durch die verſammelte Menge ein leiſer Ton, wie ein Seufzen; es war ſo ſtill geworden, daß man jeden Laut hören konnte. Eine Rotte von trunkenem Geſindel ſtürzte ſich mit wildem Jauchzen auf das Schild, ein Strick wurde daran gebunden, und mit Hohngeſchrei wurde es in den Rinnſtein und über die Straße geſchleift.

Anton war außer ſich, eine Fluth von ſtürmiſchen Leidenſchaften drängte nach ſeinem Herzen. „Ihr Schurken!“ rief er laut und rannte durch die Umſtehenden auf die Bande zu. Da faßte ihn ein ſtarker Arm um den Leib, und eine bebende Stimme ſprach: „Nicht vorwärts, Herr Wohlfart, heut iſt ihr Tag, morgen kommt unſer Tag.“ Anton riß ſich los und ſah neben ſich die große Figur des Schulzen von Neudorf, er ſah ſich den Augenblick umgeben von einer Anzahl dunkler Männergeſtalten. Es waren die blauen Röcke deutſcher Bauern, Geſichter voll Zorn und Kummer, welche ihn wie mit einem Wall einſchloſſen. „Laßt mich heraus!“ rief Anton noch immer außer ſich. Wieder aber legte ſich die ſchwere Hand des Schulzen auf ſeine Schulter, und mit naſſen Augen ſprach der Mann: „Schonen Sie Ihr Leben, Herr Wohlfart, es iſt jetzt umſonſt, wir haben nichts, als unſere Fauſt, und ſind die Minderzahl." Und von der andern Seite wurde ſeine Hand umfaßt wie von Schrauben, und der alte Förſter ſtand ſchluchzend neben ihm und ſtöhnte: „Daß ich dieſen Tag erleben muß, o die Schande, die Schande!" Dabei ſchüttelte er krampfhaft Antons Hand, ſchlug ſich dann mit ſeinen Fäuſten vor die Stirn und weinte laut wie ein Kind. Der wilde Schmerz des Alten gab Anton einen Theil ſeiner Ruhe wieder, er umſchlang den Hals des Förſters und hielt ihn feſt an ſich. Und wieder erſcholl in ihrer Nähe mißtönendes Geſchrei, und eine Stimme brüllte: „Durchſucht die Deutſchen! nehmt ihnen die Waffen, Niemand darf den Markt verlaſſen!" Anton ſah ſich haſtig in dem Haufen um und rief: „Das dürfen wir nicht leiden, Ihr Männer, daß wir hier in der deutſchen Stadt umſtellt werden, wie Gefangene, und daß ſie unſer Wappen beſchimpfen, die Schändlichen!"

Von fern wirbelte eine Trommel. „Es iſt die Schützentrommel," rief der Schulz, „die Bürgerſchützen von Rosmin kommen zuſammen. Sie haben Gewehre."

„Vielleicht iſt noch nicht Alles verloren," rief Anton wieder. „Ich kenne einige Leute hier, die zuverläſſig ſind. Faßt Euch, mein Alter," tröſtete er den Förſter. – „Die Deutſchen vom Lande ſollen nicht zerſtreut bleiben, ſo weiß Niemand, was wir thun können. Wir wollen wenigſtens mit einander den Markt verlaſſen, hier bei dem Brunnen ſammeln wir uns. Jeder geht und ruft ſeine Bekannten zuſammen. Und jetzt keine Zeit verloren! Ihr dorthin, Schulz; Ihr kommt mit mir, Schmidt von Kunau." Der Haufen fuhr nach zwei Richtungen auseinander, Anton von dem Förſter und dem Schmidt gefolgt eilte noch einmal über den ganzen Markt. Nie hatte er eifriger geſucht, nie hatte Einer den Andern ſchneller verſtanden. Wo er einen Deutſchen fand, ein Blick des Auges, ein ſchneller Händedruck, das flüchtige Wort: „Die Deutſchen verſammeln ſich am Brunnen, erwartet uns,“ das trieb die Unſchlüſſigen ſchnell zu den Landsleuten.

Vor dem Hauſe des Weinkaufmanns hielt er mit ſeinen Gefährten in dem dichten Gedränge einen Augenblick an. Etwa funfzig Senſenmänner ſtanden vor dem Hauſe, daneben ein Dutzend Gewehre, noch waren die Thüren weit geöffnet, und Einzelne traten immer noch hinein, ſich Waffen zu holen. Die Menge war ſcheu zurückgewichen, es wogten hier Polen und Deutſche, Städter und Landleute durcheinander, Anton ſah, daß auch die polniſchen Bauern verſtört im Haufen ſtanden und einander zweifelnd anſahen. Vor dem Hauſe ſprachen einige junge Herren in die Maſſe. Während der Kunauer Schmidt und der Förſter den Deutſchen ihr Zeichen gaben, fuhr Anton auf einen kleinen Mann los, der in ſeinem Arbeitsrock mit berußtem Geſicht in den Haufen drängte, und faßte ihn am Arm: „Schloſſer Grobiſch, Sie ſtehen hier? Warum eilen Sie nicht zum Sammelplatz, Sie ſind Schütz und Bürger, wollen Sie dieſe Schmach ertragen?“

„Ach, Herr Rentmeiſter,“ ſagte der Schloſſer, Anton bei Seite ziehend, „das Unglück! Denken Sie, ich arbeite in meiner Werkſtatt mit dem Hammer und höre von gar nichts. Bei unſrer Arbeit kann man wenig hören. Da ſtürzt meine Frau herein —“

„Wollen Sie dieſe Schmach ertragen?“ rief Anton und ſchüttelte den Mann heftig.

„Gott bewahre, Herr Wohlfart,“ erwiederte der Schloſſer, „ich führe einen Zug bei den Schützen. Während mein Weib den Rock herausſucht, bin ich ſchnell über den Platz gelaufen, um zu ſehen, wie viel ihrer ſind. Sie ſind größer, als ich, wie viel ſind's, die Waffen tragen?“

„Ich rechne funfzig Senſen,“ erwiederte Anton ſchnell.

„Nicht die Senſen,“ ſagte der Kleine, „das iſt zugelaufenes Volk, nur die Gewehre.“

„Ein Dutzend vor der Thür, eben ſo viel mögen wohl noch im Hauſe ſein.“

„Wir ſind etwa dreißig Büchſen,“ ſagte der Kleine bekümmert, „aber heut iſt nicht auf Alle zu rechnen.“

„Können Sie uns Gewehre ſchaffen?“ frug Anton.

„Nur wenige,“ ſagte der Schloſſer kopfſchüttelnd.

„Wir ſind ein Hauf Deutſche vom Lande,“ ſagte Anton in fliegender Eile, „wir wollen uns durchſchlagen bis in die Vorſtadt zum rothen Hirſch, dort halte ich die Leute zuſammen, ſchicken Sie uns um Gottes willen durch eine Patrouille Nachricht heraus, und was Sie von Gewehren auftreiben können. Wenn wir die Edelleute herauswerfen, läuft der andere Haufe von ſelbſt auseinander.“

„Aber dieſe Rache von dieſen Polacken!“ ſagte der Schloſſer mit aufgehobenem Zeigefinger, „die Stadt wird's bezahlen müſſen.“

„Nichts wird ſie bezahlen, Meiſter. Sie bekommen morgen Militär, wenn Sie heut die Wahnſinnigen hinauswerfen. Nur fort, jeder Augenblick vergrößert die Gefahr.“

Er trieb den Schloſſer vorwärts und eilte auf die Brunnenſeite. Dort fand er die Deutſchen in kleinen Gruppen zuſammenſtehen, der Schulz von Neudorf kam ihm entgegen.

„Es iſt keine Zeit zu verlieren,“ rief dieſer, „die Andern werden aufmerkſam, dort ſtellt ſich ein Trupp Senſenmänner gegen uns auf.“

„Folgt mir,“ rief Anton laut, „ſchließt Euch dicht zuſammen, vorwärts, hinaus aus der Stadt!“ Der Förſter ſprang von Hauſe zu Hauſe und drängte die Leute aneinander, Anton ſchritt mit dem Schulzen voran. Als ſie an die Ecke des Marktes kamen, kreuzten die Senſenmänner ihre Waffen vor der engen Gaſſe, der Anführer des Poſtens ſpannte den Hahn ſeiner Flinte und rief Anton in phraſenhaftem Ton zu: „Warum wollen Sie fort, mein Herr! Nehmt Waffen, Ihr Leute, heut iſt der Tag der Freiheit!“

Er ſprach nicht weiter, denn der Förſter ſtürzte vor und gab ihm einen ungeheuren Backenſtreich, daß er zur Seite taumelte und ſein Gewehr im Fallen losging. Auf dem Markt erhob ſich lautes Geſchrei, der Förſter ergriff die Flinte und die beiden Senſenmänner, überraſcht und ohne Befehl, wie ſie waren, wurden von dem vordringenden Trupp an die Häuſer geworfen, die Senſen aus ihrer Hand geriſſen und von den zornigen Leuten an dem Steinpflaſter zerbrochen. Ohne verfolgt zu werden, drängte der Haufe bis an das Stadtthor, auch dort wich der feindliche Poſten zurück und ließ die dichte Maſſe ungehindert durch. So kamen ſie beim Gaſthofe an. Dort trat der Schulz von Anton aufgefordert vor die Leute. „Es geht dort drin gegen die Regierung,“

ſagte er, „es geht gegen uns Deutſche. Der bewaffneten Feinde ſind nicht viel, wir haben eben geſehen, wie der Bauer mit ihnen fertig wird. Wer ein ordentlicher Mann iſt, der bleibt hier und hilft den Bürgersleuten in der Stadt die Fremden hinausjagen. Die Schützen wollen Einen zu uns ſenden und uns ſagen, wie wir ihnen helfen können. Deßhalb bleibt zuſammen, Landsleute."

Nach dieſen Worten riefen Viele: „Wir bleiben hier," Manchem auch kam die Sorge und er ſtahl ſich um das Haus und auf das Feld. Wer blieb, ſuchte eine Waffe, wo er ſie fand, ſchwere Holzknittel, Radſtangen, Heugabeln und was ſonſt in der Nähe aufzutreiben war.

„Ich kam her, mir Pulver und Schrot zu kaufen," ſagte der Förſter zu Anton, „jetzt habe ich eine Flinte, und das letzte Korn ſoll heut darauf gehen, wenn wir uns rächen können für den Schimpf an unſerm Vogel."

Unterdeß waren in dem Schloß die Stunden wie gewöhnlich verlaufen bis gegen Mittag. Der Freiherr ging, von ſeiner Gemahlin geführt, im Sonnenſchein um das Schloß herum; er grollte ein wenig, daß die Maulwurfshügel, an welche ſein Fuß ſtieß, noch immer nicht geebnet waren, und kam zu dem Reſultat, daß kein Verlaß auf Beamte und Dienſtleute ſei, und Wohlfart noch vergeßlicher als alle andere. Bei dieſem Thema verweilte er mit mürriſchem Behagen. Die Baronin widerſprach ihm nur ſo viel, als möglich war, ohne ſeine krankhafte Laune aufzuregen, und ſo ſetzte er ſich endlich im Freien auf einen Stuhl nieder, den ihm der Bediente nachtrug, und hörte friedlich ſeiner Tochter zu, welche mit Karl den Platz für eine kleine Baumpflanzung abſteckte. Niemand dachte Arges, Jeder war mit ſeiner nächſten Umgebung beſchäftigt.

Da flog die ſchlimme Kunde, daß etwas Schreckliches vorgehe, mit Eulenflügeln über die Ebene. Auch zu der Waldinſel des Freiherrn kam ſie heran, ſie flatterte über die Kiefern und Birnbäume, über Getreidefelder und Anger bis auf das Schloß. Zuerſt kam ſie undeutlich, wie eine kleine Wolke am ſonnigen Himmel, dann wurde ſie größer, wie ein ungeheurer Vogel, der die Luft verfinſtert, ſie ſchlug mit ihren ſchwarzen Fittigen die Herzen aller Menſchen in Dorf und Schloß, ſie machte das Blut in den Adern ſtocken und trieb heiße Thränen über die Wangen.

Mitten in ſeiner Arbeit ſah Karl plötzlich auf und ſagte erſchrocken zum Fräulein: „Das war ein Schuß!“

Lenore ſah ihn betroffen an, dann lachte ſie über ihren eigenen Schreck und erwiederte: „Ich habe nichts gehört; vielleicht war's der Förſter.“

„Der Förſter iſt in der Stadt,“ entgegnete Karl ernſt.

„Dann iſt's ein verdammter Wilddieb im Walde,“ rief der Freiherr ärgerlich.

„Es war ein Kanonenſchuß,“ behauptete der hartnäckige Karl.

„Das iſt nicht möglich,“ ſagte der Freiherr, aber er ſelbſt lauſchte mit geſpanntem Geſicht; „es ſteht kein Geſchütz auf viele Meilen in der Runde.“

In dem Augenblick rief eine Stimme vom Wirthſchaftshofe her: „Es brennt in Rosmin.“ Karl ſah das Fräulein an, warf ſein Grabſcheit zu Boden und lief nach dem Hof, Lenore folgte. „Wer hat geſagt, daß Feuer in Rosmin iſt?“

frug er die Knechte, welche zu ihrer Mittagskoſt über den Hof gingen. Keiner hatte gerufen, aber alle liefen erſchrocken aus dem Hof auf die Landſtraße und verſuchten nach Rosmin hinzuſehen, obgleich Jeder wußte, daß die Stadt über zwei Meilen entfernt war und keine Ausſicht dorthin.

„Es ſind vorhin Weiber gelaufen auf dem Weg nach Neudorf wie in der Angſt,“ ſagte der eine Knecht, und ein anderer rief: „Es muß gefährlich zugehn in Rosmin, denn man ſieht den Rauch über dem Walde ſtehn.“ Alle glaubten einen dunkeln Schatten über der Stelle zu ſehn, wo die Stadt lag, auch Karl. Immer größer wurde die Aufregung ohne ſichern Grund. Die Dorfleute traten auf der Straße zuſammen. Alle ſahen nach der Richtung von Rosmin und erzählten von dem Unglück, das über die Stadt gekommen ſei. „Die Edelleute ſind heut darin,“ rief der Eine, „ſie haben die Stadt angezündet,“ und ſein Nachbar hatte von einem Mann auf dem Felde gehört, daß heut ein Tag ſei, an den alle Gutsherren denken ſollten. Der Mann ſah feindſelig auf Karl und fügte hinzu: „Noch kann Manches kommen bis auf den Abend.“ Der Schenkwirth kam herzugelaufen und rief Karl entgegen: „Wenn nur erſt der heutige Tag vorbei wäre,“ und Karl entgegnete in derſelben Gemüthsſtimmung: „Ich wollte das auch.“ Keiner wußte recht, weßhalb.

Von der Zeit kamen immer neue Schreckensbotſchaften aus der Welt jenſeit des Waldes. „Die Soldaten und Polen liefern einander eine Schlacht,“ hieß es. „Auch in Kunau brennt's,“ riefen einige Weiber, die vom Felde eilten. Endlich kam die Vogtin vom neuen Vorwerk

Athem zu Lenore gelaufen: „Mein Mann ſchickt mich, weil er das Gehöft an dieſem Angſttage nicht verlaſſen will. Er läßt fragen, ob Sie nichts vom Förſter wiſſen, es iſt Mord und Todtſchlag in der Stadt, und die Leute ſagen, der Förſter ſchießt mitten darunter.“ „Wer ſagt das?“ fuhr der Freiherr auf. — „Einer, der über das Feld lief, hat es meinem Mann erzählt,“ rief die entſetzte Frau, „und es muß wahr ſein, daß dort Alles durcheinander iſt, denn als der Förſter nach der Stadt ging, hatte er gar keine Flinte bei ſich.“ Allen kam vor, als ob das Unglück deßhalb wahr ſein müßte. „Und heut Nacht hat es einen feurigen Schein gegeben auf dem Felde,“ klagte die Frau weiter, „unſre Stube wurde ganz hell, und mein Mann iſt aufgeſprungen und hinausgegangen. Da zog ein blaues Licht wie eine Schwefelflamme über den Wald nach Rosmin zu.“

So ſchlug das Gerücht mit ſeinen Flügeln auf die Herzen der Menſchen. Mit Mühe brachte Karl die Knechte dazu, daß ſie mit ihren Geſpannen wieder aufs Feld zogen. Lenore ſtieg mit Karl auf den Thurm, um etwas Neues zu erſehn. Ob eine Rauchwolke über der Stadt war, das wollte Karl nicht entſcheiden, aber an mehr als einer Stelle ſahen ſie hinter den Wäldern etwas wie Feuerſchein und Rauchwolken. Kaum waren ſie herab, ſo kam der eine Knecht mit den Pferden zurückgejagt und meldete, daß ihm ein Bauer aus dem andern Kreiſe, der auf dem Waldweg im Galopp durchgefahren war, geſagt habe, ganz Rosmin ſei angefüllt mit Senſenmännern und mit Leuten, welche rothe Fahnen in der Hand hielten, und alle Deutſche im Lande würden erſchoſſen. Die Baronin rang die Hände und fing an zu weinen, und ihr Gemahl verlor darüber den letzten Schein von Ruhe, den er mühſam bewahrt hatte. Er ſchalt heftig auf Wohlfart, der an ſolchem Tage nicht zu Hauſe ſei, und ließ Karl zu ſich rufen, der, nicht weniger erſchrocken, ſich jetzt um Antons Schickſal ängſtigte. Er befahl ihm, Alles im Hofe zu verſchließen, gleich darauf forderte er ihn wieder, und verbot durch ihn dem Schenkwirth, heut den Dorfleuten Branntwein zu verkaufen, und immer wieder frug er ihm ab, was man gehört hatte. Lenore konnte die ſchwüle Unruhe im Schloß nicht ertragen, ſie ging unaufhörlich zwiſchen dem Schloß und dem Hofe ab und zu und hielt ſich in Karls Nähe, in deſſen treuherzigem Geſicht noch der meiſte Troſt zu finden war, dabei ſah ſie immer wieder auf die Landſtraße, ob nicht etwas zu erblicken ſei, ein Wagen, ein Bote.

„Er iſt ruhig,“ ſagte ſie zu Karl, „er wird ſich einer ſo fürchterlichen Gefahr nicht ausſetzen;“ ſie wünſchte eine tröſtende Antwort.

Karl aber ſchüttelte den Kopf: „Auf ſeine Ruhe iſt kein Verlaß; wenn's in der Stadt ſo ausſieht, wie die Leute ſagen, ſo iſt Herr Anton nicht der Letzte, der darunter fährt. Er wird nicht an ſich denken.“

„Nein, das thut er nicht!“ rief Lenore und rang die Hände.

So ging es fort bis gegen Abend. Karl hielt die Dienſtleute, welche alle vor dem Hofe ſtanden, ſtreng zuſammen, er ergriff ſeinen Karabiner, er wußte ſelbſt nicht, wozu, er ließ ſich ein Pferd ſatteln und band es wieder an die Krippe. Da kam der Wirth mit einem Knecht aus der Brennerei zum

Schloß gerannt, der gutmüthige Mann rief ſchon von Weitem dem Fräulein entgegen: „Hier iſt eine Nachricht, eine ſchreckliche Nachricht von Herrn Wohlfart.“ Lenore fuhr auf den fremden Knecht zu. Der Menſch machte in polniſcher Sprache einen verwirrten Bericht von den Schrecken des Tages in Rosmin. Er hatte geſehen, daß auf dem Markte Polen und Deutſche auf einander geſchoſſen hatten, daß der Herr Rentmeiſter an der Spitze der deutſchen Bauern marſchirt war.

„Ich wußte das,“ rief Karl ſtolz.

Dann erzählte der Knecht, wie er ſelbſt geflüchtet ſei, grade als alle Polen auf den Herrn gezielt hätten; ob er todt ſei, oder noch lebe, das könne er nicht genau ſagen, denn er ſei in großer Angſt geweſen; aber er glaube wohl, der Herr müſſe todt ſein.

Lenore lehnte ſich an die Mauer, Karl fuhr verzweiflungsvoll mit den Händen nach ſeinem Haupt. „Satteln Sie den Pony!“ ſagte Lenore mit klangloſer Stimme.

„Sie wollen doch nicht ſelbſt bei Nacht durch den Wald, den weiten Weg nach der Stadt?“ rief Karl.

Ohne zu antworten eilte das tapfere Mädchen auf den Stall zu. Karl ſprang ihr in den Weg. „Sie dürfen nicht!“ ſchrie er, „die Frau Baronin wird vor Angſt um Sie den Tod haben, und was können Sie unter den wüthenden Männern ausrichten?“

„Lenore blieb ſtehen. „So ſchaffen Sie ihn her,“ rief ſie halb bewußtlos, „bringen Sie ihn zu uns, lebendig oder todt.“

„Soll ich Sie an dieſem Tage allein laſſen?“ rief Karl wieder außer ſich.

Lenore riß ihm den Karabiner vom Arm und rief: „Fort, wenn Sie ihn lieben, ich werde an Ihrer Stelle wachen.“

Karl ſtürzte nach dem Hofe, riß das Pferd heraus und jagte auf der Straße von Roſmin dahin.

Der Hufſchlag des Pferdes verklang, es wurde wieder ſtill. Lenore eilte mit haſtigen Schritten vor dem Schloſſe auf und ab. Ihr Freund war in tödtlicher Gefahr, vielleicht war er verloren! und durch ihre Schuld, denn ſie hatte ihn hierher getrieben; ſie fühlte eine heiße Sehnſucht nach ſeinem Anblick, nach dem Ton ſeiner Stimme. Was er ihr und den Eltern geweſen war, überdachte ſie jetzt in ihrer Verzweiflung unaufhörlich. Es ſchien ihr unmöglich, ohne ihn die Zukunft in dieſer Einſamkeit zu ertragen. Die Mutter ſandte nach ihr, der Vater rief nach ihr zum Fenſter hinaus, ſie wies die Aufforderungen kurz ab, all' ihr Empfinden war aufgegangen in dem Gefühl der reinen und innigen Neigung, welche zwiſchen ihr und dem Verlorenen erblüht war.

In der Stadt ſtand Anton mit den Landleuten wohl eine halbe Stunde erwartungsvoll vor dem rothen Hirſch. Immer noch zogen die verſcheuchten Marktleute bei ihnen vorüber in die Dörfer, flüchtigen Fußes die meiſten, aber mancher blieb ſtehen und ſchloß ſich ihnen an, oft auch wurde ein polniſcher Gruß gehört, und mehrere Polen traten zu Anton und frugen, ob er ſie brauchen könne. Endlich kam, nicht auf der Straße, ſondern von dem Garten des Wirthshauſes her, der Schloſſer in ſeiner grünen Uniform mit Epauletten, gefolgt von einigen Bürgerſchützen.

Anton eilte auf ihn zu und rief: „Wie ſteht's?“

„Achtzehn Mann ſind gekommen,“ ſagte der Schloſſer, „es ſind die ſichern Leute. Das Volk auf dem Markt verläuft ſich, die im Weinhauſe ſind nicht viel ſtärker geworden. Sie ſind jetzt dabei, die Behörden abzuſetzen. Unſer Capitän hat Courage wie ein Teufel. Wenn Sie ihm helfen wollen, ſo iſt er bereit, etwas zu wagen. Wir können von hinten hinein in Löwenbergs Haus, ich habe das Schloß zum Hinterthor ſelber gemacht und weiß Beſcheid, vielleicht iſt es gar nicht verſchloſſen. Wenn wir's geſchickt machen, können wir die Anführer drin überfallen, wir können ſie faſſen und ihre Waffen.“

„Wir müſſen von vorn und hinten zu gleicher Zeit angreifen,“ entgegnete Anton, „dann haben wir ſie ſicher.“

„Ja,“ ſagte der Schloſſer, ein wenig verblüfft, „wenn Sie mit Ihren Leuten von vorn kommen wollten.“

„Wir haben keine Waffen,“ rief Anton. „Ich will mit Euch nach vorn, und der Förſter auch und vielleicht noch Einer oder der Andere; aber ein bewaffneter Trupp gegen die Senſen und ein Dutzend Gewehre, das iſt unmöglich.“

„Sehen Sie,“ ſagte der ehrliche Schloſſer, „für uns iſt's auch ſchwer. Wer ſo gerade im erſten Schreck von Weib und Kind kommt, der iſt auch nicht in der Verfaſſung, ſich gleich als Scheibe hinzuſtellen. Unſere Leute haben ja guten Willen, aber die drüben ſind verzweifelte Menſchen. Und deswegen laſſen Sie uns ruhig hinten herum gehen; wenn wir ſie überraſchen, giebt's weniger Blutvergießen, und das iſt doch auch eine Hauptſache. Gewehre bringe ich nicht, nur einen Säbel für Sie.“

Schweigend ſetzte ſich der Haufe in Bewegung, der Schloſſer führte. „Unſere Schützen haben ſich im Hauſe des Hauptmanns verſammelt,“ ſagte er, „dorthin können wir durch die Gärten, ohne daß die am Thor uns gewahr werden.“ Durch Gemüſegärten zogen ſie vorwärts, einige Male mußte der ganze Haufe über niedrige Zäune klettern, dann kreuzten ſie ſchnell den Weg, der um die Stadtmauer herumführte, überſchritten auf einigen Bretern den Bach und drangen durch eine Mauerpforte, welche ſie in den Hofraum eines Gerbers führte.

„Hier warten Sie,“ ſagte der Schloſſer mit einiger Unruhe. „Der Gerber iſt einer von uns Schützen, aus der Hausthür tritt man auf dieſelbe Hintergaſſe, welche der Eingang zu Löwenbergs Hofraum iſt. Ich gehe zum Hauptmann melden, wir holen Sie ab.“

Nur wenige Minuten ſtanden die Landleute unter dem Haufen Lohe, als der Förſter, der als Wache in der Hausthür ſtand, den Abmarſch der Schützen meldete. Auf der Hintergaſſe ſtießen die beiden Haufen zuſammen, nur kurze Begrüßungen wurden ausgetauſcht. Der Hauptmann, ein wohlbeleibter Fleiſcher, forderte Anton auf, neben ihm zu gehen und ſeinen Zug den Schützen anzuſchließen. Schweigend rückten ſie an das Hinterthor von Löwenbergs Hauſe, das Thor war nicht verſchloſſen und nicht beſetzt, der Schloſſer ſah durch das Hintergebäude in den leeren Hofraum. Der Trupp hielt einen Augenblick an, der Förſter eilte zu den Führern. „Wir ſind mehr Leute, als in dem Hauſe nöthig ſind,“ ſprach er mit fliegender Eile. „Hier daneben iſt eine breite Quergaſſe, die auf den Markt führt. Geben Sie mir den Trommler, einen Zug Schützen und die Hälfte von den Landleuten, wir laufen bis auf den Markt und beſetzen mit Geſchrei die Oeffnung der Quergaſſe. Die auf dem Markt werden dadurch geſtört, ſie müſſen auf uns ſehen, unterdeß dringen Sie ein und nehmen die ganze Bande gefangen. Sobald ich trommeln laſſe, ſpringt der Herr Capitän mit dem Hauptcorps durch den Hof in das Vorderhaus, die Thür halten Sie beſetzt."

„Mir iſt's recht," ſagte der dicke Hauptmann, echauffirt und in der Aufregung, welche vor einem Angriff auch dem beherzten Mann die Bruſt beengt. „Nur vorwärts fort!"

Der Förſter raffte ſechs Schützen zuſammen, winkte dem Schulz und einem Haufen der Landleute, und zog ſich mit dem Haufen ohne großes Geräuſch in die offene Seitengaſſe. Auch Anton fühlte das Blut an ſeine Schläfe hämmern in der Erwartung der nächſten Augenblicke. Endlich hörte man Trommelwirbel, gleich darauf ein lautes Hurrah. Wie Löwen ſprangen die Bürger durch den Hof, der Hauptmann voran ſeinen Säbel ſchwingend, neben ihm Anton. So drangen ſie in den Hausflur, bevor Jemand auf ſie achtete. Alles im Hauſe war an die Fenſter und an die Thür geſtürzt.

„Hurrah," rief der Hauptmann, „wir haben ſie," und ergriff in dem Hausflur einen der Herren im Genick. „Keiner ſoll entrinnen. Schließt die Thür!" ſchrie er und hielt ſein Opfer am Kragen feſt, wie eine Kuh bei den Hörnern. Durch die Kraft von zehn Leibern wurde die Hausthür von innen zugedrückt und verſchloſſen, ſo daß die Eifrigen auch die Feinde, welche in der Thür ſtanden, hinaus drängten.

Darauf ſtürzten die Schützen in die Stube, ein Theil nach dem obern Stock. Wer von Herren in der Stube war, ſprang zum Fenſter hinaus. So kam es, daß die Bürger in der Weinſtube nichts ergriffen, als eine Namensliſte, einen Haufen zuſammengebundener Senſen, und in der Ecke ein halbes Dutzend Gewehre, welche den Edelleuten gehörten. Der Schloſſer faßte ſogleich die Gewehre und rannte mit Anton und einigen Andern, die er anrief, wieder hinten zum Hauſe hinaus in die Quergaſſe zu dem Zuge, den der Förſter führte. Sie fanden den Zug in bedenklicher Lage. Er war muthig hinter dem Förſter vorwärts geſtürmt bis an den Ausgang der Gaſſe. Die Trommel und das Hurrah, und gleich darauf der feindliche Angriff im Hauſe hatten die Gegner in Verwirrung gebracht. Die Senſenmänner waren von dem Hauſe weggeeilt, ſie ſtanden in ungeordnetem Haufen mitten auf dem Markte, der Mann in der Schärpe, ſelbſt ohne Gewehr, war beſchäftigt, die Unbehülflichen aufzuſtellen. Dagegen war der Trupp mit Gewehren, Oekonomen, Jäger und einige junge Herren, den Anrückenden kühn entgegenmarſchirt und hatte Front gegen ſie gemacht. Vor der bewaffneten Schaar ſtutzten die Bürgerſchützen und drängten an den Ausgang der Gaſſe zurück, der Förſter ſtand allein mitten zwiſchen den feindlichen Parteien. In dieſer Verlegenheit fing der Trommler wieder an aus Leibeskräften zu trommeln, die Polen hielten ihre Gewehre an die Backen, der Förſter commandirte ebenfalls: „Legt an!“ und beide Haufen blieben im Anſchlage vor einander ſtehen, jeder auf Augenblicke zurückgehalten durch die Scheu vor den furchtbaren Folgen, welche das erſte Commando haben würde. Da ſprang der Schloſſer mit ſeinen Begleitern vor, die Gewehre wurden blitzſchnell den Männern, welche darnach griffen, in die Hand gegeben. Anton und der tapfere Schloſſer ſprangen in die erſte Reihe der Bürgerſchützen. Ein blutiger Kampf auf dem Pflaſter ſchien unvermeidlich.

In dieſem Augenblick erſcholl aus dem Fenſter der Weinſtube die Stimme des Hauptmanns laut über den Marktplatz: „Mitbrüder, wir haben ſie. Hier iſt der Gefangene. Es iſt der Herr von Tarow ſelber!“ Alles ſetzte die Gewehre ab und hörte nach der Stimme. Der Hauptmann hielt den Kopf des Gefangenen zum Fenſter hinaus, der, in ſein Schickſal ergeben, keinen Verſuch machte, ſich aus der unbequemen Lage zu befreien. „Und jetzt hört auf meine Worte. Alle Fenſter dieſes Hauſes ſind beſetzt, alle Straßen ſind beſetzt, wie dort auf dieſer Seite zu ſehen; ſobald ich einen Finger hebe, werdet Ihr Leute alle in Grund und Boden geſchoſſen.“

„Hurrah, Hauptmann,“ rief eine Stimme grade gegenüber von den mittlern Häuſern des Marktes, und der Kaufmann, welcher dort wohnte, ſteckte ſeine Entenflinte zum Fenſter des erſten Stocks hinaus, neben ihm der Apotheker und der Poſtmeiſter, die Pächter der ſtädtiſchen Jagd.

„Guten Morgen, meine Herren,“ rief der Fleiſcher erfreut hinüber, denn eine kühne Sicherheit war auf ihn gekommen. „Ihr ſeht, Leute,“ fuhr er fort, „daß jeder Widerſtand nutzlos iſt, werft Eure Senſen weg, oder Ihr ſeid ſämmtlich Kinder des Todes.“ Eine Anzahl Senſen klirrte auf das Pflaſter.

„Und Ihr, Ihr Herren Jäger,“ fuhr der Hauptmann fort, „Ihr ſollt freien Abzug haben, wenn Ihr Eure Gewehre abgebt, denn wenn nur Einer von Euch noch ein Geſicht ſchneidet, ſo ſoll dieſes Mannes Blut über Euer Haupt kommen.“ Dabei ergriff er den Kopf des Zarowski, hielt ihn wieder zum Fenſter hinaus und zog ein großes Schlachtmeſſer aus ſeiner Uniform. Er warf die Scheide auf die Straße und ſchwenkte das Meſſer ſo fürchterlich um das Haupt des Gefangenen, daß der brave Fleiſcher in dieſem Augenblick wahrhaft gräßlich und wie ein Kannibale ausſah.

Da rief der Förſter begeiſtert: „Hurrah, wir haben ſie, vorwärts, marſch!“ Der Trommler fing an zu trommeln, und im Sturm drangen die Deutſchen vor. Auch die Schützen warfen ſich aus dem Hauſe hervor auf die Treppe und die Straße. Der Haufe der polniſchen Flintenträger gerieth in Unordnung, einige der Beherzten ſchoſſen ihre Gewehre ab, auch aus den Reihen der Angreifer fielen einzelne Schüſſe. Die übrigen Senſen fielen zuſammen und die Senſenmänner zerſtreuten ſich zuerſt in wilder Flucht, gleich darauf flohen die mit den Gewehren. Die Deutſchen ſtürmten ihnen nach, noch einige Schüſſe wurden abgefeuert, die Flüchtigen wurden rund um den Markt gejagt, Einzelne verſteckten ſich in den Häuſern, Andere liefen zum Stadtthor hinaus. Der Trommler ſchritt um den ganzen Marktplatz und ſchlug Alarm. Von allen Seiten kamen jetzt bewaffnete Bürger herzugerannt, auch die ſäumigen Schützen erſchienen einer nach dem andern. Der Hauptmann übergab ſeinen Gefangenen einigen handfeſten Leuten und rief, die Glückwün[illegible] ſeiner Freunde mit der Hand abwehrend: „Der Dienſt vor Allem, meine

Herren! Das Nöthigſte iſt, daß wir die Thore ſchließen und beſetzen. Wo iſt der Capitän unſerer Bundesgenoſſen?"

Anton trat herzu. „Herr Kamerad," ſagte der wackere Fleiſcher ſalutirend, „ich denke, wir ſammeln unſere Leute, wir halten eine Muſterung und theilen die Wachen ein."

Die einzelnen Corps ſtellten ſich auf dem Markte auf, zuerſt die Schützen, daneben unter Anführung des Förſters die Landleute, auf der andern Seite eine Schaar Freiwilliger, die ſich fortwährend vergrößerte. Es war eine lange Reihe, und mit Stolz ſahen die von Rosmin, wie ſtark ſie waren. Der Hauptmann ließ ſchwenken und in Zügen vorbeimarſchiren. Darauf wurde der Wachtdienſt eingetheilt, die Thore beſetzt und Ehrenwachen vor die Aemter geſtellt, halb Bürger, halb Landleute. Die heruntergeriſſenen Wappen wurden geſäubert, eifrige Frauenhände trugen aus den Gärten der Stadt die erſten Blumen zuſammen und ſchmückten die Wappenbilder mit Kränzen und Gewinden. In feierlichem Zuge wurden ſie an das Steueramt und die Poſt getragen, die ganze Mannſchaft marſchirte auf, präſentirte das Gewehr, und der Hauptmann brachte eine Anzahl patriotiſcher Hochs aus, welche von vielen hundert Kehlen nachgerufen wurden. Anton ſtand zur Seite, und als er die Frühlingsblumen auf dem Wappen ſah, fiel ihm aufs Herz, wie er heut Morgen gezweifelt hatte, ob er in dieſem Jahre welche erblicken werde. Jetzt glänzten ihre Farben ſo luſtig auf dem Schildzeichen ſeines Vaterlandes. Aber was hatte er ſeit dem Morgen erlebt!

Aus ſeinem Sinnen wurde er durch den Hauptmann geweckt, der ihn auf das Rathhaus in den Ausſchuß einlud, welcher ſich für die Sicherheit der Stadt gebildet hatte. So ſah er ſich auf einmal in der Rathsſtube vor dem grünen Tiſch mitten unter fremden Männern, als einer der Ihrigen. Bald hatte er eine Feder in der Hand und ſchrieb einen Bericht über die Ereigniſſe des Tages an die Behörde. Der Ausſchuß entwickelte große Thätigkeit, Boten wurden an das nächſte Militärcommando abgeſandt, die Häuſer Verdächtiger wurden nach Flüchtlingen durchſucht, für die Landleute, welche ſich bereit erklärt hatten, bis zum Abend in der Stadt zu bleiben, wurde durch freiwillige Beiträge der Bürger Speiſe und Trank beſorgt, Patrouillen wurden nach allen Richtungen ausgeſchickt, einzelne Gefangene verhört, und die Nachrichten, welche jetzt aus der Nachbarſchaft einliefen, geſammelt. Von allen Seiten kamen Meldungen. Aus mehreren Dörfern waren polniſche Banden auf dem Wege zur Stadt, in dem Nachbarkreiſe war in ähnlicher Weiſe ein Aufſtand verſucht worden, und dort war er geglückt, die Stadt war in den Händen der polniſchen Jugend, die Flüchtlinge erzählten von Plünderung, von Fanalen, welche durch das ganze Land brannten, von einem allgemeinen Aufſtande der Polen und von dem Gemetzel, das ſie unter den Deutſchen anfangen wollten. Die Geſichter der von Rosmin wurden länger, die Siegesfreude, welche durch einige Stunden in dem Rathhausſaal geherrſcht hatte, wich der Sorge um eine gefahrvolle Zukunft. Einige ſprachen davon, daß die Stadt ſich mit dem gefangenen Herrn von Tarow verſtändigen müſſe, weil man der Bürger ſelbſt nicht ſicher ſei, viele polniſch Geſinnte ſäßen innerhalb der Mauern, auch feindliche Gewehre wären noch verſteckt. Doch wurden die Furchtſamen durch den kriegeriſchen Muth der Majorität überſtimmt. Es ward beſchloſſen, die Nacht über in Waffen zu bleiben und die Stadt gegen fremde Banden zu halten, bis Militär hereinkomme.

So kam der Abend heran. Da verließ Anton, beunruhigt durch die zahlreichen Gerüchte von Plünderungen auf dem offenen Lande, den Sitzungsſaal des Rathhauſes und ſchickte den Schulz aus, um die Deutſchen aus ihrer Gegend zum gemeinſchaftlichen Abmarſch zu ſammeln. Zwiſchen dem Schützenhauptmann und dem Schloſſer ſchritt er unter dem Geraſſel der Trommel und einem dreimaligen Hoch der Bürgerſchützen mit ſeinen Leuten durch das Thor bis zu den letzten Häuſern der Vorſtadt. Dort an der hölzernen Brücke, welche über den Bach führt, nahmen die Städter und die vom Lande brüderlich Abſchied.

„Ihr Wagen iſt der letzte, der heut hinüber ſoll," ſagte der Schloſſer; „wir brechen hinter Ihnen die Bohlen von der Brücke und ſtellen einen Poſten daneben." Und der Hauptmann zog ſeinen Hut und ſagte: „Im Namen der Stadt und einer löblichen Bürgerſchützencompagnie bedanke ich mich für die freundliche Hülfe bei Euch Allen. Wenn eine ſchwere Zeit kommt, wie wir Alle fürchten, ſo wollen wir Deutſche immer zuſammenhalten."

„Das Wort ſoll gelten," rief der Schulz, und die Landute riefen es nach.

So zogen die Landleute hinaus auf die dunkle Ebene. nton ließ ſeinen Wagen langſam nachfahren und ging t dem Haufen zu Fuß. Der Förſter zog einige junge urſchen, welche die erbeuteten Gewehre trugen, aus dem

Trupp und formirte ſie zu einer Avantgarde. Der Schmidt von Kunau, der jeden Mann aus dem Kreiſe kannte, ſtellte das vor, was der Förſter die Spitze nannte. Alle Gebüſche und unſichere Stellen wurden ſorgſam abgeſucht, einzelne Leute, die ihnen aufſtießen, wurden angehalten und ausgefragt. Sie hörten vieles Gefährliche, fanden aber ihren Weg durch keinen Haufen verlegt. So ſchritten die Männer im ernſten Geſpräch vorwärts. Alle fühlten ſich gehoben durch ihr Thun an dieſem Tage, aber Keiner verbarg ſich, daß dies erſt der Anfang ſei, und daß noch Schweres nachfolgen werde. „Wie ſollen wir vom Lande die Zeit ertragen?“ ſagte der Schulz; „die in der Stadt haben ihre Mauern und wohnen dicht an einander, wir aber ſind der Rachgier jedes Böſewichtes ausgeſetzt, und wenn ein halbes Dutzend Landſtreicher mit Flinten in das Dorf kommt, ſo ſind wir geliefert.“

„Es iſt wahr,“ ſagte Anton, „vor den großen Schaaren können wir uns nicht hüten, und der Einzelne muß in ſolcher Zeit ertragen, was der Krieg ihm auferlegt, aber die großen Haufen, welche unter dem Commando von feſten Befehlshabern ſtehen, ſind für uns auch nicht das Schlimmſte. Das Aergſte ſind die Banden von ſchlechtem Geſindel, die ſich zuſammenrotten, die Brandſtifter und Plünderer, und gegen ſolche müſſen wir uns von heut ab zu vertheidigen ſuchen. Haltet Euch morgen zu Hauſe, Ihr von Neudorf und Kunau, und beſchickt mit Euren Boten die andern Deutſchen in der Nähe, welche zu uns halten. Morgen bei guter Zeit komme ich zu Euch hinüber, dort laßt uns berathen, ob wir etwas thun können für unſere Sicherheit.“

So kamen die Männer an den Kreuzweg, wo der Weg nach dem Schloſſe abgeht durch den herrſchaftlichen Wald. Anton ſtand mit dem Schulzen und dem Schmidt noch eine Weile in Berathung zuſammen, dann grüßten ſich die Drei wie alte Freunde, und jeder Haufen eilte nach ſeinem Dorfe.

Anton beſtieg ſeinen Wagen und nahm den Förſter mit ſich, damit dieſer zur Nacht das Schloß bewachen helfe. Mitten im Walde wurden ſie durch ein lautes „Halt! werda!“ angerufen.

„Karl!“ rief Anton erfreut. „Hurrah, hurrah, er lebt!“ rief Karl außer ſich vor Freude und ſprengte an den Wagen. „Sind Sie auch unverwundet?“

„Ich bin es,“ erwiederte Anton; „wie ſteht's auf dem Schloſſe?“

Jetzt begann ein ſchnelles Erzählen. „Daß ich nicht dabei war!“ rief Karl einmal über das andere.

Als ſie beim Schloß vorfuhren, flog eine helle Geſtalt auf den Wagen zu. „Fräulein Lenore!“ rief Anton herunterſpringend.

„Lieber Wohlfart!“ rief Lenore und faßte ſeine beiden Hände. Sie legte ſich einen Augenblick auf ſeine Schulter, und die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen. Anton hielt ihre Hand feſt und ſagte, indem er ihr mit zärtlicher Theilnahme in die Augen ſah: „Es kommt eine ſchreckliche Zeit, ich habe den ganzen Tag an Sie gedacht.“

„Da wir Sie wieder haben,“ rief Lenore, „will ich Alles ruhig anhören, kommen Sie ſchnell zum Vater, er vergeht vor Ungeduld.“ Sie zog ihn die Treppe hinauf.

Der Freiherr öffnete die Thür und rief Anton auf den Gang entgegen: „Was bringen Sie?“

„Krieg, Herr Freiherr,“ erwiederte Anton ernſt: „den häßlichſten aller Kämpfe habe ich geſehen, blutigen Krieg zwiſchen Nachbar und Nachbar. Das Land iſt im Aufſtand.“

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

# Soll und Haben.

Roman in ſechs Büchern

von

**Guſtav Freytag.**

Der Roman ſoll das deutſche Volk da ſuchen, wo es in ſeiner Tüchtigkeit zu finden iſt, nämlich bei ſeiner Arbeit.
Julian **Schmidt.**

**Dritter Band.**

Dritte, unveränderte Auflage.

Leipzig,
Verlag von S. Hirzel.
1855.

# Fünftes Buch.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

## 1.

Die Güter des Freiherrn lagen in einer Ecke des Rosminer Kreiſes. Nördlich hinter dem Walde das deutſche Bauerdorf Neudorf, und weiter ab im Oſten Kunau. Durch einen breiten Strich Sand und Haideland waren dieſe Orte von polniſchen Gütern getrennt, unter denen die des Herrn von Tarowski die nächſten waren. Im Weſten und Süden des Gutes grenzten Kreiſe mit gemiſchter Bevölkerung, die Deutſchen waren dort ſtark, reiche Grundherren und große Bauerdörfer ſaßen unter den Slaven. Im Norden hinter Neudorf und Kunau war ein polniſcher Strich, viele kleine Rittergüter, zum Theil tief verſchuldet, mit heruntergekommenen Familien.

„Von dort droht uns die größte Gefahr,“ ſagte der Freiherr am Morgen nach dem Markttage zu Anton. „Die Bauerdörfer ſind unſere natürlichen Feldwachen. Wenn Sie die Dorfleute dazu bringen, einen regelmäßigen Wachtdienſt einzurichten, ſo müßten ihre Wachen die Kreisgrenze im Norden beſetzen, wir würden dann verſuchen, eine regelmäßige

Communication mit ihnen zu unterhalten. Vergeſſen Sie die Fanale und Alarmhäuſer nicht. Da Sie mit den Bauern ſchon ſo kameradſchaftlich verkehrt haben, ſo werden Sie das am beſten beſorgen. Mir laſſen Sie anſpannen. Ich will in den nächſten Kreis fahren und verſuchen, uns mit den Gutsbeſitzern dort in eben ſolche Verbindung zu ſetzen. Den jungen Sturm nehme ich mit."

So ritt Anton nach Neudorf. Dorthin waren in der Nacht neue Unglücksbotſchaften gekommen. Einige deutſche Dörfer waren von bewaffneten Banden beſetzt, die Häuſer nach Waffen durchſucht, junge Leute mitgeſchleppt worden. Niemand arbeitete auf dem Felde, die Männer ſaßen in der Schenke oder ſtanden vor dem Hauſe des Schulzen, rathlos, jede Stunde einen Ueberfall erwartend. Antons Pferd wurde ſogleich von einem dichten Haufen umdrängt; als der Schulz die Männer in die Gemeindeſtube rufen ließ, war nach wenig Augenblicken die Gemeinde vollzählig verſammelt. Anton ſetzte ihr auseinander, was geſchehen könne, ihr Dorf vor dem Schrecken eines plötzlichen Ueberfalls zu ſchützen; Einrichtung einer Bauerwehr, regelmäßige Wachen an den Dorfwegen längs der Grenze, Lärmſtangen, Patrouillen, ein Alarmhaus im Dorfe, und Vorſichtsmaßregeln ähnlicher Natur, wie der Freiherr ſie ihm angegeben hatte. „Ihr werdet dadurch," fuhr er fort, „unſere, der Nachbarn, Hülfe in kurzer Zeit herbeirufen, Ihr werdet im Stande ſein, Euch gegen einen ſchwächern Feind gemeinſchaftlich zu vertheidigen, gegen einen ſtärkern ſchnell die Hülfe des Militärs herbeizurufen. Ihr werdet Eure Weiber und Kinder, was Euch von Eurem Hausrath am liebſten iſt, vielleicht auch Euer Vieh vor Plünderung und Mißhandlung retten. Es wird keine kleine Beſchwerde für Euch ſein, die Wachen bei Tag und Nacht zu ſtellen, aber Euer Dorf iſt groß. Vielleicht wird dieſe Einrichtung in kurzer Zeit durch die Behörden befohlen, es iſt ſichrer für uns Alle, wenn wir nicht darauf warten. Wir können ſchon in den nächſten Tagen wehrhaft ſein.“

Seine eindringlichen Vorſtellungen und das Anſehn des verſtändigen Schulzen brachten die Gemeinde zu einem einmüthigen Beſchluß. Mit dem Schulzen und einigen vom Ortsvorſtande beritt er die Grenzen und beſtimmte die Punkte für Wachen und Alarmzeichen. Unterdeß entwarf der Schulmeiſter das Regiſter der Bauerwehr, verzeichnete die; welche zu Pferde, und die, welche zu Fuß Dienſt thun konnten, und ließ ſich angeben, was von Waffen im Dorfe war. Manche erklärten ſich bereit, ein Gewehr zu kaufen. Die jungen Leute des Dorfes faßten die Sache mit Feuer an, die Hausfrauen packten vorſorglich in Kiſten und Bündeln das Werthvollſte ihrer Habe zuſammen. Von Neudorf fuhr Anton mit den Häuptern der Gemeinde hinüber nach Kunau; auch dort fand er guten Willen, ähnliche Einrichtungen wurden verabredet und zuletzt beſprochen, daß die jungen Leute aus beiden Dörfern jeden Sonntag Nachmittag auf das Gut des Freiherrn ziehen ſollten, um dort in Gemeinſchaft zu exerciren.

Als Anton nach dem Schloß zurückkehrte, wurden die Vertheidigungsmittel des Gutes erwogen. Ein kriegeriſches Feuer entbrannte in der deutſchen Colonie. Jeder wurde davon ergriffen, auch die Friedfertigſten, der Schäfer und ſein Hund Krambow, welcher durch nächtlichen Vorpoſtendienſt und Patrouillen in einen Zorn gegen fremde Waden gerieth, den er ſonſt an ſeinem jüngern Gefährten oft beknurrt hatte. Aller Gedanken waren auf gefährliche Werkzeuge gerichtet, was das Gut von Mordwaffen beſaß, wurde hervorgeſucht. Ach, die Geſinnung war vortrefflich, aber die Schaar war klein, es fehlte an dienſtthuender Mannſchaft. Dagegen war der Stab ausgezeichnet. Da war zuerſt der Freiherr ſelbſt, zwar Invalide, aber für alle Theorie ſchätzbar, dann Karl und der Förſter, als Führer der Reiter und des Fußvolks, und Anton, nicht zu verachten in der Intendantur und im Feſtungsbau.

Der Freiherr verließ jetzt täglich ſein Zimmer, um in der Mittagsſtunde Kriegsrath zu halten, er beſprach die Einübung der Bauerwehr, er hörte Berichte über die Bewegungen der Umgegend an und ſandte Boten nach den deutſchen Kreiſen. Ein Schimmer von militäriſchem Stolz glänzte auf ſeinem Geſicht, er ſchalt gutmüthig die Angſt ſeiner Gemahlin, ſprach ermunternde Worte zu den Deutſchen, welche ihm nahe kamen, und drohte allen Uebelgeſinnten im Dorf, ſie ſofort bis auf Weiteres einzuſtecken und auf Waſſer und Brod zu ſetzen. Dem ganzen Hof war es beweglich anzuſehen, als der blinde Herr hoch aufgerichtet mit einer Muskete in der Hand da ſtand, um dem Förſter einige Griffe zu zeigen, und dann das Ohr auf ihn zu hielt, um aus dem Anſchlag der Hand zu erkennen, ob der Andere ihn recht verſtanden. Auch Anton umgürtete ſein Herz mit dem Panzer kriegeriſchen Zornes; er heftete eine Cocarde auf die Mütze, und ſeine Rede erhielt einen Anflug von militäriſcher Strenge; er trug ſeit dem Tage von Rosmin ungeheure Waſſerſtiefeln, und ſein Tritt fiel ſchwer auf die Stufen der Treppe. Er ſelbſt würde über ſich gelacht haben, wenn man ihn gefragt hätte, zu welchem Zweck er die Erhebung ſeines Gemüths an den Beinen ausdrücke. Aber es frug ihn Niemand, Jeder erkannte, daß ſo etwas nothwendig war. Und vollends Karl! Er zeigte ſich nicht anders, als in den Ueberreſten ſeiner Extrauniform, die er ſorgfältig aufgehoben hatte, in Mütze, Schnurrock und einem alten Soldatenmantel. Er kräuſelte ſeinen Schnurrbart und pfiff den ganzen Tag ſeine Soldatenlieder. Da von den zuchtloſen Menſchen des eigenen Dorfes am meiſten zu fürchten war, ſo rief er Alle, welche gedient hatten, in der Schenke zuſammen und hielt ihnen mit Hülfe des Förſters, der als Hexenmeiſter in großem Anſehn ſtand, eine mächtige Rede in Kalpak und Dolman, den Säbel an der Seite; er behandelte ſie als Kameraden, ſchlug auf den Säbel und rief: Wir vom Militär wollen hier unter den Bauern Ordnung halten. Dann ließ er einige Quart Branntwein aufſetzen und ſang mit ihnen leidenſchaftliche Kriegslieder. Zuletzt theilte er neue Cocarden aus und nahm ſie als Lanzknechte der Gutswehr in Pflicht. So befeſtigte er die rührigſten Leute wenigſtens für einige Zeit und erfuhr durch ſie, was von Verſchwörungsgedanken in der Schenke zu Tage kam.

Als am Tage darauf die Streitkraft des Gutes vor dem Schloſſe gemuſtert wurde, ſahen die Männer erſtaunt einander an. Sie alle waren durch die letzten Tage umgewandelt. Der Herr Rentmeiſter ſah aus wie ein wilder Mann, der aus einem fremden Sumpflande heranzieht, wo er tagtäglich bis an die Hüften im Waſſer ſitzt und höchſtens mit dem

Oberleibe auf Raub ausgeht. Und die vom neuen Vorwerk kamen angezogen wie Geiſter aus einer untergegangenen Zeit. Der Förſter mit ſeinem kurz geſchorenen Haar und dem langen Bart, in einem ausgewetterten Rock, mit dem finſtern Geſicht voll Runzeln und ſeinen buſchigen Augenbrauen, glich einem alten Söldling aus Wallenſteins Heer, der zweihundert Jahr im tiefen Walde geſchlafen hat und jetzt wieder in die Welt ſchreitet, weil Unheil und Greuel mächtig werden. Und wenn verzweifelte Gedanken und trotziger Haß gegen den Feind zu einem Wallenſteiner machen konnten, ſo war er auch, was er ſchien. Wie ein frommer Huſſit marſchirte der Schäfer neben ihm. Die breite Krempe des runden Hutes hing ihm bis auf den Rücken herunter, ein breiter Ledergurt umſchlang ſeinen Leib, in der Hand hielt er einen Hakenſtock, an den er eine glänzende Eiſenſpitze geheftet hatte. Sein phlegmatiſches Geſicht und der ſinnende Ausdruck ſeiner Augen machten ihn dem Waldmann ſo unähnlich als möglich.

Alles in Allem war die bewaffnete Mannſchaft des Gutes nicht ſtärker als zwanzig Mann. Bei dieſer kleinen Zahl brauchbarer Leute war es ſchwer, einen Wachtdienſt im Schloß und dem Dorfe einzurichten. Jedem Einzelnen mußten die größten Anſtrengungen zugemuthet werden, indeß Niemand klagte darüber, Alle, auch die Gedienten aus dem Dorfe, waren zu jeder Art von kriegeriſchem Werk bereit.

Nachdem die Männer zuſammengebracht waren, dachte man an die Sicherung des Schloſſes. Um die Hinterſeite des großen Gebäudes vor nächtlichem Einbruch zu ſchützen, ließ Anton einen Zaun aus ſtarken Bohlen von einem Flügel bis zum andern ziehn. So wurde ein ziemlich großer Hofraum eingeſchloſſen und darin an die Mauer des Hauſes ein offener Schoppen angelehnt, wo Flüchtlinge oder die Pferde der Einquartierung im Nothfall auf kurze Zeit ein Obdach finden konnten. Da der Unterſtock des Hauſes ſich hoch über den Boden erhob, die Fenſter deſſelben durch ſtarke Holzverſchläge geſchützt waren, und da alle Eingänge des Hauſes in dem neuen Hofraum lagen, ſo war der Zugang für Unberufene ſo viel als möglich erſchwert. Der Schloßbrunnen lag außerhalb dem eingezäunten Hofe, mitten zwiſchen dem Wirthſchaftshof und dem Schloſſe, deßhalb wurde ein großer Waſſerbottig in das Schloß geſtellt und alle Morgen neu gefüllt.

Auch von Rosmin kam Nachricht. Der Schloſſer erſchien nach einigen Tagen auf wiederholte Bitten, um die Thüren in der Thurmhalle und im Hofzaun zu beſchlagen und mit ſtarken Riegeln zu verſehen. Er brachte kriegeriſche Grüße von dem Bürgercapitän und die Nachricht, daß ein Commando Infanterie in die Stadt eingerückt ſei. „Es ſind der Soldaten nur wenige,“ ſagte er, „und auch wir Schützen haben ſchweren Dienſt.“

„Und was habt Ihr mit Eurem Gefangenen gemacht?“ frug Anton.

Der Schloſſer fuhr ſich hinter das Ohr und rückte ſeine Mütze, als er kleinlaut antwortete: „Alſo, Sie wiſſen noch nichts? Gleich in der erſten Nacht kam eine Botſchaft von den Feinden, wenn wir ihnen nicht den Edelmann auf der Stelle wieder herausgäben, würden ſie mit voller Macht anrücken und unſere Scheuren abbrennen. Ich ſprach dagegen, und unſer Capitän auch, aber wer eine Scheuer hatte, fing an zu lamentiren, und ſo kam's, daß ſich die Stadt mit dem von Tarow verglichen hat. Er mußte ſein Wort geben, daß er mit ſeinen Leuten nichts weiter gegen die Stadt unternehmen wollte; darauf haben wir ihn über die Brücke geführt und losgelaſſen.“

„So iſt er frei, der falſche Mann!“ rief Anton entrüſtet.

„Freilich,“ ſagte der Schloſſer, „er ſitzt wieder auf ſeinem Gut und hat einen Haufen junger Herren um ſich. Sie reiten mit ihren Cocarden über die Felder, gerade wie vorher. Der Tarowski iſt ein ſchlauer Mann, der ſchließt Ihnen mit einem Federbart jedes Schloß auf, er wird mit allen Leuten fertig. Dem iſt nichts anzuhaben.“

Natürlich litt die Wirthſchaft unter ſolchen Rüſtungen. Zwar hielt Anton mit Strenge darauf, daß wenigſtens das Nothwendigſte gethan wurde, aber auch er fühlte, daß eine Zeit gekommen war, wo die Sorge um das eigene Wohl und Wehe ſchwindet über der Angſt um das Größte, das der Menſch auf Erden beſitzt. Die Gerüchte, welche jeden Tag drohender wurden, erhielten ihn und ſeine Umgebung in einer fortwährenden Aufregung und brachten zuletzt einen Zuſtand hervor, in dem der Seele die fieberhafte Spannung Gewohnheit iſt. Man ſah mit einer wilden Gleichgültigkeit in die Zukunft und ertrug das Unbehagen des Tages als etwas Natürliches.

Mehr aber, als die Männer des Gutes alle zuſammen, wurde Lenore von dem allgemeinen Fieber ergriffen. Seit jenem Tage, wo ſie den abweſenden Anton erwartet hatte, begann für ſie ein neues Leben. Die Mutter trauerte und wollte verzweifeln über eine ſolche Zeit, das junge Herz der Tochter ſchlug kräftig dem Sturme entgegen, und die Aufregung wurde ihr ein wilder Genuß, dem ſie ſich leidenſchaftlich hingab. Sie war den ganzen Tag im Freien, im rauheſten Wetter lief ſie in ihren Halbſtiefelchen zwiſchen dem Schloß und Wirthſchaftshof auf und ab, als Adjutant des Vaters oder als Parteigänger auf eigene Fauſt. An der Thür der Schenke wurde ſie in dieſer Zeit ſo oft geſehen, wie der ärgſte Schlemmer des Dorfes, denn täglich hatte ſie von dem Wirth und ſeiner Frau etwas zu hören. Seit Karl den Huſarenrock trug, behandelte ſie ihn mit kameradſchaftlicher Vertraulichkeit, und wenn er mit dem Förſter verhandelte, ſo beugte auch Lenorens Haupt ſich zur vertraulichen Berathung. Manche Stunde ſaßen die Drei im Kriegsrath zuſammen, in Karls Stube, oder auf dem Hofe; mit Achtung hörten die Männer auf den muthigen Rath des Fräuleins und verfehlten nicht, ihre Anſicht zu erbitten, ob es rathſam ſei, dem Ignaz, Gottlieb oder Blaſius aus dem Dorfe ein Gewehr anzuvertrauen. Vergebens bat und ſchalt die Baronin die kriegsluſtige Tochter, vergebens ſuchte auch Anton ihr zu wehren. Denn ſo ſehr Anton ſelbſt im Eifer war, ſo wenig gefiel ihm dieſelbe Stimmung am Fräulein. Wieder erſchien ſie ihm zu dreiſt und heftig, und er deutete ihr das an; dann ſchmollte ſie ein wenig und ſuchte ihr kriegeriſches Intereſſe vor ihm zu verbergen, aber ſie änderte ſich deßhalb nicht. Sie wäre ſo gern mit ihm nach Neudorf und Kunau gegangen, um auch bei den Nachbarn Krieg zu ſpielen, aber Anton, ſonſt über ihre Begleitung ſo glücklich, proteſtirte jetzt eifrig dagegen, und das Fräulein mußte auf ſeine Bitten am Ende des Dorfes umkehren.

An dem Tage, wo die erſte Uebung der Gutswehr ſein ſollte, kam Lenore mit einer Mütze und einem leichten Säbel aus dem Schloſſe, zog ihren Pony aus dem Stall und ſagte zu Anton: „Ich reite mit.“

„Thun Sie das nicht, Fräulein.“

„Ich will aber,“ entgegnete Lenore trotzig, „es fehlt Ihnen an Leuten, ich kann ſo gut Dienſt thun, wie ein Mann.“

„Aber, liebes Fräulein,“ bat Anton weiter, „es iſt ſo auffallend.“

„Es iſt mir gleichgültig, ob es Jemandem auffällt,“ ſagte Lenore. „Ich bin ſtark, ich halte etwas aus, ich will nicht müde werden.“

„Aber vor den Knechten,“ ſtellte Anton vor; „Sie vergeben ſich etwas auch vor den Leuten.“

„Das iſt meine Sorge,“ erwiederte Lenore hartnäckig, „widerſprechen Sie nicht, ich will es, und damit gut.“

Anton zuckte die Achſeln und mußte ſich's gefallen laſſen. Lenore ritt neben Karl und machte die kriegeriſchen Bewegungen mit, ſo viel der Damenſattel das erlaubte, aber Anton ſah aus der Reihe des Fußvolks unzufrieden nach der hellen Geſtalt hinüber. Sie hatte ihm nie ſo wenig gefallen. Wenn ſie wild mit den Andern vorſprengte, ihr Pferd herumriß und mit dem Säbel in die Luft ſchlug, wenn ihr helles Haar ſich im Winde löſte und ihr Auge vor Kampfluſt ſtrahlte, ſo war ſie hinreißend ſchön. Aber was Anton beim leichten Spiel entzückt hätte, das kam ihm jetzt, wo dieſe Uebungen bitterer Ernſt waren, ſehr unweiblich vor; er mußte an eine Kunſtreiterin denken. Einſt hatte gerade dieſe Aehnlichkeit ſein ganzes Herz gefangen genommen, heut erkältete ſie ihm die Seele. Und als die Uebung vorüber war, und

Lenore mit heißen Wangen in ſeiner Nähe hielt, damit er ſie anrede, da ſchwieg er, und Lenore ſelbſt mußte an ihn heranreiten und ihn lachend fragen: „Sie ſehen ſo mürriſch aus, mein Herr, wiſſen Sie, daß Ihnen das gar nicht gut ſteht?“

„Es gefällt mir nicht, daß Sie ſo wild ſind,“ erwiederte Anton. Lenore wandte ſich ſchweigend ab, übergab das Pferd einem Knecht und ging ärgerlich nach dem Schloß zurück.

Seit der Zeit verzichtete ſie auf die Theilnahme an den Uebungen, aber ſie fehlte niemals, wenn die bewaffnete Macht ſich verſammelte; dann ſah ſie ſehnſüchtig von Weitem zu. Und wenn Anton nicht zugegen war, ſuchte ſie doch heimlich mit Karl auf die Nachbardörfer zu reiten, oder ſie revidirte wohl auch auf ihren Spaziergängen aus eigener Begeiſterung die Fanale, ſie ſtrich allein durch Feld und Wald, mit einem Taſchenterzerol bewaffnet, und war glücklich, wenn ſie einen Wanderer anhalten und ausfragen konnte.

Auch darüber machte ihr Anton Vorſtellungen. „Die Gegend iſt unſicher,“ ſagte er; „wie leicht, daß Ihnen ein Strauchdieb etwas zu Leide thut. Und iſt's kein Fremder, ſo ſind's vielleicht gar Leute aus dem Dorfe.“

„Ich fürchte mich nicht,“ ſagte dann Lenore, „und die Männer aus unſerm Dorfe thun mir nichts.“ Und in der That wußte ſie mit dieſen beſſer fertig zu werden, als Anton und irgend ein Anderer. Sie allein wurde von Jedem, auch von dem Roheſten, ehrerbietig in polniſcher Weiſe gegrüßt; ſo oft ihre hohe Geſtalt durch die Dorfgaſſe ſchritt, neigten ſich die Männer herab bis an ihr Knie, und die Weiber liefen an die Fenſter und ſahen ihr bewundernd nach.

Und ſie erlebte die Freude, daß die Leute ſelbſt ihr in Antons Gegenwart das ſagten. An einem Sonntag Abend ſaßen Karl, der Förſter und der Schäfer als Wachtpoſten im Wirthſchaftshofe, während die Bauern in der Schenke tranken; denn der Sonntag war für die im Schloſſe am gefährlichſten. Karl hatte im Amtmannshaus eine Stube für militäriſche Zwecke eingerichtet, einige Bund Stroh zum Schlafen, einen Tiſch, Bänke und Stühle hineingeſetzt. Heute trug Lenore mit eigner Hand eine Flaſche Rum und Citronen aus dem Schloß zu den Wächtern hinüber und gab dem Amtmann den Rath, daraus einen Kriegspunſch zu kochen. Der Schäfer und der Waldmenſch zogen beglückt über dieſe Aufmerkſamkeit den Mund von einem Ohr zum andern, Karl ſprang herbei, ſetzte dem Fräulein einen Stuhl zurecht, der Förſter begann ſogleich eine ſchreckliche Geſchichte von einer Räuberbande aus dem Nachbarkreis, und ſo machte ſich's von ſelbſt, daß Lenore ſich auf einige Minuten niederſetzte und ihre Anſichten über den Lauf der Welt mit den Getreuen austauſchte. Da trat, gerade als der Punſch fertig war und von dem Fräulein ſelbſt in zwei Gläſer und einen Topf gegoſſen wurde, auch Anton herein. Er kam ihr ungelegen, das war wieder nichts für ihn. Indeß, er ſchalt nicht, ſondern wandte ſich zur Thür und winkte einem Fremden aus dem Hausflur herein. Ein ſchlanker Bauernburſch in blauem Rock mit hellen Wollſchnüren, eine Soldatenmütze in der Hand, die weiten Leinwandhoſen in die Stiefeln geſteckt, trat ſtolz in das Zimmer. Da fiel ſein Auge auf das Fräulein. Wie der Blitz fuhr er zu ihren Füßen, küßte ihr das Knie, und blieb dann mit geſenktem Haupt, die Mütze in der Hand, die Augen auf den Boden geheftet, vor ihr ſtehn. Karl trat zu ihm. „Nun, Blaſius, was Neues aus der Schenke?“

„O nichts,“ erwiederte der Burſch in dem melodiſchen Tonfall, mit dem der Pole ſein gebrochenes Deutſch ſpricht, „Bauer ſitzt und trinkt und iſt luſtig.“

„Sind Fremde hier, iſt Jemand von Tarow gekommen?“

„Nichts,“ ſagte Blaſius. „Niemand iſt da, als dem Wirth ſeine Muhme iſt gekommen, das Judenmädel, die Rebecca.“ Dabei ſah er unverrückt Lenore an, als die Herrin, der er ſeine Meldung zu machen habe. Lenore trat zum Tiſch, goß ein Glas voll und reichte es dem Burſchen. Glückſelig nahm der ſchmucke Junge das Glas, wandte ſich zur Seite, trank ohne abzuſetzen aus, ſetzte das leere wieder auf den Tiſch und neigte ſich wieder auf Lenorens Knie, Alles mit einem Anſtand, um den ihn ein Prinz hätte beneiden können. „Sie dürfen keine Furcht haben,“ redete er in plötzlicher Begeiſterung das Fräulein an, „Keiner im Dorfe thut Ihnen was, wer ſich gegen Sie wagt, den ſchlagen wir todt.“

Lenore erröthete und ſagte, auf Anton ſehend: „Du weißt, ich fürchte mich nicht, am wenigſten vor Euch,“ und der Amtmann verabſchiedete den Kundſchafter mit dem Auftrag, in einigen Stunden wiederzukommen.

Beim Herausgehen ſagte Lenore zu Anton: „Wie gut ſeine Haltung iſt.“

„Er war bei der Garde,“ erwiederte Anton, „und iſt nicht der Schlechteſte im Dorfe, aber ich bitte Sie doch, ſich nicht zu ſehr auf die Ritterlichkeit des ehrlichen Blaſius und ſeiner Freunde zu verlaſſen. Ich habe heut wieder den ganzen Nachmittag Sorge um Ihr Ausbleiben gehabt und habe Ihnen gegen Abend Ihr Mädchen auf den Weg nach Rosmin entgegengeſchickt. Denn ein erſchrockener Handwerksburſche kam auf das Schloß gelaufen und erzählte, er ſei auf dem Wege von einer bewaffneten Frau angehalten worden und habe ihr ſein Wanderbuch vorzeigen müſſen. Nach ſeiner Erzählung hatte dieſe Frau einen ungeheuern Hund ſo groß wie eine Kuh hinter ſich; er klagte, ſie hätte ſchrecklich ausgeſehn. Der Mann war ganz außer ſich.“

„Es war ein Haſe,“ ſagte Lenore verächtlich. „Als er mich mit dem Pony ſah, lief er davon wie von böſem Gewiſſen gejagt. Da rief ich ihm nach und drohte ihm mit meinem Taſchenpuffer.“

Unter ſolchen Vorbereitungen erwarteten die vom Gut täglich den Ausbruch der Empörung auch auf ihrer Waldinſel. Unterdeß verbreitete ſich die Gluth des Aufſtandes wie ein Waldbrand über die ganze Provinz. Wo die Polen dicht an einander ſaßen, ſchlug die helle Flamme zum Himmel, an den Rändern flackerte das Feuer bald hier, bald da, wie der Brand im grünen Holze. An mancher Stelle wurde gelöſcht, eine Zeit lang blieb Alles ſtill, dann loderte die Flamme plötzlich wieder auf.

An einem Sonntag Nachmittag war große Uebung der verbündeten Dörfer. Mit ihren Fahnen kamen die von Neudorf und Kunau herangezogen, das Fußvolk voran, die Burſchen zu Pferde hinterher, vom Schloßhofe ritt die kleine Reihe der Knechte, von Karl geführt, ihnen entgegen, außerdem einige Mann zu Fuß, denen der Förſter als Generaliſſimus der drei Heerſchaaren voranmarſchirte. Auch Anton hatte ſich unter das Commando des Förſters geſtellt. Als Lenore ihn aus dem Hauſe treten ſah, befahl ſie, den Pony zu ſatteln.

„Ich will zuſehen,“ ſagte ſie zu Anton.

„Aber nur zuſehen, gnädiges Fräulein,“ bat dieſer.

„Schulmeiſtern Sie nicht,“ rief ihm Lenore nach.

Am Rande des Waldes war der Exercirplatz. Der Förſter hatte ſich aus alten Erinnerungen und nach mehrfachen Berathungen mit dem Freiherrn ein Commando gebildet, welches ungefähr ausreichte, die Leute zu dem zu bringen, was er wollte, und Karl führte ſeine Escadron mit einem Feuer, welches die Mängel in der Führung und in den Leiſtungen erſetzen mußte. An der Seite war ein Kugelfang aufgeworfen, und Karl hatte mit dem Reſt ſeiner Oelfarbe eine Scheibe gemalt, auf welcher ein Drache mit drei Schwänzen und ſechs Beinen zwar rothes Feuer ſpie, aber wenn man von dieſer Familienunart abſah, wieder durch die Gutmüthigkeit verſöhnte, mit der er ſein großes Herz den Schützen darbot. Es wurde eine Zeitlang marſchirt, geſchwenkt, abgebrochen und zuletzt geladen. Luſtig knallten die blinden Schüſſe in den Wald. Lenore ſah den Uebungen von Weitem zu, endlich konnte ſie der Luſt nicht widerſtehen, die Schwenkungen der Reiter mitzumachen; ſie trabte an die Züge heran und ſagte leiſe zu Karl: „Nur ein Paar Augenblicke.“

„Wenn's aber Herr Wohlfart ſieht?“ frug Karl ebenſo.

„Er wird's nicht ſehen,“ erwiederte Lenore lachend. So ſtellte ſie ſich mit dem kleinen Pferd in die Reihe. Die Burſchen ſahen neugierig auf die ſchlanke Geſtalt, welche neben ihnen trabte und als Vedette vorritt, wie ſie. Bei der Bewunderung, mit welcher ſie nach dem Fräulein ſchauten, exercirten ſie ſchlecht, und Karl hatte viel zu tadeln. „Das Fräulein macht's am beſten!“ rief in der Pauſe einer der Neudorfer, die Bewunderer ſchwenkten die Hüte und brachten ihr ein Hoch aus. Lenore verneigte ſich und zwang den Pony zu einigen anmuthigen Beinbewegungen. Aber die Freude dauerte nicht lange, denn Anton kam über das Feld herüber und trat neben das Fräulein. „Es iſt wirklich nicht gut,“ ſagte er leiſe, im Ernſt erzürnt über ihre kriegeriſche Thätigkeit, „Sie ſetzen ſich einer dreiſten Bemerkung aus, die gewiß nicht böſe gemeint iſt, die Sie aber doch verletzen würde. Hier iſt kein Ort für Ihre Reitkunſt.“

„Sie gönnen mir auch keine Freude,“ erwiederte Lenore aufgebracht und warf den Pony zur Seite.

So tummelte ſie ihr Pferd allein, ließ es in der Nähe eines großen Birnbaums Volten machen und grollte in der Stille mit Anton. „Wie unzart, daß er mir das ſagt,“ dachte ſie, „der Vater hat Recht, er iſt ſehr proſaiſch. Damals, als ich ihn zuerſt ſah, war es auch auf dem Pony, da gefiel ich ihm beſſer, damals waren wir beide Kinder, aber ſein Weſen war rückſichtsvoller.“ Der Gedanke ſchoß ihr durch die Seele, wie glänzend, ſchön und leicht das Leben früher geweſen war, und wie herb die Gegenwart. Und während ſie darüber träumte, ließ ſie das Pferd eine Achte nach der andern machen.

„Nicht übel — aber mehr Fauſt, Fräulein Lenore,“ rief eine ſonore Männerſtimme neben ihr. Erſchrocken ſah Lenore zur Seite. An dem Baume lehnte die ſchlanke Geſtalt eines fremden Mannes, die Arme übereinandergeſchlagen, auf dem edel geformten Geſicht ein ſpöttiſches Lächeln. Der Fremde ſchritt langſam auf ſie zu und griff an ſeinen Hut. „Es wird dem alten Herrn ſauer," ſagte er, auf das Pferd weiſend. „Hoffe, Sie kennen mich noch."

Lenore ſah ihm ſtarr ins Geſicht, wie einer Erſcheinung, und glitt endlich in ihrer Verwirrung vom Pferde herunter. Ein Bild aus alter Zeit trat ihr leibhaftig entgegen, das kühle Lächeln, die elegante Geſtalt, die nachläſſige Sicherheit dieſes Mannes gehörten auch zu der Vergangenheit, an die ſie eben gedacht hatte. „Herr von Fink," rief ſie verlegen, „wie wird ſich Wohlfart freuen, Sie zu ſehn."

„Und ich," erwiederte Fink, „habe ihn ſchon aus der Ferne betrachtet, und wenn ich nicht aus gewiſſen untrüglichen Kennzeichen" — hier ſah er wieder auf Lenore — „erkannt hätte, daß er es iſt, der dort als geharniſchter Mann durch den Sand watet, ich hätte es nicht für möglich gehalten."

„Kommen Sie ſchnell zu ihm," rief Lenore, „Ihre Ankunft iſt die größte Freude, die ihm werden konnte."

So ſchritt Fink neben ihr zu dem Schießplatz, wo jetzt die Männer ſich anſchickten, auf den Drachen zu zielen. Fink trat hinter Anton und legte die Hand auf ſeine Schulter. „Guten Tag, Anton," ſagte er.

Anton drehte ſich erſtaunt um und warf ſich an den Hals des Freundes. Heftige Fragen und kurze Antworten flogen durcheinander. „Wo kommſt du her, du lieber Wiedergefundener?" rief Anton endlich.

„Ziemlich auf geradem Wege von drüben,“ erwiederte Fink, in die Ferne weiſend: „ich bin erſt ſeit wenigen Wochen wieder im Lande. Der letzte Brief, den ich von dir erhielt, war aus dem vorigen Herbſt. Durch ihn wußte ich ungefähr, wo ich dich zu ſuchen hatte. Bei der Confuſion, die unter Euch herrſcht, halte ich es für ein merkwürdiges Glück, daß ich dich gefunden. Da iſt auch Meiſter Karl,“ rief er, als Karl mit lautem Freudenrufe heranſprengte. „Jetzt iſt die halbe Firma verſammelt, und wir können auf der Stelle anfangen, Comtoir zu ſpielen. Ihr freilich macht Euch hier ein anderes Vergnügen.“ Er wandte ſich zu Lenoren und fuhr fort: „Ich habe mich dem Freiherrn vorgeſtellt und von der gnädigen Frau erfahren, daß ich die kriegeriſche Jugend im Freien finden würde. Jetzt möchte ich noch Ihre Fürſprache für mich erflehen. Ich kenne hier dieſen Mann ein wenig und würde gern einige Tage in ſeiner Nähe zubringen; ich fühle lebhaft, wie unbeſcheiden es iſt, in ſolcher Zeit ſelbſt von Ihrem gaſtfreien Hauſe die Aufnahme eines Fremden zu erbitten. Thun Sie um ſeinetwillen, der doch im Ganzen ein guter Junge iſt, ein Uebriges, und gönnen Sie mir die Freude, hier bleiben zu dürfen, bis ich über die Façon der unerhörten Jagdſtiefeln ins Reine gekommen bin, die der Knabe über ſeine Knie gezogen hat.“

Eben ſo artig erwiederte Lenore: „Mein Vater wird Ihren Beſuch ſtets für eine große Freude halten, in dieſer Zeit hat ein guter Freund doppelten Werth. Ich gehe auf der Stelle, unſern Leuten zu ſagen, daß ſie alle Stiefeln von Herrn Wohlfart in Ihrem Zimmer aufſtellen, damit Sie recht lange über ihre Façon nachdenken müſſen.“ Sie verneigte ſich und ſchritt, den Pony am Zügel führend, dem Schloſſe zu.

Fink ſah ihr nach und rief: „Beim Zeus! ſie iſt eine Schönheit geworden, die Haltung iſt tadellos, ſie verſteht ſogar zu gehn. Ich bezweifle durchaus nicht mehr, daß ſie Verſtand hat.“ Er ergriff Antons Arm und lenkte den Freund von dem Schießplatz ab bis unter den wilden Birnbaum. Dort ſchüttelte er ihm herzhaft die Hand und rief: „Noch einmal ſei mir gegrüßt, du Treuer. Laß dir ſagen, daß ich vor Erſtaunen noch nicht zu mir kommen kann. Wenn mir Jemand geſagt hätte, daß ich dich als roth und ſchwarz bemalten Indianer, eine Streitaxt in der Hand und Scalplocken an der Hoſennaht, wiederfinden würde, ich hätte den Mann für wahnſinnig erklärt. Dich, den Ruhigen, Bedächtigen, geboren, eine Berloke zu tragen, dich finde ich hier auf wüſtem Haideland mit Mordgedanken im Buſen, und, bei meiner Seele, ohne Halsbinde. Wenn wir uns verändert haben, du haſt's nicht am wenigſten gethan. Nun, du kannſt dir die Veränderung gefallen laſſen.“

„Du weißt, wie ich hierher gekommen bin,“ erwiederte Anton.

„Ich denke mir's,“ ſagte Fink, „ich habe die Tanzſtunde nicht vergeſſen.“

Antons Auge umwölkte ſich. „Verzeih',“ fuhr Fink lachend fort, „und halte einem alten Freund etwas zu gut.“

„Du irrſt,“ entgegnete Anton ernſt, „wenn du glaubſt, daß mich ein leidenſchaftliches Gefühl hierher getrieben hat. Durch eine Reihe von Zufällen bin ich mit der Familie des

Freiherrn in Verbindung gekommen.“ Fink lächelte. „Ich geſtehe dir, daß ſie an mir vorübergegangen wären, wenn nicht mein Gemüth ſehr empfänglich für die Eindrücke von dort geweſen wäre. Doch darf ich mit Recht ſagen, daß ich durch Zufall in die Lage gekommen bin, ein großes Vertrauen zu erhalten. In einer Zeit, wo der Freiherr in ſchwieriger Lage war, wurde ich von ſeinen Angehörigen für den Mann angeſehn, der wenigſtens den guten Willen hatte, ihnen zu nützen. Sie ſprachen gegen mich den Wunſch aus, ich möchte eine Zeit lang für ihr Intereſſe thätig ſein. Als ich ihren Vorſchlag annahm, iſt es erſt nach einem innern Kampfe geſchehen, den ich ſelbſt dir zu enthüllen kein Recht habe.“

„Das Alles iſt recht ſchön,“ entgegnete Fink, „aber wenn der Kaufmann ſich ein Feuergewehr und einen Säbel kauft, ſo muß er doch wiſſen, weßhalb er dieſe Ausgaben macht. Und deßhalb verzeihe mir die runde Frage: Was willſt du hier?“

„Hier bleiben, ſo lange ich das Gefühl habe, daß ich hier nöthig bin, und mir dann einen Platz in einem Comtoir ſuchen,“ erwiederte Anton.

„Bei unſerm alten Prinzipal?“ frug Fink ſchnell.

„Oder wo anders.“

„Teufel!“ rief Fink, „das ſieht nicht aus, wie ein gerader Weg, und auch nicht wie ein offenes Geſtändniß; indeß muß man von dir in der erſten Stunde nicht zu viel verlangen. Ich will ehrlicher gegen dich ſein. Ich habe mich dort drüben frei gemacht. Und ich danke dir für deinen Brief und den Rath, welchen deine Weisheit mir gegeben. Ich habe, wie du vorſchlugſt, die Zeitungspreſſe benutzt, um meine Weſtlandcompagnie in die Luft zu ſprengen. Natürlich flog ich mit in die Luft. Für einige Tauſend Dollar erkaufte ich ein halbes Dutzend Federn und ließ die Blätter von Newyork und mehrere andere unaufhörlich mit haarſträubenden Berichten über die Nichtswürdigkeit der Geſellſchaft anfüllen. Aus jeder Tonart ließ ich gegen mich und meine Leute klagen und fluchen. Die Sache machte Aufſehn. Bruder Jonathan wurde aufmerkſam, alle unſere Nebenbuhler und Concurrenten ſtießen in mein Horn. Und ich hatte das Vergnügen, mich ſelbſt und meine Geſellſchaft als blutdürſtige Schwindler und Schinder täglich in einem Dutzend Blätter portraitirt zu ſehn. Alles für mein ſchweres Geld. Es war eine tolle Hetzjagd. Nach vier Wochen war die Weſtlandcompagnie ſo herunter, daß kein Hund ein Stück Brod von ihr genommen hätte. Da kamen meine Mitdirectoren von ſelbſt zu mir und boten mir an, mich auszuzahlen und von ihrer Geſellſchaft zu befreien. Du kannſt denken, wie froh ich war. Uebrigens habe ich die Freiheit theuer erkauft und habe, nebenbei bemerkt, dort drüben das Renommée hinterlaſſen, der leibhaftige Teufel zu ſein. Bah! es thut nichts, bin ich doch frei! — Und jetzt habe ich dich aufgeſucht aus zwei Gründen: erſtens, um dich wieder zu ſehn und mit dir zu plaudern, und zweitens, um mit dir Einiges von meiner Zukunft ernſthaft zu beſprechen. Und, grade herausgeſagt, ich wünſche dich dafür zu werben. Du haſt mir gefehlt die ganze Zeit. Ich weiß nicht, was ich in dir finde, denn im Grunde biſt du ein trockner Burſch, und widerſpenſtiger, als mir manchmal recht iſt. Aber trotz alledem empfand ich in der Fremde eine gewiſſe Sehnſucht nach dir. Ich habe mich auch mit meinem Vater auseinandergeſetzt, es iſt nicht ohne heiße Kämpfe und darauf folgende Kälte abgegangen. Und jetzt wiederhole ich dir den alten Antrag: komm mit mir. An die See, nach England, über das Waſſer, je nachdem. Wir wollen uns zuſammenſetzen und überlegen, was wir anfangen. Wir ſind jetzt beide frei, und die Welt ſteht uns offen.“

Anton ſchlang den Arm um den Hals des Freundes. „Mein lieber Fritz,“ rief er, „nimm an, daß alles Herzliche geſagt ſei, was ich bei deinem edelmüthigen Antrag fühle. Aber du ſiehſt, ich habe vorläufig hier Verpflichtungen.“

„Nach dem, was du mir ſo eben officiell mitgetheilt haſt, ſchließe ich, daß ſie nicht ewig dauern werden,“ entgegnete Fink.

„Das iſt wahr, aber wir ſtehn doch nicht gleich. Sieh',“ ſagte Anton, die Hand ausſtreckend, „ſo reizlos dieſe Landſchaft iſt, und ſo unangenehm ein großer Theil der Menſchen, welche hier leben, ſo ſehe ich ſie doch mit andern Augen an, als du. Du biſt viel mehr Weltbürger, als ich, du wirſt kein großes Intereſſe haben an dem Leben des Staates, von welchem dieſe Fläche und dein Freund Theile, wenn auch kleine ſind.“

„Nein,“ ſagte Fink, verwundert auf Anton blickend, „ein großes Intereſſe habe ich nicht, und was ich jetzt von der Wirthſchaft hier bei Euch höre und ſehe, das macht mir den Staat, als deſſen Bruchtheil du ſo viel Selbſtgefühl empfindeſt, durchaus nicht reſpectabel.“

„Ich aber denke anders,“ unterbrach ihn Anton. „Wer nicht gezwungen wird, ſoll gerade jetzt nicht das Land verlaſſen.“

„Was höre ich?“ rief Fink verwundert.

„Sieh,“ fuhr Anton fort, „in einer wilden Stunde habe ich erkannt, wie ſehr mein Herz an dem Lande hängt, deſſen Bürger ich bin. Seit der Zeit weiß ich, weßhalb ich in dieſer Landſchaft ſtehe. Um uns herum iſt für den Augenblick alle geſetzliche Ordnung aufgelöſt, ich trage Waffen zur Vertheidigung meines Lebens, und wie ich hundert Andere mitten in einem fremden Stamm. Welches Geſchäft auch mich, den Einzelnen, hierher geführt hat, ich ſtehe jetzt hier als einer von den Eroberern, welche für freie Arbeit und menſchliche Cultur einer ſchwächern Race die Herrſchaft über dieſen Boden abgenommen haben. Wir und die Slaven, es iſt ein alter Kampf. Und mit Stolz empfinden wir, auf unſerer Seite iſt die Bildung, die Arbeitsluſt, der Credit. Was die polniſchen Gutsbeſitzer hier in der Nähe geworden ſind — und es ſind viel reiche und intelligente Männer darunter — jeder Thaler, den ſie ausgeben können, iſt ihnen direct oder indirect durch deutſche Intelligenz erworben. Durch unſere Schafe ſind ihre wilden Heerden veredelt, wir bauen die Maſchinen, wodurch ſie ihre Spiritusfäſſer füllen; auf deutſchem Credit und deutſchem Vertrauen beruht die Geltung, welche ihre Pfandbriefe und ihre Güter bis jetzt gehabt haben. Selbſt die Gewehre, mit denen ſie uns jetzt zu tödten ſuchen, ſind in unſern Gewehrfabriken gemacht, oder durch unſere Firmen ihnen geliefert. Nicht durch eine ränkevolle Politik, ſondern auf friedlichem Wege, durch unſere Arbeit, haben wir die wirkliche Herrſchaft über dieſes Land gewonnen. Und darum, wer als ein Mann aus dem Volk der Eroberer hier ſteht, der handelt feig, wenn er jetzt ſeinen Poſten verläßt.“

„Du ſprichſt ſo ſtolz auf fremdem Grund,“ erwiederte Fink, „und daheim bei Euch bebt der eigne Boden.“

„Wer hat dieſe Provinz zu Deutſchland gebracht?“ frug Anton die Hand ausſtreckend.

„Die Fürſten Eures Geſchlechts, ich leugne es nicht,“ ſagte Fink.

„Und wer hat die große Landſchaft erobert, in der ich geboren bin?“ frug Anton weiter.

„Einer, der ein Mann war.“

„Ein trotziger Landwirth war's,“ rief Anton, „er und Andere ſeines Geſchlechts. Mit dem Schwert oder durch Liſt, durch Vertrag oder mit Ueberfall, auf jede Weiſe haben ſie den Boden an ſich gezogen, in einer Zeit, wo im übrigen Deutſchland faſt Alles todt und erbärmlich war. Als kühne Männer und gute Wirthſchafter, die ſie waren, haben ſie ihren Boden verwaltet. Sie haben Gräben gezogen durch das Moor, haben Menſchen hingepflanzt in leeres Gebiet und haben ſich ein Geſchlecht gezogen, hart, arbeitſam, begehrlich, wie ſie ſelbſt waren. Sie haben einen Staat gebildet aus verkommenen oder zertrümmerten Stämmen, ſie haben mit großem Sinn ihr Haus als Mittelpunkt für viele Millionen geſetzt und haben aus dem Brei unzähliger nichtiger Souverainetäten eine lebendige Macht geſchaffen.“

„Das war,“ ſagte Fink, „das thaten die Ahnen.“

„Sie haben für ſich gearbeitet, als ſie uns ſchufen,“ fuhr Anton beiſtimmend fort, „aber wir haben jetzt Leben gewonnen, und ein neues deutſches Volk iſt entſtanden. Jetzt fordern wir von ihnen, daß ſie unſer junges Leben anerkennen. Es wird ihnen ſchwer werden, gerade ihnen, die gewöhnt ſind, ihr zuſammengebrachtes Land als eine Domaine ihres Schwertes zu betrachten. Wer mag ſagen, wann der Kampf zwiſchen ihnen und uns beendigt ſein wird, lange vielleicht werden wir den häßlichen Erſcheinungen fluchen, welche dieſer Streit hervorruft. Wie er aber auch enden mag, davon bin ich überzeugt, wie von dem Lichte dieſes Tages, der Staat, den ſie geſchaffen, wird nicht wieder in die Trümmer zerſchlagen werden, aus denen er herausgewachſen. Wenn du gelebt hätteſt, wie ich in den letzten Jahren, in verſchiedener Thätigkeit, viel unter den kleinen Leuten, du würdeſt mir glauben. Noch ſind wir als Volk arm, noch iſt unſere Kraft ſchwach, aber wir arbeiten uns herauf, mit jedem Jahr wächſt mit unſerer Arbeit Intelligenz, Wohlſtand und das Gefühl, daß Einer zum Andern gehört. Und in dieſem Augenblick fühlen wir in dem Grenzlande uns zu einander wie Brüder. Wenn die weiter drinnen ärgerlich mit einander ſtreiten, wir ſind einig, und unſer Kampf iſt rein.“

„Wohlan,“ ſagte Fink Beifall nickend, „das war geſprochen, wie ein Deutſcher immer ſprechen wird. Je dürrer die Zeit, deſto grüner die Hoffnung. Aus Allem ſehe ich, Maſter Wohlfart, du haſt keine Luſt, jetzt mit mir zu gehen.“

„Ich darf nicht,“ antwortete Anton bewegt; „du zürne mir deßhalb nicht.“

„Höre,“ lachte Fink, „wir haben ſeit unſerer Trennung die Rollen getauſcht. Als ich vor Jahren von dir fortging, war ich wie ein Gaul in der Wüſte, der eine Quelle riecht, ich hoffte aus dem langweiligen Leben bei Euch herauszukommen in fröhliches Grün, und was ich fand, war ein garſtiger

Sumpf. Und jetzt komme ich ermüdet zu dir und ſehe dich keck mit Tod und Teufel Karten ſpielen. Du biſt friſcher, als du warſt. Das kann ich von mir nicht rühmen. Vielleicht kam's deßhalb ſo, weil du eine Heimath haſt, und ich keine. Jetzt aber genug der Weisheit, komm, belehre mich, auf welche Weiſe du hier deinen Krieg führſt. Stelle mich den Squattern vor und zeige mir wo möglich einen Quadratfuß Land auf dieſer reizenden Beſitzung, wo man nicht bis an die Knöchel in den Sand verſinkt.“

Anton führte den Freund zu den Landleuten, dann durch den Wald bis zu den ausgeſtellten Poſten der Nachbardörfer, er zeigte ihm die Reihe der Lärmſtangen und die Alarmhäuſer und erklärte ihm die Maßregeln, welche getroffen waren, das Schloß vor einem plötzlichen Ueberfall zu ſchützen. Fink ging mit Feuer in die Einzelheiten ein und ſagte endlich: „Die Hauptſache habt Ihr doch durchgeſetzt, Ihr erhaltet Ordnung unter Euren Leuten und guten Muth.“

Unterdeß rüſtete man im Schloß für den fremden Gaſt. Der Freiherr ließ durch den Bedienten nachſehen, ob ein genügender Vorrath von weißem und rothem Wein im Keller war, und ſchalt auf den Knecht, der einen Schaden am Reitzeug nicht hatte ausbeſſern laſſen; die Baronin ließ ein Kleid hervorſuchen, das ſie ſeit der Ankunft auf dem Gut nicht mehr angeſehen hatte; auch Lenore dachte mit geheimem Bangen an den Uebermüthigen, der ihr ſchon in der Tanzſtunde ſo gründlich imponirt hatte, und den ſie ſeit dieſer Zeit oft wie ein Traumbild vor ſich geſehen hatte. Im Souterrain war die Aufregung nicht geringer, außer flüchtigen Geſchäftsbeſuchen war dies der erſte Gaſt. Die treue Köchin beſchloß, eine künſtliche Mehlſpeiſe zu wagen, dazu fehlten ihr aber in dieſem unglücklichen Lande die wichtigſten Subſtanzen; ſie dachte daran, einige Hühner aus dem Wirthſchaftshofe zu ſchlachten, dagegen aber empörte ſich Suska, eine kleine Polin, die Vertraute Lenorens, ſie vergoß Thränen über den entſchloſſenen Charakter der Köchin und drohte das Fräulein zu rufen; bis die Köchin zur Beſinnung kam und einen barfüßigen Jungen in der größten Eile nach der Förſterei ſchickte, um von dort etwas Außergewöhnliches zu erlangen. Gegen Spinneweben und Staub wurde ein ſchneller Streifzug angeſtellt, und ein Zimmer neben Anton eingerichtet. Der kleine Divan Lenorens, der Sammtſtuhl und Teppich ihrer Mutter wurden hineingetragen, um die Familie repräſentiren zu helfen.

Fink ahnte wenig von der Unruhe, welche ſeine Ankunft verurſachte, er zog neben Anton über die Felder in einer heitern Stimmung, wie er ſie lange nicht empfunden hatte. Er erzählte von ſeinen Erlebniſſen, von den raffinirten Geldgeſchäften, und von dem rieſigen Wachsthum der neuen Welt. Und Anton hörte mit Freude, daß aus den Scherzen des Freundes eine tiefe Empörung über die Schlechtigkeit, die er erlebt hatte, hervorbrach. „Es iſt ein mächtiges Leben dort,“ ſagte er, „aber ich habe in dem Gewühl erſt recht deutlich empfunden, daß Ihr hier auch etwas werth ſeid.“ So kamen ſie in das Schloß zurück, ſie wechſelten ihre Toilette, Anton warf einen erſtaunten Blick auf die Einrichtung des Gaſtzimmers, bald wurden ſie durch den Bedienten zur Baronin hinübergeladen. Jetzt, wo die Sorge der Einrichtung überſtanden war und die Lampen ihren milden Glanz über die Zimmer breiteten, fühlte die Familie ſich durch den Beſuch des reichen Elegants doch heiter angeregt. Es war wieder wie ſonſt in ihrem Hauſe, der leichte Ton der flatternden Unterhaltung, die zarte Rückſicht, welche Jedem das Gefühl zu geben weiß, daß er das Behagen des Andern erhöhe, es waren die alten Formen, die ſie gewöhnt waren, zuweilen auch derſelbe Geſprächſtoff. Und Fink löſte die Aufgabe, welche dem Gaſt am erſten Abend eines Familienbeſuches wird, mit einer Fertigkeit, die dem Schelm wohl zu Gebote ſtand, ſo oft er wollte. Allen gab er das Gefühl, wie angenehm ihre Häuslichkeit ſei. Er behandelte den Freiherrn mit der achtungsvollen Vertraulichkeit eines jüngern Standesgenoſſen, die Baronin mit Ehrerbietung, Lenore mit einfacher Offenheit. Gern richtete er das Wort an dieſe und ſchnell hatte er ihre Befangenheit überwunden. Die Familie fühlte, daß er einer der Ihrigen war, es war eine ſtille Freimaurerei unter ihnen. Und auch Anton frug ſich, wie es möglich ſei, daß Fink, der neue Gaſt, ganz als ein alter Freund des Hauſes erſcheine, und er ſelbſt als ein Fremder. Und wieder kam Etwas von dem Reſpect in ſeine Seele, den er als Jüngling vor Allem gehabt hatte, das elegant, vornehm und excluſiv erſchien. Aber dieſe Empfindung war nur noch ein leichter Schatten, der über ſein klares Urtheil hinflog.

Als Fink aufbrach, verſicherte der Freiherr mit aufrichtiger Wärme, wie gern er ihn als Gaſt recht lange bei ſich halten möchte, und ſelbſt die Baronin ſagte nach ſeiner Entfernung, die engliſche Art kleide ihn gut, und er mache den Eindruck eines großen Herrn. Lenore dachte nicht über ſein Weſen nach, aber ſie war redſelig geworden, wie lange nicht. Sie begleitete die Mutter in das Schlafzimmer, ſetzte ſich noch auf eine Fußbank neben das Bett der Ermüdeten und fing luſtig an zu plaudern, nicht von dem Gaſt, aber von Vielem, was ſie ſonſt intereſſirte, bis die Mutter ihre Stirn küßte und ihr ſagte: „Jetzt iſt es genug, mein Kind; geh zu Bett und träume nicht.“

Fink ſtreckte ſich behaglich auf dem Divan aus. „Dieſe Lenore iſt ein prächtiges Weib,“ rief er vergnügt. „Einfach, offen, kurz ab, nichts von der weichlichen Schwärmerei Eurer Mädchen. — Setze dich noch eine Stunde neben mich, wie ſonſt, Anton Wohlfart, freiherrlicher Rentmeiſter in einer ſlaviſchen Sahara. Höre, du biſt in einer ſo abenteuerlichen Lage, daß mir vor Verwunderung noch immer die Haare zu Berge ſtehn. Du haſt mir früher bei meinen Streichen manches liebe Mal als verſtändiger Schutzgeiſt beigeſtanden; jetzt ſteckſt du ſelbſt mitten in der Tollheit, und da ich gegenwärtig den Vorzug genieße, bei geſunden Sinnen zu ſein, ſo verbietet mir mein Gewiſſen, dich in dieſer Confuſion zu verlaſſen.“

„Fritz, lieber Freund,“ rief Anton freudig.

„Schon gut,“ ſagte Fink. „Ich wünſche alſo die nächſte Zeit in deiner Nähe zu bleiben. Ueberlege, wie ſich das machen läßt. Mit den Frauen wirſt du wohl fertig werden, aber der Freiherr?“

„Du haſt gehört,“ erwiederte Anton, „auch er hält für einen günſtigen Zufall, daß gerade jetzt ein Ritter wie du in ſein einſames Schloß zieht, „es iſt nur“ — er ſah ſich bedenklich im Zimmer um, „du wirſt vorlieb nehmen müſſen.“

„Hm, ich verſtehe,“ ſagte Fink, „Ihr ſeid genaue Leute geworden.“

„So iſt es,“ ſagte Anton, „wenn ich den gelben Sand im Walde in Säcke füllen und als Weizen verkaufen könnte, ich müßte viele Säcke verkaufen, um in unſere Caſſe einen kleinen ſicheren Beſtand zu bringen.“

„Da du dich hier als Caſſenführer eingedrängt haſt, konnte ich mir denken, daß die Caſſe leer ſein würde,“ ſagte Fink trocken.

„Ja,“ erwiederte Anton, „meine Hauptcaſſe iſt ein alter Toilettenkaſten, und ich verſichere dich, es würde mehr hineingehen, als darin iſt. Ich fühle jetzt manchmal einen unbeſiegbaren Neid gegen Herrn Purzel und ſeine Kreide im Comtoir. Wenn ich nur einmal das Glück hätte, eine Reihe grauleinener Beutel zu erblicken, an Banknoten und an eine Mappe mit Actien wage ich gar nicht zu denken.“

Fink pfiff einen Marſch. „Du armer Junge,“ ſagte er. „Es ſind aber doch große Güter und eine geordnete Wirthſchaft, ſie müſſen entweder bringen oder koſten, wovon lebt Ihr denn?“

„Das,“ ſagte Anton, „iſt ein Geheimniß der Frauen, das ich kaum verrathen darf. Unſere Pferde kauen Diamanten.“

Fink zuckte mit den Achſeln. „Aber wie iſt es möglich, daß die Rothſattel ſo weit gekommen ſind?“

Mit Schonung ſchilderte Anton den Verfall des Freiherrn. Dann ſprach er mit Begeiſterung von den Frauen, von der würdigen Reſignation der Baronin, der geſunden Kraft Lenorens.

„Ich ſehe,“ ſagte Fink, „daß es noch ſchlechter ſteht, als ich annahm. Wie iſt es möglich, daß du eine ſolche Wirthſchaft erträgſt? Die Vögel auf den Bäumen ſind ja Rentiers gegen Euch.“

„Wie die Sachen einmal liegen,“ fuhr Anton fort, „gilt es, bis zu ruhiger Zeit ſich durchzuſchlagen, zunächſt bis zur Subhaſtation des Familiengutes. Die Gläubiger werden jetzt nicht drängen, und die Gerichte ſind faſt ganz außer Thätigkeit. Der Freiherr kann ohne große Capitalien dieſen Beſitz nicht behaupten, er kann ihn jetzt nicht aufgeben, ſonſt wird das Wenige verwüſtet, was einen Verkauf in Zukunft möglich macht, und die Familie hat kein Obdach für ihr Haupt. Alle meine Verſuche, ſie in dieſen unruhigen Wochen zur Abreiſe aus dieſer Provinz zu bewegen, waren vergeblich, ſie ſind wie Verzweifelte entſchloſſen, hier ihr Schickſal zu erwarten. Der Stolz des Freiherrn ſträubt ſich gegen eine Rückkehr in den Kreis, in dem er einſt gelebt; und die Frauen wollen ihn nicht verlaſſen.“

„So ſchicke ſie doch wenigſtens nach einer größern Stadt in der Nähe und ſetze ſie nicht dem Anfall jedes betrunkenen Bauernhaufen aus.“

„Ich habe gethan, was ich konnte, in dem Punkte bin ich machtlos,“ entgegnete Anton finſter.

„Dann, mein Sohn, laß dir ſagen, daß dein kriegeriſcher Apparat nicht ſehr ermuthigend iſt. Mit dem Dutzend Leute, das du in dieſem Dorfe erſt zuſammenblaſen mußt, wirſt du ſchwerlich eine Rotte Spitzbuben abhalten. Du kannſt damit nicht den Hofraum vertheidigen, ja nicht einmal die Flucht der Frauen decken. Habt Ihr keine Ausſicht, Militär zu erhalten?"

„Keine," erwiederte Anton.

„Ein recht gemüthlicher, troſtreicher Zuſtand!" rief Fink. „Und bei alledem habt Ihr Felder beſtellt, und die kleine Wirthſchaft ſchnurrt in ihrer Ordnung ab. Ich habe mir von Karl erzählen laſſen, wie das Gut ausſah, als er herkam, und was Ihr bis jetzt gebeſſert habt. Ihr habt Euch reſpectabel benommen. Das hätte kein Amerikaner und kein anderer Landsmann durchgeſetzt, in ſo verzweifelter Lage lobe ich mir den Deutſchen. Die Frauen ſowohl, als Eure junge Wirthſchaft müſſen beſſer geſchützt werden. Miethe dir zwanzig Männer mit tüchtigen Fäuſten, ſie ſollen dieſes Haus bewachen."

„Du vergißt, daß wir zwanzig müßige Brodeſſer ebenſowenig beköſtigen können, wie der Kauz auf dem Thurme."

„Sie ſollen arbeiten," rief Fink, „Ihr habt hier eine Bodenfläche, bei der hundert Hände nützliche Beſchäftigung finden. Haſt du keinen Sumpf zu entwäſſern und Gräben zu ziehen? Dort unten breitet ſich ja eine Reihe trauriger Waſſerlachen."

„Das iſt Arbeit für eine andere Jahreszeit," erwiederte Anton, „der Grund iſt jetzt zu naß."

„Laß einige hundert Morgen Waldland beſäen oder bepflanzen. Hält der Bach im Sommer aus?"

„Ich höre, ja," erwiederte Anton.

„So laß ſie irgend Etwas ſchaffen."

„Vergiß nicht," ſagte Anton lächelnd, „wie ſchwer es ſein wird, zuverläſſige Arbeiter, die noch außerdem kriegeriſche Anlagen haben, gerade jetzt in unſerer berüchtigten Gegend zu werben.“

„Zum Henker mit deinen Bedenklichkeiten!“ rief Fink, „ſchicke den Karl in eine deutſche Gegend auf Werbung, er ſchafft dir Leute genug.“

„Wir haben kein Geld, du hörſt's ja. Der Freiherr iſt noch nicht im Stande, eine größere Melioration durchzuführen, die ſich erſt in einiger Zeit bezahlt macht.“

„Dann laß mich's thun,“ verſetzte Fink.

„Du wirſt einſehen, Fink, daß das unmöglich iſt; der Freiherr kann von ſeinem Gaſt ein ſolches Opfer nicht annehmen.“

„Ihr zahlt mir's zurück, wenn Ihr Geld habt,“ ſagte Fink.

„Es iſt unſicher, ob wir jemals im Stande ſein werden, die Rückzahlung zu leiſten.“

„Nun denn, ſo braucht er's nicht gerade zu wiſſen, was die Leute koſten.“

„Er iſt blind,“ antwortete Anton mit leiſem Vorwurf, „und ich ſtehe in ſeinem Dienſt und bin verpflichtet, ihm Rechnung abzulegen. Er freilich wird ein Darlehn von dir nach einigen Cavalierbedenken wohl annehmen, denn ſeine Anſichten über ſeine Lage wechſeln mit der Stimmung. Die Frauen aber machen ſich ſolche Täuſchungen nicht. Du würdeſt ſie durch jede Stunde deiner Gegenwart demüthigen, wenn ſie die Empfindung hätten, daß ſie deinem Vermögen eine Erleichterung ihres Lebens danken.“

„Und das größere Opfer, das du ihnen gebracht, haben ſie doch angenommen,“ ſagte Fink ernſter.

„Vielleicht halten ſie meine beſcheidene Thätigkeit für kein Opfer,“ erwiederte Anton erröthend. „Sie haben ſich gewöhnt, mich als Rechnungsführer, als Beamten des Freiherrn in ihrer Nähe zu ſehen. Du biſt ihr Gaſt, ihr Selbſtgefühl wird ſie veranlaſſen, dir das Bedenkliche ihrer Lage nach Kräften zu verhüllen. — Um dir das Zimmer wohnlich einzurichten, haben ſie die eigenen Stuben geplündert, der Divan, auf dem du liegſt, iſt aus der Schlafſtube des Fräuleins.“

Fink ſah ſich den Divan neugierig an und legte ſich wieder zurecht. „Da es mir nicht gefällt, auf der Stelle abzureiſen,“ ſagte er, „ſo wirſt du die Güte haben, mir einen Weg anzugeben, auf dem ich mit Anſtand hier bleiben kann. Erzähle mir ſchnell Einiges über die Hypotheken und Ausſichten des Gutes. Nimm an, ich wäre ein unglücklicher Käufer dieſes Paradieſes.“

Anton berichtete.

„Das wenigſtens iſt ſo verzweifelt nicht,“ ſagte Fink; „jetzt höre meinen Vorſchlag: In der bisherigen Weiſe darf das hier nicht fortgehen, dieſe knappe Wirthſchaft iſt zu ungeſund für alle Betheiligten, zumeiſt für dich. Die Güter mögen furchtbar verwüſtet ſein, aber es ſcheint mir wohl möglich, etwas daraus zu machen. Ob Ihr die Leute ſeid, das Gut zu behaupten, will ich nicht entſcheiden; wenn du Luſt haſt, noch einige Jahre deines Lebens dran zu ſetzen und dich fernerhin für die Intereſſen Anderer zu ſacrificiren, ſo iſt auch das nicht unmöglich, vorausgeſetzt, daß Ihr in ruhigerer Zeit das nöthige Betriebscapital ſchaffen könnt. Unterdeß gebe ich einige, vielleicht fünftauſend Thaler, und der Freiherr giebt mir dafür Hypothek auf dieſes Gut. Dieſe Anleihe wird Euch nicht viel ſchlechter ſtellen, und ſie wird Euch leichter machen, dies verrückte Jahr zu überſtehen.“

Anton ſtand auf und ging unruhig in der Stube umher. „Es geht nicht,“ rief er endlich aus, „wir können deinen hochherzigen Antrag nicht annehmen. Sieh, Fritz, im vorigen Jahr, ehe ich dieſe Menſchen hier ſo genau kannte, als jetzt, habe ich lebhaft gewünſcht, daß unſer Prinzipal ein Intereſſe an den Verhältniſſen des Barons nehmen möchte; ich wäre damals ſehr glücklich geweſen, wenn du mir daſſelbe Anerbieten gemacht hätteſt. Wie ich jetzt den Freiherrn und ſeine Lage kenne, halte ich es für ein Unrecht gegen dich und gegen die Frauen, deinen Antrag anzunehmen.“

„Soll der Divan aus Lenorens Schlafſtube durch die Tabaksaſche Eurer Gäſte beſchmutzt werden? Jetzt thu' ich's, ſpäter werden es die polniſchen Senſenmänner thun.“

„Wir müſſen es durchmachen,“ erwiederte Anton traurig.

„Trotzkopf,“ rief Fink, „du ſollſt mich doch nicht los werden. Jetzt mache, daß du heraus kommſt, halsſtarriger Tony.“

Seit dieſer Unterredung erwähnte Fink ſein Anleiheproject nicht weiter, dagegen hatte er den nächſten Tag mehrere vertrauliche Unterredungen mit dem Huſaren. Und am Abend ſagte er zum Freiherrn: „Darf ich Sie für morgen um Ihr Reitpferd bitten? Es iſt ein alter Bekannter von mir. Ich möchte über Ihre Felder reiten. Zürnen Sie nicht, gnädige Frau, wenn ich morgen Mittag nicht erſcheine.“

„Er iſt reich, er kommt her, um zu kaufen,“ ſagte ſich der Freiherr im Stillen. „Dieſer Wohlfart hat ſeinem Freund gemeldet, daß hier ein Geſchäft zu machen iſt, die Speculation fängt an, nur vorſichtig!“

## 2.

Es war ein ſonniger Morgen im April. Einer von den ſchönen Tagen, wo eine feuchte Wärme die Knoſpen der Bäume entfaltet und das Menſchenherz zu ſchnelleren Schlägen treibt. Lenore ging mit Hut und Sonnenſchirm aus dem Schloſſe nach dem Hofe und ſchritt in dem Rinderſtall die Reihe der gehörnten Häupter entlang. Mit großen Augen ſah das Volk der Kühe nach ihr hin, alle erhoben die breiten Mäuler, zuweilen brüllte eine luſtige Kuh und erbat etwas Gutes aus ihrer Hand. „Iſt Herr Wohlfart hier?“ frug Lenore den Amtmann, der am Stall vorüber eilte.

„Er iſt im Schloſſe, gnädiges Fräulein.“

„Sein Beſuch iſt doch wohl bei ihm?“ frug ſie weiter.

„Herr von Fink iſt ſchon dieſen Morgen nach Neudorf geritten, der hat keine Ruhe in der Stube, er iſt am liebſten zu Pferde. Der wäre ein Huſarenoffizier geworden!“

Als Lenore ſo erfahren hatte, wohin Herr von Fink geritten war, ging ſie, um dem Gaſt nicht zu begegnen, langſam in anderer Richtung über den Bach und die Aecker dem Walde zu. Sie ſah nach dem blauen Himmel und auf die ſproſſende Erde. In dem klaren Morgenlicht glänzten die Winterſaat und die grünen Spitzen des Graſes ſo fröhlich, daß ihr das Herz lachte. Auf den Weiden am Bach lag der Frühling wie ein durchſichtiger Hauch, die goldgelben Ruthen ſtrotzten von Saft, und aus den geſchwollenen Knoſpen brachen die erſten Blätter hervor. Auch der Sand war ihr heut kein Aerger, ſie ſchritt mit leichtem Fuß über den breiten Gürtel, der den Wald umgab, und eilte auf dem Fußwege durch die Kiefern dem Förſterhauſe zu. Im Walde tummelte ſich mit Geſchrei und Brummen die kleine Thierwelt. Wo eine Gruppe Laubbäume unter den Nadeln ſtand, tönte jedesmal der kräftige Schlag des Finkenhahns, oder das eifrige Gezwitſcher eines neuvermählten Paares kleiner Waldvögel, welche mit einander zankten, auf welchem Zweig ſie ihr Neſt in dieſem Jahr erbauen wollten. In ihrem ſchwarzen Küraß ſchnurrten die Käfer um die Knoſpen der Birke, zuweilen ſummte eine wilde Biene, die früh aus dem Winterſchlaf aufgeflogen war, auch die braunen Schmetterlinge flatterten ſchon über den Beerenſtrauch, und wo der Grund tiefer war, leuchteten im Schatten die weißen Sterne der Anemone und gelbe Himmelſchlüſſel. Lenore nahm den Strohhut ab und ließ die warme Luft um ihre Schläfe ziehn, mit tiefen Zügen athmete ſie den Duft des Waldes ein, der um die jungen Stämme der Föhren ſchwebte. Oft ſtand ſie ſtill und horchte auf die Stimmen in ihrer Nähe, ſie ſah in das zarte Laub der Bäume und ſchlug mit der Hand auf die weiße Rinde einer Birke, ſie ſtand an dem murmelnden Quell vor dem Förſterhauſe und fuhr liebkoſend in die kleinen Fichten am Zaun, welche gedrängt und regelmäßig wie Bürſtenhaare ſtanden. Ihr war, als hätte ſie den Wald noch nie ſo lebendig geſehen. Die Hunde im Hofe des Förſters bellten wüthend, ſie hörte den Fuchs mit ſeiner Kette raſſeln und ſah hinauf zu dem Dompfaff, der in ſeinem Bauer auf- und abſprang und wie die großen Herren, die Hunde, zu bellen verſuchte.

„Still, Hector, ſtill, Bergmann,“ rief Lenore an die Pforte klopfend. Der ſtürmiſche Ruf der Hunde verwandelte ſich in freundliche Begrüßung. Als ſie die Pforte öffnete, kam ihr Bergmann, der Dachshund, breitbeinig entgegen und wedelte unmäßig mit ſeinem Schwanz, und Hector umſprang ſie in kühnen Sätzen und roch nach ihrer Taſche, ſelbſt der Fuchs kroch in ſeine Hütte zurück, legte den Kopf lauſchend auf ſeinen Futtertrog und blinzelte ſie ſchlau an. An der andern Seite des Zaunes aber ſah ſie einen Pferdekopf über die Fichten ragen, — gerade er, den ſie vermeiden wollte, war in dieſer Einſamkeit. Sie ſtand einen Augenblick unſchlüſſig, und war im Begriff, ſich ſtill wieder zu entfernen, als der Förſter auf die Thürſchwelle trat und ſie begrüßte. Jetzt konnte ſie nicht mehr zurück; ſie folgte dem Alten nach ſeiner Stube. In der Mitte des Zimmers ſtand Fink, hell beleuchtet von dem gelben Sonnenſtrahl, der durch die kleinen Scheiben fiel. Er trat ihr artig entgegen. „Ich ging aus, das Handwerk zu grüßen,“ ſagte er auf den Förſter deutend, „und bin gerade dabei, mich über Ihren trotzigen Vaſallen und ſeine heimliche Wohnung zu freuen.“ Der Förſter rückte einen Stuhl, Lenore mußte ſich ſetzen, Fink lehnte ihr gegenüber an der braunen Holzwand und ſah ſie mit unverhohlener Bewunderung an. „Sie ſind ein mächtiger Gegenſatz zu dem alten Knaben hier und dieſem Raume,“ ſagte er ſich umſehend. „Ich bitte, winken Sie nicht mit Ihrem Sonnenſchirm, alle dieſe ausgeſtopften

Vögel erwarten nur Ihren Befehl, um wieder lebendig zu werden und ſich zu Ihren Füßen niederzulaſſen. Dort der Reiher hebt ſchon ſeinen Kopf in die Höhe.“

„Es iſt nur der Schein von der Sonne,“ ſagte der Förſter beruhigend.

Lenore lachte. „Dieſe Ausreden kennen wir,“ rief Fink, „Ihr ſeid mit im Complot, Ihr ſeid der Gnom dieſer Königin. Wenn hier keine Zauberei getrieben wird, will ich alle Tage meines Lebens verſchlafen. Ein Zeichen mit dieſem Stabe, und die Deckbalken dieſes großen Vogelbauers klappen zurück und Sie fliegen mit Ihrem Gefolge aus der Hütte hinaus in das Sonnenlicht. Es iſt kein Zweifel, in dem Gipfel der Föhren draußen iſt Ihre Reſidenz, die luftige Halle, in welcher Ihr Thron ſteht, mächtige Herrin dieſer Hütte, blondlockige Göttin des Frühlings.“

„Mein Troſt iſt nur,“ ſagte Lenore etwas verwirrt, „daß nicht ich es bin, die Sie zu ſolchen Erfindungen veranlaßt, ſondern die Freude an der Erfindung ſelber. Ich bin nur zufällig der unwürdige Gegenſtand Ihrer Laune, Sie ſind der Dichter.“

„Pfui, wie können Sie mir ſo etwas nachſagen,“ rief Fink, „ich ein Dichter! Außer einigen luſtigen Matroſenliedern, deren Text ein gütiges Geſchick ewig von Ihrem Ohr fern halten möge, kenne ich kein einziges Gedicht auswendig. Was ich von Poeſie ſchätze, ſind nur einige Bruchſtücke der ältern Schule, zum Beiſpiel: „Hurre, hurre, hop, hop, hop,“ in einem Gedicht, welches, wenn ich nicht irre, Ihren Namen trägt. Und ſelbſt an dieſer claſſiſchen Zeile habe ich noch auszuſetzen, daß ſie mehr den harten Trab eines Bauergaules, als den Carrierelauf eines Geiſterpferdes ausdrückt. Indeß man muß es mit den Herren von der Schreibſtube nicht ſo genau nehmen. Außer dieſer Zeile wird wenig Dichterarbeit in mir aufzufinden ſein. Etwa noch der anſprechende Reim des großen Schiller: „Potz Blitz, das iſt ja die Guſtel von Blaſewitz.“ In dieſer Stelle liegt viel Wahrheit.“

„Sie ſpotten über mich,“ ſagte Lenore gekränkt.

„Wahrhaftig nicht,“ betheuerte Fink. „Wenn es Ihnen Freude macht, will ich gern noch einige poetiſche Kleinigkeiten einiger Dichter gelten laſſen, vorausgeſetzt, daß ich ſie nur ſelten leſen darf. Wie kann man in unſerer Zeit Gedichte leſen oder gar machen, wenn man alle Tage ſelbſt welche erlebt. Seit ich wieder in dieſem alten Lande bin, vergeht kaum eine Stunde, wo ich nicht etwas ſehe oder höre, woran ſich in hundert Jahren die Herren von der Feder berauſchen werden. Glorioſe Stoffe für jede Art von Kunſtgeſchäft. Hätte ich das Unglück, ein Poet zu ſein, ſo müßte ich jetzt vor Begeiſterung hinausſtürzen und Kopf über zum Fuchs in die Hütte ſpringen, um dort in ſicherer Entfernung von der Leidenſchaft ein leidenſchaftliches Sonnett zu machen, während mich der Fuchs in die Beine beißt. Da ich aber kein Mann von der Feder bin, ſo ziehe ich vor, das Schöne, das ich hier ſehe, zu genießen, und nicht in Reime zu ſetzen.“ Und wieder ſah er bewundernd auf das Fräulein.

„Lenore,“ rief eine grämliche Stimme aus der Tiefe des Zimmers. Lenore und Fink ſahen ſich erſtaunt um.

„Er hat's gelernt,“ ſagte der Förſter auf den Raben weiſend, „er lernt jetzt nichts mehr, und ſitzt da, grimmig gegen alle Creatur, aber das hat er doch gelernt.“

Der Rabe am Ofen bog ſeinen Hals und ſah mit ſcharfen Augen auf die beiden Gäſte, er bewegte den Schnabel und ſchien ſtill in ſich hinein zu ſprechen, bald nickte er mit dem Kopf, bald ſchüttelte er ihn.

„Schon fangen die Vögel an zu reden,“ rief Fink zu dem Raben tretend, „die Stubendecke wird ſogleich in die Höhe gehn, und ich werde allein zurückbleiben und mit Bergmann und Hector Ihnen traurig nachſehn. Nun, Hexenmeiſter, kocht das Waſſer?“

Der Förſter ſah in den Ofen. „Es kocht tüchtig,“ ſagte er, „aber was thun wir jetzt?“

„Wir bitten das Fräulein um Hülfe,“ erwiederte Fink. „Ich habe vor,“ ſagte er zu Lenore gewandt, „mit Ihrem Familientrapper durch den Wald bis nach der Brennerei zu ziehn, und von da weiter; hier habe ich mitgebracht, was mir auf Reiſen als Frühſtück und Mittageſſen dient.“ — Er holte einige Tafeln Chocolade hervor. „Wir wollen daraus etwas machen, was einem Tranke ähnlich ſieht. Wenn Sie nicht verſchmähen, uns bei unſerm Unternehmen Geſellſchaft zu leiſten, ſchlage ich vor, daß wir dieſe Chocolade ſo gut als möglich mit dem Waſſer zu verbinden ſuchen. Es wäre reizend von Ihnen, wenn Sie eine Anſicht darüber ausſprächen, wie wir das anfangen ſollen.“

„Haben Sie ein Reibeiſen oder einen Mörſer?“ frug Lenore lachend den Förſter.

„Dieſe Geräthe habe ich nicht,“ erwiederte der Waldmenſch.

„Aber einen Hammer,“ frug Fink, „und einen reinen Bogen Papier?“ Der Hammer wurde ſchnell gebracht, der Bogen Papier fand ſich nach längern Forſchungen. Fink übernahm das Geſchäft, die Chocolade zu zerſchlagen, der Förſter holte friſches Waſſer aus dem Quell, Lenore ſpülte einige Gläſer aus, und Fink klopfte eifrig auf dem Tiſch herum. „Dies iſt antediluvianiſches Papier,“ ſagte er pochend, „lederartig, noch aus der Zeit, wo es keine Papiermaſchinen gab; es muß einige Jahrhunderte in dieſer verzauberten Hütte gelegen haben.“ Lenore ſchüttete die zerſtampfte Maſſe in den Topf mit Waſſer und brachte ſie durch einen Quirl in Bewegung. Dann ſetzten ſich alle drei an den Tiſch des Förſters und tranken mit großem Behagen aus den Gläſern ihrer Hände Werk.

Goldig drangen die Lichtſtrahlen in das Zimmer, ſie ſuchten die helle Geſtalt des ſchönen Mädchens und das kräftige Antlitz des Mannes ihr gegenüber, dann fielen ſie auf die Wand, wo ſie den Kopf des Reihers mit buntem Glanz ſchmückten und die Flügel des Habichts. Der Rabe ſchloß ſein Selbſtgeſpräch, er flatterte von ſeinem Sitz auf, hüpfte vor die Füße des Fräuleins und krächzte dort von Neuem: Lenore, Lenore!

Friedlich unterhielt ſich Lenore mit dem Gaſt, der Förſter gab zuweilen ein kluges Wort dazu. Sie ſprachen von der Landſchaft und den Menſchen darin.

„Wo ich die Polen in fremden Ländern geſehen,“ ſagte Fink, „habe ich mich immer gut mit ihnen vertragen. Jetzt thut mir leid, daß die Spannung hier ſo ſchwer macht, ſie in ihrer Heimath aufzuſuchen, denn freilich lernt man die Menſchen am beſten kennen, wenn man ſie in ihren Pfählen ſieht.“

„Es muß ein großes Glück ſein, ſo vieles Verſchiedene zu ſehen,“ rief Lenore.

„Nur im Anfange fällt das Verſchiedene mächtig in die Seele. Wenn man allerlei Volk beobachtet hat, ſo iſt die letzte Empfindung, daß die Menſchen einander überall ſehr ähnlich ſind. Etwas Unterſchied in der Hautfarbe und andern Zuthaten, aber Liebe und Haß, Lachen und Weinen findet der Reiſende allerwegen, und dieſe Dinge ſehen überall ziemlich gleich aus. Es ſind jetzt zwanzig Wochen, da war ich eine halbe Erde von hier entfernt in der Holzhütte eines Amerikaners auf öder Grasſteppe. Es war nicht anders als hier. Wir ſaßen an einem dicken Holztiſch wie dieſer, und mein Wirth ſah dem alten Herrn hier ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern. Und gerade wie hier fiel das Licht der Winterſonne durch die kleinen Fenſter. — Und wenn die Männer noch mehr haben, was ſie unterſcheidet, die Frauen vollends ſind in der Hauptſache überall dieſelben. Nur in einer Kleinigkeit ſind ſie verſchieden.“

„Und was iſt dieſes?“ frug der Förſter.

„Etwas mehr oder weniger reinlich,“ ſagte Fink nachläſſig, „das iſt der ganze Unterſchied.“

Lenore erhob ſich empört, mehr über den Ton, als die Worte. „Es wird Zeit, daß ich zurückgehe,“ ſagte ſie kalt und band den Strohhut auf.

„Da Sie aufſtehen, verſchwindet der Glanz aus der Stube,“ rief Fink.

„Es iſt nur eine kleine Wolke vor die Sonne gelaufen,“

ſagte der Förſter zum Fenſter tretend, „dieſe macht den Schatten.“

„Unſinn,“ entgegnete Fink, „der Strohhut macht ihn, der das Haar des Fräuleins verſteckt, von den goldenen Locken ging das Licht aus.“

Sie traten aus dem Hauſe, der Förſter verſchloß die Pforte, in entgegengeſetzter Richtung entfernten ſie ſich von der Hütte.

Lenore eilte nach Hauſe, der Zeiſig ſang, die Amſel pfiff, ſie achtete nicht darauf. Sie ſchalt ſich, daß ſie die Schwelle des Förſterhauſes betreten hatte, und doch konnte ſie nicht aufhören, daran zu denken. Der Fremde machte ſie unruhig und unſicher. War er frech, weil ihm nichts heilig war? War er nur ſo übermüthig ſicher? Mußte ſie ihm zürnen, oder war das Gefühl von Angſt nur die Thorheit eines unerfahrenen Mädchens? Das frug ſie ſich unaufhörlich, ach und ſie fand keine Antwort!

Als Anton gegen Abend dem Schäfer eine Beſtellung auftragen wollte, war weder Karl noch ein Bote zu finden, und da die Heerde in keiner großen Entfernung vom Schloſſe trieb, ſo ging Anton ſelbſt in dem Wege, welcher nach dem Brennereigute führte, auf den Schäfer zu. Er war nicht wenig verwundert, als er auf den letzten Aeckern an der Straße ſeinen Freund Fink zu Pferde entdeckte, Karl und den Vogt geſchäftig in ſeiner Nähe. Fink ritt wie ein Kunſtreiter kurze Strecken in Galopp, die Andern trugen ſich mit ſchwarz- und weißbemalten Stangen, die ſie in den Boden ſteckten und wieder herausriſſen. Und dabei ſah Karl durch ein kleines Fernrohr, das er über ſeiner Stange befeſtigt hatte. Fünfundzwanzig Galoppſprünge,“ rief Fink.

„Zwei Zoll Fall,“ ſchrie Karl von hinten.

„Fünfundzwanzig, zwei, ſteht,“ ſagte der Vogt und ſchrieb die Zahlen in ſeine Brieftafel.

„Kommſt du auch herangeſchlichen?“ rief Fink dem Freunde lachend zu. „Wart' eine Weile, wir ſind ſogleich fertig.“ Noch eine Anzahl Galoppſprünge, Blicke durch das Fernrohr und Notizen in der Brieftafel, dann nahmen die Männer ihre Stangen zuſammen, Fink ergriff die Brieftaſche des Vogts und rechnete eifrig. Endlich gab er die Taſche mit einem Lächeln zurück und ſagte: „Komm weiter herauf, Anton, jetzt will ich dir etwas zeigen. Stelle dich mit dem Geſicht gegen Norden auf den Bach und das Schloß zu. Dann bildet der Bach, wenn du ihn als gerade Linie anſiehſt, eine Sehne, die von Weſt nach Oſt läuft, der Rand des Waldes hinter dir einen Kreisbogen. Wald und Bach begrenzen einen Kreisabſchnitt.“

„Das iſt deutlich,“ ſagte Anton.

„In alter Zeit lief der Bach anderswo,“ fuhr Fink fort, „hier längs dem Walde in der Bogenrundung, das alte Flußbett iſt noch zu erkennen. Wenn man am Waldesrand in der alten Waſſerrinne hinaufgeht, kommt man dort oben in Weſten zu dem Punkt, wo das alte Bett von dem gegenwärtigen abgeht. Es iſt der Punkt, wo eine ſchlechte Brücke über den Bach führt, und das Waſſer in ſeinem jetzigen Bett einen Fall von mehr als einem Fuß hat, ſtark genug, die beſte Mühle zu treiben. Die verfallenen Gebäude eines Vorwerks ſtehen daneben.“

„Ich kenne den Punkt gut genug,“ ſagte Anton.

„Unterhalb des Dorfes krümmt ſich das alte Flußbett vom Walde ab, wieder dem Bache zu. Es umſchließt eine mächtige Fläche, über fünfhundert Morgen, wenn ich mich auf die Sprünge dieſes Gauls verlaſſen kann. Dieſes ganze Terrain hat ſeinen Abfall von dem alten Flußbett nach dem neuen. Es ſind nur einige Morgen Wieſen und wenig erträgliches Ackerland darin, das meiſte iſt Sand und Weideland, wie ich höre, der ſchlechteſte Theil Eurer Gutsfläche.“

„Das Alles gebe ich zu,“ ſagte Anton neugierig.

„Jetzt merke auf. Wenn man den Bach wieder in ſein altes Bett zurückführt und ihn zwingt, im Bogen zu laufen, ſtatt in der Sehne, ſo kann man mit dem Waſſer, das jetzt zu Eurer Schande unnütz in die Welt fließt, die ganze Fläche von fünfhundert Morgen berieſeln und den dürren Sand in grünes Wieſenland verwandeln.“

„Du biſt ein Schlaukopf,“ rief Anton aufgeregt durch die Entdeckung.

„Was koſtet Euch der Morgen im Durchſchnitt?“ frug Fink.

„Dreißig Thaler.“

„Und ebenſoviel höchſtens betragen bei dieſem Boden die Koſten der Wieſenanlage. Macht zuſammen ſechzig Thaler, alſo drei Thaler jährliche Zinſen, dazu ſchlage an Unterhaltungskoſten, Abgaben u. ſ. w. für den Morgen jährlich zwei Thaler, ſo haſt du fünf Thaler Koſten. Rechneſt du dagegen vom Morgen zwanzig Centner Heu zum halben Thaler, ſo erhältſt du vom Morgen fünf Thaler Reinertrag, alſo bei fünfhundert Morgen zweitauſend fünfhundert jährlichen Gewinn. Um dieſen zu erhalten, iſt ein Anlagecapital von höchſtens funfzehntauſend Thalern nöthig. Das war's, Anton, was ich dir erzählen wollte.“

Anton ſtand überraſcht. Es war nicht zu verkennen, daß die Zahlen, welche Fink hingeworfen hatte, nicht ganz aus der Luft gegriffen waren, weder die Koſten, noch die Erträge. Und die Ausſicht, welche eine ſolche Anlage dem Gut eröffnete, beſchäftigte ihn ſo, daß er lange in tiefem Schweigen neben dem Freund vorwärts ſchritt. „Du zeigſt mir in der Wüſte Waſſer und grüne Wieſen,“ rief er endlich bekümmert, „das iſt grauſam von dir, denn nicht der Freiherr wird im Stande ſein, dieſe Verbeſſerung zu machen, ſondern ein Fremder. Funfzehntauſend Thaler!“

„Vielleicht werden's auch zehn thun,“ ſagte Fink ſpottend. „Ich habe dir dies Luftbild nur vor die Augen geführt, um dich für deinen Trotz von geſtern Abend zu ſtrafen. Jetzt laß uns von Anderm reden.“

Am Abend rief der Freiherr mit wichtiger Miene ſeine Frau und Lenore: „Kommt nach meiner Schlafſtube, ich habe Euch etwas mitzutheilen.“ Er ſetzte ſich dort in ſeinem Lehnſtuhl zurecht und ſagte mit größerem Behagen, als er ſeit langer Zeit an den Tag gelegt hatte: „Es war leicht zu merken, daß dieſer Beſuch Finks nicht ganz zufällig war, und nicht durch Freundſchaft für Herrn Wohlfart veranlaßt, wie die jungen Männer ſich den Schein gaben. Ihr waret beide klüger als ich; ich habe doch Recht gehabt, der Beſuch hat einen Grund, der uns näher angeht, als unſern Rechnungsführer.“ Die Baronin warf einen erſchreckten Blick auf ihre Tochter, aber Lenorens Augen waren ſo groß auf den Vater gerichtet, daß die Mutter ſich wieder beruhigte.

„Und was glaubt Ihr wohl, hat den Herrn aus der Fremde hierher geführt?“ fuhr der Freiherr fort. Die Frauen ſchwiegen. Lenore ſchüttelte den Kopf; endlich ſagte ſie: „Vater, Herr von Fink iſt von alter Zeit mit Wohlfart eng befreundet, ſie haben einander ſeit mehrern Jahren nicht geſehen. Es iſt ſo natürlich, daß Fink eine flüchtige Bekanntſchaft mit dir benützt, um einige Wochen bei ſeinem nächſten Freunde zuzubringen. Wozu wollen wir einen andern Grund für ſeine Anweſenheit ſuchen?“

„Du ſprichſt, wie die Jugend ſolche Verhältniſſe auffaßt. Die Menſchen werden weniger durch ideale Empfindungen und mehr durch Eigennutz regiert, als deine junge Weisheit annimmt.“

„Eigennutz?“ frug die Baronin.

„Was iſt dabei zu verwundern?“ fuhr der Freiherr ironiſch fort; „beide ſind Kaufleute, Fink hat auch ſo viel von den Reizen des Handels kennen gelernt, daß er nicht umhin kann, ein gutes Geſchäft zu machen, wo ſich eine Gelegenheit dazu findet. Ich will Euch ſagen, wie er hergekommen iſt. Unſer vortrefflicher Wohlfart hat ihm geſchrieben: Hier iſt ein Gut, und dieſes Gut hat einen Herrn, der gegenwärtig verhindert iſt, die Wirthſchaft ſelbſt zu überſehen. Es iſt ein Geſchäft hier zu machen, du haſt Geld, komm her. Ich bin dein Freund, es wird wohl etwas für mich abfallen.“

Die Baronin ſah ſtarr auf ihren Gemahl, Lenore aber ſprang auf und rief mit der Energie eines tiefgekränkten

Herzens: „Vater, ich will nicht hören, daß du ſo von einem Manne ſprichſt, der uns nie etwas Anderes gezeigt hat, als die größte Uneigennützigkeit. Seine Freundſchaft für uns geht ſo weit, daß er die Entbehrungen dieſes einſamen Aufenthaltes und das Peinliche, das ſeine Stellung vielen Andern verleiden würde, mit einer grenzenloſen Langmuth erträgt.“

„Seine Freundſchaft?“ ſagte der Freiherr; „auf einen ſo hohen Vorzug haben wir niemals Anſpruch gemacht.“

„Wir haben es gethan,“ rief Lenore in aufloderndem Eifer. „In einer Zeit, wo die Mutter Niemanden fand, der uns beigeſtanden hätte, da war es Wohlfart, der treu zu uns hielt. Er allein hat von dem Tage an, wo der Bruder ihn bei uns einführte, bis zu dieſer Stunde für uns geſorgt und dich vertreten.“

„Nun,“ lenkte der Freiherr ein, „ich ſage ja nichts gegen ſeine Thätigkeit, ich gebe gern zu, daß er die Rechnungen in Ordnung hält und für einen geringen Gehalt viel Fleiß beweiſt. Wenn du das Treiben der Menſchen mehr verſtändeſt, würdeſt du meine Worte ruhiger aufnehmen. Zuletzt iſt kein Unrecht bei dem, was er gethan,“ ſetzte er gedrückt hinzu. „Mir fehlt es gegenwärtig an Capitalien, und ich bin, wie Ihr wißt, auch ſonſt verhindert. Was iſt dagegen zu ſagen, wenn Andere mir Vorſchläge machen, die ihnen Vortheil bringen und mir keinen Schaden?“

„Um Gottes willen, Vater, was für Vorſchläge? Es iſt unwahr, daß Wohlfart irgend ein anderes Intereſſe dabei hat, als dein eigenes.“

Die Mutter forderte durch eine Handbewegung Lenore auf, zu ſchweigen. „Will Fink dir das Gut abkaufen,“ ſagte ſie, „ſo werde ich dieſen Entſchluß als ein Glück für dich ſegnen, als das größte Glück, das dir gerade jetzt widerfahren kann, geliebter Oscar.“

„Von Kaufen war vorläufig nicht die Rede,“ erwiederte der Freiherr, „ich würde mich auch unter den jetzigen Ausſichten bedenken müſſen, das Gut ſo ſchnell wegzugeben. Fink hat mir einen andern Vorſchlag gemacht. Er will mein Pächter werden.“

Lenore ſank lautlos in einen Stuhl.

„Er will mir fünfhundert Morgen von der Gutsfläche abpachten, um dieſelben in Kunſtwieſen zu verwandeln. Ich kann nicht leugnen, daß er offenherzig und als Ehrenmann mit mir geſprochen hat. Er hat mir mit Zahlen bewieſen, wie groß ſein Vortheil ſein würde, er hat ſich erboten, den Pachtbetrag für die erſten Jahre auf der Stelle zu zahlen, ja er hat ſich erboten, dies Pachtverhältniß nach fünf Jahren aufzulöſen und mir die Wieſen zu übergeben, wenn ich ihm die Koſten der Anlage zurückerſtatte.“

„Großer Gott!“ rief Lenore, „du haſt dieſen edelmüthigen Vorſchlag doch zurückgewieſen?“

„Ich habe Bedenkzeit verlangt,“ erwiederte der Freiherr behaglich. „Das Anerbieten iſt, wie geſagt, auch für mich nicht gerade nachtheilig, indeß wäre es doch unvorſichtig, einem Fremden durch fünf Jahre ſo große Vortheile einzuräumen, da Hoffnung iſt, daß ich ſelbſt in einem Jahre über Summen verfügen kann, um dieſe Anlagen für unſere eigene Rechnung zu machen.“

„Du würdeſt ſie niemals ſelbſt machen, mein geliebter, armer Mann," rief die Baronin unter Thränen, ſie umſchlang den Hals ihres Gemahls und hielt ihre Hand über ſeine Augen. Der Freiherr ſank vernichtet zuſammen und legte wie ein Kind ſein Haupt an ihre Bruſt.

„Ich muß wiſſen, ob Wohlfart von dieſem Plane weiß und was er dazu ſagt," rief Lenore entſchloſſen: „wenn du erlaubſt, Vater, ſchicke ich ſogleich hinüber und laſſe ihn holen." Da der Freiherr keine Antwort gab, klingelte ſie dem Bedienten und verließ das Zimmer, dieſen vor der Thür zu erwarten.

Fink ſaß in Antons Stube, eifrig beſchäftigt, den Freund auszuſchelten. „Seit du nicht mehr Cigarren rauchſt, iſt dein beſſerer Genius von dir gewichen, nachdem er ſich alle Haare über deine Ungemüthlichkeit ausgerauft hat. Jetzt iſt er im Himmel unter den pſalmirenden Engeln durch eine Tour auffällig, und unſer Herrgott muß von Zeit zu Zeit den Hofmarſchall fragen: „Wer iſt denn dieſer unglückliche Genius mit der Perücke?" Dann antwortet Raphael: „Der Cavalier war früher dem Scheuſal Anton Wohlfart zugetheilt." Dann frägt der Herr: „Weßhalb hat er ihn verlaſſen?" Und Raphael muß antworten: „Weil der Unſelige die Trabuco's abgeſchworen hat." Und der Herr wird zornig ſprechen: „Fort mit ihm zur Hölle; ſeine Seele ſoll in ein Rübenblatt eingenäht und dort alle Tage von kleinen Speiteufeln verraucht werden."

„Biſt du in Amerika Mitglied einer frommen Gemeinde geworden, daß du im Himmel ſo genau Beſcheid weißt?" frug Anton von ſeiner Rechnung aufſehend.

„Schweig!" ſagte Fink, „ſonſt hatteſt du doch noch einige Stunden, wo du zu faullenzen verſtandeſt, jetzt verführſt du eine ewige Buchrechnung, und beim Tantalus, um nichts und wieder nichts.“

Der Bediente trat ein und rief Anton zum Freiherrn. Als Anton an der Thür war, rief Fink ihm nach: „Apropos, ich habe dem Freiherrn angeboten, die fünfhundert Morgen von ihm zu pachten. Zwei ein halb Thaler Pachtgeld für den Morgen; nach fünf Jahren Rückgabe der Wieſen gegen Erſtattung der Anlagekoſten, Zahlung baar oder in Hypothek. Jetzt geh, mein Junge.“

Als Anton bei dem Freiherrn eintrat, ſaß die Baronin an der Seite ihres Gemahls und hielt ſeine Hand in der ihren, Lenore ging unruhig im Zimmer auf und ab. „Haben Sie von dem Vorſchlage gehört, den Herr von Fink meinem Vater gemacht hat?“ frug ſie.

„In dieſem Augenblick hat er mir davon geſagt,“ erwiederte Anton. Der Freiherr verzog den Mund.

„Und was iſt Ihre Meinung, darf mein Vater das Anerbieten annehmen?“

Anton ſchwieg. „Für das Gut iſt es vortheilhaft,“ ſagte er endlich mit innerer Ueberwindung. „Die Anlage könnte die beſte Hülfe für dieſe Beſitzung werden.“

„Nicht das will ich wiſſen,“ entgegnete Lenore ungeduldig, „ſondern ob Sie als unſer Freund den Rath geben, dieſen Vorſchlag anzunehmen.“

„Nein,“ ſagte Anton.

„Ich wußte, daß Sie ſo ſprechen würden,“ rief Lenore und trat hinter den Stuhl ihres Vaters.

„Sie ſagen nein, und weßhalb? wenn's beliebt," frug der Freiherr.

„Die gegenwärtige Zeit, welche Alles in Frage ſtellt, ſcheint mir wenig geeignet für eine ſo große Speculation. Außerdem glaube ich, daß Fink bei ſeinem Anerbieten durch Rückſichten geleitet wurde, welche vielleicht ihm ſelbſt Ehre machen, die aber Ihnen, Herr Baron, die Annahme ſeiner Vorſchläge erſchweren müſſen."

„Sie werden mir erlauben, ſelbſt darüber zu entſcheiden, was ich annehmen darf, und was nicht," erwiederte der Freiherr. „Das Unternehmen wäre als Geſchäft für beide Parteien vortheilhaft."

„Das muß ich einräumen," ſagte Anton.

„Und wie man die gegenwärtige politiſche Lage anſieht, iſt Sache der perſönlichen Auffaſſung. Wer ſich dadurch in ſeinen Unternehmungen nicht ſtören läßt, verdient doch wohl mehr Lob, als der, welcher in einer unbeſtimmten Furcht das Nützliche zu thun verſäumt."

„Auch das muß ich zugeben."

„Würde dies Unternehmen die Folge haben, daß Herr von Fink in unſerer Gegend ſeinen dauernden Aufenthalt nähme?" frug die Baronin.

„Das glaube ich nicht, gnädigſte Frau, die Arbeiten ſelbſt wird er jedenfalls einem Techniker übertragen; ſein lebhafter Geiſt wird ihn ſchnell genug wieder in die Welt treiben. Was ihn beſtimmt hat, dem Herrn Baron ſein Anerbieten zu machen, das kann ich nur muthmaßen. Ich glaube, daß großen Antheil daran die Verehrung hat, welche er gegen Ihr Haus empfindet, und der Wunſch, Ihnen und vielleicht auch mir in dieſen unruhigen Tagen mit einigem Recht nahe zu ſein. Gerade das, was Andern jetzt dieſe Gegend verleidet, die Gefahr, das hat für ſein kühnes Herz viel Lockendes.“

„Und würde Ihnen nicht lieb ſein, den Freund hier zu behalten?“ frug die Baronin weiter.

„Ich habe dies bis heut noch nicht gehofft,“ erwiederte Anton. „In früherer Zeit war zuweilen meine Aufgabe, ihn von ſchnellen Entſchlüſſen zurückzuhalten, bei denen er um einer Laune willen Vieles auf das Spiel ſetzte.“

„Sie halten es alſo für vorſchnell,“ ſagte der Freiherr, „daß Ihr Freund mir einen ſolchen Antrag gemacht hat?“

„Sein Antrag iſt gewagt für ihn ſelbſt,“ antwortete Anton nachdrücklich, „und es iſt etwas darin, Herr Freiherr, was mir auch in Ihrem Intereſſe nicht gefällt, obgleich ich in Verlegenheit käme, wenn ich ausſprechen ſollte, was es iſt.“

„Wir danken Ihnen,“ ſagte der Freiherr, „und wollen Sie nicht weiter bemühen, die Sache hat ja keine Eile.“ Anton verbeugte ſich und verließ das Zimmer.

Lenore ſtand ſchweigend am Fenſter, ein langer Blick folgte dem Abgehenden. „Ich kann nicht ausſprechen, was es iſt,“ wiederholte ſie Antons letzte Worte, und ein Heer von ängſtlichen Bildern und Ahnungen flog durch ihre Seele. Sie zürnte der Schwäche ihres Vaters, ſie war empört über Fink, der es wagte, ihnen Wohlthaten anzubieten. Ob der Vater annahm, ob er ablehnte, ihr Aller Verhältniß zu dem Gaſt war ein anderes geworden. Sie waren ihm verpflichtet, er war ihnen kein Fremder mehr, er ſelbſt hatte ſich als Vertrauter in ihre ſtillen Leiden eingedrängt. Sie dachte an das Zucken ſeines Mundes, an ſeine zuſammengezogenen Augenbrauen, ſie hörte, wie er ſpottete über den Vater und über ſie. Keck war er in ihr Haus getreten und nach wenigen Tagen faßte er gleichgültig wie im Scherz nach den Zügeln, um ihr Schickſal nach ſeinem Willen zu lenken. Seiner übermüthigen Laune ſollten ihre Eltern vielleicht die Rettung verdanken. Heut hatte ſie noch mit ihm, dem glänzenden Mann aus der großen Welt, ſcherzen können, er war ein Gaſt, mit dem man auf gleichem Fuß ſteht, wie ſollte ſie ihn anſehen von morgen ab? Von morgen war er ein großer Herr für ſie, und ihr Vater in Wahrheit ſein Untergebener. Ihr Stolz bäumte hoch auf gegen ſein Weſen, deſſen Macht ſie in dieſer Stunde ſo lebhaft fühlte; ſie nahm ſich vor, ihn mit Kälte zu behandeln; ſie grübelte über die Worte, die er zu ihr ſprechen könnte, und über ihre Antworten, und immer flog ihre Seele um das Bild des mächtigen Fremden, wie der aufgeſcheuchte Vogel um den Feind ſeines Neſtes.

„Und was wirſt du thun, Oscar?“ frug die Baronin.

„Der Vater darf nicht annehmen,“ rief Lenore mit Energie.

„Und was iſt deine Meinung?“ ſprach der Freiherr zu ſeiner Frau gewandt.

„Wähle, was dich am Erſten von dieſem Gute befreit, was die Sorge von dir nimmt, den Trübſinn, die Unſicherheit, die dich jede Stunde im Stillen quälen. Laß uns in die Ferne ziehn, wo die Leidenſchaften weniger häßlich ſind, weit weg aus dieſem Lande. In den engſten Verhältniſſen werden wir ruhiger ſein, als hier.“

„Du räthſt alſo, ſeinen Vorſchlag anzunehmen,“ ſagte der Freiherr. „Wer den Theil gepachtet hat, übernimmt wohl auch das Ganze.“

„Und zahlt uns eine Penſion,“ rief Lenore.

„Du biſt ein thörichtes Mädchen,“ ſagte der Vater, „Ihr regt Euch Beide auf, das iſt unnütz. Der Vorſchlag iſt zu bedeutend, um ihn kurz von der Hand zu weiſen, oder im Sprunge anzunehmen. Ich will mir das Nähere überlegen. Dein Wohlfart wird Gelegenheit haben, die Bedingungen zu prüfen,“ fügte er in beſſerer Laune hinzu.

„Höre, mein Vater, auf das, was Wohlfart dir ſagt, und ehre auch, was er verſchweigt.“

„Ja, er ſoll gehört werden,“ ſchloß der Freiherr, „und jetzt gute Nacht, Ihr Beiden, ich werde mir's überlegen.“

„Er wird annehmen,“ ſagte Lenore im Zimmer der Baronin, „er wird annehmen, weil Wohlfart abgerathen hat, und weil der Andere ihm Geld giebt. Mutter, warum haſt du ihm nicht geſagt, daß wir Frauen dieſem Fremden nicht mehr ins Geſicht ſehen können, wenn er uns in unſerm eignen Hauſe die Almoſen zutheilt?“

„Ich habe keinen Stolz, ich habe keine Hoffnung mehr,“ ſagte die Mutter leiſe.

Als Anton langſam in ſein Zimmer zurückkehrte, rief Fink ihm luſtig entgegen: „Wie ſteht's, Procuriſt, darf ich Pächter werden, oder wird der Baron die Anlage ſelbſt machen? Er hatte große Luſt dazu. In dieſem Fall erhebe ich

Anſpruch auf Finderlohn. Freie Station für mich und mein Pferd, ſo lange ſie hier Krieg ſpielen.“

„Er wird deinen Vorſchlag annehmen,“ erwiederte Anton, „obgleich ich ihm abgerathen habe.“

„Du?“ frug Fink; „ja, das ſieht dir ähnlich. Wenn eine ertrinkende Maus ſich an ein Holzklotz klammert, du hältſt ihr eine Rede über das Drückende moraliſcher Verpflichtungen und ſchleuderſt ſie ins Waſſer zurück.“

„Du biſt nicht ſo unſchuldig, wie ein Holzklotz,“ ſagte Anton wider Willen lachend.

„Höre,“ fuhr Fink fort, „ich habe keinen Ueberfluß an Sentimentalität, aber in dieſem Fall würde ich es doch nicht für freundſchaftlich halten, wenn du mich mit einer Strafrede erbauen wollteſt. Iſt dir's denn ſo unangenehm, daß ich dir helfe, eine verrückte Zeit durchzumachen?“

„Ich kenne dich lange genug, du Schelm,“ ſagte Anton, „um zu wiſſen, daß deine Freundſchaft für mich an deinem Anerbieten vielen Antheil hat.“

„Wirklich?“ ſpottete Fink, „und wie groß war dieſer Antheil? Es iſt eine nichtsnutzige Zeit, man mag ſo tugendhaft handeln, als nur irgend möglich, man wird ſo lange ſecirt, bis die Tugend ſich unter dem Meſſer der Bosheit in Egoismus verwandelt.“

Anton ſtreichelte ihm die Wangen. „Ich ſecire nicht,“ ſagte er. „Du haſt ein großartiges Anerbieten gemacht, und ich bin nicht mit dir unzufrieden, wohl aber mit mir. In der erſten Freude über deine Ankunft habe ich dir über die Verhältniſſe des Freiherrn und über den ſtillen Kummer der Frauen mehr mitgetheilt, als ſich mit meiner Pflicht vertrug, ich ſelbſt habe dich in die Geheimniſſe dieſes Hauſes eingeweiht, und du haſt dieſes Wiſſen auf deine behende Weiſe in Anſpruch genommen. So habe ich ſelbſt dich mit der Familie verflochten und deine Capitalien mit dieſem unruhigen Lande. Daß dies ſo plötzlich geſchehen, iſt gegen mein Gefühl, und daß meine Unvorſichtigkeit die Veranlaſſung gegeben, das ärgert mich."

„Natürlich," lachte Fink; „für dich iſt der ſüßeſte Genuß, wenn du dir um deine Umgebung Sorge machen kannſt."

„Zweimal iſt mir begegnet," fuhr Anton fort, „daß ich, deſſen Vorſicht du ſo oft verſpotteſt, über die Lage der Familie ohne Beruf mit Freunden geſprochen habe. Das erſte Mal erbat ich Hülfe für die Rothſattel, ſie wurde mir verweigert, und dieſer Vorgang hat mich mehr als etwas Anderes aus dem Comtoir und in dies Haus getrieben; jetzt führt meine zweite Indiscretion die nicht mehr erbetene Hülfe in das Haus, was wird die Folge ſein?"

„Daß ſie dich wieder aus dem Hauſe und in das Comtoir wirft," lachte Fink. „Hat man je einen ſo ſpitzfindigen Hamlet in Thranſtiefeln geſehn? — Wenn ich nur dahinter kommen könnte, ob du einen ſolchen logiſchen Ausgang in der Stille erſehnſt oder fürchteſt?" Er zog ein Geldſtück aus der Taſche: „Kopf oder Schrift, Anton? — Blond oder ſchwarz? — Werfen wir!"

„Du biſt nicht mehr in Teneſſee, du Seelenverkäufer!" erwiederte Anton wider Willen lachend.

„Es ſollte ehrliches Spiel ſein," ſagte Fink gleichmüthig, das Geldſtück wieder einſteckend. „Ich wollte dir die Wahl laſſen. — Denke in Zukunft daran."

## 3.

Der Freiherr nahm an. In der That war es ſchwer, dem Anerbieten Finks zu widerſtehen, ſelbſt Anton mußte zugeben, daß eine Zurückweiſung kaum erfolgen konnte, nachdem es einmal im Ernſt ausgeſprochen war. Allerdings kam der Freiherr zu ſeiner Einwilligung nicht auf der geraden Linie, in welcher der gemeine Menſchenverſtand ſonſt auf irdiſche Intereſſen losgeht. Seine Seele machte mehrere Querſprünge. Immer wieder fiel ihm ein, daß er einen anſehnlichen Gewinn aus ſeinem Gute auf einige Jahre einem Fremden laſſen ſollte; und wenn er ſich ſeufzend die Unmöglichkeit eingeſtanden hatte, dieſem Verluſte zu entgehen, ſo fiel ihm wieder ein, wie zudringlich es von dem Fremden ſei, ihm am dritten Tag nach ſeiner Ankunft einen ſolchen Antrag zu machen, und wie Lenorens fortgeſetztes Widerſtreben doch einen Grund habe. Dann erſchien er ſich armſelig, unſelbſtſtändig und unter Antons Vormundſchaft, und kam erbittert bis zu dem Gedanken, die Sache aufzugeben. Aber nach ſolchen Wallungen ſchwankte er zuletzt doch immer wieder auf die Straße ſeines Vortheils zurück. Er wußte ſehr wohl, welche Hülfe die vorausbezahlte Pacht für das laufende Jahr ſein mußte, er ahnte, daß die Anlage in einigen Jahren den Werth des Gutes um die Hälfte erhöhen konnte. Ja, er gab zu, daß Fink ſelbſt in den Unruhen dieſes Jahres ein wünſchenswerther

Bundesgenoſſe ſei. Gegen die Frauen beobachtete er ein hartnäckiges Stillſchweigen, Lenorens wiederholte Verſuche ihn zu beſtimmen, wies er mit einem auffallenden Anflug von guter Laune ab; ſein ganzes Weſen war in dieſer Periode der Ueberlegung gehobener.

Nach einigen Tagen rief er den alten Diener und ſagte im engſten Vertrauen: „Gieb Acht, Johann, ob Herr Wohlfart im Laufe des Tages einmal ausgeht, und Herr von Fink allein in ſeinem Zimmer iſt, dann melde mich bei ihm und hole mich ab. Als er ganz in der Stille bei Fink eingeführt worden war, ſagte er ihm in verbindlicher Weiſe, daß er ſeinen Vorſchlag annehme und ihm überlaſſe, gelegentlich mit dem Anwalt in Rosmin den Contract zu entwerfen.

„Abgemacht,“ rief Fink, ihm die Hand ſchüttelnd; „haben Sie aber auch bedacht, Herr Freiherr, daß ich durch Ihre freundliche Einwilligung in die Lage kommen kann, noch auf Wochen, vielleicht auf Monate die Gaſtfreundſchaft Ihres Hauſes in Anſpruch zu nehmen? Denn ich halte meine Gegenwart für wünſchenswerth, wenigſtens bis die Arbeit in Gang kommt.“

„Es wird mir eine große Freude ſein,“ erwiederte der Freiherr aufrichtig, „wenn Sie in unſerm noch nicht eingerichteten Haushalt vorlieb nehmen. Ich werde mir die Freiheit nehmen, Ihnen einige Zimmer in dieſem Flügel wohnlich zu machen und ganz zu Ihrer Dispoſition zu ſtellen. Haben Sie einen Diener, an den Sie gewöhnt ſind, ſo bitte ich, ihn kommen zu laſſen.“

„Einen Diener nicht,“ ſagte Fink, „wenn Sie Ihrem Johann geſtatten wollen, meine Zimmer in Ordnung zu halten. Aber etwas Beſſeres habe ich, wovon ich mich nicht lange trennen möchte, ein Halbblut, das noch im Stall meines Vaters ſteht."

„Sollte es nicht möglich ſein, das Pferd herzuſchaffen?"

„Wenn Sie das erlauben," ſagte Fink, „bin ich Ihnen ſehr dankbar."

So beſprachen die Beiden im beſten Einvernehmen ihre Verbindung, und der Freiherr verließ Finks Zimmer mit dem Gefühl, daß er doch einen klugen Streich gemacht habe.

„Die Sache iſt in Richtigkeit," ſagte Fink zu dem eintretenden Anton. „Jetzt lamentire nicht, ſondern finde dich darein, das Unglück iſt einmal geſchehen. In zwei Zimmer auf der Ecke dieſes Flügels werde ich mich einquartiren, die Einrichtung beſorge ich ſelbſt. Morgen fahre ich nach Rosmin und von dort weiter. Ich bin einem geſchickten Mann auf der Spur, der das Techniſche der Anlage leiten ſoll; den Mann und einige Arbeiter bringe ich mit. Kannſt du mir unſern Karl auf acht Tage überlaſſen?"

„Er iſt hier ſchwer zu entbehren, indeß, wenn es ſein muß, werde ich ihn zu vertreten ſuchen. Laßt mir nur ein Bündel mit weiſen Lehren zurück."

Am nächſten Morgen reiſte Fink in Begleitung des Huſar ab, und die alte Ordnung im Schloß kehrte zurück. Die kleine Schaar Gutswehr hielt regelmäßig ihre Uebungen, Patrouillen wurden gemacht, wie früher; arge Gerüchte wurden eifrig erzählt und angehört; einmal kam die Meldung, daß auf der nächſten Landſtraße ein Haufe Senſenmänner marſchire, ein andermal betrat ein Trupp feindlicher Reiter die Feldmark, ritt aber, ohne das Dorf zu berühren, auf dem Waldwege vorüber. Auch Militär erſchien als Einquartierung auf einzelne Nächte, kleine Abtheilungen, welche weiter ins Land hineinzogen. Die Offiziere waren willkommene Gäſte des Schloſſes, ſie erzählten von dem Kampf der Leidenſchaften jenſeit der Wälder und beruhigten die Frauen durch das muthige Verſprechen, daß dem Aufſtand ein ſchnelles Ende bereitet werde. Nur Anton empfand die ſchwere Laſt, welche ſelbſt durch die kleinen Truppenmärſche auf das Gut gelegt wurde.

Faſt vierzehn Tage waren vergangen, Fink und Karl wie verſchwunden. An einem ſonnigen Tage war Lenore bei ihrer Pflanzung beſchäftigt, ſie ließ durch einen Arbeiter Löcher für die Wurzelballen kleiner Waldbäume ausgraben. Schon bildete ein halbes Hundert von Fichten und jungen Birken ein anſpruchsloſes Gebüſch, das zur Zeit einem Rebhuhn mehr Schatten gab, als einem Menſchen. In ihrem Strohhut, einen kleinen Spaten in der Hand, erſchien Lenore dem vorübereilenden Anton ſo anmuthig, daß er ſich nicht enthalten konnte, ſtehen zu bleiben und ihr zuzuſehen.

„Habe ich Sie endlich, treuloſer Herr,“ rief ihm Lenore zu. „Seit acht Tagen haben Sie ſich gar nicht um meine Bäume gekümmert, ich habe Alles allein begießen müſſen. Hier iſt Ihr Spaten, kommen Sie und helfen Sie mir Löcher graben.“

Anton ergriff gehorſam den Spaten und begann tapfer den Raſen auszuſtechen. „Ich habe im Walde junge Wachholder geſehen, vielleicht können Sie die brauchen.“

„An den Rändern,“ antwortete Lenore verſöhnt.

„Ich habe in den letzten Tagen mehr zu thun gehabt, als ſonſt,“ fuhr Anton fort. „Karl fehlt uns überall.“

Lenore ſtieß ihren Spaten tief in die Erde und beugte ſich herab, den aufgeworfenen Boden anzufühlen. „Hat Ihr Freund immer noch nicht geſchrieben?“ frug ſie gleichgültig.

„Ich weiß nicht, was ich denken ſoll,“ ſagte Anton, „der Poſtenlauf iſt nicht unterbrochen, denn andere Briefe ſind angekommen. Faſt fürchte ich, daß den Reiſenden ein Unglück zugeſtoßen iſt.“

Lenore ſchüttelte den Kopf. „Können Sie ſich denken, daß Herrn von Fink ein Unglück zuſtößt?“ frug ſie weitergrabend.

„Es iſt ſchwer zu denken,“ ſagte Anton lachend, „er ſieht nicht aus, als ob er ſich ein boshaftes Schickſal leicht über den Kopf wachſen ließe.“

„Das meine ich auch,“ erwiederte Lenore trocken.

Anton ſchwieg eine Weile. „Es iſt merkwürdig, daß wir mit einander noch nicht über die Veränderung geſprochen haben, welche durch Finks Hierbleiben entſteht,“ ſagte er endlich nicht ohne Zwang, denn er empfand undeutlich, daß zwiſchen Lenore und ihn ſelbſt eine Befangenheit gekommen war, ein leichter Schatten auf goldgrünem Raſen, von dem man nicht weiß, woher er fällt. „Sind Sie auch nicht unzufrieden mit ſeiner Anſiedelung?“ Lenore wandte ſich ab und ließ einen Zweig durch ihre Finger gleiten. „Sind Sie zufrieden?“ frug ſie zurück.

„Ich für meinen Theil kann mir die Anweſenheit des Freundes wohl gefallen laſſen,“ ſagte Anton.

„Dann thu' ich's auch,“ erwiederte Lenore aufſehend.

„Aber es iſt doch auffallend, daß auch Herr Sturm nicht geſchrieben hat. Vielleicht kommen ſie gar nicht wieder," rief ſie aus.

„Für Karl leiſte ich Bürgſchaft," ſagte Anton.

„Aber für den Andern? Der ſieht aus, als ob er veränderlich wäre, wie eine Wolke."

„So iſt er nicht," erwiederte Anton; „wenn er Schwierigkeiten zu bekämpfen hat, erwacht alle Energie ſeines Lebens; nur was ihm keine Mühe macht, das langweilt ihn."

Lenore ſchwieg und grub eifrig weiter.

Da hörte man aus dem Wirthſchaftshofe das Geſumm von fröhlichen Stimmen, die Leute liefen von ihrem Mittagstiſch auf die Landſtraße, „Herr Sturm kommt," rief ein Knecht den Grabenden zu. — Ein ſtattlicher Zug bewegte ſich durch das Dorf nach dem Schloſſe. Voran ſchritt ein halbes Dutzend Männer in gleicher Tracht; ſie trugen graue Jupen, breitkrempige Filzhüte, die an einer Seite aufgeſchlagen und mit einem grünen Buſch verziert waren, auf der Schulter eine leichte Jagdflinte, an der Seite ein Matroſenmeſſer. Hinter ihnen kam eine Reihe beladener Wagen, der erſte voll von Schaufeln, Grabſcheiten, Hacken und Erdkarren, welche zu kunſtvoller Symmetrie in einander geſetzt waren, dahinter andere Wagen mit Mehlſäcken, Kiſten, Kleiderbündeln und eingepackten Möbeln. Den Zug ſchloß wieder eine Anzahl Männer in grauer Uniform und denſelben Waffen. In der Nähe des Schloſſes ſprang Karl mit einem Fremden von dem letzten Wagen herab. Karl ſtellte ſich an die Spitze des Zuges, ließ die Wagen an der Front des Schloſſes auffahren, ordnete die Männer in zwei Reihen und commandirte mit einigem Erfolg: „Präſentirt das Gewehr!" Hinter dem Zuge galoppirte Fink auf ſeinem Pferde heran.

„Willkommen!" rief Anton dem Freunde entgegen.

„Sie bringen eine Armee mit Bagage," lachte Lenore ihn begrüßend, „ziehen Sie immer mit ſo ſchwerem Gepäck ins Feld?"

„Ich bringe ein Corps, das von heute ab in Ihrem Dienſt ſtehen ſoll," erwiederte Fink vom Pferde ſpringend. „Es ſcheinen ordentliche Leute," ſagte er zu Anton gewandt, „ſie ſollen den Stamm bilden für meine Arbeiter. Doch hat es Mühe gemacht, ſie zuſammenzufinden. Hände ſind jetzt rar, und doch wird nichts gearbeitet. Wir haben in deiner Heimath getrommelt und gelockt, wie Werbeoffiziere. Zur Arbeit allein wären ſie ſchwerlich gekommen. Die grauen Jacken und die Jägerhüte haben's ihnen angethan. Einige gediente Männer ſind darunter, dein Huſar weiß ſie zuſammenzuhalten, wie ein geborener General."

Der Freiherr und ſeine Gemahlin traten in die offene Halle. Die Arbeiter brachten auf Karls Commando ein dreimaliges Hoch aus, dann zogen ſie auf die vordere Seite des Hauſes und lagerten ſich in der Sonne.

„Hier ſind Ihre Pioniere, mein Chef," ſagte Fink nach den erſten Begrüßungen zum Freiherrn. „Da Ihre Güte mir erlaubt hat, für die nächſte Zeit Ihr Hausgenoſſe zu werden, ſo habe ich auch das Recht gewonnen, etwas für die Sicherung Ihres Schloſſes zu thun. Es ſieht bedenklich aus in dieſer Provinz. In Roſmin ſelbſt hält man ſich keinen Tag für ſicher. Ihre Einrichtung einer Bauerwehr iſt auch dem Feind nicht entgangen und hat ſeine Aufmerkſamkeit auf Ihr Haus gelenkt.“

„Es iſt mir eine Ehre,“ unterbrach der Freiherr, „dieſen Herren zu mißfallen.“

„Gewiß,“ ſtimmte Fink höflich bei. „Um ſo mehr haben Ihre Verehrer die Verpflichtung, für Ihre und Ihrer Familie perſönliche Sicherheit zu wachen. Noch ſind Sie kaum ſtark genug, dies Schloß gegen abgeſchmackte Einfälle Ihrer Ortsangehörigen zu ſchützen. Das Dutzend Arbeiter, welches ich herbringe, könnte eine Schutzwache für Ihr Haus bilden, die Leute haben Waffen und wiſſen zum Theil damit umzugehen. Ich habe die Arbeiter auf ein Reglement verpflichtet, welches ſo viel militäriſchen Anſtrich hat, daß es helfen kann, ſie in Ordnung zu halten. Sie ſollen täglich einige Stunden weniger arbeiten und ſich in dieſer Zeit einexerciren, Patrouillen machen und, ſoweit Ihnen, Herr Freiherr, dies wünſchenswerth erſcheint, eine regelmäßige Verbindung mit der Umgegend erhalten. Unterhalt und Beköſtigung der Leute liegen natürlich mir ob, ich habe vorläufig für die erſten Wochen geſorgt. Mein Wunſch iſt, für ſie ein leichtes Haus auf dem Felde zuſammenzuſchlagen; bis dahin aber wird es nöthig ſein, die Männer nahe bei einander zu halten, wo möglich in der Nähe des Schloſſes. Und deßhalb bitte ich Sie um vorläufiges Quartier auch für dieſe Leute.“

„Alles, was Sie wünſchen, lieber Fink,“ rief der Freiherr fortgeriſſen von dem unternehmenden Geiſt des Jüngern; „was wir von Räumlichkeiten haben, ſtelle ich zu Ihrer Verfügung.“

„Dann erlaube ich mir den Vorſchlag," ſagte Anton, „im Schloß ein Zimmer des untern Stocks als Wachtſtube einzurichten. Dort werden die Waffen und Werkzeuge der Leute aufbewahrt, und jede Nacht ziehen einige dorthin auf Poſten. Die übrigen müſſen in dem Wirthſchaftshof untergebracht werden. Dadurch werden die Männer gewöhnt, dies Schloß als ihren Sammelplatz zu betrachten."

„Vortrefflich," ſagte Fink, „wenn nur die Damen der Unruhe, welche dadurch auch in das Schloß kommt, nicht zu ſehr zürnen."

„Die Frau und Tochter eines alten Soldaten werden die Maßregeln, welche für ihre Sicherheit getroffen werden, mit dem größten Dank aufnehmen," erwiederte der Freiherr mit Würde.

So wurde von allen Seiten bereitwillig angegriffen, die neue Colonie anzuſiedeln. Die befrachteten Wagen wurden abgeladen. Die Techniker und die Arbeiter fanden vorläufig ein nothdürftiges Unterkommen auf dem Wirthſchaftshofe.

Die erſte Thätigkeit der Arbeiter war, Leinwand und Strohſeile von Möbeln abzuwickeln und dieſe in die Zimmer ihres neuen Brodherrn zu tragen. Die Dienerſchaft vom Schloſſe ſtand herum und ſah neugierig auf den einfachen Hausrath. Ein Stück aber erregte ſo laute Verwunderung, daß auch Lenore zu der Gruppe trat. Es war ein kleines Sopha von abenteuerlichem Ausſehen. Beine und Armlehnen waren die Füße eines großen Raubthiers, die Polſter waren überzogen mit dem Fell derſelben Katzenart, gelbbrauner Grund mit regelmäßigen ſchwarzen Flecken. Zur Rücklehne und den Seitenkiſſen waren drei ungeheure Katzenköpfe in Polſter verwandelt, das Geſtell war, ſtatt von Holz, von kunſtvoll geſchnitztem Elfenbein.

„Wie allerliebſt!“ rief Lenore aus.

„Wenn das Ding Ihnen nicht mißfällt,“ ſagte Fink gleichgültig, „ſo ſchlage ich Ihnen einen Tauſch vor. In meinem Zimmer ſteht ein kleiner Divan, in dem ſich's ſo bequem ruht, daß ich ihn gern behalten möchte. Erlauben Sie den Leuten, dies Ungethüm in einem andern Zimmer des Schloſſes niederzuſetzen, und überlaſſen Sie mir dafür den Divan.“

Lenore fand bei dieſer kurzen Weiſe nicht ſogleich eine Antwort, ſie verbeugte ſich zu ſtummer Einwilligung. Und doch war ſie unzufrieden mit ſich, daß ſie den Tauſch nicht im Augenblick ablehnte. Als ſie in ihr Zimmer kam, fand ſie das Katzenſopha darin aufgeſtellt. Darüber ärgerte ſie ſich noch mehr, ſie rief Suſka und den Diener, das Möbel in eine andere Stube zu tragen, aber beide proteſtirten und erhoben großen Lärm, als ſie behaupteten, das prächtige Thier ſtehe nirgend beſſer als in dem Zimmer des gnädigen Fräuleins; bis endlich Lenore, um nicht Aufſehen zu verurſachen, beide hinaustrieb und ſich leidend in den Tauſch ergab. So ruhte jetzt Lenorens ſchöner Leib auf den Jaguarfellen, die Fink in fernen Wäldern erbeutet hatte.

Am nächſten Tage begann die neue Thätigkeit. Der Wieſenbauer zog mit ſeinen Inſtrumenten auf das Feld, die Arbeiter wurden an ihr Werk geſtellt. Karl ſuchte Tagelöhner in den deutſchen und polniſchen Orten, auch im Dorfe waren einige Leute willig, nach wenig Tagen wurde ein halbes Hundert Arbeiter auf dem gepachteten Land beſchäftigt. Nebenbei bemerkt, nicht ohne viele Störung, die Leute waren unruhig und zerſtreut, und die Arbeiter aus den nächſten Dörfern kamen unregelmäßiger, als wünſchenswerth war: aber der Stamm hielt doch feſt und Finks Einrichtung bewährte ſich, vielleicht deßhalb, weil ſowohl er als Karl die Leute zu bändigen wußten, er ſelbſt durch ſtolze Energie, Karl durch gute Laune, mit der er lobte und ſchalt. Die militäriſchen Uebungen zu leiten, kam der Förſter unermüdlich aus ſeinem Walde hervor, das Schloß wurde alle Nächte durch Wachen beſetzt, die Patrouillen nach den Nachbardörfern pünktlich verſehen. Der kriegeriſche Geiſt verbreitete ſich von dem Schloſſe über die ganze deutſche Umgegend. Schnell lebte in der Schaar mit aufgekrempten Hüten ein Corpsgeiſt auf, der die Handhabung der Disciplin erleichterte; nach wenig Tagen wurde Fink mit zahlreichen Bitten anderer Leute überlaufen, ſie ebenfalls mit einem Anzuge und einer Flinte, mit guter Koſt und Löhnung zu verſehen und in ſeine Garde aufzunehmen.

„Die Wachtſtube iſt in Ordnung,“ ſagte Fink zu Anton, „in die Fenſterverſchläge des Unterſtocks laß noch Schießlöcher ſchneiden.“

So trug man im Schloß die Laſten der Zeit mit neuem Muth. In das Leben jedes Einzelnen kam durch den Gaſt ein neuer Zug, auch die Wirthſchaft empfand ſeine Gegenwart, und der Förſter war ſtolz, einem ſolchen Herrn die Honneurs des Waldes zu machen. Fink war viel mit Anton auf dem Felde, und dieſer wie Karl gewöhnten ſich, ihn um Rath zu fragen. Er kaufte zwei derbe Wagenpferde, wie er ſagte, für die eigene Bequemlichkeit und für die Wieſen, aber er ließ ſie tüchtig in der Wirthſchaft arbeiten und lachte den Freund aus, als dieſer ein beſonderes Conto für die beiden Roſſe einrichtete und ihnen alle Wochen ihre Anzahl Pferdetage gut ſchrieb. Anton ſelbſt war glücklich, den Freund in der Nähe zu haben. Etwas von der fröhlichen alten Zeit war wiedergekommen, jene Abende, wo die beiden Jünglinge mit einander geplaudert hatten, wie nur junge Männer vermögen, bald in kindlicher Tollheit, bald weiſe über die höchſten Dinge. In Vielem hatte ſich Fink verändert, er war ruhiger geworden und, wie Anton in der Sprache des Comtoirs ſich ausdrückte, ſolider. Aber er war freilich noch mehr als früher geneigt, andere Menſchen für ſeine wechſelnden Intereſſen zu benutzen und auf ſie herunter zu ſehen, wie auf ein Spielzeug. Seine Lebenskraft war noch dieſelbe. Wenn er den Morgen bei ſeinen Wieſenarbeitern geſtanden, mit dem Förſter den Wald durchſtreift hatte, wenn er am Nachmittag auf ſeinem Pferde, trotz Antons Vorſtellungen, meilenweit in das unſichere Land hineingeritten war, um Nachrichten zu holen, oder Verbindungen anzuknüpfen, und wenn er auf dem Rückwege die Poſten des Guts und der Bauerdörfer revidirt hatte, dann war er noch Abends am Theetiſch der Baronin ein heiterer Geſellſchafter, der unermüdlich aushielt, und oft durch Antons Winke erinnert werden mußte, daß die Kraft der Hausfrau nicht ſo unzerſtörbar war, als ſeine eigene. Den Freiherrn hatte er bald vollſtändig überwunden. Gegen die gallige Laune, welche dem armen Herrn zur Gewohnheit geworden war, zeigte er nicht die mindeſte Nachſicht, er geſtattete ihm keine bittere Bemerkung, keinen Ausfall gegen

Wohlfart oder gegen die eigene Tochter, ohne ihm ſein Unrecht auf der Stelle fühlbar zu machen. So ſetzte er durch, daß der Gutsherr wenigſtens in ſeiner Gegenwart ſich gewaltig zuſammennahm. Dagegen that er ihm auch manchen Gefallen, der ihm ſelbſt bequem war. Er half ihm dazu, eine Partie Whiſt zu ſpielen, indem er ihm den Rath gab, ſich in die Karten kleine Zeichen zu ſtechen, die er mit dem Finger fühlen konnte; er führte Lenore zu dem Whiſttiſch und brachte ihr die Anfänge des Spiels bei. Wie von ſelbſt machte ſich's, daß Wohlfart zur Partie herangezogen wurde. So half er dem Freiherrn über langſame Stunden weg und bewirkte, daß ſein Freund von jetzt ab faſt alle Abende in der Familie zubrachte und noch nicht zu Bett war, wenn Fink die Laune hatte, ein Nachtgeſpräch zu halten und in Geſellſchaft ein Glas Cognacpunſch und eine letzte Cigarre zu genießen. //

Nur die Frauen des Schloſſes ſchienen die Vortheile nicht zu empfinden, welche Finks Anweſenheit allen Uebrigen brachte. Die Baronin erkrankte. Es war keine heftige Krankheit, und doch kam ſie plötzlich. Noch am Nachmittag hatte ſie heiter mit Anton geſprochen und ihm einige Briefe abgenommen, die der Briefbote für den Freiherrn gebracht. Am Abend erſchien ſie nicht am Theetiſch; der Freiherr ſelbſt betrachtete ihr Unwohlſein als vorübergehend. Sie klagte über nichts, als Schwäche; der Arzt, welcher ſich von Rosmin auf das Gut wagte, wußte ihre Krankheit nicht zu nennen. Lächelnd wies ſie alle Arznei zurück und ſprach ſelbſt die feſte Zuverſicht aus, daß die Abſpannung vorübergehen werde. Um Lenore und ihren Gemahl nicht an das Krankenzimmer zu feſſeln, äußerte ſie zuweilen den Wunſch, an den Familienabenden Theil zu nehmen, ſie vermochte dann nicht auf dem Sopha zu ſitzen und legte ihr Haupt auf das Kiſſen der Lehne.

So war ſie die ſtille Geſellſchafterin der Andern, ihr Auge ſah dann unruhig auf den Freiherrn und prüfend auf Lenore, bis beide am Spieltiſch ſaßen, dann lehnte ſie ſich in die Kiſſen zurück und ſchien auszuruhen, wie von einer Arbeit.

Anton ſah mit inniger Theilnahme auf die Kranke. Wenn er im Spiel einen Rubber zu pauſiren hatte, verſäumte er nie, leiſe zum Sopha zu treten und nach ihren Befehlen zu fragen. Es war ihm eine Freude, wenn er ihr ein Glas Waſſer überreichen, oder einen Auftrag ausrichten konnte. Immer ſah er mit Bewunderung in das feine Antlitz, das noch jetzt, bleich und abgeſpannt, die ſchönen Umriſſe zeigte. Es war ein ſtilles Einverſtändniß zwiſchen ihm und der Kranken. Sie ſprach mit ihm noch weniger als mit den Andern. Denn wenn ſie in der Nähe ihres Gemahls oft in munterm Ton das Wort ergriff und den Erzählungen ihres Gaſtes mit den Augen und dem Haupt folgte, ſo bemühte ſie ſich nicht, vor Anton ihre Schwäche zu verbergen. Sie ſank dann in ſich zuſammen, oder ſtarrte theilnahmlos in das Zimmer hinein, aber wenn ſie ihn anſah, war es mit dem ruhigen Vertrauen, das man einem alten Hausgenoſſen ſchenkt, vor dem man Geheimniſſe nicht mehr zu hüten hat. Vielleicht war es, weil die Baronin den Werth ſeines Gemüths vollkommen zu würdigen wußte, vielleicht weil ſie ihn ſeit dem Tage, wo er ihr ſeine Dienſte anbot, bis zu dieſer

Stunde immer als einen zuverläſſigen Diener ihres Hauſes angeſehen hatte. Aber wäre auch dieſe Auffaſſung unſerm Helden bemerkbar geworden, ſie hätte ſeine ritterliche Treue gegen die Edelfrau nicht erſchüttert. So wie ſie war, erſchien ſie ihm fertig und in ihrer Art vollkommen, als ein Bild, welches das Herz eines Jeden erfreut, der ihr nahe tritt. Er konnte den ſtillen Verdacht nicht los werden, daß eine Einwirkung von außen, vielleicht eines von den Schreiben, die er ſelbſt übergeben, die Veränderung ihrer Geſundheit hervorgebracht habe. Auf einem der Briefe hatte eine zitternde Hand die Adreſſe geſchrieben, der Brief hatte ein bösartiges Ausſehen gehabt, und Anton hatte ahnend empfunden, daß er Unwillkommenes enthalten müſſe. An einem Abend, als die Andern am Spieltiſch ſaßen, war der Kopf der Kranken von dem ſeidenen Kiſſen herunter geglitten. Als Anton das Kiſſen zurecht gerückt, und die Kranke ihr Haupt mit Mühe wieder darauf gelegt hatte, ſah ſie ihn dankend an und ſagte ihm leiſe, wie ſchwach ſie ſei. „Ich wünſche noch einmal allein mit Ihnen zu reden,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „nicht jetzt, aber die Zeit wird kommen,“ und dabei ſah ſie mit einem tiefen Ausdruck von Schmerz in die Höhe, daß Anton voll trüber Befürchtungen wurde.

Weder der Freiherr noch Lenore hatten ſo große Sorge. „Mama hat ſchon einige Mal an ſolcher Schwäche gelitten,“ ſagte Lenore, „immer war die Sommerluft ihre beſte Heilung, ich hoffe Alles von der Zeit, wo es wärmer wird.“ Lenore ſelbſt war nicht unbefangen genug, ihre Umgebung mit ſcharfen Augen anzuſehen, auch ſie hatte ſich verändert. Manchen Abend ſaß ſie ſtumm am Theetiſch und fuhr auf, wenn das Wort an ſie gerichtet wurde, an andern war ſie ausgelaſſen heiter. Sie vermied Fink, ſie mied aber auch Antons Nähe. Beiden gegenüber war ſie befangen. Ihre blühende Geſundheit ſchien erſchüttert, die Mutter ſelbſt trieb ſie oft aus der Krankenſtube ins Freie; dann ließ Lenore ihr Pferd ſatteln und ritt allein hinaus in den Wald, wo ſie ſtundenlang umhertrabte und zuletzt nicht darauf achtete, wenn ſie der erzürnte Pony, ohne ihren Befehl abzuwarten, nach dem Hofe zurückbrachte. Anton ſah dieſe Veränderung mit ſtiller Trauer. Er fühlte tief, daß es anders wurde zwiſchen Lenore und ihm, aber er vermied, mit ihr darüber zu ſprechen, und verſchloß in ſeinem Herzen, was er empfand.

Es war ein ſchwüler Nachmittag im Mai. Ueber den Wäldern hingen dunkle Gewitterwolken, und die Sonne warf ihre Strahlen heiß auf das trockne Land, da kam der Mann, der als Patrouille nach den Bauerdörfern ausgeſchickt war, eilig nach der Wachtſtube des Schloſſes zurück und meldete, fremdes Volk laure im Kunauer Wald, die Kunauer ließen fragen, was zu thun ſei. Fink gab den Arbeitern das Lärmzeichen und ſandte Botſchaft zum Förſter und nach dem neuen Vorwerk. Während die Arbeiter das Geräth nach dem Schloſſe trugen und die Knechte mit ihrem Geſpann vom Felde heimritten und ſich zum Aufbruch rüſteten, jagte ein Reiter von Kunau mit der Nachricht heran, eine polniſche Bande ſei in ein Gehöft des Dorfes eingebrochen, die Landleute ließen um Hülfe bitten.

Alle Männer waren in der muthigen Aufregung, welche ein Alarm hervorruft, wenn er die Ausſicht auf Abenteuer bringt.

„Behalte einige der Arbeiter zurück," ſagte Fink zu Anton, „und übernimm die Wache im Schloß und im Dorfe, den Förſter ſchicke mit der Gutswehr nach Kunau, ich reite mit dem Amtmann und den Knechten voraus." Er ſprang nach dem Stall des Schloſſes und ſattelte ſelbſt ſein Pferd, während Karl neben ihm das Reitpferd des Barons für ſich herausführte. „Sehen Sie nach den Wolken, Herr von Fink," ſagte Karl, „nehmen Sie Ihren Mantel mit, es giebt ein tüchtiges Gewitter. Heut Nacht regnet's Hafer für das Gut." Fink rief nach ſeinem Plaid, und die kleine Schaar raſſelte auf Kunau zu.

Als ſie in den Wald kamen, merkten ſie, wie ſtickend die Schwüle war, ſelbſt die raſche Bewegung der Pferde vermochte nicht das unbehagliche Gefühl zu bannen. „Sehen Sie die Unruhe in den Thieren," rief Karl, „mein Pferd ſpitzt die Ohren, es iſt etwas im Walde." Die Reiter hielten ſtill. „In dem Gebüſch trabt Einer, dort raſſelt's in den Aeſten." Das Pferd, welches Karl ritt, fuhr mit dem Kopf auf das Gehölz zu und ſchnaubte laut.

„Es iſt ein Bekannter, Einer von uns," ſagte Fink auf das Pferd ſehend.

Die Zweige des jungen Holzes fuhren auseinander, auf ihrem Klepper kam Lenore herausgeſprengt und verlegte den Reitern den Weg. „Halt, wer da!" rief ſie lachend.

„Alle Wetter, das Fräulein!" ſchrie Karl.

„Die Loſung!" rief Lenore martialiſch.

Fink ritt vor, ſalutirte und ſagte leiſe: „Potz Blitz, das iſt ja die Guſtel von Blaſewitz."

Lenore erröthete und lachte. „Paſſirt,“ ſagte ſie, „ich reite mit.“

„Natürlich,“ rief Fink, „nur vorwärts!“ Der Pony warf nach Leibeskräften ſeine Beine neben dem großen Pferde des Gaſtes durcheinander. So kamen ſie nach Kunau und hielten vor dem Alarmhauſe. Dort war die Bauerwehr aufgeſtellt, der Schmidt als Befehlshaber kam ihnen ſorgenvoll entgegen.

„Was in unſerm Holze ſteckt, iſt verwettertes Volk,“ rief er, „bewaffnete Polacken. Heut in der hellen Mittagsſtunde iſt ein Haufe von zehn Männern mit Flinten an des Leonhard Hof gekommen, der dort hinausliegt auf den Wald zu, ſie haben die Hofthüren beſetzt, dann iſt der Anführer mit ſeiner Bande in die Stube getreten, wo die Leute gerade um den Tiſch ſaßen, und hat Geld verlangt und das Kalb aus dem Stall. Es war ein ſchändlicher Kerl mit einer langen Flinte, er hatte eine Pfauenfeder auf dem Hut, und die rothen Schnüre auf dem Rock, wie ein ächter Kloviec. Der Bauer hat ſich geweigert, das Geld zu geben, da haben ſie ihm ein Gewehr an den Kopf geſetzt, bis ſein Weib in der Angſt zu dem Kaſten gelaufen iſt und den Kerlen einen Säckel mit Geld hingeworfen hat. Darauf haben ſie das Kalb aus dem Stall geriſſen und vier Gänſe aus dem Hofe, und ſind mit ihrem Raube wieder nach dem Wald gezogen. Vier Schufte mit Flinten haben ſie im Hofe ſtehen laſſen als Wache, ſo daß Niemand herauskonnte, bis die Andern mit den geſtohlnen Sachen im Walde waren. Zuletzt haben zwei von dem Raubvolk ihre Gewehre in das Dach abgeſchoſſen, dann ſind auch die vier weggelaufen. Das Dach fing an zu glimmen, aber wir haben's glücklich gelöſcht.“

„Seitdem ſind Stunden vergangen," ſagte Fink, „die Schurken ſind über alle Berge."

„Ich glaub's nicht," erwiederte der Schmidt. „Den Leonhard habe ich mit unſern Berittenen ſogleich um den Wald herumgeſchickt an die Grenze, damit ſie aufpaſſen, wenn das Räubervolk ſich aus dem Wald ſchleicht. Und eine Frau aus Neudorf, die im Wald war, hat noch vor zwei Stunden polniſche Leute geſehn, auf der Grenze vor unſerm nach dem Neudorfer Wald, grade da, wo der Grenzſtein unter der alten Eiche ſteht. Sie hatten ein Vieh bei ſich, ob es ein Kalb war oder ein Hund, hat die Frau in ihrer Angſt nicht geſehen, wenn's das Kalb war, ſo haben's die Hungerleider lieber aufgegeſſen als fortgetragen. Ich komme eben von Neudorf, die Neudorfer ſind geſammelt wie wir. Wir möchten ein Treiben durch die Wälder anſtellen, wenn Ihre Leute uns von ihrer Seite helfen, und wenn Sie uns die Richtung geben wollten."

„Gut," ſagte Fink, „friſch an's Werk. Er ſandte einen Boten dem Förſter entgegen, damit die aus dem Schloß gleich von ihrer Seite das Treiben begönnen, und beſprach mit dem Schmidt Aufſtellung und Richtung der Kunauer. Karl mit den Knechten ſchickte er zu den Kunauer Reitern auf die entgegengeſetzte Seite des Waldes, nach welcher der Trieb zugehen ſollte. „Machen Sie keine Umſtände mit den Schuſten," rief er dem abreitenden Karl zu und klopfte auf die Piſtolen im Holſter. „Vorwärts!" ſagte er zum Schmidt, „ich ſelbſt reite nach Neudorf. Wenn Ihr Euer Vorholz abgeſucht habt, erwartet uns, dort ſoll die Neudorfer Kette ſich an Eure ſchließen."

So zogen die von Kunau aus, den Diebſtahl zu rächen.

Fink galoppirte von Lenore begleitet nach dem Nachbardorf. Auf dem Wege ſagte er zu ihr: „Hier werden wir uns trennen, Fräulein.“ — Lenore ſchwieg.

Fink ſah ſie von der Seite an. „Ich glaube nicht,“ fuhr er fort, „daß die Schelme uns die Freude machen werden, unſern Beſuch im Walde zu erwarten. Und wenn ſie weglaufen wollen, der Abend iſt nahe, wir werden ſie ſchwerlich hindern. Aber die Jagd iſt eine gute Uebung für unſere Leute, und deßhalb ſoll ſie uns willkommen ſein.“

„Dann gehe ich mit nach dem Walde,“ ſagte Lenore entſchloſſen.

„Nothwendig iſt das grade nicht,“ erwiederte Fink; „ich fürchte zwar keine Gefahr für Sie, aber Ermüdung und vielleicht Regen.“

„Laſſen Sie mich mit,“ bat Lenore zu ihm aufſehend.

„Ich habe verſtändig abgerathen, mehr iſt von einem Menſchen nicht zu verlangen, und im Vertrauen geſagt, mich freut's, daß Sie ſo muthig ſind. Galopp, Kamerad!“

In Neudorf ſtellte Fink die Pferde in den Hof des Schulzen und führte die Schaar der Neudorfer an den Waldrand. Die Linie ſtellte ſich auf, die Durchſuchung des Forſtes begann. In langer Kette betraten die Männer das Holz, die Entfernung zwiſchen den einzelnen Gliedern mußte größer ſein, als wünſchenswerth war. Fink ſchritt mit Lenore auf dem äußerſten rechten Flügel, wo der Anſchluß an die Linie der Kunauer geſchehen ſollte, der Nebenmann Finks hatte die Richtung anzugeben. Die Jäger gingen in tiefem Schweigen vorwärts und ſpähten mit ſcharfem Auge von Baum zu Baum. Als ſie den Wald betraten, rauſchte es in den Baumgipfeln, durch die Lücken des Nadelholzes ſah man den bleiſchwarzen Himmel. Unten aber lag noch die Schwüle des heißen Tages, die Vögel ſaßen in die Zweige geduckt, die Käfer waren in die Heidelbeeren gekrochen.

„Der Himmel ſelbſt kommt den Spitzbuben zu Hülfe," ſagte Fink, auf die Wolken deutend, zu ſeiner Begleiterin, „es wird ſo finſter dort oben, daß wir in einer halben Stunde hier unten nicht zehn Schritt vor uns ſehen werden."

Das Holz ſchloß ſich dichter, das Tageslicht nahm ab, Lenore hatte Mühe, die Reihe der Männer zu erkennen. Der Grund wurde moraſtig. Lenore verſank bis an die Knöchel in dem Bruch. „Wenn's nur kein Katarrh wird," lachte Fink ſie aus.

„Es wird keiner," erwiederte Lenore herzhaft, aber der Zug in den Wald erſchien ihr nicht mehr ſo harmlos, wie vor einer Stunde.

Der Mann neben Fink blieb ſtehen, ſein leiſes Zeichen lief die Kette hinab, die lange Reihe hielt an, die Kunauer zu erwarten. Immer ſchwärzer wurde es über den Bäumen, immer dunkler im Holz. In der Ferne rollte der Donner, wie ein dumpfer Wirbel klang der Ton unter dem großen Dach von Nadeln. So ſtanden die Männer wohl eine Viertelſtunde, da tönte von rechts ein leiſer Ruf durch die Dunkelheit, die Treiber aus dem Nachbardorf kamen heran. Die Warnung: „Nebenmann rechts und links im Auge behalten!" flog durch die Reihe, dann ſetzte ſich der ganze Zug in Bewegung, die Führer aus den beiden Dörfern ſchritten jetzt nebeneinander, Fink und Lenore in ihrer Spur. Da fuhr ein ſtarker Donnerſchlag über den Wald, es pfiff und raſſelte in der Luft, der Regen rauſchte hernieder. Zuerſt klang der Tropfenfall nur in den Aeſten der Bäume, bald drangen einzelne ſchwere Tropfen herunter. Immer lauter ſchlug der Regen auf die Kronen der Bäume, immer ſtärker tropfte es von den Aeſten, endlich rauſchte die Waſſerfluth von dem Himmel und durch die Zweige herab auf den Boden; jeder Stamm, jeder Strauß Nadeln, jeder herabgebogene Aſt verwandelte ſich in eine Waſſerrinne. Wie ein Flor verhüllten die Waſſertropfen die Ausſicht. Um jeden Einzelnen war ein enger Kreis gezogen durch Finſterniß und ſtrömenden Regen, die Männer riefen einander mit gedämpfter Stimme zu, um die Richtung nicht zu verlieren.

Da ſtieß Lenore, als ſie auf Fink ſah, mit dem Fuße an eine Baumwurzel, ſie unterdrückte einen Schmerzensſchrei und ſank auf ein Knie; Fink eilte zu ihr.

„Ich kann nicht weiter,“ ſagte ſie den Schmerz bezwingend, „laſſen Sie mich hier zurück, ich beſchwöre Sie, und holen Sie mich auf dem Rückweg[illegible] ab.“

„Sie in dieſer Lage verlaſſen,“ rief Fink, „wäre eine Barbarei, gegen welche das Menſchenfreſſen als unſchuldige Ergötzlichkeit erſcheinen müßte. Sie werden ſich ſchon meine Nähe gefallen laſſen. Vor Allem erlauben Sie, daß ich Sie aus dieſer Baumtraufe fortführe an eine Stelle, wo der Regen weniger unverſchämt iſt. Unſere Vordermänner habe ich ohnedies verloren, ich ſehe durchaus nichts mehr von den breiten Schultern der ehrlichen Knaben.“ Er richtete Lenore in die Höhe, ſie verſuchte mit dem verletzten Fuß aufzutreten, aber der Schmerz preßte ihr einen neuen Klagelaut aus, ſie wankte und hielt ſich an Finks Schulter. Da ſchlug dieſer ſeinen Plaid um ſie, hob ſie vom Boden und trug ſie eingewickelt, wie man ein Kind trägt, auf ſeinen Armen unter einige Tannen, welche mit ihren dichten Zweigen einen kleinen geſchützten Raum einſchloſſen. Wenn ein Menſch ſich beugte, konnte er darunter erträglichen Schutz finden.

„Hier herunter müſſen Sie ſich ſetzen, liebes Fräulein,“ ſagte Fink und ſetzte Lenore vorſichtig auf den Boden. „Ich werde vor Ihrem grünen Haus Wache halten und Ihnen den Rücken zukehren, damit Sie Ihr naſſes Tuch um den unartigen Knöchel binden.“ Lenore drückte ſich unter das dichte Tannendach, Fink ſtellte ſich mit dem Rücken gegen ſie an einen Baumſtamm. „Es iſt doch nichts beſchädigt,“ frug er, „können Sie den Fuß im Gelenk bewegen?“

„Es thut etwas weh,“ ſagte Lenore, „aber es geht.“

„Das iſt brav,“ ſprach Fink hinter ſich, „jetzt binden Sie das Tuch um, ich hoffe, in zehn Minuten werden Sie auftreten können. Wickeln Sie ſich feſt in das große Tuch, es hält warm; ſonſt holt ſich mein Kriegskamerad noch das Fieber, und damit wäre die Jagd nach dem geſtohlenen Kalb doch zu theuer bezahlt. Sind Sie fertig mit dem Verband?“ frug er wieder, „darf ich mich herumdrehen?“

„Ja,“ ſagte Lenore.

„Dann erlauben Sie mir, Sie einzuwickeln.“ Vergebens proteſtirte das Fräulein gegen dieſen Ritterdienſt, Fink ſchlang das große Tuch um den ganzen Körper der Sitzenden und band es hinten in einen feſten Knoten. „Jetzt ſitzen Sie im Walde wie das graue Männchen.“

„Etwas Geſicht laſſen Sie mir frei,“ bat Lenore.

„So,“ ſagte Fink, „jetzt wird Ihnen behaglich werden.“

Bald empfand Lenore eine wohlthätige Wärme: ſchweigend ſaß ſie unter ihren Zweigen, bekümmert um die ſeltſame Lage, in der ſie ſich befand. Fink hatte wieder ſeinen Platz am Baumſtamm eingenommen und kehrte ihr ritterlich den Rücken zu. Nach einer Weile rief Lenore aus dem Gebüſch: „Sind Sie noch da, Herr Kamerad?“

„Halten Sie mich für einen Verräther, der ſeinen Zeltgenoſſen verläßt?“ frug Fink zurück.

„Es iſt hier unten ganz trocken,“ fuhr Lenore fort, „nur auf meine Naſe fällt zuweilen ein Tropfen. Sie aber, armer Herr, werden da draußen ganz durchnäßt. Welch furchtbarer Regen!“

„Dieſer Regen ſtößt Ihnen Schreck ein?“ frug Fink achſelzuckend, „der iſt nur ein ſchwaches Kind! Wenn er einen Zweig vom Baume gerauft hat, meint er Wunder gethan zu haben. Da lobe ich mir den Regen in ſolchen Ländern, wo die Sonne heißer brennt. Tropfen wie Aepfel, nein, keine Tropfen mehr, armdicke Strahlen, das Waſſer ſtürzt aus den Wolken wie ein Waſſerfall. Stehen bleiben kann man nicht, denn der Boden ſchwimmt unter einem fort, unter Bäume flüchten kann man auch nicht, denn der Sturmwind zerbricht die dickſten Baumſtämme wie Strohhalme. Man läuft auf das Haus zu, das vielleicht nicht weiter entfernt iſt, als von Ihnen bis zu der nichtswürdigen Baumwurzel, die Ihren Fuß verletzte, und das Haus iſt verſchwunden, an der Stelle befindet ſich ein Loch, ein Strom, ein Haufe herangeſpülter Felſen. Vielleicht fängt dann auch die Erde an ein wenig zu beben und ſchlägt Wellen wie das Meer im Sturme. Das iſt ein Regen, der ſich ſehen laſſen kann. Kleider, die er durchnäßt hat, werden nie wieder trocken, was ein Oberrock war, iſt acht Tage nachher noch eine ſchwarze unförmliche Maſſe, welche das Ausſehen und die Feuchtigkeit einer Morchel hat. Behält man einen ſolchen Rock auf dem Leibe, ſo bleibt er feſt genug ſitzen, die Aufſchläge am Ellbogen, die Taille am Halſe, aber nie wird man ihn wieder ausziehen können, außer mit Hülfe eines Federmeſſers und in ſchmalen Streifen, die man abſchneidet wie Aepfelſchalen.“

Lenore mußte in ihrem Schmerz lachen. „Ich wünſche mir wohl einen ſolchen Regen zu erleben,“ ſagte ſie.

„Ich bin uneigennützig, wenn ich mir nicht wünſche, Sie in ſolcher Lage zu ſehen,“ erwiederte Fink. „Die Frauen ſind am ſchlimmſten daran, Alles, was ſie zur Toilette rechnen können, verſchwindet in ſolcher Strömung vollſtändig. Iſt Ihnen das Coſtüm der Frau Venus von Milo bekannt?“

„Nein,“ antwortete Lenore ängſtlich.

„Gerade wie dieſe Dame ſehen alle Frauen aus, die ein tropiſcher Regen getroffen hat, und die Männer wie Vogelſcheuchen. Ja es ſoll vorgekommen ſein, daß Menſchen von ſolchem Regen platt geſchlagen wurden, wie Kupferdreier, nur mit einem Knopf in der Mitte, der bei näherer Betrachtung ſich als ein Menſchenkopf auswies und den Vorübergehenden traurig zurief: O ihr Mitmenſchen, das kommt davon, wenn man ohne Regenſchirm ausgeht.“

Wieder mußte Lenore lachen. „Mein Fuß thut nicht mehr ſo weh,“ ſagte ſie, „ich glaube, ich kann jetzt gehen.“

„Das ſollen Sie nicht,“ entgegnete Fink, „noch läßt der Regen nicht nach, und es iſt ſo finſter, daß man kaum die Hand vor den Augen ſieht.“

„Dann thun Sie mir die Liebe und ſuchen Sie die Männer auf. Mir iſt jetzt wohler, ich ſitze hier wie ein Reh geſchützt vor dem Regen und vor fremden Leuten.“

„Es geht nicht,“ ſprach Fink von ſeinem Baume zurück.

„Ich bitte Sie flehentlich darum,“ rief Lenore angſtvoll und ſtreckte ihre Hände aus dem Tuch, „laſſen Sie mich jetzt allein.“

Fink wandte ſich um, ergriff ihre Hand und drückte ſie an ſeine Lippen, dann eilte er ſchweigend in der Richtung fort, welche die Landleute genommen hatten.

So ſaß Lenore allein unter den Tannenzweigen. Noch immer rauſchte der Regen herab, er ſchlug klatſchend an die Baumgipfel und ſtrömte von den Aeſten herunter auf den Boden. Dazu rollte oben der Donner, das Gewitter kam herauf; zuweilen fuhr ein grelles Licht durch die Dunkelheit, dann ſah Lenore die beleuchteten Baumſtämme in langen Reihen wie goldgelbe Säulen eines unabſehbaren Gebäudes vor ſich ſtehen und darüber ein ſchwarzes Dach mit hellen Lichtern geflammt. Dann erſchien der Wald wie ein verwünſchtes Schloß, das aus der Erde ſteigt und im Nu wieder verſinkt. Durch den Regen klangen geheimnißvolle Töne, wie ſie zur Nachtzeit durch den Wald gehen. Ueber ihr ſchlug es an den Stamm mit regelmäßigem Klopfen, als wenn ein ſchlimmes Waldgeſpenſt an das Holz ihrer Hütte anpochte, ſie fuhr zuſammen und frug ſich gleich darauf, ob das ein Specht ſein könnte, oder ein Baumaſt. Aus der Ferne tönte der heiſere Klageſchrei einer Krähe, der das Waſſer in das Neſt gedrungen war und den erſten Schlaf geſtört hatte.

Neben ihr lachte es ſchauerlich. „Huhu, huhu!“ und wieder erſchrak Lenore: war es ein tückiſcher Kobold aus dem Walde, oder war es nur eine kleine Eule? In hundert melancholiſchen Lauten ſprach die Natur. Lenore empfand den wilden Reiz dieſer Einſamkeit bald mit Freude und gleich darauf wieder mit Angſt. Und dazwiſchen zogen andere Gedanken durch ihre Seele, wie thöricht ſie gehandelt hatte, ſich vom Hauſe fortzuſtehlen zu einem Zuge, der ein ſolches Abenteuer möglich machte, wie man ſie im Schloß ſuchen würde, und vor Allem, was er von ihr denken müſſe, der ſie auf ihre Bitten verlaſſen. Sie zog das Tuch von ihrem Ohr und lauſchte, es war nichts von Menſchenſtimmen zu hören: nichts war zu hören, als der Fall des Regens und die Seufzer des Waldes. Aber neben ihr rauſchte es an dem Boden, zuerſt leiſe, dann vernehmlicher, das Regenwaſſer floß in einer kleinen Rinne zuſammen und murmelte, wenn es an einen großen Buſch von Waldbeeren ſtieß, an einen Wurzelſtock oder an die Knolle eines Farrenkrauts. Und hinter ihr raſſelten die Blätter und mit eiligem Sprunge kam es heran, ſie drückte erſchrocken ihr Haupt an den Baumſtamm. Etwas ſetzte ſich neben ſie nieder, und eine fremde Geſtalt rührte an dem Plaid, den ſie um hatte. Sie fuhr mit der Hand unter dem Tuch vorſichtig nach dem Nachbar und fühlte das weiche Fell eines Haſen, der, durch das rinnende Waſſer aus ſeiner Vertiefung aufgeſchreckt, unter den Bäumen Schutz ſuchte, wie ſie ſelbſt. Sie hielt den Athem an, um den kleinen Genoſſen ihrer Hütte nicht zu verſcheuchen; und eine Weile kauerten die Beiden nebeneinander, der Haſe drückte ſich dicht an das Tuch.

Da klangen in der Ferne durch Regen und Donner einzelne Schüſſe, Lenore zuckte zuſammen, mit großem Satz fuhr der Haſe in die Finſterniß hinein. Dort kämpften Menſchen mit einander, dort wurde Blut vergoſſen auf dem ſchwarzen Boden. Ein Geſchrei wurde gehört, es klang noch aus der Ferne zornig und drohend, dann wurde Alles ſtill. „War er in einer Gefahr geweſen?“ So frug ſie ſich, aber ſie fühlte darum keine Angſt und ſchüttelte das Haupt unter ihrem Tuch. Wo er auch war, für ihn gab es keine Gefahr. Das Gewehr, das nach ihm zielte, ſchlug ein niederfallender Baumaſt in den Grund; das Meſſer, das gegen ihn gezückt wurde, zerbrach wie ein Span Holz, bevor es ihn traf; der Mann, der gegen ihn eindrang, mußte ſtraucheln und fallen, ehe er ſein ſtolzes Haupt berührte. Er war feſt gegen alle Gefahr und er war feſt gegen jede Furcht; er kannte keine Sorge, keinen Schmerz, ach, er fühlte nicht, wie andere Menſchen. Frei erhob er ſein Haupt, und heiter war ſein Auge, wo alle Andern gedrückt zur Erde ſahen. Keine Schwierigkeit ſchreckte ihn, kein Hinderniß verlegte ihm den Weg. Mit einer leichten Bewegung des Fußes ſtieß er weg, was Andere erdrückte. So war er. Und der Mann hatte ſie jetzt ſchwach geſehen, vorſchnell und hülflos; durch ihre eigene Schuld hatte er das Recht erhalten, ſie mit flüchtiger Vertraulichkeit zu behandeln. Sie zitterte, daß er dies Recht benutzen könnte, durch einen Blick, ein übermüthiges Lächeln, ein ſchnelles Wort. So pochte ihr Herz, und ſo flogen ihre Gedanken wohl eine Stunde lang.

Das Wetter verzog ſich. Statt der rauſchenden Güſſe fiel jetzt ein dauerhafter Landregen aus den Wolken, leiſer gurgelte die kleine Waſſerrinne und häufiger tönte der Schrei der Eule; auf den Wechſel von ſchwarzer Finſterniß und feuriger Helle folgte ein mattes Grau am Himmel und in dem Walde. Aus dem einförmigen Dunkel hoben ſich nur die Säulen der nächſten Bäume als düſtere Schatten von dem Hintergrunde ab. Beängſtigend ſtieg das Gefühl der Einſamkeit in Lenore auf. Da drang wieder der ferne Ton von Menſchenſtimmen an ihr Ohr, Ruf und Gegenruf wurden laut, und die Stimme des Amtmanns rief: „Ueber den Bruch ſind ſie noch gegangen, dorthin, Ihr von Neudorf.“ Die Tritte der Sprechenden kamen näher, dicht an den Tannen bewegte ſich die Geſtalt eines Mannes. Karl ſetzte die Hände an den Mund und johlte laut in den Wald hinein: „Halli, Fräulein Lenore!“

„Ich bin hier,“ rief eine feine Stimme zu ſeinen Füßen.

Verwundert trat Karl einen Schritt zurück und ſchrie freudig: „Gefunden!“ Die Landleute umringten Lenorens Hütte mit lautem Ruf. — „Unſer Fräulein iſt hier!“ rief ein Burſch aus Neudorf und jauchzte in ſeiner Freude, wie bei einer Hochzeit. Lenore erhob ſich, noch ſchmerzte der Fuß, aber auf Karls Arm geſtützt, verſuchte ſie tapfer vorwärts zu gehen. „Nur bis an den Bruch,“ ſagte dieſer, „dort ſtehen die Bäume dünner.“ Unterdeß brachen die jungen Männer einige Stangen ab und legten Nadelzweige darüber. Trotz ihrem Sträuben wurde Lenore von den Dienſtfertigen genöthigt, ſich auf die kunſtloſe Trage zu ſetzen, während Einer in den Hof des Schulzen vorauslief, ihr das Pferd entgegenzuführen.

„Haben Sie die Diebe?“ fragte Lenore den Amtmann, der neben ihr ging.

„Zwei,“ erwiederte dieſer. „Das Kalb war geſchlachtet, wir bringen die Haut und einen Theil des Fleiſches, die Gänſe hingen mit umgedrehten Hälſen an einem Aſt, aber das Geld hatten die Schurken ſchon getheilt. Es iſt bei den Zweien nur wenig davon gefunden worden.“

„Es ſind Leute von Tarow, die wir gefangen haben,“ ſagte der Schulz finſter, „die ſchlechteſten Kerle im Dorfe. Und ich wollte doch, ſie wären wo anders her, denn es leben rachſüchtige Menſchen dort.“

„Ich hörte ſchießen,“ frug Lenore weiter, „iſt ein Unglück geſchehen?“

„Uns nichts,“ antwortete Karl. „Sie hatten in ihrem Uebermuth ein Feuer angemacht, hinten unweit dem Waldrand, wo wir zu Pferd Kette machten. Noch durch den Regen glimmt der Brand; ſo haben ſie ſich ſelbſt verrathen. Wir ſtiegen von den Pferden, ſchlichen heran und fielen über ſie her. Sie ſchoſſen ihre Flinten ab und liefen ins Gebüſch. Dort verſchwanden ſie in der Finſterniß. Es dauerte lange, ehe die zu Fuß durch den Wald zu uns kamen; ohne die Schüſſe und den Lärm hätten ſie uns nicht gefunden. Herr von Fink hat uns die Stelle beſchrieben, wo wir Sie finden würden. Er führt die Gefangenen auf dem Fahrwege, ſie ſollen aufs Gut, morgen ſchaffen wir ſie weiter ins Deutſche.“

„Aber daß Herr von Fink Sie im Walde ſo allein gelaſſen hat,“ ſagte der ehrliche Schulz kopfſchüttelnd, „das war doch ein gewagtes Stück.“

„Ich bat ihn, nicht zurückzubleiben,“ antwortete Lenore und ſchlug trotz der Dunkelheit die Augen nieder.

Auf halbem Weg zum Dorf kam Lenorens Pony dem Zug entgegen. In Neudorf empfing Karl das Pferd des Freiherrn aus den Händen der Knechte zurück und geleitete das Fräulein nach dem Schloſſe. Es war ſpät am Abend, als ſie dort ankamen. Lenorens lange Abweſenheit hatte die Angſt der Mutter und die allerſchlechteſte Laune des Freiherrn hervorgerufen. Haſtig machte ſich die Tochter von den Fragen los, die auf ſie eindrangen, und eilte auf ihr Zimmer. Eine Stunde ſpäter kam Fink mit dem Förſter aus Kunau zurück und brachte die beiden Gefangenen, welche mit ihren gebundenen Händen trotzig zwiſchen den Wächtern daherſchritten und ihre Pfauenfeder ſo hoch trugen, als zögen ſie zum Tanz in die Schenke.

„Ihr ſollt's uns bezahlen,“ ſagte der Eine von ihnen auf Polniſch zu den begleitenden Männern und ballte die gefeſſelte Fauſt.

## 4.

Noch immer regnete es. Bei Anbruch des Tages hatte der Himmel eine Pauſe gemacht, aber nur, um ſeine feuchte Arbeit mit doppelter Stärke fortzuſetzen. Die Wieſenarbeiter waren am frühen Morgen auf das Feld gezogen und bald wieder zurückgekehrt. Jetzt ſaßen ſie ſchweigſam in der Wachtſtube des Schloſſes und trockneten ihre durchnäßten Kleider am Ofen.

Der Freiherr lag im Lederſeſſel ſeiner Hinterſtube; er ließ ſich von dem alten Johann aus den Zeitungen vorleſen, welche am Tage zuvor wieder einmal in das Schloß gedrungen waren. Die eintönige Stimme des Dieners meldete nur Unwillkommenes, die Regentropfen klapperten an der Dachrinne, und der Sturmwind ſchlug heulend an die Hausecke, ſie begleiteten in Mißtönen die Worte des Leſenden.

Anton war an ſeinem Schreibtiſch beſchäftigt. Vor ihm lag ein Brief des Juſtizrath Horn, er meldete, daß der Termin zum gerichtlichen Verkauf des Familienguts auf die Mitte des nächſten Winters feſtgeſtellt ſei; gleich nach Bekanntmachung des Termins ſeien mehrere Hypotheken des Guts aus einer Hand in die andere übergegangen, wie er fürchte, aufgekauft von einem Speculanten, der ſich hinter verſchiedenen Namen zu verbergen wiſſe. So überdachte Anton in trüber Stimmung die gefährliche Lage des Freiherrn.

In dem Zimmer daneben leiſtete Fink den Damen Geſellſchaft; die Baronin lag in die Kiſſen des Sophas gedrückt, zugedeckt mit einem Tuch Lenorens. Sie ſah ſchweigend vor ſich hin, und nur wenn die Tochter mit zärtlicher Frage zu ihr trat, nickte ſie ihr lächelnd zu und ſprach beruhigende Worte. Lenore war am Fenſter mit einer leichten Arbeit beſchäftigt und hörte mit Entzücken auf die Scherze, durch welche Fink das trübe Grau des Zimmers aufzuhellen wußte. Er war heut trotz dem Regen in der übermüthigſten Laune. Zuweilen klang Lenorens Lachen durch die eichene Thür in Antons Ohr, dann vergaß Anton Güterkauf und Hypotheken, ſah mit umwölktem Blick auf die Thür und empfand nicht ohne Bitterkeit, daß ein neuer Kampf für ihn und die Familie heranziehe.

Draußen aber ſtrömte der Regen, ſtürmte die Luft. Laut rief der Wind vom Walde her ſeinen Klageruf nach dem Schloß. Im Kieferwald knarrten die Aeſte, und von den Wipfeln der Föhren wogten die Nadelbüſchel raſtlos auf das Schloß zu. In den Birnbäumen auf dem Ackerland fuhren die Blätter und die weißen Blüthen zitternd durcheinander. Zornig warf der Sturm die Blüthen herab zur Erde, ſchlug ſie mit ſeinen Regentropfen feſt auf dem naſſen Boden und heulte: „Herunter mit eurem lachenden Glanz, graue Trauerfarbe ſoll heut tragen, was zum Schloſſe gehört.“ — Von den Bäumen fuhr der Wilde an die Mauern des Schloſſes, er ſchüttelte die Fahnenſtange auf dem Thurm, er ſchleuderte das Waſſer der Wolken in ſchrägen Linien an die Fenſterſcheiben, er fuhr ſtöhnend in den Schlot und donnerte an die Thüren. Zu jeder Oeffnung rief er herein: „Wahret euer Haus!" So trieb er es ſtundenlang, aber die drin verſtanden nicht ſeine Sprache.

So achtete auch Niemand auf den Reiter, der ſein ermüdetes Pferd in eiligem Jagen durch das Dorf dem Schloſſe zutrieb. Endlich ſchlug der Hammer an das Pfahlwerk des Hofes, ungeduldig tönten die Schläge, und Stimmen wurden laut im Hofe und auf der Treppe. Anton öffnete die Thür, ein bewaffneter Mann, triefend von Waſſer, beſpritzt mit dem Koth der Straße, trat in die Stube.

„Du biſt es!" rief Anton erſtaunt.

„Sie kommen," meldete Karl, ſich vorſichtig umſehend; „machen Sie ſich gefaßt, diesmal gilt es uns."

„Die Feinde?" frug Anton ſchnell; „wie ſtark iſt der Haufe?"

„Es iſt kein Haufe, den ich geſehen," erwiederte Karl ernſt, „es iſt ein Heer; an die tauſend Senſenmänner, wohl hundert Reiter. Sie ſind auf dem Zuge zum Hauptcorps. Ich höre, ſie haben Befehl, alle polniſchen Männer mitzunehmen und die deutſchen Gemeinden zu entwaffnen."

Anton öffnete die Thür des Nebenzimmers und bat Fink, hereinzukommen.

„Ah," rief Fink eintretend, mit einem Blick auf Karl, „wer ſo die halbe Landſtraße mit ſich in die Stube trägt, bringt nichts Gutes. Von welcher Seite kommt der Feind, Sergeant?"

„Vom Neudorfer Birkenwald her zieht ſich's in hellen Haufen auf uns herunter. Die Leute hier im Dorf ſind in der Schenke verſammelt, trinken Branntwein und zanken."

„Kein Fanal hat gebrannt, es iſt noch kein Rapport von den nächſten Dörfern gekommen," rief Anton am Fenſter. „Haben die Deutſchen in Neudorf und Kunau geſchlafen?"

„Sie ſind ſelbſt überraſcht worden," fuhr der Unglücksbote fort: „ihre Wachen hatten ſchon geſtern am Abend den Feind geſehen, er zog eine halbe Meile von Neudorf auf der großen Straße nach Rosmin zu. Als er paſſirt war bei der Stelle, wo der Weg nach Neudorf von der Straße abgeht, wurden die von Neudorf gutes Muthes. Ihre Reiter folgten von fern den Senſenmännern, bis ihnen der letzte Haufe aus dem Geſicht war. In der Nacht aber ſind die Banden umgekehrt, heut Morgen haben ſie das Dorf überfallen, ſie haben gewirthſchaftet wie die Teufel. Der Schulz liegt auf dem Stroh voll Wunden, ein gelieferter Mann, das Alarmhaus iſt in Brand gerathen, dort über den Wald hin müßte man den Rauch ſehen, wenn dieſer dicke Regen nicht wäre. Jetzt haben ſich die Feinde getheilt, ſie durchſuchen die deutſchen Dörfer, ein Trupp zieht nach Kunau, ein Haufe auf unſer neues Vorwerk, ein großer Haufe kommt hierher."

„Wie viel Zeit haben wir noch, die Herren zu empfangen?" frug Fink.

„Bei dem Wetter braucht das Fußvolk eine Stunde bis hierher."

„Iſt der Förſter gewarnt," frug Anton, „und wiſſen ſie's auf dem Vorwerk?"

„Es war keine Zeit, ſie anzurufen, das Vorwerk liegt von Neudorf weiter ab, als das Gut, ich wäre vielleicht zu ſpät hierher gekommen. Unſer Fanal habe ich angezündet, aber bei dieſem Wetter iſt weder Feuer noch Rauch zu ſehen, und jedes Signal iſt vergeblich."

„Wenn ſie nicht für ſich ſelbſt ausgeſehen haben,“ ſagte Fink beiſtimmend, „wir können nichts weiter für ſie thun.“

„Der Förſter iſt ein Fuchs,“ erwiederte Karl, „den fängt Keiner, aber der Vogt auf dem Vorwerk und des Vogts junge Frau, der Himmel ſei ihnen gnädig!“

„Retten Sie unſere Leute!“ rief eine flehende Stimme neben Fink; Lenore ſtand in der Stube, bleich, mit gefalteten Händen.

Anton eilte an die Thür, durch welche Lenore geräuſchlos eingetreten war. „Die gnädige Frau!“ rief er beſorgt.

„Noch hat ſie nichts gehört,“ erwiederte Lenore haſtig; „ſenden Sie nach dem Vorwerk, helfen Sie unſern Leuten!“

Fink ergriff ſeine Mütze. „Führen Sie mein Pferd heraus,“ ſagte er zu Karl.

„Du darfſt jetzt nicht fort,“ rief Anton ihm in den Weg tretend: „ich werde dein Pferd nehmen.“

„Um Vergebung, Herr Wohlfart,“ warf Karl dazwiſchen, „wenn ich das Pferd des Herrn von Fink reiten darf, — ich bin noch im Stande, den Weg zu machen.“

„Meinetwegen,“ entſchied Fink. „Den Förſter und wen Sie von Männern auftreiben können, ſenden Sie hierher, die Weiber, die Pferde und Schafe ſchicken Sie nach dem Wald. Der Vogt ſoll ſich mit dem Vieh tief in das Holz hinein ziehen und von den alten Kiefern an der Sandgrube das Schloß beobachten. Sie aber bleiben auf meinem Pferde, das ich leider Ihren Beinen für die nächſten Tage überlaſſen muß. Reiten Sie auf Rosmin zu und ſuchen Sie die nächſte Abtheilung unſerer Truppen, wir laſſen dringend um Hülfe bitten, wo möglich Cavalerie dabei.“

BIBLIOT

„Unſere Rothmützen ſollen eine Stunde hinter Rosmin ſtehen,“ ſagte Karl im Abgehen; „der Schmidt von Kunau rief mir's zu, als ich bei ihm vorbeiritt.“

„Was Sie von Militär in Bewegung ſetzen, bringen Sie hierher. Während Sie das Pferd ſatteln, ſchreibe ich eine Zeile an den Commandirenden.“

Karl machte militäriſch grüßend Kehrt und ſprang hinunter, Anton mit ihm. Während Karl am Sattelgurt ſchnallte, ſagte Anton eilig: „Im Vorbeireiten ruf die Leute auf dem Hofe an, ich gehe ſogleich hinüber. — Armer Junge, du haſt heut noch kaum gefrühſtückt und haſt wenig Ausſicht, in den nächſten Stunden etwas zu bekommen.“ Er ſprang in das Haus zurück, holte aus der Küche eine Flaſche Liqueur, ein Brod und Ueberreſte eines Schinkens, ſteckte den Proviant in einen Sack und reichte dieſen mit dem Briefe dem Reiter, der grade im Begriff war, den Hofraum zu verlaſſen.

„Ich danke,“ ſagte Karl, Antons Hand ergreifend, „Sie ſorgen für Alles. Jetzt aber noch eine Bitte an Sie, denken Sie auch an ſich ſelbſt, Herr Wohlfart; dieſe polniſche Wirthſchaft hier und da draußen iſt nicht werth, daß Sie Ihr Leben dafür in die Schanze ſchlagen; es giebt bei uns daheim Leute, die es ſchwer ertragen würden, wenn Ihnen etwas zuſtieße.“

Anton ſchüttelte herzhaft die Hand des Treuen. „Lebe wohl, ich werde meine Pflicht thun; vergiß nicht, den Förſter zu uns zu ſchicken, und rette vor Allem die Frau. Das Militär führe auf dem Waldwege hierher.“

„Keine Sorge,“ ſagte Karl luſtig, „der vornehme Braune ſoll heut merken, was ein Commisſchenkel durchſetzen kann.“

Bei dieſen Worten ſchwenkte er ſeine Mütze und verſchwand in geſtrecktem Galopp hinter den Gebäuden des Wirthſchaftshofes.

Anton verriegelte das Thor, dann eilte er in die Wachtſtube und zog die Lärmglocke, er befahl dem Obmann, die Leute antreten zu laſſen, das Hinterthor zu beſetzen und Niemand ohne Anfrage einzulaſſen, auch die Flüchtlinge nicht. „Eßt reichlich und trinkt mit Maaß, wir werden heut zu thun bekommen,“ rief er ihnen zu. Oben in ſeinem Zimmer ſtand unterdeß Fink am Tiſch und lud die Gewehre, Lenore reichte ihm von der Wand, was er forderte, ſie war bleich, aber die Augen glühten ihr in einer Aufregung, welche dem eintretenden Anton nicht entging. „Laſſen Sie dieſe ernſten Spielereien uns allein beſorgen,“ bat er zu ihr tretend.

„Es iſt das Haus meiner Eltern, das Sie vertheidigen,“ rief Lenore, „mein Vater iſt außer Stande, Sie anzuführen, Sie ſollen um unſertwillen Ihr Leben nicht auf das Spiel ſetzen, ohne daß ich dabei bin.“

„Verzeihen Sie,“ erwiederte Anton, „Ihre erſte Pflicht iſt jetzt wohl, die Frau Baronin vorzubereiten und in den nächſten Stunden nicht zu verlaſſen.“

„Meine Mutter, meine arme Mutter!“ rief Lenore die Hände zuſammenſchlagend, legte das Pulverhorn hin und eilte in das Nebenzimmer.

„Ich laſſe die Leute eſſen,“ ſagte Anton zu Fink. „Von jetzt ab übernimm du den Befehl.“

„Gut,“ erwiederte Fink, „hier iſt deine Ausrüſtung, dieſe Doppelflinte iſt leicht, ein Lauf Kugel, der andere Rehpoſt. Der Kugelſack liegt unter deinem Bett.“

„Du gedenkſt eine Belagerung auszuhalten?“ frug Anton.

„Wir dürfen uns entweder gar nicht zur Wehr ſetzen, und müſſen uns der freundlichen Diſcretion der heranziehenden Haufen übergeben, oder wir müſſen uns zu halten ſuchen bis zur letzten Kugel. Auf dieſen letzten Fall haben wir uns immer vorbereitet, vielleicht iſt Ergebung das Klügere, ich geſtehe, daß ſie nicht nach meinem Geſchmack iſt. Da aber noch ein Hausherr vorhanden iſt, ſo mag er ſprechen, geh zum Freiherrn.“

Anton eilte durch den Corridor nach dem andern Flügel. Schon von Weitem hörte er im Zimmer des Barons heftig mit den Stühlen rücken. Auf ein zorniges ‚Herein!‘ trat er in das Zimmer. Der Freiherr ſtand hoch aufgerichtet in der Mitte der Stube und fuhr ihm entgegen. „Ich höre, daß etwas vorgeht, ich muß es als einen unverzeihlichen Mangel an Aufmerkſamkeit betrachten, daß man mich von nichts unterrichtet.“

„Verzeihung, Herr Baron,“ erwiederte Anton, „vor wenig Minuten iſt die Nachricht angekommen, daß ein feindlicher Haufe von Senſenmännern und Reitern gegen Ihr Gut heranzieht, wir haben in größter Schnelligkeit einen Boten nach dem nächſten Militärcommando geſchickt, dann haben wir das Thor verriegelt und erwarten jetzt Ihre Befehle.“

„Rufen Sie mir Herrn von Fink,“ erwiederte der Baron herriſch.

„Er iſt in dieſem Augenblick in der Wachtſtube.“

„Ich laſſe ihn bitten, ſich ſogleich zu mir zu bemühen,“ rief der zornige Herr, „mit Ihnen kann ich über militäriſche Maßregeln nicht ſprechen. Fink iſt Cavalier und ein halber

Soldat, ihm will ich die nöthigen Inſtructionen geben. Was warten Sie noch?“ fuhr er rauh fort. „Glaubt Ihr jungen Leute mit mir ſpielen zu können, weil ich das Unglück habe, blind zu ſein? Wer bei mir in Brod und Lohn ſteht, der wenigſtens ſoll meine Befehle reſpectiren.“

„Vater!“ rief Lenore die Hände zuſammenſchlagend auf der Schwelle und ſah mit flehendem Blick auf Anton.

„Sie haben Recht, Herr Baron,“ erwiederte Anton, „ich bitte Sie um Vergebung, daß ich in der Verwirrung meine erſte Pflicht vergeſſen habe. Ich werde Herrn von Fink im Augenblick herſchicken.“ Er eilte aus dem Zimmer und benachrichtigte Fink in der Vorhalle von der gereizten Stimmung des Freiherrn.

„Er iſt ein Narr,“ ſagte Fink.

„Geh nur ſogleich hinauf,“ bat Anton, „die Frauen müſſen von ſeiner Laune leiden.“ Darauf hing Anton die Jacke eines Arbeiters um und ſprang durch die Hinterpforte hinaus in den Regen nach dem Wirthſchaftshofe.

Auf dem [illegible] ſah er ein wüſtes Durcheinander. Deutſche Familien [illegible] Nachbardörfern hatten ſich in das Alarmhaus [illegible] und ſaßen dort mit den Kindern und einigen Stücken ihrer Habe. Es waren wohl an zwanzig Perſonen auf der Tenne gelagert, Männer, Frauen und Kinder; die Weiber jammerten, die Kinder weinten, die Männer ſtarrten finſter vor ſich hin, mehrere gehörten zum Landſturm der Dörfer, einer oder der andere war mit ſeiner Flinte bewaffnet. Auf dem Hofraum ſtanden die kleinen Wagen der Flüchtigen. Knechte, Pferde und Kühe rannten durcheinander. Anton rief den Techniker zu Hülfe bei der nöthigen

Aufſicht. Dem zuverläſſigſten Knechte und der deutſchen Großmagd übergab er die Ackerpferde und die Rinderheerde. Er nahm den Knecht, einen entſchloſſenen Mann, bei Seite und beſprach mit ihm einige Stellen im Dickicht unweit der Sandgrube, wo für Menſchen und Thiere Verborgenheit und einiger Schutz vor dem Wetter zu hoffen war. Dorthin ſollte der Knecht die Heerde treiben, und fleißig nach dem Vogt vom Vorwerk ausſehen, der im Walde die Aufſicht zu führen hatte. Dann befahl er der Magd, eine Kuh zurückzulaſſen, öffnete der Heerde ſelbſt das Hinterthor und ſah, wie die Leute, mit Lebensmitteln bepackt, auf den Wald zutrieben.

„Was aber thun wir mit den Pferden des Barons und der Fremden?“ frug der Techniker in Eile.

„Sie müſſen mit einigen Wagen ins Schloß, wie es auch gehen mag. Wer weiß, ob wir nicht fliehen, wenn's zum Letzten kommt.“

So ließ Anton ſchnell in die neuangeſtrichenen Wagen Karls einige Säcke Kartoffeln laden, Mehl, Hafer und was von Heubündeln Raum hatte. Auch [illegible] Tonne ließ er ein Geſpann haken und die [illegible] Waſſer füllen. Noch immer goß es vom [illegible] Kannen und in dem ſtrömenden Regen warfen [illegible] Säcke, Kaſten und Bündel auf die Wagen; Alles lief durcheinander, weinte und fluchte in deutſcher und polniſcher Sprache. Als Anton unter die Flüchtlinge trat, wurde das Geſchrei der Frauen noch lauter, die Männer umringten ihn und fingen an ihr Unglück zu erzählen, die Kinder hingen ſich um ſeine Füße, es war ein trauriger Anblick. Anton tröſtete: „Vor Allem haltet Ruh, wir werden Euch ſchützen, ſo gut wir können. Ich hoffe, daß Militär zu unſerer Hülfe kommt, unterdeß ſollt Ihr aufs Schloß in Sicherheit. Ihr habt treu zu uns gehalten in dieſer böſen Zeit: ſo lange wir Brod haben, ſoll es auch Euch nicht fehlen.“

Nach einer Viertelſtunde angeſtrengter Arbeit trieb Anton nach dem Schloſſe. Die Knechte fuhren mit den Wagen an der Hinterthür vor, der Trupp der Flüchtlinge folgte. Noch immer kamen Leute an, welche ſich aus den deutſchen Dörfern gerettet hatten, auch der Schmidt von Kunau ſtand mit einem Haufen ſeiner Dorfnachbarn vor dem Schloßthor. Der ganze Zug wurde jetzt geordnet und der Reihe nach hereingelaſſen, die Pferde abgeſchirrt, die Wagen entladen. Die Frauen und Kinder führte Anton in zwei Stuben des Unterſtocks, welche zwar finſter, aber immer noch behaglicher waren, als die Alarmhäuſer oder das regendurchweichte Feld. Die größte Mühe machte das Unterbringen der Pferde; eng aneinander gedrängt ſtand ein Dutzend Thiere unter einem offenen Schoppen, nothdürftig geſchützt vor dem Regen und vor anſchlagenden Kugeln. In die Mitte des Hofraums wurde der Waſſerbottig geſtellt und die Kartoffelwagen an das Pfahlwerk geſchoben, um den Schützen im Nothfall einen Stand zu geben. Darauf wurden die wehrhaften Männer durch den Schmidt geſammelt, außer dem Wieſenbauer und vier Knechten waren es noch fünfzehn deutſche Coloniſten, die meiſten bewaffnet. Wuchtig tönte ihr Tritt in dem langen Gange des Schloſſes; ſie zogen in die Vorhalle und ſtellten ſich an die Seite der Arbeiter auf. Dort war die ſtreitbare Macht der Feſtung verſammelt, Fink ging in ſeinem Jagdrock vor ſeiner Arbeitercompagnie ruhig auf und ab.

Anton trat an ihn heran und meldete, was bis jetzt geſchehen war.

„Du bringſt uns Männer,“ erwiederte Fink, „das iſt in der Ordnung, aber auch einen ganzen Clan Weiber und Kinder, das Schloß iſt voll, wie ein Bienenkorb, über ſechzig Mäuler und faſt ein Dutzend Pferde, wir werden trotz deiner Kartoffelwagen noch vor vierundzwanzig Stunden die Steine anbeißen müſſen.“

„Konnte ich ſie draußen laſſen?“ frug Anton unwillig.

„Sie wären im Walde ebenſo ſicher geweſen als hier,“ ſagte Fink die Achſeln zuckend.

„Möglich,“ erwiederte Anton, „aber die Leute im ſtrömenden Regen nach dem Walde zu jagen, ohne Nahrung und in der furchtbaren Angſt einer Flucht ohne Ziel, das wäre eine Grauſamkeit geweſen, die ich nicht verantworten will. Und meinſt du, daß wir die Männer bekommen hätten ohne die Weiber und Kinder?“

„Die Männer wenigſtens können wir brauchen,“ ſchloß Fink, ſich zu den Angekommenen wendend, „ſorge du für Verproviantirung der Race.“ Fink gab den Unbewaffneten Gewehre und theilte die Mannſchaft in vier Sectionen, die eine für den Hof, zwei für den Unter- und Oberſtock und eine als Reſerve in die Wachtſtube. Dann ließ er ſich durch den Schmidt von Kunau und einige Andere genauen Bericht über den Feind abſtatten. Unterdeß war Anton in das Souterrain geeilt, dort übergab er dem Wieſenbauer die Aufſicht über die Vorräthe und ließ durch den Diener des Freiherrn Holz und Waſſer zuſammentragen. Ein Sack Kartoffeln und einer mit Mehl wurde in der Nähe des Herdes aufgeſtellt und der große Keſſel über das Feuer geſetzt. Im Herausgehen vertraute er der Köchin, daß eine Milchkuh in den Stall gezogen war, wo das Pferd des Herrn von Fink geſtanden hatte, damit wenigſtens die Herrſchaft in dieſen Tagen die Milch nicht entbehre. Der alten Babette flogen vor Angſt die Hände. „Ach, Herr Wohlfart, was für ein ſchreckliches Unglück,“ rief ſie, „die Kugeln werden in meine Küche fliegen.“

„Behüte,“ ſagte Anton, „das Fenſter liegt zu tief, es kann Sie keine treffen, kochen Sie ruhig fort. Die Leute ſind ausgehungert, ich werde Ihnen zwei von den fremden Frauen zur Hülfe herunterſchicken.“

„Wer wird eſſen bei ſolcher Gefahr!“ rief die Köchin.

„Wir Alle werden eſſen,“ beruhigte Anton.

„Befehlen Sie eine Suppe oder Kartoffelbrei?“ frug Babette in ihrer Verzweiflung und ſchwenkte mit dem Löffel fieberhaft hin und her.

„Beides, Mütterchen.“

Die Köchin hielt ihn zurück. „Aber Herr Wohlfart, es fehlt an Eiern für die Herrſchaft, auch nicht ein Ei iſt im ganzen Hauſe. Gott erbarme, daß das Unglück gerade heute kommen mußte. Was wird der Herr Baron ſagen, wenn er heut Abend kein geſchlagenes Ei bekommt!“

„Zum Teufel mit den Eiern,“ rief Anton ungeduldig; „es wird heut nicht ſo genau genommen.“

Als er zurückkehrte, rief ihm Fink zu: „Die Poſten ſind aufgeſtellt, wir können jetzt ruhig den Anzug erwarten. Ich gehe auf den Thurm und nehme einige Schützen mit. Wenn etwas vorfällt, bin ich dort zu treffen.“

So wurde es leer in der Halle und wieder ſtill im Hauſe. Die Wachen ſtanden ſchweigend und ſtarrten auf den Saum des Waldes; in der Wachtſtube ſaß die Mannſchaft in leiſem Geſpräch, nur unten in den Kinderſtuben hörte der Lärm nicht auf; und ein emſiger Verkehr entſtand zwiſchen der Küche und den beſetzten Räumen des Unterſtocks. In unruhiger Erwartung ſchritt Anton auf und ab, von dem Hauſe in den Hof und wieder in ſein Zimmer, wo er die Papiere des Freiherrn zuſammenband, und durch die Gänge und Stuben, in denen die Bewaffneten ſtanden. So verſtrich eine Viertelſtunde nach der andern, endlich trat Lenore aus dem Zimmer der Mutter und rief: „Dieſe Ungewißheit iſt unerträglich!“

„Auch von dem Vorwerk kommt keine Nachricht,“ erwiederte Anton finſter; „aber der Regen hört auf, und was heut noch geſchehen ſoll, wird im Sonnenſchein vor ſich gehen. Dort zerreißen die Wolken, der blaue Himmel ſcheint durch. Wie geht es der Frau Baronin?“

„Sie iſt gefaßt,“ ſagte Lenore, „gefaßt auf Alles.“

Beide gingen ſchweigend im Vorſaal auf und ab. Endlich trat Lenore vor Anton und rief mit leidenſchaftlichem Ausdruck: „Wohlfart, es iſt mir fürchterlich, daß Sie um unſertwillen in dieſe Lage gekommen ſind.“

„Iſt dieſe Lage ſo ſchrecklich?“ frug Anton mit trübem Lächeln.

„Für Ihr Gefühl vielleicht nicht,“ ſagte Lenore, „aber Sie opfern uns mehr, als wir verdienen. Wir ſind undankbar gegen Sie, Sie würden in andern Verhältniſſen glücklicher ſein.“ Sie ſtellte ſich an das Fenſter und weinte bitterlich. Erſchrocken trat Anton heran, ſie zu beruhigen. „Wenn Sie die lebhaften Aeußerungen Ihres Herrn Vaters von vorhin meinen,“ ſagte er, „ſo iſt kein Grund, mich zu bedauern, Sie wiſſen, was wir über dieſen Punkt bereits früher geſprochen haben.“

„Es iſt nicht das allein,“ rief Lenore weinend.

Anton wußte, wie ſie, daß es nicht das allein war, er fühlte, daß ein Geſtändniß in den Worten lag. „Was es immer ſein mag,“ ſprach er heiter, „wollen Sie nicht auch mir die Freude gönnen, ein Abenteuer zu erleben? Freilich bin ich ein ungeſchickter Soldat, aber wie es ſcheint, wollen die Feinde mir auch nur wenig Gelegenheit geben, ihnen Schaden zu thun.“

„Niemand dankt Ihnen, was Sie für uns ertragen, Niemand!“ rief Lenore wieder.

„Niemand?“ frug Anton. „Habe ich nicht eine Freundin hier, welche nur zu ſehr geneigt iſt, das zu überſchätzen, was ich etwa thun kann? Lenore, Sie haben mir erlaubt, Ihnen näher zu treten, als in gewöhnlichen Verhältniſſen möglich wird. Rechnen Sie für nichts, daß ich einige von den Rechten eines Bruders an Sie gewonnen habe?“

Lenore ergriff heftig ſeine Hand und drückte ſie. „Auch ich bin in der letzten Zeit anders gegen Sie geweſen, als ich hätte ſein ſollen. Ich bin ſehr unglücklich,“ rief ſie leidenſchaftlich aus. „Keinem Menſchen kann ich geſtehen, was in mir vorgeht, der Mutter nicht, auch Ihnen nicht. Alles Vertrauen habe ich verloren und alle Faſſung.“ Sie preßte ihr Tuch an die Augen.

„Lenore!“ rief ungeduldig der Vater aus ſeinem Zimmer.

„Es iſt jetzt keine Zeit zu Erklärungen,“ ſagte ſie ruhiger: „wenn wir dieſen Tag überſtanden haben, will ich mir Mühe geben, ſtärker zu ſein, als jetzt. Helfen Sie mir dabei, Wohlfart.“

Lenore eilte nach dem Zimmer des Freiherrn, Anton blieb in trüben Gedanken zurück. Unterdeß fiel das helle Sonnenlicht auf den Hofraum des Schloſſes, die Männer gingen aus der Wachtſtube und ſtellten ſich an der Schwelle auf, auch die Weiber drängten aus den finſtern Räumen und mußten mit Ernſt zurückgewieſen werden. Nachdem der erſte Schreck überſtanden war, hatten die Leute wieder Muth und allerlei Gedanken. „Wer weiß, ob ſie das Schloß nicht vergeſſen haben,“ ſagten die Einen, „oder ob ſie den Muth haben, uns anzugreifen,“ die Andern und ein kluger Schneider bewies durch geſchicktes Zuſammenflicken der verſchiedenen Nachrichten, alle polniſchen Röcke ſeien längſt bis hinter Rosmin gezogen. Aber ſo eifrig auch Jeder die Ueberzeugung ausſprach, daß die Gefahr vorüber ſei, ſo hörten doch Alle ängſtlich auf den Tritt der Wachen im Hauſe und ſahen immer wieder nach dem Thurm, ob nicht von dort ein Signal komme. Auch Anton fand das Warten unleidlich, er ſtieg endlich auf den Thurm. Dort war auf der Plattform die befehlende Macht des Schloſſes verſammelt, der blinde Freiherr ſaß auf ſeinem Seſſel, hinter ihm lehnte die hohe Geſtalt Lenorens, welche ihren Sonnenſchirm über die Augen des Vaters hielt; in den breiten Schießſcharten ſaßen vier Büchſenſchützen, oben auf dem Mauerwerk ließ Fink die Beine in die freie Luft hinaushängen und blies die blauen Wolken einer Cigarre in den Wind.

„Nichts zu ſehen?“ frug Anton.

„Nichts,“ erwiederte Fink, „als ein betrunkener Hauſe unſerer Dorfleute, welcher dort auf dem Wege nach Tarow abzieht.“ Er wies auf eine dunkle Maſſe, welche grade im Walde verſchwand. „Es iſt gut, daß wir das Geſindel los ſind. Sie haben Furcht vor den grauen Juden und ziehen vor, wo anders zu plündern. Noch iſt jede Stunde Verzögerung ein Gewinn, wir haben eben berechnet, daß Hülfe im beſten Fall vor morgen Mittag nicht zu erwarten iſt. Für einen Beſuch von vollen vier und zwanzig Stunden ſind die Herren hinterm Walde nicht intereſſant genug. Ein vortrefflicher Punkt, Herr von Rothſattel, dieſes Dach hier. Zu ſehen iſt nicht viel, etwas Kieferwald, Ihre Felder und Sand. Aber eine glorioſe Höhe zur Vertheidigung. Daß es um das Schloß herum ſo kahl iſt und kein Baum und kein Strauch ſteht, iſt von gefühlvollen Herzen als unangenehm beklagt worden. Ich finde grade das prachtvoll; mit Ausnahme der erſten Scheuer des Hofes, die immerhin in gerader Linie gegen dreihundert Schritt von dieſem Punkt entfernt iſt, giebt es für einen feindlichen Tirailleur keinen Verſteck, der größer wäre als ein Maulwurfshügel. So weit eine Büchſenkugel reicht, beherrſcht man von hier die Ebene ſouverän. Nur das Gebüſch dort iſt im Wege, ich glaube, es iſt eine Anpflanzung von Fräulein Lenore.“

„Ich bekenne mich ſchuldig,“ ſagte Lenore.

„Wohlan,“ entgegnete Fink nachläſſig, „dann ſollen Sie die Curkoſten bezahlen, wenn wir getroffen werden. Ein halbes Dutzend Schützen findet Verſteck darin.“

„Es iſt Lenorens Lieblingsplatz,“ ſagte der Freiherr entſchuldigend, „ſie hat dort eine Raſenbank, es iſt die einzige Stelle, wo ſie im Freien ſitzen kann.“

„Ah,“ ſagte Fink, „das iſt etwas Anderes;“ er ſah ſich nach Lenore um, ſie war von der Seite ihres Vaters verſchwunden. Gleich darauf wurde das Hofthor geöffnet, Lenore eilte, gefolgt von einigen Arbeitern, auf den Buſch zu. Fink rief verwundert herunter: „Was wollen Sie, Fräulein?“ Lenore machte mit der Hand die entſchloſſene Geberde des Niederſchlagens, ſie ſelbſt faßte ein Fichtenſtämmchen und hob es mit Anſpannung aller Kräfte aus der Erde. Die Männer folgten ihrem Beiſpiel. Nach wenig Augenblicken war die junge Pflanzung ausgeriſſen. Dann nahm Lenore im Eifer ſelbſt die Hacke und ſchlug auf die Raſenbank, dieſe zu zerſtören.

Anton hatte die Bäume mit dem Fräulein gepflanzt, Beide hatten ſich lebhaft über die gute Wirkung gefreut, die das Gebüſch hervorbrachte, täglich war ſeitdem Lenore dort geweſen, jeder von den kleinen Stämmen war ihr ein perſönlicher Freund. Jetzt ſah Anton ſchweigend der Vernichtung zu, zuletzt konnte er ſich nicht enthalten, mit einiger Kälte zu ſagen: „Die ſchwache Pflanzung hätte uns wenig geſchadet, du haſt ſicher eine unnütze Zerſtörung veranlaßt.“

„Ei,“ erwiederte Fink, „Fräulein Lenore handelt wie ein vorſichtiger Feſtungscommandant. Die erſte Bravour ſolcher Talente iſt immer, die Anlagen um ihre Feſtung zu raſiren, und dieſes Gebüſch kann an jedem Frühlingstage wieder geſetzt werden. — Tragt das Holz weiter ab nach dem Wirthſchaftshofe,“ rief er den Männern zu, „werft auch die hölzerne Einfaſſung des Brunnens auseinander, ſchafft die Bohlen nach dem Hof und verdeckt die Oeffnung.“

Als Lenore wieder hinter den Stuhl des Freiherrn trat, nickte er ihr zu wie ein älterer Genoſſe dem jüngern, nahm ſein Fernrohr und unterſuchte wieder den Rand des Waldes.

So blieb die Geſellſchaft wohl eine Stunde lang. Niemand hatte Luſt zu ſprechen, was Fink gelegentlich ſcherzte, fiel auf unfruchtbaren Boden. Anton ſtieg hinunter, die Leute in Ordnung zu halten, aber es trieb ihn wieder auf die Zinne, und wie die Andern ſah er unverwandt nach dem Waldwege. Endlich ſagte Fink nach längerm Stillſchweigen, ſeine Cigarre wegwerfend: „Es wird Abend, wir erweiſen unſern Gäſten zu viel Ehre, wenn wir dabei beharren, ſie in ſolcher ſtillen Andacht zu erwarten. Als die Nachricht von den Anmarſch zu uns kam, waren Wohlfart und ich hier im Hauſe nöthig, und da Karl in der Ferne meinem armen Pferde die Beine bricht, ſo hatten wir Niemand, den wir als Patrouille zum Recognosciren ausſchicken konnten. Jetzt rächt ſich dieſe Unterlaſſungsſünde, wir ſitzen hier im Bau gefangen und die Leute ermüden, bevor der Feind kommt. Es wird unvermeidlich, daß ſich einer von uns mit ein Paar Leuten auf die Gäule wirft und weitere Nachricht über den Feind einholt. Dieſe Stille iſt unnatürlich, man ſieht auf dem ganzen freien Felde keinen Menſchen, keinen auf all den Feldwegen; es ſcheint mir ſeltſam, daß ſeit zwei Stunden keine Flüchtlinge mehr vom Walde herkommen, auch die Rauchwolke auf Neudorf zu iſt verſchwunden.“

Anton ſchickte ſich ſchweigend an, den Thurm zu verlaſſen. „Geh, mein Sohn,“ ſagte Fink, nimm dir die ſicherſten

Leute mit, ſieh nach, wie es im Dorfe ſteht, und hüte dich vor dem Kiefernwald. Halt, noch einen Augenblick: ich will den Wald noch einmal mit dem Fernrohr durchſuchen." Er ſah lange hin, betrachtete jeden Baum und ſetzte das Rohr endlich ab. „Es iſt nichts zu ſehen," ſagte er nachdenkend. „Trügen die Herren, die wir erwarten, etwas Anderes in der Hand als Bauernſenſen, ſo müßte man annehmen, daß eine Teufelei im Werk wäre. So aber iſt Alles Ungewißheit. Hüte dich vor dem Walde."

Anton verließ den Thurm, rief den Techniker und zwei Knechte, ließ das Pferd des Barons und drei der ſchnellſten Ackerpferde losbinden und vom Schmidt das Thor öffnen. Die Reiter ritten zuerſt auf den Wirthſchaftshof. Alles war ſtill und im tiefſten Frieden. Die Hühner, welche Karl vor einigen Wochen gekauft hatte, ſcharrten auf dem Miſt, ſeine Tauben gurgelten auf dem Strohdach, ein kleiner Hund, der mit dem Schmidt aus Kunau gelaufen war, hatte ſich unterdeß ſelbſt zum Wächter des verlaſſenen Hofes gemacht und bellte die Reiter argwöhniſch an. Geſchloſſen trabten ſie durch das Dorf vor die Schenke, die Schenkſtube war leer, Anton rief nach dem Wirth. Nach einer Weile kam der Mann bleich an die Thür geſtürzt und ſchlug die Hände zuſammen, als er Anton ſah. „Gerechter Gott, Herr Wohlfart, daß Sie noch hier ſind; ich habe geglaubt, Sie wären längſt mit der Herrſchaft geflüchtet nach Rosmin oder unter unſere Soldaten. Gott, iſt das ein Unglück! Der Bratzky iſt hier in der Stube geweſen und hat die Leute aufgeredet gegen die Herrſchaft im Schloſſe und gegen die Deutſchen. Er konnte ſie aber nicht dazu bringen, daß ſie vor das Schloß rückten. So iſt der größte Theil der Dorfleute auf Tarow zu den Polen gezogen, die zurückgeblieben ſind, haben ſich verſteckt; ich bin dabei, zu vergraben, was ich in der Eile wegſchaffen kann.“

„Wo ſtehn die Feinde jetzt?“ frug Anton.

„Ich weiß es nicht,“ rief der Schenkwirth, „aber ich weiß, daß es iſt ein großes Heer, auch Uhlanen dabei in Uniform.“

„Wißt Ihr, ob der Wald ſicher iſt nach Neudorf zu?“

„Wie kann er ſicher ſein, es iſt in den letzten Stunden Niemand von Neudorf her gekommen. Wäre der Weg frei, ſo müßte jetzt das halbe Dorf hier ſein, in meiner Schenke oder bei Ihnen auf dem Schloß.“

„Ihr habt Recht. Wollt Ihr die Banden hier erwarten?“ frug Anton, zum Abritt bereit; „Ihr ſeid im Schloſſe ſicherer.“

„Wer weiß!“ rief der Wirth. „Ich kann nicht fort; wenn ich gehe, wird mir verwüſtet der ganze Kretſcham.“

„Aber Eure Weiber?“ frug Anton, das Pferd anhaltend.

„Ich muß Leute haben zur Hülfe,“ klagte der verzweifelte Wirth. „Wenn ſie auch jung ſind, ſie müſſen es durchmachen. Da iſt die Rebekke, meiner Schweſter Kind, ſie iſt aus einer Familie, die gewöhnt iſt an den Handel. Sie verſteht das Weſen mit den Bauern, ſie weiß Geld zu kriegen, auch wenn einer ganz betrunken iſt. Rebekke,“ rief er zurück, „der Herr Wohlfart laſſen dich fragen, ob du willſt aufs Schloß, daß du ſicher biſt vor den wilden Männern.“ Das volle Geſicht Rebekka's, von röthlichem Haar eingefaßt, tauchte aus dem Kellerloch des Hauſes hervor.

„Was thu' ich mit dem Schloß, Onkel?“ rief ſie entſchloſſen. „Wie heißt wilde Männer? Unſre Bauern ſind die wilden Männer in der ganzen Gegend, wenn ich mit den fertig werde, werde ich auch fertig mit den andern. Die Muhme hat verloren ihren Kopf, es muß doch ein Menſch da ſein, der mit den Gäſten hantirt. Ich bedanke mich, gnädiger Herr, ich fürchte mich nicht; die Herren, welche ſind bei den Hauſen, werden nicht leiden, daß mir einer etwas anthut.“

„Vorwärts, Ihr Männer!“ rief Anton. Sie trabten weiter durch das Dorf, alle Thüren waren geſchloſſen, aus den kleinen Fenſtern ſah hier und da ein Frauenkopf verſtört den Reitern nach. So kamen ſie auf dem breiten Feldweg bis in die Nähe des Waldes. „Wo der Weg in den Wald hineinläuft,“ ſagte der eine Knecht zu Anton, „iſt zur linken Hand junges Holz. Dort können viele hundert Mann im Verſteck liegen, und wir ſehen ſie nicht, ſie werden uns wegputzen, oder den Weg nach dem Schloſſe abſchneiden.“

„Du haſt Recht,“ ſagte Anton, wir reiten über das Feld bis an die hintere Seite des jungen Schlages, dort ſtehen die Stämme einzeln, wir können hinein und wieder zurück. Von dort ſuchen wir zu Fuß das junge Holz ab.“ So lenkten ſie von der Straße, ritten über das Brachfeld, und ihre Pferde betraten in Schußweite von der Schonung den Wald. „Jetzt herunter von den Pferden,“ ſagte Anton zu den Knechten. Anton und die Knechte gaben die Zügel dem Techniker, nahmen die Gewehre in die Hand und ſchritten vorſichtig an das Buſchwerk. „Schießt hinein,“ befahl Anton, „und dann zurück zu den Pferden, ſo ſchnell

Ihr laufen könnt.“ Die Schüſſe raſſelten in das junge Holz, einige Secunden darauf antwortete ein unregelmäßiges Feuer aus mehrern Gewehren, ein lautes Geſchrei folgte. Die Kugeln pfiffen über den Kopf Antons, aber die Entfernung war nicht gering, und im ſchnellen Lauf kamen die Männer unbeſchädigt zu ihren Pferden. „Galopp, wir wiſſen genug. Sie waren nicht ſo ſchlau, ruhig zu bleiben.“ Flüchtig raſſelte die kleine Schaar auf der Landſtraße dem Schloſſe zu, hinter ihnen klang der laute Ruf ihrer Verfolger. Athemlos kamen die Reiter vor dem Schloſſe an, im Hofe fand Anton Alles alarmirt. Fink erwartete ihn am Eingange.

„Du hatteſt Recht,“ rief ihm Anton entgegen, „ſie lagen im Hinterhalt, gewiß ſchon mehrere Stunden, vielleicht war ihnen zumeiſt daran gelegen, dich oder uns beide auf dem Wege nach Neudorf zu faſſen. Sie hätten dann das Schloß ohne Kampf in die Hände bekommen.“

„Wie viel mögen ihrer ſein?“ frug Fink.

„Du ſahſt, wir hatten keine Zeit zum Zählen,“ entgegnete Anton. „Sicher iſt ein Haufe vorgeſchoben und die größere Maſſe liegt weiter hinten im Walde.“

„Wir haben ſie aufgeſtört,“ entgegnete Fink, „jetzt können wir ihren Beſuch erwarten. Es iſt unſerer Leute wegen beſſer jetzt vor Sonnenuntergang, als bei Nacht.“

„Sie kommen,“ rief Lenorens Stimme vom Thurme herunter.

Die Freunde eilten auf die Plattform. Als Anton über die Zinne des Thurmes ſah, neigte die Sonne zum Unter=

gang. Der Himmel ſtrahlte in blendender Goldfarbe und verwandelte das Grün der Wälder in bräunliche Bronze. Aus dem Waldwege trabte ein Trupp Reiter, etwa eine halbe Escadron, in geordnetem Zuge auf das Dorf zu, mehr als hundert Mann zu Fuß folgten, der erſte Zug mit Gewehren, der andere mit Senſen bewaffnet. Das ſchöne Abendlicht umſtrahlte die Geſtalten auf dem Thurm. Ein Käfer ſummte luſtig um Antons Ohr, und oben in der Luft klang das Abendlied der Lerche. Unterdeß zog unten die Gefahr heran. Immer näher wand ſie ſich auf dem gekrümmten Wege, eine dunkle langgeſtreckte Maſſe, unhörbar, nur dem Auge erkenntlich. Vor dem Ohre ſummte unterdeß der Käfer fort, und die Lerche ſang weiter in ihrem Freudenlied. Endlich verſchwand der Zug hinter den erſten Hütten des Dorfes. Es waren Augenblicke lautloſer Stille, Alle ſahen unverwandt auf die Stelle, wo der Feind wieder ſichtbar werden mußte; neben Anton ſtand Lenore, ſie umklammerte mit der Linken ein Gewehr und hielt die Rechte in einer Jagdtaſche, in der ihre Hand, ohne daß ſie es wußte, die Kugeln klappernd in Bewegung ſetzte. Als die Reiter in der Mitte des Dorfes ſichtbar wurden, griff Fink an ſeine Mütze und ſagte feierlich: „Jetzt auf unſere Poſten, Ihr Herren. Du, Anton, habe die Güte, den Freiherrn herunterzuführen.“ Als Anton den Blinden ſtützend die Stufen hinabſtieg, wies er zurück auf Lenore, welche unbeweglich auf den heranziehenden Feind hinſtarrte. „Auch Sie, gnädiges Fräulein, bitte ich, an Ihre Sicherheit zu denken,“ fuhr Fink fort.

„Ich bin am ſicherſten hier,“ erwiederte Lenore trotzig und ſtieß mit dem Kolben ihres Gewehrs auf den Stein. „Sie werden nicht verlangen, daß ich jetzt den Kopf in das Sopha drücke, wo Sie im Begriffe ſind, um das Leben zu ſpielen.“

Fink ſah voll Bewunderung in das ſchöne Antlitz und ſagte: „Ich habe nichts dagegen. Wenn Sie ſich entſchließen können, auf dieſem Seſſel Platz zu nehmen, ſo ſind Sie hier ſo ſicher, wie irgendwo im Schloß.“

„Ich werde vorſichtig ſein,“ erwiederte Lenore mit einer abwehrenden Bewegung der Hand.

„Und Ihr verbergt Euch hinter der Mauer, meine Knaben,“ ſagte Fink, „hütet Euch, eine Schulter oder den Zipfel Eurer Mütze zu zeigen; und feuert nicht eher, als bis ich Euch mit dieſem Schreihals ein Zeichen gebe, Ihr werdet den Ton auch hier oben hören.“ Er holte eine breite Pfeife von fremdartigem Ausſehen hervor. „Auf Wiederſehen,“ ſagte er, Lenoren mit ſtrahlendem Blick betrachtend.

„Auf Wiederſehen,“ antwortete Lenore ihren Arm erhebend und ſah dem Herabſteigenden nach, bis die Thür hinter ihm zufiel.

In der Vorderhalle fand Fink den Freiherrn. Der arme Herr war durch die Spannung des langen Tages und durch das Gefühl ſeiner Unbrauchbarkeit, da wo er thätig zu ſein für ein Vorrecht ſeines Standes hielt, in einen Wirbel von ſchmerzlichen Empfindungen verſetzt. In frühern Jahren hätte er jede perſönliche Gefahr mit der beſten Haltung durchgemacht. Wie ſehr ſeine Kraft gebrochen war, zeigte ſich jetzt, wo es ihm nicht gelang, ſeine Faſſung zu bewahren. Seine Hände griffen unruhig umher, als ſuchten ſie eine Waffe, und ein ſchmerzliches Stöhnen drang aus tiefer Bruſt herauf. „Mein gütiger Gaſtfreund,“ redete Fink ihn an,

„da Ihre Unpäßlichkeit Ihnen noch unbequem machen muß, mit den Fremden zu verhandeln, ſo bitte ich Sie um Erlaubniß, dies in Ihrem Namen zu thun.“

„Sie haben Vollmacht, lieber Fink,“ erwiederte der Freiherr mit heiſerer Stimme: „in der That iſt das Befinden meiner Augen nicht ſo, daß ich hoffen kann, etwas zu nützen. Ein jämmerlicher Krüppel!“ rief er laut und bedeckte das Geſicht mit ſeinen Händen. Fink wandte ſich achſelzuckend ab, öffnete einen Schieber in der eichenen Bohlenthür, welche beſtimmt war, auf die noch nicht aufgeſchüttete Rampe zu führen, und ſah hinaus.

„Erlauben Sie mir,“ bat Anton den Freiherrn, „Sie an einen Platz zu führen, wo Sie den Kugeln nicht unnöthig ausgeſetzt ſind.“

„Bekümmern Sie ſich nicht um mich, junger Mann,“ ſagte der Freiherr; „es iſt heut an mir weniger gelegen, als an dem ärmſten Tagelöhner, der um meinetwillen ein Gewehr in die Hand nimmt.“

„Haſt du mir noch etwas aufzutragen?“ ſagte Anton zu Fink, ſein Gewehr ergreifend.

„Nichts,“ erwiederte dieſer lächelnd, „als daß du deine Vorſicht nicht vergißt, wenn du ſelbſt ins Handgemenge kommſt. Gute Geſchäfte.“ Er ſtreckte ihm die Hand hin, Anton ergriff ſie und eilte in den Hof.

„Jetzt begutachten die Feinde Ihre Wirthſchaft,“ ſagte Fink zu dem Freiherrn; „in wenig Augenblicken werden wir die Herren hier haben. Da kommen ſie, Reiter und Fußvolk. Sie machen Halt an der Scheuer, ein Reitertrupp avancirt, es iſt der Stab, hübſche Jungen darunter, ein

Paar elegante Pferde, ſie reiten außer Schußweite um das Schloß. Sie ſind vorſichtiger, als ich erwartete. Sie ſuchen einen Eingang, wir werden ſogleich den Hammer am Hinterthor hören."

Alles blieb ſtill. „Merkwürdig," ſagte Fink. „Es ſcheint mir Kriegsgebrauch, die Beſatzung vor dem Angriff zur Uebergabe aufzufordern, dort aber kommen die Offiziere um das Schloß herum in Carriere zu ihrem Fußvolk zurück. Hat ihnen Wohlfart ſolchen Schrecken eingejagt, daß ſie ventre à terre geflohen ſind?"

Das Dröhnen der Pferdehufe und der dumpfe Tritt des Fußvolks wurde gehört.

„Wetter," ſagte Fink, „das ganze Corps marſchirt wie zur Parade auf unſerer Seite des Schloſſes auf; wenn ſie von dieſer Seite Ihre Feſtung erſtürmen wollen, ſo müſſen ſie merkwürdige Begriffe von Berennung eines feſten Platzes haben. Sie machen Front gegen uns, fünfhundert Schritt Diſtance. Das Fußvolk zwei Mann hoch in der Mitte, die Reiter an den Flügeln. Ganz römiſche Schlachtordnung, der reine Julius Cäſar. Seht, ſie haben einen Tambour, der Kerl tritt vor, das Geklapper, welches Sie hören, iſt ein Trommelwirbel. — Ah! der Anführer reitet vor die Front. Er kommt heran und hält gerade vor dieſer Thür. Die Artigkeit erfordert, daß wir nach dem Begehr dieſes Herrn fragen." Fink faßte den ſchweren Riegel der Thür und ſchob ihn zurück, die Thüre flog auf. Fink trat auf die Schwelle, den Eingang deckend, die Doppelflinte nachläſſig in der Hand. Als der Reiter die ſchlanke Geſtalt im waidgerechten Coſtüm ſo ruhig vor ſich ſtehen ſah, parirte er ſein Pferd und griff an den Hut, Fink dankte durch eine leichte Neigung des Kopfes.

„Ich wünſche den Beſitzer dieſes Gutes zu ſprechen," rief der Reiter hinauf.

„Nehmen Sie unterdeß mit mir vorlieb," antwortete Fink, „ich ſtehe an ſeiner Stelle hier."

„So ſagen Sie dem Gutsherrn, daß wir einen Befehl der Regierung in ſeinem Hauſe zu erfüllen haben," rief der Reiter.

„Möge Ihre Ritterlichkeit mir die Frage erlauben, welche Regierung ſo leichtſinnig war, Ihnen einen Befehl für den Freiherrn von Rothſattel zu übergeben. Wie ich höre, ſind hier zu Lande die Anſichten über Regierung in Unordnung gekommen."

„Das polniſche Central-Comité iſt Ihre, wie meine vorgeſetzte Behörde," rief der Reiter.

„Es iſt ſehr artig von Ihnen, daß Sie einem Central-Comité die Dispoſition über Ihren Hals einräumen; Sie werden uns erlauben, in dieſem Punkte der entgegengeſetzten Anſicht zu ſein."

„Sie ſehen, daß wir die Mittel haben, Gehorſam für die Befehle des Gouvernements zu erzwingen, und ich rathe Ihnen, uns nicht durch Widerſetzlichkeit zur Anwendung von Gewalt zu zwingen."

„Ich danke Ihnen für dieſen Rath, und würde Ihnen noch mehr verbunden ſein, wenn Sie in Ihrem Dienſteifer nicht vergeſſen wollen, daß der Grund, auf dem Sie ſtehen, kein öffentlicher Marſtall, ſondern Privateigenthum iſt, und daß fremde Pferdehufe ihre Sprünge darauf nur mit

Bewilligung des Gutsherrn machen dürfen. So viel ich weiß, haben Sie dieſe nicht eingeholt.“

„Genug der Worte, mein Herr,“ rief der Reiter ungeduldig: „wenn Sie in der That das Recht haben, den Beſitzer dieſes Gutes zu vertreten, ſo fordere ich Sie auf, den Zugang zu dieſem Schloß ohne Verzug zu öffnen und Ihre Waffen auszuliefern.“

„Leider,“ erwiederte Fink, „bin ich in der unbequemen Lage, Ihren Wunſch nicht zu gewähren. Ich füge noch die Bitte hinzu, daß Sie, nebſt den Herren in zerriſſenen Stiefeln, welche dort hinten ſtehen, ſo ſchnell als möglich dieſen Ort verlaſſen. Meine jungen Leute ſind gerade im Begriff, zu unterſuchen, ob ſie die Maulwürfe unter ihren Füßen treffen können. Es würde uns leid thun, wenn wir dabei die nackten Zehen Ihrer Begleiter beſchädigen ſollten. — Gehen Sie, mein Herr!“ rief er, plötzlich ſeinen nachläſſigen Ton verändernd, mit einem ſo kräftigen Ausdruck von Zorn und Verachtung, daß das Pferd des Reiters bäumte und der Mann nach der Piſtole im Holſter griff.

Während dieſer Unterredung hatten ſich die Reiter und einzelne Haufen des Fußvolks näher herangezogen, um die Worte des Geſprächs aufzufangen. Mehr als einmal ſenkte ſich ein Flintenlauf, er wurde aber jedesmal durch einzelne Reiter, welche ihr Pferd vor die Reihe der Bewaffneten drängten, zurückgeſchlagen. Bei den letzten Worten Finks legte eine wüſte Geſtalt in einer alten Friesjacke die Waffe an, ein Schuß knallte, die Kugel fuhr neben Finks Wange in die Bohlen der Thür. In demſelben Augenblick erſcholl in der Höhe ein unterdrückter Schrei, an der Zinne des Thurmes flammte es hell auf, der vorſchnelle Geſell ſtürzte getroffen auf den Boden. Der Parlamentär warf ſein Pferd herum, die Angreifer fuhren zurück, und Fink verſchloß die Thür. Als er ſich umwandte, ſtand Lenore auf dem erſten Abſatz der Treppe, das abgeſchoſſene Gewehr in der Hand, die großen Augen verſtört auf Fink geheftet. „Sind Sie verwundet?“ rief ſie außer ſich.

„Durchaus nicht, mein treuer Kamerad,“ rief Fink. Lenore warf das Gewehr weg und ſank zu den Füßen ihres Vaters nieder, ihr Geſicht auf ſeinem Knie verbergend. Der Vater beugte ſich über ſie, faßte ihr Haupt mit den Händen, und die nervöſe Erſchütterung der letzten Stunden verurſachte, daß ein convulſiviſches Schluchzen über ihn kam. Die Tochter umſchloß leidenſchaftlich die bebende Geſtalt des Vaters und hielt ihn lautlos in ihren Armen. So hielten ſie einander umſchlungen, ein gebrochenes Leben und ein anderes, in welchem die Gluth des Lebens zu hellen Flammen aufſchlug. Fink ſah zum Fenſter hinaus, die Feinde hatten ſich zurückgezogen, die Führer ritten außer Schußweite zuſammen, wie es ſchien, zur Berathung. Schnell trat er zu Lenore, und die Hand auf ihren Arm legend, ſagte er: „Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein, daß Sie ſo entſchloſſen die Strafe an dem Elenden vollzogen. Jetzt bitte ich Sie, mit Ihrem Herrn Vater dieſe Stelle zu verlaſſen. Wir werden uns beſſer halten, wenn nicht die Sorge um Sie unſer Auge vom Feinde abzieht.“ Lenore ſchreckte bei ſeiner Berührung zuſammen, und eine heiße Röthe ſtieg ihr auf Wangen und Stirn.

„Wir werden gehen,“ antwortete ſie mit niedergeſchlagenen Augen, „komm, mein Vater.“ Sie führte den Freiherrn, der ihr widerſtandslos folgte, die Treppe hinauf in das Zimmer der Mutter. Dort rang ſie mit Heldenkraft nach Faſſung, ſie ſetzte ſich an das Lager der Kranken und erſchien den Abend nicht wieder in Finks Nähe.

„Jetzt ſind wir unter uns,“ rief Fink den Wachen zu, „jetzt kurze Diſtance und ruhiges Zielen. Wenn ſie an dieſen Steinhaufen ſtürmen, ſo ſollen ſie ſich nichts als blutige Köpfe holen.“

So ſtand er mit ſeinen Genoſſen und ſah mit ſcharfem Auge auf die Reihen der Gegner. Dort war große Rührigkeit, einzelne Abtheilungen zogen nach dem Dorf, die Reiter ritten auf der Straße hin und her, es war etwas im Werke. Endlich ſchleppte ein Trupp dicke Breter und eine Reihe leerer Wagen herbei. Die obern Theile derſelben wurden heruntergehoben und die Untergeſtelle in einer Reihe aufgefahren, die Deichſeln vom Schloß ab, die Hinterräder dem Schloß zugekehrt; dann wurden Breter auf dem Boden übereinander genagelt und Schirmdächer gemacht, welche, durch Stangen ſchräge an dem Hintertheil der Wagen befeſtigt, einige Fuß über das Wagengeſtell vorragten und fünf bis ſechs Männern erträglichen Schutz gaben.

„Bittet Herrn Wohlfart, ſich hierher zu bemühen,“ rief Fink einem der Schützen zu.

„Hier wurde geſchoſſen,“ frug Anton in die Halle tretend, „iſt Jemand verwundet?“

„Dieſe dicke Thür, und einer von dem Geſindel dort.“

entgegnete Fink. „Sie gaben vom Thurme ohne Befehl Antwort auf den erſten Schuß der Feinde.“

„Im Hofe iſt kein Feind zu ſehen. Vorhin kam ein Trupp Reiter an das Thor, einer wagte ſich bis dicht an die Planken und verſuchte durchzuſehen. Als ich mich aber über den Zaun erhob, ſtob er wie entſetzt davon.“

„Sieh dorthin,“ ſagte Fink, „ſie machen ſich ein Familienvergnügen, kleine Barrikaden. So lange dies Abendlicht uns zu ſehen verſtattet, iſt die Gefahr nicht groß. Aber in der Nacht können ſie mit dieſen Räderdächern nahe genug heran.“

„Der Himmel bleibt klar,“ ſagte Anton, „es wird eine helle Sternnacht.“

„Wenn ich nur wüßte,“ ſagte Fink, „weßhalb ſie die Tollheit haben, gerade die ſtärkſte Seite unſerer Feſtung anzugreifen. Es iſt nicht anders, dein friedliches Geſicht hat auf ſie gewirkt, wie das Haupt der Gorgo. Du wirſt von jetzt ab als Scheuche verſchrieben werden in allen Slavenkriegen.“

Es war dunkel geworden, als das Hämmern an den Wagen aufhörte. Ein Commando wurde gehört, die Befehlshaber riefen einzelne Leute bei Namen an die Deichſeln, ſechs bewegliche Dächer fuhren mit großer Schnelligkeit etwa dreißig Schritt von der Vorderſeite des Schloſſes auf.

„Jetzt gilt's,“ rief Fink. „Bleibt hier und wahre den Unterſtock.“ Fink ſprang die Treppe hinauf, die lange Reihe der Vorderzimmer war geöffnet, man konnte von einem Ende des Hauſes zum andern ſehen. „Hütet Eure Köpfe,“ rief er den Wachen zu. Gleich darauf fuhr eine unregelmäßige

Salve nach den Fenſtern des Oberſtocks, der bleierne Hagel raſſelte durch die Glasſcheiben, klirrend flogen die Splitter auf die Dielen. Fink ergriff ſeine Pfeife, ein gellender Ton drang mit langen Schwingungen durch das ganze Haus, oben vom Thurm und aus beiden Stockwerken antworteten die Salven der Belagerten. Und jetzt folgten von beiden Seiten unregelmäßig die knatternden Schüſſe. Die Belagerten waren im Vortheil, ihr Schutz war beſſer und die Dunkelheit in den Zimmern größer, als im Freien. In den kurzen Pauſen hörte man Finks laute Stimme: „Ruhig, Ihr Männer, deckt Euch!“ Er war überall, ſein leichter Tritt, der helle Klang ſeines Zurufs, zuweilen ein wildes Scherzwort, ermuthigten jeden Schützen des Hauſes. Sie erfüllten mit Entzücken und Schauer auch die Seele Lenorens, welche das Fürchterliche ihrer Lage kaum empfand und bei den krampfhaften Bewegungen des Vaters und dem leiſen Stöhnen der Mutter nicht verzweifelte, denn wie ein Gruß des Heils tönten die Worte des geliebten Mannes in ihr Ohr.

Wohl eine Stunde dauerte der Kampf um die Mauern des Hauſes. Finſter lag der rieſige Bau in dem matten Licht der Sterne, kein Licht, keine Geſtalt war von außen zu erblicken, nur der Feuerſtrahl, welcher zuweilen aus einer Ecke der Fenſteröffnungen herunterfuhr, verkündigte den draußen, daß tödtliches Leben im Schloſſe war. Wer durch die Zimmerreihe ſchritt, der konnte hier und da eine dunkle Geſtalt hinter dem Schatten eines Pfeilers erkennen, er ſah vielleicht das Auge in Spannung glänzen und das Haupt ſich vorbeugen, um eine Blöße des Feindes zu erſpähen. Wohl keiner der Männer, welche jetzt Kriegsdienſte thaten, war an blutige Arbeit gewöhnt, vom Pfluge, von der Werkſtatt, aus jeder Art von friedlicher Thätigkeit waren ſie hier zuſammengekommen, und ängſtliche Spannung, fieberhafte Erwartung war den ganzen Tag über auch im Geſicht der Stärkſten ſichtbar geweſen.

Jetzt ſah Anton mit einem düſtern Behagen, wie ruhig er ſelbſt und wie muthig die Leute waren. Sie waren in Thätigkeit, ſie arbeiteten; noch bei dem tödtlichen Werke der Zerſtörung war die Kraft zu erkennen, die jedes emſige Thun dem Menſchen giebt. Nach den erſten Schüſſen luden die auf der Vorderſeite ſo beſonnen, als übten ſie ihr gewöhnliches Tagewerk. Das Geſicht des Knechtes ſah nicht ſorgenvoller aus, als wenn er zwiſchen ſeinen Ochſen hindurch auf die Ackerfurche hinſah, und der gewandte Schneider faßte Rohr und Kolben ſeiner Waffe mit derſelben Gleichgültigkeit, wie das Holz ſeines Bügeleiſens. Nur die Wachen im Hofe waren unruhig, aber nicht aus Furcht, ſondern weil ſie mißvergnügt waren über die eigene Unthätigkeit. Zuweilen verſuchte ein kecker Geſell ſich hinter Antons Rücken in das Haus zu ſtehlen, um auf der Vorderſeite ſeinen Schuß abzufeuern, und Anton mußte den Techniker an die Hofthür poſtiren, um das muthige Entweichen zu hindern.

„Nur einmal, Herr Wohlfart, laſſen Sie mich auf das Volk ſchießen,“ bat ein junger Burſch aus Neudorf flehentlich.

„Wartet,“ erwiederte Anton im Laden, „auch ihr werdet daran kommen, in einer Stunde löſt Ihr die auf der Vorderſeite ab.“

Unterdeß ſtiegen die Sterne herauf, immer höher, auf beiden Seiten wurden die Schüſſe ſpärlich, wie eine Ermüdung kam es über beide Theile.

„Unſere Leute haben die beſſere Kraft,“ ſagte Anton zu dem Freunde, „die im Hofe ſind nicht mehr zu halten.“

„Das Ganze iſt nicht viel mehr, als blindes Schießen,“ erwiederte Fink, „ſie verſuchen zwar ehrlich zu zielen, aber es iſt doch zumeiſt Zufall, wenn eine Kugel Unglück anrichtet. Außer einigen leichten Verwundungen iſt uns kein Schade geſchehen, und ich glaube, die dort unten haben das Vergnügen auch nicht viel theurer bezahlt.“

Man vernahm das Rollen der Räder. „Horch, ſie fahren ihre Streitwagen zurück.“ Das Feuern hörte auf, auf der ganzen Linie verſchwanden die dunkeln Maſſen in der Nacht. „Laß ablöſen,“ fuhr Fink fort, „und wenn du haſt, gieb ihnen etwas zu trinken, denn ſie haben ſich als brave Männer gezeigt. Dann erwarten wir ruhig die Fortſetzung des Werks.“

Anton ließ eilig einige Stärkungen unter die Mannſchaft vertheilen und durchſchritt das ganze Haus, die Mannſchaft ablöſend und die Räume vom Boden bis zum Keller unterſuchend. Als er an die Frauenſtuben im Unterſtock kam, hörte er ſchon von Weitem ein klägliches Chaos von Stimmen. Als er eintrat, fand er die kahlen Wände durch eine kleine Küchenlampe nothdürftig erhellt, der Boden war mit Stroh bedeckt, und auf der Streu kauerten und lagen in kleinen Häufchen die Frauen und Kinder neben ihren Sachen. Die Frauen drückten ihre Angſt durch jede Art von leidenſchaftlichen Bewegungen aus, manche hoben unaufhörlich die Hände in die Höhe und riefen die Hülfe des Himmels an, ohne etwas Anderes zu empfinden, als unendliche Angſt, andere ſtarrten verzweifelt vor ſich hin, ganz betäubt durch die Schrecken der Nacht; den behaglichſten Eindruck machten noch die Kinder, welche mit ganzer Seele heulten und ſich um nichts weiter kümmerten. In dieſem Jammer lagen drei kleine Kinder, mit den Köpfen auf ein Bündel Betten gelehnt, und ſchliefen, die Händchen geballt, ſo ruhig, wie in ihrer Bettſtelle zu Haus, und eine junge Frau ſaß in der Ecke, wiegte ihr ſchlummerndes Kind in den Armen und ſchien alles Uebrige zu vergeſſen. Endlich trat ſie, immer auf ihr Kind ſehend, leiſe zu Anton heran und frug, wie es ihrem Mann gehe.

Unterdeß zündeten die Feinde draußen große Feuer an, ein Theil der Bewaffneten ſaß an den Flammen, man ſah, daß ſie Töpfe an das Feuer trugen und ihre Abendkoſt kochten. Auch in dem Dorfe ging es laut her, man hörte dort ſchreien und commandiren, und von der Höhe ſah man überall Lichter und ein ſtarkes Hin- und Herlaufen auf der Dorfſtraße. „Das ſieht nicht aus, wie Ruhe,“ ſagte Anton.

In dem Augenblick pochte laut der Hammer am Hinterthor; die Freunde ſahen einander an und ſprangen ſchnell in den Hof. „Rothſattel und Rebhühner,“ murmelte eine Stimme, die Loſung improviſirend. „Der Förſter!“ rief Anton. Er ſchob die Verrammelung zurück und ließ den Alten ein. „Schließen Sie zu,“ ſagte der Förſter, „ſie ſind mir auf der Spur. Guten Abend allerſeits, ich komme fragen, ob Sie mich brauchen können?“ — „Schnell ins Haus,“ rief Anton, „dort erzählen Sie.“

„Im Wald iſt Alles ſtill, wie in der Kirche,“ ſagte der Förſter. „Auf der Waldwieſe am Erlenbruch liegt das Vieh, auch der Schäfer iſt mit ſeinen Creaturen dort. Der Vogt hält die Wache. Ich habe mich in der Finſterniß als Schleichpatrouille in das Dorf gedrückt und komme Sie zu warnen. Da es mit dem Schießen nicht geglückt iſt, wollen's die Schufte mit Feuer verſuchen. Sie haben den Theer und die Wagenſchmiere aus dem ganzen Dorf zuſammengeſucht, die Kienſpäne der Bauerweiber aus den Höfen geholt, und wo ſie eine Oellampe fanden, haben ſie dieſe über Reißigbündel ausgegoſſen.“

„Sie wollen das Hofthor in Brand ſtecken?“ frug Fink.

Der Förſter verzog ſein Geſicht. „Das Hofthor iſt es nicht, vor dem haben ſie eine Höllenfurcht. Weil Sie doch Artilleriewagen und eine Haubitze im Hofraum haben.“ — „Artillerie?“ riefen die Freunde erſtaunt. „Ja,“ nickte der Förſter; „ſie haben durch die Schießlöcher des Zauns blaue Wagen geſehen und eine Lafette.“

„Karls neue Kartoffelwagen und die Beſpannung,“ rief Anton, „und die Feuertonne.“

„Dieſe wird wohl die Haubitze ſein,“ erwiederte der Förſter. „Auf meinem Wege hierher guckte ich von hinten in den Hof der Schenke und lauerte, ob ich einen Bekannten erwiſchen könnte. Da kam die Rebekka mit Waſſereimern in den Hof gelaufen, ich pfiff leiſe und rief ſie hinter den Stall. „Seid Ihr auch da, alter Schwede?“ ſagte das tolle Ding, „nehmt Euch nur in Acht, daß ſie Euch nicht eins an den Kopf brennen; ich habe keine Zeit, mich mit Euch abzugeben, ich muß die Herren bedienen, ſie wollen Kaffe trinken.“

„Warum nicht gar Champagner," ſagte ich. „Sie ſind wohl recht artig, die Herren, du hübſches Schickſel," ſagte ich, denn mit Floretten gewinnt man die Weiber. „Ihr ſeid ſelber ein häßlicher Schekez," ſagte das Mädchen und lachte mich an, „macht, daß Ihr fortkommt." „Sie werden dir doch nichts thun, kleine Rebekka," ſagte ich wieder und kniff ſie ein wenig in die Backen. „Das geht Euch nichts an, Ihr Hexenmeiſter," ſagte wieder der kleine Molch, „wenn ich ſchreie, kommt mir die ganze Stube zu Hülfe. Ich will nichts mit Euch zu thun haben." „Sei nicht ſo widerſpenſtig, mein Kind," ſagte ich, „ſei ein gutes Mädel, fülle mir die Flaſche hier und bringe ſie mir heraus. Man muß in ſchlechten Zeiten etwas für ſeine Freunde thun." Darauf riß mir das Ding die Flaſche aus der Hand und ſagte: „Wartet, aber haltet Euch ſtill," und rannte mit ihren Eimern zurück. Nach einer Weile kam ſie wieder und brachte mir die Buddel ganz gefüllt, Kümmel und Korn, es iſt ein gutmüthiges Geſchöpf. Und als ſie mir die Flaſche gab, rief ſie mir noch zu: „Wenn Ihr zu den jungen Herren im Schloß kommt, ſo ſagt ihnen, daß die dadrin große Angſt vor ihrer Artillerie haben, ſie haben uns ausgefragt, ob es wahr wäre, daß ſie eine Kanone hätten. Ich habe ihnen geſagt, ich wüßte wohl, daß ſo ein großes Ding auf dem Gut ſein müßte." — So ſchlich ich mich wieder fort und kroch im Graben bei Kerlen mit Senſen vorbei, die hinter unſerm Hof auf Wache ſtehn. Als ich ihnen an die hundert Schritt vor war, riß ich aus, ſie ſakermenterten hinter mir her. So ſteht's."

„Das mit dem Feuer iſt ein unbequemer Einfall," ſagte

Fink; „wenn ſie das Handwerk verſtehen, können ſie uns ausräuchern wie Dachſe.“

„Dieſe Schwelle iſt von Stein und die dicke Thür iſt hoch über dem Boden,“ ſagte der Förſter.

„Ich fürchte nicht die Flammen, ſondern den Rauch und die Helle,“ entgegnete Fink; „wenn ſie unſere Fenſter erleuchten, ſo werden die Leute noch ſchlechter treffen. Unſer Glück iſt, daß die Herren auf engliſchen Sätteln, welche den Feind anführen, bis jetzt ſchwerlich andere Feſtungen eingenommen haben, als ſolche, die durch einen Unterrock verſchanzt waren. Wir wollen alle Leute ins Vorderhaus werfen und hinten nur die nothwendigſten Wachen halten, wir wollen Rebekka's Lüge vertrauen.“

Neue Patronen wurden ausgetheilt und eine neue Eintheilung der Mannſchaft vorgenommen, in die Thurmhallen des Unter- und Oberſtocks und oben auf die Plattform wurde mehr Mannſchaft geſtellt, unten commandirte der Schmidt, im Oberſtock Anton, der Förſter blieb mit einem kleinen Trupp in Reſerve. Und es war Zeit, denn wieder hörte man in der Ferne ein lautes Geſumm, Commandowörter, den Tritt der Heranziehenden und das Rollen von Wagen.

„Haltet die Kugel im Lauf,“ rief Fink, „und ſchießt nur auf das Volk, das ſich an die Thür herandrängt.“

Die Wagen mit dem Breterdach fuhren auf, wie vorher, ein polniſches Commando erklang und ein heftiges Feuer der Feinde begann, diesmal ausſchließlich auf die verhängnißvolle Thür und die Fenſter in der Nähe gerichtet. Wie mächtige Schläge donnerten die Kugeln an die Thür und das Mauerwerk, mehr als eine fand ihren Weg durch die Fenſteröffnungen und ſchlug über den Häuptern der Vertheidiger an die Decke. Fink rief den Förſter: „Sie ſollen etwas wagen, Alter, ſtellen Sie Ihre Leute am Hinterthor auf, öffnen Sie die Pforte, ſchleichen Sie dicht am Haus herum und faſſen Sie die Geſellen hinter den drei Wagen links, die ſich zu nahe an das Haus gewagt haben, von der Seite. Rücken Sie ihnen nah auf den Leib, Sie können die Mannſchaft raſiren, wenn Sie gut zielen. Die Wagen haben keine Deckung, ehe das Geſindel von hinten herzuläuft, ſind Sie wieder zurück. Seien Sie ſchnell und vorſichtig, ich gebe Ihnen mit der Pfeife ein Zeichen, wenn Sie aus dem Schatten der Mauer hervorbrechen ſollen.“

Der Förſter nahm ſeine Leute zuſammen und eilte in den Hof, Fink ſprang in den Oberſtock zu Anton. Immer heftiger wurde das Feuer der Feinde. „Diesmal wird es grimmiger Ernſt,“ ſagte Anton. „Auch unſere Leute gerathen in Hitze.“ „Dort kommt die Gefahr,“ rief Fink und wies durch die Mauerluke auf eine hohe unförmige Maſſe, welche ſich langſam näher ſchob. Es war ein Erntewagen, breit und zu mächtiger Höhe beladen, der von unſichtbarer Hand regiert gerade auf die Mitte des Schloſſes zufuhr. „Ein Brander! oben glänzen die gelben Strohſchütten. Ihre Abſicht iſt klar, ſie haben ſich an die Deichſel geſtemmt und ſtoßen den Wagen gegen die Thür. Jetzt gilt es zu zielen, keiner der Wichte, welche ihn heranſtoßen, darf zurück.“ Er flog die Treppe zum Thurm hinauf und rief den Leuten, die auf der Plattform poſtirt waren, zu: „Alles hängt jetzt von Euch ab; ſobald Ihr die Leute ſeht, welche den Wagen dort vorwärts ſchieben, gebt Feuer; wo Ihr einen Schädel oder ein Bein erkennt, gebt Feuer. Wer an dieſem Wagen ſtößt, muß getödtet werden.“ Langſam kam der Wagen näher, Fink erhob den Doppellauf ſeiner Büchſe und preßte den Kolben an die Wange. Zweimal zielte er und zweimal ſetzte er unzufrieden wieder ab. Der Wagen war ſo hoch beladen, daß es unmöglich wurde, die Geſtalten, welche ihn fortſchoben, zu erkennen. Es waren Augenblicke ängſtlicher Spannung von beiden Seiten, auch das Feuer der Feinde hörte auf, alle Blicke hingen an dem friedlichen Wagen, der jetzt den erbitterten Streit zum tödtlichen Ende bringen ſollte. Endlich wurde der Rücken der Hinterſten, welche an der Spitze der Deichſel drückten, ſichtbar. Ein Doppelblitz fuhr aus Finks Büchſe, zwei gellende Schreie wurden gehört, der Wagen blieb ſtehen, die Stoßenden drängten ſich dicht an einander, man erkannte zwei dunkle Schatten am Boden. Fink lud, um ſeine Lippen ſchwebte ein wildes Lächeln. Ein wüthendes Schießen nach dem Thurm war die Antwort der Feinde. Einer der Leute auf dem Thurm wurde in die Bruſt geſchoſſen, ſein Gewehr fiel über die Mauer hinab und raſſelte auf den Boden, der Mann ſtürzte zu Finks Füßen nieder. Fink warf einen halben Blick auf den Gefallenen und ſchlug die zweite Kugel in den Lauf. Da flogen einige Geſtalten mit Windeseile aus der Dämmerung an den Wagen heran, ein kräftiger Zuruf wurde gehört, und wieder ſetzte ſich die Maſchine in Bewegung. „Brave Jungen,“ murmelte Fink, „ſie ſind dem Tode verfallen.“ Es wurde mehr von den Körpern an der Deichſel ſichtbar. Wieder legte Fink an und dicht hintereinander flogen vom Thurm die tödtlichen Kugeln an die Deichſel des

Wagens. Wieder ein Wehruf, aber der Wagen bewegte ſich vorwärts. Nicht mehr dreißig Schritt war er von der Thür, es war die höchſte Zeit. Da klang der gellende Ton der Knochenpfeife langgezogen durch die Nacht, aus den Fenſtern des Oberſtocks flog die feurige Salve, und von der linken Seite des Hauſes erhob ſich ein lautes Geſchrei. Der Förſter brach vor, ein Haufe dunkler Schatten ſtürzte gegen das Breterdach, das der Hausecke zunächſt ſtand, ein Augenblick Handgemenge, einige Schüſſe; erſchreckt liefen die überfallenen Feinde von den Dächern zurück in das freie Feld. Zum dritten Mal traf der tödtliche Doppelblitz vom Thurme die Deichſel des Erntewagens, von paniſchem Schreck ergriffen ſtürzten auch aus ſeinem Schatten die Leute rückwärts nach der rettenden Finſterniß. Nicht zu ihrem Heil. Vom Thurme und aus den Fenſtern des Oberſtocks trafen verfolgende Kugeln die Schutzloſen. Die im Schloſſe erkannten, daß mehr als einer zuſammenbrach. Hinten erhob ſich zorniges Geſchrei, im Schnellſchritt rückte eine dunkle Linie vor, ihre Flüchtlinge aufzunehmen. Ein allgemeines Feuer der Maſſen gegen das Haus begann. Dann zog ſich der Feind mit derſelben Schnelligkeit zurück, mit der er vorgedrungen war, er zog die Gefallenen und die Breterwagen mit ſich aus der Schußlinie. Nur der Brander, eine dunkle Maſſe, ſtand noch einige Schritt von der Thür. Das Feuer hörte auf, auf den tödtlichen Kampf folgte eine unheimliche Stille.

In der Halle des Oberſtocks traf Anton mit Fink zuſammen, gleich darauf kam der Förſter. Schweigend ſuchte jeder der Freunde in dem matten Dämmerlicht zu erkennen, ob der Andere unverletzt vor ihm ſtand. „Vortrefflich gemacht, Förſter," rief Fink, „Erbitten Sie Einlaß beim Freiherrn und ſtatten Sie Bericht ab."

„Und bitten Sie Fräulein Lenore, Ihnen die Mittel zu einem Verband zu geben, wir haben Verluſte gehabt," ſagte Anton traurig und wies auf den Boden der Halle, wo an die Wand gelehnt zwei Männer ſaßen und ſtöhnten.

„Hier kommt noch ein dritter," antwortete Fink, auf einen dunklen Körper weiſend, welcher langſam durch zwei Männer die Thurmtreppe herabgetragen wurde. „Ich fürchte, der Mann iſt todt, er lag wie ein Stück Holz zu meinen Füßen."

„Wer iſt es?" frug Anton ſchaudernd.

„Borowski, der Schneider," erwiederte halblaut einer der Träger.

„Welch' eine furchtbare Nacht!" rief Anton ſich abwendend.

„Daran dürfen wir jetzt nicht denken," ſagte Fink, „das Menſchenleben iſt nur etwas werth, wenn man den Gleichmuth hat, daſſelbe bei paſſender Gelegenheit zu quittiren. Die Hauptſache iſt, daß wir uns dieſe Brandfackel vom Halſe gehalten haben; es iſt nicht unmöglich, daß es den Schelmen noch gelingt, ſie anzuſtecken, ſie wird da, wo ſie ſteht, wenig Schaden thun."

In dieſem Moment glänzte ein heller Schein durch die Schießlöcher des Thurmes. Alles ſtürzte an die Fenſter. Von dem abgewandten Theil des Wagens flammte ein blendendes Licht auf, und mit einem plötzlichen Ruck krachte die ſchwere Maſſe an die Mauer des Hauſes. Ein einzelner

Mann ſprang von dem Wagen zurück, ein Dutzend Gewehre flog im Nu gegen ihn in Anſchlag.

„Halt!“ rief Fink mit durchdringender Stimme, „es iſt zu ſpät, ſchont ihn, er iſt ein Braver, das Unglück iſt geſchehen.“

„Merci, Monsieur; à revoir,“ rief eine Stimme von unten, und der Mann ſprang unverletzt vom Hauſe weg in die Finſterniß.

Im Nu ſtand der Wagen in Brand, aus dem Stroh und Reißig, womit er auf der Höhe beladen war, ſtiegen züngelnd die gelben Flammen, und durch die lodernde Gluth fuhren praſſelnd weiße Feuergarben nach allen Richtungen auf. Das Haus war von plötzlichem Lichte erhellt, der Qualm drang maſſenhaft durch die zertrümmerten Fenſter.

„Das iſt Pulver,“ rief Fink. „Ruhig, ruhig, Ihr Männer. Wir halten die Feinde ab, wenn ſie wieder eindringen; du, Anton, ſieh, ob du das Feuer bewältigſt.“

„Waſſer!“ riefen die Leute, „dort brennt das Fenſterkreuz.“

Und draußen erklang neuer Commandoruf, die Trommel wirbelte, und mit wildem Siegesgeſchrei rückte der Feind in einer Tirailleurkette an das Haus. Von Neuem begann das Feuer der Belagerer, um das Löſchen des Brandes zu verhindern. Aus dem Waſſerbottich im Hofe wurde Waſſer heraufgebracht und an die züngelnde Flamme des Fenſters gegoſſen; es war eine gefährliche Arbeit, denn die Front des Hauſes war erleuchtet, und auf jede Geſtalt, welche ſichtbar wurde, richteten ſich die Schüſſe der Tirailleure, welche immer kecker andrängten. Aengſtlich ſahen die Vertheidiger nach der Flamme und erwiederten nur unſicher das Feuer der Gegner. Auch die Wachen im Hofe ſahen mehr hinter ſich als nach vorn, die Unordnung wurde allgemein, der Augenblick der höchſten Gefahr war gekommen, Alles ſchien verloren.

Vom Thurme lief ein Mann herab: „ſie bringen kurze Leitern aus dem Dorf, man ſieht die Aexte in ihrer Hand.“

„Sie wollen über den Breterzaun, ſie ſchlagen die Fenſter im Unterſtock ein,“ riefen die Männer erſchrocken durcheinander. Der Förſter ſtürzte nach dem Hof, Fink riß einige Männer in ſeiner Nähe fort nach der Seite des Hauſes, auf welche ein Haufe mit Leitern heranzog. Alles ſchrie durcheinander, ſelbſt Fink's drohender Zuruf drang nicht mehr in das Ohr der Leute.

Da eilten einige Männer mit Stangen aus dem Hofe an die Thür der Vorhalle. „Macht Platz!“ rief eine ſtämmige Figur, „hier iſt Schmiedearbeit.“ Der Mann riß die Riegel der Thür zurück, die Thüröffnung war vollſtändig geſchloſſen durch den brennenden Wagen. Mit der ſchweren Stange ſtieß der Schmidt trotz Rauch und Flammen aus Leibeskräften in das brennende Holz des Wagens. „Helft mir, ihr Haſen,“ ſchrie er im zornigen Eifer.

„Er hat Recht,“ rief Anton, „heran, Ihr Männer!“ Breter und Deichſelſtangen wurden herzugeſchleppt, und in dem Qualm drangen die Männer unermüdlich vorwärts und drückten und ſtachen in die glühende Maſſe. Mehr als einmal mußten ſie zurückweichen, aber immer wieder trieb der Schmidt in das Feuer hinein. Endlich gelang es dem

Kunauer, als er nach oben ſtach, einzelne Garben von der Höhe herunterzuwerfen. Man ſah durch die lodernde Flamme am Obertheil der Thür den dunkeln Nachthimmel, ein Luftzug entſtand, der Rauch wurde weniger erſtickend. „Jetzt haben wir die ganze Beſcheerung,“ ſchrie er triumphirend, ein brennendes Bund nach dem andern flog auf den Boden; dort brannten die einzelnen Flammenhäufchen unſchädlich nieder. Immer ſchneller wurde der Wagen entladen, brennende Federbetten und Holzſcheite fielen herab. Anton ließ die Thür zur Hälfte ſchließen, weil jetzt die feindlichen Kugeln durch die Flammen des Wagens ſchlugen, die Arbeiter mußten ihre Hebel von der Seite regieren. Die Wagenleitern fielen verkohlt herunter, und mit einem frohen Ruf ſetzten die Arbeiter ihre Stangen nebeneinander an das Wagengerüſt und ſchoben die Trümmer des Wagens einige Schritt vom Thore ab. Die Thür wurde ſchnell wieder geſchloſſen und die Leute, ſchwarz wie Teufel, mit verbrannten Kleidern, wünſchten einander laut Glück.

„Solche Nacht macht gute Freundſchaft,“ rief der Schmidt vergnügt und ergriff in der Freude ſeines Herzens Antons Hand, die nicht weniger geſchwärzt war, als die ſeine. — Unterdeß ſchmetterten die Aexte der Belagerer an den Verſchlag mehrerer Fenſter des Unterſtocks, die abgelöſten Breter krachten und Finks Stimme erſcholl: „Schlagt ſie mit dem Kolben herunter!“ Anton und der Schmidt warfen ſich an die Fenſter, durch welche die Belagerer einzudringen ſuchten. Auch dort war die gefährlichſte Arbeit gethan, als ſie herzurannten. Fink kam ihnen entgegen, die blutige Axt eines Inſurgenten in der Hand, er ſchleuderte die Axt von ſich und rief dem Haufen Antons entgegen: „Schlagt neue Breter an die Fenſter, ich hoffe, die Schlächterei iſt zu Ende.“

Noch einige Salven von draußen und einzelne Schüſſe vom Thurm, dann wurde es wieder ſtill im Schloß und auf der Ebene; noch ſchimmerten die Wände des Hauſes von röthlichem Licht, aber der Schein wurde matter und grauer. Draußen erhob ſich der Wind und trieb den Rauch, der aus den Fenſtern wirbelte und aus den verbrannten Trümmern vor der Thür aufſtieg, die Mauern entlang in die Finſterniß. Die reine Nachtluft füllte wieder den Corridor und die Halle, und ruhig glänzte das Sternlicht herunter auf die Geſichter der Vertheidiger, auf tiefliegende Augen und bleiche Wangen. Die Kräfte der Kämpfenden waren erſchöpft, im Hauſe, wie draußen auf dem Felde.

„Welche Stunde der Nacht iſt?“ frug Fink und trat zu Anton, der durch die Schießlöcher der Halle die Bewegungen des Feindes beobachtete. „Mitternacht vorüber,“ erwiederte Anton. Sie ſtiegen zum Thurme hinauf und ſahen in der Runde umher. Der Anger um das Schloß war leer. „Sie haben ſich ſchlafen gelegt, die Guten,“ ſagte Fink, „auch die Feuer dort unten verglühen, aus dem Dorf klingen noch einzelne Stimmen herüber. Nur die Schatten dort zeigen an, daß wir umſtellt ſind. Sie haben eine Poſtenkette in weitem Bogen rings um das Haus geführt, das ſind unſere Nachtwächter. Wir haben einige Stunden Friede vor uns. Und da wir morgen bei Tageslicht ſchwerlich ausſchlafen werden, müſſen unſere Leute dieſe Stunden benutzen. Laß nur die nöthigſten Wachen ſtehen, und die Poſten in zwei Stunden ablöſen. Wenn du nichts dawider haſt, geh' auch ich zu Bett. Laß mich wecken, ſobald ſich draußen etwas regt. Die Nachtpoſten wirſt du ſehr gut beſorgen, das weiß ich.“ So wandte ſich Fink ab und ging in ſein Zimmer, wo er ſich auf das Bett warf und nach einigen Augenblicken ruhig einſchlief. Anton eilte in die Wachtſtube, vertheilte mit dem Förſter die Poſten und beſtimmte die Reihenfolge der Ablöſung. „Ich ſchlafe doch nicht,“ ſagte der Alte, „erſtens in meinen Jahren und dann als Jäger; ich will, wenn's Ihnen recht iſt, die Nachtwache anführen und überall zum Rechten ſehen.“

Noch einmal ſah Anton in den Hof und die Ställe, auch hier war die Ruhe eingekehrt, nur die Pferde ſchlugen unruhig mit den Hufen auf den harten Boden. Leiſe öffnete Anton die Thür der Frauenſtuben, dort in dem zweiten Zimmer hatte man die Verwundeten niedergelegt. Als Anton eintrat, ſaß Lenore auf einem Schemel neben dem Strohlager, zu ihren Füßen zwei der fremden Frauen. Er beugte ſich über das Lager der Verwundeten, die farbloſen Geſichter und das verworrene Haar der Armen ſtachen grell ab gegen die weißen Kiſſen, welche Lenore von ihrem Bett gerafft hatte. „Wie ſteht's mit ihnen?“ frug Anton leiſe. „Wir haben verſucht, die Wunden zu verbinden,“ erwiederte Lenore, „der Förſter ſagt, daß Beide Hoffnung geben.“

„Dann,“ fuhr Anton fort, „überlaſſen Sie den Frauen die Pflege und benutzen auch Sie die Stunden der Ruhe.“

„Sprechen Sie mir nicht von Ruhe,“ ſprach Lenore aufſtehend, „Sie ſind in dem Zimmer des Todes.“ Sie faßte ihn bei der Hand und führte ihn in die andere Ecke, dort zog ſie an einem dunkeln Mantel und wies auf eine menſchliche Geſtalt, welche darunter lag.

„Er iſt todt!“ ſagte ſie mit klangloſer Stimme: „als ich ihn mit dieſen Händen aufrichtete, iſt er geſtorben. An meinem Kleide hängt ſein Blut, und es iſt nicht das einzige, das heut vergoſſen worden. Ich bin es geweſen,“ rief ſie mit wildem Ausdruck und drückte krampfhaft Antons Hand, „ich habe den Anfang gemacht mit dieſem Blutvergießen. Wie ich den Fluch ertragen ſoll, weiß ich nicht, wie ich nach dem heutigen Tag leben werde, weiß ich nicht. Wenn ich noch wohin gehöre in der Welt, ſo iſt es in dieſes Zimmer. Laſſen Sie mich hier, Wohlfart, und ſorgen Sie nicht mehr um mich.“

Sie wandte ſich ab und ſetzte ſich wieder auf den Schemel an das Strohlager. Anton deckte den Mantel über den todten Mann und verließ ſchweigend das Zimmer.

Er ging nach der Wachtſtube und ergriff ſein Gewehr. „Ich gehe auf den Thurm, Förſter,“ ſagte er.

„Jeder hat ſeine eigene Art,“ brummte der Alte. „Der Andere iſt klüger, er ſchläft aus. Aber es wird friſch dort oben, ohne Mantel ſoll er nicht bleiben.“ Er ſchickte einen Mann mit einem Bauernmantel hinauf und befahl ihm, bei dem Herrn oben zu bleiben. Anton ließ den Mann zum Schlaf niederſetzen und wickelte ſich in die warme Hülle. So ſaß er ſchweigend und ſtützte ſein Haupt an die Mauer, über welche ſich Lenore gebeugt hatte, als ſie hinunterſchoß. Und ſeine Gedanken flogen über die Ebene fort, aus der finſtern Gegenwart in die unſichere Zukunft. Er ſah über den Kreis der feindlichen Wachen und über den dunkleren

Ring der Kieferwälder, welche ihn hier gefangen hielten und ihn feſt bannten an Verhältniſſe, die ihm jetzt ſo fremd und abenteuerlich vorkamen, als läſe er ſie ab aus einem Buch. Seine eigenen Schickſale betrachtete ſein müder Blick gleichmüthig, wie ein fremdes: und ruhig konnte er hineinblicken in die Tiefen ſeiner Seele, die ihm ſonſt das wogende Gefühl des Tages verbarg. Er ſah ſein vergangenes Leben vor ſich vorüberziehen, die Geſtalt der Edeldame auf dem Balcon ihres Schloſſes, das ſchöne Mädchen auf dem Kahn unter ihren Schwänen, den Kerzenglanz im Tanzſalon, die traurige Stunde, wo die Edelfrau ihren Schmuck in ſeine Hände legte, alle Augenblicke, wo Lenorens Auge ſo liebevoll das ſeine geſucht hatte, alle dieſe Zeiten ſah er vor ſich und deutlich erkannte er den Zauber, den ſie um ihn gelegt hatten, Alles, was ſeine Phantaſie gefeſſelt hatte, ſein Urtheil beſtochen, ſeinem Selbſtgefühl geſchmeichelt, das erſchien ihm jetzt als eine Täuſchung.

Ein Irrthum war's ſeiner kindiſchen Seele, den die Eitelkeit groß gezogen hatte. Ach ſchon längſt war der glänzende Schein zerronnen, der dem armen Sohn des Calculators das Leben der Ritterfamilie ſtark, edel, begehrungswerth gezeigt hatte. Ein anderes Gefühl war an die Stelle getreten, ein reineres, eine zärtliche Freundſchaft zu der Einzigen, die in dem Kreiſe ſich ſtark erhalten hatte, als die Andern zerbrachen. Und jetzt löſte auch ſie ſich von ihm. Er fühlte, daß es ſo war und immer mehr geſchehen mußte. Er fühlte das jetzt ohne Schmerz als etwas Natürliches, was nicht anders kommen konnte. Und er fühlte, daß er ſelbſt dadurch frei wurde von den Banden, welche ihn hier feſt hielten. Er erhob ſein Haupt und ſah über die Wälder hinüber in die Ferne. Er ſchalt ſich ſelbſt, daß ihm dieſer Verluſt nicht mehr Schmerzen bereitete, und gleich darauf, daß er einen Verluſt fühlte. War im Grunde ſeiner Seele doch ein ſtilles Begehren geweſen, hatte er das ſchöne Mädchen für ſeine Zukunft zu erwerben gedacht, hatte er davon geträumt, in der Familie, für die er jetzt arbeitete, heimiſch zu werden für immer? Wenn er in einzelnen Stunden der Schwäche dies Gefühl gehabt hatte, jetzt verurtheilte er es. Er war nicht immer gut geweſen, er hatte im Stillen eigennützig auch an ſich gedacht, wenn er Lenore anſah. Das war unrecht geweſen, und ihm geſchah ſein Recht, daß er jetzt allein ſtand unter Fremden, in Verhältniſſen, die ihn wund drückten, weil ſie nicht klar waren, in einer Lage, aus der auch ſein Entſchluß ihn nicht löſen konnte, nicht jetzt, und ſchwerlich in der nächſten Zukunft.

Und doch fühlte er ſich frei. „Ich werde meine Pflicht thun und nur für ihr Glück ſorgen,“ ſagte er laut. — Aber ihr Glück? Er dachte an Fink und an das Weſen des Freundes, das ihm ſelbſt immer wieder imponirte und ihn ſo oft ärgerte. Würde er ſie wieder lieben, und würde er ſich feſſeln laſſen in dieſen Verhältniſſen? „Arme Lenore!“ ſeufzte er.

So ſtand Anton, bis der helle Schein vom Nordrand des Horizontes herüber zog auf Oſten zu, und von dort ein fahles Grau am Himmel aufſtieg, der ſchauerbringende Vorbote der Morgenſonne. Da ſah Anton noch einmal auf die Landſchaft um ſich herum, ſchon konnte er die Wachen der Landleute zählen, die zu zweien das Schloß umſtanden; hier und da blinkte ein Senſenſpieß in hellerem Licht. Anton beugte ſich nieder und weckte den Mann, der neben der Blutlache des getödteten Kameraden eingeſchlafen war, dann ſtieg er herunter in die Wachtſtube, warf ſich auf das Stroh, das ihm der Förſter ſorgſam auseinander ſchüttelte, und ſchlief ein, gerade, als die Lerche aus dem feuchten Boden aufflog, um durch ihren fröhlichen Ruf die Sonne herbeizuholen.

## 5.

Nach einer Stunde weckte der Förſter den Schlafenden. Anton fuhr auf und ſah verdutzt in die fremdartige Umgebung

„Es iſt faſt Sünde, Sie zu ſtören,“ ſagte der ehrliche Alte; „draußen iſt Alles ruhig, nur die Reiterei der Feinde iſt auf dem Wege nach Rosmin abgezogen.“

„Abgezogen?“ rief Anton, „ſo ſind wir frei.“

„Bis auf das Fußvolk,“ ſagte der Förſter, „es kommen immer noch zwei auf einen von uns. Sie halten uns feſt. — Und noch etwas habe ich zu ſagen. In der Tonne iſt kein Waſſer mehr. Die Hälfte haben unſere Leute ausgetrunken, das Uebrige iſt in's Feuer gegoſſen. Ich für meinen Theil mache mir nichts aus dem Getränk, aber das Schloß iſt voll Menſchen, ohne einen Trunk werden ſie ſchwerlich den Tag aushalten.“

Anton ſprang auf. „Das war ein ſchlechter Morgengruß, mein Alter.“

„Der Brunnen iſt caſſirt,“ fuhr der Alte fort, „aber wenn wir jetzt eine von den Frauen an den Bach ſchickten? Die Wachen würden den Weibern nicht viel thun, vielleicht würden ſie ihnen nicht wehren, einige Eimer Waſſer zu holen.“

„Einige Eimer,“ ſagte Anton, „die werden uns wenig nützen.“

„Es iſt doch etwas für's Herz,“ erwiederte der Alte,

„man müßte's eintheilen. Wenn die Rebekka hier wäre, die ſchaffte uns Waſſer. So müſſen wir es mit einer Andern wagen. Die Sacramenter dort ſind nicht ſchlecht gegen Frauenzimmer, wenn nämlich dieſe Dreiſtigkeit haben. Wenn es Ihnen recht iſt, will ich's mit einem von unſern Balgern verſuchen."

Der Förſter rief in die Küche hinunter: „Suska!" Das Polenkind ſprang aus dem Souterrain herauf.

„Höre, Suska," ſagte der Förſter bedächtig, „wenn der Herr Baron aufwacht, wird er friſches Waſſer verlangen; das Waſſer im Schloſſe iſt zu Ende, zum Trinken haben wir Bier und Schnaps genug, aber welcher Chriſtenmenſch kann ſich in Bier die Hände waſchen? Nimm ſchnell die Eimer und hole uns Waſſer, lauf hinunter zum Bach, du wirſt ſchon mit den Nachbarn dort fertig werden. Schwatze aber nicht lange mit ihnen, ſonſt kriegen wir ein Donnerwetter vom Herrn. — Und hör', frage die Nachbarn doch, wozu ſie noch mit ihren Spießen daſtehen, ihre Reiter ſind ja ſchon abgeritten. Wir haben nichts dawider, wenn die dort unten ſich auch fortmachen."

Willig ergriff das Mädchen die Waſſereimer, der Förſter öffnete die Hofthür und die Kleine trabte dem Waſſer zu. Mit unruhiger Erwartung ſah ihr Anton nach. Das Mädchen kam bis an den Bach, ungehindert und ohne ſich um den Poſten zu kümmern, der etwa zwanzig Schritt vor ihr ſtand und ihr neugierig zuſah. Endlich ging einer der Senſenmänner auf ſie zu, das Mädchen ſetzte die Eimer zu Boden, ſchlug die Arme übereinander, und beide fingen eine friedliche Unterhaltung an. Zuletzt ergriff der Senſenmann die

Eimer, bückte ſich ſelbſt zum Waſſer hinunter und reichte die gefüllten dem Mädchen. Langſam brachte die Kleine ihre vollen Eimer zurück, der Förſter öffnete wieder das Thor und ſagte ſchmunzelnd: „Brav, Suſanne. Was hat denn die Wache mit dir geſprochen?“

„Dumme Dinge,“ erwiederte das Mädchen erröthend, „er hat mir geſagt, ich ſoll ihm und ſeinen Kameraden das Thor aufmachen, wenn ſie wieder an das Schloß kommen.“

„Wenn's weiter nichts war,“ ſagte der Förſter ſchlau. „Alſo ſie wollen wieder an das Schloß!“

„Freilich wollen ſie,“ ſagte die Kleine, „die Reiter ſind gegen das Militär nach Rosmin gezogen; wenn ſie zurückkehren, laufen ſie alle zuſammen gegen das Schloß, ſagte der Mann.“

„Wir werden ſie ſchwerlich hereinlaſſen,“ erwiederte der Förſter, „keiner ſoll zum Thor herein, als dein Schatz dort unten. Du haſt's ihm doch verſprochen, wenn er allein kommt und bei der Nacht?“

„Nein,“ antwortete Suſanne aufgebracht, „aber ich durfte doch nicht böſe ſein.“

„Vielleicht können wir's zum zweitenmal probiren,“ frug der Förſter auf Anton blickend.

„Ich zweifle,“ erwiederte dieſer; „dort reitet einer der Offiziere an den Poſten heran, der arme Burſch wird für ſeinen Dienſteifer einen rauhen Morgengruß erhalten. Kommt her, wir theilen den kleinen Vorrath. Der erſte Eimer zur Hälfte für die Herrſchaft, zur Hälfte für uns Männer, der zweite zu einer Morgenſuppe für die Frauen und Kinder.“ Er goß ſelbſt das Waſſer in die verſchiedenen Gefäße und ſtellte den Schmidt als Wächter dazu. Beim Eingießen ſagte er zu dem Förſter: „Das iſt die ſchwerſte Arbeit, die wir während der Belagerung gehabt haben. Noch weiß ich nicht, wie wir den Tag aushalten wollen."

„Es geht Vieles," erwiederte tröſtend der Förſter.

Ein heller Frühlingstag begann, wolkenlos ſtieg die Sonne hinter dem Wirthſchaftshofe herauf, bald erwärmte ihr milder Strahl die Luft, welche feucht um die Mauern des Schloſſes lag. Die Leute ſuchten die ſonnige Ecke des Hofes, in kleinen Gruppen ſaßen die Männer mit ihren Frauen und Kindern zuſammen, alle zeigten gute Zuverſicht. Anton trat unter ſie: „Wir müſſen uns gedulden bis Mittag, vielleicht bis Nachmittag, dann kommen unſere Soldaten."

„Wenn die drüben nicht mehr thun als jetzt, ſo können wir's ruhig anſehn," erwiederte der Schmidt, „ſie ſtehn ſo hölzern wie eingegrabene Zaunpfähle."

„Sie haben geſtern ihre Courage verloren," ſagte ein Anderer verächtlich.

„Es war Strohfeuer, der Schmidt hat ihnen die Bündel vom Wagen geworfen, ſie haben nichts mehr zuzuſetzen," rief ein Dritter.

Der Schmidt ſchlug die Arme übereinander und lächelte ſtolz, und vergnügt ſah ſeine Frau zu ihm auf.

Jetzt wurde es in dem obern Stock lebendig, der Freiherr klingelte und forderte Bericht. Anton eilte hinauf, ihm und den Damen zu erzählen, dann trat er in Finks Zimmer und weckte den Freund, der noch im feſten Schlummer lag.

„Guten Morgen, Tony," rief Fink und dehnte ſich behaglich; „ich komme im Augenblick herunter. Wenn du mir durch deine Connexionen etwas Waſſer verſchaffen könnteſt, würde ich dir ſehr dankbar ſein.“

„Ich will dir eine Flaſche Wein aus dem Keller holen,“ erwiederte Anton; „du mußt dich heut mit Wein waſchen.“

„Hui!“ rief Fink, „ſteht es ſo? Es iſt doch wenigſtens kein Rothwein?“

„Wir haben überhaupt nur wenige Flaſchen,“ fuhr Anton fort.

„Du biſt ein Unglücksrabe,“ ſagte Fink ſeine Stiefeln ſuchend, „um ſo mehr Bier wird in Euern Kellern ſein.“

„Gerade ſo viel, als zu einem Trunk für die Mannſchaft reicht; ein Fäßchen Branntwein iſt jetzt unſer größter Schatz.“

Fink pfiff die Melodie des Deſſauers. „Siehſt du wohl, mein Sohn, daß deine Zärtlichkeit für die Frauen und Kinder ein wenig ſentimental war? Ich ſehe dich im Geiſte vor mir, wie du mit aufgeſtreiften Hemdärmeln die magere Kuh ſchlachteſt und mit deiner alten Gewiſſenhaftigkeit dem hungernden Volk biſſenweis in den Mund ſteckſt. Du in der Mitte, fünfzig aufgeſperrte Mäuler um dich herum. Binde dir nur gleich ein Dutzend Birkenruthen, in wenig Stunden wird ein Geſchrei hungernder Kinder zum Himmel aufſteigen, und du wirſt genöthigt ſein, trotz deiner Menſchenliebe die ganze Bande auszuhauen. Uebrigens denke ich, wir haben uns geſtern nicht ſchlecht gehalten, ich habe ausgeſchlafen, und ſo mögen heut die Dinge gehn, wie ſie können. Und jetzt laß uns nach dem Feinde ſehn.“ Die Freunde ſtiegen auf den Thurm. Anton berichtete, was er erfahren hatte, Fink unterſuchte ſorgfältig die Poſtenkette und ſah mit dem Fernrohr die hellen Bänder der Feldwege entlang, bis dahin, wo der dunkle Wald ſie verdeckte. „Unſere Lage iſt zu friedlich, um troſtreich zu ſein,“ ſagte er endlich, das Rohr zuſammenſchiebend.

„Sie wollen uns aushungern,“ ſagte Anton ernſt.

„Ich traue ihnen dieſe Schlauheit zu, und ſie calculiren nicht ſchlecht, denn im Vertrauen, ich habe ſtarken Zweifel, ob wir überhaupt Entſatz hoffen dürfen.“

„Auf Karl können wir uns verlaſſen,“ ſagte Anton.

„Auf meinen Braunen auch,“ erwiederte Fink; „aber es iſt wohl möglich, daß mein armer Blackfoot in dieſem Augenblicke bereits das Unglück hat, das Geſäß irgend eines Inſurgenten zu tragen. Ob Junker Karl nicht einem der Haufen, welche ſicher in der ganzen Gegend umher ſchwärmen, in die Hände gefallen iſt, ob er überhaupt die Regulären aufgefunden hat, ob dieſe ferner Luſt haben, uns zu Hülfe zu marſchiren, ob ſie endlich den Witz haben, zu rechter Zeit anzukommen, und ob ſie zu allerletzt ſtark genug ſind, die Schaar, welche ihnen den Weg zu uns verlegt, zu zerſtreuen, das, mein Junge, ſind alles Fragen, welche wohl aufgeworfen werden dürfen, und ich will lieber alle Brombeeren der Welt aufeſſen, als eine fröhliche Antwort darauf geben.“

„Wir könnten's mit einem Ausfall verſuchen, freilich er würde blutig werden,“ erwiederte Anton.

„Bah,“ ſagte Fink. „Aber was ſchlimmer iſt, er würde nichts nutzen. Einen Haufen werfen wir vielleicht, die nächſte Stunde iſt ein anderer da. Nur ſiegreicher Entſatz kann uns aus der Klemme helfen. So lange wir in dieſen Mauern unſer Hausrecht wahren, ſind wir ſtark, auf freiem Feld mit Weibern und Kindern werden wir von einem Dutzend Reitern überrannt.“

„Warten wir's alſo ab,“ ſagte Anton finſter.

„Weiſe geſprochen, der ganze Witz des Lebens iſt zuletzt der, daß man ſich und Andern keine Fragen vorlegt, die nicht zu beantworten ſind. Die Sache droht langweilig zu werden.“

So ſtiegen die Freunde wieder herab, und ſo verſtrich Stunde auf Stunde, langſame Stunden bleierner Unthätigkeit. Bald ſah Anton, bald Fink mit dem Fernrohr nach den Oeffnungen des Waldes, es war wenig Auffallendes zu ſehn, Patrouillen der Feinde kamen und gingen, bewaffnete Haufen von Landleuten zogen dem Dorfe zu und wurden nach verſchiedenen Richtungen wieder abgeſandt, die Poſtenkette wurde regelmäßig revidirt und alle zwei Stunden abgelöſt. Die Belagerer waren beſchäftigt, die Dörfer der Umgegend zu durchſuchen und zu entwaffnen, um die im Schloß zuletzt mit vereinter Kraft anzugreifen. Die Deutſchen waren in ihrem Steinbau umſtellt wie ein wildes Thier in ſeinem Lager, und die Jäger warteten mit ruhiger Sicherheit die Stunde ab, wo der Hunger oder Feuer und Waffen die Bezwungenen heraustreiben mußten.

Unterdeß verſuchte Fink die Leute zu beſchäftigen, die Männer mußten Waffen und Armatur reinigen und putzen, ſie mußten antreten und Fink unterſuchte ſelbſt die einzelnen Gewehre; darauf wurde Pulver und Blei vertheilt, Kugeln gegoſſen und Patronen gemacht. Die Frauen wies Anton an, Haus und Hof zu reinigen, ſo weit dies ohne Waſſer möglich war. Das hatte die gute Wirkung, die Eingeſchloſſenen durch einige Stunden in Thätigkeit zu erhalten.

Die Sonne ſtieg höher und die Luft trug von dem nächſten Dorf das leiſe Bimmeln der Glocke herüber. „Die erſte Mahlzeit iſt ſpärlich genug ausgefallen,“ ſagte Anton zu ſeinen Kameraden, „die Kartoffeln ſind in der Aſche gebraten, auch Fleiſch und Speck ſind zu Ende, die Köchin kann das Mehl nicht mehr verbacken, es fehlt wieder an Waſſer.“

„So lange wir die Milchkuh im Stalle haben,“ erwiederte Fink, „beſitzen wir immer noch einen Schatz, den wir dem hungrigen Volk vorzeigen können. Dann bleiben noch die Mäuſe des Schloſſes und zuletzt unſere Stiefeln. Wer in dieſem Lande verurtheilt war, bisweilen Beefſteak zu eſſen, der kann Stiefelleder für kein zähes Gericht halten.“

Der Förſter unterbrach das Geſpräch mit der Meldung: „Ein einzelner Reiter kommt vom Wirthſchaftshof auf das Schloß zu, hinter ihm geht ein Frauenzimmer; ich wette, es iſt die Rebekka.“

Der Reiter näherte ſich, ein weißes Taſchentuch ſchwenkend, der Thür in der Vorhalle, er hielt neben den verkohlten Trümmern des Erntewagens und ſah nach den Fenſtern des Oberſtocks. Es war der Parlamentär vom Tage zuvor.

„Wir wollen nicht ſo unhöflich ſein, den Herrn warten zu laſſen,“ ſagte Fink, ſchob den Riegel zurück und trat unbewaffnet auf die Schwelle. Der Pole grüßte ſchweigend, Fink lüftete ſeine Mütze.

„Ich habe Ihnen geſtern Abend geſagt,“ begann der Reiter, „daß ich heut das Vergnügen haben würde, Sie wieder zu ſehen.“

„Ei,“ erwiederte Fink, „Sie ſelbſt waren der Herr, der uns den Rauch verurſachte. Es war Schade um den Erntewagen."

„Sie haben geſtern Ihre Leute verhindert, auf mich zu feuern," fuhr der Pole in deutſcher Sprache mit hartem Accent fort, „ich bin Ihnen dankbar dafür und möchte Ihnen meine Erkenntlichkeit beweiſen. Wie ich höre, ſind Damen in dieſem Hauſe, das Mädchen bringt ihnen Milch. Wir wiſſen, daß man hier im Schloß kein Waſſer hat, und ich wünſche nicht, daß die Damen durch unſern Streit zu Entbehrungen genöthigt werden."

„Du Racker," murmelte der Förſter.

„Wenn Sie mir erlauben, Ihnen für die Milch einige Flaſchen Wein aus unſerm Keller zurückzugeben, ſo nehme ich Ihr Geſchenk mit Dank an," erwiederte Fink. „Ich ſetze voraus, daß Ihnen in der Schenke dieſe Flüſſigkeit ebenfalls nicht im Ueberfluß zu Gebote ſtehen wird."

„Es iſt gut," ſagte der Pole lächelnd. Rebekka eilte mit ihrem Krug nach der Pforte des Hofraums, gab die Milch ab und empfing durch den brummenden Förſter die Flaſchen mit Wein. Der Pole aber fuhr fort: „Wenn Sie auch mit Wein verſehen ſind, ſo kann dieſer doch nicht das Waſſer erſetzen, Ihre Garniſon iſt zahlreich, und wir hören, daß Sie viele Frauen und Kinder im Hauſe haben."

„Ich werde es für kein Unglück halten," erwiederte Fink, „wenn die Frauen und Kinder einige Tage mit uns Männern Wein trinken, bis Sie uns den Gefallen erweiſen, um den ich Sie ſchon geſtern erſuchte, dies Gut und den Brunnen drüben zu verlaſſen."

„Hoffen Sie darauf nicht, mein Herr," ſagte der Pole ernſt, „wir werden jede Gewalt anwenden, Sie zu entwaffnen: wir wiſſen jetzt, daß Sie keine Artillerie haben, und es iſt uns jede Stunde möglich, den Eingang in dies Haus zu erzwingen. Sie haben ſich aber als tapfere Männer gehalten, und wir wünſchen nicht weiter zu gehen, als wir müſſen.“

„Vorſichtig und verſtändig,“ verſetzte Fink beiſtimmend.

„Deßhalb mache ich Ihnen einen Vorſchlag, der Ihr Ehrgefühl nicht verletzen wird. Sie haben auf keinen Entſatz zu hoffen. Zwiſchen Ihrem Militär und dieſem Dorf ſteht ein ſtarkes Corps unſerer Truppen, ein Zuſammenſtoß beider Armeen iſt an den nächſten Tagen einige Meilen von hier zu erwarten, und Ihre Commandeurs ſind deßhalb außer Stande, einzelne Corps zu detachiren. Ich ſage Ihnen keine Neuigkeit, denn Sie wiſſen das ſo gut als wir ſelbſt. Und ſo verbürge ich Ihnen und Allen, welche in dieſem Hauſe ſind, bei meinem Ehrenwort freien Abzug, wenn Sie Ihre Waffen und das Schloß übergeben. Wir ſind bereit, Sie und die Damen durch eine Escorte in jeder Richtung, welche Sie wünſchen, ſo weit zu geleiten, als wir das Terrain behaupten.“

Fink erwiederte ernſthafter, als er bis dahin geweſen: „Darf ich fragen, aus weſſen Munde das Ehrenwort kommt, das mir ſoeben gegeben wurde?“

„Obriſt Zlotowsky,“ erwiederte der Reiter ſich leicht verneigend.

„Ihr Vorſchlag, mein Herr,“ entgegnete Fink, „verpflichtet uns zu Dank. Ich ſetze keinen Zweifel in die Aufrichtigkeit Ihres Anerbietens und will auch annehmen, daß Ihr Einfluß auf die Männer, welche Sie begleiten, genug iſt, um dieſe Bedingungen aufrecht zu erhalten. Da ich aber nicht ſelbſt Herr dieſes Hauſes bin, ſo muß ich dieſem Ihre Vorſchläge mittheilen."

„Ich warte," erwiederte der Pole, ritt auf eine Entfernung von dreißig Schritt zurück und hielt der Thür gegenüber ſtill.

Fink ſchloß die Thür und ſagte zu Anton: „Schnell zum Freiherrn! Was iſt deine Meinung?"

„Aushalten," erwiederte Anton.

Sie trafen den Freiherrn in ſeinem Zimmer, den Kopf in ſeine Hände geſtützt, mit verſtörtem Geſicht, ein Bild des Leidens und nervöſer Unruhe. Fink trug ihm das Anerbieten des Polen vor und bat um ſeine Entſcheidung.

Der Freiherr erwiederte: „Ich habe bis jetzt vielleicht mehr gelitten, als irgend einer der Braven, welche in dieſem Hauſe ihr Leben gewagt haben. Es iſt ein furchtbares Gefühl, hülflos dazuſitzen, wo die Ehre gebietet, in der vorderſten Reihe zu ſtehen. Aber eben deßhalb habe ich kein Recht, Ihnen Vorſchriften zu machen. Wer außer Stande iſt, zu kämpfen, hat auch kein Recht, zu beſtimmen, wann der Kampf aufhören ſoll. Ja ich habe kaum das Recht, Ihnen meine Anſicht zu ſagen, weil ich fürchte, daß ſie für Ihren hochherzigen Sinn beſtimmend ſein würde. Außerdem kenne ich Unglücklicher nicht die Leute, welche mich vertheidigen, ich habe kein Urtheil über ihre Stimmung und über ihre Kraft. Ich überlaſſe Ihnen Alles, und lege das Schickſal der Meinen vertrauend in Ihre Hand. Der Himmel möge Ihnen vergelten, was Sie für mich thun. Nicht für mich, um Gottes willen nicht für mich, das Opfer wäre zu groß," rief der erregte Mann, erhob ſeine gefalteten Hände und ſtarrte mit den glanzloſen Augen in die Höhe: „denken Sie an nichts als an die Sache, welche wir vertheidigen.“

„Wenn Sie uns ein ſo hohes Vertrauen ſchenken,“ ſagte Fink mit ritterlicher Haltung, „ſo ſind wir entſchloſſen, Ihr Schloß zu halten, ſo lange wir noch eine ſchwache Hoffnung auf Entſatz haben. Unterdeß ſind ernſte Zufälle möglich, die Weigerung unſerer Leute, ſich ferner zu ſchlagen, oder das gewaltſame Eindringen der Feinde.“

„Meine Frau und Tochter bitten, wie ich, daß Sie in dieſer Stunde auf ihr Wohl keine Rückſicht nehmen. Geben Sie, meine Herren,“ rief der Freiherr ſeine Arme ausſtreckend, „die Ehre eines alten Soldaten liegt in Ihrer Hand.“

Beide Männer verneigten ſich tief vor dem Blinden und verließen das Zimmer. „Es iſt doch Ehre in den Leuten,“ ſagte Fink auf dem Wege mit dem Kopfe nickend. Er öffnete die Thür, der Offizier ritt heran.

„Der Freiherr von Rothſattel dankt Ihnen für Ihr Anerbieten, er iſt entſchloſſen, ſein Haus und das Eigenthum derer, welche ſich ihm anvertraut haben, gegen Ihre Angriffe zu vertheidigen bis zum Aeußerſten. Wir nehmen Ihren Vorſchlag nicht an.“

„So tragen Sie die Folgen,“ rief der Reiter zurück, „und die Verantwortung für Alles, was jetzt geſchehen muß.“

„Ich übernehme die Verantwortung,“ ſagte Fink. „An Sie aber noch eine Bitte. Es ſind außer den Frauen und Kindern der Landleute zwei Damen in dieſem Schloß, die Gemahlin und Tochter des Freiherrn von Rothſattel; wenn ein

Zufall Ihnen doch Gelegenheit geben ſollte, die Räume dieſes Hauſes zu betreten, ſo empfehle ich die Wehrloſen Ihrem ritterlichen Schutz."

„Ich bin ein Pole," rief der Reiter ſtolz, ſich auf ſeinem Pferde erhebend. Er nahm den Hut ab und ritt in kurzem Galopp nach dem Wirthſchaftshofe zurück.

„Er ſieht aus wie ein kühner Burſch," ſagte Fink, ſich umwendend zu den Leuten, welche aus der Wachtſtube herzugeeilt waren. „Aber meine Männer, wenn man die Wahl hat, ob man ſich verlaſſen ſoll auf die Verſprechungen eines Feindes, oder auf dies kleine Rohr von Eiſen, ſo bin ich allemal der Meinung, daß man lieber dem vertraut, was man in der Hand hält." Er ſchüttelte ſein Gewehr. „Der Pole verſpricht uns freien Abzug, weil er weiß, daß in ein Paar Stunden ſeine Bande vor unſern Soldaten auseinanderlaufen wird. Wir wären für ihn ein guter Biſſen, an die dreißig Gewehre! Und wenn die Reiter kämen und uns nicht in dem Hauſe fänden, zu dem wir ſie gerufen, ſondern dies Geſindel mit ſeinen Krötenſpießen, ſie würden uns ein ſchönes Donnerwetter nachſchicken, und wir hätten den Schimpf für immer."

„Ob er es ehrlich gemeint hat?" frug einer der Leute zögernd.

Fink faßte den Mann vertraulich an der Klappe ſeines Rockes: „Ich glaube, daß er es ehrlich meint, mein Junge, aber ich frage Euch, wie weit reicht bei dieſem Volk der Gehorſam? Wir wären noch nicht hinter der Waldecke dort unten, ſo käm' ein anderer Haufe über uns, und die Weiber und Eure Sachen würden vor unſern Augen maltraitirt. Und deßwegen calculire ich, thun wir am beſten, wenn wir ihnen die Zähne zeigen.“

Lebhafte Beiſtimmung der Hörer erfolgte, und einige Hoch! auf die jungen Herren im Schloſſe wurden ausgebracht.

„Wir danken,“ ſagte Fink, „und jetzt Alle auf Poſten, Ihr Männer, denn es kann wohl kommen, daß ſie ſich wieder blutige Köpfe holen. — Das hält ſie auf eine Stunde hin,“ fuhr er zu Anton gewandt fort. „Ich glaube nicht an einen Angriff bei Tage, aber auf Poſten ſtehen iſt beſſer für ſie, als die Köpfe zuſammenſtecken. Bei alle dem iſt gut, daß die Leute dieſe Verhandlung angehört haben.“

Auch der ſtrenge Dienſt, den Fink jetzt einrichtete, vermochte nicht die Entmuthigung aufzuhalten, welche allmälig, je weiter die Sonne am Himmel ſtieg, über die kleine Garniſon kam. Die Worte des Polen waren von Vielen gehört worden, auch die Weiber hatten neugierig ihre Thür geöffnet und ſich in die Halle gedrängt. Leiſe, nach und nach fiel die Furcht in die Herzen und anſteckend wie eine Krankheit erfaßte ſie Einen nach dem Andern. In der Frauenſtube brach ſie aus. Plötzlich empfanden Einzelne eine große Sehnſucht nach Waſſer, ſie klagten über Durſt, zuerſt ſchüchtern, dann lauter, ſie drängten ſich an der Thür der Küche zuſammen und begannen laut zu ſchluchzen. Nicht lange, ſo ſchrieen alle Kinder nach Waſſer, und Viele, die unter andern Umſtänden nicht an Trinken gedacht hätten, fühlten ſich unſäglich elend. Anton ließ die letzten Flaſchen Wein aus dem Keller holen, zerſchnitt das letzte Brod, tauchte jedem Einzelnen einige Biſſen in den Wein ein, bis ſie ganz durchgeweicht waren, und vertheilte ſie mit der ernſthaften

Verſicherung, dies ſei das beſte Mittel gegen Durſt, wenn man das in den Mund ſtecke, ſei man einen ganzen Tag lang nicht im Stande, Waſſer zu trinken, und wenn man Geld dafür bekomme. Das half auf eine Weile, aber die Angſt fand andere Thüren, durch welche ſie ſich einſchlich. Manche überlegten, was ſie denn zu verlieren hätten, wenn ſie ein altes Gewehr abgäben und dafür die Freiheit erhielten und das Recht, überall hinzugehen, wohin ſie wollten. Dieſe Anſicht wurde vorläufig durch den Förſter bekämpft, der ſich in die Mitte der Wachtſtube ſtellte und entſchloſſen erwiederte: „Ich will Euch ſagen, Gottlieb Fitzner, und Euch, Ihr dicker Bökel, daß das Weggeben des Gewehrs für uns Alle eine Kleinigkeit iſt, es iſt nur der Uebelſtand dabei, daß der von Euch, der auf dieſen canailleuſen Gedanken käme, ein ganz gemeiner feiger Schuft wäre, vor dem ich alle Tage ausſpucken würde, ſo oft ich ihn träfe.“ Darauf gaben Fitzner und Bökel dem Förſter eifrig Recht, und Bökel erklärte, er werde es mit jedem ſolchen Kerl eben ſo machen, wie der Förſter. Und auch dieſe Gefahr war beſeitigt. Aber die abgelöſten Wachen blieben in unruhiger Unterhaltung. Die Streitkräfte des Schloſſes wurden mit denen des Feindes verglichen; endlich wurde die geringe Stärke des Pfahlwerks im Hofe der herrſchende Gegenſtand einer furchtſamen Kritik. Es war klar, daß dort der nächſte Angriff erfolgen würde, und auch die Beherzten nahmen an, daß der Bohlenzaun nur geringen Widerſtand leiſten könnte. Sogar der treue Schmidt ſchüttelte mit der Hand an dem Zaun und fand keinen Gefallen an der Art, wie er zuſammengenagelt war. In den Mittagſtunden waren dieſe Anfälle von Zaghaftigkeit noch nicht gefährlich, denn der größte Theil der Männer erwartete, das Gewehr in der Hand, jeden Augenblick den Anmarſch des Feindes. Als ſich aber die Sonne von ihrer Höhe neigte, ohne daß ein Angriff erfolgte und ohne daß der Poſten auf dem Thurm den Entſatz meldete, da wirkten Thatloſigkeit und Abſpannung zuſammen, das Leiden allgemein zu machen. Die Mittagskoſt war ungenügend, Kartoffeln mit verkohlter Rinde und etwas Salz dazu. Natürlich fingen die Leute wieder an zu durſten, wieder kamen die Frauen jammernd zu Anton und klagten, ſein Mittel habe nur auf kurze Zeit geholfen. Und auch unter den Männern flog die Angſt um Hunger und Durſt von einem Pfeiler zum andern, aus der Wachtſtube in den Hof bis hinauf in den Thurm. Anton hatte die doppelte Ration Branntwein ausgetheilt, auch das half nicht bei Allen. Die Männer wurden nicht aufſätzig, es war zu viel gute Art in ihnen, ſie wurden nur kleinlaut und ſchwächer. Fink ſah mit verächtlichem Lächeln auf dieſe Symptome eines Zustan[illegible], der ſeinem elaſtiſchen Geiſt und ſeinen ſtählernen Nerven unbegreiflich war. Aber Anton, den Alle mit Bitten und Klagen überliefen, fühlte die ganze Verlegenheit dieſer Stunden. Etwas mußte geſchehen, um gründlich zu helfen, oder Alles war verloren. So trat er in den Hof, entſchloſſen, die Kuh zu opfern. Er ſtellte ſich vor die Milchkuh, klopfte ſie auf den Hals: „Lieſe, armes Thier, du mußt jetzt daran.“ Als er ſie am Strick herauszog, fiel ſein Blick auf die leere Waſſertonne, und ihn überkam ein glücklicher Gedanke. Die Erhebung des Bodens über das Waſſer des Baches betrug nur wenige Fuß, die ganze Gegend war quellenreich, es war wahrſcheinlich, daß man in geringer

Tiefe Waſſer finden würde. Es war für die Beſatzung eine leichte Sache, ein Brunnenloch auszugraben. Wenn man die ausgegrabene Erde an das Pfahlwerk ſtampfte, ſo wurde die Feſtigkeit deſſelben beträchtlich vermehrt. Und was die Hauptſache war, die Arbeit ſetzte alle müßigen Hände in Bewegung, ſie konnte Stunden, ja Tage lang fortgeſetzt werden. Aus früheren Verſuchen wußte er, daß das Waſſer um das Schloß ſchlammig und in gewöhnlicher Zeit nicht zu brauchen war, aber darauf kam es heut nicht an. Anton ſah nach der Sonne, es war keine Minute zu verlieren.

Er rief den Techniker in den Hof, und als dieſer freudig beiſtimmte, alle freien Hände des Schloſſes, auch die Weiber und ſtärkeren Kinder. Das Werkzeug der Arbeiter wurde herzugeholt, nach wenig Augenblicken waren zehn Männer mit Hacke und Spaten beſchäftigt, in der Mitte des Hofes ein großes Loch mit ſchräger Böſchung nach unten zu graben, die Frauen und Kinder mußten unter Aufſicht des Technikers die aufgegrabene Erde an dem Pfahlwerk feſtſtampfen. Einige Männer, und was von Frauen noch zur Hand war, rief Anton zum Schlachten der armen Kuh, welche noch einmal dem Volk gezeigt wurde, bevor ſie dem Verhängniß des Tages erlag. Schnell war Alles in eifrigſter Thätigkeit. Das Brunnenloch, an der Oberfläche viel weiter, als für eine regelmäßige Röhre nothwendig geweſen wäre, vertiefte ſich zuſehends, und an dem Bohlenzaun ſtieg ein Wall in die Höhe, wie durch die Kraft hülfreicher Gnomen aus dem Boden gehoben. Die Leute griffen an, wie ſie in ihrem Leben nicht gethan hatten, im Wettkampf flogen die Spaten der Männer, barfüßige Beinchen ſprangen begeiſtert über die Erde, Holzſchuhe und Pantoffeln ſtampften ihre Spuren tief hinein. Jeder wollte mit angreifen, es waren mehr Hände zur Stelle, als der Raum zu bewegen erlaubte. Alle Bangigkeit war verſchwunden, luſtige Scherze flogen hin und her. Auch Fink kam herbei und ſagte zu Anton: „Du biſt ein Heidenbekehrer, du verſtehſt für das Seelenheil deiner Gemeinde zu ſorgen.“

„Die Gemeinde arbeitet,“ erwiederte Anton fröhlicher, als er in den letzten vierundzwanzig Stunden geweſen war.

Das Brunnenloch vertiefte ſich, daß man mit einer kurzen Leiter hinabſteigen mußte, der Grund wurde feucht, die Männer arbeiteten in einem Sumpf, zuletzt mußte der Schlamm in Kübeln heraufgereicht werden, aber die Leute drängten ſich zum Tragen, die Eimer flogen aus einer Hand in die andere. Mit lautem Gelächter, wie Kinder, begrüßten ſie jeden Schmutzfleck, der aus den Eimern auf die Kleider der Ungeduldigen ſpritzte. Der Wall erhob ſich bereits fußhoch über das Pfahlwerk, und da es an Raſen fehlte, ſchlugen die Leute an der innern Böſchung Holz und Steine mit einer Kraft hinein, welche die Maſſe feſt machte, wie Stuck. Kaum, daß Anton die ſchmale Seitenpforte frei erhielt. Unter den feindlichen Poſten am Bach zeigte ſich eine unruhige Bewegung, Reiter ſprengten die Poſtenkette entlang und ſahen auf das neue Feſtungswerk, zuweilen wagte ſich einer näher heran, zog ſich aber zurück, wenn der Förſter ſein Gewehr über den Wall erhob. So verrann Stunde auf Stunde, die Sonne ſank hinab, und der rothe Schein der Abendröthe flog über den Himmel. Die Leute im Hof achteten nicht darauf, unten im finſtern Brunnenloch ſtanden die

Männer bis an den Leib im Waſſer. Es war eine gelbe ſchmutzige Flüſſigkeit, aber die Leute ſtarrten in die Oeffnung, als ob dort ein Schatz von flüſſigem Gold heraufquölle. Endlich, als ſchon die Schatten des Abends dunkel auf der Oeffnung lagen, befahl Anton den Arbeitern, aus der Grube zu ſteigen. Ein großes Tuch wurde gebracht und über den Waſſerbottich gelegt, man ſchöpfte das Waſſer in Eimern herauf und ſeihte es durch das Tuch.

„Zuerſt meine Pferde," rief ein Knecht und riß die Eimer für die dürſtenden Thiere an ſich. „Wenn ſich der Trank geſetzt hat, wird er ſo gut wie Bachwaſſer," rief der Schmidt vergnügt, die Arbeiter wurden nicht müde, ſich eine Probe auszuſchöpfen, und Jeder beſtätigte ſiegesfroh die Meinung des angeſehenen Mannes. Unterdeß ließ Anton oben auf dem Wall, der bis zum Fußboden des obern Stockwerks heraufgewachſen war, neue Pfähle einſchlagen und die ſtarken Breter der Kartoffelwagen als Schutzwehr daran befeſtigen. Als die Finſterniß der Nacht ſich über das Schloß legte, war das Werk vollendet. Die Frauen klärten unermüdlich über dem Bottich, große Stücke Fleiſch wurden nach der Küche geſchafft, dort kniſterte ein großes Feuer, und die anmuthige Ausſicht auf ein kräftiges Nachteſſen zog in die Seele aller Belagerten.

Da raſſelte draußen im Felde wieder die feindliche Trommel, und der ſchrille Ruf der Knochenpfeife zitterte durch die Räume des Hauſes. Einen Augenblick ſtanden die Männer im Hofe erſchrocken, ſie hatten in den letzten Stunden nur wenig an den Feind gedacht, dann ſtürmte Alles nach der Wachtſtube und ergriff die Gewehre. Schnell wurde der

Unterſtock mit doppelter Mannſchaft beſetzt, der Förſter eilte mit einer ſtarken Abtheilung nach dem Hofe und kletterte auf den neuen Wall.

„Die Entſcheidung naht,“ ſagte Fink leiſe zu Anton, „in den letzten Stunden ſind ſtarke Banden ins Dorf eingerückt, im letzten Abendlicht ein Haufe Reiter. Wir vermögen eine zweite Nacht nicht zu widerſtehen. Sie werden auf allen Seiten zugleich angreifen, mit einem Schock kurzer Leitern dringen ſie in das Schloß. Und ſie wiſſen das, denn ſieh, jede Rotte, die aus dem Dorf heranzieht, iſt mit Axt und Leiter verſehen. Laß uns gemüthlich durchmachen, was nicht zu ändern iſt, dein iſt das Verdienſt, wenn wir als Männer unterliegen, und nicht als Memmen. Ich war bei dem Freiherrn, er und die Frauen ſind vorbereitet; ſie werden ſich zuſammen in ſeinem Zimmer halten. Haſt du noch einige Worte in der Kehle, wenn einer von den Meſſieurs der Bande über dich wegſteigt, ſo erinnere ihn an die Frauen. Gott befohlen, Anton, ich nehme die Hofſeite, du die Front.“

„Mir iſt's unmöglich,“ rief Anton, „daß wir unterliegen ſollen, ich habe nie ſo frohe Hoffnung gehabt, als in dieſer Stunde.“

„Hoffnung auf Entſatz?“ frug Fink die Achſeln zuckend und wies durch das Fenſter auf die feindlichen Haufen, „und wenn er in einer Stunde kommt, er kommt zu ſpät. Seit Rebekka's Kanone abgefahren iſt, ſind wir in den Händen des Feindes, ſobald dieſer einen ernſtlichen Sturm wagt. Und er wird ihn wagen. Man muß ſich keine Illuſionen machen, die nicht länger glimmen, als eine Cigarre. Deine Hand, mein lieber Junge, lebe wohl!“ Er drückte kräftig

Antons Hand, und das ſtolze Lächeln glänzte wieder auf ſeinem Antlitz. So ſtanden die Beiden nebeneinander, Jeder ſah liebevoll auf die Geſtalt des Andern, ungewiß, ob er ſie je wieder erblicken werde. „Fahre wohl!“ rief Fink und erhob die Büchſe, ſeine Hand aus der des Freundes löſend; aber er blieb wie eingewurzelt ſtehen und lauſchte, denn über dem Trommelwirbel der Feinde und dem Lärm der anrückenden Haufen fuhr ein heller Klang durch die Nachtluft, eine fröhlich ſchmetternde Fanfare, und als Antwort klang von dem Dorfe her der regelmäßige Sturmſchlag eines Tambours der Linie, darauf eine ſtarke Gewehrſalve und ein fernes Hurrah.

„Sie kommen,“ rief es aus allen Ecken des Schloſſes, „unſere Soldaten kommen.“ Der Förſter ſtürzte in die Halle. „Die Rothmützen,“ ſchrie er, „ſie reiten am Bach herauf zur Brücke, hinten im Dorf ſtürmt die Infanterie.“

„Alle in den Hof,“ rief Fink, „zum Ausfall, Ihr Männer, vorwärts!“ Die Verrammelung der Pforte wurde weggeriſſen, die Mannſchaft war im Augenblick außerhalb der Verſchanzung, kaum daß Anton den Techniker und einige Knechte als Beſatzung des Hauſes in den Hof zurücktrieb. Der Förſter ſchritt die Reihe entlang und ordnete die Leute. Fink ſah nach dem Stand des Gefechts. Die Infanterie-Colonne drang im Dorfe vor, das unaufhörliche Knattern des Gewehrfeuers verrieth die Erbitterung des Kampfes, aber das Feuer kam langſam näher, die Feinde wichen, ſchon rannten einzelne Flüchtlinge derſelben aus dem Wirthſchaftshof hervor. Unterdeß paſſirte eine Abtheilung Huſaren gegenüber dem Schloſſe den Bach, ſie trieb kleine Haufen der Belagerer vor ſich her. Fink führte ſeine Bewaffneten um das Haus herum und ſtellte ſie an der Ecke auf, die dem Dorfe zunächſt lag. „Geduld,“ rief er, „und wenn ich Euch vorführe, vergeßt Euren Kriegsruf nicht, ſonſt werdet Ihr in der Dunkelheit überritten und zerſtampft, wie die Feinde.“ Nur mit der größten Mühe waren die Ungeduldigen im Gliede zu halten.

Vom Bache her flog ein einzelner Reiter auf ſie zu. „Hurrah, Rothſattel!“ rief er ſchon aus der Ferne. „Sturm!“ ſchrie ihm ein Dutzend Stimmen entgegen, Anton ſprang aus dem Gliede auf den treuen Mann zu. „Wir haben die Feinde,“ rief Karl, „der Feind hat die Straße von Rosmin beſetzt, ich aber führte unſere Leute auf Umwegen durch den Wald.“

Ein dunkler Haufe wurde an den letzten Häuſern des Dorfes ſichtbar, Berittene ſprengten vor, der feindliche Trupp machte Halt und ſammelte ſich am Wirthſchaftshofe. Dort ſetzte ſich der Kampf, die Führer trieben ihre Leute wieder zurück ins Gefecht. „Jetzt gilt's,“ rief Fink. Im Schnellſchritt zog die Schaar über den Anger, ſtellte ſich ſeitwärts vom Wege an der erſten Scheuer auf, und eine Salve aus fünfundzwanzig Gewehren drang in die Seite des Feindes. Dadurch kam Verwirrung in die gedrängte Schaar der Feinde, die Maſſe löſte ſich auf und ſtürzte in wilder Flucht über die Ebene. Wieder klang hinter denen vom Schloß die Trompete, im vollen Roſſeslauf ſtürmten die Huſaren vor und hieben in einen Haufen ein, der noch Stand hielt. Karl warf ſich zu ihnen und verſchwand im Getümmel. So trieben ſie den Feind in die Felder.

Aus dem Dorf aber ſprengten jetzt die polniſchen Reiter, ihnen voran der Parlamentär, der ſeine Leute mit lautem Zuruf auf die Huſaren trieb.

„Rothſattel," rief eine jugendliche Stimme vom Pferde dicht neben Anton, und vor einem Zug Huſaren ſtürmte ein ſchlanker Offizier den polniſchen Reitern entgegen. Fink richtete ſeine Büchſe gegen den polniſchen Oberſt.

„Ich danke," rief dieſer, auf ſeinem Pferde wankend, und ſchoß mit letzter Kraft ſein Piſtol in die Bruſt des Huſar ab, der auf ihn einritt. Getroffen ſank der Huſar vom Pferde, mit dem Körper des Polen jagte das Pferd von dannen.

Nach wenigen Minuten war die Umgebung des Schloſſes von Feinden gereinigt; die Nacht deckte die Flüchtigen, ſchützend breiteten die Waldbäume ihre Aeſte über die Söhne des Landes. In kleinen Abtheilungen verfolgten die Sieger den letzten Haufen der Feinde.

Vor dem Schloſſe kniete Anton am Boden und ſtützte das Haupt des gefallenen Reiters mit ſeinen Armen. Mit Thränen im Auge ſah er von dem Sterbenden zu dem Freund auf, welcher mit einer Gruppe von Offizieren theilnehmend zur Seite ſtand. Der Siegesjubel war verſtummt, die Landleute umgaben in düſterem Schweigen die Stätte. Langſam wurde der Regungsloſe auf den Händen der Männer nach dem Hauſe getragen.

In der Vorhalle ſtand an der Treppe der Freiherr mit ſeiner Tochter, bereit, die willkommenen Gäſte zu begrüßen. Als Lenore den wunden Mann erblickte, ſtürzte ſie unter die Träger, welche ſchweigend den Körper vor dem

Freiherrn niederlegten, und ſank mit einem Schrei zu Boden.

„Wer iſt es?“ ſtöhnte der blinde Mann und griff mit den Händen vor ſich in die Luft. Niemand antwortete, ſcheu traten Alle zurück.

„Vater,“ murmelte der Verwundete, und ein Blutſtrom quoll aus ſeinem Mund. „Mein Sohn, mein Sohn!“ ſchrie der Blinde wie raſend, und ſeine Knie brachen zuſammen.

Den Sohn hatte es aus ſeiner Garniſon fortgetrieben zu dem Heere, welches ſich nahe bei ſeinen Eltern zuſammenzog. Er hatte es durchgeſetzt, ein anderes Regiment zu begleiten, er hatte Erlaubniß erhalten, die Escadron zu begleiten, welche dem Vater zu Hülfe entſendet wurde. Er wollte ſeine Eltern überraſchen und brachte ihnen mit dem Entſatz ſeine blutende Bruſt in das Haus und den Tod in die Herzen.

Jetzt lag eine unheimliche Stille auf dem hohen Slavenſchloß. Der Sturm hatte ausgetobt, von den Blüthenbäumen im Felde fielen lautlos die weißen Blätter und lagen im Sternenlicht am Boden, rein, wie ein weißes Todtentuch. Wo ſeid ihr, luftige Pläne des blinden Mannes, der gebaut, geſündigt, gelitten hat, um euch lebendig zu machen? Horche, du armer Vater, mit verhaltenem Athem; es iſt ſtill geworden im Schloß und auf den Gipfeln der Bäume, und doch vermagſt du nicht mehr zu hören den einen Ton, an den du immer gedacht haſt bei deinen Luftſchlöſſern, unter deinen Pergamenten, den Herzſchlag deines einzigen Sohnes, des erſten Majoratsherrn der Rothſattel.

# Sechſtes Buch.

## 1.

Traurige Tage kamen über das Schloß, ſchwer zu tragen für Jeden, der in ſeinen Mauern wohnte. In der Familie des Freiherrn ſaß das Siechthum, wie der Wurm in einer Pflanze. Nach der ſchwarzen Stunde, wo man dem Vater den ſterbenden Sohn ins Haus getragen hatte, verließ der Freiherr nicht ſein Zimmer. Das Wenige, was noch von Kraft in ihm geweſen war, jetzt war es zerbrochen, der Schmerz zehrte an ſeinem Geiſt mehr als an ſeinem Körper, er brütete tagelang ſtill vor ſich hin, und nicht die Bitten Lenorens, nicht die Nähe ſeiner Frau vermochten ihn zu beleben. Als der Baronin die Unglücksbotſchaft gebracht wurde, zitterte Anton, daß das dünne Band zerreißen müſſe, welches das Leben noch an ihrem Körper hielt, und wochenlang ging Lenore nicht von ihrem Lager. Aber zur Verwunderung Aller erfolgte das Gegentheil. Der Zuſtand des Gatten nahm bald ihre Sorge ſo ſehr in Anſpruch, daß ihr ſelbſt Schmerz und Schwäche zu ſchwinden ſchien. Sie zeigte ſich kräftiger, als ſie vorher geweſen war, nur auf die

Pflege des Freiherrn bedacht, gewann ſie über ſich, ſtundenlang neben ſeinem Stuhl zu ſitzen. Der Arzt freilich ſchüttelte gegen Anton den Kopf und ſagte, daß dieſer plötzlichen Erhebung wenig zu trauen ſei. Lenore wurde in den erſten Wochen nach dem Tode des Bruders kaum von Jemandem geſehen. Wenn ſie einmal außer dem Krankenzimmer erſchien, ſo waren es faſt nur Fragen nach dem Befinden der Kranken, die ſie beantwortete, oder Bitten nach dem Arzt, die ſie an Anton richtete.

Unterdeß zog draußen ein wildes Frühjahr vorüber, ein ſtürmiſcher Sommer folgte. Zwar die Schrecken des Bürgerkrieges hatte das Gut nicht mehr zu fürchten. Aber die ſchweren Laſten der Zeit legten ſich erdrückend auf die Wirthſchaft. In der ſtillen Waldinſel tönte jetzt täglich der Trommelſchlag des Tambours oder das Signal des Trompeters, Dorf und Schloß hatten Einquartierung, welche häufig wechſelte. Anton hatte mit allen Händen zu thun, Mannſchaft und Pferde unterzubringen und für ihre Verpflegung zu ſorgen. Bald waren die geringen Kräfte des Gutes erſchöpft, ohne Finks vorausbezahlte Pachtgelder wäre es unmöglich geweſen, dieſe Zeit zu überſtehen. Auch in der Wirthſchaft nahmen die Störungen kein Ende. Mehr als ein Morgen war in den Tagen der Belagerung durch die Fußtritte von Roſſen und Menſchen zerſtampft worden, jetzt hielten requirirte Fuhren die Geſpanne auf, die Leute ſelbſt verwilderten in der unruhigen Zeit und verloren die Luſt zu regelmäßiger Thätigkeit. Aber im Ganzen wurde die Ordnung doch erhalten, die Arbeiten des Jahres nahmen nach dem Plan, der im Frühjahr gemacht war, ihren Fortgang. Noch beſſer ging es mit dem Wieſenbau. Nicht alle Arbeiter, welche Fink auf das Gut geführt hatte, hielten aus, aber ſie wurden durch andere Leute erſetzt, die ſich in dieſer Zeit bewährten. Ja, die Zahl der grauen Jacken und ſchwarzen Hüte vermehrte ſich, und die Garde des Herrn von Fink wurde in der ganzen Umgegend als eine trotzige Geſellſchaft beſprochen, mit der nicht gut anzubinden ſei. Fink ſelbſt war jetzt oft abweſend, er hatte viele Offiziere kennen gelernt alte Bekanntſchaften erneuert, er fuhr im Lande umher, verfolgte mit Eifer die kriegeriſchen Operationen und machte als Freiwilliger das Treffen mit, welches einige Meilen von dem Gut gegen die Inſurgenten gewonnen wurde. Seine Vertheidigung des Schloſſes hatte ihn in der Umgegend zu einer gefürchteten Perſon gemacht, welcher aller Haß der feindlichen Partei eben ſo ſehr zufiel, als die Bewunderung der Freunde.

Es war einige Wochen nach dem Entſatz des Schloſſes, als Lenore in die Hofthür trat, vor welcher Anton mit dem Förſter verhandelte. Lenore ſah über den Hof, in welchem jetzt eine Pumpe ſtand, und über den Zaun, von dem der Erdwall abgefahren war, in die Landſchaft, welche jetzt in dem hellen Grün des erſten Sommers glänzte. Endlich ſagte ſie mit einem Seufzer: „Es iſt Sommer geworden, Wohlfart, und wir merken nichts davon.“

Anton ſah ihr beſorgt in das bleiche Geſicht. „Draußen im Walde iſt's jetzt hübſch, ich war geſtern beim Förſter: nach dem letzten Regen ſtehen Holz und Blüthen in vollem Saft. Wenn Sie ſich nur einmal entſchließen könnten, hinaus zu gehen.“ Lenore ſchüttelte verneinend das Haupt. „Was iſt an mir gelegen!“ rief ſie bitter.

„Vor Allem hören Sie eine Nachricht, die mir ſoeben der Förſter zugetragen hat,“ fuhr Anton fort. „Der Mann, den Ihr Schuß getroffen, war der elende Bratzky. Sie haben ihn nicht getödtet. Wenn Sie ſich darüber einen Vorwurf machen, von dieſem Schmerz kann ich Sie befreien.“

„Gelobt ſei Gott!“ rief Lenore und faltete die Hände.

„Schon damals, als der Förſter bei Nacht zu uns ins Schloß kam, ſah er, daß der Schurke mit verbundenem Arm in der Schenke ſaß. Geſtern wurde er von dem Militär als Gefangener in Rosmin eingebracht.“

„Ja,“ ſagte der Förſter dazutretend, „eine Kugel thut dem nichts, der denkt höher hinaus.“ Er griff mit der Hand an den Hals und machte die Pantomime des Hängens.

„Es lag auf mir bei Tag und Nacht,“ ſagte Lenore leiſe zu Anton, „wie verdammt kam ich mir vor; in der Finſterniß quälten mich ſchreckliche Traumgeſichte, daß ich aus dem Schlaf auffuhr und ſchrie; immer ſah ich den Mann vor mir, wie er die Fauſt ballte, hinſtürzte und das Blut aus ſeiner Schulter floß. O Wohlfart, was haben wir erlebt!“ Sie lehnte ſich an die Thür und ſtarrte mit thränenloſen Augen vor ſich nieder. Vergebens ſuchte Anton ſie zu beruhigen, ſie hörte kaum ſeine Worte.

Der Huf eines Pferdes klapperte auf den Steinen, Finks Brauner wurde herausgeführt.

„Wo reitet er hin?“ frug Lenore haſtig.

„Ich weiß es nicht,“ verſetzte Anton, „er iſt jetzt viel auswärts, ich ſehe ihn tagelang nicht.“

„Was ſoll er auch bei uns?“ rief Lenore; „das unglückliche Haus iſt kein Ort für ihn.“

„Wenn er ſich nur etwas in Acht nehmen wollte,“ ſagte der Förſter, „die Tarower ſind giftig auf ihn, ſie haben geſchworen, ihm eine Kugel nachzuſchicken, und er reitet immer allein und bei Nacht.“

„Es iſt umſonſt, ihn zu warnen,“ ſagte Anton. — „Sei endlich verſtändig, Fritz,“ rief er dem Freunde zu, der aus dem Hauſe trat, „reite nicht ſo allein, wenigſtens nicht über die Tarower Flur.“

Fink zuckte die Achſeln. „Ah, unſer Fräulein iſt hier. Wir haben ſo lange nicht die Freude gehabt, Sie zu ſehen, daß es uns hier bereits ſehr langweilig geworden iſt.“

„Hören Sie auf die Warnung des Freundes,“ erwiederte Lenore ängſtlich, „und hüten Sie ſich vor den böſen Menſchen.“

„Wozu?“ verſetzte Fink; „eine reſpectable Gefahr iſt nicht vorhanden, und vor einem dummen Teufel, der hinter einem Baum ſteht, kann ſich in ſolchen Zeiten Niemand bewahren, das würde zu viel Zwang auflegen.“

„Wenn Sie's nicht um Ihretwillen thun, ſo denken Sie an die Angſt Ihrer Freunde,“ bat Lenore.

„Habe ich noch Freunde?“ frug Fink lachend; „manchmal iſt mir's, als wären ſie untreu geworden. Meine guten Freunde gehören zu der Klaſſe, welche ſich pflichtgetreu zu beruhigen weiß. Hier unſer ehrenwerther Wohlfart wird ein reines Sacktuch in die Taſche ſtecken und ſeine feierlichſte Miene aufſetzen, wenn ich einmal mein Spiel verliere; und ein anderer Waffenkamerad wird ſich noch leichter tröſten. Heran mit dem Pferde,“ rief er, ſchwang ſich hinauf und ſprengte mit kurzem Gruße davon.

„Er reitet gerade auf Tarow zu,“ ſagte der Förſter, welcher ihm nachgeſehen hatte, mit Kopfſchütteln. Lenore ging ſchweigend in das Zimmer der Eltern zurück.

Aber am ſpäten Abend, als die Lichter des Schloſſes längſt verlöſcht waren, bewegte ſich noch lange eine Gardine, und ein Weib lauſchte angſtvoll auf den Hufſchlag des heimkehrenden Roſſes. Stunde auf Stunde verrann, erſt gegen Morgen ſchloß ſich der Fenſterflügel, als ein Reiter vor der Pforte anhielt, und eine Melodie vor ſich hin trällernd, das Pferd ſelbſt in den Stall führte. Nach einer durchwachten Nacht verbarg Lenore ihr ſchmerzendes Haupt in die Kiſſen.

So ging es durch Monate fort. Endlich kam der Freiherr, auf den Arm ſeiner Tochter und auf einen Stab geſtützt, wieder manchmal herunter ins Freie, dann ſaß er entweder ſchweigſam im Schatten der Schloßmauer oder er hörte mit galliger Laune auf jede Kleinigkeit, die ihm zu ſchelten möglich machte. In ſolchen Stunden bogen die Leute gern in weitem Umweg aus, um ihm nicht nahe zu kommen, und da Anton dies nicht that, ſo war er nicht ſelten das Opfer, über dem ſich die Verſtimmung des Freiherrn Luft machte. Antons Verhältniß zu dem Kranken wurde bald ſo läſtig, daß nur ein ungewöhnlicher Grad von Geduld darüber weghelfen konnte. Täglich mußte der Freiherr hören, daß die Leute bei ſeinen Querfragen ſich damit entſchuldigten, „Herr Wohlfart hat es ſo befohlen,“ oder, „der Herr Rentmeiſter hat das nicht gewollt;“ mit Eifer ſuchte er die Aufträge, welche Anton gegeben hatte, durch ſeine Willensäußerung zu ſtören; aller Groll, alle Gehäſſigkeit, die ſich in der Seele des Unglücklichen aufgeſammelt hatte, concentrirte ſich in ein ſchwächliches Gefühl des Haſſes gegen ſeinen Bevollmächtigten.

Fink kümmerte ſich jetzt wenig um den Freiherrn; wenn er das Gezänk mit Anton bemerkte, verzog er ſchweigend die Augenbrauen und ſagte höchſtens: „Es mußte ſo kommen.“ Am beſten kam noch Karl mit dem Freiherrn aus; er nannte ihn nie anders, als Herr Rittmeiſter, und ſchlug kriegeriſch mit den Abſätzen zuſammen, ſo oft er ihm eine Meldung machte; das hörte der blinde Herr, und das that ihm wohl. Und das erſte Zeichen von Theilnahme, welches der Freiherr für das Befinden Fremder zeigte, wurde dem Amtmann zu Theil. Ein Gartenſtuhl war in der Sonne eingetrocknet und drohte auseinanderzufallen, Karl ergriff im Vorübergehen den Stuhl und ſchlug ihn mit der geballten Hand zuſammen. „Sie ſchlagen doch nicht mit Ihrer rechten Hand, lieber Sturm?“ frug der Freiherr.

„Wie's kommt, Herr Rittmeiſter,“ erwiederte Karl.

„Das ſollten Sie nicht thun,“ ermahnte der Blinde, „eine ſolche Wunde will geſchont ſein, es ſetzt ſich manchmal nach Jahren eine Krankheit hinein. Sie ſind gar nicht ſicher, ob das nicht in ſpäterer Zeit auch bei Ihnen der Fall ſein wird.“

„Luſtig gelebt und ſelig geſtorben, Herr Rittmeiſter,“ erwiederte Karl, „ich ſorge nicht um die Zukunft.“

„Er iſt ein ſehr brauchbarer Menſch,“ ſagte der Freiherr zu ſeiner Tochter.

Die Aehren der Halmfrüchte blühten ab, die grünen

Felder überzogen ſich mit hellem Gelb, das fröhliche Geräuſch der Ernte begann. Als der erſte Erntewagen in den Hof rollte, ſtand Anton bei der Scheuer und überwachte das Einbringen. Da trat Lenore zu ihm: „Wie wird die Ernte?“

„So weit wir in dieſem Jahr ernten können, ſind die Ausſichten nicht ſchlecht. Wenigſtens mit der Garbenzahl iſt Karl zufrieden, ſie ſcheint größer zu werden, als unſer Anſchlag war,“ erwiederte Anton vergnügt.

„So haben Sie doch eine Freude, Wohlfart,“ ſagte Lenore.

„Es iſt eine Freude für Alle auf dem Hofe, Sie ſehen's aus der rührigen Geſchäftigkeit der Leute. Auch der Träge arbeitet jetzt mit doppelter Kraft. Wenn aber ich mich freue, ſo iſt's auch über Ihre Frage. Sie ſind dem Hofe und Allem, was zum Gut gehört, ſo fremd geworden.“

„Ihnen nicht, mein Freund,“ ſagte Lenore niederſehend.

„Sie ſelbſt müſſen krank werden,“ fuhr Anton eifrig fort. „Wenn ich dürfte, möchte ich Sie ſchelten, daß Sie die ganze Zeit ſo wenig an ſich ſelbſt gedacht haben. Ihr kleines Pferd iſt im Stall ſteif geworden, Karl muß manchmal darauf reiten, damit es das Laufen nicht verlernt.“

„Mag es dahingehen, wie alles Andere,“ rief Lenore, „ich werde mich nicht wieder darauf ſetzen. Haben Sie Mitleid mit mir, Wohlfart, mir iſt manchmal, als verlöre ich die Beſinnung, es iſt mir Alles auf der Welt gleichgültig geworden.“

„Wozu ſo hart, Fräulein?“ ſprach eine ſpöttiſche Stimme hinter ihr. Lenore ſchrak zuſammen und wandte ſich um. Fink, der länger als eine Woche verreiſt geweſen, trat zu ihnen. „Mache, daß du den Blaſius wegjagſt,“ ſagte er zu Anton, ohne ſich weiter um Lenore zu kümmern: „der Schlingel iſt ſchon wieder betrunken, er peitſcht in die Pferde, daß die armen Thiere mit Schwielen bedeckt ſind. Ich hatte große Luſt, ſeinen Pferden eine Satisfaction zu verſchaffen und ihn vor ihren Augen abzuſtrafen.“

„Habe Geduld bis nach der Ernte,“ erwiederte Anton, „wir können ihn jetzt nicht erſetzen.“

„Iſt er nicht ſonſt ein gutmüthiger Menſch?“ frug Lenore ſchüchtern.

„Gutmüthigkeit iſt ein bequemer Titel für alles mögliche Ungeſunde,“ erwiederte Fink. „Bei den Männern heißt's gutmüthig und bei den Frauen gefühlvoll.“ Er ſah Lenore an. „Was hat das arme Geſchöpf, der Pony, verſchuldet, daß Sie ihn nicht mehr reiten wollen?“

Lenore erröthete, als ſie zur Antwort gab: „Das Reiten hat mir Kopfſchmerz gemacht.“

„Ei,“ ſpottete Fink, „Sie hatten ſonſt den Vorzug, weniger weich zu ſein; ich kann nicht ſagen, daß dies larmoyante Weſen Ihnen zuträglich iſt, Sie werden den Kopfſchmerz dabei nicht verlieren.“

Lenore wandte ſich gedrückt zu Anton: „Sind die Zeitungen angekommen? Ich kam, Sie für den Vater darum zu bitten.“

„Der Bediente hat ſie in das Zimmer der Frau Baronin getragen.“

Lenore wandte ſich mit einer Verbeugung ab und ging nach dem Schloſſe zurück.

Fink ſah ihr nach und ſagte zu Anton: „Schwarz kleidet ſie nicht, ſie ſieht ganz verſtört aus. Es iſt eins von den Geſichtern, die nur gefallen, wenn ſie ſtattliche Fülle haben.“

„Anton blickte finſter auf ſeinen Freund. „Dein Benehmen gegen das Fräulein war in den letzten Wochen ſo auffallend, daß ich mich oft darüber geärgert habe. Ich weiß nicht, ob es in deiner Abſicht liegt, aber du behandelſt ſie mit einer Nachläſſigkeit, die nicht ſie allein verletzt.“

„Sondern auch dich, Maſter Wohlfart,“ ſagte Fink und ſah den Zürnenden groß an. „Ich habe nicht gewußt, daß du auch die Duenna dieſes Fräuleins biſt.“

„Dieſe Sprache hilft dir nichts,“ verſetzte Anton ruhiger. „Ich habe Recht, wenn ich dich erinnere, daß du ſchlimmer als unzart gegen ein ehrliches Gemüth handelſt, das jetzt jede Rückſicht mit doppeltem Recht verlangen kann.“

„Habe du die Güte, ihr dieſe Rückſicht zu gönnen, und kümmere dich nicht um meine Weiſe,“ erwiederte Fink kurz.

„Fritz,“ rief Anton, „ich verſtehe dies Weſen nicht, es iſt wahr, du biſt rückſichtslos —“

„Haſt du das erfahren?“ unterbrach ihn Fink.

„Nein,“ erwiederte Anton, „wenn du es gegen Andere warſt, mir haſt du dich immer gezeigt, wie du im Herzen biſt, hochgeſinnt und voll Theilnahme, aber eben deßhalb thut mir weh, mehr als ich ſagen kann, daß du gegen Lenore ſo verändert biſt.“

„Darum laß mich,“ verſetzte Fink, „Jeder hat ſeine eigene Weiſe, Vögel abzurichten. Nur nebenbei laß dir ſagen, wenn dein Fräulein Lenore nicht aus dieſem kränklichen Leben aufgerüttelt wird, ſo geht das Beſte an ihr in kurzer Zeit zum Teufel. Der Pony allein wird's nicht thun, das weiß ich, aber du, mein Sohn, mit deiner wehmüthigen Theilnahme wirſt's auch nicht thun. Und ſo wollen wir den Dingen ihren Lauf laſſen. — Ich gehe heut noch nach Rosmin, haſt du etwas zu beſtellen?"

Dieſe Unterredung brachte zwar keine Entfremdung zwiſchen den Freunden hervor, aber ſie wurde wenigſtens von Anton nicht vergeſſen. Er zürnte in der Stille der herriſchen Weiſe des Andern und beobachtete unruhig jedes zufällige Zuſammentreffen deſſelben mit Lenore. Fink ſuchte und vermied das Fräulein nicht. Die Familienabende wurden nicht wieder eingerichtet, auch als der Herbſt herankam. Wenn Fink auf dem Gut war, ſpeiſte er mit Anton auf ſeinem Zimmer, und nur im Freien traf er mit Lenoren zuſammen. Dann ſah man ihrem Benehmen den Zwang an, und Fink behandelte ſie ſeit der Unterredung mit Anton wie eine Fremde.

Anton ſelbſt ſollte über ſeine eigene Stellung Erfahrungen machen. So ſehr er vermied, dem Freiherrn Unangenehmes mitzutheilen, ſo gab es doch etwas, was er ihm nicht länger erſparen konnte, die Regulirung der Schulden, welche der verſtorbene Sohn gemacht hatte. Denn bald nach dem Tode deſſelben waren zahlreiche Briefe mit eingeſchloſſenen Forderungen auf dem Schloſſe angekommen. Lenore hatte ſie Anton übergeben und Anton hatte alle, unter ihnen auch den Schuldſchein Sturms, an den Juſtizrath Horn geſchickt und von dieſem redlichen Mann ein Gutachten und eine genauere Ermittelung der Forderungen erbeten. Dies Gutachten war jetzt angekommen. Der Juriſt verbarg ihm nicht, daß der Schuldſchein, welchen der junge Rothſattel dem Auflader ausgeſtellt hatte, in der Form ſo fehlerhaft war, daß er vor Gericht nur als eine Quittung über empfangenes Geld betrachtet werden konnte. Eine geſetzliche Verpflichtung des Freiherrn, für den Sohn zu zahlen, war nicht vorhanden. Die Summe der Schulden war ſo groß, daß eine augenblickliche Tilgung ganz unmöglich war. Und Anton ſelbſt hatte dem jungen Verſchwender mehr als achthundert Thaler geliehen. Als er den Schuldſchein Eugens aus ſeinen Papieren herausſuchte, ſah er lange auf die Züge des Verſtorbenen. Das war die Summe, durch welche ſein eitler Sinn ihn in das Leben der Familie eingekauft hatte. Und was hatte ihm dieſer Kauf gebracht? Damals war ihm eine Ehrenſache geweſen, ſeinem vornehmen Freund aus der Verlegenheit zu helfen, jetzt erkannte er, wie vorſchnell er dem Leichtſinnigen leicht gemacht hatte, Geld zu erhalten. Finſter verſchloß er den eigenen Schein wieder in die Schublade.

Mit ſchwerem Herzen ließ er den Freiherrn um eine Unterredung erſuchen. Schon bei der erſten Erwähnung ſeines Sohnes gerieth der Freiherr in heftige Bewegung, und als Anton in ſeinem Eifer den Verſtorbenen kurzweg beim Vornamen nannte, erhob ſich die Galle in dem verletzten Vater. Er unterbrach die Rede Antons durch die heftigen Worte: „Ich verbitte mir dieſe familiäre Bezeichnung meines verſtorbenen Sohnes, lebend oder todt, iſt er für Sie immer der Freiherr von Rothſattel.“

Anton erwiederte an ſich haltend: „Herr Eugen, Freiherr von Rothſattel, hat bei ſeinen Lebzeiten etwas über viertauſend Thaler Schulden gemacht.“

„Das iſt unmöglich,“ unterbrach ihn der Freiherr.

„Die beglaubigten Abſchriften der Schuldſcheine und Wechſel, ſowie die Einſicht in die Originaldocumente, welche Juſtizrath Horn gefordert hat, machen die Thatſache ſelbſt unzweifelhaft. Bei neunzehnhundert Thalern, dem größten Poſten, iſt die Wahrheit der vollen Zahlung um ſo weniger zu bezweifeln, als der Vater des Amtmann Sturm, welcher das Darlehn gemacht hat, ein Mann von der größten Redlichkeit iſt. Ein Brief des Verſtorbenen an mich erkennt dieſe Schuld ausdrücklich an.“

„Sie alſo haben von dieſen Schulden gewußt,“ rief der Freiherr in ſteigendem Zorn, „und Sie haben mir ein Geheimniß daraus gemacht? Iſt das Ihre vielgeprieſene Treue?“

Vergebens ſetzte ihm Anton die nähern Umſtände auseinander, der Freiherr hatte die Herrſchaft über ſeine Empfindungen verloren. „Schon längſt habe ich erkannt,“ rief er laut, „wie eigenmächtig Ihr ganzes Verfahren iſt. Sie benutzen meinen Zuſtand, um die Dispoſition über mein Vermögen zu erhalten, Sie machen Schulden, Sie laſſen Schulden machen, Sie ziehen Geld ein, Sie verrechnen mir, was Ihnen gut dünkt.“

„Sprechen Sie nicht weiter, Herr Freiherr,“ rief Anton mit ſtarker Stimme. „Nur das Mitleid mit Ihrer Hülfloſigkeit verbietet mir, Ihnen die Antwort zu geben, welche Sie in dieſem Augenblick verdienen. Wie groß dies Mitgefühl iſt, mögen Sie daraus ſehen, daß ich mich bemühen will, Ihre Rede zu vergeſſen, und daß ich Sie jetzt um Ihre Erklärung bitte: Wollen Sie die Schulden, welche der Verſtorbene gemacht hat, anerkennen, und wollen Sie namentlich dem Auflader Sturm oder ſeinem Sohn, Ihrem Amtmann, durch dieſe Anerkennung eine Sicherheit geben, oder wollen Sie es nicht thun?"

„Nichts will ich thun," rief der Freiherr außer ſich, „was Sie mit ſolcher Prätenſion von mir fordern."

„Dann iſt es unnütz, jetzt weiter mit Ihnen zu ſprechen. Ich bitte Sie, Herr Freiherr, noch einmal die Angelegenheit zu überlegen, bevor Sie Ihren letzten Entſchluß ausſprechen. Ich werde mir die Ehre geben, heut Abend Ihre Entſcheidung entgegenzunehmen. Ich hoffe, daß bis dahin Ihr Gerechtigkeitsgefühl den Sieg über eine Verſtimmung davontragen wird, deren Gegenſtand ich nicht zum zweiten Mal zu werden wünſche."

Mit dieſen Worten verließ er den Freiherrn und hörte noch, wie dieſer im Zorn einen Stuhl umwarf und an die Möbel ſtieß. Kaum war er in ſeinem Zimmer angekommen, ſo erſchien der vertraute Diener und forderte im Auftrage des Freiherrn die Acten und Rechnungsbücher, welche Anton bis dahin in ſeinem Zimmer aufbewahrt hatte. Schweigend übergab Anton die Papiere dem erſchrockenen Mann.

Er war entlaſſen, in der roheſten Weiſe entlaſſen, ſeine Redlichkeit war bezweifelt, dieſer Bruch war unheilbar. Wohl mochte der Freiherr andern Sinnes werden, und Anton wußte, nach wenigen Stunden würden die Vorſtellungen der Frauen den kranken Mann umſtimmen; aber für ihn ſelbſt gab es keine Rückkehr, er mußte fort. Welche Pflichten er auch gegen die Baronin und Lenore übernommen, jetzt ſprach die Pflicht, die er gegen ſich ſelbſt hatte, lauter als jede andere. Bitter war dieſe Stunde. Schon jetzt, wo er zornig in ſeinem Zimmer auf und ab ſchritt, fühlte er, daß in der

Beleidigung, die ihm zugefügt wurde, auch eine Strafe für ihn ſelbſt lag. Rein war ſein Wille, und unſträflich ſein Thun geweſen, aber die enthuſiaſtiſchen Gefühle, die ihn in dieſes Haus geführt, hatten nicht vermocht, zwiſchen ihm und dem Freiherrn ein ſittliches Verhältniß, das des Arbeitgebers und des Arbeiters, zu begründen. Nicht der freie Wille Beider, und nicht verſtändiger Entſchluß hatte ſie verbunden, ſondern der Zwang unklarer Verhältniſſe und ſeine eigene jugendliche Schwärmerei. Dieſe gaben ihm ſelbſt Anſprüche, die größer waren, als ſeine Stellung, und dem Andern einen Druck, der ihn einengte und ſchwächer machte.

In dieſen Gedanken wurde er durch Lenore unterbrochen, welche haſtig in ſein Zimmer trat. „Meine Mutter wünſcht Sie zu ſprechen,“ rief ſie. „Was werden Sie thun, Wohlfart?“

„Ich muß gehen,“ ſagte Anton ernſt. „Daß ich Sie verlaſſen muß in dieſer Lage, Ihre Zukunft ſo unſicher, das hätte ich niemals für möglich gehalten. Nichts gab es, das mich hätte bewegen können, von hier zu ſcheiden, bevor ich ſtärkeren Händen die Verwaltung des Gutes übergeben konnte, nichts als Eines. Und dies Eine iſt jetzt eingetreten.“

„Gehen Sie,“ rief Lenore außer ſich. „Alles ſtürzt über uns zuſammen, es giebt keine Hülfe, auch Sie können uns nicht retten, gehen Sie und löſen Sie Ihr Leben von den Sinkenden.“

Als Anton bei der Baronin eintrat, lag die Leidende auf dem Sopha. „Setzen Sie ſich zu mir, Herr Wohlfart,“ ſagte ſie leiſe, „die Stunde iſt gekommen, in welcher ich Ihnen mittheilen muß, was ich um meinetwillen für die Zeit aufgeſpart habe, wo man am offenherzigſten mit einander ſpricht, auf die letzte Stunde des Zuſammenſeins. Der Freiherr iſt durch ſeine Krankheit ſo weit gekommen, daß er Ihre treue Hülfe nicht mehr verſteht. Ja Ihre Gegenwart verſchlimmert den unglücklichen Zuſtand, worin er ſich befindet, mit jedem Tage. Er hat in ſeiner Aufwallung Ihr Zartgefühl ſo ſehr verletzt, daß ich eine Verſöhnung nicht mehr für möglich halte. Er würde durch Ihre Anweſenheit von jetzt ab nicht in der Einbildung, ſondern in Wahrheit gedemüthigt werden. Auch wir würden das Opfer, welches Sie uns von heut ab bringen müßten, für zu groß halten, als daß wir es annehmen könnten, ſelbſt wenn Sie vergeſſen wollten.“

„Ich habe die Abſicht, in den nächſten Tagen dies Gut zu verlaſſen,“ entgegnete Anton.

„Was mein Mann gegen Sie verſehen, kann ich nicht gut machen, aber ich wünſche Ihnen eine Gelegenheit zu geben, ſich an dem Freiherrn in der Weiſe zu rächen, welche Ihrer würdig iſt. Der Freiherr hat Ihre Ehre angegriffen; die Rache, welche ich, ſeine Frau, Ihnen dafür biete, iſt die, daß Sie ihm ſeine eigene Ehre zu retten ſuchen.“

Sie hatte ruhig geſprochen, die Worte glitten ihr von den Lippen, wie bei der Unterhaltung in großer Geſellſchaft, jetzt hielt ſie an und ſuchte die Worte. „Er hat vor Jahren ſein Ehrenwort gegeben, eine Verpflichtung zu erfüllen, und hat in einem verzweifelten Augenblick ſein Wort gebrochen. Die Beweiſe, daß er es gethan, ſind wahrſcheinlich in der Hand gemeiner Menſchen, welche ihr Wiſſen benutzen können, ihn zu verderben. Daß ich Ihnen dies gerade jetzt mittheile, wird Ihnen ein Beweis ſein, wie ich Ihr Verhältniß zu unſerm Hauſe anſehe.“ Sie zog einen Brief aus den Kiſſen. „Mit dieſem Brief lege ich ſeine und unſer Aller Zukunft in Ihre Hand; wenn Einer uns davor ſchützen kann, daß ſeine Verfolger dieſe Waffe gegen ihn gebrauchen, ſo werden Sie es thun; wenn es noch möglich iſt, ſeinem verſtörten Gemüth einigen Frieden zurückzugeben, ſo werden Sie es thun.“ Sie ſtreckte ihre Hand aus und übergab Anton den Brief.

Anton trat an das Fenſter und ſah mit Erſtaunen ein Schreiben Ehrenthals. Zweimal mußte er es durchleſen, bevor er den Sinn errieth. Es war eine zitternde Hand und es war ein ungeordneter Geiſt, welche die Feder geführt hatten. In einer hellen Stunde war dem kindiſchen Mann ſein Verhältniß zu dem Edelmann in die Seele gefallen. In der Angſt um ſeine Capitalien erinnerte er ihn an die geſtohlenen Schuldſcheine, er forderte das Geld von ihm und drohte. Und dazwiſchen kamen wieder Klagen über die eigene Schwäche und die Bosheit anderer Menſchen. Was der verworrene Brief nicht offenbarte, wurde klar durch die Abſchrift eines Schuldſcheins, wahrſcheinlich nach einem Concept, welches Ehrenthal und der Freiherr zuſammen gemacht hatten, denn Ehrenthal erwähnte in dem Briefe, das Original ſei von der Hand des Freiherrn, und er werde es gegen ihn benutzen.

Anton faltete den Brief zuſammen und ſagte: „Die Drohungen wenigſtens, welche er an die mitgetheilte Abſchrift knüpft, dürfen Sie, Frau Baronin, nicht beunruhigen: es iſt gar keine Unterſchrift des Freiherrn unter dem Entwurf, und Ehrenthal, ſo unklar der Brief auch ſonſt iſt, würde die Unterſchrift nicht vergeſſen haben. Auch iſt die Summe, zu welcher dieſer einzelne Schein den Freiherrn verpflichten könnte, nicht bedeutend.“

„Und glauben Sie, daß der Brief die Wahrheit erzählt?“ frug die Baronin.

„Ich glaube daran,“ ſagte Anton: „dies Schreiben erklärt mir Manches, was ich bis jetzt nicht verſtand.“

„Ich weiß, daß er Wahres enthält,“ ſprach die Baronin ſo leiſe, daß ihre Worte kaum bis zu Antons Ohr drangen. „Wie ich zu dieſer Gewißheit gekommen bin, nach und nach, das gehört nicht hierher.“ Ein matter Schimmer von Roth legte ſich auf ihre Wangen.

„Und Sie, Herr Wohlfart, wollen Sie übernehmen, für uns die geſtohlenen Papiere zurückzuſchaffen?“ frug ſie ſich aufrichtend.

„Ich will,“ ſprach Anton ernſt. „Aber meine Hoffnungen ſind gering. An die geſtohlenen Schuldſcheine hat gegenwärtig der Freiherr noch gar kein Recht, ſie gehören Ehrenthal, und es iſt vor Allem eine Verſtändigung mit dieſem nothwendig. Sie wird ſchwierig ſein. Außerdem kann ich noch nicht einmal das Sachverhältniß genau überſehen, und ich fürchte, ich werde auch Sie bemühen müſſen, mir Alles, was Sie etwa über den Diebſtahl ſelbſt erfahren können, mitzutheilen.“

„Ich werde verſuchen, Ihnen zu ſchreiben,“ ſagte die Baronin. „Zeichnen Sie mir genau auf in beſtimmten Fragen, was Sie wiſſen müſſen, Sie ſollen Antwort haben, ſo gut ich ſie geben kann. Welchen Erfolg auch Ihre Mühe haben mag, ich danke Ihnen im Voraus aus voller Seele dafür. Wie groß Ihre Thätigkeit für unſer Wohl hier geweſen iſt, die größte können Sie uns jetzt beweiſen. Die Schuld, welche unſer Haus gegen Sie hat, werden wir Ihnen niemals bezahlen. Wenn der Segen einer Sterbenden ein freundliches Licht auf Ihre Zukunft werfen kann, ſo nehmen Sie ihn mit auf Ihren Weg.“

Anton erhob ſich.

„Wir ſehen uns nicht mehr wieder,“ ſagte die Kranke, „in dieſer Stunde nehmen wir Abſchied. Leben Sie wohl, Wohlfart, für dieſe Erde ſehe ich Sie zum letzten Male.“ Sie hielt ihm ihre Hand hin, Anton beugte ſich darauf und verließ bewegt, mit einer tiefen Verbeugung, das Zimmer.

Ja, ſie verdiente eine Edelfrau zu heißen. Adlig war ihr Sinn, nicht klein ihr Urtheil über Andere, und vornehm war die Art, wie ſie Antons Dienſteifer belohnte. Sehr vornehm! Er hatte in ihren Augen immer eine weiße Perücke und ſilberne Knieſchnallen getragen.

Gegen Abend klirrte Finks Tritt auf dem Corridor, gleich darauf trat er in das Zimmer des Freundes. „Hallo! Anton, was iſt hier im Hauſe los? Johann ſchleicht ſo ſcheu herum, als hätte er die größte Porcellanvaſe zerbrochen, und als die alte Babette mich ſah, rang ſie die Hände!“

„Ich muß dies Haus verlaſſen, mein Freund,“ ſagte Anton finſter, „ich habe heut mit dem Freiherrn eine peinliche Scene gehabt.“ Er erzählte ihm, was vorgefallen, er erwähnte die Unterredung mit der Baronin, ſo weit er dies ohne Indiscretion durfte, und ſchloß mit den Worten: „Nie war die Lage der Familie ſo verzweifelt, als grade jetzt. Sie braucht jetzt wieder die freie Dispoſition über zwanzigtauſend Thaler, um ein neues Unheil abzuwehren!“

Fink warf ſich auf einen Stuhl. „Vor Allem hoffe ich, daß du dieſe ſchöne Gelegenheit, dich zu ärgern, ſo wenig als möglich benutzt haſt. Ueber die Scene ſelbſt wollen wir untereinander kein Wort verlieren, der Freiherr iſt nicht zurechnungsfähig. Und im Vertrauen geſagt, der Vorfall überraſcht mich nicht. Daß ſo etwas kommen würde, war vorauszuſehen; daß du in dieſem ſentimentalen Verhältniß nicht bleiben konnteſt, habe ich den ganzen Sommer erwartet. Ebenſo klar iſt es, daß du als Beichtvater der Frauen und vertrauter Geſchäftsführer der Familie den Leuten hier unentbehrlich biſt. Und daß mir dein plötzlicher Abgang einen dicken Strich durch mehrere Rechnungen macht, brauche ich dir nicht zu ſagen. Zuerſt alſo die Frage: Was wirſt du ſelbſt thun?“

„Ich reiſe ſo bald als möglich nach unſerer Hauptſtadt,“ erwiederte Anton. „Dort werde ich noch einige Monate im Intereſſe der Rothſattel zu thun haben. Mein Dienſtverhältniß iſt vom heutigen Tage gelöſt; ſobald das Familiengut des Freiherrn verkauft iſt, betrachte ich auch die moraliſche Verpflichtung, die ich gegen die Familie eingegangen bin, als völlig aufgehoben.“

„Gut,“ ſagte Fink, „das iſt in der Ordnung. Wenn du überhaupt noch eine Feder für dieſe Leute anſetzen willſt, ſo kann das jetzt nur ſo geſchehen, daß du ihnen als freier Mann dein Mitgefühl gönnſt. Ein anderer Punkt iſt, daß Rothſattel durch ſeine Thorheit auch hier in eine Kriſis gekommen iſt. Denn ohne dich kann es in der alten Weiſe auf dem Gut nicht vier Wochen fortgehen. Jetzt entſteht die Frage, Meiſter Anton, was ſoll hier werden?"

„Ich habe den ganzen Tag darüber geſonnen," erwiederte Anton, „ich weiß es nicht. Es giebt nur eine Möglichkeit: daß du ſelbſt den Theil meiner Geſchäfte übernimmſt, den Karl nicht beſorgen kann."

„Ich danke," ſagte Fink, „dir für das gute Zutrauen, und im Uebrigen für das freundliche Anerbieten. Einem Narren, der noch nicht unter Curatel ſteht, die Geſchäfte beſorgen, heißt ſich ſelbſt zum Narren machen. Nimm mir das nicht übel. Du biſt ein ſolcher guter Narr geweſen, ich habe nicht das Zeug dazu. Nach acht Tagen würde ich in der unangenehmen Lage ſein, den Mann maltraitiren zu müſſen. Weißt du keinen andern Rath?"

„Keinen," rief Anton. „Wenn du dich nicht dieſes Guts mit aller Kraft annimmſt, ſo verdirbt, was wir in dieſem Jahre eingerichtet haben, und unſere deutſche Colonie geht zu Grunde. Das Gut fällt wahrſcheinlich den Seitenverwandten des vorigen Beſitzers zu, welche die Hauptforderung darauf haben, und die alte polniſche Wirthſchaft fängt wieder an."

„So iſt's," ſagte Fink.

„Und du, Fritz," fuhr Anton fort, „biſt durch dein Verhältniß zu mir mit deinem Geld hier hereingezogen worden, auch du biſt in Gefahr, Verluſte zu erleiden."

„Richtig," ſagte Fink, „geſprochen wie ein Buch. Du läufſt weg und läßt mich mit meiner Bande unter den Schlachtcüczen zurück. — Weißt du was, erwarte mich hier, ich will erſt einige Worte mit Lenore ſprechen."

„Was willſt du thun?“ rief Anton, ihn feſthaltend.

„Keine Liebeserklärung machen,“ erwiederte Fink lachend, „verlaß dich darauf, mein Junge.“ Er klingelte dem Bedienten und ließ Fräulein Lenore zu einer Unterredung in das Geſellſchaftszimmer bitten.

Als Lenore eintrat, mit verweinten Augen, nur mit Mühe ihre Faſſung behauptend, ging er ihr artig entgegen und führte ſie zu dem Sopha.

„Ich enthalte mich gegen Sie jedes Urtheils über das, was heut vorgegangen iſt,“ begann er. „Wir wollen annehmen, daß meines Freundes Aufenthalt in der Hauptſtadt in Ihrem Intereſſe noch wünſchenswerther iſt, als ſein Verweilen im Gut. Nach Allem, was ich höre, iſt dies in der That der Fall. Wohlfart wird übermorgen abreiſen.“

Lenore verbarg ihr Geſicht hinter der Hand. Fink fuhr kaltblütig fort: „Unterdeß erfordert mein eigener Vortheil, daß ich mich um eine Sicherung der hieſigen Verhältniſſe bemühe. Ich habe mehrere Monate hier gelebt und einigen Antheil an dieſer Beſitzung gewonnen. Deßhalb bitte ich Sie, der Bote einer Mittheilung zu werden, die ich in dieſem Augenblick am liebſten durch Sie Ihrem Herrn Vater mache. Ich bin bereit, dem Freiherrn dies Gut für mich ſelbſt abzukaufen.“

Lenore fuhr zuſammen und ſtand von ihrem Sitz auf. Mit gerungenen Händen rief ſie: „Zum zweiten Mal.“

„Haben Sie die Güte, mich ruhig anzuhören,“ fuhr Fink fort. „Ich beabſichtige durchaus nicht, gegenüber dem Freiherrn von Rothſattel die Rolle eines rettenden Engels zu ſpielen, ich habe weniger von einem Flederwiſch auf dem Rücken, als unſer geduldiger Anton, und vollends jetzt fühle ich mich durchaus nicht veranlaßt, Ihrem Herrn Vater etwas anzubieten, was irgendwie als leichtſinnige Behandlung meines eigenen Vortheils erſcheinen könnte. Betrachten Sie in dieſer Stunde uns als Gegner, und meinen Antrag, wie er iſt, als in meinem eigenen Intereſſe gemacht. Mein Anerbieten iſt folgendes. Der Kaufpreis dieſes Gutes würde, wenn ihn der Freiherr ſo berechnen wollte, daß er ſelbſt keine Verluſte leidet, jetzt mehr als hundert und ſechzig tauſend Thaler betragen. Ich biete Ihnen das Höchſte, was das Gut nach meiner Anſicht in der gegenwärtigen Zeit werth ſein mag: Uebernahme der Gutsſchulden und Auszahlung von zwanzigtauſend Thalern an den Freiherrn binnen vierundzwanzig Stunden; nach Ablauf dieſer Friſt wird das Gut an mich übergeben. Bis zu nächſtem Oſtern wünſche ich das Schloß in Ihren Händen zu laſſen und würde, wenn dies ohne beiderſeitige Inconvenienz geſchehen kann, mich bis dahin gern als Ihren Gaſt betrachten. Ich werde in der Regel abweſend ſein und Ihnen nicht zur Laſt fallen.“

Lenore ſah ängſtlich in ſein Geſicht, welches in dieſem Augenblick hart ausſah, wie das eines zähen Yankee; der Reſt ihrer Faſſung fiel zuſammen, ſie brach in dem Widerſtreit ſtürmiſcher Gefühle in Thränen aus.

Fink lehnte ſich ruhig in ſeinen Stuhl zurück, und ohne Rückſicht auf dieſe Stimmung fuhr er fort: „Sie ſehen, ich biete Ihnen einen Verluſt: was ich Ihnen nehmen will, iſt wahrſcheinlich die Hälfte Ihres Erbes, es iſt in der Ordnung, daß Sie das verlieren. Der Freiherr hat zu ſchnell ſein Vermögen an dieſes Gut gewagt; daß Ihre Familie dieſen Mangel an Vorſicht bezahlt, wird nicht zu vermeiden ſein. Denn höher, als mein Gebot, iſt der Kaufwerth des Gutes in ſeiner gegenwärtigen Verfaſſung ſicher nicht. Ich würde unehrlich ſein, wenn ich Ihnen verſchweigen wollte, daß das Gut bei zweckmäßiger Behandlung in einigen Jahren das Doppelte werth ſein kann, ich habe aber die feſte Ueberzeugung, daß es unter Verwaltung des Freiherrn dieſen Werth niemals erhalten wird. Wäre Anton hier geblieben, ſo hätte nicht er, aber die Verhältniſſe hätten es möglich gemacht, Ihnen dies Vermögen zu erwerben. Jetzt iſt auch dieſe Hoffnung für Sie dahin. Ich verberge Ihnen ferner nicht, Wohlfart hat mir ſoeben die Forderung geſtellt, daß ich an ſeine Stelle treten ſoll.“

Lenore machte noch in ihrem Schluchzen mit der Hand eine abwehrende Bewegung.

„Es freut mich,“ fuhr Fink fort, „daß wir hierin einerlei Meinung ſind; ich habe dies Anerbieten ſehr beſtimmt und für immer zurückgewieſen.“ So ſchwieg er und ſah prüfend auf das Mädchen vor ihm, welchem ſeine Worte das Herz zerriſſen. Er ſprach ſo rauh zu ihr, der Mann, für den ſie Alles gethan hätte, um ein Lächeln, einen freundlichen Blick zu erhalten. Mit ſchlecht verhehlter Verachtung redete er von ihrem Vater, ſeine Worte waren die eines ſtarren Egoiſten. Und doch, als der herbe Ton, in dem er ſprach, in der Stube verhallt war, fiel ihr in die Seele, daß ſein Anerbieten für ihre hülfloſe Lage immer noch ein Glück ſein konnte. Und mit der Sehergabe eines liebenden Herzens ahnte ſie hinter dem Antrag eine Meinung, die ſie nicht verſtand, die ihr aber wie ein ferner Hoffnungsſtrahl in die Tiefe ihres Schmerzes leuchtete. Wie er ſich auch ſtellte, es war kein gemeiner Sinn, der aus ſeiner Weiſe hervorbrach. Das krampfhafte Schluchzen löſte ſich in ein heftiges Weinen, ſie verſuchte ſich vom Sopha zu erheben und glitt hinunter auf den Boden. So lag ſie neben ſeinem Stuhl und ſtützte ihr Haupt auf die Lehne, ein Bild der leidenden Hingebung. Und unter ſtrömenden Thränen ſprach ſie: „Sie täuſchen mich nicht, machen Sie mit uns, was Sie wollen.“

Das ſtolze Lächeln flog über das Geſicht des Mannes, er beugte ſich zu ihr nieder, ſchlang ſeinen Arm um ihr Haupt, drückte einen Kuß auf ihr Haar und ſagte: „Mein Kamerad, ich will, Sie ſollen frei werden.“ Lenorens Haupt glitt an ſeine Bruſt, ſie weinte ruhig fort, er hielt ſie in ſeinem Arm. Endlich faßte er ihre Hand und ſchüttelte ſie herzlich. „Wir beide wollen von heut ab einander verſtehen. Sie ſollen frei werden, Lenore, mir gegenüber frei, und frei von allem Andern, was Sie hier einengt. Sie verlieren einen Mann, der die aufopfernde Zärtlichkeit eines Bruders für Sie gehabt hat, und mir iſt's recht, daß er ſich von Ihnen löſt. Ich frage heut nicht, wollen Sie als mein Weib ſich an mein Leben binden? denn Sie haben jetzt nicht die Freiheit, nach Ihrem Herzen zu entſcheiden. Ihr Stolz ſoll nicht nein ſagen, und das Ja ſoll Ihre Selbſtachtung nicht verringern. Wenn der Fluch gelöſt iſt, welcher über Ihrem Hauſe liegt, und wenn es Ihnen frei ſteht, bei mir zu bleiben oder zu gehen, dann hole ich mir Beſcheid. Bis dahin ehrliche Freundſchaft, mein Kamerad.“

Lenore erhob ſich.

„Und jetzt denken wir an nichts, als an unſer Gut,“ ſagte Fink in verändertem Ton: „trocknen Sie die Thränen, die ich in Ihrem großen Auge ſehr ungern ſehe, und theilen Sie die officielle Hälfte meines Antrags dem Freiherrn und Ihrer Mutter mit. Wenn nicht eher, erbitte ich mir morgen um dieſe Zeit Antwort.“

Lenore ging zur Thür, dort blieb ſie ſtehen, ſie wandte ſich noch einmal nach ihm um und reichte ihm ſchweigend die Hand.

Langſam ſchritt Fink in Antons Zimmer zurück. Er trat zu dem Freund, der mit verſchränkten Armen am Fenſter ſtand und auf die Felder ſah, welche im Dämmerlicht des Mondes vor ihm lagen. „Erinnerſt du dich an das, Anton, was du am Tage meiner Ankunft von deinem Patriotismus erzählt haſt?“

„Es war ja ſeit der Zeit oft die Rede davon,“ erwiederte Anton trübe.

„Ich habe mir's gemerkt,“ fuhr Fink fort. „Dies Gut ſoll nicht wieder unter den Scepter eines Herrn Bratzky kommen. Ich kaufe die Herrſchaft, wenn der Freiherr will.“

Anton wandte ſich überraſcht um. „Und Lenore?“

„Sie theilt das Schickſal ihrer Eltern, wir haben das ſoeben mit einander abgemacht.“ Er erzählte dem Freunde von ſeinem Anerbieten.

„Jetzt hoffe ich, daß Alles gut wird,“ rief Anton.

„Warten wir's ab,“ ſagte Fink. „Drüben brennt ein Fegefeuer für den Sünder, es iſt mir lieb, daß ich ſeinen Jammer nicht anhören darf.“

Am nächſten Morgen in der Frühe brachte der Bediente jedem der Freunde einen Brief aus dem Zimmer des Freiherrn; ſie waren von Lenorens Hand, ihr Vater hatte in zitternden Zügen unterſchrieben. In dem Briefe an Anton bat der Freiherr mit ſorgfältig gewählten Worten um Vergebung, daß er ihn in einer krankhaften Aufwallung verletzt habe, und ſprach ſeinen Dank für die treuen Dienſte aus, die Anton ihm bis jetzt geleiſtet; in dem Briefe an Fink nahm er das Anerbieten an und bat, ihn, den Schreiber, ſo ſchnell als möglich von der Sorge zu befreien, die ihm die Verwaltung des Gutes bei ſeiner Krankheit machen müſſe. Schweigend tauſchten die Freunde dieſe Zuſchriften gegen einander aus.

„So iſt es entſchieden,“ rief endlich Fink; „ich bin die halbe Welt durchlaufen und hatte überall etwas auszuſetzen, und jetzt wühle ich mich in dieſe Sandgrube ein, wo ich gegen die polniſchen Wölfe allnächtlich ein Feuer anzünden möchte. Du aber, Anton, erhebe dein Haupt und ſieh vor dich, denn wenn ich jetzt eine Heimath gefunden habe, auch du gehſt dorthin zurück, wo der beſte Theil deines Herzens iſt.“

„Und deßhalb, mein Junge, laß uns noch einmal deine Inſtruction überlegen. Du haſt die Aufgabe, gewiſſe geſtohlene Papiere zu ermitteln. Denke auch an die zweite. Thu, was du kannſt, um der Familie das Wenige, was ſie hier gerettet hat, zu ſichern. Sieh zu, daß das alte Gut der Rothſattel bei der Verſteigerung einen Preis erhält, der die Anſprüche aller Hypothekengläubiger deckt. Du mußt fort, ich fordere dich nicht auf, jetzt noch hier zu bleiben, aber du weißt, daß unter allen Umſtänden da, wo ich wohne, auch du zu Hauſe biſt. — Und noch Eins. Ich würde den

Amtmann ungern entbehren: wende deine Beredſamkeit ab, damit dein treuer Sancho hier bleibt, wenigſtens über den Winter."

„Noch weiß Niemand," erwiederte Anton aufſtehend, „daß ich dies Gut verlaſſe, er muß der Erſte ſein, der das erfährt. Ich gehe ſogleich zu ihm."

Das unſaubere Zimmer, in dem einſt Herr Bratzky der Verräther gehauſt hatte, war durch Karls Hände in einen wohnlichen Raum verwandelt, der nur an dem einen Uebelſtand litt, daß er zu voll von allerlei nützlichen Dingen war. Karl ſelbſt hatte die Stube mit ſchöner Roſafarbe angeſtrichen, an der Wand hing im goldenen Rahmen ein Bild des alten Blüchers und daneben eine große Sammlung von Geräthſchaften des Krieges und des Friedens, Flinte und Pulverhorn, Säge und Axt, Lineal und Winkelmaß. Am Fenſter war eine kleine Hobelbank aufgeſtellt, eine Anzahl Rothkehlchen flatterte hin und her, es roch ſtark nach Leim. Oft hatte Anton hier ausgeruht und ſich an Karls friſchem Muth erholt, wenn ihm in den letzten Monaten das Leben ſchwer geworden war. Als er heut auf die bekannten Wände ſah, fiel ihm mächtig aufs Herz, daß er auch von dem anſpruchsloſen treuen Mann ſcheiden müſſe. Er lehnte ſich an die Hobelbank und ſagte: „Lege deine Rechnung bei Seite, Karl, und laß uns ein ernſtes Wort mit einander reden."

„Jetzt kommt's," rief Karl, „es iſt ſchon lange etwas im Werke; ich ſehe an Ihrem Geſicht, daß alle Bomben geplatzt ſind."

„Ich gehe fort von hier, mein Freund."

Karl ließ die Feder aus der Hand fallen und ſah ſtumm in das ernſte Antlitz ihm gegenüber.

„Fink übernimmt dies Gut, er hat es heut gekauft.“

„Hurrah!“ rief Karl; „wenn Herr von Fink der Mann iſt, welcher — ſo iſt Alles gut. Ich gratulire von Herzen,“ ſagte er Antons Hand ſchüttelnd, „daß es ſo gekommen iſt. In dieſem Frühjahr hatte ich ſchon andere einfältige Gedanken. Jetzt aber iſt's in der Ordnung. Und auch unſere Wirthſchaft iſt gerettet.“

„Das hoffe ich auch,“ beſtätigte Anton lächelnd.

„Aber Sie,“ fuhr Karl fort, und ſeine Miene wurde plötzlich ernſt.

„Ich gehe nach unſerer Hauptſtadt zurück,“ erwiederte Anton; „dort habe ich für den Freiherrn noch einige Geſchäfte abzumachen, dann ſuche ich einen Stuhl in einem Comtoir.“

„Und wir haben hier ein Jahr zuſammen gearbeitet,“ ſagte Karl betrübt. „Sie haben die Plage gehabt, und ein Anderer wird ernten.“

„Ich gehe zurück, wohin ich gehöre. Aber, lieber Karl, nicht um mich, ſondern um deine Zukunft handelt ſich's jetzt.“

„Ich gehe natürlich mit Ihnen,“ rief Karl.

„Ich komme dich zu bitten, dies nicht zu thun. Könnten wir beide mit einander gemeinſam ein Geſchäft beginnen, ſo würde ich dich mit aller Kraft an meiner Seite feſthalten. Aber das iſt unmöglich. Ich muß mir eine Stelle ſuchen. Ich war nie in der Lage, durch mein eigenes Vermögen eine ſelbſtſtändige Stellung zu gewinnen. Ein Theil von dem Wenigen, was ich hatte, iſt darauf gegangen; ich gehe nicht reicher von hier, als ich hergekommen bin. So würden wir uns trennen, ſobald wir nach der Heimath kämen.“

Karl ſaß mit geſenktem Haupte und dachte nach. „Herr Anton,“ ſagte er, „kaum wage ich Ihnen von etwas zu reden, wovon ich ſelbſt nichts weiß. Sie haben mir einige Mal geſagt, daß mein Alter ein Kauz iſt, der auf Geldſäcken ſitzt. Wie wär's?“ fuhr er zögernd fort und arbeitete mit ſeinem Stemmeiſen in den Stuhl. „Wenn Ihnen nicht zu wenig wäre, was in dem eiſernen Kaſten liegt — Sie nehmen das, und wenn's etwas mit Producten ſein könnte, — es iſt zwar ſehr verwegen von mir, — vielleicht könnte ich Ihnen dann als Ihr Compagnon nützlich ſein. Es iſt nur ſo ein Gedanke, und Sie müſſen mir das nicht übel nehmen.“

Anton erwiederte bewegt: „Sieh, Karl, daß du mir einen ſolchen Vorſchlag machſt, iſt ganz in deiner uneigennützigen Weiſe; aber es wäre ein Unrecht, wenn ich ihn annähme. Das Geld gehört deinem Vater, und wenn auch er ſeine Einwilligung gäbe, und ich glaube, er würde es thun, ſo würde doch deine eigene Zukunft unſicherer, als ſie jetzt iſt. Jedenfalls wird dir das Vermögen deines Vaters in dem Berufe, in dem du heimiſch biſt, ein beſſeres Leben verſchaffen, als in einem andern, in den du dich aus Liebe zu mir erſt einarbeiten müßteſt. Deßhalb iſt es nützlicher für dich, mein Freund, daß wir uns trennen.“

Karl griff nach ſeinem Taſchentuch und räuſperte ſich kräftig, bevor er weiter frug: „Und Sie allein wollten das Geld nicht benutzen? Sie würden uns ja gute Intereſſen geben.“

„Es iſt unmöglich,“ erwiederte Anton.

„Dann gehe ich zu meinem Alten zurück und ſtecke meinen Kopf in einen Heuboden unſerer Gegend,“ rief Karl ärgerlich.

„Das darfſt du nicht,“ ſagte Anton. „Du haſt von dieſem Gute mehr kennen gelernt, als ein Anderer; es wäre unrecht, wenn das verloren gehen ſollte. Gerade Fink braucht jetzt einen Mann wie du, die Wirthſchaft kann dich bis zum nächſten Sommer gar nicht entbehren. Als wir herkamen, zogen wir nicht in das Land, um uns Gutes zu thun, ſondern um etwas zu ſchaffen. Mein Werk iſt zu Ende, du biſt mitten in deiner Arbeit. Du thuſt ein Unrecht gegen dich und deine Arbeit, wenn du jetzt ſcheideſt.“ Karl hing wieder den Kopf.

„Was mir deinen Aufenthalt hier bisweilen ängſtlich machte, war der geringe Lohn, den das Gut geben konnte, das wird jetzt anders werden.“

„Reden wir nicht davon,“ ſagte Karl ſtolz.

„Es ziemt ſich, davon zu reden,“ ſagte Anton, „denn der Menſch thut Unrecht, wenn er ſein Beſtes, ſeine Kraft, auf eine Arbeit verwendet, die ihm nicht in dem Grade lohnt, wie ſeine Thätigkeit verdient. Das giebt ein ungeſundes Leben, und der Menſch kommt dabei in Gefahr, unſicher zu werden. Mir kannſt du das glauben. Alſo ich bitte dich, hier zu bleiben, wenigſtens bis zum nächſten Sommer, wo bei der großen Ausdehnung, welche die Wirthſchaft jetzt erhalten wird, ein erfahrener Inſpector an deine Stelle treten kann.“

„Und dann,“ frug Karl, „ſoll ich auch gehen?“

„Fink wird dich immer feſthalten; wenn du aber dann geben willſt, Karl, ſo denke an das, was wir in dieſem Jahre oft mit einander geſprochen haben. Du haſt dich an das Leben unter den Fremden gewöhnt, du haſt alle Erforderniſſe eines Coloniſten auf neuem Grunde. Wenn dich nicht eine größere Pflicht forttreibt, ſo iſt deine Aufgabe, hier im Lande zu bleiben als Einer von uns. Wenn du von dieſem Gut fortgehſt, ſo kaufe dich unter den Fremden an. Es wird kein leichtes Leben für dich ſein, und vieles Behagen wirſt du entbehren, aber wir leben nicht in einer Zeit, wo ein tüchtiger Mann ſich zur Ruhe ſetzen ſoll, um gemächlich ſeine Garben zu ſchneiden. Du haſt ein muthiges Herz, du biſt nicht gewöhnt, zu genießen, ſondern zu erwerben. Du wirſt mit der Pflugſchar in der Hand hier ein deutſcher Soldat ſein, der den Grenzſtein unſerer Sprache und Sitte weiter hinausrückt gegen unſere Feinde." — Er wies mit der Hand nach Morgen.

Karl reichte dem Freunde die Hand und ſagte: „Ich bleibe."

Als Anton aus der Wohnung des Amtmanns trat, ſtand Lenore vor der Thür. „Ich erwarte Sie," rief ſie Anton haſtig entgegen, „kommen Sie mit mir, Wohlfart; ſo lange Sie noch hier ſind, gehören Sie mir!"

„Wenn Ihre Worte weniger herzlich wären," erwiederte Anton, „ſo würde ich glauben, daß Sie ſich in der Stille darüber freuen, mich los zu werden. Denn, liebes Fräulein, ſeit lange habe ich Sie nicht ſo muthig geſehen. Aufgerichtet und mit gerötheten Wangen treten Sie mir entgegen, auch das ſchwarze Kleid iſt verſchwunden."

„Dies iſt das Kleid, das ich trug, als wir zuſammen im

Schlitten fuhren, damals freuten Sie ſich darüber. Ich bin eitel,“ rief ſie mit trübem Lächeln, „ich will, daß der letzte Eindruck, den ich Ihnen hinterlaſſe, ein fröhlicher ſei. Anton, Freund meiner Jugend, was iſt das für ein Verhängniß, daß gerade wir ſcheiden müſſen an dem erſten ſorgenfreien Tage, den ich ſeit langer Zeit verlebe. Das Gut iſt verkauft, heut athme ich wieder. — Was war das für ein Leben in den letzten Jahren, immer gequält, gedrückt, gedemüthigt von Freund und Feind, immer etwas ſchuldig zu ſein, bald Geld, bald Dank, es war fürchterlich. Nicht Ihnen gegenüber, Wohlfart. Sie ſind mein Jugendfreund, und wenn Sie im Unglück wären oder in Noth, ſo würde ich glücklich ſein, wenn auch Sie mich riefen und zu mir ſagten: Jetzt brauche ich dich, jetzt komm her, du wilde Lenore! — Ich will nicht mehr wild ſein. Ich will an Alles denken, was Sie mir geſagt haben.“ So ſprach ſie aufgeregt in ihn hinein, und ihr Auge leuchtete. Sie hing ſich an ſeinen Arm, was ſie nie gethan hatte, und zog ihn durch alle Räume des Hofes. „Kommen Sie, Wohlfart, den letzten Gang durch die Wirthſchaft, die unſer war! — Dieſe Kuh mit der Bläſſe haben wir zuſammen gekauft,“ rief ſie. „Sie frugen mich beim Kauf um meine Meinung, das hat mir ſehr wohl gethan.“

Anton nickte. „Wir wußten Beide nicht recht Beſcheid, und Karl mußte den Ausſchlag geben.“

„Ei was! Sie haben das Geld bezahlt, ich habe ihr das erſte Heu gegeben, folglich gehört ſie uns Beiden. — Sehen Sie ſich noch einmal das ſchwarze Kalb an. Es ſieht reizend aus. Herr Sturm droht, er will ihm die Ohren roth anſtreichen, damit es ganz ausſieht, wie ein kleiner Teufel.“

Sie kauerte vor dem Kalbe nieder, drückte es an ſich und ſtreichelte es; plötzlich ſtand ſie auf und rief: „Ich weiß nicht, warum ich ſo hübſch mit ihm thue, es iſt nicht mehr mein, es gehört einem Andern.“ Aber hinter ihrem Zorn klang es wie Schelmerei. Sie zog ihn weiter. „Kommen Sie zum Pony,“ bat ſie. „Mein armes kleines Thier! Es iſt alt geworden ſeit dem Tage, wo ich in unſerm Garten hinter Ihnen herritt.“

Anton liebkoſte das Thier, und der Pony wandte ſeinen Kopf bald zu ihm, bald zu Lenore.

„Wiſſen Sie, wie es damals zuging, daß ich Ihnen auf dem Pony begegnete?“ frug Lenore über den Rücken des Pferdes herüber. „Es war gar kein Zufall. Ich hatte Sie unter dem Strauch ſitzen ſehen, heut darf ich's Ihnen ſagen, und ich hatte gedacht: Wetter! das iſt ein hübſcher Junge, den wollen wir uns doch einmal anſehen. So war es gekommen, wie's kam.“

„Ja,“ ſagte Anton, „es kamen die Erdbeeren, es kam der See. Ich ſtand vor Ihnen und ſtopfte die Beeren hinein und war etwas weinerlich; aber bei alledem war mein Herz doch voll Freude über Sie, ſo ſchön und majeſtätiſch ſtanden Sie vor mir, ich ſehe Sie noch im flatternden Gewand mit kurzen Aermeln, und an dem weißen Arm ein goldenes Armband.“

„Wo iſt das Armband hin?“ frug Lenore ernſt und ſtützte ihr Haupt auf den Hals des Pferdes. „Sie haben's verkauft, böſer Wohlfart.“ — Die Thränen rollten ihr aus den Augen, ſie faßte mit beiden Händen über den Rücken des Pony nach der Hand des Freundes. „Anton, wir konnten nicht Kinder bleiben.“ Dann ſtrich ſie mit der Hand über ſeine Wange und rief: „Mein Herzensfreund, lebe wohl. Ade, ihr Mädchenträume, ade, du leichte Frühlingszeit, ich muß jetzt lernen ohne meinen Schutz durch die Welt laufen. — Ich werde Ihnen nicht Schande machen,“ ſagte ſie ruhiger, „ich werde immer verſtändig ſein, ich werde auch gute Wirthſchaft treiben. Von morgen fange ich an, ich gehe jetzt zu Babette in die Küche, ich weiß, daß Ihnen das lieb ſein wird. Und ich werde ſparen. Ich will wieder das Buch machen mit drei langen Strichen auf jeder Seite, ich werde Alles aufſchreiben. Wir werden dieſe Sparſamkeit auch im Kleinen brauchen, Wohlfart. Ach, du arme Mutter!“ Sie rang die Hände und ſah wieder ſehr bekümmert aus.

„Kommen Sie hinaus ins Freie,“ bat Anton; „wenn es Ihnen recht iſt, gehen wir nach dem Walde.“

„Nicht in den Wald, nicht in die Förſterei,“ ſagte Lenore feierlich; „aber auf das neue Vorwerk gehe ich mit Ihnen.“

So zogen Beide mit einander über das Feld. „Sie müſſen mich heut führen,“ ſagte Lenore, „ich laſſe Sie nicht los.“

„Lenore, Sie wollen mir den Abſchied recht ſchwer machen.“

„Wird er Ihnen ſchwer?“ frug Lenore erfreut und ſchüttelte gleich darauf den Kopf. „Nein, Wohlfart, es iſt nicht ſo, Sie haben ſich in der Stille oft von mir fort geſehnt.“

Anton ſah ſie überraſcht an.

„Ich weiß es,“ rief ſie vertraulich und drückte ihn leiſe am Arm, „ich weiß es recht gut. Auch wenn Sie mit mir zuſammen waren, Ihr Herz war nicht immer bei mir. Manchmal, ja; damals im Schlitten wohl, aber häufiger noch dachten

Sie in die Fremde. Wenn Sie gewiſſe Briefe bekamen, die laſen Sie mit einer Haſt — wie heißt doch der Herr?" frug ſie.

„Baumann," erwiederte Anton arglos.

„Gefangen!" rief Lenore und drückte ihm wieder den Arm. „Wiſſen Sie, daß mich das eine Zeitlang ſehr unglücklich gemacht hat? Ich war ein thörichtes Kind. — Wir ſind klug geworden, Wohlfart, wir ſind jetzt freie Leute und deßhalb können wir mit einander Arm in Arm gehen, o Sie lieber Freund!"

Als ſie auf dem neuen Vorwerk ankamen, ſagte Lenore zu der Frau des Vogtes: „Er geht fort von uns. Er hat mir erzählt, daß Sie ihm die erſte Freude auf dem Gute gemacht haben durch den Strauß, den Sie für ihn pflückten. Holen Sie ihm jetzt den letzten. Ich ſelbſt habe keine Blumen, in meiner Pflege gedeihen ſie nicht. Hier hinter der Scheuer hat Alles geblüht, was von Gartenblumen auf dem Gute war."

Die Vogtin band wieder einen kleinen Strauß zuſammen, überreichte ihn Anton mit einem Knicks und ſagte dabei wehmüthig: „Es iſt gerade wieder ſo, wie vor einem Jahre."

„Er aber geht," rief Lenore, wandte ſich ab und drückte ihr Tuch in die Augen.

Dem Vogt und dem Schäfer ſchüttelte Anton herzlich die Hand. „Denkt freundlich an mich, Ihr braven Leute!"

„Sie haben uns immer ein gütiges Herz gezeigt," rief die Frau des Vogtes.

„Und Futter für Menſchen und Thiere," ſprach der Schäfer ſeinen Hut abnehmend, „und Ueberlegung, und Ordnung vor Allem."

„Für Eure Zukunft iſt geſorgt,“ ſagte Anton: „Ihr erhaltet einen Herrn, welcher mehr vermag als ich.“ Zuletzt küßte Anton noch den krausköpfigen Knaben des Vogts, hieß ihn ſeine kleine Sparbüchſe holen, die in dem Schranke ſtand, und ſteckte ihm ein Andenken hinein. Das Kind hielt ihn am Rock feſt und wollte ihn nicht fortlaſſen.

Auf dem Rückwege ſagte Anton: „Wenn mir etwas die Trennung erleichtert, ſo iſt es die Zukunft, welche das Gut jetzt hat. Und ahnend hoffe ich, daß auch in Ihrem Leben ſich glücklich löſen wird, was noch unſicher iſt.“

Lenore ging ſchweigend an ſeiner Seite, endlich frug ſie: „Darf ich mit Ihnen über den Mann reden, der jetzt Herr dieſes Gutes iſt? Ich möchte wiſſen, wie Sie ſein Freund geworden ſind.“

„Ich bin es geworden, weil ich mir ein Unrecht, das er mir zufügte, nicht gefallen ließ. Unſer Verhältniß iſt ſo feſt geblieben, weil ich ihm in allen Kleinigkeiten gern nachgab, in größern Dingen feſt auf meiner eigenen Ueberzeugung ſtand. Er hat eine hohe Achtung vor aller Kraft und Selbſtſtändigkeit, er wird leicht hart, wo ihm Schwäche des Urtheils und des Willens entgegentritt.“

„Wie ſoll eine Frau Feſtigkeit gewinnen, gegenüber einem ſolchen Weſen?“ ſagte Lenore niedergeſchlagen.

„Ja,“ erwiederte Anton nachdenkend, „einem Weibe, das ſich ihm mit Leidenſchaft ergiebt, wird das viel ſchwerer werden. Alles, was ausſieht, wie Trotz und Eigenſinn, wird er mit herber Strenge brechen, und die Beſiegte wird er nicht ſchonen. Aber wo ihm ein würdiger und gehaltener Sinn entgegentritt, wird er ihn ehren. Und wenn ich jemals in die Lage käme, ſeiner künftigen Gattin einen Rath zu geben, ſo wäre es der Rath, daß ſie gerade ihm gegenüber ſich vor Allem hüte, was bei Frauen für gewagt oder keck gilt. Was ihm eine Fremde angenehm macht, weil es ihm ſchnell leichte Vertraulichkeit geſtattet, gerade das wird er an ſeiner Hausfrau am wenigſten achten.“

Lenore lehnte ſich feſter an ihn an und ſenkte ihr Haupt. So kehrten Beide in tiefem Schweigen auf das Schloß zurück.

Am Nachmittage ging Anton an Karls Seite noch einmal durch Feld und Wald. Immer hatte er das Leben auf dem Gute als einen Aufenthalt in der Fremde empfunden, und jetzt, wo er ſcheiden ſollte, erſchien ihm Alles ſo vertraut, wie in ſeiner Heimath. Ueberall fand er etwas, worüber er in dem Jahre geſorgt hatte; an den Ackerſtücken, den Häuſern, den Thieren und dem Geräth haftete ſeine Arbeit. Er hatte den Weizen gekauft, der auf dieſem Stück ſtand, er hatte die neuen Pflüge beſorgt, womit der Knecht, den er in Dienſt genommen, ackerte. Dort hatte er ein Dach gedeckt, hier eine ſchadhafte Brücke ausgebeſſert. Und wie Jeder, der neu in eine Thätigkeit hineinkommt, hatte er auf das friſcherworbene Wiſſen gern Pläne gebaut, über allen Theilen des Gutes ſchwebten Entwürfe, Hoffnungen und Glück verheißende Projecte. Stets hatte er beklagt, daß er zu wenig für die Geſchäfte vorbereitet war, die er ſo ſchnell übernommen hatte; jetzt, wo er ſich von ihnen löſte, empfand er nur, wie lieb ſie ihm waren. — In der Förſterei ſaß er noch eine Stunde mit dem ehrlichen Alten zuſammen. Draußen warf der Herbſt die Blätter von den Bäumen und entfärbte das luſtige Grün der Natur. Hier um den Alten grünte der Wald, und in der vollen Kraft der ſpäten Mannesjahre ſaß der trotzige Waldmann ihm gegenüber. Beim Abſchied an der Pforte ſagte der Förſter: „Als Sie zuerſt die Hand an dieſe Thür legten, dachte ich nicht, daß die Bäume über uns ſo feſt ſtehen würden, und daß ich noch einmal anfangen ſollte, mit andern Menſchen zu leben. Sie haben einem alten Mann das Sterben ſchwer gemacht, Herr Wohlfart."

Die Trennungsſtunde kam. Anton ſuchte den Freiherrn in ſeinem Zimmer auf und nahm von ihm einen kurzen und förmlichen Abſchied, Lenore war ganz aufgelöſt in weichem Gefühl, und Fink herzlich gegen ihn, wie gegen einen Bruder. Als Anton neben ihm ſtand und mit Rührung auf Lenore hinſah, ſagte Fink: „Sei ruhig, mein Freund, hier wenigſtens werde ich verſuchen zu ſein, wie du warſt." Fink und Lenore begleiteten den Scheidenden zum Wagen, noch einen Blick warf Anton auf das Schloß, das an dem grauen Herbſttage ſo finſter auf der öden Ebene ſtand, wie damals, wo er eingekehrt war. Dann ſprang er in den Wagen, ein letzter Händedruck, ein Lebewohl; Karl ergriff die Zügel, ſie lenkten bei der Scheuer in den Dorfweg, das Schloß war verſchwunden. Die Reihe der ſchlechten Dorfhütten, die Brücke am Bach, den Wald, Alles ſah er zum letzten Mal für lange Zeit. Am Ende des Waldes, an der Grenze des Gutes, dort, wo der Weg nach Kunau und Neudorf abgeht, hielt Karl an. Ein Trupp Männer ſtand am Grenzſtein. Es waren die Leute vom Gut, der Förſter, der Vogt und der Schäfer, dann der Schmidt von Kunau mit einigen Nachbarn, und der Sohn des Schulzen von Neudorf.

Erfreut ſprang Anton vom Wagen und begrüßte noch einmal die Genoſſen.

„Der Vater ſchickt mich, Sie zu grüßen," ſprach der Schulzenſohn: „es geht beſſer mit ſeinen Wunden, aber er darf noch nicht aus der Stube:" und der Kunauer Schmidt rief ihm als letztes Lebewohl nach: „Grüßen Sie unſere Landsleute da drin im Deutſchen, und ſie ſollen unſer niemals vergeſſen."

Schweigend, wie am Tage ſeiner Ankunft, fuhr Anton neben ſeinem Getreuen auf der Landſtraße dahin. Er war jetzt frei, frei von dem Zauber, der ihn hierher gelockt hatte, frei von manchem Vorurtheil, aber er war frei wie ein Vogel in der Luft. Er hatte ein Jahr raſtlos gearbeitet und er mußte ſich jetzt löſen von Allem, was ihn hier beſchäftigt hatte; er hatte die gerade Linie ſeines Lebens verlaſſen, um für Andere thätig zu ſein, und er ging jetzt, ſich ſelbſt neue Arbeit zu ſuchen, er mußte von vorn anfangen. Ob er ſeine eigene Zukunft durch dieſes Jahr ſtärker oder ſchwächer gemacht hatte, das war noch die Frage. Er hatte kennen gelernt, wie hohen Werth ein ſicheres, geformtes und geſundes Leben in ſelbſtſtändiger Thätigkeit habe, und er fühlte jetzt, daß er dieſem Ziel ferner ſtehe, als vor einem Jahr. Er erkannte, daß er mit ſeiner eigenen Kraft ein keckes Spiel gewagt, und der Gedanke fiel wie ein trüber Hauch auf den Spiegel, in dem er die Geſtalten der letzten Vergangenheit ſah. Aber er bereute nicht, was er gethan. Er hatte Verluſte gehabt, aber auch gewonnen, er hatte durchgeſetzt, daß auf uncultivirter Fläche ein neues Leben aufgrünte; er hatte geholfen, eine neue Colonie ſeines Volkes zu gründen, er hatte den Menſchen, die er liebte, den Weg zu einer ſichern Zukunft gebahnt; er ſelbſt fühlte ſich reifer, erfahrener, ruhiger. Und ſo ſah er über die Häupter der Pferde, die ihn ſeiner Heimath zuführten, und ſagte zu ſich ſelbſt: „Vorwärts! ich bin frei, und mein Weg iſt jezt klar.“

## 2.

Unterdeß ſtand Antons Hausgeiſt, die lederfarbene Katze, traurig auf ihrem Poſtament. Ein Jahr voll Grimm und Getöſe war vergangen, die Katze hatte nichts davon gemerkt. Mit geſenktem Haupte ſah ſie in die leere Stube. Die Rouleaux waren niedergelaſſen, und kein Sonnenſtrahl ſtreifte ihr an die kleinen Ohren. Nichts regte ſich in dem Zimmer, als der Staub, welcher zu den Fenſtern eindrang, eine Weile um die Katze wirbelte und endlich müde dahinſank auf ihr Gipsfell, auf den Schreibtiſch und den Teppich des Fußbodens. Es war ein ſchlimmes Jahr für den Gips, und er wäre in der Einſamkeit untergegangen, daß man ſeine ſchlauen Aeuglein und ſein glattes Fell unter mißfarbigem Staub nimmermehr erkannt hätte, wenn ihm nicht manchmal ein freundſchaftlicher Beſuch zu Hülfe gekommen wäre. Denn an ſtillen Abenden vergoldete der Schein einer wandernden Lampe das Barthaar der Katze. Dann fuhr eine weiche Hand ihr liebkoſend über das Fell, die Fenſter der Stube wurden auf eine Viertelſtunde geöffnet, etwas Mondenſchein drang in das Zimmer, und einige Schwämme und Bürſten dienſtbarer Mädchen fuhren ſchnell über den Fußboden. Dann ſchnurrte die Katze ein wenig, aber gleich darauf fiel ihr die Verlaſſenheit ſchwer aufs Herz, und ſie verſank wieder in ihren regungsloſen Zuſtand.

Heut iſt eine friſche Mondnacht, Alles im Hauſe ſchläft, in allen Stuben und Kammern ſind die Menſchen zur Ruh gegangen, Alles ſchläft und Niemand denkt daran, daß er ſich zur Heimkehr bereitet, der ſchon ein Kind der Handlung war, als ihn ſein alter Vater mit dem Sammtkäppchen noch auf dem Knie hielt. Kein Menſch im Hauſe denkt daran, und wer weiß, ob Viele es wünſchen. Aber das große Haus weiß es, und in der Nacht rührt ſich's in allen Winkeln. Und es kniſtert im Holz, und es ſummt in den Galerien, und es arbeitet leiſe in allen Wandverſchlägen, der Mondſchein überzieht heut alle Gänge mit mattem Silber, und in den geheimſten Winkeln zittert ein dämmriges Licht.

Wer heut Nacht die gelbe Katze ſehen könnte, der würde ſich wohl wundern. Sie leckt ſich und ſtrählt ſich, ſie ſtreckt die ſteifen Beinchen und hebt den Schwanz luſtig in die Höhe; endlich ſpringt ſie vom Schreibtiſch herunter und zur Stubenthür hinaus in den Hof. Feierlich ſchreitet ſie durch alle Gänge und Löcher des Hauſes. Und wo ſie hinkommt, da wird es lebendig, und alles kleine Geſindel von Hausgeiſtern, das in einem ſolchen Baue unvermeidlich iſt, das rührt ſich und fährt aufgeregt durcheinander. Graue, ſchattenhafte Kerlchen kommen aus den Ofenlöchern und unter den Pulten der Schreibſtube hervorgeſchlüpft, ſie fegen die Treppen und die Gänge rein und fahren um den alten Pluto herum, der neben dem ſchlafenden Hausknecht die Wache hält, ſo daß der große Hund nicht einſchlafen kann und mit Knurren und leiſem Gebell auf die Arbeit der Heimlichen hinblickt.

Und die Katze kommt bei der Schlafkammer Sabinens vorbei und miaut leiſe, für Menſchen unhörbar; aber das Wichtelmännchen, das dort in der Höhlung von Sabinens Lampe wohnt, kommt nicht heraus, es ſchüttelt mit dem Kopf und murmelt: „Wir wollen uns nicht freuen;“ und im Zimmer des Kaufmanns iſt auch kein guter Wille, die Ankunft des Entfernten zu feiern, ja was von dem ſtillen Volke dort wohnt, das iſt ſtolz und ſchimpft durchs Schlüſſelloch auf die Katze. Aber der Gips läßt ſich nicht ſtören; und das ganze übrige Haus läßt ſich nicht ſtören. Und auf der großen Waage ſitzt eine zahlreiche luſtige Geſellſchaft. Was von Wichtelmännchen im Hauſe iſt, und es giebt viel ſolches Zeug in dem fleißigen Hauſe, das iſt heut zu großer Feſtfeier verſammelt, und in der Mitte ſitzt die Katze, ſchnurrend und glänzend, und ſie leckt ſich vor Freude, und die Luſtigſten der Societät klettern hinauf zu dem Balken der Waage und ſchneiden von da Geſichter gegen die Stube des Prinzipals, ja auch gegen ihren Liebling Sabine.

Kein Menſch weiß, daß er zurückkommen wird, aber das Haus merkt es, und es ſchmückt ſich und öffnet ſeine Thüren, den heimkehrenden Freund zu empfangen.

Es iſt den Tag darauf gegen Abend, Sabine ſteht in ihrer Schatzkammer vor den geöffneten Schränken, ſie ordnet die neue Wäſche und bindet wieder roſafarbene Zettel um die Nummern der Gedecke. Natürlich weiß ſie von nichts und ſie ahnt nichts. Ihr weißer Damaſt glänzt heut wie Silber und Atlas; der geſchliffene Glasdeckel, den ſie von dem alten Familienpokal hebt, giebt einen fröhlichen Klang gleich einer Glocke, und lange noch zittern die Schwingungen in dem Holz des großen Schrankes nach. Alle gemalten Köpfe auf ihren Porcellantaſſen ſahen heut ausnehmend luſtig aus, Doctor Martinus Luther und der Schwarzkünſtler Fauſt verziehen die Geſichter und lachen, ſogar der Göthe lächelt, und es iſt gar nicht zu ſagen, wie ſehr der alte Fritz lacht. Es blinkt und ſchimmert in allen Fächern der Schränke, jeder alte Glasnapf verſpürt ein heimliches Ziehen und Klingen; nur Sabine merkt nichts, die kluge Herrin des Hauſes weiß gar nicht, was alle Kleinen wiſſen. Oder ahnt ſie doch etwas? Horch! ſie ſingt. Lange iſt kein fröhliches Lied von ihren Lippen geflogen, heut aber iſt ihr leicht ums Herz, und wenn ſie auf das glänzende Heer von Glas und Silber ſieht, das vor ihr im Schranke aufgeſtellt iſt, fällt etwas von dem bunten Glanz in ihre Seele; ihre Lippen bewegen ſich, und leiſe, wie der Geſang eines Waldvogels, klingt ein Lied aus der Kinderzeit in der kleinen Stube. Und von dem Schrank tritt ſie plötzlich ans Fenſter, wo das Bild ihrer Mutter über dem Lehnſtuhl hängt, und ſie ſieht das Bild fröhlich an und ſingt vor dem Angeſicht der Mutter daſſelbe Kinderlied, das die Mutter vom Lehnſtuhl aus einſt der kleinen Sabine geſungen.

Da gleitet eine verhüllte Geſtalt durch den Hausflur. Im offenen Waarengewölbe ſteht Balbus, der jetzt im Kreis der großen Waage befiehlt, er ſieht mit halbem Blick auf die Geſtalt und denkt verwundert: „Der ſieht ein wenig Anton ähnlich.“ Die Hausknechte ſchlagen eine Kiſte zu, und der älteſte wendet ſich zufällig herum und ſieht einen Schatten, der durch die Laterne auf die Wand geworfen wird, und hält einen Augenblick mit Schlagen inne und ſagt: „Das war faſt, als wenn's Herr Wohlfart wäre.“ Und hinten im

Hofe hört man ein lautes Bellen und das Springen des Hundes, und Pluto kommt außer ſich zu den Hausknechten gelaufen und ſchlägt mit dem Schwanze, bellt und leckt ihre Hände und erzählt in ſeiner Art die ganze Geſchichte. Aber auch die Hausknechte wiſſen von nichts und einer ſagt: „Es war ein Geiſt, man ſieht nichts mehr."

Da öffnet ſich die Thür zu Sabinens Kammer. „Sind Sie's, Franz?" frägt Sabine ſich unterbrechend. Niemand antwortet. Sie wendet ſich um, ihr Auge blickt geſpannt und ängſtlich auf die Männergeſtalt, welche an der Thür ſteht. Da zittert ihre Hand und faßt nach der Lehne des Stuhls, ſie hält ſich feſt und er eilt auf ſie zu, und in leidenſchaftlicher Bewegung, ohne daß er weiß, was er thut, kniet er neben dem Stuhl nieder, in den ſie geſunken iſt, und legt ſein Haupt auf ihre Hand.

Das war Anton. Keines ſprach ein Wort. Wie auf eine holde Erſcheinung ſah Sabine auf den Knieenden nieder, und leiſe legt ſie die andere Hand auf ſeine Schulter. Und in dem Raume blinkt und klingt es fort; die Lampe wirft ihren hellen Schein auf die beiden Kinder der Handlung, und das Bild der Hausfrau über dem Armſtuhl ſieht freundlich auf die Gruppe herab.

Sie frug nicht, weßhalb er kam, nicht ob er frei war von dem Zauber, der ihn fortgetrieben hatte. Als er vor ihr kniete und ſie in ſein offenes Auge ſah, das ängſtlich und voll Zärtlichkeit das ihre ſuchte, da verſtand ſie, daß er zurückkehrte zu dem Hauſe, zum Bruder, zu ihr.

„So lange waren Sie in der Fremde," ſagte ſie klagend, aber mit einem ſeligen Lächeln auf ihrem Antlitz.

„Immer war ich hier," rief Anton leidenſchaftlich. „Schon in der Stunde, wo ich von dieſen Mauern ſchied, wußte ich, daß ich Alles aufgab, was für mich Friede und Glück heißt. Jetzt treibt es mich unwiderſtehlich in Ihre Nähe, ich muß Ihnen ſagen, wie es in mir ausſieht. Sie habe ich verehrt wie ein geweihtes Bild, ſo lange ich in Ihrer Nähe lebte. Der Gedanke an Sie war auch in der Fremde mein Schutz. Er behütete mich in der Einſamkeit, in einem ungeordneten Leben, in großer Verſuchung. Ihre Geſtalt ſtellte ſich rettend zwiſchen mich und eine Andere. Oft ſah ich Ihr Auge auf mich gerichtet, wie damals, wo ich bei Ihnen Hülfe ſuchte vor mir ſelbſt; oft erhob ſich Ihre Hand, ſie winkte und warnte vor der Gefahr, die mich lockte. Wenn ich mich nicht verloren habe, Ihnen, Sabine, danke ich das."

Wieder beugte er ſich über ihre Hand. Sabine hielt ihn feſt und ſprach leiſe über ſeinem Haupt: „Mein Freund, mein lieber Freund! beide mußten wir daſſelbe erfahren, wir haben geträumt, und mit unſerem Gefühl gerungen, und wir haben uns entſchloſſen, beide haben wir überwunden. Was müſſen Sie gelitten haben, mein Freund!"

„Nein," rief Anton, „es war nicht daſſelbe Leid und nicht dieſelbe Kraft. Ich habe Sie damals geſehen und angebetet, während Sie in ſtiller Faſſung ſich ſelbſt vertrauten. Ich war ein ſchwacher, begehrlicher Mann, und ich weiß nicht, wohin ich gekommen wäre, wenn nicht die Erinnerung an Sie in meiner Seele gelebt hätte. In der Ferne wurde die Macht, die Ihr Weſen auf mich ausübt, immer größer, und nur weil ich an Sie dachte, wurde ich frei."

„Und wiſſen Sie denn, ob es bei mir nicht eben ſo war?“ frug Sabine und ſah ihn zärtlich an.

„Sabine!“ rief Anton hingeriſſen.

„Ja, das iſt Ihr ehrliches Angeſicht,“ rief das Mädchen. „Ach, auch in Ihren Zügen finde ich die Spur der eiſernen Zeit.“ — Sie erhob ſich. „Wir haben von Ihren Heldenthaten gehört, obgleich Sie in dem langen Jahr nichts für uns hatten, als einen kurzen Gruß.“

„Durfte ich anders?“ unterbrach ſie Anton eifrig.

Sabine nickte ihm zu. „Wie habe ich auf jede Nachricht gelauſcht, die uns durch Ihre Vertrauten kam. Wenn ich in dieſen ſichern Mauern an den Freund dachte, der draußen unter erbitterten Feinden lebte, jedem Angriff der Wüthenden ausgeſetzt — Wohlfart, Wohlfart, ich freue mich, daß ich Sie wiederſehe.“

„Ein Anderer hat jetzt das Gut und die Sorge für die Schutzloſen,“ erwiederte Anton.

„Es iſt eine Fügung des Schickſals, daß es ſo gekommen iſt,“ rief Sabine und ſah mit holder Freude auf den Wiedergefundenen.

In dem gleichförmigen Leben des Hauſes hat ſie jahrelang eine herzliche Neigung zu Anton herumgetragen. Seit er von ihr gezogen, weiß ſie, daß ſie ihn liebt, mit ſtiller Faſſung hat ſie wieder den Schmerz in ſich verſchloſſen. Weder ihre Liebe, noch ihre Entſagung iſt in dem regelmäßigen Hauſe ſichtbar geworden. Kaum durch einen Blick, durch keine Miene hat ſie verrathen, was in ihr vorgeht; wie ſich für das Kind einer Handlung ſchickt, in welcher das Soll und Haben der Menſchen pünktlich und ohne alles

Gefühl gebucht wird. Jetzt, in der Freude des Wiederſehens bricht aus ihrem gehaltenen Weſen die Blüthe der Leidenſchaft. Sie ſteht in ſtrahlender Freude vor dem Mann und denkt an nichts, als das Glück, ihn wieder zu haben, und ſie merkt in ihrer Freude nicht, daß in Antons bleichen Zügen noch eine andere Empfindung zuckt. Er hat ſie gefunden, aber nur, um ſie für immer zu verlieren.

Noch immer hält ihn Sabine an der Hand und ſie zieht ihn fort durch die Glasgalerie über den Flur bis an das Arbeitszimmer des Bruders.

Was thuſt du, Sabine? Dies Haus iſt ein gutes Haus, aber es iſt keins, wo man poetiſch fühlt und ſich leicht rühren läßt, die Arme ſchnell öffnet und den ans Herz drückt, der grade kommt, um herein zu fallen. Es iſt ein nüchternes, proſaiſches Haus! Mit kurzen Worten wird hier gefordert und verweigert. Und es iſt ein ſtolzes und ſtrenges Haus! Denke daran! Kein zärtlicher Willkommen wird es ſein, zu dem du deinen Freund führſt.

Das empfand auch Sabine, und ihr Fuß zögerte einen Augenblick, ehe ſie die Thür öffnete, aber ſie entſchloß ſich ſchnell, und Antons Hand feſthaltend, zog ſie ihn über die Schwelle, und mit glücklichem Antlitz rief ſie dem Bruder zu: „Hier iſt er, er kommt zu uns zurück!“

Der Kaufmann erhob ſich von ſeinem Arbeitstiſch, aber er blieb am Tiſch ſtehen, und was er zuerſt ſprach, ruhig, kalt im Ton des Befehls, das waren die Worte: „Laſſen Sie die Hand meiner Schweſter los, Herr Wohlfart.“

Sabine trat zurück. Anton ſtand allein in der Mitte des

Zimmers und ſah erſchüttert auf den Kaufmann. Die kräftige Geſtalt des Mannes war in dem letzten Jahr gealtert, ſein Haar ergraut, die Züge noch tiefer gefurcht. Nicht klein war der Kampf geweſen, der ihn ſo verändert hatte. „Daß ich auf die Gefahr, Ihnen unwillkommen zu ſein, hier eintrete,“ ſprach Anton, „wird Ihnen zeigen, wie ſtark meine Sehnſucht war, Sie und die Handlung wiederzuſehen. Habe ich einſt Ihre Unzufriedenheit erregt, laſſen Sie mich das nicht in dieſer Stunde fühlen.“

Der Kaufmann wandte ſich zu ſeiner Schweſter: „Verlaß uns, Sabine, was ich mit Herrn Wohlfart zu beſprechen habe, will ich ohne Zeugen abmachen.“ Sabine eilte auf den Bruder zu und ſtand ihm aufgerichtet gegenüber. Sie ſprach kein Wort, aber mit hellem Blick, in dem ein feſter Entſchluß zu leſen war, ſah ſie in ſeine zuſammengezogenen Augen, dann verließ ſie das Zimmer. Der Kaufmann ſah ihr düſter nach und wandte ſich zu Anton. „Was führt Sie zu uns zurück, Wohlfart?“ frug er; „haben Sie auf dem Lande nicht erreicht, was Ihr jugendlicher Eifer träumte, und kommen Sie jetzt her, in dem Bürgerhauſe das Glück zu ſuchen, das Ihnen einſt für Ihre Anſprüche zu leicht ſchien? Ich höre, Ihr Freund Fink hat ſich auf dem Gut des Freiherrn feſtgeſetzt, hat er Sie in unſer Haus zurückgeſchickt, weil Sie ihm dort im Wege waren?“

Antons Stirn umwölkte ſich. „Nicht als Abenteurer, welcher das Glück ſucht, trete ich vor Ihre Augen. Sie ſind ungerecht, wenn Sie einen ſolchen Verdacht ausſprechen, und mir ziemt nicht, ihn zu ertragen. Es gab eine Zeit, wo Sie freundlicher über mich urtheilten, an dieſe Zeit dachte ich, als ich Sie aufſuchte; ich denke jetzt daran, um Ihre kränkenden Worte zu verzeihen.“

„Sie haben mir einſt geſagt,“ fuhr der Kaufmann fort, „daß Sie ſich in meiner Handlung und in dieſem Haus fühlten, wie in Ihrer Heimath. Und Sie hatten hier eine Heimath, Wohlfart, in unſeren Herzen und im Geſchäft. In einer leichten Wallung haben Sie uns aufgegeben, und wir, trauernd und mit ſchwerem Herzen, haben mit Ihnen daſſelbe gethan. Wozu kehren Sie zurück? Sie können uns kein Fremder ſein, denn wir haben Sie lieb gehabt, und ich perſönlich bin Ihnen tief verpflichtet. Sie können uns der alte Freund nicht mehr ſein, denn Sie ſelbſt haben gewaltſam das Band gelöſt, das Sie an uns feſſelte. Sie haben mich, gerade als ich ſo etwas am allerwenigſten erwartete, daran erinnert, daß nur ein einfaches Contractverhältniß Sie in meinem Comtoir feſthielt. Was ſuchen Sie jetzt? Wollen Sie wieder einen Platz in meinem Comtoir, oder wollen Sie, wie es den Anſchein hat, noch mehr?“

„Ich will nichts,“ rief Anton in überſtrömendem Gefühl, „nichts, als die Verſöhnung mit Ihnen. Ich will
i keinen Platz im Comtoir, und nichts Anderes. In der Stunde, wo ich das Gut des Freiherrn verließ, ſtand in mir feſt, daß mein erſter Weg in Ihr Haus ſein mußte, und mein nächſter wieder hinaus, um mir wo anders eine Thätigkeit zu ſuchen. Was ich auch in dieſem Jahr verloren habe, meine Selbſtachtung habe ich nicht verloren, und wenn Sie mir ſo freundlich entgegengekommen wären, wie mein Herz mich zu Ihnen zog, ich würde Ihnen in der erſten Stunde daſſelbe geſagt haben, was Sie jetzt von mir hören wollen. Ich weiß, daß

ich nicht hier bleiben kann. Ich habe es ſchon in der Fremde gefühlt, ſo oft ich an dies Haus dachte. Seit ich dieſe Mauern betreten habe, und ſeit ich Ihre Schweſter wiedergeſehen, ſeitdem weiß ich, daß ich nicht hier bleiben darf, ohne unehrlich zu handeln.“

Der Kaufmann trat an das Fenſter und ſah ſchweigend in die Nacht hinaus. Als er ſich umwandte, war die Härte von ſeinem Geſicht verſchwunden, er ſah mit prüfendem Blick auf Anton. „Das war ehrlich geſprochen, Wohlfart,“ ſagte er endlich, „und ich will hoffen, auch ehrlich gedacht; und eben ſo offen will ich Ihnen ſagen, es thut mir noch jetzt leid, daß Sie von uns gegangen ſind. Ich kannte Sie, wie ſelten ein älterer Mann den jüngern kennen lernt; unter meinen Augen waren Sie in der Handlung heraufgekommen, ich konnte auf die Reinheit Ihrer Empfindungen vertrauen, ich wußte, daß kein unehrenhafter Gedanke in Ihrer Seele heimiſch war. Jetzt, lieber Wohlfart, ſind Sie mir ein Fremder geworden. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen das ſage. Ein ungeregeltes Begehren hat Sie in Verhältniſſe gelockt, welche nach Allem, was ich davon weiß, ungeſund ſein müſſen für Jeden, der darin lebt. Sie haben in einer Landſchaft, wo die Gewiſſen oft weiter ſind, als bei uns, und die menſchlichen Verhältniſſe weniger feſt geordnet, die Verwaltung eines zerrütteten Wohlſtandes gehabt, Sie ſind der Vertraute eines bankrotten Schuldners geweſen, der manche Eigenſchaft eines braven Mannes bewahrt haben mag, der aber in ſchlechten Geſchäften mit verzweifelten Menſchen das verloren hat, was in meiner Handlung Ehre heißt. Gern nehme ich an, daß Ihre Redlichkeit ſich geweigert hat, dort etwas zu thun, was gegen

Ihre Ueberzeugung war: aber, Wohlfart, ich wiederhole Ihnen jetzt, was ich Ihnen ſchon früher geſagt habe: jede fortgeſetzte Thätigkeit unter Schwachen und Schlechten bringt auch den Ehrenmann in Gefahr. Allmälig, und ohne daß er es merkt, erſcheint ihm erträglich, was ein Anderer in ſichrerer Lage von ſich fern halten wird, und die gebieteriſche Nothwendigkeit zwingt ihn, in Maßregeln zu willigen, die er anderswo mit kurzem Entſchluß abgewieſen hätte. Ich bin überzeugt, daß Sie geblieben ſind, was die Welt einen ehrenhaften Geſchäftsmann nennt, aber die ſtolze Reinheit Ihrer kaufmänniſchen Ehre, die leider bei Vielen in unſerer Geſchäftswelt für eine Pedanterie gilt, ob Sie die ſich bewahrt haben, das weiß ich nicht; und daß ich in der Stunde, wo ich Sie wiederſehe, daran zweifeln muß, und daß ich Ihnen das ſagen muß, ſehen Sie, das macht mir dieſe Zuſammenkunft ſchmerzlich.“

Anton wurde bleich wie das Tuch, das er in der Hand hielt, und ſeine Lippe zitterte, als er antwortete: „Es iſt genug, Herr Schröter! Daß Sie mir in der erſten Stunde das Bitterſte ſagen, was man einem Gegner ſagt, iſt mir ein Beweis, daß ich Unrecht gethan habe, dies Haus wieder zu betreten. Ja, Sie haben Recht. In dieſer ganzen Zeit hat mich das Gefühl nicht verlaſſen, daß die Gefahr, die Sie erwähnen, um meine Seele ſchwebte. In dem ganzen Jahr habe ich als das größte Unglück empfunden, daß die Geſchäfte, für welche ich mich intereſſiren mußte, mir nicht erlaubten, den Mann hochzuachten, für den ich arbeitete. Ihnen aber darf ich, nicht weniger ſtolz als Sie, antworten, daß die Reinheit des Mannes, welche ſich ängſtlich vor der Verſuchung zurückzieht, nichts werth iſt, und wenn ich etwas aus einem

Jahr voll Kränkungen und bitterer Gefühle mir gerettet habe, ſo iſt es gerade der Stolz, daß ich ſelbſt geprüft worden bin, und daß ich nicht mehr wie ein Knabe aus Inſtinct und Gewohnheit handle, ſondern als ein Mann, nach Grundſätzen. Ich habe in dieſem Jahr zu mir ein Vertrauen gewonnen, das ich früher nicht hatte; und weil ich mich ſelbſt achten gelernt habe, ſo ſage ich Ihnen jetzt, daß ich Ihren Zweifel ſehr wohl verſtehe, daß ich aber, ſeit Sie ihn ausgeſprochen, das Band für zerriſſen halte, welches mich auch in der Fremde an Ihr Haus feſſelte. Ich gehe, um dieſe Stätte nicht wieder zu betreten. Leben Sie wohl, Herr Schröter!"

Anton wandte ſich zum Gehen, der Kaufmann eilte ihm nach, und ſeine Hand legte ſich auf Antons Schulter.

„Nicht ſo ſchnell, Wohlfart," ſagte der Kaufmann weich; „der Mann, welcher den Streich des polniſchen Säbels von mir abgewandt hat, ſoll nicht gekränkt und im Zorn mein Haus verlaſſen."

„Erinnern Sie uns beide nicht an die Vergangenheit," ſagte Anton, „das iſt jetzt unnütz. Nicht ich, Sie ſelbſt haben Kränkung und Zorn in unſer Wiederſehen gebracht. Und Sie, nicht ich, haben vernichtet, was uns aus alter Zeit aneinander feſſelte."

„Nein, Wohlfart," ſagte der Kaufmann. Wenn ich Sie durch meine Worte mehr verletzt habe, als ich wollte, ſo ſehen Sie das meinem grauen Haar nach, und einem Herzen, welches Jahrelang voll ſchwerer Sorgen war, auch voll Sorgen um Sie. Wir ſehen uns beide nicht ſo wieder, wie wir uns getrennt haben, und wenn zwei Männer etwas gegen einander auf der Seele haben, ſo ſollen ſie das in der Stunde des Wiederſehens ehrlich ausſprechen, damit ihr Verhältniß klar werde. Wären Sie mir weniger werth, ſo hätte ich mein Bedenken wohl zurückgehalten, und mein Gruß wäre höflicher geweſen. Jetzt aber biete ich Ihnen den Willkommen. Schlagen Sie ein.“

Anton legte ſeine Hand in die des Kaufmanns und ſprach: „Leben Sie wohl.“

Der Kaufmann aber hielt die Hand Antons feſt und ſagte lächelnd: „Nicht ſo ſchnell; ich laſſe Sie noch nicht fort. — Denken Sie, daß es Ihr älteſter Bekannter iſt, der Sie jetzt erſucht, zu bleiben,“ fügte er ernſt hinzu, als Anton noch immer an der Thür ſtill ſtand.

„Ich bleibe heut Abend, Herr Schröter,“ ſagte Anton mit Haltung.

Der Kaufmann führte ihn zum Sopha. „Manches habe ich von Ihren Abenteuern gehört, aus Ihrem Munde möchte ich das vollſtändiger erfahren. Und auch Sie werden Intereſſe daran nehmen, wie es uns gegangen iſt, davon zuerſt.“ Er begann zu erzählen, was unterdeß in der Handlung geſchehen war. Es war kein heiteres Bild, das er Anton zeigte, aber ſein Bericht bannte aus Antons Herzen einen Theil der Kälte, welche der herbe Empfang des Prinzipals angeſammelt hatte, denn Anton verſtand, welches Vertrauen der Kaufmann ihm durch ſeine Worte ſchenkte. Dieſer erwähnte Manches, was der Geſchäftsmann nur ſelten ſeinen Freunden mittheilt, alle wichtigeren Geſchäfte, den geringen Gewinn und die großen Verluſte des letzten Jahres.

Nach und nach zog wieder Friede und ein Schimmer von Behagen durch das Haus, alle guten Hausgeiſter, die während der Unterredung zwiſchen den beiden Männern erſchreckt in die Mauſelöcher gekrochen waren, ſteckten jetzt muthig die Köpfe hervor, und die unter dem Geheimbuch fingen an gegen die andern vertraulich zu werden.

Unvermerkt war Anton in das Geſchäft zurückverſetzt, ſchnell machte er alle Stimmungen des Jahres noch einmal durch, wieder röthete ſich ſeine Wange, ſein erloſchenes Auge erhielt Glanz, und unwillkürlich begann er von den Geſchäften der Handlung zu ſprechen, als gehörte er noch dazu. Da hielt ihm der Kaufmann wieder mit trübem Lächeln die Hand hin, und jetzt ſchlug Anton herzhaft ein, die Verſöhnung war geſchloſſen.

„Und jetzt ſprechen wir von Ihnen, lieber Wohlfart,“ fuhr der Kaufmann fort; „Sie haben mir einſt über Ihre Thätigkeit für den Freiherrn Mittheilungen gemacht, die ich damals ungeduldig zurückwies, jetzt bitte ich Sie, mir zu erzählen, was Sie dürfen.“

Anton berichtete, was kein Geheimniß war; der Kaufmann hörte geſpannt, ja ängſtlich auf Alles, was Anton von den Geſchäften des Freiherrn und ſeiner eigenen Arbeit erwähnte. Anton ſprach mit Zurückhaltung, denn ſein Stolz bäumte in der Stille gegen das Ausfragen auf. Aber er gönnte dem Kaufmann doch Manches, was dazu half, dieſen getroſten Muths zu machen.

„Erlauben Sie mir auch über Ihre Zukunft zu reden,“ begann der Kaufmann endlich und erhob ſich von ſeinem Stuhl. „Nach dem, was Sie mir angedeutet haben, fordere ich Sie nicht auf, die nächſten Jahre in meinem Geſchäft zuzubringen, ſo willkommen Ihre Hülfe mir gerade jetzt wäre. Aber ich bitte, daß Sie mir überlaſſen, eine Stellung zu ſuchen, die für Sie paßt. Wir wollen gemeinſam prüfen und uns darin nicht übereilen. Unterdeß bleiben Sie in den nächſten Wochen bei uns. Ihr Zimmer iſt leer, Alles darin unverändert. Wie ich höre, haben Sie in den nächſten Monaten ohnedies noch eine Verpflichtung zu erfüllen. Davon werden Sie ſich unterdeß befreien können. Und wenn Sie Zeit und Luſt haben, mir nebenbei im Comtoir zu helfen, ſo wird mir das ſehr willkommen ſein. — Was Ihr Verhältniß zu meinem Hauſe betrifft," fuhr er ernſter fort, „ſo vertraue ich Ihnen vollſtändig. Es iſt mir Bedürfniß, Ihnen das zu beweiſen, auch deßhalb mache ich Ihnen dieſen Vorſchlag."

Anton ſah ſchweigend vor ſich nieder.

„Ich muthe Ihnen nichts Peinliches zu," ſagte der Kaufmann: „Sie wiſſen, wie es in unſerm Haushalt zugeht, man muß manchmal die Gelegenheit ſehr ſuchen, mit einander zu ſprechen. Für Sab[illegible] und für Sie wünſche ich auf einige Wochen das Zuſammenleben in der alten Weiſe, und wenn die Zeit kommt, ein ruhiges Scheiden. Ich wünſche das auch meiner Schweſter wegen, Wohlfart," fügte er mit Offenheit hinzu.

„Dann," ſagte Anton, „bleibe ich."

Unterdeß ging Sabine unruhig in ihrem Zimmer umher und lauſchte auf einen Ton aus der Arbeitsſtube des Bruders. Aber wie oft ihr traurige Gedanken kamen, heut vermochten ſie ſich nicht feſtzuſetzen. Wieder kniſterte das Feuer, und wieder lauſchte ſie auf den Schlag der Uhr, aber das Tannenholz knackte und praſſelte heut luſtig im Ofen und machte einen ungewöhnlichen Lärm. Unaufhörlich fuhren kleine Freudenraketen in der Gluth umher, und die Funken flogen durch das Zugloch der Ofenthür mitten in die Stube. Sie konnte nicht traurig werden und ſie konnte ſich nicht ängſtigen, denn immer wieder tickte die Uhr in ihre Gedanken: Er iſt gekommen, er iſt da!

Die Thür öffnete ſich, die Tante trat eilig herein. „Was höre ich!“ rief die Tante. „Iſt es möglich? Franz behauptet, daß Wohlfart bei deinem Bruder iſt.“

„Er iſt da,“ ſagte Sabine abgewandt.

„Was iſt das wieder für ein geheimnißvolles Benehmen?“ fuhr die Tante unzufrieden fort. „Warum bringt Traugott ihn nicht herüber? Und in ſeiner Stube iſt noch nichts zurecht gemacht. Wie kannſt du ſo ruhig hier ſtehen, Sabine? Ich begreiſe dich nicht.“

„Ich warte,“ ſagte Sabine leiſe, aber ſie ſelbſt faßte mit einer Hand nach der andern und hielt ſie am Gelenk feſt, denn die Hand zitterte.

Da näherten ſich Männerſchritte dem Zimmer, der Kaufmann trat mit Anton ein und rief ſchon an der Thür: „Hier iſt unſer Gaſt.“ Und als Anton und die Tante einander freudig begrüßten, ſagte der Kaufmann: „Herr Wohlfart wird einige Wochen bei uns wohnen, bis er eine Stelle gefunden hat, wie ich ſie für ihn wünſche.“ Höchlich erſtaunt hörte die Tante dieſen Beſchluß, und Sabine rückte ſtark mit den Taſſen, um ihre Unruhe zu verbergen. Aber keine der Frauen machte eine Bemerkung, und die eifrige Unterhaltung an der Abendtafel überdeckte die Bewegung, welche in Allen nachzitterte. Jeder hatte viel zu fragen und viel zu erzählen, denn für Alle war das letzte Jahr reich an großen Begebenheiten geweſen. Wohl war ein Zwang bemerkbar auch in Antons Haltung, als er von ſeinem Leben in der Fremde ſprach, von Fink und von der deutſchen Colonie, die ſich auf dem Gute feſtgeſetzt hatte. Und mit geſenktem Haupt hörte Sabine auf ſeine Worte. Aber der Kaufmann wurde immer heiterer, und als Anton ſich erhob, um nach ſeinem Zimmer zu gehen, da lag auf dem Angeſicht des Kaufmanns faſt das gütige Lächeln von ehedem, kräftig ſchüttelte er Antons Hand und ſagte im Scherz: „Schlafen Sie wohl und achten Sie auf Ihren Traum in der erſten Nacht; man ſagt, ein ſolcher Traum geht in Erfüllung.“

Und als Anton ſich entfernt hatte, zog der Kaufmann die Schweſter in das dunkle Nebenzimmer, dort küßte er ſie auf die Stirn und ſprach ihr leiſe ins Ohr: „Er iſt brav geblieben, das hoffe ich jetzt mit ganzer Seele!“ und als er mit ihr wieder in das Helle trat, da glänzte es feucht in ſeinem Auge, und er fing an die Tante mit ihrer ſtillen Neigung für Wohlfart zu necken, ſo daß die gute Tante endlich die Hände zuſammenſchlug und ausrief: „Der Mann iſt heut ganz ausgelaſſen.“

Ermüdet und angegriffen warf ſich Anton aufs Lager. Freudenleer erſchien ihm ſeine Zukunft, und der Gedanke an die bittern Empfindungen des Abends und an den ſtillen Kampf der nächſten Wochen lag ſchwer auf ſeinem Herzen. Und doch ſank er kurz darauf in ruhigen Schlummer. — Und es wurde wieder ſtill in dem Patricierhaus. — Es war ein nüchternes altes Haus mit vielen Ecken und mit einigen verborgenen Winkeln. Es war gar kein Ort für glühende

Schwärmerei und auflodernde Leidenſchaft. Aber es war auch ein gutes Haus und es deckte ſicher Jeden, der in ſeinen Mauern ſchlief. Und wieder waren die kleinen Heimlichen heut Nacht geſchäftig, ſie fuhren durcheinander und ſchwatzten und lachten, und in alle Winkel ſummte die Nachricht, daß das Kind der Handlung zurückgekehrt war, und der Gips auf dem Poſtamente ſah ſtolz auf den ſchlafenden Anton nieder, hob feierlich ſeinen hübſchen geringelten Schwanz in die Luft und ſchnurrte die ganze Nacht hindurch.

## 3.

Am nächſten Morgen eilte Anton zu Ehrenthal. Der Kranke war für ihn nicht zu ſprechen, die Frauen empfingen ihn ſo feindſelig, daß er für ſchicklich hielt, ihnen irgend etwas über die Abſicht ſeines Beſuches zu ſagen. Er ließ deßhalb an demſelben Tage dem Anwalt Ehrenthals durch Juſtizrath Horn anzeigen, daß zwanzigtauſend Thaler bereit lägen, um die Anſprüche Ehrenthals auf dieſe Summe zur Stelle zu tilgen, für die übrigen Forderungen, welche Ehrenthal — ohne Berechtigung — gegen den Freiherrn erhoben hatte, ſollte richterliche Entſcheidung abgewartet werden. Der Anwalt der Gläubigers weigerte ſich, dieſe Zahlung anzunehmen. Sofort ließ Anton bei Gericht die nöthigen Schritte thun, um Ehrenthal zur Annahme der Summe und zum Verzicht auf die Anſprüche, die er ihretwegen erhob, zu zwingen.

Es war gegen Abend, als Anton einen alten Comtoirrock anzog und mit eiligem Geſchäftsſchritt in das Haus von Löbel Pinkus trat. Durch das Fenſter ſah er in die kleine Branntweinſtube. Er fand den würdigen Pinkus hinter ſeinem Schenktiſch und richtete eine kurze kaufmänniſche Frage aus: „Herr T. O. Schröter läßt fragen, ob Schmeie Tinkeles aus Brody angekommen iſt, oder ob er erwartet wird. Er ſoll ſich ſogleich wegen eines Geſchäfts in der Handlung einfinden.“

Pinkus erwiederte vorſichtig. Tinkeles ſei nicht anweſend; und er wiſſe nicht, ob und wann derſelbe kommen werde. Tinkeles ſpreche manchmal bei ihm vor, manchmal auch nicht, die Sache ſei unſicher. Er werde übrigens den Auftrag ausrichten, wenn er den Mann ſehe.

Am andern Tage öffnete der Diener die Thür Antons, und Schmeie Tinkeles ſchlüpfte in das Zimmer. „Willkommen, Tinkeles," rief Anton ihm entgegen und ſah mit ſtillem Lächeln auf den Mann im Kaftan.

Der Händler war überraſcht, als er ſich Anton gegenüber fand. Ueber ſein ſchlaues Geſicht flog ein Schatten, und eine innere Unruhe wurde aus dem lebhaften Gewirbel ſichtbar, womit er ſeine Freude über das Wiederſehen auszudrücken ſuchte. „Gottes Wunder, daß ich Sie leibhaftig wiederſehe, ich habe mich oft erkundigt im Geſchäft bei Schröter, und habe nicht können erfahren, wo Sie hingereiſt ſind. Ich habe immer gern mit Ihnen zu thun gehabt, wir haben doch zuſammen gemacht manchen ſchönen Kauf."

„Wir haben auch Krieg mit einander geführt, Tinkeles," warf Anton dazwiſchen.

„Es war ein ſchlechtes Geſchäft," ſagte Tinkeles ablenkend, „es ſieht jetzt traurig aus mit dem Handel, das Gras wächſt auf den Landſtraßen. Es iſt geweſen eine böſe Zeit im Lande. Der beſte Mann, wenn er ſich ſchlafen gelegt, hat er nicht gewußt, ob er morgen noch wird Beine haben zum Stehen."

„Ihr habt es doch durchgemacht, Tinkeles, und ich nehme an, die Zeit iſt Euch nicht ſchlecht bekommen. Setzt Euch, ich habe mit Euch zu reden."

„Wozu ſetzen?" frug der Jude mißtrauiſch, als Anton nach der Thüre ging und dieſe verriegelte, „beim Geſchäft hat man keine Zeit zum Sitzen. Verzeihen Sie, was verriegeln Sie die Thür? Man braucht keinen Riegel, wenn man machen will Geſchäfte, es ſtört uns Niemand."

„Ich will mit Euch etwas im Vertrauen beſprechen," ſagte Anton vor den Händler tretend, „es ſoll Euer Schade nicht ſein."

„So ſprechen Sie," ſagte Tinkeles, „aber laſſen Sie offen die Thür."

„Hört mich an," begann Anton. „Ihr erinnert Euch an die letzte Unterredung, die wir hatten, damals, als wir auf der Reiſe zuſammentrafen."

„Ich erinnere mich an nichts," ſagte der Händler kopfſchüttelnd und ſah unbehaglich nach der Thür.

„Ihr gabt mir damals einen guten Rath, und als ich mehr von Euch erfahren wollte, war't Ihr aus der Stadt verſchwunden."

„Das ſind alte Geſchichten," antwortete Tinkeles immer unbehaglicher. „Ich kann mich jetzt nicht erinnern, ich habe auch zu thun auf dem Markt, ich dachte, Sie wollten mit mir reden von einem Geſchäft."

„Es iſt ein Geſchäft, von dem wir ſprechen, und es kann für Euch ein gutes Geſchäft werden," ſagte Anton nachdrücklich. Er ging an ſeinen Schreibtiſch und holte eine Geldrolle heraus, die er vor Tinkeles auf den Tiſch legte. „Dieſe hundert Thaler gehören dem, welcher mir eine Nachricht giebt, die ich brauche." Tinkeles ſah mit einem ſcheuen Seitenblick auf die Rolle und erwiederte: „Hundert

Thalerſtücke ſind gut, aber ich kann keine Nachricht geben, ich weiß von nichts, ich kann mich nicht beſinnen. So oft ich Sie ſehe, fangen Sie an von ärgerlichen Sachen," ſchloß er unwillig, „es iſt mir kein Glück, wenn ich habe mit Ihnen zu thun, ich habe immer nur gehabt Noth und Kummer."

Anton ging ſchweigend zu ſeinem Pult und holte eine zweite Geldrolle, die er neben die erſte legte. „Zweihundert Thaler," ſagte er, ergriff die Kreide und ſchloß die Rollen durch vier Striche ein. „So viel iſt Euer, wenn Ihr mir die Auskunft geben könnt, die ich haben will." Die Blicke des Galiziers hefteten ſich ſehnſüchtig auf das Viereck. Anton ſtand daneben und wies ſchweigend mit dem Finger darauf. Der Händler kämpfte einen ſchweren Kampf, er ſah auf Anton und verzog ſein Geſicht zu einem harmloſen Lachen; er verſuchte unbefangen auszuſehen und blickte wie gleichgültig in der Stube herum; aber immer wieder fiel ſein Blick auf Antons Zeigefinger und das weiße Viereck auf dem Tiſche. Keiner ſprach, das ſtumme Schweigen dauerte einige Augenblicke, und doch war es eine lebhafte und beredte Unterhandlung. Immer glänzender wurden die Augen des Galiziers, immer unruhiger ſeine Geberden, er zuckte mit den Schultern, hob die Brauen in die Höhe und rang heftig von dem Zauber loszukommen, der ihn feſtbannte. Endlich wurde ihm der Zuſtand unerträglich. Er griff mit der Hand nach den Rollen.

„Erſt redet," ſagte Anton und hielt die Hand über das Geld.

„Seien Sie nicht ſo hart gegen mich," bat Tinkeles.

Hört mich an,“ ſagte Anton. „Ich will nichts Unrechtes von Euch, nichts, was ein ehrlicher Mann einem andern verweigern dürfte; ich könnte vielleicht Eure gerichtliche Vernehmung durchſetzen und ohne Koſten zu ſicheren Geſtändniſſen kommen; ich weiß aber von früher, welchen Widerwillen Ihr gegen das Gericht habt, und nur deßhalb biete ich Euch das Geld. Verſtündet Ihr eine andere Sprache, ſo würdet Ihr mir ſagen, was Ihr wißt, wenn ich euch erzähle, daß eine Familie unglücklich geworden iſt dadurch, daß Ihr mir früher nicht Alles geſagt habt. Dieſe Sprache aber würde bei Euch nichts nützen.“

„Nein,“ ſagte Tinkeles ehrlich, „ſie würde nichts nützen. Laſſen Sie ſehen das Geld, das Sie haben hingelegt für mich. Sind es richtig zweihundert Thalerſtücke?“ fuhr er fort, auf die Rollen ſtarrend. „Es iſt gut, ich weiß, ſie ſind richtig. Fragen Sie mich, was Sie wollen wiſſen.“

„Ihr habt mir geſagt,“ begann Anton, „daß Itzig, der frühere Buchhalter Ehrenthals, darauf arbeite, den Freiherrn von Rothſattel zu ruiniren.“

„Iſt es nicht geweſen, wie ich habe geſagt?“ frug Tinkeles.

„Ich habe Grund, anzunehmen, daß Ihr wahr geſprochen. Ihr habt damals Zweie erwähnt, wer iſt der Andere?“

Der Händler ſtockte; Anton griff nach den Geldrollen. „Laſſen Sie liegen,“ bat Tinkeles die Hand bewegend; „der Andere heißt Hippus, wie ich habe vernommen. Er iſt ein alter Mann und hat gewohnt lange Zeit bei dem Löbel Pinkus.“

„Iſt er vom Geſchäft?“ frug Anton.

„Er gehört nicht zu unſern Leuten und iſt nicht vom Geſchäft, er iſt verkauft, er iſt geweſen Sachwalter.“

„Habt Ihr mit Itzig in irgend einem Geſchäft zu thun?“ frug Anton weiter.

„Soll mich bewahren der gerechte Gott vor dieſem Menſchen,“ rief Tinkeles. „An dem erſten Tage, wo er iſt gekommen in die Stadt, hat er mir wollen aufmachen den Schrank, worin ſind geweſen meine Sachen. Ich habe gehabt meine Mühe, ihn zu verhindern, daß er mir nicht hat genommen meine Kleider. Er nimmt's von den Lebendigen. Ich mag nichts zu thun haben mit einem ſolchen Menſchen.“

„Um ſo beſſer für Euch,“ antwortete Anton; „jetzt hört mir zu. Dem Freiherrn iſt ein Kaſten geſtohlen worden, in welchem wichtige Papiere aufbewahrt wurden. Der Diebſtahl iſt in dem Comtoir Ehrenthals verübt worden. Habt Ihr zufällig etwas über den Diebſtahl gehört, oder habt Ihr Argwohn, wer der Dieb ſein könnte?“

Der Galizier ſah unruhig in der Stube umher, auf Anton und die Rollen, und ſagte endlich entſchloſſen, die Augen zudrückend: „Ich weiß von nichts.“

„Und gerade dies will ich von Euch erfahren; und dies Geld iſt für den, der mir darüber Auskunft giebt.“

„Wenn ich alſo muß reden,“ ſagte der Galizier, „ſo ſoll es geſagt ſein. Ich habe gehört, daß der Menſch, welcher heißt Hippus, als er iſt geweſen betrunken, hat geſchrien und hat geſagt: „Jetzt haben wir den Rothſchwanz, er iſt geliefert, wegen der Papiere iſt er geliefert.“

„Und weiter wißt Ihr nichts?“ frug Anton in ängſtlicher Spannung.

„Nichts,“ ſagte der Galizier, „es iſt lange her, und ich habe nur wenig können verſtehen, was ſie haben mit einander geſprochen.“

„Ihr habt das Geld, welches hier liegt, Euch nicht verdienen können,“ entgegnete Anton nach einer Pauſe, „was Ihr mir geſagt habt, iſt wenig. Damit Ihr aber ſeht, daß mir daran liegt, von Euch Auskunft zu erhalten, ſo nehmt hier dieſe hundert Thaler; das zweite Hundert iſt Euer, ſobald Ihr mir irgend eine Spur des geſtohlnen Käſtchens oder der entwendeten Papiere ſchaffen könnt. Vielleicht iſt das Euch nicht unmöglich.“

„Es iſt nicht möglich,“ ſagte der Galizier beſtimmt, die empfangene Geldrolle in der Hand wägend und die zweite betrachtend. „Was der Itzig thut, thut er nicht ſo, daß ein Anderer auf ſeinen Weg ſehen kann, und ich bin doch nur ein Fremder im Ort und mache keine Geſchäfte mit Spitzbuben.“

„Verſucht es doch,“ entgegnete Anton. „Sobald Ihr etwas erfahrt, bringt mir Nachricht, dies Geld hebe ich für Euch auf. Ich habe nicht nöthig, Euch zu ſagen, daß Ihr ſehr vorſichtig ſein und unter allen Umſtänden vermeiden müßt, dem Itzig oder ſeinen Spießgeſellen Argwohn zu geben. Verrathet gegen Niemand, daß Ihr mich kennt.“

„Ich bin kein Kind,“ antwortete Tinkeles beiſtimmend, „aber ich fürchte, ich werde Ihnen nichts dienen in dieſer Sache.“

So entfernte ſich der Galizier, nachdem er die Geldrolle in die Taſche ſeines Kaftans verſenkt hatte.

Anton hatte den Namen deſſen erfahren, der vielleicht den

Diebſtahl verübt hatte. Es war ihm die Möglichkeit gegeben, an dieſen Namen weitere Nachforſchungen zu knüpfen. Aber die Schwierigkeit, die fehlenden Documente ohne Hülfe der Behörde wieder zu erlangen, wurde immer größer. Unter dieſen Umſtänden faßte er den Entſchluß, welcher einem Kaufmann näher lag, als einem Beamten. Es war ein gewagter Schritt, aber er bot die Möglichkeit, in kurzer Zeit und ohne Aufſehen die Papiere in die Hände des Barons zurückzubringen.

Er wollte mit Itzig ſelbſt in Verbindung treten und das Wenige, was er durch den Galizier erfahren hatte, dem Verſchlagenen, Gewiſſenloſen gegenüber ſo gut als möglich zu benutzen ſuchen. Wohl fühlte er, wie unſicher der Schritt ſei, und daß ein harter Kampf mit Itzig bevorſtehe. Hätte er Alles gewußt, was der unternehmende Geiſt des Agenten in ſich herumtrug, er hätte noch mehr Bedenken gehabt, den Weg zu machen.

Itzigs verſchmitzter Burſch öffnete die Thür. Anton ſtand ſeinem Schulkameraden gegenüber. Der Agent wußte bereits, daß Anton von dem Gut bei Rosmin nach der Stadt zurückgekehrt war, und hatte ſich auf dieſen Beſuch vorbereitet. Einen Augenblick betrachteten die beiden Männer einander, Beide bemüht, in Geſicht und Haltung des Gegners zu leſen und ſich zu dem beginnenden Kampf zu rüſten. Beiden hatte ein vieljähriger vorſichtiger Verkehr mit Menſchen und den Intereſſen des Handels einiges Gleichartige gegeben. Beide waren gewöhnt, den Schein kaltblütiger Ruhe zu behaupten und das Ziel, das ſie erreichen wollten, zu verbergen, Beide waren gewöhnt an ſchnelle Ueberlegung, an behutſames Sprechen, an kühle Haltung. Beide zeigten auch in Sprache und Geberde etwas von der Form, welche der kaufmänniſche Verkehr dem Geſchäftsmann verleiht. Beide waren heut in einer großen innern Aufregung, welche die Wange Antons röthete und die Backenknochen Veitels mit einem hellen Schimmer überzog. Aber dem klaren Blick Antons begegnete das Auge des Gegners unruhig und lauernd, dem herben Ernſt ſeiner Haltung eine Miſchung von Trotz und Unterwürfigkeit; Beide erkannten im erſten Augenblick, daß der Gegner gefährlich und ſchwer zu beſiegen ſei, und Beide ſammelten ihre ganze Kraft. Der Kampf begann. Itzig eröffnete ihn in ſeiner Weiſe. „Es iſt mir eine Freude, auch Sie einmal bei mir zu ſehen, Herr Wohlfart,“ ſagte er mit plötzlicher Freundlichkeit; „es iſt lange her, daß ich nicht das Vergnügen gehabt habe, Ihnen zu begegnen. Ich habe doch immer ein großes Intereſſe genommen an Ihnen. Wir ſind zuſammen in der Schule geweſen, wir ſind an einem Tag hierher gekommen, wir haben uns beide vorwärts gebracht in der Welt. Ich hatte gehört, daß Sie ſeien gegangen nach Amerika. Die Leute reden ſo Vieles. Ich hoffe, daß Sie jetzt wieder in der Stadt bleiben. Vielleicht treten Sie auch wieder in das Geſchäft des Herrn Schröter, man ſagt, er hat ſehr bedauert Ihren Abgang.“ — So floſſen ihm die Worte von den Lippen, aber ſein Blick ſuchte von allen Seiten durch die Außenſeite Antons durchzudringen in das, was den Beſuchenden beſchäftigte.

Er hatte eine Blöße gegeben, als er ſich anſtellte, nicht genau zu wiſſen, wo Anton in der letzten Zeit geweſen war. Denn daß er den Namen Rothſattel zu nennen vermied, gab Anton die feſte Ueberzeugung, er habe Grund, bei Nennung dieſes Namens ungewöhnliche Vorſicht zu beobachten.

- Anton erwiederte, dieſen Fehler Veitels benutzend, ſo kalt, als ob der Andere ſeine ganze Rede in die Luft geſprochen hätte: „Ich komme, Herr Itzig, um in einer Geſchäftsangelegenheit mit Ihnen Rückſprache zu nehmen. Sie ſind mit den Verhältniſſen des Familiengutes bekannt, welches dem Baron Rothſattel gehört und jetzt im Wege der nothwendigen Subhaſtation verkauft werden ſoll.“

„Im Allgemeinen bin ich damit bekannt,“ antwortete Veitel und lehnte ſich entſchloſſen an die Ecke des Sopha's, „wie man bekannt iſt mit ſo etwas; ich habe Manches darüber gehört.“

„Sie haben im Comtoir von Ehrenthal die Geſchäfte deſſelben mit dem Baron, welche Jahre lang verliefen und die Geldverhältniſſe des Gutes betrafen, geleitet, und müſſen, wie ſich vorausſetzen läßt, dadurch genaue Einſicht erhalten haben. Da gegenwärtig mit Ehrenthal ſelbſt ſeiner Krankheit wegen ein geſchäftlicher Verkehr nicht möglich iſt, ſo erſuche ich Sie um einige Auskunft.“

„Was ich etwa in Ehrenthals Comtoir erfahren habe als Buchhalter,“ ſagte Itzig, „das habe ich im Vertrauen erfahren und kann es einem Andern nicht mittheilen. Ich wundere mich, daß Sie ſo etwas von mir verlangen,“ ſchloß er mit einem malitiöſen Blicke.

Anton erwiederte kaltblütig: „Ich verlange nichts, wodurch das Pflichtgefühl, welches Sie äußern, verletzt werden könnte. Es liegt mir daran, zu erfahren, in welchen Händen die Hypotheken gegenwärtig ſind, welche auf dem Gute haften."

„Das können Sie leicht erfahren durch einen Auszug aus dem Hypothekenbuch," ſagte Veitel mit wohlangenommener Gleichgültigkeit.

„Sie werden vielleicht gehört haben," fuhr der angreifende Anton fort, „daß einige der Hypotheken in den letzten Monaten am hieſigen Platz aus einer Hand in die andere gegangen ſind; die gegenwärtigen Beſitzer ſind jedenfalls im Hypothekenbuche nicht eingetragen. Es iſt anzunehmen, daß die Inſtrumente aufgekauft ſind, um einem Kaufluſtigen bei der Subhaſtation den Kauf entweder zu erleichtern, oder auch zu erſchweren."

Bis hierher war das Geſpräch eine alltägliche Vorbereitung zum ernſten Gefecht geweſen, etwa wie die erſten Züge im Schach, oder wie der Anfang eines Wettrennens. Itzigs Ungeduld führte durch einen Sprung weiter hinein.

„Haben Sie Auftrag, das Gut zu kaufen?" frug er plötzlich.

„Nehmen Sie an, ich habe einen ſolchen Auftrag," erwiederte Anton, „und ich wünſchte mir dabei Ihre Mitwirkung zu ſichern. Sind Sie im Stande, mir in kürzeſter Zeit Auskunft zu verſchaffen? und wollen Sie die etwa nöthigen Verhandlungen wegen Ankaufs der Hypotheken übernehmen?"

Itzig überlegte. Es war möglich, daß Anton nur deßhalb kam, um dem Freiherrn oder ſeinem Freunde Fink bei der Subhaſtation das Gut zu ſichern. In dieſem Fall war er in Gefahr, das ſtille Ziel langer Arbeit, gefährlicher Thaten verrückt zu ſehen. Wenn Fink durch ſein Vermögen den Freiherrn deckte, ſo verlor Itzig das Gut. Dann mußte er einen andern Weg einſchlagen, ſich von dem Baron Geld zu machen. Während er dies in ſtürmiſcher Bewegung überlegte, ſah er, wie forſchend Anton auf ihn blickte. Er ſchloß daraus mit dem Scharfſinn eines böſen Gewiſſens, daß Anton etwas von ſeinen Plänen errathen habe und daß er noch Anderes von ihm wolle. Wahrſcheinlich war dieſer Antrag nur eine Finte. Er beeilte ſich daher, mit großer Geläufigkeit ſeine Mitwirkung zu verſprechen, und äußerte die Hoffnung, daß ihm wohl gelingen werde, die gegenwärtigen Beſitzer der Hypotheken noch zu rechter Zeit zu ermitteln.

Anton ſah, daß der Schurke ihn verſtanden hatte und auf ſeiner Hut war. Er änderte den Angriff.

„Kennen Sie einen gewiſſen Hippus?“ frug er ſchnell und ſah ſeinem Gegner ſcharf ins Geſicht.

Einen Moment zuckten die Augenlider Itzigs, und die leiſe Röthe zeigte ſich wieder auf ſeiner Wange. Zögernd, als ſuche er den Namen in ſeinem Gedächtniß, antwortete er: „Ja, ich kenne ihn. Er iſt ein heruntergekommener, nichtsnutziger Mann.“

Anton merkte, daß er den rechten Punkt getroffen hatte. „Vielleicht erinnern Sie ſich, daß vor ein und einem halben Jahr aus dem Comtoir Ehrenthals eine Caſſette des Freiherrn mit Papieren und Documenten geſtohlen wurde, welche für den Freiherrn große Wichtigkeit hatten.“

Itzig ſaß ruhig, nur ſeine Augen fuhren unſicher hin und her. Kein Fremder würde dies Zeichen eines böſen Gewiſſens erkannt haben, aber Anton ſah in den veränderten Zügen deutlich das alte Geſicht des Oſtrauer Schulknaben, daſſelbe Geſicht, welches der Knabe Veitel gemacht hatte, wenn ihm der Diebſtahl einer Feder oder eines Bogens Papier vorgeworfen wurde. Itzig wußte um die Papiere, er wußte um den Diebſtahl.

Endlich erwiderte der Agent gleichgültig: „Ich habe von der Caſſette gehört, es war kurz bevor ich Ehrenthals Geſchäft verließ.“

„Wohl,“ fuhr Anton fort, „die geſtohlenen Papiere konnten für den Dieb keinen Werth haben. Es iſt aber Grund, anzunehmen, daß dieſelben auf irgend eine Weiſe in die Hände eines Dritten hier am Ort gekommen ſind.“

„Das iſt nicht unmöglich,“ antwortete Itzig, „aber für wahrſcheinlich halte ich nicht, daß Jemand werthloſe Papiere ſo lange aufhebt.“

„Ich weiß,“ fuhr Anton fort, „daß die Papiere vorhanden ſind, ja ich weiß, daß ſie dazu benutzt werden ſollen, von dem Baron auf irgend eine Weiſe Vortheile zu erlangen.“

Itzig bewegte ſich unruhig auf ſeinem Stuhl, er ſah vor ſich nieder, und die Flecke auf ſeiner Wange wurden röther, aber er ſchwieg, auch Anton machte eine Pauſe. Ueberlegend ſtanden Beide einander gegenüber. Endlich wurde dem Angegriffenen das Schweigen unerträglich, er rückte ſich mit feſtem Entſchluß zurecht, zwang ſich, ſeinen Gegner anzuſehen, und frug mit heiſerer Stimme: „Und wozu erwähnen Sie gegen mich dieſe Sache?“

„Sie ſollen über das, was ich will, nicht in Zweifel bleiben," ſagte Anton. „Ich weiß, daß die Papiere hier vorhanden ſind, ich habe Grund, anzunehmen, daß es Ihnen bei Ihrer Gewandtheit möglich ſein wird, den Beſitzer derſelben zu ermitteln. Sie werden durch jenen Hippus die Auskunft erhalten können, welche Sie etwa noch brauchen."

„Warum durch dieſen?" frug Veitel ſchnell.

„Er hat in Gegenwart von Zeugen Aeußerungen gethan, welche die ſichere Ueberzeugung begründen, daß er mit dem Inhalt jener Papiere genau bekannt iſt." Itzig preßte die Zähne zuſammen, und nur ein Murmeln wurde vernehmlich, welches, bis zu Worten verſtärkt, ungefähr gelautet hätte: „Der betrunkene Schuft!"

Anton fuhr fort: „Der Freiherr hat die Rechte, welche Ehrenthal an die geſtohlenen Schulddocumente hat, durch gerichtliche Depoſition der betreffenden Summe bereits abgekauft. Die Caſſette und ihr Inhalt ſind Eigenthum des Freiherrn. Wenn durch Ihre Hülfe die Papiere geſchafft und den Händen des Freiherrn oder ſeines Bevollmächtigten übergeben werden können, ſo würde der Freiherr, dem weniger an der Verfolgung des Diebes, als der Wiedererlangung der Papiere gelegen iſt, bereit ſein, eine Summe an denjenigen zu zahlen, der ihm die Documente wieder ſchafft."

Wohl hatte dieſer Antrag für Itzig viel Lockendes, ſelbſt er hatte in der ganzen Zeit den Druck des Verbrechens gefühlt, mit ſteigendem Widerwillen hatte er die Kameradſchaft des trunkenen Hippus ertragen. Wenn jetzt fremdes Geld dem Baron zu Hülfe kam, wenn er ſelbſt die Ausſicht, das Gut zu erwerben, aufgeben mußte, ſo war der Augenblick gekommen, wo er gegen eine gute Summe das verhängnißvolle Papier in die Hände des Freiherrn zurückgeben konnte. Aber das angebotene Geſchäft war auch gewagt, wenn Anton nach Auslieferung der Papiere noch an Verfolgung des Diebes dachte. Deßhalb frug Izig: „Wenn dem Baron ſoviel daran liegt [illegible] Caſſette wieder zu erhalten, wie kommt es, daß damals [illegible]e verſchwunden war, ſo wenig Lärm gemacht wurde, [illegible]er von Ehrenthal noch von dem Baron ſelbſt? Ich habe nicht gehört, daß der Polizei Anzeige zugekommen iſt, und daß man Nachforſchungen angeſtellt hat.“

Dieſe Frechheit empörte Anton. Er antwortete gereizt: „Der Diebſtahl war von Umſtänden begleitet, welche für Ehrenthal eine Unterſuchung peinlich machen mußten, die Caſſette verſchwand aus ſeinem verſchloſſenen Comtoir, vielleicht unterblieb aus ſolchen Rückſichten die gerichtliche Nachforſchung.“

Izig erwiederte: „Wenn ich mich recht erinnere, ſagte Ehrenthal damals zu ſeinen Bekannten, daß die Unterſuchung unterbliebe aus Rückſicht auf den Baron.“ Anton empfand tief dieſen Hieb des Gauners, er dachte an Lenore, an die große Zahl demüthigender Empfindungen, welche die Familie in dem letzten Jahr gehabt hatte, und vermochte nur mühſam ſeine Ruhe zu behaupten, als er ſagte: „Vielleicht hatte der Baron noch andere Gründe, damals die Sache fallen zu laſſen.“

Jetzt war Veitel ſicher. An Antons unterdrücktem Aerger erkannte er, wie lebhaft dieſer die Nothwendigkeit fühlte, den Freiherrn zu ſchonen; ſein Anerbieten war ernſtlich gemeint, der Freiherr hatte Angſt vor dem Diebe. Und von dieſem

Augenblick bekam er alle Ruhe wieder, ſein Benehmen wurde ſo kalt und ſicher, daß Anton empfand, er ſei in Nachtheil geſetzt, und ſein ſchlauer Gegner entſchlüpfe ihm unter den Händen, denn ruhig begann Itzig: „Soweit ich den Hippus kenne, iſt er ein unzuverläſſiger Menſch, der ſich oft betrinkt. Wenn er im Trunke etwas geſagt hat, ſo fürchte ich, wird es uns nicht viel helfen, zu den Papieren zu kommen. Hat er Ihnen denn ſichere Anzeige gebracht, worauf wir ihm Anerbietungen machen können?"

Jetzt hatte Anton Urſache, auf ſeiner Hut zu ſein. „Er hat vor Zeugen Ausſagen gethan, welche die Ueberzeugung geben, daß er die Papiere kennt, daß er weiß, wo ſich dieſelben befinden, und die Abſicht hat, ſie zu irgend einem Zweck zu gebrauchen."

„Vielleicht iſt das genug für die Juriſten, aber nicht genug für einen Geſchäftsmann, um mit ihm zu unterhandeln," fuhr Veitel fort; „wiſſen Sie genau, was er geſagt hat?"

Anton parirte und ſchlug auf ſeinen Gegner, indem er ſagte: „Seine Mittheilungen ſind mir und mehreren andern Perſonen genau bekannt, ſie ſind der Grund, daß ich Sie aufgeſucht habe."

Itzig mußte dies gefährliche Thema verlaſſen. „Und welche Summe will der Baron daran wenden, die Papiere wieder zu erlangen? Ich will ſagen," verbeſſerte er einlenkend, „iſt es ein Geſchäft, auf welches Mühe und Zeit zu verwenden lohnt? Ich habe jetzt vieles Andere, was mir zu thun macht. Sie werden nicht verlangen, daß ich wegen ein Paar Louisd'or meine Zeit verbringe, um etwas zu ſuchen, was ſo unbedeutend iſt und ſo ſchwer zu faſſen, wie Papiere, die Einer verſteckt hält.“

Vor Jahren, als die Beiden mit einander nach der Hauptſtadt zogen, welche ſich jetzt als Feinde gegenüber ſtanden, da war es der Judenknabe, welcher nach Papieren ſuchte, von denen er in kindiſchem Unverſtand das Glück ſeiner Zukunft abhängig glaubte. Damals war er bereitwillig geweſen, das Gut des Freiherrn für Anton zu kaufen. Und jetzt war der Andere ausgegangen, geheimnißvolle Documente zu ſuchen, der Andere forderte jetzt das Gut des Freiherrn von ihm, und er war ein Wiſſender geworden. Er hatte die geheimnißvollen Recepte gefunden, er hielt das Gut des Freiherrn feſt in ſeiner Hand für ſich ſelbſt, und ſein Schickſal näherte ſich der Erfüllung. Beide Männer dachten in demſelben Augenblick an den Tag ihrer gemeinſamen Reiſe.

Anton antwortete: „Ich habe Vollmacht, über die Summe mit Ihnen zu verhandeln; ich bemerke Ihnen aber, daß die Angelegenheit eilt. Deßhalb erſuche ich Sie, mir vor Allem zu erklären, ob Sie geneigt ſind, die Documente an den Baron von Rothſattel zu überliefern und bei Ankauf der Hypotheken in unſerm Intereſſe thätig zu ſein.“

„Ich werde Erkundigungen einziehen und mir überlegen, ob ich Ihnen dienen kann,“ erwiederte Veitel kalt.

Anton frug ebenſo: „Welche Zeit verlangen Sie, um ſich zu entſcheiden?“

„Drei Tage,“ erwiederte der Agent.

„Ich kann Ihnen nur vier und zwanzig Stunden bewilligen,“ ſprach Anton beſtimmt; „wenn mir in dieſer Zeit

Ihre Erklärung nicht wird, ſo werde ich im Auftrage des Freiherrn jedes, auch das äußerſte Mittel anwenden, die Papiere wieder zu erlangen, oder mich von Vernichtung derſelben zu überzeugen. Und Alles, was ich über die Entwendung und den gegenwärtigen Verſteck der Documente weiß, werde ich benutzen, um die zu entdecken, welche das Verbrechen verübt haben." Er zog ſeine Uhr und wies auf das Zifferblatt: „Morgen zu derſelben Stunde werde ich mir Ihre Antwort holen."

So verlief die verhängnißvolle Unterredung. Als Anton die Thür hinter ſich zuzog, ſtand Itzigs Entſchluß feſt. Er warf noch einen Blick auf den Davoneilenden, einen Blick voll Furcht und Haß. Sein Schulkamerad war ſein gefährlichſter Feind geworden. Er wußte jetzt, wie ſehr Anton im Intereſſe des Freiherrn handelte. Er hatte eine dunkle Ahnung davon, daß die Verbindung Antons mit der Familie des Freiherrn an jenem Tage begonnen hatte, wo die Tochter des Freiherrn den Andern über den Teich ruderte und er im Staube der Landſtraße zuſah. Er war geneigt, anzunehmen, daß Anton auf einem ganz andern Wege als er nach dem Beſitz deſſelben Gutes ſtrebe. Es erwachte aller Trotz ſeiner ſelbſtſüchtigen Seele und machte ihn feſt. „Noch acht Tage," murmelte er, „bis zur Verlobung mit Roſalie. Den Tag darauf finde ich die Schuldſcheine in einem Winkel von Ehrenthals Comtoir. Dann ſollen der Rothſattel und ſeine Freunde den Vergleich ſuchen auf die Bedingungen, die ich ihnen ſtelle. Durch die einzige Drohung, daß ich die Auseinanderſetzung gerichtlich machen laſſe und das Verfahren des Barons unter die Geſchäftsleute bringe, zwinge ich dieſen

Wohlfart zu Allem, was ich will. Nur noch acht Tage! So lange halte ich ihn hin und dann hab' ich gewonnen.“

Als Anton nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden an Itzigs Wohnung kam, fand er die Thür verſchloſſen. Er kehrte an demſelben Abend zweimal wieder, Niemand war für ihn zu Hauſe. Am nächſten Morgen empfing ihn der ſchlaue Burſch und erwiederte auf Antons Frage: Herr Itzig ſei verreiſt, es ſei möglich, daß er ſchon in dieſer Stunde zurückkomme, es ſei auch möglich, daß er erſt in einigen Tagen wieder zu ſprechen ſei.

Aus dem geläufigen Geſchwätz erkannte Anton, daß der Knabe nach Anweiſung redete.

Von der Thür Itzigs ging Anton zu einem Beamten, welcher in dem Ruf ſtand, das thätigſte Mitglied der Entdeckungspolizei zu ſein. Er theilte dieſem mit Vorſicht das Nöthigſte über die geſtohlene Caſſette und deren Inhalt mit, und bat um ſeinen Rath; er äußerte ſeinen Verdacht, daß der Diebſtahl durch den Advocaten unter Mitwiſſen des Agenten Itzig verübt ſei, und verſchwieg nicht die unvollſtändigen Warnungen, welche der ehrenwerthe Tinkeles gemacht hatte. Der Beamte hörte mit Antheil auf Antons Bericht und ſagte endlich: „Bei dem ungenügenden Material, welches Sie geben, hat mir der Name Hippus das meiſte Intereſſe. Er iſt ein ſehr gefährliches Subject, das ich bis jetzt immer noch nicht recht habe faſſen können. Wegen Schwindelei und kleiner Betrügereien iſt er öfter beſtraft und ſteht unter polizeilicher Aufſicht. An die andere Perſon, welche Sie mir nennen, habe ich allerdings nicht dieſelben Rechte. Uebrigens ſind die Indicien, auf welche Sie hinweiſen, ſo gering, daß eine amtliche Verfolgung der Sache kaum thunlich erſcheint. Iſt doch der Diebſtahl ſelbſt, der vor Jahresfriſt verübt ſein ſoll, der Behörde noch nicht einmal officiell angezeigt.“

„Rathen Sie mir,“ frug Anton, „nach dem, was Sie von dieſem Hippus wiſſen, ihn aufzuſuchen, und vielleicht im Wege der Unterhandlung die verſchwundenen Documente zu erwerben?“

Achſelzuckend erwiederte der Beamte: „Von meinem Standpunkt darf ich einen ſolchen Rath nicht ertheilen, ich fürchte aber auch, dieſer Schritt würde keinen Erfolg haben. Denn wenn der Verdächtige die Documente zum Nutzen eines Andern verwendet hat, ſo werden ſie nicht mehr in ſeinen Händen ſein. Und daß er ſeinen Mitſchuldigen verrathen ſollte, iſt wenigſtens vorläufig nicht anzunehmen.“

„Und ſind Sie unter ſolchen Umſtänden ganz außer Stande, mir zur Wiedererlangung der Documente behülflich zu ſein?“ frug Anton.

„Da die erſte Bedingung für meine Thätigkeit ſein muß, daß der Diebſtahl angezeigt, und in der Anzeige die geſtohlenen Sachen ſo genau als möglich angegeben ſind, ſo kann ich Ihnen jetzt noch bei Ihren Nachforſchungen keine directe Hülfe leiſten. Da Sie aber gerade Herrn Hippus, an dem ich ein perſönliches Intereſſe nehme, zum Gegenſtand Ihrer Verfolgung erwählt haben, ſo will ich thun, was ich irgend vermag. Ich will noch heut bei ihm Hausſuchung vornehmen. Ich ſage Ihnen im voraus, daß wir nichts finden werden. Ich bin ferner bereit, dieſe Hausſuchung einige Tage darauf zu wiederholen, auf die Gefahr, meinen guten

Ruf in den Augen des wackeren Hippus einzubüßen. Denn der Kunſtgriff, Diebe durch eine oberflächliche Hausſuchung ſicher zu machen, iſt zwar bei Neulingen wirkſam, aber bei dieſem erfahrenen Mann ſo wenig angebracht, daß er mir deßhalb möglicherweiſe ſeine Verachtung gönnen wird. Ganz ſicher iſt, daß wir auch bei der zweiten Hausſuchung nichts finden werden."

„Und welchen Vortheil kann dieſe Maßregel für mich haben?" frug Anton reſignirt.

„Einen größern, als Sie glauben. Da Sie den Weg der Verhandlung mit dem Agenten Itzig bereits eingeſchlagen haben, ſo werden Sie möglicher Weiſe durch unſer Eingreifen leichteres Spiel gewinnen. Denn eine Hausſuchung hat in der Regel die Wirkung, die Betroffenen zu beunruhigen. Und obgleich ich gar nicht ſicher bin, wie Hippus eine ſolche Heimſuchung aufnehmen wird, ſo glaube ich doch, daß ſie auch ihm ein gewiſſes Unbehagen einflößen wird. Das kann Ihre Bemühungen unterſtützen. Ich will zum Ueberfluß dafür ſorgen, daß die Hausſuchung das erſte Mal ungeſchickt und mit Oſtentation gemacht wird. Glücklicher Weiſe hat er jetzt wieder eine feſte Wohnung, er hat eine Zeitlang Ruhe vor uns gehabt und iſt ſicher geworden. Auch höre ich, daß er alt und kränklich wird, das Alles mag Ihnen helfen, den Mann auf irgend einem Wege zu fangen."

Mit dieſem Beſcheide mußte ſich Anton entfernen.

## 1.

Es war ein finſterer Novemberabend: der Nebel lag auf der Stadt, er füllte die alten Straßen und Plätze und drang durch die offenen Thüren in die Häuſer. Er ballte ſich um die Straßenlaternen, deren Licht in einer röthlichen Dampfkugel flackerte und nicht drei Schritt weit den Boden erleuchtete. Er ſchwebte über dem Fluſſe und wälzte ſich dort in dicken Maſſen durcheinander. Eine Schaar langſchleppiger, grauer Geſtalten zog über den ſchwarzen Strom dahin, über die alten Waſſerpfähle, unter den Brücken durch, eine geſpenſtige Bande von giftigen Dünſten! Sie rollten an den Treppen hinauf, hefteten ſich an die Holzpfeiler der Galerien und wogten geſchäftig durcheinander. Zuweilen entſtand eine Lücke zwiſchen den Gebilden des Nebels, dann konnte man auf das ſchwarze Waſſer hinabſehen, welches wie ein unterirdiſcher Strom des Verderbens an den Wohnungen der Menſchen dahinfloß.

Die Straßen waren leer, hier und da ſah man eine Geſtalt in der Nähe einer Laterne auftauchen und ſchnell wieder in der Finſterniß verſchwinden. Unter dieſen dämmerigen Weſen war auch ein kleiner zuſammengedrückter Mann, der mit unſicherem Schritte vorwärts ſtrebte und unter den Laternen fortſchlürfte, ſo ſchnell ihm dies die wankenden Füße erlaubten. Durch den Hausflur wankte er in den Hof, in welchem

Itzigs Comtoir war, und ſah nach den Fenſtern des Agenten hinauf. Die Vorhänge waren heruntergelaſſen, aber durch die Ritzen drang ein Lichtſchimmer. Der kleine Mann verſuchte feſtzuſtehen, ſtarrte nach dem Licht, ſtreckte die geballte Fauſt nach der Höhe und ſchüttelte ſie drohend: dann ſtieg er die Treppe hinauf und klingelte heftig zwei, drei Mal. Endlich hörte man einen leiſen Schritt, die Thür wurde geöffnet, der Kleine fuhr hinein und lief durch das Vorzimmer, welches Itzig hinter ihm abſchloß. Veitel ſah noch bleicher aus als gewöhnlich, und ſein Auge fuhr unſtät über die Geſtalt des ſpäten Gaſtes. Hippus aber war nie ein einladendes Bild männlicher Schönheit geweſen, heut ſah er wahrhaft unheimlich aus. Seine Züge waren tief eingefallen, eine Miſchung von Angſt und Trotz ſaß in dem häßlichen Geſicht, und tückiſch ſahen ſeine Augen über den angelaufenen Brillengläſern auf den früheren Schüler. Sicher war er wieder betrunken, aber eine fieberiſche Angſt hatte ſeine Lebensgeiſter alarmirt und für den Augenblick die Wirkung des Branntweins gelähmt.

„Sie ſind mir auf dem Nacken,“ rief er und fingerte mit ſeinen Händen unruhig in die Luft. „Sie ſuchen mich!“

„Wer ſoll Euch ſuchen?“ frug Itzig, aber er wußte, wer ihn ſuchte.

„Die Polizei, du Schuft,“ ſchrie der Alte. „Um deinetwillen ſtecke ich in der Klemme. Ich darf nicht mehr zu Hauſe, du mußt mich verſtecken.“

„So weit ſind wir noch nicht,“ antwortete Veitel mit aller Kälte, die ihm zu Gebote ſtand; „woher wißt Ihr, daß Euch die Polizeidiener auf der Ferſe ſind?“

„Die Kinder auf der Straße erzählen einander davon,“ rief Hippus; „auf der Straße hab' ich's gehört, als ich in mein Loch kriechen wollte. Es war ein Zufall, daß ſie mich nicht in meiner Stube fanden. Sie ſtehen an meinem Hauſe, ſie ſtehen auf der Treppe, ſie warten, bis ich zurückkomme. Du ſollſt mich verſtecken, Geld will ich haben, über die Grenze will ich; hier iſt meines Bleibens nicht mehr; du mußt mich fortſchaffen.“

„Fortſchaffen,“ wiederholte Veitel finſter, „und wohin?“

„Dahin, wo mich die Polizei nicht einholt, über die Grenze, nach Amerika!“

„Und wenn ich nicht will,“ ſprach Itzig feindſelig und überlegend.

„Du wirſt wollen, Einfaltspinſel. Biſt du noch ſo grün, daß du nicht weißt, was ich thun werde, wenn du mir nicht aus der Klemme hilfſt, du Taugenichts? Sie werden auf dem Criminalgericht Ohren haben für das, was ich von dir weiß.“

„Ihr werdet ſo ſchlecht nicht ſein und einen alten Freund verrathen,“ ſagte Itzig in einem Tone, der ſich vergebens bemühte, gefühlvoll zu ſein. „Seht die Sache ruhiger an, was iſt zuletzt für Gefahr, wenn ſie Euch arretiren? Wer kann Euch etwas beweiſen? Sie müſſen Euch aus Mangel an Beweis wieder loslaſſen. Ihr kennt das Geſetz ja ebenſo gut, wie die vom Gericht.“

„So?“ ſchrie der Alte giftig, „meinſt du, daß ich ins Loch kriechen werde um deinetwillen, um eines ſolchen Hanswurſtes willen! daß ich bei Waſſer und Brod ſitzen werde, während du hier Gänſebraten ißt und den alten Eſel von

Hippus auslachſt? Ich will nicht ins Loch, ich will fort, und bis ich fort kann, ſollſt du mich verſtecken."

„Hier könnt Ihr nicht bleiben," antwortete Veitel finſter, „hier iſt keine Sicherheit für Euch und für mich; der Jakob wird Euch verrathen, die Leute im Hauſe werden merken, daß Ihr hier ſeid."

„Das iſt deine Sorge, wo du mich unterbringſt," ſagte der Alte, „aber von dir verlange ich, daß du mir heraushilfſt, oder —"

„Halt Euer Maul," ſagte Veitel, „und hört mir zu: Wenn ich Euch auch Geld geben will und dafür ſorgen, daß Ihr mit der Eiſenbahn nach Hamburg und über das Waſſer kommt, ſo kann ich es doch nicht machen gleich und nicht machen von mir aus. Ihr müßt bei Nacht ein Paar Meilen bis zu einer kleinen Station der Eiſenbahn geſchafft werden, ich darf Euch die Fuhre nicht miethen, das könnte Euch verrathen, und wie Ihr hier vor mir ſteht, ſeid Ihr zu ſchwach zum Gehen. Ich muß Euch mit einer Gelegenheit fortbringen, von der ich erſt ſehen muß, ob ich ſie finde. Unterdeß muß ich Euch an einen andern Ort ſchaffen, wo die Polizei nicht weiß, daß ich ſelbſt hinkomme, denn ich fürchte, ſie wird Euch bei mir ſuchen. Wenn Ihr nicht nach Hauſe kommt, ſo wird ſie Euch ſuchen bei mir vielleicht ſchon heut Nacht. Ich will gehen und nachſehen, daß ich Euch eine Fuhre verſchaffe und einen Ort, wo Ihr bleiben könnt. Unterdeß ſollt Ihr bleiben in der hintern Stube, bis ich zurückkomme." Er öffnete die Thür. Herr Hippus ſchlürfte wie eine geſcheuchte Fledermaus hinein. Veitel wollte die Thür hinter ihm ſchließen, aber das alte Geſchöpf klemmte ſeinen Leib zwiſchen die Thüre und ſchrie in voller Entrüſtung: „Ich will nicht im Finſtern bleiben, wie eine Ratte, du wirſt mir Licht hier laſſen. Ich will Licht haben, du Satan!“ ſchrie er laut.

„Man wird unten ſehen, daß Licht in der Stube iſt: das wird uns verrathen.“

„Ich will nicht im Finſtern ſitzen!“ ſchrie der Alte wieder.

Mit einem Fluch ergriff Veitel die Lampe und trug ſie in das zweite Zimmer. Dann ſchloß er die Thüre und eilte auf die Straße.

Vorſichtig näherte er ſich dem Hauſe des Löbel Pinkus. Dort war Alles ruhig: von dem Hausflur ſah er durch das kleine Schiebefenſter in den Branntweinladen, wo Pinkus und einige Gäſte in der Sorgloſigkeit eines guten Bewußtſeins zuſammenſaßen. Er ſchlich die Treppe hinauf nach ſeiner frühern Stube, holte dort aus einem verſteckten Winkel einige verroſtete Schlüſſel, betrat vorſichtig den Schlafſaal und ſah mit Freude, daß dieſer nicht erleuchtet und leer war. Er eilte auf die Galerie. Dort blieb er einen Augenblick ſtehen und ſah auf die rollenden Nebelmaſſen und die dunkle Fluth. Der Augenblick war günſtig, es war hohe Zeit, ihn zu benutzen, denn unregelmäßig ſtrich ein Luftzug über das Waſſer; ſchon war am Nachthimmel ein unruhiges Treiben ſichtbar, zerriſſen flogen die dunkeln Wogen über dem Strome dahin, in kurzer Zeit mußte der Wind auch den Strom, die Umriſſe der Häuſer und die Laternen freimachen, welche an der Straßenecke wie rothe Punkte glänzten.

Itzig eilte an das Ende der Galerie und ſteckte einen Schlüſſel in die Thür, welche den Eingang zur Waſſertreppe verdeckte. Knarrend flog die Thür auf, er ſtieg bis an den Rand des Fluſſes hinab und unterſuchte die Höhe der Fluth. Hohl gurgelte das Waſſer und ſtaute ſich an den letzten Stufen der Treppe. Der Fußſteig war überſchwemmt, welcher längs den Häuſern am ſeichten Rande des Strombettes faſt das ganze Jahr ſichtbar war. Aber nur wenige Schritte durfte man im Waſſer gehen, um von dieſer Treppe zu der Treppe des Nebenhauſes zu gelangen. Veitel ſah ſtarr auf das Waſſer und ſteckte ſeinen Fuß in die eiskalte Fluth, um zu fühlen, wie tief man zu ſteigen habe, um auf den Grund zu kommen. So beſorgt war er für die Rettung des alten Mannes, daß er die Kälte an ſeinem Bein nicht beachtete; er empfand ſie nicht einmal. Das Waſſer reichte ihm bis an die Knie. Noch einen Blick warf er auf die Häuſer in der Nähe. Alles war Finſterniß, Dampf, Grabesſtille, nur das Waſſer und der Wind murmelten klagend.

Unterdeß verſuchte Hippus ſich in der verſchloſſenen Stube häuslich einzurichten. Nachdem er den abgehenden Veitel durch gottloſe Flüche und geballte Fäuſte, die er ihm nachſchleuderte, auf ſeinem Gange geſegnet hatte, wandte er ſeinen verſtörten Geiſt auf Unterſuchung des Zimmers. Er wankte zu einem niedrigen Schrank, drehte den Schlüſſel und ſuchte nach einer Flüſſigkeit, die ihm die ſinkende Kraft und den trockenen Gaumen erfriſchen könnte. Er fand eine Flaſche mit Rum, goß ihren Inhalt in ein Bierglas und ſchlürfte ihn mit ſo großer Haſt hinunter, als das ſcharfe

Gift möglich machte. Ein kalter Schweiß trat dem unglücklichen Geſchöpf ſogleich auf die Stirn, er zog die Reſte eines Taſchentuchs hervor, wiſchte ſein Geſicht eifrig ab und ging breitſpurig mit trunkenen Schritten und mit ſchnell wachſendem Muth in der Stube auf und ab, indem er laut dazu phantaſirte.

„Er iſt ein Lump, ein ſchuftiger, feiger Haſe, ein jämmerlicher Schacherer iſt er; wenn ich ihm ein altes Taſchentuch verkaufen will, er muß es kaufen, es iſt ſeine Natur, er iſt ein verächtliches Subject. Und mir will er trotzen, mich will er ins Gefängniß ſtecken, und er ſelbſt will hier ſitzen auf dieſem Sopha und bei dieſer Rumflaſche, der Hundsfott!“ Dabei ergriff er die leere Flaſche und warf ſie zornig gegen das Sopha, daß ſie an dem Holz der Lehne zerſprang. „Wer war er?“ fuhr er in ſteigendem Zorne fort. „Ein ſchachernder Hanswurſt. Durch mich iſt er geworden, was er iſt; ich habe ihn pfeifen gelehrt, den Gimpel. Wenn ich pfeife, muß er tanzen, er iſt nur mein Lockvogel, ich bin der Vogelſteller. Dein Vogelſteller bin ich, du ruppiges Scheuſal.“ Hier verſuchte der Alte zu pfeifen: „Freut euch des Lebens,“ erhob die Beine und machte einen Verſuch, luſtig umher zu ſpringen. Wieder ſtrömte ihm der kalte Schweiß von der Stirne, er zog wieder den Lappen aus der Taſche, trocknete ſich das Geſicht ab und ſteckte das Tuch ſorgfältig wieder ein. — „Er wird nicht zurückkommen,“ rief er plötzlich; „er läßt mich hier ſitzen, ſie werden mich finden.“ Er rannte nach der Thür und rüttelte heftig daran. „Eingeſchloſſen hat mich der Schuft, ein Jude hat mich eingeſchloſſen,“ ſchrie das Geſchöpf kläglich und rang die Hände. „Ich muß verhungern, ich muß verdurſten in dieſem Gefängniß. Oh, oh! er hat ſchlecht an mir gehandelt, niederträchtig an ſeinem Wohlthäter, er iſt ein undankbarer Böſewicht, ein Rabenſohn iſt er.“ Dabei fing er an zu ſchluchzen. „Ich habe ihn gepflegt, als er krank war, ich habe ihn Kunſtſtücke gelehrt, ich habe ihn zu einem Manne gemacht, und ſo lohnt er ſeinem alten Freund.“ Der Advocat weinte laut und rang die Hände. Plötzlich blieb er vor dem Spiegel ſtehen, auf welchen der helle Glanz des Lichtes fiel, erſchrocken ſtarrte er die Geſtalt an, welche ihm in dem Spiegel gegenüber ſtand. Immer zorniger wurde ſein Blick, immer grauſiger der Glanz ſeiner Augen, er ſah von dem Spiegelglas auf den Rahmen, ſchob ſich die verbogene Brille zurecht und bewegte ſuchend den Kopf den Rahmen entlang. Der Spiegel kam ihm bekannt vor. Hatte der Zufall ein Möbel aus ſeinem frühern glänzenden Leben in den geheimen Trödel des Pinkus und von da in Itzigs Wohnung geführt, oder täuſchte den Trunkenen nur eine Aehnlichkeit? — aber die Erinnerung an ſein Schickſal erfüllte ihn mit Wuth. „Es iſt mein Spiegel,“ ſchrie er laut, „mein eigener Spiegel iſt es, den der Schurke in ſeiner Stube hat;“ toll fuhr er durch das Zimmer, packte einen Stuhl in wahnwitziger Kraft und ſtieß ihn mit den Beinen gegen das Spiegelglas. Klirrend zerbrach die Platte in Scherben, aber immer und immer wieder ſtampfte der Betrunkene mit dem Stuhle gegen das Holz und ſchrie dabei wie raſend: „In meiner Stube hat er gehangen, der Schurke hat mir den Spiegel geſtohlen, er hat mein Glück geſtohlen, zur Hölle mit ihm!“

In dem Augenblicke ſtürzte Veitel herein, ſchon auf dem Vorſaal hatte er wüſten Lärm gehört und fürchtete das Aergſte. Als der Advocat den Eintretenden ſah, ſtürzte er mit gehobenem Stuhle auf ihn zu und ſchrie: „Du haſt mich ins Elend gebracht, du ſollſt die Zeche bezahlen!“ Dabei führte er einen Schlag nach Itzigs Haupt. Dieſer fing den Stuhl auf, warf ihn bei Seite und faßte den Alten mit überlegener Kraft. Hippus ſträubte ſich zwiſchen ſeinen Händen wie eine wilde Katze und rief alle Flüche, die er finden konnte, auf ſeinen Bändiger herab. Veitel drückte ihn mit Gewalt in eine Ecke des Sopha's und flüſterte, ihn feſthaltend: „Wenn Ihr nicht ruhig ſeid, alter Mann, ſo iſt's um Euch geſchehen.“ Der Alte ſah aus den Augen Itzigs, welche dicht vor den ſeinen ſtarrten, daß er von dem Empörten das Aergſte zu fürchten hatte, der Paroxysmus verließ ihn, er ſank kraftlos zuſammen und wimmerte nur leiſe, am ganzen Körper ſchauernd: „Er will mich tödten!“

„Das will ich nicht, Ihr betrunkener Narr, wenn Ihr ruhig ſeid; welcher Teufel treibt Euch, mir meine Stube zu verwüſten?“

„Er will mich tödten,“ wimmerte der Alte, „weil ich meinen Spiegel wiedergefunden habe.“

„Ihr ſeid verrückt,“ rief Veitel, ihn ſchüttelnd, „nehmt Eure Kraft zuſammen, Ihr dürft hier nicht bleiben, Ihr müßt fort, ich habe ein Verſteck für Euch.“

„Ich gehe nicht mit dir,“ wimmerte der Alte, „du willſt mich umbringen.“

Veitel that einen gräßlichen Fluch, packte den ſchäbigen Hut des Alten, drückte dieſen auf den Kopf, faßte den Alten am Nacken und rief: „Ihr müßt mitkommen oder Ihr ſeid verloren. Die Polizei wird Euch hier ſuchen und wird Euch finden, wenn Ihr noch zögert. Fort oder Ihr zwingt mich, Euch ein Leids zu thun.“

Die Kraft des Alten war gebrochen, er wankte, Veitel faßte ihn unter dem Arme und zog den Widerſtandloſen fort. Er zog ihn aus den Zimmern die Treppe hinunter, ängſtlich ſpähend, ob ihnen Niemand begegne. Alles war ſtill. Der Advocat gewann in der kalten Luft einen Theil ſeiner Beſinnung wieder, und Veitel raunte ihm zu: „Seid ſtill und folgt mir, ich werde Euch fortſchaffen.“

„Er wird mich fortſchaffen,“ murmelte ihm der Advocat mechaniſch nach und lief an ſeiner Seite vorwärts. Als ſie in die Nähe der Herberge kamen, ging Veitel vorſichtiger, zog ſeinen Gefährten in den finſtern Hausflur und flüſterte: „Faßt meine Hand und ſteigt leiſe mit mir die Treppe hinauf.“ So kamen ſie in das große Gaſtzimmer, ſie fanden das Zimmer noch leer, wie es zuvor geweſen. Erleichtert ſagte Veitel: „Nebenan im Hauſe iſt ein Verſteck, Ihr müßt hinein.“

„Ich muß hinein,“ wiederholte der Alte.

„Folgt mir,“ rief Veitel und zog den Advocaten auf die Galerie und von da die bedeckte Treppe hinunter.

Der Alte wankte unſicher die Stufen hinab und klammerte ſich feſt an den Rock ſeines Führers, der ihn halb hinunter trug. So kamen ſie Stufe für Stufe bis hinunter zu der letzten, über welche die Strömung dahinrauſchte. Veitel ging voraus und trat rückſichtslos bis an die Knie ins Waſſer, bemüht, den Alten nachzuziehen.

Der alte Mann fühlte das Waſſer an ſeinem Stiefel, er ſtand ſtill und ſchrie laut: „Waſſer!“

„Still,“ flüſterte Veitel zornig, „ſprecht kein Wort!“

„Waſſer!“ ſchrie der Alte: „Hülfe! er will mich umbringen.“

Veitel packte den Schreienden und hielt ihm den Mund zu, aber der Todesſchreck hatte noch einmal das Leben des Advocaten aufgeſtört, er hob die Füße auf die nächſte Stufe zurück, klammerte ſich, ſo gut er konnte, an die Seitenbreter und ſchrie wieder: „Zu Hülfe!“

„Verrückter Schuft!“ knirſchte Veitel, durch den hartnäckigen Widerſtand in Wuth geſetzt, drückte ihm mit einem Schlage den alten Hut bis tief über das Geſicht, faßte ihn mit voller Kraft am Halstuch und ſchleuderte ihn hinunter in das Waſſer. Die Fluth ſpritzte auf, das Geräuſch eines fallenden Körpers und ein dumpfes Gurgeln wurde gehört; dann war Alles ſtill.

Unter den bleigrauen Nebeln, welche mit langen Schleppen längs dem Waſſer hinzogen, wurde noch einmal eine dunkle Maſſe ſichtbar, welche mit dem Strome fortzog. Bald war ſie verſchwunden. Die Geſpenſter des Nebels bedeckten ſie, die Strömung zog darüber hin. Das Waſſer brach ſich klagend an den Holzpfählen und Treppenſtufen, und oben heulte der Nachtwind ſein eintöniges Lied.

Der Thäter ſtand einige Augenblicke regungslos in der Finſterniß, an das Holzwerk gelehnt. Dann ſtieg er langſam hinauf. Im Aufſteigen fühlte er an das Tuch ſeiner Kleider, um ſich zu überzeugen, wie weit er durchnäßt war. Er dachte daran, daß er ſie am Ofenfeuer trocknen müſſe, noch heut Nacht; er ſah das Ofenfeuer in ſeinem Zimmer brennen und ſich im Schlafrock davor ſitzen, wie er ſo gern that, wenn er über ſeine Geſchäfte nachdachte. Wenn er jemals in ſeinem Leben des Gefühls behaglicher Ruhe genoſſen hatte, ſo war es in ſolchen Stunden geweſen, wo er müde von den Gängen und Sorgen des Tags das Holz in den Ofen ſteckte und davor ſaß, bis ihm die müden Augen zufielen. Er fühlte deutlich, wie müde er auch jetzt ſei, und wie wohl es ihm thun würde, am warmen Feuer einzuſchlafen. In dieſen dämmrigen Träumen blieb er wieder einige Augenblicke ſtehen, wie Einer, der einſchlafen will, und fühlte dabei einen dumpfen Druck irgendwo in ſeinem Innern, einen Schmerz, der ihm ſchwer machte, Athem zu holen, und ſeine Bruſt wie mit eiſernen Bändern zuſammenzog. Da dachte er an den Ballen, den er jetzt in das Waſſer geworfen hatte, er ſah ihn eintauchen in die Fluth, er hörte das Rauſchen des Waſſers und erinnerte ſich daran, daß der Hut, den er dem Manne über das Geſicht gezogen, noch zuletzt über dem Waſſer zu ſehen geweſen war, als ein rundes wunderliches Ding. Er ſah den Hut deutlich vor ſich, abgegriffen, die Krämpe halb abgeriſſen und oben auf dem Deckel zwei alte Oelflecke. Es war ein ſehr ſchäbiger Hut geweſen. Als er daran dachte, merkte er, daß er jetzt lächeln könnte, wenn er wollte. Er lachte aber nicht. Während ſeine Seele ſo in halber Erſtarrung um die Stelle herumflatterte, die ihn in ſeinem Innern ſchmerzte, war er heraufgeſtiegen. Als er die Treppenthür herumlegte, ſah er noch einmal in die ſchwarze Röhre, in welche vor wenig Augenblicken Zweie hinuntergeſtiegen waren, während jetzt nur Einer zurückkehrte. Er ſah auf den grauen Schimmer des Waſſers, und wieder fühlte er einen dumpfen Druck. Eilig huſchte er durch das große Zimmer die Treppe hinunter, im Hausflur ſtieß er auf einen der fremden Gäſte, welche in der Caravanſerei wohnten; Beide eilten ſchnell, ohne ein Wort zu ſprechen, an einander vorüber.

Dieſe Begegnung brachte die Gedanken des Heimkehrenden in andere Richtung: War er ſicher? Noch immer lag der Nebel dick auf den Straßen, Niemand hatte ihn mit dem Advocaten hereingehen ſehen, Niemand hatte ihn beim Herausgehen erkannt. Und wenn man den alten Mann im Waſſer fand, dann fing die Unterſuchung an. War er dann noch ſicher?

Alles das dachte der Mörder ſo gleichgültig, als läſe er die Gedanken aus einem Buche ab. Dazwiſchen kam ihm wieder die Idee, ob er ſeine Cigarrentaſche bei ſich habe und warum er keine Cigarre rauche. Er grübelte darüber längere Zeit und kam endlich in ſeiner Wohnung an. Er ſchloß auf; als er das letzte Mal aufgeſchloſſen hatte, war in der zweiten Stube ein wüſter Lärm geweſen. Er blieb ſtehen und horchte, ob derſelbe Lärm nicht wieder zu hören ſei. Er wollte ihn durchaus hören. Vor wenig Augenblicken war er geweſen. O was hätte er darum gegeben, wenn die letzten Augenblicke nicht geweſen wären! Wieder fühlte er den dumpfen Schmerz, aber ſtärker, immer ſtärker. Er trat in die Zimmer, die Lampe brannte noch, die Scherben der Rumflaſche lagen noch um das Sopha, das Queckſilber des Spiegels glänzte auf dem Boden wie ſilberne Thaler. Beitel ſetzte ſich erſchöpft auf einen Stuhl und ſah ſtarr auf die glänzenden Trümmer ſeines Spiegels. Dabei fiel ihm ein, daß oft ſeine Mutter eine Kindergeſchichte erzählt hatte, in welcher ſilberne Thaler auf die Dielen eines armen Mannes fallen. Er ſah die alte Judenfrau am Herde ſitzen und ſich als kleinen Jungen daneben. Er ſah ſich ſelbſt neugierig auf die ſchwarze Erde blicken und erwarten, ob die weißen Thaler nicht auch vor ihm niederfallen würden. Jetzt wußte er, bei ihm in der Stube ſah es gerade ſo aus, als hätte es ſilberne Thaler geregnet. Er fühlte wieder etwas von dem unruhigen Entzücken, das er als kleiner Veitel bei dieſer Erzählung der Mutter gehabt hatte, und mitten in dieſer Erinnerung kam plötzlich wieder der dumpfe Druck, den er in ſeinem Innern merkte, er wußte nicht wo. Schwerfällig ſtand er auf, kauerte auf dem Boden und ſuchte die Glasſplitter zuſammen. Die Splitter trug er in die Ecke eines Schranks, den Rahmen des Spiegels löſte er von der Wand ab und ſtellte ihn verkehrt in eine Ecke. Dann nahm er die Lampe und das Glas, welches er mit Trinkwaſſer für die Nacht zu füllen pflegte, aber als er das Glas faßte, überlief ihn ein Fieberſchauer und er ſetzte es wieder hin. Der, welcher nicht mehr war, hatte aus dem Glaſe getrunken. Er trug die Lampe zu ſeinem Bett und zog ſich aus. Die Beinkleider verſteckte er in den Schrank und holte ſich ein Paar andere herzu, deren Fußenden er an ſeinen Stiefeln rieb, bis ſie ſchmutzig wurden. Darauf löſchte er die Lampe aus, und als das Docht noch einmal aufflackerte, bevor es verlöſchte, da fiel ihm ein, zufällig als etwas Gleichgültiges, daß die Leute die Flamme des Lichts mit dem Leben eines Menſchen verglichen. Er hatte eine Flamme ausgedreht. Und wieder fühlte er den Schmerz in ſeiner Bruſt, aber undeutlich, ſeine Kraft war erſchöpft, ſeine Nerven abgeſpannt, er ſchlief ein. Der Mörder ſchlief.

Aber wenn er erwacht! Dann wird die Schlauheit verloren ſein, mit der ſein verſtörter Geiſt wie im Wahnwitz umhergriff nach allen kleinen Bildern und Gedanken, die er in der Finſterniß auffinden konnte, um den einen Gedanken zu vermeiden, das eine Gefühl, welches von jetzt ab immer in ihm drückt und preßt. Wenn er aufwacht! Dann wird er ſchon im Halbſchlafe fühlen, wie die Ruhe abzieht und die Angſt, der Jammer wieder einziehen in ſeiner Seele, er wird noch im Traume fühlen, wie ſüß die Bewußtloſigkeit iſt, und wie furchtbar das Denken, er wird ſich ſträuben gegen das Erwachen, aber in ſeinem Sträuben wird ihm der Schmerz immer ſtärker kommen, immer nagender. Bis er in Verzweiflung die Augen aufreißt und hineinſtarrt in die gräßliche Gegenwart, in eine gräßliche Zukunft.

Und wieder wird ſein Geiſt anfangen, die Spukgeſtalt mit feinen Fäden zu überziehen, und alle möglichen Gründe wird er zuſammentragen, ſich das Ungeheuer unkenntlich zu machen, er wird daran denken, wie alt der Todte war, wie ſchlecht, wie elend, er wird ſich vorzuſtellen ſuchen, daß es nur ein Zufall war, der den Tod herbeiführte, ein Schwung ſeiner Arme, den plötzliche Wuth verurſacht, welch' unglücklicher Zufall war es, daß der Alte mit ſeinen Füßen nicht feſten Grund gefunden! Dann wird ihm plötzlich einfallen, ob er auch ſicher ſei, und eine heiße Fieberangſt wird ſein bleiches Geſicht roth färben, der Tritt des Dieners auf der Treppe wird ihm Entſetzen einjagen, das Klirren einer Eiſenſtange auf den Steinen des Hofes wird er für das Getöſe der Waſſen halten, welche das Geſetz gegen ihn ausſchickt. Und wieder wird ſein Geiſt arbeiten, während er verſtört im Zimmer auf und ab rennt, er wird jeden Schritt, den er geſtern that, jede Bewegung der Hand und jedes Wort, das er geſprochen, noch einmal durchleben, und wird bei jedem Einzelnen, was geſchehen iſt, zu beweiſen ſuchen, daß es unmöglich entdeckt werden kann. Niemand hat ihn geſehen, Niemand gehört, der traurige alte Mann, halb verrückt, wie er war, hat ſich ſelbſt den Hut über die Augen gezogen und hat ſich ſelbſt erſäuft.

So wird er auch von dieſer Seite um die Geſtalt des alten Mannes ſeine Fäden ziehen. Und immer fühlt er die furchtbare Laſt, bis er endlich erſchöpft von dem innern Kampfe ſich herausſtürzt aus ſeiner Wohnung, in ſeine Geſchäfte, unter die Menſchen, voll Sehnſucht, etwas zu finden, was ihn vergeſſen macht. Wer ihn auf der Straße anſieht, der wird ihn quälen: wenn er einen Beamten der Polizei erblickt, muß er ſchnell in ein Haus treten, um ſeinen Schreck vor den ſpähenden Augen zu verbergen. Wo er Menſchen findet, die er kennt, wird er ſich in den dickſten Haufen drängen, er wird überall den Kopf hinhalten, an Allem Theil nehmen, er wird mehr ſprechen und lachen als ſonſt, aber ſeine Augen werden unruhig umherirren, und ſeine Seele wird in beſtändiger Furcht ſein, etwas zu hören von dem Getödteten, und wie die Leute über den plötzlichen Tod deſſelben denken. Er täuſcht ſeine Bekannten, ſie werden ihn vielleicht für beſonders aufgeweckt halten, und zuweilen ſagt Einer: „Der Itzig iſt guter Dinge, er hat große

Geſchäfte gemacht.“ Er wird ſich an manchen Arm hängen, den er ſonſt nicht berührt, und wird den Leuten luſtige Geſchichten erzählen und ſie nach Hauſe begleiten, weil er weiß, daß er nicht allein ſein kann. Er wird in die Kaffehäuſer eilen und in die Bierſtuben, um Bekannte aufzuſuchen, und wird ſich zu ihnen ſetzen und wird trinken und aufgeregt werden, wie ſie, weil er weiß, daß er nicht allein ſein darf.

Und wenn er am Abend ſpät nach Hauſe kommt, ermüdet bis zum Umſinken, erſchlafft und abgearbeitet von dem furchtbaren Kampfe, dann fühlt er ſich leichter, er hat durchgeſetzt, das, was in ihm iſt, undeutlich zu machen, und er findet ein trübes Behagen an der Mattigkeit und der Bewußtloſigkeit, und erwartet den Schlaf, als das einzige Glück, was er auf Erden noch hat. Und wieder wird er einſchlafen, und wenn er am nächſten Morgen erwacht, werden alle die Spinneweben zerriſſen ſein, und von Neuem wird die furchtbare Arbeit beginnen. So ſoll es gehen einen Tag, viele Tage, immer, ſo lange er lebt. Nicht mehr lebt er, wie andere Menſchen, ſein Daſein iſt fortan ein Kampf, ein gräßlicher Kampf gegen einen Leichnam, ein Kampf, den Niemand ſieht, und der doch allein ſeinen Geiſt beſchäftigt. Was er thut in ſeinem Geſchäft, in Geſellſchaft mit Lebenden, iſt nur ein Schein, eine Lüge. Wenn er lacht und wenn er Anderen die Hand ſchüttelt, und wenn er auf Pfänder leiht und Funfzig vom Hundert nimmt, Alles iſt nur eine Täuſchung für Andere. Er weiß, daß er ausgeſchieden iſt aus der Geſellſchaft der Menſchen, daß

Alles leer und verächtlich iſt, was er angreift; nur Eines iſt es, was ihn beſchäftigt, wogegen er arbeitet, weßhalb er trinkt und ſchwatzt und ſich unter Menſchen umhertreibt, und das Eine iſt der Leichnam des alten Mannes im Waſſer.

## 3.

Außer dem Gips auf Antons Schreibtiſch feierten noch andere lebende Weſen des Hauſes einen ſtillen Triumph. Wer dieſes Haus und die Menſchen darin ſo von Grund aus kannte, wie zum Beiſpiel die Tante, der durchſchaute die Täuſchungen, welche gewiſſe Leute ſich ſelbſt und Andern vorſpiegelten. Es war möglich, daß Fremde über Vieles den Kopf ſchüttelten, was jetzt in der Familie vorging: die Tante that das eben ſo wenig, als die übrigen guten Hausgeiſter. Daß Anton ſtill, wortkarg, mit bleichen Wangen im Comtoir ſaß und außer am Mittag niemals in der Familie erſchien, daß Sabine jetzt in Gegenwart ihres Bruders eine Neigung zum Erröthen zeigte, die ſie früher nicht gehabt hatte, daß ſie ſtundenlang, ohne ein Wort zu ſprechen, bei ihrer Arbeit ſaß und danach auf einmal durch das Haus fuhr, übermüthig, wie ein kleines Kätzchen, welches mit einem Zwirnknaul ſpielt, und daß endlich der Hausherr ſelbſt immer auf Anton hinſah, mochte dieſer ſprechen oder ſchweigen, und dabei von Tag zu Tag luſtiger wurde, ſo daß er gar nicht aufhörte, die Tante zu necken, das Alles ſchien allerdings ſehr ſeltſam, aber wer ſeit vielen Jahren genau wußte, was dieſe Menſchen am liebſten aßen, und was man ihnen alle Monate nur einmal auf den Tiſch ſetzen durfte, ja wer ihre Strümpfe geſtrickt hatte und ihre Halskragen eigenhändig ſtärkte, wie die Tante bei mehreren von dieſen Dreien that, der ſollte doch wohl hinter ihre Schleichwege kommen. Natürlich kam die Tante dahinter.

Die gute Tante ſchrieb ſich allein das Verdienſt zu, daß Anton zurückgekehrt war. Sie hatte dem Comtoir den Herrn zurückgeben wollen, der ihr ſelbſt am liebſten war, weiter hinaus hatte ſie nicht gedacht, wenigſtens hätte ſie das in den erſten Tagen nach Antons Rückkehr Jedem abgeleugnet. Denn trotz dem roſafarbenen Futter der Ueberzüge wußte ſie auch, daß das Haus, zu dem ſie gehörte, ein ſtolzes Haus war, welches ſeinen abſonderlichen Willen hatte und ſehr ſubtil behandelt ſein wollte. Und als ſie erfuhr, daß der niedergeſchlagene Anton nur als Gaſt bei ihnen bleiben ſollte, da wurde ſelbſt ſie auf einige Wochen recht zweifelhaft. Bald aber erhielt ſie das ſtille Uebergewicht über den Kaufmann und ihre Nichte zurück, denn ſie machte Entdeckungen.

Der zweite Stock des Vorderhauſes war ſeit vielen Jahren unbewohnt. Der Kaufmann hatte zur Zeit ſeiner Eltern mit ſeiner jungen Frau dort oben gelebt. Als er kurz hinter einander die Eltern, ſeine Frau und den kleinen Sohn verloren, war er heruntergezogen, und ſeit der Zeit hatte ſein Fuß den obern Stock nur ungern betreten. Graue Jalouſien hingen das ganze Jahr vor den Fenſtern. Möbel und Bilder waren grau überhangen. Ein verzaubertes Schloß Dornröschens war der ganze Stock, und unwillkürlich wurde der Tritt der Frauen leiſer, wenn ſie über den Flur des ſchlummernden Reiches gehen mußten.

Jetzt kam die Tante vom Boden herab. Aus dem endloſen Kriege mit Bix hatte ſie nur noch einen kleinen Raum für das Trocknen der Wäſche gerettet. Sie dachte eben daran, daß die bürgerliche Stellung den Menſchen doch ſehr verändert, denn Balbus, der Nachfolger von Pix, auf deſſen beſcheidenes Weſen ſie große Hoffnungen geſetzt hatte, erwies ſich in ſeinem neuen Amte eben ſo geneigt zu Uebergriffen, als ſein Vorgänger. Wieder fand ſie einen Haufen Cigarrenkiſten außerhalb der drei Kammern aufgeſtellt, welche Pix gewaltthätig in ihr Gebiet hineingebaut hatte, und eben war ſie im Begriff, Herrn Balbus deßhalb eine Kriegserklärung zu machen. Da ſah ſie mit Schrecken eine Zimmerthür des zweiten Stocks weit geöffnet. Sie dachte einen Augenblick an Diebe und wollte gerade Hülfe ſchreien, als ihr der verſtändige Gedanke kam, die auffallende Erſcheinung vorher zu unterſuchen. Sie ſchlich ſich leiſe in die verhangenen Zimmer. Aber ſie kam in Gefahr, aus Verwunderung zu verſteinern, als ſie ihren Neffen ſelbſt ganz allein in der Wohnung ſah. Er, der ſeit dem Tode ſeiner Frau dieſe Räume nicht betreten hatte, ſtand jetzt in dem Zimmer, in welchem die Verſtorbene gewohnt hatte. Mit gefalteten Händen, in tiefen Gedanken, ſtand der Mann da und ſah auf ein Bild, welches ſeine Frau als Braut darſtellte, im weißen Atlaskleide, den Myrtenkranz in dem Haar. Die Tante konnte ſich nicht enthalten, mitfühlend zu ſeufzen. Ueberraſcht wandte ſich der Kaufmann um. „Ich will das Bild in meine Stube herunternehmen,“ ſagte er weich.

„Aber du haſt ja das andere Bild von Marie darin, und dieſes hat dich immer verſtimmt,“ rief die Tante.

„Die Jahre machen ruhiger,“ erwiederte der Kaufmann, „und hierher wird doch mit der Zeit ein anderes kommen.“

Die Augen der Tante glänzten wie Leuchtkugeln, als ſie frug: „Ein anderes?“

„Es war nur ſo ein Gedanke,“ ſagte der Kaufmann ausweichend und ſchritt mit muſterndem Blick durch die Reihe der Zimmer. Stolz und mit innerm Achſelzucken ging die Tante hinter ihm her. Dieſe Leute mochten ſich verſtellen, ſo viel ſie wollten, es half ihnen nichts mehr.

Und der vorſichtigen Sabine ging es nicht beſſer.

Anton hatte am Mittag ſchweigſam neben der Tante geſeſſen. Als er ſeinen Stuhl rückte und ſich erhob, ſah die Tante, daß Sabinens Auge mit leidenſchaftlicher Sorge auf ſeinem bleichen Geſicht ruhte und ſich mit Thränen füllte. Nachdem er das Zimmer verlaſſen, ſtand auch Sabine auf und trat an das Fenſter, welches in den Hof führte. Die Tante zog ſich in ihre Nähe und ſpähte hinter der Gardine durch. Sabine blickte mit großer Spannung in den Hof, plötzlich lächelte ſie und ſah ganz verklärt aus. Behutſam ſchlich die Tante näher und ſah ebenfalls in den Hof hinab. Dort war aber gar nichts zu ſchauen, als Anton, der ihnen den Rücken zukehrte und den Pluto liebkoſte. Er gab dem Hund einige Semmelbrocken, und Pluto bellte um ihn herum und ſprang luſtig nach ſeinem Rock.

„Oho,“ dachte die Tante, „der Pluto iſt's nicht, über den ſie in einem Athem weint und lacht.“

Und kurz darauf, als einmal der Neffe die Thür des Damenzimmers öffnete, ſah die Tante im Vorſaal einen Mann mit einem großen Packet ſtehen. Ihr ſcharfer Blick erkannte den Ausläufer der großen Schnittwaarenhandlung. Der Kaufmann rief ſeine Schweſter in die Nebenſtube, die

Tante horchte. Zuerſt ſprach der Neffe, dann Sabine, aber ganz leiſe, dann hörte die Tante ein Gemurmel, welches große Aehnlichkeit mit unterdrücktem Schluchzen hatte. „Was dieſes Mädchen weinerlich wird," dachte ſie verwundert. Sie war gerade im Begriff, in das Zimmer einzudringen, als die Geſchwiſter ihr entgegentraten. Sabine hing im Arm des Bruders, ihre Wangen und ihre Augen waren ſtark geröthet, und doch ſah ſie glücklich und ſehr verſchämt aus. Als die Tante nach einer längern Pauſe, wie ſie der Anſtand nöthig machte, in das Nebenzimmer ging, um etwas zu ſuchen, fand ſie das große Packet auf einem Stuhl liegen. Sie ſtieß zufällig mit der Hand daran, und da das Papier nicht zugebunden war, ging es natürlich auseinander, und ſie erblickte prachtvolle Möbelſtoffe, und unten noch eine andere Erfindung, die ſo heftig auf ihre Nerven wirkte, daß auch ſie ſich hinſetzen und auf der Stelle einige Thränen vergießen mußte. Es war die weiße Robe vom ſchwerſten Stoff, welche das Weib nur einmal in ihrem Leben, an einem feierlichen Tag voll Andacht und frohen Schauers zu tragen pflegt.

Fortan behandelte die Tante ihre Umgebung mit der Sicherheit einer Hausfrau, welche Andern verzeiht, wenn ſie ſich eine Weile närriſch gebehrden, weil ſie recht gut weiß, daß das letzte Ende von ſolchem künſtlichen Weſen eine ſtarke Bewegung in ihrem eigenen Gebiete ſein wird, heftige Arbeit in der Küche, ein langer Speiſezettel, großartiges Schlachten von Geflügel und ein vernichtender Angriff auf alle Gefäße mit eingemachten Früchten. Auch ſie wurde geheimnißvoll. Alle Tönnchen und Töpfe mit Confitüren wurden plötzlich einer außerordentlichen Reviſion unterworfen, und bei der Mittagstafel erſchienen zuweilen ausgezeichnete Verſuche von neuen Speiſen. Die Tante kam an ſolchen Tagen mit gerötheten Wangen aus der Küche und war ſehr empfindlich, wenn nicht Jedermann das neue Gericht vortrefflich fand, obgleich ſie nie verfehlte, hinzuzuſetzen: „Es iſt nur ein vorläufiger Verſuch der Köchin.“ Und dabei ſah ſie ihren Neffen und Sabine mit einem triumphirenden Ausdruck von Ueberlegenheit an, welcher deutlich ſagte: „Ich habe Alles errathen,“ ſo daß der Kaufmann die Brauen zuſammenziehen und der Tante einen ſtrengen Blick zuwerfen mußte.

Aber der Kaufmann ſelbſt ſah in der Regel nicht ſtrenge aus. Sabine und Anton wurden mit jedem Tag ſtiller und verſchloſſener, er wurde zuſehends heiterer. Er war jetzt geſprächiger als ſeit Jahren und wurde nicht müde, bei Tiſche Anton in die Unterhaltung zu ziehen. Er zwang ihn, zu erzählen, und hörte mit Spannung auf jedes Wort, das von Antons Lippen kam. In den erſten Wochen ſah er oft prüfend auf Antons Pult, nach kurzer Zeit that er auch im Geſchäft, als wäre ſein Verhältniß zu Anton noch das alte. Mit munterm Schritt ging er durch die vordern Comtoire. Noch war im Geſchäft viel Flauheit, ihn kümmerte das wenig. Wenn Herr Braun, der Agent, ſein belaſtetes Herz ausſchüttete, lachte er dazu und ließ einen kurzen Scherz fallen.

Anton gewahrte dieſe Veränderung nicht. Wenn er im Comtoir arbeitete, ſaß er einſilbig Herrn Baumann gegenüber und mühte ſich, an nichts zu denken, als an die Briefe. Die Abende brachte er häufig allein auf ſeinem Zimmer zu, dann ſenkte er ſein Haupt in die Bücher, welche

Fink ihm vermacht hatte, und verſuchte ſeinen finſtern Gedanken zu entrinnen.

Er fand die Handlung nicht ſo wieder, wie er ſie verlaſſen. Durch viele Jahre war hier Alles feſt geweſen, jetzt war das Geſchäft in unruhiger, ſchwankender Bewegung. Viele von den alten Verbindungen des Hauſes waren abgeſchnitten, mehrere neue waren angeknüpft. Er fand neue Agenten, neue Kunden, mehrere neue Artikel und neue Arbeiter.

Auch im Hinterhauſe war es ſtill geworden. Außer den Würdenträgern des zweiten Comtoirs, Herrn Liebold und Herrn Purzel, welche niemals aufregende Elemente der bürgerlichen Geſellſchaft geweſen waren, traf er von ſeinen nähern Bekannten nur noch den treuen Baumann und Specht; und auch dieſe dachten daran, das Geſchäft zu verlaſſen. Baumann hatte gleich nach Antons Rückkehr dem Prinzipal geſtanden, daß er zum nächſten Frühjahr fort müſſe, und auch Antons ernſtliche Vorſtellungen prallten diesmal von dem feſten Entſchluß des Miſſionärs ab. „Ich kann den Termin nicht verlängern,“ ſagte er; „mein ganzes Gewiſſen ſchreit dagegen. Ich gehe von hier auf ein Jahr nach London in die Miſſionsanſtalt, und von dort, wohin man mich ſchickt. Ich geſtehe, daß ich eine Vorliebe für Afrika habe. Es ſind dort einige Könige,“ — er nannte ſchwer auszuſprechende Namen — „die ich nicht für ganz ſchlecht halte. Dort muß mit der Bekehrung etwas zu machen ſein. Noch iſt bei ihnen eine elende Wirthſchaft. Den heidniſchen Sclavenhandel hoffe ich ihnen abzugewöhnen. Sie können ihre Leute zu Hauſe brauchen, um Zuckerrohr zu pflanzen und Reis zu bauen. In ein paar Jahren ſchicke ich Ihnen über London die erſten Proben von unſerm Plantagenbau.“

Und auch Herr Specht kam zu Anton. „Sie haben mir immer gute Freundſchaft gezeigt, Wohlfart. Ich möchte Ihre Meinung wiſſen. Ich ſoll heirathen, ein ausgezeichnetes Mädchen, ſie heißt Fanny und iſt eine Nichte von C. Pix.“

„Ei,“ ſagte Anton, „und lieben Sie die junge Dame?“

„Ja, ich liebe ſie,“ rief Specht begeiſtert. „Aber ich ſoll auch in das Geſchäft von Pix treten, wenn ich ſie heirathe, und deßhalb wollte ich Sie fragen. Meine Geliebte hat etwas Vermögen und Pix meint, das würde am beſten in ſeinem Geſchäft angelegt. Nun wiſſen Sie, Pix iſt im Grunde ein guter Kerl, aber ein anderer Compagnon wäre mir doch lieber.“

„Ich dächte nicht, mein alter Specht,“ ſagte Anton. „Sie ſind ein wenig zu eifrig, und es wird immer gut für Sie ſein, einen ſichern Compagnon zu haben. Pix wird Sie zwingen, ſeinen Willen zu thun, und das wird kein Schade ſein, denn Sie werden ſich gut dabei ſtehen.“

„Ja,“ ſagte Specht, „aber denken Sie, die Branche, die er gewählt hat. Kein Menſch hätte es für möglich gehalten, daß unſer Pix ſich zu ſo etwas entſchließen könnte.“

„Was hat er denn Alles?“ frug Anton.

„Vieles durcheinander,“ rief Specht, „was er vorher niemals angeſehen hätte; außer Fellen und Häuten jede Art von Pelzwerk, von Zobel bis zum Maulwurf, und außerdem Filz und dergleichen, ganz nach ſeiner Natur, Alles, was haarig und borſtig iſt. — Es ſind gemeine Artikel darunter, Wohlfart.“

„Seien Sie kein Kind,“ verſetzte Anton, „heirathen Sie, mein guter Junge, und begeben Sie ſich unter die Vormundſchaft des Schwagers, es wird Ihr Schade nicht ſein.“

Den Tag darauf trat Pix ſelbſt in Antons Zimmer. „Ich habe Ihre Karte gefunden, Wohlfart, und komme Sie auf Sonntag zum Kaffe einzuladen. Cuba und eine Manilla. Sie ſollen meine Frau kennen lernen.“

„Und Sie wollen Specht zum Compagnon nehmen?“ frug Anton lächelnd. „Immer hatten Sie einen großen Widerwillen, ſich zu aſſociiren.“

„Ich thät's auch mit keinem Andern als mit ihm. Im Vertrauen geſagt, ich bin in einer Schuld gegen den armen Kerl, und ich kann für mein Geſchäft die zehntauſend brauchen, die er ſich erheirathet. Ich habe ein Detailgeſchäft mit übernommen, verdammte Kürſchnerwaaren, da ſtecke ich ihn hinein. Das wird ihm Spaß machen. Er kann alle Tage gegen die Weiber artig ſein, die in den Laden kommen, und alle Jahre einen neuen Pelz um ſich hängen. Er wird dort brauchbarer ſein, als hier im Comtoir.“

„Wie kommt's, daß Sie gerade dies Geſchäft gewählt haben?“ frug Anton.

„Ich mußte,“ erwiederte Pix, „ich fand noch ein großes Waarenlager von meinem Vorgänger vor; in traurigem Zuſtande, das verſichere ich Ihnen; und ich ſah mich auf einmal in einer großen Geſellſchaft von Leuten, welche Haſenfelle und Schweinsborſten für preiswürdig hielten.“

„Das allein hat Sie doch nicht beſtimmt,“ erwiederte Anton lachend.

„Vielleicht war's noch etwas Anderes,“ ſagte Pix. „Hier am Orte mußte ich bleiben, wegen meiner Frau, und Sie werden einſehen, Anton, daß ich, der ich in dieſem Hauſe Diſponent des Provinzialgeſchäfts geweſen bin, mich nicht an dieſem Platz in derſelben Branche aufthun konnte. Ich kenne das ganze Provinzialgeſchäft beſſer, wie der Prinzipal, und alle kleinen Kunden kennen mich beſſer, als den Prinzipal. Ich hätte dieſem Geſchäft geſchadet, obgleich meine Mittel kleiner ſind; ich hätte leicht gute Geſchäfte machen können, aber dies Haus hätte den Schaden gehabt. So mußte ich etwas Anderes ergreifen. Ich ging deßhalb zu Schröter, ſobald ich mich entſchloſſen hatte, und beſprach das mit ihm. Ich werde mit Euch nur in Einem concurriren, und das ſind Pferdehaare, und darin werde ich Euch todtmachen. Ich habe auch das dem Prinzipal geſagt.“

„Das wird die Handlung ertragen,“ ſagte Anton und ſchüttelte dem Borſtenhändler Pix die Hand.

Aber nicht im Comtoir allein, auch unter den Arbeitern an der großen Waage war eine Veränderung eingetreten. Vater Sturm, der treue Freund des Hauſes, drohte die Handlung und dieſe kleine Erde zu verlaſſen.

Eine der erſten Fragen Antons nach ſeiner Rückkehr war Vater Sturm geweſen. Sturm war ſeit einigen Wochen unpaß und verließ das Zimmer nicht. Voll Beſorgniß eilte Anton am zweiten Abend nach ſeiner Ankunft zu der Wohnung des großen Mannes.

Schon auf der Straße hörte er ein merkwürdig tiefes

Geſumm, als wenn ein Schwarm Rieſenbienen ſich in dem roſafarbenen Haus häuslich niedergelaſſen hätte. Als er in den Flur trat, klang das Summen wie das ferne Gemurr einer Löwenfamilie. Verwundert klopfte er an. Niemand antwortete. Als er die Thür geöffnet hatte, mußte er auf der Schwelle anhalten, denn im erſten Augenblick ſah er in dem Zimmer nichts, als einen grauen undurchdringlichen Rauch, in welchem ein gelber Lichtpunkt mit bleichem Dunſtkreis ſchwebte. Allmählig unterſchied er in dem Rauch einige dunkle Globuſſe, welche um das Licht herum wie Planeten aufgeſtellt waren, zuweilen bewegte ſich, was ein Männerarm ſein konnte, aber einem Elephantenbein ſehr ähnlich war. Endlich brachte die Zugluft der offnen Thür den Dampf in Bewegung, und ihm gelang, durch die Wolken einzelne Blicke in die Tiefen der Stube zu thun. Nie war eine Menſchenwohnung einer Tabagie von Cyclopen ähnlicher. An dem Tiſch ſaßen ſechs rieſige Männer, drei auf der Bank, drei auf Eichenſtühlen, alle hatten Cigarren im Mund, und auf dem Tiſch hölzerne Bierkrüge; das dröhnende Brummen war ihre Sprache, die ſo klang, weil ſie leiſe ſprachen, wie ſich für eine Krankenſtube ſchickt.

„Ich rieche etwas," rief endlich eine mächtige Stimme, „ein Menſch muß hier ſein, es kommt eine kühle Luft, die Thür ſteht offen. Wer hier iſt, der melde ſich."

„Herr Sturm!" rief Anton von der Schwelle.

Die Globuſſe geriethen in rotirende Bewegung und verfinſterten das Licht.

„Hört Ihr's," rief die Stimme wieder, „ein Menſch iſt gekommen."

„Ja,“ erwiederte Anton, „und ein alter Freund dazu.“

„Dieſe Stimme kenne ich,“ rief es haſtig hinter dem Tiſch hervor.

Anton trat näher an das Licht, die Auflader erhoben ſich und riefen laut ſeinen Namen. Vater Sturm fuhr auf ſeiner Bank bis auf die äußerſte Ecke und hielt Anton beide Hände entgegen. „Daß Sie hier ſind, wußte ich ſchon durch meine Kameraden. Daß Sie geſund zurückgekommen aus dieſem Lande, von dieſen Senſenmännern und von dieſen Schreihälſen, welche ihre Tonne mit Sauerkraut in der Stube ſtehen haben, dieſes iſt mir eine angenehme Freude.“ Antons Hand ging zuerſt in die Hände des alten Sturm über, der ſie kräftig drückte und dann wieder zurecht ſtreichelte, und dann in die Hände der fünf andern Männer, und kam wieder heraus, geröthet, aufgelaufen, im Gelenk erſchüttert, ſo daß Anton ſie ſogleich in die Rocktaſche ſteckte. Während die Auflader einer nach dem andern ihre Begrüßungen mit Anton austauſchten, frug Sturm plötzlich dazwiſchen: „Wann kommt mein Karl?“

„Haben Sie ihm denn geſchrieben, daß er kommen ſoll?“ frug Anton.

„Geſchrieben?“ wiederholte Sturm kopfſchüttelnd, „nein, dies habe ich nicht gethan, von wegen ſeiner Stellung als Amtmann darf ich es nicht thun. Denn wenn ich ihm ſchreibe: Komm, ſo würde er kommen, und wenn eine Million Senſenmänner zwiſchen ihm und uns aufmarſchirt wäre, aber er könnte dort nöthig ſein bei den Herrſchaften. Und deßwegen, wenn er nicht von ſelber kommt, ſoll er nicht kommen.“

„Er kommt zum Frühjahr,“ ſagte Anton und ſah prüfend auf den Vater.

Der Alte ſchüttelte wieder den Kopf: „Zum Frühjahr wird er nicht kommen, zu mir nicht; es iſt möglich, daß mein kleiner Zwerg dann herkommt, aber zu ſeinem Vater nicht mehr.“ Er ſetzte den Bierkrug an und that einen langen Zug, klappte den Deckel zu und räuſperte ſich kräftig; dann ſah er Anton mit einem entſchloſſenen Blick an und drückte die Fauſt als Stempel auf den Tiſch. „Funfzig,“ ſagte er, „noch vierzehn Tage, dann kommt's.“

Anton legte ſeinen Arm um die Schultern des Alten und ſah fragend den Andern ins Geſicht, welche ihre Cigarren in der Hand hielten und vor der Gruppe ſtanden, wie ein griechiſcher Chor in der Tragödie. „Sehen Sie, Herr Wohlfart,“ begann der Chorführer, der, als Menſch betrachtet, groß, als Rieſe kleiner war, denn ſein Oberſter: „das will ich Ihnen erklären. Dieſes Mannes Meinung iſt, daß er ſchwächer wird, und daß er immer ſchwächer werden wird, und daß in einigen Wochen der Tag kommt, wo wir Auflader eine Citrone in die Hand nehmen müſſen und einen ſchwarzen Schwanz an unſere Hüte ſtecken. Solches iſt unſer Wille nicht.“ Alle ſchüttelten den Kopf und ſahen mißbilligend auf ihren Oberſten. „Es iſt nämlich ein alter Streit zwiſchen uns und zwiſchen ihm wegen der funfzig Jahre. Jetzt will er Recht behalten, das iſt das Ganze, und unſere Meinung iſt, daß er nicht Recht hat. Er iſt ſchwächer geworden, dieſes iſt möglich. Manchmal hat Einer mehr Kraft, manchmal weniger. Was braucht der Mann aber deßhalb daran zu denken, dieſen Platz zu verlaſſen? Ich will Ihnen ſagen, Herr Wohlfart, was es iſt, es iſt eine Ausſchweifung von ihm."

Alle Rieſen beſtätigten durch Kopfnicken die Worte des Sprechers.

„Alſo er iſt krank?" frug Anton beſorgt. „Wo ſitzt die Krankheit, alter Freund?"

„Es iſt hier und dort," erwiederte Sturm, „es ſchwebt in der Luft, es kommt langſam heran, es nimmt zuerſt die Kraft, dann den Athem; von den Beinen fängt's an, dann ſteigt es herauf." Er wies auf ſeine Füße.

„Wird Ihnen das Aufſtehen ſauer?" frug Anton.

„Gerade das iſt es," erwiederte der Rieſe, „es wird mir ſauer, und mit jedem Tag mehr. Und ich ſage dir, Wilhelm," fuhr er gegen den Sprecher fort, „in vierzehn Tagen wird auch das aufhören; dann wird nichts ſauer ſein, als Eure Citronen, und ich hoffe auch Eure Geſichter, ein Paar Stunden, bis zum Abend; dann ſollt Ihr wieder hierher kommen und Euch an dieſer Stelle niederſetzen. Ich werde dafür ſorgen, daß die Kanne hier ſteht, wie heut, dann könnt Ihr von dem alten Sturm reden, als von einem Kameraden, welcher ſich zur Ruhe gelegt hat, und der nichts mehr haben wird, was eine Laſt iſt; denn ich denke mir, da, wo wir hinkommen, wird nichts mehr ſchwer ſein."

„Da hören Sie's," ſagte Wilhelm bekümmert, „er ſchweift wieder aus."

„Was ſagt der Arzt zu Ihrer Krankheit?" frug Anton ſchnell.

„Ja, der Doctor," ſagte der alte Sturm, „wenn man den fragen wollte, er würde genug ſagen; aber man fragt ihn nicht. Es iſt, unter uns geſprochen, auf die Aerzte kein Verlaß. Sie können wiſſen, wie es in manchem Menſchen iſt, das leugne ich nicht ab; aber woher wollen ſie wiſſen, wie es in einem von uns iſt? Es kann keiner ein Faß heben.“

„Wenn Sie keinen Arzt haben, lieber Herr Sturm, ſo will ich ſogleich anfangen, Ihr Arzt zu ſein,“ rief Anton, eilte an die Fenſter und öffnete alle Flügel. „Wenn das Athmen Ihnen ſchwer wird, ſo iſt dieſe dicke Luft Gift für Sie, und wenn Sie an den Füßen leiden, ſo ſollen Sie auch nicht mehr trinken.“ Er trug die Bierkanne auf den andern Tiſch.

„Ei, ei, ei,“ ſagte Sturm, dem geſchäftigen Anton zuſehend, „die Meinung iſt gut, aber es nutzt nichts. Etwas Rauch hält warm, und an das Bier ſind wir einmal gewöhnt. Wenn ich den ganzen Tag allein ſitze auf dieſer Bank, ohne Arbeit, ohne einen Menſchen, ſo iſt es mir eine Freude, wenn meine Kameraden des Abends ihre Bequemlichkeit bei mir haben. Sie reden dann zu mir, und ich höre doch ihre Stimme wie ſonſt und erfahre etwas vom Geſchäft, und wie es in der Welt zugeht.“

„Aber Sie ſelbſt ſollen dann wenigſtens das Bier meiden und ſich vor Tabakrauch hüten,“ erwiederte Anton. „Ihr Karl wird Ihnen daſſelbe ſagen, und da er nicht hier iſt, ſo erlauben Sie mir, ſeine Stelle zu vertreten.“ Er wandte ſich zu den andern Aufladern. „Ich will ihm zu beweiſen ſuchen, daß er Unrecht hat, laſſen Sie mich eine halbe Stunde mit ihm allein.“

Die Rieſen entfernten ſich, Anton ſetzte ſich dem Kranken gegenüber und ſprach über das, was dem Vater am meiſten Freude machte, über ſeinen Sohn.

Sturm vergaß ſeine finſtern Ahnungen und gerieth in die glücklichſte Stimmung. Endlich ſah er Anton mit zugedrückten Augen an und ſagte, ſich zu ihm herüberlegend, vertraulich: „Neunzehnhundert Thaler. Er iſt noch einmal hier geweſen.“

„Sie haben ihm doch nichts gegeben?“ frug Anton beſorgt.

„Es waren nur hundert Thaler,“ ſagte der Alte entſchuldigend. „Er iſt jetzt todt, der arme junge Herr, er ſah ſo luſtig aus mit ſeinen Schnüren am Rocke. So lange ein Menſch Sohn iſt, muß er nicht ſterben, das macht zu großes Herzeleid.“

„Wegen Ihres Geldes habe ich mit Herrn von Fink geſprochen,“ ſagte Anton, „er wird vermitteln, daß man die Schuld an Sie bezahlt.“

„An den Karl,“ verbeſſerte der Alte auf ſeine Kammer ſehend. „Und Sie, Herr Wohlfart, werden es übernehmen, meinem Karl das in die Hände zu geben, was dort in dem Kaſten iſt, wenn ich ſelber den Kleinen nicht mehr ſehen ſollte.“

„Wenn Sie dieſen Gedanken nicht aufgeben, Sturm,“ rief Anton, „ſo werde ich Ihr Feind, und ich werde von jetzt ab mit größter Härte gegen Sie verfahren. Morgen früh komme ich wieder und bringe Ihnen den Arzt des Herrn Schröter mit.“

„Er mag ein guter Mann ſein,“ ſagte Sturm, „ſeine Pferde haben ſehr gutes Futter, ſie ſind ſtark und dick, aber mir kann er doch nicht helfen.“

Am andern Morgen beſuchte der Arzt den Patienten.

„Ich kann ſeinen Zuſtand noch nicht für gefährlich halten," ſagte er, ſeine Füße ſind geſchwollen, und das mag ſich wieder geben, aber das unthätige, ſitzende Leben iſt für dieſen ſtarken Körper ſo ungeſund, und ſeine Diät iſt ſo ſchlecht, daß die ſchnelle Entwickelung einer gefährlichen Krankheit leider ſehr wahrſcheinlich iſt."

Anton ſchrieb dies ſogleich an Karl und fügte hinzu: „Unter dieſen Umſtänden macht mir der Glaube deines Vaters, daß er ſeinen funfzigſten Geburtstag nicht überleben wird, große Sorge. Am beſten wäre, wenn du ſelbſt um dieſe Zeit herkommen könnteſt."

Seit Anton dies an Karl geſchrieben, war längere Zeit vergangen, er hatte unterdeß den Kranken täglich beſucht. In dem Befinden Sturms war keine auffallende Aenderung eingetreten, aber er hielt hartnäckig an ſeinem Entſchluß feſt, den Geburtstag nicht zu überleben. An einem Morgen kam der Bediente in Antons Zimmer und meldete, der Auflader Sturm wünſche ihn dringend zu ſprechen.

„Iſt er kränker?" frug Anton erſchrocken, „ich gehe ſogleich zu ihm."

„Er iſt ſelbſt mit einem Wagen vor der Thür," ſagte der Diener. Anton eilte vor das Haus. Dort hielt ein Fuhrmannswagen, über das Weidengeflecht waren große Tonnenreifen geſpannt und über dieſe eine weiße Decke gezogen. Ein Zipfel der Leinwand ſchlug ſich zurück und der Kopf des Vater Sturm fuhr mit einer ungeheuern Pelzmütze heraus. Der Rieſe blickte auf Anton und die Hausknechte, welche ſich um den Wagen drängten, von der Höhe herunter, wie der große Knecht Ruprecht auf die erſchrockenen Kinder.

Aber ſein eigenes Geſicht ſah ſehr bekümmert aus, dem herantretenden Anton hielt er ein Blatt Papier entgegen: „Leſen Sie dieſes, Herr Wohlfart. Einen ſolchen Brief habe ich von meinem armen Karl bekommen. Ich muß ſogleich zu ihm. — Auf das Gut hinter Rosmin,“ erklärte er dem Kutſcher, einem ſtämmigen Fuhrmann, der neben dem Wagen ſtand.

Anton ſah in den Brief, es waren die ungeſchickten Buchſtaben des Förſters; erſtaunt las er den Inhalt: „Mein lieber Vater, ich kann nicht zu Dir kommen, denn ein Senſenmann hat mir jetzt abgehauen, was von der Hand noch übrig war. Deßhalb bitte ich Dich, ſogleich nach Empfang dieſes Briefes zu Deinem armen Sohn zu reiſen. Du nimmſt einen großen Wagen und fährſt damit bis Rosmin. Dort hältſt Du vor dem rothen Hirſch. Im Hirſch wartet ein Wagen und ein Knecht vom Gut auf Dich. Der Knecht verſteht kein Wort Deutſch, iſt aber ſonſt ein guter Kerl, er wird Dich ſchon erkennen. Zu der Reiſe kaufſt Du Dir einen Pelz, auch Pelzſtiefeln, dieſe müſſen bis über die Knie gehen und unten mit Leder beſetzt ſein. Wenn Du für Deine großen Beine keine Stiefeln findeſt, ſo muß der Gevatter Kürſchner Dir noch in der Nacht über Deine Füße einen Pelz nähen. Grüße Herrn Wohlfart. Dein getreuer Karl.“

Anton hielt den Brief in ſeiner Hand und wußte nicht gleich, was er daraus machen ſollte.

„Was ſagen Sie zu dieſem neuen Unglück?“ frug der Rieſe traurig.

„Jedenfalls müſſen Sie ſogleich zu Ihrem Sohn,“ erwiederte Anton.

„Natürlich muß ich hin,“ ſagte der Auflader. „Das Unglück trifft mich hart, gerade jetzt, übermorgen ſind's funfzig.“

Anton merkte den Zuſammenhang. „Sind Sie denn aber auch vorbereitet, wie Karl will?“

„Ich bin's,“ ſprach der Rieſe und ſchlug die Leinwanddecke zurück, „es iſt Alles in Ordnung, der Pelz und auch die Stiefeln.“ Anton ſah in den Wagen und hatte Mühe, ernſt zu bleiben. In einen großen Wolfspelz eingewickelt nahm Sturm die ganze Breite des Wagens ein. Auch ſeine Füße waren mit einem Wolfsfell übernäht; wenn er jemals einem Ungeheuer ähnlich geweſen, ſo war er es jetzt. Er ſtieß mit ſeiner Mütze oben an die weiße Leinwand, und die Säulen ſeiner Füße füllten den ganzen Wagenraum zwiſchen Vorder- und Rückſitz. Er ſaß auf einem Bettſack und hatte einen Futterſack zur Rücklehne. Das Wenige, was noch von leerem Raum in dem Wagen übrig war, wurde in Anſpruch genommen durch allerlei Ballen und Eßkober, welche die Kameraden ihrem ſcheidenden Oberſten kunſtvoll zuſammengeſchnürt und angebunden hatten, kleine Tonnen und Kiſten waren um ihn herum eingeſtaut und gerade vor ihm hing eine geräucherte Wurſt und eine Reiſeflaſche von dem Reifen herab. So ſaß er wie ein Bär der Urwelt in ſeinem Winterlager. Ein großer Säbel lehnte an ſeiner Seite: „Gegen dieſe Senſenmänner,“ ſagte er und ſchüttelte ihn zornig. — „Jetzt habe ich noch eine große Bitte an Sie. Den Schlüſſel zu meinem Hauſe verwahrt der Wilhelm, dieſe Kiſte bitte ich Sie zu übernehmen, hierin ſteckt, was unter meinem Bett ſtand; heben Sie's auf für den Karl.“

„Ich werde die Kiſte Herrn Schröter übergeben,“ erwiederte Anton, „er iſt nach dem Bahnhof gefahren und muß jeden Augenblick zurückkehren.“

„Grüßen Sie ihn,“ ſagte der Rieſe, „ihn und Fräulein Sabine, und ſagen Sie Beiden, daß ich ihnen von Herzen danke für alle Freundlichkeit, die ſie in meinem Leben mir und dem Karl bewieſen haben.“ — Bewegt ſah er in den Hausflur hinein. „Manches liebe Jahr habe ich dort drinnen hantiert; wenn die Ringe an Ihren Centnern glatt ſind wie polirt, meine Hände haben redlich dazu geholfen. Was dieſes Geſchäft durchgemacht hat ſeit dreißig Jahren, das habe ich mit durchgemacht, Gutes und Trauriges; aber ich kann wohl ſagen, Herr Wohlfart, wir waren immer tüchtig. Ich werde Eure Fäſſer nicht mehr rollen,“ fuhr er zu den Hausknechten gewandt fort, „und ein Anderer wird Euch helfen, die Leiterbäume an den Wagen ſetzen. Denkt manchmal an den alten Sturm, wenn Ihr ein Zuckerfaß anbindet. Es kann nichts ewig bleiben auf der Welt, auch wer ſtark iſt, geht zum Ende; aber dieſe Handlung, Herr Wohlfart, ſoll ſtehen und blühen, ſo lange ſie einen Chef hat, wie dieſen, und Männer, wie Sie, und ehrliche Hände an der Waage. Dieſes iſt meines Herzens Wunſch.“ Er faltete ſeine Hände auf dem Weidengeflecht und Thränen rollten über ſeine Wangen. „Und jetzt leben Sie wohl, Herr Wohlfart, geben Sie mir Ihre Hand.“ Er zog einen großen Fauſthandſchuh aus und ſteckte ſeine Hand aus dem Wagen heraus. „Und Ihr, Peter, Franz, Gottfried, Ihr Hausknechte alle, lebt wohl und denkt freundlich an mich.“ Der Hund Sabinens kam wedelnd an den Wagen und ſprang an dem Weidenkorb herauf. „Da iſt auch der alte Pluto,“ rief Sturm und fuhr mit der Hand auf den Kopf des Hundes. „Pluto, adjes.“ Der Hund leckte ihm die Hand. „Adjes Alle!“ rief der Scheidende. „Nach Rosmin, Kutſcher!“ So zog er ſich in den Wagen zurück. Der Frachtwagen raſſelte über das Pflaſter, nach einer Weile öffnete ſich noch einmal die weiße Leinwand, der große Kopf Sturms ſah noch einmal zurück, und ſeine Hand winkte.

Anton war durch mehrere Tage in lebhafter Beſorgniß um das Schickſal Sturms. Endlich kam ein Brief von Karls Hand.

„Lieber Herr Wohlfart,“ ſchrieb Karl, „Sie werden wohl gemerkt haben, weßhalb ich die letzten Zeilen an meinen Goliath ſchrieb. Er mußte fort aus ſeiner Stube, und ich mußte ihn von ſeinem Eigenſinn wegen des Geburtstages abbringen. Deßhalb erdachte ich in meiner Angſt eine Nothlüge. Es kam alſo folgendermaßen.

„Am Tage vor ſeinem Geburtstag erwartete ihn der Knecht zu Rosmin im Hirſch. Ich ſelber war in die Schenke gegenüber geritten, um zu ſehen, wie der Vater ankam und wie er ausſah. Ich hielt mich verſteckt. Gegen Mittag kam der Wagen langſam angeraſſelt. Der Fuhrmann half dem Vater vom Wagen, denn das Abſteigen wurde ihm ſehr ſauer, ſo daß ich wegen der Beine große Furcht bekam, es war aber mehr der Pelz und das Schütteln des Wagens Schuld. Der Alte nahm auf der Straße einen Brief in die Hand und las darin, dann ſtellte er ſich vor den Jaſch, der zum Wagen gelaufen war und der thun ſollte, als verſtehe er kein Wort Deutſch, und machte vor ihm verſchiedene Zeichen und erſchreckliche Bewegungen mit den Händen. Er hielt ſeine Hand zwei Fuß vom Steinpflaſter, und als der Knecht mit dem Kopf ſchüttelte, duckte der Alte ſich ſelbſt auf die Erde. Dies ſollte ſo viel bedeuten, als „mein Zwerg,“ aber der Jaſch konnte es nicht verſtehen, dann packte der Vater das Gelenk ſeiner einen Hand mit der andern und ſchüttelte die Hand heftig vor Jaſchu Naſe, ſo daß der Knecht, der ohnedies über den großen Mann erſchrocken war, beinahe weggelaufen wäre. Endlich aber wurde der Vater mit ſeinen Sachen in unſern Korbwagen geſchafft, nachdem er noch einige Mal um den Wagen herumgegangen war und ihn mit Mißtrauen befühlt hatte. So fuhr er ab. Dem Knecht hatte ich geſagt, er ſollte auf geradem Weg nach der Förſterei fahren, und hatte mit dem Förſter Alles verabredet. Ich ritt auf einem Seitenwege vor, und als der Wagen gegen Abend ankam, ſprang ich in des Förſters Bett und ließ mir die Hand unter der Bettdecke feſtbinden, um ſie nicht in der Freude herauszuſtecken. Als der Alte zu meinem Bett trat, war er ſo ſehr gerührt, daß er weinte, und es that mir in der Seele weh, daß ich ihn täuſchen mußte. Ich erzählte ihm, daß es ſchon wieder beſſer wäre, und daß mir der Arzt erlaubt hätte, am nächſten Tag aufzuſtehen. Darauf wurde er ruhiger und ſagte mir mit wichtiger Miene, das wäre ihm lieb, denn morgen wäre für ihn ein großer Tag, morgen müßte ich an ſein Bett. Somit fing er wieder von ſeinem Unſinn an. Aber nicht lange, ſo wurde er luſtig, der Förſter kam dazu, und wir aßen, was das gnädige Fräulein mir vom Schloß geſchickt hatte. Ich ſetzte dem Alten Bier vor, welches er ſehr ſchlecht fand, darauf machte der Förſter Punſch, und wir tranken alle Drei recht tapfer, der Vater mit ſeinen verzweifelten Gedanken, ich mit der abgehauenen Hand, und der Förſter.

„Von der langen Reiſe, der warmen Stube und dem Punſch wurde der Vater bald ſchläfrig. Ich hatte für eine große Bettſtelle geſorgt, die in des Förſters Stube aufgeſtellt war. Er küßte mich beim Gutenachtgruß noch auf den Kopf, klopfte auf die Bettdecke und ſagte: „Alſo morgen, mein Zwerg.“ Gleich darauf war er eingeſchlafen. Und wie feſt ſchlief er. Ich fuhr aus des Förſters Bett und wachte die Nacht bei ihm in der Stube, es war eine bangſame Nacht, und ich mußte immer wieder auf ſeinen Athemzug hören. Spät am andern Morgen wachte er auf. Sobald der Alte ſich im Bett rührte, trat der Förſter in die Stube, und ſchon an der Thür ſchlug er die Hände zuſammen und rief einmal über das andere: „Aber Herr Sturm, was haben Sie gemacht!“ „Was habe ich denn gemacht?“ frug mein Goliath noch halb im Schlaf und ſah ſich ganz erſtaunt in der Stube um. Es war ein großes Geſchrei der Vögel, und die ganze Wirthſchaft kam ihm ſo fremd vor, daß er gar nicht wußte, ob er noch auf der Erde war. „Wo bin ich denn?“ rief er, „dieſer Ort ſteht nicht in der Bibel.“ Der Förſter aber rief immer zu: „Nein, ſo etwas iſt noch nicht erhört worden!“ bis der Alte ganz erſchrocken wurde und ängſtlich frug: „Na, was denn?“ — „Was haben Sie gemacht, Herr Sturm?“ rief der Förſter, „Sie haben eine Nacht, und einen Tag und wieder eine Nacht geſchlafen.“ „Warum nicht gar,“ ſagte mein Alter, „heut iſt der dreizehnte, es iſt Mittwoch.“ „Nein,“ ſagte der Förſter, „heut iſt der vierzehnte, es iſt Donnerstag.“

So zankten die Beiden mit einander. Endlich holte der Förſter ſeinen Kalender, in welchem er alle vergangenen Tage ausgeſtrichen hatte und auch die gegenwärtige Mittwoch mit einem dicken Strich, und hatte zum Dienstag unter ſeine Bemerkungen geſchrieben: „Heut 7 Uhr iſt der Vater des Amtmann Sturm angekommen, ein großer Mann, kann viel Punſch vertragen,“ und Mittwoch: „Heut hat dieſer Vater den ganzen Tag über geſchlafen.“ Mein Alter ſah hinein und ſagte endlich ganz verwirrt: „Es iſt richtig. Hier haben wir's ſchriftlich. Dienſtag, um ſieben Uhr bin ich gekommen, die Größe und der Punſch, Alles ſtimmt, die Mittwoch iſt quittirt, es iſt heut Donnerstag, es iſt der vierzehnte.“ Er legte den Kalender hin und ſaß ganz betreten in ſeinem Bett. „Wo iſt mein Sohn Karl?“ rief er endlich. Jetzt trat ich in die Stube, ich hatte meine Hand unter den Rock gebunden und verſtellte mich ebenſo wie der Förſter, bis der Alte endlich rief: „Ich bin wie behext, ich weiß nicht, was ich denken ſoll.“ „Siehſt du denn nicht,“ ſprach ich, „daß ich außer Bett bin? Geſtern, als du ſchliefſt, war der Doctor hier und hat mir erlaubt, aufzuſtehen. Jetzt bin ich ſchon ſo ſtark, daß ich den Stuhl hier mit ſteifem Arm heben kann.“ „Nur nichts Schweres mehr,“ ſagte der Alte. „Und auch deinetwegen habe ich mit dem Doctor geſprochen,“ redete ich weiter, „er iſt ein kluger Mann und hat uns geſagt, entweder — oder; entweder er geht darauf, oder er ſchläft ſich durch. Wenn er den ganzen Tag ſchläft, hat er's überſtanden. Es iſt gefährlich für ihn, es kommen manchmal ſolche Zufälle bei den Menſchen vor.“ „Bei uns Auſladern,“ ſagte darauf der Alte. So brachten wir ihn dazu, daß er aus dem Bett aufſtand. Und er war recht munter. Aber ich hatte doch den ganzen Tag große Sorge und ging ihm nicht von der Taſche. Er durfte nicht aus dem Hof heraus. Und doch wäre am Nachmittag bald Alles verloren geweſen, als der Vogt ankam, mich zu ſprechen. Glücklicher Weiſe hielt der Förſter die Hofthür verſchloſſen, er ging hinaus und unterwies den Vogt. Als dieſer hereinkam, rief ihm mein Vater ſchon von Weitem entgegen: „Welcher Tag iſt heut, Kamerad?“ „Donnerstag,“ ſagte der Vogt, „der vierzehnte.“ Da lachte der Vater über das ganze Geſicht und rief: „Jetzt iſt's ſicher, jetzt glaub' ich's.“ Noch eine Nacht ſchlief er beim Förſter, bis der Geburtstag überſtanden war.

„Am nächſten Morgen ließ ich den Wagen kommen und fuhr ihn nach dem Hof und führte ihn in die Stube, gegenüber der meinen, wo der Techniker gewohnt hat. Ich hatte ihm die Stube ſchnell eingerichtet. Herr von Fink, welcher von Allem wußte, hatte handfeſte Möbel aus dem Schloß herüberſchaffen laſſen, ich hatte dem Vater den alten Blücher hereingehängt, hatte die Rothkehlchen hereingelaſſen, die Hobelbank hereingeſtellt und einiges Werkzeug dazu, damit die Stube für ihn bequem war. Und jetzt ſagte ich ihm: „Dies iſt deine Wohnung, Alter. Du mußt jetzt bei mir bleiben.“ „Oho,“ ſagte er, „dieſes geht nicht, mein Zwerg.“ „Es wird nicht anders ſein,“ ſagte ich wieder, „ich will es, Herr von Fink will es, Herr Wohlfart will es, Herr Schröter will es. Du mußt dich ergeben. Wir werden uns jetzt nicht mehr trennen, ſo lange wir Beide noch zuſammen auf dieſer Erde ſind.“ Und darauf zog ich meine Hand aus dem Rock und hielt ihm eine tüchtige Strafrede, wie ungeſund ſein Leben geweſen ſei, und daß er ſeiner Einbildungen wegen mich verlaſſen wolle, ſo lange, bis er ganz weichherzig wurde und mir alles mögliche Gute verſprach. Darauf kam Herr von Fink herüber und begrüßte den Vater in ſeiner luſtigen Weiſe, und am Nachmittag kam das Fräulein und brachte den Herrn Baron geführt. Der blinde Herr freute ſich außerordentlich über den Vater, ſeine Stimme gefiel ihm ſehr, und er fühlte oft nach der Größe, und beim Abſchied nannte er ihn einen Mann nach ſeinem Herzen. Und das muß wohl ſein, denn der Herr kommt ſeitdem alle Nachmittage zum Vater [illegible] die kleine Stube und hört zu, wie der Vater ſchnitzt und pocht.

„Noch iſt der Vater verwundert über Alles, was er hier ſieht, auch mit dem Tage, den er verſchlafen hat, iſt er noch nicht ganz im Reinen, obgleich er's wohl merkt, denn er faßt mich manchmal mitten in der Unterredung beim Kopf und nennt mich einen Spitzbuben. Dieſes Wort wird er jetzt wohl für den alten Zwerg in ſeiner Rede einführen, obgleich es für einen Amtmann noch ſchlimmer iſt. Er wird ſich auf die Stellmacherei legen, er hat heut ſchon über Radſpeichen geſchnitzt. Ich fürchte nur, er wird ſehr ins Schwere arbeiten. Ich bin froh, daß ich ihn hier habe, und daß Alles ſo abgelaufen iſt, wenn er nur erſt den Winter überſtanden hat, wird er die Schwäche in ſeinen Füßen ſchon auslaufen. Das kleine Haus will er verkaufen, aber nur an einen Auflader. Er läßt Sie bitten, daſſelbe dem Wilhelm anzutragen, welcher zur Miethe wohnt, er ſoll's billiger haben, als ein Fremder.“

## 6.

Acht Tage nach dem Untergang des Advocaten ſaß Anton in ſeinem Zimmer und ſchrieb an Fink. Er theilte dieſem mit, daß man den Leichnam des Advocaten am Ende der Stadt beim Wehr aus dem Waſſer gezogen habe, die Urſache ſeines Todes ſei nicht klar. Ein Kind aus dem Hauſe, in welchem der Mann wohnte, hatte erzählt, daß es ihm am Abende der Hausſuchung nahe bei ſeiner Wohnung auf der Straße begegnet war; ſeitdem war der Todte nicht wieder erblickt worden. Unter dieſen Umſtänden ſei ein Selbſtmord nicht unmöglich. Der Polizeibeamte jedoch halte die Anſicht feſt, daß der herabgeſchlagene Hut eine fremde Hand indicire. Beim Durchſuchen der Wohnung habe man die Papiere nicht gefunden. Die weitern Nachforſchungen der Polizei ſeien bis jetzt ohne Erfolg geweſen. Seine eigene Meinung über den furchtbaren Zwiſchenfall gehe dahin, daß Itzig auch hierbei eine Schuld habe.

Da wurde die Thür geöffnet, der Galizier trat haſtig in das Zimmer und legte, ohne zu ſprechen, eine alte Brille mit roſtiger Stahleinfaſſung vor Anton auf den Tiſch. Anton ſah in das verſtörte Geſicht des Mannes und ſprang auf.

„Seine Brille,“ flüſterte Tinkeles in heiſerem Tone, „ich habe ſie gefunden beim Waſſer. Gerechter Gott, daß man muß erleben ſolchen Schreck!“

„Weſſen iſt die Brille, und wo habt Ihr ſie gefunden?" frug Anton; ihm ahnte, was der Galizier zu ſagen nicht die Kraft hatte, und ſein Auge ſah ſcheu nach den trüben Gläſern. „Faßt Euch, Tinkeles, und ſprecht."

„Es kann nicht bleiben verborgen, es ſchreit zum Himmel," rief der Galizier in heftiger Bewegung. „Sie ſollen hören Alles, wie es verlaufen iſt. Zwei Tage, nachdem ich habe geſprochen mit Ihnen wegen der hundert Thaler, bin ich gegangen des Abends zu Löbel Pinkus in die Schlafſtelle. Wie ich bin in das Haus getreten, iſt ein Mann im Finſtern an mich gerennt. Ich habe gedacht, iſt das der Itzig, oder iſt er's nicht? Ich habe mir geſagt, es iſt der Itzig; es iſt ſein Laufen, wie er läuft, wenn er in Eile iſt. Als ich bin gekommen hinauf in die große Stube, iſt Alles geweſen leer, und ich habe mich geſetzt zum Tiſch und habe nachgeſehen in meiner Brieftaſche. Und wie ich ſitze, geht draußen der Wind und es klopft an das Geländer, und es klopft immer fort, als wenn Einer draußen ſteht, der herein will, und kann nicht öffnen die Thür. Ich habe mich erſchreckt und habe meine Briefe eingepackt und habe gerufen: iſt Jemand hier, ſo ſoll er ſagen, daß er hier iſt. Es hat Keiner geantwortet, aber es hat an der Thür geklappert ohne Aufhören. Da habe ich mir gefaßt ein Herz, ich habe genommen die Lampe und bin gegangen an das Geländer und habe geleuchtet in alle Winkel. Ich habe Niemand geſehen. Und wieder hat's geklopft dicht vor mir und hat gegeben einen großen Krach; da iſt aufgeflogen eine Thür, welche niemals offen geweſen iſt, und von der Thür hat eine Treppe hinuntergeführt ins Waſſer. Als ich nun habe geleuchtet auf der

Treppe, habe ich geſehen, daß ein naſſer Fuß hat getreten auf die Stufen und iſt heraufgekommen; die Spuren von dem Fuße ſind geweſen zu ſehen bis in die Stube, naſſe Flecke auf dem Boden. Und ich habe mich gewundert und habe zu mir geſagt: Schmeie, habe ich geſagt, wer iſt gegangen bei der Nacht aus dem Waſſer herauf in die Stube, und hat offen gelaſſen die Thür, wie ein Geiſt? Es kümmert dich nicht, habe ich mir geſagt, es iſt nicht dein Geſchäft. Und ich habe mich gefürchtet.

„Und eh' ich zuſchließe die Thür, habe ich mit der Lampe noch einmal auf die Treppe geleuchtet, und da habe ich unten am Waſſer auf der letzten Stufe etwas geſehen, das gefunkelt hat im Licht. Und ich habe mich hinuntergewagt eine Stufe nach der andern, weh, ich kann Ihnen ſagen, Herr Wohlfart, es iſt geweſen eine ſchwere Arbeit. Der Wind hat geheult und hat geblaſen um meine Lampe, und der Weg die Treppe hinunter iſt geweſen ſo finſter wie ein Brunnen. Und was ich aufgehoben habe, iſt geweſen dieſes da,“ — er wies auf die Brille — „das Glas, das er vor ſeinen Augen getragen hat.“

„Und woher wißt Ihr, daß es die Brille des Todten iſt?“ frug Anton geſpannt.

„Sie iſt zu erkennen an dem Gelenk, das verbunden iſt mit ſchwarzem Zwirn. Ich habe ihn mit dieſer Brille beim Pinkus in der Stube geſehen mehr als einmal. Darauf habe ich die Brille zu mir geſteckt, und ich habe gedacht, ich will dem Pinkus nichts ſagen von der Geſchichte und will das Glas geben dem Hippus ſelbſt und ſehen, ob es mir kann nützen für unſer Geſchäft. Und ich habe die Brille bei mir getragen bis heut und habe auf den Hippus gewartet, und als er nicht gekommen iſt, habe ich den Pinkus gefragt, und dieſer hat mir geantwortet: „Weiß ich doch auch nicht, wo er ſteckt.“ Und heute zum Mittag, als ich gekommen bin in die Herberge, iſt mir der Pinkus entgegengelaufen und hat mir geſagt: „Schmeie, hat er geſagt, wenn Ihr den Hippus noch ſprechen wollt, ſo müßt Ihr gehen ins Waſſer; er iſt gefunden worden im Waſſer.“ Das iſt mir geweſen wie ein Schuß in mein Herz, als er mir geſagt hat: geh ins Waſſer und ſuch' dir ihn. Und ich habe mich halten müſſen an die Wand.“‘

Anton eilte an den Schreibtiſch, ſchrieb einige Zeilen an den Beamten, der erſt vor Kurzem das Zimmer verlaſſen hatte, klingelte und gab dem Diener den Auftrag, das Billet eiligſt abzugeben.

Unterdeß war Tinkeles wie gebrochen auf einen Stuhl geſunken, er ſtarrte auf die Tiſchplatte und murmelte vor ſich in unverſtändlichen Tönen.

Anton ging nicht weniger ergriffen im Zimmer auf und ab. Es war ein trauriges Schweigen. Nur einmal wurde es unterbrochen, als der Galizier von ſeinem Gemurmel zu lauten Tönen überging und fragte: „Glauben Sie, daß die Brille werth ſein wird die hundert Thaler, die Sie für mich haben in Ihrem Schreibtiſch?“

„Ich weiß es noch nicht,“ antwortete Anton kurz und ſetzte ſeinen Weg durch die Stube fort.

Schmeie verfiel wieder in Abſpannung und Seufzen, ſchlug manchmal ſeine zitternden Hände in einander und gurgelte vor ſich hin. Endlich blickte er wieder auf und ſagte: „oder zum wenigſten doch funfzig?“

„Schweigt jetzt mit Eurem Schacher,“ erwiederte Anton ſtreng.

„Was ſoll ich ſchweigen,“ rief Tinkeles entrüſtet, „ich ſtehe aus eine große Angſt, ſoll das ſein um gar nichts?“ Und wieder verſank er in ſeinen Schmerz.

Die Unterhaltung wurde durch die Ankunft des Beamten unterbrochen. Der gewandte Mann ließ den Händler noch einmal ſeinen Bericht wiederholen, nahm die Brille, beſtellte einen Wagen für ſich und den widerſtrebenden Tinkeles und ſagte beim Abſchiede zu Anton: „Machen Sie ſich gefaßt auf eine ſchnelle Entwickelung; ob ich meinen Willen durchſetze, iſt noch zweifelhaft; für Sie iſt aber jetzt einige Ausſicht da, die Documente, welche Sie ſuchen, aufzufinden.“

„Um welchen Preis!“ rief Anton ſchaudernd.

Die Zimmer im Hauſe Ehrenthals waren hell erleuchtet, durch die herabgelaſſenen Vorhänge fiel ein trüber Schimmer in den Sprühregen, der aus der dicken Nebelluft auf die Straße ſank. Mehrere Räume waren geöffnet, ſchwere ſilberne Leuchter ſtanden umher, glänzende Theekannen, bunte Porcellanſchaalen, alles Schaugeräth war gebürſtet, gewaſchen und aufgeſtellt, der dunkle Fußboden war neu gebohnt, ſogar die Küchenfrau trug eine neu geplättete Haube; das ganze Haus hatte ſich gewaſchen und gereinigt. Die ſchöne Roſalie ſtand mitten unter dieſer Herrlichkeit in einem Kleid von gelber Seide mit purpurrothen Blüthen geſchmückt, ſchön wie eine Houri des Paradieſes, und bereit wie dieſe, den Auserwählten zu empfangen. Die Mutter ſtrich ihr die Falten des ſchweren Stoffes zurecht, ſah triumphirend auf ihr Werk und ſagte in einer Anwandlung von mütterlichem Gefühl:

„Was du heut ſchön biſt, Roſalie, mein einziges Kind!“ Aber Roſalie war zu ſehr gewöhnt an dieſe Huldigungen der Mutter, ſie achtete wenig auf das Lob und neſtelte unwirſch an einem Armband, welches auf ihrem vollen Arm durchaus nicht feſthalten wollte. „Daß der Itzig mir Türkiſe gekauft hat, war wieder recht unpaſſend von ihm, er hätte auch wiſſen können, daß ſie nicht in der Mode ſind.“

„Sie ſind gut gefaßt,“ ſagte die Mutter beruhigend, „es iſt ein ſchweres Gold, und die Façon iſt nach dem neuſten Geſchmack.“

„Und wo bleibt Itzig? Heut ſollt' er doch kommen zur rechten Zeit; die Familie wird da ſein, und der Bräutigam wird fehlen,“ fuhr Roſalie ſchmollend fort.

„Er wird zur Stunde kommen,“ antwortete Itzigs Patronin, „du weißt, wie er ſich müht und arbeitet, damit du ein glänzendes Haus machen kannſt. Du biſt glücklich,“ ſchloß ſie ſeufzend. „Du trittſt jetzt in das Leben, und wirſt eine angeſehene Frau. Ihr werdet nach der Trauung zuerſt auf einige Wochen nach der Reſidenz reiſen, wo der Itzig dich vorſtellen wird meiner Familie, und wo Ihr mit einander in aller Ruhe die Flitterwochen verleben könnt. Unterdeß werde ich Euch dieſes Quartier einrichten, und ich werde hinaufziehen in den obern Stock. Ich werde den Reſt meines Lebens den Ehrenthal pflegen und mit [illegible] ſitzen in der leeren Stube.“

„Soll der Vater heut in die Geſellſchaft kommen?“ frug Roſalie.

„Es muß ſein wegen der Familie, daß er hereinkommt; er muß als Vater den Segen über Euch ſprechen.“

„Er wird uns einen Affrent machen und wieder thörichtes Zeug reden,“ ſagte die kindliche Tochter.

„Ich habe ihm geſagt, was er ſprechen ſoll,“ antwortete die Mutter, „und er hat mir zugenickt zum Zeichen, daß er es hat verſtanden.“

Es klingelte, die Thür öffnete ſich, die Verwandtſchaft erſchien. Bald füllten ſich die Zimmer. Damen in ſchweren ſeidenen Kleidern mit Goldſchmuck, blitzenden Ohrringen und Ketten beſetzten das große Sopha und die Stühle der Runde. Es waren meiſt [illegible]lle Geſtalten, hier und da ein brennendes dunkeles Auge, eine impoſante Geſtalt. Sie ſaßen in getrennter Verſammlung wie ein buntes Tulpenbeet, in welches der Gärtner vermieden hat, eine dunkle Blüthe zu ſetzen. Und wieder in Gruppen ſtanden die Männer, ſchlaue Geſichter, die Hände in den Hoſentaſchen, weniger feierlich und weniger behaglich. So harrte die Verwandtſchaft des Bräutigams, der immer noch zu kommen ſäumte.

Endlich erſchien er, der gezeichnet war. Argwöhniſch fuhr ſein Auge umher, unſicher klang ſein Gruß an die Braut. Er ſtrengte ſich an bis aufs Aeußerſte, nur einige Redensarten zu finden, die er dem ſchönen Mädchen hinwerfen konnte, und er ſelbſt hätte grimmig lachen mögen über die Leere, die er in ſich fühlte. Er ſah nicht ihr glänzendes Auge, nicht den ſch[illegible] Hals und die Pracht des Leibes; als er zu ihr trat, mußte er auf einmal an etwas Anderes denken, woran er jetzt immer dachte. Er wandte ſich ſchnell von Roſalie ab und trat in den Haufen der Herren, der nach ſeiner Ankunft geſprächiger wurde. Einige gleichgültige Redensarten der Jüngern wurden gehört, als: „Fräulein

Roſalie ſieht bezaubernd aus" und: „ob der Ehrenthal kommen wird?" und: „dieſer lange Nebel iſt ungewöhnlich, er iſt ungeſund, man muß Jacken von Flanell tragen," bis aus einem Munde die Worte kamen: „Vier ein halbprocentige." Da hörten die Fragen auf, es war ein Geſpräch gefunden. Itzig war einer der Lauteſten, er geſticulirte nach allen Seiten. Man redete von den Curſen, von der Wolle und von dem Unglück eines Geſchäftsmannes, der in Papieren ſo viel gemacht hatte, daß er gefallen war. Die Frauen waren vergeſſen, und an ſolche Iſolirung gewöhnt, hielten ſie feierlich die Theetaſſen in der Hand, ſtrichen die Falten an ihren Gewändern zurecht und bewegten anmuthig Hals und Arm, daß ihre Ketten und Armbänder im Kerzenlicht blitzten.

Da ward die Unterhaltung durch ein Geräuſch unterbrochen, eine Thür ging auf, allgemeine Stille entſtand, ein ſchwerer Armſtuhl wurde in das Zimmer gerollt.

Auf dieſem Armſtuhl ſaß ein alter Mann mit weißem Haar, ein dickes aufgedunſenes Geſicht, zwei glotzende Augen, welche vor ſich hinſtarrten, der Leib gekrümmt, die Arme ſchlaff über die Lehne herabhängend. Das war Hirſch Ehrenthal, ein blödſinniger Greis. Als der Stuhl in die Mitte der Verſammlung niedergeſetzt war, ſah er ſich langſam um, nickte mit dem Kopf und wiederholte die eingelernten Worte: „Guten Abend, guten Abend." Seine Frau beugte ſich zu ihm herab und rief mit lauter Stimme in ſein Ohr: „Kennſt du die Herrſchaften, welche hier ſind? Es iſt die Verwandtſchaft."

„Ich weiß," nickte die Geſtalt, „es iſt eine Soirée. —

Sie ſind Alle gegangen zu einer großen Soirée, und ich bin allein geblieben in meiner Stube. — Und ich habe geſeſſen an ſeinem Bett. Wo iſt der Bernhard, daß er nicht kommt zu ſeinem alten Vater?" Die Anweſenden, welche den Lehnſtuhl umringt hatten, traten verlegen zurück, und die Hausfrau ſchrie dem Alten wieder ins Ohr: „Bernhard iſt verreiſt, aber deine Tochter Roſalie iſt hier."

„Verreiſt iſt er?" frug der Alte traurig, „wohin kann er doch ſein verreiſt? Ich habe ihm wollen kaufen ein Pferd, daß er kann darauf reiten, ich habe ihm wollen kaufen ein Gut, damit er ſoll leben als ein anſtändiger Menſch, was er immer iſt geweſen. Ich weiß," rief er, „als ich ihn habe geſehen das letzte Mal, iſt er geweſen auf einem Bett. Auf dem Bett hat er gelegen, und er hat ſeine Hand erhoben und hat ſie geſchüttelt gegen ſeinen Vater." Er ſank in den Stuhl zurück und wimmerte leiſe.

„Komm her, Roſalie," rief die Mutter, geängſtigt durch dieſe Phantaſie des Schwachſinnigen. „Wenn dich der Vater ſieht, mein Kind, kommt er auf andere Gedanken." Die Tochter trat heran und kniete, ihr Taſchentuch unterbreitend, vor dem Stuhl des Vaters. „Kennſt du mich, Vater?" rief ſie.

„Ich kenne dich," ſprach der Alte, „du biſt ein Weib. Was braucht ein Weib zu liegen auf der Erde? Gebt mir meinen Gebetmantel und ſprecht die Gebete. Ich will knieen an deiner Stelle und beten, denn es iſt gekommen eine lange Nacht. Aber wenn ſie wird vorüber ſein, dann werden wir anzünden die Lichter und werden eſſen. Dann wird es Zeit ſein, daß wir die bunten Kleider anziehen. — Was trägſt du einen bunten Rock, jetzt, wo der Herr zürnt auf die Gemeinde?“ — Er begann ein Gebet zu murmeln und ſank wieder in ſich zuſammen.

Roſalie erhob ſich unwillig; die Mutter ſagte in großer Verlegenheit: „Es iſt heut ärger mit ihm, als es jemals geweſen iſt. Ich habe gewollt, daß der Vater gegenwärtig ſein ſollte beim Ehrentage der Tochter, aber ich ſehe, daß er die Pflichten des Hausherrn nicht erfüllen kann. So werde ich als Mutter der Geſellſchaft eine frohe Mittheilung machen.“ Sie faßte feierlich die Hand ihrer Tochter: „Treten Sie näher, Itzig.“

Itzig hatte bis dahin ſtumm unter den Andern geſtanden und auf den Alten geſtarrt. Er hatte zuweilen mit den Achſeln gezuckt und mit dem Kopfe geſchüttelt über den Unſinn des Kranken, weil er fühlte, daß das bei ſeiner Stellung in der Familie ſchicklich war. Aber vor ſeinem Auge ſchwebte eine andere Geſtalt, er wußte beſſer als die Andern, wer jammerte und ſtöhnte, er wußte auch, wer geſtorben war und nicht verziehen hatte. So trat er mechaniſch neben die Frau vom Hauſe, den Blick ſtier auf den Alten gerichtet. Die Gäſte umringten im Kreiſe ihn und Roſalie, die Mutter ergriff ſeine Hand.

Da fing der Alte in ſeinem Lehnſtuhl wieder an zu ſchwatzen. „Seid ſtill,“ ſagte er vernehmlich, „dort ſteht er, der Unſichtbare. Wir gehen heim vom Begräbniß, und er tanzt unter den Weibern. Wen er anſieht, dem ſchlägt er die Glieder. Dort ſteht er,“ ſchrie er laut und erhob ſich aus ſeinem Stuhl. „Dort — dort. — Stürzt Eure Waſſerbecken um und flieht in die Häuſer. —

Denn der da ſteht, er iſt verflucht vor dem Herrn. Verflucht!" ſchrie er und ballte die Hände und wankte wie raſend auf Itzig zu.

Itzigs Geſicht wurde fahl, er verſuchte zu lachen, aber ſeine Züge verzogen ſich in grimmiger Angſt. Da wurde ſchnell die Thür aufgeriſſen, ſein Laufburſche ſah ängſtlich herein. Itzig warf nur einen Blick auf den Knaben, und er wußte Alles, was der Andere ihm ſagen wollte. Er war entdeckt, er war in Gefahr. Er ſprang zur Thür und war verſchwunden.

Lege deinen Brautſchmuck ab, ſchöne Roſalie, wirf das goldene Armband mit Türkiſen in die finſtere Ecke des Hauſes, wo der Moder an den Wänden ſitzt und nie ein Lichtſtrahl auf Gold und Edelſteine blitzt. Die Steine ſollen verbleichen und das Gold unſcheinbar werden im Laufe der Jahre, die Kelleraſſeln ſollen in den Gliedern des Armrings ihr Lager aufſchlagen und durch das goldene Kettengelenk ſchlüpfen. Langbeinige Spinnen werden darüber kriechen und werden ihre Röhre daran ſpinnen, um einfältige Fliegen in der Finſterniß zu überraſchen. Wirf das Armband weit weg von dir, denn jeder Gran Gold daran iſt durch eine Schurkerei bezahlt. Zieh dein hochzeitlich Gewand aus und hülle deinen ſchönen Leib in Trauerkleider, und von den Blumen in deinem Haar pflücke die Blätter ab und wirf ſie hinaus in die Nacht, dem kalten Nachtwind zum Spiele. Sieh ihnen nach, wie ſie im Lichtſcheine des Fenſters flattern und in dem Dunkel verſchwinden; ſie fallen hinab in den Schmutz der Straßen, und der Fuß der Vorübergehenden bedeckt ſie mit Schlamm. Du wirſt keine Verlobung, kein Hochzeitsfeſt feiern mit deinem vielverſprechenden Bräutigam; du wirſt in den nächſten Tagen mit geſenktem Haupt über die Straßen eilen, und wo du vorübergehſt, werden die Leute einander anſtoßen und flüſtern: „Das iſt ſeine Braut.“ Und wenn die Zeit kommt, wo die Hoffnung der Mutter dich in der Reſidenz ſah, in luſtigen Flitterwochen, da wirſt du in einer fremden Stadt ſitzen, wohin du fliehſt, um dem Spott der Boshaften zu entrinnen. Du gehſt nicht im Schmerz unter, und deine Wange erbleicht nicht; du haſt ein glänzendes Ausſehen, und dein Vater hat viel Geld zuſammengeſcharrt; du findeſt mehr als Einen, der bereit iſt, der Nachfolger von Itzig zu werden. Dein Loos iſt, Einem heimzufallen, der dein Capital heirathet und deine Glieder mit vergnügtem Lachen in Kauf nimmt, und du wirſt ihn vom erſten Tage deiner Ehe an verachten, und wirſt ihn ertragen, wie man einen Schaden trägt, den der Arzt nicht wegſchaffen kann. Neue Gewänder von glänzender Seide wirſt du tragen, und ein anderer Goldſchmuck wird an deinem Arm klirren, und der Inhalt deines Lebens wird ſein, als geſchmückte Puppe umher zu wandeln und deinen Mann höhniſch mit andern Männern zu vergleichen. Das Geld aber, welches der alte Ehrenthal durch Wucher und Schlauheit mit tauſend Sorgen für ſeine Kinder zuſammengebracht hat, das wird wieder rollen aus einer Hand in die andere, es wird dienen den Guten und Böſen, und wird dahinfließen in den mächtigen Strom der Capitalien, deſſen Bewegung das Menſchenleben erhält und verſchönert, das Volk und den Staat groß macht und den Einzelnen ſtark oder elend, je nach ſeinem Thun.

Draußen war finſtere Nacht, durch die dicke Luft rieſelte ein kalter Sprühregen, und die Haut der Fußgänger ſchauerte unter den dichten Herbſtkleidern. Izig ſprang die Treppe hinab. Er hörte noch auf den Stufen eine bebende Stimme: „Die Polizei iſt in der Wohnung, ſie ſtehen im Hofe, ſie lauern auf der Treppe, ſie brechen die Stubenthür auf.“ Dann hörte er nichts mehr, eine furchtbare Angſt überſchüttete ſeine Seele. Mit raſender Schnelligkeit fuhren die Gedanken durch ſein Haupt. Flucht, Flucht, ſchrie Alles in ihm. Er fühlte nach ſeiner Taſche, worin er ſeit der letzten Woche einen Theil ſeines Vermögens herumtrug. Er dachte an die Züge der Eiſenbahn, es war nicht die Stunde, wo ein Zug abging, der ihn zum Meere führen konnte. Und auf allen Bahnhöfen fand er Verfolger, die auf ihn lauerten. So rannte er hinein in die Nacht durch enge Gaſſen in entlegene Stadttheile. Wo eine Laterne brannte, fuhr er zurück. Immer flüchtiger wurde ſein Gang, immer verworrener der Zug ſeiner Gedanken. Endlich verließ ihn die Kraft, er kauerte in eine Ecke und preßte die Hände an ſeinen Kopf, um die Gedanken zuſammenzuhalten. Da hörte er das dumpfe Horn des Wächters in ſeiner Nähe, wenige Schritte von ihm ſtand der Mann, und ſeine Hellebarde klapperte an den Schlüſſeln, die er am Gürtel trug. Tief zur Erde beugte ſich der Flüchtige, die Angſt ſchnürte ihm die Bruſt zuſammen, daß er ſtöhnte, obgleich es ſein Leben galt. Auch hier war die Gefahr. Wieder ſtürzte er zwiſchen den Häuſerreihen vorwärts auf den einzigen Ort zu, der noch deutlich vor ſeiner Seele ſtand, vor dem er ſich graute, wie vor dem Tode, und zu dem es ihn doch hinzog.

als zu dem letzten Verſteck, das er auf Erden noch hatte. Als er in die Nähe der Herberge kam, ſah er einen dunklen Schatten vor der Thür. Dort hatte der kleine Mann oft in der Dunkelheit geſtanden und auf den heimkehrenden Veitel gewartet. Auch heut ſtand er dort und wartete auf ihn. Der Unſelige fuhr zurück und wieder näher heran, die Thür war frei. Er fuhr mit der Hand nach einem verborgenen Drücker und ſchlüpfte hinein. Aber hinter ihm hob ſich wieder drohend der Schatten aus dem Dunkel eines vorſpringenden Kellers, er glitt hinter ihm an die Thür und blieb dort regungslos ſtehen. Der Flüchtling zog ſeine Stiefeln aus und huſchte die Treppe hinauf. Er fühlte ſich im Finſtern an eine Stubenthür, öffnete ſie mit zitternder Hand und griff nach einem Schlüſſelbund an der Wand. Mit den Schlüſſeln eilte er durch den Saal auf die Galerie, wie in weiter Ferne hörte er die Athemzüge ſchlafender Menſchen. Er ſtand vor der Treppenthür. Ein heftiger Schauer ſchüttelte ſeine Glieder, wankend ſtieg er hinunter, Stufe auf Stufe. Als er den Fuß in das Waſſer ſetzte, hörte er ein klägliches Stöhnen. Er hielt ſich an die Holzwand, wie der Andere gethan, und ſtarrte hinunter. Wieder ſtöhnte es aus tiefſter Bruſt, er merkte, daß er es ſelbſt war, der ſo Athem holte. Mit dem Fuß ſuchte er den Gang im Waſſer. Das Waſſer war geſtiegen ſeit jener Zeit, es ging ihm hoch über das Knie, er hatte Grund gefunden und ſtand im Waſſer.

Finſter war die Nacht, immer noch rieſelte der Regen durch die ſchwere Luft, der Nebel überzog Häuſer und Galerien längs dem Fluſſe, nur undeutlich trat eine Waſſertreppe, ein ſtützender Pfeiler oder das Giebeldach eines Hauſes aus der dunkelgrauen Maſſe hervor. Das Waſſer ſtaute ſich an den alten Pfählen, den Treppen und den Vorſprüngen der Häuſer und murmelte eintönig. Es war der einzige Laut in der finſtern Nacht, und er drang wie Donnergetös in das Ohr des Mannes. Alle Qual der Verdammten fühlte er jetzt, wo er watend, mit den Händen fühlend, durch Waſſer und Regen ſeinen Weg ſuchte. Er klammerte ſich an das ſchlüpfrige Holz der Pfähle, um nicht zu ſinken. Er ſtand an der Treppe des Nachbarhauſes, er fühlte nach den Schlüſſeln in ſeiner Taſche, noch ein Schwung um die Ecke, und ſein Fuß berührte die Stufen der Treppe. Da, als er ſich wenden wollte, fuhr er kraftlos zurück, der gehobene Fuß ſank in das Waſſer, vor ſich auf dem Pfahlwerk über der Fluth ſah er eine dunkle, gebückte Geſtalt. Er konnte die Umriſſe des alten Hutes erkennen, er ſah trotz der Finſterniß die häßlichen Züge eines wohlbekannten Geſichts. Unbeweglich ſaß die Erſcheinung vor ihm. Er fuhr mit der Hand an ſeine Augen und in die Luft, als wollte er ſie wegwiſchen. Es war keine Täuſchung, das Geſpenſt ſaß wenige Schritt vor ihm. Endlich ſtreckte das Schreckliche eine Hand aus nach Itzigs Bruſt. Mit einem Schrei fuhr der Verbrecher zurück, ſein Fuß glitt von dem Wege herunter, er fiel bis an den Hals ins Waſſer. So ſtand er im Strom, über ihm heulte der Wind, an ſeinem Ohr rauſchte das Waſſer immer wilder, immer drohender. Er hielt die Hände in die Höhe, ſein Auge ſtarrte noch immer auf die Erſcheinung vor ihm. Langſam löſte ſich die fremde Geſtalt von dem Balken, es rauſchte auf dem Wege, den er ſelbſt gegangen war, das Geſpenſt trat ihm näher, wieder ſtreckte ſich die Hand nach ihm aus. Er ſprang entſetzt weiter ab in den Strom. Noch ein Taumeln, ein lauter Schrei, der kurze Kampf eines Ertrinkenden, und Alles war vorüber. Der Strom rollte dahin und führte den Körper des Lebloſen mit ſich.

An dem Rand des Fluſſes wurde es lebendig, Pechfackeln glänzten am Ufer, Waſſen und verhüllte Uniformen blinkten im Schein der Lichter. Der Zuruf ſuchender Menſchen wurde gehört, und vom Fuß der Treppe watete ein Mann längs dem Ufer und rief hinauf: „Er iſt fortgetrieben, bevor ich ihn erreichen konnte, morgen wird er am Wehr zu finden ſein.“

## 7.

Die Herberge des Löbel Pinkus wurde durchſucht, das geheime Magazin im Nebenhauſe mit Beſchlag belegt; und da man die Beute zahlreicher alter und neuer Diebſtähle darin angeſammelt fand, wurde der Herbergsvater ſelbſt ins Gefängniß geſetzt. Unter den gefundenen Gegenſtänden war auch die leere Caſſette des Freiherrn; in einem verſchloſſenen Schrank der geheimen Höhle lagen zuſammengepackt die Ehrenſcheine des Freiherrn und die beiden Hypothekeninſtrumente über die erſten und die letzten zwanzigtauſend Thaler der Gutsſchulden. In der Wohnung des Agenten Itzig fand ſich ein Document, in welchem Pinkus verſicherte, daß Veitel Itzig Eigenthümer der erſten Hypothek ſei. Der harte Sinn des Pinkus wurde durch die Unterſuchungshaft erweicht; er geſtand, was zu leugnen er nicht mehr großes Intereſſe hatte, daß er nur im Auftrage des Ertrunkenen dem Freiherrn das Geld gezahlt, und daß dieſer in der That von Itzig nicht mehr als zuſammen ungefähr zehntauſend Thaler erhalten habe. So gewann der Freiherr auch ſein Anrecht an die Hälfte der erſten Hypothek zurück.

Pinkus wurde zu langer Gefängnißſtrafe verurtheilt. Die ſtille Herberge ging ein, und Tinkeles, der das zweite Hundert gleich nach Itzigs Tode von Anton gefordert hatte, trug fortan ſein Bündel und ſeinen Kaftan in einen andern

Schlupfwinkel. Sein Gefühl für die Handlung erhielt durch die letzten Ereigniſſe eine Wärme, welche die Handlung veranlaßte, ihm gegenüber ungewöhnliche Vorſicht zu beobachten und einige große Geſchäfte zurückzuweiſen, die er jetzt durchaus mit ihr unternehmen wollte. Die natürliche Folge dieſer Kälte war, daß Tinkeles um ſo höhere Achtung vor der Klugheit des Geſchäfts erhielt und fortfuhr, dem Comtoir ſeine Beſuche zu gönnen, ohne daß eine neue kühne Speculation das gute Verhältniß unterbrach. Das Haus des Pinkus wurde verkauft, ein ehrlicher Färber zog hinein, und von der Galerie, an welcher einſt die hagere Geſtalt des jungen Veitel gelehnt hatte, hing jetzt blau und ſchwarz gefärbtes Garn hinunter bis in die trübe Fluth.

Nach langen Verhandlungen mit dem Anwalt und der gedrückten Familie Ehrenthals empfing Anton im Wege des Vergleichs die Ehrenſcheine und die letzte Hypothek gegen Zahlung der zwanzigtauſend Thaler zurück.

Unterdeß kam der Subhaſtationstermin des Familiengutes heran. Noch vor dem Termin ſuchte ein Kaufluſtiger Anton auf, und Anton traf mit ihm unter Zuziehung ſeines Rechtsbeiſtands und mit Einwilligung des Freiherrn das Abkommen, daß der Käufer im Termin wenigſtens eine Kaufſumme zu bieten habe, welche dem Freiherrn auch die letzte für Ehrenthal ausgeſtellte Hypothek rettete. Bei dem noch immer niedrigen Güterpreiſe war eine höhere Verkaufſumme für das Gut nicht zu hoffen, und im Termin, deſſen Ende Anton in großer Spannung abwartete, erſtand der neue Käufer in der That das Gut zu dem vorher beſprochenen Preiſe.

Am Tage nach dem Termin ſchrieb Anton der Baronin, er überſandte ihr die Schuldſcheine des Freiherrn und ſeine Vollmacht. Er ſiegelte den Brief mit dem frohen Gefühl, daß er aus all der Verwirrung für Lenore doch ein Erbtheil von ungefähr dreißigtauſend Thalern gerettet hatte.

Auf dem Dach des Staroſtenhauſes lag wieder der weiße Schnee, und die Krähen drückten die Spur ihrer Füße hinein. Das glänzende Feſtkleid des Winters war über Flur und Wald ausgebreitet, in tiefem Schlaf lag die Erde, kein Schäferhund bellte auf den Feldern, das Ackergeräth ſtand unthätig in einem Schuppen des Hofes. Und doch war auf dem Gut ein heimliches Leben ſichtbar, und über den weiten Hofraum eilten geſchäftige Arbeiter mit Zollſtab und Säge. Der Boden in dem Wirthſchaftshof war uneben, denn der Grund für neue Gebäude war ausgegraben, und in den Stuben, und ſogar draußen im Sonnenſchein arbeitete eine Schaar Handwerker aus der Stadt, Zimmerleute, Tiſchler und Stellmacher. Luſtig pfiff der Geſell ſein Lied bei der Arbeit, und die gelben Späne flogen weit in den Hof hinein. Es war eine neue Kraft auf dem Gut ſichtbar, und ein neues Leben, und wenn das Frühjahr kommt, wird eine Schaar Arbeiter ſich über den polniſchen Grund verbreiten und den ausgeruhten Boden zwingen, emſiger Arbeit Früchte zu tragen.

In ſeiner warmen Stube ſaß Vater Sturm auf der Schnitzbank unter Tonnenreifen und Faßdauben, und ſein Eiſen arbeitete mächtig in das Eichenholz hinein. Und ihm gegenüber auf dem einzigen Polſterſtuhl der Stube lehnte der blinde Freiherr, den Krückſtock in der Hand, ſein Ohr auf den alten Sturm gerichtet.

„Sie müſſen müde ſein, Sturm,“ ſagte der Freiherr.

„Ei,“ rief der Rieſe, „mit den Händen geht es noch wie ſonſt. Das hier wird eine kleine Tonne für das Regenwaſſer, es iſt bloße Kinderarbeit.“

„Auch er hat einmal in einer kleinen Tonne geſteckt,“ ſagte der Freiherr vor ſich hin. „Er war ein ſchwaches Kind, die Amme hatte ihn zum Baden hineingeſetzt, und er hatte ſeinen Rücken darin gebogen und vorn die Knie angeſtemmt, ſo konnte er nicht mehr heraus. Ich mußte die Reifen der Tonne abſchlagen laſſen, um den Knaben aus ſeinem Gefängniß zu erlöſen.“

Der Rieſe räuſperte ſich. „Waren es eiſerne Reifen?“ frug er theilnehmend.

„Es war mein Sohn,“ ſagte der Freiherr mit zuckendem Antlitz.

„Ja,“ ſagte Sturm leiſe, „er war ſtattlich, er war ein hübſcher Mann, es war eine Freude, zu hören, wenn ſein Säbel raſſelte, und zu ſehen, wie er ſeinen kleinen Bart drehte.“ — Ach, er hatte daſſelbe dem blinden Vater ſchon oft geſagt, alle Tage mußte er es wiederholen, wenn der Freiherr ihm gegenüber ſaß!

„Es war des Himmels Wille,“ ſagte der Freiherr und faltete die Hände.

„So war es,“ wiederholte der alte Sturm, „unſer Herrgott wollte ihn zu ſich nehmen, grade als er bei ſeiner beſten Arbeit war. Das war ehrenvoll für ihn, und kein Menſch kann ſchöner die Erde verlaſſen. Für ſein Vaterland und für ſeine Eltern zog er in ſeinem Schnurrock aus, und er war ſiegreich und jagte die Polacken in die Felder, als der

Herr ſeinen Namen rief und ihn unter ſeine eigene Garde verſetzte.“

„Ich aber mußte zurückbleiben,“ ſagte der Freiherr.

„Und mich freut's, daß ich unſern jungen Herrn noch geſehen habe,“ fuhr Sturm mit großer Beredſamkeit fort, „denn wie Sie wiſſen, war er damals unſer junger Herr. Sie vertrauten meinem Karl die ganze Wirthſchaft an, und ſo war es für mich eine Ehre, auch Ihrem Herrn Sohn ein Vertrauen zu zeigen.“

„Es war unrecht, daß er zu Ihnen kam Geld zu borgen,“ ſagte der Freiherr kopfſchüttelnd. Und er ſagte ſo, weil er die troſtvolle Antwort Sturms ſchon oft gehört hatte und ſie wieder hören wollte.

Der Rieſe legte ſein Schnitzeiſen weg, fuhr ſich in die Haare und bemühte ſich, recht unternehmend auszuſehen, als er in leichtſinnigem Tone begann: „Wiſſen Sie was, man muß mit einem jungen Herrn auch Nachſicht haben. Jugend will austoben. Es borgt ſich Mancher Geld in jungen Jahren, und vollends wenn einer einen ſo luſtigen Rock hat, mit Quaſten und Silber. Wir waren auch keine Geizhälſe, Herr Baron,“ fuhr er bittend fort und klopfte mit ſeinem Eiſen leiſe an die Knie des Blinden. — „Und der Herr Offizier war ſehr artig, und ich glaube, er war etwas verlegen. Und als ich ihm das Geld gab, ſah ich ihm an, wie leid es ihm that, daß er es brauchte. Ich gab's ihm um ſo lieber. Und als ich ihm in die Droſchke half und er ſich aus dem Wagen beugte, ich verſichere Ihnen, da war er ganz bewegt, er griff mit beiden kleinen Händen heraus und ſuchte meine Fauſt, um ſie noch einmal zu ſchütteln. Und wie er ſo da ſaß, fiel das Licht der Straßenlaterne in ſein Geſicht. Es war in dieſem Augenblick ein freundliches liebes Geſicht, etwa wie das Ihrige und noch mehr wie das der Frau Baronin, ſoweit ich dieſes geſehen habe.“

Auch der Blinde ſtreckte die Hände aus und ſuchte die Fauſt des Aufladers. Sturm ſchob die Schnitzbank vor, faßte mit ſeiner Rechten die Hände des Freiherrn und ſtreichelte ſie mit der Linken. So ſaßen Beide ſtumm neben einander.

Endlich begann der Freiherr mit gebrochener Stimme: „Sie ſind der letzte Menſch geweſen, der meinem Eugen Freundlichkeit bewieſen hat — ich danke Ihnen, ich danke Ihnen von Herzen. Es iſt ein unglücklicher zerſchmetterter Mann, der Ihnen das ſagt. Aber ſo lange ich noch auf dieſer Erde lebe, werde ich den Segen des Höchſten für Sie erflehen. Es ſollte nicht ſein, daß mein Sohn mir in meinen alten Tagen den wankenden Schritt ſtützte, Ihnen aber hat der Himmel einen guten Sohn erhalten. Was ich von Friede und Glück für meinen armen Eugen wünſchen würde, das, flehe ich zu Gott, ſoll Ihrem Sohne werden.“

Sturm fuhr ſich über die Augen und umſchloß gleich darauf wieder die Hände des Freiherrn. So ſaßen die Väter wieder ſtumm neben einander, bis der Freiherr ſich mit einem Seufzer erhob. Behutſam faßte Sturm den Arm des Blinden und führte ihn über Hof und Anger bis auf die Rampe des Schloſſes. Jetzt iſt ein Weg zu der Thurmthür aufgeſchüttet, er hat eine Vormauer von großen Quaderſteinen, und man kann zu Fuß und zu Wagen die Thurmthür erreichen. Und Sturm zieht den Draht einer

Glocke, der Diener des Freiherrn eilt herzu und führt ſeinen Herrn die Schloßtreppe hinauf, denn das Treppenſteigen wird dem Vater Sturm noch ſauer. —

In den Wirthſchaftshof fuhr unterdeß ein Wagen. Karl eilte reſpectvoll aus ſeiner Stube, der neue Gutsherr ſprang herab.

„Guten Tag, Sergeant,“ rief Fink, „wie ſteht's im Schloſſe und in der Wirthſchaft? Was macht das Fräulein und die Frau Baronin?“

„Alles in Ordnung,“ meldete Karl, „nur mit der Frau Baronin geht's ſchwach. Wir erwarteten Sie ſchon ſeit vierzehn Tagen. Die Herrſchaften im Schloß haben alle Tage gefragt, ob keine Nachricht von Ihnen gekommen ſei?“

„Ich wurde aufgehalten,“ ſagte Fink, „und ich wäre vielleicht noch nicht zurück, aber ſeit dem Schneefall iſt nicht mehr viel an den Gütern zu ſehen. Ich habe Dobrowitz gekauft.“

„Alle Wetter!“ rief Karl erfreut.

„Mächtiger Boden,“ fuhr Fink fort, „fünfhundert Morgen Laubwald, in dem die Baumaſche faſt einen Fuß hoch liegt. In dem polniſchen Loch daneben, das ſie dort Kreisſtadt nennen, fuhr das Schachervolk wie Ameiſen durcheinander, als es erfuhr, daß von jetzt unſer Sporn täglich über ihren Markt klirren ſoll. Sie aber, Amtmann, werden ſich freuen, wenn Sie das neue Gut ſehen. Ich habe Luſt, Sie im erſten Frühjahr hinzuſchicken.“

„Was halten Sie in der Hand? ein Schreiben von Anton? Geben Sie her.“

Er brach den Brief haſtig auf. „Iſt das Fräulein im Schloß?“ — „Ja, Herr von Fink.“ — „Gut. Heut

Abend geht ein Bote zum Paſtor nach Neudorf.“ Mit ſchnellen Schritten ging er nach dem Schloß.

Lenore ſaß in ihrem Zimmer, um ſie herum lag zerſchnittene Leinwand, ſie nähte. Emſig ſtach ſie mit der Nadel in den harten Stoff, legte zuweilen die Naht auf das Knie, glättete mit dem Fingerhut und betrachtete dann mißtrauiſch die einzelnen Stiche, ob ſie auch klein und regelmäßig waren. Da klang auf dem Corridor der ſchnelle Schritt, ſie ſprang auf, und krampfhaft preßte ihre Hand die Leinwand zuſammen. Aber ſie faßte ſich mit kräftigem Entſchluß und ſetzte ſich wieder zu ihrer Arbeit. Es klopfte an ihre Thür. Ein tiefes Roth ſtieg ihr langſam über Hals und Wange, und ihr Herein! gelangte kaum bis an das Ohr des Gaſtes. Der eintretende Fink ſah ſich neugierig in dem ſchmuckloſen Raume um: an der Wand einige Kreidezeichnungen Lenorens, ſonſt nur der unentbehrlichſte Hausrath. Das kleine Sopha aus Pantherfellen ſtand nicht mehr darin.

Als Fink ſich vor Lenore verneigte, frug ſie in gleichgültigem Ton: „Hat etwas Unangenehmes Sie aufgehalten? Wir Alle machten uns Sorge.“

„Ein Gut, das ich gekauft habe, verzögerte die Rückkehr. Jetzt komme ich in Eile, mich bei meiner Herrin zu melden; zugleich bringe ich Ihnen ein Packet, welches Anton für die Frau Baronin geſandt hat. Wenn das Befinden der gnädigen Frau mir erlaubt, ſie zu begrüßen, wünſche ich ihr meine Aufwartung zu machen.“

Lenore nahm den Brief. „Ich gehe ſogleich zur Mutter, verzeihen Sie!“ Mit einer Verbeugung ſuchte ſie bei ihm vorbeizukommen.

Fink hielt ſie durch eine Handbewegung zurück und ſagte ſcherzend: „Ich ſehe Sie hausmütterlich mit Scheere und Nadel beſchäftigt. Wer iſt der Glückliche, für den Sie dieſe keilförmigen Stücke zuſammennähen?“

Lenore erröthete wieder: „Das iſt Frauenarbeit, und ein Herr darf danach nicht fragen.“

„Ich weiß doch, der Fingerhut ſteht ſonſt nicht in Ihrer Gunſt,“ ſagte Fink gutmüthig. „Iſt es denn nöthig, liebes Fräulein, daß Sie ſich die Augen verderben?“

„Ja, Herr von Fink,“ erwiederte Lenore in feſtem Tone, „es iſt nöthig und es wird nöthig ſein.“

„Ei, ei,“ rief Fink kopfſchüttelnd und ſtützte ſich gemächlich auf eine Stuhllehne. „Glauben Sie denn, daß ich Ihre geheimen Feldzüge mit Nadel und Scheere nicht ſchon längſt gemerkt habe? Und dazu Ihr ernſtes Geſicht und die wahrhaft glorreiche Haltung, mit der Sie mich dreiſten Knaben behandeln. Wo iſt das Katzenſopha? Wo iſt die brüderliche Offenheit, die ich nach unſerm Vertrage erwarten durfte? Sie haben unſer Abkommen ſchlecht gehalten. Ich ſehe deutlich, mein guter Freund iſt geneigt, mich aufzugeben, und zieht ſich mit beſtem Anſtande zurück. Aber geſtatten Sie auch mir die Bemerkung, daß Ihnen das ſchwerlich etwas nützen wird. Sie werden mich nicht los.“

„Sein Sie edelmüthig, Herr von Fink,“ unterbrach ihn Lenore in heftiger Bewegung; „machen Sie mir nicht noch ſchwerer, was ich thun muß. Ja, ich bereite mich vor, von hier zu ſcheiden, zu ſcheiden auch von Ihnen.“

„Sie weigern ſich alſo, hier bei mir auszuhalten?“ ſagte Fink mit gefurchter Stirn. — „Wohlan, ich werde wiederkommen und ſo lange bitten, bis Sie mich erhören. Wenn Sie mir entlaufen, reiſe ich Ihnen nach, und wenn Sie Ihr ſchönes Haar abſchneiden und in ein Kloſter fliehen, ich ſprenge die Mauern und hole Sie heraus. Habe ich nicht um Sie geworben, wie der Taugenichts im Märchen um die Königstochter? Um Sie zu gewinnen, ſtolze Lenore, habe ich Sand in Gras verwandelt, und mich ſelber in einen ehrbaren Hauswirth. Dieſe Wunderthaten haben Sie verſchuldet. Darum, geliebte Herrin, ſeien Sie geſcheidt und quälen Sie uns nicht durch mädchenhafte Launen."

„O ehren Sie dieſe Launen," rief Lenore in Thränen ausbrechend. „In der Einſamkeit dieſer Wochen habe ich jede Stunde mit meinem Schmerz gerungen. Ich bin ein armes Mädchen, das jetzt die Pflicht hat, für ihre leidenden Eltern zu leben. Die Mitgift, welche ich in Ihre Zukunft bringen würde, heißt Krankheit, Trübſinn und Hülfloſigkeit."

„Sie irren," unterbrach ſie Fink ernſt. „Unſer Freund hat für Sie geſorgt. Er hat zwei Schurken ins Waſſer gejagt und die Schulden Ihres Vaters bezahlt; dem Freiherrn bleibt ein hübſches kleines Vermögen, alle Noth iſt zu Ende, und Sie ſelbſt, Trotzkopf, ſind gar keine ſchlechte Partie, wenn Ihnen daran etwas liegt. Der Brief, den Sie in der Hand halten, ruinirt Ihre Philoſophie."

Lenore ſtarrte auf das Couvert und warf den Brief von ſich weg. „Nein," rief ſie außer ſich. „Als ich von Jammer zerriſſen an Ihrem Herzen lag, damals riefen Sie mir zu, ich ſollte Kraft gewinnen auch Ihnen gegenüber. Und jeden Tag fühle ich, daß ich Ihnen gegenüber keine Kraft habe, keine Ueberzeugung und keinen Willen. Was Sie ſagen, erſcheint mir wahr, und ich vergeſſe, was ich ſelbſt anders gedacht; was Sie von mir fordern, das muß ich thun, widerſtandslos, wie eine Sklavin. Die Frau, welche neben Ihnen durch das Leben geht, ſoll Ihnen ebenbürtig ſein an Geiſt und Kraft, und ſicher ſoll ſie ſich fühlen in dem eigenen Kreiſe. Ich bin ein ungebildetes, hülfloſes Mädchen. In thörichter Leidenſchaft habe ich Ihnen verrathen, daß ich um Ihretwillen wagen kann, was ein Weib nie wagen ſollte. Sie finden in mir nichts, was Sie ehren können. Sie werden mich küſſen und — werden mich ertragen.“ — Lenorens Hand ballte ſich und ihre Augen flammten. So ſtand ſie vor ihm und ihre Geſtalt erbebte in dem Kampf von Stolz und Liebe.

„Reut Sie ſo ſehr, daß Sie für mich eine Kugel in die Schulter des Mordgeſellen ſandten?“ frug Fink finſter. „Was ich ſehe, ſieht nicht aus wie Liebe, eher wie Haß.“

„Ich Sie haſſen!“ rief das Mädchen und ſchlug die Hände vor das Geſicht.

Er nahm ihr die Hände vom Antlitz, zog ſie an ſich und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. „Vertraue mir, Lenore.“

„Laß mich, laß mich,“ rief Lenore ſich ſträubend, aber ihr Mund hing wieder heiß an dem ſeinen, ſie umſchlang ihn feſt und zu ihm aufſehend mit einem leidenſchaftlichen Ausdruck von Liebe und Furcht, glitt ſie zu ſeinen Füßen nieder.

Erſchüttert beugte ſich Fink herab und hob ſie auf. „Mein biſt du, und ich halte dich feſt,“ rief er. „Mit Büchſe und Blei habe ich dich erbeutet, du ſtürmiſches Herz! — In einem Athem ſagſt du mir Liebevolles und Hartes. — Alle Wetter, bin ich denn ein ſolcher Sklavenvogt, daß ein braves Weib fürchten muß, unter mein Joch zu kommen? So wie du biſt, Lenore, entſchloſſen, kühn, ein kleiner Teufel von Leidenſchaft, gerade ſo will ich dich haben und nicht anders. Wir ſind Waffenbrüder geweſen und wir werden es in dieſem Lande bleiben. Der Tag kann wiederkommen, wo wir beide in unſerm Hauſe den Kolben an die Wange legen, und das Volk um uns verlangt einen Sinn, der eher einen Schlag giebt, als einen erträgt. Und wäreſt du niemals die Sehnſucht meines Herzens geweſen, und wäreſt du ein Mann, ich würde dich für mein Leben zu gewinnen ſuchen als meinen Genoſſen. Denn, Lenore, du wirſt mir nicht nur ein geliebtes Weib ſein, auch ein muthiger Freund, der Vertraute meiner Thaten, mein treueſter Kamerad."

Lenore ſchüttelte den Kopf, aber ſie hielt ihn feſt umklammert. „Ich ſoll deine Hausfrau werden," klagte ſie. Fink ſtrich ihr liebkoſend über das Haar und küßte die glühende Stirn. „Gieb dich zufrieden, mein Herz," ſagte er zärtlich, „und finde dich drein. Wir haben mit einander in einem Feuer geſeſſen, das ſtark genug war, um ein großes Gefühl zur Reife zu bringen. Und wir kennen Eines das Andere. Unter uns geſagt, wir werden manchmal einen Wirbelwind in unſerm Hauſe haben. Ich bin kein bequemer Geſell, am wenigſten für ein Weib, und du wirſt deinen eigenen Willen, deſſen Verluſt du jetzt beklagſt, recht gemüthlich wiederfinden. Sei ruhig, Liebchen, du wirſt wieder ein Trotzkopf werden, wie du geweſen biſt, du brauchſt dich deßhalb gar nicht zu grämen. Alſo auf einige Stürme mache dich gefaßt, aber auch auf herzliche Liebe und auf ein fröhliches Leben. Du ſollſt mir wieder lachen, Lenore. Meine

Hemden brauchſt du nicht zu nähen, wenn du das Wirthſchaftsbuch nicht führen willſt, ſo läßt du es bleiben. Und wenn du deinen Söhnen zuweilen im Eifer einen Backenſtreich giebſt, er wird unſerer Brut nicht ſchaden. Alſo ich denke, du giebſt dich.“

Lenore ſchwieg, aber ſie drückte ſich feſt an ſeine Bruſt.

Fink zog ſie fort. — „Komm zur Mutter,“ rief er.

Ueber das Bett der Kranken beugten ſich Fink und Lenore. Um das bleiche Geſicht der Mutter flog ein heller Schein, als ſie die Hände auf das Haupt des Mannes legte und ihm ihren Segen gab.

„Sie iſt weich und noch immer ein Kind,“ ſagte ſie zu dem Manne. „In Ihren Händen, mein Sohn, liegt es, eine gute Frau aus ihr zu machen.“

Sie trieb die Kinder aus dem Zimmer. „Geht zum Vater,“ bat ſie, „führt ihn dann zu mir und laßt uns allein.“

Als der Freiherr neben ſeiner Gemahlin ſaß, zog die Baronin ſeine Hand an ihre Lippen und ſprach leiſe: „Heut will ich dir danken, Oscar, für viele Jahre des Glücks, für all' deine Liebe.“

„Armes Weib!“ murmelte der Blinde.

„Was du erfahren und gelitten haſt,“ fuhr die Baronin fort, „das haſt du erfahren und gelitten für mich und meinen Sohn, und Beide laſſen wir dich allein zurück in einer freudeloſen Welt. — Dir ſollte das Glück nicht werden, deinen Namen in der Familie zu vererben. In deinem Haus biſt du der Letzte, welcher den Namen Rothſattel trägt.“

Der Freiherr ſtöhnte.

„Aber der Ruf, den wir hinterlaſſen, ſoll ohne Flecken ſein, wie dein ganzes Leben war, — bis auf zwei Stunden der Verzweiflung.“ Sie hielt die Hand des Blinden an das Bündel Schuldſcheine und riß jeden einzelnen durch, ſie klingelte dem Diener und ließ die Papiere Stück für Stück in den Ofen werfen. Die Flamme flackerte hell auf und warf ein rothes Licht über das Zimmer, es rauſchte und kniſterte, bis der Brand verglommen. Die Dämmerung des Abends füllte die Stube, und an dem Bett der kranken Frau lag der Freiherr und drückte das Haupt in die Decken, und ſie hielt ihre Hände über ihm gefaltet, und ihre Lippen bewegten ſich im leiſen Gebet.

Im Morgengrau flattern die Krähen und Dohlen über dem Schnee des Schloßdaches. Die ſchwarzen Vögel ſchweben um die Zinne des Thurms, und ſie brechen mit lautem Geſchrei nach dem Walde auf und erzählen ihrem Volk, daß im Hauſe eine Braut ſei und eine Todte. Die bleiche Frau aus der Fremde iſt in der Nacht geſtorben, und der Blinde, welcher jetzt zuſammengeſunken in den Armen ſeiner Tochter liegt, hat in ſeinem Schmerz nur ein tröſtendes Gefühl, daß er ihr, die endlich Ruhe gefunden, in Kurzem nachfolgen wird. Und die Unglücksvögel rufen in alle Lüfte, daß auch die fremden Einwanderer dem alten Slavenfluch verfallen ſind, der auf dem Schloſſe und auf dem Grunde liegt.

Aber den Mann, welcher jetzt im Schloß gebietet, kümmert es wenig, ob eine Dohle ſchreit, oder die Lerche; und wenn ein Fluch auf ſeinem Boden liegt, er bläſt lachend in die Luft und bläſt ihn hinweg. Sein Leben wird ein unaufhörlicher ſiegreicher Kampf ſein gegen die finſtern Geiſter der Landſchaft; und aus dem Slavenſchloß wird eine Schaar kraftvoller Knaben herausſpringen, und ein neues deutſches Geſchlecht, dauerhaft an Leib und Seele, wird ſich über das Land verbreiten, ein Geſchlecht von Coloniſten und Eroberern.

Mit wenigen herzlichen Worten zeigte Fink dem Freund ſeine Verlobung und den Tod der Baronin an. Ein verſiegelter Brief an Sabine lag dem Schreiben bei.

Es war Abend, als der Poſtbote den Brief in Antons Zimmer brachte. Lange ſaß Anton den Kopf auf die Hand geſtützt vor der Botſchaft, endlich ergriff er den Brief an Sabine und eilte nach dem Vorderhaus.

Er traf den Kaufmann im Arbeitszimmer und übergab dieſem den Brief. Der Kaufmann rief ſogleich Sabine herein. „Fink iſt verlobt, hier die Anzeige an dich.“

Sabine ſchlug erfreut die Hände zuſammen und eilte auf Anton zu, aber ſie hielt erröthend auf dem Wege an, trug den Brief zur Lampe und öffnete. Es mußte nicht Vieles darin ſtehen, denn ſie war im Augenblick zu Ende; ſie mühte ſich ernſthaft auszuſehen, aber der Mund gehorchte ihr nicht, ſie vermochte ein Lächeln nicht zu unterdrücken. Anton hätte zu anderer Zeit dieſe Stimmung mit leidenſchaftlichem Intereſſe beobachtet, heut achtete er kaum darauf.

„Sie bleiben doch heut Abend bei uns, lieber Wohlfart?“ frug der Kaufmann.

Anton erwiederte: „Ich ſelbſt wollte Sie bitten, mir einige Minuten zu ſchenken. Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen.“ Er ſah unruhig auf Sabine.

„Laſſen Sie hören! — Bleib, Sabine,“ rief der Kaufmann der Schweſter zu, welche nach Antons Worten entſchlüpfen wollte. „Ihr ſeid gute Freunde, Herr Wohlfart wird an deiner Gegenwart keinen Anſtoß nehmen. Sprechen Sie, Freund, womit kann ich Ihnen dienen?“

Anton preßte die Lippen zuſammen und blickte wieder auf die Geliebte, welche an den Thürpfoſten gelehnt vor ſich nieder ſah. „Darf ich fragen, Herr Schröter,“ begann er endlich mit Ueberwindung, „ob Sie die Stelle gefunden haben, welche Ihre Güte mir vermitteln wollte?“

Sabine bewegte ſich unruhig, auch der Kaufmann ſah verwundert auf. „Ich glaube, Ihnen etwas anbieten zu können, aber eilt das ſo ſehr, lieber Wohlfart?“

„Ja,“ erwiederte Anton feierlich. „Ich habe keinen Tag zu verlieren. Meine Beziehungen zu der Familie Rothſattel ſind jetzt völlig gelöſt, die furchtbaren Ereigniſſe, welche noch in den letzten Wochen durch meine Thätigkeit herbeigeführt wurden, haben auch meinen Körper angegriffen. Ich ſehne mich nach Ruhe. Regelmäßige Arbeit in einer fremden Stadt, wo mich nichts mehr an die Vergangenheit erinnert, iſt mir jetzt Bedürfniß.“

Wieder bewegte ſich Sabine, ein ernſter Blick des Bruders hielt ſie zurück.

„Und dieſe Ruhe, die auch ich für Sie wünſche, können Sie bei uns nicht finden?“ frug der Kaufmann.

„Nein,“ erwiederte Anton mit klangloſer Stimme, „ich bitte Sie mir nicht zu zürnen, wenn ich heut von Ihnen Abſchied nehme.“

„Abſchied!“ rief der Hausherr verwundert. „Ich verſtehe nicht, weßhalb das ſo eilig iſt. In unſerm Hauſe ſollen

Sie ſich erholen, die Frauen ſollen beſſer für Sie ſorgen, als ſie bisher gethan. Wohlfart beklagt ſich über dich, Sabine. Er ſieht blaß und angegriffen aus. Du und die Tante, Ihr dürft ſo etwas nicht leiden.“

Sabine antwortete nichts.

„Ich muß fort, Herr Schröter,“ ſprach Anton feſt, „morgen reiſe ich ab.“

„Und wollen Sie Ihren Freunden nicht ſagen, weßhalb dies ſo plötzlich ſein muß?“ frug der Kaufmann ernſthaft.

„Sie wiſſen, weßhalb. — Ich habe mit meiner Vergangenheit abgeſchloſſen. Ich habe bis jetzt ſchlecht für meine Zukunft geſorgt, denn ich bin in der Lage, mir in der Fremde als Dienender erſt Zutrauen und gute Geſinnung erwerben zu müſſen. — Ich bin auch an Freunden ſehr arm geworden. Von allen Menſchen, welche mir lieb ſind, muß ich mich entfernt halten auf Jahre, auf lange Zeit. Ich habe einige Urſache, mich allein zu fühlen, und da ich mein Leben von Neuem geſtalten muß, ſo ſoll das ſo bald als möglich geſchehen, denn jeder Tag, den ich hier verlebe, iſt fruchtlos, er macht meine Kraft geringer und die nothwendige Trennung ſchwerer.“ So ſprach er mit tiefer Bewegung; die Stimme bebte ihm, aber er verlor nicht ſeine ruhige Haltung. Er trat auf Sabine zu und faßte ihre Hand. „In dieſer letzten Stunde ſage ich Ihnen, in Gegenwart Ihres Bruders, was zu hören Sie nicht beleidigen kann, weil Sie auch das ſchon längſt wiſſen. — Die Trennung von Ihnen ſchmerzt mich mehr, als ich ſagen kann. Leben Sie wohl.“ Jetzt übermannte ihn die Rührung, er wandte ſich ſchnell ab und trat an das Fenſter.

Der Kaufmann begann nach einer Pauſe: „Daß Sie ſo eilig von uns gehen, lieber Wohlfart, kommt auch meiner Schweſter ungelegen. Sabine hatte gerade jetzt den Wunſch, Sie um einen Ritterdienſt zu erſuchen, wie ihn die Schweſter eines Kaufmanns verlangen kann. Auch ich wünſche ſehr, daß Sie dieſe Bitte nicht abſchlagen. Sabine bittet, daß Sie ihr einige Blätter durchſehen und dabei ihr Intereſſe mir gegenüber wahrnehmen. Es iſt keine große Arbeit."

Anton wandte ſich mit Ueberwindung um und machte ein Zeichen der Einwilligung.

„Zuvor aber erfahren Sie einen Umſtand, der Ihnen vielleicht noch nicht bekannt iſt," fuhr der Kaufmann fort. „Sabine iſt ſeit dem Tode meines Vaters mein ſtiller Aſſocié; ihr Rath und ihre Willensmeinung hat in unſerm Comtoir öfter den Ausſchlag gegeben, als Sie wohl meinen. Sie iſt auch Ihr Chef geweſen, lieber Wohlfart." Er winkte der Schweſter und verließ das Zimmer.

Erſtaunt ſah Anton auf den Chef im hellen Frauengewande mit ſchwarzen Haarflechten. Manches Jahr hatte er, ohne es zu wiſſen, auch ihr gehorcht und ihr zu Dienſten gehandelt. Und wie in alter Zeit ſich der reiſige Vaſall ſeiner jungen Lehnsherrin neigte, ſo verneigte auch er ſich unwillkürlich vor der jungfräulichen Geſtalt, welche jetzt mit gerötheten Wangen auf ihn zutrat.

„Ja, Wohlfart," ſprach Sabine ſchüchtern. „Auch ich habe ein kleines Anrecht an Ihr Leben gehabt. Und wie ſtolz war ich darauf! — Schon um die Weihnachtskiſte, welche in Ihr Haus kam, wußte ich, und mein war der Zucker und Kaffe, den der kleine Anton trank. Als Ihr guter Vater zu uns kam und eine

Stelle für Sie ſuchte, da war ich's, die den Bruder beſtimmte, Sie zu uns zu nehmen. Denn Traugott frug mich Ihretwegen, und er ſelbſt hatte Bedenken, er meinte, Sie wären zu alt, um noch bei uns zu lernen. Ich aber erbat Sie für uns. Seit der Stunde nannte Sie der Bruder im Scherz meinen Lehrling. — Ich war's, die Ihrem Vater verſprach, hier im Hauſe für Sie zu ſorgen. Ich war ſelbſt noch ein unerfahrenes Kind, und das Vertrauen des fremden Herrn machte mich glücklich. Ihr Vater, der würdige alte Herr, wollte bei uns ſein Sammtkäppchen nicht aufſetzen, das ihm aus der Taſche guckte, bis ich es ihm herauszog und auf die weißen Locken drückte: damals dachte ich, wird mein Lehrling auch ſo hübſche Locken haben? — Und als Sie zu uns kamen und Allen gefielen, und der Bruder Sie den beſten unter den jüngeren Herren nannte, da war ich ſo ſtolz auf Sie, wie nur Ihr guter Vater hätte ſein können."

Anton ſtützte ſich auf das Pult und verbarg ſeine Augen mit der Hand.

„Und an jenem Tage, wo Fink Sie beleidigt hatte, und damals nach der Waſſerfahrt, da verletzte mich nicht nur, daß er ſich ſo gewaltthätig benommen hatte, ſondern mein Herzenskummer war auch, daß er gerade Sie, meinen getreuen Lehrling, in ſolche Gefahr brachte. — Und weil ich immer empfand, daß Sie ein wenig mir gehören, bat ich den Bruder, Sie auf der gefährlichen Reiſe mitzunehmen; ich wußte Sie bei ihm und fühlte mich nicht ganz von ihm getrennt. Auch für mich haben Sie in der Fremde gearbeitet, Wohlfart, und als Sie in der Schreckensnacht unter Feuer und Waffenlärm auf den Frachtwagen ſtanden, da waren mein die Waaren, die Sie retteten. Und deßhalb, mein Freund, komme ich auch jetzt als Kaufmann zu Ihnen und noch einmal bitte ich Sie, eine Arbeit für mich abzumachen. Sie ſollen mir ein Conto durchſehen.“

„Ich will, Fräulein,“ erwiederte Anton abgewandt, „aber nicht in dieſer Stunde.“

Sabine griff in den Schrank, ſie legte zwei Bücher mit goldenem Schnitt, in grünes Leder gebunden, auf das Pult. Und Anton bei der Hand faſſend bat ſie mit zitternder Stimme: „Kommen Sie doch, ſehen Sie mein Soll und Haben an.“ Sie öffnete das erſte Buch. Unter kunſtvollen Schnörkeln ſtanden die Worte: „Mit Gott.“ „Geheimbuch von T. O. Schröter.“

Anton trat erſchrocken zurück: „Es iſt das Geheimbuch der Handlung,“ rief er, „das iſt ein Irrthum.“

„Es iſt kein Irrthum,“ ſagte Sabine, „ich wünſche, daß Sie es durchſehen.“

„Das iſt unmöglich, Fräulein,“ rief Anton. „Nicht Ihr Herr Bruder und nicht Sie können das im Ernſte wollen. Verhüte Gott, daß ſich ein Anderer an dieſes Buch wage als die Herren des Geſchäfts. So lange eine Handlung ſteht, ſind dieſe Blätter für keines Menſchen Auge, als für die Augen der Herren, und nach ihrem Tode für die nächſten Erben. Wer in dies Buch geſehen hat, der weiß, was nie ein Fremder erfahren darf. Und dieſem Buch gegenüber iſt auch der treuſte Freund ein Fremder. Als Kaufmann und redlicher Menſch darf ich Ihren Wunſch nicht erfüllen.“

Sabine hielt ſeine Hand feſt. „Sehen Sie doch hinein, Wohlfart,“ bat ſie, „ſehen Sie wenigſtens die Aufſchrift an.“ Sie ſchlug den Deckel zurück. „In dieſem Buche ſteht: T. O. Schröter“ ſie fuhr mit der Hand über die Blätter. „Es ſind nur noch wenige leere Seiten darin, dies Buch geht mit dem letzten Jahr zu Ende.“ Sie ſchlug den Deckel des zweiten Bandes auf und ſprach: „Dies Buch iſt leer, hier aber ſteht eine andere Firma. Was ſteht hier?“

Anton las: „Mit Gott.“ „Geheimbuch von T. O. Schröter und Compagnie.“

Sabine drückte ſeine Hand und ſprach leiſe und bittend: „Und der neue Compagnon ſollen Sie ſein, mein Freund.“

Anton ſtand regungslos, aber ſein Herz pochte laut, und hell ſtieg die Röthe auf ſeine Wangen. Noch immer hielt Sabine ihn an der Hand, er ſah ihr Antlitz nahe an dem ſeinen, und wie einen Hauch fühlte er ihren leiſen Kuß auf ſeinen Lippen. Da ſchlang er den Arm um die Geliebte und lautlos hielten die Glücklichen einander umfaßt.

Die Thür öffnete ſich, der Kaufmann ſtand auf der Schwelle. „Halt ihn feſt, den Flüchtling!“ rief er. „Ja, Anton, ſeit Jahren habe ich dieſe Stunde erſehnt. Seit du in der Fremde an meinem Lager knieteſt und meine Wunde verbandeſt, trug ich im Herzen den Wunſch, dich für immer mit unſerm Leben zu vereinigen. Als du von uns gingſt, ſah ich mit Zorn meine liebſte Hoffnung zerſtört. Jetzt halten wir dich, du Schwärmender, in den Blättern des Geheimbuchs und in unſern Armen.“ Er zog die Liebenden an ſich.

„Du haſt dir einen armen Compagnon gewählt," rief Anton am Herzen des neuen Bruders.

„Nein, mein Bruder, Sabine hat als kluger Kaufmann gehandelt. Beſitz und Wohlſtand haben keinen Werth, nicht für den Einzelnen und nicht für den Staat, ohne die geſunde Kraft, welche das todte Metall in Leben ſchaffender Bewegung erhält. Du bringſt in das Haus die rüſtige Jugendkraft und einen geprüften Sinn. Sei willkommen in dieſem Hauſe und in unſern Herzen."

Und ſtrahlend vor Freude hielt Sabine beide Hände des Verlobten feſt. „Kaum konnte ich länger ertragen, dich ſo ſtill und traurig zu ſehen. Jeden Mittag, wenn du den Stuhl rückteſt, war mir, als müßte ich dir nachfliegen und dir ſagen, daß du zu uns gehörſt für immer. — Du haſt nicht geſehen, du Blinder, was in mir vorging, und Lenorens Bräutigam hat doch Alles gewußt."

„Er?" frug Anton. „Ich habe zu ihm niemals von dir geſprochen."

„Sieh her," rief Sabine und zog den Zettel Finks aus der Taſche. Es ſtand nichts darin, als die Worte: „Gute Freundſchaft, Frau Schwägerin."

Und wieder ſchloß der glückliche Anton die Geliebte in ſeine Arme.

Schmücke dich, du altes Patricierhaus, freue dich, ſorgliche Tante, tanzet, ihr fleißigen Hausgeiſter im dämmerigen Flur, ſchlage Purzelbäume auf deinem Schreibtiſch, du luſtiger Gips! Die poetiſchen Träume, welche der Knabe Anton in ſeinem Vaterhauſe unter den Segenswünſchen guter Eltern gehegt hat, ſind ehrliche

Träume geweſen. Ihnen wurde Erfüllung. Was ihn verlockte und ſtörte und im Leben umherwarf, das hat er mit männlichem Gemüth überwunden. Das alte Buch ſeines Lebens iſt zu Ende, und in Eurem Geheimbuch, ihr guten Geiſter des Hauſes, wird fortan „mit Gott“ verzeichnet: ſein neues Soll und Haben.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

# Die Ahnen.

Roman

von

## Gustav Freytag.

Erste Abtheilung.

Ingo und Ingraban.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1872.

# Ingo

und

# Ingraban

von

Gustav Freytag.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1872.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Ihrer kaiſerlichen Hoheit

der Kronprinzeſſin

**Victoria**

ehrfurchtsvoll

gewidmet.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dies Werk ſoll eine Reihe frei erfundener Geſchichten enthalten, in welchen die Schickſale eines einzelnen Geſchlechtes erzählt werden. Es beginnt mit Ahnen aus früher Zeit, und wird, wenn dem Verfaſſer die Kraft und die Freude an der Arbeit dauern, allmählich bis zu dem letzten Enkel fortgeführt werden, einem friſchen Geſellen, der noch jetzt unter der deutſchen Sonne dahin wandelt, ohne viel um Thaten und Leiden ſeiner Vorfahren zu ſorgen.

Das Buch will Poeſie enthalten, und gar nicht Culturgeſchichte. Freilich, gefällige Kürze wird man an dem Unternehmen nicht gerade rühmen. Wie die einzelnen Geſchichten zu einem Ganzen verbunden werden, möchte der Verfaſſer gern im Anfange verſchweigen.

Der Plan zu ſolcher Arbeit mißfiel Eurer Kaiſerlichen Hoheit nicht. Jetzt aber, wo ich meine wilden Männer vorſtelle, werde ich nachdenklich darüber, wie ſie vor dem unbeſtechlichen Urtheil der Herrin beſtehen werden. Denn um Menſchen der Vergangenheit für die Poeſie zu verwerthen, muß man ein Ähnliches Geſchick erweiſen, wie der Ueberſetzer aus fremder Sprache. Auch haben die alten Ahnen eine unbequeme Vornehmheit; ſie wenden dem modernen Enkel nur ein gewiſſes Maaß von menſchlichem Empfinden zu, ſie geſtatten ungern, lange in ihrer Geſellſchaft zu weilen und ſie zwingen den Schaffenden nicht ſelten, aufſpringende Laune ſtilvoll zu bändigen.

Dieſer Band führt in Zeiten, welche der Dichter leichter verſteht, als der Hiſtoriker. Daß die Erzählung eine Landſchaft ſchildert, in welcher auch Eurer Kaiſerlichen Hoheit die Menſchen, Berge und Wälder lieb ſind, war dem Verfaſſer während der ganzen Arbeit eine geheime Freude.

Leipzig, 16. November 1872.

Guſtav Freytag.

# I.

# Ingo.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

## 1.

## Im Jahr 357.

Auf der Berghöhe ſtand an dem Verhau, das die Wälder der Thüringe von den Katten ſchied, der junge Wächter und hütete den ſteilen Pfad, welcher aus den Gründen der Katten nach der Höhe führte. Ueber ihm ragte der Wipfel einer mächtigen Buche, nach beiden Seiten lief der Grenzzaun den Kamm der Berge entlang, in dem dichten Geſtrüpp blühten die Brombeeren und die wilde Roſe. Der Jüngling trug den Wurfſpeer in der Hand, auf dem Rücken am Riemen ein langes Horn, nachläſſig lehnte er an dem Baum und horchte auf die Stimme des Waldes, den pickenden Specht oder das leiſe Raſſeln in den Zweigen, wenn ſich ein Waldthier durch das Dickicht wand. Zuweilen ſah er ungeduldig nach der Sonne und wandte den Blick zurück, wo hinter ihm in ferner Thallichtung Blockhäuſer und Gehege für Heerdenvieh lagen.

Plötzlich bog er ſich vor und lauſchte; auf dem Pfad vor ihm klang leiſer Fußtritt, durch das Baumlaub wurde die Geſtalt eines Mannes ſichtbar, der mit ſchnellem Schritt zu ihm heraufſtieg. Der Wächter drehte den

Riemen des Hornes und faßte den Speer zum Wurfe, als der Mann aus dem Gehölz auf den freien Grenzrand trat, rief er ihn an, die Spitze des Wurfſpeers entgegenhaltend: „Steh, Waldgänger, und ſinge den Spruch, der dich von meinem Eiſen löſt!“ Der Fremde ſchwang ſich hinter den letzten Baum ſeiner Seite, ſtreckte die geöffnete Rechte vor ſich und ſprach hinüber: „Ich grüße dich friedlich, ein Landfremder bin ich, unkundig der Loſung.“

Mißtrauiſch rief der Wächter ihm entgegen: „Du kommſt nicht wie ein Häuptling mit Roß und Geſinde, du trägſt nicht den Heerſchild eines Kriegers, auch ſcheinſt du nicht ein wandernder Krämer mit Pack und Karren.“ Und der Fremde rief zurück: „Weit komme ich her über Berg und Thal, mein Roß verlor ich im Wirbel des Stromes, ich ſuche das Gaſtrecht in deinen Höfen.“

„Biſt du ein wildfremder Mann, ſo mußt du harren, bis meine Genoſſen dir das Land öffnen. Unterdeß gib mir Frieden und nimm ihn von mir.“

Die Männer hatten einander mit ſcharfen Augen beobachtet, jetzt lehnten ſie ihre Speere an die Grenzbäume, traten in den freien Raum und boten die Hände. Beim Handſchlag prüfte einer des andern Antlitz und Geberde. Der Wächter blickte mit ehrlicher Bewunderung auf den mächtigen Arm des Fremden, der wenige Jahre älter war als er ſelbſt, auf die feſte Haltung und die ſtolze Miene.

„Nicht müheloſ wäre der Schwertkampf mit dir auf grünem Raſen,“ ſagte er treuherzig, „ich bin faſt der längſte Mann unſerer Methbank und doch muß ich zu dir hinaufſehen. Sei gegrüßt unter meinem Baum und ruhe, indeß ich deine Ankunft verkünde."

Während der Fremde ſorglos der Einladung folgte, hob der Wächter ſein Horn an den Mund und blies einen lauten Ruf in die Thäler ſeines Volkes. Die wilden Klänge tönten im Wiederhall von den Bergen. Der Wächter ſchaute nach den Hütten der fernen Lichtung und nickte zufrieden mit dem Kopf, denn um die Häuſer wurde eine Bewegung ſichtbar; nach kurzer Zeit eilte ein Reiter der Höhe zu. „Nichts über einen ſtarken Hall aus Auerhorn," ſprach er lächelnd und glitt neben dem Fremden in das Haidekraut, während ſein ſchneller Blick den Aushau des Waldes entlang und in das fremde Thal vor ihm flog. „Sprich, Wandrer, iſt vielleicht ein Verfolger auf deiner Fährte, oder haſt du ſonſt Krieger im Walde geſehen?"

„Nichts ſchallt im Walde, als was hineingehört," verſetzte der Fremde, „kein Spürer der Katten achtete auf meinen Pfad ſeit ſechs Nächten und Tagen."

„Die Söhne der Katten kommen blind zur Welt, wie junge Hunde," rief der Wächter verächtlich. „Dennoch meine ich, daß du dich gut auf Waldverſteck verſtehſt, wenn du ihre Wachen vermieden haſt."

„Vor mir war Licht, hinter mir Finſterniß," antwortete ſtolz der Fremde. Der Wächter ſah mit Antheil auf den Mann, in dem gebräunten Antlitz war jetzt deutlich die Erſchöpfung zu ſehen, der Leib lag ſchwer gegen den Baumſtamm. Eine Weile überlegte der Wächter:

„Hatteſt du die Rache der Katten zu fürchten, ſo haſt du wohl auch tagelang Feuer und Rauch entbehrt und üble Reiſekoſt gefunden, denn der Wald bietet jetzt nicht einmal Beeren und wilde Frucht. Sieh, ich gehöre zur Bank des Häuptlings, nicht weiß ich, ob er dir ſein Brot und Salz reichen wird; aber hungernden Mann im Walde mag ich nicht ſchauen. Nimm und iß aus meinem Ranzen." Der Wächter griff hinter den Baum, holte eine Taſche von Dachsfell hervor und bot darin Schwarzbrot und Fleiſch. Der Fremde ſah ihn dankbar an, aber er ſchwieg. Da hielt ihm der Wächter ein kleines Horn entgegen, öffnete den Holzdeckel und mahnte freundlich: „Nimm auch das Salz, unter dem Baum iſt mein Heimweſen, hier bin ich der Wirth." Der Fremde faßte darnach: „Geſegnet ſei dir die Gottesgabe, wir ſind Freunde." Er aß kräftig, der Jüngling ſah ihm zufrieden zu.

„Wenn die milde Sonne ihre Strahlen durch das Baumlaub ſendet, dann iſt dein Wächteramt froher Dienſt," begann der Fremde endlich das Geſpräch, „wenn aber der Wald tobt in der Sturmnacht, dann bedarf der Waldhüter Muth."

„Der Grenzrain hier iſt den guten Göttern des Volkes geweihet," verſetzte der Wächter, „von beiden Seiten rinnen die heiligen Quellen hinab in die Thäler, wir Waldleute aber ſind vertraut mit dem Nachtgeſang der Bäume."

„Du biſt jung an Jahren," fuhr der Fremde fort, „dein Herr ſchenkt dir großes Vertrauen, daß er dem Einſamen die Sorge um die Landesmark überläßt."

„Es ſtehen der Männer mehr an dem Grenzzaun,“ erklärte der Wächter. „Wir beſorgen wenig von einem Einbruch der feindlichen Haufen durch den Bergwald, denn ſchwer wird es dem Fuß des Fremden über Fels und Waldbach in die Gehege zu dringen. Aber das Gerücht kündet, daß vor kurzer Zeit ein heißer Krieg an der Römergrenze entbrannt iſt zwiſchen den Alemannen und dem Cäſar, den ſie Julianus nennen, und vor zehn Tagen fuhr bei uns zur Nachtzeit das wilde Heer des Gottes durch die Luft — er ſah ſcheu in die Höhe — ſeitdem wahren wir die Landesmark.“

Der Fremde wandte das Haupt und blickte jetzt zum erſten Mal hinüber nach dem Heimathland ſeines Gefährten. In vielen Reihen zogen ſich die langgeſchwungenen Berghöhen hinter einander, quer durch führte ein tiefes Thal, da wo es ſich zu der Lichtung erweiterte, glänzte im Sonnenlicht der weiße Schaum des Waldbachs.

„Und jetzt laß mich wiſſen, Gutgeſell, weſſen Zeichen du trägſt und wohin deine Weiſung mich führt.“

„In allen Thälern, welche dein Auge ſieht, und weiter bis in die Ebene hinab, waltet als Häuptling Herr Answald, der Sohn Irmfrieds, welchem auch ich diene.“

„In der Fremde vernahm ich, daß ein großer König über das Volk der Thüringe herrſcht, ſie nannten ihn König Biſino,“ verſetzte der Wandrer.

„Du haſt das Richtige gehört,“ beſtätigte der Jüngling. „Aber dies Waldland hier iſt frei unter ſeinem eigenen Herrngeſchlecht ſeit alter Zeit und der große König des

Landes iſt zufrieden, daß wir ihm die Grenze hüten und jedes Jahr Roſſe an ſeinen Hof ſenden. Wenig ſorgen wir Waldleute um den König und unſer Herr Answald geht nur ſelten zu Hofe nach der Königsburg.“

„Und zählt König Biſino eure Rinderheerden nicht, die ich dort bei den Hütten ſehe?“ frug der Fremde wieder.

„Hm, es war einmal Waffenlärm in den Dörfern, weil der König ſeine Eber unter unſern Eichen mäſten wollte, auch kam dem König das Gelüſt den wilden Ochs in unſern Wäldern zu jagen, aber man hat nichts mehr davon gehört.“

Der Fremde ſah ernſthaft in das Thal hinab: „Und wo iſt der Hof deines Herrn?“

Der Wächter wies die Thallücke entlang. „Er liegt am Ausgang der Berge, für einen ſchnellen Wanderer drei Stunden thalab, uns aber trägt ein Roß von der Weide in kürzerer Zeit dorthin. Hörſt du den Hufſchlag? das Horn hat meinen Geſellen verkündet, daß ein Fremder zu geleiten iſt; der mich ablöſt, kommt.“

Den Bergweg trabte ein Reiter herauf, ein ſtattlicher Jüngling, dem Wächter ähnlich an Antlitz und Geberde, er ſchwang ſich vom Pferde und ſprach leiſe mit ſeinem Gefährten. Der Wächter übergab ihm das Horn, warf die Ledertaſche über die Schulter und bot das Pferd dem Fremden. „Ich folge deinem Schritt,“ ſagte dieſer ablehnend; er grüßte mit Hand und Haupt den neuen Wächter, der ihn neugierig betrachtete, und wandte ſich mit ſeinem Führer dem Thale zu.

Steilab führte der ſchmale Pfad zu dem gewundenen Lauf des Gießbaches, zwiſchen Baumrieſen, deren lange Moosbärte grauſilbern im Sonnenlicht glänzten, über Wurzeln, die wie rieſige Schlangen auf dem Weg lagen und ſich in hohem Bogen wanden, wo das Geröle, welches ehedem unter ihnen lag, vom Waſſer fortgeſpült war. Am Rand des Baches hemmte Treibholz und gehäufte Menge trockener Binſen, dort hatte im Frühjahre die Wucht des Waſſers geworfene Stämme an die Seite gefegt, daß ſie wild durcheinander lagen mit entlaubten Aeſten; aber das Meſſer der Waldleute hatte einen ſchmalen Weg durch das Gewirr der Reiſer gehauen. Mit beflügeltem Schritt eilten die Männer thalab, ſie ſprangen in weitem Schwunge von Stein zu Stein, von Baum zu Baum, vorauf der junge Wächter; oft ſchwang er ſich hoch durch die Luft, wie ein Federball im Wurfe thalab geſendet luſtig hüpft; und wo ein breites Rinſal den Gang hinderte, wiederholte er den Sprung nach rückwärts, um ſeinem Gefährten Muth zu machen.

Dem Roß hatte er den Zügel über den Hals geworfen, folgſam wie ein Hund ſprang es dem Manne nach; auch dem Hengſt war der unebene Weg zum Spiele. Zufrieden maß der Wächter mit den Augen einen ſtarken Schwung, den der Fremde über den Gießbach gethan hatte, und betrachtete darauf die Fußtritte auf dem weichen Grund. „Du ſchreiteſt mächtig für einen müden Mann,“ ſagte er, „mich dünkt du haſt wohl ſchon früher weite Sprünge auf blutiger Haide gewagt. An deiner Spur ſehe ich, daß du von unſerem Volke biſt, denn die Spitze des Fußes ſtrebt auswärts und ſtark drückt der Ballen Vordem hielt ich dich nach deiner Rede für einen fremdländiſchen Mann. Haſt du einmal Römertritte geſchaut?“

„Sie ſchreiten mit kleinem Fuß und kurzem Schritt auf ganzer Sohle wie müde Leute.“

„So ſagen auch unſere Männer, die im Weſten waren. Ich habe bisher nur waffenloſe Händler des ſchwarzhaarigen Volkes geſehen,“ fügte er entſchuldigend hinzu.

„Mögen die Schickſalsfrauen den Römerfuß von eurem Grunde fern halten,“ antwortete der Fremde.

„Du ſprichſt wie unſere Alten; wir Jungen aber denken, kommen ſie nicht zu uns, ſo kommen wir wohl zu ihnen, denn wundervoll ſoll ihr Land ſein, alle Häuſer von buntem Stein, das ganze Jahr mildes Sonnenlicht und im Winter grüne Erde; der ſüße Wein gemeiner als Dünnbier, von Silber die Seſſel und Bänke, die Mädchen tanzen im Goldſchmuck und ſeidenem Gewand und der Krieger iſt ein Herr der ganzen Pracht.“

Vergebens erwartete der Wächter die Antwort des Fremden, ſie ſchritten eine Weile ſtumm neben einander, endlich faßte der Jüngling das Roß beim Zügel: „Hier wird die Thalfahrt wegſamer, ſteig auf, daß wir vor Abend an's Ziel kommen.“ Der Fremde legte die Hand auf den Widerriſt des Pferdes und ſprang wuchtig in den Sitz, der Führer nickte zufrieden und pfiff leiſe, das Roß trug den Reiter in großen Sätzen thalab, der Jüngling lief zu Fuß nebenher, ſeinen Speer ſchwingend und bisweilen dem Roß zujauchzend, welches dann den Kopf zu ihm wandte und zur Antwort wieherte.

„Wer ſind die Weiber dort in hellen Gewändern?“ frug der Fremde, als ſie nahe der Lichtung auf einer Höhe anhielten und in das Gehege ſahen. „Hui!“ rief der Wächter, „die Mägde vom Herrenhofe ſind gekommen, dort iſt Frida's braune Kuh, hörſt du die ſchöne Schelle, die ihr am Halſe hängt, und dort iſt das Mädchen ſelbſt.“ Sein geröthetes Geſicht verrieth, daß ihm die Begegnung erfreulich war.

„Sieh die alten Hütten, in ihnen wohnt der Rinderhirt, im Sommer ziehen die Rinder des Dorfes auf Waldweide, und unſere Mädchen kommen und holen die Arbeit des Kellers nach dem Herrenhofe. Dort drüben aber im Buchenwalde hauſt der Schweinhirt mit ſeinem Volk, es gibt nicht ſchönere Maſt im Lande, ſo weit die Sonne ſcheint.“ Sie betraten die Lichtung, der Wächter entfernte die Stangen, welche den Eingang zum Rinderpferch verlegten, und der Fremde ritt in den umhegten Raum, wo die Kühe brüllend umherliefen, während die Frau des Hirten mit ihren Mägden das Milchgeräth zum kühlen Keller trug, der aus Stein und Moos gefügt abwärts von der Sonne lange Reihen der Milchſchüſſeln bewahrte. „Gutes Glück, Fremdling,“ rief der Wächter, „unſer Herrenkind, Irmgard, iſt ſelbſt hier, um nach der Heerde zu ſehen; wird ſie dir hold, ſo kannſt du guter Pflege gewärtig ſein.“

„Welche iſt es, die du mit Namen nennſt?“ frug der Fremde.

„Dort befiehlt ſie den Mägden, du kennſt ſie leicht heraus.“ Die Jungfrau ſtand bei dem Karren, der mit zwei Stieren beſpannt den Gewinn der Milchkammer [illegible] Herrenhof fahren ſollte: feſtgeſchlagene Butter in Fäſſern vom Holz des wilden Pflaumenbaums und kümmelgewürzten Käſe in grüne Blätter gepackt.

„Geh zu ihr, Geſell, und künde, daß ein Fremder bittend naht. Ich ſcheue mich, das Kind deines Herrn anzureden, ſo lange mir der Vater nicht den Heerdſitz geſtattet hat. Und da du freundlich geſinnt biſt, ſprich gut von mir, ſoweit du vermagſt.“ Der Fremde ſprang vom Pferde und neigte ſich der Jungfrau aus der Ferne.

Frei ringelten die gelben Locken um ihre hohe Geſtalt, ſie umſäumten die kräftigen Formen des jugendlichen Antlitz und wallten lang herab bis an die Hüften. Ein ſilberbeſchlagener Gürtel hielt das weiße Linnengewand zuſammen, darüber trug ſie ein kurzes Oberkleid von feiner Wolle, zierlich mit der Nadel geſtickt, über dem Handgelenk der nackten Arme goldene Ringe. Aus großen Augen ſah ſie nach dem Fremden hinüber und erwiederte mit leiſem Kopfnicken den ehrerbietigen Gruß.

Der Wächter trat zu dem Herrenkind: „Der Fremde ſucht eine Ecke an unſerer Bank und eine Heerdſtelle für ſein wegemüdes Haupt; ich geleite ihn zum Hofe, daß der Herr über ſein Schickſal entſcheide.“

„Wir geben dem Wanderer Raſt, den die Götter uns ſenden. Wer er auch ſei, ob gut oder arg, der bittend unſerem Heerde naht, drei Tage hat er Gemach, dann fragt der Vater, ob er ein gerechter Mann iſt und unſeres Daches nicht unwerth. Denn du weißt es ja [illegible] Wolf, viel wildes Volk zieht elend durch das Land [illegible] trägt den Fluch, der an ſeinen Schritten haftet, in das Haus des ehrlichen Mannes."

„Er ſieht aus, wie einer, der ſich ehrlich hält gegen Freund und Feind," ſprach der Wächter.

Die Jungfrau warf einen flüchtigen Blick auf den Fremden: „Wenn er ſich ſo bewährt, wie du ſagſt, ſo mögen wir uns ſeiner Ankunft freuen. Reich' ihm den Krug mit Milch, Frida!"

Der Fremde trank und als er den Krug dankend an Frida zurück gab, ſagte er: „Segen über deine milde Hand. Der erſte Gruß im Lande war willig von warmherzigem Manne geboten, der zweite hier ſei mir eine Verkündigung, daß ich auch im Herrenhauſe den Frieden finde, nach dem ich mich leidvoll ſehne.

Unterdeß hatte der Wächter für ſich eines von den Roſſen eingefangen, welche in beſonderem Gehege ſprangen. Während er ſich anſchickte aufzuſitzen, trat die rothwangige Frida zu ihm: „Glück hatteſt du, Wolf, im Schlafe," ſpottete ſie, „an dem Grenzdorn iſt, da du ruhteſt, ein fremder Vogel hängen geblieben. Wie war dein Schlummer, Wächter, auf dornigem Lager?"

„Die Eule ließ mich nicht ſchlafen, ſie ſtöhnte über Frida, die bei Nacht am Zaune ſteht und rüttelt, um zu erfahren, von wannen ihr ein Hausherr kommen wird."

„Ich aber ſah einen Stieglitz auf dürrem Strauch, der ſammelte alte Diſtelwolle zu einem Ehebett für den reichen Wolf."

„Und ich weiß eine Stelze,“ verſetzte Wolf zornig, „welche die Veilchen zertrat, die ſie ſuchen ſollte, und [illegible] in die Neſſeln fiel.“

„In die Neſſeln deines Ackers nicht, du dummer Wolf!“ verſetzte Frida zornig.

„Ich kenne eine, der ich den Ball nicht zuwerfe beim nächſten Reigen,“ antwortete Wolf.

„Wenn der Wolf tanzt, fliegen die Gänſe auf den Baum und lachen,“ ſpottete Frida.

„Winde dir ein Kränzlein aus Haferſtroh, Jungfer Gans,“ rief Wolf vom Pferde zurück und trabte abwärts mit dem Fremden, der ſich zartfühlend auf die Länge eines Speerwurfes von dieſem Wechſelgeſpräch entfernt hatte.

„Er iſt ein unartiger Knabe,“ klagte Frida der Herrin.

„Aus dem Walde ſchallte zurück, was du hineingerufen,“ antwortete dieſe lachend. Und dem fremden Reiter nachſehend fuhr ſie fort: „Er ſieht aus wie ein Herr über viel Volk.“

„Und doch war ſein Bundſchuh zerriſſen und die Jacke ſo reiſemüde,“ ſagte Frida.

„Meinſt du, daß der Fels nur die Füße des armſeligen Wandrers ſchneidet? Wer weit her kommt, von dem glauben wir, daß er viel geſehen hat und viel gewagt; es thut uns leid, wenn er ein arger Mann geworden iſt aus Begehrlichkeit und Noth, und wir wollten ihm gern Frieden geben, wenn wir es vermöchten.“

Die Sonne ging zur Rüſte und die Bäume warfen lange Schatten auf den Weg, als die Reiter das Ende des Thalgrundes erreichten. An beiden Seiten wichen [illegible]nge zurück, längs dem Bache breiteten ſich helles [illegible] und bunte Wieſenblumen, ein rothhaariger Fuchs fuhr vor ihnen über den Pfad. „Der Rothkopf weiß, daß die Menſchenwohnungen nahe ſind,“ ſagte der Wächter, „er ſchleicht am liebſten, wo er den Hofgeſang der Hähne hören kann.“

Vor ihnen lag im Abendlicht das Dorf, von Graben und baumbeſetztem Wall umſchloſſen, durch die Lücken der Bäume ſah man hier und da die weißen Giebel unter braunem Strohdach, und kleine Rauchwölkchen, die aus den Dächern aufſtiegen. Seitwärts vom Dorfe erhob ſich auf kleiner Anhöhe der Herrenhof, mit beſonderem Pfahlwerk und Graben umgeben, über die zahlreichen Häuſer und Ställe des Hofes ragte hoch das Dach des Saals, der Firſt mit ſchön geſchnitzten Hörnern.

Auf dem Wieſengrund vor ihnen übte ſich eine Schaar Knaben im Kampfſpiel, ſie hatten ein hohes Gerüſt geſtellt und ſchwangen ſich der Reihe nach hinauf und jauchzend wieder herab. Als die Reiter nahten, rannte der Haufe an den Weg und ſtarrte trotzig auf den fremden Mann. Der Wächter rief einen Knaben und ſprach leiſe zu ihm; der Knabe flog wie ein junger Hirſch in großen Sprüngen dem Herrenhofe zu, während die Reiter mit Mühe den Schritt ihrer unruhigen Pferde bändigten. Auf der Dorfſtraße tanzten im Staube die kleinen Kinder den Ringelreigen, die Knaben nackt bis auf die Wolljacke, die kleinen Mädchen im weißen Hemde, ſie ſtapften baarbeinig im Staube und ſangen.

Der Ring löſte ſich, als die Reiter herankamen, an den Luken der Dorfhäuſer wurden Frauenköpfe ſichtbar, [illegible] jeder Thür ſprang eine Schaar blauäugiger Kinder; [illegible] Männer traten an die Thür und muſterten mit Falkenblick das Ausſehen des Fremden und der Wächter verfehlte nicht, ſeinen Begleiter zu ermahnen, daß er hierhin und dorthin ſchaue und die Hausbewohner vom Pferde grüße, „denn,“ ſagte er, „freundlicher Gruß öffnet die Herzen und du magſt die Gunſt der Nachbarn bald gebrauchen.“

Unterdeß war der Knabe in den Herrenhof gelaufen. Fürſt Answald ſaß in der Holzlaube, dem ſchattigen Vorbau des Herrenhauſes; er ſelbſt war ein hoher Mann, breitſchultrig mit offenem Antlitz unter ſeinem grauen Haar, er trug die wollene Hausjacke über dem Hemde mit Biberfell beſetzt, ſeine Lederſtrümpfe mit bunten Riemen geſchnürt, und nur die würdige Haltung und die Ehrfurcht, mit welcher die Anderen zu ihm ſprachen, ließen erkennen, daß er der Wirth war. So ſaß er umgeben von ſeinen Bankgenoſſen und ſchaute zufrieden auf zwei wohlgenährte Stiere, welche von den Knechten vorbeigetrieben wurden, weil ſie zu Opferthieren ausgewählt waren für ein bevorſtehendes Feſtmahl der Landgenoſſen. Der Knabe drängte ſich behend an einen alten Mann mit klugem Geſichte, der zur Linken des Häuptlings ſtand und den Worten des Herrn höflich Antwort zu geben wußte, und kündete leiſe ſeine Botſchaft. „Der junge Wolf führt einen Fremden her,“ berichtete der Alte auf den fragenden Blick des Herrn, „der Mann kam ohne Geleit der

Katten, ohne Roß und Kriegskleid, ein einzelner Mann [illegible] dem Elend, er ſucht das Gaſtrecht.“

„Bereitet ihm den Gruß in der Halle,“ befahl Herr Answald gleichmüthig und gab ſeinen Mannen ein Zeichen, daß ſie ſich entfernten. Und zu ſeinem Vertrauten ſprach er: „Mit Sorgen ſeh' ich die fremden Strolche. Seit am Rhein der Römerkrieg aufgebrannt iſt, fliegen heiße Funken durch das Land, und mancher Geſell, der Gewaltthat gelitten, ſchweift durch die Länder und übt Frevel in bitterem Haſſe.“

„Kommt er als Flüchtling aus dem Süden, ſo mag er Kunde wiſſen von dem Römerkrieg.“

„Er mag auch römiſche Untreue in das Land tragen. Die welſche Sitte ſchleicht wie eine Peſt durch unſere Thäler, ſie hat die Burgen der Könige mit Uebermuth gefüllt. Auch unſere Herren möchten im Purpurkleide prangen und ſchurkiſche Leibwächter füttern, die ihr Meſſer dem freien Mann in den Rücken ſtoßen, wenn ſein Antlitz ihrem Herrn verleidet iſt. Doch komm, wer auch der Fremde ſei, was einem darbenden Mann gebührt, ſoll ihm werden. Du aber ſorge, durch kluge Rede ſein Geheimniß zu ergründen.“

Der Häuptling trat in das Haus und ſetzte ſich auf den Herrenſitz, der geſchnitzt aus Eichenholz der Thür gegenüber ſtand, belegt mit dem ſchwarzen Fell eines jungen Bären. Die Füße des Herrn ruhten auf einem Schemel, in der Hand hielt er den weißen Herrenſtab.

Draußen am Hofthor ſtiegen die Reiter ab, der Fremde lehnte ſeinen Speer an den Pfoſten und ſetzte ſich ſchweigend auf den Sitz außerhalb des Thors. Der Sprecher trat heraus und lud ihn mit feierlichem Gruß vor den Herrenſitz. Der Fremde trat hoch aufgerichtet auf die Schwelle des Hauſes, er und der Häuptling blickten einander einen Augenblick forſchend an und Beiden gefiel was ſie ſahen.

„Heil dir, Fürſt Answald, Irmfrieds Sohn!“

„Heil ſei auch dir!“ klang es vom Herrenſitz zurück.

„Spende wegemüdem Mann den Trunk aus deinem Born, die Frucht von deiner Flur, den Schirm deines Daches. Ich komme freundlos, heimathlos und ſchutzlos zu deinem Heerde; verleihe mir, was dem Wanderer das Gaſtrecht deines Volkes gewährt.“

Hildebrand trat vor und ſprach: „Der Fürſt verleiht dir nach des Volkes Brauch drei Tage Raſt, drei Tage Koſt, dann frägt der Fürſt das Volk nach ſeinem Willen. — Tragt ihm den Sitz zum Heerd, ihr Knaben, und bietet ihm die Gaben der Götter.“

Drei Jünglinge trugen das Geräth, der eine den Schemel, auf dem der Fremde niederſaß, der andere in zwei Schalen Brot und Salz, der dritte einen Holzkrug, mit dunklem Bier gefüllt. Dieſer bot den Trunk zuerſt dem Fürſten, der den Krug mit den Lippen berührte, dann dem Fremden. Darauf gab der Sprecher dem Gefolge einen Wink und Alle verließen den Raum.

„Und jetzt Wanderer,“ begann Hildebrand zu den Füßen des Fürſten niederſitzend mit vertraulichen Worten: „da du Sicherheit gewonnen haſt für Leib und Glieder, ſo gieb auch uns Bericht, ſoweit du vermagſt, wenn du etwas hinter unſeren Bergen geſchaut und gehört haſt, was uns zum Nutzen ſein kann und dir nicht zum Schaden. Denn es iſt ſorgenvolle Zeit, und der vorſichtige Wirth müht ſich Kunde zu holen von bewanderten Männern. Willſt du erzählen, wenn die Götter dir verliehen haben, daß ſich deine Worte willig auf der Zunge zu einander fügen: oder ſoll ich fragen, was zu erfahren uns Noth thut?"

Der Fremde erhob ſich: „Ich trage Kunde, die das Herz der Männer bewegt, nicht weiß ich, ob ſie euch Freude bereitet oder Trauer. Eine Schlacht iſt geſchlagen, die größte ſeit Menſchengedenken. Die Wölfe heulen auf der Walſtatt und die Raben fliegen über das Gebein der Alemannen, denen unſer Gott den Sieg verſagt hat. Die Franken haben dem Römer die Schlacht gewonnen, die Könige der Alemannen Hnodomar und Athanarich ſind gefangen, mit ihnen viele Königskinder; die Heerſchaaren des Cäſars brennen in den Thälern des Schwarzwaldes bis an den Main und treiben die Gefangenen zu Hauf. Der Cäſar iſt mächtig geworden über das Grenzland, man ſagt, daß die Katten Geſandte in ſein Lager geſchickt haben, um ein Bündniß zu bieten."

Ein tiefes Schweigen folgte dieſen aufregenden Worten. Fürſt Answald ſah finſter vor ſich nieder, auch Hildebrand hatte Mühe, ſeine Bewegung zu verbergen.

„Wir haben Frieden mit Römern und Alemannen," ſagte er endlich vorſichtig: „und der Thüring fürchtet nicht die Macht des Cäſars. Du ſelbſt aber warſt, wie ich erkenne, in der Nähe, als die Schlacht geſchlagen wurde und du haſt ſeitdem die Dörfer der Katten gemieden, die doch, wie du ſagſt, dem Römer wohlgeneigt ſind. Ich frage dich nicht, wem du den Sieg gewünſcht haſt.“

„Ich gebe Beſcheid ohne Frage,“ rief der Fremde ſtolz, „ich habe nicht Römerſold genommen.“

Ein Strahl von Wohlwollen brach aus den Augen des Häuptlings. „Du biſt kein Alemanne,“ ſagte er, „du biſt nach deiner Sprache von den Kindern unſeres Gottes, die fern im Oſten wohnen.“

„Ein Vandale von der Oder,“ verſetzte der Fremde raſch.

„Es iſt ein weiter Weg von deinem Heimathland bis zu der Walſtatt am Rhein, Wanderer. Hat auch dein Volk ſeine Krieger in den Streit geſendet?“

„Ich kam an den Rhein ohne meine Landgenoſſen, ein ſchweres Geſchick trieb mich aus meiner Heimath Flur.“

„Ein ſchweres Geſchick bereitet ein Gott, oder des Mannes trotziger Muth. Möge dein Herz nicht bedrücken, was dich aus der Heimath geſcheucht hat.“

Der Fremde neigte dankend das Haupt. „Des Gaſtes Sorge iſt, daß er ſeinem Wirth gefalle; verzeih, wenn ich ſuche, was dir den Fremden vertraulich macht. Ich habe in meiner Heimath ein Lied des Sängers gehört, daß zu der Väter Zeit ein Held aus Thüringeland unter den Kriegern meines Volks gegen die Römer kämpfte, weit ſüdwärts an der Donau, Irmfried war ſein Name.“

Der Fürſt richtete ſich im Seſſel hoch auf und ſprach: „Seine Hand lag ſegnend auf meinem Haupt, er war mein Vater.“

„Blutbruder wurde er einem Krieger meines Volkes. Als der Fürſt aus meiner Heimath ſchied, zerbrach er mit ſtarker Hand ein römiſches Goldſtück und ließ die Hälfte zurück, daß ſie ein Zeichen der Gaſtfreundſchaft für ſpätere Geſchlechter ſei. Iſt die eine Hälfte des Goldſtücks dein, ſo iſt die andere mein.“

Er hielt das helle Goldblech dem Fürſten hin. Herr Answald fuhr heftig vom Stuhle und prüfte das Stück am Licht. „Still,“ rief er gebietend, „Keiner ſpreche ein Wort. Geh, Hildebrand, und trage deiner Herrin das Wahrzeichen, daß ſie es an die andere Hälfte halte; und ſage ihr, daß ſie allein ſei, wenn ich einen Fremden zu ihr führe.“ Hildebrand eilte hinaus, der Wirth trat nahe an den Gaſt und betrachtete ihn erſtaunt vom Kopf bis zum Fuß: „Wer biſt du, Mann, der mir ſo hohen Gruß in das Haus trägt?“ und freudig fuhr er fort: „nicht thut es Noth das Zeichen zu ſuchen, ſeit du die Schwelle betrateſt, haſt du mir das Herz erregt. Komm, Held, daß du mir da deinen Namen kündeſt, wo die beiden Hälften des geheimen Zeichens ſich zuſammenfügen.“ Er ſchritt eilig voran, der Fremde folgte.

In ihrem Gemach ſtand Frau Gundrun, die Fürſtin, und hielt die beiden Hälften des Goldſtücks an einander. „Hier ſind zwei Aehren von einem Halme,“ rief ſie dem Gemahl entgegen, „was du mir ſandteſt, iſt König Ingbert's Zeichen.“

„Und der ſich dem Knie der Herrin naht,“ ſprach der Fremde, „iſt Ingo, König Ingberts Sohn.“

Langes Schweigen folgte dem Ausruf, die Hausfrau ſah ſcheu auf den ſtolzen Krieger, auf das edle Antlitz, die königliche Geſtalt, und ſie neigte ſich tief zum Gruß; der Fürſt aber rief bekümmert: „Oft habe ich gewünſcht, das Antlitz der Gaſtfreunde zu ſehen, der erlauchten Helden aus Göttergeſchlecht; von reichem Hofhalt hat mir der Vater erzählt, von mächtigem Gefolge in glänzendem Stahlhemd. Aber anders fügten die hohen Gewalten das Wiederſehen. Im Wanderkleide, als werbenden Fremdling ſchau' ich den großen Volkskönig und Schrecken fühle ich im Herzen. Gutes bedeute die Stunde, wo ich dein Antlitz ſchaue. Dennoch gedenke ich, daß ich dir ehrbar meine Treue erweiſe."

„Ich aber komme nicht als Glücklicher zu dir und der Herrin," ſprach Ingo ernſthaft, „ein Flüchtling bin ich und nicht will ich, mein Schickſal hehlend, deinen Schutz erſchleichen. Aus der Heimath bin ich getrieben von dem eigenen Ohm, der nach des Vaters Tode dem Knaben die Krone nahm, mühſam haben getreue Männer mich geborgen, bis ich zum Manne wuchs; Gefahr iſt mein Loos, des Königs Boten ſind mir gefolgt von Volk zu Volk, ſie boten Geſchenke und forderten meinen Leib. Mit dem kleinen Haufen der Getreuen fuhr ich zum Kampf der Alemannen, ihre großen Könige waren mir hold, am Schlachttag führte ich einen Haufen ihres Volks. Jetzt ſucht der Cäſar ſiegesſtolz nach denen, die ſich ihm nicht baarfuß unterwerfen. Weit reicht ſeine Macht in den Königsburgen, ich ſah die Boten deiner Nachbarn, der Katten mit dem Friedenszeichen zum Rhein reiten, und ich bin darum ſechs Tage und Nächte heimlich auf

Wolfespfad durch ihre Gaue gezogen, faſt ein Wunder war's, daß ich ihnen entrann. Das ſollſt du wiſſen, bevor du ſprichſt: Sei Ingo mir willkommen."

Der Wirth ſtand unſicher und ſuchte das Auge ſeiner Hausfrau, welche in dem Seſſel ſaß und vor ſich niederblickte: „Was ehrlich iſt und was die Eide gebieten, das thu' ich," ſprach Herr Answald endlich und die Wolke wich von ſeinem Antlitz: „Sei mir willkommen, Ingo, Königsſohn."

„Edlen Sinn verräthſt du, Held," begann die Fürſtin, „daß du dich ſcheuſt, Gefahr in den Hof deines Gaſtfreundes zu leiten. Uns aber ziemt zu erwägen, wie wir zugleich dir Treue erweiſen und unſere Höfe vor der Gefahr beſchützen. Weit ſchallt der Name eines Königs durch die Lande und viele Feinde umlauern den Helden, der unter Krone geht, du ſelbſt haſt es leidvoll erfahren. Drum meine ich, nur Vorſicht hilft dir und uns zum Heil. Und darf ich meinem Hausherrn treue Meinung ſagen, ſo dünkt mir gut, daß dein Gaſt unbekannt in deinem Hauſe weile und Keiner von ſeiner Herkunft wiſſe, als du und ich allein."

„Soll ich im eigenen Hauſe den werthen Gaſt verſtecken?" rief der Wirth unwillig, „ich bin kein Diener, nicht des Cäſars, nicht der Katten."

„Auch der König der Thüringe ſpeiſt ſeine Mahlzeit gern aus den goldenen Schüſſeln, welche Römerkunſt gefertigt hat," fuhr die Hausfrau fort, „hüte dich des Königs Argwohn zu wecken."

Der Gaſt ſtand unbeweglich und vergebens ſuchte die Fürſtin ſeine Meinung zu erkennen.

„Schwer iſt es edles Blut im Dienerkleid zu bergen,“ wandte Herr Answald ein.

„Auch Held Siegfried, von dem der Sänger meldet, ſtand im Knechtsgewand am Ambos.“

„Und ſchlug zuletzt den Ambos in den Grund und den Schmied dazu,“ rief der Wirth. „Sprich Ingo ſelbſt, wie willſt du, daß wir dich halten?“

„Ich bin der Flehende,“ antwortete der Gaſt mit Selbſtüberwindung, „und darf nicht hadern, ob du hoch, ob du niedrig mich reihen willſt unter den Genoſſen deiner Bank. Meines Namens berühme ich mich nicht, aber ich berge ihn nicht, und zu ruhmloſer Arbeit wirſt du mich nicht ſtellen.“

„Er meint wie ich,“ rief der Fürſt.

„Stets fürchten die Helden Minderung ihrer Ehre,“ ſprach lächelnd die Fürſtin. „Was ich bitte, iſt leicht gewährt, nur kurze Zeit laß dir das Gewand gefallen, welches wir dem Fremdling im Hofe ſpenden; unterdeß wirbt dir mein Herr im Volk gute Meinung. — Nicht ewig währt der Kriegsruf an der Grenze, dem Cäſar wirds an neuem Streit nicht fehlen, in wenig Monden iſt das Geräuſch verhallt, indeß gelingt's wohl auch den König zu gewinnen.“

„Ich will's bedenken bis zur Nacht,“ ſprach der Wirth, „denn klug räth meine Hausfrau und oft habe ich ihren Rath erprobt. Bis dahin hülle dich, o Held, in demuthvolles Weſen, denn vertraue mir, mit bedrängtem Herzen erſehne ich den Tag, wo ich in offener Halle künden kann, was deine und meine Ehre fordert.“

So verließen die Männer der Herrin Kammer. Als aber am Abend der Hauswirth auf ſeinem Lager niederſaß, rief er unwillig: „Mir frißt's am Herzen, daß ich ihn ſehen ſoll zu unterſt an der Bank.“ Aber die Fürſtin antwortete leiſe: „Erſt prüfe doch, ob er auch werth iſt deines Schutzes. Denn ungewöhnlich iſt des Fremden Art und freudenlos ſein Schickſal. Sein Geheimniß bergen wir vor Jedem, und auch vor Irmgard, unſerm Kind.“

## 2.

## Das Feſtmahl.

Im Hofe des Fürſten wurde den Landgenoſſen das Feſt gerüſtet. Die Hausfrau ſchritt mit den Mägden durch die Räume, wo die Vorräthe der Küche bewahrt wurden, in langer Reihe hingen dort die Schinken, runde Würſte und im Rauch gedörrte Zungen der Rinder; ſie freute ſich des guten Vorraths, ließ abheben für die Küche und befahl den Mägden in die beſten Stücke ein Zeichen zu ritzen, damit der Vorſchneider dieſe den Tiſchen der Aelteſten aufſetze. Dann ging ſie in den kühlen Keller, der von Stein gewölbt in einer Ecke lag, wo das Sonnenlicht wenig hinkam, hochbedeckt mit Erde und Raſen, dort wählte ſie die Fäſſer mit ſtarkem Biere und die Krüge mit Meth und ſah zweifelhaft auf einige große fremdartige Thongefäße, die halb im Boden vergraben in einer Ecke ſtanden. „Ich meine nicht, daß mein Herr des Weines begehren wird, doch wenn er darnach ruft, ſo ſagt dem Schenken, daß ſie das kleine nehmen, denn die anderen ſieben und harren auf einen größeren Feſttag. Und ſehet ſelbſt zu, daß die ungeſchickten Geſellen mir den theuren Thon nicht zerſchlagen, denn was mühſam im Stroh durch

Roſſe und Männer hergeführt wurde aus dem welſchen Land, dem könnte die lange Reiſe durch das Ungeſchick der methgefüllten Knaben wohl verderben werden." Ernſthaft blickte ſie noch einmal durch den großen Raum: „Es iſt Vorrath genug für eines Häuptlings Haus und manches liebe Jahr mag der Meth das Herz der Männer erfreuen, mögen die Götter uns ſchaffen, daß unſere Helden alles fröhlich und in Ehren leeren. Und höre Frida, man weiß ja wohl, was die Männer zumal gebrauchen, aber beim Trunk trügt der Anſchlag, auch wenn er reichlich war. Laß noch drei Krüge von altem Meth in Vorrath herausheben, und ſage dem Schenken, wenn die Männer friedlich ſind und in ehrlichem Geſpräch, ſo wird ihnen am Ende noch dies geboten, wenn ſie aber wider einander eifern und zwieträchtig hadern, ſo ſoll er vorſichtig ſein mit dem Gießen, daß uns kein großes Unheil entſtehe."

Die Herrin ſchritt zu dem Küchenhauſe, darin brannten mächtige Feuer auf ſteinernen Platten. Die Jünglinge waren vor dem Hauſe beſchäftigt, die Opferthiere zu zerlegen, große Hirſche und drei Eber des Waldes, und das Fleiſch an lange Spieße zu ſtecken. Die Mägde aber ſaßen in langer Reihe vieles Geflügel rupfend, oder ſie rundeten mit den Händen gewürzten Weizenteig zu anſehnlichen Bällen. Und Knaben des Dorfes warteten mit lachendem Antlitz auf die Zeit, wo ſie die Spieße drehen würden, damit auch ihnen vom Feſt der Helden ein wohlſchmeckender Antheil werde.

Unterdeß ſchafften die Mannen des Häuptlings um die große Halle. In der Mitte des Hofes ſtand der mächtige Bau, aus dicken Fichtenbalken gefügt, eine Treppe führte zu dem geöffneten Thor, im Inneren trugen zwei Reihen hoher Holzſäulen die Balken des Daches, von den Säulen bis zu den Wänden liefen auf drei Seiten erhöhte Bühnen; in der Mitte, gegenüber der Thür ſtand darauf der Ehrenſitz des Wirthes und der vornehmſten Gäſte, daneben ein ſchön geſchmückter Raum, einer Laube gleich, für die Frauen des Hauſes, damit ſie dem Feſtmahl der Männer zuſchauen konnten, ſo lange ſie begehrten. Und die jüngſten der Mannen ſchmückten die Holzlaube mit blühenden Zweigen, die ſie in der Flur abgehauen. Draußen aber fuhr Wolf einen großen Wagen mit Binſen und Kalmus heran, den er am Ufer des nahen Teiches geſchnitten, um den Fußboden zu beſtreuen.

„Hier iſt gut ſein, Gaſt,“ begann Wolf grüßend zu Ingo, „auch dir war die Herrin gnädig, du wandelſt in neuem Gewande, das unſere Weiber gewebt, wie trägt ſich das Tuch der Mädchen aus Thüringeland?“

„Was gern geboten wird, ſitzt dem Empfänger bequem,“ antwortete der Fremde lächelnd, „ich freue mich deine Stimme wieder zu hören, denn Tage lang warſt du auswärts.“

„Wir Heerdgeſellen holten mit den Hunden die Feſtbraten aus dem Wald,“ verſetzte der Mann. „Hilf, Theodulf,“ rief er einem Gefährten zu, „ſoll ich allein den Wagen räumen?“

Theodulf, ein ſtolzer Mann aus dem Gefolge, griff ſteifarmig in die Binſen und ſprach über die Schulter zu dem Fremden: „Wer gewöhnt iſt, fremdes Gewand zu bitten, der ſoll nicht müßig ſtehen, wenn beſſere Männer die Hände rühren.“

Ingo ſah finſter auf den Sprecher, eine hohe Kriegergeſtalt, breitbrüſtig mit einer langen Narbe auf der Wange: dem Fremden begegnete mit gleichem Trotz der Mann des Fürſten, an den Augen des Einen entzündete ſich der Zorn des Andern, bis die Blicke beider Gegner wie Flammen gegen einander ſprühten. Aber mit Selbſtbeherrſchung bändigte Ingo ſeinen Grimm und verſetzte den Rücken kehrend: „Hätteſt du gutherzig gemahnt, folgte ich williger deiner Weiſung.“

Der Wächter aber raunte ihm zu: „Hüte dich, den zu reizen, er iſt ein unwirſcher Geſell, der gern Eiſen beißt, er ſtammt aus der Freundſchaft der Herrin, und er dient nicht wie wir, denn er iſt aus edlem Geſchlecht, hat ſich nur auf Zeit gelobt, und wird einſt im reichen Erbe ſeiner Väter ſtehen. Kein Wunder, daß ihn die Binſen ſtechen, wenn er ſie tragen ſoll.“

„Wer dient, muß tragen,“ verſetzte Ingo finſter.

Aber auch die Mädchen ſorgten um das Feſtkleid des Fremden. „Sieh, Herrin, wie ſtolz der Fremde in dem Wams ſchreitet, das ihm die Fürſtin geſpendet hat,“ ſagte Frida zu Irmgard. „Wackerer Sinn adelt geringes Kleid,“ verſetzte Irmgard.

„Gering?“ rief Frida, „die Jacke iſt vom allerbeſten Tuch aus unſeren Truhen, ich muß ſie doch kennen, denn ich ſelbſt habe ſie einſt genäht. Seltſam iſt es, daß die Herrin ſo feines Gewand an einen fahrenden Mann wendet.“

„Auch der Mann iſt ja wohl kein Alltagsſohn“ antwortete Irmgard.

„Das meine ich auch,“ beſtätigte Frida neugierig: „denn ich ſah, wie die Fürſtin ihn vorher im Hofe anredete, da er ihr in den Weg trat; von beiden Seiten war's ein Herrengruß, ſie lachte ihm zu und ſtrich mit der Hand an ſeine Kleider, als ob er ein vertrauter Mann aus der Freundſchaft wäre.“

„Als der Fremde geſtern Abend an den Heerd trat, wo die Männer verſammelt ſaßen,“ verſetzte Irmgard, „da hatte vorher der Vater ſorglos geſcherzt mit dem Geſinde, doch als er den Fremden ſah, wandelte ſich ihm die Geberde, er hob ſich um dem Fremden entgegen zu gehen, that es aber nicht; doch feierlich war fortan ſein Weſen und das Mahl ſo ſtill, als ob ein Bote vom Königshofe am Herrentiſch ſäße.“

„Auch der Fremde ſchritt,“ fuhr Frida eifrig fort, „da er eintrat, kräftig auf den Herrn zu, als wollte er ſich bei dem Herrenſitz lagern und einer von den Knaben mußte ihn an der Jacke zurückziehen auf ſeinen Platz, daß er die Ehrfurcht nicht vergaß.“

„Ich ſah's,“ nickte Irmgard, „er lachte dazu,“ und bei der Erinnerung lachte ſie ſelbſt.

„Und doch ſitzt er ganz unten an der Bank,“ rief Frida, „und jetzt wo der witzige Wolf wieder ſeine große Zunge rührt, hat er des Knaben Weisheit anzuhören.“

„Iſt's ein Geheimniß,“ ſagte Irmgard leiſe, „ſo wird es uns Märchen wohl zuletzt verkündet.“

„Du ſelbſt aber Herrin," mahnte Frida, „haſt ihm ſeither wenig Huld erwieſen. Die erſten waren wir doch, die er ehrbar grüßte und drei Tage lang haſt du ihm jede Rede geweigert. Unfreundlich wird der Mann dich ſchelten, und hartmuthig, nicht wagt er, dich anzureden, da er aus dem Elend kommt; darum biete du ihm endlich den Gruß."

„So laß uns thun, was ſich gebührt," antwortete Irmgard. Sie trat mit Ueberwindung zu dem Haufen der ſtolzen Knaben, welche dem Fürſten folgten, wenn dieſer durch die Dörfer ritt oder in den Vorkampf der Schlacht trat. Aber als ſie dem Fremden nahe kam, ſcheute ſie ſich vor den Anderen zu ihm zu reden, ſie hielt bei Theodulf an und ſprach: „Spät ertönte geſtern dein Hifthorn am Thore, wie war die Jagdbeute, Vetter?"

Theodulf erröthete vor Freude, weil das Herrenkind ihn eher als die Anderen begrüßte, er erzählte ihr von ſeinem Jagdglück und führte ſie zu einem Holzverſchlag, wo ein zweijähriger Bär unzufrieden ſaß. „Die Hunde zauſten ihm das Fell, ich band ihn mit Riemen und trug ihn lebend zum Hofe, er wird wohl ein Spielgeſell für die Kinder im Dorfe."

Als Irmgard den Braunen betrachtet hatte und ſich mit Frida entfernte, rief dieſe unwillig: „Fürwahr, mit artigen Worten haſt du dem Fremdling zugeſprochen."

„Nahe genug war ich bei ihm," antwortete Irmgard, „und er ſchwieg doch." „Er weiß beſſer, was dem Herrenkinde geziemt," verſetzte Frida.

Aber Irmgard achtete ſeitdem auf den Fremden und als ſie ihn abſeit von den Anderen am Zaun des Hofes lehnen ſah', ging ſie allein bei ihm vorüber, hielt wie zufällig an und ſprach: „Auf dem Hollunderbaum über deinem Haupt wohnt ein kleiner Grauvogel, der Nachtſänger. Die Mädchen beſchwören jeden Abend das Wieſel und den Kauz, damit ſie ihm nicht das Neſt zerſtoßen. Singt er dir, ſo höre ihm gütig zu, daß er ſich deines wohlmeinenden Sinnes freue. Sie ſagen, er mahnt im Sange Jeden an das, was ihm lieb iſt.“

Ingo antwortete treuherzig: „Alles Geflügel, der Habicht in der Luft und der Sänger im Buſch, ſingen dem fremden Mann daſſelbe Lied in das Ohr, ſie mahnen ihn an die Heimath. Dort ſtreute einſt die liebe Mutter den Vögeln Winterkoſt, damit ſie ihrem Sohne in ſeinem Leben gute Vorbedeutung ſängen. Die Treue haben ſie ſeitdem bewährt. Manches Mal haben die wilden Boten im Federkleid den unſtäten Mann auf der Haide und im Holz vor Gefahr gewarnt. Sie ſind die Genoſſen ſeines Schickſals geblieben; wie er wandern ſie heimathlos über die Menſchenerde und wie er nähren ſie ſich vom Raub, den ſie greifen oder von der Gabe, die ihnen ein Gaſtfreund ſpendet.“

„Und doch finden ſie überall Flocken, aus denen ſie ihr Neſt bauen,“ verſetzte Irmgard.

„Wo aber darf der Heimathloſe ſein Haus zimmern?“ frug ernſthaft der Gaſt. „Wer bei der Schwelle ſeines Hauſes ſteht und die Roſſe auf dem Erbe der Väter zählt, der weiß nicht, wie die Bedürftigkeit am Herzen des ſtolzen

Mannes nagt, wenn er Gabe nehmen muß, der ſelbſt Andern ſpenden möchte.“

„Du klagſt über die Gaſtſpenden im Hauſe, das dich an ſeinem Heerd aufgenommen hat,“ antwortete Irmgard vorwurfsvoll.

„Selig preiſe ich den Wirth und die Herrin, die im anſehnlichen Hauſe dem Landfremden huldreich ſind,“ verſetzte der Gaſt. „Aber unſicher ſchweifen die Gedanken des Mannes, dem ſie eine Ecke an ihrer Bank vergönnen. Denn immer ſpäht der Fremdling ſorgenvoll nach der Miene des Wirthes, ob dieſer ihm auch die Gunſt bewahre. Jeder im Hofe ſteht ſicher auf ſeinem Recht, nur dem wildfremden Wanderer iſt der Grund, auf dem er ſchreitet, wie dünne Eisdecke, die vielleicht morgen unter ihm bricht, und ſo oft ſich ein Mund gegen ihn öffnet, weiß er nicht, ob die Worte ihm Ehre bedeuten oder Schmach. Zürne mir nicht um dieſe Klagen,“ bat er treuherzig. „Deine Augen und deine Worte haben geheime Sorgen meiner Bruſt herausgelockt und zu dreiſt wagte ich vertrauliche Rede. Mir wäre leidvoll, dir zu mißfallen.“

„An deine Worte gedenke ich in Zukunft,“ antwortete Irmgard leiſe, „ſo oft ich einſame Wanderer in unſerem Hofe ſehe. Du aber vertraue, daß du Manchem hier willkommen biſt. Die Thüringe lieben freudigen Muth und geſellige Rede, erweiſe dich heut ſo unter den Nachbarn, und wenn ich dir Gutes rathen darf, ſo weiche nicht abſeit von den jungen Männern, wenn ſie die Kampfſpiele üben. Denn ich meine, daß es dir auch im Kampfe wohl gelingen mag.

Gewinnſt du Lob unter den Landsleuten, ſo freut ſich unſer Hof, denn dem Wirth iſt es Ehre, wenn der Gaſt Ruhm erwirbt. Und ich merke, auch der Vater will dir wohl.“ Sie neigte erröthend das Haupt und entwich aus der Nähe des Fremden; er aber ſah ihr freudig nach.

Der Fürſt ſtand vor dem Herrenhauſe und empfing dort die Edlen und die freien Bauern, welche auf allen Wegen zu Fuß und Roß heranzogen und am geöffneten Thor von Hildebrand, dem Sprecher, begrüßt wurden. Wer zu Roß nahte, der ſtieg dort ab und die Jungen führten ſein Pferd in ein weites Gehege und banden es feſt, damit die Knechte ihm den Schaum mit Stroh abrieben und alten Hafer in die Krippe ſchütteten. Würdig war Gruß und Anrede, in weitem Ringe ſtanden die Gäſte auf dem Hofe, eine ſtolze Genoſſenſchaft, anſehnliche Männer aus zwanzig Dörfern der Gegend, alle in ihrem Kriegsſchmuck, den Eſchenſpeer in der Hand, Schwert und Dolch an der Seite, in ſchöner Lederkappe, die mit Zähnen und Ohren des wilden Ebers geſchmückt war; mancher ragte unter dem Eiſenhut, in einem Lederkoller oder Kettenpanzer über dem weißen Hemd und in hohen Lederſtrümpfen, die bis zum Leibe reichten, mancher auch, der reich war und die Waare der rheiniſchen Krämer beachtete, trug einen Ueberwurf von fremdem Zeug, das feine Haare von bunter Farbe hatte und wie das zarte Fell eines Raubthiers glänzte. Schweigend ſtanden die Männer und freuten ſich der Verſammlung, nur einige, die zu einander traten, tauſchten leiſe Worte über die Gerüchte, welche durch das Land flogen von der großen

Schlacht im Weſten und von bedrohlicher Zeit. Aber wer die Meinung der Menſchen kannte, wie Hildebrand, der Sprecher, der merkte wohl, daß ihr Sinn kraus war und ihre Gedanken ungleich. Lange währte die Begrüßung, denn immer noch kamen Einzelne, die ſich verſpätet hatten, bis der Sprecher an den Häuptling trat und auf den Stand der Sonne wies.

Da führte der Wirth ſeine Gäſte vor die Halle, feierlich betraten ſie im Zuge die Stufen; am Eingang empfing ſie die Hausfrau, neben ihr ſtand die Tochter mit den Mägden. Ehrerbietig huldigten die Männer den Frauen; die Fürſtin reichte Allen die Hand und frug gebührlich nach ihren Frauen und dem Hausſtand, den Männern von der Freundſchaft bot ſie die Wange zum Kuß. Die Häupter des Volks nahmen gewichtig Platz auf den Seſſeln der Bühne und begannen ernſtes Männergeſpräch, während der Schenk und die Diener in langer Reihe einzogen; dieſe trugen in Holzkannen den Frühtrunk und behagliche Zukoſt, weiße gewürzte Brotkuchen und Fleiſch aus dem Rauchfang.

Unterdeſſen rüſteten die Jungen ungeduldig auf dem Raſengrund vor dem Hofe die Bahn zu kriegeriſchem Spiel. Die Knaben des Dorfes begannen den Kampf, damit auch ſie das Lob der Krieger erwarben, ſie rannten nach dem Ziel, ſprangen über ein Roß und ſchoſſen mit dem Rohrpfeil nach der Stange. Bald aber ergriff der Eifer die Jünglinge, ſie warfen die Speere, ſie ſchleuderten den ſchweren Felsſtein und ſprangen ihm nach und als Theodulf in mächtigem Schwunge den ſchwerſten Stein geworfen und den weiteſten Sprung gethan, klafterweit über die Anderen hinaus, da erſcholl lautes Jauchzen bis zur Halle. Und die Alten und Weiſen des Volkes behielt es nicht länger auf ihren Sitzen, auch ſie eilten zur Schau auf den Raſen. Groß wurde der Ring der Zuſchauer, die Weiber des Dorfes ſtanden in ihrem Feſtſchmuck, geſondert die Männer und im Umkreis klang immer lauter der Zuruf und das Lob der Sieger.

Unter den Schauenden ſtand Ingo und achtete ſchweigend auf die behende Kraft. Da trat zu ihm Iſanbart, ein alter Häuptling des Gaues, betrachtete ihn prüfend und begann feierlich, ſo daß die Rede der Andern verſtummte: „Auch in deinem Volke, Fremdling, woher du auch ſtammſt, übt ſich wohl der junge Krieger in Sprung und Waffen. An deinem Auge und Arm' ſehe ich, daß du des Spiels nicht ganz unkundig biſt; vielleicht gefällt dir's, unſern jungen Männern zu zeigen, was in deiner Heimath Brauch iſt, wenn du auch nicht die Kunſt eines Häuptlings verſtehſt. Biſt du aus dem Oſtlande, wie ich vernehme, ſo vermagſt du wenigſtens die Holzkeule zu ſchwingen, auch dieſer Wurf erweiſt die Kraft des Mannes, obgleich meine Landgenoſſen ihn wenig üben. In der Halle ſah ich über dem Sitz des Wirthes ein ſolches Holz."

Ingo antwortete dem ehrbaren Greiſe: „Wenn mir's der Fürſt geſtattet und die Häupter des Volkes, ſo will ich verſuchen, was ich ehedem gelernt."

Der Fürſt winkte, einer aus dem Gefolge ſprang nach dem Hofe und trug eine Waffe aus Eichenholz herzu, vom Griffe nach rückwärts gekrümmt, vorn mit ſchwarzer Schneide. Die Keule ging von Hand zu Hand, lachend wogen die Männer das leichte Werkzeug. „Eine Waffe dieſer ähnlich, trägt unſer Sauhirt, um Wölfe zu ſchlagen,“ rief Theodulf verächtlich, aber Iſanbart der Greis entgegnete ſtrafend: „Du ſprichſt thöricht, ich ſah von ſolchem Holz, nicht ſo ſchwer als dies, einen Schädel brechen wie einen Thonkrug.“ Und er legte die Keule dem Wirth in die Hand.

„Wer jemals in den Oſtmarken über eine Walſtatt geritten iſt,“ ſprach der Fürſt, „der kennt die Wunden, welche dieſer Knorren ſchlägt. Doch von alten Kriegern habe ich gehört, daß ein Geheimniß in dem Holze liegt und daß man ſchwer des Wurfes mächtig wird, denn tückiſch ſoll es dem Unvorſichtigen das eigene Haupt treffen. Nicht unwerth iſt dieſes Holz der Hand eines Edlen, denn es war vor Zeiten eines Königs Waffe und mein Vater brachte ſie aus der Fremde heim.“

„Dann ſoll ſie ihre Kunſt dem Sohn erweiſen,“ rief Ingo freudig und faßte darnach. Mit kurzem Armſchwung warf er die Keule, ſie flog in krauſem Bogen durch die Luft, doch als Alle meinten, daß ſie zu Boden ſchlagen würde, fuhr ſie wie durch eine Schnur gezogen wieder nach dem Manne zurück; er packte ſie in der Luft am Griff und warf ſie wieder hierhin und dahin, immer ſchneller, und immer kehrte ſie gehorſam vom Schwunge in ſeine Hand. So mühelos und luſtig ſchien das Spiel mit dem Eichenkloben, daß die Zuſchauer näher traten und lautes Gelächter durch den Kreis ging.

„Das iſt ein Gaukelſpiel des fahrenden Mannes,“ rief Theodulf verachtend.

„Es iſt eines Mannes Handwehr,“ verſetzte der Fremde entgegen, „ſchwerlich iſt dein Schädel feſter als dieſe Eiſenkappe.“ Er ſprach zu Wolf und dieſer legte in Weite eines Speerwurfs einen alten Eiſenhelm auf einen Pfahl. Der Fremde maß das Ziel, wog die Waffe in ſchwingender Hand, warf ſie im Bogen nach dem Helm und ſprang in gewaltigem Satze nach. Laut krachte das berſtende Metall und doch fuhr die Keule wieder zurück und wieder packte ſie Ingo mit ſtarker Hand und hielt ſie hoch. Ein Ruf des Erſtaunens ſcholl in dem Ringe, ein Haufe ſammelte ſich neugierig um den zerſchlagenen Helm.

„Wohlan,“ begann Theodulf herablaſſend, „haſt du uns deine Gewohnheit gezeigt, ſo verſuch' es auch mit unſerm Brauch. Führt den Springern die Roſſe heran.“

Zuerſt wurden zwei Roſſe neben einander geſtellt, Kopf an Kopf und Schweif an Schweif. Die Springer traten zurück und ſchwangen ſich mit kurzem Anlauf hinüber; faſt allen glückte der Sprung, aber bei drei Roſſen gelang er nur einer kleinen Zahl und über vier ſprang Theodulf allein und als er hinter den Roſſen zum Haufen der Anderen zurücktrat, ſah er herausfordernd den Fremden an und winkte mit der Hand zur Folge. Der Fremde neigte das Haupt ein wenig und that denſelben Sprung ſo ſicher, daß das Feld vom Beifall wiederhallte. Da rief Theodulf das fünfte Roß heran zum ſchweren Sprung, nur ſelten vollbrachte ihn einer der Behendeſten. Aber der Thüring war gereizt und entſchloſſen, das Aeußerſte zu thun. Er ſelbſt ordnete die Pferde anders, daß der Schimmel als fünfter ſtand, dann ſah er um ſich, empfing den Zuruf ſeiner Freunde und wagte den mächtigen Sprung. Und er kam hinüber, nur daß er beim Niedertauchen mit ſeinem Rücken den Schimmel ſtreifte. Aber während er vortrat und ſich über das Jauchzen des Volkes freute, tönte noch lauterer Zuruf hinter ihm und umgewandt ſah er den Fremden, der diesmal ſchnell und mühelos in ſeinem Rücken den Sprung vollbrachte. Der Thüring erblich vor Zorn, er ging ſchweigend an ſeinen Platz und mühte ſich vergebens, den Neid herabzudrücken, der ihm aus den Augen brach. Die Alten aber traten zu dem Fremden und rühmten ſeine Kunſt und der alte Häuptling begann: „Ich erkenne, Fremder, wenn mich nicht deine Geberde täuſcht, du biſt nicht unkundig des Schwunges auch über ſechs Roſſe, den ſie Königsſprung nennen, und der nicht in jedem Menſchenalter einem Helden gelingt. Ich ſah ihn einmal, da ich jung war, mein Volk niemals.“ Und er rief laut: „Führt das ſechste Roß heran!“ Da erhob ſich im Kreiſe Gemurmel und die Entfernten drängten näher herzu, während die Jünglinge eilten, das Roß zu ſtellen. Neben Ingo aber trat die Fürſtin, ſie war bekümmert um die Niederlage ihres Verwandten und ſprach leiſe zu dem Gaſte: „Erwäge Held, leicht trifft der Pfeil des Jägers den Auerhahn, wenn er die Flügel breitend ſeine Stimme erhebt.“ Aber Ingo ſah auf Irmgard, welche in froher Erwartung hinter der Mutter ſtand und ihn freundlich anlachte und er antwortete mit heißen Wangen: „Zürne mir nicht, Herrin, ich bin gefordert, nicht habe ich mich in den Kampf gedrängt; ungern entſagt der Mann der angebotenen Ehre.“ Er trat rückwärts zum Sprunge, hob ſich gewaltig in die Luft und vollbrachte den Schwung, daß alles Volk jauchzte, und da er zurückkehrte, achtete er nicht auf die unwillige Miene der Fürſtin, er freute ſich, daß ihm die Kunſt gelungen war und daß Irmgard's Angeſicht roſig erglänzte. Lange wogten die Zuſchauer durch einander, ſprachen über die Kühnheit des Fremdlings und rühmten ihn, bis dem Wettkampf der Männer andere Ziele geſetzt wurden. Ingo ſtand fortan ſtill neben den Häuptlingen und Niemand forderte ihn zu neuem Streit.

Schon neigte ſich die Sonne von ihrer Höhe, da nahte der Sprecher dem Fürſten und lud die Geſellſchaft zum Mahle. In fröhlicher Erwartung folgten die Männer dem Rufe, ſie wandten ſich im Zuge nach dem Hofe zurück und ſchritten die Stufen der Halle hinauf. Der Sprecher und der Truchſeß traten ihnen vor und ordneten an den Tafeln der Halle jeden nach Rang und Gebühr. Dies war eine ſorgliche Arbeit, denn jeder begehrte den Platz, der ihm geziemte: entweder am Tiſch des Häuptlings, oder nahe bei ihm, lieber auf der rechten Seite als auf der linken. Es war eine lange Reihe von Tiſchen, die Sitze daran für die Vornehmſten mit einer Armſtütze und für die Anſehnlichen immer noch mit hoher Lehne, für die Jüngeren ein ſchöner Schemel. Schwer war's Allen mit dem Ehrenſitz Genüge zu thun, aber der Sprecher verſtand ſein Amt und wußte Manchem ſeinen

Platz zu loben wegen der Nachbarn und der Nähe der Frauen und wegen gutem Ueberblick über den Saal. Zunächſt der Thür lagerten die Bankgenoſſen des Hausherrn in langer Reihe, dort hatte den Ehrenplatz Theodulf und ihm gegenüber ſaß ganz unten der Fremde. Da Alle erwartend ſaßen, trat der Schenk mit den Dienern ein und trug in ſchönen Holzbechern den Begrüßungstrank; der Wirth erhob ſich, trank den Gäſten gutes Heil zu, und Alle ſtanden auf und leerten die Becher. Darauf kam der Truchſeß mit ſeinem Stabe und hinter ihm eine lange Reihe Diener, welche die erſte Tracht auf die Tiſche ſetzten; da ergriff Jeder ſein Meſſer, das er an der Seite trug und begann rüſtig das Mahl.

Im Anfang war es ſchweigſam um die Bänke, denn Allen ſtörte die Rede der eigene Hunger und ſie rühmten nur mit leiſem Wort die reichliche Fürſorge der Herrin. Doch die Aelteſten in der Nähe des Fürſten tauſchten ernſthafte Worte, ſie dachten an vergangene Thaten der Helden und lobten die Tugenden ihrer Roſſe. Die Andern aber horchten eſſend gern auf ihre Worte.

Und ein Edler an der Seite des Fürſten begann laut: „Das liebſte fürwahr im Sommer iſt mir ein ſolches Hochfeſt, wo die Landgenoſſen einander auf grüner Wieſe im Heergewand grüßen, die grauen Häupter erinnern ſich alter Kriegsreiſen, die ſchlachtenfrohe Jugend erweiſt im Spiele, daß ihre Kraft dereinſt die Ehren der Väter mehren wird. Die Sonne ſcheint warm und das Antlitz des Wirths lacht den Gäſten entgegen; auch das

Heerdenvieh ſpringt umher und die Aehren der Gerſte bräunen ſich im Südwind; fröhlich wird des Mannes Herz in ſolcher Zeit und ungern gedenkt er der Sorgen. Dennoch ziemt dem Manne, auch beim Mahle das Schwert nicht weiter von ſich zu legen, als der Arm reicht, denn wechſelvoll iſt alles Leben in den Thälern der Menſchen, bald wohl verdeckt ſchwarzgrauer Wolkenſchild den Himmel, ein weißes Schneetuch den Grund; kein Glück der Menſchenerde dauert und der nächſte Tag mag neues Schickſal bringen. So geht auch jetzt durch das Volk eine Kunde aus dem Römerland, Manche ſorgen darum und ihre Gedanken fragen unſern Wirth, ob er Botſchaft erhielt, die uns zu wiſſen frommt.“

Dieſe Rede ſprach die Meinung Aller aus und von allen Tafeln klang Beiſtimmung, dann wurde es ſehr ſtill; der Fürſt aber antwortete mit Vorſicht: „Von großem Schlachtendrang vernahmen wir Alle und erwägen, ob es uns zum Heile ſein werde. Dennoch rathe ich nicht, daß wir Waldmänner heut von dem Trinkhorn abwärts ſpähen mit ſorgenvollem Blick. Noch wiſſen wir nur, was die Wanderer zutrugen aus der Fremde, vielleicht was ſie ſelbſt geſchaut, vielleicht undeutliches Gerücht. Darum ritten unſere Boten über den Wald ſüdwärts nach neuer Kunde. Wir harren ihrer Heimkehr, dann prüfen die Weiſen, ob die Botſchaft werth iſt, daß das Volk darum ſorge.“

Da dieſe Worte kund gaben, daß der Wirth nichts über den Römerkrieg berichten wollte, ſo entſtand undeutliches Gemurr und Herr Answald merkte, daß die

Gäſte gern mehr vernommen hätten und daß ſie ſeines Schweigens nicht froh waren.

Darum trat jetzt auf ein ſtilles Zeichen des Herrn der Sprecher vor und rief mit lauter Stimme: „Die Schwerttänzer nahen und erbitten ſich Gunſt.“ Da ſchwieg Jeder und rückte den Seſſel zum Schauen zurecht, die Frauen erhoben ſich von den Sitzen.

Ein Pfeifer und Sackbläſer ſchritten voran, hinter ihnen zwölf Tänzer, junge Krieger aus dem Volk und von des Häuptlings Bank im weißen Unterkleid mit buntem Gürtel, das blitzende Schwert in der Hand; vor ihnen als dreizehnter Wolf, der Schwertkönig, in rothem Gewande. Sie hielten am Eingang und grüßten die Waffen ſenkend, darauf begannen ſie den Sang des Reigens und ſchwebten in langſamem Schritt nach dem freien Raum vor der Herrenbank. In der Mitte hielt der Schwertkönig, die zwölf Genoſſen umkreiſten ihn feierlich mit gehobenem Schwert. Er gab ein Zeichen, die Pfeifer blieſen, ſchneller wurden die Bewegungen, nach rechts ſchwang ſich die Hälfte im innern Ringe, die andere von außen entgegengeſetzt und jeder tauſchte mit allen, denen er begegnete, Schwertſchlag nach Ordnung der Hiebe. Dann tauchte zwiſchen den blinkenden Schwertern der König hindurch, bald nach außen, bald nach innen im Kreiſe ſchwebend, mit ſeiner Waffe fing und erwiederte er die Schläge der Andern. Kunſtvoller wurden die Verſchlingungen, heftiger die Bewegungen, einer nach dem Andern wand ſich wie im Kampf durch die kreiſende Reihe der Uebrigen. Dann theilten ſie ſich in Haufen im Takte gegen einander eilend und mit den Waffen ſtreitend, bis ſie zugleich je drei und je vier in Kämpferſtellung ſich verflechten. Plötzlich ſenkten alle im großen Kreiſe die Schwerter zur Erde und verſchränkten ſie im Nu am Boden zu einem künſtlichen Geflecht, das ausſah wie ein Schild. Der Schwertkönig trat darauf und die zwölf Genoſſen verſtanden ihn auf dem Schilde aus Schwertern geformt vom Boden heraufzuheben bis über ihre Schultern, wo er ſtand und mit ſeinem Schwert den Fürſten, die Gäſte und die Frauen grüßte. In gleicher Weiſe ließen ſie ihn langſam zu Boden, löſten Eiſen von Eiſen und begannen aufs Neue im Kreiſe gegen einander zu ſpringen, jetzt Sprünge und Schwertſchläge ſchnell wie der Blitz, kaum vermochte das Auge den einzelnen Streichen zu folgen, im Wirbel flirrte der blanke Stahl, und ſchwangen ſich die Leiber der Männer unter den ſcharfen Waffen, die Pfeife gellte, das Sackrohr ſummte in wilden Klängen, die Funken ſprühten von den Schwertern. So lief das Spiel der Helden in des Fürſten Halle bis die Tänzer anhielten, wie durch Zauber gebannt, in der Stellung von Kämpfern je zwei gegenüber. Darauf begann wieder der Reigenſang der Tänzer und langſamen Schrittes feierlich grüßend ſchwebten ſie bei einander vorüber und ſchritten im Zuge zum Saale hinaus. Um die Sitze dröhnte der Beifallsſturm, die Gäſte ſprangen begeiſtert auf und riefen den Tänzern fröhlichen Dank.

In der Nähe des Fürſten erhob ſich Rothari, ein Edler, und begann:

„Ich rede, wie ich denke, kunſtvolleres Schwertſpiel ſahen meine Augen niemals bei anderen Leuten und wir Thüringe ſind auf der Männererde gerühmt wegen ſolcher Kunſt. Dort unten aber an der Bank des Fürſten ſitzt ein Fremdling, kriegeriſcher Werke wohl mächtig. Und wenn ich ihn nach der Tüchtigkeit ſchätze, die er heute erprobt hat, ſo würde ich ihm ſeinen Stuhl hoch herauf unter die Starken ſetzen. Doch ungleich vertheilen die Götter ihre Gaben, auch ein Fremder, der ſeine Ahnen nicht kennt, mag ein achtbarer Kriegsmann werden. Die Leute ſagen, daß zuerſt vom Hof des Fürſten die Kunde von der Römerſchlacht in unſer Land geflogen ſei, und da ich den Fremden ſah, hielt ich ihn für den Boten; doch der Keulenwurf erwies, daß er aus dem Oſtland ſtammt. Ich bringe dem Gaſte in der Halle den Heilgruß."

Ingo erhob ſich und dankte. Da rief Theodulf laut: „Manchen ſah ich ſpringen und ſchwingen auf weichem Raſen, der hoher Sprünge in der Feldſchlacht vergißt."

„Recht mahnſt du," verſetzte Ingo kalt, „doch Manchem nagt auch Neid in der Seele, weil er ſelbſt nicht als Höchſter auf dem Raſen ſich ſchwang."

„Für ehrenwerther als ein Springer gilt bei uns der Mann, der ſeine Narben vorn am Leibe trägt," verſetzte Theodulf.

„Ich aber lernte von Alten und Weiſen, daß nicht unrühmlicher ſei, tiefe Wunden zu geben als zu erleiden."

„Sicher gebührt dir die Würde eines Häuptlings, dem ſein Gefolge die Schilde vorhält gegen feindliche Speere, damit ſein Antlitz mairöthlich daure zur Freude des Volks," höhnte wieder der Mann des Fürſten.

„Und ich hörte Manchen, der einen Schwertſchlag empfangen, darüber gluckſen wie ein Huhn über ſein Ei,“ verſetzte Ingo verächtlich.

„Ruhmloſe Wunden auch birgt das Hemde, die Spuren der Streiche, die den Rücken bedrängten,“ rief Theodulf mit flammendem Angeſicht.

„Ruhmlos nenne aber ich die boshafte Zunge, die in der Halle nach dem Gaſtfreund ſticht. Nicht ehrenwerth dünkt mir ſolche Rede, dem Thüring geziemt nicht der falſchen Römer Brauch.“

„Kennſt du ſo gut den Brauch der Römer,“ rief vom andern Tiſch ein wilder Kriegsmann aus Theodulf's Freundſchaft, „ſo haſt du auch wohl ihre Streiche gefühlt.“

„Im Kampfe ſtand ich den Römerkriegern,“ rief Ingo ſich vergeſſend. „Frag dort im Lager nach deinen Geſippen, nicht Jeder giebt dir Antwort, der meinem Schwerte genaht.“

Laute Schreie füllten die Halle, als der Fremde verrieth, daß er gegen die Römer geſtanden hatte. „Gut ſprachſt du, Fremder,“ ſchrie es von allen Seiten und wieder an anderen Tafeln: „Uebel prahlt der Fremde, hoch Theodulf!“

Der Fürſt erhob ſich und rief mit mächtiger Stimme: „Den Wortkampf ſtille ich, an den Frieden mahne ich im feſtlichen Saal.“ Da verſtummten die lauten Rufe, aber der Streit der Meinungen ſchwebte geräuſchvoll um alle Tiſche, die Augen flammten und ſtarke Hände hoben ſich. Während dem Gewirr ſprang ein Jüngling aus dem Gefolge des Häuptlings die Stufen herauf und ſchrie in die

Halle: „Volkmar, der Sänger, reitet in den Hof.“ „Er ſei willkommen,“ rief der Fürſt. Und zu dem Sitz der Frauen gewandt, fuhr er fort: „Irmgard, mein Kind, begrüße deinen Lehrer und geleite ihn zu unſerm Tiſch.“ So befahl der kluge Wirth, um die Hadernden an die Gegenwart der Frauen zu mahnen. Seine Worte wirkten wie eine Beſchwörung auf die brauſende Menge, die düſtern Mienen wurden hell und mancher ergriff den Krug und that einen tiefen Trunk, um ein Ende zu machen mit ſeinen Gedanken und ſich vorzubereiten auf das Lied des Sängers. Irmgard aber trat aus der Laube und ſchritt durch die Reihen der Männer zu der Schwelle. Auf den Stufen des Saals ſtand gedrängt die Jugend des Dorfes und ſtarrte neugierig in die Halle. Da durchſchritt Irmgard den Haufen und erwartete im Hofe den Sänger, der ſich unter einem der Dächer zum Feſt gerüſtet hatte. Mit ehrbarem Gruß kam er auf ſie zu, ein Mann von mäßiger Größe mit leuchtenden Augen, das krauſe Goldhaar mit Grau durchzogen, zierlich trug er ſeinen Ueberwurf von buntem Tuch, die nackten Arme mit Goldringen geſchmückt, eine Kette um den Hals, das Saitenſpiel in der Hand.

„Du kommſt zu guter Stunde, Volkmar,“ rief ihm die Jungfrau zu, „ſie ſträuben ſich gegen einander, es thut Noth, daß dein Lied ihnen das Herz erhebt. Bewähre heut deine Kunſt und wenn du kannſt, ſinge ihnen Frohes.“

„Was hat ihnen den Sinn verſtört?“ frug der Sänger, der gewöhnt war ſeine Kunſt wie ein kluger

Arzt zu ſpenden. „Iſt's wieder der wilde Hofhalt des Königs Biſino, dem ſie grollen, oder ſtreiten ſie um die Römerfahrt?“

„Die jungen Männer halten nicht Frieden,“ antwortete das Herrenkind.

„Iſt's nichts weiter?“ verſetzte der Sänger gleichgültig. „Es wäre vergebene Müh' ihre Waffengänge auf grüner Haide zu hindern.“ Da er aber die ernſte Miene der Jungfrau erkannte, fügte er hinzu: „Sind's die Tollköpfe vom Hofe, dann, Herrin, fürchte ich, daß mein Lied ihren Neid nicht zu tilgen vermag. Könnte ich dein freundliches Lachen in ein Lied faſſen und Jedem in das Ohr ſingen, ſo würden ſie Alle mir folgen, wie die Lämmer. Doch was ich heut bringe,“ ſetzte er mit verändertem Tone hinzu, „iſt ſo ſchwer, daß ſie darüber ihren Streit ſicher vergeſſen. Es iſt üble Zukoſt für ein Feſtmahl. Dennoch muß ich hinein, ihnen die Mähr verkünden, ich weiß nicht, ob ſie ſich dann noch Sang begehren.“

„Willſt du beim Mahl die Trauerbotſchaft ſagen?“ frug die Jungfrau ſorglich, „das macht ihnen den Muth vollends ſchwer und empört ſie in Zorn.“

„Du kennſt mich ja doch,“ verſetzte der Sänger, „ich gebe ihnen nur ſo viel, als ſie vertragen können. Wen hat der Fürſt zur Halle geladen?“

„Es ſind unſere alten Landgenoſſen.“

„Sind Fremde darunter?“

„Niemand,“ verſetzte die Jungfrau zögernd, „als ein armer Wanderer.“

„Dann ſei ohne Sorgen," ſchloß der Sänger, „das Gemüth der Unſeren kenne ich und wie man ihnen den Abendtrunk miſcht."

Während die Jungfrau durch eine Seitenthür in die Laube ſtieg, betrat der Sänger die Halle. Als er auf der Schwelle ſtand, erſcholl ein Zuruf und Gruß, der laut von der Decke wiedertönte. Stolz empfand Volkmar, daß er ein Günſtling war, er trat mit behendem Schritt in den freien Raum vor dem Tiſch des Häuptlings und verneigte ſich tief gegen ihn und die Herrin.

„Sei tauſendmal gegrüßt, du Geliebter des Volkes!" rief ihm der Fürſt entgegen, „die Vögel unſeres Gaues, die im Winter geſchieden waren, ſingen längſt ihr Sommerlied, nur den Sänger der Helden haben wir vergeblich erſehnt."

„Nicht die Vögel hörte ich in der Luft den Sommer verkünden, die Kriegshunde des Gottes hörte ich heulen im Winde und die bunte Wolkenbrücke erblickte ich, auf der die Helden in endloſer Schaar zu der Halle der Götter heraufzogen. Den Rheinſtrom ſah ich dahinfließen in rothen Wellen, bedeckt mit Leibern der Männer und Roſſe, die Walſtatt ſchaute ich und das blutige Thal, wo die Hügel der Erſchlagenen liegen zum Fraß für die Raben und Könige weiß ich mit gefeſſelten Gliedern im Römerlager den Beilſchlag erwartend." Ein lauter Aufſchrei folgte dieſen Worten. „Erzähle Volkmar, wir hören," ſagte der Fürſt.

Der Sänger fuhr durch die Saiten und es ward ſo ſtill in dem Raum, daß man die tiefen Athemzüge der Gäſte vernahm. Darauf rührte er die Saiten und begann zuerſt erzählend, dann mit gehobener Stimme und melodiſchem Tonfall ſingend, ſeinen Bericht von der Schlacht zwiſchen den Alemannen und Römern. Er nannte die Namen der Könige und Königskinder, welche mit den Alemannen über den Rhein dem Cäſar entgegenzogen, und zuerſt die Reiter der Römer in die Flucht ſchlugen und dann die erſte Schlachtreihe. Darauf ſang er: „Hinter die zweite Reihe der Römerſchaaren ritt gebietend auf ſeinem Roſſe der Cäſar, über ihm ſchwebte als Banner das Drachenbild, der Rieſenwurm mit gewundenem Leib, das heilige Schlachtzeichen der Römer, purpurroth war der Wurm und aus dem aufgeſperrten Rachen fuhr die züngelnde Flamme. Und der Cäſar rief die Bataver vor und die Franken: „Herauf, ihr Germanenhelden, nicht zwingen meine Welſchen den Sturm der Feinde.“ Der Herold ritt und die Franken hoben ſich hellleuchtend vom Boden, die Schaaren geordnet, mächtig ſchwang Aimo, Arnfrieds Sohn, das Schwert in dem Vorkampf.“

„Das iſt mein Bruder!“ rief es von einem Tiſch. „Heil Aimo!“ dröhnte es in einer Ecke des Saals.

„Sie zogen heran in geraden Reihen, die weißen Schilde mit dem Stierbild geſchmückt; hart war der Drang, wie Feuerflammen den Haidegrund ſo räumte ihr Schwert die Walſtatt vom Sturm der Alemannen. Doch in neuem Keil ſprangen die Alemannen herein, voran die Könige, und wieder wichen die Römer. Da mahnte der Cäſar ſeine letzte Schaar, die im Römerheer der Dornhag des Feldherrn heißt.“

„Archimbald!“ rief es wild in dem Saale. „Eggo!“ von einer anderen Seite.

Dort ſtand als Führer über hundert Mann ein hünenhafter Geſell, der Thüring Archimbald und Eggo, ſein Brudersſohn, wohl erfahren im Kriegsbrauch der Römer. Sie ſtemmten das Knie im Boden feſt, ſie deckten den Leib mit dem Lindenſchild und wehrten als dreifache Schildburg mit ſtarrenden Speeren. Und wieder brachen die Alemannen heran, die Schilde krachten im Hieb der Aexte, die Speere fuhren durch Rüſtung und Leib, die Todten ſanken in langen Reihen und über die Leiber der Gefallenen drängte der Schwall, Schild an Schild und Bruſt gegen Bruſt, wie Kampf der Stiere in umhegtem Pferch. Da ſchied ſich das Schlachtenglück von den Alemannen, ſie fuhren rückwärts, ihnen graute vor dem Hauf der ſterbenden Genoſſen. Die Sonne ſank und das Kriegsheil ſchwand. Die gelöſten Schaaren wälzten ſich flüchtig zum Ufer des Stromes und hinter ihnen ſtürmten mit Meſſer und Speer die Römer wie die Meute hinter dem Hirſch; in den Rhein hinab ſprang das flüchtige Volk, die Sieger am Ufer mit lautem Geſchrei warfen die Speere in ein wildes Gewühl von Männern und Roſſen, von todten Leibern und ertrinkenden Helden. Der Nix des Stromes ſtreckte die Krallenhände umher und zog die Helden zur Tiefe in ſeine Behauſung.“

Der Sänger hielt an, ein lautes Stöhnen ging durch die Verſammlung, nur einzelne Heilrufe erklangen dazwiſchen; der Fürſt hörte geſpannt auf die Ausbrüche des Schmerzes und der Freude. Dann fuhr Volkmar fort, indem er die Trauerklänge mit kräftiger Weiſe vertauſchte: „Der Cäſar trat an den Uferrand und ſah lachend hinab in der Männer Noth. Er rief ſeinem Bannerträger, der den Drachen trug, das rothe Scheuſal aus Purpur gewirkt, darin ein Gott der Römer gefügt den Siegeszauber, den Tod der Feinde: „Laß ſchweben den Drachen über der Fluth, daß er ſeine Zähne zeige und die flammende Zunge dem ſterbenden Volke. In der Luft hoch fliegt er gegen die Himmelshalle der Toten, wenn ſie aufſteigen auf der Wolkenbrücke ſo weiſt er die Zähne; der Römerdrache hemmt ihnen die Reiſe, daß ſie abwärts fahren den Weg der Fiſche, hinab in das Dunkel zu Hela's Thor.“ Da rächte den Hohn der letzte Held, der mit den Waffen die Römer beſtand, Ingo, Ingbert's Sohn von Vandalenland, der Königsſohn aus Göttergeſchlecht. Er hatte gekämpft an König Athanarich's Achſel, voran im Kampfe, ein Schrecken der Römer. Da das Schlachtenglück ſich wendete, ſchritt er zurück mit ſeinem Geſinde, das ihm folgte auf dem Kriegspfad von Land zu Land, langſam und zornig wie ein brimmender Bär wich er zum Ufer, wo am Fuß des Felſens die Kähne lagen. Dort trieb er zuſammen die Frauen des Heers, die Schickſalsverkünderinnen, die Blutbeſprecherinnen, und zwang ſie zur Abfahrt, daß die heiligen Mütter dem Schwerte der Römer entrannen. Auch den Sänger drängte er hinab in den Kahn und er ſelbſt umſchanzte hochherzigen Sinnes die Stelle der Abfahrt mit Waffe und Leib. Gelöſt war das Leitſeil, die Kähne ſchwebten, umſchwirrt von den Speeren der Römer auf grüner Fluth; die Feinde drängten und mühſam kämpfte die Schaar am Fuß des Felſens den letzten Kampf. Da ſchaute der Held auf dem Steine über ſeinem Haupt den Drachen des Cäſar, den grimmigen Wurm, und im Sprunge durchbrach er die Wachen des Römers; er ſprang auf den Stein, mit Bärengriff faßte er den Rieſen, der das Banner trug, und warf ihn vom Felſen. Leblos tauchte in die Fluthen der Römer und das Banner erhebend rief der Held gewaltig den Schlachtruf und ſprang mit dem Drachen hinab in den Strom. Ein Wuthgeſchrei gellte aus Römermunde; die bittere Schmach vor den Augen des Cäſar zu rächen, den Kühnen zu ſchlagen, das heilige Zeichen der Römer zu retten, warf Mann und Roß ſich wie toll in den Strom. Doch abwärts trieb im wirbelnden Strome der rothe Drache, der ſiegreiche Held. Noch einmal ſah ich den Arm ihn heben und ſchütteln das Banner, dann ſah ich ihn nimmer. Der Cäſar ließ ſuchen an des Stromes Rand auf beiden Ufern mit trübem Sinn; zwei Tage darauf fand weit abwärts ein Späher am Alemannenufer gebrochen den Bannerſpeer, den Drachen des Feindes brachte Keiner zurück. Da kehrte den Männern an den Ufern des Rheins der Muth in die Seelen, der Siegeszauber des Cäſar war im Strome verloren, und vergeltendes Unheil nahte dem Römerheere. Geſandte der Katten, die aufwärts kamen, um dem Römervolk Bündniß zu bieten, ſie hemmten die Reiſe, da ſie erfuhren das böſe Vorzeichen. Gerochen war der Hohn des

Siegers durch ſtarken Arm, und geſchwunden von der Männererde König Ingo, der Held.“

Der Sänger ſchwieg und beugte das Haupt über das Saitenſpiel, ſtill war es in der Halle, wie nach einer Totenklage, die Augen der Männer glänzten und in den Geſichtern arbeitete die Bewegung. Aber in keinem mehr als in dem des Fremden. Da der Sänger eintrat und im Vorübergehen ſein Gewand berührte, hatte er das Haupt niedergebeugt und, wie ſein Nachbar Wolf ohne Freude wahrnahm, an dem Bericht des Sängers weniger Theil genommen, als einem Krieger ſchicklich war, und die Bankgenoſſen hatten auf ihn gewieſen und ſpottende Worte getauſcht. Als aber der Sänger von dem Kampf um das Drachenbild begann, da hob er das Antlitz, ein roſiges Licht flog über ſeine Züge und ſo ſtrahlend und verklärt war der Blick, den er nach dem Sänger warf, daß, wer auf ihn ſah, die Augen nicht abwenden konnte, wie ein Goldſchein hob ſich das helle Lockenhaar um das begeiſterte Antlitz. Und als der Sänger ſchwieg, ſaß er noch unbeweglich.

„Sieh dort hin, Volkmar,“ rief eine tiefe Frauenſtimme, vor Bewegung zitternd, und alle Blicke folgten der Richtung, nach welcher die Hand Irmgard's wies, die hoch aufgerichtet in der Laube ſtand.

Der Sänger fuhr empor und ſtarrte nach dem Fremden: „Der Geiſt des Stromes gab den Helden zurück,“ rief er entſetzt, doch gleich darauf ſprang er vor: „Selig iſt der Tag, an dem ich dich ſchaue, Held Ingo, Ingbert's Sohn, du mein Retter, der letzte Kämpfer in der Alemannenſchlacht.“

Die Gäſte fuhren von ihren Sitzen, die Halle erdröhnte vom Jubelruf. Der Sänger ſtürzte auf Inge zu, beugte ſich auf ſeine Hand und rief: „Leibhaftig halte ich dich. Niemals ward meinem Liede ſo ſchöner Lohn.“ So führte er den Fremden an den Tiſch des Fürſten, der ihm mit naſſen Augen entgegeneilte: „Geſegnet ſeiſt du, heldenhafter Mann, heut fällt mir ſchwere Laſt vom Herzen, ich wußte wohl, nicht läßt ſich bergen des Helden Ruhm. Sei gegrüßt in meinem Hauſe, du Gaſtfreund aus der Väter Zeit. Rückt den Seſſel, Knaben, daß der Fürſt ſich den Edeln meines Volks geſelle. Trage Wein herzu, Schenk; im Feſtbecher, mit dem Römertrank aus Römergolde trinken wir Heil dem königlichen Helden, dem Sohn unſrer Götter.“

## 3.

## Offene Herzen.

Am frühen Morgen ſchritt Irmgard durch das thauige Gras dem Walde zu. Weißer Nebel wallte am Boden und hing wie Gewand der Waſſergeiſter um die Bäume. Aus dem Dampf der Wieſe hob ſich die helle Geſtalt der Jungfrau, ſie ſang und jauchzte mit geröthetater Wange und langflatterndem Haar, ſelig im Herzen; ſo fuhr ſie durch die wirbelnden Wolken dahin einer Göttin der Flur vergleichbar. Denn ſie hatte gehört und geſchaut, was Heldenthum heißt und was den Mann emporhebt aus den Schrecken des Todes in die Geſellſchaft der hohen Götter; alle Landgenoſſen hatten ſich vor der Heldenkraft des Einen geneigt, der ihr heimlich gefiel und vertraulich war wie kein Anderer. Sie ſtieg den Bergweg hinauf bis zu der Stelle, wo die Halle des Vaters hinter dem Baumlaub verſchwand; dort ſtand ſie allein zwiſchen Wald und Fels, unter ihr rauſchte der Gießbach, über ihr ſchwebten die Lichtwolken des kommenden Tages. Sie trat auf den Stein und ſang dem Felſen und dem rauſchenden Waſſer die Weiſe des Sängers und die Worte des Liedes, die ſie in der Halle gehört. Sie kündete freudig, was ihr von der Kunſt des Volkmar im Gedächtniß haftete und als ſie zu dem Sprung in den Rhein kam, gefiel er ihr ſehr, ſie ſang in der Begeiſterung: „Ihr klugen Vögel auf den Bäumen, Boten der Götter und ihr kleinen Elbe unterm Farnſtrauch, hört es noch einmal.“ Und ſie wiederholte die Worte. Und als der Held zuletzt im Strome verſchwand, wurde ihr ſein Verſchwinden traurig und da ſie ein ſinnvolles Weib war, ſo ergoß ſich ihre Bewegung in neuen Worten und ſie ſang noch eine Klage des Sängers. Ueber den Rufen der Waldvögel und dem leiſen Klingen des Bergquells tönte das Lied des jungen Weibes mächtig vom Felſen zurück.

Da rollte in ihrer Nähe ein Kieſel zum Bach, ſie ſah zur Seite und erkannte abſeit eine Geſtalt, die eingehüllt in das luftige Gewebe der Nixen unter ihr an einem Baumſtamm lehnte; der Held, deſſen Ehre ſie dem Walde verkündet, ſtand leibhaftig in ihrer Nähe und als ſie erſchrocken zurücktrat, vernahm ſie ſeine bittende Stimme: „Singe weiter, o Jungfrau, daß ich aus deinem Munde höre was glücklich macht. Lieber als alle Kunſt Volkmars iſt mir der Ton aus deiner Kehle. Denn als der Sänger ſang und die Halle vom Zuruf der Männer dröhnte, da dachte ich immer an dich und die ſtolzeſte Freude war mir, daß du die Kunde vernahmſt.“

„Im Schrecken über deinen Anblick ſchwinden die Worte,“ antwortete Irmgard und ſuchte ſich zu faſſen, als er ihr näher trat. „Unter dem Hollunderbaum war ich muthiger dich anzureden,“ fuhr ſie endlich fort, „doch auch damals bedurfteſt du, o Held, wenig meines

Rathes, und wenn ich daran gedenke, muß ich mich über meine Thorheit wundern; verſpotte du mich darum nicht. Denn grade aus geht die Rede unter uns Waldleuten und einfältig ſind unſere Gedanken. Mir aber thut weh, daß du zweimal aus meinem Munde gehört haſt, was du ſchon weißt; hätte ich dich gekannt wie du biſt, ſo hätte ich meine gute Meinung ehedem dir beſſer verborgen und auch heut bedrückt mich die Scham, weil du mich belauſchteſt.“

„Verhehle mir nicht, Irmgard,“ flehte der Gaſt, „wenn du huldvoll gegen mich geſinnt biſt, denn glaube mir, ſelten hört ein Gebannter herzliche Rede aus dem Mund einer guten Frau. Auch wenn der Sänger ihn preiſt und der Wirth ihm zutrinkt, dennoch ſteht er ausgeſchloſſen vom Geſchlecht und der Freundſchaft; ſchwerlich gewährt dem Güterloſen ein anſehnlicher Mann ſeine Tochter als Ehegemal und keine Söhne läßt der Flüchtling auf der Erde zurück, die ſeiner Thaten ſich rühmen.“

Irmgard ſah ernſthaft vor ſich nieder.

„Du aber,“ fuhr Ingo fort, „dulde, daß ich dir bekenne, was ich Geheimes auf der Seele trage. Verachteſt du mein Vertrauen nicht, ſo ſitze hier auf dem Stein, damit ich dir's künde.“

Irmgard ſaß gehorſam nieder, der Mann ſtand vor ihr und begann: „Vernimm, was mir nach der Alemannenſchlacht geſchah: Die Sterne ſchienen, ich lag totmüde am hieſigen Ufer des Stromes, das rothe Band des Römers um den kraftloſen Arm geſchlungen, der Nachtwind ſtöhnte die Totenklage, die Wellen rauſchten, kalt war der Leib und betäubt das Hirn. Da neigte ſich ein gramvolles Antlitz über mich, die Schickſalsverkünderin war es der Alemannen, ein weiſes Weib, die Vertraute der Götter. „Dich ſuche ich, Ingo, unter den Leibern der Männer, daß ich dir dein Leben bewahre, wie du mir das meine." Sie zog mich vom Ufer empor, bedeckte die Glieder mit warmer Hülle und bot mir heilkräftigen Trank; darauf riß ſie den Langſpeer vom fremden Banner und warf betend den zerbrochenen Stab zurück in den Strom. Im Waldesdickicht barg ſie den Müden und ſaß bei dem Lager wie eine Mutter Nacht und Tag. Beim Abſchied ergriff ſie das Purpurzeichen und ſprach: „Hier weiſe ich die Fäden, die dein Schickſal lenken, die Götter laſſen dem Helden die Wahl. Wirfſt du von dir den Zauber, den Römer geſponnen, ſo magſt du altern in friedlicher Stille, verborgen im Volke, geduldig im Leben und ſchickſalsfrei. Doch bewahrſt du das Purpurbild mit tückiſchen Augen und feuriger Zunge, dann ſingt wohl unter den Kriegern der Sänger dein Lob, gewaltig lebt dein Gedächtniß bei Anderen; doch fürchte ich, der Drache verbrennt dir dein Glück und den Leib. Wähle jetzt, Ingo, denn die Götter theilen dem Mann ſein Schickſal nach ſeinen Gedanken, und aus ſeinen Thaten fallen die Looſe, die ſchweren und leichten, wie er geworfen, ſo wird ſein Geſchick." Da ſprach ich: „Längſt, liebe Mutter, warfen die Götter und die Thaten der Ahnen mir mein Erdenloos, von den Göttern kam ich zur Menſchenerde, ruhmloſes Dehnen auf weichen Fellen vermag ich nicht zu küren, du weißt es ja ſelbſt; im Vorkampf mit meinen Genoſſen zu ſchreiten, die Männer der Erde hinaufzuführen zum Wolkenſaal der Helden, das iſt mein Amt. Bin ich auch ein Fremdling bei fremden Geſchlechtern, ich fürchte dennoch nicht den weiſenden Finger der Schickſalsfrau, mit feſtem Herzen will ich unter den Helden ſchreiten, meinem Mannesmuth will ich fröhlich vertrauen. Bringt auch Haß mir der Drache, der Ruhm ſchafft Freunde, nimmer berge ich mein Haupt vor dem Licht der Sonne."

Da nahm die Mutter den Purpur zur Hand, ſie trennte die Häupter des Drachen vom gewundenen Leibe, die Häupter behielt ſie, das Gewebe des Leibes warf ſie in die Flamme des Heerdes. „Vielleicht löſe ich ſo das drohende Unheil von deinen Tagen," ſprach ſie am Heerde. Die Flamme ſchlug hoch auf, mißfarbiger Qualm erfüllte den Raum, ſie ſtürzte hinaus und riß mich in's Freie. Dann band ſie die Häupter mit biegſamer Weide, knüpfte die Knoten, raunte das Lied und bot mir den Bund in lederner Taſche, damit ich ihn heimlich vor Jedem bewahre. „Es ſchützt vor dem Waſſer, nicht wahrt's vor dem Feuer, dein Leben befehle ich in der Götter Hut." So wies ſie mich nordwärts mit Reiſeſegen.

Dies, Jungfrau, iſt das Geheimniß meines Lebens, dir künde ich's gern. Was die Götter mir fügen wollen, weiß ich nicht, dir aber vertraue ich, was ſonſt Keiner weiß. Denn ſeit ich in das Land kam und dich ſchaute, iſt mir der Sinn geändert und mir dünkt beſſer, neben dir zu ſitzen oder zu Roß über die Flur zu reiten, als mit den Geiern dem Schlachtgetümmel nachzuziehen. Sehr gewandelt ſind meine Gedanken und der Muth wird mir ſchwer bedrückt, weil ich ein unſtäter Mann bin, denn ſonſt kümmerte mich mein Schickſal nicht ſehr, meinem Arm vertraute ich und einem günſtigen Gott, der den Verbannten vielleicht dereinſt in die alte Heimath zurückrufen würde. Jetzt aber ſehe ich, daß ich dahinfahre wie dieſes Fichtenreis auf ſeiner Scholle über die rinnende Fluth.“ Er wies auf einen jungen Fichtenbaum, der vom Bergwaſſer mit Moos und Erde losgeriſſen war von ſeinem Standort und aufrecht durch die Waſſerwirbel dahinfuhr. „Kleiner wird die Scholle,“ ſagte Ingo ernſthaft, die Erde bröckelt ab, zuletzt vergeht er zwiſchen den Steinen.“ Irmgard erhob ſich und folgte mit geſpanntem Blick der Bahn des wilden Strauches; er fuhr thalab, drehte ſich im Strudel und ſchnellte vorwärts, bis er zwiſchen Nebel und Fluth faſt unſichtbar wurde. „Er ſteht,“ rief ſie endlich frohlockend und ſprang am Bach hinab der Stelle zu, wo der Baum an einer vorſpringenden Landzunge haftete. „Sieh her,“ rief ſie dem Mann, „hier grünt er an unſerm Ufer, wohl möglich iſt es, daß er feſt an das Land wächſt.“

„Du aber,“ rief Ingo hingeriſſen, „ſage mir, ob dir das lieb wäre.“

Irmgard ſchwieg.

Da brach über der Wolkenwand die Sonne hervor, ihre Strahlen verklärten die helle Geſtalt der Jungfrau, das Haar glänzte wie Gold um Haupt und Schultern, während ſie mit niedergeſchlagenen Augen, die Wangen geröthet, vor dem Manne ſtand. Ihm hob ſich das Herz in Freude und Liebe, ehrfürchtig trat er an ſie heran, ſie blieb wie feſtgebannt, regte leiſe die Hand zur Abwehr und murmelte bittend: „Die liebe Sonne ſieht's.“ Er aber küßte ſie herzlich und rief der lachenden Sonne zu: „Sei gegrüßt, milde Herrin des Tages, ſei uns gnädig und bewahre vertraulich was du ſchauſt.“ Er küßte ſie wieder und fühlte ihren warmen Mund gegen den ſeinen. Doch da er ſie umſchlingen wollte, hob Irmgard den Arm, ſie ſah ihn mit heißer Liebe an, aber ihre Wange war erblichen und ſie wies ihn mit einer Handbewegung aufwärts nach den Bergen. Er gehorchte und ſprang von ihr, und als er ſich rückwärtsſchauend nach ihr wandte, hatte die Lichtumfloſſene ſich vor dem Bäumchen auf die Knie geworfen und hielt die Arme flehend zum Himmelsſchein empor.

An demſelben Morgen geſellten ſich die Edeln und Weiſen, Führer der Gemeinden und bewährte Krieger im Hauſe des Herrn Answald, und ſaßen nieder auf den Seſſeln, die ihnen zu beiden Seiten des Heerdes gereiht waren. In der Mitte nahm der Wirth ſeinen Sitz, hinter ſeinem Stuhle ſtand Theodulf. Der Sprecher ſchloß die Thür und der Fürſt ſprach zu der Verſammlung: „In mein Haus iſt gekommen Ingo, König Ingbert's Sohn, durch Gaſtfreundſchaft mir verbunden von den Vätern her. Heut begehre ich für ihn das Gaſtrecht des Volkes, damit er ſicher ſei nicht allein in meinem Hauſe, auch in eurem Lande vor Feinden aus der Fremde und im Volke, daß er Recht finde gegen Miſſethäter und Schutz durch die Waffen der Nachbarn gegen Jeden, der ihm feindlich trachtet nach Ehre und Leben. Als Bittender ſteh' ich vor euch für den werthen Mann, bei euch ſteht es zu geben oder zu weigern." Nach den Worten entſtand tiefe Stille; endlich erhob ſich Iſanbart, lang hing ihm das ſchneeweiße Haar um das narbige Antlitz, die hohe Geſtalt ſtützte ſich auf den Stab, aber kräftig tönte die Stimme des Greiſes und achtungsvoll lauſchten die Männer: „Dir, Fürſt, ziemt es zu ſprechen, wie du gethan. Wir ſind gewöhnt, daß du dem Volke giebſt, und wenn du von dem Volk bitteſt, ſo ſind unſere Herzen bereit zur Gewährung. Ruhmvoll iſt der Mann, und daß er ſelbſt es iſt, und nicht ein lügender Landfahrer, dafür bürgt das Lied des Sängers, ein gaſtliches Zeichen, das er mit ſeinem Wirthe verglichen hat und über dem anderen ſeine Würde in Antlitz und Gliedern. Aber wir ſind zu Wächtern beſtellt über das Wohl von Vielen, und zur Vorſicht mahnt die ſorgliche Zeit, deshalb ziemt uns ernſte Berathung und Ausgleich der Meinungen, welche etwa die Helden des Volkes zwieſpältig ſcheiden."

Er ſetzte ſich und die Nachbarn nickten ihm ehrfürchtig zu. Aber heftig erhob ſich Rothari, ein Edler aus altem Herrengeſchlecht, ein dicker Mann mit rothem Antlitz und röthlichem Haar, ein rühmlicher Zecher, auch wacker im Männerkampf und luſtig im Reigen, ihn nannten die Knaben im Spott König Bausback: „Ein Rath am Morgen ſoll wie ein Frühtrunk ſein, kurz und kräftig. Ich meine, hier braucht es nicht lange Erwägung, wir haben ihm neulich beim Weintrunk Heil gerufen, wir werden ihm heute nicht Waſſer in ſeinen Krug ſchütten, er iſt ein Held der zwei gute Bürgen hat, das Lied des

Sängers und unſer Wohlgefallen, das iſt mir genug, ich gebe ihm mit meiner Stimme das Gaſtrecht.“

Die Alten lächelten über den Eifer des Treuen und die Jüngeren riefen ihm Beifall zu, da ſtand Sintram auf, Theodulfs Oheim, ein Mann ohne Brauen, mit bleichem Auge und hagerem Geſicht, ein harter Wirth, gefährlich ſeinen Feinden, doch von klugem Rath und angeſehen am Hofe des Königs. „Du, o Fürſt, biſt ihm huldreich geſinnt und er ſelbſt verdient es, ſo ſagt ihr; das gibt auch mir die Richtung für meinen Wunſch und willig würde ich ihn als Gaſt begrüßen, wie wir zuweilen dem fremden Wanderer thun, deſſen Lob nicht der Mund des Sängers verkündet. Doch ein Zweifel bändigt mir den Wunſch in der Bruſt und ich frage: kommt er als unſer Freund aus der Fremde? Nicht alle jungen Krieger des Gaues ſtehen auf der Heimatherde, ich denke auch derer die nach Ruhm und Glück auswärts zogen. Wer von unſeren Blutgenoſſen hat mit den Alemannen gefochten? Ich weiß Keinen. Im Heere der Römer aber ſtehen kühne Schwertträger unſerer Verwandtſchaft, ſind dieſe dem Fremden feind, wie dürfen wir uns ſeine Freunde nennen? Sind ſie gefallen, ſo ſchallt in unſern Dörfern die Todtenklage; wer hat ſie gefällt? Vielleicht der ſchlachtenkühne Mann, der ſich ja ſelbſt beim Mahl deſſen rühmte. Wie dürfen wir Gaſtrecht dem Feinde bieten, der feindlich unſer Blut vergoſſen? Nicht weiß ich, ob er’s that, doch wenn er es nicht that, ſo war’s ein Zufall, ſeine Abſicht war’s, da er für den König Athanarich ſtritt. Im Römerheer höre ich rühmt man, daß der Cäſar ſeine

Siege allein den Volksgenoſſen verdankt, welche unſere Sprache reden; wie Rieſen ſtehen die rothwangigen Söhne unſeres Landes über den ſchwarzäugigen Fremden. Der Cäſar lohnt ihnen durch Armringe und Ehren, durch die höchſten Aemter. Fragt nach einem gewaltigen Kriegsmann und ſtolzem Heere in Rom, dann ſagen die römiſchen Händler mit neidiſchem Blick: Germanenblut ſind ſie. Wo ſoll unſere Jugend des Krieges Ehre finden und Liebe bei den Göttern, wenn friedlich im Lande die Waffen roſten? Die Ueberkraft unſerer Gaue, wohin ſoll ſie ziehen, damit die Brüder daheim das Erbe genießen, wenn nicht der Cäſar ſein Schatzhaus den Wandrern öffnet? Darum ſage ich, nützlich iſt uns ſein Reich, und wer gegen ihn kämpft, ſteht auch gegen unſern Vortheil. Sehet zu, daß der Fremde unſeren Männern nicht den Pfad ſperre, welcher hochſinnige Helden zu Goldſchatz und Ehre führt."

Finſter ſaßen die Männer, ihnen war zur Trauer, daß er Wahrheit ſprach. Doch das Schweigen brach Bero, der Vater Frida's, ein hartknochiger Bauer, die buſchigen Brauen zog er mißvergnügt zuſammen: „Du ſandteſt den Bruder in's Heer der Römer," ſprach er rauhſtimmig und langſam, „du ſitzeſt gemächlich auf ſeinem Erbe, mich wundert nicht, daß du die fremde Brut lobſt. Der Bauer aber freut ſich nicht der trotzigen Geſellen, die von ihrer Speerreiſe aus dem Römerland heimkehren, denn üble Landgenoſſen werden ſie, Verächter unſerer Sitte, Prahler und Lungerer. Darum ſage ich, ein Unheil ſind die Römerfahrten unſerem Volke. Ziehen unſere jungen Krieger in den Lagerdienſt des fremden Feldherrn, ſie thun's auf eigene Gefahr, nicht hat das Volk ſie dazu erkoren und geweiht. Ich rühme mir ſeßhaftes Hauſen daheim, ehrlichen Axtſchlag und darauf ehrlichen Frieden mit den Nachbarn, welche meine Götter und meine Sprache ehren. Jetzt haben wir Frieden mit Jedermann, kommt heut ein Alemanne an unſeren Heerd, ein wackerer Geſell, wir lagern ihn am Feuer, kommt morgen ein Römerkrieger, der uns ehrlich dünkt, wir thun vielleicht daſſelbe. Beide müſſen ſie beſcheiden leben nach unſerem Recht und mögen ſie einer dem anderen die Luſt und des Heerdes Flamme nicht gönnen, ſo laßt ſie ihre Schwerter nehmen und außerhalb des Dorfzaunes ihren Streit auskämpfen. Die Schläge ſind ihre Sorge, nicht unſere. Darum ſpreche ich ſo, hier iſt ein heldenhafter Mann, ob Römer, ob Vandale, er ſei willkommen an unſerer Bank, die Hauswirthe bleiben wir und bändigen ihn, wenn er des Landes Frieden ſtört.“

Er ſprach's und ſetzte ſich trotzig auf ſeinen Schemel, beiſtimmend murmelten die Alten. Da erhob ſich Albwin, ein edler Mann; ſie ſagten, daß ein Hausgeiſt im Balkendach ſeines Hofes wohne ſeit der Väterzeit und in der Nacht die Kinder des Geſchlechtes wiege, und daß dieſe darum nicht zu dem Himmel wüchſen, wie die anderen Menſchen; denn zierlich und klein waren alle ſeines Blutes, doch artig von Geberden und guter Worte mächtig. Und er ſprach: „Vielleicht vermagſt du ſelbſt, o Fürſt, die Meinung der Herren und Nachbarn zu verſöhnen; ſie alle gönnen das Beſte dem Helden, der aus dem Kriege zu deinem Heerde kam. Sie ſorgen nur, daß er vielleicht einſt die Landgenoſſen durch ſein Schickſal beſchwere. Denn es iſt erlauchtem Mann eigen, nicht träg unterm Dach des Wirthes zu liegen, er ſammelt ſich Anhang und ſchafft ſich Gegner; je größer eines Mannes Ruf das Land durchdringt, deſto gewaltiger zieht er die Genoſſen in ſeine Wege. Wir ſind nicht ſo karg, daß wir die Tage zählen, während denen wir einen Wanderer in der Halle bergen, doch kennen wir des Helden Meinung nicht; und darum ſei es mir vergönnt, den Wirth zu fragen. Iſt es dem Fremdling nur um kurze Ruhe und Gemach zu thun, dann braucht's nicht der Berathung. Will er die Tage ſeiner Zukunft in dem Volk beſchließen, ſeinen Saal ſich zimmern auf unſerm Boden, dann mögen wir nicht nur das Heil des Fremden, auch das unſere klug bedenken.“

„Du mahnſt mit Grund,“ verſetzte ernſt der Fürſt, „und doch muß ich deiner Rede die Antwort weigern; du ſelbſt weißt, nicht ziemt dem Wirth, die Stunde der Abfahrt aus dem Gaſt zu ſpähen, und dürfte ich's, hier würde ich es nimmer thun, denn aus dem Elend kommt der edle Mann, er ſelbſt weiß nicht, ob die Heimkehr ihm bald, oder ob ſie ihm niemals vergönnt iſt.“

Wieder hob ſich Rothari, der ungefüge Mann, und ſprach im Zorn: „Was ſoll das Markten mit der Zeit, wir Thüringe, wenn wir die Herzen öffnen, thun's nicht auf Zeit. Gebt ihm das Gaſtrecht in dem Volk und macht ein Ende.“

Laut riefen die Männer Beifall und ſprangen von ihren Sitzen. Da ſprang Sintram in die Mitte des

Kreiſes und rief mit ſcharfer Stimme in die aufgeregte Menge: „Sieh zu, Fürſt, daß nicht die Führer unſeres Gaues, wie Knaben hinter dem bunten Vogel hinabſpringen in unerforſchte Kluft; ich fordere Schweigen, wenig iſt noch bedacht, was unſerem Heile frommt.“

Der Fürſt winkte mit ſeinem Stabe, unwillig ſetzten ſich die Männer, und erheben drohendes Gemurmel gegen Sintram; aber ungerührt fuhr er fort: „Mächtig biſt du, o Fürſt, und ſcharf iſt das Eiſen der Landgenoſſen, aber Thüringe ſind wir und ein König waltet über uns, es ziemt, daß der König dem fremden Königsſohne Gaſtrecht gebe, nicht wir.“ „König Biſino, König Blaubeere,“ ſchrieen zornige Stimmen. „Will Sintram, daß ein Bote des Königs die Gelübde verſpreche, die wir am Heerdfeuer ſagen ſollen?“ rief ein finſterer Thüring.

„Der König iſt der oberſte Herr,“ ſprach Herr Answald bedächtig, „im Rath des Volkes ſoll ſein Name mit Scheu genannt werden.“

„Wohl weiß ich,“ rief der beharrliche Sintram den Drohenden entgegen, „daß wir den König nicht fragen, wenn ein wegemüder Mann, deſſen Name Niemand gehört hat, an unſerer Bank niederſitzt; der aber jetzt gekommen, iſt ein ruchbarer Krieger, ein Römerfeind. Wir kennen nicht des Königs Sinn, ob ihm der Fremde nütze oder ſchade, und ob er, der des Volkes Frieden bedenkt, unſer Gaſtrecht lobe oder ſchelte.

Da erhob ſich Turibert, der Opferprieſter, der zur Rechten des Fürſten ſaß, und begann mit lauter Stimme, die mächtig unter dem Balkendach tönte: „Du fragſt, ob der König uns huldreich zunicken wird oder ſein Antlitz zornig abwenden? Ich ſchelte deine Sorge nicht, Mancher frägt ja, wie der Haſe läuft und was der Uhu ſchreit. Ich aber künde euch, was Männern kundbar iſt auch ohne Vorzeichen. Die Menſchengötter haben uns als Geſetz geweiht, daß wir dem ſchuldloſen Fremdling Erde gönnen und Waſſer, Luft und Licht. Zürnt der König, weil wir uns ehrlich halten gegen einen Bittenden, wir müſſen's tragen, denn ſchwerer iſt der Götter Zorn als Königs Grimm. Iſt jener Mann euch Feind, weil er Römer fällte, ſo löſcht ſogleich die Heerdflamme, an der er niederſitzt und führt ihn aufwärts über den Grenzwald. Doch daß er vielleicht leidig werden könnte, vielleicht auch nicht, das zu bedenken iſt nicht Landesbrauch und nicht Befehl der Götter."

„Hört auf ſein Wort," begann auf's Neue Iſanbart. „Ich ſah meine Söhne fallen im Schlachtendrang, auch meine Enkel ſind geſchwunden von der Männererde, ich weiß nicht, warum ich zurückgeblieben bin in dem Kampf zwiſchen Nacht und Tag, zwiſchen Sommer und Winter und zwiſchen Liebe und Zorn in den Seelen der Männer. Vielleicht aber bewahrten mich die Gewaltigen hier, damit ich den Jüngeren Bericht gebe von dem Schickſal ihrer Väter. In der Vorzeit, ſo ſagten mir die Alten, bauten alle Thüringe auf ihren Fluren als freie Männer, in Eidgenoſſenſchaft der Gaue. Aber Zwietracht kam in das Volk, die in den Nordgauen kämpften ſieglos gegen das Meſſer der Sachſen. Da kürten die Nordgaue ſich einen König, ſie richteten den hohen Stuhl auf und legten die Stirnbinde um das Haupt eines Helden, deſſen Kriegsruhm kundbar war. Und ein Herrengeſchlecht wurde mächtig, es baute aus dem Geſtein der Ebene ſich eine Steinburg und ſammelte Krieger des Volkes in den Mauern. Unſere Vorfahren aber, die Waldmänner, ſaßen unbotmäßig auf dem Erbe der Väter, unduldſam gegen die Königsherrſchaft. Lange währte der Streit unſeres Gaus mit den Königsmannen. Wenn des Königs Schaar gegen unſern Grenzzaun zog, dann trieben wir die Heerden in den Laubwald und ſahen finſter zu, wie die Thalleute unſere Höfe in Flammen ſetzten. Wir ſammelten uns hinter dem Verhau und zählten die Tage, bis wir Vergeltung übten an Heerden und Kriegern des Königs. Endlich bot der König gütlichen Vergleich. Ich war ein Knabe, als unſere Gauleute zuerſt den Nacken beugten vor des Königs rother Binde. Seitdem ſandten wir unſere jungen Männer in ſeine Kriege, dafür zogen die Königsmannen in unſere Reihen, wenn unſer Gau mit den Gemeinden der Katten in Krieg gerieth. Ungeduldig ertrugen die Könige unſere laue Huldigung, oft haben ihre Boten verſucht, unſere Heerden zu ſchätzen und die Garben unſeres Ackers zu zählen, mehr als einmal iſt bei euren Lebzeiten die Fehde mit den Leuten des Königs entbrannt. Gemeinſamer Vortheil zwang wieder zum Frieden, aber neidiſch ſpähen die Berather des Königs von den Zinnen der Burg nach unſerm freien Wald. Jetzt leben wir noch unverſehrt; Ring und Gewand kommen aus der Königsburg an die Leiber unſerer Edlen und lauter Gruß empfängt unſere Gaugenoſſen in der Königshalle.

Dennoch warne ich, daß wir nicht fügſam uns gewöhnen an Herrendienſt, daß wir nicht fragen und König Biſino nicht Antwort ſende, daß wir nicht bitten und ein Herr uns Gnade gewähre. Denn jeder Vorwand die Macht zu zeigen, iſt am Königshofe willkommen. Ob den Königsleuten der fremde Mann lieb oder leid ſei; wenn wir ſie fragen, uns ſchaffen ſie Leid. Fragen wir jetzt wegen des Gaſtrechtes und erbitten Gewähr, ſo trägt uns morgen ein Königsbote Befehle zu. Darum däucht mir beſſer, wir bleiben, ſo wie wir zuvor geweſen. Den Gaſt zu befrieden iſt unſer Hausrecht, nicht Recht des Königs. So ſei es geendet. Da ich ein Mann war in der beſten Kraft, da ward ich dem Vater unſeres Wirths ein Reiſegenoſſe, ich ſtand im Kampf an der Schwertſeite jenes Helden, deſſen Sohn jetzt an unſerm Heerd harrt. Ein milder Mann, hochmuthig und ſtark war der Vater und ich ſehe, der Sohn iſt von gleichem Schlag. Als ich den jungen Helden jüngſt beim Spiele fand, da wurde wieder Traum aus alter Zeit lebendig, ein Freundesauge ſah ich, nicht das eines Fremden, die Hand des Königs, die ich einſt in der Fremde berührt, ich hielt ſie auf's Neue; und darum möchte ich ihm werben die Neigung des Volks, den Sitz an unſerer Bank.“ Der Greis ſetzte ſich langſam nieder, aber um den Heerd ſcholl lauter Ruf, die Schwerter raſſelten in den Scheiden: „Heil Iſanbart, Ingo Heil! Wir geben ihm das Gaſtrecht!“ Der Fürſt erhob ſich und ſchloß die Berathung: „Ich danke den Freunden und Landgenoſſen. Was hier verhandelt wurde, ſei geſprochen und abgethan, und Keiner trage dem Andern

Groll nach um verklungenes Wort; denn den Häuptern des Volkes ziemt einmüthiger Beſchluß, damit im Ring der Landgemeinde nicht Zweifel und Zwiſt den Frieden ſtöre."

Herr Answald ging von Mann zu Mann und nahm von Jedem darüber den Handſchlag, auch Sintram ſchlug ein und lächelte vertraulich, als der Fürſt ihn anſah. Rothari aber ſchlug ein, daß es ſchallte, und rief dabei: „Mich freut's," und bei den Worten des rührigen Mannes ging ein Lächeln über die ernſten Geſichter. Der Sprecher öffnete die Thür und die Helden ſchritten würdig aus dem Hofe auf die Wieſe, wo der Ring der Landgenoſſen verſammelt war. Dort wurde durch Zuruf der Menge dem Fremden das Gaſtrecht des Volkes ertheilt, ſie luden ihn in den Ring, und geleiteten ihn darauf nach heiligem Brauch zu dem großen Heerdkeſſel des Fürſten. Ueber dem Keſſel ſprachen die Häupter des Volkes und Ingo einander den Eidſchwur.

Der Fürſt aber begann zu dem Gaſte: „Beſchworen iſt das Bündniß und ein Haus in meinem Hofe wird dir, Held Ingo bereitet, damit du darin Gemach habeſt, ſo lange es dir gefällt. Du ſelbſt aber beſtelle dir den Kämmerer; wähle dir unter meinen Bankgenoſſen einen, welcher dir behagt, nur Hildebrand, den Sprecher und Theodulf, der ſelbſt von edlem Geſchlechte iſt, möchte ich ungern entbehren. Die Anderen werden jeder für ehrenwerth erachten, dir den Treueid in die Hand zu legen und deinen Schritten zu folgen, ſo lange du unter uns weilſt, zumal, wenn ſie erfahren, daß es mir lieb iſt." Da trat Ingo zu Wolf und ſprach: „Der erſte warſt du, der dem Fremdling an der Landesmark Brot und Salz bot und freundlich haſt du ſeither dich erwieſen. Willſt du es wagen, Genoſſe eines Verbannten zu ſein? Keine andere Schatzkammer habe ich als Wald und Haide, wenn der Fürſt mir geſtattet dort Beute zu ſuchen, und die Walſtatt mit den Armringen erſchlagener Feinde. Einem armen Herrn wirſt du folgen und keinen andern Lohn vermag ich dir zu bieten als guten Sinn und treue Hilfe mit Speer und Schild." Wolf antwortete: „Lehre mich, o Herr, deine Kunſt in der Feldſchlacht zu ſtehen, dann bin ich ſicher Goldſchatz zu erwerben, wenn die Götter mir geſtatten, daß ich im Kampfe dauere. Doch laden ſie dich zu ihrer Halle, ſo weiß ich, daß auch mir der Weg ruhmvoll ſein wird, auf dem ich dir folge." Dies ſprach er und gelobte ſich dem Gaſte in ſeine Hand.

Auch Theodulf hatte die Verſöhnung mit Ingo geſucht. Noch am Abend des Gaſtmahls, als der Fürſt den Helden zum Ehrenſitz geleitete, war Sintram, mit andern Männer aus der Freundſchaft zu Theodulf getreten. Sie hatten im Geheim berathen, wie der Kampf zwiſchen den Gegnern zu hindern ſei, und Theodulf war darauf, gefolgt von ſeinem Geſchlechte vor Ingo getreten und hatte geſprochen: „Anders wird die Schau über das Land, wenn die Sonne aus den Wolken bricht. So habe auch ich deinen Werth nicht gekannt, da ich Ungünſtiges zu dir ſprach. Nicht dir galt meine Rede, ſondern einem ruhmloſen Mann, der jetzt geſchwunden iſt; vergiß darum auch du die kränkenden Worte, damit ich nicht der Einzige im Saal ſei, dem du mit Fug grollſt.“ Und der Fürſt fügte hinzu: „Er ſpricht gute Worte, keiner von uns wünſcht dir noch Uebles, Held. Ich ſelbſt begehre für ihn die Verſöhnung, denn ich war es, der deinen Namen den Hofgenoſſen verbarg.“ Da antwortete Ingo: „Die Schmähworte vergaß ich, Theodulf, unter dem Liede des Sängers, ungern würde ich noch ferner an die Rache denken.“

In rothem Goldglanz ſtieg ein neuer Morgen für Ingo herauf. Aber im Bergwald folgt auf heißen Morgen ein Wettertag, und auch die Wärme der Herzen ſchwindet ſchnell im Sturme zorniger Gedanken.

### 4.

## Am Königshofe.

In der Königsburg der Thüringe ſaß auf hohem Stuhl Giſela, die Königin, ſie ſtützte das Haupt mit dem weißen Arm und das Lockenhaar fiel ihr unter der Königsbinde über die Hand und deckte ihr die Augen. Zu ihren Füßen legte eine Dienerin das Goldgeräth vom Königsmahl in die Truhe zurück und zählte die Stücke, bevor ſie die Truhe verſchloß und in das Schatzhaus der Herrin lieferte, ſie ſah lachend ihr Angeſicht verzogen in dem gerundeten Metall und blickte auf die Herrin; aber die Königin kümmerte der Goldſchatz wenig. Einige Schritte davon ſaß König Biſino, ein tapfrer Kriegsmann, vierſchrötig von Leibe, mit ſtarken Gliedern und breitem Angeſicht, er trug auf ſeiner Wange ein ſchwarzes Mal, das erblich war in ſeinem Geſchlecht, einem Ahnen war's zum Spott geweſen, jetzt aber galt's für ein Königszeichen, gab's auch nicht Schönheit, es gab doch Stolz. Unwirſch war der König, der reichliche Trunk hatte ihm die Stirnadern geſchwellt, und er haderte gegen den Sänger Volkmar, der vor ihm ſtand.

„Ich habe dich nach dem Mahle gefordert,“ ſprach der König, „daß die Königin dich befrage, aber ſie ſcheint nicht zu wiſſen, daß wir hier ſind.“

„Was befiehlt mein Herr?“ frug Frau Giſela ſich ſtolz aufrichtend.

„Es iſt traun Grund,“ murrte der König, „die Augen zu öffnen, wenn die Könige am Rhein Eiſenbänder tragen und im feuchten Kerker liegen.“

„Warum boten ſie ihre Hände den Feſſeln?“ verſetzte Giſela kalt. „Wer Tauſende ſeiner Krieger zur Totenhalle führt, dem ziemt übel, Anderen den Vortritt zu laſſen. Ich ſehe die Tapferen mit Toteswunden auf blühender Haide, die blutloſen Geſichter im Kerker kümmern mich nicht.“

„Auch tapferen Mann verläßt das Glück,“ ſprach der König und ſah ſcheu nach ſeinem Gemahl. „Du aber, Geſell, haſt nicht Alles gekündet, Einer entfloh und kam in mein Land; in dem Hofe des Fürſten gab's lautes Getön, vom Heilruf Ingo bebte die Halle, du warſt dabei, ſchnellzüngiger Spielmann, was haſt du deinen Geſang getauſcht? Weit anders klang dein Lied in der Waldlaube.“

„Schlechter Ruhm wäre dem Sänger, wenn ſein Lied eintönig auf einer Saite ſchwirrte. Mein Amt iſt Jedem das Seine zu geben, daß froh ſich das Herz des Hörers öffne. Dem König verſchwieg ich den Namen der Helden nicht, denn rühmliche That lebt durch meinen Mund. Doch ich wußte nicht, daß der Flüchtling dem großen Volksherrn den Sinn beſchwert.“

„Ich kenne dich," rief der König in ausbrechendem Zorn, „du tauchſt behend wie die Otter im Fluß, hüte dein glattes Fell vor den Streichen meiner Knaben."

„Der Sänger hat Friede auch bei wildem Volk. Deine Knaben, o König, die trotzigen Männer, deren Lärm jetzt aus dem Hofe bis in den Steinthurm ſchallt, auch ſie ſcheuen den Sänger; denn jede Unthat trägt er durch die Länder und wird ihm ſein Mund für immer geſtillt, dann rächen den Toten ſeine wackeren Genoſſen. Dein Zorn erſchreckt mich nicht, doch ungern entbehre ich deine Gnade, denn reich haſt du treuen Dienſt belohnt. Nicht vermag ich zu erkennen, warum mein Herr den Namen des Fremden ungünſtig hört; der Flüchtling ſcheint mir ein wackerer Mann, treu ſeinen Freunden und nicht begehrlich nach fremdem Gut."

„Du ſprichſt nach Gebühr," ſagte die Königin freundlich, „und der König kennt wohl deinen Werth. Nimm hier für deine Kunde, war ſie auch leidvoll, des Königs Botenlohn."

Sie winkte der Dienerin, welche ihr die ſchwere Truhe vor die Füße ſchob, ſie faßte hinein und bot wahllos dem Sänger ein goldenes Trinkgefäß. Der Sänger ſah betreten darauf hin, bis die Königin die Brauen finſter zuſammenzog, da nahm er den Becher und neigte ſich tief auf ihre Hand, die ſie ihm reichte. „Hat dein ſchneller Fuß noch Friſt bei uns zu weilen, ſo lehre meine Mägde den neuen Tanzreigen, den du das letzte Mal in unſerer Halle aufführteſt. Und laß dich alsdann finden in meiner Nähe."

Sie winkte ihm gnädig den Abſchied; der König ſah ihm unzufrieden nach.

„Du biſt freigebig mit dem Gold deiner Truhe," ſagte er finſter.

„Einen guten Handel macht der König, wenn er mit Gold das Unrecht abkaufen kann, das er einem niederen Mann zugefügt hat. Geringe Ehre iſt es meinem Herrn, ſeine Sorge dem fahrenden Mann zu verrathen, der von Halle zu Halle um Lohn ſingt. Dir bleibt nur die Wahl, den Mund des Mannes durch einen Becher zu ſchließen, oder für immer durch einen Schwertſchlag. Darum gab ich ihm die Sühne, damit er ſchweige, denn weit berühmt iſt der Mann und gefährlich wäre es den Zeugen deiner Furcht zu töten."

Der König fuhr kleinlaut fort, beſtürzt wie ihm öfter geſchah, durch den hochfahrenden Sinn der Königin: „Was räthſt du gegen den Fremden, den die Waldleute ſich mir zum Trotz als Gaſtfreund geſellt haben, ſoll ich auch ihm Gold bieten oder Eiſen?"

„Deine Gunſt, König Biſino, denn Ingo, Ingbert's Sohn, iſt ein erlauchter Mann."

„Iſt es beſſer für mich, daß er den Königſprung vermag?" frug der König wieder.

Frau Giſela ſah ihn an und blieb ſtumm. „Edlen Sinn bindet nur Vertrauen," verſetzte ſie endlich und trat vor den König. „Will mein Herr die Gefahr vermeiden, ſo lade er ſelbſt den Fremden an ſeinen Hof und erweiſe ihm die Ehre, die ihm gebührt. Gefährlich iſt der Königſohn vielleicht unter den Bauern am Walde, nicht in deiner Königsburg und in deiner Heerſchaar. Hier iſt er dein Gaſtfreund, ihn bindet der Schwur und deine Gewalt.“

Der König überlegte: „Gut räthſt du, Giſela und du weißt, ich ehre deine Worte. Was die Zukunft bringt, das will ich erwarten.“ Er erhob ſich, die Königin winkte der Magd, ſich zu entfernen. Als ſie allein war, ging ſie mit heftigem Schritt im Raume auf und ab. „Giſela heiße ich, vergeiſelt bin ich in fremdem Land zu freudloſem Lager dem gemeinen Mann. Seit Jahren ſitzt das Königskind der Burgunden elend auf dem Thron und die Gedanken ziehen rückwärts zu dem Land der Meinen und zu der Kinderzeit. Dort ſah ich ihn, den einſt der Vater mir zum Gemahl beſtimmte, da ich ein Kind war und er ein Knabe. Ingo, gebannter Mann, hart war dein Reiſebrot und bitter dein Trunk in der Verbannung, bitterer doch mein Gram in der Königsburg. So oft aus fremdem Lande ein fahrender Krieger kam, forſchte ich nach deinem Geſchick. Jetzt naht dein Schritt dem Pfad, auf dem ich ſchreite, ſei mir willkommen, ob du mir lieb wirſt oder leid; denn müde bin ich der Einſamkeit.“

Draußen klang vielſtimmiges Lachen und Geſang der Mägde, die Königin ſaß nieder und hörte, die Hände über dem Knie geſchlungen, auf die Weiſe des Reigen, die der Sänger ſang. Die Dienerin führte den Sänger leiſe herein. „Du haſt Vieles erzählt beim Mahle des Königs,“ rief ſie ihm lächelnd zu, „was meinem Herrn ſchwere Gedanken gemacht hat; jetzt laß du mich im Vertrauen wiſſen, wie du ſelbſt den Banden der Räuber entrannſt, denn nahe genug war die Gefahr, daß ich einen werthen Mann verlor, der mir oft Freude gebracht hat. Haſt du ein Lied von der eigenen Noth, ſo will ich's hören."

„Wenig dachte ich an mich ſelbſt in jener Stunde, Herrin, ich ſah auf einen Andern, der mich errettete und ſich ſelbſt in größeres Leid warf."

„Ich meine, das war jener Fremde," ſprach die Königin, „hebe den Sang an und dämpfe deine Stimme, wenn du kannſt, daß nicht unnützes Volk ſich an den Pforten dränge."

Volkmar begann mit leiſer Stimme ſeinen Bericht von der Kahnfahrt und dem Sprung in den Rhein. Zu der kleinen Fenſteröffnung fiel golden der Strahl der Abendſonne herein, er umſäumte die Geſtalt des Sängers, der in tiefer Erregung leiſe vorſang, was ihm das Herz bewegte; im Dunkel ſaß die Königin und wieder fiel ihr das volle Haar über die Hand, die ihr geneigtes Haupt ſtützte, unbeweglich ſaß ſie da, in ſich ſelbſt verſunken, bis der Sänger mit jenem Wiederfinden in der Halle ſchloß.

„Das wird ein rühmlicher Geſang für zwei, für ihn und dich," ſagte die Königin gütig, da der Sänger geendet. „Du ziehe mit dem Segen der Göttek zu Halle und Heerd, daß die Kunde im Volke ſich verbreite." —

Beim Abendtrunk ſaß der König unter ſeinen Knappen, das Jauchzen und Lachen der ſtarken Leibwächter umklang den Heerd, aus großen Stangen und Bechern ſchöpften ſie den würzigen Trank. „Spiel' den Reigen, Sänger," rief einer der Wilden, „den du heut des Königs Mägde gelehrt, damit auch wir geſchickt die Weiſe ſpringen auf der Haide." „Laßt ihn," ſpottete Hadubald, ein narbiger Kriegsmann, der vor Zeiten Trabant am Römerhofe geweſen war und jetzt dem König diente, „ſein Lied iſt gerade gut genug, daß die Kraniche darnach hüpfen im Hühnerhofe. Wer die Tänzerinnen, die ſchmeichelnden Mädchen aus Alexandrien, geſchaut, dem dünkt das Stapfen der Bauern im Graſe wie Marſch der Gänſe."

„Er iſt ſtolz geworden," rief ein Anderer, „ſeit er den Goldbecher der Königin im Gewande birgt; hüte dich, Volkmar, unſicher iſt ein Goldſchatz dem fahrenden Mann, der über die Haide zieht."

„Wolfgang iſt dein Name," verſetzte der Sänger, „und wie der Wolf gehſt du ſelbſt lauernd über die Haide; übel geziemt an der Bank des Königs dein neidvoller Blick auf der Herrin Geſchenk."

Er nahm ſein Saitenſpiel zur Hand, rührte die Saiten und ſang die Weiſe des Reigen. Da zuckte es den Männern in den Gliedern, ſie ſchwenkten die Arme im Takte auf die Tafel und pochten mit den Füßen den Tritt; auch der König ſchlug mit der Hand auf den Deckel des Weinkrugs und nickte weinſelig mit dem Haupte. Beim zweiten Vers aber erhoben ſich die methgefüllten Knaben, nur die Alten widerſtanden und umklammerten mit der Hand feſt das Trinkhorn, die Andern aber traten je zwei den Reigen in langer Kette um die Bänke herum, daß laut der Saal ertönte. Der König lachte. „Du weißt ſie zu zwingen," rief er dem Sänger zu,

„komm näher, Volkmar, du ſchlauzüngiger Mann, ſitz neben mir, daß ich dir vertraulich meine Meinung künde. Ich war heut unwirſch, es war nicht böſe gemeint, mir lag deine Botſchaft ſchwer auf der Seele. Was aber den goldenen Becher betrifft, den die Königin dir geſpendet, ſo war nicht Unrecht, was mein alter Knabe dir ſagte. Gold iſt Herrenmetall und paßt nicht für den Reiſeſack eines mäßigen Mannes: du ſelbſt ſingſt ja, daß es den Männern der Erde Unheil bereitet. Weiſe würdeſt du handeln, wenn du ganz in der Stille dieſe Beute mir aus gutem Herzen zurück in das Schatzhaus ſtellteſt."

Gern hätte der Sänger ſich das Prachtſtück bewahrt und er antwortete: „Was das Auge des Herrn begehrt, ſchafft dem Diener kein Glück; doch bedenke, Herr, auch in des Königs Schatz wird zum Unſegen das Stück, an welchem Trauer und Neid der Menſchen hängt, die es verloren."

„Darum ſei außer Sorgen," verſetzte der König ſchmeichelnd, „mir thut das nichts."

„Doch wenn die Herrin erfährt, daß ich ihr Geſchenk ſo gering geachtet, mit Recht wird ſie mir zürnen," ſagte der Sänger.

„Sie kennt es kaum, Volkmar, glaube mir," fuhr der König überredend fort. „Ihr iſt im Herzen ganz gleich, ob es Gold oder Kupfer iſt. Wenn die Waldleute im Herbſt ihre Pferde an meinen Hof ſenden, magſt du dir ein gutes Roß ausſuchen mit runden Hufen, und mein Kämmerer gibt dir ein ſchönes Gewand aus den Truhen, das wird dich ſtattlicher machen im Volk, als das runde Blech. Denn ich meine es gut mit dir, Volkmar, ich fürchte für dich den Neid meiner Knappen.“

„Zuchtloſe Worte hörte ich am Heerd des Königs,“ verſetzte der Sänger gekränkt.

„Trag ſie nicht ſchwer, Volkmar,“ rieth der König begütigend, „es iſt wahr, ihre Rede iſt zuweilen wild und ich bändige mühſam ihre Gewaltthat; aber des Königs Kunſt iſt, Jeden zu gebrauchen in ſeiner Weiſe, ſie thun als ſchnelle Königsboten um Gold und einen warmen Sitz an meiner Bank Alles was ich will und fragen nicht, ob die That blutig ſei oder nicht. Wie kann ein König walten im Volk ohne ſolche Diener? Denn hochfahrend iſt der Männer Sinn, Jeder will nur thun, was ihm beliebt, Jeder trotzt auf ſein Recht und ſucht ſich Rache und Keiner fügt ſich fremdem Willen. Jeder begehrt Kampf und Wunden zu eigenem Ruhm und iſt eilig zu den Göttern hinaufzufahren. Ich meine auch zuletzt einmal einen Sitz zu fordern in der Götterhalle, jetzt aber möchte ich lieber auf der Männererde über gefügige Nacken blicken; und muß auch ich Männer wegſchaffen aus dem Licht, weil ſie ſchädlich ſind, ſo ſind es doch nur wenige; die andern aber auf ihrem Erbe zu erhalten, iſt mein Vortheil und mein Ruhm, daran denke, Volkmar, weil du ein ſinnvoller Mann biſt. Trotzig iſt das Volk und geſchwollen ſein Sinn, des Königs Sorge aber iſt, für Alle zu bedenken, was dem Lande frommt. Darum ſchilt mir nicht meine Getreuen. Es iſt beſſer, ſie üben zuweilen eine Noththat, als daß alle Anderen Gewaltthat gegen einander ſinnen und das Volk der Thüringe einem fremden Geſchlecht Frohndienſt leiſte.“

Der Sänger ſchwieg. Der König fuhr ſchlau fort: „Der Wein hat mir das Herz geöffnet und ich will zu dir reden, wie zu einem Freunde. Sage an, wie man zu einem Bruder ſpricht, welcher Art iſt der Fremdling? Ich möchte ihm gern trauen, aber er iſt noch von der ungefügen Art, die ſich rühmt, daß einſt ein Gott in dem Ehebett ihrer Großmütter gelagert habe. Die Art iſt wenig nütze auf der Männererde, ihr Blut iſt ſchwarz geworden, wie alter Meth im verpichten Kruge, ſie ſchaffen ſchweren Rauſch im Volke, ſie geberden ſich, als ob ſie die Vettern des Kriegsgotts wären und betrachten aller Anderen Schickſal wie Spreu, die ſie vor ſich herblaſen. Iſt der Fremde ein ſolcher Geſell?“

„Mich dünkt, ſein Muth iſt fröhlich und ſorglos ſeine Art, nur daß ein ſchweres Schickſal auf ihm liegt,“ verſetzte Volkmar.

„Wie hält er ſich beim Becher?“ frug der König, „ich lobe mir einen rothwangigen Knaben, dem der Trunk die Kehle öffnet.“

„Er weiß fröhlich Beſcheid zu geben bei Trunk und Rede,“ verſetzte der Sänger.

„Dann ſoll er mir willkommen ſein auf meiner Bank,“ rief der König und ſchlug auf ſeinen Trinkkrug. „Dich aber habe ich gewählt zum vertrauten Boten, daß du mir den Fremdling aus den Waldlauben in meine Burg ſchaffſt; führe ihn vor mein Angeſicht.“

Volkmar erhob ſich und ſtand überlegend: „Ich will dem Fremden deine Botſchaft künden. Doch damit er den gewogenen Sinn meines Herrn erkenne, ſo flehe ich, daß mein König ihm zuvor Frieden gelobe und ſicheres Geleit zum Hofe und vom Hofe, mein König und ſeine Knaben in der Halle."

„Was fällt dir ein, Sänger?" rief der König mit ausbrechenden Unwillen, „wie kann ich ein Gelöbniß geben dem Wildfremden, deſſen Sinn ich nicht kenne?"

„Du willſt doch, o Herr, daß er ſich in deine Hand gebe. Leicht iſt es, von einem Einzelnen den Schwur zu fordern. Mein Herr würde ſelbſt den Fremdling für einen Thoren halten, wenn er ſich unter die Knaben hierher wagte ohne Frieden."

„Was braucht mein König den fahrenden Mann zu ſolcher Botſchaft?" rief Wolfgang, „er ſende uns, wir bringen den Fremden auf ſeinen Füßen oder in ſeinem Schild, längſt ſteht uns der Sinn nach einer Reiſe in die Dörfer der frechen Bauern."

„Still," ſagte der König, „eure grobe Zunge gebrauche ich jetzt nicht, wenn ich mit meinen Waldleuten handeln will. Volkmar ſoll mein Bote ſein, denn heut iſt der Tag guter Worte, kommt der Tag für harte That, dann rufe ich euch. — Du meinſt alſo, er wird kein ſolcher Narr ſein?" frug er lauernd und aus den ſchwimmenden Augen brach ein heißer Blick, wie der Feuerſtrahl aus einer Dampfwolke, aber er bezwang ſich und fuhr gemüthlich fort:

„Wohlan, ich will ihm Alles geloben. Und ihr ſchweigt dort!" rief er ſeine Stimme erhebend in den Lärm ſeiner Mannen. „Tretet heran und gelobt in meine Hand Frieden für Ingo, Ingbert's Sohn, zum Hofe, am Hofe und vom Hofe.“ Die Männer thaten den Schwur. „Und jetzt Sänger,“ ſchloß der König drohend, „lege ich dir auf deine Seele, daß du ihn herführſt ohne Verzug.“

„Ich bin nur dein Bote, Herr, nicht vermag ich ihn zu zwingen.“

„Bedenke dein eigenes Heil, Volkmar,“ rief der König und hob die Fauſt in die Höhe. „Leid wäre dir, wenn du in Zukunft die Vatererde meiden müßteſt.“

„Ich will mich halten als ein treuer Bote,“ verſetzte der Sänger ernſt.

„So iſt es recht, Volkmar,“ ſchloß der König beſänftigt und erhob ſich. „Geendet ſei der Trunk, brecht auf von den Sitzen, und du Volkmar ſollſt mir heut anſtatt Kämmerer ſein, geleite mich.“ Der König ſtützte ſich ſchwer auf Volkmar's Schulter und ſchritt mit ihm über den Hof zum Schlafhaus der Königin. Unterwegs ſagte er ihm luſtig in's Ohr: „Nun, Schelm, wo bleibt der Becher?“

Volkmar öffnete den Beutel, den er an ſeinem Gurt trug und bot das Goldgefäß dem König dar. „Stecke mir's in's Gewand,“ ſagte der König, „ich will um deinetwillen ſorgen, daß Frau Giſela das Ding nicht erblickt.“

Am nächſten Morgen verließ der Sänger die Burg. Der König ſah ſeinem Boten mißtrauiſch nach und dachte in ſeinem Sinn: meine Waldfüchſe werden mir den

Fremden ſchwerlich in die Burg ſenden. Wenn ſie ihn meiner Forderung weigern, dann geben ſie mir einen Grund gegen ſie zu ziehen, ihren Bauernſtolz zu brechen und ein Ende zu machen mit ihrem freien Bunde. Dann aber wählen ſie den Ingo zu ihrem Führer, er dünkt mich ein mannhafter Recke, und es könnte einen harten Kampf geben unter Scheitholz und Waldpilzen. Was dann das Ende wird, weiß Keiner, und ich habe keine Luſt meinen Leib zum Schemel zu machen, über den ein Anderer zum Herrenſitz ſteigt. So trank er ſorgenvoll ſeinen Meth, verſchloſſen auch gegen die Königin, die mit ihren großen Augen forſchend auf ihn hinſah und zuweilen ſeine Gedanken errieth ohne daß er ſie ausſprach.

Tag auf Tag verrann, Ingo kam nicht. Dagegen pochte eines Abends Sintram, Theodulf's Ohm, an das Thor. Der König empfing ihn mit offenen Armen, er ſprach lange heimlich mit ihm und Frau Giſela merkte, wie der König dem Edlen mit einem Händedruck verſicherte: „Dein Vortheil und meiner ſollen zuſammen in den Wald ſpringen wie zwei Wölfe.“ Aber als Held Sintram geſchieden war, ſah auch ihm der König unzufrieden nach, und nannte ihn einen ſchiefäugigen Fuchs.

## 5.

## In den Waldlauben.

Auf dem Herrenhof und im Dorfe knarrten die Erntewagen, die Mannen des Häuptlings vergaßen im Drange der Arbeit zuweilen ihren Kriegerſtolz und halfen den Knechten, die Schnitter banden dem großen Gott des Volkes die letzte Garbe mit frommem Zuruf und brachten im Reigen ſpringend den Aehrenkranz zur Halle des Fürſten; die barbeinigen Dorfkinder ſchwärmten wie Droſſeln um das Vorholz und ſammelten Beeren und Nüſſe in langen Tüten aus Holzſpänen. Jeder war eifrig die Früchte einzuheimſen, welche die Göttin der Flur dem ſeßhaften Manne ſpendet. An der Seite des Hofherrn achtete Ingo auf die friedlichen Werke, die er ſonſt nur vom hohen Kriegsroſſe geſchaut hatte; er hörte mißfällig, wenn ſein Wirth ſich wie ein Bauer über die Wölfe ärgerte, weil ſie ihm ein junges Rind zerriſſen, öfter aber lachte er froh, wenn er Irmgard unter den Mägden ſah, denen ſie bei der Arbeit gebot. Ihm und der Jungfrau pochte das Herz in Freude, wenn ſie vor den Andern im Hofe und auf der Flur höflichen Gruß tauſchten und zuweilen wenige Worte. Denn ſtreng war die Hofzucht, geſondert lebten die Männer, und Ingo ſcheute ſich ſeit er den Gaſtſchwur gethan, durch dreiſtes Nahen den Frieden des Hofes zu verletzen. Faſt Alle blickten ihn freundlich an, nur das Auge der Fürſtin umwölkte ſich, wenn ſie ihm nachſchaute. Ihr kränkte den ſtolzen Sinn, daß er gegen ihren Rath einen Mann ihrer Freundſchaft im Kampfſpiel beſiegt hatte, auch daß ihr Wunſch, ihn als fremden Landfahrer zu halten, durch den Sänger vereitelt war. Und noch Anderes war ihr beſchwerlich. Sie hatte ihren Blutsverwandten, den Theodulf, zum Gemahl der Tochter erkoren, ihr eigenes Geſchlecht und Herr Answald hatten ſchon vor Jahren darum gehandelt. Jetzt beobachtete ſie argwöhniſch die Tochter und den Gaſt.

Eines Tages kam ein fahrender Gaukler mit ſeinem Kaſten in die Flur, er blies vor dem Hofe des Fürſten auf der Sackpfeife, bis die Leute aus dem Dorfe herzu liefen; auch die Mannen und Knechte des Fürſten traten aus dem Hofthor. Als der Ring geſchloſſen war, begann der Mann in unbehilflicher Sprache ſeinen Bericht, daß er in dem Kaſten einen Römerheld berge und wenn die Krieger und die ſchönen Frauen ihre Gunſt erweiſen wollten, ſo ſei er bereit ihn zu zeigen. Er pochte auf den Kaſten, da hob ſich der Deckel und ein kleines häßliches Ungethüm, von Geſicht einem Menſchen ähnlich, mit einem Römerhelm über den Ohren, hob ſeinen Kopf hervor und ſchnitt Geſichter. Viele fuhren zurück, die beherzteren aber lachten über das Wunder. Der Mann öffnete den Kaſten und der Affe ſprang hervor in einer Panzerjacke wie ein römiſcher Krieger gekleidet. Er fuhr mit den hageren

Beinchen auf dem Graſe umher, überſchlug ſich in der Luft und tanzte. Zuerſt entſetzten ſich die Landleute, dann erſcholl lautes Gelächter und Beifallsruf, ſo daß Hildebrand in die Laube lief und den Herren verkündete: „Ein Gaukler tanzt vor dem Hofthor mit einem kleinen wilden Mann, den ſie einen Affen nennen.“ Darauf trat auch der Fürſt mit Ingo und den Frauen heraus und freute ſich an den luſtigen Sprüngen des Affen. Zuletzt nahm der Affe den Helm ab, lief im Kreiſe umher und der Mann rief: „Spendet, ihr Helden, meinem römiſchen Krieger, was ihr von Römermünzen im Seckel habt, kleine und große, je edler der Held, um ſo größer das Geldſtück. Wer keines hat, lege Wurſt und Eier in den Kaſten.“ Da lachten die Leute und mancher griff an den Gürtel, Andere trugen aus dem Hofe herzu, was dem fahrenden Mann als Reiſekoſt diente. Auch zu den Herren trat der Fremde und der Fürſt und Theodulf holten römiſches Kupfer aus den Taſchen und Frida hörte, wie Theodulf auf Ingo weiſend zu dem Gaukler ſagte: „Der große Held dort ſpendet dir wohl am reichlichſten.“ Als der Mann nun mit ſeinem Affen dem Helden Ingo nahte, da ſorgte Frida, ob der Fremde und ſein Kämmerer Wolf in den Jacken der Fürſtin wohl auch etwas finden würden, was ſie austheilen könnten, und um die Beſchämung abzuwehren, riß ſie ſchnell eine der kleinen Silberſchellen ab, welche ihr das Herrenkind zum Bruſtſchmuck geſchenkt hatte und vorſpringend ſprach ſie: „Dir ſpendet dieſer Held, welcher die Sprünge der Römer beſſer kennt als du, wenn du ihm Antwort giebſt auf eine

Frage: Welches Gewand trägt dein Ungethüm, wenn du unter den Römern Gaben begehrſt?“

Der Mann nahm das Silber, ſah ſcheu nach Ingo und antwortete dem Mädchen frech: „Den Gruß der Vandalen kenne ich als verfänglich und grob. Dir aber ſage ich, wer im Tanze den Römern gefallen will, muß nackt ſpringen. Was mein Affe dort thut, rathe ich auch dir.“ Frida rief ihm zornig nach: „Ich meine unter den Fremden verhöhnt dein tanzender Kater ebenſo die Krieger meines Volkes, wie die Fremden bei uns.“ Da nickten die Männer und wandten ſich lachend von dem Gaukler ab. Ingo aber trat zu ihm und frug: „Woher weißt du, daß ich von den Vandalen bin?“

„Deutlich genug trägſt du's auf dem Haupte,“ verſetzte der Mann und wies auf die Kappe Ingos, in welcher drei Schwungfedern des wilden Schwans ſteckten. „Kaum acht Tage ſind es, da erlitt ich bei den Burgunden hartes Fegen von deinen Federn.“ Ingos Antlitz wandelte ſich, er ergriff den Mann haſtig beim Arm und zog ihn zur Seite: „Wie viel waren ihrer, die dieſes Zeichen trugen?“

„Mehr als zehn und weniger als dreißig,“ verſetzte der Mann, „ungefüge Worte gaben ſie mir, weil mein Kleiner dort mit Gänſefedern tanzte und bedrohten mich durch Schläge.“

„Der dich ſchalt, war ein alter Kriegsmann mit grauem Bart und Narben auf der Stirn.“

„Du nennſt ihn wie er war, Herr, und außerdem von groben Sitten.“

Irmgard ſah, daß der Held Mühe hatte ſeine Bewegung zu verbergen, er löſte ſich von den Andern und ging allein nach dem Hofe zurück.

Da kurz darauf Volkmar als Königsbote in den Hof trat, empfing ihn Ingo wie einen Freund, den er ſehnſüchtig erwartet hatte, er hörte ſeine Botſchaft und führte ihn zu dem Fürſten; dort hielten die Drei vertrauten Rath.

„Der König hat mich geladen,“ ſprach Ingo, „er hat mir Sicherheit gelobt. Was auch die Meinung ſeines Herzens ſei, mir geziemt es der Ladung zu folgen. Nur Eines hemmt mich und mit Scham ſpreche ich es aus, nicht wie ein entblößter Mann darf ich zu dem Hof des Königs gehen, du weißt, o Herr, wie ich zu dir kam.“

Bekümmert verſetzte der Fürſt: „An Roß und Gewand würde es dir, o Held, nicht fehlen und Wolf würde dich als Kämmerer geleiten, dennoch rathe ich nicht, daß du den Worten des Königs traueſt und dich unter die Aexte ſeiner Leibwächter wagſt, denn ſpurlos möchteſt du verſchwinden hinter den Steinmauern. Die Reiſe wäre ein unrühmliches Ende für dein Heldenthum.“

Auch Volkmar ſprach: „Dir, Held Ingo, ziemt es, die Gefahr gering zu achten, du weißt ja, daß dem Mann zuweilen die Kühnheit am beſten gedeiht. Wenn du aber der Ladung des Königs folgſt, wie du willſt, ſo darfſt du das nimmermehr als ein einzelner Wanderer thun. Dem König und ſeinem Geſinde würdeſt du verächtlich ſein, unwürdig wäre die Behandlung, die ſie dir zufügten, auch wenn der König dir nicht an das Leben geht. Denn an Königsböſen iſt die Art, nur ſtattliches Gewand, Roſſe und Geſinde geben dem Helden ein Anſehen. Darum bevor du zu dem König reiteſt, mußt du das Alles erwerben. Folgen dir aber Männer aus dieſen Waldlauben, ſo wirſt du dem König gänzlich verhaßt."

„Gut ſprichſt du, Volkmar, in Allem," verſetzte Ingo. „Willſt du dich zurück unter die Augen des Königs wagen, ſo ſage ihm, daß ich dankbar bin für die hohe Botſchaft und daß ich vor ſein Angeſicht treten werde, ſobald ich gerüſtet bin, wie es ſeine und meine Ehre fordert."

„Ich trage die Antwort," antwortete Volkmar, „und ich hoffe mich behend zur Seite zu ſchwingen, wenn er ſeinen Trinkkrug nach mir wirft."

Auch Herr Answald gab ſeine Zuſtimmung zu dieſem Dank, denn ihn bedrückte im Geheimen die Forderung des Königs, wenn er die Sorge auch mannhaft barg.

Als Ingo und Volkmar allein waren, begann Ingo: „Wer einen guten Rath geſchenkt hat, der gibt wohl auch den zweiten. Du ſiehſt, ich bin einem Kinde gleich, das aus dem Waſſer geholt und neu in die Welt geſetzt iſt. Hier ſind die Leute gutherzig, aber Kriegsfahrten beginnen ſie ſelten, ſpähe, du treuer Geſell, wo irgend im Lande für ein Schwert rühmliche Arbeit zu finden iſt."

„Harre nur ein wenig aus," antwortete Volkmar lachend, „und laß dir unterdeß gefallen, wenn die Jungfrau Irmgard vor dir meine Reigen ſingt, denn wohlgeübt iſt ſie im Lied und Saitenſpiel. Höre ich von ehrlicher Heerfahrt, ſo ſollſt du's erfahren; doch du weißt, im Herbſt lockt den Krieger die Heimath, im Frühjahr die Schwertreiſe."

„Und jetzt höre weiter,“ fuhr Ingo fort, „was mich in der Nacht ſchlaflos umherwirft. Der Sprung in den Rhein ſchied mich von meinen Mannen, hinter mir brachen die Heerhaufen der Römer wie ein Waſſerſchwall in das Land, die Prieſterin barg mich mit Sorgen bis ſie mich nordwärts ſandte; beim Abſchied verhieß ſie mir nach den Volksgenoſſen zu ſuchen, die mit mir bei den Kähnen geſtanden hatten. Jüngſt aber hörte ich von einem Gaukler, daß Krieger meines Volkes in dieſem Mond unter den Burgunden lagerten, einer davon war, wie mir ſchien, Berthar, den du kennſt. Hegſt du mir gute Geſinnung, Volkmar, ſo forſche, wenn du kannſt, nach den Treuen; denn wie hold mir Manche ſind, die hier um mich leben, ich vermag nicht froh zu werden, bis ich weiß, ob einer von den Meinen dem Eiſen der Römer entwichen iſt.“

Der Sänger nickte und wandte ſich zum Abgang. „Der Herr dieſes Hofes bewährt dir guten Sinn, aber wandelbar iſt der Menſchen Gemüth und leicht wird müde, wer ſich nur auf ein Bein ſtützt. Du haſt mich durch dein Vertrauen geehrt, da du vorhin ſprachſt, wie du aus dem Waſſer gehoben wurdeſt. Darum flehe auch ich um eine Gunſt. Einſt gabſt du mir dieſen Goldring, nimm ihn, o Herr, jetzt zurück, damit ich dir meine Treue erweiſen kann, du ſpendeſt mir ſpäter wohl noch mehr, wenn die Götter dir Glück verleihen. Der Ring ſchafft dir Roß und Gewand oder wirbt dir einen hilfreichen Gefährten.“

„Lieber leihe ich von dir als von einem Andern,“

verſetzte Ingo, „aber du weißt, der Krieger zieht nicht ohne Geld zur Schlacht. Was mir Berthar an jenem Tage zureichte, wo ich ihn verlor, das berge ich noch im Gewande; damit wenn mein Leib einſam auf der Haide liegen ſollte, alsdann ein Anderer das Geld bei mir finde und mich zum Dank ehrlicher Beſtattung werth achte.“

„Dann, Held, gedenke auch klug der Lebenden; und wenn ich dir rathen darf, ſo gib davon an die Jungfrau Frida, denn ſie raunen im Hofe, daß ſie eine Silberſchelle für dich abgeriſſen hat um ihrer Herrin zu gefallen; und ſpende auch an Wolf, deinen Kämmerer, damit ihn die Andern nicht ſchmähen, weil er einem kahlen Herrn dient. Zürne nicht, daß ich wie dein Vertrauter ſpreche, aber wer gewöhnt iſt um Huld zu werben, der verſteht wohl auch wie man Gunſt gewinnt.“

Ingo reichte ihm lachend die Hand. „Nur dir biete ich nichts,“ ſprach er, „denn gern bleibe ich dir ſchuldig.“

„Und ich dir, ſo lange ich athme,“ grüßte Volkmar ſich ehrerbietig auf der Schwelle verneigend.

Ingo folgte dem Rath des Treuen. Als er ſeinem Kämmerer zwei Goldſtücke in die Hand legte, auf denen das Bild des großen Römerherrn Conſtantinus zu ſehen war, da merkte er an dem glücklichen Geſicht des Mannes und an dem warmen Dank, wie werthvoll ſolche Gabe in den Waldlauben war. Und nach der Mahlzeit trat er in Gegenwart der Andern vor Irmgard und ſprach „Deine Geſpielin Frida hat für das Silber, das ſie dem Gaukler bot, mir eine frohe Botſchaft eingehandelt, gern möchte ich ihr dafür meinen Dank erweiſen und ich bitte dich, Jungfrau, daß du ihr in dieſen Münzen ihre Spende zurückgibſt.“ Da ging das fremde Gold auch unter den Frauen von Hand zu Hand, der Fürſt und alle Wohlmeinenden waren erfreut, daß der Gaſt ſich ſo gehalten hatte, wie ſeiner Würde gebührte, und Ingo merkte aus dem Dienſteifer der Männer, daß ihr guter Wille behender wurde, ſeit ſie für ſich Gutes hoffen durften; denn Alle gedachten, daß dem Herrn Ehre ſei viel zu geben, dem Dienenden aber, Gabe zu empfangen.

Ingo aber ſuchte auch nach einer Gabe für die, welche ihm lieb war. Als Irmgard im Hofe unweit dem Hollunderſtrauch ſtand, da trat er von der Seite eilig auf ſie zu, ſie hörte ſeinen Schritt, aber ſie kehrte ſich nicht um, damit Keiner die Freude in ihrem Antlitz erkenne. Abgewandt von den Andern ſahen ſie einander in die Augen und diesmal merkten beide die Nachtſängerin nicht, welche über dem Aſt ängſtlich ihre Kinder an die Abreiſe mahnte. Ingo begann die heimliche Rede: „Im Federgewand eines Schwans flog einſt Schwanbild, die Ahnfrau meines Geſchlechtes, über die Männererde, ſeitdem ſind die letzten Schwungfedern des Schwans das heilige Zeichen, welches die Männer und Frauen meines Stammes an Helm oder Stirnbinde tragen, wenn ſie ſich feſtlich ſchmücken. Dem lebenden Vogel ſuchen wir die Federn zu rauben, denn einen Schwan zu töten iſt meinem Volk Frevel. Heut gelang mir's einen Schmuck zu gewinnen. Dir Holde, biete ich ihn, ob du ihn annimmſt und dir bewahrſt. Auf den Federkiel ritzte ich das Zeichen, womit ich zeichne, was mein iſt.“

Irmgard erſchrack, ihr ahnte, daß er durch die Federn bot, was er mit Worten nicht ſagen durfte, und ſie frug unſicher: „Wie ſoll mein ſein, was dein iſt?“

Der Mann antwortete in tiefer Bewegung: „Nur darum liebe ich das Leben, weil ich eine Jungfrau kenne, welche dies Zeichen einſt vor allem Volk auf ihrem Haupte tragen ſoll.“ Und er hielt ihr wieder den Schmuck hin.

Da nahm Irmgard die Federn und barg ſie in ihrem Gewande. Ganz wenig ſtreifte ſeine Hand an die ihre, aber ſie fühlte tief im Herzen die Berührung.

„Irmgard!“ rief die befehlende Stimme der Fürſtin im Hofe. Noch einen herzlichen Gruß mit den Augen tauſchten die beiden, dann eilte die Jungfrau dem Hauſe zu.

„Was ſprach heut der Fremde zu dir?“ begann die Mutter zur Tochter, „ſeine Hand rührte an deine und roth ſah ich deine Wange.“

„Die Schwungfedern eines Vogels wies er mir, die ſeinem Geſchlecht ein Erkennungszeichen ſind, wenn die Helden ſie am Haupt tragen,“ antwortete Irmgard, aber wieder flog das verrätheriſche Roth über ihre Wange.

„Eine Thörin hörte ich einſt, die in der Halle der Männer laut ihre Stimme erhob, daß Alle ſchwiegen, wie die Waldſänger ſchweigen, wenn der junge Kukuk ſein Krähen beginnt.“

„War es vermeſſen, daß ich auf ihn wies, Unſitte war es nicht; voll war mir das Herz und die Freunde werden mir verzeihen. Zürne auch du nicht Mutter.“

Aber die Fürſtin fuhr fort: „Ohne Freude ſehe ich den Fremdling an unſerm Heerde raſten. Dem Hausherrn geziemt gaſtfrei zu ſein gegen den Bittenden, aber die Hausfrau hält die Schlüſſel in feſter Hand, daß nicht das Gut verſchwendet werde und ſie wahrt ihren Hühnerhof, daß nicht der Marder eindringe. Meint der Fremde mit dem Sprung über die Roſſe ſich hineinzuſchwingen in den Erbhof meines Herrn, in Vorrathskammer und Küche, ſo wird ihm ſein dreiſter Muth wenig frommen. Du aber, da du meine Tochter biſt, ſollſt fremd bleiben Einem, der als ein Wildling lebt, heimathlos, gebannt und ſo armſelig wie der fahrende Bettler, der an unſerm Thor um Gaben fleht.“

Irmgart richtete ſich hoch auf. „Von wem ſprichſt du, Herrin? Meinſt du den Helden, dem der Hausherr den Ehrenſitz bietet? den Schuldloſen, der im Vertrauen auf die Eide der Väter zu uns kam? Ich habe gehört, daß der Vater meines Vaters im heiligen Trank Tropfen ſeines Blutes miſchte mit dem Blut eines Königsgeſchlechts, damit die Nachkommen einander lieb behalten und ehren ſollen. Iſt der Sohn jenes Königs auch Andern ein Fremder, im Hauſe meines Großvaters darf ihn Keiner ſo nennen, ſelbſt du nicht.“

„Höre ich deine trotzige Rede,“ rief die Mutter, „ſo entbrennt in mir der alte Schmerz, daß dein Bruder nicht mehr unter den Lebenden weilt. An dem unſeligen Tage, wo ihn ein Mann des Königs erſchlug, wurdeſt du das einzige Kind meiner Sorgen und übel lohnſt du der Mutter für ihre Mühe.“

„Wäre meine Bruder am Leben, auch er würde ſich als höchſte Ehre begehren der Kampfgeſell des Helden zu ſein, den du einen Bettler ſchmähſt."

„Da dein Bruder von der Männererde dahinſchwand, wurdeſt du Erbtochter in dieſem Lande und die Mutter hat zu bedenken, wem dich der Vater vermähle."

„Bin ich Erbtochter in dieſem Hofe, ſo bin ich auch Erbin der Bundespflicht und geſchworener Eide und ich denke ſie treu zu halten. Nie habe ich deiner Freundſchaft die Ehre geweigert, weder dem Ohm Sintram noch deinem Neffen Theodulf, wie ich auch im Herzen von ihnen denke. Du aber ſchilt mich nicht, wenn ich auch ſolchen Liebe erweiſe, welche dem Geſchlecht meines Vaters befreundet ſind."

„Schweige, du Widerſpenſtige," antwortete die Mutter heftig, „zu lange hat der Wille des Fürſten dich im Hauſe bewahrt; es iſt Zeit, daß dir der übermüthige Sinn bezwungen werde durch die Vermählung."

Als die Fürſtin das Gemach verlaſſen hatte, ſtarrte Irmgard vor ſich hin und hielt die Hände feſt zuſammengepreßt. „Die Herrin redet hart mit den Mägden," begann Frida eintretend, „im Milchkeller verdarb der Rahm."

„Streng iſt ſie auch gegen uns Andere," antwortete Irmgard mühſam nach Worten ringend. „Du biſt mir treu und ich habe Niemanden, dem ich vertrauen kann, als dich, wenn du Muth haſt den Unwillen der Herrin zu ertragen."

„Ich bin eine Freie; dir habe ich mich zur Geſpielin gelobt, nicht der Hausfrau, und um deinetwillen weile ich im Herrenhofe, obgleich der Vater mich nach Hauſe begehrt. Manchmal haben wir den Zorn der Herrin überwunden, vertraue mir auch jetzt was dich grämt."

„Unwillig wurde die Mutter auf unſern Gaſt, den ſie doch am Anfang ſo gütig beachtete, und ich fürchte es kann ihm an Pflege fehlen; denn wo die Herrin nicht mahnt, ſind die Mägde ſäumig."

„Sei ohne Sorge, da doch der junge Wolf ſein Kämmerer iſt. Wenn ich dem Knaben Erlaubniß gebe, erzählt er mir mehr von ſeinem Herrn als wir hören wollen." „Laß mich Alles hören," mahnte Irmgard, „denn gut iſt doch wenn man weiß, was die Gäſte bedürfen."

„Und wir vernehmen auch gern von Einem und dem Andern," verſetzte Frida lachend. „Viel lieber iſt mir der Gaſt, als der Waſſerreiher Theodulf, der den Kopf hinten im Nacken trägt. Und das ſage ich dir, wenn die Freiwerber des Theodulf in den Hof kommen, und man ſagt ja, daß ſie kommen werden, dann ſollen ſie einen Beſen am Hofthor finden, durch das ſie hinausgehen; damit ſie ahnen, was wir Mädchen von ihrer Werbung denken."

Aber Irmgard barg nach dieſen dreiſten Worten ihr Geſicht in den Händen, die Thränen rannen ihr durch die Finger, ihr Leib bebte im Schmerz. Frida umſchlang das Herrenkind mit den Armen, kniete vor ihm nieder und gab ihm Küſſe und zärtliche Worte.

Nicht zufällig geſchah es, daß kurze Zeit nach dem Geſpräch zwiſchen Mutter und Tochter Held Sintram in den Hof ritt. In der Kammer der Fürſtin ſaß er mit dem Wirth lange im vertrauten Geſpräch, für ſeinen Verwandten, den Theodulf, beredete er noch einmal die Brautwerbung. Denn ſo lange der Edle als Mann im Hofe verpflichtet war, und durch Dienſteid an den Fürſten gebunden, konnte die feierliche Werbung nicht geſchehen. Aber zum Neujahr in den zwölf Nächten ſollte ihn der Fürſt ſeines Eides entledigen, dann würde Theodulf mit den Freiwerbern ſeinen Eintritt halten und im Frühling ſollte die Vermählung ſein. Alles wurde feſtgeſetzt, auch Brautkauf und Mitgift, und die Fürſtin mahnte, daß die Männer einander über dem heimlichen Abkommen ihr altes Gelöbniß erneuten. Vergnügt lachte Sintram als er wieder das Roß beſtieg, und da ihn der Wirth bis vor das Thor geleitete und dort ſorglos mit warmem Händedruck entließ, ſo verachtete der Scheidende gänzlich den Beſen, welchen die zornige Frida an die Seite des Hofthors geſtellt hatte; nur Theodulf, der beim Abſchied herzugetreten war, gab dem Beſen einen Fußtritt, daß er weit wegflog und warf auf Frida, der er im Hof begegnete, einen Blick voll von heißem Haß.

So verging nach Sonnenglut und Wetterwolken der fröhliche Sommer. Die Felder waren geräumt, die Gaugenoſſen wurden geſellig. Die anſehnlicheren Höfe des Gaues begehrten nach der Reihe den Gaſt zu bewirthen, Gelage wechſelten mit Jagdreiſen über die Waldhügel, der Fürſt und Ingo waren jetzt ſelten daheim. Dem Fürſten wurde der Gaſt noch werther, als er ſah, wie ſehr dieſer von den Gaugenoſſen gerühmt wurde und wie vornehm und gradſinnig er ſich hielt. Von den Sorgen im Frauengemach merkte der Hausherr völlig nichts, die kluge Wirthin verſchwieg was ihrem Herrn unſichere Gedanken machen konnte, ſie war zufrieden, daß die Helden wochenlang auswärts ſchweiſten. Aber Ingo erkannte, daß Irmgard feierlich ausſah und er zürnte, daß ihm ſo ſchwer wurde, ſie ohne Zeugen zu ſprechen.

Einſt ritt Ingo mit dem Fürſten nach demſelben Gehege, welches er zuerſt betreten hatte, als er über die Berge kam. Im Walde rieſelte das gelbe Laub zum Boden, um die Lichtungen klang Jagdruf der Männer und Gebell der Meute. Die wohlgenährten Rinder lieſen brüllend umher, der Hirt bereitete den Aufbruch aus der Wildniß in die Dörfer, und die Mädchen vom Herrenhofe waren wieder beſchäftigt, die letzte Tracht aus dem Milchkeller in den Wagen zu heben. Während Herr Answald die Füllen betrachtete, ſtand Ingo neben Irmgard. Dieſe wies auf Frida, die mit dem Milchkrug vorüberging: „Aus dieſem Quell ſchöpfteſt du bei uns den erſten Trunk, und da, wo du ſtehſt, ſah ich dich zum erſtenmal. Seitdem iſt das luſtige Grün geſchwunden, die Wildvögel ſind fortgeflogen.“

„Auch aus deinem Antlitz wich die Freude,“ verſetzte Ingo herzlich.

Doch Irmgard fuhr fort: „Selig waren einſt die hohen Frauen, welche im Federkleide dahinſchwebten, wohin ſie ihr Wille trieb. Ich weiß ein Mädchen, das am Gießbach ſteht und ſich ſehnt nach der Himmelskunſt. Zwei Federhemden möchte ſie nähen für Schwan und Schwänin; aber vergeblich iſt der Wunſch, und ſie ſchaut traurig nach, wenn die geſiederte Schaar ſich von ihrer Flur in die Ferne ſchwingt.“

„Vertraue mir," bat Ingo leiſe, „was verſtört dir den Muth?"

Irmgard ſchwieg. „Der Tag wird kommen, wo dir's Andere ſagen, nicht ich," antwortete ſie endlich. „Weilſt du den Winter bei uns, ſo fürchte ich nicht, was er auch an Sorgen bringe."

Die Rede unterbrach wildes Jauchzen und fremder Kriegsruf. Ingo fuhr empor; wie damals in der Halle ſtrahlte ſein Antlitz vor Freude, während die anderen Männer zu einem Haufen ſprangen und nach den Waffen griffen.

„Sie kommen in Frieden," rief Bero's Tochter, mein Vater reitet unter ihnen," und ſie wies auf eine Schaar Reiter, welche jubelnd und die Speere ſchwingend von der Höhe herabrannten. Ingo eilte ihnen entgegen, die Reiter ſprangen ab und umdrängten den Helden, ſie hielten ſeine Arme, neigten ſich auf ſeine Hände, umſchlangen die Knie, wieder und wieder erklang der wilde Jubelſchrei. Ingo rief die Namen der Einzelnen, umarmte und küßte ſie und die Thränen brachen ihm aus den Augen; auch vergeblich ſuchend irrte ſein Blick von einem zum andern, nicht alle ſtanden lebend vor ihm, die er zu grüßen hoffte. Und doch war das Glück dieſer Stunde ſo groß, daß er und die Fremden lange die Gegenwart der Anderen vergaßen. Um den Fürſten ſammelten ſich ſeine Mannen, die der Kriegsruf aus dem Walde herangezogen, auch dem Herrn und der Jungfrau wurden die Augen naß und ſie lauſchten hingeriſſen auf ſchnelle Frage und Antwort, auf Lachen und Klageruf der Fremden. Ruhiger ſah Bero in die Schaar, während er dem Fürſten erzählte: „Ich war ſüdwärts geritten über unſere Berge hinab bis zum Irisbach, wo das kleine Volk der Marvinge wohnt, und als ich mit den Leuten dort um Heerdenvieh handelte, traf ich auf dieſen Flug wilder Gänſe, der ſeine Leitgans ſuchte. Ich wußte Beſcheid und da mir ihr behendes Weſen gefiel, ſo führte ich ſie her.“

Ingo trat vor den Fürſten: „Verzeih, o Herr, daß wir in der Freude vergaßen um deine Huld zu ſorgen. Dieſe hier ſind Gebannte wie ich, um meinetwillen wichen ſie aus der lieben Heimath, auch ſie haben nicht Eltern, nicht Freunde; nur einander ſind wir Blutbrüder für Leben und Tod und unſer Stolz iſt, daß wir uns einer den andern ehren und Glück und Leid theilen, ſo lange wir heimathlos über die Männererde wandern. Auf ihren treuen Herzen allein ſteht der Königsſtuhl des armen Ingo; wo ſie ihr Haupt niederlegen, da muß auch das meine ruhen. Mich haſt du freundlich aufgenommen, Fürſt, aber jetzt bin ich ein Hauſe geworden und unſicher trete ich vor deine Augen.“

„Willkommen ſind ſie Alle,“ rief Herr Answald aus warmem Herzen, „der Hof iſt weit und gefüllt ſind die Scheuren, ſeid gegrüßt, ihr edlen Gäſte.“

„Dennoch rathe ich,“ warf Bero bedächtig ein, „daß du, Häuptling des Gaues, die Fremden in die Dörfer vertheilſt. Alle Nachbarn werden ſie gutwillig als Gäſte empfangen, dann hat jeder ſein Theil und keiner wird beſchwert. Denn ſie führen auch Beuteroſſe an der Leine, darunter Hauptbengſte; ſieh' dieſen Schimmel, Herr!

Mancher Nachbar hätte ſeine Freude ein Roß zu erhandeln und im Winter am Heerdfeuer von fremder Kriegsfahrt zu hören.“

Herr Answald lächelte, aber er verſetzte eifrig: „Du denkſt verſtändig, Bero, der Hof aber hat das nächſte Recht, und diesmal, Nachbar, läßt er's ſich nicht nehmen. In wenig Tagen zimmert ihr Gäſte mit meinen Knaben den Schlafſaal, dort mögt ihr geborgen den Winterſturm überdauern.“

„Der Wille war gut,“ ſprach Bero. „Führe meinen Braunen her, Frida.“ Er trat zu einem alten Krieger der Vandalen, reichte ihm die Hand und ſagte: „Gedenkt unſerer Reden. Jetzt ſteht ihr auf Herrengrund, begehrt ihr einmal unter das Dach des Bauern, ſo ſeid ihr willkommen im freien Moor.“ Er ſprach noch einige Worte zu ſeiner Tochter, dann ſchwang er ſich wuchtig auf ſein Roß und trabte grüßend thalab.

Ingo aber führte die einzelnen Genoſſen dem Hofherrn zu und nannte die Namen. Vor den andern ſtand ein bejahrter Krieger, die Glieder wie aus Erz geformt, feſt die Züge und kühn der Blick, lang hing ihm der graue Bart herab, ein Held, dem man anſah, daß er der Schlachten gewohnt war und hart gegen jede Gefahr. „Dies iſt Berthar, ein edler Mann. Er führte mich, da ich ein Knabe war, unter ſeinem Schild aus ſeinem brennenden Hofe, meinem letzten Zufluchtsort an der Landesmark — die Burgunden hatten ihn angeſteckt, die damals mit meinem Oheim verbündet waren. Seitdem war er mein Lehrer in allem Waffenwerk; wie ein Vater hat er meine Jugend gehütet, ihm danke ich, wenn ich bisher meiner Ahnen nicht unwerth war.“

Und als Herr Answald dem Helden die Hand bot, antwortete dieſer: „Ich erinnere mich des Tages, wo mein Vater den deinen in ſeinem Hofe bewirthete, es war ein Herbſttag wie heut und es war gute Jagd in den Bergen, die wir die Rieſenberge nennen. Ich erlegte damals den erſten Eber, und Held Irmfried lud mich ſcherzend zur Jagd in die Waldhügel der Thüringe. Lange bin ich gereiſt, und weißer Reif fiel auf mein Haar, bis ich in dein Gehege verdrang, aber jetzt bin ich hier, o Herr, und bereit, wenn du's geſtatteſt, hinter dir auf den Wildpfad zu ſteigen.“

Dieſe Rede freute den Fürſten, auch er nannte den Fremden die Würden ſeiner Bankgenoſſen und mahnte beide Theile einander gute Geſellen zu ſein. Darauf ritt er mit Irmgard voran, damit Ingo vertraulicher mit den Wiedergefundenen rede. Als die Vandalen geſondert waren, erhoben ſie noch einmal den Heilruf und ritten im Getümmel freudig durch einander. Wieder flogen Fragen und Antworten hin und her, bis Berthar die Schaar zum Hofe führte. Schwer war die Reihe zu erhalten, denn immer noch drängten die Treuen um ihren Herrn und ihr Geſchrei ſchallte von den Bergen zurück. Ingo aber ſprach auf dem Wege zu Berthar: „Wundergleich iſt mir, daß ich deine Hand halte, mein Vater. Du aber berichte mir noch einmal Alles, wie ihr euch aus der Schlacht gerettet und mich gefunden.“

„Auf dem Pfad der Fiſche zog der Herr,“ begann

Berthar lachend, „ihm folgte das Geſinde. Wir ſchlugen über unſere Ferſen manchen Schwertſchlag gegen die verfolgende Schaar, bis ich am Ufer eine Stelle zum Abſprung erſpähte; wie die Fröſche hüpften deine Knaben in den Rhein — nicht alle, Herr, du gedenkſt auch ihrer, die heut fehlen. Auf den Lindenſchilden rangen wir abwärts in herber Noth, umſchwirrt von den Pfeilen der Feinde. Da ſandte uns ein freundlicher Gott die Hilfe. Ein Weidenſtamm, durch die Fluth vom Ufer geriſſen, trieb als gewaltiger Klotz mit Wurzel und Aſtwerk langſam den Strom entlang, er deckte die Müden, und ziehend richteten wir ihn abwärts vom Römerufer. So fuhren wir in dichtem Schwarme gemengt mit flüchtigen Kämpfern der Alemannen, gleich einem Volk Aale, welches um ein totes Wild wimmelt. Als wir gerettet an's Ufer der Landsleute ſtiegen, bargen wir uns im dichten Wald und forſchten bei Nacht in den Thälern um Kunde nach dir. Den letzten Dienſt dachten wir unſerm Herrn zu erweiſen und ſeinen Totenhügel zu umrennen. Aber vergebens war das Spähen und Fragen, keiner der Flüchtigen hatte dein Antlitz geſchaut. Da ſchlugen wir uns kummervoll über den Schwarzwald bis in das Land der Burgunden, gedrängt von den Heerhaufen der Römer. Als wir von den burgundiſchen Wächtern vor das Antlitz ihres Königs Gundomar geführt wurden, war der Ruf von deinem Sprunge ſchon zu ihm gedrungen, auch er meinte dich hinaufgehoben in die Halle der Götter. Dir war er feindſelig geweſen, jetzt aber ſeufzte er, da ich deinen Namen nannte, er gedachte deiner Tugend und ſcheute ſich, uns gebunden den Römern auszuliefern. Er bot uns an, ſeinem Heere bei einem Zug zu folgen, den er oſtwärts gegen die Markleute an der Donau rüſtete. Wir bedurften gar ſehr Roſſe und Gewand, denn wir waren wie Dohlen in der Mauſe und ſehnten uns nach Raub. Darum zogen wir mit und es gelang uns wohl, deine Knaben kamen zu guten Roſſen und ziehen ſtattlich einher mit gefüllten Säcken. Im vorletzten Mond lagen wir eines Abends am Ufer der Donau, die Burgunden trugen die Beute zuſammen, tranken luſtig und ſchwatzten, wie ſie gern thun, mit römiſchen Händlern und Gauklern, die um Gewinnſt und Gabe herangeeilt waren. Deine Knaben aber hatten trüben Muth und ſahen zu, wie die dürren Blätter im Herbſtwinde hinfuhren. Da trat ein fahrender Mann zu mir und begann grüßend: Gefällt dir's Held, ſo will ich dir ein Räthſel ſagen, ob du die Antwort darauf findeſt: „Wer ſchwenkte den Spielmann in das Schiff, wer tauchte unter Speeren wie ein wunder Schwan?" Ich erſchrak und antwortete: „König Ingo ſchwenkte den Volkmar in das Schiff, und der König verging im Strom wie ein wunder Schwan." Da antwortete der Fremde: du biſt es, den ich ſuche und weit bin ich darum gewandert als Bote meines Genoſſen. Jetzt, weil ich dich gefunden, höre auch den zweiten Spruch, den dir Volkmar ſendet: „In Irmfrieds Halle ſitzt der Hüter der Schwäne, am Heerdſitz der Thüringe harrt er der Entflogenen."

Da wurden wir froher als ich's ſagen kann, denn wir verſtanden was der Name Irmfried bedeutete. König

Gundomar wollte uns behalten, ich aber bat ihn uns die Heimfahrt zu geſtatten. Ich ſagte ihm nicht, daß die Heimath deiner Knaben da iſt, wo der Leib ihres Herrn ſeinen Schatten wirft."

„Arme Knaben," klagte Ingo finſter, „der Schatten iſt klein geworden, er deckt nicht mehr die Spur eurer Füße."

„Auch dir geht wohl eine neue Sonne auf," tröſtete der Alte, „die deinen Schatten über weites Land wirft. Jetzt gilt es, daß deine müden Knaben einen Unterſchlupf finden gegen den Winterſturm. Sobald die Knoſpen der Bäume ſchwellen, geleiten wir dich zu neuer Heldenfahrt. Sage mir, König, ob die Dächer, die ich vor mir ſehe, uns wohl während des Winters beſchirmen."

„Mögen die Götter uns das gnädig fügen," verſetzte Ingo ernſt. „Mehr Glück fand ich hier als ich ahnte, geringere Sicherheit als ich hoffte."

Das Thor des Herrnhofes war weit geöffnet, der Wirth empfing die Fremden und geleitete ſie zur Halle; dort wurde ihnen das Begrüßungsmahl bereitet, und vertheilt zwiſchen den Mannen des Fürſten lagerten die Vandalen an den Bänken. Am nächſten Morgen begann ein emſiges Hämmern und Heben; aus dem Vorrath von Balken und Sparren, der hoch geſchichtet im Hofe lag, wurde an Ingo's Haus ein Schlafſaal für ſeine Genoſſen gezimmert, dabei ein vorläufiges Gehege für die Roſſe. Nach wenig Tagen ſtand der Bau gerichtet, denn groß war die Zahl der helfenden Hände. Auch die Nachbarn kamen, begrüßten die Fremden und muſterten die ſtarke Koppel lediger Roſſe, ſie kauften und tauſchten und nahmen für Beuteroſſe, die ſie behielten, andere in das Winterfutter. Um den ſtillen Herrenhof war jetzt luſtiges Gewühl der Gauleute und Getümmel der Männer und Roſſe; die hohen Geſtalten der Vandalen ſchritten in ihrer fremden Kriegertracht zwiſchen den Häuſern und lagen neben den Mannen des Fürſten auf den Stufen der Halle, ſorglos lachend und gern erzählend, wie die Art ihres Stammes war, ſie zogen mit den Hofleuten in den Wald und ritten als willkommene Gäſte in die Dörfer des Gaues.

Aber die Herren im Hofe merkten nach wenig Wochen, daß es ſchwierig war unter ihrem Gefolge den Frieden zu erhalten. Denn die Jungen waren ſtolz und jäh im Zorn und die Alten achteten eiferſüchtig auf die Ehre ihrer Herren. So kamen Radgais, der Vandale und Agino, ein wilder Geſell des Hofes, miteinander in Zwiſt, weil der Vandale einem Mädchen des Dorfes, das ihm zulachte, eine Spange geſchenkt hatte. Darüber wurde Agino unwillig und ſprach höhnend: „Wir meinten ſonſt, daß der Schatz deines Herrn gering ſei, jetzt aber ſehen wir, daß ihr Gutes im Sacke bergt."

„Wer ſein Leben im Kampfe wagt," antwortete der Vandale, „dem fällt auch Silber in die Taſche, wer auf der Tenne driſcht wie du, dem wachſen Schwielen in die Hand."

Dieſe Reden hörten die Hofleute und als am andern Morgen Berthar mit ſeinen Mannen zu dem Speicher kam, um für die nächſten Tage den Roſſen Hafer zu holen, da weigerte ihm Hildebrand, der in der Wirthſchaft Ausgeber war, den gedroſchenen Hafer und er ſprach:

„Habt ihr die ſchwieligen Hände unſerer Knaben geſchmäht, ſo mögt ihr die Garben auch ſelbſt ausſtampfen mit euren Füßen oder mit denen eurer Roſſe, wie es euch gefällt; meine Geſellen weigern ſich der Arbeit für euch, da ihr ſo gröblich redet. Nehmt den Hafer in Garben und nicht in Säcken.“

Begütigend antwortete Berthar: „Unrecht war es von meinem Geſellen, den Landesbrauch der Wirthe zu verachten. Aber du ſelbſt biſt ein bewanderter Mann und weißt, daß die Bräuche auf Erden verſchieden ſind. Anderswo heben die Bankgenoſſen eines Herrn nur die Garben in den Banſen, ſie ſchneiden und ſchwingen das Futter und auf dem Feld reiten ſie mit der Egge, aber es gilt ihnen für unrühmlich den Pflugſterz und den Flegel zu halten. Darum übe Nachſicht mit meinem Gefährten, weil ihn als fremden Mann eure Sitte wundert.“

Aber Hildebrand verſetzte unwirſch: „Wer unſer Brot ißt, ſoll ſich unſerm Brauch fügen; darum nimm nur die Garben, denn fortan erhältſt du nur dieſe.“

Da mußten die Vandalen mit Garben bepackt zu ihrem Stalle ziehen und Berthar befahl grimmig: „Werft die Garben in die Futterbank und ſchneidet, bis das Eiſen bricht.“

Seit jener unweiſen Rede des Radgais gab es manchen Streit unter den Mannen, aber beide Theile waren bemüht, ihn vor den Herren zu bergen. Beim Kampfſpiel hatten ſie anfänglich in denſelben Reihen geſtanden und einer des andern Kampfweiſe nachgeahmt, wie die Fürſten ihnen gerathen, jetzt traten ſie geſondert in den Wettkampf, ſo daß der Fürſt vor dem Reiterſpiel mit Schild und Stange zu Theodulf ſagte: „Warum halten die Gäſte abſeit auf ihren Roſſen, gern ſchauten wir, wer das beſte Lob verdient.“ Da antwortete Theodulf: „Sie ſelbſt wollen den Wettkampf nicht leiden, zu hart ſchellen die Stäbe der Thüringe auf ihre Schilde.“ Und der Fürſt ritt zu Berthar: „Wohlauf, Held, miſche deine Reihen mit unſerm Volk.“ Da antwortete auch der Alte: „Nur um des Friedens willen halte ich unſere Knaben geſondert, damit nicht in der Hitze des Kampfes ein falſch geworfener Stab Streit errege.“ Und der Fürſt mußte ſchweigend dem getrennten Ritt zuſchauen. Er mußte auch hören, wie ſeine Hofmannen ſpöttiſch lachten, wenn die Fremden mit ihren Keulen warfen; dann rief aus den Reihen der Thüringe wohl ein kecker Geſell das peinliche Scheltwort: Hundeſchläger. Und wieder, wenn die Hofleute beim Steinwurf ſprangen und einem der Schwung mißglückte, dann zogen die Vandalen ihre Mienen kraus und ſummten ein höhnendes Wort, das ſie erfunden hatten, weil die Thüringe bei ihren Mahlzeiten runde Ballen aus Teig von Weizenmehl vor vielem Anderen hochachteten.

Und als nach dem Spiel der Reigentanz begann, da konnte man ſehen, daß die Mägde vom Hofe ſich nur zu ihren Landgenoſſen geſellten, und wenn die Fremden nicht ein Dorfkind fanden, das mit ihnen zum Reigen antreten wollte, ſo mußten ſie zuſehen. Darüber wurde der Fürſt unwillig, und er rief zu den Vandalen: „Warum verachten meine Gäſte das Hofgeſinde?" Und wieder antwortete Berthar: „Die Mädchen des Hofes klagen, daß unſere Sprünge ihnen die Knöchel renken." Da trat die kecke Frida hervor, neigte ſich gegen den Alten und ſagte: „Wenig kümmere ich mich darum, ob ich Andern mißfalle, wenn ich die Hand eines Fremden ergreife. Denn ich kenne einen vom Hofe, der die Mädchen bedräut hat, wenn ſie ſich mit den Gäſten ſchwingen. Gefällt dir's, Held Berthar, und achteſt du mich nicht zu gering, ſo führe du mich zum Tanze." Berthar lachte und mit ihm die Herren, der Alte ergriff die Hand des Mädchens, ſprang wie ein Jüngling und ſchwenkte ſie rüſtig über den Raſen, daß Alle auf ihn ſahen und Beifall riefen.

Die Fremden merkten wohl, daß die Fürſtin ihnen gar nicht gewogen war, ſelten nur redete ſie die Edelſten unter ihnen an, ſelbſt den Helden Berthar nicht, obgleich er von erlauchtem Geſchlecht ſtammte. Aber auch die Fürſtin fand Grund zur Klage, denn zwei von den Vandalen, die Brüder Alebrand und Walbrand hatten mit zwei Mägden der Fürſtin ſcharfe Worte gewechſelt und hatten dieſen am Abend aufgelauert und die Widerwilligen geküßt und ihr Gewand verſchoben. Darauf trat die Fürſtin im Hofe zu Ingo und erhob laute Klage über die Unzucht ſeiner Mannen, und Ingo, tief gekränkt durch die harten Worte der Fürſtin und durch die Miſſethat ſeines Geſindes, hielt Gericht über die Schuldigen in der Gaſtherberge. Und obwohl ſich bei der Prüfung ergab, daß es mehr Uebermuth als arger Frevel geweſen war, ſo ſtrafte er ſie doch hart mit Worten und ſetzte ſie zu ſichtlichem Schimpf herab in die unterſte Stelle an ſeiner Bank. Traurig ſaßen ſeitdem die Uebelthäter im Kreiſe der Genoſſen. Aber die Gnade der Fürſtin erwarben die Fremden darum doch nicht. Als Ingo einſt früher denn ſonſt vom Heerde des Fürſten in ſeine Herberge kehrte, vernahm er in dem neuen Anbau daneben das ſcharfe Knirſchen der Mühlſteine und er frug Berthar erſtaunt: „Drehen die Mägde den Mühlſtein im Schlafhauſe der Männer?“ Da antwortete der Alte: „Weil du ſelbſt fragſt, ſollſt du es wiſſen. Nicht die Dirnen drehen, deine Knaben müſſen die ruhmloſe Arbeit unfreier Weiber vollenden, wenn ſie ihr Brot eſſen wollen; denn die Mägde weigern ſich noch weiter für uns das Mehl zu mahlen und die Wirthin gibt ihnen Recht. Bitter iſt ſolche Arbeit für die Helden eines Königs. Gern hätten wir dir verborgen, was deinem Gaſtfreund zur Unehre gereicht.“

Ingo trat hinter einen Pfeiler und bedeckte ſein Geſicht mit der Hand.

Draußen heulte der Nordſturm um das Dach und warf eine graue Decke von Schnee und Eiswaſſer über den Hof. „An die Hausbalken tobt ein ungefüger Geſell,“ fuhr Berthar fort, „er iſt jetzt Gebieter auf Landſtraße und Feld und möchte meinem König die Ausfahrt aus dieſem Hofe verwehren. Dennoch ahne ich, daß du darauf denkſt. Darum höre noch Eins, was mir Held Iſanbart, mein alter Kriegsgeſelle, vertraute, den ich geſtern heimſuchte. Der römiſche Krämer Tertullus war mit ſeinen

Packpferden im Gau; von Weſten kam er und zog nach der Burg des Königs. Du kennſt den Mann, bei den Alemannen galt er für den ſchlaueſten Späher des Cäſars. Jetzt hat er den Hof, in dem wir einliegen, vermieden, obgleich hier für einen Kaufmann der beſte Markt wäre. Im Gaue aber hat er überall nach dir und uns geforſcht und hat feindliche Reden geführt, daß der Cäſar dich ſuche und daß er hohen Preis zahlen würde, wenn er deinen Leib oder dein Haupt unter ſeinem Banner erblickte, damit die üble Ahnung getilgt werde, welche ſeit deinem Drachenraube den Römerkriegern das Herz beſchwert. Fährt der römiſche Krämer zum König Biſino, ſo birgt er in ſeinem Kaſten eher Geſchenke an den König als Waaren, denn er war gar nicht eilig die Bündel aufzuſchnüren, wie ſonſt doch die Art dieſer Leute iſt. Darum ſaß Iſanbart, der Held, ſorgenvoll und er läßt dich warnen, daß du einer Botſchaft des Königs weniger traueſt als ehedem.“

Ingo legte dem Getreuen die Hand auf die Schulter: „Auch du, Held, willſt lieber in die Falle reiten, die uns der König ſtellt, als noch länger dies Knarren der Mühlſteine hören, womit ein feindliches Weib uns die Ehre kränkt. Dennoch hält es mich hier feſt wie in Eiſenbanden. Für dieſe Kränkung erbitte ich bei dem Fürſten Abhilfe, den Gau verlaſſe ich nicht, bevor ich Eines weiß, was ich mit heißem Wunſch hoffe.“

Als Herr Answald am nächſten Morgen mit den Bankgenoſſen beim Frühſtück ſaß ohne die Fremden, da öffnete ſich die Thür und Irmgard trat auf die Schwelle, hinter ihr trug Frida einen Sack mit Mehl. „Verzeih, Herr," begann Irmgard, „daß ich dir anzubieten wage, was die Hand deiner Tochter auf dem Mühlſtein mahlen half." Die Jungfrauen ſtellten den Sack an die Füße des Fürſten. Verwundert ſah der Fürſt auf den Sack. „Was bedeutet die geſtäubte Gabe, ſoll ſie zu einem Opferkuchen für die Götter, weil die Hände freier Jungfrauen den Stein gedreht haben?"

„Nicht zum Opfer," verſetzte Irmgard, „ſondern zur Sühne für verletzte Gaſtpflicht haben freie Hände das Korn gemahlen. Ich flehe, daß du, Herr, wenn es dir recht dünkt, dies Mehl deinen Gäſten ſendeſt. Denn ich höre, deine Hofleute weigern ihnen bereits das Mehl zu Brei und Brot und die edlen Gäſte müſſen unter deinem Dache ſelbſt die Arbeit unfreier Weiber verrichten."

Da ſchwollen dem Fürſten die Stirnadern und er rief ſich mächtig erhebend: „Wer hat mir dieſe Schmach angethan? Sprich, Hildebrand, denn dein iſt die Sorge für die Mahlzeiten der Gäſte."

Hildebrand beugte ſich verlegen vor dem Zorn des Fürſten. „Die Mägde waren erbittert über Ungebühr der Vandalen und weinten über harte Arbeit, und die Herrin meinte, daß ſie Grund haben zur Klage."

„Wie darfſt du die Ungebühr Weniger durch ſchweres Leid vergelten, das du Allen zufügſt? Deinen Herrn haſt du entehrt vor ſeinen Gäſten und üble Nachrede geſchaffen vor dem Volke. Ergreift zur Stelle den Sack und tragt ihn nach der Herberge der Gäſte, und dir, Alter, rathe ich, daß du mitgehſt und ihnen ſolche Entſchuldigung machſt, welche ſie willig annehmen. Den Mägden aber ſage, wenn ſie ſich ferner noch einmal beklagen, ſo ſoll ihnen eine harte Hand größeres Aechzen verurſachen.“

„Zürne nicht den Mägden, Herr,“ ſprach Irmgard, „ſie ſind ſonſt gutwillig und würden auch die gehäufte Arbeit ertragen; aber einer in deinem Hofe unterfängt ſich herriſch mit dem Geſinde zu ſchalten und dieſer iſt dein Schwertträger Theodulf. Viele fürchten ſein hartes Weſen und ſorgen, ob ſie jetzt oder dereinſt ſeine Gunſt haben. Er verbietet den Mägden die Arbeit für die Gäſte und auch den Tanz, wie es ihm gefällt. Niemand wagt dir das zu klagen; ich aber als deine Tochter gedenke nicht zu leiden, daß in dem Hofe meines Vaters einer, der ein Diener iſt, unſere Ehre kränkt.“

Da der Fürſt dies vernahm, gedachte er wohl, daß ſein Kind Recht hatte, und fühlte doch auch geheime Sorge, weil die Jungfrau mit ſolcher Mißachtung von dem Manne ſprach, den er ihr in der Stille zum Gemahl beſtimmt und der jetzt ſo grimmig vor ihm ſtand. Er wurde deshalb wildzornig auf Alle und rief der Tochter zu: „Nicht umſonſt haſt du die Mühle gedreht, wie harter Stein zermahlen deine Worte den Leumund deines Verwandten. Dennoch tadle ich deine Gabe nicht, denn ſie vermag vielleicht eine ſchwere Beleidigung zu ſühnen. Du aber,“ rief er drohend die Hand gegen Theodulf erhebend, „vergiß nicht, daß ich in dieſem Hofe Herr bin ſo lange ich lebe, damit ich nicht vergeſſe, daß die Hausfrau dir Gutes wünſcht.

Wagt einer von euch noch gegen die Gäſte feindliche Rede oder geheime Tücke, ſo dürfte der Hof und ſeine Haut für ihn zu enge werden.“

Herr Answald wies Alle hinaus und kränkte ſich einſam. Endlich ging er in das Haus der Fürſtin und ſprach auch zu dieſer zornige Worte und geringes Lob gegen ihren Vetter Theodulf. Frau Gundrun verfärbte ſich, ſie merkte wohl, daß ſie zu viel gewagt hatte und daß ihr Gemahl mit Recht um üble Nachrede beſorgt war und ſie ſprach begütigend: „Das mit den Mägden ſollte für die Fremden nur eine Warnung ſein, damit auch ſie das Hofrecht ſcheuen, es iſt abgethan und wird in Zukunft vermieden, ſorge auch du nicht weiter darum. Und was den Vetter betrifft, ſo weißt du ja auch, wie treu er dir gedient hat und daß er um deinetwillen ſeine Narben trägt.“ Und als es ihr gelungen war, den Herrn ein wenig zu beſänftigen, fuhr ſie fort: „Wie ſorglos war vor wenig Monden der Blick in Hof und Flur, jetzt aber ſchwand der Frieden im Hauſe, die Eintracht im Lande und mit Schwerem bedroht der Zorn des Königs. Ein erlauchter Mann iſt dein Gaſt, aber Unheil hängt ſich an ſeine Ferſen. Ich denke an deine Tochter, Herr, ſie fleht, daß die Vermählung mit Theodulf gemieden werde. Wider den Willen der Eltern hebt ſich begehrlich der Sinn des Kindes.“

„Was hat Ingo mit dem Groll des Mädchens zu thun?“ frug der Fürſt ärgerlich.

Frau Gundrun ſah ihn mit großen Augen an. „Wer zu Roſſe dahinfährt, achtet wenig auf das Kraut am

Boden. Merke, Herr, auf ihre Blicke und Wangen, wenn ſie einmal mit dem Fremden ſpricht.“

„Kein Wunder, daß er ihr gefällt,“ verſetzte der Fürſt.

„Wenn er aber an Vermählung denkt?“

„Das iſt unmöglich,“ rief der Fürſt mit mißtönendem Lachen. „Er iſt ja ein Gebannter ohne Häbe und Gut.“

„Warm ſitzt ſich's am Heerd in den Waldlauben,“ fuhr die Fürſtin fort.

„Ein Fremder ſollte ſo Unſinniges wagen, ein Mann, der gar nicht von unſerm Volke iſt und kein anderes Recht hat, als daß ihn die Landgenoſſen dulden. Unnöthig ſorgſt du, Gundrun, ſchon der Gedanke daran empört mir den Muth.“

„Wenn du ſo meinſt,“ ſprach die Fürſtin nachdrücklich, „dann freue dich nicht des Tages, an dem er unſer Haus betrat, nicht des Sanges in der Halle und nicht der fahrenden Männer, welche jetzt bei uns einliegen, auf das Gaſtrecht pochend und das Gut meines Herrn verzehrend. Der König begehrt den Fremden, laß ihn ziehen, bevor er und ſein Hauſe Vielen unter uns Jammer bereitet.“

„Weißt du mehr von Vertraulichkeit zwiſchen ihm und meinem Kinde als du mir ſagſt?“ frug der Fürſt vor ſie tretend.

„Nur was ſich dem ankündet, der ſehen will,“ verſetzte die Fürſtin vorſichtig.

„Mit großem Geräuſch und freudigem Herzen habe ich ihn empfangen,“ fuhr Herr Answald fort, „jetzt vermag ich ihn nicht als einen Ueberläſtigen zu entſenden. Den Gemahl der Tochter zu wählen, iſt des Vaters Recht und keine Vermählung gibt es für das Kind als durch den Vater, das weiß auch dein Kind, da ſie nicht ſinnlos iſt. Ich gedenke des Eides, den ich deinen Freunden gelobt, du aber bändige, wenn du kannſt, den Hochmuth deines Neffen und ſorge dafür, daß er ſich unſerm Kind werther macht als er jetzt noch iſt, daß nicht der Trotz der Jungfrau im nächſten Frühjahr aufbricht, wenn wir ſie zur Vermählung ſchmücken.“

Seit dieſem Morgen war Herr Answald in ſeinem Gemüthe beſchwert, ſo oft er den Fremden gegenübertrat; unmuthig erwog er die Vermeſſenheit, und achtete mißtrauiſch auf Wort und Geberde des Gaſtes, und er dachte zuweilen ſelbſt, daß das Lagern um ſeinen Heerd im Winter eine Laſt ſein werde. In dieſen Tagen des Mißmuths ritt Held Sintram ein, als Unglücksbote vom König an den Häuptling und den Gau geſandt. Denn der König erhob helle Klage über das verſteckte Hauſen der fremden Schaar und forderte unter Drohungen ihre Auslieferung in ſeine Hände. Der Fürſt erkannte, daß entweder dem Gaſte oder ihm und den Landgenoſſen eine nahe Gefahr drohe. Da er kein niedrig denkender Mann war, ſo gewann er ſeine Würde zurück, er trat vor Ingo und ſagte ihm offenherzig, daß er die Häupter des Gaues unter dem Vorwande einer Jagd zu ſtiller Berathung laden werde. Ingo neigte ſich nach den Worten beiſtimmend und verſetzte: „Die erſte Rede gebührt hierbei den Wirthen, die zweite dem Gaſte.“

Die Boten ritten; drei Tage darauf ſaßen die Edlen und Weiſen des Gaues wieder am Heerde des Häuptlings. Aber es war nicht mehr Sommerluft, wo der Sinn der Männer fröhlich über der Erde waltet, ſondern harte Winterzeit, wo ſich Sorge und Groll erheben. Diesmal war die Miene des Fürſten kummervoll, als er begann: „Eine zweite Botſchaft ſendet der König um den Helden Ingo und ſein Geſinde und diesmal an die Gaugenoſſen und mich, nicht durch den Sänger, ſondern durch den Helden Sintram. Der Volkskönig fordert die Fremden für ſeine Königsburg; ob wir ſeinem Gebot widerſtehen oder unſer Heil bedenkend nach ſeinem Willen thun, das frage ich.“ Darauf erhob ſich Sintram und wiederholte die Drohung des Königs: „Mit Gewalt will er die Fremden holen, wenn wir ſie nicht ſenden, ſeine Mannen toben laut und freuen ſich des Zuges gegen unſere Höfe. Einſt habe ich vordenkend gewarnt, jetzt droht uns nahe das Unheil. Hatten wir auch gelobt, den Fremden gaſtlich zu ſchützen, jetzt iſt nicht er es allein, der auf dem Lande liegt, ein fremdes Geſchlecht reitet durch unſere Thäler und läſtig wird dem Volke das wilde Geſinde.“ Langes Schweigen folgte der Rede, bis Iſanbart endlich die Stimme erhob: „Da ich alt bin, wundert mich nicht, wie leicht ſich der Sinn der Menſchen ändert; ſchon ehedem ſah ich manchen Wirth, der fröhlich war einen Gaſt zu begrüßen, aber fröhlicher ihn zu entlaſſen. Darum mögeſt du, o Fürſt, vor Allem den Landgenoſſen ſagen, hat der fremde Held das Hofrecht verletzt und deine Ehre geſchädigt, oder hat ſein Geſinde

Miſſethat geübt im Volke?“ Zögernd verſetzte Fürſt Answald: „Ich klage nicht über Frevel, die der Gaſt verübt, doch ungefüge und fremdländiſch iſt die Art ſeiner Mannen und ſie eint ſich ſchwer unſerm Landesbrauch.“ Da nickte Iſanbart mit ſeinem grauen Haupt und ſprach: „Daſſelbe habe auch ich erfahren, da ich mit deinem Vater Irmfried im Land der Vandalen als Gaſt niederſaß. Auch wir waren, ſoweit ich gedenke, den Vandalen ungefüge und fremdländiſch. Doch unſere Wirthe lachten freundlich darüber und verglichen den Zwiſt der Mannen, wo er ausbrach, immer haben ſie uns gebeten länger zu weilen und mit reichem Gaſtgeſchenk haben ſie uns entlaſſen, da wir endlich heimritten. Darum meine ich, Vorſicht geziemt dem Wirth, bevor er fremde Gäſte aufnimmt und Nachſicht, ſo lange ſie unter ſeinem Schutze weilen.“ Und Rothari, den ſie Bausback nannten, ſprang auf und rief: „Bei jedem Volk der Männererde iſt, ſoweit ich verſtehe, ein Geſetz: zu ſeinem Herrn gehört das Geſinde, wer den Herrn aufnimmt, kann ſeinem Gefolge den Frieden nicht weigern, wenn die Fremden nicht ſelbſt ſich durch Miſſethat friedlos machen. Wohl verſtehe ich, daß die Zahl der Schwurgeſellen deinem Hofe, o Fürſt, zur Laſt wird, denn allzugroß iſt die Zahl der Männer und Roſſe für einen Hof. Du aber begehrteſt, als ſie kamen, die Ehre, ſie allein vor andern zu herbergen. Wären ſie in den Höfen der Edlen und Bauern vertheilt je nach ihrer Geburt, dann hätten die Gäſte Niemanden beſchwert und hätten beim Abendfeuer am Heerde Viele durch ihren Bericht aus fremden Ländern erfreut.“

Gekränkt antwortete der Fürſt: „Ich habe den Rath nicht über das Lagern in meinem Hofe gefordert, ſondern über das Gebot des Königs, welches uns hart bedrängt.“ Da ſprach Bero, der Bauer ihm entgegen: „Noch Anderes bedrängt uns, Herr, mehr als die zwanzig und zwei Fremden. Der König ſucht einen Vorwand um den Zehnten von unſern Heerden für ſich zu erhalten und die Garben von unſern Feldern, wir aber erkennen, daß Heerde und Ackerland uns ohnedies zu klein werden für unſern Bedarf. Alle Dörfer ſind mit rüſtiger Jugend gefüllt, ſie fordert Baugrund für neue Höfe, Ackerland, Wieſe und Waldweide. Wer ſoll es hergeben, Alles iſt aufgetheilt und verſteint, die Hirten klagen, daß die Heerden der Grundherren zu groß werden und der Eckern und Eicheln zu wenig, dem Roden des Waldes widerſtehen die Gemeinden und noch mehr die Häuptlinge. Darum meinen Viele, die Zeit ſei gekommen, wo unſer Volk wieder ſiedeln muß jenſeit der Landesmark wie zur Zeit der Väter und der Ahnen. Und wir fragen in den Dörfern, wo iſt leeres Land zum Beſiedeln auf der Männererde? So herrſcht Mißvergnügen im Volke und unſere Jungen werden dem zufallen, der ihnen freien Ackergrund bietet, ſelbſt wenn es der König wäre. Das ſage ich um zu warnen, denn gefährlich iſt die Habgier der Herren, wenn ſie die Waffen des Volkes für ſich begehren. Dennoch rathe ich nicht, daß wir die Gäſte dem König ausliefern. Will der König mit Gewalt ſie entführen, ſo möge er es verſuchen. Auch mir erregt der Gedanke Grimm, daß die Knaben des Königs mir die Rinder wegtreiben und die Scheuer anzünden möchten, aber von unſerem Recht laſſe ich mich nicht abdrücken, Jedermann wird es für unrecht halten, wenn wir die Gäſte im Schneeſturm austreiben. Und lieber will ich mit meinem Hofe untergehen als ihnen aus Furcht das Gelöbniß brechen.“

Wieder ſprang Rothari auf, ſchlug vergnügt in die Hand des Bauern und rief: „So ſpricht ein wackerer Nachbar, hört auf ſeine Worte.“

Endlich begann auch Albwin mit gewinnender Miene: „Was der Freie geſagt, dem falle auch ich zu. Ich rathe, wir halten den Eid, der uns vielleicht läſtig wird, wenn die Gäſte daran mahnen und ſich unſern Schutz begehren. Wollen ſie aber freiwillig aufbrechen, ſo geben wir ihnen Förderung und Gaſtgeſchenke, damit ſie ungefährdet ziehen, wohin ihnen der Muth ſteht. Dem König aber liefern wir ſie nicht in die Hand, außer mit ihrem freien Willen.“

Da ſtimmte die Mehrzahl bereitwillig bei, auch der Fürſt und Sintram. Aber Rothari rief zornig: „Ihr wollt handeln wie der Fuchs mit der Bäuerin, als er ihr ſagte: ich gelte dir das Huhn, aber fordere nichts.“ Und Iſanbart warnte: „Wie mögt ihr die Pflicht auf die Seele des Gaſtes legen, die auf euch und euren Kindern liegt. Wer kann den Wirth loben, der die Großmuth des Gaſtes anruft.“

So ſtritten die Waldleute gegen einander und zwieſpältig blieb die Meinung.

Unterdeß ſang Hildebrand im Hofe laut den Jägerſpruch und blies auf dem großen Horn die Waidgeſellen zuſammen. Gerüſtet mit Speer und Armbruſt, die Bracken an der Leine, eilten die Thüringe aus dem Hofthor: mit dicken Speereiſen, mit Hornbogen und Keule kamen die Vandalen, welche der Hunde entbehrten. Hildebrand ſchied den Jagdzug in zwei Haufen, Hofmannen und Gäſte, die Männer aus der Landſchaft theilte er beiden zu. Die Jäger ſprachen leiſe den Waidſegen, dann begann Berthar zu dem Jagdmeiſter: „Schlecht wird es deinen Gäſten ohne Hunde auf glattem Pfad gelingen, ſorge wenigſtens, Held, da du doch die Gänge des Wildes kennſt, daß mein Haufe nicht vergeblich den Schnee drückt, denn auch der ſchnelle Fuß vermag nimmer Wild zu erreichen, wo keines vorhanden iſt. Manchmal haſt du uns in die Irre geſandt fern von den Fährten der Waldrieſen; achte, wenn dir's gefällt, heut darauf, daß wir nicht vor den Gaugenoſſen gekränkt werden."

„Wer Glück und Geſchick entbehrt, ſchilt den Treiber," verſetzte Hildebrand, „du mahnſt ohne Grund, ich habe billig getheilt." Das Horn rief, die Hunde zerrten an den Riemen, fröhlich brachen die Jäger auf und grüßten die Frauen, welche der Ausreiſe am Hofthor zuſahen. Als die Vandalen bei Irmgard vorüberzogen, erhoben ſie plötzlich hellen Jubelruf und neigten die Waffen und Knie vor ihr. Auch Ingo trat von der Seite in ihre Nähe.

„Du allein, Held, hörſt nicht auf den Jagdgeſang," frug Irmgard.

„Auch Andere bleiben zurück," verſetzte Ingo nach der Halle weiſend.

„Zweiſle nicht an ihrer Treue," flehte Irmgard.

„Wenn du bei deinen Helden biſt, ſorgen wir nicht ſehr, daß wieder ein Feuer zwiſchen ihnen und unſeren Männern aufbrennt.“ So mahnte ihn das Weib, welches er lieb hatte, ſelbſt zu der Jagd, die manchem kummervoll wurde.

Ingo rüſtete ſich ſchnell mit dem Jagdzeug und eilte den Genoſſen nach, er erreichte ſie noch vor der Theilung und wurde von ſeinen Kriegern mit Zuruf empfangen, auch die Landgäſte freuten ſich ſeiner und als gute Geſellen betraten Alle den Wald. Hildebrand wies die Pfade, und von den Jünglingen des Dorfes geführt, verſchwand ein Haufe nach dem andern in den Thalwindungen und zwiſchen den Hochſtämmen. Bald erſchollen aus der Ferne die Schläge der Treiber an die Stämme, das Gebell der Hunde und zuweilen ein luſtiger Hornruf. Diesmal hatten die Vandalen den beſſern Erfolg, ſie beſchlichen eine Auerheerde, darunter den mächtigen Stier, der bereits im Hofe verkündet war, und ihnen gelang es, die Heerde von der Höhe in ein tiefes Thal zu treiben, wo die Schneewehen den großen Leibern der Thiere den Lauf hinderten. Dort warfen ſich die Männer von oben gegen die rieſigen Stiere, mit gellendem Jagdruf, mit Pfeilſchuß und Speerwurf drangen die Geſellen vom Rand der Höhen thalab. Und ſie fällten die Heerde, nur ein Häuptling der Thiere, das Ungethüm, brach durch zu wegſamerer Stelle. Da warf Ingo das ſchwere Eiſen gegen ihn, ein Blutſtrom ergoß ſich nach dem Wurf. „Er hat es!“ rief Ingo und der Heilruf der Andern antwortete. Aber der Waldrieſe arbeitete ſich empor bis zum Hochwald, in weiten Sprüngen folgte ihm ſpeerlos

Ingo, ſein Meſſer ſchwingend. Wieder brach das Thier, den Speer ſchleppend, in ein tieſes Thal und während Ingo auf der Höhe vorwärts ſtürmte um ihm auf ſchneefreiem Grunde zuvorzukommen, hörte er unten Gebell der Hunde, Jagdruf und Hornklang, und als er ſich in das Thal warf, fand er den Stier am Boden, den Speer Theodulfs im Leibe, der Mann aber ſtand auf dem Thier und blies den Siegesruf. „Mein iſt das Wild nach Waidrecht,“ rief Ingo und ſchwang ſich auf den Leib des Gefällten, „mein Speer gab ihm den Todeswurf.“ Ueber der Beute ſtanden die Männer gegen einander und heißer Haß ſprühte aus ihren Augen. „Mein iſt die Waffe und mein der Stier,“ rief Theodulf. Da riß Ingo den Speer des Andern aus dem Leib des Stiers und warf ihn weitab, ſo daß er in den Aeſten einer Fichte hängen blieb. Dem Thüring ſchlugen vor Wuth die Zähne zuſammen, einen Augenblick machte er Miene ſich im Fauſtkampf gegen Ingo zu ſtürzen, aber die ſtolze Haltung des Mannes verwirrte ihm den Gedanken, er ſprang zurück und hetzte die Meute der Hunde gegen Ingo. Heulend fielen die wüthenden Thiere den Helden an, vergebens ſchrie Hildebrand: „Wehe!“ Ingo ſtieß mit ſeinem Meſſer das grimmigſte nieder, aber auch die Vandalen ſprangen herzu den König aus der Noth zu retten und trieben ihre Eiſen den Hunden in den Leib. „Geendet iſt die Jagd!“ rief Berthar befehlend, „jetzt beginnt eine andere, der Bube darf die nächſte Sonne nicht ſchauen, der die Hunde auf unſern König gehetzt hat. Heut waren wir Hundeſchläger, wie du uns nannteſt, und der letzte Hund, den wir ſchlagen, biſt du.“ Er hob die Keule zum Wurf, aber mit eiſernem Griff umklammerte ihm Ingo den Arm: „Keiner wage ihn zu berühren, der Mann gehört meinem Schwert. Du aber Hildebrand, lade die Richter zum Waidgericht, auf der Stelle vor blutiger Spur und erlegtem Wild entſcheidet über mein Recht.“ Die beiden Haufen wählten geſondert jeder einen Mann, dieſe den dritten. Die Richter ſchauten die Wunden, folgten der Todesſpur bis zu der Stelle, an welcher Ingos Eiſen den Stier getroffen, dann kehrten ſie zurück, traten zuſammen und ſprachen das Urtheil: „Dem Helden Ingo gehört die Beute.“ Ein wildes Lächeln flog über das Antlitz des Königs, er kehrte dem Stier den Rücken. „Ich rathe,“ begann Hildebrand mit trüber Miene, „daß die Haufen nicht in gleicher Zeit zum Hofe ziehen, gefällt's euch, ihr Helden, ſo nehmt den Vortritt.“

„Die leichteſten ſeid ihr,“ verſetzte Berthar, „meine Geſellen werden Mühe haben, ihre Beute aus dem Walde zu ſchleifen. Dennoch meine ich, daß wir auf die Jagdehre nicht verzichten, denn von dieſer Jagd wird im Lande wohl noch länger erzählt.“ Schweigend ſchritten die Bankgenoſſen des Herrn Answald dem Hofe zu, nur Theodulf ſprach in ſeiner hochfahrenden Weiſe, um durch die Worte den Grimm zu bewältigen, der in ihm kochte; ohne Jagdruf betraten ſie den Hof, Hildebrand eilte zum Fürſten. — Es war finſter als die ſiegvolle Schaar mit ihrer Beute ankam. „Blaſt den Freudenruf,“ rief Berthar, „wie ſo reicher Jagd gebührt.“ Der Halageſang ertönte, aber Niemand öffnete das Hofther und Welf mußte vorſpringen und den Querbaum zurückſchieben. Die Vandalen legten die Jagdbeute vor dem Hauſe des Fürſten nieder, ſchieden grüßend von den Genoſſen aus Thüringen und ſammelten ſich ſtill in ihrer Herberge.

Der Hof lag finſter und der Winterſturm heulte über den Dächern, aber in allen Häuſern und in der Halle ſummte das Geräuſch halblauter Rede.

6.

## Der Abſchied.

Zum Nothkampf auf der Aue, den die Sonne nicht ſchauen darf, ſchritt im Grau des nächſten Morgens Ingo mit ſeinen Schwertgeſellen Berthar und Wolf. Unter ihren Füßen ächzte der Schnee, der Nachtwind fuhr um ihre Häupter und trieb Schneewolken von den Bergen in das Thal; die ſchwarze Wolkendecke barg alles Himmelslicht, nur die Geiſter des Todes herrſchten auf der Erde, ſie ſchrien aus dem Winde, ſie raſſelten in den dürren Bäumen und rauſchten im Eiswaſſer die Kunde, daß von zwei Eidgeſellen eines Heerdes der eine geſchieden werden ſollte vom Sonnenlicht, damit er hinabſteige in das kalte Nebelreich. Berthar wies ſchweigend in die Dämmerung, auf der andern Seite des Baches ſtanden drei Männer, es war Theodulf mit Sintram und Agino, ſeinen Genoſſen. „Ihre Füße waren ſchneller,“ ſprach Ingo unzufrieden, „rühme die, welche zuerſt der Nebelaue den Rücken kehren.“ Vor ihnen lag die Stätte des Kampfes, ein ſandiges Eiland mit dünner Schneedecke, auf beiden Seiten vom ſtrudelnden Waſſer umgeben. Die Schwerthelfer grüßten einander lautlos über den Bach, ſie ſchritten zu den Weiden am Uferrand, ſchnitten ſtarke Zweige und ſchälten mit dem Meſſer die Rinde. Dann ſprangen Berthar und Sintram durch das Waſſer, beide betraten zu gleicher Zeit den Grund der Aue und ſteckten den Kampfplatz mit weißen Stäben ab. Darauf trat jeder von ihnen an eine Spitze des Eilandes, der eine ſtromauf, der andere ſtromab und winkte ſeinem Kämpfer mit dem Arm. Die Kämpfer neigten ſich vor den hilfreichen Göttern und murmelten den Nothſegen, dann wateten ſie durch das Waſſer zu ihren Geſellen. Die Helfer wichen zurück über den Bach und die Todfeinde ſprangen gegen einander, ſchildlos in Helmkappe und Panzerhemd mit geſchwungenem Schwert. Stahl ſchlug an Stahl, um ſie ſtöhnte der Wind und rauſchte das Eiswaſſer. Es war harter Männerkampf, nicht unwerth erwies ſich Theodulf des Ruhmes, den er unter ſeinen Genoſſen hatte, eine Weile dröhnte der Streit, der ſo ſchnell zum Tode führt, und Berthar ſah unzufrieden das Roth am Morgenhimmel, den Boten des Tages. Da ſtrauchelte Theodulf unter ſchwerem Schlage und wieder ſprang Ingo nach ihm, und zerbrach ihm mit ſtarkem Schwertſtreich das Haupt durch den Eiſenhelm, daß ein Blutſtrom herausbrach und der Mann des Fürſten rückwärts auf den Schnee ſank. Ingo ſchwang ſich über ihn und erhob das Schwert, ihm mit der Spitze die Gurgel zu durchſtechen. In demſelben Augenblick brach der erſte Lichtſtrahl über die Hügel, der rothe Schein fiel auf das Angeſicht des wunden Mannes, Sintram vergaß in der Todesangſt das gebotene Schweigen und ſchrie über den Bach: „Schone ſein, die Sonne ſieht's.“ Bei dem Lichtſtrahl und dem Schrei ſiel ein weicher Gedanke in die grimmige Seele des Siegers, er zuckte das Schwert zurück und ſprach: „Die Herrin ſoll's nicht ſchauen, daß ich dem Gaſtfreund ſeinen Mann durchſteche. Lebe, wenn du kannſt,“ und er wandte ſich ab. Theodulf murmelte am Boden die Fauſt gegen ihn erhebend: „Ich danke dir's nicht.“ Ingo aber ſprang durch das eiſige Waſſer an's Ufer und wandte der Inſel und dem Gefallenen den Rücken, während Berthar vorwurfsvoll ſagte: „Zum erſtenmal kargte der König, als er einem Todfeind das Reiſegeld in das Nebelland zahlte.“

„Ich ſorge nicht um eines Mannes Rache, der unter meinem Schwert lag,“ verſetzte Ingo. Schweigend folgten ihm ſeine Schwertgeſellen, während die Helfer des Andern über das Waſſer drangen und an der Rüſtung des Verwundeten zerrten.

Vor der Gaſtherberge ſtanden die Vandalen im Haufen gerüſtet, ihren Gruß, da ſie den König gerettet von der Aue zurückkehren ſahen, hemmte Berthar. Im Hofe ſammelten ſich die Mannen des Fürſten und die Landgenoſſen in finſterer Erwartung, bis der laute Weheruf Sintrams erſcholl und hinter ihm zwei Männer den gefällten Helden auf einer Bahre in den Hof trugen. Als die Bahre vor dem Hauſe der Frauen niedergeſetzt wurde, ſtürzte die Fürſtin heraus, warf ſich mit lautem Schrei neben dem Verwandten nieder und hob die Arme flehend zu ihrem Gemahl. Dem ſtarren Schweigen im Hofe folgte wilde Bewegung, Racheruf und Geſchrei; die Landgenoſſen, die Häupter des Volkes eilten beſchwichtigend von einem Haufen zum andern, auch ſie bedachten ſorgenvoll, daß ein Feuer aufgebrannt war, welches ſchwerlich durch klugen Rath gelöſcht wurde.

Zuerſt gerieth Wolf in Bedrängniß. Als er zu ſeinen alten Bankgenoſſen trat, welche in gedrängtem Schwarme vor dem Krankenhaus ſtanden, da gaben ſie ihm feindſelige Blicke und wendeten die Rücken und Agino ſprach: „Wer im Waffengang gegen unſern Geſellen geſtanden hat, der iſt geſchieden von unſerer Bank und wenn ich dir zum letzten Mal Gutes rathen ſoll, ſo meide unſere Nähe, damit dir nicht kaltes Eiſen für deinen Verrath zahle.“

„Ihr handelt ſchmachvoll an dem Genoſſen,“ entgegnete Wolf heftig, „ehrlich habe ich mich gehalten nach meinem Schwur, den ihr damals alle rühmtet; wie durfte ich mich meinem Herrn verſagen in der Noth zwiſchen Waſſer und Haide?“

„Warſt du ſein Geſelle in der Noth,“ verſetzte der Andere, „ſo birg dich in ſeiner Kammer und zeche unter ſeinen Fremden den Meth, den er dir ſchenkt; denn verhaßt iſt uns dein Name und getilgt ſei dein Gedächtniß in unſerm Ringe.“

Auch Hildebrand trat zu ihm und begann feierlich: „Seit du ein Knabe warſt, kenne ich dich, und gern möchte ich dir Gutes rathen, wenn ich vermöchte; aber es iſt ein alter Spruch: wo der Herr gleitet, fällt der Mann zur Erde. Auch wenn unſer Fürſt Answald dir wohlmeinend iſt, er vermag dich nicht zu ſchützen gegen den Grimm des Hofes. Vielleicht berede ich ihn, daß er dich frei gibt von deinem Hofeid, dann wandere mit deinem Schwert und ſuche dein Heil in der Fremde.“

Wolf trat zur Seite an die Hofmauer und barg ſein heißes Geſicht vor dem Blick der Genoſſen.

„Iſt dein Reiſegepäck ſo ſchwer, daß du weinſt wie ein Kind, das die Wanderſchaft fürchtet?“ ſprach eine Frauenſtimme neben ihm. Wolf antwortete erbittert: „Daß auch du mich höhnſt, Frida, iſt ärger als das Andere, denn um deinetwillen war ich froh in dem Hofdienſt.“

„Es gibt wohl andere Höfe als dieſen Saal, der abſeit liegt von dem Reiſepfad der Helden, wo ein Krieger leichter die Gunſt des Herrn gewinnt und vielleicht auch Haus und Land, damit er ſich ein Weib vermähle. Mir gefällt nicht die Bank der Helden, an welcher ein Weib gebietet.“

„Du räthſt mir zu gehen,“ antwortete Wolf in hellem Erſtaunen, „und du ſelbſt bleibſt doch hier.“

„Für die Kunkel bin ich geſchaffen und ich muß harren, bis mich ein Mann auf ſein Roß hebt und in ſeinen Hof führt. Aber verächtlich dünkt mich eine Herrſchaft, welche zuerſt vor dem Gaſte die Arme ausbreitet und dann beängſtigt wird durch ſeine Gegenwart. Schwinge dich auf, trabe muthig über die Haide und ſuche dir einen treueren Herrn.“

„Du warſt ſelten freundlich gegen mich, Frida, dennoch kommt mir's hart an dich unter den Hofknaben zurück zu laſſen,“ verſetzte der ehrliche Wolf.

„Vielleicht weiche auch ich einmal aus dem Hofe.“

antwortete Frida trotzig. „War ich auch zuweilen hart gegen dich, Wölflein, ſo wiſſe doch, daß ich die Tölpel dort haſſe, ſeitdem ſie dir die Genoſſenſchaft weigern.“ Sie ſah ihn freundlich an und verſchwand. Wolf ſchritt getröſtet nach der Herberge der Gäſte.

„Was raunen dort die ſtolzen Knaben untereinander?“ frug ihn Berthar prüfend.

„Sie haben ſich von mir geſchieden,“ antwortete Wolf finſter, „weil ich mit dem König Ingo zur Aue ging.“

„Und was meinſt du zu thun, junger Thüring?“

„Ich habe mich deinem Herrn gelobt,“ antwortete Wolf. Berthar faßte ihn bei der Hand. „So ſpricht ein wackerer Mann. Immer haſt du mir gefallen, denn du warſt treu im Dienſt und gutartig gegen meine Geſellen. Jetzt will ich ſorgen, ſoweit ich vermag, daß dich die Wahl nicht reue. Tritt zunächſt abwärts von uns zu dem Helden Iſanbart, damit er dich ſchütze und dir durch ſeine Fürſprache von dem Eide helfe, der dich an den Hofherrn bindet. Dann kehre dich zu uns. Einen Sohn haben mir die Götter verſagt, ich will dich halten wie mein eigen Blut, den letzten Trunk theile ich mit dir und mein letzter Schwertſchlag ſei an deiner Seite. Willkommen in unſerer Mitte zur Wanderung auf der Männererde, zum Gewinn von Beute und zum ſeligen Ende in der Männerſchlacht.“

Aber auch Irmgard empfand die Verſtörung dieſes Morgens. „Wo iſt die Tochter?“ rief der Fürſt am Lager des Verwundeten, „daß ſie mit ihrer Heilkunſt der Mutter helfe.“

Leiſe, damit kein Anderer die Worte höre, antwortete die zornige Fürſtin: „Ungehorſam weigert ſie ſeinem Lager zu nahen.“ Herr Answald trat heftig in Irmgard's Gemach, die Wange der Jungfrau war erblichen, aber ihr Auge mied nicht den zornigen Blick des Vaters. „Am Lager deines Verlobten iſt dein Sitz, du Kaltſinnige!“ rief er ihr zu.

„Haſſen würde ich mich ſelbſt, hätte ich mein Leben Jenem gelobt,“ antwortete Irmgard unbeweglich.

„Der Vater that es für dich und hätte ich's nicht gethan, von deinem Geſchlecht iſt er und mein Waffengenoſſe. Ehrſt du ſo wenig, was die Sitte von dir heiſcht?“

„Auch ich gedenke, mein Vater, was deinem Kinde geziemt. Er, der getroffen liegt von wohlverdientem Schlage, hat die Meute gehetzt gegen unſern Gaſtfreund. Bin ich ein Kind dieſes Hauſes, ſo iſt er mir fortan ein Fremder und ein Feind.“

„Wie eine Wahnwitzige redeſt du. Wohl kenne ich den argen Wunſch, der dir den Sinn bethört; zu lange habe ich nachſichtig das Unleidliche getragen.“ Er hob den Arm gegen die Tochter.

„Töte mich, mein Vater,“ ſchrie Irmgard, „du haſt die Macht, aber auf meinen Füßen trete ich nimmer zu dem Bett des argen Mannes.“

„Biſt du jetzt ſo entſchloſſen,“ rief der Fürſt außer ſich, „ſo ſollſt du doch dem Zwange dich beugen. Ich gehe den Quell abzuleiten, der dieſen Jammer in meinen Hof treibt. Du aber lebe geſondert als Gefangene, bis dein trotziger Muth ſich fügt.“ Drohend verließ er das Gemach und ſchritt über den Hof nach dem Heerdſitz. Dort ſammelten ſich die Gaugenoſſen, dorthin wurde auch Ingo von zwei Häuptern des Volkes geleitet.

Das Antlitz des Fürſten war roth vor Zorn und ihm bebte die Stimme, da er an ſeinem Heerdfeuer in der Verſammlung begann: „Zum Tode verwundet haſt du, Ingo, Ingbert's Sohn, meinen Schwertträger Theodulf, einen Edlen des Volkes, den Verwandten meines Ehegemahls, den Sohn, dem ich meine Tochter zur Hausfrau gelobt; geſchädigt haſt du ihn an Leib und Leben in heimlichem Kampf, den die Sonne haßt; gekränkt haſt du meine Ehre, verletzt die Gaſtpflicht, gebrochen den Eid, darum weigere ich dir fortan den Frieden meines Hauſes und Hofe , ich löſe das Bündniß, das einſt die Väter verband, die Flamme des Heerdes tilge ich, die dich jetzt noch wärmt und das Waſſer verſchütte ich, über dem wir einander gaſtlichen Frieden gelobt.“ Er ſchwenkte den Heerdkeſſel empor und goß ihn in die Flamme, daß der weiße Dampf ſich ziſchend im Hauſe verbreitete.

Ingo aber rief dagegen: „Eine Noththat verübte ich, bis zum Tode gekränkt an meiner Ehre, wie ſie Jeder üben muß, der nicht achtlos im Volke leben will. An deinen gaſtlichen Heerd dachte ich, als der arge Mann unter meinem Schwert lag und ich die Spitze zurückzog. Für das Gute, das ich unter deinem Dach genoſſen, danke ich dir noch jetzt beim Scheiden; vor dem Argen, das du und deine Freundſchaft mir fortan ſinnen, werde ich mich bewahren. Wie du die Flamme getilgt, die mir gaſtlich geleuchtet, ſo werfe ich das Gaſtzeichen, das dein Vater meinem Vater übergab, in die kalten Kohlen deines Heerdes, ab thue auch ich die Gaſtpflicht, die mich hier band, als ein Fremder kam ich und als ein Fremder gehe ich; den Göttern, den hohen Schwurzeugen klage ich das Unrecht, das du an mir und meinem Geſchlecht verübſt und ihren Segen erflehe ich für Jeden, der in dieſem Hofe und Lande mir Gutes wünſcht.“ Er wandte ſich zum Abgang, da erhob ſich Iſanbart und ſprach: „Biſt du durch eine Noththat verfeindet unſerm Häuptling, den wir ehren, ſo biſt du noch nicht verfeindet dem Volk, das dir durch unſern Mund den Frieden gelobt hat. Willſt du harren, bis die Gemeinde über deinen Zwiſt mit Herrn Answald entſchieden hat, ſo biſt du willkommen mit deinem Geſinde im Hofe und am Heerd eines Alten, der einſt im Kampf an der Seite deines Vaters geſtanden hat.“

Ingo trat zu dem Greis und neigte ſich tief vor ihm: „Segne mein Haupt, o Vater, bevor ich ſcheide. Denn unrühmlich wäre mir fortan noch im Gaue zu verweilen und Zwieſpalt in den Dörfern aufzuregen. Deiner Treue denke ich aber, ſo lange ich athme.“

Der Greis legte ihm ſchweigend die Hand auf das Haupt, dann trat Ingo auf die Schwelle. Mit Zorn und Sorge ſah der Fürſt, daß ſich ein Theil ſeiner Landgenoſſen erhob, den Scheidenden zu geleiten. Iſanbart bot ihm die Hand und führte ihn mit den Andern durch die Schaar der Hofmannen, welche bewaffnet mit drohenden Geberden um die Thür drängten; dieſen gegenüber hielten auf ihren Roſſen die Vandalen bereit zum Aufbruch und wenn es Noth war, zum Kampfe. Aber die Würde der Volkshäupter bändigte den Grimm der Jüngeren: Ingo ſchwang ſich auf ſein Roß, das ihm Berthar zuführte, noch einen langen Blick warf er zurück in den Hof, dann trieb er ſein Roß zum Sprunge durch das Hofthor, ihm folgte ebenſo die Schaar ſeiner Mannen. Als die Hofgenoſſen ihnen Drohworte nachriefen, gebot die zürnende Stimme Iſanbart's Schweigen. Der Fürſt aber ſaß ſtumm in ſchweren Gedanken an ſeinem kalten Heerde.

Hinter den Reiſenden klapperten auf dem gefrorenen Boden Roßhufe, Bero trieb ſein Pferd an Ingo's Seite und begann, nachdem er eine Weile neben ihm geritten war: „Ich war's, der deine Geſellen dir zuführte, heut möchte ich dir guten Willen erweiſen; das Dorf, in dem ich hauſe, liegt auf deinem Wege, laß dir's gefallen, Held, bei mir einzukehren und Bauernkoſt zu verſuchen.“

„Ich rathe, Herr,“ ſprach Berthar, „daß du der Ladung des Freien folgſt, denn wohlgeſinnt habe ich ihn gefunden und von klugem Rath.“

„Du biſt nicht der einzige deines Geſchlechtes, der es mit uns gut gemeint hat, da wir im Herrenhofe waren,“ verſetzte Ingo mit trübem Lächeln. Und die Helden verabredeten den Beſuch, worauf Bero zufrieden ſeinen Gaul in einen Seitenpfad lenkte.

Ihm folgte mit lautem Zuruf Rothari. „Eure erſte Einkehr ſei in meinem Hofe,“ rief der runde Mann und ſtreckte ſeine Hand vom Roß aus, um Vielen die Hand zu ſchütteln. „Wirf die Sorgen hinter dich, Held, und groſſe nicht mit uns Andern, weil du in Unfrieden von Einem ſcheideſt,“ und neben Ingo reitend, fuhr er vertraulicher fort: „Auch in unſerm Gau wird mancher Mann ſich wundern, daß dein Schwert einem Zänker nicht die letzte Ehre vergönnt hat, denn der Mann und ſein Geſchlecht haben Feinde im Volke, weil ſie unbillig ſind, und ich bin auch einer davon.“ So trabte er mit tröſtlichen Worten unter den Gäſten, wirbelte zuweilen ſeinen Speer in der Luft und erzählte luſtige Fahrten, bis auch die Fremden zuhörend lachten.

Als am nächſten Morgen der erſte Dämmerſchein in das dunkle Gemach fiel, erhob ſich Irmgard leiſe vom Lager, damit ſie die ſchlafende Wächterin nicht wecke und ſprach bei ſich ſelbſt: „Mir träumte, oben am Gießbach ſteht der Eine, der mich erwartet. Bereiſt iſt das Ufer der rinnenden Fluth, gelöſt iſt der Fichtenbaum, der an unſerm Boden hing, thalab treibt er mit dem Waſſer zwiſchen Eis und Steinen und nimmer ſehe ich ihn wieder. Nicht weiß ich, was ich noch im Leben lieben ſoll, da er von uns wich.“ Sie warf eine dunkle Hülle um ihr Gewand, öffnete leiſe die Thür und ſchritt über den leeren Hof. „Wer löſt mir die Riegel am Thor?“ ſprach ſie an der Pforte, aber als ſie daran rührte, fand ſie die Holzkeile des Sperrbaums herausgetrieben. Sie ging durch das Thor und eilte über den Schnee den Bergen zu an die Stelle, wo ſie früher den Geliebten gefunden. Als ſie aber näher kam und am Gießbach eine hohe Geſtalt in der Dämmerung erkannte, erſchrak ſie und hielt an. Da eilte Ingo ihr entgegen: „Ich dachte dich zu finden an dieſer Stelle, die Ahnung trieb mich auf ſchnellem Roſſe durch die Nacht.“

„Unter die Feinde reitet der König,“ antwortete Irmgard, „weil mein Geſchlecht ihm die Treue brach. Bitter iſt der Gedanke, verhaßt iſt mir das Leben. Denn auch du wirſt uns zürnen, wenn du in der Noth an die Halle meiner Väter denkſt.“

„Deiner gedenke ich, wo ich auch weile,“ rief Ingo, „von dir hoffe ich alles Heil meiner Tage. Die liebſte biſt du mir und ſtark iſt dein Muth, darum lege ich heut in deine Hand die Fäden, an denen, wie die Prieſterin ſprach, mein Schickſal hängt.“ Er bot ihr eine kleine Taſche von Otterfell mit ſtarken Riemen daran. Irmgard ſah ſcheu auf die Gabe. „Sie birgt den Drachenzauber,“ fuhr Ingo leiſe fort, „den Sieg der Römer, wie unſere Krieger meinen, und auch mein Loos. In der Königsburg hat der Römer Gold geſpendet, möglich iſt, daß die Mannen des Königs mir Unheil bereiten. Töten ſie mich mit meinem Geſinde, ſo ſoll doch der Römer nicht wieder gewinnen, was, wie man ſagt, ihm den Sieg verleiht. Darum bewahre du mir den Purpur, bis ich ihn fordere; wenn aber den Feinden ihr Werk gelingt, dann trage das Geheimniß zu dem Totenhügel, den ſie über mich werfen und ſenke es dort tief in die Erde, damit kein Fremder es jemals gewinne.“

Irmgard ergriff die Taſche, hielt ſie mit beiden Händen und ihre Thränen rollten darauf. „Fremd wurdeſt du dem Heerd meiner Väter, mein Gaſtfreund bleibſt du doch, Ingo, und nahe an meinem Herzen ſollſt du wohnen. Hier bewahre ich, was du mir boteſt, und zu den Schickſalsgöttern flehe ich, daß dies Unterpfand auch mir Antheil werde an deinem Geſchick. Wäre ich als Knabe geboren wie die Eltern ſich wünſchen, ich dürfte dir auf deinem Pfad folgen. Aber einſam werde ich ſitzen mit verſchloſſenen Lippen im freudeloſen Hauſe, und an dich werde ich denken, den nur die Habichte ſchauen, die wilden Vögel, wenn ſie zwiſchen Himmel und Menſchenerde fliegen. Denn ruhelos wanderſt du edler Mann durch feindliche Mauern unter wehendem Wind und fallendem Reif."

„Traure nicht, Holde," bat Ingo, denn ich fürchte nicht, daß es den Feinden gelingen wird mich auszutilgen; wirbelt auch kalter Schnee, mein Herz iſt froh, da ich dir vertraue, um die ich ſorge. Bei Nacht und Tag iſt mein Gedanke, wie ich dich mir gewinne."

„Dem der Vater zürnt und den die Mutter haßt, den liebt das Kind, gibt es größeres Leid auf Erden?" klagte Irmgard.

Da umſchlang er ſie mit ſeinen Armen und ſprach zärtlich: „Birg deine Liebe ſtill vor den Andern, wie der Baum ſeine Kraft in der Erde birgt, wenn der Sommer weicht. Jetzt tobt um uns die wilde Gewalt des Winterrieſen, mit weißem Bahrtuch bedeckt iſt die Wonne der Flur. Auch du, Holde, trage ſtill die eiſige Laſt. Wenn die Knoſpen ſpringen und junges Grün aus der Erde ſprießt, dann ſchaue empor zur Frühlingsſonne und lauſche, ob du den Sang der wilden Schwäne hörſt, wenn ſie durch die Luft ziehen."

„Ich berge und harre,“ antwortete Irmgard feierlich. „Du aber denke, wenn der Sturm um dein Haupt tobt, daß ich zu dir klage und rufe, und wenn die milde Sonne über dir lacht, daß ich um dich weine.“ Sie riß ein Band von ihrem Gewande und knüpfte es um ſeinen Arm. „So binde ich dich für mich, damit du auch wiſſeſt, daß du mir gehörſt wie ich dir,“ und ſie warf die Arme um ſeinen Hals und hielt ihn feſt umſchlungen.

Von der Seite klang mißtönend der Schrei eines Raubvogels. „Der Wächter mahnt, daß du dich von mir wenden ſollſt,“ rief Ingo. „Segne mich, Irmgard, daß meine Reiſe heilvoll ſei für dich und mich.“ Er neigte das Haupt unter ihre Hände, ſie aber hielt die Arme über ihn, bewegte die Finger und raunte den Segen. Dann umfing der Mann ſie noch einmal in heißem Trennungsweh und ſchwang ſich aufwärts in den Tannenwald. Irmgard ſtand wieder allein zwiſchen Fels und Wald und um ſie wehte der Winterſchnee.

Spät am Morgen ritten die Vandalen aus dem Hofe Rothari's, unter ihnen Ingo mit gehobenem Muth, obwohl er ſchwieg, denn ſeine Gedanken flogen zurück zu dem Weib im Herrenhofe. Um Mittag kamen ſie zu dem Dorf, das man im Lande freies Moor nannte, wo die Hofſtätte Bero's ſtand. Die Sonne ſchien luſtig auf das weiße Erdtuch und an den Häuptern der Weiden glitzerte der Reif. Die Brücke über den Dorfgraben war mit grünen Fichtenzweigen geſchmückt, am Wächterhaus daneben ſtanden die Landleute im Feſtkleide, vor ihnen

Bero und ſeine ſechs Söhne, kräftige Jünglinge mit ſtarken Gliedern und großen Händen. Und Bero rief: „Als die letzten Gaugenoſſen wohnen wir an deiner Straße und wir gedenken euch warm zu halten unter unſern Rohrdächern, bis ihr in die Fremde reitet.“ Die Reiter ſtiegen fröhlich ab und ſchritten zwiſchen den Landleuten in das Dorf. „Wir theilen uns in die Bewirthung,“ fuhr Bero fort, „damit jeder von den Nachbarn Gaſtfreunde ehre, und gefällt es den jungen Geſellen, ſo mögen ſie nach dem Mahl mit unſern Knaben die Mädchen zum Tanze führen in geräumiger Stube oder auf gefegter Tenne, wie unſer Brauch iſt.“ Darauf ergriff er ſelbſt den Zügel von Ingo’s Roß und geleitete ſeine edlen Gäſte durch das offene Hofthor. Während ſeine Söhne die Roſſe anbanden und den Hafer ſchütteten, traten die Herren vor das Haus, auf deſſen Schwelle Frida’s Mutter mit ihren Mägden auf die Fremden wartete und die ſonnengebräunte Hand bot. Ueber dem geſtampften Lehmboden der weiten Hausflur ſtand ein gedeckter Tiſch mit den Holzſtühlen, von der erhöhten Bühne im Hintergrunde guckten blauäugige, flachsköpfige Kinder hervor und bargen, wenn die Gäſte ihnen zulachten, verlegen die Köpfe hinter der Brüſtung. „Rufe zum Mahl,“ mahnte der Bauer ſeine Frau, „und bringe das Beſte, was wir vermögen, denn die Gäſte ſind Herrenkoſt gewöhnt.“ Ingo lud die Wirthin neben ſich auf den Sitz, ſie aber wehrte und trug ſelbſt die Speiſen auf und ab. „Das dünkt mich gute Gewohnheit,“ erklärte Bero, „denn das Auge der Wirthin ſieht am ſchnellſten was dem Gaſte fehlt, und auch dem Wirthe wird zuweilen läſtig, wenn die Ohren der Dienſtleute auf das geſprochene Wort horchen.“

Viele Gerichte bot die Wirthin, endlos trug ſie die Schüſſeln und bei jeder nöthigte ſie zu nehmen. Endlich führte der Wirth den König und Berthar in ſeine Kammer, dort ſaßen die drei am kleinen Tiſch nieder und er ſchenkte ihnen in die Töpfe kräftigen Meth, vor Alter ſchwärzlich und dick wie Honigſeim. „Den Trank hat meine Mutter gebraut, da ſie in dieſen Hof kam,“ ſagte er empfehlend. Er hob ſeinen Krug, brachte den Gäſten den Heilgruß und begann feierlich: „Unſere Alten verkünden, daß einſt ein Gott die Edeln ſchuf, die freien Bauern und die Knechte, da er über den Erdgarten wanderte. Jeder Art verlieh er beſondere Gaben, euch Edlen, das Volk im Kampfe anzuführen, wenn wir euch folgen: uns dagegen, im Sommer und Winter über den Fluren zu walten, den Knechten, ſorgenvoll mit gekrümmtem Rücken zu arbeiten. Der Edle und der Freie, beide können einander nicht entbehren. Ihr Helden vermögt nicht Ruhm zu gewinnen, wenn wir euch nicht auf die Kampfhaide nachziehen und wir mögen nicht ſicher bauen, wenn ihr uns nicht durch Rath und Waffenwerk die feindlichen Nachbarn abwehrt. Ihr habt die beſte Ehre im Kampfe, denn ſelten feiert der Sänger die Kriegsthat der Bauern, aber ruhelos iſt euer Leben und unſtät fahren die Geſchlechter der Edlen dahin. Wir aber weilen dauerhaft auf dem Acker und wenn auch ein Wirth erſchlagen wird und ſein Hof verbrannt, ſo treten doch ſeine Söhne in die Schuhe des Vaters, zimmern und bauen wieder über den Schollen."

Die Gäſte freuten ſich der guten Rede und nickten ihm Beifall. Und bedächtig fuhr Bero fort: „So habe ich nun euch, ihr Helden, durch manche Woche beachtet und ich habe erkannt und vernommen, daß ihr billig denkt und in guter Zucht lebt. Darum meine ich, wir könnten wohl einander nützlich ſein. Hofft völlig nichts von unſern Edlen, manche unter ihnen wiſſen ſich ſelbſt nicht zu berathen; und erwartet nichts von dem Könige, denn er hegt Argwohn und Neid gegen Jedermann, der ihm nicht dient. Verſucht darum euer Heil mit den Bauern. Als ich dich, Held Berthar, vom Süden herführte, da ſprach ich bereits ein wenig von meinem Geheimniß, wie man mit einem Fremden ſpricht; heut aber will ich euch völlig vertrauen. Gaſtfreund bin ich von den Ahnen her mit freien Männern am Idisbach. Sie gehören einem redlichen Volk zu, man nennt ſie die Marwinge. Blutsverwandt ſind ſie uns Thüringen, längſt aber hauſen ſie für ſich als ein kleiner Stamm in den Thälern am Bach der Idis, der hohen Schickſalsfrau. Sie haben vor Jahren ihr Herrengeſchlecht und die beſten Krieger verloren, weil dieſe ſich ihnen verfeindeten und nach Ruhm und Beute weſtwärts unter die Franken zogen.

Seitdem ſitzen die Zurückgebliebenen bedrängt von unſern Siedlern jenſeit der Berge und ſüdwärts gegen den Main von den Burgunden. Unleidlich iſt ihnen die Doppelzwinge geworden und ein Theil bereitet ſich in der Stille, wenn die Bäume wieder grüne Reiſer treiben, gleichfalls auszureiſen und den Fürſten nachzuziehen. Deshalb ritt auch ich im Herbſt über die Berge, um Roſſe und Zugochſen zu vertauſchen gegen ihre Schweine, die ſie nicht ſelbſt ſchlachten wollen. Dort ſah ich wonnevolles Weideland, billig zu kaufen, und ich dachte an die Knaben in meinem Hofe. Die Gaſtfreunde aber klagten mir, ſoviel ihrer jetzt noch im Land der Väter bleiben wollten, daß ihrem kleinen Bienenſchwarm der Weiſel fehle, denn ſie entbehren ein Herrengeſchlecht, welches für ſie mit den Nachbarn gute Freundſchaft halten könnte oder auch rühmlichen Streit führen gegen die raubluſtigen Edlen an der Grenze. Die Bauern im Idisthale aber wollen nicht Thüringe, nicht Burgunden werden, ſondern ihre eigene Art behalten und wollen ſich lieber mit einem fremden Geſchlecht zuſammen ſchwören, als mit unſeren Edlen, am wenigſten aber mit den Königen. Darum denke ich an dich, Held Ingo. Denn eurer ſind wenige, ihrer ſind mehr, und ihr vermögt nicht ſie zu bedrücken. Dorthin rathe ich dir im Frühjahr zu gehen. Ob es euch zum Heile wird, da müßt ihr ſelbſt zuſehen, aber Manchem, der das Land baut, wäre es Vortheil, und darum rathe ich's euch."

„Achte auf ſeine Rede, mein König," rief Berthar, „dies iſt die beſte Botſchaft, die du ſeit lange gehört und wahrhaft jedes Wort; ich ſelbſt ſah das Land und ſprach die Männer. Vom Main waren wir nordwärts geritten über die Grenze der Burgunden, durch magern Kiefernwald und ſandige Haide, da erblickten wir von der Höhe ein weites Thal, darin ein rinnendes Waſſer, das ſie den Bach der Schickſalsfrau, der heiligen Idis, nennen. Steile Hügel mit Laubwald, auf der Wieſe ſo hohes Gras, daß unſere Roſſe Mühe hatten durchzuſchreiten. Dort weiß ich eine Berglehne, wohl geeignet für eines Königs Burg, wie von einer Warte ſieht man über das Idisthal und über die Wälder bis weit hinter den Main.“

Ingo lachte. „Auch du, grauer Wanderer, hoffſt auf Zimmerarbeit und einen warmen Sitz am eigenen Heerde? Seltſam iſt das Schickſal des Fahrenden, der Fürſt weiſt mich von ſeinem Hofe, der Bauer bietet mir ein Land, gerade da wir wieder dahin ziehen ohne Haft auf dem Boden, der Wolke ähnlich, die unter der Sonne treibt. Nur Eines fürchte ich, du verſtändiger Wirth: durch die Mauern des Königs Biſino muß ich zu dem Idisbach reiten.“

„Meide den König,“ mahnte Bero, „weiche über die Grenze, ſo wirſt du ſeiner ledig.“

„Zürne nicht,“ antwortete Ingo, „wenn ich diesmal in die Gefahr ſpringe wie ein fahrender Recke und nicht herumgehe wie ein ſeßhafter Mann. Ich ſelbſt habe dem König auf ſeine Ladung die Antwort gegeben, daß ich kommen werde und ich halte mein Wort, obgleich er mir abhold iſt. Auch du wirſt die Fahrt nicht ſchelten. Denn meide ich jetzt noch den König, ſo erkennt er meinen feindlichen Sinn und wenn unſere Knaben, wie du willſt, im Frühjahr einen Holzring unweit ſeiner Landesmark zimmern, ſo würde ſeine Rache den Siedlern am Idisbach ſchnell ein finſteres Schickſal bereiten.“ Er ergriff die

Hand des Bauern. „In Anderem will ich deinem Rath folgen und darum ſage mir jetzt, wie ich um den Landbeſitz mit deinen Gaſtfreunden handeln ſoll, damit wir uns in der grünen Reiſezeit durch Bündniß vereinen.“

Die Helden neigten die Häupter und ſaßen lange in Berathung, während draußen die Schalmei und Sackpfeiſe tönte und die jauchzenden Paare zum Tanze zogen.

7/

# Ingo am Königshofe.

Auf einer Anhöhe hielt Wolf, der den Vortrab führte und wies mit der Hand in die Ferne. Vor der reiſigen Schaar erhob ſich aus der ſchneebedeckten Landſchaft der mächtige Steinbau einer Königsburg, hohe Mauern, dicke Thürme mit Zinnen, dazwiſchen die rothbraunen Ziegeldächer der Königshäuſer, ein ſchreckhafter Anblick für die Landgenoſſen. „Leicht mögen die Vögel in ſolchen Käfig hereinkommen, aber heraus zu fliegen wird nicht jedem gelingen,“ brummte Berthar. Ein kurzer Hornton klang von den fernen Zinnen. „Dort rührt ſich der Thürmer, jetzt trabt, damit ſie unſern Eifer erkennen.“

Durch einen Hohlweg zwiſchen zwei Felſen ritten die Fremden dem ſteinernen Außenwerk zu, welches der Brücke vorgebaut und auf ſeiner Höhe mit bewaffneten Mannen beſetzt war. „Die Knaben haben die Thore geſchloſſen [illegible]m ſich auf unſern Beſuch zu bereiten,“ rief der Alte und ſchlug an den eiſernen Klöpfel des Thores. Von der Höhe frug der Thürmer nach Namen und Begehr. Ingo antwortete. Aber lange harrte die Schaar und ungeduldig ſtampften die Roſſe, bevor das ſchwere

Thor ſich knarrend öffnete und die Brücke dahinter zur Erde ſank. Die Reiter ſprengten in den Hofraum der Burg, an allen Thüren drängten ſich bewaffnete Männer; der Sprecher des Königs trat den Gäſten entgegen, noch einmal klang Frage und Antwort, dann rieth der Mann mit umwölkter Miene abzuſteigen, und geleitete die Helden, welche ihre Roſſe am Zügel führten, vor die große Königshalle. „Wo weilt der Wirth?“ rief Berthar unwillig gegen den Sprecher, „mein Herr iſt nicht gewöhnt die Schwelle des Hauſes zu betreten, bevor der Hauswirth darauf ſteht.“ Aber in dem Augenblicke öffnete ſich die Thür der Halle, König Biſino ſtand im Kreiſe ſeiner Edeln am Eingang, neben ihm Frau Giſela. Ingo trat auf die Stufen und neigte ſich. „Lange haben wir vergeblich auf dich gewartet, Fremdling, und ſäumig war der Lauf deines Roſſes aus dem Walde zu meinem Sitz,“ begann der König mit düſterem Blick. Sogleich aber trat Frau Giſela einen Schritt vor, ſie bot dem Helden die weiße Hand zum Willkommen und winkte grüßend mit dem Haupt ſeinem Gefolge zu. „Da ich ein Kind war, nicht größer als hier mein Sohn, ſah ich dich, Herr, in der Halle der Burgunden; aber wir denken vergangener Zeit und alter Freundſchaft. Reiche dem Vetter die Hand,“ befahl ſie dem Knaben, „und ſiehe zu, daß du ein Held wirſt, gerühmt in dem Volke wie er.“

Das Kind hielt dem Gaſte Ingo die Hand hin, Ingo hob den Kleinen zu ſich empor und küßte ihn, und der Knabe hing ſich ſogleich vertraulich um den Hals des Mannes. Jetzt trat auch der König näher; zwiſchen dem

Königspaar ſchritt Ingo in die Halle und tauſchte mit Beiden Worte der Begrüßung, bis der König dem Sprecher befahl, die fremden Gäſte zur Herberge zu führen. Ingo kehrte zu ſeinem Gefolge zurück, die Mienen der Thüringe wurden freundlicher, ein und der andere Krieger trat zu den Fremden, begrüßte ſie und begleitete ſie an den Saal, der zur Wohnung der Gäſte beſtimmt war. Die Diener trugen Speiſe und Trank, Polſter und Decken. Und wieder kam der Sprecher des Königs und lud Ingo zum Königsmahle.

Es war ſpäter Abend, als Ingo von einem Kämmerer des Königs und dem Fackelträger geleitet, zu der Herberge ſeiner Mannen zurückkehrte. An der Thür des Saales ſaß Berthar allein, das Schlachtſchwert hielt er zwiſchen den Beinen, der Schild lehnte am Pfoſten, im Fackellicht ſchimmerte ſein grauer Bart und der Panzer unter dem Lodenrock. Ingo entließ grüßend die Diener des Königs, Berthar ſteckte die Fackel in die große Tülle des eiſernen Leuchters, der mannshoch in der Mitte des Raumes ragte. Der Lichtſchein ſiel auf die Reihen der Männer, die auf den Polſtern am Boden ſchliefen, das Schwert an der Seite, zu ihren Häuptern Helm und Panzerhemd. „Du hielteſt treue Wache, Vater,“ ſprach Ingo, „wie behagen dir unſere neuen Wirthe?“

„Si[illegible]len,“ lachte der Alte, „das Sprichwort gilt, je gro[illegible]r ein König, um ſo wilder die Flöhe in der Schlafdecke, die er dem zugewanderten Gaſt breitet. Mager war die Abendkoſt, die der Wirth bot, aber die Königin ſandte Wein und ſüßes Zubrot und deine Knaben liegen ſatt und reiſemüde bei ihrem Heerſchild. Es iſt ein geräumiger Bau," fuhr er fort, in die dunklen Winkel ſpähend, „dort auf der Bühne iſt dir in einer Laube das Herrenlager aufgeſchlagen. Merke, mein König, unter den Steinwänden der Rieſenburg iſt dies der einzige hölzerne Saal, abſeit ſteht er an der Mauer, die ihn im Rücken überragt, und wenn einer der Königsmannen etwa bei Nacht eine Fackel an das Holzwerk legt und die Thür ſchließt, dann lodert der Saal ſtill in Flammen auf und das Kniſtern wird die Ruhe des Burgherrn wenig ſtören."

Ingo wechſelte einen Blick des Verſtändniſſes mit dem Alten und frug leiſer: „Wie war der Gruß der Königsmannen?"

„Sie ſchlichen wie Füchſe um das Neſt, wenig ſind ſie an Hofſitte gewöhnt, ſie prahlten mit der Macht ihres Gebieters und betrachteten prüfend unſere Waffen. Ich merke, Herr, ſie hoffen alle, daß ſie mit uns ſcharfen Schwertſchlag tauſchen werden. Mein König war zuweilen von Feinden umringt, nie aber war das Gehege ſo feſt."

„Noch weiß König Biſino nicht, was er befehlen ſoll," verſetzte Ingo, „und die Königin iſt uns wohlgeſinnt."

„Keiner vom Hofgeſinde rühmte mir, daß die Königin ſchön ſei," verſetzte der Alte, „daraus erkenne ich, daß ſie ihre Herrin fürchten. Vielleicht hilft die [illegible]rcht meinem König dieſe Nacht zu ruhigem Schlaf. Ich löſche die Fackel, damit ihr Schein nicht einem Speer die Ruheſtätte verräth. Stets iſt dem Gaſte die erſte Nacht in der Herberge die ſorgenvollſte."

„Vielleicht auch die letzte,“ verſetzte Ingo. „Mir ziemt die Wache, Vater, dich ſende ich auf das Lager.“

„Meinſt du, der Alte würde ſchlafen, wo ſich dein Auge nicht ſchließt?“ Er trug für Ingo einen Seſſel in die Nähe des Eingangs, wo der Schatten den Sitzenden deckte, dann lagerte er ſelbſt wieder auf ſeinem Schemel, legte die Hände auf den Schwertgriff, lauſchte nach dem Geräuſch im Hofe und ſchaute zuweilen nach dem Sternenhimmel der friſchen Winternacht. „Auch die Sterne dort oben ſitzen, wie man ſagt, auf ſilbernen Stühlen und wehren das Unheil von dem bedrängten Manne, welcher flehend zu ihnen aufſchaut,“ begann Berthar fromm. „Ich bin ein alter Stamm, und es iſt Zeit, daß ich gefällt werde, auch für dich, mein König, habe ich zuweilen den Kampf mit edlen Feinden erſehnt, als ruhmvolles Ende deiner Mühen. Jetzt aber ſchaute ich am Walde ein gutes Weib, das dir treu geſinnt iſt, und jetzt fürchte ich für dich die finſtere Nachtwolke, welche uns vom Sternenlichte trennt und ich fürchte den Nachtſturm, wenn er um dies Holzdach fährt. Denn in der Finſterniß wird, ſo denke ich, der König thun, was ihm ſein arger Muth eingibt.“

„Du weißt, Vater, manches Mal haben wir die Gefahr kalter Gaſtfreundſchaft überwunden,“ antwortete Ingo.

Der Alte lächelte bei der Erinnerung und fuhr geſprächig fort: „Immer lobe ich mir, wenn das Eiſen in der Luft fliegt, ein freies Feld und beſſeres Licht als von flackerndem Holz. Dennoch ſprichſt du gut, König, denn Vieles iſt unſicher auf der Männererde, aber Nichts trügt ſo ſehr als die Erwartung vor dem Streit. Je länger man durch Speere und Schwerter gewandelt iſt, deſto weniger hegt man Gedanken über das Ende. Und um dir Alles zu ſagen, ich argwöhne die hohen Schickſalsfrauen werfen uns vor dem Männerkampf die Looſe mit lachendem Munde. Sie ſchleudern uns in die ärgſte Todesgefahr wie zum Scherz und ziehen uns wieder luſtig bei der Haarlocke heraus, und ein andermal berauſchen ſie den Sinn durch Träume des Sieges und legen uns tot auf die Haide. Wie ſie aber auch das Herz des Mannes prüfen, zuletzt freuen ſie ſich doch über uns Schildknaben hier auf Erden und ſpäter anderswo."

Die Rede unterbrach ein leiſes Schwirren und ein Schlag, ein Pfeil flog aus dem Hoſe nach der Stelle wo Ingo ſaß, das Eiſen ſchlug an die Schwertſcheide, der Pfeil ſank auf die Diele. Die Männer blieben unbeweglich, aber kein Ruf und kein neuer Angriff folgte dem Ueberfall. „Suche dein Bette, du Narr," rief Berthar und wies auf einen dunklen Schatten, der an den Häuſern in der Finſterniß verſchwand. Er hob den Todesboten auf. „Der Pfeil iſt aus einem Jagdköcher."

„Es iſt eine Waare, die Tertullus für uns zurückließ," verſetzte Ingo, „ſo ſchwächlichen Gruß ſendet König Biſino nicht."

Die Helden ſaßen harrend, nichts rührte ſich weiter, die Sterne rückten auf ihren Stühlen langſam am Himmelsgewölbe dahin, lichtlos lag die Königsburg in tiefem Schweigen. Endlich begann Berthar: „Ueber den weintrunkenen Knaben des Wirthes liegt jetzt wohl der Schlaf, Zeit iſt, daß auch du der Ruhe gedenkſt.“ Er trat zu den Schläfern und rüttelte Wolf den Kämmerer auf; der junge Krieger ſprang behende auf die Füße und geleitete ſeinen Herrn zum Lager, dann ergriff er Schild und Speer und ſtand neben dem Alten an der Thür, bis der erſte graue Tagſchein über den Himmel flog.

Für den nächſten Tag war große Jagd verkündet. Auf dem freien Raum vor der Königshalle ſtampften die Roſſe, die Meute der Rüden und Bracken ſchlug an, mühſam von den ſtarken Waidgängern an den Riemen gehalten, die Mannen ſammelten ſich in fröhlichem Gewühl, den König zu erwarten. Auch Ingo ſtand mit einem Theil ſeines Gefolges an das Roß gelehnt, des Aufbruchs gewärtig. Endlich kam der König, der das Waidwerk noch mehr liebte als einen guten Trunk am Heerde, im Jagdkleide, den ſchweren Jagdſpieß in der Hand. Die Hörner blieſen den Morgengruß und freundlich trat er zu Ingo und frug laut: „Wie war die Nachtruhe, Vetter? nicht hörte ich vorher, daß du von den Vätern her ein Blutsfreund der Königin biſt, ſei mir willkommen, auch als Verwandter an meinem Hofe.“

Die Mannen des Königs lauſchten den Worten und ſahen erſtaunt einander an. Ingo aber antwortete ehrerbietig: „Ich danke dem König, daß er mir ſo huldreichen Gruß beut.“

„Wohlan,“ fuhr Biſino fort, „verſuche heut an unſerer Seite die Kraft deines Speers.“ Er beſtieg das Roß, das Thor flog auf, die Brücke ſchwebte herab und hinaus in's Freie ſtoben die Hunde, hinter ihnen der reiſige Zug. Auch Ingo tummelte fröhlich das Roß, welches ſich wie ſein Herr des freien Grundes unter den Füßen freute. Er ritt nahe dem König und forſchend ſah ſein Wirth auf die edle Geſtalt und die ſichere Kraft, mit welcher Ingo ſein ſtarkes Jagdpferd bändigte. Zuweilen rief er ihn an ſeine Seite und ſprach zu ihm vertraulich wie zu einem alten Genoſſen, ſo daß wohl einer von den Königsknaben dem andern zuraunte: „Wozu rühmt der Kater die Maus als Frau Baſe, wenn er ſie doch in den Krallen hält.“ Aber das war des Königs Meinung nicht, er fand Gefallen an Ingo und hörte in ſeinem Ohr noch günſtige Worte, welche die Königin über den Fremden geſagt hatte und auch ſein junger Sohn, der ihm das Liebſte auf Erden war. Und der König dachte, er iſt fürwahr ein freudiger Geſell und es macht froh ihm zuzuſehen, warum ſoll ich ihm nicht Gutes erweiſen, ſo lange ich ihn noch unter den Lebenden hegen kann? es gibt Andere, deren Tod mir bequemer wäre. So kam ihm ſeine Huld wirklich vom Herzen und er ließ ſich luſtig berichten von der Kraft eines Löwen, den Ingo im Zwinger der Alemannenkönige geſehen hatte.

Bald nahm ein hoher Eichwald die Jagdgenoſſen auf. Bis dahin hatte das Auge der Königin von der Zinne ihres Thurmes den Ausfahrenden nachgeſehen. Jetzt rief ſie den Kämmerer und die Frauen und ſtieg hinab in den leeren Hof. Sie hielt zur Verwunderung ihres Gefolges bei der Küche an und ſprach einige

Worte über den Feſtbraten mit dem Koch, der ſolcher Ehre ſelten genoß und fröhlich gelobte die Schüſſeln des Jagdmahls mit beſter Kunſt zu rüſten. Als ſie zum Saal kam, in welchem die Fremden lagen, hörte ſie die Schläge eines Hammers. Berthar ſaß in der Thür, er tengelte mit dem Schärfhammer die Eiſen der Wurfſpeere auf einem Stein und ſang dazu leiſe eine gute Beſchwörung für ſcharfes Eiſen. Die Königin hielt an, winkte gebieteriſch ihrem Gefolge zurückzutreten und ſtand nahe den Stufen, auf den ſchlagenden Mann ſchauend; bis dieſer aufſah, ſein Schurzfell und den Hammer wegwarf und der Königin huldigend entgegentrat. „Welches Wild gedenkſt du mit den Eiſen zu fällen, Held des König Ingo?“ frug Frau Giſela, „daß du in der Burg weilſt, während draußen die Jagdhunde rennen?“

„Den Vorrath ſchärfe ich für ein anderes Halageſchrei,“ verſetzte Berthar, „weit rühmt man im Lande die Jagdluſt des Königs.“

„Ungern wird dein Herr im Walde den alten Kampfgeſellen miſſen.“

„Das Wild, welches im Sonnenlicht ſpringt, erlegt mein Herr mit ſeinen Knaben wohl allein, bei der Wolfsjagd in der Nacht will ich ihm nicht fehlen.“ Die Königin ſah ihm feſt in's Auge und trat einen Schritt näher: „Nicht zum erſten Male ſehe ich dich, Berthar, iſt auch ſeitdem Schnee auf dein Haupt gefallen, ich kenne dich wieder.“

„Unſicher iſt das Gedächtniß des Alten, viele Menſchen ſah ich ſeit mein Herr heimathlos wandert in mein Auge flogen die Funken, da mein Hof in der Heimath brannte, daß ich das ſchöne Antlitz vor mir nicht erkenne.“

„Mit Grund zürnſt du, Alter, meinem Geſchlecht. Einſt ſchloſſen der Vater deines Königs und der meine einen Bund, aber Gundemar, mein Bruder vergaß die alten Eide, er kämpfte als Bundesgenoſſe eurer Feinde an der Oder, und ich wurde, noch ein Kind, als Gemahl dem König der Thüringe geſandt. Kennſt du mich jetzt, Berthar?“

„Das Reis wuchs zu ſtolzem Baume; andere Vögel ſingen jetzt in ſeinem Laube als vor Zeiten.“

„Dennoch trägt der Baum jedes Jahr die gleichen Blüthen. Und der alte Schlachtenheld findet an der Königin einen Freund. Biſt du zufrieden mit deiner Herberge in der Burg und haben die Königsknaben dir höflichen Gruß geboten?“

„Am Hofe grüßt der Diener wie der Herr; deine Huld, Königin, iſt Bürgſchaft für den guten Willen der Deinen.“

Das Antlitz der Königin umwölkte ſich: „Das iſt die Sprache ſtolzer Gäſte;“ fuhr ſie mit gezwungenem Lächeln fort, „luſtiger meine ich war dir das Leben in den Waldhütten.“

„Wir ſind Wanderer, Herrin. Wer heimathlos durch die Völker zieht, dem hilft behender Sinn: Hof und Gemahl ſind ihm verſagt, er nimmt, was der Tag ihm bietet: die Beute, den Trunk, die Frauen, er hat nicht Wahl und nicht Qual und ſorglos denkt er beim Scheiden an die Arbeit des nächſten Tages." Der Alte ſah, wie die Königin ihn wieder anlachte, ſie trat näher und ſprach: „Dort in dem Thurm iſt der Königin Gemach, wenn du einmal zu jenem Fenſter aufſchauſt von deinen Speeren, ſo brennt dort vielleicht eine Leuchte, dir die Wolfsjagd vorher zu künden." Sie winkte ihm grüßend und wandte ſich zu ihrem Gefolge. Der Alte aber ſah ihr ſtaunend nach, dann ergriff er wieder den Hammer und pochte, aber er ſang nicht mehr.

In der nächſten Nacht ſtörte kein Pfeil und kein Gebell der Königswölfe den Schlaf der fremden Gäſte. Mit jedem Tag wurde der König freundlicher zu ihnen, und rühmte vor ſeinen Mannen ihre Hofſitte und ihre Kunſt die Roſſe im Kampfſpiel zu treiben. Hermin, der junge Königsſohn, kam oft zum Vetter Ingo in die Herberge, übte ſich vor ihm mit ſeinen Kinderwaffen, ſtrich dem Helden Berthar den grauen Bart und bat um luſtige Mähren. An einem Jagdmorgen wurde Ingo dem Wirth noch genehmer, als er ihm vorher geweſen war. Der König war in ſeiner Jagdluſt den Andern weit vorausgeritten und an einer Bergſteile vom Roſſe geſprungen, dort glitt er im Eiſe aus und lag einen Augenblick wehrlos vor den Hörnern eines wilden Ochſen. Da ſprang Ingo mit eigener Lebensgefahr über den Leib des Herrn und fällte das wüthende Thier. Der König erhob ſich und hinkend von dem Sturze ſprach er: „Jetzt, wo wir allein ſind und keiner meiner Mannen in der Nähe, erkenne ich deine gute Geſinnung; denn wäreſt du nicht wie ein Rüde herangeſprungen, ſo hätte der Zornige mich geſchleudert zum Schaden meiner Rippen, und Niemand hätte dir einen Vorwurf machen dürfen. Was Keiner zu wiſſen braucht, weiß doch ich.“

An dem Tage ſaß der König fröhlich beim Mahl auf dem Herrenſitz, neben ihm Frau Giſela, zur andern Seite Ingo. „Heut freue ich mich des Jagdglücks,“ begann der König, „ich freue mich meiner Herrſchaft und des Goldſchatzes, den ihr Alle hier vor Augen ſeht, und ich trinke Heil dem Helden Ingo, weil er im Kampf mit dem Bergſtier ein guter Genoſſe war. Freuet euch heut Alle mit mir, wenn ihr die ſilbernen Becken und die Goldbecher ſeht, welche vor euren Augen aufgeſtellt ſind mir und euch zur Ehre.“ Auch du, Ingo, haſt manchen Hof mächtiger Gebieter beſucht; ſage mir, Held, ob du irgendwo beſſeres Geräth aus dem Schatzhauſe geſchaut haſt.“

„Gern preiſe ich deinen Reichthum, o König, denn wo das Schatzhaus gefüllt iſt, da, meinen wir, waltet der Herrſcher in Sicherheit, gefürchtet von feindlichen Nachbarn und von den Argen im Volke. Zwei Tugenden hörte ich immer rühmen an dem mächtigen Volksherrn, daß er verſteht den Schatz zu rechter Zeit zu ſammeln und zu rechter Zeit an ſeine Getreuen zu ſpenden, damit ſie ihm in der Noth folgen.“

Dieſe Worte waren ganz nach der Meinung der Helden, welche am Königstiſch ſaßen, und ſie nickten und murmelten beifällig.

„Auch die Alemannen waren ein goldreiches Volk, bis der Cäſar ihnen das Land verwüſtet hat,“ fuhr Ingo fort. „Doch meine ich, ſie gewinnen Manches wieder, denn ſie ſind rührig nach Beute und verſtehen den Handel mit den Krämern. Dazu leben ſie römiſcher als andere Landgenoſſen, in Steinhäuſern wohnen dort auch die Bauern, die Frauen ſticken mit der Nadel bunte Bilder auf die Gewänder und um ſie hängen ſüße Trauben im Weinlaub.“

„Kennſt du auch Frauen der Römer?“ frug die Königin, „viel Wunderliches erzählen die Mannen des Königs von ihrer Schönheit, obwohl ſie braun von Haut und ſchwarzhaarig ſind.“

„Sie ſind behend in Sprache und Bewegung der Glieder und lieblich lockt der Gruß ihrer Augen, nur ihre Zucht hörte ich ſelten rühmen,“ verſetzte Ingo.

„Auch du warſt im Römerlande?“ frug der König neugierig.

„Zwei Jahre ſind es,“ beſtätigte Ingo, „da ritt ich als Begleiter des jungen Königs Athanarich friedlich in die Mauern der großen Kaiſerſtadt Trier. Ich ſah hohe Wölbungen und Steinmauern wie von Rieſen errichtet. Dichtgedrängt lacht das Volk auf den Straßen, aber die Krieger, welche dort an den Thoren ſtehen mit dem Römerzeichen auf ihren Schilden, haben unſere Augen und ſprechen unſere Sprache, obwohl ſie ſich mit Unrecht rühmen Römer zu ſein.“

„Die Fremden geben uns ihre Weisheit, ſie verkaufen uns Gold und Wein, wir aber leihen ihnen die Kraft der Glieder, ich lobe den Tauſch,“ verſetzte Hadubald, dem es unlieb war, wenn man den Römerdienſt verachtete.

„Ich aber, o König,“ begann Berthar, „halte wenig von der Weisheit der Römer, die Andere rühmen. Auch ich war ſonſt ſchon in den großen Steinburgen, welche die Römer gemauert haben, zuerſt damals, als mein Herr Ingo mich fürwärts ſandte über die Donau nach der Auguſtaburg, wo jetzt die Schwaben ihr Heimweſen einrichten. Ueber die zerbrochene Stadtmauer ritt ich mühſam hinein, dort habe ich viel Unſinniges geſehen, das auch für einen bewanderten Mann unheimlich iſt. Die Römerhäuſer ſtanden ſo dicht gedrängt, wie eine Schafheerde im Gewitter, keines ſah ich, wo Raum war für einen Hof, ja nur für eine Dungſtätte. Ich frug meinen Wirth, er ſagte, ſie hocken, wenn ihnen die Noth ankömmt, ſchamlos wie Hündlein auf der Straße. Ich lag in ſolchem Steinloch, die Wände und der Fußboden waren glatt und ſchimmerten in vielerlei bunten Farben, als Decke hatten die treuen Schwaben ein Strohdach gerichtet; ich verſichere euch, mir war es enge zwiſchen dem Stein während der Nacht, und ich war froh, als am Morgen die Schwalben im Stroh ſangen. Es hatte zur Nacht geregnet und in einer Waſſerlache am Boden ſah ich im Morgenlicht zwei Enten. Nicht leibhaftig, ſondern auf dem Stein des Bodens wie gemalt. Ich trat herzu, ſchlug mit meiner Axt in den Steinboden und fand ein lächerliches Werk aus vielen kleinen Steinen zuſammengeſetzt, jeder Stein war in den Boden gekittet und oben ſo glatt geſchliffen wie eine Steinaxt; aus ſolchem bunten Geſtein waren die zwei Vögel gemacht, die wir als Enten kennen. Und es war eine Arbeit, über der mehrere

Männer viele Tage geſchafft haben, nur um den harten Stein zu ſchleifen. Das erſchien mir ganz unſinnig. Und mein Schwabe meinte das auch.“

„Vielleicht iſt ihnen die Ente ein heiliger Vogel, welcher ſich dort nicht häufig findet; denn manche Vögel ſind überall auf der Menſchenerde und andere nicht,“ ſagte Balda, ein verſtändiger Mann aus dem Gefolge der Königin.

„So meinte ich auch, aber mein Wirth wußte, daß ſie dergleichen zu ihrem Vergnügen anfertigen, um darauf zu treten.“

Die Männer lachten. „Formen unſere Kinder nicht auch kleine Bären aus Lehm und Backöfen aus Sand und ſpielen Tage lang mit Nichtigem. Die Römer ſind geworden wie Kinder,“ rief Balda.

„Du ſprichſt das Richtige. Kleine Steine haben ſie zu Vögeln geſchliffen, während in ihren Wäldern die Krieger der Schwaben ihre Blockhäuſer zimmerten. Auch wenn ſie eſſen wollen, liegen ſie wie Frauen, die ihre Sechswochen halten.“

„Was du hier wegen der Enten vorbringſt,“ rief Wolfgang der Königsknabe unwillig, „iſt ganz unwichtig und thöricht. Denn den Römern iſt eigen, daß ſie Alles nachmachen können in Farben und mit Stein, nicht nur Vögel, auch Löwen und kämpfende Krieger. Jeden Gott und jeden Helden verſtehen ſie zu bilden, daß er daſteht wie lebendig. Das thun ſie ſich ſelbſt zur Ehre und ihm zum Gedächtniß.“

„Ueber den Steinen reiben ſie und aus unſerem

Blut ſind die Helden, welche ihre Schlachten ſchlagen. Iſt es ihre Weiſe, Knechtesarbeit zu lieben, ſo iſt unſere Weiſe, über Knechte zu herrſchen. Ich preiſe den Helden nicht, der ſich einem Knechte zum Dienſt gelobt," verſetzte der Alte.

„Knechte nennſt du, die doch Herren ſind faſt über die ganze Männererde; älter iſt ihr Geſchlecht und ruhmvoller ihre Sage als die unſere," rief Wolfgang wieder.

„Haben ſie dir davon geſchwatzt, ſo haben ſie gelogen," entgegnete Berthar. Ob der Ruhm ächt iſt und die Sage wahrhaft, das erkennt Jedermann daraus, wenn ſie denen, welche ſich rühmen, den Muth beim Männerkampf erhebt. Darum vergleiche ich den Ruhm der Römer mit einem Waſſerſchwall, der einſt das Land übergoß und dann zu einem Sumpf eintrocknete, den Ruhm unſerer Helden aber mit einem Bergquell, der über die Steine rauſcht und ſeine Fluth in die Thäler treibt."

„Dennoch vertrauen die Weiſen der Römer darauf," warf Ingo ein, „daß ihre Macht ſtärker geworden iſt, als ſie ehedem war. Denn ſie rühmen ſich, daß zur Zeit ihrer Väter ein neuer Gott in ihr Reich gekommen iſt, welcher ihnen Sieg verleiht."

„Ich vernahm längſt," ſprach der König, „daß ſie ein großes Geheimniß in ihrem Chriſtus haben. Auch iſt ihr Glaube durchaus nicht eitel, denn ſie ſind in Wahrheit jetzt ſiegreicher als vor Zeiten. Vielerlei hört man darüber und Niemand verkündet Genaues."

„Sie haben ganz wenig Götter," erklärte Berthar geheimnißvoll, „oder vielleicht nur einen mit drei Namen, einer heißt Vater, der andere Sohn und einer heißt der dritte."

„Der dritte heißt Teufel,“ rief Wolfgang, „ich weiß das, ich ſelbſt war zu meiner Zeit unter den Chriſten, und ich verſichere dich, o König, mächtiger iſt ihr Zauber als jeder andere. Ihr geheimes Zeichen lernte ich und einen Segen, ſie nennen ihn Noſterpater, der Heilkraft hat gegen jeden Leibesſchaden.“ Und er ſchlug ehrfürchtig ein Kreuz über ſeinem Weinkrug.

„Dennoch erachte ich in meinem Sinn,“ verſetzte Berthar hartnäckig, „auch den Römern kommt der Tag, wo ſie trotz ihrer gemauerten Städte und trotz ihrer neuen Götter und trotz ihrer Kunſt in ſteinernen Enten erkennen, daß anderswo ſtärkere Männer leben, welche ihr Holzdach frei in den Wind ſtellen.“

„Auch uns iſt die Kunſt der Römer nützlich,“ entſchied der König. „Es iſt einem König Ehre, was die Anderen klug erdenken, für ſich zu gebrauchen. Doch freue ich mich deiner Worte, Held Berthar, denn verſtändig iſt der Mann, der höher vom eigenen Volke denkt als von dem fremden.“

Und als das Mahl beendet war und der König mit Ingo allein beim Becher ſaß, da begann er redſelig: „Ich ſehe, Held, die Schickſalsfrauen haben dir bei deiner Geburt manches Leid angebunden, aber auch manche gute Gabe, denn ſie haben gefügt, daß die Herzen der Menſchen ſich dir freundlich öffnen. Auch ich, wenn ich deine Rede höre und wenn ich beachte, wie du unter meinen Mannen dahergehſt, möchte dir wohlgeneigt ſein. Nur Eines beſchwert mir den Muth, daß du dich unter meine Bauern in den Waldhütten gelagert haſt, denn ihr Sinn war von je aufſäßig und ich fürchte, daß du mir dort zum Schaden hauſeſt."

„Mein König ſorgt ohne Grund," verſetzte Ingo ernſt, „ſchwerlich werde ich je wieder am Heerde des Herrn Answald ruhen."

„So ſchnelles Ende nahmen Eide und Genoſſenſchaft?" frug der König vergnügt. „Soll ich dir glauben, da du mir Seltſames kündeſt, ſo berichte mir, wenn es dir gefällt, was dich von ihm geſchieden hat."

„Ungern erträgt der Wirth fremde Einlieger auf ſeinem Hofe," ſprach Ingo ausweichend. „Vertraulichkeit der Herren zwingt auch die Mannen Frieden zu halten," antwortete der König, „du ſagſt mir nicht Alles und darum vermag ich nicht dir zu trauen."

„Will der König mir huldvoll geloben bei ſeinem Schwert, daß geheim bleibe zwiſchen uns Beiden der Grund meines Zwiſtes mit Herrn Answald, ſo will ich dir ihn wahrhaft künden, denn ſchädlich wäre mir dein Argwohn und Heil hoffe ich von deinem guten Willen." Der König hob ſchnell das Schwert, hielt die Schwurfinger darauf und gelobte.

„Wohlan denn, ſo wiſſe, o König, daß mir Irmgard, die Jungfrau lieb iſt und daß der Vater mir darum zürnt, weil er dem Geſchlecht des Helden Sintram die Vermählung gelobt hat."

Vergnügt lachte der König: „Unrecht hatteſt du, Ingo, wenn du auch ein ſchlachtenkundiger Mann biſt, von dem Häuptling die Tochter zu begehren. Wie darf der Vater dem erbeloſen Fremdling ſeine Erbtochter in die Hand geben? Unſinnig würde ihn das ganze Volk ſchelten, unleidlich wäre es, daß ein Landfremder auf dem Herrenſtuhl der Waldlauben ſäße. Ja, wenn der Vater ſelbſt dir die Tochter im Ringe der Zeugen angeloben wollte, ich der König dürfte das nimmer leiden und ich müßte meine Knaben reiten laſſen und ein Volksheer aufbieten um euch zu hindern.“

Ingo ſah wild auf den König, ſo daß dieſer die Waffe an ſich zog. „Feindliche Worte ſagſt du dem Gebannten. Vieles Leid habe ich erduldet als Gaſt auf den Bänken, aber ſchwer gewöhnt ſich der Muth des Mannes, mißachtende Worte zu ertragen, und ich meine, der edle Sinn des Königs ſollte dem Stolz eines Unglücklichen nicht wehe thun.“

„Beſſer bin ich dir jetzt geſinnt als je zuvor,“ verſetzte der König luſtig. „Doch bleibt dir wohl noch die Hoffnung, den Groll des Vaters zu überwinden.“

„Gebunden iſt der Fürſt durch ſeinen Eid, und mächtig iſt das Geſchlecht des Sintram am Walde, auch die Hausfrau des Fürſten iſt aus ſeiner Freundſchaft.“

Der König ſchlug auf ſeinen Weinkrug wie er pflegte, wenn ihm etwas nach Wunſche war. „Am liebſten wäre mir, die Jungfrau einem meiner Mannen zu vermählen; gar nicht willkommen iſt mir, wenn das Geſchlecht des Sintram einſt die Höfe und den Schatz des Fürſten in ſeine Gewalt bekommt, denn ich kenne ihren tückiſchen Sinn. Aber am allerwiderwärtigſten wäre mir, wenn du mit gutem Willen des Vaters ſein Eidam würdeſt. Denn wie der Geruch des Honigs die Bären zum Waldbaum lockt, ſo würde das Lob der Sänger alle ſtreitluſtigen Fäuſte in deinen Höfen ſammeln, Vandalen und andere ſchweifende Männer, und du würdeſt als ein Landherr der Thüringe mir ſchnell feindlich werden, auch wenn du nicht wollteſt. Das bedenke," ſchloß der König überredend und füllte mit eigner Hand ſeinem Gaſte den Becher. „Trinke, Held Ingo und begnüge dich. Wenn die Wölfe auf der Walſtatt ſchmauſen, dann rühmen ſie die Gaſtfreundſchaft deines Schwertes, welches ihnen reiches Mahl bereitete, aber denke nicht mehr darauf, meine Thüringe in den Waldlauben durch Gaſtgelage zu bethören."

„So höre auch du, König, den Rath des Fremdlings," rief Ingo zornig, „denke auch du nicht daran, die Jungfrau einem andern Mann zu vermählen, denn ſo lange ich lebend die Arme rege, ſoll kein Anderer ſie heimführen. Schon einmal hat den Theodulf mein Schwert auf die Aue geſtreckt, ein Zufall war's, daß er dem Tode entrann, ihm hemme ich den Brautlauf und ebenſo jedem Anderen aus deinem Volke."

Jetzt lachte der König ſo laut, daß er ſchütterte. „Je länger du ſprichſt, deſto lieber höre ich dich, wenn du auch trotzig gegen mich redeſt. Du denkſt nach eines fahrenden Helden Weiſe und ich vertraue, du wirſt dich auch bei der That ſo erweiſen. Bezwinge den Vater, lege den Theodulf, den ſtelzbeinigen Narren auf die blutige Haide und hebe dir das Weib in dein Brautlager. Von ganzem Herzen will ich helfen, daß dir dies Alles gelinge."

Ingo prüfte mißtrauiſch die Geberde des Königs, der ſo fröhlich vor ihm ſaß, ob ihm vielleicht der Wein die Gedanken verſtöre und er ſprach: „Der Sinn deiner Worte, Herr, iſt mir verborgen, du rühmſt und ſchiltſt mich um dieſelbe Sache. Wie magſt du gern hören, was dir unleidlich dünkt, und wie kannſt du mir helfen bei einer Werbung, die du ſelbſt hindern willſt, auch wenn der Brautvater nicht hinderte?“ König Biſino aber entgegnete mit Würde: „Setze dich wieder zu deinem Trinkhorn. Manches, was dem Mann zur Ehre gereicht, iſt dir eigen; aber das Schwerſte von Allem vermochteſt du nicht zu gewinnen, du haſt nicht die Königskunſt. Deine Gedanken eilen gerade vorwärts, wie der Hund auf der Spur eines Hirſches; ein König aber kann nicht einfältig ſein in Gunſt und Rache, Vieles muß er bedenken, Niemandem kann er völlig vertrauen und jeden Mann muß er zu gebrauchen wiſſen in eigenem Nutzen. So gönne auch ich Irmgard, die Jungfrau, lieber dir als manchem Anderen; die Jungfrau, verſtehe mich, nicht aber ihr Erbe, und nicht nach dem Tode des Vaters den Herrenſitz in den Waldlauben.“

Ingo ſetzte ſich neben ihn und neigte gehorſam das Haupt weiter zu hören. „Seit ich König bin,“ fuhr der Andere fort, „iſt meine Herrſchaft unſicher durch den Trotz der Waldleute und die Macht ihres Fürſten, des Herrn Answald. Und lange habe ich eine Gelegenheit geſucht, über ſie Herr zu werden. Darum warſt auch du mir unerträglich in den Waldlauben, weil du ein Führer ſein konnteſt über ihre Haufen. Und wenn deine Vandalenbrut um den Herrenſitz dort lagern wollte, ſo müßte ich dich austilgen als meinen Feind, wenn ich dir auch wohlgeneigt bin. Das bedenke Held! Jedoch gewinnſt du die Tochter als Feind des Vaters durch Gewaltthat, wie die Helden verüben, wenn die Sehnſucht ſie treibt, ſo ſchwindet das Erbkind aus dem Hofe, und ich brauche nicht zu ſorgen, daß die Herrſchaft dort auf ein anderes Herrengeſchlecht übergehe. Begreifſt du jetzt, was ich meine, ſtierköpfiger Ingo?“

„Die Jungfrau begehre ich und nicht den Herrenſitz in deinem Lande. Aber hart iſt es mir, daß mein Weib ihr Geburtsrecht verlieren ſoll, weil ſie ſich mir vermählt.“

„Dafür laß mich ſorgen,“ verſetzte der König kalt. „Willſt du das Weib mit dir führen in die Fremde, ſo bin ich als guter Geſell auf deiner Seite, nur mußt du mich nicht zwingen, daß ich als König gegen dich das Landrecht verfechte. Sieh zu, Held Ingo, wie du dir das Weib gewinnſt durch freche That und ich will dich rühmen.“

„Gönnſt du mir das Weib, o König, ſo gönne mir auch Burg oder Hof, in dem ich ſie vor den Verfolgern berge,“ rief Ingo und faßte bittend an die Hand des Königs. König Biſino faltete das Geſicht, zuletzt war ehrliches Wohlwollen in ſeinen Mienen, als er bedächtig antwortete: „Wieder zwingt mich die Königskunſt, dir deine Bitte zu weigern. Wie vermag ich in meinem Volke als dein Hehler zu beſtehen gegen das Landgeſchrei? Kann ich dir insgeheim helfen, ſo thue ich's gern aus guter Meinung gegen dich und weil es mir nützt. Wie ich dir aber helfen kann mit Rath und ſtiller That, das erwäge. Nur mein Schatzhaus vermag ich dir nicht zu öffnen, denn Armringe und Römermünzen muß ich für mich ſelbſt bewahren, damit in der Nothzeit Krieger für mich fechten.“

„Der große Wirth des Volkes erweiſt ſeine Huld, indem er von ſeinen Schätzen ſpendet oder den Königsſchild über dem Bedrängten hält. Wie will der König mir helfen, wenn er beides verſagt?“ frug Ingo enttäuſcht.

König Biſino machte die Augen klein und zwinkerte ſchlau. „Der König ſchließt die Augen, wie ich jetzt thue; damit laß dir genügen Held.“ Obwohl unwillig, mußte Ingo lachen über das breite Angeſicht des Herrn, während dieſer aus den Augenritzen nach ihm ſchielte. Auch der König freute ſich über ſein Lachen: „So iſt es recht, und jetzt wirf die Sorge von dir, die dich beſchwert, und thu’ mir fröhlich Beſcheid, denn lieber trinke ich mit dir als mit Anderen, ſeit ich weiß, daß der junge Bär kein beſſeres Schlupfloch hat als meinen Zwinger. Darum will ich heut auch dir Geheimes vertrauen. Der Römer Tertullus hat mir jüngſt allerlei zugeraunt und hohes Gebot gethan, wenn ich dich dem Cäſar ausliefere. Und da du hierher kamſt, ſann ich dir nicht gerade Günſtiges. Jetzt aber, da ich dich erkenne, wie du biſt, will ich dich lieber für mich ſelbſt bewahren.“

## 8.

# Die letzte Nacht.

Um die Thürme der Königsburg tobte der uralte Streit der Winterrieſen gegen die guten Götter, welche das Wachsthum auf der Menſchenerde ſchützen. Die harten Gewaltigen hoben ein graues Wolkendach zwiſchen Himmelslicht und Erde, ſie bedrängten auch den Helden Ingo durch finſtere Gedanken und durch Sorge um das Heil derer, die ihm lieb waren. Die Sturmgeiſter trieben die Schneewehen durch die Ritzen der Herberge bis auf die Schlafdecken der Gäſte; ſelbſt der Krieger, welcher einen Bärenpelz trug, merkte den ſcharfen Zahn des Froſtes, drängte ſich bei Tage zum Heerdfeuer in den Hallen des Wirthes und ſang bekümmert: „Schneezeit iſt dem fahrenden Helden leid, denn ſein beſter Freund wird das Tannenſcheit.“ Die unholden Feinde des Lebens ſchieden auch den Strom durch ſchwere Eisdecke von der freien Luft, zornig ſchlug und hämmerte der Nix, welcher in der Tiefe ſein Heimweſen führt, von unten gegen die kryſtallene Laſt. Was aber unter der Eisdecke wogte, welche die Gedanken der Königin verbarg, das wußte Keiner; ſie allein ſaß ſtill unter den ſtreitenden Männern, ſtets gleich war ihre kalte

Freundlichkeit gegen die Fremden; nur dem König dünkte, daß Frau Giſela weniger hochfahrend ſprach als ehedem. Wenn der Nordwind ſeine Todeslieder um die Thürme des Königs heulte, dann murrte Biſino zuweilen gegen ſeine Gäſte, aber immer wieder überwand das Wohlgefallen an dem Fremden den Aerger, und ſo oft ein Sonnenſtrahl die Schneedecke röthlich färbte, rief er: „Dieſen Winter rühme ich, denn ich höre gute Worte an der Herrenbank und in der Kammer.“ Zu den Jagdreiſen, welche vom Könige den Helden bereitet wurden, kam auch ein Kriegszug gegen einen Gau der Sachſen, dorthin ritten die Vandalen neben den Königsmannen; und als die Helden ſiegreich und mit Beute beladen heimkehrten, pries der König laut das gute Schwert Ingo's und ſeine Knaben ſaßen ſeitdem geduldig mit den Fremden um die Bänke.

Der Schnee ſchmolz; im Frühlingslicht, neues Grün ſchoß aus dem Boden, an Birken und Haſeln hingen die braunen Kätzchen; auch in den Seelen der Menſchen regte ſich die Hoffnung des neuen Lebens und der Wunſch nach Ausfahrt aus dem Winterdach. Die erſten Wandervögel flogen aus dem Süden heran, mit ihnen Volkmar der Sänger, er kündete in der Königshalle vergangene Kämpfe der Götter und Helden und ſang leiſe in Ingo's Ohr von der Trauer und Sehnſucht eines Waldvogels. Dann berichtete er, daß in den Lauben Unfriede und harte Rede den Sinn der Weiſen beſchwerten. Theodulf ſaß noch als ſiecher Mann im Hofe des Fürſten, die Freundſchaft des Sintram war dort mächtig und Herr Answald herrſchte unwirſch über die Bankgenoſſen und hatte den Sänger zur Hochzeit der Tochter für die Maienzeit gefordert. Aber auch aus der Königsburg gingen vertrauliche Grüße in die Wälder. Wolf erhielt einen Urlaub in ſeine Heimath. Er ſprach vor ſeiner Reiſe heimlich mit ſeinem Herrn und Berthar, raſtete auf dem Wege in den Höfen des Rothari und Bero und ritt mit Bero auf wenig betretenen Waldwegen ſüdwärts dem Main zu. Als er zurückkehrte, ſah man in der Gaſtherberge frohe Mienen.

Endlich ſprengte auch der Strom die Eisdecke und ergoß ſeine Fluth herrſchluſtig über das junge Grün der Wieſen, im plötzlichen Schwall rauſchten ſeine Waſſer und die Menſchen merkten ſcheu die Gewalt des Unbändigen. Aber der Oſtwind erhob gegen ihn ſtarkes Blaſen, er dämpfte die Fluth und trocknete den Grund am Rande der Waldhügel. Der Falkner hatte dem Königsſohn zwei junge Buſſarde zur Jagd auf kleine Vögel abgerichtet und Hermin erbat an einem Morgen vom Vater den Ausritt, um die Kunſt der geflügelten Jäger zu prüfen. Schon war das Roß des König[illegible] für die Beize geſattelt, da ſprengte ein Bote in den Hof und trug Nachrichten zu. welche dem König die Braue finſter zuſammenzogen. Er ließ ſein Roß zurückführen und ſandte den Sohn mit der Königin und dem Helden Ingo auf die Hügel. Warm ſchien die Sonne, zum erſtenmal ritt Ingo neben der Königin ohne ihr Gefolge in das offene Land. Der Falkner löſte dem Buſſard die Haube, der junge König jagte mit dem Helden Balda und ſeinen Begleitern jauchzend unter dem Vogel dahin. Gemächlicher folgte die Königin. Sie tummelte mit gerötheten Wangen ihr feuriges Roß und lachte ihrem Begleiter zu, der ſich über das ſchöne Weib an ſeiner Seite freute und vorſorglich auf die Sprünge ihres Roſſes achtete. Als er einmal helfend in den Zügel griff, hielt die Königin an und ſprach: „Ich denke des Tages, wo du einem Kinde denſelben Dienſt thateſt, als wir weit von hier nebeneinander über die bunten Blumen dahinritten; damals ſaß ich ängſtlicher, aber ich wollte dich's nicht merken laſſen."

„Runder war an jenem Tage das Antlitz meiner königlichen Baſe," rief Ingo luſtig, „und kürzer die Locke, welche um das Haupt flog. Aber als du mir hier in der Halle entgegentrateſt und den König ſo günſtig an alte Zeit mahnteſt, da erkannte ich aus der ſtolzen Miene das Geſicht des kleinen Mädchens, und ich merkte wohl, daß ich dir den Dank ſchulden werde, wenn man in der Königsburg mir Gnade erwies."

Die Königin lachte und trieb ihr Roß wieder in wilden Sprüngen umher, bis die Reiter vor ihr hinter einer E[illegible]elle verſchwanden, dann hielt ſie von Neuem an und ſprach herzlich: „Danke mir immerhin, Ingo, denn gern höre ich, daß ich dir werth bin. Beide ſind wir aus unſerer Heimath in die Fremde geſcheucht, ſeit der Haß meines Geſchlechtes uns trennte. Auch ich vergaß deiner nicht, oft habe ich nach dir gefragt, wenn ein Wanderer aus dem Süden in die Burg kam. Wie ein Bruder im Unglück wurdeſt du mir, und mit Stolz vernahm ich, daß du dich edel hielteſt unter ſchwerem Geſchick. Als du endlich zu uns drangſt, wurde ich froher als wohl ſonſt.“ Sie ſah ihn ſo freundlich an, daß er unter dem Zauber ihres Blickes hingeriſſen nach ihrer Hand griff, ſie ſtreckte ihm den weißen Arm entgegen und ritt ſo das Antlitz ihm zukehrend eine Weile neben ihm hin. Dann warf ſie übermüthig ſeine Hand zurück, jagte auf's Neue in wilden Roßſprüngen über das Feld und wand ſich rückwärts, ob er ihr nachkam. Und wieder ſprach ſie lachend: „Ein Anderer denkt dich zu halten wie einen Jagdfalken unter der Kappe, aber ich meine wohl, der Aar ſchwingt ſich einmal frei auf und zieht ſeine eigenen Pfade im Sonnenlicht. Denn du, Vetter, biſt nicht geſchaffen, Diener eines Andern zu ſein, und wer dich feſthalten will, der ſehe zu, daß ihn die Fänge nicht verwunden.“

Als die Königin vertrauliche Rede begonnen hatte, gedachte der Held ihr etwas aus den Waldlauben zu ſagen, was ihm ſonſt immer auf der Seele lag, aber bei den Worten und den Augen der Königin gelang es ihm nicht, bis ſie ſelbſt mit verändertem Tone ſprach: „Und doch hing einſt der Edelfalk mit gebundenen [illegible]ügeln im Hofe des Bauern. Ich preiſe die Thorheit des Vaters, weil ſie das ruhmloſe Band zerriſſen hat, denn dir ziemt das Höchſte zu begehren. Nur kühne Gewaltthat vermag dich herauszuheben über die Häupter der Andern, daran denke, Ingo. Komm zu meinem Sohn, mich freut's, daß das Kind dir vertraut, keinen beſſeren Lehrmeiſter wünſche ich ihm für alles Heldenwerk als dich.“ Wieder jagte ſie vor ihm hin, der Königsmantel und ihre Locken flogen im Winde, ſie warf den kleinen Wurfſpeer, den ſie in der Hand hielt, vor ſich in die Luft und fing ihn im Laufe; Ingo aber blieb jetzt hinter ihr zurück, bis beide ſich dem Jagdzug anſchloſſen und dem kämpfenden Buſſard zuriefen, der mit einem Waſſerhuhn in den Fängen herabſank.

Als der Jagdzug in die Königsburg zurückkehrte, fand er dort ungewöhnliche Bewegung, Reiter kamen und gingen, die Diener trugen Teppiche und Polſter in das ſteinerne Haus, welches für vornehme Gäſte beſtimmt war, von der Königshalle her tönte Geklirr der Waffen und Hufſchlag zahlreicher Roſſe. Ingo ſprang mit dem jungen Königsſohn am Schlafhaus der Vandalen vom Pferde und Berthar eilte ihm entgegen: „Während du draußen den Habichten nachſchauteſt, ſtieß ein anderer Raubvogel in den Königshof. Der Cäſar hat neue Botſchaft geſandt und wer meinſt du, kam als Bote? Der wildeſte Geſell aus dem Römerheer, der Franke Harietto, den ſie den Heervertilger nennen, er, der einſt den raubenden Sachſen in der Waldesnacht die Köpfe abſchnitt und wie Kohlhäupter nach der Stadt trug. Schon bevor er kam, ſchritt der König finſter durch die Höfe, verlegen war ſeine Antwort auf meinen Gruß, und die Königsknaben ſahen über die Achſel auf uns und mieden unſere Geſellſchaft. Eben war ein Kämmerer des Königs in der Herberge, und verkündete ſtotternd, daß er dein Mahl hierher tragen werde, damit du nicht den Römern an der Bank des Königs begegneſt.“

„Iſt's nicht beim Mahle, ſo ſei es im Hofe,“ verſetzte Ingo, „wir bergen unſer Antlitz vor dem Ungethüm nicht; meint ſeine Botſchaft mich, ſo iſt gut, wenn wir ſie früh erfahren. Komm Vetter," rief er den Königsſohn, „ſehen wir zu, wie die Fremden reiten und der König die Boten der Römer begrüßt." Das Kind ging neben ihm über den Hof in den großen Burgraum vor der Königshalle. Dort ſtanden die Fremden vor den Roſſen, während der König dem Geſandten die Anſehnlichſten aus ſeinem Gefolge bei Namen nannte und dieſer von Mann zu Mann ſchritt, mit kriegeriſchem Gruße hier und da einzelne Worte ſpendend. Ueber die hohen Knaben des Königs ragte der römiſche Franke faſt um eines Hauptes Höhe. Wie ein Rieſe ſtand er da, gewaltig an Schultern und Gliedern, die Arme beſteckt mit Ringen, auf dem Schuppenpanzer goldene Kaiſerbilder. Unter dem Helme ſtarrten die buſchigen Brauen, düſter war ſein Blick, kaum bemerkbar ſein höfliches Lächeln.

Als Biſino mit ſeinem Gaſt eine Wendung machte, trat er plötzlich Ingo gegenüber, der den König ſchweigend grüßte und ihm den Knaben zuführte. Der König ergriff ſchnell die Hand ſeines Sohnes und zog ihn an ſich. Aber der Blick des Fremden haftete feſt auf Ingo und unwillkürlich zuckte die Hand nach dem Schwert als denke er darauf, den Feind ſeines Herrn ſchnell zu erlegen. Doch Ingo trat grüßend auf ihn zu und begann: „Da wir uns zum letztenmal ſahen, Held Harietto, war es an einem heißen Tage; ehrlicher war dein Blick, während du dein Schwert gegen mich ſchwangſt auf blutiger Walſtatt, als hier, wo der Wille eines fremden Herrn dir die Hand vom Gruße zurückhält."

„Gern würde ich dir ſagen, Held Ingo, daß ich mich freue, dir zu begegnen, doch ich ſtehe hier als Bote des großen Römers und nicht freundlich iſt ſeine Meinung gegen dich.“

„Ich aber rühme die Botſchaft nicht,“ antwortete Ingo, „die dem tapferen Manne verwehrt, im Königsfrieden einen Kampfgeſellen zu begrüßen, mit dem er einſt ehrliche Schläge getauſcht hat.“

„Dich und mich warfen zürnende Götter aus der Heimath in feindliche Schlachtreihen, beide folgen wir dem Eid, der uns bindet,“ ſprach der Franke.

„Du folgteſt den Feldzeichen der Fremden, ich dem Ruf unſerer Landgenoſſen.“

„Im Lager des Römers ſingt der Sänger dieſelben Lieder wie hier im Lande,“ entgegnete Hariette.

„Mich lehrten die Lieder, die ich als Knabe hörte, die Herrſchaft der Fremden meiden,“ verſetzte Ingo.

„Kommt Alle zu des Cäſars Banner, dann ſind wir die Römer.“

„Alle rufſt du, Hariette, die hier ſtehen, nur Einen, meine ich, ladeſt du nicht. Und darum zürne nicht, wenn ich für unziemlich halte, den Hals vor dem Hochgericht des Cäſars zu beugen.“

Beide neigten ſtolz das Haupt und traten auseinander. Die Königsmannen aber hatten ſich dazu gedrängt, nach Rede und Gegenrede murmelten ſie beiſtimmend, ſtärker, wenn Hariette ſprach, doch auch Ingo's Worten fehlte der Beifall nicht und er ſah, daß bei ſeinen letzten Worten der König ſelbſt mit dem Kopf nickte.

Der Geſandte ſchritt mit dem König in den Saal, wo ſeine Begleiter die Geſchenke des Cäſars aufſtellten. Der König ſchaute erfreut auf Goldſchalen und Becher, auf die wundervolle Arbeit mit eingeſetzten Edelſteinen, und verſicherte den Geſandten, er ſei ein Freund des Cäſars und zu vielem guten Dienſt erbötig. Da begehrte Harietto geheimes Geſpräch und als der König alle Hörer weggeſcheucht hatte, da forderte der Franke die Auslieferung Ingo's.

Biſino erſchrack, er ſaß lange überlegend und antwortete endlich, die Forderung ſei allzuhart für ihn und er brauche Zeit um eine Antwort zu finden, der Geſandte möge ſich's unterdeß als Gaſt an ſeinem Hofe gefallen laſſen. Aber Harietto drang auf ſchnellen Entſchluß, bot höhere Geſchenke und drohte. Da empörte ſich der Stolz des Königs und zornig rief er, was er freundlichem Geſuch verweigere, werde er dem Drohenden vollends nicht bewilligen. So entließ er den Fremden und dieſer lagerte mit ſeinem Gefolge unter den Knaben des Königs, trank mit ihnen und theilte Geſchenke aus.

König Biſino aber blieb verſtört; zuletzt ging er in ſein Schatzhaus, ſetzte ſich auf den Schemel, beſichtigte mit ſchwerem Herzen noch einmal die neuen Geſchenke und überzählte darauf ſeine Schnüre, an denen goldene Armringe aufgereiht waren, ſeine großen Schüſſeln und Kannen, die goldenen Becher und Trinkhörner. Mit Mühe hob er eine Silberſchüſſel, ſpiegelte ſich darin und ſprach kummervoll zu ſich ſelbſt: „Grämlich iſt das Bild, das ich ſehe. Der Fremde hat mir reiche Geſchenke gebracht, obgleich die größte Schale nur vergoldetes Silber und keine rühmliche Gabe an einen Volkskönig iſt. Dennoch würde ich ungern die anderen Gaben miſſen, von denen er ſpricht, und der Römer gibt ſie mir nicht, wenn ich Jenen nicht lebendig oder vielleicht auch tot ausliefere. Aber wenn ich das Unrecht auf mein Leben nehme und ihn ſeinen Feinden einhändige, ſo werde ich ſcheuſälig vor allem Volk als ein Miethling der Fremden und weil ich den Gaſtfreund einem ehrloſen Tode preisgebe. Auch thut mir der Geſell ſelbſt leid, denn gutherzig iſt er und ehrbar und ein treuer Genoſſe beim Kruge und auf dem Roſſe. Dagegen wenn ich ihn trotz den Römern bewahren will, ſo droht mir markverzehrende Arbeit, der Krieg räumt vielleicht meinen Schatz, er mindert die Kraft des Volkes und rüttelt an meinem Königsſtuhl.“ Sein Blick fiel auf ein Schwert, welches über dem glänzenden Metall an der Wand hing. „Dies iſt die Königswaffe meines Geſchlechtes, gerühmt im Liede und gefürchtet im Volke, manche ſchwere That hat ſie ausgeführt, ein Gott hat, wie die Sage kündet, einſt den Stahl dazu gehämmert, mich wundert, daß ich heut die Augen nicht von ihr abwenden kann.“ Und ſeufzend fuhr er fort: „Ich habe mit ihm getrunken, gejagt und an ſeiner Seite gefochten und ich wünſche ihm, daß ſein Ende rühmlich ſei wie das ſeiner Väter, die es auch eilig hatten, die Todeswunde auf der Bruſt zu erhalten. Vermag ich ihn nicht zu retten, ſo will ich ihm doch wenigſtens Königsehre erweiſen.“

Der König erhob ſich und ergriff die Waffe. Da fühlte er ſich leiſe am Arme gefaßt, er fuhr zuſammen und zückte das Schwert; vor ihm ſtand Frau Giſela und ſah ihn ſpottend an: „Will der König mit ſeinem Tafelgeräth zu Felde ziehen, daß er darüber Heerſchau hält?"

„Worin liegt Königsmacht, wenn nicht im Schatze?" frug der König unwillig zurück. „Wie kann ich der Begehrlichen Sinn feſthalten und ihren Treuſchwur gewinnen, wenn ich ihnen nicht von dem fremden Metall ſpende? In meinem Lande haben es Wenige und Alle fordern es, woher ſoll ich's holen, wenn ich's nicht von den Fremden erkaufe?"

„Der König will den Mann an die Römer verhandeln?" frug die Königin und ihre Augen flammten wie Feuer.

„Würde ich mich bedenken, wenn ich's thun wollte?" murrte der König. „Aber dieſer Fremde ſitzt wie ein Uhu auf meinen Bäumen, alles Geflügel der Luft ſchießt heran und ſchreit gegen ihn, nicht lange, ſo ſenden auch die Könige von der Oder und fordern ſeinen Leib."

„Du täuſcheſt mich nicht," brach die Königin in heißem Zorne los, „ſiehe zu, o König, ob du leben kannſt nach ſolcher Schmach, ich will es nicht. Dem meineidigen Mann, der um römiſches Gold ſeinen Schwurgenoſſen verkauft, weigere ich die Genoſſenſchaft an Tiſch und Lager."

Der König ſah mit querem Blick auf ſie: „Heftig ſtürmen deine Gedanken, Frau Giſela, ich meine, ſie verfehlen das Ziel."

„Wer darf mehr für des Königs Ehre eifern als die Königin?" antwortete das Weib nach Faſſung ringend. „Getrauſt du dich nicht ihn vor dem Römer zu bewahren, ſo entlaß ihn von deinem Hofe. Beſſer iſt es, ſich ſchwach zu erweiſen als treulos."

„Damit er nach der Kränkung lebe als mein Feind," ſprach der König.

„So binde ihn durch hohen Schwur; er iſt, wie ich meine, von denen, die ihr Gelübde halten."

„Will die Königin ihn dazu überreden, daß er der Kränkung niemals gedenke?" frug der Burgherr lauernd.

„Ich will," verſetzte Frau Giſela tonlos, „wenn es dem Könige nützt." Beide ſtanden einander mit finſtern Gedanken gegenüber, endlich begann der König: „In der Noth dient ſchnelle That, verſuche dein Heil, Giſela, ſende ihm heute Abend Botſchaft, daß er in deinen Thurm ſteige zu geheimer Unterredung, vielleicht hilfſt du ihm dort zu einer guten Ausfahrt."

Die Königin ſah vor ſich nieder, erblichen war ihr Antlitz als ſie antwortete: „Ich will ihn zur Ausfahrt mahnen, da du es gebieteſt." Sie wandte dem König ſchnell den Rücken, er ſah ihr finſter nach.

Am Abend harrte die Königin in ihrem Thurmgemach, die Nachtvögel ſaßen auf der Mauer und klagten über das Unheil, welches drinnen Einem bereitet werden ſollte, in den ſcharfen Stößen der Luft, die durch das offene Fenſter drang, flackerte die Wachsfackel und trieb den Schatten des ſchönen Weibes an den Wänden hin und her. Frau Giſela ſtand inmitten des Raumes, im Feſtgewande, die rothe Königsbinde über die Stirn, das bleiche Haupt vorgebeugt, die Hände feſt geſchloſſen wie zu gewaltſamer That. „Scheideſt du von hier, Ingo, mir iſt es Qual, ärger als Tod, und weileſt du, dann iſt von Dreien, welche leben, Einer zu viel.“ Sie fuhr zuſammen und horchte wieder, aus der Tiefe erklang Gemurr von Stimmen und leiſes Waffengeklirr. Da riß ſie die Fackel von dem hohen Leuchter und hielt ſie zum Fenſter hinaus, daß der Rauch und die lodernde Flamme an die Thurmzinne wehte und die Eulen erſchreckt aufflogen. Aus der Ferne antwortete nach wenigen Augenblicken ein einzelner Jagdruf, die Königin hob die Leuchte zurück und ſchob den Teppich vor die Fenſteröffnung.

Auf der Steintreppe klang ein Männertritt. „Er iſt es,“ ſprach ſie leiſe. Aber als ſich die Thür öffnete, fuhr ſie zurück, denn König Biſino trat ein, düſter war ſein Antlitz, der vierſchrötige Leib gedeckt mit einem Panzerhemd, das Haupt mit dem Stahlhut; am Griff ſeines Schwertes ſchimmerte im Lichte ein blutrother Stein. „Die Königin iſt geſchmückt wie zu einem Hochfeſt,“ ſagte er zornig.

„Du haſt es gewollt.“

„Ich will auch unſichtbar ein Zeuge ſein deiner Unterredung mit ihm, und damit du Alles ſprichſt wie ich geboten, ſo höre die Warnung: am Fuße des Thurmes harren zwei meiner Knaben mit harten Händen, ſteigt er hinab ohne mich, er überſchreitet nicht lebend die Schwelle.“

„Gut ſorgte der König,“ antwortete Frau Giſela ſtarr. Da fiel ihr Blick auf das Schwert des Königs und ſie ſchrie: „Blutig glänzt der Stein an dem Meſſer des Königs, die Todeswaffe deiner Ahnen iſt's,“ und ihr Entſetzen mühſam bändigend fuhr ſie fort: „Vom Gemach der Königin bleibt ſonſt das Schwert der Männer ausgeſchloſſen. Warum kränkt der König mein Recht?“

„Es iſt nur Vorſicht, Giſela,“ verſetzte der König grimmig. Er ſchritt nach dem Hintergrund des Zimmers, öffnete eine kleine Seitenthür und verſchwand dahinter.

Wieder ſtand die Königin allein und in wilder Empörung flogen ihre Gedanken. „Gewaltthat ſinnt der lauſchende König, und ich ſoll helfen bei nichtswürdiger That.“

Da klang draußen der Tritt des Andern und Ingo trat ein, ungerüſtet und ſchwertlos. „Ich danke dir, Baſe Giſela,“ begann er herzlich, „daß du mir heut deinen Thurm öffneſt.“ Er ſah in den geſchmückten Raum, auf geſtickte Teppiche an der Wand und koſtbares Geräth aus fremdem Lande. „Seit ich die Mutter verlor, habe ich niemals wieder das Prunkgemach einer Königin betreten. Was ſiehſt du ſo feierlich, Baſe?“ fuhr er traurig fort, „verzeihe mir, wenn ich mich nicht wie ich ſollte, der Ehre freue, daß du den armen Ingo im Königsſchmucke empfängſt.“ Er ergriff ihre Hand, trotz der Angſt flog ein roſiger Schein über ihr bleiches Antlitz, als ſie die Hand zurückzog. „Leichter iſt der Aufgang zum Gemach der Königin als der Sprung aus der Thurmthür,“ ſprach ſie leiſe.

„Ich ſah lauernde Knaben des Königs,“ antwortete

Inge, „und mich verwundert das nicht, denn ich weiß, Hariette hat den Sinn des Königs, der mir ſonſt gütig war, gegen mich empört, darum flehe ich, ſorge du, ſoweit du vermagſt, daß mir nicht Schmach widerfahre. Müde bin ich, Königin, meines Erdenlooſes, verleidet bin ich jedem Gaſtfreund, elend überall, gleich einem tollen Wolf gehetzt von Hof zu Hof, verächtlich wird mir ſolches Leben, denn eines beſſern Schickſals fühle ich mich werth, und ſelbſt denke ich zu ſorgen, daß ich nicht als Lebender durch Römerfeſſeln gebunden werde. Wenn du aber mein Geſchick nicht zu wenden vermagſt, dann, flehe ich, rette meine Blutgenoſſen, den irrenden Schwarm, vor ruhmloſem Tode. Gern werden ſie kämpfen gegen wen es auch ſei, aber ſie fürchten ein Verderben, das ſich ihnen unſichtbar nahen mag, denn feſt eingehegt ſtehen wir zwiſchen Steinmauern."

Lautlos ſtarrte die Königin nach der verborgenen Thür, plötzlich ſtieß ſie einen heiſeren Schrei aus, denn der König trat hervor und rief: „Eingehegt biſt du ſelbſt zur letzten Wunde." Mit gehobenem Schwert fuhr der König gegen Ingo, aber wie eine Löwin ſprang Frau Giſela dem Herrn entgegen und wand ihm den Arm, daß das Schwert klirrend zu Boden fiel. Ingo ergriff die Waffe vom Boden und rief ſie ſchwingend: „Ich halte deinen Tod in der Hand, König Biſino, wenig wird dir deine Rüſtung frommen, wenn ich die That üben wollte, die du mir zugedacht. Danke dem Gotte, dem du vertrauſt, daß der Gaſtſchwur mir heiliger iſt als dir." Und er warf die Waffe dem König vor die Füße. Ein leiſer

Ton wie das Stöhnen eines Weibes zitterte durch den Raum.

Der König ſah wild um ſich: „Du ſprichſt als ein Mann; wohlan, hebe dein Schwert von der Treppe, wir fechten.“

„Ich habe dir Friede geſchworen,“ antwortete Ingo unbeweglich.

„Und ich dir,“ verſetzte der König, „gebrochen iſt der Eid, du biſt frei, hebe die Waffe.“

„Gegen dich kämpfe ich nicht um mein Leben,“ verſetzte Ingo, „ehrwürdig iſt mir dein Königshaupt, wenn du mir auch zuweilen Uebles gedacht haſt. Und nimmer will ich helfen, daß der Ruf deines Gemahls entehrt werde durch dein oder mein Blut, das vor ihrem Lager vergoſſen wird. Muß ich vertilgt werden, dann klage ich nicht, wenn du ſelbſt es thuſt, dann ſtoß' zu, König, und ſei bedankt für das Gaſtgeſchenk.“

Der König beugte ſich das Schwert zu erheben, da klang von unten Geſchrei und Kriegsruf, Ingo ſchnellte empor. „Fluch mir, vergeſſen habe ich in der eigenen Noth die Nothgenoſſen. Den Sang meiner Schwäne höre ich, ich komme. Du, wahre dich, König, ich finde was dich zwingt.“ Mit Sturmeseile brach er aus der Thür, der König raunte heiſer: „Erbarmen kennen die nicht, die unten ſeiner harren,“ und er eilte ihm mit geſchwungenem Schwerte nach.

Aber Ingo ſprang nur wenige Stufen hinab, wo ſein Schwert lehnte und unter dem Gemach der Königin der junge Sohn neben dem Helden Balda ſchlief. Er raffte den Knaben vom Lager, drückte ihn an ſich und flüſterte ihm zu: „Hilf mir, Hermin, mir droht das Verderben. Ich thue dir kein Leid, wenn nicht von dem König meinen Genoſſen ein Uebles geſchieht.“ Der Knabe hing ſchlaftrunken in ſeinem Arm und faßte ihn um den Hals. „Gern helfe ich dir, Vetter,“ ſagte er ahnungslos. Bevor der alte Krieger ſich vom Lager erhob, trug Ingo den Knaben herauf an die Thür der Königin, wo der König mit dem Schwerte ihm entgegen ſprang. Aber Biſino fuhr entſetzt zurück als er ſein Kind unter dem Meſſer Ingo's erblickte. „Geh voran, König Biſino,“ rief Ingo befehlend, „bereite mir den Weg, ich halte, was dich zwingt. Das Leben deines Knaben ſei Bürge für die Häupter der Meinen. Lebe wohl, Frau Giſela, flehe zu den Göttern, daß das Haus des Königs nicht zerbreche in dieſer Nacht.“

Die Männer eilten die Steintreppe hinab, Frau Giſela lauſchte ſtarr nach Getöſe und Fall am Fuß der Treppe. Ob ſie wünſchen ſollte, daß er entrann, der den Sohn ihr gepfändet? Ob er ſelbſt zurückkehren würde in ihr Thurmgemach, oder der König oder keiner von beiden, das ſtürmte ihr durch die Seele; ſie fühlte Haß gegen ihn, der ihre Hilfe ſich nicht begehrt, und doch auch heiße Angſt um ſein Leben, und Angſt vor der Wiederkehr des Königs. Sie ſprang an das Fenſter und ſah hinaus in die Nacht. Sie hörte fernes Gemurr und helles Geſchrei, dann wurde es ſtill, ſie ſah einen Feuerſchein blinken, aber auch er verloſch, die Nacht blieb ſchwarz und unſicher, wie ihr eigenes Schickſal. — Auf den letzten Stufen vor der Thurmthür hielt Ingo an: „Verjage die Hunde, König, daß ihr Biß nicht deinen Sohn treffe.“ Der König trat ungern vor, aber er verſcheuchte ſeine Wächter. Ingo ſprang an ihm vorüber wie ein flüchtiger Hirſch zu der Herberge ſeiner Mannen. Nicht vermochte der König ihm zu folgen, ſo ſehr er ſich eilte.

Um die Herberge ſtanden die Haufen der Königsknaben, gerüſtet mit Schild und Speer, manche auch mit Fackeln in der Hand. Auf dem Erdboden vor den Stufen loderte eine rothe Flamme und warf ein unſicheres Licht in den dunkeln Saal und auf die wilden Geſichter der Vandalen. „Was blinzen die Käuze beim Lichtſchein und wenden abwärts den Blick?“ rief Berthar von der Treppe, „mich wundert's, daß die Knaben des Königs vor niederträchtigem Werke ſich ſcheuen, ſie ſind ja, wie ich höre, gewöhnt, bei Nacht zu töten. Für ganz ſchamlos gelten ſie im Volke. Hat ſie erſchreckt, daß mein Schwert ihrem Fackelträger den Brand zerſchlug? Tretet näher, ihr böſen Verzagten, damit ihr vor allem Volke verflucht werdet als Friedensbrecher. Heran, auf daß meine Knaben euch die letzte Fahrt rüſten.“

„Grobe Worte ſind die Münze des heimathloſen Bettlers,“ rief Hadubald entgegen, „gut verſtehſt du ſie zu zahlen, wenn du an fremden Bänken lungernd durch die Welt fährſt. Ganz unnütz ſeid ihr auf der Männererde und ſchwerlich beſchwert ihr fortan noch fremde Höfe durch euer Geſchrei.“

So bereiteten ſich die Helden durch heftige Rede zum Kampf; da ſprang durch den lärmenden Haufen

Inge, den Königsſohn im Arme. Er fuhr auf die Stufen und ſtand unter ſeinen Getreuen, ein lauter Heilruf der Vandalen tönte um die Halle; Ingo aber rief befehlend gegen die Knaben des Königs: „Weicht zurück, tapfere Helden der Thüringe, der junge König, den ich halte, gebietet euch Frieden. Wollt ihr, daß ſein Haupt unverſehrt bleibe, ſo vermeidet meine Mannen zu kränken. Heil ſei dem König in der Herberge ſeiner Gäſte,“ ſetzte er hinzu da Biſino herankam, „und Frieden bedeute ſein Nahen. Betritt, o König, huldvoll das Schlafgemach deiner Gäſte, denn nicht durch Waffen, meine ich, enden wir heut die Verſtörung. Hilf mir den König geleiten, Hermin, mein Vetter!“ Er ließ den Knaben zur Erde und trat, das Meſſer über ihn haltend, dem König entgegen, das Kind ergriff die Hand des Vaters und ſtand zwiſchen beiden Helden. „Entzündet die Fackeln an der Flamme,“ rief Ingo den Seinen zu. „Jedermann weiche aus dem Raume, ihr Vandalenhelden bewacht auf den Stufen die Berathung der Könige!“

Mürriſch winkte Biſino ſeinem Geſinde den Zugang zu räumen, dann gebot er Hadubald mit einer gleichen Zahl von Königsmannen die Stufen zu beſetzen. Auf die erhöhte Bühne der Halle, wo Ingo's Lager ſtand, geleitete dieſer den Herrn, er ſelbſt ſaß ihm gegenüber und ſchlang ſeinen Arm um den jungen König. Biſino ſetzte ſich zögernd und ſah finſter vor ſich hin. „Du meinſt mich durch das Haupt meines Sohnes zu zwingen, daß ich dich und deine Landſtreicher verſchone. Aber wild hat der Zorn ſich erhoben zwiſchen dir und mir, und dauerlos wäre, ſo fürchte ich, die Verſöhnung. Entziehſt du dich heut meinem Zorn, ſo trifft er dich doch morgen oder zu anderer Zeit, denn ſelbſt wenn die Bitte dieſes Knaben dir meinen Zwinger öffnet, ſo weißt du doch, daß meine Macht weit reicht und daß des Königs Wille dich umſtellt wie ein gehetztes Wild."

„Wohl ehre ich deine Macht, König," verſetzte Ingo, „und ich weiß, daß es mir mühſelig wäre über die Brücke zu reiten und über die Haide zu traben, wenn dein Zorn feindlich hinter mir fährt. Dennoch meine ich, daß der König edel handelt, wenn er mir die Treue hält, ſoweit die Eide reichen. Den Zweikampf hat mir der König angetragen; ruhmvoll war das Erbieten und eines Helden würdig, und vermag er mich nicht zu dulden auf der Männererde, ſo weiß ich wohl, daß es für mich keine beſſere Ehre gibt im Gedächtniß der Menſchen, als durch die Waffe des Königs zu fallen, oder wenn ich ihn ſelbſt voraus ſenden ſollte in die Totenhalle, mit meinen Gefährten vertilgt zu werden durch den Grimm der Thüringe. Dennoch iſt es mir unleidlich gegen dich zu kämpfen, mein Herr und Wirth, denn freundlich warſt du gegen mich, Gutthat genoß ich an deinem Hofe, ehrenwerth iſt mir auch dein Gemahl und hier der Knabe, den ich im Arm halte und Frohes habe ich von deiner Huld für mein Leben gehofft. So kränkt mich's, obgleich ich den Schwertgrimm für rühmlich halte, daß ich um meinen Leib feindlich gegen dich ringen ſoll."

„Verſtändig ſind deine Worte," verſetzte der König, „auch dein Sinn iſt redlich, wie ich vermuthe und ungern ſinne ich auf dein Verderben, aber mich zwingt die Königsnoth, die Keiner verſteht, außer wer als Wirth über ſeinem Volke waltet. So wiſſe denn, friedloſer Mann, der Cäſar fordert, daß ich dich ausliefere an ſeine Boten."

„Will der große Weltkönig dem Befehl eines neidvollen Römers gehorchen wie ein Beſiegter?"

„Die Katten hat er aufgehetzt, ſie ſind eilig ſich Sklaven und Heerden zu holen aus meinem Volke, um deinetwillen ſollen die Thüringe den Schlachtgeſang ſingen."

„Stelle mich in deine Heere, o König," unterbrach ihn Ingo, „nimmer kehre ich zurück, wenn nicht als Sieger." —

„Meinſt du, daß du mir als Sieger willkommener wäreſt als jetzt, du mit der Erbtochter?" frug der König finſter. „Ueber die Schlachten der Thüringe waltet der König allein!"

Da legte Ingo die Hände auf das Haupt des Knaben und ſprach traurig: „Gleich dieſem Kinde wuchs ich fröhlich auf unter der Königskrone, ſchuldlos wie dein Sohn war ich, da ich aus der Heimath geſcheucht wurde. Denke daran, König, daß ſich ſchnell die Geſchicke der Männer wandeln, auch du weißt nicht, welches Schickſal deinem Knaben einſt bereitet iſt. Wie auch die Götter uns die Looſe werfen, von uns fordern ſie, daß wir treu ſind unſerem Wort. Sorge auch du, o Herr, damit ſie nicht den Eid, den du dem armen Ingo geſchworen, einſt an dem Haupte deines Sohnes rächen."

„An den Sohn denke ich, daß ich ihm die Herrſchaft ſichere, wenn ich mich des Eides gegen dich entledige," verſetzte der König.

„So löſe den gaſtlichen Eid, ohne daß die Götter dir zürnen," fuhr Ingo flehend fort, „entlaß mich mit meinem Geſinde ungekränkt aus deiner Burg und aus deinem Lande. Mehr fordert dein Volk nicht und begehrt der Römer Aergeres von dir, ſo kränkt er deine Ehre. Hilf mir, Knabe und bitte bei deinem Vater für mich."

Hermin kniete nieder und umſchlang das Knie des Königs: „Thu dem Vetter kein Leid, mein Vater!"

Der König ſah lange auf den Knaben, über welchen Ingo die bewehrte Hand hielt. „Du weißt nicht, was du bitteſt, Kind," ſagte er endlich. Und mitleidiger zu Ingo aufſehend fuhr er fort: „Willſt du, Ingo, mir mit hohem Eide geloben, niemals dieſe Nacht zu rächen, niemals ſchädlich zu ſein mir und meinem Sohne, und niemals Freundſchaft zu ſuchen im Herrenſitz am Walde, ſo will ich dich entlaſſen aus meiner Burg, aus meinem Land."

„Den Eid nehme ich auf mein Leben," ſprach Ingo leiſe, wenn auch der König mir geloben will bei dem Haupt dieſes Knaben, der Worte zu gedenken, die er vor Kurzem zu mir ſprach und das Königsauge zu ſchließen gegen mein Thun, wenn nicht das Volksgeſchrei übermächtig zwingt."

Der König lächelte finſter. „Ich will, wenn du mir Etwas von deinen Gedanken vertrauſt." Ingo neigte beiſtimmend das Haupt. „Wohlan denn, ſetze dich zu mir wie einſt und künde leiſe dein Geheimniß." Die

Könige ſprachen heimlich und der Knabe ſaß zwiſchen ihnen und umfaßte mit den Händen Beider Knie.

Auf den Stufen lagen getrennt die Vandalen und die Königsknaben hinter ihren Schilden. Ueber ihnen ſaßen auf den Schemeln die beiden Schwerthalter Berthar und Hadubald gegeneinander. Da begann Hadubald: „Frieden bereitet, wie ich merke, das Geſpräch im Saale unſeren Schwurherrn. Gefällt dir's, Held, ſo tilgen wir den Groll durch einen Trunk, den einer meiner Genoſſen ſchnell zu ſchaffen weiß, denn kühl weht die Nachtluft.“

„Mordbrenner!“ verſetzte Berthar grimmig.

„Thöricht handelſt du, den Diener zu ſchelten, der gethan hat, was ſeinem Herrn nützt.“

„Nachtſchächer!“ brummte Berthar wieder, „deine Treue brachſt du für des Königs Bier, ſeitdem iſt der Trunk verdorben, den du bieteſt.“

„Wer hochmüthig verſchmäht, beim Zapfen Beſcheid zu thun, der wahre ſich, daß nicht ſein Blut gezapft wird auf grüner Haide.“

„Auf grüner Haide und im finſtern Wald, wie hier in der Herberge biſt du blutiger Schläge ſicher, ſobald dich nicht der Königsfrieden ſchützt; damit begnüge dich, Held!“

Lange währte die Zwieſprache der Herren, endlich rief der König: „Bringe den Becher, Schenk, Minne zu trinken, bevor Held Ingo ſcheidet.“ Willig regten ſich die Mannen auf den Stufen, der Schenk lief und trug einen großen Becher Meth herzu, die Könige thaten über dem Becher und auf dem Haupte des Knaben einander das Gelöbniß. „Und jetzt ſcheiden wir, Ingo," ſagte der König, „leid thut mir's, daß du ein fahrender Held und nicht von meinem Geſchlecht biſt, und doch, wärſt du von meinem Stamme, du wärſt mir vielleicht weniger vertraulich."

„Denke mein im Guten, o Herr," dankte Ingo und fröhlich rief er dem Alten zu: „Rüſte den Aufbruch, wir reiten."

„Bei Sonnenlicht kamen wir," verſetzte Berthar, „mein Herr und ſeine Helden entweichen nicht wie Nachtdiebe. Will der Häuptling, daß wir aufbrechen bevor der Hahn ſingt, ſo flehe ich, König Biſino, daß deine Knaben uns mit den Fackeln leuchten, die ſie am Abend ſorglich um dieſes Haus getragen haben, damit wir bei unſerer Abfahrt den hellen Schein nicht miſſen."

Der König ſah zuerſt zornig auf den Kühnen, aber er ſprach: „Ich lobe dich, du verſtehſt für deinen Herrn mit Schlägen und mit Worten zu ſtreiten. Beſteigt die Roſſe, ihr ſtolzen Gäſte, ihr Mannen aber entzündet die Brände, denn der König ſelbſt gibt das Geleit zum Thor."

Auf der Brücke ſchied Ingo von dem König und ſeinem Sohn und Alle erſtaunten, als der König nach dem Abſchied noch einmal über die Bretter zu Ingo eilte, ihn mit den Armen umfing und küßte. Lachend ſah Berthar auf die finſtern Mienen der leuchtenden Königsknaben. „Reitet im Schritt," gebot er vor dem Thor den Vandalen, „damit ſie nicht wähnen, daß wir ihren Gruß im

Rücken fürchten." Und nach einer Weile rief er: „Nimm die Spitze, Wolf, und laß die Roſſe ſpringen, friſch bläſt die Nachtluft und wohl gelang uns die Reiſe nach der Königsburg."

Als ſich das Thor hinter den Gäſten ſchloß, befahl der König ſeinen Knaben: „Wer etwa morgen oder ſpäter von dieſer Nacht ſchwatzt, oder wer noch mit dem Römer beim Trunke raunt wie heut mancher gethan, dem zerſchellt die Axt des Königs das Thor ſeiner Worte.

Darauf nahm er das ſchlafende Kind in die Arme und trug es zu ſeiner eigenen Kammer. Als er beim Thurme vorüberkam, blickte er finſter nach dem Gemach der Königin. Dort drinnen lag ein troſtloſes Weib mit dem Haupt an der Fenſtermauer und hörte auf den Schall der Stimmen und auf den Hufſchlag, welcher in der Ferne verklang. Der König aber dachte: „Wenn ſie nicht ſo erlaucht wäre von Geſchlecht, wäre es beſſer für mich und ſie. Denn gern möchte ich ihr Schläge geben und ſie dann wieder lieb haben. Sie aber wollte das Tuch zerſchneiden zwiſchen ſich und mir, und ſie hat gerungen gegen mein Schwert; ob ſie meint, daß ich ihr das vergeſſe? — Was aber den Römer betrifft, ſo iſt mir's im Herzen lieb, daß ihm nicht ſein Wille geſchieht, denn nichtswürdig war die Forderung und herriſch war der Bote. Jetzt will auch ich ihm Silber ſtatt dem Gold bieten, das er ſich begehrt." Und am andern Morgen lud der König den erſtaunten Harietto und ſprach: „Um des großen Cäſars willen habe ich Alles gethan und ausgeführt, was die Königsehre mir geſtattet und nicht mehr. Dem Gebannten habe ich das Gaſtrecht aufgekündigt und ihn ohne Geleit entlaſſen, damit er aus meinem Lande weiche. Und er trabt jetzt wohl ſchon weit von hier über die Haide.“ Als der König wieder in ſein Schatzhaus ging und ſein Angeſicht in der Schüſſel betrachtete, da ſprach er ſeufzend zu ſich ſelbſt: „Eine Sorge wich, aber eine größere kam; nur Eines iſt mir lieb, es iſt ein ehrliches Geſicht, das ich ſchaue.“

## 9.

## Zur Idisburg.

Auch in den jungen Männern der Walddörfer regte ſich die Reiſeluſt, als die Reiſer der Bäume vom Safte ſchwollen und das junge Laub aus den Knospen brach. Es war ein heimliches Summen in den Höfen und friſche Geſellen hielten im Waldverſteck ſtillen Rath; denn nicht die Alten und Weiſen des Gaues hatten den Auszug geboten und nicht die heiligen Opfer des Gaues ſollten ihn weihen, nur Unzufriedene löſten ſich von der lieben Heimath, willkürlich und auf eigene Gefahr, weil ihnen der Sinn nach beſſeren Landlooſen ſtand. Anfangs waren nur Wenige entſchloſſen, ihr Glück in der Fremde zu ſuchen, vor ihnen Baldhard und Bruno Söhne des Bero; bald aber ergriff die Sehnſucht auch Andere, jüngere Söhne ehrbarer Wirthe, neben ihnen wilde Geſellen und Waldläufer, die ſich lieber rauften als bauten, auch manchen Hausvater, dem ſeine Nachbarn gehäſſig waren. Manchen hatte auch ein Mädchen, welches ihm lieb war, heimlich gemahnt, vor der Reiſe warb er um ſie, und wo der Töchter mehre im Hauſe waren, wagte der Vater ſein Kind an die ferne Hoffnung. Diesmal war es kein Zug in unbekannte Ferne, auf dem der Mond und die Sterne führen, der wehende Wind oder der fliegende Rabe; denn die neuen Siedelſtätten lagen nur wenige Tagereiſen von der Gaugrenze, und die Reiſe ging durch Wälder und Marken von Landgenoſſen, die in früheren Geſchlechtern denſelben Weg gezogen waren. Deßhalb ſorgten die Fahrenden wenig um Waffengefahr auf dem Wege und nicht ſehr um Nahrung und Viehfutter. Auch da, wo ſie bauen wollten, durften ſie freundlichen Gruß hoffen, denn ein kluger Wirth hatte im Voraus ſorglich um ihre Reiſe gehandelt und mit dem Volke, dem ſie zuzogen, Vertrag geſchloſſen. Und doch rüſteten die Wanderluſtigen ihre Abfahrt noch heimlicher als ſonſt Brauch war; denn nicht alle Häupter des Gaues freuten ſich der Reiſe, durch welche die Zahl ihrer jungen Krieger gemindert wurde, nicht Fürſt Answald und nicht das Geſchlecht des Sintram, und dieſe ſuchten dem Drange zu wehren, ſoweit ihre Macht reichte. Auch den Eifer des Königs hatten die Fahrenden zu fürchten, denn er mochte ihnen die Beſiedelung ſtören, bevor ſie auf dem neuen Grund feſtgewurzelt waren. Darum hatten ſich die Wanderluſtigen in nächtlichem Rathe zuſammengeſchworen und die Söhne des Bero zu Führern gewählt, in den letzten Monaten hatten ſie für die Fahrt gerüſtet, Beiſteuer in ihrer Freundſchaft erbeten, Wagen und Ackergeräth gezimmert und um Vieh gehandelt ſoweit ſie vermochten. Und ſie wollten einzeln und mit wenig Geräuſch aufbrechen, um ſich jenſeit der Gaugrenze zu geordnetem Zuge zu ſammeln.

Im erſten Morgenlicht ſtanden die Wagen mit Saatkern und Hausrath bepackt. Ueber dem feſten Bohlengefüge ſpannte ſich die Decke von Leder, die gejochten Rinder brüllten, Frauen und Kinder trieben das Heerdenvieh hinter dem Wagen zuſammen, und große Hunde, die treuen Begleiter der Fahrt, umbellten das Fuhrwerk. Die Geſchlechtsgenoſſen und Nachbarn trugen zum Abſchied herzu, was als Reiſekoſt diente oder ein Andenken an die Heimath ſein konnte. Durchaus nicht fröhlich war der Abſchied, auch dem muthigen Mann bangte heimlich vor der Zukunft. War das neue Land auch nicht endlos weit, faſt Allen war es unbekannt, und unſicher war, ob die Götter der Heimath auch dort Schutz gewährten und ob nicht ſchädliche Würmer und Elbe Vieh und Saat zerſtören wollten oder feindliche Männer die Höfe abbrennen. Auch die Kinder fühlten das Grauen, ſie ſaßen ſtill auf den Säcken und die Kleinen weinten, obgleich die Eltern ihnen Haupt und Hals mit heilkräftigem Kraut umkränzt hatten, das den Göttern lieb iſt. Mit der aufgehenden Sonne erhoben ſich die Fahrenden, der älteſte ihres Geſchlechts oder eine weiſe Mutter ſprach ihnen den Reiſeſegen und Alle flehten murmelnd um gutes Glück und bannten durch Zauberſpruch die ſchädlichen Waldthiere und ſchweifende Räuber. Die anderen Dorfleute aber, welche daheim blieben, blickten ſcheu auf die Wanderer wie auf verlorene Menſchen, unheimlich dünkten ihnen die Frevler, welche ſich von dem Segen der Heimath löſten. Denn immer zog es die Landgenoſſen mächtig nach der Ferne und doch graute ihnen immer vor einem Leben fern von den Heiligthümern, von Sitte und Recht der Heimath.

Die Wagen bewegten ſich knarrend zu den Bergen, von der Höhe ſahen die Wanderer noch einmal nach dem Dorf ihrer Väter zurück und neigten ſich grüßend gegen die unſichtbaren Gewalten der Flur; mancher unzufriedene Geſell warf auch einen Fluch zurück wider ſeine Feinde, die ihm die Heimatherde verleidet hatten. Dann nahm Alle der Bergwald auf. Mühſam war die Fahrt auf ſteinigen Wegen, in welche das Schneewaſſer tiefe Furchen geriſſen hatte, oft mußten die Männer von den Roſſen ſteigen und mit Haue und Spaten die Bahn fahrbar machen, wild erſcholl Ruf und Peitſchenſchlag der Treiber, die Knaben ſprangen hinter den Wagen und hemmten den Rücklauf durch Steine, und doch zerrten die Zugthiere machtlos, bis ein Geſpann dem andern half oder Männer und Frauen die ſtarken Schultern an die Räder ſtemmten. War die Reiſe wegſamer, dann umritten die Männer ſpähend den Zug mit gehobener Waffe, bereit zum Kampf gegen Raubthiere oder rechtloſe Waldläufer. Als die Wanderer aber nach der erſten Tagfahrt das einſame Waldthal erreichten, welches zur Verſammlung beſtimmt war, da wurde die Mühe des Tages über der Freude vergeſſen, Landsleute in der Wildniß vor ſich zu ſehen; hell jauchzten die Kommenden von der Höhe und die Lagernden antworteten mit gleichem Ruf, auch ſolche, die ſich ſonſt wenig gekannt, begrüßten einander wie Brüder. Die Männer traten zu Hauf und Baldhard, ein meßkundiger Mann, bezeichnete den Lagerraum mit Stäben. Dort wurden die Zugthiere abgeſchirrt, die Wagen zu einer Burg zuſammengeſtoßen, und im Ringe herum die

Nachtfeuer auf zuſammengetragenen Steinen entzündet. Während die Hausthiere weideten, von bewaffneten Jünglingen und von den Hunden gehütet, bereiteten die Frauen die Abendkoſt; die Männer aber ſchlugen aus Stangenholz den nächtlichen Pferch für die Heerde, vertheilten die Wachen und holten aus den Wagen was ſie von kräftigem Trunk mitgebracht hatten; dann lagerten ſie und ſprachen bedächtig von dem guten Weideland, das ſie am Irisbach beſeſſen und von dem endloſen Wald im Süden der Berge, wie ſteinig der Baugrund, wie ſteil die Gelände und wie darum dies Bergland ſpärlich bewohnt ſei. Als das Mahl beendet war, wurden die werthvollſten Roſſe und Rinder im Wagenringe geſammelt und die ſchlaftrunkenen Kinder unter dem Lederdach geborgen. Nach ihnen ſtiegen die Frauen in das enge Gemach, nur die Männer ſaßen noch eine Weile beim Trinkhorn geſellt, bis auch ihnen die Augen ſchwer wurden und die kalte Nachtluft ihre Fröhlichkeit hemmte. Da hüllten ſie ſich in Pelze und Decken und legten ſich an die Feuer oder unter die Wagen. Es wurde ſtiller, nur der Wind blies von den Bergen, die Wächter umſchritten den Wagenring und den Pferch und warfen zuweilen Holzſcheite in die lodernden Feuer. Aber unabläſſig bellten die Hunde, denn aus der Ferne klang heiſeres Geheul und um den Flammenring trabten gleich Schatten im aufſteigenden Nebel die begehrlichen Raubthiere.

In ſolcher Weiſe zogen die Wanderer drei Tage langſam durch den Bergwald, der Regen rann auf ſie nieder und der Wind trocknete ihnen die durchnäßten

Kleider. Zuweilen hielten ſie in den Thälern an Höfen ihrer Landsleute, dort trafen ſie entweder wilde Geſellen, die durch den Kampf mit dem Walde gehärtet waren, oder ärmliche Siedler, welche über den rauhen Ackerboden klagten und auch den Reiſenden das Herz ſchwer machten. Am vierten Morgen zogen ſie bei dem hölzernen Thurmgerüſt vorüber, welches an der Landesmark der Thüringe gezimmert war; erſtaunt ſah der Wächter, der im Hofe daneben wohnte und ſonſt wenig um reiſende Haufen zu ſorgen hatte, auf die Fahrenden; dieſe aber riefen ihm laute Grüße zu, denn er war, obgleich nur ein einſamer Waldmann, der letzte ihres Volkes. Von da durchfuhren ſie eine Stunde die Grenzwildniß, unfruchtbare Kieshöhen mit knorrigen Kiefern, wo niemals ein Siedler einen Hof gebaut hatte und ſelten der Schlag einer Axt erklungen war, denn unheimlich lag der Strich und ſchädliche Geiſter fuhren, wie man ſagte, die Grenze entlang, weil ſie ausgeſchloſſen waren von dem Boden, den gute Volksgötter für die ſeßhaften Männer behüteten. Aber jenſeit des Kieferwaldes ſahen die Siedler von der Höhe freudig in ein weites Thal, das mit anſehnlichen Hügeln und dichtem Laubwald eingefaßt war. Dort zog ſich in gewundenem Lauf der Idisbach durch die Wieſen und am Fuß der Anhöhen lagen Höfe und getheiltes Ackerland. Luſtig ſchien die Sonne über das helle Grün und das ſproſſende Laub, die Roſſe ſchnoben als ſie die friſche Thalluft witterten und die Rinder brüllten der Weide entgegen, die Wanderer aber hoben die Arme flehend zu der Göttin auf, welche über dem Thal waltete und die Leben der

Männer wohl zu behüten vermochte, wenn ſie ihr lieb wurden.

Ein reiſiger Mann ſprengte den Wanderern entgegen und wirbelte ſchon von weitem grüßend ſeinen Speer in der Luft, ihm jauchzten die Anſiedler zu, da ſie ihren Landgenoſſen Wolf erkannten; auch die Frauen drängten ſich an ſein Roß und die Kinder ſtreckten die kleinen Hände aus dem Wagen. „Heil ſei euch, liebe Landsleute,“ [illegible]ief Wolf, „vollbracht iſt die Fahrt. Lagert an den Höfen, denn auf jenem Hügel harren die Weiſen des Gaues am Opferſtein den Bund feſt zu machen, damit ihr rechtlich werdet im Volke und eure Landlooſe gewinnet.“ Da rührten ſich Alle mit neuem Eifer und zogen auf trocknem Raſenweg zu Thale.

Und Baldhard begann vertraulich zu Wolf, der neben ihm ritt: „Von der Königsburg der Thüringe fuhrt ihr bei Nacht und Nebel an unſerm Hofe vorüber wie unmenſchliche Geſtalten der Finſterniß. Damals war kaum Zeit dir die Hand zu drücken und die Tage unſerer Reiſe zu bereden. Seitdem haben wir nichts von euch gehört und geſehen, ich hatte große Sorge um euer Geſchick und mußte doch vor den Andern meine Zweifel verbergen.“

Wolf lachte. „Die Vandalen verſtehen die Kunſt ſich unſichtbar zu machen, und ich meine, vor allen Andern ſtammt Berthar der Held von dem Geſchlecht der Waldelbe, denn er tummelt ſich unter dem wilden Farnkraut ſo heimiſch wie wir im Dorfe, auch wenn er als ein Fremder durchreitet. Sogar ihre Roſſe legen ſich im Waldverſteck nieder, wie lauernde Hündlein. Wir ſind ganz ungeſehen über die Grenze geſtoben und in dies Land gedrungen. Hier fanden wir guten Empfang, dein Vater hatte verſorglich Alles bereitet. Mein Herr Ingo waltet jetzt hier als Häuptling und die Bauern der Marwinge werden, wie ich merke, ſeiner froh. Die Leute hier aber wirſt du als altväteriſch und ehrbar erkennen. Sie trinken ihr Bier noch aus dicken Näpfen von Eichenholz, welche wahrhaftig ſchwer zu heben ſind; doch der Trank iſt rühmlich. Wir aber haben ſeither wenig Muße gehabt, ein Theil von uns ſchanzt mit Hammer und Axt auf den Bergen und Andere ſind dem Herrn nach Süden über den Main gefolgt zu den Burgunden. Heut kommt ihr zu guter Stunde, denn der Häuptling, dem ihr euch geloben wollt, iſt grade jetzt zurückgekehrt. Fürſt Ingo erwartet euch beim Volksopfer.“

„Siehſt du den Helden Berthar,“ verſetzte Baldhard, „ſo gib ihm dies von Frida, meiner Schweſter, ſie befahl mir’s ernſtlich, es ſei für ihn im Herrenhofe gewunden.“ Und er legte einen Knäuel in die Hand des Andern.

Von der Lagerſtatt ſchritten die Thüringe einem Berge zu, der ſein rundes Haupt über die anderen Höhen erhob. Vor dem letzten Anſtieg hielt Ingo mit ſeinem Gefolge zu Roß, die Vandalen ſprangen ab, als die Siedler nahten und riefen ihnen frohen Gruß zu. Auch die Thüringe wurden muthig, da ſie den Helden vor ſich ſahen, dem ſie einſt in ihrer Heimath Gaſtrecht gegeben hatten und der ihnen jetzt ein guter Führer in der Gefahr und ein gerechter Richter ſein konnte. Ingo führte die

Schaaren den Berg hinauf zum Opferſtein, wo die Männer des Thales dicht gedrängt ſtanden, vor ihnen Marvalk, der Greis, ihr Opfermann. In drei Haufen ſonderten ſich die Opferer am Stein, dreimal drei Stiere wurden den guten Göttern an den Stein geführt, drei für jedes Volk. Ueber dem Opferkeſſel banden ſich die Männer zu einem Bunde und gelobten den Helden Ingo als Häuptling zu ehren. Darauf wurde im Baumſchatten das Opfermahl ger[illegible]et und Allen erſchien als ein gutes Angebinde, als der Häuptling ſich erhob und ſeinem Volk verkündete, daß der alte Streit um die Landesmark mit den Burgunden verglichen ſei.

Von dem Opfermahl ritt Ingo mit Berthar thalab einer andern Höhe zu, auf welcher die Vandalen ihr Heimweſen ſchanzten. Auf dem Wege ſprach er fröhlich: „So haben wir uns mit zwei Königen vertragen und mögen hier wohl gedeihen, wenn die Götter uns gnädig bleiben. Deinem Kriegszug mit den Burgunden danke ich, daß es mir bei König Gundomar gelang; er grollt jetzt dem Uebermuth der Römer und wird, wie ich hoffe, in der nächſten Zeit Frieden halten.“

„Unterdeß bauen wir uns hier feſt zwiſchen den Steinen,“ lachte Berthar, „und nach wenig Jahren ſoll es auch einem großen Volkskönig ſchwer werden, uns die neuen Sitze zu brechen. Sieh dort, mein König, die Stätte deines eigenen Hofes.“

Von einer waldbewachſenen Berglaite ragte ein ſteiler Felſenhügel wie eine Bergnaſe über das Thal des Idisbaches, von der Höhe dahinter durch eine Einbuchtung geſchieden. Der Berg hob ſich ſtolz aus dem grünen Thal, auf ſeinem Gipfel trug er alte Eichbäume als den einzigen Laubſchmuck. Denn an den Seiten des Berges waren die Stämme gefällt und über der halben Höhe mit Felsgeſtein und Erde zu dichtem Verhau geſchichtet, davor ein Graben gezogen, der ſo weit von dem Gipfel entfernt war, daß keine Wurfwaffe zur Höhe hinaufreichte. Klug hatte der Alte die Rinnſale des Waſſers und kleine Schluchten benutzt, um geſicherte Wege von dem Gipfel zum Ringwall zu führen, damit am Tage des Kampfes die Belagerten auf und ab eilen konnten, ohne daß der Feind aus der Tiefe ſie traf; den verſchanzten Abhang aber hatte er ſo geböſcht, daß von dem beherrſchenden Gipfel Steine und Wurfſpeere freie Bahn niederwärts fanden. Da, wo der Burghügel ſich an die Berglaite ſchloß, war der Graben tiefer, der Wall höher. Auf dieſer Seite ſprang ein ſtarker Quell unter einem Felshaupt hervor, innerhalb des äußeren Walls, nicht ſehr weit vom Gipfel des Berges. Dort hatten die zimmernden Männer den Baumſchatten bewahrt, damit der Zugang zum Quell ſchattig und ſicher ſei. Aber auch der Gipfel des Hügels war geebnet und längs ſeinem Rande ein zweiter Wall aus Steinen und Stammholz geſchichtet. Er umſchloß die Eichen und einen Raum, der groß genug war, um in der Noth Heerdenvieh, Weiber und Kinder der Siedler einzufaſſen. Da wo der ſteile Reitweg vom Thale durch den Ringwall zur Burg führte, ſperrte ein Thor und ein Holzthurm für den Wächter den Zugang. Auf der höchſten Stelle des Gipfels inmitten zwiſchen den Bäumen zimmerten die Mannen Ingo's aus großen Balken die Halle des Königs; daneben bezeichneten Stäbe im Boden die Stellen, wo die Wohnung der Mannen, der Stall für Roſſe und Rinder und die Vorrathsräume erbaut werden ſollten. Damit aber dem König in der Bauzeit das Gemach nicht fehle, war ihm in dem Wipfel der höchſten Eiche ein Baumhaus errichtet. Zwiſchen die ſtarken Aeſte hatten die Knaben wagrechte Balken gefügt, darüber Dielen genagelt, die inneren Eichenzweige abgehauen oder nach außen gezogen, den freien Raum im Laube mit Bohlen ſo umſchlagen, daß zwei Stockwerke übereinander im Wipfel ſtanden. Am Stamm lief die ſchmale Treppe hinauf, jedes der beiden Gemächer war nach unten durch eine Fallthür geſchloſſen.

Freudig ſah Ingo auf die gethane Arbeit. Noch freudiger führte ihn der alte Werkmeiſter von Stelle zu Stelle. „Vogelfrei kamen wir in dies Land,“ ſprach er lachend, „und unter den Vögeln ſoll mein König hauſen, bis Heerdſitz und Halle bereitet iſt. Und ſieh, dort unten am Bach der Schickſalsfrau richten die Knaben der Thüringe bereits die Wagenburg an der Stätte, wo ſie ihr Dorf bauen werden. Zu ihnen ſtellte ich deinen Kämmerer Wolf, denn kundig iſt er ihres Landbrauchs. Sieh weiter hinab in den Grund, dort iſt ein wonniges Land für Rinderheerden und aus dem Walde dahinter ſchreit der Hirſch und brüllt der wilde Ochs. In der Ferne aber nach Süden, wo der Idisbach in den Main rinnt, ſchauſt du die grauen Wälder der Burgunden und die Hügel, auf denen ſie ſich ihre Grenzburgen geſchichtet haben.“

„Das Bauer iſt gezimmert,“ antwortete Ingo, dem Treuen die Hand reichend, „aber die Waldſängerin, die ich darin bergen will, klagt jenſeit der Berge. Das Größte iſt noch zurück. Freudenlos fahre ich umher und die Angſt um das Schickſal der Andern drückt mir den Athem.“

„Nimm dazu meine Botſchaft. Dies ſandte Bero's Tochter aus dem Herrenhofe,“ antwortete Berthar, und zog eine Schnur gereihter Haſelnüſſe hervor. „Merke, mein König, ſinnvoll hat das Mädchen dir die Friſt geſteckt. Die erſte Frucht, halb weiß halb ſchwarz meint die Zeit der Nachtgleiche, jede andere einen folgenden Tag, auf jede ſiebente iſt das Bild des wechſelnden Mondes geritzt, die letzte Nuß iſt ſchwarz und eine Eiſennadel ſteckt darin, dieſe bedeutet, wie ich verſtehe, den Tag, welcher zur Vermählung beſtimmt iſt. Jetzt zähle, Herr. Kurz iſt die Friſt, die dir bleibt; zum letzten Mal hat der Mond gewechſelt.“

Da rief Ingo: „Wähle mir, Vater, die Blutgenoſſen für verwegene That, und rüſte nach dem Brauch unſerer Heimath die Männer und Roſſe für den Vandalenritt in der Schwärze. Du aber flehe mit uns zu den Nachtgeiſtern um Sturm und Finſterniß.“

Ueber den Waldlauben zogen die ſchwarzen Wolken dahin, die Schatten dehnten ſich und glitten wieder zuſammen, bald fuhr es beim Mond vorüber wie Manneshaupt, bald wie goldſchimmernder Fuß eines Roſſes. Von den Bergeshäuptern wälzte ſich dichter Nebel herab, bleigrau wand er ſich um die Höhen, floß in die Thäler und hüllte in greulichen Dämmer, was auf der Erde ragte, Fels und Laub und den ſchreitenden Mann. Der Wind heulte über die Berge langhallenden Klageruf und ſchüttelte die Wipfel der Bäume, daß ſie ihre Aeſte tief gegen das Thal neigten; hier und dort dröhnte es im Walde von ſchwerem Fall, alte Urſtämme, vom Moder gehöhlt, brachen zuſammen, Baum ſtürzte auf Baum und riß die belaſteten, welche unter ihm krachten, tief hinunter in das enge Thal. Schreiend fuhr das Volk der Raben auseinander und wirbelte abwärts in die Kluft, wo die geſcheuchten mit Schnabel und Fängen ſich feſtklammerten. Unten aber rauſchte zornig die Schaumfluth des Baches, ſie ſchwoll gegen die Baumſperre und hob ſich von Fels zu Fels, in tollem Wirbel kreiſten darin die Aeſte und Stämme und der Waſſerſchwall ſchlug an die Berge.

Ueber das Waldgebirge breitete ſich ein fahler Lichtſchein, vielleicht kam er aus dem Boden, vielleicht aus den Wolken des Himmels, undeutlich ſah man die Berge über die ſchwarze Nacht der Thalgründe ragen. Plötzlich flammte ein Blitzſtrahl. Und wilder als Brauſen des Waldes und Gekrach der Bäume klang der Herrenruf des Donnergottes.

Jugo ſtand hoch über dem Gießbach, mit der Fauſt hielt er ſich feſt an einer Wurzel, die ſeitwärts aus dem Boden ragte und ehrfurchtsvoll neigte er ſein Haupt zu Strahl und Donnerton. „Unter den Nachtgöttern, die ich mir zur Hilfe beſchwor, nahſt auch du,“ murmelte er, „ſtarker Gebieter, was kündet dem flehenden Mann die Himmelsflamme, in der du daherfährſt? Mahnſt du mich hinweg von der Menſchenerde in die Lichthallen, und ſoll ich zerbrechen, wie die Waldwipfel im Sturme, oder willſt du mir vergönnen, daß ich der Frucht gleich, die von deinem Baume fällt, feſthafte in den Thälern, wo Menſchen wohnen? Haſt du ein Zeichen für mich, ſo laß mich vernehmen, ob die That, die ich wagen will, mir zum Heile gelingt.“ Da fuhr ein Feuerſtrahl aus der Wolke in den Felſen unter ihm und aus dem Fels flammte blaues Licht dem Blitzſchlag entgegen, der Donner krachte, das Felshaupt löſte ſich und ſank in Sprüngen hinab von der Höhe in das Thal, immer wilder die Sätze und ſchneller der Sprung, es brach durch den Wald und ſplitterte den Stein, bis es in den Gießbach ſchlug, daß der Giſcht hoch gegen den Himmel ſprühte. Aber dem Schlag und Getöſe folgte Stille und aus der Ferne klang mahnend ein Nachtruf von Männerſtimmen. Da rief Ingo in wilder Freude: „Die Hochzeitsknaben höre ich, ſie laden zum Brautlauf; ſegne unſer Werk, großer Gebieter,“ und die Waffe ſchwingend ſprang er durch Wetterwolken und ſchwarze Nacht dem Thale zu.

Der Mond war hinter den Bergen geſchwunden, ſchwarze Nacht deckte die Waldlauben, mit Getöſe fuhren die Sturmrieſen um die Häuſer des Herrenhofes, ſie ſchlugen den eiſigen Regen auf die Dächer, ſchleuderten die Bretter vom Firſt der Halle und ſtießen brüllend gegen die geſchloſſenen Thore. Wer von den Männern im Toben der Nachtgewalten wachte, der barg ſcheu das Haupt in ſeinem Pfühl, ſelbſt die Hofhunde lagen winſelnd in den Hütten und unter der Treppe. Im Gemach der Jungfrau flackerte das Licht der Lampe in der ſcharfen Zugluft, die durch Thür und Wände drang. Irmgard ſaß an ihrem Lager, vor ihr kniete auf dem Boden Frida, hielt mit ihren Armen den Leib der Geſpielin umfaßt und horchte ängſtlich auf das Geheul der Nachtgeiſter.

„Die Windsbraut fährt dahin über die Höfe,“ klagte Irmgard, „gejagt von den Rieſen; wer es wagt, ſein Meſſer in den Wirbel zu werfen, der verwundet, ſo ſagen ſie, das flüchtige Weib. Auch mich hat der Vater mit dem Meſſer bedroht, weil ich auf meinen Knien flehte, mir morgen das Gelübde an den argen Mann zu erlaſſen. Dahin fahren will ich wie die Rieſenbraut, bevor ich dem Verhaßten die heiligen Worte ſage.“

„Sprich nicht ſo furchtbar,“ bat Frida, „daß nicht die Uebermenſchlichen draußen es hören und dich an deine Rede mahnen.“ Und wieder hob ſie ihr Haupt und lauſchte.

„Nicht lange währte die Seligkeit, die mir die Götter ſandten, als er in den Hof trat,“ begann Irmgard wieder. „Damals war ich ſorglos, als die Nachtſängerin mir Gutes ſang und die ſchwarzen Beeren am Fruchtbaum hingen, ſtolz meinte ich im Federkleid über die Männererde zu ſchweben, wenn er zu mir ſprach. Jetzt ſtarre ich allein in die Finſterniß. Haſſen muß ich mich,“ fuhr ſie auf, „daß ich über die eigene Noth klage. Ingo, Geliebter, bitter iſt die Sorge, die ich um mich ſelbſt fühle, aber größer das Leid um dein Geſchick, denn du biſt dahingeſchwunden im Nachtwind, Keiner bringt mir Kunde von dir und ich weiß nicht, denkſt du mein oder haſt du mich vergeſſen, athmeſt du noch in der Fremde, bedrängt wie ich, oder ſoll ich dir den Purpur tragen unter die Erdſcholle.“ Sie ſprang auf und rief: „An meinem Herzen berge ich dein Geheimniß, gebunden bin ich an dein Leben und leben muß ich, bis ich weiß, wo das Haupt meines Königs ruht. Sieh zu, ob der Morgen naht, vor dem ich bebe,“ rief ſie der Geſpielin zu. Frida ſprang an die Fenſteröffnung und ſchob einen Zipfel der Decke zurück, gellend brach ein Windſtoß herein, warf einen Strahl Himmelswaſſer in das Gemach und traf die Wange der Frauen mit kalten Schlägen. „Keinen grauen Schein ſehe ich am Himmel und keinen Klang höre ich als das Stöhnen in der Luft,“ verſetzte Frida und verſchloß wieder die Oeffnung mit Laden und Decke.

„Sei bedankt,“ ſprach Irmgard, „jetzt iſt noch Zeit fröhlich zu ſein. Wenn aber der Morgen kommt, dann werden ſich die Hochzeitsgäſte ſammeln, im Feſtkleid nahen ſie und der Ring wird geſchloſſen, ſie ziehen das Weib hinein, ſie ſprechen ihr die Worte vor und höhnen ſie durch die Frage, ob ſie geloben will. Nein,“ ſchrie ſie. „Dann ſehe ich erſchreckte Geſichter und zornroth eines. Er faßt nach dem Meſſer. Stoß zu!“ Und das Antlitz in den Händen bergend klagte ſie: „Armer Vater, auch dir wird es traurig ſein dein Kind zu verlieren. Denn auf einſamem Pfade fahre ich dahin, über leere Haide gleite ich, durch Eisſtröme wate ich, ſtill iſt der Weg und kalt iſt die Nacht zum Thor der Todesgöttin und um mich herum regen ſich lautlos die ſchwarzen Schatten.“

Die Hausthür erdröhnte und ſprang auf, eine Schattengeſtalt drang herein, eine zweite, ein ganzer Hauf, rieſig die Leiber, ſchwarz die Häupter und ſchwarz das Gewand. Entſetzen faßte die Frauen, als ſie das Nachtgreuel ſahen. Aber aus dem Ring der ſchweigenden und gleitenden Unholde ſprang einer heran. Nur ein Laut, ob ein Schrei, ob ein Seufzer, kam von Irmgard's Lippen, dann ſank eine dunkle Kappe über ihr Haupt, mit Rieſenſtärke ward ſie gefaßt und hinausgetragen in die Sturmnacht. Hinter ihr warf ein anderer der Nachtgeſellen die Hülle über Frida's Haupt und wollte ſie heben. Sie aber ſträubte ſich heftig und obgleich ihr ſchauderte, rief ſie doch: „Freiwillig will ich gehen auf eignem Fuße auch unter Nachtgeſpenſtern; hinter der Bärenkappe merke ich eine röthliche Locke, die ich kenne.“ Im nächſten Augenblick war das Gemach leer, die Thür von außen geſchloſſen, durch eine große Lücke der Hofmauer, welche die Nachtgeſellen gebrochen, ſprangen ſie ins Freie. Unter Sturm und Regen ſchnaubten wilde Roſſe und fuhren Reiter dahin. Und wieder ſchrien die Geiſter des Sturmes gellenden Racheruf und ſchleuderten das Wolkenwaſſer gegen die Dächer des Hofes, aus denen das Herrenkind geſchwunden war.

Als der nächſte Tag ſich neigte, ſchwieg der Sturm und die Sonne färbte mit rothem Abendlicht die Eichen der Idisburg. Da ſprengte aus dem finſtern Walde, der hinter dem Holzring ragte, eine Schaar Reiter dem Burgwall zu. Berthar, der ſelbſt die Thurmwache hielt, eilte an das Thor und rief die Arme hebend den Kommenden lauten Heilgruß entgegen. Die Roſſe ſtoben in den Hof, zwei verhüllte Frauen wurden herabgehoben, Ingo löſte die Kappe der erſten und Irmgard's bleiches Antlitz wurde vom Sonnenlicht beſtrahlt. Die Vandalen warfen ſich vor ihr auf die Knie, ſie faßten ihre Hand und den Saum des Gewandes und riefen jubelnd Heil der Königin. Berthar aber nahte der Regungsloſen ehrfurchtsvoll, faßte ihre Hand und ſprach: „Schließt den Ring, Blutgenoſſen, fleht, daß die hohen Götter den Bund der Könige ſegnen.“ Und er that die heilige Frage der Vermählung an Ingo, Ingbert's Sohn, den König der Vandalen. Darauf wandte ſich der Alte, der an Vaterſtelle ſtand, zu der Jungfrau und that dieſelbe Frage. Da öffneten ſich ihre Lippen zum erſtenmal ſeit der Angſtnacht, aber die bebenden Worte klangen: „Ja, ich will.“ Und die Vandalenfrau barg ihr Angeſicht an der Bruſt des Mannes, der ihr lieb war.

Unter den Eichen wurde das Brautmahl gerüſtet, die Knaben trugen die Holztafeln und ſtellten ſie auf Kreuzhölzer, die ſie gefügt. Auch den Ehrenſitz für den Wirth und die Wirthin hatten ſie vorſorglich gezimmert und mit einer Armlehne erhöht. „Laß dir, edle Herrin, heut zum Willkommen das wilde Mahl deiner Knaben gefallen,“ bat der Alte. „Holzſchüſſeln bieten wir dir ſtatt Silber und zu dem Trunke aus dem Quell und dem Meth, den die Bauern gebraut, das Fleiſch eines Ebers aus deinem Walde. Sei gnädig und hold deinem Volke.“

Und am Abend ſprach Berthar vor der Eiche zu Ingo: „Wie lange ich lebe, oft war ich fröhlich in meinem Sinn, wenn ich auch nur ein ſchweifender Recke war; aber fröhlicher wie zuvor ſtehe ich heut vor meinem Herrn. Denn das Neſt, das wir hier gebaut wie die Habichte über dem Felſen, das dünkt mich gute Arbeit für dich und für eine andere. Und methſelig will ich das Werk rühmen, die guten Bollwerke, die tiefen Gräben, die ſchaffenden Fäuſte der Männer. Mehrerlei Menſchenwerk habe ich geübt und öfter habe ich zerſchlagen als gebaut, aber als die trefflichſte Arbeit lebe ich neben dem Sprunge in die Schlacht die Arbeit der Axt, welche auf herrenloſem Grunde ein Heimweſen ſchafft. Ruhe, mein König, auf bräutlichem Lager; zum erſtenmal ſeit du ein Knabe warſt, ſchlummerſt du als Herr auf eigenem Grunde und legſt den Arm einem Ehegemahl um ihren Hals. Ruhe ſorglos, denn deine Knaben wachen ehrfürchtig im Ringe um das grüne Brautgemach ihres Herrn. Selig war der Tag, ſelig ſei die Nacht und Heil bedeute eurem Leben der Einzug in den Hof.“

## 10.

## Am Quell.

Einmal hatte der Sommer die Eichen auf der Idisburg in das grüne Laubkleid gehüllt und einmal der Winter die Aeſte kahl gefegt, aber hell flammte durch das ganze Jahr das Heerdfeuer des neuen Hofes unter den Bäumen. Jetzt war wieder Sommer und gute Zeit; in langer Reihe zogen die kleinen Lichtwolken am Himmel und unten um den Fuß der Laubhügel in langer Reihe gemächlich die Schafe und Rinder. Zwiſchen den Eichen erhob ſich jetzt ein mächtiger Holzbau, der Herrenſaal. Wer die Stufen hinaufſtieg, trat durch das Thor in die weite Halle, er ſah hinten den heiligen Heerd, über ſich das ſtarke Balkendach, an den Seiten die erhöhte Bühne, dahinter die Eingänge zu den Kammern des Herrn und der Hausfrau. In dem Hofraum davor ſtanden vom Bollwerk überragt das niedrige Schlafhaus der Mannen, die Ställe und Vorrathsräume.

Unter der Eiche, welche das Laubhaus trug, ſaß Irmgard und blickte ſelig vor ſich nieder, denn auf dem Boden lag ihr kleiner Sohn im Lindenſchild ſeines Vaters, und Frida ſchaukelte ihn. Der Kleine griff mit den

Händchen nach einer Biene, die vor ihm ſummte. „Weiche abwärts, Honigträgerin,“ ſcheuchte Irmgard, „und thue dem kleinen Helden kein Leid, er weiß ja noch nicht, daß du eine Waffe unter dem Pelzrock birgſt. Fliege zu deinen Geſpielen und ſei fleißig den ſüßen Seim zu kochen, damit mein Held im Winter an deiner Arbeit ſeine Freude habe. Denn ein junger Burgherr iſt er und wir heben für ihn den Zehnten von allem Guten, das im wilden Walde gedeiht. Sieh Frida, wie er die Fauſt ballt, und wie wild er vor ſich blickt, er wird einſt ein Krieger, den die Männer fürchten. Dort bringt ihm auch der Vater ſeine Jagdbeute,“ rief ſie freudig, hob den Kleinen aus dem Schilde und hielt ihn in die Höhe, als Ingo herzutrat mit Hornbogen und Jagdſpeer, einen erlegten Rehbock auf der Schulter. Der Häuptling beugte ſich über den Sohn und ſtrich ſeinem Weibe grüßend das Lockenhaar, dann legte er das Wild am Baume nieder. „Der Schnellfuß hier kreuzte meinen Weg, als ich über die Berge nach der Burgundenmark ſchritt. Sie iſt nahe genug und man erreicht ſie ohne viele Roßſprünge,“ ſetzte er lachend hinzu. „Einem der Marvinge wurden in der Nacht zwei Rinder aus dem Waldgehege geraubt, wir folgten der Spur, ſie führte über die Grenze und unſere Boten gehen ſüdwärts den Raub einzufordern. Doch ſorge ich, es iſt vergeblich, denn ungerecht ſind die Grenzleute drüben und wir vermögen nicht anders zu unſerer Habe zu kommen, als daß auch wir auf ihrem Grunde in die Heerden fallen. Ueble Heldenarbeit iſt ſolcher Nachtwandel eines Katers, der mauſen geht; doch fordern ſich's die gekränkten Bauern, und der Häuptling darf's nicht weigern.“

„Dafür lachen dir die Landgenoſſen grüßend zu und auch dein Weib freut ſich der Ehre, die ſie ihr erweiſen,“ tröſtete Irmgard.

„Ein gutes Weib habe ich, das um meinetwillen froh iſt,“ verſetzte Ingo. „Dennoch fürchte ich, daß ſie nur ſelten noch einen Sänger hört, der die Thaten ihres Hauswirths rühmt. Heute Nacht träumte mir, daß die Waffen über unſerm Lager klangen, und als ich auffuhr, ſah ich, wie mein Schwert in der Scheide hüpfte. Weißt du, was der Traum bedeutet, du Zeichenkundige?“

„Daß mein König ſich nach Ausfahrt ſehnt,“ verſetzte Irmgard ernſthaft, „hinweg von der Mutter und dem Kinde. Eng iſt der Hof und verborgen dein Hauſen im Walde. Wohl ſehe ich zuweilen die Wolke auf deiner Stirn und höre Kampfesworte von den Lippen des Schlafenden, wenn ich mich über dich beuge.“

„Das iſt Mannesart, wie du weißt,“ verſetzte Ingo, „daheim auf dem Lager die Schwertreiſe zu erſehnen und wieder nach dem Kampfe die Heimkehr an den Hals der Gemahlin. Wohl möglich, daß der Geſang meines Schwertes uns einen Strauß mit den Burgunden wahrſagt, denn ärgerlich ſind die Händel und Gundomar's Geſinnung wird kalt. Sieh dorthin, auch der Alte iſt in einen Zimmermann gewandelt,“ er wies auf Berthar, der mit Axt und großer Ledertaſche über den Hof ſchritt.

„An der Zugbrücke iſt ein Schaden zu heilen,“

erklärte der Held und trat grüßend näher, „und der Hände ſind wenige. Deine Knaben, König, rüſten mit den Landleuten fröhlich das Nachtfeſt der Sommermitte und bereiten die Holzſtöße zu Bergfeuern.“

„Du aber wachſt für uns Alle,“ ſprach Irmgard.

„Vorſicht ziemt dem Wächter, welcher einen Schatz behütet,“ verſetzte Berthar und neigte ſich gegen Irmgard, und bedeutſam fuhr er fort: „Gegen Norden ragt das Giebeldach dieſes Saales und in den Bergen ſammeln ſich die argen Wetter. Nordwärts ſehe ich oft, wenn auch der Tag ſonnenwa[illegible]t wie heut. Verzeihe, Herrin, daß ich ſtille Sorge erwecke. So lange mein alter Geſell Iſanbart athmete, hemmte er wohlgeſinnt die Rachegedanken jenſeit der Berge, denn Herr Answald beachtete ſeine Worte. Seit ſie aber den Hügel über ihm ſchütteten, haben die Feinde allein das Ohr des Häuptlings. Nicht das Volksgeſchrei fürchte ich noch, wohl aber heimliche Rachefahrt über den Wald. Ungern ſehe ich, wenn die Herrin allein in die Thäler wandelt.“

„Soll ich als eine Gefangene leben, Vater?“ frug Irmgard traurig.

„Nur die nächſte Zeit laß dir unſere Sorge gefallen. Manche Wunde vernarbt, iſt doch auch die des Theodulf geheilt und er ſchreitet, wie ſie ſagen, jetzt am Hofe des Königs einher.“

Vom Bollwerk klang laute Rede, der Wächter auf dem Holzgerüſt blies in das Horn und hing an den Ruf luſtige Töne, die gar nicht dazu gehörten. Irmgard lachte. „Es iſt ein Freund,“ ſprach Ingo, „der Wächter will ihm eine Ehre thun." „Volkmar," ſchrie Irmgard und eilte dem Sänger entgegen, der eilig in den Hof trat. Aber ſie hielt an, als ſie in das feierliche Geſicht des Wandrers blickte. „Aus der Heimath kommſt du, doch ich erkenne, einen Freundesgruß bringſt du nicht."

„Von der Königsburg komme ich," begann Volkmar und in ſeinem Antlitz zuckte die Bewegung, als er ſich vor der Herrin und dem Häuptling verneigte, „nur kurz war meine Raſt in den Waldlauben. Herr Answald ließ ſatteln, um nach der Königsburg zu reiten, die Fürſtin ſaß unter den Mägden, ſtill war es im Hofe, Niemand frug, wohin ich ging." Irmgard wandte ſich ab, aber im nächſten Augenblick faßte ſie die Hand des Gemahls und ſah liebevoll zu ihm auf.

„Als Bote des Königs kommſt du," begann Ingo, „ich hoffe, wohlmeinende Sendung trug er dir auf."

„Verſtummt ſind die Lippen des Königs," verſetzte Volkmar, „geendet iſt ſeine Sorge um Königsſtuhl und Schatz, tot fand man ihn auf ſeinem Lager, nachdem er am Abend vorher luſtig unter ſeinen Mannen gezecht hatte. Der Holzſtoß wurde ihm gerichtet und die Flammen loderten um ſeine Leibeshülle." Tiefes Schweigen folgte ſeinen Worten.

„Ein machtvoller Herr war er und ein beherzter Kriegsmann, ein beſſeres Ende habe ich ihm gewünſcht als unter ſeinen trunkenen Leibwächtern," begann erſchüttert Ingo. „Wie er auch gegen Andere gehandelt hat in mürriſchem Argwohn, mir war er ein Gehilfe zu meinem Glück und durch ein ganzes Jahr hat er den Andrang meiner Feinde gehemmt.“

„Den Schlüſſel zur Schatzkammer bewahrt jetzt die Königin für ihren Sohn,“ fuhr der Sänger fort, „ſie herrſcht gewaltig in der Königsburg und ſendet ihre Mannen in das Land. Um die Wette reiten die Edlen an ihrem Hofe Huld zu gewinnen; ſchwerlich wagt Jemand ihrer Herrſchaft zu trotzen. Schon meint Mancher, daß die Fauſt des toten Königs weniger gedrückt habe als die weißen Finger der Frau Giſela. Das kündige ich dir, Fürſt, von Niemandem geſandt, du erwäge, ob es dir Unheil bedeute.“

„Mit gleichem Ernſt berichteſt du Trauriges und Frohes,“ antwortete Ingo lächelnd. „War der König mir nicht ſchädlich, die Königin kenne ich als gütig und edelgeſinnt. Jetzt erſt darf ich mit leichtem Muthe mich meines Glückes rühmen, ſo weit es an dem Willen der Nachbarn hängt.“

„Unſicher iſt die Gunſt einer herriſchen Frau,“ ſprach der Sänger.

„Ein treuer Grenzwart war ich dem toten König, warum ſollte ich ſeinem Sohne weniger ſein? und ſo lange Frau Giſela den Thüringen gebietet, erwarte ich Gutes von dort. Du ſprachſt die Königin.“

„Feindlich ſtach der Blick der Königin, als ſie mich in dem Hauſen ſah. „Denkſt du jemals wieder in meinem Hofe den Mägden deine Reigen zu ſpielen, rief ſie mir zu,“ ſo meide die Bergfahrt. Wenn die Elſter über die Wälder fliegt, rauſt ihr der Habicht die Federn. Viel=

ſchwatzender Bote warſt du dereinſt, ſorge um deine Zunge.“ So winkte ſie mir Entfernung, ich aber eilte flüchtig durch die Wälder hierher, mich trieb die Sorge um dich und die Herrin.“

„War die Sorge auch eitel, dennoch ſei bedankt für deine Treue. Dir hat ein Verläumder die Königin verfeindet. Wie ſie mir geſinnt iſt, habe ich in ſchwerer Stunde erfahren, bewährt iſt die Freundſchaft und gemeinſam der Quell unſeres Blutes. Denn uns Beiden walten die hohen Ahnen im Götterſaal, als zwei Kinder eines Geſchlechtes ſtehen wir unter Fremden auf den beiden Seiten der Berge, ich der Mann und ſie das Weib.“

„Doch nicht dein Weib, Herr,“ warf Berthar ein.

Ingo lachte. „Gleichwol iſt ſie ein Weib und übel ſtünde uns Männern, die Laune einer Frau zu fürchten.

„Noch übler, ihrer Freundſchaft zu vertrauen,“ mahnte der Alte. „Als die Bärin klein war, leckte ſie die Hand des Mannes, den ſie ſpäter im Nacken pakte.“

„Gar zu hartnäckig iſt dein Mißtrauen,“ ſchalt Ingo gutherzig. „Aber ich will die Klugheit üben, die du räthſt. Wir reiten ſelbſt in die Dörfer und laden die Alten zum Rath, ob wir eine Botſchaft ſenden an die neue Königin und vorſichtig auf Rüſtung denken. Iſt die Arbeit unnütz, ſo lachen wir ſpäter der Sorge. Du Volkmar, weile als Gaſt bei uns, bis du erkennſt, daß Frau Giſela dir wieder hold wird; du weißt ſelbſt, wie lieb uns deine Nähe iſt.“

„Verzeih, Herr,“ antwortete der Sänger ernſthaft, „wenn ich meine Fahrt nicht hemme, ſchneller als Sprung des Hirſches und Flug des Falken eilt der Zorn dieſes Weibes. Völlig hat ſie vergeſſen, daß ſie ehedem meine Botenfahrt vor dem toten König rühmte. Meinſt du vor ihr ſicher zu ſein, mir hoffe ich's nicht.“

„Wer darf dem wanderluſtigen Sänger den Fuß hemmen? Mußt du ſcheiden, ſo laß dir's doch gefallen bei der Herrin am Heerde auszuruhen und kehre bald wieder unter unſere Eichen.“

„Ich werde die Stätte wieder aufſuchen, wo die Eichen ſtehen,“ verſetzte der Sänger, ſich über die gebotene Hand des Häuptlings neigend.

Ingo ſchritt mit Berthar zu den Roſſen, Irmgard ſah ihm nach. „Vieler Geheimniſſe biſt du kundig, Volkmar,“ ſprach ſie leiſe, „aber du vermagſt der angſtvollen Frau doch nicht alle Gedanken zu deuten, welche durch das Haupt ihres Gemahls ziehen.“

„Die Gedanken ſchwirren im Haupt, wie Schwalben im Hausdach, ſie fliegen aus und ein,“ tröſtete der Sänger, „du aber gleichſt dem Heerdfeuer im Hauſe, welches Frieden gibt und froh macht; ſorge nicht um die ſchwärmenden Schatten. Doch auch dir, Herrin nahe ich als verſchwiegener Bote. Da ich aus den Waldlauben ſchied, trat Frau Gundrun mit mir zu dem Gehege, worin ſie das Hofgeflügel verwahrt. Sie wies auf ein Storchweibchen und ſprach: „Der Vogel entflog im Sommer dem Hofe, aber vor dem Winter kam er zurück und brachte ſein Junges mit, jetzt füttern wir beide. Eine, die du kennſt, ſchwand von hier, weil ſie die Schwungfedern eines Wanderſchwans erfaßt hatte, trage ihr jetzt ein anderes Reiſezeichen zu.“ Und der Sänger bot ihr das Zeichen, die Flügelfeder eines Storches und die Kielfeder eines jungen Vogels mit einem Faden zuſammengebunden. Irmgard hielt den Gruß ihrer Mutter in der Hand und ihre Thränen fielen darauf: „Frau Adebar, die Störchin flog zum Hofe zurück, weil ihr ein Raubvogel den Wirth ihres Neſtes zerkrallt hatte. Mir aber gebietet mein Herz, den wilden Falken zu widerſtehen, welche gegen meinen Hausherrn die Flügel ſchwingen. Komm, Volkmar, daß ich dir mein armes Storchkind zeige, das jauchzend die kleinen Hände ballt, wenn ſein Vater ſich über ſein Antlitz neigt.“

Am Nachmittag war es ſtill auf der Ringburg. Der Sänger war geſchieden, Ingo eilte mit den Hofgenoſſen durch die Thäler, Frau Irmgard ſtand an dem Quell, der unweit des Hauſes unter einem Felſen hervorrieſelte. Dort hatten die Männer der Herrin einen ſchönen Steintrog gemeißelt, in dem ſich das Waſſer ſammelte. Warm ſchien die Sonne, luſtig plätſcherte das kühle Waſſer und floß aus dem Steintroge thalab; über die Felswand hingen von oben die Aeſte eines Eſchenbaumes als ein ſchirmendes Dach und um den Quell ſtanden Weiden und bargen mit ihrem grauen Blättergewand die Stelle vor fremden Augen.

Irmgard hielt den kleinen Sohn über den heiligen Quell. „Liebe Herrin des rinnenden Waſſers,“ flehte ſie, „ſei hold meinem Kinde, daß ſeine Glieder ſtark werden und ſein Leib wohlgeſtaltet wie der meines Herrn.“ Sie badete den Knaben, welcher ungeduldig ſchrie und mit den Beinchen um ſich ſchlug, ſie rieb ihm den kleinen Leib mit dem Linnentuch, hüllte ihn warm ein, legte ihn auf das Moos und ſprach ihm koſend zu, bis ſein Schreien endete und er die Mutter wieder anlachte. Dann erhob ſie ſich und legte ihr Obergewand ab, daß ſie ungegürtet im Unterkleide ſtand, ſie ſpülte am Waſſer den Saum des durchnäßten Gewandes rein und breitete es aus, wo die Sonnenſtrahlen auf den Raſenweg fielen. „Einſt hatte ich Dienerinnen, welche ſich zu meinem Dienſt aufſchürzten und ſelten rührten meine Hände an Heerd und Trog; jetzt hauſe ich mit Frida und, den Mahlmägden allein in der Wildniß und rauh wird die Hand, ich fürchte, daß das meinen Herrn kränkt. Wäre meine Hand weich wie einſt, ihm würde manches Behagen fehlen. Wie könnte er leben ohne meine Hilfe an der wilden Mark?“ Sie ſah auf ihr Bild, welches in dem bewegten Waſſer hin und her fuhr, und löſte das Band ihrer Haare. Die langen Ringellocken ſanken herab und tauchten mit den Spitzen in das Waſſer, ſie aber ſtarrte in die Fluth und ſprach leiſe: „So gefiel ich ihm einſt; wiſſen möchte ich, ob er noch ſo denkt wie damals, wo er mich im Morgenlicht küßte? oder hat mich der ſtille Gram gewandelt um den Zorn des Vaters und die Trauer der Mutter? Ich berge doch meine Seufzer dem Könige und winde die Hände nur in der Einſamkeit. Ihm aber kränkt die einſame Ruhe den ſtolzen Muth und er ſehnt ſich hinaus zu ruhmvollem Heldenwerk, denn hoch fährt ſein Sinn und er iſt ſein Lebelang gewöhnt den Adlern die Walſtatt zu bereiten. Jetzt birgt er ſein Haupt unter dem Holzdach um meinetwillen.“

So ſenkte ſie das Haupt über den Steinrand in ſchweren Gedanken. Der Thürmer rief und von Tritten klang der Stein, ohne daß ſie darauf achtete. Da ſchnaubte neben ihr ein Roß und eine tiefe Frauenſtimme rief: „Was kauert das Weib am Brunnenrand, ſo gierig ihr eigenes Antlitz zu beſchauen, daß ihr Auge und Ohr verblendet ſind.“

Irmgard fuhr auf. Vor ihr hielt hoch zu Roß eine mächtige Frau, von dem gelben Haar hing ein Schleier herab, über die Schultern und des Roſſes Rücken ein Purpurmantel, von Goldmetall blitzte die Rüſtung des Roſſes und ſein Huf ſtampfte auf dem Linnengewand, das Irmgard ausgebreitet hatte. Und hinter der Fremden ſah ſie das bleiche Antlitz Sintram’s. Die heiße Röthe ſtieg ihr in das Antlitz, ſie wußte wer die Fremde war, vor der ſie ohne Gürtel mit entblößtem Bein ſtand. Aber aus ihrem Auge flammte der Zorn, wie aus dem der Königin. So prüften einander die Frauen ſchweigend mit feindlichen Blicken, dann ſchlug Irmgard ihre Haare wie einen Schleier über die Bruſt und tauchte neben dem Brunnen nieder in das Moos, damit ſie die nackten Beine berge. Sie nahm ihr Kind in den Schooß und hielt es vor ſich. „Iſt das Weib ſtumm, das ſich auf den Boden duckt?“ rief die Königin ihrem Begleiter zurück. „Es iſt Frau Irmgard ſelbſt, Herrin,“ antwortete Sintram. „Die Königin ruft dich, Baſe Irmgard.“

Irmgard blieb unbeweglich ſitzen, aber ſie rief beflehend: „Wende dein Antlitz ab, Sintram, nicht ziemt es dir die Augen auf mich zu richten, während das Roß deiner Königin über meinem Gewande ſtapft."

„Haſt du ſo gut gelernt was dem Weibe geziemt im Hofe deines Vaters, aus dem du entwichen biſt als Dirne eines fremden Mannes?"

„Unwahr ſchmähſt du, wenn du gleich eine Königin biſt," rief ihr Irmgard zornig entgegen, „treu lebe ich meinem verlobten Gemahl. Siehe zu Reitvelle, ob du gleicher Ehre dich rühmen darfſt."

Drohend erhob die Königin den Arm, da klangen Stimmen auf der Höhe. „Hierher Ingo," rief Irmgard außer ſich, „hilf deinem Weibe!" Den ſteilen Fußpfad an ihrer Seite ſprang Ingo herab, erſtaunt ſah er ſein Weib am Boden und vor ihr hoch zu Roſſe die zornige Königin mit ihrem Begleiter. Er ſchritt bei ſeinem Weibe vorüber, und beugte huldigend Haupt und Knie vor Frau Giſela. „Heil der großen Herrin der Thüringe," rief er fröhlich, „in Ehrfurcht grüße ich dein edles Haupt, ſchenke deine Huld dem Hauſe des treuen Vetters." Das Antlitz der Königin wandelte ſich, da ſie den Helden ſo froh in ehrerbietiger Haltung vor ſich ſah und ſie ſprach gütig: „Heil ſei auch dir, mein Vetter."

„Uebt Niemand der Königin den Hofbrauch, daß er ihr vom Roſſe helfe?" rief Ingo und bot der Königin den Fuß und den Arm, damit ſie ſich herabſchwinge. Frau Giſela faßte mit der Hand in ſein lockiges Haar ſich daran zu halten und ließ ſich an ſeinem Fuße herab.

„Verzeih, Baſe Giſela," fuhr Ingo fort, als die

Königin vor ihm auf dem Boden ſtand, „ungebührlich iſt es, daß meine Hausfrau vor den Augen der Königin und eines fremden Mannes entblößt ſitze, leihe ihr huldvoll den Mantel, damit ſie ſich geziemend entferne,“ und behend faßte er ihren Mantel, da wo ihn die Spange feſthielt und zog ihn von den Schultern. Die Königin erblich und trat zurück, Ingo aber ſchlug den Mantel um den Leib ſeiner Frau und befahl ſie erhebend und auf den Weg weiſend: „Verlaß uns.“

Irmgard hüllte ſich und den Knaben in das weite Gewand und ſchritt den Fußpfad hinauf. Ingo aber wandte ſich wieder zur Königin, er ſah, wie dieſe nach Faſſung rang und daß Sintram vom Roſſe geſprungen war und mit gezogenem Schwert herankam. Aber die Königin winkte und Sintram trat gehorſam zurück.

„Dreiſt war die Hand, welche der Königin den Mantel nahm, aber dem Manne geziemt die Ehre ſeines Hauſes zu wahren; du Ingo haſt muthig gebeſſert, was wir im Eifer verſahen und ich zürne dir darum nicht.“ Sie winkte ihrem Begleiter zum zweitenmal, Sintram wich mit den Roſſen weiter abwärts, Ingo ſtand der Herrin allein gegenüber. „So iſt es gekommen, wie ich begehrte,“ begann Frau Giſela, „du biſt vor meinen Augen, Ingo, wie einſt, wo ich dich auf den Stufen der Halle empfing und wie damals nahe ich dir gutgeſinnt.“ Und ernſter fuhr ſie fort: „Du haſt Feinde in meinem Lande, welche dir Unheil ſinnen und laut ſchallt ihr Racheſchrei in der Königsburg; auch meine Heimathgegenoſſen, die Burgunden, erheben, wie ich höre, Klage gegen dein raubendes Volk.“

„Du kennſt den Brauch an den Landmarken, Königin, für den Schaden, den meine Leute durch die Fremden erfuhren, ſetzten ſie ſich ſelbſt das Maaß der Rache; Doch wurde durch meine Genoſſen ein Thüring gekränkt, ſo waren wir eilig dem Geſchädigten Sühne zu leiſten; laß auch du, Königin, dir den Frieden gefallen, den Ingo und ſeine Markleute von deiner Macht erſehnen.“

„Der Held, den ich einſt kannte, hatte höheren Stolz als Kühe der Burgunden in ſeine Ringburg zu treiben,“ ſpottete die Königin.

„Der Mann, welcher unſtät über die Erde ſchweift, zimmert gern ein Dach, unter dem er als Wirth gebietet,“ verſetzte Ingo.

„Unſicher nenne ich das Hausdach,“ verſetzte die Königin, „aus welchem die Hauswirthin durch Volksgeſchrei gefordert wird. Der Vater und der Bräutigam, denen du das Weib geraubt, fordern den Heereszug gegen dich, der junge König bedarf die Hilfe ſeiner Edlen, er kann nicht weigern die Geraubte von dir zurückzufordern und nahe iſt, wie ich fürchte, dir das Verderben, denn mühſam hielt der Königswille bis jetzt die zornigen Männer zurück.“

„Was du drohſt, Königin, zwingt mich, noch feſter in meinem Hofe zu ſtehen, iſt Kriegsthat nahe, mir iſt ſie willkommen, roſtig wird das Schwert, das am Heerde hängt.“

„Thörichter Mann,“ rief die Königin näher tretend,

„ganz ahnungslos lebſt du im Walde, während von allen Seiten die Jäger gegen dich ziehen. Der Cäſar begann neue Kriegsfahrt gegen die Alemannen, auch dich ſucht ſeine Rache; den Burgunden hat er Bündniß geboten und Gundomar hat ſein Volksheer geladen.“

„Den Cäſar nennſt du,“ rief Ingo. „Dank für die gute Botſchaft, Königin! Darum klang mein Schwert und dort naht der Kämpfer, den ich mir bei Tag und Nacht erſehne.“ Seine Augen leuchteten und ſeine Hand fuhr nach der Waffe.

„Gut ſprichſt du, Held,“ rief Giſela ſelbſt ergriffen von ſeiner Gluth, „verlorene Mühe wäre es, dich durch Gefahren zu ſchrecken. Die Warnung trage ich zu, denn ruhmvollere Genoſſenſchaft weiß ich für dich, als unter den Bauern des Waldes und der Mark. Ingo, mein Vetter, du biſt es, dem ich lieber als einem andern Mann den jungen König und mich ſelbſt anvertraue; einen Helden begehre ich, der dem Volksheer vorſchreitet in der Schlacht und der meinen Sohn lehrt wie man Ruhm gewinnt. Zu ſolcher Hoheit habe ich dich erkoren und dich für die Königsburg zu werben, bin ich hier.“

Ingo ſtand erſchüttert, heftig wirbelten ihm die Gedanken durch das Haupt. Vor ſich ſah er das ſchöne Weib in der Königskrone, die Hand hielt ſie ihm entgegen, was die Sehnſucht und Glück des ſtolzeſten Helden war, das trug ſie ihm bittend zu.

„Du warſt ein Knabe,“ fuhr Frau Giſela in tiefer Bewegung fort, „da legten die Väter meine Hand in die deine, du wurdeſt ein Held, gerühmt von den Völkern und ich ein unzufriedenes Weib in der Königsburg, da ſtrichſt du wieder mit deinem Finger ſchmeichelnd über meine Hand. Was dich von der Königin trennte iſt ſeitdem auf dem Scheiterhaufen dahin geledert. Nun komme ich und lade mir den erlauchteſten aller He[illegible] in dieſen Ländern. Beide flehen wir zu demſelben hohen Gott, die Enkel zum Ahnen, denn aus dem Geſchlecht der Götter ſtammen wir beide, hoch dürfen wir das Haupt erheben über alles Volk der Menſchenerde, du und ich, wir ſind durch die Unſichtbaren ſelbſt geweiht zu Herrſchern des Volkes.“ Als Ingo von den Lippen der Andern dieſelben Worte vernahm, die er ſelbſt geſprochen hatte, da ſah er wie betäubt auf die Herrin, die einer Göttin gleich über ſein Schickſal ſann. — Von der Höhe rauſchte es, der Mantel der Königin fiel herab, in der Ferne verklang das leiſe Wimmern eines Kindes.

„Dies iſt der Schmuck, der geliebtem Helden gebührt,“ rief die Königin und rührte mit der Hand ſeine Schulter. Ingo hob das Haupt.

„Eine leiſe Stimme höre ich in meiner Noth,“ ſagte er vor ſich hin, „meinen kleinen Sohn höre ich über mich klagen und wie einer, der aus dem Traume erwacht, ſtehe ich vor der Königin. An Eine bin ich gebunden, die mir theurer iſt als mein Leben. Alles hat ſie für mich verlaſſen, im Ringe der Blutgenoſſen habe ich ihr gelobt, daß ich um ſie ſorgen will wie ihr Vater und mit ihr allein das Lager theilen als ihr ächter Gemahl.“ Wie darf ich ſie meiden und zur Königsburg ziehen?“

„Nicht weiter, Ingo,“ rief Frau Giſela und ihr Antlitz ſlammte, gedenke, daß du auch mir die Hand gereicht, denke jener Nacht, wo ich das Schwert des toten Königs gehalten. Damals, wo ich dir dein Leben bewahrte, haben die Unſichtbaren mein Schickſal an deines gebunden. Mir gehörſt du an, mir allein und theuren Preis habe ich für dich gezahlt.“

„Hochherzig und als Heldin haſt du dich mir erwieſen,“ verſetzte Ingo, „und dankbar bleibe ich dir, ſo lange ich athme.“

„Pfui über den kalten Gruß,“ rief die Königin außer ſich, „und pfui über den Helden, der mit höflichen Worten dankbar iſt, daß ein Weib ſich für ihn mit dem Fluch der Todesgötter belaſtet. Verſtehſt du ſo wenig, was ich gethan, da ich dem eigenen Eheherrn das Schwert band? Die böſen Gewalten habe ich heraufbeſchworen gegen mein eigenes Leben, Argwohn und den lauernden Haß; Galle war ſeitdem mein Trank und der eines Andern, verdächtig jedes Wort und ruhelos jede Nacht. Ob ich noch ferner im Licht athmen würde, wenn der Andere fortfuhr mit ſeinen wilden Knaben zu zechen, das war meine Sorge, herznagende Sorge bei Tag und Nacht.“

„Haſt du Todesnoth ertragen um meinetwegen,“ ſprach Ingo bewegt, „ſo rufe mich, wenn dich Gefahr bedrängt und willig werde ich mit meinem Blut zahlen, was ich von deiner Laſt zu tragen habe.“

Die Königin hörte kaum ſeine Worte, ſie trat nahe zu ihm und flüſterte mit heiſerer Stimme: „Biſt du ſo willig, Trauter? wohl möglich, daß der Andere nicht geſtorben wäre, hätteſt du nicht in jener Nacht in meinem Gemach geſtanden."

Der Held fuhr zurück, ſeine Wange erblich, aber kalt war ſein Blick als er antwortete: „Meinſt du, Kö[illegible], daß du meinem Herzen lieber wurdeſt, wenn du um mei[illegible]willen ſchwere That auf dein Leben nahmſt?"

„Was ſtarrſt du mich an, wie von Stein," ſchrie Frau Giſela, ſie faßte ſeinen Arm und ſchüttelte ihn: „Nicht dürfen wir zwei, du und ich, nebeneinander noch auf der Männererde dauern, wenn du mir nicht folgſt."

Zornig löſte ſich der Held von ihrer Hand. „Haſt du durch heimliches Nachtwerk auch auf mein Haupt den Zorn der Rachegötter geſammelt, ich bin bereit die Buße zu zahlen, aber frei von dir, nicht als Knecht an dein Leben gebunden."

Die Königin ſah ſcharf in ſein Angeſicht, langſam hob ſich ihr Arm und die Hand ballte ſich drohend. „Geworfen ſind die Stäbe, in welche die Schickſalsfrau deine und meine Zukunft ritzte. Du haſt gewählt, Ingo, und das Zeichen, das du gefunden, bedeutet Noth." Sie wandte ſich ab, krampfig hob ſich der Leib, aber thränenlos blieb das Auge und ſteinern war ihr Antlitz als ſie auf die untergehende Sonne weiſend, halblaut ſagte: „Auf morgen." Eilig ſchritt ſie zu den Roſſen. Ingo ſchleuderte den Königsmantel mit dem Fuße den Berg hinab und ſprang auf dem Wege, den Irmgard gegangen, ſeinem Hofe zu.

## 11.

## Der Wetterſchlag.

Durch die enge Pforte, welche vom Quell in den Burghof führte, eilte Ingo zum Thor. Er fand das verſchloſſene mit ſeinen Mannen beſetzt, auf dem Thurmgerüſt rief ihm Berthar entgegen: „Sieh abwärts, mein König, dort im Thale reitet die Frau mit ihren Geſellen der Landmark zu. So flüchtig ſtiebt Keiner dahin, der ſorgloſen Muthes iſt.“

„Sie ſchied im Zorn, Vater.“

Berthar erkannte in der umwölkten Miene des Häuptlings, was dieſer nicht ausſprach. „Scheucht der Hirt einen männlichen Wolf aus dem Pferch, ſo meidet der Gehetzte die Wiederkehr drei Tage lang, die hungrige Wölfin aber wagt in der nächſten Nacht neuen Einbruch. Hirt der Marvinge, wann erwarteſt du den Sprung gegen deine Hürden?“

„Zu morgen,“ verſetzte Ingo.

Der Alte nickte. „Nicht geheuer iſt's dort im Norden. Auf der Warte, die wir an deiner Landmark zimmerten, ſteht Radgais, er iſt einer der klügſten, und ich meine nicht, daß er ſchläft, denn er hat den Sänger Volkmar angerufen und weiß, daß der Löffel einer Königin den Thüringen neuen Brei einrührt. Dennoch ſtieg kein Rauch von ſeiner Höhe, hell iſt der Tag und klar die Luft, ich fürchte, Herr, nicht freiwillig ſchloß er [illegible] Augen."

„Die Königin ritt auf Waldwegen, die Warte zu meiden," verſetzte Ingo. In dem Augenblick aber, wo er ausſpähte, hob ſich nordwärts am goldenen Abendhimmel ein weißer Dampf, höher ſtieg die Rauchſäule und färbte ſich ſchwärzer.

„Wir verſtehen die Warnung," rief Berthar, „die Knaben der Königin brechen über die Grenze. Herzlich wünſche ich, daß ihnen der Wächter entrinnt."

„Schaue auch nach Süden, Berthar, dort hebt ſich gegen uns der alte Feind. Zum drittenmal wirbt der Cäſar um unſern Leib, diesmal fordert er von den Burgunden, daß ſie uns austilgen. Die Königin drohte mit den Waffen ihres Bruders Gundemar."

Wieder ſah der Alte in das Angeſicht des Häuptlings und merkte an der harten Miene, daß der Andere an ſchweren Kampf dachte. Da zog er ſeinen Leibgurt feſter und ſprach mit wildem Lächeln: „Die Friſt iſt kurz, für zwei Könige den Hof zu ſchmücken. Doch behend ſind deine Knaben, längſt waren wir ſolcher Ehre gewärtig und wer ungeladen in unſerm Ringe ſchmauſen will, der wird wohl ſelbſt ein Schmaus für Rabe und Aar. Befiehl, mein König, deine Knaben ſind bereit zu fechten."

„Entzünde das Nothfeuer," gebot Ingo, „ſende Späher nach der Südmark und warne in den Dörfern der altſäſſigen Bauern, daß ſie ihr wehrloſes Volk und die Heerden in ihrem Waldringe bergen und uns von Bewaffneten ſenden, was ſie vermögen.“

Da rief Berthar mit mächtiger Stimme den Kriegsgeſang der Vandalen über den Hof: „Wohlauf, ihr Schwanenſöhne, in die Waffen, tragt das Eiſenbecken und entzündet die Harzflamme; ruhmreicheren Tanz beginnt ihr heute Nacht als um brennende Klötze.“

Gleich darauf loderte von der Höhe ein mächtiges Feuer und gewappnete Männer jagten zu Roß den Berg hinab.

Irmgard ſaß in dem hohen Brautgemach, das ihr einſt die Vandalen zwiſchen dem Eichenlaub gezimmert hatten. In der Hand hielt ſie das warnende Zeichen der Mutter. Sie ſtarrte darüber hinweg in das Leere. Als ſie unten im Burgringe den Schritt des Gemahls vernahm, wandte ſie die Augen nach ihm, ob er zu ihr treten würde. Doch er ſprach mit Berthar. Endlich ſtieg er herauf, und vor ſie tretend begann er: „Der Mantel der Königin flog nach der Tiefe, die Frau wich zornig von unſeren Bergen.“

„Auf dem Felſen lag ich über dem Brunnen, die Angſt warf mich zu Boden und die Schaam. Da hörte ich Rede und Gegenrede, ich ſah wie mein Hauswirth ſich zu dem fremden Weib neigte und ich hörte wie ſie ihr Recht forderte an ſeinem Leben.“

„Dann haſt du auch gehört, daß ich widerſprach,“ verſetzte er gutherzig.

„Die Worte verklangen, denn mein Sohn wimmerte und ich trug ihn auf das Lager des Vaters, ob er ihm eine Stiefmutter findet."

„Irmgard!" rief der Gemahl erſchrocken, „was ſinnſt du?"

„Meinſt du, daß ich liegen will an deinem Wege, wie ein Stein, der deinen Fuß von Heldenthum und Königskrone ſcheidet? Ich höre, meine Volksgenoſſen ſagen, daß ich dir nicht vermählt bin zu rechter Ehe. und ſchmachvoll war der Gruß, den die Königin mir bot. Wenn du die Dirne heimwärts ſendeſt, wird die Königin dir wieder hold, wie ſie zuvor war."

„Du biſt gekränkt und hart ſchneiden deine Worte," verſetzte Inge, „ich aber meine, nicht du ſollſt daran denken das Tuch zwiſchen uns zu zerſchneiden, denn eine andere ſinnt darauf mit argen Gedanken. Sie will den Gemahl von dir löſen; doch nicht wie du wähnſt, um ihm ein Königslager zu bereiten. Denn auf eine andere Ruheſtätte denken ſie für den landfremden Inge, und ſie wälzen dort unten im Thal die Steine, um ihn zu bergen in der lichtloſen Kammer."

Irmgard fuhr wild auf, wie von einer Schlange geſtochen. Er aber zog die Widerwillige an ſich und ſprach ihr zärtlich zu: „Mühſelig war meine Fahrt über die Männererde, ich war noch ein Knabe, da mußte ich wie ein Raubthier durch die Thäler traben mir Beute zu holen, die mein Leben friſtete, während die Jäger auf meiner Fährte ſchlichen. Mehrmals war mir der Tag verleidet, wenn ich demüthig die Knöchlein an fremdem Tiſch begehrte, und den kalten Blick des Gaſtfreundes ſah.

Dennoch meine ich, nicht ganz unrühmlich bin ich durch die Schlachtreihen der Feinde gedrungen und ehrlich habe ich geworben, daß mir dereinſt ein Freudenſitz werde in der Halle der Helden. Damals erſchien mir der letzte Sprung in die Schaar der Feinde als das beſte Glück; und wenn der Schlachtgeſang ſummte, dann hörte ich, daß die Unſterblichen ihren Enkel hinaufriefen in ihr Gefolge. Erſt ſeit ich dich ſah und du mir lieber wurdeſt als mein eigenes Leben, fand ich viele Freude in dieſer Welt und behaglich ſchien mir's oft, im Sonnenſchein über den Thälern zu ſitzen und zu lachen, wenn die Böcklein in unſerem Hofe gegen einander ſprangen und meine Kampfgeſellen in der Butte die wilden Waben heimbrachten. Aber da die Götter mir ſolches Glück gewährten, theilten ſie mir auch zu, daß es dauerlos ſein ſollte und leidvoll für dich, die mir lieb iſt. Durch frechen Hofraub mußte ich dich gewinnen. Aermer biſt du als mein Weib denn daheim. Niemand rief dir Heil als meine wilden Genoſſen und die Siedler, welche ſich mir zugeſchworen haben, weil ſie daheim ſchlechtes Glück fanden. Ich habe es oft gewußt, wenn du neben dem Gebannten deine Thränen verbargſt und die Seufzer nach der Heimath. Heut haben die Ueberirdiſchen mich gemahnt als der Mantel fiel. Wohl iſt es möglich mein Weib, daß ſie mich zu ſich laden wollen, darum ſorge ich jetzt, daß die Ausfahrt ruhmvoll ſei und ſchädlich den Feinden."

„Reite aus dem Holzring," rief Irmgard, „und baue dir in der Fremde ein neues Heimweſen."

„Das Wildthier ſchlüpft aus ſeinem Lager, wenn die Meute rennt, nicht der Wirth eines Volkes.“

„Du lebteſt verborgen ein ſeliges Jahr, deinen Knaben hobſt du im Schilde und dein Weib hing an deinem Hals. Denke auch daran, Ingo, bevor du wählſt.“ Angſtvoll ſtarrte ſie ihm ins Geſicht.

Ingo trat noch einmal zu den kleinen Lichtöffnungen und ſpähte nach allen Seiten in die dämmrige Landſchaft. Wie rothes Gold leuchtete der Himmel und unten im Thale ſtieg der Nebel aus dem Bach. Er ſah auf die geſchwungenen Hügel, die dunklen Wälder, die fruchtbare Flur; dann wandte er ſich zu ſeinem Weibe und umfing ſie: „Als der Sänger in der Halle ſang und du vor Allen den Fremdling ehrteſt, da wurde ich dir lieb, weil ich den Helden voranſchritt auf dem Todespfade. Was hat deinen Sinn gewandelt, Vandalenfrau?“

„Die Angſt, die ich fühlte, dich zu verlieren,“ antwortete Irmgard leiſe und barg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt.

Ingo hielt ſie feſt umſchlungen: „Mein Haupt trug ich hoch als Heimathloſer, fröhlich genoß ich das Glück des Tages, weil ich das Leben für wenig hielt gegen ruhmvollen Tod, ſtolz war ich, treu zu ſein Jedem, dem ich mich gelobt und furchtbar meinen Feinden. Wer dieſen Stolz mir demüthigen will, den töte ich, oder er trifft mich. Stolzer aber als ſonſt bereite ich diesmal den Kampf. Denn gewaltig naht der Feinde Drang, wie nie zuvor, und du Geliebte ſollſt mit deinen Augen ſchauen, ob der Sänger den Helden dir wahrhaft gerühmt hat. Rüſte dich Fürſtin zum Ehrentage deines

Gemahls, denn bald hörſt du um dein Brautgemach das wilde Lied deiner Schwäne und über den Wolken ſchauſt du die Himmelsbrücke, auf welcher die Helden ſich aufwärts heben.“

Dunkler wurden die Schatten der Nacht, das Rothfeuer flammte und warf rothes Licht und Rußwolken über den Hof, auf dem die Männer ſich zur Abwehr rüſteten. Sie räumten die Hofſtätte von Karren und Geräth, trugen die Wurfſpeere und häuften die Steine; auch die Mägde halfen, ſie holten in vielen Trachten das Waſſer aus dem Quell und füllten die Fäſſer und Bottiche an der Halle. Boten der Dorfleute rannten in den Hof, reiſige Männer ſprengten ab und zu und Befehlsworte der Führer klangen in dem umhegten Raum.

Irmgard ſtieg mit Frida aus der hohen Kammer herab. Niedergerungen war ihr Zweifel und wie getragen durch einer Göttin Kraft ſchritt ſie über den Hof. Berthar lachte vergnügt, da ſie ihm nahte. Er erhob ſich ſchnell vom Boden, wo er an einer großen Wurfſchleuder hämmerte, und grüßte ſie wie ein Krieger ſeinen Häuptling. „So freut mich's, die Königin geſchmückt zu ſehen, das Licht des Antlitzes freut mich und der Goldſchmuck auf der Bruſt. Das Hochfeſt rühme ich, wo die Braut in ſo reichem Schmucke wandelt. Denn luſtiger fechten wir Knaben, wenn wir die Herrin ſchauen, die ſich wie eine Schlachtenjungfrau über den Krieger beugt. Du aber, höre noch vertrauliche Rede des Alten. Eine gute Herrin warſt du den wilden Knaben in friedlicher Zeit, du haſt geſorgt für Alle und warſt ſtolz gegen Jeden, wie einer klugen Wirthin ziemt, auf daß nicht ein dreiſter Blick und ein unziemlicher Scherz der Methtrunkenen ſich zu dir hinaufwage. Jetzt aber, wenn dir's gefällt, zeige den Männern freundlichen Sinn, ſprich gütig zu Jedem und theile reichlich den Vorrath, den du in Keller und Scheuer behüteſt. Denn ich ſorge nicht, daß uns Speiſe und Trank noch mangeln wird, ſo lange wir fechten; und Mancher ſchlägt grimmiger und wirft ſtärker die Waffen, wenn er unter ſeinen Genoſſen durch Meth und anſehnliche Zukoſt geehrt wird. Bisher haben wir nur auf die Räuber der Burgunden gelauert, diesmal gibt's Arbeit, von der auch ſpätere Geſchlechter erzählen.“

Irmgard reichte die Hand, die der Alte ehrfurchtsvoll faßte: „Für mich iſt alles gekommen, wie ich es immer erſehnte, fuhr er fort, „kurzes Feld und heißer Kampf, und ich an der Schulter meines Herrn. Nur daß der Haufe ſo klein iſt, der mit ihm über die Walſtatt ſchreitet, das macht mir Sorge. Denn lieber zählt der Kriegsgott auf ſeiner Flur die Schocke der gemähten Männer, als die einzelnen Halme.“

„Komm heran, Wolf,“ rief Berthar dem jungen Thüring zu, „du haſt eine gute Art mit den Weibern zu verkehren, und ſie rühmen dich als Reigentänzer. Darum ſollſt du als Frauenvogt wachen. Führe die Weiber an, wenn ſie die Steine vom Felſen rollen und wenn ſie die Eimer ſchwingen gegen einen Brandpfeil auf dem Giebeldach. Hebe die Felle der Rinder und Hirſche, die wir geſammelt, aus der Grube und breite das genetzte Leder über das Holzdach, denn als beſter Schutz gegen Wurffeuer dient uns nächſt dem Baumlaub das naſſe Fell.“

„Näher dem Herrn meinte ich zu ſtehen,“ verſetzte Wolf unzufrieden.

„Niemand wird dir wehren, zur rechten Zeit deinen Sprung zu thun,“ tröſtete der Alte, „aber rühmlicher als du wähnſt iſt dein Werk, denn ich merke, auch die dort draußen werden in Frauenweiſe darum kämpfen, ob dem einem oder dem andern das Mus verbrenne.“

„Du meinſt, Vater, es wird ein heißer Tag für manchen von uns.“

„Für manchen von ihnen, ſo ziemt ſich zu reden,“ verſetzte Berthar. „Sorge nur darum, daß du als ſchmucker Knabe den hohen Schickſalsfrauen gefällſt.“

„Nicht an mich dachte ich,“ antwortete Wolf und blickte über die Schultern nach dem Hauſe.

„Sieh nicht rückwärts, iſt Geſetz im Männerkampf. Alles, was hinter dir wandelt, mag für ſich ſelbſt ſorgen, nur die vor dir ſind, darfſt du ſehen.“

Als Wolf die Bündel der naſſen Felle mit einem Seile auf das Dach ziehen wollte, ſtellte ſich Frida zu ihm und begann ſpöttiſch: „Zu rühmlichem Dienſt biſt du erkoren, übel riechen die Teppiche, welche du über uns breiteſt. Wirſt du der Kämmerer, der uns Frauen beſchützt, ſo bleiben die Feinde uns willig zehn Schritt vom Leibe und heben die Naſe abwärts mit Grauen.“

„Wäre ich Häuptling,“ verſetzte Wolf ärgerlich, „ich ſtellte dich über das Thor vor allem Heere, auf daß du den Feinden durch ſcharfe Worte das Herz verwundeſt. Hilf mir die Leiter im Innern des Saals zu der Dachluke heben und halte die Seile, damit ich oben die Felle löſe.“

Willig folgte Frida ſeinem Rath und als er Alles gebreitet hatte und von der Höhe herabkam, ſah er ſich in dem leeren Raume um und gab ihr ſchnell einen Kuß. Frida ſträubte ſich nicht, ſondern zog plötzlich ein Band hervor und ſprach: „Halte den Arm, Wolf, daß ich mich dir verbinde. Schauen wir morgen den Abend, ſo will ich dir angehören als dein Weib. Oft war ich widerwärtig gegen dich, heut ſage ich dir, daß du mir lieb biſt und kein Anderer.“ Sie band ihm den Arm, er aber rief: „Den Zorn der Königin will ich rühmen, der meiner Diſtel den Stachel nahm.“ Sie küßte ihn herzlich, dann riß ſie ſich los und ſprang zu den Mägden.

Unter der Mondſichel trieben wieder die Wolken dahin, wilde Geſtalten, Menſchenleib und Pferdegebein, bald von gelbem Lichte umſäumt, bald kohlſchwarz in grauer Dämmerung. Aus dem Idisbach wand und ballte ſich der Nebel und ſtieg aufwärts gegen den Ringwall und die Burg. Thiergeſchrei und Menſchenſtimmen ſchallten um das Burgthor, auf den Pfaden aus der Tiefe führten die Dorfleute Roſſe und Rinder und die braunwolligen Schafe. Mit dem Lindenſchild ſchritten die Männer und trieben mit dem Speer die Heerden zur Eile, hochbepackt mit Hausrath eilten die Weiber und Kinder. Gramvoll war ihnen der Weg zur Höhe, denn wer ſich rückwärts wandte der ſorgte, ob er auch in den Hof, den er ſich jüngſt gebaut, lebend zurückkehren, oder ob der Hof ſelbſt in Flammen lodern werde. An der Sperre des unteren Ringwalls drängten ſich die Flüchtigen, und der Vandale, welcher dort den [illegible]gang hütete, mußte anweiſen und ſchreien, daß ſie in dem Dunkel nicht vom Pfade wichen, der zum Thor führte. Auf dem Gipfel füllte ſich der Burgraum mit Menſchen und Heerdenvieh. Die Rinder brüllten, die Roſſe fuhren wild umher und die Weiber drückten ſich mit ihren Bündeln an den Holzwall. Aber Berthar mahnte die Männer, die Hofthiere in Reihen zu ſtellen, die Schafe mit einem Pferch zu umſchließen. In der Mitte des Raumes flammte ein Feuer, dort brodelten die Töpfe für die Darbenden und der Schenk zapfte den Durſtigen Bier, das ſie reichlich begehrten. Berthar ſchritt von einem der Männer zum andern, bot ihnen würdig wie in friedlicher Zeit den Gruß, frug nach der Meinung und prüfte dabei verſtändig ihre Zahl und den Muth. „Was ſäumen die Nachbarn vom andern Ufer des Bachs, wo ſind die armfeſten Bauern vom Ahornwald und dem Finkenquell?“ rief er dem Thüring Baldhard zu: „Hat den Marvingen der weiße Nebel den Sinn geblendet, daß ſie den Schrei des Thürmers nicht hörten und den Feuerſchein nicht ſahen?“

„Langſam regen ſie ihre Glieder,“ verſetzte Baldhard bekümmert, „Heerdenvieh und Karren ſah ich abwärts treiben zu ihren Heiligthümern im Walde, ſie werden nicht eilig ſein, Roſſe- und Kinder zu verlaſſen. Dennoch wäre ihnen Eile rathſam, denn im letzten Zwielicht zog eine Schaar vom Norden her den Bach entlang, Schilde glänzten und Eiſenkappen. Und ich argwöhne, es ſind die wilden Knaben der Königin, welche in den Höfen jenſeits ein Nachtlager ſuchen.“

Auf dem Pfad aus der Tiefe ſprengte ein Reiter heran, wild fuhr er auf ſchaumbedecktem Roß durch das Thor und winkte im Jagen dem Alten zu. „Radgais!“ rief dieſer und eilte ihm nach zu dem Saal, wo Ingo mit den Aelteſten der Dorfgenoſſen die Meldung der Krieger empfing. Der Bote ſprang grüßend ab. „In hellem Haufen drangen die Königsknaben durch unſere Mark, es iſt ihr ganzer Schwarm, dazu Mannen des Theodulf. Mühſam entrann ich über die Berge, nachdem ich das Strohfeuer entzündet. Sie aber halten ſich hinter den Bäumen im Thale, denn ſchwerlich ſind ihrer mehr als hundert Schilde.“

„Sahſt du die Königin?“

„Außer Theodulf nur den alten Räuber Hadubald.“

„Warf Frau Giſela keine größere Schaar in die Sättel,“ ſprach Berthar verächtlich, „ſo mögen wenige ihrer Treuen den heimiſchen Trinkkrug wiederſchauen.“

„Dort naht Einer vom Main, der andere Gäſte meldet,“ verſetzte Ingo. Walbrand, der Vandale ſtob heran.

„Als ich, mein König, gen Süden durch den Kieferwald kam, um über die Landesmark zu ſpähen, da hörte ich auf dem Saumpfad Klappern der Schilde. Ich barg mein Roß und wand mich zu Fuß durch das Dickicht; in langem Zuge kam's heran, ein Heer der Burgunden aus drei Haufen geſchaart, Fußvolk und Reiter. Neben dem Führer ritt ein fremder Geſell, ein Römer war's von der Leibwache des Cäſars, die man Protectoren nennt, ich erkannte den Helm und die Rüſtung und hörte ſein Lachen und römiſche Worte. Sorglos wateten ſie heran im Sande, ohne Vortrab und Späher, ganz ſicher des Sieges. Mit wenig Begleitern hätte ich ihnen Grauen erregt. Aus dem Dickicht brüllte ich gegen ſie wie der Nachtrabe brüllt, da hielten ſie erſchreckt an und ſahen durch die Bäume nach den Wolken. Ich aber warf hinter den Stämmen hervor meine Waffe gegen den Römer. Der Held fiel in den Sand und ſtöhnte, ſie aber ſchrieen laut auf, und ich entſprang in das Dunkel. Ich hoffe, ein übles Vorzeichen wird es ihnen."

„Wir rühmen die Sorge der Königin," ſprach Ingo, „daß ſie ein fremdes Heer gegen meine Mannen in Harniſch ruft. Traute ſie dem guten Willen der Thüringe ſo wenig, daß ſie ihr Heimatvolk zum Schwerttanze lud? Wo ſcheuchteſt du ihre Helden durch den Sang des Vogels?"

„Auf halbem Wege zwiſchen hier und dem Main," antwortete Walbrand, „ich ſah noch, wie ſie erſtaunt anhielten und zur Nacht lagerten. Spät erwachen die Burgunden; wenn ſie ſich auch eilen, ſtehen ſie doch nicht, bevor der Morgen warm wird, im Thale. Pferdetritte merkte ich unten im Nebel jenſeit des Baches."

Ingo winkte ihm Entlaſſung und ſprach zu Berthar: „Sorge, mein Vater, daß Alle ſchlafen außer den Wächtern, denn morgen werden ſie Augen brauchen, welche feſt in ihren Köpfen ſtehn und geruhte Glieder. Halte gute Wache am Thor, damit nicht unter dem flüchtigen Anzug ein Feind zuſchleiche. Im Morgenlicht ſammeln wir die Bauern und zählen die Häupter. Die Schaar wird klein für den Ring. Wir aber kämpfen um das Leben und jene dort um karge Beute. Zum letztenmal bevor wir uns dem Kampfzorn weihen, ſei in Frieden gegrüßt, mein Vater. Daß ſie uns flüchtige Männer großer Volksrüſtung werth achten, darüber lachen wir heut und dafür danke ich dir, du Treuer.“

Der Morgen graute, die Wolken trugen blutrothen Saum und bargen die Sonne. In der Ringburg erhoben ſich die Schläfer von der Erde. Die Männer rüſteten ſich zum Dienſt für den Kriegsgott, den Erbarmungloſen, ſie ſalbten und ſträubten ihr Haar, daß es röthlich ſtarrte, ſie legten um Arme und Hals die Ringe von Bronze und Gold, ſie zogen den Gürtel am Leibe feſt, daß der Schritt behender ſei und der Schwung der Glieder gewaltiger. Mancher legte ſein Hemd an von Hirſchleder, mit Eiſenſchuppen bedeckt, mancher auch warf die braune Wolljacke von ſich und öffnete das Hemd, damit man die ruhmvollen Narben auf der Bruſt ſchaue. Finſter war der Blick der Krieger, wild ihr Muth und ſchweigſam ihr Thun. Denn unziemlich war im Dienſte des Schlachtengottes unnütze Rede.

Berthar ſprach zu Wolf, der ſich neben ihm wappnete, einen dicken Goldring darbietend: „Lange habe ich das Prachtſtück bewahrt, das ich einſt als Königsgabe gewann. Nimm du es heut als Geſchenk von deinem Geſellen, nicht ungeehrt ſollſt du den Speer ſchwingen an unſerer Seite, damit die Feinde nicht ſagen: „Sehet, nur kärglichen Lohn erwarb der Thüring an der Bank des Fremden.“ Wolf ſtreifte den Ring über ſeinen Arm, ſah den Alten dankend an und antwortete:

„Denke auch, Vater, wenn du den Streit ordneſt, daran, daß ich nicht als Frauenvogt unter den Weibern bleibe, und zürne nicht, wenn ich noch eines ſage: Herrenfeind iſt auch Mannesfeind, aber am fröhlichſten wird ſich mein Arm gegen die Burgunden heben, die nicht von meinem Stamme ſind.“

Der Alte lächelte finſter: „Unnütz bellſt du, junger Brackhund. Noch iſt der Geruch des Blutes nicht in deiner Naſe, wenn der Tag heraufſteigt und die Wolken dort oben ſich ſchwärzer ballen, wirſt du ſelbſt deiner Sorge wenig achten.“

Vor dem Saale des Königs war der Opferſtein gerichtet. Um den Stein ſammelten ſich die Krieger, Ingo trat mit ſeinen Mannen aus der Halle in grauem Stahlhemd, unter einem Helm, der mit dem Haupte eines Ebers gedeckt war, ſilbern waren die Zähne und roth glühten die Augen des Unthiers. Ein junges Roß führten die Knaben herbei, Berthar ſtieß ihm den Opferſtahl in den Leib und riß die tötliche Wunde. Der König ſang das Blutgebet und jeder der Männer trat herzu, tauchte die Rechte in das Roßblut und alle ſchworen einander die Todestreue und dem Herrn Gehorſam.

Aus dem Gipfel des Baumes rief eine helle Frauenſtimme: „Wahre dich, König, die Heerſchilde glänzen und die Spitzen der Speere.“ Das Horn des Thürmers warnte in wildem Ruf und ein Bote ſprang zum König. „Den Bach entlang reitet die Schaar der Königsmannen, unter ihnen die Königin.“ Da erſcholl der Kriegsruf im

Hofe der Burg, die Krieger ergriffen Schild und Speer und traten zum Kreiſe, das Schlachtgebet in die Höhlung des Schildes zu ſingen. Das wilde Lied erklang laut in die Thäler, langſam und feierlich im Beginn, anſchwellend wie der Sturmwind, bis es ſcharf und markerſchütternd tönte wie das Geheul der Windsbraut. Als es verſtummt war, antwortete von unten gellendes Geſchrei. Berthar rief die Befehle und die geordneten Haufen der Krieger zogen den Berg hinab und beſetzten den Ringwall. „Zwieſpältig tönte das Kampflied,“ ſprach Berthar leiſe zu Ingo, „ungleich bei unſeren Mannen und den Landleuten, du wirſt heut nur der heimiſchen Weiſe vertrauen.“ Noch einmal ſtieg Ingo mit dem Alten in den Wipfel des Baumes. „Frau Giſela führt in Wahrheit Niemand mit ſich als die luſtigen Mannen ihrer Burg und das Geſinde des Sintram. Dafür hat ſie die Burgunden geladen, daß ſie ihr ſchnell das Werk vollenden. Und willig ſind ſie gekommen, denn ihrer ſind zehn gegen einen von uns. Sieh Held, ſchon ziehen ſie den Schildring um unſern Graben. Hinab zum Wall! Die Sitte fordert, daß ich die Königin begrüße; ich halte die Seite wo ſie gebietet, du leite das Volk fürwärts gegen die fremden Haufen.“

Mit beflügeltem Schritt eilten die Helden an den Verhau. Rundum erhob ſich Geſchrei, die Pfeile und Speere flogen, in kleinen Haufen ſprangen die Belagerer heran und trugen Steine und Reiſigbündel gegen den Außenwall, um den Graben zu füllen.

Ueberall, wo nordwärts der Drang am heftigſten war, klang mächtig der Schlachtruf Ingo's und vom Südrand her antwortete die Stimme Berthar's; und wo der König die Speere warf, dorthin rannte auch Theodulf Rache fordernd in den Vorkampf. Mehr als einmal zitterte ſein Speer nahe an Ingo's Haupt in den Balken des Walles, und der Schild des Thürings klaffte geborſten von der Waffe des Königs. Aber der Anſprung der Belagerer mißlang, mit heißen Wangen wandten ſie ſich abwärts, ordneten die zerriſſenen Haufen, trugen aus dem Dorf der Thüringe und aus dem Walde Bohlen zuſammen und arbeiteten hart darüber mit Axt und Hammer.

„Mit ſtarkem Schwunge hoben ſich die Fäuſte deiner Geſellen," rief Berthar rühmend dem Sohne Bero's zu, „ſind die Knaben der Königin in Zimmerleute verwandelt? Verächtlich iſt der Kriegsmann, der hinter dem Bretterſchild kauert." Und zu Ingo ſprach er lachend: „Die Burgunden erwieſen ſchwachen Eifer im Stoße, gar nicht zahlreich ſind die Opfer, die wir auf meiner Seite dem Kriegsgott fällten. Und wir müſſen zu ihm rufen: nimm gnädig mit Wenigem vorlieb, wie der Kukuk zum Bären ſagte, als er ihm beim Gaſtmahl drei tote Fliegen bot."

Unter die heißen Strahlen der Mittagſonne wälzten ſich graue Wetterwolken, da riefen die Hörner der Belagerer zu neuem Kampf und wieder erhob ſich der heulende Schlachtruf in beiden Schaaren. Stärker war der Anſturm und größer die Gefahr, denn nicht vergebens hatten die Belagerer ihre Aexte gebraucht. Von allen Seiten fuhren ſie hinter ſtarken Bohlenſchilden heran und wieder warfen ſie Steine und Holzbündel in den Graben und ſchleppten Baumſtämme und lange Balken, die Tiefe zu überbrücken; auch Gerüſte hatten die Burgunden gerichtet, in denen ein Balken als Sturmbock hing, donnernd ſchlugen die geſchwenkten Balken gegen das Bollwerk, und lange Haken riſſen den Bohlenzaun hinab in den Graben. Um die wilden Werkzeuge entbrannte der grimmigſte Streit. Wich ein Haufe der Belagerer rückwärts, ſo ſprang im Nu ein neuer heran, denn hinter den Kämpfern hielt die Königin und trieb mit Worten und gehobenem Arme unabläſſig zum Sturm. Endlich gelang es den feindlichen Schaaren hier und da den äußern Wallring zu zerreißen und über den Graben hinaufzuklimmen. Da wogte eine Weile an den geöffneten Pfaden das Kampfgewühl, feſt ſtemmten die Burgleute Holzſchilde und Leiber, den Riß zu ſtopfen. Aber wie die Fluth durch den zerriſſenen Damm, ſo ſtürmte die Ueberzahl der Feinde hinein und die kleinen Haufen der Vertheidiger wurden rückwärts gedrängt nach der Höhe. Ingo ſtand vor dem Burgthor mit wenigen Blutgenoſſen, welche heut an ſeiner Achſel kämpften und deckte durch Schild und Speer den Rückzug ſeiner Krieger. Als Letzter ſprang er ſelbſt in das Thor und hinter ihm hob ſich die Brücke.

Die Belagerer riefen das Siegesgeſchrei und drangen gegen den Burgwall, der den Gipfel des Berges umſchloß. Aber kurz war die Freude, von der ſteilen Höhe flogen jetzt dichter die Speere, und große Steine ſprangen herab und riſſen blutige Bahnen in die ſtürmenden Hauſen. Denn enger war jetzt die Kette der Vertheidiger und ſorgenvoll ihr Zorn, da ſie für die letzte Schanze kämpften, die vor dem Verderben ſchirmte; alle Hände regten ſich, auch die Frauen ſtanden hochgeſchürzt die Steine hebend und den Männern zureichend. Unerträglich wurde es endlich den Feinden an der Steile zu haften, in großen Sprüngen flohen ſie zurück und manchem noch zerſchlug der geſchleuderte Felsblock die gehobenen Beine.

Da ritt die Königin zornig vor ihre Mannen und rief: „Wollt ihr den Meth der Königin ferner trinken, ihr hüpfenden Helden, ſo ringt euch aufwärts zu den Weiden und werft den Steintrog nieder, aus dem ſie ſchöpfen, vielleicht fangen ſie dann mit den Lippen die rinnenden Tropfen.“ Theodulf flog um den Berg und befahl gemeinſamen Aufſprung von allen Seiten; wieder riefen die Hörner und gellte das Geſchrei und wieder flogen Speere und Steine vom Bergeshaupt. Aber während der Ring der Belagerer von unten die Pfeile dahin ſchoß, wo ein Haupt oder Arm über die Brüſtung ragte, ſchlich Hadubald mit vier Genoſſen in dem Rinnſal des Quells hinauf zu den Weiden, alle gebeugt unter den Schilden, ſtarke Hebeſtangen in der Hand. Sie fuhren hinter die Bäume, wo der Felſen ſie deckte. Doch dem Helden Berthar entging nicht die drohende Gefahr, die nächſten Speergenoſſen raffte er zuſammen und eilte mit ihnen durch die Pforte hinab. „Wir faſſen von unten, ihr ſendet vom Felſen die Pfeile, damit Keiner entrinne.“ Da, als der Alte unter die Bäume ſprang, dröhnte der mächtige Steintrog, abwärts aus ſeinem Lager geworfen. Berthar rief zornig dem Hadubald zu: „Unſegen ſchafft es dir, Weinſchwelg, zum Waſſerquell zu wandeln,“ und zerbrach ihm mit der Keule das Haupt, bevor der Andere die Waffe erhoben hatte. Auch die übrigen Königsmannen erlagen den Streichen der Vandalen, nur Einer ſprang abwärts, aber er ſank auf dem Wege zu Boden, den tötlichen Pfeil im Rücken, und von der Höhe begrüßte lauter Freudenruf ſeinen Sturz. Darauf verſtummte das Kampfgeſchrei und oben wie unten ſummten die ſchnellen Worte in den Haufen.

„Der Steintrog iſt geworfen,“ ſprach Berthar zurückkehrend leiſe zu Ingo, „wild rinnt jetzt das Waſſer abwärts und mühſelig wird es den Ringgenoſſen ſich und ihren Thieren den Trunk zu ſchöpfen.“

„Die Königin kannte den Quell,“ verſetzte Ingo mit finſterm Lächeln. „Vermochten die unten den Stein zu werfen, wir heben ihn wieder. Rüſte die Bäume, wähle die Streiter und ziehe die Schildburg um die hebenden Arme der Landgenoſſen.“

Während Ingo ſprach, ſchlug über ihm ein Pfeil ſchwirrend in das Thurmgerüſt und eine kleine Flamme loderte um den haftenden.

„Dort mahnt Frau Giſela unſer Volk an den verwüſteten Quell,“ rief Berthar. Rund um den Berg ſprangen einzelne Bogenſchützen aufwärts und ſchoſſen Brandpfeile gegen das Bollwerk, ſorglich bemüht, durch behende Bewegung die geworfenen Steine zu vermeiden. Hier und da leckte die Flamme an den Balken und Pfählen, die Belagerten ſchlugen mit Stangen gegen die Pfeile und zerwarfen die Flammen, aber immer häufiger lohten die Brände; wild klang das Geſchrei der Warnenden, die Kinder heulten, die Roſſe bäumten wenn ein Brandpfeil unter ſie flog, zerriſſen die Halfter und fuhren raſend durch die gedrängte Menge. Da wurde die Arbeit peinvoll und manchem der Vertheidiger ſank Hoffnung und Muth.

Mit kleinem Gefolge nahte in geſtrecktem Lauf ein Reiter den Schaaren der Königin. Ihn und ſeine Begleiter empfing lauter Zuruf aus dem Haufen des Theodulf. Herr Answald ſtieg vom Pferde: „Täuſchende Botſchaft lud mich zu deinem Hofe, Königin, während du hier Rache übſt in meiner Sache."

„Ungeladen kommſt du und unwillkommen," verſetzte die Königin, „meine nicht, dich zwiſchen mich und die Rache zu ſtellen, den unerbetenen Mittler treffen die Pfeile von zwei Seiten. Das Schickſal Jener wendet kein Sterblicher, wenn nicht ſie ſelbſt es vermögen."

„Will die Königin herrſchen über das Volk der Thüringe, ſo wird ſie den Brauch des Landes ehren. Weiber ſehe ich dort und Kinder von unſerem Blut, greulich iſt es, Speer und Brandpfeil gegen die Wehrloſen des eigenen Volkes zu ſchleudern. Wer ein freier Thüring iſt und ſich Sieg begehrt in ehrlichem Kampfe, der helfe mir die Schmach wenden. Fleht mit mir zur Königin, daß ſie meide, was uns Alle ruchlos macht in dem Gedächtniß der Menſchen."

„Gut ſpricht der Fürſt,“ rief ein alter Kriegsmann, und die Thüringe ſchlugen die Speere zuſammen: „Heil dem Herrn Answald!“ Finſter ſah die Königin über den Hauſen, aber ſie ſchwieg.

„Höre mich, Herrin,“ ſchrie der Häuptling entſetzt durch ihr hartes Antlitz, „mein eigenes Kind, das ich einſt dem Theodulf verlobte, ſteht unter den Brandpfeilen, und gleich ihr andere Frauen aus den Waldlauben. Gegen mein Kind ſteht mir allein die Straſe zu, und Niemand, auch du nicht, ſoll ſie mir über dem Haupte wegnehmen.“ Er ſprang in den Weg vor den Hauſen. „Hier ſtehe ich, Answald, ein Fürſt der Thüringe. Manches Mal habe ich eure Heerſchaaren in den Kampf geführt. Bevor ihr wagt die Unkriegeriſchen zu ſchlachten, die dort im Ring die Arme heben, ſollt ihr erſt mich töten, damit ich die Schande nicht überlebe.“ Wieder erſcholl lauter Zuruf der Krieger.

„Zu mir, ihr Königsknaben,“ rief Frau Giſela, ſich hoch aufrichtend. Aber auch Theodulf und Sintram drängten ihre Roſſe an das der Königin und ſprachen leiſe zu ihr. — „Wärſt du nicht außer dir, alter Mann,“ begann die Königin endlich und ihre Stimme bebte im Zorn, „ſo würde ich dich ſtrafen, weil du tollkühn dieſe zum Ungeherſam aufrufſt. Wenig liegt mir am Herzen Blut der Bauern zu vergießen, wenn ſie auch eigenmächtig außerhalb der Mark ſich gelagert haben. Laß das Horn ertönen, Theodulf, und ſchrei in den Ring. Die Landleute ſollen freie Ausfahrt haben, nicht nur die Weiber und Kinder, ſondern auch die Männer, und waffenlos aus dem Wall ziehen, ohne Schaden an Leib und Gut durch Gnade der Königin.“ Wieder klang aus den Haufen frohes Beifallsgeſchrei. In langgezogenen Tönen mahnte das Horn vom Streite abzuſtehen. Theodulf trat bis in Wurfweite vom Thor und ſchrie mit mächtiger Stimme die Gnade der Königin in die Burg.

Drinnen erhob ſich ungeſtüme Bewegung. Das Thor blieb verſchloſſen, aber am Walle und an den Schanzpfählen riſſen wilde Geſtalten in Verzweiflung, ſie warfen Pfähle und Balken nach der Tiefe und rollten dem Holzwerk nach. Ein flüchtiger Haufe quoll hier und da aus der Verſchanzung, mit Weibern und Kindern in angſtvollem Gedränge die Roſſe und Rinder. Auch einzelne Männer ſprangen herab, denen die Schwurhand noch vom Opferblute roth war, durch die Noth geſcheucht und ermüdet vom hoffnungsloſen Kampf. Doch die Mehrzahl der Bauern ſtand auf der Höhe zuſammengedrängt, die Schilde am Fuß, unſicher ſchauten ſie den Frauen nach und dem herabſtürzenden Heerdenvieh. Nur der Eid hielt ſie und die Schaam.

Da trat Ingo zu ihnen und rief mit lauter Stimme: „Freiwillig ſeid ihr gekommen, frei mögt ihr auch gehen, da eure Landgenoſſen euch rufen. Quere Blicke und widerwilligen Dienſt begehre ich nicht. Wenig Ehre bringt mir der Krieger, der ſich nach Weib und Kind ſehnt während des Kampfes. Willig löſe ich euch von eurem Eide; gedenkt, wenn ihr wollt, der eigenen Rettung.“

Da legten Mehre ſtill die Schilde an das Bollwerk und ſprangen abwärts ohne ſich umzuſehen. Berthar aber rief in den Haufen der Bleibenden: „Nicht durch einen Wurf fällt auf der Tenne die Spreu aus dem Waizen. Noch manchen ſehe ich, den der Wind über den Zaun wegblaſen mag. Verſucht es noch einmal, ihr ſtolzen Geſellen. Gern entbehren wir die Genoſſenſchaft der Waldleute.“

Wieder fielen Schilde zum Boden und die Träger entſchwanden mit finſteren Mienen.

„Was weilt mein König, ihren Jammer zu ſchauen? Beſſer ſchwingen ſie ſich, wenn die Schaam ihnen nicht die Beine klemmt. Euer iſt die Wahl; der eine Weg führt aufwärts zum Saal des Königs, der andere thalab zu eurem Dung.“ Er folgte ſeinem Herrn, der zur Halle eilte. Die Zurückgebliebenen ſtanden noch einige Augenblicke beiſammen; da ſie ſich allein ſahen, ſchwand ihnen der Kriegerzorn. Nur Wenige eilten dem Könige nach, die anderen ſuchten waffenlos das Freie. Unter den Letzten, welche den Ring verließen, waren Baldhard und Bruno.

Aus der Tiefe ſprangen die Haufen der Königin jauchzend empor. Die den Ausgang ſuchten, hatten ihnen den Zugang geebnet; die Anſtürmenden zerhieben die Sperren des Thores, ihr Schwarm drang heftig gegen den offenen Raum vor dem Saale. Aber ſchnell wichen ſie zurück; denn aus der Schleuder, die Berthar auf die Treppe des Eingangs geſtellt hatte, flogen die ſpitzen Baumpfeile in ihre Reihen. Sie ſuchten Schutz längs dem Bollwerk, und wieder flogen Speere hin und wieder, und aus der Tiefe fuhren die Brandpfeile gegen das Dach.

Längs dem Dachbalken der Halle wirbelte weißer Rauch und durch den Dampf klang der Ruf: „Waſſer herauf!“ Auf der Leiter klomm ein Mann und rief von der Höhe: „Es kniſtert im Dach, die Rindshaut ſchwelt; ein Burgunderpfeil trieb das Feuer an den Vorſprung des Daches, es glimmt und flackert, geleert ſind die Eimer.“

„An unſerem Brunnen kühlt ſich die Königin,“ rief Berthar hinauf, „fehlt dir Waſſer, ſo gieße dem Feuer unſer Bier auf die Zungen.“ Ein Windſtoß fuhr heulend über das Dach und trieb eine Rauchwolke und feurige Lohe in die Höhe. Ein Jubelſchrei der Feinde folgte dem Windſtoß, die Flamme brach züngelnd hier und da durch die deckenden Häute. „Komm herab, Wolf,“ rief Berthar dem Helden in der Höhe zu, der mit verſengtem Haar und ſchwarzen Händen ſich mühſam an der Leiter feſthielt, „dir ſelbſt rinnt aus dem Leibe der Quell, roth trieft's von der Leiter.“

„Es war nicht genug, das Feuer zu löſchen,“ antwortete Wolf; er fuhr herab, ſchüttelte ſeine blutende Hand und griff nach Schild und Speer.

„Oeffnet die Thüren, ihr Blutgenoſſen,“ befahl Berthar, „damit der Luftzug unſrer Herrin den Rauch vertreibe. Soll der König allein die Schildwacht halten? Werft die Speere rings um den Bau, ſoweit ſie fliegen, reicht jetzt das Königreich der Vandalen.“

Ingo ſtand auf der Treppe des Saals, vom Schilde gedeckt, über ihm fuhren dicke Rauchwolken vom Wetterſturm getrieben an die Schaaren der Feinde und umhüllten ihnen Rüſtung und Geſicht.

„Geöffnet iſt die Halle,“ rief Ingo den Starrenden entgegen, „mit dem Willkomm harrt der Wirth. Was ſäumen die verzagten Gäſte?“

Aus dem Rauch ſprang ihm eine Geſtalt entgegen, ein ſchildloſer Mann, und eine Stimme rief: „Irmgard, mein Kind! Der Vater ruft, rette dich Unſelige!“

Irmgard hörte in der Halle den Schrei, wild fuhr ſie auf, und legte den Sohn in Frida's Arm. Und wieder rief es von draußen ſchriller und angſtvoller: „Irmgard! verlorenes Kind!“

Ingo ſetzte den Schild zu Boden und ſah über die Achſel zurück: „Der Habicht ſchreit nach ſeinem Neſtling, gehorche dem Ruf, Fürſtin der Thüringe.“

Bei dem Gemahl vorüber ſtürzte das Weib dem Vater zwiſchen den feindlichen Speeren entgegen. Aus den Haufen der Thüringe brach ein Freudenſchrei und Heilruf. Sie umſchlang den Vater und rief: „Wohl mir, mein Auge ſchaut dich und an deiner Bruſt hältſt du mich.“

Dem Helden Answald bebte das Herz und er zog ſie mit ſich. „Die Mutter wartet, liebes Kind.“

„Segne mich,“ rief Irmgard, „heiß iſt das Gemach, wo ein armes Kind nach der Mutter ſchreit, ſegne mich, Vater,“ rief ſie ihn krampfhaft feſthaltend.

Der Fürſt legte den Arm um ihr Haupt, ſie beugte ſich tief vor ſeine Kniee, dann erhob ſie ſich ſchnell, trat zurück und die Hand gegen ihn ausſtreckend rief ſie: „Grüße die Mutter!“ und wandte ſich mit ſtarkem Schwunge rückwärts nach dem brennenden Hauſe. Ingo hatte unbewegt geſtanden, den ſcharfen Blick gegen die Feinde gerichtet. Als ſein Weib aber zu ihm in die Todesnoth zurückkehrte, trat er ihr entgegen und breitete die Arme ſie zu umſchließen. Da ſchwirrte der Eſchenſpeer aus Theodulf's Fauſt und traf den König von der Seite unter den Arm. Still ſank Ingo nach der Halle zurück aus den Händen der Gemahlin. Berthar ſprang vor und deckte mit dem Schild den Wunden, den ſeine Mannen ſeufzend auf die erhöhte Herrenbank trugen. Vor ihm kniete Irmgard, aber Berthar rief in den Raum: „Laßt Weiber trauern um des Königs Wunde; ſchnell heran, ihr Geſellen, dem König zu folgen auf ſeinem Pfad. Vier ſind der Thore in des Königs Halle, aus jedem führt der Weg nach dem Himmelsſaal. Sorgt, daß ihr rächt die Königswunde. Walbrand, der letzte warſt du an des Herrn Bank, dafür ſpringſt du heut als erſter, und der letzte ſei ich.“

Die Vandalen ſprangen an die Thore, von da die Stufen hinab, einer nach dem andern, wie der Alte ſie rief. Und von Neuem erhob ſich um das Haus Kampfgetöſe und Getümmel. Wilder fuhr der Sturmwind über das lodernde Dach, hoch oben rollte der Donner, das Dach der Halle krachte, Aſche und brennende Schindeln fielen herab. Frida ſetzte betäubt das Kind auf das Lager des Königs.

„Der Knabe lacht,“ rief Irmgard und warf ſich ſchluchzend über das Kind, welches fröhlich mit den Beinchen ſchlug und die Hände nach den Flammenhaufen am Boden ausſtreckte. Feſt hielt Irmgard ihr Kind umſchloſſen, es war lautloſe Stille im Raum. Dann riß ſie die Taſche von Otterfell, die Gabe der Schickſalsfrau, aus ihrem Gewande, hing dem Knaben die Taſche um den kleinen Leib, hüllte ihn in die Decke und das Kind noch einmal küſſend rief ſie zu Frida: „Rette ihn und ſinge ihm von ſeinen Eltern.“ Frida aber ſprang zu Wolf, der als Speerhüter am Lager des Königs ſtand und flehte: „Komm, am hintern Thor ſtehen Männer aus unſeren Lauben, wir dringen in den Wald.“

Da rief der Alte mit heiſerer Stimme: „Wo ſäumt der Vortänzer? Die Springer harren.“

„Lebe wohl Frida,“ verſetzte Wolf, „nicht zu gleicher Thür fahren wir aus dem Feuer, lebe wohl und denke mein.“ Noch einmal ſah er ſie mit treuen Augen an, dann brach er mit mächtigem Satz aus der Thür, ſprang über die glühenden Holzkloben vor der Treppe und ſchleuderte ſeinen Speer einem Knaben der Königin mitten in die Bruſt, daß dieſer zuſammenbrach und ein lauter Schrei im Ringe der Männer erſcholl. Auf den Helden flogen die Pfeile, er blutete aus mehren Wunden, aber ſein Schwert ſchwingend, warf er ſich in den Haufen, vor welchem Theodulf ſtand, zur Rechten und Linken taumelten die Getroffenen zurück, wild hob er die Waffe gegen den alten Bankgenoſſen, da brach er ſelbſt ſterbend zuſammen.

Und wieder rief Theodulf's Stimme gewaltig mahnend: „Die Balken beben, rettet die Frauen!“ Und Fürſt Answald ſchrie an das Thor ſpringend: „Irmgard! rettet mein Kind!“ Da erhob ſich am Thor gegen ihn die zuſammengeſunkene Geſtalt des Alten, mit Aſche bedeckt das Haupt, gebrannt der Bart, die Gier nach Rache im Antlitz. Und grimmig rief er: „Wer iſt es, der ſo frech am Schlafgemach des Königs lärmt und Einlaß begehrt? Biſt du es, Narr, der einſt bereute, daß er Gaſtrecht bot? Mit kaltem Gruß haſt du meinen König entlaſſen, kalt wie Eiſen ſei die Antwort, die der Vandale dir bietet.“ Und ſchnell wie ein Raubthier ſprang er von den Stufen und ſtieß die Waffe dem Häuptling der Thüringe durch Panzer und Bruſt. Dann rief er über den entſetzten Haufen: „Vollbracht iſt Alles und gut war das Ende. Zieht heim, bleichnaſige Thoren und dreht mit den Weibern die Mühlſteine eurer Königin. Der große König der Vandalen ſteigt aufwärts zu ſeinen Ahnen.“ Um ihn flogen die Geſchoſſe, er aber ſchüttelte die Eiſen ab wie ein verwundeter Bär, wandte ſich ſchwerfällig nach der Halle, ſetzte ſich mit ſeinem Schilde an den Fuß des Königslagers und ſprach nicht mehr.

Durch das zerbrochene Thor ritt die Königin gegen die brennende Halle. Laut rollte der Donner und die Blitze zuckten, von der Flamme des Hauſes glühte wie rothes Feuer der Golddraht des Panzers, welcher ihre Bruſt umſchloß. Sie tauchte vom Roſſe zu Boden, ſcheu wichen die Männer zurück, denn leichenbleich war ihr Antlitz und finſter gezogen die Brauen.

Sie ſtand unbeweglich und ſah in die Lohe. Nur einmal regte ſie ſich und warf die Augen flammend zur Seite, als ſie ein Weib ſah, das, ein Kind auf dem Arme, gegen die Männer rang, welche ſie feſthielten.

„Es iſt nur die Dienerin,“ ſprach Theodulf halblaut mit fahler Wange, „und es iſt das Kind.“ Die Königin befahl durch eine heftige Geberde das Weib zur Seite zu führen. Das Feuer leckte über den Firſt hoch gegen die Wolken, der Wetterſturm fuhr in die Flamme, daß ſie weit umherloderte, er warf brennende Spähne und Bretter gegen Frau Giſela und den Haufen der Männer. Aber die Königin ſtand unbeweglich und ſtarrte in die Gluth.

Drinnen im Haus war es ſtill, Irmgard kniete am Lager des Gatten; ihr Haar deckte ſeine Wunde, ſie hielt ihn feſt umſchlungen, und lauſchte auf ſeine Athemzüge.

Der totwunde Mann legte den Arm um ſie und ſah ihr ſtumm in die Augen. „Ich danke dir, Ingo,“ ſprach ſie, „ſei mir gegrüßt, Geliebter, auf dem letzten Lager liegen wir beide geſellt.“ Näher rollte der Donner. „Hörſt du die oben rufen?“ murmelte der Sterbende. „Halte mich Ingo,“ rief Irmgard. Ein flammender Blitzſtrahl erfüllte die Halle, ein Wetterſchlag dröhnte, die Balken des Daches brachen zuſammen.

Draußen aber ſchoß auf die betäubten Mannen der Königin der Hagelſchauer, die Eisſtücke ſchlugen auf Helm und Panzerhemd. „Die Götter laden ihren Sohn zu ſich in den Saal,“ ſchrie die Königin und verhüllte ihr Haupt in den Mantel. Die Männer aber warfen ſich unter ihren Schilden zu Boden und bargen das Antlitz vor dem Zorn des Donnergottes. Als das Wetter vorübergerauſcht war und die Krieger ſich ſcheu erhoben und um ſich ſchauten, da war die grüne Bergfläche mit grauem

Eiſe bedeckt, zuſammengeſtürzt lag das Haus und aus der naſſen Kohle züngelten kleine Flammen. Die Königin aber, wie in Stein verwandelt, ſtand immer noch vor der Brandſtätte und ſprach vor ſich hin: „Die Eine liegt ſtill auf heißem Lager, die Andere ſteht draußen vom Hagel geſchlagen; vertauſcht hat der Neid der Götter die Looſe, mein Recht war es, dort drinnen zu ſein.“

„Wo iſt ſein Kind?“ frug ſie mit wildem Blick umherſehend. Frida und das Kind waren verſchwunden. Die Krieger ſuchten an der Berglehne und in den Thälern, ſie ſpähten in jeden hohlen Baum und in jedes Dickicht verflochtener Zweige, Theodulf durchzog mit ſeinem Gefolge den ganzen Gau der Waldleute und forſchte an jedem Heerdfeuer. Aber von dem Sohne Ingo's und Irmgard's erhielt die Königin niemals Kunde.

## II.

# Ingraban.

## 1.

# Im Jahr 724.

Auf dem Waldwege, der vom Main nordwärts in das Hügelland der Franken und Thüringe führt, zogen an einem heißen Sommertage drei Reiter ſchweigend dahin. Der erſte war der Führer, ein junger Mann von ſtarken Gliedern; das lange Haar hing ihm wild um das Haupt, die blauen Augen waren in unaufhörlicher Bewegung und ſpähten nach beiden Seiten des Weges in den Wald. Er trug eine verſchoſſene Lederkappe, über der braunen Jacke eine große Taſche mit Reiſevorrath, in der Hand den Wurfſpeer, auf dem Rücken Bogen und Jagdköcher, an der Seite ein langes Waidmeſſer, am Sattel ſeines Roſſes eine ſchwere Waldaxt. Einige Schritte hinter ihm ritt ein breitſchultriger Mann in den Jahren ſeiner beſten Kraft, mit großem Haupt, die mächtige Stirn und die blitzenden Augen gaben ihm das Ausſehen eines Kriegers. Aber er trug ſich nicht wie ein Mann des Schwertes, das kurz geſchorene Haar deckte ein ſächſiſcher Strohhut, an dem langen Gewande war nicht Wehrgehenk, nicht Waffe ſichtbar, nur die Axt, welche jeder Reiſende in der Wildniß führte, ſteckte im Sattel; nach dem großen Lederſack, der vor ihm über dem Sattel befeſtigt war, mochte man ihn für einen Händler halten. Ihm zur Seite trabte ein Jüngling in gleicher Tracht und Ausrüſtung, der auch auf dem Rücken ein Bündel trug und in der Hand einen Baumzweig, mit dem er zuweilen ſein Rößlein antrieb. Daß der Führer die Reiſenden nicht als gewaltige Leute achtete, war durch ſein Benehmen deutlich, denn er trug ſein Haupt hoch, ſo oft er auf eine Frage des älteren Mannes kurze Antwort gab, und er ſah nur zuweilen, wenn der Weg ſteil aufwärts ging, oder die Beiden weit zurückblieben, mit düſterm Blick nach rückwärts und wandte die Augen ſchnell wieder ab, wie von unholden Geſellen. Durch Sand und über Steinblöcke zog ſich der rauhe Pfad zwiſchen alten Kieferſtämmen von einer Erdwelle zur andern; auf dem braunen Grunde wuchs wenig Anderes als Wolfsmilch, Haidekraut und dunkle Waldbeeren. Es war ſtill im Walde, nur die Krähen ſchrien über den Wipfeln, die heiße Luft war mit Harzgeruch erfüllt und kein Windeshauch kühlte die erhitzten Wangen. Als der Weg einmal ſteil aufwärts ging, ſprang der Jüngling ab, pflückte am Wege einen Strauß Beeren und bot ihn dem Reiter. Dieſer dankte mit einem freundlichen Blick und begann in lateiniſcher Sprache: „Siehſt du ein Ende des Waldes? Unſere Roſſe ermüden, die Sonne neigt zur Raſt.“

„Stamm hinter Stamm, mein Vater, und kein Lichtſtrahl vor uns im Holze.“

„Du biſt an die rauhen Pfade nicht gewöhnt, Gottfried,“ fuhr der Aeltere bedauernd fort, „ungern nahm ich dich in das wilde Land und ich bin unzufrieden, daß ich deiner Bitte nachgab.“

„Ich aber bin glücklich, mein Vater,“ verſetzte der Jüngling mit frohem Lächeln, „daß ich dich begleiten darf als dein unwürdiger Diener.“

„Die Jugend freut ſich ſtets der Wanderſchaft,“ ſprach der Reiter. „Sieh unſern Führer, ihn kümmert die Tagesglut wenig, er iſt ein kraftvoller Wildling, der des Pfropfreiſes harrt.“

„Unfreundlich hält er ſich gegen uns, mein Vater.“

„Iſt er auch unwirſch, warum ſollte er unehrlich ſein? Er hat der Frau Hildegard und mir ſelbſt in die Hand gelobt, uns ſicher über die Berge zu führen und er ſieht nicht aus wie ein Schächer. Doch wäre er's auch, einer iſt ſtärker in der Wildniß als er.“ Er neigte das Haupt. „Merke, er hat gefunden, was ihm die Reiſe ſtört.“

Die Haltung des Führers war verwandelt, hochaufgerichtet ſaß er im Sattel mit gehobenem Speer wie zum Anſprung bereit.

Der Fremde ritt zu dem Führer: „Dein Name iſt Ingram, wie ich vernahm.“

„Ingraban der Thüring bin ich,“ verſetzte der Reiter ſtolz die Worte des Andern beſtätigend, „und dies iſt der Rabe, mein Roß;“ er rührte an den Hals des edlen Thieres, das von Farbe ſchwarz war, wie ſein geflügelter Namensbruder, und unter der Hand des Reiters wiehernd das Haupt erhob.

„Ich erkenne, wohlbekannt ſind dir die Reiſepfade auch fern von deiner Heimath.“

„Oft ritt ich als Bote meiner Landgenoſſen zu dem Frankengrafen über den Main.“

„So iſt dir auch Frau Hildegard, die Grafenwittwe, von früherher zugethan.“

„Ich ſtritt in der Schaar ihres Eheherrn, als ihn die Wenden erlegten. Eine gute Frau iſt Hildegard, da ſie meinen kranken Knecht in Pflege nahm.“

„Am Lager des Kranken fand ich dich, und ich bin froh, daß ich ſolch ſicheren Führer gewann. Was hemmt dir jetzt die Reiſe?“

Die Hand des Führers wies auf eine Spur im Sande. — „Hier lief eine Heerde wilder Roſſe,“ ſagte der Fremde auf die Spur blickend.

„Reiter waren es, mehr als drei und feindſelig wird ihr Gruß, wenn ſie uns treffen,“ antwortete der Führer.

„Woher weißt du, daß es Feinde ſind?“

„Hofft in deinem Lande ein Wanderer in der Wildniß auf ehrlichen Gruß?“ frug der Führer zurück,- „die hier gezogen ſind, waren Krieger, welche mit fremder Zunge reden, von dem Wendenvolk an der Saale, das man die Sorben nennt; weit ſchweifen ſie auf ihren Pferden nach Jagdbeute und Heerdenvieh. Dort liegt ihr Zeichen,“ er berührte mit dem Speer einen kurzen Rohrpfeil mit Steinſpitze. „Sie haben unſern Weg gekreuzt nach dem letzten Regen.“

„Und hoffſt du uns verborgen vor den Fremden über die Berge zu führen?“

„Habt ihr den Muth, ſo habe ich den Willen. Manchen Stieg über die Waldhügel weiß ich, den ihre Hauſen meiden; doch rathe ich, haltet euch ſchweigſam und nahe an meinem Roß.“

Vorſichtiger ritten die Fremden dicht hinter dem Führer.

Der Saumpfad ſenkte ſich in ein ſtilles Waldthal, führte durch ſumpfigen Grund und das Bett eines Baches, und ſtieg auf der andern Seite wieder in den Wald. Zwiſchen hohen Buchenſtämmen zogen ſie behaglicher dahin auf grünem Moosgrunde, welchen die ſchrägen Sonnenſtrahlen vergoldeten. Und wieder ſenkte ſich der Pfad in ein weites Thal. Am Waldesrand hielt der Führer an. „Dies iſt das Idisthal,“ ſagte er das Haupt zum Gruße neigend, „und dort rinnt der Idisbach nach dem Main.“ Durch hohes Wieſengras leitete er zu einer Furth des Baches, von da trabten ſie eine Hügelreihe entlang nordwärts. Einſam und menſchenleer lag das blühende Thal. Einigemal kamen die Reiſenden über altes Ackerland, noch waren die Beetfurchen ſichtbar, aber Schlehdorn und ſtachliger Ginſter ſtanden dicht wie eine Hecke darauf, und die Pferde hatten Mühe durchzudringen. Der Fremde ſah mit Theilnahme auf die zerſtörte Cultur. „Hier haben einſt fleißige Hände gebaut,“ ſagte er bedauernd. „Seit Menſchengedenken liegt die Stätte wüſt,“ antwortete der Führer gleichgültig. Weiter oben wies er auf eine Erdhöhe:

„Auch dort ſtand ein Hof, aber die Wenden haben ihn verbrannt, da ich ein Knabe war. Das wilde Kraut ſchießt ſeit zwanzig Sommern in die Höhe. Sorgſt du um gebrochene Höfe, ſo magſt du hier viele finden. Ueber dem Bach haben vor Zeiten die Avaren gelagert, braunhäutige Männer mit ſchrägen Augen, ſie tragen, wie die Alten erzählen, geflochtene Zöpfe um das Haupt und ſind ein mächtiges Oſtvolk, aber grauſame Mordbrenner. Dort drüben lag, wie die Sage meldet, eine große Zahl Höfe an einem geweihten Wald von ſolchen Bäumen, die wir Ahorn nennen, jetzt ſtehen nur noch wenige der alten Stämme, die Avaren haben ſie niedergebrannt, und wo die Höfe waren iſt Wuſtung. Aber das iſt lange her, es wäre mühſam, den Jahrwuchs der Fichten zu zählen, welche darüber ragen. Ueberall, wo du hier Dornen und Kletten ſiehſt, ſtand einſt ein Bau, mancher iſt zur Zeit der Väter, mancher im Gedächtniß Lebender zerriſſen, mehre in den letzten Jahren, es dauern nur hier und da einige.“

Da der Fremde ſchwieg, wies der Führer auf den Himmel, über den ſich das Abendroth breitete, und ritt aus dem Thalpfad einen ſchmalen Weg bergauf. Die Roſſe der Reiſenden klommen mühſam nach durch dichtes Holz bis auf eine Berghöhe. Der Gipfel war ein unebener Raum, baumlos, mit niedrigem Buſchwerk und wilden Blumen bewachſen. Nur eine mächtige Eiche erhob ſich in der Mitte aus dem niedrigen Kraut. Die Reiter ſahen von drei Seiten weit über die Hügel, ſüdwärts bis über den Main, nach Norden auf die blauen Berge der Thüringe, gerade aus in eine weite Thalebene, die von hochgeſchwungenen Hügeln eingefaßt war. Hinter ihnen dehnte ſich eine Berglaite, von dem vorderen Gipfel durch Erdhaufen und Senkungen getrennt, welche ausſahen wie ein alter Wall und Graben. Der Führer ſprang vom Roſſe und neigte ſich tief gegen den Eſchenbaum, dann trat er an den Rand des Gipfels und ſah forſchend in das Thal und den Saum der Wälder entlang. Und wieder wandte er ſich der Eſche zu und ſprach ehrfürchtig: „Hier iſt der Idisberg und dies iſt der heilige Baum der hohen Schickſalsfrauen. Schutz vor ſchädlichen Gewalten hat die Stelle und darum habe ich euch hierher geführt.“

„Als ein kundiger Führer haſt du dich erwieſen,“ verſetzte der Fremde, die gute Lagerſtätte überſchauend. Er ſtieg ab und löſte ſelbſt die Lederſäcke vom Sattel der Roſſe. „Sicher weißt du auch einen Quell in der Nähe.“ Der Führer ergriff die Zügel der Pferde. „Gebiete deinem Knaben, daß er die Flaſchen trage und mir helfe den Zaun zu richten,“ ſagte er und führte die Thiere auf die Berglaite zu etwa hundert Schritt hinab, wo ein Quell aus einer bemooſten Einfaſſung von Stein thalab rann. Dort pflöckte er die Roſſe an, damit ſie weideten, hob die ſchwere Axt und winkte dem Jüngling, daß er ihm nach dem Wald folge.

Als der Fremde ſich auf dem Gipfel allein ſah, umſchritt er betend mit gebeugtem Haupte den Raum, in welchem die Eſche ſtand. Darauf unterſuchte er ſorgfältig die Stelle, als ein Mann, der die Zeichen der Natur zu deuten wußte, und ſtieß mit dem Fuß unter eine knorrige Wurzel des Baumes, welche hoch über dem Boden ragte; er fand lockeren Grund, fuhr mit dem Stiel der Axt hinein und hob mit Anſtrengung einen Stein heraus, über den die Wurzel gewachſen war; ihre Ausläufer waren in ein Loch des Steines gedrungen und hatten den Stein geſprengt. Verwundert ſah der Mann auf das regelmäßig gebohrte Loch. Dann nahm er ehrfürchtig den Lederſack, ſchob ihn an die Stelle des Steins und über ſein Geſicht flog ein Lächeln. „Hauſt ein Unhold in dieſem Baum, ſo ſoll ihm der geborgene Schatz Noth bereiten.“ Noch einmal ſchaute er prüfend auf den unebenen Boden ringsumher und auf das üppige Grün, welches daraus geſchoſſen war, dann zog er aus der Taſche ſeines Gewandes ein kleines Buch, ſetzte ſich, daß das Abendlicht darauf fiel, öffnete die Schließen und las in dem Pergament. Er hörte das Dröhnen eines Holzſchlägels und merkte, wie der Führer ſich anſchickte weiter abwärts den Nachtzaun zuſammen zu ſchlagen. „Hierher, Ingram,“ rief der Fremde befehlend hinunter. Der Führer ſchüttelte mit dem Haupt und ſchlug weiter. Da trat der Fremde näher und gebot: „Trag die Pfähle herauf, wir raſten am Baum.“

„Das geht nimmer an,“ verſetzte der Führer.

„Und warum nicht, wenn ich es will?“

„Soll der Feuerſchein auf der Höhe den fremden Spähern dein Lager künden?“

„Die Nacht iſt warm, gern entbehren wir die Flamme, auch ein Krieger wie du behilft ſich wohl ohne Kochheerd.“

Ingram ſtand unbeweglich und ſah finſter auf den Fremden.

„Wer du auch ſonſt biſt,“ fuhr dieſer fort, „für dieſe Reiſe haſt du dich mir gelobt um guten Sold, und ich bin der Herr unſerer Fahrt. Willſt du nicht nach meinem Willen thun, ſo ziehe deinen Weg, ich ſuche meinen Pfad ohne dich.“

„Ungern diene ich dir,“ antwortete der Führer heftig, „und nur, weil eine, die mir Gutes that, mich geworben hat; und wenn ich frei bin von meinem Wort und du ein Schwert zu führen weißt, ſo will ich lieber dein Feind ſein als dein Freund, das magſt du wiſſen, Fremder. Jenen Baum aber habe nicht ich zu ſcheuen, ſondern du, denn weit bekannt iſt er im Lande und um ihn ſchweben ſeit der Urzeit hohe Gewalten, welche dir Feind ſind und nicht mir.“

„Ob ſie mir Feind ſind, will ich dir zeigen, wenn du mir folgſt,“ antwortete der Fremde und ſchritt dem Baume zu. Er hob ſeine Axt und rief: „Haben ſie Grimm, ſo mögen ſie zürnen, haben ſie Macht, ſo mögen ſie mich treffen wie ich dieſen Stamm.“ Und mit ſtarkem Schwunge ſchlug er die Axt in den Baum. Der Führer trat zurück, griff nach ſeiner Waffe und ſtarrte nach der Höhe, ob von dort ein Götterzeichen den Frevler treffe; aber Alles blieb ſtill, nur ein trockener Zweig mit Eſchenſaamen fiel herab. „Sieh her,“ rief der Fremde, auf das Saamenbündel weiſend, „das iſt der Zorn deiner Gewaltigen. Der Baum, vor dem du zagſt, war einſt ein flatterndes Saamenkorn wie dieſes hier, aus einem winzigen

Kern iſt er gewachſen. Wo hauſten die Gewaltigen, welche du fürchteſt, als der Baum noch ein Saamenkorn war? Meinſt du, der Baum hat geſtanden von Anfang der Menſchenerde? Merke, unter ſeinen Wurzeln fand ich dieſen Stein, riſſig und geſprengt durch die Kraft des Baumes. Betrachte den Stein, es iſt ein Mühlſtein, wie ihn die Weiber drehen um das Getreide zu mahlen. Bevor die Eſche war, hat hier ein Hausweſen lebender Menſchen geſtanden. Geringe Ehre verdienen die Götter, welche erſt dann in der Eſche mächtig wurden, als die Menſchen geſtorben waren, die vor dem Baume hier hauſten. Der Herr aber, welchem ich diene, iſt der Gott, welcher Himmel und Erde gemacht hat, er allein iſt ewig und allmächtig von der Urzeit und wird ewig und allmächtig ſein, wenn der letzte Span dieſes Baumes aus der Welt geſchwunden iſt.“

Der Führer kauerte zu dem zerbrochenen Stein nieder und ſah in die Oeffnung, auf das Wurzelſtück und auf Reſte von Holzkohlen, welche an dem Sandſtein hafteten. Das Haar hing ihm über das Geſicht und ſeine Bruſt hob ſich in heftigen Athemzügen. „Stand ein Haus hier, ſo hat es gebrannt,“ ſprach er endlich leiſe vor ſich hin. „Da ich klein war, ſagten ſie mir, daß meine Vorfahren auf dem Berge geſiedelt haben. Alte Leute haben einen Sang davon gewußt, der Sänger, den die Wenden erſchlugen, war dieſes Liedes kundig.“

Der Fremde berührte ihm die Schulter. „Die Nacht ſteigt herauf, im Walde heulen die Wölfe, hole die Pfähle, Ingram.“

Der Führer erhob ſich. „Hierher führte ich dich,“ ſprach er bitter, „damit ich dir meinen Eid halte und du ſicher ſeieſt in der Nähe einer hohen Herrin, die ich mir günſtig weiß. Du aber ſtörſt der Göttin den Frieden durch deine Art und du verſtörſt mich durch ſchwere Gedanken, die du mir in das Herz ſenkeſt. Haſt du Macht Vergangenes zu wiſſen und ohne den Schutz der Ueberirdiſchen zu dauern, ſo bereite dir ſelbſt die Nachtraſt, wo du magſt, ich helfe dir nicht.“

Der Fremde ergriff ſchweigend einen der Pfähle, welche der Jüngling unterdeß herzugetragen hatte und hob den Schlägel. Wuchtig fielen die Hiebe auf die Pfahlköpfe, Gottfried bot die Hölzer und flocht Zweige zwiſchen die Stäbe, bis rings um den Baumſtaum ein Zaun gerichtet war, der die Roſſe und Männer eng einzuſchließen vermochte. Gottfried führte die Pferde der beiden Reiſenden in den Zaun, der Fremde aber trat, als Alles vollendet war, zum Führer und ſprach freundlich: „Auch für dich und dein Thier iſt Raum in unſerm Frieden.“

„Ich und mein Roß begehren deines Schutzes nicht,“ antwortete Ingram abweiſend. Er hob den Mühlſtein von ſeiner Stelle und trug ihn an den Rand des Gipfels weit ab von den Fremden, dann ſprang er zum Quell, löſte ſeinem Roß die Beinfeſſel und führte es zu dem Steine, dort lagerte er neben ſeinem Thiere, und ſchob den Stein unter ſein Haupt.

In der Umzäunung band Gottfried zwei Holzſtäbe zu einem Kreuz zuſammen, küßte den Stab und übergab ihn ehrfurchtsvoll dem Fremden, dieſer ſteckte ihn zu der

Wurzel des Baumes, welche ſeinen Schatz bedeckte. Beide knieten nieder und erhoben den lateiniſchen Abendgeſang, mit mächtiger Stimme ſang der ältere die feierliche Weiſe, der Jüngling reſpondirte. Die melodiſchen Klänge tönten von der nahen Bergwand zurück und kämpften mit den wilden Stimmen der Nacht, welche kreiſchend und heulend aus dem Walde ſchallten. Der Führer erhob ſich, da der Geſang begann, aber die vollen Töne der bewegten Menſchenſtimme bändigten ihm die Haſt, er blieb abgewandt ſitzen und ſtarrte in den gelben Schein am Rande des Himmels.

Als der Geſang beendigt war, ſetzte ſich der Fremde neben die Wurzel und ſchob die Taſche ſeinem Begleiter zu. „Iß,“ ſagte er befehlend auf die abwehrende Bewegung des Jünglings, „ungewohnt biſt du der Wanderſchaft, der Herr begehret jetzt auch die Kraft deines Leibes.“ Gehorſam nahm der Jüngling wenige Biſſen, dann legte er ſich zu den Füßen des Fremden nieder, der ſorglich ſeinen Mantel über ihn deckte. Es wurde ſtill in dem kleinen Gehege. Das letzte Abendlicht ſchwand in bleichem Schein, der langſam nach Norden zog, zuweilen rauſchte der Nachtwind in den Blättern und die Eule ſchrie ihren Klageruf über den Wanderern; nur aus dem Walde tönten ferner und näher die Thierſtimmen, dann hoben ſich die müden Roſſe vom Boden und ſchnoben ängſtlich mit den Nüſtern. Der Fremde ſaß unbeweglich, die Hände gefaltet, wenn es im Baum rauſchte, ſah er wie erwartend in die Aeſte und nach dem Himmel, über welchem ſich tiefe Finſterniß breitete.

Unterdeß ſtarrte der Führer hinunter in die Tiefe, wo über dem Bach im Dämmerſchein der weiße Waſſerdampf hinzog. „Ich ſchaue, wie ſie dahinſchweben über der Fluth,“ murmelte er leiſe, „gehüllt in weiße Gewande ſchaffen ſie um das Waſſer, ſie ſinnen Hilfe und Heil ihrem Getreuen, ſie verhüllen ſeinen Pfad vor dem Verfolger, ſie löſen ihn aus den Banden der Feinde; manchmal wenn ich unter der Eſche lag, hörte ich ihren Geſang in der Tiefe. Meine Väter ſind hierher gewandert in ſchweren Tagen und haben Hilfe erfleht von den weißen Frauen. Und ich habe vernommen, daß ſie die Schutzfrauen meines Geſchlechts geweſen ſind ſeit der Urzeit. Jetzt ängſtigt mich der Mühlſtein, den der fremde Mann mit ſeinem Zauber heraufgeholt hat unter dem Baume, was mir das Zeichen bedeute. Die Baumwurzel fuhr durch den Stein, uralt iſt der Stein, wie der Fremde ſagt, und er iſt älter als der Götterbaum. Und bevor der Baum war, und die Götter walteten, lebten ſchon meine Ahnen. Welches war der Gott, der ſie damals gnädig beſchirmt hat? Längſt iſt Glück und Sieg von meinem Geſchlechte gewichen. Den Großvater erſchlugen die braunen Avaren, den Vater tötete ein Wende, da ich noch klein war und die Mutter ſtarb in Trauer. Ueberall iſt jetzt geſchwunden die Freude der Erde. Selten nur ſinnen die Götter gutes Glück meinem Volke und ein fremder Gott zieht in die Thäler. Das Haus iſt verbrannt, das einſt auf der Höhe ſtand und das Glück meines Geſchlechtes iſt verbrannt. Und mir wird das Herz kummervoll. Jene dort beten in fremder Weiſe und ſie haben ein ſtarkes Vertrauen zu ihrem Gott. Sind ſie Thoren, ſo mögen unſere Götter ihre Macht an ihnen erweiſen.“ Im Rücken des Betenden zuckte ein Blitz, der Donner rollte, Ingram rief ſeinen Kriegsruf. „Wohl mir, ich höre das Dröhnen ſeines Wagens, er kommt, die Frevel der Fremden zu rächen.“ Er warf ſich auf die Erde und verhüllte ſein Haupt.

Der Wetterwind ſchüttelte die Aeſte des Baumes und warf Blätter und Zweige auf die Reiſenden. Dieſe aber erhoben noch einmal frommen Geſang und unter Donner und rauſchendem Regen klang es durch die Stille der Nacht wie ein Siegeslied über das Toben der Natur. Erſt nachdem das Wetter hinter die Berge gezogen war, verſtummte der Sang, und wieder ward es ſtill im Gehege, nur die Regentropfen ſchlugen leiſe auf die Baumblätter. So verging die Nacht, beim erſten Morgengrau hob ſich eine dunkle Geſtalt vor dem Zaun und der Führer ſah ſpähend nach dem Fremden.

„Windig war dein Nachtlager unter freiem Himmel,“ begann der Fremde, „deine Eſche gab uns Schutz vor dem Sturm, nicht vor dem Waſſer der Wolken. Biſt du der Kunſt mächtig, ein Feuer auf dem naſſen Boden zu entzünden, ſo würdeſt du meinem Knaben und dir ſelbſt guten Dienſt leiſten; wo nicht, ſo laß uns aufbrechen, damit Wärme in die Glieder meines Gefährten komme.“

„Es iſt weite Tagfahrt bis in den Bergwald der Thüringe,“ verſetzte der Führer, „und Zeitverluſt möchte Unheil ſchaffen.“ Er befühlte neugierig den Mantel des

Fremden. „Du biſt doch naß,“ ſetzte er frohlockend hinzu, „auch dich trifft der Regen.“

„Wenn Gott will,“ antwortete der Andere.

Schnell rüſteten die Männer den Aufbruch, der Fremde holte den Lederſack unter der Baumwurzel hervor und knüpfte die Riemen ſorglich an den Sattel des Roſſes, das der Jüngling unterdeß aus dem Futterſack freſſen ließ, dann neigten Beide ſich noch einmal an dem Holzkreuz, und ſprachen den Reiſeſegen. Ingram führte über den Wall und die Grabentiefe in den Bergwald. Heut ritt er ſchneller als am letzten Tage, aber ſein ſcharfer Blick prüfte wieder jeden Buſch und Stein. So oft ſie aus dem Wald in ein Wieſenthal kamen, gab er den Fremden ein Zeichen zurückzubleiben, und winkte nach einer Weile mit gehobener Hand ihm zu folgen. Mühſelig war der Weg über Baumwurzeln und durch das Sumpfwaſſer, welches ſich an tiefen Stellen des Waldes geſammelt hatte, dann nahm er wohl ſelbſt die Roſſe beim Zügel und wies dem Jünglinge die trittfeſten Stellen. Er war ſchweigſam wie geſtern, aber er war mehr um die Reiſenden beſorgt. Als ſie einmal von der Höhe in ein weites Thal ritten, ſagte er: „Hier müſſen wir durch freies Land, hört ihr mich Hara rufen, dann wendet ſo ſchnell euch die Roſſe tragen zum Walde zurück, vielleicht, daß euch die Flucht gelingt.“

Der Fremde lächelte. „Sei ohne Sorge um uns und denke an das eigene Heil.“

„Treibt das Pferd, daß es ſpringe,“ mahnte der Führer.

Als ſie wieder im Walde dahinritten, begann der Fremde dankbar: „Gutherzig erweiſeſt du dich, und als treu rühmt man deines Volkes Art.“

„Der Thüring iſt feſt in Liebe und Haß,“ ſagte der Führer.

„Auch ſein Haß iſt nicht der eines hinterliſtigen Mannes,“ verſetzte der Fremde lächelnd. „Nicht gerade aus nach Norden geht der Pfad, den du uns führſt.“

„Wer Kampf vermeiden will, muß ſich wenden wie der Fuchs wenn die Hunde bellen. Sieh dort den fernen Feuerſchein,“ er wies mit der Hand durch die Stämme, „was dort brennt, iſt ein Hof.“

„Vielleicht that's der Wetterſchlag.“

„Die Röthe ſtieg auf in ſtiller Nacht.“

Der Fremde ſah finſter nach dem ſchwachen Licht hinüber, das am Rand des Horizontes aus der Dämmerung blinkte.

„Du kennſt den Hofherrn,“ frug der Fremde.

„Es iſt ein Franke,“ verſetzte der Thüring kalt, „ſein Großvater kam weit von Weſten her in das Land.“

„Sieht der Thüring ruhig zu, wenn ſein Landsmann erſchlagen wird?“

„Frage den großen Herrn der Franken und nicht mich, weßhalb er ſeine Volksgenoſſen von Fremden erſchlagen läßt,“ rief der Führer. „Einſt waren wir Thüringe ein ſiegreiches Volk, da brachen die Franken ins Land, mit ihnen die Sachſen und Angeln, unſere Krieger fielen auf der Walſtatt und die Fremden theilten ſich in die Fluren der Landgenoſſen.

Sie ſagen, daß damals der Mehrtheil unſerer Krieger den Pfad des Todes wandelte. Jetzt ſitzt über uns ein Sendbote des fränkiſchen Königs, er ruft uns zu den Waffen wenn es ihm gefällt. Ich ſah, wie der letzte durch die Wenden erſchlagen wurde, ſeitdem ſind wir Waldleute ſchutzlos und unſere Alten ſchloſſen Frieden mit den Feinden, frage mich nicht, um welchen Preis, alljährlich ſehe ich die Klauen unſerer Heerdenthiere in das Slavenland gehen, aber wenige herauskommen.“

„Auch du trägſt Speer und Schwert,“ unterbrach ihn der Fremde hart.

„Willſt du verſuchen, ob ſie ſchneiden?“ brach der Thüring los. Er riß ſeine Jacke auf und wies auf lange rothe Narben. „Ich meine, mehr habe ich gegeben als empfangen. Doch es bringt wenig Ehre,“ murmelte er, „ſich gegen einen Waffenloſen zu rühmen.“

„In guter Meinung rede ich,“ begütete der Fremde. „Ich meine, ihr habt doch viele Roſſe geſchlachtet, denen zu Ehren, die ihr als Götter rühmt und die ich Unholde nenne, und ich fürchte, wohl noch anderes Blut iſt gefloſſen vom Opferſtein, noch greulicher dem Gott, dem ich diene, und doch waren eure Götter zu ſchwach euch Sieg zu gewähren gegen die Pfeile der Wenden. Nicht für weiſe halte ich den Mann, der ſich auf einen Rohrhalm ſtützt, wenn ihm die Knie wanken.“

„Der Gott der Schlachten wägt die Looſe wie es ihm gutdünkt, er ſpendet Sieg, wem er will,“ verſetzte der Führer.

„Thöricht iſt deine Rede, wenn ich recht berichtet bin. Denn andere Götter ſind es, denen die Wenden opfern, und wenn ſie die Leute aus euren Dörfern heimwärts treiben, dann ſingen ſie, daß ihr Gott ſtärker iſt als der eure.“

„Gibt der Chriſtengott Sieg ſeinen Bekennern? Ich ſah doch manchen meiner Landsleute, der das Zeichen des Kreuzes machte, erſchlagen auf der Walſtatt.“

„Nicht Jeder, der das Kreuz ſchlägt, iſt ein Krieger des ewigen Gottes,“ antwortete der Fremde nachdrücklich. „Wer Sieg erfleht von dem großen Himmelsherrn, der muß vorher ſein eigenes Leben würdig machen der Gotteshilfe, treu leben nach Gottes Geboten und jede niedere That meiden. Hoch iſt und ſchwer der Dienſt, aber herrlich der Lohn, hier Sieg und Friede und Glück im Himmel. Und ich ſage dir, nicht eher wird euer Volk der Fremden mächtig werden, als bis die Kreuzfahne vor euch zieht und jeder von euch Herz und Gedanken geheiliget hat dem großen Gott der Chriſten.“

„Lehre auch das den König der Franken oder wer ſonſt dort gebietet. Denn wir hören, daß der König durch den Chriſtenglauben zu einem Mönch verdorben iſt und daß einer ſeiner Helden die Lande regiert.“

Der Führer wandte ſich ab, der Fremde aber ſprach zu ſeinem Begleiter: „Du hörſt ſeine Worte. Der Thüring haßt den Franken und beide den Sachſen, ein Stamm vertilgt den andern und die Ehre ihrer Helden iſt Männerblut zu vergießen und das wehrloſe Geſchlecht fortzutreiben, damit ſie ihre Luſt an ihm büßen und ſeine Rücken gebrauchen als Schemel für ihre Füße. Seit ich ein Knabe war in fernem Land, ſah ich die Menſchen wilde Frevel üben, Rauben und Töten war der Höllenſchrei, der aus hunderttauſend Kehlen kam. Wahrlich, der Erdgarten iſt zu einer Wildniß geworden, überall Wuſtung und zertrümmerter Bau früherer Geſchlechter, wie ein Rudel Wölfe bellen die noch leben in der Einöde. Und wo noch ein Volk männerreich auf dem Boden hauſt, den es ſich durch Brand und Mord gewann, da leben die Sieger zuchtlos, ſtets gierig nach Geldſchatz und Fleiſchesluſt. Gänzlich verderbt hat der üble Teufel dies Geſchlecht, das er beſitzt, und doch verſtopfen ſie die Ohren gegen die Botſchaft der Gnade, auch wenn ſie das Kreuz ſchlagen und ſich Chriſten nennen. Keine Rettung gibt es für die, welche nach Gottes Ebenbild aufrecht gehen, als die eine, daß ſie alle die harten Nacken beugen dem einen Herrn, von dem geſchrieben ſteht, ſanft iſt mein Joch.“

In der Landſchaft, welche ſie jetzt betraten, lagen in den Thälern oder auf halber Höhe der Berge, wo ein kräftiger Quell aus dem Boden rann, hie und da Dörfer und einzelne Höfe fränkiſcher Anſiedler, die meiſten Höfe klein, die Häuſer zerfallen, nothdürftig geflickt, daneben oft leere Brandſtätten. Jeder Hof und jedes Dorf waren umwallt, aber auch Wall und Graben waren verfallen und zerriſſen. Nur wenig Leute ſahen ſie auf dem Felde, in den Dörfern rannten die Kinder und Frauen an den Hofzaun und ſtarrten den Reiſenden nach; ſtolz grüßte der Führer und der achtungsvolle Gegengruß zeigte, daß er den Leuten für einen anſehnlichen Mann galt.

Zuweilen war am Hausgiebel über dem Zeichen des Beſitzers ein Kreuz gemalt, dann ſegnete der Reiſende die Bewohner an der Thür mit dem Chriſtengruß, erſtaunt vernahmen ihn die Leute und eilten auf die Reiter zu. Aber der Führer trieb haſtig vorwärts und im Trabe der Roſſe verklangen die Zurufe und Fragen. Wieder kamen ſie an ein Dorf, ohne Zaun ſtanden die hohen Strohdächer, welche faſt bis zum Boden reichten, ſelbſt die Fliederbäume fehlten, welche ihre ſchwarzen Beeren ſonſt in jedem Hofe wieſen. Nackte Kinder, bräunlich und ſchmutzbedeckt wälzten ſich neben den Ferkeln auf der Dungſtätte, kleiner waren die Leute, rundlich und platt die Geſichter und ſtatt der bedächtigen Ruhe, mit welcher die Reiter anderswo von den Dorfbewohnern begrüßt wurden, tönten ihnen hier lautes Geſchrei, Schelte und Verwünſchungen in fremder Sprache entgegen.

„Sind die Fremdlinge häufig auf eurem Grunde?“ frug der Fremde.

„Es ſind Wenden von oſtwärts, in mehren Dörfern hauſen ſie hier und in Thüringen, ſie zahlen Zins dem Grafen des Frankenherrn, aber übelgeſinnt bleiben ſie und widerbellig.“

Er hielt das Pferd an und horchte auf die Verwünſchungen, welche ihnen von einem häßlichen Weib nachgeſchrien wurden, dann ſpornte er wieder das Pferd und rief: „Vorwärts!“ Schnell fuhren ſie dahin, der Führer richtete ſich oft im Sattel auf und wandte die Augen nach rechts und links. Nach einer Weile ritt der Fremde an ſeine Seite: „Gefällt dir's, ſo ſage mir, was unſere Roſſe ſo flüchtig vorwärts treibt.“

„Nur wenig verſtehe ich die Sprache der Wenden,“ antwortete Ingram, „aber das Weib, der arge Laſterbalg wünſchte uns Unheil, wenn wir auf unſerm Wege den Kriegern ihres Volkes begegnen würden. Unruhe iſt in der Luft, ſchon ſeit dem Morgen fliegen die Habichte und Krähen nordwärts. Mich reut's, daß ich ſolche nicht gefragt habe, die in unſerer Sprache reden.“ Er rief ſeinem Roſſe zu und flog voraus, die Reiſenden hatten Mühe ihm zu folgen; dem nächſten Hofe, welcher auf einer Höhe ſichtbar wurde, ritt er in geſtrecktem Laufe zu und winkte den Anderen zurückzubleiben. Die Reiſenden ſahen ihn auf dem Hügel halten, bald jagte er wild herunter und vor ihnen dahin. Als ſie endlich einen ſteilen Aufſtieg erreichten, frug der Fremde: „Willſt du uns nicht ſagen, ob Gefahr droht?“

„Der Hof war leer, auch die Ställe leer, jedes Haupt entwichen, mich wundert, daß kein Flüchtling uns entgegenkommt,“ verſetzte der Führer finſter.

„Vorwärts,“ rief er, „wenn ich euch nicht verlaſſen ſoll.“

„Gedenkſt du die Gefahr zu meiden, wenn wir vor dem Abend die Roſſe ermüden?“ bemerkte der Andere ruhig.

„Ich will ſehen,“ verſetzte Ingram kurz und ritt wieder vor.

So ging es eine Stunde vorwärts, durch Buſchholz und über Wieſengrund, endlich ſahen ſie in der Entfernung ſeitwärts vom Wege einen großen Hof unter Lindenbäumen, das Roß des Führers flog wie ein Pfeil dem Hofe zu, ſie erkannten, daß der Führer einigemal anhielt, dann mit weiten Sprüngen hinter den Bäumen verſchwand. Langſamer folgten die Reiſenden. Da ſie heran kamen, fanden ſie das Dach zerriſſen, die Thür eingeſchlagen, die Kohlen eines Feuers vor dem Hauſe. Der Führer beugte ſich über Etwas das im Graſe lag. Es war ein toter Mann, das Haupt durch einen Keulenſchlag gebrochen. „Dies war der Wirth des Hofes,“ ſprach der Führer mit zuckendem Munde. „Er war von Geſchlecht ein Franke, aber ein gaſtfreier Mann. Und er iſt gefallen als ein Krieger. Seht dorthin.“ Erde war aufgewühlt und zu zwei runden Hügeln geſchichtet. „Die Räuber haben ihre Toten begraben.“ „Wann iſt es geſchehen?“ frug der Fremde traurig.

„Geſtern bevor der Tag warm wurde,“ verſetzte der Führer, „und wies auf den Leib eines Slavenroſſes, das durch einen Speerwurf des Hofbeſitzers getroffen danebenlag. Der Fremde ſprang ab und eilte nach dem Hauſe: „Komm, daß wir Hilfe bringen, wenn dort noch Jemand athmet.“

„Du ſorgſt vergeblich,“ verſetzte der Führer. „Seine Tochter Walburg und ſeine kleinen Knaben ſind fortgetrieben. Die Kuh mit der Bläſſe iſt geſchlachtet, auf ſeinem Roſſe Goldfeder ſitzt ein Slave; die Wenden wiſſen aufzuräumen, ſie lieben nicht halbes Werk.“

Der Fremde ergriff einen Spaten und begann ein Grab zu ſchaufeln. „Rathſam wäre dir von dieſer Stätte zu entweichen," rief der Führer unruhig. Der Andere wies auf ein Kreuz, das mit blauem Waid in den nackten Arm des Toten gezeichnet war: „Er iſt von meinem Glauben und ich darf nicht gehen, bevor ich ſeine Hülle vor Wolf und Geier geſichert habe."

Der Führer trat zurück und murmelte: „Mancher Mann, der das Kreuz geſchlagen, liegt heut ſtill auf blutigem Grunde." Die Reiſenden höhlten das Grab, legten den Toten hinein, knieten zum Gebet, deckten das Grab mit Erde und ſteckten ein Holzkreuz darauf. Dann winkte der Fremde den Jüngling hinweg und blieb allein vor dem Erdhaufen liegen.

Unterdeß war der Führer vorwärts geeilt auf der Spur der Feinde, wie ein Jagdhund ſprang er über den Grasgrund; ſchon harrten die Fremden ſeiner, als er mit glühendem Antlitz zurückkehrte. „Ich erkannte die Fährte, die Fußtritte des Weibes und der Kinder; nur eines der Roſſe war beſchlagen, ich meine, das iſt ein Pferd des Ratiz, des Serbenhäuptlings. Ich treffe ihn wohl in wenig Tagen," rief er drohend. — „Beantworte mir eine Frage, Fremder: Würdeſt du dich freuen, den Ratiz erſchlagen zu ſehen mit ſeinem Haufen?"

„Nein," verſetzte der Fremde.

„Er hat Männer deines Glaubens getötet und führt ihre Kinder in elende Knechtſchaft."

„Nein, ſage ich dir," wiederholte der Fremde.

Der Führer raunte einen Fluch, plötzlich trat er zu dem Roß des Fremden: „Bekenne mir, was führſt du in dem Lederſack, den du ſo ſorglich hüteſt?"

„Nicht ziemt dir ſolche Frage," verſetzte der Reiſende kalt, „und ich weigere dir die Antwort."

„Ich meine du haſt Armringe darin und Silber, wie es die fremden Kaufleute in das Land bringen," ſprach der Führer und ſtarrte begehrlich auf den Lederſack.

„Vielleicht iſt darin, was du nennſt," ſagte der Fremde, „vielleicht auch nicht, was kümmert's dich. Dein kann es nimmer werden."

Der Führer ſah ihn mit feindſeligem Blick an, dann fuhr es über ſein Geſicht wie ein Krampf, er warf ſich auf den Boden und bedeckte das Geſicht mit den Händen. Der Fremde ergriff ſeine Axt, ſtellte ſich vor den Liegenden, zog ihm die Hand vom Antlitz und legte die Axt hinein. „Hier iſt die Waffe, mein Sohn, und hier iſt das Haupt eines wehrloſen Mannes, willſt du treffen, ſo verſuche den Schlag. Willſt du lieber hören, ſo achte auf das Wort eines älteren Mannes." Ingram ließ die Waffe ins Gras fallen, und ſaß mit geneigtem Haupt auf dem Boden. „Ich weiß, was dich verſtört," fuhr der Fremde fort, „die Räuber treiben ein junges Weib in ihre Berge, du denkſt daran ſie zu entledigen mit den Waffen oder durch Kauf; und du meinſt, der fremde Mann ſoll dir dazu dienen. Spreche ich Wahrheit, ſo antworte."

„Sie ſprach ſtolz zu mir," antwortete er leiſe, „weil ich nach dem Brauch meiner Väter beim Roßopfer unter der Eiche ſtand, aber mir iſt gräulich, daß ſie in der Hand des Ratiz bleiben ſoll, und in meine Seele fiel es wie ein Strahl aus den Wolken, daß ich eilen muß ſie loszukaufen. Dann führe ich ſie als Gefangene heim, ſie wird mein eigen, und ich ihr Herr.“

„Und ſie muß thun nach deinem Willen,“ ſprach der Fremde kalt, „wie aber, wenn dein Feind Ratiz ebenſo denkt?“

Der Führer knirſchte mit den Zähnen und warf ſich wieder in das Gras.

„Sie ſind wie die Beſtien,“ ſagte der Fremde in lateiniſcher Sprache. „Steh auf Führer,“ befahl er mit ruhigem Tone, „und vollende vor Allem, was du gelobt haſt. Jetzt fordert deine Ehre, daß du uns ſicher in deine Heimath bringſt, wenn wir dir auch fremd und unwillkommen ſind. Biſt du erſt frei von dieſer Pflicht, dann erwäge, welches die nächſte ſein wird. Aber vergiß nicht, daß das Weib, welches du dir begehrſt, unter mächtigem Schutz dahin zieht auf dornigen Pfaden. Denn ſie wird geleitet durch die geflügelten Boten meines Gottes, die Engel, damit ſie erhalten werde für dieſe Welt oder hinaufgeführt in den Himmelsſaal der Chriſten. Trägt ſie auch Sorbenbande, dennoch iſt ſie in der Hand eines gütigen Vaters, der alle hört, die in der Noth ihn anrufen. Will er, daß ſie gelöſt werden ſoll durch dich, ſo wird es geſchehen. Du aber thue, was jetzt deines Amtes iſt.“

Der Führer ſtand auf, ſchüttelte ſich und ſprang ſtumm in ſeinen Sattel. So zogen die Wanderer weiter nach Norden, jeder mit ſich beſchäftigt, der Fremde ſprach nur ſelten einige lateiniſche Worte zu ſeinem Begleiter. Als die Sonne ſank, betraten ſie die finſtern Wälder des Gebirges, welches die Thüringe von den Franken ſcheidet.

Sie hörten hinter den Bäumen Hundegebell und dazwiſchen ein tiefes mißtönendes Gebrumm. „Führſt du uns in eine Bärenhöhle?“ frug der Fremde.

„Hier wohnt Bubbe, der Landfahrer,“ verſetzte der Führer, „er fängt Bären, weiß ihre Wuth zu bändigen und verkauft ſie weit ſüdwärts im Lande der Franken, an Herrenhöfen, zuweilen auch an fahrendes Volk. Sein Hof iſt im ganzen Lande gefürchtet, er hat Frieden bei Freund und Feind und verſteht manche geheime Kunſt.“

„Er iſt von deinem Glauben?“ frug der Fremde.

„Wenige wiſſen, zu welchen Göttern er fleht,“ ſagte der Führer.

„Dann laß uns den ungaſtlichen Hof meiden.“

„Sieh auf den Himmel, die Nacht bringt Regen, dein Knabe und eure Pferde bedürfen Nachtraſt, denn morgen ſteigen wir über den Wald auf wildem Wege, wo kein Wirth uns aufnimmt.“

Der Mann blickte auf den Jüngling an ſeiner Seite und gab ſchweigend ein Zeichen der Gewähr. Da ſie näher kamen, wurde das Gekläff der Rüden wilder, die grunzenden Stimmen einer Bärenfamilie miſchten ſich darein und als Ingram an das Thor ſchlug, tobte der Lärm ſo arg, daß der Fremde ein Kreuz ſchlug. Lange pochte der Führer, endlich klangen Menſchentritte und rauher Zuruf an die Thiere; Ingram rief ſeinen Namen durch das Thor, der Sperrbalken wurde zurückgeſchoben, und eine rieſige Männergeſtalt trat in den Thürſpalt. Der Führer ſprach leiſe mit dem Wirth. Durch kurze Handbewegung lud dieſer zum Eintritt, er faßte die zitternden

Pferde am Zügel und zog ſie in den Hof, den er hinter ihnen wieder verſchloß. Die Reiſenden entlaſteten ihre Thiere im Dunkel, dann führten Ingram und der Wirth die Roſſe nach einem Stall. Als die Männer auf den geſtampften Lehmboden der Hausflur traten, hielt der Wirth eine Kienfackel an die züngelnden Kohlen des Holzklotzes, der auf dem Heerde lag, und leuchtete mit der rußigen Flamme ſeinen Gäſten in das Geſicht. Als er das Antlitz des Fremden erkannte, trat er zurück, die Fackel entglitt ſeiner Hand und ſprühte auf dem Boden, bis der Führer ſie faßte und in den Eiſenring am Heerde ſteckte.

„Nimmer hätte ich geglaubt dein Angeſicht in meiner Hütte zu finden. Unhold war der Gruß, den du mir boteſt, da ich dich das erſtemal ſah; mit meinen Bären ließeſt du mich weghetzen von dem Haus deiner Gaſtfreunde.“

„Und da ich dich zum zweitenmal ſah,“ antwortete der Fremde ruhig, „löſte ich deinen Hals von der Weide, die für dich gedreht war. Und da ich dich zum drittenmal ſah, ſtandeſt du als Täufling vor mir im weißen Hemd und das heilige Waſſer rann über dein Haupt.“

„Das Taufhemd iſt lange zerriſſen, es war das letztemal weniger werth als ſonſt wohl in früheren Jahren, wo ich mich in euer Waſſer tauchen ließ; und ungern denkt der Mann an die Stunden der Noth, in denen er ſein Haupt vor fremdem Zauber gebeugt hat,“ verſetzte der Wirth ſcheu. „Du haſt mir weh gethan und du haſt mir wohl gethan. Dennoch meine ich, du biſt ein Mann großer Geheimniſſe kundig, und auch mich rühmen die Leute als einen, der Manches weiß. Und wenn ich dir Frieden gebe unter meinem Dach, ſo magſt du zum Dank mich wohl noch manch Geheimniß lehren."

„Ich will dich lehren," ſagte der Fremde, „wenn du Ohren haſt zu hören."

„Wohlan, ſo ſoll das Frühere ausgeglichen und vergeſſen ſein und ich will dich halten als meinen Gaſt, dich und deine Begleiter mit Abendkoſt und Herberge, und ich grüße dich an meinem Heerde, dich Herr Winfried, vor dem die Leute knien und den ſie Bonifacius und einen Biſchof nennen."

Als die Reiſenden am Abend des nächſten Tages aus dem dunklen Fichtenwald ritten, ſchauten ſie von der Berghöhe niedrige Hügel, in der Ferne offenes Land. Vor ihnen lag am Fuße des Berges ein Dorf, grau die Dächer, grau die Balken, rund herum ein Zaun aus Pfahlwerk und ein breiter Graben. Eng gedrängt ſtanden die Häuſer in den Dorfgaſſen, damit die Abwehr eines feindlichen Ueberfalls leichter ſei. Außerhalb des Zaunes erhoben ſich an der Berglehne zwei einzelne Höfe wenige Bogenſchüſſe von einander entfernt. Zu jedem führte ein Fußpfad von dem Dorfwege ab. An dieſer Wegſcheide hielt Ingram und ſagte kurz: „In das Land der Thüringe habe ich euch geleitet, dies iſt das Dorf und dort iſt der Hof des Franken, den ſie einen Meier des Grafen nennen, und dort ſteht er ſelbſt. Vollbracht iſt, was ich gelobt, fahret dahin."

Während die Fremden mit geneigtem Haupt ihrem Gott dankten und um Segen für ihren Eintritt flehten, jagte Ingram von dannen und war bereits hinter einem Vorſprung des Holzes verſchwunden, als Winfried nach ihm ausſah. Von der andern Seite aber kam der fränkiſche Verwalter ihnen entgegen, ein Mann mit grauem Haar und ernſter Miene. Winfried bot ihm den Chriſtengruß und das Geſicht des Mannes röthete ſich vor Freude, als er antwortete: „In aller Ewigkeit." Und als ihm Winfried ein ausgeſchnittenes Pergamentblatt hinhielt, das Erkennungszeichen, welches die Herrin dem Meier ſandte, da nahm dieſer ehrerbietig den Hut vom Haupte, ergriff ſelbſt die Zügel der Roſſe und führte die Fremden nach ſeinem Hofe.

## 2.

## Ein Chriſt unter Heiden.

Abwärts vom Dorfe auf die Ebene zu ſtand ein verfallenes Haus von einem Holzzaun umgeben, an welchem beſtäubte Kletten die grauen Blätter breiteten; der Zaun war löcherig und nachläſſig geflickt, und die Hühner und Ferkel des Hofes fanden das ganze Jahr müheloſen Durchgang. Hinter dem Thor war aus zwei Stangen ein Holzkreuz errichtet, als einziges Zeichen, daß Meginhard, den ſie Memmo nannten, dort wohnte, ein Prieſter der Chriſten. Widerwillig hatten die Dorfleute ihm vor Jahren auf die Verwendung des Grafen geſtattet in der leeren Hütte zu wohnen. Dennoch fehlte im Innern nicht gänzlich das Behagen. Durch die Ritze der geſchloſſenen Fenſterladen ſah man, daß auf dem Heerde ein luſtiges Feuer brannte. Daneben ſaß Memmo, ein kleiner rundlicher Mann, vor ihm ſtand auf ſchlechtem Holztiſch ein Krug mit Bier, auf dem Heerde kochte im Topfe ein Huhn und eine kräftige Magd wirthſchaftete mit dem Holzlöffel um den Stein. „Lange brodelt das Huhn, Godelind,“ ſprach der kleine Mann und blickte ſehnſüchtig nach dem Topfe, „ſchwinge den Löffel und lege

Holz an, denn dies iſt das einzige, was man hier im Lande reichlich hat.“ Aber Godelind kümmerte ſich wenig um den Seufzer des Herrn, ſie fuhr unwirſch über den Heerd und ſah zuweilen zornmuthig auf den Prieſter herab. „Sicherlich hätte mein Herr ein beſſeres Geſchenk von dem kranken Nachbar erwerben können als das Ding da“ — ſie wies mit dem Löffel in die Ecke der Hütte, wo auf dem Strohbund ein ſlaviſches Mädchen kauerte, das mit geſenktem Haupt vor ſich hin ſtarrte. „Durch viele Wochen habt ihr die böſen Geiſter beſprochen, die in dem kranken Bein des Mannes ſaßen; für große Mühe iſt dies ein erbärmlicher Dank, eine Gefangene, ein krankes elendes Ding, zu gar nichts gut. Warum hat er euch nicht ein Kalb in die Wirthſchaft geſchenkt? Oft genug habe ich euch gerathen ihm eure Meinung darüber unter den Fuß zu legen. Wir haben kaum genug um zwei Mäuler zu füttern, jetzt kommt das dritte, und dazu eine Wilde mit verworrenem Haar, die kein Wort ſprechen mag und die mir neue Sorge ſchafft zu der, die ich um euch habe.“

Memmo blinzte ſchlau in die Ecke. „Und doch nahm ich ſie um deinetwillen, Godelind,“ ſagte er begütigend, „für die Weide und das Feld, gern will ich dich ſchonen.“

„Habe ich je über die Arbeit geklagt?“ ſchmollte die Gebieterin des Heerdes nur wenig beſänftigt. „Jetzt ſoll ich Wache halten um den fremden Unhold.“ Sie ſtürzte das gekochte Huhn in eine irdene Schüſſel und ſetzte das heiße Gericht mit einem Löffel ihrem Herrn vor. Ein wohlriechender Rauch ſtieg in die Höhe, Memmo ſaß die Kühlung erwartend und klapperte ungeduldig mit dem Holzlöffel am Schüſſelrand. Da knarrte es draußen am Zaun und gleich darauf pochte ein Stab an die Thür viermal in kurzen Abſätzen. Dem Prieſter fiel der Löffel aus der Hand, er fuhr erſchreckt in die Höhe, ſtarrte auf die Thür als ob er einen Geiſt fürchte und murmelte nach dem dritten Schlage leiſe halb bewußtlos: „In nomine spiritus sancti. amen.“ Der letzte Schlag erklang und gleich darauf flog die Thür von ſtarker Hand geriſſen auf, ein Mann trat herein in dunklem Gewande und eine tiefe Stimme ſprach auf der Schwelle: „Sei gegrüßt im Namen des Herrn.“ Stumm ſtand Memmo, alles Roth aus ſeinem Geſichte war entwichen; Winfried betrachtete einen Augenblick die Bewohner der Hütte, dann trat er an das Fenſter, ſchlug den Fenſterladen auf, nahm Schüſſel und Huhn, warf ſie hinaus, daß die Scherben krachten und rief gebietend: „Hinaus mit den Frauen.“ Godelind hatte die Arme untergeſtemmt, gar nicht geſonnen, dem Befehl des Fremden zu gehorchen, da ſah ſie, wie ihr Herr mit heftiger Handbewegung winkte, daß ſie weiche, ſie merkte, daß der flammende Blick des Fremden ſich auf ſie richtete, und ihr Muth wurde klein; ſie riß die gefangene Slavin mit ſich fort und eilte zur Thür. „Suche eine andere Herberge zur Nacht, Weib,“ rief ihr Winfried nach, „denn die Zelle dieſes Mannes betritt dein Fuß ſchwerlich wieder.“ Hinter den Frauen ſchloß er die Thür, ſchob den Riegel vor und trat zu dem ſprachloſen Memmo. „Ins Elend biſt du gegangen, mein Genoſſe,“ ſprach er traurig, „und in übler Geſellſchaft finde ich dich; ich komme, deine Seele zu mahnen. Auf die Knie, Meginhard, mein armer Bruder und bekenne deine Uebelthat, denn der Tag der Buße iſt gekommen, ſiehe zu, daß du die Gnade des Richters erwirbſt.“

Betäubt fiel der Mönch vor dem Biſchof auf die Knie und begann ein lateiniſches Gebet zu murmeln. Die Heerdflamme loderte luſtig weiter und warf die Schatten der Männer hin und her, das Waſſer im Kochtopf hob den Deckel und ziſchte auf dem Heerde, aber Niemand kümmerte ſich darum, bis die Flamme ſich ſenkte und das Waſſer ſchwieg. Dunkler wurde es im Raum, die verglühenden Kohlen warfen ein ſchwaches Dämmerlicht und von der andern Seite fiel matter Sternenſchein durch die Fenſteröffnung, aber immer noch lag der Prieſter am Boden, nur ſchwere Seufzer und das Summen feierlicher Gebete wurden gehört, dann die ſcharfen Schläge der Geißel und leiſes Stöhnen. So ging es fort bis in die Nacht. Und als das Sternenlicht in dem Grau des neuen Tages verging, lag Memmo immer noch mit dem Antlitz am Boden, die Arme in Kreuzesform ausgeſtreckt und neben ihm kniete der Fremde und die tiefen Töne ſeiner Stimme klangen feierlich über dem Schluchzen des Liegenden.

Winfried öffnete die Thür, das erſte Morgenlicht drang in den dämmrigen Raum, am Zaunthor ſtand der junge Gottfried und neigte ſich ſchweigend vor dem Lehrer denn noch war die Tagſtunde nicht gekommen, wo ein

Bruder ſprechen durfte. „Ich meinte dich wohlgeborgen auf dem Lager des Gaſtfreunds,“ ſagte der Fremde und winkte ihm die Erlaubniß zu reden.

„Verzeih, mein Vater, mich trieb die Sorge um dich hierher.“

„Dort drinnen liegt einer, der gefallen iſt. Weile bei ihm, damit er dein Angeſicht ſchaue, wenn er ſein Haupt erhebt und ſtütze ſeine wankenden Schritte,“ und leiſer fügte er hinzu: „Wie einen Hänfling, der dem Bauer entflogen war, habe ich ihn eingefangen und unruhig wird ſeine Seele flattern. Hilf ihm, obwohl er älter iſt, daß er ſich der Zucht wieder gewöhne und gib ihm nach ſoweit du darfſt. Denn ungeſchickt wäre es, dem Verwilderten allen Troſt zu nehmen.“

Der Fremde ſchritt dem Dorfe zu, wo ſich's in den Häuſern rührte, der junge Mönch ſetzte ſich leiſe neben den Büßenden; nicht lange und dieſer ſchauerte zuſammen, hob vorſichtig das Haupt und ſah erſtaunt ſtatt des furchtbaren Biſchofs einen Jüngling neben ſich, in deſſen hellem Antlitz warmes Mitleid leuchtete. „Visio venit, ein Friedensbote erſcheint,“ murmelte er erſchrocken und fiel auf das Geſicht zurück, um es nach einer Weile wieder zu erheben. „Ich fühle warmen Athem über meinem Haupt, biſt du einer von uns, ſo ſprich.“

„Gottfried heiße ich, mein Vater, und bin dein Bruder und Diener.“

„Er iſt fort,“ ſeufzte Memmo, ſich furchtſam umſchauend und fühlte mit der Hand nach ſeinem wunden Rücken. Mühſam ſetzte er ſich auf und faßte den Kopf mit beiden Händen. „Gänzlich bin ich verwandelt, die Schüſſel mit dem Huhn warf er aus dem Fenſter und Frau Gedelind,“ — er bekreuzigte ſich — „hinweg du Teufel. Schwer bin ich verſucht worden, mein Sohn, unter den Heiden, zwiſchen Pferdeköpfen und Roßfleiſch habe ich geſeſſen, und wenn ſie im Mai den Reigen tanzten, forderten ſie, daß ich mit Frau“ — er bekreuzigte ſich wieder. „Sicher iſt der Biſchof ein heiliger Mann, menſchlicher Schwachheit völlig enthoben. Auch du kennſt die Regel, mein Bruder, obwohl du jung biſt.“

Gottfried nickte freundlich.

„Dann weißt du auch, mein Sohn, daß den Getreuen nach der Pönitenz geſtattet iſt, die heißen Lippen anzufeuchten, aqua cum aceto, durch Waſſer mit Eſſig. Eſſig fehlt in dieſem Lande, aber,“ fuhr er überredend fort, „dort ſteht an ſeiner ſtatt ein Reſt Dünnbier, es iſt Waſſer genug darin, ich bitte dich, reiche mir den Krug.“

Gottfried holte bereitwillig den Trunk, der erſchöpfte Mann that einen tiefen Zug, hielt darauf den Krug in ſeinen gefalteten Händen und begann wehmüthig ſein Morgengebet. Gottfried ſprach die Worte mit, dann ſchüttelte er in der Ecke das Stroh zum Lager zurecht, geleitete den Wunden zur Ruheſtätte und ſprach ihm leiſe Gebete vor, bis der Vater entſchlief.

Als Winfried am ſpäten Morgen zu dem Mönch zurückkehrte, fand er ihn muthiger auf ſeinem Stuhl ſitzen. Gottfried hatte die Zelle geſäubert, einen kleinen Altar aufgerichtet und mit Fichtenzweigen und wohlriechendem Quendel umhangen. Da der Biſchof eintrat, machte Memmo einen Verſuch ſich zu erheben, Winfried aber drückte ihn ſanft in den Stuhl zurück.

„Nicht als Arzt komme ich in dieſer Stunde, der ſeinen Kranken zum Heilmittel nöthigt, als dein alter Geſelle ſetze ich mich zu dir, und iſt dir's nicht zu beſchwerlich, ſo bitte ich dich, mein Bruder, daß du mir wahrhaft verkündeſt, was du in dieſem Volke Schweres geduldet haſt, denn wahrlich nicht leicht war das Amt, das dir befohlen war, und ich finde dich nicht in fröhlicher Arbeit.“

„Gar nichts Günſtiges kann ich dir ſagen, ehrwürdiger Vater,“ begann Memmo kleinlaut, „fünf Jahre habe ich hausgehalten unter dieſem Geſchlecht, wie Daniel in der Löwengrube; verhärtet ſind ihre Herzen und trotzig ihr Muth, und der beſte unter ihnen hat Stunden wo er ſich geberdet wie der üble Teufel aus der Hölle. Wenige gibt es, die da glauben, und ſie glauben nur, wenn ihnen ein Bein verrenkt iſt oder der böſe Geiſt des Fiebers ſie ſchüttelt, dann ſenden ſie zu mir, daß ich vor ihnen bete und ſchlagen emſig das Kreuz; den nächſten Tag aber ſchicken ſie zu der Heidenfrau, welche Zauberkünſte übt, und machen wieder das Hammerzeichen über ihren Leib. Sie fragen oft, ob unſer Gott ihnen Sieg ſchaffen kann gegen die Slaven und Sachſen, dann möchten ſie es wohl mit ihm verſuchen. Er ſoll ſich ihnen geloben wie ein Diener, aber ſie wollen ihm nicht daſſelbe thun.“

„Du kennſt die Chriſten dieſer Landſchaft?“ frug

Winfried ungeduldig, „denn dazu biſt du hergeſandt, wie die Schwalben ihre Boten vorausſenden.“

„Wohl meine ich, daß ich ſie kenne, ſoweit das Land reicht von der Saale bis zur Werra,“ verſetzte Memme. „Und ich ſchrieb dir nach deinem Gebot die Namen Einiger, welche Anſehn haben, und noch die treueſten ſind. Von Prieſtern aber bin ich das einzige Lamm unter bellenden Wölfen. Denn andere gibt es noch, die ſich Chriſtenprieſter nennen, aber ſie ſind reine Teufelsbraten, ſie halten ſich mehr als ein Weib, ſie ſitzen mit den Heiden beim Opferſchmauſe und die Pferdehäupter hängen neben ihren Kreuzen, ſie wollen auch nichts wiſſen von unſerm großen Vater in Rom. Vor alter Zeit iſt dieſe Art ins Land gekommen, ſie malen mit Farbe Zeichen in ihre Haut.“

„Schottiſche Wildkatzen,“ rief Winfried zornig.

„Viel habe ich hier erduldet durch Schläge, und durch Hohnreden,“ fuhr Meginhard fort. Das Aergſte aber geſchah mir im letzten Jahr, als die Wenden ins Land fielen. Die Thüringe ſtellten ſich ihnen entgegen unweit der Saale, und ſie bedräuten mich und forderten von mir, da ich ihr Gaſt ſei und ihren Frieden genieße, daß ich mit ihnen ziehe und als ein unkriegeriſcher Mann neben ihrer Schaar auf dem Hügel ſtehe und Sieg für ſie herabbete. Sie zogen mich fort und ſtellten mich auf, aber die Wenden wurden ihrer mächtig, erſchlugen einen Haufen, brachen in die Dörfer, zündeten an und führten die Weiber und Kinder hinweg in Knechtſchaft; auch mich fingen ſie, mit Weiden wurde ich gebunden und ſie trieben uns wie eine Heerde Schafe oſtwärts in die Sklaverei. Jämmerlich war die Reiſe unter Heidenweibern und weinenden Kindern, wer niederſank und nicht mehr aufzuſtehen vermochte, der erhielt einen Keulenſchlag und lag am Wege. Spärlich war auch die Reiſekoſt, gleich Ebern bot man uns Brei im Troge. Zwei Tage und Nächte wanderten wir ſo den Angſtpfad, bis wir die Dörfer der Wenden erblickten und die Stangen, an denen die Banner ihrer Häuptlinge hingen. Dort theilten ſie uns in die Dörfer, ich aber mit einem Haufen wurde dem Sorben Ratiz zu Theil, dem greulichen Manne, der ſich dieſſeit der Saale ſeine Ringburg geſchanzt hat. Die Heiden hielten ein großes Gelage, mich aber beſtimmten ſie zu jämmerlichem Tode, weil ſie mein geſchorenes Haupt ſahen, und die Teufel ſpuckten mir auf den Scheitel. Gebunden lag ich und hoffnungslos, da trat Herr Ratiz in den Stall, und frug mich durch einen Mann, der ihn begleitete, von welchem Stamm und Männergeſchlecht ich ſei. Ich aber ſagte ihm, daß ich ein Mönch ſei und du der ehrwürdige Vater, dem ich mich gelobt habe zur Reiſe unter die Thüringe. Da erweichte der Herr ſein Herz, daß er meine Bande löſen ließ und durch ſeinen Begleiter mir mit großer Heimlichkeit offenbarte, er wünſche Boten zu ſenden an den Gebieter der Franken im Weſten und er wiſſe, daß du ein mächtiger und friedfertiger Mann ſeiſt und wohl ein Fürſprech werden könneſt für ſein Begehren. Und der verſchlagene Wolf, der ſatt war von dem Morde in unſerm Schafſtall, behauptete, daß auch er den Frieden liebe; die Grenzgrafen der Franken aber ſeien räuberiſch und blutdürſtig. Und ich mußte ihm geloben dieſe Botſchaft dir zu bringen ſo ſchnell ich könnte. So wurde ich erledigt, geſpeiſt und gekleidet und bis in die Nähe unſerer Dörfer geführt. Wie ich dir auch ſogleich verkündet habe in meinem Briefe, den Hunibald, der Franke auf ſeiner Fahrt nach Weſten mit ſich nahm."

„Was du geſchrieben haſt, habe ich geleſen," verſetzte Winfried. „Unterdeß iſt der Wolf wieder hungrig geworden und aufs Neue in das Land der Franken gebrochen. Haſt du erkundet, was er vom Herrn Karl, der über die Franken herrſcht, für ſich begehrt? Denn Frieden halten mögen die Franken und die Slaven ſo wenig wie zwei Hamſter in einer Grube."

„Mich dünkt, er begehrt Geſchenke und vielleicht das Land, das er ſich geraubt hat."

„Will er bekennen und den Werken des Teufels entſagen?" frug Winfried.

„Eher beißt ein Fuchs in der Falle ſich den Schwanz ab; in ihm iſt nicht mehr Frömmigkeit als in einer hohlen Nuß."

„Manche, die das Kreuz ſchlagen, ſind ebenſo leer," verſetzte Winfried. „Iſt er ein kalter Heide, ſo mögen ſeine Kinder warme Chriſten werden. Jetzt aber ſprich zu mir von einem andern Mann, du kennſt den Ingram, welchen die Heiden Ingraban nennen."

„Nicht viel Gutes habe ich von ihm genoſſen, er iſt einer von den Feinden des Kreuzes; dort oben hauſt er auf der Stätte, die ſie den Rabenhof nennen, denn die ſchwarzen He[illegible]vögel niſten in den Bäumen und krächzen unholde Lieder. Er aber iſt voran bei allem Streit und hält die Herzen der Jugend in ſeiner Hand. Während jener Schlacht ſah ich, wie ſeine Geſellen ihn verwundet aus dem Kampfe trugen; und ſie meinen, wäre er im Vorkampf geritten bis zum Ende, dann hätten die Slaven nicht obgeſiegt.“

Winfried erhob ſich und ſah prüfend in die Ecken der Hütte. „Das Geſetz befiehlt, daß die Brüder zuſammen hauſen unter einem Dach, nicht ziemt mir bei Fremden zu herbergen, wo ein Bruder ſein Haus hat. Sorge mir hier ein Lager zu bereiten.“

Erſchrocken vernahm Memmo dieſen Entſchluß. „Gering iſt die Hütte, ehrwürdiger Vater, und das Dach iſt ſchadhaft, der Regen läuft hinein, übel ſteht es auch mit der Koſt; doch ich meine nicht,“ verbeſſerte er ſich, „daß dir daran gelegen iſt. Und dann, ehrwürdiger Vater, verzeih, die kleinen Vögel, die ich bisher hielt, ſingen laut und ſie ſchmeißen zuweilen unverſchämt. Herr, befiehlſt du, daß ich die Vögel fliegen laſſe? Im kalten Winter ſind ſie zu mir geflogen, manche ſind im Frühjahr in die Lüfte geflattert, einige haben ihr Neſt gebaut zwiſchen den Sparren, ſie haben die zweite Brut ausgebracht und manchmal, wenn ich kleinmüthig war, hat ihr Gezirp mich gefreut. Peccavi,“ fuhr er faſt weinend fort, „es iſt Sünde ſein Herz an eine Kreatur zu hängen, aber Vater, ſie kommen immer wieder, wenn ich ihnen nicht den Hals umdrehe; vor allen der Stieglitz, er iſt der ſchönſte Vogel in dieſem Lande.“

Winfried hörte finſter den Klagegeſang des zuchtloſen

Mönches. „Gib deinem Bruder nicht weniger gern die Nachtraſt, als deinen Geſpielen im Federkleid."

„Fruchtlos war die Arbeit an den Herzen der Menſchen," fuhr Memme traurig fort, „aber noch behielten die Vögel das heilige Wort. Jedes Jahr fing ich junge Raben und Elſtern, lehrte ſie das Kyrie eleiſon und ließ ſie wieder fliegen. Im lichten Gehölz hier kannſt du zuweilen ihre Stimme hören, wenn ſie die heiligen Worte ſingen. Auch an dem Ingram meinte ich manche Unbill zu rächen, die er mir zugefügt, und ich ſetzte ihm meine jungen Raben auf ſeine Bäume, damit ſie unter den Heidenvögeln den Herrn anrufen ſollten, aber die andern Raben fuhren grimmig gegen ſie und rauften ihnen die Federn, weil den wilden unſer Geſang widerwärtig war. Und ſie kamen zu mir zurück. Aber auch dieſe, die ich gezähmt hatte, ließen ihre Tücke nicht, ſie fraßen mir meine kleinen Geſellen und ſeit dem letzten harten Winter ſind die Kleinen allein bei mir geblieben. Verzeihe mir, ehrwürdiger Vater."

„Ich zürne dir nicht, mein Bruder," verſetzte Winfried, „da ich dich ausſandte, wußte ich, daß du kein Säemann warſt für ſteiniges Land, aber von freundlichem Herzen, und daß dich die Heiden hier, weil du wohlmeinend biſt, vielleicht dulden würden. Wie ein Kundſchafter, der in das gelobte Land gegangen iſt, warſt du mir. Jetzt bin ich ſelbſt gekommen, dies Volk meinem Herrn zu unterwerfen."

Durch das geöffnete Thor führte Gottfried ein bepacktes Pferd in den Hof, er band das Thier an den

Pfoſten, hob den Lederſack ab und trug ihn in die Hütte. Ein warmer Strahl von Liebe und Sorge fiel aus den Augen Winfried's auf ihn. „Was ſagte der Führer, der ſo unfreundlich von uns ſchied?"

„Kaum drang ich zu ihm," klang die weiche Stimme des Mönches zurück, „die Knechte wieſen mich rauh fort, endlich bewegte meine Bitte doch Einem das Herz, er führte mich an das Gehege, wo der Mann ſeine Roſſe koppelte, gleich einem, der ſie wegſchaffen will. Ich ſprach ihm deine Botſchaft, er aber war ungeduldig zu hören: „Nimmer hätte ich deinen Herrn geleitet, wäre ich ſeines Amtes kundig geweſen. Lohn für das Geleit begehre ich nicht, weder einen Armring noch Frankenſilber; auch ſeine Dankbarkeit erfreut mich nicht, und guten Willen hat er von mir gar nicht zu erwarten, wenn er ihn in Zukunft fordern ſollte." So ſprach er und ſtand vor mir wie Turnus, der finſtere Held, von dem der Römer Virgilius meldet, daß er ſich gegen den König Aeneas erhebt."

„Dein König Aeneas, mein Sohn," verſetzte Winfried lächelnd, „hat gegen den Wilden keine andern Waffen, als die redliche Meinung ihm und Anderen zu nützen. Du aber bete, daß uns das gelinge." Winfried trat zum Tiſch, löſte die Riemen des Leders, nahm eine Holzkapſel heraus und übergab den Sack feierlich dem Prieſter. „Hüte ihn wie das Licht deiner Augen, Regenbard, er birgt heilige Gebeine, dazu Gewänder und Gefäße für die Kirche, welche wir hier bauen werden." Während Memmo mit großen Augen auf den Biſchof und wieder auf den Behälter der Koſtbarkeiten ſah, gab Winfried dem Jüngling einen Wink und verließ mit ihm die Hütte.

Mit ſtarken Schritten eilte der Biſchof dem Hügel zu, welcher ſich vor dem Walde erhob, gefolgt von Gottfried, welcher das Roß führte. Auf der Höhe hielt Winfried an: „Schneller als ich meinte,“ begann er mit bewegter Stimme, „iſt die Stunde gekommen, wo ich dich auf rauhem Pfad zu den Heiden entſenden muß, du Kind meiner Schweſter. Das Liebſte will ich den Gefahren der Wildniß preisgeben, der Herr möge mir verzeihen, daß ich um den Boten in ſeinem Dienſt ängſtlich zage.“

„Vertraue mir, mein Vater,“ bat Gottfried.

„Dem Sorben Ratiz ſollſt du Antwort ſagen auf ſeine Frage an mich, du kennſt die Frage und du kennſt die Antwort.“

„Ich kenne ſie, Vater.“

„Dem Heiden Ingram ſollſt du helfen die Gefangenen zu löſen. Denn dich an dieſe Botſchaft zu wagen, habe ich dem Himmelsherrn gelobt, als ich am Grabe des Franken kniete; aber jähzornig und unhold iſt der Mann, den ich dir als Genoſſen werben will.“ Winfried ſchritt wieder mit ſtarken Schritten vorwärts, und hielt aufs Neue: „Ich war ein Jüngling wie du, da trat ich einſt in Angelland, unſrer Heimath, an einen verfallenen Steinbau, den dort vor Jahrhunderten das Römervolk errichtet hatte. Denn in alter Zeit, bevor die Botſchaft des Herrn zu den Landgenoſſen kam, waren die Völker gebändigt durch das große Reich der Römer und faſt überall hatten ſich dieſe feſte Burgen geſchanzt. Damals ſah ich, wie Krieger meines Stammes in den Steinen einen Haufen Weiber und Kinder zuſammentrieben, den ſie aus den Nachbardörfern geraubt hatten. Ich hörte die Peitſchenſchläge und das Gewimmer und ich ſah die Schwertſtreiche, womit die Waffenloſen geſchlachtet wurden; ich aber lag eine Höllennacht auf dem Römerſteine.

Denn die Mörder und die Gemordeten, beide rühmten ſich Chriſten zu ſein. Und ich erkannte mit Entſetzen, daß auch die Gotteslehre auf Erden ihre heilbringende Kraft verlor. Ueberall haderten die Biſchöfe gegen einander, einer ſchalt den andern Irrlehrer, ſchlug ihn in das Angeſicht oder zückte das Meſſer gegen ihn, aber kaum einer that nach dem Gebot des Herrn; und wie die Hirten ſo waren auch die Heerden völlig verdorben, jede Sünde und Unzucht ſah ich in geiler Blüthe, die Heiden oft redlicher als die Chriſten. Ich meinte, daß ich wahnwitzig werden könnte über ſolche Erdennoth und ich flehte zu dem Himmelsherrn, dem ich mich gelobt hatte, um Rettung für die Menſchheit aus unſerem Elend. Da kam in mich die Botſchaft des Heils, wie eine Feuerflamme fuhr ſie mir durch die Glieder, daß ich in Schreck und Seligkeit hoch aufſprang. Denn mir wurde offenbart, was dem Menſchenvolk Rettung bringt, eine neue Zucht für die Zuchtloſen und neue Vereinigung für die Verfeindeten. Geſchwunden iſt die Herrſchaft der Römer, aber zu Rom wohnt jetzt der fromme Nachfolger der Apoſtel. Er ſoll werden zu einem oberen Richter aller Herzen und Gewiſſen, und ſoll auf der Erde walten als der große Häuptling des Himmelskönigs. Wir aber ſollen ihm Alle ebenſo im Glauben dienen, wie den Königen und Häuptlingen in weltlichen Werken. Und mein iſt das Amt, die Völker der Erde zu ſeinem Dienſt zu führen, Frieſen, Sachſen, Heſſen, Thüringe, und wenn mir der Herr gnädig iſt, auch die wilden Horden, welche ſie Wenden nennen. Den Frieden meines Gottes will ich Allen bringen. Damit der Glaube für die Völker der Erde heilkräftig werde, will ich ſie lehren, daß ein einiger Gott über ihnen waltet, ein großer Wirth in der Himmelsburg, und hier auf Erden als ſein Vogt der Biſchof zu Rom, ehrwürdig und gewaltig über Alle. Einheit der Lehre ſoll auf Erden ſein, und Einheit im Gehorſam, damit auch Einheit in der Liebe werde. Darum habe ich gepredigt unter den Frieſen und Heſſen, darum bin ich ſelbſt nach Rom gezogen und habe mich auf meinen Knien dem Papſt in ſeine Hände gelobt als Mann meines Gottes, und darum wandere ich jetzt hier durch das Unkraut der wilden Thäler allein mit dir, Knabe, denn austilgen will ich den Jammer der Welt und Heil Allen verkünden, die jetzt im Elend ſind. Solches hat mir unſer Herr in jener Angſtnacht geboten."

Der Jüngling küßte ihm ehrfurchtsvoll die Hand, Winfried hielt ſie feſt und ſprach ruhiger: „Du mein Liebling, der du die Jahre eines Knaben haſt und den Sinn eines Weiſen, du biſt mir treu und wenig Gedanken gibt es, die ich dir verberge. Nicht die Heiden ſind es, die mir die größte Noth bereiten, größer iſt die Arbeit die ich habe, wo ich Hilfe erwarten könnte.

Die Franken, welche ſich Chriſten nennen, ihre Biſchöfe, die zuchtloſen Frevler, von denen jeder mit allen andern ſtreitet, ſie ſind, dünkt mir, die ſchlimmeren Wölfe. Ein würdiger Mann iſt der Biſchof zu Rom. Aber auch er ſah mich zuerſt an, wie einen Unſinnigen, als ich vor ihn trat und ihm bekannte, daß er der höchſte Herr werden müſſe über den Glauben der Männererde, um uns Alle zu retten. Viel Eigennutz gibt es dort und Gier nach weltlicher Herrſchaft; aber der Herr, dem ich mich gelobt habe, wird mir helfen, daß ich den Unverſtand der Großen überwinde wie den Trotz dieſer langhaarigen Wilden. Darum folge auch du mir zu dem Heiden, mein Sohn, öffne die Ohren und vernimm auf dem Wege, was dir noch zu wiſſen Noth iſt.“

Als ſie die Höhe erreichten, auf welcher der Rabenhof lag, ſtob ihnen eine Koppel wilder Roſſe entgegen, auf dem einen ſaß Ingram, auf einem andern ſein Diener. Winfried trat in den Weg, daß das Roß Ingram's bäumte und der erhitzte Reiter, als er es kraftvoll bändigte, dicht vor dem Biſchof hielt. „Was kommſt du ſelbſt mich aufzuhalten?“ rief Ingram zornig, „unſelig war die Stunde, wo ich dir Dienſt gelobte.“

„Wer auf eine Reiſe ausfährt, wie die deine,“ antwortete Winfried, „der handelt nicht weiſe, mit einer Verwünſchung die Fahrt zu beginnen.“

„Deinen Segen begehre ich nicht, Chriſt, beſſeren Schutz weiß ich mir zu gewinnen als dein Zeichen gibt.“

„Und doch vertrauen manche im Sorbendorfe, denen der Weidenring die Hände zuſammenſchnürt, auf das heilige Zeichen, welches du thöricht mißachteſt. Schmähſt du den Himmelsgott, zu dem die Chriſten flehen, vor deiner Reiſe, ſo wahre dich, daß deine Fahrt nicht fruchtlos ſei.“

Der Reiter wollte ſein Roß antreiben, jetzt hielt er ſtill und ſah finſter vor ſich hin. „Bändige dein heißes Blut,“ fuhr Winfried mit Würde fort, „bedächtiger Rath dient vor ſchneller That. Bin ich dir auch unwillkommen, ſo verachte doch nicht meine Worte; ſteige ab, Ingram, wenn du in Wahrheit das Weib löſen willſt.“

So nachdrücklich war die Mahnung, daß der Thüring ſich vom Pferde ſchwang und ſeinem Knechte die Zügel zuwarf.

„Mache kurz, was du mir zu ſagen haſt, Fremder, denn der Boden brennt mir unter den Füßen.“ Winfried führte den Ungeduldigen einige Schritt abſeits. „Beantworte mir eine Frage, wenn du willſt, die ich wohlmeinend thue und in großer Sorge um die Gefangenen. Führſt du mit dir, was dir vor dem Ratiz zur Löſung dienen kann? Oder hoffſt du, daß es dir gelingen wird, die Weiber und Kinder aus dem Sorbenlager zu rauben?“

Mit zuckendem Antlitz antwortete Ingram: „Wer dem Lager des Räubers naht, greift das Geraubte wie er kann. Vermag ich unerkannt einzudringen, ſo ſuche ich ſie heimlich zu entführen.“

„Du ſagteſt mir, ihr Thüringe habt den Sorben Frieden gelobt.“

„Nicht ich, auf dem Lager lag ich mit blutigem Leibe.“

„Aber die Alten haben ihn gelobt, auch für dich.“

„Gebrochen iſt der Eid durch Jenen, als er meinen Gaſtfreund erſchlug. Wer mag mich ſchelten, wenn ich den befreundeten Mann räche?"

„Dein Volk wird fragen, ob du von der Freundſchaft des Toten biſt, du aus dem Land der Thüringe, er ein Franke."

Ingram ſchwieg.

„Und wenn die Grenzwächter der Sorben dich erſpähen? Sicher ſind ſie des Grenzbrauches kundig und ſorgen jetzt um eine Rachefahrt der Franken. Darum meine ich, auch dir iſt nicht verborgen, daß du nur in Frieden die Gefangenen löſen kannſt."

„So magſt du wiſſen," verſetzte Ingram finſter, „was ich ungern bekenne, daß ich mir Löſegeld ſuchen will durch Verkauf der Roſſe, die du hier ſiehſt; einige darunter ſind wohl werth den Sattel eines Königs zu tragen. Unſicher iſt, ob der Ratiz ſelbſt die Roſſe nimmt, denn voll von Hufen iſt, wie ich fürchte, das Lager der Diebe ſeit ihrem letzten Zuge. Deshalb will ich die Roſſe jetzt an die Erfesfurth treiben, wo der große Markt meines Volkes iſt, ob ich Armringe oder fränkiſches Silber dafür einhandele. Doch mißlich iſt ein Verkauf in der Noth. Das iſt die Sorge, die mich ängſtigt."

„Und gibt es andern Kaufpreis, der dir den Willen des Slaven bezwingt?"

„Rothes Gold der Zwerge und Silber, das der Schmidt künſtlich geſchlagen hat," verſetzte Ingram ſchnell. „Ihm kann der niedrige Mann nicht widerſtehen. Aber ſolch Königsgut hat der Thüring nicht."

Winfried zog die Kapſel hervor und drehte ſie auf, einen großen Becher hob er heraus, von außen Silber, von innen Gold, mit einem Kranz von Weinlaub und erhöhten Menſchenbildern daran, ein wundervolles Stück Arbeit. „Aus den Schatz eines Königs ſtammt es und von einem königlichen Mann iſt es in meine Hand gelegt. Meinſt du, daß dies Stück uns die Kinder löſen wird?“

„Nie ſah ich ſolch ein Werk von Menſchenhand,“ rief der Thüring mit leuchtenden Augen, „ſilbern ſind die Kinder und nackt, ſie wandeln um den Becher als ob ſie lebten.“ Und gehaltener ſetzte er hinzu ſich ſeiner Neugier ſchämend: „So großes Schatzſtück löſt viel.“

„Dann ſei der Tag geſegnet,“ rief Winfried, „wo ich den Becher empfing.“

Aber wieder fuhr ein dunkler Schatten über das Geſicht des jungen Kriegers und das Gefäß ſtolz zurückgebend, rief er: „Fahre hin mit deinem Becher, du ſchlauer Fremdling,“ und wandte ſich den Roſſen zu.

Doch Winfried hielt ſeinen Arm. „Meine nicht, Ingram, daß ich deine Gunſt erkaufen will durch Silber und Gold. Du haſt dich ja ſelbſt geweigert Führerlohn zu empfangen. Wäreſt du von den Kindern des großen Gottes, dann dürfte ich dir das Schmiedewerk zu chriſtlicher That ſchenken. Du aber haſt deine wilde Begier mir verrathen. Nicht als deine Sklavin darfſt du das Frankenweib heimführen in dein Haus, ihr ſelbſt und ihrem Geſchlechte ſchenke ich den Becher, und rettet er ſie aus der Gefangenſchaft, ſo kehrt ſie wieder als eine Freie, ſie und andere, die du zu löſen vermagſt. So iſt meine

Meinung. Dich aber bitte ich um der Gebundenen willen, daß du für ſie alle den Handel vollendeſt und ſie darauf herführſt in den Schutz, den ſie ſich ſelbſt begehren."

„Dein ſoll die Ehre ſein, und nicht mein," rief Ingram heftig.

„Nicht du, nicht ich ſpenden den Kaufpreis, ich ſelbſt beſitze weniger als der ärmſte deiner Landgenoſſen, ich bin nur ein Bote des Chriſtengottes und ſeinem Schatz gehört dies Silber."

Scheu ſah der Krieger auf das blinkende Metall. „Birg es in ſeinem Holze, denn ſehr fürchte ich, daß ein übler Zauber in ſolcher Gabe ſei."

„Auch rathe ich nicht, daß du ſelbſt dieſen Kaufpreis trägſt," fuhr Winfried fort, „denn auch ich habe einen Boten zum Ratiz zu ſenden in Geſchäften des Frankenkönigs, meinen jungen Bruder Gottfried. Du aber wirſt der Sprecher ſein um den Loskauf, und ich bitte dich, daß du dem Jüngling geſtatteſt mit dir zu reiten, und daß du ſelbſt mir gelobſt, treu um ihn zu ſorgen."

„Rauh iſt der Weg zu dem Dorfe des Ratiz, ſchnell muß die Fahrt ſein, und nicht gefahrlos iſt raſcher Botenlauf in den Bergen, wie mag ich den Knaben davor bewahren?"

„Du haſt ſeine Kraft verſucht und du haſt ihn nicht ſchwach gefunden." Der Krieger ſah auf Gottfried hinüber, der das Roß des Biſchofes am Zügel hielt und ſein Antlitz wurde freundlicher. Er überlegte. „Ich erkenne," ſagte er endlich, „daß du wie ein Herr meinen Willen richten willſt. Nicht weiß ich, ob es zu meinem

Heil iſt, wenn ich nach deinem Verlangen thue, und wäre es um meinetwillen, ich thäte es nicht. Aber ein Weib ſehe ich ſitzen mit gerungenen Händen in der Sklaverei.“ Er fuhr heftig auf und rief: „Ich gelobe den Knaben zu halten wie einen aus meiner Freundſchaft,“ und legte ſeine Hand in die des Biſchofes, dann eilte er zu ſeiner Koppel, gab ſeinen Männern Befehle und ließ die ledigen Roſſe nach dem Hofe zurückführen. Unterdeß ſprach Winfried leiſe zu dem Jüngling, faltete die Hände über dem Haupte und tiefer Schmerz zuckte in ſeinem Geſicht, als er den Reiſeſegen über ihn ſprach.

„Heran, Jüngling,“ rief Ingram ſeinen Wurfſpeer ſchwingend, „viel Zeit ward verloren in dem Streit der Worte, laß den Hufſchlag klingen zur Reiſe ins Slavenland.“ Prüfend ſah er noch einmal auf das Roß und den friedlichen Reiter, ihm gefiel, daß der Jüngling feſt im Sattel ſaß und er nickte ihm grüßend zu. Laut rief er ſein Hara und Roſſe und Reiter ſtoben abwärts dem Waldweg zu. Winfried ſah den Flüchtigen nach und hob die Hände zum Himmel.

In der Hütte ſtand Memmo lange Zeit vor dem Lederſack, bekreuzte und verneigte ſich und trug ihn in eine Ecke, er legte ſorgfältig Stroh darüber und ſetzte ſich in tiefen Gedanken davor. Zuweilen ſchüttelte er den Kopf: „Wer ſoll die Kirche bauen? er und ich. Und wer ſoll den Taufſtein aus dem Felſen hauen? wieder ich. Viele Hammerſchläge werden dieſe Arme thun und der Rücken wird ſich beugen unter der Laſt der Balken. Wer aber wird eingehen in den Hof der Täuflinge? Niemand als die

Schwalben aus der Luft und die Mäuſe vom Felde; bis an einem wilden Tage das Heidenvolk herauſpringt und mit ſeinen Schwertern die Kreuze auf unſere Schädel ſchlägt. Von heut bin ich ein fremder Gaſt in meinem Hauſe; aber es ſteht geſchrieben: eures Bleibens iſt nicht hienieden und der Menſch iſt wie Heu.“ Da knarrte das Hofthor und ein rothes Geſicht ſah zum Fenſter herein. „Alle guten Geiſter! das iſt Frau Godelind. Hinweg Weib,“ rief er heftig, ohne ſich von ſeinem Platze zu bewegen. „Ich kenne dich nicht!“

„Uebel ſeid ihr verwandelt,“ rief das Weib zornig hinein, „welcher Zauber hat euch den Sinn bethört?“

„Hinweg, Godelind!“ rief Memmo mit ſtrengem Ton, „wenn dich der Biſchof ſieht, biſt du verloren; du ſtehſt unter dem Kreuz und er hat Macht über dich.“

„So viel gebe ich auf euren Biſchof,“ rief Godelind, einen Strohhalm nach dem Prieſter werfend, „und ſo viel auf euch, der ihr nichts ſeid als ein Feigling. Iſt das mein Lohn für treue Pflege, und für alle Dienſte, die ich euch bei Tag und Nacht gethan, daß ihr mich von einem Fremden aus dem Hauſe weiſen laßt?“

„Wenig nützt es über Vergangenes zu klagen,“ verſetzte Memmo aus ſeiner Tiefe, „ich ſage mich los von dir für alle Zukunft. Suche Obdach bei deiner Baſe und behalte das Slavenmädchen, nur höre, daß du das arme Ding nicht mißhandelſt; nimm meinetwegen auch das Ferkel im Stall, es muß dahingehen mit dem Andern, aber ſchweige und entferne dich, denn ich bin in tiefer Betrachtung, und läſtig iſt mir dein Geſchwätz. Verwandelt hat mich dieſe Nacht und mich reut's, daß dein Fuß je meine Schwelle betrat."

„Du feiger Mann," rief Godelind in hellem Zorn, „manchmal noch ſoll dich reuen, daß du die Dienerin von dir weiſeſt und ich will lachen, wenn ich an den Thoren denke, der am kalten Heerde Waſſer vom Bache trinkt und ungekochte Bohnen kaut." Ihr Geſicht verſchwand aus der Oeffnung und gleich nachher erſcholl mißtönendes Gequik aus dem Stalle. „Da führt ſie hin," ſeufzte Memmo, „was der Schatz meines Hauſes war," und er ſenkte ergeben das Haupt, bis ſich der Stieglitz darauf ſetzte und von dem kahlen Scheitel fröhlich ſein Lied zwitſcherte. Memmo hob leiſe die Hand, der Vogel flatterte herab und der Mönch küßte ihm ſeinen rothen Kopf.

## 3.

# Im Sorbendorf.

Auf der Sorbenfahrt hielten die Reiter Abendraſt, die Pferde ſtanden in feſtem Gehege, Ingram und Gottfried lagen unter einem Baum und Wolfram der Knecht bereitete am großen Feuer die Nachtkoſt. Er trug eine Lederflaſche, die einem Schlauch ähnlich war, herzu. „Das Bier iſt am Quellwaſſer gekühlt, wohl möge es euch munden.“ Da Gottfried die Flaſche dankend von ſich wies, ſprach Ingram gutherzig: „Als ein wackerer Reiſegeſell haſt du dich ſeither erwieſen, verſchmähe nicht unſere Koſt, wenn wir auch nicht von deinem Glauben ſind. Denn ich merke, in Vielem hadern die Menſchen miteinander, aber Speiſe und Trank ehren ſie alle.“

„Zürne nicht, mein Genoſſe, ungewohnt iſt mir der ſtarke Trank und das Fleiſch der ſpringenden Thiere. Doch weil es dir lieb iſt, will ich dein Mahl theilen,“ und er legte ſeinen Brotkuchen bei Seite, aß ein wenig von dem Fleiſch und trank von dem Bier.

„Sage mir, wenn es dir nicht läſtig dünkt,“ fuhr Ingram fort, „biſt du auch von denen, welche für unrecht halten ein Weib zu umhalſen?“

„Es iſt ſo, wie du ſagſt,“ antwortete Gottfried erröthend.

„Bei meinem Schwert, wunderliche Bräuche habt ihr,“ ſpottete Ingram. „Zwei Sklavinnen halte ich, und wenn mir's gefällt, umſchlingen ſie mich mit ihren Armen, aber beide gebe ich hin und jedes andere Weib der Erde, wenn ich die Jungfrau gewinne, um derenwillen wir reiten. Gern erfreut ſich der Mann ſeines Lebens; wir Anderen ſind wie die Vögel, welche luſtig ſingen und ihr Neſt bauen, du aber biſt wie ein grauer Kauz, der im Baumloch ſitzt und alle Vögel ſchreien ihn an.“

„Auch meinem Leben fehlt die Freude nicht,“ verſetzte Gottfried lächelnd, „froh bin ich, daß ich mit dir reiſe, wenn du mich auch gering achteſt; denn ich möchte dir helfen bei einem guten Werke.“

„Was haſt du davon, wenn es uns gelingt die Gefangenen loszukaufen?“

„Ich thue nach dem Gebot Gottes, des allmächtigen Himmelsherrn.“

„Iſt dein Herr allmächtig wie du ſagſt und gibt er dir Befehl Gefangene zu löſen, ſo wundert mich, daß er nicht vielmehr den Andern wehrt Gefangene fortzutreiben.“

„Frei hat Gott die Menſchen geſchaffen, damit dieſe ſich ſelbſt ihr Schickſal bereiten. Aber wie du die Perlen überſiehſt, welche an eine Schnur gereiht ſind, ſo überſieht der große Gebieter alle Thaten, ja auch alle Gedanken jedes Erdgebornen, und darnach ſchätzt er die Tüchtigkeit des Mannes, ob er ihn in jenem Leben heraufhebt unter ſeine Bankgenoſſen oder ob er ihn hinabſtößt in das Totenreich des üblen Drachen. Darum thut dem Menſchen noth, unabläſſig zu ſorgen, daß er nach dem Gebot ſeines Gottes thue.“

„Wahrlich,“ rief Ingram, „das iſt harter Dienſt, und wie Knechte lebt ihr im Zwange, ich aber rühme mir den Mann, der den Ueberirdiſchen ihre Ehre gibt, aber wo er etwas wagt, vor Allem frägt, ob es ihm ſelbſt Anſehn bringe und Vortheil.“

„Iſt nicht auch dir eine Ehre, wenn die Frauen deiner Landsleute danken, daß du ſie aus den Mühlen der Sorben gelöſt haſt, und wenn du die unſchuldigen Kinder von den Schlägen erledigſt, von dem Hunger und von ſchmachvollem Dienſt unter dem ſchmutzigen Volke?“

Ingram dachte nach. „Es ſind die Kinder unſerer Nachbarn jenſeit der Berge und manches davon habe ich vielleicht auf dem Arm gehalten, dir aber ſind ſie fremd. Kein Jahr vergeht, wo nicht in allen Ländern Heerden von ihnen zu Markte getrieben werden.“

„Hätte ich Gold und Silber,“ rief Gottfried, „alle wollte ich löſen, wäre ich ein großer Held, alle wollte ich retten.“

„Wohl erkenne ich, ihr Chriſten, haltet zu einander wie Nachbarn und Freunde.“

„Mein Vater hat mir geboten, daß wir auch die Heidenfrauen und ihre Kinder zurückführen, wenn es uns gelingt,“ verſetzte Gottfried.

„Dann werden andere gefangen,“ warf Ingram ein.

„Dazu ſind wir in die Welt geſandt, daß wir die Gebote verkünden des himmliſchen Königs, der ſo voll

Erbarmen iſt, daß er Jedem Glück und Heil bereiten will auf der Männererde und im Himmel. Wenn erſt Alle ſeinen Geboten folgen, dann wird keiner den andern verhandeln wie ein Kalb oder ein Rind, ſondern er wird ihn betrachten ſowie geſchrieben ſteht: nach dem Ebenbild Gottes iſt der Menſch geſchaffen und aufrecht ſoll er gehen unter den Thieren, welche mit gebeugtem Haupt die Knechtſchaft tragen.“

Ingram ſchwieg eine Weile. „Alles rothe Gold der Zwerge, von dem ſie ſagen, daß es nicht gemeſſen werden kann, würde nicht ausreichen zu einer Befreiung aller Gebundenen, und du, der du unkriegeriſch biſt und von zartem Leibe, willſt dich ſolcher Arbeit unterwinden?“

„Ein Krieger bin ich, du merkſt es nur nicht,“ verſetzte Gottfried, „demüthig vor meinem Herrn, aber ſtärker als du glaubſt. Verzeihe mir, Herr, daß ich mich vor ihnen rühme,“ ſetzte er hinzu.

Ingram maß ihn mit den Augen, die zarte Jünglingsgeſtalt und der milde Ausdruck des begeiſterten Antlitzes bewegten ihm das Herz und er ſprach leiſe: „Viel geheimes Wiſſen, ſo meinte auch Bubbo, der Bärenführer, iſt euch zu Theil geworden. Ich fürchte, ihr möchtet es gebrauchen Anderen zum Nutzen oder zum Schaden.“

„Jedermann freundlich ſein und Niemandem ſchädlich, iſt meines Herrn Gebot,“ verſetzte Gottfried feierlich.

„Einem lichten Gott mag ſolcher Befehl wohl anſtehen,“ warf Wolfram ein, der bis dahin am Reh und Bier ſein Beſtes gethan hatte und ſich jetzt zufrieden vor das Feuer ſtreckte. „Aber auf der Männererde iſt es ſchwer, mit ſolcher Lehre durch den Wald zu reiſen. Glaube mir, Fremder, auch hier zu Lande haben wir Uebermenſchliche, die ganz denſelben Sinn haben, den du an deinem Gotte rühmſt. Siehſt du an der Berglaite den verhangenden Stein, dort,“ ſagte er leiſe, „wohnt ein Geſchlecht von guten Zwergen, freundliche kleine Leute, nie hat man gehört, daß ſie Jemandem ein Leid gethan. Aber wer ihnen bei der Waldfahrt von ſeinem Reiſevorrath hinlegt, der hat Glück auf dem Wege und ſchon manchem haben ſie zugewinkt und dürre Blätter und Nüſſe geboten; dieſe wurden in ſeinem Reiſeſack bei Nacht zu Golde. Iſt der, dem du dienſt, ein Zwerg, ſo mag er wohl von den guten ſein, denn es gibt auch arge.“

„Viel Ungehöriges miſcht deine Rede, Wolfram,“ verſetzte der Mönch, „der Chriſtengott ſpendet nicht Blätter und Nüſſe und er gibt kein Angebinde, welches das Glück im Hauſe des Menſchen erhält.“

„Dennoch gibt es ſolchen Schutz auf Erden,“ ſagte Ingram, „ich kenne einen Mann, dem eine Gabe für ſein Geſchlecht verliehen wurde von den Schickſalsfrauen; ich kenne die Stelle, wo ſie verborgen liegt und ich weiß, daß ſie ihren Segen bewährt hat durch viele Geſchlechter.“

„O traue nicht auf den Zauber,“ mahnte Gottfried eifrig. „Täuſchend iſt jede Gabe der Unholden. Hochmüthig macht ſie den Mann und maßlos, bis der Tag kommt, wo ſein Hoffen ſich ganz eitel erweiſt und der Herr ihn demüthigt in ſeinem Stolz.“

Ingram lächelte. „Jeder berge, was ihn muthig macht, in ſtillem Herzen. Beide wollen wir als gute Gefährten nicht forſchen, wo der andere ſeinen Schatz birgt. — Der Thau fällt und morgen reiten wir auf wilden Wegen, nimm hier die Decke und verhülle die Glieder, daß ſie dir nicht ſteif werden in der Nachtluft der Berge. Wecke mich, Wolfram, nach Mitternacht.“

Am nächſten Nachmittag ſahen die Reiter baumloſes Land vor ſich. Die Stämme waren erſt vor Kurzem gefällt und an dem Rand des Waldes als Verhau geſchichtet, denn noch ſtanden die Stümpfe auf grünem Boden, jeder von jungem Aufſchuß und wilden Stauden umgeben, und überall auf dem Grunde erhoben ſich die niedrigen Büſche. Als die Reiſenden einer nach dem andern durch eine ſchmale Lücke des Verhaues gedrungen waren, erkannten ſie vor ſich mehre Reiter, welche zuerſt das Lärmzeichen anbrannten, daß eine hohe Rauchwolke emporſtieg, und dann von niedriger Anhöhe ſchreiend und die Waffen ſchwenkend auf ſie zukamen, Männer in langem Graurock von Hanf gewebt und mit Pelz beſetzt, obgleich es Sommerzeit war, eine dicke Pelzkappe auf dem Haupt, mit Keule und Hornbogen bewaffnet; kleine, behende Leiber, breite Geſichter mit großen Schnauzbärten und braunem ſchlichten Haar, wild drohten und riefen ſie. Wolfram ritt vor und gab in ihrer Sprache Beſcheid. „Aus Thüringen ſind wir, in Frieden kommen wir, Ingram der Held und ich ſein Mann, und der Dritte iſt Gottfried, ein Bote des Herrn Winfried.“

Die Reiter fuhren untereinander und redeten mit heftigen Geberden, bis einer, der einen Bund Adlerfedern an der Pelzmütze trug, — es war Slavnik, die Nachtigall genannt, weil er bei den Trinkgelagen des Ratiz vorſang, — zu Ingram ritt und dieſen in der Sorbenſprache höflich begrüßte. Als der Thüring ihm in derſelben Weiſe auf den Gruß antwortete, neigte der Sorbe ſich noch freundlicher und redete ſo hoch und weich wie ein Mädchen; was der Knecht erklärte: er freue ſich ſehr, aber die Reiſenden müßten auf ihr Geleit warten nach Grenzbrauch. So hielten ſie und die Sorben ſchloſſen hinter ihnen den Verhau.

„Gleich den Kindern ſind ſie,“ rief Ingram, „und wie ein Kinderſpiel iſt ihr Wall, leicht ſetzt ein Roß herüber.“ Aber der Sorbe hatte ihn doch verſtanden und antwortete in deutſcher Sprache, nur ungelenk: „Ich aber weiß einen Tag, wo der Rabe aus dem Land der Thüringe nicht über den Zaun flog, den das Eiſen der Sorben um ihn ſchloß.“

„Du haſt Recht,“ antwortete Ingram lachend, „ich fiel in den Zaun und die Dornen ritzten den Leib.“ Und beide Männer grüßten einander mit der Hand. So harrten die Reiſenden wohl eine Stunde, da kam es von der Höhe wie eine dunkle Wolke, ein größerer Hauf Reiter wirbelte durcheinander, kleine und feurige Roſſe, auf denen die Krieger mit hohem Knie ſaßen. Von allen Seiten drehten ſie ſich um die Fremden, die Nachtigall gab ein Zeichen und vorwärts ging es auf dem kurzen Raſen in hellem Haufen, die Fremden in der Mitte. Vor ihnen breitete ſich ein weites Thal mit einzelnen alten Bäumen beſetzt, unter denen die Sorbenkrieger und ihre Pferde im Sommer den Schatten ſuchten; im Thale war ein Ringwall aus Erde und Raſen errichtet, darin das runde Dorf mit Strohhütten, deren Dächer faſt an die Erde reichten, wie das Lager eines Heerhaufens lag es da. Ganz in der Mitte des Dorfes ragte ein rundlicher Hügel, wieder mit einem Ringwall bekrönt, welcher die Halle des Ratiz und die Hütten ſeines Hofes umſchloß. Auf langer Stange ragte ſein Banner und wehte den Fremden zu. Mit heißen Wangen rief Ingram zu Gottfried: „Bei meinem Haupt, wenn ich nicht unverſehrt hinausführe die, welche wir ſuchen, ſo will ich nicht raſten und ruhen, bis ich brennendes Werg an meinem Pfeil ſehe und bis der Pfeil haftet an dieſem Mauſeneſt."

„Zürne nicht in dieſer Stunde, mein Reiſegeſell, ſondern flehe, daß der Herr uns gnädig ſei."

Das Dorfthor wurde geöffnet, die Reiter ſtoben durch die Lagergaſſe und über den runden Platz am Fuß des Hügels. Dort kauerte am Dorfteich ein Haufe halbnackter Weiber und Kinder, bleich die Geſichter und verworren das Haar. Ingram ſpornte ſein Roß und fuhr aus dem Trupp auf das Waſſer zu, aber die Sorbenreiter verlegten ihm mit zorniger Miene den Weg und faßten die Waffen.

„Bedenke, Herr, wer die Waare ergreift, bevor er ſie gekauft hat, zahlt theuren Preis," warnte Wolfram leiſe. Und weiter ging es in ſchnellem Roßlauf den Hügel hinan. Wieder wurde der Balken eines Thors zurückgeſchoben, die Roſſe ſtampften in dem weiten Hofraum, die Fremden wurden zur Halle vor das Angeſicht des Ratiz geführt.

Inmitten ſeiner Vertrauten ſaß der Slave auf einem Stuhl mit hoher Lehne und Seitenarmen wie ein Fürſt, auf Schemeln um ihn her am Tiſch die Führer ſeiner Haufen, wilde Geſichter darunter mit großen Narben. Der Häuptling war ein ſtarker Krieger, vierſchrötig und mit kurzem Hals ſaß er da, in dem breiten Geſicht ſtanden die Augen ſchräg, dünn und grannig war der Bart. Die Fremden neigten ſich, Ratiz aber blieb mit ſeinem Gefolge ſitzen und bewegte unmerklich das Haupt.

„Frage einer den Kater," rief Ingram zornig, „ob es Brauch ſeines Stammes iſt, Fremde ſo zu begrüßen."

Der Sorbe winkte einem Mann mit langem weißem Bart, der in der Reihe ſaß, dieſer trat an die Fremden und begann in deutſcher Sprache: „Mein Herr Ratiz grüßt die machtvollen Herren und er thut ihnen dieſe Frage. Ihm iſt berichtet, daß einer von ihnen weit herkommt aus dem Lande, wo der große Herr der Franken auf dem Goldſtuhl ſitzt, iſt einer aus dieſem Lande geſendet, der nenne ſich." Der Mönch antwortete: „Ich bin es, „Gottfried, der Bote Winfried's, des Biſchofs."

Befremdet ſahen die Slaven auf den Jüngling in ſchmuckloſem Gewande; mit gefurchter Stirn redete Ratiz zu ſeinem Sprecher, und dieſer erklärte: „Meinem Herrn däucht, wenig Achtung bezeigen ihm die Gewaltigen der Franken, daß ſie ihm einen Boten ſenden, der ſo jung iſt und in ſo ärmlichem Kleide wandelt."

„Ich bin ein Chriſt und dem großen Gott des

Himmels verlobt, Sünde iſt mir ein anderes Gewand an meinem Leibe zu tragen als dies härene Kleid. Ich komme, obgleich ich jung bin, weil mein Herr mir vertraut.“

Wieder ſprach der Slave heftig zu einem ſeiner Genoſſen, dieſer verſchwand aus dem Saal. „Mein Herr frägt dich,“ fuhr der Sprecher fort, „ob du einer von den Weiſen biſt, welche das Geheimniß beſitzen, von Thierhaut die Gedanken der Männer zu erkennen und ob du von denen biſt, welche die fremde Sprache verſtehen, die ſie Latein nennen.“

„So iſt es,“ erwiderte Gottfried.

Auf die Deutung des Sprechers wich der Groll in dem Geſicht des Sorben einem großen Erſtaunen. Der Bote kam zurück und brachte ein zerdrücktes und gebräuntes Pergament. „Meinem Herrn Ratiz wird es ſchwer zu glauben, daß ein Jüngling wie du ſo großer Dinge mächtig ſei, er wünſcht, daß du ihm eine Probe ablegſt von deiner Kunſt und den Männern die Gedanken verkündeſt, welche für den Kundigen auf dieſer Haut zu erkennen ſind.“ Gottfried entfaltete das Pergament. „Zuerſt ſage uns, warum uns undeutlich iſt, was darauf verzeichnet iſt.“

„Es iſt latein,“ verſetzte Gottfried, „und man muß es leſen können.“

Ratiz ſchlug mit der Hand auf den Tiſch und nickte zur Beſtätigung ſtark mit dem Haupte. „Du haſt das Richtige geſagt,“ wiederholte der Mann, „wenn es dir gefällt, ſo verkünde uns das Latein.“

Gottfried überblickte das Blatt, es war die zerriſſene Urkunde eines alten Frankenkönigs, welche die Slaven vielleicht bei einer Plünderung geraubt hatten. Der Mönch begann: „In nomine domini, sanctae et individuae trinitatis, amen.“ Indem er ſich bei den heiligen Worten verneigte, ſchlug Ratiz wieder auf den Tiſch und ſprach feierlich zu ſeinen Genoſſen, worauf der Alte erklärte: „Mein Herr iſt zufrieden, daß du ihm beſtätigt was er ſchon weiß; es iſt der Brief, den der große Herr der Franken an meinen Herrn geſchrieben hat, ein Fürſt dem andern, daß er mißbillige und abthun wolle die Ungerechtigkeiten ſeiner Grenzgrafen und daß dein Herr meinem Herrn Freundſchaft anbiete. Wir wußten, daß dies darin ſteht und deshalb freuen wir uns deiner Worte.“ So prahlte der ſchlaue Räuber um ſeine Geſellen zu täuſchen. Bevor Gottfried ſich von ſeinem Staunen erholte, hob ſich Ratiz, trat auf ihn zu, ſtrich ihm an beide Wangen, als ob er ihn küßte und forderte die Diener auf einen Stuhl neben den ſeinen zu rücken, damit der Mönch ſitze. „Dich grüßt mein Herr als den Geſandten deines Herrn und er bittet, daß du ihm die Botſchaft von dem großen Herrn der Franken verkündeſt.“

„Wenig habe ich zu ſagen im Auftrage meines Herrn Winfried, des Biſchofs, und dies Wenige iſt vielleicht nur für das Ohr des Herrn Ratiz,“ verſetzte der Mönch vorſichtig.

„Weiſe ſprichſt du, Herr Gottfried, Heimliches der Herren iſt nicht für Jedermanns Ohr; geruhe zu harren, bis die Zeit kommt.“

Da der Alte dem Mönch einen Stuhl bot, trat Ingram an den Tiſch, hob einen leeren Schemel, ſtellte ihn dröhnend auf den Boden nahe zu Ratiz und ſetzte ſich ebenfalls. Schweigend ertrugen die Sorben dieſen Eigenwillen, jetzt aber wandte ſich Ratiz zu ihm und der Sprecher erklärte die ſtolzen Worte: „Mich wundert's, Ingraban, daß du kommſt dich an meinem Tiſche zu lagern, ungeladen und unbefreundet in meinem Volke. Thut dir ein Seſſel noth, weil die Wunden dich ſchmerzen, welche dir das Meſſer meiner Krieger gehauen hat?"

„Geheilt ſind die Ritze und Niemand ſpricht mehr davon," verſetzte Ingram. „Die Leute rühmen nicht den Wirth, der den Fremdling zwingt ſich ſelbſt den Schemel zu tragen."

„Lange warſt du Feind meinem Volke, Niemand weiß, was dich in unſere Halle führt, denn kein Heerdenvieh treibſt du, wie ich höre, welches die Sorben deinem Volke als Zahlung auferlegt haben."

„Vergebens mühſt du dich, mich durch Worte zu kränken. Friede iſt beſchworen zwiſchen den Thüringen und deinem Volk, und friedlich komme ich wie der Händler kommt zu Kauf und Tauſch der Gefangenen, die du auf deinem letzten Zuge hergetrieben haſt."

„Sendet dich der Mann, den ſie Winfried den Biſchof nennen und haſt du dein Haupt in der Noth gebeugt unter das Spiel ihrer Finger, wenn ſie ein Kreuz machen?"

„Ich habe dem Glauben meiner Väter nicht abgeſagt, als Reiſegenoſſe führte ich den Mann des fremden Biſchofs zu dir.“

Der Sorbe winkte ſeinen Geſellen, allen lag am Herzen, den Handel bald zu ſchließen, am liebſten durch Auslöſung in das Frankenland; denn war der Raub zurückgekauft, dann hatten ſie weniger um Haß und Rache der Franken zu ſorgen. „Meinen Kriegern iſt es nicht eilig, den Gewinn ihrer Jagd zu verkaufen, gefüllt iſt das Lager mit Korn und Heerdenvieh aus den Frankendörfern und leicht vermögen wir die Gefangenen zu nähren, bis die Händler aus dem Süden kommen.“ Und zu Gottfried gewendet fuhr er fort: „Will der Biſchof ſich eine Gemeinde kaufen aus den Heerden der Weiber und Kinder?“

„Mein Vater erbittet von dir als Gunſt, daß du mir geſtatteſt, die Gefangenen zu ſehen und die zu begrüßen, welche unſeres Glaubens ſind.“

„Führt ihr mit euch, was Gefangene löſt? Gering iſt, ſo ſcheint es, euer Reiſegepäck.“

„Wir denken dir zu bieten, was Gefangene erledigt nach Brauch der Grenze,“ verſetzte Ingram. „Doch wer kauft, will vorher die Waare ſchauen, zeige uns, wenn es dir gefällt, die gefangene Schaar.“

Der Sorbe überlegte und ſprach mit ſeinen Tiſchgeſellen. Er wandte ſich zu Gottfried: „Gern will ich deinem Herrn ein Zeichen geben, daß mir ſeine Botſchaft werth iſt. Ihr ſollt Freiheit haben, die Gefangenen zu ſehen. Geht, Fremdlinge, mein Alter wird euch begleiten.“ Die Boten verneigten ſich und verließen den

Saal, ſie hörten hinter ſich Lärm und Gelächter der Bankgeſellen.

Vor der Thür wurde der Weißbart vertraulich, wie einer, der harten Zwanges entledigt iſt, er nahm die Pelzmütze ab, verneigte ſich tief und ſprach überredend: „Wenn die Raben jagen, findet auch die Krähe ihr Theil. Wenn es den Herren gelingt Geſangene zu entledigen, ſo vertraue ich, ſie werden auch dein Väterchen eine Spende reichen, denn mühſelig iſt mein Amt in zwei Sprachen zu reden und gute Dienſte vermag ich euch noch zu thun.“ Gottfried ſah unſicher auf ſeinen Begleiter. „So iſt ihr Brauch,“ ſagte dieſer. Er löſte von ſeiner Jacke die ſilberne Spange, den einzigen Schmuck, den er trug. „Nimm dies, Vater, als Zeichen guten Willens. Und wenn Bubbo, der Bärenhändler, das nächſte Mal euch aufſucht, dann ſende ich dir ein Stück rothes Tuch aus dem Weſtland.“ Der Alte hielt demüthig die Hand hin. „Will Herr Ingram mir dies betheuern?“ Und als Ingram zwei Finger auf den Knauf ſeines Schwertes legte: „Ich ſchwöre dir's,“ lachte der Alte zufrieden: „Euer Wort, Herr, gilt an der Grenze wie Waare.“ Sie ſchritten über den Hof; am Thorhauſe rief der Alte einige lungernde Krieger an, welche ſogleich herzuſprangen und den Fremden auf dem Fuße folgten; aber der Alte, um ſeinen Dienſteifer zu erweiſen, trieb ſie befehlend mehre Schritte zurück.

Vom Hügel ſtiegen ſie hinab auf den Dorfplatz, dort ſtand am Teiche ein langes Haus wie eine Scheuer, der Berathungsſaal der Gemeinde. Der Alte öffnete das niedrige Thor und Ingram ſprang voraus in den dämmrigen Raum. „Walburg!" rief er. Aus einer Ecke klangen zwei klägliche Stimmen: „Hier!" Ueberall rührte ſich's auf dem Heu, womit der Boden belegt war. Zwei blonde Knaben umſchlangen die Füße Ingram's und ſchluchzten kläglich. „Wo iſt die Schweſter?" frug Ingram mit hohler Stimme. „Sie iſt zum Ratiz hinweggeführt auf den Berg." Die Zähne des Mannes knarrten wie eine Raspel, ſeine Fauſt ballte ſich und gleich darauf warf er ſich neben den Kindern auf die Knie, umſchlang ſie und heiße Thränen rollten auf die kraushaarigen Köpfe der Schluchzenden. In der Mitte des Raumes aber tönten die feierlichen Worte: „Kommt zu mir, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ſpricht der Herr." Durch die geöffnete Thür fielen die Lichtſtrahlen auf das milde Antlitz des Jünglings, welches in Mitgefühl und Begeiſterung wie das eines Engels ſtrahlte.

Die Frauen und Kinder, welche unter dem Kreuzeszeichen lebten, drängten ſich um ihn, manche fielen ſchluchzend vor ſeine Füße auf das Angeſicht, andere hoben die kleinen Kinder in die Höh, daß er ſie ſegne. Auch die Heidenfrauen hörten ſeine Worte mit geſenktem Haupt und falteten die Hände. Er aber ſprach die heiligen Worte der Verkündigung und betete mit lauter Stimme, es ward ſtill im Raum und man hörte daneben nur Seufzen der Frauen und leiſes Weinen der Kinder. Dann trat er grüßend zu den Einzelnen, ſegnete jede Mutter mit dem Chriſtenſegen und ſprach ihr leiſe die Bitten vor, welche ihr zumeiſt am Herzen lagen. Bis der Alte kam und mit abgezogener Mütze dringend bat: „Gefällt dir's Herr, ſo folge mir, damit Herr Ratiz uns nicht zürne.“ Gottfried trat zu Ingram und rührte ihm leiſe die Schulter. „Wo iſt das Weib, welches du ſuchſt?“

„In den Hütten des Räubers,“ war die klangloſe Antwort.

„So laß uns gehen, daß auch ihr der Gruß meines Gottes werde.“

Mit Anſtrengung erhob ſich Ingram und ſchüttelte die weinenden Knaben ab. Gottfried führte dieſe zu einem Chriſtenweib, das allein kniete und ſagte ihr: „Was du ihnen thuſt, thuſt du dem Herrn, ſorge für ihr Wohl.“ Als er ſich aber zum Ausgang wandte, drängte ſich der verzweifelte Haufe um ihn, ſie ſtreckten die Arme nach ihm aus, faßten krampfhaft ſein Kleid und wollten ihn feſthalten. Und es half wenig, daß der Alte die Armen anherrſchte und durch die Peitſche zurücktrieb.

Mit ſchnellem Schritt eilten die Männer den Hügel hinauf. „Ich muß das Chriſtenmädchen im Hofe des Ratiz ſprechen,“ ſagte Gottfried feſt und da der Alte das Haupt ſchüttelte: „Hindere mich nicht, Vater, mir iſt's befohlen.“

„Ich wage den Zorn meines Herrn,“ wandte der weißbärtige Sorbe ein. „Ich will deinen Lohn verdoppeln,“ rief Ingram rauh. „Meinſt du, wir werden dir das Weib aus der Hütte ſtehlen?“ Der Alte lächelte und nickte und führte ſie den Rand des Hügels entlang, wo im Schutze des Walles eine Anzahl niedriger Strohhäuſer ſtand. „Zwanzig Frauen hat Herr Ratiz und bei einer hauſt das fremde Weib, wohl möglich, daß er ihr in Kurzem eine neue Hütte baut, wenn ſie ihm nicht verleidet wird." Ingram ſtieß die Thür auf, aber ſein Fuß zauderte einzutreten. „Geh voran," raunte er dem Mönch zu. Aber aus dem Gemach rief eine tiefe Frauenſtimme: „Ingram," ein junges Weib ſchritt bei dem Prieſter vorbei und faßte den Zögernden bei der Hand. „Mir ahnte, daß ich dich noch ſehen würde, denn treu war dein Herz unſerem Hofe." Und als ſie ſeinen ſtarren Blick ſah und den Schmerz in ſeinem Geſicht, rief ſie: „Du Thor, würde ich ſonſt mit dir reden?" Da wollte er ſie in die Arme ſchließen, ſie aber entwand ſich ihm. „Hätteſt du neben dem Vater geſtanden, die Weide hätte uns nicht geſchnürt. Auch jetzt ſehe ich dich anders vor mir als ich dachte. Wo ſind die Speere der Landgenoſſen, welche ſich die Weiber und Kinder ihrer Freundſchaft zurückfordern? Nicht mich meine ich, denn ich fürchte meine Tage ſind gezählt, aber die Brüder meine ich, den Haufen der Weinenden, die auf dem Stroh harren, bis der Sklavenhändler ſie in die Fremde treibt."

„Mit dieſem komme ich, um wegen der Löſung zu handeln," antwortete Ingram auf den Mönch deutend.

Erſtaunt ſah das Weib in das fremde Jünglingsgeſicht, und als Gottfried die Hand erhob, das heilige Zeichen zu machen, da beugte ſie ſich langſam nieder bis ſie auf den Boden kniete und ſprach das Bekenntniß des Chriſtenglaubens. „Segne mich, heiliger Mann und bitte für mich. Ja, bitte für mich!" rief ſie mit plötzlichem

Ausbruch bitteren Schmerzes, „daß ich Erbarmen finde, wenn ich thue, was dem Herrn mißfällt. Gebetet habe ich und mich bereitet, wie meine Mutter mich's gelehrt.“

Gottfried ſegnete ſie. „Ich allein bin der Richter, ſpricht der Herr, und alle Rache iſt mein,“ mahnte er leiſe. Sie erhob ſich ſtumm und wandte ſich wieder zu Ingram: „Selten verläßt mich die Hüterin, ſchon zankt ſie draußen mit dem Weißbart. Lebe wohl, Ingram, beide hoffen wir auf die Löſung durch dich oder mich. Ein ehrlicher Freund warſt du, denke künftig mein und wiſſe, daß ich dir zuweilen verhehlt habe, wenn ich dich lieber kommen als gehen ſah. Willſt du mir noch einen Freundesdienſt thun? Mühſelig iſt es Heerdholz zu ſpalten, wenn das Meſſer fehlt, die Weiber hier haben mir Alles genommen. Sie ſagen, der Freund ſoll dem Freunde nichts ſchenken was ſchneidet. Du aber ſchenke mir, wenn du willſt.“

Ingram riß ſein Meſſer vom Gürtel, ſie barg das Meſſer in ihrem Kleide und küßte ihn auf die Stirn, wie man ein geliebtes Kind beim Abſchiede küßt. Er ſprang hinaus, wo der Mönch ſeiner wartete, ſtieß an die Frau des Ratiz, die er nicht ſah, und hörte die Schmähungen nicht, die ſie hinter ihm herrief. Es war ihm jetzt alle Rede der Menſchen wie Gezwitſcher der Vögel.

Während ſie der Halle in der Mitte des Hofes zuſchritten, berührte ihm Gottfried den Arm: „Du biſt außer dir und hörſt nicht meine Worte, und doch thut es Noth, daß wir uns zum Kauf rüſten. Denke daran, wie wir die Löſung bieten.“

„Bei meinem Haupt,“ rief Ingram, „jede Löſung iſt mir verhaßt außer einer, daß ich mit dem Räuber kämpfe, Eiſen gegen Eiſen.“

„Doch zu freundlichem Loskauf bewahre ich dir noch den Becher.“

„Beſſer wird der Zauber des Chriſtengottes in deiner Hand wirken als in meiner,“ verſetzte Ingram finſter, „denn mir ſcheint, er öffnet dir die Herzen, daß ſie alle dich mehr ehren als einen Krieger.“

Sie traten in die Halle, ungeduldig rief ihnen Ratiz entgegen: „Euch war mühſam, die Gefangenen zu zählen, läſtig iſt der Iltis im Hühnerhofe, jetzt gilt es zu kaufen, wenn ihr in Wahrheit als Händler kommt und nicht als Späher.“

„Als Bote komme ich,“ verſetzte Gottfried, „du weißt das, denn du ſelbſt haſt durch Meginhard, den Prieſter, mich von meinem Herrn, dem Biſchof, erbeten. Und Herr Winfried ſprach, da ich ſchied: „Mir ziemt nicht wie ein Händler mit dem Helden Ratiz um den Kaufpreis zu markten. Aber ein Königsgeſchenk will ich ihm bieten gegen die Gefangenen ſeines letzten Zuges, und meinen guten Willen, wenn er ihn begehrt, gegen den ſeinen, Gabe um Gegengabe in freundlichem Tauſch. Und Held Ingram ſoll der Bote des Geſchenkes ſein.“ Gottfried zog die Kapſel aus dem weiten Gewande und löſte die Hülle.

Ingram hatte allmählich doch an dem Geſpräch Antheil genommen, jetzt trat er zu dem Mönch und ſagte ſchnell: „Gib ihn nicht aus der Hand; wer den Vogel verkauft, muß ihn feſthalten, daß er nicht entfliege.“ Er faßte den Becher und hielt ihn dem Sorben hin. „Sieh zu, wie das Prachtſtück aus einem Königsſchatz neben deinem Methkrug ſtehen wird.“ Der Sorbe vermochte einen lauten Ausruf des Vergnügens nicht zu bergen, als er das glänzende Metall und die Figuren ſah; auch ſeine Geſellen drängten ſich um den Becher, Kopf an Kopf, ſummten einander ins Ohr und lachten über die kleinen Geſtalten darauf. „Ehrwürdig iſt Winfried, der Biſchof, weil er mir ſolche Gabe ſendet,“ rief Ratiz, „geſtatte, Held Ingram, daß ich prüfe, wie ſchwer ſie iſt.“

„Meine Hand bleibt darüber, Sorbe,“ ſagte Ingram, „noch iſt der Becher mein.“

„Noch iſt er dein,“ beſtätigte Ratiz nachdenkend und wog mit der Hand. Er rief den Sprecher mit weißem Bart. Dieſer nahm vor dem Becher achtungsvoll die Mütze ab, beſichtigte ihn unter Ingram's Hand genau und berührte ihn mit der feuchten Zunge von innen und außen, holte ſein Meſſer hervor und machte einen Einſchnitt in den untern Rand um nach dem Bruch zu ſehen, dann ſprach er leiſe zu ſeinem Herrn.

„Und dies iſt die Bedingung für das Geſchenk des Biſchofs,“ fuhr Ingram fort, „du gibſt zuerſt in unſere Hände ungeſchädigt Walburg, die Tochter Willihalm's, des Franken, den du erſchlagen haſt und ihre zwei Brüder, zum zweiten die anderen Gefangenen eurer letzten Beutefahrt vom älteſten bis zum jüngſten, und zum dritten Goldfeder, das Pferd Willihalm's und zwei gute Rinder als Reiſekoſt für die Erledigten.“

Bei dem Namen Walburg fuhr der Sorbe auf, doch bändigte er ſeinen Unwillen, ſah prüfend auf ſeine Geſellen und ſprach: „Sehr ſeltſam iſt das Silber aus dem Königsſchatz, das ihr uns gezeigt habt, wenn es auch nur im Innern golden iſt. Gefällt es euch, ihr Franken, ſo räumt auf kurze Zeit die Halle, damit wir in Ruhe berathen.“

Gottfried bemerkte, daß er den Becher kälter anſah, den Ingram im Angeſicht der Sorben hoch in die Höhe hielt. Der Thüring barg den Becher in der Kapſel und die Boten traten ins Freie. „Jetzt ſinnen ſie auf Hinterliſt,“ rief Ingram verächtlich.

„Sie ſcheuen meinen Herrn Winfried,“ verſetzte der Mönch ruhig. „Ich lobe dich, daß du die Rinder erbeten haſt, denn ſchwer wäre es, dreißig und ein Menſchenhaupt in den Bergen zu ſpeiſen. Aber wozu forderſt du das Roß?“

„Fürwahr als ein unkriegeriſcher Mann frägſt du: hoffſt du, daß Willihalm in dem Grabe, das ihr ihm geſchaufelt, Ruhe finden wird, wenn ein Sorbe auf ſeinem Leibroß reitet? Soll er zu Fuß wandeln über den Wolkenſtieg und wenn die Helden in der Nacht reiten, hinter ihnen herlaufen wie ein Troßbube?“

Gottfried bekreuzigte ſich. „Im Himmel der Chriſten bedarf er eines Roßgeſpenſtes nicht.“

„Er war ein Kriegsmann, wenn er auch Chriſt war,“ verſetzte Ingram ſtolz. „Was aber will der Slave von der Gunſt deines Biſchofs?“

„Vielleicht will er Grenzgraf der Franken werden und über dem Sorbendorf ſeine Burg bauen," verſetzte Gottfried lächelnd.

Ingram ſtieß einen Fluch aus. „Und ihr möchtet ihm dazu helfen?"

„Du weißt, daß er Chriſten erſchlagen und geraubt hat," antwortete Gottfried.

In der Halle war lange Berathung und heftiger Zank der Männer. Endlich lud der Weißbart zum Eintritt. Wieder hob Ingram den Becher empor, aber die Sorben wandten die Blicke ab. Ratiz begann: „Unmäßig ſind die Gaben, die ihr für euren Biſchof fordert, aber meine Edeln wollen Spende um Spende geben, ohne viel zu ſchatzen. Die Gefangenen, welche noch nicht getheilt ſind, ſollt ihr als Gegengabe nehmen, dazu ein Rind, dreijährig, von fetter Weide. Nur zwei Häupter weigern wir euch, Walburg und Goldfeder, den Falben. Die Magd iſt ein Ehrengeſchenk meines Volkes für mich und das Roß ſteht im Stalle des Helden Slavnik, welcher mir der nächſte iſt an Ehren und Schlachtenruhm. Ihr bringt das Geſchenk nach eurer Wahl, wir ſenden das unſere ebenſo."

„Herr Winfried hat mit ſeiner Hand den Leib des Franken Willibalm beſtattet und an ſeinem Grabhügel gelobt, für die Kinder zu ſorgen," antwortete Gottfried, „bedenke, Herr, du würdeſt ihm nicht freundlichen Sinn erweiſen, wenn du das Chriſtenweib zurückhielteſt."

„Nur um des Weibes willen nahm ich den Becher von dem Fremden und ließ mir gefallen ſeinen Boten zu geleiten, und vor den anderen ſuche ich das Weib bei dir,“ rief Ingram zornig.

„Darum alſo biſt du in das Haus meiner Frauen gedrungen,“ verſetzte der Serbe lauernd. „So höre meine letzten Worte: die Knaben entſende ich dem Biſchof, das Weib bleibt mein. Widerſtehſt du dem Tauſch, dann enthebe dich mit dem Becher, zu lange haſt du in unſerm Lager geweilt, und achte darauf, daß du ihn wohlbehalten heimwärts bringſt. Ohne Geleit biſt du gekommen, und ohne Geleit ſcheideſt du.“

„Was ſinnſt du auf heimlichen Ueberfall im Walde; fürchten die Serben den Kampf auf offenem Felde?“ rief Ingram. „Hier ſtehe ich, du liſtiger Mann und erbiete mich um das Weib zu kämpfen gegen jeden deiner Krieger, ja gegen zwei. Stelle gegen Ingraban und den Raben zwei deiner beſten Krieger auf den ſtärkſten Sorbenroſſen, und die Götter walten des Sieges.“

Auf dieſe Herausforderung ſprangen die Serbenkrieger von ihren Bänken und ihr Geſchrei ſchwirrte durch die Halle, aber der Häuptling zwang ſie mit einer Handbewegung auf die Sitze zurück und verſetzte: „Manche rühmen die Kraft deines Armes, aber durchaus nicht rühmen kann ich den Sinn deiner Rede. Thöricht wäre ich, wenn ich meine Krieger auf das Kampffeld ſenden wollte, um etwas zu erwerben, was ich bereits durch Speer und Roß gewonnen habe. Und wenig Ehre wäre es meinen Helden, wenn ſie um eine kauernde Sklavin im Ringe kämpften. Einen andern Kampf biete ich dir, der im Frieden beſſer geziemt. Ich höre, daß du des Bechers kundig biſt wie dem Manne gebührt, auch mich hat nicht leicht ein Gegner beim Trinkkruge gefällt. Wohlan, laß uns unſere Kraft prüfen: du ſetzeſt dein Roß, den Raben und ich das Frankenweib, der Sieger empfängt beide. Das ſcheint mir guter Rath."

Lauter Beifallsruf erſcholl um den Tiſch, nur Ingram ſtand betroffen. „Das Roß gehört zum Manne wie das Schwert, und unfreundlich wird dereinſt der Gruß meiner Ahnen, wenn ich die Zucht meines Roſſes in ein Sorbendorf liefere. Das fürchte ich ſehr; dennoch ſetze ich dir zwei Hengſte von dem Stamme des Raben, fünfjährig und vierjährig, edler als einer von deinen Gäulen. Nur mein Schlachtroß, das mein beſter Freund war, wo kein Arm eines Menſchen mir half, das behalte ich zurück."

„Unbekannt ſind die Gewinne, die du bieteſt und weit iſt der Weg zu deinem Stall. Der Rabe und die Gefangene, beide ſind hier im Hofe, das iſt gerechter Wettſtreit."

Ingram ſtand in heftigem Kampfe. „Wohlauf, bei den Schickſalsfrauen meines Geſchlechtes, her die Becher, und der Streit beginne."

Wieder ſcholl fröhlicher Lärm der Sorben, wie ein Schrei der Teufel klang er in Gottfried's Ohr. „Ruchlos iſt das Becherſpiel um ein Menſchenleben," rief er dazwiſchen tretend.

Ratiz winkte höflich abwehrend, Ingram aber verſetzte unwillig: „Wenig Glück hat mir das Silber deines Biſchofs gebracht, weiche von mir, daß ich zu meinem Gott flehe, ob er mir helfe."

Der Alte trug einen großen Methkrug und zwei Becher zu, beide ganz gleich aus Maſerholz gedreht. Er wies den gefüllten Krug und die leeren Becher den Kämpfern, dieſe ſahen ernſthaft hinein und prüften die Gefäße. Darauf füllte der Weißbart einen Becher bis zu dem Strich, welcher den Rand bezeichnete, goß den Meth aus dem erſten in den zweiten, um die Größe zu erweiſen und rückte zwei gleiche Schemel ohne Lehnen an den Tiſch. Die Helden ergriffen die Becher, wandten ſich abwärts nach der Himmelsgegend, vor welcher ſie zu den Göttern flehten und murmelten leiſe das Glück bringende Lied. Dann löſten beide die Waffen von ihrer Hüfte, der Slave gab das Krummſchwert einem Genoſſen, Ingram aber rief: „Allein bin ich in der Fremde, frage, Alter, ob einer unter den Sorbenkriegern mir ein treuer Schwerthüter ſein will bis zum Ende des Kampfes.“

Gottfried machte eine Bewegung, aber Ingram wies ihn mit der Hand ab und der Mönch trat mit hochgerötheten Wangen zurück. Da erhob ſich ein junger Sorbenkrieger von ſtolzem Ausſehen, Ingram ſah ihm in das Geſicht und ſagte: „Wir ſahen uns ſonſt wohl auf blutigem Felde, Held Miros.“ Der Krieger gelobte treue Schwertwache und ſetzte ſich zur Seite hinter Ingram, das Schwert haltend. Die Kämpfer ließen ſich auf den Stühlen nieder, ruhig waren ihre Bewegungen und gemeſſen ihre Haltung, denn wer heftig den Sinn regte, der kam bei dieſem Spiel in Gefahr. Und der Weißbart rief laut: „Außer den Herren, welche auf dem Kampfſtuhl ſitzen, ſchweige jeder, daß nicht ſeine Rede den Sinn der Zecher verwirre. Den Herren aber ziemt im Kampfgeſpräch zu bedenken, daß jede Wunde, die ihre Zunge ſchlägt, verſchmerzt ſein ſoll am nächſten Morgen." Darauf rückte ſich der Sprecher einen niedrigen Schemel mitten zwiſchen die beiden und wiederholte was einer ſprach, geſchickt in der Sprache des andern. So weich und gewandt war die deutende Rede, daß ſie wie ein Lied zwiſchen den harten Worten der Kämpfenden tönte.

Ratiz nahm zuerſt ſeinen Becher, hob ihn und ſprach: „Zu gleichem Kampfe bringe ich den Meth, Ratiz, Sohn des Kadun, ein Herr in den Sorben," und von der andern Seite ſcholl es zurück: „Beſcheid thut Ingraban, Sohn des Ingbert, ein freier Thüring." Beide leerten die Becher und ſtürzten ſie auf den Tiſch. Der Alte füllte und verbeugte ſich tief vor jedem der Herren. Wieder begann Ratiz:

„Schwarz iſt der Vogel, nach dem du, wie ich höre, genannt biſt, aber weiß iſt der Aar, der über den Zelten meiner Krieger ſchwebt. Ein Reh ſah ich liegen am Quell im Walde und auf ihm ſaß mit ſtarken Fängen der Adler und ſchmauſte, aber im Kreiſe herum krächzte die Schaar der Raben und lauerte auf den Abfall."

Ingram antwortete: „Den Namen erfinden dem Helden die lieben Eltern und ungern hört er den Namen ſchmähen. Nicht weiß ich den deinen zu deuten, denn ſelten frug ich nach deinem Geſchlecht, doch rathe ich, meide ihn zu gebrauchen bei meinem Volk, denn er klingt uns wie Ratte, das diebiſche Thier hinter dem Mehlſack."

„Verſteht ihr nicht Worte der Sorbenkrieger, ihre Schläge habt ihr doch oft gefühlt."

„Fünf Panzer von Linnen und fünf krumme Schwerter, die Beute der Walſtatt, zähle ich an der Wand meiner Halle, meinſt du, daß deine Krieger gutwillig ſie boten ohne Hiebe?“

„Mancher ſchleicht ſpähend beim Mondſchein über die Walſtatt, hinter den Wölfen ſucht er den Raub und trägt bleichwangig und zagend die Habe erſchlagener Helden ſich heim in den Rauchfang,“ verſetzte Ratiz.

„Iſt dir’s verleidet, die Gefallenen zu zählen, die mein Schwert auf dem Raſen zurückließ, ſo zähle die Wunden derer, die leben. Mehr als einer von deinen Kriegern rühmt ſich der Narben, die er mir verdankt.“

„Grund haben ſie alle, dein Schwert zu preiſen,“ ſpottete Ratiz, „denn leicht heilten die Ritze, und ſie lachen der Narben.“

„Schnellfüßige Läufer trifft leiſe der Schwertſchlag, nur wer ſelbſt ſtarke Hiebe ſpendet, empfängt das gleiche Gaſtgeſchenk,“ verſetzte Ingram.

„Gut ſprichſt du, Held,“ rief Ratiz, „denn ſelbſt birgſt du nah am Herzen die Gaſtgeſchenke, welche Sorbenſchwerter dir ſchlugen.“ Er winkte, ſie tranken und ſtürzten die Becher.

Wieder füllte der Alte und höflicher begann Ratiz: „Vergebens iſt es, dich Held mit harten Worten zu necken, noch iſt der Methkrug gefüllt und Zeit zu freundlicher Rede. Laß uns rühmen, was jedem das Liebſte auf Erden iſt. Vor Allem gefällt mir der Herrenſitz auf dem Hügel, um mich die Hütten der Krieger und vor mir, ſoweit das Auge reicht, die Rinderweide, die mein Schwert gewann.“

„Was das Schwert gewann, mag das Schwert verlieren; weiter als die Rinderheerde ſchreitet und die Grenzzeichen ragen, reicht der Ruhm des tapfern Mannes," verſetzte Ingram.

„Ruhm gewinnt, wer Land gewinnt," rief Ratiz.

„Ruhm gewinnt auch, wer ſein Heimathland gegen den fremden Einbrecher vertheidigt," antwortete Ingram. „Ungleich iſt unſer Loos. Ich ſtehe auf dem Erbe meiner Väter, du aber mühſt dich um geraubtes Land."

„Höher achte ich den wilden Stier, der mit ſeiner Heerde über den Erdboden ſchweift, als die Jochkuh im Pferch," rief Ratiz.

„So lange die Weiſen gedenken, ſaß mein Geſchlecht auf freiem Erbe," ſprach Ingram, „du aber kamſt oſtwärts aus der Fremde und Niemand weiß woher."

„Mein Volk weiß es," verſetzte der Sorbe ſtolz. „Dennoch tadle ich deinen Trotz nicht, denn wohlbekannt iſt dein Name bei Freund und Feind. Gefällt dir's, Held, ſo verkünde uns die Abenteuer, die du erlebt." Er bat ſo um dem Andern die Redeluſt zu wecken.

Aber Ingram mied die Verſuchung und verſetzte: „Was ich erlebte, das wißt ihr wie ich, denn mein junges Leben haftete ſtets in der Heimath, und gewann ich Ruhm bei den Meinen, ſo war's nur in den Kämpfen mit euch, weil ich feſt ſtand neben meinen Freunden und gegen euch als ein ehrlicher Feind."

Wieder füllte der Alte die Becher.

„Oft rühmen meine Krieger," begann Ratiz ſpottend, „deine erſte Beutefahrt im Walde, damals als du dem Fuchſe gleich nach Honigwaben ins Holz ſchlicheſt. Du hörteſt die Bären und krochſt hinauf in die Aeſte, unten ſchmauſten die Bären den Honig, dich aber ſtachen die Bienen dahin, wo du ſaßeſt. Und heute noch hingſt du von den Speeren der Bienen zerſtochen am Aſte, hätte dich nicht Bubbe, der Waldmann erlöſt.“

„Dafür liegen jetzt die Felle der Bären an meinem Heerde,“ verſetzte Ingram lachend. „Wie gelang es dir doch damals, Ratiz, mit deiner Heldenfahrt, als du auszogſt auf die Freite, um ein Weib der Thüringe zu gewinnen? Die Dorfknaben überfielen den Hof, in dem du lagerteſt, und als ſie mit Schwertern die Hütte durchſuchten, entfloh deine Schaar, du ſelbſt aber bargſt dich bedrängt in dem Backtrog, den die Weiber über dich ſtürzten, und Waizenteig hing in deinem Barte, als du ſchwertlos entrannſt. Gern erzählen unſere Mägde am Heerde von deinem harten Lager unter dem gehöhlten Holz.“

Finſter packte Ratiz ſeinen Becher und ſtampfte ihn auf den Tiſch. „Nützlicher war mir das gelungene Entrinnen als deinen Geſellen das fruchtloſe Suchen.“ — Er drückte ſeinen Grimm eine Weile ſchweigend hinab, dann rief er höhnend: „Höre dafür, was die Wila, die Schickſalsfrau der Sorben, mir einſtmals ſang.“ Und er begann nach der Weiſe ſeines Volkes zu ſingen: „Alles wird dir wohl gelingen auf dem Felde, bei dem Trinkkrug, doch die allergrößte Freude ſollſt du haben, wenn ein fremder ungeſchlachter Hüne in dein Lager dringt. Grob ſind ſeine Worte und Geberden, als ein armer Schlucker kommt er ungeladen und er bettelt um ein Weib für ſeinen Heerdſitz. Doch du wirſt ihn wohl empfangen, höflich zu dem Becher laden, aber enge iſt ſein Schädel, Starkes kann er nicht vertragen. Haſt du ihn in Meth berauſcht, bind' ihm klug das Bein mit Seilen, ſcheer' ihm dann das Haar vom Haupte, ſetz' ihn vor die Thür der Halle, daß die Weiber ſeiner lachen und die Kinder ihn bewerfen."

Ingram verſetzte finſter: „Ich aber hörte eine Sage erzählen von Däumling, dem ruhmvollen Helden, den ſie Gernegroß nannten. In dem Sandhaufen höhlte er ſich mit den Händen ſeine Burg und deckte die Veſte mit Stroh, das er von der Tenne mauſte. Er ſah von ſeiner Halle über die Maulwurfshügel und rühmte ſich, Alles iſt mein, ſo weit mein Auge reicht, keinen ſtattlicheren Helden kenne ich auf Erden, nur Eines fehlt mir zu meinem Glück, ich ſende die Boten zum Hofe des Königs, daß ich Herzog werde über die Maulwürfe und Mäuſe des Feldes. Da kam ein Bauer und mit hartem Fuß zertrat er unverſehens die Burg, und Held Däumling entfloh in ein Rattenloch und wand die Hände in Kummer."

Der Sorbe fuhr mit der Hand nach der Schwertſeite und griff heftig umher, als er die Waffe nicht fand; Ingram aber lachte laut über das vergebliche Suchen.

Wieder und wieder füllte der Alte. Dem Ratiz ſchwammen die Augen und ſeine Hand wurde unſicher, wenn ſie den Becher faßte. Er merkte die Gefahr und dachte ſchlau darauf den Gegner zu verwirren. „Luſtig ſitzen wir hier im Gefecht der Zungen, lieblicher ſchlürft ſich der Meth, wenn wir mit unſern Augen auf das

Weib ſchauen, welches der Preis des Siegers ſein wird. Führt das Frankenweib her, daß wir uns am Anblick ergötzen.“ Zwei ſeiner Genoſſen ſprangen auf und eilten der Thür zu.

Ingram ſchlug auf den Tiſch. „Unbillig ſtörſt du das Spiel, denn traurig iſt es mir die Tochter eines werthen Mannes als Sklavin unter den Feinden zu ſchauen.“

„Löſen willſt du ſie doch, du ſtarker Zecher, haſt du Kraft, ſo erweiſe ſie jetzt. Umbindet ihr nicht die Hände mit den Weiden, damit der Gaſt ſie ohne Kränkung der Seele betrachte.“

Ingram ſah finſter vor ſich nieder und ſchwer wurde ihm das Haupt; die Männer ſchritten hinaus und führten das Mädchen in die Halle der Schweigenden. Walburg blieb an der Thür ſtehen, und ihr Blick umwölkte ſich, als ſie auf Ingram ſah, auf die Trinker und die gleichen Becher. „Tritt näher, Frankenkind,“ begann Ratiz, „denn um dich geht der Streit, ohne Schwertkampf der Helden ſollen die Götter entſcheiden. Im Maſerholz ſchwenken wir deine Looſe, ob du heimziehſt mit Held Ingram, oder ob ich dir eine Hütte baue und ein Lager darin breite für dich und mich, wie ich hoffe.“

Empört rief das Mädchen dem Thüring zu. „Einen beſſeren Helfer habe ich mir erkoren, ſchmachvoll wäre mir die Löſung durch den Trinkkrug. Denke nicht, Ingram, dir ein Weib durch Meth zu gewinnen, übe den Heidenbrauch um Sorbenmädchen, nicht um mich.“ Sie wandte ihm den Rücken, trat in die Ecke, in welcher Gottfried ſaß, kniete an ſeiner Seite nieder und verbarg das Geſicht in den Händen. Heiße Röthe ſtieg in das Geſicht Ingram's, da ſich das Weib verachtend von ihm wandte, undeutlich merkte er das höhnende Lachen der Slaven, er erhob ſich vom Stuhl und rief in ausbrechendem Zorn: „Falſch war das Spiel und verflucht ſei der Becher, den ich noch trinke." Er ſchleuderte den Becher auf den Boden und zugleich mit dem Holze ſank er ſelbſt in ſchwerem Fall. Wilder Jubelſchrei der Sorben durchtönte die Halle, ſein Helfer, welcher das Schwert gehalten, trat zu ihm und gebot: „Tragt ihn unter mein Dach, damit ich ihm meine Treue erweiſe und ihn bei ſeiner Waffe bewahre."

Ratiz aber erhob ſich ſiegreich in trunkenem Muth und ſchritt auf das Frankenmädchen zu. „Mein biſt du, doppelt gewonnen iſt die rundliche Wange, und mein ſollſt du bleiben, nicht denke ich mit der Vermählung zu ſäumen. Auf, führt ſie zur Hütte und ladet den Sänger, daß er das Brautlied ſpiele."

Dicht vor ihm erhob ſich von den Knien die Jungfrau, bleich war ihr Geſicht und hart der Blick, den ſie auf den Häuptling warf. „Niemand vermöchte dich zu retten vor meiner Hand," rief ſie, „du Unthier, das kaum den Vater gefällt hat und jetzt Unehre über die Tochter bringen will. Danke deinem Glück, daß ein Heiliger neben mir ſteht. Du rühmſt meine glatte Wange, ſieh her, ob ſie dir noch gefällt." Blitzſchnell fuhr ſie mit dem Meſſer aus dem Gewande, hielt es ihm entgegen, daß er zurückfuhr, ſchnitt mit dem Stahl ſich ſelbſt eine klaffende Wunde in die Wange, daß ihr Blut herunter ſtrömte und hob den Stahl wieder gegen ſich ſelbſt. Da ſprang Gottfried herzu und entriß ihr die Waffe. Ratiz ſtieß einen ſchweren Fluch aus und packte den Methkrug um ihn gegen das Weib zu werfen, aber auch er taumelte und ſtürzte zu Boden, übermannt vom Meth und vom Zorn. Die Sorben ſammelten ſich um ihren Häuptling und Gottfried führte mit Hilfe des Weißbarts die wunde Jungfrau nach ihrer Hütte, dort ſuchte er das ſtrömende Blut zu ſtillen und mit dem Sorbenweibe die klaffende Wunde zu binden.

In der Hütte des Miros ſaß ſpät am nächſten Morgen Ingram, das Haupt in der Hand und ſeine Gedanken wirbelten wild durcheinander. Auf dem Schooß hielt er das Schwert, welches ſein Gaſtfreund ihm in die Hände zurückgelegt hatte. Miros ſtand vor ihm und erzählte von dem letzten Ausgang des Gelages und von der Wunde des Weibes. „Sie hätte den Faden ihres Lebens durchſchnitten, denn ihr Sinn war wild, als der fremde Bote ihr das Meſſer entwand. Unnütz war die Mühe, das Meſſer wäre ihr rühmlicher geweſen, als die Keule des Ratiz ſein wird.“

Ingram zuckte und griff nach ſeinem Schwert. „Was würdeſt du thun, wenn dir ein gefangenes Weib mit dem Meſſer droht?“ frug Miros. Ingram nickte beſtätigend mit dem Kopf. „Wäre ſie tot durch rühmliche That, die ſie ſelbſt an ſich vollbracht und wäre der Ratiz durch mein Schwert erlegt, dann wäre ich wieder frei und könnte lachen,“ murmelte er. „Jetzt aber bedrängt mich der Zauber, den die unholden Chriſtenmänner durch ihren Geſang und durch ihr Silber auf meinen Weg geworfen haben. Darum hat mir der Gott, der des Trinkhorns mächtig waltet, ſeine Hilfe verſagt. Auch ihn höhnten die Rieſen durch ihre Wunder und ruhmloſe Kämpfe mußte er ausfechten. Mir iſt das Leben verleidet und die Heimkehr begehre ich wenig.“

„Bleibe bei uns,“ rieth der Sorbe theilnehmend, „und gewöhne dich an unſern Brauch, dann baut dir Herr Ratiz eine Hütte, und wenn du das Weib mit der zerriſſenen Wange noch begehrſt, ſo iſt möglich, daß er dir ſie ſchenkt, damit ſie deinen Mühlſtein drehe.“

Ingram lachte: „Könntet ihr vergeſſen, daß ich eure Krieger erſchlug? Würde doch mein Schwert aus der Scheide ſpringen, wenn es neben einer Sorbenkeule hinge. Wie kann Friede dauern zwiſchen euch und mir? Nein, Miros, anders rathen mir die Schickſalsfrauen. Und du meinſt, daß er ſie töten wird?“

„Wie kann er anders?“

„So ſage ihm, daß ich ihn zum Kampf fordere auf der Haide zwiſchen eurer und unſerer Mark auf den ſechſten Tag von heut.“

„Sage ſelbſt ſolche Botſchaft, wenn du Luſt haſt aus dem Sonnenlicht zu ſcheiden, auch du ſtehſt unter ſeiner Hand und wenn er dich entläßt, ſo weiß er, daß ein Todfeind frei von ihm reitet. Denke vor Allem an das eigene Heil!“

„Du ſprichſt verſtändig, friedlich will ich von euch gehen oder gar nicht. Die Götter mögen auch mir das

Loos werfen. Der Becherkunſt iſt dein Herr mächtig, wie ich ſehe, laß ihn verſuchen, ob er auch das Würfelſpiel verſteht, ſein Schickſal gegen das meine. Geh, mein Wirth, und trage ihm eine Botſchaft, die er annehmen mag oder nicht nach ſeinem Gefallen. Noch einmal meſſen wir uns in friedlichem Kampf, wie der Würfel fällt, den unſere Hände gleiten laſſen, um Alles oder Nichts; er ſetzt in das Spiel das Weib und mein Roß, das er geſtern gewonnen, und ich —"

„Und du?"

„Mich ſelbſt, ob ich frei davon reite oder als ſein Gefangener hier bleibe, bis gütliche Schatzung vereinbart wird, welche mich löſt, nach Brauch der Grenze." Der Sorbe trat zurück. Er öffnete ſein Hemd und wies eine Narbe. „Du weißt, wer mir dieſen Schlag gab, denke daran, Held; unrühmlich wäre mir zu ſagen, daß ein Knecht die Wunde geſchlagen hat."

Ingram reichte ihm die Hand. „Geh doch, Fremdling, tief bin ich verſtrickt und meine Stunde iſt gekommen, wo ich die Hohen fragen will, ob ſie retten oder verderben."

Der Sorbe ging unzufrieden hinaus, Ingram legte das Haupt auf den Tiſch. „Seit der Fremde den Mühlſtein unter dem Baume herauf ſcharrte, iſt das Glück von mir gewichen und der Segen, den die Ahnen mir hinterlaſſen, hat ſeine Kraft verloren. Eine hat ſich zornig von mir gewendet, ich aber will prüfen, ob ich noch die Kraft habe, ſie durch meine Beſchwörung zu gewinnen, oder ich will ihr Loos theilen."

Draußen klang der Tritt bewaffneter Männer. Ratiz trat ein, begleitet von einem Theil ſeiner Krieger. Ihm lagen die Augen noch tief im Kopf und heiſer war ſeine Stimme, als er ſprach: „Du kamſt als ein eifriger Spieler. Den erſten Kampf bot ich, den zweiten bieteſt du. Fürwahr, hoch achteſt du dich ſelbſt, lieber mag ich das Weib und das Roß als dich, und ungern thue ich deinen Willen. Aber meine Krieger fordern, daß ich dein Spiel nicht zurückweiſe. Dein Einſatz gilt, Roß und Weib für dich oder du für mich, ein Würfel und ein Wurf."

„Weib und Roß, beide unverſehrt zur Stelle für mich, oder mein Löſegeld für dich, ſo wie mich deine Krieger ehrlich ſchatzen," verſetzte Ingram.

„Wir werden dich ehren als Krieger, wenn wir dich ſchatzen," beſtätigte der Häuptling. „Beide wollen wir's geloben." Die Männer faßten an ihre Schwerter und ſprachen den Eid. „Haſt du einen Mann," fuhr Ratiz fort, „deſſen Würfel du vertrauen kannſt, wie ich ihm vertraue, ſo nenne den Namen."

„Mein Wirth Miros," antwortete Ingram.

Miros trat in eine Ecke der Hütte, holte den Würfel aus dem Kaſten und ſtellte ihn auf den Tiſch, einen Holzbecher dazu. „Ehrlich iſt der Würfel und ehrlich ſei das Spiel," ſagte Miros, „und jeder, der hier ſteht, gelobe dem Sieger treue Erfüllung."

Die Männer ſchwuren, die Kämpfer traten bei Seite und ſprachen leiſe ihre Beſchwörung. „Der das Spiel gefordert hat, thue den erſten Wurf," gebot Miros. Er legte den Würfel in den Becher und bot ihn Ingram.

Das Angeſicht des Thürings war bleich und ebenſo das des Ratiz. Stille war in der Hütte und Alle ſtarrten auf den Tiſch. Ingram ſchüttelte und warf. „Fünf," rief Mires. „Ein guter Wurf," ſprach Ratiz, er nahm den Becher, ſchüttelte und warf. „Sechs," rief Mires. Ein gellender Siegesruf, der weit über das Thal zog, erſchell in der Hütte, Alle traten von Ingram zurück. Er ſtand einen Augenblick mit geneigtem Haupte, dann löſte er ſein Schwert und warf es auf den Boden. Ratiz legte die Hand auf ihn: „Mein Knecht biſt du, holt die Weide und bindet ihm die Hände."

Vor der Hütte des Ratiz, in welcher Walburg lag, ſaß der Mönch. Vor ihm tummelten ſich wilde Geſellen mit den Roſſen, die ſie aus den Ställen gezogen hatten, und anſehnliche Sorbenkrieger eilten einzeln oder in kleinen Haufen zu der Halle des Häuptlings. Aber gleichgültig ſah der Mönch auf dies fremdartige Kriegertreiben; er hatte die Nacht vor der Hütte gewacht, zuweilen war er eingetreten und hatte die Slavenfrau geweckt, welche neben dem Lager der Verwundeten lag, daß ſie die Wunde mit kaltem Waſſer netze, oder er hatte der Fiebernden einen Trunk gereicht und leiſe an ihrem Haupt gebetet. Jetzt ſchauerte ſein erſchöpfter Leib in der warmen Morgenſonne, aber ſeine Gedanken flogen unabläſſig zu dem Chriſtenmädchen in der Hütte. Zum erſtenmal in ſeinem Leben hatte er um ein Weib zu ſorgen, er fühlte darüber eine wonnige Freude, lächelte vor ſich hin und ſah dann wieder ernſthaft und demüthig nach der Höhe.

In der Nähe hörte er Eiſengeklirr und ſchnellen

Tritt, Ratiz ſtand mit ſeinem Gefolge vor ihm in Waffen, zum Auszug gerüſtet, unter den Kriegern Ingram, waffenlos mit geſenktem Haupt, die Arme durch ſtarke Weiden auf den Rücken gebunden. Ratiz wies auf die Sonne. „Weit iſt dein Weg, junger Bote und widerwärtig iſt dein Anblick meinem Volke. Das Spiel, welches in meiner Halle begann, iſt beendigt. Sieg und Ruhm haben mir die Götter verliehen. Dennoch will ich dir halten, was ich dir geſtern bot, wenn du deinem Biſchof mich rühmen willſt. Gib mir das Silber und nimm die Gefangenen.“

„Willſt du jetzt die Antwort des Biſchofs auf deine Frage hören?“

„Sprich,“ antwortete Ratiz, „ich und meine Edlen, wir hören.“

„Du begehrſt Geſandte an den Hof des Helden Karl nach dem Weſtland zu ſenden, und du begehrſt, daß mein Herr der Biſchof ihnen Geleit werbe und geziemenden Empfang bei dem Frankenherrn. Habe ich recht deine Meinung geſagt, ſo beſtätige mir ſie vor dieſen.“

„Seine eigene Sorge hat jeder Tag,“ verſetzte der Sorbe, „viele Monde iſt's her, daß ich nicht an die Geſandtſchaft dachte, meine Krieger fürchten nicht die Macht der Franken, wo ſind ihre Heere, wir ſehen ſie nicht?“

„Haſt du deinen Sinn geändert, dann bin ich der Rede enthoben.“ Er trat zur Seite, Ratiz aber begann einlenkend: „Auf ſcharfer Waage wägſt du die Worte, Fremder, noch iſt es möglich, daß mir's gefällt die Boten zu entſenden, vielleicht auch nicht.“

Gottfried ſchwieg.

„Will der Mann, den ſie Winfried nennen, mir Bürge werden, daß meine Krieger am Hofe des Frankenherrn freundlichen Empfang finden und Gewähr ihrer Forderung?“

„Nein,“ verſetzte Gottfried nachdrücklich. „Deine Forderung kennt mein Herr nicht, wie kann er Fürſprech werden? Zu gewähren und zu verſagen ſteht allein bei Herrn Karl, nur daß deine Boten das Ohr des Fürſten erreichen, dazu kann er helfen, und ob er dazu helfen wird, das ſteht bei dir. Auf ſeinem Wege ſah er brennende Höfe und erſchlagene Chriſten.“

„Du biſt ein Fremder und unkundig des Grenzbrauches,“ verſetzte der Serbe mit querem Blick, „nur Nothwehr üben wir und Vergeltung. Auch unſere Krieger liegen erſchlagen und unerträglich ſind die Frevel der Franken.“

„Du klagſt über Unrecht der Franken, ebenſo der Franke über das eure, der große Gott im Himmel allein weiß, wer den größeren Frevel gewagt hat. Jetzt aber ſuchſt du das Ohr des Frankenherrn. Wie mag Herr Karl anders urtheilen als ſein Volk? Und du ſuchſt die gute Meinung eines Biſchofs der Chriſten, auch der Chriſt ſieht das Unrecht, das den Bekennern ſeines Glaubens zugefügt iſt. Ich kann nicht gehen, Herr, ohne das Weib in der Hütte und ohne meinen Gefährten, den ich ſchwertlos und gebunden ſehe.“

„Er war dein Gefährte, jetzt iſt er mein eigener Knecht. Sein Wille war's, verſpielt hat der Narr ſein Roß und ſein Schwert und in Banden harrt er des Schickſals, das wir ihm fügen."

Ein leiſer Seufzer Ingram's wurde gehört, zitternd ſchwand der Ton in der Morgenluft, aber aus der Hütte klang ein lauter Schrei der Frau. Ratiz herrſchte den Gebundenen an: „Rede, Knecht, damit der Mann, der dich geſandt hat, nicht deinetwegen von unſerm Vertrag weiche." Ingram wandte ſich ab, aber er ſenkte beſtätigend das Haupt.

„Die Sorge für ihn und das Weib iſt mir auf die Seele gelegt," rief Gottfried, „wie ſoll ich vor das Antlitz deſſen treten, der mich zu dir geſandt hat, wenn ich ſie nicht mitbringe."

„Habe ich nicht ſchon vorher einen Mann deines Biſchofs ohne Löſung entlaſſen," rief Ratiz zornig dagegen, „und auch du ſtehſt noch unverletzt vor mir. Weißt du nicht, du Thor, wenn ich meine Hand aufhebe, ſo ſpringen meine Krieger auf dich und ſchälen mit ihren Meſſern dein geſchorenes Haupt."

„Mein Schickſal ſteht nicht in deiner Hand, ſondern in der Hand meines Gottes," verſetzte Gottfried muthig. „Thue was du darfſt, binde mich, töte mich, wenn dein wilder Sinn dich dazu treibt, aber freiwillig verlaſſe ich dieſe Höhe nicht, ohne die Gebundenen."

Ratiz ſtieß einen Fluch aus und ſtampfte mit dem Fuß. „So laſſe ich dich durch meine Krieger an den Grenzzaun führen und hinüber werfen, du hartnäckiger Thor."

„Laß ſie frei und behalte mich zurück als Knecht oder als Opfer, wie du willſt."

„Unſinnig wäre der Tauſch, ein junges Weib und einen Krieger gegen dich, der nicht Mann und nicht Weib iſt.“

Gottfried erblich, aber in ſtrenger Zucht gewöhnt ſich zu bezwingen, antwortete er: „Verachteſt du den Boten, ſo höre um deiner ſelbſt willen die Botſchaft. Mit einem Volksheer zieht der ſiegreiche Frankenfürſt gegen ſeine Feinde heran, ſchon lagert er unweit der Werra; einen neuen Grafen hat er in das Land der Thüringe geſandt, die Grenze zu wahren. Suchſt du in Wahrheit Verſöhnung und Friede mit dem Frankenherrn, ſo magſt du eilen deine Geſandten in ſein Lager zu ſchicken.“

Ratiz ſtand betroffen und ſprach heftig zu dem Weißbart, der ängſtlich ſchnelle Fragen des Sorben und die Antworten des Mönches deutete. Als Ratiz zur Seite ſchritt und leiſe mit ſeinen Kriegern verhandelte, trat Gottfried zu Ingram: „Was zürnſt du mir, armer Mann, wende dich nicht von mir ab, denn treu iſt meine Meinung.“

Ingram ſah düſter auf ihn, aber auch ſeine Stimme klang weich als er antwortete: „Du haſt mir Unglück gebracht, denn du haſt meinen Zornmuth erregt. Deine Hilfe begehre ich nicht und fruchtlos iſt Alles was du für mich verſuchſt. Löſe das Weib und ſage ihr, wenn du willſt, daß lieber ich ſelbſt ſie gelöſt hätte. Nimmer änderſt du mein Geſchick. Als ein Unſinniger habe ich mich treuloſem Volk ergeben, denn Böſes weiſſagt mir der Blick des Sorben und die Freude ſeines Geſindes. Siehe zu, daß du mir Wolfram, meinen Mann ſendeſt, denn ſie bereiten ſich mich zu ſchatzen; damit ich ihn noch vor eurer Fahrt unterweiſen kann, wenn ſie redlich an mir handeln. Und werden ſie zu Böſewichten an mir, dann ſage noch dem Weibe und den Freunden daheim, daß die Weiden der Serben mich nur binden ſo lange ich will. Bevor ſie mich zum Knechtesdienſt zwingen, gewinne ich mir ein blutiges Zeichen auf Haupt oder Bruſt, damit ich aufwärts ſahre und meine Ahnen mich erkennen. Du aber weiche von mir und wandle deinen Pfad, ich ſuche wohl allein den meinen.“

Der Mönch trat zurück, die Thränen floſſen ihm aus den Augen, als er vor ſich hin ſagte: „Verzeihe ihm, Herr, und erbarme dich ſeiner.“

Die Berathung der Serben war zu Ende, Ratiz ſprach mit finſterer Miene zu Gottfried: „Damit dein Herr erkennt, daß meine Krieger hochſinnig denken, ſo nimm das Weib mit der zerriſſenen Wange zu dir auf deinen Weg. Große Urſache haſt du, Jüngling, meine gute Geſinnung zu rühmen, ziehe hin mit den Gefangenen und laß den Becher des Biſchofs zurück. Sprich kein Wort weiter,“ fuhr er mit ausbrechendem Zorn fort, „theures Geſchenk bezahle ich für deine Reiſe, fahr' dahin und ſage deinem Biſchof, gleiche Treue erwarte ich von ihm, wenn meine Boten zu ihm kommen.“ Er wandte ſich mit ſtolzem Gruß ab und winkte ſeinem Gefolge. Der Weißbart und Miros blieben zurück, die anderen traten um Ingram. Ohne ſich umzuſehen, kehrte dieſer der Hütte den Rücken, der Mönch ſah ihm nach, bis ſeine hohe Geſtalt zwiſchen den Serbenkriegern in der Halle verſchwand.

1.

## Die Heimkehr.

Auf dem Saumpfad, der dem Waldgebirge zuführte, wallte eine waffenloſe Schaar. Voran ging ein ſchlanker Knabe, das Holzkreuz tragend, welches er aus zwei Stäben zuſammengefügt hatte, hinter ihm leitete Gottfried den Haufen der Kinder. Das goldene Haar der Kleinen flatterte in der Morgenluft, barfüßig ſtapften ſie vorwärts, die Bäckchen geröthet und die Augen blau wie der Himmel. Ueber ihnen flogen die Lerchen und zur Seite ſchwebten die Bienen und Schmetterlinge; alle Wegblumen und Gräſer des Thals hoben und neigten ſich unabläſſig grüßend im Winde gegen ſie. Hinter den Kindern zogen die Frauen, welche dem Kreuz angehörten, halbentblößte Geſtalten, die Häupter geſenkt, die Geſichter vergrämt, manche von ihnen trug auf den Schultern ihr kleines Kind. Mitten darunter ſaß auf dem Roß des Prieſters Walburg, das Antlitz dicht verhüllt. Der Mönch begann eine lateiniſche Hymne, feierlich zog der Geſang in die wilde Landſchaft, die Frauen und Kinder drängten ſich näher heran und ſangen am Ende jeder Strophe ſich tief verneigend das heilige Kyrie eleiſon.

denn mehr vermochten ſie nicht; aber aus bewegten Herzen kam der Anruf, und oft rangen ſie die gefalteten Hände. Hinter der Chriſtenheit wandelte ungern die Kuh, der Schatz des Hauſens, welchen Miros den Abziehenden mitleidig geſpendet hatte. Das Rind ſchied Chriſtenthum und Heidenſchaft, denn bei ihm lieſen die Heidenfrauen mit ihren Kindern und eine von ihnen, Gertrud, eine hochgeſchürzte Magd, hielt zur linken Seite des Rindes den Strick und ſchwenkte den Stab. Aber die Heidenkinder blieben nicht auf der Bahn, ſondern fuhren wild umher, und ſuchten nach Wurzeln auf der Wieſe, nach Beeren und Pilzen im Gehölz. Als letzter kam Wolfram geritten, der ſpäter als die Andern das Lager des Ratiz verlaſſen hatte, er ſcheuchte die Säumigen vorwärts und trabte den Zug entlang bis zur Spitze, Ausſchau zu halten. „Ich lobe deine Kunſt dies barfüßige Volk zuſammenzuhalten,“ begann er zu dem Mönch, „du wirſt ſie noch gebrauchen. Drei Tage fahrt ihr mit Kinderſchritten durch die Bergwildniß, und wenn du zu den erſten Häuſern der Landsleute kommſt, magſt du kalten Empfang finden.“

„Ich vertraue deiner Hilfe,“ verſetzte Gottfried in das gutherzige Geſicht blickend.

Wolfram räuſperte ſich ſtark. „Einer iſt hinten geblieben und mir iſt die Haut näher als das Hemd.“

„Willſt du zu den Sorben zurück und dieſe im Walde verlaſſen?“ frug Gottfried erſchrocken.

Der Mann beantwortete die Frage nicht. „Er war immer jäh und unbedacht,“ ſagte er, „und doch lebt keiner, der ihn beim Methkrug überwindet. Einem

Betrüger iſt er arglos verfallen, der Becher des Raiz hat ein Geheimniß, die Sorben erzählten es am Feuer und lachten. Wenn der Gaukler mit dem Finger an den Becher drückt, ſo läuft der Meth in eine Höhlung ab, und wenn der Schenk wieder drückt, läuft der verborgene Trank in den Becher zurück. Der eine trank nur die Hälfte, der andere das Ganze. Voll von Liſten ſind dieſe ſchmutzigen Zwerge und durch Liſt haben ſie ihn bewältigt. Beim Becher verloren, beim Würfel verloren und mit Weiden gebunden, das iſt zu viel für ihn. Manchen Schlag wird er ſchlagen müſſen, bevor er ſeinen Stolz wiederfindet. Und darum will ich zu ihm, hat er geſpielt, ſo ſpiele ich auch, ihn zu löſen oder ihm zu folgen: denn bei uns iſt ein Spruch: wie der Herr, ſo der Knecht."

Gottfried wechſelte mit ihm einen Blick des Einverſtändniſſes: „Löſe mir einen Zweifel; wenn dir gelingt, dem Unglücklichen die Bande zu löſen, biſt du ſicher, ob er dir in die Flucht willigen wird? Er ſelbſt hat ſich freiwillig der Freiheit entäußert, von einer Schatzung ſprach er, die ihn löſen müſſe, und doch ſah er aus wie einer, der an ſeinem Geſchick verzweifelt."

„Mein Wirth hält die Treue, wie wenige im Lande," antwortete Wolfram, „aber wenn er entrinnen kann, wird er nicht ſäumen. Weißt du denn nicht, und haben die Sorben dir es verborgen? Ein ſchmachvolles Urtheil haben ſie über ihn gefunden, als ſie in der Halle Rath hielten. Denn ihr Spruch iſt gefallen, daß ſie ihn bei ihrem nächſten Hochfeſt über den Opferſtein beugen wollen als Ehrengabe für ihren Gott. Elende Hunde!" rief er zornig.

„wer hat je gehört, daß einer, der ſich ſelber in die Knechtſchaft geſpielt hat, von dem Meſſer des Opferers entſeelt wird?“

„Greulich iſt was du ſagſt,“ rief Gottfried entſetzt.

„Du ſprichſt ganz über ſie wie ſich's gebührt,“ lobte Wolfram befriedigt durch den Zorn des Mönches. „Wer ſich hingibt, weil er ſein Spiel verloren, der kauft ſich los von dem Manne, der Gewalt über ihn hat, durch Rinder und Roſſe, wenn er ſie ſchaffen kann, und dem Sieger iſt es Ehre ihn niedrig zu ſchätzen. Iſt mein Wirth doch kein kriegsgefangener Mann, denn nur ſolchem gebührt der Schnitt mit dem Opfermeſſer, wenn die Götter ein Mannopfer heiſchen.“

Als Gottfried ſprachlos die Hände rang, fuhr Wolfram begütigend fort: „Sei ruhig, mein Wirth wird ihnen dieſe Hoffnung verderben, er ſelbſt ſoll ſein Meſſer zurückerhalten, gegen wen er es gebrauchen will. Und darum, Fremder, kurz geſagt, will ich euch verlaſſen, denn ich merke, die Späher der Sorben folgen nicht mehr in unſerer Spur. Biſt du des Weges unkundig, wie ich fürchte, ſo wird die Treiberin Gertrud dir rathen, ſie iſt von unſerer Seite des Waldes und weiß Beſcheid in den Bergen, wenn ich ihr die nächſten Wegſtunden deute.“

„Sage mir noch eins, Wolfram, wenn du magſt. Gute Wache halten die Sorben, Niemand der größer iſt als ein Wieſel vermag den Hügel hinaufzuklimmen, ohne daß ſie ihn erſpähen. Wie gedenkſt du allein durch die Verſchanzung zu dringen?“

„Du frägſt zu Vieles auf einmal,“ verſetzte Wolfram ſchlau, „forſche bedächtig, damit ich dir antworte. Ohne Helfer bin ich nicht. Wo das Lager des Ratiz liegt, war ſonſt ein Gehege meines Volkes, welches ſie das Dorf des Ebers nennen. Viele Siedler hat der Räuber erſchlagen, andere ſitzen noch dort in der Knechtſchaft; mehr als einem iſt's unleidlich einem Sorbenherrn die Roſſe zu ſtriegeln, und ich habe Kundſchaft mit ihnen. Du rühmſt die Wachen der Sorben, ich fürchte nur ihre Hunde, die ſtruppigen Kläffer; doch ich führe bei mir, was ihnen das Heulen verwehrt.“

„Aber Ratiz und ſeine Krieger auf der Höhe?“ Wolfram drängte ſein Roß näher an den Mönch: „Haſt du nicht gemerkt, was für ein Kind zu ſehen war, daß der Sorbe zu neuem Beutezug rüſtete? Er hat dir die Gefangenen verkauft, bevor die Händler heranzogen, obwohl dieſe Witterung haben von einem Raube wie die Geier von der Walſtatt. Damit ſie nicht umſonſt kommen, holt er ſich neuen Fang aus den Frankendörfern im Süden, oder wo ihm ſonſt ſeine Späher rathen.“

Empört rief Gottfried: „Und zugleich begehrt er Frieden mit dem Frankenherrn?“

„Vielleicht meint er, daß der Friede werthvoller wird, wenn er ſich furchtbar erweiſt. Willſt du den Kater zwingen, das Mauſen zu meiden?“ verſetzte Wolfram.

„Du aber,“ begann Gottfried nach einer Weile, „haſt nicht bedacht, was du dieſen hier bereiteſt. Wenn dir das Unglaubliche gelingt deinen Herrn zu entledigen, dann wird der grimmige Sorbe die Frauen zurückholen; breit iſt unſere Spur und langſam der Gang.“

„Auch du, der Chriſtenmann, würdeſt ihnen nicht zu gering ſein für ihr Götterfeſt,“ antwortete Wolfram nachdenklich und warf einen mitleidigen Blick auf die Kinder. „Sicherlich kann Eile retten: droht euch Gefahr von rückwärts, ſo iſt's nicht bevor die Sonne morgen ſinkt.“ Er ſah Gottfried mißtrauiſch an. „Unſere Alten ſagen, daß die Chriſtenprieſter viele geheime Künſte verſtehen, vielleicht gefällt es dir, den Sorbenroſſen die Kraft zu nehmen oder ein Blendwerk zu erregen, das den Spähern die Spur verwirrt.“

„Kein Menſch auf der Männererde vermag das, nur der Chriſtengott allein,“ ſagte Gottfried, „ſeinem Schutz will ich uns empfehlen.“

Wolfram nickte beiſtimmend. „Immer habe ich geglaubt, daß euer Gott viel vermag; ich gehöre gar nicht zu denen, welche den Chriſtenglauben verachten. Chriſtengebet und Heidengebet mag kräftig ſein um das Blut zu ſtillen, wenn man ſich geſchnitten hat, oder um Regen vom Himmel zu ziehen, wenn die Saaten verdorren. Ich aber merke, daß die gar nicht im Glück leben, welche am eifrigſten den Unſichtbaren zurufen. Darum vertraue ich am liebſten auf mich ſelbſt. Und hier löſe ich mich von euch. Laß nicht die Weiber und Niemand ſonſt merken, wohin ich von euch ſchweiſe. Und höre, damit ich dir meine gute Meinung erweiſe, laſſe ich dies Pferd zurück, möglich, daß ich's bereue, möglich auch, daß ein Thier mich hindert, denn nicht hoch zu Roß gedenke ich durch die Holzringe der Sorben zu traben. Die Trude trägt ein Handbeil und vermag die Kuh zu ſchlachten.

Fahr wohl, Fremder, ſehen wir uns wieder, ſo iſt es, hoffe ich, im Lande der Thüringe."

Der Mann blickte noch einmal auf die flüchtige Schaar, über die Ringellocken der Kinder und die verblichenen Geſichter der Frauen, dann ſtieg er vom Pferde und wartete, bis die Treiberin der Kuh an ihm vorüberkam. „Höre ein vertrauliches Wort, Trudis," ſprach er leiſe, „ich gehe auf Jagdbeute über die Hügel, das Pferd laſſe ich euch zurück; der Braune iſt freundlich gegen die Kinder, hänge die Schwachen darauf, ſo mag er euch nützen, denn Eile iſt rathſam. Bin ich zur Nacht nicht zurück, ſo ſorge du um die Wache und ſchüre das Feuer, damit ihr das Ungeziefer des Waldes abwehrt."

Das Weib ſah ihn unwillig an: „Dieſen Sprung lehre deine Jungen, ſagte der Fuchs, als er zur Häſin ſprang und ihr den Kopf abbiß. Du Waldläufer verläßt die Waffenloſen, wie ſollen dieſe ſich retten mit dem Stabe in der Hand und den Kindern auf dem Rücken."

„Manchen Kriegsmann weiß ich, der deine Zunge mehr fürchtet als einen Schwertſchlag, verſuche ſie auch einmal gegen die Bären," verſetzte der Mann begütigend und ging in einer Anwandlung von Unſicherheit noch einige Schritt mit. „Denn ich muß ſcheiden, Gertrud," ſagte er endlich vertraulich. „Achte auch auf den Weg, damit ich euch wiederfinde; der euch führt, iſt nur ein Fremder. Dies hier iſt der Rennweg der Sorben, auf dem ſie zum Raube nordwärts reiten, er führt über Berg und Thal, zu beiden Seiten rinnen die Quellen abwärts, ihr braucht auf ihm nicht waten und nicht überbrücken. Wenn ihr eilt, kommt ihr heut im Sonnenlicht zum großen Eichwald an die Saale, da wo der Sorbenbach hineinfällt, der das Grenzwaſſer des Ratiz gegen uns iſt. Durch den Sorbenbach führt eine Furth, ſeht zu, daß ihr euch vor Abend hindurch windet bis eine Stunde weſtwärts zu dem Eibengehölz, aus dem ein heiliger Quell ſpringt, dort ſteht auf der Höhe ein alter Mauerthurm aus Holz und Stein ſeit der Väter Zeit als eine Grenzwarte, aber die Slaven haben ihn zerriſſen; dort, rathe ich, raſtet im Gemäuer. Morgen aber lauft ihr neben dem Saalwaſſer nordwärts, die Strömung zur Rechten, die Wälder zur Linken; über euren Weg rinnen kleine Bäche, ſie ſind leicht zu durchwaten und der Pfad iſt eben, aber es hauſen diebiſche Slaven am Ufer. Gelingt es euch, ſie zu meiden, ſo kommt ihr endlich zu dem großen Bach, den ſie das ſchwarze Waſſer nennen, da wo es in die Saale läuft, darüber müßt ihr auf dem Baumſtamm flößen, denn das Waſſer iſt tief. Hinter der Ueberfahrt dürft ihr in keinem Fall längs der Schwarza aufwärts ſtreben, denn dort ſind wilde Klippen und unheimlicher Bannwald, der den Nachtgöttern geweiht iſt, und Jedermann fürchtet das Thal wegen der Geſpenſter. Ihr aber wandelt weiter nordwärts an der Saale bis zu dem Hügel mit einem alten Thurmgerüſt, in dieſem haltet die zweite Nachtraſt. Von da führt der Weg grade dahin, wo jetzt die Sonne untergeht, zwei Tage lang.“

„Wiederhole den Sang, damit ich ihn feſthalte,“ antwortete das Mädchen aufmerkſam. Wolfram gab aufs neue ſeinen Bericht, legte die Zügel des Pferdes in die

Hand einer Frau und ſah noch zu, wie drei Kinder jauchzend hinaufſtrebten. Dann ſuchte er eine harte Wegſtelle und ſchwang ſich mit weitem Satze in das Gehölz.

In großer Verſammlung der Sorben theilte der Opferprieſter dem gebundenen Ingram das Schickſal mit, welches ihm beſchloſſen war. Feierlich waren die Mienen der Sorbenkrieger als der Opfermann ſprach und der Weißbart den Spruch deutete, ſie ſpähten in das Antlitz des Gebundenen, wie er die Botſchaft aufnehmen würde, und ſahen mißvergnügt, daß ſein Auge nicht ſtarr wurde, ſondern zornig leuchtete, als er dem Ratiz zurief: „Dein Spruch iſt tückiſch und unehrlich, nicht wie ein Krieger, ſondern wie ein altes Weib ſuchſt du blutige Rache an dem Wehrloſen!“

„Dem Gezirp der Grillen gleichen die Schmähworte eines Gebundenen,“ verſetzte Ratiz und ſchritt ſtolz an ihm vorüber. „Zäumt mir den Raben, daß ich ihn reite; das Opferthier führt in den Stall.“ Miros und einige von dem Geſinde führten den Gefangenen in ein leeres Blockhaus auf der Höhe. „Gefällt dir's, Ingram,“ ſagte der Sorbe, „mir zu geloben, daß du aus dem Raume nicht weichſt, ſo laſſe ich dir die Füße frei, damit du ſie regeſt.“

Ingram dankte ihm mit einem Blick, aber er ſprach: „Von einem Mann des Ratiz nehme ich keine Gunſt, auch wenn ſie freundlich geboten wird.“

„Dann bindet ihm die Beine und zwängt ihn an den Boden.“ Im Nu war Ingram geſchnürt, zur Erde gelegt und mit dem Leibe an einen ſchweren Holzklotz gebunden. Der Sorbe verließ den Raum, ein junger Krieger hielt die Wache. Ingram lag am Boden, ein aufgegebener Mann und träge war der Zug ſeiner Gedanken. Nur einmal hob er ſich, als er Hufſchlag hörte, er rief ein lautes Hara, das Wiehern eines Roſſes antwortete, und er merkte den Hieb des treibenden Reiters. Dann ward es wieder ſtill, durch eine kleine Lucke der Holzwand fiel das Sonnenlicht in den Raum, immer näher zur Gegenwand ſchob ſich das goldene Viereck; er ſah gleichmüthig darauf, ihm waren die Stunden langweilig. Neben dem Lichtloch hatte eine Schwalbe ihr Neſt gebaut, die Vögel flogen aus und ein, die Jungen flatterten in der Oeffnung und ließen ſich von den Alten füttern. Er dachte daran, daß auch in ſeinem Hofe die Schwalben unter dem Dach bauten und zuckte, wie von einem Meſſer geſtochen; aber der Gedanke zerrann wieder.

So kam der Abend, der Wächter brachte Brot und Waſſer, er nahm dankend an, daß der Mann ihm den Krug zum Munde führte, das Brot wies er zurück. Das Gold der Sonne wurde feuriger, dann ſchwand es in mildem Roth, zum letzten Mal kamen die Schwalben herein, zwitſcherten und zankten im engen Neſt und er ſah durch die Lucke, wie die Abendröthe den Himmel bedeckte, bis auch ſie in mattem Grau verſchwand. Dunkel erfüllte den Raum; der Mann, welcher an der Thür lagerte, zog ein Heubund unter ſeinen Kopf und entſchlief. Auch Ingram rückte das müde Haupt auf den Klotz ſo weit die geſchnürten Arme erlaubten, die Augen ſanken ihm zu und undeutlich wurde ihm ſeine Umgebung.

Da raſſelte es leiſe draußen am Boden, etwas ſtrich längs dem unterſten Balken hin, wie der Igel wenn er längs der Hecke fährt. Ingram richtete den Leib auf, ſeine Seele trat geſpannt in Auge und Ohr und aus ſeinen Lippen drang ein ſummender Laut.

Zum zweiten Male knarrte der Igel längs der Wand und zum zweiten Male gab er Antwort und ſtarrte auf das Luftloch in ſeiner Nähe, er ſah, wie etwas durch die Oeffnung hinein geſchoben wurde, es fuhr auf und ab wie an einer Schnur und klang leiſe an der Wand. Er wußte, es war ein Meſſer. Die Arme waren ihm gebunden und die Füße gebunden, vielleicht mochte er es mit den Füßen erreichen und feſthalten, wenn es ihm gelang, den ſchweren Holzklotz, an den er gefeſſelt lag, zu rücken. Er ſtemmte und ſchob, dann faßte er das Meſſer zwiſchen die geſchnürten Füße und mühte ſich, bis er den Griff zu ſeinem Munde hob. Er hielt das Meſſer mit den Zähnen und zerſchnitt allmählich den Strick, der ſeinen Leib am Klotze feſthielt, dann ſtemmte er die Spitze des Meſſers in den Boden und rieb an der Schneide die Weiden, welche ihm die Arme banden; mit den befreiten Händen löſte er leicht die Füße. Es war langwierige, ſorgliche Arbeit. Noch jetzt blieb er liegen und regte die Arme und Beine, bis in die geſchwollenen Glieder wieder Bewegung kam. Dann klopfte er leiſe an die Wand wie ein Holzwurm pickt und lauſchte. Eine lange Zeit verging, endlich hörte er eine bekannte Stimme leiſe rufen: „Jetzt zu mir.“ Der Wächter rührte ſich, aber blitzſchnell warf Ingram ſeine Jacke ab, warf ſich über den Sorben an der Thür, ſchnürte ihm die Jacke über dem Haupt zuſammen und Hände und Füße mit dem Seil, raunte ihm zu: „Dein Leben danke dem Krug Waſſer," und ſprang aus der geöffneten Thür. Draußen regte ſich nichts, er fuhr um das Haus herum, eine Freundeshand faßte ihn und half ihm beim Schwunge über den Zaun. Zwei Männer rollten den Berg hinab und ſprangen durch die Dorfgaſſen. Wüthend kläfften die Hunde und der andere ſtieß einen Fluch aus: „Die Köter ſind ihre beſte Hilfe, wir verfehlen das Schlupfloch." Da wurde es plötzlich tageshell, von der entgegengeſetzten Seite des Lagers brach ein Feuer auf, beide ſprangen vorwärts wie vom Winde getrieben. Einer von den Wächtern, die längs dem Zaune gingen, ſchrie ſie an, Wolfram antwortete in der Sorbenſprache und wies nach dem Feuer. Durch eine Lücke im Dorfzaun glitten ſie in den Graben hinab, im nächſten Augenblick ſtanden ſie im Freien. „Jetzt ſchnellen Schritt und gutes Glück." Hinter ihnen erſchell wirres Geſchrei und Rufe. Vor den Laufenden erhob ſich im Felde ein hoher Birnbaum, unter ſeinem Blätterdach hielt ein Reiter ledige Roſſe. Die Flüchtigen ſchwangen ſich auf die Pferde und ritten in die Nacht hinein, während hinter ihnen die Flamme zum Himmel ſtieg und der Lärm des erwachten Dorfes klang.

Der wilde Ritt trieb das Blut ſchneller durch Ingram's Adern, vom Roſſe reichte er ſeinem Treuen die Hand. „Wer iſt der Dritte?" frug er.

„Godes, einer von uns, ein Roßknecht des Miros;

er hat ſich mir gelobt; ſein Herr hat ihn mit der Peitſche geſchlagen, dafür hat er ihm eine Fackel angeſteckt. Die Flamme mag uns Rettung werden, ſie ſteigt jenſeit der Ratizburg auf, dorthin zieht es ihre Gedanken von unſerem Wege.“

Der Reiter vor ihnen hob warnend den Arm: „Vorſicht, Herr, wir nahen dem Ringzaun an der Dorfmark. So ſchlaftrunken iſt keine Sorbenwache, daß ſie den rothen Schein am Himmel mißachtet und den Tritt dreier Pferde, die aus ihrem Weidegrund brechen.“

Sie waren einen Hügel hinab gejagt, gedeckt durch das Baumlaub, jetzt fuhren ſie hinaus auf das offene Feld zwiſchen die Baumſtümpfe, hinter ihnen leuchtete der Feuerſchein, er fiel auf die weißen Slavenröcke, welche zwei der Reiter trugen, und warf die Schatten vor ihnen auf das Feld. „Dort im Dorfe half uns die heiße Lohe, hier hat ſie unſern Nachtmantel verbrannt,“ brummte Wolfram. Von der Seite ſcholl Anruf und Geſchrei und Hufe klapperten. „Jetzt gilt es leben oder verderben,“ rief der Mann und die Flüchtlinge ſauſten wie Sturmwind dahin, hinter ihnen die Verfolger. Ein Pfeil fuhr auf Ingram's Sattel, ein anderer ſtreifte ſein wehendes Haar. „Hier iſt der Holzring der Grenze,“ mahnte Wolfram, ſie trieben die Pferde zum Sprunge und flogen hinüber, noch wenige Roßſprünge und über ihnen breiteten ſich die Aeſte eines Fichtenwaldes. Auf ſchmalem Wege ritten die Reiter bergauf, die Pferde ſtolperten und ſtöhnten. „Bricht ein Pferdefuß, ſo ſollen Sorbenmädchen weinen,“ rief Wolfram. Aber die Rufe der Verfolger wurden ſchwächer und verhallten. „Die Nachtjagd im finſtern Wald dünkt ihnen gefährlich. Gemach Godes, Pferdeleib und Menſchenbein ſind nicht von Eiſen, die Aeſte zauſen das Haar und die Stämme brechen die Knie.“

Sie ſchlugen ſich durch das Dickicht die Höhe hinauf und ritten durch niedriges Buſchholz über einen langen Bergrücken. Der Weg hatte ſich gewandt, zu ihrer rechten Seite flammte das Feuer, immer höher und röther, und dunkle Rauchwolken wirbelten durch die Maſſe. Mitten in der feurigen Lohe hob ſich der Hügel des Ratiz, die beleuchtete Halle und die Strohdächer. Plötzlich blinkte ein heller Schein auf dem Firſt der Halle, ein weißes Licht flackerte über das Dach, gleich darauf ſtanden auch die Dächer des Hügels in hellen Flammen und die Röthe breitete ſich über den halben Nachthimmel. „Dort ſengt das Räuberneſt,“ rief Ingram's Mann in wilder Freude, „nicht umſonſt haſt du, Herr, beim Eintritt mit den Feuerzungen gedroht.“ Ingram lachte, aber er blickte ſcheu auf die Flamme und kalt fuhr es ihm über den Leib. Seit ſeiner Kinderzeit war ihm ein Hausbrand greulich und oft hatten ihn ſeine Geſellen darum gehöhnt, jetzt mühte er ſich wegzuſehen, aber immer zog es ihm die Augen nach der Lohe; er fühlte deutlich wie einem zu Muthe war, der hoffnungslos mit beklommenem Athem darin ſaß, er dachte an die Worte des Jünglings, der ihn bat, nichts Böſes zu wünſchen und plötzlich erinnerte er ſich des Wächters, den er unter dem Strohdach gefeſſelt hatte, und er wandte unwillkürlich ſein Pferd nach dem fernen Sorbendorfe zurück. Aber Wolfram riß das Thier beim Zügel vorwärts, trieb es durch einen Schlag und rief lachend: „Der Gaul merkt, daß ſein Stall brennt.“ „Manches Sorbenweib muß heut ſtöhnen im heißen Ofen,“ rief der Führer ebenſo zurück.

„Das iſt ſchwache Vergeltung für den Mordbrand, den ſie in unſern Dörfern geübt,“ verſetzte Wolfram, „ich denke, der Ratiz wird die Luſt verlieren, morgen Frankendörfer zu brennen, die Kerzen leuchten ihm heimwärts.“ Ingram ſchwieg.

Noch eine Stunde ritten die Reiter, der rothe Schein wich hinab an den Horizont, das bleiche Licht des neuen Tages ſtieg herauf, mit leichterem Herzen ſah Ingram die Brandröthe im Frühlicht dahinſchwinden. Der Morgennebel ſetzte ſich in Haar und Gewand der Reiter und die Roſſe zogen ihre Spur in den graulichen Thau, der auf dem Raſen des Grundes lag. Vor ihrem Wege ſchoß ein Bach, ſie tränkten die Roſſe, der Vordermann ritt mit dem Lauf des Waſſers bis zu einer Stelle, wo viele Tritte auf dem feuchten Grund ſichtbar wurden, dort trieben ſie die Roſſe hindurch bis hinter ein Erlengebüſch unweit des andern Ufers. Der Führer hielt.

„Ich erkenne, was du meinſt, Godes,“ ſagte Wolfram. „Wähle unſern Weg, Herr; durch die Furth ſind die Frankenfrauen geſchritten, die der Chriſt erledigt hat, man ſieht jeden Fußſtapfen, das Roß des Prieſters mit fremdländiſchem Eiſen, die Kinder, die Kuh, und hier den tiefen Tritt, welchen die Gertrud in den Boden geſtampft hat. Sollen wir nachziehen auf ihrem Wege? Ein Blinder könnte ihn fühlen.“

Ingram ſah düſter auf den Wieſengrund. „In wenigen Stunden haben wir ſie eingeholt, wenn die müden Sorbengäule uns noch tragen, obgleich du gut gewählt haſt unter den Roſſen des Miros.

Die Weiber raſteten dieſe Nacht im Steinthurm an der Saale, den die Slaven zerriſſen,“ erinnerte Wolfram.

Ingram ſah vor ſich nieder. „Wie mag der Vogel fliegen, wenn ihm die Schwingen ausgerauft ſind, waffenlos bin ich.“

„Ich ſah dich doch ſonſt ſchon mit knotigem Aſtholz treffen, wenn andere Waffen fehlten,“ verſetzte Wolfram erſtaunt.

„Führt unſere Spur zu den Frankenfrauen, ſo locken wir den Ratiz auf ihre Föhrte und leiten ihnen die Gefahr auf ihren Weg.“

„Ein hungriger Bär packt das Wild, das er zunächſt erreicht. Meinſt du, daß die Sorben jetzt an etwas anderes denken als an Rache? Dreißig und ein Haupt können bezahlen für die rothe Lohe, ſchwerlich wird der Ratiz ſeine Krieger zurückhalten auch wenn er wollte, wenn dieſe bei der Heimkehr ihre Weiber und Kinder aus der Aſche aufheben.“

Wieder fuhr es kalt über den Rücken Ingram's. „Theurer Preis wurde bezahlt für das Haupt des einen Mannes.“

„Hätte er nur den Raben und ſein Schwert,“ dachte Wolfram bekümmert, „denn völlig iſt der Mann verwandelt. Willſt du, ſo fragen wir den Godes, er kennt die Sorben.“ Er rief den Führer heran und ſtellte die

Frage. Godes antwortete: „Einige folgen uns Männern, ob ſie uns fangen; aber das Sorbenvolk wird, wie ich denke, ausziehen gegen die entledigten Weiber.“

„Und wann mag der Ratiz in ſeine zerſtörte Burg einfliegen?“ frug Ingram.

Der Mann ſah nach dem Himmel und überlegte. „Hat er den Nachtbrand geſehen, und er hat ihn geſehen, ſo kann er noch vor Mittag ſich an den Kohlen ſeiner Halle das Mahl bereiten.“

„Dann drückt er zum Abend den Nacken des Prieſters,“ rief Wolfram.

„Genug,“ rief Ingram und ſtieß dem Pferd ſeine Ferſen in die Flanke. Sie ritten weiter über Berg und Thal, bis ſie den verfallenen Thurm vor ſich ſahen, zu ihm führte deutlich die Spur. Sie drangen auf den Gipfel, umritten den wüſten Balkenring, erkannten den Raſtplatz, die Haut der geſchlachteten Kuh, eine Feuerſtätte, in der Ecke gepflückte Zweige und gerauftes Gras. „Hier war das Lager der Walburg,“ ſagte Wolfram. Sein Herr warf nur einen Blick darauf, dann trieb er ſein Roß wieder aus den Balken ins Freie. „Jetzt haben wir ſie ſicher,“ tröſtete Wolfram, „die Spur weiſt nordwärts, gerade wie ich mit den Weibern beredet hatte.“

Die Reiter folgten vorſichtig der Spur, ſie überſchritten die Bäche, bogen zuweilen in den Wald aus, um die Slavenhöfe am Wege zu meiden und kamen im Nachmittag an den ſchwarzen Bach. Fröhlich erkannten ſie die Stelle, wo der Zug durch das Waſſer gedrungen war, und trabten nach kurzer Raſt nordwärts weiter

Der Grund war hier feſter, und die Spur ging ihnen verloren. Sie hielten an und ſuchten, endlich fanden ſie die Hufſpur zweier Roſſe, welcher ſie folgten, bis Ingram eine Stelle traf, wo der Boden weicher wurde. „In geſtrecktem Lauf ſind die Thiere geſprengt, wer von der Schaar kann gefahren ſein wie der Wind; die Stapfen der kleinen Füße ſehe ich nicht.“ Er ſtieg ab, eilte mit beflügeltem Schritt zurück, durchſuchte die ganze Umgebung, aber er erkannte nichts von Menſchentritten. „Hat der Chriſtengott ſie der Erde enthoben?“ rief er bekümmert. Die Reiter trabten unſicher weiter.

„Die Roſſe waren ledig,“ ſagte Wolfram, „mein Brauner führt; wir mögen ſie, wenn ſie nicht im Magen der Wölfe ſchwanden, an deinem Hofthor finden. Wahrlich, der Fremde verſteht manches Geheimniß, die Kinder ſind in die Felſen zu den Zwergen gegangen oder als Vögel davongeflogen. Folgen ihnen die Sorben, dann wird es ein Wiederſehn unter der Erde oder in den Wolken.“

Ingram hörte wenig auf den Troſt ſeines Mannes, mit ängſtlichem Blick ſuchte er längs der Saale und auf der andern Seite im Dickicht. Aber fruchtlos war das Spähen. Sie hielten wieder, dann ritten ſie vorſichtig auf dem Saumwege zurück, bis Wolfram ſeinem Herrn in den Zügel griff. „Hier bis zu dem Felſen ſind ſie gegangen, und hier werden ſie ſpurlos. Wir aber reiten dem Ratiz fruchtlos in die Arme.“ Ingram wandte ſein Roß und wieder ging es in geſtrecktem Lauf heimwärts bis zu der Höhe, welche die zweite Nachtraſt der Frauen ſein ſollte. Dort ſprangen die Reiter von den Roſſen und durchſuchten im Abendlicht den Hügel und ſeine Umgebung. Aber ſie fanden weder Menſchen noch ihre Fußtritte. Zuletzt endlich die Hufſpuren der zwei Roſſe.

„Hier zu raſten meine ich nicht,“ begann Ingram das finſtere Schweigen brechend, „folgt mir aufwärts in die Berge, vielleicht erblicken wir dort von der Höhe ihr Feuer.“ Wieder ritten ſie weiter, der große Gebirgswald nahm ſie auf, ſie mußten abſteigen und ihre müden Roſſe führen.

Unter den Bäumen wurde es finſter, immer noch lauſchten ſie auf den Ton von Menſchenſtimmen oder auf ein fremdartiges Geräuſch, aber nur die alten Gebieter des Bergwalds, die Rieſenbäume redeten zu ihnen in ihren geheimnißvollen Tönen. Endlich hielt Wolfram an, als ſie in ein dunkles Waldthal geſtiegen waren. „Fleiſch und Bein wollen nicht mehr zuſammenhalten, gefällt's euch, Herr, ſo raſten wir, ſonſt verlieren wir die Pferde.“

Ingram ſprang ab und ſprach mit heiſerer Stimme: „Unſelig ſei das Lager, auf dem ich dieſe Nacht raſte; iſt euch die Ruhe nöthig, ſo erwartet mich; ich fahre zurück durch die Wildniß und ſuche das Feuer der Hilfloſen. Hoffe nicht mich zu bereden, Wolfram,“ ſetzte er befehlend hinzu. „Die Sorge macht mich zornig, bin ich mit dem Morgen nicht zurück, ſo fahrt heimwärts und erwartet mich im Hofe.“

„Was einer thun muß, ſoll der andere nicht hindern,“ verſetzte Wolfram kummervoll ſeinem Herrn nachſehend. „Ich lobe nicht den Verſtand eines Mannes, der bei Nacht dem Schrei der Raubthiere nachzieht. Laß uns die Roſſe ſichern vor dem Ungeziefer, Godes, und unſern Gürtel feſter ſchnallen, denn ſchmal iſt die Nachtkoſt. Einer ſchläft nach dem andern, wer den längſten Halm zieht, hat die erſte Wache.“ Sie zogen, Godes ſetzte ſich mit dem Rücken gegen einen Baumſtamm, legte die Keule neben ſich, Wolfram ſtreckte ſich der Länge nach in das Moos. „Trägt mich ein Bär fort, ſo zahle ihm den Trägerlohn,“ ſagte er ſchläfrig und war nach wenig Augenblicken entſchlafen.

Durch die Nacht rang Ingram bergauf, verſtört war ſein Sinn, wild der Flug ſeiner Gedanken, und rings um ihn die Schwärze des Todes. Mit der Hand griff er vorwärts in die Finſterniß, er taſtete an den Stämmen und ſank zu Boden zwiſchen Steinen und knorrigen Wurzeln, aber immer wieder erhob er ſich und drang höher und immer ſah er vor ſeinen heißen Augen das lodernde Dorf und die feurigen Zungen, welche über die Strohdächer des Ratiz flackerten. Er dachte an die Rache der Sorben, neuer Mordbrand würde in den Grenzdörfern ſeiner Heimath aufſteigen, und auf ihn würde die Schuld fallen. Und zwiſchen ſolchen Angſtgedanken hörte er die leiſen Worte des Mönches: „Rächet euch nicht, denn die Rache iſt mein.“ Thörichte Worte für das Ohr eines Kriegers! Wie kann ein ſolcher thatlos ſeinem Gott die Sorge überlaſſen, den Feind zu verderben. Die Götter hatten ja auch ihn ſelbſt nicht vor der Kunſt und vor der Tücke des Ratiz bewahrt. Durch das Grauen des Waldes wand er ſich dahin als ein entlaufener Knecht.

Sein Angeſicht wurde glühend heiß und ſeine Fauſt ballte ſich, er ſtürmte fort und ſchlug mit ſeinem Leib an Baumſtamm und Felſen, bis er keuchend zur Höhe kam, wo der Sturmwind alte Stämme gefällt hatte, und der graue Nachthimmel über ihm ſichtbar war. Er kletterte mühſelig auf das Gewirr von Aeſten und Wurzeln und ſuchte einen Ausblick auf die Höhen und auf das Thal davor, ob ein Feuerfunke blinke durch die Schwärze oder der Laut einer Stimme hörbar ſei. Er wußte, daß es ein kindiſches Hoffen war.

Alles um ihn war finſtere, öde, menſchenfeindliche Wildniß. Nur die Ueberirdiſchen ſprachen hier, wenn die Wipfel rauſchten, und unten in der Tiefe heulten die Krieger des Waldes, die wilden Thiere. Hier waren die Götter ſogar dem wehrhaften Manne feindlich, würden ſie Erbarmen üben gegen den Haufen, der mit dem Kreuz des Fremden dahinzog, und würden ſie die Frauen retten vor Bärenklaue und Wolfsbiß, vor dem jähen Abgrund und dem fallenden Baum? Keiner konnte ſagen ob die Götter mächtig waren und von gutem Willen, ſie ſelbſt waren geworden und hatten das Geſchlecht der Männererde gezeugt und ſie ſollten alt werden und grämlich, wie die Weiſen verkündeten, und die Götter und die Geſchlechter der Menſchen ſollten wieder untergehen in bitterem Todeskampfe vor dem Weltbrand? Der Chriſtengott aber war, wie der Fremde rühmte, ewig. Und er ſollte ewig regieren hier auf der Erde und im Himmelsſaal. Daher war auch der Chriſtenmann ſo feſt, denn er vertraute auf die Dauer und auf die Sorgfalt ſeines Gottes. — Sie hatte ſich das Antlitz zerriſſen, weil ſie den Feind des Lebens nicht töten wollte. Lieber als das Wohlgefallen der Menſchen war ihr das Gebot ihres Gottes. Ihr Gott hatte ſie feſt gemacht, weil ſie ihm treu war.

Ingram ſeufzte tief und ſeinem Stöhnen antwortete aus der Tiefe das Geheul der grauen Wölfe. Er kannte ſolchen Geſang der Götterhunde, ſo ſchrieen ſie, wenn ſie ſich zum Leichenmahle rüſteten auf der Walſtatt oder um den Pferch einer Heerde. Dort unten ſtrichen ſie um ihre Beute. Und er dachte ſich die ſchwachen Pfähle, welche Frauenhand geſchlagen hatte, das Weib und die Kinder, und um ſie die glühenden Augen und die aufgeſperrten Rachen der Wölfe. Schreiend ſchwang er die Keule und ſprang hinab wie ein Raſender, er fiel und er ſprang wieder und fiel, und als er ſich aufraffte, hörte er dicht vor ſich einen Stein gleiten und eine Weile darauf in die Tiefe krachen. Er warf ſich zurück und ſein Haar ſträubte ſich, er merkte, daß vor ihm ein Abgrund gähnte. Eine Weile lag er ſo, kraftlos, in kaltem Schweiß gebadet, aber wieder heulten die Raubthiere, ſie zankten mit einander und wie heiſeres Lachen klang ihr Gebell. Er kletterte rückwärts und fuhr längs der Höhe dahin, bis er einen Quell rieſeln hörte, er fühlte ſich zu dem Waſſer, ſchöpfte in der hohlen Hand und führte es an den brennenden Mund, dann ſtieg er vorſichtig in dem Rinnſal bis zur Thaltiefe, in welcher ein Bach der Saale zufloß. In dem Dämmer des erſten Zwielichts ſah er jenſeit des Baches die grauen Schatten der Wölfe beim gierigen Fraß, die Naſen in dem Blut eines gejagten Wildes, gedrängt wie die Schafe am Brunnentrog. Tief aufathmend wich er zurück, und lief den Bach abwärts der Saale zu. Es trieb ihn zu der Stelle, die ſein Mann zum Lager der Weiber gewählt hatte. Ob ſie dort in der Nähe raſteten? Da, wo die Waldhügel zum Saalufer abfielen, hielt er an. Vor ſich ſah er verglimmende Feuer, er hörte ſtampfende Hufe und ſah eine grauröckige Geſtalt neben einem Roſſe ſtehen, den Wächter des Lagers. Die Verfolger waren auf dem Wege. Er warf ſich zu Boden und wand ſich im Schatten des Gehölzes entlang, angſtvoll mit den Augen durch die Dämmerung nach Weibern und Kindern unter den ſchlafenden Feinden ſpähend. So lag er und wartete auf das Frühlicht.

Er, der im Buchenlaub lag mit rothen Augen, und der Sorbe, welcher hundert Schritt von ihm wachte, beide Nachtgänger wußten nicht, wie nahe ihnen die Ruheſtätte war, in welcher das Kreuz ſtand. Auf einer langgeſtreckten Höhe, etwa eine Wegſtunde nach Weſten zu, hatte der Mönch ſeine Schützlinge gelagert. Ganz friedlich war ihre Fahrt geweſen, zwei ſonnige Tage zwiſchen Laub und blühendem Gras, zwei ſtille Nächte unter dem Sternenlicht. Es hatte ſie kein wildes Thier umheult und kein Nachtgeſpenſt der Wälder geſchädigt; ſie waren an Sorbenhütten vorübergekommen, dort hatten die Sorben Waſſer aus dem Brunnen zugetragen und die Wangen der Kinder geſtreichelt, eine Slavenfrau hatte der Gertrud mitleidig einen Topf geſchenkt, als werthvolle Gabe, damit ſie den Kindern die Wurzeln und Pilze koche, und kleine Sorbenjungen waren mitgelaufen, den Geſang zu hören und hatten verſucht das Kyrie nachzuſchreien. Von dem Feuerſchein in ihrem Rücken wußten die Fahrenden nichts und als ein Sorbenmann ſie darnach frug, hatten ſie das ehrlich geſagt und der Mann hatte ihnen geglaubt und ſich über das feurige Zeichen am Himmel ſehr gewundert. Erſt am letzten Mittag, da ſie zum Schwarzwaſſer gelangten, hatte Walburg, während der Mönch bei ihr vorüberging, den Schleier gehoben und mit Anſtrengung zu ihm geſagt: „Raſte nicht wo Ingram's Mann geboten, ziehe nicht den Pfad, den er dir gewählt, vergeblich wäre es durch haſtige Fahrt die Kinder vor dem Verfolger zu retten. Laß mich abſteigen, ich vermag wohl zu gehen, und jage die Roſſe ohne uns nordwärts, denn ſie ziehen uns die Wölfe und die Sorben nach. Lieber vertraue unſer Leben dem Bannwald und den Klippen der Schwarza. Dort birg die Kinder.“ Den Rath billigte Gertrud, obwohl ihr vor Ungeheuern graute, denn auch ſie hatte ihre Gedanken über den Feuerſchein und über das Jagdglück des Wolfram. Und als ſie über das Schwarzwaſſer gedrungen waren, rief Gertrud einige Weiber und die Knaben und führte ſie mit den Roſſen auf weichem Grunde eine Wegſtrecke denſelben Pfad entlang, welchen Wolfram ihr vorgeſungen hatte, bis dahin, wo der Boden hart wurde und die Tritte undeutlich, dann trieb ſie die ledigen Roſſe mit ſtarken Schlägen nordwärts und lehrte die Kinder die Schritte hinter ſich zu ſetzen und rückwärts zu ſtapfen bis an die Stelle des Baches, von der ſie gekommen waren.

„Es iſt eine Kinderliſt," ſagte ſie, „vielleicht hilft ſie doch Kluge täuſchen." Darauf zogen ſie im ſchwarzen Thal entlang, das Waſſer zur Linken, bis ihnen ein Bach, der aus der Richtung ihrer Heimath in die Schwarza rann, der Weg hemmte. An dieſer Waſſerrinne zogen ſie thalauf, endlich erſtiegen ſie langſam und mit müden Beinen eine Berglaite und gingen auf dem Rücken noch eine Strecke dahin, während der Himmel ſich röthete. Da fanden ſie ein altes Verhau, das früher einmal Jäger oder flüchtige Thalleute zuſammengeworfen hatten, ſie drängten ſich hinein, ſuchten den Quell und zündeten im Abendlicht unter den Bäumen ihre Feuer an. Die Frauen bereiteten für Walburg ein Lager von Haidekraut und rüſteten wilde Nachtkoſt. Die Kinder aber lagerten ſich im Kreiſe um Gottfried und dieſer erzählte ihnen die Geſchichte von einem Königsſohn aus Morgenland, der Joſeph hieß und den ſeine Brüder in eine tiefe Grube warfen, die ganze Geſchichte bis dahin, wo Joſeph ſeinen alten Vater wiederfand und küßte. Die Kinder ſaßen um ihn, die kleinſten drückten ſich an ſeine Arme und hingen ſich an ſeinen Hals, die blauen Kinderaugen blickten ihn ſo geſpannt und ſo fröhlich an, daß er ſich vorkam wie ein Seliger unter den Engeln. Und als er geendet hatte und Alles um ihn her ſchwieg, rief ein kleiner Heidenknabe, den ſie Bezzo nannten, indem er an ihm heraufkletterte und ſeinen Hals umfing: „Ich bin Joſeph, und ich will eſſen." Alle lachten und ſahen auf Gertrud, welche mit einem Holzſtabe im Topfe rührte. Da hockten die Kinder um das Feuer und die Frauen theilten ihnen auf Tellerlein von Rinde die Biſſen zu, worauf die Frauen auch der eigenen Mahlzeit gedachten. Gottfried aber ſang den Kindern das Nachtgebet vor und ein grauer Waldvogel knarrte zu dem Amen der Gemeinde ſeinen rauhen Triller, grade wie einſt in der Zelle unter den Brüdern der alte Hunibert, welcher harthörig war. Dann legte Gottfried die Kinder zur Nachtruhe; aneinander geſchmiegt, die Köpfe ins Moos gedrückt, ſchliefen ſie ein.

Neben ihm ſaß eine junge Heidenfrau, verworren hing ihr das Haar um das bleiche Geſicht und ihre Augen ſtarrten ausdruckslos umher. Sie war die zwei Tage ſchweigend unter den andern hingewankt und mit ſcheuer Theilnahme hatten die Frauen ihr gedient, wie unglücklich ſie auch ſelbſt waren. Jetzt öffnete ſie zum erſtenmal die Lippen: „Gut ſorgſt du um die Lebenden, Fremdling; aber wenig nützt deine Mühe dem toten Kinde, das zerſchlagen am Wege liegt, klein waren ſeine Beinchen und es weinte da es lief. Jetzt wiſcht wohl ſein Schatten in der Nacht längs dem wilden Wege und ſucht die Mutter, oder es ſitzt tief unten im Brunnen, wo die weiße Frau die armen Kinderſeelen hütet, kalt iſt das Waſſer, ſtumm kauert das Kind und die Mutter ſehnt ſich und verhaßt iſt ihr das Leben.“

Gottfried kniete zu ihr in das Moos, auch ihm rannen die Thränen vom Angeſicht. „Die weiße Frau kenne ich, welche dein totes Kind behütet und den Weg weiß ich, der zu ihr führt; denn uns iſt Etwas verkün=

det von den Kleinen und es ſteht in den heiligen Büchern geſchrieben: Der Kleinen iſt das Himmelreich. Nicht im kalten Brunnen kauert dein Liebling, die Jungfrau Maria iſt's, wie ich meine, welche hoch oben im Himmel über den Kindern waltet. In Wonne leben ſie und ſchwingen ihre Flügel und hohe Engel heißen ſie unter den Menſchen. Selig jauchzen ſie dem Frommen entgegen, der aus der Erde aufſteigt in den Himmelsſaal. Harre, Frau, und vertraue, auch dir wird dein Engel entgegenfliegen in deiner letzten Stunde und wird dich hinaufführen in den Saal der ewigen Freude."

Das Weib weinte laut, dann legte ſie die Hände über die ſeinen und flehte angſtvoll an ihm niederſinkend: „Bete deinen Sang, damit ich es wiederfinde."

Gottfried ſprach ihr die fromme Bitte vor und ſie wiederholte ſtöhnend die Worte.

Zuletzt trat er zu Walburg, ſah zu ob ihr die Wunde genetzt war und ſegnete ſie. Die Kranke verſuchte ſich aufzuraffen und drückte ihm dankbar die Hand. Der Mönch zog ſeine Hand zurück, aber die Hand bebte. „Nicht mir erweiſe treue Geſinnung, Jungfrau," ſprach er, „denn wenn ich für dich ſorge, ſo geſchieht es nicht um dir gefällig zu werden, ſondern weil ich nach dem Befehl des großen Himmelsgottes handle. An ihn denke, ich bin nur wie der Windhauch, der dir ſeine Stimme zuträgt, daß ſie in dein Ohr tönt. Von Vater und Mutter bin ich gewichen und von meiner Schweſter Herzen habe ich mich geriſſen, keinem Menſchen zu Liebe darf ich handeln, nur ihm diene ich und was er mir gebietet, das thue ich, ſei es mir ſchwer oder leicht.“ So ſtärkte er ſeufzend ſich ſelbſt.

Walburg ſank auf ihr Lager zurück und Gottfried ſchritt mit geſenktem Haupt zum Eingang des Geheges. Die Nacht ſtieg herauf, auch die Frauen lehnten die Köpfe an die Baumſtämme und Gottfried ſaß lange allein mit ſeinen Gedanken, bis auch ihm der Schlummer die Augen ſchloß. Und im Schlaf machte er das Kreuz, wenn das Gebell der Waldthiere aus der Tiefe ſcholl und der Schrei des Uhus.

Wolfram ſchaute müde nach dem Morgenhimmel, als auf der Höhe Zweige brachen und Ingram herabſprang. Mit verſtörtem Antlitz rief der Held: „Nur ein Zeichen ſah ich, die Feuer der Sorben, mit zwanzig Pferden liegen ſie an der Saale. Zwei Jägerhaufen neiden einander das Wild; neu beginnt die Suche, auf die Roſſe und hinein in den Wald.“

## 5.

## Die Verſammlung am Walde.

Wie ein wilder Eber ſchnaubend in ſein Lager fährt, wenn er mit Mühe das Gebiß der Hunde vermieden hat, ſo ſprang Ingram in den Rabenhof. Er ſchüttelte Wunihild, die Sklavin von ſich ab, als ſie ihm die Arme entgegen ſtreckte, auch ſeinen Knechten, die ihm frohen Gruß zuriefen, gab er kurze Antwort; mit brennenden Augen, ſehnſüchtig nach Schlaf warf er ſich auf ſein Lager, aber jammervolle Gedanken riſſen ihn hin und her. Ohne Schwert und Roß, als ein entwichener Knecht kehrte er in den Hof ſeiner Väter zurück, Alles ſah er noch einmal vor ſich: die höhnende Miene des Sorben, das brennende Dorf, ein Weib, das ſich zornig von ihm abwandte und den fremden Knaben, vor dem ſie kniete. Er ballte die Fauſt und ſchleuderte das Fell ſeines Lagers von ſich. „Sind ſie im Dorfe?“ rief er dem eintretenden Wolfram entgegen.

„Unten wachten nur noch Wenige und keiner wußte von ihnen zu ſagen, auch um die Hütte des Prieſters war es leer und ſtill,“ verſetzte ſein Mann, „ſind ſie geflogen, wer weiß, wo ſie anhalten, und ſind ſie in einen

Berg entrückt, wer weiß, wann ſie zurückkehren.“ Ingram eilte zur Thür. „Wohin, Herr?“ rief der Mann ihn kräftig feſthaltend. „Nach ſolcher Hetzjagd und vier ſchlafloſen Nächten iſt dir der Sinn verſtört, ich leide nicht, daß du noch einmal zu Roſſe ſteigſt. Wir haben gethan was in Manneskraft ſtand und noch mehr. Auf unſerer Spur haben wir die Sorben fortgelockt, wandeln die Verſchwundenen mit ihren Füßen auf der Erde, ſo haben wir ſie dadurch vielleicht von den Feinden gelöſt. Was der wilde Wald an ihnen gethan, das konnten wir nicht ändern. Waghalſig ſind wir den heimkehrenden Sorben wieder nachgezogen, doch ſpurlos blieben uns die Flüchtigen auch während dem zweiten Ritt. Wären es die Häupter unſerer Brüder, wir hätten nicht tollere Jagd um ſie reiten können. Jetzt iſt die Kraft verthan; ſorge für dich ſelbſt.“ Mit ſolchen Reden zwängte er den Herrn auf das Lager zurück und ſetzte ſich zu ihm. Er erzählte ihm immer wieder von den Waldwegen, die ſie Kreuz und Quer gemacht hatten und wie wahrſcheinlich es ſei, daß Zaubergebet des Prieſters die Wallenden der Gefahr enthoben habe, bis Ingram's Haupt auf den Pfühl zurückſank und ein unruhiger Schlaf ihm die Beſinnung nahm. Da erſt ſchlich Wolfram in ſeine Kammer.

Als Ingram ſpät am Morgen aus wirrem Traum auffuhr, ſtand Wolfram wieder an ſeinem Lager. „Es war Unrecht, dich zu wecken, Herr, aber Unglaubliches wird dein Auge ſehen, wenn es dir gefällt vor das Thor zu treten. Das Thal iſt verwandelt, viele Männer aus der

Landſchaft ſehe ich geſammelt, auf allen Wegen ziehen die Krieger in ihrem Feſtkleide heran, auch Weiber darunter, was doch ſonſt bei einem Volksrath unerhört iſt. Um das Haus des Memmo drängen ſich Heiden und Chriſten. Herr Gerold iſt ſelbſt gekommen, der neue Graf, welchen der Frankenherr als Grenzwächter geſchickt hat und mit ihm Frau Berſwind, ſein Gemahl, die rundliche Frau. Ich ſehe viele Speere der Häuptlinge und Männer aus allen Walddörfern. Auch in deinem Hofe ſtampfen die Roſſe guter Genoſſen. Dein Geſell Brune harrt deiner, Kunibert und andere mit ihrer Freundſchaft, denn große Botſchaft des Frankenherrn iſt angekündigt und um den Fremden geht die ganze Bewegung.“ Ingram ſprang vom Lager und vor das Thor, wo ihn eine Anzahl ehrbarer Landleute mit würdigem Gruße empfing und neugierig ſein verſtörtes Ausſehen muſterte. Aber ihm wie den Anderen zog es den Blick abwärts nach dem Anger und den Wieſen, die ſich um das Haus des Chriſtenmanns Memmo breiteten. Auch er ſah betroffen das feſtliche Gewühl, ſtampfende Roſſe, bewaffnete Reiſige und zahlreiche Haufen der Landgenoſſen, welche wie bei einem großen Volksmarkt bis weit über das Feld ſtanden oder lagerten und ſich noch unabläſſig durch Zuzug vermehrten. Er erkannte die Banner mehrer Edlen, welche mit ihrem Gefolge herangezogen waren, vor andern ſolche, die dem Chriſtenglauben geneigt waren, wie Aſulf, einer der erſten im Lande. Auch Gundhari, Rothari's Sohn, der wohlhäbige Mann bewegte ſich rührig durch die Haufen. Godelav war da, ein großer Mann aus den Thüringen, die man Angeln nannte, weil ihre Väter vor alter Zeit von einem Nordvolk in das Land gedrungen waren, dann der Häuptling Albold, Albhart's Sohn, deſſen Erbgüter an die Dorfflur grenzten. Aber auch Edle der Heidenſchaft ſchritten in der Menge einher, unter ihnen mancher, der dem neuen Glauben bitterfeind war. „Wahrlich,“ rief Wolfram in neuem Erſtaunen, „viel Ehre erweiſen unſere Herren dem zugewanderten Fremden, daß ſie ihn hier in der ſchlechten Hütte aufſuchen unter einem Dach, dem die Schindeln im Winde davon geflogen ſind.“

„Niemals hätte ich gemeint, daß ſo viele in unſerm Lande leben, die ſich vor dem Marterholz neigen,“ begann Bruno, Bernhard's Sohn, ein anſehnlicher Mann aus dem freien Moor, deſſen Geſchlecht ſeit alter Zeit mit dem Hofe des Ingram befreundet war. „Der Fremde hat mit ſeinem Stabe die ganze Landſchaft aufgerührt wie einen Ameiſenhaufen, auf allen Pfaden ſind die Boten geritten; er ſelbſt war nach dem Markte Erfesfurth gewandert zum Grafen, der dort grade Gericht hielt, und Herr Gerold hat ſogleich zwei von ſeinem Geſinde drüben in den Meierhof gelegt, damit ſie für den Fremden reiten und ihn beſchirmen. Seht, dort tritt der Fremde aus dem Hauſe, ganz verändert iſt er in Kleidung und Gebehrde, und wie ein großer Herr wandelt er dahin.“

Winfried ſchritt aus der Hütte in biſchöflichem Talar, von Seide und Gold glänzte ſein Gewand, in der Hand hielt er den gekrümmten Stab, hinter ihm gingen Memmo und ein anderer Prieſter. „Da iſt auch Bardo der Graurock, der an dem Tiſche des Grafen ſitzt, ein guter Trinker war er ſonſt und manchen Biſſen Roßfleiſch ſah ich ihn tilgen beim Opferfeſt. Heut wandelt der ſtreitſüchtige Mann demüthig hinter dem Fremden. Wahrlich, viele Nacken weiß dieſer Mann zu beugen.“

„Nicht die unſern,“ verſetzte Ingram finſter und wandte dem Thale den Rücken.

Aus der Niederung ſtieg Kunibert, ein älterer Mann aus der Freundſchaft des Ingram zu den Landleuten herauf. „Bethört ſehe ich alles Volk,“ begann er; „auch du, Ingram, biſt, wie ich höre, im Dienſte des fremden Biſchofs geritten.“

„Ich zog in meiner eigenen Sache zu den Sorben,“ verſetzte Ingram finſter. „Ihr aber ſeid verſammelt, wie ich ſehe, euch vor dem Fremden zu beugen.“

„Du weißt nicht, was ihm vor dem Volk die Ehre gibt, er hat lateiniſche Botſchaften in das Land gebracht, einen Brief des Frankenherrn an unſere Häuptlinge und das ganze Volk, der ſeinetwegen geſchrieben wurde. Gerold, der Graf, ließ den Brief durch ſeinen Prieſter leſen, unverletzlich ſoll der Mann unter uns ſtehen, der Frankenherr erklärt ihn für ſein Mündel, ſuchen wir Urtheil gegen ihn, ſo ſollen wir unſere Klage an den Frankenhof tragen, unſerem Gerichte iſt der Fremde enthoben. Das Alles ſtand in dem Briefe, den der Prieſter deutete und der Graf beſtätigte. Erſtaunt war der ganze Ring, als er von der Thierhaut die Worte des großen Franken hörte. Schwer iſt es, dagegen das Haupt zu erheben.“

„Widerwärtiges, das zum Ohre eingeht,“ rief Ingram,

„weiſt die Zunge hinaus, und wo die Zunge nicht reicht, das Schwert."

„Wie ſoll der Mann kämpfen gegen unſichtbare Mächte, welche aus der Ferne zu uns reden," rief Kunibert, „wahrlich, die Chriſten verſtehen manche Kunſt, gegen welche wir ſchwach ſind. Sie haben den Zauber der lateiniſchen Sprache, die wenige von uns kennen. In den Briefzeichen verkehren ſie miteinander wie Landgenoſſen, wenn ſie auch daheim in verſchiedener Zunge reden. Da ich jung war, focht ich im Frankenheere am Rhein und darauf an der Donau und an allen Orten fand ich die lateiniſche Sprache und daſſelbe Geheimniß ihrer Buchſtaben. Sie ſenden einander ihre Worte auf der Thierhaut zu über Land und Meer. Mit einem Rohr ſchreiben ſie Befehle und die Worte ſtehen feſt für alle Zeit, und wenn unſer Wille dagegen bäumt, weiſen ſie auf ihr Pergament und Niemand vermag ſie zu widerlegen. Was einer vor vielen Jahren geredet hat bezeugen ſie durch ſchwarze Buchſtaben, ſie ſchenken und begaben damit und entſcheiden darnach über Mein und Dein."

„Wahrlich," rief Ingram, „ich hoffe, der Eid ehrenwerther Männer ſteht höher als ihre ſchwarze Schrift, und ehe ich wegen einem Brief, den ſie vorweiſen, hingebe was mir gehört, kämpfe ich mit jedem von ihnen im Ringe der Landgenoſſen."

„Die neuen Verkünder ziehen ſchwerlich das Schwert. Denn widerwärtig ſind ſie in ihrer unkriegeriſchen Art. Wären ſie Helden, welche auf der Kampfhaide ſtärker ſind als die Gegner, ſo dürfte ein tapferer Mann ſich ihnen wohl fügen, wenn auch widerwillig. Aber waffenloſem Fremdling ſolche Ehre zu geben, wie der Frankenherr dieſem Windfried zutheilt, iſt für uns alle eine Schmach und ich entwich aus der Verſammlung, weil mir der Zorn darüber in das Haupt drang.“

„Dennoch rathe ich,“ begann Wolfram, der dazugetreten war, „daß die Herren von der Höhe herabſteigen. Denn jene ſind, wie ich vernehme, dabei, neue Briefe zu leſen. So viel Seltſames wurde noch nie im Ringe der Waldleute verhandelt.“ Trotz ihrem Groll traten die Männer ins Freie, Ingram mit ſchwerem Herzen, denn ihm war die Begegnung mit Winfried unheimlich, und er barg ſeine Geſtalt in dem Haufen der Andern.

An der Linde, wo das große Frankenbanner wehte, hielt Graf Gerold ein Pergament in die Höhe und rief über die Haufen: „Dies iſt ein Brief aus Rom, welchen der ehrwürdige Papſt Gregor, der dort auf goldnem Stuhle ſitzt, an Häuptlinge des Volkes niedergeſchrieben und geſandt hat, wer ſeine Worte hören will, der trete herzu.“

Da drängten ſich Alle um die Linde, ein Prieſter verlas den lateiniſchen Brief und der Rufer kündete mit weit ſchallender Stimme die Deutung in der Landesſprache, welche ihm der Prieſter Satz für Satz vorſprach. Die Gemeinde vernahm die Worte: „Den machtvollen Männern, ſeinen Söhnen Aſulf, Godolav, Wilari, Gundhari, Albold und allen gottgeliebten Thüringen, welche treue Chriſten ſind, ſendet dies Papſt Gregor.“

Mit gehobenem Haupte und gerötheten Wangen traten die Häuptlinge, deren Name gerufen wurde, vor die Andern und der wohlbeleibte Gundhari rief in ſeiner Freude laut: „Gundhari bin ich und hier ſtehe ich.“ Scheu blickte die ganze Verſammlung nach den Ruhmvollen, welche durch das weiße Pergament aus fernem Lande angeſprochen wurden. Ihre Verwandtſchaft drängte ſich um ſie und Viele ſtreckten die Hälſe, um einen Anblick der Schrift zu erhalten.

Der Rufer fuhr fort und kündigte die Briefworte des Papſtes. „Uns iſt berichtet eure herrliche Treue gegen Chriſtus. Denn als die Heiden euch zum Götzendienſt drängten, habt ihr in feſtem Glauben geantwortet, ihr wolltet lieber ſelig ſterben als die Treue gegen Chriſtus, die ihr einmal auf euch genommen, irgendwie verletzen. Darüber ſind wir mit hoher Freude erfüllt und haben unſerm Gott und Erlöſer, dem Spender aller Güter, gebührenden Dank geſagt. Seine Gnade wird euch noch beſſeres Gedeihen ſchaffen, wenn ihr mit frommem Sinne bei dem heiligen Sitz der Apoſtel euer Heil ſucht, ſo wie Königsſöhnen und Miterben des Reiches bei dem königlichen Vater Heil zu ſuchen geziemt. Darum haben wir euch unſern geliebten Bruder Bonifacius zu Hilfe geſandt, wir haben ihn zum Biſchof geweiht und zu eurem Prediger beſtellt, damit er euch im Glauben unterweiſe. Wir begehren und mahnen, daß ihr ihm in Allem beiſtimmt, auf daß euer Heil im Herrn völlig werde.“

Dieſer Verkündigung folgte ehrfurchtsvolles Schweigen, endlich begann Aſulf, welcher nach Geſchlecht und Gütern der vornehmſte war, ein ſtattlicher Mann, dem die grauen Locken über die breiten Schultern hingen: „Gefällt dir's Herr, ſo laß mich die Stelle ſehen, auf welche der ehrwürdige Vater in Rom meinen Namen geſchrieben hat.“ Winfried nahm das Pergament und wies auf die Namen, Alle drängten herzu.

„Groß iſt die Ehre, die du uns durch dieſen Brief bereiteſt,“ begann Godolav, „wir bitten dich Herr, lies uns und dem Volke noch einmal die wundervolle Botſchaft. Denn lieber iſt ſie mir als ein gutes Schlachtroß und als eine ganze Heerde, die ſich in meinem Walde an Eicheln mäſtet.“

Noch einmal las Winfried, mit gefalteten Händen hörten die Männer und nickten bei jedem Satze die Beſtätigung.

„Immer habe ich gemeint,“ begann Aſulf aufs Neue, „daß der große Gott der Chriſten, dem wir uns gelobt haben, ſehr wohl beachtet, ob ſeine Mannen ihm den Treuſchwur bewahren und das Roßfleiſch meiden: jetzt aber ſehe ich, daß ſein mächtiges Auge über weite Länder reicht, da ſogar der Biſchof, der als Vogt der Apoſtel zu Rom ſitzt, genau weiß, wie ich mich unter den Eichen verhalten habe. Welcher andere Gott kann aufkommen gegen ein ſo gutes Gedächtniß? Denn wer dies weiß, der weiß auch Anderes, was ich thue, und wenn ich ihm etwas Liebes erweiſe, ſo bin ich ſicher, daß er mir's lohnen wird in dieſem oder jenem Leben, wie es ihm gefällt. Darum möchte ich dir, ehrwürdiger Vater, ein Zeichen geben, daß ich gegen den großen Himmelsherrn dankbar bin. Wir hören, daß du hierher kommſt, unſerm Gott, den die Heiden den neuen nennen, Heiligthümer zu bauen. Zu meinem Erblande gehört ein Gut, junge Rodung, es hat dreißig Morgen Ackerland, auch Waldweide und ein kleines Holz, du kannſt den Bau dort unten im Thale ſehen; nimm es, ſo bitte ich, von mir an als eine Gabe für den Himmelsherrn, damit du eine Kirche darauf gründeſt und einen Prieſter dazu ſetzeſt, welcher für mich und Alle, die von meinem Stamme ſind, bei dem großen Himmelskönig Fürbitte thut, auf daß er unſerer ferner gnädig gedenke."

„Als ein kluger Mann, der für ſein Wohl ſorgt, hat Herr Aſulf geſprochen," rief Albold. „Und wir Alle wiſſen, daß er von edlem Geſchlecht iſt. Aber ich meine doch nicht, daß er ein Vorrecht haben darf über allen Landgenoſſen und daß er allein vor Anderen eine Kirche hegen darf und einen geſchorenen Mann, der für ihn fleht. Auch ich biete einen Acker hier ganz in deiner Nähe, denn nicht geringer iſt mein Beſitz als der ſeine, und ich hoffe, daß dem Heiligen im Himmel auch die Gabe, welche wir Andern zutragen, ehrenwerth erſcheinen wird."

„Ich will daſſelbe," riefen zwei oder drei Stimmen und die Angebote von Kirchenland folgten raſch aufeinander.

„Was ihr dem Herrn darbringt," ſprach Winfried auf den Stufen des Altars, „gleich Königskindern, welche um die Gnade des königlichen Vaters werben, das empfange ich im Namen des Himmelsherrn, damit es euch und eurem Geſchlecht zur Ehre und zum Heile ſei, tretet heran und beſtätigt eure Gabe knieend vor ſeinem Angeſicht zu meiner Hand in Gegenwart des Grafen und der Gemeinde, damit Alles feſt werde durch euer Gelöbniß."

Die Männer knieten vor dem Altar und gelobten.

Bis dahin hatten die Heiden abſeit geſtanden und höhniſch über die bereitwilligen Spender von Ackerland gelacht. Als aber noch ein dritter Brief aus Rom verleſen wurde an das ganze Volk der Thüringe, der auch ſie anging, da fühlten ſie doch als eine Ehre, daß der große Biſchof in Rom ſo zutraulich zu ihnen ſprach wie zu guten Bekannten, und die wohlmeinende Anrede bändigte den Ausbruch ihres Grolles.

Von dem Grafenbanner ſchritten die Chriſten, durch Winfried und die Prieſter geführt, in langem Zuge zu dem Altar, der unter Baumesſchatten erhoben war. Der Gottesdienſt begann. Die Heiden wichen zurück und hörten aus der Ferne Gebet und feierlichen Geſang der Prieſter. Dann trat Winfried auf die Stufen des Altars und ſprach zu der Gemeinde von der Botſchaft des Heils; daß der große Himmelskönig ſeinen Sohn geſandt habe auf die Männererde, um Alle zu erlöſen von Uebel und Sünde, und durch die heilige Taufe und ihr Gelöbniß zu binden in eine große Gefolgeſchaft, damit ſie hier Glück und Heil fänden und nach dem Leben im Chriſtenhimmel wohnen könnten als ſelige Bankgenoſſen des Himmelsherrn. Und er kündete die hohen Gebote, denen jeder Chriſt nachleben ſoll, damit der Herr ihn als ſeinen treuen Mann beachte. Die Stimme des Predigers klang mächtig und drang tief in die Seelen, auch die Heiden lauſchten mit zugeneigtem Ohr. Nie hatten die Männer ſo ſinnvolle Rede über Himmel und Erde vernommen, welche aus einer bewegten Menſchenbruſt tönte, und herzerſchütternd däuchte ihnen die Kraft der Worte. Als er geendet hatte und die Chriſten alle niederknieten, damit er ſie ſegne, war es ſtill unter den Heiden und kein Hohnwort und Gelächter tönte widerwärtig in die feierliche Handlung. Auch der Wildeſte ſcheute die Gegenwart der Edlen und vielleicht noch mehr die Reiſigen des Grafen, welche zu Roß mit ihren Speeren in weitem Ringe um den Baum hielten.

Nach dem Gottesdienſt drängten ſich die chriſtlichen Häuptlinge und das Volk ehrfürchtig nahe an Winfried, ſie ſuchten ein freundliches Wort von ihm zu gewinnen, ſeine Hand zu faſſen oder doch einen Zipfel ſeines Gewandes zu berühren, er aber ſprach zu den Einzelnen wie ein Fürſt zu ſeinen Getreuen, hörte ihre Bitten und wußte Jedem durch Rede und tröſtlichen Spruch wohlzuthun. Herr Gerold wünſchte ihm Glück: „Alles iſt dir heut wohl gelungen. Ich ſelbſt hoffe Gutes von deiner Ankunft, denn williger werden ſie mir jetzt den Zins zahlen, wenn du mahnſt, und ich vertraue, ſobald du ihnen die Waffen ſegneſt, mögen ſie auch den Slaven ſtärkere Hiebe geben als ehedem.“ Dann ſahen die Leute mit Erſtaunen, daß ſogar die ſtolze Frau Berſwind ſich zu der Hand des Biſchofs herabneigte als ſie leiſe zu ihm ſprach: „Ehrwürdiger Vater, wenn ich recht berichtet bin, ſteht in den heiligen Büchern geſchrieben, daß die verlobten Männer alle Wendenfrauen, welche ſie mit ihrem Speer gewinnen oder auch kaufen, von ihrem Lager fern halten ſollen. Das aber thun viele in dieſem Lande und anderswo gar nicht, denn ſie liebkoſen auch gefangene Weiber und ſchenken ihnen wohl gar ſilberne Nadeln und Ringe. Dies iſt das größte Leidweſen und Aergerniß, und ich flehe, daß du auch den Gerold deshalb eindringlich mahnſt.“ Das verſprach ihr Winfried ernſthaft.

Und wieder ein Häuptling begann: „Gern wüßten wir deine Meinung, Herr, über die Opfermahle der Heiden, damit wir uns halten wie Chriſten gebührt; denn luſtig iſt der Opferſchmaus auf grünem Raſen und ungern würde ihn mancher miſſen. Ich aber eſſe nie von dem Roßfleiſch, wenn ich nicht vorher ein Kreuz über den Teller geſchlagen habe, damit die Heidenſpeiſe dem Chriſtengott nicht widerwärtig ſei, ich hoffe, das gefällt auch dir.“ Und der Häuptling Wilari, welcher in dem römiſchen Briefe genannt war, rührte den Biſchof an und ſprach vertraulich: „Ich bin nicht der Mann, der einem andern ſeine Ehre beneidet, zumal, wenn er ſie ſelbſt auch genießt; aber was den Helden Gundhari betrifft, ſo war uns Allen wunderlich, daß er in dem Brief des römiſchen Papa genannt war. Denn ſonſt hat er oft am Opferſtein geſtanden und iſt mit den Andern im Oſterreigen geſprungen. Aber damals, wo er widerſtand, war er unwirſch wegen des ſtarken Methes den er geſchöpft hatte, und als ihn die Nachbarn anfaßten um ihn fortzuziehen, wurde er ärgerlich, zog ſein Schwert und verſchwor ſich, daß er Jedem Feind ſein werde, der ihn von ſeinem Sitze treibe. Ob er das aus Treue gegen den Chriſtenglauben that, das magſt du ſelbſt ermeſſen, denn er fing gleich darauf an ärgerlich zu ſingen, ſchlug gewaltſam auf den Tiſch und ſchlief ein.“

„Widerſtand er einſt im Rauſche, in Zukunft thut er es auch wohl nüchtern,“ tröſtete Winfried und wandte ſich zu dem Grafen. „In der Ferne erkannte ich den Thüring Ingram vom Rabenhofe, vor Tagen entſandte ich ihn zu dem Sorben Ratiz, geraubte Weiber und Kinder durch das Gut meines Herrn zu löſen. Mir wird ſchreckhaft, daß er zurückgekehrt iſt und ſich fern hält, gefällt dir's, ſo laß ihn rufen, daß er Bericht gebe.“

„Der Mann hat guten Leumund, wie ich vernehme,“ antwortete der Graf. „Kommt er von den Sorben, ſo wird auch Anderen als euch Chriſten werthvoll, ſeine Botſchaft zu hören.“ Und er gebot dem Rufer: „Lade die Häuptlinge und Alten zum Ringe in den Hof der Frau Hildegard und fordere den Ingram, daß er vor dem Biſchof erſcheine.“

Im Zuge geleiteten die Herren den Biſchof nach dem Meierhofe. Kurz darauf wurde Ingram in den gedrängten Kreis geführt, welcher ſich am Heerd verſammelt hatte. Seine Wange war bleich und düſter ſeine Miene, als er unter die Erſten ſeines Volkes trat, ſtumm grüßte er die Verſammlung und mied das Auge des Biſchofs, aber der Graf wies ſchweigend mit der Hand auf Winfried. „Wo iſt Gottfried, wo ſind die Kinder, Ingram,“ rief dieſer in einer Bewegung, die er nicht zu beherrſchen vermochte.

„Ich weiß es nicht," verſetzte Ingram kurz.

„Und du ſtehſt doch unverſehrt vor mir," rief ihm der Biſchof entgegen.

„Dein Bote hat die Frauen und Kinder durch dein Silber erledigt. Alles iſt ihm bei Ratiz gelungen. Vor fünf Tagen zogen ſie in der Frühe aus dem Lager des Ratiz, Wolfram, mein Mann, begleitete ſie bis in die Nähe des Serbenbaches; ihre Spur fand ich den Tag darauf dieſſeit des ſchwarzen Waſſers, ſie ſelbſt habe ich nicht gefunden."

Winfried wandte ſich ab und rang heftig ſeinen Zorn und Schmerz in demüthiger Ergebung zu bändigen. Aber hart war ſein Antlitz, als er ſich wieder zu Ingram wandte. „Oft habe ich gehört, daß es einem Krieger wohl anſtehe, ſeinem Reiſegeſellen in Gefahr an der Seite zu bleiben."

„Nicht ich habe deinen Boten als Geſellen geſucht, du ſelbſt trugſt mir ihn an. Ihn führte ſein Gott, mich das Geſchick, das mir die Götter meines Volkes fügten."

„Dennoch verkündet von dir der Ruf," begann der Graf wieder, „daß du einen Genoſſen nicht ohne Noth in der Wildniß verläßt; gefällt dir's, ſo ſage uns, was dich von ihm geſchieden hat."

Ingram ſah finſter zur Erde. „Nicht vermag ich's zu bergen, denn ruchbar wird es doch im Volke. Ich lag bei Ratiz verſtrickt, widerwärtig rollten die Würfel, meine Freiheit hatte ich im Spiel verloren."

Die Verſammelten regten ſich unruhig und viele erhoben ſich von ihren Sitzen.

„Uebel bedacht war es, ein gutes Schwert der Thüringe an einen Sorbenwürfel zu wagen,“ verſetzte der Graf. „Ich hoffe, du haſt billigen Loskauf gefunden.“

„Die Hunde brachen mir die Treue,“ rief Ingram, „ſie weigerten die Löſung und gelobten mich ihrem Opferſtein und dem Meſſer des Prieſters. Ich aber brach in der nächſten Nacht aus, hinter mir ſchlug die Lohe zum Himmel, das Lager des Ratiz iſt niedergebrannt.“ Ein lauter Ruf des Staunens und Beifalls ging durch die Verſammlung. Herr Gerold ſtand ſchnell auf und trat zu Ingram. „Wahrlich, Mann,“ rief er, „in kalten Worten kündeſt du, was deinem Volke wohl einen Sommer lang heiße Arbeit machen kann. Ich aber bin von meinem erlauchten Herrn Karl nicht in dies Land geſandt, um zu dulden, daß ferner Hufe und Klauen eurer Heerden oſtwärts getrieben werden. Und meinem Schwert haſt du gute Botſchaft gebracht, ob dir ſelbſt, darüber mögen deine Landgenoſſen entſcheiden. Haſt du das Räuberneſt angezündet?“

„Godes that es, ein Knecht der Sorben, der uns die Roſſe zur Flucht gab, ich ſandte ihn heut auf einem meiner Hengſte nordwärts in das Land der Sachſen, damit er die Rache der Sorben meide.“

„Als ein wilder Knabe haſt du gehandelt,“ ſprach der Graf, „und in eigener Sache deinem Volke einen Kriegsfall bereitet. Mich aber wundert, daß der Ratiz jetzt noch Frieden hält und ſogar Geleit für Geſandte erbittet. Denn ſeine Boten harren bereits an der Grenze. Weißt du noch etwas zu künden, Ingram, was einen von uns angeht?“

„Nur, was mich angeht, Herr. Im Ringe der Edlen und Alten ſtehe ich, geſchmäht kann ich nicht leben. Wenn jener Chriſt mir vorwarf, daß ich ſeinem Genoſſen die Treue brach, ſo habt ihr doch vernommen, daß ſeine Klage ungerecht war. Ich aber will ſeinem Boten, den ſie Gottfried nennen, das Zeugniß geben, daß er als treuer Reiſegenoſſe an mir gehandelt hat, obgleich ich ſeinen guten Willen mir nicht begehrte. Denn er bot ſein eigenes Haupt dem Sorben für das meine und wäre zurückgeblieben an meiner Statt, wenn die Sorben und ich ſelbſt ſeinen Antrag angenommen hätten. Und darum war mir leid, daß ich ihn in der Wildniß nicht fand, obwohl ich ihn mit meinen Geſellen drei Tage geſucht habe. Das ſage ich euch, damit ihr es wiſſet, nicht dem Biſchof, welcher mir widerwärtig denkt."

Als Ingram ſo trotzig gegen den Biſchof ſprach, entſtand Gemurr der Chriſten und rühmendes Waffengeklirr der Heiden. Ingram aber fuhr fort: „Doch eine größere Sorge bedrängt mich, und darum will ich euch fragen. Ich bin dem Ratiz entwichen, weil er gegen den Vertrag an mir handeln wollte, aber ich fuhr ohne Löſung aus den Banden. Und die Sorben werden mich fortan einen entlaufenen Knecht ſchelten, das nagt mir am Herzen." Er ſtampfte mit dem Fuße auf den Boden. „Wiſſen will ich, ob meine Landsleute mich auch dafür halten, und ob ſie laut oder in der Stille beiſtimmen, wenn ein Feind im Lande ſolche Schmährede gegen mich wagt. Und denkt ihr darum niedrig von mir, ſo ſattle ich zur Stelle mein Roß und reite aus dem Lande, ſo lange bis ich den Ratiz und ſeinen Haufen finde und dort mir ehrliche Ausfahrt ſuche aus der Hülle meines Leibes.“

Tiefe Stille folgte ſeinen Worten, endlich begann Aſulf, der älteſte unter den verſammelten Edlen: „Verhält es ſich, wie du ſagſt, haben die Sorben dir Schatzung verſprochen und dich nachher für das Opfermeſſer beſtimmt, ſo darf dich kein redlicher Mann darum ſchelten, daß du ihre Weiden zerſchnitten haſt, ſobald du vermochteſt. Daß du aber mit dem fremden Räuber um Roß und Schwert und deine Freiheit geſpielt haſt, ſolche wilde That liegt fortan auf deinem Leben, du mußt ſie tragen und Niemand kann dir die Laſt abnehmen. Mancher wird es für ein luſtiges Wagſtück halten, weil du dich doch wieder entledigt haſt, mancher auch für eine Kränkung, die du dem Gedächtniß deiner Vorfahren zufügteſt. Sorge, Held, daß deine Landgenoſſen in Zukunft Anderes preiſen, was du ruhmvoll thuſt.“

Die Chriſten ſtimmten dem Häuptling bei und die Heiden ſchwiegen, aber keiner widerſprach. Wieder war tiefe Stille, da begann Winfried: „Nicht meines Amtes iſt es, über das weltliche Lob eines Kriegsmannes zu entſcheiden, das ſteht euch allein zu, Häuptlinge des Volkes. Nur Eines darf ich euch ſagen, liebevoll und barmherzig iſt der Gott, dem ich diene, und er richtet nicht nur über die Thaten der Menſchen, auch über ihre Gedanken. Manches wilde Werk beurtheilt der Himmelsherr wohl gnädiger, weil er den Sinn des Menſchen durchſchaut. Gefällt's euch, ihr Edlen und Weiſen, ſo fragt den Krieger, weshalb er ſo vermeſſen mit dem Sorben gewürfelt hat.“

„Du hörſt auch dieſe Frage, Ingram," ſprach der Graf, „willſt du Antwort geben, ſo rede."

In Ingram kämpfte heftig Stolz und Abneigung gegen den Prieſter mit dem Wunſch, das zu ſagen, was in den Augen ſeiner Landsleute wohl eine Rechtfertigung war, aber ſein Trotz behielt die Herrſchaft, der Schweiß trat auf ſeine Stirn als er antwortete: „Ich will nicht."

Da erhob ſich Kunibert und rief: „Da Held Ingram ſchweigt, will ich euch künden, was ich von ſeinem Diener Wolfram gehört habe. Um Walburg, das Frankenmädchen, die Tochter ſeines Gaſtfreunds, den die Sorben erſchlugen, wagte er das Spiel, weil der Sorbe das Weib für ſein Lager beſtimmt hatte, und nicht anders freigeben wollte."

Ein leiſes Summen ging durch die Verſammlung und die ernſten Mienen entwölkten ſich. „War es für ein Weib, Ingram," begann der Graf lächelnd, „und für das Kind deines Gaſtfreundes, ſo werden die jungen Geſellen und Mädchen deshalb von dir nicht ſchlechter denken. Ich aber rathe dir, nicht in der Weiſe eines verzweifelten Mannes dein Pferd zu ſatteln. Harre, bis der Tag kommt, wo du in meiner Schaar deine Rechnung mit dem Ratiz ausgleichſt." Er winkte ihm Entlaſſung, Ingram verließ ſchweigend den Meierhof, hinter ihm klang das Geräuſch lebhafter Rede.

Der Abend kam und das verſammelte Volk lagerte ſich zur Nachtraſt; rings um das Dorf loderten die Feuer in der Niederung und auf den Bergen, die Männer ſaßen nach Dörfern und Geſchlechtern geſondert, ſprachen über die Ereigniſſe des Tages und über die große Veränderung, die der neue Biſchof dem Land bedeute. Zwiſchen den Feuern ſchritt Winfried von den Prieſtern begleitet; wo er einem Chriſtenhaufen nahte, erſcholl lauter Heilruf, er trat grüßend heran und redete mit den Männern. Dann vernahm man den Klang eines Glöckchens, das Memmo trug, die Raſtenden knieten um die Flamme, Winfried ſprach das Abendgebet und ertheilte den Segen. Wo aber ein Heidenhaufe ſaß, ging er wie ein Häuptling mit würdigem Gruß vorüber, er fand kalten Gegengruß und finſtere Mienen, doch keiner wagte ihn durch Worte zu kränken, erſt hinter ſeinem Rücken klangen leiſe Verwünſchungen.

Um den Rabenhof brannten die Feuer nicht, nur das letzte Abendlicht vergoldete die Linde, welche in der Mitte des Hofes ſtand. Dort ſaßen und lagen eine Anzahl anſehnlicher Heiden, ihre Mienen waren ſorgenvoll und um große Dinge ging ihr Geſpräch.

„Mich freut's, Ingram, daß du dem Fremden in der Verſammlung ſo muthig widerſtandeſt,“ begann Bruno, Bernhard's Sohn zu dem Genoſſen, der die Augen abwärts gekehrt neben ihm auf dem Boden lag. „Doch auch dem Fremden muß ich Ehre geben wegen der Worte, die er zuletzt über die Würfel ſprach. Denn gewichtig war die Mahnung, daß man auch die Geſinnung eines Mannes bedenken ſoll.“

„Schlau iſt ſeine Rede und hinterhaltig ſein Sinn,“ rief Ingram zornig von der Erde, „die Franken am Main thaten klug daran mir ſein Amt zu verhehlen.“

„Niemand wird leugnen,“ fuhr Bruno fort, „daß er ein gewaltiger Mann iſt; mächtig verkündete er heut vor Allen: er ſchrie wie der Sturmwind ſchreit. Unerhört iſt es in der Welt, daß Jemand am lichten Tage vor allem Volk ſo große Botſchaft ausruft und durch Briefe und Schrift bezeugt, daß ſein Gott mächtiger ſei, als die Götter, zu denen wir flehen.“

„Auch ein Lügner mag laute Stimme haben,“ verſetzte Kunibert.

„Er aber iſt kein Landläufer,“ fuhr Bruno fort, „wie ein König wandelt er einher, würdig, in vornehmem Gewande, ein weit anderer Mann ſcheint er als der kleine Meginhard, und wenn ich recht urtheile, ſo gleicht er durchaus nicht einem Betrüger.“

„Wie kannſt du ihn einem König vergleichen,“ rief Kunibert, „da er keine Waffen trägt und ganz unkriegeriſch iſt.“

„Hat nicht manches Volk, das zu unſern Göttern fleht, den gleichen Brauch. Auch bei unſern Nachbarn, den Sachſen iſt es dem Opferer nicht erlaubt den Speer zu werfen und im Haufen zu kämpfen. Sage uns, Ingram, da du ſein Geleitsmann warſt, ob du ihn als einen furchtſamen Mann erkannt haſt.“

In innerm Widerſtreben antwortete Ingram: „Ich habe ihn in der Gefahr furchtlos gefunden, aber unmännlich weigert er ſich Rache zu nehmen an einem Feinde.“

Seine Genoſſen ſahen erſtaunt einander an und die jüngeren lachten verächtlich. Nur Bruno ſprach kopfſchüttelnd: „Auch ich habe vernommen, daß ihr Gott gebietet, die Feinde zu lieben, dennoch lache ich nicht über ſolche Lehre, wenn ſie auch jedem wehrhaften Mann unrühmlich und unverſtändig erſcheint. Denn ich merke, auch in ihr iſt ein Geheimniß und eine Deutung, die ich nicht verſtehe. Iſt doch Graf Gerold ein Chriſt und mancher Andere, der ſeines Schwertes froh wird. Wie die Franken auch ſonſt von Gemüth ſein mögen, daß ſie vor Blut erſchrecken, darf ihnen keiner nachſagen. Und grade an dieſer Lehre von der Liebe mögen wir erkennen, daß die Chriſten ſich auf eine Schrift ſtützen, die ihnen von einem Gotte überliefert iſt, denn einem Gott iſt eher möglich, Unmenſchliches zu gebieten, als einem Mann, und alle Chriſten lehren und ſprechen daſſelbe, auch wenn es ihnen ſelbſt läſtig wird darnach zu handeln. Achtet wohl darauf, genau mit denſelben Worten wie jener Biſchof ſprach auch ſonſt der kleine Memmo und der Prieſter des Grafen, obgleich ſie nicht ſo ſtreng gegen das Roßfleiſch und das Beilager mit fremden Frauen eiferten als der Fremde. Furchtbar für uns Alle iſt eine Lehre, welche von dem Gotte ſelbſt herkommt und als wahrhaft durch ſeine Schrift bezeuget wird."

„Deutlicher ſprechen unſere Götter zu uns," rief Ingram das Haupt erhebend, „von ihnen berichtet das Lied des Sängers und der Spruch der Weiſen, ihre Stimme höre ich im rauſchenden Baum, im ſingenden Quell, im Schlage des Donners; jedes Frühjahr fährt der Sturmwind über die Thäler und wenn die Götterhunde bellen und die Geiſterroſſe ſchnauben, zieht der große Schlachtengott über unſern Häuptern dahin. Wer begehrt ſich ein ſtärkeres

Zeugniß als dieſes, das wir alle Tage ehrfürchtig hören oder ſehen.“

„Sinnvoll redeſt du,“ ſprach Brune zu den Raben aufblickend, welche um den Baum flogen und ihr wildes Lied ſchrien, „überall ſchweben ſie um uns und ihre Boten verkünden, daß ſie nahe ſind. Dennoch ängſtigt mich, daß ſie gegen den Fremden ohnmächtig werden. Wenn ſie im Wipfel des Baumes wohnen, wenn ſie durch die Luft fahren, warum ſtrafen ſie ihn nicht? Das Zelt hatte er für den Dienſt ſeines Gottes errichtet unter dem Fruchtbaum, von dem wir die Loosſtäbe ſchneiden; an dem Baume rinnt ein Quell, zu deſſen Herrin wir flehen, ich ſah auf den Baum und ich ſah in den Quell, während er ſprach; das Laub rührte ſich grade wie ſonſt und wenn er ſchwieg, ſang der Quell weiter. Ich ſchaute der Sonne, unſerer lieben Herrin in das Angeſicht, als ihre Strahlen auf ſein Haupt fielen, bis ſie mir für meine Unverſchämtheit den Blick ſchwärzte, aber mir ſchien, daß ſie fröhlich ausſah wie ſonſt immer und daß ſie ihm gar nicht Feind iſt. Ja, ich fürchte, ſogar der Donner vermag nichts gegen ihn.“

Ingram ſeufzte, er wußte, daß der Donnergott vermied, den Verwegenen zu treffen.

„Darum ſage ich,“ fuhr Brune kummervoll fort, „es iſt eine große Verkündigung, die wir am lichten Tage durch helles Wort und durch neue Gedanken hören. Wer in verſammeltem Volk ſeiner Rede lauſcht, dem wird es ſchwer ihm zu widerſprechen. Dann ſind die Gedanken, welche er aufregt, viel gewaltiger als die Stimmen der

Ueberirdiſchen, welche wir ehren. Aber, wenn der Mann allein ſteht im dunkelen Nebel, am Waldbach, bei der wogenden Halmfrucht, oder auch in der Dämmerung am Heerde, dann wird wieder die Verkündigung des Chriſten ſchwach und unſere Götter werden mächtig. Zwieträchtig iſt, wie ich ahne, die Herrſchaft der Götter: der neue Gott der Chriſten, den ſie den dreieinigen nennen, herrſcht wie ein Tageskönig, wo ſich die Männer zuſammengeſellen und ſtarke Rede erſchallt; jedoch die Götter unſeres Landes ſchweben daneben, ſie walten und ſchaffen, aber ich ſorge, ſie vermögen ihn nicht zu überwinden. Schreckenvoll iſt ſolche Zeit für jeden treuherzigen Mann. Ob ſie einen Kampf der Götter bedeutet und Untergang der Männererde, oder eine neue Herrlichkeit, wer vermag das zu ſagen?“

Er ſenkte traurig das Haupt, auch die Anderen ſchwiegen, bis Kunibert begann: „Jeder von uns hat ſchwere Gedanken. Mir aber widerſteht der fremde Brauch und die neue Lehre, denn die alten Götter gaben meinem Leben Ehre und Segen, unbedachtſam und frevelhaft wäre ich, wenn ich die Holden verließe. Darum denke ich ſo, hat ſich ein Kampf erhoben zwiſchen unſern Göttern und dem Chriſtusgott, ſo harren wir ehrfurchtsvoll, welcher der ſtärkere ſei. Deutlich wird das auch für uns Männer; denn wer ſich mächtiger erweiſt als Glücksſpender und Siegbringer, dem müſſen wir folgen, wenn wir nicht thöricht ſind. Iſt der Chriſtengott ſo gewaltig wie du ſagſt, ſo mag er demnächſt unſern Waffen Sieg geben gegen die Slaven, wenn wir wieder gegen ſie kämpfen. Das meine ich, wird das große Gottesgericht ſein, wo unſerem Volk die Looſe geworfen werden und zugleich den Göttern ſelbſt."

„Folge du gefügig dem Sieger," fuhr Ingram im Zorne auf, „ich denke treu zu bleiben den Gewaltigen, denen meine Väter gelobt haben, und die mir, ſeit ich ein Kind war, bei Tag und Nacht ehrwürdig geweſen ſind. Längſt wiſſen wir, daß Kampf iſt auf der Männererde und Kampf im Reiche der Götter. Jeden Winter dringen die finſteren Todesgewalten gegen die guten Bewahrer unſeres Glücks, mühſam iſt der Streit zwiſchen Tageswärme und Nachtreif, auch hinter Sonne und Mond rennen, wie die Sage kündet, unabläſſig die Rieſenwölfe, ſie zu verſchlingen. Ich aber will, bin ich auch nur ein einzelner Mann, in dem Götterſtreit bei den guten Geiſtern meiner Ahnen ſtehn, ob ſie ſiegen oder unterliegen. Lodert ihre Welt in Flammen, ſo will ich untergehen mit den Geliebten, denen ich zeither gedient. Denn Haß fühle ich gegen die neue Liſt und die gewundene Rede und das ſiegesfrohe Lächeln der Prieſter." Er erhob ſich heftig und eilte aus ſeinem Hof ins Freie. Bruno ſah ihm beſorgt nach. „Der Sinn iſt ihm verſtört durch die Sorbenbande und ich fürchte, er denkt auf Gewaltthat."

Das glühende Abendroth wich dunklem Grau, nur ein matter röthlicher Schein lag noch an dem Bergwald und den Höhen, da vernahm man auf dem Thalwege, der von der Saale her zum Dorfe führt, feierlichen Geſang. Aus der Dämmerung bewegte ſich ein wallender Zug, der Knabe mit dem Holzkreuz, hinter ihm Gottfried und der ganze Haufe der Frauen und Kinder, Walburg auf einem Karren von zwei Rindern gezogen. Freudengeſchrei und lauter Zuruf des Volkes empfing die Geretteten, als ſie den brennenden Feuern nahten. Erſtaunt ſahen die Fahrenden auf die Flammen und das Volksgewühl und empfingen die Glückwünſche der andringenden Menge. Der Biſchof ſelbſt eilte mit geöffneten Armen dem Zuge entgegen; umringt von dem Volke ſtattete ihm Gottfried ſeinen erſten Botenbericht ab, wie die Erledigten ausgezogen und an dem ſchwarzen Bach und der Waſſerrinne aufwärts in den Wald gedrungen waren; dort hatten ſie Tag und Nacht die Schrecken der Wildniß empfunden. Aber als ſie endlich zu einem einſamen Hofe kamen, hatte der Wirth, obwohl er mehr Heide als Chriſt war, einen Karren beſpannt und aus Furcht vor den Sorbenkriegern ſeinen Hausrath und die Kranke darauf geſetzt und die Wandernden mit Hausgenoſſen und Vieh begleitet.

Durch die Menge, welche dem Bericht lauſchte, brach Ingram. In ſeliger Freude rief er ſchon von Weitem den Namen der Jungfrau, vergeſſen war in dieſem Augenblick aller bittere Zorn und in heller Verklärung ſtrahlte ſein mannhaftes Antlitz. So erkannte ihn Walburg. Das Schleiertuch vor ihrem Geſicht bewegte ſich und ihre Hand ſtreckte ſich ihm entgegen. Da trat Gottfried heran, faßte ihre Hand, hob ſie mit Hilfe des Führers vom Karren und führte ſie zu Winfried. Walburg ſank auf die Knie und Ingram wich zurück. Mit ſchnellen Worten berichtete Gottfried ihren Namen und ihr Geſchick und Winfried ſprach liebevoll: „Vor einem fernen Grabe habe ich gelobt für dich zu ſorgen wie ein Vater, der Himmelsherr hat die erſte Bitte erhört, die ich in dieſem Lande um eine Seele zu ihm that, ich nehme dich auf als ein Unterpfand, daß der Herr auch ferner meinem Thun gnädig ſein wird.“ Er ſah zu dem Meierhofe hin, wo bereits eine Menge geſchichteter Stämme zu neuem Bau lag und rief froh: „An dieſer Waldecke ſoll, wie ich hoffe, eine Herberge erſtehen, worin mancher Gebundene aus den Feſſeln gelöſt wird. Sei bedankt, mein Sohn, für die gute Reiſe; deine Rückkehr löſt auch einen Andern von ſchwerer Verantwortung.“

An Ingram's Händen hingen die kleinen Brüder der Walburg. „Kommt zu mir, ihr Knaben,“ rief Ingram heftig und zog ſie mit ſich fort.

Aber Winfried ſelbſt trat ihm in den Weg. „Mein ſind die Knaben, und mein iſt jedes Haupt dieſes Zuges.“

„Die Söhne meines Gaſtfreunds ſind's, und die Sorge für ihr Wohl nehme ich auf mich,“ rief Ingram in auflodernden Zorn.

„Durch das Gut des Herrn ſind die Kinder gelöſt, und nicht durch das deine,“ antwortete der Biſchof.

„Krieger ſollen ſie werden und nicht kniebeugende Chriſten,“ rief Ingram, die Knaben feſthaltend.

„Ich aber fürchte, Ingram,“ verſetzte Winfried, „daß ihnen der wilde Haushalt deines Hofes nicht gedeihen wird, und ich habe die Pflicht ſie davor zu bewahren, denn meiner Lehre gehören ſie. Gieb die Hände frei, die du feſt hältſt.“

In hellem Ausbruch der Wuth fuhr Ingram nach ſeinem Schwert, der Biſchof faßte die Hände der Knaben und ſtand dem Wüthenden mit gehobenem Haupt gegenüber. „Nicht das erſte Mal ſtehe ich vor deiner Waffe,“ rief er mahnend.

Der Graf trat ſchnell vor Ingram und hielt ihm ſelbſt die Schwerthand feſt. „Unſinnig biſt du, Ingram, daß du dich gegen einen Geſchorenen regſt. Laß dir Gutes rathen, Mann; hebſt du das Schwert, ſo verlierſt du die Hand.“

Aber Ingram riß ſich los, ihm wirbelte es vor den Augen, blutigroth waren die Geſichter, welche ihn höhniſch anſchauten und ganz außer ſich rief er: „Von meinen Göttern ſcheidet er mich und die ich liebe, löſt er von mir, rächen will ich den Schaden oder nicht leben,“ und im Sprunge ſchwang er ſein Schwert gegen den Biſchof. Da ſah er plötzlich vor ſich nicht das verhaßte Geſicht des Prieſters, ſondern ein Frauenantlitz, marmorbleich, voll Schrecken die Augen, auf der Wange eine blutigrothe Wunde, und er fuhr zurück, entſetzt über die Verwandlung.

„Greift den Friedensbrecher!“ rief Herr Gerold. Wildes Geſchrei erhob ſich und Schwerter blitzten. Ingram aber rannte mit gehobener Waffe der Höhe zu; ſeine Freunde und Genoſſen aus der Heidenſchaft drängten ſich zwiſchen ihn und die zornige Menge, bis die Rufe der Verfolgenden in der Ferne verklangen und den Gejagten das ſchützende Dunkel des Waldes umſchloß.

## 6.

# Walburg.

Nach dreitägiger Lehre und Feſtfeier waren die Gaugenoſſen heimgezogen, die Chriſten mit gehobenem Haupt, die Heiden in Kleinmuth. Aber draußen in dem weiten Land der Thüringe wirkte die Bewegung fort, welche durch den Zauber eines kräftigen Mannes aufgeregt war, der Windſtoß aus dem Waldthal wurde zum ſtarken Sturme, er durchfuhr das ganze Land und warf alte Heidenbäume nieder.

Winfried wohnte nicht mehr in der Hütte des Memmo. Auf den Rath des Grafen war ihm beim Meierhof eine Halle errichtet worden, damit er würdiger das Volk empfange. Doch war er ſelten daheim, von Reiſigen und von einem Gefolge anſehnlicher Männer begleitet, zog er raſtlos durch das Land, und wo er erſchien, ſtritten die Männer über Opfermahle und ihr künftiges Heil in der Himmelsburg, Viele zogen das weiße Gewand der Täuflinge an, noch mehre ſtanden unſicher zur Seite, ohne Waffen gegen das laute Wort aus Menſchenbruſt und gegen das Weſen des Mannes, der ſo ſicher wie ein Gott Beſcheid wußte, wo Andere ſich im Zweifel ängſtigten. Fand er auch überall bittere Feinde, wider den erſten Andrang ſeiner Lehre vermochten ſie ſich nur wenig zu wehren, denn gütig und ſchonend ſprach er zu den Einzelnen und jedem gab er ſeine Ehre, er war freundlich zu den Frauen, ſein Antlitz wandelte ſich in helle Fröhlichkeit, wenn er mit den Kindern ſprach, und wo er einen Bedrängten oder Darbenden fand, gab er Alles was er ſelbſt grade hatte und bat ſo feierlich und dringend, daß er oft auch die Harten zur Gutthat beredete. Im ganzen Lande ſagten die Leute, daß er ein milder und vornehmer Mann ſei, und darum hörten ſie ihn williger.

Aber auch das Dorf, in dem er zuerſt eingekehrt war, wies nach wenigen Wochen die Verwandlung. Auf dem Meierhofe, welchen Frau Hildegard dem Chriſtengott als Geſchenk dargebracht hatte, erhob ſich bei der Halle ein Thurmgerüſt und daran ein großer im Viereck eingehegter Raum, der dem Gottesdienſte geweiht war. Außerdem mehre neue Blockhäuſer: ein Schlafhaus für die losgekauften Frauen und Kinder, daneben ein Arbeitshaus, in dem ſich an jedem Wochentage die Spindeln drehten und Webſtühle klapperten; und gegenüber ein zweites Arbeitshaus mit einem großen Kreuz über dem Giebel, die erſte Schule im Lande. Dort ſaßen die Knaben, deren Vormund der Biſchof geworden war, auf niedrigen Holzbänken, ſie lernten in ihrer Sprache das Vaterunſer und den Glauben und im Latein Kirchengebete und Geſang, dabei auch ein wenig das Verſtändniß der lateiniſchen Worte. Denn Memmo erfand für ſie wichtige Sprüche mit deutſchen und lateiniſchen Wörtern in der Art wie: meus avus heißt mein Ahn, pater heißt der Vater, vir bin ich der Mann, filius der Sohn. Memmo lächelte jedesmal ſtolz, wenn er den Knaben einen neuen Spruch beibrachte, er ſtrich denen, welche gut lernten, ſo zart über das gelbe Kraushaar, wie ſeinem Stieglitz über das rothe Käppchen, aber den Ungefügen zahlte er unerbittlich ihr Kerbholz mit einer großen Birkenruthe, welche der Unartigſte jeden Sonnabend neu liefern mußte, damit er ſelbſt die erſten Streiche empfange. Auch Schreibgeräth bereitete er, um den Knaben das Geheimniß der Schrift zu offenbaren. Er kochte den ſchwarzen Zauberſaft der Tinte, während ihn die Knaben ängſtlich umſtanden; lange ſuchte er vergebens nach einem dunkeln Stein, den er zu Schreibtafeln ſpalten könnte, bis ihm ſpäter einmal der Bärenfänger Bubbo ein Stück aus dem tiefen Wald brachte. Unterdeß lehrte er die Knaben ſich kleine Holztafeln ſchneiden und mit Leim glätten oder mit weißem Birkenbaſt überziehen. War Gottfried im Dorfe, ſo unterrichtete dieſer im Kirchengeſang, zu ſeiner Schule gehörten auch die Frauen und Mädchen. So oft die Weiſe des Abendliedes von der Höhe über das Dorf klang, hörten die Landleute mit der Arbeit auf und ſahen furchtſam zu dem Hofe empor, wo dem neuen Gott der Nachtgruß geboten wurde. Und wenn Memmo mit ſeinen Schülern durch Wieſe und Holz zog, und ihnen die Tugenden der Bäume und Kräuter erklärte, dann wurden ſeine kleinen Geſellen von den Dorfknaben angeſchrien wie gezähmte Vögel von wilden, und er hatte zuweilen mit ſeinem Stocke Arbeit um die Köpfe der Rauſenden auseinander zu bringen.

Weit durch das Land lief das Gerücht von der neuen Schule und von der ſeltſamen Chriſtenzucht. Obgleich das unkriegeriſche Weſen den Anſehnlichen mißfiel, ſo dünkte doch Manchem vortheilhaft, einen jüngeren Sohn daran zu wagen, die armen Leute aber warben dringend um Aufnahme, und ſchon dachte Winfried daran, die Schule nach dem großen Markt der Thüringe zu verlegen.

Einige Frauen und Kinder waren durch ihre Freunde abgeholt worden, aber die Mehrzahl ſaß noch unter dem Schutz des Biſchofs und begehrte ſich kein beſſeres Glück, denn der Haushalt war wohlgeordnet und aller Bedarf des Lebens wurde in feſter Ordnung bereitet. Die Chriſten hatten nach der großen Verſammlung auf die Mahnung des Biſchofs freiwillige Spenden zugetragen: Lebensmittel, Flachs, ſogar Viehhäupter. Anderes gewann eigener Fleiß der Hauſenden. Was Wald und Flur von eßbaren Früchten bot, wurde geſammelt, die Ernte des Gutes von eifrigen Händen eingebracht, jedem Einzelnen wußten die Väter nach ſeinen Kräften ein Amt zu geben, welches dem Haushalt nützlich war. Neben dem Meier und ſeiner Frau ſtanden Walburg und Gertrud der Wirthſchaft vor, die eine im Frauenhauſe, die andere in den Ställen und auf dem Felde. So oft Winfried von ſeinen Reiſen heimkehrte, empfing er wie ein Gutsherr die Berichte ſeiner Getreuen, er ſtand fröhlich unter den Kindern, freute ſich der guten Köpfe, welche Memmo lobte, und mahnte die

Säumigen. Und jedesmal hatte er einen beſondern Gruß für Walburg und ihre Brüder.

Walburg war geneſen. Memmo hatte ſeine ärztliche Kunſt wohl an ihr bewährt, mehre Wochen hatte er ihr die Arbeit in freier Luft verboten, heut war ihr völlige Heilung verkündet und ſie ſtand zum erſten Mal im Hofe, das Antlitz zur Hälfte von dem Schleiertuch bedeckt, welches nach dem Gebot des Vaters die vernarbte Wange noch einige Zeit von der wehenden Luft ſcheiden ſollte. Sie hielt eine Webe Leinwand an das Licht, prüfte die Fäden und maß an einem Stab die Länge, während zwei kleine Mädchen die rollenden Falten in ihren Schooß aufnahmen. „Es iſt noch keine Herrenleinwand,“ ſagte ſie in fröhlichem Eifer zu Gottfried, indem ſie auf ſeinen ſtummen Gruß mit Kopfnicken antwortete, „denn der ehrwürdige Biſchof wollte, daß wir zunächſt für die Kinder arbeiten ſollten. Denke, mein Bruder, jeder der Knaben ſoll zu ſeiner Wolljacke noch zwei Hemden und ein Paar Lederſchuhe erhalten. Wie Söhne von Häuptlingen werden ſie einhergehen, und das iſt gut, damit ſie Jedermann achte, weil ſie doch jetzt deine Schüler ſind. Und dann ſind noch Betten zu ſtopfen für Große und Kleine, und Inlet und Ueberzug zu nähen, und wir haben alle Hände voll zu thun, damit das Haus in Ordnung ſei, wenn der kalte Winter kommt. Viele kleine Betten ſind nöthig, denn der Herr Winfried will wieder, daß jedes der Kleinen ſein eigenes Bett habe, was hier zu Lande unerhört iſt. Aber braunes Wolltuch iſt bereits vorhanden, und gern möchte ich vor den Andern dir ein Hausgewand nähen; denn, verzeihe, Bruder Gottfried, wenn ich es ſage, das, welches du trägſt, wird fadenſcheinig und wir bekümmern uns darüber.“

„Sorge nur für die Andern,“ verſetzte Gottfried, „wird mein Rock ſchlecht, ſo webe und nähe ich mir ſelbſt einen, oder empfange einen andern, den ein Bruder genäht hat; denn es iſt nicht Brauch, daß ein Bruder Frauenarbeit trage.“ Er ſprach dies eifriger als Noth war und fuhr dabei dem kleinen Bezzo über den Kopf, der ſich an den Füßen Walburg's anklammerte und da ſie ihn nicht beachtete, ungeduldig an ihrer Hüfte hinaufkletterte. „Sie drücken wieder,“ rief Bezzo. „Er meint ſeine Schuhe,“ erklärte Walburg ihn auf den Arm nehmend, „er hat Heidenbeinchen, welche die Gebote des Biſchofs nicht leiden wollen und einen wilden Heidenkopf, und der Unhold weiß, daß er ein Liebling iſt, weil er auf der Reiſe dir lieb wurde. Sei artig, Bezzo und bitte den frommen Bruder, daß er ein Kreuz über dir ſchlägt gegen deine wilden Gedanken.“

Damit war Bezzo einverſtanden, er ſtrebte von dem Halſe der Jungfrau heftig an den des Mönches und bat „Ich will ein Kreuz auf den Kopf, denn da gibt uns Baſe Walburg Honigſeim.“ Walburg entſchuldigte ſich: „Man muß den Kleinen das Kreuz lieb machen.“ Gottfried aber löſte den Knaben erröthend von Hals und Arm der Jungfrau, ſetzte ihn zur Erde und ſprach ihm freundlich zu.

„Wir Frauen ſehen dich jetzt ſelten in unſerer Nähe,“ fuhr Walburg treuherzig fort, „und doch hängen die

Herzen alle an dir; während der Sorbenfahrt ſorgteſt du eifriger um uns."

„Der Mönch iſt ein ungeſchickter Rathgeber bei Frauenarbeit," antwortete Gottfried, „aber dir darf ich es ſagen, im nächſten Frühjahr kommt Kunitrud, meine Schweſter aus Angelland hierher, ſie wird mit euch hauſen. Sie hat ſich dem Herrn gelobt, geht geſchleiert und ſoll die Herrin einer Frauengemeinde werden, ſie iſt weiſer als ich."

„Verſteht eine Geſchleierte auch Latein?" frug Walburg erſtaunt.

„Die ich nannte, ſpricht es wohl beſſer als ich, der ehrwürdige Vater rühmt ihre Kunſt in den Verſen; manches heilige Buch hat ſie geleſen."

„Wie werden wir vor ſolcher Frau beſtehen?" rief Walburg erſchrocken.

„Sie iſt jung wie du, und, wenn ich nicht irre, ſo iſt ſie dir ähnlich in Antlitz und Geberde," verſetzte Gottfried befangen, „ich hoffe, ſie wird dir eine gute Geſellin werden."

„Sie iſt jung und hat ſich dem Herrn gelobt?" fuhr Walburg nachdenklich fort, „ſo Großes hat die Jungfrau auf ſich genommen? Denn ich weiß wohl, iſt ſie geſchleiert, ſo darf ſie im Mai nicht mehr mit den Mädchen auf die Wieſe gehen, ſie darf keinen Mann mehr freundlich grüßen und gar nicht an ein Ehegemahl denken und an Kinder im Hauſe. Das iſt hohe und ſchwere Pflicht für ein junges Herz. Verzeih, ehrwürdiger Bruder," unterbrach ſie ſich, als ſie in das geröthete

Geſicht des Mönches ſah, „ich vergaß, daß ſie deine Schweſter iſt, auch du haſt dein junges Leben dem Herrn geheiligt und wir Andern ſehen's mit Staunen.“ Gottfried neigte das Haupt, grüßte ſie ſchweigend und ging ſchnell nach der Schule. Walburg aber trat an das Waſſerbecken des Laufbrunnens, hob den Schleier und betrachtete die rothe Narbe ihrer Wange; mit einem Seufzer ließ ſie den Schleier herunter. „Dem Mädchen ſteht die Narbe übel im Geſicht,“ ſagte ſie bedauernd zu ſich ſelbſt, „und ſchwerlich wird noch Jemand meine Wange rühmen. Ob die Schweſter aus Angelland auch eine Maſer im Antlitz trägt, daß ſie der Erdenfreude entſagt hat?“

Sie fühlte einen Schlag auf der Schulter und wandte ſich raſch um, Gertrud ſah ſie lachend an und drückte ihr einen Kranz von Eſchenlaub und rothen Beeren auf das Haupt, wie die Mädchen im Herbſt beim Tanze trugen. „Beſſeres Glück für die Zukunft,“ rief ſie. „Recht wohl ſteht dir der Kranz, wenn man auch nur deinen halben Mund lachen ſieht.“

„Die frommen Väter verſtehen Alles,“ verſetzte Walburg, „ſie wiſſen ſogar ein Mädchengeſicht wieder ganz zu machen.“

„Gute Männer ſind die Langröcke,“ rief Gertrud. „Aber meinſt du, daß einer von ihnen ſtark genug iſt, eine wackere Magd im Reigen über ſeine Hüfte zu ſchwingen?“

„Rede nicht ſo wild,“ bat Walburg und hing den Kranz an den Brunnen.

Gertrud ſchlug ihre feſten Arme übereinander und ſah ihre Gefährtin ſpottend an. „Ich denke, du biſt insgeheim ebenſo geſinnt; denn Alles hier iſt ſehr ſäuberlich, aber jauchzen habe ich noch Niemanden gehört als etwa kleine Knaben, und auch die werden gemahnt den Kopf zu neigen. In meinem Leben ging mir's niemals ſo gut als unter dem Kreuze und ganz gern lernte ich das Kyrie und Amen rufen. Aber Mädchen, die ganze Herrlichkeit möchte ich in mancher Stunde dahin geben, wenn ich nur einmal mit einem friſchen Knaben in der Sommermitte über das Nachtfeuer ſpringen könnte."

„Schweige von dem Heidenbrauch, daß dich nicht die Kinder hören," mahnte Walburg.

„Biſt du ſo ergeben, daß du keine Gedanken mehr haſt, die über den Chriſtenhof hinausgehen?" frug Gertrud. Doch als ſie den traurigen Blick der andern ſah, that ihr die Frage leid und ſie fuhr fort: „Wie kommt's, daß du nie zu mir von dem Manne ſprichſt, der deinetwegen an den Heerd deines Vaters kam?"

„Ich ſcheue mich Andere nach ihm zu fragen," verſetzte Walburg traurig, „da ich nicht weiß, wie er gegen mich geſinnt iſt. Die Frauen ſagten mir, er reitet weit von hier im Heere der Franken. Immer ſtand ſein Sinn nach einem großen Kriegszuge, und als er das letzte Mal am Main war, wollte er deshalb Kundſchaft einziehen. Was ſiehſt du mich ſo an, Gertrud," rief ſie heftig, „du weißt von ihm, was du mir nicht ſagen willſt; ſei barmherzig und rede."

„Hörteſt du nicht, was Viele wiſſen?" antwortete

Gertrud, „das Grafengericht hat über ihn geſeſſen. Wenn ſie ein Urtheil gegen ihn gefunden haben, ſo mögen dir's Andere künden, nicht ich.“

„Wo iſt Wolfram?“ rief Walburg. „Täglich habe ich nach ihm ausgeſehen, aber verlaſſen liegt der Rabenhof.“

„Es geht dort ſtill her,“ antwortete Gertrud, „die Knechte und Mägde haben ſich verzogen.“

„Wer füttert ſein Vieh?“ frug Walburg ſchnell.

„Vielleicht, daß Wolfram noch dort verſtohlen hauſt. Iſt es dir Ernſt, den Mann des Verſchwundenen zu ſehen,“ fuhr ſie leiſer fort, „ſo will ich dir dazu helfen.“

„Schaffe ihn her,“ bat Walburg angſtvoll.

„In den Hof wagt er ſich ſchwerlich, weil die Reiſigen des Grafen um das Thor lauern. Da du jetzt in das Freie gehen darfſt, ſo komm mit vor das Thor, doch verrathe mich nicht, wenn ich dir helfe; denn was verſtehen die Prieſter davon, wenn zwei einander lieb haben, ſie werden klug thun ſich gar nicht darum zu kümmern,“ und ſie ſchwenkte ihren großen Sahnlöffel ohne Ehrfurcht gegen die Schule, in welcher Gottfried lehrte.

Als die Mädchen vor das Thor traten, ſahen ſie einen Haufen Volkes, wie er ſich jedesmal ſammelte, wenn der Biſchof von einer Reiſe zurück erwartet wurde. Neben den Reiſigen ſtanden Arme und Kranke, welche ſich Almoſen und Heilung begehrten, Chriſten aus der Umgegend, die Segen oder guten Rath erſehnten. Seitwärts aber hielten Krieger in fremder Slaventracht; mit

Abſcheu erkannte Walburg die Mützen und den Pferdeſchmuck der Sorben, unter ihnen den Weißbart aus dem Gefolge des Ratiz, ſtattlich angethan in langem Tuchrock mit glänzendem Schwertgürtel. Der Alte nahte den Frauen mit tiefen Verbeugungen und begann die Pelzmütze in der Hand drehend: „Ganz gut gelang, wie ich merke, den Frauen die Fahrt über den Sorbenbach.“ Walburg bezwang ihren Widerwillen, als ſie antwortete: „Auch eure Reiſe zum großen Frankenherrn glückte in Frieden, ſo weit ich ſehe.“

„Das Geleit deines Herrn des Biſchofs war kräftig, wir ſind wohlbehalten bis hierher zurückgekehrt. Aber mir iſt damals Vieles verbrannt, als ihr von uns wichet, und dem Alten thut eine Hilfe noth.“

„Wir ſahen auf der Fahrt die Röthe, wenn wir uns rückwärts wandten.“

„Stroh brennt ſo leicht als Schindeln,“ verſetzte der Alte freundlich und blickte über die Holzdächer des Hofes. „Aber meine Landsleute bauen ſchnell, kommſt du das nächſte Mal zu uns, ſo findeſt du neue Strohdächer.“

„Nimmermehr begehre ich euer Dorf zu ſchauen,“ rief Walburg in ehrlichem Abſcheu.

„Möge dir Alles werden wie du es begehrſt,“ antwortete der Weißbart demüthig, „auch mir wäre lieb, wenn die Jungfrau dem Väterchen zu ſeinem Recht verhelfen wollte. Held Ingram, welcher unſern Banden entfloh, hatte, da er noch frei war, aus guter Meinung mir ein Stück rothes Tuch gelobt, damit ich ihm bewillige, dich zu ſprechen. Ich habe es bewilligt; nach dem

Tuche ſehne ich mich noch. Dem Mann iſt es ſeither auch hier übel gelungen, ich aber möchte nicht, daß ſein Gelöbniß gegen mich unerfüllt bliebe. Vermag die Jungfrau mir zu meinem Rechte zu helfen, ſo wäre mir's lieb.“

„Iſt Ingram um meinetwillen dir etwas ſchuldig, ſo will ich ſorgen, daß du deine Gebühr erhältſt, wenn er es nicht vermag,“ antwortete Walburg und entwich dem beredten Danke des Sorben.

Die Mädchen gingen bis zu dem Vorſprung des Waldes, der ſich nahe an die Wegſcheide erſtreckte, dort gebot Gertrud ihrer Gefährtin niederzuſitzen, ſie ſelbſt breitete ein weißes Tuch am Saum des Gehölzes und wandelte als wenn ſie Kräuter ſuchte am Holz entlang, bis ſie langſam zu ihrer Gefährtin zurückkehrte. „Iſt er im Hofe, ſo kommt er; harre, ob er das Zeichen ſieht.“

Nicht lange ſaßen die Mädchen, vor den Blicken aus ihrem Hofe gedeckt, da ſchritt Wolfram aus dem Rabenhof in das Holz und wand ſich hinter dem Baumlaub zu ihnen. Walburg eilte ihm entgegen. „Wo iſt Ingram?“

„Er heißt nicht mehr Ingram, Wolfsgenoß nennen ihn jetzt die Leute, friedlos haben ſie ihn gemacht wie ein Wildthier des Waldes.“ Walburg rang die Hände. „Es freut mich, daß du ſeiner gedenkſt,“ fuhr Wolfram fort, „denn in dem Hofe, aus welchem du kommſt, ſinnen ſie ihm nichts Gutes. Seinetwegen ſaßen die Alten unter den drei Linden um den Grafenſtuhl. Ich ſtand an ihrem Gehege und es war ein bitterer Tag.

Der Hauptmann des Grafen trat in den Ring und erhob die Klage, laut riefen ſie den Namen meines Herrn gegen Hof, Acker und Weide. Aber er ſelbſt antwortete nicht, ſondern Bruno als ſein nächſter Freund trat für ihn in den Ring. Dreimal gab er Antwort auf die Klage und dreimal beriethen die Landgenoſſen. Nach dem dritten Rath fiel der Spruch: Da mein Herr den Frieden des Frankenherrn und des Volkes durch die Schwerthand gebrochen habe, ſo ſolle er fortan Frieden haben wie der Wolf, wo ihn kein Auge ſieht und kein Ohr hört. Und bei den Wölfen hauſt jetzt der Friedloſe."

Walburg ſchrie laut auf, Wolfram aber fuhr kummervoll fort: „Sie ſagen, daß der Spruch ganz mild war, den Hof haben ſie ihm nicht verbrannt, Bruno hat unterdeß die Hand darüber gelegt; und ehrlos haben ſie ihn auch nicht gemacht, wohl möglich, daß ihn die wilden Thiere zu ihrem König wählen."

„Wo weilt er ſelbſt?" rief Walburg.

Wolfram ſah ſie bedeutſam an: „Vielleicht im wilden Wald, vielleicht unter hartem Stein, aus dem Licht der Sonne iſt er geſchwunden."

Walburg winkte heftig ihrer Begleiterin zurückzuweichen und ſprach leiſe: „Ich hoffe, er reitet namenlos im Frankenheere."

„Ich hoffe nicht," verſetzte Wolfram.

„Du birgſt ihn in ſeinem Hofe."

„Sein Dach ſchützt ihn nicht mehr vor fremden Spähern."

„Dann bekenne mir, wo er iſt, Wolfram, bei deiner Seele und Seligkeit beſchwöre ich dich,“ rief ſie feierlich.

„Für meine Seele und Seligkeit wünſche ich Günſtiges,“ verſetzte Wolfram, „aber ich weiß nicht, ob ſie gedeihen werden, wenn ich meinen Herrn verrathe. Dennoch erkenne ich, daß ich allein ihm nicht zu helfen vermag. Willſt du mir verſprechen, daß du geheim bewahrſt was ich dir künde, ſo ſollſt du erfahren was ich ſelbſt weiß.“ Walburg machte ein Kreuz und reichte ihm die Hand. „Unter den Urſtämmen im wilden Wald wiſſen mein Herr und ich einen hohlen Baum, in dem wir Waidgeräth und was man ſonſt für Waldfahrt bedarf, zu bergen pflegen, wie Brauch der Jäger iſt. Dorthin trug ich ihm am Morgen, nachdem er entwichen war, ſein Jagdzeug, Waffen und Kleider und ſang in der Nähe ſo laut ich vermochte, den Jagdruf, welchen er von mir kennt. Als ich am zweiten Tag wiederkam, war der Baum geleert. Seitdem ſchrie ich dort öfter mein Lied und als ſein Urtheil verkündet war, weilte ich in der Nähe bis er ſelbſt kam. Aber freudenlos wurde das Wiederſehen, ſeine Wangen waren fahl und wortkarg die Rede. Und als ich mich erbot ihn zu begleiten, wies er das kurz ab und ſprach: „In der Halle der Götter hauſe ich, für einen, der im Sonnenlicht wandelt, iſt dort kein Raum. Kehre nicht wieder, Wolfram, denn friedlos wird Jeder, der ſich dem Ausgeſtoßenen zuwendet.“

„Nannte er meinen Namen?“ unterbrach ihn Walburg.

„Er frug nicht einmal nach ſeinen Roſſen,“ verſetzte

Wolfram. Die Jungfrau ſenkte traurig ihr Haupt. „Nur von den Sorben ſagte er mir etwas, woraus ich erkannte, daß er ganz verſtört iſt. Rothes Tuch forderte er für den Weißbart und daß ich darum eins unſrer Roſſe auf den Markt führen ſollte, es ſei gelobte Schuld.“

„Haſt du nach ſeinem Gebot gethan,“ frug Walburg.

„Das Tuch habe ich eingetauſcht, aber die Gabe dem alten Diebe zu gewähren ſcheint mir ganz thöricht und unſinnig, denn ſeine Speergeſellen haben an meinem Herrn treulos gehandelt und er lebt mit ihnen in tötlicher Fehde.“

„Thue dennoch nach dem Gebot, auch um meinetwillen,“ bat Walburg.

„Die Hunde lagern jetzt im Dorfe wie Häuptlinge,“ verſetzte Wolfram, „ich ſah den Alten, als ein Späher ſchleicht er einher und nichts Gutes bedeutet ſeine Ankunft. Möge dies der letzte Gewinn ſein, den er im Sacke heimträgt. — Seit jenem Tage erblickte ich meinen Herrn nicht mehr, doch was ich noch in dem Baume barg, wurde faſt immer abgeholt. Geſtern aber fand ich ein Stück Rinde in der Höhlung und auf der innern Seite das Bild eines Roſſes geritzt. Morgen denke ich ihm ſein beſtes Pferd hinzuführen und dazu noch eins für einen Andern, damit er nicht allein reitet.“

„Und wornach ſteht ſein Sinn, das ſage mir noch, Wolfram, wenn du es weißt.“

„Wo ſoll er hin wenn nicht gegen die Sorben. Denn die Weiden ſind es, die ihm jetzt am meiſten das Herz einſchnüren. Als wilder Wolf will er dort beißen, bis ihn ein Keulenſchlag trifft. Ich möchte lieber anderswohin. Aber mich treibt eine Vorbedeutung, da ich doch Wolfraban heiße. Ich erkenne, mein Name gibt mir die Weiſung, daß ich ihn auf dem Wolfſprung begleite."

„Führe nicht die Roſſe in den Wald, auf denen er mit dir zum Tode reitet," ſprach Walburg feierlich, „denn ich will ihm helfen, daß er lebe, wenn ich's vermag. Gelobe mir, mich morgen an dieſer Stelle zu erwarten, bevor du zu dem Baume wandelſt, damit ich dir überbringe, was deinem Herrn nützen mag."

Wolfram überlegte. „Ich weiß, daß du ihm wohlgeſinnt biſt, und du wirſt ihn nicht ſeinen Feinden verrathen."

„Niemals," rief Walburg.

„Wohlan, ſo erwarte ich dich hier, wenn die Sonne morgen früh über den Waldrand ſteigt."

Die Mädchen eilten zum Hofe, denn vom Dorfwege nahte ein Reitertrupp, in ſeiner Mitte der Biſchof. Ihn empfing Heilruf der harrenden Menge und der Hofgenoſſen. Wie ein Häuptling ſchritt er durch das Volk in die Halle, welche ihm errichtet war, und empfing dort nach der Reihe die Geſandten und die Flehenden. Zuletzt ſprengte auf ſeinem Kriegsroſſe Herr Gerold ſelbſt in den Hof, ihm trat der Biſchof auf der Schwelle entgegen, bot den Friedensgruß und geleitete ihn zu dem Heerdſitz.

„Den Raben von drüben habe ich verſcheucht," begann der Graf, „du biſt an ihm gerächt."

„Ich danke dir nicht dafür, Gerold, du weißt, wie ich für ihn gebeten habe."

„Nicht mein Vortheil war es," verſetzte der Franke unwillig, „das beſte Schwert der Thüringe zu zerbrechen. Daß ich das Urtheil gefordert habe, geſchah nur darum, weil mir von meinem Herrn dein Heil auf die Seele gelegt iſt. Denn du vermochteſt nicht im Volke zu dauern, wenn der erſte Mann ungeſtraft blieb, der gegen dein Haupt das Schwert gezückt hat. Verächtlich wurdeſt du vor Jedermann und von allen Seiten wären die Heidenmeſſer an dich gedrungen. Willſt du den Thüringen deine Botſchaft ferner verkünden, ſo mußt du ihnen erweiſen, daß deine Feinde ausgetilgt werden."

„Haſt du jenen Mann ausgetilgt," ſprach Winfried, „weil er zuchtlos den Frieden des Volkes brach, ſo darf ich dir nicht widerſtehen. Begehrteſt du aber Rache für mich, ſo haſt du mir wehe gethan. Auch du kennſt das hohe Gebot, welches geſchrieben ſteht, daß wir unſern Feinden Gutes thun ſollen."

„Steht es geſchrieben, ſo ſiehe du zu, ob die Männer hier dir's glauben," rief Gerold unzufrieden, „ich aber hoffe, daß du nicht gekommen biſt, um dieſem Volke den Männermuth zu nehmen, ſondern zu ſtärken, denn hier thut nicht Geduld und Lammesſinn noth, ſondern Krieg und ſcharfes Gefecht, dazu bin ich in dies Land geſandt und ich erkenne, der Wille des erlauchten Helden Karl iſt, daß du mir dabei hilfſt. Als wir mit einander aus dem Angeſicht des Frankenherrn ſchieden, da legten wir unſere Hände in einander und gelobten treue Geſellen in dem Volk der Thüringe zu ſein, ich für meinen Herrn, du für den Chriſtengott, denn verfallen lag dies Grenzland und feſte Führer waren ihm nöthig."

„Treu haſt du bisher unſern Vertrag erfüllt," verſetzte Winfried herzlich. „Und gern gebe ich das Zeugniß, daß ich vor andern Menſchen dir dankbar bin, wenn es mir gelingt die harten Nacken am Taufſtein zu beugen. Denn die Furcht vor deinen Bewaffneten iſt mein einziger irdiſcher Schutz, und glaube mir, kein Tag vergeht, wo nicht hier im Hofe von meinen Getreuen für dein Wohl gebetet wird."

Herr Gerold neigte ein wenig das Haupt. „Ganz willkommen iſt mir, wenn du mir im Himmel gutes Gemach bereiteſt, denn ich ſelbſt habe wenig Geſchick dazu. Aber nicht weniger lieb wäre mir, wenn du mir auch auf andern Wegen deine Treue bewährteſt; und daß ich dir's grade heraus ſage: mir gefällt nicht, daß du den Boten des Ratiz freies Geleit zu dem Helden Karl ausgewirkt haſt und daß du über die Grenze bis in das Wendenland geſchorene Boten laufen läßt, denn du handelſt gegen meinen Vortheil und wohl auch gegen den eigenen."

„Erwäge auch," verſetzte Winfried ruhig, „daß ich nichts gethan habe ohne dein Wiſſen. Mein Beruf iſt, auf der Männererde den Frieden Gottes zu verkünden, wie durfte ich mich weigern dem Helden Karl den friedfertigen Wunſch des Ratiz zu melden. Wir vernahmen, daß der Räuber mit manchem aus ſeinem eigenen Volke verfeindet iſt, und dem großen Frankenherrn ſelbſt war willkommen, auch über die Slaven an der Grenze ſeine Herrſchaft zu breiten.“

„War es ihm willkommen,“ verſetzte Gerold zornig, „mir und Anderen, die an der Grenze gebieten, wäre es verhaßt und unleidlich. Meinſt du, daß wir den Ratiz als Grenzgrafen neben uns dulden werden, zu unſerm Schaden an Land und an Zehnten? Und heut ſage ich dir, mich freut's, daß es mir und meinen Fürſprechen gelungen iſt, ihn bei Herrn Karl zu hindern. Ohne günſtigen Beſcheid kehren die Sorben zurück und dem Ratiz iſt befohlen über die Saale zurückzuweichen.“

„Und wenn er es nicht thut,“ frug Winfried.

„Dann ſoll er der erſte ſein, den wir fällen, damit Furcht das Slavenvolk bändige.“

„Wenn aber ſeine Landsleute ihm helfen?“

„Das grade iſt, was ich will,“ rief Gerold. „Meinſt du, ich habe Luſt, dieſen Sommer mein Schwert müßig in der Scheide zu tragen?“

„Und neu erhebt ſich Mord und Brand und die Greuel des Grenzkrieges,“ rief Winfried traurig, „zerſtörte Höfe ſehe ich, erſchlagene Wirthe und die Wehrloſen gleich dem Vieh getrieben, verwildert auch die Herzen der Sieger.“

„Ich habe dich weiſe gefunden auch in weltlichen Dingen,“ verſetzte Gerold, „dieſe Rede aber dünkt mir thöricht. Ob du die Thüringe deiner Lehre unterwirfſt, das hängt jetzt nicht allein von den Gebeten ab, die du ihnen verſprichſt, ſondern von den Schlägen, welche ich mit einem Volksheer den Wenden zutheile. Denn die

Heiden werden dir nur dann ihre Hälſe zuneigen, wenn ſie unter dem Chriſtenbanner Sieg erhalten. Und wenn du einſt die Oſtvölker bekehren willſt, ſo werden auch dieſe erſt auf deine Worte hören, wenn ſie erkennen, daß ihre Götzen nicht mehr Sieg ſpenden.“

„Mein Werk iſt es, den Völkern der Erde den Frieden des Gottesreiches zu verkünden,“ antwortete Winfried, „dein Amt iſt, die Feinde des Frankenherrn niederzuwerfen. Durch viele Jahre habe ich erfahren, daß die heilige Lehre nicht plötzlich Sinn und Gedanken der Männer wandelt und manches Menſchenalter mag vergehen, bevor die Chriſten ſelbſt die Worte der Liebe und des Erbarmens begreifen. Ich weiß auch, daß nur ein Volk, welches den Heiden ſiegreich widerſteht, ſich den Chriſtenglauben bewahrt, darum will ich, daß die Herrſchaft der Franken ſich ſo weit breite, als es mir gelingt, meinem Himmelsherrn Bekenner zu gewinnen. Mit dem hohen Fürſten Karl habe ich dies vereinbart, daß er der einzige weltliche Herr ſein ſoll über alles bekehrte Heidenland, wie der Biſchof zu Rom der einzige Vogt des Himmelsherrn. So weit wünſche ich dir Sieg und ich darf zu dem Allwaltenden flehen, daß er ihn deiner Heldenkraft gewähre. Aber wenn du den Kampf begehrſt aus Begierde nach Kriegsruhm und Beute, dann hüte dich, daß nicht auch dich die Strafe treffe, wenn du aus dieſem kurzen Leben in das ewige hinübergehſt.“

„Meine Sorge um das Himmelreich habe ich in deine Hände gelegt, Biſchof,“ verſetzte der Graf mit geheimem Bangen, „und ich vertraue, du wirſt meinen

Vortheil dort wahrnehmen, wie auch ich hier für den deinen kämpfen will, obgleich du mir zuweilen widerſtehſt. Und ſo laß uns wieder gute Geſellen ſein; ich reite an die Grenze, und bald mag deine Fürbitte mir heilſam werden."

Er ſchritt klirrend aus der Thür und Winfried ſagte hinter ihm ſtill zu ſich ſelbſt: „Ich hole mir beſſere Freude bei meinen kleinen Pfleglingen." Er wandelte in das Arbeitshaus, grüßte die Frauen und Kinder, ſchritt mit Walburg durch alle Räume, ließ ſich berichten was in ſeiner Abweſenheit gethan war, und betrachtete die Werke des Webſtuhls und die Schätze der Vorrathskammer. Lächelnd rührte er an das Schleiertuch der Jungfrau, welches die eine Hälfte ihres Geſichtes deckte. „Ich muß die Kunſt des Arztes rühmen, denn gut hat er dir die Wunde geheilt und der Schade wird noch durch die Zeit gebeſſert. Bald kommt wohl Einer und der Andere und begehrt dich zur Hausfrau. Wir aber werden dich ungern miſſen, denn dein Sinn iſt feſt und was deine Hand berührt, gedeiht. Du biſt zur Hälfte geſchleiert, vielleicht gibt Gott dir die Gnade, daß du dein ganzes Leben ſeinem Dienſte weihſt."

Da erröthete Walburg, aber ſie ſah dem Biſchof offenherzig in das Geſicht als ſie antwortete: „Oft kam mir der Gedanke, für mein Leben hier zu bleiben, als ich mit der Wunde ſaß; denn ſelig iſt der Frieden in deiner Nähe und viel Leidvolles habe ich erfahren. Aber, mein Vater, auch ohne Gelöbniß bin ich gebunden an das Schickſal eines Andern. Zürne nicht, wenn ich dich an den Mann mahne, welcher frevelhaft das Eiſen gegen dein Haupt gehoben hat.“

Die Stirn des Biſchofs umwölkte ſich, war es Zorn gegen Ingram oder Unwille, weil Jemand ſeinem Wunſche widerſtand, im nächſten Augenblick ſah er wieder gütig auf das Weib, welches flehend die Hände faltete. „Sie haben ihm den Frieden genommen, Walburg, nachdem er ihn vorher ſelbſt verloren hatte.“

„Deshalb will ich zu ihm, ehrwürdiger Vater.“

„Du, Jungfrau?“ frug Winfried erſtaunt, „in die Wildniß, in ein fernes Land, zu einem verachteten Haupte?“

„Wo er auch athme, wie er auch lebe, in dem wilden Wald, unter dem Fels, bei Raubthieren und Raubgenoſſen, ich will zu ihm. Denn, Herr, ich bin's ihm ſchuldig.“

„Deinem Vater im Himmel biſt du ſchuldig nichts zu thun, was gegen ſeine Gebote iſt. Auch Zucht und Sitte ſind dem Weibe geboten und waghalſiges Preisgeben des eigenen Lebens iſt ihm Unrecht.“

„Ich verſtehe die Lehre, ehrwürdiger Vater,“ verſetzte Walburg demüthig. „Sonſt habe ich mich züchtig gehalten und ſtolz gegen werbende Knaben, auch gegen ihn. Er aber hat ſeine Freiheit um mich gewagt und ſein Leben. Frevelhaft war das Wagniß, ich weiß es, mein Vater, und allzuhart habe ich es ihm ſelbſt geſagt, das reut mich jetzt. In Noth und Elend iſt er um meinetwillen gekommen, ich will gehen ihn zu retten.“

„Vermagſt du das, Mädchen?“

„Der liebe Gott wird mir gnädig ſein,“ antwortete Walburg.

„Weißt du ſchon,“ frug Winfried prüfend, „ob er ſich deine Nähe begehrt? Bauſt du auf das Verlangen, das er einſt hatte dich zu beſitzen? Walburg, mein armes Kind, das Angeſicht, welches er holdſelig fand, haſt du verdorben.“

Walburg ſah vor ſich nieder und um ihren Mund zuckte der Schmerz. „Bei Tag und Nacht habe ich daran gedacht, und ich fürchte ſehr, mein Antlitz iſt ihm verleidet. Aber mein toter Vater war ſein Gaſtfreund und er wird die Tochter als eine gute Bekannte aufnehmen, wenn er ſich auch fortan ein anderes Weib begehren ſollte.“

„Wo birgt ſich der Heilloſe?“

„Oben im Bergwald, ſein Diener Wolfram wird mich zu ihm führen.“

„Und wenn ich dir verbieten wollte, dein Leben und deine Seele an die Wildniß zu wagen, was würdeſt du dann thun?“

Walburg ſank vor ihm auf die Knie und die gerungenen Hände zu ihm aufhebend, antwortete ſie leiſe: „Ich müßte doch gehen, ehrwürdiger Vater.“

„Walburg,“ rief der Biſchof drohend und zornig blitzten ſeine Augen. Schnell erhob ſich Walburg. „Was hat dich getrieben, Herr, als du hierher kamſt unter die Heiden? Dein heiliges Haupt gibſt du täglich dem Haß und der Bosheit deiner Feinde preis. Sorglos und fröhlichen Herzens reiteſt du durch die Dörfer der Heiden und fragſt nie, ob dich ein Pfeil aus dem Dickicht treffe. So großes Vertrauen bewahrſt du auf Gottes gnädigen Schutz, und du zürnſt der Magd, die in deiner Nähe lebt, daß auch ſie ihr Leben an die Gefahren der Wildniß wagt. Groß iſt dein Amt, ehrwürdiger Vater, vielen Tauſenden willſt du Rettung bringen aus dem Verderben, ich bin ein armes Weib, ich habe nur ein Leben, um das ich bete und weine, aber den Muth habe ich wie du, einen Willen wie du; und ſo lange ich frei auf meinen Füßen wandle, werde ich meine Schritte dorthin richten, wo er ſein ruheloſes Haupt birgt. Denn ich erkenne, arge Unholde ſchweben um ihn und bedrängen ſeine Seele, und darum muß ich eilen ihn zu retten, wenn ich es vermag.“

„Als ein geſchworener Mann des Himmelskönigs fahre ich über die Haide und durch den Wald,“ verſetzte Winfried ernſt, „in meinem Amte wage und dulde ich, du aber, wenn du dich einem Unſeligen geſellen willſt, folgſt der Leidenſchaft, welche auf Erden das Weib an den Mann bindet. Nicht meines Amtes iſt, dein Thun zu rühmen oder zu verdammen. Wäre ich in Wahrheit dein Vater und ſtünde mir zu, dir den Gemahl zu wählen, ich würde dich hindern oder dich ſelbſt begleiten. Als dein geiſtlicher Berather ſage ich dir, die Abſicht kann ich nicht tadeln, die wilde Fahrt darf ich nicht loben.“ Er wandte ſich von ihr, da er aber die Jungfrau regungslos mit geſenktem Haupt ſtehen ſah, trat er wieder zu ihr und nahm ſie gütig bei der Hand. „So muß ich als Biſchof ſprechen, aber wenn du doch den Unholden Trotz zu bieten wagſt, ſo werde ich darum nicht ſchlechter von dir denken, während der Fahrt will auch ich in deiner Sache zu dem Herrn beten, ob er mich gnädig erhört, und wenn du zu mir zurückkehrſt, wie du gegangen biſt, ſo will ich dich empfangen als mein wiedergefundenes Kind.“ Walburg neigte ihr Haupt und der Biſchof betete über ihr.

Winfried kehrte in ſein Gemach zurück, und nachdenklich ſprach er zu ſich ſelbſt: „Mein Geſelle Gerold iſt der redlichſte unter den Franken, die ich kenne. Auch die Magd, welche ihr Leben für einen wilden Geſellen hingeben will, mag wohl in dieſem Lande eine der beſten ſein, und doch ſind beide nicht ächte Erben des Gottesreiches. Furchtbar iſt es zu denken, wie gering die Zahl Solcher iſt, welche das Leben im Erdgarten nur als Vorbereitung betrachten für die Halle der Herrlichkeit.“ „Komm, mein Sohn,“ rief er dem eintretenden Gottfried zu, „ich ringe mit ſchweren Gedanken, und deine Nähe wird mir eine Erquickung. Doch mit Sorge ſehe ich, daß dein Antlitz bleich und deine Miene verhärmt iſt; was Andere zu wenig üben, das thuſt du im Uebermaß. Ich lobe nicht dein Entbehren der Speiſe, nicht dein nächtliches Wachen und nicht die Geißelſchläge, die, wie ich durch die Wand höre, deinen Rücken treffen. Grüble nicht über Träume und ängſtige dich nicht, daß flatternde Gedanken dir das reine Gewand deiner Seele verderben können. Zu einem arbeitſamen Gehilfen an hartem Werke hat dich der Herr beſtimmt, und kraftvoll brauche ich dich, denn viel iſt noch zu thun. Krieg ſteht bevor an der Grenze, aus unſerer Friedensſaat iſt er aufgegangen; und wir haben zu ſorgen, daß die jungen Gemeinden nicht von den Unholden zerſchlagen werden. Deinen Reiſegenoſſen Ingram hat das Urtheil getroffen und wir wollen darauf ſinnen, wie wir dem Friedloſen die Rückkehr in die Heimath bereiten, denn er gehört zu den Kindern unſeres Gebetes. Fortan bete du auch für Walburg, die Jungfrau. Sie hat ſich eigenwillig von uns gelöſt und geht zu dem Friedloſen in die Wildniß.“

Gottfried ſchwieg, aber ein Schauer fuhr ihm über den Leib und er ſtützte ſich an die Wand, der Biſchof ſah erſchrocken auf die gebrochene Geſtalt. „Gottfried, mein Sohn,“ rief er, „was iſt mit dir?“ Da ging der Mönch leiſe an die Truhe, in welcher die heiligen Gewänder lagen, nahm die Stola hervor und that ſie dem Biſchof mit flehendem Blick um. Winfried ſetzte ſich in den Stuhl, der Mönch kniete an ſeiner Seite und faltete die Hände über den Knien des Biſchofs; faſt unhörbar waren die Worte, welche er ſprach, aber dem ſtarken Mann klangen ſie wie ein Schlachtruf in das Ohr, und als der Jüngling geendet hatte und mit ſeinem Haupte auf den Knien des Biſchofs lag, ſaß dieſer über ihn gebeugt und hielt die heiße Stirn des Betenden, ſo voll von Schmerz wie der Jüngling ſelbſt.

## 7.

## Unter den Schatten.

Am nächſten Morgen ſchritt Walburg mit ihrem Führer dem Walde zu. Hinter ihr rief Gertrud traurig in die Flur: „Neig dich Laub und neig dich Gras, denn eine freie Magd will ſich vom Sonnenlicht ſcheiden.“

In dem lichten Gehölz über dem Dorfe weidete die Rinderheerde. Die Kühe liefen neugierig aus dem Gebüſch und ſtarrten die Jungfrau an, auch der Hirt trat an den Weg, bot den Gruß und frug, wohin ſie im Frühlicht wandle. „In die Berge,“ antwortete Walburg leiſe und der Mann ſchüttelte den Kopf. Ein vorwitziges Kalb trabte hinter ihr her und roch an ihrem Korbe. „Weiche von mir Braunchen,“ mahnte ſie, „denn der Weg, den ich gehe, wäre dir gefährlich, du haſt Frieden bei den Leuten, alle müſſen dich beachten, wenn du auch nur ein Jährling biſt, und wenn dich ein Fremder ſchädigt, ſo muß er es deinem Herrn ſchwer büßen. Der aber, den ich ſuche, iſt ärmer als du, denn Jeder darf ungeſtraft ſeinen heißen Muth an ihm kühlen und ſchutzlos ſchweift er ohne Recht.“ Sie faßte ihren Handkorb feſter und eilte dem Führer nach.

Auf dem Gipfel des Hügels wandte ſie ſich um und ſtreckte die Hand grüßend nach der ſonnigen Ebene aus, ſie ſchaute über die Beute der Ackerflur, auf die grauen Dächer des Dorfes und auf den Meierhof, in dem ſie Zuflucht gefunden hatte; ſie dachte an die Kinder, wer ihnen das Frühbrot austheilen werde, und ſah die Brüder mit heißen Wangen bei ihren Holztafeln in der Schule ſitzen, und den kleinen Bezzo, der ſchreiend durch den Hof lief ſie zu ſuchen. „Wenn er ſchreit, wird er die Schule ſtören, und ich fürchte, ſie werden ihn abſtrafen, weil er um mich weint.“ Und vor ihrem Auge erſchien das ernſte Angeſicht Winfried's, als er zu ihr ſprach: „Du folgſt irdiſcher Liebe und auf dieſe Welt haſt du deine Sache geſtellt; ich aber auf jene.“ Da ſeufzte ſie: „Ob er mir im Herzen zürnte, das möchte ich wohl wiſſen. Aber er hat mich doch geſegnet,“ tröſtete ſich ſich. „Vielleicht bittet er grade jetzt zum Himmelsherrn für mich, wie er mir verhieß, und unter ſeinem Gebet fahre ich ſicher dahin; denn ich denke, er muß dem großen Gott ſehr lieb ſein und ihm zu Gefallen werden mich die Himmelsboten beſchützen. Doch meinetwegen fliegen ſie ſchwerlich, weil der Friedloſe ſich ſo gröblich gegen den Biſchof erhoben hat.“

Längs dem rauſchenden Bach gingen ſie wohl eine Wegſtunde, bis ſie dahin kamen, wo die letzten Markzeichen in den Grenzbaum gehauen waren und die Geleiſe der Holzwagen aufhörten. Dort begann die Wildniß, welche nur der Jäger betrat, ein ſcheuer Wanderer, der über die Berge zog und der geſetzloſe Räuber, welcher heimathlos über die Erde irrte. Vor ihnen erhob ſich der wilde Wald, Urſtämme mit langen Flechten umhangen glänzten ſilbergrau, gleich rieſigen Säulen, welche hoch oben das Laubdach trugen. Dichter Schatten deckte den Grund, über dem Wurzelgeflecht und geſtürzten Stämmen lag die grüne Moosdecke und große Farnwedel breiteten ſich in der Dämmerung. Wolfram zog die Mütze, wie dem Jäger geziemte, wenn er unter die Wildbäume trat, und Walburg neigte ſich mit ehrfürchtigem Gruß gegen den Hochwald: „Ihr Gewaltigen wachſt frei gegen den Himmel, Sonnenſchein und Regen fühlt ihr auf den Gipfeln und der Quell im Felſen netzt euren Fuß. Gönnt auch mir das Gute, das ihr uns Fremdlingen gewährt, wenn wir euch furchtſam nahen, die Waldfrucht als Koſt, weiches Moos als Lager, eure Zweige als Decke und eure Stämme als eine Ringburg gegen die Feinde.“ Noch einmal wandte ſie ſich zum Lichte zurück, dann trat ſie beherzt in den Schatten.

Wohl eine Stunde führte Wolfram zwiſchen den Stämmen über Berg und Thal. Endlich hielt er auf der Höhe vor einer rieſigen Buche und ſprach mit gedämpfter Stimme: „Dies iſt der Baum.“ Er bog vorſichtig das Farnkraut zurück, hob ein Stück Buchenrinde ab, welches die Höhlung verdeckte und wies hinein. Dann ſpähte er vom Höhenrand rings umher. Nichts war zu ſehen. „Es iſt noch nicht die Zeit, in welcher er kommt, doch biſt du ſicher, daß er heut nicht aus bleibt, denn er hofft auf ſein Roß.“

Der Jungfrau pochte das Herz als ſie um ſich ſah, eine Rieſenſäule hinter der andern, bis die fernſten ſie dicht einhegten wie eine ungeheure Mauer. „Wir ſcheiden, Wolfram, weiche zurück nach dem Hofe und laß mich hier, daß ich ihn allein treffe.“

„Wie darf ich ein ſpeerloſes Weib unter dem wilden Gewächs zurücklaſſen,“ verſetzte Wolfram unwillig.

„Geh dennoch, du Treuer, was ich mit ihm zu reden habe, geht uns allein an und kein Anderer ſoll es hören. Willſt du mir freundlich ſein, ſo kehre morgen um Mittag hierher zurück und frage den Baum, wie es um mich ſteht. Ich will es, Wolfram, und du kränkſt mich, wenn du anders thuſt.“

Wolfram ſtreckte ihr die Hand hin. „Fahre wohl, Walburg, ich ginge nicht, aber ich weiß, daß der Andere nicht lange ſäumen wird.“ Er ſchritt abwärts ſo lange die Jungfrau ihn ſehen konnte, dann warf er ſich auf den Boden. „Harren will ich, bis ich ſeine Geſtalt merke, damit ihr Jemand nahe bleibt, der den Waldbrauch kennt.“

Walburg ſaß allein unter dem Baum, ſie legte die Hände zuſammen und blickte empor nach der Höhe, wo ſie den blauen Himmel nicht mehr ſah, nur Aeſte und Blätter. Unter den grauen Stämmen herrſchte tiefes Schweigen, ſelten tönte von hochoben der Ruf eines Vogels. Da fuhr es leiſe am nächſten Baumſtamm herab, ein Eichhorn ſetzte ſich ihr gegenüber auf den Aſt, neigte ihr zuweilen den kleinen Kopf zu und blickte ſie mit den runden Augen an, während es eine Ecker in den Pfoten hielt und daran nagte. Auch Walburg grüßte das Waldthier und ſprach rühmend: „Gut ſtehen dir deine Ohrbüſchel und dein ſtolzer Schweif: ſei mir freundlich, Rothhaar, denn auch ich ſinne dir nichts Böſes und könnte ich dir helfen mit Eicheln und Eckern in deinem Haushalt, ich thäte es gern. Doch reicher biſt du als ich, denn du hältſt dein Weſen hoch in der Baumhalle, wir Menſchenkinder aber ſchreiten beſchwerlich über die Wurzeln. Ich kümmere mich um einen, den du leicht erſpähſt, wenn du durch die Wipfel ſchweifſt, ſiehſt du ihn auf ſeinem Wege, ſo laufe vor ihm, daß du ihn zu mir führſt.“ Das Eichhorn nickte mit dem Kopf, warf die Frucht auf den Boden und fuhr eilig den Stamm hinauf.

„Es thut nach meinem Willen,“ ſprach Walburg lächelnd. Da vernahm ſie einen ſchnellen Schritt, ſie hörte ſich beim Namen rufen und ſah den Friedloſen, der zwiſchen den Stämmen auf ſie zuſprang, ſich neben ihr in das Moos warf und ihre Hand faßte. „Kommſt du doch,“ rief er, und in dem frohen Schreck verſagte ihm die Stimme. „Dich noch einmal zu ſehen, habe ich heimlich gehofft und täglich wandelte ich über das Moos wie gebannt an den Baum.“ Walburg ſtrich ihm liebkoſend die Wange und das Haar. „So bleich das Antlitz, verworren die Locke und hager der Leib, du armer Schatten, der das Sonnenlicht meidet, dir war der Wald feindlich, denn dein Ausſehen iſt vergrämt und dein Auge ſtarrt wild auf das Kind deines Gaſtfreunds.“

„Es iſt unmenſchlich im Walde und fürchterlich iſt die Einſamkeit für den Ausgeſtoßenen,“ antwortete Ingram, „ſeinen Fuß klemmt die Baumwurzel, die Aeſte raufen ihm das Haar und die Krähen in der Höhe reden mißtönend mit einander, ob er ihnen zum Fraß wird oder nicht.“ Er fuhr empor. „Weiß ich doch nicht, ob ich mich freuen ſoll, da ich dich ſehe: du kommſt von den Prieſtern und du gehſt zu ihnen zurück, um ihnen die gute Botſchaft zu verkünden, daß du mich in Elend und Jammer gefunden haſt.“

„Ich war bei den Prieſtern und ich komme zu dir,“ antwortete Walburg feierlich, „aus dem Hof der Chriſten bin ich gegangen, um für dich zu ſorgen, wenn ich es vermag; die Menſchen habe ich verlaſſen und den wilden Wald habe ich gewählt, wenn du mich haben willſt.“

„Walburg,“ ſchrie der Friedloſe, warf ſich wieder neben ihr auf den Grund, er umſchlang ſie mit ſeinen Armen, drückte ſein Haupt an ihren Leib und ſchluchzte wie ein Kind.

Walburg hielt ihm das Haupt, küßte ihn auf ſein Haar und ſprach ihm tröſtend wie eine Mutter zu: „Sei ruhig, du Wilder, iſt dein Schickſal auch ſchwer, du haſt eine, die dir's tragen hilft. Auch ich bin aufgewachſen nahe der Wildniß und nahe den Räubern der Grenze; die Bedrängten rettet wohl geduldiger Muth. Setze dich dort mir gegenüber, Ingram, und laß uns bedächtig reden wie ſonſt, wenn wir am Heerde meines Vater zu einander ſprachen.“

Ingram ſetzte ſich gehorſam, aber er hielt ihre Hand feſt.

„Drücke auch nicht ſo traulich meine Hand,“ mahnte Walburg, „denn ich habe dir Schweres zu ſagen, was der

Mund eines Mädchens nicht gern ſpricht.“ Ingram aber unterbrach ſie: „Bevor du redeſt, höre auch meine Meinung.“ Er hob einen Kieſel aus dem Mooſe und warf ihn hinter ſich. „So thue ich ab, was uns trennte, vergiß auch du, Walburg, was dich an mir gekränkt hat, gedenke nicht der Sorbenfeſſel und nicht der Löſung durch die Fremden, und ich flehe, verſtöre mich nicht durch ſtrenge Rede, denn ſo ſelig fühle ich mich jetzt, da ich dich vor mir ſchaue und deine Treue erkenne, daß ich um Bann und Friede wenig ſorgen will. Du biſt meinem Herzen ſehr lieb und heut, wo du zu mir kommſt, mag ich an nichts denken als an dich und mich deiner zu freuen.“

Der Schleier, welcher das halbe Antlitz der Jungfrau verhüllte, bewegte ſich. „Sieh doch erſt zu, Ingram, wen du lieb haſt, wir loben den Freier, der vorher betrachtet was er erwerben will.“ Sie ſchlug den Schleier zurück, eine rothe Narbe zog ſich über die linke Wange, eine Hälfte des Geſichts war ungleich der andern. „Das iſt die Walburg nicht, deren Wange du einmal geſtreichelt haſt.“ Er ſah das Angeſicht vor ſich, welches ihn damals erſchreckt hatte, wo er das Schwert gegen den Biſchof hob. Sie blickte ſpähend nach ihm und als ſie ſein Staunen ſah, verhüllte ſie die Wange wieder und wandte ſich ab um ihre Thränen zu verbergen.

Ingram rückte ſich näher und rührte leiſe an die andere Wange. „Laß mich dieſe küſſen,“ ſagte er treuherzig. „Ich bin erſchrocken, denn wild ſteht die Narbe in deinem Geſicht, aber ich weiß, daß du ſie erhalten haſt als ich ein Thor war; und die Männer und Frauen werden dich darum nicht weniger ehren.“

„Du ſprichſt ehrbar, Ingram, aber ich fürchte, mein Anblick wird dir dereinſt mühſelig, wenn du mich mit Andern vergleichſt. Ich bin ſtolz und wenn ich dein Weib werde, ſo will ich dich allein haben für Leben und Tod, denn das iſt mein Recht. Auch ich will dir ſagen, wie mir ums Herz iſt. Als ich noch ausſah wie andere Mädchen, hatte ich dich mir als Ehewirth gehofft, und wenn du nicht mein Gemahl wirſt, ſo wird es ſchwerlich ein anderer Mann auf Erden, auch wenn mich einer begehren wollte. Vor kurzem aber hörte ich eine Stimme, die wie aus meinem Innern zu mir ſprach, daß ich mich einem andern Herrn verlobe, dem Himmelsgott, der ſelbſt die Wundenmale trug. Den halben Schleier haben ſie über mich gelegt, ob ich dereinſt mein Haupt ganz verhülle oder nicht, darum ſorgte ich in bitterer Angſtſtunde.“

Ingram ſprang auf. „Viel Böſes wünſche ich den Prieſtern, denn ſie haben deine Gedanken von mir abgewandt.“

„Das haben ſie nicht gethan,“ verſetzte Walburg eifrig, „du kennſt ſie nicht, die du ſchmähſt. Setze dich wieder und höre ruhig, denn zwiſchen uns ſoll Vertrauen ſein. Stündeſt du im Glück vor mir, ſo würde ich vielleicht mein Herz verbergen und wenn du noch bei meinen nächſten Verwandten um mich werben wollteſt, ſo wäre dir die Freite langwierig wegen der Narbe, denn ich würde deiner Beſtändigkeit nur ſchwer trauen. Jetzt aber ſehe ich, daß dir ein Freund noth thut und daß dein Leben in großer Gefahr iſt, da iſt die Angſt um dich in mir übermächtig geworden und ich bin zu dir gekommen, damit du unter den Raubthieren nicht verwilderſt und wenn ich's hindern kann, im Walde nicht vergehſt. Denn ich weiß, und du weißt es auch, daß ich in der Noth zu dir gehöre." Sie nahm den Schleier ab: „Sehen ſollſt du mich fortan wie ich bin, ich verſtecke mein Geſicht nicht vor dir."

Wieder warf ſich Ingram an ihrer Seite nieder und umfing ſie. „Sorge nicht um meine Rettung und nicht um meine Seligkeit, an beiden liegt mir wenig, wenn du mir nicht ſagſt, was ich hören will, daß du zu mir kommſt, weil du mich lieb haſt."

„Ich will mich dir angeloben," ſprach Walburg leiſe, „wenn du mir daſſelbe thuſt."

Jauchzend zog er ſie in die Höhe. „Komm, wo die milde Sonne ſcheint, daß wir die heiligen Worte ſprechen." Aber als er ihr in die Augen ſah, die in Liebe und Zärtlichkeit an ſeinem Angeſicht hingen, verwandelte ſich ſeine Gebehrde, die herbe Sorge fiel ihm auf das Herz und er wandte ſich ab. „Wahrlich," rief er, „ich bin werth unter Wölfen zu hauſen, daß ich die Tochter des toten Gaſtfreunds dem Grauen der Wildniß preisgeben will. Vergeſſen habe ich, wer ich bin. Jetzt ſehe ich um mich graues Holz und wildes Kraut und ich höre über mir den Schrei der Adler. Uebel habe ich mein eigenes Leben berathen, aber ein niedriger Mann bin ich nicht und die Treue eines Weibes mag ich nicht mißbrauchen, damit auch ſie verderbe. Geh, Walburg, es war nur wie ein luſtiger Traum.“ Er lehnte ſich an einen Baum und ſtöhnte, Walburg hielt ſeinen Arm feſt.

„Ich ſtehe doch unverſehrt an deiner Seite und ich vertraue auf den mächtigen Schutz deſſen, den wir Vater nennen und dazu auch auf Speer und Schwert meines Helden, an dem ich mich feſthalte.“

„Ich war ein Krieger, jetzt bin ich ein ruchloſer Schatten. Es iſt hart, Walburg, Feuer und Rauch zu meiden, noch härter, jedem Wanderer ſcheu aus dem Bereich ſeiner Augen zu weichen oder eines Kampfes gewärtig zu ſein ohne Feindſchaft und Grimm, nur weil der Andere nach dem Friedloſen wie nach einem tollen Hunde ſchlägt. Aber härter als Leibesnoth und Mord im Waldesdunkel iſt es, feige das Haupt zu bergen und unrühmlich dahinzuleben wie das Ungeziefer unter den Bäumen, unerträglich iſt ſolches Lungern und die einzige Hilfe wird ein ſchnelles Ende im Schwertkampf. Geh, Walburg, und willſt du mir deine Liebe erweiſen, ſo ſage einem, der einſt mein Mann war, daß er mir ein gezäumtes Roß herführe, damit ich mir die letzte Rache ſuche.“ Er warf ſich auf den Boden und barg das Geſicht in dem Moos.

Walburg fühlte heiße Angſt um den Liegenden, aber ſie zwang ſich zu muthiger Rede; neben ihm ſitzend ſtrich ſie ihm die wirren Locken zurecht. „Thuſt du doch, als ob du Niemand im Lande hätteſt, der noch um dein Wohl ſorgte. Schon Mancher, der den Frieden verloren hatte, gewann ihn zurück, wenn der Zorn geſchwunden war. Es that Vielen leid, daß der Spruch gegen dich fiel. Herr Winfried ſelbſt hat bei dem Grafen für dich gebeten.“

„Sage mir das nicht zum Troſte,“ fuhr Ingram zornig auf, „ganz widerwärtig iſt mir ſolche Bitte und verhaßt jede Gutthat des Prieſters. Vom erſten Tage, wo ich ihn ſah, hat er mich richten und ſchicken wollen wie einen Knecht, dich und mich wollte er hinterliſtig für ſich benützen. Als ich das Urtheil über mich vernahm, da dachte ich beſſer von ihm als je zuvor, wenn ich ihn auch haßte, denn ich meinte, er hat doch den Mannesſinn, ſich an ſeinem Feinde zu rächen. Sein Mitleid aber iſt mir das Unerträglichſte von Allem, denn ganz will ich ihm verleidet ſein.“

Walburg ſeufzte. „Wie darfſt du ihn ſchelten, er übt doch nur was ihm der Glaube gebietet, Gutes zu thun ſeinen Feinden.“

„Vielleicht kommſt auch du zu mir, Chriſtenmädchen, um Gutes zu thun nach deinem Glauben, und im Innern verachteſt du mich.“

Walburg ſchlug ihn leiſe auf das Haupt. „Dein Kopf iſt hart und deine Gedanken ſind ungerecht.“ Und ſie küßte ihn wieder auf die Stirn. „Nicht allein der Biſchof iſt dir wohlgeſinnt, auch der neue Frankengraf hat dich gegen den Bruno bedauert, dein Schwert hat er hoch gerühmt und wie ungern er dich miſſen würde bei der nächſten Schwertreiſe gegen die Slaven. Denn vernimm, du Held der Thüringe, ſie ſagen, daß noch dieſen Herbſt nach der Ernte ein Volksheer gegen die Wenden geboten wird.“

Ingram fuhr auf. „Ha, das iſt gute Kunde, Walburg, wenn ſie auch mich Unſeligen ausgeſchloſſen haben.“

„Höre noch Anderes,“ fuhr Walburg fort, „der große Frankenfürſt liegt, wie ſie ſagen, ſelbſt gegen die Sachſen im Felde und überall rüſten die Helden zu neuem Streit.“

„Du machſt mich toll: meinſt du, ich werde überleben von den Schwertgenoſſen getrennt zu ſein, wenn ſie ſich Ehre erwerben?“

„Ich denke darauf, daß du in ihren Reihen kämpfen ſollſt, und auch darum bin ich hier.“

Ingram ſah erſtaunt zu ihr auf, aber ein Hoffnungsſtrahl fiel in ſeine Seele und er frug: „Wie kannſt du mir dazu helfen?“

„Noch weiß ich es nicht,“ anwortete Walburg muthig, „aber ich hoffe Gutes für dich. Ich gehe zu dem Grafen, und wenn er nichts vermag, zum Frankenfürſten ſelbſt in die Fremde, und ich flehe zu unſern Landsleuten. Von Hof zu Hof will ich wandern und bitten, vielleicht, daß ſie mir günſtig ſind, weil ſie dein Schwert jetzt gebrauchen.“

„Du treues Mädchen,“ rief Ingram hingeriſſen.

„Und doch willſt du mir verwehren dir zu helfen, du thörichter Mann,“ mahnte Walburg leiſe, „denn du weigerſt dich, mein Gelübde anzunehmen. Wie kann die Jungfrau vor den Fremden für dich ſprechen, wenn ſie dir nicht verlobt iſt.“

Ingram hob die Hand und rief: „Wenn ich leben ſoll und wenn ich jemals noch mit leichtem Muth über die lichte Flur wandle, dann will ich verſuchen, ob ich deiner Geſinnung zu danken vermag.“

„Jetzt ſprichſt du, wie ich’s gern höre,“ ſagte Walburg froh und wie mit meinem künftigen Hauswirth will ich

Alles mit dir bereden, damit wir ein beſſeres Glück für uns ſinden. Du behältſt mich bei dir hier im Walde oder wo es ſonſt ſei, ſo lange ich dir tröſtlich bin; und wenn es dir gut dünkt, ſendeſt du mich in das Land, damit ich als deine künftige Hausfrau um deine Sachen ſorge. Die Leute werden mir's glauben, wenn ich es ihnen ſage, daß ich als deine Braut komme. Für den Rabenhof wird es gut ſein, wenn eine Frau nach Ordnung ſieht. Deine Dienerinnen haben ſich verlaufen, und ſie dürfen nicht wiederkommen, denn ich denke allein Herrin im Hauſe zu bleiben.“ Ingram nickte zuſtimmend. „Auch das Vieh braucht Pflege, wie ich merke, und ich werde dir eine Magd werben; das beſpreche ich mit Bruno, der ein beſcheidener Mann iſt. Seinen Rath höre ich auch, wie wir dir den Frieden wiederſchaffen. Nicht ohne ſchwere Buße kannſt du ihn gewinnen, wenn es dir glückt; die Buße wirſt du leiſten, wenn ſie dich auch einen Theil deines Landes koſtet, entweder an deinem Hofe oder an dem Erbacker deiner lieben Mutter im Thale.“ Ingram ſeufzte. „Es war ein ſchwerer Spruch, den ſie gegen dich ausriefen, daß du Friede haben ſollſt, wo dich Niemand ſieht und hört. Aber das harte Wort vermögen ſie mild zu deuten. Auch die Chriſten werden nicht nach dir ſpähen und nicht horchen, bis du wieder ſichtbar und ruchbar wirſt im Volke, wenn du gleich in dem Rabenhofe weilſt, oder im öden Hofe meines lieben Vaters, in den ich gern zurückkehrte. Dies ſind meine Gedanken und jetzt ſage mir die deinen.“

„Mein Gedanke iſt,“ rief Ingram, „daß ich ein gutes Weib haben werde, wenn das Schickſal mir verſtattet im Lichte zu leben, und eine Hausfrau, die verſtändiger für das Rechte ſorgt als ihr Wirth."

„So rühme ich dich, Ingram," fuhr Walburg ſiegreich fort. „Wie wir aus der Noth kommen, weiß der liebe Gott allein, aber ihm vertraue ich und ihm danke ich, daß ich dich im Walde gefunden und dein Herz erkannt habe, wie du geſinnt biſt." Sie neigte das Haupt und ſprach das Vaterunſer, Ingram ſaß ſtill an ihrer Seite und hörte auf die Bitten, die ſie raunte. Als ſie darauf neben ihm ſaß mit gefalteten Händen und lächelndem Munde, rührte er leiſe an ihren Arm und bat: „Komm, Walburg, daß ich dich aus dem Schatten in die Sonne führe." Das Mädchen wandte ſich zu ihm: „Steht mir die Narbe ſehr häßlich?"

„Ich merke ſie nicht mehr," verſetzte Ingram ehrlich.

Walburg ſeufzte. „Vielleicht wirſt du ſie gewohnt. Du aber, mein Held, harre noch ein wenig. Wie du jetzt biſt, darf dich die Sonne nicht ſehen, denn ſie ſcheint ungern durch Löcher im Gewande auf die bloße Haut und auch das wilde Haar ſteht einem Bräutigam ſchlecht. Zieh' erſt die Jacke aus, daß ich dir ſie nähe, und ſuche unterdeß den Quell, damit du dir daran das Haupt ſchmückeſt wie ſich's gebührt." Sie öffnete ihren Korb und holte emſig Faden und Nadel hervor. „Allerlei habe ich mitgebracht, was kein Menſch unter den Bäumen findet und was doch jeder braucht, wenn er Andern gefallen will. Hier iſt dein Bräutigamshemd, ob du es meinetwegen tragen willſt, ich habe es unter Schmerzen genäht als ich krank ſaß. Denn du lebſt jetzt nicht mehr für dich allein, auch für mich haſt du zu ſorgen und vor Allem haſt du darauf zu denken, daß du mir immer gefällſt.“ Sie trieb ihn fort und beſſerte eifrig die Riſſe in dem brauen Wollkleide.

Als er wieder aus der Tieſe auf ſie zuſprang, riß ſie den letzten Faden ab und half ihm die Jacke anziehen und vom Mooſe ſäubern: „So gefällſt du mir, denn ganz verwandelt ſtehſt du unter den Bäumen. Und jetzt, Ingram, bin ich bereit dir zu folgen, wohin es auch ſei.“ Sie packte ihr kleines Geräth zuſammen, und als er den Korb heben wollte, wehrte ſie es. „Das geziemt dem Krieger nicht, nur mich ſelbſt darfſt du tragen, wenn mich die Kraft verläßt. Gieb mir deine Hand, damit ich mich darauf ſtütze.“

So ſchritten ſie ſchweigend neben einander über den Moosgrund bis zu einem Felshaupt, das ſich zwiſchen den Bäumen erhob. Der Stamm, welcher einſt darauf geſtanden hatte, war gefallen und auf der Stätte blühten im Sonnenlicht wallende Gräſer, Haidenröschen und blaue Glockenblumen. Da drückte ſie ſeinen Arm und mühte ſich ihre Bewegung unter einem Lächeln zu verbergen: „Halt an, Ingram, und vernimm noch das Letzte. Deine Braut will ich werden zu dieſer Stunde, aber dein Ehegemahl wird die Tochter deines Gaſtfreundes erſt im Ringe der Verwandten, wenn mein Oheim die Frage der Vermählung thut. Denn der Sitte gedenken wir, auch wenn wir allein ſind. Bis dahin liegt zwiſchen uns ein blankes Meſſer, das du mir einſt geſchenkt.“ Sie zuckte in ihr Gewand und hob die Klinge heraus, die ſie in der Halle des Ratiz gegen ſich gebraucht hatte. „Denke an das Meſſer, Ingram, wenn du meine Wange nicht ſiehſt.“

„Leidig iſt das Meſſer,“ rief Ingram unwillig.

„Ein guter Warner iſt es,“ rief Walburg und faßte bittend ſeine Hand. „Mahnen ſoll es dich, damit du dein Lebelang deine Hausfrau ehren kannſt.“

Ingram ſeufzte, aber gleich darauf ſprach er mit gehobenem Haupt: „Du denkſt, wie meinem Weibe gebührt.“

Beide traten in das Licht und ſprachen vor der Himmelsſonne ihre Namen und die Worte, durch welche ſich jedes dem andern verlobte für das Leben und den Tod. Als Ingram das Weib nach der Sitte durch ein Zeichen binden wollte und zurück ſah um ein Reis zu brechen, das er ihr um den Arm winde, da ſagte ſie leiſe: „In deiner Taſche barg ich das feſte Band, welches mich an dich bindet.“ Er faßte den harten Gurtriemen des Meſſers, das er ihr in der Todesnoth gereicht hatte. Und als er ſie nach dem Verlöbniß umſchlang, da fühlte ſie, wie ſein ſtarker Leib in der Aufregung bebte und ſie ſah, daß die Sonne ein bleiches und trauriges Antlitz beſchien. Lange hielt ſie ihn feſt und ihre Lippen bewegten ſich. Aber gleich darauf begann ſie heiter: „Jetzt lagre Held, damit ich dir das Brautmahl bereite, denn das iſt eine Ehre der Braut und ſie läßt ſich's nicht nehmen. Fehlt's heut an anderen Gäſten, ſo laden wir die kleinen Waldvögel, wenn dieſe hier auf der Höhe bereit ſind uns freundliches zu ſingen.“ Sie zwang ihm die

Koſt ein, welche ſie mitgebracht hatte, und legte ihm die guten Biſſen vor, wie einem Kranken. Dabei erzählte ſie ihm gleichmüthig ihre Sorbenfahrt, und von dem Fleiß auf dem Meierhofe, auch von dem Kranz der wilden Gertrud, bis er ſie wieder muthig anlachte.

Die Sonne ſtieg aus der Mittaghöhe hinab und Ingram ſah nach dem Himmel. „Ich erkenne, mein Herr denkt an den Aufbruch,“ ſagte Walburg. „Führe deine Waldbraut, wohin es dir gefällt. Sicher haſt du als rühmlicher Jäger eine Baumhütte, die ich dir ſtattlich machen will.“

„Das Lager des Wildthiers, nach dem du fragſt, iſt unter den Steinen,“ antwortete Ingram ernſthaft, „zufällig habe ich es aufgefunden und außer mir kennt es wohl nur Einer, der lebt. Es iſt weit von hier und ungern führe ich dich hinein; doch iſt es gut, wenn du die Zuflucht kennſt.“

„Komm,“ rief Walburg, „mich ängſtigt, daß deine Augen ſo unruhig umherfahren wenn ich zu dir rede.“

Wieder gingen ſie unter dem Schattendach auf ungebahntem Wege dahin, aus dem Laubwald in Nadelholz, über Berg und Thal, durch Erdſpalten und rinnende Bäche. Einmal hielt Ingram ſtill, warf ſich zu Boden und riß Walburg nach. „In der Nähe läuft ein Saumpfad über die Berge,“ raunte er. Gleich darauf hörte Walburg Männerſtimmen und ſah in einiger Entfernung zwei Bewaffnete vorüberreiten. Als Stimmen und Hufſchlag verhallten und Ingram ſich erhob, war er bleich wie ein Sterbender und kalter Schweiß lag auf ſeiner

Stirn. „Es waren Reiſige des Grafen," ſagte er heiſer. Sie ſtrich ihm mit ihrem Tuch über die Stirn. „Halte nur aus, auch der Tag wird kommen, wo dieſe ſich grüßend vor dir neigen," aber ſie fühlte tief im Herzen die bittere Scham des Friedloſen. Stumm gingen ſie weiter. Oft hielt Ingram an, lauſchte und ſah ängſtlich um ſich, endlich drangen ſie abwärts durch dichtes Laubholz, zwiſchen dem nur einzelne Hochſtämme ragten. Als Walburg mühſam an den Fuß eines ſteilen Abhangs niedergetaucht war, wo das Gebüſch dicht umſchloß, hielt Ingram an: „Hier iſt die Stelle; fürchte dich nicht, Walburg, und vertraue mir." Sie nickte ihm zu, er bog die Zweige auseinander und wälzte eine Steinplatte zur Seite, vor ihm gähnte eine ſchwarze Oeffnung. „Enge iſt der Pfad, der in die Tiefen der Erde führt, hier iſt fortan deine Wohnung, Wolfsbraut." Walburg trat ſchaudernd zurück und machte das Kreuzeszeichen. „Biſt du es erſt gewöhnt, dann lachſt du wie ich," tröſtete Ingram, aber er ſelbſt lachte nicht. „Ich gehe voran und halte dich an der Hand, bücke dein Haupt, daß der Fels dich nicht verletze." Er drang hinein und zog ſie nach. In ſchwarze ~~Auf~~ Nacht ging es eine Strecke abwärts, ſie taſtete mit Fuß und Hand.

„Fürchterlich iſt der Weg in die Totenhölle," ſeufzte ſie; er aber zog ſie weiter. „Jetzt ſteh' feſt, damit ich dir leuchte." Er ließ ihre Hand los; ſie ſtand auf unebenem Boden, an ihren Seiten war der Fels gewichen und mit Entſetzen griff ſie um ſich in leere Finſterniß. Da erglomm ein Funke, das Licht ging auf und erfaßte einen Haufen Reiſig; bei der rothen Flamme ſah ſie rings um ſich eine gewölbte Höhle, die ſcharfen Zacken des Geſteins blitzten wie Silber und rothes Gold. Vor ihr neigte ſich der Boden ſchräge hinab bis zu einer ſchwarzen Waſſerfläche, welche den hinteren Grund der Höhle bedeckte. Der Rauch wirbelte aufwärts um den ſtrahlenden Fels, bis er in graulicher Dämmerung ſchwand, wo durch einen Spalt in der Höhe ein bleicher Schimmer Tageslicht hineinfiel. Zwiſchen dem blinkenden Stein, dem ſchwarzen Waſſer und der lodernden Flamme ſank Walburg auf die Knie und ſchloß mit gefalteten Händen die Augen. „Fürchte dich nicht, Walburg,“ tröſtete Ingram, „iſt der Stein auch kalt und das Waſſer auch tief, dennoch iſt der Felsbau ein guter Schutz.“

„Hier iſt die Behauſung der Heidengötter,“ murmelte Walburg bebend, „in ſolcher Höhle ſchlummern ſie im Winterſturm, wie die Leute ſagen. Jetzt mögen ſie hier weilen, um ſich vor dem Chriſtengott zu bergen und frevelhaft war es für dich und mich in ihre Nacht zu dringen.“

Ingram ſah unruhig um ſich, aber er ſchüttelte das Haupt. „Hauſen ſie hier, ich habe ſie noch nicht gefunden, obgleich ich gezagt habe ganz wie du, da ich zuerſt hier eindrang. Und wieder zu anderer Stunde habe ich hier gelegen am flammenden Feuer und in ſchwarzer Finſterniß und ich habe ſie mit wildem Muthe gerufen, daß ſie mir helfen, alle heiligen Götternamen. Aber Walburg,“ flüſterte er, „keiner hat mich gehört. Der hohen Menſchenherrin Frija meinte ich gehöre die Steinhalle, denn die Weiſen ſagen, daß ſie gnadenvoll in den Bergen waltet und ſterbliche Männer zuweilen bei ſich aufnimmt. Und da ich verzweifelte und ausgeſtoßen war, ſo wähnte ich, daß ſie mir die Gunſt ihrer Höhle gewährt habe, und obwohl ſich mir das Haar ſträubte, ſo nannte ich ſie doch, ich flehte und ſchrie und gelobte mich ihrem Dienſt, aber ſie kam nicht. Die Flamme loderte wie jetzt, nur in dem ſchwarzen Waſſer wirbelte es und ich erkannte eine große Waſſerſchlange, welche umherfuhr. Ich ſchaute in ihr die Göttin, warf mich zu Boden und hörte die Schlange rauſchen, grade wie jetzt," er wies auf das Waſſer, Walburg ſtieß einen gellenden Schrei aus, denn eine große Schlange wand ſich in der Fluth und ihr Kopf hob ſich über die Wellenringe an der Oberfläche.

„Flieh, Ingram," flehte Walburg, „ich weiß und es ſteht in den heiligen Büchern geſchrieben, daß ſolcher Wurm dem Menſchen alles Unheil ſinnt."

„Er bringt Schätze, ſagen ſie," verſetzte Ingram leiſe, „doch habe ich hier noch kein Gold erſpäht. Einmal kam die Schlange hervor und rollte ſich auf der warmen Kohlenſtätte, da meinte ich ſicher, daß ſie die Herrin der Höhle ſei. Aber Mädchen, ich glaube nicht mehr, daß ſie es iſt. Denn ich ſah einſt, wie eine Maus längs dem Waſſer dahinfuhr. Und der Wurm ſchnellte hervor und verſchlang die Maus und lag dann am Ufer mit geſchwollenem Leibe."

„Weißt du, wer die Maus war?" mahnte Walburg ängſtlich. „Mancher Unhold wandelt in Maushülle."

Aber Ingram verſetzte kopfſchüttelnd: „Ich meine, es war eine Waldmaus wie manche andere. Seitdem fürchte ich die Schlange nicht ſehr. Und wenn ſie auch Manches vermag, ſo iſt's doch nichts Arges, denn friedlich hauſen wir nebeneinander. — Und daß ich dir Alles vertraue, Walburg," fuhr er ſchwermüthig fort, „ich glaube nicht mehr, daß die Menſchengötter groß um mich ſorgen. Es gelang mir auch nicht mit Hilla, der weiſen Frau, als ich mich in ihre Hütte wagte."

„Unſeliger," ſchrie Walburg, „zu der Zauberfrau biſt du gegangen, die ſie eine Hegiſſe nennen. Sie opfert den Nachtgeiſtern und heillos wird Jeder, der mit ihr zu thun hat."

„Das ſagt ihr Chriſten. Doch leugne ich nicht, ihr Weſen iſt traurig und unhold ihre Arbeit. Sie forderte zu dem Nachtwerk, das ſie für mich beginnen wollte, ein lebendiges Kind."

„Du aber widerſtandeſt," rief Walburg.

„Ich dachte an dich," verſetzte Ingram zögernd, „und daß ich zu den Sorben gefahren war, um Kinder zu löſen. Und ich ging nicht wieder zu ihr. Seitdem lebe ich wie einer, den die Ueberirdiſchen nicht mehr ſchützen, denn auch ſie achten den Friedloſen gering. Nur einer hohen Herrin vertraue ich mich," fuhr er geheimnißvoll fort: „der Schickſalsfrau, welche mit ihren Schweſtern auf dem Gewäſſer ſchwebt, und ich meine, es wird beſſer um mich ſtehen, wenn ich in dem Thal flehe, über dem ſie waltet."

„Von der Waſſerfrau am Idisbach ſprichſt du?" frug Walburg ſcheu. Ingram nickte. „Sie iſt meinem

Geſchlecht ſeit der Urzeit hold, und eine Sage kündet, wie ſie uns günſtig wurde. Willſt du ſie hören, ſo vernimm, denn dies iſt die Stunde, wo ich dir mein Geheimniß vertrauen darf.“ Er warf neue Holzbündel in die Flamme, daß ſie praſſelnd aufloderte, zog die erſchrockene Walburg neben ſich auf einen Moosſitz und begann feierlich: „Ingo iſt der Ahn genannt, von dem ich ſtamme, ein Held der Thüringe. Er war der Tochter ſeines Häuptlings lieb, die der Vater einem Andern gelobt hatte. Und als der Held ſeinen Feind auf der Kampfaue gefällt hatte, machten ſie ihn friedlos und er ſchweifte als fahrender Recke. Einſt ritt er am Waſſer dahin, ſie ſagen, es war der Idisbach, da ſah er eine wilde Otter, welche gegen einen Schwan kämpfte. Er erlegte die Otter, und als er darauf unter dem Eſchenbaum ſaß auf der Höhe, hob ſich aus dem Schwanenkleid die Herrin des Baches, ſang über ihm glückbringende Runen und begabte ihn mit einem Zauber, der ihm Sieg und Unſichtbarkeit gegen ſeine Feinde verlieh. Mit dem Zauber drang der Held bei Nacht in den Hof des Häuptlings und entführte die Jungfrau welche er liebte. Er zimmerte ſich über dem Bach der Göttin ſeinen Hof, dort hauſte er gewaltig, die Männer des Thales dienten ihm, und keiner ſeiner Feinde vermochte ihn obzuſiegen. Einſt aber holte der kleine Sohn des Helden den Zauber aus der Truhe, hing ihn um und wandelte in den Wald. Da wurden die Feinde meines Ahnen mächtig und verbrannten ihn und die Hausgenoſſen mit dem Hofe. Nur der Knabe entrann. Von ihm ſtamme ich.“

„Weißt du, Ingram, ob die Gabe in Wahrheit Glück brachte,“ frug Walburg.

„Wie darfſt du zweifeln,“ rief Ingram unwillig, „es iſt geheime Kunde meines Geſchlechtes, und ich ſelbſt bewahre noch den Zauber, das Erbe meiner Ahnen.“

„Du trägſt bei dir, was von Unholden ſtammt?“ ſchrie Walburg angſtvoll. „Laß mich's ſehen, daß ich wiſſe, denn auch dies iſt jetzt mein Recht.“

„Du ſtehſt unter dem Kreuze,“ verſetzte Ingram beſorgt, „und ich weiß nicht, ob du dem Zauber günſtig biſt und er dir. Doch will ich dir's heut nicht bergen.“ Er riß das Kleid auf und wies eine kleine Taſche von abgeſtoßenem Fell, die an ſeinem Halſe hing. „Dies Zeichen iſt ſo ächt und heilig als irgend etwas auf Erden; ſieh her, du magſt noch erkennen, daß es in Wahrheit vom Otterfell ſtammt. Mein Vater trug es zuweilen, und meine Mutter übergab es mir. Als ich nach den Rindern ritt, barg ich es nicht im Gewande, und darum, fürchte ich, wurde der Sorbe meiner Herr. Nach der Heimkehr band ich es um.“

„Und an demſelben Abend verlorſt du den Frieden,“ mahnte Walburg.

„Ich verlor ihn,“ verſetzte Ingram düſter, „vielleicht, daß der Zauber nicht den Frieden bewahrt, denn friedlos war auch mein Ahnherr, da er ihn empfing.“

Mit geheimem Grauen erkannte Walburg, daß der Mann, den ſie liebte, unter der Macht unholder Gewalten ſtand. Die Flamme loderte und warf rothe Funken umher, der zackige Stein leuchtete und blitzte und unten in der Tiefe wirbelte der teufliſche Wurm.

„Wer wärmt hier ſo frech ſein Gebein?“ rief eine wilde Stimme vom Eingang her, „den Rauch roch ich über den ganzen Berg.“

Aus dem Felsſpalt trat ſchwerfällig in dunklem Kleide von Fellen eine rieſige Geſtalt, blutbeſpritzt war das Geſicht und Blut träufelte von den Armen, als der Unhold ſich dem Feuer näherte. Walburg fuhr entſetzt in die Höhe. „Ich ſehe Zwei. Biſt du unſinnig, Wolfsgenoß, daß du dir ein Weib unter die Erde holſt?“

„Du wählteſt üble Stunde einzudringen, Bubbo,“ entgegnete Ingram unwillig, „und dir ſteht Drohen ſchlecht an, wo du ſelbſt die Hilfe Anderer gebrauchſt; denn ich ſehe, hartem Kampf biſt du entronnen.“

„Den Bär erlegte ich, mich packte die Bärin, und wir rollten zuſammengeballt vom Felſen. Mein gutes Glück war, daß ſie unten lag und für mich den Sturz bezahlte, ich ſchleppte mich mühſam hierher, wo ich dich zu finden hoffte,“ verſetzte Bubbo und ſetzte ſich ſchwerfällig auf das Moos.

„Sieh zu, wo er wund iſt, damit ich ihn verbinde,“ mahnte Walburg, welcher die Noth des Andern den Muth zurückgab, und ſie trug den hilfreichen Korb heran.

„Biſt du's, Walburg?“ murrte Bubbo. „Der Armknochen iſt gebrochen, und der Leib voll Riſſe, ſchiene den Arm mit Rinde und ſprich deinen Segen, wenn du es vermagſt, denn ich fürchte, meine Braunen werden über dieſen Sturz frohlocken.“

Während Ingram Waſſer ſchöpfte und aus der Höhle eilte, um Baumrinde und Moos zu holen, bereitete Walburg den Verband. „Niemals hätte ich gedacht, daß mein Schleier einmal an deinen Wunden haften würde, Bubbo,“ ſagte ſie gutherzig.

„Es iſt nicht zum erſtenmal, daß du an mir bindeſt,“ verſetzte der Waldmann ſo höflich als er vermochte. „Und wenn noch Jemand unſer Geheimniß theilen ſoll, ſo iſt mir recht, daß du es biſt, obgleich ich dich für ganz unklug halte, weil du aus dem Meierhofe unter dieſen kalten Stein fährſt.“

Als Ingram zurückkehrte, ſchiente Walburg mit ſeiner Hilfe den Arm und deckte die Fleiſchwunden.

„Vermagſt du mir einen Trunk zu reichen, ſo wäre mir's lieb,“ bat der Waldmann, „das Waſſer dort unten iſt rein und kalt.“ Der Jungfrau grauſte hinabzuſteigen, ſie hob eine Flaſche aus dem Korbe und füllte einen kleinen Holzbecher. „Dies iſt ein Trank, den Herr Winfried uns gelehrt hat, er iſt heilſam gegen ſcharfen Schmerz. Er wird dich zuerſt ſorglos machen und darauf müde, und das iſt jetzt für dich das Beſte.“

„Ich würde den Trank deines Biſchofs rühmen, aber er ſchwindet wegen ſeiner Spärlichkeit auf dem Wege abwärts,“ ſeufzte Bubbo, den Becher zurückgebend. „Doch leugne ich nicht, daß es beſſer iſt einen Trunk aus ſeinem Vorrath zu bekommen als einen Fluch.“

„Du kennſt ihn,“ rief Walburg. Ein langes Brummen war die Antwort. „Wie ſollte ich ihn nicht kennen, da er ſich ſelbſt meiner rühmt. Denn im letzten Mond, als er mit Reiſigen des Grafen über die Berge nach den Frankendörfern ritt, ſchlugen die Speerleute ihr Kreuz als ſie bei meinem Hofe vorbeikamen, doch er ſprach: „Hier halten wir an.“ Bubbo lachte laut. „Die Reiter machten große Augen und redeten leiſe zu ihm, er aber verſetzte: Hier wohnt mein Gaſtfreund. Sie pochten lange am Thor,“ fuhr er redſelig fort, „obgleich ich auf der Innenſeite ſtand. Als ich endlich öffnete, ſprach der Biſchof zu mir: Wir wollen dich nicht durch unſer Einlager beſchweren, nur um einen Trunk Waſſer bitte ich dich und daß du mir ſagſt, ob ich dir in etwas nützen kann. Als wir nun allein am Heerde ſaßen, mahnte ich ihn an ein altes Verſprechen, daß er mir wohl etwas von ſeiner Kunſt mittheilen könnte. Und er ſprach: Ich bin immer bereit, was begehrſt du? Ich ſagte: Gold; ich will es finden oder gewinnen. Er antwortete: Gut, ich will dir's weiſen. Und er holte aus ſeinem Lederſack Pergament in einem Holzkaſten, was ſie ein Buch nennen, und ſchlug es auf. Ich erſtaunte mehr als jemals in meinem Leben, denn von Gold waren die Runen, welche auf das weiße Leder geſchrieben waren. Sie leuchteten mir in die Augen, daß ich erſchrak, da ſprach er: Du thuſt wohl deine Mütze abzunehmen, denn die Worte, welche geſchrieben ſtehen, ſind heilig, und hier iſt die Verkündigung, welche für dich gegeben iſt. Er wies mir die Stelle und deutete ſie: Es war einmal ein Mann, ſo armſelig, krank und verachtet, daß Niemand mit ihm verkehren wollte, und grade den trugen die Boten der Ueberirdiſchen in die Himmelsburg und ſetzten ihn auf den

Ehrenplatz; den reichen und vornehmen Mann aber, der in Purpur wandelte, ſtießen ſie hinab in das finſtere Nachtreich. Und der Biſchof ſprach: Merke wohl, im Chriſtenhimmel iſt den Armen, Verfolgten und Ausgeſtoßenen gutes Gemach bereitet, ob ſie auch heimathloſe Leute und Bärenführer ſind, wenn ſie ihre Sünden bereuen. Schwerer wird dem Reichen der Weg in den Himmelsſaal als dem Armen. Darum wenn es dir übel gedeiht bei deinen Bären, denke auf ein beſſeres Leben und komm zu mir, damit dir dort oben das Glück bereitet werde, das dir hier verkündet iſt. Gleich darauf ritt er davon, ich aber ſaß am Heerde und merkte, daß er mir nicht übel gerathen hatte. Denn auch ich begehre nach dieſem Leben ein beſſeres Glück als ich hier im Winterſturm gehabt habe bei meinen langlockigen Genoſſen. Und mir fiel ein, wie ich dereinſt im Frankenreich mehr als einen Siedler geſehen habe, der einſam bei ſeinem Kreuze um die Gunſt des Himmelsherrn bittet. Wenn der Chriſtengott auch dem ſchickſalsloſen Waldmann einen Ehrenſitz zutheilt, ſo möchte ich ihm wohl dienen wie er's begehrt. Und dieſe Höhle, in der ich jetzt gezauſt liege, könnte einmal meine Wohnung ſein."

Ingram lachte laut. „Du, Bubbo, willſt unter den Chriſten beten?"

„Vielleicht thue ich's," verſetzte der Waldmann trotzig. „Iſt die Chriſtenlehre ſo mild gegen die Armen und Unfreien, dann mögen Alle, die den Nacken hoch tragen, ſich fortan wahren, denn alles arme Volk muß dem Biſchof zufallen, und deren ſind mehr als die Reichen."

„Du aber weißt ein Schwert zu führen,“ rief Ingram.

„Ich habe getötet mit jeder Waffe, Menſchen und Thiere, wie mich die Noth trieb,“ verſetzte der Rieſe finſter, „was habe ich davon gehabt? Daß mich die Leute ſcheu anblicken, daß ich im Schnee und Winterſturm allein hauſe und daß kein Gott und kein Mann Sorge um mich trägt. Wer ſeit dreißig Sommern und Wintern in der Waldwüſte mit den Raubthieren heult, der kümmert ſich nicht mehr um die Menſchengötter der Heiden. Graubärte hörte ich ſchwatzen und fahrende Sänger hörte ich viel ſingen von der Götterhalle, zu der die Helden aufſteigen, aber daß dort Jemand den Bärenfänger freundlich begrüße, habe ich niemals gehört. Du biſt kaum einen grünen Sommer Wolfsgenoſſe und haſt gelernt am Opferſtein zu flehen und Gutes zu hoffen. Ich aber habe zuweilen neben der Felskluft gelauert, aus welcher der Uhu fliegt, wenn er ſein Wu-hu ſchreit, damit die Männer im Thal ihre Köpfe bergen und das ſauſende Gottesheer erwarten, und ich habe dem Schreier den Kopf zerſchlagen und die Fänge abgeſchnitten, ohne daß ſein Gott mich hinderte. Und ich ſage euch, ich fürchte die Götter nur ſelten und ihrem guten Willen vertraue ich gar nicht. Erbarmungslos ſind die Gewaltigen des Waldes und immer feindlich dem Menſchen, nur Leiden und Ungemach theilen die zu, welche im Sturme fahren und um die Baumgipfel ſchweben; was ich Gutes genoſſen habe, erwarb ich mir mühevoll ſelbſt.“

Ein Dröhnen unterbrach ſeine Rede, ſo gewaltig, daß der Felſen bebte, Ingram und Walburg fuhren empor, Bubbo lauſchte, dann lachte er: „Ein Baum ſtürzte; der Wurm und der Moder haben ihm das Holz zerfreſſen. Meint ihr, das iſt eine Mahnung der Menſchengötter? Es ſtürzen ihrer viele, wo ſie Niemand hört.“ Und er fuhr fort: „Ich ſcheue den Bären, wenn ich ohne Waffen bin, ich ſcheue die giftige Schlange, ich fürchte die tückiſchen Elbe, wenn ſie in meine Glieder fahren und mich kraftlos machen, und ich fürchte zuweilen den Biß der Kälte und den Strahl aus den Wolken. Im Uebrigen weiß ich, daß die Ueberirdiſchen nur gegeneinander wüthen in grimmigem Kampfe. Darum denke ich, daß in den goldenen Buchſtaben des Biſchofs ein Geheimniß liegt, welches mir wohl helfen kann aus dieſer Waldöde. Und in Kurzem werde ich es ſicher erkennen.“

„Gehe zu ihm, Bubbo,“ rief Walburg, „damit du ſeine Lehre noch einmal hörſt.“

„Grade das will ich nicht thun,“ verſetzte Bubbo ſchlau, „es könnte mir jetzt auch übel bekommen. Eine beſſere Prüfung weiß ich. Wenn der Chriſtengott ſtark genug iſt, ſeinen Häuptling ſelbſt vor der Gefahr zu ſchützen, ſo mag dereinſt wohl auch mir Gutes geſchehen. Darum hänge ich mein Schickſal an das Schickſal des Biſchofs. Grade in dieſer Stunde ziehen, wie ich meine, ſeine Feinde gegen ihn. Würgen ſie ihn, dann iſt der Chriſtengott auch nicht ſtärker als die andern, und ich jage meine Braunen, bis mich wieder einmal einer umarmt wie heut. Wird aber mein Gaſtfreund ſeiner Feinde mächtig, dann werde ich ein Mann ſeines Gottes.“

Der Jungfrau preßte die Angſt das Herz zuſammen, ſie mühte ſich ruhig zu ſagen: „Wunderlich iſt deine Hoffnung, wie ſoll dem Herrn Winfried nahe Gefahr drohen, das Land iſt im Frieden und die Reiter des Grafen umgeben ihn.“

Bubbo lächelte finſter. „Da ihr Wolfskinder ſeid wie ich, ſo mögt ihr's hören: Vielleicht kommt der Ratiz über ihn.“

Ingram fuhr auf. „Woher willſt du das wiſſen?“

„Die Blätter im Walde haben mir's erzählt, und die Krähen haben mir's zugetragen,“ verſetzte Bubbo. „Ich war bei Ratiz, kurz nach deinem Ausbruch; wie ein toller Kater fuhr er zwiſchen den verbrannten Hütten umher. Und zuerſt fand ich ſo üblen Empfang, daß ich um den Rückweg ſorgte. Schnell aber änderte er die Miene und bot mir Frankengeld, wenn ich einem Reiter in meiner Hütte heimlichen Unterſchlupf geben wollte und ſelbſt nach der Werra gehen, um dort eine Botſchaft ſeiner Geſandten zu empfangen, ſobald dieſe vom Frankenherrn zurückkehrten. Denn nur langſam vermögen ſie im Geleit durch das Land der Thüringe zu ziehen und werden überall verweilt. Ich that nach ſeinem Willen, nahm den Läufer mit mir in den Hof und ritt weſtwärts zur Werra, auf die Geſandten zu harren. Dieſe gaben mir mit trüben Mienen ein Zeichen für den Läufer und drängten mich heim zu reiten. Als ich das Zeichen dem Läufer gab, ſprang dieſer zur Stelle aufs Pferd und fuhr wie vom Winde getrieben nach der Richtung des Sorbenbachs zu.“

„Von deinem Hofe zum Dorf des Sorben vermag kein Reiter in grader Richtung zu ſprengen, denn pfadlos iſt die Gegend nach Oſten," rief Ingram.

„Ueber den Rennweg ritt er, du Narr. Iſt der hohe Pfad auf den Bergen auch den Thüringen heilig und euren Roſſen verboten, warum ſollte er es den Sorben ſein? Den Fremden graut vor andern Göttern und ſie fragen wenig nach den euren, wenn ſie auf Raub ſinnen. Darum ſage ich, der Ratiz will in die Thäler der Thüringe einbrechen, bevor ſie das Volksheer gegen ihn führen. Hängt er den Biſchof, ſo zwingt er die Franken zu Vielem. Vielleicht weiß er auch einen Hof, an dem er gern ſein gebranntes Lager rächen würde. Denn damit drohte der Bote in meiner Hütte."

Ingram that ſchweigend ſeine Waffen um. „Wann ritt der Sorbenläufer zum Lager des Ratiz?"

„Heut iſt der vierte Tag," verſetzte Bubbo in ſchläfrigem Behagen. „Was greifſt du nach dem Speer, du Thor? Dich haben ſie hinausgeworfen und wenn du heimkehrſt, mag dich Jeder erſchlagen."

Ingram antwortete nicht, ſondern gab Walburg einen Wink ihm zu folgen. „Treuloſer Wicht," rief Bubbo ſich mühſam erhebend, „willſt du deinen Genoſſen in der Noth verlaſſen?" Walburg ſetzte die Flaſche und den Speiſevorrath an das Lager. „Hier magſt du dauern bis wir wiederkehren," rief ſie, „und wenn du Gutes für deine Zukunft hoffſt, ſo verſuche zum Chriſtengott zu beten, daß er dir die Looſe verzeihe, die du über den Biſchof geworfen haſt."

## 8.

# Unter der Glocke.

Als die Friedloſen aus dem Felsſpalt in die freie Luft traten, war die Sonne geſunken und dämmeriges Mondlicht lag über dem Laube. Eilig brach Ingram durch das dichte Gebüſch und die Jungfrau hatte Mühe ihm zu folgen. Endlich erreichten ſie den Rand des Gehölzes, das offene Land lag vor ihnen und über ihren Häuptern breitete ſich der Nachthimmel. Walburg merkte, daß ihr Gefährte das Haupt hoch trug und daß ſeine Rede gebietend klang, wie dem Krieger geziemte. „Das Holz entlang läuft oſtwärts der Weg nach dem Rabenhofe, dorthin gehen wir, denn in der Heimath finde ich meine Feinde und die Rache.“

„Vertraue mir, was du ſinnſt.“

„Die Schmach der Weiden will ich tilgen, das Blut des Ratiz begehre ich,“ verſetzte er finſter. „Anders, als du meinteſt, Walburg, ſoll mein Geſchick ſich erfüllen. Du wollteſt mir in treuem Herzen friedliche Heimkehr bereiten, aber die Unſichtbaren widerſtreben. Was der wunde Mann in der Höhle ſprach, wird ein Fremder als verwirrte Rede deuten oder doch nur als unſichern Argwohn, ich aber weiß, daß jedes Wort Wahrheit iſt; ich kenne den Serben, ich ſah ſein Lager brennen, ich denke, daß er einen Racheſchwur gegen mich gethan hat, wie ich gegen ihn. Ich weiß,“ rief er mit wilder Geberde, „daß die Sorben jetzt die Brände tragen, um die Dächer meines Hofes zu ſengen. Wann ritt der Weißbart aus dem Meierhofe heimwärts?“

„Geſtern um Mittag.“

Ingram nickte. „Dann ſind die Geſandten jenſeit der Saale in Sicherheit und der Serbe hat Freiheit zu thun was ihm gelüſtet.“ Er ſchritt wieder raſch vorwärts und ſprach: „Ich erkenne die Serben deutlich vor mir.“ Die Jungfrau drängte ſich an ihn. „Nicht hier,“ bedeutete er, „weit von uns auf dem Rennwege raſten ſie. Den Ratiz ſehe ich liegen und meinen Raben mit der Beinfeſſel des Böſewichts, den Helden Miros erkenne ich und alle Geſellen der Halle. Am heiligen Walde lagern ſie, nahe dem Gipfel, welcher den Opferſtein des Donnerers trägt, denn dort iſt eine gute Bergeſtelle für die Reiſekoſt, die ſie zur Rückfahrt brauchen, und ſie haben die Koſt unter den Steinen niedergelegt. Ihre Feuer ſind niedrig, damit kein Schein ſie verrathe und über ihnen ragen die Eichen. Der Sorbe hat nur einen Theil ſeines Volkes mitgebracht, ſchwerlich mehr als hundert der flüchtigſten Roſſe, denn den ganzen Schwarm wagt er nicht über die Berge zu führen, und er weiß, nur ſchnelle Reiterfahrt kann ihm frommen. Er gedenkt zum Morgengrau auf dem heiligen Wege an unſer Dorf zu dringen, denn in finſterer Nacht vermag er nicht mit reiſigem Volk durch die fremde Wildniß zu fahren und auch der Mond wird ihm nach Mitternacht fehlen. Das Alles ſehe ich deutlich, Mädchen, und Niemanden vermag ich zu rufen, und keiner wird meinen Worten glauben.“

„Ich aber will für dich ſprechen, damit wir Andere retten,“ verſetzte Walburg.

„Sorgſt du um die Prieſter?“ frug Ingram hart.

„Könnteſt du mich ehren, wenn ich's nicht thäte?“ frug Walburg, „meine Brüder ſchlafen unter ihrem Dach.“

Sie hörten Hundegebell. „Dort liegt der Herrenhof des Aiulf,“ mahnte Walburg, und wies auf die Dächer, welche wenige Bogenſchüſſe vom Wege im Mondlicht glänzten.

„Wahrlich, all mein Trachten iſt ins Ueble verwandelt,“ rief Ingram. „Ehedem ſprangen meine Gedanken mit Roſſeshufen, rund und hart war mein Wille, jetzt aber laufe ich niedrig auf Eberfüßen, denn zwieſpältig theilt ſich Liebe und Haß; Viele, die ich haſſe, muß ich beachten wie Freunde, und die mir Leid zufügten, warne ich vor Gefahr. Jämmerlich dünkt mir ſolche Theilung. Wandelt der neue Gott unſere Hufe in Klauen, dann mögen die Krieger bald zu Weibern werden.“

Dennoch ſchritt er dem Hofe zu, unter wüthendem Hundegebell ſchlug er an das Thor und rief dreimal den Schlachtruf der Thüringe in den Hof. Die rauhe Stimme des Wächters frug von Innen: „Wer ſchlägt ſo wild und ſchreit im Frieden der Nacht den Kampf aus?“

Ingram rief entgegen: „Die Sorben reiten in den

Bergen. Wecke deinen Herrn, daß er ſich eile, wenn er den Biſchof retten will."

„Sage zuvor, wer ſo rauhes Nachtlied ſingt?" Da antwortete die Jungfrau: „Die Walburg iſt's, die in dem Hofe des Biſchofs war," und ſchnell eilten ſie davon, bevor der Wächter nach den Nachtgeſtalten ausſah.

Daſſelbe riefen ſie in alle Höfe, die an ihrem Wege lagen und als ſie vor das Heimathdorf kamen, mahnte Ingram den ſchlafenden Wächter in der Thorhütte ebenſo. Es war nach Mitternacht, als ſie über das Dorf hinauf kamen: die letzten Strahlen des niederſteigenden Mondes fielen auf die neuen Gebäude des Meierhofes, der Hof Ingram's lag dunkel im Schatten der Bäume. Wo der Weg ſich von der Dorfſtraße trennte, hielt Ingram an: „Dort liegt der Hof meiner Väter und dort hauſen deine Brüder und die Prieſter. Vielleicht nehmen ſie dich wieder bei ſich auf, obgleich du den Frieden verloren haſt. Wähle, Walburg."

„Ich habe dich gewählt," antwortete Walburg, „du aber gedenke der Knaben."

Ingram bewegte zufrieden das Haupt und wandte ſich dem Meierhofe zu. „Wo iſt das Schlafhaus der Prieſter?" Walburg führte ihn vor die neue Halle. „Wahre dich," flüſterte ſie, „die Reiſigen des Grafen liegen im Hofe." Aber Ingram achtete nicht darauf. Er pochte an den Laden. „Iſt der Jüngling hier, den ſie Gottfried nennen, ſo möge er hören."

Drinnen regte ſich's. „Iſt es deine Stimme, Ingram, die mich ruft? Ich höre, mein Reiſegeſelle."

„Wolfsgenoß heiße ich," rief Ingram zurück, „und dein Reiſegeſelle will ich nicht ſein, ſondern dein Feind. Du aber haſt deine Hände den Weiden geboten, damit ein Anderer frei werde, darum bringe ich dir von ihm, der im wilden Steine hauſt, eine Warnung. Durch den Wald ſchallt es, daß der Ratiz über die Berge reitet, um den Biſchof zu fangen und euch auszutilgen. Siehe zu, ob du dein Haupt und Andere, die dir lieb ſind, zu retten vermagſt, denn nahe iſt euch das Verderben.“

Die Thür öffnete ſich, Winfried trat auf die Schwelle. Der Speer in Ingram's Hand zuckte, aber er wendete ſein Geſicht ab als der Biſchof ſprach: „Die Warnung kündet, was Sorge macht, doch meldet ſie zu wenig um Andere zu retten. Sahſt du oder ein Anderer den Anzug der Sorben?“

„Nur ihr Anſchlag wurde verrathen,“ rief Ingram zurück.

„Und wann erwarteſt du den Einbruch?“

„Vielleicht heut zum Frühlicht, vielleicht erſt in den nächſten Tagen.“

„Heut iſt der Tag des Herrn, im Frühlicht ſammelt der Himmelsgott die Getreuen bei ſeinem Heiligthum, dort wird er die Flehenden gnädig beſchirmen. Auch dem Friedloſen iſt die Freiſtätte bereitet, ſuchſt du Frieden, ſo tritt ein.“

„Deinen Frieden begehre ich nicht,“ rief Ingram über die Achſel zurück, „Wolf und Wölfin ſpringen abwärts von deinem Pferch.“ Er entwich mit ſchnellen Schritten, gleich darauf ſah Winfried zwei Schatten über den Weg gleiten und in der Richtung des Rabenhofes verſchwinden.

Ingram öffnete eine ſchmale Pforte, welche von außen unkennbar durch das Pfahlwerk ſeines Hofzauns führte und half der Jungfrau über Graben und Zaun in den Rabenhof. „Unrühmlich iſt ſolcher Eintritt der Braut in den Hof des Verlobten,“ murmelte er zornig, „meine eigenen Rüden fallen mich an,“ aber im nächſten Augenblick umſprangen ihn die Hunde mit freudigem Gebell. „Schweigt, ihr Wilden, allzu deutlich ſchallt euer Willkommen in das Thal.“ Er pochte an den Stall, in welchem die Kammer Wolfram's war.

„Ich verſtehe den Gruß der Hunde und den Schlag der Herrenhand,“ rief eine fröhliche Stimme und Wolfram trat heraus. Unter der Linde ſtanden die Drei in eiliger Berathung. „Darum alſo lachte der ſchurkiſche Weißbart, als ich ihm das Tuch gab,“ rief der erſtaunte Wolfram, „und darum fuhr er mit den Blicken ſo freundlich über unſere Dächer. Iſt Alles wie du ſagſt, Herr, ſo drohen die Serben heut oder in den nächſten Tagen. Noch ſind ſie nicht da; und wir vermögen auf die Vertheidigung des Hofes zu denken.“

„Das Dach des Gebannten iſt preisgegeben,“ verſetzte Ingram, „die Speere der Landgenoſſen werden es nicht ſchützen, auch wenn ſie vermöchten. Was aber immer dem Hofe geſchehe, dennoch denke ich, den Pferdedieben ihre Freude zu verderben. Haben ſie auch den Raben, das übrige edle Blut meines Stalles will ich ihnen nimmermehr hinterlaſſen. Die Zucht der Mären, welche ſeit meinen Ahnen berühmt war, ſoll gerettet werden und ebenſo die Serbenbeute, die ich am

Heerde bewahre. Ich ſattle hier was ich bedarf; mit der ledigen Koppel und der Kampfbeute jage du thalab zum Hirſchwald und birg ſie dort in der Schlucht, wo unſer Verſteck iſt."

Wolfram wies auf Walburg. „Du ſprichſt gut. Doch die Jungfrau weiß recht wohl mit den Pferden Beſcheid, leicht weiſe ich ihr den Weg nach der Tiefe, denn ungern weiche ich in dieſen Stunden von dir."

„Ich bleibe, Ingram," bat Walburg, „wo ich dir nahe bin."

„Dann muß ich den Nachtritt thun," ſchloß Wolfram unzufrieden. „Doch kenne ich einen, der ſich nicht in der Tiefe duckt. Auf dem Wege ſchlage ich an den Herrenhof des Albold und lade ihn zur Sorbenjagd."

Haſtig regten ſich die Hände, nach kurzer Zeit ſtob Wolfram mit dem Roſſen thalab. Bevor er ſchied, ſagte er zu Walburg: „Dir binde ich unſern Falben an das Thor, wenn du ihn brauchſt; er gebührt dir, denn er ſtammt aus der Zucht deines Vaters."

Ingram trat ſein Roß am Zügel führend zu der Jungfrau und faßte ſie an der Hand. „Komm aus dem Hofe in das Sternenlicht. Ich ſtehe hier, um die letzte Wache zu halten vor dem Hofe meiner Ahnen, und ich fürchte, keiner von den Göttern und keiner von allen Menſchen ſorgt um den Ausgeſtoßenen. Wenn hier Speere geworfen werden, ſo weiß ich nicht, ob mich zuerſt eine Waffe meiner alten Kampfgenoſſen trifft, oder der Fremden. Preisgegeben bin ich dem Eiſen und preisgegeben iſt mein Hof den Bränden, freundlos und ohne Geſellen ſtehe ich auf der Männererde vor meinem letzten Kampf. Denn hier denke ich den Sorben zu erwarten. Du aber ſage, wenn ſpäter noch Jemand nach mir frägt, daß ich nicht unmännlich auf die letzte Wunde geharrt habe. Nur um dich fühle ich heißen Schmerz, du haſt um meinetwillen den Frieden verloren, verachtet biſt du wie ich und allein. Und meine ſchwere Sorge iſt, daß du nicht wieder in die Hände der Sorben fällſt. Darum beachte meine Bitte, bleibe bei mir, ſo lange die Nacht uns deckt, damit ich eine Menſchenhand halte; und wenn das graue Licht auf die Wege fällt, ſo reite abwärts bis zu meinem alten Geſellen Brune, er iſt ein ehrlicher Mann und wenn du ihm meinen letzten Gruß bringſt, ſo wird er um meinetwillen für dich ſorgen. Bin ich erſt dahingeſchwunden, dann werden ſie auch im Volke dich wieder ehren.“ Er hielt ihre Hand feſt und die Trauernde fühlte den bebenden Druck.

„Du gedenkſt zu ſterben, Ingram, wie ein Hoffnungsloſer; ich aber will daß du leben ſollſt, und mein ganzes Glück hoffe ich von den Tagen deiner Zukunft. Darum bin ich zu dir in den Wald gekommen und darum mahne ich dich jetzt, wenn ich gleich nur ein Weib bin. Anderes erwarte ich von dir, als daß du hier auf die Speere harrend am leeren Hofe die Wache hältſt. Haben deine Landgenoſſen auch hart an dir gehandelt, dennoch leben Viele in der Nähe und weiter unten im Thale, deren Wohl auch dir am Herzen liegt. Du biſt hochſinnig und darfſt nicht thatlos harren, bis ſie von den Räubern überraſcht werden. Niemand kennt den Wald wie du und Niemand iſt zur Stelle nach den Feinden auszuſpähen, darum flehe ich, Held, daß du vor den Andern ſelbſt prüfeſt, ob dich die Ahnung betrogen hat. Kündeſt du, wo die Feinde nahen, ſo mögen Waffenloſe ſich retten und die Krieger den Feind leichter abwehren."

„Du ſendeſt mich in der Nothſtunde von dir?" frug Ingram düſter. „Willſt du dich zu den Chriſten flüchten? ſie ſelbſt ſind ſchutzlos wie du."

„Du ſprichſt hart und deine Worte thun mir weh," rief Walburg. „Nicht um mich ſorge ich. Aber deinetwegen denke ich der heiligen Lehre; haben Andere Uebles an dir gethan, dir geziemt es gut an ihnen zu handeln."

„Du ſagſt es," verſetzte Ingram. „Die zu mir in den wilden Wald gekommen iſt, ſoll nicht umſonſt fordern, daß ich dahin zurück gehe, lebe wohl, Walburg, ich reite."

Aber Walburg hielt ihn feſt. „Noch nicht, Geliebter. Da du gehen willſt, graut mir davor, daß ich ſelbſt dich in die Gefahr ſende. Du darfſt nicht reiten, wenn du kämpfen willſt, denn warnen ſollſt du, damit Andere ſich retten. Hier weile ich, an deiner Statt halte ich die Wache am leeren Hofe, bis du zu mir kehrſt. Daran denke. Willſt du aber den Sorben dort im Kampfe beſtehen, ſo halte ich flehend deinen Leib feſt, damit du mir nicht im Walde vergeheſt." Sie umſchlang ihn leidenſchaftlich mit ihren Armen, Ingram küßte ſie auf das Haupt. „Sei ruhig, Mädchen, wenn ich nicht will, umſtellen mich die Sorben ſchwerlich und ich will zurückkehren und die Botſchaft bringen dir und deinen Freunden. Entlaß mich, Geliebte; denn der Morgen iſt nahe.“ Er drückte ſie noch einmal an ſich, ſprang auf das Roß und trabte dem Walde zu.

Walburg ſtand allein. Sie war gewöhnt, die Männer, um welche ſie ſorgte, in Gefahr zu wiſſen, heut aber rang ſie hilflos die Hände in der Angſt um Alle, die ihr lieb waren. Neben ihr der Hof, unheimlich wie eine Behauſung der Toten, vor ihr ein ſchwarzer Rand des Gehölzes, in welchem die Mörder lauerten und ſie ſelbſt allein unter dem Nachthimmel, auf den Augenblick der Flucht harrend. Sie griff in die Mähne des Pferdes, um ſich daran feſtzuhalten und ſah hinüber nach dem Meierhofe, von dem ſie freiwillig ſich ausgeſchloſſen hatte. Dort bewegten ſich Lichter, die Menſchen waren wach und eilten ab und zu, als ob ſie zum Ausbruch rüſteten. Das Thor wurde geöffnet und Reiter fuhren in ſchnellem Lauf abwärts, ſie wußte, daß es die Reiſigen waren, welche der Biſchof mit Botſchaft in das Land ſandte. Und immer wieder flogen ihre Gedanken dem wilden Krieger zu, den ſie ſelbſt dem rachſüchtigen Feinde entgegengeſandt hatte. So ſtand ſie, die Hände am Halſe des Roſſes gefaltet und ihr Blick irrte zwiſchen dem Walde und Hofe und hinauf zu den Sternen, deren Licht ſchwach und bleich wurde im erſten Grau des nahenden Tages.

Da erhob ſich in der Stille des Morgens ein heller Klang, der noch niemals im Lande vernommen war. Langſam und feierlich tönten die Schläge wie vom ehernen Heerſchild eines Gottes, mahnend, drohend, klagend weithin durch die Luft. Der Ruf klang in die

Thäler, in denen Menſchen wohnten und über das Schattendach des wilden Waldes. Die flüchtigen Frauen, welche das Vieh abwärts trieben und die Krieger, welche ſich zum Kampf rüſteten, ſtanden ſtill und ſahen erſchrocken nach dem Himmel und auf die Wipfel der Bäume, als müßte der Klang einen Gegenruf erwecken. Aber kein rollender Donner und kein heulender Sturmruf antwortete, der Himmel wölbte ſich wolkenlos und röthete ſich fröhlich im Oſten die aufſteigende Sonne zu begrüßen. Die Singvögel im Gebüſch hielten inne mit ihrem Morgengeſchrei und flatterten auf den Zweigen, die Raben, welche um die hohen Tannen ſchwebten, rauſchten empor, krächzten lauten Warnungsruf für ihre Genoſſen und flogen dem finſtern Walde zu. „Seht, wie die Raben des alten Gottes entweichen,“ ſchrien die Dorfleute. — Oben im Bergwald ritten wilde Heergeſellen vom Rennwege in die Waldgründe herab, um Brand und Tod in die Thäler der Thüringe zu tragen; auch dieſe hielten erſtaunt an. Ihr Häuptling fuhr nach der Höhe zurück, ihn umdrängten ſeine Krieger, ſie ſuchten eine lichte Stelle zur Ausſchau über das Land, aber ſie vermochten nichts zu erblicken; nur der geheimnißvolle Klang zitterte aus der Ferne unabläſſig um ihr Ohr wie zur Verkündigung, daß ein unſichtbarer Feind ihnen Verderben drohe. Sie wußten nicht zu deuten, woher der tönende Schrei kam, drang er aus der Erde, ſchwebte er aus den Wolken, war er die Stimme des Chriſtengottes, welcher ſeine Getreuen vor den lauernden Feinden warnte? leiſe raunten ſie zu einander und dem Muthigſten wurde das Herz ſchwer.

Unten aber im Lande, ſoweit die rufende Stimme in der Morgenluft ſchwebte, ergriffen die Männer ihre Waffen, hüllten ſich in das Kriegsgewand und eilten auf allen Pfaden der Stelle zu, von welcher die Mahnung in ihr Ohr ſchlug. Nicht die Chriſten allein, auch die Heiden kamen aus den Höfen, denen der Friedloſe und die Speerreiter des Grafen Botſchaft zugerufen hatten.

Auf dem Thurmgerüſt, das die Chriſten an der Halle des Biſchofs erbaut hatten, ſchwang ſich die Glocke und ſang der Jungfrau am Heidenhofe mit heller Stimme: komm herzu. Walburg lauſchte mit gefalteten Händen dem neuen Klang ihres Glaubens, ſie dachte betend, ob auch der Späher, der jetzt im Waldesdunkel ritt, die Mahnung ehrfürchtig vernehmen werde. Als ſie aufblickte, erkannte ſie in der Morgendämmerung die Haufen der heranziehenden Landgenoſſen, ſie ſah über dem Nebel, der auf dem Dorfanger lag, Banner der Häuptlinge, Getümmel der Reiter und die Züge bewaffneter Landleute, welche zu dem Meierhofe herauf ſtiegen und den großen Bohlenverſchlag, den geweihten Raum für den Gottesdienſt, umſtanden. Und ſie vernahm von drüben aus dem Heiligthum unter den Klängen der Glocke den Morgengeſang der Prieſter, der Frauen und Kinder des Hofes. Da gedachte ſie, daß jetzt ihre Brüder ſingend am Altar ſtanden und daß auch ſie durch ihr Gelübde dem Himmelsgott gebunden war und in die Gemeinde der Chriſten gehen müſſe. Sie ſah noch einmal in den leeren Hof zurück, nahm das Roß am Zügel und ſchritt, wohin ſie geladen wurde. Das Roß band ſie an einen der

Holzhaken, welche auf der Außenſeite des Bohlenzauns angebracht waren, ſie ſelbſt trat in den geweihten Raum und kniete nieder ganz hinten bei den Frauen. Vor dem Altar ſtand Winfried im biſchöflichen Gewande und verſah das hohe Amt, ſiegreich und machtvoll tönte ſeine Stimme unter dem Klang der Glocke, welche noch immer die Treuen lud und die Feinde warnte.

Unterdeß wand ſich Ingram vorſichtig durch die Waldesnacht aufwärts. Nur auf dem heiligen Wege, der zu den Opferſteinen der Höhe führte, vermochte ein fremder Reitertrupp, wenn der Morgen kam, den Abſtieg in die Thäler zu wagen. Oft horchte der Einſame und ſah ungeduldig auf den ſchmalen Streifen des Nachthimmels, der über ihm ſichtbar war. Als der erſte Tagesſchimmer über die Wipfel flog und graue Dämmerung auf den rauhen Pfad ſenkte, hörte auch er den fernen Hall der Glocke und hielt ſtaunend an. Er hatte den Gruß des Chriſtengottes ſchon früher einmal unter den Franken vernommen, heut empfand er eine wilde Freude, daß der fremde Menſchengebieter die Volksgenoſſen zur rechten Zeit aufweckte. Um ſich herum merkte er nur die Nachtlaute des Waldes, dennoch wußte er, daß die Sorben nahe waren, denn untilgbar malte ihm ſein heißer Haß die Geſtalt des Sorbenhäuptlings vor, den wilden Blick und das höhnende Lachen. Da, ganz nahe dem Rennwege, wo der ſteile Abſtieg von der Höhe wegſamer in dem Grunde läuft, hörte er klirrende Waffen und ſtolpernde Hufe und erkannte den Vortrab der Sorben; unter den erſten den Ratiz auf ſchwarzem Hengſte. Als

Ingram ſeinen Todfeind auf dem Raben heranreiten ſah, ſtieg ihm das Blut in das Haupt und in wildem Grimm rief er alle Vorſicht vergeſſend ſein Roß mit dem Namen an und riß ſein eigenes Pferd zur Flucht herum. Wild gellte der Kriegsſchrei der Sorben durch den Wald, als ſie ſich entdeckt fanden und ihren Feind vor ſich erkannten, und eine tolle Jagd zwiſchen den Bäumen begann. Ingram aber, der des Weges beſſer kundig war, kam weit voraus; nur das edle Roß des Ratiz, durch den Ruf ſeines alten Herrn und die Nähe des Stallgenoſſen gemahnt, trug den Häuptling in wilden Sprüngen hinter Ingram her, voraus allen Sorbenkriegern. So ging die Hetze thalab aus dem wilden Wald und längs der Wagengeleiſe des lichten Gehölzes bis an den Waldesrand in die Nähe der Höfe. Hier hob ſich Ingram im Sattel und ſchrie den Kriegsruf über die Lichtung.

Der Schrei unterbrach das Amt des Prieſters, die ausgeſtellten Wachen wiederholten den Ruf, die Männer ſchwangen ſich aus dem Holzring und ſuchten ihre Roſſe, die Weiber und Kinder drängten ſich um den Altar, vor welchem der Biſchof ſtand, das Kreuz hoch emporhaltend. Als Ingram freien Raum vor ſich ſah und den Racheſchrei des Sorben hinter ſich hörte, trieb er ſein Roß zu einer Wendung und warf, da Ratiz heranfuhr, ſeinen Speer gegen den Feind. Aber der Schild des Sorben fing die Waffe und während Ingram ſein Pferd herumriß, flog der Speer des Ratiz in die Hüfte des Thieres. Hoch ſchlug es aus, ſank und ſchleuderte ſeinen Reiter an dem Bohlenzaun der Gemeinde zu Boden, daß er hilflos dalag.

Aus dem Holzring gellte der Angſtſchrei eines Weibes. Gottfried kannte wohl die Stimme, derſelbe Schrei hatte ihm ſchon einmal wie mit Meſſern in das Herz geſchnitten. Der Jüngling warf noch einen ſtrahlenden Blick auf Walburg, warf ſich behend über die Brüſtung und eilte zu dem Friedloſen. Ratiz, welcher mit ſeiner Streitkeule den Anlauf bewaffneter Landleute abgewehrt hatte, ſtürmte heran und ſchwang die tötliche Waffe gegen den liegenden Ingram. Da hob ſich vor dieſem Gottfried mit ausgebreiteten Armen. Die Keule ſauſte und traf das Haupt des Mönches, lautlos ſank er neben Ingram auf den Boden. In dieſem Augenblick der Noth riß Meginhard am Glockenſeil und über dem Haupt des Sorben dröhnte aufs Neue der Kriegsruf des Chriſtengottes in ſtarken hämmernden Schlägen. Der Wilde ſtarrte um ſich und trieb ſein Pferd zurück.

Von allen Seiten hob ſich das Kampfgeſchrei, aus dem Holz brachen die Sorbenkrieger hervor, um den Taufring ſammelten ſich die Thüringe und ritten ihnen entgegen, in wirrem Getümmel trieben Freund und Feind auf der abwärts geneigten Fläche umher. Als Ingram ſich erhob, ſah er vor ſich das blutende Haupt Gottfried's und gegenüber eine Rauchſäule, welche aus ſeinem Hofe aufſtieg. Einen Augenblick beugte er ſich über den Liegenden, dann packte er die Wurfkeule des Sorben, ſprang auf ein lediges Pferd, welches zur Seite angepflöckt ſtand und warf ſich wieder in das Getümmel. Zwiſchen den Linnenpanzern der Sorbenkrieger und den grauen Eiſenröcken der Thüringe fuhr er wie toll dahin, den Flügel des weißen Adlers ſuchend, welcher über der Kappe des Häuptlings ragte. Undeutlich merkte er, daß Miros beim Banner der Sorben ſeine Krieger zu ſammeln ſuchte, daß Wolfram mit dem Haufen des Häuptlings Albold gegen den Miros anritt und daß die Sorben allmählich nach dem Walde zurückgedrängt wurden. Endlich erkannte er den Häuptling, der von Verfolgern umdrängt, ſich durch die Wendungen ſeines Pferdes zu entziehen wußte und nach dem Holze zu ſtrebte. Ingram fuhr in geſtrecktem Lauf durch die Thüringe ſeinem Feinde zu, indem er mit Ruf und Handbewegung ſeine Landsleute zwiſchen den Häuptling und die Sorbenſchaar trieb. Ratiz ſah das glühende Auge und das flatternde Haar des grimmigen Gegners vor ſich, in ſeiner Hand die geſchwungene Keule und er hörte über ſich die dröhnende Stimme des Chriſtengottes, da ſtieß er einen Fluch aus und ſprengte in den Wald, Ingram folgte ihm. Bald jagte dieſer allein hinter dem Häuptling über Baumwurzeln, Waſſerrinnen und Steinblöcke den ſchmalen Grund hinauf, der zum Rennweg führte. Mehr als einmal verſuchte der Sorbe die Wendung, um ſeinen Gegner mit dem Krummſchwert anzufallen, aber nirgend bot der ſchmale Pfad feſten Anritt und immer noch tönte über ihm der unheimliche Schlachtgeſang in den Lüften. In der wüthenden Jagd zuckte durch die Seele Ingram's wie Wetterſchein die Freude, daß der Rabe ſo edel lief, und er merkte erſtaunt, daß auch er wieder auf einem guten Roß ſeines eigenen Stalles ſaß, welches von dem Raben nicht laſſen wollte, obgleich es ihm näher zu kommen nicht vermochte. Er ſtieß einen ſcharfen ziſchenden Ruf aus und der Rabe hielt an und bäumte. Wüthend trieb und peitſchte der Sorbe, und ſtöhnend gehorchte das edle Roß ſeinem Reiter, aber der Verfolger flog näher heran. Zum zweitenmal ſchrie Ingram, zum zweitenmal bäumte das Roß des Sorben, noch einmal gelang es dieſem, das blutende und ſchäumende Thier vorwärts zu treiben. Als aber zum drittenmal der Rabe ſich ſteil erhob, ſeinen Reiter zu werfen, glitt der Sorbe herab und ſchnell wie der Blitz fuhr ſein Stahl in den Leib des Roſſes. Laut ſchrie Ingram und ein höhnendes Lachen antwortete, der Sorbe ſprang der ſteilen Höhe zu. Im nächſten Augenblick flog die Keule und Ratiz ſank zu Boden.

Ingram warf ſich vom Roſſe, ergriff die Waffe und ein zweiter Schlag traf den Liegenden, der ſolcher Nachhilfe nicht mehr bedurfte. Der Sieger löſte dem Toten das Krummſchwert von der Seite und riß die Adlerfedern von der zerſchlagenen Helmkappe. Dann warf er ſich zu Boden und umfing den Hals des Raben, der ihn ſterbend mit treuen Augen anſah.

Als Ingram ſich erhob, warf er noch einen wilden Blick auf ſeinen Feind, der obgleich erſchlagen doch dalag wie ein Herr der Männererde, die Fauſt geballt, die Glieder im Sprunge zuſammengezogen; und er ſah noch einmal über das tote Thier, welches einſt die Glieder ſo edel bewegt hatte, und jetzt nichts war als ein unförmliches Stück Erde. Dann fing er ſein Roß und ritt langſam der Heimath zu. Der ſcharfe Grimm, welcher ihn ſeither wild umhergetrieben hatte, war plötzlich geſchwunden und er gedachte ganz ruhig ſeiner Fahrt zu den Serben wie einer alten Sage. Da vernahm er um ſich ein leiſes Tönen und Worte einer ſanften Stimme: „Ich bin ein Krieger, du merkſt es nur nicht,“ und vor ihm erſchien das Antlitz des Jünglings, wie dieſer einſt traurig von ihm geſchieden war mit den Worten. „Du armer Mann.“ Immerfort klangen dem Reiter dieſe Worte in der Seele und dabei rannen ihm heiße Thränen aus den Augen, immerfort tönte aus der Entfernung mahnend und klagend die Glocke des Chriſtengottes. Da wurde ihm, der von der Rachefahrt zurückkehrte, alles Geheimniß des neuen Glaubens in dem leiſen Klange offenbart. Als ein Held des Chriſtengottes hatte der Jüngling ſein Leben hingegeben für einen, der nicht ſein Freund war; und ebenſo hatte ſich der große Häuptling der Chriſtenheit dem Tode geopfert, um dem friedloſen Volk der Erde ein ſeliges Leben in der Himmelsburg zu bereiten. Und Ingram hörte aus dem Sang der Glocke die Stimme des Toten, welcher ihn rief: „Komm auch du.“ Da ſpornte er ſein Roß, denn er merkte, jetzt lud der Gott auch ihn, weil er ihn durch den Tod ſeines Kriegers geworben hatte. — In der Nähe ſchallte das Kriegsgeſchrei der verfolgenden Thüringe, Ingram aber ſah zu dem Morgenlicht auf, welches die Spitzen der Bäume vergoldete und ritt nach der Stätte, von welcher die Ladung hell und heller in ſeine Seele ſchlug.

Auf den Stufen des Altars ſaß Winfried, das verhüllte Haupt des toten Mönches in ſeinem Schooß, nur ſeine Lippen bewegten ſich leiſe. Um ihn knieten die ſchluchzenden Chriſtenfrauen, dahinter ſtanden mit geſenktem Haupt die Krieger, welche zur Wache des Heiligthums zurückgeblieben waren.

Da trabte ein Reiter an den Holzring, eine der Frauen erhob ſich aus dem Kreiſe der Knieenden und ſchritt zum Eingang. Gleich darauf trat ein Mann in den Raum, ſchwertlos, die Aufregung des Kampfes im Antlitz. Alle wandten die Blicke von ihm und wichen ſcheu aus ſeinem Wege, er aber achtete nicht darauf, ſchritt zum Altar und ſetzte ſich zu Füßen des Toten auf die Stufen unweit des Biſchofs, ſo daß der Leib des Jünglings zwiſchen beiden lag. Der Biſchof regte ſich als der Mann, der ihm feind war und für den der Jüngling ſich dem Tode preisgegeben hatte, in ſeiner Nähe niederſaß. Ingram aber legte den Helmſchmuck des Serben auf das Gewand des Toten und ſprach leiſe: „Er iſt gerächt; der Serbe Ratiz liegt erſchlagen,“ und er ſah prüfend in das Geſicht des Biſchofs.

In dem Herrn Winfried wallte das Blut ſeines Geſchlechtes, da er vernahm, daß der Mörder ſeines Schweſterſohns erlegt war, er richtete das Haupt auf und ein düſteres Licht flammte in ſeinen Augen; aber im nächſten Augenblick bewältigte die heilige Lehre den Grimm, er ſtreifte mit einer Handbewegung den Adlerfittig vom Gewande des Mönches, lüftete die Hülle, welche das Haupt bedeckte und ſprach auf die zerbrochene Stirn deutend tonlos: „Der Herr ſpricht, liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch beleidigen.“

Da rief Ingram laut: „Jetzt erkenne ich, daß du in Wahrheit dem Gebot eines großen Gottes folgſt, wenn es dir auch bitter und ſchwer wird. Auch ich glaube an den Gott dieſes Jünglings, der aus eigenem Willen für mich geſtorben iſt, obgleich ich ſein Feind war. Denn ſolche Liebe iſt das größte Heldenthum auf Erden.“

Er hob die Hülle vom Antlitz des Toten und küßte ihn auf den Mund. Darauf ſaß er ſtill neben ihm und verdeckte ſein Geſicht in den Händen.

„Die Worte des Friedloſen dürfen nicht hallen, wo Landgenoſſen weilen,“ begann mit gedämpfter Stimme Aſulf, der hinter Ingram ſtand. „Iſt ein Gebannter hier, ſo berge er ſein Haupt, bis ſein Volk ihm den Frieden zurückgibt.“

„Dort drüben brennt der Hof meiner Väter, Aſulf, wenn die Thüringe wollen, können ſie den Wolf in die Flammen werfen,“ antwortete Ingram zurück, und beugte ſich wieder über den Toten.

„Am Altar des Herrn iſt die Freiſtätte des Friedloſen,“ ſprach Winfried aufſehend, „halte das Kreuz über ihn, Meginhard, und geleite ihn zu deiner Hütte.“

„Laß mich hier,“ bat Ingram, „ſo lange ſeine Leibeshülle unter uns liegt. Denn ſpät habe ich meinen Reiſegeſellen gefunden.“

## 9.

## Die Heimfahrt.

Eine Woche ſpäter ſtand Ingram in der Hütte des Prieſters an der Holzſtufe des Altars, welchen einſt Gottfried errichtet hatte. Der eintretende Memmo ſetzte einen Korb vor ihm nieder und mahnte: „Laß dir das Mahl gefallen, die Frauen vom Meierhofe waren alle bei dem Korbe beſchäftigt.“

„Du ſorgſt freundlich um deinen Gefangenen,“ antwortete Ingram ſchwermüthig, „jede Koſt iſt bitter für den Eingehegten, welchem die Freiheit fehlt.“

„Ich kenne manchen Hausgenoſſen, der anders denkt,“ verſetzte Memmo und ſah zu ſeinen Vögeln auf. Als Ingram ſchwieg, fuhr er geſchwätzig fort: „Ich war mit Walburg in der Höhle bei dem Bären Bubbo; er hat den ganzen Trank des Biſchofs ausgetrunken und den Einbruch der Heiden verſchlafen, der Mann iſt übel zugerichtet und ſprach durchaus verwirrt, als wenn er Einſiedler werden wollte.“

Ingram nickte, aber er ſchwieg. Und Memmo fuhr bei ſich ſelbſt fort: „Nie habe ich ſo große Veränderung geſehen, als der Glaube in dieſem Heiden hervorbringt; wenn ich ihm ein Heubund unter den Kopf rücke, dankt er ſo zierlich wie ein Mädchen. Das Vaterunſer hat er gelernt wie Wenige. Vielleicht wird er ſogar ein Mönch, dann müßte ich ihn Latein lehren. Einſt wollten ſeine Raben das Kyrie nicht leiden, jetzt zwinge ich ihn ſelbſt zu mensa und filius," und Memmo lachte auf ſeinem Schemel über die große Hoffnung.

Vor dem Hauſe klirrten Waffen, die Thür öffnete ſich, Graf Gerold trat auf die Schwelle. „Ich rufe dich, Ingram," redete er den Auffahrenden an, „du magſt dein Haupt wieder frei tragen im Volke. Unter den Linden haben ſie dir den Frieden zurückgegeben, wenn du die Buße bezahlſt in Viehhäuptern oder in Land, und die Schatzung war mäßig. Weißt du es noch nicht, ſo vernimm auch dies: auf dem Rennwege hinter dem Hügel des Donnerers haben deine Landgenoſſen den flüchtigen Haufen der Räuber erreicht, nur wenige Sorben ſind entronnen; dieſe Kunde ſoll dir tröſtlich ſein. Ich aber komme ſelbſt, dich zum Kriegsgeſellen zu werben. Zu Roſſe, Held, in wenigen Tagen reiten wir über die Saale." Mit kurzem Gruß verließ er die Hütte.

Als Ingram hinter ihm ins Freie trat und das Haupt zum Sonnenlicht hob, fühlte er ſich leiſe angefaßt. „Jetzt biſt du ganz mein," rief Walburg in ſeiner Umarmung. Da berührten ihre Finger das Lederband, welches er am Halſe trug, ſie trat ängſtlich zurück: „Ingram, du trägſt noch bei dir, was von den Unholden kommt."

„Die Gabe meiner Ahnen meinſt du,“ verſetzte der Mann betroffen, „wie darf ich ſie verachten.“

„Bedenke, Geliebter, vieles Unheil hat dir der Zauber gebracht, wer weiß, wie ſehr er dir noch den Sinn verwandelt, wenn du ihn bewahrſt.“

„So wie du, warnte einſt ein Anderer,“ verſetzte Ingram, „und ich fürchte, ich habe zu viel auf das Erbſtück getraut. Ich will es abthun, du aber magſt es verwahren.“

„Nicht ich und kein Anderer,“ rief Walburg, „nur Einer ſoll darüber entſcheiden, und das iſt Herr Winfried ſelbſt.“

„Willſt du mich vor die Augen des Biſchofs führen?“ frug Ingram unruhig.

„Merke wohl, Ingram,“ warnte Walburg, „wie das Zauberſtück dich von dem Biſchof fern halten will.“

Er löſte den Riemen und bot ihr die Taſche; ſie warf ein Tuch über das Bündel, ſegnete ſich und griff darnach. „Und jetzt fort von hier zu ihm. Beuge dich, Ingram,“ bat ſie den Zögernden, „denn um Gnade ſollſt du werben bei Einem, der ſtärker iſt als du.“ Voll Mitleid und Zärtlichkeit ſah ſie ihn an, vergaß einen Augenblick das Teufelswerk in ihrer Hand und küßte ihn, dann zog ſie ihn haſtig mit ſich fort.

In ſeiner Kammer ſaß der Biſchof allein, als Walburg eintrat, den Geliebten nach ſich ziehend. „Kommſt du endlich, Ingram,“ ſprach Winfried aufſehend, „lange habe ich dich erwartet und theuren Preis haben wir beide gezahlt, bis du den Weg zu mir fandeſt.“

„Ein Zauber, den die heidniſche Schickſalsfrau gebunden, liegt in dem Erbe ſeiner Ahnen und erbittert ihm ſeinen redlichen Sinn,“ klagte Walburg. „Löſe du ihn von der Macht der Unholden.“

„Die Gnade des Himmelsherrn ſoll dich befreien, Ingram, und der Kampf, den du ſelbſt durchkämpfeſt, ſo lange du auf der Erde weilſt. Wo iſt der Zauber, der euch ängſtigt?“

„Hier liegt das Grauwerk unter weißem Tuch,“ ſagte Walburg, und legte das Bündel ſcheu auf den Holzſtoß am Heerde. Winfried wandte ſich und ſprach ſein Gebet, dann faßte er nach dem geweihten Waſſer, das im Becken bei der Stubenthür ſtand, beſprengte das Tuch und ſeinen Tiſch und zog das Erbſtück des Teufels hervor. Auf dem Tiſch lag eine kleine Taſche aus abgeſtoßenem wolligem Fell von vielen verknoteten Fäden umſchlungen. Winfried öffnete weit den Fenſterladen und die Thür, dann machte er über ſein Meſſer das heilige Zeichen, ſchnitt kräftig durch Faden und Leder und ſuchte den Inhalt. Staub und vertrocknete Kräuter fielen ihm in die Hand, dazwiſchen ein neues Bündel von rother Farbe; er rollte es auseinander und trat zurück. Auf dem Tiſche lag von Seidenſtoff, dicht wie Filz gewirkt, mit Goldfäden geſtickt ein Bild gleich dem Haupt des Wurms, den man Drachen nennt. Von hellem Gold glänzten die Augen, um den aufgeſperrten Rachen ſtanden die goldenen Zähne, aus ihm ragte wie ein Pfeil die rothe Zunge.

„Schwerlich vermag menſchliche Kunſt ſolch teufliſches

Bild zu ſchaffen“, rief Winfried erſtaunt und hielt das Holzkreuz über den Drachenkopf. „Wirf Holz auf die Heerdkohlen, Jungfrau, in der Flamme des Chriſtenheerdes bergen wir das Heidenbild; verſchwinden ſoll es aus dem Angeſicht der Menſchen, denn wie lebendig glänzt das Auge und leckt die Zunge.“

Das Heerdholz kniſterte, die Flamme hob ſich hoch über den Kohlen, Winfried trug vorſichtig die Taſche, die zerfallenden Kräuter, zuletzt das Drachenhaupt zu dem Feuer und ſtieß ſie mit dem Eiſen kräftig hinein. Ein dicker Rauch, gelblich und weiß, wirbelte auf, er ſtieg hoch bis zum Heerdloch der Decke und wand ſich um die Dachbalken. Ingram lag an der Thür auf den Knien. „Bitter iſt mir von meinen Ahnen zu ſcheiden,“ ſeufzte er. Aber über ſeinem Haupt hielt Walburg die Hände gefaltet und ſah verklärt auf Winfried, der vor dem Heerde ſtand, das Kreuz hoch hebend, bis die letzten Wirbel des Dampfes durch das Dach entſchwebt waren. Darauf trat er zu Ingram: „Bereite deine Seele, damit du ein treuer Mann des Chriſtengottes werdeſt und deinen Sitz gewinneſt in der Hochburg des Himmels. Als eine Gabe, welche der Himmelsherr dir durch mich bietet, empfange dies geweihte Gewand, das du tragen ſollſt, wenn du zum Taufſtein trittſt und dich gelobſt dem ewigen Gotte.“

Auf der Brandſtätte des Hofes, in welchem einſt die Raben gekrächzt hatten, erhob ſich eine Kirche und vom Thurmgerüſt klang die Glocke der Chriſten. Wenige Wegſtunden davon, nahe dem großen Markt der Thüringe, ſtand der neue Hof Ingram's und die Halle, welche er gebaut hatte. Bald wuchs um den Hof ein anſehnliches Dorf, welches noch in ſpäten Geſchlechtern das Erbgut des Ingram genannt wurde. Im ganzen Lande rühmten die Leute ſein Glück und ſeine Hausfrau, welche ihm den Hof mit einer Schaar blondlockiger Kinder füllte, die gaſtliche Halle und daneben auch die Zucht ſeiner Kriegsroſſe, der Rabenkinder. Er war als Kriegsheld gefeiert bis weit im Oſten der Saale, in den Grenzkriegen ein Schrecken der Feinde, eine ſtarke Hilfe der fränkiſchen Grafen. Mehr als einmal wurde er zu dem Hofe der großen Frankenherren geſandt, dort fand er immer Gunſt und er merkte wohl, daß er dort ſeinen ſtillen Fürſprech hatte. Als endlich König Pippin, der Sohn des erlauchten Herrn Karl, ſelbſt nach Thüringen kam, um ein Heer gegen Sachſen und Wenden zu führen, da ritt Ingram in ſeinem Gefolge und der König ehrte ſein tapferes Schwert durch Lob und Begabung. So oft Winfried von ſeinem erzbiſchöflichen Sitze zu Mainz nach Thüringen fuhr, zog Ingram bis an die Landesgrenze den großen Kirchenfürſten zu begrüßen, alle ſeine Knaben taufte der Erzbiſchof ſelbſt und empfing jedes Jahr von der Hausfrau Weben der feinſten Leinwand, die auf den Webſtühlen des Hofes gefertigt wurde. Stets war der Biſchof mild gegen Ingram und freundlicher als gegen Andere, und er war bemüht vor den Leuten zu erweiſen, wie hoch er den Helden achte. Nur betrat er nie die Schwelle des Treuen, um gaſtlich darin auszuruhen, obwohl Frau Walburg zuweilen mit Thränen darum flehte; aber ihre Knaben liebkoſte er und nie vergaß er bei ſeiner Ankunft im Lande ihr ſelbſt eine Spende zu bringen.

Dreißig Jahre waren vergangen ſeit der erſten Fahrt, die Winfried in das Land der Thüringe gewagt hatte. Neben Ingram ſtanden drei Söhne und drei Töchter in blühender Jugend: der älteſte Sohn, das Ebenbild des Vaters, war bereits ein erprobter Krieger, der in geſondertem Hofe herrſchte, auch der zweite bändigte die wildeſten Roſſe und harrte ungeduldig ſeiner erſten Kriegsreiſe; der jüngſte, Gottfried, war nach dem Willen der Eltern der Kirche beſtimmt und fröhlich ſang ſeine Kinderſtimme die lateiniſchen Hymnen, welche ihn fromme Väter als Gäſte der Eltern gelehrt hatten. Und Wolfram der Meiſter des Hofes, welcher die Hinterſaſſen ſeines Herrn wohlmeinend regierte, ſprach zu Gertrud, ſeiner Frau: „Sehr mächtig iſt der Zauber, welcher in den neuen Chriſtennamen wirkt,“ dabei ſchlug er mit Anſtrengung ſein Kreuz, „unſer Gott fordert den jüngſten Herrenſohn für ſeinen Dienſt und es nützt nichts, ihm zu widerſtreben. Vergebens habe ich dem Knaben Wolfshaare in die Jacke genäht und drei Rabenfedern in ſeinen Püſchl geſteckt, vergebens lehrte ich ihn auch mit dem Bogen ſchießen und die Keule werfen, der unkriegeriſche Name Gottfried zwingt ihn übermächtig. Ich hoffe, er wird wenigſtens ein Biſchof, der doch den Andern, welche geſchorenes Haar tragen, gebietet und den Ehrenſitz an der Tafel erhält.“

Mehre Jahre war der große Erzbiſchof nicht nach Thüringen gekommen und ſeine Treuen vernahmen aus Mainz die Kunde, daß er zuweilen die Beſchwerden des

Alters fühle und daß ihre Augen ihn wohl nimmermehr ſchauen würden, da bat Walburg den Gemahl, daß er bei ſeiner nächſten Fahrt zum Königshofe ſie und die Söhne nach Mainz geleiten möge, damit ſie Alle noch einmal den Segen des Heiligen empfingen und der junge Gottfried durch ihn für die Kirche geweiht würde.

Grade damals waren die Heiden an der Nordgrenze in die Chriſtenheit eingebrochen, hatten dreißig Kirchen zerſtört, die Männer erſchlagen, Weiber und Kinder fortgetrieben. Da war der greiſe Erzbiſchof ſelbſt an die Grenze geeilt, er hatte mitgenommen, was der Schatz ſeines Bisthums gewähren konnte, um die Gefangenen loszukaufen und die zerſtörten Gotteshäuſer aufzubauen. Ein halbes Jahr war er von Mainz abweſend geweſen, den Schaden zu beſſern und die Grenzleute in Glauben und Eintracht zu ſtärken.

Jetzt war er zurückgekehrt. Während ſein Gefolge im Hofe ſich der Heimkehr freute, betrat Biſchof Lullus, ein vertrauter Schüler, das Gemach des Erzbiſchofs; leiſe ſchob er den Vorhang der Thür zurück und trat mit frommem Gruße ein. Winfried ſaß in ſeinem Lehnſtuhl, in ſeinem Schooße lagen aufgerollte Briefe, er aber blickte ſtarr durch den Fenſterbogen in das Morgenlicht und winkte nur mit der Hand die Antwort auf den Gruß. Lange ſtand Lullus in ehrfürchtigem Schweigen, er merkte betroffen, daß der Greis halblaut mit ſich ſelbſt ſprach, und vernahm endlich die leiſen Worte: „Zeit iſt, daß ich mich zur Fahrt rüſte nach dem Saal meines Herrn.

ſehr ſehne ich mich nach der blutigen Wunde auf meiner Bruſt, die mir das Wolkenthor öffnet.“

Entſetzt über die fremdartige Sprache begann der Prieſter: „Was irrt den Sinn meines ehrwürdigen Vaters, daß er ſpricht wie ein weltmüder Mann des Schwertes.“

„Der Welt müde bin auch ich,“ verſetzte der Erzbiſchof, „denn wie ein Seefahrer ſteure ich durch die Woge die ſich endlos wälzt, mein Kiel ſtößt an die Klippen, der Eisfroſt feſſelt mir die Füße mit harten Banden und der Winterſturm ſchlägt mir mit hartem Flügel die Stirn. Endlos iſt der Kampf und freudenlos iſt was ich um mich ſchaue, und ich ſehne mich herzlich nach der Bucht, in welcher ich mein Haupt niederlegen will.“

„Freudenlos nennſt du dein Leben, ehrwürdiger Vater, du, dem der Herr Sieg und Ehre gab, wie niemals einem Manne?“ verſetzte der Prieſter. „Laß das Auge deines Geiſtes die Länder durchmeſſen, über welche du walteſt. Vierzig Jahre haſt du als Krieger Gottes gegen den Teufel geſtritten, viele hunderttauſend Seelen haſt du dem Glauben gewonnen, viele hundert Kirchen und Zellen der Brüder erheben ſich in dem Lande, das du als eine Wildniß betrateſt. Die Bäume der Heiden ſind überall gereutet, einem Herrn gehorchen die trotzigen Nacken, der milde Gott ſchenkt ihnen Gedeihen, beſſere Zucht im Hauſe und Gehorſam gegen das Geſetz. An den Grenzen werden die mörderiſchen Feinde gebändigt durch tapfere Chriſtenkrieger, im Lande der Heſſen, der Thüringe und Baiern lernen die Knaben in der heiligen Schrift leſen. Du biſt geweſen wie geſchrieben ſteht: ein Säemann ging aus zu ſäen, und ruhmvoll iſt deine Ernte. Feſt gegründet iſt der einheitliche wahre Glauben auf der Männererde durch dich. So Großes iſt dir gelungen, was trauerſt du, Herr?“

Winfried erhob ſich und ſchritt durch das Gemach. „Drei Nachfolgern der Apoſtel, welche zu Rom über die Kirche walten, habe ich mich gelobt. Gegen dich darf ich mich rühmen, ich war ihnen ein treuer Mann, ich habe ſie zu Herren gemacht in der katholiſchen Chriſtenheit. Die widerwilligen Nacken der Laien, den Hochmuth und Eigennutz ungetreuer Biſchöfe habe ich gebeugt für ſie; Einheit in Lehre und Gehorſam habe ich allem Volke auferlegt, damit ſie willigen Gehorſam finden, wo ſie im Namen des Herrn gebieten. Die Seelen der Menſchen habe ich ihnen unterzwungen, ſie ſelbſt habe ich nicht zwingen können in Allem gute Diener des Himmelsherrn zu ſein. Nicht das Reich des Herrn in Armuth und Demuth zu gründen ſind ſie eifrig. Nach Landerwerb ſehe ich ſie lüſtern, nach Goldſchatz und nach irdiſcher Herrſchaft. Schlechte begünſtigen ſie und Frevelhafte ſchonen ſie, wo es ihnen nützt; klüger ſind ſie, als wir, aber größer wurde auch ihre Hoffarth. Drei Päpſten habe ich gedient, jetzt kommt der vierte, ein fremder Mann, und ſeine Gunſt wird er, ſorge ich, austheilen in neuer Weiſe wie es ſein Vortheil iſt. Mein iſt das Amt, die Heiden zu bekehren. Zu ihrem Vogt bin ich geſetzt durch den Herrn, auf dieſem Rechte ſtehe ich feſt gegen den Pontifex in Rom wie gegen den Teufel. Da ich jung war, that ich meine erſte Kreuzreiſe in dem Herrn gegen das wilde Volk der Frieſen.

Unabläſſig habe ich um die Widerſpenſtigen geſorgt und ihnen das Kreuz über die Häupter gehalten. Die Biſchöfe der Franken ſaßen träge in elender Fleiſchluſt, irrgläubig und unbotmäßig ihr Kirchgut verſchwelgend, und keiner ſorgte um die Bekehrung der Ungläubigen. Jetzt, wo ich dort mit harter Arbeit und Herzensangſt ein Biſthum gegründet habe, wollen ſie mir das Friesland nehmen und einem andern Erzbiſchof unterordnen, auf daß unſere Arbeit verdorben werde und unſere Saat unter neuem Andrang der heidniſchen Wogen erſäuft. Du weißt es, mein treuer Sohn und Genoſſe, daß ich nicht für mich die Ehre begehre, ſondern die Rettung der Elenden. Demüthig habe ich meinen neuen Herrn Stephan gefleht, mir das Friesland zu laſſen, das älteſte Kind meiner Sorgen. Nicht weiß ich, was dort die Schlauheit der römiſchen Prieſter erſinnt. Ich aber gedenke ſie der Wahl zu entheben, ſelbſt will ich in das Frieſenland gehen, ob es ihnen lieb oder leid iſt. Dem großen Himmelsherrn will ich die Frage ſtellen, ob ich noch länger Diener eines Dieners ſein ſoll, oder ob er den müden Alten fortan würdigt, ihm ſelbſt zu ſeinen Füßen zu ſitzen. Meinen letzten Kriegszug meine ich zu thun.“

Im Hofe des Erzbiſchofs drängte ſich an einem ſonnigen Maimorgen das Volk der Stadt und der Landſchaft. Zunächſt an den Stufen des Palaſtes ſtanden die geiſtlichen Brüder, auf der einen Seite Prieſter und Diakonen, auf der andern Mönche der Klöſter, neben ihnen die hageren bärtigen Geſtalten der Einſiedler, welche ihre Baumzelle verlaſſen hatten, um den Segen des Erzbiſchofs zu empfangen. Haupt an Haupt ſtanden die Leute, aber es war eine feierliche Stille, bekümmert waren alle Mienen, Thränen in vielen Augen wie bei dem letzten Heimgange eines Fürſten. Von den Stufen des Palaſtes hoben die Schiffsleute das Reiſegeräth, vier Leviten trugen die Truhe des Herrn mit ſeinen Büchern und dem Reliquienſchatz zu dem Rheinſchiff, deſſen Wimpel unter dem Kreuzeszeichen luſtig im Morgenwind flatterte; und bei jedem Stück, das die Männer zum Rheine ſchafften, ging ein banges Geſumm und Seufzen durch die Menge. In dem Saal des Palaſtes ſtand Winfried im Kreiſe derer, welche er lieb hatte, der Biſchöfe, ſeiner Schüler, und ſeiner Landsleute aus Angelland, die wie er über das Meer gekommen waren um die Heiden zu lehren. Auch Frauen hatten ſich verſammelt, mehre ihm blutsverwandt, die meiſten geſchleiert. Inmitten der gebeugten Schaar ragte hochaufgerichtet Winfried. Freundlich ſtrahlte ſein Auge, als er von einem zum andern ſchritt, leiſe Worte der Lehre und des Troſtes ſpendend. Als er bei dem Haufen der Frauen auch Walburg begrüßte, zog ſie mit der Hand ihren Knaben hervor, warf ſich zu ſeinen Füßen und flehte: „Meinen Sohn, den jungen Gottfried, bringe ich dem Herrn, lege noch deine Hand auf ihn, Vater, damit ſein Leben geſegnet ſei.“ Winfried lächelte als er den ſtattlichen Knaben betrachtete. und ſeine Hand berührte das lichte Haar. Dann nahm er den Knaben, führte ihn zu einem Vertrauten, dem Abt Sturmi von Fulda und wandte ſich nach der Thür. Alle Anweſenden ſanken auf die Knie und ſegnend ſchritt er zum Ausgang. Da fiel ſein Blick auf die hohe Geſtalt Ingram's, der in ſeinem Kriegskleide nahe der Schwelle kniete. Er hielt an und ſprach feierlich: „Dich, Ingram, lade ich heut zu mir, willſt du noch einmal der Führer meiner Reiſe ſein?"

„Ich will, Herr," antwortete Ingram aufſtehend mit leuchtendem Blick.

„So nimm Abſchied von Weib und Kind, denn du ſollſt für den Herrn unter Schilde gehen."

Unten im Hofe wogte das Volk wie Wellen des Meeres. Da der Erzbiſchof heraustrat, fiel Alles auf die Knie und die Arme aufhebend ging er langſam hindurch zum Schiffe. Dort wandte er ſich noch einmal, grüßte und ſegnete und lachte freundlich den Kindern zu, welche von den weinenden Müttern aufgehoben wurden, damit ſie den Mann Gottes ſchauten. Ingram aber hielt ſeine Frau, welche ſtolz ohne Thränen neben ihm ſchritt, die Augen feſt auf ihn gerichtet, und mit der andern Hand hielt er die Hände ſeiner drei Söhne. Und als er ſich am Ufer von den Seinen löſte, faßte er die Schwurhand ſeines älteſten Sohnes, legte die Hand des Wolfram hinein und ſprach zu dieſem: „Sei du ihm treu, wie du dem Vater warſt."

Die Schiffer löſten die Seile und rheinabwärts ſchwebte das Schiff, am Ufer lag das Volk auf den Knien und ſah dem Fahrzeug nach, bis es hinter einer Biegung des Stromes verſchwand.

Es war eine ſonnige Fahrt, gleich einer langen Feſtreiſe. Wo eine Kapelle ſtand auf den Höhen oder ein Kirchlein unten am Strom, da drängten ſich die Leute und läuteten die Glocken, wenn das Schiff kam und abfuhr. Jeden Abend legten die Reiſenden an, wo fromme Chriſten wohnten. Herr Winfried ſtieg an das Land, begrüßte die Gemeinden und ruhte unter dem Dach derer, die ihm vertraut waren, während Ingram am Maſte unter dem Kreuzbanner lag und die Schiffswache hielt. So fuhren die Reiſenden den Rhein abwärts bis dahin, wo er zum See wird, ſie legten vor Utrecht an und nahmen den Biſchof von Friesland, welchen Winfried eingeſetzt hatte, zu ſich in das Schiff. Dann fuhren ſie oſtwärts bis zur Grenze der heidniſchen Frieſen. Dorthin hatte Herr Winfried im voraus das neubekehrte Volk geladen, damit er den Getauften die Hand auflege und ſie im Glauben befeſtige, ſeine Boten waren durch das ganze Frieſenland gegangen und hatten ſeine Ankunft verkündet. An der Mündung des kleinen Fluſſes Borne, welcher die chriſtlichen und heidniſchen Frieſen trennt, landeten die Fahrenden kurz vor dem beſtimmten Tage in einer Bucht, wo die Fluth einen Wall von zugetriebenen Baumſtämmen aufgehäuft hatte. Der Erzbiſchof ſtieg an das Land, wählte die Lagerſtelle und umſchritt weihend den Raum; Ingram ließ die Zelte aufſchlagen, den Graben ſchütten und das angeſchwemmte Holz zum Walle ſchichten.

Als er bei dem Wall ſtand, die Richtung maß und ſelbſt die Pfähle ſchlug, ging Herr Winfried bei ihm vorüber und ſprach: „Du mühſt dich emſig, uns mit Holz und Erde zu umſchanzen, haſt du auch darum geſorgt. Einen über uns nach ſeinem Willen zu fragen? Denn er zieht die Schildburgen und zerwirft ſie, ganz nach ſeinem Gefallen.“

„Zürne nicht, Herr, daß ich den Hammer bis über das Abendgebet ſchwinge, denn Warnung kam mir von den Leuten am Ufer, vieles Raunen und wildes Gemurr verſtört die Dörfer der Heiden und klein iſt die Zahl der Schilde, welche dein Haupt ſchützt.“

Winfried aber hörte gar nicht darauf, ſondern fuhr fort nach dem Himmel blickend: „Dichter ſtanden die Bäume im Land der Thüringe. Dort warſt du der erſte, welcher mir auf der Reiſe die Nachtpfähle hieb. Damals fiel der Eſchenſame herab auf den Boden und der Same heilbringender Lehre ſank in dein Herz. Sieh, ein neuer Baum iſt im Schutze Gottes erwachſen, nicht die unholden Schickſalsfrauen ſchweben darum, ſondern hohe Engel, die geflügelten Boten Gottes, vielleicht, daß ſie auch dir jetzt oder bald einmal eine gnadenvolle Auffahrt bereiten.“

Er ſegnete ihn und ſchritt in ſein Zelt zurück, das inmitten der andern ſich ſtattlich erhob. Ingram legte den Hammer weg, er rüſtete ſich und ſetzte ſich mit Schild und Speer an das Lagerthor zur Nachtwache. Ueber die weite Ebene ſpähte ſein Blick, gleich dem Herrn Winfried ſah er nach der Nachtröthe, welche vom Norden her ſo hell ſchien, wie er ſie noch niemals geſchaut. Er dachte an ſein Weib und die blühenden Kinder, die jetzt daheim in Frieden ſchliefen und die er ſo herzlich lieb gehabt, er überlegte das ganze glückliche Leben, das er mit ſeiner Hausfrau geführt, ſeine ruhmvollen Kriegsfahrten und das Lob ſeiner

Streitgeſellen, auch Wolfram und ſeine Rabenroſſe kamen ihm in den Sinn, und er lachte und ſegnete in Gedanken alle Häupter der Seinen und betete für jedes; leicht war ihm das Herz und er ſah immer wieder nach dem Himmelsrand, wo die Röthe langſam nach Oſten zog, bis die Helle im Oſten aufſtieg und die kleinen Wolken roſig leuchteten wie ein Thor der aufgehenden Sonne. Da erkannte er, wie das Thor geöffnet wurde, durch das er ſelbſt hinaufſteigen ſollte zu der Burg des Himmelsherrn als einer ſeiner Krieger, und er kniete nieder und ſprach das Gebet, welches ihn Walburg gelehrt. Wie er aufblickte, erkannte er fern im Dunſt eine dunkle Maſſe, ſie ſchob ſich heran, Speereiſen blinkten und weiße Schilde. Er ſchloß den Eingang, rief ſeinen Kriegsſchrei und eilte zu dem Zelte des Biſchofs und zu den Hütten der Krieger. Aus dem Zelte tönte das Glöckchen, Winfried trat hervor, das Wort des Herrn in der Hand, umdrängt von den Geiſtlichen. Draußen am Graben erhob ſich mißtönendes Geheul, die Heiden liefen gegen das Pfahlwerk und riſſen an den Hölzern. Ingram ſprang den Speer ſchwingend auf ſie und trieb ſeine Schildgenoſſen zum Kampfe. Aber mächtig erſcholl die Stimme Winfried's: „Höret das Gebot des Herrn, vergeltet nicht Böſes mit Böſem, ſondern Böſes mit Gutem. Thut ab Krieg und Kampf, denn der Tag iſt gekommen, den wir lange erſehnten, heut lohnt der große Gott des Himmels ſeinen Getreuen. Bereitet iſt uns der Hochſitz in himmliſcher Halle, die Schaaren der Heiligen geleiten uns vor den Thron des Himmelsherrn."

Da warf Ingram ſein Schwert den einbrechenden Heiden entgegen; er trat mit ausgebreiteten Armen vor den Herrn Winfried, rief laut den Namen des Jünglings, der einſt ſein Reiſegeſelle geweſen war, und empfing die Todeswunde. Nach ihm der Erzbiſchof und darauf die übrigen, Geiſtliche und Laien. Nur wenige aus dem Gefolge retteten ſich über das Waſſer und berichteten von dem Ende der frommen Helden.

Mit großem Gefolge fuhr der Häuptling des Chriſtengottes hinauf zu der Halle ſeines himmliſchen Königs.

Die Gebeine Winfried's führten fromme Väter den Rhein hinauf, dem Thüring Ingram aber ſchütteten chriſtliche Frieſen am Strande den Totenhügel und umſchritten die Stelle mit Gebet. Nicht die Raben des Waldes flogen darüber, ſondern weißbeſchwingte Möven, und ſtatt der Baumwipfel rauſchten in ſeiner Nähe die Wogen des Meeres, wie der Sturmwind ſie trieb, ein Jahrhundert nach dem andern.

Doch aus ſeinem Hofe unter den Buchen und Fichten des Waldes wuchs und breitete ſich fröhlich ſein Geſchlecht.

Die Wogen und Wälder rauſchten aus einem Jahrhundert in das andere daſſelbe geheimnißvolle Lied, aber die Menſchen kamen und ſchwanden und unaufhörlich wandelten ſich ihnen die Gedanken. Länger wurde die Kette der Ahnen, welche jeden Einzelnen an die Vergangenheit band, größer ſein Erbe, das er von der alten Zeit erhielt, und ſtärkere Lichter und Schatten fielen aus den

Thaten der Vorfahren in ſein Leben. Aber wundervoll wuchs dem Enkel zugleich mit dem Zwange, den die alte Zeit auf ihn legte, auch die eigene Freiheit und ſchöpferiſche Kraft.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

# Die Ahnen.

Roman

von

**Gustav Freytag.**

## Zweite Abtheilung.

## Das Neſt der Zaunkönige.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1873.

# Das

# Neſt der Zaunkönige

von

**Guſtav Freytag.**

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1873.

[illegible]

496 h

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

## 1.

## Im Jahr 1003.

Wo die Geiſa das Waſſer ihrer Quellen in die Fulda gießt, lag zwiſchen Wieſen und fruchtbaren Feldern das Kloſter Herolfsfeld. Hohe Fürſten des Himmels waren ſeine Beſchützer, denn die Kloſterkirche umſchloß die Reliquien zweier Apoſtel; doch den größten Eifer für das Gedeihen des Kloſters hatten zwei Gefährten des heiligen Bonifacius bewieſen: Erzbiſchof Lullus, der die erſten Mönche auf das leere Feld führte, und der Heidenbekehrer Wigbert, deſſen Gebeine erſt viele Jahre nach ſeinem Tode im Kloſter niedergeſetzt wurden, der aber ſeitdem durch zahlloſe Wunder den Ruhm der Stätte erhöhte. Als das größte von ſeinen Wundern rühmten die Leute, daß in der einſamen Landſchaft ein mächtiges Menſchenwerk entſtanden war, Thürme und hohe Kirchgiebel, um dieſe herum eine große Zahl von Gebäuden aus Stein und Lehm, deren wettergraue Holzdächer wie Silber in der Mittagſonne glänzten. Was man Kloſter nannte, war in Wahrheit eine feſte Stadt geworden, durch Mauern, Pfahlwerk und Graben von der Ebene geſchieden. Länger als zweihundert Jahre hatten die Mönche gebetet, um den Gläubigen Heil und guten Empfang in jenem Leben zu bereiten, dafür waren ſie ſelbſt reich geworden an irdiſchem Grundbeſitz, den ihnen fromme Chriſten in der bittern Sorge um das Jenſeits geſpendet hatten. Die Burgen, Dörfer und Weiler, welche ihnen gehörten, lagen über viele Gaue vertheilt, nicht nur im Lande der Heſſen, auch unter Sachſen und Baiern, vor Allem in Thüringen. Ein guter Theil des Kirchengutes, das Bonifacius erworben hatte, darunter die erſten Schenkungen, welche die Waldleute in Thüringen zur Heidenzeit gemacht, gehörte jetzt dem Kloſter, und wenn der Abt ſeine Lehnsleute und Hinterſaſſen zu einer Kriegsfahrt aufrief, ſo zogen ſie dem Lager der Sachſenkaiſer zu als ein Heer von Reitern und Fußvolk, in ihrer Mitte der Abt als großer Herr des Reiches mit einem Gefolge von edlen Vaſallen. Länger als zweihundert Jahre hatten die Brüder auch mit Axt und Pflug gegen den wilden Wald und das wilde Kraut gekämpft, hatten unermüdlich die Halmfrucht geſäet, Obſtbäume gepflanzt und Weingärten eingehegt. So waren ſie allmählich große Landbauer geworden, nach Tauſenden zählten ſie ihre Hufen, ihre zinspflichtigen Höfe und die Familien der unfreien Arbeiter. Jetzt ſaßen ſie in der Fülle guter Dinge als eine Genoſſenſchaft von hundert und fünfzig Brüdern zwiſchen gefüllten Scheuern und ſpringenden Heerden, ſahen vergnügt über die reiche Habe und ordneten ſelbſt als umſichtige Landwirthe das Tagewerk der zahlreichen Gehülfen, deren

Häuſer im Zaun ihres Herrenhofes ſtanden oder ſeitwärts an der Fulda zu einem großen Dorf vereinigt waren. Doch nicht allein über Landarbeit, ſondern über Alles, was Handwerk und Kunſtfertigkeit zu ſchaffen vermochte, walteten als Meiſter die Genoſſen, welche ſich dem Chriſtengott gelobt hatten. Neben dem Palaſt des Abtes und den Gaſthäuſern für Fremde, zwiſchen den Viehhöfen und Scheuern, dem Brauhauſe und den weiten Kellergewölben erklang der ſchwere Hammer des Waffenſchmidts auf dem Ambos, und daneben der kleine Hammer des Künſtlers, welcher edle Steine in Gold und Silber zu faſſen wußte für Kirchengeräth, für koſtbare Bücherdeckel und für Trinkgefäße des Abtes und vornehmer Gäſte. Ein Bruder bewahrte den Schlüſſel zu dem Rüſthaus, in welchem die Helme, Schwerter und Schilde für ein ganzes Heer bereit lagen, ein anderer zählte den Gerbern die Häute zu, prüfte kunſtverſtändig ihre Arbeit, miſchte die Farbe und kochte die Beize für buntes Leder und Gewand. Und wieder ein anderer maß die Räume für neue Bauten, verfertigte den Riß und wies die Maurer an, wie ſie den Gewölbbogen ſchwingen und dauerhaften Mörtel miſchen ſollten. Von weiter Ferne her zogen die Leute zum Kloſter, nicht nur um bei den Gebeinen der Heiligen zu beten und durch Gaben das Gebet der Mönche zu kaufen; auch wer klugen Rath und irdiſchen Vortheil begehrte, ſuchte dort Beiſtand. Der Kaufmann fand Waaren, die er gegen andere vertauſchte, der große Grundherr holte ſich den Bauplan für ein Steinhaus, das er auf luftiger

Höhe errichten wollte oder bat um einen meßkundigen Bruder, der ihm fernes Waſſer in ſeinen Hof zu leiten und einen Fluß mit ſteinerner Brücke zu überſpannen wußte. Wer vollends krank war, der neigte ſich flehend vor dem Arzte des Kloſters und erhielt aus der Apotheke die Holzbüchſe mit kräftiger Salbe und den ruhmvollen Trank des heiligen Wigbert. Jeder Dürftige und Bettler im Lande kannte das Haus, denn er war ſicher, dort Hilfe gegen den Hunger zu finden und gutherzige Spende an den nöthigſten Kleidern. Was die Einen in ihrer Sündenangſt vor den Altären der Heiligen opferten um den Himmel zu gewinnen, das vermehrte vielen Anderen die Freude des irdiſchen Lebens. Aber die Mönche ſelbſt, die ſich dem Herrn zu demüthiger Entſagung und Buße geweiht hatten, wurden allmählich ſtolze Lehrer und Gebieter in weltlichen Dingen und vermochten nicht mehr mit der alten Kloſterzucht Haus zu halten.

An einem heißen Nachmittag des Sommers lag auf den Stufen des Hochaltars ein fremder Mönch in ſtillem Gebet. Stab und Reiſehut hinter ihm ließen erkennen, daß er neu angekommen war; bei dem Reiſegeräth kniete ein junger Bruder des Kloſters, der ihn begleitet hatte. In dem Chorſtuhl zunächſt dem Sitz des Abtes ſaß der Dekan Tutilo, welcher Präpoſitus des Kloſters war, ein hoher breitſchultriger Mann mit einem Stiernacken und buſchigen Augenbrauen, er hielt die Hände nachläſſig gefaltet und ſah ungeduldig auf den Fremden, deſſen Andacht kein Ende nehmen wollte. Klein war die Zahl der Väter, welche das Gebet abwarteten, nur wenige der Ehrwürdigſten ſaßen in den Stühlen, unter ihnen Heriger, der Kellermeiſter, ein fröhlicher Mann und Liebling der Brüder, dem Alle gern dienten und der Jeden mit freundlicher Rede gefügig machte, dann der Pförtner Walto, welcher Sprecher des Kloſters war, als kluger Herr wohlbekannt im ganzen Lande; auch die beiden Alten, Bertram und Sintram, zwei Sachſen, welche mit ihren runden Köpfen und weißen Haarkronen einander ähnlich ſahen wie Zwillinge und deshalb von den Mönchen im Scherz die Stiefel genannt wurden; ſie waren an einem Tage ins Kloſter gekommen, wohnten in derſelben Zelle und arbeiteten beide in den Gärten; was einer wollte, gefiel auch dem andern und ſie wandelten ſtets zuſammen, obgleich ſie ſchweigſam waren und auch mit einander nicht viel redeten.

Als der Beter ſich endlich erhob und mit geſenktem Haupt vor den Dekan trat, ergriff dieſer ſeine Hand, führte ihn in die Mitte des Chors und neigte ihm das Ohr zu, in welches der Fremde die geheimen Worte ſprach, an denen die Prieſter und Würdenträger von der Regel Benedikts einander erkannten. „Geſegnet ſei dein Eingang, mein Bruder Reinhard,“ antwortete der Dekan mit rauher Stimme, welche von der Decke zurückhallte, und gab den Bruderkuß, worauf der Fremde den andern Brüdern daſſelbe that. „Nicht mühelos wird das Lehramt ſein, zu dem du aus der Schulſtube des Kloſters

Altaba gerufen biſt, denn du wirſt harte Kämpfe finden und eine zuchtloſe Heerde; doch dem heiligen Wigbert fehlt es nicht an Bäumen um Ruthen daraus zu ſchneiden. Komm, daß ich dir unſere Häuſer zeige und die Walſtatt, auf welcher du den Krieg gegen die Unwiſſenden führen ſollſt." Er ging voraus, die Brüder folgten, zuletzt der junge Mönch mit dem Reiſegeräth des Fremden.

Tutilo führte in die Klauſur, die große Burg des Kloſters, welche zweiſtöckig inmitten aller Höfe und Gebäude ragte. Sie enthielt die Wohnungen der Mönche und der geweihten Schüler, die von ihren Eltern in den Zipfel der Altardecke gewickelt waren, damit ſie einſt Mönche würden. Das Haus ſtand im Viereck um einen freien Platz, von allen Seiten nach außen geſchloſſen, nur durch die Kirche war der Eingang und gegenüber ein Ausgang zu den Küchen und Nebengebäuden. In der Mitte des Hofes umgaben alte Lindenbäume einen Brunnen, und nach dem Hofe öffnete ſich der ganze Bau, denn ein weiter Säulengang zog ſich am Unterſtock auf den vier Seiten entlang und die Mauer des Oberſtocks erhob ſich auf den ſchöngemeißelten Steinſäulen. Zwiſchen die Säulen waren bequeme Holzbänke geſtellt, damit die Brüder bei ſchlechtem Wetter luſtwandeln oder ausruhen konnten, wie es ihnen gefiel. Ganz verlaſſen ſtand das Haus, der Fremde vermochte kein geſchorenes Haupt zu entdecken, obgleich in dieſer Stunde die Regel den Brüdern erlaubte, ſich von Arbeit und Gebet zu erholen. Tutilo merkte die ſuchenden Blicke des Bruders und auf den Säulengang weiſend erklärte er: „An anderen Tagen würdeſt du die Hände oft rühren müſſen, wenn du die Menge der Brüder und Schüler an den Fingern abzählen wollteſt, heut aber ſind ſie ausgezogen. Die letzten Tage waren ſchwül, ein Wetter droht und das ganze Geſinde des heiligen Wigbert arbeitet im Heu. Dies iſt alter Brauch des Kloſters, er ſtammt, wie ſie ſagen, aus der Zeit der erſten Väter, jetzt freilich iſt die Fahrt mehr ein Feſt als eine Arbeit. Bald wirſt du ihr Gewimmel merken, wenn ſie zurückkehren.“

Als ſie die innern Räume betraten, ſah der zugewanderte Bruder in dem großen Refectorium einen Credenztiſch mit ſchönen Bechern und Trinkkannen, darunter nicht wenige von edlem Metall, und als er in einen Gang kam, an welchem Zellen der Brüder lagen, erblickte er durch die offenen Thüren große Stühle mit ſeidenen Kiſſen belegt, auf den Lagerſtätten weiche Kopfkiſſen und lodige Decken von buntgefärbter Wolle, die mit geſtickten Borten eingefaßt waren, daneben große Truhen und metallene Leuchter mit Wachslichtern oder ſchwere vergoldete Lampen, auf einem Tiſche ſogar ein Brettſpiel mit geſchnitzten Männlein und Thieren, ſo daß er merkte, wie die Mönche unter Geräthſchaften, die ſie ſich ſelbſt erworben hatten, ganz gemächlich hauſten. Und Reinhart, obwohl er als Mönch gewöhnt war ſeine Zunge zu hüten, konnte den Ausruf nicht unterdrücken: „Gleich weltlichen Fürſten wohnen die Knechte des Heiligen.“

Tutilo merkte das Mißfallen, aber er erwiederte ſtolz: „Auch ich meine, daß unſere Brüder ihr Haupt hoch tragen dürfen, wenn ſie ſich mit den Weltleuten vergleichen. Doch was du hier von eigenem Gut der Brüder etwa geſehen haſt, gehört nur den Dekanen und den Alten, denn dieſe allein haben die Licenz.“

Der Fremde ſenkte ſchweigend das Haupt. Tutilo winkte dem jungen Mönch zurückzubleiben, zog einen großen Schlüſſel aus der Taſche und öffnete in dem Kreuzgang eine niedrige Pforte, die er hinter ſeinen Begleitern wieder verſchloß. Sie ſtanden in dem Hofe der Abtei zwiſchen Ställen und Vorrathshäuſern vor einem ſtattlichen Holzbau, um den ein Laubengang führte. Doch auch hier war Alles leer, die Lichtöffnungen des Hauſes waren mit Fenſterglas und Blei verſchloſſen, aber die Scheiben waren erblindet und manche Raute war zerſchlagen. „Du weißt ja wohl,“ fuhr Tutilo mit düſtrer Miene fort, „daß Herr Bernheri, unſer Abt, es verſchmäht unter den Brüdern zu wohnen. Dort oben auf dem Berge St. Peter hat er ſich eine eigene Zelle ſtattlich hergerichtet, dort hauſt er mit denen, die ihm am liebſten ſind, und ſelten betritt ſein Fuß dieſen Herrenhof. Oben hört man's deutlicher, wenn der Auerhahn balzt und der Hirſch ſchreit. Wir aber in der Tiefe harren der Gebote, welche er aus der Höhe zu uns ſendet. Hier beginnt wieder dein Reich,“ fuhr er fort und geleitete in einen andern umhegten Hof. „Hier iſt die äußere Schule, worin die Schüler zu übermüthigen Weltgeiſtlichen erzogen werden; dreißig Scholaſtiker zählte das Kloſter, erſt ſeit dem Tode deines Vorgängers hat ſich die Zahl vermindert. An der erſten Bank ſitzen nur Söhne von Edlen, meiſt Thüringe und Heſſen, trotzige Knaben ſind darunter, ungern fügen ſich die ſtolzen darein, im Kloſter zu dienen.

„Schwingen auch ſie heut das gedörrte Gras?“ frug der Fremde.

„Einen wenigſtens magſt du ſehen,“ verſetzte der Kellermeiſter Heriger leiſe und wies nach der Höhe. In dem Schallloch des Glockenthurmes ſaß ein Jüngling und ſtarrte hinaus auf die Höhen im Oſten, ohne die Mönche im Hofe zu beachten. „Es iſt Immo, der Thüring, er hängt oft dort oben und immer ſieht er nach derſelben Himmelsſeite, weil dort ſeine Heimath liegt!“

Reinhard maß den Jüngling mit einem ſchnellen Blick: „Erkenne ich ihn recht auf ſeinem luftigen Sitze, ſo ſieht er mehr einem jungen Kriegsmann ähnlich, als einem Schüler, der auf das heilige Oel und die Stola hofft.“

„Du wirſt ihn wild und tückiſch finden,“ verſetzte Tutilo. „In den erſten Jahren hat ihn unſer Herr Bernheri verzogen, jetzt thun ihm Hunger und Geißel noth, und du würdeſt ihn vielleicht im Keller auf dem Stroh erblicken ſtatt dort in hoher Luft, wenn die Brüder nicht allzuoft an das Verdienſt ſeines Ahnherrn dächten.“

„Denn wiſſe, mein Bruder,“ fuhr Heriger fort, „er iſt aus dem Geſchlechte eines ſeligen Helden, der, wie ſie ſagen, zugleich mit dem heiligen Bonifacius von den Heiden erſchlagen wurde. Sein Ahnherr war es, zu dem der Heilige in der Todesnoth ſeine letzten Worte ſprach, welche in den Büchern geſchrieben ſtehn: Wirf dein Schwert von dir! Und darum haben auch von je die Männer und Frauen ſeines Geſchlechtes unſer Kloſter mit Hufen und Gaben ausgeſtattet."

Gegenüber dem Schülerhauſe lag der Kirche angebaut die Bibliothek und die Stube der Schreiber. Der Fremde betrat ein kahles Gemach; die beiden Fenſter waren durch Glas und Blei verſchloſſen, aber große Spinnengewebe hingen an Wand und Rahmen, und durch die Scheiben drang nur ein trübes Zwielicht, ſo daß eine brennende Lampe das Beſte thun mußte, um den Raum zu erhellen. Vor der Lampe ſaß am Pult ein ſchreibender Mönch. Langſam erhob er ſich als die Brüder eintraten und noch während er den Ankömmling begrüßte, waren die kleinen Augen in ſeinem runzligen Geſicht auf die Pergamentblätter gerichtet.

„Willſt du deinen Augen Pönitenz anthun, Vater Gozbert," begann Tutilo verwundert, „daß du das Sonnenlicht ausſperrſt?"

„Es muß ein dunkler Nebel in der Welt ſein," verſetzte der Mönch, „denn es will nicht hell werden."

„Nicht der Nebel iſt es, der dir das Licht raubt, ſondern die Bosheit Anderer," rief Tutilo, das Fenſter öffnend, „ſieh her, die Scheiben ſind von außen durch trübe Farbe verdunkelt und merke, Jemand hat dir einen üblen Streich geſpielt."

„In Wahrheit, draußen ſcheint die Sonne," rief der Mönch, „ich erkenne Lehm und Kienruß an den Scheiben.“

„Ich aber weiß, wer die Ungebühr gegen dich geübt hat, entweder ſelbſt oder durch die Jungen,“ ſagte Tutilo, „denn der Scholaſticus Immo leitet die Knaben zu vielem Frevel an. Aber ſein Maß iſt voll.“ Und auf Reinhard blickend fuhr er fort: „Vater Gozbert iſt ein Künſtler in der Schrift, wenige verſtehen ſich beſſer auf jede Art von Ductus.“

Gozbert ging zu einem Bücherbrett, ſchlug einen Codex auf und zeigte mit Selbſtgefühl die Blätter, auf welche Buchſtaben mit bunten Farben gemalt waren.

„Ich ſah ſelten ſo leuchtendes Gold ſo wohl geglättet.“

„Durch den Stein Achates,“ erklärte Gozbert und blätterte zum Anfange zurück, dort war als großes Bild ein Kaiſer auf ſeinem Stuhl und zur Seite vier Frauen, tief gebeugt mit ſeltſamen Kronen auf dem Haupt, jede eine Mulde in den Armen, worin etwas Undeutliches lag, darüber ſtanden die Namen von vier Ländern, welche zum Reich gehörten. „Ich ſelbſt habe den Weibern die Verneigung erdacht,“ ſagte Gozbert ſtolz, „denn in der alten Handſchrift, die wohl noch aus der Urzeit der Römer ſtammt, ſtanden ſie gerade.“

„Niemand merkt, daß es das Geſäß des Vaters Sintram iſt, welches Gozbert viermal abgebildet hat,“ erklärte Heriger mit luſtigem Augenzwinkern, „denn Sintram mußte oft gekrümmt ſtehen mit den Händen am Thürpfoſten, während Gozbert zeichnete.“ Der Schreiber warf einen mißbilligenden Blick auf den Sprecher und zeigte mit dem Finger auf das röthliche Geſicht des Kaiſers. „Herr Otto der Rothe ſeligen Andenkens.“

„Ich aber will den Vater rühmen,“ fuhr Heriger fort, „denn ſchwerlich wird man einen Schreiber unter den Lebenden finden, welcher mehr geſchrieben hat; vierzig Jahre lang ſchreibt er bei uns jeden Tag im Sommer und Winter; funfzig Bücher bewahrt das Kloſter von ſeiner Hand und nicht wenige ſind zum Tauſch gegeben gegen andere.“

Gozbert neigte beſcheiden den Kopf während des Lobes, aber ſeine kleinen Augen glänzten. „Wenn es mir nur nicht an Pergament gefehlt hätte,“ ſagte er, „und an Büchern zum Abſchreiben.“

„Vielleicht wird es möglich, daß du von dem Kloſter, aus dem ich komme, ein gutes Buch geliehen erhältſt,“ tröſtete Reinhard.

„Was es auch ſei,“ verſetzte Gozbert erfreut, „ich ſchreibe es gern, wenn du oder ein anderer Gelehrter mir ſagt, daß keine Sünde darin ſteht. Denn die heiligen Namen zeichne ich mit Roth aus und die Uebles bedeutenden Namen in den profanen Büchern habe ich immer weggelaſſen, ſo oft ich ihre Tücke merkte. Manche Nacht habe ich in Aengſten gewacht und oft hat mir beim Schreiben geſchaudert, ob ich nicht vielleicht etwas ſchriebe, was dem Heil meiner Seele ſchaden könnte. Endlich bin ich gewarnt worden, daß ich die ſündigen Bücher meide.“ Er ſchlug das Kreuz und wandte ſich geheimnißvoll zu dem neuen Mönche, während die

Andern, welche die Lieblingsgeſchichte des Alten wohl kannten, einander bedeutſam anſahen. „Merke auf jenen Holzkrug, mein Bruder,“ fuhr Gozbert fort, „in welchem ich mein Trinkwaſſer bewahre. Ein Deckelkrug, dieſem gleich, ſtand an derſelben Stelle, als ich grade Einiges von dem Heiden Ovidius ſchrieb. Da hörte ich hinter mir den Deckel klappen, ich wandte mich um und mein Haar ſträubte ſich, der Krug ſtand ſtill, aber zuweilen hob ſich der Deckel und ſchlug wieder abwärts, wie von innerer Gewalt getrieben. Ich rief die Heiligen zu Hilfe, plötzlich ſah ich zwei Hörner aus dem Krug ragen und wieder verſchwinden. Im Entſetzen ſtieß ich den Krug um und ſogleich ſprang der teufliſche Geiſt, einem kleinen Thier mit Hörnern ähnlich, aus dem Holz, fuhr in dem Zimmer umher und endlich durch den Thürritz hinaus, indem er böſen Nebel und Geſtank zurückließ. Ich aber erkannte die Warnung.“

„Hätte der böſe Geiſt nicht den Dampf zurückgelaſſen,“ bemerkte Heriger, „ſo würden Manche vermuthen, daß es ein junger Haſe geweſen ſei, den der Thüring Immo heimlich in den Krug unſeres Vaters geſetzt hatte.“

„Es war der Teufel,“ verſetzte Gozbert unwillig. „Seitdem ſchreibe ich nur heilige Bücher.“

„Du haſt ſicher das beſte Theil erwählt, mein Vater;“ tröſtete Reinhard grüßend, und ſie ſchieden aus der Zelle. Der Schreiber aber ſetzte ſich wieder zu ſeinem Pult; oben webte die Spinne und unter ihr ſchrieb der Mönch.

Tutilo wurde geſprächiger, als ſie die Höfe betraten, in denen die Arbeiter des Kloſters unter Aufſicht der Mönche für Handwerk und Landbau thätig waren. „Du ſiehſt, Bruder," begann er das Haupt erhebend, „nicht gering iſt das Haus des heiligen Wigbert, ſein Segen hat die Keller und Scheuern gefüllt, wie gierig auch die Grafen und Dienſtmannen ihre Fäuſte nach Aeckern und Heerden ausſtrecken. Und jetzt, da ich dir die Thüren geöffnet habe und deinen Heerdſitz gewieſen, jetzt berichte auch du, wenn dir gefällt, was du außerhalb des Kloſters erfahren haſt, denn wildes Gerücht geht durch die Lande, daß die Kinder der Welt in neuem Zwiſt gegen einander toben."

„Zürne nicht, mein Vater, wenn ich deinem Willen nicht auf der Stelle genüge," verſetzte Reinhard demüthig, „du ſelbſt weißt ja am beſten, daß der Mund des Bruders, der aus der Ferne kommt, verſchloſſen ſein muß, bis die Erlaubniß des Herrn Abtes ihn öffnet."

Der helle Zorn flammte aus Tutilo's Augen. „Statt des Abtes ſtehe ich hier und mein iſt das Recht, dir die Zunge zu löſen."

Reinhard warf ſich ſchnell vor ihm auf den Boden und flehte die Hände erhebend: „Verzeih, mein Vater, daß ich dir Unmuth erregte, dem ich Gehorſam ſchuldig bin im Staube; nur was die heilige Regel mir gebietet, meinte ich zu thun. Selbſt wünſche ich, daß du Alles wiſſeſt, denn ſchwere Kunde bringe ich aus dem Lande, aber auch dir würde es gefallen, wenn du der

Abt wäreſt, daß ich eher dir als Andern die Botſchaft verkündete."

Tutilo blickte finſter auf ſeine Begleiter, aber er ſah an den verlegenen Mienen, daß ſie das Recht des Flehenden erkannten, darum ſchwieg er und ließ den Mönch zu ſeinen Füßen liegen, bis Heriger, der Kellermeiſter begann: „Da der Bruder ſich nach Gebühr gedemüthigt, ſo rathe ich, daß du ſelbſt ihn nach St. Peter zu unſerm Herrn Abt begleiteſt, damit auch wir erfahren, „was dem Kloſter zum Heil oder Unheil werden mag; vor allem aber, daß du es wiſſeſt, da du jeden Tag um unſer Wohl zu ſorgen haſt."

Tutilo wandte ſich unfreundlich nach dem Sprecher, aber er bezwang ſich und antwortete dem Liegenden mit einer Stimme, der man den Aerger wohl anmerkte, „Ungern wandle ich aus der Pforte nach jener Höhe, doch will ich dein Gewiſſen, mein Bruder, nicht beſchweren. Erhebe dich und harre mein an dem Thore. Du aber, Walto, gebiete mein Roß zu ſatteln, damit ich die Befehle unſeres Herrn auf der Höhe erbitte." Er wandte ſich ab und hörte nicht darauf, wie der Kniende ſich dem Gebet der Brüder empfahl. Reinhard erhob ſich hinter dem Rücken des Präpoſitus und ſchritt mit geſenktem Haupt neben dem Pförtner dem Ausgange des Kloſters zu. Tutilo aber entließ die Brüder, welche ihn begleitet hatten und ſprach zu ſeinem Vertrauten Hunico: „Uebles weiſſagt die fremde Biene in unſerm Stock. Der Narr iſt von der neuen Zucht, welche die Füße küßt und Fauſtſchläge in den Nacken giebt, er wird die Becher der Brüder zählen und um einen gekochten Kalbskopf die Geißel ſchwingen. Wer ſo willig iſt, ſich in den Staub zu werfen, der wird auch dem König und den Grafen nicht widerſtehen, wenn ſie uns die Zehnten und Hufen nehmen und das Heiligthum kahl machen, wie es zur Zeit des Lullus war, wo die Brüder ſich ſelbſt an den Pflug ſpannten und ihr gutes Glück prieſen, wenn ihnen ihr tägliches Pfund Brot ohne Abzug gereicht wurde. Ich aber meine nicht umſonſt die Speicher gefüllt zu haben, kommt es zum Kriege, ſo ſuchen auch wir einen neuen Abt, welcher das Kloſter erhöht und nicht erniedrigt; „denn es leben wenige Fürſten im Reiche, die ſo ſtark ſind als wir ſein könnten, wenn ein Mann auf dem Abtſtuhl ſäße und nicht ein Schwächling.“ Er ſchritt gewaltig in die Klauſur, ſich zu der unwillkommenen Fahrt zu rüſten.

Während die anſehnlichen Führer der Brüderſchaft durch die Höfe wanderten, ſchlich der junge Mönch unbeachtet in die Kirche zurück, neigte ſich vor den Altären, glitt die Säulen entlang, und öffnete im Vorhofe den Eingang einer hölzernen Gallerie, welche aus der Kirche zu dem Glockenthurm des Erzengels Michael führte. Er ſtieg die Wendeltreppe hinauf bis zu dem Bodenraum unter den Glocken. Dort ſtand der Altar des hohen Engels, der im Federhemd in den Lüften waltete und den Wetterſchlag vom Glockenthurm abhielt. Indem der Mönch ſein Gebet murmelte, rief von oben eine helle Stimme: „Rigbert, ſei willkommen.“ Der Mönch hob warnend den Finger, kletterte die ſteile Stiege hinauf, welche zu dem Glockenſtuhl führte und ſtand wenige Schritte von dem Jüngling Immo. Dieſer ſaß in dem Schalloch auf ſchmaler Bohle, die für eine Dohle bequemer war als für einen hochgewachſenen Mann und beobachtete ungeduldig das Nahen des Mönches.

„Du kommſt aus Thüringen, ſeit Mittag erwarte ich dich; der Dienſtmann Hugbald ritt an euch vorüber und brachte die Kunde in das Wächterhaus. Du ſaheſt die Quellen der Waldbäche ſpringen, du hörteſt wie der Bergwind weht, und wie das junge Volk der Thüringe unſere Reigen auf dem Anger ſingt. Was weißt du mir zu ſagen aus den Waldlauben?“

„Noch rinnen die Quellen vom Rennſtieg zu Thale, und die Waldaxt klingt an den Baumſtämmen. Aus Erfurt, dem großen Markte, ritt mein Reiſeherr Reinhard nach der Zelle unſerer Brüder in Ordorf, auf dem Wege raſteten wir in einem Edelhofe.“

Eine heiße Röthe fuhr dem Schüler über das Geſicht und mit heller Stimme rief er, die Hand gegen Oſten erhebend: „Ich meine, das war der Hof meiner Väter.“

„Wir wurden wohl empfangen von der edlen Hausfrau.“

„Das war meine Mutter,“ ſchrie der wilde Knabe und wandte ſein Antlitz von dem Mönche ab, weil ihm Thränen über die Wangen liefen. „Sprich mir von ihr,“ fuhr er nach einer Weile fort und kehrte ſich wieder dem Mönch zu.

„Sie erſchien mir als eine heilige Frau und einer Fürſtin ſah ſie gleich, obgleich ſie ſchmucklos in Wittwentracht vor uns ſtand.“

„Mein Vater ſtarb an ſeiner Wunde in fernem Land und der Sohn vermochte nicht ihn zu rächen. In den Kerker bin ich geſteckt. Unſelig iſt die Hand, die das Rauchfaß ſchwingt ſtatt des Eiſens.“

„Mehr hilft deiner Seligkeit der Rauch am Altar als die wilden Worte,“ mahnte der Mönch.

„Du freilich trägſt geduldig die braune Schafwolle, die ſie dir geſponnen haben.“

„Mich hat meine Mutter, da ich ein Kindlein war, dem Heiligen auf den Altar gelegt, weil ſie das Liebſte dem Himmel weihen wollte, und meine Heimath iſt ſeitdem im Gotteshauſe.“

„Auch mich haben ſie, da ich noch ein Knabe war, zum Dienſt des Altars beſtimmt, obgleich ich das erſtgeborne Kind war und ein Recht hatte, das Banner meines Vaters zu führen. Aber dem Vater wurde der Vorſatz leid, denn du weißt ja wohl, meine Fäuſte ſind nicht gemacht Feder und Gebetbuch zu halten, ſondern Schildrand und Roſſeszügel. Zu einem Kriegsmann wurde ich erzogen, obgleich der Mutter Böſes ahnte, bis mein Vater mit dem jungen Kaiſer Otto nach Italien zog und in die Gefangenſchaft der treuloſen Griechen gerieth. Da kam die Angſt in unſern Hof, ſchöne Hufen mußte die Mutter dem Kloſter verkaufen, um das Löſegeld für den Vater zu finden, und nicht die Hufen allein, auch den Sohn riethen die frommen Väter zu ſpenden, damit die erzürnten Heiligen ſich des Vaters wieder erbarmten. Ich trug damals mein erſtes Panzerhemd, jetzt trage ich dies nußfarbige Kleid eines dienenden Schülers und fahre in dieſer großen Mauſefalle wie eine gefangene Ratte längs den Brettern dahin. Den Vater haben die Heiligen doch nicht heimgeleitet, ich aber bin gefeſſelt."

„Wie mochten ſie ein Opfer gnädig empfangen," antwortete der Mönch traurig, „das ſo unwillig ſich gegen den Altar ſträubte."

„Zu Roſſe wäre ich für ſie gefahren bis an das Ende der Welt, aber auf den Knien fahren über den glatten Stein, das kann ich nicht. Denn meine Ahnen dachten hoch und ich ſtamme aus einem Geſchlecht von Kriegern."

„Und doch ſollte deine Dienſtbarkeit mild ſein, du Begehrlicher, der immer an die Freuden der Welt denkt. Nicht Mönch ſollteſt du werden, ſondern ein üppiger Kanonikus, der ſeidenes Gewand trägt, hoch zu Roſſe ſitzt und mit den Frauen koſt wie ein Anderer."

„Warum trage ich nicht das weiße Gewand?" rief Imme zornig. „Andere, die noch jünger ſind in der Kloſterſchule, werden dadurch doch ein wenig getröſtet. Doch ich weiß wohl, theuer iſt ſolche Gunſt und Niemand von den Meinen zahlt einem Biſchof den Preis für die weiße Leinwand. Aber hätte ich auch was du für mich erſehnſt, du weißt, die Fledermaus iſt ein unholdes Thier, ſie iſt nicht Maus, nicht Vogel; und ich bin von dem Geſchlecht, welches bei Sonnenſchein ſich über die Flur ſchwingt. Was ſahſt du noch, Rigbert, in unſerer Halle?“

„Von dem Söller wies Frau Edith meinem Reiſeherrn die Kapellen der Umgegend; und als die Glocken hier und da läuteten, weil die Sonne im Mittag ſtand, brach aus dem Gehölz eine Schaar Reiter, alle auf hellen Roſſen.“

„Das waren meine Brüder,“ rief Immo, „das iſt unſere Zucht.“

Der Mönch nickte beſtätigend: „Frau Edith rief freudig dem Prieſter zu: Sieh, Reinhard, das ſind meine ſechs Neſtlinge. Sie kommen, das Futter zu picken. Iſt's nicht ein kräftiger Flug?“

„Und die Dohle ſitzt hier im Thurmloch,“ rief Immo dazwiſchen.

„Sie rauſchten heran wie durch die Luft getragen, ſechs feurige Reiter, wild flog ihr Haar durch die Luft, waren ſie mit Vögeln zu vergleichen, ſo waren ſie doch nicht als Waldſänger zu erkennen, denn ſcharf ſtachen ihre Augen.“

Immo lachte erfreut. „Mich verdrießt's nicht, wenn du die Männer meines Geſchlechtes mit Habichten vergleichſt; ich hoffe, die Knaben werden ihre Fänge erweiſen. Saheſt du das Roß, auf dem mein jüngſter Bruder ritt, der kleine Gottfried, den wir Friedel nennen? Ein Knabe war Friedel, da ich vor ſechs Jahren von Hauſe ſcheiden mußte, er ſchlang die kleinen Arme um meinen Hals und weinte bitterlich, und als ich von der Schwelle wich, rannte er mir ſchluchzend nach und zog an meinem Gewand, mich feſtzuhalten. Ich hob ihn auf das Roß, das mir gehörte, gab den Zügel in ſeine Hand und raunte dem Hengſte zu, daß er dem Kleinen zugethan ſei. Niemand hat mir geſagt, wie das Roß ihm dient. Du mußt es geſehen haben, Rigbert, wenn du auch ein Mönch biſt. Es iſt ein ſächſiſches Pferd aus der Zucht des Königshofes, die Farbe iſt ganz weiß und Mähne und Schweif glänzen wie Silber. Sahſt du das Roß, Rigbert, ſo ſprich."

„Wohl ſah ich das ſeltene Thier."

„Zwölfjährig iſt es jetzt," fuhr Imme eifrig fort, „und es mag meinen Friedel noch tragen, wenn er das erſtemal in die Schlacht reitet; denn ein altes Roß und ein junger Held, ſagt das Sprichwort, gehören zuſammen. Wie ſaß das Kind auf meinem Roſſe?"

„Sah ich recht, ſo trug das Roß den älteſten deiner Brüder, den ſie Odo nennen."

Imme ſprang wie ein wildes Thier aus der Luke hinab auf die Stiege und packte den Mönch. „Odo, ſagteſt du, der jetzt Erbe iſt an meiner Statt. Mir nahm er die Hufen und die Herrſchaft im Lande, jetzt entwendet er auch dem Bruder mein letztes Geſchenk. Vergeſſen bin ich und verachtet iſt mein Gedächtniß und im Knechtdienſt lebe ich wie einer, den ſie im Kriege gefangen haben." Er warf ſeinen Leib dröhnend gegen die Holzwand, ein krampfhaftes Schluchzen erſchütterte ihm die Glieder.

„Ganz thöricht geberdeſt du dich, Immo. Wie darfſt du den Bruder ſchelten? nicht er hat dich zu uns gebracht und ein Zufall kann geweſen ſein, daß er das Pferd tauſchte.“

Immo aber antwortete nicht und der Mönch harrte ſchweigend, bis der heftige Anfall vorüber war. Endlich richtete ſich Immo auf und frug ruhiger: „Bringſt du mir Botſchaft von der Mutter?“

„Den Segen deiner Mutter trägt dir Vater Reinhard zu, wenn der Herr Abt es geſtattet. Achte darauf, Immo, daß du dem Fremden gefällſt, denn wiſſe, als Meiſter der Schule iſt er in dies Kloſter geſendet und von morgen iſt er dein Herr.“

„Er wird widerwillige Diener finden in der äußern Schule. Iſt er ein Geſelle wie der arge Tutilo?“

Der Mönch ſah unruhig um ſich. „Du ſprichſt lauter als in Kloſterwänden geziemt,“ und bittend fuhr er fort: „Immo, du haſt mir Güte erwieſen, ſeit du unter den Dächern des heiligen Wigbert umherfährſt, und du haſt mir erlaubt dein Geſelle zu ſein, ſoweit ich aus der Klauſur dir die Hand durch den Zaun zureichen durfte; laß dich jetzt mahnen an unſere Treue in der Schule. Liebſt du dein Leben und dein Glück und wünſcheſt du Gutes für die Tage deiner Zukunft, ſo füge dich dem neuen Lehrer; denn ſoweit ich ihn erkenne, iſt er von mildem Herzen aber von der ſtrengen Zucht, und ich meine, es kommt eine andere Zeit auch für die Höfe des heiligen Wigbert. Vieles hörte ich raunen in den Zellen der Brüder, als wenn wir Alle hier zu wenig nach der Regel lebten."

Immo lachte. „Sage das den Vätern. Ich ſah vorhin durch das Schallloch, wie ſie um die Heuhauſen im Reigen ſprangen, und ſie hielten die Mägde des Dorfes an der Hand."

„Schweig," raunte der Mönch, „war das Thun nicht gut, darüber im Kloſter zu ſprechen iſt Frevel, nicht uns allein ſteht Faſten und Ruthenſchlag bevor; mit den Scholaſtikern werden ſie anfangen."

„Unſere Fleiſchkoſt iſt mager," ſpottete Immo, „wollen ſie uns gebieten zu faſten, ſo müſſen wir den alten Katerweg über die Dächer wandeln, du kennſt ihn ja wohl?" Der Mönch bekreuzigte ſich. „Dann laufen wir zur Nacht in den Wald und beſchleichen das Wild. Manchen Bock haben wir im Holze gebraten und du kennſt ein Loch im Zaune, durch welches gute Biſſen auch in die Klauſur gereicht wurden."

Flehend ſah der Mönch den Spottenden an: „Ich habe es gebeichtet und gebüßt."

„Ich hoffe, die Pönitenz war nicht hart, Bruder Rigbert," lachte Immo, doch herzlicher fuhr er fort: „Ich weiß, daß du mir in guter Meinung räthſt und will mich wahren, ſo ſehr ich kann. Doch jetzt erzähle, Landsmann, von deinem eigenen Vaterhauſe im freien Moor, das ſie Friemar nennen. Wie lebt Baldhard der alte, dein Vater, und Sunihild, deine Mutter? Manchen Trunk Milch bot ſie mir, ſo oft ich durch das Dorf ritt und an ihrem Zaune hielt und manch warnendes

Wort ſprach dein Vater, das ich ungern vernahm, obwohl er Recht hatte. Aber ich mußte ihn mit Ehrfurcht hören, wegen ſeines weißen Haars und weil er meinem Vater werth war. Wenn er in unſern Hof kam, erhielt er immer den beſten Herrſitz; denn es iſt, wie du weißt, von alter Zeit gutes Vertrauen zwiſchen dem Edelhof und dem Freihof.“

„Ich ſah das Dach meiner Eltern ragen, Vater und Mutter ſah ich nicht,“ klagte Rigbert leiſe; Immo ſtarrte ihn erſtaunt an. „Für mich war geſchrieben du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen; ich wandte das Geſicht ab, als ich das Haus zwiſchen den Linden erkannte, damit den Heiligen meine Entſagung gefalle und mein Gebet für die Eltern Erhörung finde.“

Immo fuhr wieder mit einem Satze von dem Gefährten weg auf den Balken der Thurmluke und ſtarrte ſchweigend ins Freie. Als er ſich nach einer Weile umwandte, bemerkte er mißfällig das geſenkte Haupt und die gefalteten Hände des Mönches, und begann ungeduldig: „Merke wohl, Rigbert, dürftig iſt die Kunde, die du mir aus der Heimath zuträgſt.“

„Vater Reinhard bringt üble Neuigkeit von den Gütern in Thüringen,“ verſetzte Rigbert vorſichtig.

„Hat der Hof meiner Mutter Frieden mit den Nachbarn?“

„Sorglos weidete man in deiner Heimath die Heerden und ohne Wächter arbeiteten die Leute auf dem Felde. Nur deine Mutter ſprach bekümmert mit Vater Reinhard.“

„Du ſpendeſt dürftigen Trank wie ein karger Wirth, ich muß dich unfreundlich ſchelten.“

„Viel mehr habe ich dir geſagt als mir zu ſagen recht iſt. Nur weil ich noch meine Reiſekutte trage, getraute ich mich ſo mit dir zu ſprechen. Wenn die Väter heut Abend zur Hora rufen, dann flehe ich die Brüder fußfällig an, daß ſie alle für mich wegen meiner Reiſeſünden beten, dann hoffe ich, wird ihr Flehen auch meiner Schwatzhaftigkeit die Vergebung gewinnen. Sonſt ſpräche ich nicht mit dir, wie ich jetzt gethan. Daran denke, Immo, und zürne mir nicht.“

„Gutwilliger als du will ich dir verkünden, was wir hier im Kloſter vernahmen,“ begann Immo verſöhnt. „Ein Heereszug ſteht bevor und gewaltiges Getöſe von Speer und Schild. Die Herrſchaft des neuen Königs Heinrich, dem die Völker im vorigen Jahre den Herrenſtuhl erhöht haben, zerreißt in Stücke, ſein ganzes Reich gleicht unſerer Eisbahn auf der Fulda, als ſie beim Thauwind brach. Ueberall ſchlagen die Eisſchollen gegen einander. Täglich erzählen in unſern Herbergen die Gäſte und die armen Wanderer, daß Alles ſchwankt, was feſt war. Der ſtreitbare Held Hezilo, der Babenberger, hat ſich machtvoll gegen den König erhoben, mit ihm verbunden iſt der eigene Bruder des Königs, dann der tapfere Graf Ernſt, von dem alle Spielleute ſingen, auch die Slavenherzöge und viele Fürſten des Reiches. Die Mönche behaupten, daß der König geringe Hoffnung hat ſeinen Feinden zu widerſtehen. Die Grafen hier in der Nähe rufen ihre Dienſtmannen, werben Reiſige und treiben Roſſe und Rinder in ihre Burgen. Keiner traut dem Andern und Alle ſchreien, daß der große Streit um das Reich ausgefochten werden ſoll, ſobald die Ernte von den Feldern herein iſt. Ich aber hoffe, wenn erſt die Waffen um Wigberts Haus dröhnen, wird auch mir gelingen hinauszufahren."

„Sinnſt du ſo Arges," rief Rigbert unwillig, „dann iſt dir jedes Wort ſchädlich, das ich aus der Fremde berichte und mich reut's, daß ich dir den Frieden der Seele verſtörte."

„Hoffſt du hier im Kloſter Frieden zu finden?" frug Immo lachend, „bald wirſt du merken, daß die Väter in der Klauſur grade ſo zwieträchtig gegen einander ſtehen wie die Kriegsleute draußen. Denn unſer Abt, Herr Bernheri, will dem König dienen, Tutilo aber iſt ein Oheim des Babenbergers Hezilo. Oft hören wir durch den Zaun Geſchrei der Mönche und heftige Worte, bald für König Heinrich, bald für den Hezilo."

Rigbert wandte ſich ſchweigend der Treppe zu.

„Nur Eins ſage mir noch, bevor ſie dich einſperren," rief Immo, indem er mit großem Satz zu dem Mönche ſprang und ſeine Hand faßte, „denn lange habe ich nach dir ausgeſehen und dieſe Stunde erwartet. Vernahmſt du daheim Gutes oder Böſes von dem Manne, der den Söhnen Irmfried's feindſelig denkt, obgleich er der Bruder ihres toten Vaters iſt. Haſt du vernommen, für welchen König mein Oheim Gundomar in das Feld reitet?"

„Er weilt, wie die Landsleute ſagen, beim König Heinrich, dem er ſeit lange vertraut iſt, und man rühmt ihn als gewaltigen Kriegsmann."

„Wir aber haben wenig Treue von ihm erfahren. Nur einmal ſah ich ihn, als ich noch ein Kind war, da ſchleuderte er mich aus ſeinem Wege, daß ich mit blutendem Haupt auf dem Boden lag. Mir wäre willkommener gegen ihm im Felde zu ſtehn als an ſeiner Schwertſeite. Doch wir von der äußeren Schule ſind alle für König Heinrich."

Während Immo mehr zu ſich ſelbſt als zu dem Mönche ſprach, glitt dieſer lautlos die Treppe hinab. Immo ſtand allein und ſeufzte ſchwer. Was er aus der Heimath gehört hatte, machte ihm das Herz nicht leichter und der neue Lehrer war ihm vollends nicht zur Freude. Noch einen Blick warf er vom Thurme hinab, um dem Tutilo oder andern Dekanen nicht über den Weg zu laufen, dann ſprang er abwärts und wand ſich zwiſchen Gebäuden und Hecken den Gärten zu. Da er hinter ſich Tritte von Männern und Pferden hörte, fuhr er durch eine Lücke des Zauns, die ihm wohlbekannt war, auf die andere Seite der grünen Wand und pries ſein gutes Glück, als er aus dem Verſteck den gefürchteten Tutilo erkannte, welcher, zur Reiſe gerüſtet, neben einem fremden Kriegsmann dem Ausgange zuſchritt. Immo wußte, daß der Fremde ſeit dem Morgen im Gaſthaus des Kloſters lag und wunderte ſich über die Vertraulichkeit, mit welcher der Reiſige den ſtolzen Mönch behandelte, denn er ging, ſein Roß am Zügel führend, ſorglos auf der Ehrenſeite und trug den ſchlechten Eiſenrock mit der Haltung eines Fürſten. Während Immo abwärts wich, wechſelten die Beiden den Scheidegruß. „Lebe wohl, Vetter," ſprach der Fremde, „unluſtig war diesmal mein Sitz an deiner Gaſtbank, denn die neugierigen Augen deines Volkes und die gewundenen Fragen machten mir Sorge."

Tutilo lächelte. „Viele der Wigbertleute kennen den Helden Ernſt von Angeſicht und wohl alle haben von deinem Heldenwerk vernommen, welches die Wanderer rühmen. Grade deinetwegen ſchwärmt heut mein ganzes Volk in der Ferne auf grünem Raſen, der Pförtner aber iſt mir treu. Dennoch rathe ich, daß du ohne Säumen aufbrichſt. Vertraue mir, ich hindere die Reiſe zum Könige, welche unſer Abt den Dienſtmannen des Kloſters bereitet."

„Denke auch daran," unterbrach ihn der Fremde eifrig, „uns das Land offen zu halten für den Zug unſerer Heerhaufen, welche wir aus Sachſen und Thüringen erwarten. Denn ich kenne den falſchen König, er iſt behend wie ein Wieſel und ſeine Augen ſind bei Tag und Nacht geöffnet, ich ſorge, er reitet eher ins Feld als wir. Lebe wohl, Vetter, ſehe ich dich wieder, ſo rüſteſt du mir ein Feſtmahl in der Abtei."

Der Mönch ſprach den Segen und der Fremde ſchwang ſich auf das Roß. Als der Hufſchlag in der

Ferne verklang, ſchritt auch Tutilo der Pforte zu, an welcher ihn Reinhard erwartete.

Immo harrte, bis Alles um ihn ſtill war, dann ſpähte er durch die Thür des Arzneigartens, und als er den alten Sintram darin ſah, trat er vorſichtig ein und näherte ſich dem Mönch, welcher mit dem Grabſcheit vor einem kleinen Geſträuch ſtand und unverwandt eine Blume betrachtete. Der Jüngling ſprach ſeinen Gruß, der Alte nickte ihm freundlich zu, gab ihm das Grabſcheit in die Hand und wies auf das Beet, an dem er gegraben hatte. Geduldig begann Immo die unwillkommene Arbeit, der er ſich nach Kloſterſitte nicht entziehen durfte.

Unterdeß beharrte Sintram vor dem Strauch, bis er endlich in ſeiner Freude das Schweigen brach: „Sieh dieſe Roſe, die ein Bruder dem Wigbert aus Gallien gebracht hat; wie eine Kugel war ſie geſchloſſen, aber die liebe Sonne hat ihr den Mund geöffnet; blicke hinein, ſchöne Farben hat ſie und zahlloſe Blätter. Halte deine Naſe näher heran, denn die Würze ihres Geruchs iſt heilkräftig und die böſen Geiſter, welche in den Leib fahren und Siechthum bereiten, fürchten den Duft und meiden ihre Nähe. Die Weiſen ſagen, ſie iſt von dem Herrn in den Erdgarten geſetzt, damit ſie dem Menſchen ein Anzeichen ſei. Denn auch ihm iſt das Herz geſchloſſen, bis das Licht des Glaubens darauf fällt, dann öffnet ſich ſeine Seele der himmliſchen Liebe.“

Immo verließ gern das Beet und ſah achtungsvoll auf die Roſe, aber Anderes lag ihm mehr im Sinn.

„Zeige ſie auch dem neuen Magiſter, welcher, wie man ſagt, aus der Fremde gekommen iſt, um die Schüler Dialectik zu lehren.“

„Du haſt die Wahrheit gehört,“ verſetzte der Alte vorſichtig.

„Dann, Vater, ſage ihm, wenn du vermagſt, Gutes von mir, denn ich fürchte, Andere werden ihm allerlei Nachtheiliges in das Ohr raunen. Leidvoll wäre es mir, wenn er feindſelig gegen mich handelte, denn er kennt meine Mutter und mein Geſchlecht, er hat die Macht mir zu ſchaden und ſeine Fürſprache mag mir helfen, daß ich von der Schülerbank gehoben werde. Allzulange, mein Vater, trage ich, wie du weißt, dies Gewand.“

„Sorge du nur ihm zu gefallen,“ verſetzte der Alte, „er hat wohl ſelbſt Augen und wird ſchwerlich der Meinung Anderer folgen. Mir ſcheint, er hat dich bereits geſehen, da du unter den Dohlen ſaßeſt.“

„Die Puſillen in der Schule, welche noch nicht funfzehn Jahr ſind, fürchten ſehr ſeine Ruthe, es wäre gut für ihn und uns, wenn er Nachſicht übte. Die erſte Bank iſt harter Streiche nicht gewohnt und er wird es ſchwer finden, das edle Blut über die Bank zu legen.“

„Dennoch rathe ich dir nicht, ihm das zu ſagen,“ verſetzte der Gärtner, „du ſelbſt möchteſt dafür büßen. Jetzt aber wende dich abwärts, Immo, dort naht Bruder Bertram aus dem Friedhofe. Unrecht war es, hier ohne Erlaubniß einzudringen.“

„Grade ſeinetwegen kam ich zu dir, mein Vater, und ich flehe, daß du bei ihm mein Fürſprecher werdeſt. Denn ganz unſicher ſind die Tage meiner Zukunft, und wenn ich das Kloſter verlaſſe, ſo weiß ich Niemanden, der meiner Jugend mit gutem Rath zu Hilfe kommen wird. Dein Geſelle aber hat im letzten Winter freiwillig verheißen, daß er mir, bevor ich aus dem Kloſter ſcheide, als Gabe die Weisheit übergeben will, welcher die Männer ſeines Geſchlechts in der Stille vertraut haben. Wenn er mich hoch der geheimen Lehre für würdig erachtet, ſo erſehne ich, daß er ſie mir jetzt oder doch bald einmal ſpende. Du aber zürne mir nicht, daß ich darum zu dir komme. Ich weiß ja, Vater, daß du mir nichts Uebles ſinnſt, denn ich fand geſtern in der Ecke bei dem Neſt der Rothkehlchen einen Binſenkorb voll Kirſchen, und ich weiß auch, wer ihn hingeſtellt hat.“

Der Alte lächelte vergnügt. „Die Rothkehlchen ſind liſtige Vögel, ſie tragen Mancherlei hin und her. Auch ich fand in dieſem Frühjahr, als mir meiner Sünden wegen die Gicht in die Hand gefahren war, ein Paar Fauſthandſchuhe von Otterfell bei meinem Geräth, ich habe nicht gefragt, woher ſie kamen.“ Er ſprach das Letzte zu ſeinem Geſellen Bertram, der langſam herangewandelt war und ebenfalls ſein Grabſcheit in der Hand hielt. Die beiden Alten blickten einander bedeutſam an und Bertram, welcher der ernſthaftere war, ſetzte das Geſpräch fort, als wenn er die früheren Reden gehört hätte, und begann feierlich: „Darum naheſt du auch jetzt zu günſtiger Stunde, denn heut iſt der Tag, wo ich dir ſchenken will, was ich dir einſt verſprach und was ich bis jetzt als mein Geheimniß bewahrte, wie ich es von einem Oheim erhielt, der es als Kriegsmann in der größten Noth ſeines Lebens erprobt hat. Mir ſelbſt vermag es nicht zu dienen, denn es iſt ein Gut für Weltleute und nicht für Mönche, dir aber kann es wohl frommen, denn ich merke, dein wilder Muth wird dich bald einmal über den Zaun des Kloſters hinaustreiben. Tritt abwärts aus der Sonne in den Schatten eines Fruchtbaumes, denn nur im Dunkeln darf ich dir's geben." Der Alte wandte ſich einer Ecke des Gartens zu, wo ein großer Apfelbaum ſeine Zweige tief zur Erde breitete, ehrfürchtig folgte ihm der Jüngling. Sintram machte den Beſchluß. So ſchritt Immo zwiſchen den beiden Spatenträgern in den Baumſchatten, dort blieb Sintram im Sonnenlichte zurück, Bertram aber trat an den Stamm und winkte den Jüngling nahe zu ſich. Er ſtützte den Spaten an den Baum, faltete die Hände und murmelte ſein Credo, dann begann er feierlich: „Vielerlei Lehren giebt es, welche den Mann feſt machen, wenn ſeine Gedanken ſich unſicher wälzen; und die heilſamſten von allen ſind die heiligen Befehle, welche verkündet ſind. An dieſe gedenke vor andern. Die Lehren aber, welche ich für dich bereit halte, vermögen dir nicht zu helfen in der Freude und nicht beim Gelage und nicht bei Kauf und Verkauf, aber ſie ſind gute Helfer in der Noth. Neige dein Ohr zu mir, damit das Geheimniß meiner Gabe bewahrt bleibe und gelobe mir, daß du ſie nicht auf die Zunge nehmen und von dir geben willſt außer an einen ehrlichen Mann in guter Meinung.

Das gelobte Immo.

Da pflückte Bertram vier Grashalme von der Erde, reichte dem Jüngling einen in ſeine Hand und ſprach feierlich: „Drei Lehren ſind es und eine, mit denen ich dich begabe, öffne dein Ohr und halte ſie feſt. Die erſte bedeutet, daß dem Manne nicht geziemt zu dienen, wo er gebieten darf; und ſie lautet:

> Birg niemals in die Hand eines Herrn, was du allein behaupten kannſt.“

Und als Immo die Worte wiederholt hatte, reichte Bertram den zweiten Halm: „Dieſer Spruch ſoll dich mahnen, wenn du einem Freunde unwillkommene Kunde ins Haus trägſt, daß du ſie ihm vertrauſt, bevor der Staub auf deinen Schuhen verweht iſt; und ſie lautet:

> Ueble Botſchaft auf der langen Bank, macht dem Boten und dem Wirth das Herz krank.“

Zum dritten Halm ſprach er: „Mißachte den Eid, der in Todesnoth geſchworen wird. Wer dir Liebes gelobt ſich vom Strange zu löſen, der ſinnt dir Leid, ſo oft er des Strickes ſich ſchämt.

Und beim vierten gebot er:

> Deines Roſſes letzter Sprung, deines Athems letzter Hauch ſei für den Helfer, der um deinetwillen das Schwert hob.“

Als Immo jeden Spruch nach Gebühr wiederholt hatte, beſchloß Bertram die Begabung, indem er gerührt ſagte: „Es iſt Brauch, daß der Spender heilſamer Lehren ein Entgelt dafür erhalte. Da du wenig haſt und ich wenig nehmen darf, ſo hoffe ich die guten Engel werden dir jene Pelzhandſchuhe als Gegengabe anrechnen. Wegen des Otterfells aber hat dich der Gerber verrathen, und wir wiſſen auch, daß dir's Herr Bernheri geſchenkt hat, als du ihm die Otter lebendig brachteſt. Und jetzt neige dein Haupt, mein Sohn Immo, damit ich dich ſegne; denn du haſt die Weisheit meiner Vorfahren empfangen und ich will flehen, daß ſie deinem Leben nütze, wie ſie denen genützt hat, die ſie vor dir beſaßen. Wenn du ſie aber mißachteſt und ihr zuwider handelſt, ſo ſiehe zu, daß die Verachtung ſich nicht an dir räche." Immo beugte das Haupt in die Hand des Alten und empfing den Segen. Dann traten ſie wieder aus dem Schatten in die Sonne, die beiden Greiſe blickten einander zufrieden an und führten ihren Günſtling zur Gartenthür, dort begann Sintram: „Merke auch noch dies von meinetwegen. In all deiner Zukunft ſorge dafür, daß du immer Jemanden haſt, der für dich zu dem Himmelsherrn betet. Jetzt thut mein Bruder Bertram dies täglich für dich und auch ich gedenke des Abends deiner. Denn wir haben dein Gemüth längſt erkannt, obgleich du unbändig dahinfährſt. Aber wir Beide ſind alt. Oft hören die Himmliſchen nicht gern die Worte eines Bedrängten, weil er ihnen durch ſeine Miſſethat verleidet iſt, wenn aber ein Anderer für ihn bittet, ſo fühlen ſie leichter Erbarmen. Unſelig iſt auf Erden nur der, welcher in der Noth allein die Hände faltet ohne einen Helfer. Darum gehe in Frieden, Immo, und denke auch darauf, daß du dem Präpoſitus nicht mißfällig wirſt."

Immo ſah bewegt den beiden Alten in die freundlichen Geſichter, welche einander ähnlich waren wie zwei Aepfel deſſelben Baumes, dann neigte er ſich tief vor ihnen und entwich. Langſam ſchritt er die Hecke entlang, ſetzte ſich endlich in den Schatten einer Mauer und wiederholte und bedachte in der Stille die Lehren des Bertram. Dann ſprang er auf und ſchritt dem Hofe der Reiſigen zu, der vor der großen Kloſterpforte neben dem Haus des Pförtners ſtand. Dort lagen im Wachthauſe zu jeder Zeit einige kleine Dienſtmannen des Kloſters und dort weilte Immo am liebſten; er hatte daſelbſt auch ſeine beſten Genoſſen, obgleich die Dekane das nicht zu wiſſen brauchten.

Als er in den Hof trat, fand er eine Reihe Heuwagen, welche von den Knechten entladen wurden, während ein bejahrter Dienſtmann im Schuppenhemd, die Blechkappe in der Hand neben ſeinem Roſſe ſtand und geduldig den Arbeitenden zuſah. „Gieb mir ein Pferd, Hugbald," begann Immo leiſe zu dem Kriegsmann, „daß ich mit dir reite."

Hugbald blickte bedeutſam nach dem Stall und wies auf einen handfeſten Mönch zwiſchen den Heuwagen — es war der Bruder, welcher dem Pförtner in ſeinem ſchweren Amt als Troſt beigegeben war. Immo verſchwand in dem Stalle. Als die entlaſteten Wagen zum geöffneten Thor hinausfuhren, beſtieg auch der Reiſige ſein Roß, hielt unter dem Thore an und ſprach mit dem Mönch, der auf den Verſchluß achten ſollte. Da ſtob Imme auf flüchtigem Pferde an den Redenden vorüber und war außer Rufes Weite, bevor der Mönch ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte. „Der Vater Pförtner hat mir befohlen,“ rief der unzufriedene Mönch, „dieſen nicht ins Freie zu laſſen, weil er ſich vermeſſen hat, ohne Erlaubniß auf St. Michael zu reiten, aber er wiſcht dahin wie ein Feuermann in der Nacht.“

„Laß ihn immerhin,“ begütete der Dienſtmann, „mir iſt es recht, wenn ich heut einen ſchnellen Knaben an der Seite habe. Denn um dir meine Meinung zu ſagen, ich werde froh ſein, wenn du am Abend Wigberts Knechte und Geſpanne vollzählig zurück erhältſt.“

„Du verkündeſt, was üble Ahnung macht,“ rief der Mönch erſchrocken. „Wie mag uns Gefahr drohen, leben wir doch in Frieden mit den Nachbarn.“

„Ich ſah ſchwarze Vögel flattern über der Grenze unſerer Waldwieſen, und ich kenne den Schwarm. Die Dohlen ſind es aus den Buchen des Grafen Gerhard, ſie fliegen gern dorthin, wo ſein gewappneter Hauſe reitet; um unſere Markſteine ſchwebten ſie und lachten untereinander.“

„Anderen mögen die Schwarzen Böſes bedeuten, doch nicht uns,“ verſetzte der Mönch, „denn wir im Kloſter beten jedes Jahr für den Grafen Gerhard und für die Seele ſeines Vaters.“

„Es iſt wohl möglich, daß die Vögel ſich darum nicht kümmern,“ verſetzte Hugbald. „Auch ſah ich etwas im Holze des Grafen blinken, ich meine, es war eine

Helmkappe. Du ſelbſt magſt erwägen, ob die Mannen des Gerhard an dieſem heißen Tage den Eiſenhut tragen, weil ſie das Heufeſt des Kloſters feiern.“

„Harre, daß ich dem Vater Tutilo die Kunde zutrage,“ rief der Mönch.

„Unnütz wäre die Mühe,“ verſetzte der Dienſtmann die Achſeln zuckend, „ich ſelbſt ritt hierher, weil ich der Meinung war, die Reiſigen unſeres Herrn Abts von St. Peter als Helfer zu erbitten. Aber Herr Tutilo wollte vor einem Sonnenblink auf fremdem Eiſen nicht erſchrecken und verbot mir wegen der Heuernte an das Thor des Abtes zu reiten. Auch hat in Wahrheit das Kloſter Fäuſte genug auf die Wieſen geſandt, vielleicht daß ſie mit den Heugabeln ihre Tapferkeit erweiſen. Doch ſollte mir das Pferd ſtraucheln, ſo wird der Jüngling dort zurückreiten und euch mahnen, daß ihr das Glockenſeil zieht.“ Der Reiter nickte und trabte dem Wagen nach, der Mönch verſchloß kopfſchüttelnd das Hofthor.

Als Hugbald den Jüngling erreicht hatte, welcher hinter einem Gebüſch ſeiner harrte, begann er: „Dein Pferd haſt du gut gewählt, wenn du dich heut im Felde gegen einen Feind tummeln willſt, aber den Stecken in der Hand vermag ich nicht zu loben; er iſt nur gut, um einen Hund zu treffen, nicht aber eine Eiſenhaube. Auch dein Strohhut wird dir ſchwerlich das krauſe Haar ſchirmen, wenn dich ein Schwertſchlag erreicht.“

„Denkſt du an Hiebe?“ rief der Jüngling und richtete ſich hoch auf.

„Wer über das Feld reitet, darf immer daran denken,“ verſetzte Hugbald vorſichtig, „darum nimm noch eine Warnung. Wenn du merken ſollteſt, daß Bewaffnete gegen mich ſprengen, ſo treibe die Weiber mit den Rechen hinter einen Strauch und ſieh ſelbſt aus der Ferne zu, damit du berichten kannſt, daß ich mich ehrlich gehalten habe.“

„Ich meine, Vater, beſſer werde ich das erkennen, wenn ich an deiner Seite reite,“ verſetzte Immo ſtolz und trieb ſein Pferd zum Sprunge.

Hugbald lächelte ein wenig, dann wies er ernſthaft nach dem nahen Berge, wo der Abt ſein Haus hatte. „Dennoch iſt es ſchwer zwei Gebietern zu dienen. Dort oben liegen wackere Geſellen müßig, welche bei einer Schlägerei im Heu wohl den Rücken decken könnten. Aber was einem Herrn gefällt, will der andere nicht leiden.“

„Sage mir, ob du um Gefahr ſorgſt, ſo will ich hinaufreiten ſie zu rufen.“

„Damit Herr Tutilo mir ſpäter Feindſeliges ſinne,“ verſetzte Hugbald kopfſchüttelnd. „Lieber vertraue ich auf die Hilfe des heiligen Wigbert, denn ich habe ihm, ſo lange ich lebe, nie etwas genommen und manchen Schlag zu ſeiner Ehre gethan, warum ſollte er mich alſo mißachten.“ So ritten ſie ohne anzuhalten an St. Peter vorüber dem Laubwald zu, welcher in weitem Kreiſe die Niederung umſchloß.

## 2.

## Die Geſellen.

Die beiden Mönche zogen nebeneinander durch das Flußthal, Tutilo hoch zu Roß, Reinhard demüthig zu Fuß; in heißem Sonnenlicht ſtiegen ſie den Hügel hinauf, auf welchem Herr Bernheri, der Abt, ſich ein kleines Kloſter erbaut hatte, ganz nach ſeinem Herzen, ſeinen Mönchen zum Trotz. Es ſah einer Burg ähnlicher, als einer heiligen Zelle, hinter dem Graben ragte eine hohe Mauer und an dem offenen Thor ſaß auf ſeinen Spieß geſtützt ein Kriegsmann. Gemächlich erhob er ſich, empfing mit geringer Kopfneigung den Segen, welchen Tutilo ſpendete, und führte in den Hofraum. Dort ſtand neben einer Kapelle das neugebaute Haus des Abtes, eine zweiſtöckige Kemenate mit einem Vorhaus, deſſen Dach auf ſchön geſchnitzten Holzſäulen ruhte, daneben erhoben ſich Ställe und ein umhegter Raum, aus welchem unabläſſig das Gebell vieler Hunde klang. Gegenüber dem Haus des Abtes ragte eine hölzerne Halle für das Kriegsvolk, auf den ſchattigen Stufen dehnten ſich mehre Bewaffnete, ihnen geſellt zwei Mönche. Die großen Trinkkannen, welche dazwiſchen ſtanden und das laute Gelächter der Trinker bewies, daß dieſe Kloſterleute nicht unter ſtrenger Zucht lebten. Tutilo begann bitter, während er einritt: „Du weißt, mein Bruder, St. Petrus war ein Kriegsknecht, er trug ein Schwert in der Nacht, da der Herr verrathen ward; darum gefiel es auch dem Abte, dieſe Behauſung von Jägern und Schwertträgern als eine Burg St. Peters zu gründen.“ Die eintretenden Mönche ſtörten die luſtige Geſellſchaft, die Kloſterbrüder eilten herzu und während ſie um den Segen baten, blickten ſie ſpähend und mißtrauiſch nach dem Präpoſitus.

Als ein Mönch von St. Peter die Glocke der Abtei gezogen hatte, trat Eggo, der vertraute Kämmerer des Abtes, in die Thür und führte die Gäſte eine Wendeltreppe hinauf in das Gemach, wo Herr Bernheri am liebſten zu weilen pflegte. Dort ſah man zwiſchen den Säulen und Rundbogen der kleinen Fenſter in ein Waldthal hinab, und im Vorgrund auf grüne Weiden und wogende Aehrenfelder, das große Kloſter Wigberts aber ſah man nicht. Ueber dem Tiſch in der Mitte des Raumes lag eine Decke, welche zierlich mit der Nadel geſtickt war, auf dem hohen Lehnſtuhl weiche Kiſſen. Geweihe, die an der Wand befeſtigt waren, dienten als Haken, woran Waffen zur Jagd und zum Kriege hingen: Hornbogen und Köcher, Eberſpieße und große Halsbänder mit eiſernen Stacheln für die Jagdhunde.

Herr Bernheri war ein wohlbeleibter Herr mit großem Haupte; dem gerötheten Geſicht und den dicken

Augenlidern merkte man an, daß er ſorgfältig den Wein ſeines Kellers prüfte, er trug einen langen Hausrock von feinem dunklen Tuch, am Halſe ein goldenes Kreuz. Die Mönche knieten nieder, Tutilo zögernd und mit ſteifem Nacken, ſo daß man den Zwang erkannte.

Der Abt blickte unzufrieden auf den Präpoſitus und begann, während er mit flüchtiger Handbewegung den Segen ertheilte: „Ungern ſehe ich heut dein Geſicht, Tutilo, da du doch die Brüder, wie ich höre, in das Heufeſt geſandt haſt. Es wäre beſſer, wenn du deine gefurchte Stirn den Heimkehrenden entgegen hielteſt, damit ihnen die weltliche Fröhlichkeit aus dem Herzen ſchwände. Aber auch die krächzende Krähe fliegt gern dorthin, wo ſich die Habichte niederlaſſen.“

„Du ſelbſt, Herr und Abt von Wigbert, vergleichſt dich mit dem Habicht, der ſich in dem Kloſtergut niedergelaſſen hat,“ verſetzte Tutilo ſchnell aufſtehend, „ich aber und mancher von den Brüdern meinte, daß in der Nothzeit des Kloſters den Brüdern gezieme, ihren Groll zu vergeſſen und einträchtig auf Nützliches zu denken, was die Gefahr abwenden kann.“

„Du ſprichſt gut,“ verſetzte der Abt ungnädig, „ſorge dafür, daß deine Thaten der Rede nicht widerſprechen. Kommſt du auch ungeladen, ſitze dennoch nieder, ob du dem Kloſter deine Treue erweiſen kannſt.“ Er winkte dem Mönch Eggo, dieſer verſchwand und trug drei große ſilberne Becher und eine Weinkanne herzu, die er auf den Tiſch ſtellte, er ſelbſt aber trat hinter den Lehnſtuhl des Abtes. Dieſer ſetzte ſich gewichtig, winkte den Gäſten zu beiden Seiten Platz zu nehmen und ſagte auf die Becher weiſend: „Es ſei erlaubt. Ich freue mich deiner Ankunft, Reinhard. Deine Klugheit iſt rühmlich bekannt, du haſt dich den Heiligen unſerer Kirche in meine Hand zugeſchworen und als vertrauten Boten habe ich dich nach Thüringen geſandt, damit du gleich einem Fremden ohne Gunſt und Haß die Höfe des Kloſters bereiſeſt und mit eigenen Augen Alles erkundeſt, denn üble Nachrichten erhalten wir aus jedem Gaue. Jetzt berichte von unſern Höfen und von den Zellen, in denen unſre Brüder hauſen, damit wir Alles erfahren, wenn es auch unwillkommen iſt.

Reinhard holte einen Pergamentſtreifen heraus, auf dem die Hufen und Höfe des Kloſters verzeichnet waren und begann den Reiſebericht. Es war eine lange Reihe von Klagen der Verwalter über Gewaltthat der Grafen und Widerſpenſtigkeit der Verpflichteten. Als er innehielt, that Herr Bernheri einen tiefen Trunk und ſprach darauf ſeufzend: „So lange ich lebe, habe ich erfahren, daß die Frommen ſpenden und die Gottloſen nehmen. Sonſt waren der Frommen mehr und der Gottloſen weniger. Wie ein Weiher iſt das Kloſtergut, in den die kleinen Quellen rieſeln; wenn er aber gefüllt iſt, kommen die Müller des Teufels, öffnen ihre Gräben und leiten die Fluth wieder ab über ihre Mühlräder. Ich ſorge, der Weiher wird einmal leer und meine Mönche werden wie Karpfen in mißfarbigem Schlamme zappeln."

„Wer kommendes Unglück meldet, dem danken wir, wenn er auch ſagt, wie zu helfen iſt. Unerhört iſt es, daß ein neuer Bruder die Geheimniſſe des Kloſters erfährt, welche ſonſt nicht einmal den Dekanen bekannt ſind,“ fiel Tutilo mit rauher Stimme ein. „Leichter iſt es Klagen vorzutragen, als die Hilfe zu finden.“

„Du ſelbſt weißt ja, mein Vater,“ antwortete Reinhard, „wo die beſte Hilfe zu finden iſt. Die Heiligen fragen vor Allem, ob unſere Brüder nach der heiligen Regel ihren Dienſt thun. Den Säumigen aber entziehen ſie ihre Gnade. Manches ſah ich in St. Wigberts Kloſter, was nicht nach der Regel war.“

„Sage das doch den Mönchen in Fulda, in Corvey und ſonſtwo, überall iſt der Muthwille größer als bei uns,“ rief Tutilo zornig, „und lebt ihr in Altaha, die ihr euch als ſtarker Beter rühmt, deshalb in größerer Sicherheit?“

„Gern verkünde ich dir, o Herr, auch Günſtiges,“ fuhr Reinhard ruhig fort, „nämlich daß unter den Waldleuten, welche bei unſerer Zelle Ordorf wohnen, ein neuer Eifer erwacht iſt. Die Brüder, welche du dorthin geſandt haſt, leben in froher Hoffnung, denn ſie meinen, großes Heil ſei ihnen widerfahren. In mehr als einer Nacht ſahen die Brüder Licht in der Kirche und als Hunibald der Magiſter einſt aufſtand und hineinging, erkannte er einen Schein über der Platte, unter welcher, wie die Sage geht, der ſelige Vater Meginhard, der Genoſſe des heiligen Bonifacius, beſtattet iſt. Viel erzählen ſie dort von den chriſtlichen Heldenthaten, die Meginhard zu ſeiner Zeit unter den Heiden gewirkt hat. Die Laien drängen ſich in die Kirche und beten auf ſeinem Grabe und große Heilungen von ſchweren Leiden werden berichtet, die an dieſer Stätte ganz plötzlich gelungen ſind. Das läßt Hunibald dir durch mich mit Freuden verkünden."

Der Abt ſchüttelte unzufrieden das Haupt. „Ich kenne den Sinn unſerer Brüder in Ordorf, ſie ſind gutwillig aber unbeſonnen und ihrem Glauben fehlt die Prüfung. Ich kenne auch alte Betteln, welche von einer Stätte zur andern laufen und ihre Gebreſten heilen laſſen, damit man ſie rühme, auf den Schultern trage und mit guter Koſt füttere. Die in Ordorf mögen ſich wahren, daß die Kinder der Welt uns nicht verſpotten und daß nicht zuletzt ein großes Scandalum aus dem Wunder werde."

„Es iſt nicht begehrliches Volk allein, welches zuſtrömt, auch ehrbare Leute rühmen die Wunderkraft des ſeligen Bekenners."

„Und vermagſt auch du ſie zu rühmen nach dem was du geſehen haſt?" frug der Abt prüfend.

„Ich hatte, wie du weißt, nicht die Zeit und nicht das Amt, nach der Wahrheit zu forſchen," verſetzte Reinhard.

„Ich aber meine," rief Tutilo, die Fauſt auf den Tiſch ſetzend, „daß den Heiligen zu Herolfsfeld ein übler Dienſt geſchieht, wenn der ſelige Memma zu Ordorf einen Zulauf als Wunderthäter erhält und am Ende gar zu Rom als Heiliger aufgenommen wird. Denn die Leute in den Waldlauben werden froh ſein, wenn ſie einen beſonderen Fürbitter gewinnen, und die Edlen werden bei König und Papſt bald darauf antragen, daß wir Ordorf aus unſerer Kloſterzucht entlaſſen und daß dort oder in der Nähe eine eigene Abtei gegründet wird, und Meginhard würde ſich ſchnell als ein großer Räuber am Wigbert erweiſen. Deshalb rathe ich, daß wir unſern Heiligen getreu bleiben und uns nach Kräften bemühen, die Wunder zu ſtillen und nicht landkundig zu machen.“

Der Abt nickte. „Er ſpricht das Richtige. Wenn ein Lichtſchein dem Kloſter helfen könnte, ſo vertraue ich, würden unſere Fürbitter es auch bei uns nicht daran fehlen laſſen. Weißt du eine andere Hilfe, mein Bruder, wenn auch durch weltliche Mittel?“

Reinhard antwortete demüthig: „Wenn ich das Schickſal deiner Herrſchaft, Herr, erwäge, ſo finde ich, daß dieſer zu ſehr fehlt, was ihr Schutz und Sicherheit gewähren könnte. Durch ganz Thüringen liegen die Hufen und Höfe zerſtreut in den Dorffluren und zwiſchen den Lehnsgütern der Grafen; aber klein iſt die Zahl der Vögte und der Bewaffneten, welche für das Kloſter Helm und Schwert tragen. Mächtiger iſt der Abt von Fulda, um vieles reicher an Vaſallen; am mächtigſten der Erzbiſchof von Mainz, denn ſeine Kriegsleute lagern ſicher in der großen Stadt Erfurt. Die Mönche von Fulda und die Kanoniker in Erfurt aber ſinnen Ungünſtiges für dein Kloſter und breiten ſich aus dir zum Schaden, auch in den Waldlauben an dem Rand der Berge, wo ſonſt deine Herrſchaft ganz feſt gegründet war. Darum meine ich, dir thun vor Allem Burgen Noth mit treuer Beſatzung. Als ich von Erfurt nach Ordorf zog, ſah ich in der Ebene, wo das Gebirge beginnt, einen Ring von Hügeln, auf denen Warten und Burgen ſtehen, ſie ſchließen einen Weiher und Wieſen ein, ſchwer iſt der Zugang, denn viele Teiche liegen am Saum der Hügel. Dort ragt im Hintergrunde die Waſſenburg, welche dem Kloſter gehört, doch ſie iſt halb verfallen. Der ganze übrige Bergwald aber und das Land darum gehört dem Geſchlecht des Jünglings Immo, der in der Schule des Kloſters gehalten wird. Dies Geſchlecht beherrſcht von den Bergen wie von einem großen Wall die Landſtraße und die Umgegend. Und ich höre, es bringt gern ſeine Spenden zum Kloſter."

„Gut haſt du geſehen, mein Bruder," rief der Abt, „ich kenne die rothen Hügel und ich weiß, daß ſie gewaltig ſind, aber ſie ſind freies Erbe eines Geſchlechtes, welches ſeit der Urzeit im Lande hauſt, und ich meine nicht, daß ſie es dem Kloſter gutwillig in die Hand geben werden."

„Vielleicht würden ſie ſelbſt als Vögte ihre Burgen bewahren, wenn ſie zum Heil ihrer Seele dieſelben vorher den Heiligen in die Hand gegeben hätten," verſetzte Reinhard.

„Wahrlich, Bruder," rief Tutilo, „als ich zuerſt von deiner Sendung hörte, war ſie mir widerwärtig; was du aber hier kündeſt, iſt daſſelbe, was auch ich für eine gute Hilfe des Kloſters halte und ich muß deine Klugheit preiſen."

„Ich aber kenne unſern Schüler Immo und ſeine Sippe," warf der Abt ein, „hochfahrend iſt ihr Sinn."

„Was die Kinder der Welt ungern thun, dazu zwingt ſie oft die Angſt vor der Hölle des üblen Teufels," ſprach Reinhard. „Dennoch würde ich nicht an dieſe Hilfe gemahnt haben, wenn mir nicht Frau Edith, die Mutter des Imme, vertrauliche Botſchaft an dich, meinen Herrn, aufgetragen hätte und zwar grade wegen dieſer Burgen. Denn ſie fleht dich an, daß mir erlaubt ſei, dem Sohn ihren Segen zu bringen und ihn mit einer guten Nachricht zu erfreuen. Das Geſchlecht hat beſchloſſen, die Mühlburg als Angebinde an das Stift zu Erfurt zu geben, damit der Schüler Imme dort Kanonikus werde und durch den Erzbiſchof Willegis unſerm Kloſter enthoben. Seht ſelbſt zu, meine Väter, ob unſer Kloſter dadurch Vortheil gewinnt. Sehr bereitwillig werden die Erzbiſchöflichen zu Erfurt ſein die Burg zu empfangen, für uns aber ſcheint mir dieſe Wandlung verderblich."

„Lieber wollte ich den Wolf in meiner Lämmerheerde ſchauen," rief Herr Bernheri.

„Nimmer darf der Knabe und ſein feſtes Haus dem Wigbert entſchlüpfen," rief Tutilo.

„Ich weiß Einen, der das Seine gethan hat, durch Stirnrunzeln dem Jüngling Imme das Kloſter zu verleiden," verſetzte Herr Bernheri ſtrafend.

„Wäre der Knabe beſſer in die Kloſterzucht gewöhnt worden, er würde nicht zurück in die Welt begehren," verſetzte Tutilo, „auch die Weide biegt ſich nur, wenn eine feſte Hand ſie zuſammendreht. Und ehe ich leide, daß die Burg den prahleriſchen Schwelgern zu Erfurt geöffnet wird, zwinge ich den Schüler mit eigner Hand in die Klauſur.“

„Du wirſt es ſchwer finden, ihn in der Büßerzelle zum Mönche zu ſchlagen, mein Bruder,“ verſetzte der Abt. „In Vielem haſt du meine Heerde verleitet, aber ſchwerlich werden ſie dir folgen, wenn du das Kind aus dem Geſchlecht unſerer Gutthäter durch Zwang zurückhalten willſt. Ich rathe dir, daß du lieber dem Bruder Reinhard vertraueſt, denn nicht allein wegen ſeiner Grammatik und Dialectik gefiel es mir ihn hieher zu laden, ſondern weil er die Kunſt verſteht, die Herzen der Jugend zu gewinnen und, damit ich metaphorice ſpreche, auch junge Stoßvögel an die Hand zu gewöhnen. Verſuche du, mein Bruder, ob du die Neigung des Knaben für den Wigbert gewinnen kannſt. Er iſt ein Falk aus den thüringiſchen Bergen, dieſe ertragen ſchwer die Kappe, ſind ſie aber gebändigt, dann ſtoßen ſie freudig. Und jetzt gefällt mir, daß wir uns erheben. Manches Andere will ich mit Bruder Reinhard allein verhandeln. Du aber, Tutilo, ziehe zurück und zähle die Heuwagen, bis es mir paſſend erſcheint dich zu rufen oder bis ich ſelbſt hinunterſteige und den Convent der Brüder verſammle, welchen du Uebles gegen mich in das Ohr raunſt.“

Das Geſicht Tutilos flammte in Zornesröthe als er ſich erhob. „Du aber, Abt Bernheri, gedenke nicht, das Wichtigſte den Brüdern zu verbergen und im Rücken des Kloſters die Wahl zu treffen über den König, dem wir in Zukunft dienen ſollen. Kein Wort hat dein

Bote berichtet von dem Kampf, der ſich um die Krone erhebt, und doch iſt dies die nächſte Sorge und eine größere als um Hufen und Burgen. Meine nicht, Bernheri, mich zu hintergehen. Wenn du auch Abt biſt, du ſelbſt würdeſt es ſchwer entgelten, denn mein iſt die Sorge, daß das Heiligthum nicht durch dich mit Unehren beladen wird.“

„Sorgſt du ſo eifrig um den Vortheil der Brüderſchaft,“ rief Herr Bernheri ebenfalls zornig, „ſo ſorge auch, daß der Reiter, welcher dir die Botſchaft des Markgrafen zugetragen hat und der verborgen im Gaſthauſe liegt, ſpurlos verſchwinde, bevor ihn meine Reiſigen ergreifen. Dich ſelbſt könnte ich Verräther nennen; ein Wink von mir, und du kehrſt nur zum Gericht in das Kloſter zurück. Aber ſeit vielen Jahren habe ich die Bosheit deines Weſens ertragen und auch jetzt gedenke ich, weil ich älter und klüger bin als du, dich zu behandeln wie einen Trunkenen, von dem geſchrieben ſteht, er weiß nicht was er thut.“

Tutilo verließ das Zimmer ohne Gruß, der Abt ging heftig auf und ab, endlich ergriff er die Kanne, ſetzte ſie aber mit einem Seufzer wieder hin. „Selbſt der Wein ſchadet zornigem Gemüth und ich begehre nicht unwilliger auf ihn zu werden, als ich bereits bin.“

„Ich aber bringe dir,“ begann Reinhart, ein Pergament aus der Kutte ziehend, „einen Gruß des Königs und ſeine Mahnung, daß du die Reiſigen des Kloſters ohne Verzug ſammelſt und durch die Wälder von Fulda zu ſeinem Heere ſendeſt. Damit auch du ſeine Gnade erkennſt, o Herr, ſendet er dir, was du lange erſehnt und erbeten haſt, die Schenkung des Bannwaldes um St. Peter, der bisher Königsgut war. Du mögeſt ſorgen, mahnt der König, daß die Treue des Kloſters ſich ebenſo bewähre wie des Königs Gnade.“

Schnell griff Herr Bernheri nach der Urkunde: „Die beſten Hirſche zwiſchen Fulda und Main halte ich in dieſem Pergament,“ aber bald verdüſterte ſich ſein Blick. „Du haſt geſehen, mein Bruder, wie jener unholde Mann geſinnt iſt; nach allen Seiten murrt er den Leuten Arges in die Ohren und hat die Knechte Wigberts ganz vom König abgewandt, nicht weiß ich, ob ich noch Herr bin im Kloſter und über mein Schildträger. Dennoch will ich thun was ich vermag, indem ich den Convent zuſammenrufe. Du aber eile dem Tatilo nach und rühme unterdeß im Kloſter die Schenkung, damit die Unzufriedenen mein Herrenwort williger anhören.“

Während der Abt dem Mönche die letzten Befehle gab, erſcholl auf den Feldwegen, die zum Kloſter hinführten, Jauchzen und Geſang; die Brüder und Mannen auf dem Petersberg drängten zum Thore hinaus und ſahen neugierig in das Thal hinab. Hochbeladen in langer Reihe kamen die Heuwagen heran, auf den Wieſenbäumen darüber ſaßen und ritten die Buben des Dorfes ſchreiend und die Arme ſchwenkend. Hinter den Wagen ſchritten zwei Spielleute mit Sackpfeife und Fidel, ſie führten eine luſtige Weiſe ſpielend die Schaar der Arbeiter. Denn Männer und Frauen, mit Laub und Wieſenblumen bekränzt, hielten einander an den Händen und ſprangen trotz der Arbeit des heißen Tages luſtig den Reigen; vom Pfade ab zogen ſie die Kette bald ſeitwärts über die Flur, bald zwiſchen den Wagen hindurch. Ihnen folgten die Herren des Kloſters, voran die beiden Schulen; auch die Schüler ſprangen und fuhren durcheinander, manche ſaßen zu Pferde und trieben die Gäule zu luſtigen Sätzen. Sogar die Väter gedachten nicht ſehr ihrer Würde, mehr als einem war das Haupt ſchwer, ſo daß er von den andern geleitet werden mußte, und man merkte auch, weshalb er ſo unſicher ſchwankte, denn ganz am Ende fuhr ein Wagen mit leeren Fäſſern, welche zwiſchen den Brettern kollerten, und mit Trinkgefäßen, deren Henkel an die Leiterbäume gehängt waren. Endlich hob ein Bruder ſein lateiniſches Trinklied an und viele ſtimmten ein und ſangen die Schlußverſe mit kühnen Bewegungen der Arme, und fuhr eine Magd, die ſich verſpätet hatte, bei dem langen Zuge der Väter vorbei, dann geſchah es wohl, daß einer der Begeiſterten ſie in den Arm kniff oder auch in die Backen. So wälzte ſich der Schwarm ſchreiend und ſingend dem Kloſter zu. Die untergehende Sonne warf ihr goldenes Licht auf heiße Geſichter und glänzende Augen, die Treiber knallten mit ihren Peitſchen um die Wette, ſogar die Thiere ſchritten luſtiger vorwärts.

Plötzlich ſtockte der Zug an dem Kreuzwege, wo ein Pfad von Oſten heranlief, die Buben auf den Heuwagen ſprangen empor und wieſen in die Ferne, die Wagen hielten an, die vorderſten Knechte ſchrien nach rückwärts, Spiel und Geſang endete in einem Mißton. Denn von dem Seitenweg her tönte wilder Klageruf widerwärtig in die Feſtfreude. Langſam bewegte ſich eine andere Abtheilung der Kloſterleute vom Holze her dem Flußthale zu, mit geſenkten Häuptern und Wehgeſchrei trugen ſie einen undeutlichen Gegenſtand heran. Die Leute im Zuge verſtanden wohl, was der Ruf bedeutete, dort war Einer erſchlagen, und die Rüſtigen liefen über das Feld dem trauernden Haufen entgegen. Zu einem wirren Knäuel vereinigten ſich die beiden Haufen. Die Knechte peitſchten ängſtlich ihre Geſpanne zu ſchnellerem Schritt, um ſie in den Kloſterhöfen zu bergen, die Anderen umſtanden entſetzt eine Bahre, auf der ein totwunter Mann lag. Schnelle Fragen und Antworten folgten einander, Heugabeln und Meſſer wurden geſchwenkt und an Stelle des lateiniſchen Schelmenliedes klang wilder Racheruf über das weite Thal. Tutilo ſpornte ſein Roß zu ſchnellen Sätzen. Als der gefürchtete Mönch in das Gedränge ſtob, fuhren die Leute auseinander, im nächſten Augenblick aber begann wieder Wehgeſchrei und Totenklage. Der Mönch ſprang ab, beugte ſich über den Mann und ſah nach der ſchweren Kopfwunde. Dann gebot er ihn in das Krankenhaus des Kloſters zu tragen und forderte Bericht über die Miſſethat. „Wo ſind die Geſpanne?“ frug er unruhig um ſich blickend, „wo iſt Hugbald?“

„Die Geſpanne geraubt, die Knechte geſchlagen und fortgeführt, Hugbald gefangen und mit ihm der Scholaſticus Immo,“ riefen ihm die Leute entgegen, bis auf ſeinen

Wink der alte Bruder Bardo vortrat und ſtöhnend das ganze Unheil verkündete. Die Waldwieſen, auf denen Bardo die Heumath zu ernten hatte, lagen weitab von den übrigen Gründen, welche aus den Höfen des Kloſters bewirthſchaftet wurden. Sie waren neuerer Erwerb, doch Niemand hatte beim Auszuge geahnt, daß dort ein Feind laure. Ungeſtört hatten die Arbeiter in den Tagen zuvor gemäht und das Heu gewendet, nur von einem Bewaffneten begleitet, wie bei fernen Feldarbeiten auch im Frieden Brauch war. Aus Vorſicht hatte heut Hugbald geboten, daß die Knechte ihre Roſſe abſpannen und während die Heuhaufen geſetzt wurden, unter Aufſicht eines Reiſigen auf freier Höhe, von der weite Umſchau war, zuſammenhalten ſollten, bis er ſelbſt das Einbringen gebiete. Als er endlich gekommen war, begleitet von dem Schüler Immo, hatten die Knechte ihr Geſpanne zu den Wagen zurückgeführt. „Schon vorher war uns unheimlich geworden," kündete Bardo, „denn wir hatten in der Ferne hinter den Büſchen einzelne Bewaffnete erkannt, welche hin und her ritten. Grade als ſich der Zug der beladenen Wagen in Bewegung ſetzte, brach ein Schwarm Reiter aus dem Holz und ritt über die Felder auf die Geſpanne zu. Unſere Reiſigen hoben die Wurfſpeere und warfen ſich ihnen entgegen, auch die Knechte ergriffen die Heugabeln und ſprangen gegen die fremden Reiter, aber klein war die Zahl der Unſern, im Nu waren ſie umringt. Der Mann, welcher auf der Bahre liegt, fiel ſogleich vom Roſſe in ſein Blut, nur Hugbald ſchoß den Wurfſpeer und ſchlug mit dem Schwerte, drei waren gegen ihn, doch der Jüngling Immo fuhr wie ein Wirbelwind zwiſchen ſie, ich ſah zwei vom Pferde ſtürzen und die ledigen Thiere laufen. Ganz tapfer hielt ſich unſer Scholaſticus und er hatte den Hugbald frei gemacht, aber dieſer rief: „wie mag ich zurückkehren ohne die Wagen“ und warf ſich aufs Neue einem andringenden Haufen entgegen bis er entwaffnet und mit Weiden gebunden war, und gleich ihm der Jüngling Immo darauf wurden auch die Knechte übel geſchlagen und gefeſſelt. Mit großem Gefolge ſtob Graf Gerhard, den wir Alle kennen, heran und rief mit zornrothem Geſicht: „Verderben über euch, ihr Wigbertleute, mein iſt das Heu, mein die ganze Markung, ganz nichtig iſt die Schenkung, deren ihr euch von meinem Vater her mit Unrecht rühmt; die Geſpanne und eure Dienſtleute treibe ich fort, eine geringe Entſchädigung ſind ſie für den Verluſt, den ich durch viele Jahre von euch erlitten. Läßt ſich noch einer von euch Geſchorenen auf dieſer Flur blicken, ſo ſollen ihm meine Gewappneten die Haut über die Ohren ziehen. Ihr Mönche aber wandelt ſtracks zurück, nur die heulenden Mägde laſſe ich euch. Und ſaget eurem Abt: will er ſeine Dienſtleute lebend wiederſehen, ſo ſoll er ſich eilen das Löſegeld zu ſenden, denn ich gedenke ſie nicht lange im Kerker zu füttern. Hinweg mit euch, denn euer Anblick iſt mir verhaßt.“ So ritt er mit einem Fluche aufwärts dem Buchenwald zu und hinter ihm zogen die Heuwagen und die Gefangenen. Wir aber ſtanden weinend um den gefällten Mann, mühſam trugen wir mit den Weibern ſeinen Leib auf den Baumäſten hierher.“ Als der Alte geendet hatte, begannen die knienden Weiber wieder ihr Wehegeſchrei und der Racheruf der Wigbertleute klang durch das Thal.

Tutilo ſah auf die zornige Schaar wie ein Häuptling, der die Zahl ſeiner Getreuen muſtert. „Sie ſagen, Graf Gerhard will für König Heinrich in's Feld reiten, hier merket die Treue der Königsmannen. Als ein Walddieb ohne Aufkündigung des Friedens hat er das Kloſter ruchlos gekränkt. Ihr aber, fromme Knechte des Wigbert [illegible] gedenkt der Vergeltung, ſchreit zu den heiligen Nothhelſern um Rache, daß ſie ein gehäuftes Maß Unheil über den Verfluchten ſenden, bereitet eure Wehren, ſchlagt an der Glocke des Erzengels den Nothſchlag zur Warnung für Alle, die noch im Felde ſind, daß ſie ſich ſammeln, und entzündet die Feuerzeichen auf den Höhen, damit auch die Entfernten wiſſen, daß unſer Kloſter von Feinden bedrängt iſt. Folgt mir zu den Höfen, damit wir um Thor und Mauer ſorgen, denn aus dem Frieden ſind wir geſetzt in Unfrieden und auf Abwehr denken wir und Vergeltung. Du aber, Bardo, bändige deinen Schreck und ziehe jene Straße nach St. Peter, damit du einem Andern Bericht gebeſt; ich ſehe dort den Abt Bernheri herabſteigen, geringe Freude wäre mir ihm jetzt zu begegnen.“ Er ſchwang ſich auf ſein Roß und ſprengte voraus dem Kloſter zu, einem Kriegsmann ähnlicher als einem Mönch. Den Andern aber hob ſich der Muth, als ſie ſeinen wilden Zorn erkannten, und hinter ihm eilte der große Schwarm von Männern und Weibern auf der Landſtraße dahin, während Barde mit den Brüdern, die das Unglück geſchaut hatten, traurig dem Abte entgegen ging.

In der Halle des Grafen Gerhard beleuchtete der rothe Schein vieler Kienfackeln die Holzwände und die rußigen Balken der Decke. Gegenüber der Thür führten einige Stufen zu dem erhöhten Raum, auf welchem der Herrentiſch ſtand, dort brannten große Wachslichter, ein weißes Tiſchtuch war aufgedeckt und neben den Thontellern blinkten ſilberne Kannen und Becher. In der Halle waren zwei lange Tafeln gerichtet mit Sitzen darum und unten an der Thür eine dritte kleine, alle mit Holzgeräth und irdenen Krügen beſtellt.

Der Kämmerer des Grafen trat an die Thür der Halle und blies auf einem Horn, das er am Halſe trug, den Ruf zum Mahle in den Hof. Klirrend drangen die Schwertmannen in die Halle und reihten ſich hinter den Holzſtühlen, auf der rechten Seite die freien Vaſallen und unterhalb, wo das Tiſchtuch aufhörte, ihre Knechte, auf der linken Seite die unfreien Hofleute mit den Knechten. Die Freien waren meiſt bäueriſche Genoſſen, welche lungernd in den Dörfern des Grafen ſaßen, bis ſie zum Schwertdienſt entboten wurden, die Unfreien aber, obgleich ſie die ſchlechtere Bank beſetzten, achteten ſich für heldenhafter, weil viele von ihnen im Herrenhof hauſten, täglich hinter dem Grafen ritten und ſchönes Gewand und gute Roſſe von ihm empfingen. Die Freien wiederum waren ſtolz auf ihre Herkunft und verachteten die Knechtſchaft der Geſchmückten, ſo daß die beiden Bänke in Eiferſucht lebten. Ganz unten an der Thür aber, getrennt von den Andern, harrten an beſonderm Tiſch die beiden Fechter, Ringrank und der Sachſe Sladenkop, unehrliche Leute, welche ihr Blut dem Grafen verkauft hatten und öffentlich mit ſcharfem Eiſen gegen ihresgleichen kämpften, oder auch heimlich Jedermann niederſchlugen, ſo oft es ihr Lohnherr gebot.

Der Kämmerer ſtieg auf die Stufen des Ehrenſitzes und gab ein zweites Hornzeichen. Da öffnete ſich eine ſchmale Thür der Hinterwand und Graf Gerhart trat ſelbſt herein, hinter ihm ſeine Tochter Hildegard, welche den kleinen Bruder an der Hand führte. Der Graf hatte ſeinen eiſernen Kettenrock mit einem hellen Hauskleide vertauſcht, das bis über die Knie herabging und von breiter geſtickter Borte umſäumt war, darüber trug er am weißen Ledergurt ſein Schwert, an den Beinen hohe rothe Strümpfe und ſchön geſtickte Schuhe. Er war wohl älter als funfzig Jahr, in ſeinen ſchrägen Augen glitzerte das Weiße, ſo daß den Leuten ſein Blick nicht gefiel, und da die niedrige Stirn ſtark zurücktrat und ſeine Naſe ſich lang über den fränkiſchen Schnauzbart gegen das ſpitze Kinn dehnte, ſo hatte er wegen ſeinem wölfiſchen Ausſehn den Beinamen Iſegrim erhalten. Gern wendeten die Mannen den Blick von ihm auf die Jungfrau, ſie ſchauten bewundernd auf die ſchlanke Geſtalt, welche ihr weißes Aermelgewand mit buntem Gürtel und Saume ſo ſtolz trug, auf langes blondes Haar, das durch ein blaues Band über der Stirn zuſammengehalten wurde, und auf ein rundliches Kinderantlitz, über dem der unwiderſtehliche Zauber der Unſchuld lag.

Der Graf winkte, und als das Horn zum drittenmal rief, ſtiegen aus dem Hofe der Truchſeß mit den Küchenknaben und der Mundſchenk mit dem Küfer in die Halle und ſie ſetzten die Speiſen und große Trinkkrüge auf die Tafel. Der Herr trat zu ſeinem Lehnſtuhl, nahm die Mütze ab und hielt einen Augenblick das Geſicht hinein. Alle neigten die Häupter und mancher Fromme ſchlug das Kreuz, dann rückten die Burgleute kräftig die Stühle, zogen ihre Meſſer aus der Scheide und begannen ſchweigend die Arbeit des Mahles.

„Wohl gelang uns die Fahrt in das Heu," begann der Graf, einen Becher hebend, „und mit Stolpern und Ausgleiten endete der Reigentanz der luſtigen Mönche. Trinkt, Bankgenoſſen, und ſorgt, daß der Ausgang ſo rühmlich ſei als der Anfang." Heller Beifallsruf erhob ſich und die Trinkkannen wurden in der Luft geſchwenkt. „Führt den alten Hugbald mit ſeinem Knaben aus dem Thurme herbei. Sie waren die einzigen, welche wacker die Reiterwaffe gebrauchten, ſie ſollen nicht Schwarzbrot kauen, während wir uns des Mahles freuen." Zwei Knechte eilten hinaus; nach einer Weile wurden Hugbald und Immo eingeführt, beide waffenlos. Als ſie auf der Schwelle ſtanden, rief der Graf durch den Saal hinab: „Tritt näher, Alter, lagere dich dort unter meinen eiſernen Knaben." Er wies auf den Tiſch zur rechten Seite, wo zwiſchen den Rittern und Knechten eine Bewegung entſtand, und mahnte wohlwollend: „Laßt ihn das Tiſchtuch haben, denn er trug manches Jahr ſeine Sporen als ein ehrlicher Geſell und ſoll ungekränkt von meinen Tellern eſſen." Hugbald ging ſchweigend auf den Platz, welcher ihm geräumt wurde, und antwortete gleichmüthig auf die Grüße und Spottreden ſeiner Nachbarn.

„*Hüpfe auch du auf die Bank, junger Kloſterkauz,*" rief der Graf und winkte Immo, welcher an der Thür ſtehen geblieben war.

„Ladet Herr Gerhard mich ein in ſeiner Halle niederzuſitzen?" frug Immo erröthend, aber mit einer Stimme, die hell durch den Raum klang.

„Oeffnet ihm eine Ecke," befahl der Hofherr zu den Knechten gewandt. Aber Immo eilte mit gehobenem Haupt durch die Halle dem Tiſch des Grafen zu, er ſtieg die Stufen zum Herrenſitz hinauf und drängte mit der Hand den Kämmerer, der ihn aufhalten wollte, bei Seite. „Dir würde geziemen, mir den Stuhl zu rücken," rief er. So trat er auf die Erhöhung, trug einen Seſſel neben die Tochter des Grafen, ſprach freundlich nach allen Seiten grüßend: pax domini vobiscum und ſetzte ſich. Graf Gerhard ſah ſprachlos vor Erſtaunen auf den kecken Eindringling. „Uebel gedeihe dir deine Frechheit; ſeit wann klettern die Schüler in den Abtſtuhl. Doch Wunderliches hören wir über die Unordnung in Wigberts Hofe."

„Im Hofe des Heiligen ſitze ich demüthig an der

Schülerbank, bei euch, Herr, ziemt mir der Stuhl in eurer Nähe."

„Werft den Schamloſen von ſeinem Sitz," befahl der Graf zornig.

„Dann führt mich zurück in den Thurm," rief Immo, „denn bei allen Heiligen des Himmels, an keiner Bank lagere ich, keinen Biſſen und keinen Trunk nehme ich in dieſem Saal, wenn mir nicht ein Ehrenſitz bereitet wird, wie ihn mein Vater erhielt, wenn er dieſe Burg betrat."

„Wer biſt du, Knabe, daß du mir unter meinem eigenen Dache zu trotzen wagſt?"

„Es iſt Immo, Herr, Sohn des Helden Irmfried, welcher das Banner der Thüringe im Lande Italiën trug," rief ein alter Dienſtmann in der Nähe des Grafen, „und darin hat er Recht, die Männer ſeines Geſchlechts haben von je einen Herrenſtuhl begehrt."

„Jetzt erkenne ich dich, Immo," verſetzte der Graf ruhiger, „bei meinem Schwert, früh krümmt ſich der Haken. Dennoch ſollen meine Knaben dich abwärts führen, da du kein Krieger biſt, ſondern nur ein halber Mönch."

Immo erröthete vor Zorn. „Ich aber meine, daß eure Reiſigen meinen Arm gefühlt haben, fragt nach, wenn es euch gefällt, ob die Stöße nur halb waren und in Mönchsweiſe gegeben, oder nach Art eines ehrlichen Kriegers. Und wenn ich wüßte, daß die Starken, gegen welche ich geritten bin, in dieſem Saal wären, ſo würde ich ſie gern friedlich begrüßen und ſie bitten, daß ſie ihren Groll gegen mich ſchwinden laſſen. Denn ich habe nur gethan, wozu ich als Geſelle des Hugbald verpflichtet war, und ich hoffe, auch ſie ehren den Spruch: auf der Haide ſchlagen, beim Trunke ſich vertragen.“

Da rief ihm ein junger Dienſtmann von der Bank entgegen: „Haſt du auch meinem Genoſſen das Haupt zerſchlagen, luſtiger Immo, ſo will ich dir doch Beſcheid thun, wenn der Graf dir einen Trunk verſtattet. Denn laut dröhnte dein Holz an meiner Eiſenhaube, und ich ſchulde dir noch einen Dank vom letzten Kirchfeſt, wo ich allein gegen eine Zahl der Kloſterleute rang und du mir zu Hilfe ſprangſt, damit der Kampf ehrlicher ſei. Treffe ich dich mit einem Schwert aber ſpäter auf grünem Grunde, dann zahle ich dir die Streiche zurück, und du magſt ſie tragen.“

Ein beifälliges Gebrumm ging um die Bänke.

„Wohlan,“ entſchied der Graf, „da du dich vor meinen Mannen nach Gebühr zu entſchuldigen weißt, ſo will auch ich heut an die Ehren deines Vaters gedenken. Siehe zu, ob du meine Tochter Hildegard erbitten kannſt, daß ſie deinen Stuhl in ihrer Nähe leidet, denn ſie iſt wie du vor Kurzem aus der Kloſterſchule geſchlüpft, und ſie ſoll dir wie ein Abt in Latein dein Urtheil ſprechen. Wir Andern aber wollen ruhig zuſchauen, wie ſie über dem Scholaſticus zu Gericht ſitzt.“

Das Mädchen ſaß unbeweglich und ſah erröthend vor ſich hin.

„Sei mir hold,“ bat Immo, „da du doch aus der Schule biſt.“

Ein freundlicher Blick des Einverſtändniſſes fiel auf ihn, dann ſah ſie wieder vor ſich hin.

„Haſt du das Sprechen verlernt, Hildegard?“ frug der Graf unwillig. „Sechs theure Roſſe haben die frommen Frauen genommen, um dich in ihrer Zucht zu unterweiſen, obgleich ich das Gewieher der Roſſe lieber höre als das unverſtändliche Murmeln in fremden Zungen. Mich reut meine Spende, wenn du dem dreiſten Schüler nicht zu antworten vermagſt.“

»Cave ne iram augeas,« ſprach das Mädchen leiſe, ohne den Schüler anzuſehen.

„Nur dürftig rinnen die Worte wie aus verſiegendem Quell, was haſt du ihm geſagt, Mädchen?“ frug der Graf.

„Sie hat mich gemahnt,“ antwortete Immo ſich erhebend, „daß ich mit ehrerbietiger Bitte euch nahen ſoll. Darum flehe ich, Graf Gerhard, daß ihr mir, wenn ich auch euer Gefangener bin, den Sitz geſtattet und mich nicht von eurem Tiſche ſendet. Denn um euch Alles zu ſagen, gar nicht reichlich war heut die Mittagskoſt im Kloſter und der Ritt zwiſchen den Roſſen eurer Reiſigen war auch einem fröhlichen Imbiß ſehr ungleich, und gern würde ich Heil für euch und die Jungfrau trinken, wenn ich es vermöchte.“

Da der Graf an dem beifälligen Murmeln ſeiner Dienſtmannen erkannte, daß dieſen die Art des Jünglings wohlgefiel, ſo lachte er und rief über die Bänke: „Wahrlich, dieſer Schüler verſteht nicht nur ſich ſelbſt, auch Andern Ehre zu geben. Darum gefällt mir, daß heut die beiden Lateiner zuſammen ſitzen. Fülle deinen Becher, Hildegard, und biete ihm den Trunk, rücke ihm auch deinen Teller hin, denn als dein Geſelle ſoll er heut von deinem Teller eſſen und aus deinem Becher trinken.

Das Mädchen ſchob den Teller zögernd nach dem Fremden hin.

„Ich merke,“ ſagte Immo ärgerlich, „daß dir dein Geſelle unwillkommen iſt.“

„Wundere dich nicht, Immo,“ ſpottete der Graf, „du biſt wie ein Froſch aus dem Kloſterweiher herangehüpft. Ihr aber geht es wie der Königstochter, welcher auch ein Froſch zum Geſellen geſetzt war, ſtolz ſah ſie auf den Quaker, kalt erſchien ihr ſein Fell und nur mit zwei Fingern griff ſie ihn an.“

„Ja, ſo that ſie, Herr,“ verſetzte Immo dreiſt, „aber zuletzt wurde der Quaker doch ihr Gemahl.“

Der Graf und die Bankgenoſſen lachten laut. „Mißfällt dir auch ſeine ungefüge Stimme,“ rief der Graf ergötzt der Jungfrau zu, „ſo fülle ihm doch den Becher.“

„Trinke mir zu,“ mahnte Immo, „dies iſt mein Recht, da ich dein Geſelle bin.“

Hildegard berührte den Becher mit ihren Lippen, ſchob ihm den Becher zu und ſagte leiſe: „Stille ein wenig den lauten Geſang, denn der Reiher ſchwebt über dir.“

„Sieh zu, Frau Reiherin, ob meine Hand kalt iſt wie eine Froſchhand,“ verſetzte Immo, ihre Hand faſſend.

„Du wirſt dreiſt, Herr Froſch,“ antwortete das

Mädchen, die Hand zurückziehend, „tauche zurück in deinen Quell.“ Sie hob die Kanne und goß ihm den Becher voll.

„Sei bedankt, Geſelle,“ rief Immo. „Komme ich einmal aus dem Kloſter, ſo ſende ich auch dir Etwas, das dir Freude macht.“

„Du weilſt ungern im Kloſter, mir aber wurde das Scheiden bitter,“ begann Hildegard zutraulicher, „denn ſelig waren die Tage meiner Jugend unter den frommen Frauen, und wilde Reden höre ich hier unter den Männern.“

„Manches Vöglein, das aus dem Bauer kam, duckt ſich furchtſam auf dem Aſte, zuletzt lernt es doch unter dem blauen Himmel fliegen,“ tröſtete Immo.

„Als mir die Mutter ſtarb, fand ich unter den frommen Frauen getreue Pflege.“

„Waren ſie ſtreng in der Schule?“ frug Immo theilnehmend.

„Am Vormittag durften wir nur lateiniſch reden,“ erklärte Hildegard, „und wir laſen im St. Auguſtinus und die Verſe im Virgilius: »Conticuere omnes.«

»Infandum regina jubes renovare dolorem,« rief Immo, „manchmal hat mir der Heide den Kopf heiß gemacht.“ und beide lachten vergnügt einander an.

„Auch andere Kunſt lernten wir,“ fuhr Hildegard muthig fort, „denn im Schreiben war Mutter Mechthild ſehr geſchickt und ſie vergönnte mir, daß ich die Hymnen für mich ſchrieb. Ich habe auch das Buch genäht, ich habe es auch ſelbſt in Holz gebunden und der Schmidt hat acht Edelſteine in die Ecken geſetzt.“

„Dieſe Kunſt vermag ich nicht zu üben," verſetzte Imme.

„Auch mit der Nadel lernten wir Bilder ſticken aus Purpur und bunten Seidenfäden. Sogar Goldfäden für die Kunſtreichen fehlten ſelten im Kloſter. Sieh her, das habe ich mir ſelbſt geſtickt," und ſie wies ihm die Verzierungen am Aermel ihres Gewandes.

Imme ſah bewundernd darauf. „Dir iſt es beſſer gelungen als mir. Aber beide ſind wir Waiſen, ich kam in das Kloſter, weil mir der Vater ſtarb, jetzt fürchte ich, daß bald einmal die Scheere knipſt, um mir das Haar zu ſcheeren."

„Du meinſt wohl, es ſei Schade um deine Locken," ſpottete Hildegard, aber ſie ſah doch theilnehmend auf ſein Haar, welches im Licht glänzte und länger herabhing, als ſtrenge Kloſterzucht ſonſt den Schülern geſtattete. „Wenn der Mutter Mechthild einmal die Goldfäden fehlen, ſo kann ſie deinen Haarſchopf dazu verſpinnen."

„Lieber wäre mir, wenn dir gefiele, für mich einen Goldfaden aus deinem Gewande zu ziehen. Hier iſt mein Finger, binde ihn mit deinem zuſammen, da du doch heut mein Geſelle biſt. Denn wiſſe, das iſt Brauch in der Welt."

„Das iſt übler Brauch," verſetzte das Mädchen erröthend, „ich vermöchte dich doch nicht bei mir feſtzuhalten. Auch habe ich vernommen, daß treue Geſellen ſolche Gewohnheit haben, ſie ſitzen bei einander auf demſelben Zweige und ſingen dieſelben Lieder. Deine Weiſe aber iſt, wie ich merke, ſehr ungleich der meinen.“ Sie neigte das Haupt ein wenig auf die Seite und lud ihn durch einen luſtigen Blick zum Wortkampf ein. „Mir gefällt's, wenn das Glöcklein im Kloſter klingt, dann ſingen wir fromme Hymnen.“

„Mir aber gefällt's, wenn das Waldhorn tönt,“ antwortete Immo ebenſo, „dann bellen die Hunde, dann ſpringen die Hirſche und luſtig reitet der Jäger im wilden Wald. Was ſagſt du dazu, mein Geſelle?“

„In deinem grünen Wald heult der Wolf und hauſt der wilde Bär, im Kloſter aber ziehen wir mit Kreuz und Fahne und danken dem Himmelsherrn.“

„Mühſelig iſt es, immer den Kopf zu neigen und mit langſamem Fuße zu ſchleichen. Ich lobe mir den grünen Anger und bunten Klee, dort werfen die Knaben und Mädchen den Ball und ſpringen den Reigen. Wie gefällt dir das, mein Geſelle?“

„Beim wilden Reigen ſah ich die Knaben das Meſſer ziehen und blutige Streiche ſtörten den Tanz; ich lobe mir, wenn das junge Geſchlecht im Kreiſe ſitzt und die Vorleſerin Gutes aus den Büchern verkündet.“

„Leicht kommt der Schlaf, wenn man thatlos kauert. Viel lieber ſchwinge ich ſelbſt den Speer und das Schwert und reite im Eiſenhemd über die Haide. Was ſagſt du dazu, mein Geſelle?“

„Ein Kriegsmann willſt du werden,“ rief das Mädchen erſchrocken, „ſie werden dich tödten,“ und ſie vergaß das Redeſpiel.

„Wenn ſie das vermögen: ich aber will ſorgen, daß es ihnen nicht gelinge."

Die Jungfrau ſah ſcheu aus ihren großen Augen auf den Nachbar. Daß er nicht geiſtlich werden wollte, ſtörte ihr die Sicherheit, ſie ſchob ihr Gewand zuſammen und ſchwieg.

Immo achtete in ſeinem Uebermuth nicht auf ihre Bewegung und rief: „Mir iſt heut Manches ſchlecht gelungen, die Schwertleute haben ſich an mich gehängt und mich hart geſchnürt, und ich weiß nicht, was mir dein Vater erſinnen wird. Dennoch bin ich froher als je in meinem Leben und ich könnte auf meinem Stuhl hüpfen. Ich fühle auch gegen Niemanden Groll und es iſt mir ganz lieb, daß ſie mich gefangen haben. Ich weiß nicht, woher das kommt, wenn mir nicht darum ſo wohl iſt, weil ich neben dir ſitze und mit dir aus einem Becher trinke. Ganz wonnig iſt mir zu Muthe und ich möchte wohl einmal aus Herzensgrund aufjauchzen oder auch ſingen. Aber mein Geſang würde nicht Jedermann freuen, denn meine Stimme iſt rauh. Noch anderes Recht habe ich als dein Geſelle, und auch das ſollſt du wiſſen. Denn küſſen darf ich dich, wenn ich will."

Hildegard erſchrak und wandte ſich ab: „Hüte dich, daß der Vater das nicht hört, ſchnell würde dein Ehrenſitz dir genommen werden."

„Um den Vater ſorge ich nicht, nur um deinen Zorn," rief Immo übermüthig, und daß ich dich vor den Kriegsleuten nicht beſchäme. Aber wenn ich dich einmal allein wiederſehe, dann beſtehe ich auf meinem

Recht. Mögen die guten Engel fügen, daß dies bald geſchehe. Und er ſang halblaut die Worte des Hymnus: »Audi, benigne Conditor, nostras preces cum fletibus.«

Das Mädchen nahm die Weiſe auf und ſang halblaut andere Zeilen des Liedes entgegen: dona, per abstinentiam jejunet ut mens sobria.*) Flehe zu den Heiligen, daß du nüchtern wirſt, denn wie ich höre, redeſt du gleich einem Berauſchten.“

„Wie du geſchickt zu entgegnen weißt,“ rief Immo begeiſtert, „du biſt ein ſinnvolles Weib, wenn du mich auch verhöhnſt.“

Der Graf hatte unterdeß mit ſeinen Mannen emſig dem Wildpret und ſtarken Bier zugeſprochen und nur einzelne Reden mit den Vertrauten, welche ihm zunächſt ſaßen, gewechſelt, jetzt lehnte er ſich zufrieden auf dem Stuhle zurück und hörte die lateiniſchen Worte des Hymnus, welche ſeine Tochter ſprach. „Merkt auf unſere Kloſterleute,“ rief er, ſie ſummen nach Art der Mönche mit geneigten Köpfen,“ und da er im Geheimen ſtolz auf das Wiſſen ſeiner Tochter war, fuhr er fort: „Fremde Worte ſprechen mag Jeder, aber das Geſprochene verſtehen iſt ſchwerer. Vermagſt du, einzuſehen, Immo, was das Mädchen zu dir geſungen hat?“

„Ja, Herr,“ verſetzte Immo, „ſie mahnt mich mäßig zu ſein; damit euer Trank mir nicht das Hirn betäube.“

„Allzuſtreng iſt Hildegard,“ lachte der Graf, „dir ſoll auch einmal etwas Gutes gegönnt ſein. Obwohl ich erkenne, daß es dir an Dreiſtigkeit nicht fehlt, du junger Zaunkönig. Denn Zaunkönige nennt ja wohl das Volk die Männer deines Geſchlechtes.

---

*) Erhöre, gütiger Schöpfer, unſer Gebet und Flehen — Gieb, daß durch Enthaltſamkeit ſein Sinn mäßig und nüchtern werde.

Immo bezwang mit Mühe den aufſteigenden Zorn. „Weil meine Vorväter als alte Landherren auf freiem Erbe ſaßen, deshalb haben die Mönche ihnen im Scherz den Namen Reguli, kleine Könige, gegeben.“

Da rührte ſich auch Egbert, ein unfreier Dienſtmann des Grafen, welcher ſtattlich in rothem Gewande daſaß, weil er der Sprecher war und ein Liebling ſeines Herrn, und rief ſpottend in den Saal: „Eine Sage weiß ich. Als die Vögel den Genoſſen zum König wählen wollten, der ſich am höchſten ſchwingen würde, barg ſich ein Zwerg von Vogel in den Federn des Adlers und ließ ſich hinauftragen bis dahin, wo er den Weltenherrn auf ſeinem Stuhle ſah, dort flatterte er über das Haupt des Adlers und piepte: König bin ich. Da lachte oben der alte Gott in ſeiner Halle und unten ſchrien die Vögel im Zorn, bis der Herr des Erdgartens gebot, daß der Betrüger ſeine Krone nur heimlich in den Waldhecken tragen dürfe, wo ihm Niemand zuſieht. Darum heißt auch ihr Zaunkönige, weil eure Herrlichkeit im Buſch verſteckt iſt.“

Immo erhob ſich in hellem Zorn und rief: „Nicht dem Diener antworte ich, ſondern dem Herrn. Ihr ſelbſt habt es ja wohl erfahren, Graf Gerhard, daß die Helden meines Geſchlechtes ihr Haupt nicht in der Waldhecke bergen. Nie hat einer von meinen Ahnen ſein Land vom König oder von der Kirche zu Lehen genommen, wie die erbeloſen Franken und Sachſen, welche von der Dienerbank in das Land kamen, um bei uns Grafen zu werden. Manchen weiß ich, der ſich jetzt rühmt ein Edler zu ſein, weil er als Diener eines Königs mit großem Gefolge reitet, obgleich ſeine Vorfahren aus der Küche und aus dem Stall geſchlüpft ſind."

Mißtönender Lärm erhob ſich an den Bänken und die Hand des Grafen Gerhard griff nach dem Meſſer, das er an ſeiner Seite trug, der Jüngling aber ſah mit blitzenden Augen über die Verſammlung, ſtattlich ſtand er da trotz ſeinem Schülerkleide und rief laut in das Getöſe: „Zürnt mir nicht, ſtarke Helden, daß ich als ein unberühmter Jüngling vor euch meine Stimme erhebe. Aber keiner unter euch würde ſchweigend zuhören, wenn man ſeinem Geſchlecht durch ſtechende Worte die Ehre mindert. Auch zu euch, Graf Gerhard, flehe ich, daß ihr ohne Kränkung vernehmt, was ich nur zur Abwehr ſprach. Heil trinke ich euch und euren Kindern und Dank ſage ich euch, wie dem Gaſte gebührt." Er leerte den Becher und ſetzte ſich.

Der Graf barg ſeinen Groll hinter gezwungenem Lachen. „Ich höre, du haſt unter den Mönchen gelernt, mit zwei Zungen zu reden."

„Ueberall rühmen die Leute," verſetzte Immo, „daß die Zunge eine gute Waffe iſt und wir Schüler haben, wie ihr wißt, vor Andern darin Ruf."

„Oft haben auch wir erfahren, wie ſcharf die Zunge der Mönche ſchneidet," entgegnete der Graf, „vor Andern aber bei den Mönchen des Wigbert, und wir Alle wiſſen, daß ihr dort ſehr ungeiſtlich lebet und der Gebete für arme Seelen wenig gedenkt. Auch von dir ſelbſt, Imme, erinnere ich mich gehört zu haben, daß du wild in dem Kloſter hauſeſt und ſogar den Mönchen üble Streiche ſpielſt. Soll deine Rede mir beſſer gefallen als ſeither, ſo berichte ein wenig von deinem Streit mit den Geſchorenen.“

„Verzeiht, Herr,“ verſetzte Imme ernſthaft, „die Rinder kämpfen oft mit ihren Hörnern gegen einander, wenn aber der Bär naht, dann ſchließen ſie ſich einmüthig zuſammen und weiſen ihm die bewehrte Stirn; ſo wäre auch mir Unrecht, an fremdem Tiſch von den Vätern Uebles zu berichten, denn als ein Kind des heiligen Wigbert haſt du mich ergriffen.“

„Du ſorgſt ſchlecht für dein Wohl,“ rief der Graf zornig, „wenn du dein Kloſter in dieſer Halle rühmſt. Denn undankbar und treulos haben Wigberts Mönche an mir und meinem Geſchlecht gehandelt. Oft habe ich mich enthalten ihnen Uebles zu thun, wo ich es doch vermocht hätte, und mühſam habe ich den Zorn meiner Mannen gebändigt, wenn ſie die Rinder des Kloſters begehrten und den Uebermuth eurer Dorfleute anſahen. Auch wegen der Wieſen und Fluren, von denen ich heut den geſchorenen Schwarm vertrieben habe, ertrug ich ſchon lange das Unrecht. Denn meinem Vater gehörte der ganze Grund und er hat ihn, wie die Mönche behaupten, dem Kloſter zugeſchrieben, da ich noch jung war, unter der Bedingung nämlich, daß ſie ſeine arme Seele von dem

Höllenfeuer frei beten ſollten. Dies aber haben ſie uns zum Unheil und zur Schmach verſäumt. Und ihr Alle ſollt es wiſſen, was mir begegnet iſt, damit ihr mein Recht gegen die Wigbertleute erkennt. Jämmerlich war das Geſicht, welches ich neulich hatte, da ich auf meinem Bette lag.“ Er bekreuzigte ſich heftig und fuhr fort: „Ich ſah im Traum eine unſelige Geſtalt von Flammen umgeben und mit glühenden Ketten an den Beinen gefeſſelt und ich erkannte, daß ſie ſo geſtaltet war wie mein Vater, da er lebte. Der traurige Geiſt wies auf den Grenzhügel, welchen die Mönche nach der Schenkung neu geſchüttet haben, und ſeufzte: mein war es und dein ſoll es wieder ſein. Mir fuhr das Entſetzen durch den Leib, bis die Geſtalt verſchwand. Daraus erkannte ich deutlich, daß die Geſchorenen als Lügner an meinem Vater gehandelt haben oder auch, daß ihr Gebet ganz unwirkſam geworden iſt, weil ſie in Weltſünden leben; und darum beſchloß ich mein Eigenthum wieder zurückzufordern. Vermag Wieſe und Feld nicht meinem Ahn einen guten Sitz in der Himmelsburg zu erwerben, ſo ſoll daſſelbe Land doch Solchen, die mir treu ſind, einen warmen Sitz auf Erden bereiten; denn es wird dazu helfen zwei bis drei Kriegsleute mit ihren Roſſen zu erhalten, wenn ich es ihnen als Lehn zutheile.“

Ein freudiges Geſchrei ging um die Tiſche und laute Heilrufe erklangen dem Sprecher. Der Graf that einen herzhaften Trunk und ſah zufrieden über ſeine Bewaffneten. „Dies ſage ich in deiner Gegenwart, Immo.

Denn obgleich du dich heut trotzig an meinem Tiſche geberdeſt, ſo will ich dich doch morgen zu deinem Abt entſenden, damit du ihm meine Beſchwerde verkündeſt. Ich wähle aber dich, weil ich merke, daß du recht gut verſtehſt deine Worte zu ſetzen und weil ich dich als nutzloſen Schüler nicht im Kerker bewahren mag. Die Geſchorenen, welche mein Geſinde fingen, habe ich entlaſſen, damit ſie nicht als Gefangene in meinen Mauern Unheil herabbeten, die Kloſterknechte aber halte ich in Banden, bis dein Abt ſie auslöſt oder ſich mit mir wegen der Wieſen verträgt. Und ich fordere, daß er ſich mit der Löſung beeile, wenn er ſie lebend wiederſehen will, da ich ſie nicht lange zu füttern gedenke. Den Hugbald aber bewahre ich zu anderm Tauſch. Denn zwei meiner Knechte, ſattelfeſte Knaben, liegen auf der Burg des Abtes verſtrickt, weil ſie neulich auf meinen Stuten beim Roßgehege des Abtes vorbeiritten. Da brachen die jungen Hengſte des Herrn Bernheri aus und jagten eigenwillig hinter den Stuten her, und als meine Knaben den Füllen die Leine umwarfen, nur damit ſich dieſe nicht in den Wald unter die Wölfe verſprengten, da kamen Dienſtmannen des Kloſters herzu, ſchrien meine Leute trotz ihrer guten Meinung als Roßdiebe an, riſſen ſie von den Pferden und führten ſie ſammt den Stuten nach dem Berg des Abtes. Mich aber kränkt dies Unrecht ſehr und ich fordere meine Knaben und Pferde gegen den Hugbald und ſein Pferd; das magſt du deinem Herrn verkünden."

Immo hörte erſtaunt die Rede des Wirthes, ihm fiel ſchwer aufs Herz, daß auch ſein Geſchlecht dem Kloſter werthvolle Hufen verkauft hatte und er fühlte nicht den Drang die Mönche zu vertheidigen. Er ſah nach Hugbald, welcher mürriſch hinter ſeinem Becher ſaß, und begnügte ſich, trotz der Freude über ſeine nahe Befreiung ruhig zu ſagen: „Alles, was ihr mir auftragt, werde ich dem Herrn Abt berichten, auch euer Traumgeſicht, wenn ihr das begehrt.“

Als er aber ſeitwärts nach Hildegard blickte, war ihr Antlitz geröthet und große Thränen rannen aus ihren geſenkten Augenlidern herab. Da erkannte er, daß die Jungfrau bitteres Leid über die Gewaltthat ihres Vaters empfand und ſie wurde ihm dadurch noch lieber. Sie aber vermied ihn anzuſehen, ſtand ſchweigend auf, hob den Bruder von ſeinem Sitz und erbat leiſe vom Grafen die Entlaſſung, der ihr gleichgiltig durch eine Handbewegung geſtattete aus der Halle zu ſcheiden. Und zu der Bank ſeiner Mannen gewandt rief er: „Führt auch die Verſtrickten in ihre Zelle zurück, wenn ſie nüchtern abwärts ſteigen, ſo iſt es ihre Schuld.“

„Lebe wohl, Hildegard,“ ſprach Immo leiſe und faßte heftig ihre Hand. „Denke mein, lieber als Alles auf der Welt wird mir ſein, wenn ich dich wiederſehe.“

„Sei auch du geſegnet,“ antwortete Hildegard und neigte ſich vor dem Vater.

Immo freute ſich, daß ſie die Mannen ſtolz als Herrin grüßte; die kleine Thür öffnete ſich und ſie verſchwand. Jetzt brannten die Fackeln dem Jüngling trübe, die wilden Mienen der Männer erſchienen ihm unheimlich, und er folgte mit ſtummem Gruß dem Kämmerer. „Sorge dafür, daß die beiden Kloſterkrähen einen beſonderen Käfig erhalten und Stroh zu warmem Sitze,“ rief der Graf unter dem Gelächter der Reiſigen dem Kämmerer nach.

Während Hugbald ſchweigend auf der Streu lag, bis er im Schlafe ſeines Kummers ledig wurde, ſaß Immo neben ihm in ſeligen Gedanken, er überlegte jedes Wort und jede Miene der Jungfrau, ſpät ſank er in Schlummer.

Am nächſten Morgen wurde er in den Hof geführt und vernahm noch wie im Traume ungnädige Entlaſſung und harte Worte aus dem Munde des Grafen. Als er aber auf das Pferd ſteigen wollte, das ihm ein Reiſiger zuführte, ging eine junge Magd aus dem Frauengemach bei ihm vorüber, legte ihm verſtohlen etwas in die Hand und ſagte leiſe: „Nimm zurück was dir gehört.“ In ein großes Lindenblatt war ein Blättchen Pergament gewickelt, auf dem Pergament ſtand mit ſchöner Schrift der Reiſegruß: „Die lieben Engelein ſollen dich hüten und ſegnen auf allen deinen Wegen;“ rings um die Schrift war mit der Nadel ein Goldfaden durch das Pergament gezogen. Er drückte das Blatt an ſeine Bruſt und barg es in ſeinem Gewande.

Immo ritt aus den Buchen von einem Reiſigen des Grafen bis an die Grenze begleitet. Er fand das Thor St. Peters geſchloſſen, die Brücke gehoben, wurde von Bewaffneten angerufen und mußte längere Zeit harren, bevor ihm der Eingang geſtattet wurde. Herr Bernheri, welcher im Kloſterhofe vor ſeinen Dienſtmannen ſaß, vernahm unwirſch die Botſchaft des Grafen und entſandte den Boten mit dem Mönch Eggo ſogleich zur Fulda hinab in das Kloſter. Auch das Kloſter war in ein Kriegslager verwandelt, am Eingang des Dorfes ſtanden die Weiber im Haufen, ſie ſchrien dem Kommenden entgegen, umringten ſein Roß und forderten Kunde von den Gefangenen. In dem Hofe der Reiſigen drängten ſich Kriegsleute und Knechte, das Rüſthaus war geöffnet und die Mönche trugen Eiſenhemden und Waffen zu langen Reihen. Auch in den Arbeitshöfen ſchwärmten die Brüder, aus der Clauſur entlaſſen, aufgeregt durcheinander; bei der Mauer und dem Pfahlwerk zimmerten Arbeiter an den Treppen und Bänken für die Bogenſchützen, und im Vorhof der Kirche ſtand Tutilo, ein Schwert über der Kutte, als Hauptmann der großen Burg, welche zur Vertheidigung gerüſtet wurde. Unfreundlich ſah er auf Immo: „Hugbald liegt gefangen. Leichter hätte das Kloſter dich entbehrt als ſeinen Dienſtmann.“

„Nicht mein iſt die Schuld,“ verſetzte Immo, „daß Hugbald gegen die Feinde keine andere Hilfe fand als meinen Stab.“

Finſter wies ihn Tutilo mit einer Handbewegung zur Seite, Immo aber eilte zu ſeinen Genoſſen, welche vor Allem froh waren, daß ſie heut nicht durch den neuen Lehrer in die Schule gerufen wurden. Von ihnen umdrängt berichtet Immo ſeine Fahrt und führte die Willigen vor das Rüſthaus, wo die Aelteren gewappnet wurden, um mit den Knechten die Mauer und die Umgegend des Kloſters zu bewachen. Eggo aber verkündete den Mönchen, daß Herr Bernhard am nächſten Morgen herabkommen werde, um die Brüder im großen Convent zu verſammeln. Mit düſteren Mienen vernahmen die Meiſten die Botſchaft.

Der ganze Tag verging im Getümmel; trotz der Nachricht, welche Imme gebracht hatte, ſorgten die Mönche, daß der Graf einen Anlauf gegen das Kloſter wagen oder daß ſeine Dienſtmannen in Heerden und Dörfer einbrechen würden. Bis zum Abend kamen von allen Seiten Flüchtlinge mit ihrer werthvollſten Habe, auch das Heerdenvieh wurde herangetrieben von Anger und Weide, zuletzt kam noch der Sauhirt mit ſeiner Heerde und die Brüder hatten Noth, die Menge der Menſchen und Thiere in den Höfen zu bergen. Als die Sonne unterging, war in dem Kloſter, das ſonſt am Feierabend ſo ſtill in der Landſchaft ſtand, ein wirres Getöſe und Geſchrei, die Rinder brüllten, die Schweine grunzten, die Schmiede ſchlugen auf die Speereiſen und die Zimmerleute hieben Balken und Bretter für die Verſchanzung.

## 3

## Der letzte Tag im Kloſter.

Im Chor der Kirche ſammelte ſich der Convent; haſtiger als ſonſt drängten die Brüder herzu, heiß die Köpfe, gefurcht die Stirnen; und ein Summen, das nichts Gutes bedeutete, ging durch die Gemeinde. Als Herr Bernheri mit ſeinen Begleitern in den Chor trat, blieben die Nacken der Mönche ſteif und aus dem Summen wurde ein mißtönendes Geſchrei. Der Abt ſtand einen Augenblick überraſcht bei ſeinem Sitz und ſah auf mehr als hundert und zwanzig Häupter ſeiner aufſäßigen Kinder, aber da er von Natur ein muthiger Mann war, wenn auch ermüdet durch Müßiggang und Wohlleben, ſo zog er ſeine Augenbrauen zuſammen, blickte aus ſeinem großen Haupt herausfordernd über den Haufen und ſetzte ſich ſteif in den Abtſtuhl. Die Hora begann und der Abt ſelbſt erhob die Stimme: »Deus in adjutorium«, aber unordentlich tönte der Geſang der Brüder und der Lector eilte ſo ſehr er konnte, verſprach ſich und mengte die Zeilen. Als die letzten Klänge verrauſcht waren, begann wieder das unzufriedene Summ men. Da erhob ſich Herr Bernheri von ſeinem Stuhl und ſtand auf ſeinen Krückſtock gelehnt gewichtig vor den Brüdern. Er eröffnete den Convent durch den lateiniſchen Gruß und fuhr mit lauter Stimme fort: „Mein iſt das Recht zu befehlen und euer die Pflicht zu gehorchen. Dennoch habe ich heut, wie die Regel erlaubt, die ganze Gemeinde zur Berathung verſammelt; ſorgt dafür, daß es mir nicht leid thue und daß es euch bei den Heiligen nicht zum Schaden gereiche, wenn ihr mir unbändig widerſteht. Gutes und Uebles habe ich euch zu verkünden. Das Gute iſt uns von unſerm Herrn, dem König Heinrich gekommen, denn er hat uns den großen Bannwald bei St. Peter, den wir uns längſt erſehnt, mildthätig geſchenkt.“ Der Abt hielt an, aber keinerlei Beifall dankte für die Begabung, und der Abt ſetzte die Rede unzufrieden fort: „Das Ueble aber kommt von dem Grafen Gerhard. Sehr gröblich hat dieſer das Kloſter geſchädigt, durch den Schüler Imme hat er unpaſſende Worte hierher geſandt, nämlich, daß er ein Recht auf die Waldwieſen erhalten habe, weil ſein Vater im Höllenfeuer ſtöhne.“

Aufs Neue erhob der Convent zorniges Gebrumm; Herr Bernheri ſchwenkte die Hand verächtlich gegen die Worte des Grafen: „Ich kenne ſeit lange den argen Wicht Gerhard und ſeine Gewohnheiten. Immer hat er üble Traumgeſichte, wenn er den Frieden brechen will. Schon vor vielen Jahren träumte ihm etwas wegen unſerer Hirſchjagd, die er ſich begehrte; er würde alle ſeine Väter und Mütter auf die heißeſte Bank der

Hölle ſetzen, wenn er dadurch für ſich einen weltlichen Vortheil erreichen könnte. So viel gebe ich auf ſeine Träume." — er blies kräftig den Athem in die Luft. „Ich aber fürchte ſehr, er ſelbſt wird dafür in den Höllenrachen geworfen werden, obwohl er zuweilen beim Waidwerk und bei einem ſtarken Trunk nicht ſchlechter war als Andere. Denn wenige kenne ich unter den weltlichen Fürſten und Herren, die nicht ebenſo raubgierig ſind. Alle trachten darnach, viele Dienſtmannen mit Lehen zu begaben, damit dieſe ihnen bei ihren Fehden die reiſigen Knechte zuführen. Die Dienſtmannen greifen das Kleine im Wald und auf der Straße und ihre Herren das Große vom Könige und der Kirche, zum Kriege ſind ſie nöthig, aber den Frieden vermögen ſie ſchwer zu bewahren, wenn nicht ein ſtarker Herr ſie zur Ruhe zwingt."

Der Abt holte Athem und auf's Neue tönte das dumpfe Brauſen der Menge, doch war es weniger feindſelig. Und Herr Bernheri hob wiederum an: „Gekränkt bin ich wie ihr Alle, und wären meine Beine geſund und mein Sinn weniger gewitzigt, ſo würde ich vielleicht ſelbſt den Streithengſt beſteigen; ſo aber mahnt mich die Erfahrung vieler Jahre und meine eigene Krankheit zur Vorſicht. Zuerſt will ich euch verkünden, was unfehlbar geſchehen wird, wenn wir gegen den Grafen rüſten. Dorfhäuſer werden brennen und Männer erſchlagen werden und das Ende wird ſein, daß er außer dem Raub, den er jetzt gemacht hat, ſich noch größeren fordert wegen der Mühe und Koſten ſeiner Rüſtung, und daß er uns mehr ſchädigt als wir ihn, denn das Kloſter bedarf zum Gedeihen den Frieden, er aber den Krieg, und er vermag uns von unſern Gütern in Thüringen zu ſcheiden. Vor dem König aber wird er Recht erhalten und nicht wir, denn ſchwerlich hätte er ſeinen Vater in der Hölle geſchaut, wenn er nicht wüßte, daß der König ihm bei den Wieſen gegen das Kloſter helfen will. Darum, wie ſehr ich den Grimm über ſeine Miſſethat fühle, bin ich dennoch gewillt ihm diesmal ein wenig nachzugeben, vielleicht, daß er ſich begnügt das Land nur auf ſeine Lebenszeit zu behalten und bei ſeinem Tode dem Kloſter zurückzugeben. Dies iſt die Hoffnung, welche uns bleibt, denn er iſt ein angefreſſener Stamm und mancher Wurm nagte in ſeinem Holze, auch ihn ängſtigen zuweilen ſeine Miſſethaten jetzt und noch mehr in der Zukunft.“

Unter hellem Geſchrei der Mönche ſprang Tutilo auf und rief dem Abt mit harter Stimme entgegen: „Jetzt erkennen die Brüder alle, in welchem Sinne du die Worte des Gebetes gerufen haſt: „Erlaß uns unſere Verpflichtung, wie auch wir ſie erlaſſen unſern Verpflichteten,“ du ſelbſt hoffſt, daß du für dein eigenes Unrecht ein mildes Urtheil empfangen wirſt, weil du andere Verbrecher ſtraflos dahin ziehen läßt. Aber du ſollſt auch verſtehen was die Brüder gemeint haben, als ſie laut riefen: „Befreie uns von dem Argen,“ denn damit meinten ſie nicht den Grafen Gerhard allein, ſondern noch Jemanden. Niemals hätte der Graf gewagt, Kloſtergut anzugreifen, wenn er nicht wüßte, daß Solche, die zu Wächtern des Kloſters geſetzt ſind, ſelbſt eigennützig mit dem Gut der Kirche ſchalten. Oft haſt du das bewieſen; unter Anderm auch neulich, als der fremde Händler ſtarb, den wir in ſeiner letzten Krankheit ein Jahr lang gepflegt hatten. Denn bei ſeinem Tode verließ er dem heiligen Wigbert ein Käſtchen mit edlen Steinen, die er aus Welſchland gebracht hatte, und wir hofften, daß die Steine den Altären ein Schmuck werden ſollten und außerdem vielleicht einmal jährlich den Brüdern ein frohes Liebesmahl verſchaffen. Du aber haſt die Steine an dich genommen und durch den Schmitt in Becher ſchlagen laſſen, die du ſelbſt gebrauchen wirſt oder auch ein Anderer, wie es dir gefällt. Nicht als ein Vater, ſondern als ein Tyrann herrſcheſt du über die Gemeinde. Deinen Günſtlingen geſtatteſt du jede Unbill und dagegen verſagſt du den Brüdern auch die erlaubte Erquickung. So thateſt du neulich, da du ein Verbot erließeſt, welches ich ganz lächerlich und kindiſch ſchelte, daß nämlich der Koch an den Faſttagen den Brüdern niemals Lebkuchen backen ſoll. Dieſe Speiſe war Vielen eine heilſame Ergötzlichkeit, worauf ſie ſich durch die Woche freuten. Du aber haſt dies aus Bosheit verwehrt, weil es ihnen lieb war. Antworte, wenn du vermagſt, zuerſt wegen der kleinen Dinge, denn noch Weiteres haben wir über dich zu klagen.“

Dieſer Angriff wurde durch ſtarkes Gebrumm der Brüder bekräftigt. Da ihnen manche Speiſe verſagt war, ſo hatte das Erlaubte für die Meiſten um ſo größern Werth und ſie dachten und murmelten viel über Trunk und Koſt. Und Tutilo wußte, daß ſie wegen dem entzogenen Gebäck ihrem Abte ſtärker zürnten als wegen Aergerem.

Das Geſicht des Abtes röthete ſich bei der Beſchuldigung und er rief: „Schweig mit deinen ungebührlichen Reden, ſowohl aus Scham vor mir, als aus Furcht vor den Heiligen. Ganz ungehörig iſt, was du an geweihter Stätte über das Pfeffergebäck vorbringſt. Denn jeder Verſtändige wird mir Recht geben, daß der Pfeffer, welchen ſie hineinthun, für Mönche allzuhitzig iſt, und weil ſie die Speiſe ſtark mit Honig würzen, ſchmeckt ihnen nachher jeder Wein ſauer und ſie ziehen bei ihrem Trunk ärgerliche Geſichter. Was aber den Schatz betrifft, ſo habe ich allein das Recht zu erwägen, wie er dem Kloſter den größten Vortheil bringt. Die Becher habe ich zum Geſchenk beſtimmt für Solche, an deren gutem Willen das Heil des Kloſters hängt, und ich ſelbſt traure, daß es nöthig iſt, durch Gaben zu ſühnen, was deine Untreue verbrochen hat. Denn mit Empörern verhandelſt du, und du verleiteſt die Brüder zur Untreue gegen Herrn Heinrich, unſern König. Aber allzulange habe ich die Tücke deines Weſens ertragen, und ich bin entſchloſſen mit dir zu verfahren, wie unſer Vater, der heilige Benedikt, gebietet, wenn ein Präpoſitus von dem böſen Geiſte des Hochmuths aufgeblaſen wird. Mehr als viermal habe ich dich mit Worten gemahnt, jetzt naht der Tag deiner Strafe: fügen ſollſt du dich, oder du wirſt aus dem Kloſter geworfen zu einer Warnung für die Andern. Die Pforte ſperre ich dir auf, du magſt auslaufen, wohin du willſt, und die Thoren, welche dir anhängen, mit dir.“

Da erhob ſich der Convent in wilder Bewegung, die Bande der Zucht zerriſſen in der Wuth, welche die Seelen erfüllte. Dicht vor den heiligen Reliquien brach die Empörung aus, von ihren Sitzen ſprangen die Mönche an die Stufen des Hochaltars mit heißen Geſichtern und glühenden Augen; ſtarke Arme ſtreckten ſich und mißtönendes Geheul erfüllte die Kirche.

Aber auch im Rücken der Streitenden klang lauter Ruf und die eiſerne Gitterthür, welche den Vorhof vom Hauptſchiff der Kirche trennte, krachte in ihren Angeln. Denn dort hinten drängte gewaltſam ein wilder Haufe mit Leibern und Stangen. Nur wenige von den Mönchen hörten auf den Lärm, der von außen kam, doch Rigbert lief durch die Kirche nach dem Eiſengitter und ſchrie ſich mit ausgebreiteten Armen davor ſtellend: „Immo, Unſeliger, was wagſt du? Biſt du des Lebens müde, daß du mit den Ungeweihten in die Klauſur brichſt?“

„Wir ſind nur müde vom Stehen und Harren,“ rief Immo luſtig hinein. „Meinſt du, die Schule wird fern bleiben, wo die Mönche einander knuffen? Oeffne die Thür, Rigbert, wenn du ein guter Genoſſe biſt.“

„Niemals, denn es wird euer Verderben. Was willſt du in der Kirche?“

„Schläge zu Ehren des heiligen Wigbert austheilen, wen es auch trifft. Wer iſt in der Noth?“

„Sie bedrängen den Herrn Abt.“

„Wie, das gute Weinfaß? Geſellen, wir helfen dem Abt!“

Die Schüler riefen gellenden Kampfſchrei und wieder raſſelten die Stangen an dem Thor, gegen welches ſich der Mönch mit ſeinem Leib ſtemmte; da griff Immo behend durch das Gitter und ſchob den Riegel zurück. Die Thür flog auf und die Schüler drangen herein; allen weit voraus ſprang Immo dem Chore zu. Ueber den Rücken zweier Mönche, die er als Bock gebrauchte, flog er wie ein Federball vor den Altar und ſtand allein mitten unter den Tobenden, nahe dem Abt, der das ſchwere Kreuz vom Altar gehoben hatte und den Aufrührern entgegen hielt, während die Brüder ſeiner Partei wie eine Schaar geſcheuchter Hühner auseinander geflattert waren und hinter dem Altar und den Stühlen Schutz ſuchten.

„Hara!“ rief der wilde Immo, „zu Hilfe dem Herrn Abt. Komm heran, Dekan Tutilo, damit ich dich lehre deinem Abt den Fuß zu küſſen.“

Die Mönche wichen beim Anblick des Jünglings zurück, der mit drohender Geberde einen Eiſenſtab ſchwingend vor ihnen ſtand. Der allgemeine Zorn wandte ſich gegen den Einbrecher. „Hinaus mit dem Frevler!“ ſchrien viele Stimmen. „Die Klauſur iſt gebrochen, geißelt den Miſſethäter!“ Ein Mönch ſprang hinter den Altar und riß die Geißel, welche dort für die Mönchbuße lag, aus dem Kaſten; von Hand zu Hand ging die blutbeſprengte. Tutilo packte ſie und ſtürzte damit auf den Schüler los. Aber im Nu lag der ſtarke Mann von einem Schlage getroffen am Boden. Immo hob die Geißel über ihn und rief: „Das ſei dein Lohn, bellender Hund!“ So ſchnell war die That, ſo unerwartet der Frevel und ſo wild ſtand der trotzige Jüngling, deſſen Kraft die Brüder wohl kannten, daß alle einen Augenblick ſtarr ſtanden und dem Getöſe plötzliche Stille folgte. Aber gleich darauf erhob ſich wieder das Getümmel und Geſchrei: „Zu Boden mit dem Böſewicht, werft ihn in den Kerker, bindet ihn auf das Kreuz!“ Während ſich ſo die Anhänger des Tutilo zum Angriff anfeuerten und Immo mit flammenden Augen gegen ſie die Stange hob, da geſchah, was Allen unerhört war: die beiden Alten Bertram und Sintram warfen ſich zwiſchen den Haufen gegen einander auf die Knie und baten zu gleicher Zeit und mit denſelben Worten einer den andern um Verzeihung. Denn als der Kampfzorn die Brüder ergriff und zwieſpältig ſchied, da hatte ſich zum erſtenmal ereignet, daß die Beiden nicht derſelben Meinung waren und Bertram hatte auf der Seite des Abtes, Sintram aber auf der des Tutilo die Fauſt geballt. Und als ſie nun beide zu gleicher Zeit ſahen, daß ſie einander mit der drohenden Fauſt gegenüber ſtanden, hatte jeder ſich über ſein eigenes Unrecht entſetzt und ſie baten mit Thränen einander ab und umarmten ſich, während ſie auf den Knien lagen. Als der empörte Haufe die Greiſe am Boden ſah, wurde ihm der Anblick unheimlich, einige von den Roheſten lachten, aber die Mehrzahl fuhr entſetzt zurück. In dieſem Augenblick ſprang Reinhard auf die Stufen des Altars und rief die Arme erhebend: „Herr, gehe nicht ins Gericht mit uns Sündern! Kniet nieder, ihr Brüder und flehet um die Vergebung der Heiligen. Nicht durch Geſchrei wird der Schaden des heiligen Wigbert geheilt; ihr ſeht ſelbſt: wie ihr euch gegen den Vater des Kloſters, ſo empört ſich Bruder gegen Bruder und die ruchloſe Jugend gegen euch Alle. Eure Feindſchaft ſtärkt nur die Feinde draußen. Wollt ihr euch helfen, ſo rathe ich, daß heut nicht in der Menge verhandelt wird, was zum Frieden des Kloſters dient, ſondern daß die Dekane und die Alten ſich mit unſerm Herrn Bernheri in friedlicher Berathung vereinen. Du aber, Jüngling, wirf die Geißel weg, mit der du an heiliger Stätte gefrevelt haſt, und erwarte in Demuth die Strafe, welche die Brüder dem Verbrecher finden."

Die Geißel fiel zur Erde neben Tutilo, welcher ächzend auf dem Boden ſaß und betäubt ſeinen Kopf auf die Hand ſtützte. Immo ſtarrte wild umher. Da er merkte, daß er allein war und daß ſeine Genoſſen ſich in den Ecken und hinter den Säulen zu bergen ſuchten, trat er an den Stuhl des Abtes zurück, aber ſeine Augen flogen herausfordernd über den Haufen. Herr Bernheri begann zornig: „Nicht die Geweihten des Herrn ſehe ich vor mir, ſondern eine Heerde wilder Eber, welche begierig iſt die eigenen Ferkel zu freſſen. Ich aber verachte euer Grunzen und das Schnauben eurer ungewaſchenen Rüſſel, denn, wie ſagt der hohe Apoſtel: „Sie wandeln dahin in ihrer

Dummheit. Was aber hier Reinhard, der würdige Bruder, vorſchlägt, das gefällt auch mir. Mit den Dekanen und mit den Ergrauten, welche nicht Hechſel in ihrem Kopf haben, gedenke ich in ſpäterer Stunde die Leiden des Kloſters zu erwägen, bis dahin mögen ſie ſelbſt in der Stille prüfen, ob ſie eine Hilfe finden. Denn auch der Eſel ſchreit laut, wenn er müßig ſteht, wenn er aber die Säcke tragen muß, ſo ſchweigt er geduldig. Sie ſollen auch einmal die Laſt tragen, ich bin es müde, allein für euch grobe Klötze Rath zu ſuchen, wo es keinen giebt. Und ſo ſcheide ich jetzt den Convent, wandelt bis morgen dahin in Frieden. Ich aber verweile hier in meinem Hofe, damit Niemand meint, daß ich den Unzufriedenen das Feld räume. Beſtelle was Noth thut, mein Kämmerer Eggo, und dieſen behenden Springer nimm mit dir. Nie ſah ich einen Scholaſticus ſo wild auf geſchorenen Köpfen zum Altar reiten.“ Der Abt wandte ſich ſchwerfällig zum Altar und neigte ſich. Reinhard eilte zu den Brüdern und ſprach nachdrücklich in die Aelteſten hinein, doch mürriſcher Widerſpruch erhob ſich und laute Stimmen riefen: „Der Schüler gehört in unſern Kerker, denn er hat gegen einen Mönch gefrevelt.“ Der Abt wandte ſich wieder dem Haufen zu: „Der Scholaſticus gehört unter die Zucht des Lehrers Reinhard, dem Reinhard aber gebiete ich mir zu folgen, denn ich bedarf ſeiner, damit ich ihn, wenn es Noth thut, zu euch ſende.“ Herr Bernheri ſtieg langſam vom Altar, warf noch einen verachtenden Blick auf die empörte Gemeinde und ſchritt unaufgehalten durch ſeinen Ausgang nach dem Abtshofe. Ihm folgten ſeine Getreuen von St. Peter, ſein Kämmerer hielt den Jüngling, welcher friedlich folgte, bei der Schulter; als letzter ging Reinhard.

Hinter dem Abte brauſte noch lange die wogende Menge, die erſte Wuth war verraucht, aber bitterer Groll zurückgeblieben. Tutilo wurde von zwei Brüdern in die Klauſur geführt, wo er ſich erſt erholte, nachdem der Kellermeiſter einen Krug Würzwein in ſeine Zelle geſtellt hatte. Neben dem Kruge ſaßen einige alte Brüder, den Kranken zu pflegen; ſie prüften und billigten den Trunk und zürnten, obgleich ſie mit gedämpfter Stimme ſprachen, heftig auf Mehre, welche abweſend waren.

Unterdeß ſtand Immo in der Büßerzelle der Abtei, ein Bruder von St. Peter, den er gar nicht kannte, hatte ihm ein Bund Stroh hineingebracht und einen Krug mit Trinkwaſſer ohne ein Wort zu ſprechen, und Immo, der den Kloſterbrauch kannte, hatte auch keine Frage gethan, um ſich nicht über die verſagte Antwort zu ärgern. Einen Augenblick dachte er daran, den Bruder feſtzuhalten und an ſeiner Stelle hinauszuſpringen, aber mit leiſem Stöhnen gab er den Gedanken auf, denn er wußte wohl, daß das Haus des Abtes von Reiſigen beſetzt und keine Möglichkeit zur Flucht war. Er unterſuchte ſeinen Kerker, doch dieſer bot geringen Troſt, er war nicht in freier Höhe gezimmert und kein Dach erhob ſich über ihm, es war ein Kellerloch, nicht viel länger als ein Mann, und die kleine Lichtöffnung vermochte kein Geſchöpf, das größer war als eine Katze, zu durchklettern. So blieb ihm nichts übrig als auf dem Stroh zu ſitzen und die finſtern Gedanken wegzuſcheuchen, welche wie Fledermäuſe um ſein Haupt ſchwirrten. Lange tröſtete ihn ein wenig die Ueberlegung, daß er den Tutilo, der immer herriſch gegen ihn geweſen war, ſo ſchön zu Boden geſchlagen hatte. Er griff nach dem Pergament mit dem Goldfaden und wiederholte ſich die Werte, welche Hildegard zu ihm geſprochen hatte, aber dabei wurde der Gedanke in ihm übermächtig, daß er jetzt zum zweiten Mal als Gefangener in elendem Kerker ſaß. Als gar der Abend kam und der Hunger ſtark in ihm nagte, wurde ihm froſtig zu Muthe und ihm fiel ein, daß ſeine Zelle für eine furchtbare Stätte galt. Manche Geſchlechter vergangener Mönche hatten hier Jahre lang gebüßt und in Kreuzesform dagelegen, während die Geißel über ihren Rücken flog und ihr Blut auf den ſchwarzen Boden rann. Unheimliche Geſchichten erzählten die Schüler von der Noth der Frevler, welche der Abt gefeſſelt hielt und wer in der Dämmerung an der Zelle vorübergehen mußte, der wandte das Haupt ab und beeilte den Schritt. Daß Tutilo und ſeine Genoſſen ihm todtfeind geworden waren, erkannte er jetzt deutlich, und ihm kam auch vor, als könnte er wohl das Sühnopfer werden, über deſſen Leib der Abt mit den Mönchen Frieden mache. Wild ſah er umher und griff im letzten Zwielicht an die Wände; es waren dicke Mauern, hier und da hatte ein Büßer ſein Kreuz in den Kalk geritzt, um davor zu beten. Da neigte auch er das Haupt und begann einen lateiniſchen Pſalter, aber unter den heiligen Worten kam ihm die Angſt, was wohl die Apoſtel Simon und Thaddäus, vor deren Gebeinen er den Tutilo niedergeworfen hatte, von ſeinem Thun denken würden. Er konnte nicht glauben, daß Tutilo als ein arger Mann ſehr in Gunſt bei den Hohen ſtehe, aber ob ſie beſonderes Wohlwollen für ihn ſelbſt hegen könnten, erſchien ihm ſehr zweifelhaft, denn ſicher hatte er eine ſchwere That begangen und ihr Heiligthum entweiht. Da faltete er die Hände und bat den heiligen Wigbert, ſein Fürſprecher zu werden. Dieſer war ihm immer hold erſchienen und am liebſten hatte er vor ſeinem Altar gebetet, denn er dachte ſich, daß der Heilige auf Erden ein guter Geſelle ſeines Ahnherrn geweſen und ſeit alter Zeit dem Geſchlechte vertraulich war. So bat er jetzt demüthig um ſeine Hilfe. Und als er an die Heimath dachte, wurde ihm das Herz weich.

Aber ſtürmiſch hoben ſich wieder die Gedanken. Wenn er die Eiſenſtange nur hätte, die er heute früh geſchwungen, dann könnte er wohl die Thür erbrechen. Und er ſtampfte mit dem Fuß auf den Boden, ob es irgendwo hohl klänge. Denn aus der Tiefe der Erde kam geheimnißvoll die Fülle aller guten Dinge, nicht nur die Landleute, die noch Heidenbrauch übten, auch die Mönche wußten das. Vielen Goldſchatz barg die Mutter Erde, aber auch anderes Metall ſchenkte ſie aus ihrem Vorrath den Bedrängten. Warum ſollte nicht auch er in ſeiner Noth eine Waffe aus der Erde graben, die ihn von der drohenden Schmach erlöſte. Er griff und ſtieß wieder an Wänden und Boden umher, aber nirgend erkannte er hartes Eiſen. Und er faltete aufs neue die Hände und kauerte auf dem Stroh.

Während er demüthig in der Finſterniß ſaß, vernahm er von außen langſame Tritte, ein Lichtſtrahl fiel durch das Eiſenſchloß golden in die Zelle, ein Schlüſſel knarrte, die Thür ging ächzend auf, und ein Mann trat ſchwerfällig herein und beleuchtete vom Eingange mit ſeiner Blendlaterne den Sitzenden. Immo ſchnellte empor, er erkannte Bernheri, ſeinen Abt und Herrn. „Stemme dich von außen gegen die Thür, Eggo,“ begann der Abt nach rückwärts gewandt, „damit der Scholaſticus Saliarius nicht auf den Einfall komme, uns ſelbſt als Springböcke zu gebrauchen oder gar in unſerm eigenen Keller einzuſchließen.“ Immo ließ ſich auf die Knie nieder und ſenkte ſchweigend das Haupt, ſuchte aber doch durch verſtohlene Blicke die Meinung des Herrn zu errathen.

„Sieh, Immo,“ fuhr der Abt feierlich fort, auf den Gebeugten herabblickend, „du biſt zum Greuel geworden vor allem Volke und die Töchter Israels ſchreien Wehe über dich; welches aber nur tropice gemeint iſt, denn ich hoffe, daß du Unglücksvogel dich in Wirklichkeit von jüdiſchen Weibern ſtets fern gehalten haſt, zumal keine in der Nähe des Kloſters zu finden ſind. Aber was die Schrift ſagt, das gilt jetzt von dir: „Aus der Tiefe ſchreie ich und Niemand hört meine Stimme.“ Ganz verworfen biſt du und die hohen Engel würden dich mit zahlloſen Backenſtreichen begaben, nur daß ſolche Regung der Hände für Himmliſche unſchicklich iſt. Was dich erwartet, weißt du. An ein Kreuzholz wirſt du gebunden und ſo lange gegeißelt, bis dein Vater Tutilo für dich bittet; ich meine, er wird ſich nicht beeilen. Und ſpäter wirſt du auf Stroh gelegt in der Clauſur der Brüder, wo nicht Sonne noch Mond dich beſcheinen. Solches ſind die Folgen deiner Springerei und deines nächtlichen Dachkletterns. Meinſt du, daß ich nicht weiß, wer mir die Böcke bei Mondſchein aus dem Walde holt; Item, das ſind die Folgen deines Abſpiels am Feſte der unſchuldigen Kindlein. Meinſt du, daß mir unbekannt iſt, wie du dir damals in der Schule ein Kiſſen unter deine Kutte gebunden haſt, um deinen hagern Leib gleichſam zum Hohn für mich mit einem Bauch zu verſehen? Je mehr ich deine Art erwäge, deſto mehr Sünde finde ich in dir und erkenne, daß du zu denen gehörſt, von denen geſchrieben ſteht: „Sie ſollen vertilgt werden wie Spreu." Erkenne deine Miſſethat und bereue, denn es bleibt dir nicht viel Zeit. Auch der Floh ſpringt nur ſo lange, bis er geknickt wird."

Immo ſchauerte. Doch nicht ohne Nutzen war er ſechs Jahre im Kloſter geweſen und er hatte ein wenig die Mönchskunſt gelernt, die Miene des Andern zu beobachten und vorſichtig die Worte zurückzuhalten. Darum antwortete er demüthig: „Mein Herr und Vater, mich reut nicht, daß ich ſo geſchwind war, ſo lange den Tutilo nicht reut, daß er die Hand gegen ſeinen Herrn erhoben hat."

„Ich merke," rief Herr Bernheri, „du hoffſt, daß ich in dieſes Loch herabgeſtiegen bin, um dich daraus emporzuheben. Darin irrſt du gänzlich. Da ich Abt der Brüder bin, ſo fordert meine Würde, deine Miſſethat zu ſtrafen, wenn dieſe auch in guter Meinung für mich verübt wurde. Denn ſobald der Morgen anbricht, werden Viele das Urtheil über dich fordern. Heut aber denke ich daran, daß du aus altem Geſchlechte biſt und daß auch ich einſt mich meiner Abkunſt rühmte, bevor ich mich einem Herrn gelobte, vor dem Alle gleich ſind, Freie und Unfreie. Darum komme ich zu dir. Haſt du das Gitter der Kirche gebrochen, ſo vermagſt du vielleicht auch dieſe Thür zu öffnen und hinauszufahren ohne daß dich Jemand ſieht, du biſt ja gewöhnt die Pfade eines Marders zu wandern.“ Aus dem Faltengewand des Abtes ſank ein eiſernes Werkzeug auf den Boden. Immo ſchnellte in die Höhe und ſeine Augen glänzten, aber er faßte ſich und antwortete: „Mein Herr möge mir verzeihen, wenn ich nicht wie ein Dieb ausbrechen will. Wohin ſoll ich fliehen? In den Hof meiner Väter vermag ich nicht zurückzukehren, wenn ich als Verbrecher dem Wigbert entweiche, denn ſchnell würden die Väter den flüchtigen Schüler zurückfordern vor ihr Gericht.“

„Sprichſt du ſo ſtolz, du Thor,“ rief der Abt, „ich meine, jede Stelle, wo der Himmel dich deckt oder das Laub dich verbirgt, wird für dich luſtiger ſein als die Mauerſteine dieſes Kerkers.“

Immo ließ ſich wieder vor dem Abt auf die Knie nieder. „Dennoch flehe ich, daß mein Herr mir ehrlichen Urlaub giebt und mich als Freien entſendet.“

„Mit einem Gefolge von Zinken und Poſaunen,“ verſetzte der Abt unwillig, „ganz toll biſt du in weltlichem Hochmuth. Und welche Herrlichkeit der Erde gedenkſt du für dich zu begehren, wenn du den Kloſtermauern entweichſt?“

„Ein Schwert will ich finden und ein Roß; denn, hochwürdiger Vater, ein Kriegsmann will ich ſein und kein Mönch.“

„Wirſt du ein Mönch, ſo wird bald der üble Teufel dein Abt werden, und wirſt du ein Kriegsmann, ſo wirſt du einer von den Wölfen, welche um St. Wigberts Stall heulen, bis ſie dir auf grüner Haide ein Bett ſchaufeln.“

„Herr,“ verſetzte Immo flehend, „zu deinen Füßen will ich geloben, daß ich in allen meinen Tagen daran denken werde, wie ich an dir einen gütigen Vater fand.“

„Bin ich eine Dirne, daß du mich mit Verheißungen und mit ſchönen Worten bereden willſt? Außerdem ziemt mir nicht, an dieſem kalten Ort der Buße von weltlichen Dingen zu reden. Und deßhalb frage ich dich zum letzten mal, ob du lieber die Geißel wählſt oder eine zerbrochene Thür.“

„Nicht die Geißel will ich und nicht die heimliche Flucht. Um gnädige Entlaſſung flehe ich zu meinem Herrn, damit ich mein Haupt hoch tragen kann unter meines Gleichen.“

„Einem nimmerſatten Windhunde gleichſt du,“ verſetzte Herr Bernheri, „und ärgerlich willſt du mir werden.“ Aber er ſah dabei mit Wohlgefallen auf den

Jüngling. „Ich ſchließe dich wieder ein. Bleibe auf den Knieen und ſprich den 37. Pſalm, wo er lautet: »Miser factus sum et curvatus,« wenn du die Worte vermagſt, was ich dir nicht zutraue. Und dabei harre auf die Heiligen, ob ſie ſich deiner erbarmen.“ Der Abt wandte ſich ab, Immo faßte ihm nach dem Gewand, aber Herr Bernheri entzog ſich eilig, der Riegel fuhr in das Schloß und Immo war allein in tiefer Finſterniß. Er griff nach dem Eiſen und preßte die Hand darum, wild ſtürmten ihm die Gedanken durch die Seele, Sorge und Hoffnung, dennoch hielt er jetzt das Geräth in der Hand, welches ſeine letzte Hilfe ſein konnte. Wie durch ein Wunder war ihm auf den Boden gelegt, was er von den Gewaltigen, die unter der Erde hauſten, erſehnt hatte. Brachte die Nacht keine andere Hilfe, ſo konnte er dieſe gebrauchen. Er ſtand in der Finſterniß und horchte auf jedes Geräuſch, das von außen kam.

Nicht lange, ſo vernahm er wieder Tritte und ſah einen Lichtſtrahl, der Riegel raſſelte und der Mönch Eggo winkte ihm zu folgen. Leiſe gingen beide die Stufen hinauf; ein großer Raum, in den ſie traten, war undeutlich erhellt durch die glimmenden Holzkloben im Kamin. Auf Bänken an der Wand und auf dem Boden lagen Reiſige des Abtes in tiefem Schlaf. Wieder mahnte ein Zeichen des Mönchs zur Vorſicht, er öffnete eine eiſenbeſchlagene niedrige Thür und führte eine Wendeltreppe herauf. Als Immo aus der Tiefe emportauchte, ſtand er in einem kleinen Zimmer, deſſen Wände zierlich mit dunklem Holz getäfelt waren.

Auf dem Tiſch ſtand eine metallene Lampe, deren röthliche Flamme im Luftzuge flackerte und rauchte; Eggo trug eine Wolldecke herzu, legte ſie auf den Boden und flüſterte: „Rühre dich nicht und ſchlafe wenn du vermagſt.“ Gehorſam ſetzte ſich Immo auf die Dielen und als er zur Seite blickte, ſah er den Mönch wie einen Schatten an der Wand dahingleiten und hinter einem Teppich verſchwinden. Er ſtarrte in den dämmrigen Raum, auf die dunklen Bretterwände, an denen die Hirſchgeweihe ſich im lodernden Lichte bewegten, und auf die Waffen in den Ecken, deren Metall bald hell erglänzte, bald in Finſterniß ſchwand. Aber das Herz war ihm leicht geworden, denn er erkannte wohl, daß Herr Bernheri ihn nicht für die Rache des Tutilo aufbewahren wollte; er ſchloß die müden Augen und entſchlief.

So mochte er lange gelegen haben, da erwachte er von einer leiſen Berührung, er fuhr auf und blickte erſtaunt um ſich. Noch war es Nacht, die Lampe brannte trüber, über den Waldhügeln lag der graue Dämmerſchein des nahen Morgens, und an ſeinem Lager erkannte er eine dunkle Geſtalt. Erſchrocken hob er den Leib und ſtützte ſich auf die abgewandte Hand. Neben ihm ſaß der fremde Mönch, der als Lehrer in das Kloſter gekommen war. Immo wollte aufſpringen, aber Reinhard drängte ihn durch eine Bewegung zurück. „Sitze an meiner Seite, Immo, und öffne dein Ohr, damit eine leiſe Mahnung in deine Seele falle. Höre mich mit Vertrauen, wenn ich dir auch noch fremd bin, denn nicht als dein Kerkermeiſter, ſondern wie ein Freund will ich zu dir reden und von deiner Heimath will ich dir Gutes verkünden. Frau Edith ſendet dir ihren Mutterſegen: Sage meinem Sohn, ſprach ſie, jeden Abend und jeden Morgen flehe ich zu den Heiligen, daß ſie ihm das Siegesthor öffnen. Schwer wird der Mutter das Angeſicht des Sohnes zu miſſen, auch darum hoffe ich, daß die Himmliſchen das Opfer gnädig annehmen.“

Immo ſenkte das Haupt, erweicht durch den Gedanken an die Heimath. Reinhard fuhr fort: „Schon in der nächſten Zukunft hätte ſich dir die Pforte des Kloſters geöffnet, damit du unter den Kindern der Welt dem Herrn dieneſt. Aber dein frecher Muth hat dich ſchuldig gemacht, ſchwerer Strafe biſt du verfallen. Darum komme ich, um mit dir zu erwägen, wie du dich retteſt.“

Immo neigte ſich über die Hand des Lehrers und ſprach demüthig: „Kannſt du mir helfen, Vater, ſo flehe ich, verlaß mich nicht.“

„Eine Rettung weiß ich,“ fuhr Reinhard fort, „die ſeligſte von allen: demüthige dich ſelbſt, Immo, vor dem Altar und trage geduldig die Folgen deiner Unthat. Ein Weltgeiſtlicher ſollteſt du werden, wähle das Mönchsgewand und gelobe dich dem heiligen Wigbert. Das iſt die Buße, welche dir alle hohen Fürſten des Himmels geneigt macht und ebenſo die Herzen der Brüder im Kloſter.“

Immo ſprang auf, ſeine Hände ballten ſich und zornig rief er: „Meinſt du, daß ich als büßender Mönch vor dem Altar liegen und daß Tutilo die Geißel über mir ſchwingen ſoll, wie ich ſie heut über ihm ſchwang?“

„Fürchteſt du die Geißel des Tutilo, dann denke lieber daran, daß du jetzt unter einer Fauſt ſtehſt und daß ihm morgen die Brüder die Rache geben werden, die er an deinem Leibe zu fordern hat.“

„Nimmer ſchwingt er die Peitſche über mir, während ich athme,“ ſchrie Immo. „Wenn ſie mich zur Verzweiflung treiben, ſo ſollen ſie einen Verzweifelten finden. Vor dem Altar töte ich ihn und Jeden, der mich anzugreifen wagt; von der Kloſtermauer ſpringe ich, vom Thurm ſtürze ich mich und Feuer lege ich in das Haus der Mönche. Wenig liegt mir an dem Leben eines Hundes und ich werfe es von mir, wie ich dieſes Gewand von mir ſchleudere, wenn ich ein anderes auf meinem Wege finde.“

„Wie ein Heilloſer ſchreiſt du,“ verſetzte Reinhard, „Tutilo ſprach nicht unrecht, als er dich mit einer wilden Katze verglich.“

„That er das,“ rief Immo, ſo freut's mich, daß er die Krallen gefühlt hat.“

„Dennoch rathe ich dir, mein Sohn, daß du dich noch einmal an meine Seite ſetzeſt, wenn du deine Wuth zu bändigen vermagſt. Wehre mir nicht dir zu rathen, weil dies Eine, die dir lieb iſt, von mir erbat.“

Immo ging langſam zu ſeinem Lager zurück, ſetzte ſich zu den Füßen des Mönchs und ſtützte ſein heißes Haupt in die Hand.

„Wundre dich nicht, Immo, wenn ich dich einlade zu werden, was ich ſelbſt bin. Denn auch ich habe mich von Vater und Mutter geſchieden und ich habe die Roſſe und Hufen, die mein Erbtheil ſein ſollten, den Heiligen dargebracht, weil ich um meiner Seele Heil bebte und lieber die Gnade des Herrn wählte als die vergänglichen Freuden dieſer Welt. Auch ich entſage und gehorche und wandre wie ein Fremdling durch die Welt. Ob der Froſt den Leib bedrängt, der Hunger quält und Gefahren drohen, ganz gleichgiltig und verächtlich iſt mir das Alles in den Stunden ſeliger Freude. Nicht Liebe des Weibes, nicht das Lied des Sängers, welches den Helden ehrt, ſchaffen ſolches Glück wie die Heiterkeit iſt, die ich im Herzen trage, wenn ich zu den Füßen des Herrn liege, dem ich mich als Knecht gelobt habe. Darum möchte ich deine Seele und die Seelen Aller, welche mir vertraut werden, den Greueln der Welt entreißen und den Handgriffen des üblen Teufels."

Immo ſchwieg nachdenkend. „Vater," ſprach er, „beantworte mir eine Frage, die ich unwiſſend thue. Wenn es dir und andern frommen Männern nun gelänge, alle Chriſten auf deinen Weg zu leiten und wenn Alle zu Mönchen und Nonnen würden, verzeih, Vater, aber ich meine, dann wird es an Kindern fehlen."

„Ob du arglos ſprichſt oder ob du mich durch gewundene Rede verſuchen willſt, du ſollſt die Verkündigung hören," verſetzte Reinhard feierlich. „Käme dieſe ſelige Zeit, die, wie du ſelbſt weißt, noch weit entfernt iſt, dann wird ſich der Himmel aufthun und der Herr wird mit den himmliſchen Heerſchaaren heranziehen zum Gericht; aus der alten Welt des Jammers und der Sünde wird eine neue erſtehen, in welcher die Seligen im Lichtglanz dahin wandeln.“

Immo ſah bei dem röthlichen Schein der Lampe wie das Auge des Mönchs leuchtete und ſeine Hände ſich unwillkührlich zum Gebet ſchloſſen. „Du ſelbſt weißt, mein Vater,“ begann er bittend, „daß der gute Gott den Vögeln ungleichen Geſang gegeben hat. So hat er auch den Menſchen verſchiedene Gaben ausgetheilt, als er in den Erdgarten kam, um die Kinder durch ſeine Geſchenke zu ehren. Ich aber möchte den Gaben vertrauen, die ich an mir erkenne.“

„Mit guten Sinnen ſprichſt du, Immo,“ verſetzte Reinhard „und verwundert höre ich, wie klug du die Worte ſetzeſt. Auch dies iſt eine Gabe, die der Herr Solchen verliehen hat, die er für ſeinen Dienſt beſtimmt.“

„Nicht zum erſtenmal füge ich die Worte in dieſer Sache,“ verſetzte Immo, „denn oft haben Väter des Kloſters, die mir günſtig waren, ähnlich zu mir geſprochen wie du. Wiſſe, Vater, da du ſo gutherzig mit mir redeſt, zu lange weile ich ſchon im Kloſter und ich bin ſeiner herzlich müde. Wenn ich auf dem Roß ſprenge, bin ich glücklicher als zu Fuß und, Vater, als ich geſtern gegen die Reiter des Grafen ritt, um den Hugbald herauszuziehen, da war mir ſo fröhlich zu Muth, wie nach deinen Worten dir bei dem Altare. Daran erkenne ich, daß ich nicht gemacht bin, Mönch zu werden.“

„Und doch Immo,“ entgegnete Reinhard, „ſollen alle Menſchen in jenem Leben theilhaftig werden der Gemeinſchaft der Heiligen.“

„Und meinſt du, Vater, daß man in der großen Halle des himmliſchen Königs nur Ehre erlangen kann, wenn man den Freuden dieſer Welt gänzlich entſagt und als Mönch oder Nonne betet?“

„Wie magſt du zweifeln,“ entgegnete Reinhard eifrig, „da es verkündet iſt. Weißt du nicht, daß geſchrieben ſteht: wer ſich erniedrigt, der ſoll erhöhet werden? Wer lebt demüthiger als der Mönch? Schwer iſt's in den Freuden der Welt dem Herrn wohlgefällig zu bleiben und die liebſten Genoſſen des Himmelsherrn werden nur die ſein, welche hier entſagen und büßen.

„Wahrlich, Vater,“ rief Immo, „wenn es in der Himmelsburg ſo iſt wie du verkündeſt, daß die Mönche und Nonnen vor den andern an der Herrenbank ſitzen, dann will ich in den Pferdeſtall, wo die Roſſe des Engels Michael ſtehen und anderer ſchneller Boten, denn lieber will ich dort die Pferde ſtriegeln und die Steigbügel halten als ewig den Kopf neigen und in das Ohr wiſpern und nach der Miene des Präpoſitus und der Dekane ſehen, wie hier die Mönche thun.“

Dem Mönch empörte ſich das Herz, aber er antwortete ruhig: „Zuchtloſe Worte vernehme ich in den Mauern des Kloſters; ſonſt hört man ſie nur auf den Burgen der Gewappneten, welche eilig ſind, Menſchenblut zu vergießen. Deine Rede iſt heillos auch für einen

Weltgeiſtlichen, wenn du ein Kanonikus zu Erfurt wirſt, wie dein Geſchlecht will."

„Verleidet iſt mir das weiße Gewand wie die wollne Kutte," rief Imme „und verhaßt auch der Sitz im Chore von Erfurt."

„Zu dem Grunde, auf welchem dein Geſchlecht hauſt, gehört die Mühlburg. Dieſe Burg wollen deine Verwandten dem Erzbiſchof zu Mainz, der dem Stift in Erfurt gebietet, übergeben, damit du als Kanonikus ausgeſtattet werdeſt, wie Brauch iſt."

Wieder fuhr Imme in die Höhe. „Um meinetwillen ſoll mein Geſchlecht verzichten auf den feſten Sitz, der unſere Ehre war. Mehrmals flüchtete der Vater, wenn der Grenzkrieg entbrannte, die Roſſe und Rinder und unſere ganze Habe in den ſichern Bau, und ich und meine Brüder ſprangen auf den Mauern und kletterten in den Schluchten. Ein Ahn von mir hat, wie du wiſſen wirſt, den Berg, auf dem die Wigbertleute die Waſſenburg gebaut haben, dem Kloſter geſchenkt, jetzt ſoll auch die zweite Burgſtätte dahin ſchwinden um meinetwillen! Jammervoll iſt mir zu ſehen, wie unſer Erbe weggegeben wird, damit die Geſchorenen in den Wäldern gebieten, wo ſonſt unſer Jagdruf erklang. Wehe mir, daß ich Niemanden habe, der meine Klage anhört, als einen landloſen Mönch."

„Vermagſt du noch einmal den Rath des Landloſen anzuhören," antwortete Reinhard ſich erhebend, „ſo vernimm, was ich dir ungern ſage und nur, weil es mir befohlen ward, was aber für deinen weltlichen Sinn die letzte Hilfe ſein kann in der Noth, welche dich bedrängt. Merke wohl, Immo, du kannſt frei von hier ziehen, wohin dich dein Gelüſt treibt, ein Kriegsmann magſt du werden, der auf die Mühlburg ſein Gemahl heimführt und unter den Edlen von Thüringen im Heergewand reitet."

„Sage mir, Vater, was ſoll ich thun, damit ich dies Glück erreiche?"

„Gelobe, bevor du ſcheideſt, Burg und Berg deinem Herrn Bernheri in die Hand zu geben, damit du ſie als Lehn für dich und dein Geſchlecht zurückerhältſt. Nützen wirſt du dem Kloſter auch als Lehnsmann und Vogt, der für das Kloſter ſorgt, wie ja viele aus den edelſten Geſchlechtern thun, um den Heiligen zu gefallen. Gelobſt du dies, ſo vermag der Abt dich zu ſchützen gegen jeden Feind, den du hier und anderswo haſt; denn auch ſo dienſt du den Heiligen und du weißt ja ſelbſt, es iſt leichter Dienſt, den ſie dir auflegen."

Immo ſtand betroffen. Der Weg, welchen ihm der Mönch wies, bot Vieles, wonach ſein Herz ſich ſehnte, er wußte recht gut, wie ſtolz das Kloſter auf ſeine Burgen war und daß er als Lehnsmann des Kloſters den Wigbertleuten werthvoller wurde, wie als Mönch. Dennoch empörte ſich ſein ſtolzes Herz bei dem Gedanken, als Dienender den Schild zu tragen. Er ſchwieg und ſtarrte vor ſich hin.

Reinhard, der den Kampf des Jünglings beobachtete, fuhr fort: „Einer deiner Ahnen ſtarb in der Heidenzeit unter dem Schildrand für die heilige Kirche.

Wie darf ſein Enkel zaudern? Dienſtmann der Heiligen wurde jener im Tode, du aber ſollſt in demſelben Dienſte mit Ehren leben.“

Imme fuhr zuſammen, denn bei der Rede des Mönchs vernahm er noch eine andere Stimme und neben dem hagern Antlitz des Lehrers ſah er das rundliche Geſicht und das herzliche Lächeln des Greiſes Bertram und in ihm klangen die Worte, welche ihm übergeben waren: „Birg' nie in fremder Hand, was du allein zu halten vermagſt, wenig frommt dem Manne zu dienen, wo er gebieten könnte. Da ſprach er: „Ich höre eine Mahnung in meinem Innern, daß ich deinem Rath nicht vertrauen ſoll, und ich will nicht.“

„Eine Waiſe biſt du, ohne Freundſchaft ſtehſt du hier, dein eigenes Geſchlecht iſt deinen weltlichen Wünſchen zuwider; St. Wigbert aber vermag dich zu ſchützen wie ein Vater und keinen erlauchteren Herrn kannſt du wählen den hohen Heiligen.“

„Ich will nicht dienen,“ antwortete der Jüngling; die Lippen ſchloſſen ſich feſt und er ſah in ſeinem Trotz aus wie ein älterer Mann.

„Nur kurz iſt die Zeit, die zum Widerſtande bleibt,“ mahnte Reinhard, nach dem Fenſter deutend, „ſieh dieſen Docht, welcher verglimmt und den Morgen, welcher aufſteigt.“

„Und ich will nicht und will nicht,“ antwortete Imme tonlos.

Reinhard wandte ſich traurig ab: „Fruchtlos iſt die Mühe, dir durch Worte den trotzigen Sinn zu wandeln. Dennoch bleibſt du ein Kind meiner Sorgen und käme der Tag, wo du gute Meinung für dich begehrſt, ſo wiſſe, Immo, daß du ſie bei mir findeſt.“ Er hob die Hand zum Segensgruß und verließ das Zimmer.

Immo ſah ihm nach und dachte: ob dieſer ſo iſt, wie Sintram ſprach, daß er treulich für mich beten wird? und er ſchüttelte das Haupt. Er warf ſich auf ſein hartes Lager zurück, aber die Gedanken fuhren ihm ſtürmiſch durch das Haupt und er mußte immer wieder nach dem Himmel ſehen, der im Oſten ſich röthete.

Da öffnete ſich die Seitenthür und Herr Bernheri ſelbſt trat herein, hinter ihm Eggo mit einer großen Kerze in kupfernem Leuchter. Immo fuhr in die Höhe und neigte das Haupt vor dem Gebieter. Mürriſch begann der Abt: „Da ſeht den Neſtling aus den Waldhecken; aber ſtörriſch iſt er wie ein junger Geier und Reinhard hat ſich vergebens bemüht, ihm die Kappe umzulegen. Obwohl ich im Voraus geſagt habe, daß von dir nicht viel Gutes zu erwarten iſt. Ganz unlieb iſt mir deine Widerſpenſtigkeit und ich thäte am klügſten, dich gänzlich deinem Schickſal zu überlaſſen, welches wahrſcheinlich jämmerlich ſein wird.“

Immo ſchwieg, aber das Herz hämmerte ihm in der Bruſt. Herr Bernheri ging ſchwerfällig auf und ab, an ſeinen zwinkernden Augen und der geſträubten Haarkrone konnte man erkennen, daß er ſich erſt vor Kurzem vom Lager erhoben hatte. „Bringe mir einen Becher mit gewürztem Wein, Eggo, und ſtelle ihn hier auf den Tiſch. Mit dir aber, du ſpringender Scholaſticus, will ich ein Ende machen auf meine Weiſe und es ſoll mich nicht kümmern, ob ſie dir oder Andern mißfällt." Wieder ging er nachdenkend auf und ab. „Setze dich an das Pult, nimm die Schreibtafel und den Griffel und laß mich erkennen, ob du etwas von der Kunſt der ſchwarzen Buchſtaben gelernt haſt."

Imme's Hand bebte und ſeltſam erſchien ihm in dieſer Stunde die Forderung des Abtes, aber er ſetzte ſich gehorſam und frug: „Welchen Ductus befiehlt mein Herr?"

„Vermagſt du," fuhr der Abt überlegend fort, „in lesbarem Latein einen Brief zu ſchreiben? Verfertige zur Stelle etwas Paſſendes an mich, damit ich dich prüfe. Schreibe alſo, daß du wegen des Faſtens und deiner Körperſchwäche einen Trunk Wein erſehnſt und mich darum anflehſt."

Imme überlegte. Endlich begann er mit gerötheten Wangen die Arbeit, welche einige Zeit in Anſpruch nahm. Unterdeß trug auch Eggo ein Schreibpult herzu und ſchrieb nieder, was der Abt ihm leiſe gebot. Es war darüber zwiſchen Beiden ernſte Berathung und Imme ſorgte, daß ſie gar nicht zu Ende gehen würde. Endlich wandte ſich der Abt um und ſah den Scholaſticus, welcher mit der Tafel zur Seite ſtand. Der Herr ſtreckte die Hand darnach aus und hob ſich, um dem Licht näher zu ſein. „Wie?" ſagte er, „du haſt dich ſogar getraut, einen Vers einzuflechten? Bibere si vis vinum. scribere debes latinum. Iſt auch der Vers nur rhythmice und nicht metrice geſtellt, ſo haſt du dir damit doch den Trunk verdient.“ Er wies auf den Becher. „Wage ihn zu heben, damit du die Kellerluſt vergeſſeſt. Und jetzt hole Athem und antworte: Würdeſt du im Stande ſein, auf Pergament an dieſen Bruder Eggo aus der Ferne zu ſchreiben in dem gebührlichen Ductus?“

„Ich getraue mir's wohl,“ verſetzte Imme freudig.

Der Abt ſeufzte. „Da du ſo unverſchämt biſt, von meiner Würde zu verlangen, daß ich für dich grade ſo unter die Brüder ſpringe, wie du für mich gethan haſt, ſo habe ich mich entſchloſſen dich von hier zu entſenden, bevor die Sonne aufgeht. Du ſollſt als mein Bote reiten. — Was ſiehſt du mich an, Eggo? Du meinſt, ich ſoll ihn durch einen Eid binden? Laß die heiligen Reliquien in ihrem Schrein, ungeſchoren geht er von uns, er ſoll auch ungeſchworen ſeine Straße ziehn. Solange ich lebe, ſah ich hohe Eide ſchwören und hohe Eide brechen. Ich habe erkannt, daß der ein Thor iſt, welcher auf die Treue der Menſchen baut. Dennoch habe auch ich Jemanden gefunden, der ſich mir bewährt hat im Spiel und in der Todesnoth. Denn als ich jung war und einſt mit meinem Stahlbogen im Waldverſteck lag, wo das Wild zur Tränke läuft, da überfielen mich Nachtſchächer, blutdürſtige Räuber. Ich rief meinen Nothſchrei, aber nur Einer hörte, der damals mein Geſelle war, er ſprang über die Felſen herzu und ſchlug ungerüſtet wie Simſon mit ſeiner Keule unter die Mörder. Zweien ſetzte ich den Fuß auf den Hals und durchſtach ihnen die Gurgel. Ich trug keinen Hautritz davon, der andere aber einen ſchweren Hieb in die Schulter. Du ſelbſt kannſt die Narbe geſehen haben, Jüngling, wenn du an der Achſel deines Vaters ſtandeſt, denn er war es, der mich damals vom Tode löſte. Und an ihn habe ich gedacht, als ich dich aus dem Kerker holen ließ. — Jetzt aber merke auf, denn ich will deinen leeren Kopf mit allerlei gewichtiger Kunde füllen. Von allen Seiten heben ſich die Nacken der Großen gegen unſern König Heinrich. Klein iſt die Zahl ſeiner Getreuen, auch im Kloſter leben vielleicht Solche, welche den Feinden des Königs Gutes gönnen. Vermagſt du zu verſtehen, was ich dir ſage?"

„Gewiß Herr," verſetzte Immo eifrig, „außer dem Tutilo ſind die Dekane Hunico, Wolferi, Sigibold und vor Andern der Pförtner Walto für den Babenberger, und die andern Alten haben nicht den Muth dieſen zu widerſtehen; doch Heriger hält zu dem König und er iſt meines Herrn Abts beſte Hilfe. Von den jüngeren aber ſind die Thüringe und Sachſen wohl zur Hälfte dem König gutgeſinnt."

Der Abt ſtarrte den Jüngling an. „Weiß die äußere Schule ſo gut, was in der Klauſur vorgeht?"

„Auch zu uns fliegt mancherlei über den Zaun," fuhr Immo fort, „ich merkte auch, daß vorgeſtern Graf Ernſt, der ruhmvolle Held, heimlich in der Herberge des Kloſters lag."

Führe ihn zu den „Reliquien," rief ſchnell der Abt, „und binde ihn durch einen theuren Eid, daß er niemals einem Andern verkünde, was er von Wigberts Geheimniſſen errathen hat."

Eggo führte den Jüngling vor den Schrein und nahm ihm den Schwur ab, während Herr Bernheri noch immer erſtaunt daſaß und zuweilen mit dem Kopf ſchüttelte. Als Immo wieder vor dem Abte ſtand, begann dieſer prüfend: „Du alſo gedenkſt dich an den König zu hängen."

„Meine Mutter ſtammt aus einem Geſchlecht, welches ſich der Verwandtſchaft mit den Sachſenkönigen rühmt."

Der Abt lachte. „Wer König wird, dem wachſen die Vettern wie Hederich im Hafer. Dir aber bleibt ohnedies keine Wahl, ſeit du ſo ruchlos den Tutilo gebläut haſt. Darum vertraue ich dir dieſe drei Briefe an," er hob die Arbeit des Eggo vom Tiſche. „Mit dem erſten reiteſt du in deine Heimath, er geht an deine Mutter und ſpricht von deiner Entlaſſung wegen der wilden Kriegszeit, damit die Frau meine gute Meinung für dich erkenne."

Immo ergriff freudig den Brief.

„Dafür ſollſt du mir in deiner Heimath dienen. Die Seelen der Brüder in Ordorf ſind durch die Bosheit eines Andern, der hier im Kloſter weilt, vergiftet, aber der Vogt auf der Waſſenburg iſt mir treu. Dieſem trägſt du den zweiten Brief und da er als Kriegsmann des Leſens unkundig iſt, wirſt du allein ihm den Brief vertraulich verleſen, damit keiner von den Brüdern die Schrift erblicke. Und was du von ihm und Andern über die Rüſtungen in Thüringen erfährſt, das ſollſt du an Bruder Eggo ſchreiben und durch den Reiſigen, welcher dich begleitet, hierher ſenden. Dann aber rathe ich dir, daß du ſo bald als möglich deine Helmkappe bindeſt und dich allein oder mit Kriegsleuten, welche dir folgen wollen, über die Berge zum Könige durchſchlägſt. Du wirſt Herrn Heinrich in Regensburg an der Donau finden oder doch in der Gegend. Dort giebſt du den dritten Brief an ſeinen Kanzler Erkambald. Spähe nach den Mienen des Kanzlers und erlauſche, ſo viel du vermagſt, über den Kriegszug und die gute Meinung des Königs für mich. Was du erkundeſt, das ſchreibe wieder an Bruder Eggo. Setze keine Namen in deine Briefe, aber die Anfangsbuchſtaben, damit wir erkennen, wen du meinſt. Als Boten gebrauche den Spielmann Wizzelin, welchen du kennſt, denn dieſen habe ich geworben und in das Lager geſandt. Du ſelbſt aber ſei bemüht, dem Kanzler zu gefallen, ich habe ihm auch deinetwegen einige Worte geſchrieben.“

Von der Wachskerze fiel eine metallene Kugel, deren Faden durchgebrannt war, in die große Tülle; der eherne Ton klang ſcharf durch das Zimmer. Aus der Kloſterkirche tönte der Geſang der Vigilien. Der Abt erhob ſich. „Es iſt Zeit, daß dein Fuß aus den geweihten Wänden gleite, ſonſt möchteſt du ſie ſchwerlich verlaſſen. Es iſt auch Zeit, die unheiligen Gedanken abzuthun. Ein ungewohnter Dienſt iſt meiner zuchtloſen Heerde dieſer Nachtgeſang, ich meine die Angſt um ihre Miſſethat hat ſie vom Lager geſcheucht. Uns Allen thut Vergebung Noth. Auch mir, der ich erhöht bin zum Abte, gebührt jetzt meiner Nichtigkeit zu gedenken und wie die Regel befiehlt, tief hinabzuſteigen bis zu der ſiebenten Stufe der Demuth, um mit dem bekümmerten Hiob zu ſprechen: Ein Wurm bin ich und nicht ein Menſch, ſcheuſälig den Leuten und greulich dem Volke. Ungerecht habe ich mich vor dir, o Jüngling, meiner weltlichen Geburt gerühmt und, was noch jämmerlicher iſt, meiner wilden Thaten im Walde. Hochmüthig bin ich im Grunde meines Herzens und wer über meinen Bauch ſpottet, hat guten Grund, denn gar wenig lebe ich nach der Regel; oft habe ich geſündigt durch Gebratenes und Buttergebäck, vom gewürzten Wein zu geſchweigen; manchmal habe ich voll mein Lager geſucht und wer mich mit einem Weinfaß vergleicht, der ſpricht nicht unwahr. Vielen Haß nähre ich in meiner Seele gegen Manche und Andere verachte ich; viel denke ich auch an meinen Schatz von Silber und edlen Steinen, an die wilden Ochſen im Walde und an die Fährten der Hirſche; ein ungetreuer Verwalter bin ich und in Furcht lebe ich vor der Strafe. Denn zu einem Eckſtein war ich beſtellt, aber ich bin nur gut dazu, daß die Andern ihre unſauberen Sohlen auf mir abſtreifen.“ Er ſtöhnte tief und faltete die Hände; während Immo, der ſich bei dem Beginn des Nachtgeſanges auf die Knie niedergelaſſen hatte, dem Gottesdienſte des Abtes verwundert zuhörte, obwohl er wußte, daß es zu den Geboten des Kloſters gehörte, ſich ſelbſt zu erniedrigen. Nach vielen Seufzern erhob der Abt das Haupt, als einer, der ſchwerer Pflicht Genüge gethan hat und begann rauh: „Was kauerſt du noch, du Heupferd, um zu warten, bis dich die Schnäbel der dunklen Vögel zerhacken, die dort drüben ſo haſtig ſingen, nicht gleich Heiligen des Herrn, ſondern wie Staare in den Weiden des Teiches. Enthebe dich aus meinen Augen.“

„Ich kann nicht gehen ohne den Segen meines Herrn; denn wie ein Vater habt ihr euch gegen mich erwieſen heut und ſonſt in der Schule.“

Der Abt legte ihm die Hand auf das Haupt, ſprach den lateiniſchen Segen und ſtrich über das lockige Haar. „Sei dankbar gegen mich, ſoweit du vermagſt, obwohl ich fürchte, daß dein Gedächtniß darin kurz ſein wird. Mancher, der wie du als ein Springer aus dem Kloſter in die Sünden der Welt hineinfuhr, ſchlich mit grauem Haar unter der ſchweren Bürde ſeiner Schuld in das Kloſter zurück. Gedenke, daß am Altar eine Heimath Aller iſt, die müde werden unter ihrer Laſt.“ Er zog einen ledernen Beutel aus ſeinem Gewande. „Nicht als ein kahler Schüler ſollſt du Bote reiten, denn unter Kriegsleuten iſt der Geldloſe verloren. Die Briefe gieb nicht von dir, ſo lange du deinen Arm heben kannſt, die Feinde abzuwehren. Eine Reiterkleidung und Waffen findeſt du bei dem Roſſe, damit nicht kundbar wird, daß du aus dem Hühnerhofe des Kloſters entflogen biſt.“ Er reichte dem Jüngling die Hand, welche dieſer mit naſſen Augen küßte. Egge winkte ungeduldig und führte die Wendeltreppe hinab durch die dämmerige Halle, in welcher die Gewappneten lagen. Lautlos durchſchritten ſie den Hof; der Mönch öffnete eine Pforte der Mauer, wies auf den ſchmalen Steg, der über den Graben führte und auf einen Reiter, der jenſeit des Grabens ein leeres Roß am Zügel hielt dann grüßte er mit der Hand und ſchloß hinter dem Jüngling die Pforte. In großen Sätzen ſprang Immo in's Freie, während aus der Kloſterkirche feierlich das Ambroſianum erklang.

Als Immo die Roſſe erreicht hatte, warf ihm der Reiter die Zügel zu. „Hugbald!“ ſchrie der Jüngling in freudiger Ueberraſchung, da er das ehrliche Geſicht des Dienſtmanns erkannte.

„Schweig, Geſelle,“ murmelte der Reiter, auf die weißen Wolkenſtreifen weiſend, welche aus dem Nebel der Niederung wallend gegen das Kloſter zogen. „Ungern hören die Waſſerfrauen den Ruf der Männer, während ſie in der Luft ſchweben. Hier draußen walten andere Geiſter als innerhalb der Mauern und obgleich hinter uns noch Wigberts Stimme ertönt, werden dieſe hier einen Dienſtmann des Heiligen doch wenig ehren, wenn er ihren Zorn erregt. Harre, bis wir über die Brücken gedrungen ſind und die freie Höhe erreicht haben.“

Sie ritten ſchweigend durch den dichten Nebel die Fulda entlang. Aber Immo konnte ſein pochendes Herz nicht bändigen, er drängte ſein Roß an das des Alten, ergriff ſeine Hand und rief: „Mich freut's, daß du durch den Wechſel aus der Gefangenſchaft gelöſt biſt.“

„Wenig Ehre brachte mir der Tauſch, brummte der Alte, „gegen einen Pferdedieb ausgewechſelt zu werden, iſt kränkend genug, mich haben ſie gar für zwei gerechnet. Doch da jetzt ein Sonnenſtrahl auf uns ſcheint, ſollſt du dich in einen Kriegsmann wandeln.“ Er neſtelte einen Bund vom Sattel. „Wirf dir den Reitermantel um,“ dann knüpfte er den Eiſenhut und das Schwert los und reichte beide dem Jüngling. „Hier nimm auch den Wurfſpieß, er iſt von den ſchweren, ich weiß, daß du ihn zu werfen vermagſt. Recht wohl ſteht dir die Stahlkappe und mich reut nicht, Immo, daß ich dich im Walde und auf der Heide meine Singweiſen lehrte.“

Immo umſchlang vom Roſſe den Lehrmeiſter und küßte ihm den grauen Bart: „Geſegnet ſeiſt du, daß du mich zur Reiſe gewappnet haſt,“ dann ſprengte er in geſtrecktem Laufe vorwärts, wirbelte den Speer, und während der Thau von ſeinen Locken träufelte und über die heißen Wangen lief, jauchzte er dem goldenen Licht des Tages zu.

## 1.

# In der Heimath.

Am nächſten Tage ritt Immo mit Hugbald aus Gotaha, einer Burg des Kloſters, der Heimath zu. Auf beiden Seiten des Weges zogen ſich niedrige, langgeſtreckte Hügel dahin, die Rücken mit Wald bewachſen, an den Gehängen die Aehrenfelder, deren Frucht ſich bräunte. In den Niederungen dehnten ſich zwiſchen ſumpfigen Wieſen große Teiche, die mit Erlen und Weiden umgeben waren. Zahlreich und anſehnlich waren die Dörfer der Landſchaft, jedes durch Pfahlwerk und breiten Graben oder durch das Waſſer eines Sees geſichert. War ein Dorfthor geſchloſſen, dann zogen die Reiter auf der Außenſeite herum über den Anger, auf welchem das Dorfvieh weidete, fanden ſie ein Thor geöffnet, ſo ſprengten ſie über die Brücke und antworteten auf die Frage des Wächters, der eilig ſeinen ſchweren Spieß aus der Ecke holte und ihnen entgegentrat. Immo fuhr dahin mit fröhlichem Herzen und unter dem Druck der Schenkel hob ſich ſein Roß zum Sprunge.

Vor den Reitern zog ſich eine Flurſcheide quer über den Weg, ein breiter Graben, dahinter ein aufgeworfener Wall mit einer dichten Baumhecke, bei der Brücke ein hoher Grenzhügel, auf dem ein wettergraues Thurmgerüſt ſtand. „Sieh das alte Grenzzeichen meiner Väter," rief Immo, „einſt war das ganze Land dahinter unſer Erbe, jetzt freilich gehören viele Hufen fremden Herren, dagegen liegen wieder Höfe, die uns gehören, außerhalb der Mark. Doch ehren wir das alte Malzeichen." Er ſchwang ſich vom Roſſe, ſprang auf den Hügel, riß blühendes Kraut ab und ſteckte es an ſeinen Hut. „So nehme ich Beſitz von dem Lande meiner Ahnen, bezeuge mir's, liebe Sonne, daß Laub und Gras mir diene." Am Ufer eines Gebirgsbachs ritten ſie wohl eine Meile dahin, Immo wies auf das klare Waſſer und auf die bunten Steine, welche den Bach von beiden Seiten umſäumten. „Jetzt rinnſt du niedrig, Bach meiner Heimath, und ein Knabe vermag dich zu durchwaten, aber ich kenne die Macht deiner Strömung, denn im Frühjahr und nach dem Wetterſturm brauſeſt du wild zwiſchen den Hügeln dahin und oft ſchlug deine Fluth an die Schwelle unſeres Saals und wir hüpften barbeinig im Hofe durch den wilden Schwall."

Südwärts zur rechten Hand hoben ſich die Hügel ſteiler, an ihrem Fuße breiteten ſich weite Seen, die Abhänge bedeckte der Laubwald, dazwiſchen aber ſchimmerte bald roth bald bläulich die nackte Erdmaſſe der Berge; auf den Gipfeln ſtand hier ein Wartthurm, dort eine Burg und wieder eine. „Das iſt der rothe Bergwall, um welchen mein Geſchlecht ſich gelagert hat," rief Immo ſtolz,

„hoch ſind die Berglehnen und ſteil der Weg zu den Gipfeln, manchesmal haben die Helden dort ihren Feinden widerſtanden.“

An einem Wege, der nach Süden führte, hielten die Reiter und nahmen Abſchied, denn Hugbald ſollte nach der Waſſenburg vorausziehen; und ſie beſprachen das Wiederſehen in den nächſten Tagen.

Als Imme allein war, fuhr er in geſtrecktem Laufe vorwärts. Vor ihm lag in der Niederung durch eine Mauer umſchanzt der große Hof ſeiner Väter, der Bach theilte ſich und umfloß den feſten Sitz gleich einer Inſel von allen Seiten. Viele Gebäude ſtanden innerhalb des Hofes, in der Ecke ein dicker viereckiger Thurm, mit kleinen Fenſterritzen, oben mit Zinnen gekrönt, durch einen Graben von dem übrigen Baue getrennt, er war die feſte Burg des Hofes, in welche ſich bei ſchnellem Ueberfall die Hofherren zurückziehen konnten zu ihren Kindern und Schätzen, die ſie dort geborgen hatten. In der Mitte des Hofes aber erhob ſich das Herrenhaus mit hohem Dach, mit einer Laube auf der Sonnenſeite und einer Gallerie darüber, um das Haus ſtanden nahe der Mauer zahlreiche Ställe und Wohnungen der Dienſtleute. Außerhalb des Hofes erkannte man längs dem Waſſer die Dächer des kleinen Dorfes, welches dazu gehörte. Der Reiter hielt vor der Brücke an, ihm pochte das Herz, er neigte einen Augenblick das Haupt und flehte zu den Heiligen, dann ſetzte er mit großem Sprunge durch das offene Thor. Sein Roß ſtieg, er hob ſich hoch im Sattel und grüßte den Hof ſeiner Väter.

Ganz ſtill lag der Hof in der Ruhe der erſten Abendſtunde, Niemand kam, den Gaſt anzurufen und das Roß zu halten Immo lenkte ſein Pferd abwärts den Ställen zu. Dort kauerte auf der Dungſtätte des Hofes das Federvolk in großen Schwärmen, auch der Hahn mit den Hennen ſaß zuſammengeduckt unter dem Dach der Ställe. Nur der alte Kranich, welcher dem Geflügel zum Vogt geſetzt war, ſtand mitten auf dem Strohhaufen, richtete den Hals hoch auf und wandte ſeinen ſcharfen Schnabel dem fremden Reiter zu. Als aber Immo vom Pferde ſprang und fröhlich den Namen des Kranichs: „Ludiger“ rief, da erkannte der kluge Vogel ſeinen alten Herrn und vergaß gänzlich ſeiner Würde, er ſchrie und rannte mit ausgebreiteten Flügeln und aufgeſperrtem Schnabel dem Sohn des Hauſes entgegen, grade als wollte er ihn umfangen und ſchmiegte ſeinen Kopf an den Leib des Mannes. Immo aber ſtrich ihm liebkoſend den rothen Scheitel, bis der Vogel wieder vergnügt zu ſeinem Volke lief. Dort breitete er die Flügel und fing vor der ganzen Gemeinde an ſich zu drehen und zu tanzen, ſodaß die Hühner gackerten, und das Geſchlecht der Enten und Gänſe ſich erhob und lautes Schnattern begann, erſtaunt über die Geberden des ernſthaften Meiſters. Alle Vögel ſchrieen und hinten im Hundezwinger bellten die Bracken. Da ſah die alte Dienerin Gertrud aus einer Seitenthür der Halle und rief zurück: „Gutes Glück ſteht dem Hofe bevor, Herr Ludiger tanzt vor ſeinem Volke;“ aber im nächſten Augenblick ſtieß auch ſie einen Schrei aus, lief die kleine Hintertreppe hinab und umſchlang mit ihren Armen den Fremdling.

Aus der Umarmung der Wärterin ſprang Immo in den Saal. Von der Schwelle erkannte er auf dem Herrenſtuhl die Herrin des Hofes im braunen Trauergewande, das Haar mit dunklem Schleier umhüllt, das edle Antlitz wenig gewandelt in den Jahren ſeiner Abweſenheit, noch immer ſo ſchön und gebietend, wie er es ſehnſüchtig in ſeiner Seele geſchaut hatte. „Meine Mutter,“ rief er außer ſich, warf ſich zu ihren Füßen, umſchlang ihre Knie und weinte wie ein Kind in ihrem Schooß. Frau Edith wollte ſich heftig erheben, als der fremde Mann zu ihren Füßen niederſtürzte, aber gleich darauf faßte ſie ſein Haupt mit ihren Händen und drückte ihn feſt an ſich. Als der Sohn zu dem Antlitz der Mutter aufſah, hielt ſie ihn an den Locken und ſah ihn ſtarr an, während ihr Geſicht ſich röthete. „Ein Mann biſt du geworden,“ rief ſie erſchrocken, aber im nächſten Augenblick warf ſie die Arme wieder um ihn und küßte ihn auf die Stirne und das Haar, wie die Mutter einem kleinen Kinde thut. Schnell folgte Frage und Antwort. „Wiſſe, Immo,“ rief die Mutter, „nicht ganz unerwartet kommſt du. In der letzten Nacht hatte ich einen Traum, gleich einer Verkündigung. Auf meinem letzten Lager fand ich mich, gelähmt waren meine Glieder und vergebens mühte ich mich die Hände zum Gebet zu falten. Da neigte dein Angeſicht ſich über mich, im goldenen Schmuck des Biſchofs ſtandeſt du vor mir, um dein Antlitz ſtrahlte ein heller Schein und du beteſt mir das Heiligthum. Mich aber durchdrang ein ſeliger Friede, wie ich ihn nie gefühlt. Glücklich iſt die Mutter, Geliebter, welcher der Sohn das Thor des Himmelsſaals öffnet.

Als Immo von ſeiner Reiſe erzählt hatte, zog er den Brief des Abtes aus dem Gewande. „Lies ihn,“ ſagte die Mutter ſich ſetzend, „du biſt der einzige im Hauſe, welcher der fremden Schrift und Sprache kundig iſt, darum erkläre mir den Inhalt, damit ich Alles verſtehe.“ Mit geheimer Sorge öffnete Immo den Brief, ungern wollte er der Mutter in dem Glück des Wiederſehens Unholdes von ſeiner Trennung aus dem Kloſter berichten. Aber das Schreiben enthielt nur einen Gruß des Abtes für Frau Edith, und daß er den Sohn aus der Schule mit ſeinem Segen zurückſende, damit er nach eigenem Willen für ſeine Zukunft ſorge.

„Willkommen iſt mir die Antwort deines Abtes auf meine Bitte, die ich durch Vater Reinhard an ihn that, und Alles iſt für dich bereitet, damit du ein Held des Himmelsherrn werden kannſt. Doch heute ſprich nicht zu mir von künftigen Tagen, denn ganz ſorglos möchte ich mich deiner Heimkehr freuen.“ Sie zog ihn bei der Hand in den Hof und öffnete die Gitterthür des Gartens, in welchem eine Anzahl Obſtbäume auf dem Grasgrund ſtand. Dort lagerte das junge Geſchlecht Irmfrieds. Auf einer Bank ſaß Odo, der ältere, einem gereiften Manne gleich, breitſchultrig, gemeſſen in ſeinen Geberden, das rundliche Geſicht mit den vorſtehenden Augen und der bedächtigen Miene ganz ungleich dem Ausſehen der andern Brüder. Dieſe lagen im Graſe, Ortwin, der redegewandte, welcher Sprecher des Hofes war, ſummte ein Lied und würfelte dabei auf einem Brettlein mit ſich ſelbſt, der ſtarke Erwin warf ſitzend einen Stein, den mancher Andere ſchwerlich gehoben hätte, unermüdlich in die Höhe und freute ſich ihn geſchickt wieder zu faſſen, und Adalmar und Arnfried lagen langgeſtreckt einander gegenüber, hielten jeder mit zurückgebogenen Armen einen Baum umklammert und ſtießen mit den Beinen einen runden Fichtenſtamm, daß er ruhelos zwiſchen ihnen hin und her rollte, und ſie lachten laut, wenn der ungefüge Klotz einem von ihnen ſo gefährlich nahte, daß es eines ſtarken Stoßes bedurfte, ihn abzuwehren. Aber ſeitwärts von den Brüdern übte ſich Gottfried mit Hülfe eines alten Knechts im Speerwurf gegen aufgeſtellte Bretter, und die Stangen, welche der Knabe warf, dröhnten kräftig von dem Holze. Die Brüder ſprangen auf, als ſie die Mutter erblickten, und Immo ſah als ſtolze Jünglinge wieder, die er als Knaben verlaſſen hatte. Sie boten nach der Reihe dem Bruder Hand und Mund, ihr verlegener Gruß erſchien ihm kalt, nur der jüngſte, Gottfried, hing ſich an ſeinen Hals und Immo lachte, als das roſige Kindergeſicht zu ihm aufſah. „Alle ſeid ihr ſtattliche Helden geworden," rief er, „aber am meiſten gewachſen iſt mein Kleiner." „Im nächſten Jahr erhalte auch ich den Schwertgurt," antwortete dieſer freudig in ſeinen Armen.

Aber die Mutter zog den Aelteſten wieder zu ſich: „Sieh, die Knaben und die Bäume, ſie ſind zuſammen aufgeſchoſſen."

„Alles, was unter deiner Hand ſteht, gedeiht, ich ſehe, auch die Obſtträger lohnen der Herrin die Mühe."

„Die frommen Väter von Ordorf brachten nicht umſonſt die Pfropfreiſer zu unſerm wilden Holz; wundervoll gewürzig ſind die Aepfel, ſie trugen zum erſtenmal reichlich in dem Jahre, wo du von uns ſchiedeſt, und als der Herbſt kam, hatte ich das Herzeleid, daß du die guten nicht mehr ſchmeckteſt. Dafür ſandte ich einen Korb an die hohe Frau Adelheid, die Kaiſerin, welche damals neben unſerer Mark ihren Hof hielt. Denn gütig war ſie immer geſinnt und ſie freute ſich auch über die Früchte und ſchenkte mir als Gegengabe eine Büchſe mit Balſam aus dem heiligen Land. Das iſt in Wahrheit ein kaiſerliches Geſchenk, denn es heilt ganz ſchnell auch tiefe Schwertwunden und es hat ſich an tapferen Männern hier in der Gegend mehr als einmal bewährt."

„Zeige mir deine Kunſt," ſprach Imme zu Gottfried, „die wohl in Kurzem auch tiefe Wunden ſchlagen wird." Der Knabe ergriff die Stangen und warf herzhaft. „Ich lobe die Treffer," ermunterte Imme, bald ergriff er ſelbſt die Gere und ſie gellten ſo ſtark vom weitgeſteckten Ziele, daß Gottfried freudig die Hände zuſammenſchlug und die andern Brüder Beifall riefen.

„Ganz gut gefällt mir, Imme, ſprach Edith zuſchauend, „daß du in der Schule auch Werke eines

Kriegsmannes geübt haſt. Denn reiteſt du einſt als ein gewaltiger Herr und Biſchof unter deinen Kriegern, dann mußt du auch die Helden, welche das Schildamt bei dir verſehen, durch Gut und Gaben ehren; und darum ziemt dir zu verſtehen, wer am beſten ſeine Waffe gebraucht.“

Immo legte die Stangen zur Seite und ſenkte das Haupt.

An dem Gitter ſtand Gertrud und erinnerte an das Mahl. In der Mitte ihrer Söhne betrat Edith den Saal, in welchem die Tiſche geſtellt waren. An der Thür ſtanden gedrängt die Dienſtleute, um den Gruß des Herrenſohnes zu erwarten. Während Immo unter ſie trat und mit alten Vertrauten fröhlichen Gruß wechſelte, brachte der Truchſeß die Speiſen und Trinkkannen. Die Mutter führte den Sohn zum Ehrenſitz an ihrer Seite: „Schmal war die Koſt meines Lieblings im Kloſter,“ ſagte ſie lächelnd, „dafür hat er dort das Glück genoſſen, neben heiligen Männern zu ſitzen. Und ich vertraue, auch du haſt dir in deinem Dienſt bereits Ehre erworben.“

„Im Dienſt vor den Altären gewinnt ein Schüler geringe Ehre,“ verſetzte Immo unzufrieden. „Zuerſt ſollte ich das Rauchfaß ſchwenken, doch den Brüdern gefiel nicht der Schwung meiner Arme. Dann war ich Thürſteher und mit der Keule wachte ich an der Pforte, das unordentliche Volk abzuwehren, aber auch dieſer ruhmloſen Arbeit enthoben mich die Dekane, weil einige Schreihälſe aus der Menge Wehe riefen wegen eingeſchlagener Zähne. Zuletzt las ich manchmal als Lector vor den kleinen Altären.

Die Brüder lachten, aber Edith merkte in ihrer Mutterfreude den Aerger des Sohnes gar nicht und zu ihrem Sitz tretend, bat ſie: „Sprich das lateiniſche Gebet, das ſich in der Stunde ziemt, wo ein Geweihter das Haus ſeiner Väter betritt."

„Ich weiß nur von Einem, der als verlorener Sohn nach Hauſe kam," murmelte Immo, und er ſprach das lateiniſche Vaterunſer.

Immo ſaß wieder in dem Saal ſeiner Väter und ſah verwundert in den großen Raum. Auf dem Fußboden aus geſchlagenem Lehm, welcher glatt war wie eine Tenne, ſtanden die Tiſche ganz wie ſonſt, von dem Herrenſitz ſah er durch die geöffnete Thür in den wohlbekannten Hof; hinter ihm und auf den Seiten lief, durch ein geſchnitztes Geländer eingefaßt, die erhöhte Bühne, von welcher zahlreiche Thüren nach den Kammern und Wohnräumen des mächtigen Hauſes führten. An den Wänden hingen die alten Rüſtungen und Waffen, Kampfbeute früherer Helden, auf der Bühne im Hintergrund ſtand der Ofen und daneben der Herrenſtuhl, im Winter der wärmſte Platz, aber ehrenvoll auch im Sommer. Alles war wie vor Jahren. Auch wenn er ſeine Mutter anſah und die alten Diener des Hauſes, ſo dünkte ihm ſeine Abweſenheit und das Kloſter faſt nur ein übler Traum. Wenn er aber die männliche Stimme der erwachſenen Brüder hörte und die kurzen Reden, die ſie während ihrer eifrigen Arbeit am

Tiſche wechſelten, ſo kam ihm wieder vor, als ſei er bei den Erdmännchen in der Höhle geweſen, viele Jahre lang, denn er merkte, daß ein neues Geſchlecht in dem Saal herrſchte.

Nach dem Mahle trat Immo zu ſeinen Brüdern und ſuchte ein freundliches Geſpräch, während Frau Edith der Dienerin Gertrud winkte und mit ihr den Saal verließ.

Als Edith wieder eintrat, ſetzte ihr die Dienerin dem Spinnrocken neben den Ofen, die Herrin ſaß auf dem Stuhle nieder und ergriff die Spindel. „Komm an meine Seite, Immo,“ bat ſie, „damit ich vertraulich mit dir rede, wie ſonſt. Seit du von uns gingſt, hat dieſe Hand manches Gewebe geſponnen, auch für dich, mein Sohn; ich ſpann dir gute Wünſche hinein, und manchmal, wenn ich deiner dachte, lag die Spindel in meinem Schooß. Denn neben dieſem Rocken ſtand deine Wiege, ich hob dich heraus und du griffſt nach den bunten Bändern am Flachſe. Und als du im Hemdchen laufen lernteſt, da kauerteſt du auf der Fußbank und warfſt deine Beinchen um die Stange. Später ſprangſt du übermüthig um meine Arbeit, wirrteſt mir den Flachs und verkehrteſt mir die kreiſende Spindel. Jetzt freilich haſt du bei den frommen Vätern gelernt, ruhig zu ſitzen. Sieh dorthin,“ unterbrach ſie ſich ſelbſt, „an dem Thürpfoſten haftet noch der Speer mit dem Zeichen deines Wachsthums. Denn am Speer maß euch der Vater, jedem von euch nagelte er einen Schaft an den Pfoſten und in den Schaft ſchnitt er jedem ſeine eigene Marke, mit welcher der Sohn in Zukunft ſein Geräth zeichne. Und als das Friedel ſein Maß erhalten ſollte, da lachte der Vater, weil er am Pfoſten keinen Raum mehr fand, und ſchlug den Speer an die zweite Thür, dort ſteht er allein. Denn dem Vater war das Prüfen der Größe in jedem Jahr eine Freude, obgleich die Alten ſagen, daß man die Kinder nicht meſſen ſoll, euch aber hat es nichts geſchadet, denn ihr ſeid Alle hoch emporgeſchoſſen. Tritt an das Maß,“ bat ſie, und als Immo ihren Willen that, rief ſie erfreut: „Mehr als eines Kopfes Länge überragſt du das letzte Zeichen und der größte biſt du geblieben. So ziemt es ſich auch und ich dachte das immer. Wiſſe, Immo, in jeder Größe vermag eine Mutter ihre Kinder zu ſchauen, wenn ſie grade nicht bei ihr ſind. Auch dich ſchaute ich in meinem Sinn, ganz klein und wieder größer. Aber wunderlich war es, wenn ich allein war, dann hielt ich dich in meinen Gedanken am liebſten als ein kleines Kind auf meinem Schooß, und ich freute mich, daß du die Arme zu mir aufhobeſt, obwohl du doch älter warſt als meine Knaben. Vielleicht ſah ich dich ſo, weil du als kleines Kind mir gehörteſt.“

Immo neigte ſich zu ihr und ergriff ihre Hand.

„Wende dich noch ein wenig ab, wenn ich mit dir rede,“ bat Edith und eine feine Röthe flog über ihre Wangen. „Denn wenn du mich heut anſiehſt mit den Augen und mit dem Antlitz deines Vaters, dann weiß ich nicht, du Holder, ob ich deine Mutter bin. Kehre dich doch wieder zu mir,“ rief ſie wieder und warf den

Arm um ſeinen Hals, „denn lange habe ich dich entbehrt und mir war's zuweilen, als ob ich ſelbſt fremd im Hauſe ſei, weil du mir immer fehlteſt. Sommer und Winter ſchwanden dahin, meine Knaben wuchſen heran, oft machten ſie am Abend der Mutter die Freude, ſtill am Heerde zu ſitzen, oft trieb ſie auch ihr Jugendmuth auf den Höfen der Nachbarn umher. Doch muß ich meine Söhne rühmen, denn gehorſam und der Mutter treu geſinnt waren meine Knaben alle.“

„Auch ich bin dein Sohn,“ rief Imme.

„Ja du,“ antwortete Edith und blickte ihn mit ſtrahlenden Augen an. Und leiſe fuhr ſie fort: „Anders vermag ich mit dir zu reden als mit ihnen, und als ich dich am Tiſch hörte, ſprachſt auch du nicht wie die Knaben, denn reichlicher ſchweben deine Worte von der Zunge und mit fremdem Klange dringen ſie in das Ohr. Doch hört es ſich gut an, Imme, und es macht dich meinem Herzen vertraulich. — Reich und froh fühle ich mich heut zum erſtenmal wieder, ſeit mein Gemahl von uns ritt und mir iſt, als könnte ich dir alles Geheime ſagen, wie man es am Altare den Heiligen zuraunt, du liebes Opferkind. Denn du gehörſt ja, wenn du auch unter uns weilſt, mehr den Himmliſchen an als wir Andern.“

Lange Jahre hatte Frau Edith in ihrem Wittwenſchleier ſtill dahingelebt, als ernſte Gebieterin hatte ſie die wilden Söhne gezogen und über den Dienſtleuten gewaltet, ihr eigenes Herz, wenn es heftig pochte, hatte ſie feſt gebändigt; jetzt brach in der Freude des Wiederlebens die Mutterliebe wie ein ſtarker Bergquell aus der Tiefe ihrer Seele. Dem Sohn ſchien ſie einer begeiſterten Seherin gleich, noch niemals hatte er ſie ſo gehört; er lauſchte hingeriſſen auf den Klang ihrer bewegten Stimme und doch empfand er geheimen Schmerz bei den liebevollen Worten.

Die Söhne traten nach der Reihe vor die Mutter und boten den Nachtgruß, jedem legte ſie die Hand auf. Als letzter kam Immo, da ſtand die Mutter auf und als er ſich neigte, den Segen zu empfangen, umſchlang ſie ſein Haupt und ſtreichelte ihm Haar und Wange, die Freudenthränen in den Augen. „Führe du ihn zu ſeinem Lager,“ gebot ſie der alten Gertrud, „denn du warſt vor Zeiten ſeine Wärterin.“

„Wohin leiteſt du mich, Mutter?“ frug Immo lächelnd, „ich kenne den Bretterverſchlag hinter der Halle, in dem ich ſonſt ſchlief.“

„Der würde dir jetzt wenig ziemen,“ verſetzte die Alte, „denn Frau Edith hat dir ſelbſt das Lager bereitet.“ Sie führte durch den Hof zu einem ſtattlichen Bau, der wie eine große Laube aus Stein und Holz errichtet war und zwei Gemächer neben einander enthielt; die Wände des kleineren Raumes waren mit Teppichen bekleidet, der Boden mit grünen Binſen beſtreut, auf dem Lager weiche Kiſſen und eine prachtvolle Decke, über welcher Greifen und andere geſtickte Fabelthiere einherſchritten, an der Wand hing ein großes Kreuz, davor war ein Betpult, eine große Wachskerze erhellte den Raum. Immo ſtand betroffen in der Thür. „Ich rieche die

Kirche," rief er, denn ein Duft von heiligem Räucherwerk erfüllte den Raum.

„Der hochwürdige Herr von Magdeburg hat hier vor Kurzem geruht," antwortete Gertrud, die Knie beugend.

„Im Gaſtgemach des Hofes ſtehe ich, das den vornehmen Fremden bereitet wird," rief Immo traurig, „ich meinte in das Haus meiner Väter zu kommen."

„Du dienſt ja dem Himmelsgott ſchon hier auf Erden," wiederholte Gertrud die Worte der Herrin. „Unter uns andern Menſchen biſt du ja nichts weiter als ein Gaſt, du armes Kind."

Immo winkte der Dienerin die Entlaſſung und als ſie ſich mit Segenswünſchen entfernt hatte, ſetzte er ſich nieder und barg ſein Geſicht in den Händen, denn die Worte der Alten ſchnitten ihm in das Herz; er merkte, daß ſie Recht hatte und daß er nur ein Gaſt im Vaterhauſe war.

Als er am Morgen erwachte, hörte er draußen an der Wand das Schwalbenvolk ſchwatzen und ſingen, grade wie in der Schule und er wartete, daß die kleine Glocke am Michael läuten werde. Draußen aber pfiff ein junger Knecht ganz geſchickt eine luſtige Weiſe, die Immo in ſeiner Kinderzeit oft gehört hatte. Da erkannte Immo wieder die Heimath und er dachte vergnügt, daß der Knabe wohl einer Magd des Hofes, die ihm lieb war, ſeinen Morgengruß zugerufen habe, was in dem Kloſter niemals geſchah. Als er die Augen aufſchlug, ſah er, daß die Lichtöffnungen ſeiner Fenſterläden nicht in Kreuzesform geſchnitten waren wie im Kloſter, ſondern als runde Herzen, und ein großes Herz voll Licht lag golden auf dem Fußboden. Da lachte er und ſprang auf, und während er ſich anzog, nahm er ſich vor geduldig zu ſein und auch Schmerzliches zu ertragen, bis er das Vertrauen der Brüder gewonnen und bis er die Mutter mit ſeinen weltlichen Gedanken verſöhnt hätte. Und er fürchtete, daß dies ein ſchwerer Kampf ſein werde.

Nach dem gemeinſamen Frühmahl ſchürzte Frau Edith ihr Gewand, um in der Wirthſchaft nach dem Rechten zu ſehen, und Immo gedachte des vertrauten Briefes, den ihm Herr Bernheri für den Dienſtmann auf der Waſſenburg übergeben hatte. Als er der Mutter bekannte, daß er dorthin reiten werde, ſahen die Brüder einander bedeutſam an und tauſchten leiſe Worte. Darum begann Immo freundlich zu Odo: „Ueberall ſorgen die Leute, daß ein großer Krieg bevorſteht, ſage mir, mein Bruder, ſeid ihr für König Heinrich oder Hezilo?“

„Noch iſt die Kriegsfahne nicht aufgeſteckt,“ verſetzte Odo vorſichtig, „wir aber hören aus der Oſtmark, daß die Slavenherzöge rüſten und dieſe ſind für uns die nächſte Sorge.“

„Unter den Mönchen vernahm ich, daß die Böhmen ſich dem Hezilo verbündet haben, ſicher weißt du, ob die Grafen der thüringiſchen und ſächſiſchen Mark den Böhmen widerſtehen wollen.

„Wir vermuthen,“ verſetzte Odo, „daß ihr Wille iſt, ein Heer zum Schutz der Grenze zu ſammeln; dann hoffe ich, werden auch wir reiten.“

„Sonſt zog unſer Wald zu dem Banner, welches der Vogt des Königs in Erfurt aufſteckte,“ warf Immo ein.

„Ich aber meine,“ verſetzte Odo, „daß der Königsvogt ſich nicht beeilen wird, ſeine Burg zu verlaſſen und nach Süden zu ziehen, wenn an der nahen Gränze der Kriegslärm erhoben wird. Bei uns denkt Jeder daran, ſich im Hauſe zu wahren, denn Einer mißtraut dem Andern.“

Immo ſchwieg gekränkt, denn er ſah, daß auch die Brüder ihm mißtrauten. Er rief deshalb den Knaben Gottfried und erbat von der Mutter, daß dieſer mit ihm reite. Auf dem Wege erzählte ihm der Harmloſe, was er bereits ahnte, daß die Mutter für König Heinrich war, die Brüder aber für den Babenberger. Und noch mehr erfuhr er. Auch ſeinetwegen war ein langer Kampf zwiſchen Mutter und Brüdern geweſen, denn die Brüder hatten ſich dagegen geſträubt, dem älteſten die Mühlburg vor der Theilung zu überlaſſen, damit ſie dem Stift des Erzbiſchofs zufalle, und nur widerwillig hatten ſie dem Anſehn der Mutter nachgegeben. „Die Brüder hatten Recht,“ rief Immo dem verwunderten Gottfried zu. Auf der Waſſenburg wußte der alte Dienſtmann wenig vom Laufe der Welt, doch freute er ſich des Briefes und beſſerte auf Hugbalds Rath an den Mauern. Auch in Arnſtadt, der dritten Burg, welche das Kloſter am Walde beſetzt hielt, vermochte Immo nicht viel zu erfahren. Da ritt er nach Erfurt zu dem Vogt des Königs, der ſeinem Vater vertraut geweſen war; dort wurde er freundlich empfangen und vernahm Vieles, was dem Abt werthvoll ſein mußte. Auch das Pergament zum Briefe kaufte er in der Stadt und den Dienſtmann Hugbald brachte er als Gaſt nach dem Hofe, nachdem er ihm einen Wink gegeben hatte, über die letzten Tage im Kloſter zu ſchweigen.

So vergingen die erſten Tage in der Heimath unter der Arbeit, die er für Herrn Bernheri übernommen hatte. Er war wenig mit den Hofgenoſſen zuſammen, und Frau Edith erfreute ſich an dem Eifer, den Immo für ſeinen Abt bewies. Und als ſie merkte, daß er in der Kemenate über dem Pergament ſaß, ging ſie ſelbſt in den Hof und ſcheuchte die Mägde und den Kranich mit ſeinem Hühnervolke in die entfernteſte Ecke, damit kein Geräuſch die ſeltene Arbeit ſtöre.

## 5.

## Die Trennung.

Immo trat zu ſeinen Brüdern, welche gewappnet, in der Eiſenhaube die Roſſe ſattelten. Das Herz lachte ihm, als die hochgewachſenen Knaben ſich ſo geſchwind mit den Pferden tummelten. Da ſah er, daß Odo den weißen Sachſenhengſt herausführte und ihm ſchoß das Blut nach dem Haupte, aber er bewältigte die Erregung in Mönchsweiſe, indem er ſchnell ein Vaterunſer ſprach; dann ging er an das Roß und ſprach ihm leiſe zu, das Thier ſpitzte die Ohren und wieherte. „Einſt gehörte das Pferd mir,“ ſagte er zu Odo, „und als ich ſchied, ſchenkte ich es unſerm Bruder Gottfried.“

„Das thateſt du,“ verſetzte Odo gleichmüthig, „aber da es das beſte Pferd im Hofe iſt und für die Zucht werthvoll, ſo reite ich es lieber ſelbſt; denn der Knabe iſt unvorſichtig und tummelt ſich wild, wo der Hengſt zu Schaden kommen könnte.“

Immo ſchwieg, führte das Roß, welches ihm Herr Bernheri zur Reiſe geſchenkt hatte, aus dem Stall, ſattelte es neben den andern und begann: „Gefällt es euch, ſo reite ich mit.“

Die Brüder ſahen einander an, und Immo merkte, daß eine ſtille Abweiſung in ihren Blicken lag, endlich ſprach Odo zu den andern: „Da er als unſer Bruder im Hofe weilt, ſo mögen wir es nicht wehren. Doch nicht müßig reiten wir über das Feld, Immo, und für einen Gaſt aus der lateiniſchen Schule wird es ein langer Ritt, denn wir ſtreifen über die Fluren wegen Sicherheit der Dörfer, ſowohl in unſerem Erbe als auch auf dem Lande der Nachbarn nach altem Brauch.“

„Ich kenne den Brauch,“ verſetzte Immo, „und möchte euch begleiten, wie ich zuweilen unſerm Vater gefolgt bin.“

Odo nickte, aber Immo fühlte, daß es keine freundliche Einwilligung war, und die jungen Adalmar und Arnfried ſprachen leiſe zu einander und lachten.

„Wie kommt es, daß Gottfried uns nicht begleitet?“ frug Immo auf dem Roß.

„Er trägt nicht den Schwertgurt,“ verſetzte Odo kurz. „Vorwärts,“ und in geſtrecktem Lauf ſprengten die Reiter aus dem Hofe.

Die Brüder ſahen von der Seite prüfend auf Immos Reitkunſt.

„Langgefeſſelt ſind die heſſiſchen Pferde,“ begann Erwin ſpottend, „übel ſteht ihnen die Bocknaſe.“

„Hättet ihr dem Bruder ein Roß aus der Hofzucht geboten, wie ſich gebührte, ſo würde das fremde Geſicht euch nicht ärgern,“ verſetzte Immo und ſah ſo finſter auf den Tadler, daß dieſer zur Seite ausbog.

„Ich habe nicht gehört, daß du uns das Begehren geſtellt haſt,“ ſagte Odo trocken.

„Freundlicher Sinn wartet bei dem, was ſich geziemt, nicht auf die Bitte,“ entgegnete Immo.

„Bei uns aber iſt die Gewohnheit,“ antwortete Odo, „daß der Gaſt am liebſten das eigene Pferd beſteigt, deſſen Tugenden er vertraut.“

„Ich lobe den Reiter,“ rief Immo mit blitzenden Augen, „dem auch auf einem mäßigen Pferde ein guter Sprung gelingt. Folgt mir, ihr Knaben.“ Er hob die Hand und ſetzte über Graben und Hecke, die ſich längs dem Wege hinzogen. Sogleich folgten die Brüder einer nach dem andern, nur Odo ritt gleichmüthig auf dem Wege weiter, und als die Reiter zurückſprangen und lachend die aufgeregten Thiere zum Trabe bändigten, ſagte er kühl: „Wir haben heut einen langen Ritt und ein verſtauchtes Bein wird uns hindern.“ Aber das ſchnelle Weſen Immos gefiel doch den andern, ſie wandten ſich ſeitdem vertraulicher zu ihm und hörten theilnehmend auf ſeinen Bericht über die Zucht der Kloſterfüllen.

So ritt die Schaar in ſcharfem Trabe über die Fluren, voran Ortwin, der Sprecher, zuletzt Erwin, der Marſchalk. Nahten die Reiter dem Wallgraben eines Dorfes, ſo blies Ortwin in ein Horn des Auerſtiers, das er am Riemen trug, und ſie ſprengten in die Dorfgaſſe vor den Hof des Ortsmeiſters, wo ſie anhielten, bis der Mann heraustrat. Verſchieden waren Gruß und Fragen, wenn er ein Freier und wenn er ein Höriger des Geſchlechtes war. Auch in der Flur hemmten die Reiter den Trab, wo Arbeiter auf dem Acker ſchafften oder wo Hirten weideten; dann eilten auch dieſe heran und berichteten: ob fremdes Volk über die Flur geſtrichen, ob ein Diebſtahl im Felde erkannt, ob ein Raubthier in die Gehege gebrochen ſei und ob ein Wanderer neue Kunde aus der Welt zugetragen habe. Verwundert ſtarrten die Landleute auf den fremden Reiter, aber wenn ſie ihn erkannten, traten ſie mit lautem Zuruf heran und boten ihm treuherzig die Hand, in den Dörfern drängten ſich auch die Weiber und Kinder um ihn und Immo hatte zuweilen Mühe ſich aus dem Haufen zu löſen, wenn Odo wartend nach ihm zurückſah.

Ueber kahle Höhen und Geſtrüpp ritten ſie in einen alten Buchenwald und wanden ſich zwiſchen mächtigen Stämmen, an denen ſelten die Axt klang, der Höhe zu. Dort gab Ortwin das Zeichen, aus der Tiefe vor ihnen antwortete ein ähnlicher Hornruf und wildes Geheul von Hunden. Die Reiter ſtiegen in ein Keſſelthal hinab und ſahen vor ſich die Hütte, welche der Sauhirt für den Sommer aus Stangenholz und Rinde zuſammengeſchlagen hatte, und daneben das Gehege für die Schweine. Es war ein düſterer Ort, in den Vertiefungen des aufgewühlten Bodens ſtand ſumpfiges Waſſer, um welches ſich die entblößten Baumwurzeln wie dicke Schlangen dahinwanden; das Roß Immos ſchnaubte und ſcheute vor der unholden Stätte. Ein rieſiger Mann in einem Rock aus Fellen, mit hohen Lederſtrümpfen und Schuhen, an denen noch die Haare hingen, kniete auf dem Boden, beſchäftigt einen toten Wolf abzubalgen. Er erhob ſich, ſcheuchte die anſpringenden Hunde und begann mit finſterm Lächeln: „Den alten Grauhund traf mein Holz dieſen Morgen. Wollt ihr, daß die Heerde nicht zerſprengt werde, ſo helft ſelbſt die Wölfe ſchlagen, ihr Herren, denn ſeit vielen Jahren haben ſie nicht ſo arg in den Hügeln geheult als in dieſem Sommer; ich allein mit den Knechten vermag ihrer nicht Herr zu werden. Die Nachtgänger wiſſen, daß die Helden in der Ebene ſich zur Kampfhaide rüſten und ſie heulen nach ihrem Antheil an Lebendem und Totem.“

„Was haſt du von der Heerde verloren?“ frug Odo.

Der Knecht wies auf eingekerbte Zeichen an den Pfoſten der Hütte. „Die Waldweide wird gut,“ ſagte er kurz, „und ihr könnt den Schaden ertragen. Ein fremdes Roß ſehe ich,“ fuhr er fort, „aber darüber zwei Augen, die einſt meinen Wald ſo gut kannten als ich.“

„Sei gegrüßt, Eberhard,“ rief Immo und faßte die Hand des Mannes.

Eberhard muſterte den Arm. „Es iſt eine Herrenfauſt. Kommſt du feſtzuhalten oder wegzugeben?“

„Ich gedenke zu bewahren, was mir zufällt,“ verſetzte Immo.

Da erhellte ſich das Geſicht des Mannes und er rief: „Ich dachte wohl, daß du von dem Glockenſeil der Geſchorenen zurückkehren würdeſt. Denn du gehörſt zum Walde, und hier merkt der Mann andere Unſichtbare, welche ungern auf das Bimmeln der Ordorfer Glocke hören. Er betrachtete die Brüder und fuhr dann fort: „Sechs Söhne Irmfrieds ſtehen vor mir und allen weide ich mit meinen Knaben ihre Heerden. Dennoch will ich wiſſen, wem ich ſelbſt in Zukunft angehöre und ihr ſollt mir's kund thun."

Die Brüder ſahen einander lächelnd an. „Du ſollſt es wiſſen nach der Theilung."

„Meint ihr den alten Knecht gleich ſeiner Heerde durchs Loos einem unter euch anzuwerfen? Anders gedenke ich meinen Herrn zu finden. Steigt ab und folgt mir, ihr Jünglinge, denn ich will euch den Willen eures Vaters verkünden." Er führte hinter die Hütte zu dem ſtärkſten Eichbaum, den er mit Bündeln Aſtholz umſchichtet hatte. „Seit acht Jahren liegt das Aſtholz an dieſer Stelle und jedes Jahr binde ich und ſchichte ich aufs Neue, damit das Holz vor fremden Augen verberge, was mir das liebſte Stück meiner Habe iſt." Als er geräumt hatte, ſah man an dem Stamme eine Waldaxt, die mit ſtarkem Schwunge eingetrieben war. „Dieſe Axt," begann der Hirt, „ſchlug Herr Irmfried in den Baum, als er das letztemal zu ſeinen Ebern kam. Damals bot er mir eine Hand zum Abſchiede, weil ich ihm ein treuer Knecht geweſen war, und die andere Hand legte er auf mein Haupt. Ich frug unter ſeinen Händen: „Herr, wenn ihr nimmer heimkehrt, wem ſoll ich ferner dienen? Darauf ſprach er: Deiner Herrin Edith, ſo lange ſie dir das Brot hinausſendet und dir das Lager bereiten läßt, wenn du im Winter zum Hofe kehrſt. Ich antwortete: Das thue ich gern. Aber ſieben Friſchlinge laufen auf dem Hofe, und wenn mich die wilden Gewalten des Waldes bis zu dem Tage verſchonen, an welchem ihnen die Eberzähne ſchießen, welchem der jungen ſoll ich angehören? Laßt mich nur dem beſten dienen.“ „Wer der beſte wird, weiß nur der Chriſtengott, verſetzte der Herr, nicht ich. Herr, ſagte ich dagegen, der ſtärkſte iſt mir im Walde der beſte. Da ſprach der Herr: Wenn der Tag kommt, wo die Sieben mit einander zu deinem Baum treten, ſo nimm dieſe Axt, neu geſchärft und mit neuem Stiel, und biete ſie meinen Söhnen dar, damit jeder von ihnen die Axt in dieſen Baum ſchlage, mit dem beſten Schwunge den er vermag, der jüngſte zuerſt, der älteſte zuletzt, ſo wie ich ſie jetzt ſchlage. Und ſiebenmal ſollſt du ſelbſt die geſchwungene Axt aus dem Holz reißen, dabei prüfe, welcher von meinen Knaben am ſchärfſten ſchlägt; und der dir ſelbſt als der ſtärkſte erſcheint, dem magſt du dienen. Da hob Herr Irmfried ſeine Axt aus dem Sattelgurt und ſchlug ſie in den Stamm, ſo wie ſie jetzt noch hängt.“ Die Jünglinge traten neugierig an die Waffe des Vaters. Der Alte aber ſtellte ſich abwehrend davor und fahr mit gehobenen Armen fort: „So bezeuge der Eichbaum und bezeuge die Herrenaxt, daß Held Irmfried mir ſolches Verſprechen gethan hat. Vor meinen Zeugen frage ich euch, ihr Söhne des Toten, ob ihr den Willen eures Vaters zu ehren gedenkt oder nicht.“

„Wir gedenken ſeines Willens,“ antwortete Odo.

„So helft auch mir, daß ich darnach zu thun vermag. Achtmal hat das Laub gegrünt, Niemand hat die Axt gehoben; das Eiſen iſt verroſtet, das Holz iſt herumgewachſen, ich ſelbſt hütete ſorglich meine Zeugen an ihrer Stelle. Jetzt aber naht die Zeit, wo ihr Sieben zu euren Tagen kommt und im Schwertgurt das Erbe eures Vaters theilen werdet. Für dieſen Tag muß ich den Stiel ſchnitzen und das Eiſen ſchärfen und darum will ich, daß heut einer von euch die Herrenaxt heraushebe und mir in die Hand lege, damit ich mein Recht gewinnen kann.“

Da rief der junge Adalmar nach dem Axtſtiel greifend: „Gefällt es euch, Brüder, ſo ſchärfe der Knecht zur Stelle die Schneide und heut ſchon prüfen wir die Kraft, damit er ſeinen Willen habe.“

„Mir aber gefällt es nicht, daß ihr leichtherzig an dem Stiele zerrt,“ verſetzte der Sauhirt finſter. „Nicht Alle ſeid ihr verſammelt, der Jüngſte iſt noch ein Kindlein und ganz richtig begehre ich die Herrenwahl, wie euer Vater gebot. Heut will ich ſelbſt einen von euch rufen, der zuerſt nach ſeinem Vater den Stiel erfaſſen ſoll.“

Odo verſetzte: „Wenn dein Ruf nur ein Spiel ſein ſoll, das dir gefällt, ſo ſpreche ich nicht dawider.“

Da rief der Hirt: „Ich aber wähle die Hand, die von Wolfsblut roth iſt. Denn du, Immo, warſt der einzige, der dem alten Knechte die Hand gereicht hat, wie dein Vater that. Tritt an den Stamm und zucke dreimal, dann weiche zurück.“

Immo trat herzu und rückte gewaltig am Holzgriff.

Beim dritten Zuge brach der Stiel. Immo aber riß das Eiſen aus dem Baume, daß es auf den Grund fiel. Da hob der Alte das Eiſen auf und betrachtete es kopfſchüttelnd: „Eine Vorbedeutung erkenne ich für dich ſelbſt, Immo; feſt iſt dein Griff, mit dem du die Herrſchaft erwirbſt, doch hüte dich, daß ſie dir nicht bei haſtiger That entgleite. Ich aber bewahre die Axt bis zu dem Tage, an dem ſich der Knecht ſeinen Herrn ſucht.“

Der Alte kehrte zu dem Wolfsbalg zurück, die Brüder ſchwangen ſich auf die Roſſe. Aus der Markung ihrer eigenen Dörfer führte Ortwin die Schaar auf fremden Grund.

Wenige Wegſtunden nordwärts umgab der Neſſebach mit Teichen und ſumpfigem Moor wie ein großer Wallgraben andere Höhen, an welchen fruchtbares Ackerland unter lichtem Laubwald lag. Auch dort waren alte Wohnſtätten der Thüringe, während hinter ihnen im Norden viele angeſiedelte Franken ſaßen, welchen der Graf von Tonna gebot; die Bauern vom Moor der Neſſe aber hielten ſich gern zu ihren Landgenoſſen am Walde. Sie waren ſtolz auf ihre Freiheit und wurden von den Dienſtmannen des Grafen als altväteriſch in Bräuchen und Bewaffnung verſpottet. Denn ſie zogen ungern zu Roſſe ins Feld, auch wenn ſie es vermochten. Aber ſie waren auch als trotzige Geſellen in der ganzen Gegend gefürchtet und man wußte, daß ſie in Kriegsfahrten ſtarke Fäuſte bewährt hatten.

Seit alter Zeit beſtand zwiſchen ihnen und dem Geſchlecht des Irmfried, welches um die rothen Berge wohnte, ein gutes Vernehmen. Niemand wußte zu ſagen, woher das Bündniß kam, es war ſeit je geweſen und die Weiſen ſagten, daß es ſchon lange beſtanden hatte, bevor die Ungarn ins Land brachen. Und es war ein alter Brauch, daß das Geſchlecht Irmfrieds bei allen Fehden, welche die Dörfer mit den Nachbarn hatten und auch bei Miſſethaten, über welche das Geſchrei erhoben wurde, im Eiſenhemd herzuritt und mit den Freien dort gemeinſam die Abwehr und Rache betrieb; dafür zog auch die Jugend der Dörfer dem Geſchlecht mit Speer und Bogen zu Hilfe, wenn dieſes mit Andern verfeindet war. Dieſe gute Nachbarſchaft war den Grafen und den geiſtlichen Herren unlieb. Denn die Landleute wehrten ſich trotziger gegen jede neue Laſt, welche die Grafen auflegen wollten, und man ſagte ihnen nach, daß ſie auch heimlich abſeit von dem Grafenſtuhl unter einander Urtheil fänden gegen ihresgleichen in ſchweren Fällen.

Als die Reiter dem erſten Dorfe nahten, erhob Ortwin den Horngeſang und ſie fanden an Thor und Brücke die Alten des Dorfes aufgeſtellt. Odo ritt vor und wechſelte mit ihnen alte Sprüche, welche den Freien am Walde eigen waren und Anderen ungebräuchlich. „Im Sonnenſchein, beim Wandel des Mondes, unter glitzerndem und fallendem Stern kommen wir zu euch wegen Recht und Rache.“ Worauf die Bauern antworteten: „So grüße euch die Sonne, der Mond und der lichte Morgenſtern, ſeid willkommen in unſerer Burg.“ Und als die Reiter abgeſtiegen waren, wurde ihnen ein Trunk gereicht und den Roſſen Hafer in kleinen Krippen, dabei ſagte ein alter Bauer: „Freiwillig reitet ihr und freiwillig ſchütten wir den Hafer,“ worauf Odo antwortete: „Und wenn wir nicht ritten, dann würdet ihr reiten und wir würden euch den Hafer ſchütten.“ Darauf beſprach ſich Odo heimlich mit den Alten und die Schaar brach zum nächſten Dorfe auf.

Als ſie aus einem Gehölz abwärts ritten, um den Bach zu durchreiten, ſahen ſie vor ſich eine hohe Rauchwolke aus niedergebranntem Hauſe aufſteigen. Ortwin hielt und rückwärts gewandt ſah er ſeinen Bruder Odo bedeutungsvoll an, dieſer nickte und die andern Brüder tauſchten leiſe Worte. Als ſie nun weiter hinunterkamen zum Rand des Baches, fanden ſie die Furt durch einen Wagen geſperrt, Hausrath, Leinwand und Kleider lagen unordentlich und halbverbrannt darauf. Ein bleiches, vergrämtes Weib hockte auf dem Sitz und hielt ein ſchreiendes Kind in den Armen, während der Mann mit verſtörtem Geſicht und geſchwärzten Händen vergebens auf ſein Pferd ſchlug, damit das kraftloſe Thier aus dem ſtrudelnden Waſſer die Höhe gewinne. Der Mann grüßte die Reiter mit ſcheuem Blick, aber gleich darauf rief er kläglich um Hilfe. Doch Odo wandte das Pferd ab und die Brüder ſprengten aufwärts zu einer andern Stelle des Bachs, ohne den Gruß des Mannes zu erwiedern und ſeine Noth zu beachten. Immo, der im Kloſter gewöhnt war, den Armen und Nothleidenden Mitleid zu erweiſen, rief den Brüdern zu: „Schmählich iſt es, wegzureiten, während der Arme mit Weib und Kind im Waſſer ringt." Odo rief herriſch zurück: „Soll ich dir Gutes rathen, ſo folge uns, ohne dieſen anzureden."

„Pfui über euch," rief Imme wieder, „daß ihr ein Weib und Kind in der Angſt zurücklaßt." Er ſprang ab, band ſein Pferd an einen Baum und watete in das tiefe Waſſer. „Treibe noch einmal," rief er dem Manne zu und griff mit voller Kraft in die Räder, die Peitſche knallte, der Mann ſchrie und mit der Hilfe des Starken gelang es, den Karren aus dem Bach heraufzuführen. „Wer biſt du?" frug Imme, „und warum entfährſt du hilflos der Feuerſtätte?"

„Hunold bin ich genannt, wir gehören dem großen Biſchof zu Erfurt. Sein Vogt hat mich auf neuer Rodung angeſiedelt, im Frühjahr haben ſeine Leute mir geholfen, die Hütte zu bauen. In dieſer Nacht wurde ſie mir niedergeſengt und als der Hund in der Stube bellte und ich erwachte, war die Thür von außen verſchlagen. Mit der Axt mußte ich ſie unter loderndem Feuer aufbrechen, um dieſe zu retten. Einſam blieb ich während des Mordbrandes, kein Nothſchrei führte mir einen Helfer zu."

„Und wo willſt du hin, Unglücklicher?"

„Hinweg von hier, unheimlich iſt die Flur für Fremde; den Herrn Vogt will ich anflehen, daß er mich anſiedle, wo es auch ſei, nur weit von hier. Beſchwerlich iſt ein Lager unter den Diſteln." Das Weib heulte und das Kind ſchrie, Imme griff in den Beutel, den ihm der Abt geſchenkt hatte und legte der Frau eine

Handvoll runden Silberblechs in den Schooß. „Aus dem Kloſter ſeid ihr blanken, und in Kloſterweiſe ſtreue ich euch aus," ſagte er gutherzig. Er ſchüttelte ſich das Waſſer aus dem triefenden Gewande, ſprang in den Sattel und ritt den Brüdern in geſtrecktem Laufe nach. Als er ihre Schaar erreichte, warfen die Andern finſtere Blicke auf ihn und wandten die Geſichter ab.

„Seit wann beſchützen die Söhne Irmfrieds den nächtlichen Mordbrand?" frug Immo zu Odo reitend verächtlich.

„Nicht wir haben das Feuer entzündet," verſetzte Odo. „Kränkt dich, daß wir von einem Vogelfreien abwärts ritten, ſo kränkt uns deine hilfreiche Hand."

„Galt euch der Mann als vogelfrei, ſo lobe ich den Brauch nicht, ihm Weib und Kind zu ſengen."

„Führt der Hahn ſein Volk in die Burg des Fuchſes, ſo büßt es Henne und Huhn. Ich rieth dir nicht, unſerm Ritt zu folgen."

„Unwillkommen iſt der Mahner," rief Ortwin, „der unſere Bräuche nicht kennt."

Und Erwin: „Dünkſt du dich klüger als deine Landsleute, ſo wärſt du beſſer bei den Mönchen geblieben."

„Kommſt du uns Mönchslehre zu geben," ſpottete Adalmar, „ſo wirſt du hier eine demüthige Gemeinde nicht finden."

„Wie die Eule ſchreiſt du deinen Warnungsruf und dein Geſang klingt widerwärtig im Lande," höhnte auch der junge Arnfried.

„Daß ich der älteſte unter euch bin," verſetzte Immo ſich hoch im Sattel aufrichtend, das will ich euch, ihr zuchtloſen Knaben, bewähren durch meine Lehre, die ihr mit Achtung hören mögt, und durch die Fauſt, mit der ich die Ungehorſamen ſtrafe." Sein Roß ſetzte im Sprunge zwiſchen die Schreier und ſo gebieteriſch war ſeine Haltung, daß die Jüngeren verſtummten.

„Du irrſt, Immo," begann Odo, „nicht du biſt der erſte im Hofe und auf unſerer Flur, und nicht dir kommt es zu, die Knaben zu ziehen, ſondern mir. Denn ich bin, da der Oheim uns verfeindet iſt, der älteſte des Geſchlechts, welcher ein Schwert trägt und auf Heldenwerk denkt, du aber wirſt ein betender Pfaffe."

„Ob ich dereinſt ein geiſtliches Gewand tragen werde oder nicht, jetzt führe ich mein Schwert wie ihr, und die Ehre des Aelteſten fordere ich als mein Recht, das nicht du und kein Anderer mir nehmen ſoll."

„Nicht die Jahre allein zählen wir, auch die Thaten des Mannes," antwortete Odo. „Während du auf der Schülerbank ſaßeſt, zog ich mit deinen Brüdern zum Kampf. Viermal trug ich die Schildfeſſel im Grenzkriege gegen die Slaven, auch deine jüngeren Brüder ſind mehr als einmal auf die Kampfheide geritten. Wo ſind die Heldenthaten, deren du dich rühmen kannſt?"

„Ihr ſahet zu, wenn Häuſer brannten und Weiber in der Noth ihre Arme hoben. Wenig vermag ich eure Kriegsthaten zu loben," rief Immo. „Fahret dahin auf eurem Wege, ich finde den meinen allein." Er wendete zornig ſein Roß und ritt ſeitwärts über die Flur.

Als Immo in beſchwertem Muthe dahin fuhr, hörte er in der Ferne kunſtvollen Peitſchenknall, einen Gruß, den er wohl kannte. Er ſprengte über das Brachfeld zu dem Acker, den Brunico, der Bruder des Mönches Rigbert, mit den Ochſen des Vaters pflügte. Der junge Landmann hielt an. Immo ſtreckte ſchon von weitem die Hand aus, den Jugendgeſpielen zu begrüßen. „Denkſt du der Reden," ſprach Immo, „die wir einſt in unſerm Hofe tauſchten; daß wir mit einander im Eiſenhemd reiten wollten?"

Brunico nickte. „Langſam wandeln die Ochſen und langweilig dünkt mich die Schollen zu treten."

„Ich komme dich mahnen, ob du mit mir zum Heere des Königs ziehen willſt als mein vertrauter Mann, der ſich mir für die Schwertreiſe gelobt."

Die Augen Brunicos glänzten. „Wenn der König und der Markgraf nur noch ein Jahr warten wollten, bevor ſie auf einander losſchlagen, ſo wäre das beſſer wegen des Hengſtes, auf dem ich dich begleiten will. Denn das Roß iſt noch jung für die Kriegsfahrt. Ich ſelber bin meines Vaters Sohn und ſitze an ſeiner Bank. Und wenn ich auch etwas thun will, ſo bin ich doch der Worte nicht mächtig, um den Alten zu bereden; das mußt du wagen. Und dann giebt es noch Jemanden, den ich gern darum frage."

„Iſt die Jungfrau aus eurem Dorfe?" frug Immo lächelnd.

Brunico ſchüttelte das Haupt und wies nach Oſten. „Weiter aufwärts am Bach. In der nächſten Nacht hole ich dort Beſcheid."

Als Imme die Schaar der Brüder aus dem Dorfe reiten ſah, lenkte er ſein Pferd dem Hofe des Baldhart zu. Der Bauer ſtand in ſeinem Hofthor. „Sei gegrüßt, Imme," rief er ihm zu, „einem Helden gleichſt du auf deinem Roſſe; reite ein, damit du der Mutter von ihrem Kinde erzählen kannſt."

Imme ſaß zwiſchen den beiden Alten und vertraulicher als gegen ſein eigenes Geſchlecht ſprach er zu ihnen vom Kloſter und von der treuen Geſinnung des Rigbert. Frau Sunihild trug auf was ſie vermochte, um den Gaſt zu ehren und pries ihn glücklich, daß er den Heiligen dienen ſollte; doch in der Miene des Hausherrn erkannte Imme trotz der gutherzigen Weiſe eine Unzufriedenheit. „Manches Mal haſt du mir Gutes gerathen, Vater," begann Imme, „auch heut begehre ich etwas von dir, was meiner Zukunft nützen ſoll."

„Willſt du Geheimes von mir hören," verſetzte der Alte, „ſo tritt hinaus ins Freie, denn der Wind, der über das Halmfeld weht, verträgt geheime Worte beſſer als die hallende Hauswand." Baldhart führte ſeinen Gaſt aus der Niederung nach der alten Gränzeiche, die auf freier Höhe weit im Lande ſichtbar ſtand. „Du kennſt die Sage," begann der Alte, „welche verkündet, daß um dieſe Eiche vor Zeiten ein Lintwurm gehauſt hat, welcher Feuer in die Höfe trug und ſich die Menſchen zum Fraß raubte, bis einmal ein ſtarker Held mit ſeinem kleinen Sohn des Weges kam. Dieſer ſetzte ſeinen Sohn auf einen Stein, und als der Arge herankam das Kind zu holen, erlegte der Held den Wurm, aber ihn ſelbſt verbrannte die flammende Lohe aus dem Rachen. Ein Weib aus unſerm Dorfe drang muthig zu der Stätte; ſie fand den Knaben unverſehrt unter brennendem Holz und verſengtem Gras. Unſere Väter meinen, der Knabe ſei von deinem Geſchlecht geweſen und das Weib, welches ihn bewahrte und erzog, von meinem. Darum iſt dies die Stelle, wo ich mit dir am liebſten vertraulich reden will." Er trat unter die Eiche, wies nordwärts über die große Flur ſeines Dorfes und die benachbarten Markungen und begann: „So weit du hier das Land ſiehſt, war einſt Alles freies Erbe handfeſter Männer, ſiehe zu, was die Kirche und die Grafen daraus gemacht haben. In allen Dörfern liegen jetzt die Hufen unter verſchiedenem Recht. Viele gehören den Mönchen deines Kloſters, andere den Mönchen von Fulda, noch mehre dem Erzbiſchof von Mainz, und was am leidigſten iſt, viele auch den gräflichen Dienſtmannen. Dieſe ſitzen unter uns und ſperren, wenn ſie es vermögen, ihre Höfe mit einem Graben gegen das Dorf, obgleich ſie vielleicht als unfreie Leute unter der Fauſt der Grafen ſtehen. Völlig zerriſſen iſt die Gemeinſchaft der Dorfgenoſſen, ſchon ſind an vielen Stätten unſeres Stammes die Freien in der Minderzahl, alljährlich verſchlingen die Kirche oder fremde Gebieter mehr von unſern Hufen und

Behauſungen. Wie ſollen die Landleute noch zuſammen halten, wenn ſie von allerlei Herren Befehle empfangen und um die Gunſt Verſchiedener zu ſorgen haben. Keine Dorflinde kenne ich, unter welcher der Friede bewahrt wird, bei jeder Fehde der Großen ſtreiten die Genoſſen deſſelben Dorfes gegen einander und über jede Flur reiten fremde Herrenroſſe. Wer aber mächtig iſt, ob er die Kutte trägt oder den Schwertgurt, der weiß ſich auszubreiten, wenn er ſich einmal in einer Flur eingeniſtet hat. In unſerem Dorf mißlang es den Fremden bisher noch in den Bund der Freien einzudringen. Denn wenn die Grafen wider das Recht im Gemeindeholz gerodet hatten, um ihre Leibeigenen anzuſiedeln, ſo weigerten unſere Knaben den Unfreien Gruß und Verkehr auf dem Anger und verbrannten bei Nacht die neuen Hütten.“ Er ſah mit einem wilden Blick nach der Seite, von welcher die Rauchſäule aufſtieg. „Ich ſelbſt habe einen Sohn auf den Altar gelegt, weil die Mutter das weinend von mir erbat, und ich hoffe, die Gabe wird den Heiligen willkommen ſein. Auch bin ich nicht ſäumig, dem Kloſter Spenden zu geben, und mehr als ein Füllen und manches junge Rind habe ich nach Ordorf geführt. Aber das Land, auf dem wir im Herrenſchuh ſchreiten, wollen wir, ſo weit es uns noch geblieben iſt, vor den begehrlichen Mönchen bewahren, obgleich ſie uns viel Günſtiges in der großen Wolkenburg verheißen. Darum vernahmen wir Landleute mit Trauer, daß dein Geſchlecht um deinetwillen eine gute Burg der Kirche übergeben will. Denn wir gedenken wohl, daß die rothen Berge zur Zeit unſerer Väter der ganzen Landſchaft vor den wilden Ungarn Zuflucht gewährt haben. Damals lagen die Weiber und Kinder und das Heerdenvieh unſerer Dörfer in eurem Bergwall und die Männer verſchanzten die Thalwege und die Höhen mit Verhau und Waſſer und wehrten den Einbruch der grauſamen Heiden ſiegreich ab. Damals öffnete dein Geſchlecht uns die rettende Burg und ſeine Helden geboten im Kampfe. Jetzt aber ſollen die Pfaffen dort herrſchen und Niemand weiß, wem ſie bei einer Fehde anhängen werden.“

Immo ergriff die Hand des Bauern. „Vater, ſo wie du, denke auch ich. Wenn ich es zu hindern vermag, ſoll kein Geſchorener auf der Mühlburg gebieten, nicht der Erzbiſchof und nicht ein Anderer.“

„Du ſelbſt aber biſt der Kirche verlobt?“ frug Baldhard erſtaunt.

„Als Kriegsmann will ich zu König Heinrich reiten, wie ſehr auch meine Mutter traure, und grade deshalb komme ich zu dir.“

„Wahrlich,“ rief der Bauer, dem Jüngling kräftig die Hand drückend, „jetzt gefällſt du mir ganz und gar, Immo, und ich hoffe auch, obwohl du jung biſt, daß du dieſen Sinn bewahrſt und in deinem Leben allem Herrendienſt widerſtehſt.“

„Gefällt dir was ich will, mein Vater,“ fuhr Immo fort, „ſo hilf mir auch, daß ichs ausführe. Denn nicht als Einzelner möchte ich dem König zuziehen, ſondern mit der Jugend unſerer Dörfer. Auch deinen Sohn

Brunico, der einſt mein Geſpiele war, erbitte ich von dir für die erſte Schwertreiſe."

Baldhards Geſicht zog ſich ernſt zuſammen und er überlegte lange, bevor er entgegnete: „Willſt du mit einem Gefolge, wie dir geziemt, zum Heer des Königs reiſen, ſo ſiehe zu, ob dir manche unſerer jungen Männer mit freiem Willen folgen, ich wehre dirs nicht und ich ſpreche nicht dagegen. Doch einen Heerdienſt über das harte Maß, welches uns ohnedies aufgelegt iſt, vermag ich auch nicht zu loben."

„Vielleicht gefällt dir der Zug beſſer, mein Vater," beredete Immo, „wenn du ſelbſt an das denkſt, was wir an deinem Heerde über den böſen Willen der thüringiſchen Grafen ſprachen. Denn iſt der König in Bedrängniß durch die Untreue der Großen, ſo wird er es loben, wenn die freien Waldleute ihm jetzt ihre Treue beweiſen und darum mag der Zug euch in Zukunft frommen gegen die Grafen."

„Verſtändig ſprichſt du, um mich zu überreden," verſetzte der Alte, „aber wer mehr thut als ihm obliegt, der wagt vielleicht auch mehr als ihm Recht iſt. Wenn der König ſeinen Feinden unterliegt, dann würden wirs büßen, daß wir mehr Eifer gezeigt haben, als uns geboten war. Darum dürfen unſere Knaben nur als Freigänger der Donau zuziehen, auf ihre eigene Gefahr und ohne Ladung der Gemeinde. Nützt uns ihr Zug beim Könige, ſo haben wir den Vortheil, im andern Falle tragen ſie den Schaden. Ich ſehe auch ungern, daß du meinen jüngſten Knaben zu deinem Roßdienſt werben willſt und ich würde dir ihn am liebſten verſagen. Aber ich gedenke, daß es mir nützen kann, wenn mein Geſchlecht ſich dem deinen werth erhält. Auch der Kriegskunſt des Knaben kann es frommen, daß er einmal an deiner Seite ſich im Schwertdienſte übt. Dennoch fürchte ich für ihn die Verführung. Denn wenn er mit dir unter dem Rittervolk dahinfährt, werden ihm die rothen Strümpfe der fränkiſchen Dienſtmannen und ihr weißer Schwertgurt vielleicht gefallen und er wird fortan lieber den Speer halten als den Pflugſterz. Ich aber kann nicht ertragen, daß der ehrliche Bau in unſerer Flur ihm verleidet wird. Darum gelobe mir, daß du meinen Knaben nur auf Jahr und Tag an dich bindeſt und daß du ihm, ſoweit du vermagſt, ſein Heimathsdorf lieb erhältſt und auch die Peitſche, mit welcher er einſt auf ſeinem freien Erbe über Rinder und Roſſe gebieten ſoll.“

Das gelobte Immo und in gutem Einvernehmen verhandelten Beide über die Fahrt zum König.

Als Letzter kehrte Immo am Abend in den Saal zurück, die Brüder ſaßen zuſammen an der Bank, beachteten ſeinen Eintritt wenig und verhandelten mit einander. Immo ſah finſter über ſie weg, begrüßte die Mutter, welche auf ihrem Stuhl ſeine Ankunft erwartet hatte, und ſetzte ſich abſeit. Ihm gegenüber hingen an der Wand die Rüſtungen, welche ſein Vater als Siegeszeichen aus dem Kriege heimgebracht hatte, daneben auch Slavenſchwerter und Streitkeulen, die er noch nicht kannte. Er wußte, es waren Beuteſtücke ſeiner jüngeren Brüder. Da wurde ihm der Sinn noch mehr beſchwert; er trat an eine Rüſtung ſeiner Ahnen, hob das Schwert vom Pflock, trug es zu ſeinem Sitz, zog es aus der Scheide, prüfte ſeine Schärfe und legte es neben ſich. Odo ſtand ſchweigend auf, nahm die Waffe weg und ſchritt zu dem Nagel, um ſie aufzuhängen. Da fuhr Immo empor, riß dem Bruder das Schwert aus der Hand und rief: „Unheil bringe dir der Griff nach meiner Waffe, denn dies Erbſtück des Geſchlechtes fällt nach dem Brauch dem älteſten zu."

„Vielleicht dem älteſten Kriegsmann," verſetzte Odo, „der aber biſt du nicht. Beſſeres hat das gute Eiſen verdient als an der Seite eines Pfaffen zu hängen, der das Schwert nur trägt, wenn er ſeines geſchorenen Haares vergißt."

„Verſuche es zu nehmen," rief Immo, „ſo ſollſt du ſelbſt erfahren, ob meine Hand es zu ſchwingen vermag."

Gertrud, die zu den Füßen der Herrin ſaß, that einen gellenden Schrei. Edith erhob ſich aus ihren Gedanken und als ſie die Brüder kampfluſtig gegen einander ſah, wurde ihr Antlitz totenbleich und ſie ſtürzte zwiſchen die Hadernden: „Gib mir die Waffe, Immo," rief ſie und faßte die Scheide, „Unheil hängt an dem Eiſen." Sie löſte die Waffe aus der Hand des Sohnes. „Wiſſet, ihr Zornigen, euer Vater ſelbſt mied das Schwert, denn er trug es an einem Tage, der ihn oft gereut hat. Und als ein Unglückszeichen hängt es ſeitdem ungebraucht an der Wand. Harret der Zeit, wo das Loos geworfen wird über dieſe und andere Habe, ich meine, keiner von euch wird dann noch lüſtern ſein, die Waffe an ſich zu reißen.“ Sie hing das Schwert an den Pflock und trat zu ihrem Sitz zurück, während die Söhne von einander abgewandt gegen ihren Unwillen rangen.

Die Mutter, in deren Antlitz noch der Schrecken zuckte, gebot von der Höhe: „Thöricht war euer Streit. Den Frieden des Hauſes habt ihr gebrochen, gleich unbändigen Knaben widerſtrebt ihr einander. Reichet euch die Hand zur Verſöhnung, damit auch ich euren Frevel vergeſſe.“ Und da die Söhne unbeweglich ſtanden, rief ſie mit flammenden Augen: „Du zuerſt, Immo, ich befehle es.“ Widerwillig ſtreckte Immo die Hand aus, die Odo ebenſo ergriff. Ein langes unbehagliches Schweigen folgte, endlich begann Edith: „Sage mir, Immo, wie kommt es doch, daß du zu deiner Mutter ſo gar nicht von dem Kloſter ſprichſt und von deiner Lehrzeit.“

„Du ſelbſt weißt, Mutter, daß es nicht ziemet, die Geheimniſſe des Kloſters kund zu thun.“

„Iſt denn Alles geheim, was ein Schüler dort erfährt?“ frug die Mutter. „Ich meine, nur die Mönche ſind gebunden.“

„Auch mich bindet ein Gelöbniß, das ich vor Herrn Bernheri gethan,“ verſetzte Immo.

„Dann lobe ich dein Schweigen,“ fuhr Edith fort, „doch laß die Mutter noch eine Frage thun, wie kommt es doch, daß du die frommen Väter zu Ordorf nicht begrüßt haſt, da du doch ſonſt jeden Tag durch die

Flur reiteſt? Mancher von ihnen kennt dich aus dem Kloſter und von früher her und mehr als einer will dir wohl. Und daß ich dir Alles ſage, der Magiſter war heut in unſerm Hofe, deinetwegen kam er hierher und er klagte, daß die Väter und die Scholaſtiker in ſeiner Zelle ſich beſchwert fühlen, weil du dich von ihnen fern hältſt, obgleich du doch auf der Waſſenburg mit den Dienſtmannen verkehrt haſt.“

„Gute Kundſchaft haben die Mönche,“ verſetzte Immo bitter, „und neugierig ſchleichen ſie hin und her.“

„Du haſt Unrecht,“ verſetzte Edith, „guten Leumund haben ſie im Lande.“ Da Immo ſchwieg, fuhr ſie fort: „Der Magiſter klagte, daß ein Bruder, der von dem großen Mann Tutilo geſandt iſt, ſchwere Kunde aus dem Kloſter gebracht habe. Von hartem Zwiſt der Mönche ſprach er und daß viele aus dem Kloſter ſcheiden wollten. Auch dem Boten des Tutilo lag es ſehr am Herzen, daß du in die Zelle nach Ordorf kämeſt.“

„Wenn ein Bote Tutilos mich ladet,“ rief Immo, „ſo wird er vergeblich harren. Er mag ſeine Botſchaft, wenn er es wagt, hierher zu meinem Ohr tragen.“ Immo ſchritt aus der Halle in Mißbehagen und Sorge. Er gedachte einer guten Lehre des Bertram, die er nicht befolgt hatte. Weil er der Mutter und den Brüdern am erſten Tag ſeinen Willen verborgen hatte, fand er ſich in Widerwärtigkeiten verſtrickt. Auf den Beifall der Brüder durfte er nicht mehr hoffen und das Herzeleid der Mutter ängſtigte ihn jetzt viel mehr als auf der Reiſe. Dennoch erkannte er, daß er ſeinen kriegeriſchen Sinn nicht länger bergen durfte, und er beſchloß, am nächſten Tage ſich zuerſt den Brüdern mit verſöhnlichem Gemüth zu eröffnen und darauf der lieben Mutter. Als er aber nach wortkargem Abend in ſeinem Schlafgemach wieder den Weihrauch roch und die Kerze und die geſtickte Herrendecke ſah, da bedrängte ihn die Ehre ſchwer, und auch am andern Morgen machten ihm die zwitſchernden Vögel und der pfeifende Knabe das gepreßte Herz nicht leichter.

Auf einem Vorſprunge des Mühlbergs waren die ſtreitbaren Söhne Irmfrieds verſammelt, dazu die Dienſtmannen, welche die Burg und die Wartthürme der nächſten Höhen beſetzt hielten. Hinter den Männern erhob ſich die ſtarke Burgmauer, welche die beiden Thürme und das hohe Dach eines Herrenſaals umſchloß, ſeitwärts ragten die Gipfel und Bergleiten des langgezogenen Ringwalls. Grade unter dem Vorſprung war der Ring gegen das Thal geöffnet, gegenüber dem Mühlberg ſtand ein hoher Vorberg, gekrönt mit feſtem Thurme, die beiden Höhen beſchützten gleich Schanzen den Zugang. Durch die Thalöffnung dazwiſchen warf die Abendſonne ihr Licht in die umſchloſſene Tiefe, auf Ackerſtücke und Wieſen, und auf den großen mit hohem Rohr bewachſenen Teich, über welchem dichte Schwärme von Staaren und Waſſervögeln auf und niederflogen in unaufhörlichem Schwatzen und Zanken. Hoch aber über ihnen zogen zwei Bergadler ihre Kreiſe, bis ſie in die Wolken der flatternden Vögel hinabſtießen ihre Beute zu holen. Dann ſchrie und rauſchte der ungeheure Schwarm und ſtob in wildem Getümmel auseinander.

Immo ſtand ſeinen Brüdern gegenüber. Er ſagte ihnen, daß er für die Tage ſeiner Zukunft den Schwertgurt gewählt habe ſtatt der Stola, und er bat ſie mit herzlichen Worten, ihn als Bruder in ihre Genoſſenſchaft zu nehmen und ihm als ſein Recht die Ehren des älteſten zu gewähren und ſeinen Antheil am Erbe. Er geſtand ihnen auch, daß er dem König zuziehen wolle, und daß ſeine Ehre nicht geſtatte, als Landloſer unter den andern Edlen zu reiten.“

Als er ſeinen Willen verkündete, ein Kriegsmann zu werden, rieſen ihm die Dienſtmannen Heil und ſchlugen ihre Waffen zuſammen, die Brüder aber ſtanden mit umwölkter Stirn und waren nicht willig ihm nachzugeben. Endlich begann Odo: „Hat ſich dein Sinn ſo gewandelt, daß du gegen den Willen der Eltern ein Kriegsmann werden willſt, ſo ſiehe zu, wie du dich vor unſerer Mutter entſchuldigſt. Darüber mit dir zu rechten, ſteht uns Brüdern nicht zu. Die Theilung des Vatererbes aber vollbringen wir erſt in Jahr und Tag, wenn das Kind Gottfried ſein Schwert trägt und bei der Theilung als Jüngſter ſein Recht ausüben darf, vorweg zu wählen. Denn ſo iſt es beſchloſſen und wir Alle haben uns ſeither in der Gemeinſchaft wohl befunden. Die Mühlburg hatten wir widerwillig auf das Bitten der Mutter von dem Erbtheil ausgeſchieden, doch nur für den Fall, daß du die Pflicht der Weihen über dich nimmſt, welche das Geſchlecht dir aufgelegt hat.

Weigerſt du dich dein Haupt zu ſcheeren, ſo beſtehen wir Andern darauf, daß die Burg uns Allen gemeinſam bleibe bis zur Theilung. Die Herrſchaft aber im Geſchlechte, über Dienſtmannen und Höfe geſtehen wir dir nicht zu, obgleich du an Jahren der älteſte biſt, denn aus dem Kloſter kommſt du, fremd dem Lande und fremd kriegeriſcher Sitte, und wir vermögen Keinem, der von der Schülerbank entlief, die Sorge um unſer Wohl und Wehe zu übergeben. Ziehe du dem Heere des Königs zu, wenn dich der Wunſch übermächtig treibt, verſuche, ob du dort als Aelteſter Ehre gewinnſt. Im Walde aber und im Thale der Heimath behaupte ich bis zur Theilung mein Recht, die Brüder und Mannen anzuführen.“

Immos Hand ballte ſich und das Blut ſchoß ihm zum Haupte, aber Berthold, der alte Dienſtmann, welcher in der Mühlburg gebot, trat ſchnell in den Ring und begann gegen Odo: „Traurig iſt dieſer Tag für einen Alten, der euch Beide auf dem Arme hielt, als ihr noch lachende Kinder wart. Euch Herrenſöhnen ſteht wohl an, heiß nach Ehre und Macht zu ſtreben, doch hörte ich den Mann noch höher rühmen, der ſich friedlich mit ſeinem Geſchlecht verträgt. Aber deiner Rede, Herr Odo, muß ich widerſtehen. Denn nicht zwiſchen euch allein ſchwebt der Streit, auch uns verdirbt er das Leben. Das Erbe des Vaters mögt ihr theilen, wenn es euch gefällt, über die Ehre des Aelteſten aber müßt ihr euch zur Stelle entſcheiden. Das fordern wir, die wir euch dienen, als unſer Recht. Ihr ladet uns und gebietet, daß wir auf die Kampfheide ziehen und gegen Jeden ſtreiten, der euer Feind iſt, und Jeden ehren, den ihr ehrt. Dem Geſchlecht Irmfrieds haben wir Treue geſchworen und wir folgen, ſo lange das Erbe ungetheilt iſt, dem Aelteſten. Bisher warſt du, Odo, uns der älteſte. Jetzt aber ſteht ein Bruder, der an Jahren dir voraus iſt, im Schwertgurt gegen dich und begehrt ſein Geburtsrecht. Euch Beiden zugleich vermag keiner von uns zu gehorchen, wenn ihr uneinig ſeid. Und ich ſage dir, wir Dienſtmannen müſſen, bevor die Sonne untergeht, den Herrn erkennen, welchem wir fortan folgen. Darum vertragt euch zur Stelle gütlich, was ich herzlich wünſche, oder entſcheidet euren Streit wie Helden geziemt, indem ihr ein Urtheil ſucht vom Himmel oder von der Erde oder von eurem Schwert.“

„Gut ſpricht der Alte,“ rief Immo. „Ich biete dir die Hand zur Verſöhnung, mein Bruder, behalte du bis zur Theilung das Recht der Erſtgeburt in allen Höfen, ja auch unter den Nachbarn, welche uns freiwillig ehren; mir laßt die Burg mit den Bergen und den Dienſtmannen, bis in Jahr und Tag das ganze Geſchlecht ſich gütlich vergleicht.“

„Hältſt du die rothen Berge in deiner Hand,“ verſetzte Odo, „ſo bleibt das Geſchlecht in der Ebene wehrlos und die Mutter und die Brüder mögen büßen, was dein wechſelnder Sinn ihnen erfindet. Nöthig ſcheint mir, daß in dem Kriege, der jetzt entbrennt, Land und Leute in einer Hand ſtehen, damit nicht auf dem Grunde unſerer Väter der Kampf zwiſchen Brüdern beginne.

Darum vermag ich nicht nach deinem Willen zu thun, ſelbſt wenn ich dir beſſere Geſinnung gegen uns zutraute, als du zeither bewieſen haſt, und bevor ich dir nachgebe, hole ich ein Urtheil von meiner Schwertſeite." Er griff nach dem Schwert, die Brüder ſammelten ſich um ihn.

„So bezeugt mir, ihr Helden, die ihr meinem Geſchlechte dient," rief Immo in aufbrennender Wuth, „bezeuge mir, hoher Himmel und du Grund meiner Väter, daß ich den gerechten Stolz gebändigt und ihm nachgegeben habe, ſoweit ich vermochte, und daß er mich ſchmäht und meinen guten Willen verachtet. Entehrt vermag ich nicht zu leben, das Blut des Bruders ſcheue ich mich zu vergießen. Darum fordre ich ein Urtheil vom Himmel oder aus der Tiefe. Beſſer iſt es, daß einer von uns Beiden dahinſchwinde, als daß das ganze Geſchlecht in Zwiſt verderbe. Seht um euch, ihr Männer, wo ihr ſteht, die rothen Berge gleißen und leuchten zu der Herrenwahl und die in der Erde hauſen, rüſten ſich einen Helden zu empfangen." Er wies vor ſich hin, die Tiefe lag in grauem Dämmer, der Dunſt auf Waſſer und Wieſe ſchied den Bergring von der Ebene; wie abgelöſt vom Boden ſchwebten die Gipfel in der Luft und in der Abendſonne leuchtete das Erdreich gleich glühendem Metall.

„Gewaltig ſind die Worte, die du in der Schule gelernt haſt," rief ihm Odo mit düſterm Blick entgegen, doch ſchwerlich gleicht ihnen die That. Du warſt behend, über geſchorene Köpfe zu hüpfen, aber denke nicht, dich ebenſo mit leichtem Fuß in die Ehre des Geſchlechts zu ſchwingen.“

„Verhöhnſt du meine Sprünge,“ ſchrie Immo außer ſich, „ſo wage auch du mir einen Sprung nachzuthun, den ich jetzt um mein Recht wage. Das Gottesurtheil hole ich von dem Boden unſrer Väter, vertrauſt du deinem Recht, ſo folge mir nach, oder entweiche.“ Er wies nach der Seite.

Dort gähnte wenige Schritte von den Männern ein Erdriß, der nahe am Gipfel begann und ſich bis zum Fuß des Berges hinzog. Vielleicht hatte das herabſtürzende Waſſer die Kluft geöffnet, vielleicht hatte unterirdiſche Gewalt das Gefüge des Bodens geſprengt. Die Stelle war unheimlich, und die Leute wußten, daß ſich die Schlucht in mancher Zeit ſchloß und wieder öffnete, ſo oft Unheil die Landſchaft bedrohte. Nackt und kahl ſtarrte das wilde Erdreich in dem Spalt, kein grünes Kraut haftete darin, nur beim Gewitterregen rauſchten ſchäumend die Waſſer in trübem Schwall hinab und führten den rothen Schlamm über das lichte Gehölz und den Wieſengrund. Ungern klomm Jemand längs dem Riß hinab, denn man ſagte, daß dort der Eingang ſei in das Innere des Berges und daß böſe Gewalten aus dem Reich des alten Gottes das Thor hüteten. Mehr als einer der Burgleute hatte bei Nacht ihr Geſchrei gehört, Schnauben der Roſſe und Bellen der Hunde, und Viele hatten im Abendlicht erkannt, wie große Rudel von Wölfen hinein- und herausfuhren. Jetzt grade war der Riß auf der Oberfläche breiter als wohl ſonſt, an manchen

Stellen ſo tief, daß man von oben in das Innere des Berges hineinzuſehen meinte.

Immo ſprang an den Schlund, aber Berthold lief ihm nach und ſchlang die Arme um ihn. „Halt ein," rief er, „greulich iſt die Stelle, kein Menſchenfuß vermag die Tiefe zu überfliegen, fürchte die Unſichtbaren, welche dort unten lauern."

Aber Immo ſchüttelte den Alten ab und rief: „Den guten Gewalten meines Lebens vertraue ich, ob ſie mir gnädig ſind. Sieh her, Odo, der Springer ſchwingt ſich in ſein Erbe, folge mir, Kriegsmann, wenn du vermagſt." Und weit ausholend ſetzte er in mächtigem Schwunge über den Schlund. Erſchrocken ſehen die Männer die wilde That, als er aber am andern Rand des Schlundes auf die Knie ſank und die beiden Arme gegen die untergehende Sonne hob, da ſchrien die wilden Genoſſen lautes Heil und zogen die Schwerter. Im nächſten Augenblick verſtummten die Rufe, der Leib eines Mannes ſank mit ſchwerem Fall, Odo ſtürzte in die Tiefe. Immo wandte ſich um und Entſetzen durchfuhr ihn, als er den Bruder undeutlich unter ſich liegen ſah. Die jüngeren Brüder liefen abwärts, die Gewappneten drängten ſich mit ſtarren Blicken um den Spalt. Sobald aber Immo erkannte, daß Odo, der weiter abwärts an das Licht getragen wurde, die Glieder regte und ſich auf die Schulter eines Bruders ſtützte, hob er ſich empor auf den Vorſprung, der untergehenden Sonne zu, riß das Schwert aus der Scheide, ſchwang es dreimal gegen die Sonne und rief: „Zu mir, ihr Helden.

Von der Sonne holten meine Ahnen ihr Recht und von keinem geborenen Manne. Bezeuge mir, milde Herrin, daß ich als rechter Erbe Beſitz ergreiſe von Burg und Herrſchaft."

Die Schatten der Nacht lagen auf dem Lande und dunkle Wolken verdeckten das Sternenlicht, als Immo in den Hof zurückkehrte. Vor der Thür harrte ſeiner der jüngſte Bruder. „Wie geht es dem Geſtürzten?" frug Immo. „Er ſitzt zerſchlagen im Saal," antwortete der Knabe traurig. Immo athmete tief und ſtieß die Thür auf, die Mutter ſaß bleich auf ihrem Sitz, die Brüder ſchweigend an der Bank.

Als Immo auf der Schwelle der Mutter gegenüber ſtand, erhob ſie ſich, riß das Schwert, welches ſie den Abend vorher den Händen des Sohnes entwunden hatte, von der Wand und ſchleuderte es zwiſchen ſich und Immo auf den Boden. „Hier nimm, was dir zukommt," rief ſie, „die Theilung des Erbes ſuchſt du bei den böſen Geiſtern des Abgrundes. Das Recht des Aelteſten begehrſt du an Leib und Leben deiner Brüder. Dem Helden, der ſo mannhaft denkt, gebührt die unheilvolle Waffe; prüfe die Scheide, du Held. Erkennſt du alte Roſtflecke darauf, ſo wiſſe, daß die Waffe ſchon einmal von Bruderblut geröthet iſt."

Immo trat einen Schritt auf Odo zu. „Mich reut der wilde Zorn, mein Bruder, und groß war meine Angſt, als ich dich in der Tieſe ſah. Zur Stelle fühlte ich ſchweres Leid. Daß ich dich wiederfinde, nimmt mir das Grauen von der Seele."

Aber Odo ſah finſter vor ſich hin und antwortete nicht.

„Ich lobe die Entſchuldigung,“ rief Edith bitter, „welche eine Unthat abbläſt wie den Staub der rothen Berge. Und da wir Alle hier geſellt ſind, das ganze Geſchlecht Irmfrieds mit freundlichem Herzen und guter Meinung zu einander, ſo vernehmt eine Sage, meine Söhne, welche die Mutter am Feierabend für euch bereit hält. Einſt, da ich Jungfrau war im Vaterhauſe, dachte ein junger Held der Thüringe darauf, ein Sachſenmädchen zur Hausfrau zu werben und der Vater war ihm wohlgeneigt. Da kam der ältere Bruder des Jünglings, mächtiger an Gut und Ehren, von einem Kriegszuge in den Sachſenhof, dieſer gewann größere Gunſt des Vaters und erhielt die Jungfrau zum Weibe. Unter den Brüdern entbrannte Feindſchaft, in den Mauern ihrer Stammburg zogen ſie gegen einander die Schwerter und der jüngere wurde durch die Waffe des Bruders ſchwer getroffen. Seitdem ahnte den Gatten Uebles für die Zukunft und ſie meinten den Zorn der Ewigen zu verſöhnen, wenn ſie das erſte Kind dem Dienſt des Himmelskönigs weihten. Dies Kind warſt du, Immo. Heut aber trug ein Bruder deines Kloſters mir die Kunde zu, daß du am Altar der Heiligen die Hand gegen einen Geweihten erhoben haſt und als ein Miſſethäter aus dem Kerker des Kloſters entwichen biſt.“

„Den Tutilo ſchlug ich am Altar nieder,“ rief Immo dagegen, „weil er die Fauſt gegen ſeinen Abt ballte und gegen mich ſelbſt die Geißel ſchwang. Wurde die heilige Stätte entweiht, nicht ich war der Verbrecher, ſondern er. Und wagt der Babenberger mir noch einmal gegenüber zu treten, bei allen Heiligen des Himmels, wo es auch ſei, ich thue ihm daſſelbe. Du ſelbſt aber weißt, daß ich nicht aus dem Zaun des Kloſters gebrochen bin, ſondern durch den Abt in Freiheit zu dir geſandt.“

„Nicht als ein Freier kehrteſt du in das Haus deiner Väter, als Geweihten des Herrn begrüßten wir dich und du täuſchteſt die Mutter durch unwahren Bericht.“

„Das that ich nicht,“ rief Immo. „Als ich die Freude ſah, mit der du auf meine Weihen hoffteſt, da wurde mir allzuſchwer, dir zu ſagen, daß ich die Stola für mich nicht begehre. Heut aber bekenne ich dirs, obwohl du zornig biſt. Ich vermag nicht den Heiligen zu dienen, wie du begehrteſt.“

„Ungehorſam willſt du ſein deinen Eltern und treulos gegen den Himmelsherrn,“ rief Edith heftig.

„Gehorſam wirſt du mich finden in Allem, worin der Sohn ſeiner Mutter gehorchen darf, und um die Gnade des Himmelsherrn denke ich als ein ehrlicher Kriegsmann zu werben. Aber ein Pfaff werde ich nicht.“

„Als ich dir das erſte Gewand auf deinen Leib zog, habe ich dich dem Dienſt der Heiligen gelobt. Wie darfſt du wagen, das Gelübde deiner Mutter unwahr zu machen?“

„Haſt du dein Kind zum Opferthiere geweiht, um dich von der eigenen Noth zu löſen,“ rief Immo, „ſo ſiehe zu, ob du ihm ſeine Hörner zu binden vermagſt.

Iſt das die Liebe der Mutter, daß ſie den Sohn in das Elend ſtößt und mit ſeinem Haupte die Buße bezahlt, um ſich ſelbſt das irdiſche Heil zu ſichern?"

Edith zuckte wie unter einem Schlage, ihr Antlitz erblich, als ſie rief: „Eines Gottloſen Stimme höre ich. Für ein Elend gilt dir der heilige Dienſt und einen Verſtoßenen nennſt du dich, während ich dir das Beſte bereiten will, was dem Menſchen auf dieſer Erde vergönnt iſt. Mein biſt du, von meinem Leibe kommſt du und meine Treue hat dir das Leben bewahrt. Wem gehörſt du an, wenn nicht deiner Mutter?"

„Gabſt du mir das Leben, ſo gabſt du mir doch nicht denſelben Wunſch, der dir die Seele füllt. Nicht nach deinen Gedanken vermag ich zu wandeln, Liebe und Leid fühle ich anders als du und dem eigenen Willen gedenke ich fortan zu vertrauen, wenn ich auch deinen Rath ehrfürchtig höre."

„Biſt du ſo frei von der Pflicht gegen die Mutter und gegen dein Geſchlecht, ſo vergiß auch, wer dich laufen lehrte und wer dir zuerſt die Worte deiner Rede vorſprach, vergiß, daß du ein Sohn des Irmfried und der Edith biſt, und wandle dahin gleich einem Vater- und Mutterloſen, der irgendwo am Waſſer oder unter dem Baum gefunden iſt. Alles Gute, das dir von der Mutter und den Ahnen kommt, willſt du für dich nützen, deines Geſchlechtes willſt du dich rühmen, und wenn ſie dir ſagen, daß dein Antlitz dem deines Vaters gleicht, willſt du lachen und nicken. Aber was dir von Pflichten obliegt als dem Sohne deines Hauſes und dem Kinde deiner Eltern, dem willſt du dich frevelhaft entziehen. Ich lobe die Klugheit, Imme. Doch wiſſe, du Freier, wenn du deine Pflicht gegen die Mutter verachteſt, ſo naht der Tag, wo die Mutter ſich deiner ſchämt.“

Mit glühendem Antlitz ſprang Imme zurück. „In der Halle meiner Väter höre ich die Kuttenträger ziſchen; ſehnſüchtig kam ich her und begehrte die Liebe der Mutter und der Brüder; geſchwunden iſt die Treue, kalte Hohnrede vernahm ich von den Lippen der nächſten Verwandten. Lenke du den Flug deiner Neſtlinge, Mutter, wie es dir gefällt, mir aber haſt du den Sinn verwandelt und unter den wilden Thieren will ich lieber hauſen, als hier.“ Er ſprang aus der Thür und über den Hof, riß ſein Pferd aus dem Stalle, hob den Balken des Hofthors und ſprengte über die Brücke, während die Mutter in der erleuchteten Halle ſtand und die Hände über ihr Herz preßte. „Eilt ihm nach,“ befahl die Mutter, „daß ſeine Seele nicht unter den böſen Geiſtern der Nacht verderbe.“

„Wie mögen wir ihn hindern, er iſt ja der ältere,“ verſetzte Odo trotzig. Doch Gottfried lief in den Hof und rief den Namen des Bruders in die Nacht hinaus, nur undeutlich klang die Kinderſtimme in das Ohr des Entweichenden. Es war ein leiſer Ton, aber die Thränen brachen dem Flüchtigen aus den Augen, da er ihn hörte. In die Nacht hinein ritt Imme halb bewußtlos, das Blut hämmerte in ſeinem Haupte, die Mondſichel am Himmel zitterte und die Sterne flirrten und verſchwanden vor ſeinen Augen; er ſprengte durch den Bach, daß die Fluth um ſein Haupt ſpritzte, und fuhr über Wieſengrund und Felder den Bergen zu. Dort fand er ſich in dichter Finſterniß, ſchwarze Baumwipfel bargen das Wolkenlicht, die Aeſte und Zweige ſchlugen in ſein Geſicht und hielten wie mit Krallen ſein Haar und Gewand. Zitternd ſuchte das Roß einen Weg durch das wilde Geſtrüpp, bis der Reiter wieder den Nachthimmel über ſich ſah und einzelne Hügel, die dunkel vor ihm aufſtiegen. Als er ſich in dem Thalkeſſel zwiſchen den rothen Bergen fand, da hob er den Arm in wilder Freude nach den Gipfeln und ritt längs dem Bergwall dahin. Die Stimmen, welche in dem hohen Rohr ſchrien und ſtöhnten, warnten ihn, daß er ſein Roß der Höhe zu riß, denn dort unten hauſten tückiſche Geiſter, die Roß und Mann feſt hielten und langſam hinab in die grundloſe Tiefe zogen. Vor ihm flackerte durch den Waſſerdunſt ein rothes Feuer und undeutliche Schatten fuhren rieſengroß durch den Lichtſchein. Da ſträubte ſich ihm das Haar, auch das Roß ächzte und ſtauchte zurück und er hörte eine Menſchenſtimme: „Wer ſtört das Mahl und dringt in den Reigen, haltet ihn feſt und werfet ihn zu Boden. Er ſpornte das Roß zu weiten Sätzen und als er vorüber fuhr, ſah er eine Flamme auf Steinhaufen, grellbeleuchtete Geſtalten von Männern und Weibern, wilde Geſichter und gehobene Arme. Wie vom Sturmwind getragen fuhr er hindurch, hinter ihm flogen Speere und krachte eine geworfene Axt, lautes Hallo und Geheul folgte. Dann war er wieder allein in dichtem Nebel. Er ſchlug ſein

Kreuz und ſprach haſtig das Credo, er wußte, jene hinter ihm waren Landleute aus der Ebene, die dort heimlich alten Opferbrauch übten. Als Kind hatte er Schreckenvolles gehört von der Grauſamkeit, mit welcher ſie die Störer ihrer abgöttiſchen Feier ſtraften, und er erinnerte ſich, daß er ſchon einmal als Knabe von fern den Lichtſchein geſehen hatte und daß der fromme Bruder, der damals ſein Lehrer war, ihn ermahnt hatte ſich abzuwenden, damit der teufliſche Schimmer ihm nicht den Sinn verſtöre.

Wieder umſchloß den Reiter unheimliche Nacht. Kläglich ſeufzten die Unken im Teich und über ihm jammerten die Nachtvögel, die Rudel der Wölfe bellten und heulten und ihre ſchwarzen Schatten fuhren durch den Nebel dahin; da meinte er in der Luft die Gewaltigen der Nacht zu ſchauen, rieſige Männer auf dunkeln Roſſen, welche ihm zuwinkten und nach dem Thor im Berge wieſen. Denn vor ihm gähnte der Erdriß, den er heut überſprungen hatte, und die Schatten mahnten zur Rache. Er hielt wie feſt gebannt, das gellende Geſchrei der Nachtthiere und das Flattern in der Luft betäubte ihm das Hirn, daß er im Sattel ſchwankte. Aber im nächſten Augenblicke rückte er ſich kräftig auf dem Roſſe zurecht und athmete tief, wie einer welcher erkennt, daß ſein Bangen unnöthig war. Denn zwiſchen dem wilden Heidenlärm vernahm er laut und lauter das Rauſchen eines gebändigten Waſſers, unter welchem ſich ein Rad ſchwang, und er vernahm das Klappern des Mühlwerks, die freundliche

Stimme, welche von den Mönchen durch die Worte gedeutet war: Hilf, Herre Gott. Daran dachte er jetzt. Die Mühle klang bei Tag und Nacht langſam und ſchneller, wo Menſchenwerk fleißig geübt wurde, ſie hatte Frieden bei Heiden und Chriſten und Gutes bedeutete ihr Geſang Jedem, der ihn hörte; alle Hausfrauen im Lande riefen ihr Heil und Segen zu, denn das kluge Werk befreite ihren Hof von der Mühe die Handſteine zu drehen; die wilden Thiere fürchteten den Lärm und ſogar der tückiſche Waſſergeiſt ſaß, wie die Leute wußten, ſtundenlang am Ufer und horchte erſtaunt auf das luſtige Pochen. Und er hatte einſt, da die Mühle grade ſtill ſtand, dem Vater des jetzigen Müllers zugerufen: „Müller, laß dein Hackebrett klingen, damit meine Kleinen darnach tanzen.“ Da lachte Immo und er gedachte, daß er einſt im Kloſter als Schüler bei großer Waſſersnoth mit dem Sintram und einigen Jünglingen dem Müller zu Hilfe geſandt worden war. Dort hatte Vater Sintram in der Nacht lange gegen den Waſſerſchwall gebetet, bis er darüber entſchlief. Die frechen Knaben aber hatten dem ſchlafenden Greiſe ſein Geſicht und den Scheitel ganz mit Mehl beſtreut, daß er ausſah wie ein Schneemann. Und als der Alte ſo verwandelt vor den Müller trat und aus dem Lachen des Mannes die Unthat erkannte, da hatte er ruhig ſein Haupt in das Waſſer getaucht und darauf zu Immo geſagt: „Mir geſchah recht, weil ich im Schlaf meine Pflicht vergeſſen hatte. Du aber mein Sohn haſt Unrecht gethan, einem alten Manne die Ehre zu kränlen.“ Seit dieſen milden Worten beſtand das gute Vernehmen zwiſchen ihm und den beiden Greiſen.

Immo ſprang vom Roſſe und blickte lange auf das ſtäubende Waſſer und die weißen Blaſen, welche in der Finſterniß dahinſchwanden, übertönt war das wilde Geſchrei in ſeinem Rücken, er ſtand im Frieden, den der Menſch von den Gewalten der Natur erzwingt. Er beugte ſich nieder zum Waſſer und ſchöpfte einen Trunk mit der hohlen Hand, dann ſchlug er kräftig an die Pforte, bis Knodhard, der Müller, öffnete und verwundert den Herrenſohn und das Roß in ſeinem Gehege aufnahm.

Am Morgen ſaß Immo allein in dem öden Thurmgemach der Mühlburg, der Gewitterregen ſchlug gegen die Mauern und goß ſein Waſſer durch die kleine Fenſteröffnung auf den Steinboden. Die gute Lehre, welche der Mönch im Garten ihm zugetheilt hatte, war von ihm mißachtet worden. Hätte er der Mutter und den Brüdern ſogleich bei der Ankunft die ganze Wahrheit geſagt, ſo hätte der Zorn nicht wie ein verdecktes Feuer um ſich gefreſſen, bis er die Freundſchaft verdarb. Er gedachte auch der Rede des Sintram und frug ſich ſelbſt, ob er noch Jemanden in der Welt hätte, der für ihn bete. Denn den Himmliſchen war er wohl verleidet, die im Kloſter haßten ihn und die eigene Mutter hatte ihn von ſich geſtoßen. Ein Gefühl der Einſamkeit, wie er es im Kloſter nie gekannt, bedrückte ihm das Herz, jetzt war er frei, er ſaß als Herr in der Burg, welche die Feinde das Neſt der Zaunkönige nannten, aber er war auch frei wie ein Vogel und freundlos.

Als er aufſah, ſtand vor ihm die alte Gertrud, vom Regen durchnäßt und ſtellte einen Tragkorb zu ſeinen Füßen nieder. „Dies ſendet dir Frau Edith, Immo."

„Was ſprach die Mutter?" frug Immo wild.

Gertrud hob ein leinenes Bündel aus dem Korb und breitete es mit zitternden Händen auf der Bank aus. „So redete Frau Edith zu mir: Trage dies dem Jüngling Immo und ſage ihm, ich ſende was ihm gehört und was ich in der Stille von ſeiner Habe bewahrte. Dies iſt das erſte Hemdlein, das ich ihm ſpann und das er trug, die Leinwand iſt vergilbt, denn kein Sonnenſtrahl hat ſie gebleicht und kein Nachtthau hat ſie genetzt, aber die bittern Thränen der Mutter hängen daran, denn als er das erſte Gewand auf ſeinem kleinen Leibe trug, habe ich ihn dem Dienſt der Heiligen gelobt. Und hier ſind andere Gewänder des Kleinen, ſein Spielwerk, an dem er ſich freute, als er zu meinen Füßen ſaß und die Kinderwaffen, welche ihm der Vater geſchnitzt hat. Alles hob ich auf in der Truhe und oft hat mich gefreut, es herauszuholen und dabei an meinen Sohn zu denken. Jetzt hat er ſich feindlich von mir gelöſt, darum ſende ich ihm was ſein iſt."

„Hart iſt die Mutter," rief Immo, ſeine Augen in der Hand verbergend.

„Und Frau Edith ſprach weiter: Sage dem Kriegsmann, daß die Treue einer Mutter nicht verloren geht, wenn auch der Sohn ſtatt des Vaterhauſes ſich die finſtere Nacht erwählte. So lange ich lebe werde ich harren, daß er zu den Heiligen zurückkehrt. An dem

Tage werden ihm meine Arme geöffnet ſein und der Ehrenſitz im Saal ſeiner Väter bereitet.“

„Vergebens wird ſie dieſen Tag erwarten,“ rief Imme.

„Beide ſeid ihr feurig,“ fuhr Gertrud begütigend fort, „wenn auch die Mutter ihre Haſt beſſer zu bergen weiß, als du. Denn ganz ruhig ſprach ſie zu mir, aber ich weiß wohl, wie ihr zu Muthe war. Euch Beiden kommt wohl die Ueberlegung, daß eins dem andern ſich fügt. Unterdeß gebot mir Frau Edith, daß ich auf dem Berge bei dir bleibe, mein Sohn, damit dir in der Einſamkeit die Pflege nicht fehle.

Imme reichte der Alten die Hand. „Du wirſt nicht lange für mich ſorgen, denn ich gedenke von hinnen zu reiten.“

Am nächſten Tage ſprengte der Knabe Gottfried in den Hof. „Heimlich habe ich mich aufgemacht,“ begann er ſchüchtern, „ich komme dich zu bitten, mein Bruder, daß du meiner in Liebe denkſt.“

Imme drückte den Treuen feſt an ſich. „Sprich auch, wenn ich nicht da bin, freundlich von mir zu der Mutter.“

„Auch ſie gedenkt deiner,“ verſetzte Gottfried zutraulich, „denn wiſſe, zum Mittagsmahl trägt ſie ſelbſt deinen Stuhl an ihre Seite und ſetzt deinen Teller und deinen Becher auf den leeren Platz.“

„Vergeblich iſt die Sorge der Mutter, der Sitz wird leer bleiben,“ rief Imme finſter.

## 6.

# Auf der Reiſe.

Hügel und Thal lagen im Sonnenlicht und der Bergwind wehte kräftig vom Walde her, als eine Schaar junger Thüringe von der Höhe in das Thal des Irisbachs hinabzog. An ihrer Spitze ritt Immo im eiſernen Kettenhemd, den Stahlhelm am Sattelgurt, den Holzſchild um den Hals gehängt, einen ſtarken Speer in der Hand, neben ihm Brunico in ähnlicher Rüſtung. Ihnen folgten zu Fuß wohl dreißig rüſtige Jünglinge in kurzem Eiſenhemd und leichter Helmkappe, mit hohen Lederſtrümpfen und nackten Knieen, auf dem Rücken den runden Schild mit eiſernem Buckel, darunter den Köcher mit Pfeilen, in der Hand den Stahlbogen und zwei Wurfſpeere. Mitten in der Schaar fuhren zwei Heerwagen, mit ſtarken Roſſen beſpannt, den Kriegsbedarf: Waffen, Wollmäntel und Säcke mit Lebensmitteln. Mit behendem Fuß ſchritten die Knaben des Waldes und mancher hob unnöthig die Beine, um ein wenig den Reigen zu ſpringen, welchen der Rufer des Hauſens vorſang. In der Nähe eines Gehölzes hielt der Zug. Die Späher eilten voran, auf die Zeichen welche ſie zurückgaben, tauchte der ganze Haufe in den Buſch. Immo ſprang zur Erde, ſtellte die Wächter und die Jünglinge bereiteten ſich und den Roſſen das Mittagsmahl. Nur Brunico ritt vorwärts, begleitet von einem leichtfüßigen Genoſſen. Nicht lange, und er kehrte eilig zurück: „Eine reiſige Schaar liegt vor uns auf dem Wege, grade unter der Irisburg. Sie ſorgen wenig um Wache und Ausguck. Das Banner, welches ſie führen, gehört, wenn wir recht erkennen, dem Grafen Gerhard. Es ſind mehr als hundertzwanzig Roſſe, die Reiſigen bereiten das Mahl am Bache und hauſen übel im Dorfe unter der Burg; ich ſah ſie Garben und Geräth aus den Höfen herzuſchleppen und die Landleute liefen ihnen nach und ſchrien.“

„Ob uns die Begegnung lieb oder leid iſt,“ entſchied Immo, „wir vermögen ſie ſchwerlich zu vermeiden. Denn da auch Graf Gerhard dem König zuzieht, ſo ziemt uns nicht gleich Wölfen heimlich hinter ihm herzutraben. Folge mir zu ſeinem Lager, ihr Andern aber bergt euch im Verſteck.“ Und er beſprach mit dem Hauptmann ſeiner Knaben, was die Vorſicht gebot.

Die beiden Reiter mieden den graden Weg zum Lager des Grafen, um die Richtung ihrer Raſtſtelle nicht zu verrathen, über einen Hügel ritten ſie im Trabe dem Banner zu. Brunico ſtieß in das Horn, das er am Halſe trug, und ſie harrten der Antwort. Im Lager entſtand eine Bewegung, zwei Gewappnete kamen ihnen entgegen. Ruf und Gegenruf wurden getauſcht, die Gräflichen fuhren rückwärts zu ihrem Herrn und brachten eine höfliche Einladung.

„Sei gegrüßt im Kriegskleide, du Flüchtling aus Wigberts Stall,“ rief der Graf lachend dem Ankommenden zu. „Auch meine Helden werden dich als Reiſegenoſſen willkommen heißen. Denn nur bis zum Main iſt unſer Weg frei, von da müſſen wir uns länger als eine Tagfahrt an den Burgen des Hezilo vorbeiwinden, und wir ſorgen, ob er uns die Straße verbauen wird. Mit geringem Gefolge kommſt du, hoffſt du allein beim König Anſehn zu gewinnen?“

„Meine Knaben blieben zurück, ſie ſchreiten auf ihren eigenen Beinen,“ verſetzte Immo.

„Mit Fußläufern ziehſt du heran?“ ſpottete der Graf. „Doch ihr in den Waldlauben übt alten Bauernbrauch. Mich wundert, Immo, daß du nicht beſſer für dich geſorgt haſt. Geringe Ehre wird dir die unritterliche Schaar erwerben, denn an ſolchem Troß fehlt es dem Könige nicht.“

„Ihr werdet anders von ihnen denken, wenn ihr erſt ihre Schläge geprüft habt,“ verſetzte Immo.

„Wohlan, Jeder verſuche ſein Beſtes,“ fuhr der Graf fort und Immo glaubte ein ehrliches Wohlwollen in ſeinem Geſicht zu erkennen. „Andere Arbeit beginnt jetzt, als unſer Hader mit den Mönchen war. Setze dich neben mich, heut biete ich dir mit gutem Willen den Trinkkrug, da du zu uns gehörſt. Der lateiniſchen Reden biſt du ledig, obgleich meine Tochter Hildegard deine

Stimme wohl vernehmen würde, wenn du ein Mönchsgeſchrei erheben wollteſt, denn ſie begleitet unſern Zug und raſtet nicht gar weit von meinen wilden Knaben.“

Immo hatte Mühe, die freudige Ueberraſchung zu verbergen. „Warum führt ihr die Tochter in das Heerlager?“

Der Graf lachte ſchlau. „Die Königin hat ſie nach Regensburg geladen, die hohe Frau Kunigund hat, wie der Bote rühmt, Gutes von dem Kinde gehört und will der Mutterloſen eine Beſchützerin ſein. Verſtehſt du wohl, Immo, was dieſe Huld bedeutet?“

Immo bekannte ſeine Unwiſſenheit.

„Die Händler haben den Brauch, wenn ſie ein Geſchäft für die Zukunft bereden, ſo geben ſie einander ein Unterpfand für treue Erfüllung. Du haſt bereits etwas von den Waldwieſen vernommen. Dieſe halte ich, der König aber begehrt dagegen die Jungfrau. Und gern führe ich ſie ihm zu, denn ich vertraue auf das Glück und die Klugheit des Königs. Ihm iſt bisher vieles gelungen, und ich hoffe, daß auch mir dieſer Krieg Land und Leute mehren ſoll, denn meine Wälder grenzen an die Mark des Hezilo. Und darum bringe ich mein ganzes Heergefolge dem Könige, wahrlich mit großen Koſten. Sieh, Immo, auch meine Kampfhähne führe ich mit mir,“ er wies auf die beiden Fechter, welche in neuem, rothem Gewande zu unterſt auf dem Raſen ſaßen und mit ihren rieſigen Armen große Trinkkrüge ſchwenkten. „Denn König Heinrich achtet wenig auf die fahrenden Leute und vor andern ſind ihm die ſchweifenden Frauen verhaßt, welche ſich im Tanze vor den Helden drehen und dabei ihres Gewandes entledigen. Ja man ſagt, daß ihm alles Weibervolk verleidet iſt. Doch die Kämpfer ſchaut er gern, wenn ſie herzhaft gegen einander ſchlagen. Und dies ſage ich auch, Hahn Ringrank und Hahn Sladenkop, wenn ich euch zum Ergötzen des Königs gegen einander kämpfen laſſe, ſo begehre ich andere Wunden als die einzölligen, die ihr im Vertrauen auf meine Gutherzigkeit einander anzumeſſen pflegt. Denn dergleichen ſchwache Ritze kann der König bei jeder Kirchweih ſehen. Herrenwunden verlange ich diesmal, dreizöllig, und wenn ihr den König ehren wollt, noch tiefer und länger und zwar mit ſpitzem Eiſen und nicht auf die Arme, ſondern auf die Bruſt."

Die Fechter ſahen bekümmert einander an und Ringrank antwortete ſich erhebend: „Drei Zolle auf der Bruſt mögen unſern Brotherrn um zwei Kämpfer ärmer machen. Fordert der Herr großen Dienſt, ſo erſehnt ſich der Mann großen Lohn. Sorgt wenigſtens, daß wir beide gegen einander kämpfen und nicht gegen die Schaar, welche der König mit ſich führt, denn dieſe ſind ungerecht bei dem Meſſen der Wunden, um ihren eigenen Ruhm gegen Andere zu erhöhen."

Die Herren lachten und ſaßen in guter Laune beim Mahl, tranken und riefen Heil, wie unter Helden Brauch iſt.

Da nahte in geſtrecktem Lauf Egbert, der Dienſtmann, und trat ſtaubbedeckt, mit heißem Antlitz vor den Grafen. „Durch wilden Ritt holte ich Kunde, die Manchem ſorgenvoll wird," rief er. „Dem König iſt ſein ganzer Schatz genommen. Held Magane, der Diener des Babenbergers, hat den Schatz auf der Reiſe gefangen, ich ſelbſt ſah den Mann des Markgrafen und ich ſah die lange Reihe der Saumroſſe und Karren in ſeine feſte Burg treiben."

Mit Schreckensrufen ſprangen die Bankgenoſſen von ihren Sitzen und drängten ſich um den Boten, auch der Graf erhob ſich beſtürzt. „Wie ein Unſinniger geberdeſt du dich, daß du dieſe Kunde vor allen Ohren ausrufſt."

„Herr, ſie läuft durch das ganze Land wie Waſſer durch den gebrochenen Damm, in den Dörfern liefen die Leute zuſammen, und ich ſah, daß friſche Geſellen, die dem Lager des Königs zuritten, von den Roſſen ſtiegen und die Köpfe ſenkten; wie ſoll einer unter dem Habicht dahinreiten, welchem die Federn gerupft ſind?"

„Oft hörte ich den großen Schatz des Königs rühmen," begann kopfſchüttelnd ein alter Kriegsmann, „und gern dachte ich an das goldene Kreuzgeld darin, an die Armringe und Becher, mit denen er ſeine Getreuen lohnen würde; die Baiern haben lange an dem Schatz geſammelt, manch uraltes Schmuckſtück lag darin aus Sachſenland, das einſt Wieland der Held, geſchmiedet hat."

„Jetzt aber iſt der König ſo kahl wie meine Handfläche," rief Egbert, „wer ihm dient, mag zuſehen, wie er die Koſten des Zuges wiederfindet. Denn nicht der Goldſchatz allein iſt in die Hand des Markgrafen gefallen, ſie ſagen, daß auch die Königskrone dabei war, die heilige Lanze und die hohen Reliquien, an denen die Königsmacht hängt.“

Die Krieger erſchracken, Viele bekreuzten ſich und die Blicke Aller wandten ſich nach dem Grafen, deſſen unſicherer Blick verrieth, daß er mit ſchwerem Zweifel rang. „Iſt die Krone verloren, wie mag er das Reich bewahren,“ fuhr ihm heraus. „Unheil brachte der Tag, an dem wir auszogen, und üble Vorbedeutung war es, daß der Sauhirt die Faſelſchweine über den Weg trieb.“

„Auch andere Botſchaft bringe ich, Herr,“ fuhr Egbert fort. „Als ich vom Main den Kieferwald heraufritt, raſtete an der Landſtraße Heriman, der Goldſchmied aus Erfurt, der nach ſeinen Worten zum König Heinrich reiſt. Da er ein Packpferd bei ſich hatte, ſo rieth ich ihm, ſich unter euren Schutz zu begeben, er aber widerſtrebte und ich verließ ihn im Walde allein mit ſeinem Knechte.“

Der Graf ſah ſeinen Dienſtmann kummervoll an ohne zu antworten. Aber Immo vermochte ſeinen Unwillen nicht zu unterdrücken.

„Dreiſte Worte höre ich von den Helden eurer Bank, Graf Gerhard; mich dünkt, ſie ſtehen Solchen übel, die dem König zuziehen.“

„Wie vermag ich ihre Gedanken zu beugen,“ verſetzte der Graf unwillig, „da ſie doch Recht haben? Kann der König ſeinen Kriegern nicht lohnen, wie ſollen ſie ihm dienen? Entweicht zur Seite,“ rief er den Dienſtmannen zu, „vergällt iſt mir der Trunk, harret, bis ich allein den Rath finde, der uns frommt.“

Die Bankgenoſſen brachen auf und ſetzten ſich in die Nähe ihrer Roſſe mit bedrängtem Gemüth zu kleinen Haufen.

Immo merkte, was in der Seele des Grafen vorging und daß ſeine ſtille Hoffnung, der Jungfrau in den nächſten Tagen als Reiſegenoſſe nahe zu ſein, ſchnell dahinſchwand. Er begann deßhalb: „Zürnt meiner Jugend nicht, wenn ich dreiſt mit euch rede. Ich ahne, daß euch die Reiſe zum König verleidet iſt, denkt daran, daß ſeine Gefahr größer iſt als die eure und daß ihr ihm grade jetzt eure Treue erweiſen müßt. Denn er iſt nach Recht unſer Herr, und er hat euch, wie ihr mir vertrautet, im Voraus gelohnt. Ich vernahm immer, daß Treue und Dankbarkeit ſtarke Ketten ſein ſollen, welche den Helden binden.“

„Du ſprichſt gut,“ verſetzte der bekümmerte Graf, „aber du biſt jung. Glaube mir, Immo, als ich in deinen Jahren war, lebte ich ſo treu und dankbar wie ein Hündlein, ich lief hin und her, um Andern zu dienen, und wenn mir die Könige einen Brocken zuwarfen, ſo ſprang ich vor Freude. Jetzt aber habe ich eigenes Gut zu bewahren und muß vielen Begehrlichen ſpenden, jetzt räth mir die Vorſicht, vor Allem zu fragen, was mir vortheilhaft iſt, damit ich mich in meiner Macht erhalte zwiſchen Pfaffen und Laien, welche ſämmtlich gierig ſind, ſich zu meinem Schaden auszubreiten.“

„Zürnt mir nicht, Graf Gerhard, wenn ich euch ſage, daß es edler iſt mit Ehren unterzugehen als in Schande zu leben," rief Imme.

„Daſſelbe iſt immer auch meine Meinung geweſen," verſetzte der Graf. „Ganz wie du war auch ich in meiner Jugend willig, mich für den Herrn töten zu laſſen, dem ich damals diente. Jetzt aber bin ich ſelbſt ein Herr, welcher Andere erhält, die für ihn auf der Wahlſtatt ſterben, jetzt habe ich um eine Herrenehre zu ſorgen und dieſe befiehlt mir vor Allem, daß ich Herr bleibe über Andere und mit hundert oder zweihundert Roſſen in's Feld ziehe, für oder gegen wen es auch ſei. Darum will ich auch dir Gutes rathen. Setze dich nicht in ein Haus, welches ſtürzen will."

„Soll ich umkehren?" frug Immo prüfend. Da der Graf keine Antwort gab, fuhr er nachdrücklich fort: „Ich gehe zum König, und wenn Alle von ihm abfallen, ſo ſoll er doch im letzten Kampfe nicht allein ſtehen."

„Auch du biſt nicht allein, Immo, du haſt für Andere zu ſorgen, welche dir folgen."

„Ich will ſie fragen, ob auch ihnen mit dem Raub des Schatzes die Kampfluſt geſchwunden iſt. Die ich führe, ſind freie Knaben vom Walde, und ich weiß die Antwort im Voraus."

„Wie viel ſind ihrer?" frug der Graf mit einem Wolfsblick. „Mich wundert, daß du ſie von meinen Leuten getrennt hältſt."

Immos Auge flog über das Thal, er ſah, daß er ſelbſt in der Gewalt des Grafen war, denn ein Wort vermochte die ganze Meute gegen ihn zu hetzen, er trat deshalb zurück, legte die Hand an das Schwert und antwortete: „Meine Knaben ſind ſchnell zu Fuß und von der Heimath her an Waldverſteck gewöhnt, auch ihr Lager haben ſie vorſichtig gewählt und wer ſie bewältigen wollte, würde harte Stöße erhalten und ſchwerlich Beute aus ihren Taſchen davon tragen. Darum iſt es beſſer, daß ihr uns ungekränkt ziehen laßt wohin wir wollen. Ihr aber vernehmt zum Abſchied noch Eins: Große Lügen erzählen die Leute auf der Landſtraße, vielleicht war es gar nicht der Schatz des Königs, welcher gefangen wurde, oder doch nicht der beſte Theil. Wer die Ehre eines Herrn hat, wie ihr nach eurer Rede, der ſollte vorſichtig ſein, bevor er ſie gegen Schande weggiebt. Lebt wohl, Graf Gerhard, wenn wir uns wiederſehen, ſo möge es in Frieden ſein, denn zweimal habe ich als Gaſt an eurem Tiſch geſeſſen und ungern würde ich euch feindlich gegenüberſtehen.“

Während der Graf betroffen die kluge Warnung erwog, gewann Immo ſein Roß, welches Brunico bereit hielt, und verließ unangefochten das Lager.

Als die Sonne ſank, warf ſie ihr goldenes Licht über die Höhe, auf welcher die Irisburg ſtand. Der alte Thurm glänzte wie mit leuchtender Farbe übergoſſen und an der niedrigen Burgmauer lagen die Ranken der Brombeern wie mit Purpur und Goldfaden umwunden. In der unteren Hälfte des umſchloſſenen Raumes brüllten die Rinder, welche von den Dorfleuten dort zuſammengetrieben waren. Auf der höchſten Stelle im Burgwall ſtand eine Sommerlinde, welche ihre großen Blätter als ein dichtes Laubdach faſt bis zum Boden breitete. Es war ein wonniger Platz, wilde Glockenblumen blühten in dem lichten Schatten und kleine Schmetterlinge fuhren hin und her, die Vögel lockten ihre Jungen in den Aeſten des Baumes zuſammen und die Grillen ſchwirrten den Chorgeſang zu dem Ruf der Gefiederten. Dort ſaß Hildegard, das Grafenkind; die Hände im Schooß gefaltet ſah ſie in das Thal über das Lager der Reiſigen, über den Laubwald und über die geſchwungenen Höhen dahinter bis in die Ferne, wo Erde und Himmel im Dämmerlicht zuſammenfloß. In ehrerbietiger Entfernung lagerten einige alte Dienſtmannen, welche zum Schutz der Jungfrau hinauf geſandt waren, auch ſie ſchauten abwärts nach dem Main hin und wieſen einander unter dem lichten Gewölk die Grenzburgen des Feindes. Es war ſtill um die Jungfrau, nur einzelne Klänge aus dem geräuſchvollen Lager drangen herauf, zur Seite blökte das Heerdenvieh und zuweilen lief eine Ferſe nahe heran und rupfte die Blätter des Baumes. Dann knackte und rauſchte es hinten in den Zweigen, Hildegard wandte ſich um und ſcheuchte die Vorwitzigen, aber ſie kamen doch wieder und das Mädchen vergaß zuletzt in ihren Träumen die genäſchigen Gäſte.

Ihre Lippen bewegten ſich und leiſe klangen die geſungenen Worte des heiligen Liedes:

Audi, benigne Conditor,
nostras preces cum fletibus*).

---

*) Höre, gütiger Schöpfer, unſer Gebet und Flehen

Aber ſie gedachte im Singen nicht ſehr an den Schöpfer, ſondern mehr an einen Flehenden, der ihr dieſelben Worte vor wenig Wochen im Scherz zugerufen hatte. Und während ſie ſo ſang und mit verklärtem Blick vor ſich hinſah, war ihr, als tönte der Sang noch einmal über ihr in dem Baume. Sie hielt inne, da rauſchte es in den Zweigen und bei dem Säuſeln der Blätter klang über ihr wieder dieſelbe Weiſe, aber mit anderen Worten, und ſie vernahm von der Höhe:

Rana coaxat suaviter
Jn foliis viridibus*).

Sie ſaß unbeweglich, ein Lächeln flog um ihren Mund und eine hohe Röthe ergoß ſich über ihr Antlitz, aber ſie wagte nicht aufzuſehen, damit der luſtige Traum nicht entſchwinde. „Biſt du es, Geſelle?" frug ſie leiſe. Aber gleich darauf ſchämte ſie ſich der vertraulichen Rede.

„Ich liege über dir in den grünen Blättern," klang es von oben zurück. „Ganz gut iſt mein Lager auf ſtarkem Aſt; blicke aufwärts, wenn dir's gefällt, damit ich einmal deine großen Augen ſehe, denn dieſe haben mich hergezogen."

Das Mädchen erhob ſich ſchnell und wandte ſich dem Aſt zu, in demſelben Augenblick neigte Immo das Haupt behend abwärts, umſchlang von der Höhe mit einer Hand ihren Hals und küßte ſie auf den Mund. „Guten Tag, Geſelle," ſprach er, „ſo hatte ich mir's ausgeſonnen und ſo iſt es vollbracht.“ Er fuhr wieder aufwärts und ſah von ſeinem Aſte zärtlich in das geröthete Antlitz.

---

*) Der Froſch quackt lieblich in den grünen Blättern.

„Wenn ich die Wächter rufe, fangen ſie dich,“ murmelte Hildegard halb bewußtlos.

„O thue es nicht,“ flehte Immo, „denn bei Tag und Nacht dachte ich daran, ob ich dich wiederſehe. Wenn die liebe Sonne nach Weſten ging, ſo freute ich mich, daß ſie deine Wangen beſcheinen würde. Oft habe ich dir Botſchaft gerufen über Berg und Thal und den Bergwind ermahnt, daß er dir etwas von mir zutragen ſolle. Aber ruhelos ſchweift der Wind und unſicher iſt, ob er nach unſeren Bitten thut. Darum kam ich lieber ſelbſt.“

Hildegard ſah ihn furchtſam an. „In unſerem Thurme fand ich ein graues Käuzlein, als es in Noth war, das bewahrte ich mir gern in meinem Gemache. Aber über Nacht hat es ſich in ein Raubthier verwandelt. Ganz anders erſcheinſt du mir hier als daheim in der Halle; wie ein Drache in ſeinem Schuppenkleide liegſt du auf dem Aſt, und ich weiß nicht, biſt du noch der, an den ich dachte, oder biſt du ein Fremder.“

„Aus dem Gewand des Kauzes bin ich geſchlüpft und das Eiſenhemd trage ich, Hildegard, auch um deinetwillen. Wenn einmal der Spielmann vor dir ſingt und du vernimmſt, daß er auch meine Thaten rühmt, dann ſollſt du ſtolz ſein auf deinen Geſellen.“

„O du thörichter Immo,“ rief das Mädchen kummervoll, „wie ſoll ich mich freuen, wenn ich von den

Schwertern höre, die dich bedrohen, und bedenke, daß die Streitaxt gegen dich fliegt. Leidig iſt mir der Ruhm, den die Sänger geben, denn ſie preiſen am liebſten die Helden, welche tot auf der Walſtatt liegen. Ich aber dachte dich zuweilen gern an meiner Seite, dann ſangen wir zuſammen und ich ſtrafte dich, wenn du unartig warſt, indem ich dich an deinen Haaren zog."

„Thue das jetzt," bat Immo, neigte den Kopf wieder zu ihr herab und ſah ſie bittend an. Aber der Jungfrau rannen die großen Thränen aus den Augen, ſie lehnte ihr Haupt an den Baumſtamm und weinte ſtill vor ſich hin. Immo ſchob ſich näher, wieder legte er ſeinen Arm um ihren Hals und ſprach ihr leiſe in's Ohr: „Geliebte, dich ſelbſt will ich gewinnen auf der Kampfhaide. Wenn ich mein Haupt ſtolz tragen darf, erbitte ich dich von deinem Vater zum Gemahl."

Hildegard blickte ihn treuherzig unter Thränen an und antwortete: „Das weiß ich, und darum weine ich."

Da küßte er ſie wieder und ſie widerſtrebte ihm nicht. „Auch du biſt meinem Herzen lieb geworden," fuhr ſie ſeine Hand haltend, leiſe fort, „zuerſt am Abend in der Halle und dann an jedem Tag und Abend noch lieber, wenn ich in der Einſamkeit an dich dachte. Denn ganz einſam lebte ich im Hauſe unter den Buchen und nur ſelten vernahm ich ein Freundeswort. Der Bruder iſt unbändig, meinen Vater ſah ich wenig und er ängſtigt mich durch wilde Reden und durch die Sorge, die ich um ſeine Seele habe. Da, wenn ich allein ſaß, ſchaute ich dein lachendes Antlitz vor mir und ich ſprach ganz vertraulich zu dir als zu meinem lieben Geſellen. Und ich dachte auch an dich, wenn die Amſel in ihrem ſchwarzen Kleide ſchlug, denn im ſchwarzen Schülerkleide ſaßeſt du neben mir; und ich dachte zuweilen auch an dich, wenn ich längs dem Weiher ging, wo die Quaker ſo luſtig ſchrien. Das darf dich nicht verdrießen,“ und ein flüchtiges Lächeln zog über ihr unſchuldiges Geſicht. „Jetzt aber ſoll ich dein gedenken, wenn die Grauwölfe nach Raub heulen und wenn die Geier über mir in der Luft ſchweben. Wie vermag ich Gutes für dich und mich zu hoffen, da du das Glück erſt vom Schlachtfelde holen willſt. Immo,“ rief ſie angſtvoll, „wenn du auf die Kampfhaide ziehſt, ſo weiß ich nicht mehr, ob du an der Seite meines Vaters kämpfen wirſt oder gegen ihn; denn der Vater“ — ſie hielt inne und legte ihre Wange auf ſeine Hand.

„Ich weiß, was mir deine Lippe verbirgt,“ antwortete Immo, „ich aber gehe zum Könige, denn ich höre, er iſt in der Noth.“ Da drückte ſie krampfhaft ſeine Hand und weinte wieder darauf. „Leidvoll iſt für uns beide, Hildegard, daß ich zum König halte, obwohl dein Vater ihn meiden wird?“

Die Jungfrau ſah ihn mit großen Augen an. „Du wirſt thun, was dir dein redliches Herz gebietet. Wenn ich auch traure, denke nicht, daß ich dich bei dem Vater feſthalten will.“

„So ſpricht mein guter Geſelle,“ rief Immo froh und neigte das Haupt wieder zu ihr herab. „Den hohen Engeln vertraue ich, deren Segen du mir geſendet haſt, daß ſie uns beide wieder zu einander führen. Dich aber flehe ich an, wenn ein fahrender Spielmann vor dir ſingt, ſo wende dich nicht ab, wie die Kloſterfrauen zuweilen thun, ſondern ſpende ihm etwas und ſprich dabei die Worte: „auch für dich fliegt ein Engel,“ dann freut er ſich und ſagt dir vielleicht Kunde von mir. Und haſt du eine Botſchaft für mich, ſo gieb ſie mit denſelben Worten einem Fahrenden, daß er ſie ins Lager des Königs zu ſeinem Geſellen Wizzelin trage. Dieſen kenne ich als einen treuen Mann, obgleich er ohne Ehre lebt. Das verſprich Geliebte, mir aber gieb den Scheidegruß.“

Die Jungfrau hob ſich zu ihm empor und hielt ihre Hand über ſein Haupt: „Du denke mein, wenn du allein biſt und zuweilen auch unter den wilden Helden, und vor Allem im Abendlicht, wenn du die grünen Blätter über dir ſiehſt, wie jetzt, und immer — und immer.“ Sie warf die Hände um ſeinen Hals und küßte ihn herzlich. Er aber hielt ſie feſt; und das Geſchwirre der Grillen übertönte leiſe Worte, Seufzer und Küſſe der Liebenden.

Noch einmal umſchlang ſein Arm die Weinende, dann verſchwand er im grünen Laubdach. Hildegard ſaß wieder auf dem Stein und lauſchte; die Zweige rauſchten und knickten hinter ihr, dann wurde es ſtill. Noch immer malte die Abendſonne das Baumlaub mit röthlichem Gold, die Grillen und Vögel im Wipfel ſchwirrten und ſchrien und die blauen Glockenblumen ſtanden ſo luſtig wie vorher. Aber das Mädchen ſah ernſthaft in eine fremde Welt, das Kind war unter der Sommerlinde zur Braut geworden.

Auf einem Hügel im bairiſchen Frankenlande, der weite Ausſicht bot, ſaß zwei Tage ſpäter ein fremder Krieger am Zaun eines einſamen Bauerhofes. Er trug die gewöhnliche Rüſtung eines Reiſigen, hatte den Helm neben ſich auf die Bank gelegt, ſchnitt mit ſeinem Dolch in ein großes Schwarzbrot und verzehrte behaglich die Biſſen. Daß der Kriegsmann einen Wachtpoſten befehligte, war leicht zu erkennen. Denn aus dem Hofe vernahm man das Schnauben und den Hufſchlag von Pferden, welche dort geborgen waren; zur Seite hielt in Entfernung eines Pfeilſchuſſes ein gepanzerter Reiter auf ſchwerem Kriegsroß, unbeweglich das Antlitz nach Norden gewandt, und weiter vorwärts ſtanden im Halbkreiſe hinter Büſchen und am Rand der nächſten Höhen berittene Späher; wo den Roſſen auf der Höhe ein Verſteck fehlte, waren ſie in Senkungen des Bodens zurückgeführt, während ihre Reiter hinter Steinen oder im Graſe verſteckt lagen. Auch der Kriegsmann auf der Bank unterbrach zuweilen ſeine Mahlzeit, um in die Ferne zu ſchauen. Als einige Reiter heranſprengten, erhob er ſich ungeduldig. „Wen bringſt du dort wider ſeinen Willen heran, Bernhard?“ rief er dem Führer zu, als dieſer am Fuß des Hügels hielt.

„Es ſind zwei wilde Knaben. Der eine giebt vor, das Lager zu ſuchen. Bote nennt er ſich mit einem Brief an den Kanzler.“

Der Kriegsmann winkte. Immo wurde zu Fuß durch zwei Bewaffnete den Hügel hreaufgeführt. „Wer ſendet dich mit dem Briefe," frug der Gebietende, den Jüngling mit ſcharfem Blick muſternd.

„Frage den Kanzler, wenn du das wiſſen willſt," verſetzte Immo. „In meiner Heimath lobt man den Boten nicht, der gegen Fremde von ſeiner Sendung ſchwatzt."

„Wo iſt deine Heimath?"

„Ein Thüring bin ich, und freundlichen Gruß habe ich von den Mannen König Heinrichs gehofft, denn Schwertgenoſſe will ich ihnen werden gegen den Markgrafen."

„Schlägt dein Arm ſo ſcharf als deine Zunge behende iſt, ſo mag der König dich wohl gebrauchen," verſetzte der Andere gleichgiltig, „doch damit wir ſehen, ob du die Wahrheit ſprichſt, ſo weiſe uns den Brief."

„Das denke ich nicht zu thun," entgegnete Immo unwillig, „mein Auftrag lautet, den Brief dem Kanzler in ſeine eigene Hand zu geben; dich aber erſuche ich um Geleit, damit ich ihn finde."

„Ich will den Brief ſehen," wiederholte der Kriegsmann ſeinem Wächter. Dieſer winkte den Kriegern und faßte den Arm Immos, aber der Starke entwand ſich ihm, ſprang zur Seite und zog ſein Schwert. „Wer mir das Pergament entreißt, den mache ich zum toten Mann," rief er zornig.

Auch Bernhard zog ſein Schwert. „Auf ihn, ſchlagt den Frechen nieder."

„Halt,“ rief der Befehlshaber, „bergt das Eiſen, auch du, Fremdling. Ich fordere von dir, daß du mir den Brief zeigſt, ich gelobe dir, daß ich ihn zurückgebe und dich, wenn du willſt, zu dem Kanzler geleiten laſſe.“ Er faßte an den Knopf ſeines Schwertes. Immo gab dem ruhigen Befehle zögernd nach. Er zog eine kleine Taſche hervor, die er an einem Riemen unter dem Gewande trug, und hielt ein geſchloſſenes Pergament in die Höhe.

„Gieb her, damit ich ſehe, ob es ein Brief iſt.“

„Schwerlich wirſt du die Aufſchrift zu leſen vermögen, auch wenn du der Buchſtaben kundig biſt, denn die Außenſeite iſt leer.“

„Du biſt ein Bote aus Herolfsfeld,“ rief der Kriegsmann das Siegel betrachtend und ſeine Augen blickten ſcharf nach dem Jüngling. „Haltet ihn feſt.“ Er löſte das Siegel, entfaltete den Brief und las, während Immo heftig gegen ſeine Wächter rang. „Thut ihm nichts zu Leide,“ rief er, „es iſt Immo, Sohn des Helden Irmfried, und guten Empfang hat er im Lager des Königs zu erwarten. Halt Ruhe, du Wilder,“ ſetzte er halb lächelnd, halb unwillig hinzu, als er ſah, daß Immo ſeine Bändiger bewältigte und den Helden Bernhard wie einen Klotz auf den Raſen warf. „Der Kanzler hat mir das Recht gegeben, ſolche Briefe zu leſen; du aber freue dich des Zufalls, denn er mag dir eher zum Heil als zum Schaden ſein.“

„Wer aber biſt du?“ verſetzte Immo in hellem Zorn, „bei St. Wigbert, wenn du nicht König Heindich ſelbſt biſt, ſo haſt du grobe Ungebühr geübt an Herrn Bernheri, an dem Kanzler und an mir und du ſollſt mir's mit dem Schwert bezahlen.“

„Da ich hierzu keine Luſt habe,“ antwortete der Kriegsmann ruhig, „ſo denke, daß ich der König bin,“ und als er ein maßloſes Erſtaunen in dem ehrlichen Geſicht des Jünglings erkannte, welches ſeltſam gegen die zornige Geberde abſtach, fuhr er lachend fort: „ob ich's bin oder nicht, das ſoll dich jetzt nicht kümmern, frage nicht nach meinem Namen, du wirſt ihn wohl ſpäter erfahren, begnüge dich damit, daß ich dir wohlgeſinnt bin und daß ich das Beſte mit dir theilen will, was ich jetzt habe.“ Er wies auf das ſchwarze Brot und ein Thongefäß mit Waſſer, welches dabei ſtand. „Setze dich jetzt zu mir wie ein Krieger zum andern, nachdem du deinen Brief wieder geborgen haſt, und beantworte mir die Fragen, die ich dir thue.“

Immo ſtarrte immer noch erſtaunt auf den Fremden, im Anfang war er ihm nicht anſehnlich erſchienen, jetzt ſah er einen Mann vor ſich, der etwa zehn Jahre älter war, als er ſelbſt, das Geſicht war hager und bleich, aber zwei geſcheute Augen ſtanden darin, deren Ausdruck ſchnell wechſelte, und den beweglichen Mund umzogen kleine Falten, ſo daß der Fremde faſt ausſah wie Vater Heriger, welcher der beſte Vorleſer im Kloſter war. Immo beugte ſein Knie, um den König zu ehren, aber der Kriegsmann machte ein ſchnelles Zeichen mit der Hand. „Bei Waſſer und Brot ſpare den Königsgruß, bis du König Heinrich in ſeiner Würde ſiehſt, ſetze dich zu mir und gieb mir Antwort. Doch vorher muß ich dich dieſen Helden verſöhnen. Faßt an eure Schwerter und gelobt einander keinen Groll zu tragen und den Schwingkampf auf dem Raſen nicht zu rächen.“

Das thaten die Männer und reichten mit gerötheten Geſichtern einander die Hände. „Und jetzt, Immo, verkünde mir, wie kommt es, daß du aus der übelgeſinnten Burg der Wigbertmönche zu König Heinrich reiſeſt; denn die Leute ſagen, daß ihm das Glück nicht hold iſt.“

„Herr, wer ihr auch ſeid,“ verſetzte Immo, „da ihr gütig zu mir redet, ſo will ich euch Alles bekennen. Noch vor wenig Wochen ſorgte ich nicht ſehr um den König und den Markgrafen, nur daß ich die Kloſterregel ungern ertrug und mich nach dem Schwertamt meines Vaters ſehnte. Seit ich aber über dem Tutilo die Geißel geſchwungen hatte und ſchnell das Kloſter verlaſſen mußte, riethen mir meine Gedanken, dem Könige zu folgen.“

Als der Kriegsmann von den Geißelhieben des Tutilo vernahm, begann er laut zu lachen und ſchlug ſich mit den Händen auf die Schenkel, ſo daß Immo ihn erſtaunt anſah und die Anſicht erhielt, dies könne der König nicht ſein. „Er hat den Babenberger mit ſeiner eigenen Waffe geſchlagen,“ rief der Luſtige, „wahrlich, jetzt wundert mich nicht, daß dir im Kloſter zu heiß wurde, denn du haſt dir dort einen Todfeind gemacht.“

„Es iſt wohl ein Verwandter des Königs,“ dachte

Immo und ſchnitt mit größerer Ruhe in das Schwarzbrot, das ihm der Andere hinſchob.

„Fahre fort,“ ſprach der Kriegsmann, „wie waren deine Gedanken, die dich zum König führten?“

„Nun, Herr, ich dachte, wir ſind doch faſt in gleicher Lage. Denn auch von König Heinrich ſagen ſie, daß er zum Geiſtlichen beſtimmt war, er aber hat ſich das Schwert gewählt.“

„Dafür gehört er zu dem Geſchlecht, welches die Krone trägt,“ verſetzte der Kriegsmann, „du aber beräthſt dich übel, wenn du der Stola zu entrinnen ſuchſt. Fehlt dir die Demuth, um den Haarkranz eines Mönches zu tragen, ſo wiſſe, auch der Biſchof reitet hoch zu Roß, und trägt ſein Panzerhemd, und manchen ſah ich in hartem Gedränge ſeine Streiche austheilen; Falken und Jagdhunde fehlen ihm nicht und für andern Zeitvertreib erhält er leicht Dispens. Dem Könige aber ſind die Biſchöfe, die er einſetzt, die treueſten Diener; ſie ſind die Gehilfen ſeiner Herrſchaft, denn wenn ſie auch Söhne haben, ſo folgen ihnen dieſe nicht auf dem Biſchofsſtuhl, und der König hat nicht nöthig, die harten Nacken eines Geſchlechtes zu beugen, welches ſeine Herrſchaft widerwillig erträgt.“

„Dennoch hörte ich im Kloſter,“ antwortete Imme beſcheiden, „daß die Weltgeiſtlichen mehr um ihre eigene Herrſchaft ſorgen als um den Vortheil des Königs und daß ſie ebenſo begehrlich ſind nach irdiſchem Gut wie die Mönche. Denn auch dieſe üben allzuwenig die fromme Sitte und ſie werben und ſchleichen wegen

Hufen und Burgen. Das habe ich ſelbſt zu meinem Schaden erfahren.“

„Haben ſie auch dich ſchon um deiner Sünden willen geängſtigt?“ frug der Andere lachend. „Ich weiß recht wohl, Niemand verſteht ſo gut als ſie mit Kreuz und Bußpſalmen Land und Gut zu erkämpfen.“ Doch ernſthafter fuhr er fort: „Heilige Männer ſind die Mönche, und wir Sünder vermöchten ihr Gebet nicht zu entbehren, auch die Wohlthaten nicht, welche ſie dem Lande ſpenden. Sieh, wenn du es zu verſtehen vermagſt, überall wo ſie gleich den Bienen ihre Waben füllen, bändigen ſie den wilden Heidentrotz im Volke, lehren Kunſt und ſchaffen große Werke. Zuweilen aber werden ſie faul im Stock, wenn des Honigs zu viel iſt, und wer es mit dem Lande wohl meint, muß ihnen dann den Honig nehmen, damit er Andern nützt. Vielleicht ſind die Söhne Wigberts in derſelben Lage.“

„Es iſt doch der König ſelbſt,“ dachte Immo und ihm fuhren die Worte heraus: „So dachte auch Graf Gerhard, da er jetzt dem Wigbert die Wieſen genommen hat.“

Die Haltung des Kriegsmanns wandelte ſich plötzlich. „Was weißt du vom Grafen Gerhard?“ frug er kurz.

Zögernd berichtete Immo, was er die letzten Tage im Kloſter erlebt hatte. Ueber das Geſicht des Kriegsmanns fuhr wieder ein Lächeln, während er mit Antheil zuhörte. „Wo weilt Graf Gerhard?“ frug er, „vernahmſt du etwas von ihm in den letzten Tagen?“ Und als er merkte, daß Imme zu ſprechen zögerte, fuhr ein ſcharfer Blick wie der eines Adlers auf den Jüngling: „Wenn du deine Treue für den König beweiſen willſt, ſo rede die Wahrheit. Wo kamſt du über den Main?“

„Ich möchte ungern etwas ſagen, was dem Grafen zum Schaden gereichen kann,“ verſetzte Imme, „dennoch ſehe ich, daß es ſich nicht bergen läßt. Er lag mit ſeinem Haufen am Irisbach auf dem Wege nach dem Süden.“

Der Krieger ſtand auf. „Gutes verkündeſt du, und du ſollſt den Dank genießen. Denn auf ihn harren wir hier. Wann ſaheſt du ſein Lager?“

„Vorgeſtern Abend ritt ich hinaus.“

„Wohl, die Rechnung war genau. Dann können wir heute Abend ſeine ſchnellen Reiter erwarten. Wie ſtark war ſein Haufe?“

„Mehr als hundert Roſſe zählte ich. Dennoch, Herr, zürnt nicht, wenn ich Unſicheres ſage, er lag auf den Wieſen, ob er aufgebrochen iſt, weiß ich nicht.“

„Was haſt du, Jüngling,“ frug der Kriegsmann befremdet.

„Als ich wegritt, war grade die Kunde gekommen, daß dem Könige der Schatz entführt iſt; und darüber war großes Raunen und Umherlaufen im Lager.“

Der Fremde trat vor Immo, ſah ihm feſt in das Geſicht, dann faßte er ſeine Hand mit eiſernem Druck, führte ihn einige Schritt zur Seite und frug leiſe: „Du meinſt, er zögert deßhalb zu kommen?“

„Ich weiß nichts Sicheres, Herr,“ verſetzte Imme.

„Deine Meinung will ich hören, Jüngling, ſprich die Wahrheit, wenn dir dein Leben lieb iſt, denn du ſtehſt vor deinem König."

Immo warf ſich auf die Knie. „Heil ſei meinem Herrn!" rief er.

Doch der König winkte ihm ungeduldig aufzuſtehn. „Antworte!"

„Laßt mich's nicht entgelten, Herr, wenn ich Unwillkommenes verkünde. Sie ſprachen davon auf dem Irisberg ein Lager zu ſchanzen, und im Morgengrau ſah ich Boten reiten nach der Böhmer Grenze, wo, wie ſie ſagen, die beſten Burgen des Markgrafen ſind."

Der König wandte ſich ab und ſah finſter vor ſich nieder. „Der Graf fängt früh an wie ein großer Herr zu handeln. Wer hundert Roſſe ins Feld führt, der iſt noch nicht vornehm genug, um den König zu verrathen," rief er bitter. „Sendet dein Geſchlecht dich allein?" frug er argwöhniſch.

„Ich führe dreißig leichtbewaffnete Knaben herzu, ſichere Bogenſchützen aus dem Walde. Ich ließ ſie im Verſteck zurück mit einem ſchwerverwundeten Kaufmann, den wir auf unſerm Wege fanden; ihn hatten Räuber gefällt, als er zum Lager des Herrn Königs ritt."

Der König fuhr in die Höhe. „Wie heißt der Kaufmann?"

„Es iſt Heriman aus Erfurt, ein anſehnlicher Burgmann. Da er Vielen von uns wohlbekannt iſt, wollten wir ihn nicht zurücklaſſen."

„Wahrlich," rief der König, „als ein Unglücksbote kommſt du. Iſt der Wunde beraubt?"

„Sein Knecht lag erſchlagen, Roß und Waarenballen waren entführt."

Der König winkte ſchnell mit der Hand, daß Imme zurücktreten ſollte. Dieſer eilte den Hügel hinab zu den Leibwächtern, bei denen Brunico die Pferde hielt, und er ſah aus der Ferne, daß der König auf dem Schemel gebeugt ſein Haupt in die Hand ſtützte. Auf einen Ruf Heinrichs ritt von der andern Seite der große Kriegsmann herzu, welcher den ausgeſtellten Wachen gebot. „Graf Gerhard hemmt ſeine Reiſe," rief dem Abſteigenden der König entgegen, „er wird ſich mit dem Babenberger vereinen, und Heriman liegt beraubt am Boden."

„Oft warnte ich den König," antwortete der Vertraute, „der Treue des Wolfes Gerhard zu vertrauen, er nimmt ſeine Beute, wo er ſie findet."

„Er raubt wie die Andern auch," fuhr Heinrich fort, „er iſt nicht ſchlechter als ſeines Gleichen und ſchleicht vorſichtig durch die Thäler."

„Seine kleine Schaar wird der König ohne Schaden entbehren."

„Nicht die Schilde, welche er von uns abführt, betraure ich; aber grade, daß er kein Held iſt, der Kühnes wagt, ſondern ein Mann wie andere Edle auch, das ſchlägt mir die Wunde. Denn wie er, werden Viele handeln. Wahrlich, es ſteht ſchlecht mit der Sache des Königs, wenn dieſe Art Raubthiere von ſeinem Pfade weicht."

„Auch hat Graf Gerhard ſich bereits vorweg genommen, was ihm der König als Lohn verſprochen hatte,“ begann der große Krieger kalt, „und ihm fehlte der Grund, den andere Empörer vorgeben, daß der König zuerſt ihnen ein Gelöbniß gebrochen habe.“

Heinrich fuhr auf wie von einer Natter geſtochen. „Unleidlich iſt dein Troſt,“ antwortete er ſcheu, „willſt auch du zu meinem Bruder und zu dem Babenberger hinüberreiten, daß du mich in dieſer Stunde einen Treuloſen nennſt und zu einem Geſellen des Grafen Gerhard machſt?“

„Ich habe mich dir gelobt, König, und ich denke meinen Eid zu halten, obgleich ich auch zu denen gehöre, die du als Raubthiere ſchmähſt. Aber die Wahrheit berge ich dir nicht, das haſt du oft erfahren. Ich ſtand dabei, als der König dem Markgrafen bairiſches Land verſprach, damit das Geſchlecht der Babenberger dem König zum Throne helfe. Und ich hörte wieder, daß der König auch ſeinem eigenen Bruder die Herzogswürde in demſelben Baiern verhieß. Jetzt ſchreien beide durch das Land, daß Heinrich ihnen das Wort gebrochen habe. Befiehl mir, ſie im Kampfe zu erlegen, und du weißt, ich werde es thun, wenn ich es vermag. Aber wundere dich nicht, wenn jene Beiden von Vielen gelobt werden, weil ſie ihr Anrecht gegen dich mit den Waffen ſuchen.“

Der König nahm die kühne Rede ſchweigend auf und ſaß wie getroffen von der Vergeltung, endlich hob er das Haupt und begann: „Da ich König wurde, dachte ich beſſer von den deutſchen Edlen. Aber in dem erſten Jahre habe ich ſie erkannt. Jedermann hüte ſich zu verſprechen, was er nicht zu halten vermag, und zumeiſt hüte ſich, wer die Krone trägt. Doch glaube mir, Geſelle, Keinem wird ſchwerer auf ſeinem Wort feſtzuſtehen, als dem Könige, wenn er ein Löwe bleiben will in dem Reich gefräßiger Thiere. Niemand weiß es und Niemand glaubt es, wie dem König ſein verpfändetes Wort und ſein redlicher Wille zu einer Todesgefahr wird in ſpäteren Tagen. Durch die Treue, die er Andern erweiſt, ſchafft er ſich Untreue. Wer heute ſein Freund iſt, wächſt morgen zu ſeinem Gegner, ſobald er Gut und Gabe erhalten hat. Jeder begehrt Macht und je größer ſeine Macht wird, deſto höher wächſt ſeine Begehrlichkeit. Wahrlich, wie ein verächtlicher Tänzer ſchwankt der König auf dem Seil, und die Arme, welche er ausſtrecken muß, um das Gleichgewicht zu bewahren, heißen Liſt und Gewalt. Jammervoll wäre ſeine Ausſicht nach dem Tode, wenn ihm nicht gelänge, den Himmelsherrn wieder zu verſöhnen durch Demuth und fromme Werke. Daß Gutes aus dem Uebel komme, das iſt des Königs geheimer Troſt.“ Er ſtützte das Haupt in die Hand und ſah traurig vor ſich nieder.

Ein Reiter jagte heran, ein zweiter und dritter. „Sieh auf, König, rief ſein Begleiter, „dort hinten blinken die Speereiſen in der Sonne, Krieger ſind es des Gerhard oder der Babenberger, deine Wächter fahren nach rückwärts. Führt die Roſſe her,“ gebot er.

„Hoffen die Thoren zum zweitenmal einen Schatz zu fangen? ſie ſollen nichts gewinnen als harte Schläge."

Auf die Ruhe in der Landſchaft folgte wilde Bewegung, die flüchtigen Reiter ſammelten ſich vor dem Könige, am Hofthor ſtampften die herausgeführten Pferde, der König beobachtete noch immer einen Trupp Reiter, welcher die Wurfſpeere ſchwenkend, heranjagte. „Geringe Ehre wäre es für den König, mitzukämpfen," mahnte der Vertraute. Heinrich nickte gleichmüthig und ſchwang ſich auf ſein Roß, während aus der Ferne gellender Kriegsruf erſcholl.

Immo ſah mit pochendem Herzen und ſtrahlenden Augen auf den Feind, er band ſich den Eiſenhut feſt, rückte den Schild am Arme zurecht, wirbelte den Speer und wollte zu den Wachen ſprengen, welche ſich gegen den Feind ordneten. Da fiel eine Hand ſchwer in die Zügel ſeines Pferdes, neben ihm hielt der große Kriegsmann, ein glühender Blick aus Augen, die er wohl kannte, bannte ihn feſt und eine Stimme, deren Ton ihm tief in das Herz drang, befahl: „Zurück!"

„Mein Oheim Gundomar," rief der überraſchte Jüngling und trieb unwillkürlich ſein Pferd mit einem Sprung zur Seite. „Es iſt mein erſter Kampf, wie darf ich umwenden?"

„Wohl hätteſt du verdient, daß jene dort dich ſchnell auf den Raſen legen. Dennoch gehorche, Knabe!" und der Oheim riß ihm das Pferd herum, ſchlug es mit der Speerſtange und beide ſtoben nebeneinander hinter dem Könige her, der mit wenigen Begleitern flüchtig voranritt. Immo fuhr dahin wie im Traum, zuweilen ſah er verſtohlen auf die düſtre Geſtalt des gewaltigen Reiters, der an ſeiner Seite jagte. „Wende dein Haupt nicht rückwärts,“ befahl Gundomar kurz, „achte auf den Zügel, dein Pferd hat heut mehr Meilen gemacht als dir frommen wird, und jene folgen auf auserwählten Roſſen.“

„Mich kränkt's, Oheim, daß ich abwärts reite.“

„Ich meine, Andere kränkſt du, daß du im Felde reiteſt,“ klang es von dem andern Roſſe zurück und weiter ging es Hügel hinauf und hinab. Die Sonne brannte, die Luft wehte ſcharf an die Wangen. Immo hörte hinter ſich Roſſe ſchnauben und ſah den Hauptmann, mit dem er gerungen hatte, blutend und ſtaubbedeckt an der Seite ſeines Oheims. Dieſer wies auf die Niederung vor ihnen, durch welche ein Bach mit Erlen und Weidengebüſch umwachſen dahinrann. „Du kennſt die Furt, ſammle dahinter die noch ſchlagen können und wirf dich noch einmal auf die Feinde, wollen ſie durchſchwimmen, ſo finden ſie die Ufer ſteil, ihr reitet im Vortheil. Fahre wohl, Bernhard, wer übrig bleibt, ſorge dafür, daß er ſeine Geſellen aus dem Fegfeuer löſe, ich gedenke deiner Seele, thue mir daſſelbe.“ Er winkte mit der Hand, der Reiter blieb zurück; ſie tauchten in das Waſſer, der weiße Schaum hing ſich an ihre Kleider. Der Oheim riß das Roß des Neffen an wegſamer Stelle das ſteile Ufer hinauf und wieder ging es vorwärts in geſtrecktem Lauf. Hinter ihnen klang ſtärker der Ruf der Verfolger, darauf ein Gegenſchrei der Königsmannen und Getöſe des Kampfes. Als ſie wieder eine Anhöhe erreicht hatten, ſah Held Gundomar nach rückwärts. Freund und Feind jagten wild gemengt in geringer Entfernung nach, vor ihnen durchritt der König die Furt eines andern Baches, weiter vorn hob ſich ein ſteiler Berghang mit dichtem Fichtenholz bewachſen. „Hinter dem Harzwald findet er Rettung,“ ſagte der Ohm zu ſich ſelbſt und ritt voran in den Bach. Am andern Ufer gebot er: „Nur wenige Verfolger ſind dem Haufen voran, mache die Kehre zum Anlauf.“ Er wandte ſein mächtiges Streitroß im Bogen und fuhr von der Höhe herab den Feinden entgegen, welche aus dem Bach auftauchten. Behend folgte Immo ſeinem Beiſpiel. Als er den feindlichen Reitern entgegenritt, ergriff ihn der Kampfzorn ſeines Geſchlechtes, er hörte ſeinen Oheim das Kyrie eleyſon mit ſchmetternder Stimme rufen, auch er rief ſein Hara, und Roß und Reiter ſchlugen gegeneinander. Ihn umgab ein wilder Wirbel von Männern, welche aus dem Waſſer emporrangen, von ſpringenden Roſſen und gehobenen Armen. Er warf ſeinen Speer und traf mit dem Schwert, die Streiche dröhnten von den Schilden und Helmkappen. In der geröthetem Fluth des Baches ſah er ſinkende Krieger und ledige Roſſe, an ſeiner Seite fand er den treuen Brunico wacker dreinſchlagend mit blutigem Haupte. Und er vernahm wieder die donnernde Stimme ſeines Oheims: „Wendet nach rückwärts!“ Da tauchte er ſchnell zu Boden, riß dem Manne, den er gefällt hatte, ſeinen Speer aus der Wunde, und die geborgene

Waſſe mit Jauchzen über dem Haupt ſchwenkend, ſprengte er hinter dem Oheim die ſteile Berglehne aufwärts, bis zu einer Stelle, wo ein Hohlweg den ſteilen Abhang durchſchnitt. Dort ſtieg Gundomar ab und gebot ihm durch eine Handbewegung daſſelbe zu thun, dem Brunico aber winkte er, die keuchenden Roſſe weiter hinauf zu treiben. „Hierher hab ich dich geführt, weil du aus edlem Geſchlechte biſt und hier iſt das Thor, an dem du halten ſollſt, bis du fällſt,“ befahl der Oheim mit düſterer Miene, „denn Helden ſehe ich gegen uns reiten und kein anderer Pfad führt zum König als über unſere Leiber. Stehe als erſter in dem Wege. Nimmer meinte ich, daß die Heiligen mir zur Buße meiner Sünden auferlegen würden, dich zu rächen; doch heut will es das Schickſal ſo fügen.“ Er trat auf einen Stein, wo ſeine mächtige Geſtalt weit erkennbar ragte, und ſtellte den Schild an ſeinen Fuß.

Aus der Tiefe ſprengten feindliche Reiter. „Weiche abwärts, Graf Ernſt,“ rief Gundomar ihrem Führer entgegen, „fruchtlos war dein Jagdritt, mein Schild ſperrt dir die Wildbahn.“

Graf Ernſt ſprang vom Roſſe und zuckte die Schildfeſſel am Arme zurecht. „Drei Zäune deiner Speerreiter habe ich durchbrochen, meinſt du, daß der letzte mich aufhält? Behende verſteht dein König zu fliehen. ſeine Helden haben gelernt mit den Beinen zu kämpfen, den Rücken bieten ſie willig unſeren Speeren.“

„Vergebens ſuchſt du mich zum Streite zu locken,“ rief Gundomar entgegen. „Ich denke daran, daß wir einſt in der Fremde Kampfgenoſſen wurden, als dein Schild den Tod von meinem Haupte abwehrte.“

„Ich meide dich, ſo lange ich andere Beute finde, thue du daſſelbe,“ rief der Babenberger. Er hielt den Schild über ſein Haupt und ſprang die Bergſteile wie ein Raubthier hinauf gegen Immo. Als dieſer den gefürchteten Helden erkannte, den er einſt im Kloſter geſehen hatte, hob ſich ſein ſtolzer Muth, und er ſprang ihm entgegen. Die Speere der Helden flogen und beide hafteten in den Schilden. Sie zogen die Schwerter und tauſchten blitzſchnelle Schläge, daß die Funken an Helm und Schildrand ſprühten. Erprobt war die Kraft des Grafen, aber der Arm Immos ſchlug ſtärker von der Höhe abwärts.

Die Krieger, welche dem Grafen folgten, zauderten kurze Zeit und ſahen auf den Kampf der beiden Helden, dann warfen ſie ſich gegen den andern Wächter des Bergthors und Gundomar rang gegen ſie wie ein Eber gegen die Hunde.

Mehr Feinde ſprengten heran, auch gegen Immo rannte ein zweiter, ein dritter. Dieſer erhob ſeine ganze Kraft wider den Grafen zu wildem Sprunge, er ſchmetterte mit dem Schwert in den Helm und drückte den Schild gegen den Leib des Feindes, daß dieſer wankte. Da traf ihm ſelbſt ein geworfener Streitkolben das Haupt, ſo daß er zurückfuhr und auf den Weg ſank. Aber in demſelben Augenblick ſprang Brunico über ihn und hielt ſeinen Schild den Markgräflichen entgegen; von der Höhe drang ein Trupp Reiter in den Hohlweg und aus dem Gewühl der Männer und Roſſe vernahm Immo die ſcharfe Stimme des Königs: „Ergreiſt den Verräther.“ Thalab wogte der Kampf und aus der Tiefe erſcholl freudiges Kampfgeſchrei der Königlichen. Als Immo allein lag, fühlte er, daß ihn ein Fuß unſanft berührte und als er halb bewußtlos aufſah, glaubte er das Antlitz Gundomars über ſich zu erkennen und zwei Augen, welche mit kaltem Haß auf ihn ſtarrten; darnach verlor er die Beſinnung.

Der König hielt auf dem Wege, ſäuberte ſein blutiges Schwert an den Haaren des Roſſes und rief lachend Gundomar zu: „Der Böſewicht Ernſt iſt gefangen, und diesmal entgeht er ſchwerlich der Rache des Königs. Du aber ſollſt meine Geſchwindigkeit loben, denn ich kam zur rechten Zeit, um dich herauszuhauen.“ Er blickte auf den liegenden Immo. „In fröhlichem Jugendmuth zog er heran, kurz war der Waffendienſt des Treuen.“

„Das Leben des Königs zu bewahren, tauſchte er Schläge mit einem Helden. Sein Ausgang war rühmlicher, als er hoffen durfte,“ verſetzte Gundomar finſter. Da rief Brunico, der auf dem Boden ſaß und das Haupt des Gefällten im Schooße hielt, unwillig: „Wenig frommt ihm der Unkenruf, kaltes Waſſer wäre ihm dienlicher. Ich meine, er ſoll noch manches Jahr leben, Andern zur Freude oder zum Aerger, je nachdem ſie ſind.“

Der König beugte ſich über den Liegenden. „Du ſorge für ihn,“ befahl er dem Knappen, „im Ring meiner Leibwache ſoll ihm das Lager bereitet werden.“

Der Haufe ritt dem Lager zu, in ſeiner Mitte die ſchwertloſen Gefangenen. Auf einer Trage aus grünen Zweigen wurde Immo von Reiſigen des Königs im Walde geborgen. Als er aus der Betäubung erwachte, fand er ſich in einem Zelt auf weichem Lager unter den Händen des jüdiſchen Arztes, welchen der König geſandt hatte, mit lautem Heilruf begrüßt von ſeinem treuen Geſpielen.

Im Zelt des Königs mahnte Gundomar mit der Sorgfalt, welche einem vertrauten Diener wohl anſteht: „Heiß war der Tag auch für den König, und Ruhe wünſche ich ihm heut für Seele und Leib.“

„Du freilich ruhſt nach deinem Heldenwerk,“ verſetzte Heinrich, „du verbindeſt die Wunden, ſiehſt in die Abendſonne und freuſt dich der Streiche, die du ausgetheilt. Der König aber ſetzt ſich auf den Sorgenſtuhl und beginnt die kleine Arbeit, welche ihr Helden verachtet. Führt den Reiſigen des Thüring Immo herein.“

Brunico wurde eingeführt, er trug den Kopf verbunden und neigte ſich ſchwerfällig an der Thür.

„Auch du haſt dir erworben, was die Leute lieber an andern rühmen, als ſelbſt nach Hauſe tragen,“ begann der König und wies auf das blutige Tuch.

„Die Eiſenkappe hielt's nicht aus, der Schädel ertrug's,“ verſetzte Brunico zufrieden.

„Wo liegt Heriman, der Goldſchmidt?“ frug der König.

„Auf unſerm Karren, zwiſchen den Mehlſäcken.“

„Wer iſt bei ihm?"

„Ich hoffe Niemand, außer meinen Geſellen vom Moor und den Bergen des Immo."

„Vermagſt du den Heriman durch die Späher des Feindes hierher zu ſchaffen?"

Brunico rechnete: „Von Mittag bis zur Veſper ruhig getrabt, von da bis zum Abend mit dem Herrn König wie die Haſen gelaufen, beträgt zuſammen eine gute Tagfahrt ſüdwärts. Dennoch habe ich Vertrauen, ſoweit man im Walde zurückſchleichen kann, denn wir verſtehen uns auf die Liſten im Holze."

„Erzähle mir, wie du den Heriman fandeſt."

Brunico holte mehrmals Athem und wiſchte mit dem Aermel an ſeinem Eiſenhut, denn lange Rede war ihm unlieb. Endlich begann er: „Als mein Geſpiele auf die Sommerlinde ſtieg, dachte ich, er könnte herunterfallen, denn dieſe Art Holz iſt brüchig. Deshalb legte ich mich an die Mauer, ihm beizuſtehen."

„Was ſoll die Rede?" frug der König, „wer iſt dein Geſpiele?"

„Derſelbe Immo, welchen der Herr König kennt."

„Biſt du nicht ſein Dienſtmann?"

„Ein Freier bin ich aus dem Moor und freiwillig begleite ich ihn."

„Seltſamen Ritterbrauch übt man in deiner Heimath," ſpottete der König zu Gundomar gewandt. „Weshalb ſtieg Held Immo auf die Linde?"

„Weil etwas darunter war," verſetzte Brunico mit ſchlauem Augenzwinkern.

„Schwert oder Spindel?“ frug der König.

„Spindel,“ beſtätigte Brunico.

Der König nickte: „Daher die Schweigſamkeit des Jünglings.“

„Wie ich ſo an der Mauer herumſchlich, vernahm ich, daß die Fechter des Grafen in einem Erdloch mit einander zankten wegen der dreizölligen Wunden, welche der König an ihnen ſehen will.“

„Wie?“ frug der König, „was habe ich mit den Fechtern des Grafen zu thun?“

Aber Brunico, der froh war, jetzt aus ſeinem Gedächtniß die Rede eines Andern herauszuholen, fuhr herzhaft fort: „Ich ſelbſt vernahm, daß der Herr König die fahrenden Leute mißachtet, insbeſondere die Weiber, welche im Tanzen ihr Gewand abwerfen. Ja, man ſagt, daß ihm alle Weiber verleidet ſind. Aber die Kämpfer beachtet er. Darum forderte Graf Gerhard, daß ſeine Fechter vor dem Könige kämpfen ſollten, dagegen forderten wieder die Fechter eine Begabung. Als ich ſo über ihnen lag, hörte ich ſie weiterhin von den Waaren ſprechen, welche ſie für ihren Herrn von einem Kaufmann geraubt hatten. Das verkündete ich dem Helden Immo, als er ſich zu mir fand; wir berechneten die Zeit und ſuchten die Spur der beiden Räuber; nicht lange, ſo fanden wir den Heriman, den mancher von uns kannte. Immo verband die Wunden, wie er im Kloſter gelernt hatte, wir luden den Heriman auf unſern Wagen, brachen auf ſobald der Morgen graute und ſchlugen uns ſüdwärts in die Wälder. Mein Geſpiele Immo aber harrte mit einigen der ſchnellſten Knaben als Späher im lichten Holz, wohin ſich Graf Gerhard wenden werde. Ich blieb unterdeß bei den Karren und dem Heriman."

Der König nickte. „Du haſt Alles treulich berichtet. Sorge, Gundomar, daß Kundſchafter ihn begleiten, die mit den Waldwegen Beſcheid wiſſen." Er winkte Entlaſſung, aber Brunico ſtand unbeweglich und glättete aufs Neue an ſeinem Hut. „Was begehrſt du noch?" frug der König.

Brunico überlegte. „Auch giebt es noch eine Geſchichte von einem Bündel, welches mir Heriman für den Herrn König anvertraut hat."

Heinrich ſprang auf und packte den Arm des Thürings. „Wo iſt die Botſchaft, wo iſt das Bündel?"

Brunico ſah den König gekränkt an. „Behalten will ich's nicht." Er wandte ſich vom König ab und arbeitete mit den Händen längere Zeit innerhalb ſeines Panzerhemdes, endlich brachte er eine kleine Ledertaſche heraus. „Sie ſoll für den Herrn König, aber mein Geſpiele weiß noch nichts davon," ſagte er und ſah zweifelnd auf die Taſche.

Heinrich riß ſie ihm aus der Hand, öffnete und rief Gundomar zu: „Die Briefe ſind es aus Magdeburg und dem Sachſenland, lange erſehnt und glücklich geborgen. So iſt doch unſere Fahrt gelungen und auch du haſt die Stöße nicht vergebens erhalten. Laß mich allein und dieſen nimm mit dir, er hat guten Botenlohn verdient."

Als die Nacht über dem Heerlager heraufſtieg, Männer und Roſſe ermüdet ſchliefen und die Lagerfeuer niedrig brannten, ſah man noch immer im Zelt des Königs das brennende Licht und Schatten ſeiner Boten, welche herzu und hinaus eilten.

## 7.

# Vor der Feſtung.

Im Ringe um das Königszelt wachten die Bogenſchützen Immos; denn der König hatte, um die kleine Schaar zu ehren, ihr neben ſeinen Baiern den Schutz des eigenen Leibes anvertraut. Zwei von ihnen hielten die Speerwache am Eingang des Zeltes, die andern ſaßen nach altem Brauch, den Bogen in der Hand, den Pfeil an der Senne, in weitem Kreiſe umher und wechſelten nur kurze Worte mit gedämpfter Stimme. Immo ſtand nahe dem Zelt und ſchaute mit lebhaftem Antheil in das Thal vor ſeinen Füßen, auf die Mauern und Thürme der großen Veſte, von welcher das Banner des Babenbergers trotzig gegen das Königszelt wehte. Der Mauerring war vor alter Zeit durch Sorben oder Böhmen im verwüſteten Grenzland errichtet worden, und die Babenberger hatten ihn mit ihrer beſten Kunſt erhöht, ſo daß er jetzt die ſtärkſte von allen Burgen des Markgrafen war. Darum hatte dieſer ſeine Gemahlin, ſeine Kinder und Schätze darin geborgen, viele ſeiner beſten Helden hineingeſetzt und ſeinen eigenen Bruder als Befehlshaber. Gegen die Burg war der König wie ein Sturmwind hereingebrochen und hielt ſie mit eiſernem Griff umklammert. Seine Heerhaufen lagen unter ihren Bannern rings um den Bach, der in ſeinen Armen die Feſtung einſchloß; die Hütten und Zelte füllten den Thalrand und zogen ſich an den Hügeln hinauf. Lange Züge von Geſpannen führten Fichtenſtämme aus den Wäldern heran, und Schaaren von Zimmerleuten fügten das Holz zu hohen Thürmen, von denen die Bogenſchützen gegen die Vertheidiger der Mauer kämpfen ſollten. Hier und da ragte ein Sturmbock aus dem Haufen der Arbeiter, das Holzgerüſt, in welchem an ſtarker Kette ein mächtiger Baumſtamm hing, der von hinten nach vorn geſchwungen, auch feſten Mauern das Gefüge zerbrach. Von allen Seiten ſcholl kriegeriſches Getöſe zu dem Schlag der Aexte und Hämmer. Hornruf trieb die Arbeiter zum gleichzeitigen Heben der Laſten und einzelne Heerhaufen zum Ausſchwärmen oder zum Rückzug. Längs dem Waſſer lagen hinter Holzſchirmen oder in der Deckung, welche der Boden gab, behende Bogenſchützen, welche ihre Pfeile nach jedem Haupt und Arm richteten, die ſich über die Mauerbrüſtung erhoben. Gegen die Schützen fuhren von oben geſchleuderte Speere und Steine, zuweilen, wenn ein größerer Haufe näher herandrang, flog ein ſpitzer Baumpfahl oder ein Felsſtück aus der Standſchleuder des Thurmes. Dann erſcholl ein heller Warnungsruf und der Haufe ſtob auseinander, doch wer getroffen wurde, blieb zerſchlagen am Boden.

Imme trat ſchnell zurück und grüßte den Speer ſenkend, als der große Erzbiſchof Willigis von Mainz, der mächtigſte Herr nach dem Könige, begleitet vom Kanzler, aus dem Zelte trat. „Oft ſah ich Helden in der Blüthe des Lebens niedergemäht vom Schwert der Feinde oder durch den Willen der Könige,“ begann der Erzbiſchof, „und mir ſcheint, wer ſich am herrlichſten erhebt, den wirft ſein Geſchick am tiefſten. Dennoch traure ich über den Fall des Ernſt von Oeſtreich, denn gleich einem wonnigen Frühlingstag erſchien ſein Leben dem Volke. Aber der König fühlt kein Erbarmen.“

„Ihr kennt ja ſelbſt unſern Herrn, ehrwürdiger Vater,“ verſetzte der Kanzler, „er iſt mild, wenn er vertraut, aber wo er ſich rächt, begehrt er die Vernichtung.“

Der Erzbiſchof mahnte ſeinen Begleiter durch einen Blick auf Imme, zu ſchweigen, der Kanzler wandte ſich grüßend an den Jüngling. „Du ſiehſt, Held Imme, daß der Brief deines Abtes dir eine gute Stätte bereitet hat, ich freue mich, daß der König gegen dich huldvoll geſinnt iſt. Auch ich habe wohl Günſtiges zu ihm geſprochen, und wenn du eine Gelegenheit findeſt, mir gute Dienſte zu thun, ſo hoffe ich, du wirſt es an dir nicht fehlen laſſen.“

Das Zelt öffnete ſich wieder, von Gundomar und Wächtern begleitet trat Graf Ernſt in das Freie. Er hatte ſein Todesurtheil empfangen, aber er trug ſein Haupt hoch und grüßte mit würdiger Haltung die geiſtlichen Herren. Da begegnete ſein Auge dem Blick Immos, welcher ihn mit Bewunderung und Trauer betrachtete, ſchnell trat er auf ihn zu und begann: „Ich kenne dich wohl, Held, dein Schwertſchlag war es, der mir die Kraft lähmte, wo ich ihrer am meiſten bedurft hätte, und du biſt es, der mein Haupt unter das Urtheil eines ſtrengen Richters gebeugt hat. Aber willig rühme ich heut, daß du mannhaft gegen mich geſtanden haſt. Es war ehrlicher Kampf, ohne Groll ſcheide ich auch von dir.“ Und er bot ihm die Hand.

Immo hielt die Hand feſt und antwortete bewegt: „Oft, wenn ich von euren ruhmvollen Thaten vernahm, dachte ich, daß es mein größtes Glück ſein werde, dereinſt im Schwertkampf an eurer Seite zu ſtehen. Jetzt rührt es mein Herz, daß es meine Waffe war, die euch im letzten Kampfe traf, und willig wollte ich die theure Ehre dahingeben, wenn ich euch dadurch retten könnte.“

„Hilfe für mich iſt nur noch beim Himmelsherrn,“ verſetzte der Graf mit einem Blick auf den Erzbiſchof, „dir aber mögen die Heiligen beſſeres Erdenglück zutheilen als ich empfing.“ Mit gehaltenem Gruß wendete er ſich ab.

Gundomar aber begann unfreundlich gegen Immo: „Dem Helden ſtand wohl an, dich mit Worten zu ehren, dir aber rathe ich zu bedenken, daß ein günſtiger Schwertſchlag noch Keinen zum Helden gemacht hat.“

„Ich traf ſo gut ich vermochte und denke daſſelbe gegen Jeden zu thun, der mir feindlich entgegentritt,“ entgegnete Immo.

„Auch der Grashalm ſteigt üppig empor, wenn ihn die warme Sonne beſcheint, der erſte Wetterregen ſchlägt ihn zu Boden,“ ſpottete Gundomar.

„Nicht eure Freundſchaft hob mich empor, als ich auf dem Boden lag,“ verſetzte Immo.

Als die beiden Helden einander gegenüber ſtanden, mit blitzenden Augen und gerötheten Wangen, da ſahen die Anweſenden mit Staunen, wie gleich ſie einander in Antlitz und Geberde waren, beide hochragende Geſtalten mit breiter Stirne und ſtarken Augenbrauen, mit gewölbter Bruſt und ſtarken Gliedern; voller und heller ringelte ſich das Haar Immos, in den dunkleren Locken Gundomars ſchimmerten einzelne Silberfäden, aber an Haltung und Geberde glichen ſie einander wie Brüder, ähnlich klang ſogar der Ton ihrer Stimme.

„Verzeiht, ehrwürdiger Vater,“ wandte ſich Gundomar zum Erzbiſchof, „daß leerer Wortwechſel in eurer Gegenwart laut wurde. Mir iſt das Gemüth beſchwert durch das Loos eines edlen Waffengefährten.“

„Leicht eifern die Helden gegeneinander,“ verſetzte der Erzbiſchof rückſichtsvoll, „auch wenn ſie von einem Geſchlechte ſind. Bei der Noth des Einen denkt der Andere doch, was ſeiner Ehre geziemt.“

Während Immo den abwärts Schreitenden finſter nachblickte, ſah er vor ſich zwei Zeigefinger über's Kreuz gelegt und hörte nahe an ſeinem Ohr die fragenden Worte: Es tu scolaris? Dies war der vertrauliche Gruß, woran die lateiniſchen Schüler im Lande einander erkannten, und der ihn ſo grüßte, war der König. Ehrerbietig trat er zurück und neigte die Waffe. „Ich höre, dein Oheim ſäbe dich lieber im Kloſter als im Heerlager."

„Ich bin ihm verleidet," antwortete Immo, „und ich ſorge, daß ſein übler Wille mir die Huld des Herrn Königs mindere."

„Das beſorge nicht," verſetzte Heinrich trocken. „Zudem magſt du wiſſen, daß Held Gundomar ſeine Feinde lieber ins Antlitz ſchlägt als hinterrücks angreift; und ſoll ich dir Gutes rathen, ſo meide ſeine Nähe, wenn er die Brauen grimmig zuſammenzieht, wie er manchmal thut. Doch ein anderer Held hat dir, wie ich vernahm, beſſeres Lob geſpendet." Er wies nach dem Wege, auf welchem Graf Ernſt zwiſchen den Wächtern ging. „Gräme dich nicht, daß du den Spielleuten ihren Helden genommen haſt; denn er iſt einer von den Recken, welche durch das Lied müßiger Geſellen gefeiert werden, ſelten aber durch das Lob bedächtiger Männer. Sie werfen ihren Handſchuh hierhin und dorthin und kämpfen wie Bären um eine hohle Nuß, unbekümmert, ob Land und Leute darüber zu Grunde gehen. Darum gleicht auch ihr Ruhm der lodernden Schindel, welche beim Hausbrande fliegt, wie grade der Wind ſie treibt, bis ſie am Boden flackert und in Finſterniß verlöſcht."

„Verzeiht, Herr," verſetzte Immo demüthig, „wer unter dem Helme reitet, wie mag der den Stolz auf große Thaten entbehren?"

„Der Weiſe aber nennt eine That nicht darum groß, weil ſie mit ſchwerer Lanze und ſtarkem Arm vollbracht wird, ſondern weil ſie großen Nutzen bereitet.

Vieles, was leiſe ins Ohr geraunt wurde, ſchuf beſſeren Segen, als der wildeſte Sprung über die Haide.“

„Dennoch verzeihe mir der König, wenn ich ſage, wenige werden freudig das Schwert ſchwingen und in den Feind reiten, wenn ihnen nicht die Ehre, die ſie gewinnen, der liebſte Schatz auf Erden ſein darf.“

„Du denkſt ganz wie die Laien,“ ſchalt der König, „ich traute dir beſſere Einſicht zu. Da du im Kloſter warſt, ſollteſt du gelernt haben, daß es höhere Siege giebt, als mit Schild und Schwert, indem man die Seelen der Helden und der anderen begehrlichen Menſchen bezwingt, damit man ein Herr wird über ſie.“

„Das iſt das Amt des Königs,“ antwortete Immo. „Ich habe gehört, daß der große Kaiſer Karl, der König Etzel und andere gewaltige Herren, von denen die Sage kündet, ſich ausdachten, was ihnen nützen könnte, und dann ihre Helden ſandten, damit ſie es vollbrächten, zu dem einen Werk die Klugen, zu dem andern die Starken; und daß ſie Jeden zu gebrauchen wußten, wozu er diente. Ich aber bin nur einer, der dem König mit ſeinem Schwerte dienen will. Und ich begehre die Ehre eines Helden, welche mir gebietet, meine Genoſſen lieb zu haben und mich an meinen Feinden blutig zu rächen. Ob die Rache auch zum Amt eines Königs gehört, das weiß ich nicht.“

Heinrich ſah ihn mit großen Augen an. „Immo, tu es secularis. Du biſt weit ſchlauer, als ich dachte. Was willſt du mir zu verſtehen geben? Fahre fort.“

„Herr,“ ſprach Immo kühn, „als ich den Grafen

Ernſt abwärts führen ſah, da fiel mir auf's Herz, ein hochgeſinnter Held wie dieſer vermöchte dem König wohl noch ſeine Treue durch gute Dienſte zu erweiſen. Denn ſie ſagen, daß er nur deßhalb in Empörung und Unglück gekommen iſt, weil er dem Hezilo als Anverwandter die Treue gehalten hat."

„Dem König aber hat er die Treue gebrochen," rief Heinrich.

„In Zukunft könnte er wohl dem König allein nützen, denn des Königs Würde verſteht, wie man die Seelen der Helden und der anderen begehrlichen Menſchen zwingt, damit ſie gehorſam dienen."

„Hat St. Wigbert dir ſo gut die Zunge gelöſt," rief der König, „daß du ſie gegen mich für einen Verräther zu gebrauchen wagſt?"

Imme beugte das Knie. „Mit dem Schülergruß wurde ich angerufen; habe ich zu dreiſt geſprochen, ſo möge die Gnade des Königs mir verzeihen."

Der König nickte. „Du haſt Recht und ich werde mich hüten, dir noch einmal das Fingerkreuz zu zeigen, damit du mir nicht wieder eine Lection herſagſt." Und als Imme ihn bittend anſah, fuhr er mit Königsmiene fort: „Sei ruhig, Hauptmann, ich zürne dir nicht."

Reiſige ſprengten herauf, im Lager erhob ſich Geſchrei und Getümmel, ein donnernder Jubelruf wälzte ſich von Haufen zu Haufen durch das ganze Heer. Unter dem Geleit einer reiſigen Schaar wurde ein langer Zug von Heerwagen und beladenen Laſtthieren durch das Lager geführt und nahe dem Bach, den Belagerten ſichtbar rund um die Feſtung bis zu der Höhe des Königs. Das war der Schatz, den der Held des Markgrafen gefangen und den der König zurückgewonnen hatte, nachdem er die Burg des Maagane eingenommen. Jetzt wurde der Schatz im Triumph durch das Lager geführt, die Krieger zu tröſten und die Feinde zu entmuthigen. Die Augen des Königs leuchteten, als ſie dem Zuge der Wagen folgten, und ſich noch einmal zu Immo wendend, ſchloß er: „Suchſt du gleich Ehre und nicht Geld, ich hoffe doch, es ſoll auch für dich etwas Glänzendes herausgehoben werden, wenn der König ſeine Treuen belohnt.“ Er ging dem Erzbiſchof entgegen, welcher dem Zelte des Königs zuſchritt.

Als die Sonne ſank, zog eine Schaar breitſchultriger Baiern mit Stiernacken und großen Häuptern heran, die Königswache zu halten. Immo wechſelte mit dem Führer den Gruß, löſte ſeine Knaben von ihren Plätzen und führte ſie zu der Stelle des Lagers, wo ſie ſich aus Fichtenzweigen die leichten Hütten erbaut hatten. Während die Thüringe das Feuer anzündeten, um ihr Mahl zu bereiten, warf er ſelbſt einen dunklen Mantel über, den Goldſchmuck ſeiner Rüſtung zu verdecken, vertauſchte ſeinen Helm mit der leichten Eiſenkappe eines Gefährten und eilte ins Freie. Rings um die Feſtung brannten die Lagerfeuer, zwiſchen den röthlichen Flammen und den weißen Rauchſäulen ſchritten die Krieger wie dunkle Schatten hin und her. Auch über der Feſtung ſchwebte eine rothe Dampfwolke, welche verrieth, daß die Belagerten nach den Gefahren des Tages für die ermüdeten Leiber ſorgten.

Immo durchſchritt die letzten Lagerreihen der Königsmannen, beantwortete den Ruf der Wachen und trat in das offene Land, welches dunkel und ſtill vor ihm lag. Nur an einer Stelle wirbelte weit abſeit vom Lager ein feuriger Dampf, deſſen Flamme in der Tiefe verborgen war. Dorthin eilte Immo. Von der Höhe blickte er über eine Erdſenkung, in welcher eine Anzahl Laubhütten und Zelte unordentlich durcheinander ſtand. Saitenſpiel und Geſang und das Geſchrei Trunkener tönten zu ihm herauf, Männer und Frauen glitten an den Feuern vorüber und ſchlüpften von einer Hütte in die andere. Dort war das Lager der fahrenden Leute, welche als Sänger und Fiedler, als Tänzer und Gaukler dem Heere folgten, um die Krieger in den müßigen Stunden zu ergötzen und ihren Antheil an der Beute zu gewinnen. Uebel berüchtigt war die Stelle, denn die Wanderer, welche dort hauſten, waren aller Ehre bar und wurden durch kein Recht geſchützt, nur durch die Gunſt mächtiger Helden, welche ſie zu gewinnen wußten. Als Immo in das Gewirr der Hütten und Feuerſtellen eindrang, wurde der Lärm und das Gewühl läſtig und er zog ſeinen Mantel dichter zuſammen. Bezechte Krieger ſchrien ihn an, buntgekleidete Weiber boten ihm luſtigen Gruß, ein rieſiger Bär, der an einen Pfahl gebunden war, zerrte brüllend an einer Kette, die Fiedel klang und das Sackrohr brummte; in einer Hütte ſchwang ſich, umdrängt von einem Haufen Gewappneter, eine zierliche Dirne in hohen Sprüngen durch die Luft, in einer andern ſaß ein Spielmann, ſang mit melodiſchem Tonfall ein Lied von den Thaten vergangener Helden und riß dabei kräftig die Saiten der kleinen Harfe, neben einem großen Feuer ſprang ein ſchlauäugiger Geſell umher, welcher ſchnurrige Lügengeſchichten erzählte, und wenn die Zuhörer laut auflachten, mit dem Becher herum lief, damit man ihm Silberblech ſpende. Endlich kam Imme zu einem Zelt, welches inmitten der andern recht anſehnlich ſtand, mehre gute Roſſe waren daneben angepflöckt und darüber wehte ein Banner, auf deſſen Tuch zwei gekreuzte Pfeile ſichtbar wurden.

In der Zeltthür ſaß Wizzelin, ein kräftiger Mann von mittleren Jahren mit klugem Geſicht, er trug ein zierliches Gewande von zweierlei Tuch, die eine Hälfte roth, die andere grün, um den Hals eine Goldkette, am Armgelenk einen dicken Goldring. Er gebot dem Lager als Hauptmann und ſchlichtete grade einen Streit zweier Genoſſen, welche zu beiden Seiten eines Eſels ſtanden. „Frei lief der Eſel," entſchied er lachend, „und zu gleicher Zeit packte ihn Gezzo am Schwanz und Bezzo am Ohr, und jeder meint, daß darum der Eſel ihm gehöre. Beide habt ihr Unrecht geübt, denn ihr habt einander ärgerlich geſcholten, der Fahrende aber gewinnt nur durch Lachen ſein Recht und ſeine Beute. Dem Eſel vollends habt ihr die Ehre gekränkt, denn da er als Freier lief, hat er das Recht, ſich ſeinen Herrn zu wählen." Er wies auf einen Diſtelſtrauch zur Seite.

„Jeder von euch nehme eine Blüthe des wehrhaften Krautes in die Hand, dann haltet Beide die Fäuſte vor den Helden: weſſen Kraut er frißt, dem will er ſich angeloben.“ Die Männer lachten und nickten und Gezzo führte ſiegreich den Eſel zu ſeiner Hütte.

Jetzt erſt erhob ſich Wizzelin, der ſeither Immo nur durch einen Seitenblick begrüßt hatte; mit tiefer Verneigung führte er ihn in das Zelt, zündete einen langen Kienſpan an, den er in den Boden ſteckte, und ſchloß den Eingang durch eine vorgezogene Decke. „Sprecht leiſe,“ ſagte er, „denn meine Kinder ſind treu, aber neugierig. Viele Augen ſehen nach dem ſtattlichen Helden und ſuchen die Geldtaſche unter ſeinem Mantel.“

„Sie öffnet ſich gern für dich,“ verſetzte Immo darnach greifend.

„Laßt noch,“ rieth Wizzelin, „ich will die Gabe erſt verdienen. Auch für euch erſehne ich den Tag, wo die Kriegsbeute ausgetheilt wird und die Schaaren der Helden heimwärts ziehen. Ich ſelbſt werde froh ſein, wenn ich wieder in die Höfe meiner Thüringe reite. Denn hier ſchwebt ein Geier über uns und unſicher ſchlagen wir mit den Flügeln.“

„Doch merke ich, du haſt auch hier Gunſt gewonnen,“ antwortete Immo lächelnd, „ich ſah im Vorübergehen manchen anſehnlichen Kriegsmann in deinen Hütten.“

„Einem aber ſind wir Fahrende verhaßt,“ bekannte Wizzelin zutraulich. „Kein Mönch iſt ſo unhold gegen mein Volk, als der König; und wenn es auf meinen Willen ankäme, ſo wäre ich drüben beim Heere des Babenbergers, wo die Mehrzahl meiner Genoſſen weit und weit beſſer geehrt wird."

„Willſt du deine Kinder in den Mauern der Feſtung bergen? Ungern erträgt, wie ich höre, dein Volk die Noth einer belagerten Burg."

„Vielleicht finden wir das Lager des Hezilo an einer anderen Stelle," antwortete der Spielmann.

„Weißt du, wo?" frug Immo ſchnell.

Wizzelin ſchüttelte das Haupt. „Wir Friedloſen, Herr, ſingen und ſagen nicht Alles was wir wiſſen und vergebens wäre es, aus uns herauszulocken, was wir nicht geſtehen wollen. Eins aber ſage ich euch: unſer Lied wird den König Heinrich ſelten rühmen, und ſeit er das Urtheil gefällt hat über den Grafen Ernſt, iſt das fahrende Volk ihm feind und der König mag ſich vor der behenden Zunge meiner Kinder hüten wie ein Roß vor einem Schwarm Horniſſen." Und bedeutſam ſetzte er hinzu: „Auch der Held, welcher in ſeinem Heer Ehre gewinnt, mag ſich hüten ihm zu vertrauen, denn kalt und hart iſt er wie Stahl."

„Iſt dir der Markgraf lieber, wie kommts, daß du bei uns lagerſt und nicht beim Hezilo?"

„Ihr ſelbſt wißt einen Grund, daß ich hierher geſandt bin; andere behalte ich für mich. Auch der Spielmann denkt zuweilen, daß es ſein Vortheil iſt, dem Sieger zu folgen."

„Sei gelobt, Wizzelin, daß du für uns den Sieg hoffſt," rief Immo.

„Noch iſt er nicht erkämpft," verſetzte der Spielmann. „Hütet ihr euch nur, daß ihr euren Antheil daran nicht verſchlaft.“ Und leiſer ſetzte er hinzu: „Soll ich euch Gutes rathen, ſo wandelt morgen und an den nächſten Tagen im Graſe, bevor die Sonne aufgeht; ſammelt den Frühthau und ſtreichet euch damit die Augen, er hilft, wie die Weiſen ſagen, zu ſcharfem Geſicht.“

Immo überlegte die Worte, dann griff er ſchnell nach ſeiner Geldtaſche. „Sage mir mehr, Wizzelin.“

„Ich thu' es nicht,“ entgegnete der Andere, „auch nicht, wenn ihr verſucht mir die Augen durch Geldblech zu blenden.“ Er ſchob den Vorhang zurück und blies auf einer kleinen Querpfeiſe einige ſchnelle Töne ins Freie, gleich darauf vernahm Immo daſſelbe Zeichen an mehren Stellen des Lagers. „Weßhalb ihr kommt, weiß ich, ohne daß ihr mirs ſagt,“ ſetzte Wizzelin ernſthaft die Unterredung fort, „den Gruß, welchen ich euch im Kloſter lehrte, hat mir noch keines meiner Kinder zugetragen. Darum iſt meine Meinung, daß euer Geſelle, deſſen Botſchaft ihr erwartet, nirgend weilt, wo der Wind über die Halme weht und ein Baum Schatten auf die Flur wirft, ſondern umſchloſſen von Stein und Speereiſen.“

„Du meinſt in einer Burg des Hezilo?“

„Auch in den Burgen ziehn meine Kinder ein und aus. Wenn aber eine Mauer vom Feinde umringt iſt, ſo wird ihnen das Fahren gehemmt.“

„Sie iſt in der Feſtung, die wir belagern,“ rief Immo erſchrocken.

Wizzelin lachte. „Ihr werdet euch behender auf die Mauer ſchwingen, wenn ihr das hofft.“ Als er aber den Schrecken im Geſicht des Jünglings ſah, fuhr er begütigend fort: „Meinung iſt nicht Gewißheit, harret, vielleicht kommt noch ein Bote für euch. Das wollte ich euch ſagen. Und jetzt öffnet die Taſche und gebt mir meinen Sold, denn jetzt werdet ihr die Stücke nicht zählen.“

Immo reichte dem Spielmann die Geldtaſche. „Nimm; mir laß nur, daß ich nicht ganz leer bin, bis ich die nächſten Beuteroſſe gewinne.“

Wizzelin ſchüttete ſich die Hand voll Silber und ſenkte ſie behende in ſein Gewand. „Ich habe getheilt,“ ſagte er die Taſche zurückgebend. „Was ich euch ließ, hole ich mir mit anderem, wenn ihr euren Antheil an der Siegesbeute empfangt. Vergeßt den Mantel nicht, ihr mögt ihn noch heut im Morgenthau brauchen. Ich ſelbſt begleite euch bis an die Gränze meines Landes.“

„Dein Land iſt überall, wo Menſchen unſerer Sprache wohnen,“ antwortete ihm Immo zunickend. „Wo iſt die Grenze?“

„Wo dies Sandloch aufhört,“ verſetzte Wizzelin, „und wer weiß, wie lange.“ Sie durchſchritten eilig das Lager, die Feuer brannten wie vorher, aber um die Hütten war es ſtiller; die Tänzerin war verſchwunden, der Lügenerzähler ſaß allein und packte über einem Bündel, nur wenige Kriegsleute ſaßen und lungerten noch an den Zelten. Doch um die Karren, welche am Abhang in der Reihe ſtanden, bewegten ſich geſchäftige Geſtalten und im Aufſteigen ſah Immo, daß der Eſel, welcher ſich den Gozzo zum Herrn gewählt hatte, an einen Karren geſchirrt wurde. Immo, dem die Angſt um das Schickſal der Geliebten das Herz beklemmte, begann auf die beſpannten Wagen weiſend: „Wie ein Wanderer in der Wildniß bin ich, dem ſein Roß davonläuft. Wann ſehe ich dich wieder, Wizzelin?“

„Frage die Wolken und den Wind, wohin ſie ſchweifen, aber nicht einen Fahrenden,“ verſetzte der Spielmann lachend. Er neigte ſich vor Immo und tauchte zurück, im nächſten Augenblick tönte wieder die ſcharfe Querpfeife.

Auf dem Wege hielt Immo an und mühte ſich, aus dem Feuerkranz, der um die Feſtung loderte, die Lager der einzelnen Heerhaufen zu erkennen. In weiter Entfernung war der Hügel auf dem die königlichen Zelte ſtanden, dort und jenſeit der Feſtung lagen bairiſche Haufen, weiter abwärts Schwaben, Mainzer und Fuldaer, grade vor ihm Herzog Bernhard mit ſeinen Sachſen. Da nickte er zufrieden und wandte ſich ſchnellfüßig dem ſächſiſchen Lager zu. Bald unterſchied er hinter der langen Reihe flammender Feuer die ſtarken Heerwagen, welche die Sachſen zu einer Wagenburg zuſammengeſtoßen hatten, um dahinter wie in einem Walle ſorglos zu ruhen. Von den Wachen angerufen wurde er auf ſein Begehr zum Zelt des Herzogs geführt. Der Kämmerer kam unwirſch aus dem Zelte. „Wie mag ich meinen Herrn wecken?“ antwortete er auf die Forderung Immos. „Jämmerlich iſt Bier und Meth in Baierland, und mein Herr ſchöpft hier ſo üblen

Nachttrunk, daß ich allen Heiligen danke, wenn er nur erſt eingeſchlafen iſt."

„Iſt das die Meinung, die du von deinem Herrn hegſt, du grober Waldgötze," rief eine tiefe Stimme aus dem hintern Zelt und ein Lederſtrumpf kam gegen den Rücken des Kämmerers herausgeflogen. „Ich will wiſſen, wer da iſt. Biſt du es, Held Immo, ſo tritt herein."

Der Kämmerer öffnete den Vorhang. Immo erkannte beim matten Schein einer Lampe den Herrn, der mit einem Lodenmantel aus heimiſcher Wolle zugedeckt lag und das gutherzige Geſicht ihm fragend zuwandte. Er berichtete die Warnung, welche Wizzelin geraunt hatte, und den plötzlichen Aufbruch der fahrenden Leute. „Sie wären nicht von ihren Feuerſtellen gewichen, wenn ſie nicht beſorgten, daß der Markgraf auf ihrer Seite angreifen wird."

„Schwerlich hat Hezilo die Spielleute zu ſeinen Vertrauten gemacht," verſetzte der Herzog kopfſchüttelnd. „Und wenn er kommen will, ſo ſind wir bereits da. Auch iſt Hezilo ein Chriſt und ein ritterlicher Mann, der ſeinen Feind niemals anfallen wird, während die Unholde der Nacht durch die Lüfte fahren. Und wäre er wie ſein Vater war, ſo würde er uns auch Tag und Stunde vorher wiſſen laſſen, obwohl wir die Stärkeren ſind. Doch die jetzige Jugend mißachtet alte Bräuche, zumal wenn ſie ihr beſchwerlich ſind. Darum war deine Sorge unnöthig."

„Vielleicht liegt der Markgraf uns ſo nahe," wandte

Immo ein, „daß er nicht bei Nacht, aber beim erſten Morgenſchein in das Lager einzubrechen vermag. Ihr ſelbſt mögt ermeſſen, ob er im Vortheil kämpft, wenn er zu dieſer Stunde an unſere Hütten dringt.“

Der Herzog richtete ſich mit halbem Leibe auf. „Wecken kann ich meine Sachſen nicht, denn wenn ſie bei Tage wie Bäre kämpfen, ſo haben ſie dafür, ſobald ſie ſchlafen, ein ſolches Gottvertrauen, daß auch ein brüllender Löwe ſie ſchwerlich in die Höhe brächte.“ Er ſetzte gemächlich ein Bein auf den Boden und zog einen Lederſtrumpf an. „Dennoch will ich ein Uebriges thun.“ Er befahl den Hauptmann ſeiner Leibwache zu rufen, forderte den zweiten Strumpf und ſchritt gewichtig im Zelte auf und ab „Sobald die erſte Lerche aufſteigt, ſollen ſie gerüſtet bei den Roſſen ſtehen.“ Zuletzt warf er den Mantel um. „Komm ins Freie, Held, damit ich ſelbſt zum Rechten ſehe.“ Sie ſchritten die Reihe der Wachen entlang, der Herzog prüfte mit ſcharfem Blick ihre Aufſtellung und gab dem Hauptmann Befehle. „Sende ſogleich behende Läufer zu den nächſten Schaaren, aber vorſichtig, daß man aus der Ferne die Bewegung nicht merke. Auch die Nachbarn ſollen ſich rühren.“ Und als der gute Herr Alles vorſorglich beſtellt hatte, ſprach er zu Immo: „Gedenke auch du der Ruhe, ich mißtraue jedem Manne, der ſein Lager gering achtet. Haſt du uns Günſtiges gerathen, ſo ſoll dirs vergolten werden, bleibts bei deinem guten Willen, ſo werde ich auch dieſen dem König rühmen.“

„Gern möchte ich mit dem kleinen Haufen meiner

Genoſſen morgen früh in eurer Nähe ſein,“ verſetzte Immo, „ich bitte, daß ihr mirs geſtattet und mich beim König entſchuldigt, wenn ich eigenwillig zu euch aufbreche.“

„Deine Knaben ſollen eine rühmliche Ecke meiner Holzburg bewachen,“ entſchied der Herzog, erfreut durch den Eifer, „du aber ſollſt unter meinen Helden reiten und in meiner Nähe hoffe ich dich zu finden.“

Im erſten Morgengrau klangen bei den Sachſen die Alarmtöne, gleich darauf erhob ſich wilder Lärm, die Rufer ſchrien, Pfeifen und Hörner gellten, das ganze Lager fuhr wie ein aufgeſcheuchter Ameiſenhaufen durcheinander, bald ſprangen ledige Roſſe über das Feld und verwundete Helden wurden aus dem Gewühl getragen. Vom Sachſenlager her ſcholl immer wilder das Kriegsgeſchrei der Angreifer und Vertheidiger und das Dröhnen der feindlichen Aexte an den Bohlen der Wagenburg. Hin und her wogte der heiße Kampf, dreimal ſuchte der Markgraf den Lagerring in wildem Anſturm zu durchbrechen. Aber die Reiter des Herzogs brachen an jeder Stelle, welche gefährdet war, aus ihrer Burg, hemmten dreimal den Sturmlauf der Feinde und wehrten dem Durchbruch, bis der König ſelbſt mit neuen Schaaren herankam. Da wandten Jene plötzlich ihre Roſſe und verſchwanden wie ſie gekommen waren. Auch die Verfolgung, welche König Heinrich befahl, vermochte ſie nicht zu erreichen.

Als der Kampf vorüber war und Immo mit glühendem Antlitz ſein ſchäumendes Roß zur Ruhe zwang, ritt Herzog Bernhard zu ihm und ihn vor allem Heere küſſend rief er: „Heut habe ich dich erkannt, wie du biſt; die alte Treue zwiſchen Sachſen und Thüringen iſt aufs Neue bewährt, mir und meinen Helden biſt du fortan ein Waffenbruder und ein lieber Genoſſe, ſo oft du es begehrſt.“ Und auch König Heinrich nickte dem glücklichen Immo mit freundlichem Lächeln zu, als er die Reihen der Krieger entlang ritt.

Seit dieſem Morgen wurde das Lager des Königs täglich beunruhigt, bald hier bald dort ſuchte der Feind überraſchend einzudringen; die leichten böhmiſchen Reiter, welche ihm zugezogen waren, warfen ſich auf ihren behenden Pferden überall, wo der Boden die Annäherung begünſtigte, gegen die Königsmannen; jeder Hauſe, welcher Futter und Vieh aus der Umgegend herbeitreiben ſollte, mußte die plötzlich auftauchenden Schaaren des Markgrafen abwehren. Dieſer aber fand in den Wäldern und Seitenthälern der heimiſchen Landſchaft ſicheren Verſteck. Auch die Belagerten rührten ſich kräftig. Da ſie von den hohen Thürmen der Veſte weit in das Land ſchauten, ſo drangen ſie zu derſelben Zeit, wo die Haufen des Markgrafen gegen die Belagerer ritten, mit ihrem Fußvolk aus den Thoren, verbrannten ein Thurmgerüſt, welches gegen ſie aufgerichtet war, warfen die Sturmböcke und führten die Ketten als Siegeszeichen nach der Stadt.

Der König hielt beharrlich die Feſtung umſchloſſen, noch war er der Stärkere, aber er wußte wohl, daß die beſte Hilfe, auf welche er zählen durfte, um ihn geſammelt war, während der Widerſtand des Markgrafen die Unzufriedenen in allen Theilen des Reiches ermuthigte und das kleine Heer des Feindes ſich mit jedem Tage vergrößerte, nicht nur durch böhmiſche Reiter, auch durch Banner aus dem Norden. Deßhalb ritten die Königsboten, meiſt geiſtliche Herren, nach allen Richtungen aus dem Lager, um den Zorn der Mißvergnügten durch Verheißungen zu ſtillen und die Verſtärkung des Feindes zu hindern. Aber es wurde den Geſandten des Königs bereits ſchwer, durch die Reiter des Hezilo ins Freie zu dringen.

An einem Abend, wo Immo mit ſeinen Knaben wieder die Königswache hielt, trat Herzog Bernhard zu ihm und begann vertraulich: „Der Markgraf kämpft gegen uns wie das Hündlein gegen den Igel, er ſpringt bellend um uns herum, zuletzt verſetzt er uns doch einen Biß ins Weiche. Es macht Sorge das Heer zu ernähren und ſorgenvoll wird auch der Lagerdienſt.“ Er wies nach dem Felde, wo an Stelle der Wachen zahlreiche gepanzerte Reiter in weiterer Entfernung aufgeſtellt waren. „Der König läßt unabläſſig nach dem Verſteck des Markgrafen ſpähen, aber keinem unſerer Läufer iſt es gelungen, die Stelle zu erkunden. Vergebens hat der König auch nach fahrenden Leuten umhergefragt, dies ruhmloſe Volk iſt verſchwunden, wurde einer auf dem Felde ergriffen, ſo ſchwieg er oder log, obgleich der Büttel ihn hart ängſtigte.“

„Dennoch ſage ich dir, weder die Babenberger, noch wir Andern haben geahnt, welch ein Kriegsherr König

Heinrich iſt, denn mit Weisheit erwägt er ſelbſt Großes und Kleines.“

Während der Herzog ſprach, ſprang Harald, der erſte Heerrufer, aus dem Zelt des Königs und eilte den Hügel hinab, ihm folgten ſeine Genoſſen, ſich ſchnell durch das Lager vertheilend. „Sieh dorthin, Held Immo, der König iſt müde als Igel zu kauern und er denkt ſelbſt einen Sprung zu thun.“

Am nächſten Morgen zogen beim erſten Hahnenſchrei die reiſigen Schaaren des Königs von allen Seiten ins Freie, geräuſchlos, in kleinen Haufen, ohne Feldzeichen, um ſich außer Geſichtsweite der Feſtung zum Heere zu vereinigen. Dem König war gelungen, das ſchwer zugängliche Thal zu erkunden, in welchem der Markgraf ſein Lager aufgeſchlagen hatte. Zugleich rüſteten die Bogenſchützen und die übrigen Haufen der Fußkämpfer einen Angriff gegen die Veſte, ihnen hatte der König geboten: „Haltet gute Wache, indem ihr mit dem Anſturm droht und auf die Vertheidigung denkt, hütet euch auch, ihr Helden, den Feind allzuſehr zu bedrängen, damit er nicht ausbreche, um ſich zu retten. Am liebſten werde ich euch belohnen, wenn ich das Lager ſo wiederfinde, wie ich es verlaſſe.“

Auch Immo ritt unter den Wächtern des Königs, welche in der Schlacht vor ſeinem Leibe kämpften und ihm die Gaſſe öffneten, wenn er ſelbſt einen erlauchten Helden beſtreiten wollte. Mehr als eine halbe Tagefahrt zog die reiſige Schaar über Hügel und Thal, die Sonne ſchien heiß, die Panzerringe brannten durch Leder und Hemd auf die Haut und der Schweiß rieſelte von den Flanken der Roſſe. Aber der Zuruf des Königs trieb unabläſſig vorwärts, bald an der Spitze bald am Ende des Zuges befeuerte er die Müden durch Scherzworte oder ſcharfen Tadel, er allein, den ſeine Feinde weichlich geſcholten hatten, ſchien Sonnenbrand und Durſt nicht zu fühlen. In der Gluth des Mittags klomm die gepanzerte Schaar eine ſteile Höhe hinan. Vielen wurde die Anſtrengung unerträglich, Roſſe und Reiter brachen zuſammen, aber der König mahnte und trieb, wirbelte luſtig den Wurfſpeer, ſchalt und verhieß Belohnungen. Kurz vor der Höhe hielten die Müden zu kurzer Raſt. Heinrich ordnete die Schaaren in der Stille, auch lauter Rede wurde gewehrt. Dann hob er grüßend den Speer, die Poſaunen und Hörner ſchmetterten und brüllten ihre wilden Weiſen und in geſtrecktem Lauf ſtob die Heerſchaar auf günſtiger Bahn nach dem engen Thale, worin die Banner, die Zelte und Hütten des Hezilo ſtanden. Es war die Tageszeit nach dem Mahle, wo die Markgräflichen am ſorgloſeſten ruhten; kaum einer der Helden war mit ſeiner Rüſtung bekleidet, auch die Roſſe ſtanden ungeſattelt an ihren Seilen. Furchtbar tönte den Feinden das Kyrie eleiſon, der Schlachtruf des Königs, in die Ohren, nur die Tapferſten wagten dem Anſturm entgegen zu ſprengen und das drohende Verderben aufzuhalten, ſie wurden erſchlagen oder verjagt, der Zaun des Lagers wurde durchbrochen, bevor der Widerſtand ſich daran ſammelte; die Mehrzahl der Krieger gefangen, während ſie nach den Waffen ſchrie.

Der Markgraf ſelbſt entrann mit einer kleinen Zahl ſeiner Getreuen.

Als Immo in der erſten Reihe der Leibwächter den Hügel hinabritt, ſuchte ſein ſcharfes Auge unter den feindlichen Bannern das Zeichen des Grafen Gerhard. Er ſah es nicht, aber der erſte Krieger, der gegen ihn anritt, war Egbert, ein Günſtling des Grafen. Immos Speer warf den hochmüthigen Dienſtmann in das Gras und über den Gefallenen brach der wilde Strom vorwärts. Der Held fand ſich vor dem König im Kampfe gegen Leibwächter des Markgrafen, er ſtieß, ſchlug und that ſein Beſtes, aber mitten in dem blutigen Gedränge ſuchte er immer wieder nach dem Buchenreis, welches die Dienſtmannen des Grafen an ihrer Rüſtung zu tragen pflegten. Als der Schwall verrauſcht war und der laute Geſang des Rufers die Helden zuſammenlud, da ſprengte er zurück zu der Stelle, wo er den Egbert getroffen, aber ſein Speer hatte die Arbeit zu gut gethan und er vermochte von dem Lebloſen keine Kunde einzuholen. Er durchritt die Haufen der Gefangenen, aber auch dort fand er die Buchenzweige nicht und er holte mit Mühe die Kunde heraus, daß Mannen des Grafen unter den Flüchtigen entronnen waren.

Nur die nöthigſte Raſt verſtattete der König den Siegern. Von allen Ecken ließ er das Lager in Brand ſtecken und achtete nicht auf das Murren ſeines Heeres, welches in den eroberten Hütten Ruhe und Beute gehofft hatte. Eilig ließ er die Gefangenen und die Beuteroſſe rückwärts treiben und brach wieder in Sonnenglut nach dem eigenen Lager auf, obgleich die ermatteten Sieger mürriſch in ihren Sätteln hingen, gleich geſchlagenen Männern. Imme ſah von der Höhe zurück auf das Thal, welches mit lodernden Flammen und einer ungeheuren Rauchwolke gefüllt war. Da hörte er wieder den treibenden Ruf des Königs, und Heinrich winkte an ſeiner Seite reitend ihm zu: „Ich ſah dich mannhaft treffen, Held Imme, und mächtigen Staub aufregen quadrupedante putrem sonitu, wie der Heide ſagt. Herzog Bernhard,“ rief er ſich unterbrechend, „gibt es kein Mittel, aus dieſem Schneckenritt herauszukommen?“

Der Herzog ſprengte an die Seite des Königs. „Mann und Roß werden die Gluth des Tages lange fühlen.“

„Das mögen ſie ſpäter halten, wie es ihnen beliebt, heut aber brauche ich ſie nicht auf dem Wege, ſondern im Lager, und ich wollte, uns wäre die Heidenkunſt erlaubt, einen Sturmwind zu beſchwören, der das Heer in der Wolke dahintreibt.“

Der Herzog ſchlug ein Kreuz. „Die Himmliſchen gewähren zuweilen dem Bittenden Regen, auch dieſer würde das Heer vorwärts treiben.“

„Ich kann nicht frei athmen, Vetter,“ fuhr der König leiſe fort, „bis ich das Lager geſichert ſehe, denn wenn die in der Feſtung nicht verblendet ſind, ſo mag unſer Schade größer werden, als der Gewinn.“

„Reite voraus,“ rieth der Herzog.

„Dann fallen dieſe ganz von den Pferden und legen ſich auf die Heide,“ verſetzte der König.

„Willſt du meinen Sachſen deinen Wein und Meth preisgeben, ſo will ich verſuchen, ob ich ſie noch vor Sonnenuntergang in ihre Wagenburg bringe.“

„Von Herzen gern,“ verſetzte der König, „denn wenn wir heut einen Ausbruch des Feindes abwehren, ſo denke ich morgen den Krieg zu beenden.“

Der Herzog befahl ſeiner Schaar zu halten, ließ durch den Rufer verkünden, daß der ganze Tonnenvorrath des Königs noch heut derjenigen Schaar als Ehrentrunk zugetheilt werden ſollte, welche zuerſt das Lager erreiche.

Die Helden ſahen einander mürriſch an, doch allmählich erſchien ihnen der Vorſchlag nicht verächtlich, ſie lächelten ein wenig und die Roſſe begannen zu traben. Als der Rufer den Baiern verkündete, daß die Sachſen um des Königs Wein davon ritten, ärgerten ſich die Baiern, weil das Getränk aus ihrem Lande genommen war und ihnen zuerſt gebührte, und ihre Roſſe trabten ebenſo.

Die Sonne neigte ſich dem Horizont zu, als Heinrich, der mit ſeiner Leibwache dem Heere die letzte Meile vorausgeſprengt war, von der Höhe das Thal der Feſtung erblickte. Als er die Lagerſtätten mit ihren wehenden Bannern unverſehrt vor ſich ſ[illegible] da brach er in einen lauten Freudenruf aus und neigte ſein Haupt, um das Gelübde, das er dem Himmel in der Sorge gethan, mit dankbarem Herzen zu wiederholen. Wie er zum Lager hinabſtieg, klang von der Seite Heermuſik und eine Schaar von Reitern und Fußvolk zog mit ihren Wagen ganz gemächlich dem Lager zu. Verwundert frug der

König: „Wer ſind dieſe, die ſo luſtig am Feierabend reiſen, nachdem die Andern das Werk gethan haben?“ Imme ritt vor: „Es iſt das rothe Kreuz von St. Wigbert, Herr Bernheri ſendet ſeine Mannen.“

Da lachte der König: „So hat der Jagdſpieß des Alten doch die Empörer gebändigt,“ und der Schaar entgegen reitend, rief er ihrem Führer Hugbald zu: „Als ſäumige Schnitter nahet ihr, die Halme ſind gemäht. Dennoch ſeid willkommen zum letzten Sprunge um den Erntekranz.“ Und als Imme ſeinen alten Genoſſen Hugbald begrüßte, ſprach dieſer: „Unſer Herr Abt ſendet dir ſeinen Segen und Dank für deine Mahnungen, die ihm die Spielleute zugetragen haben. Manchen Heiltrunk hat er dir zu Ehren gethan. Jetzt hält er ſich auf dem Berge gegen ſein eigenes Kloſter verſchanzt. Doch hoffe ich, euer Sieg ſoll den Tutilo mit ſeinem ganzen Anhang austreiben.“

Am nächſten Morgen ließ der König die Gefangenen rings um die Mauern führen, die Belagerten zu ſchrecken, und ſandte ſeinen Rufer, die Uebergabe der Feſtung zu fordern. Dem Geſchlecht des Markgrafen und den Dienſtmannen verſprach er freien Abzug in das böhmiſche Land, bei längerem Widerſtand drohte er mit Austilgung durch Feuer und Schwert. Die Helden der Burg ſaßen in ſorgenvoller Berathung, die Bedächtigen riethen, beſſer ſei es, Etwas zu retten, als Alles zu verlieren, denn reißendem Waſſer und ſiegreicher Hand vermöge man ſchwer zu widerſtehen, aber die Meiſten rieſen, ſie wollten lieber ſterben, als die Mauern übergeben, ſo lange ihr Herr noch in Freiheit lebe. Und ſie weigerten zuletzt die Uebergabe. Den ganzen Tag wurde verhandelt, der König aber beſchloß die Unſchlüſſigen am nächſten Morgen durch einen Angriff zu zwingen.

Es war eine mondloſe Sternennacht. Immo wachte mit ſeinen Knaben am Ufer des Baches, nur einen Pfeilſchuß von der Feſtung entfernt. Wie Jäger im Bergwald lagen die Thüringe, ihre braunen Wollmäntel über der Rüſtung, Bogen und Pfeil in der Hand, wo ein Strauch oder eine kleine Senkung des Bodens Deckung gab. Sie lauerten auf jedes Geräuſch und jeden Schatten, der hinter dem Bach und an den Zinnen der Feſtung ſichtbar wurde. Grade vor ihnen erhob ſich ein dicker, viereckiger Mauerthurm, welcher aus der Fluchtlinie der Mauer nach dem Bach vorſprang, damit man aus ihm die anſtürmenden Feinde von der Seite treffen konnte. Die röthliche Rauchwolke, welche jede Nacht über der Feſtung ſchwebte, ſank tiefer, das Geräuſch entfernter Stimmen verhallte; Mitternacht war vorüber und der graue Dämmerſchein am Rand des Himmels rückte von Norden nach Oſten. Da vernahm Immo neben ſich das leiſe Gequarr eines Froſches, das Zeichen, durch welches die Jäger einander mahnten; im nächſten Augenblick wand ſich Brunico auf dem Boden zu ihm. „Sieh zur halben Höhe des Thurmes. Es regt ſich in der Luke, ich meine, dort iſt ein Lebender zu merken, der graue Schatten ſinkt langſam abwärts.“ Gleich darauf klang es im Waſſer: „Er watet oder ſchwimmt.“ Immo gab das Zeichen, hier und da tauchte ein Haupt vom Boden, die Rohrpfeile flogen an die Sehnen und die ſpähenden Blicke fuhren über jede Stelle des Ufers. Wieder rauſchte es, der Leib eines Mannes hob ſich über den Rand des Baches, vorſichtig ſchob er ſich auf dem Boden vorwärts grade dem Verſteck der Thüringe zu. Schon hatte er einen niedrigen Strauch erreicht und richtete ſich hinter ihm auf der Lagerſeite in die Höhe, um in das ferne Land zu blicken; da, als ſeine Geſtalt über dem Grunde erkennbar wurde, klangen von beiden Seiten die Sehnen und flogen die Pfeile gegen ihn. Der Mann ſtöhnte, neben ihm fuhr Brunico in die Höhe, nach kurzem Ringen trat der Knappe wieder an Immos Seite, und mit einer Geberde des Abſcheus ſein Schwert einſteckend, brummte er, „es war Ringrank, der Fechter.“ Immo ſprang zu der Stätte, an welcher der Unſelige lag, beugte ſich über ihn und das ſchwere Haupt bebend raunte er ihm ängſtlich zu: „Wer ſendet dich?“ Der Sterbende taſtete mit der Hand nach ſeinem Meſſer, als er aber über ſich das traurige Antlitz Immos ſah und die freundlichen Worte hörte, murmelte er: „Der Rache des Königs dachte ich zu entrinnen, darum trug ich einen Gruß für dich.“

„Wo iſt ſie?“ frug Immo tonlos.

„Wo ich war,“ ſeufzte der Mann wieder und ſiel zurück.

Die bleichen Sterne ſchienen auf glanzloſe Augen, Immo deckte dem toten Fechter das Gewand über das Antlitz und wandte ſich ab. Ihm hämmerte das Herz in der Bruſt und ſein Blick haftete feſt auf dem

Thurme, aus dem der Fechter herabgeſtiegen war. Er winkte Brunico an ſeine Seite, dann wand er ſich ſelbſt bis an das Ufer des Baches. Als er zurückkehrte, rief er ſeine Mannen in eine Thalſenkung nach rückwärts. „Mahnt den Hugbald, der neben uns liegt, daß er mit Wigberts Knechten unſere Stelle beſetze. Euch aber, meine Knaben, lade ich, daß ihr mir folgt. Denn was mir auch geſchehe, ich klimme den Pfad hinauf, den der Tote herabgeſtiegen iſt. Die in der Stadt vertrauen der Nacht und ihrem Handel mit dem Könige, keinen Wächter erkenne ich auf der Zinne, noch hängt das Seil. Halten wir erſt den Thurm, ſo ſoll Hugbald mit Sturmzeug uns folgen."

„Manche Klippe unſerer Berge, die wir erklommen, war höher," ermunterte Brunico. „Führe, Immo, wir folgen." Die ſchnellen Knaben ſtiegen geräuſchlos zum Bach hinab, ſie tauchten in die Fluth, wateten und ſchwammen und waren nach kurzer Zeit am Fuß des Thurmes verſammelt. Immo prüfte den Halt des Seils. „Der Erſte ſei ich," brummte Brunico, ihm den Arm haltend. „Keiner vor mir," befahl Immo, „ſchwinde ich dahin, ſo führe du die Treuen zurück." Er ſchwang ſich am Seile aufwärts und hob ſich in die Oeffnung des Thurmes, gleich darauf ſchüttelte er das Seil, und ſeine Knaben folgten ſchnell einer dem andern.

Das Stockwerk des Thurmes war menſchenleer, die Taſtenden fanden in der Mitte eine große Standſchleuder und an beiden Seiten offene Thüren, ſie führten zu der Holzgallerie, welche an der inneren Fläche der

Mauer unter den Zinnen entlang lief. Auch die Gallerie in ihrer Nähe war ohne Bewaffnete, nur von dem nächſten Thurme, durch welchen ein Thor nach dem Waſſer führte, klangen die Tritte der Wachen. Während Brunico vorſichtig die kleine Treppe hinabſtieg, welche von der Gallerie zum untern Stockwerk des Thurmes reichte, gab einer der Knaben rückwärts dem Hugbald das verabredete Zeichen, einen flüchtigen Feuerſchein. Dann harrten die Thüringe ungeduldig auf das erſte Tageslicht.

Unten aber am Bache rührte ſich's. Hugbald hatte den bairiſchen Schanzmeiſter zu Hilfe gerufen; die Belagerer rollten leere Fäſſer an das Ufer und ſchnürten ſie mit Bohlen zu einem leichten Floß. Sie zogen die Sturmleitern über den Bach und hoben ſie mit Hilfe des Seils zu der Thurmöffnung. Als der Morgen dämmerte, war der Thurm und die nächſte Gallerie in den Händen der Königsmannen; ohne Lärmzeichen drangen ſie bis zu dem Thore, überfielen die ſorgloſen Vertheidiger, zerſchlugen die Sperrbalken der Thorpforte und warfen die Fallbrücke über das Waſſer.

Da erhob ſich in der Feſtung Allarmruf und Nothgeſchrei. Die geworfenen Vertheidiger liefen vom Thore brüllend durch die Straßen, Hörner und Poſaunen tönten, und aus den Gaſſen der Stadt ſtürmten die erweckten Helden an das verlorene Thor. Ein heißer Kampf entbrannte um die beiden Thürme und die Mauer dazwiſchen. Die Markgräflichen umſchanzten mit Schild und Speer den Zugang zu den nächſten Gaſſen, ſie liefen unter ihren Schilden gegen die Thoröffnung, drangen auf der Mauerhöhe gegen die Thürme und warfen ihre Geſchoſſe von der Gallerie auf die Königsmannen, welche von außen über die Brücke drängten, und drinnen die eroberten Thürme beſetzt hielten. Dieſe aber ſendeten Pfeile und Speere auf die Andringenden und ſchoſſen Brandpfeile gegen die Dächer der nächſten Häuſer. Bald ſtiegen Rauchſäulen und lodernde Flammen aus den Höfen, und in das Getöſe das Kampfes miſchte ſich das Gebrüll der Rinder und das Geheul der Einwohner.

Der König hielt auf einem Hügel nahe dem Thor, um welches geſtritten wurde, er ſah, wie die lodernden Flammen hinter der Mauer aufſtiegen, und nährte den Kampf durch neue Haufen, welche er über die Brücke trieb. Aber wie ſehr er ſich des Erfolges freute, er dachte auch daran, daß der letzte Streit gegen die geſammelte Macht der Verzweifelten ſeinem eigenen Heere einen guten Theil der Kraft nehmen könne, und daß an der abgewandten Seite der Feſtung noch eine feſte Burg lag, in welcher die Feinde ſich wohl zu halten vermochten, bis der Böhmenherzog zu Hilfe kam. Deßhalb bezwang er die Sehnſucht nach Rache und ſandte ſeinen Heerrufer über den Bach nach der Burgſeite, um auf's Neue mit den Belagerten zu handeln.

In das Gewühl am Thore klang der Ruf, daß der König ſich vertragen wolle, und der Kampfzorn der Vertheidiger wurde ſchwächer. Einer nach dem andern warf ſich nach rückwärts, um ſeine Habe aus der brennenden Stadt zu retten und die Burg zu gewinnen, und die Königsmannen ſtürmten mit hellem Siegesrufe vor. Als erſter Imme, gefolgt von den ſchnellſten ſeiner Knaben. Gleich einem Wüthenden war er von der Mauer gegen das Thor gefahren. Während er im Kampfe ſtieß und ſchlug und jeden Anſturm der Feinde zurückwarf, hatte er nur einen Gedanken, zu ihr durchzudringen, die zwiſchen Rauch und Glut und dem Todeskampf der Männer die Arme zum Himmel hob. Jetzt ſprang er wie ein wildes Roß durch Qualm und züngelnde Flammen in die Gaſſen der Stadt. Laut ſchrie er über die Haufen und in die offenen Höfe den Namen Hildegard. Der geborſtene Helm war ihm vom Haupte geworfen, das blutbeſprengte Haar flog ihm wild um die heißen Schläfe. Zwiſchen Heerdenvieh, beladenen Karren, über Leichen der Gefallenen, durch kleine Haufen feindlicher Krieger ſtürmte er vorwärts, bald ausweichend, bald Schläge tauſchend, bis er den Marktplatz der Stadt erreichte, wo das Getümmel am wildeſten durcheinander wogte. Er überſtieg die gedrängten Karren der Flüchtigen und wand ſich durch eine Schaar feindlicher Reiter, wie ein Verzweifelter mit dem Strome ringend. Da, in der Mitte des Marktrings, wo das ſteinerne Kreuz auf einer Erhöhung ragte, ſah er einige böhmiſche Krieger auf eine helle Geſtalt eindringen, die am Fuß des Kreuzes lag und mit beiden Armen den Stein umſchlang. „Hildegard,“ ſchrie er und ein ſchwacher Gegenruf: „Imme, rette mich,“ klang in ſein Ohr.

Den Wilden, welcher die Arme nach der Liegenden ausſtreckte, ſchleuderte er zur Seite, daß dieſer das Aufſtehen für immer vergaß, ſeine heranſpringenden Genoſſen verſcheuchten den fremden Haufen. Er hielt die Gerettete in ſeinen Armen, küßte das bleiche Antlitz und rief ſie mit den zärtlichſten Grüßen, und als ſie die Augen aufſchlug, da hob er ſie lachend empor, während ihm die Thränen aus den Augen ſtürzten, und mit dem Schildarm ſie umſchlingend, hielt er am Kreuze die Wache für das geliebte Weib, das an ſeinem Hals hing und ſich feſt an ſeine Bruſt drückte. Ueber ihm wirbelte der glühende Rauch, um ihn krachten die ſtürzenden Balken und das Kampfgetümmel wälzte ſich durch die Straßen der Stadt, er aber ſtand, umgeben von Tod und Vernichtung wie ein Seliger, und er ſah, wie die hohen Engel mit flammenden Schilden und Speeren durch die Lohe ſchwebten und um ihn und die Geliebte eine feſte Schildburg zogen.

An der Ecke des Marktes wehte ein Banner, auf welchem er das weiße Roß der Sachſen erkannte, da rief er: „Glückauf, mein Geſelle, dort nahen die Helden, denen ich am liebſten vertraue, damit ſie dich zum König geleiten.“

## 8.

## Die Noth des Grafen.

Der Kampf um die Krone war entſchieden. Mit unwiderſtehlicher Gewalt trieb der König den Markgrafen der böhmiſchen Grenze zu, eine Burg nach der andern fiel in ſeine Hände, die Flammen, welche aus den gebrochenen Mauern aufſtiegen, verkündeten dem erſchreckten Lande den Sturz eines edlen Geſchlechtes und die Rache des Königs. Schonungslos wollte der König Alles mit Feuer und Schwert tilgen, was an die Herrſchaft ſeines Feindes erinnerte, und die harten Vollſtrecker ſeines Willens fühlten zuweilen ein Mitleid, das er nicht kannte, und milderten in der Ausführung ſein Gebot. So ſcharf war des Königs Zorn, daß ſich Jedermann über die Schonung wunderte, die er einem der Verſchworenen zu Theil werden ließ. An dem Grafen Ernſt wurde das Todesurtheil nicht vollſtreckt, der Held büßte nur mit einem Theil ſeines Schatzes und wurde in milder Haft gehalten. Und die Leute rühmten den Erzbiſchof Willigis, weil ſeine Bitten den Haß des Königs gedämpft hätten.

Während der Markgraf als landloſer Flüchtling in Böhmen umherirrte und die übrigen Empörer demüthige Boten ſandten, um die Gnade des Königs zu gewinnen, hielt Heinrich ſeinen Hof in Babenberg, der Stammburg ſeines Feindes. Dort ſammelte ſich das ſiegreiche Heer, der Belohnung und Entlaſſung harrend, auch die Königin Kunigund kam von Regensburg an; mit großem Geleite holte ſie der König ein, und die Edelſten des Heeres begrüßten die Herrin nach altem Heldenbrauch auf ihren Roſſen im Eiſenhemd, indem ſie zu zwei Schaaren getheilt in geſtrecktem Lauf durcheinander ritten und dabei die Gerſtangen durch wilden Wurf an den Schilden der Gegner zerbrachen.

Immo hatte in dem Kampfſpiel ſeine Reitkunſt rühmlich erwieſen, die Jungfrau aber, in deren Augen er am liebſten ſein Lob geleſen hätte, blickte nicht auf den glänzenden Zug. Er wußte, daß Hildegard auf Befehl des Königs unter der Aufſicht einiger frommer Schweſtern in der Stadt weilte, aber ihm war trotz aller Mühe nicht gelungen zu ihr zu dringen. Als er jetzt vom Roſſe ſtieg und in die Herberge trat, fand er den Spielmann Wizzelin, der in neuem Gewande und mit klirrendem Goldſchmuck, das Saitenſpiel in der Hand ſeiner wartete, umdrängt von Kriegsleuten, welche mit dem wohlbekannten Mann Scherzreden tauſchten und ihn mahnten, ſeine Kunſt vor ihnen zu erweiſen.

„Gutes Glück bringe mir das Wiederſehen, du flüchtiger Wanderer,“ rief Immo.

„Auch euch iſt Alles gelungen,“ antwortete der Spielmann, „und als ein Glückskind rühmten euch die Leute, während ihr heut ſo hurtig rittet. Liegt euch noch am Herzen zu erfahren, was ihr einſt von mir begehrtet, ſo vermag ich Beſcheid zu ſagen.“

Immo führte ihn ſchnell in ſeine Kammer.

„Sie iſt hier,“ ſprach Wizzelin leiſe, „ſie will euch ſehen, und ich vermag euch zu ihr zu führen. Die alten Nonnen, bei denen ſie weilt, ſind keine ſtrengen Wächter, auch ſie vernehmen gern, wenn ich vor ihnen die Saiten rühre. Folgt mir ſogleich, wenn es euch gefällt, doch haltet euch eine Strecke hinter mir zurück, denn ich bin den Helden hier nicht unbekannt,“ fügte er ſtolz hinzu, „und muß auf viele Grüße antworten.“

Sie traten auf die Straße, der Spielmann glitt behend durch das Gewühl von Reitern und Roſſen, von Burgmannen und Landleuten, welche herzu geſtrömt waren, den Einzug zu ſehen. Oft wurde er angerufen, auch Gelächter und Spottreden klangen ihm entgegen. Gegen die Huldreichen verneigte er ſich und verſprach Beſuch und Lied, den Spöttern antwortete er mit dreiſter Gegenrede, ſo daß er die Lacher ſtets auf ſeiner Seite hatte. Endlich bog er in eine ſtille Seitengaſſe und fuhr durch das Thor eines dürftigen Hofes. Er wies auf eine niedrige Fenſteröffnung, hob einen Zipfel der Decke, welche das Innere verbarg, und ſagte zu Immo: „Springt dreiſt durch die Thür, ich halte die Wache.“

Immo eilte in das Haus. Mit einem Freudenſchrei warf ſich Hildegard in ſeine Arme und drückte ſich an ſeine Bruſt.

„Wie bleich du biſt, Hildegard, und gleich einer Gefangenen ſehe ich dich bewahrt.“

„Sie ſind nicht hart gegen mich, und wären ſie es auch, ich würde es wenig beachten, wenn ich an dich denke und dein Antlitz zu ſehen hoffe. Denn ſo oft mich die Einſamkeit ängſtigt und die Gefahr bedroht, biſt du mir in meinen Gedanken nahe, du Lieber, mich zu tröſten. Bald aber werden ſie mich von hier fortführen zu der Königin, in ihrem Gefolge ſoll ich bewahrt werden.“

„Das iſt gute Botſchaft,“ rief Immo, „dort vermag ich dir eher nahe zu ſein.“

Aber Hildegard ſchwieg, ihr Haupt lag ſchwer an ſeiner Bruſt, und ihr junger Leib bebte in ſeiner Umarmung. „Hoffe das nicht, Immo, denn nicht für ein fröhliches Leben denkt mich der König zu retten, nur weil der große Erzbiſchof Mitleid mit mir hatte. Sie halten mich feſt, wie die frommen Mütter ſagen, damit ich nicht gleich einer Dirne auf die Straße geſchleudert werde. Mein unglücklicher Vater!“ rief ſie mit gerungenen Händen. „Geh von mir, Immo, denn Elend iſt mein Loos, und meinem Vater droht das Verderben.“

Immo wußte wohl, daß der König damals, als er dem Geſchlecht des Hezilo Abzug aus der Feſtung geſtattete, den Grafen Gerhard mit ſeinem Geſinde aus dem Zuge der Entweichenden herausgeriſſen hatte, um ihn für ſeine Rache zu bewahren. Seitdem konnte Niemand ſagen, was mit dem Grafen geſchehen war. Deßhalb frug Immo ſorgenvoll: „Vernahmſt du, wo er weilt?“

„Er liegt im Thurm der Stadt gefangen, ich war bei ihm und er begehrt in ſeiner Noth nach dir. Eile, Immo, denn kurz iſt, wie ſie ſagen, die Friſt welche ihm noch auf dieſer Erde geſtattet wird. Tröſte ihn, wenn du vermagſt, und dann komm noch einmal zu mir, damit ich dich ſegne und dir für deine Liebe danke. Denn, Immo, merke wohl, die Tochter eines entehrten Mannes kann nicht ferner dein Geſelle ſein. Suche dir die Braut unter den geſchmückten Frauen, welche mit der Königin eingezogen ſind und ſich gleich dir des Sieges freuen; ich aber und mein Geſchlecht ſchwinden dahin wie die flammenden Häuſer und die Weiber und Kinder, die ich mit der Peitſche hinaustreiben ſah."

Immo rief unwillig: „Ich hörte immer, die durch ein Band gebunden ſind, ſollen auch Leid und Liebe miteinander theilen, ſo lange ſie leben. Meinſt du, Hildegard, daß ich dich losbinde von deiner Pflicht gegen mich? Mein biſt du, aus der brennenden Stadt habe ich dich getragen und was ſie auch über dich erſinnen, ſo lange ich athme, darfſt du dich Niemandem geloben als mir, nicht der Königin und nicht den Heiligen. Zur Stelle ſuche ich deinen Vater auf, ob ich ihm nützen kann." Er hob ihr geſenktes Antlitz mit der Hand zu ſich herauf und ſah ihr in die Augen. Lange dachte er an die heiße Liebe, mit der ſie ihn bei dieſem Scheiden anſah. „Morgen bei guter Zeit bringe ich Botſchaft," rief er noch an der Thür.

Am Fuß der Thurmtreppe ſprach der Wärter zu Immo: „Ihr werdet den Grafen in unehrlicher Geſellſchaft finden, wenn euch beliebt, jetzt hineinzugehen. Einer ſeiner Fechter iſt bei ihm, er hat ihn gefordert; ich rathe, daß ihr harret, bis der ruchloſe Mann gewichen iſt.“

„Oeffne doch,“ verſetzte Immo, „er hat mich dringend begehrt.“

Als Immo mit dem Schließer eintrat, ſah er den Grafen auf einer Holzbank ſitzen, und vor ihm ſtand Sladenkop, der Fechter, ein unförmlicher Geſell mit Armen und Beinen, die ausſahen, als ob ſie von einem rieſigen Thiere genommen wären, mit kleinen ſcharfen Eberaugen, kurzer Stirn und borſtigem Haar. Die Miene des Mannes war verlegen und ſein Geſicht geröthet. Immo wandte den Blick mit mehr Theilnahme auf den Grafen. Denn ſehr bekümmert erſchien dieſer, die Augen lagen tief und fuhren ängſtlich umher, er war hagerer geworden und ſein Kopf ſtand nicht mehr ſo trotzig zwiſchen den Schultern wie ſonſt, ſondern hing ein wenig nach vorwärts. Immo grüßte und winkte dem Schließer abzutreten, welcher mit einem argwöhniſchen Blick auf den Fechter ſagte: „ich harre draußen an der Thür, wenn ihr mich ruft.“

„Ich freue mich, Immo,“ antwortete der Graf dem Gruße, „daß du nicht verſchmähſt mich aufzuſuchen, obwohl ich im Unglück bin. Immer hat dein Geſchlecht mir edle Art gezeigt und gute Freunde ſind wir von neulich, wo du in meiner Halle ſaßeſt und wo du in meinem Lager den Würzwein trankeſt. Jetzt verläßt mich Alles, ſogar dieſer Köter,“ er wies auf den

Fechter. „Betrachte ſeine Arme, ſo habe ich ihn gefüttert und mir hat er ſein Leben gelobt, jetzt aber ſträubt er ſich, mir im Kampfe einen Vortheil zu geben."

„Verhüten die Heiligen, daß euch jemals das Loos zu Theil werde, dieſem da im Kampfe gegenüber zu ſtehen."

„Emſig flehe ich zu den Heiligen, daß ſie es verhüten mögen; aber es ſcheint, daß ſie Luſt haben, es zu geſtatten. Denn wiſſe, Immo, der König hat Uebles gegen mich im Sinn, und weil wir am Irisbach in der Uebereilung dem Erfurter Kaufmann ſeine Ballen genommen und den Mann dabei beſchädigt haben, ſo will der König mir die Ehre nehmen, ich ſoll als gerichteter Räuber um mein Leben kämpfen, und weil ich Fechter gehalten habe, ſo fordert er in ſeinem Zorn, daß ich vor dem Ringe ſeiner Edlen gegen meinen eigenen Fechter ſtreiten ſoll." Immo trat erſchrocken zurück. Der Gefangene erkannte die Theilnahme und fuhr vertraulicher fort: „Aus deinen Augen ſehe ich, Immo, daß ich dir Alles ſagen darf; merke wohl, dieſer Undankbare, der meinen Silberring an ſeinem Arm trägt und der mir gelobt hat, um Geld und Nahrung in jedem Kampfe ſein Leben für mich zu wagen, er will ſich jetzt von mir nicht treffen laſſen."

„Wie kann ich eine Abrede mit euch machen, Herr, da ihr kein Fechter ſeid und des Handwerks nicht kundig," fiel gekränkt der Fechter ein. „Wäret ihr einer von meinen Genoſſen, ſo wollte ich einen Arm oder ein Bein wohl daran wagen. Ihr aber würdet mir, wenn ich euch einen Vortheil gäbe, das Eiſen in die Glieder treiben, daß ich des Aufſtehens für immer vergäße."

„Du biſt ein Narr, das zu fürchten. Ich war in meiner Jugend ein Schwerttänzer und treffe, wohin ich will, wenn mein Gegner Beſcheidenheit erweiſt. So nimm doch die beſten Gedanken in deinem dicken Kopf zuſammen. Wenn ich dich wirklich ein wenig zu ſehr träfe, durch die Hand eines Edlen zu fallen, wäre für dich das ehrenvollſte Ende, das du finden könnteſt."

Der Mann ſtand mit zuſammengezogenen Augenbrauen und überlegte. „Ja, Herr," ſagte er zögernd, „ihr ſprecht nicht ohne Grund, auch der Fechter hat ſeine Ehre. Und wenn ihr mich trefft, ſo ſoll dies mein Troſt ſein und es wird Nachruhm gewähren bei allem fahrenden Volk. Doch wenn ihr mich nicht trefft, ſondern ich euch, dann wäre der Ruhm noch größer."

„Du aber haſt dich mir gelobt, wie kannſt du mich treffen, du Schuft?" rief der Graf zornig.

Der Fechter ſah finſter vor ſich nieder. „Ich weiß, was ihr meint," begann er endlich, „und ich merke, daß ich in der Klemme bin wie ein Marder. Sie ſollen nicht ſagen, daß ich gegen meinen Herrn unehrlich gehandelt habe. So lange ich euren Ring trage, ſeid ihr ſicher vor meinem Eiſen; feilen ſie mir den Ring ab, ſo fechte ich als des Königs Kämpe und dann, meine ich, darf ich euch treffen."

„Weiche hinaus, du Elender," rief der Graf zornig, „mich reut's, daß ich ſo manches Kalb und Rind in deinen Magen geſtopft habe und mich reut's, daß ich in meiner Noth bei einem Ehrloſen Hilfe ſuche."

Der Fechter ſah verlegen und unſchlüſſig auf den Zornigen, dann wandte er ſich trotzig zum Abgang. Als ſich hinter ihm die Thür geſchloſſen hatte, ſaß der Graf eine Zeit lang ſchweigend auf der Bank, und Imme ſah, daß ihm große Schweißtropfen von der Stirne rannen. Endlich begann er mit gebeugter Haltung: „Wundre dich nicht, Imme, daß ich grade dich bitten ließ. Du kennſt den Brauch in heiligen Dingen, du biſt ſelbſt ein halber Geiſtlicher, obgleich du das Schwert führſt, und vor Allem biſt du jung, erſt aus Wigberts Zucht gekommen, du kannſt noch nicht ſehr viel Böſes gethan haben, und die Heiligen werden dir eher etwas zu Gute halten, als einem Andern. Darum möchte ich dir Vertrauen ſchenken in der Sache, die mir jetzt zumeiſt am Herzen liegt. Willſt du mir geloben eine Bitte zu erfüllen, ſo thue es."

Da Imme erwartete, daß der Graf an ſeine Tochter denken würde, ſo war er gern bereit und ſprach an ſein Schwert faſſend: „Ich will, wenn ich es ohne Schaden für meine Seele thun kann."

„Es iſt ein frommes Werk," verſetzte der Gefangene traurig. „Wiſſe, Imme, daß es ſchwer iſt, auf Erden ohne Sünde zu leben. So habe auch ich, wie ich fürchte, zuweilen etwas gethan, was mich den Heiligen verleiden kann, ich ſorge, daß es ihr Zorn iſt, der mich in dieſe Gefahr gebracht hat und daß ſie mich gar nicht gutwillig hören werden, wenn ich ſie hier aus dieſem Loche um meine Rettung anflehe. Denn in meinem Jammer bekenne ich, wenig habe ich ihrer im Glück geachtet. Dem Gebet der Mönche mich zu übergeben, kann mir gar nichts frommen, denn auch dieſe ſind mir zum Theil verfeindet, und ſie beten nur eifrig, wenn ſie Hufen und reiche Gaben erhalten. Meines Gutes aber wird, wie ich fürchte, der König mich entledigen. Darum iſt mir eingefallen, was mich wohl retten könnte. Ich habe meine Sünden aufſchreiben laſſen; nicht grade alle, denn mit den kleinen will ich den großen Fürſten des Himmels nicht läſtig werden, aber die ſchwerſten. Drei Tage und drei Nächte habe ich zwiſchen dieſen Steinen darüber nachgedacht ſie zu finden und zu bereuen. Dem Beichtiger der Gefangenen — er iſt ein ausgelaufener Mönch und ein guter alter Mann — habe ich ſie hergeſagt und er hat ſie auf mein Drängen niedergeſchrieben und verſiegelt.“ Er holte ein zuſammengelegtes Pergament unter ſeinem Sitze hervor, wies es dem erſtaunten Immo und ſprach feierlich: „Hierin ſind meine Sünden, nämlich die groben. Mir kann Rettung bringen, wenn du ſie zu wunderthätigen Reliquien großer Heiligen trägſt und ſie in ihrem Schrein oder doch darunter birgſt, damit die Heiligen ſelbſt mein Bekenntniß empfangen, und wenn ſie es leſen, ſich meiner erbarmen.“

Immo trat erſchrocken zurück und ſah ſcheu auf das zuſammengelegte Pergament. „Wie darf ich mich unterfangen, dies Blatt den Heiligen zu übergeben, da ich kein Prieſter bin?“ verſetzte er. „Und wie kann ich einen Reliquienſchrein erreichen, da ich ſelbſt kein ſolches Heiligthum beſitze?"

„Schaffe das Blatt an einen Ort, wo große Heilige hauſen," raunte der Graf ängſtlich.

„Ich ſelbſt bin aus dem Kloſter in Unfrieden geſchieden," antwortete Immo, „und weiß nicht, ob mir die Mönche dort geſtatten werden, dem Altar des heiligen Wigbert oder gar den hohen Apoſteln zu nahen."

„Auch erwarte ich wenig Gutes von dieſen Heiligen," verſetzte der Graf zerknirſcht, „denn ich leugne nicht, alte Händel habe ich mit ihnen und ſie möchten mir das gedenken. Auch in Fulda, fürchte ich, hat man ſchon Manches von mir vor den Altären geraunt. Wandle leiſe zu einem hohen Heiligthum, wo man mich weniger kennt. Einen Reliquienſchrein weiß ich, den beſten von allen," und er hob ſeinen Mund zu Immos Ohr und flüſterte: „das iſt der Himmelsſchatz unſeres Herrn, des Königs. Er iſt hier zur Stelle und ſchnelle Fürbitte thut mir Noth, ſonſt kann ſie mir für dieſes Leben Nichts mehr helfen."

„Wie vermag ich zu dem Heiligthum des Königs zu dringen?" rief Immo.

„Ich weiß, daß du zu den Auserleſenen gehörſt, welche die Wache in ſeiner Behauſung haben, da mag dir wohl möglich werden, daß du das Pergament ungeſehen unter die Decke ſchiebſt. Vielleicht gelingt dir auch, den Geſchorenen des Königs, der über dem Schrein wacht, durch Flehen und Gabe zu gewinnen. Verſprich ihm Großes; denn wiſſe, einen Geldſchatz, der nicht klein iſt, bewahre ich unter einem Baume verborgen; wird der Prieſter zu der Gutthat geneigt, ſo will ich den Schatz daran wenden und ihm die Stelle offenbaren.“

„Um die Heiligthümer des Königs ſorgt jetzt der fromme Abt Godehard,“ verſetzte Immo kummervoll, „der Goldſchatz wird ihn nicht locken, den hohen Himmelsfürſten, die für den König ſorgen, in deiner Sache ſo zudringlich zu nahen.“

„Ich finde dich kalt, Immo, wo es gilt, einen alten Genoſſen deines Vaters aus der Angſt zu retten,“ klagte der Graf und griff ſich nach der feuchten Stirn. „Beſſeres hatte ich von dir gehofft und Anderes hatte ich auch mit dir im Sinne. Denn als ich dich neben Hildegard, meinem Kinde, ſitzen ſah, wie du als Geſelle ihr zutrankeſt, da fiel mir Einiges ein, was ich mit deinem Vater beredet hatte, als ihr Beide noch klein waret, und ich dachte, was nicht geworden iſt, vielleicht kann es doch noch werden, wenn die Heiligen es fügen und auch dein Wille dahin geht. Jetzt freilich bin ich arg verſtrickt, du aber biſt im Glücke. Dennoch erinnerte ich mich an die Augen, die du damals machteſt, als ich dich in meinen Saal laden ließ. Aber ich ſehe, der Menſchen Sinn iſt veränderlich, zumal wenn ſie jung ſind.“ Er ſetzte ſich abwärts auf die Bank und faltete die Hände, aber er ſah von der Seite ſcharf nach dem offenen Antlitz des Jünglings, in welchem der innere Kampf ſichtbar war.

Wild ſtürmte es durch Immos Seele, Hoffnung, die Geliebte durch den Vater zu erwerben und wieder

Mißbehagen darüber, daß der Vater ſie ihm für eine heimliche That verkauſen wollte. Er ſtand in innerm Ringen und dabei fiel ihm die Lehre ein, welche ihm der alte Bertram für ſein Leben mitgegeben hatte, daß er dem Gelöbniß eines Mannes, der in Todesnoth ſei, niemals trauen ſolle. „Wegen deiner Tochter fordere ich keinen Eid von dir, und du gedenke mich nicht durch ihren Namen zu beſchwören, daß ich dir helfe. Denn deine Noth will ich nicht mißbrauchen zu einem Gelöbniß.“

„Du denkſt edel, Immo,“ rühmte der Graf, „ſei auch barmherzig.“

„Gieb mir das Pergament,“ rief Immo entſchloſſen, „ich will thun was ich kann, wenn auch nicht grade ſo wie du meinſt, doch nach meinen Kräften; obwohl ich zage, daß mir die hohen Gewalten deshalb zürnen werden. Vermag ich nicht's, ſo lege ich deine Sünden wieder auf deine Seele wie ich ſie empfing.“

„Ganz hochſinnig finde ich dich, Immo, und ich vertraue deinem Muth und deiner Klugheit,“ rief der erfreute Graf. Er legte das Pergament in die Hand des Andern und hielt ſich mit beiden Händen an ſeinem Arme feſt. Immo ſchob das Pergament vorſichtig in die Taſche ſeines Gewandes und wandte ſich zum Abgange. „Ich fürchte, das Blatt verbrennt mir den Rock,“ ſagte er unruhig, „lebe wohl, ſoweit du es hier vermagſt. Ich kehre wieder, ſobald ich die That verſucht habe.“ Den wortreichen Dank des Grafen unterbrach das Klirren des Schloſſes.

Als der König am Abend nach dem Mahle in ſeine Herberge kam und durch den Haufen der Edlen und Geiſtlichen ſchritt, welche ihn erwarteten, um Segen für ſeine Nachtruhe zu erflehen oder ihm aufzuwarten, da ſah er huldvoll, wie ſeine Gewohnheit war, nach allen Seiten umher, grüßte und nickte. Die neu Angekommenen aber, wenn ſie Edle waren oder Geiſtliche, faßte er bei der Hand und küßte ſie. Als der König Immo erblickte, der ſich in die vorderſte Reihe geſtellt hatte und ihn bei dem Gruß flehend anſah, da merkte er wohl, daß dieſer Huld begehre, winkte ihm gütig zu und ſprach: „Als ein ſtolzer Held haſt du dich heut getummelt, edler Immo, hell klangen deine Speere an den Schilden." Und weil er gern daran dachte, daß Immo ein Gelehrter war, fügte er, um ihn vor den Andern noch mehr zu ehren, einen lateiniſchen Vers hinzu: Stolz ſchwingt der Held Aſcanius die Waffen im Kampffeld. Und nachdem er, wie dem Könige geziemt, Jedem ſeinen Antheil an Ehren gegeben hatte, trat er in ſein Schlafgemach. Als er ſich dort ermüdet niederſetzte, begann der Kämmerer zu ihm: „Der Thüring Immo fleht um die Gunſt, deiner Hoheit etwas zu ſagen."

„Hat er es ſo eilig Lohn zu fordern für ſeinen Sprung von der Mauer, ich habe ihm ja ſo eben vor allen Leuten wohlgethan."

„Er ſagte," antwortete der Kämmerer ſich entſchuldigend, „daß er dem König etwas Geheimes vertrauen müſſe."

„Die Geheimniſſe des Jünglings hätteſt auch du empfangen können."

„Das meinte ich auch,“ verſetzte der Kämmerer, „er aber flehte. Gefällt's dem König, ſo ſende ich ihn fort, denn er harrt vor der Thür.“

„So führe ihn herein,“ befahl der König und ſtützte müde das Haupt in die Hand.

Immo trat ein, kniete nieder und zog das Pergament des Grafen aus ſeinem Gewande.

„Was bringſt du mir ſo ſpät, Immo,“ frug der König und ſah kalt auf den Knienden.

„Die Sünden des Grafen Gerhard,“ antwortete Immo und legte das Pergament zu den Füßen des Königs.

„Verhüten die Heiligen, daß ich ſo unſelige Gabe annehme,“ verſetzte der König, mit dem Fuß das Pergament wegſtoßend, „Unheil bedeutet ſolche Spende, ſprich, was ſoll der Brief?“

„Die Beichte iſt es des Grafen,“ ſagte Immo feierlich, indem er das Kreuz ſchlug. Der König folgte ſchnell ſeinem Beiſpiel. „Der Graf verzweifelt in ſeiner Noth durch die Mönche bei den Himmliſchen Gnade zu finden, zumal er ihnen nichts mehr zu ſpenden hat, denn ſein Gut und Geld liegen in des Königs Hand. Da ließ er in der Herzensangſt durch einen armen Prieſter ſeine Sünden niederſchreiben und forderte von mir, daß ich ſie heimlich zu den Heiligthümern meines Herrn und Königs trüge, damit die gewaltigen Nothhelfer ſich ſeiner erbarmten.“

„Und du haſt ihm den Sündenbrief nicht zur Stelle vor die Füße geworfen, Verwegener?“

„Zürne mein König nicht, wenn ich gefehlt habe, mich erbarmte ſeine Angſt. Wohl weiß ich, daß es ein Unrecht wäre, zu dem heiligen Geheimniß meines Königs zu ſchleichen und den Brief des armen Sünders dort zu verſtecken, wie er begehrte. Dennoch wagte ich nicht, ſeiner Seligkeit hinderlich zu ſein, und ich meine als redlicher Mann und nicht als Hehler zu handeln, wenn ich von der Gnade des Königs erbitte, daß mein Herr der Seele des hilfloſen Mannes beiſtehe und ſeinem Prieſter geſtatte, das Pergament zum Heiligthum des Königs zu tragen.“

„Und was hat dir der Graf verſprochen, damit du dieſe freche Bitte wagſt?“ frug der König hart, „denn meine Edlen pflegen Nichts für Nichts zu thun.“

„Man hat mich gelehrt, von einem Manne in der Todesnoth nicht Gabe und nicht Verſprechen anzunehmen,“ antwortete Immo.

„Der dich ſo ſeltene Vorſicht gelehrt hat, hätte dich auch lehren ſollen, gegenüber deinem Könige die Scham zu bewahren. Wie mögen die hohen Gewaltigen des Himmels, deren Gnade ich ſelbſt froh bin, wenn ſie ſich zu meinem Heiligthum herniederneigen und mich ſchützend umſchweben, wie mögen dieſe zugleich die Beſchützer meiner Feinde werden? Und wie kannſt du das wollen, wenn du kein Verräther biſt?“

„Ich vernahm die hohe Lehre,“ verſetzte Immo knieend, „daß der Himmelsherr gern Erbarmen mit dem Sünder hat, und wenn der König, der des Herrn Schwert auf Erden hält, hier den Schuldigen richten muß, ſo mag ihn doch in ſeinem Amte tröſten, daß die Bitte ſeiner Heiligen den armen Sünder aus den Krallen des üblen Teufels erretten."

„Mir aber liegt gar nichts daran," rief der König ungnädig, „den untreuen Mann dereinſt an der Himmelsbank wiederzufinden, wenn die Himmliſchen mir dort den Heerdſitz bereiten wollen. Das mußteſt du wiſſen, du Thor, bevor du ſeine Sünden mir auf die Seele legteſt. Denn wenn ich nach ſeinem unverſchämten Verlangen thue, ſo ſchaffe ich Einem, der mein Feind war, Hilfe in jenem Leben und vielleicht auch noch in dieſem. Und wenn ich ihm dagegen ſeinen Willen nicht thue, ſo mögen die Heiligen mir zürnen, weil es mir an Erbarmen fehlt. In ſolche Gefahr ſetzt mich dein dreiſtes Verlangen. Entweiche mit dem Briefe und trage ihn zu einem andern Heiligthum, zu welchem du willſt, wenn dir an der Gunſt des Grafen mehr gelegen iſt, als an dem Vortheil deines Königs. Doch halt," rief der König noch zorniger, „wer weiß, ob der Böſewicht nicht Manches hinein geſetzt hat, was mir ſelbſt zum Schaden gereichen könnte, wenn die Unſichtbaren darauf hören." Der König neigte ſich ſchnell zu Boden, faßte den Brief und erbrach das Siegel. „Die Beichte des Grafen Gerhard will ich zuerſt vernehmen, ehe ſie zu den Heiligen dringt." Er bekreuzte ſich und ſetzte ſich nahe zu der Kerze. „Schwach war die Kunſt des Geſchorenen, der dieſe Krähenfüße hingeſetzt hat," murmelte er. „Mit ſeiner letzten Verrätherei fängt der Sünder an, ich glaube wohl, daß ſie ihn am meiſten ängſtigt. Sie reut ihn, ſo lange er im Thurm ſitzt. — Dann kommt der Kaufmann. Der Goldſtoff, den er geraubt hat, war für die Königin beſtimmt, und er hat ihn noch nicht einmal herausgegeben.“ Und er las fort mit geſpannter Aufmerkſamkeit. Immo merkte, daß der König ſeine Gegenwart ganz vergeſſen hatte, denn er ſprach zuweilen laut von den geheimen Thaten.

„Den Grafen Siegfried im Walde überfallen, wobei ihn leider mein Mann Egbert erſchlug. Die Miſſethat blieb ungerochen,“ rief der König, „die Leute ſagten damals, der Gefällte ſei von Räubern erſchlagen worden. — Hier folgen Sünden gegen die Wigbertleute. Es iſt eine ganze Reihe. Schwerlich würde Abt Bernheri dafür Abſolution ertheilen. — Mit Herzog Heinrich, dem Zänker — der dreiſte Böſewicht, meinen Vater ſo zu nennen.“ — Der König ſah um ſich, und als er Immo noch auf den Knieen fand, ſprang er auf und winkte ihm zornig die Entlaſſung. Dann ergriff er wieder das Pergament: „Mit Herzog Heinrich verſchworen gegen Kaiſer Otto.“ Der König warf das Pergament auf den Tiſch und ſchritt heftig im Zimmer auf und ab. „Das Unrecht meines eigenen Vaters ſoll ich zum Schrein der Heiligen tragen, damit die Heiligen es wiſſen und an mir rächen. Unerhört iſt die Bosheit.“ Wieder eilte er zum Tiſch. „Und hier ſteht es, meine eigene Sünde,“ und er las: „mit Herzog Heinrich, der jetzt König iſt, Verabredung getroffen gegen ſeinen Vetter, den jungen Kaiſer Otto.“ Der König faßte das Pergament, drückte es mit der Fauſt zuſammen und ſchleuderte es in den Kamin. Er riß die Kerze aus dem Leuchter, hielt ſie daran, bis das Blatt ſich bräunte und kniſternd verkohlte und ſtieß heftig mit dem Fuß in die Aſche. „Dies ſei der Heiligenſchrein, zu dem ich deine Sünden trage, du Ruchloſer. Mich ſelbſt ſoll ich verklagen vor meinen Nothhelfern um deinetwillen. Lieber laſſe ich dich unter deiner Sündenlaſt leben wie bisher, als daß ich dir den Himmel öffne. Siehe ſelbſt zu, ob du auf dieſer Erde das Erbarmen der Himmliſchen gewinnſt, ich weigere dir die Hilfe, die du begehrſt." Der König ſtand finſter vor dem Kamin. „An mein eigenes Unrecht mahnt er mich und ich fühle den Schrecken und die bittere Reue. Für mich ſelbſt will ich zu den Ewigen flehen wegen alter Sünden und daß ich jetzt dem Flehen einer armen Seele nach der Seligkeit meine Hilfe verweigerte." Und Heinrich eilte zu dem vergoldeten Schrein, um den, wie er meinte, die hohen Fürſten des Chriſtenhimmels unſichtbar walteten, enthüllte die heilbringenden Reliquien und warf ſich mit gerungenen Händen vor ihnen nieder.

In der Frühe des nächſten Tages begann die Feier der Heerſchau. Unter den Mauern der Feſtung Babenberg waren auf freiem Felde Schranken errichtet, die Pfoſten mit grünen Zweigen umwunden, die Treppen mit koſtbaren Teppichen belegt, an einer Seite ſtand auf hohen Stufen der goldene Königsſtuhl. Dort wollte der König die Gaben vertheilen und ſein ſiegreiches Heer entlaſſen. Als die Sonne aufging, zogen die Schaaren von allen Seiten der Ebene zu und lagerten bei ihren Bannern in weitem Ringe um den eingefriedeten Raum.

Eine unzählige Menge Volkes drängte an den Schranken, um den König und das Feſtgepränge zu ſchauen. Die Helden des Heeres ritten in ihrem beſten Schmuck herzu, ſtiegen von den Roſſen und ſammelten ſich in der Umzäunung. Als der König auf ſeinem Schlachtroſſe herankam, in Königstracht, die Krone auf dem Haupt, begleitet von der Königin und einem endloſen Gefolge geiſtlicher und weltlicher Herren, da brauſte der Heilruf durch die Schaaren, und auch die Landleute ſchrien und hoben die Arme, obgleich Viele von ihnen über das Schickſal ihrer alten Herren bekümmert waren. Der König und die Königin ſtiegen die Stufen hinauf und ſetzten ſich würdig auf den Königsſtuhl, um ſie herum ſaßen auf niedrigen Stühlen die Edelſten des Reiches. Nachdem der Rufer Stille geboten hatte, erhob ſich der Erzbiſchof von Mainz, ſprach das Gebet, ſegnete den Tag und verkündete mit mächtiger Stimme, die weit in das Feld ſchallte, den Willen des Königs. Zuerſt die Strafen, welche der königliche Richter über die Empörer verhängt hatte. Jeden derſelben nannte er beim Namen; dann ſeine Miſſethat und die Strafe, welche nicht ſanft war. Nur den Bruder des Königs nannte er nicht, um das hohe Geſchlecht zu ſchonen.

Immo ſtand in den Schranken nahe den Stufen und lauſchte geſpannt auf jedes Wort des Erzbiſchofs. Als in der unſeligen Reihe der Beſiegten der Name des Grafen Gerhard gerufen wurde, hielt er ängſtlich den Athem an, denn er wußte, daß der Geliebten unſägliches Wehe bereitete würde, was darauf folgte.

Aber ihm ſchoß vor Freuden das Blut ins Geſicht und durch die ganze Verſammlung ging ein leiſes Summen, als der Erzbiſchof aus dem großen Pergament verkündete, daß die Gnade des Königs die Miſſethat des Grafen nicht an ſeinem Leben und ſeiner Ehre, ſondern nur an einem Theile ſeines Gutes rächen wolle, und daß dem Treuloſen geſtattet werde, ſeinem Lehnsherrn aufs Neue den Treueid zu ſchwören. Immo machte eine heftige Bewegung, um aus den Schranken zu eilen, und der alte Hugbald, welcher als Führer der Kloſtermannen auch die Ehre genoß, in den Schranken zu harren, mußte ihn am Arme halten, daß er die Feierlichkeit nicht ſtörte. Sorglos und mit lachendem Munde vernahm er eine lange Reihe von Belehnungen, welche der Erzbiſchof verkündete, denn der König theilte die großen Lehen der Babenberger unter ſeine Edlen. Jeder, der ein Herrenlehn empfing, ritt mit ſeinem Gefolge in geſtrecktem Lauf dreimal um die Schranken, ſtieg am Eingange ab, trat die Stufen hinauf, empfing knieend die Fahne und ſchwor den Eid in die Hand des Königs. Das währte lange, und die Sonne brannte heiß, bevor Alles nach Gebühr vollendet war. Aber die Krieger und das Volk ertrugen gern den Sonnenbrand, denn was darauf folgte, war der freudigſte Theil der Begabung. Der Kämmerer des Königs ſchritt in die Schranken, gefolgt von einer langen Reihe wohlgekleideter Diener, welche an Stangen große Truhen trugen, die ſie vor den Stufen des Königsſtuhls nebeneinander niederſetzten. Die Decken wurden abgehoben, und ein Geldſchatz, wie ihn wenige

Menſchen geſchaut hatten, blinkte in der Sonne. Große Kannen, Becher und Schalen, Dolche und reichgeſchmückte Helme, Ketten und Armringe lagen kunſtvoll geſchichtet übereinander. Nach der Enthüllung ſcholl ein lautes Geſchrei und zahlloſe Heilrufe, die Zuſchauer drängten ganz außer ſich an die Schranken, die zahlreichen Trabanten mußten ſtoßen und ſich entgegenſtemmen, um den Einbruch abzuwehren. Und die Vertheilung der Ehrengeſchenke an die Tapfern des Heeres begann. Der Kanzler trat vor und öffnete eine Pergamentrolle, welche bis an den Boden reichte, laut rief er den Namen jedes Helden und die Gabe, womit er geehrt wurde. Die rechte Seite innerhalb der Schranken war durch den Rufer geräumt; wer von dem Kanzler geladen wurde, trat vor den Stuhl des Königs, empfing ſein Geſchenk, huldigte und ſchritt vergnügt der andern Seite zu. War er aber aus vornehmem Geſchlecht, ſo überreichte der Kanzler dem König die Spende und dieſer theilte ſie ſelbſt dem Glücklichen zu und ſprach, wenn er ihn hoch ehren wollte, einige huldreiche Worte. Auch das Heer und Volk begleitete mit lautem Zuruf die Gaben, wenn der Empfänger rühmlich bekannt und im Heere beliebt war. Aus der Nähe Immos wurden viele Helden gerufen, Hugbald trat vor und empfing ſeine Kette, nicht lange darauf hörte Immo den Namen ſeines Geſpielen Brunico, welcher ganz hinten an den Schranken ſtand, und als dieſer einen ſchweren Goldring erhielt, ſprach der König vom Throne: „Den Schmied haſt du mir gerettet, trage dafür ſeine Arbeit.“ Aber Immo wurde nicht gerufen. Die Truhen leerten ſich, die Unruhe in der Umgebung des Königs zeigte an, daß der Aufbruch nahe war. Immo ſtand mit einer kleinen Zahl Anderer unbeachtet auf ſeiner Stelle. Er merkte, daß ſich verwunderte Blicke nach ihm richteten, und er begann zornig die Kränkung zu fühlen. Hatte ihn auch der König am letzten Abend ungnädig entlaſſen, er wußte doch, er hatte dem König gut gedient, und war oft vor Andern ausgezeichnet worden. Zwar um den Goldſchatz hatte er wenig geſorgt, aber auch er hatte zuweilen daran gedacht, daß ein Schmuckſtück eine gute Erinnerung ſein werde. Jetzt erkannte er, daß der düſtre Blick Gundomars von der Höhe ſich auf ihn richtete, und er fühlte ärgerlich über ſich ſelbſt, daß er erröthete und den Leuten ein gleichgiltiges Geſicht nicht zu zeigen vermochte. Er merkte auch, daß Herzog Bernhard, dem ſeine Würde erlaubte, in der Nähe des Königs ſich freier zu rühren, hinter den Stuhl des Königs trat und daß der König ſich einen Augenblick nach rückwärts wandte. Er verſtand die Worte des Königs nicht und ſie hätten ihn auch nicht erfreut, denn Heinrich antwortete der gutherzigen Frage des Herzogs nach Immo: „Er hat bereits weit mehr erhalten, als er verdient.“ Da ſtieg der Herzog die Stufen herab und ſchritt über den Platz dahin, wo Immo faſt allein ſtand, ſtellte ſich behaglich neben ihn und ſagte lächelnd: „Für uns Beide, für dich, Held Immo, und für mich, klingt heut das Goldblech nicht.“

„Euch, erlauchter Herr,“ verſetzte Immo mit einem dankbaren Blick, aber mit zuckenden Lippen, „vermag keine Königsgabe an Ehren etwas zuzuſetzen, mir aber, hoffe ich, ſoll die Verweigerung der Gabe die Ehre nicht mindern.“

„So iſt es Recht, Held,“ mahnte der Herzog, „ſich trotzig geradeaus. Vernimm ein Geſuch, das ich dir zur Stelle ausſpreche, weil ich erkenne, daß du ſchwerlich im Dienſt des Königs beharren wirſt. Komm als mein Gaſt mit mir in mein Sachſenland, wir jagen miteinander die wilden Ochſen in der Haide. Du ſollſt das Waidwerk bei uns nicht ſchlechter finden als in deinen Bergen. Und noch Anderes begehre ich von dir. Die Burgen, welche fremde Seeräuber an der Küſte im Waſſer geſchanzt haben, will ich brechen, ſobald der Eisfroſt eine harte Bahn zu ihren Holzringen bereitet, dabei ſollſt du mir helfen. Iſt dir's recht, ſo ſchlage ein.“ Er hielt ihm die Hand hin, welche Immo freudig ergriff. Und der Herzog fuhr fort: „Der König erhebt ſich, das Heer zu entlaſſen. Unſere Krieger ſind ungeduldig, die Heerden der Beutethiere und der gefangenen Böhmen zu theilen.“

Der König und ſeine Edlen beſtiegen die Roſſe; die Helden ſprengten auseinander zu ihren Haufen. Vor jeder Schaar hielt der König an, zollte ſeinen Dank und ſprach die Worte der Entlaſſung. Auch als er zu dem kleinen Haufen der Bogenſchützen kam, welche Immo führte, neigte er das Haupt und rief: „Treu erfüllt habt ihr den Eid, den ihr freiwillig gelobtet, ich löſe euch von der Pflicht, zieht in Frieden heim zu euren Bergen.“ Aber dabei ruhte ſein Blick kalt und feindſelig auf ihrem

Führer, und dieſer erkannte, daß der König ihn ungnädig von ſich entfernte und daß ſein Schickſal ihn anders als er ſelbſt gedacht hatte, aus dem Königsdienſt löſte. Er grüßte zum letzten Mal mit ſeiner Waffe den Kriegsherrn und führte ſeine Knaben nach der Stadt zurück.

Aus der Herberge eilte er zum Grafen Gerhard, bairiſche Königsmannen hielten die Wache und weigerten ihm den Zutritt; er ſtürmte zu dem Hofe der Nonnen, die frommen Mütter waren mit Hildegard durch Reiſige aus der Stadt geleitet, Niemand wußte zu ſagen, wohin. Da ſuchte er den Kanzler auf, dieſer empfing ihn kalt. „Soll ich dir Gutes rathen, ſo entziehe dich dem Auge des Königs, denn ich fürchte, er ſinnt dir nichts Günſtiges. Für die Jungfrau wird der König ſelbſt ſorgen; wie ich vernehme, will mein Herr, daß ſie geſchleiert werde, damit ſie für die Miſſethaten des Vaters von den Heiligen Verzeihung erwerbe.“

Mit Mühe bewahrte Immo die Kraft, den Segen des Kanzlers zu erbitten, den dieſer mit einer nachläſſigen Handbewegung ertheilte. Er kam verſtört in ſeine Herberge und trat in die Kammer, in welcher Heriman, der Goldſchmidt, lag, der von ſeiner ſchweren Wunde langſam genas. Oft hatte Immo während der Belagerung in der Hütte des Kranken geſeſſen und dem klugen Landsmann vertraut, was ihm auf der Seele lag, jetzt ſetzte er ſich bleich und erſchöpft neben ihn. „An einem Tage habe ich Alles verloren, worauf ich hoffte, und wenn ich von hier weiche, wie ich ſoll, ſo nehme ich ein Herz voll Angſt und Sorge mit mir. Dennoch vermag ich das Land nicht zu räumen, bevor ich die Jungfrau wiedergeſehen habe."

„Ich bleibe zurück, verſetzte Heriman tröſtend, „dir danke ich, Imme, daß ich lebe und meine Glieder wieder zu regen vermag. Dieſe Schuld zahle ich dir jetzt oder wann du verlangſt. Beſſer vielleicht als du ſelbſt vermag ich dir zu nützen. Denn Kundſchaft habe ich beim Könige und vielen Großen, und mancher Stolze beachtet in der Stille meine Worte. Ziehe mit dem Herzog, denn weilſt du hier, ſo wird es dein Verderben. Du läßt Einen zurück, der ein wenig die Weiſe kennt, wie man die Geheimniſſe der Mächtigen erkundet. Noch iſt die Jungfrau nicht geſchleiert. Und was ich erfahre, Günſtiges oder Ungünſtiges, das ſollſt du wiſſen."

Während der Burgmann dem jungen Helden Troſt einſprach und dieſer gern ſeinen Worten lauſchte, ſcholl in der Hausthür und auf der Straße ein wirres Getön von Pfeifen, Fiedeln und Menſchenſtimmen, ein wilder mißtönender Lärm von allerlei Weiſen, welche durcheinander klangen, von Gelächter und trunkenem Geſchrei. Imme eilte die Treppe hinab. Im Hausflur ſaß Brunico an der weit geöffneten Thür, eine Trinkkanne in der Hand, umgeben von ſeinen Bogenſchützen, vor ihm aber auf der Schwelle und auf der Straße ſtand ein großer Haufe fahrender Spielleute, von denen jeder unbekümmert um die Andern in ſeiner Kunſt das Beſte that, ſo daß ein unordentliches und greuliches Getöſe durch das Haus und über die Straße ſchallte. „Schneller," trieb Brunico,

„ihr zirpt wie die Mädchen, die zum erſten Mal im Reigen ſpringen. Wer um die Wette läuft, darf ſeinen Athem nicht ſparen.“ Von Neuem begann das tolle Gefiedel und Geſchrei. „Jetzt merkt auf,“ mahnte Brunico lachend, „der Schnellſte fängt den Preis.“ Er zog den goldenen Ring vom Armgelenk und hielt ihn in die Höhe, ſchleuderte ihn über die Köpfe der Spielleute in den Staub der Straße und rief: „So wirft der Bauer von Friemar den Armring des Königs.“ Gleich Hunden ſprangen die Fahrenden nach dem Ringe, ſie fielen und überſchlugen ſich in wirrem Knäuel, das Volk ſchrie, jauchzte und balgte ſich mit den Unehrlichen, bis endlich einer der Spielleute den Goldſchmuck faßte, emporhielt und ſchnellfüßig mit dem Preiſe entrann. Und als Immo den Geſpielen ſchalt: „Wie magſt du eine werthvolle Gabe vergeuden, die dein Geſchlecht und dein Mädchen lange erfreut hätte?“ da antwortete Brunico: „Ich warf ſie fort, damit ſie mir nicht die Augen blenden ſollte. Denn übel ſtände mir an, das Ehrengeſchenk eines Königs zu tragen, der dich gekränkt hat, während er mir ſpendete.“

9

## Unter den Rößlein der Horſila.

Die Felder in Thüringen waren geleert, die Viehheerden weideten auf den Stoppeln und die Jäger zogen mit ihren Hunden in den Bergwald. Auch die Brüder Immos hatten durch einige Wochen den Heerſchild getragen, ſie waren gegen die Elbe gezogen, um einen Einbruch der Böhmen zu rächen, aber der Feind war ihnen eilig hinter ſeine Berge ausgewichen und ſie fanden nur die verkohlten Trümmer der niedergebrannten Höfe. Da waren ſie unzufrieden heimgekehrt und ſannen mit ihren Landsleuten auf einen vergeltenden Zug für das nächſte Frühjahr.

Als ſie an einem hellen Herbſtabend von der Jagd heimkehrten und grade über die Brücke eines Nachbardorfes ritten, fanden ſie den Weg durch Gedränge der Einwohner geſperrt, und noch immer liefen die Leute aus den Höfen, einander zurufend und heranwinkend. In der Mitte hielten Reiter, und um dieſe ſchloß ſich der Ring. Die Jagdhunde der Brüder fuhren mit wüthendem Gebell gegen den Haufen, und Erwin hatte Mühe, die Zerrenden an ihren Riemen zurückzuhalten.

„Es ſind Fremde, welche ausgefragt werden,“ rief Ortwin, und ſchneller trabten die Roſſe. Die Dorfleute machten den Jünglingen grüßend Platz und dieſe fanden in der Mitte den Spielmann Wizzelin, der wie ein Herr gekleidet und von einem dienenden Genoſſen begleitet war, welcher das Saitenſpiel bewahrte. Zwei Landleute hielten das Roß des Spielmannes am Zügel, vor ihm ſtanden die Aelteſten des Dorfes und in großem Kreiſe Alt und Jung mit aufgeriſſenen Augen, Verwunderung und helle Neugierde in den Geſichtern. „Sei gegrüßt, Spielmann,“ rief Odo lächelnd, „wer deine Pferde betrachtet, muß rühmen, daß du Glück im Kriege gehabt haſt.“ Wizzelin neigte ſich artig und trieb ſein Pferd, damit es die wohlgeformten Glieder rege. „In dem ſiegreichen Heere findet auch ein armer Spielmann etwas Gutes,“ verſetzte er ſtolz.

„Wunderbares erzählt er von dem Glück des Königs und wie die Burgen des Markgrafen brannten,“ berichtete ein alter Bauer.

„Tag und Nacht könnte ich euch erzählen, Niemand vermöchte in einem Niederſitzen alle Heldenthaten herzuſagen,“ fuhr Wizzelin fort. „Auch bei euch raſte ich wohl einmal und ſinge unter der Linde; jetzt aber öffnet den Weg, denn ich begehre dringend weiter zu ziehen.“

„Ich hoffe, du herbergſt heut bei uns im Hofe,“ mahnte Odo. Doch unter den Dorfleuten erhob ſich

Gemurr. „Er hat noch wenig geſagt,“ riefen mehre Stimmen. „Wir verlangen von den Nachbarn zu hören, welche freiwillig zu König Heinrich gezogen ſind,“ ſchrien Andere.

„Als Helden kehren ſie zurück, ihre Wagen ſind ſchwer mit dem Kampfgewinn beladen und Beuteroſſe führen ſie in langer Reihe, auch böhmiſche Knechte, welche ihnen der König zugetheilt hat, wenn ſie dieſelben nicht bereits an die Händler verkauft haben; denn ihnen wird mühſam ſein, die Menge der Sklaven auf der Reiſe zu ernähren.“

Ein lauter Schrei der Verwunderung antwortete, und die Knaben ſchlugen in ihrer Aufregung Burzelbäume im Staube.

„Sahſt du den Dindo, den Sohn meiner Schweſter Wendilgard?“ rief eine ſtattliche Bäuerin.

„Dindo?“ verſetzte Wizzelin, „der Held mit den runden Backen, ſicher kenne ich ihn. Er kehrt ganz heil zurück, und ich meine, in ſeinem Reiſegepäck liegt auch eine Spange, welche das ſtolze Herz ſeiner Baſe erfreuen wird.“

„Was weißt du von Engilbrecht,“ klang es aus dem Haufen, „und vom Vortänzer Richilo?“

„Engilbrecht kommt ganz ohne Wandel, ſo wie er gegangen iſt, und der ſchnelle Richilo hat neue Reigen getanzt von der Mauer in eine brennende Stadt, beide ſchreiten mit gebauſchten Taſchen einher und bringen für Manche, die ihnen lieb ſind, Gutes in ihren Säcken; geduldet euch jetzt und ihr Alle werdet erſtaunen.“

Wieder ging das frohe Schwirren durch die Verſammlung und Aller Blicke richteten ſich nach den Brüdern. Niemand wollte die Frage thun, die zuerſt ihnen gebührte. Da ſie aber ſchwiegen, rief Sigilind, ein muthiges Weib: „Weißt du etwas von Brunico, dem Sohn des alten Baldhard?"

„Ha," rief Wizzelin, „du nennſt einen von den großen Helden des Königs Heinrich; laut hörte ich ſeinen Geldſchatz rühmen, denn Armringe aus Königsgold, die wohl ein halbes Pfund ſchwer waren, hat er meinen Genoſſen auf die Straße hingeworfen als Lohn für ihre Lieder."

Da ſcholl wieder ein lauter Schrei des Erſtaunens, und Sigilind, Giſa, Engiltrud und die andern Weiber hoben die Hände zum Himmel und rannten von dannen, um den Höfen die unglaubliche Kunde zuzutragen.

„Schnatternd wie Gänſe fahren ſie mit gereckten Hälſen auseinander," ſpottete Wizzelin leiſe zu Odo, „die Bahn iſt gefegt, gefällt's euch, ſo dringen wir durch." Und nach allen Seiten grüßend und Rückkehr verheißend, trabte er mit den Brüdern von dannen.

Kaum war der Spielmann in das Thor des Herrenhofes geritten, ſo flog die Kunde von ſeiner Ankunft durch jeden Stall und jede Kammer; auch hier drängten die Leute heraus, die Knechte waren befliſſen, ihm und ſeinem Gefährten die Pferde anzubinden und die Mägde ſteckten die Köpfe zuſammen und bewunderten ſein ſchönes Gewand und die klirrende Kette. Nur Murhard, der Hofhund, und ſein Geſchlecht waren nicht willig zu wedeln, ſie bellten wüthend und unabläſſig und ſprangen feindſelig an den Spielleuten herauf, und Wizzelin klagte gegen Odo, welcher die Hunde ſcheuchte, mit finſterem Lächeln: „Der Fahrende vermag die Gunſt der Männer und Frauen zu gewinnen, die Köter aber bleiben ſeine Feinde, ſie erkennen ihn in jedem Gewande.“ Er ordnete Haar und Rock und zog ſein Geſicht in ehrbare Falten, als er in den Saal vor die Augen der Herrin Edith trat. Hinter ihm ſammelten ſich die Dienſtleute, alle in froher Erwartung der Kunſt, die er nach dem Mahle ſpenden würde. Den Spielleuten wurde ein beſonderer Tiſch geſtellt, aber Edith winkte, daß ihnen gute Koſt geboten wurde und der beſte Meth des Hauſes. Und Wizzelin erhielt den Meth in einem Silberbecher, welcher ihm der Ehre wegen noch lieber war als der Trank.

Nach dem Mahle begann Edith: „Da du beim Heere des Königs weilteſt, ſo gieb uns Kunde, ſoweit du vermagſt. Denn nur Undeutliches hörten wir von ſeinem Siege und dem Unglück der Feinde.“

Der Spielmann erhob ſich und begann ſeine Sage vom Raub des Schatzes, von Belagerung der Beſte und von den Kämpfen gegen Hezilo. Er ſprach langſam und feierlich und ſeine Rede tönte zuweilen wie Geſang; Vieles berichtete er getreu nach der Wahrheit, Anderes wie es ihm in den Sinn kam. Den Namen des Mannes aber, an den Jeder in der Halle dachte, nannte er nicht. Regungslos, mit verhaltenem Athem lauſchten die Zuhörer, nur wenn er vom Schlachtgewühl erzählte, rührten ſich die Männer, ihre Augen glänzten und ſie nickten einander zu, und ſo oft er den Fall der Helden und den Brand der Burgen beklagte, ſeufzten die Frauen. Als er ſeinen langen Bericht beendet hatte, ſprach Edith: „Füllt ihm aufs Neue den Becher. Du aber bewahre das Silber mit unſerm Dank, denn große Dinge haſt du uns verkündet, die wir Alle im Gedächtniß behalten, ſo lange wir leben.“ Da ſprang Gottfried auf, überreichte dem Spielmann den Becher und begann: „Weißt du etwas von meinem Bruder Imme, ſo verkünde auch das, denn an ihn dachten wir Alle, während wir dich hörten.“ Bei dieſen Worten des Knaben brachen die Dienſtleute in einen Freudenſchrei aus, es war ein kurzer Ruf, der ſchnell verhallte, aber er kam aus bedrängten Herzen, die von einer Laſt befreit wurden. Wizzelin hob den Becher und rief: „Heil ſei dir, junger Held, daß du als der Erſte nach ihm frägſt im Saale ſeiner Väter.“ Er ergriff ſein Spiel, fuhr ſchnell über die Saiten und ſprach: „Dieſes Spiel hat oft von ſeinem Namen getönt, denn wir Fahrenden ſingen mehr als ein Lied von ihm auf den Märkten und am Heerdfeuer. Wollt ihr das eine hören, wie er den Grafen Ernſt ſchlug?“ Und die Saiten rührend, ſtimmte er die Weiſe an: „Einen Helden weiß ich, Immo aus Thüringeland. So lautet das Lied,“ erklärte er, „höre Geſchlecht Irmfrieds!“ Und er begann ſeinen Sang, wie Immo an der Furth des Baches die Helden des Babenbergers ſchlug, den Waltram, Hartwin und den jungen Hadamund, und wie er darauf die Wache am

Felſenthor hielt, um durch ſeinen Leib den König zu decken. Dort lief der edle Graf Ernſt gegen ihn an, die Speere flogen, die Schilde krachten und aus den Schwertern fuhr die feurige Lohe, bis der Babenberger mit zerſchlagenem Helme betäubt zurückfuhr. Da warf Wolfere von fern her den Hammer und traf dem jungen Helden das Haupt, daß er blutend zurückſank. Aber den Fall ſeines Edlen zu rächen, ſprang König Heinrich ſelbſt in den Kampf.“

Oft hatte der Spielmann die Herzen der Hörer bewegt wie er wollte, und er war gewöhnt, daß ſie durch hellen Ruf und leiſes Stöhnen ihren Antheil kundgaben. Heut aber freute ſich der Schlaue über das Entzücken, welches er erregte. Die dienenden Frauen ſtreckten in ihrer Aufregung die Hände immer wieder dem Himmel zu, Gertrud ſchluchzte vor Freude, und die Dienſtmannen ſchnoben heftig mit den Naſenflügeln und griffen mit den Händen um ſich. Der Knabe Gottfried ſtand wie verzückt mit glühenden Wangen und aufgeriſſenen Augen, ſeine ſchlanke Geſtalt ſchien zu wachſen und ſein goldenes Haar ſträubte ſich um das Haupt. Auch Andere ſah der Sänger, welche ſich gegen die Gewalt ſeiner Töne wehrten, bis ihr ſtolzer Groll dahinſchmolz in der heißen Freude über die Ehren eines Hausſohns. Die Mutter barg nach den erſten Tönen ihr Geſicht in der Hand, und als er den Sturz Immos verkündete, erhob ſie ſich von ihrem Sitz und trat zurück in das Dunkel. Die Brüder ſaßen im Anfange mit zuſammengezogenen Brauen gleich Männern, welche gefaßt ſind, Unwillkommenes zu hören. Doch auch ihr Widerſtand wurde ſchwach, in ihren Augen leuchtete die Freude, die jüngeren ſprangen auf und traten nahe zu dem Sänger, nur Odo blieb ſitzen, aber um ſeinen Mund zuckte die Bewegung. Und als der Sänger endete und ein Jubelgeſchrei der Dienenden, welches nicht enden wollte, durch den Saal brauſte, da trat Odo zu dem Spielmann, bot ihm den Becher, aus dem er ſelbſt getrunken hatte, und ſprach: „Nimm noch dies Silber, das dir die Söhne Irmfrieds ſpenden. Leben wir auch in Zwiſt mit dem Bruder, wir freuen uns doch, wenn der Name unſeres Geſchlechtsgenoſſen im Lande gerühmt wird.“

„Weißt du mehr von ihm?“ rief Gottfried.

Der Spielmann rührte ſogleich wieder die Saiten. „Ihr mögt wählen unter den Liedern, die ich von ihm habe.“ Und er verkündete ihnen nach der Reihe Alles, wie Held Immo unter den Sachſen ritt, wie er den Dienſtmann Egbert ſchlug und wie er als Erſter ſich mit ſeinen Genoſſen in die Feſtung ſchwang.

Der Sang war verklungen, die Hörer ſaßen ſchweigend ganz aufgelöſt von der ſtarken Bewegung. Da ergriff Wizzelin ſeine Fiedel und begann mit dem Bogen die Saiten zu rühren, langſam, in einer rührenden Weiſe, aber er ſang und ſprach nicht mehr. Auch die Verſammelten ſaßen ſtill und wenn Einem das Herz zu weich wurde, ſo wiſchte er verſtohlen die Thräne ab.

Das war die erſte Kunde von Immo, welche in ſein Vaterhaus drang. Nicht lange darauf kehrten die Bogenſchützen in ihre Dörfer zurück mit hochbeladenen

Wagen und manchem ſchönen Beuteſtück. Mehr als Einer wurde nach dem Hofe geladen und erzählte, ſo gut er vermochte, von ſich ſelbſt und von ſeinem Anführer, und daß Immo mit dem Sohne Baldhards am Main von ihnen geſchieden war, um zu den Sachſen an die See zu fahren. Seitdem kam keine Nachricht von dem Helden, auch die Eltern Brunicos wußten Nichts zu erkunden. Die Blätter fielen und der Sturmwind tobte um die Mauern der Mühlburg, von welcher der alte Dienſtmann Berthold täglich nach ſeinem Herrn ausſah. Berg und Wald lagen unter weißer Schneedecke. Jeder, der einen warmen Ofenſitz erlangen konnte, ſchlüpfte hinein und lauſchte vergnügt auf das Brodeln im kupfernen Topfe. Aber der Stuhl, den Edith täglich dem Herrenſohne rückte, blieb leer, und Niemand wußte zu ſagen, ob er unter dem Dach eines Gaſtfreundes geborgen ſaß, oder ob er auf wilder See umhertrieb in raſendem Sturm und wirbelnden Schnee.

Die weiße Decke, welche den Bergwald verhüllte, ſchwand im Frühlingswind. In tauſend Rinnen rieſelte und ſtrömte das Waſſer zu Thale, jeder kleine Quell wurde zum Bach, die Waldbäche flutheten wie große Ströme, die Weiher und Seen am Fuß der Berge überſchwemmten Ried und Wieſen, und dem Fremden, welcher von einer Höhe auf die thüringiſche Ebene herabſah, glitzerte überall zwiſchen Wald und Ackerbeeten eine gewundene Waſſerfläche entgegen, aus welcher die Dorfzäune hervorragten, und er konnte zweifeln, ob er einen ungeheuren See vor ſich ſah mit zahlloſen Inſeln.

oder einen breiten vielarmigen Strom. Dann lagerte am Morgen und Abend dichter Nebel auf der Fluth, und bei Tage flatterten ungeheure Schwärme von Waſſervögeln darüber hin. Aber nach wenigen Wochen war der Schwall vermindert, Sonne und Wind verſcheuchten den Waſſerdunſt, die Erde ſog begierig das befruchtende Naß und während die Knospen der Bäume ſchwellen, hob ſich der Wieſengrund wieder aus der Fluth und die Waldbäche zogen gebändigt durch ihre Ufer den Flüſſen zu und ſtrudelten, wo ein Baumſtamm oder eine Erdſcholle in ihrem Bett haftete. Dies war die Zeit im Jahre, wo die Männer aus den Waldlauben ſich ihrer Schiffahrt freuten. Denn auch ihnen war ein Fluß zu Theil geworden, nur klein, aber ehrwürdig dem ganzen Lande, welcher aus den Waldbächen zuſammenrann und zwiſchen dem Gebirge und ſteilen Hügeln der untergehenden Sonne zufloß. Die Horſila war damals kein unſcheinbarer Bach, ſie trug befrachtete Kähne in die Werra und weit von Norden her kamen Fahrzeuge der Sachſen und Frieſen die Strömung hinauf bis an den Wald. Dort war bei dem alten Dorfe Horſilgau der kleine Hafen, wo ſie ein und ausluden; eine werthvolle Stätte für die Waldleute, denn die Landfracht vom Norden her war theuer und der Weg oft unſicher. Das Waſſer brachte ihnen die kunſtvolle Arbeit der frieſiſchen und flämiſchen Weber und manches Kaufmannsgut, das ihre Frauen ungern entbehrt hätten; ſie aber tauſchten dagegen ein, was ihr Land an Waaren bot: Honig und Wachs, Pelzwerk und Thierhäute. Auch die Erfurter kamen heran, ſo oft die Kähne abfuhren und anlegten, ſie ſchlugen am Ladeplatz ihre Bänke auf, kauften und tauſchten und führten die Fracht auf hochbepackten Karren nach ihrem großen Markt. Vor Andern aber freuten ſich die Mönche des heiligen Wigbert der Schiffahrt, denn ſie waren ſeit alter Zeit die Herren der kleinen Waſſerſtraße und ſie hielten die Burg Gotaha zumeiſt darum hoch, weil dieſe eine Veſte ihres Hafens war und ihr Herrenrecht über den Fluß behaupten half. Denn der Zehnte, welchen die Mönche von allem Schiffsgut erhoben, war eine werthvolle Einnahme des Kloſters, er lieferte die Wolldecken ihrer Lager, Stoff zu ihren Kutten und vor Allem die geehrte Faſtenſpeiſe, den geſalzenen Seefiſch, welcher ihnen das ganze Jahr Freude an ihrem Trunk gab. So werthvoll war dies Herrenrecht, daß ſie durch viele Jahre blutige Kämpfe darum geführt hatten. Dennoch vermochten ſie es nicht ungeſchmälert gegen einen Nachbar zu bewahren, welcher klug gleich ihnen und ſtärker als ſie ebenſo auf der Nordſeite der Horſila herrſchte, wie ſie längs dem Walde. Ihr Feind war das Kloſter von Fulda, in welchem der heilige Bonifacius beigeſetzt war. Und die beiden Glaubensboten, Winfried und Wigbert, kämpften aus ihren Klöſtern zweihundert Jahre nach ihrem Tode grimmige Fehden um die Heringstonnen der Nordſee und um die Gewebe derſelben Frieſen, deren Vorfahren ſie einſt bekehrt hatten. So heftig tobte der Kampf zwiſchen den Bewaffneten der beiden Klöſter, daß die Sachſenkönige mehr als einmal gezwungen waren, ſich zwiſchen die Streitenden zu ſtellen. Endlich hatten die Mönche von Fulda das Recht erworben, daß auf ihrer Uferſeite Kähne frei von dem Zoll der Wigbertleute fahren durften. Aber der Haß der Klöſter wurde durch den Schiedſpruch des Königs nicht geſtillt, und faſt in jedem Jahre wurden Männer erſchlagen und Häuſer niedergebrannt.

Diesmal brach das Eis und ſchmolz der Schnee früher als ſonſt. Das Thauwetter vereitelte einen Rachezug, den König Heinrich über die gefrorenen Sümpfe in das Slavenland gerüſtet hatte. Dafür bereitete es den Waldleuten die Freude, daß ſie am Feſt der Tag- und Nachtgleiche auf ſchneeloſem Anger ihre Reigen ſprangen, und daß ſie an demſelben heilbringenden Tage auch die Kahnfahrt auf ihrem Fluß eröffneten. Die Fahrt war eine Woche vorher zu Erfurt und auf dem Lande angeſagt worden, damit ſich bei Zeiten rüſte, wer Gut und Waare nach der Werra zu den Heſſen und Sachſen abwärts führen wolle. Schon hatten die Erfurter ihre Laſtwagen zu einer kleinen Wagenburg beim Dorfe vereint. In langer Reihe lagen die Kähne, welche von den Waldleuten die Waſſerrößlein genannt wurden, am Ladeplatz, neu getheert, lang und ſchmal, zum Theil beladen auf die Abfahrt harrend, während die andern durch Schiffer und ſtarke Laſtträger gefüllt wurden. Aber auch von der Mündung des Fluſſes waren bereits einige Kähne ſtromauf geführt, die Schiffer hatten ihre Güter an dem Ufer geſchichtet und harrten der neuen Ladung, ſie waren an ihren Strohhüten, den langen weißen Röcken und den breiten Schwertmeſſern als Sachſen zu erkennen. Ein weiter Raum war auf dem Anger abgeſteckt und mit einem Seil umfriedet, dort ſtand das Marktkreuz und St. Wigberts Banner, und daneben hielt der Hauptmann mit ſeinen Bewaffneten und dem Büttel, um den Marktfrieden zu erhalten und von Vieh und Waaren den Zoll zu erheben. In der Ferne auf der andern Seite des Baches wehte neben einem Schuppen das Banner von Fulda, geſchützt durch Gewappnete, welche der großen Familie des heiligen Bonifacius angehörten. Doch auf der Wigbertſeite war der rege Verkehr.

Auch die Landleute, welche nicht ſelbſt um Schifffahrt ſorgten, fuhren an dieſem Tage gern zu der Stätte. Wer Freunde und alte Genoſſen begrüßen wollte, konnte ſie dort finden, wer ſich einem Herrn zum Dienſte geloben wollte, ſuchte dort die Gelegenheit. Roſſe und Heerdenvieh wurden aus den Winterſtällen zum Verkauf herangetrieben. Die Edlen der Umgegend kamen im Eiſenhemd mit ihrem Gefolge und das Volk der Fahrenden fehlte nicht mit ſeiner Muſik, mit neuen Liedern und Kunſtſtücken. Im ganzen Lande war die Luſt dieſes Tages berühmt und ſie erſchien den ſtreitbaren Männern um ſo größer, weil ſelten ein Feſt verging ohne Schwerthiebe und tiefe Wunden.

Die Sonne ſchien hell und größer als ſeit langer Zeit war das Gewühl der zugewanderten Gäſte. Nicht allein an dem Fluſſe, in allen Dörfern längs dem Bergwald wurde der Ausgang des Winters und die junge

Herrſchaft des Sommers gefeiert, man ſah lange Reihen geſchmückter Dorfleute im Freien tanzen und vernahm ihren Geſang und das Getön der Fiedeln und Pfeifen, überall auf den Hügeln und den Vorſprüngen der Berge waren Holzſtöße errichtet, welche nach Untergang der Sonne brennen ſollten, denn die ganze Nacht galt für günſtig und heilbringend, ſie wurde beim Trinkkrug unter Geſang und Reigentanz durchwacht und war Vielen der liebſte Theil des Feſtes.

Zwiſchen den Bänken, worauf die Erfurter ihre Waare ausgelegt hatten, zogen die Dienſtmannen der Edlen mit ihren Knechten, daneben junge Dorfhelden vom Neſſebach; auch die Leute aus den Wendendörfern waren mit ihren Frauen gekommen, und neben thüringiſcher Sprechweiſe vernahm man ſächſiſche Worte und die feintönende Rede der Slaven. Durch das Gewühl ſprengten ſechs hochgewachſene Reiter, die Söhne Irmfrieds, unter ihnen Gottfried, der heut zum erſtenmal im Schwertgurt über das Land ritt und ſtolz auf die Grüße und Glückwünſche antwortete, welche ihm hier und da aus den Haufen zugerufen wurden. Neugierig blickte der junge Krieger auf die fremdländiſchen Männer und Waaren, aber die neue Würde hielt ihn ab von freudigem Ausruf und Fragen. Die Brüder ſtießen auf einen Trupp berittener Spielleute, darunter auch Weiber in fremder Tracht, welche ihre Pferde in künſtlichem Tanze trieben, während die Männer um die Raſtſtelle erhandelten. Als die Sechs einen Augenblick in der Nähe hielten, ſcheute das Roß eines fahrenden

Weibes und ſie glitt dicht vor den Brüdern auf den Boden. Mitleidig ſprang Gottfried ab, um ſie vor den Pferdehufen zu bewahren, aber wie ein Federball hob ſich das Weib vom Boden und bevor er ſich's verſah, fühlte er einen leichten Schlag auf ſeiner Wange, das Weib ſchwang ſich in den Sattel und davonſprengend rief ſie lachend: „Geſegnet ſeien dir die hübſchen rothen Wangen." Da lachten die Leute rings umher, Gottfried aber wurde vor Zorn noch röther und warf einen feindlichen Blick auf die Dirne. Noch grollte er über die Dreiſtigkeit, da hörte er, wie Graf Markwart von Tonna ſpottend den Brüdern zurief: „Seit wann treibt ihr Helden Kaufmannſchaft wie die Krämer zu Erfurt?"

Odo ſah ihn befremdet an. „Richtige Worte redeſt du."

Der Graf wies auf Ballen und Tonnen, welche am Ufer lagen. „Sie tragen das Zeichen, womit ihr market, was euer iſt. Ich rühme die Klugheit, welche das Erbe durch Handel zu mehren weiß."

Odo verſetzte: „Rühmlicher wäre es, das Erbe durch Kaufmannſchaft zu mehren als durch raubgierigen Wolfsſprung auf der Haide, den die Leute dir zutrauen."

Markwart hob zornig den Arm, doch als ſechs hochſtämmige Helden nahe um ſein Roß drängten, begnügte er ſich Feindſeliges zu murmeln und wandte ſich zur Seite. Die Brüder aber ritten zu den Tonnen und ſahen erſtaunt die Runenmarke, welche mit weißer Farbe den Stücken aufgemalt war. „Das iſt Immos Zeichen," riefen ſie wie aus einem Munde und Odo frug den

Schiffer, welcher dabei ſtand: „Woher kommſt du und für wen bringſt du das?“

„Mein Waſſerroß trug es vom Norden, drei Wochen haben wir gegen den Strom gerungen und mancher treibende Baumſtamm ſtreifte an den Bord, bevor wir ausluden. Für einen Burgmann im Lande iſt es beſtimmt.“ Die Brüder beſtürmten ihn mit Fragen, aber von Immo wußte der Mann nichts zu berichten.

In der hölzernen Halle, welche unweit des Baches errichtet war und im Sommer allerlei Frachtgut bewahrte, ſaßen heut die Häupter der Landſchaft, Edle und Grafen, welche dem Feſte zugeritten waren. Markwart von Tonna war da mit ſeiner ganzen Sippe und ſeinen trotzigen Dienſtmannen, die Grafen aus dem Nordgau und Andere, neben den Thüringen auch Heſſen, unter dieſen Graf Gerhard aus den Buchen. Ihn hatte die Gnade des Königs wieder zu einem ſtattlichen Herrn gemacht, denn obgleich ihm die Waldwieſen und mancher andere ſchöne Acker abgenommen waren, galt er noch immer für reich an Erbe und Lehen, auch in Thüringen hatte er unweit der Horſila Hufen und hörige Leute. Heut begrüßte er die edlen Thüringe zum erſtenmal ſeit ſeinem Unglück, er war leutſelig und mild gegen Jedermann, und wenn einer auf die letzte Gefahr anſpielte, ſo zuckte er nur wehmüthig mit den Achſeln. Aber die meiſten der Anweſenden vermieden davon zu ſprechen, denn ſie wußten wohl, daß ſie ſelbſt um ein Kleines in derſelben Noth geweſen wären. Der Raum war mit Tiſchen gefüllt, und der

Schenkwirth, auch ein Knecht des heiligen Wigbert, lief mit den Kannen umher und drehte fleißig am Hahn ſeiner Fäſſer. Die Sonne ſank hinter die Berge und es dämmerte in dem fenſterloſen Raume, als die Söhne Irmfrieds eintraten. Odo grüßte, und von mehren Tiſchen klang der Gegengruß, aber Markwart und ſein Geſchlecht, welches mit dem Grafen Gerhard unweit des Einganges ſaß, ſperrte, ſich breit ſetzend, den Weg zu den Tiſchen. „Gieb Raum, Markwart,“ ſagte Odo, „damit wir dir nicht die Knie ſcheuern.“ Aber der Held ſtreckte ſein Bein kräftig aus und verſetzte: „Mich wundert, daß die Söhne Irmfrieds begehren, ihren Sitz unter den Edlen des Landes zu nehmen, da ſie ſonſt häufiger die ſchwieligen Hände der Bauern drücken, als die unſern.“

„Harre, bis wir für ehrenvoll halten, deine Hand zu faſſen,“ verſetzte Odo, „unterdeß wundere dich nicht, daß ich deinen Stuhl ſchwenke, da du ſelbſt das nicht thun willſt.“ Mit einem kräftigen Ruck drückte er den beſchwerten Stuhl bei Seite. Markwart hielt ſich mit Mühe im Gleichgewicht; er fuhr auf und mit ihm ſein Geſchlecht, die Hände griffen an die Schwerter und das Eiſen klirrte in der Halle. Aber der Hauptmann des heiligen Wigbert rief mit lauter Stimme: „Gedenkt des Marktfriedens,“ und Gerhard ſprang begütigend dazwiſchen und rief: „Wer eine Hand zu viel hat, der greife an das Schwert, ihr andern aber hütet euch, denn jedes Thun hat ſeine Zeit und jetzt iſt die Zeit friedlich zu trinken.“ Dieſer Rede riefen viele Stimmen Beifall, der Tumult wurde geſtillt und der Wirth lief wieder mit den Kannen. Gerhard aber begann in der ſchweigenden Verſammlung verſöhnliches Geſpräch: „Obgleich an dieſer Stelle die Mönche Wigberts ihr Rauchfaß ſchwingen, ſo will ich doch über ſie die Wahrheit ſagen. Ich weiß Manchen, der größeres Vertrauen zu andern Fürbittern hat. Darum möchte ich dich, Held Odo, fragen, was dir von neuen Wundern des Glaubenshelden Meginhard bewußt iſt. Denn auch davon hören wir gern beim Trunke.“

Bevor Odo die Antwort gab, rief der Mönch, welcher während des Sommers als Aufſeher im Dorfe wohnte: „Ungewaſchenes Zeug kommt aus eurem Munde, Gerhard, weil ihr unſerm Heiligen in ſeiner eigenen Halle die Ehre vermindern wollt. Achtet lieber auf Anderes, was draußen vorgeht. Denn wundervolle Kunde vernehmen wir, die Jedermann mit Staunen erfüllt. Ein fremder Spielmann ſagt ſie den Leuten, auch euch, ihr Herren, wird es freuen ſie zu hören. Dich aber, du Geſchlecht Irmfrieds, geht ſie noch mehr an als die Andern.“ Der Mönch ſteckte eine Fackel an, daß ihr rothes Licht die Halle erleuchtete, und in das Thor ſprang ein Spielmann, gefolgt von einem großen Haufen Neugieriger, er ſchwang ſich auf eine Bank, die einer ſeiner Genoſſen vor den Eingang ſtellte und lud mit heftigen Armbewegungen alle edlen Helden und Jedermann ein, die unerhörte Neuigkeit zu vernehmen, welche aus dem Nordmeer gekommen war, vom Kampf der Sachſen gegen die Seeräuber. Bei hartem Winterfroſt hatten die Sachſen den

Sieg gewonnen, indem ſie über das Strandeis zogen und die feſten Burgen der Räuber zerbrachen, und unter ihnen ſtritten die Helden der Thüringe, der edle Imme, Irnfrieds Sohn, und Brunico, ſein Genoſſe. Grimmig war die Noth der Helden im Streit gegen die Seegeſpenſter und gegen die Rieſen in den Burgen, die mit langen Eiſenſtangen auf ſie ſchlugen. Und er ſchrie: „Alles was je von Kämpfen geſungen wurde, iſt wenig gegen dieſen Kampf und Alles, was je von einem Schatz geſchaut wurde, iſt ganz wenig gegen den unermeßlichen Goldſchatz, den die Helden aus den Burgen der Räuber gewannen. Von ihm will ich euch jetzt erzählen, ſoweit ich ihn ſelbſt mit meinen Augen erkannt habe, denn Alles vermöchte Einer nicht zu ſchauen. Zuvor aber ſpendet mir etwas, denn ſpäter, wenn ihr gehört habt, lauft ihr auseinander.“ Da lachten die Zuhörer und Viele griffen nach den Ledertaſchen, der Spielmann hob einen Beutel an einer langen Stange und fuhr damit durch die Verſammlung, er überging Keinen, und wenn Jemand mit dem Kopf ſchüttelte, ſo ſchnitt er ihm ein Geſicht, oder ſagte ihm etwas Boshaftes, wenn er das wagte, ſo daß die Herren lachten und williger gaben. Und als er eingeſammelt hatte, erhob er ſich wieder, beſchrieb die Herrlichkeit des Goldgeräthes und ſchätzte es nach hundert Pfunden recht genau, bis die Leute an der Thür vor Erſtaunen die Hände zuſammenſchlugen. Als er geendet hatte, ſchied er von ſeinen Zuhörern, indem er ſchrie: „Jetzt ziehet dahin, ihr edlen Herren und guten Leute und verkündet es

Jedermann im Lande, denn ſelig ſind die Eltern und ſelig iſt die ganze Verwandtſchaft der Helden, die mit ſo theurem Geldſchatz heimkehren."

Die Zuhörer am Eingange liefen auseinander, in der Halle vernahm man durch das Geſumme halblauter Reden Rufe des Erſtaunens. Aller Augen hefteten ſich auf die Brüder und Mancher trat an ihren Tiſch und rief ihnen ſcherzend Heil zu; auch neidiſches Gemurr und mißgünſtige Blicke ſtachen gegen ſie. Odo aber ſprach verwundert: „Iſt auch der Fahrende ein verlogener Mann, vielleicht iſt doch Manches wahr. Haltet feſt an euren Sitzen und wehrt euch mit ſcharfer Zunge gegen jede Ungebühr, denn ich merke, nicht in Frieden reiten wir heut nach Hauſe."

Graf Gerhard aber eilte aus der Halle, gefolgt von einem vertrauten Dienſtmann, denn es zog ihn mächtig zu den geheimnißvollen Ballen und Fäſſern, welche, wie er vernahm, dem glücklichen Immo gehörten. Er wandelte längs dem Bach, und ſein Mann wies auf den geſchichteten Haufen und die weißen Zeichen. „Alles riecht nach Faſtenſpeiſe, die von der See kommt," begann der Graf und ſeine Naſenflügel zuckten. „Das iſt die Schlauheit. Sie haben den Schatz ganz unſcheinbar unter Eßbarem oder auch unter andern Waaren geborgen. Von je waren die Sachſen ein liſtiges Volk, obgleich ſie ſich ganz einfältig zu ſtellen wiſſen. Viel Wunderliches hörten wir längſt über den Geldſchatz der Seeräuber. Aus allen Meeren haben ihn die Wilden zuſammengeraubt, durch viele Geſchlechter haben ſie geſammelt, wie Könige ſaßen ſie in ihren Strandburgen, ſie tranken ihr Bier aus goldenen Schüſſeln, welche mit Edelſteinen beſetzt waren und man ſagt, daß ſie die Hufe ihrer Roſſe nur mit Silber beſchlugen. Dies Alles hat ihnen Herzog Bernhard und dazu Held Imme genommen, und was hier liegt, mag dieſen zum reichſten Manne im Lande machen, wenn er es auf ſeine Burg heimführt.“

Er blickte ſcharf um ſich, in der Nähe war Niemand zu erkennen, auf den Bergen flammten die Oſterfeuer, aus den Hütten klang Geſchrei und Jauchzen und weiter abwärts am Bache lautes Gezänk und der Ruf nach Waffen.

Die Wächter der Ladungen waren ſorglos zuſammengetreten und ſchauten nach der Stelle, wo wilde Worte und Schläge getauſcht wurden. Der Dienſtmann traf eine kleine Tonne, welche von den andern abgerollt war, mit einem Stoß, daß ſie zur Seite fuhr. „Gefällt's euch, Herr,“ ſagte er lüſtern, „ſo gebe ich der Kunden noch einige Tritte, und ihr könnt in Ruhe prüfen, wie dieſer Schatz der Räuber ausſieht.“

Unwillig entgegnete der Graf: „Willſt du mich im Königsfrieden zum Diebe machen, du Wicht? Wie darf ein ehrlicher Mann fremdes Gut nehmen, wenn er es nicht durch Gewalt und Schwertſchlag gewinnt? Hallo, Wächter! hütet euer Gut, die Fäſſer kollern.“

Ein Mann in langem Mantel, den Hut tief in das Geſicht gedrückt, ſprang herzu, hob das Faß an ſeine Stelle und brummte: „Hütet euch ſelbſt, daß ihr nicht auf den Boden kollert."

„Enthalte dich der Grobheit, Freund," verſetzte der Graf ſanftmüthig, „denn ich meine es gut. Ich hoffe, Held Imme läßt ſeinen Goldſchatz nicht lange im Wind und Mondenſchein liegen."

„Habt auch ihr gehört, daß der Held ſeinen Schatz in dieſen Tonnen bewahrt?" frug der Mann. „Wir harren der Wagen; noch während dort die Feuer brennen, wird Alles hinter Thor und Riegel geborgen."

„Ich lobe die Vorſicht," beſtätigte Gerhard. „Die Oſterfeuer werden heut Nacht den Weg zur Mühlburg erleuchten. Wer aber ſchreit dort und ſchlägt ſo wild?" frug er einen der Wächter, welcher herantrat.

„Es ſind wieder die Knechte der Heiligen, welche einander bei den Haaren faſſen," antwortete dieſer lachend, „die Fuldaer ſind über das Waſſer gekommen, um die Dorfmädchen im Reigen zu ſchwingen, und die Knaben Wigberts wollen das nicht leiden."

Der Graf ſchüttelte mißbilligend das Haupt. „Uns ſchelten die Mönche, wenn wir einmal das Schwert ziehen, aber Niemand von uns hegt einen ſolchen Grimm gegen ſeinen Feind, wie die Heiligen gegen einander. Wollen ſie ſelbſt nicht Frieden halten, ſo ſollen ſie ſich nicht wundern, wenn auch wir zuweilen einer dem andern den Weg verhauen." In ſchweren Gedanken ſchritt er der Halle zu, hinter ihm ballte der Mann im Mantel die Fauſt.

Auch auf dem umfriedeten Raum vor der Halle hatte der nächtliche Jubel begonnen. Ueberall loderten hohe Freudenfeuer, die Bänke, auf denen die Krämer gute Biſſen feil boten, waren umdrängt von Begehrlichen; was ſtolze Knaben gern ihren Mädchen ſchenken: bunte Bänder, Glasringe, Halsperlen und kleine Metallſpiegel, wurde eifrig gekauft, am dichteſten umlagert waren die Stellen, wo aus Fäſſern und großen Kannen Bier und Meth geſchenkt wurde; überall wo ein Spielmann geigte, ein Sänger ſang, ſammelten ſich die Zuhörer. Um die Feuer aber ſchwangen friſche Knaben die Mädchen im Tanze, geſondert nach Gauen und Dörfern; zwar fehlten ihnen die Abzeichen aus Baumlaub und Blumen, durch welche ſie ſich im Sommer unterſchieden, aber Viele trugen das rothe Kreuz Wigberts, andere das Rad, mit welchem Erzbiſchof Willigis ſeine Angehörigen bezeichnete, und die aus dem Neſſebruch führten ein Büſchel rother Wolle, mit grünem Band umbunden, ſtatt der Diſtel, welche ſie zu andrer Zeit auf ihren Mützen trugen. Viele tanzten in Eiſenhemd und Helmkappe, alle die klirrenden Schwerter an der Seite, zu ihren hohen Sprüngen ſchrien Pfeife und Fiedel in gellenden Tönen. Von allen Feuern erklangen Heilrufe und markdurchdringende Jauchzer, welche die Thüringe vom Walde gewaltiger auszuſtoßen wußten als andere Helden.

„Mich wundert, daß dieſe hier ſo ſanft ſind und ſich ganz ohne Meſſer ergötzen,“ bemerkte Gerhart im Durchſchreiten zu ſeinem Dienſtmann, „ſonſt waren ſie behender, das Eiſen von der Hüfte zu holen.“

„Die einander rauſen wollen, ſpringen jetzt noch über den Zaun ins Freie,“ lachte der Dienſtmann, „weil ſie ſich ſcheuen, ihre Hand unter das Beil zu legen. Später reißen ſie wohl die Schranken nieder, dann klingen auch hier ſcharfe Weiſen.“

Am Thor der Halle ſtieß Gerhard auf den Mönch, welcher von zwei Dienern begleitet den großen Zinnbecher trug, in welchem St. Wigbert an dieſem Feſte anſehnlichen Gäſten den Ehrentrunk bot. Dieſe Spende war den Herren der Halle die wichtigſte Handlung des Abends, denn ſtets empfing der zuerſt den Becher, welcher ſeinem Geſchlecht nach der Edelſte war. Viele der ſtolzen Herren erhoben den Anſpruch und fühlten Eiferſucht gegen Andere, darum ſchuf der Becher jedes Jahr, wenn nicht zufällig einer von den höchſten Herren des Reiches anweſend war, dem bevorzugten Geſchlechte Händel und Feindſchaft. Grade deshalb war der Vortrunk um ſo ehrenvoller. Der Mönch ſtand mit dem Becher in der Mitte der Halle, ſegnete den Wein und begann: „Da unter den edlen Herren, welche St. Wigbert begrüßt, Niemand dem Königsgeſchlecht der Sachſen angehört, ſo reiche ich den Becher heut dem Helden aus dem älteſten Geſchlecht der Thüringe.“ Und er trug den Becher zu Odo. Einzelne Stimmen riefen Beifall, aber lauter war das mißfällige Gemurr und Geſchrei. Die Gegner ſteckten die Köpfe zuſammen und fuhren von ihren Sitzen. Odo aber erhob ſich, trank der Verſammlung Heil und reichte den Becher ſeinem Bruder Ortwin. Da rief Graf Gerhard, den die Andern zu ihrem Vorkämpfer gewählt hatten: „Ganz ungeſchickt iſt die Wahl des Mönches und eine Kränkung für uns Alle. Einen Jüngling hat er zum Vortrunk gerufen, während hier nicht Wenige ſitzen, deren Haar im Rath und Kampfe ergraut iſt."

„Eure Klage nenne ich ungerecht," rief Odo zurück, „denn nicht den jungen Krieger ſoll der Trunk ehren, ſondern das Geſchlecht, für welches ich hier als älteſter ſtehe."

„Wir aber vermögen nicht die Ehren deines Geſchlechtes zu rühmen," entgegnete Gerhard. „Haben deine Ahnen auch hier und da das Schwert mannhaft geſchwungen, was Keiner von uns ableugnet, ſo führt ihr doch kein Banner, welches der König euch in die Hand gelegt hat, wie wir Andern, die wir als Herren das Schildamt üben. Und wenn ihr auf eure edle Herkunft pocht, ſo wiſſet, daß man hier und anderswo euren Bauernadel belacht."

Die jüngern Brüder ſprangen von ihren Sitzen, und Odo rief: „Wenn der König unſere entlaufenen Knechte mit Lehen und mit einem Banner begabt, ſo rühmen ſich die Knechte große Herren zu ſein. Wir Bauern aber meinen, der König kann zum Grafen und Markgrafen ernennen, wen er will, aber Niemanden zu einem Edlen.

„Euch aber," rief Graf Gerhard wieder, „haben die Mönche zu Edlen gemacht, ja man ſagt auch, daß ſie euch in der Stille zu kleinen Königen gekürt haben, nur daß man nicht laut davon reden darf."

Odo ſchlug an ſein Schwert. „Ich erkenne, daß ihr ſelbſt Luſt habt, von dem Königsſtabe, den wir in der Hand führen, die Belehnung zu erhalten.

Da erhob ſich wieder der Hauptmann von St. Wigbert und rief mit mächtiger Stimme durch die Halle: „Uebel fügen ſich heiße Worte zu ſtarkem Trunk, ich rathe, daß ihr Beide in dieſer Nacht euren Wortkampf ſtillt, morgen aber, wie euch Herren gebührt, an Verſöhnung denkt oder an Schwertſchlag.“

Aber Gerhard fuhr eifrig fort: „Nicht wir Andern haben den Unfrieden begonnen, ſondern dieſe, vorhin, als ſie hier eintraten. Und es iſt wohlbekannt im Lande, daß ihr ſogar untereinander nicht Frieden halten könnt. Schon zur Zeit eurer Väter raunte man im Volke Mancherlei von der Brudertreue, welche die Männer eures Geſchlechts einander beweiſen, und jetzt hören wir wieder, daß ihr eurem älteſten Bruder Unheil geſonnen habt, ſo daß dieſer als ein fahrender Recke in der Welt umherſchweift.“

Da winkte Odo finſter dem jungen Gottfried, daß dieſer vor den verſammelten Edlen ſeine erſte Kampfprobe ablege, denn er war ſchneller Worte mächtig. Und in der Stille, welche dem kränkenden Vorwurf des Grafen folgte, ſprang Gottfried vor und rief laut: „Eure Rede iſt unwahr, Graf Gerhard, nie haben wir gegen unſern Bruder Immo Untreue erwieſen, und jetzt leben wir in großer Sorge um den Abweſenden. Deßhalb erſuche ich euch, daß ihr die Kränkung zur Stelle widerruft.“

„Ein Hähnchen höre ich krähen," verſetzte der Graf lachend.

„So vernehmt, ihr edlen Herren," fuhr Gottfried fort, „daß ich vor euch Allen den Grafen Gerhard einen Verleumder nenne, und überall außerhalb des Marktfriedens will ich mit meinen Brüdern das an ſeinem Leib und Leben erweiſen, wo ich ihn treffe." Er löſte ſeinen Handſchuh und warf ihn vor den Grafen, dieſer aber ſtieß verächtlich mit dem Fuß daran.

Da flog ein anderer Eiſenhandſchuh zu dem kleinen des Jünglings Gottfried; und von dem Eingang her rief eine tiefe Stimme: „Nehmt auch den meinen." Ein hoher Krieger ſchritt auf den Grafen zu, dieſer fuhr zurück wie vor einem Geiſte, als er die zornige Entſchloſſenheit in einem wohlbekannten Antlitz ſah, und er vermochte nur zu antworten: „Dich habe ich hier nicht erwartet, und dich habe ich nicht gemeint, Held Immo."

Als er den Namen nannte, der heut in Aller Munde war, regten ſich die Anweſenden, viele ſprangen auf und drängten heran, um den Helden zu ſehen. Immo aber wies auf die Fehdezeichen: „Widerruft die Kränkung und gebt vor allen Edlen meinen Brüdern ihre Ehre, oder nehmt den Streit auf auch mit mir.".

Gerhard blickte ſcheu auf den neuen Gegner: „Du ſelbſt magſt wiſſen, Immo, daß ich ungern gegen dich kämpfe, wenn ich an Vergangenes denke; und du weißt auch, daß meine Ehre mir nicht geſtattet, Kampfesworte, die vor den Edlen geſprochen ſind, zu widerrufen."

„Ob wir Gutes oder Arges in vergangener Zeit miteinander gehandelt haben,“ verſetzte Immo, „das Alles ſei vergeſſen in dieſer Stunde. Als Sohn meines Geſchlechtes ſtehe ich dir gegenüber und Abbitte fordere ich von dir, oder ich ſuche an deinem Leben die Rache.“

Da rief Gerhard mit querem Blick: „Meine nicht, mir durch dein ſtolzes Drohen den Willen zu beugen, ich widerſtehe dir, wenn du auch jetzt auf deinen Goldſchatz vertrauſt;“ und die Handſchuhe vom Boden hebend und auf den Tiſch werfend, rief er: „Du aber denke daran, wenn du den Schaden trägſt, daß nicht ich die Fehde gefordert habe, ſondern du. Und darum ſei Unfriede zwiſchen uns ſtatt Friede, ſobald wir den Schranken den Rücken kehren, und Kampf ſei um Leib und Leben, Gut und Habe zwiſchen mir mit meinen Helfern und dir mit deinen Helfern.“ Er wandte ſich trotzig ab, ſetzte ſich zu ſeinem Genoſſen Markwart und verhandelte leiſe mit dieſem. Immo aber trat zu dem Tiſch der Brüder und den Jüngling Gottfried küſſend, ſprach er: „Ich grüße euch, meine Brüder. Gewährt mir einen Sitz in eurer Mitte und einen Trunk aus eurem Becher, damit die Fremden erkennen, daß ſich die Söhne Irmfrieds in der Noth nicht von einander ſcheiden.“

Die Brüder rückten zuſammen, Ortwin trug ihm den Stuhl und Odo goß ihm den Trank ein, aber der Stolz wehrte ihnen zu reden und ſie ſaßen ſchweigend bei einander. Doch von den andern Tiſchen eilten Bekannte des Geſchlechts mit den Trinkkannen heran, den Helden zu begrüßen und er ſtand von Vielen umgeben und antwortete auf die neugierigen Fragen. Aber ſein Blick flog prüfend durch den Raum und nach dem Tiſche des Grafen Gerhard, bis er an der Thür ſeinen Vertrauten Brunico erkannte, da winkte er dieſem und trat mit ihm zur Seite in heimlichem Geſpräch.

Brunico drängte ſich hinaus ins Freie; nicht lange, ſo klang in dem Gewirr von vielerlei Tönen ein neuer Geſang, ähnlich dem Quarren eines Froſches; bald hier bald dort ſchrie einer aus dem Volk der Langſchenkel, ſo daß die Leute einander lachend frugen: „Iſt auch der brüllende Held Reginheri in ſeinem Sumpf erwacht?“ Doch als ſich der Froſchgeſang auf einer Stelle außerhalb der Schranken vereinte und mit einem lauten Heilruf endete, da dachten die Andern, daß dies ein Zeichen übermüthiger Genoſſen war, welche mit einander zu den Bergfeuern ausſchwärmten.

Die Helden in der Halle aber, welche nicht ſelbſt der Fehde theilhaftig waren, freuten ſich, daß der Feſtabend ſo rühmlich verlief und daß man davon im Lande ſingen und ſagen würde. Sie ſaßen jetzt friedlich bei ihren Kannen, denn ihr Gemüth war erfriſcht, wie die Flur nach einem Gewitter.

Plötzlich klang in das wilde Geſchwirr des Marktes ein Klageſchrei und der Ruf nach Rache. Der Geſang verſtummte, die Pfeifer und Fiedler ſetzten ab, die Krämer liefen zur Abwehr vor ihre Bänke und warfen mit ihren Knechten die Waaren ſchnell in die geöffneten Kaſten. In die Halle ſprang ein verſtörter und blutender Mann und ſchrie: „Die Hunde des Bonifacius ſind über das

Waſſer gedrungen, einer von uns liegt erſchlagen, rächet den Schaden, ihr Wigbertmannen.“ Und unter die verſtörten Haufen ſpringend, rief der Mann dieſelbe Klage. Da ſchwand die Freude in wildem Zorn, die Frauen wichen in das Dunkel zurück, die Männer fuhren zuſammen, riſſen flammende Brände aus den Feuern und ſtürmten dem Fluſſe zu. Vergebens ſprengte der Vogt mit ſeinen Mannen dazwiſchen und ſchrie den Frieden aus, die Wüthenden löſten die Haltſeile der leeren Kähne und drängten ſich hinein, mancher Wilde ſprang ins Waſſer und rang ſich hinüber auf die Seite der Fuldaer. Dort ſtürmten Bewaffnete entgegen, um die Einbrecher in die Fluth zu werfen, und dicht am Ufer entbrannte der Kampf. Aber neue Haufen folgten über den Fluß, auf Tonnen und Bänken ſuchten ſie durch das Waſſer zu ſchwimmen; die Fuldaiſchen wurden rückwärts gedrängt, die rothe Lohe flammte an dem Holzhaus, über welchem das Banner des heiligen Bonifacius wehte und das Banner ſelbſt verſchwand in den aufſteigenden Flammen.

Auch die Herren in der Halle waren an das Ufer geeilt, die einen in bitterer Sorge, die andern ſchadenfroh. Da ſprach Imme zu ſeinen Brüdern, und es waren die erſten Worte, die er ſeit dem Eintritt mit ihnen wechſelte. „Gefällt es euch, Söhne meines Vaters, ſo reiten wir. Laßt euch nicht beſchweren, wenn ich euch begleite; denn ich merke, Andere ſinnen darauf, uns außerhalb des Friedens zu treffen.“

Und Odo antwortete mit derſelben Zurückhaltung:

„Da der Unfriede uns Alle angeht, ſo ſei auch die Abwehr und der Angriff gemeinſam.“ Sie verließen zuſammen die Halle und eilten zu ihren Roſſen. Erſtaunt fanden die Brüder Immos, daß bei ihren Knechten und Roſſen eine reiſige Schaar von Landleuten aus den freien Dörfern hielt.

Nicht lange nachher knarrten die Räder beladener Wagen auf dem Wege, welcher zwiſchem dem Leinbach und einem Waldhügel nach der Mühlburg führte. Nur zwei Reiter bildeten die Bedeckung, die Knechte hatten Mühe, die Pferde in dem aufgeweichten Wege bergan zu treiben, ſie ſchrien laut und knallten mit den Peitſchen. Endlich kam an einer kleinen Steile der Zug ganz in das Stocken. Da raſſelte und klang es im Holz, eine Anzahl Reiter ſperrte die Straße und warf ſich gegen die Wagen. Die berittenen Wächter flohen ohne Kampf thalab, auch die Knechte ſprangen flüchtig dem Bach zu. Als Graf Gerhard heranſprengte, war das Werk gethan, die Wagen in Beſitz ſeiner Reiſigen. Er lachte und rief: „Leichten Kaufes wurde großes Gut in ehrlicher Fehde gewonnen. Lenkt die Wagen ſeitwärts in das Holz; treibt, meine Mannen, in einer Stunde haben wir es hinter Waſſer und Mauer geborgen.“ Die Pferde wurden einen Waldweg bergan geführt, ſie ſchritten jetzt rüſtiger als vorher und der Graf brummte vergnügt vor ſich hin. „Ich hörte zuweilen rühmen, junger Immo, daß dein Schwert ſcharf ſchneidet, aber in Liſten biſt du ſchwach und der Alte hat dir behende abgeführt, worauf du mit trotzigem Muthe vertrauteſt.“ Der Zug betrat eine kleine Lichtung des Waldes, welche in hellem Mondſchein lag, umgeben von dichtem Niederholz, deſſen laubloſe Aeſte die lichte Stelle mit dunklem Grau einfaßten. Da flimmerte es in dem Holze hier und da wie von blankem Eiſen, die Reiter, welche die Vorhut bildeten, jagten zurück und meldeten athemlos, daß der Weg durch Gewappnete verſperrt ſei; auch hinter der kleinen Schaar des Grafen klang ein Kriegsruf, Hörner und laute Stimmen antworteten, und mit Erſtaunen ſah der Graf ſich rings eingehegt durch Fußvolk und Reiter. Er riß die Pferde des vorderſten Wagens herum auf die Mitte der Waldwieſe und gebot den Reiſigen einen Ring um die Wagen zu ziehen. Er umritt ſeinen Haufen, hob den Speer und erwartete muthig den Anlauf.

Aber der Angriff erfolgte nicht. Den ganzen Rand der Lichtung hielten ſchnellfüßige Knaben umſtellt, auf dem Wege ſtampften die Roſſe der Gegner, und man vernahm ein Rollen und Dröhnen als ob Baumſtämme gewälzt würden. Jenſeit des Weges zog ſich ein offener Wieſengrund dem Gebirge zu, dort hatten die Dorfleute der Umgegend einen mächtigen Holzſtoß gethürmt, welcher in dieſer Nacht als Freudenfeuer aufflammen ſollte. Um den Stoß ſchwebten die Schatten, er wurde zuſehends kleiner. „Herr,“ warnte den Grafen ſein vertrauter Dienſtmann, „ſie ſperren die Wege, denn durch das Niederholz vermögen unſere Roſſe ſchwerlich zu dringen. Brecht durch, bevor ſie uns einhegen.“

„Soll ich den Schatz im Stich laſſen?“ rief der Graf unwillig, „was in den Wagen liegt, gibt Gold und Ehre für euch Alle,“ und er ſchrie hinüber zu den feindlichen Reitern: „Was ſäumen die Helden heranzuſprengen, offen iſt das Kampffeld. Trotzige Worte hörten wir in der Halle, hier aber, merke ich, ſchlottern euch die Beine im Bügel.“

Da rief Brunico zurück: „Schlecht kämpft ſichs im Waldesdunkel, harret noch ein wenig, bis wir euch die Oſterfeuer anzünden.“

„Brecht durch, Herr,“ rief der Vertraute aufs Neue, „denn ſie ſchichten das Holz auf der Wegſeite zu einem Walle.“

„Pfui über dich, Immo,“ rief der Graf, in dem jetzt die Sorge mächtig wurde, „unritterlichen Brauch übſt du, ich harre deiner, komm heran und ſchlage dich um den Schatz.“

Immo rief zurück: „Auch euch war der Pfad zum Kampfe geöffnet, allzu lange habt ihr euch um die Tonnen gedrängt, jetzt rathe ich, mit uns in Bauernweiſe den Feſtbrauch zu üben. Die Flammen lodern, ſchwingt euch zum Tanze über die Scheite.“ Eine kleine Flamme leckte auf, die zweite, die dritte, bald ſperrte das Feuer wie ein Wall die Belagerten von dem Wege ab. Aber auch längs dem ganzen Rande des Niederholzes leuchteten die Funken, jeder der Knaben, welche dort die Wache hielten, ſchwenkte Kienfackeln, denen gleich, wenn ſich die Dorftänzer auf den Bergen um die Flammen drehten; und jeder ſchleuderte mit wildem

Geſchrei und Jauchzen die lodernden Brände gegen die Roſſe der Belagerten. Die Roſſe ſcheuten und ſtiegen, die Reiter ſelbſt, entſetzt über das feurige Gefängniß, vermochten der wüthenden Thiere nicht Herr zu werden, mehr als einer wurde abgeworfen und lag ächzend am Boden. In dieſem Augenblicke brachen die Söhne Irmfrieds mit ihrer Schaar wie ein Wetterſturm durch die Flammen, im Nu waren die Helfer des Grafen überrannt, gefangen und gebunden. Der Graf ſelbſt ſchlug tapfer mit dem Schwert um ſich, aber durch eine mächtige Fauſt wurde er am Nacken gepackt und von ſeinem Roſſe geſchwenkt, daß er ſchwertlos auf den Boden fiel. „Ergebt euch, Gerhard,“ rief Immo, „gelobt als mein Gefangener zu folgen, damit ich euch die Schmach der Weiden erſpare.“ Betäubt gelobte der Graf.

In wenig Augenblicken war das Werk gethan, behend rannten die Thüringe, die flüchtigen Roſſe der Gebundenen einzufangen. Sie bändigten die Pferde an den Laſtwagen und zerwarfen das Holz des brennenden Walles, und nachdem ſie ſich auf ein Zeichen Brunicos mit hellem Jubelruf um die Brüder geſammelt hatten, brach der ganze Zug mit den Wagen und den Gefangenen nach der Mühlburg auf.

Längs der Freudenfeuer, welche überall auf den Hügeln und um die Dörfer flammten, zogen die Sieger jauchzend und ſingend dahin. Es war tief in der Nacht, als ſie in die Burg kamen. Immo, der während der Fahrt ſich von den Brüdern fern gehalten hatte, ritt jetzt zu ihnen, als ſie im Hofe auf den Roſſen hielten und ſprach grüßend: „Seid willkommen im Hauſe unſerer Väter, nehmt vorlieb mit karger Bewirthung, denn erſt beim Licht der letzten Sonne iſt der Wirth aus der Fremde heimgekehrt. Gefällt es euch, ſo enden wir unſern Handel mit den Gefangenen noch während der luſtigen Nacht, wie er begonnen wurde."

„Du warſt beim Sprung um die Scheite der Vortänzer," verſetzte Odo lächelnd, „wir vertrauen, daß du auch gegen die Gefangenen unſer Recht wahren wirſt."

Im Hofe der Mühlburg wurde ein großes Feuer entzündet und herbeigeholt, was der Vogt aus dem Keller zu liefern vermochte. Kräftig tranken die Thüringe, und auch den Gefangenen, welche kummervoll auf den Stufen der Halle ſaßen, wurden die Kannen geſchwenkt. In der Halle aber ſaßen die Söhne Irmfrieds mit ihren Dienſtmannen und die Landleute von der Neſſe, unter ihnen gramvoll mit gebeugtem Haupt der waffenloſe Graf. Da rief Immo ihm zu: „Hebt den Becher, Graf Gerhard, und trinkt trotz eurer Noth. Einſt lag ich als Gefangener in eurem Thurm, da ludet ihr mich in eure Halle und botet mir den Trunk an eurem Tiſch. Heut thue ich euch mit Freuden daſſelbe zur Vergeltung."

„Ich lobe dich, Immo," antwortete der Graf trübe, „daß du in dieſer Stunde an den Wechſel des Glückes denkſt, Beide haben wir ihn ſeit jenem Abend in der Halle erfahren. Vergiß auch nicht, daß dem Sieger eine Ehre iſt, Maß zu halten in Allem, was er dem

Gefangenen auflegt. Behandelt mich mit Billigkeit, ihr edlen Herren, denn glaubt meiner Erfahrung, die ich mir zu meinem großen Kummer erworben, wer allzuviel für ſich begehrt, fühlt zuletzt ſelbſt den Schaden."

Immo verſetzte ernſthaft: „Mein Bruder und ich, wir ſind Herren geworden über euren Leib und euer Leben und wir vermögen euch jetzt zu zwingen durch Haft und Bande und zu ſchatzen an Habe und Gut, weil ihr wider die Wahrheit und wider eigenes Wiſſen das Anſehn und die Ehre unſeres Geſchlechtes mit gehäſſigen Worten angefeindet habt. Dennoch ſollt ihr erkennen, daß die Söhne Irmfrieds gegen einen bezwungenen Feind Billigkeit üben. Eure Zunge hat euch in Unfrieden gebracht, eure Zunge ſoll euch auch den Frieden wieder gewinnen, wenn ihr ſie weiſe gebraucht, ſo lange die Thüringe ſich in dieſer Nacht um die Feſtfeuer ſchwingen."

In dem Grafen erwachte eine frohe Hoffnung und er rief: „Sage mir, was ich reden ſoll, damit ich mich aus der Noth löſe."

Und Immo fuhr fort: „Wollt ihr Abbitte thun wegen aller kränkenden Worte und wollt ihr mit allen euren Helfern ſchwören, nichts von dem, was in dieſer Nacht gegen euch geſagt und gethan worden iſt, an uns oder an einem unſerer Helfer zu rächen, ſondern in Zukunft Frieden und guten Verkehr zu bewahren, ſo mögt ihr mit allen Gefangenen, mit Waffen und Roſſen, frei und ledig von hinnen reiten, ſobald der erſte Sonnenſtrahl unſere Dächer beſcheint.

Graf Gerhard ſprang erfreut in die Höhe und rief: „Wahrlich, Imme, manchen Beweis deines guten Verſtandes habe ich erhalten, aber dieſen will ich dir niemals vergeſſen. Ich bin bereit zu Allem, was du von mir verlangſt, zu Abbitte und Gelöbniß.“

„Wohlan,“ rief Imme, „ladet Jeden in die Halle, der jetzt im Hofe weilt, zuletzt die Gefangenen. Und mit dieſen werdet ihr euch barhaupt und ſtehend demüthigen.“

Ein Hornzeichen rief die Gäſte und das ganze Geſinde zuſammen und als Alle verſammelt waren, führte Imme den jungen Gottfried auf den Ehrenſitz und zu dieſem ſprach der Graf barhaupt die Abbitte: „Alles, was ich gegen Ehre und Anſehen deines Geſchlechtes jemals geſagt und gethan habe, das ſei ungeſagt und ungethan, alle edlen Rechte erkenne ich ihm zu und auch den Vorſitz und Vortrunk. Denn wiſſet, ihr Herren, wenn ich auch manchmal im Aerger anders ſprach, immer habe ich das Geſchlecht Irmfrieds vor andern hochgeſchätzt. Und ich bin bereit, nachdem ich Vergangenes abgebeten habe, alles Gute für die Zukunft zu geloben, nicht nur weil ich in Noth bin, ſondern auch weil ich merke, daß dies in Wahrheit meines Herzens Wunſch iſt.“

Als der Graf dies nach Gebühr vollendet hatte und ſeine Worte durch die andern Gefangenen beſtätigt waren, wurde er mit ihnen in die kleine Kapelle vor den Altar geführt, dort gelobten die Helden für alle Zukunft jedem Rachegedanken zu entſagen. Darauf ward der Graf auf den Ehrenſitz in der Halle geleitet, und jetzt trat Gottfried vor und bot ihm den Friedensbecher. Gerhard that einen tiefen Trunk und ſeufzte, aber er wurde mild und froh, ja er lachte ein wenig über ſein Unglück und ſprach allerlei Vertrauliches zu Immo.

Beim Aufgang der Sonne wurden die Roſſe der Gäſte vorgeführt und Immo geleitete den Grafen ſelbſt in den Hof. Als dieſer aufſteigen wollte, ſah er die beladenen Wagen und mit einem ſehnſüchtigen Blick ſprach er zu Immo: „Hätte ich dieſe in ehrlicher Fehde gewonnen, ſo würde ich fortan meinen Meth aus goldenem Becher trinken.“

Da antwortete Immo: „Eifrig habt ihr darum geworben und als ein Held euer Leben dafür gewagt. Wiſſet, ihr habt gefochten wie der alte Hildebrand, um wollene Decken, welche die Sachſen mit guter Kunſt verfertigen, und zumeiſt um den geſalzenen Meerfiſch, welchen die Leute den Hering nennen.“

Als die Entledigten abgezogen waren, dankte Immo mit freundlichen Worten die Landleute ab, welche als freiwillige Helfer herangeritten waren. „Da die Gefangenen gegen den Gebrauch kein Löſegeld gezahlt haben und auf ihren Roſſen davon reiten, ſo nehmt dafür mit meinem Dank einen Theil der Waaren aus dem Sachſenland, welche ihr wieder gewonnen habt; nicht als Entgelt, ſondern zur Verehrung.“ Das waren die Nachbarn wohl zufrieden und Immo gebot dem Brunico, einen billigen Antheil auszuſcheiden. Dieſen luden ſie vergnügt auf einen Karren und ſchieden mit Heilruf zu ihren Dörfern.

## 10.

## Die Entführung.

In der Halle ſtanden die Brüder zum Aufbruch gerüſtet, als Immo ihnen entgegen trat. „Den großen Geldſchatz der Räuber hat der fahrende Mann mir angelogen, doch brachte ich reiche Beute und die Gaſtgeſchenke der Sachſen heim; nicht die Waſſerroſſe führten ſie der Mühlburg zu, ſondern die Packpferde, welche Brunico leitete. Für euch, Söhne Irmfrieds, ſind die Ballen geöffnet, damit ihr daraus wählet, was jedem von euch gefällt, und ich bitte euch, dieſe Gabe anzunehmen anſtatt der Schatzung, die ich den Gefangenen erließ, ohne euch zu fragen."

„Solches Angebot iſt gebührlich gegen Fremde, nicht gegen die Genoſſen des eigenen Geſchlechts," antwortete Odo finſter, und Ortwin rief: „Du thuſt uns weh, wenn du uns Geld bieteſt, wo wir brüderlichen Gruß erwarten."

Da flog helle Freude über Immos gramvolles Angeſicht. „Wollt ihr freundlich zu mir reden und brüderlich gegen mich handeln, ſo wißt, meine Brüder, daß mein Herz ſich viele Jahre nach eurer Liebe geſehnt hat. Schon im Kloſter fühlte ich traurig unter Fremden die Einſamkeit und dachte mich täglich heim in eure Mitte, und auch jetzt unter den Gaſtfreunden vermochte ich nicht die frohen Spiele ihrer Knaben zu ſehen, ohne daß ſich mir das Herz in Gram zuſammenzog. Denn wie ein Ausgeſtoßener lebte ich, weil mir eure Freundſchaft fehlte. Begehrt ihr, liebe Knaben, daß ich euch brüderlich begrüße, ſo ſpringt heran wie einſt, denn die Arme des Bruders ſind geöffnet, euch zu empfangen.“

Ortwin warf ſich um ſeinen Hals und küßte ihn und wie er thaten die Jüngeren, nur Odo ſtand zur Seite. Gottfried aber ergriff Immos Hand und legte ſie in die Hand des Andern. Odo drückte ſie und begann: „Der Zorn iſt geſchwunden mit dem grünen Laub dieſes Sommers, Beide wollen wir vertrauen, daß in dem neuen Lenz unter uns Sieben ſich die Treue bewähre.“ Und auf Gottfried weiſend fuhr er fort: „Du ſiehſt, wir haben ihn gewappnet und da du zu uns zurückgekehrt biſt, vermögen wir jetzt in Frieden das Erbe zu theilen. Vor einem Jahre widerſtand ich dir, als du das Recht des Aelteſten forderteſt, fortan bin ich gleich meinen Brüdern bereit, dir zu folgen, wenn du uns führſt.“

Aber Immo rief mit ausbrechender Leidenſchaft: „Leite du die Brüder und bewahre du die Ehre des Geſchlechtes, denn ich kehre nicht zurück, um in Frieden unter euch zu leben. Ein großes Leid berge ich in meinem Herzen und mein Leben muß ich wagen in wilder That, noch bevor die nächſte Sonne aufgeht. Wiſſet, der Tochter des feindlichen Mannes, den wir heute demüthigten, habe ich heimlich mein Leben gelobt, der König aber will ſie ſchleiern, ob es ihr und dem Vater lieb oder leid ſei. Bevor ſie morgen früh zu Erfurt die Kloſterſchwelle betritt, hole ich ſie auf die Mühlburg, was mir auch darum geſchehe. Dem Zorn des Königs trotze ich und dem Rechte des Landes widerſtehe ich, um ſie zu erwerben, denn ohne ſie iſt mir mein Leben verhaßt.“

Die Brüder ſahen betroffen einander an. „Zu früh habt ihr mich brüderlich begrüßt, ihr Söhne Irmfrieds,“ fuhr Immo heftig fort, „mich wundert nicht, wenn ihr euch von mir abwendet, wie von einem Kranken, deſſen Berührung Unheil bringt. Meint auch nicht, daß ich euch mahnen will an die Hand, die ihr mir jetzt gereicht habt und an den brüderlichen Kuß. Denn eure Hilfe bei der That fordere ich nicht, den Raub wage ich wohl allein mit denen, die ſich mir gelobt haben. Euch aber ſage ich vorher, was ich thun werde, damit ihr mir tröſtlich ſeid, ſoweit ihr es vermögt, ohne euch zu verderben. Doch nein, liebe Brüder,“ unterbrach er ſich ſelbſt, „aus Klugheit und Vorſicht hätte ichs euch nimmer bekannt, aber eure Freundlichkeit hat mir die Seele weich gemacht. Denn Sommer und Winter habe ich die Laſt allein getragen. Selig macht der Gedanke an das geliebte Weib, aber furchtbar quält die Angſt ſie zu verlieren, und manche Nacht habe ich in der Fremde auf meinem Lager die Fauſt geballt, oder kindiſch geweint, wie mir jetzt geſchieht.“ Er wandte ſich ab, hielt die Hände vor das Antlitz und ſein ſtarker Leib bebte im Krampf.

Es war totenſtill in der Halle. Endlich begann Odo: „Wenn unſere Eltern einen Rath hielten, der ihr Wohl und Wehe anging, ſo ſaßen ſie vertraulich neben einander am Heerdfeuer nieder. Führe auch du uns zum Heerde der Burg, an dem unſere Vorfahren berathen haben, damit wir die Flamme aufzünden. Dort erzähle du uns von dem Weibe, welches dir lieb wurde, und wie Alles gekommen iſt bis heut, damit wir es wiſſen, denn auch das iſt ein Recht der Deinen.“

Da führte Immo die Brüder über den Hof zu dem Flur des Saales, worin der Heerd ſtand, er entzündete das Feuer und ſchloß die Thür. Die ſieben Brüder lagerten am Heerde und Immo begann leiſe ſeinen Bericht, zuerſt, wie Hildegard unter den Buchen ſein Geſelle wurde, und wie er ganz plötzlich ſich glückſelig fühlte, und darnach alles Andere. Und er zeigte ihnen auch das Pergament mit den Goldfäden, welches Alle betrachteten, während er es in ſeiner Hand hielt, bis er es wieder im Gewande barg. Die ſtolzen Knaben Irmfrieds vernahmen vorgebeugt mit leuchtenden Augen die Kunde, welche auch ihr Leben nahe anging, und Gottfried ſaß zu den Füßen des Bruders, hielt die Hände über dem Knie deſſelben gefaltet und blickte ihm unverwandt in das bewegte Antlitz, während Odo zuweilen einen neuen Span in d

Feuer legte. Immo aber wurde froh, daß er von Hildegard erzählen durfte, und lachte dabei treuherzig wie ein Kind, er ſchilderte ihr Ausſehen und ihre Art, ſo daß ſie auch ſeinen Brüdern gefiel, obwohl ſie die Tochter eines wunderlichen Mannes war.

Als Immo geendet hatte und Alle in warmer Theilnahme ſchwiegen, begann Odo nachdenkend: „Sage uns, welche Meinung hat Graf Gerhard zu dir?“

„Du kennſt ihn ja auch,“ verſetzte Immo, „daß er haſtig nach jedem Vortheil züngelt und ſchmeichelnde Worte nicht ſpart; aber ich fürchte, im Grund ſeines Herzens iſt er mir abgeneigt, da er ſchon mit unſerm Vater in Unfrieden lebte.“

Odo nickte. „Klein iſt der Funke, welcher ein großes Feuer entzündet, auch uns bedroht die Flamme. Gegen dich ſtehen der König und der Erzbiſchof, das Recht des Vaters und der Friede der Stadt, und es wird ein Kampf gegen große Uebermacht um Gut und Leben, für dich und deine Helfer. Aber der König iſt, wie wir hören, auf dem Wege nach Italien, das Recht des Erzbiſchofs beginnt erſt mit dem nächſten Morgen, das Recht des Vaters werden wir Alle ungern ehren, und wegen des gebrochenen Stadtfriedens werden die Erfurter vielleicht mit ſich handeln laſſen, zumal wir ſelbſt einen Hof in ihren Mauern haben. Doch, wenn auch all dieſe Hoffnung trügt, hartnäckiger Wille eines Mannes vermag viel. Und zuletzt haſt du noch deine Brüder. Denn ich denke nicht, daß dieſe hier den Bruder in der Noth verlaſſen werden.“

Da ſprangen die Jüngeren alle in die Höhe, zuckten an den Schwertern und riefen: „Nimm den Schwur." Und Odo fuhr fort: „Lüfte dein Schwert, mein Bruder, damit wir Alle unſere Hände zugleich darum werfen. Während das Heerdfeuer lodert und das Dach unſeres Hauſes uns bedeckt, geloben wir, dir mit Leib und Leben, Gut und Ehre zu helfen, damit du die Braut heimführſt. Denn wir Alle wiſſen, daß wir im Tode zu dir gehören, wie du zu uns."

So ſchworen die Sieben ſich zuſammen und küßten einander am Heerdfeuer. Darnach ſetzten ſie ſich wieder zu geheimer Berathung.

Eine Stunde darauf ritten die Brüder den Mühlberg hinab, Immo mit Gottfried nach der Stadt Erfurt, die andern nach dem Herrenhofe. Immos Seele hob ſich in neuer Hoffnung, als der warme Frühlingswind um ſeine Wangen wehte, und als der Bruder, welcher ihm am vertrauteſten war, ihn immer wieder an der Hand faßte und durch ſeine vertraulichen Fragen lockte, von Hildegard zu reden. Sie ritten durch das offene Thor in die große Marktſtadt, die der ganzen Landſchaft für ein Wunder galt, obgleich ſie in Vielem einem ungeheuren Dorfe ähnlich war. Denn hölzern waren die Häuſer, neben den meiſten öffentlich ein Hofthor, durch welches man auf die Dungſtätte und die Ställe ſah, die Gänſe wateten durch den Koth der Gaſſen und das Borſtenvieh lief ſchonungslos umher. Aber die Mauern und Thorthürme ragten gewaltig, von den großen Kirchen und Kapellen läuteten faſt den ganzen Tag die Glocken, auf den Marktbänken der freien Plätze war eine unendliche Fülle begehrungswerther Sachen zum Verkauf geſtellt, und wer ſelten nach der Stadt kam, der wurde nicht müde, nach der Heimkehr von dem Unerhörten zu erzählen.

Diesmal achteten die Helden wenig auf die Waaren und wenig auf die ſtattlichen Männer und Frauen, welche in den Gaſſen ihren Geſchäften nachgingen, ſie ſtiegen in dem Hofe ab, der dem Geſchlecht ſeit alter Zeit gehörte, und eilten zu Fuß nach dem Hauſe des Goldſchmieds.

Der Hof Herimans war leicht kenntlich durch das große Wohnhaus, welches ſich neben dem verſchloſſenen Hofthor erhob. Denn zwei Stockwerke ragten über dem Flur vorſpringend in die Straße und trugen noch einen Giebel mit mehren Bodenräumen. Schon auf der Straße vernahm man Hammerſchläge; als Immo das Gatter öffnete, welches bei Tage den untern Theil der Thüröffnung verſchloß, fand er im Hausflur einen ſchlanken Knaben im Schurzfell, der mit Raspel und Feile an einem Metallgeräth arbeitete. Auf die Frage nach dem Herrn führte der Knabe eine kleine Treppe hinauf in den hintern Theil des Hauſes, wo die Werkſtatt des Goldſchmieds ſich nach dem Hofe öffnete. Heriman ſaß mit ſeinem Knappen über der Arbeit, im Takte ſchlugen die kleinen Hämmer, um glänzendes Silberblech zu runden. Als er die beiden Krieger im Kettenhemd erkannte, ſprang er auf, warf den Hammer in eine Ecke, fuhr ſich heftig durch die wallenden Haare und über ſein mannhaftes Geſicht flog ein Schatten von Beſorgniß. Aber er bot mit ehrlichem Gruß ſeinen Gäſten die Hand und geleitete ſie aus der Werkſtatt nach dem oberen Stockwerk. Durch die Lichtöffnungen der verſchloſſenen Läden fielen die Sonnenſtrahlen in ein großes Zimmer, auf viele Truhen und Schränke und auf die ſchmale Bettſtelle, in welcher Heriman ſelbſt als Wächter ſeiner Waaren zu ruhen pflegte. Während Gottfried ſich neugierig nach dem Silber- und Goldgeräth umſah, welches der reiche Goldſchmied in ſeinem Hauſe verwahrte, ſtieß Heriman einen Laden auf, doch ſo, daß das Innere des Zimmers den Nachbarn gegenüber verborgen blieb, und rief: „Bei Tageslicht will ich mit euch verhandeln, obwohl es ein nächtliches Werk iſt, um welches ihr kommt.“ Er holte tief Athem und fuhr ſich wieder durch das Haar. „Bevor ihr mir's ſagt, weiß ich, weshalb ihr im Kriegskleide kommt; denn durch meine Baſe Kunitrud erfuhr ich, daß heut Abend ein Gaſt in der Stadt einzieht, um den ihr Sommer und Winter geſorgt habt.“

„Sie darf die Schwelle des Kloſters nicht überſchreiten; und ich will es hindern, oder meinen Leib in euren Gaſſen zurücklaſſen.“

Heriman ſetzte ſich auf einen Schemel und neigte betäubt das Haupt. Aber gleich darauf erhob er ſich. „Ihr fordert, daß ich heut meine Schuld bezahle? Ihr ſollt euch in mir nicht geirrt haben, was mir auch darum geſchehe. Doch bevor ich euch meinen guten Willen erweiſe, frage ich: iſt es nöthig, daß ihr im Frieden der Stadt wagt, was ihr thun wollt?“

„Sie kommt mit reiſigem Gefolge ihres Vaters und des Erzbiſchofs. Ganz unſicher wäre das Gelingen bei einem Speerkampf auf offener Heide.“

„Dann alſo muß es hier ſein. Sie raſtet heut Nacht im Heſſenhofe, wo ihr Vater immer einliegt, ein Reiſiger hat die Ankunft gemeldet. Morgen reitet der große Erzbiſchof in unſere Stadt, er ſelbſt ſoll ſie nach dem Willen des Königs den frommen Müttern zuführen. Noch andere Neuigkeit weiß ich: morgen früh wird die Heerfahne des Königs auf ſeiner Burg ausgeſteckt und die Boten werden durch das Land rennen, den großen Kriegszug nach dem Land Italien anzuſagen. Denn der König will ſich dort die Kaiſerkrone holen. Das geht euch an, wie uns Alle.“

„Dieſer Abend aber gehört noch mir,“ verſetzte Immo finſter.

„Die Burgmannen ſind in Bewegung wegen der Kriegsreiſe, heut Abend werden die Straßen und Schenken gefüllt ſein. Das mag euch frommen oder auch hindern. Wollt ihr eure Hand um die goldene Spindel legen, die euch im fremden Hauſe gehört, ſo müßt ihr ſie nicht nur aus dem Hauſe holen, auch ſicher aus Thor und Mauer ſchaffen. Die Erfurter aber halten an ihren Thoren gute Wache und fordern Zoll von jeder Waare, die aus- und eingeht.“

„Kannſt du mir helfen, was mein iſt, aus dem

Hauſe zu ſchaffen, ſo trage ich's mit meinen Schwurgenoſſen unter den Schilden durch das Thor."

Heriman ſchüttelte den Kopf. „Kommt ihr mit einem Haufen, ſo findet ihr hier einen größeren, und bringt ihr ein ganzes Heer, ſo werfen euch meine Mitbürger Speer und Axt, den Sturmgeſang vom Thurme und ihre Lärmhörner entgegen."

„Nicht mit einem Heerhaufen gedenke ich auszubrechen. Nur ſieben haben ihr Leben für die That gelobt und zwei davon ſtehen vor dir."

„Und ihr wollt, daß ich der achte ſei?" frug Heriman, „reicht das Kreuz eures Schwertes, ich bin bereit."

Immo zog das Schwert und hielt den Griff in die Höhe, Heriman murmelte ſein Nothgebet, dann legte er die Schwurfinger auf das Kreuz und ſprach die Worte, durch die er ſich Immo gelobte. Seine Unſicherheit war geſchwunden, er warf das Schurzfell von ſich, holte Mantel und Mütze vom Haken, gürtete ſein Schwert um und begann: „Vertauſcht auch ihr den Eiſenhut mit dieſer Mütze, ich hoffe, ſie ſoll euch paſſen, und ſchlagt den Mantel zuſammen, damit ihr den Nachbarn weniger auffallt. Euch aber, junger Held, erſuche ich, die Helmkappe des Bruders in der Herberge zu bewahren, während wir Beide durch die Straßen gehen, denn zwei Wölfe ſind nur ein Paar, aber drei eine Rotte. Ich geleite euch zu dem Hofe, in welchem die Jungfrau heut Nacht raſtet, damit ihr die Gelegenheit ſelbſt erkennt, denn lichtlos wird am Abend Hausflur und Treppe ſein, ſeht ſcharf um euch und achtet auch auf Kleines."

Sie verließen das Haus. Mit Mühe hemmte Immo in den Gaſſen ſeinen Schritt zu dem langſamen Gange, in welchem ſich Heriman ſeiner Würde gedenkend bewegte. „Dies iſt der Heſſenhof,“ murmelte Heriman, „der Wirth iſt ein Mann des Erzbiſchofs, aber ein redlicher Nachbar.“ Immo's Blick achtete forſchend auf die Umgebung und auf das Haus, welches dem des Goldſchmids ähnlich, nur kleiner war, und auf das Hofthor, durch welches man die Hintergebäude und Ställe ſah. Sie traten in den Flur, ſtiegen unaufgehalten die Treppe hinan, fanden die Thür eines Zimmers offen und darin eine kräftige Frau, welche mit dem Beſen umherfegte und den Heriman vertraulich grüßte. „Dies iſt Baſe Kunitrud, die Wittwe eines wackern Burgmanns, ſie iſt dem Wirth dieſes Hofes befreundet und ſteht ſeinem Haushalt vor. Dir aber, Baſe, führe ich den edlen Helden Immo zu, weil er deinem guten Gemüth vertraut, das ich ihm gerühmt habe, und einen Dienſt von dir begehrt.“

„Auch wir in Burg Erfurt haben von Held Immo Mancherlei vernommen,“ antwortete Kunitrud geſchmeichelt, „und ich gedenke vor Allem der Gutthat, die ihr dieſem hier erwieſen habt.“

„Um dir Alles zu ſagen, Baſe,“ fuhr Heriman auf einen bittenden Blick Immos fort, „der Held trauert, wie du ihm leicht anſiehſt, darüber, daß das Grafenkind geſchleiert werden ſoll. Denn er hat ſie im Hauſe ihres Vaters und auch ſonſt lieb gehabt, wie die Art junger Leute iſt; und darum möchte er ihr durch deinen Mund noch einen Gruß ſagen, bevor ſie bei den frommen Schweſtern eingeſchloſſen wird.“

Kunitruds Augen glänzten von Neugierde und Theilnahme. „Verliert nur nicht den Muth, edler Herr, ich habe mehr als eine Nonne gekannt, welche vom Erzbiſchof Urlaub erhielt und als ehrliche Hausfrau lebte mit Kindern, ſo drall wie die Aepfel. Denn in dem Erdgarten iſt Alles möglich, wenn man's nur erlebt.“

Während ihr Immo für die Theilnahme zu danken ſuchte, fuhren ſeine Augen raſtlos um die offene Thür, das Thürſchloß und die Treppe. Beim Herabſteigen mahnte Heriman leiſe: „Achtet auf die ausgetretene Stufe, ein falſcher Schritt mag den Erfolg verderben. Und jetzt ſchnell vom Hauſe weg und in grader Richtung dem Thor zu, durch das ihr entrinnen ſollt. Einreiten müßt ihr bei Tage, ſo lange das Thor geöffnet iſt. Eure Brüder ſind hier wohlbekannt und ihre Ankunft wird in der Aufregung des Tages Niemandem auffallen. Mit Sonnenuntergang wird das Thor geſperrt und den Ausreitenden geöffnet; wenn die Nacht ſo weit heraufgeſtiegen iſt, daß die Bürgerglocke zum zweitenmal läutet und die Schenken geſchloſſen werden, dann wird auch die Brücke gehoben, und von da vermögt ihr nur mit Heeresmacht hinauszureiten. Ihr müßt die That alſo zwiſchen Sonnenuntergang und dem zweiten Glockenklang vollbringen. Ich ſende, wenn die rechte Zeit gekommen iſt, meinen Knappen nach eurem Hofe, ich ſelbſt warte eurer in der Nähe des Heſſen. Und noch eins habe ich auf dem Wege bedacht,“ fuhr Heriman fort, „gelingt es euch nicht, zum Thor hinauszuſchlüpfen, ſo müßt ihr die Hälſe wagen auf einem andern Wege, den ſchwerlich Jemand ohne Noth wählt. Ein Stück der Stadtmauer iſt verfallen, grade jetzt beſſern ſie an dem Schaden, die Stelle iſt nicht auf eurem Wege, ſondern nordwärts, und nahe der Königsburg. Dennoch ſollt ihr ſie beſchauen, ob ſie in der Noth euch Rettung gewährt.“ Er führte vom Thor längs der Mauer zu einem wüſten Platz, unter Schutthaufen. Die Trümmer der eingeſtürzten Mauerwand ragten aus dem Grabenwaſſer und die Arbeiter hatten Bretter darüber gelegt, auch an der Böſchung der Außenſeite ſah man den Fußſteig, durch welchen ſie aus- und einliefen.

„Lacht der Mond freundlich, ſo iſt der Angſtpfad wohl zu durchreiten,“ entſchied Immo. „Jetzt weiche von mir, Heriman, damit du dich nicht ohne Noth gefährdeſt, denn deine Burgmannen werden bald mit Argwohn meiner gedenken.“ Nach kurzem Gruß entfernte ſich der Goldſchmidt, Immo eilte in die Herberge und ſprengte gleich darauf mit dem Bruder aus dem Thor.

Eine gute Wegſtunde von Erfurt lag unweit dem Grenzwall, welcher die Güter des Geſchlechtes von der Stadtflur ſchied, ein kleiner Hügel, der mit alten Eichen bewachſen, auf ſeinem Gipfel ein altes Blockhaus trug, in welchem die Jäger und Hirten zu raſten pflegten. Im Sommer war die kleine Lichtung von dichtem Schatten umhüllt, auch jetzt bot das dichte Geflecht der Aeſte und Zweige einen ſicheren Verſteck. Zu dieſer verborgenen Stelle hatte Immo die Brüder und die Getreuen von der Mühlburg geladen, wenn die Sonne die Mittaghöhe erreichen würde. Er fand bei ſeiner Ankunft Brunico mit den Waffen und friſchen Roſſen, und den Vogt der Mühlburg, welcher die letzten Befehle des Herrn empfangen ſollte. Als Immo abſprang und ſeinem Bruder Gottfried zunickte, erkannte er in dem erblichenen Antlitz des Jünglings die Erſchöpfung, er hob ihn in ſeinen Armen vom Pferde und ſtreichelte ihm die Wangen. „Zwei Tage und eine ſchlafloſe Nacht im Eiſenhemd waren für meinen Liebling zu viel, noch haſt du Zeit, ein wenig zu ruhen, damit dir am Abende nicht die Kraft verſagt.“ Und mit freundlichem Zureden nöthigte er den Widerſtrebenden auf ein Lager von Waldheu, das er im Blockhaus breitete, er rückte ihm das Haupt zurecht und deckte ihn mit dem Wollmantel. Dann trat er ins Freie und blickte unverwandt nach dem Wege, der vom Herrenhofe herzulief.

Die Brüder ſtoben in ihrer Rüſtung heran; als ſie den Bruder auf der Höhe erkannten, wirbelten die Jüngeren luſtig die Speere. Odo führte ſein Roß zu Immo und bot dieſem den Zügel. „Nimm heut den Sachſen zurück,“ ſagte er, „denn die Braut, welche wir einholen, ſoll von dieſem Thiere getragen werden, welches der Stolz des Hofes war. Die weiße Farbe iſt gedeckt, damit es im Dunkeln nicht Jedermann erkennbar ſchimmere.“ Da ſchlang Immo den Arm um den Hals des Bruders und antwortete: „Die Gabe nehme ich nicht, edler Odo, denn größere Gunſt fordere ich von dir ſelbſt. Nicht meine Arme dürfen die Braut, um welche wir reiten, aus der Stadt tragen, ſondern du ſelbſt ſollſt es thun. Mir gebührt die Abwehr, der Kampf und die Nachhut auf der Flucht. Dir aber übergebe ich die Geliebte, daß du nur um ſie ſorgſt und ſie retteſt, was uns Andern auch geſchehe.“ Da nickte Odo: „Es ſei, wie du willſt.“

Schweigend ſtanden die Männer und ſchauten zuweilen durch die Baumäſte nach dem Stand der Sonne. Endlich hob Immo den Arm nach dem Himmel, da neigten Alle die Häupter und flehten leiſe zu den hohen Engeln um Rettung aus der Noth, in welche ſie ritten, dann traten ſie an die Roſſe. „Wo bleibt Gottfried?“ frug Odo.

Immo ſprang in das Blockhaus. Der Bruder lag in feſtem Schlummer, er hielt die Hände gefaltet und lächelte. Als Immo das Kind ſo im Frieden liegen ſah, wurde ihm plötzlich das Herz weich, er trat leiſe zurück und zu den Brüdern kehrend ſprach er: „Er liegt in ſüßem Schlaf, ich traue mich nicht ihn zu wecken.“

„Bleibt er zurück, ſo wird er uns immerdar zürnen,“ verſetzte Odo und wollte hinein, aber Immo hemmte ihn und ſprach: „Denket daran, Schwurgenoſſen, daß unſere Mutter einen Sohn behalte,“ und dem Dienſtmann Berthold die Hand zum Abſchiede reichend bat er: „Wenn er erwacht, ſo ſage ihm, daß wir einen von uns gewählt haben, für unſere Mutter zu ſorgen, und der eine ſei er.“ Wieder hob er den Arm zur Sonne und die Helden ſprengten den Berg hinab der großen Stadt zu.

Im Walde vor Erfurt theilte ſich die Schaar, denn nicht zu gleicher Zeit und zu einem Thor wollten ſie einreiten. Die fünf Brüder zogen auf dem nächſten Wege durch daſſelbe Thor, zu welchem ſie die Geraubte hinausführen wollten, Immo aber mit Brunico betrat die Stadt durch das Thor im Oſten. In der Herberge trafen Alle zuſammen, ſie fanden viel Volk in den Straßen und in den Schenken, auch Bewaffnete aus der Umgegend klirrten einher. Die Brüder aber gingen einzeln und zu Zweien durch die Menge und betrachteten die Gaſſen, durch welche ſie reiten, und die Ecken, an denen ſie ſich aufſtellen ſollten.

Die Sonne ſank, in den Straßen wurde es dunkel, die Gaſſen leerten ſich, doch aus den Häuſern glänzten die Heerdfeuer und aus den Schenken klang der Lärm luſtiger Zecher. Die Brüder ſtanden im Hofe ihrer Herberge bei den geſattelten Roſſen, ſie wechſelten gleichgiltige Worte, aber in der langen Erwartung hämmerte ihnen das Herz in der Bruſt. Und wenn ein Laden oder die Flurthür geöffnet wurde, ſo kam ihnen bei dem matten Lichtſchein vor, als ob ſie alle bleich wären wie Lebloſe. Da fuhr eine dunkle Geſtalt von der Gaſſe in den Hof, und der Knappe des Goldſchmieds flüſterte Immo zu: „Der am Irisbach lag, grüßt euch und läßt euch ſagen, es ſei an der Zeit. Der Graf und ſein Gefolge ſind beim Vogt des Erzbiſchofs zum Nachtmahle.“

Gleich darauf ritten die Brüder langſam aus dem Hofe, voran Immo neben dem Boten, nach ihm Odo und Brunico, die andern Brüder folgten ganz allmählich zu Zweien.

Vor dem Heſſenhofe war die Straße leer, aus dem Hofraum aber vernahm man Stimmen und das Stampfen der eingeſtallten Pferde. An dem Kellerhals des Nachbarhauſes tauchte ein Schatten auf und glitt neben Immo bis nahe zu der Hausthür. Den Zügel des Roſſes ergreifend, mahnte Heriman mit heiſerer Stimme: „Steigt ab.“

Immo ſprang in das Haus; langſam ritt Odo bis dicht vor die Hausthür. Das Zeichen der Nachtglocke klang gellend vom Thurme, in den Höfen rührte ſich's und vom Markte her vernahm man den ſchweren Tritt und das Klirren Bewaffneter. „Er iſt verloren,“ ſtöhnte Heriman. Da ſprang Immo über die Schwelle, eine verhüllte Geſtalt im Arme, er ſchwang ſie dem Bruder auf das Roß und der Sachſenhengſt fuhr in geſtrecktem Lauf die Gaſſe entlang dem Thore zu. Als Odo um die Ecke bog, war er nicht mehr allein, denn hinter ihm ritten Adalmar und Arnfried, und als ſie dem Thor nahten, fanden ſie Ortwin und Erwin ſchon in Verhandlung mit den Thorwächtern, welchen Ortwin zurief: „Friſch, ihr guten Männer, beeilt euch aufzuſperren, wir reiten zum Ehrentanze für eine Braut.“ Odo hielt im Dunkeln, er hörte das Knarren der Thorflügel und mahnte zurück: „Schließt dicht an.“ Dann ſprengte er hinter die vorderen Brüder, und die Schaar fuhr eilig durch das Thor auf die Brücke. „Haltet halt! was tragt ihr hinaus?“ ſchrie der Wächter, aber der Ruf verklang hinter den Flüchtigen. Sie ſtoben gerettet unter dem Nachthimmel dahin und ſahen rückwärts nach dem Bruder aus.

Als Immo vor dem Sachſenhofe nach ſeinem Roſſe ſprang, ſchrie aus dem Oberſtock eine helle Frauenſtimme: Raub, Zeter und Waffen. Die Schaarwächter ſtürmten heran, aus dem Hofthor drangen die Knechte, auch dieſe riefen Feuer und Rache. Im Nu erhob ſich wilder Tumult und Waffengeklirr. Gegen Immo, der mit Mühe ſein Roß gewonnen hatte, warfen ſich die Schaarwächter, er wehrte den Führer mit dem Speer ab, und als der Mann ſtürzte und die Genoſſen ſich um ihn ſammelten, riß Brunico das Pferd ſeines Herrn am Zügel und ſchrie: „Fort, die Bahn iſt offen.“ Aber indem Immo ſich wandte, klang in ſeinem Rücken aufs Neue Geſchrei und Schwertſchlag, und die Stimme Herimans rief flehend: „Verlaßt nicht euren Helfer, der für euch das Schwert hob.“ Da merkte Immo, daß die Stunde gekommen war, in welcher eine Lehre des Mönches Gehorſam forderte, und daß dieſer Gehorſam ihn von Freiheit und Glück ſchied. Aber ſeiner Ehre gedenkend, rief er entgegen: „Des Roſſes letzter Sprung ſei für dich,“ und er warf ſich zurück in den wüthenden Haufen, ſtach und ſchlug, bis er den Heriman herausgehauen hatte und dieſer hinter dem Roß in der Dunkelheit verſchwand. Jetzt wandte ſich Immo aufs Neue zur Flucht und ſtob mit Brunico dem Thore zu. Aber die Stadt war geweckt, hinter ihnen ſtürmten mit lautem Hallo die Verfolger, aus aufgeriſſenen Fenſterläden fiel hie und da ein Lichtſchein auf die Flüchtigen, die Trinker ſprangen mit gezückter Waffe aus den Schenken und warfen ſich ihnen entgegen. Als ſie das Thor vor ſich ſahen, erſcholl auch von dort Alarmruf und Kampfgeſchrei Bewaffneter, welche auf ſie zurannten. Da fuhr Brunico in der Bedrängniß zur Seite in eine enge Gaſſe der gebrochenen Mauer zu, Immo folgte. Der größte Theil der Verfolger lief nach dem nächſten Thor, um die Flüchtigen dort abzuſchneiden, die Gehetzten gelangten bis zu den Mauertrümmern. Dort hielt Brunico. „Voran,“ befahl Immo. Keuchend klomm das Roß des Mannes hinab, dieſer gelangte glücklich über den Bretterſtieg, indem er unterwegs brummte: „Nicht umſonſt habe ich dich zum Feierabend zurecht gelegt,“ und fuhr auf der andern Seite in die Höhe. Ihm folgte Immo. Er ſah ſich auf der wüſten Stätte um, noch waren die Verfolger zurück, aber ſein verwundetes Roß hinkte; als er es hinabtrieb, brach es an dem Trümmerhaufen, welcher aus dem Waſſer ragte, zuſammen, warf den Reiter hart gegen die Steine und glitt in das Waſſer, in dem es angſtvoll ſtöhnte und um ſich ſchlug. Immo erhob ſich betäubt vom Fall, er merkte jetzt, daß er ſelbſt hart verwundet war; mühſam wankte er auf den Steg und wand ſich an der andern Seite des Grabenrandes empor. Dort blieb er liegen.

„Fünf Jahre habe ich dich gezogen,“ klagte Brunico zu ſeinem Hengſt, „und jetzt rinnt dir's heiß von der

Hüfte und du ziehſt auf dem Wege eine Spur gleich einem verendenden Wild. Einem ruhmloſen Tölpel gehörte der Speer, welcher auf das Roß zielte ſtatt auf den Reiter." Hinter ſich vernahm er einen leiſen Ruf, er ſprengte zurück. Unweit des Grabens lag ein Mann am Boden. Brunico ſprang ab. „Der Schildarm iſt getroffen," ſeufzte Imme, „und er hängt nach dem Sturz machtlos in der Achſel."

„Ein wunder Mann und ein wundes Pferd ſind einander jämmerliche Geſellen," rief Brunico. „Dennoch helfe ich dir auf mein Thier, mich birgt die Nacht und der nächſte Graben." Er hob den Wunden mit ſtarker Anſtrengung auf ſein Roß, aber Imme ſchwankte wie betäubt. „Halt aus, Brauner, bis zum nächſten Wald," ermunterte Brunico, „dort lade ich ihn auf meinen Rücken." Er ſchwang ſich hinter dem Verwundeten auf, die Hinterbeine des Pferdes knickten unter der Laſt. Brunico trieb es mit den Sporen dem Saum des Gehölzes zu, welches in der Dunkelheit ſchwarz vor ihnen lag.

„Die Hunde werden im nächſten Augenblick hinter uns ſein," brummte der Knappe nach rückwärts ſpähend, „und unſere Kunſt geht zu Ende." Er ſprang wieder ab.

„Birg mich ſeitwärts vom Wege und rette dich, vielleicht vermagſt du Hilfe zu bringen," mahnte Imme.

„Der Mond ſcheint über kahles Land, ſie finden dich, bevor ich ein Pferd ſchaffe.".

Vor ihnen knarrte ein Karren und knallte eine Peitſche. „Der Wagen fährt auf unſere Dörfer zu," rief

Brunico erfreut, „ich meine, es iſt ein Nachbar, der ſich in der Stadt verſpätet hat.“ Er rief den Wagen an und führte das Pferd zu ihm hin. „He, Landgenoß, kennſt du den Freien Balderich im Dorfe vor uns?“

„Vielleicht kenne ich ihn,“ verſetzte der Mann, mit der Peitſche knallend.

„Willſt du helfen einen Verwundeten heimlich nach ſeinem Hofe zu ſchaffen, ſo ſoll dir ein guter Lohn werden.“

„Es kommt darauf an, wer der Wunde iſt,“ verſetzte der Mann auf dem Karren. Als aber Brunico ihm näher kam, wandte er ſich heftig ab. „Dies Geſicht kenne ich, ich ſah dich unter den Diſteln, verflucht ſei die Hand, die ſich dir zur Hilfe rührt.“ Brunico zog ſein Schwert.

„Laß den Mann in Frieden,“ befahl Immo, aber er ſelbſt glitt kraftlos vom Roß in die Arme des Getreuen. Der Fuhrmann beugte ſich über ihn. „Halt,“ rief er, „auch dieſe Stimme erkenne ich. Kann euch mein Wagen helfen, Herr, ſo hebe ich euch herauf. Es ſind dieſelben Räder, die ihr in meiner Noth aus dem Waſſer hobt.“

Immo nickte ſchwach mit dem Haupt. „Ladet mich auf.“ Die beiden Männer hoben ihn auf den Wagen, der Fuhrmann Hunold breitete eine Decke und rückte die Strohbündel. „Euch ſchaffe ich in das Dorf, der Andere möge ſich fern halten von meinem Meſſer.“

Immo ſtreckte die Hand über das Wagengeflecht. „Fort mit dir, Geſpiele.“ Der Knappe warf ſich mit einem Seufzer auf das Pferd und trabte dem Holze zu, während der Fuhrmann ihm zornig nachſah.

Hinter dem Wagen klang ſchneller Hufſchlag. Hunold ſah ſich um und zog die Decke über den Liegenden. Bewaffnete ſprengten heran und frugen barſch nach Namen und Fahrt. Auf die Antwort des Führers, daß er ein Mann des großen Biſchofs ſei, klang die Gegenfrage, ob er Reiter geſehen habe.

„Sicher ſah ich ſie, kaum ein Viertel Weges zurück am Kreuze, zwei Männer auf einem Pferde,“ und er wies rachſüchtig dorthin, wo Brunico in der Dunkelheit verſchwunden war. „Ihr mögt die Spur erkennen, denn ſie liegt roth auf dem Wege.“ „Sie ſind es,“ riefen die Reiter und ſtoben zurück bis zum Kreuzwege.

Aber ſie erreichten weder Roß noch Reiter. Denn Brunico war, als er ſich in der Dunkelheit allein ſah, vom Hengſt geſprungen und hatte das zitternde Thier mit einem Schlage vorwärts getrieben. „Hilf dir allein, wenn du kannſt, ich denke, den Weg nach deinem alten Stalle kennſt du. Ich laufe dem Karren nach Balderichs Hofe vor, damit der Alte und mein Mädchen über das Brautgeſchenk, das ich ihnen ſende, nicht allzu ſehr erſchrecken.

## 11.

## Die Mutter auf der Burg.

Von den Mauern der Mühlburg ſpähten Immos Brüder die ganze Nacht ſorgenvoll nach der Tiefe, immer wieder erwogen ſie, ob er getötet ſei, ob er in Erfurt gefangen liege, oder ob er ſich auf einem Umweg in die Berge ſchlagen und zu ihnen kehren werde. Jedes Rauſchen im Holz, jede Thierſtimme im Walde dünkte ihnen ein Zeichen des Nahenden. Als der Morgen graute, ſandten ſie Läufer in die Dörfer, welche ihnen gehörten, und forderten heimlichen Zuzug ihrer Dienſtmannen, und zwei von ihnen warfen ſich mit den Knechten in das Gehölz, wo ein gedeckter Anritt zu den Bergen möglich war. Aber friedlich lag die Landſchaft, auch von dem Thurm des vorderen Berges, der am weiteſten die Ebene nach Erfurt überſchaute, vermochten ſie nichts zu erkennen, nur einzelne Reiter ſahen ſie hie und da auf den Feldwegen, und ihre ſpähenden Knaben verkündeten, daß es Reiſige des Erzbiſchofs waren, welche vorſichtig bei den Bauern nach der flüchtigen Schaar forſchten, aber den Rand des Gehölzes vermieden.

Als die Sonne im Mittag ſtand, rief Ortwin: „Nicht länger vermag ich die Unſicherheit zu ertragen, es bringt uns wenig Ehre hinter den Mauern zu harren, während der Bruder in Noth iſt; ich ſattle und reite nach dem Hofe der Mutter und weiter der Stadt zu, damit ich Bericht einhole, ſei er böſe oder gut.“

„Ich widerrathe, verſetzte Odo, „daß du der Mutter unter die Augen trittſt, denn beſſer iſt es, daß ſie völlig keinen Theil habe an unſerm Handel und fortan ebenſo wenig der Jüngling Gottfried, ſo wollte es auch unſer Bruder Immo. Der Jungfrau aber hier auf dem Berge dient die alte Gertrud, welche die Mutter auf meine Bitte geſtern dem Bruder geſandt hat. Auch deinen Ausritt vermag ich nicht zu loben, leicht könnten wir noch dich verlieren; beſſer gefällt mir, daß wir den Müller Ruodhard ſchicken, er verſteht die Leute auszufragen und hat überall eher Frieden, als ein Anderer.

Der Rath gefiel den Brüdern und Ruodhard ſtieg eilig von dem Berge. Auf dem Herrenhofe fand er Alles in Schrecken und Verwirrung, Frau Edith hielt das Thor geſchloſſen, nur über dem Grabenrand konnte er mit den Knechten verhandeln. Niemand dort wußte etwas von Immo und ſeinem Knappen. Dann lief er bis Erfurt. Alle Schenken waren gefüllt, und Jedermann ſprach von dem Raube, aber die Leute ſtritten, wer der Räuber ſein möge, und von Immo vernahm er völlig nichts und er meinte, daß dieſer ſchwerlich in Haft liegen könne, weil die Reiſigen noch auf der Jagd wären.

Da beſchloſſen die Brüder, ſtill zu harren, aber ſie fragen unſicher, wie lange ſie die Jungfrau bewahren ſollten, wenn ein Landgeſchrei erhoben würde und wenn gar die Mutter die Entlaſſung forderte.

Wieder am nächſten Morgen hielten zwei der Brüder auf dem Wartthurm die Wache, da lachte Ortwin: „Den Kranich Ludiger hörte ich ſchreien, wie rief der Vogel aus unſerm Hofe über das Land?“ und als er hinabſah, erkannte er, daß an der Außenſeite des Grabens mitten auf dem Wege etwas Fremdes lag. Er ließ das Thor aufſperren, die Brücke werfen, eilte hinab und hob vorſichtig den Fund in die Höhe, dann ſprang er abwärts bis an das Gehölz, aber er vernahm nur noch ein Raſſeln der Zweige, als ob Jemand ſchnell hinabgleite, und ſuchte vergebens den Springer zu erkennen. Er flog zurück, rief in den Hof: „Eine Botſchaft bringe ich, was ſie bedeute, mögt ihr ſelbſt erkennen,“ und hielt ein kleines dicht umwundenes Bündel in die Höhe. Das Gebinde ging von Hand zu Hand, und Odo ſprach: „Sicherlich iſt es ein Zeichen, ruft die alte Gertrud, denn ſie verſteht alles Geheime beſſer zu deuten als wir Andern.“ Gertrud betrachtete mit ſcharfen Augen das fremde Stück, ſie ſetzte ſich nieder, murmelte Unverſtändliches darüber, löſte behutſam das Band und dachte nach. Endlich hob ſie die Hand und rief: „Ich verſtehe den Gruß, Günſtiges kündet er dem Hauſe; denn daß der Kranich rief, meldet euch, daß die Botſchaft von einem Sohne des Hofes kommt; blau iſt das Band, welches das Zeichen umſchließt, und mit blauer Farbe malt ihr Helden eure Schilde; in der Schlinge liegen fünf Pfeile um ein Haſelreis und eurer ſind fünf, und das Reis in der Mitte meint die Jungfrau. Der dies geſandt hat, will, daß ihr mit euren Waffen die Jungfrau umringt wie die Pfeile das Reis. Das Reis iſt noch ganz friſch und darum iſt er, der es ſandte, nicht weit entfernt. Und in das Band gebunden ſehe ich noch das Diſtelzeichen von rothen und grünen Fäden. Die Diſtel kennt ihr und auch die Männer, welche ſie auf den Mützen tragen. Von dort ſendet euch der Bruder dies Zeichen.“ Da rief Odo: „Geendet iſt der Zweifel. Er lebt und er denkt ſeine Beute zu bewahren, er ſoll erkennen, daß auch wir nach ſeinem Willen thun; wir halten die Jungfrau und wir halten die Burg gegen Jedermann; denn hoch iſt der Berg und feſt die Mauer, und viele Helmkappen mögen daran zerſchellen, wenn die Grafen aus der Ebene ſich gegen uns erheben.“

Der flüchtige Bote war ein junger Sohn des Bauern Balderich, in deſſen Hofe Immo verborgen lag. Ungeduldig forderte der Verwundete, daß Brunico ihn nach der Mühlburg ſchaffe; ſein verrenkter Arm war ihm eingerichtet, aber der Schmerz und Blutverluſt einer tiefen Armwunde hinderten das Roß zu beſteigen, und Brunico merkte, daß die Wege auch in der Nacht von Reiſigen umlauert waren. Da dachte Immo, daß der Balſam, welchen die Mutter bewahrte, ihm ſchnelle Heilung verſchaffen könnte, und er mahnte ſeinen Knappen, das Heilmittel mit Gottfrieds Hilfe zu gewinnen. Deshalb lief der kluge Knabe von der Mühlburg nach dem Herrenhofe, um die Arznei, welche Brunico ſelbſt nicht zu holen wagte, vertraulich zu erbitten.

Dem Knaben gelang es, in den Hof zu ſchlüpfen und den Herrenſohn heimlich zu grüßen. Als Gottfried in den Saal trat, fand er ſeine Mutter in Unterredung mit einem Mönch des heiligen Wigbert, den er nicht kannte; es war eine düſtere breitſchulterige Geſtalt, mehr einem Kriegsmann als einem Mönch zu vergleichen. Und er vernahm, wie die Mutter zu dem Fremden ſprach: „Ich wußte längſt, daß die Geweihten auch die hohe Pflicht üben, ihren Feinden zu vergeben und für ſie zum Himmelsherrn zu bitten, aber daß ihr, ehrwürdiger Vater, gegen den mein armer Sohn am ärgſten gefrevelt hat, ſo treu der hohen Lehre anhängt und ihm jetzt eure Fürbitte zu Theil werden laßt, das nimmt ſchwere Sorge von meinem Herzen."

Da winkte Gottfried die Mutter zur Seite und ſagte ihr heimlich: „Gieb mir den Balſam der Kaiſerin für einen Verwundeten, aber frage nicht, wer er iſt."

Edith ſah ihn mit großen Augen an, dann eilte ſie in ihre Kammer, riß die Büchſe aus der Truhe, trug ſie in den Saal und hielt ſie dem Mönch hin, indem ſie ſprach: „Segnet die Arznei, ehrwürdiger Vater, denn vor jedem andern Gebet mag das eure dem Unglücklichen frommen, der ſich dies begehrt."

Der Mönch neigte ſich darüber und ſegnete, Gottfried ſprang hinaus und übergab dem Knaben die Büchſe. Der Wigbertmönch aber ſah mit finſterm Blick dem enteilenden Knaben nach.

Am nächſten Tage rief Ortwin von dem Thurme in den Hof: „An das Thor, ihr Genoſſen, Staub wirbelt auf der Straße, einen reiſigen Zug ſehe ich mit Wagen und Heerdenvieh, und Eiſen blinkt über den Roſſen.“ Die Brüder ſprangen herzu, in Kurzem waren die ſechs Kinder Irmfrieds auf der Höhe des Thurmes geſammelt. „Ich ſehe kein Banner wehen,“ ſprach Erwin, „und ſorglos ziehen ſie dem Gehölz zu.“

„Nur klein iſt der Haufe, mehr Rinder und ledige Roſſe als Männer,“ rief Adalmar, „wie Flüchtige nahen ſie und nicht wie Feinde.“ „Weiber erkenne ich im Haufen und den jüngſten Bruder,“ lachte Arnfried.

„Es iſt die Mutter ſelbſt,“ rief Odo. Die Brüder ſahen einander mit kummervollen Mienen an. „Sie naht mit ihrem Geſinde, die Bewaffneten des Gutes führt ſie heran.“

„Hart iſt es, gegen die eigene Mutter zu kämpfen,“ murmelte Erwin.

„Schwerlich dürfen wir den Zugang wehren,“ ſprach Ortwin, „aber wie ſollen wir ihrem Willen widerſtehen?“

„Alles hat ſeine Zeit,“ rieth Odo, „wenn ſie fordert, mögen wir weigern, jetzt rathe ich, ihr entgegenzugehen.“

Die Söhne eilten hinab, das Thor wurde geöffnet, auf der Mauer drängten ſich die Mannen, und die Herren traten vor die Brücke, um den Zug zu empfangen. Schweigend nahten die Reiter, ohne Gruß und Willkommen ſahen die alten Bankgenoſſen einander ins Geſicht, ſchweigend traten auch die Söhne an das Roß der Mutter, ſie aus dem Sattel zu heben. Als Edith den Boden betrat, begann ſie: „Es iſt mir lieb, daß ihr mich empfangen habt, geleitet die Mutter in das Haus des Bruders. Du aber, Odo, geſtatte, daß deine und meine Leute den Hof betreten,“ und nach rückwärts gewandt rief ſie: „Gehorchet, wenn Herr Odo euch fordert, denn er hat hier zu gebieten.“ An der Hand des Sohnes ſchritt ſie in den Hof und grüßte die Kriegeleute, welche ihr endlich zuriefen und die Waffen zuſammenſchlugen. Unterdeß ſprachen die jüngeren Brüder mit Gottfried. „Sie hat unſern Hof geräumt,“ erzählte dieſer. „Alle, die treu an ihr hängen, führt ſie unter Waffen her. Was ſie hier begehrt, hat ſie mir nicht vertraut.“

Edith blickte über den Hof auf das Gedränge von Männern, Weibern und Vieh, und auf die unſichern und verlegenen Blicke, mit denen ſie betrachtet wurde. „Harrt nur ein wenig, ihr Treuen; du, Odo, führe mich zu dem Heerde, an welchem mein Sohn Immo geraſtet hat, bevor ich ihn verlor.“

Die Brüder geleiteten ſie in das Haus, Edith neigte ſich zu dem leeren Herrenſitze am Heerde und ihre Lippen bewegten ſich im ſtillen Gebet, dann trat ſie unter ihre Söhne. „Euch wundert, wie ich erkenne, die Mutter hier zu ſehen, und kalt iſt der Willkommen, den ihr mir bietet, ich aber komme, bei euch zu bleiben und euer Schickſal zu theilen. Sorget nicht, daß ich euch den Sinn mit Klagen beſchwere oder gar mit Vorwürfen, weil ihr gefrevelt habt gegen Frieden, Recht und die heilige Kirche. Andere werden euch darum bedrohen, ich aber will euch dienen, ſo weit eine Mutter vermag. Denn wir Alle erkennen, daß wir in Todesnoth ſtehen. Wiſſet, meine Söhne, der König naht mit großem Heergefolge, der Erzbiſchof und die Grafen im Lande haben ihre Mannen in den Sattel gefordert, heut oder in den nächſten Tagen wird der Feind die Burg umſchließen, und die Kinder des Helden Irmfried werden hinter Mauern ihren letzten Kampf kämpfen, wenn ſie nicht demüthig ihr Haupt beugen und das Erbe ihres Bruders ausliefern."

Die Brüder ſtanden betroffen.

„Wir gedenken die Burg zu halten, Mutter, auch gegen den König," antwortete Odo, „obwohl wir erkennen, daß wir in großer Gefahr ſtehen. Aber Mutter, daß ich Alles ſage, mehr als den König und den Erzbiſchof fürchten wir deinen Wunſch, daß wir die Braut des Immo den Feinden ausliefern."

Da antwortete Edith: „Stets habe ich gehofft, daß mir die Heiligen gewähren würden, ohne große Miſſethat mein Leben zu beſchließen; aber anders hat der üble Teufel es gefügt. Will ich meinem Geſchlecht die Treue beweiſen, ſo muß ich die Mitſchuld auf mich nehmen zu meinem Schaden hier und dort. Eure Mutter bin ich, ihr Knaben, ich habe euch gezogen und über eurem Haupt gebetet von dem erſten Tage eurer Geburt. Darum will ich auch jetzt die Laſt mit dir tragen, du einſames, verfeindetes Geſchlecht. Und die Engel mögen es wiſſen und die Heiligen mögen mir verzeihen. Ich laſſe euch nicht und ich ſcheide mich nicht von eurem Loos, wie es auch falle.“ Da riefen ihr die Söhne Heil und hingen ſich ihr um Hals und Hände. Edith aber fuhr fort:

„Laß uns an die nächſte Arbeit denken, Odo, unſere Getreuen ſollen wiſſen, daß die Herren einig ſind. Alle, die ich dir herführe, ſollen dem Herrn Immo in deine Hand ſich zuſchwören. Ich bringe auch, was zumeiſt die Sorge der Frauen iſt, Vorrath von den Gütern für Küche und Keller, vertraue mir die Aufſicht darüber an, damit auch ich mit meinen Mägden dir nütze, und ich rathe, laß abladen und einräumen, was ich bringe, ſo lange nicht größere Sorge bedrängt.“

„Geſtatte, Mutter, daß ich dir die Jungfrau zuführe,“ bat Odo. Das Antlitz der Edith erblich, ihre Hand zog ſich zuſammen und ſie rang nach Faſſung, aber im nächſten Augenblick ſprach ſie lächelnd: „Erſt machen wir das Haus feſt, damit unſere Leute der Unſicherheit enthoben werden. Denn der Zweifel lähmt auch den Muthigen, aber wer ſeine Pflicht kennt, bewahrt leichter die Kraft. Iſt Burg und Hof verſorgt, dann denken wir des Gaſtes, der bei uns eingekehrt iſt.“

Als Odo die Thür des Gemaches öffnete, in welchem Hildegard geborgen war, ſaß die Jungfrau gebeugt auf dem Lager, die Hände im Schooß gefaltet. Sie fuhr auf und ſah erſchrocken auf eine hohe Frauengeſtalt und den ſtrengen Ausdruck eines edlen Antlitzes. „Es iſt unſere Mutter,“ ſagte Odo, „welche zu dir kommt." Da ſank Hildegard vor Frau Edith auf den Boden und Odo verließ leiſe das Zimmer.

„Steh auf, Jungfrau," begann Edith, „ich bin nicht der Herr, welchen du dir gewählt haſt."

Hildegard ſah furchtſam zu ihr auf. „Im Traume ſah ich dein Angeſicht, es gleicht dem ſeinen, aber feindlich blicken die Augen. O ſei barmherzig, Herrin," rief ſie in ausbrechendem Schmerze, „der Sturmwind riß ein Blatt vom Baume und es flatterte bis vor deine Füße. Zertritt nicht die Bebende."

Edith hob ihr das Antlitz empor und ſah ſcharf in die thränenfeuchten Augen. „Das ſind die Züge, welche meinem Sohn lieber wurden als der Wille der Eltern und das eigene Heil. Waren es deine Thränen oder war es dein Lachen, womit du ſein Herz umſtrickt haſt? Ich denke wohl, mit Lächeln begann's und die Thränen folgten, das iſt das Schickſal Aller, welche einander lieb haben auf dieſer Erde. Leid brachteſt du uns und Leid brachte er dir. Steh auf, Jungfrau," fuhr ſie milder fort, „ich komme nicht, dich zu ſchelten und zu richten, ſondern damit ich dir Frauenrath gebe, ſo oft du ihn begehrſt. Setze dich zu mir und wenn du mir gefallen willſt, ſo ſprich mir von ihm." Sie führte Hildegard zu dem Lager, aber die Jungfrau glitt wieder an ihren Knien herab und klagte: „Laß mich liegen, Herrin, und zu dir aufſehen wie zu einer Fürbitterin, denn mir iſt, als hätte ich dir Großes abzubitten, daß ich hier bin und daß ich ihn liebe."

Da ſprach Edith, ſich zu ihr beugend, leiſe: „Rede nicht weiter, bevor du mir Eins geſagt haſt. Als meine wilden Knaben dich hertrugen, folgteſt du mit gutem Willen oder haben ſie eine Widerwillige auf das Roß gehoben? Biſt du als Braut meines Sohnes hier oder als Gefangene?"

Da ſtieg über das verſtörte Geſicht der Hildegard eine holde Röthe und ſie neigte das Haupt in den Schooß der Mutter. „Als er eintrat," murmelte ſie, „erſchien er mir wie damals, wo er mich am Kreuz mit ſeinem Schilde deckte. Gleich dem hohen Engel Michael ſtand er bei mir im Kriegskleide und mir ſchwand die quälende Angſt vor dem Kloſter."

Da ſeufzte Edith ſchwer, aber ſie legte ihre Hand auf die feuchte Stirn der Jungfrau.

Hildegard aber warf ihre Arme leidenſchaftlich um den Leib der Herrin und klagte: „Meine Mutter iſt tot, und freudenlos lebte ich. Da trat er in unſere Halle. Holdſelig waren ſeine Worte, fröhlich ſeine Art und unter den Männern wußte er ſich zu behaupten, daß ihm Keiner zu widerſprechen wagte. Er wurde mir ſchnell ſo vertraulich, als hätten wir lange beieinander in der Schule geſeſſen. Und er lachte mich an und faßte meine Hand. Sein Lachen iſt lieblich, Herrin. Er trank aus dem Becher, den ich ihm bot, und aß von meinem Teller."

„Darum hat die Mutter ihm Becher und Teller vergebens geſtellt," murmelte Edith.

„Sie rühmen ihn auch als einen Helden, Herrin, denn Keiner kommt im Kampfe gegen ihn auf, und die kleinen Spielleute erzählen, daß er mit dem Speer ſicherer als ein Anderer auf die Stelle trifft, nach der er wirft. Jedermann wundert ſich, wo er im Kloſter ſo Schweres gelernt hat."

„Er war ſchon als Knabe geſchickt in aller Reiterkunſt," verſetzte Edith, „und ſein Vater ſtaunte ſelbſt darüber. Ich ſorge, auch im Kloſter hat er mehr an Holz und Eiſen gedacht, als an die Bücher."

„Dennoch, Herrin, verſteht er ganz gut das Lateiniſche, obgleich er ſelbſt ſein Wiſſen nicht rühmt, und er weiß ſo geſchickt mit Sprüchen und Verſen zu antworten, daß es eine Wonne iſt, ihn anzuhören."

„Du warſt auch in der Schule und verſtehſt das Latein?" frug Edith. „Das war es, was ihm gefiel, ich dachte ſonſt, die heilige Sprache hilft nur dazu, den Glauben vertraulich zu machen, ich merke aber, ſie verlockt auch Männer und Frauen zu einander."

„Du ſagſt die Wahrheit, Herrin. Denn die in der Schule waren, verſtehen einander leicht unter fremden Leuten. Damals, als ich ihn zuerſt ſah, wurde mir weh ums Herz, weil er mir geſtand, daß er ungern im Kloſter weilte. Aber ſpäter kam mir ganz andere Sorge." Sie hielt an und ſah vor ſich nieder. „Denn als ich ihn im Kriegskleide wiederſah und erkannte, daß er dereinſt mein Herr werden ſollte, da erſchrak ich über den ſchweren Gedanken. Und ich ſaß im Sonnenuntergang auf dem Irisberge, bis die Nacht heraufſtieg; und als der Nachtwind in den Zweigen rauſchte, hörte ich immerdar ſeine Stimme und daneben eine andere, als wenn ich ſelbſt mit ihm redete, aber fern und leiſe wie eben aus dem Wipfel des Baumes, und die eine Stimme ſprach: Selig war ich, Held, denn ich habe deine Liebe gefunden, und jetzt zittre ich, dich zu verlieren. Und die andere Stimme antwortete: Ruhm erſehne ich, und ſchrecklich will ich meinen Feinden werden, gedenkſt du das Weib eines Helden zu ſein, ſo darfſt auch du nicht vor dem Tode beben. Wenn Zwei einander lieb haben, ſollen ſie auch beten, daß ſie miteinander ſterben. Da merkte ich, Herrin, was es bedeutet einen Mann im Herzen zu tragen. Mein Geſchlecht habe ich verlaſſen um ſeinetwillen," unterbrach ſie ſich ſelbſt, „und jetzt iſt er nicht hier, ich aber gehöre zu ihm, wo er auch weilen mag."

„Allzu ungeduldig biſt du, an ſeinem Hals zu hangen," verſetzte Edith finſter. „Verwundet ward er in jener Nacht."

„Die Brüder ſagten mir's," antwortete Hildegard leiſe, „an ſein Lager will ich, und fühlſt du Erbarmen mit meiner Noth, ſo ſage mir, wo ich ihn finde."

„Auch der Mutter bergen ſie die Stätte," rief Edith. „Meinſt du, mich quält es weniger als dich, daß er unter Fremden liegt in traurigem Verſteck."

Hildegard ſprang auf. „Wenn du ihn liebſt, ſo komm mit mir aus dieſen Mauern; wir hüllen uns in niederes Gewand und ſuchen ihn, bis wir ihn finden. Denn der treue Mann, der ihn im Heereszug begleitete, weiß es, wo er weilt."

„Eitel iſt dein Wunſch," antwortete Edith, „wenn wir dieſe Burg verlaſſen, ſo würden wir ihn eher verrathen, als retten. Denn wiſſe, Jungfrau, der König naht mit ſeinem Heergefolge in feindlichem Willen, um den Raub zu rächen. Meinen Sohn, ſeine Brüder und uns Alle auf dieſer Burg bedroht des Königs Zorn."

Da verhüllte Hildegard das bleiche Antlitz und ſank abgewandt von der Mutter auf die Knie. Edith ſaß lange Zeit ſchweigend, endlich begann ſie forſchend: „Klagſt du, daß er und ſein Geſchlecht um deinetwillen an Leben und Ehre bedroht ſind? Die Klage allein ſchafft keine Hilfe, auch der Himmelsherr erhört nur die Bitten derer, welche in Demuth und Reue zu ihm flehn. Reut dich das Unheil, das Allen droht, ſo denke auch auf die Rettung. Um dich allein geht der Kampf. Du vermagſt ihm Leben und Freiheit zu bewahren. Denn milder wird die Strafe des Richters ſein, wenn er Ergebung und Gehorſam findet."

Hildegard lag unbeweglich, Edith trat näher und ſprach über ihrem Haupt: „Liebſt du ihn über Alles, wie du ſagſt, ſo kannſt du das jetzt erweiſen: kehre zurück zu deinem Geſchlecht, wende deine Schritte dem Kloſter zu und entſage ihm, damit du ihn retteſt."

Ein Schauer flog über Hildegards Leib, ſie richtete ſich auf, und ihre großen Augen ſtarrten entſetzt auf die Mutter. „Iſt deines Herzens Meinung, Herrin, daß ich thue wie du ſagſt?"

„Ich ſagte dir's, du aber antworte."

Da fuhr Hildegard in die Höhe. „Eine Feindin hörte ich des geliebten Mannes und eine Feindin meiner

Liebe. In den Abgrund will ich tauchen, in die Flammen will ich ſpringen, um ſein Leben zu retten, bezeugt ihr guten Engel, die ihr meine Gedanken bewacht, daß ich die Wahrheit rede. Mein Leben nehmt für ihn, aber meine Liebe verrathe ich nicht. Hat er Alles für mich hingegeben, ich habe daſſelbe gethan. Gebunden bin ich an ihn und ſo lange ich athme, gehöre ich ihm zu. Jetzt iſt meine Treue der Stab, an den er ſich hält auf ſeinem Lager, in ſeiner Angſt. Du aber willſt mich zerbrechen und hinwerfen, damit er erkenne, daß ſeine Liebe nichtig war und die Jungfrau, der er Alles geopfert hat, feige und ſchwach und ſeiner unwerth. Und wenn alle Menſchen auf uns blicken wie auf zwei wilde Thiere, welche von den Jägern umſtellt ſind, wiſſe auch, unter den friedloſen Thieren iſt der Brauch, wenn der Bär verwundet iſt und von den Hunden umſtellt, ſo läuft die Bärin nicht abwärts, um ihn zu retten, ſondern ſie wirft ſich der Meute entgegen. Die Kraft der Glieder iſt mir verſagt, aber mein Wille iſt feſt wie der ſeine. Sage mir, wie ich ſterben ſoll, um ihn zu retten, aber mahne mich nicht, daß ich lebend ihm entſage."

Da rief Edith: „Jetzt erkenne ich, wie du biſt. Einer Taube ſiehſt du ähnlich, aber wer dir die Kappe von dem Haupte löſt, der erkennt die edle Art eines Falken. Zürne nicht, daß ich dich verſucht habe. Denn ganz fremd warſt du mir. Auch das Herz einer Mutter fühlt Eiferſucht, und ſie frägt zuerſt, ob das Weib, das der geliebte Sohn ſich erkor, würdig iſt, ſeine Vertraute zu werden anſtatt der Mutter. Geſegnet ſeiſt du, Jungfrau, und willkommen biſt du mir als Braut des Sohnes und als Genoſſin im Hauſe. Deine Mutter bin ich von heute und du mein Kind, und vertheidigen will ich dich gegen den König und alle Welt. Komm zu mir, Hildegard, zuſammen wollen wir den Himmelsgott anflehen, daß er mir das Glück gewähre, deine Hand in die meines Sohnes zu legen."

Hildegard warf ſich an die Bruſt der Mutter.

Frau Edith hatte recht verkündet. Als der König durch reitende Boten des Erzbiſchofs die Kunde von dem Raube der Jungfrau erhielt, da hemmte er, wie ſehr auch ſein Herz ſich nach dem Süden ſehnte, ſogleich die Fahrt und kam mit den Edlen und den Heerhaufen, welche um ihn geſammelt waren, über die Werra zurück. Der Erzbiſchof ritt ihm entgegen. Er fand den König hocherzürnt und wortkarg, und als er ihm von dem Raube berichtete, unterbrach ihn der König heftig: „Wer iſt Kläger?" Und da der Erzbiſchof erwiederte: „Ich ſelbſt durch meinen Vogt, und der Vater der Jungfrau;" hob der König drohend die Hand und rief: „Sagt dem Grafen, er ſoll ſeine Pflicht nicht ſäumig thun, denn des Königs Auge iſt noch über ihm." Zuletzt ſprach der Erzbiſchof: „Iſt auch die Stunde ungünſtig, um die Verzeihung des Königs zu erbitten für einen Andern, der in Ungnade lebt; ſo darf ich doch dem Flehenden mich nicht verſagen, da er ein Geweihter iſt. Der Mönch Tutilo begehrt, ſich vor dem König zu demüthigen; unſtät treibt er umher im Zwiſt mit ſeinem

Abte, er kam von Odorf zu mir und ſtöhnte, daß ich ihm die Huld des Königs wieder erwerbe.“

„Er hat alſo keine Luſt nach Böhmen zu wandern, wie die andern Empörer ſeines Geſchlechtes,“ ſpottete der König. „Manchen beſſeren Anblick weiß ich, als einen hochfahrenden Mann, der widerwillig die Knie beugt und ſeine Miene zur Demuth zwingt. Doch da dem Könige nicht ziemt, gegen einen Mönch zu hadern, ſo laßt ihn herein.“

Kaum hatte der Erzbiſchof das Gemach verlaſſen, ſo lag Tutilo vor dem Könige auf dem Fußboden. Als der Mönch nach kurzer Unterredung mit geſenktem Haupt, einem reuigen Manne ähnlich, entwich, trat Heinrich in den Saal, in welchem ſein Gefolge harrte, und rief: „Ihr ſagtet mir, ehrwürdiger Vater, daß der Räuber Immo ſpurlos verſchwunden ſei, wenn er nicht etwa bei ſeinen Genoſſen auf der Mühlburg hauſe, ihr wart im Irrthum.“ Und er rief Gundomar und gab ihm einen leiſen Befehl.

An demſelben Tage ritt eine Schaar Königsmannen dem Dorfe zu, in welchem der Hof des Bauern Balderich lag. Die Reiter umſtellten das Dorf und drangen unter harten Drohungen in den Hof. Gundomar trat mit dem Königsvogt von Erfurt in die Kammer, in welcher Immo ſaß. Dieſer wandte ſich finſter ab, als er ſeinen Oheim erblickte, aber dem Vogt reichte er die Hand. „Mir thut's von Herzen leid, Held Immo,“ ſprach dieſer traurig, „daß ich dich zur Stelle dem König überliefern muß.“

„Ich vermag mich nicht zu wehren, wie du ſiehſt,“ antwortete Immo ruhig, „nur eine Bitte erfülle mir, verhindere deine Reiſigen, daß ſie den Leuten hier einen Schaden an Leib und Gut zufügen, denn aus Mitleid haben ſie mich aufgenommen, als ich hilflos vor ihrer Schwelle lag.“ Das verſprach der Vogt.

Am andern Morgen ſahen die von der Burg in der Morgenſonne blinkende Speere und wehende Banner; der König hielt mit ſeinem Heerhaufen bei dem nahen Dorfe, in welchem die Sachſenkönige ſeit alter Zeit einen Hof hatten, das Königsbanner ließ er auf einem Hügel errichten, der zu dem Erbe Irmfrieds gehörte, und rings herum die Wagenburg ſchlagen. Aus dem Heerlager bewegte ſich zur Mühlburg langſam ein friedlicher Zug, an deſſen Spitze der Erzbiſchof Willigis ritt und neben ihm der Mönch Reinhard. Edith ſelbſt mit ihren ſechs Söhnen empfing die frommen Väter am Thor und geleitete ſie in die Halle. Sie begann, auf ihre Söhne weiſend: „Als ich zum erſtenmal nach meiner Vermählung vor dem Altar kniete, erbatet ihr, hochwürdiger Vater, den Segen der Himmliſchen für mein Leben; hier ſeht ihr, was ich von meinem Glück zu bewahren vermochte. Daß ihr jetzt in der Noth zu uns kommt, dafür danke ich dem Ewigen, denn als eine gute Vorbedeutung ſehe ich euer geweihtes Haupt in dieſen Mauern.“

„Ich komme nicht als Bote des milden Himmelsgottes,“ verſetzte Willigis, „ſondern als Diener eines ſtrengen Richters. Eile hinauf, gebot er mir, zerwirf das Neſt unholder Vögel und bringe mir die Brut herab unter meine Hand. Darum übergebt euch der Gnade des Königs ohne Widerſtand, denn ſcharf iſt ſein Zorn und ſchnell folgt ſeinem Willen die That.“

Odo verſetzte ehrerbietig: „Wir ſtehen hier in feſten Mauern unter treuen Schwurgenoſſen, wir haben nicht die Wahl, ob wir die Veſte und die Jungfrau dem König ausliefern wollen oder nicht, denn unſer Bruder Immo, der hier gebietet und heut fern iſt, befahl uns, Beide zu halten gegen Jedermann.“

Da entgegnete der Erzbiſchof: „Es iſt eures Bruders Hals, um den ich ſorge, wenn ich von euch die Ergebung fordere. Denn wiſſe, Geſchlecht Irmfrieds, Held Immo liegt gefangen in des Königs Gewalt.“

Edith rang die Hände gegen den Himmel und die Brüder traten beſtürzt zuſammen.

„Dieſen Morgen brachten Reiſige des Königs den Verwundeten in das Lager, ſein Verſteck wurde dem König durch einen Feind verrathen.“

„Tutilo,“ ſchrie die Mutter entſetzt.

„Seitdem hält der König feſt, was euch zwingt. Liefre mir die Reſtlinge des toten Irmfrieds, befahl der König, bevor die Sonne zur Mittagshöhe geſtiegen iſt; wenn ſie länger zaudern, ſo laſſe ich den Gefangenen an den Fuß der Mühlburg führen, wo man von der Höhe ſein Haupt ſehen kann, und ich werfe ſein Haupt auf den Grund. Austilgen will ich den frechen Trotz, der Landrecht und Königsmacht mißachtet, und ausbrennen will ich die Mauern, hinter denen die Räuber mir widerſtehen. Darum wollt ihr, junge Helden, den Bruder vor jähem Tode bewahren, ſo folgt mir aus der Burg zum Könige. Wenn er eure Ergebenheit ſieht, wird ſein Sinn eher der Gnade zugänglich und dem Rath Solcher, welche euch Gutes wünſchen.“

Da wandte ſich Odo zu ſeinen vier Brüdern: „Unſere Looſe warfen wir am Heerdfeuer, als wir uns dem Bruder gelobten. Wenn wir willig waren, in den Gaſſen der Stadt unſer Leben für das ſeine zu wagen, ſo müſſen wir daſſelbe vor dem Schwert des Königs thun. Ich bin bereit, den Prieſtern zu folgen. Vier von euch lade ich, daß ſie zu mir treten.“

Da traten alle Fünf auf ſeine Seite. Odo aber wies ſeinen Bruder Gottfried zu der Mutter: „Nach dem Willen des Gefangenen gehörſt du zu ihr, und dir ziemt auch jetzt dieſen Willen zu ehren. Hochwürdiger Herr, wir ſind gerüſtet, euch zu folgen. Wir allein, denn nur wir Vier waren Genoſſen des Bruders bei der That. Die Burg unſeres Geſchlechtes aber, die Dienſtmannen und die Braut des Bruders vermögen wir euch nicht zu übergeben; darüber zu entſcheiden, ſteht bei unſerm Bruder Immo, wenn er auch gefangen iſt; und ſo lange wir nicht deutlich erkennen, daß er die Uebergabe fordert, dürfen wir Brüder ſie nicht vollbringen. Darum lege ich die Gewalt über die Burg und über Alles, was ſie umſchließt, in die Hand unſerer Mutter. Sorge du, Mutter, für Braut und Erbe deines Sohnes Immo, uns aber ſegne, da wir uns von dir ſcheiden.“

Die fünf Brüder warfen ſich vor der Mutter auf die Knie und küßten ihr Hände und Gewand. Sie riß bleich und thränenlos einen der Liegenden nach dem andern an ihr Herz, ihre Lippen bewegten ſich im Gebet, aber man vernahm keine Worte. Und als die Fünf der Thür zuſchritten, ſtürzte ſie ihnen nach und umfaßte ihnen noch einmal Hals und Haupt, bis ſich die Weinenden von ihr löſten.

Die geiſtlichen Boten hatten der Trennung theilnehmend zugeſehen, obgleich ſie gewöhnt waren, alle irdiſche Liebe als nichtig zu betrachten. Jetzt begann der Erzbiſchof: „Den redlichen Entſchluß eurer Söhne, edle Edith, will ich gern dem König rühmen, ſie haben wohlgethan, dem Urtheil der Mutter zu vertrauen, denn als fromm und weiſe wird ſie im ganzen Lande geehrt.“

„Sechs junge Leben, die mir gehören, hat König Heinrich für ſich genommen, was will er von der verwaiſten Mutter noch mehr?“

„Die Burg und die geraubte Jungfrau, die eure Söhne darin bewahrten, begehrt er von euch.“

„Die Braut meines Sohnes Immo gehört in das Frauengemach, in welchem die Mutter gebietet, und nicht in das Heerlager des Königs. An die Burg aber hat der König völlig kein Recht, und ich bewahre ſie ſelbſt um der Lebenden und Toten willen.“

„Denkt in eurem Schmerz auch daran, edle Frau, daß eure Söhne durch ihre Miſſethat dem Spruch des Königs verfallen ſind.“

„Sind meine Söhne ſchuldig zu büßen für eine ſchwere That, ſo bin ich, ihre Mutter, in derſelben Schuld. Denn Blut ſind ſie von meinem Blut, und wenn ſie jetzt auch auf ihren eigenen Beinen dahinſchreiten, wohin ſie ihr Muth treibt, meine Seele wandelt mit ihnen allen bei Tag und bei Nacht. Dies Geheimniß einer Mutter vermag kein Prieſter zu begreifen. Haben ſie Miſſethat geübt, ſo bin ich dem Richter verfeindet, wie ſie; und gleich ihnen will ich das Erbe des Geſchlechtes bewahren gegen Jedermann, auch gegen den König ſelbſt."

„Hütet euch, Frau," rief der Erzbiſchof, „freiwillig eure ſchuldloſe Seele mit derſelben Schuld zu beladen, welche auf jenen liegt. Denn nicht nur den irdiſchen Richter haben ſie erbittert, auch dem Himmelsherrn haben ſie geraubt, was ihm zukam, als ſie eine Jungfrau entführten, die geweiht werden ſollte. Darum ſorgt für das Heil ihrer Seelen, indem ihr die Jungfrau zurückgebt, ſonſt möchte der große Richter des Himmels ſich ungnädiger erweiſen als König Heinrich, und eure Söhne für ihre That hinabſtoßen in das Reich des üblen Drachen."

Da rief Edith mit flammenden Augen: „Und wenn wahr wäre, was ihr ſagt, und wenn der große Himmelsgott ihnen die Wolkenhalle verſchließt um ſo kleine Schuld, weil ſie den Beſitz eines geliebten Weibes begehrten und weil ſie alle treu waren in der Noth; meint ihr, ehrwürdige Väter, daß die Mutter allein im Himmelsſaal kauern wird, getrennt von ihren Kindern? Werden dieſe verworfen, ſo will auch ich verworfen ſein, lieber will ich meinen ſieben Knaben ihre Becher und Schüßlein in der finſtern Hölle zureichen, als fern von meinen Kindern euch, ihr Heiligen, in der ſtrahlenden Burg des Himmels.“

Der Mönch Reinhard warf ſich auf die Knie und Willigis ſchlug ſchnell das Kreuz. Er war ein alter und geſtrenger Herr, der eifrig für die Kirche ſorgte. Aber als Frau Edith ſo empört vor ihm ſtand, höher als ſonſt und einem Weibe aus der Urzeit ähnlich, da dachte er daran, daß ſie von den wilden Sachſen herſtammte, wie er ſelbſt auch; und obwohl ihm graute, ſo kam ihm doch vor, als ob er wohl auch ſo reden könnte. Aber ſeiner Würde gedenkend, zog er ſein Gewand zuſammen und wandte ſich zum Abgang. „Wer die Strafen der Menſchen nicht ſcheut und die Strafen der Ewigkeit nicht über Alles fürchtet, mit dem hat ein Prieſter nichts mehr zu reden.“

Aber Edith faßte ihm das Handgelenk mit eiſernem Griff. „Haltet an, ehrwürdiger Vater, ihr ſelbſt und wohl auch Andere haben mich in meinem Glücke über Gebühr gerühmt als ein gottſeliges Weib, das den Heiligen treu diene. Weshalb meint ihr wohl, bin ich verwandelt? Den älteſten Sohn habe ich verloren, weil ich nach eurem Rath forderte, daß er gegen ſeinen Wunſch der Kirche diene und dieſe Burg den Heiligen übergebe. Als er ſich weigerte, habe ich ihm gezürnt und mein Auge hat ihn ſeitdem nicht wieder geſehen. Finſtern Gedanken habe ich ſeine junge Seele preisgegeben, grade als er den Rath und die Liebe der Mutter am meiſten bedurft hätte. Untreu war ich als Mutter, weil ich den Heiligen zu gerne diente. Jetzt iſt er, wie ich fürchte, in dieſer Welt für mich verloren, und dieſe Burg, die der König ein Neſt unholden Geflügels nennt, ſoll zerworfen werden durch Eiſen und Feuer. Verſucht das rühmliche Werk, laßt eure Knechte kommen mit der Haue und dem Brande, ſtürmet die Mauern, erſchlagt meine Getreuen und führt hinaus an Strick und Kette, was ihr hier an lebenden Häuptern findet. Einen Leib werdet ihr dennoch zurücklaſſen. Folgt mir, ihr Geweihten, zu der Stelle, die auch ihr ehren ſolltet, wenn ihr eures Amtes denkt.“ Sie zog den Erzbiſchof aus der Halle über den Hof und öffnete die Thür der kleinen Kapelle. Es war nichts darin als ein Altar mit dem Kreuz darüber. „An dieſer Stätte hat der große Verkünder Winfried einen Stein der Heiden geworfen und ſein Genoſſe Wigbert hat darüber den Altar geweiht. Euch, Erzbiſchof, und dem frommen Könige ſollte dieſer Ort ehrwürdig ſein, und ich meine, ihr ſolltet für Frevel halten, dies Mauerneſt zu zerreißen und den Flug der Vögel, welchen hier die Heiligen ihren Sitz geweiht haben. Was ihr thun wollt, ſteht bei euch, was ich thun will, berge ich euch nicht. Brecht ihr das Haus, dann wird dies die Stätte, wo ich ausharre unter berſtenden Mauern und brennenden Balken. Sagt dem König, daß hier das Grab der Edith iſt, und daß die Mutter der ſieben Knaben keine andere Antwort für ihn hat.“ Sie warf ſich am Altar nieder, die Sendboten verließen ſchweigend den Raum.

„Wilde Worte hörten wir,“ begann der Erzbiſchof zu Reinhard, als ſie herabritten. „Doch auch der ſchüchterne

Vogel wandelt ſeine Art, wenn ein Feind die Krallen nach ſeiner Brut ausſtreckt.“

Reinhard antwortete ſeufzend: „In meinem Herzen fühle ich den Jammer über das Schickſal, welches dieſem Geſchlecht bereitet wird. Hochwürdiger Vater, bat er die Hände faltend, wenn Jemand den Helden Imme vom Tode zu retten vermag, ſo iſt eurer Weisheit dieſe gute That vorbehalten.“

Der Erzbiſchof ſchüttelte das Haupt. „Du kennſt noch zu wenig den Sinn dieſes Königs. Meinſt du, daß Heinrich ſeine Reiſe unterbrochen und uns Alle als Zeugen ſeines Thuns mitgeführt hätte, wenn er nicht ſeine eigene Macht erhöhen wollte, indem er die Häupter eines edlen Geſchlechts auf den Raſen wirft. Selbſt wenn er dem Schuldigen nicht feindlich denkt, ja auch, wenn er die Miſſethat in ſeinem Herzen entſchuldigt, ihm iſt doch willkommen, ſich vor ſeiner Romfahrt als ſtrengen Richter zu erweiſen. Denn die Trauer über des Richters Spruch fühlen nur Wenige, die Kunde aber, daß er wieder einen Räuber aus der Zahl der edlen Schildträger getroffen hat, fliegt durch das ganze Land, ſie ſchreckt die Argen und gewinnt dem König die Herzen der Friedlichen. Auch hat der König hier wenig um die Rache mächtiger Herren zu ſorgen, denn einſam und ohne großen Anhang von Lehnsleuten hauſt das Geſchlecht am Walde.“

„Dennoch vernahm ich, daß der König einſt den Helden Imme werth hielt,“ warf Reinhard bittend ein.

„Mir aber ſcheint ſein Sinn gegen ihn verhärtet,“

verſetzte der Erzbiſchof, „vielleicht weil Herr Gundomar dem Jüngling feind iſt, vielleicht wegen Anderem. Nicht umſonſt wurde König Heinrich in Kloſterzucht gezogen, er hat gelernt, was dem Manne am ſchwerſten iſt, ſeine Gedanken zu verbergen. Dreien Königen habe ich in die Tiefe ihrer Seelen geſpäht, jetzt handle ich mit dem vierten, und eifriger als die früheren dient er der Kirche durch Huldbeweis und reiche Spenden. Dennoch erkenne ich zuweilen unter dem Lammfell die Tatze eines Raubthiers, und ich merke, wenn er ſich vor den Heiligen am tiefſten demüthigt, denkt er am meiſten an den eigenen Vortheil. Mich aber freut die kluge Art, denn auch wir ſind nicht einfältig, und Beide verſtehen wir, wo unſer Vortheil gemeinſam iſt."

Am Fuß des Berges gab der Erzbiſchof ſeinem Gefolge ein Zeichen, die Reiſigen rückten im Kreis um das Geſchlecht Irmfrieds, und Willigis begann zu Odo: „Steigt von den Roſſen, ihr jungen Helden und gebt eure Waffen meinem Hauptmann, daß er ſie euch bewahre. Die Brüder ſaßen unbeweglich, ſahen drohend auf den Herrn und zogen ihre Schilde am Arm herauf. „Demuth rathe ich euch, wenn ihr dem Leben des Bruders nützen wollt; du ſelbſt weißt, edler Odo, daß du nicht hoch zu Roß dem Könige vor die Augen reiten darfſt. Denn er fordert, daß ihr euch ihm ergebt, und barhaupt, mit den Füßen im Staube müßt ihr ihm nahen." Die Brüder ſahen einander grimmig an und Erwin gebot leiſe: „Schließt euch zuſammen, damit wir wenden und rückwärts durchbrechen." Aber Ortwin mahnte: „Dann ſtolpern die Roſſe über das Haupt unſeres Bruders,“ und Odo ſprach: „Der Pfeil flog vom Bogen, wir ändern nicht mehr ſeinen Lauf, taucht zur Erde und fügt euch.“ Da ſprangen ſie von den Roſſen, hingen die Schwerter ab, löſten die Helme und ſchritten zu Fuß unter den Bewaffneten dem Lager zu mit gerötheten Antlitz und Thränen der Scham in den Augen. Vor dem Lager ritt Willigis noch einmal zu ihnen und rieth in guter Meinung: „Leichter biegt ſich im Sturm der junge Stamm als der alte, und er ſchnellt auch wieder in die Höhe und breitet ſeine Wipfel luſtig in der Sonne. Denket daran, da ihr aus dem Walde ſtammt und der Hofſitte nicht gewöhnt ſeid, daß der König vor Allem Demuth fordert; vermögt ihr ſie nicht in eurer Rede zu erweiſen, ſo werdet ihr euer Heil am Beſten bedenken, wenn ihr ſchweigend kniet.“

Der König hielt auf ſeinem Roß mit großem Gefolge, er ſah finſter über die Söhne Ediths, welche ſchwerfällig die Knie beugten. „Trotzig finde ich die Waldleute noch in ihrer Haft. Wo habt ihr die Jungfrau? Auch erkenne ich nicht des Königs Banner auf der Burg.“

Willigis antwortete: „In der Burg gebietet die edle Edith und ſie weigerte mir die Jungfrau, welche, wie ſie ſagte, in Frauenzucht gehöre und nicht in ein Heerlager, da ſie die Braut ihres Sohnes ſei. Und weil Frau Edith aus edlem Sachſengeſchlecht ſtammt, welches in alter Zeit mit dem Hauſe des Königs befreundet war, ſo hielt ich für Recht, daß der König ſelbſt gebiete und der Sachſenfrau ſeinen Willen verkünden laſſe. Denn ſchwere Worte ſprach die Mutter in ihrem Schmerz, und ich fürchte, ſie begehrt ſich den Tod im brennenden Hauſe.“

Der König zog den Mund zu einem herben Lächeln. „Ich ſah Frau Edith einſt, als ich ein Knabe war. Meint ſie mit dem König zu ſtreiten, weil er ſie damals im Kinderſpiel auf die Hände ſchlug? Iſt ſie ſo bereit, die Pfänder zu verlieren, welche ich von ihr in der Hand habe? Ein Ende will ich machen mit dieſer Widerſetzlichkeit. Führt die Räuber ab, doch ſo, daß ſie ſich nicht ihrem Bruder geſellen. Euch aber, hochwürdiger Vater, bitte ich, zur Stelle mit den Fürſten und Edlen, welche mir folgen, im Rath niederzuſitzen über den Raub der Jungfrau, damit ihr mir eure Meinung erklärt, die ich gern beachte, ſo weit ich vermag. Denn ich ſelbſt will richten.“ Und ſein Pferd wendend, rief er Gundomar zu ſich. „Dies geht dich an,“ ſprach er gütiger, „denn iſt dir das Haus des toten Irmfried auch verfeindet, ſo wirſt du doch um deiner eigenen Ehre willen dafür ſorgen, daß die Frauen nicht in ihrer Thorheit das Schickſal der Männer theilen. Reite hinauf und ſage ihnen mein Gebot, daß ſie vor mir erſcheinen.“

Gundomar vernahm die Botſchaft mit umwölkter Miene. „Hartes gebietet der König,“ murmelte er, „mein Fuß betrat die Mauer nicht ſeit den Jahren meiner Jugend.“

Aber mit blitzenden Augen rief der König: „Willſt auch du mir widerſtehen? In guter Meinung ſprach ich zu dir. Wahrlich, es iſt Zeit, eine Warnung zu geben, denn unbändig und eigenwillig geberdet ſich Jeder in dieſer Waldecke.“

Da warf Gundomar ſein Roß herum, hob ſeine Hand, damit ſeine Ritter ihm folgten, und ſprengte den Berg hinauf. Weit vor den Andern fuhr er dahin, und die Hofleute ſahen freudig auf den ſtreitbaren Helden. Aber hätten ſie ſein Antlitz geſchaut, die Angſt darin hätte ſie gewundert. Als er den ſteilen Bergweg hinaufritt, ſank ihm das Haupt auf die Bruſt und er ſeufzte ſchwer. Vor dem Wallgraben hielt er ſtill wie einer, der nicht ganz bei ſich iſt, er vergaß ſein Begehr zum Thurme hinaufzurufen und vernahm auch nicht, daß der Vogt ihn anſchrie. Erſt als zum zweitenmal der drohende Ruf erklang, hob er das Haupt und ſtarrte wie ein Träumender um ſich. Da rief der alte Berthold: „Ein Antlitz ſehe ich, das ich vor Zeiten fröhlicher ſchaute. Bringſt du Frieden, Herr, ſo harre, daß ich dich unſerer Herrin verkünde.“ Er eilte von der Mauer, nicht lange und das Thor wurde geöffnet, Gundomar winkte ſeinem Gefolge zurückzubleiben und ritt allein in den Hof. Auch dort zögerte er abzuſteigen und ruckte am Zügel, als ob er wieder hinauswenden wollte. Da erhob ſich neben ihm die alte Gertrud vom Boden: „Graues Silber glänzt in deinem Haar, aber deine erſten Locken wuchſen, als ich dich auf dem Arme trug. Kannſt du dem Weibe deine Hand reichen, das allen

Söhnen Irmfrieds als Wärterin diente, ſo ſei geſegnet.“

Gundomar ſchüttelte das Haupt und Gertrud rief zornig: „Sieh dorthin, du Held, der Schlehenſtrauch ſteht noch an der Mauer. Weiß iſt die Blüthe, aber ſchwarz die Frucht; dort trank der Boden das Blut zweier Brüder, die im Todeshaß gegeneinander ſchlugen. Dort binde dein Pferd an, du Feind des Geſchlechtes. Sechs Söhne Irmfrieds ſind deiner Rache verfallen, nur das jüngſte Kind iſt noch übrig; ich denke, du kommſt, auch mit dem letzten den Kampf zu beginnen.“

„Schweige, Alte,“ verſetzte Gundomar grimmig. „führe mich zu deiner Herrin.“

Gertrud wies auf die kleine Kapelle. „Trauſt du dich den Ort zu betreten, wo die Sünden vergeben werden, ſo wirſt du ſie finden.“

Schwerfällig ſtieg der Held ab und trat in das Heiligthum. An einer Ecke des Altars ſaß Edith auf den Stufen, ſie wies auf die andere Seite. „Dort ſitze nieder, Gundomar, denn die Nähe der Heiligen thut uns beiden Noth, wenn wir miteinander reden.“

Gundomar warf ſich auf die Stufen des Altars, und es war ein langes Schweigen im Raume. Als er ſich aufrichtete, warf er ſcheue Blicke nach Edith und ſprach abgewandt: „Eine Lüge iſt es, daß die Zeit das Herz des Menſchen wandelt. Die Wunde brennt heut, wo ich dich wiederſehe, wie vor fünfundzwanzig Jahren. Die Krallen des Haſſes und der Eiferſucht fühle ich, wie damals, wo ich dich verlor; und was die Prieſter als ſchwere Sünde ſtrafen, das hege ich unabläſſig in meinem Innern, den heißen Wunſch, der mich zu dir treibt."

Edith wandte ihm ihr Antlitz zu: „Du ſiehſt eine Mutter, die ihre Söhne großgezogen hat und im Wittwenſchleier des toten Gemahls gedenkt."

„Blicke mich nicht an mit deinen Augen, deren lichter Glanz mich einſt ſelig machte. Nicht die Mutter erkenne ich und nicht die Wittwe eines Andern, nur das Weib, das ich ſelbſt begehret habe."

Edith ſchob ihr Gewand zuſammen und wandte ſich ab.

Aber Gundomar fuhr fort: „Wie im Traum habe ich dahin gelebt alle dieſe Jahre, nur meine Sehnſucht nach der Einen und mein Haß gegen einen Andern haben wahrhaft in mir gebrannt; alles Uebrige war mir wie ein Spiel der Gaukler. Oft habe ich gebüßt und die Geißel über meinem Rücken geſchwungen, aber fruchtlos war das Faſten und vergeblich die Schläge, denn die böſen Feinde verſuchten mich immer wieder, noch hier fühle ich ſie," raunte er ſcheu um ſich blickend. Vieles habe ich auf Erden erlebt, ſündige Liebe und ſündigen Haß, ich ſah, wie man eine Krone gewinnt und was die Herrlichkeit der Welt werth iſt. Unterdeß, wenn die warme Himmelsſonne mich beſcheint, fühle ich den Eisfroſt in meinen Gliedern, verleidet iſt mir dieſe Erde und ich ſchmecke die Galle aus dem Honig. Mich jammert, daß die Menſchen ſo begehrlich ſind nach Goldſchmuck und Kampfſpiel und nach nichtiger Ehre.

Das ſage ich dir, da ich dich wiederſehe gegen deinen Willen, damit du mich nicht haſſeſt, wenn du an mich denkſt. Denn nur an deiner Meinung iſt mir gelegen, um die Andern ſorge ich wenig. Ich ringe und ſuche, was mir die Kraft giebt zu überwinden, damit mir das ewige Erbarmen nicht fehle.“

Edith wies nach dem Kreuz auf dem Altare: „Meide den König und ſuche dir einen anderen Herrn.“

„Ich denke daran bei Tag und Nacht,“ antwortete Gundomar leiſe. Und ſich erhebend fuhr er mit verändertem Tone fort: „Der König ſandte mich. Forderſt du meinen Rath, ſo weißt du, daß ich dir nichts berge.“

„Rathe mir, ſo wahr du ein Sohn dieſes Geſchlechtes biſt.“

„Dem Könige liegt am Herzen, ſeine Hoheit in einem Herrengericht zu erweiſen. Dazu bedarf er die Geraubte und dich ladet er zur Mehrung ſeines Anſehns. Ich rathe dir, daß du gehſt. Denn der wird den Königen am meiſten verhaßt, der ſie hemmt, wo ſie vor dem ganzen Volk ihre Würde erweiſen wollen.“

Edith machte eine abweiſende Bewegung und Gundomar fuhr fort. „Willſt du dem König in der Burg widerſtehen, ſo vermagſt du das ganz wohl; denn ihm fehlt alles Sturmgeräth und er kann nur wenige Tage vor dieſen Mauern liegen, weil die Königspflicht ihn übermächtig nach dem Süden treibt. Beim Abzug wird er dem Gerhard und den Grafen in der Ebene die Fehde gegen dich und die deinen übergeben. Auch dieſen kannſt du ſiegreich entgegentreten. Merke, Edith, die Burg und den jüngſten Sohn vermagſt du lange gegen den König zu bewahren, nicht die Häupter der Söhne, welche in ſeiner Gewalt ſind. Denn dieſe wird er Rache heiſchend werfen. Kommſt du dagegen mit der Jungfrau in ſein Heerlager, ſo denkt er vielleicht auch an deinen Werth und an dein Herzeleid. Darum flehe ich dich an, Edith, daß du mir folgſt.“

„Rathe anderes, Gundemar; die Braut meines Sohnes und die Burg übergebe ich nicht.

„Was frommt die Brautſchaft, wenn der Bräutigam ſchwindet, und wie kannſt du ihm die Burg bewahren, wenn du ihn ſelbſt verlierſt.“

Edith barg ihr Antlitz in den Händen. „Du ſprichſt die Wahrheit. Aber wo die Gedanken in der Seele feindlich gegen einander ringen und der Menſch angſtvoll zweifelt, was ihn retten werde, da findet er einen Troſt, wenn er treulich die Pflicht thut, welche ihm aufgelegt ward. Der Herr dieſer Burg und der Jungfrau hat uns geboten, beide feſtzuhalten; ſeinem Gebot folge ich, was uns Allen auch darum geſchehe.“

„Du verdirbſt dich und Andere,“ rief Gundemar heftig. „Wohlan, manchen Dienſt habe ich dem König geleiſtet und ich meine, er wird ſich ſcheuen, mir die Ehre zu kränken. Um deinetwillen will ich wagen, was Heinrich mir nicht befahl. Ich biete dir mit der Jungfrau und dem jüngſten Sohne freies Geleit zum Gerichte des Königs, und wenn du es nach dem Gericht begehrſt, wieder in die Burg zurück. Bis zu eurer Rückkehr mögen deine Dienſtmannen die Burg halten, nur daß ſie friedlicher Botſchaft des Königs den Zutritt nicht weigern, wenn er ſich Zeugen rufen will zu ſeinem Gericht.“

Da erhob ſich Erwin: „Gelobe mir, Gundemar,“ und er warf ſich am Altar nieder und legte die Finger auf ſein Schwert.

Unterdeß war der König nach dem Hofe geſprengt, in welchem er raſten wollte. Als er durch das Gedränge von Edlen und Landleuten ſchritt und hier und da anhielt, um einem ehrenwerthen Mann Gnade zu erweiſen, erkannte er Heriman, den Goldſchmidt, welcher ſich demüthig verneigte. Der König winkte ihm ein wenig zu. Und da er ſeltene und koſtbare Waaren, wie ſie der Goldſchmidt häufig aus der Fremde brachte, gern anſah und kaufte, ſo befahl er ſeinem Kämmerer: „Frage den Heriman, ob er etwas begehrt oder etwas bringt; begehrt er, ſo laß du dir ſeinen Wunſch ſagen, und bringt er, ſo führe ihn zu mir.“ Dem Eintretenden rief er gütig entgegen: „Wie gedeihen dir deine Fahrten auf des Königs Straße?“

„Wir Thüringe danken dem König, daß er die Raubluſt der Schildträger gebändigt hat,“ verſetzte Heriman.

„Dennoch wagt ſich freche Gewaltthat auf die Straße, ſobald der König nur den Rücken kehrt. Ich bin hier, um über einen Friedensbruch zu richten, der euch Erfurter nahe genug angeht; und ich denke eine Warnung zu geben, welche andere Miſſethäter abſchrecken ſoll, damit friedliche Leute wie du zu Ehren des Königs gedeihen. Was birgſt du Gutes in deinem Sack, laß ſehen."

Nur wenig habe ich, was werth iſt, von dem König betrachtet zu werden," verſetzte der Goldſchmidt, öffnete einen Lederbeutel und breitete ſeine Schätze auf den Tiſch: geſchliffene Edelſteine, goldene Borten und zierliche Ketten, Gewürze und Balſam aus dem Orient in ſeltſamen Kapſeln, Schnitzwerk aus Elfenbein, Dolche und Meſſer mit koſtbarem Griff und Scheide.

Der König betrachtete mit Kennerblick Schmuck und Steine und ſchob hier und da ein Stück zurück. „Was bewahrſt du in dem Käſtlein?"

„Es iſt ein Ring," verſetzte Heriman, „mit dem Stein, den ſie Saphirus nennen, er verändert die Farbe, wenn der Ringfinger einen Becher berührt oder auch einen Teller, in welchem Gift iſt. Der Stein wird jetzt ſehr begehrt von vornehmen Geiſtlichen und Laien."

Der König warf einen gleichgiltigen Blick darauf und wies an ſeinem Finger einen Ringſtein derſelben Art. „Nicht jeden Helden meines Geſchlechtes hat dieſer Stein vor dem Verderben bewahrt, Heriman, es iſt ſicherer, den eigenen Augen zu vertrauen, als der Warnung, welche aus Steinen kommt."

„Beſſeres hoffe ich dem König zu bieten," verſetzte Heriman, „ſobald ich von der nächſten Fahrt über den Rhein zurückkehre. Denn was hier im Lande Pilger und fremde Händler zutragen, das gelangt meiſt in die Hände der ungläubigen Juden, und dieſe legen es zuerſt dem ehrwürdigen Herrn Willigis vor, weil er ihr Schutzherr iſt; ich aber dem Könige.“

„Du meinſt alſo, die Juden ſtören dir das Geſchäft,“ frug der König, einen Edelſtein gegen das Licht haltend.

„Sie haben das Geld, und wer mit koſtbarer Waare handelt, vermag ſie nicht zu entbehren. Auch klage ich nicht über ſie, zumal Herr Willigis ihnen günſtig iſt, weil ſie ſeiner Macht in der Stadt nützen.“

„Und dir gefällt die Macht des Erzbiſchofs in der Stadt Erfurt,“ warf der König hin, in Betrachtung des Steines vertieft.

„Ein weiſer Herr iſt Willigis; bald werden die Mauern der Stadt zu enge ſein für die Zahl der Unfreien, welche er von den Hufen des Stiftes und anderswoher unter ſeinem Gericht verſammelt. Wir alten Burgmannen aber, die wir uns rühmen, von den Vätern her freie Leute zu ſein, ſehen ungern, daß der Vogt des Königs nicht mehr allein zu Gericht ſitzt, denn es fehlt nicht an Schlägereien zwiſchen unſeren Leuten und den Zugehörigen des Erzbiſchofs. Ich fürchte, bald ſind wir die Minderzahl. Doch wir wiſſen, es iſt ſchwer, den Heiligen zu widerſtehen.“

Der König legte den Stein weg und frug in verändertem Ton: „Wie war's mit dem Raub der Grafentochter? Erzähle, was du davon weißt.“

„Die Leute des Erzbiſchofs haben die Nothglocke geläutet,“ verſetzte Heriman vorſichtig, „ſonſt würde die Stadt wenig davon wiſſen, zumal da Niemand erſtochen wurde. Selten vergeht eine Woche, wo nicht größerer

Lärm in den Gaſſen iſt. Unter den Burgmannen ſind viele dem Helden Immo und ſeiner Sippe wohl geneigt; denn dieſe gelten ſonſt im Lande für redliche Männer, und wer ungerecht bedrückt wird, findet zuweilen bei ihnen Schutz.“

Der König ſah mit großen Augen auf den Goldſchmidt und befahl ſtreng: „Packe deinen Kram ein, ich will heut deine Steine nicht ſehen; denn du kommſt nicht um des Kaufes willen, ſondern du begehrſt etwas Anderes von mir.“

„Als ich verwundet am Irisbach lag,“ antwortete Heriman ſeine Steine langſam in den Sack ſperrend, „da war es Held Immo, der mich aufhob, und ihm verdanke ich, daß ich heut vor den Augen des Königs ſtehen kann. Ich wäre niederträchtig, wenn ich nicht gut von ihm redete, da der König zuerſt mich ſeinetwegen gefragt hat.“

Heinrich nickte: „Da haſt du Recht, laß nur liegen.“ Heriman packte aus, und der König ſah wieder auf die Steine. „Alſo die Leute des Erzbiſchofs ſchlugen an die Glocke. Ich höre, daß Einige aus der Stadt den Räubern Vorſchub leiſteten und ſogar mit ihren Wehren die Bewaffneten des Herrn Willigis an der Verfolgung hinderten. Weißt du auch darüber etwas?“

Heriman beſann ſich. „Sie ſagen, daß ſcharfer Schwertſchlag getauſcht wurde und daß Held Immo nur darum ins Unglück kam, weil er einen Andern, der, wie ſie ſagen, ein Erfurter war, nicht unter den Schwertern der Reiſigen zurücklaſſen wollte. Und da manche in

Erſurt glauben, daß der Held wegen ſeiner Treue gegen ein Stadtkind verwundet und gefangen wurde, ſo trauern dieſe über ſein Unglück.“

Da ſchob der König den Kram heftig von ſich und ſtand auf. „Räume fort, ich will gar nichts mit dir zu thun haben.“

Heriman öffnete zum zweitenmal ſeinen Beutel und packte ruhig ein. „Wenn der Herr König meint, daß die Erfurter Lämmern gleich ſind, welche ſich ſcheeren laſſen und dann noch aus der Hand, die ſie geſchoren hat, das Futter nehmen, ſo kennt er ſeine treuen Bürger nicht. Bei uns lebt mehr als einer, der einen Racheſchwur gegen den Grafen Gerhard gethan hat, weil dieſer ein raubgieriger und ungerechter Mann iſt.“

„Jetzt verſtehe ich,“ verſetzte der König ſich ſetzend. „Das an dem Dolch iſt ja wohl Byzantiner-Arbeit, laß ſehen.“ Und Heriman packte wieder aus. „Wie kommt's, daß man den Mann nicht mit Weiden geſchnürt hat, der, wie du ſagſt, für den Räuber Immo das Schwert zog, und dem der Räuber, wie du ſagſt, ſeine Treue erwieſen hat. Mich wundert's, daß einer, der des Königs Frieden ſo frech gebrochen hat, frei in den Gaſſen wandelt.“

„Die Wächter des Erzbiſchofs waren Stadtfremde,“ entgegnete Heriman argwöhniſch nach dem König blickend, „und die Erfurter haben vielleicht nicht ſehr nach dem Einheimiſchen geſucht. Auch hat der Bürger eine Gewohnheit. Bevor er im Zwielicht das Schwert zieht, ſo ſtreicht er ſein Haar, wenn er es lang trägt, über das Geſicht; vielleicht birgt er auch ſeine Glieder in einem wendiſchen Kittel.“ Er trat an den Tiſch, bereit die Steine wieder einzupacken.

„Laß nur liegen,“ ſprach der König, „ich ſehe, dein Haar iſt kurz genug. Sagteſt du nicht, daß ſich die Dienſtleute des Erzbiſchofs zu eurem Schaden in der Stadt mehren?“

„Herr, die Stadt wird dabei groß, und wenn auch ſchlechtes Volk unter den Zugewanderten iſt, ſo muß man doch zugeben, der Stiftsvogt des Mainzers hält über ſeine Leute ſtrenges Gericht. Nur ſorgen bei uns die Alten, welche Beſcheidenheit haben, daß die Königsmacht dadurch kleiner wird und daß ſie vielleicht einmal ganz ſchwindet.“

„Denken Viele wie du, daß ſie lieber dem König dienen wollen als dem Erzbiſchof?“

„Das Mehrtheil wird ſagen, es kommt darauf an, wie der König iſt und wie der Erzbiſchof iſt. Dennoch, wenn der König eine ſtarke Hand hat und ſein Vogt billig denkt, ſo wird der Bürger freudiger einem Helden dienen, der ein Schwert trägt, als einem geſchorenen Haupte.“

„Ihr ſelbſt ſitzt am liebſten daheim; aber ihr hört es gern, wenn der Spielmann vor euch ſingt, wie die Knie des Königs im Drange der Schlacht wund gerieben wurden,“* ſagte der König mit trübem Lächeln. Gemächlicher iſt dein Heerdſitz, Heriman, als der Sitz deines Königs, welcher das ganze Jahr im Sattel reitet. Geh in Frieden mit deinen Waaren, dies hier habe ich für die Königin ausgewählt, laß dir den Preis von meinem

Kämmerer zahlen. Und vernimm noch eins, was ich dir in deiner Redeweiſe vertrauen will. Die beſcheidenen Leute in Erfurt und anderswo meinen, der Mann handelt unweiſe, welcher mit unbedecktem Haupt auf der Straße läuft, wenn der Hagel herunterſchlägt. Beſſer thäte er, ſein Antlitz zu bergen, bis das Wetter vorübergerauſcht iſt."

„Das iſt gute Lehre," verſetzte Heriman demüthig, „zumal wenn ſie ein König giebt. Aber wir im Lande haben ein Sprichwort, womit wir uns tröſten: je treuer der Sinn, deſto dicker der Kopf."

Als Heriman das Gemach verlaſſen hatte, ſprach der König zu dem eintretenden Kämmerer: „Das iſt ein redlicher Thüring. Sorge, daß er ſein Geld ohne Verzug erhält."

## 12.

## Das Gericht des Königs.

Auf niedriger Anhöhe ſtand unweit dem Mühlberg eine große Linde; dort wurde innerhalb gezimmerter Schranken dem Könige der Richterſtuhl erhöht und Sitze für die Großen des Reiches, welche in ſeinem Gefolge ritten. Die Diener breiteten Teppiche und Polſter auf das Holzwerk, das Banner des Königs ward aufgeſteckt, der Rufer trat an den Eingang des Geheges und die Leibwächter ſchritten mit ihren Spießen in die Runde, das verſammelte Volk abzuwehren. Die Frühlingsſonne ſchien warm und die Lerchen ſangen freudig von der Höhe, aber Landleute und Burgmannen, welche in großen Haufen herzugeeilt waren, hielten ſich abſeits, ſprachen leiſe mit einander und ſahen ſcheu nach dem Gerichtsbaum und zurück nach dem Dorfe, bei welchem das Lager des Königs war. Nicht die Ehrfurcht allein bändigte ihnen Stimme und Geberden, ſonſt zogen ſie wohl einem ſcharfen Gericht wie einem Feſte zu und freuten ſich, wenn das Haupt eines Miſſethäters auf den Raſen fiel; diesmal war den Meiſten der Muth beſchwert.

entweder weil ſie dem Helden Immo wohlgeneigt waren, oder weil ſie dem Grafen Gerhard geringes Glück gönnten.

In geſondertem Haufen ſtanden die freien Bauern vom Neſſebach, in ihrer Mitte der alte Baldhard mit Brunico und ſeinem Geſchlecht, und Baldhard ſtreckte den Arm nach dem Ring der rothen Berge aus, auf welchen die Mühlburg ragte: „Seht dorthin.“

Auf dem Grunde lag der weiße Waſſerdunſt, darüber ſtrahlten die Höhen wie abgelöſt vom Erdboden und wie von eigener Gluth durchleuchtet. An den waldloſen Stellen ſchimmerte das Erdreich hier roſenfarben und blau dort blutig roth. „Schaut Alle,“ rief Baldhard, „gleich rothem Golde glänzt Erde und Stein. Manches Mal ſah ich den alten Götterſchein an den Höhen, und Jedermann aus der Umgegend kennt das Gleißen, das man ſchwerlich an anderen Bergen ſchaut. Aber niemals erblickte ich ſolches Feuer, und bekümmert fragen wir, was das blutige Licht dem alten Landgeſchlecht bedeute, gegen welches heut der Richterſtuhl gezimmert wird.

Alle ſtarrten mit ſcheuer Verwunderung nach den Hügeln.

Und Ruodhard der Müller begann: „Die letzte Nacht war ſtill und der Mond ſtand am wolkenloſen Himmel, dennoch hörte ich im Berge ein Dröhnen und Brechen; wie mit ſchweren Hämmern arbeiteten Rieſenhände in dem Geſtein und ich ſah, daß die Grauwölfe heulend die Naſen hoben und in den Berg hineinfuhren.

Da rief eine rauhe Stimme: „Die in der Tiefe hauſen, rüſten ſich, um junge Helden zu empfangen, welche vom Tageslicht geſchieden werden."

Brunico ſtöhnte und wandte ſich ab.

„Beklagſt du die Söhne Irmfrieds?" frug die Stimme neben ihm. Brunico ſah auf eine rieſige Geſtalt in einem Rock von Wolfsfellen, das buſchige Haar des Mannes ſtarrte wild um das Haupt, in dem Gurt ſteckte eine Axt mit neuem Stiel. „Jammervoll iſt dieſer Tag, Eberhard," murmelte der Knappe.

„Du hatteſt dich einem von ihnen gelobt," verſetzte der Hirt finſter, ich aber war allen Sieben ein Knecht von den Vätern her. Darum bin ich neugierig zu ſehen, wie meine Herren auf ihrem eigenen Grunde von einem Fremden geſchlagen werden."

„Wiſſe, Eberhard, der König ſelbſt iſt gekommen zu richten."

„Bis heut waren die Söhne Irmfrieds Könige des Waldes, trifft ein fremder König die Sieben in den Nacken, wie mag ihr Knecht ſich noch ſeinen Herrn ſuchen? Der Stiel iſt neu und das Eiſen iſt ſcharf. Schwingt keiner der Herren die Axt in den Baum, ſo hebt der Knecht ſelbſt die Axt zu einem Herrenwurf, und er wählt ſich das Ziel. Von meinen Ebern bin ich entwichen, damit ich den fremden Richter ſchaue, weißt du mir ihn zu zeigen?"

„Du wirſt ihn erkennen, wenn er auf dem Richterſtuhl ſitzt," antwortete Brunico und wandte ſich ſcheu von dem Wilden ab.

Der König ritt aus ſeinem Hofe auf das Feld hinaus. Die Leute erkannten, daß er einen Hauptmann der Reiſigen zu ſich winkte, und daß dieſer nach dem Lager der Königsmannen eilte. Gleich darauf tönten von dem Anger Hörner und das Getöſe einer aufbrechenden Schaar.

Als der König herankam mit großem Gefolge von Geiſtlichen und Laien, klang der Heilruf nicht freudig wie wohl ſonſt, und der König merkte das und ſchaute düſter über die Haufen. Die Leute vernahmen, wie der Rufer Stille gebot und des Königs Gericht nach den vier Winden ausrief, und ſie drängten ſchweigend an die Schranken. Als darauf Immo zum Hügel geführt wurde zwiſchen entblößten Schwertern und nach ihm ſeine Brüder, da hörte man trotz dem Gebot des Schweigens lautes Klagen und Jammern der Weiber, und Viele knieten nieder, hoben die gefalteten Hände und thaten Gelübde, damit die Heiligen ſich der Angeklagten erbarmten.

Der König ſetzte ſich auf den Richterſtuhl und ergriff den weißen Stab, an welchem das goldene Königszeichen einer Lilie ähnlich glänzte. Erzbiſchof Willigis trat mit den Biſchöfen und Edlen, welche der König zu Rathgebern gewählt hatte, vor den Stuhl und begann: „Da des Königs Würde ſelbſt den Spruch thun will gegen den edlen Thüring Immo wegen Raub einer Jungfrau und wegen Friedensbruch, ſo iſt uns das Vorrecht geworden, im Rath zu ſitzen über die That und die Rache. Denn ſo iſt es Brauch, wenn der Spruch des Königs gegen das Leben eines Edlen geht. Was wir befunden haben, verkündet jetzt mein Mund dem Könige, wenn ſeine Hoheit es vernehmen will.“ Der König winkte und der Erzbiſchof fuhr fort: „Gegen die ruchbare That des Helden Immo und ſeiner Brüder hat Graf Gerhard Klage erhoben wegen des nächtlichen Raubes ſeiner Tochter Hildegard aus dem Dach der Herberge, und daneben mein Vogt zu Erfurt wegen Friedensbruch und ſchwerer Verwundung ſeiner Reiſigen. Darum möge die Gerechtigkeit des Königs erwägen, ob die ſchwere That verübt wurde gegen die Jungfrau ſelbſt, gegen den Vater und gegen den Frieden der Stadt. Befunden ehrliche Zeugen, daß der Mann Immo ein Räuber der Magd war, ſo büße er mit ſeinem Haupt und Leben. Hat er nur durch gezücktes Schwert den Frieden der Straße geſchädigt, ſo möge der König ihn ſtrafen, nicht an ſeinem Leben, aber an ſeinen Gliedern, an ſeiner Freiheit, an Gut und Habe, wie es dem König gefällt. Seine Geſellen aber, weil ſie als jüngere Brüder die Treue des Geſchlechtes erwieſen haben, möge der König ſtrafen oder verſchonen.“

Der König antwortete: „Ich rühme den Rath, den ihr Biſchöfe und Herren gefunden, als gerecht und billig.“ Aber hart war der Ausdruck ſeines Angeſichts, als er auf die Gefangenen hinſah.

„Sind hier alle Söhne des toten Irmfried verſammelt? Von ſieben Neſtlingen hörte ich ſingen und ſagen.“

Gundomar trat heran. „Einer iſt zurück, der jüngſte Sohn Gottfried; ſchuldlos iſt er, Herr, und hat keinen Theil an dieſem Frevel ſeiner Brüder.“

„Iſt er ſchuldlos, warum wird er dem Auge des Königs entzogen?“ frug Heinrich, „brachteſt du ihn von der Burg, ſo führe ihn her.“

Gundomar eilte aus dem Ring und Gottfried trat in die Schranken. Er trug das Panzerhemd, das ihm die Brüder geſchenkt hatten, um das runde Geſicht ringelten ſich die goldenen Locken. In holder Scham ſtand er da; auf eine leiſe Mahnung ſeines Begleiters trat er näher, kniete vor dem König nieder und ſenkte ſein Haupt.

Der König ſah überraſcht auf den Knaben. Im Kreiſe der Herren erhob ſich ein beifälliges Gemurmel und aus dem gedrängten Volke klangen Heilrufe der Männer und Segenswünſche der Frauen. Der König erkannte, daß die Edlen und das Volk ihn rühmen würden, wenn er dem Unſchuldigen ſeine Gnade erwieſe. Und da ihm der Knabe gefiel, ſo gedachte er bei ſich das Geſchlecht nicht ganz zu vernichten, ſondern dieſen zu bewahren und er ſprach gütig zu ihm: „Steh auf und ſieh mir ins Geſicht.“

Gottfried ſtarrte aus ſeinen großen Augen ſo erſtaunt den König an, daß dieſer lächelte. „Tritt näher,“ gebot er, faßte den Knaben bei der Hand und ſtrich ihm über die Wange. „In jungen Jahren trägſt du das Eiſenhemd, wer hat dich ſo früh mit dem Schwert gewappnet, du Singvogel? Noch ziemt dir nicht der wilde Flug. Danke den Heiligen, daß jene dich bei ihrem nächtlichen Ritt zurückließen.“

„Gern wäre ich mitgeritten,“ antwortete Gottfried arglos, „und mich reut gar ſehr, daß ichs verſchlaſen habe.“

Da lachten die Herren ringsum über die Kinderſtimme und nickten einander zu. „Ich merke,“ ſagte der König, „wir ſind hier in dem Lande, wo ſchon die Neſtvöglein trotzig ſingen, wenn auch ihre Stimme noch ganz fein iſt. Daß du den Ritt verſchlaſen haſt, Knabe, war dir diesmal größeres Glück als die beſte Heldenthat. Sieh auf deine Brüder; der einzige biſt du aus deinem Neſt, der ein Schwert trägt, wenn es auch in deiner Hand noch ſchwerlich tieſe Wunden ſchlagen wird.“

Gottfried ſah erſchrocken auf ſeine Brüder, gürtete ſich ſchnell das Schwert ab und legte es dem König zu Füßen. „Verzeiht mir, Herr König, ich will nicht anders gehalten ſein als meine Brüder, laßt mich das Unglück, das ſie trifft, auch theilen,“ und er lief von dem König zu den Geſangenen und ſtellte ſich als letzter in ihre Reihe. Aber Gundomar ergriff ihn bei der Hand und führte ihn zum Stuhl des Königs zurück. „Hebe dein Schwert auf,“ beſahl der König gnädig, „damit ich dich ſelbſt damit umgürte; als Kriegsmann ſollen dich, Gottfried, Sohn des Irmfried, von heut an meine Edlen ehren.“

Da erhob ſich ein Summen und Brauſen in der verſammelten Menge und es verſtärkte ſich zu einem donnernden Heilruf für den König, ſo daß dieſer wieder befremdet über das Volk ſah. Denn die Leute hofften, daß die Huld, welche der König dem Jüngſten erwies, eine gute Vorbedeutung ſei für das Schickſal der anderen Brüder. Aber Solche, die den König zu kennen meinten, urtheilten anders.

Der König gebot: „Führt die Jungfrau herein.“

Geſtützt auf Edith trat Hildegard in die Schranken. Ein beifälliges Murmeln ging durch die Verſammlung, als die Frauen vor den Königsſtuhl traten. Würdig verneigte ſich Edith und ſtand mit gehobenem Haupt in der Verſammlung; und der König, welcher gedachte, daß ſie ſich ſtolz hielt, weil ſie von den Ahnen her dem königlichen Stamme verwandt war, faßte mit der Hand an die Lehne ſeines Stuhls und hob ſich ein wenig aus dem Sitz, als er ſich gegen ſie neigte, um die Abkunft zu ehren. Ediths Augen aber ſuchten die Söhne. Als ſie Immo erkannte, das bleiche Antlitz und die ſchmerzvollen Züge, da that ſie einen Schritt auf ihn zu, aber ſie bezwang ſich und hob nur die Hand ſegnend gegen ihn. Neben ihr ſtand Hildegard, die Augen zum Boden geſenkt, ängſtlich griff ſie nach der Hand ihrer Begleiterin, um ſich daran zu halten. „Dies iſt deine Tochter Hildegard, Graf Gerhard?“ frug der König, und als der Graf ſich bejahend verneigte, fuhr er fort: „Wenig gleicht ſie dir, doch auch vom knorrigen Stamme kommt ſüße Frucht. Wahrlich, mancher meiner jungen Helden wird über die Miſſethat des Räubers nicht erſtaunen. Faſſe Muth, Jungfrau, denn der Richter, welcher jetzt fragt, iſt dir wohlgeſinnt. Ueber dem Thüring Imme hängt die Klage, daß er dich mit Gewalt und entblößtem Schwerte aus dem Frieden meiner Burg Erfurt geraubt und durch ſeine Geſellen in ſein feſtes Haus geführt hat. Ob es Raub einer Jungfrau war, die widerwillig der Gewalt folgte, das erkennt der Richter aus dem Nothſchrei der Geraubten; denn wie dem Mann das gezückte Eiſen, ſo hilft der Jungfrau die Stimme. Haſt du dich geſträubt gegen die Entführung durch abwehrende Hand, und wenn die Hand gebändigt war, durch den Mund, ſo ſprich, damit wir dein Magdthum ehren und die That des Räubers erkennen."

Hildegard hielt ſich an Edith feſt. Es wurde ſo ſtill im Raum, daß man das Summen einer Mücke gehört hätte, aber kein Laut drang aus den zuckenden Lippen der Jungfrau.

Da trat Erzbiſchof Willigis zu der Schweigenden und ſprach mit väterlicher Milde: „Zum Dienſt der Heiligen biſt du beſtimmt; deshalb mahne ich dich freundlich, daß du alle Furcht abthuſt, denn du ſprichſt jetzt für deine eigene Ehre. Der Richter fragt, ob der Mann, der zu dir in die Herberge drang, dein Trauter war oder dein Räuber. Darum, haſt du dir Hilfe gefordert, ſo antworte nur ein: Ja, ich habe."

Im Angeſicht der Jungfrau wechſelte Bläſſe und hohe Röthe, aber ſie ſchwieg. Wieder ging ein Geflüſter durch die Verſammlung und manche Lippe verzog ſich zum Lächeln. Graf Gerhard aber drängte ſich vor und rief ängſtlich: „Möge die Hoheit des Königs Nachſicht üben mit meinem armen Kinde, dem jetzt die Angſt und Scham den Mund verſchließt. In jener Nacht aber hat ſie gerufen, wie einer ſittſamen Jungfrau geziemt, Zeter und Waffen, und hat ſich geſträubt, ſo ſehr ſie vermochte, als die Räuber ſie auf das Roß ſchwenkten."

„Da du ſelbſt den Schrei nicht gehört haſt, und die Jungfrau nicht reden will, ſo rufe Zeugen, wenn du deren haſt," gebot der König.

Graf Gerhard eilte an die Schranken und führte den Wirth des Heſſenhofes herbei. Der Mann kniete nieder und bekannte: „Laut gellte der Nothſchrei einer Weiberſtimme aus dem Gemach, in welchem die Jungfrau raſtete, und als ich vom Lager ſprang und mit meiner Waffe in das Zimmer eilte, fand ich es leer, auf der Straße aber ſah ich Reiter davonſprengen und erkannte, daß einer die Jungfrau vor ſich auf dem Roſſe feſthielt."

„Der Nothſchrei klang von den vier Wänden," beſtätigte der König, „doch ſah der Zeuge nicht, ob es die Jungfrau war, welche rief. Hauſte das Grafenkind allein in der fremden Stadt?"

„Nur ihre Dienerin kam mit ihr," antwortete der Graf, „ein unfreies Mädchen."

„Warum iſt ſie nicht zur Stelle?" frug der König. „Du hörſt, Beklagter, etwas fehlt an dem Zeugniß gegen dich. Vermagſt du den Spruch gegen dich weniger ſchwer zu machen durch deinen Eid und den Eid deiner

Helfer, ſo darfſt du ſchwören, daß die Jungfrau dir ohne die Nothklage gefolgt iſt."

„Ich ſchwöre nicht gegen ihre Ehre," antwortete Immo, „was mir auch darum geſchehe."

Da hob Hildegard das bleiche Antlitz ein wenig und begann leiſe: „Einen Goldfaden ſandte ich ihm und er bewahrt ihn an ſeinem Herzen, die Sommerlinde auf der Idisburg ſah es und weiß es, daß er mich küßte. In der brennenden Stadt ſtand ein ſteinernes Kreuz, ſo wahr das Kreuz dort ſteht, ſo wahr iſt es, daß er mich aus den Händen der Mörder gelöſt hat durch ſeinen Arm und ſein Schwert. Dann kam er in der Nacht, in der ich angſtvoll am Boden lag, weil ich die Liebe zu ihm im Herzen trug und doch am nächſten Morgen zu den Heiligen ſollte; er weiß es wohl, daß ich ſchwieg, als er mich auf das Roß ſeines Freundes hob."

In der Stille, welche dieſen Worten folgte, hörte man nur das Stöhnen des Vaters, welcher ſich abwandte und die Hände vor ſein Antlitz hielt.

„Folgteſt du freiwillig, ohne deiner Kindespflicht zu gedenken," frug der König, „wer denn that den Klageſchrei? Weiß Jemand Antwort zu geben, der antworte, damit der Zeuge nicht als meineidig erkannt werde."

An den Schranken rührte ſich's unter den Bürgern, welche aus Erfurt herbeigeeilt waren. Frau Kunitrud wurde von Heriman und Andern vorgeſchoben und der Rufer öffnete ihr auf einen Wink des Erzbiſchofs die Schranken. Sie warf ſich auf die Knie.

und begann mit geläufiger Stimme, während ſie mehrmals aufſtand und wieder niederkniete, bis ſie in der Nähe des Königſtuhls beharrte: „Es wird kein Brei ſo heiß gegeſſen als er gekocht iſt, und ein Kind aus Burg Erfurt traut ſich auch noch vor dem Könige zu reden, zumal wenn er noch jung iſt. Alles kann ich auf das Genaueſte verkünden, Herr König, denn ich ſelbſt habe die Entführung erlebt, und ſie war das Aergſte nicht, was ich erlebt habe; ſchlimmere Gewaltthat geſchieht in der Welt, und noch dazu von Leuten, welche weniger gutherzig ſind als dieſes junge Blut. Ihr ſollt wiſſen, Herr König, daß ich in jener Nacht bei der edlen Hildegard war. Reiſemüde ſaß ſie oder ſie lag auf dem Boden und rang die Hände, wie es ihr grade gefiel. Da vernahm ich draußen Getümmel und Klappern von Pferdehufen und ich tröſtete die edle Hildegard und ſagte ihr: Das thut nichts, es ſind nur volle Brüder, welche gegen einander die Meſſer zücken und es iſt des Königs Wache, ſie werden ſich untereinander raufen, wie ſie oft thun. Da ſprang die Thür auf und der edle Immo trat ein, ganz in Eiſen, und er fuhr auf die Jungfrau zu, welche wie ein Rohr wankte, da ſie ihn ſah; er faßte ſie und rief: „Mußt du Zeter ſchreien, Kunitrud, ſo harre, bis ich zu Roſſe bin." Da ſchlug ich erſchrocken die Hände zuſammen, und lief an das Fenſter, riß die Decke weg und ſah hinab, aber ich ſah nur Undeutliches in der Finſterniß, bis ich mich endlich beſann und das Geſchrei erhob, wie ſich geziemte."

Der König winkte und der Rufer bedeutete der behenden Frau zu ſchweigen, worauf ſich dieſe wieder mit Kniebeugungen aus den Schranken zurückzog.

„Folgte das Weib widerſtandlos dem heiſchenden Manne,“ entſchied der König, „ſo vermag der Richter nicht ihre Ehre zu rächen, ſie ſelbſt hat ſich ihres Rechtes begeben und iſt Mitſchuldige der Gewaltthat. Denn nicht ihr ſtand zu, ſich den Gemahl zu wählen, ſondern ihrem Herrn und Vater. An der Jungfrau haſt du, Schwertloſer, durch den Raub keinen Frevel geübt; der Richter fragt, ob du ihn geübt haſt gegen Gerhard den Grafen. Dieſer aber hat, wie du ſelbſt ſagſt, dir ſein Kind nicht verlobt, ſondern er wollte es nach dem Wunſch des Königs geſchleiert den Heiligen weihen. Weißt du, Immo, was dich von dieſer Miſſethat entſchuldigt, ſo verantworte dich.“

Die Lippen Immos bewegten ſich, aber er ſchwieg.

Da Immo auf die Frage, welche für ſein Leben entſcheidend war, nicht antwortete, hob Edith mit einem Klageſchrei die Hände zum Himmel, eilte durch die Verſammlung zu ihrem Sohn und umſchlang ihn mit ihren Armen. Er aber warf ſich vor ſeiner Mutter nieder und barg ſein Geſicht in ihrem Gewande.

Unter den Brüdern entſtand eine Bewegung, Odo trat ein wenig vor und begann auf einen Wink des Richters: „Immer wünſchen wir, daß der König uns gnädig ſei, zumal wenn wir vor ihm ſprechen ſollen und doch behender Worte nicht ſehr mächtig ſind. So geht es jetzt mir. Was aber die Klage des Grafen

Gerhard angebt, ſo behaupte ich, Odo, Irmfrieds Sohn, und mit mir meine Brüder Ortwin und Erwin, Adalmar und Arnfried, daß die Klage völlig eitel und nichtig iſt, und wenn des Königs Huld uns Schwert und Roß gewähren will, ſo ſind wir Fünf, die wir jetzt ſchwertlos ſtehen, bereit, dies gegen den Grafen Gerhard und vier ehrliche Kämpfer ſeiner Freundſchaft zu erweiſen, überall, wo die Sonne ſcheint, die Luft weht und der Anger grünt.

Der König ſah verwundert auf den jungen Helden, dem man wohl anmerkte, wie er die Worte bedächtig erwog, während er mit ſeinen grauen Augen und dem unbewegten Geſicht auf die Verſammelten blickte. „Du biſt ein verwegener Geſell, daß du die Klage über eine ruchbare Miſſethat ungehörig ſchiltſt. Du ſelbſt haſt die geraubte Jungfrau auf der Burg verſchloſſen.“

„Ich bin nicht mein Bruder,“ verſetzte Odo trocken, mir war auch bisher ganz wohl in meiner eigenen Leibeshülle. Die Klage aber geht gegen den Helden Immo und nicht gegen mich. Darum iſt ſie grundlos und für Jedermann iſt deutlich, daß mein Bruder die Jungfrau nicht geraubt hat. Sie hat den Rücken ſeines Roſſes nicht berührt; als ſie in der Nacht unter den Sternen dahinfuhr, war er gar nicht in ihrer Nähe, als ſie hinter dem Burgthor abgehoben wurde, lag er weiter von ihr entfernt, als die Stadt von der Burg. Wir im Lande aber ſtrafen nur die ſchwere That, nicht ſchweren Willen. Was er gewollt hat, darum mögen ſich die Unſichtbaren kümmern, welche, wie uns die Prieſter ſagen, ſogar die Gedanken eines Mannes erſpähen, der Richter unter der Linde ſpricht nur über ruchbare und greifbare That.“

Der König muſterte mit ſcharfem Blick den ſtattlichen Jüngling. „Wenn ich dich und deine Brüder betrachte, ſo wundert mich nicht, daß ihr die Sache wieder von des Königs Bank hinweg auf die Beine eurer Roſſe bringen wollt. Ich merke, du wagſt vor dem König Haare zu ſpalten. Was Jener nicht vollbrachte, that einer ſeiner Blutgeſellen.“

„Dies grade iſt es, was ich der Gerechtigkeit des Königs ſagen wollte. Ungern redet ein Mann gegen ſich ſelbſt. Auch ich erinnere hier nur daran, daß er ſchuldlos an der That erkannt werden möge, weil er der älteſte von uns Brüdern iſt und wie ich wohl weiß, unſerer Mutter der liebſte. Und ich fürchte, ſein Tod würde ihr das Herz brechen. Muß alſo Strafe das Haupt eines Mannes treffen, weil das Grafenkind auf ein Roß geſchwenkt wurde, ſo darf doch nicht mein Bruder für die That büßen, die ein Anderer vollbrachte. Hätte Graf Gerhard dieſen Andern verklagt, ſo dürfte der Andere ſich nicht beſchwert fühlen.“

„Du ſelbſt warſt der Andere?“ frug der König.

„Die Jungfrau wurde dem gereicht, der das ſtärkſte Roß hatte,“ verſetzte Odo vorſichtig. „Das Roß wurde vor Jahren von dem Weidegrund des Königs nach Thüringen geführt, es iſt vom beſten ſächſiſchen Schlag.“

„Auch der Reiter, wie ich merke,“ verſetzte der

König. „Tritt zurück, Jüngling; die Klage nennt nach Recht den Urheber, er gab den Rath, er ſtiftete die That, ihm frommte das Vollbringen. Du aber warſt nur ſein Gehilfe. Zum andern Mal frage ich dich, Immo, weißt du etwas, was dich entſchuldigt, ſo ſprich.“

Immo ſtand in hartem Kampf, er wußte wohl, daß Gerhard in Wahrheit niemals der Vermählung günſtig geweſen war, er ſelbſt hatte früher dem König geſtanden, daß der Graf ihm kein Verſprechen gethan habe, und obwohl er jetzt in Todesnoth war, ſo erſchien ihm doch nicht mannhaft, an nichtige Worte des Gegners zu mahnen. Während er mit ſeinen Gedanken rang, ob er reden ſollte oder ſchweigend den harten Spruch erwarten, begann der König, zu dem Erzbiſchof gewandt: „Als die Rathgeber mir durch euren Mund, hochwürdiger Vater, ihren Rath kündeten, haben ſie, ſo ſcheint mir, Eines nicht erwogen. Der Thüring Immo war es, welcher dem Grafen zu Hilfe kam, als dieſer in Kerkernoth ſaß. Denn hätte der Jüngling nicht vor mir das Knie gebeugt, ſo würde der Graf einem ſchweren Schickſal nicht entgangen ſein. Damals nun hat, ſo ſcheint mir, der Jüngling von dem Grafen ſelbſt ein Verſprechen erhalten, welches die Tochter betraf. Hat aber der Jüngling den Raub verübt auf Grund eines Gelöbniſſes, das er von dem Vater empfing, ſo würde ſeine Verſchuldung gegen den Gerhard gering erſcheinen, denn er hätte durch empfangenes Verſprechen ein Recht auf die Jungfrau gewonnen, wenn auch der

Raub ein Frevel gegen den König und den Stadtfrieden war."

Da drängte ſich Graf Gerhard eilig hervor und rief laut durch den Saal: „Keinerlei Gelübde hat der Räuber erhalten, und kein Schwur vermag ihm zur Entſchuldigung zu gereichen; weder die Tochter noch irgend etwas Anderes habe ich ihm gelobt, damit er thue, was mir zum Heil gereichen konnte. Ganz ohne Entgelt wagte er, was für ihn kein ſchwerer Dienſt war, da des Königs Gnade über denen, die im Unglück ſind, ohnedies barmherzig waltet. War ich ihm einen Dank ſchuldig, ſo hätte ich ihm wohl etwas Gutes erwieſen durch ein Roß oder ein ſtattliches Gewand, wie es im Lande Brauch iſt, nur nicht durch ſo unerhörten Lohn, wie das Magdthum meines Kindes."

„Wie?" rief Heinrich, „war er ſo thöricht, deine Sünden zum Könige zu tragen, ohne den Brauch der Welt zu üben und an den eigenen Vortheil zu denken? ungern mag ich das glauben, wenn auch du es ſagſt. Sprich ſelbſt, ſchwertloſer Mann, redet der Graf die Wahrheit?"

Durch Immos Seele fuhr ein heißer Schmerz; hätte er den Schwur des Grafen angenommen, vielleicht wurde er jetzt der Gefahr enthoben und zuletzt doch mit der Geliebten vereinigt. Die Lehre, welche er vom Vater Bertram gekauft hatte, mochte Unglück und Tod über ihn bringen. Und doch hörte er in dieſem Augenblicke der Entſcheidung wieder das feierliche Flüſtern des alten Mönches, das ihn damals mit Ehrfurcht erfüllt hatte.

und in ſeiner Seele ſchrie es, daß der Rath hochſinnig und ehrlich geweſen war. Darum ſprach er leiſe in der Verſammlung: „Der Graf redet die Wahrheit, ich empfing keinen Schwur von ihm, weder um ſeine Tochter noch um etwas Anderes, und ich habe mir ſie geraubt, wie Kriegsleute in der Noth thun, weil ſie mir lieber iſt als mein Leben.“

„Nun denn,“ rief der König, „ſo ſprich, was trieb dich damals, ein unholder Bote des Grafen zu werden?“

„Mich jammerte, daß der Edle gegen einen Ehrloſen kämpfen ſollte, und mehr noch als das Schickſal des Gebundenen ängſtigte mich die Trauer der Jungfrau. Und Herr, wenn ich Alles ſagen darf, wie es mir damals erging, ich trug den Brief wahrhaftig in Einfalt und treuem Sinne, denn ich wußte und bedachte nicht, daß ich meinem huldreichen Herrn Ungünſtiges brachte.“

Da flog ein heller Schein über das Angeſicht des Königs. War es ein Sonnenſtrahl oder ein Wetterleuchten aus ſeinem zornigen Gemüth, das wußten die Herren nicht, die den König mit geſpanntem Blick betrachteten.

Nur der Erzbiſchof erkannte, daß in dem Gemüth des Königs etwas vorging; und da Willigis ein ſehr kluger Herr war, ſo dachte er der veränderten Meinung des Königs Genüge zu thun, um zugleich ſich ſelbſt einen Gewinn zu ſchaffen, den er ſich ſeit lange erſehnte. Deshalb begann er: „Alle preiſen wir des Königs Huld, welche auch an dem ſchuldigen Mann das Ehrenwerthe zu ehren weiß, und Viele giebt es hier, welche ein mildes Urtheil für ihn erſehnen. Keiner aber wagt für ihn zu ſprechen, weil er an der Kirche und den Heiligen gefrevelt hat, indem er ein Weib entführte, welches der König dem Herrn verloben wollte. Darum ziemt vor Andern mir, meinen Herrn und König flehend zu mahnen, damit er ſowohl der Kirche eine Sühne gewähre, als auch dem Schuldigen Leben und Ehre erhalte. Möge der Weisheit des Königs gefallen, den Berg und die Burg, welche Held Immo verwirkt hat, den Heiligen zu übergeben, damit ſie fortan dem Erzbisthum gehören, und damit ich einen Lehnsmann hinaufſetze, entweder den Helden Immo ſelbſt oder einen Andern, wie es dem Könige gefällt."

Der König ſah überraſcht auf den Erzbiſchof. Er gedachte der Worte, welche ihm Heriman zugetragen hatte, und ihm gefiel gar nicht, den mächtigen Prieſter zum Herrn im Lande zu machen. Dennoch konnte er die Hilfe deſſelben nicht entbehren, und ſo ſaß er, das Geſicht freundlich ihm zugewandt, aber in ſeinem Herzen meinte er es weit anders. Denn ihm hatte noch dieſen Morgen im Sinne gelegen, die Mühlburg für ſich ſelbſt zu behalten, aber ſie vielleicht als Lehn des Reiches einem Manne aus Irmfrieds Geſchlecht zu übergeben. Darum hatte er heimlich ſeinen vertrauten Kriegsmann auf den Berg geſandt, welcher in Abweſenheit der Herrin einen Verſuch machen ſollte, die Beſatzung zu täuſchen oder zu überwältigen, und er hatte ihm geboten, ſtracks eine Stelle der Mauer zu brechen, damit des Königs

Macht ſichtbar werde. Jetzt gefiel ihm dieſer Gedanke noch mehr.

Während der König auf die Antwort ſann, hörte er das Rauſchen eines Gewandes. Ein Mönch kniete zu ſeinen Füßen, es war Reinhard aus Herolfsfeld, der Vertraute ſeines Kaplans, des frommen Godohard. Er winkte dem Demüthigen zu: „Was begehrſt du, Vater Reinhard, der du jetzt durch Herrn Bernheri zum Präpoſitus deines Kloſters ernannt biſt?“

„Nicht aus eigenen Gedanken, ſondern nach dem Willen meines Herrn Bernheri wage ich Unwürdiger in dieſer hohen Verſammlung zu bitten, zunächſt, daß Herr Willigis mir verzeihe, wenn ich anders ſpreche, als ihm ſelbſt gefällt. Die Mühlburg liegt nahe den Hufen und Wäldern, welche dem heiligen Wigbert gehören, und keine Sicherheit hat das Kloſter in Thüringen zu hoffen, wenn nicht der Gewappnete, welcher auf der Mühlburg hauſt, dem Kloſter gehorcht. Auch iſt bereits ein Heiligthum auf dem Berge, welches St. Wigbert ſelbſt geweiht hat, und das edle Geſchlecht des Helden Immo betet ſeit der Urzeit an den Altären des Kloſters. Darum flehe ich, daß es der Gnade des Königs und auch der Weisheit des Erzbiſchofs gefallen möge, den Berg und die Burg meinem Kloſter zu gewähren, damit dieſes einen treuen Kriegsmann hinaufſetze, der auch dem Könige wohlgefällig iſt.“

Der König ſah das zornige Geſicht des Willigis und um ſeinen Mund zuckte ein ſchadenfrohes Lächeln, denn ihm war lieb, daß die zweite Bewerbung leichter machte, dem Erzbiſchof für jetzt ſeinen Wunſch zu verweigern. Er hinderte alſo die Gegenrede, welche der Erzbiſchof vorbereitete, indem er antwortete: „Uns ziemt demüthige Erwägung, wenn zwei ſo fromme Väter ſich daſſelbe Gut begehren. Da du aber mir ſagſt, daß das Geſchlecht des edlen Immo ſich längſt den heiligen Wigbert zum Schutzherrn und Fürbitter erwählt hat, ſo will ich dich, Immo, ſelbſt fragen: Wie kommt es doch, daß ihr ſeither vermieden habt, den heiligen Wigbert als Herrn zu erkennen. Uebel haſt du, ſo ſcheint es, dich berathen, daß du dich der Lehnshoheit des Heiligen entzogſt, denn er vermöchte dir jetzt vielleicht die Mauern zu erhalten."

Was der König ſagte, fiel ſchwer auf das Herz des bedrängten Mannes, dennoch trat er mit gehobenem Haupte vor: „Herr, was ich als freies Erbe von meinen Vätern überkommen habe, das wollte ich in Ehre und Werth unvermindert den Nachkommen überlaſſen; immer war der Stolz meiner Ahnen, keinem Lehnsherrn zu dienen.

„Und doch würdeſt du jetzt froh ſein," warf ihm der König prüfend entgegen, „wenn du dein Erbe wenigſtens als Beſitz aus der Hand der Kirche zurückerhielteſt, damit du hätteſt, wo du dein Haupt birgſt." Immo ſchwieg. „Antworte mir," befahl der König.

Immo kniete nieder. „Da mein Herr und König mich frägt, ſo will ich, obwohl in Todesnoth, eine ehrliche Antwort geben. Kleiner wird alljährlich die Zahl der Freien im Lande, mein Geſchlecht aber ſaß ſeit der Urzeit auf dieſem Grunde. Nicht vom König und nicht von der Kirche ſtammt unſer Recht, ſondern von der milden Himmelsſonne ſelbſt erbaten meine Ahnen ihr Eigen, bevor König und Kirche im Lande herrſchten. Wenig liegt mir am Leben, da ich doch Alles verloren habe, worauf ich hoffte; aber ein Vaſall werde ich nicht.“

In dem Kreiſe der Edlen entſtand eine Unruhe und Heinrich rief: „Wahrlich, der König mag zufrieden ſein, daß das Erbe deines Hauſes nur klein iſt, denn du ſteigſt über den Adler und fährſt höher in deinen Gedanken, als die Großen des Reiches, welche ſelten verſchmähen, auch von Anderen als dem Könige Land und Leute zu empfangen. Nicht unwahr reden die Menſchen, wenn ſie euch die kleinen Könige aus dem Walde nennen. — Jetzt aber gedenke vor Allem, ob du der Noth dieſer Stunde entrinneſt. Als den Räuber ſeiner Tochter hat dich Gerhard verklagt, und zum dritten Mal warne ich dich. Rede, wenn du etwas weißt, was dich gegen ihn entſchuldigt, denn du redeſt für deinen Hals.“

Da ſprach neben dem Könige eine leiſe Stimme: „Lieber Herr König, ich weiß etwas.“ Heinrich winkte den jungen Gottfried an ſein Ohr, dann befahl er ihm laut zu reden. Der Knabe trat in den Ring vor den Grafen und begann muthig: „Was mein Bruder verſchweigt, daran will ich mahnen: Gedenke Graf Gerhard, daß du einſt meinen Bruder Immo einen Froſch nannteſt, der aus dem Weiher zu der Königstochter hinaufhüpft. Damals forderteſt du ſelbſt, daß mein Bruder ihr Geſelle werden ſollte, und du befahlſt der Hildegard, weil ſie den kalten Froſch nicht anrühren wollte, daß ſie es doch thun mußte. Aus einem Becherlein haben ſie getrunken und aus einem Schüßlein gegeſſen und mit einem Goldfaden haben ſie ſich gebunden, den ſie meinem Bruder Immo geſchenkt hat. Heut widerſtrebſt du mit Unrecht, daß er ihr Gemahl wird, denn du ſelbſt haſt deine Tochter dazu angeſtiftet, daß ſie ihn werth halten ſollte.“

Der König rief ergötzt: „Was weißt du auf die Sage des jungen Helden zu antworten? Haſt du ſelbſt den Jüngling und die Jungfrau vertraulich gemacht, wie darfſt du dich beſchweren, daß ſie auch ſpäter ſich zu einander geſellten?“

Da rief Graf Gerhard zornig: „Habe ich jemals Einiges von dem Froſch geſagt, ſo vermag der König leicht zu ermeſſen, daß dies nur ſcherzweiſe und beim Trunk geſchehen iſt, wie man mit Kindern wohl zuweilen handelt. Im Ernſt aber habe ich nie daran gedacht, den Helden aus den Waldhecken zum Gemahl für mein Kind zu wählen, denn damals ſtand er noch in Kloſterzucht und ſpäter hatte er die Gunſt des Königs verloren. Auch war dieſes Geſchlecht eines Zaunkönigs, welcher hier gegen mich piept, mir und meinen Mannen oft feindſelig und abgeneigt.“

Da erröthete Gottfried im Zorn und rief: „Darf ich ihm noch einmal antworten, Herr König? Eine andere Sage hörte ich in den Waldhecken, die er ſchmäht, daß einſt Wolf Iſegrim, ein Graf unter den vierfüßigen Thieren, das Neſt der Zaunkönige verſpottete, aber theure Buße zahlte er dafür. Denn die Vögel aus den Lauben begannen einen Streit gegen ihn und als ſie in einer Waldlichtung auf einander trafen, da wurde dem Wolf das Fell gerauft und Iſegrim ſtand am Abend mit entblößtem Haupt an dem Neſt der Zaunkönige und bat demüthig vor allem Volk die kränkende Rede ab. Laßt euch erzählen, wie Wolf Iſegrim damals Abbitte that. Der jüngſte Neſtling aus dem Geſchlecht, das er geſchmäht hatte, wurde ihm gegenüber geſtellt, und vor ihm mußte der Wolf ſich demüthigen. Merke wohl, Graf Gerhard, ich weiß das genau, denn der junge Vogel war ich und du warſt der Wolf."

Der Graf wurde zornroth und unwillkürlich taſtete ſeine Hand nach der Schwertſeite. Aber im Kreiſe der Herren erhob ſich ein ſchallendes Gelächter und Gottfried fuhr fort, indem er dem Grafen näher trat und nach dem Schwerte deſſelben wies: „Bei dieſem Kreuz wurde beſchworen, daß die Fehde abgethan ſein ſollte und aller Groll vergeſſen. Und beim Mahl trug ich dir die erſte Kanne Wein zu, und ich, den du jetzt wegen ſeiner Stimme ſchmähſt, ſang dir den Willkommen. Denke auch daran, Graf Gerhard, wie du damals zu meinem Bruder ſprachſt: Sehr leid thut es mir, Immo, daß der König mit meiner Tochter Anderes im Sinne hat; wenn ich mit ihr verfahren könnte wie ich wollte, ſo meine ich, ſie würde es nirgend beſſer haben als bei euch in den Waldlauben, und gern würde ich ſie dir gewähren, da ich weiß, daß ſie dir lieb iſt. So haſt du geredet, und ſo haſt du ſelbſt ihm den Muth gegeben, ſich die Braut zu holen.“

Wieder ging ein Summen und Lachen durch den Ring, der Graf ſuchte ängſtlich im Angeſicht des Königs zu leſen und niederknieend ſprach er: „Ich flehe, daß die Weisheit des Königs nicht vergangene Reden zu meinem Schaden gelten laſſe. Denn wenn ich auch hie und da beſſere Geſinnung gegen den Helden Immo hatte, durch den Raub der Jungfrau und durch den Friedensbruch iſt er und ſein Geſchlecht aus Frieden und Ehre geſetzt und kein Edler kann billigen, daß ich mein Kind, auch wenn es nicht geſchleiert wird, einem von Jenen dort vermähle.“

„Du haſt ein Recht, ſo zu ſprechen,“ verſetzte der König ernſthaft, „und mich freut's, daß du gelernt haſt, ſtrenge über einen Mann zu urtheilen, der geraubt hat. Nicht vergebens haſt du mich gemahnt, denn der König iſt dazu geſetzt, Jedem ſein Recht zu geben, das er ſich verdient hat.

Draußen klang Hufſchlag: der Hauptmann trat gegenüber dem König in die Schranken, und warf einen ausgebrochenen Mauerſtein vor dem Richterſtuhl auf den Boden, zum Beweis, daß des Königs Befehl vollführt ſei. Da hob Heinrich ſeinen Arm und rief den Söhnen Irmfrieds zu: „Die Burg eurer Väter iſt in der Hand des Königs und harte Hände meiner Krieger werfen die Steine der Mauer, damit das Volk erkenne, daß der König Herr iſt im Lande.“ Die Verſammlung erhob ſich, die Gewappneten ſchlugen an die Waffen und rieſen dem Könige Heil. Aber die Söhne Irmfrieds ſprangen erſchrocken zuſammen und Edith ſah bekümmert nach dem Helden Gundomar, der bei den Worten des Königs zuckte wie von einer Natter geſtochen.

Und der König fuhr fort: „Die Mauer breche ich ſo weit, daß der König mit ſeinem Heergefolge unter freiem Himmel hereinreitet; du Gottfried, magſt die Mauer wieder aufbauen und für dein Geſchlecht bewahren. Was dem König anheimgefallen iſt durch den Frevel deiner Brüder, das gebe ich dir, dem Schuldloſen wieder zurück in deine Hand als dein freies Eigen, das du fortan behaupten ſollſt als ein Geſchenk, das nicht von der Sonne ſtammt, ſondern von der Gnade des Königs. Denn dem Könige liegt auch am Herzen, die alten Landherren zu ſchützen, wenn ſie nicht Bedrücker ihrer Nachbarn werden.“ Er wandte ſich zu dem Erzbiſchof und zu Reinhard und fuhr heiter fort: „Darum mögen mir auch heilige Männer meines Landes nicht übel deuten, wenn ich ihren frommen Wunſch für die Kirche diesmal nicht gewähre. Oft habe ich gewährt, da ſie oft bitten. Hier aber geht, wie ihr Alle merket, der Handel um Königsgut zwiſchen zwei Königen, der eine bin ich und der andere hier der kleine König aus den Waldhecken, und darum will ich einem Herrn meinesgleichen nicht zuwider ſein, wenn ſein Krönlein auch nur klein iſt.“

Da der Erzbiſchof ſah, daß der König ihm die Mühlburg verſagte, ſo war ihm ganz lieb, daß die Mönche von St. Wigbert ſie auch nicht erhielten, ſondern ein Knabe, den er ſich einſt geneigt machen konnte, und er antwortete lächelnd: „Der König hat weiſe entſchieden und uns Allen das Herz erfreut, indem er das Geſchlecht eines ſeligen Bekenners vor den Edlen ehrte. Du aber, Jüngling, denke daran, daß du fortan als Herr auf eigenem Grunde gebieteſt.“

Der Knabe ſtand nachdenkend, dann trat er vor den König. „Iſt's an dem, lieber Herr König, daß ich jetzt Herr bin über die Mühlburg?“

Der König zog einen Ring vom Finger und faßte die Hand des Knaben. „Schwach iſt deine Hand, du mußt ihn auf dem Daumen tragen,“ ſagte er. „Wie ich dieſen Ring hier abziehe und dir anſtecke, ſo übergebe ich, was dem Reiche an Berg und Burg deiner Väter gehört, dir zu freiem Eigen.“

Gottfried küßte die Hand des Königs und rief freudig: „Und ich darf mit dem Gut beginnen, wozu nur immer ein Herr ſein Gut gebrauchen will?“

„Das darfſt du, Jüngling,“ verſetzte der König unruhig, denn er ſah den jungen Burgherrn zwiſchen dem Erzbiſchof und dem Mönch Reinhard ſtehn. „Nur beachte wohl, daß du es nicht zum Schaden des Königs gebrauchſt.“

Da ſchlug der Knabe froh die Hände zuſammen und rief: „Nicht zum Schaden des Königs, ſondern zu ſeinem Nutzen, denn ich will der Burg einen Herrn geben, der dem Könige beſſer dienen kann als ich.“ Und er zog den Ring von ſeinem Daumen, lief damit durch die Verſammlung zu ſeinem Bruder Immo, kniete vor dieſem nieder und rief: „Nimm den Ring, mein Bruder, und nimm den Berg aus meiner Hand und dulde, daß ich dich als meinen Herrn ehre, denn lieb biſt du mir, und gütig warſt du mir immer wie ein Vater.“

Immo warf ſeine Arme um den Bruder, die Thränen brachen ihm aus den Augen und beide hielten einander umſchlungen. Alles in der Halle war ſtill, die Augen des Königs leuchteten hell, aber auch er ſchwieg, bis Gottfried ſeinen Bruder an der Hand nahm und zum Könige fortriß. Dort warf ſich der Knabe nieder, umfaßte die Knie des Herrn und wollte ihn anflehen, aber er legte das Haupt auf die Knie, hielt den König umklammert und ſchluchzte in ſeinem Schooß.

Der König, dem ganz ungewohnt war, daß ihn Kinderarme umſchlangen, machte zuerſt, ſeiner Würde gedenkend, eine Bewegung, den Weinenden abzuſchütteln. Aber das Zutrauen und das heiße Weinen bewegten ihm das Herz, und er ſprach leiſe: „Habt ihr je, edle Herren, beſſere Rede eines Bittenden gehört?“ Auch du ſchweigſt, Immo, und auch dir rinnt Thau von den Wangen? Iſt das euer Lied, womit ihr die Herzen rührt? Noch mehr!“ fuhr er fort, als er ſah, daß die Brüder and die Mutter vor ihm knieten, „ihr verſteht gut, wie man eines Königs Gnade gewinnt, leiſe nur dringt der Geſang in das Ohr, aber er vermag wohl den Zorn zu tilgen. Steh auf, Knabe; und du tritt näher, Immo, dein Recht ſollſt du erhalten im Guten und Böſen, wie du verdient haſt.“

Mit bleichem Antlitz trat Immo vor den Stuhl des Herrn und beugte das Knie. „Ich ſehe dich vor mir," fuhr Heinrich fort, „wie an jenem Abende, wo du den Brief des Grafen zu meinen Füßen niederlegteſt. Damals war ich unwillig, weil du zum Vortheil eines Andern ſchwere Sorge auf mein Haupt ſammelteſt und ich habe ſeitdem in meinen Gedanken mit dir gezürnt. Denn, Immo, ich war dir von Herzen zugethan, und ich vertraute ganz feſt deiner Treue und deiner guten Geſinnung zu mir. An jenem Abend nun meinte ich mich von dir verrathen, und daß du, um das Grafenkind zu gewinnen, die Treue gegen mich verleugnet hätteſt. Das that mir von dir weh, und darum war ſeitdem dein Thun mir verhaßt. Heut aber habe ich erkannt, daß du redlich gegen mich warſt, wenn auch unbedacht. Darüber bin ich froh. Und obgleich du gegen den Frieden des Landes gefrevelt und meinen Willen gekreuzt haſt, und obgleich ich einen Spruch gegen dich finden muß als Herr, der über Recht und Frieden zu walten hat, ſo will ich dir doch vorher die Ehre geben, die der König einem Edlen giebt, der ihm lieb iſt." Der König erhob ſich ſchnell, ſtreckte die Hand nach dem knienden Immo aus, hob ihn auf, küßte ihn auf den Mund und lachte ihn freundlich an und ſein Antlitz, das ſonſt bleich war wie das eines leidenden Mannes, röthete ſich, wie einem geſchieht, der ſich heimlich freut

Als der König ſo huldreich dem Gefangenen ſeine Ehre gab, ſchlugen die Gewappneten mit den Waffen zuſammen und riefen dem Könige Heil, und um die Schranken erhob ſich ein Jubelgeſchrei, welches nicht enden wollte.

Aber den Freudenlärm übertönte ein ſo gellendes und ungefüges Jauchzen, daß auch eifrige Rufer erſtaunt innehielten, und eine blinkende Axt flog aus dem Volkshaufen nach dem Gerichtsbaume und ſchlug krachend in das Holz des Wipfels. Als um den Werfer ein Tumult entſtand und der König verwundert auf das Gedränge ſah, eilte Brunico heran und auf einen Wink des Königs in die Schranken gelaſſen, erklärte er begütigend: „Der wilde Sauhirt that es in übergroßer Freude, weil er den Hofbrauch wenig kennt.“

Heinrich ſah über ſeinem Haupt das Eiſen durch die Aeſte blinken, er merkte die überwundene Gefahr und ſprach lächelnd zu Immo: „Subulcus surculos secat.*) Iſt das eure Art Ruthen zu ſchneiden, wenn ihr einen widerwärtigen Schüler ſtrafen wollt?“ Und er nahm ein abgeſchlagenes Reis, welches an ſeinem Gewand haftete und ſchlug damit auf Immos Finger.

„Jetzt aber höre in Demuth, auch was dir leidvoll wird,“ begann er wieder mit Königsmiene und ſetzte ſich auf dem Stuhl zurecht: „die Jungfrau, welche du entführt haſt, damit ſie dein Gemahl werde, verweigert dir der Vater, und du mußt ihr entſagen, wenn dir nicht gelingt, den guten Willen des Grafen für dich zu gewinnen. Biſt du zufrieden mit dem Spruch, Graf Gerhard?“

Der Graf ſtand in großer Verwirrung. Daß der König den Gefangenen durch einen Kuß ehrte, und ihm ſeine Ehre vor der Verſammlung beſtätigte, ängſtigte ihn ſehr, weil er die geheimen Gedanken des Königs falſch gedeutet hatte; und er vermochte, wie gewandt er ſich ſonſt zu biegen wußte, doch im Augenblick nichts Schickliches zu erwiedern, ſondern ſtieß nur heraus: „Hm,“ und „allerdings, es iſt, wie der König ſagt;“ aber ihm ahnte, daß er in einem üblen Handel war, und daß der Richter ihm noch Arges ſann. Dabei fiel ſein umherirrender Blick auf Heriman, den Goldſchmidt, welcher außerhalb der Schranken dem König gerade gegenüber ſtand, und ſeine Angſt wurde noch größer. Der König aber fuhr gegen Immo fort: „Da mein Vogt von Erfurt keine Klage gegen dich erhoben hat wegen deines nächtlichen Ritts durch die Straßen, ſo beſteht gegen dich die Klage der Erzbiſchöflichen wegen Tumults und ſchwerer Verwundung. Die Wunden wirſt du nach Landesbrauch entſchädigen, wegen des gebrochenen Stadtfriedens ſollſt du ohne Schaden an Leib und Leben das Land räumen. Und ich verſage dir deine Heimath, Dach und Heerd auf ein Jahr und einen Tag von morgen an.“ — Ein leiſer Klageton des Gefangenen zitterte durch die Luft.

---

*) Der Sauhirt ſchneidet Reiſer.

„Und nach Jahr und Tag,“ fuhr der König fort, „falls die Heiligen uns gnädig ſind, ſollſt du, Held Immo, deinen König zu dem Hochfeſt laden, das du feierſt, wenn du dich vermählſt. Ich ſelbſt will zur Stelle ſorgen, daß ich dir deine Braut werbe, denn ich habe nicht vergeſſen, daß du einſt zwiſchen mir und meinen Feinden ſtandeſt. Deßhalb gedenke ich jetzt mit dem Grafen zu reden, ob er mir Gehör giebt.

Manches weiß ich von ſeinen Gedanken und Thaten, was vertraulich zwiſchen uns Beiden bleibt, und ich weiß auch daß er dir im Grunde wohl will, nur daß er des Königs Zorn ſcheut. Denn er hat nicht nur günſtig über ſein Kind zu dir geſprochen, er hat ſogar damals, als du am Main von ihm ritteſt, ſchon den Goldſtoff erworben, den ein Grafenkind ſchwerlich tragen würde, außer wenn ſie ſich einem König vermählt; und der König konnteſt doch nur du oder ich ſein, ich aber habe meine Königin und du noch nicht. Habe ich deinen Sinn recht gedeutet, Graf Gerhard, ſo ſprich.“ Und Heinrich warf einen Herrenblick auf den Schuldigen, ſo daß dieſer ſich niederbeugend nichts weiter ſagen konnte, als: „Des Königs Weisheit räth immer das Beſte.“

„Dann rathe ich dir auch, dem Goldſchmidt Heriman den Stoff zu bezahlen, und daß du ihm zu dem Preis das Fünffache darauf legſt, damit dieſer eine reiche Spende in die Hand meines hochwürdigen Vaters Willigis von Mainz lege. Denn auch Heriman hat Urſache, den Heiligen dankbar zu ſein, weil ſie ihn damals und ſpäter aus großer Gefahr befreit haben. Du aber, Held Immo, ſollſt, bis Jahr und Tag vergangen ſind, mit deinem Könige reiſen, der jetzt ſeine Romfahrt rüſtet. Unterdeß wird die Jungfrau im Hauſe der edlen Edith zurückbleiben, wenn der Vater, wie ich wünſche, die Herrin gleich zur Stelle darum bittet und dieſe es ihm gewährt. Du junger Gottfried, bewahrſt bis zur Heimkehr des Bruders ihm ſein Erbe und legſt es ihm dann in ſeine Hand zurück, wie du ſchon heut gethan; ihr andern Söhne des Helden Irmfried aber ſchwingt euch auf die Roſſe und folgt dem Bruder in meinem Heere. So oft die Speere an den Schilden der Welſchen dröhnen, hoffe ich euren Geſang zu hören."

Der König erhob ſich, legte den Richterſtab in die Hand des Erzbiſchofs, und trat vor Edith.

„Und jetzt, Baſe Edith, wenn der König durch die gebrochene Mauer reitet, willſt du ihm dennoch freundlichen Willkommen ſagen? Mit großem Gefolge komme ich und nur wenige Stunden werden wir dich beſchweren; doch man rühmt ja, daß Speicher und Keller, wo du walteſt, reichlich gefüllt ſind. Heut ſollſt du deinen Stammgenoſſen und Vetter gaſtlich empfangen, denn als Freund ſchwingt ſich des Reiches Aar zu dem Neſt der Zaunkönige."

## 13.

## Schluß.

Im Lande der Alemannen weilte der gebannte Immo auf einem Hofe des Königs, bis ſeine Wunde geheilt war und ſeine Brüder mit reiſigem Gefolge dem Heere zuzogen. Als Heinrich über die Alpen nach Italien drang und durch Ueberraſchung und Gewalt den Widerſtand ſeiner Feinde brach, da führte.Immo das Banner der freien Thüringe vom Walde, wie einſt ſein Vater gethan; er und ſeine Brüder fochten in den Straßen Roms gegen die empörten Römer, und als König Heinrich von einem Papſte, den er eingeſetzt hatte, zum Kaiſer der abendländiſchen Chriſtenheit geweiht wurde, klang auch Immos Heilruf unter den Säulen und Steintrümmern der alten Kaiſerſtadt. Heinrich kehrte im Sommer nach Deutſchland zurück, aber er ließ die Brüder als Wächter gewonnener Burgen durch den Winter in Italien zurück.

Seit jenem Gerichte waren Jahr und Tag vergangen, ein neuer Sommer zog ins Land und kleine Blätter ſchlüpften aus den Baumknoſpen, da legten die Mannen Immos der Mühlburg feſtlichen Schmuck an, ſie hefteten Fichtenkränze an Thor und Zinnen und breiteten ſchöne Teppiche aus dem Lande Italien an die Wände und über den Fußboden. Denn im Ringe ſeiner Edlen vermählte Kaiſer Heinrich den Burgherrn mit der Tochter des Grafen, und der große Erzbiſchof ertheilte den Vermählten den Segen der Kirche. Edith ſchritt im Brautzug an der Hand des Kaiſers, gefolgt von ſechs Söhnen; auch Graf Gerhard trat hinter dem Kaiſer einher, er lächelte nach allen Seiten und freute ſich, aber er war verfallen und gar nicht in ſeiner alten Kraft, denn auf dem Kriegszuge hatte ihn ein Pfeilſchuß verwundet, und im Heere ſagten ſie, daß der Pfeil nicht aus welſchem Köcher gekommen ſei, ſondern hinterrücks aus dem eines heimlichen Feindes. Da der Graf an der Wunde kränkelte, ſo ſprach er öfter vertraulich mit dem Mönch Reinhard, denn ihn ängſtigte jetzt ſeine Feindſchaft mit den Wigbertleuten.

Als am Abend des feſtlichen Tages der Kaiſer in ſeinen nahen Hof zurückkehrte, folgte ihm Gundomar, welcher dem Feſte fern geblieben war, in das Gemach. Heinrich hielt dem Helden den Becher entgegen: „Heut bin ich fröhlich, auch du glätte die Falten auf deiner Stirn, denn Gutes bedeutet dieſer Tag deinem Geſchlechte.“

„Alles iſt dem Kaiſer wohlgelungen,“ verſetzte Gundomar. „Ich aber flehe jetzt zu meinem Herrn, daß er mir nicht zürne, wenn ich mein Schickſal von dem ſeinen ſcheide.“

Heinrich ſah betroffen auf die ernſthafte Miene: „Unverſtändiges ſprichſt du. Da ich noch ein Kriegsmann war wie du, gelobten wir einander Geſellen zu ſein; an den Eid habe ich gedacht, auch wenn ich dir einmal zürnte. Wie willſt du dich von mir ſcheiden?"

„Als ich geſtern durch die neu geflickte Mauer ritt, dachte ich daran, daß ſie von meinem Herrn gebrochen wurde, obwohl ich der Frau, die dort oben gebot, angelobt hatte, daß der Bau meines Geſchlechtes ihr unverſehrt zurückgegeben werden ſollte."

„Du hatteſt es gelobt, nicht ich," unterbrach ihn Heinrich.

„Du haſt gethan nach Art der Könige. Denn ſie üben das Vorrecht, das Gute für ſich zu begehren, das Unrecht auf das Haupt ihrer Diener zu wälzen. Auch klage ich nicht darüber, denn ich weiß, auch den König zwingt die Königspflicht. Ich aber ſah zerbrochen, was zu bewahren meine Pflicht war, und mir war dieſe That eine Mahnung daß ich genug für meinen Herrn gethan und geſündigt habe. Und ich ſaß im Abendlicht am Fuß der Mauer und ſah in die untergehende Sonne, da erkannte ich, daß auch für mich das Thor des Himmels geöffnet wird."

„Du willſt der Welt entſagen?" rief der Kaiſer beſtürzt. — „Ich aber brauche dich; ein Undankbarer biſt du, daß du mich verlaſſen willſt, denn gütig war ich dir und oft habe ich deine harte Mahnung mit Geduld ertragen."

„Gütig war mein Herr, auch wenn er frug, ob die Treue des Andern ihm nütze, gütiger noch iſt der Herr in der Himmelshalle."

„Biſt du unzufrieden, weil ich Andere mehr ehre als dich, ſo fordere, Gundemar.“

„Was du von dem Einen nimmſt, giebſt du dem Andern, das iſt die Art der Mächtigen; ich aber wähle mir jetzt den Herrn, der Jedem zu ſpenden weiß aus dem Schatz ſeiner Liebe.“ Er hob eine goldene Kette vom Halſe und legte ſie zu den Füßen des Kaiſers. „Dies war die erſte Spende, die du mir gabſt und vor allem Schmuck habe ich ſie hochgehalten. Wie dieſes Gold, ſo will ich hinfort Alles entbehren, was ein Menſch dem andern zu ſchenken vermag.“

Heinrich wandte ſich gekränkt ab. Gundomar knicte an ſeiner Seite nieder und faßte ſeine Hand: Laß mich dahinfahren. Gleichgiltig iſt mir alle Freude der Welt geworden. Wenn ich deine Ritter im Kampfſpiel reiten ſehe und die langen Züge der Wallenden in ihren Feſtgewändern, ſo ſcheinen ſie mir wie ſpielende Kinder gegenüber den hohen Engeln, die ich im Abendlicht dahinſchweben ſehe.“

Der Kaiſer hielt traurig die Hand des Knienden feſt und dieſer fuhr fort: „Alle Liebe, die du je zu mir in deinem Herzen gehegt, laß ſie den Knaben meines Geſchlechtes zu Gute kommen. Der junge Held, dem du heut deine Huld erwieſen, wird ihrer würdig ſein. Er hat ſich geſträubt gegen den fremden Willen, der ihn in das Kloſter warf, damit er für die Schuld Anderer büße. Jetzt tauſche ich mit ihm. Der jüngere Held in blühender Jugend ſoll meinem König unter Waffen dienen, ich aber wende als müder Mann meine Schritte dem Kloſter des heiligen Wigbert zu."

Auf der Mühlburg aber ſaß Edith in dem hohen Herrenſtuhl, zu ihren Füßen die ſieben Söhne und im Ringe umher die vertrauten Gäſte des Geſchlechts: Heriman, das Haus Baldhards, voran Brunico und der Mönch Rigbert, auch Balderich mit ſeiner Tochter und andere Freie aus den Nachbardörfern. Die Gäſte ſchwenkten fröhlich die Feſtbecher, welche die junge Wirthin Hildegard ihnen mit holdem Lachen darbot. Als ſie den Becher zu Brunico trug, reichte ſie ihm die Hand: „Das nächſte Hochfeſt feiern wir im Hofe deiner Braut und flehen Segen für euch Beide." Und Immo mahnte ſeinen Kloſtergenoſſen Rigbert: „Jetzt iſt die Stunde gekommen, wo du vom Kloſter und von den Vätern berichten ſollſt."

„Gutes und Böſes habe ich zu künden," begann Rigbert. „Ganz verwandelt kehrte Tutilo vor einem Jahre in das Kloſter zurück, er hatte mit Kaiſer Heinrich ſeinen Frieden geſchloſſen und demüthigte ſich bei ſeiner Ankunft vor Herrn Bernheri. Dieſer aber wurde täglich kränklicher, er ſtieg niemals mehr von St. Peter herab und warf in ſeinem Gemach mit dem Krückſtock nach den Hirſchgeweihen, weil er den Stock für einen Speer hielt. Der Kaiſer aber wollte nicht leiden, daß dem Herrn Bernheri, ſo lange er lebte, ſein Amt genommen würde. Da nun Reinhard faſt immer in der Nähe des Erzbiſchofs weilte, ſo wurde Tutilo wieder zum

Präpoſitus erhoben und er herrſchte in ganz neuer Weiſe: denn ſonſt hatte er wenig auf die Regel geachtet, jetzt aber wurde er hart und eifrig und verſagte den Brüdern auch Erlaubtes. Du ſelbſt magſt ermeſſen, ob er das gethan hat aus frommem Eifer oder aus einem anderen Grunde. Darum wurde der Widerwille der Brüder groß und mehr als einmal kehrten Unzufriedene dem Heiligthum den Rücken und liefen aus. So verbot Tutilo im letzten Herbſt dem Vater Bertram fernerhin in ſeinem Garten zu arbeiten, weil dieſer ſein Herz in ſündiger Weiſe an die Obſtbäume gehängt habe. Da ſtieß Bertram ſeinen Spaten in die Erde und ging ſchweigend in die Klauſur zurück. Sintram aber ſaß ſeitdem kraftlos in ſeinem Garten und vermochte nicht mehr zu graben. Tutilo herrſchte auch dieſen an und bedrohte ihn mit Buße und Geißel. Als Bertram das vernahm, erhob er ſich, und weil gerade wieder Brüder in Empörung von St. Wigbert ſcheiden wollten, ſchritt auch er trotzig aus der Klauſur in den Garten, nahm ſeinen Spaten auf den Rücken und winkte Sintram daſſelbe zu thun. So zogen die beiden Alten in die wilde Welt, traurig war ihr Anblick für die wandernden Brüder, denn Beide wankten vorwärts wie unter ſchwerer Laſt. Als ſie aber zur Höhe gekommen waren, wo am Birkengehölz das ſteinerne Kreuz errichtet iſt als Grenzzeichen unſeres Glockenſchalls, da läutete gerade die Glocke vom Thurme des heiligen Michael. Der wandernde Haufe wandte ſich um und Manche klagten und weinten. Bertram aber ſprach: „Weiter vermag ich nicht zu gehen und von der ehernen Stimme des Engels will ich mich nicht ſcheiden; wandelt ihr dahin und ſucht Frieden in der Fremde, mir gefällt dieſe Stätte und hier will ich bleiben.“ Auf der Stelle begann er eine Grube zu graben und die Brüder vermochten ihn nicht abzuhalten, denn er antwortete ihnen nicht mehr. Endlich verließen ihn die andern, nur Sintram blieb bei ihm. Am nächſten Morgen läutete dieſer an der Kloſterpforte und berichtete, daß ſein Geſelle Bertram in Frieden geſchieden ſei und daß er neben einem Grabe liege, das er ſich ſelbſt geſchaufelt hatte. Sintram aber wankte in die Klauſur zurück und blieb darin, bis ſie ihn nach wenigen Tagen auch hinaustrugen. Der gute Vater Heriger ſetzte durch, daß die Beiden an der Stelle beſtattet wurden, wo die Glocke von St. Michael ſie gemahnt hatte. Und gerade jetzt wird dem hohen Erzengel eine Kapelle über ihrem Grabe erbaut. Jetzt iſt Herr Bernheri von uns geſchieden, eine neue Ordnung beginnt für St. Wigbert und ein heiliges Leben. Auch ich fahre jetzt dahin zurück.

Immo hob die Hand gen Himmel. „Unter den Engeln weilt ihr liebe Väter, blickt günſtig auf den Mann herab, den ihr als wilden Schüler geſegnet habt. Den guten Lehren, die ihr mir übergeben habt, verdanke ich Leben und Glück. Einem Spruch habe ich nicht gehorcht, der Mutter und den Brüdern habe ich zu lange meine Kriegsluſt geborgen, dadurch habe ich uns Allen das Herz krank gemacht. Daß ich aber in der eigenen Bedrängniß meinen Helfer Heriman nicht im

Stiche ließ, ſondern die letzte Kraft daran ſetzte, ihn zu retten, das hat, wie ich merke, dem König beſſere Gedanken über mich eingegeben, grade als er mir am meiſten zürnte. Und daß ich mir von Gerhard, als er in Noth lag, nicht die Tochter angeloben ließ, das hat mir die Neigung des Königs und die Braut wiedergewonnen. Mein Erbtheil habe ich nicht in fremde Hand gelegt, darum ſtehe ich jetzt als froher Herr auf freiem Eigen. So hat ſich jede Lehre als heilbringend beſtätigt."

Da rief Edith ihm lachend zu: „Zornig trugſt du das Schülerkleid. Dennoch ſollſt du heut die Mutter preiſen, daß ſie dich, den Widerwilligen, zu den Altären ſandte. Denn nicht die Weisheit allein, ſondern auch, was Wenigen glückt, die liebe Hausfrau gewannſt du dir unter den Mönchen durch die Kloſterſchule."

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

# Die Ahnen.

Roman

von

**Guſtav Freytag.**

## Dritte Abtheilung.

### Die Brüder vom deutſchen Hauſe.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1874.

# Die
# Brüder vom deutschen Hause

von

**Guſtav Freytag.**

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1874.

C

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

## 1.

## Im Jahr 1226.

Auf dem Wege von den rothen Bergen nach Erfurt lag in einer Niederung der Hof von Ingersleben, umfloſſen von einem Gebirgsbach, deſſen Waſſer die ſchützenden Gräben füllte. Dahinter ragten die feſten Mauern, an den Ecken und über dem Thor niedrige runde Thürme, geräumig genug, um einen Standbogen oder eine große Schleuder aufzunehmen. Wer über die Zugbrücke durch das Thorgewölbe trat, der ſah vor ſich einen weiten Hof von niedrigen Wohngebäuden, Ställen und Vorrathsräumen eingefaßt, zur Seite das anſehnliche Herrenhaus; im Unterſtock wölbten ſich Steinhallen, der vorſpringende Oberſtock war aus großen Holzbalken und Ziegeln zuſammengefügt. An der Sonnenſeite des Hauſes lief eine zierlich geſchnitzte Gallerie entlang, und vor der Hausthür ſtanden zwei alte Linden, deren Stämme mit Bänken umgeben waren. Neben dem Herrenhauſe erhob ſich ein mächtiger viereckiger Thurm, von welchem die Sage kündete, daß er ſo alt war als der Herrenſitz des Geſchlechtes. In den geſchwärzten Mauern ließen hier und da Riſſe, aus denen kleines

Geſträuch und Grasbüſchel wuchſen, aber im Ganzen war das feſte Gefüge erhalten, noch ſtand der Thurm trotzig und kriegeriſch da, gleich einem Hünen der Vorzeit, und er vermochte wohl bei einer Belagerung als letzte Zuflucht zu dienen.

Von der Höhe des Thurms überſah man eine fruchtbare Landſchaft, zur Linken die Waldhügel von Erfurt, zur Rechten ſüdwärts die rothen Berge mit drei Burgen und mehren Wartthürmen. Einſt war der ganze Thalgrund und alle Berghöhen dahinter Eigenthum deſſelben edlen Geſchlechtes geweſen, welches für eines der älteſten in Thüringen galt. Aber was ihm von je Ehre gegeben hatte, daß es frei auf eigenem Grunde ſaß, das hatte ihm die Dauer des zuſammenhängenden Beſitzes vermindert. Denn nach thüringiſcher Volksſitte war das freie Erbe unter die Kinder getheilt worden, vieles Land war durch Heirath und Schenkung, durch Fehde und Krieg in fremde Hände gekommen, und man hatte in dem Herrenhofe zuweilen erfahren, daß gerade freie Erbſchaft Habe und Gut zerſplittert und die Angehörigen ſcheidet, während Dienſtbarkeit und Lehnbeſitz die Stammgenoſſen zuſammenhält und ein Geſchlecht erhöht.

Auch das Schickſal der großen Landſchaft Thüringen war dem Wachsthum der Familie hinderlich geweſen; die Häupter hatten in alter Zeit treu zu den Sachſen gehalten und zweimal war die Blüthe der männlichen Jugend in den Kämpfen der Sachſen mit den Franken auf dem Schlachtfelde dahingeſchwunden. Unterdeß kam durch die Gunſt der Frankenkönige ein anderes Herrengeſchlecht herauf, welches von dem Landgrafenſtuhl gewaltig herrſchte, nicht nur in Thüringen, auch über Heſſen und Meißen, und welches gerade jetzt die ſtärkſte Fürſtenmacht im Reiche inne hatte.

Die Edeln aber, welche ſich rühmten Nachkommen eines alten Helden Ingram zu ſein, hatten Herrenrecht an Dörfern und Höfen, welche im Beſitz ritterlicher Dienſtmannen und höriger Leute durch ganz Thüringen zerſtreut lagen; die Herren ſelbſt ſaßen, in zwei Häuſer getheilt, noch auf altem Erbe ihrer Ahnen. Aber auch zwiſchen dem Hofe von Ingersleben, in welchem Herr Ivo waltete, und zwiſchen der Mühlburg, auf welcher Graf Meginhard hauſte, beſtand kein gutes Einvernehmen. Der alte Meginhard galt für einen harten eigennützigen Mann, der ſeinem Neffen Ivo wenig Gutes gönnte, und da er ſelbſt kinderlos war, ſeinen Beſitz dem zugebrachten Sohn ſeines Weibes verlaſſen wollte, einem ungefügen Geſellen, der nicht einmal aus altem Rittergeſchlecht war. Der Graf hatte es freilich verſtanden, durch Hilfe der Landgrafen ſeinen Beſitz zu mehren, er trug Güter von ihnen zu Lehn und ritt gern als Vaſall in ihrem Dienſt und Gefolge. Aber die Leute wußten, daß die beſte Kraft des Geſchlechtes in dem Hofe des jungen Herrn Ivo fortlebte, welcher noch nach der alten Weiſe freier Landherren auf ſeinem Grunde gebot. Ivo war fröhlich aufgeblüht, ſeine Eltern, die er kurz nach einander verlor, hatten ihn als das einzige Kind ſorglich in allem Hofbrauch erzogen; ſeit er zum Mann erwachſen war, wurde er von den Landgenoſſen als ein ehrbarer Nachbar gerühmt, der jede Bedrückung der Schwächeren mied, und von den fahrenden Sängern als ein ritterlicher Held, der milde und ſorglos ſpendete und nach Ehren ſtrebte, wie einem edlen Herrn geziemte.

Heut hatte die Frühlingsſonne ihre Fahrt am Himmel in heller Freude begonnen; zuerſt umzog ſie die Zinnen des alten Thurmes mit roſigem Schimmer, kurz darauf ſtrahlte ihr rundes Antlitz in den Hof und ſie ſah lachend zu, wie auch der Hof ſich zu glänzender Ausfahrt rüſtete. Zwiſchen den Wohnhäuſern und den Ställen eilten geſchäftig die Männer und Knaben, der eine in buntem Feſtkleid, der andere noch in Hemdsärmeln; die Knechte zogen ſtarke Turnierpferde an der Trenſe ins Freie und hingen die geſchmückten Decken, welche den Leib der Roſſe umhüllen ſollten, über die Holzgeſtelle. Behende Knappen trugen in den Armen das Feſtgewand ihrer Ritter nach den Herrenkammern und tauſchten im Lauf neckenden Zuruf mit ihren älteren Gefährten, welche Harniſch, Schwert und Dolch der Herren putzten und zuweilen gegen die Sonne hielten, um den Glanz zu prüfen. Auch drüben in der Küche tummelte ſich der Koch mit ſeinen Gehilfen, um ein Frühmahl zu bereiten für das edle Hofgeſinde und für die Vaſallen, welche erwartet wurden. Durch die Knechte und Roſſe ſchritt gewichtig Herr Henner Marſchalk, der anſehnlichſte Ritter des Hofes und Aufſeher über alles Ritterwerk, ein langer Mann mit ſcharfblickenden Augen und graulichem Haar und Schnurrbart, dem die ſtrenge Amtsmiene den gutherzigen Ausdruck nicht zu bannen vermochte. Der kleine Hof, mit welchem er belehnt war, lag ſeitwärts im Dorfe, dort ſorgte ſeine Hausfrau um Küche und Stall, ſchalt die Mägde und ſtrafte ihre Knäblein, während der Herr in dem Edelhofe herrſchte und mit ſeinem Gebieter auf reiſigen Fahrten umherzog. Herr Henner warf ſeine ſchnellen Blicke in jede Ecke, unterſuchte jedes Roß bis auf die Hufe und gönnte den Knechten ſtrafende oder ermunternde Worte je nach ihrem Verdienſt. Längere Zeit beſchaute er mit ſtillem Behagen die neuen Gewänder, in welche die Pferde gehüllt werden ſollten, die ſchöne blaue Leinwand, welche mit goldener Borte umſäumt war und die kunſtvoll aufgenähten Waffenbilder des Hofes.

Endlich trat er in ein Seitengebäude, die Herberge der anſehnlichen Hofleute. Es war ein großes ſchmuckloſes Gemach, in einer Ecke ragte der rundliche Ofen mit ſeiner vielbegehrten Bank, der übrige Raum war mit ſtarken Tiſchen und Schemeln beſetzt, in der Höhe ſtand auf Wandbrettern kleines Hausgeräth, darunter hingen Waffen, Harniſchtheile und anderes Rüſtzeug des Krieges und der Jagd. Am Tiſche ſaß ein junger Krieger, der ſich in einem Handſpiegel betrachtete und ſeinen Schnurrbart mit den Fingern abwärts zu drehen ſuchte. „Gefällt es euch, Herr Lutz," begann der Marſchalk ſtreng, „ſo ſtreicht euer Haar tiefer in die Stirn und gewöhnt ihm ſein Gekräuſel ab; nicht ohne Abſicht habe ich euch eine ſcharfe Bürſte als ein Präſent geboten. Denn übel ſtände euch heut die bäuriſche Unordnung, wenn wir zum Hofe des Landgrafen reiten."

Der Jüngling erröthete ein wenig und ſtrich eilig mit Bürſte und Hand, indem er murmelte: „Keine Salbe aus Wachs und Butter vermag ſie zu zwingen.“

Henner ſchwenkte zierlich einen Schemel, ließ ſeinen langen Leib darauf nieder und ſah der Arbeit des Andern mit väterlichem Antheil zu. „Es iſt eure erſte Fahrt unter die Mannen des Landgrafen, ſeit der Herr euch den Rittergurt angelegt hat, und ich ſorge um euch, mein Knabe, daß ihr uns auch Ehre macht. Denn nur widerwillig lobt das ſtolze Geſinde des Landgrafen unſere Ritterzucht.“

„Sorgt nicht, Herr Henner,“ tröſtete der Junge, „ich will eurer Lehren gedenken.“

„Ich bitte dich, Lutz,“ fuhr der Marſchalk vertraulicher fort, „halte dich courtois, ſprich wenig und florire deine Rede zuweilen mit einem neuen Wort. Sage nicht Roß ſondern Pferd, und daß du mir nicht von Roßdecken ſprichſt, ſondern von Couvertüren, und vor Allem warne ich dich, daß du während des Mahls den Becher nicht öfter hebſt als dreimal und daß du dir nicht einfallen läßt, Jemandem zuzutrinken, wie du geſtern Abend in unſerer Companei wagteſt. Drängt euch auch nicht unter den Andern vor, Herr, laßt eure Blicke nicht unverſchämt umherſchweifen und glotzt nicht auf die Frauen, ſondern ſteht beſcheiden hinten eurer Jugend eingedenk, denn nicht euretwegen ſeid ihr dort, ſondern um eurem Herrn die Ehre zu vermehren. Und vernehmt noch ein nützliches Wort. Unſer Herr Ivo reitet heut ungerüſtet zum Landgrafen, denn ſo iſt es Brauch bei einem Herrenbeſuch; wir aber als ſein Hofgeſinde tragen Helm und Eiſenhemd, damit wir zur Ehre unſeres Herrn die Landgräflichen mit dem Speer begrüßen, wenn ſie ein ritterliches Rennen von uns begehren. Sollte jedoch der Landgraf ſelbſt Luſt gewinnen, ſich in unſer Spiel zu miſchen, ſo denkt daran, daß wir nicht mit unſerm Kernholz gegen ihn rennen, ſondern mit leichten Speeren, die bei ſanftem Stoß zerſplittern. Denn der Landgraf iſt zwar ein tapferer Herr, aber bei ſtarken Stößen, wie ſie auf unſerm Hofe geübt werden, würde er wohl im Sattel ſchwanken. Uns aber wäre der Feſttag verſtäubt, wenn wir den Stolzen vor ſeinem Schloſſe in den Staub legten. Gegen erlauchte Herren muß man geziemende Nachſicht üben. Sie lohnen es wieder durch ihre Gnade, wenn man ſie nicht merken läßt, daß ſie wenig vermögen."

„Nun, Marſchalk," verſetzte der Jüngere, „bei unſerm Herrn trifft eure Rede nicht zu."

„Bei unſerem," rief Herr Henner ſich aufrichtend, „das iſt ein ganz anderes Ding. Habe ich ihn nicht ſelbſt auf der Rennbahn unterrichtet ſeit dem Jahre, wo er ſeinen kleinen Kinderſpieß zuerſt auf das Rüſteiſen legte. Und doch, Lutz, er iſt auch nicht zum ſtärkſten Speerbrecher des Landes geworden, ohne daß ich ihm etwas nachgegeben habe. Denn als ich merkte, daß ihm noch Eines zu vollkommenem Vertrauen fehlte, nämlich daß er mich, ſeinen Lehrer, nicht in den Sand zu rennen vermochte, da kann es wohl ſein, daß ich mich einigemal mit gutem Willen hinter das Roß auf den Grund ſetzen ließ. Es war, wie du dir denken kannſt, für meinen Leib ein ſchwerer Fall, aber es half, denn ſeit der Zeit hat er ſeinen Löwenmuth. Dabei merkt, junger Herr, daß auch eine Ehre des Dienenden iſt, den Herrn ſtark zu machen, wo es ihm fehlt.“

Der junge Ritter ergriff achtungsvoll die Hand des Aelteren: „Lieber Herr und Vater, es iſt ein heimlicher Streit in unſerer Companei und oft wird darüber geredet, wer jetzt der Stärkere im Anritt iſt, ob unſer Herr oder ihr; denn ſelten fordert euch Herr Ivo auf gegen ihn zu reiten, und dann ſcheint es immer ein gleicher Kampf.“

Herr Henner zog ſein Geſicht in Falten und ſah vor ſich nieder. Als er endlich zum Jüngling aufblickte, glänzten die grauen Augen in guter Laune. „Es bleibt am beſten unentſchieden, auch du unterfange dich nicht darüber zu reden und zu grübeln. Denn manche Dinge giebt es, die ein höfiſcher Mann ſich ſelbſt und Anderen bergen muß, wenn er die Treue bewahren will.“

„Ich weiß,“ verſetzte der Andere leiſe, „keiner von uns wagt zu fragen, wohin unſer Herr reitet, wenn er zuweilen allein ſeinen Hof verläßt, ohne Gefolge, ja ſogar ohne ſeinen Knaben. Obgleich Alle ſich verwunderten, als er neulich zurückkam mit durchnäßtem Gewande wie ein armer Mann, der zu Fuß durch tiefe Pfützen gewatet iſt.“

Der Alte ſah finſter auf ſeinen Schüler. „Ich erſuche euch, Herr Lutz, angenehm zu reden und ſtatt

Pfütze lieber Riviere zu ſagen, und ich mahne euch, daß ihr ſolche dreiſte Rede überhaupt völlig meidet. Wir Alle haben die Ehre, die Wenigen in dieſem Lande zu Theil wird, daß wir einem Frauenritter angehören, welcher Leib und Leben ſeiner Herrin gelobt hat. Das iſt ſein und unſer Ruhm unter den Leuten; will einer darauf merken und ſpähen, wer die Herrin iſt und wie er ihr dient, ob mit Erhörung oder ohne Lohn, dem möchte ſeine Neugier Verderben bereiten, und wenn er zu unſerm Hofe gehört, ſo dürfte ſein Sitz in der Tafelrunde bald leer werden."

„Ich will Alles thun, wie ihr verlangt," antwortete der Jüngling lächelnd. „Es wird heut ein warmer Ritt, darf ich für euch, lieber Vater, noch einen Frühbecher ausbitten, dort geht Herr Godwin, der Kämmerer und hinter ihm der Schüler Nicolaus mit der Kanne."

„Möge dieſem ſeine Schreiberei übel gedeihen," rief der Marſchalk, „der Unheilſtifter hat das Ohr des Herrn. Aergerlich iſt es für einen Kriegsmann, wenn ein müßiger Schreiber im Hofe ſtolzirt. Lieber will ich einen Schwerthieb abwehren als den Schlag ſeiner Zunge. Wendet euch weg, damit er nicht hier eindringe."

„Er trägt aber die Kanne," erinnerte der Jüngere.

Herr Henner warf durch das Fenſter einen ſtrengen Blick nach dem Schüler, doch die Miene wurde friedlicher, während er die Kanne beobachtete, denn er erkannte die gute Meinung ſeines Geſellen. Dennoch fuhr er grollend fort: „Ein Schadenfroh iſt er, und ich hoffe den Tag zu erleben, an dem er ohne Ehren aus dem Hofe weicht. Er gehört unter die Fahrenden und ein ehrlicher Trunk wird in ſeiner Nähe vergällt."

Aber der junge Ritter hatte hinausgerufen und gleich darauf trat der Schüler mit der groſzen Kanne ein. Nicolaus war ein Mann in mittleren Jahren mit einem runden röthlichen Geſicht; Naſe und Mund waren etwas zu voll, zu ſehr geröthet um hübſch zu ſein, aber zwei ſtrahlende Augen ſtanden darüber, deren Brauen ſich ſchräg nach der Naſe hinunter ſchwangen. Er trug das Haar nach Pfaffenweiſe kurz geſchnitten, ſein Schülermantel war von dunklem Stoff aber von ſorgfältiger Arbeit, und er hatte ihn ſelbſtgefällig zurückgeſchlagen, damit man das ſchöne blaue Futter ſehe, an ſeinem Gürtel hing ein Meſſer in ſilberner Scheide und eine Kapſel, welche das Dintenhorn und die Rohrfedern enthielt. »Benedicta sit sodalitas,« begann der Eintretende mit leichter Verneigung, „ich grüße die edle Companei, gefällt den Herren ein Frühtrunk, ſo ſei mir die Ehre gewährt ihn einzuſchenken." Ohne ſich an das feierliche Ausſehen des Marſchalks zu kehren, welcher ſteif auf ſeinem Stuhle ſaß, ſetzte er die Kanne auf den Tiſch, holte vom Holzgeſims drei zinnerne Becher, rückte ſich einen Schemel, goß ein und ſchob die gefüllten Becher den Rittern zu, indem er mit der Miene eines Wirthes einlud: „Wohl bekomme den Herren der Trunk. Es iſt Würzwein, Herr Marſchalk, und ich ſelbſt habe ihn gebraut, darum mögt ihr ihn für gut halten. Denn dieſe Kunſt lehrte mich eine Herzogin in Ungarland, die deßhalb unter Chriſten und Heiden berühmt iſt."

Herr Henner hörte mit Verachtung die Rede und widerſtand eine Weile dem Wohlgeruch, der aus dem Becher aufſtieg. Doch hob er ihn langſam: „Wer euch auch die Kunſt lehrte," entſchied er abſehend mit einem leiſen Seufzer, „der Trank iſt erträglich."

„Und Niemand iſt würdiger, den beſten Wein vom Rhein und Welſchland zu koſten als ihr," ſchmeichelte der Schüler. „So ſprach auch neulich unſer Herr, als er euch mit ſeinen Rittern reiten ſah: dies iſt die Blumenkrone, worauf ein Herr ſtolz ſein kann, und der Marſchalk gleicht immer der Roſe in der Mitte. — Noch eine gute Neuigkeit habe ich mitzutheilen, Herr. Ich vernahm zufällig, daß ihr ein ſtarkes Rennpferd begehrt, und daß dunkelbraun euch die liebſte Farbe iſt. Vorgeſtern ſah ich auf der Weide eines Bauern ein Thier, ganz wie ihr es zu einem Pferde für euch gebraucht, einen unmäßig ſtarken Hengſt. Der Bauer weiß ſchwerlich, wie viel ſein Roß werth iſt und ich denke es euch billig zu ſchaffen, vielleicht gegen Tauſch."

„Wenn ihr es ernſthaft meint, ſo ließe ſich darüber reden," verſetzte Herr Henner freundlicher. „Nur daß ihr nicht einen der Streiche ſpielt, wie ihr neulich gegen Frau Jutte, meine Hausfrau, wagtet. Denn als ſie mit unerträglichem Zahnweh behaftet war, legtet ihr neunerlei Kräuter, wie ihr ſagtet, auf eine Kohlenpfanne und gebotet der Frau Thür und Fenſter zu ſchließen und ſo lange rings um die Pfanne zu wandeln, als ſie es irgend ertragen würde. Ueber dem greulichen Dunſt kam ſie ins Straucheln und ſchlug an die glühenden Kohlen. Sie behielt ihren

Schmerz und hatte den Schaden dazu, und der garſtige Dampf wollte nie wieder aus dem Gemach weichen. Ihr habt fortan geringe Huld von ihr zu erwarten.“

„Warum ging ſie links im Kreiſe ſtatt rechts, das hat die gute Wirkung völlig verdorben, und ich hatte ſie doch dringend gebeten,“ antwortete Nicolaus bedauernd. „Immer trägt der Arzt die Schuld, wenn der Kranke etwas verſieht.“

„Ihr übt vielerlei Künſte, Nicolaus,“ warf der junge Ritter ein, indem er mit einiger Scheu nach dem Schüler hinſah.

„Wäret ihr wie ich viele Jahre durch die weite Welt gewandert, ſo würdet auch ihr noch andere Dinge gelernt haben als Roſſe zu zäumen und Holz zu verſtechen,“ antwortete der Schüler übermüthig, „denn wenig Länder der Erde giebt es, die ich nicht kenne und keine Kunſt der Weiſen, in der ich nicht ein wenig unterrichtet bin. Nur den Hafer im Sieb ſchwingen und mit dem Flegel auf die Tenne ſchlagen, vertrage ich nicht, dann überfällt meine Glieder ein gefährliches Reißen. Aber zu reden vermag ich in vielen Sprachen der Welt, Lieder ſinge ich lateiniſch und deutſch und ich möchte den ſehen, welcher mehr Geſchichten am Heerdfeuer zu erzählen weiß als ich. Briefe kann ich ſchreiben von jeder Art, Roſſe kann ich heilen und den Hunden die Ohren ſtutzen, geheime Mittel kenne ich gegen das Fieber und viele andere Leiden, und wenn ihr es einmal von mir begehrt, ſo verſtehe ich auch euer Märchen zu zwingen, daß ſie euch am Abend die Kammerthür williger öffnet. Wer in Noth iſt, dem bin ich hilfreich, und ich kenne die Zeichen und Wappen aller edlen Geſchlechter im Lande. Solche Kunſt macht, daß ich nicht nöthig habe auf einem Hofe zu beharren wie Andere. Wo mir's gefällt, bleibe ich und wo ich kalten Gruß finde, da gehe ich, wenn nicht zu Roß, doch zu Fuß."

„Dann müſſen wir euch dankbar ſein," ſpottete Henner, „daß ihr gnädig bei uns aushaltet und nicht verſchmäht, unſern Wein zu trinken und unſeren Weibern allerlei in das Ohr zu flüſtern. Ich meine, Herr Ivo preiſt die Heiligen, daß er euch erſtarrt im Schnee gefunden hat."

„Vielleicht dankt er den Heiligen," verſetzte der Schüler mit verändertem Tone, „wie auch ich thue, daß er damals Erbarmen bewieſen hat. Denn um euch Alles zu ſagen, ich habe einen Feind, der mich zwingt, und dieſer iſt der kalte Winter; wenn die Staare fortgezogen ſind, wird mir ſchwer um's Herz und meine Kunſt wird ſchwach, erſt der Mai macht mich wieder zu einem Helden. Manchesmal habe ich im Winter meine Kunſt vor dummen Dorfleuten geübt und an ihrem Heerde geſungen."

„Jetzt aber iſt Maienzeit," mahnte Herr Henner, „ich hoffe, daß ihr jetzt ausfliegt."

„Ihr vergeßt, daß ich erſt dem Bauer das Roß verleiden muß, das ihr begehrt," antwortete der Schüler lächelnd, „auch bin ich nicht unempfindlich gegen die gute Behandlung, die ich bei euch, ihr Herren, gefunden habe. Denn glaubt mir, Schüler und Ritter gehören zuſammen.

was der Eine nicht übt, verſteht der Andere." Er holte ein kleines Buch aus der Taſche, ſchlug die Pergamentblätter auf, und begann eifrig zu leſen. Herr Henner aber ſchob ſeinen Seſſel näher an den des jungen Ritters und fuhr leiſe in ſeinen Ermahnungen fort. Allmählich vergaßen die Herren auf den Schüler zu achten, der über das Buch gebeugt lauſchte, und dieſer vernahm, daß Herr Lutz unvorſichtig äußerte: „Wenn nur dem Landgrafen heut nicht einfällt, daß er uns beim Mahle auf der Erde ſitzen läßt, was man jetzt champiren nennt. Denn die Edlen und ihre Frauen empfangen dicke Polſter oder auch Stühle, wir aber müſſen uns im Eiſenhemd auf dem dünnen Teppich lagern und von unten dringt die Kälte in den Leib."

Dieſe Rede mußte dem Marſchalk mißfallen und er mahnte wieder mit umwölkter Miene: „So lange ihr auf dem Pferde ſprengt, Chevalier, will ich euch vertrauen, aber wenn ihr an der Tafel ſitzet oder zum Tanze ſchreitet und wenn die Herren und Frauen mit artigen Reden ſchimpfiren, dann fürchte ich, daß ihr nicht joly antwortet, ſondern gleich einem Tölpel. Denn an gefügiger Rede und vollends an ſüßen Worten für die Frauen leidet ihr noch Mangel."

„Ich weiß Eine, die dieſe Meinung nicht hat," verſetzte der Jüngere gekränkt.

„Meint ihr, Herr Gelbſchnabel, daß ihr den Frauen dort oben daſſelbe bieten dürft, was ihr eurem Dorfmädchen in die Ohren raunt? Schämt euch, Herr Lutz, von eurer Kundſchaft im Dorfe zu prahlen."

Aber der Jüngling ſang leiſe: „Sind ihre Füßel auch zerkratzt vom Stroh, ihr rother Mund, ihr weißer Leib, ſie machen froh.“

„Noch einmal ſage ich euch: Chevalier, ſchämt euch und ſchweigt. Ihr mögt eurem Berchtel oder wie ſie ſonſt heißt, in Erfurt einmal eine ſeidene Borte kaufen oder einen Ring von Glas und Silber und ihr möget ſie heimlich herzen ſo viel ihr wollt, Niemand wird euch das verdenken; ja ihr dürft ſie auch, wenn ihr erſt in die Jahre gekommen ſeid und gewürdigt werdet ein Hofgut zu erhalten, zu eurer ehelichen Hauswirthin machen und zur Mutter eurer Kinder; aber niemals werdet ihr euch einfallen laſſen, ſie als eure Frau zu rühmen, der ihr ritterlich dient. Das bringt euch arge Unehre. Siehe, Luz, das iſt der Punkt, wo ich an dir auszuſetzen habe. Du reiteſt im Gefolge eines Herrn, der dem ganzen Lande ein glänzendes Vorbild von Ehre und Zucht iſt, auch von dir wird gefordert, daß du um die Minne einer edlen Frau wirbſt, ſei ſie Herzogin oder Gräfin.

„Ich weiß aber keine,“ verſetzte Lutz. „Die Hennebergerin iſt zu alt, die von Orlamünde hat nur ein Auge und die Gleichen gilt für ein böſes Weib. Ich kenne Niemanden, der mir gefiele, als Frau Elſe die Landgräfin.“

Henner machte ſchnell eine abwehrende Bewegung und blies durch die Zähne, daß ſich ſein Schnurrbart ſträubte. „Von dieſer rathe ich euch abzuſehen. Dennoch eilt eine andere zu finden; bei Männern und Frauen werdet ihr erſt Geltung gewinnen, wenn man erkennt, daß ihr hoch von euch denkt und edle Minne begehrt."

Der Jüngling ſaß gedrückt und überlegte. Da begann der Schüler mit freundlicher Stimme: „Darf ich in dieſer Noth einen Rath geben, obwohl ich nicht dem Schildamt angehöre? Ganz in der Nähe weilt eine ritterliche Frau und für Jedermann wäre es ehrenvoll um ihre Huld zu werben. Wählt Frau Jutte zu eurer Herrin."

Henner ſtarrte in maßloſem Erſtaunen bald auf den Schüler und bald auf ſeinen Zögling, allmählich zog ſich ſein Geſicht finſter zuſammen und er griff an ſein Schwert. „Wollt ihr alt werden im Sonnenlicht, ſo enthaltet euch ſolchen Unfug zu ſagen oder zu denken, ihr Tropf, dies Eiſen hier würde ſchnell jeder Werbung ein Ende bereiten."

„Er würde doch nur thun, was ihr von ihm fordert," verſetzte der Schüler.

„Geſtattet, wenn ich euch in aller Höflichkeit ſage, ihr ſeid ein Unverſchämter und ich bin nicht der Mann, welcher ruhig zuſieht, wenn in ſeinem Hofe ein fremdes Hähnchen kräht. Doch ich erweiſe euch zuviel Ehre, daß ich über euren thörichten Einfall zürne; auch iſt Frau Jutte nicht ſo ſanft geartet, daß ſie irgend welche Frechheit mit Wohlgefallen ertragen würde, denn ſie ſchwingt kräftig ihren großen Kochlöffel, wie wir Alle wiſſen, und auch ich laſſe mir das gefallen, weil ſie ein redliches Weib iſt."

„Das denke ich auch," verſetzte der junge Ritter, „und ich will euch nicht kränken, wenn ich thue, was ihr gebietet.“

„Es freut mich, daß ihr euren verſtändigen Sinn bewährt,“ antwortete Henner ruhiger. „Auch würde euch dieſer Frauendienſt nichts nützen; denn Frau Jutte genießt die Ehre ihres Hauswirthes und war eines Ritters Kind, doch ſie wurde in Dienſtbarkeit geboren, wie ihr und ich, ſie iſt gar keine Freie und ſie ſelbſt wird ſich auch im Traume nicht berühmen, vom Adel zu ſein. Ihr aber vermögt durch Frauendienſt nur dann Ehre zu erwerben, wenn ihr einer edlen Herrin gefallt.“

„Es iſt mir auch ganz recht, daß ihr mir den Dienſt verwehrt,“ erklärte der Andere ehrlich.

Dem Marſchalk jedoch war die Laune verdorben, er erhob ſich, winkte ſeinem Genoſſen und ſchritt mit dieſem klirrend aus der Thür, ohne den Schüler weiter zu beachten.

Während der Hof um die Ausfahrt ſorgte, ſtand Herr Ivo allein auf der Gallerie ſeines Hauſes, die über den kleinen Hofgarten vorſprang. Aus den üppig geſchwellten Knospen der Sträucher brachen die zarten Blätter und umhüllten als grüner Flor das Geflecht der Aeſte. Ivo ſtand wie im frohen Traume und tippte mit dem Finger im Takt auf das Geländer, während ganz nahe vom höchſten Zweige ein Vogel mit ſchmetterndem Schlage ſang. So oft der Vogel ſchwieg, ſpitzte Ivo ſeinen lachenden Mund und pfiff leiſe eine Melodie dem Vogel zur Antwort. Das freute wieder den Vogel, er neigte den kleinen Kopf und hörte zu; und wenn Herr

Ivo aufhörte, begann er aufs Neue und noch kunſtvoller ſeinen Sang, breitete dabei ſeine Flügel und hob das Krönlein. Dann tippte Ivo wieder auf das Holz und lachte ſelig vor ſich hin. So trieben es die Beiden längere Zeit miteinander, während die Himmelsſonne Alle umſtrahlte, die brechenden Knospen, den Finken und den jungen Hofherrn. Gleich hellem Gold glänzten die Locken um das edle Antlitz des Mannes, welcher im langen Feſtgewande, wie es vornehme Herren damals trugen, lichtumfloſſen daſtand, als ein ſchönes Bild männlicher Kraft und Hoheit.

Am Eingange regte ſichs leiſe, der alte Kämmerer Godwin war eingetreten; er neigte das Haupt mit dem weißen Haar und Schnurrbart, hielt in der Hand einen kleinen Silberbecher und erwartete achtungsvoll die Anrede ſeines Herrn.

Ohne ſich umzuwenden, frug Ivo zurück: „Biſt du's, Nicolaus? Ich hoffe, ich habe das Lied im rechten Tone zuſammengebracht, nimm ſchnell dein Rüſtzeug und ſchreibe, bevor mir die Worte entweichen.“

„Es iſt diesmal der alte Godwin,“ antwortete der Kämmerer und ſtellte den Becher auf einen Tiſch.

Ein leichter Schatten flog über das freudige Antlitz des Hausherrn, denn die Störung war ihm peinlich, aber er faßte ſich ſogleich und dem Alten die Hand bietend, ſprach er gütig: „Ihr bemüht euch meinetwegen ſelbſt, dann bitte ich, Herr, denkt auch an euch, damit ihr mir Beſcheid thun könnt.“

„Ich danke meinem Herrn,“ verſetzte der alte Kämmeier. „Eure Hofleute verſtehen ohnedies beſſer für ſich zu ſorgen, als ihr für euch; von den großen Kannen, die Nicolaus bereitet, gelangt nur ein kleiner Napf, der kaum für einen Vogel im Bauer reichen würde, bis an den Mund meines Herrn. Solche Enthaltſamkeit iſt neuer Brauch, und ich fürchte, das junge Geſchlecht wird ihn nicht ohne Schaden ertragen. Die alte Sitte war: der beſte Mann, der ſtärkſte Trunk."

„Bleibt bei eurem Brauch," verſetzte Ivo lächelnd, „und laßt mir den meinen. Doch wie, mein Vater? ich ſehe euch im Hauskleide, ich hoffe, ihr verſagt euch nicht der Fahrt."

„Ein Alter bedarf wenig Zeit ſich zu bereiten, die Frauen lächeln ihm nicht mehr zu."

„Was beſchwert euch den Sinn, Vater? ihr ſeht ernſthafter drein als mir heut lieb iſt."

„Verzeiht. Ich dachte, wie das Alter pflegt, an die Zeit der Jugend. Euer Vater ritt ungern in die Höfe des ſtolzen Geſchlechtes, welches ſich über den Freien im Lande gelagert hat, und er verſchmähte es zuweilen, dort im Frühling den Ehrentrunk zu holen, den der Landgraf eurem Geſchlechte ſchenken muß."

Ivo ergriff die Hand des Alten. „Ich verſtehe, worauf ihr zielt. Soll ich dem Landgrafen Fehde anſagen, und ſoll ich mit den Goldketten, die aus dem Erbe meiner lieben Mutter übrig ſind, Reiter zu einem Heere anwerben, um ihn aus Burgen und Land zu treiben? Wollte ich das, ihr Alle würdet mich unſinnig ſchelten."

„Das könnte euch Niemand rathen," verſetzte der

Alte. „Doch euer edler Vater diente im Heere des großen Kaiſers und brachte reichliche Beute heim."

„Wo iſt unſer Kaiſer Friedrich?" frug Ivo wieder. „weit von hier ſitzt er am welſchen Meere und der Knabe Heinrich, der als König in ſeinem Namen über das Reich walten ſoll, hat bisher wenig gethan, wofür ein Edler freudig ins Feld ziehen könnte. Nein, mein Vater, ich bin zu ſtolz, um fremder Begehrlichkeit zu dienen; ich vermag nicht als Geſinde eines Fürſten, und ſei er der reichſte, im Harniſch zu reiten, damit ſeine Herrſchaft größer werde und er ſein Haupt höher hebe, während ich als Diener die Knöchlein benage, die der Löwe dem Fuchs übrig läßt. Und ganz unwürdig dünkt mir, auf eigene Fauſt Beute zu gewinnen, wie wohl der Oheim auf der Mühlburg und mancher andere Edle thut. Werdet Ihr, Herr Godwin, mich loben, wenn ich die Erfurter ihrer Ballen beraube oder den Bauern Roſſe und Rinder bei Nacht davon treibe?"

„In ehrlicher Fehde einen Waarenballen gewinnen," verſetzte der Kämmerer mit einem ſehnſüchtigen Blicke nach der Gegend von Erfurt, „iſt nicht ſo übel, Herr, man weiß nicht, was darin iſt, das Aufſchneiden hat ſchon Manchen gefreut, freilich auch geärgert, wenn er Sackleinwand fand. Und was ein gutes Pferd auf fremder Weide betrifft, ſo wird kein bedächtiger Mann leugnen, daß der Raub ein Unrecht iſt; doch freilich kommt es manchem friſchen Knaben hart an, daran vorüber zu traben. Denn das Roß gehört zum Reiter und man ſagt, daß auch die Pferde denſelben Stolz haben.

Von Rindern aber und vollends von Schafen rede ich gar nicht, es bringt geringe Ehre, ſich deshalb dem Richter in die Hände zu geben. Nur über den Krieg denke ich anders, Herr; ihr wißt ja ſelbſt, daß dieſer die hohe Schule iſt für alles Heldenwerk.“

„Ja,“ rief Ivo ſtolz, „wenn ich in die Schlacht reite für meinen Ruhm und mein Recht; nicht aber, wenn ich für einen Gierigen, den ich nicht ehre und nicht brauche, Seele und Leib daran ſetze. Und ich ſage euch, Vater, auch ich habe wilde Stunden gehabt, in denen ich Fehde und Krieg erſehnte, und ich habe in Gedanken meine Ahnen verklagt, daß ſie dies Geſchlecht der Ludwige zu übermüthigen Landesherren heraufwachſen ließen. Jetzt aber ſehe ich die Welt froh im Frieden; Alle preiſen den jungen Landgrafen als einen guten Herrn; weiß nicht, ob ich ein beſſerer wäre. Da habe auch ich mir gewählt, was für mich übrig bleibt und was mir Ehre giebt im Lande. Ich mühe mich redlich zu ſein, wie meine Väter, und mild gegen Jedermann. Geringere Freude macht mir der Goldſchmuck, den ich in der Truhe berge, als das Lachen und der herzliche Gruß der Kleinen, wenn ich das Geld in höflicher Weiſe austheile. Der Gewaltigſte vermag ich nicht zu ſein zwiſchen Saale und Werra, ſie ſollen von mir ſagen, daß ich der adligſte bin. Darum haltet die Truhen geöffnet, denn wenig liegt mir, ſo lange der Sommer lacht, an Sparen und Knauſern. Und wißt, mein Vater, wenn ich zum Landgrafen ziehe, um mir den Feſttrunk zu holen, ſo thue ich das gerade heut in heimlicher Freude. Darum, wenn ihr mich liebt, laßt auch ihr die Sorgen zu Hauſe, ungern möchte ich heut meinen lieben Vater unzufrieden ſehen.“ Und er faßte den Alten bei ſeinem weißen Haupt und küßte ihn.

Der alte Kämmerer blickte ſeinen Herrn mit feuchten Augen an. „Auch ich widerſpreche nicht mehr,“ ſagte er bedächtig, „denn ich vertraue der guten Art meines Herrn. So lange ihr habt, um zu ſpenden, werdet ihr den Stolz bewahren, Anderen auszutheilen, und wenn ihr merkt, daß euch die Habe fehlt, dann wird euch derſelbe Stolz treiben, Habe und Gut von Anderen wieder zu gewinnen. Es giebt auf den Burgen ein Sprichwort: wer ſich in der Jugend dem Dienſte einer Frau angelobt, der wird im Alter entweder ein Mönch oder ein ſparſamer Herr.“

Von unten klang Hufſchlag und lauter Zuruf, der Alte trat auf den Söller und blickte zur Seite nach dem Brückenthor. „Sie kommen,“ rief er, „die ihr zur Ausfahrt geladen. Ich erkenne Herrn Diether vom rothen Spring, Herrn Werner und den jungen Eberhard mit ihren Knechten. Der Marſchalk begrüßt die Vaſallen, euer Gefolge iſt verſammelt.“

„Eilt, Vater, ſie an meiner Statt in die Halle zu führen, ich folge euch, ſo bald ich vermag. Doch vorher, bitte ich, ſendet mir noch Nicolaus den Schreiber.“

Als Nicolaus von ſeinem Herrn entlaſſen war, eilte er, während die Ritter und Knappen beim Frühmahl ſaßen, nach der Küche, wo er größeres Anſehen genoß als in der Herrenſtube. Nachdem er einige gute Biſſen erlangt hatte, holte er ſein Rößlein aus dem Stall und ritt allein auf die Landſtraße hinaus, denſelben Weg, welchen Herr Ivo einſchlagen wollte. Er trabte luſtig dahin, ſummte und ſang bald lateiniſch, bald deutſch und verzog das Geſicht über die Worte des eigenen Liedes. Dann ſah er wieder ungeduldig nach dem Stand der Sonne und trieb ſeinen Gaul zu ſchnellerem Lauf. So kam er in die Nähe des Dorfes Friemar, wo Herr Ivo nach alter Gewohnheit zu raſten pflegte, ſo oft er gen Weſten zog. Der Schüler aber bog ab von der Dorfſtraße, und ritt nach einem Gehölz, welches in der Niederung dicht am Dorfanger lag, dort ſtieg er ab, band ſein Thier in dem Dickicht feſt, und eilte an den Rand des Gehölzes, wo er den Anger und das Dorfthor überſah. Nicht lange und er vernahm vom Dorfe her den Klang einer Sackpfeife und bald darauf die laute Stimme, mit welcher Berthold, der Vortänzer, durch die Gaſſen ſang: „Aus der Stube, ihr ſtolzen Kinder, zieht euer beſtes Gewand an. Urlaub nahm der Winter von der Haide, zum Reigen ladet euch der Mai." In der Gaſſe rührte ſich's, und die Dorfleute kamen durch das Thor auf den Anger, je zwei, die einander die liebſten Geſpielen waren, oder in kleinen Haufen; viele Mädchen mit ihren Müttern, welche den Reigentanz nicht weniger begehrten als die Töchter. Auf dem Anger ſtanden ſie nach Würden geſondert, die Frauen erkennbar an dem Hut oder Tuch, womit ſie ihr Haar verhüllten, die Freien unter ihnen, in bunte Farben gekleidet, traten voran und hielten zuſammen wie ſichs gebührte. Die Mädchen trugen über den Zöpfen einen Kranz von jungem Grün oder auch von ſchön gewundenem Schleier, bunte Leibchen mit Spangen, faltige Röcke und Halsbänder von buntem Glas. Auch die Männer ſchritten anſehnlich daher, jeder führte die Waffe am Gürtel. Es war ein großes Dorf und es war eine zahlreiche Verſammlung, denn nur wenige der Aelteſten waren zurückgeblieben, um die Höfe zu behüten. Mitten im Haufen bewegte ſich der Vortänzer Berthold, der Sohn des Richters Bernhard, mit dem Selbſtgefühl, das ihm ſein Ehrenamt gab, ein hübſcher Knabe, der ſeinen rothen Hut ſchräg über das krauſe Haar geſetzt hatte; das geſtickte Wams umſchloß ein ſilberbeſchlagener Gürtel, an ſeinem grünen Rock flatterten die langen Hängeärmel, und vor dem Ohr hing ihm eine lange Locke bis auf den Hals hinab, an der er zuweilen zierlich drehte, wie freie Hofherren zu thun pflegen.

Der Schüler muſterte hinter einem Strauch kauernd die wohlbekannten Geſichter, endlich erhob er ſich freudig.

„Dort kommt Friderun," erſcholl es aus dem Haufen.

Aller Blicke richteten ſich nach dem Rain, auf welchem die Tochter des Richters, von einer jüngern Geſpielin begleitet, mit ſchnellen Schritten herankam. „Guten Tag, Geſellſchaft," rief ſie, die Hand erhebend, den Dorfleuten zu. „Heia tirilei, gelobt ſei der Mai."

Die Burſchen jauchzten und eilten ihr entgegen, die Mägde drängten ſich um ſie und wie eine Herrin empfing ſie Gruß und Huldigung, eine hochgewachſene kräftige Geſtalt von vollen Formen, in dem runden Geſicht ſtrahlten zwei tiefblaue Augen, ihr blondes Haar war ſo lang, daß ſie die Zöpfe um das Haupt geſchlungen trug, und doch hingen ſie ihr bis tief über den Gürtel hinab. Die hohe Stirn, die ſtarken Brauen gaben ihr einen ernſthaften Ausdruck, darunter aber lachten roſige Wangen, ein kleiner Mund und das Grübchen am Kinn. Sie trug ein rothes Kleid von feinem Wollſtoff, die blaue Jacke an den Rändern mit bunter Seide geſtickt, über den Zöpfen einen Kranz von jungem Grün und blauem Schleier und einen andern, der in derſelben Weiſe gewunden war, am linken Arm. Sie neigte ſich ein wenig vor den Frauen und trat, ohne die Knaben ſonderlich zu beachten, unter die Mägde, nach allen Seiten grüßend und Scherzworte tauſchend. „Freut euch, ihr ſtolzen Kinder, ich ſehe, Ruprecht der Spielmann iſt hier mit ſeiner Geige, heut wollen wir nach dem Reigen auch ein Hoftänzel treten."

„Womit fangen wir an," frug Berthold in Amtseifer die Schweſter.

„Der Ball iſt immer das erſte Spiel," riefen viele Stimmen.

„Tretet auseinander," gebot Berthold, den Stab des Vortänzers erhebend. „Die Weiber hierhin, die Männer dort in die Reihe, ſo iſt Wind und Sonne gleich getheilt, damit wir vor Allem erfahren, welche Paare heut zuſammen tanzen. Wer von euch Kindern den Ball fängt, den ich in meiner Hand halte, der will heut mit mir im Reigen ſpringen.“ „Wirf, liebes Berthel, wir fangen,“ ſchrien einige halbwüchſige Mädchen aus ſeiner Verwandtſchaft. „Wirf hierher, Gevatterlein,“ bat auch die alte Frau Herburg, welche noch gern mit den jüngſten ſprang, und Alle lachten. Der ſchmucke Geſell ſtand vor der Reihe der Männer, hob neckend den großen Ball und neigte ſich zum Wurfe, doch warf er nicht, ſondern freute ſich über die gehobenen Arme und die Geſichter, welche zum Himmel ſtarrten; endlich ſchleuderte er geſchickt der Magd zu, die er am liebſten hatte; dieſe fing und während er jauchzte, trat ſie vor und warf den Ball hoch in die Höhe, zum Zeichen, daß ihr nichts mehr daran liege, wer von den Männern ihn erhalte. Dennoch fing ihn befliſſen ein anderer Dorfknabe. So ging das Spiel weiter, lauter wurde das Lachen und ſchneller die Bewegungen. Wenn der Ball einmal auf den Boden ſank und in Sprüngen dahinhüpfte, liefen Frauen und Männer, ſo ſchnell ſie vermochten, ihm nach, denn es war Ehre für jede Partei, ihn der andern abzugewinnen. Als er einmal ſo auf dem Boden rollte, ſprang Friderun Allen vor, und ihn vor der Reihe ſchwingend ſang ſie: „Ich ſtehe auf der Brücke und harre auf einen Tanz, ich bin ein tapfer Mägdlein, und behüte meinen Kranz.“ Und ſie warf den Ball mit einer Kraft, um die ſie Mancher beneidete, ſo weit, daß Niemand ihn erreichen konnte, denn er ſprang abwärts über den Graben auf den ſtaubigen Weg. Dennoch blieb er nicht ohne Bewerber. Auf der Landſtraße waren Reiter herangeſprengt, einer von ihnen war abgeſtiegen und ſah dem Spiele zu. Er lief nach dem Ball; aber von der andern Seite flog auch der Schreiber Nicolaus herzu, und dieſer hob den Ball, doch der Reiter riß ihn aus ſeiner Hand und gebot: „Hinweg, Schüler.“ Und von dem zornigen Nicolaus verfolgt, eilte er in den Haufen der Spielenden und rief: „Wer den Ball fängt, hat das Recht mitzuſpielen, ich hoffe, auch ihr Bauern ehret den Brauch,“ dabei grüßte er herablaſſend den Vortänzer Berthold. Die Männer murmelten unzufrieden: „Ritter Konz,“ und ein trotziger Geſelle entgegnete: „Wir Bauern begehren nicht auf der Mühlburg mit euren Weibern den Ball zu werfen, uns liegt wenig daran, daß ihr herabſteigt, um unter uns zu ſpringen.“ Aber Berthold entſchied eifrig, „der Brauch iſt für Herrn Konz, wir dürfen's nicht wehren, ſeid willkommen.“

„Ich aber widerſpreche,“ rief Nicolaus zornig, „denn wie ihr Alle ſahet, fing ich den Ball.“

„Den Ball fing Keiner,“ rief Friderun herüber, „Nicolaus aber hat ihn aus dem Staube gehoben.“

„Das graue Mehl ſoll ihm nicht umſonſt den Aermel beſchüttet haben, der Schüler ſoll gleiches Recht gewinnen,“ entſchied Berthold, und das Spiel ging weiter. Herr Konz ſtellte ſich in die Mitte und begann: „Jetzt ſtehe ich auf der Brücke und werfe den Ball zurücke, fange ihn, ſchöne Friderun, —“ und da er den vierten Reim nicht ſogleich fand, warf er ihr ſchnell den Ball zu, aber unglücklich; denn Friderun hob nicht die Arme, ſondern neigte ſich zur Seite, und der Ball fuhr bei ihr vorüber, einem kleinen Mädchen an den Kopf. Der Schüler jauchzte, ſprang auf ſeinem Platze und ſang: „Herr Konze warf mit gutem Glücke, er wählte die kleine Graſemücke,“ und Alle lachten.

„Ich werde einen Herrn über dich ſchicken, der Knüttelholz heißt,“ rief Herr Konz dem Schüler grimmig zu.

„Ich kannte einen böſen Hofhund,“ entgegnete Nicolaus, „der den Knüttel einen Herrn nannte, weil er ihn am Halſe trug.“

„Haltet Frieden im Spiel,“ geboten die Dorfknaben. Und der Ball flog wieder hin und her unter frohem Zuruf und Gelächter.

Endlich klatſchte Berthold in die Hände und warf den Ball zur Seite. „Tretet zuſammen, ihr, die der Ball geſellt hat, und ihr Mädchen übet Huld und gönnt euren Geſellen die Kränze für den Reigen. Hat aber eine keinen Tänzer gefunden, dem ſie ihren Kranz aufſetzen kann, die harre, ob einer kommt und darnach begehrt.“

Jetzt entſtand ein Suchen und Drängen. Friderun hielt vielumworben den Kranz an dem Arme. Von der einen Seite redete Ritter Konz in ſie hinein und von der andern der Schüler, dieſer aber mit größerer Vorſicht, wobei beide einander feindſelige Blicke zuwarfen. Herr Konz wiegte ſelbſtgefällig ſein Haupt auf den hohen Schultern und faßte an ſeinen Schwertgriff: „Sehet her, ſchöne Magd,“ ſprach er herablaſſend, „an der Seite des Knopfes iſt ein kleines Spiegelglas ganz kunſtvoll eingefügt, ihr könnt euch ſelbſt ſchauen, wenn ihr hineinblickt," und da Friederun den Kopf ſchüttelte, fuhr er drängend fort: „Seht doch hinein, ihr werdet darin einen rothen Mund erblicken, den ich gern küſſen würde, wenn er ſich mir zuwendete."

Friderun aber antwortete über die Achſel: „Herr, ich ſehe am liebſten in den eigenen Spiegel und ich wünſche niemals euer Bild darin zu ſchauen." Und als Herr Konz ſich gekränkt abwandte, raunte ihr der Schüler zu: „Achtet nur, wie er den Kopf zurückwirft! Gleicht er nicht einem ſatten Täuberich, der mit vollem Kropf auf einem Kornkaſten ſitzt."

Konz trat zu Berthold. „Du haſt dein Verſprechen übel gehalten. Deine Schweſter zeigt mir keineswegs günſtigen Sinn, denn ſie verweigerte mir ſogar in meinen Spiegel zu ſehen und deutete ganz merklich an, daß ſie gar nichts mit mir zu thun haben wolle. Wenn dir an meinem guten Willen liegt, wie du ſagſt, und wenn du den Wunſch haſt, einmal in meinem Gefolge eine rühmliche Ritterfahrt mitzumachen, ſo ſorge dafür, daß ſie freundlicher mit mir ſpricht. Denn obwohl ſie mir ſehr gefällt, ſo ziemt es mir doch nicht, daß ein Bauermädchen ihr Spiel mit mir treibt, und ich ſage dir, ich bin beleidigt."

„Ihr wißt ja, Herr, daß die Schweſter ſich anders hält als die übrigen Mägde. Auch ich vermag wenig über ſie. Schon als Kind, als ſie auf dem Edelhofe bei der Mutter des Herrn Ivo hauſte, hat ſie gegen den jungen Herrn ihre trotzige Art bewieſen, denn ſie raufte ihm eine Locke aus, als er hübſch mit ihr thun wollte, und die Edelfrau ſandte ſie kurz darauf nach Hauſe zurück. Doch, daß ich meiner Schweſter nichts Unrechtes nachſage, die Edelfrau hat auch ſpäter viel von ihr gehalten und in ihrer letzten Krankheit verlangte ſie die Schweſter zur Pflegerin. So hat dieſe ſich gewöhnt, den Herren dreiſt zu antworten, und jetzt ſieht ihr der Vater Vieles nach, weil ſie ihm ſtatt einer Wirthin den Hof in Ordnung hält. Darum rathe ich, daß ihr nicht die Geduld verliert, wenn ihr im Ernſte an ſie denkt, denn jede Magd will, daß man um ſie werbe.“

„Hat deine Schweſter den Ivo feindſelig an ſeinem Kopf gefaßt, ſo iſt ſie mir deshalb um ſo lieber,“ antwortete Herr Konz vergnügt. „Ich kenne mehr als eine Gräfin, welche froh wäre, wenn ich ſie ebenſo begrüßte, wie ich mit deiner Schweſter thue; aber ich weiß nicht, was mir die Hexe angethan hat. Und wenn der alte Herr Meginhard einmal die Augen ſchließt, ſo mag ihr das Glück blühen, daß ſie die Hausfrau eines edlen Ritters wird, und auch du wirſt der Gemeinſchaft mit dieſen Dorftölpeln enthoben. Daran rathe ich dir zu denken.“

Berthold trat eifrig zu ſeiner Schweſter. „Herr Konz will mit uns im Reigen ſpringen und begehrt dich; ich fordere, daß du dich ihm nicht verſagſt, denn ehrenvoller iſt es für uns, wenn du dich an der Seite eines Ritters ſchwingſt, als mit einem von unſern Tölpeln.“

„Gehörſt du nicht ſelbſt zu denen, die du ſchiltſt?“

verſetzte Friderun unwillig. „Hat er dir geſagt, daß deine Geſpielen von ungeſchlachter Art ſind, ſo gilt vielleicht er ſelbſt unter ſeinesgleichen für nichts Beſſeres. Hüte dich, Berthold; dir bringt das Geſchwätz mit den Mühlburgern und das heimliche Reiten unter den wilden Geſellen keinen Segen. Ich hörte wohl, wie du dein Roß in der vorletzten Nacht erſt gegen Morgen in den Stall zogſt.“

Berthold wandte ſich verlegen ab und Friderun ſetzte ihren Kranz einem ehrbaren Nachbar auf und ſich verneigend ſprach ſie: „Gefällt's euch, Herr Gevatter, ſo führt ihr mich zum Reigen.“

„Wo iſt der Vortänzer! Berthold, führe den Reigen!“ riefen die Dorfknaben ungeduldig. Der Spielmann ſtrich auf ſeiner Geige, die Paare liefen ſich in die Reihe zu ſtellen, und Berthold ergriff die Hand ſeiner Tänzerin, nachdem er noch leiſe mit dem Ritter geſprochen hatte, der ſeinen Aerger bezwingend, ſich herabließ einem andern Dorfkind die Hand zu reichen. Auch dem Schüler blieb nichts übrig als eine rundliche Bäuerin zu werben, die ihm ſchon früher zuweilen zugelacht hatte und im letzten Winter mit Keſſelfleiſch und Wurſt freundlich geweſen war. Der Vortänzer ſtimmte den Reigen an und Alle ſangen in herzlicher Freude nach, die Männer laut mit Jauchzen, aber die Frauen zarter. Darauf ſchwangen ſich die Paare zuerſt einzeln im Kreiſe, dann alle miteinander in vielen Windungen des langen Zuges, bis Ruprecht der Spielmann ſich an die Spitze ſtellte und die Kette vom Anger aufwärts führte einen Feldweg entlang zu dem lichten Gehölz und zu dem flachen Hügel, auf welchem eine große Linde ragte, das Wahrzeichen des Dorfes, weit ſichtbar im Lande. „Haltet zuſammen,“ rief Berthold vor dem Holze, „daß keiner mit ſeiner Tänzerin aus dem Reigen breche, ſonſt zahlt er die Buße.“ So führte er hinauf; um die Linde ſchlang ſich der Reigen in hohen Sprüngen zeigten die Männer ihre Kraft, obgleich viele die Schwerter an ihrer Seite führten, die Wangen glühten und die Haare flogen in der Frühlingsſonne. Endlich hielt der Vortänzer den Stab in die Höhe, der Spielmann ſetzte die Geige ab, die Kette löſte ſich und die Tänzer ſchwirrten lachend und rufend durcheinander.

Friderun ſtand unter dem Baume und fächelte ſich mit einem gepflückten Zweige Kühlung zu, ſie beugte ſich ſchnell zur Erde und rief, die geſchloſſene Hand emporhebend: „Wer vermag zu rathen, was ich in meiner Hand feſthalte? Vernehmt die Frage: Aus der Erde ſprang es, auf niederem Stuhle ſaß es und trug in milder Sonne ſein winterlich Gewand, doch künder's Heil und Wonne dem, der es fand. Was iſt das?“

„Wenn es aus der Erde ſprang und Gutes bedeutet, ſo mag es wohl ein Wieſel ſein,“ rief der ſtolze Adelhun, einer von den freien Knaben des Dorfes, welcher auch beim Tanze ſein Eiſenhemd trug und ein langes Schwert, das an den Ferſen klirrte.

Friderun ſchüttelte den Kopf. Da rieth der Schüler: „Es iſt ein weißes Veilchen.“

„Ihr habt's getroffen, und ihr ſollt es haben, möge es euch Glück bringen," antwortete Friderun ihm zunickend und gab dem Frohen das Veilchen.

Darüber wurden die Dorfknaben unwillig. „Kein Wunder, daß der Schreiber den Preis davonträgt," höhnte Adelhun, „er iſt gewöhnt nach Hofbrauch in allerlei Zungen zu reden, aber es giebt Manchen, der ſeinen Worten mißtraut."

„Herr Adelhun iſt eine Blume des Dorfes," verſetzte der Schreiber ärgerlich, „ſeine Locken wehen in ſolchen Loden, wie man an dem Haupt des Löwen ſieht, der auf der Burg des Landgrafen gehalten wird."

„Adelhun ſpricht recht," riefen einige drohende Stimmen.

„Was ein öder Gänſerich ſchreit, ſchnattern die andern nach," entgegnete der umſtellte Nicolaus, indem er ſich hin und her wandte.

„Adelhun hat dennoch recht," rief auch Herr Konz.

Der Schüler beachtete ihn nicht und ſprach zu Friderun: „Könnt auch ihr errathen, was ich in meiner Hand halte: Ich weiß ein feſtes Haus, der dicke Wirth zog aus, er aß das volle leer; die Thür ſteht offen, nur Kehricht fliegt umher."

„Der Spruch meint die hohle Nuß," rieth Friderun lachend. Nicolaus öffnete ſeine Hand, in welcher eine Nuß lag, aber er verſetzte, nach dem Ritter Konz blickend: „Nein, der Spruch meint einen Kopf auf hohen Schultern, welchen ich ſehe; denn keine hohle Nuß iſt ſo leer als dieſer."

„Wie, du Schandfleck!“ rief Herr Konz, „ich will ſogleich den Leuten zeigen, was in deinem Kopf zu finden iſt,“ und er zog ſein Schwert.

„Sie erregen Streit an unſerer Linde,“ ſchrien die Knaben von Friemar, „wollen die Fremden unſer Spiel ſtören, ſo weiſt ihnen die Meſſer und ſcheucht ſie über die Grenze.“ Von allen Seiten blitzten die Waffen. Da entriß Friderun ihrem Bruder den Stab und unter die Zänker ſpringend hieb ſie auf die Schwerter und ſchalt: „Wer das Spiel verdirbt, zahlt die Buße, wir Frauen ſchlagen ihn mit dem Stock über die Hände.“

Die Männer wichen zurück und das Mädchen ſtellte ſich ſchützend vor den Schüler, der behend hinter den Baumſtamm ſchlüpfte.

„Steckt das Eiſen ein,“ gebot eine tiefe Stimme. Ein Reiter ritt in den Haufen, gefolgt von ſeinem Knechte. „Der Richter,“ murmelten die Dorfleute und wichen zurück.

Ein breitſchultriger Mann mit harten Zügen und langem weißem Haar ſtieg ab und trat in den Kreis. „Wer erhob den Streit,“ frug er finſter umherſehend.

Niemand antwortete, nur Friderun ſchnipfte mit den Fingern: „Es war nicht der Rede werth, Richter, ſie ſind noch vom Tanze heiß, und weil Einige von ihnen nicht Witz genug hatten mit Worten zu treffen, griffen ſie an das Eiſen; wir Frauen ſind ihnen geringen Dank ſchuldig.“

„Ich grüße euch Richter,“ begann Konz, um ſich vor den Andern vornehm zu erweiſen, nachdem er vorher weislich ſein Schwert eingeſteckt hatte, „der Streit war, wie euer Kind ſagt, nicht der Rede werth, denn er ging um den Schüler dort und ſeine ungewaſchenen Worte.“

„Kommen Fremde ungeladen in die Flur, um an unſeren Spielen Theil zu nehmen,“ antwortete der Richter ernſthaft, „ſo gebührt ihnen vor Andern, mit Mund und Hand den Frieden zu bewahren, damit auch wir das Gaſtrecht ehren; denn ihr wißt, Herr, wer Streit aufregt, verliert den Schutz.“

„Wollt ihr ſagen, daß wir ungebetene Gäſte ſind,“ verſetzte Konz hochmüthig, „ſo wartet, bis wir euch in die Häuſer treten. Kommt ihr einmal der Mühlburg nahe, ſo wird auch euch nichts daran gelegen ſein, wenn ihr kalten Willkommen findet.“

„Wenn ich durch das Land reite,“ entgegnete der Alte ruhig, „thue ich es in des Kaiſers Amt und wer mit dem Fronboten naht, der ſorgt nicht um kalten Gruß.“

Herr Konz ſah düſter auf den berittenen Knecht, von deſſen Sattel das Strangbündel herabhing, die furchtbare Waffe des Richters. „Wohl, Richter, ich kam durch Zufall hierher und ſah das Spiel eine Weile an, wie Nachbarn zu thun pflegen, und ich meine, die Luft iſt für Jedermann frei und frei die Straße.“ Er nickte ſtolz mit dem Haupte und wandte ſich abwärts.

Der Richter trat unter die älteren Bauern. Aber die Nähe des ſtrengen Mannes wirkte erkältend auf die Luſt der Jungen, ſie ſprachen leiſe miteinander und zerſtreuten ſich in das Gehölz. Friderun wandte ſich zu dem Spielmann: „Zeige deine Kunſt, Ruprecht, mit Singen oder Sagen, damit das junge Volk auf andere Gedanken kommt.“ Der Spielmann nickte dienſtbefliſſen, fuhr mit dem Bogen auf der Geige umher und nachdem er eine alte Weiſe geſpielt hatte, begann er mit lauter Stimme halb ſingend halb ſprechend eine lange Sage von einem Lintwurm, der einſt in den Steinen dieſes Berges gehauſt hatte, und von einem fremden Ritter, der in das Land kam und das Ungeheuer erlegte.

Friderun ſaß auf einem Steine, ſie hielt die Hände über dem Knie gefaltet und hörte mit ſtrahlenden Augen dem kunſtloſen Geſange zu, obgleich er ihr wohlbekannt war. Auch als ſie viele Roßtritte hörte und über die Achſel blickend erkannte, daß Herr Ivo mit großem Gefolge herangeritten war und mit dem Vater ſprach, blieb ſie allein ſitzen, während die Landleute neugierig zu den Reitern traten, Grüße tauſchten, Waffen und Gewand muſterten. Sie mahnte den Spielmann durch ihr Kopfnicken fortzufahren, bis ein Herrenpferd dicht neben ihr den Dampf aus ſeinen Nüſtern blies und eine Stimme ſie ſcherzend anredete: „Guten Tag, ſtolze Friderun, der junge Mai ſitzt auf grünen Zweigen, wie kommt's, daß ihr allein auf alte Mähren lauſcht? Iſt kein friſcher Geſell zur Hand, der euch ein neues Lied in das Ohr ſingt?“

Friderun ſtand erröthend auf, aber ihre Brauen zogen ſich finſter zuſammen: „Wenn euch die alte Sage wenig gilt, weil ſie nicht vornehm klingt, ſo wäre doch freundlicher, wenn ihr eure Verachtung vor uns bergen wolltet. Denn die Sage kündet etwas von eurem Geſchlechte, und wir im Dorf denken gern daran. Hier, wo der Baum ſteht, lag einſt euer Ahn im giftigen Dampfe des argen Wurms und um ihn loderte die rothe Flamme."

„Und ein Weib aus eurem Dorfe half ihm ins Freie," verſetzte Ivo, „ich habe den Sang der Spielleute oft genug vernommen."

Ruprecht fiel mit kräftiger Stimme ein:

Eine Magd ſprang durch die Flammen mit Namen Friderun,
Sie ſah auf dem Leib des Drachen den müden Ritter ruhn,
Sie ſchlang um ihn die Arme, ſie hob den jungen Leib,
Sie trug ihn aus der Lohe, das wunderkühne Weib.

„Dies iſt die Sage," fuhr Friderun ernſthaft fort, „und euer Roß würde ſchwerlich gegen mich fauchen, wenn nicht ein Weib unſeres Hofes eurem Ahnherrn ihre Treue bewieſen hätte. Denn wir im Dorfe meinen, daß es ohne Eltern keine Kinder giebt, und daß die Enkel gut thun an die Mühen ihrer Vorfahren zu denken."

„Ihr habt Recht, Friderun," antwortete Ivo, ergötzt durch den Eifer des Märchens. „Und wenn eure Ahnin, die der Fiedler rühmt, noch am Leben wäre, ſo würde ich vor der alten Frau mich in Ehrfurcht neigen. Dennoch geſtehe ich, daß ich lieber eure roſige Wange ſehe, wenn ihr auch mit mir unzufrieden ſeid." Er rührte mit der Hand leiſe an ihren Kranz. „Wenn euch einmal der trotzige Muth in Sehnſucht dahinſchwindet, und wenn eurem Vater gefällt, daß ihr den Kranz in eurem Haar mit dem Hütlein vertauſcht, ſo bitte ich, geſtattet auch mir bei eurem Hochfeſt Brautführer zu werden, denn ich denke gern daran, daß meine liebe Mutter euch werth gehalten hat.“ Er wandte ſein Roß, die Schaar ſtob abwärts, Friderun ſtand allein, ſie nahm den Kranz, den ſeine Hand berührt hatte, vom Haupte und ſchleuderte ihn hoch in den Gipfel des Baumes. Dann ſetzte ſie ſich wieder auf den Stein, drückte ihre Hände zuſammen, daß das Blut daraus wich und rief dem Spielmann gebietend zu: „Singe weiter, Ruprecht.“

## 2.

## Am Hofe des Landgrafen.

Der junge Landgraf Ludwig war ein Herr ganz nach dem Herzen ſeiner Zeitgenoſſen: ſcharf, hart, gewaltſam und eigennützig, wo es galt, ſeine Herrſchaft zu vergrößern, redlich und gutherzig in ſeinem Hauſe, gegen die Getreuen und gegen das arme Volk. Sein verſtorbener Vater, ein kraftloſer Mann, hatte den fahrenden Sängern für ein Muſterbild ritterlicher Tugenden gegolten; auch der junge Fürſt machte in müßigen Stunden gern den modiſchen Ritterbrauch mit, dem ſich kein großer Herr entziehen durfte, wenn ihm an ſeinem guten Rufe etwas lag; aber im Grunde dachte er lieber an die ausgeſtreckten Hände bezwungener Burgmannen, welche ihm den Treueid leiſteten, als an die behenden Finger der Sänger, welche das Saitenſpiel rührten. Alles war ihm bisher wohl gelungen und ſeine Gedanken flogen hoch. Grade jetzt bereitete er einen Zug nach Welſchland zum Kaiſer Friedrich, ſeine Boten waren ſeit dem Winter hin- und hergeritten und ſeine Hofleute erzählten ſich, daß ein fremder Gaſt, die Gräfin Hedwig von Meran, eine Nichte des Kaiſers, nicht allein deshalb an den Hof gekommen ſei, um ihre Baſe, die Landgräfin zu beſuchen, ſondern auch um dem Landgrafen geheime Botſchaft des Kaiſers zu überbringen.

Doch heut war im Hofhalt nichts von den Sorgen um Herrſchaft und Reich zu merken, der Landgraf war mit großem Gefolge von der Kreuzburg nach Gotha geritten, wo er vor der Stadt einen ſchönen Meierhof beſaß, um dort nach alter Gewohnheit den Mai zu begrüßen.

Bei dem einſamen Hofe drängte ſich ein zahlreiches Gefolge, geſchmückte Frauen, edle Herren im Feſtkleid, Ritter im Kettenhemd und Troß der Diener. Die Roſſe, welche in den Ställen nicht Unterkunft fanden, ſtampften in langer Reihe an den Pfählen eines Geheges; auf dem Küchenheerde loderte das Feuer und die Köche bereiteten Speiſen, welche ein geduldiges Eſelpaar im Rüſtwagen herangeführt hatte. Rudolph der Schenk ließ die Fäſſer mit Wein und ſtarkem Bier anzapfen und zählte den Knaben, welche bei der Tafel aufwarten ſollten, die Silberbecher zu. Aus der kleinen Stadt Gotha liefen die Leute ſchauluſtig herbei und ſtellten ſich in ehrfurchtsvoller Entfernung auf. Sie wieſen einander die berühmten Mannen ihrer Herrſchaft und die vornehmen Gäſte, zumeiſt aber ſtaunten ſie über ſchwarzbraune Männer im Turban, mit blitzenden Augen und mit Krummſchwertern, welche zum Gefolge der fremden Gräfin gehörten.

Unterdeß führte der Landgraf die Frauen aus dem

Hofe einige Schritte aufwärts, wo ſie Hügel und Thal überſchauen konnten, und erklärte ihnen vergnügt ſeinen Beſitz, die alte Burg, welche einſt die Mönche von Hersfeld erbaut hatten, und eine Stelle auf der Höhe, welche der Landgräfin gerade jetzt ſehr am Herzen lag, weil ſie dort als gutes Werk einen kleinen Hof für die armen Siechen zu bauen gedachte.

Plötzlich verdüſterte ſich das freundliche Geſicht des Landgrafen, er berührte die Schulter eines alten Hofherrn und wies nach der Landſtraße. „Seht, Herr Walter, dort naht der König Mai mit Helm und Schildrand wie zum Kampfe gerüſtet.“

Walter von Vargula lächelte. „Es iſt Herr Ivo mit ſeinen Hofgeſellen, der bei meinem Herrn ein altes Recht, den Ehrentrunk ſucht.“

„Mir aber mißfällt ein Vorrecht, welches den Landesherrn daran mahnt, daß Andere in ſeinem Lande ſitzen, die ſich ihm gleich dünken,“ verſetzte der Fürſt. „Dennoch, was er zu fordern hat, ſoll ihm gewährt ſein, aber nichts darüber.“

„Dann geſtattet auch,“ erſuchte Herr Walter wohlmeinend, „daß ich ihm Anruf und Gruß entgegen ſende, und daß ich unſere jungen Hofherren auf die Pferde mahne. Denn nicht umſonſt wollen dieſe mit Helm und Schild hergeritten ſein und eine Kränkung wäre es für euren Gaſt, wenn ihr ſeinem Geſinde den ritterlichen Willkommen verſagtet.“

„Denkt an uns Frauen, Vetter, und daß wir zuweilen gern das Brechen der Speere hören,“ bat eine wohlklingende Stimme mit fremdländiſcher Betonung. Eine Frau in langem weißem Gewande, die nach dem Gebrauche des Südens Haupt und Hals mit dichtem Schleiertuch umwunden trug, trat zum Landgrafen und wandte die Augen nach dem Wege, auf welchem die Reiter herankamen.

„Es geſchehe, was euch gefällt, Baſe Hedwig,“ antwortete der Landgraf wieder in guter Laune. „wiſſet, der junge Held, welcher meinen Wein begehrt, iſt mit ſeinen Dienſtmannen im ganzen Lande wohlbekannt, weil er ruhelos ſein Roß auf der Rennbahn treibt.“ Herr Walter hatte unterdeß den Speerruf nach dem Hofe geſendet; von dort erklang ein vielſtimmiges „Urra wurra!“ als Antwort, die Knechte liefen zu den Roſſen, die Ritter ſchnallten an ihrem Harniſch und ſchrieen nach den Speeren. Gleich darauf ſprengte eine kleine Schaar, geführt von Rudolph Schenk, dem Sohne des alten Walter, grüßend vor dem Landgrafen und den Frauen in den Grund, der zu dem Rennen geeignet war. Herr Rudolph ritt voraus, tauſchte mit den Fremden die übliche Begrüßung und beſprach in der Eile mit Henner Marſchalk das Rennen, ſechs Kämpfer von beiden Seiten und jedem zwei Speere.

Auf der andern Seite des Kampfplatzes hielt Ivo mit ſeinem Gefolge, während die Bewaffneten in ſcharfem Anlauf mit den Speeren gegeneinander ritten, zuerſt Herr Henner und Herr Rudolph, nach ihnen die übrigen einzeln, dann ſechs gegen ſechs. Die Roſſe ſchnoben, die Speere krachten und die Reiter erwieſen ihre Kunſt, es war ein untadeliges Rennen, ehrenvoll für beide Höfe; auch der Landgraf freute ſich und wurde warm. Und als Ivo abſtieg und vom Herrn Walter geleitet, näher kam, da trat er ihm freundlich entgegen.

„Dein Hauswirth ſpricht lange mit den Fremden," begann Frau Hedwig zu Elſe und ſah mit ihren großen Augen neugierig auf die Schaar der Männer, „der Gaſt ſteht, wie ich ſehe, in ſtolzer Haltung."

„Er iſt gut beleumdet im ganzen Lande, und die Leute rühmen ihn als einen freudigen Helden," antwortete Frau Elſe und leiſer ſetzte ſie hinzu, „er dient einer Herrin in Zucht und Ehre, doch wunderlich dünkt es Allen, daß Niemand errathen kann, wer ſie iſt."

„Geheimer Dienſt iſt nur halber Dienſt," verſetzte Hedwig lachend, „wenn wir einem Ritter erlauben uns zu dienen, ſo ziehen wir mit der einen Hand den Schleier über unſere Neigung, mit der andern lüften wir den Zipfel, denn eines Helden Huldigung mehret auch uns die Ehre."

„Sicher bringt ſein Dienſt Ehre," fuhr Elſe fort, „denn für den ſtärkſten Speerkämpfer gilt er im Lande und iſt voran bei jeder rühmlichen That. Sieh dort die bunten Bilder auf dem Gewande der Herren in Farben gemalt und geſtickt. Wenn Herr Ivo Jedem, den er im Speerkampfe beſiegt, nur ein Bild aus dem Gewande ſchneiden ließe, er könnte ſeiner Herrin einen weiten Mantel machen laſſen, der ſie vom Kopf bis zu den Füßen bedeckte."

„Wahrlich," rief Hedwig ſpottend, „wenn ſeine Herrin nicht ein fahrendes Weib iſt, welches gelernt hat, mit wilden Thieren durch das Land zu ziehen, ſo würde ihr mühevoller werden, ſeinen Mantel zu tragen, als ihm das Tuch zu gewinnen.“

„Die Schüler und Spielleute ſingen auch Lieder, die er ſelbſt erfunden hat, denn er iſt des Geſanges wohl mächtig; wir merkten, daß ſeine Frau ſich ihm züchtig verſagt, denn voll Sehnſucht und Klage ſind ſeine Töne, und er iſt uns deshalb um ſo werther.“

„Nun, er ſieht nicht aus wie einer, der ohne Erhörung wirbt,“ antwortete Hedwig trocken.

„Dennoch iſt es ſo,“ erklärte die Landgräfin eifrig, und mit zartem Erröthen fügte ſie hinzu: „Es gab bereits müßiges Geſchwätz, daß er eine, die uns nahe iſt, in ſeinem Sange preiſt. Aber mein Hauswirth und ich, wir wiſſen beide, daß die Meinung falſch iſt.“

Hedwig ſah ſcharf in das unſchuldige Geſicht und berührte leiſe die Wange der Landgräfin. „Er hätte keine holdere Herrin finden können. Sieh, dein Wirth führt ihn zu uns, laß ſehen, ob er auch zu ſprechen vermag.“

Der Landgraf wies nach der Begrüßung auf die Frauen. „Folgt mir, daß ich euch zu denen geleite, welche euer Lob am liebſten verkünden. Ihr findet einen ſeltenen Gaſt, des Kaiſers Nichte Hedwig, ſie und die Frauen in ihrem Gefolge ſind wohl werth, daß ihr ihnen huldigt.“

Ivo berührte mit der Hand ein Tuch, welches er um den Hals geſchlungen trug. „Habt die Güte, mich bei den edlen Frauen zu entſchuldigen, wenn ich ihnen unhöflich diene. Mir iſt verboten, meinen Blick zu einer Frau eures Hofes zu erheben, und ich darf nur vor ſie treten mit geſenktem Haupt und niedergeſchlagenen Augen; unlieb wäre mir, wenn ſie mich für kindiſch hielten.“

„Nun, beim heiligen Georg,“ rief der Landgraf erſtaunt, „eure Herrin übt eine harte Herrſchaft! ſelten haben unſere Frauen ſich über niedergeſchlagene Augen der Gäſte und der Schildtragenden zu beklagen.“ Doch ernſthafter fuhr er fort: „wir wiſſen den Dienſt eines verlobten Mannes zu ehren, mögen die Gäſte ſich ſtreiten über die Farbe eurer Augenſterne.“

Mit tiefer Verneigung trat Ivo vor die Fürſtinnen, das lockige Haar, welches er nach Gebrauch ſeines Hauſes lang trug, umſäumte ein männliches Antlitz. Als er ſo ſchweigend ſtand, ruhig, von hohem Wuchs, ein Bild der Kraft und vornehmen Zucht trotz ſeiner niedergeſchlagenen Augen, da wandten ſich Alle wohlgefällig ihm zu und die Frauen im Gefolge der Fürſtinnen nickten und flüſterten einander in die Ohren. Sogar die alte Dame Wendelmuth, welche den Kammerdienſt und das Hüteramt bei Frau Hedwig hatte, gönnte ihm einen theilnehmenden Blick und ſprach halblaut zu ihrem Begleiter, dem fremden Kämmerer Volko, der mit düſterer Miene unter den Thüringen ſtand: „Wahrlich, manchem von unſeren jungen Rittern wäre ſo züchtige Scham zu wünſchen,“ und dieſer beſtätigte es durch ein leiſes Brummen.

„Es iſt ihm durch ein Gelübde verboten, euch, edle Frauen, anzuſehen,“ erklärte der Landgraf, „dennoch gönnt ihm eure Huld, denn allen Frauen gereicht zum Ruhme, daß der Held Einer in Züchten dient.“

„Das ſagen wir zuweilen,“ antwortete die klangvolle Stimme der Hedwig, „doch wir denken nur ſo, wenn wir den Ritterdienſt einer andern lieber gönnen als uns ſelbſt. Verlangt ihr ſolche kalte Huld für euren Gaſt, ſo wird ſie gern gewährt.“

„Ihr verſteht zu demüthigen, indem ihr Gnade übt,“ verſetzte Ivo ſtolz.

„Verzeiht, Herr, wie kann ein Gaſt gefallen, der uns nicht geſtattet zu prüfen, ob ſein Blick treuherzig oder falſch iſt?“ entgegnete die Fremde, und ſich zum Landgrafen wendend, rief ſie: „Seht, Herr Ludwig, gerade über euch ſchwebt ein Reiher, iſt Niemand da, der eurem Edelfalken die Kappe löſt?“ Alle ſahen nach der Höhe, doch Ivo widerſtand der neckenden Verſuchung. „Nichts für ungut, Vetter,“ fuhr die Dame lachend fort, „es war nur eine Probe für euren Gaſt.“

„Da er die Probe beſtanden hat, Baſe Hedwig, ſollt ihr die Buße zahlen. Ich bitte euch, legt den Schleier ab, der euch Stirn und Kinn verhüllt, und laßt meine Helden euer Angeſicht ſchauen. Iſt auch in eurer Heimath die Sitte ſtrenger, wir in Thüringen ſind gewöhnt beim Feſte das Antlitz ſchöner Frauen zu betrachten. Geſtattet unſerer Sonne, daß ſie euch die weiße Haut bräune.“

Die Verhüllte berührte ſchmeichelnd die Wange der

Herrin Elſe. „Deinem roſigen Antlitz ſieht man nicht an, daß die Maienſonne ihm ſein Weiß und Roth gemindert hat. Nur wir Verſchleierten tragen den Schaden, denn Naſe und Wänglein verbrennen doch, und wenn wir einmal das Schleiertuch lüften, ſo ſind wir in der Mitte des Antlitzes roth gemalt. Das aber iſt die Wappenfarbe, die unſere Hausherren an uns am liebſten ſehen, obwohl jeder Blick auf den Spiegel uns weinen macht.“ Sie löſte die Enden des Schleiers, ſchlug ſie über den weißen Nacken zurück und wies ihr edles Angeſicht, an dem von Sonnenbrand freilich nichts zu merken war. Als ſie ſo neben der Landgräfin ſtand in voller gereifter Schönheit, und mit ihrem Arm die Hausfrau umſchlang, da freuten ſich die Herren über den Anblick und unwillkürlich erklang ein lauter Heilruf von den Lippen der Hofleute; ſelbſt die Augen des Herrn Ive zuckten, aber er bezwang ſich, und der Landgraf rief: „Wahrlich, das iſt Frühlingswonne, und wir wollen den Tag in einer Tafelrunde feiern. Den Hofhalt des Königs Artus ſpielen wir heut und ihr, edler Ivo, ſollt Ritter Iwein ſein oder ein anderer Held, der euch am beſten gefällt. Breitet die Teppiche, rüſtet das Mahl, und ihr, edle Frauen, windet Kränze für euch und uns.“

Die Frauen flogen ſummend wie Bienen durch Garten und Anger. Doch waren der Blumen nur wenige außer Veilchen und Himmelsſchlüſſeln und die zarten Hände mußten zum Schlehdorn und Weißdorn hinauf langen, deren Blüthen noch die kalte Farbe des Schnees trugen. Dagegen vertheilte Frau Elſe bunte Bänder aus einem Korbe, den eine ihrer Frauen vom Rüſtwagen zutrug, und lachend mühten ſich die Sammelnden um die Wette, Blumen und Bänder auf biegſame Ruthen zu binden und dieſe in runde Kronen zuſammenzufügen. Frau Elſe bot ſelbſt dem Gaſte den Kranz und die Fremde drückte den ihren auf das Haupt des Landgrafen.

Auf ſonniger Anhöhe ſtand ein mächtiger Ahorn, niedrig gewachſen, aber mit breitem Wipfel. Daß ſeine Laubknoſpen noch wenig Schatten gaben, war Keinem unlieb, denn zartes Gewölk wehrte die Strahlen der Sonne ab und barg das Antlitz der milden Herrin, ſo daß man nur in dämmrigem Licht und mattem Schatten ihre Gegenwart merkte. Unter den Ahorn wurde die Tafelrunde geſetzt, genau ſo, wie der junge Lutz geargwöhnt hatte, die edlen Gäſte auf niedrige Seſſel, die Frauen auf kleine Schemel und nur die Helden auf einen Teppich, der über den Raſen gebreitet war; denn die Landgräfin ſah ungern, wenn ihre Frauen ſich neben den Männern auf den Boden lagerten, obwohl dies ſonſt Brauch war. Rudolph Schenk hatte heut den Dienſt die Paare zu geſellen, nicht gerade wie es jedem der Gäſte am liebſten geweſen wäre, ſondern mit bedächtiger Rückſicht auf die Ehren, welche jeder zu fordern hatte: zwiſchen den Hofherrn und Frau Elſe die fremde Gräfin und auf die andere Seite des Landgrafen den Herrn Ivo, neben die Landgräfin aber ſeinen eigenen Vater, den alten Herrn Walter von Vargula, welcher der würdigſte Ritter des Landgrafen war, ein Hüter der Frau Elſe und zugleich ihr ergebener Freund. Auch die aus Ingersleben erkannten, daß ſie durch ihre Sitze vom Landgrafen geehrt wurden. Denn der Kämmerer Godwin ſaß, allem Frauendienſt enthoben, neben dem Herrn Walter, und die beiden freundlichen Herren mit dem weißen Haupthaar tauſchten gute Gedanken aus über die Abrichtung der Falken, welche in den Höfen ihrer Herren auf der Stange ſaßen. Herr Henner aber erhielt die alte Frau Wendelmuth zu ſeiner Kranzgenoſſin und Herr Lutz die junge Bertha, die Tochter des Kämmerers von Fahnern, welche für die ſchönſte Magd am Hofe galt. Und Herr Henner drückte den Kranz, den ihm Frau Wendelmuth mit ſteifem Arm reichte, recht zart in das grauliche Haar, indem er ſprach: belle graze, nahm ihre Fingerſpitzen in die ſeinen und führte ſie zu dem niedrigen Tiſche. Er dachte wohl daran, daß er ſie vor vierzig Jahren zu Mainz am Hofe des alten Kaiſers Friedrich Rothbart geſehen hatte, aber er hütete ſich das zu ſagen, um ihr nicht durch ſein gutes Gedächtniß verleidet zu werden. Doch begann er von alter Zeit zu ſprechen, ſpielte ſich mit gewandter Rede nach Mainz auf das größte Kaiſerfeſt, welches jemals in deutſchen Landen gefeiert worden war, und erzählte, wie er damals als Knappe einer Magd des Hofes, die von einem Ritter gerade zum Tanz aufgeführt wurde, den Mantel vom Boden gehoben hatte, als ihr dieſer im Gedränge durch einen ungefügen Helden abgeſtoßen war; und der Schlaue ſetzte hinzu: „Ach und weh!

ſie erſchien mir als die ſchönſte Magd von allen, und ich gedenke noch, von rother Seide war der Mantel.“ Da trat Frau Wendelmuth in die Falle, welche er ihr ſtellte, denn als eine ſcharfe und gewiſſenhafte Frau verſetzte ſie nicht unfreundlich, doch noch ſäuerlich: „Wenn ihr euch der Magd ſo wohl erinnert, wie ihr ſagt, ſo müßtet ihr auch wiſſen, daß der Mantel goldgelb war,“ worauf Herr Henner ſiegesfroh ausrief: „Nie hätte ich gewagt, euch an den armen Knappen zu erinnern, der euch die Hülle aufhob. Da ihr aber ſelbſt des gelben Mantels gedenkt, ſo darf ich euch ſagen, daß ich heut beim erſten Blick euch wieder erkannte, ſo wie ihr damals waret, und daß ich euch in meinen Gedanken mit derſelben goldenen Hülle vor mir ſehe.“ Durch dieſe Rede machte er die ſtolze Frau vertraulich und ſie ſprachen ſeitdem wie alte Bekannte von den ruhmvollen Tagen des Kaiſers Barbaroſſa und von vielem Aergerlichen, das ſie ſpäter erlebt.

Dazwiſchen aber blickte Herr Henner ſorgenvoll über den Tiſch, ob ſein junger Geſelle ſich auch beſcheiden auf dem Teppich lagere, und wie er ſich gegen ſeine Nachbarin geberde. Ihn freute, daß Beide leiſe miteinander redeten, aber er ſah mit Entſetzen, daß Herr Lutz plötzlich die Beine unter das Geſäß zog, weil ihn der Erdboden zu ſehr kühlte; und er huſtete leiſe. Seine Nachbarin, welche mit ſpähendem Blick jedes Ereigniß in der Tafelrunde beobachtete, erkannte ſogleich den Grund ſeines Huſtens; und da ſie alle Noth bei Hofe verſtand, ſo that ſie für ihn ſelbſt, was noch niemals ein Fremder von ihr genoſſen hatte: ſie faßte hinter ſich nach einer Decke, die zuſammengebunden im Bereich ihres Armes lag, ſchob ſie leiſe an den Sitz des Herrn Henner und winkte ihm, daß er ſie unterlege. Und der Marſchall, der die Wohlthat zu würdigen wußte, half mit der Hand ganz unmerklich nach, und warf ihr einen dankbaren Blick zu, während ihm die welken Schlüſſelblumen über die Augen hingen.

Aber die Herrſchaft am oberen Tiſche ſaß unterdeß ſehr feierlich, nur der Landgraf ſprach Einiges zu ſeinen Gäſten, bis er endlich zufrieden von dem ausruhte, was der Koch für das Feſt bereitet hatte. Da erhob er die Stimme: „Uns Alle will ich mahnen, daß wir den jungen Sommer begrüßen, wie es einer frohen Tafelrunde gebührt. Bringt das Saitenſpiel und legt es in die Hände des Gaſtes. Gefällt es euch, Herr Ivo, ſo laßt unſere Frauen, denen ihr nicht zulachen dürft, doch euren Geſang vernehmen.“

Ivo hatte bis dahin in ſtolzer Zurückhaltung vor ſich niedergeſehen und nur auf die Fragen des Landgrafen geantwortet, ſo daß die Landgräfin heimlich zu Frau Hedwig ſagte: „Sieh, gleicht er nicht unter den Sorgloſen einem Leidtragenden, der ſein geheimes Weh mit Mühe bändigt?“

„Oder einem Gefangenen, der widerwillig beim Mahle des Siegers ſitzt,“ verſetzte die Fremde.

Jetzt antwortete Ivo, wie ſichs gebührte: „Die Bitte des erlauchten Wirthes iſt dem Gaſte Gebot; übt Nachſicht, denn meine Stimme iſt rauh und meine Weiſe nicht ſo kunſtreich als andere, die ihr zu vernehmen gewöhnt ſeid.“ Er griff kräftig in die Saiten, ſpielte ein wenig und ſang, was damals aus ſeinem Munde den Zuhörern weit lieblicher klang, als jetzt aus dem Buche:

„Bote geh und künde meiner Fraue:
All' mein Hoffen hat der Reif zerſtört,
Da die Blumen lachten auf der Aue
Harrt' ich, ob ſie noch mein Flehn erhört.
  Troſtlos find' ich, wenn der Morgen tagt
  Bereiſt die Haide,
  In Sehnſucht und Leide
  Vergangen die Freude, das ſei vor ihr geklagt.“

Er hielt inne. Die Herren murmelten ihr Lob deutlich, die Frauen leiſe, aber nicht weniger ehrlich, und der Landgraf rief: „Wohlgeſungen. Wir hörten die Klage; iſt Niemand unter den Frauen, der ihm Antwort giebt? Baſe Hedwig, vielleicht beliebt es euch, dem edlen Gaſt das Widerſpiel zu halten.“

Hedwig rückte das Saitenſpiel zu ſich, mit nachläſſiger Handbewegung fuhr ſie über die Saiten und ſang eine Antwort, indem ſie die fremde Weiſe, welche ſie eben erſt gehört hatte, wiederholte und zierlich wandelte:

„Weh, des Mannes Werbung ſchuf mir Sorgen,
Sprach die Frau, verſchloſſen bleibt der Mund,
Meine Liebe trag ich ſtill verborgen,
Wie das Meer die Perle birgt im Grund.
  Troſt noch findet, wer ſein Lieben klagt.
  Die ſich ſehnt und leidet
  Und Rede meidet,
  Der Armen iſt ihr letzter Troſt verſagt.

Als ſie geendet hatte, ſummten Alle warmes Lob, auch Herr Ivo lächelte und der Hofherr ſprach: „Gern wird unſer Gaſt euch den Preis geben, Baſe, denn ihr habt ſeinen Sang geehrt, indem ihr ihn zur Stelle nachahmtet.“

Und Ivo verſetzte: „Auch ich danke meiner Siegerin, obgleich ihr Lied den Troſt nicht verheißt, um den ich flehte. Ich merke, daß ſie der Kunſt des Saitenſpiels mächtig iſt wie wenige. Vielleicht, wenn ihr, erlauchter Herr und euer Gemahl die Dame bitten, verſagt ſie uns nicht die Freude, ihr Spiel zu hören.“

Die Gräfin nickte gleichgiltig und griff ſogleich nach der kleinen Harfe, die ſie vor ſich niedergeſetzt hatte. Und ſie ſpielte in Wahrheit mit ſolcher Kunſt, wie die Meiſten aus der Geſellſchaft noch niemals gehört hatten.

Der Landgraf war voller Bewunderung, ergriff ſeinen goldenen Becher und rief: „Hebt euch von den Sitzen, ihr ſtolzen Helden; nie ſah ich und nie hörte ich die Finger einer Frau ſo behend durch die Saiten greifen, denn ſchnell wie der Blitz bewegtet ihr die kleine Hand, Baſe, und ich vermochte mit den Augen kaum dem Spiele zu folgen. Darum trinken wir Heil der Herrin, welche ſo ſeltener Kunſt mächtig iſt.“ Als der Beifallsſturm ſich gelegt hatte, fuhr der Wirth fort: „Gern vernähmen wir noch mehr von euch und unſer Ohr würde nicht müde vom Zuhören. Laßt ſingend oder ſagend eure Stimme noch weiter tönen, denn am Hofe unſeres Herrn, des Kaiſers, habt ihr, wie ich weiß, jedes Werk der Sänger geübt, ſo daß auch die Welſchen über euch ſtaunen.

Hedwig lachte. „Ihr wollt's, nehmt vorlieb. Und da wir hier unter Blumen und Klee im Baumſchatten ſitzen, ſo hört ein kleines Abenteuer, es heißt wie dieſer Baum, der Ahorn.“ Und ſie hob die Hand nach der Höhe. Darauf begann ſie mit klangvoller Stimme eine Geſchichte in Reimen welche Folgendes verkündete: Ein König im Lande Spanien hatte eine Tochter, welche ſo ſtolz war, daß ſie ſich ſelbſt in den Arm zwickte, wenn ſie einmal einen Mann gegrüßt hatte. Sie ritt am liebſten allein auf ihrem Rößlein durch Anger und Wald. Im Holze ſtand ein alter Ahorn, ein kaltes Brünnlein quoll an ſeinem Fuß und blaue Glockenblumen blühten darum. Als die Magd einſt an einem heißen Tage dort anhielt, löſte ſie die Spangen ihres Gewandes und kühlte Wangen und Bruſt am klaren Quell. Da hörte ſie ein leiſes Athmen, ſie glitt um den Stamm und ſah auf der andern Seite deſſelben einen Jüngling, der ſich am Brunnen gekühlt hatte und mit offnem Gewande unter den Blumen entſchlafen war. Sie konnte die Augen nicht von ihm abwenden, bis er aufwachte und ſie anſah. Da ſprach das Königskind: „Du ſiehſt das Maal an meiner Bruſt, wie ich das deine ſah; küſſe mich oder ich küſſe dich.“ Von dieſem Tage trafen die Beiden einander oft unter dem Baume und ſie wurden eins dem andern lieb vor Allem auf der Welt. Unterdeß überzog ein wilder Mohrenfürſt den Vater des Königskindes mit Krieg, ſo daß dieſer ihm einen

Theil ſeines Reiches und die Tochter zur Gemahlin verhieß. Die beiden Trauten ſaßen ſorgenvoll unter dem Baume, das Herz wollte ihnen vor Gram zerſpringen und ihre Thränen floſſen in den Quell. Da erhob ſich vor ihnen die Waſſerfrau, welche in dem Brunnen wohnte, aus der Fluth: „Salzig wird mein ſüßer Quell durch eure Noth," und ſie bot jedem von ihnen einen hölzernen Armring, in welchen ein Zauberdorn geflochten war. „Legt ihr den Ring um, ſo vermag er euch Seele und Leib zu ſcheiden, ſo lange ihr es begehrt, und als Dämmervögel fliegt ihr ins Freie über Berg und Thal zu meinem Baume; doch hütet euch, daß der Rückweg euch nicht geſperrt werde." Da beſprachen die beiden Traurigen, daß ſie einander am Baum wiederſehen wollten, in jeder Sommerzeit, bei jedem vollen Mond. Der Mohr aber ſchloß die Königstochter auf ſeiner Veſte ein, die er ſich auf ſteilem Felſen erbaut hatte, und ſie durfte Niemanden ſehen und ſprechen, nur eine treue Magd, welche ihr gefolgt war. Als nun der volle Mond in ihre Schlafkammer ſchien, da ſprach ſie zu ihrer Genoſſin: „Schließe die Thür und öffne das Fenſter. Wache und ſorge nicht um mich, ich weiß eine, die mit dem Mondenſtrahl fliegt, wenn die Leibeshülle leblos liegt." Und ſie legte den Armring an. Da ſank ſie ſogleich auf ihr Lager zurück und aus ihrem Munde flog ein winziges Vöglein, und verſchwand durch das offene Fenſter in der Dämmerung. Die Dienerin wachte in Sorgen, denn ihre Herrin lag wie tot, das Herz ſchlug nicht und ſie athmete nicht. Als aber die Tagesdämmerung am Himmel aufſtieg, ſchwebte wieder ein kleiner Schatten durch das Fenſter und das Königskind richtete ſich von dem Lager auf und ſprach: „Am Aſtloch ſaß der Geſelle mein, ihm troff der Thau vom Flügelein.“ So trieb ſie es den ganzen Sommer. Doch als die Nächte lang wurden und weißes Geſpinſt um die dürren Halme glänzte, da wurde der Dienerin mühſam im Vollmond den Schlaf von ihren Augen fern zu halten; und als die Königstochter ſich aufrichtete, ſprach ſie: „Ein Bartuch ſah ich weben über Flur und Hain, meinem Geſellen hing die Flocke am Bein.“ Und wieder ſchien der Vollmond in langer banger Nacht, der kalte Sturmwind fuhr durch das Land, er heulte um die Burg und ſchlug das geöffnete Fenſter zu. Die Dienerin aber hatte ihr Haupt verhüllt und war entſchlummert, der Morgen kam und ſie merkte es nicht, und als ſie erwachte, ſchien die bleiche Winterſonne in das Gemach. An die geſchloſſene Thür ſchlug der Mohrenfürſt bis ſie aufſprang und er ſah das Königskind leblos liegen, den Zauberring am Arme. Da riß er ihr zornig den Ring ab und befahl den Leib in einem ſteinernen Sarg zu bergen, wo nicht Mond, nicht Sonne ihn beſchien. Und als die Kunde durch das Land lief, daß die Königstochter geſtorben war, da fanden die Knappen des Ritters am nächſten Morgen ihren Herrn regungslos auf dem Lager, ſein Herz ſchlug nicht und er athmete nicht. Wer aber am Vollmond zu dem Quell kam, der ſah um den Baumeswipfel einen kleinen Schatten ſchweben und ſie ſagen, es war der treue Geſelle, welcher ſich ſehnte und harrte.“

Die Erzählerin hielt inne, über ihrem Haupte zwitſcherte es in den Aeſten. „Seht,“ rief ſie mit veränderter Stimme, „dort iſt das Aſtloch und dort hebt ein Sänger den Fittig, vielleicht iſt es eine der beiden liebenden Seelen, welche einander ſuchen. Sei tauſendmal gegrüßt, du Armer, der du einſam dahinziehen mußt.“

Sie ſchwieg und Alle lächelten über das Ende, welches anders war als ſie erwartet hatten. Doch zeigten ſie auch, wie ſich für Hofleute ſchickt, daß ſie gerührt waren und bedauerten das Schickſal der Liebenden. Frau Wendelmuth begann leiſe zu ihrem Kranzgenoſſen, indem jetzt ſie die Falle ſtellte: „Auch zu eurem Amt, Herr Marſchalk, gehört, daß ihr bisweilen einem Vogel das Fenſter offen erhaltet. Fliegt euer Vogel in weite Ferne und müßt ihr lange harren, bis er zurückkehrt, ſo habt ihr einen ſorgenvollen Dienſt.“ Aber Herr Henner erkannte die forſchende Neugier und antwortete bedeutſam: „Wir Thüringe hängen an der Heimath; ja ſelbſt wenn wir ganz außer uns ſind und wenn wir vor Liebe aus der Haut fahren, wir kommen in kurzer Zeit wieder zu uns ſelbſt.“ Da nickte Frau Wendelmuth und blickte nach der Landgräfin hinüber, denn in ihrem Ohr klangen noch die herrlichen Worte, mit denen Frau Elſe vor Kurzem den Gaſt gelobt hatte.

Die Landgräfin aber war ſtill geworden und ſah mit gerötheten Wangen vor ſich nieder. Doch auch ſie erhielt ihren Antheil von den Ehren des Mahles. Seitwärts der Tafel ſaß auf der Bank ein geiſtlicher Herr, dem ſein Amt die Theilnahme an der bekränzten Geſellſchaft verbot. Daß der Herr zum Hofe gehörte, verrieth die tiefe Verneigung, welche die aufwartenden Diener nicht unterließen, ſo oft ſie bei ſeinem Sitze vorüber gingen. Er aber ſah von ſeinem Buche häufig nach der Artustafel. Jetzt erhob er ſich geräuſchlos, ging nach dem Hofe, wo die Kinder des Landgrafen mit ihren Wärterinnen weilten, der vierjährige Sohn und die kleinere Tochter, gebot die Kleine ihm nachzutragen, und faßte ſelbſt den Knaben bei der Hand. Als dieſer ungern folgte und ſchrie, wollte der Geiſtliche ihn heftig fortziehen, aber er bezwang ſich, freundlich zu reden, gab ihm einen grünen Zweig in die Hand, hob ihn auf ſeine Arme und trug ihn einige Schritte. So trat er hinter den Landgrafen und begann mit gedämpfter Stimme, welche aus dem Munde des Prieſters feierlich in das Ohr drang: „Auch die Kinder wagen im Mai ihren lieben Vater zu begrüßen und ſie erbitten für ſich die Liebe der Eltern."

Der Landgraf wandte ſich überraſcht um, ſein Geſicht verklärte ſich, als er die Kleinen ſah, er küßte den Sohn auf den Mund, nahm die Tochter in ſeine Arme, lachte ihr zu und rief über die Tafel: „Verzeiht, edle Brüderſchaft des König Artus, wenn ich Ungehöriges vollbringe; hier aber ſind Geſchenke meiner Elſe und mir lieb vor Allem," und die Kinder der Wärterin zurückgebend, nickte er dem Geiſtlichen dankend zu, welcher noch leiſe ſagte „Auch ihr werdet im heiligen Pſalter begrüßt mit dieſen Worten: Wohl dir, wenn du den Herrn fürchteſt, dein Weib wird ſein wie ein fruchtbarer Weinſtock und deine Kinder wie die Oelzweige um deinen Tiſch her.“ Als der Prieſter darauf den Knaben zur Mutter führte, grüßte Frau Elſe den klugen Mann mit inniger Dankbarkeit und ſprach: „Ihr thut immer das Gute,“ ſie beugte ſich tief auf ſeine Hand hinunter, daß er ſie ſchnell wegzog und zurücktrat.

Die düſtere Geſtalt des Geiſtlichen und ſeine Schriftworte verdarben den Artusrittern die poetiſche Stimmung. Ivo ſtarrte noch ernſthafter vor ſich nieder als vorher, ſogar die Nichte des Kaiſers betrachtete erſtaunt das große Geſicht mit geſchwollenen Stirnadern, und mit zwei tiefliegenden, mächtigen Augen, um welche Schwermuth und geheime Trauer zuckten, und ſie frug den Landgrafen: „Wer iſt dieſer Unglücksvogel mit geſchorener Krone?“

„Es iſt Meiſter Konrad von Marburg, ein Richter des heiligen Vaters über Glaubensſachen und uns ein vertrauter Rathgeber.“

„Dann möge ſein Rath euch alles Glück bringen, das ihm ſelber fehlt; denn ihn anzuſehen macht traurig.“

Der Wirth aber winkte dem Schenken Rudolph, welcher aufſprang und einen großen Becher herantrug. Der Landgraf erhob ſich und zugleich mit ihm die Herren und den Becher haltend begann er: „Altem Brauche zu Ehren ſei dieſer Wein euch, edler Ivo, geboten, denn es iſt ein Recht eures Geſchlechtes aus der Väter Zeit, daß der Landgraf ſelbſt euch einmal im Jahre, wenn der Kukuk ruft, den Becher ſchwenke, ein Edler dem andern, damit er die Ehrbarkeit eures Geſchlechts vor ſeinen Mannen beſtätige.“ Und er reichte ihm den Becher.

Ivo verneigte ſich und den Becher faſſend ſprach er dagegen: „Aus erlauchter Hand empfange ich die Gabe, damit ich Heil trinke für euch, den mächtigen Gebieter in dieſem Lande, für euer edles Gemahl und euer ganzes Geſchlecht.“ Er trank, die Andern rieſen das Heil nach und der Landgraf bot ihm die Hand.

Als Alle ſaßen, fuhr der Landgraf fort: „Ich danke euch, Herr Ivo, daß ihr mir Gutes wünſcht. Und da wir hier zwiſchen Wald und Flur unſerer Heimath in Frieden geſellt ſind, ſo laßt euch noch etwas ſagen, was mir längſt im Sinne liegt. Ungern ſehe ich, daß ihr euch von meinem Hofe fern haltet. Ihr findet hier Manchen, der euch wohlgeneigt iſt, auch mir iſt es eine Freude, euch bei mir zu haben. Ungern entbehre ich auch euren ſtarken Speer, wenn ich einmal gegen meine Feinde in den Stegreif trete.“

Tiefe Stille entſtand und Aller Augen richteten ſich auf den Gaſt, welcher ruhig entgegnete: „Laßt mich antworten ſo offen als ihr fragt. Ihr ſeid ein gnadenvoller Herr, kein Fürſt auf beiden Seiten des Rheins darf ſein Haupt höher tragen als ihr, und oft hörte ich preiſen, daß ihr guten Dienſt reich zu belohnen wißt. Dennoch zürnt nicht, wenn ich meine eigenen Wege reite, nicht umſonſt bietet ihr mir heut den Becher. Ich habe nicht gelernt zu dienen, ſondern als Herr über Dienenden zu walten, und ich vermag keinem Sterblichen den Treueid zu leiſten, als meinem und eurem Herrn, dem Kaiſer.“

Frau Elſe ſah beſorgt, daß das Antlitz ihres Gemahls ſich röthete, und als ſie ſich Hilfe ſuchend zu der Fremden wandte, wurde ſie wieder durch das kalte Lächeln derſelben gekränkt.

„Stolze Worte ſprecht ihr, Herr,“ rief der Landgraf gereizt, „und wenn der Becher, den ich bot, euch ſo hohen Muth verleiht, kann ich den nichtigen Brauch fernerhin nicht loben. Ihr ſelbſt wißt, wer als Landgebieter ſeine Macht bewahren will, den kränkt es, wenn zwiſchen ſeinen Vaſallen und Gerichtsſtühlen kleine Herren ſitzen, welche bei jeder Fehde ſtolz überlegen, ob ſie zu Hauſe bleiben oder vielleicht gar gegen den Landesherrn reiten.“

„Beſchwert euch das, Herr,“ verſetzte Ivo feſt, „ſo zürnt nicht mir, ſondern der alten Ordnung des Landes.“

„Ich will euch nicht kränken, edler Ivo,“ fuhr der Landgraf fort, „denn mir liegt daran, euch zu gewinnen. Doch giebt auch der Kaiſer mir Recht, wenn ich dafür eifere, daß der Eigenwille mancher Edlen im Lande gemindert wird. So iſt des Kaiſers Wunſch, daß der große Stand der Reiſigen, welche den Rittergurt tragen, in ſeiner Ehre erhöht werde. Denn die ärmlichen Ritter, welche jeder der Edlen und Freien ſich nach ſeinem Belieben ernennt, bringen dem Stand arge Unehre, ſchweifen durch das Land und ſchädigen als Räuber das arme

Volk. Auch euer Oheim Meginhard verzichtet darauf, ſeinen reiſigen Knechten den weißen Gurt umzulegen und er überläßt mir dieſe Begabung. Ich weiß wohl, Herr, daß ihr auf Rittertugend achtet, dennoch würdet auch ihr gut thun, wenn ihr in Zukunft eurer Hofjugend die Ehre gönntet, daß der Landgraf ſelbſt ſie aus Knechten zu Herren macht."

Ivo drängte mit ſtarker Anſtrengung den Zorn zurück, der in ihm aufſtieg, und er ſah nur etwas bleicher aus als ſonſt, indem er ruhig erwiderte: „Es war bei dieſem Frühlingsfeſte ſchon allzuviel von alter Zeit die Rede; doch zürnt mir nicht, wenn ich noch einmal daran mahne. Es geht die Sage im Lande und meinem Hofe, daß der erſte Ludwig, den ihr als euren Ahnherrn auf dem Landgrafenſtuhle ehrt, Sohn eines fränkiſchen Vaſallen aus den Buchen war. Den Knaben zog ein Ahnherr meines Hauſes, ſeit er den Vater verloren hatte, getreulich auf, und als der Knabe zu ſeinen Jahren kam, bekleidete er ihn mit dem Schwertgurt. Da euer eigener Vorfahr ſeine Ritterwürde meinem Hauſe zu danken hat, ſo bitte ich, ertragt in Huld, daß auch ich fortfahre, die Ehre zu verleihen, die eurem Geſchlechte ſo gut gefrommt hat."

Die Landgräflichen ſahen vor ſich nieder, denn die Antwort war allen peinlich. Ivo aber erhob ſich und fuhr fort: „Ich kam hierher, erlauchter Herr, als euer Gaſt, ich fürchte, daß meine Fahrt euch unwillkommen war. Doch bevor ich euch bitte, mich und die Meinen zu entlaſſen, will ich auch noch ſagen, wie mir gegen euch zu Muthe iſt. Und da heut in dieſer Runde ein Abenteuer von einem Baume erzählt wurde, ſo geſtattet mir huldreich, daß ich ein anderes berichte, kunſtlos und in wenigen Worten, welches ihr die Eiche benennen mögt: — Zwei junge Edle, von denen der eine reich und mächtig war, der andere auf mäßigem Erbe ſaß, lebten in Unfrieden, wie Nachbarn oft geſchieht. Vieles irrte die Beiden, am ärgerlichſten war ein Streit über die Hirſchjagd im Waldgebirge. Der Mächtige hatte mit ſeinen Jägern und Hunden den Wald des andern durchzogen und auf die Beſchwerde, die dieſer erhob, eine ſtolze Antwort geſendet. Da ging der Gekränkte allein mit Schwert und Armbruſt in den Wald, um ſein Recht zu behaupten und die Einbrecher zu ſtrafen, wo er ſie fände. Sein Muth war zornig und er dachte am liebſten daran, ſeinen Gegner ſelbſt zu treffen und auf grünem Mooſe Mann gegen Mann den Streit zu entſcheiden. So ſtand er mit wilden Gedanken lauernd hinter einem Urbaum, an dem die Mönche ein Bild der Gottesmutter befeſtigt hatten zum Nutzen der frommen Waller, welche auf dem Fußſteig über die Berge ziehen. Der Harrende vernahm, daß Zweige brachen, ſein Gegner trat bewaffnet wie er ſelbſt aus dem Dickicht. Da wollte er aus dem Verſteck ſpringen, der Andere aber legte ahnungslos die Waffen ab, warf ſich mit entblößtem Haupte vor dem Heiligenbild auf die Knie, betete dort inbrünſtig mit ſeinen eigenen Worten und that ein Gelübde in großer Bewegung. Der Racheluſtige trat zurück und vernahm wider Willen die Worte des Betenden. Ich darf nicht künden, Herr, was ein Geheimniß des Waldes bleibt, aber ich ſage, das Gebet drang aus der Seele eines warmherzigen und ehrlichen Mannes, welcher den lieben Heiligen für alles Glück ſeines Lebens dankte, vor Anderem für ſein liebes Ehegemahl und für die Hoffnung auf einen Erben, in der er damals lebte. Und er flehte zu den Fürbittern, daß ſie ihn vor argen Gedanken behüten möchten und vor arger That, damit er würdig werde ſeines Glückes und ein rühmlicher Herr für Alle, die ihm angehörten. Und als er ſein Flehen und Gelübde vollendet hatte, ſchritt er ohne Kenntniß der Gefahr bergab. Der Andere aber, welcher wider Willen ein Vertrauter geheimer Gedanken geworden war, kniete an ſeiner Stelle nieder, faßte an den Baum und gelobte, daß er ſelbſt dies Vertrauen ehren wolle und gegen den Andern nur ſolchen Widerſtand üben, wie man ihn gegen einen befreundeten und zugeneigten Mann übt, mit Schonung und Geduld, und indem er die Dienſte von Vermittlern erbitte. Dieſen Schwur hat er gehalten; der Streit um die Hirſche wurde bald durch gute Geſellen vertragen, ohne daß der Geſchädigte ſein Recht verlor. So lautet das Abenteuer von der Eiche. — Und jetzt, erlauchter Herr, erbitte ich Urlaub für mich und die Meinen.“

Die ganze Tiſchgeſellſchaft erhob ſich, der Landgraf aber breitete die Arme gegen den Gaſt aus und rief: „Nein, bleibe Ivo, jetzt wo ich dich kenne, wie du gegen mich geſinnt biſt, laſſe ich dich nicht mit kaltem Gruß von mir ziehen. Leid thut mir meine Heftigkeit, und ich muß erfahren, daß du mir darum nicht grollſt. Noch einmal rücken wir die Sitze zuſammen, nicht als Artusbrüder, ſondern als Nachbarn, welche einander in Glück und Unglück vertrauen. Setzt euch zu uns, Herr Walter von Bargula, ihr wart es, der damals wegen der Hirſche dem Uebermüthigen die Beſinnung zurückgegeben habt. Helft mir heut Einen feſthalten, der unter uns ein ſeltener Gaſt bleiben will, damit wir uns noch mit redlichem deutſchem Herzen an einem guten Trunk erfreuen."

So geſchah es. Die Männer ſetzten ſich, das Spiel vergeſſend, näher aneinander und auch Ivo hob jetzt im Kreiſe guter Geſellen die Augen und ſah freimüthig umher.

Als die Frauen allein waren im Gemach der Landgräfin, trat Elſe heftig vor Hedwig. „Schöner biſt du als ich und unter den Männern weißt du die Worte zierlich zu ſetzen, des Sanges biſt du kundig und deine Stimme dringt in das Herz. Auch meinem Gemahl gefällſt du gar ſehr und ich merkte wohl, wie er bewundernd auf dich ſah. Allen Ruhm gönne ich dir, Jedem magſt du beſſer behagen als ich, denn einfach iſt mein Sinn und ungeübt bin ich in aller höfiſchen Kunſt; nur Einen laß mir, daß ich nicht unſelig werde; von meinem Hauswirth wende deine Augen und deine Kunſt, denn damit quälſt du mich. Nichts habe ich auf Erden als ihn und die Kinder, verliere ich ſeine Huld, ſo bin ich elend. Eine Feindin ſollſt du in mir finden anklagen will ich dich im Himmel und mein Recht will ich gegen dich vertheidigen vor den Menſchen.“ Sie warf ſich in einen Seſſel und verbarg das Geſicht in den Händen.

Hedwig vernahm erſtaunt dieſen Ausbruch der Leidenſchaft und rief die Achſeln zuckend: „Sie liebt ihren eigenen Hauswirth!“ und der Weinenden die Hand auf das Haupt legend, ſang ſie leiſe: „Traut' Elſelein, laß die Sorgen ſein. Auch ich ſaß unter dem Baume, wo der Zauberbrunnen quillt; dort ſchau' ich im Wachen und Traume eines trauten Geſellen Bild.“

Die Helden von Ingersleben aber freuten ſich der gelungenen Fahrt, als ſie bei ſinkender Sonne heimritten. Das Gefolge rühmte die tapfere Haltung des Herrn und Ivo ſang und lachte wie ein glücklicher Knabe. Als Henner ihm anvertraute, daß auch die Frauen am Fürſtenhofe ſich wohlgefällig über ſeine Höflichkeit geäußert hatten, verſetzte er gleichgültig: „Zuweilen gefällt man am leichteſten, wo man am wenigſten um den Beifall ſorgt.“ Und als ſie zum nächſten Dorfe kamen, lenkte er ſein Pferd neben das des Marſchalls und gebot: „Ich raſte mit meinem Knaben hier im Dorfe. Mir ſang ein Vogel gute Nachricht in das Ohr und kündete mir eine Stelle, an welcher ich geheime Botſchaft finde; führet ihr die Schaar nach unſerm Hofe, morgen früh bin ich daheim.“ Henner nickte gehorſam und trieb die Pferde zu ſchnellem Lauf, während Ivo mit dem Knaben allein durch das Dorfthor ritt.

## 3.

## Der Ritt nach dem Mantel.

Mit glühenden Wangen ſprengte Ivo am nächſten Morgen in ſeinen Hof, er hob die Hand zum Gruß gegen ſeine Dienſtmannen und frug athemlos: „Wo iſt der Schreiber?" ſprang aus dem Sattel und eilte in ſein Gemach. Als Nicolaus eintrat, ſtieß der Herr den entblößten Dolch in den Tiſch, um den Schreiber an ſeinen ſchweren Treueid zu mahnen, und ein zuſammengefaltetes Pergamentblatt aus dem Gewande ziehend, gebot er: „Tritt vor das Meſſer und lies mir, was in dieſem Briefe geſchrieben ſteht, treu und genau, ſo wahr du leben willſt," und Nicolaus las Folgendes:

„Ein armes trauriges Käuzlein ſchrieb an ſeinen Geſellen dieſen Brief. — Ich, das Käuzlein, vernahm, wie zwei Frauen zu einander von einem Ritter redeten. Die eine lobte in guter Meinung ſeine Kunſt im Speerkampf und ſagte: er vermöchte wohl die Wappenzeichen am Gewande der Helden, welche er vom Pferde wirft, zu ſammeln und ſeiner Herrin daraus einen wallenden Mantel zu gewinnen. Die andere Frau aber, welche aus der

Fremde gekommen war, lachte ſpöttiſch in argen Gedanken. Dennoch ſage ich, könnte dieſer Frau ihr Ritter einen ähnlichen Mantel erwerben, ſie würde ihn mit Freuden ſtatt ihres Gewandes umthun, wenn ſie einmal mit ihrem Geſellen allein wäre. Manche, die ſich hart geberdet, verbirgt mit Mühe vor ihren Hütern Leid und Sehnſucht. Liebe du mich, wie ich dich. Der Brief muß liegen auf grünem Aſt, ob ihn ein günſtiger Wind erfaßt, ob ihn die Pfote des Katers packt, oder ob ihn der Specht zerhackt. — Der Brief iſt zu Ende,“ ſchloß Nicolaus verwundert.

„Lies noch einmal,“ gebot Ivo, der neben ihm mit heißen Wangen auf das Pergament ſtarrte. — „Und zum drittenmal, damit ich jedes Wort feſthalte.“ Darauf riß er den Dolch aus dem Tiſch und winkte dem Schüler Entlaſſung. Als er allein war, barg er den Brief nahe bei ſeinem Herzen und rang die Hände. „Ja, du ſagſt es, arme Nachtvögel ſind wir beide, endlos treibt die Sehnſucht, verhaßt iſt mir das Leben, ſo lange ich von dir getrennt bin, und wenn ich einmal vor dein Angeſicht trete, wird auch das Wiederſehen zur Qual, denn das eherne Gitter ragt bis zum Himmel zwiſchen uns Beiden und kein Flügelſchlag vermag darüber zu erheben.“ Er warf ſich in den Seſſel und barg ſein Geſicht in den Händen. Doch nicht lange unterlag er dem Schmerze, denn ihm fiel, wie Liebenden geſchieht, wieder etwas Günſtiges ein, er ſprang auf und lachte: „Verſtehe ich meinen Kauz recht, ſo wäre ihm die Kappe lieb, von der die beiden Frauen zu einander ſprachen. Eine frohe

Verkündigung finde ich in den Worten, daß ſie ſich darein hüllen will, wenn das Glück uns zuſammenführt. Ich denke, Geliebte, daß ich dir den Mantel gewinne. Einen Mairitt wage ich dir zu Ehren und das Tuch für dich hole ich mir im Speerkampfe von den Edlen dieſes Landes." — Er ſchritt haſtig auf und ab und überlegte.

Endlich lud er ſeine Getreuen, Godwin und Henner, zu geheimer Berathung.

Die wilden Kampfſpiele zu Pferde, durch viele Jahrhunderte Stolz und Leidenſchaft der Deutſchen, waren in der Zeit des Herrn Ivo ſehr ungleich dem Speerkampf ſpäterer Zeiten, wo dicke Eiſenſchienen den ganzen Leib des Reiters ſchützten und wo das gepanzerte Roß die meiſten Stöße der feindlichen Speere auszuhalten hatte. In jener alten Zeit war nur Haupt und Hals des Reiters durch einen Eiſentopf geſchützt und die obere Bruſt durch eine Eiſenplatte, die über das Kettenhemd geſchnallt wurde; der Stoß des Speeres, welcher mit kurzer ſtumpfer Spitze bewehrt war, wurde durch einen hölzernen Schild aufgefangen. Das Roß trug keine Eiſenrüſtung, der Reiter beugte ſich beim Anritt ſtark nach vorwärts, die hohe Rücklehne ſeines Sattels half verhüten, daß er durch einen kräftigen Stoß hinter das Pferd geſchleudert wurde. Schon damals waren die Spielkämpfe mit Helm und Schildrand ein Vorrecht Aller, welche den Rittergurt trugen, das höchſte und am meiſten beneidete Vorrecht, welches einen Stand, der zu den Dienenden gehörte, in die Kampfgenoſſenſchaft der Edlen heraufhob.

Der Mairitt aber, den Herr Ivo beſchloſſen hatte, galt für die ruhmvollſte Aufforderung zum Speerkampfe, welche ſich an alle Ritter des Landes richtete. Das Spiel ſelbſt wurde in der Hofſprache Foreſt, Waldrennen, genannt und verlief nach herkömmlicher Spielordnung. Wer zu ſolchem Rennen herausforderte, der zog mit ſeinem Gefolge durch das Land und hielt zu vorbeſtimmter Zeit an bezeichneten Raſtſtellen, um dort Gegner zu erwarten, denen der Ort gut gelegen war. Zu Raſtſtellen wurden gewählt ebene Gründe an lichtem Laubwald, wo ein klares Bächlein rann oder ein Quell zum Tränken der Roſſe. Unter dem Grün der Zweige wurde ein Zelt aufgeſchlagen, in dem der Held ſich wappnete; auch die Gegner brachen am liebſten aus einer Lichtung des Waldes hervor. Dann ritt der Herausforderer mit den einzelnen Gegnern im Speerkampf um einen begehrenswerthen Preis, den er ausgeſetzt hatte. Am letzten Tage pflegte dem Rennen gegen Einzelne — welches in der Sprache des Herrn Henner Tjoſt genannt wurde — ein Maſſenkampf zu folgen, das Turnier, ebenfalls nach ſtrenger Spielordnung.

Ivo gab ſeinem Mairitt ſolche Geſetze, wie ſie einem vornehmen Herrn gebührten. Für jeden Renntag ſetzte er vier Raſtſtellen, an jeder Raſt war er verpflichtet dreimal zu rennen, und nur wenn er wollte, öfter, an jeder Raſt erhielt einer von den Gegnern, welche ehrenvoll widerſtanden hatten, nach Ivo's Wahl einen goldenen Fingerring. Wer vom Pferde geworfen wurde oder ſonſt nach Rennbrauch für beſiegt galt, der ſollte nicht Roß und Rüſtung verlieren, wie in der Regel geſchah, ſondern nur ein Stück des langen Ueberwurfs, den der Ritter damals über dem Kettenhemd und den eiſernen Beinſtrümpfen trug. Denn der Herausforderer verkündete, daß er ſeinen Mairitt unternehme, um von den Helden des Landes Tuch für einen Frauenmantel zu erbitten. Am letzten Tage der Fahrt ſollte ein Turnier in der Nähe von Erfurt den Einzelkämpfen folgen.

Sogleich begann in dem Hofe ein emſiges Rüſten. Ivo ſelbſt ritt nach Erfurt, goldene Ringe für die Gegner, Gewänder und Zierrath für ſich und ſein Gefolge zu beſtellen. Der Kämmerer Gotwin hatte die ſchwierigere Aufgabe, das Geld für die Fahrt zu gewinnen, und dieſer ſah einige Tage ſorgenvoll aus, bis es ihm endlich bei den Juden in Erfurt und bei den Mönchen in Reinhardsbrunn gelang. Die größte Arbeit aber fiel dem Marſchalk zu und vom Morgen bis zum ſpäten Abend klang ſeine befehlende Stimme um die Ställe und auf der Rennbahn am Hofe. Die Pferde wurden geprüft, die Knechte und die jungen Knaben zum neuen Spiel angelernt und eine ganze Wagenladung Speerſtangen wurde geſchnitzt, ſorgfältig geprobt und zuletzt mit blau und weißer Farbe ſchön bemalt.

Nicolaus ſchnitt unterdeß eine große Rolle Pergament zu zahlreichen Briefen und Zetteln an die Herren in den Höfen und an die Burgmannen der Städte, und ſchrieb die Aufforderung ſo oft ab, daß ihn die Finger ſchmerzten. Im Hofe aber ſammelte ſich an den nächſten Morgen ein Haufe von fahrenden Leuten, welche hier und da im Lande hauſten und welche bei ritterlichen Feſten als Rufer und Boten zu dienen pflegten. Sie empfingen die Briefe und lernten eine mündliche Verkündigung, die ihnen der Schüler oft vorſagte. Damit zogen ſie durch das Land zwiſchen dem Bergwald und dem Harz, ſangen ihren Spruch in den Burgen und übergaben die Briefe an vornehme Edle und an die Obrigkeit der Städte.

Sogleich rührte ſichs in der ganzen Landſchaft, ehrenvoll und luſtig erſchien der angebotene Wettkampf, in wenigen Tagen war er in Aller Munde als das große Ereigniß des Frühlings. Wer den Rittergurt trug, erkannte eine Mahnung, der er ſich ungern entzog, und nicht weniger ungeduldig wurden die Tage des Spieles von Anderen erwartet, welche als Zuſchauer daran Theil nehmen wollten, beſonders von den Frauen.

Aber am Hofe des Landgrafen brachte das Ausſchreiben nicht Jedermann Freude.

Als der Kanzler die ſchön geſchriebene Einladung vorgeleſen hatte und Herr Ludwig beifällig ausrief: „König Mai will eine neue Ausfahrt halten!“ ſaß Frau Elſe erſchrocken mit zuſammengeſchlagenen Händen ohne ein Wort zu ſagen, die Frauen flüſterten einander leiſe zu und Frau Wendelmuth lächelte ſpöttiſch.

„Was haſt du, Baſe?“ frug Hedwig leiſe.

„Gedenkſt du der Worte, die ich neulich im Scherze zu dir ſprach. Jetzt will er thun, was mir damals einfiel, und was doch Niemand aus meinem Munde vernommen hat als du und etwa unſere Frauen. Wer hat ihm meine thörichte Rede zugetragen, und was meint er damit, daß er ſie durch das Land rufen läßt?"

„Manches Ohr hat deine Worte gehört," tröſtete Hedwig, „wie darf dich wundern, daß ſie ihm gefielen? Er ſelbſt hält es ſicher für eine Huldigung gegen dich und deinen Gemahl, daß er ſeinen Willen nach der guten Meinung richtet, die du von ihm hegteſt." Und zum Landgrafen gewandt fuhr ſie fort: „Wir wiſſen auch, Vetter, wie euer Herr Ivo auf den Gedanken gekommen iſt, um einen Mantel für ſeine Herrin zu reiten. Denn Elſe und ich waren es, welche damals, als er hier weilte, zuerſt im Scherz die Kappe für ſeine Herrin forderten. Will er euch und uns dadurch ehren, daß er den luſtigen Einfall eures Hofes zu einem Geſetz macht für ſeine Ritterfahrt, ſo haben auch wir Grund, ihm Gutes zu wünſchen."

„Wenn Frau Hedwig mit meiner Elſe zu der Kappe gerathen hat," verſetzte der Landgraf ſorglos, „ſo wünſche ich ihm, daß ſeine Herrin das nicht erfährt, damit ihr die Freude an der bunten Hülle nicht durch die Eiferſucht verdorben werde. Doch rühmlich iſt die Fahrt auch für uns Andere, ſie giebt meinen Thüringen Ehre unter den Fremden, den Edlen aber und ihrer Ritterſchaft durch einige Wochen Arbeit und Unterhaltung, während ich abweſend bin. Vielleicht reite ich vorher ſelbſt noch gegen ihn." Und kampfluſtig ging er mit Herrn Walter nach den Ställen.

Auch auf der Mühlburg erwachte die Kampfluſt, aber mit gehäſſigen Gedanken gegen den Niederhof.

Der alte Graf Meginhard war im Dienſte des Landgrafen nach dem Süden gezogen, Herr Konz ſaß an ſeiner Stelle gebietend unter den Dienſtmannen und hielt mit ihnen vertraulichen Rath über eine Ritterfahrt. Da ihm aber ſeine eigenen Gedanken nicht recht gefielen, ſo ritt er abwärts nach Friemar, lud den jungen Berthold aus dem Hofe und verhandelte heimlich mit dieſem, daß er den Schüler Nicolaus verſöhnen und zu einer Unterredung beſtimmen möge. „Vermagſt du mir dieſen Gefallen zu thun, ſo ſollſt auch du dem Kampfe zuſehen, nicht von der Heerſtraße, ſondern als unſer Geſelle im Feſtkleide mit meinen Farben.“ Der Jüngling war freudig bereit, den Schüler zu gewinnen und Nicolaus willigte ſchneller ein, als der Bote gehofft hatte, mit dem Ritter in einem Gehölz zuſammenzutreffen, das zwiſchen dem Niederhofe und der Mühlburg lag.

„Berthold von Friemar hat dir geſagt, daß ich einen Dienſt von dir begehre,“ begann Herr Konz von ſeiner Höhe auf den Schüler herabblickend.

„Er hat mir etwas geſagt,“ verſetzte Nicolaus kühl.

Konz griff in ſeine Taſche, ſuchte aus der hohlen Hand einige Silberſtücke und bot ſie mit geſpitzten Fingern. „Wenn etwa früher Widerwärtiges zwiſchen uns geſprochen wurde, ſo ſoll es ungeſagt und vergeſſen ſein. Nimm dies, damit du mir in einer Sache, die mir am Herzen liegt, Gutes räthſt.“

Nicolaus wog das leichte Silberblech in ſeiner Hand: „Von Fremden nehme ich ungern gebotenes Geld, zumal wenn es wenig iſt. Doch noch unlieber iſt mir, das Geld abzuweiſen," und er verſenkte das Silber nachläſſig in ſein Gewand. „Fragt, und ich will antworten, ſo weit ich darf; aber wißt, auf leichte Münze folgt leichter Dienſt."

„Du ſollſt mehr erhalten, wenn ich erkenne, daß dein Rath mir frommt," ermunterte Konz. „Bevor ich aber meine Frage ſtelle, gelobe mir Stillſchweigen auf dieſes Kreuz, du kannſt in dem Schwertknopf deine ſchlauen Augen ſehen, wenn du ſchwörſt." Und er hielt ihm den Kreuzgriff des Schwertes hin.

Nicolaus gelobte bereitwillig Verſchwiegenheit.

„Sage mir, in welcher Farbe und mit welchen Zeichen wird Herr Ivo ſeinen Speerritt durch Thüringen vollbringen?"

„Niemand weiß das, Herr, als die in ſeinem Vertrauen ſind."

„Darum gerade ſollſt du es mir ſagen," verſetzte Herr Konz ungeduldig, „denn ich gedenke ihm einen guten Poſſen zu ſpielen, wenn ich in denſelben Farben und Abzeichen gegen ihn reite."

Nicolaus überlegte. „Ihr mögt denken, daß Herr Ivo ſolchen Schimpf nicht freudig aufnehmen wird."

„Das eben will ich," rief Konz. „Sein Zorn iſt mir ganz recht und ich hoffe ihn auf den Grund zu ſtechen, daß er dem Rennen für lange entſagt, denn unerträglich iſt ſein Hochmuth und ich gönne ihm wenig Gutes."

„Wenn ihr ſo kühn ſeid, ſo fragt den Schneider in Erfurt," antwortete Nicolaus mit ausbrechendem Unwillen.

„Das ſteht mir nicht an, wohl aber dir; darum eben begehre ich deinen Dienſt."

Der Schüler dachte nach und in ſeinen Augen glänzte die Schelmerei. „Ich vernahm, daß er ſich und ſein Roß mit den Farben decken wird, die er ſonſt trägt, und nach dem neuen Brauch, der jetzt aufkommt, wird er auch ſein Waffenthier, den Raben, auf ſeinem Gewande führen und auf der Roßdecke."

„Das iſt gute Botſchaft," verſetzte Herr Konz vergnügt, „denn wir von der Mühlburg vermögen dieſelben Farben und daſſelbe Zeichen zu führen, und ich bedarf in dieſem Fall deiner Dienſte nicht mehr."

„Dennoch mögt ihr mir einen Einwurf geſtatten; zumal mir der Ritterbrauch aus manchem Lande bekannt iſt," warf Nicolaus demüthig ein. „Die vom Niederhofe wollen nicht leiden, daß ihr ſelbſt den Raben als Zeichen führt, wie Herr Ivo mit ſeinem Geſinde thut, da ihr nicht von ſeinem Geſchlechte ſeid. Kommt ihr damit vor allem Volk zum Spiel geritten, ſo wird Ernſt aus Scherz."

„Das iſt mir recht," verſetzte Konz, die ſtarken Arme aus ſeinen Schultern reckend.

„Vielleicht werden ſie euch ganz den Kampf verſagen und alle Herren, welche etwa gegenwärtig ſind, werden ihnen beiſtimmen. Möglich auch, daß ſie euch wegen dieſer Kränkung zu ſcharfem Speerſtoß fordern, nicht nur Herr Ivo, auch ſeine Dienſtmannen."

„Du meinſt doch nicht, daß ich die fürchte?“ fuhr Konz auf, aber ſeine Augen blickten unſicher umher.

„Auch werdet ihr vor dem ganzen Lande wenig Ehre gewinnen, wenn ihr das Ritterſpiel unhöflich verderbt.“

Das gab Herr Konz durch ſein Schweigen zu. „Dennoch gedenke ich den Raben nicht zu meiden,“ verſetzte er endlich mit Trotz.

„Dann rathe ich, daß ihr wenigſtens ſein Ausſehen ändert. Auch die Brüder des Landgrafen geben dem Löwen auf ihrem Schilde ein Abzeichen, damit man ſie unterſcheide. Was dieſe thun, wird euch ohne Minderung eurer Ehre erlaubt ſein.“

„Damit bin ich zufrieden,“ verſetzte Konz, „doch welches Abzeichen denkſt du dir?“

Nicolaus überlegte wieder. „Die Alten im Lande nennen die Mühlburg das Vogelneſt, und ſie wiſſen darüber auch eine Sage. Darf ich euch Gutes rathen, ſo laßt unter dem Raben ſein Neſt oder doch ein Ei anbringen. Führt ihr ſolch eigenes Abzeichen, ſo dürfen jene euch das Kampfſpiel nicht weigern, wie ſehr ſie ſich auch darüber ärgern.“

Herr Konz überlegte, ihm ſelbſt fiel durchaus nichts Beſſeres ein. Deshalb gab er ſeine Einwilligung und verpflichtete den Schüler noch einmal zur höchſten Verſchwiegenheit, und dieſer erbot ſich endlich gutwillig, ſelbſt den Schneider des Ritters anzuweiſen.

Es war ein wonniger Morgen, oben am blauen Himmel zogen in langer Reihe kleine Lichtwolken und unten auf der Landſtraße zog die geſchmückte Schaar des Frauenritters dahin, an der Spitze Herr Henner, hinter ihm der Poſaunenbläſer und der Rufer, dann Ive mit ſeinem Gefolge, zuletzt ein Haufen Knechte und Diener, welche ledige Rennroſſe und eine Reihe Rüſtwagen führten.

So oft die Fröhlichen durch ein Dorf zogen, rannten die Leute an die Straße und ſtarrten neugierig auf den glänzenden Zug. Viele riefen Heil und Siegwunſch zu, wenn ſie den Herrn der Schaar erkannten, denn die ganze Landſchaft war ſtolz auf ſeine Reitertugend. Barbeinige Dorfknaben liefen den Reitern meilenweit nach, um auch etwas von dem Rennen des großen Herrn zu ſchauen.

Als ſie an eine Krümmung des Weges gelangten, wo ein lichtes Gehölz die freie Umſicht verbarg, da klang durch die lachende Landſchaft der Ton einer Poſaune und aus dem Holz ritt ein Rufer ihnen entgegen und hielt auf der Höhe, ſo daß ſein reiches Gewand und die Poſaune, welche er hoch empor ſtreckte, in der Morgenſonne glänzten. Die Fahrt wurde gehemmt, der Gegenruf erſcholl. „Schlagt den Pavillon auf unter dem Baumſchatten,“ gebot Herr Henner, nahm den ſchweren Helm aus der Hand ſeines Knaben, ſtürzte ihn auf und band ihn mit der ſeidenen Schnur am Halſe feſt, dann ließ er ſich Schild und Speer reichen und ritt vor. Der fremde Rufer grüßte und verkündete mit lauten Worten, daß ſein Herr, der Ritter vom gekrönten Löwen, in dem Holz lagere und von Herrn Ive Ritterſpiel begehre. Und der

Marſchalk antwortete wie ſich gebührte, daß Jenem das Ritterſpiel gewährt ſei, drei Rennen nach Brauch ihm und ſeinen Begleitern, und daß Herr Ivo den Löwen erwarte. Im nächſten Augenblick regte ſich's in dem grünen Holz, und aus dem Waldverſteck brach eine geſchmückte Schaar von Rittern und Knappen, die Helme aufgebunden, ſo daß ihr Antlitz verborgen war; alle in rothem Gewande, geſtreifte Löwenbilder auf den Schilden und auf den langen Roßdecken, in ihrer Mitte mit glänzender Rüſtung der Herr, kenntlich durch ein Krönlein auf dem Helm. Ivo rief mit ſtrahlendem Antlitz dem meldenden Marſchalk entgegen: „Gutes Glück, es iſt der Landgraf ſelbſt, der uns die Ritterfahrt einweihen will. Sein Wappenbild ſoll, wenn mir die Heiligen beiſtehen, das erſte Stück Tuch zu dem Mantel geben." Henner hörte bekümmert dieſe Rede, doch wagte er nicht zu widerſprechen, er wandte ſich wieder der fremden Schaar zu, von welcher jetzt ein Hofherr ſich ablöſte, um mit dem Marſchalk den Rennplatz auf dem ebenen Raſengrund zu beſtimmen. Feierlich begrüßten die beiden Würdenträger einander mit ritterlichen Worten. „Seid willkommen, Meſſire Chevalier du Lion," begann Henner, „ich ſehe, aus fremdem Lande kommt ihr und ſucht Goldringe als Beute."

„Der König Löwe," verſetzte der Andere ſtolz, „iſt nicht um die Ringe zur Jagd gezogen, er begehrt ſich eure Roſſe und euer Heergewand, wahret euch vor ſeinen Sprüngen."

Nach dieſem feierlichen Gruße ritten Beide ſeitwärts, um auf ebener Stelle die Stäbe zu ſtecken, damit Wind und Sonne unter die Kämpfer gleich vertheilt ſei. Unterdeß lagerte der Hauſe des Herrn Ivo auf der andern Seite der Straße und Ivo wappnete ſich in dem ſchnell aufgeſchlagenen Zelte. Als aber die beiden Helfer des Kampfes ſich von der übrigen Schaar getrennt hatten, begann Henner in ganz anderem Ton: „Wir freuen uns nach Gebühr der Ehre, Rudolph Schenk; dennoch wäre beſſer geweſen, wenn ihr den Löwen überredet hättet, ſich dieſer Sprünge auf grüner Haide zu enthalten, denn ihr wißt ja ſelbſt, daß es für euren Herrn ein ungleicher Kampf wird, und ich bin von eurer guten Geſinnung verſichert, auch ihr wollt nicht, daß der Landgraf meinem Herrn einen Groll nachtrage, was er ſicher thun wird, wenn er auf den Grund rollt.“

Der Schenk von Vargula zuckte die Achſeln. „Er war ſo begierig nach dem Abenteuer, daß ihm keiner zu widerſprechen wagte, an euch iſt es, dafür zu ſorgen, daß euch nicht ſpäter ein Schaden entſteht.“

„Ihr ſprecht gut,“ beſtätigte Henner, „aber auch meiner iſt ſo begierig nach Beute, daß alles Zureden nichts fruchten wird. Es iſt unmöglich, daß er der Ehre entſagt, die Haut des Löwen für das Gewand zurecht zu ſchneiden.“

„Ihr ſeid ſcharf, Henner. Solltet ihr ja vielleicht gegen den Herrn das beſſere Glück haben, ſo ſind Andere unter uns, um ſeinen Fall zu rächen.“

„Nun, Schenk,“ verſetzte Henner, „ihr habt eine feſte Fauſt, aber wenn euch gelänge, was eurem Herrn mißglückt, ſo würde euer gutes Glück euch ſelbſt kalten Dank bei eurem Gebieter eintragen.“

„Dann müſſen wir zuſehen, wer den Schaden trägt,“ antwortete der Schenk zornig. „Auch die Frauen haben den Landgrafen beſtärkt, Frau Hedwig bat ſich den Fingerring aus, den er gewinnen wird, und Frau Elſe ſah zwar anfangs traurig darein, doch im Grunde vertraut ſie feſt ihrem Gebet und der unübertrefflichen Tugend ihres Hauswirthes.“

Henner nickte. „Dennoch muß hier Hilfe geſchafft werden. Thut, was ihr vermögt, ich will's an mir nicht fehlen laſſen.“ Die Beiden drängten die Roſſe aneinander und verhandelten leiſe durch die Helmlöcher.

Nach dieſer Beredung verliefen die drei Rennen beſſer als Henner gefürchtet hatte. Hell klangen die Poſaunen, die Herren ſprengten auf ihren Stand, der durch ein Fähnlein bezeichnet war, ſie grüßten einander mit würdiger Neigung des Hauptes, ſenkten die Speere, hoben die Schilde und rannten von der Stelle in geſtrecktem Lauf gegeneinander. Aber während dem ſchnellen Ritt hob Ivo ſeinen Speer, ſetzte ihn auf das Knie und empfing ohne Gegenſtoß den Anritt des Landgrafen. Dieſer traf mit der ſtumpfen Spitze auf die Eiſenplatte, welche als Bruſtſtück über das Panzerhemd gelegt war, die Stange zerſplitterte, Ivo ſaß unbeweglich und neigte das Haupt tiefer, als die Reiter ſo nahe aneinander vorüberflogen, daß ihre Knie ſtreiften. „Speere her,“ riefen Beide und die aufgeregten Helden, welche in zwei Schaaren getheilt um den Kampfplatz hielten, ſchrieen ihnen die Worte nach. Die beiden Marſchälle ritten herzu, prüften mit ſcharfem Blicke die Rüſtung der Kämpfer und die Riemen des Geſchirres und legten die neuen Speere in die Hand der Leibknappen. Diesmal antwortete der Löwe auf die Huldigung im erſten Rennen dadurch, daß er ſeinen Speer aus der eiſernen Auflage hob und unter den Arm ſchlug. Ivo erwies ſogleich dieſelbe Artigkeit, und auch dies Rennen blieb, wie zu erwarten war, ohne Gefahr, der ſchwache Stoß des Landgrafen traf wenigſtens den Schild des Gegners, ſo daß der Speer zerbrach, und Herr Ivo hatte nach der Mitte des Schildes gehalten, wo die Widerſtandskraft des Gegners am größten war. Beide Kämpfer ſaßen, als ſie an einander vorüber gejagt waren, feſt im Sattel. Wieder riefen die Mannen Heil! und Waffen!, aber eine Unruhe war erkennbar, Jeder wollte den Ernſt des Spieles ſehen. „Jetzt kommt's," ſeufzte Henner; ſorgfältiger prüfte er den Harniſch ſeines Herrn und damit beſchäftigt ſprach er leiſe: „Von eurem Vater und von eurem Großahn vernahm ich, ſo oft ſie gegen einen gekrönten Helm ritten, ſtachen ſie nach der Krone. Da auch heut der Löwe ſich nicht enthalten konnte zu zeigen, daß er ein Herr ſein will über uns Alle, ſo wäre es ein gutes Werk, ihm das Krönlein zu kappen." Der kluge Rath half, beide Herren trieben ihre Roſſe weiter rückwärts von den Fähnlein, um ſtärkeren Anlauf zu gewinnen und ſprengten kräftig gegen einander. Der Speer Ivo's traf genau die Krone, das vergoldete Holz flog rückwärts und fiel in Trümmern zur Erde, der Speer des Landgrafen brach regelrecht an dem Schilde, der Graf ſchwankte im Sattel, aber er hielt ſich. Und beide Kämpfer warfen die Endſtücke der Speere auf die Bahn und neigten ſich grüßend gegen einander. Wieder klang lauter Beifallsruf, der Landgraf nahm ſeinen Helm ab und ſtreckte mit geröthetem Antlitz lachend ſeinem Gegner die Hand entgegen, welche dieſer ehrerbietig ergriff.

Dem Kampf der Gebieter folgte eifriges Rennen des Gefolges, viel Eſchenholz wurde kunſtvoll zerbrochen und kein größeres Unglück war zu beklagen, als einige verſtauchte Daumen und ein harmloſer Fall auf den Raſen. Darauf raſteten die Roſſe, die Herren ſaßen am Birkengehölz auf weichen Polſtern, tranken vergnügt welſchen Wein und ſprachen von Rüſtungen, Pferden und Falken, wie Brauch. Mit ehrlichem Heilwunſch ſchied der Landgraf, nachdem er noch Herrn Ivo eine gute Strecke begleitet und vergnügt den Ring empfangen hatte.

Auch an den nächſten Raſtſtellen wurden die Reiſenden von rüſtigen Rittern der Umgegend erwartet und die von Ingersleben merkten mit ſtolzer Freude, daß der Beginn ihrer Rennen Glück und Ruhm verheißend war.

Es war am zweiten Tage der Fahrt, als die Schaar zu einem Platz auf einſamer Heide gelangte, wo ſie keinen Gegner zu finden glaubte. Dennoch hielt auch dort ein kleiner Haufe mit gehobenen Waffen. Es war Herr

Konz mit ſeinem Gefolge, er ritt vor und ſchwenkte ſeinen großen Speer, hochragend auf ſtarkem Roſſe, ein gefährlicher Gegner, in ſeiner Rüſtung ganz ähnlich dem Herrn Ivo, nur breitſchultriger und plumper. Jedoch die Zeichen auf ſeinem Wappenrock und auf dem Behang ſeines Pferdes waren übel gerathen. Allerdings war ein Rabe ſorgfältig aus ſchwarzem Tuch geſchnitten und über den blauen Perkan genäht, auch ein Krönlein trug er aus vergoldetem Taffet, aber da der Schneider den Vogel gewiſſermaßen in häuslicher Thätigkeit dargeſtellt hatte, über ſeinem Neſt ſchwebend, ſo hatte er ihm den Schwanz gehoben, und was darunter lag, als Ei und Neſt, war weißlich, undeutlich und erregte Zweifel über die Beſchäftigung des Vogels. Und wie Herr Konz ſelbſt waren auch ſeine Begleiter gezeichnet.

Die Schaar des Herausforderers ſah befremdet auf die ungewöhnlichen Wappenzeichen. Einer wies dem Andern den Vogel, bald hefteten ſich Aller Augen darauf, zuerſt lachten die von Ingersleben, bald aber erkannten ſie in dem Reiter und ſeinem Vogel eine Kränkung, die ihnen angethan wurde, ſie ſchrien laut Hui! und Pfui! und faßten nach den Schwertern. Henner ritt vor und rief ſeinem Herrn zu: „Erlaubt, daß ich den Dreiſten für ſeine Frechheit bezahle, denn unwürdig iſt er eures Speeres und ſchnell ſoll die Unehre getilgt ſein, die er euch bereitet hat.“ Ivo winkte Gewähr und Henner ſpornte ſein Pferd zum Anritt. „Den Herrn Ivo begehre ich zum Kampf,“ ſchrie Konz aus der Ferne; doch Henner rief: „Zuerſt der Marſchall, ob euch dann noch ein zweiter Ritt gelüſtet! Heran, wenn ihr kein Feigling ſeid, oder ich kehre den Speer um und ſchlage euch mit dem Holz, wie ihr verdient." Da erhob ſich lautes Getümmel, von beiden Seiten klang wilder Zornesruf. Die beiden Kämpfer fuhren gegen einander; nicht zum Heil für Herrn Konz, denn wie ſtark er ſich dünkte, er war im Nu rückwärts aus dem Sattel geſchleudert und lag betäubt auf dem Grunde. „Die Scheere her," rief Henner vom Roſſe. „Und ihr, Mannen des edlen Ive, rückt im Kreiſe um die Spießgeſellen des Geworfenen, laßt keinen entweichen, der das Zeichen unſeres Herrn ſo unhöflich führt. Euch aber, ihr Fremden, fordere ich auf, gutwillig abzuſteigen und euer Gewand abzulegen, oder bei allen Heiligen, die Schäfte unſerer Speere ſollen euch den Rücken bläuen." Doch die Begleiter des Mühlburgers ſpornten ihre Roſſe und eine helle Stimme rief: „Nimmer gebe ich euch Gewalt über Kleid und Leib trotz eurem Drohwort, Marſchalk; wahret euch vor dem Freien." Es war Berthold's Stimme, er riß ſein Schwert von der Seite und fuhr gegen den Marſchalk los. Aber im Nu war er umringt, vom Roſſe geworfen, des Gewandes entkleidet und geſchlagen, und wie er die Andern. Und Henner warf die Streifen der zerſchnittenen Decken hoch in die Luft, indem er rief: „ſo ſei der Hohn gerächt nach Reiterbrauch, vorwärts, ihr Herren, zu einer Stelle, wo man höflichere Sitte übt; ihr aber tragt den Schaden." Herr Ive winkte ihm dankend zu und ritt davon. Flüchtig im Reiten ſah er noch das Antlitz des jungen Berthold bleich und verſtört, er ſah einen Arm, der ſich wie zum Schwur gen Himmel hob und ein Auge voll Zorn und Seelenqual, das auf ihn ſtarrte. Und wieder blieſen die Pfeifen, ſpielten die Geigen und dröhnten die kleinen Trommeln, die bunte Schaar flog lachend und jauchzend über den grünen Grund und ließ gebrochene Speere, geknickten Stolz und todwunde Herzen an der Erde zurück.

Größer wurde der Zug und lauter die Fröhlichkeit, als ſich die Sonne abwärts neigte; die Schaar war faſt zu einem Heere gewachſen, einige der Herren, welche im Rennen rühmlich ihren Ring gewonnen hatten, ſchloſſen ſich dem Gefolge an, viele Landleute, die an den Kreuzwegen gewartet hatten, begleiteten meilenweit die Maireiter. Vollends die fahrenden Leute waren aus der ganzen Landſchaft zuſammengeſtrömt, die anſehnlichen auf Pferden und Eſeln, die Mehrzahl zu Fuß: Spielleute mit ihrem Geräth, Gaukler und Luftſpringer, Weiber in buntem Gewande mit herausforderndem Blick, auch Solche, welche ein Gewerbe daraus machten, Pferde zu heilen und kranke Pferde um ein Billiges zu kaufen, dazu Alle, die mit dem Brauch der Speerrennen und Turniere vertraut waren und als Rufer und gewandte Diener ihren Lohn zu gewinnen hofften; dieſe ſchaarten ſich achtungsvoll um ihre Genoſſen, welche dem Herrn Ivo während der Fahrt treuen Dienſt geſchworen hatten und einen ſchönen blauen Ueberwurf ſo wie am Arme einen ſilbernen Ring trugen mit dem Bilde eines Raben als Abzeichen. An ſie ſchloß ſich ein ruhmloſer

Haufe von verlorenen Kindern der Heerſtraße, welcher keinerlei Kunſt aber große Begehrlichkeit beſaß, und durch Heilrufe und Geſchrei ſeine Spende zu verdienen ſuchte. Hinter dem Zuge der Herren und Knechte wälzte das fahrende Volk ſich mit Lachen, Geſchrei und Zank dahin, lauernd ſpähten die Augen aus den ſonnenverbrannten Geſichtern, und der erſte Rufer des Herrn hatte Mühe, die Frechen, welche ſich mit Scherzreden und Schmeicheleien an die Reiter drängten, durch eine zähe Gerte zurückzuhalten, die er über ihnen ſchwenkte.

Die Abendſonne ſchien golden auf die Thürme und Mauern einer anſehnlichen Stadt, auf dem Felde davor ſprengten Reiter und große Haufen von Neugierigen harrten der Gäſte, denen die Luft ein Getöſe von Hörnern, Pfeifen und kleinen Handtrommeln grüßend zutrug. Henner ritt zu ſeinem Herrn: „Das ſind die luſtigen Bürger von Mühlhauſen, anſehnlich wiſſen ſie ſich zu halten und nicht wenige treue Geſellen erkenne ich, welche ihre Ritterſchaft erweiſen wollen. Sie haben euch, wie ich vernehme, gute Herberge bereitet und hoffen auch bei einem Abendtrunk Ehre einzulegen. Da das Volk hier drängen wird, ſo umzäune ich mit der Schnur einen Roſengarten, in dem ihr reiten könnt.“ Er winkte den Rufern, und eilend liefen dieſe hinter ihm mit den ſpitzen Stäben und der rothen Schnur; nach artiger Begrüßung wurde der Plan abgeſteckt und das Zelt des Herrn aufgeſchlagen. Die Burgmannen, welche den Ritterſchild führten, waren zahlreich gekommen, unter ihnen hielt auf einem mächtigen Roſſe, Johannes der Kaufmann, den ſie Langhans nannten, und ſogar der alte Bertram Schultheiß, ein runder Mann mit fröhlichem Geſicht, als kluger Sprecher wohl bekannt in den Städten. Ihm wurde nicht bequem auf das Roß zu ſteigen, aber man wußte auch, daß er nicht leicht herunter zu bringen war, wenn er einmal feſt ſaß.

Als Ivo gewappnet aus ſeinem Zelte trat und ſich auf das Pferd ſchwang, begrüßte ihn wieder lauter Zuruf, Geſchrei und Getöſe der fahrenden Muſiker und als er in die Schranken ritt, drängten ſich von allen Seiten die Zuſchauer heran und ihre Augen richteten ſich auf den entgegengeſetzten Eingang, wer zuerſt gegen den berühmten Kämpfer anſprengen würde. Es war der dicke Schultheiß Bertram unter einem ſchweren Helm in ſchönem feuerfarbenem Ueberwurf, zwar mit verdecktem Antlitz, aber wohl kenntlich an ſeiner Rundung; darüber freuten ſich die Mühlhäuſer, jauchzten und nickten einander zu. Alles glückte in dem Speergarten, zumal Herr Henner die Speere in freundlicher Geſinnung wählte und ſeinem Herrn auch einmal zuraunte: „Seid nicht zu ſcharf.“ Die Burgmannen aber erwieſen ſich gewaltig, der Schultheiß gewann den Fingerring und rief fröhlich dem Herrn Ivo zu: „Den trage ich, dieweil ich lebe, zu eurem Gedächtniß.“ Nur Herr Langhans entging dem Unglück nicht, er wurde aus dem Sattel geſchleudert, daß er der Länge nach auf den Rücken fiel und mit den Händen in der Luft fingerte. Aber da er in der Stadt nicht ſehr beliebt war wegen übergroßer Hoffart, ſo hielten die von Mühlhauſen ſeinen Fall für keine Kränkung, auch er ſelbſt trugs leidlich, da ihm Aehnliches ſchon früher begegnet war. Ja er verſuchte ſogar trotz ſeinem Schmerz zu lächeln, als Henner ſich über ihn beugte und dem Knappen mit der Scheere zuwinkte, den vorderen Theil eines Ueberwurfs von koſtbarem Sammet wegzuſchneiden, indem er artig ſagte: „Geſtattet, Cheralier, daß wir nach unſerem Devoir thun, wenn wir auch weniger geübt ſind, Gewand zu ſchneiden, als ihr ſelbſt.“

Jedesmal, wenn Herr Ivo von einem Rennen auf ſeine Stelle zurückritt, erhob ſich das Freudengeſchrei des Hauſens, der mit ihm gekommen war, zumal der fahrenden Leute, welche dichtgedrängt am Eingange ſtanden und einander ſtießen, um den Schranken am nächſten zu ſein. Denn alsdann griff Herr Henner in die Geldtaſche, welche er an der Seite trug und warf kleine Silbermünzen in den Hauſen. Sobald er an die Taſche rührte, hoben ſich die Arme der Fahrenden und ſie ſchrien: „Segen über euch, Herr Ritter, hierher, hierher!“ ſie bückten ſich nach der fallenden Münze, ſchlugen und balgten ſich zum Ergötzen der Zuſchauer. Als Ivo einmal ſo an den Schranken hielt, unter dem Helme tief athmend und ſich mit einem Tuch durch die Helmlöcher Kühlung zuwehend, hörte er neben ſich eine bebende Stimme, welche wie die Andern rief: „ſpendet mir,“ er ſah die zitternde Hand eines alten Mannes in elendem Reiſekleide, und als die Hand nichts zu fangen vermochte, den matten Blick eines Entſagenden. Da frug er über die Schranken: „wer biſt du, Alter?“

„Ein Elender, den der Hunger zwingt, während er ſich nach der Heimath ſehnt,“ klang es leiſe zurück.

„Er gehört nicht zu uns,“ ſchrien die Fahrenden neben ihm, feindſelige Blicke auf den Fremden werfend, der ſich in ihre Brüderſchaft eindrängte.

In dem Klang der Stimme und dem gramdurchfurchten Angeſicht war etwas ſo Verzweifeltes, daß dem Herrn das Herz weich wurde, er lenkte, ſeiner Ritterpflicht gedenkend, das Pferd zum Marſchalk, griff in die Ledertaſche und holte einen Goldgulden heraus. Als er ſich wieder zu dem Fremden wandte, war dieſer vor Erſchöpfung an den Schranken zuſammengebrochen. Da winkte er einem Knechte, dem Liegenden beizuſpringen und warf ihm das Goldſtück in den Schooß. Gierige Hände der Umſtehenden griffen darnach, aber der Knappe eilte dem Manne zu Hülfe und dieſer rief, die Hand hebend: „Möge der Himmelsherr dich bewahren, daß du ſelbſt niemals in ſo bitterer Noth für eine Gabe danken mußt, wie ich dir danke.“ Die Fanfaren klangen, Ivo wandte ſich ab, faßte nach dem Speer, und hatte bald unter den Grüßen der Mühlhäuſer und beim feſtlichen Abendtrunk in der Rathsſtube den Jammer des fremden Bettlers vergeſſen.

Es war am vierten Tage der Maienfahrt, die ritterliche Schaar kehrte von Norden her in die Umgegend von Erfurt zurück; wieder trug die Natur ihr ſchönſtes Feierkleid, die Thautropfen blitzten wie Edelſteine an Gras und Blumen, die Amſel pfiff im Gehölz und von der Höhe trillerte die Lerche. Harte Stöße hatte der unermüdliche Speerbrecher empfangen, aber noch ſtärkere hatte er ausgetheilt, mit Stolz blickte er rückwärts auf ein Bündel, welches mit ſeidener Decke umhüllt an ſeinem Sattel befeſtigt war, denn es enthielt zehn Stücke bunten Stoffes, die ſein Marſchalk aus den Wappenröcken geworfener Ritter geſchnitten hatte. Beinahe war der Stoff geſammelt für einen Mantel, und doch war im Turnier noch der meiſte Zuwachs zu erwarten. Sah man dem Herrn und ſeinem Gefolge auch die Anſtrengung der letzten Tage an, ſein Herz war froh, denn ſein Ruhm war hoch geſtiegen, die ſtärkſten Ritter der Landſchaft hatten vergebens ihre Roſſe geſpornt und mächtige Speere gegen ihn eingelegt, und die Spielleute zählten bereits in langen Gedichten ſeine Gegner auf, den Schmuck ihrer Rüſtungen, und den Verlauf ſeiner ſiegreichen Kämpfe.

Ivo's Lippen bewegten ſich und er ſang leiſe vor ſich hin. Da hielt der Zug. Auf einer kleinen Anhöhe ſtanden Roſſe, Helme blinkten und Bewaffnete lagerten am Rand eines Gehölzes. „Gutes Glück,“ rief Herr Henner, „dort harren edle Gäſte, weckt ſie aus ihrer Ruhe, denn mir ſcheint, ſie haben den Ausguck verſäumt und wir überraſchen ſie.“ Herausfordernd klang die Poſaune, aber kein Gegenruf antwortete und die fremden Reiter traten nicht einmal an die Roſſe. „Sie ſchlafen,“ rief Jvo verwundert, „blaſt zum zweiten Mal.“ „Sie haben ſich träge verlegen und vermögen die Glieder nicht zu rühren,“ ſpotteten ſeine Ritter. Auch der zweite Klang weckte keine Antwort. Der Marſchalk ritt vor, aber nach wenig Roßſprüngen wandte er um und rief ſeinem Herrn zu: „Sie führen nicht Wappen, nicht Decken, nur ein ſchwarzes Kreuz erkenne ich an den Mänteln und die Vollbärte der Geſichter. Es ſind Marienbrüder vom deutſchen Hauſe in Jeruſalem.“

Mehre aus dem Gefolge bekreuzigten ſich. Jvo hielt ſein Pferd an: „Wir vernehmen zuweilen von ihren Thaten im gelobten Lande, doch wir ſelbſt ſehen wenig davon; denn bei uns ſchleichen ſie wie die Mönche, bergen ihr Antlitz in den Siechhöfen und ſtellen ſich, wie man ſagt, ungern zum Speerkampf. Dennoch begehre ich ihr ſchwarzes Zeichen als Beute, wenn es auch nur ein trauriger Schmuck iſt. Wir reiten näher, ob wir ſie herauslocken.“

Er ritt vom Marſchalk begleitet zu den Fremden. Aus dem kleinen Haufen der Gelagerten erhob ſich ein Bruder und antwortete ernſthaft dem Gruße, ein Mann von mittleren Jahren, der über dem Kettenhemd einen braunen Ueberwurf von grobem Wollſtoff trug, über der Bruſt ein großes Kreuz von ſchwarzen Tuchſtreifen und um die Schultern einen weißen Mantel. Sein voller Bart war mit Grau gemiſcht, die feſten Züge des Antlitzes von ſüdlicher Sonne gebräunt.

„Geſchloſſene Helme ſehe ich hier,“ begann Jvo,

„und Schwerter, welche am Rittergurt hängen, aber auf die Ladung meines Rufers kam von euch keine frohe Antwort. Iſt keiner unter euch, ihr Herren, der ſich einen goldenen Fingerring begehrt, wenn er mir ehrlich widerſteht, oder meine Roſſe und Rüſtungen, wenn er mich wirft. Schwingt euch vom Boden und ergreift die Speere.“

Einige der Jüngeren ſprangen auf, der Führer aber hob die Hand und die behenden Knaben traten zurück. „Euer Ring, edler Herr, ſoll die Brüder nicht locken, ſie dürfen kein Gold tragen, nicht am Finger, nicht am Harniſch und Gewand; auch eure Roſſe und Rüſtungen dürfen ſie nicht erwerben, denn ſie führen nicht eigenes Roß und nicht eigene Waffen, ſie gebrauchen nur, was ihnen die Bruderſchaft zutheilt.“

„Lockt euch der Preis nicht,“ rief Ivo wieder, „ſo kämpft, wenn euch an der Huld guter Frauen gelegen iſt; einer Herrin zu Ehren fordere ich euch, habt ihr eine Frau, welcher ihr dient, ſo ſtreitet für ihren Ruhm; denn ich hoffe, Ehre erwirbt bei Männern und Frauen, wer mich aus dem Sattel zu ſchwingen vermag.“

Aber ungerührt antwortete der Bruder: „Keiner von uns dient einer irdiſchen Frau und das einzige Weib, welches wir anflehen, iſt die hohe Gottesmutter. Auch euch, Herr Ivo, ziemt nicht, die Himmelskönigin gegen ein irdiſches Weib herauszufordern.“

„Nun denn,“ verſetzte Ivo gereizt, „wenn ihr nicht um Beute kämpfen wollt und nicht für Frauenminne, ſo ſchwingt euch in den Sattel, weil ihr Ritter ſeid, damit euch die Leute nicht ſchelten, daß ihr ruhmlos die Waffen führt.“

Wieder regten ſich die Jüngeren und zornige Blicke drohten dem Herausforderer. Doch der Bruder wies auf einen Speer im Boden, an welchem die ſcharfe Eiſenſpitze glänzte. „Wir treffen mit dem Speere nur, wenn wir den Tod geben und erwarten, zu Reiterluſt und Spiel führen wir die Waffen nicht.“

„Wohlauf, ihr Herren, iſt euer Brauch ſo unmild, ſo weiß ich euch mit gleicher Waffe zu begegnen; auch ich führe Speerholz, an welchem der Todesſtachel befeſtigt iſt. Ihr ſeid geladen zum Kampf nach eurer Weiſe.“

„Wir töten Ungläubige, wenn ſie uns trotzig widerſtehen,“ verſetzte der Bruder. „Unter den Chriſten iſt unſer Amt nicht, Wunden zu ſchlagen, ſondern zu heilen. Wir üben hier die Bruderpflicht.“ Er trat zurück und wies auf die Gruppe am Boden. Ivo hob ſich im Sattel und ſah, daß zwei Brüder einen entblößten und blutigen Mann in den Armen hielten, während ein dritter mit dem Verband beſchäftigt war. Er war als Sohn einer harten Zeit gewöhnt, ohne Schrecken über Wunde und Tote zu ſehen, aber der ſchweigſame Ernſt, mit welchem die Brüder um den Kranken bemüht waren, und ihr fremdartiges Ausſehen feſſelten ſeinen Blick; er zwang ſein bäumendes Roß zu halten. „Iſt der Sieche von eurer Geſellſchaft?“

„Es iſt ein armer Landfahrer, den Andere ſchlugen, welche an Nächſtenliebe und Gnade ärmer waren als er."

„Und was wollt ihr mit ihm beginnen, Herr?"

Der Bruder zeigte in das Gehölz, wo zwei der Jüngeren Holzſtangen zu einer Trage zuſammenbanden. „Wir tragen ihn, bis wir gute Leute treffen, welche ihn um Chriſti willen aufnehmen."

„Und wenn ihr die Höfe an der Landſtraße verſchloſſen findet?" frug Ivo. „Wer kennt das Schickſal, das der Arme ſich bereitet hat, und wer weiß, welchen Fluch er mit ſich durch das Land trägt?"

„Einer weiß es, der uns Barmherzigkeit geboten hat," verſetzte der Bruder feierlich.

Ivo ſchwang ſich aus dem Sattel und trat näher, aber er fuhr unwillkürlich zurück, denn der Verwundete hob gegen ihn das Haupt, wimmerte leiſe und ſtreckte die geöffnete Hand in die Höhe; Ivo erkannte jenen Dürftigen, dem er vor wenig Tagen ein Geldſtück in den Schooß geworfen hatte. „Ich gab ihm Geld vor vieler Augen," murmelte er, „und ich fürchte, um des Geldes willen liegt er heut am Boden."

Der Krieger, welcher den Verband angelegt hatte, erhob ſich, und ſprach zu dem Führer einige Worte in fremder Sprache.

„Mein Bruder ſagt, daß das Leben bei guter Pflege vielleicht erhalten wird," erklärte der Anführer und neigte das Haupt zum Abſchiede, während die jüngeren Brüder den Kranken vorſichtig auf die Trage aus Baumäſten hoben. Ivo warf noch einen traurigen

Blick auf das Opfer ſeiner Milde, beſtieg das Roß und ſprengte nach dem Wege. Lauter Zuruf der Seinen grüßte ihn, die Spielleute blieſen auf den Pfeifen und ſchlugen die kleinen Handtrommeln. Er aber hielt ſtill und ſenkte das Haupt: „Fröhlich ſangen die Sommervögel in mein Herz, da klang der Schrei eines Habichts durch die Luft, die kleinen Sänger bergen ſich im Laub und ich vernehme ihre Stimme nicht mehr.“ Er ſah um ſich und erkannte das große Dorf, welches im Grunde vor ihm lag, wandte das Pferd und ritt ſchnell zu den Brüdern zurück.

„Sucht ihr ein Obdach für euren Schützling, ſo nehmt freundlich mein Fürwort an. Ich kenne den Richter im nächſten Dorfe, und hoffe ihn zu bereden, daß er dem Kranken und euch Herberge ſchafft; gefällt es euch, ſo geleite ich euch dorthin.“ Er wies auf das Thor von Friemar, aus dem die Landleute in hellen Haufen ſtrömten, um die Herrlichkeit der geſchmückten Roſſe und Reiter zu ſchauen. Der Fremde verneigte ſich dankend, die dunklen Geſtalten folgten dem feſtlichen Zuge, vier Brüder trugen den Verwundeten.

Als die Reiter den Anger betraten, wurden ſie auch hier durch Heilruf und vertrauliche Grüße empfangen. Die Kinder liefen zu beiden Seiten der Schaar auf und ab, ſchrieen vor Aufregung und zeigten einander die bekannten Herrn. Die Frauen ſtanden mit untergeſchlagenen Armen und manche hübſche Magd erröthete und ſchlug ihre Zöpfe auf die Schulter zurück, wenn die jungen Ritter ihr grüßend Scherzworte zuriefen. Im

Dorf warteten auch die Alten neugierig vor ihren Höfen; die Hunde bellten, die Spielleute blieſen und ſangen. So kamen die Gäſte vor den Hof des Richters, der mitten im Dorfe am freien Platze lag. Dort aber war das Thor geſchloſſen, kein Menſchenhaupt an Thür und Fenſtern zu ſehen, vergebens ſuchte Ivo nach den langen Zöpfen der Magd Friderun; die Landleute traten ſcheu zurück und tauſchten kopfſchüttelnd leiſe Worte. Der Knappe Ivo's ſtieß mit der Speerſtange an das Thor, aber Alles blieb ſtill. „Iſt der Richter daheim?“ rief Ivo in den Haufen.

„Ich vermuthe, daß er im Hauſe iſt,“ verſetzte ein alter Bauer.

Der Knappe öffnete die kleine Thorpforte, Ivo ſtieg ab, bedeutete die Brüder, ſeine Rückkunſt zu erwarten, und trat ein. Auch im Hofe war Niemand zu finden, nur der Hahn rief mißtrauiſch ſein Federvolk zuſammen und der Hofhund zerrte wüthend an ſeiner Kette. Ivo öffnete den Drücker der halben Thür, welche in das Wohnhaus führte, trat auf die Schwelle und ſah in den dämmrigen Hausflur. Im Holzſtuhl am Heerde ſaß der Richter, und ſtarrte mit gebeugtem Haupt vor ſich hin, das weiße Haar hing ihm über ſein gramdurchfurchtes Geſicht. Neben ihm auf den Stufen der Bühne ſaß die Tochter, bleich und verweint, beide unbeweglich in ſtillem Jammer. Als die Geſtalt des Eintretenden den Raum verdunkelte, hob der Richter das Haupt und blickte auf den geſchmückten Ritter, ſein Antlitz röthete ſich, die buſchigen Brauen zogen ſich zuſammen, und indem er ſich langſam erhob, frug er mit rauher Stimme: „Was wollt ihr, Herr, in dem Trauerhauſe?“

„Wo iſt euer Sohn Berthold?“ rief Ivo.

„Tot,“ antwortete der Bauer und ſchlug mit der geballten Fauſt auf den Heerd.

„Er iſt fortgeritten von uns nach der Mühlburg,“ ſprach die Tochter leiſe, „weil er den Hohn eurer Ritter nicht ertragen konnte.“

„Trieb ihn der Groll über die erlittene Kränkung in den Hofdienſt?“ verſetzte Ivo betroffen. „Dann iſt mir von Herzen leid, daß es die ſchnellen Hände meines Gefolges waren, die ihn aufſchreckten. Denn ſeit unſerer Kinderzeit war ich ihm freundlich geſinnt.“

„Für euren freundlichen Sinn ſage ich euch geringen Dank, Herr,“ begann der Richter wieder, „und wenig liegt mir daran, wenn ihr mir und denen, die mir gehören, lächelnd zunickt. Zu ehrlicher Arbeit hatte ich mir einen Sohn erzogen und nicht zur Geſellſchaft für euresgleichen. Ob er jetzt als ein Gauch durch das Land zieht mit bunten Lappen behangen, oder ob er in der Dämmerung dahinreitet, um die Rinder des Landvolkes fortzutreiben, das iſt für mich ein geringer Unterſchied. Und ich ſage euch, edler Herr im lichten Sommerkleide, ich bin nicht dankbar dafür, daß ihr euch herablaßt, mich in meinem Hauſe zu begrüßen. Haben auch die Kornſäcke lange meinen Nacken gedrückt, euch gegenüber iſt er ſteif, wenn ihr Willkommen von mir begehrt. Denn ihr und euresgleichen habt mir den

Sohn genommen, für deſſen Ehre ich mich gemüht habe, ſo lange ich meine Bauernſchuhe trage.“

„Ich aber denke daran,“ antwortete Ivo gemeſſen, „daß ihr ein alter Mann und in ſchwerem Kummer ſeid, wenn ich eure Rede ohne die Antwort ertrage, die ich euch leicht geben könnte. Heut, Richter, kam ich nicht um meinetwillen, ſondern weil ich eure Hilfe für einen Andern begehre. An der Grenze eurer Flur lag ein Schwerverwundeter, den die Brüder vom ſchwarzen Kreuz aufgehoben haben, ſchon allzu lange harren ſie mit dem Kranken vor eurem Thor. Sie werden euch fragen, ob ihr den Armen aufnehmen wollt. Mich reut's, daß ich unternahm, bei euch Fürſprech zu ſein; dennoch mahne ich euch an eure Pflicht, tretet hinaus und gebt den Fremden Beſcheid.“

„War's auf unſerer Flur?“ murrte der Alte, „kennt ihr ſo genau das Maaß der Bauernäcker?“

Die Tochter ergriff ſeine Hand: „Geht vor das Thor, Vater.“

Als der Alte die Hand der Tochter an der ſeinen fühlte, griff er heftig darnach, die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen, er zog ſein Kind zu ſich, legte ſein Haupt auf das ihre und ſchluchzte laut. Ivo trat leiſe in den Hof zurück und ſah über Holzhauſen und Scheuren, der Hahn ſchritt ſtolz ohne ihn zu beachten durch das Stroh, der Hund knurrte ihn aus ſeiner Hütte mißtrauiſch an; hinter dem Hofthore ragten die buntbemalten Speerſtangen und klang das Summen der Menge, aber ihm kam vor, als gehöre er ſelbſt nicht zu der Genoſſenſchaft, welche draußen auf Ritterſpiel hoffte.

Nicht lange und der Richter ſchritt aus dem Hauſe und öffnete mit feſter Hand die Pforte.

Als er vor die Menge trat, hoch aufgerichtet, mit ſeinem weißen Haar und dem runden großen Haupte, war er in ſeiner Trauer ſo ehrwürdig, daß ihn Alle mit Scheu betrachteten. Die kleine Schaar der Brüder hielt unbeweglich, der Führer lenkte ſchweigend ſein Roß zur Seite, ſo daß der Richter den Wunden auf der Trage vor ſich ſah. Er betrachtete den Mann. „Es iſt ein Fremder,“ ſagte er kalt.

„Es iſt ein Todwunder,“ antwortete der Bruder, „unſer Amt iſt den Kranken zu heilen und wir bitten euch, daß ihr uns dafür Obdach gewährt.“

„Wollt ihr bezeugen, daß er auf unſerem Dorfgrunde lag?“ frug der Richter.

„Wir kommen nicht, für ihn zu zeugen, ſondern ihm Liebe zu werben. Zum andern Mal bitte ich euch, nehmt ihn unter eurem Dache auf und uns dazu, damit wir ihn pflegen. Denn unſer Erlöſer ſpricht: was ihr dem Geringſten auf Erden thut, das habt ihr mir gethan.“

Doch der Bauer hob abweiſend die Hand und verſetzte finſter: „Tragt ihn unter das Dach der ritterlichen Herren, welche bereit ſind, ſolche Wunden zu ſchlagen.“

„Wir aber ſtehen vor eurer Thür,“ fuhr der Bruder fort, „und drei Mal zu bitten iſt uns befohlen. Darum flehe ich zum dritten Mal, daß ihr ihn aufnehmt und uns dazu. Und wir mahnen euch mit den Worten, die unſer Herr Chriſtus ſelbſt geſprochen hat, als er ſagte: ich ſuche nicht meinen Willen, ſondern ich handle nach dem Willen meines Vaters, der mich geſandt hat."

Der Hofwirth ſah ſchnell auf, und frug: „Steht das geſchrieben in dem heiligen Buche, aus dem wir nur dann in unſerer Sprache hören, wenn die Pfaffen ſich ein Roß begehren oder ein Stück unſeres Ackers? Steht das in Wahrheit geſchrieben, ſo iſt es eine weiſe Rede, denn auch der Sohn Gottes dachte daran, daß er der Sohn war und gab ſeinem Vater die Ehre. Und weil ihr mir dieſe Worte ſagt, ſo will ich euch aufnehmen als ein Vater, der ſeinen Sohn verloren hat, und ich will euch einführen in das verlaſſene Haus." Er ſchlug den Holzriegel des Thors zurück. „Tretet ein, ihr Herren."

Die Bärtigen betraten hinter dem Richter den Hof, die nachdringenden Dorfleute wies dieſer mit einer Handbewegung zurück und führte die Gäſte zu einem Gebäude, welches kleiner als das Wohnhaus, mit der Langſeite an der Straße ſtand. Auf der Schwelle hielt er und begann finſter: „Hier wohnte einſt mein Vater, als er mir den Hof übergeben hatte. Dann ein Jüngling, den ſeine Mutter, während ſie lebte, zu adlig hielt in Kleidung und Sitte." Er öffnete zögernd die Thür. In dem leeren Gemach waren die Fenſterladen geſchloſſen, durch die Ritze fiel ein ſpärliches Licht auf die Dielen und das Lager an der Wand. Der Richter riß den Laden auf.

die Bewegung wollte ihn übermannen und er gebot mit heiſerer Stimme: „Dort iſt das Bett, legt den Elenden hinein und dies ſei eure Herberge, wenn ſie euch, ihr Fremdlinge, genügt.“ Er wandte ſich zur Thür. „In meinem Pferdeſtalle iſt ſeit der letzten Nacht Raum geſchafft für zwei Roſſe; begehrt ihr ſonſt noch etwas, ſo iſt mir eine Tochter geblieben, ſie ſoll für euch ſorgen.“

„Ich danke euch, Richter,“ verſetzte der Anführer. „Einem Bruder mit ſeinem Knecht und zwei Roſſen bitte ich Obdach zu geben und ſo viel Koſt, daß ſie nicht Noth leiden, bis wir jenen dort in unſer nächſtes Haus ſchaffen können. Wir Andern reiten zur Stelle unſern Weg. Für euer Erbarmen können wir euch nichts bieten; wir werden jeden Abend für euch beten, daß der Himmelsherr euch Gnade erweiſe und die Trauer von eurem ehrwürdigen Alter nehme.“

Der Richter neigte das Haupt ein wenig, ſchritt zu ſeinem Heerde zurück und ſaß dort wie zuvor.

Während der Alte mit den Bärtigen verhandelte, trat Ivo zu Friderun: „Der Vater hört auf eure Worte; ſorgt mit gutem Bedacht, daß er nicht ungerechten Groll gegen mich und meinen Hof bewahre. Denn ſein altes Haupt iſt mir vertraut und ehrwürdig. Und euer Bruder war es, der zuerſt das ſcharfe Schwert gegen die Meinen entblößte.“

„Als ein Freier ritt der Bruder mit dem Mühlburger, euer Ritterſpiel in der Nähe zu ſchauen,“ antwortete Friderun, „fremd war er und unbetheiligt an euren

Händeln; da haben eure Dienſtmannen ihn vom Roſſe geriſſen und ihre unfreien Hände haben den Freien geſchlagen. Die Alten im Dorfe gedenken noch, wie der Großvater eures Herrn Henner, der jetzt ſo ritterlich prangt, im ſchmuckloſen Kleid eines Knechtes die Hammel durch unſere Dorfgaſſe trieb."

„Ihr irrt," verſetzte Ivo, „nicht als ein Freier zog der Bruder in der Schaar meines Gegners, ſich und ſein Roß hatte er in die Farben des Andern gekleidet, und ein fremdes Abzeichen trug er wie ein Dienender."

„Fremde Farben und fremdes Abzeichen!" wiederholte Friderun leidenſchaftlich. „Waren es nicht auch eure Farben, die er trug? Und iſt der Rabe darauf euch ſo unbekannt? was konnte mein lieber Knabe dafür, daß euch die Bilder ſeines Begleiters nicht gefielen. O du mein armer Bruder! als du noch ein Kindlein warſt, hat man dich gelehrt, deine kleinen Arme auszuſtrecken und zu jauchzen, ſo oft das blaue Herrengewand und ſein Wappenbild in unſerm Dorfe zu ſehen war. Theuer haſt du für die Zuneigung bezahlt, die du in deinem treuen Gemüthe bewahrteſt. Denn aller Troſt, den Herr Ivo unſeren Herzen zu geben weiß, ſind nur die ſtolzen Worte: es iſt ihm Recht geſchehen."

„Nicht ſo, Friderun; euren Bruder erkannte nicht ich und kaum einer von den Meinen, als er verkleidet im Haufen ritt. Erſt als er auf dem Boden ſaß, ſah ich ſein verſtörtes Angeſicht, und glaubt mir, ich dachte dabei an euch und den Vater und ſein Unfall that mir wehe."

„Ihr aber rittet hoch zu Roß vorüber, ſtatt anzuhalten und ihn mit eurer Hand aufzuheben.“

„Wie durfte der Verletzte, wenn er ein Mann war, in der Stunde der Kränkung die Hand des Gegners faſſen?“

„Wundert euch alſo,“ rief Friderun, „daß in dem Bruder die Scham brennt und daß er darauf denkt die Schmach zu rächen in eurer Weiſe? Hat euch der Vater ſchwere Worte geſagt, ſo haben eure Dienſtmannen die verſchuldet, denn einſam habt ihr ſein Alter gemacht und auf ſein weißes Haupt das bitterſte Leid gehäuft. Sie ſagen, daß euch der Mantel, um den ihr ſtecht, hohen Ruhm ſchaffen werde, wenn ihr ihn eurer Herrin um die Schultern hängt; denkt auch daran, daß eure Fahrt Trauer unter Leute gebracht hat, die bisher treu zu eurem Hauſe hielten und die ſich in der Stille freuten, wenn euch Alles im Leben gut gelang.“

„Bei allen Heiligen,“ erwiderte Ivo unwillig, „ſelten hörte ich ein Weib, das ſo ſcharf mit ſeiner Zunge zu ſchneiden verſteht als ihr, ſchon da ihr ein Kind wart, haben ſich die Leute gewundert, und auch die Mutter hat euch darum geſcholten.“

„Eure liebe Mutter iſt zu den Engeln heimgegangen, von denen ſie zu uns kam. Meint ihr, daß ſie ſich über Alles freuen würde, was ihr thatet, um Gold und Silber für eure Ritterfahrt zu gewinnen? Von einem Manne aus Erfurt erfuhren wir, daß ihr den alten Stadthof eures Geſchlechtes aus der Hand gegeben habt; und doch hielt eure ſelige Mutter viel auf den Hof, und ſie ſagte zuweilen, daß der Thurm im Stadtfrieden ihrem Geſchlecht einmal werthvoller ſein könne, als manche Hufe auf dem Lande.“

Ivo fühlte ein ſcharfes Mißbehagen über die dreiſte Rede, doch antwortete er gutherzig: „Heut darf ich euch nicht zürnen, wenn ihr ſcheltet, ihr übt in eurem Schmerze nur ein altes Vorrecht; und ich weiß wohl, eure Meinung iſt gut, wenn ihr auch um die Ehren des Ritteramtes wenig ſorgt.“

Aber ſeine freundlichen Worte bezwangen nicht den Zorn der Jungfrau.

„Mögen Andere euer ritterliches Abenteuer preiſen, unſere freien Bauern wundern ſich, daß ihr, der Edle aus dem alten Blut der Thüringe, eure Habe und eure Glieder übermüthig preisgebt dem Speerholz jedes groben Geſellen, dem einmal ſein Herr den weißen Riemen um ſeinen Knechtsleib geſchnallt hat. Geringen Ruhm finden wir darin, daß ihr Solche wie euresgleichen ehrt, die als Kuhdiebe durch die Nacht reiten, Unfreie, deren Leib und Leben unter dem Hofrecht eines Herrn ſteht, die als Knechte Schläge und Feſſeln ertragen müſſen und die in Wahrheit nur wie Roßknechte gebraucht werden, auch wenn ihr ſie nach eurer höflichen Sitte Herren nennt. Und wir Freien halten es für einen ſchlechten Brauch in der Welt, daß der unfreie Knecht, wenn er den Eiſenhelm empfängt, ſich unter die Edlen ſetzt und über die Schulter auf die Freien im Bundſchuh herabſieht. Auch ihr helft dazu, daß die alte Freiheit im Lande untergeht und Mancher trauert, daß wir das von eurem Geſchlecht erleben.“

„Oft habe ich vernommen,“ verſetzte Ivo erſtaunt, „daß die Bauern mit Mißgunſt und Neid nach den Höfen der Ritter ſchauen und auch gegen die Edlen geheimen Haß bewahren, aber in eurem Hofe, Friderun, hätte ich beſſeren Verſtand gehofft.“

„Meint ihr ſo,“ rief Friderun mit blitzenden Augen, „dann reut mich jedes Wort, das ich euch ſagte. Bin ich euch nur die Magd aus dem Bauerhofe, ſo fahrt dahin in eurem Stolz, ich behalte den meinen.“ Die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen, aber gleich darauf zog ſich ihr Geſicht finſter zuſammen, und ſie wandte ſich ab.

Noch einen düſtern Blick warf Ivo auf die Geſpielin ſeiner Kinderzeit, dann ſchritt er durch das Thor und ſchwang ſich auf ſein Pferd.

Gegen Abend kam der Richter aus ſeinem Hauſe in den Hof, er ſah zuerſt, wie er gewohnt war, nach dem Stand der Sonne, an der Thür des Stalles fuhr er zurück, doch bezwang er ſich und trat hinein. Schweigend betrachtete er die fremden Roſſe, denen der junge Knecht das Futter ſchwang. „Woher kam der Braune in unſere Thäler?“ frug er endlich den Knecht.

„Aus dem heiligen Lande,“ antwortete dieſer unterwürfig.

„Du aber ſtammſt, wenn ich deine Sprache richtig erkenne, aus Thüringen. Haſt du einen Vater, und wo lebt er?“

„Mein Vater war ein Schmied von der Naumburg.

die Eltern ſtarben an der Peſt, da nahm mich mein Herr Arnfried aus dem leeren Hauſe und zog mich bei der Bruderſchaft auf.“

„Ich hoffe, er war ſtrenge gegen dich.“

„Er iſt gut wie ein Engel des Himmels, aber der Orden iſt ſtreng,“ verſetzte der Jüngling mit weicher Stimme.

„Ich denke mir's,“ ſprach der Richter zu ſich ſelbſt, „darum gefielen mir die Männer. Iſt Jener, der bei dem Kranken ſitzt, dein Herr Arnfried?“

„Nein, Herr,“ antwortete der Knecht, „der Andre war's, welcher mit euch am Thore ſprach, er ritt von dannen. Der jetzt am Lager wacht, iſt Bruder Gottfried, der von den Sarrazenen ſtammt.“

Der Richter ſah verwundert auf das Pferd: „Laß mich ſeinen Braunen von vorn ſehen.“ Er ſchüttelte den Kopf und ſchritt nach der Gaſtwohnung.

Der Bruder grüßte vom Lager des Verwundeten mit einer Handbewegung und wandte ſich wieder dem Kranken zu. Der Richter aber ſetzte ſich abſeits und bedeckte das Geſicht mit der Hand. Als der Kranke einmal ſtöhnte, richtete er ſich auf und betrachtete das dunkle Antlitz und den ſchwarzen gekräuſelten Bart des Bruders, welcher die Lippen des Liegenden mit einem Trank anfeuchtete und vorſichtig die Decke zurecht rückte. „Fremdländiſch iſt euer Roß und fremd ſeid ihr ſelbſt, ich hoffe, ihr ſeid ein Chriſt.“

Der Bruder antwortete das Haupt neigend mit fremder Betonung: „Ich glaube an Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geiſt und ſie ſind Eins und in gleicher Hoheit anzubeten.“

Der Kranke ſeufzte und machte eine Bewegung, der Richter ſchlug ſein Kreuz und ſprach: „So ſind auch wir im Glauben gelehrt. Von euch aber vernahm ich, daß ihr aus der Heidenſchaft ſtammt, giebt es bei euch Söhne, die ihren Vätern ungehorſam ſind?

„Auch dort iſt ein Geſetz, daß der Sohn den Vater ehre, ſo lange dieſer lebt, und wenn er getödtet wird, ſeinen Tod an dem Feinde räche.“

„Habt auch ihr ſo gehandelt gegen euren Vater?“

Der Bruder wies auf ſein Haupt, an welchem eine rothe Narbe vom Scheitel nach der Stirn herablief: „Ein Edler meines eigenen Stammes erſchlug meinen Vater. Ich nahm an ſeinem Leben die Rache und verfiel darum den Schwertern ſeiner Blutgenoſſen. Als ich mit ſolchen Wunden in der Sonne lag, fanden mich die Brüder, in ihrem Hauſe erwachte ich zum Leben, ſeitdem diene ich ihnen.“

Der Richter nickte beiſtimmend: „Ich merke, ihr ſeid ein treuer Bruder. Ein geiſtliches Leben führet ihr, aber anders als unſere Mönche und Pfaffen, denn ganz verdorben ſind dieſe, nur auf Wohlleben denken ſie, auf koſtbare Gewänder und ſchöne Weiber und ich ſorge, kraftlos ſind ihre Gebete für uns Laien. Für den Reichen beten ſie aus Habgier, um den kleinen Mann kümmern ſie ſich wenig. Doch vernahm ich, daß jetzt allerlei neue Brüder in das Land kommen, welche als armſelige Leute leben, ſich ihre eigene Koſt an den Thüren betteln und am liebſten für die armen Laien beten. Ich denke, auch ihr gehört zu dieſen Bittenden.“

Der Bruder erhob ſtolz das Haupt. „Ich bin ein Krieger und kein Bettelmönch, ich diene nur durch gute Werke im Hoſpital oder mit den Waffen auf dem Schlachtfeld.“

„Und wer ſind eure Feinde?“

„Die der Meiſter uns nennt.“

Der Richter ſchüttelte ſein weißes Haupt, aber er blieb ſitzen, bis er draußen den Peitſchenſchlag ſeiner heimkehrenden Knechte hörte. Nach Sonnenuntergang kam er zurück, begleitet von ſeiner Tochter, welche den Tiſch mit einem weißen Tuch bedeckte und kräftige Koſt aufſetzte, der Alte ſelbſt brachte eine Kanne vom beſten Bier, das er in ſeinem Keller bewahrte, ſtellte ſie vor den Gaſt und ſchüttelte wieder das Haupt, als dieſer ſich mit wenigen Biſſen begnügte und auch dem ſtarken Trunk nicht volle Ehre erwies. Eine ſtämmige Magd trug dem Fremden Streu in eine Ecke und breitete darüber das Polſter, die Decke und ein weiches Kopfkiſſen. Der Richter blieb ſchweigend auf ſeinem Schemel, endlich begann er: „Gedenket der Ruhe, Bruder,“ und als der Sarrazene auf den Kranken wies, fuhr er fort: „Sagt mir, was ich dieſem thun ſoll. Denn ruhelos iſt für mich die Nacht, und ich ſorge, wenn ich allein liege, werde ich Einem fluchen, der nicht hier iſt. Darum laßt mich an eurer Stelle ſitzen, Fremder. Ihr ſeid eurem Vater treu geweſen bis über den

Tod, darum ſollt ihr jetzt ſchlafen und ein armer Vater will ſtatt eurer wachen.“

Der Bruder ſah ihn dankend an und gab in wenigen Worten die Anweiſung. Dann ſprach er am Lager knieend leiſe die Gebete und ſchob, bevor er ſich ausſtreckte, das weiche Kopfkiſſen, welches ihm nicht erlaubt war, bei Seite. Der Richter aber ſaß bei dem Kranken und ſtarrte auf das hagere Geſicht des Liegenden, der zuweilen zuckte und ſtöhnte. So durchwachte der Alte die Nacht, zuweilen aufgerichtet mit finſterer Miene und geballter Fauſt, dann wieder mit gebeugtem Haupt und gefalteten Händen.

Ivo hatte ſich mit kurzem Abſchied von den Bärtigen getrennt und zog in ſeiner luſtigen Schaar dahin. Aber er nahm nicht Theil an der geräuſchvollen Fröhlichkeit der Andern. Dem hochherzigen Manne waren die harten Reden des alten Bauern und ſeiner Tochter läſtiger als er irgend Jemandem geſtanden hätte, auch das Unglück des Knaben Berthold beſchwerte ihm den Sinn. Seit der Kinderzeit hatten ihn die Thränen, welche Andere in ſeiner Nähe vergoſſen, beunruhigt, manchem Knecht hatte er die verdiente Strafe abgebeten und dem Traurigen heimlich gute Biſſen zugetragen. Auch Friderun bewahrte in ihrer Lade ein Geſchenk, das er ihr als Knabe aus gutem Herzen gemacht hatte, eine bunte Holzpuppe, welche ein luſtiges Männlein vorſtellte. Zog man an einem Faden, ſo bewegte das Närrchen den Kopf und die Arme. Ivo's Mutter hatte es einſt dem Sohne von Erfurt mitgebracht und der ganze Hof hatte ſich gefreut, wenn der Knabe mit dem Gaukelmann ſpielte und aus dem Stegreif poſſierliche Worte dazu ſprach, wie er ſie von fahrenden Leuten gehört hatte. Gerade damals war die kleine Friderun nach dem Tode ihrer eigenen Mutter auf den Hof gebracht worden, weil die Edelfrau ihre Pathe war; das Kind ſaß in einer Ecke, bangte ſich unter der fremden Umgebung und weinte, als wollte ihm das kleine Herz brechen. Da ging Ivo leiſe zu ihr und legte ſein Spielzeug in ihren Schooß. Das Geſchenk hatte ſie auch ein wenig getröſtet, nicht ſowohl wegen des närriſchen Geſichtes, als deshalb, weil ihr die gute Meinung des Knaben wohlthat, und die Mutter, welche von ihrem Ehrenſitz die Kinder beobachtete, hatte genickt und dem Mädchen erlaubt, das Bild zu behalten. Heut, wo Ivo die Jungfrau in Thränen geſehen hatte, mußte er immer wieder an jenen Tag denken, an dem das fremde Kind mit ſeinen großen Augen ſo verſtört zu den Füßen der Mutter geſeſſen hatte. Er fühlte ihr Leid mit wie damals als Knabe und ihm war, als müßte er ihr etwas recht Gutes erweiſen. Doch er ſelbſt hatte ihr den Bruder aus dem Hauſe getrieben und er hatte Schuld an den Thränen, die ſie heut weinte. Vergebens ſpornte er ſein Roß, um der ſchwächlichen Gedanken ledig zu werden.

Henner aber, der ſeinen Herrn nicht aus den Augen ließ, ſprach bekümmert zu ſeinem Genoſſen Lutz: „Ich ſorge um ihn, er iſt triſte und penſant, er ſieht müde aus, er hat heimliche Maladey. Die Bärtigen und die

Bauern haben ihm ſeine Kraft gemindert, und er wird ſie jetzt mehr brauchen als zuvor. Denn wißt, Kumpan, wir ſind ſeither faſt nur gegen gute Geſellen geritten, die außer der Ehre nur den Ring begehrten. Jetzt kommen wir unter die Erzbiſchöflichen von Erfurt und werden mit den Grafen von Gleichen und ihren Dienſtmannen zuſammenſtoßen, von denen viele einen alten Groll gegen uns bewahren; harte Rennen ſtehen bevor, ungefüge Speere und böſe Abſicht, welche unſerm Herrn den Mairitt verderben möchte. Strengt euren Witz an, daß wir erfinden, was ihn wild macht, denn zu hurtigem Rennen gehört ein ganzer Mann und ein ſcharfer Wille, ſonſt hilft nicht ſtarker Rücken, nicht feſte Schenkel.“

„Ich habe ihm die zwei beſten Pferde geſpart,“ tröſtete der ruhige Lutz, „auf den Fuchs kann er ſich verlaſſen.“

„Aber nicht auf ſich ſelbſt,“ entgegnete Henner. — „Alle guten Geiſter, mir ahnte, daß uns Unheil bevorſteht. Dort hält der Rettbacher am Wege, der alte Rennteufel bringt uns heut in Noth.“

„Er kommt nicht um zu ſtechen, er iſt ganz allein.“

„Er kommt zu ſpähen und ſinnt Arges. Reitet flugs zu den Knechten, welche die Pferde führen und leidet nicht, daß er ſich an die Thiere heran drängt.“

„Guten Tag, Henner,“ grüßte der Rettbacher, ein ſtämmiger Mann mit einem Stiernacken, kurzem Oberleib und ſtarken Schenkeln, der im Lande für einen der gewaltigſten Speerkämpfer galt, und ein Schrecken in den Rennbahnen war, weil er ſich wenig um die Ehre, aber ſehr um die Kampfbeute kümmerte. „Ein ſchöner Zug,“ fuhr er fort, „ich ſehe viele Hufe, die ihr dem Sieger als Preis geſtellt habt. Wie viel mögen ihrer wohl ſein?“

„Gewinnt den Preis, und ihr könnt ſie gemächlich zählen,“ ſpottete Henner. „Doch ich ſehe, daß ihr ohne Speer kommt.“

„Vielleicht reite ich doch,“ lachte der Andere ſchlau.

„Dann rüſtet euch, wir haben nicht weit bis zur nächſten Raſtſtelle.“

„Sie liegt einſam im Felde,“ verſetzte der Rettbacher. „Manchem wird lieber ſein vor einer großen Menge zu ſtechen. Auf der Haide könnte es dem Sieger ſchwer werden euch von den Roſſen zu heben und aus den Rüſtungen zu ſchälen.“

„Was wollt ihr damit ſagen, ihr Kobold?“

„Nichts gegen eure Ehre, Henner. Doch Vorſicht iſt gut. Nicht Jedermann hat aus eurer Aufforderung verſtanden, ob auch die Rüſtungen und Roſſe der Dienſtmannen in den Preis geſtellt ſind, oder nur die des Herrn und ſeiner Knechte.“

„Nehmt an, daß der Sieger Alles erhält, was unter dem Wappenzeichen unſeres Hofes reitet.“

„Herr Ivo handelt immer großartig. Gebt ihr die Beute ſelbſt oder zahlt ihr den Werth in Geld?“

„Wie dem Sieger beliebt,“ antwortete Henner unwillig.

„Schätzt der Sieger nach eignem Ermeſſen?“

„Ihr wißt ja ſelbſt, daß er das Recht hat,“ rief Henner noch zorniger.

„So iſt's in der Ordnung," beſtätigte der Andere und ſah mit Luchsaugen auf die vorbeiſchreitenden Pferde. „Da iſt ja auch der Fuchs," ſagte er nachdenklich und ritt heran.

„Zurück, Wilhelm, oder euer Pferd macht einen Bockſprung ins Grüne," rief Lutz, den Zudringlichen mit der Speerſtange abtreibend, „wir leiden nicht, daß eine Bremſe um die Ohren unſerer Roſſe ſummt."

„Vorſicht iſt immer gut," wiederholte der Ritter ungerührt durch den Verweis. „Die Zahl ſtimmt mit meiner Rechnung. Eure letzte Raſt haltet ihr ja wohl bei Erfurt?"

„Habt ihr gezählt? dann beeilt euch, heut die Beute heimzutreiben," höhnte Henner, „denn morgen würde die Zahl nicht ſtimmen."

„So?" brummte der Rettbacher, „ich verſtehe, ihr wollt heut noch in euren Hof führen, was ihr morgen nicht gebraucht."

„Dürfen wir den Erfurtern weniger Pferde zeigen als den Bauern im Lande? Unſer Herr denkt weit anders, wir hoffen, morgen mehr und beſſeres zu weiſen als ihr hier ſeht. Meint ihr, daß wir unſere beſten Pferde wie Roßtäuſcher durch das Land führen?"

„Euer Fuchs iſt doch hier," bemerkte der Rettbacher.

„Es iſt wohl möglich, daß der morgen Ruhe hat. Den Stolz des Stalles hebt jeder für das Ende auf. Die vier Pferde, welche uns morgen zugeführt werden, findet ihr nicht im Zuge."

„Vier?“ frug der Schlaue, „wir haben doch nichts von neuen Rennpferden bei euch gehört.“

„Wir wiſſen einen Vortheil geheim zu bewahren,“ verſetzte Henner.

„Ihr ſeid nicht von geſtern,“ ſchloß der Rottbacher achtungsvoll. „Alſo vier? Gute Fahrt, Herr, vielleicht ſehen wir uns wieder.“ Und er trabte mit kurzem Gruße nach Erfurt zu.

„Was wolltet ihr mit den vier Pferden?“ frug Lutz neugierig.

„Vielleicht meinte ich die Gäule, welche uns den Hafer nach Erfurt ſchaffen,“ lachte Henner. „Merkt auf, Lutz: er wollte heut Abend gegen uns reiten und es iſt wohl möglich, daß unſere Feinde ihm allein die drei Speere gelaſſen hätten. Unſer Herr aber darf heut dieſem alten Stoßvogel nicht im Kampfe begegnen, ſonſt erleben wir Malheur. Ueber Nacht findet Herr Ivo wohl ſein Vertrauen wieder und morgen iſt großes Gedränge, da muß der Habgierige ſich mit einem Speer begnügen, deshalb habe ich ihm die Beute, die er ſich bereits gezählt hat, ſo ſtattlich gemehrt.“

So geſchah es. Der kluge Henner wußte bei dem letzten Raſten ſeinem Herrn leichten Kampf zu verſchaffen, die Schwäche Ivo's ging vorüber. Am nächſten Morgen freute ſich der Marſchall über das Feuer, mit welchem er in den Sattel ſprang und über die Gewalt der Stöße, welche er austheilte.

## 4.

## Der Herrin Dank.

Eine halbe Wegſtunde von Erfurt waren auf großer Wieſe die ſtarken Pfähle der Turnierſchranken errichtet und durch Querriegel verbunden, mit zwei Eingängen auf den entgegengeſetzten Seiten. Der freie Raum rings umher ſtieg allmählich zu den bewaldeten Höhen. Dort ſtanden unter den erſten Bäumen die buntfarbigen Zelte der Kämpfenden; wo ein Edler ſich gelagert hatte, wehte ein Banner mit ſeinen Farben und Wappenzeichen, bei jedem Zelte ſtampften Rennpferde und drängten ſich buntgekleidete Knechte, Spielleute und neugierige Zuſchauer. Dazwiſchen hatten die Erfurter Buden und Tiſche aufgeſtellt, in denen ſie Speiſe und Trank feilboten, hier und da war in Holzhütten ein Heerd errichtet mit dem Blaſebalg und die Schmiede warteten mit ihren Hämmern am Ambos, um an Rüſtungen und Hufbeſchlag ihre Kunſt zu erweiſen. Zwiſchen dem Waldesrand und den Schranken trieben ſich Städter und Dorfleute umher zu Fuß und zu Roß. Viele waren aus großer Entfernung aufgebrochen und hatten die Nacht bei Bekannten in der Nähe oder gar im Freien am flammenden Feuer zugebracht. Lange vor Beginn des Feſtes ſchallte der Lärm zum Himmel; die Sänger, welche die Fahrt begleitet hatten, ſangen von den Thaten ihrer Helden, die Geiger ſpielten luſtige Reigen, Roſſe wieherten, die Verkäufer luden ſchreiend zu ihren Buden, die Menge ſchwatzte und lachte; um Jeden, der Beſcheid wußte, ſammelte ſich ein Hauſe Neugieriger, der ſich die Wappen und Namen der Ritter erklären ließ und ſeine Vermuthungen über das Glück der Einzelnen austauſchte.

Während Herr Godwin mit ſeinen Knechten in den Schranken umherritt, dieſelben von Knaben und vorwitzigem Volk frei zu halten, ſtanden die fahrenden Leute, welche als Turniergehilfen der Kämpfer in Sold genommen waren, in großen Hauſen unweit der Eingänge, denn als Helfer der Knappen mußten ſie ſich in das Gewühl der Männer und Roſſe werfen, um Geworfene zu retten, Speertrümmer aus dem Wege zu räumen, Speere aufzuheben, kleine Schäden an Riemzeug und Rüſtung zu beſſern; und ſie thaten dies nicht ſtillſchweigend, ſondern mit Geſchrei. Die Uebung half ihnen, aalgleich wußten ſie ſich zwiſchen den Reitern und unter den Roſſen durchzuwinden, wenn aber einer von ihnen getreten und verwundet wurde, hatte er den Schaden und geringen Dank.

Unterdeß trugen in Erfurt die Knappen der Ritter, welche an dem Turnier Theil nehmen wollten, die Schilde anmeldend nach der Herberge, in welcher der alte Graf von Orlamünde als erwählter Turnierrichter ſaß. Durch ihn wurden die Kämpfer in zwei Parteien getheilt und nach ihrem Wunſch entweder Herrn Henner oder einem Dienſtmann der Grafen von Gleichen zugewieſen. Denn Markwart von Gleichen hatte die Führung der Gegner übernommen und Alle, welche dem Herrn Ivo abgeneigt waren oder ihre Kraft gegen die Herausforderer verſuchen wollten, ſammelten ſich unter ſeinem Banner. Die Mehrzahl der Kämpfer aber ging zur Meſſe und that heimliche Gelübde für einen guten Ausgang, denn der Kampf im Turnier bedrohte mit weit größerer Gefahr als das Speerrennen der Einzelnen. Wer in die Hände der Gegner fiel oder gar vom Roß geſchleudert wurde, der hatte ſchlechte Behandlung und Schaden an Leben und Gliedern zu beſorgen.

Lange harrten die Zuſchauer auf dem Rennplatz, endlich klangen die Poſaunen und vier Schaaren Geharniſchter ſprengten mit geſchloſſenen Helmen auf der Straße heran, jede gefolgt von ihren Knappen. Die Kämpfer im Helm hielten, von den Marſchällen geführt, durch die beiden Thore ihren Einritt; es waren im Ganzen etwa achtzig Speere, welche ſich ſo aufſtellten, daß die Herausforderer den Oſten und Süden, die Gegner den Norden und Weſten des umhegten Raumes erhielten, die gegenüberſtehenden Haufen hatten abwechſelnd gegen einander zu reiten. Wer den Speer verſtochen hatte oder wer ſich an die Schranken drängen ließ, galt für wehrlos und durfte nach Turnierrecht durch Schläge gezwungen werden, den Helm abzubinden und ſich gefangen zu geben. Roß und Rüſtung verfielen dem Sieger.

Die vier Schaaren ordneten ſich jede in zwei Glieder, die Partei Ivo's kenntlich durch einen weißen Schleier, die Gegner durch ein Tannenreis an den Helmen. Als die Herren ſo hielten und die Roſſe ſchnoben und ſtampften, da dachten die Zuſchauer mit Stolz daran, daß ſie die Blüthe ihres Adels und der waffentüchtigen Helden vor ſich ſahen, im Heergewande, in ihrem ſchönſten Kriegerſchmuck, die großen Helme zum Theil bemalt mit den Wappenfarben, bei manchen Edlen gekrönt durch einen Aufſatz, der ein geſchnitztes Wappenthier wies, einen Fächer, einen Mohrenkopf, oder was ſonſt den Herren als Zierrath gefiel. Die Holzſchilde, mit ſchwarzem, grauem oder weißem Pelzwerk überzogen und zuweilen mit dem Wappenzeichen verſehen, die langen Gewänder über Rüſtung und Roß, von farbigem Stoff mit Bildern geſchmückt, waren den Leuten ein prachtvoller Anblick.

Poſaunen und Pfeifen erklangen, das Kampfſpiel begann. Ivo ritt mit ſeinem Haufen in ſchnellſtem Lauf gegen die Schaar des Grafen Markwart von Gleichen, die ihm entgegen ſprengte, um den Anprall nicht ſtehenden Fußes zu erwarten. Laut krachten die Speere des erſten Gliedes in jeder Schaar, die Trümmer ſanken zu Boden, und im Nu fuhr das zweite Glied durch die Zwiſchenräume des erſten in den Vorkampf, damit die ſpeerloſen Genoſſen Zeit erhielten, von den Knappen, welche ſich in das Gewühl ſtürzten, neue Speere zu empfangen. Mit dieſen Waffen drängte, wer von der erſten Reihe freie Hand behielt, wieder den Genoſſen nach, um die Reihen der Gegner zu durchbrechen und die Hinterſten des feindlichen Haufen an die Schranken zu drücken. Ein wildes Getümmel erhob ſich, von allen Seiten tönte der Schlachtruf und das Geſchrei nach Speeren und an der einen Seite des Kampfplatzes wogte ein unſägliches wirres Durcheinander von Roſſen und Menſchenleibern. Auch die Zuſchauer ſchrien und jauchzten in wilder Aufregung, bis ſich die beiden kämpfenden Schaaren nach den entgegengeſetzten Seiten der Schranken auseinander zogen, während ihre Gefangenen von den Knappen gewaltſam aus der Umfriedung gezerrt wurden. Jetzt ſprangen die fahrenden Leute in den Rennplatz und ſäuberten ihn von dem gebrochenen Holze und den geſtürzten Roſſen, die ſich nicht aufzurichten vermochten. Wieder rief die Poſaune, die beiden anderen Schaaren, welche gegenüber hielten, rannten eben ſo wie die erſten zuſammen; unterdeß zogen ſich die Kämpfer des erſten Rennens hinter ihnen auf den früheren Stand. In ſolcher Weiſe wurde viermal gerannt, damit jede der Schaaren ihren langen Anlauf erhielt. Dann erhob ſich nach einer Pauſe, in welcher nur Einzelne gegen einander ritten, ein allgemeiner Kampf der beiden Parteien. Die Zahl der Streitenden war kleiner geworden, aber der Eifer geſtiegen, die Reihenfolge im Abritt war nicht mehr zu bewahren, auch der Zuſammenhalt der Schaaren wurde gelockert, von allen Seiten ſtießen die Wilden nach der Mitte und ſuchten ſich die Gegner, welche ihnen am leidigſten waren; immer ſchärfer gellten die Rufe der Kämpfenden, die Pfeifen und Poſaunen ſchrieen dazwiſchen und gleich dem Gebrüll empörter Meereswogen tönte Zuruf, Jubelgeſchrei und Klage der Schauenden um das ſinnbethörende Schauſpiel. Der Rettbacher ſtieß mit Henner zuſammen. „Wo ſind eure neuen Roſſe?“ ſchrie er, ſein Pferd zum Anlauf wendend. „Am Heuwagen,“ rief Henner zurück, „hütet euch, daß ihr heut euren Gaul bewahrt“ Und ſie ſtießen zuſammen wie zwei Felsblöcke, welche gegen einander geſchleudert werden, beide blieben unbewegt ſitzen und beiden kamen die nächſten Genoſſen zu Hilfe, während ſie ſich, neue Waffen ſuchend, dem Getümmel zu entziehen ſuchten. Aber die von Ingersleben waren zahlreicher, Lutz ſchleuderte mit ſeinem Roſſe die herzueilenden Knappen des Rettbachers zur Seite und der Waffenloſe mußte, indem er unabläſſig nach einem Speer ſchrie, den Rücken wenden und durch die Windungen ſeines Pferdes den Verfolgern zu entrinnen ſuchen, welche ihn den Schranken näher trieben.

Unterdeß blieben die Führer im dichten Kampfgewühl, denn um beide ſchaarten ſich am engſten die Genoſſen, weil die Ehre der Partei daran hing, daß ihr Vorkämpfer nicht gefangen wurde. „Gebt Raum,“ rief Ivo, den zugerichteten Speer einlegend, „jetzt bring' ich's zum Ende,“ und er fuhr mit ſo gewaltigem Roßſprunge auf Herrn Markwart zu, daß dieſem das Thier auf das Hintertheil geſetzt wurde und mit dem Reiter zu Boden rollte. Hilflos lag der Graf unter dem Roſſe und um ihn begann das Stoßen und Zerren, ſo daß die Zuſchauer in dem tollen Gewirr nichts deutlich erkannten, nur einen Strudel von Helmen und Roßhäuptern, der ſich kreiſend um den unſichtbaren Mittelpunkt bewegte. Aber die Mannen von Ingersleben drängten mit ihren Speeren dicht um den liegenden Grafen, und Ivo rief ihm zu: „Nur das Wappenbild auf eurem Gewande begehre ich. Gebt euch, Graf Markwart, damit meine Knaben euch nicht die Arme ſchnüren.“ Der Betäubte vermochte kaum zum Zeichen der Ergebung die Hand zu heben. Ivo ſprang herab, löſte ihm die Schnur des Helms, und half ihm auf das zitternde Roß, aber die behende Scheere ſeines Knappen hatte dem Gefallenen bereits den ſeidenen Ueberwurf gekürzt.

Da gab der Kampfrichter den Bläſern ein Zeichen, das Ende auszurufen. Wer nach dem letzten Poſaunenton noch weiter kämpfte, verlor ſeine Rüſtung, darum ſchwand allmählich das Getöſe, die Kämpfer banden ihre Helme ab und ſuchten ihre Stelle in den geminderten Haufen. Ivo aber ſprengte mit entblößtem Haupt in die Mitte des Raumes, rief den Theilnehmern am Turnier ſeinen Dank aus und zog dann langſam mit ſeiner Schaar in den Schranken umher, während der Beifallsruf der Zuſchauer wie Donner erklang. Die Gefangenen entließ er, ſoweit er Macht über ſie hatte, ohne Löſegeld.

Es war ein kleines, aber ruhmvolles Turnier. Die Gegner Ivo's hatten den größeren Verluſt an geworfenen Helden, wie an zerbrochenen Rippen, und die Erfurter rühmten als beſondern Zufall, daß kaum zwei gefährlich verwundet waren. Nur die Beuteluſtigen grollten dem Sieger, weil er das Waffenſpiel allein auf Speere und nicht auch auf die ſtumpfen Schwerter eingerichtet hatte, welche ſonſt nach dem Speerkampf geſchwungen wurden und reichlicher zu Gefangenen verhalfen. Ganz unzufrieden war der Rettbacher, denn die Herren von Ingersleben hatten ihn gefangen, und weil er ſich ſträubte, mit Riemen geſchnürt.

Am Abend lag Ivo müde auf ſeinem Lager. Henner hatte ſich nicht nehmen laſſen, den Herrn eigenhändig mit wohlriechendem Oele zu ſalben, er umhüllte ihn ſorglich mit der weichen Decke und mahnte: „Gönnt euch die Ruhe. Nie wurden Stöße ruhmvoller empfangen, und die Anſtrengung dieſer Tage war größer, als wohl ein anderer Mann ertrüge.“!

„Wahrlich,“ lachte Ivo, ſich mühſam ausſtreckend, „an den Blumen rühmen wir im Liede die Farben Roth, Blau und Braun, aber auf der Haut bereiten ſie nicht das größte Behagen.“

Unterdeß kniete Nicolaus auf dem Boden und breitete vor dem Herrn den Gewinn des Kampfes, die bunten Stücke Tuch und Pelzwerk aus, er rief dabei noch begeiſterter als der Marſchalk: „Das Leid währt nicht lange, denn nicht ein Finger wurde gebrochen, und ſelig preiſen wir den Helden, der dafür Ruhm in allen Landen davonträgt. Es wird ein Mantel, den eine Königin mit Stolz tragen kann, oben das weiche Pelzwerk und unten die wilden Thiere, und in der Mitte die ganze Herrlichkeit des Himmels, Sonne, Mond und Sterne.“ Und er ſummte vor ſich hin:

Non leo rugiens, neve bos mugiens,
nec hircus hinniens, cornibus quatiens
insanit totiens, quam miles saliens
dominae serviens.*)

Henner verließ das Zelt mit einem argwöhniſchen Blick auf den Schüler und Ivo ſprach müde zu Nicolaus: „Sage mir, was du lateiniſch geſungen haſt.“

Die Miene des Schülers änderte ſich, als er mit Ivo allein war, und an das Bett tretend antwortete er nicht wie ein Dienender, ſondern wie ein Sänger, der zu ſeinem Genoſſen redet: „Es giebt nichts auf Erden, was ſich ſolchem Ritterſpiel vergleichen läßt, als der Kampf zweier Stiere auf dem Anger oder auch zweier übermüthiger Böcke, wenn ſie mit den Hörnern zuſammenſchlagen. Um funfzehn Lappen Zindel und Perkan habt ihr euch funfzehn Todfeinde gemacht, ſeid ſicher, ſie werden's euch nachtragen.“

„Mögen ſie,“ verſetzte Ivo gleichgültig, „nicht Alle bewahren ihre Tücke ſo dauerhaft als du; und wenn ſie es thun, ſo weißt du auch, daß ich wenig darnach frage.“

„Nur Eines mindert euren Ruhm,“ fuhr Nicolaus fort, „daß ihr mit ziemlich heiler Haut davon gekommen ſeid, weit ritterlicher wäre es, wenn ihr wenigſtens ein Bein gebrochen hättet.“

---

*) Nicht der brüllende Löwe, noch der brummende Ochs und nicht der meckernde Bock, der mit den Hörnern ſtößt, begeht ſo viel Unſinniges, als der Speere verſtechende Ritter, welcher ſeiner Herrin dient.

„Ich bin dir dankbar für die guten Wünſche.“

„Nicht ich denke ſo, denn das Schickſal hat mich davor bewahrt, ein Reiter zu werden, aber euresgleichen hegt ſolche Gedanken. Es iſt Art der Welt, Herr, die Liebenden zu bewundern, wenn ſie Unglück haben. Der junge Held Leander ſchwamm zu ſeiner Herrin Hero über ein großes Waſſer, wäre er nicht ertrunken, ſo würde kein Hahn nach ihm krähen. Jetzt rühmen die Sänger in allen Landen ſeinen Heldenmuth. So würden auch euch die Frauen lieblicher zulächeln, wenn ihr wenigſtens halbtot am Boden liegen wolltet, denn das brächte ihnen mehr Ehre.“

„Eine weiß, daß mir wenig am Leben gelegen iſt,“ verſetzte Ivo lachend.

„Wäre es noch auf dem Wege zur Herrin oder lieber von ihr,“ antwortete der Schüler. „Aber für ein Gewand das Leben zu wagen, ſolcher Dienſt iſt nicht nach meinem Sinn.“

„Nein,“ murmelte Ivo, „ſonſt wäreſt du ſchwerlich ein fahrender Schüler.“

„Was kann ich dafür?“ frug Nicolaus. „Jedes Geſchöpf hat ſeine eigene Natur, und ich bin nicht in die Welt geſetzt, um mit Schwert und Spieß zu hantieren. Das merkte ich neulich, als Ritter Kenz und die Dorfknaben ihre Schwerter gegen mich zogen und die Magd Friderun dazwiſchen ſprang. Mich ängſtigte das kalte Eiſen, dennoch freute ich mich über das Weib, denn ſie achtete um meinetwillen die Schwerter weniger als Rohrhalme."

„Um deinetwillen?" wiederholte Ivo, aus ſeiner Mattigkeit erwachend.

„Ja, Herr," verſetzte der Schüler, „ich hoffe, daß ſie mir wohl will, und wenn mir einmal beſſeres Glück zu Theil werden ſollte, ſo denke ich ſie als meine Hausfrau heimzuführen."

Ivo richtete ſich auf. „Du?" frug er kalt.

„Warum nicht? Jedermann denkt in der Stille gut von ſich, und rechnet auf beſſeres Glück." Und wieder an das Bett tretend, fuhr er eifrig fort: „ich weiß, auch ihr achtet mich im Grunde nicht viel mehr, als eure Ritter thun, die einen leeren Kopf in dickem Eiſentopfe verſtecken. Und trüget ihr euren Rittergurt grade ſo wie die Andern, ich würde euch nicht lange dafür danken, daß ihr mich aus dem Schnee gehoben habt, ſondern ich würde meinen Stab weiter ſetzen und das Zauberweib Fortuna anflehen, daß ſie mir anderswo ein Unterkommen bereite, am Küchentiſch eines luſtigen Biſchofs oder in einer kalten Schneewehe. Aber Herr, obwohl ihr ſo fleißig Speere zerſtecht, daß die Spreizel durch das ganze Land fliegen, ſo habt ihr doch andere Gewohnheiten, welche ich lieber verehre. Wenn die Nachtigall ſingt, ſo zwitſchert auch in eurem Herzen ein kleiner Vogel, wenn ihr einen Nothleidenden ſeht, ſo röthet ſich eure Wange in Mitgefühl, wenn ihr lacht, ſo klingt das herzlicher, als bei den meiſten Menſchen und es macht auch Andere froh. Und nicht zum wenigſten dankbar bin ich euch deßhalb, weil ihr den Witz habt, mich zu ertragen, wenn ich rede, wie ich denke, und weil ihr einmal zu mir geſagt habt: nur die Lüge will ich nicht leiden, ſage mir die Wahrheit und ich gelobe, dir niemals zu zürnen und dir auch Unrecht zu verzeihen, ſo lange ich das vermag. Das ſpracht ihr, Herr, und ich thue darnach. Andere habe ich oft belogen, gegen euch bin ich ehrlich geweſen. Wollt ihr mich ſo nicht mehr dulden, ſo ſagt mir's, ich laufe von dannen. Für eure Lieder werdet ihr leicht einen andern fahrenden Sänger finden, der ſie euch zurecht ſetzt und im Lande verbreitet, und für eure vertraute Schreiberei noch eher einen gefälligen Pfaffen, den ihr durch Eide feſtbinden könnt."

Ivo ſtreckte den Arm von ſeinem Lager: „Bleibe bei mir, Nicolaus."

Der Schüler beugte ſich über die Hand und verließ leiſe das Zimmer. Ivo legte ſich ſeufzend zurück. Die Siegesfreude, welche er eben noch empfunden hatte, war ihm geſchwunden. Vergebens mühte er ſich, das Bild der Herrin feſtzuhalten und an die Ueberraſchung zu denken, die ihr der Mantel bereiten werde; immer wieder kam ihm das zornige Antlitz des Landmanns vor Augen, dem der Sohn entwichen war, und dazwiſchen hörte er die klagenden Worte der Magd Friderun. Er machte mit der Hand eine heftige Bewegung, um die fremden Gedanken los zu werden, aber ſie warfen ihn lange umher, bis ſie endlich als undeutliche Traumbilder entſchwebten.

Einige Tage darauf traten Frau Elſe und Hedwig aus den Frauengemächern der Wartburg in den kleinen Hof, welcher zu ihrem Gebrauch abgegrenzt war. In den Steinhallen der Burg loderten die Kaminfeuer, aber draußen ſchien die Abendſonne warm auf den Felſen. Der Landgraf war mit großem Heergefolge nach Italien zum Kaiſer gezogen, auch Hedwig rüſtete ſich zur Abreiſe nach Augsburg an den Hof des jungen Königs Heinrich, wo ſie zu weilen pflegte. Die Frauen waren allein, nur in einer warmen Mauerecke kauerte, das rothe Turbantuch über der braunen Stirn, fröſtelnd ein ſtummes Sarrazenenmädchen, die vertraute Dienerin der Fremden.

Beide ſtiegen aus dem Hofe einige Stufen hinauf zu einem Söller von zierlichem Schnitzwerk, der oben an die Mauer gefügt war; von dort ſahen ſie über Felſen und Baumwipfel hinab auf ein enges Thal, in welchem die Hirten mit ihrem Heerdenvieh lagerten. Durch die ſtille Luft klangen einzelne Töne der Sackpfeife wie ein Gruß, den das Thal der Höhe zuſandte.

„Es iſt niedrige Kunſt, die jene dort üben,“ begann Hedwig, „aber fröhlicher iſt ihr Muth als der meine, denn hinter vergoldeter Pforte ſtehe ich in der Klauſur und der Blick ins Freie macht mich traurig. Du biſt glücklich, Elſe, daß du ohne Wächter mit offenem Antlitz über Berg und Thal ziehen darfſt. Es iſt lange her, ſeit ich mit meinen Füßen auf offenen Anger trat und für mich Blumen zum Kranze las.“

Nahe vor ihren Füßen ertönte leiſer Geſang, die Frauen ſahen einander an. „Das klingt nicht wie Lied eines Bauern, es iſt eine ritterliche Weiſe,“ ſagte Hedwig und beugte ſich über die Brüſtung. Unter dem Söller fiel der Fels ſteil zur Tiefe. Auf einem Vorſprung, der kaum dem Stehenden Raum gab, lehnte ein Mann in ärmlicher Tracht, dem das Haar wirr um das Geſicht hing; einen großen Filzhut, wie ihn die Landfahrer trugen, hatte er abgenommen und hielt ihn, nach der Höhe blickend, über ſich, als wollte er eine herabgeworfene Gabe auffangen. „Klimmen bei euch die Bettler mit Lebensgefahr nach Almoſen?“ frug Hedwig. „Kann ich ihm ſpenden, ſo thue ich's, denn er wagt ſeinen Hals oder doch ſeine heile Haut, wenn ihn die Wächter auf der Zinne erblicken.“ Sie ſuchte in der Taſche, welche ihr an der Seite hing. „Fange auf,“ rief ſie hinab und warf Etwas in den Hut, ein undeutlicher Dank wurde gehört, dann klang die frühere Weiſe fort. Während die Frauen lauſchten, ſchwebte plötzlich ein dunkler Gegenſtand vor ihnen in der Luft, ein Bündel mit Stoff umwickelt ſank vor ihre Füße; die Frauen ſprangen auf und ſahen über die Mauer, der Felsblock war leer, der Fremde verſchwunden. „Ihn deckt der Laubwald, wir aber haben ein Gegengeſchenk empfangen,“ rief Hedwig muthwillig, „bücke dich nicht darnach, Elſe, wer mag wiſſen, was darin iſt.“

„Ich ſehe ſilberne Borten glänzen,“ verſetzte Frau Elſe erſtaunt.

„Rufen wir eine unſerer Frauen, daß ſie es öffne.“

Sie klatſchte ſchnell in die Hände, ihre Dienerin flog von der Mauerecke herzu, Hedwig gebot ihr in fremder Sprache. Die Dienerin löſte die Bänder und entrollte einen bunten Mantel, ſeltſam aus vielen Stücken zuſammengenäht, mit allerlei ritterlichen Zeichen, Sternen und Fabelthieren bedeckt. Die Landgräfin ſah erſchrocken darauf und rang die Hände. „Das iſt der Mantel, den Herr Ivo im Kampfe für ſeine Herrin erworben hat.“

„Weißt du, wer die Herrin iſt?“ frug Hedwig mit blitzenden Augen.

Elſe neigte wie betäubt das Haupt. Wieder machte Hedwig eine heftige Bewegung, die Dienerin raffte den Mantel zuſammen. „Was ſoll aus der Speerbeute werden?“ frug ſie wieder.

„Nie habe ich ihm ein Recht gegeben,“ klagte Elſe, „nicht durch Wort, nicht durch Miene, mir ſo dreiſt ſein Geſchenk zu ſenden. Rein hielt ich mich vor dem Himmelsherrn und vor meinem lieben Hauswirth.“

„Eine andere Frau würde ſtolz ſein, ſo theuer gewonnene Spende zu empfangen,“ verſetzte Hedwig kalt. Frau Elſe aber ſtieß mit dem Fuß an das Bündel. „Hinweg damit, eine Verſuchung erkenne ich, die mir der Böſe ſendet, meinem Hausherrn will ich die Kränkung klagen.“

„Willſt du Herrn Ivo töten oder deinen Gemahl und vielleicht Beide, weil ein Ehrengeſchenk über die Mauer geflogen iſt, welches keine Königin mißachten wird? Warlich, beſcheiden und demüthig rollte der Bund vor unſere Füße. Merke auf, Elſe, kränkt dich das

Gewebe, ſo ſtrafe den, der es geſandt hat, durch Kälte in Blick und Wort; aber mache keinen Mann zum Vertrauten, keinen, Elſe, denn du ſelbſt möchteſt die Folgen beweinen. Von der Gabe, die der Werber vor unſere Füße geſandt hat, denke ich dich ſchnell zu befreien.“ Sie frug die ſtumme Dienerin: „brennt das Kaminfeuer in meiner Kammer? Trag den Bund eilig hinauf, ſchließ die Thüre, wirf ihn in die Flammen und harre, bis er zu Zunder verbrannt iſt.“ Und ſie fügte einige fremde Worte hinzu.

Als das Sarrazenenmädchen die Treppe hinauf eilte, trat ihr ein Mann in dunklem Prieſterkleide entgegen, es war Meiſter Konrad. Er riß das Bündel aus ihrer Hand, und während die Stumme heftig mit den Armen gegen ihn ſchlug und mißtönendes Geſchrei ausſtieß, lüftete er das loſe Band, ſah die Zipfel des zuſammengerollten Tuches und gab es mit finſterer Miene zurück. Als das Mädchen entſprungen war, blickte er forſchend in die Landſchaft hinaus.

Unterdeß ſtanden die Frauen einander ſchweigend gegenüber. Endlich wies Hedwig nach einer Eſſe, aus welcher ein dicker Qualm aufſtieg. „Dort ſchweben in braunem Dampfe Greifen und Löwen den Wolken zu,“ rief ſie übermüthig. „Getilgt iſt der Zauber, mit dem der Kühne edle Frauen umſtricken wollte. Stecht ihr wieder einen Mantel zuſammen, Herr Ivo, ſo ſorgt dafür, daß er unverbrennbar werde. Sei ruhig, Elſe, wären wir Bauernkinder wie die dort unten, ſo würden wir den Glasring, den uns ein kecker Werber an den

Finger drückt, entweder in den nächſten Bach werfen oder auch heimlich bewahren, und uns fröhlich im Reigen weiter ſchwingen. Küſſe du deinen Trauten um ſo herzlicher, wenn er zur Heimath kehrt, ſchweig und vergiß. Denn wir ſind nicht allein, dort naht der finſtere Meiſter, der wenig ſpricht und auf Alles merkt, und der in dieſem Hauſe mehr gebietet als einem leichten Herzen frommt."

Konrad verneigte ſich gemeſſen vor den Frauen. „Ein Bauer rief klagend in den Schloßhof, daß ihm ein Bär aus den Bergen in ſeinen Zaun gebrochen ſei, Herr Walter rüſtet eine Jagd gegen das Unthier." Und zu Frau Elſe tretend, fuhr er leiſe fort: „Was ſoll mit dem Mantel werden?"

Elſe wies nach der Höhe. „Er iſt verbrannt, mein Vater." Der Meiſter nickte zufrieden mit dem Haupt.

Als Frau Elſe ſich nach demüthigem Gruß dem Hauſe zugewandt hatte, trat Konrad zu Hedwig, die ihn mit zuſammengezogenen Brauen erwartete. „Enthaltet euch, edle Frau, eure Kunſt an meiner Herrin Eliſabet zu üben. Sie iſt ſeither unſträflich gewandelt in einer verdorbenen Welt, die Unſchuld eines Kindes hat ſie ſich als Hausfrau und Mutter bewahrt, ihr Sinn iſt völlig lauter, ihre Rede wahrhaft, und ſie gleicht einem Engel des Himmels, ſoweit irdiſcher Unvollkommenheit ſolche Hoheit gegönnt iſt. Ich aber habe vor Gott und den Heiligen gelobt, ihr Gemüth dem Himmel rein zu bewahren, wie ich es empfing. Darum rathe ich euch, verlockt ſie nicht in das weltliche Treiben, das euch die Seele füllt. Denn obgleich ich ſelbſt ein ſündiger Menſch bin, bei dieſer Reinen will ich ſtehen wie der Wächter vor dem Paradiſe, der den Gefallenen wehrt, das Heiligthum zu betreten.“ Er ſprach in großer Bewegung und ſeine Augen flammten.

Hedwig antwortete ſtolz: „Seid ihr zum Wächter einer Frau geſetzt, die in weltlichen Freuden leben darf, ſo hütet euch, Herr, daß ihr nicht Eifer für den Glauben nennt, was Herrſchſucht und Neid gegen Andere iſt. Wiſſet, daß ich unter den Sündern die Kunſt gelernt habe, durch die Augen der Menſchen in ihr Herz zu ſchauen. Ich ſah zuweilen, daß ein Prieſter ein Weib mit der Geißel zur Nonne ſchlug, weil er ſie anderen Männern nicht gönnen wollte und daran verzweifelte, ſie für ſich ſelbſt zu gewinnen.“

Aus den Augen des Prieſters brach ein heißer Blick des Zornes, aber er erblaßte und ſprach leiſe: „Ich ſagte euch, daß ich ein ſündiger Menſch bin. Habe ich mit ſchweren Gedanken zu ringen, ſo wiſſen meine hohen Fürbitter, daß ich mich ſelbſt mit ſtrenger Buße ſtrafe. Ihr aber ſprecht nur wie ein böſer Feind von den geheimen Sorgen einer frommen Seele, denn ihr vermögt nichts von der heiligen Freude zu ahnen, die ein Lehrer haben darf über eine Schülerin wie jene iſt. Verſtändet ihr die Kunſt, in dem Gemüth Anderer zu leſen, ſo würdet ihr auch an meinem Herzen erkennen, daß ich ein treuer Diener meines Gottes bin und daß ich keine Schonung übe, wo ich Unglauben und Herrſchaft des Teufels erkenne, ſei der Sünder hoch oder niedrig, Landfahrerin oder Fürſtin.“

„Ihr ſprecht zu einer Nichte eures weltlichen Herrn, des Kaiſers," verſetzte Hedwig kalt, „und zu einer Frau, welcher der heilige Vater ſelbſt ihre Rechtgläubigkeit bereitwillig beſtätigt hat. Und ich rathe euch, daß ihr euer menſchenfreundliches Werk zu Rom beginnt unter den Großen der Kirche; denn man ſagt, daß Hoffart, Geldgier und was ihr als Sinnenluſt und Werke des Teufels verfolgt, nirgend mehr in Blüthe ſtehen als dort."

Sie wandte ihm den Rücken und er ſah ihr zornig nach.

Die Nacht war gekommen, der Vollmond ging am Himmelsgewölbe, das wolkenlos wie ein dunkler Kryſtall die Erde umſchloß. Nur hoch über der Burg ſchwebte eine ſchwarze Wolke, vielleicht war es der zuſammengeballte Dampf eines verkohlten Gewebes. Auf den Höhen und im Thal war kein Windeshauch zu ſpüren, regungslos ſtarrte das junge Laub an dem Gehölz, welches den Fuß des Burgfelſens umgab. Auch der Hof hinter der Mauer lag einſam mit dunklen Schatten und hellen Lichtern. Da klang eine Frauenſtimme leiſe wie ein Hauch von der Mauer herab: „Ein Käuzlein ruft das andere."

Von unten aus dem Schatten des Felſens kam eben ſo die Antwort zurück: „Dein Geſelle hängt am Steine, er hört die Stimme, die ihn ſelig macht, das Antlitz vermag er nicht zu ſchauen; denn dunkler Schatten birgt das Licht deiner Augen und ich erkenne nicht, ob dein Mund mir zulacht."

Und von der Höhe ſprach's wieder: „Ich aber möchte alle Finſterniß der Nacht über dich decken, denn mir bangt um dich und mich ängſtet dein Stand auf dem ſchmalen Stein. Schnell weichen die Schatten, der erſte Mondenſtrahl, der auf dich fällt, verräth dich den Wächtern."

„Sorge nicht," antwortete es, „grau iſt der Stein und grau das Gewand deines Kauzes. Ach, eine Lüge war unſer Spiel mit dem Käuzlein, ſo klein iſt der Raum, der mich von dir trennt, und doch fehlen die Flügel, auf denen ich mich zu dir ſchwinge."

„Harre unten, Geſelle," flüſterte es, „die Späher wachen. Ich weiß eine, die ihrem Ritter dankbar iſt, und die ihre Kappe treu bis zu der Stunde bewahrt, wo ſie ſich damit umhüllen darf. Wiſſe auch, arge Noth bereitete das Geſchenk, welches zwiſchen zwei Frauen fiel, und nur eine Liſt vermochte es vor dem Feuer zu retten. Wie gefiel dir's, mein Kauz, als die fremde Frau in der Tafelrunde eine Geſchichte erzählte, die wir beide am Baume erlebt? — Die Heiligen mögen uns vor einem gleichen Ende bewahren."

„Sinnvoll ſprach die Frau, denn in dem Aſtloch fand ich den Brief meines Geſellen. Aber hart war dein Gebot, die Augen zu ſenken."

Oben klang leiſes Lachen. „Arme Schattenvögel ſind wir. Wenn wir bei Sonnenlicht gegen einander blinzen, errathen uns die Späher. Ich bewahre geduldig die Kappe, ertrage auch du das Geheimniß um meinetwillen."

„Ob ich in deiner Nähe athme," antwortete der

Mann, „oder ob ich von dir getrennt bin, immer fühle ich den Zauberring, den du um meinen Arm gelegt haſt. Auch, wenn du in der Ferne weilſt, iſt der beſte Theil meines Lebens bei dir. Und ich ſage dir, Herrin, ganz wie im Traume wandle ich dahin, unabläſſig ſchweben meine Gedanken um den Baum und den Quell, an dem ich dich küßte, als du noch frei durch Flur und Hain zogſt. Alle meine Sinne ſind durch deine Macht gefangen und mir ahnt, nicht eher werde ich den Frieden wiederfinden, als bis ich dich an meiner Seite ſchaue, wie einſt in ſeligen Tagen am Quell.“

In der Höhe ſchwieg's, erſt nach einer Weile hauchte es leiſe mit bebender Stimme: „Ich aber ſorge anders um dich, du kindiſcher Mann; auch unter den Fremden freue ich mich in meinen Gedanken des Geliebten; wenn ich dein Lob höre, ſo pocht mir das Herz, und gern ſinne ich darüber, wie ich alle Herrlichkeit um dein Haupt ſammeln könnte. Deinen Ruhm will ich erhöhen und als ſieghaften Helden will ich dich unter deinesgleichen ſehen. Ich hoffe, bald kommt der Tag, wo du dem großen Herrn der Chriſtenheit werth wirſt; vielleicht, daß du durch die Gunſt des Kaiſers einen Preis gewinnſt, den du dir, wie du ſagſt, am meiſten erſehnſt.“

„Ungleich iſt unſere Liebe,“ ſprach es traurig in der Tiefe, „du begehrſt für mich Kampf und Heldenthat, damit du ſtolz ſein kannſt auf einen Ritter, der dir dient. Ich aber ſehne mich in deine Arme, dein holdes Lachen will ich hören und die ſüßen Worte, die du mir einſt in das Ohr ſprachſt. Lade mich, daß ich das Mohrenſchloß breche, welches dich umſchließt, und ich will, wie hoch die Mauer auch rage, zu dir eindringen, dich auf mein Roß heben und meine Beute behaupten gegen Jedermann, ja auch gegen Kaiſer und Reich. Aber tröſte mich nicht mit der Gunſt Anderer und hoffe nicht, Geliebte, daß Fremde für meines Herzens Seligkeit thun werden, was wir ſelbſt nicht zu thun vermögen. Allein ſind wir Beide auf der Welt mit unſerer Liebe und nur auf uns ſelbſt dürfen wir vertrauen." Die Frauenſtimme antwortete nicht, nur ein Seufzer drang in das Ohr des Mannes, der ernſthaft fortfuhr: „Bitter und ſchwer wird mir die Entſagung, in der ich wie ein Mönch lebe, und für meine Liebe iſt es die härteſte Prüfung, daß ich deinen Willen ehre, auch wenn du dich mir verſagſt. Wiſſe, du Holde, wenn ich mein Haupt hoch trage unter den Edlen dieſes Landes und wenn ich gering achte, was Andere mit wilder Begier erfüllt, ſo gewinne ich die Kraft nur darum, weil ich mich würdig halten will für den holden Gruß, den ich von deinen Lippen hoffe und für das Umfangen deiner Arme."

Eine kleine Hand hob ſich wie zum Segen über die Mauer. „Nicht um meinetwillen ſollſt du ſtolzer ſein als deinesgleichen, und nicht mir verdankſt du es, wenn du dich edler hältſt als Andere, denn du folgſt nur dem hohen Sinn, der dir ſelbſt eigen iſt. Ja, du hatteſt Recht, den Ehrgeiz zu ſchelten, mit dem ich dir durch Fremde eine größere Herrſchaft bereiten möchte. So, wie du biſt, ſollſt du dich mir bewahren. Glücklich war ich in der Stunde, in welcher du dem Herrn dieſer Burg antworteteſt, du, ein hochſinniger Edler einem Begehrlichen. Daß du nicht um Gunſt und Lohn der Mächtigen ſorgſt, darum will ich dich lieben und wie ein Lied in reinem Tone ſoll dein ganzes Leben erklingen nach deiner eigenen Art. — Wehe mir, die Schatten ſchwinden, und das Mondenlicht umſäumt dein bleiches Antlitz. Drücke dich an den Felſen und vernimm meinen letzten Gruß. Immer liebe ich dich. Selig fühlte ich mich in deiner Heimath, ſelten verging ein Tag, wo nicht unter den Frauen dieſes Hauſes von dir die Rede war, aus der Ferne ſah ich die Stätte, wo deine Wiege ſtand und ſie zeigten mir den alten Thurm deines Hofes. Täglich habe ich dir mit dem Schleier Grüße zugeweht und deine Liederweiſe vor den kleinen Vögeln deines Landes geſungen. Iſt deine Sehnſucht heiß, ſo wiſſe, auch ich gehe jetzt in das Elend, da ich dich meiden muß.“

Von unten hob ſich ein Arm in die Höhe, vergebens bemüht, die Hand der Geliebten zu faſſen, welche ſich nach ihm ausſtreckte. Da erſcholl vom Thurme ein feindlicher Ruf und ein Pfeil flog zwiſchen den ausgeſtreckten Armen an den Felſen. „Lebe wohl, gedenke mein,“ flüſterte es noch traurig hinauf. Im nächſten Augenblick glitt die Geſtalt eines Mannes abwärts, von der Höhe ſtarrten zwei Frauenaugen angſtvoll in die Dämmerung hinab.

## 5.

## In harter Zeit.

Auf den ſonnigen Mai folgte ein regenloſer Sommer, jeden Tag warf die Sonne feurige Strahlen auf die trockene Erde. Die Obſtbäume in den Gärten hatten überreichlich geblüht, jetzt fielen die grünen Früchte welk auf den Boden; auf den Ackerbeeten hatte die Saat wie ein grünes Meer gewogt, jetzt ſah man graue Schollen zwiſchen den ährenloſen Halmen; der bunte Blumenteppich der Wieſen war geſchwunden und verbrannt lag der Raſen auf dem Anger und der Haide; die Quellen verſiegten, in dem Bett der Gebirgsbäche rann die dünne Waſſerader kaum ſichtbar zwiſchen kahlen Steinbänken; das Heerdenvieh drängte ſich hungrig an die ſchattigen Ränder des Laubwaldes, ſogar das grüne Gewand der Bäume hing dünn und durchſichtig um die Zweige. Den Menſchen ſchwand der kecke Sommermuth in banger Sorge um die Zukunft, wenn ſie über die lechzende Flur ſahen, auf hungrige Heerden und in leere Scheuren. Aber noch war das Schlimmſte zurück, denn als die Landleute gerade ihr Werkzeug ſchärften, um die ſpärliche Ernte einzubringen, barg ſich die Sonne hinter dicken Wolkenmaſſen und der Regen ſtrömte herab, täglich, ohne Ende. Der Donner krachte und die Blitze zuckten um das Waldgebirge, das Waſſer ſtürzte in Strömen durch die Thäler; wie viel auch der verſengte Boden einſog, der Schwall rauſchte doch aus den Ufern, übergoß die Felder und wälzte ſich zerſtörend durch die Dörfer, er hob die Brücken, ſchwemmte Ställe und Hütten von ihrem Grunde und riß Thiere und Menſchen in tollem Strudel abwärts. Da kam der größte Schrecken über das Land, ein Gefühl menſchlicher Ohnmacht gegenüber den feindſeligen Gewalten der Natur. Die Leute liefen zu den Heiligthümern, beteten und thaten Gelübde. Ueberall erſchienen neue Mönche in braunen Kutten, mit einem rohen Riemen oder Strick gegürtet; unter den Dorflinden und auf den Kirchhöfen der Städte, wo ſich ſonſt die Paare im Reigentanz geſchwungen hatten, hielten ſie ihr kleines Holzkreuz in die Höhe und ſchrieen den Zorn des Himmels aus, mahnten zur Buße und verkündeten die Schrecken des jüngſten Gerichts. Viele von den armen Laien verzweifelten am Leben, die Trotzigen geſellten ſich zu Haufen, welche gegen die Höfe der Wohlhabenden die Fäuſte erhoben und auszogen, um durch Raub und Einbruch ihrer Noth abzuhelfen, die Schwächeren unterlagen dem Mangel und den Seuchen, welche ſich plötzlich mit furchtbarer Macht in Stadt und Dorf ausbreiteten. Jedermann litt und klagte, auch der Reichſte frug bekümmert, wie das Volk die lange Zeit bis zur nächſten Ernte ertragen werde.

Von der Wartburg ſtieg Frau Elſe jeden Tag nach Eiſenach herab, dort loderte das Feuer in vielen Küchen, für welche ſie ſorgte, und vielen hundert Nothleidenden wurde dort täglich die Koſt bereitet. Aus den Scheuren und Ställen ihres Gemahls ließ ſie herbeifahren was ſie vermochte, um unter der Aufſicht des Meiſter Konrad den Darbenden zu ſpenden. Vergebens mahnte Herr Walter Maß zu halten und vergebens zürnten die Brüder des Landgrafen, daß ſie das Gut des edlen Hauſes vergeude, ihr Herz war ganz aufgelöſt von Angſt und Mitleid, ſie ſaß ſelbſt bei den Kranken in den Siechhöfen, faſtete und büßte in härenem Gewand, um den Zorn des Himmels von ihrer Landſchaft abzuwenden. Dabei grämte ſie ſich über die Abweſenheit ihres Gemahls, dem ſeine Kriegsfahrt in Italien gar nicht glücken wollte.

Auch auf dem Hofe des Herrn Ivo ſah man ernſte Geſichter, die Ausgaben in der Maienzeit waren groß geweſen, jetzt kamen ſtatt neuer Einnahmen von allen Seiten Klagen der Vaſallen und Nothrufe der hörigen Leute. In dem eigenen Dorfe, welches ſeitwärts vom Hofe lag, hatten die Bauern in milder Dienſtbarkeit gelebt und ſich lange wohl gefühlt, jetzt ſah Ivo täglich bleiche Kinder und Frauen mit Herrn Godwin verhandeln, und wenn die Armen ihn ſelbſt erblickten, ſo faßten ſie ihm flehend an Hände und Gewand und ſchrieen um Nahrung für ſich und für die letzten Häupter ihres Stalles. Er öffnete warmherzig ſeine Scheuren und mit Mühe rettete der Kämmerer dem Herrenhofe den nothdürftigen Winterbedarf; aber was Ivo auszutheilen vermochte, wollte nirgend reichen, und oft ſtand er bei Herrn Gedwin in ſorgenvoller Berathung.

Zum erſtenmale in ſeinem Leben empfand er bitteres Weh darüber, daß er nicht reicher und mächtiger war, und daß er nicht als Herr für Andere, welche auf ihn hofften, ſo zu ſorgen vermochte, wie ihm ſein milder Sinn gebot. Er dachte auch zuweilen daran, daß jenes Gold, welches im Frühling vom Schmiede zu Fingerringen geſchlagen war, jetzt Manchen aus der letzten Noth erlöſt hätte. Aber ſolcher Gedanke erſchien ihm wieder als ein Unrecht gegen die Herrin und er bat ſie in der Stille um Verzeihung. Nur einmal war er heimlich nach dem Süden geritten und hatte aus der Höhlung eines Baumes, den er kannte, einen Brief geholt; daraus wußte er, daß auch die geliebte Frau mit ſchweren Sorgen rang. Deshalb war ihm das Herz ſelten ſo leicht, daß er nach dem Saitenſpiel griff, und Nicolaus, der ihm ſonſt die Lieder ſchrieb und mit ſeiner ſchönen Stimme vorſang, hatte müßige Tage.

Oft zog den Schüler der Wunſch, Friderun zu ſehen, nach ihrem Dorfe; doch trotz ſeiner Dreiſtigkeit wagte er lange nicht, den Hof des Richters zu betreten, denn ſein argliſtiger Rath hatte das Unglück Bertholds herbeigeführt, er hatte wohl gemerkt, daß ſeit jener Zeit der Verkehr zwiſchen den Herren von Ingersleben und dem Hofe des Richters aufgehört hatte, und er fürchtete für ſich ſchnöde Behandlung, die ihn anderswo weniger gekümmert hätte. Von den Dorfleuten vernahm er, daß der fremde Bruder mit dem ſchwarzen Bart noch immer bei dem Richter hauſte, und daß zu dem einen Kranken ein zweiter gekommen war, ein hilfloſer Mann aus dem Orte ſelbſt. Um ſeine Feinde auf der Mühlburg ſorgte er nicht ſehr. Denn Ritter Konz hatte ſich mit Berthold und einigen Knechten dem Zuge des Landgrafen nach Welſchland angeſchloſſen, weil ihm nach ſeiner Niederlage ganz lieb war, für längere Zeit der Heimath den Rücken zu kehren.

Als nun Nicolaus einmal im Spätſommer das Haus des Richters ſpähend umkreiſte, ſah er durch die offene Pforte, daß Friderun über den Hof nach dem kleinen Garten ſchritt. Da konnte er ſich nicht enthalten ihr nachzuſpringen, und er begann verlegen: „Guten Tag, Magd Friderun. Ich wollte ſehen, ob der wilde Birnbaum, unter dem ihr ſteht, in dieſem traurigen Jahr Früchte trägt. Ich denke wohl daran, daß ihr mich einmal ſpottend mit einer wilden Birne verglichen habt, die erſt genießbar wird, wenn ſie Runzeln bekommt, und dann auch nicht ſehr. Beim lichten Himmel, der Baum trägt über und über, ich glaube, er iſt der einzige in der Welt.“ Sein Geſicht verklärte ſich, als Friderun ihm eine freundliche Antwort gab und ſogar frug, wie es während der langen Zeit im Edelhofe ergangen ſei. Sogleich ſchnellte ſein Selbſtgefühl in die Höhe. „Ich habe wenig Gelegenheit, dort meine Kunſt zu üben, auch die behelmten Raubvögel, welche dort ſitzen, laſſen die Flügel hängen und Herr Ivo hat den Geſang faſt verlernt.“

Friderun nickte: „Er ſingt euch zuerſt ſeine Lieder vor, weil ihr ſelbſt ein Sänger ſeid.“

„Ich helfe ihm auch, wenn ihm eine Silbe fehlt oder ein Reim nicht ſäuberlich klingt, denn er arbeitet liederlich, wie Herren pflegen.“

„Iſt er immer gütig gegen euch?“ frug Friderun ſchnell.

„Fragt lieber, ob ich es gegen ihn bin,“ verſetzte Nicolaus übermüthig. Aber er bereute zur Stelle dieſe Worte, denn die Augen der Friderun blitzten ſo ſcharf gegen ihn, daß er zurücktrat.

„Ihr ſeid in ſeinem Dienſt und ihr ſollt euch nicht vor Fremden gegen ihn erheben, das iſt nicht redlich, Nicolaus, denn ihr vermögt ſeine edle Geſinnung beſſer zu verſtehen, als mancher Andere.“

„Ihr habt Recht,“ bekannte Nicolaus reuig, „doch bedenkt, daß auch ich ein Sänger bin und nicht geringer als er.“

Seid ihr ihm im Geſange überlegen,“ fuhr Friderun mahnend fort, „ſo zeigt das ihm allein mit Beſcheidenheit, damit ſeine Kunſt ſich mehre.“

„Ich ſpreche auch nur gegen euch ſo, weil ich Vertrauen zu euch habe,“ ſagte Nicolaus und ſetzte mit ſtockender Stimme hinzu: „denn glaubt mir, vor allen Anderen möchte ich euch gefallen.“

„Euer Handwerk verlangt, daß ihr Vielen zu gefallen ſucht,“ antwortete Friderun freundlicher, „und ihr wißt, daß ich euch zuweilen gerne ſehe und eure luſtigen Reden anhöre.“ Sie nickte ihm zu und wandte ſich abwärts zu den Häuſern der Bienen, welche ihr und dem Vater Ehrfurcht bewieſen, aber dem Schüler furchtbar waren.

Nicolaus folgte ihr mit den Augen, bis ihre Geſtalt hinter den Stöcken verſchwand. Dann glitt er auf eine Bank, barg trübſelig ſeine Augen mit der Hand und lange Zeit zwitſcherten ſeine kleinen Kumpane im Laube, ohne daß er darauf achtete, endlich ſummte er leiſe: „Die Schwalbe baut aus Lehm ihr Häuſelein, ich aber habe keins. Wirth und Wirthin fliegen aus und ein, ich aber ſchweiſe durch die Welt in Lieb' und in Leide allein, allein."

Eine ſchwere Hand legte ſich auf ſeine Schulter, er fuhr in die Höhe, der Richter ſtand vor ihm. Der Schüler zwang ſich zu ſorgloſem Ausdruck und ſuchte in den Zügen des Alten zu leſen, ob dieſer ihm Uebles ſinne, aber er ſah eine nachdenkliche und trübe Miene.

„Man ſagt von euch, Nicolaus, daß ihr weit in der Welt umherkommt und daß ihr auch einmal geiſtlich geweſen ſeid.

Nicolaus antwortete mit mehr Aufrichtigkeit, als er ſonſt einer forſchenden Frage vergönnte: „Ich ſaß zu Würzburg in der lateiniſchen Schule und mit Manchem, der jetzt als ein ſtolzer Biſchof durch die Länder fährt, habe ich zuſammen gelernt. Ich war auch zwei Jahre in Paris bei weiſen Meiſtern. Und ich meine, nicht vergebens habe ich die Dichter geleſen, denn einige Lieder, die ich erdacht habe, ſingen die Schüler noch heut an den lateiniſchen Bänken."

„Dann ſagt mir doch, wenn es euch gefällt, warum ihr ein ſchweifender Landfahrer geworden ſeid, ſtatt eines feiſten Pfaffen oder Mönches.“

„Ich ſchäme mich der Wahrheit nicht, ob ihr ſie glaubt oder bezweifelt,“ verſetzte der Schüler ſtolz, „ich konnte das Haupt nicht lange demüthig beugen und das Schafskleid tragen, ganz zuwider wurde mir ihre Heuchelei und ihre Falſchheit.“

„Wir ſind nicht gewöhnt, an fahrenden Leuten die Wahrhaftigkeit zu loben,“ ſagte der Alte.

„Dennoch dürft ihr mir glauben, Vater. Läuft meine Rede auch nicht immer auf geraden Wegen, meine Verachtung kann ich nicht hinter der Zunge bewahren. Unſer Herr Chriſtus ging, wie die Schrift verkündet, demüthig zu Fuß und ritt höchſtens auf einem Eſel, käme er jetzt, die Pfaffen in Seide und Purpur würden ihn nicht als ihren Herrn erkennen.“

Der Bauer ergriff kräftig die Hand des Schülers. „Ihr ſprecht gute Worte. Wir haben Wunderliches an den neuen Mönchen geſehen, welche jetzt unter den Armen predigen. Wißt ihr, wie es mit dieſen ſteht?“

Vorſichtig verſetzte der Schüler: „Es ſind heilige Männer unter ihnen, aber auch unverſchämte Bettler, als die Hündlein des Papſtes laufen ſie ſpähend und bellend durch die Chriſtenheit, mancher hofft, daß ſie uns ein neues Heil bringen, zumeiſt ſolche, denen daran gelegen iſt, daß der Kaſten unſeres Vaters, des Papſtes, mit Geld gefüllt wird.“

„Mich dauert das Loos der Laien,“ fuhr der Richter fort. „Manchmal rühmen die Pfaffen, daß der Himmelsherr unſer Vater ſei, voll Liebe und Erbarmen, und manchmal ſcheuchen ſie uns mit ſeinem Zorn und ſeiner Rache, wir aber müſſen dies leiden, denn ſie allein bewahren die heiligen Bücher, in denen, wie wir vernehmen, das ganze Geſetz verzeichnet iſt und auch die Rechte, die wir als Chriſten an den Himmel haben. Ich muß den ſelig preiſen, der ſelbſt die Wahrheit zu erkunden vermag, weil er der Schrift mächtig iſt und der heiligen Sprache, und ich möchte wohl von euch wiſſen, Schüler, ob ihr ſo glücklich ſeid.“

Nicolaus hob ſich und ſeine Augen glänzten. Der Vater des Mädchens, welches er ſich erſehnte, pries ſeine Vorzüge und er antwortete ſchnell: „Ich bin der Schrift kundig und oft habe ich in den heiligen Büchern geleſen, nicht nur in der Schule, auch ſonſt.“

Der Richter ſchwieg lange Zeit und der innere Kampf verrieth ſich in ſeinem Geſicht, während er zuweilen forſchend auf den Schüler blickte, endlich faßte er die Hand des Andern und führte den Erſtaunten an ſeinen Heerd. „Ich gedenke euch noch etwas zu fragen,“ begann er feierlich, „wenn ihr mir ſchwören wollt, daß ihr gegen Jedermann ſchweigt von dem Geheimniß, das ich vielleicht bei euch ſuche. Wird euer Sinn und eure Zunge untreu, ſo wiſſet, daß ich euch ſchädlich ſein will, wo ich kann und darf.“

„Schon Andere haben erfahren, daß ich Geheimes zu bewahren weiß,“ antwortete der Schüler. „Und mit Freuden gebe ich euch den Schwur.“

„Ich würde mich lieber offenbaren,“ ſprach der Bauer mißtrauiſch, „wenn ihr weniger leichtfertig gelobtet. Dennoch muß es ſein.“ Und zögernd frug er: „Iſt es ſchwer, des Leſens kundig zu werden?“

„Es iſt jahrelange Arbeit für einen Jüngling, und einem älteren Manne wird die Mühe nur ſelten gedeihen.“

„Ich aber will es verſuchen; vielleicht gönnt mir der große Gott, daß ich's erlange.“

Der Schüler frohlockte: „Und ihr wollt, daß ich's euch lehre?“

„Wenn euch das gelingt,“ verſetzte der Richter, „ſo bin ich bereit, euch anſehnlichen Lohn zu geben. Ein gutes Roß oder zwei Rinder, ſofern ihr die begehrt, dazu ein neues Gewand. Und ihr ſollt, ſo lange ihr mich lehrt, an jedem Sonntage, wenn ihr vorſprecht, die beſte Koſt finden.“

„Ich begehre nicht Roſſe, nicht Gewand,“ rief Nicolaus feurig, „ich will mich auf den Lohn beſinnen. Zuvor aber ſagt mir noch Eins: wozu erſehnt ihr euch die ſchwere Kunſt? Es iſt nicht unnütz, daß ich es weiß. Denn wollt ihr Briefe leſen über Verleihungen und Schenkungen, wie ich annehme, ſo ſind dieſe in lateiniſcher Sprache geſchrieben und es würde euch wenig frommen, wenn ihr auch der Schrift kundig wäret, ihr könntet die fremden Worte doch nicht verſtehen.“

Der Richter antwortete zögernd: „Ich begnüge mich, wenn ich deutſche Worte zu leſen vermag.“

Nicolaus lachte. „In deutſcher Mundart aber iſt wenig Anderes zu finden als die Lieder und Brieflein, welche einander ſolche zuſenden, die gerade in Liebe ſind, ich denke nicht, daß ihr daran Freude haben könnt; oder ſeid ihr im Geheimen nach Sagen begierig, wie von Herrn Sigfrid und von Kaiſer Karl? Ich habe niemals bemerkt, daß ihr mir freundlichen Gruß geboten habt, wenn ich einmal vor den Bauern ſagte und ſang.“

„Vielleicht will ich alte Sagen leſen,“ antwortete der Richter.

„Dann wird euch am beſten frommen, wenn ich des Sonntags an eurem Heerde das Saitenſpiel rühre oder auch aus geſchriebenem Buch vorſage, denn Viele haben meine Kunſt darin gerühmt.“

„Euren Geſang begehre ich nicht, ſelbſt will ich leſen.“

Der Schüler ſah noch immer erſtaunt auf den Alten, der in tiefem Ernſt vor ihm ſtand, aber die Hoffnung, der Tochter mit gutem Rechte nahe zu ſein, war ihm ſo erfreulich, daß er in die dargebotene Hand ſchlug und frug: „Und wann wollt ihr das ſchwere Werk beginnen?“

„Am nächſten Sonntag, ſobald das junge Volk auf den Anger zum Reigen geht. Ihr habt mir Geheimniß gelobt, hütet euch, gegen irgend Jemand ein Wort von unſerer Schule zu ſprechen. Fragen die Neugierigen, ſo mögen ſie erfahren, daß ihr mir alte Urkunden deutet.“

Am Abend ſaß der Richter neben ſeiner Tochter am Heerdfeuer und ſah durch die Thüröffnung ſchweigend in den dämmrigen Hof, auf welchen wieder ein dichter Regen herabſtrömte. Da begann Friderun: „Vater, wie ſoll es werden zwiſchen uns und dem Herrn Ivo?“

Der Richter ſtrich mit der Hand über die Ecke des Heerdes. „Es iſt aus zwiſchen uns. Seine Ritter haben deinen Bruder geſchlagen, als er noch in unſerm Hauſe war, und ich habe dagegen den reiſigen Herren unſern Hof geſperrt, keiner von Beiden kann das ungeſchehen machen.“

„Er aber hat ſich gegen uns entſchuldigt, denn der arme Berthold trug in ſeinem Unbedacht das Kleid eines fremden Dieners.“

„Iſt der Bauer ſchärfer geweſen als der Edle,“ entgegnete der Alte, „und hat der Edle die beſſere Entſchuldigung, ſo haben wir den härteren Stolz. Vielleicht thut mir manches Wort leid, das ich in meinem Zorne ſprach, aber einem Edlen gegenüber bitte ich es niemals weg. Das lobte auch der fromme Bruder drüben, mit dem ich neulich den Streit beſprach.“

„Der Bruder mag ein guter Mann ſein,“ antwortete Friderun lebhaft, „aber er iſt ein Mohr und kann nicht Rathgeber werden für die Höfe der Thüringe. Dies iſt keine Zeit, Vater, in welcher redliche Leute einander feindlich den Rücken zukehren dürfen.“ Der Richter ſchwieg und Beide hörten auf das Rauſchen des Regens. „Ich denke, Vater,“ begann Friderun wieder, „wenn Herr Ivo durch unſer Dorf reitet, ſo dürft ihr am Thore ſtehen, und wenn er euch zuerſt grüßt, ſo dürft ihr ihn einladen, in euren Hof zu treten, und von den harten Worten braucht nicht mehr die Rede zu ſein.“

„Er aber wird ebenſo wenig anhalten und grüßen.“ entgegnete der Vater, „wie ich es thun würde.“

„Ich will ihn fragen,“ entſchied Friderun. „Morgen gehe ich die Neſſe hinauf zur Baſe nach Frienſtädt, da will ich am Edelhof verſprechen, wenn ihr nicht dawider ſeid.“

„Du?“ frug der Vater befremdet. „Hüte dich, Friderun, ein Kind iſt mir in den Ritterburgen geſchwunden, der Verluſt des zweiten wäre ein ärgeres Leid, und könnte traurig enden für dich und mich.“

„Sprecht nicht ſolche Worte, Vater,“ verſetzte Friderun, ihren Arm um ſeine Schulter legend, „ihr wißt recht gut, daß ihr mir vertrauen könnt. Ich aber erkenne, daß euch die Feindſchaft mit Herrn Ivo faſt ebenſo viel Sorge macht als mir, und was ich thun will, iſt gut für uns Alle; darum laßt mich gehen.“

Der Alte ſchwieg und Beide ſaßen wieder neben einander am Heerde, zu ihren ſtillen Gedanken kniſterte das Feuer und rauſchte der Regen.

Am nächſten Nachmittage trat Herr Godwin eilig in die Gallerie, von welcher Ivo auf die Nebelwolken ſah, wie ſie im Regen über dem Boden ſich ballten und die Niederung mit wogendem Schleier bedeckten. „Verzeiht, Herr, draußen vor der Brücke ſteht im Regen eine Magd, die einſt ein lachender Gaſt des Hofes war, ſie weigert ſich einzutreten und doch begehrt ſie mit euch zu reden.“

„Das iſt Friderun,“ rief Ivo Hut und Kappe ergreifend.

Friderun ſtand an der Landſtraße, gehüllt in einen grauen Regenmantel, das Waſſer rieſelte ihr über Stirn und Wange. „Ich wußte, ihr würdet zu mir herauskommen,“ begann ſie in tiefem Ernſt. „Bevor ich euch meine Botſchaft ſage, möchte ich gern von euch hören, daß ihr mir wegen der heftigen Worte nicht zürnt, die ich in meinem Schmerze gegen euch ſprach. Ich hatte in Manchem Recht und zurückdeuten kann ich nichts, aber ich hätte euch nicht ſo dreiſt mahnen ſollen.“

„Ihr wart durch unſere Schuld in Trauer verſetzt,“ antwortete Ivo freundlich. „Heut aber iſt es Unrecht, daß ihr in Regen und Wind vor meiner Schwelle ſteht.“

„Ich darf nicht näher treten an euer Haus als drei Schritt vom Wege, denn zwiſchen unſerm Hofe und dem euren iſt der Friede geſchwunden.“

„Kommt ihr als freundlicher Bote, um ihn wiederzubringen, ſo dürft ihr auch die Halle beſuchen,“ ermahnte Ivo, „im Kamin brennt ein Feuer, legt die Hülle ab, denn ihr gleicht einer Waſſerfrau mit trieſendem Gewande.“

„Das Himmelswaſſer iſt ein guter Freund der Bauern, wenn es uns auch dies Jahr ängſtigt; es hilft heut unſerer Rede, denn es mahnt zur Eile. Ich komme, euch zu erſuchen, daß ihr meinem alten Vater nicht nachtragt, was er euch an rauhen Worten geſagt hat.“

„Ich habe immer an ſein weißes Haar und ſeinen Verluſt gedacht,“ verſetzte Ivo.

Friderun ſah ihn dankbar an. „Wenn ihr das nächſte Mal durch unſer Dorf reitet ohne eure Herren, ſo bitte ich, haltet an unſerm Hofthor, und wenn der Vater in die Pforte tritt, ſo grüßt ihn zuerſt, weil er ein Greis iſt. Vielleicht dankt er euch und fordert euch auf einzutreten. Dann bitte ich, reitet ein und ſitzt an unſerm Heerde nieder und von dem alten Zorn ſoll nicht mehr die Rede ſein. Denn dem Vater thut Manches leid, aber ſein Stolz iſt alt und der eure iſt jünger; ihr ſeid der Edle, er iſt der Freie und da ihr über ihm ſitzt, fühlt er ſich leichter beſchwert. Der Stolz eines wackeren Mannes geht nach oben und nicht abwärts, und deshalb könnt ihr dem Vater mehr nachgeben als er euch, ohne daß eure Ehre gemindert wird.“

Ivo überlegte: „Ich komme morgen, Friderun.“

„Ich danke euch, Ivo,“ rief das Mädchen, und in ihren Augen leuchtete ſo warme Freude und Rührung, daß Ivo hingeriſſen ihr die Hand entgegenſtreckte. Sie aber trat zurück und ſchlug den naſſen Mantel dichter um ſich. „Ihr werdet morgen den Vater allein finden, denn ich habe auswärts zu thun. Lebt wohl, Herr. Der Weg in der Niederung iſt übergoſſen, ich muß einen Umweg nehmen. Der liebe Gott ſegne euch.“ Sie hob die Hand gegen ihn, dann wandte ſie ſich ſchnell um und ſchritt im Regen auf der Landſtraße dahin.

Am nächſten Tage hielt Ivo zu derſelben Stunde mit ſeinem Knappen vor dem Hofe; der Alte öffnete die Pforte, die Männer tauſchten ernſthaften Gruß und der Bauer lud den Edlen ein in ſeinen Hof zu reiten. Bald ſaßen die Männer am Heerde, ihre Gedanken über die Noth des Jahres austauſchend und Ivo erkannte, daß der verſtändige Rath des Andern auch ihm für die Sorgen ſeines Hofhaltes nützlich war. Seitdem lenkte er zuweilen, wenn er allein ausritt, dem Hofe des Richters zu.

Der Winter kam, der Froſt bändigte den Sturz der Waſſer, der Sturmwind fegte die dürren Blätter vom Waldesrand über die mißfarbige Flur; dann fiel der Schnee in großen Flocken und barg die ſpärliche Winterſaat unter ſeiner weißen Decke. Auch im Hofe Ivo's glitzerten die weißen Schneekappen auf den Zinnen der Mauer und auf dem alten Thurme; der junge Hofherr ſah ſtatt der bunten Sommervögel jetzt ſchwarze Krähen um die entblößten Aeſte ſchweben und hörte ſtatt des fröhlichen Liedes der kleinen Hofſänger das Gezänk der Sperlinge, welche nach den Körnlein am Boden pickten. Herr Henner hauſte in ſeinem Hofe bei Frau Jutte, in der Wolljacke ſaß er am Heerde, und ſchnitzte ſeinen Söhnen Armbruſt und Pfeile, damit ſie ſich an den Krähen übten; wenn er aber in den Herrenhof kam, ſchritt er im Pelzrock und Mütze wie ein wohlhabender Landmann. Die jüngeren Geſellen des Hofes ritten zuweilen auf dem Anger, wo ſie ſich mühſam eine Bahn gefegt hatten, und Ritter Lutz zimmerte mit eigener Hand einen Holzſchlitten, übte zwei Roſſe, das leichte Geſchirr zu ziehen und freute ſich auf den Tag, wo er neben ſeinem Mädchen über die Flur gleiten werde. Nur Herr Godwin ſah ſtrenger aus als ſonſt, und die Hofleute klagten, daß er ſehr genau war im Zumeſſen von Getreide und Küchenkoſt, ſelbſt die Kannen, in denen Nicolaus den Würzwein braute, wurden kleiner.

Jeden Sonntag trabte der Schüler nach dem Hofe des Richters, aber er ſah Friderun ſelten daheim, und fand allmählich langweilig, neben dem düſtern Alten zu ſitzen, dem es gar nicht gelingen wollte, die Striche der Buchſtaben auf vorgelegtem Pergament zu unterſcheiden; obgleich er mit finſterem Eifer darauf beſtand. Auch wenn der Schüler vor den Hofleuten ſang oder abenteuerliche Geſchichten erzählte, wurde ihm ſchwerer, ſeinen Zuhörern ein herzliches Lachen abzugewinnen, als in der Sommerzeit. Der Verkehr zwiſchen den Höfen der Umgegend war dürftiger als einſt, denn Jedermann ſaß mit trübem Muth bei den lodernden Holzſcheiten, und wenn die Männer zum Jagdſpieß griffen und mit ihren Hunden in den Bergwald zogen, ſo hatten ſie auch dort geringe Freude; das Wild war durch die Ungunſt des Jahres ebenſo gemindert wie die Heerden der Landleute: nur die Wölfe trotteten frech um die Dörfer und wagten ſich bei hellem Tag an die Höfe.

Die Sonne ſchien leidlich warm und die Bäume trugen ihren Winterſchmuck, die Reifkryſtalle, als Ivo nach längerer Zeit wieder einmal am Hofthor des Richters hielt. Verwundert ſah er an dem Nebenhauſe, welches längs der Straße lag, einen Holzſchild mit großem ſchwarzem Kreuze und eine neue Thür, welche nach dem Dorfplatz führte. Noch befremdlicher war ihm der Ton einer Geige, die aus dem ſtillen Hofe klang. An der Thür des Wohnhauſes drängten ſich Knechte und Mägde, und in ihrer Mitte ſprang eine vermummte Geſtalt in einem umgewendeten Pelzrock mit einer rothen Kappe, an welcher zwei große Ohren und lange Locken von Werg befeſtigt waren. Das Ungethüm hob bisweilen die Beine zum Sprunge, begleitete ſich aber ſelbſt die wilden Bewegungen durch wohlklingendes Saitenſpiel. Als Ivo herantrat, wichen die Zuſchauer zurück, der Vermummte begrüßte ihn durch lächerliche Verbeugungen und eine Magd des Hofes redete ihn gewichtig an: „Meine Herrin Friderun findet ihr heut nicht, ſie iſt zur lichten Himmelsfrau geworden und bereitet ſich, die Dorfkinder zu beſuchen.“

In der Mitte des Hausflurs ſtand Friderun, ein weißer Mantel, mit glänzenden Sternen verziert, wallte bis zum Boden, die Fülle des langen blonden Haares hing gelöſt über den Mantel und umgab ihr Haupt und Leib wie ein goldener Schleier. In ſolcher Hoheit ſtand das Mädchen, daß Ivo ſich unwillkürlich bekreuzigte und rief: „Sei gegrüßt, Maria, du Stern des Meeres.“ Auch Friderun empfing ſeinen Gruß anders als ſonſt, denn ſie gedachte in frommem Sinne, daß ſie ſich zu halten habe, wie einer Himmelsherrin gebührt, deshalb neigte ſie ſich mit gefalteten Händen ein wenig gegen ihn, nur daß ſie dabei erröthete. Doch ſogleich fiel ihr auf's Herz, daß er, der vor ihr ſtand, ein Gaſt des Hofes war, und ſie fügte vertraulicher hinzu: „Der Richter wurde gefordert und ritt mit ſeinem Knecht über Land, und mir iſt's zugetheilt, den Kindern im Dorfe zu erſcheinen. Sonſt ging ich in größerem Zuge, aber die Könige habe ich dies Jahr gebeten, wegzubleiben, weil einer von ihnen fehlt." Der Gaſt errieth an dem Zucken ihres Mundes, daß Berthold der Fehlende war. „Auch die Narren und Wichtelmänner ſind zu Hauſe geblieben, weil manchem die Luſtigkeit mangelte, doch Ruprecht der Geiger iſt da, die Frau erſcheint heut nur bei der Freundſchaft des Hofes und wo in den armen Hütten kleine Kinder ſind. Deshalb zürnt nicht, wenn ihr Niemanden am Heerde findet."

„Geſtattet ihr's, ſo folge ich euch," bat Ivo.

Aber Friderun verſetzte: „Die Frau muß allein gehen, nur unter den Leuten, welche ſich an der Schwelle drängen, dürft ihr ſtehen." — Sie gebot dem Haufen an der Thüre: „Tretet näher, ihr Mädchen, und hebt eure Laſt, denn die Kleinen harren und ſehnen ſich." Als zwei handfeſte Mägde die gefüllten Säcke, welche am Heerd lehnten, gefaßt hatten, neigte die Jungfrau das Haupt und die Männer zogen die Mützen; ſie ſprach leiſe ein Ave Maria, dann winkte ſie zum Aufbruch; der Kobold Ruprecht begann kräftig auf der Geige zu ſtreichen und der Zug ſetzte ſich in Bewegung. „Schweig ſtill in den Dorfgaſſen, nur in den Höfen darfſt du ſpringen und ſpielen," gebot Friderun am Thore. So ſchritt ſie mit ihrem Gefolge hinaus in den Schnee, auch der fremde Bruder vom deutſchen Orden trat aus dem

Vorderhauſe und folgte mit entblößtem Haupt. Als er neben Ivo dahinging, begann dieſer: „Wie ich ſehe, habt ihr hier eine Heimath gefunden.“

„Gutes brachte uns euer Geleit,“ antwortete der Fremde, „der Richter hat die Bruderſchaft begabt mit dem Vorhauſe und mit einer Wieſe für zwei Roſſe.“

Sobald der Zug in einen Hof trat, empfing ihn der Wirth fröhlich an der Hausſchwelle. Ruprecht ſprang, nachdem er ſich der Geige entledigt hatte, zuerſt in die Stube, ſagte luſtige Reime her und frug, ob die Kinder ſäuberlich waren und ob ſie züchtig ihren Eltern dienten. Und die er als unordentlich erkannte, bedrohte er mit Gefängniß in ſeinem ſchwarzen Sack, ſo daß über Gute und Böſe ein heilſamer Schrecken kam. Dann erſt trat die Jungfrau ein und mahnte durch einen alten Spruch Jedermann zum Fleiß im Stall und am Rocken. Endlich lud ſie die Kinder zu ſich und wenn dieſe mit gefalteten Händen herumſtanden, theilte ſie ihnen zu, was ihr die Mägde aus den Säcken reichten, am häufigſten ſüßes Pfeffergebäck, zu dem die Bienen ihres Gartens den Honig geliefert hatten. Ivo gedachte, daß auch ihm ſeine Mutter als lichte Himmelsherrin erſchienen war und Geſchenke gebracht hatte, und ſah in dem Haufen der Anderen von der Schwelle zu, ohne daß Jemand auf ihn achtete.

So kamen ſie auch in eine niedrige Hütte; der Span, welcher am Heerde ſteckte, warf ſein flackerndes Licht auf eine Stätte der Armuth, der Hausherr fehlte, die Wirthin lag krank in dürftigem Bett, fünf Kinder kauerten in der Ecke und erwarteten mit ſtarren Blicken die vornehmen Gäſte. Da winkte Friderun dem Kobold, ſich ſeiner Sprünge zu enthalten, ſie trat an das Bett, ſprach leiſe den frommen Gruß und auf dem Schemel ſitzend, hielt ſie die Hände, welche die Kranke ihr entgegen ſtreckte. Die Kinder ſchnellten eins nach dem andern aus ihrer Ecke auf und kamen langſam mit ſtockendem Schritt näher zu der vornehmen Frau, nur das kleinſte ſtand fern und hielt bedenklich den Finger im Munde. Plötzlich rannte es mit ausgebreiteten Armen auf die Jungfrau zu und umſchlang ihre Knie. Da lachte Friderun ihm entgegen und hob es in ihren Schooß und das Kind wand ſich zu ihr hinauf und verſuchte die Arme um ihren Hals zu ſchlingen. Im Nu war auch den anderen Kindern das Bangen geſchwunden, ſie ſchmiegten ſich von allen Seiten an die Sitzende, umfaßten ihr Hände und Knie und tauchten unter ihrem Mantel empor, ſo daß das Antlitz der Jungfrau mit ſeinem wallenden Haar ganz umgeben war von den helllockigen Kinderköpfen. Sie winkte ihren Begleiterinnen und theilte reichlich aus, während die kranke Frau den Segen des Himmels auf ſie herab betete. Kobold Ruprecht, welcher ſtill an der Thür ſtand, vergaß ebenfalls ſeine Bosheit und theilte dem Herrn Ivo mit: „Hier iſt die Noth am größten, aber die Jungfrau kehrt jeden Tag zweimal ein, bringt Speiſe und Trank und erhält die Zucht. Wundert euch nicht, daß ſie die Kinder ſo herzlich küßt, denn ſie ſelber hat ſie heut wie alle Tage gewaſchen.“

Als Ivo näher trat und eine Spende auf das Bett der Kranken legte, wandte Friderun ſich ihm zu und ihr Auge ruhte wie verklärt auf ihm. Mit ſchnellen Schritten verließ er den Raum.

Am Abend ſaß er in ſeiner Halle an dem großen Kamin, in welchem die Holzklötze brannten; der Winterſturm fuhr um das Haus und ſtieß zuweilen in den Schlot, daß der Rauch in das Zimmer ſchlug. In tiefen Gedanken ſtarrte Ivo auf die züngelnde Flamme und auf die glühenden Kohlen. In dem Feuer ſah er den hellen Mantel der Jungfrau Maria wallen und viele blondhaarige Kinderköpfe um ſie herum, welche ſehnſüchtig zu ihr aufblickten. Als aber der Luftzug die Flamme niederdrückte und eine dunkle Rauchwolke in das Zimmer trieb, fuhr er in die Höhe, und ihm kam vor, daß der dämmrige Raum öde war und daß er einſam auf ſeinem Seſſel ſaß. Da fiel ſein Blick auf Herrn Henner, der leiſe eingetreten war und den Fenſterladen öffnete, um den wirbelnden Rauch zu entfernen.

„Es tobt ein wilder Kampf rings um die Höfe und auf dem Anger,“ begann Ivo, „der bittere Froſt und ſein Gefährte der Hunger bedrängen das Volk, und alle Fröhlichkeit der Welt ſchwand in Dunkelheit und Noth. Setzt euch zu mir, Henner, es iſt einſam in der alten Halle, auch das Feuer will nicht wärmen.“

„Den Knechten drücke der üble Teufel den Kragen, weil ſie meinem Herrn naſſes Holz in den Kamin geſchichtet haben; ich wollte, eine Hausfrau, wie Frau Jutte, führe ihnen über die Köpfe.“

Ivo lächelte und ſtarrte wieder in die Flamme. „Sagt mir, Henner, welchem Heiligen vertraut ihr euch am liebſten?“

Henner räuſperte ſich und dachte nach. „Es kommt darauf an, Herr, in welchen Nöthen ich bin. Da ich jung war, ſuchten unſere Hofleute noch zuweilen die Fürbitte des Hersfelder Wigbert, aber ich fürchte, daß dieſer Heilige träge und ſäumig geworden iſt, die Bitten der Gläubigen anzuhören. Die auf der Mühlburg prieſen mir vor Jahren ſehr ihren Meginhard, aber wie er auch ſei, wo die vom Berge ihre Noth klagen, vermögen wir im Thalhofe für uns wenig Gutes zu hoffen. Am beſten hat ſich mir immer noch St. Georg erwieſen, er hat ritterliche Gewohnheiten und ich hoffe, er iſt gutherziger als andere gegen die kleinen Sünden, welche einem Reiter über den Weg laufen.“

„Viele weiß ich,“ fuhr Ivo in ſeinen Gedanken fort, „welche Sinn und Herz der reinen Jungfrau zugewandt haben, die als Himmelskönigin waltet, denn ſie beſchützt nicht nur die unſchuldigen Kinder, auch den Kriegern neigt ſie ſich huldreich zu und hebt ſie von dem Schlachtfelde hinauf in den Saal der ewigen Freude.“

„Ich höre, daß die bärtigen Brüder ihr vertrauen und auch die Schiffer in den wilden Nordmeeren,“ warf Henner ein, ganz erſtaunt über die ſchweren Gedanken des jungen Helden. „Doch weiß ich nicht, ob die Jungfrau auch dem zulächelt, welcher ſich einer irdiſchen Herrin gelobt hat, denn die Frauen verlangen gern, daß die Gelübde der Männer ihnen allein zukommen.“

Ivo ſeufzte: „Es naht die gnadenvolle Zeit der zwölf Nächte, in welcher einſt unſer Herr Chriſtus geboren wurde; er lag als Kindlein in ärmlicher Hütte und als er ein lachender Knabe war, hielt ihn die Jungfrau in ihren Armen. Mich wundert nicht, daß ſo viele Helden der Chriſtenheit nach dem heiligen Lande gefahren ſind, denn wahrlich, es muß Wonne ſein, an den Stätten zu knien, wo einſt der Herr leibhaftig gewandelt iſt."

„Die Pfaffen ſagen, daß ſolche Fahrt alle Sünden eines Mannes austilgt. Auch Godwin und ich hatten ein gutes Vertrauen, als wir mit eurem Vater das Kreuz nahmen, doch blieben wir auf halbem Wege in Italien ſitzen, und ich bin unſicher, ob die im Himmel den Willen für die That nehmen."

Ivo ſah wieder in das Feuer. „Den Mantel ſehe ich und die Kinderköpfe darunter und darüber holdſelig das Antlitz der reinen Magd." Beide ſaßen in langem Schweigen, das Feuer brannte herunter, die blauen Flammen züngelten aus den glühenden Kohlen, ſie ſchwanden und fuhren auf's Neue empor, wenn die Luft ſtärker in den Schlot wehte. Endlich rüttelte ſich Ivo auf und blickte in dem dunklen Raum umher und über die lange Geſtalt des Treuen, welcher achtungsvoll auf dem Schemel ſaß und den nächſten Einfall ſeines Herrn erwartete. „Wie ſteht es drüben in eurem Hofe?" frug Ivo.

„Ich denke, Frau Jutte ſchafft am Heerde und ſorgt für die Abendkoſt," verſetzte Henner gleichgiltig, „und die jungen Wölfe werden nicht weit ab ſein, denn ſie ſind eßluſtig.“

„Iſt es euch recht, Herr, ſo will ich heut euer Gaſt ſein und eine Kanne Wein zum Abendtiſch ſteuern, wenn Frau Jutte mich ſehen will.“

„Das iſt hohe Ehre,“ rief Henner, „erlaubt, daß ich vorausgehe und die unartigen Knaben auf ihr Lager ſcheuche, damit ſie nicht um euch glotzen und heulen, denn ſie gleichen noch zu ſehr ungeleckten Wildthieren.“

„Nein, laßt ſie, wo ſie ſind. Der Knecht mit der Kanne ſoll uns begleiten, ich will nicht, daß eure Hausfrau mich anders halte, als einen guten Geſellen ihres Wirthes.“

Die Männer brachen auf, und Ivo ſaß den Abend am Heerde ſeines Dienſtmannes, rief die Knaben zu ſich, hörte auf ihre kindlichen Reden und erzählte ihnen Geſchichten, die er als Kind vernommen hatte, bis er ſelbſt in die Stimmung kam, zu ſpielen und zu lachen, wie ein ſorgloſer Knabe.

Die Tage wurden länger, der Winter, der grauſame Herr, mußte mit ſeinen Rittern Reif und Froſt das Land räumen und die kleinen Vögel, denen er lange den Geſang gewehrt, flatterten wieder durch die grünen Baumknoſpen. Die Schneewurz und das Veilchen heben ihre Häupter aus dem Grunde und der Frühlingswind wehte warm über Berg und Thal. Wieder tummelte ſich die Dorfjugend auf dem Anger und der Ball flog zur Lerche empor. Aber die Zahl der Springenden war gemindert, Mancher, der ſich im letzten Mai mit ſtolzem Muth über die Genoſſen gehoben hatte, lag ſtill unter grünem Raſen, Viele ſaßen kummervoll in dem leeren Hofe und Andere ſchweiften mit wilden Gedanken in der Ferne und mieden die Nähe des Richters und ſeiner Schergen.

Ivo ſtand im Bergwalde auf dem Grund ſeiner Väter, gelehnt an den Stamm einer alten Eiche, deren Aeſte der Sturmwind durchfahren hatte, bevor die erſten Kirchenglocken in den Thälern erklangen. Die Zügel des müden Roſſes hatte er um eine aufſpringende Wurzel des Baumes geſchlungen, er ſelbſt ſah über die Wälder hinab nach der Gegend, in welcher ſein Hof lag; um ihn rauſchten die Wipfel, am Himmel trieben die Wolken ſchnell unter der Sonne dahin und warfen Schatten und dämmrige Lichter auf die Landſchaft. Auch die Gedanken des Mannes flogen unſtät umher; wieder war ſein heimlicher Ritt nach dem Quell und Baum fruchtlos geweſen, er hatte keinen Brief der geliebten Frau gefunden und von den Leuten der Umgegend erfahren, daß man ſie nach Welſchland geführt habe. „Der Sonne lichter Schein vergeht,“ ſprach er leiſe, „und graue Schatten fahren durch meine Seele, der fröhliche Muth iſt geſchwunden, mit dem ich im vorigen Jahr über die Flur ritt. Der Rettbacher höhnte meine Hofleute mit einer Sage, die durch das Land geht, daß die Frauen auf der Landgrafenburg ein Gewebe verbrannt haben. Iſt das Geſchwätz auch unwahr, mir thut es doch wehe. O zürne mir nicht, geliebte Herrin, wenn ich ſorge, daß der Mantel ein kindiſches Werk und des langen Reitens nicht werth war. — Aus dem Harzwald weht der Duft und die Vöglein im Laube ſingen wie ſonſt, der Frühling hat jedes Feſtgewand in Wald und Flur wohl bereitet, aber die Menſchenwelt um mich ſehe ich verwandelt und verwandelt bin ich ſelbſt. Langweilig wird mir das Reiterſpiel unter meinen Geſellen und wenn ich in der Halle meiner Väter ſitze, empfinde ich die kalte Oede des Winters. Im Herzen ſchelte ich eitel und nichtig, was ich gerade treibe, mir zucken die Glieder und die Fauſt ballt ſich, als könnte ich etwas Großes thun und mein Leben wagen für ein heilbringendes Werk. Wahrlich, Gefahr würde mich tröſten und heißer Kampf. — Wofür? — Sie ſagen, daß der Mann den höchſten Preis erringe im Kampfe um die heiligen Stätten, wo die Gottesmutter unſern Herrn auf ihren Armen trug. Manches Geſchlecht vergangener Helden iſt nach dem Oſten gefahren und hat fruchtlos ſein Blut vergoſſen, zwei meiner Ahnen ſind denſelben Weg gezogen und mit gebrochener Kraft zurückgekehrt. Aber auch der Glaube iſt kalt geworden und wir zweifeln, ob es in Wahrheit Gottes Wille iſt, daß wir im Heergewande über das Meer ziehen. — Hier iſt die Stelle, wo ich den Landgrafen knieen ſah. Jetzt iſt er aus Welſchland zurückgekehrt, es war ein kühles Wiederſehen, ſein Muth war beſchwert und gern habe ich ihm in dieſem Jahre den Ehrentrunk erlaſſen. Man ſagt, daß er jetzt eine neue Fahrt rüſtet.“

Aus der Tiefe läuteten unabläſſig die Kloſterglocken. „Zu welchem Feſte laden die luſtigen Mönche von Reinhardsbrunn ſo dringend?“ Er neigte ſich vor dem Bilde der Gottesmutter am Baum, band ſein Pferd los und ritt langſam über ſeine Mark dem Kloſter zu. Als er in die Waldlichtung hinabkam, welche das Kloſter umgab, fand er den Grund mit Roſſen und Reiſigen gefüllt und erkannte das Gefolge vieler Edlen aus der Umgegend, darunter auch die Knechte ſeines Oheims Meginhard. An der Kloſtermauer war ein großes rothes Kreuz aufgerichtet. Dort drängte ſich das Landvolk um einen Bettelmönch in brauner Kutte, der mit heftigen Armbewegungen eine neue Kreuzfahrt ausſchrie und hohen Lohn Jedem verkündete, der mit ſeinen Waffen zur Befreiung des heiligen Landes ausziehen werde, völlige Vergebung aller Sünden und dreijährigen Frieden und Schutz für Habe und Eigen, Weib und Kind in der Heimath. Einige der Zuhörer waren niedergekniet, hoben die Arme nach dem Kreuz und begleiteten die Worte des Mönches mit Stöhnen und Ausrufungen des Entzückens. Die Meiſten aber ſtanden ſchweigend in ſtumpfer Neugier, oder ſchüttelten den Kopf und ſprachen zu einander. Da übergab Ivo einem Knaben ſein Pferd und ſchritt durch das offene Thor zu dem Kloſterhof, in welchem die Kirche lag. Leiſe trat er ein und blieb unter den Knappen an der Thür. Er fand eine erwählte Geſellſchaft. Der Landgraf ſelbſt ſtand auf den Stufen des Chors, ein rothes Kreuz an der Schulter, aber er blickte zerſtreut und in trüben Gedanken um ſich. Neben ihm lag Frau Elſe vor dem

Altar, bitterlich weinend und ganz aufgelöſt in Schmerz. Denn lange hatte der Gemahl ihr verborgen, daß er ſchon in Welſchland ſich der Kreuzfahrt zugelobt und hatte das Zeichen der Fahrt heimlich auf dem Unterkleide getragen. Dort hatte ſie es in vertrauter Stunde entdeckt und jetzt fühlte ſie ihr Elend. Auf der andern Seite der Altarſtufen aber ſah Ivo einen fremden Mann in der Rittertracht der Marienbrüder, mit einem großen goldenen Kreuz am Halſe, umgeben von Zugehörigen des Ordens. Der ganze Raum der Kirche war von knienden Edlen und ihren Rittern angefüllt, gegen welche Meiſter Konrad oben am Altar ſtand. Von den Knienden erhob ſich einer nach dem andern und ſtieg zu dem Prieſter hinauf, der ihm das rothe Kreuz anheftete und ihn ſegnete, während rings umher feierlich der Chorgeſang der ſchwarzen Mönche erſcholl. Ivo ſah, wie ſein Oheim Meginhard das Kreuz empfing und nach ihm Ritter Konz und noch ein junger Knappe, Berthold, der Sohn des Richters. Als Meiſter Konrad die Knienden ſämmtlich gezeichnet hatte, erhob er mächtig ſeine Stimme und rief: „Ihr aber, die ihr von fern ſteht, bedenket euer Heil. Wer ein Schwert zu ſchwingen vermag, der rüſte ſich zum Kampfe, denn der Herr ſpricht: Vater und Mutter ſollt ihr verlaſſen und mir nachfolgen, von Haus und Hof ſollt ihr euch ſcheiden und mein Kreuz auf euch nehmen, damit die Welt erkenne, wer zu mir gehört. Auf, auf, ihr Helden, zur heiligen Reiſe, Gott will es!“ Und die Verſammelten riefen die Arme hebend: „Gott will es!“ Da eilten noch Manche aus dem Hintergrunde zum Altar, warfen ſich vor die Füße des Prieſters und ließen ſich zeichnen. Aufs Neue erhob Konrad die mächtige Stimme und rief zum Kreuze und Ivo meinte zu erkennen, daß der Prieſter mit finſterem Blicke nach ihm hinſah und ihn durch ſeine Rede anmahne. Er aber neigte das Haupt und blieb ſtehen. Als die Mönche einen neuen Geſang begannen, trat er leiſe zurück und verließ die heilige Stätte, ſchwang ſich auf ſein Roß und ritt in tiefen Gedanken ſeinem Hofe zu.

Am nächſten Tage ſaß er auf der Gallerie ſeines Hauſes und ſprach zu Nicolaus: „Du ſelbſt warſt im heiligen Lande, wie kommt es, daß du lieber von Anderem erzählſt als davon?“

„Ich war jung,“ antwortete Nicolaus, „mich bedrückte meine Sünde noch wenig, auch ſtand ich mit leerem Magen auf dem Oelberg, und der Hunger iſt der Andacht hinderlich. Das Beſte, was man dort fühlt, läßt ſich nicht ſagen und was man erlebt, iſt nicht viel Gutes.“

Ivo fuhr in ſeinen Gedanken fort: „Als ich aus dem Kloſterhofe trat, ſchrie der Mönch draußen an der Mauer gerade wie Meiſter Konrad drinnen: „wer kommt noch mehr?“ Und als er einen ernſthaften Mann nahe bei ſich ſtehen ſah, rief er dieſen vor Anderen zu ſich: „kommt Freund, und nehmt das Kreuz auf euch.“ Der Mann aber antwortete: „ich war bereits dort.“ Da wandte ſich der Mönch ab und der Andere auch und ſie hatten nichts mehr mit einander zu reden. Das wunderte mich. Weißt du, was das bedeutet?"

Der Schüler ſah nach, ob die Thüre geſchloſſen war, bevor er die Antwort gab: „Ich traf einſt einen fahrenden Mann, der gegen eine kleine Spende den größten Narren auf Erden zu zeigen verſprach. Wer die Taſche aufthat, dem öffnete er einen verhüllten Kaſten und ſprach dazu: „haltet's geheim vor Jedermann." Alle ſchieden verlegen von dem Kaſten. Was meint ihr wohl, was in dem Kaſten war? Ein kleines Spiegelglas. Jeder behielt für ſich, daß er ſich als Narren geſchaut hatte. Jener Mönch und der Andere, beide wußten, was in dem Kaſten zu finden war. — Dennoch wünſche ich euch, daß ihr einmal die heilige Fahrt unternehmt. Macht's auch nicht froher, es macht klüger."

Ein Hornruf des Thürmers verkündete das Nahen Bewaffneter. Die Knechte des Hofes liefen zu der Brücke und Herr Gorwin trat in das Thor. Ivo vernahm die Hufſchläge der Einreitenden, im nächſten Augenblick kam die Meldung, daß Hermann von Salza, der Meiſter der Marienbrüder, im Hofe ſei. Er eilte dem berühmten Krieger auf die Schwelle entgegen und geleitete ihn in das Gaſtgemach, während das Gefolge durch die Dienſtmannen in der großen Halle begrüßt wurde. Neugierig betrachtete Ivo den vielgenannten Helden in der Nähe und er war überraſcht, daß dieſer, den er ſich wie einen ſtolzen Krieger gedacht hatte, als ein Herr von mittler Größe vor ihm ſtand, mit einem Geſicht, deſſen vorſtechender Zug gutherzige Freundlichkeit war; nur die klugen Augen und die Falten der Stirn verriethen, daß große Gedanken und ſchwere Sorgen durch ſein Haupt gegangen waren. Einfach wie das Ausſehen des Fremden war auch ſeine Anrede und ſeine Sprache klang ſo vertraulich in das Ohr, daß dem jungen Hofherrn vorkam, als begrüße ihn ein alter Bekannter: „Ihr habt euch dem Kreuze verſagt, edler Herr. Als ich in meine Heimath ritt, um dem Zuge des Kaiſers ritterliche Schwertgenoſſen zu gewinnen, da hoffte ich, daß ihr in der frommen Schaar nicht fehlen würdet, denn ich weiß, euer Beiſpiel gilt viel in den Burgen.“

„Ich ſah eine große Zahl bewährter Krieger, welche eurem Rufe gefolgt iſt,“ antwortete Ivo, „ich aber habe nur geringe Erfahrung auf dem Schlachtfelde gewonnen.“

„Soll ich euch in das Geſicht rühmen?“ frug der Meiſter mit einem wohlthuenden Lächeln: „Was einen Helden locken kann, biete ich euch; erſehnt ihr Heldenthat und Ruhm, kein Kampf iſt ehrenvoller als gegen die Ungläubigen, und die Sänger verkünden das Lob des Siegers in allen Sprachen der Chriſtenheit. Ihr wißt, daß auch der heilige Vater hohen Preis auf ſolche Fahrt geſetzt hat, wie ihn die Kirche zu ſpenden vermag.“

Ivo verſetzte mit höflicher Zurückhaltung: „Vieles hören wir von Frevel und Thorheit der Chriſten im Morgenlande, was uns das Herz erkältet.“

„Ihr könnt nur wenig von dem gehört haben,“ verſetzte Hermann ernſt, „was ich ſelbſt mit Sorgen erlebte. Wilde Miſſethat der Eifrigen und harte Klugheit der Großen, welche mehr an den eigenen Vortheil denken als an die Pflicht des Kreuzes. Um unſerer Sünden willen hat, wie ich fürchte, der große Gott uns entriſſen, was die Frömmigkeit eines früheren Geſchlechtes gewann. Aber grade darum, weil die Argen dort zahlreich ſind, ſollen die Redlichen der Fahrt nicht widerſprechen, damit der Himmel wieder gnädig unſeren Waffen beiſtehe.“

„Uns aber, Herr,“ entgegnete Ivo, „bedrängt jetzt die Noth in der Nähe. Ohne Freude ſage ich, was ich doch nicht verſchweigen darf, die Ritterfahrt in das heilige Land gilt bei uns für koſtbar, und wohlbekannt iſt der Wucher und die Bosheit, mit welcher die Chriſten auf dem weiten Wege den Wallenden betrügen.“

„Hindert euch dieſe Sorge, welche ich verſtändig nenne, ſo wißt, edler Herr, der Kaiſer hat mich nicht ohne Goldſchatz in das Land geſandt, und ich vermag euch an Geld zu bieten, was die Rüſtung und Reiſezehrung koſtet.“

„Wie darf ich Gold nehmen, damit ich mich dem Dienſt des Himmelsherrn gelobe,“ rief Ivo verletzt, „mich wundert, daß ihr mir ein ſolches Angebot thut.“

„Ich wollte euch nicht kränken,“ verſetzte der Gaſt ruhig. „Doch wiſſet, edler Ivo, ſolche Reiſeſpende iſt ein gewöhnlicher Handel und die höchſten Herren begehren ihn, denn an Geld zur Rüſtung fehlt es ihnen immer und manchmal iſt das für Andere ein Glück. Auch Graf Meginhard, euer Oheim, bereitet ſich zur Kreuzfahrt mit dem Golde, welches ihm der Landgraf aus dem Schatze des Kaiſers zahlt.“

„Es thut mir wehe, wenn ich nicht loben kann, was mein Oheim thut," antwortete Ivo finſter. „Mir verbietet die Ehre, das Werbegeld des Kaiſers zu empfangen, und ich denke, Herr, auch ihr würdet an meiner Stelle fremdes Gold nicht nehmen."

„Ich bin nur ein Dienſtmann der Jungfrau," ſagte der Andere, „und ich denke ungern daran, was ich thun würde, wenn ich nicht in den Schuhen des Bruder Hermann ſtände. So wie ich bin, lobe ich den edlen Stolz, der ſich weigert um Gold zu pilgern, aber verzeiht mir, wenn ich den Ritterſinn eines Chriſten nicht preiſe, der ſich weigert, für den Himmelsgott die Waffen zu tragen, weil ihm ſolcher Dienſt zu viel Geld koſtet."

Ivo erröthete bis an die Schläfe und Hermann fuhr fort: „Der kühne Turnierkämpfer, welcher, um ſeiner irdiſchen Herrin im Spiel zu gefallen, Goldringe austheilte, wird mir nicht im Ernſt ſagen, daß ſeine Truhen leer ſind, wenn es eine Fahrt zu Ehren des Erlöſers gilt."

Ivo fühlte tief den Vorwurf, doch er antwortete ehrlich: „Streng ſind eure Worte, Herr, aber ihr habt Recht. Ich ſelbſt, wenn ich unzufrieden war mit mir und mit Anderen, habe zuweilen daran gedacht, daß ich den freudigen Muth wiedergewinnen könnte durch guten Schwertſchlag am Oelberge. Dennoch, Herr, darf ich euch nicht bergen, daß ich in meinem Innern auch eine warnende Stimme vernehme, welche mir dieſe Speerreiſe widerräth. Wenn der Himmelsherr das gelobte Land der Chriſtenheit gönnen wollte, er vermöchte das zu thun ohne unſere Waffen."

„Sprecht dieſe Worte nicht nach, edler Ivo, ein ſatter Pfaffe hat ſie erdacht, und ihr ſcheltet dadurch mich ſelbſt einen Thoren,“ antwortete der Meiſter mit Nachdruck. „Gott wirkt ſeine größten Werke durch die Gedanken und den Willen der Menſchen, welche ihm dienen. Seit zwanzig Jahren fahre ich raſtlos über die wilde See und durch die Länder der Chriſten und Heiden, um die Kreuzfahrt möglich zu machen, zu welcher ich euch lade. Darum habe ich verzichtet auf Gut und Eigen, auf ein Ehegemahl und auf Söhne aus meinem Blut. Ich habe gekämpft gegen den Eigennutz und die Bosheit der Mächtigen und gegen die dumpfe Trägheit der Reichen.“

Er war aufgeſtanden wie Ivo, jetzt wies er auf die Seſſel: „Gönnt einem Vielgeſchäftigen noch einmal Raſt unter eurem Dache. Ihr wißt, ich bin ein Thüring wie ihr, der Hof, in dem ich geboren wurde, liegt ſo nahe an dem euren, daß ein Roß den Reiter in einem Tage hinträgt. Ich ſah einſt euren Vater, und was ich von ihm kennen lernte, macht mir den Sohn werth. Darum vernehmt mit günſtiger Geſinnung eine Mahnung, die ich nicht in die weite Welt hinausrufen darf. Als ich, faſt noch ein Jüngling, nach dem Morgenland kam, fand ich allen Landbeſitz der Chriſten und alle Gewalt in den Händen der Welſchen, zumal der Gallier. Franzöſiſch war Sprache und Sitte, mit Hochmuth und Verachtung blickten ſie auf die Männer unſeres Volkes herab. Auch die beiden mächtigen Bruderſchaften vom Tempel und St. Johannes gehörten den Fremden, kam einer unſerer

Landsleute zu ihnen, ſo mußte er ſich ſchnell der heimiſchen Weiſe entledigen, wenn er unter ihnen gelten wollte. Ihrem Schwert allein und ihrer Heldenkraft ſchrieben ſie die Eroberung des heiligen Landes zu. In Jeruſalem ſah ich das Grabmal des ſtärkſten Helden im Kreuzheere, des Schwaben Wigger, der mit ſeinem Schwert einen raubenden Löwen zerſchlug, und unter König Gottfried zuerſt über die Mauer von Jeruſalem ſprang, durch die Eitelkeit der Fremden zerſchlagen und geſchändet, damit die unwillkommene Erinnerung an unſer Volk dahinſchwinde."

„Die gottloſen Buben," murmelte Ivo zornig.

„Meine Fauſt ballte ſich, als ich den Frevel ſah, wie jetzt die eure beim Hören," fuhr Hermann fort. „Da lernte ich unſere heimiſche Art mit der fremden vergleichen und ich fand, daß wir nicht ſchlechter waren als jene. Ich erkannte auch, wie Jeruſalem durch Schuld der Chriſten verloren ward. Zuchtloſe Kreuzfahrer aus allen Ländern der Chriſtenheit ſaßen dort durcheinander in Hader und Untreue, in Wahrheit heimathloſe Abenteurer, nur auf den eigenen Vortheil bedacht, oft einer im Kampf mit dem andern und den ungläubigen Heiden verbündet. Soll Jeruſalem wieder gewonnen werden und die Herrſchaft der Chriſten dauern, ſo müſſen ſie alle einem ſtarken Herrn dienen, der ſeine Macht nicht ihnen dankt, ſondern der ſie ſelbſt zu ſchützen, zu bändigen und zu ſtrafen vermag. Dieſer Herr aber iſt unſer Kaiſer Friedrich. Und gegen die Verdorbenheit und Untreue der Fremden ſollen Männer eines Volkes, dem die Redlichkeit nicht zum Spott geworden iſt, als Hüter des heiligen Grabes geſetzt werden, und dieſe Männer ſollen eure und meine Landsleute ſein. In ſolcher Meinung will Kaiſer Friedrich die neue Kriegsfahrt rüſten, auf die Wehrhaften unſeres Volkes hat er ſein ganzes Vertrauen geſetzt. Vor Anderen aber ſind es Edle und Ritter des thüringer Landes, auf die er hofft. Denn wie ein Herzland liegt es in der Mitte und die größte Kraft iſt hier geſammelt, ich darf das zum Lobe meiner Heimath wohl ſagen. Wenn wir jetzt in edler Schaar über das Meer ziehen, ſo thun wir dies auch, um den Namen der Deutſchen zu Ehren zu bringen und eine Herrſchaft unſeres Blutes über die Länder am Südmeere zu begründen. Das zu bewirken, iſt das hohe Ziel meines Lebens. Darum bin ich vor euch getreten mit hoher Mahnung, als Thüring und als Meiſter einer Bruderſchaft, welche ſich vom deutſchen Hauſe nennt. Und darum ſtrecke ich jetzt bittend meine Hand gegen euch aus, damit ihr ein Jahr eurer Jugend dem heiligen Werke weihet als ein Chriſt und als ein Edler unſeres Volkes."

Gefeſſelt durch die warme Rede des mächtigen Mannes ſaß Ivo mit gerötheten Wangen. Zum erſtenmal, ſeit er lebte, wurde er gerufen, weil er ein Deutſcher war; und verwundert dachte er nach, welchen Werth ſolche Aufforderung für ihn haben könne. Aber während er den Grund eines tiefen Quells erſchauen wollte, gewahrte er darin plötzlich ſein eigenes Bild. Ihm ſtieg das Blut in's Geſicht, als er fühlte, daß eine Kränkung ſeines Volkes auch Kränkung ſeiner eigenen Ehre war; und die Hand erfaſſend, antwortete er: „Ihr habt meine Seele nicht vergebens daran gemahnt, daß ich als ein Kriegsmann meinem Volke zu dienen ſchuldig bin. Denkt nicht gering von mir, wenn ich heut das Ja nicht ausſpreche, das ich gern geben möchte. Ich bin nicht ganz ſo frei, wie ihr meint, auch ich ſtehe unter einem Gelübde; und ich darf nur ſagen, daß ihr meinen guten Willen gewonnen habt; entſcheiden über meine Zukunft kann ich erſt, wenn ich da gefragt habe, wo ich diene.“

Der Meiſter bewegte beiſtimmend das Haupt: „Ich ehre die Rückſicht auf ältere Pflicht. Habe ich euren guten Willen gewonnen, ſo vertraue ich, daß ihm die That nicht ſäumig folgen wird.“ Und nachdem er noch Einiges über Zeit und Ort der Heeresverſammlung mitgetheilt hatte, brach er auf und die Hand Ivo's feſthaltend, ſagte er: „Es war eine kurze Begrüßung, aber ich werde mit Freude daran denken. Auf Wiederſehen, will's Gott, im Hafen, wenn ein guter Fahrwind, dem heiligen Lande zuweht.“ Damit ſchied er vom Hofe.

Eher als Ivo dachte, erhielt er einen Gruß ſeiner Herrin, der die Unſicherheit beendete. Von Gotha ritt ein Knecht des alten Walter von Bargula bei ihm ein mit der Nachricht, daß Frau Elſe ihm mündlich eine Botſchaft mitzutheilen habe. Ivo ſchwang ſich auf ſein ſchnellſtes Pferd und traf vor der Stadt mit Herrn Walter zuſammen, der nach der Begrüßung klagte: „Meine Herrin weilt unter den Siechen, dort will ſie euch ſehen. Ich fürchte, ihr werdet ſie verändert finden, die Trennung von Herrn Ludwig hat ihr diesmal faſt das Herz gebrochen, drei Tage dauerte der Abſchied, ſeitdem lebt ſie nur für ihre Kinder und die Armen."

Am Bette der armen Kranken ſah Ivo die Landgräfin in klöſterlicher Tracht, verweint und erblichen, hinter ihr ſtand wie ein dunkler Schatten Magiſter Konrad. Als Frau Elſe ihm entgegen trat, zog eine flüchtige Röthe über ihr vergrämtes Geſicht und mit einem Blick auf den Prieſter begann ſie: „Man hat mir geſagt, daß ich ein gutes Werk thue, wenn ich euch ſpreche. Es war der Wunſch meines lieben Hauswirthes, ihr möchtet euch der Fahrt, welche ſie die gnadenvolle nennen, nicht entziehen, denn er ſagte mehrmals, lieber würde er euch in ſeiner Nähe ſehen, als daheim. Auch Frau Hedwig, die ihr einſt bei uns getroffen habt, ſchreibt mir durch einen Boten vom Kaiſerhofe dieſe Worte über euch: „„Sorge nicht, denn Alles verheißt der Schwertreiſe in's gelobte Land gutes Glück und am ruhmvollſten zieht ihr Thüringe daher. Manche unter uns meinen auch, daß euer ſtarker Speerbrecher, Herr Ivo, nicht fehlen wird, da es jetzt gilt, der heiligen Jungfrau zu Jeruſalem ſtatt des alten Gewandes, das die Sarrazenen zerriſſen haben, ein neues zu erkämpfen."" Nur das wollte ich euch ausrichten, Herr; verzeiht, daß ich euch bemühte," ſchloß die Landgräfin, das Pergament zuſammenlegend und verneigte ſich wie zum Abſchiede.

Dieſe Worte entſchieden den inneren Kampf Ivo's. Mit Entzücken erfüllte ihn die Hoffnung, daß er ſeine geliebte Herrin in Welſchland treffen könne, ja daß ſie vielleicht, wie Frauen oft thaten, ſelbſt die Pilgerreiſe im Gefolge des Heeres wagen werde; deshalb antwortete er zur Stelle: „Die Mahnung, die mir durch euren Mund kommt, ſoll nicht verloren ſein. Ich denke mich zur Fahrt zu bereiten.“

Mit großen Augen, wie erſchrocken über ſeine ſchnelle Bereitwilligkeit, ſah ihn Frau Elſe an und wieder röthete ſich ihre Wange ein wenig; dem Scheidenden folgte der finſtere Blick des Prieſters Konrad.

## 6.

## Kaiſer Friedrich.

Die Reiſewege nach dem gelobten Lande waren zur Zeit Ivo's den Leuten beſſer bekannt, als in ſpäteren Jahrhunderten, jedes Kloſter bewahrte Beſchreibungen der Fahrt; kaum einen Hof und kein größeres Dorf gab es, aus welchen nicht ſeit Menſchengedenken Einzelne die Pilgerreiſe gemacht hatten, entweder im Kreuzheer oder als friedliche Waller. Die Burgmannen von Köln, Bremen und Lübeck fuhren auf ihren hochbordigen Seeſchiffen, den Koggen, häufig mit Pilgern und Waaren in das ſüdliche Meer, kämpften dort gegen die Seeräuber und warfen ihre Anker an den griechiſchen Inſeln und der ſyriſchen Küſte neben den Galeeren der reichen Handelsherren von Piſa, Genua und Venedig. Auch im Innern des Landes waren die Waaren des Orients begehrte Handelsartikel, in jedem wohlhabenden Haushalt beſſerten die Frauen den herben Wein mit indiſchem Pfeffer und Zimmt; die Goldarbeiten, Rüſtungen und Seidengewebe der Griechen und Syrer galten für den werthvollſten Schmuck der Vornehmen, und Ivo ſelbſt dachte jetzt gern daran, daß er mit Waſſer aus dem Jordan getauft war, welches ein Bruder ſeiner Mutter heimgebracht hatte. Seit mehr als hundert Jahren war die chriſtliche Ritterſchaft nach dem Morgenlande gefahren, jetzt hatte ſich die fromme Begeiſterung in den Herzen gemindert, aber die Abenteuer und Heldenthaten früherer Geſchlechter wurden doch in den Edelhöfen und unter der Dorflinde gern als Sagen erzählt. Zumal die Thüringe waren ſtolz auf die Reiſen ihrer Herren ins heilige Land, denn jeder der letzten Landgrafen hatte mit ſeinem Heeresgefolge ſich dort kriegeriſch gerührt. Man wußte in den Burgen auch Beſcheid über die chriſtlichen Herrengeſchlechter, welche noch im Oſten herrſchten: auf Cypern, im Herzogthum Antiochien und dem ſyriſchen Tripolis, man kannte den Namen des Sarrazenenkönigs Elkamil, welcher jetzt um den Beſitz des Königreichs Jeruſalem mit ſeinen Verwandten haderte, und man hatte vernommen, daß der neue Zug von der Hafenfeſtung Accon, die noch in den Händen der Chriſten war, nach Jeruſalem gerichtet würde.

Ivo fand ſchwer, ſeine Fahrt in der Eile zu rüſten, und ſein Kämmerer Godwin hatte weit größere Mühe, als im vorigen Jahre durch Verkauf und Verpfändung von Dörfern und Hufen das Reiſegeld zu beſchaffen. In den letzten Tagen vor der Fahrt ritt Ivo nach dem Hofe des Richters. Der Alte ſchloß auf einen Wink des Edlen die Thür des Hauſes und in geheimem Geſpräch vertraute dieſer ſeine letzten Sorgen um Habe und Hof dem Nachbar. Als er ſich zum Abſchied erhob, war Friderun verſchwunden und der Vater mußte wiederholt ihren Namen rufen, bevor ſie aus dem Garten trat. Bleich und ohne ein Wort zu ſprechen legte ſie ihre Hand in die des Scheidenden, und als Ivo ernſthaft ſagte: „auf Wiederſehen, im nächſten Mai, will's Gott," da ſah ſie ſo ſtarr und angſtvoll in ſeine Augen, daß Ivo den Blick gar nicht vergeſſen konnte.

Die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldeten den Firſt des Herrenhofes, und die Roſſe ſtampften ungeduldig unter den gewappneten Reitern, als Ivo zur Reiſe gerüſtet über die Schwelle trat. Er ſtreckte die Hände nach den Leuten des Hofes und Dorfes aus, welche ſich in dichtem Haufen herandrängten. Den alten Kämmerer Godwin küßte er herzlich und empfing mit geſenktem Haupte den Segen des ſchluchzenden Greiſes. Sobald er ſich auf das Pferd geſchwungen hatte, ſtimmte Nicolaus das fromme Kreuzlied an: „In Gottes Namen fahren wir," und als er ſich vom Wege nach ſeinem Hofe umwandte, ſah er den alten Godwin inmitten der Brücke auf den Knien und um ihn die Weiber und Kinder, mit aufgehobenen Armen des Himmels Segen für ihn herabrufend. Ueber die Mauern und Dächer des Hofes aber ragte der alte Thurm ſeines Geſchlechtes in düſterm Grau, nur die Zinnen leuchteten in feurigem Scheine.

Das erſte Lebende, welches dem Ausfahrenden im Freien aufſtieß, war ein Habicht, der vor ihm aufflog und hoch in der Luft über ihm kreiſte. Während er dies gute Vorzeichen ſeinen Genoſſen wies, geſellte ſich ein zweiter Raubvogel zu dem erſten und beide entſchwebten miteinander in ſchnellem Fluge nach Oſten, ſo daß Henner kopfſchüttelnd ſagte: „Sie weiſen nach dem Morgen, aber nicht über die Alpen.“

Es war ein kleiner Haufe, der unter dem Kreuze dahinfuhr, außer den Dienſtmannen Henner und Lutz noch ein Vaſall, der junge Eberhard, welcher freiwillig folgte, zuſammen vier Ritter und ebenſoviel Knechte mit zwölf Roſſen und drei Rüſtwagen, von denen zwei, welche Reiſevorrath führten, nur ſo lange zu fahren hatten, bis ſie geleert waren. Nicolaus aber ſollte, weil er der fremden Sprachen am beſten mächtig war, die Geſellſchaft bis zu ihrer Einſchiffung im Hafen von Brindiſi begleiten, und dann, wenn es ihm gefiele, in den Hof zurückkehren und dort den Winter verbringen. Aber ſchon an den erſten Raſtſtellen vergrößerte ſich die Zahl der Begleiter, denn hier und da ſchloſſen ſich ritterliche Pilger an, und dieſe wählten Ivo zu ihrem Führer und ſie gelobten einander bis zu den Schiffen treue Genoſſenſchaft.

So lange die Reiſenden durch deutſches Land zogen, war es eine fröhliche Fahrt, Ivo ſelbſt fühlte eine Zufriedenheit, die ihm lange gefehlt hatte. Vor ſich ſah er ruhmvolle Arbeit eines Kriegers und dabei träumte er von dem Wiederſehen der Geliebten. Die Freude lachte ihm aus den Augen und er ſang mit Nicolaus um die Wette. Als die Waller aber über die Alpen in das Land der Lombarden hinabſtiegen, wurden die

Mienen ernſter, denn ihre Roſſe zogen müde dahin im Sonnenbrand und die Pilger fanden faſt überall kalte Blicke, vernahmen ſpöttiſche Reden und ärgerten ſich über unchriſtliche Preiſe, welche die Welſchen von ihnen forderten.

Und wie ſcharfe Windſtöße ſchlugen üble Nachrichten von dem Kreuzheer ihnen entgegen: daß die Schiffe nicht zur rechten Zeit gekommen, daß das Heer Hunger leide, daß ein großes Sterben ausgebrochen ſei, daß auch der Kaiſer und der Landgraf von der Krankheit ergriffen worden. Bald ſahen ſie ſelbſt die Beſtätigung. Elende Hauſen von Männern und Frauen zogen ihnen auf der Landſtraße entgegen, zuweilen in ſtummem Jammer, die meiſten mit Geſchrei und Klage, ſie verſammelten ſich um die Reiter, hoben flehend die Hände, drängten ſich an die Rüſtwagen und griffen gierig hinein; es waren Fremde von allerlei Volk, meiſt Engländer und Franzoſen, in ihrer Sprache verwünſchten ſie den Kreuzzug und ſchrien Rache über Geiſtliche und Laien, welche ſo viele fromme Seelen in das Verderben geführt hätten. Je näher die Pilger der Stadt Brindiſi kamen, deſto kläglicher wurde, was ſie erblickten. Die Landſchaft ſah aus wie ein ungeheures Schlachtfeld, überall Kreuze an unordentlich geſchichteten Erdhauſen, Leichen von Pferden, bald auch von Männern und Frauen, beraubt und entblößt. Schwärme von Geiern und kleinen Raubvögeln ſchwebten träge auf, ſobald die Reiſenden vorüberkamen und kehrten dreiſt zu ihrer eklen Beute zurück. Den mißfarbigen Boden bedeckten widerwärtige Lagertrümmer, dort rauchten noch die verkohlten Bretter einer Holzhütte, hier ſchlichen um Strohdächer bleiche Geſtalten und aus den Fenſteröffnungen drang das Aechzen der Kranken, welche zuſammengeſchichtet darin lagen.

Am Wege ſtand ein Franziskaner, der einen ſchweren Querſack trug; er ſchrie den vorbeireitenden Schüler mit mißtönender Stimme an: „Hallo, ſingender Klaus, kommſt auch du zum Gaſtmahl, welches hier für alle unnützen Vögel bereitet iſt? Die vornehmen Wirthe ſind weggezogen und haben nur den Küchenabfall zurückgelaſſen. Deine Schelmlieder kannſt du hier vor den Todten und Sterbenden ſingen.“

Nicolaus verfärbte ſich: „Biſt du es Dorſo? Seit wann trägſt du die Kutte?

„Seit du dich dem Teufel verſchrieben haſt,“ war die unhöfliche Antwort.

Als Ivo die deutſche Rede vernahm, lenkte er ſein Pferd heran; vor ihm ſtand ein vierſchrötiger Mann mit gekrümmtem Rücken und unmäßig ſtarken Armen und Beinen, der auf dem kurzen Hals einen übermäßig großen Kopf trug, ſo daß er ausſah wie ein verknorzter Rieſe. „Wo iſt das Heer?“ frug Ivo.

Der Mönch wies höhniſch auf einige helle Punkte in der glitzernden See: „Die Letzten, welche noch leben, fahren dort hinaus. Wollt ihr nach dem gelobten Lande, ſo mögt ihr auf euren Gäulen durch das Meer ſchwimmen.“

„Wo iſt der Kaiſer?“

„Wenn ihr die Heiligen des Himmels nach ihm fragt, ſo werden ſie euch ſchwerlich guten Beſcheid geben, denn ſeine Untreue hat die frommen Gläubigen in Noth gebracht.“

„Biſt du ein Deutſcher, du Schuft, ſo ſprich mit Ehrfurcht von unſerm Herrn,“ rief Ivo, ſeine Gerte erhebend.

„Ihr ſelbſt werdet, hoffe ich, eure Ehrfurcht völlig verbrauchen, wenn ihr erſt einige Wochen in dieſem Roſengarten lagert,“ verſetzte der ungeſchlachte Mönch. „Der Herr verleihe euch chriſtliche Geduld, und wenn ihr bei dieſen Hütten in den letzten Zügen liegt, ſo vergeßt nicht den Schuft holen zu laſſen, damit er euch den letzten Segen ertheile; ſonſt wird St. Peter eurer armen Seele die Himmelsthür zuſchließen, weil ihr einen Diener des Herrn geläſtert habt.“ Er rückte ſeinen Querſack auf die Achſel, ſo daß das Metall darin klirrte, und kehrte den Reiſenden ſeinen Rücken.

Schweigend ritten die Genoſſen der großen Stadt zu, das Thor war bewacht, mit Mühe erhielten ſie Einlaß. Aber in der Stadt fanden ſie gehäuftes Elend. Längs der Mauer lagen die armen Kranken unter Dächern von Brettern und Segeltuch, durch die Straßen zogen Mitglieder der frommen Bruderſchaften mit Kreuzen und Lichtern, alle Häuſer waren mit traurigen Fremden gefüllt, die Straßen durch Unrath und umgeſtürzte Karren faſt unwegſam. Und als ſie zu dem Hafen durchgedrungen waren, fanden ſie ihn leer, kein Segel darin, die ganze Umgebung wie ausgeſtorben. Unten ſchlugen die Wellen an die kahle Steinmauer und darüber wehte der Seewind an verſtörte Geſichter.

„Harret hier,“ gebot Ivo den Genoſſen, „wo die Luft rein iſt und der Jammer nicht den Sinn betäubt.“ Er ſelbſt ritt mit Nicolaus zurück in die Straßen der Stadt, ſie hielten oft an und frugen, vernahmen aber nichts Tröſtliches. Endlich lenkte Ivo zu einem kleinen Hauſe, an dem ein weißes Schild mit ſchwarzem Kreuze hing, dem Spital der deutſchen Marienbrüder. Ein alter Ordensmann, der dort unter den Siechen zurückgeblieben war, gab willigen Beſcheid: „Der Kaiſer und der Meiſter hatten eine Kriegsfahrt waffentüchtiger Männer aus unſerer Heimath gerüſtet; dem heiligen Vater aber lag eine allgemeine Fahrt der Chriſtenheit mehr am Herzen und er ſandte daher die Bettelmönche durch alle Länder. Denn es gab Manche, welche uns Deutſchen die Ehre beneideten. Da ſammelte ſich gleich Heuſchrecken ein ungeheurer Schwarm wilden Volkes aus jedem Lande, außer Männern und Weibern auch Kinder. Für ihn reichten weder Schiffe noch Lebensmittel. Der verlorene Hauſe lagerte ſich um die Stadt, zuerſt ſang er, dann raubte er, bis er aus Mangel verging, und uns die Seuche zurückließ. Jetzt erhebt ſich Geſchrei und Fluchen gegen die, welche die Kreuzfahrt zugerichtet haben. Darf ich euch rathen, Herr, ſo weicht ohne Zaudern von dieſer Stätte des Unheils. Ich vernahm, daß zwei Tagereiſen ſüdwärts im Hafen von Otranto Schiffe aus Bremen angelegt haben; auch der

Landgraf wollte landen. Vielleicht gewinnt ihr dort die Ueberfahrt.“

Ivo ſchied mit Dank von dem Landsmanne und die Reiter wendeten ſogleich die Häupter ihrer Roſſe dem Süden zu und athmeten frei auf, als ſie dem Dunſt und dem Geſtöhn des Kreuzlagers entronnen waren.

Als die Reiſenden ſich am zweiten Tage darauf der Burg Otranto näherten, fanden ſie den Weg durch ein hölzernes Gatter geſperrt, dahinter lag ein ſteinernes Wachthaus, vor welchem ein Wächter mit Schwert und kurzem Spieß auf einer Bank ſaß. Henner ritt vor und forderte Durchlaß, der Wächter ſchrie ohne aufzuſtehen in welſcher Sprache nach dem Wachthauſe zurück, gleich darauf traten zwei Männer heraus mit dunklen faltigen Geſichtern, und riefen in ſtrengem Tone über die Schranken Befehle, die Herr Henner nicht verſtand. Hilflos ſah er ſich nach dem Schüler um, welcher vorreitend erklärte: „Sie gebieten uns abzuſteigen.“ „Wie,“ rief Henner entrüſtet, „dieſe Männlein wagen uns von den Pferden zu drängen? ſagt ihnen, wenn ſie ihre ſchlotternde Haut unverſehrt nach Hauſe tragen wollen, ſo ſollen ſie ſich beeilen, die Sperre zu öffnen.“

„Ich widerrathe ſolche Drohung,“ ſagte Nicolaus ernſthaft, „ſo weit ich den Brauch dieſes Landes kenne, ſind es Beamte des Kaiſers, und ſie haben ein Recht zu ihrer Forderung.“

„Beamte?“ frug Henner verächtlich. „Seit wann lungern die Herren, welche dem Kaiſer dienen, an der ſtaubigen Landſtraße?“

Der Schüler rief in Latein zurück: „Wir ſind Kreuzfahrer und reiten im Gefolge eines edlen Herrn.“

Aber ungerührt entgegnete einer der Schwarzhaarigen mit einem Wirbel fremder Worte, und begleitete ſeine Rede mit drohender Geberde.

„Was ſprudelt der Zwerg?“ frug Henner aufs Höchſte entrüſtet.

„Sie wollen unſer Reiſegeräth durchſuchen, ob etwas Zollbares darin iſt, und fordern unſern Paſſierſchein.“

„Zollbares? wir ſind nicht Kaufleute; und was bedeutet ein Paſſierſchein? wenn das Geſchriebenes iſt, ſo mögen ſie ſich bei einem Pfaffen darnach erkundigen.“

„Das iſt in Apulien und Sicilien ſo Brauch,“ belehrte der Schüler. „Ueberall hält der Kaiſer Bewaffnete zu Roß und zu Fuß, welche die Reiſenden nach Freibriefen fragen und ſolche in Haft nehmen, denen das fehlt, was ſie die Legitimatio nennen. Ich rathe euch, Herr, nachzugeben, ſonſt entſteht Unheil.“

„Bei St. Georg,“ ſchwor Henner, „das mag unter Sarrazenen und Mohren gebräuchlich ſein, aber einem chriſtlichen Deutſchen wäre es Schmach, ſich ſolcher Zumuthung zu fügen. Oeffne, du Mißgeſtalt,“ rief er, „oder ich renne dir das Gitter ein.“

Als der Apulier die drohende Bewegung des Reiters ſah, winkte er ſeinen Begleitern, welche ſich in achtungsvoller Entfernung vor dem Schlagbaum quer über den Weg ſtellten, worauf die beiden Beamten ſich hinter dieſe Hecke zurückzogen und heftige Worte gegen die Fremden richteten.

„Hier muß ein Ende werden," rief Henner, „dort naht bereits unſer Herr, habt die Güte, Lutz, die Valets anzurufen, daß ſie eine Axt vom Rüſtwagen bringen." Mit mächtigem Satze trieb er das Pferd über das Gitter, brach durch die Bewaffneten und packte mit jeder Fauſt einen der Beamten beim Kragen, ſchwenkte ſie an den Sattelknopf und drückte ſie feſt, daß ſie jämmerlich ſchrien. Als Lutz ſeinen Marſchalk im Angriff ſah, zögerte er nicht ihm auf demſelben Wege zu folgen, er riß dem einen Wächter den Speer aus der Hand und ſtieß den andern bei Seite, ſo daß beide brüllend davon liefen. „Ich erbitte euren Riemen, Herr Lutz," fuhr Henner erfreut fort, „damit ich meine Haſen am Sattel befeſtige." Unterdeß ſprengte ein Knecht durch Axtſchläge das Gitter und als Herr Ivo, den der Schüler ängſtlich geholt hatte, herankam, war das Werk gethan. „Ich ſorge, Marſchalk, dies wird ein böſer Handel," ſagte Ivo, „und erſuche euch, die beiden Männer loszubinden, denn ſie haben, wie ich vernehme, nur nach dem Befehl des Kaiſers gehandelt." Als Henner zögerte, nahm er ihm die Riemen aus der Hand und da ihm der Schüler zuflüſterte: „gebt ihnen Geld, das iſt hier das letzte Mittel ſolchen Streit zu vergleichen," griff er in die Taſche, drückte jedem der Männer ein Silberſtück in die Hand und löſte die Riemen. Die Beamten ſchloſſen die Finger über dem Gelde, aber nur um die Fauſt zu ballen, ſich feindlich auf den Weg zu ſtellen und die flüchtigen Wächter zurückzurufen. Von Neuem begann das Geſchrei und der Schüler rieth ängſtlich: „Gebt ihnen mehr, noch ſind ſie nicht zufrieden.“

„Sie haben doch Geld genommen,“ verſetzte Ivo und rückwärts gewandt rief er: „Schließt euch um den Wagen zuſammen, mögen ſie es jetzt verſuchen uns zu hindern.“

Auf einem Hügel in der Nähe wurde ein Trupp Reiter ſichtbar, die Abendſonne vergoldete Rüſtungen und Gewänder. Ivo grüßte den Speer ſenkend und die Reiſekappe lüftend. Er bemerkte, wie die Wächter zu dem Trupp liefen, dort niederfielen und die gehobenen Arme heftig bewegten. Gleich darauf löſten ſich einige Reiter von der Geſellſchaft und ſprengten auf die Fahrenden zu. Ivo ritt ihnen entgegen, nannte ſeinen Namen und die Abſicht der Fahrt und entſchuldigte die Gewaltthat ſeiner Mannen ſo gut er vermochte. Die ſtrenge Miene des Anführers entwölkte ſich und er antwortete in deutſcher Sprache: „Ihr werdet euch gefallen laſſen, daß die Beamten mit ihren Augen euer Reiſegeräth muſtern, damit dem Gebot des Kaiſers Genüge geſchehe, ich will ſorgen, daß ſie euch nicht weiter beläſtigen. Vermeidet in der Stadt Herberge zu ſuchen, ſie iſt überfüllt durch das Gefolge des Kaiſers und der Kaiſerin, habt ihr Zelte, ſo ſchlagt ſie nahe am Hafen auf. Einer meiner Speerreiter ſoll euch begleiten.“ Ein junger Krieger jagte pfeilſchnell an die Spitze des Zuges. Der Turban, den er über der Eiſenkappe trug, ſein runder Schild und ſein Speerſchaft aus Rohr verriethen, daß er zu der mauriſchen Leibwache des Kaiſers gehörte. „Wenn ihr aus Thüringen ſeid,“ ſprach der Reiter beim Abſchiede mit ernſter Miene, „ſo kommt ihr nicht zu froher Stunde.“ Bevor Ivo weiter fragen konnte, war der Herr zurückgeſprengt.

Die Reiſenden zogen im Abendlichte dem kleinen Hafen zu. Auf der grünen Fluth ſchwebten eine Anzahl Schiffe, welche der Kreuzflotte angehörten, längs dem Hafendamm lagen ſiciliſche Galeeren, dahinter an ihren Ankern rundliche Kielſchiffe aus den Nordmeeren; Böte fuhren hin und her, ein Theil der Reiſenden war ausgeſchifft und hatte die Zelte am Strande aufgeſchlagen. Aber der freudige Ruf, mit welchem die Ankommenden die erſehnten Fahrzeuge begrüßten, wurde ſogleich gedämpft, denn ſie erkannten Verwirrung und Trauer an den Borden und am Ufer. Ueber den Schiffen wehten die ſchwarzen Flaggen, die Bewaffneten am Ufer rannten durcheinander oder ſtanden in unordentlichen Haufen und von den Verdecken erſcholl Trauergeſang und laute Totenklage. Henner ritt zu einem Haufen der Landgräflichen, und als er zurückkam, laſen die andern die Schreckenskunde in ſeinen Zügen, bevor er noch zu rufen vermochte: „Der Landgraf iſt tot.“ — Schweigend hoben ſich die Reiter aus den Sätteln und warfen ſich auf den Boden, für die Seele des Herrn zu beten. Jedem kam vor, als ob die blutloſe Hand des Todes ſich drohend gegen ihn ſelbſt erhebe. Ivo dachte, während ihm die Thränen von den Wangen rannen, an die Stunde, wo er den Herrn zuletzt vor dem Altar geſehen hatte wie in düſterer

Vorahnung ſeines Endes und neben ihm am Boden die verzweifelnde Gemahlin.

In ihrem Kummer achteten die Pilger nicht darauf, daß die Reiter, an denen ſie vorübergezogen waren, näher herankamen und unweit ihrer Raſtſtätte hielten, während zwei Männer von den Roſſen ſtiegen und in ihre Mäntel gehüllt dem Uferdamm zuſchritten.

Der eine von ihnen war Hermann, der Meiſter des deutſchen Ordens, und der andere ein Herr von mäßiger Größe und zarten Gliedern. Sein Antlitz, fahl wie das eines Erkrankten, erſchien noch bleicher durch die röthlich blonden Locken des Haupthaars, aber die Krankheit hatte nicht vermocht, die ſtolze Haltung zu beugen, in welcher er daherging. Dieſer Herr war Kaiſer Friedrich.

„Es war ein heller Frühlingsmorgen, der dort in Trauerwolken untergegangen iſt,“ begann Hermann zu den Schiffen gewandt.

„Wahrlich,“ antwortete der Kaiſer, „nicht wie einen Fürſten des Reiches, ſondern wie einen König betrauert das Volk dieſen Toten. Einem ſonnigen Morgen vergleichſt du ſein Leben, aber ein heißer Wettertag wäre es für den Kaiſer und das Reich geworden, denn in ſeiner Seele lebte der Herrenſtolz. Ein Glück, daß ſeine Brüder ihm nicht gleichen. Mancher wird ſagen, daß ſein Tod eine Strafe des Himmels war. Denn höheren Preis als jeder andere hat er von mir erzwungen, bevor er das Kreuz auf ſich nahm; das Land Meißen, welches er dem Söhnlein ſeiner Schweſter mit den Waffen entriß, habe ich ihm bewilligen müſſen ſammt allen Einkünften des Reiches; vergebens hat die fromme Elſe ſich geweigert, das Brot aus den geraubten Kornkammern zu eſſen und vergebens hat ſie, wie man erzählt, einen kranken Bettler in das Bett ihres Gemahls gelegt, um durch ſchwere Liebeswerke die rächende Vergeltung von ſeinem Haupte abzubitten.“

„Und doch hat eure Majeſtät ihm ſelbſt ſeine Würde erhöht.“

„Auch du haſt deshalb meine Klugheit gelobt. Wie kann ich in dem fernen deutſchen Reich die Ordnung erhalten, Sicherheit auf der Landſtraße und Ehrfurcht vor meiner Würde, wenn nicht durch die Fürſten und Biſchöfe, welche als Gebieter mächtig auf ihren Stühlen ſitzen. Hier in Apulien und Sicilien bin ich Herr, ich allein, und ſie nennen mich einen ſcharfen Herrn, der ihnen in jeden Topf guckt. Daher gehorcht mir das ganze Land wie ein gutgeſchultes Roß. Auch für meine Deutſchen hoffe ich eine beſſere Zeit. Bin ich erſt Gebieter über die Oſtländer an dieſem blauen Meer, dann ſollen die Deutſchen erkennen, daß ihre Fürſten ohnmächtig ſind gegen den Kaiſer.“

„Mehr vermögt ihr als ein anderer Mann auf Erden,“ verſetzte Hermann, „dennoch ſeid auch ihr ein ſterblicher Menſch, und die Jahre bändigen eure Kraft. Ihr ſeid Einer, die Fürſten aber gleichen zuſammen einer großen Bruderſchaft, die Brüder wechſeln und ſterben, die Bruderſchaft dauert.“

Der Kaiſer lächelte. „Das ſpricht einer, der ſelbſt ein Ordensbruder iſt. Dennoch merke, Meiſter, alles Große und Dauernde auf Erden hat nicht eine Geſellſchaft von Schwachen geſchaffen, die ſich zuſammenſchwor, ſondern ein Held, der höher dachte als die Andern alle. Du vertrauſt deinem Orden, deine Brüder jedoch hoffen auf dich, du biſt der Starke, welcher Kleine groß zu machen verſteht, weil du klüger und feſter biſt als die Andern.“

Der Meiſter ſchwieg, Friedrich lauſchte auf den Trauergeſang, welchen die Abendluft von den Schiffen herübertrug. „Auch ich war in ſeiner Geſellſchaft zuweilen fröhlich. Noch war er des Kaiſers Freund. Uns beiden wurde Antwort erſpart auf die Frage: wie lange?“

Hermann wies auf die Stelle, an welcher der Hauſe Ivo's die Zelte aufſchlug: „Nicht alle Herren aus Thüringen folgten dem Banner des Landgrafen.“

„Das iſt der Recke, deſſen Heldenkraft mein Gitter zerbrach und meine Wächter ſchlug,“ verſetzte der Kaiſer unfreundlich.

„Er war der einzige unter den Edlen aus Thüringen, der meine Goldgulden ablehnte, obgleich er nicht auf reichem Erbe ſitzt.“

„Boteſt du ihm zu wenig?“

„Er meinte, es mindere ſeine Ehre, wenn er Geld nehme, um für den Himmelsherrn zu reiten.“ Und der Meiſter berichtete Einiges über Ivo.

„Ha,“ rief Friedrich, das Haupt hebend. „Schon früher habe ich aus anderem Munde ſein Lob gehört, ruf ihn her.“

Hermann eilte nach den Zelten. Die Sonne war untergegangen, aus dem Meere ſtieg die Dämmerung ſchnell am Himmel empor, als Ivo ſeinem Kaiſer gegenübertrat. „Aus Thüringen ſeid ihr, Herr?“ begann Friedrich, „und doch raſtet ihr abſeit von dem trauernden Haufen am Strande; ſeid ihr Jenen verfeindet?“

„In der Heimath habe ich Herrn Ludwig als meinen Nachbar geehrt, jetzt traure ich über ſeinen Tod. Zur Kreuzfahrt aber zog ich aus eigenem Willen und das Schwert würde ich ungern unter einem andern Banner ſchwingen, als unter dem meines Kaiſers.“

„Bewahrt dieſen Stolz,“ ſagte Friedrich ſchnell. „Wer hoch von ſich denkt, der ſteckt ſich wohl auch ein großes Ziel. Wird euch das Erbe eurer Väter zu klein, für treue Dienſte kann der Kaiſer es mehren.“

„Wenig habe ich bis jetzt um Gut und Eigen geſorgt,“ antwortete Ivo ehrlich. „Bevor ich das Kreuz auf mich nahm, diente ich in freiem Jugendmuth da, wo mir mein Herz gebot.“

Friedrich lächelte. „Hat euch die Herrin in die Fremde geſchickt? ich meine, ſolche Entſendung gleicht dem Thorenwerk eines Mannes, der mit der Säge den Aſt abſchnitt, auf dem er ſaß.“

„Beide begehren wir vom Himmel, daß er uns gnädig ſei.“

Wieder lächelte der Kaiſer und betrachtete den jungen Helden, deſſen Antlitz durch den letzten Abendſchein geröthet wurde. „Auch einen Mann macht es fröhlich, euch in die Augen zu ſehen, Herr; mich wundert nicht, daß die Frauen euch preiſen; ich hoffe, ihr ſollt den braunen Damen im Harem des Kalifen manche Angſtſtunde bereiten, wenn ihr gegen ihre Helden ſprengt. Trägt man in Thüringen ſolch buntes Tuch als Collier, wie ihr um den Hals geſchlungen habt?“

Ivo antwortete erröthend: „Des Kaiſers Majeſtät weiß, daß Wallende die Gabe einer geliebten Frau unter dem Kreuzeszeichen tragen, wenn ſie der Herrin Antheil geben wollen an dem Heil, welches ihnen die Fahrt bereitet.

Der Kaiſer nickte: „Auch ich trage den Schleier meiner Herrin,“ und er wies auf ein feines Gewebe aus Goldfäden, welches ebenſo unter dem Kreuz an der Schulter befeſtigt war. „Doch ich ſorge, die Unbekannte, welcher ihr dient, iſt eine ungläubige Sarrazenin; denn auf dem Zipfel unter dem heiligen Kreuze ſehe ich fremde Buchſtaben in Gold geſtickt; verſteht ihr die verſchlungenen Linien zu deuten?“ Und den Zipfel faſſend, fuhr er ſpottend fort: „Es ſind arabiſche Worte, ſie bedeuten: Allah iſt Gott und Muhamed iſt ſein Prophet. Ich hoffe, der Spruch, dem unſere Pfaffen fluchen, wird eurer Seligkeit nichts ſchaden. Zufällig vermag ich dies Geheimniß zu künden, denn ich ſelbſt ſchenkte einſt ein Tuch, dieſem ähnlich, einer edlen Frau, die mir verwandt iſt. Noch vor wenig Tagen hättet ihr euer Tuch mit dem ihren vergleichen können. Jetzt iſt die Dame durch ihren Herrn nach Deutſchland zurückgefordert.“ Ivo zuckte und trat einen Schritt zurück. „Bleibt ruhig, Meſſire Ivo," fuhr der Kaiſer lachend fort, aber ſeine Augen ſahen ſcharf auf den Betroffenen. „Ich verrathe die Helden meiner Tafelrunde nicht."

Er winkte Entlaſſung und ſprach auf dem Wege zu ſeinem Begleiter: „Dieſem kann man vertrauen, und ich gedenke ihn in meiner Nähe zu behalten. Aber ich fürchte, er iſt von einfältigem Herzen."

„Er iſt ein Deutſcher," antwortete der Meiſter.

„Das bin auch ich," verſetzte der Kaiſer ſchnell. „Wie, Hermann, du birgſt dein Lächeln nicht? Was meinſt du? ſprich, bin ich ein Deutſcher oder nicht?"

„Verzeiht, wenn ich in einem Gleichniß antworte. Als ich zuerſt nach dem Morgenlande zog, empfing ich als Geſchenk eine Silberplatte aus Goslar. Ein arabiſcher Goldſchmied ſchlug ſie mir zu einem Becher, mit römiſchen Goldmünzen, die ich ihm gab, überzog er das Silber, und fügte in der Kunſt, welche die Ungläubigen verſtehen, zierliche bunte Farben zu dem Golde. Jetzt hat der Becher langen Reiterdienſt gethan; die arabiſchen Farben und das römiſche Gold ſind an vielen Stellen abgeſcheuert und das deutſche Silber kommt zum Vorſchein; möglich, daß der Becher für Fremde unſcheinbar ward, mir iſt er jetzt theurer, als ehedem. Ich weiß nicht, ob ich zu den Heiligen flehen darf, daß auch bei eurer Majeſtät durch den Druck der Jahre das deutſche Metall an's Tageslicht gebracht werde."

Friedrich lachte. „Ich hoffe, deine Treue wünſchet mir kein Unglück. Immerhin danke ich dir, daß du mich wenigſtens mit einem ſilbernen Napſe vergleichſt. Doch meine ich, Meiſter, du trinkſt aus zwei Bechern, der eine heißt Kaiſer, der andere heißt Papſt. Aus welchem Metall iſt der alte Mann, welcher grollend in Rom ſitzt, der dein zweiter Herr iſt und dazu der meine?"

„Da er mein Herr iſt, wie ihr ſagt, ſo verbietet mir die Ehrfurcht, gegen euch ſein Metall zu ſchätzen. Doch der hochwürdige Vater, welcher auf dem Stuhl St. Peters ſitzt, darf ſagen: wie auch das Gefäß ſein mag, der Wein, den ich berge, iſt immerdar ein Himmelstrank und das Heil der Chriſtenheit."

„So laß du dir in deinem Gleichniß ſagen," rief der Kaiſer eifrig, „daß drei Töpfe aus ſchlechtem Thon von den thörichten Völkern der Erde angebetet werden als die Bewahrer göttlichen Segens. Der erſte ſtammt von Moſes und der letzte von Muhamed, und der mittlere iſt der, den der Alte zu Rom ſo herriſch ſchwenkt. Könnte ich wie ich wollte, ich zerſchlüge alle drei, um die Welt von finſterer Tyrannei zu befreien." Hermann bekreuzigte ſich. „Sei ruhig und entſetze dich nicht, du weißt, ich bemühe mich um die Gunſt der Heiligen und bin zur Zeit in dem frömmſten Geſchäft meines Lebens. Verliere nicht das Zutrauen zu mir, vielleicht kommt die deutſche Einfalt, die du bei deinem Herrn Ivo rühmſt, auch an mir noch einmal zu Tage, ſo daß ich dahinfahre als ein treuer und hochgelobter Sohn der Kirche wie der junge Landgraf. — In Wahrheit, gerade jetzt wäre mir willkommen, bei unſerem Vater Papſt einigen guten Willen für mich zu finden.“ Er blieb ſtehen. „Vernimm du zuerſt, was bald ruchbar ſein wird. Die Kreuzfahrer, welche hier verſammelt ſind, führſt du nach dem gelobten Lande, nicht ich. Ich ſolge dir erſt im nächſten Frühjahr.“,

Der Meiſter ſtand ſtill und in ſeinem Geſicht zuckte eine heftige Bewegung, der ſtaatskluge Mann fand keine Antwort. Sieben Jahre waren es her, ſeit der Kaiſer den Kreuzzug gelobt hatte, immer hatte er ihn verſchoben und Hermann hatte mehr als einmal ſeine ganze Kunſt aufgewandt, den erzürnten Papſt zu neuem Aufſchub zu bewegen; jetzt, wo die Fahrt begonnen war, ſah er die reiſende Frucht mühevoller Arbeit durch einen Einfall des Kaiſers verdorben. „Du zürnſt mir in deinen Gedanken,“ begann Friedrich endlich, „Niemand hat ſo viel Recht dazu; denn dir, Hermann, danke ich, daß ich in den letzten Jahren frei von Bann und Verwünſchung des Alten die zuchtloſen Füllen dieſes Landes an meinen Zaum gewöhnen konnte. Alles, was du ſagen kannſt, um mich zu treiben, weiß ich ſelbſt, und glaube mir, heißer iſt mein Drang, im Morgenlande die Krone über dies Inſelmeer zu holen, als dein Wunſch, deinen Brüdern dort Burgen und eine Herrſchaft zu gewinnen. Darum vernimm du allein, was mich hindert. Zwei Frauenlippen waren es und wenige holde Worte, die mir in das Ohr geflüſtert wurden, aber ſie wiegen ſchwerer, als die alte Pflicht und als der Kriegsruf aus dem Heere, das du für mich geſammelt haſt. Ja, und auch du, der du dem Weibe entſagt haſt, wirſt mich nicht ſchelten. Denn eine neue

Zeit kommt heran, und alte Verkündigung wird zur Wahrheit. Wiſſe, ſechs Wochen ſind es jetzt, daß mein Gemahl, die Erbtochter des Königreichs Jeruſalem, zum letzten Mal an meinem Halſe lag. In derſelben Nacht ſtand mein weiſer Omar auf der Zinne des Schloſſes und ſpähte nach dem Stand der Himmelslichter, an denen unſer Aller Schickſal hängt. Grade als wir uns von Brindiſi eingeſchifft hatten zur gelobten Fahrt, brachte mir eine ſchnelle Galeere auf der See den Gruß der Kaiſerin: die goldene Kapſel, in der ſie ſonſt ihre Reliquien bewahrt, ein aufgebrochener Granatapfel lag darin. Verſtehſt du dies Zeichen? Es bedeutet geheimes Hoffen. Und der Bote verkündete, daß ſie hier meiner harre. Darum ſind wir gelandet. Der Landgraf vermag nicht mehr die Pilger zu führen, das macht auch mir leichter zu bleiben, denn ungern hätte ich den jugendlichen Helden unter meinen Deutſchen allein im gelobten Land geſehen, — obgleich er nicht der Mann war, mit den Kindern Muhamed's zu handeln. Sieh hinauf, Hermann," er wies nach dem dunkeln Himmel, an welchem einzelne Sterne ſichtbar wurden, „dort wandeln unter den andern Geſtirnen die großen Wahrſager unſeres Schickſals ihre geheimnißvollen Bahnen, dort glänzt der Stern meines Geſchlechtes, Almuſtari, den die Römer Jupiter nennen. Lautlos ziehen ſie und doch enthüllen ſie dem Kundigen, daß in wenig mehr als ſieben Monden der heiße Wunſch meines Lebens erfüllt wird, der König über Gläubige und Ungläubige wird geboren, die Herrlichkeit eines neuen Reiches wird heraufſteigen aus dem Meere und in neuem Glauben werden die Stämme mit ſchwarzen und blauen Augen einträchtig bei einander wohnen.“

„Zürnt mir nicht, mein kaiſerlicher Herr,“ entgegnete der Meiſter traurig, „wenn ich euch nicht folge zu den Luftbahnen, welche die Sterne wandeln. Ein deutſcher Ordensmann bin ich und mein Amt iſt, nicht an mich zu denken, ſondern an das Wohl meiner Bruderſchaft. Für dieſe aber ſind eure Majeſtät und Papſt Gregor die beiden Leitſterne, welche unſer Schickſal da beſtimmen, wo unſere eigene Kraft nicht reicht. Und deshalb geſtattet mir noch einmal euch zu mahnen. Sieben Monate ſind von euren Wahrſagern als Friſt gegeben für die Fahrt, in heißen Landen für uns die beſte Jahreszeit, nach dieſer Zeit mögt ihr zurückkehren und euch des Glückes freuen, das ihr ſo ſicher erhofft.“

„Doch wenn ich nimmer zurückkehre?“ frug Friedrich mit finſterem Blick. „Du weißt, Hermann, nicht jedem meines erlauchten Stammes glückte, aus dem gelobten Lande den Rückweg zu finden. Und wenn ich heimkomme, wähnſt du, daß ich die Kaiſerin und die Hoffnung, die mich jetzt froh macht, ungeſchädigt wieder finde?“

„Man ſagt, daß des Kaiſers Frauengemach einer zugemauerten Burg gleicht, ſo unzugänglich wie der Harem des Kalifen, und daß die fremden Wächter den Zudringlichen mit ſcharfer Waffe begrüßen.“

„Die Feinde, welche wir Beide kennen, dringen durch jede Thür, ſie geben Siechthum mit der Hoſtie und raunen Tödliches in das Ohr der Betenden. Hermann, ich darf mein Weib in dieſer Zeit nicht verlaſſen.“

„Wenn aller Welt verborgen bleibt, was euch bis zu nächſtem Frühjahr bei eurem Gemahl feſthält, Einen giebt es, dem dies Geheimniß dennoch zugetragen wird, und dieſer Eine iſt der heilige Vater. Den Erben begehrt ihr dem Volke zu zeigen, bevor ihr ihm das gelobte Land gewinnt, eure Gegner in Rom aber drängen, daß ihr das Land erwerbet, nicht für euer Geſchlecht, ſondern für einen Oberherrn, den heiligen Vater ſelbſt. Keinen Grund des Zögerns weiß ich, der den Zorn des Papſtes ſo heftig entflammen muß, als dieſer geheime, der dem Kaiſer ſo wichtig iſt. Bei Strafe des Bannes habt ihr euch verpflichtet, in dieſem Sommer zu ſegeln; wird der Bann gegen euer hohes Haupt geſchleudert, ſo verdirbt er euch die heilige Fahrt und verdirbt die Arbeit und die Hoffnungen vieler Jahre.“ Und vor dem Kaiſer niederkniend, rief er in heißem Schmerz: „O laßt euch warnen, Herr, wenn ihr je Treue und gute Meinung in meinen Worten erkannt habt, ſo hört jetzt auf mein Flehen, ſetzet nicht Alles auf's Spiel um einer unſicheren Hoffnung willen, die jeder kommende Tag vereiteln kann.“

„Steh auf, Hermann,“ ſprach der Kaiſer, den Knienden erhebend, „du ſprichſt redlich, wie du immer gegen mich geſinnt wareſt. Aber du begreifſt nicht, wie dein Kaiſer denken muß. Hoch über alle Häupter der Chriſtenheit hat der Erhalter der Welt mein Geſchlecht erhöht, an dem neuen Leben, welches er in mein Haus ſendet, hängt das Schickſal von Millionen. Nicht ein Kind wie jedes andere iſt der Sohn, welcher dem Kaiſer geboren wird, ſondern eine Verheißung für die Völker der Erde. Du mahnteſt mich an meine Sterblichkeit und mein Alter, in meinen Söhnen liegt die Verjüngung meiner ſelbſt, und die Bürgſchaft dafür, daß die Gedanken, die ich in mir trage, und mein Wille, eine neue Ordnung in die zuchtloſen Seelen der Menſchen zu pflanzen, nicht mit meinem Leben vergehe. Nur auf zwei Augen, auf dem Knaben Heinrich allein, ruhte bisher die ganze Zukunft meines Geſchlechts. Jetzt iſt die neue Hoffnung verkündet. Darum ſage ich dir, der König wird geboren werden, ſo wahr ich unter dem Schein dieſes Sternes vor dir ſtehe. Ich werde ihn den Völkern zeigen und ich werde für ihn die Krone der heiligen Stadt gewinnen, gebannt oder nicht, mit gutem Willen des Papſtes oder mit böſem. Wie mein Sohn Heinrich die Diademe des deutſchen Reiches tragen wird, ſo ſoll ein anderer Sohn als Meerkönig die Kronen von Sicilien und Jeruſalem auf ſeinem Haupte vereinigen. Und ich mit meinem Geſchlecht, wir werden die Welt befreien von der Tyrannei des Alten, der zwiſchen den ſieben Hügeln thront und der ſich zum Herrn gemacht hat über die Majeſtät der Könige und über das Schickſal der Völker.“

Hermann bewegte abweiſend das Haupt. Da faßte Friedrich die Hand des Vertrauten am Gelenk und ſchüttelte ſie in leidenſchaftlicher Aufregung. „Die Völker leben in Siechthum und die Könige werden Sklaven. Da ich noch ein Knabe war, haben die Prieſter mich gezwungen, ihrer Liſt und Untreue zu begegnen mit gleicher Verſtellung. Du haſt zuweilen die Kunſt gerühmt, mit welcher ich meine Gegner überraſche und die Mäßigung, mit der ich für mich nur begehre, was erreichbar iſt; wiſſe, mein Freund, theuren Preis habe ich für dieſe Kunſt gezahlt, es iſt die Schlauheit eines Unfreien, der unabläſſig die Kette fühlt, die er mit ſich ſchleppt. Durch ſie bin ich geſcheuert wie dein Becher, von dem du ſprachſt, und wenn ich jetzt in der Stille vor dir tobe, ſo nimm an, daß es mein deutſches Silber iſt, ein empörtes Gemüth, was an mir zum Vorſchein kommt.“ Und ſeine Bewegung bezwingend, ſchloß er: „Gieb dich, Hermann, ſprich mir nicht mehr von dem, was unabänderlich iſt, ſondern vernimm, was ich noch von dir begehre. Die Luft wird kühl und der kranke Leib fordert Ruhe.“

Das Dunkel der Nacht lag über dem Hafen, aus dem die Maſten der Schiffe ſchwarz gegen den Sternenhimmel ragten; die Totenklage war verſtummt, nur die Fluth rauſchte aus der Tiefe. Ivo ſtand am Ufer, ſein Auge haftete an einem bleichen Lichtſtreif, der oſtwärts auf hoher See glänzte. „Dort hinaus liegt das Land der Verheißung. Eine hohe Pflicht habe ich auf mich genommen und ich ahne, daß ſie mir den freien Sinn einhegt und mich enge und düſter umſchließt wie die Schwärze dieſer Nacht. Von den Freuden meiner Jugend habe ich mich geſchieden, auch von der geliebten Herrin ſoll mich weites Land und wildes Meer trennen. Wer mag ſagen wie lange? Das Tuch mit den fremden Zeichen, welches uns beide einem Fremden verrieth, löſe ich vom Halſe, heimlich will ich es an meinem Herzen bewahren als die einzige Habe, die mir aus ſeligen Tagen geblieben iſt. Still berge ich fortan meine Liebe und meine Sehnſucht, nur für mein neues Amt will ich leben, damit der Himmelsherr meinen Dienſt gnadenvoll annehme und mit mir thue wie ihm gefällt, ob die furchtbare Todesmahnung, die mir auf dem Wege hierher wurde, auch an mir in Erfüllung geht, oder ob mir geſtattet wird, die Treuen zur lieben Heimath zurückzuführen.“ Er kniete nieder und betete für Alle, die er in der Heimath lieb hatte.

Als der Meiſter des deutſchen Ordens am Abend in ſeine Herberge kam, gelang es ihm, wie ſehr er gewöhnt war ſich zu beherrſchen, dennoch nicht, ſeine Bewegung den harrenden Brüdern zu verbergen. Mit ſtummem Gruß winkte er die Entlaſſung, lange ſaß er ſchweigend gebeugten Hauptes, während Arnfried, ſein Neffe und liebſter Geſell, ehrerbietig an der Thür harrte. „Wie lange iſt es her, daß wir vom Maſtkorb auf die Mauer von Damiette ſprangen?“ frug er endlich. „Seitdem trage ich rollende Steine den Berg hinauf in mühſam fruchtloſer Arbeit. Der Kaiſer iſt anderen Sinnes geworden und verweigert die Kreuzfahrt.“

„Wir vernahmen Aengſtliches von der Krankheit des Kaiſers.“

„Er iſt krank und ſeine heidniſchen Aerzte rathen ihm Ruhe, obgleich ſie ihn ſchwerlich von der Falkenjagd abhalten werden. Doch nach einem Aufſchub von wenigen Wochen vermöchte er dem Kreuzheer zu folgen, und dieſe Verzögerung würde wenig ſchaden. Er aber hat den Willen erſt im kommenden Jahre zu fahren.“ Arnfried ſtarrte erſchrecken den Meiſter an und dieſer fuhr leiſe fort: „Der Grund des Aufſchubs iſt Geheimniß. Er iſt nicht auszutilgen und erfüllt ihm die ganze Seele. Drei Kronen ſchweben über ſeinem Haupte, aber ſein edler Geiſt erträgt nicht ohne Schaden dieſe irdiſche Verklärung; ihm ſchwillt das Herz bei dem Gedanken an die Majeſtät und den Pomp ſeines Amtes. Jetzt bleibt er zurück, weil er die Hoffnung hegt, — wahrlich, eine unſichere Hoffnung — im nächſten Frühjahr der ſtaunenden Welt von hohem Gerüſte großartige Worte zu verkünden. Schon heut freut er ſich des Tages. Alles, was dazwiſchen geſchehen muß, erſcheint ihm gering gegen dieſe Verkündigung vor dem Volke. Er iſt ein weiſer und kühner Herr, und doch leidet er durch geheimen Schaden. Kennſt du ſein Unglück, Arnfried? Ihm iſt in die Wiege gelegt, daß er elf Stunden des Tages klüger, ſtärker und größer ſein ſoll als wir Anderen alle, die zwölfte Stunde aber ein unartiges Kind. — Wir fahren morgen, um zu retten, was möglich iſt; nur du folgſt ſpäter. Dich ſende ich vorher auf den Wunſch des Kaiſers zum heiligen Vater, um Entſchuldigungen hinzutragen. Leichtherzig hofft er den Greis Gregor für neuen Aufſchub zu gewinnen, er will nicht wiſſen, wie groß die Ungeduld, das Mißtrauen und die Abneigung des Papſtes iſt. Ein neuer Streit wird entbrennen zwiſchen den beiden Häuptern der Chriſtenheit und die Heiden werden frohlocken, denn nie war eine Fahrt ſo furchtbar für ſie und ſo glückverheißend für uns, als dieſe." Und als der Meiſter ſeinem Vertrauten vieles Andere aufgetragen hatte, fügte er noch hinzu: „Sorge auch, ſoweit du vermagſt, für unſern Landsmann, welcher jetzt mit ſeinen Rittern vergebens nach einem Fahrzeug ausſpäht."

„Ihr meint den Edeln von Ingersleben?"

„Der Kaiſer möchte ihn in ſeiner Nähe feſthalten, aber der junge Held wird unter den Welſchen und Sarrazenen ſchwerlich gedeihen. Ich habe ihn auf meine Seele genommen, denn ich habe ihn durch hohe Mahnung zu der Fahrt geladen."

„Ihr wißt, daß die Spielleute in der Heimath ihn den König nennen. Leidet auch er an dem Fluch, der nach eurer Meinung an der Königswiege hängt?"

„An einem andern, mein Bruder. Wer den Sinn eines Königs hat ohne die Macht, der vermag ſchwerlich zu beſtehen im Kampfe gegen die wilde Welt."

## 7.

## Bei Accon.

Auf dem Deck einer ſtarken Kogge aus Lübeck ſaßen die Pilger, den Blick nach der aufſteigenden Küſte von Cypern gerichtet. Ihre Wangen waren gebleicht durch den Meerwind und das ungewohnte Schaukeln des großen Waſſerroſſes, und oft hatten ſie ſich reiſemüde gewundert, daß es ſo viel wildes Gewäſſer auf Erden gebe. Jetzt harrten ſie ſchweigend des Landes, nur der ſorgloſe Lutz ſang leiſe einen heimathlichen Reigen. „Wer kann hier tanzen," ſprach Henner unzufrieden, „wenn er nicht vom Geſchlecht der Meerweiber oder der Seehechte iſt, denn großmäulige und habgierige Geſellen wälzen ſich um uns." — „Segel ahi," rief der Maat über die Bruſtwehr des Gerüſtes, welches oben am Maſtbaum ragte. Gleich darauf ſchrillte derſelbe Ruf wieder und wieder. Der Schiffer trat zu Ivo. „Es ſind Schiffe des Kreuzheeres, welche von Accon heimkehren, ihr werdet im Hafen Neues aus dem heiligen Lande erfahren." Bald ſahen die Pilger eine ganze Flotte, welche von Oſten her einfuhr oder bereits landete, viele

Böte fuhren an das Land und doch ſtanden die Leute auf den Fahrzeugen Kopf an Kopf gedrängt.

„Geht der Kreuzzug rückwärts?" frug Ivo verwundert, „auch Banner der Edlen ſehe ich an den Maſtbäumen; die Krieger haſten nach dem Ufer zu kommen, aber ſie ziehen nicht gleich Siegern daher."

Als er mit ſeinen Begleitern im Boote durch das Gewirr der Schiffe an's Land fuhr, riefen ihm Stimmen entgegen: „Kehrt um, nutzlos iſt eure Reiſe, die Kreuzfahrt iſt vergangen."

Henner wies zur Seite. „Seht dort Geſichter, die wir in der Heimath nur zu gut kannten. Graf Meginhard, euer Ohm, hebt ſich an den Strand."

Ivo ſprang aus dem Boote. War auch daheim nur geringe Freundſchaft zwiſchen ihm und ſeinem Verwandten geweſen, hier pochte ihm doch freudig das Herz, als er dem Mann ſeines Blutes entgegentrat. „Seid gegrüßt im fremden Lande," ſagte er fröhlich.

Der Graf antwortete kalt der Begrüßung. „Ihr kommt zu ſpät, Ivo, wenn ihr geſonnen ſeid, weiter oſtwärts zu fahren. Wir Thüringe haben geringe Urſache, die Treue des Kaiſers zu rühmen, er hat uns verlaſſen, und der Zorn des Papſtes hat die gewappneten Pilger von ihrem Gelübde gelöſt. Das ganze Heer läuft auseinander. Umſonſt haben ſich die Pfaffen in der Heimath heiſer geſchrien und ganz umſonſt haben wir unſer Geld aufgewandt."

„Der Kaiſer aber wird kommen."

Der Graf lachte. „Dann mag er allein die Heiden in ihre Sandwüſte ſcheuchen, die Hufe der Chriſten hat er verloren. Eilt euch,“ rief er ſeinen Begleitern zu, „damit wir Herberge in der Stadt finden, bevor der Schwarm der Fahrenden eindringt. Wundert euch darum nicht,“ ſchloß er, ſeine Mütze gegen Ivo lüftend, „wenn ich euch verlaſſe. Wollt ihr euch weiſe berathen, ſo wendet den Kiel eures Schiffes einer andern Ritterfahrt zu.“

Ivo erkannte im Gefolge des Grafen den leidigen Herrn Kunz und den jungen Berthold, welche mit den Herren vom Niederhof feindliche Blicke tauſchten. Er rief dem Oheim nach: „Wollt ihr mir noch ſagen, wo der Meiſter des deutſchen Ordens weilt?“

„Er müht ſich zu Accon Waſſer in einem Siebe zu tragen,“ antwortete der Graf über die Achſel zurück.

Da ſprach Ivo zornig zu ſeinen Geſellen: „Ich aber meine, daß jetzt ein anderes Sieb geſchwenkt wird, welches die Spreu des Heeres vom Weizen ſondert.“

Am dritten Tage darauf lag die Küſte des heiligen Landes vor den Augen der Pilger. Alle knieten auf dem Verdeck, ein alter Prieſter ſprach die Gebete und ſtimmte den Hymnus an, zu welchem die Laien das Kyrie ſangen, indem ſie ſehnſüchtig die Arme gegen das Land ſtreckten. Als der Gottesdienſt mit heißer Andacht vollendet war, deutete der Geiſtliche den Thüringen die ſichtbaren Strecken des Landes. „Dort gegen Norden ragen die beſchneiten Gipfel des Libanon, jener blaue Fels im Süden iſt der heilige Berg Karmel und hier vor uns liegt Accon, der eherne Schirm der Chriſtenheit, denn dreieckig, gleich einem Schilde liegt es da, an zwei Seiten von den Wellen umſpült.“ Er wies auf einen alten Thurm, der auf einer Klippe trotzig in die See hinausgebaut war, als äußerſte Wacht des Außenhafens. „Dies iſt der Fliegenthurm, dort hinten ragen die Zinnen der Königsburg, dies ſind die ſtarken Thürme und die Baſteien der Brüder von St. Johannes und weiter abwärts hinter den Hügeln liegt das Pilgerſchloß, die Burg der Templer, welche nicht ihresgleichen auf Erden hat.“

Als das Schiff in den Binnenhafen fuhr, läuteten die Glocken und dröhnten große eherne Pauken den Gruß der Stadt. Eine unzählbare Menge war zuſammengelaufen und antwortete den winkenden und grüßenden Pilgern durch lautes Geſchrei. Wie Geſtalten einer fremden Sage ſchwebten und drängten die Menſchen vor den erſtaunten Augen der Landenden, ſie fanden ſich umgeben von Trachten, die ſie niemals geſchaut, und angerufen durch Laute menſchlicher Rede, dergleichen ſie niemals gehört. Neben dem Griechen im langen bunten Gewande ſtanden der Jude im Kaftan, der ſyriſche Chriſt mit weißem Turban und Wollgürtel, Frauen, welche Stirn und Kinn verhüllt trugen, aber mit Auge und Hand zu ſich heranwinkten, und Lateiner aus jedem Volk des Abendlandes vom braunen Portugieſen bis zum hagern Schotten. Unter den Erwachſenen wanden ſich aalgleich halbnackte Kinder, weiß, braun und ſchwarz, und hoben begehrlich die geöffneten Hände. Abſeits von dem Volksgetümmel aber harrten ſtolze Krieger des Chriſtenheeres, viele im ſchwarzen Mantel der Johanniter oder im weißen der Templer, Leibwächter des Patriarchen mit vergoldeter Rüſtung und georgiſche Reiter, Mann und Roß in glänzende Schuppenpanzer gehüllt. Zwiſchen die Menſchen ſchoben ſich Eſel und Maulthiere der Führer, welche die Reiſenden und ihr Gepäck in Empfang nehmen wollten, dahinter ragten die langen Hälſe und Höcker der Kameele. Und der ganze ſeltſame Schwarm grüßte, winkte, ſchrie. „Wir hörten eine Sage über den Thurmbau zu Babel,“ murmelte Henner, „hier iſt Einiges aus dem Wirrwarr übrig geblieben. Weiche zurück von meiner Taſche, Geſindel.“

„Heil ſei allen tapferen Deutſchen,“ ſchrie ein vierſchrötiger Mann ſeine Nachbarn zurückſtoßend, „hierher, ihr Herren, hier ſteht der ächte Blitzſchwab, bei mir findet ihr Herberge und heimiſche Koſt, berühmt ſind die Klöße und vielgeprieſen iſt der Wein des Wirthes zum Greifen.“

„Segen über eure goldenen Locken, ihr edler Herr,“ rief von der andern Seite eine ältliche Frau, die ein rothes Turbantuch um die Schläfe trug und am Halsbande ein großes ſilbernes Kreuz. „Nimmer hätte ich mir träumen laſſen, euch, ihr ruhmvollen Helden, hier zu ſehen. Habt ihr nie von der Wirthin zum heiligen Georg gehört? Ein Erfurter Kind bin ich, und ich ſah Manchen von euch, da er nicht größer war als ſo hoch.“

Ein Ritterbruder von St. Johannes nahte hinter einem Knappen, der mit ſeinem kurzen Spieße rückſichtslos auf die Schienbeine der Zudringlichen ſchlug, ſo daß ſie ſcheu zurückfuhren und dem Ritter eine Gaſſe bis zu Ivo öffneten. „Seid willkommen, edler Herr,“ begann der Bruder höflich zu Ivo, „der hochwürdige Meiſter ſendet euch und den Herren ſeinen Gruß und erbietet ſich zu jedem guten Dienſt, den ein Fremder in dieſem Lande begehren mag. Geſtattet ihr's, ſo führe ich euch vor ſeine Augen, denn er ſelbſt iſt zur Stelle.“

Ivo trat mit ſeinen Rittern zu einer Gruppe von Johannesbrüdern, aus deren Mitte der berühmte Meiſter Bernard ihm entgegentrat. Der Lothringer ſegnete ihn in deutſcher Sprache und bot ihm verbindlich das Gaſthaus des Ordens zur Herberge an. Da Ivo ſich aber nicht in der erſten Stunde ſeiner Ankunft einer Bruderſchaft verpflichten wollte, ſo dankte er artig und der Meiſter, ein geheimes Mißvergnügen bergend, entließ ihn mit wiederholtem Angebot ritterlicher Dienſte. Sogleich hingen ſich wieder die Erfurterin und der Schwabe an ihn. „Begehrt ihr den Greif oder St. Georg,“ frug Henner, „mir ſcheint, die Ehrbarkeit iſt in beiden gleich.“

„Die Landsmännin ſoll uns haben,“ verſetzte Ivo lachend, „wie ſie auch ſei.“

„Sehr klug thatet ihr,“ lobte vertraulich die Frau, „daß ihr die Scorpione in den Strohſäcken der Weißkreuze vermieden habt, die vom Johannes ſind gieriger als alle Anderen und mißgönnen ſogar einer ehrlichen Frau ihre kummervolle Nahrung. Heda, Jacob, wo biſt du und wo ſind die Eſel?“

Ein ſyriſcher Mann zerrte ſeine Thiere am Halfter herzu und mit vielem Aufwand von Worten und Geberden führte die Wirthin ihre Gefangenen triumphirend in die Stadt. Durch enge ſchmutzige Gaſſen, zwiſchen den rückſtrömenden Haufen drängte und ſtieß ſich der Zug bis zur Herberge, während Henner und Lutz mit den Knechten im Hafen zurückblieben, um das Ausſchiffen der Roſſe und der Heeresrüſtung zu überwachen.

Der Abend kam heran, bevor die Thüringe ſich mit ihren Thieren unter dem Schutz des heiligen Georg geborgen hatten und in einem weiten Hofe, der mit Fließen gepflaſtert war, an Tiſchen und Bänken zuſammenſaßen. Der ganze Raum füllte ſich mit Gäſten, auch hier ſchwirrten viele Sprachen des Abendlandes durcheinander, doch blieb das Deutſche obenauf. Es waren zum Theil Leute von achtbarem Ausſehen, neben ihnen Andere mit deutlichen Gaunergeſichtern und gefällige Weiber, bunt aufgeputzt, mit frechen Blicken; auch deutſche Spielleute fehlten nicht, bald klang die Sackpfeife und die Flöte, bald ſang ein Wanderer, der den ſilbernen Armring ſeines Herrn trug, zu der kleinen Harfe. Auf allen Tiſchen ſtanden Kannen mit dem feurigen Wein Paläſtinas, oft gefüllt von den gefälligen Töchtern des Gaſthofes, die zwar einer Mutter gehorchten, aber in verſchiedenen Mundarten auf die Befehle der Gäſte antworteten.

Die Angekommenen hatten keinen ruhigen Sitz, denn um ſie kreiſte neugierig und begehrlich der Schwarm. Manche frugen wehmüthig nach der Heimath, Andere prieſen ihre Waaren, die ſie in Körben vorzeigten, oder erboten ſich zu jeder Art von Dienſten, auch zu unſäuberlichen. Sogar Brüder von St. Johannes ſaßen in dem Hauſen, und Ivo wunderte ſich, daß die Ordensregel das luſtige Zechen nicht hindere. Aber er war doch froh, als derſelbe Bruder, der ihn am Haſen begrüßt hatte, zu ſeinem Tiſche trat, denn der ſchwarze Mantel deſſelben ſcheuchte ſogleich alle Zudringlichen aus der Nähe, und dem Bruder höflich Sitz und Becher bietend ſprach er: „Mit frommen Gedanken betraten wir das Land der Verheißung und erwarteten Bußgeſänge zu hören, aber wir vernehmen hier weltliches Getöſe, lauter und wilder als daheim.“ Der Bruder lachte. „Jeder Ankommende hegt dieſelben Gedanken, und Mancher, der betend landet, lernt hier das Fluchen. Doch,“ fügte er höflich hinzu, „eure Frömmigkeit iſt zuverläſſig größer als die der meiſten Pilger, da euch das Herz treibt, zu kommen, während die Anderen abziehen.“

„Wir vernahmen auf dem Wege, daß der heilige Vater aus Zorn gegen den Kaiſer die Waller von ihrem Eide entbunden hat.“

Der Bruder verſetzte vorſichtig: „Traurig war für uns der Tag, wo die Botſchaft verkündet wurde. Was ſoll aus dem Weinberge werden, wenn der Aufſeher ſelbſt die Arbeiter hinaus ſcheucht. — Jetzt aber ſind wir Alle begierig, Neues zu hören, und ihr werdet auch deshalb meinen Brüdern eine Freude machen, wenn ihr unſeren Hallen die Ehre eures Beſuches vergönnt.“

Ivo neigte ſich ſtumm, der Bruder fuhr fort:

„Ihr habt heut, edler Herr, den Antrag meines Meiſters zurückgewieſen, ſicher aus wackerem Stolz. Verzeiht aber die Frage: gedenkt ihr lange in dieſer Herberge unter Dieben und Trunkenbolden auszuharren?“

„Wir kamen hierher, mit den Ungläubigen zu kämpfen.“

„Kämpfen?“ antwortete der Bruder verwundert. „Wir leben ſeit Jahren im Waffenſtillſtand oder im Frieden mit den Sarrazenen, nur daß wir eingeſchloſſen ſind. Die Ruhe ſoll dauern bis der Kaiſer kommt, wer weiß, wann?“

Die Thüringe ſahen einander betroffen an. „Wurde das Kreuzheer dazu aufgeboten, um hier ruhmlos zu liegen?“ frug Ivo.

„Das Heer iſt zum großen Theil verlaufen,“ erklärte der Bruder, „was noch kriegsluſtig unter den Waffen ſteht, vermag den Kampf im freien Felde nicht aufzunehmen. Derweilen vertreiben wir die Zeit, indem wir miteinander zanken, und da Fehde und Zweikampf unter dem Kreuze verboten ſind, ſo müſſen wir uns begnügen mit der Zunge zu ſtechen. Hätten wir nicht die Frauen, welche uns zuweilen ein Lächeln gönnen, ſo wäre das müßige Sitzen gar nicht zu ertragen. Wir haben eine Tafelrunde als Liebeshof eingerichtet, die Nichte des Patriarchen Gerold iſt Großmeiſterin. Jeder Neue wird geprüft, ob er hoher oder niederer Minne dient, und erhält alsdann eine Lehrmeiſterin.“

„Die haben wir Thüringe nicht nöthig," bemerkte Lutz. „Sitzt ihr dabei auf dem Erdboden?"

„Die Paare, welche ſich geſellen, ruhen auf weichem Polſter, ſie ſchmiegen ſich nahe zu einander und die Leuchte brennt zuweilen dunkel. Seid ihr dem Sange und fröhlichem Minneſpiel nicht abhold, ſo könnt ihr euch dort manche Stunde verkürzen."

Ivo ſah vor ſich nieder und Henner brummte. „Ich hoffe, ihr brecht unterdeß fleißig Eichenholz."

„Ihr wißt ja ſelbſt, daß der heilige Vater die Turniere verboten hat, dafür ſtechen wir in der Rennbahn nach hölzernen Mohrenköpfen." Der Bruſt des Marſchalk entrang ſich ein beiſtimmender Laut, der einem Stöhnen glich.

Auf der Straße gellte ein verzweifelter Schrei nach Hilfe, mancher Gaſt wandte das Geſicht neugierig dem Eingange zu, aber die lärmende Unterhaltung wurde nicht unterbrochen, bis zwei Männer einen Verwundeten, dem das Blut aus großer Bruſtwunde lief, in den Hof trugen. Die Wirthin ſtürzte ſich wild aus ihrer Burg, einem hohen Verſchlage nahe der Thür, von dem ſie mit ſcharfem Blick alle Tiſche überſchaute, und die Eintretenden abwehrend ſchrie ſie: „Hinaus, ihr heilloſen Tröpfe, wollt ihr mir den Fußboden beſchmutzen. Legt ihn auf die Straße und ruft die Wache des Balif."

Henner erhob ſich und durchſchritt das Gewühl: „Es ſind Schiffskinder des Lübeckers."

„Er iſt von unſerer Back," klagten die Seeleute gegen Ivo. „Er wankte allein wenige Schritte vor uns durch die Gaſſe, da warfen ſich die Mörder über ihn und raubten ihn behende aus. Unſere Geſellen verfolgen die Feiglinge."

Der Johannesbruder beugte ſich über den Erſchlagenen. „Es iſt vorbei mit ihm, der Stoß kam von geübter Hand," ſagte er achſelzuckend. „Warum trug er kein Stahlhemd unter der Jacke? Sorgt für die Beſtattung, ihr guten Männer, und wenn ihr Rache begehrt, ſo nehmt ſie an der erſten Nachtmette, der ihr begegnet; es iſt kein Mangel daran." Noch andere Matroſen traten ein, verſtört und grimmig. „Wir verfolgten die Böſewichter bis zu einem großen Hauſe, ſie ſprangen hinein, vor uns ſchlug man die Thür zu; das weiße Zeichen von St. Johannes hing darüber." Die zornigen Geſichter der Seeleute wandten ſich gegen den Bruder, welcher ſtolz entgegnete: „Sie haben das Aſylrecht gefordert. Das weiße Kreuz ſchirmt Jeden, der ihm vertraut. Naht morgen bei Tage höflich der Pforte und klagt bei dem Hauscomthur." Und zu Ivo gewandt, fügte er entſchuldigend hinzu: „Wundert euch nicht, wenn ihr hier mehr von heimlichem Ueberfall vernehmt, als daheim. Der heilige Friede, welcher hier geboten iſt, trägt die Schuld. Denn wer ſich mit dem Schwert nicht rächen darf, bezahlt zuweilen ein Meſſer." Doch als er aus der ernſten Haltung Ivo's erkannte, daß auch dieſer gekränkt war, leerte er ſein Glas und empfahl ſich mit zierlichen Worten künftiger Gunſt. Auch der Tote wurde hinausgeſchafft, eine ſchwarze Tochter der Wirthin fuhr mit einem großen Schwamm über den Fußboden und der Lärm tobte weiter.

Die Wirthin im Turban aber trat zu Ivo, und auf den leeren Sitz des Bruders deutend ſprach ſie leiſe: „Da ihr ein Thüring ſeid, ſo traut dieſem Ritter nicht, denn er iſt aus Franken, und ſelten bezahlt er einen Becher, den er bei mir trinkt. Ihr habt wohl ſelbſt gemerkt, daß er nur gekommen iſt, um Schakale zu locken.“

„Was bedeutet das?“ frug Ivo.

„Verzeiht, wir nennen die neuen Pilger ſo. Denn Schakal iſt hier ein Thier, dem Fuchſe ähnlich, welches hinter dem Löwen hertrabt und dieſem das Wild jagen hilft, dafür läßt der Löwe dem Schakal den Abfall der Beute.“

„Begehrt die große Bruderſchaft den Beiſtand der Pilger, damit dieſe unter ihrem Banner fechten?“

„Fechten? hier wird ſeltener gefochten als daheim,“ verſetzte die Wirthin. „Gewöhnlich müſſen die Fremden ihnen um Gotteslohn Säcke tragen, Mörtel miſchen und Steine heben für ihren Burgenbau. Wie könnten die Brüder als Herren unter uns ſitzen in ihren Paläſten, wenn die Pilger ihnen nicht mit ihrem Schweiß die Mauern zuſammenfügten?“

„Das mag gute Arbeit ſein für die armen Waller, die in ihrer Heimath Aehnliches gethan haben, doch ſchwerlich für Solche, welche das Waffenkleid tragen.“

„Ihr irrt, Herr. Wiſſet, daß für den Pilger in dieſem Lande jede Arbeit, die er den Heiligen zur Ehre thut, ein gutes Werk iſt, welches ihm den Himmel öffnet, und die niedrigſte Arbeit das heilſamſte. Ich ſelbſt ſah Fürſten und Grafen die Mauerkelle ſchwingen, und auch mich dünkt es ein rühmliches Thun, wenn gerade die Noth bedrängt. Die Bruderſchaften aber ſinnen unabläſſig auf Vergrößerung, und deshalb fangen ſie den neuen Pilger in ihren Herbergen ein, damit er ſich ihnen gelobe und ihnen diene, wozu ſie ihn gebrauchen. Erſt vor wenig Tagen haben die Templer einige tauſend Mann des Kreuzheers entführt, damit ſie ihnen die Mauern der Stadt Saida wieder aufrichten.“

„Wie kommt's, daß die Brüder vom Tempel nicht auch in eurer Herberge werben?“

„Die ſind zu ſtolz, um in die Schenken zu gehen,“ antwortete die Wirthin, „ſie verſtehen darum den Fang nicht weniger gut.“

„Und haben die Brüder vom deutſchen Hauſe denſelben Brauch?“

Die Wirthin zuckte mit den Achſeln. „Dieſe ſind ſtille Männer, aber ſie ſind arm und haben wenig Gewalt. Ihre kleine Herberge iſt überfüllt durch die Kranken. Wollt ihr den Rath einer geringen Frau beachten, ſo traut hier Niemandem, denn jeder ſorgt nur für ſich ſelbſt.“

„Auch ihr, Mutter?“ frug Ivo lächelnd.

„Ach, edler Herr,“ rief die Frau beweglich, „ihr werdet es mit einer Wittwe nicht zu genau nehmen. Bedenkt, wir ſind hinausgeſtoßen an die äußerſte Grenze unter die Heidenſchaft, wir ſind es, welche für die ganze

Chriſtenheit das Aergſte wagen und dulden, damit wir frommen Pilgern hilfreich ſein können." Ihre Rede ſtörte ein plumper Geſell mit borſtigem Haar, einem Schlächter ähnlich, welcher die Mütze in der Hand herzutrat: „Solltet ihr ſelbſt einmal eine ſichere Hand bedürfen bei Tage oder bei Nacht, ſo gebt mir und meinem Geſellen den Vorzug, weil ich ein Deutſcher bin und in dieſen Hof gehöre."

„Was iſt dein Amt?" frug Ivo mit Widerwillen. Der Mann wies auf das breite Meſſer an ſeiner Seite und machte eine kurze Bewegung mit der Hand. Da winkte ihm Ivo zu entweichen und ſprach finſter zu der Wirthin: „Herbergt ihr auch ehrloſe Geſellen dieſer Art?"

„Heilige Magdala," rief die Wirthin, „ſcheltet mir nicht meine Sangliers. Wie ſoll eine fromme Frau unter dem wilden Volke haushalten, wenn ſie nicht einige Trotzköpfe hat. Die meiſten Prälaten und die großen Laien halten ſich dergleichen. Ich nähre nur zwei, damit ſie dort vor meinem Stuhl ſitzen und die frechen Trunkenbolde ſchrecken. Der Wirth zum Greifen aber bewahrt ein ganzes Rudel und vermiethet ſie auch, was ich niemals thue. Denn ich achte, ſoviel ich vermag, auf Ehrbarkeit."

Am nächſten Morgen begann Ivo zu ſeinen Gefährten: „Wir ſind in dies Land gekommen, um Allerlei zu lernen. Was die Kreuzespflicht gebietet, das wollen wir thun bis auf's Aeußerſte, fremdem Brauch fügen wir uns nur, wenn er unſerer Ehre nicht zu nahe tritt. Wir ſchlagen noch heut Zelt und Hütte draußen im

Lager auf und verhalten uns dort nicht als Werkleute, ſondern als Krieger. Denn darum ſind wir gekommen, und die Heiligen werden uns nicht zürnen, wenn wir uns nach Sitte der Heimath unedler Arbeit verſagen. Immer aber laßt uns, ihr Herren, treu zuſammen ſtehen und ein gutes Vertrauen bewahren.“

Als die Pilger aus der Herberge traten, umfing ſie wieder betäubender Lärm der großen Stadt. Von dem Syrer Jacob, ihrem Dragoman geführt, wanden ſie ſich durch das Gewirr der engen Gaſſen und kletterten halsbrechende Stiegen zwiſchen den Häuſern, welche gleich zahlloſen Burgen um ſie ragten, weiß getüncht, mit ſpärlichen Lichtöffnungen und platten Dächern. Unter den ſchmuckloſen Wohnungen kleiner Leute ſtanden mächtige Steinthürme und reichverzierte Paläſte, die Burgen edler Geſchlechter, dazwiſchen eine große Anzahl Kirchen und Kapellen, deren Glocken faſt unabläſſig läuteten. An den freien Plätzen aber lagen die ſtattlichen Höfe der Kaufherren aus Piſa mit gewölbten Lauben, wo hinter metallenen Gittern Waaren des Morgen- und Abendlandes ausgeſtellt waren. Bei jedem Schritt haftete der erſtaunte Blick der Thüringe auf feilgebotenen Früchten und Lebensmitteln, von denen heimkehrende Pilger Wunderbares berichtet hatten; auf koſtbaren Stoffen und edlem Metallſchmuck, von deren Pracht und Fülle ihnen ſelbſt das Lied des Sängers nichts verkündet hatte. Sie ſahen die reiche Stadt von Meer und Ebene abgeſchloſſen durch zwiefache hohe Mauern, die aus Felsſtücken wie für die Ewigkeit gebaut waren, darüber ragten mächtige Thürme und als Vorwerke große Baſtionen, die Barbakanen, welche gerundet oder im Winkel gegen den Strand und die Ebene vorſprangen; jede war ſelbſt eine kleine Feſtung, trug auf der Plattform ihre Wurfgeſchoſſe und enthielt im Innern große gewölbte Räume und Gemächer, in denen ſich eine ganze Schaar bergen konnte. Auf dieſen Baſteien wehten die Banner der Bruderſchaften und einzelner Edlen; an der nördlichſten Ecke beim Thore von St. Leonhard auch das Banner der Marienbrüder. Draußen in der weiten Ebene aber lagen einzeln an Quell und Bach die burgähnlichen Wohnhäuſer der ſyriſchen Landbauer zwiſchen großen Wein- und Orangengärten, in der Niederung breiteten ſich Feigenbäume und Olivenwälder, am Rand der Bäche wuchs der Oleander, auf den Höhen ragten Cypreſſen und flachgewipfelte Pinien. Der Syrer wies in die Ferne: „Dort hinter den Bergen liegt Jeruſalem.“ Und die Pilger neigten ſich ehrfürchtig der heißerſehnten Stadt zu.

In der Barbakane der Marienbrüder fand Ivo ihren Meiſter. „Ich dachte wohl, daß ihr beharren würdet,“ rief ihm dieſer grüßend entgegen.

„Der Kaiſer kommt zum Frühjahr,“ ſprach Ivo, „er hat es mir, da ich Urlaub nahm, feierlich beſtätigt.“

„Er kommt als ein Gebannter,“ murmelte Hermann. „Euch aber, edler Herr, beweiſe ich meine Achtung, wenn ich in dieſem Lande den Rath gebe, helft euch ſelbſt und ſchlagt euch als ein Freier durch alle Hinderniſſe. Sucht ihr den Beiſtand eines erfahrenen Mannes, ſo werde ich immer bereit ſein. Meine Bruderſchaft aber gehorcht einem ſtrengen Geſetz, ſie naht freiwillig nur dem Kranken und dem Feinde, und ſie verrichtet ohne Entgelt nur Werke des Erbarmens und des Krieges. Wer uns ſonſt gebraucht, muß uns rufen, und wer von uns begehrt, muß uns leiſten. Denn nur unſeren Dienſt vor Augen gehen wir ſtill unſeren Weg zwiſchen den Guten und zwiſchen den Argen und ſuchen Beide für uns zu benützen. Deshalb iſt der beſte Wunſch, den ich für euch hege, daß ihr niemals unſern Beiſtand gebrauchen mögt."

Ivo meinte, daß dies kalte Worte eines Mannes waren, den er im Herzen verehrte, und er nahm ſich vor, die Dienſte des Meiſters und ſeiner Brüder ſo lange als möglich zu entbehren. Er meldete ſeine Ankunft dem Herzoge von Limburg, welcher an Kaiſers Statt Führer des Heeres war, und rückte mit ſeinem Gefolge an demſelben Morgen auf die Ebene unweit des Strandes, wo die Zeltgaſſen verödet lagen. Sein Zelt wurde aufgeſchlagen, einige leere Hütten geſäubert und ausgebeſſert und es war für Alle der erſte frohe Augenblick ſeit vielen Tagen, als Henner das Wappenbild ſeines Herrn auf der gemalten Speerſtange befeſtigte und ſein Haupt entblößend, rief: „Fliege in Ehren über getreue Herzen."

Das Jahr neigte zum Ende, die Pilger freuten ſich über die milde Luft der erſten Wintermonate, und Henner richtete hinter den Hütten eine kleine Rennbahn ein, auf welcher die Thüringe ſich und ihre Roſſe eifrig im Speerkampf übten. Wurde das ritterliche Stechen auch von der Kirche nicht gelobt, die Krieger durften ſagen, daß ſie es als Uebung nicht entbehren konnten. Bald war die Bahn in dem trägen Lager ein geſuchter Ort, nicht nur Landsleute, auch Fremde ſammelten ſich darin, und über den Trümmern der gebrochenen Speere gewannen die Thüringe gute Kundſchaft mit vielen fröhlichen Geſellen. Der Herzog von Limburg verſtach ſelbſt zuweilen gegen Ivo ſeinen Rohrſchaft und rühmte den Helden und ſeine Ritter vor den Häuptern des Heeres.

Aber die Ungunſt des Winters ſtörte das ſorgloſe Treiben. Ein kalter Nordoſt hinderte die Schiffahrt, die Zufuhr blieb aus, eine unleidliche Theuerung begann. Denn Waizen und Gerſte, die unentbehrlichen Lebensmittel, wurden zumeiſt mit den Summen erkauft, welche fromme Chriſten des Abendlandes zu dem Kreuzzuge geſteuert hatten. Immer war die Vertheilung unbillig geweſen, der kleine Hauſe, für welchen Henner zu ſorgen hatte, wurde gegen andere Schaaren zurückgeſetzt, die großen Bruderſchaften und die mächtigen Gebieter nahmen gern das Beſte vorweg, und mit viel ſcharfem Wortgefecht hatten die Thüringe kaum das Nothdürftige behauptet. Jetzt war gar nichts zu erhalten, alle Beſchwerden Ivo's blieben fruchtlos; der Herzog ſchalt heftig auf die Vertheiler, vermochte aber die Parteilichkeit nicht zu brechen. Und Henner mußte aus der Geldtaſche, welche er als leichte Laſt über ſeinem Herzen bewahrte, den Tagesbedarf zu unerhörtem Preiſe einkaufen. Sein Zorn wurde größer, wenn er ſah, wie wohlgenährt die Pferde vom Tempel und Johannes waren. Denn die Brüder hatten durch große Magazine weislich für ihren Bedarf geſorgt, ſie beſaßen eigene Laſtſchiffe und Unterhändler in anderen Häfen. Darum ging der Marſchalk mit umwölkter Miene einher, bemüht, ſeinem Herrn die Noth zu bergen. Unterdeß ſuchten Lutz und Eberhard, die jungen, durch Jagdbeute der Küche zu helfen. Doch in der Nähe des Lagers war das Wild faſt gänzlich getilgt, ſie mußten weit in das Land ziehen und ſtießen mehr als einmal mit feindlichen Bedwinen zuſammen, welche auf ihren Roſſen ſchweifend das Lager umlauerten und unter den braunen härenen Mänteln gerade dann hinter einer Erdwelle auftauchten, wenn die Pilger ein Rudel Rehe oder Gazellen beſchlichen hatten. „Ein Glück iſt, daß dieſe Haidetraber im weißen Hemde niemals einen Pfeil verſenden," tröſtete ſich Lutz, als er einen Rehbock durch einen Lanzenſtich im Arme erkauft hatte.

Als Ivo einſt in der Rennbahn ritt, erkannte er unter den Zuſchauern weiße Mäntel der Templer, und Herr Peter von Montague, ihr Meiſter, kam grüßend heran und rühmte die gute Hofzucht der Pferde. „Sie haben nicht ihre volle Kraft," antwortete Henner, ein wenig getröſtet durch das Lob des ſtolzen Helden, der von dem ganzen Kreuzheere mit Scheu betrachtet wurde. „Schwer haben ſie ſich an das Futter des Landes gewöhnt, und jetzt wird es ihnen knapp zugemeſſen."

Der Meiſter lächelte ein wenig und ſagte im Davonreiten: „Solltet ihr einmal Luſt haben, Pferde eurer

Zucht zu verkaufen, ſo bitte ich, denkt vor Andern an die Brüder vom Tempel."

Henner ſah ihm finſter nach. Wenige Tage darauf begann Ivo beim Lagereſſen: „Feiern wir im voraus das Oſterfeſt, ihr Herren? täglich bietet der Koch geſottene Fiſche. Wie kommt es auch, Herr Eberhard, daß ihr ſo verſtört ſitzt und den Arm verbunden tragt?"

„Ich fiel, als wir Fiſche aus der Bucht holten, von der Klippe in die See," antwortete der Vaſall, „und ich wäre nimmer aus der kalten Fluth getaucht, wenn mich mein Geſelle Lutz nicht an den Haaren herausgezogen hätte."

Da ſtieß Henner plötzlich ſein Schüßlein bei Seite und große Thränen liefen ihm aus den Augen. „Es iſt mir nur um die Pferde," ſeufzte er, „ſie wollen durchaus nicht mit Gräten vorlieb nehmen."

Ivo ſtand auf und winkte dem Marſchalk in's Freie. „Sagt mir Alles, Henner."

„Die Geldtaſche iſt leer," verſetzte Henner, „und wir ſind am Ende."

Ivo nahm die ſchwere Goldkette vom Halſe, den einzigen Schmuck, welchen er trug: „Nimm." Henner wog die Kette in der Hand. „Oft habe ich ſie in Gedanken geſchätzt, ſie iſt die letzte Bürgſchaft für eure Heimkehr."

„Für die Zukunft vertrauen wir dem, in deſſen Dienſt wir hierher gekommen ſind," antwortete Ivo.

„Sie hilft auch nur auf kurze Zeit, Herr. —

Eberhard trägt eine Schiene um den gebrochenen Arm und wird ihn den Sommer ſchwerlich im Ernſte gebrauchen. Er ſehnt ſich heimlich nach Hauſe, nur daß ihn die Scheu abhält, euch das zu ſagen?"

„Und ihr, Henner?"

„Ihr werdet doch nicht ohne mich und meinen Geſellen Lutz in Jeruſalem einziehen wollen?"

Ivo zerriß die Kette in zwei Theile. „Die Hälfte ſei für Eberhard und ſeinen Knecht zur Heimfahrt, die andere Hälfte für uns, damit wir hier aushalten. Zwölf Roſſe hatten wir bis jetzt, verkauft die Hälfte den Templern, ſo bleibt dem Manne ein Pferd."

Es war für Henner der ſchwerſte Ritt ſeines Lebens, als er am Nachmittage in die Burg der Templer zog, die Pferde anzubieten. Der Meiſter empfing ihn mit ausgeſuchter Höflichkeit. „Schätzt die Pferde ſelbſt und empfangt zur Stelle den Preis. Wir füttern und gebrauchen ſie für euch, begehrt ihr ſie einſt zurück, ſo mögt ihr ſie wiederkaufen. Und findet ihr es zu ſchwer, unter eigenem Banner beſſere Zeit zu erwarten, ſo wißt, daß meine Brüder ſich freuen werden, euch von unſeren Vorräthen mitzutheilen, ſo viel ihr wollt."

„Dieſe verſtehen beſſer als Andere, für ſich zu werben," ſagte Ivo mit trübem Lächeln, als ihm Henner die Unterredung berichtete. „Mein Stolz gleicht einer Eſpe, von welcher der Sturmwind einen Aſt nach dem andern bricht, unruhig zittern die Blätter der letzten Zweige, wie lange, und die karge Friſt, welche wir erlangt haben, wird verronnen ſein."

Die Worte ſollten bald Wahrheit werden. Die warme Frühlingsſonne umkleidete wenige Tage darauf die Landſchaft mit buntem Farbenglanz. Während in der Heimath die erſten Veilchen und Schneeglocken ſich furchtſam an die kalte Luft wagten, leuchtete hier die Ebene gleich einem geſtickten Teppich, die weißen Lilien und die Roſen öffneten die geſchwellten Knoſpen, die Turteltauben girrten auf den Sycomoren und die Nachtigall ſchmetterte aus dem Citronenhain ihre Lieder. In dem Lager liefen die Krieger zuſammen, denn aus der Stadt bewegte ſich unter Glockengeläut und geiſtlichem Geſange, geführt von dem Herzoge von Limburg und dem Patriarchen, ein langer Zug mit dem wallenden Banner der Marienbrüder; ſie kamen nicht im kriegeriſchen Schmuck, ſondern trugen Schanzzeug und Baugeräth, und in langer Reihe folgten Laſtthiere und Karren. Mit düſterem Blick ſahen die Templer, welche bei Ivo's Rennbahn hielten, auf den großen Schwarm, als er das Kreuzlied ſingend, durch die Ebene zog, und der Johannesbruder barg nicht den Ausruf: „Niemals hätte ich gedacht, daß das Marienſpital eine ſolche Schaar für ſich erbeuten würde." Da dachte Ivo, daß es Deutſche waren, welche auszogen und er folgte mit ſeinen Rittern. Eine gute Meile landeinwärts erhob ſich ein anſehnlicher Hügel, an deſſen Fuß mehre weiße Häuſer ſyriſcher Landbauern glänzten. Der Zug erſtieg die Höhe, die Karren wurden zuſammengefahren, das Heer umſchritt ſingend den Gipfel, dann trat es in großem Ringe zuſammen und der Patriarch rühmte, daß das beabſichtigte

Werk eine heilige That und die Theilnahme daran für Jeden heilbringend ſei; er weihte die Stätte und ertheilte den Segen. Darauf wurde die geſammte Schaar unter Ordensbrüder vertheilt und zur Arbeit geführt. Um den abgeſteckten Raum begann ein Theil der Pilger den Graben zu ziehen und einen Wall zu erhöben, während andere Haufen die Abhänge des Berges von Bäumen und Geſtrüpp reinigten. Der Herzog von Limburg und der Ordensmeiſter thaten den erſten Spatenſtich und beide arbeiteten tapfer mit Hacke und Grabſcheit, ringsum klangen die Aexte und Hauen laut an Holz und Stein, denn wohl mehr als tauſend kräftige Männer ſchufen am Werke.

Ivo ſah eine Weile ſchweigend zu. Als dem Meiſter ein großer Stein, den er aus dem Boden heben wollte, abglitt, ſprang er herzu, hob die Laſt und lachte, als der Meiſter ihn mit freundlichem Kopfnicken grüßte. Bald faßte er ſelbſt eine Haue und half friſch bei der Arbeit. In der Raſtzeit trat er zu Hermann und ſprach das Haupt neigend: „Nehmt mich zum Arbeiter an, auch für mich iſt die Zeit gekommen zu dienen, und ich will es am liebſten für euch thun, da ihr mich im Namen unſeres Volkes zur Pilgerfahrt geladen habt.“

Der Meiſter antwortete ernſthaft: „Ich empfange euren Dienſt, den ihr mir als ein Freier bietet, ihr aber nehmt, ſo lange ihr an unſerem Werke ſchafft, auch unſere Hilfe für euer Leben. Keine unrühmliche Arbeit iſt es, edler Ivo, der ihr euch weiht. Dies iſt ſtreitiges Land zwiſchen uns und den Sarrazenen, uns aber gehören die Meierhöfe, welche ihr in den wonnigen Thälern vor uns ſeht. Starkenburg ſoll dies Kaſtell heißen, ein Schutz für Accon und zur Behauptung der Landſchaft. Vielleicht ſind auch ſchon die Stätten beſtimmt, an welchen weiter abwärts die nächſten deutſchen Burgen gebaut werden. Meine Brüder leiten die Arbeit, denn ſie haben darin Erfahrung; Bruder Arnfried von Naumburg gebietet den Maurern auf der Höhe, — ihr ſeht ihn mit Richtſcheit und Meßſtock ſchreiten — und dort unten bereitet Bruder Siebold aus Bremen ein Heerlager für die Arbeiter; dieſem will ich euch zutheilen."

Ohne Freude empfing ihn der Alte: „Was fiel meinem Meiſter ein, daß er mir einen Gehilfen ſendet, der zuverläſſig nichts verſteht als Roſſe zu drücken und der außerdem ein Erler iſt. Kennt ihr das Geheimniß der Zahlen?"

„Wie der Knabe es auf dem Zahlbrett lernt."

„Wißt ihr die Zahlzeichen auf eine Wachstafel zu ſchreiben?" Das wußte Ivo nicht. „Verſteht ihr die Linien auf dieſem Pergament zu deuten?" und er hielt ihm einen gezeichneten Plan hin. Ivo fand die Linien unverſtändlich. Der Bruder bewegte mißbilligend das weiße Haupt: „Ich dachte mir's wohl, es iſt geringe Freude, einen Ungeſchickten anzulehren."

„Habt Geduld mit mir," bat Ivo, den aufſpringenden Stolz unterzwingend. „Ich will mir eifrig Mühe geben, euch zu gefallen."

„Haltet wenigſtens die Meßſchnur," gebot der Bremer und Ivo faßte an.

Am Abend war es ihm gelungen, dem ſtrengen Alten ſo weit zu gefallen, daß dieſer ſagte: „Ich ſehe, ihr ſeid willig. Dafür will ich euch Zeichen in den Sand ritzen und erklären, damit ihr ſie morgen bei Sonnenaufgang merkt. Legt ein Brett darüber, ſonſt tilgt euch ein plumper Fußtritt die Wiſſenſchaft.“

Früh am nächſten Morgen ſaß Ivo auf dem Sande in der Wolljacke, ein Schurzfell um die Hüften, er zog mit einem Schnitzmeſſer gerade Linien auf ein dünnes Bret, ſägte vorſichtig das umriſſene Stück ab, und rief ſeine Arbeit in die Höhe haltend, dem Marſchall zu: „Wißt ihr, Henner, was ein Winkel iſt?“ Er mußte die Frage wiederholen, denn rings um ihn krachten die Aexte; auch ſeine Ritter und Knechte waren in Werkleute verwandelt, welche Balken und ſtarke Pfoſten zurecht hieben. Endlich antwortete Henner, ſeine lange Geſtalt reckend und den Schweiß von der Stirne wiſchend: „Ich kenne nur einige Winkel in Erfurt, in welchen nicht viel Gutes zu finden iſt. Doch die Heiligen hier haben andere Gewohnheiten als bei uns, für die Seele mag ihre Sitte heilſam ſein, aber dem Rücken thut ſie weh. Wir merken, Herr, daß dies die Heimath des heiligen Joſeph iſt, der, wie ſie ſagen, ein Zimmermann war.“

Wieder half Ivo dem Alten, und war eifrig bei der Arbeit, denn er erkannte allmählich das Sinnvolle der Zeichen, welche er machen half. In der Mitte des Lagers ſah er einen großen freien Raum, den Ring zum Marktverkehr und zur Sammlung beim Alarm, in der Mitte des Ringes das Wachthaus und dahinter nach der Zahl der Apoſtel die Stellen der zwölf Schenken und Kaufbuden, ſeitwärts den Kirchhof, auf dem die Kapelle der Jungfrau Maria gezimmert werden ſollte. Von den vier Ecken des Marktes liefen vier Lagergaſſen nach zwei gegenüber liegenden Thoren, und kleinere Gaſſen nach den Pforten auf den beiden anderen Seiten, längs der Gaſſen wurden die Hüttenräume für je zwölf Schüſſelgenoſſen abgeſteckt und in Quartiere getheilt; um den ganzen Raum wurde die Furche für den Wall und Graben gezogen.

Mit dem Werke gewann Ivo auch den Bruder lieb, denn er merkte wohl, daß dieſer in ſeiner Art ein vielerfahrener und weiſer Mann war. Als ſie Alles abgegrenzt hatten und die Pfähle mit verſchiedener Farbe bezeichnet in Reihen ſtanden, ſah der Alte zufrieden auf ſein Werk und ſprach im Selbſtgefühl eines Meiſters: „Auch ihr habt jetzt die Kunſt gewonnen, ein Lager abzuſtecken, welches ſo groß iſt, daß zweitauſend Mann darin bequem wohnen und zugleich den Wall vertheidigen können. Glaubt aber nicht, daß ihr deshalb verſteht, auch das Lager für weit größere Anzahl zu errichten, indem ihr nach eurer Willkür die Quartiere vergrößert, ihr würdet nur ein ungefüges Werk zu Stande bringen und die Mannſchaft würde ſich entweder drängen oder nicht im Stande ſein, den ganzen Wall zu vertheidigen. Denn jedes Maß ändert das andere, und eine Zahl hängt von der andern ab. Dies größere Geheimniß aber darf nur ich wiſſen und der Orden, denn der Lehrherr muß etwas voraus behalten vor dem Lehrling."

Das gab Ivo ergeben zu und der Alte fuhr fort: „Dieſe Kunſt, die wir jetzt üben, vermag man hier im fremden Lande nicht zu gewinnen, wo Vieles unordentlich zugeht. Sie iſt aber ein Geheimniß, das wir Nordfahrer und zum Theil eure Nachbarn, die Magdeburger, ergründet haben, wenn wir mit unſeren Meerſchiffen den Strand der Heiden im kalten Oſten anliefen oder unter den Fremden handelten. Merket auch, daß dieſes Lager zugleich eine Stadt werden kann für die Siedler, wenn dieſe hier dauern. Wo wir das große Alarmhaus geſetzt haben, wird ein Stockwerk übergebaut für den Rath der Gemeinde, und die zwölf Apoſtel dahinter werden zwölf Kaufhäuſer, aus den Lagergaſſen erſtehen die Straßen und aus den Hütten die Wohnungen mit ihrem Hofraum. Dann mögen ſich die neuen Burgmannen ſtatt des Holzgerüſtes eine Kirche bauen und ſtatt des Pfahlwerkes eine Mauer errichten. Solche Werke gedeihen bei uns überall, wo die Kaufleute ihre Bank unter den Oſtleuten aufſchlagen und die Bauern ihnen nachziehen, um auf neuer Scholle zu ſiedeln."

Ivo ſah über das Lager auf die fruchtbare Landſchaft, um ſein Haupt ſangen die Sommervögel, die Natur blühte und duftete und er rief begeiſtert: „Wahrlich, keinen beſſeren Wohnſitz kann ich denken für Männer meines Volkes. Bald ſoll, wenn unſer Schwert hilft, hier ein neues Heimweſen gegründet werden. Und ich denke, auch euer Meiſter hat das gewollt, als er die Arbeiter bei der neuen Burg anſiedelte."

Der Alte ſchwieg, endlich ſprach er in ſeinen Gedanken." „Viel bin ich umhergezogen über das ſalzige Meer in Sturm und Eisfroſt unſerer Heimath. Und in manchem Lande fremder Menſchen habe ich, als ich noch ein freier Mann war, die Waarenballen aufgeſchnürt, gekauft und getauſcht, um in Reichthum meine Tage zu enden. Wiſſet, Herr, eine Sturmnacht vertilgte die Hoffnungen meiner Seele, zwei gewappnete Söhne verſanken mir mit ihrem Schiffsvolk im Oſtmeere. Seitdem wurde mir die Sorge zum mein einſames Leben verächtlich und ich dachte oft an den Saal der ewigen Freude, in dem ich meine lieben Jungen wiederfinden könnte. Da übergab ich mich und mein Gut der Bruderſchaft und kam in dieſes Land. Mit gutem Grunde ſagt ihr, daß das Land erfreulich iſt für Auge und Herz und doch kennt ihr noch wenig davon. Ich aber habe das Schönſte darin geſchaut, was einem Paradieſe gleicht."

„Ihr meint das heilige Jeruſalem," frug Ivo.

Der Bruder ſchüttelte das Haupt. „Dort wurde der Herr gemißhandelt und gekreuzigt, und wenn ſie auch ſagen, daß große Verheißung an der öden Stätte hängt, mir war, als ich dorthin pilgerte, das Herz ſchwer bedrückt. Nein, ein anderes Thal preiſe ich, wo ich ſelbſt ſterben möchte. Seht dort grade vor uns hinter den Bergen liegt das geſegnete Nazareth, in wenigen Stunden könnte euch ein Roß hintragen. Dort wuchs unſer lieber Herr bei ſeiner Mutter und dem treuen Joſeph auf. Dort ſtand ich mehr denn einmal als Waller und ich ſage euch, nichts auf Erden gleicht der

Seligkeit dieſer Stunden. Denn ich ſah in meinem Geiſte das liebe Kind mit ſeinen treuen Augen vor mir, als es vor dem Hauſe ſaß und ſpielte, wie Kinder thun, und ich kniete an der Quelle, zu der ihn gewöhnlich ſeine Mutter ſchickte das Waſſer zu holen, und hörte in meinem Geiſte, wie die Himmelskönigin, wenn er das Krüglein brachte, zu ihm ſprach: „Lütte Putje, wat verſumſt du di?“ Da dachte ich an meine eigenen Jungen.“

Den Alten übermannte die Bewegung, er ſetzte ſich auf einen Stein zur Seite und faltete die Hände. Ivo ſtand ſtill neben ihm und legte den Arm über ſeinen Hals. Auch er dachte an die Heimath, obwohl kein blondhaariger Knabe ſeine Rückkehr erwartete. Nach einer Weile fuhr der Bruder traurig fort: „Ihr ſagtet, aus dieſem Lager hier mag eine Stadt unſeres Volkes werden und wie ihr, denken vielleicht Andere; ich aber ſorge, dieſe Hoffnung wird nicht in Erfüllung gehen.“

„Die Ankunft des Kaiſers ſteht bevor, Vater; vertraut auch ihr, daß die träge Ruhe ein Ende nimmt und die Heiden vor unſeren Waffen entweichen.“

„Wenn Waffen dies Land feſthalten könnten,“ entgegnete der Alte kopfſchüttelnd, „ſo wäre es nicht verloren worden, trotz unſerer Sünden. Wir Kaufmänner aus Bremen haben darüber andere Gedanken. Die Edlen und Ritter haben durch das ganze Land unabläſſig Burgen erhöht und unzählige Chriſten haben ihr Blut vergoſſen, ſie zu behaupten. Aber das Beſte wollte nicht gelingen, die Chriſten haben nirgend im Lande eine

Stadt gebaut, und nur die Küſte vermochten ſie feſtzuhalten, weil die Schiffahrt und der Handel ihnen gehören. Denn eines fehlt hier, unſere Bauern und Arbeiter, die hinter dem Stadtwall hauſen und von da das umliegende Land in Frieden bezwingen.“

„Mögen ſie hier beginnen,“ rief Ivo. „Viele kräftige Ackerleute unſeres Volkes kommen in den Kreuzheeren.“

Da ſprach der Alte leiſe: „Sie gehen wieder oder verderben, denn ſie vermögen hier nichts. Wundervoll iſt, was dieſes Land den Menſchen gewährt, und zwiefältig iſt der Segen. Denn die Wolle wächſt nicht nur auf den Schafen, ſondern noch zarter auf einem Geſträuch des beackerten Bodens; den ſüßen Seim ſammelt nicht nur die Biene, auch die Menſchen kochen ihn aus einer koſtbaren Rohrpflanze, die ſie im Sumpfe bauen. Fremdländiſch iſt der Bau, und unſere Landsleute ſind den fleißigen Syrern an Kunſt nicht überlegen, ſondern die Syrer ihnen. Und ebenſo ſind dieſe hier in vieler Handwerksarbeit voraus. Darum können unſere Landgenoſſen ſich nur mühſam durch ihrer Hände Arbeit behaupten und ſie finden es leichter als müßige Herren über den Arbeitern zu ſitzen. Dies iſt der Grund, daß unſere Hüttenlager ſich niemals in Städte verwandeln, und deshalb wird um die Burgen der Kampf toben, ſo lange wir hier ſind.“

„So lange wir hier ſind?“ wiederholte Ivo. „Meint ihr, Vater, daß die Chriſtenheit einmal aus dem theuren Lande entweichen wird?“

Der Alte vermied die Antwort. „Ein Bremer Kaufherr hatte, da ich jung war, ein Sprüchwort, welches Viele verlachten: der Untreue vergeht, der Redliche beſteht. Ihr ſeid ein billig denkender Mann, und auch ich gehöre zu einer Bruderſchaft, welche auf Treue hält, aber ich hörte manchen frommen Mann bitterlich klagen, daß die Sarrazenen gerechter und wahrhafter ſind als die Lateiner, denen auch wir zugezählt werden. Das beachten die alten Einwohner dieſes Landes ſehr wohl, auch wenn ſie Chriſten ſind; und ſie werden darum den Sarrazenen williger dienen als uns Abendländern. Wenige wagen davon zu reden, Einer aber weiß es, der vorſichtig für uns Alle denkt.“ Und der Alte wies nach dem Hügel, auf dem der Meiſter ſeiner Bruderſchaft ſtand.

Während Ivo in der Fremde, da, wo er kühne Ritterthat gehofft hatte, die Meßſchnur hielt und den friedlichen Lehren des alten Bürgers lauſchte, war in ſeiner Heimath der Friede geſchwunden und eine gepanzerte Fauſt hob ſich gegen die andere. Vor Andern erfuhr die ſchuldloſe Frau Elſe mit ihren Kindern die Rache des Schickſals. Wie ihr Gemahl ſein Schweſterkind aus den Burgen von Meißen verjagt hatte, eben ſo trieben jetzt die Brüder des Landgrafen ſie mit ihren Kindern aus der feſten Wartburg, und die Thüringe erzählten einander mit Schrecken, daß die Landgräfin zu Fuß aus der Burg gewandert war und wie eine Bettlerin mit ihren Kleinen Obdach in der Stadt Eiſenach erbeten hatte. Der tote Landgraf hatte aber auch als ſtrenger Herr die Raubluſt in den Burgen gebändigt und mehr als einen frechen Miſſethäter gezwungen, barbeinig und auf den Knien Genugthuung zu geben. Jetzt brannten überall neue Fehden auf, man ſah den Himmel oft von niedergeſengten Höfen geröthet, und vernahm von geblendeten Bauern und weggetriebenen Heerden.

In dem Hofe Ivo's ſtand der alte Godwin trübe zwiſchen Ställen und Scheuren. Von den entfernten Dörfern kamen unwillkommene Nachrichten, noch hielt die Theurung an und viele Hinterſaſſen waren nicht im Stande, dem Herrenhofe die Gebühr zu leiſten, Andere entzogen ſich aufſätzig ihrer Pflichten, da die Hand des Gutsherrn nicht über ihnen war. Zwar ſollte Hof und Gut den hohen Frieden genießen, welchen die Kirche verkündet hatte, aber mancher gewaltthätige Nachbar umlauerte die Grenzen und enthielt ſich durchaus nicht eigennütziger Eingriffe. Auch der alte Graf Meginhard kam mit ſeinem Gefolge über die Brücke geritten, rief die Hofleute herriſch an, ſah in die Ställe und ſaß in der Halle nieder, weil er bei der langen Abweſenheit ſeines Neffen um das Erbe des Geſchlechtes zu ſorgen habe; und am gräulichſten war dem Kämmerer, daß ſogar Ritter Konz unverſchämt über den Hof ſchritt und ein junges Roß von der beſten Zucht am Halfter aus dem Stalle führte, um es nach der Mühlburg zu nehmen. Nur mit Mühe vermochte Godwin durch den alten Grafen dieſe Gewaltthat zu hindern.

Lange hatte der Kämmerer ungeduldig nach Nicolaus ausgeſehen, der ihm lieber geweſen war, als den anderen Rittern des Hofes, und der ihm jetzt Nachricht aus Welſchland bringen ſollte. Aber der Schüler blieb lange aus. Und als er endlich ſpät im Winter zurückkehrte, war ſein Uebermuth ganz geſchwunden und er wollte wenig von dem berichten, was er ſelbſt erlebt hatte.

Auch ihm war nicht Alles wohl gelungen. Ivo hatte, während er vom Kaiſer feſtgehalten bei Otrante auf die Abfahrt wartete, zuweilen wieder die Saiten der Harfe gerührt und ein neues Lied an die Herrin erdacht. Vor dem erſehnten Tage der Abreiſe legte er ſeinem Liedergeſellen Nicolaus die Verſe ans Herz, damit dieſer ſie, wie er bisher gethan, vor den Landsleuten ſinge, und Ivo machte ihm vor Allem zur Pflicht, nach Augsburg an das Hoflager des jungen Königs Heinrich zu gehen, ſich dort in den Haushalt der Gräfin von Meran zu ſchmeicheln und das Lied vor ihr und ihren Frauen zu ſingen. Dies war für Nicolaus ein willkommener Auftrag. Denn er ließ ſeine Stimme am liebſten vor ſchönen Frauen ertönen. Als er nach Augsburg kam, erkundete er leicht das anſehnliche Thurmhaus, in welchem die Herrin wohnte. Er fand Einzelne aus dem Gefolge, denen er ſchon einmal bei den Landgräflichen in Thüringen vorgeſungen hatte und gewann den Eintritt in die untere Steinhalle. Schnell machte er die Hofleute, welche darin ſaßen, durch ſeine Lieder und Scherzreden gutwillig, und lauerte auf eine Gelegenheit, die ihm das Gemach der Herrin öffnen würde. Als

Frauenroſſe an das Thor geführt wurden und zierliche Hofknaben zur Schwelle eilten, um der Gebieterin aufzuwarten, trat er aus der Halle in den Flur, ſtellte ſich ſo auf, daß man ihn ſehen mußte, griff in die Saiten der Harfe und hob mit lauter Stimme den Ton des Herrn Ivo an. Eine verhüllte Frau, welche geſtützt auf den Arm ihres Kämmerers herankam, hielt ſtill, ſobald ſie den Geſang vernahm und hörte einem Verſe aufmerkſam zu, dann winkte ſie mit der Hand und ſprach: „Eine wohltönende Stimme ward euch zu Theil, Sänger, und gern vernehme ich bei Gelegenheit mehr davon, meldet euch, wenn ihr wiederkommt, vor meiner Kammer.“ Sie rauſchte vorüber und wurde auf das Roß gehoben, während der Schüler, ſeines Glückes froh, ſich tief verneigte. Aber ſein Behagen ward jämmerlich geſtört, als ein Herr mit braunem, gefurchtem Geſicht, welcher einem Welſchen glich, in den Flur trat und mit ſcharfer Stimme gebot: „Führt den Fahrenden in mein Gemach und harret vor der Thür.“ Sogleich fühlte ſich Nicolaus gepackt und widerwillig fortgeſchoben. Als er im verſchloſſenen Gemach dem Fremden gegenüber ſtand, ſprach dieſer: „Auch ich bin ein Freund des Geſanges. Singe mir das Lied, das du unten an der Thür erſchallen ließeſt.“ Der Schüler hielt für das Beſte, dem unfreundlichen Mann ſeinen Willen zu thun. Dieſer hörte abgewandt zu. „Ich kenne die Weiſe deines Liedes, denn öfter wird nach derſelben in dieſem Hauſe geſungen. Mit welchem Namen benennt ihr Sänger die Weiſe.“

„Es iſt der Ton des Herrn Ivo,“ verſetzte Nicolaus,

„und er heißt ſo, weil der edle Ivo von Ingersleben in dieſem Tone zu dichten pflegt.“

„Du aber biſt der Fahrende, der in ſeinem Solde ſingt?“

„Ich bin, wie ihr ſeht, ein lateiniſcher Schüler und ſinge ſeine Lieder.“

„Und dein Herr hat dich geſandt, damit du ſie in dieſem Hauſe ſingen ſollſt?“

Solche Frage dünkte dem Schüler ungehörig. „Ich ſang das Lied hier, wie ich es überall ſinge, wo man mich hören will.“

Im nächſten Augenblick fühlte er die Spitze eines Dolches an ſeinem Halſe und vernahm entſetzt die Worte: „Geſteh, oder dies Eiſen durchbohrt dir die Kehle.“ Da vermochte er in der Todesangſt die Wahrheit nicht zu bergen, zumal ſie ihm nicht verboten war, und ſeufzte: „Es ward mir befohlen.“

„Und wie heißt die Dame, vor der du ſingen ſollteſt?“ Da nannte er traurig den Namen. Der Herr öffnete die Thür und gebot den Dienern: „Faßt die Riemen und geißelt ihn hinaus. Läßt du dich noch einmal in dieſem Hauſe oder in der Nähe blicken, ſo haſt du zum letzten Mal das Sonnenlicht geſchaut.“

Behende entſprang Nicolaus den Knechten, eilte in die Herberge und kehrte noch an demſelben Tage der ungaſtlichen Stadt den Rücken. Lange war ihm aller Geſang verleidet, auch die Rückkehr in den Edelhof mißfiel ihm, denn er gedachte, daß er in ſeiner Angſt die Wahrheit geſagt hatte, wo ſie ſeinem Beſchützer nicht frommte. So flatterte er unſtät umher wie ein Vogel, dem der Marder das Neſt zerriſſen hat, und erſt die Winterkälte trieb ihn unter das ſchützende Obdach.

Er hütete ſich, Herrn Gedwin etwas von ſeinem Abenteuer zu geſtehen, als er aber in den Hof des Richters kam und Friderun ihn mit herzlicher Freude empfing und das Beſte hervorholte, was ſie aus Küche und Keller ihm anzubieten hatte, da ging ihm das Herz auf, und nachdem er die ganze Reiſe des Herrn Ivo bis zum Hafen berichtet und vielen Fragen der Magd geantwortet hatte, vertraute er ihr auch über den Heerd hinüber Einiges von ſeinem ſpäteren Schickſal, vor Allem den Unglimpf, welchen er im Dienſte des Herrn Ivo erfahren hatte, und er freute ſich, daß Friderun ihn dabei aus ihren großen Augen ſo entſetzt anſtarrte, als hätte ſie ſelbſt das Unglück erlebt. Da er aber zuletzt gedrückt hinzufügte: „ich ſorge, die Dame ſelbſt oder eine ihrer edlen Frauen iſt ſeine Herrin,“ und darauf zu der Magd herüberſah, war ihr Sitz leer und ſie ſelbſt wie ein Geiſt verſchwunden.

Dagegen ſtand in der Thür eine große Geſtalt und die Hand des Richters fiel ſchwer auf ſeine Schulter. „Ihr haltet übel den Vertrag, dem ihr euch gelobtet.“

Beunruhigt durch die finſtere Miene des Alten, ſagte Nicolaus: „Ich dachte, Herr, die mühſame Arbeit ſei euch ſelbſt verleidet.“

„Ich aber rathe euch, daß ihr eures Eides gedenkt,“ verſetzte der Alte feierlich. „Folgt mir, denn die Zeit iſt gekommen, wo ihr mir deuten ſollt, was ich ſelbſt nicht zu leſen vermag." Er führte den betroffenen Schüler in die Kammer, öffnete eine Truhe, hob einen Pack heraus, den er ſorgfältig in Leinwand geſchlagen hatte und enthüllte eine Anzahl Pergamentblätter, gebräunt und viel gebraucht, das Außenblatt durch dunkle Flecke entſtellt. Der Richter ſetzte den Daumen an die Flecke. „Der mir dies gab, ſagte aus, daß hier Blut eines Mannes iſt, welcher getötet wurde, weil er dieſe Blätter zu leſen vermochte."

Nicolaus ſah entſetzt auf das Pergament, ſein Grauen überwindend ſchlug er die Blätter um, aber er legte ſie nach wenigen Augenblicken wieder weg, ſein rötliches Antlitz war erblichen und ſeine Augen fuhren angſtvoll umher, während er den durchbohrenden Blick des Richters auf ſich gerichtet fühlte.

„Verſteht ihr, was in dem Buche ſteht?"

„Es iſt die Verkündigung, welche ſie das Evangelium des Marcus nennen, und es iſt in deutſcher Sprache geſchrieben. Dieſe Bücher ſind ein Geheimniß der Unſeligen, welche von den Pfaffen Abtrünnige und Ketzer genannt werden. Ein ſolches Buch leſen, bringt, wie ich fürchte, den Tod."

„Gilt bei den Schriftkundigen für Wahrheit, was hierin geſchrieben ſteht?"

„Es iſt ein Theil der heiligen Offenbarung."

„Dann will ich es verſtehen, trotz allen Pfaffen," rief der Richter mit ſtarker Stimme, „was mir auch darum geſchehe. Denn ich erkenne, nicht umſonſt wurde das Buch in mein Haus getragen. Vernehmt, Nicolaus, am Tage, wo ich meinen Sohn verlor, forderten mich die Kreuzbrüder zur Hilfe bei einem guten Werke. Einen Landfahrer, der auf der Straße verwundet worden, nahm ich auf und half ihm zur Geneſung. Er war ein Mann, der wegen der Pfaffen aus ſeiner Heimath am Rhein entwichen war, flüchtig zog er gen Oſten, um ſein Haupt unter dem Böhmervolk zu bergen. Das Einzige, was ihm die Räuber gelaſſen hatten, war dieſe hohe Verkündigung. Ich habe manche Nachtſtunde neben ihm geſeſſen und ſeltſame Worte gehört, und ich ſage euch, er, der heimathlos auf Erden umherirrte, war ein frommer Mann, der unſerm himmliſchen Vater unter Thränen diente. Vieles hat er mir geſagt, was hier ungeſprochen bleibt, und große Worte hat er mir zugeraunt von dem Tage, an welchem Himmel und Erde vergehen werden und den Niemand weiß, nicht die Engel, auch nicht der Sohn, ſondern nur der Vater; und dazu andere Worte, die zu ſeiner Zeit der Herr Jeſus in Todesnoth geſprochen hat: Vater, nicht wie ich will, geſchehe, ſondern wie du willſt. — Habt ihr jemals dieſe hohe Rede vernommen?"

„Ich kenne die Worte," antwortete der Schüler mit geſträubtem Haar.

„Dieſe Stellen in dem Buche will ich ſelbſt erkennen, damit ich die Wahrheit erſchaue. Dies ſind Worte, die ein treuer Sohn zu ſeinem Vater ſprechen muß, und ſie ſind der Grund eines ächten Glaubens; denn ich hoffe, auch im Himmel gilt der Vater mehr als der

Sohn, und was uns die Pfaffen von der gleichen Würde des Sohnes verreden, iſt Trug."

„Schwer iſt es, Richter, die Verkündigung zu verſtehen, und ich liebe die Beſcheidenheit des Mannes, der in ſo großer Sache der Deutung weiſer Lehrer vertraut."

„Wer ſind die weiſen Lehrer?" frug der finſtere Richter. „Sind es die Mönche, welche betteln, oder die andern, welche ſich mit den größten Weinfäſſern im Lande berühmen? Iſt es der Papſt, der unſern Herrn Kaiſer in den Bann gethan hat, während dieſer die Fahrt zum heiligen Grabe bereitet? Die Welt iſt zerrüttet und die Rachſucht tobt, wo Liebe herrſchen ſoll und Erbarmen. Ich aber bin ein Richter und führe Schwert und Strang gegen die Miſſethäter, ich will auch Richter ſein über Recht und Unrecht in dem Glauben, an dem meine eigene Seligkeit hängt. Wenn mir Jemand klagt, dieſer Mann hat Miſſethat geübt, ſo lade ich die Zeugen; jetzt will ich Zeugen rufen in einer Sache, die mir zumeiſt am Herzen liegt." Und er legte die Fauſt auf das Pergament.

## 8.

## Bis zu den Meſſern am Grenzſtein.

„Der Kaiſer kommt," riefen die Kreuzfahrer einander freudeſtrahlend zu, als ein ſchnelles Ruderſchiff die Nachricht nach Accon gebracht hatte, daß Friedrich mit ſeiner Flotte auf Cypern gelandet ſei. Mit gehobenem Haupt ſchritten die Deutſchen einher, auch die Partei des Papſtes: Lombarden und Provenzalen, Templer und Johannesbrüder vermochten das frohe Gefühl nicht zu unterdrücken, daß jetzt die träge Ruhe zu Ende ſei und eine große Entſcheidung bevorſtehe. Der Kaiſer kam als Gebannter und kam gegen den Willen des Papſtes, der den verſpäteten Kreuzzug vor der geſammten Chriſtenheit als neuen Frevel und Ungehorſam verklagt hatte. Aber daß er dennoch ſein Gelübde erfüllen wollte, und daß er in ſtolzem Muthe wagte, trotz der Verdammung des heiligen Vaters im Dienſt des Erlöſers zu kämpfen, das feſſelte für den Augenblick die Herzen der Menſchen in Bewunderung und hemmte die Bosheit der Unverſöhnlichen. Und als Kunde auf Kunde einlief, daß der gewaltige Herr das ganze Königreich Cypern ohne Schwertſtreich, nur durch die Wucht ſeines Willens und durch blitzſchnelle Ueberraſchung unter ſeine Gewalt gezwungen habe, und daß er ſeine hochfahrenden Gegner gleich Unterworfenen mit ſich führe, da bezwang die Furcht ſelbſt die Unbotmäßigſten; die Fürſten von Antiochien und Tripolis, alle Grafen und Barone des nördlichen Syriens riefen nach ihren Roſſen und beeilten ſich gen Accon hinabzuziehen, um dem Oberherrn der Chriſtenheit zu huldigen. Die Johannesbrüder luden ihre Comthure aus den großen Burgen am Libanon, um dem Kaiſer die Helden ihrer reichen Genoſſenſchaft vorzuſtellen, und ſogar die hochfahrenden und eigenmächtigen Templer beſchloſſen, ſich vorläufig vor der überlegenen Macht zu beugen. Da endlich ſeine Flotte in Sicht kam, ſtrömte Alles nach dem Hafen, die Edlen, die Kreuzfahrer, die Bürger der Stadt, und er ſetzte ſeinen Fuß auf den Boden des gelobten Landes unter einem Jubelgeſchrei, das bis zum Himmel ſtieg. Auch der Patriarch mit ſeinen Biſchöfen ſtand grüßend am Ufer und der Kaiſer beachtete wenig, daß der Stellvertreter des Papſtes ihm, weil er gebannt war, den Friedenskuß verſagte. Sein Antlitz ſtrahlte vor Freude, als er die Führer der Chriſtenheit und einen unzählbaren Schwarm des Volkes vor ſich ſah, wie ſie niederknieten und begeiſtert die Hände zum Himmel hoben, um ihn als Kaiſer und Herrn und als ihren Retter zu begrüßen.

Groß war die Freude der Chriſten, doch noch größer die Beſtürzung der Muhamedaner. Zu ihnen flog die Kunde, daß der große Emperor gekommen ſei.

wie ein Wüſtenſturm, der den Horizont mit rothem Dampfe verhüllt, Wolken von heißem Sande aufwühlt und durch ſeinen Athem das Mark der Glieder und das Grün des Bodens verſengt. In jedem Weiler und in jeder Burg der Sarrazenen lauſchten die Leute der Verkündigung, in den Oaſen der Wüſte ſaßen die Haufen der Bedwinen nachdenklich die Bärte ſtreichend, und die wilden Krieger des Libanon, die den Sarrazenen verfeindet waren wie den Chriſten, ſprengten durch die Felsſchluchten und ſchrieen die Neuigkeit in die Thäler. Es war nicht das kleine Kreuzheer, welches den eingeborenen Söhnen des Oſtens ſolche Scheu einjagte, ihre Späher hatten oft in die leeren Lagergaſſen der Chriſten geſchaut und auch die Schiffe der kleinen Flotte gezählt, welche der Kaiſer heranführte. Es war der Name des einen Mannes, der die Kühnſten mit banger Sorge erfüllte. Nicht grundlos war die Scheu, mit welcher ſie ihn betrachteten, denn ſie hatten im Guten und Böſen die Gewalt ſeines Weſens erfahren. Er hatte Sicilien den Helden ihres Volkes entriſſen, jeden Widerſtand niedergeſchlagen, alle ſeine Feinde vom Erdboden vertilgt. Sie wußten, daß er erlittene Kränkung nicht vergaß und daß er Untreue zu rächen wußte, ausdauernd, kalt die Stunde erwartend, aber ſicher und erbarmungslos gleich einem Geiſte der Luft, der unſichtbar den tötenden Hauch entſendet. Doch wie er ſie mit Schrecken erfüllte, ſo verſtand er ihnen auch zu gefallen durch vornehmen Stolz, durch ſein prachtvolles Weſen und durch das hochſinnige Vertrauen, welches er den unterworfenen Bekennern des Islams ſchenkte. Denn aus ihnen wählte er die Leibwache, die ihn immer umgab. Mit den Kalifen der Sarrazenen verkehrte er durch Geſandte wie mit ſtammverwandten Fürſten und gern tauſchte er mit ihnen Geſchenke; die arabiſchen Gelehrten und Dichter pilgerten zu ſeinem Hofe, er ſelbſt kannte ihre heilige Sprache und hatte Verſtändniß für die Weisheit und Kunſt des Morgenlandes. Wo er als Herr waltete, hielt er ſtreng darauf, daß die Muhamedaner in ihrem Glauben nicht geſtört wurden, ihre Muezzim riefen in Palermo und Meſſina zum Gebet wie in Kairo und Damaſkus und gern verkündeten ihre weiſen Männer, daß er kein Chriſt ſei wie die andern, ſondern eher ein Bekenner des Propheten. Während das Mißtrauen der päpſtlichen Partei jede That ſeines Lebens feindſelig deutete, empfing ihn die Bewunderung der Ungläubigen als einen Mann, der an Stärke und Weisheit Allen überlegen ſei.

„Hier haſt du mich, Meiſter," rief Friedrich fröhlich dem Bruder Hermann zu, „denke an den Abend von Otranto, es iſt gekommen, wie ich hoffte."

„Auch wie ich fürchtete," antwortete der Meiſter ernſt.

„Ja," ſagte der Kaiſer, „der Alte hat mir Noth genug gemacht; dennoch verſpreche ich dir, ich gehe nicht eher von hier fort, bis ich dich und deine Brüder in Jeruſalem eingeführt habe. Vermögen wir nicht mit dem Blitz zu treffen, ſo wollen wir durch Donner betäuben. Vor Allem will ich deinen Mißgönnern von St. Johann die Herrenfauſt zeigen. Beim Einfahren ſah ich Brüder vom weißen Kreuz in der Mauth lagern, ſie ſollen ſogleich erfahren, daß dieſer Hafen mit ſeinen Einkünften mir gehört. Und wir werden das Geld gebrauchen. — Das Heer muß aus der verdorbenen Luft hinein in's Land.“

„Die neue Burg iſt geſchanzt, welche des Kaiſers Heerlager gegen Sultan Elkamil decken ſoll,“ verſetzte Hermann.

„Du thuſt immer ſtill das Richtige,“ lobte der Kaiſer. „Wo lagern die Sarrazenen?“ Und zur Stelle begann ein eifriger Austauſch von Nachrichten.

Unterdeß ſtand Ivo in der Halle des Königsſchloſſes unter einer glänzenden Verſammlung von Edlen. Als der Kaiſer mit ſeinem Gefolge eintrat, erſcholl wieder donnernder Jubelruf und er dankte mit ſichtlicher Freude. Einer der Herren nach dem andern nahte huldigend, und da auch Meiſter Montague vom Tempel ſein Knie beugte, flog ein Lächeln des Triumphes über das Antlitz des Friedrich und er ließ ihn einen Augenblick knien, bevor er ihn aufhob und küßte. Während er den knienden Ivo erhob und mit einem Kuß ehrte, ſagte er leiſ: „Ihr ſeid einer von den Treuen und hier gedenke ich euch nicht von mir zu laſſen. Denn ihr ſeid erwählt die deutſchen Ritter anzuführen, mit denen ich mich umgeben will. Einſt wart ihr zu ſtolz, die Reiſe mit meinem Golde zu rüſten, jetzt lege ich euch an eine goldene Kette.“

Als Ivo in das Gemach des Kaiſers trat, ſich für den neuen Dienſt zu melden, fand er den Herrn im

Geſpräch mit einem Edlen, dem ſein ſchwarzes kurzgeſchnittenes Haar und das hagere gefurchte Geſicht das Anſehen eines Italieners gaben. „Kennſt du den Edlen von Ingersleben, Humbert?“ frug Friedrich und ſetzte, zu Ivo gewandt, hinzu: „Mein Vetter, der Graf von Meran.“

„Ich ſah den Herrn niemals vor dieſem Tage,“ antwortete der Graf ſtolz.

Der Kaiſer ſetzte ſich und betrachtete mit ſtillem Behagen die beiden Helden, welche ſich förmlich gegen einander neigten. „Vertragt euch unter dem Kreuz als gute Geſellen,“ rieth er gemüthlich. Als er den Grafen entlaſſen hatte, berührte er mit der Hand die Schulter Ivo's da, wo er einſt die Stickerei eines Tuches gemuſtert hatte, und ſagte auf die Thür deutend vertraulich: „Er iſt ſtill und ſcharf. Mir hat er gute Dienſte geleiſtet, da wir Beide jünger waren und ich im Kampf gegen die empörten Sarrazenen Siciliens. Dieſe haben zuweilen erkannt, daß er Feinde nicht ſchont. Ihr wißt vielleicht, daß er durch Heirath meinem Hauſe nahe verbunden iſt; ihn und ſein Gemahl habe ich nach Deutſchland weggegeben, damit der junge König Heinrich, der die Nähe des Vaters entbehren muß, von Angehörigen meines Geſchlechtes berathen ſei. Zu der Kreuzfahrt lud ich den Grafen, weil er mit Sprache und Brauch der Sarrazenen ſo gut bekannt iſt wie Wenige. Könnt ihr nicht ſein Freund ſein, Ivo, ſo ſeht zu, daß er nicht euer Feind wird, denn er iſt ſeinen Gegnern läſtig. — Aber ich habe noch Jemanden, der euch kennen muß.“ Er ſchlug dreimal an eine tönende Erzſchaale. Durch eine Seitenthür trat ein alter Mann herein mit ſcharf geſchnittenen Zügen und forſchenden Augen in langem wallendem Gewande. „Dies iſt mein Lehrer Omar,“ ſprach der Kaiſer herzlich, „einer von den Weiſen, der die tiefen Geheimniſſe der Zahlen und der Sterne verſteht und der auch aus den Seelen der Menſchen Geheimes zu leſen weiß. Betrachte dieſen, Omar, und ſuche von ihm die Conſtellation zu erfahren, wenn er ſelbſt die Stunde ſeiner Geburt kennt, denn meine Deutſchen ſind darin ſorglos.“

Der Araber ſchaute prüfend auf den jungen Helden, dem dabei gar nicht wohl zu Muthe war, er bat ihn ſeine Hand zu öffnen und ſah lange hinein, frug nach Tag und Stunde, und nickte zufrieden, als Ivo nicht nur das Jahr der Geburt zu ſagen vermochte, ſondern auch, daß er am hohen Pfingſtſonntag geboren ſei, grade als das Glöcklein zur Mette läutete.

Seit dieſem Tage wurde Ivo von dem Kaiſer mit ſo gütigem Vertrauen behandelt, daß er ſich ſelbſt darüber wunderte und daß der Neid Anderer erwachte. Vielleicht verdankte er die unerwartete Gunſt einem Horoskop, welches Omar anfertigte, vielleicht einem andern geheimen Bande, welches ihn nach der Meinung des Kaiſers zu treuem Dienſt feſſelte.

Im glänzenden Kriegerſchmuck, mit wehenden Bannern rückte der Theil des Kreuzheeres, welchem der Kaiſer am meiſten vertraute, aus der Nähe des Hafens zwei Tagemärſche in das Land. Am Ufer eines klaren Baches wurden die Gaſſen gezogen, die Zelte geſchlagen; Jeder lebte in ungeduldiger Erwartung des Kampfes, denn drei Sarrazenenkönige zogen mit ihren Heerhaufen heran, und der mächtigſte von ihnen, Elkamil, Sultan von Egypten, welcher die Herrſchaft über Paläſtina an ſich geriſſen hatte, lagerte ſo nahe, daß jeden Tag ein Zuſammenſtoß zu erwarten war. Doch keine Poſaune rief zum Kampf, nur Geſandte der Chriſten und Sarrazenen ritten zwiſchen den beiden Heerlagern.

Unterdeß wurde es nicht leicht, das Heer zu ernähren, am ſchwerſten, den Roſſen das Futter zu ſchaffen, die leichten Reiter der Sarrazenen ſtreiften umher, lauerten hinter Felſen und Sandhügeln und die ausgeſandten Haufen der Chriſten hatten faſt täglich kleine Kämpfe zu beſtehen und kehrten oft vergeblich zurück, gemindert an Zahl und Vertrauen. Einſt erhielt Lutz den Befehl, mit einer Anzahl Knechte nach Lebensmitteln auszureiten. „Ich denke mit gefüllten Karren heimzukommen oder gar nicht,“ ſagte er des Auftrages froh zu Henner. Bei früheren Jagdfahrten war er viel durch das Land geſtreift, auch diesmal wußte er ſeinen Zug auf Umwegen weit hinein zu führen, bis er von der Höhe auf ein Thal blickte, das von einer reichen Quelle bewäſſert, in tiefem Frieden dalag. „Hier hat noch Niemand geſengt, die Häuſer ſind unverſehrt, ich ſehe Kameele und weidende Roſſe.“ Die Reiter wanden ſich durch ein Gehölz vorſichtig in den Grund, wo ihr plötzliches Erſcheinen arge Verwirrung hervorbrachte. Eine kleine Karawane hatte ſorglos am Quell geraſtet, verhüllte Frauen rannten zu den Kameelen und ihre Wächter ſprangen zu den angepflöckten Roſſen. Doch ſie wurden umringt und entwaffnet, bevor ſie zum Widerſtand bereit waren, und Lutz rief ihnen durch den ſyriſchen Dragoman zu: „Werft euch mit den Geſichtern auf den Boden und rührt euch nicht, an euch iſt uns wenig gelegen.“ Die Knechte durchſuchten die Häuſer und öffneten die gemauerten Gruben, in denen das Getreide lag. Während ſie aber haſtig die Karren beluden, kam von der entgegengeſetzten Seite ein anderer Hauſe des Kreuzheeres herangejagt mit ähnlicher Abſicht; Lutz erkannte die Mäntel der Johanniter und ritt ihnen entgegen: „Sucht euch andere Gelegenheit, hier ſind wir Wirthe.“

„Wir theilen die Beute,“ rief ein Bruder, „oder beim heiligen Kreuz, ihr ſollt gar nichts erhalten, denn wir ſind die Stärkeren.“

„Wir aber waren die erſten,“ verſetzte der Thüring, „und deshalb füllen wir vor euch.“ Er gab ſeinen Begleitern das Zeichen vorzuſprengen und gebot die Karren zum Schutz des kauernden Hauſens an den Seiten aufzufahren. „So halte ich meine Speerbeute in der Wagenburg geſchloſſen,“ rief er, „will einer von euch durchbrechen, ſo erhält er Hiebe.“

Die Brüder ritten ſcheltend und drohend durcheinander, ihr Führer ſchrie zornig herüber: „Hört meinen letzten Vorſchlag, nehmt eure Säcke und macht euch davon, uns aber laßt die Weiber und Kameele.“

„Ihr ſeid gütig,“ ſpottete Lutz. „Ich will euch nicht in Verſuchung bringen, euer Gelübde zu brechen. Wir halten Quell und Thal beſetzt und haben keine Eile abzuziehen, ſeht zu, ob ihr's ſo lange aushaltet als wir," und er rief zu den Karren zurück: „Nehmt einen Hammel, ihr Knaben, und bereitet ſäuberlich eine Mahlzeit, denn wir fühlen Hunger."

„Ihr ſeid ganz nahe an dem Lager der Sarrazenen," mahnte der Bruder, „jeder Augenblick Säumen kann euch die Todespforte öffnen. Ganz unſinnig muß ich euch ſchelten, daß ihr ſo ſorglos lagert."

„Bedrängt euch die Nähe, ſo macht euch fort," antwortete der Thüring, „ich gedachte euch, wenn ihr ruhig harret, von dem gebratenen Hammel anzubieten."

Die Brüder zögerten Gewalt zu brauchen, denn obgleich ihr Gewiſſen ſie nicht gehindert hätte, den Gegner anzufallen, ſo ſcheuten ſie doch das ſtrenge Lagergeſetz.

„Wiſſet, ſtarrköpfiger Deutſcher, daß wir ausgeſchickt ſind, den Haufen zu fangen, welchen ihr zwiſchen den Karren feſthaltet. Es iſt werthvolle Beute, denn die Weiber ſind aus dem Harem des Sultans und uns ward ihre Reiſe verrathen. Wagt ihr ſie zu weigern gegen den Befehl unſeres Feldherrn?"

„Gewiß weigere ich ſie," entgegnete Lutz. „In meiner Heimath iſt nicht Brauch, daß ein Ritter auf den Fang von Weibern ausgeht, ſondern dieſe haben Frieden bei den Fehden der Männer, zumal edle Frauen. Gehören die Verhüllten zum Hofhalt des Sultans, ſo ſollt ihr ſie erſt recht nicht erhalten." Und als er ſo für die fremden Frauen ſprach, fiel ihm der Vorwurf ein, den ſein Lehrer ihm zuweilen machte.

„Niemals trifft ſich eine beſſere Gelegenheit, dem Mangel abzuhelfen." Er gebot ſeinen Begleitern: „Fällt die Speere, daß ſie nicht gegen euch verbrechen," und den Dragoman rufend ritt er zum Haufen der Gefangenen und begann mit höflicher Handbewegung: „Iſt eine Edle unter den Frauen hier, ſo erſuche ich ſie in allen Ehren, daß ſie für mich ein Stück ihres Schleiers abſchneide und mir freiwillig übergebe, damit ich ihr als Ritter dienen kann, denn ich gedenke nicht zu leiden, daß jene ſchreienden Helden euch wegführen."

Eine der Frauen, welche mit verhülltem Geſicht an dem Kameele lag, erhob ſich, riß einen Zipfel ihres Schleiers ab und hielt ihn dem Ritter hin. Lutz erkannte, daß zwei dunkle Augen ängſtlich auf ihn ſtarrten. Er dankte ehrbar. „Dagegen weihe ich mich eurem Dienſte, habt die Güte, jetzt ein wenig aufzublicken," und ſein Roß ſpornend, rief er den Brüdern entgegen: „Wiſſet, ich bin Ritter jener weißen Taube geworden, und wenn ihr etwas gegen ihre Freiheit und Ehre ſinnt, ſo werdet ihr mir einen Speerkampf nicht verſagen. Werft ihr mich, ſo folgt euch die Dame, werfe ich euch, ſo laßt mich die Schweife eurer Roſſe ſo bald als möglich ſehen. Das iſt ehrliche Bedingung."

Die Langmuth des Johanniters war zu Ende, mit einem lauten Fluch wandte er ſein Pferd zum Anlauf, beide rannten gegen einander, und als die Speere gebrochen waren, zogen ſie die Schwerter und ſchlugen, daß die Helme klangen. Da gab einer der Brüder ein ſchrilles Zeichen, der Johanniter wandte ſein Pferd, und Alle jagten, ſo ſchnell ſie vermochten, von dannen.

„Ich ſehe, was euch den Kampf verleidet," rief Lutz, als eine Schaar Sarrazenen in der Entfernung ſichtbar wurde. „Ihrer ſind viele, und wir müſſen auf den Rückzug denken." Er berührte den alten Haremswächter mit der Speerſtange. „Ihr Fledermaus, der ihr weder Vogel noch Maus ſeid, nehmt eure Damen unverſehrt in Empfang," und ſich zu der Verhüllten wendend, welche dem Kampf vom Rücken des Kameels zugeſehen hatte: „ihr ſeid frei, Herrin, erweiſt auch mir die Gunſt, Jenen dort Stillſtand zu gebieten, während ich meine Karren abwärts fahre. Lebt wohl, ich fürchte, daß ich euch niemals wiederſehe und mein Lebelang die Sehnſucht nach euch herumtrage."

Die Frau ſprach einige arabiſche Worte zu dem Alten, welcher den Sarrazenen entgegen ritt. Lutz aber gebot noch ſchnell auf die Karren zu werfen und über die Sättel zu hängen, was erreichbar war, deckte die abfahrende Ladung und gelangte glücklich an das Lager, ohne von den Feinden verfolgt zu werden.

Als er von Ivo und Henner eingeholt den Zelten nahte, begegnete den Thüringen der Kaiſer. Ivo berichtete zur Stelle den Ritterdienſt ſeines Mannes und wies auf den Schleier. Da dem Kaiſer die gute Behandlung des Harems ſehr willkommen war, ſo lachte er und redete das Gefolge an, was er ſonſt ſelten that: „Erkanntet ihr ein wenig, Herr, wie eure Dame ausſieht?"

„Ich ſah nur zwei Augen wie die einer Eule," verſetzte Lutz ehrlich, „und zwei trippelnde Füße. Wenn ſie unter der Dorflinde im Reigen ſpränge, würde ſie Mühe haben, ſich neben unſeren ſtolzen Mägden zu behaupten."

Henner wurde traurig über die ungefüge Antwort. Der Kaiſer bemerkte die ſtrenge Miene des langen Ritters und frug ergötzt: „Wie behagt es meinen Thüringen im gelobten Lande?"

„Da dies ein heiliges Land iſt," antwortete der Marſchalk ehrerbietig, „ſo darf ein billig denkender Mann nicht zu viel weltliche Ergötzlichkeit erwarten. Dennoch iſt es ein jämmerlicher Gedanke, daß zwei würdige Heilige wie die Jungfrau Maria und Joſeph in ihrem Leben hier ſoviel Herzeleid erduldeten. Sicher wäre ihnen auf Erden Manches beſſer gediehen, wenn ſie aus dieſer dürren Gegend fröhlich nach Deutſchland ausgewandert wären, ſie hätten dort größere Courtoiſie gefunden, und dazu mehr Redlichkeit."

„Ihr vergeßt, Marſchalk," mahnte der Kaiſer, „daß in dieſem Fall die Kreuzigung und die Erlöſung ausgeblieben wären, und wir müßten alle mit einander zur ſchwarzen Hölle fahren. Obwohl es auch in Deutſchland an Pfaffen nicht gefehlt hätte, denen die Heiligen verdächtig geworden wären. Denn auch deutſche Prieſter ſind begierig Holz zum Scheiterhaufen zu ſchichten."

Als die Lagergenoſſen verwundert den goldgeſtickten Schleier muſterten, erklärte Lutz zufrieden: „Die Herrin iſt bräunlich und ſitzt in einem Harem, ich hoffe, das wird meiner Berchtel um ſo lieber ſein."

Aber er wurde noch an das Abenteuer erinnert. Denn als kurz darauf ein Geſandter der Sarazenen in das Lager kam, öffnete der Dragoman des Kaiſers die Thür ſeiner Hütte und führte einen nubiſchen Knaben herein, welcher vor dem jungen Ritter niederkniete und einen Selam ſprach, zuerſt arabiſch, dann ziemlich verſtändlich in der Sprache der Lateiner: daß die Herrin des Schleiers dies ihrem Ritter als Dank ſende, worauf er ſich ſelbſt und einen zierlichen Kaſten vor die Füße des Thürings ſetzte.

„Der Knabe iſt aus der lateiniſchen Schule des Sultans Elkamil," erklärte der Dragoman, „wie ich ſelbſt aus der arabiſchen zu Meſſina; er iſt zum Erklärer erzogen, und vermag euch und dem Herrn wohl zu dienen."

Lutz ſah die Sendung bedenklich an. „Oeffne den Kaſten." Als er eingemachte Datteln darin fand, ſchob er ihn dem Sclaven hin: „Iß von dieſen Pflaumen, ſo lange ſie reichen, denn weiter habe ich dir nichts anzubieten;" er ſelbſt ergriff eine Bürſte und rieb ihm damit kräftig die Haut. „Lange begehrte ich dieſe Probe zu machen. „Die Schwärze geht über alle Schornſteinfegerei, ſie iſt untilgbar und dies iſt das rechte Rabenkind und ganz ſicher ein Heide und Höllenſohn."

Verlegen brachte er den Knaben ſeinem Herrn. Der Schwarze erwies ſich anſtellig und empfänglich für die Freundlichkeit, mit welcher ihn die neuen Herren behandelten, er wurde bald der verzogene Liebling der Hütten und Ivo vertrieb manche müßige Stunde damit, den jungen Ali Reiterdienſt zu lehren und ſich arabiſche Worte verſagen zu laſſen.

Die gehobene Stimmung, in welcher die Kreuzfahrer den Kaiſer begrüßt hatten, ſollte nicht dauern. Friedrich hatte einen großen Kriegsrath nach Accon berufen und ritt frohen Muthes hinab. Es war eine erlauchte Verſammlung: der Patriarch und die Biſchöfe des gelobten Landes, die Meiſter der drei Orden, die Edlen des Kreuzheers und der chriſtlichen Beſitzungen in Syrien. Als der Kaiſer die Verhandlung über den Feldzug eröffnen wollte, erhob ſich der Patriarch und meldete eine Botſchaft des heiligen Vaters, welche an die Verſammlung gerichtet ſei. Zwei Franziskaner traten ein und überreichten kniend das Schreiben des Papſtes. Feierlich begann er zu leſen, daß der Statthalter Chriſti den Geiſtlichen und Laien des Kreuzheeres verbiete, dem eidbrüchigen und gebannten Kaiſer, dem nach ſeinem erſten Ungehorſam die Pilgerreiſe verſagt worden, und der in ungehorſamem Trotz dennoch gefahren ſei, irgend welchen Gehorſam zu leiſten. Damit aber das verſammelte Kreuzheer nicht führerlos werde, beſtelle der heilige Vater ſelbſt zu Feldherren des Heeres für die Abendländer Hermann von Salza, für die Morgenländer zwei andere edle Barone. Als die Vorleſung beendet war, herrſchte Totenſtille im Saale, und Ivo, der hinter dem Stuhl des Kaiſers ſtand und geſehen hatte, daß dieſer wie im Krampf die Lehne des Thronſeſſels packte, war erſtaunt, als er mit ruhiger Stimme begann: „Der heilige Vater iſt trotz ſeiner hohen Jahre eifrig für das Wohl der Chriſtenheit beſorgt. Mir möge die erlauchte Verſammlung nicht verdenken, wenn ich den Eifer ſeiner Mahnung für allzu groß halte, nicht meinetwegen, denn als ein treuer Sohn weiß ich mich auch, wenn er zürnt, ſeinem Willen zu fügen; wohl aber ſorge ich um die begonnene Kreuzfahrt und unſer Aller Ehre. Denn das Heer iſt klein und jeder Zwieſpalt in demſelben nimmt die Hoffnung auf Sieg. Erachten die hochwürdigen Väter der Kirche und meine Edlen für heilſam, dem Wunſche des Papſtes zu gehorchen, ſo werde ich nicht widerſtehen; aber ich werde als Streiter Chriſti und weltlicher Oberherr dieſer Länder mit dem Heere ziehen, ſelbſt gegen den Willen des heiligen Vaters, denn dies iſt mein Recht als Kaiſer und König, als Ritter und als Chriſt.“

Da erhob ſich unter den Deutſchen ein Summen des Beifalls und auch die Welſchen waren durch die Nachgiebigkeit des Kaiſers freundlich geſtimmt. Doch Peter von Montague zerriß die Verſöhnung, welche ſich anknüpfte, indem er hochfahrend begann: „Die Brüder vom Tempel ſind nur dem Gerichte und der Oberhoheit des Papſtes unterthan und vermögen nicht im Rath zu ſitzen und nicht in einem Lager zu dienen mit einem weltlichen Fürſten, den unſer Oberherr gebannt hat. Wir verſagen uns ſeinem Befehle wie der Theilnahme an ſeinen Verhandlungen mit den Feinden.

und wir ſchlagen unſere Zelte geſondert von den ſeinen auf." Daſſelbe erklärte Bernard der Johanniter, die Geiſtlichen und die meiſten Laien des Morgenlandes. Heftig eiferten die Parteien gegen einander, während der Kaiſer, ohne ein Wort in den Streit der Meinungen zu werfen, auf ſeinem Stuhle ſaß; mit Mühe vermochte zuletzt Hermann von Salza durchzuſetzen, daß die Herren, welchen der Papſt den Oberbefehl überwieſen hatte, von der Verſammlung als Feldherren ausgerufen wurden.

Schweigend ritt der Kaiſer in das Lager zurück. Aber als er mit wenigen Getreuen in ſein Zelt trat, ſagte er heiter: „Lange Jahre ſpiele ich mit dem Alten von den ſieben Hügeln das Königſpiel, welches ſie Schach nennen, und ich habe Manches von ihm gelernt; jetzt hat der hitzige Spieler einen falſchen Zug mit ſeinem Elephanten Gerold gethan, er ſoll mich nicht verleiten, in den gleichen Fehler zu fallen. Du, Humbert, haſt von je gute Freundſchaft mit Templern und Johannitern gehalten, bewahre die Vertraulichkeit, ſo ſehr du kannſt, damit wir zu rechter Zeit erfahren, was ſie in ihrem Lager erſinnen."

Ivo wollte das Zelt mit den anderen Herren des Gefolges verlaſſen, da hielt ihn der Kaiſer durch ein Zeichen zurück und als ſie allein waren, ſagte er herzlich: „Bleibe noch, mir iſt heut einſam zu Muth, erzähle mir, was du willſt, am liebſten Fröhliches." Er reichte ihm die Hand und als Ivo ſich gerührt darüber beugte, preßte er ihm heftig die Finger zuſammen. „Und du weißt nicht einmal das Aergſte, denn während ich hier mit Chriſten und Heiden ſtreite, rüſtet der fromme Vater der Chriſtenheit daheim ein Heer, um mich aus meinem Erblande zu verjagen. Dennoch hoffe ich, daß ich diesmal ſein Meiſter bleibe.“ Und er ſaß im nächſten Augenblick mit Königsmiene auf ſeinem Stuhl, ließ ſich von der Jagd im Bergwalde Thüringens erzählen und belehrte Ivo über die Vorzüge der norwegiſchen Schneefalken.

Unterdeß erhob ſich in den Zeltgaſſen Lärm und Getümmel, die Krieger eilten auf den Erdwall, welcher das Lager umgab, ſtarrten in die Ferne und riefen einander heftig zu, während ausgeſtellte Wachen auf ſchäumenden Roſſen vor das Zelt des Kaiſers jagten. Als dieſer heraustrat, empfing er von den Aufgeregten die Nachricht, daß ein fremder Krieger ſich einen Ritter aus dem Chriſtenheer zum Zweikampf fordere. Geringſchätzig ſagte Friedrich: „Ich denke, er wird nicht vergeblich ſchreien, die Helden in unſerem Heere haben ſo lange über unſern Müſſiggang geklagt, daß ſie in einen Baumſtamm hacken würden, dem man einen Turban aufſetzt,“ und zu dem ſarrazeniſchen Leibwächter gewandt frug er: „Kennſt du deinen Glaubensgenoſſen? Wer iſt der brüllende Wüſtenlöwe?“

Mit einer Geberde des Abſcheues antwortete der Mann: „Kein Bekenner des Propheten, Herr; ſie ſagen, daß es Haſſan der Ismaelit iſt, einer von den Verfluchten, welche dem Scheikh in den Bergen dienen.“

„Wie?“ frug der Kaiſer neugierig, „ſenden auch die Aſſaſſinen des Libanon ihre Helden gegen uns herab? Ich rathe, ihr Herren, daß wir den Unhold betrachten." Er ritt mit ſeinem Gefolge aus dem Thor; auf der Höhe vor ihnen ragte im Sonnenlicht ein Reiter, Mann und Roß in hellglänzendes Metall gehüllt, über der Stahlkappe trug der Fremde eine ſpitzige rothe Mütze und über der Rüſtung einen ſchneeweißen Ueberwurf. Hinter ihm hielt ein kleiner Trupp ſeiner Genoſſen in ähnlichem Kriegsſchmuck, näher am Lager ſchrie ein Syrer in der Sprache der Morgenländer und Lateiner die Ausforderung gegen das Chriſtenheer und zwei Reiter mit Pauken und langen Poſaunen begleiteten die Verkündigung durch mißtönenden Lärm. Die Kreuzfahrer drängten ſich mit zornigen Geſichtern um das Gefolge des Kaiſers, und der Herzog von Limburg meldete: „Derſelbe Fremdling war geſtern vor Accon bei den Zelten der Johanniter, er hat einen der Bruderſchaft geworfen und erlegt und iſt darauf ſchnell wie ein fallender Stern in der Ferne verſchwunden."

„Vieles haben wir im Abendlande von den unholden Bräuchen der Rothmützen vernommen und von der Dreiſtigkeit, mit welcher ſie das Meſſer führen," verſetzte der Kaiſer, „ich merke an den beſtürzten Mienen, daß ſie auch von meinen Helden mit Scheu betrachtet werden."

„Ihr Meſſer hat den Grafen Bohemund von Tripolis getötet," rief einer der Edlen, und ein Anderer: „Zwei Comthure von St. Johannes und ein Meiſter der Templer ſind durch ſie gemordet."

„Es iſt eine Bruderſchaft ehrloſer Schufte," erklärte der Graf von Meran, „die Meuchler, welche ſie gegen ihre Feinde ausſenden, ſchleichen durch jede Thür und dringen durch jeden Ring der Leibwache. Auch die Sultane des Islams hegen in ihrem Harem Angſt vor ihnen und kaufen ſich durch Jahrgeſchenke los von der täglichen Sorge um heimlichen Mord."

„Dann ſind dieſe Heiden in der Kunſt des Meſſers beſſer erfahren, als deine Welſchen, Humbert, denen es an gutem Willen auch nicht fehlt," verſetzte der Kaiſer ungerührt.

„Die Templer haben ihren Brüdern verboten," fuhr der Graf fort, „gegen das Ungethüm dort zu kämpfen, weil ſie demſelben ritterliche Ehre nicht zugeſtehen. Sie allein unter allen Anwohnern des Libanons werden von den Mördern gefürchtet, denn ſie haben ihnen Land abgenommen und die Burg Safitah darauf erbaut."

„Wir haben zuweilen die Redlichkeit kennen gelernt, mit welcher die Templer ihre Gegner in Worten und Werken behandeln," ſagte Friedrich verächtlich; „und es giebt ein Sprüchwort, daß auch der üble Teufel nicht ſo ſchwarz iſt, als die Leute ihn ſchildern. Jener dort kommt doch nicht mit dem Meſſer, ſondern mit dem Speere und fordert ritterlich zum Kampfe, ich denke, wenn er einen Johanniter geworfen hat, werden meine Deutſchen ihm den Gegengruß nicht ſchuldig bleiben." Er ſah im Kreiſe umher, eine Zahl Edler ſprengte aus dem Haufen, des Kaiſers Blick haftete auf Ivo. „Reitet hinaus, Herr, und faßt mir dieſen Uhu, gegen welchen alle meine Raubvögel die Federn ſträuben.“

Ivo winkte ſeinem Marſchalk und eilte ſich zu waffnen, während Henner mit dem Dragoman und einem Rufer in das Feld ritt. Das ganze Heer ſammelte ſich zu dem bevorſtehenden Streite auch der Kaiſer hielt erwartungsvoll auf der Stelle; der Fremde aber ſprengte, als der gebotene Kampf angenommen war, von der Höhe herab und tummelte ſtolz ſein Roß, den Anritt des Gegners erwartend. Als Ivo im Harniſch aus dem Lager kam, laut begrüßt von den Kreuzfahrern, begann Henner, der den Ismaeliten ſeither nicht aus den Augen gelaſſen hatte, vertraulich: „Er iſt ein kräftiger Geſell, und im Schwertkampf wird er euch Noth machen. Aber er iſt noch jung und verſteht ſeine Kunſt nicht zu bergen, immer wieder wirft er ſein Pferd zur rechten und gleich darauf zur linken Hand, um dann ein Stück in Rabbia gradeaus zu ſprengen. Er will das Thier an ſeine Kunſt mahnen. Kommt ihr ihm im Anritt nahe, ſo wird er das Pferd umlenken, das grade Rennen vermeiden und euch wie ein Blitz à travers anfallen. Solche Künſte ſind auf unſerer Rennbahn auch bekannt, nur daß ſein Thier mehr einem Aale gleicht als einem Pferde. Seht, Herr, wie ein Wunder ſchwingt es ſich. Wenn ihr im rechten Augenblick zum Gegenſtoß dreht und euer Fuchs nicht verſagt, ſo mögt ihr ihn wohl überrennen.“

„Ihr rathet gut,“ verſetzte Ivo eifrig, „laßt blaſen, ich bin bereit.“

Die Kämpfer ritten auf den Platz, Ivo grüßte die Lanze neigend, der Ismaelit antwortete in derſelben Weiſe. Der Fremde wandte ſich nach Norden und Ivo nach der Gegend, wo Jeruſalem lag, während Beide ihr Gebet ſprachen. Dann klangen hell die Fanfaren und Beide rannten gegen einander; unterdeß hielt der Marſchall die Hand auf ſein klopfendes Herz. Aber der lautloſen Stille im Chriſtenheere folgte helles Siegesgeſchrei, denn dem gefährlichen Anfall auf die ungedeckte Seite begegnete Ivo durch ſchnelle Wendung im Laufe, ſein Speer zerbrach am Metallſchild des Andern, aber die Wucht des ſchweren Reiters und ſeines mächtigen Pferdes warf wie der Stoß eines Sturmbocks den Gegner und ſein ſchwächeres Roß zu Boden. Der Ismaelit lag von dem Roſſe geklemmt, der Helm war ihm abgeſprungen und aus ſeinem jugendlichen Geſicht ſtarrten die dunklen Augen auf Ivo, den Todesſtoß erwartend. Dieſer war zu Boden getaucht und hielt die Schwertſpitze über den Hals des Gegners, welcher kein Zeichen gab, daß er Schonung begehre. „Gut geritten, Ivo," rief der Kaiſer herzureitend, „ſchenke mir ſein Leben, wenn er es ſelbſt nicht begehrt. Löſt ihn vom Roſſe, entwaffnet ihn und ſchafft ihn zu unſeren Zelten, mein arabiſcher Arzt ſoll nach ſeinen Schäden ſehen. Ich bin dir dankbar, Ivo, daß du dieſen Scheucher für meinen Vogelheerd eingefangen haſt."

Die Begleiter des Fremden waren während des Kampfes näher geritten, ſie ſtießen nach dem Fall ihres Gefährten einen gellenden Klageſchrei aus und verſchwanden hinter den Hügeln. Der Geworfene, welcher ſchwer am Bein beſchädigt war, wurde auf einer Trage zu den Hütten geſchafft, welche das kaiſerliche Zelt umgaben, und Friedrich trug dem Sieger die Sorge und Wache über den Kranken auf.

Als Ivo mit einem Dragoman an das Lager des Iſmaeliten Haſſan trat, begegnete ſeinen forſchenden Augen ein wilder Blick voll geheimer Seelenqual, aber ſeinem gehaltenen Gruß antwortete der Fremde in gleicher Würde, indem er mit der Hand an Bruſt und Haupt rührte. Der Wächter meldete: „Er hat ſich geweigert Nahrung zu nehmen und hat auch den Trank zurückgewieſen, den der Arzt bereitet hat.“ Da ſagte Ivo: „Während du als Gefangener des Kaiſers unter uns weilſt, habe ich die Pflicht, für deine Sicherheit und für dein Wohl zu wachen. Ich bitte dich erſchwere mir nicht mein Amt.“

Der Fremde antwortete finſter: „Habt ihr mein Leben bewahrt, um ein Unterpfand zu erhalten, durch welches ihr meinen Stamm demüthigen könnt, ſo iſt eure Hoffnung vergeblich. Sind mir auch die Waffen genommen, ich weiß auf dem Lager die Löſung zu finden, die mir dein Schwert verſagt hat.“ Er legte ſich zurück und wandte ſein Haupt ab.

„Du ſprichſt, wie einem Tapfern gebührt,“ verſetzte Ivo erfreut über den Stolz des Anderen, „doch du kennſt unſere Sitte nicht. Wer im ritterlichen Kampf Gefangener des Kaiſers wird, dem muthet dieſer nichts zu, was für einen Helden ſchmachvoll wäre. Unterdeß rathe ich dir, für deine Geneſung zu ſorgen, denn grade ſo wie jetzt, biſt du auch ſpäter Herr deines Schickſals, wenn dir das Leben verleidet wird."

„Wenig liegt an dem Leben eines Beſiegten," rief der Ismaelit.

„Du haſt dich unſerm Kampfbrauche gefügt und mein Roß ſtärker gefunden als das deine, hätten wir den Kampf ausgefochten in der Weiſe deines Volkes, ſo würdeſt vielleicht du der Sieger ſein," tröſtete Ivo. „Darum verzweifle nicht, ſondern denke muthig auf neuen Streit. Bringt ihm Trank und Koſt, damit ich's ihm anbiete." Ivo aß ein wenig von der Speiſe und ſetzte den Trank an die Lippen. „Nimm," lud er freundlich ein, „und laß dir die Heilung gefallen. Beide ſind wir jung und haben in unſerem Leben noch Ruhm und gutes Glück zu hoffen."

Der Fremde empfing den Becher aus der Hand ſeines Wirthes und ſah ihn mit dankbarem Blicke an.

Einige Tage darauf ſprach Ivo am Lager des Ismaeliten: „Bei uns iſt Sitte, daß ein gefangener Held ſich durch hohen Eid verpflichtet, während der Haft nichts gegen das Wohl ſeiner Wirthe zu thun und nicht durch Flucht zu entweichen. Gern würde ich dir deine Gefangenſchaft erleichtern, wenn ich wüßte, ob dich ein Eid bindet und wie dieſer Eid lautet. Doch zürne mir nicht, wenn ich dir auch ſage, daß Viele unter uns den Männern deines Volkes nicht vertrauen, weil ihr fremde und unehrliche Bräuche übt und heimliche Todesboten gegen eure Feinde ſendet."

Der Ismaelit ſah finſter vor ſich nieder. „Ich bin ein Krieger und gehöre nicht zu der kleinen Zahl der Geweihten, denn nur dieſe dienen unſerm Scheikh mit dem Meſſer. Wiſſe, Franke, verſchieden ſind die Pflichten des Lebens unter uns, grade ſo wie bei euch. Stehen wir auch Alle als Schwurgenoſſen zu einander, ſo folgt doch Jeder dem Geſetz, welches ſeinem Berufe gegeben ward. Sieben ſind der Stufen zu dem höchſten Amt, auch bei uns arbeitet der Landbauer ſorglos auf ſeinem Acker, der Edle bewahrt ſeine Ehre, die Weiſen hüten die Gedanken des Volkes und unſer Vater, der Scheikh, ſorgt als ein Heiliger über Alle. Die Krieger und Weiſen geben ihm Rath, wenn er ihn verlangt, ſie ſprechen Recht in den Thälern und kämpfen mit den Feinden. Nur was gegen die Fremden geſchehen muß zur Ehre des Glaubens und der ganzen Bruderſchaft, darüber waltet der Scheikh allein, denn dazu iſt er von Gott begnadet und ſein Ausſpruch, an dem wir nicht deuten, iſt unfehlbar."

„Wie mögt ihr euch, wenn ihr Männer ſeid, ſolcher Herrſchaft eines Mannes fügen, der eure Seelen und Gedanken führt, wie der Hirt die Schafheerde."

„Auch ihr gehorcht, wie wir vernehmen, einem Scheikh, den ihr den heiligen Vater nennt, er öffnet und ſchließt euch die Thore des Chriſtenhimmels, und auch ihr dient ihm willenlos auf den Knien."

Erzürnt rief Ivo: „Wage nicht, eure teufliſche Lehre mit dem milden Geſetz der Chriſtenheit zu vergleichen. Unſer Glaube iſt durch heilige Verkündigung feſtgeſetzt und alle unſere Biſchöfe und frommen Väter haben daüber zu wachen, daß er rein bewahrt werde. Unſer heiliger Vater iſt nur der erſte unter ihnen, und wir dienen ihm, ſoweit er weiſe und redlich iſt. Mehr als einem Papſt haben Geiſtliche und Laien widerſtanden und er wurde herabgeworfen von ſeinem Stuhl, weil er unwürdig war."

Der Fremde legte ſich ohne zu antworten auf ſein Lager zurück.

Als Ivo dem Kaiſer die Unterredung berichtete, ſprach dieſer: „Zeige ihm Vertrauen, ich wette, es iſt mehr Redlichkeit in dieſem Heiden, als in manchem Chriſten." Und auf Ivo's ehrerbietige Mahnung, daß die Sicherheit des Kaiſers Vorſicht gebiete, verſetzte er gleichgiltig: „Wiſſe, du ſorgſamer Deutſcher, wenn Meſſer und Gift eines Meuchlers den Kaiſer zu erreichen vermöchten, ſo wäre er längſt aller irdiſchen Sorge enthoben. Oft war ich begierig, das Geheimniß zu erkunden, welches die Bruderſchaft vom Meſſer verbindet, denn ihr Scheikh, wie er auch ſei, hat doch etwas Großes bewirkt, ſein ganzes Volk gehorcht ihm bis zum Tode. Wären ſie die Böſewichter, wozu ihre Nachbarn ſie gern machen, ſo hätten ſie ſich längſt unter einander gleich Ratten vertilgt. Biſt du des Helden Haſſan beſſer verſichert, ſo will ich ihn ſelbſt ausfragen. Denn er gilt in ſeinem Volke für einen großen Mann und er iſt wie die Templer behaupten, ein Schweſterſohn und Liebling des Scheikhs."

Friedrich widerſtand der Verſuchung nicht lange; eines Abends trat er verhüllt in die Hütte, redete den

Ismaeliten in arabiſcher Sprache an und als er nach langer Unterredung ſchied, ſagte er befriedigt zu Ivo: „Sie haben verrückte Bräuche und ihre Meſſer ſind in Wahrheit unhöflich. Die Scheikhs haben für ſie einen eigenen Glauben gemacht, indem ſie vorgeben, daß die göttliche Offenbarung von Moſes zu Chriſtus gekommen ſei, von dieſem zu Muhammed und daß ſie jetzt aufs Neue verkündet werde von ihnen ſelbſt. Dennoch ſind ſie nicht ganz Teufelskinder. Dein Gefangener frug ganz verſtändig nach dem Geſetz der Chriſten. Ich habe ihm ſeine Freiheit angekündigt, und ſobald er geneſen iſt, mag er zu ſeinen Bergen ziehen. Vielleicht gelingt es uns, dieſe Wilden an beſſere Sitte zu gewöhnen.“

Trotz dem Vertrauen des Kaiſers bewachte Ivo doch ſorgſam die Hütte des Fremden, denn ihm kam vor, als ob dieſer geheimen Verkehr unterhalte, und die Wachen mußten einigemal fremdartige Geſtalten verſcheuchen, welche ſich in die Nähe drängten. Aber der Argwohn gegen den Ismaeliten ſchwand in größerer Sorge. Eine Geſandtſchaft des Sultans Elkamil war in das Lager gekommen, und als Ivo bei dem Kaiſer eintrat, fand er dieſen in einer zornigen Aufregung, welcher der kluge Fürſt ſelten unterlag. „Weißt du, was der Bote des Sultans mir zugetragen hat? Daß die Treue von den Chriſten gewichen und zu den Heiden gezogen iſt, ich ſtehe hier von meinen Mitchriſten preisgegeben und verrathen und ich verdanke nur dem Hochſinn eines Sarrazenen, daß ich nicht ein Gefangener bin. Zwei Briefe ſendet der höfliche Sultan, welche Chriſten an ihn geſchrieben haben, der eine iſt von dem heiligen Vater ſelbſt, welcher den Sultan warnt, mit mir zu verhandeln, denn ich ſei gebannt und alle Verträge, die ich ſchließe, ſeien nichtig; der andere Brief des Schurken Montague verräth dem Heiden gar die Stunde, in der wir täglich mit kleinem Gefolge in das nahe Thal reiten, um dort zu baden, damit der Sultan uns durch ſeine Reiter ergreiſe. Wie gefällt dir, du deutſcher Sänger, die neue Weiſe, in welcher meine Feinde den Sarrazenen in's Ohr ſingen? Und wer hat den Templern zugetragen, daß wir im Bade zu faſſen ſind?"

„Gebt uns Deutſchen die Erlaubniß," rief der empörte Ivo, „den Böſewicht Montague zu greifen, und wir reißen ihn mitten aus ſeiner Bruderſchaft, und führen ihn gebunden an die Sättel unſerer Pferde in dies Lager und vor euer Gericht."

„Ich weiß, daß ihr Thüringe behende ſeid, widerwärtige Leute an eure Sättel zu binden," antwortete der Kaiſer ein wenig beſänftigt durch den Zorn des Getreuen. „Aber ſo lange du mir dieſen Ritterdienſt nicht gegen alle Feinde erweiſen kannſt, danke ich dir dafür; denn er würde das Uebel nur ärger machen und uns ſchnell aus dem heiligen Lande hinaustreiben. Anderes gebietet dem Kaiſer ſein Amt. Willſt du wiſſen, was?" Er nahm zwei Briefe von der Tafel, warf ſie in einen Kaſten und ſchlug den Kaſten zu. „Schweigen und ſtillhalten, bis der Tag der Rache kommt. Unterdeß ſind dieſe Briefe für mich nicht geſchrieben, und auch du vergiß, daß du von ihnen gehört haſt."

Der Kämmerer trat ein. „Zürnt nicht, wenn ich Nichtiges melde. Zwei Fremdlinge, die mehr bartloſen Knaben als Männern gleichen, erflehen Zutritt. Sie tragen ſich wie ſyriſche Landleute, doch ſprechen ſie nur arabiſch, und auch davon kam wenig über ihre Zunge.“

„Frage ſelbſt, was ſie begehren,“ befahl Friedrich abweiſend.

„Nur dem großen Emperor dürften ſie den Auftrag ſagen.“

„Dann kommen ſie wegen geraubter Frauen oder Hammel. Der Sarrazene Abdallah ſoll mit ihnen reden.“

Aber, im nächſten Augenblick trat der gerufene Leibwächter ein, entſetzt, als hätte er einen Geiſt geſehen. „Sie kommen vom Scheikh aus den Bergen, es ſind verkleidete Fedavie mit den Meſſern. Geſtatte, daß wir ſie niederhauen, bevor ſie ſtechen.“

„Ich bin dem Alten dankbar, daß er gleich zwei ſeiner Wespen an uns verſchwendet,“ ſagte Friedrich betroffen. „Thorheit,“ unterbrach er ſich ſelbſt. „Ich habe ihm nie etwas zu Leide gethan. Ladet den Helden Haſſan zu mir, doch geleitet ihn durch den anderen Eingang; alsdann führt die Boten herein, ich will ſie ſelbſt ſehen.“

Als Haſſan waffenlos, mit tiefer Verneigung eintrat, hob der Kaiſer ein reichgeſchmücktes Krummſchwert, wie es die Morgenländer zu führen pflegten, aus den aufgeſtellten Rüſtungen und reichte daſſelbe dem Ismaeliten. „Ich empfange Boten deines Scheikhs, ſie ſollen dich als freien Mann unter uns erkennen, nimm die Waffe und ſtelle dich neben mich.“

Ivo warf einen flehenden Blick auf den Kaiſer und beugte das Knie. „Gut,“ nickte Friedrich, „ich halte mich ſeitwärts, du magſt an meiner Statt in die Mitte treten; ihr Wachen lüftet die Klingen und bringt ſie her.“

Zwei unanſehnliche Geſtalten mit fahlen verlebten Geſichtern und glanzloſen Augen traten herein, warfen ſich am Eingang zur Erde und ſchlugen mit dem Haupt auf den Teppich, dann griff der Eine in das Gewand, brachte einen Brief, der mit goldener Schnur umwunden war, hielt ihn an Herz und Haupt und legte ihn ehrfurchtsvoll in Ivo's Hand. Dieſer überreichte den Brief dem Kaiſer. „Der Alte führt ein Siegel wie andere große Herren,“ murmelte Friedrich neugierig, „und ſogar ſein Wappenzeichen, das Meſſer.“ Er las, ihm entſchlüpfte ein Ausruf des Erſtaunens, und er gab den Brief an Haſſan. „Lies, Held, und ſage mir, ob Alles ehrlich gemeint iſt, was in dieſen Zeilen ſteht.“

Der Ismaelit rührte mit der Hand an ſeinen Hals und verſetzte ſtolz: „Mein Haupt ſei dir Unterpfand, verächtlich iſt die Lüge in den Bergen, auch unſere Feinde haben nie an der Wahrheit unſerer Rede gezweifelt.“

Der Kaiſer blickte ihm ſcharf in die Augen. „Ich vertraue dir. Wiſſe, Ivo,“ begann er gutgelaunt in deutſcher Sprache, die Keiner der Anweſenden verſtand: „Dieſer Tag bringt vieles Unerwartete; nicht nur der Sultan, auch der Scheikh aus den Bergen erweiſt ſich als ein wohlgefälliger Nachbar. Er dankt ganz höflich für die gute Behandlung ſeines Neffen Haſſan, ſchreibt Ehrenvolles über die Hochherzigkeit, die ich dieſem bewieſen habe und bittet mich, einen Weiſen zu ſenden, der mit ihm und ſeinen Gelehrten über den Glauben der Chriſten verhandeln könne. — Er weiß nicht, daß ich gebannt bin, und daß ich nicht ſogleich einen frommen Vater auftreibe, der in arabiſcher Sprache zu ſtreiten vermag. — Zuletzt beweiſt er ſeine Achtung vor unſerem Chriſtenthum dadurch, daß er mir dieſe hier zum Geſchenk ſendet." Er wies auf die beiden Boten, welche am Eingange des Zeltes kauerten mit geſenkten Häuptern und ſtieren Augen gleich Stumpfſinnigen. Ivo ſah in Widerwillen auf die Geſandten. „Was ſollen eurer Majeſtät dieſe kraftloſen Männer?"

„Auch der Alte wird ſchwerlich auf ihre Stattlichkeit ſtolz ſein, aber er hält ſie für nützlich. Zwei Seelen ſeiner Geweihten ſchenkt er mir und zwei Meſſer, damit ich ſie, wie der wilde Heide ſchreibt, gegen meine Feinde gebrauche. Denn wiſſe, ſo kläglich ſie ausſehen, ſie ſind begeiſtert in ihrem Glauben, kein Hinderniß und keine Gefahr hemmt, wie er behauptet, den Todesgruß, welchen ſie tragen, und keine Marter lockt ihnen ein Geſtändniß ab. Wunderlich iſt eine Macht, welche ſo über das Leben Anderer verfügt, ſchneidende Werkzeuge ſind dieſe Knaben in der Hand ihres Herrn, und dieſer Herr ſoll fortan ich ſein."

„Mein Kaiſer aber wird dem Geber die fluchwürdige Gabe zurückſenden," bat Ivo.

„Du biſt ſchnell," verſetzte Friedrich mit düſterm Behagen auf die Willfährigen blickend. „Wer die Geſchenke eines Morgenländers ablehnt, beleidigt ihn ſchwer, und der Alte in den Bergen vermag ein werthvoller Freund zu werden, ja noch mehr, er ſindet ſogar ein Wohlgefallen an unſerem Glauben."

„Begehrt er in Wahrheit gutes Einvernehmen mit den Chriſten," fuhr Ivo flehend fort, „ſo iſt die erſte Bedingung, daß er dem teufliſchen Gebrauche der Meſſer entſage, denn kein Zutrauen iſt möglich zu einem Volk, deſſen Glaube ehrloſe Thaten heiligt. Niemand aber vermag ihm das ſo eindringlich zu ſagen, als des Kaiſers Majeſtät, wenn ihr ſeiner Sendung entgegenhaltet, daß ſie mit dem Geſetz unſeres Glaubens unverträglich ſei."

„Du haſt ganz Recht," verſetzte der Kaiſer ruhiger, „wenn du ihre Meſſer ehrlos nennſt. Handeln aber die Chriſten anders?" Er wies auf das Käſtchen. „Waren das nicht auch ehrloſe Dolche, die gegen mich geſchwungen wurden?"

„Viele Miſſethat geſchieht unter uns, welcher wir fluchen," entgegnete Ivo, „doch die Miſſethäter trifft in dieſer Welt Zorn und Verachtung der Redlichen und vielleicht der Arm des irdiſchen Richters; und in jenem Leben, wie wir belehrt ſind, die Schrecken der Ewigkeit."

„Dein Kaiſer iſt auf Erden der höchſte Richter," antwortete Friedrich, „und er hat oft gefühlt, daß in Nothzeiten ſein Arm ſchwach iſt, die Miſſethäter zu ſtrafen. Da die Römer noch Heiden waren, bildeten ſie ihren höchſten Gott Jupiter ab, wie er ein Bündel rächender Blitze in der Hand hielt, ſie konnten kein beſſeres Zeichen göttlicher Macht erfinden. Wahrlich, dieſe Knaben, welche ſich für ihren Herrn dem Tode geweiht haben, ſind ſolchen Blitzen vergleichbar.“

Erſchreckt durch dieſe Worte warf ſich Ivo dem Kaiſer zu Füßen und rief: „O mein gnadenvoller Herr, bannt die finſteren Gedanken aus eurem edlen Geiſte, denn der üble Teufel verſucht die Guten durch ſeine Unholde, die er ihnen in den Weg ſendet. Auch der Höchſte und Beſte auf Erden ſoll ſich hüten, daß ihm nicht in ſchwerer Stunde die dienſtwilligen Boten der Hölle als gute Gehilfen erſcheinen für eine ehrliche That. Eurer Rache dienen die Schwerter der Redlichen und die Gewalt des laut verkündeten Richterſpruches, nicht die heimliche Waffe der Verſchwörer, ein heller Tagesfürſt ſeid ihr uns und nicht ein Gebieter finſterer Schatten.“

„Erhebt euch, Herr,“ rief der Kaiſer unwillig, „allzu dreiſt mahnt ihr vor Zeugen euren Gebieter.“ Da Ivo traurig zurücktrat, fügte er freundlicher hinzu: „Du meinſt es gut, das weiß ich wohl, aber hege ein beſſeres Zutrauen zu mir. Seh ich aus wie einer, der Meuchler ſendet, um ſich läſtiger Feinde zu entledigen? Wahrlich, meine Gegner dürfen ſich nicht beklagen, daß ich ihnen die Freude, mir zu ſchaden, unredlich verkürze. Wenn ich etwas von Nothfällen ſagte, ſo waren es nur ſolche, die ein König allein verſteht. Tröſte dich, Ivo, jene Stummen mögen abwarten, bis wir den Alten ſelbſt auf beſſere Gedanken gebracht haben, vielleicht behältſt du Recht, und ich kann ſie ihm zurückſenden, ohne daß er ſich gekränkt fühlt. — Du, Haſſan, ſprich zu den verlorenen Kindern deines Volkes, ihr Anderen aber achtet darauf, daß ſie nicht im Lager umherſchweifen und überlaßt ſie ſonſt ihren eigenen tiefen Gedanken.“

Der unabläſſigen Sorge, mit welcher Ivo die Behauſung der unheimlichen Geſellen bewachte, wurde er bald darauf durch den Kaiſer ſelbſt entboben.

„Sattle, Held,“ rief Friedrich dem Eintretenden zu, „du ſollſt einen weiten Weg für mich reiten. Nach dem Norden entſende ich dich mit einer Botſchaft an den Sultan von Damaskus, du wirſt ihn und ſein Heer am Libanon finden, wo er mit den Johannitern um die Grenzſteine hadert. Von dort magſt du ihn nach Damaskus begleiten, dort kannſt du den Hofhalt eines reichen Morgenländers ſchauen, Geſchenke bringen und empfangen.“

Ivo dankte durch einen frohen Blick. „Deine Augen ſind unhöflich,“ lachte der Kaiſer, „ſie verrathen, wie glücklich du biſt, meiner Nähe zu entrinnen. Entſchuldige dich nicht,“ fuhr er gütig fort, „und eile zurückzukehren. Auch deinen Schützling, den Ismaeliten, wirſt du entlaſſen; ich ſende zugleich mit dir den Grafen Humbert nach dem Libanon, er ſoll dem Scheikh ſeinen Helden übergeben und meinen Dank für die Meſſer zurücktragen, die der Alte mir geſandt hat. Ich meine, dir wäre der Auftrag unwillkommen.“

„Ich danke, daß des Kaiſers Majeſtät mich dieſer Fahrt enthebt,“ verſetzte Ivo ernſthaft. „Möge eure Huld dem Haſſan eine ehrliche Heimkehr ſichern, denn er hat ſich unter uns unſträflich gehalten und doch geringe Freundlichkeit gefunden.“

„Du ſelbſt kannſt für deine Speerbeute ſorgen, denn du reiteſt bis zu den letzten Burgen der Chriſten mit dem Grafen Humbert zuſammen."

Ivo machte eine Bewegung. „Ihr lebt beide unter dem Kreuz," mahnte Friedrich ernſthaft. „Die Heiligen, denen ihr jetzt dient, fordern mancherlei Entſagung. Das Land iſt unſicher, und ihr werdet gut thun, ſcharf auszuſehen."

Der Graf trat ein mit anderen Herren des Gefolges. Bevor der Kaiſer ſie anredete, ſchlüpfte aus der Seitenthür ein mauriſcher Knabe und übergab kniend ein kleines Pergamentblatt. Friedrich las, ſeine Miene umwölkte ſich, er ſetzte ſich ſchweigend in den Seſſel, las wieder und ſah prüfend auf Ivo und den Grafen. Endlich erhob er ſich, und nachdem er die Aufwartenden entlaſſen hatte, begann er in gebietendem Tone gegen Beide von der vertrauten Sendung. Aber Ivo vermochte ſeine Ueberraſchung nicht zu bergen, als der Kaiſer dem Grafen Humbert die Geſandtſchaft an den Sultan von Damaskus auftrug, ihm aber die Reiſe zu dem Alten vom Berge. Der Graf warf von der Seite einen wilden Blick des Triumphes auf Ivo, und verneigte ſich dankend gegen den Herrn. Als der Thüring folgen wollte, trat Friedrich auf ihn zu und ihn ſcharf anblickend, ſprach er: „Ich habe dir zuweilen gezeigt, daß du mir werth biſt. Wenn du jetzt in ſtillem Verdruß die unwillkommene Reiſe antrittſt, ſo wiſſe, Ivo, daß ich dir einen größeren Beweis meiner Neigung nicht geben konnte, als grade den, daß ich dein Amt und das eines Andern vertauſchte." Er gab ihm mündliche Aufträge, das Schreiben an den Scheikh, das Verzeichniß der Geſchenke und ſchloß: „Deine Ritter würden dir in dem fremden Land ohne Nutzen ſein, nimm ſtatt ihrer einen Beritt meiner Leibwächter, welche Sprache und Sitte des Morgenlandes kennen, du kannſt dich für Leben und Tod auf ſie verlaſſen. Um deine Thüringe werde ich unterdeß ſorgen. Sende mir den Haſſan, damit ich ſelbſt ihn entlaſſe.“

Sonſt war Ivo jedem neuen Abenteuer fröhlich entgegengezogen, als er heut aus dem kaiſerlichen Zelt trat, war ihm das Herz ſo ſchwer, wie niemals in ſeinem Leben und er ſchalt ſich ſelbſt darüber. Auch ſeine Ritter trauerten. „Zum erſten Mal reitet mein Herr ohne mich unter Feinden,“ klagte Henner, und Lutz bat: „Nehmt wenigſtens den Rabenſohn mit euch, der uns aus dem Härem zugeflogen iſt, denn er verſteht das Schnarren und Krächzen alles Geziefers in dieſem Lande.“

Mit ſechs mauriſchen Leibwachen und den Saumroſſen ritt Ivo, begleitet von Haſſan und dem jungen Nubier, zum Sammelplatz des Lagers, gleich darauf kam der Graf von Meran mit großem Gefolge, darunter Brüder von St. Johannes und dem Tempel, welche nach ihren Burgen im Norden reiſten. Ivo ſah, daß in der ganzen Geſellſchaft kein Deutſcher war, nur Provenzalen und Welſche. Graf Humbert gab das Reiſezeichen und die kleine Schaar ſprengte aus dem Lagerwall der Küſte zu. Als ſie eine Strecke geritten waren, trieb der Graf ſein Pferd zu Ivo heran. „Der Kaiſer will, daß ihr die Reiſe bis zu den Grenzburgen in meiner Geſellſchaft macht. Da ihr ein Deutſcher ſeid, ſo iſt nicht unnütz, euch zu erinnern, daß ich den Befehl habe und daß ihr euch meinem Gebot fügen werdet wie ein Anderer.“

Ivo antwortete: „Der Oberbefehl gebührt euch mit Recht, da ihr der Aeltere ſeid. Was ihr zum Nutzen der Fahrt meinen Leuten gebieten müßt, das laßt mich wiſſen, und zwar mit der Höflichkeit, welche ich im Amt des Kaiſers von euch zu fordern habe. Außer durch mich kommt kein Befehl an den Ismaeliten Haſſan und an meine Lanzenträger, denn die Leibwachen führe ich und für den Fremden bin ich dem Kaiſer verantwortlich.“

Mit hoher Miene antwortete der Graf: „Ich bin nicht gewöhnt, den Befehl mit Andern zu theilen.“

Ivo wandte ſein Roß. „Dann geſtattet, daß ich zur Stelle zurückreite und den Entſcheid des Kaiſers erbitte.“

„Ihr wißt das Vorrecht eines Günſtlings keck zu benutzen,“ verſetzte der Andere mit Hohn und ſprach arabiſch zu dem Führer der Leibwache. Dieſer antwortete ehrerbietig und machte gegen Ivo den Gruß des Untergebenen. „Da die Leibwachen ſagen, daß ſie an euch gewieſen ſind,“ ſchloß der Graf unzufrieden, „ſo überlaſſe ich euch der Geſellſchaft eurer Ungläubigen.“ Er ſprengte vorwärts, die Schaar bewegte ſich in zwei Haufen dahin, die Genoſſen des Grafen lachend und in ſorgloſem Geſpräch, Ivo allein unter den Morgenländern in trüben Gedanken.

„Meiden ſie dich,“ frug Haſſan, „weil du mit einem Sohn der Berge reiteſt?“ und ſein Flammenblick folgte dem Grafen.

„Ich fürchte vielmehr, Held Haſſan, daß deine Reiſe beſchwerlich wird, weil ich ſelbſt Jenem verfeindet bin.“

„Und warum reitet ihr nicht ſeitwärts in ein Thal, um euren Streit auszufechten.“

Ivo wies auf das Kreuz an ſeiner Schulter. „Beide haben wir der Rache entſagt, ſo lange wir das heilige Zeichen tragen.“

„Solches Geſetz verdirbt den, der es am meiſten ehrt,“ verſetzte der Fremde.

Fünf Tage zogen die Geſandten längs der Küſte dem Norden zu. Oft ritten ſie auf hartem Uferſand umweht von dem milden Seewinde, oder blickten von der Höhe weit hinaus auf das blitzende und wogende Meer. Sie kamen durch die berühmten Hafenburgen der Chriſtenheit, welche von früheren Kreuzfahrern über den Trümmern vergangener Städte Phöniziens aufgemauert waren, vor ihnen aber erhob ſich zur Rechten gewaltig das Gebirge des Libanon, unten fruchtbare Gelände, darüber Höhen mit dunklem Bergwald und Alles überragend die langgeſtreckten Schneegipfel.

Am ſechſten Tage lenkten die Reiſenden vom Küſtenpfade den Bergen zu, welche rings um ſie aufſtiegen, hier als ſteile Felsklippen, dort durch dunkles Nadelholz gekrönt. Sie betraten das Grenzgebiet, welches die Templer den Ismaeliten entriſſen hatten und durch ihre Burgen feſthielten. Beim Aufbruch aus dem Nachtlager bemerkte

Ivo, daß der Iſmaelit nicht mehr das reichverzierte Krummſchwert trug, welches ihm der Kaiſer geſchenkt, ſondern ſeine Waffe, die er im Zweikampf verloren und bei der Entlaſſung zurückerhalten hatte, und er frug: „Willſt du die Ehrengabe ablegen, jetzt, wo wir deinen Bergen nahen?“

„Für den Kampf vertraut der Krieger am liebſten dem Stahl, welchen er erprobt hat,“ verſetzte Haſſan.

„Sinnſt du auf Schwertſchlag?“ frug Ivo. „Wir ziehen im Frieden und du weißt, daß ich dem Kaiſer mit meinem Leben für deine Heimkehr hafte.“

Haſſan neigte höflich das Haupt. „Vor mir liegt das Land meiner Väter und bei uns gilt das Sprüchwort, daß der Fuß des Heimkehrenden am leichteſten an der Schwelle des eigenen Hauſes ſtrauchelt.“ Sie ritten den Tag menſchenleere und öde Höhen entlang, zwiſchen Felſen, welche ſteil gen Himmel ragten, zuweilen ſahen ſie in ein lachendes Thal, welches noch im Spätherbſt mit hellem Grün prangte, aber die vereinzelten Steinhäuſer, welche gleich Burgen an den Felſen hingen, waren durch Feuer ausgebrannt und die verkohlten Balken lagen umher. Hier und da erſchienen und ſchwanden Reiter auf den Höhen, einigemal glaubte Ivo die Tracht der Templer zu erkennen. Am Abend kamen ſie an einen großen Chan, und traten in niedrige Hallen, welche ſich nach einem weiten ummauerten Hofraum öffneten, an dem Eingange hing das rothe Kreuz der Templer. Dort wurden die Reiſenden von einigen Brüdern des Ordens begrüßt, Tiſche waren aufgeſtellt und ein reiches

Mahl gerüſtet für die Herren und Knechte und geſondert für die mauriſche Leibwache nach dem Brauch ihres Glaubens, dieſe bediente ein ſarrazeniſcher Koch und ein Bruder des Ordens.

Die Sonne war untergegangen und große Feuer verbreiteten im Hofe Licht und Wärme, als eine Schaar von Templern heranſprengte, in ihrer Mitte ſah Ivo mit Erſtaunen die düſtere Geſtalt des Meiſters Montague, den er weit im Süden beim Kreuzheer verlaſſen hatte. Der mächtige Mann begrüßte als Wirth die chriſtlichen Gäſte, auch zu Ivo trat er: „Da hier die Wegſcheide iſt für die beiden Boten des Kaiſers, ſo bin ich zur Grenze gekommen, um für die edlen Herren zu ſorgen, ſoweit die Bruderſchaft vermag. Wiſſet, Herr, ihr zogt bis jetzt im Schutze des Tempels, denn meine Brüder haben die Bergpfade bewacht.“

Bald ſchwirrte laute Unterhaltung in verſchiedenen Sprachen, Graf Humbert war in beſſerer Laune als ſonſt, und Ivo beachtete wohl, wie vertraulich er mit den Templern lachte und Scherzworte tauſchte. Auch Ivo wurde von einem Bruder deutſcher Zunge, der mit dem Meiſter gekommen war, in ein leichtes Reitergeſpräch gezogen, und die Gäſte rühmten freudig die leckere Koſt, während behende Knaben der Templer den heißen Wein des Libanon ſchenkten. Dennoch war bei dem Gelage ein Zwang erkennbar, öfter als ſonſt geſchieht ſprachen Einzelne leiſe miteinander und lautes Gelächter wechſelte mit unheimlicher Stille. Als Ivo aufſtand, nach dem Helden Haſſan zu ſehen, fand er ihn allein neben dem nubiſchen Knaben auf dem Boden ſitzen, mit dem Rücken an die Mauer des Chans gelehnt. Da nahm er einen gefüllten Becher und bot ihn dem Ismaeliten: „Du verſchmähteſt unter uns nicht den Lieblingstrank der Chriſten, trinke nach unſerem Brauch auf ein gutes Ende der Fahrt.“ Haſſan wies dankend den Becher zurück. „Auch nicht, wenn ich dir zutrinke?“

Der Andere weigerte ſich wieder, und wies nach den Templern. „Ich und jene ſchenken einander nichts als den Tod. Willſt du dein eigenes Wohl berathen, ſo halte dich fern von mir.“

Da gebot Ivo dem nubiſchen Knaben, daß er ihm das Nachtlager an der Seite des Ismaeliten bereite, er ſelbſt trat zu den Leibwachen und fand, daß auch dieſe ſtumm vor unberührten Speiſen ſaßen. Als er frug: „Verbietet heut euer Geſetz das Nachtmahl?“ antwortete der Führer düſter: „Sonſt, wenn uns der Knappe des Meiſters zum Mahle lud, koſtete er von Speiſe und Trank vor, wie ſich's gebührt, heut unterließ er die Höflichkeit. Dagegen forſchte er prüfend, ob wir im Fall eines Kampfes das Schwert für den Ismaeliten ziehen würden.“ — „Und was ſagteſt du ihm?“

„Daß wir thun werden, was du gebieteſt.“

Ivo nickte. „Achtet auf die Pferde, daß ihnen kein Gegner nahe. Du, Abdallah, wende deine Augen nicht von dem Fremden und ſchütte dein Lager dicht an unſerer Seite.“ Als er ſich dem Tiſch zuwandte, trat der Meiſter der Templer ihm entgegen. „Gefällt's euch, Herr, ſo gönnt mir auf einige Augenblicke eure Geſellſchaft.“ und das Thor des Chans öffnend, lud er ein: „Folgt mir hinaus in die Nachtſtille.“ Ivo ſah zögernd nach dem Ismaeliten; da ſetzte der Templer hinzu: „Ihr werdet ihn hier wiederfinden, wie ihr ihn verlaßt.“ Im Freien begann er: „Euer Kaiſer erforſcht gern die Zukunft aus den Sternen; auch meine Brüder ehren dieſe Wiſſenſchaft. Sie frugen die Himmelslichter nach dem Schickſal jenes Sohnes der Meſſer, den ihr mit euch führt, und ihnen wurde verkündet, daß dies ſeine letzte Reiſe iſt und daß er gefällt wird, bevor er eine Burg ſeiner Genoſſen betritt.“

„Ich bin des Kaiſers Bote, Herr,“ antwortete Ivo, „und der Fremde iſt meiner Ehre anvertraut.“

„Die Macht des Kaiſers iſt nichtig in dieſem Lande, keinen andern Gewaltigen giebt es hier, als den ſcharfen Stahl. Jener aber gehört zu einer Rotte von Mördern; ſie werden von ihren Nachbarn erlegt, wie man den Wolf und die wilde Katze erſchlägt, welche, allen Waldthieren ſchädlich, im Dunklen ſchleichen. Ein unchriſtlicher Einfall des Kaiſers war es, dem Heiden das Leben zu bewahren, als er unter eurem Schwerte lag, und ihr begeht ein Unrecht gegen die Chriſtenheit, wenn ihr ihn heimzuführen ſtrebt.“

„Ihr wißt, Herr, daß mir als einem Geſandten nicht anſteht, den Werth des anvertrauten Mannes zu ſchätzen.“

„Dann fürchte ich,“ antwortete Montague ruhig, „daß ihr ſelbſt durch euer Amt beläſtigt werdet. Denn als meine Brüder in den Sternen laſen, daß Jener der dem Tode verfallen iſt, da erſpähten ſie auch, daß Jeder, der für ihn das Schwert zieht, von dem gleichen Schickſal bedroht wird. Da ihr ein Edler und ein Chriſt ſeid, ſo hielt ich für Recht, euch zu warnen.“

„Wiſſet auch, Herr,“ rief Ivo ſtolz, „daß ihr ſelbſt euch durch dieſe Rede in meine Hand gebt.“

Der Meiſter lächelte finſter. „Ein Thor warnt, wo er verderben will, ich ſpreche in guter Meinung. Und ich ſage euch nur, was unſere Weiſen aus den Sternen erforſcht haben. Thut mit der Warnung, was euch gefällt, ruft ſie in die Berge, klagt ſie dem Himmel oder ſchreit ſie laut in den Hof. Blickt um euch, Herr, die grauen Mäntel, welche ihr vielleicht ringsum im Dämmerlichte ſeht, mögen euch die Sicherheit geben, daß die Templer in dieſer Nacht um euch wachen. Zuletzt vernehmt noch dies: meinen Brüdern verbietet ihr Eid, einen Chriſten, zumal wenn er das Kreuz trägt, mit ihren Waffen anzugreifen, außer in eigener Noth zur Vertheidigung. — Gefällt's euch, ſo kehren wir zum Abendtrunk zurück.“

Ivo ſchritt im Hofe zum Grafen von Meran und rührte ihn am Arm. Dieſer zuckte, als er den Mahnenden erkannte, aber ſo feierlich war der Ausdruck und die Haltung des Gegners, daß er ſich erhob und zur Seite trat. „Ich bin gewarnt,“ ſprach Ivo, „daß mir und meinen Begleitern vor dem Ende der Reiſe ein Ueberfall droht und ich hege Verdacht, daß er von Chriſten ausgeht, welche Gegner des Kaiſers ſind. Wie denkt ihr euch dabei zu verhalten?“

„Mich zwingt mein Amt, zum Sultan von Damaskus zu reiten,“ verſetzte Graf Humbert, „ſcheut ihr euch, eure Reiſe zu wagen, ſo ſchließt euch meinem Gefolge an, und wenn ich euch geſund heimbringe, ſagt dem Kaiſer, daß ihr Furcht hattet.“

„Solche Antwort habe ich erwartet,“ ſagte Ivo ruhig, „doch war es meine Pflicht, von der drohenden Gefahr gegen euch zu reden; denn es handelt ſich hier um das Wohl eines Fremdlings, der in kaiſerlichem Schutze reiſt, und um die treuen Leibwächter, für deren Heil ich zu ſorgen habe.“

„Da ihr euch den Befehl über den Fremden und die Mauren vorbehalten habt, ſo müßt ihr auch allein die Verantwortung für ihr Heil übernehmen.“

„Ihr ſprecht wieder, Herr, wie ich erwartete,“ antwortete Ivo, „und damit Alles zwiſchen uns geordnet ſei, bevor ihr euren Weg fahrt, ſo vernehmt noch die letzten Worte, welche ich eurem und meinem Herrn durch euch ſende, da ihr vielleicht dem Kaiſer eher vor Augen treten werdet als ich. Der hochwürdige Bruder Montague ſagte mir, daß die Templer einen Kreuzfahrer nur in eigener Noth zur Vertheidigung angreifen. Werde ich aufgehalten, ſo ſind andere Chriſten weniger bedenklich geweſen.“ Er kehrte dem Grafen den Rücken.

Der Graf von Meran trat zurück und ſah unwillig nach dem Meiſter der Templer, der daneben ſtand und die Worte Ivo's beſtätigend mit dem Haupt nickte. „Seit wann haben die Brüder vom Tempel den Brauch zu warnen, bevor ſie treffen?“ frug er leiſe.

„Seit ſie für Unrecht halten, in dieſem Lande alte Kränkung zu rächen. Und ich ſage dir, Humbert, meine Brüder ſollen ſeinen Tod nicht auf ihre Seele nehmen, wenn es zu hindern iſt.“

Die Feuer brannten nieder, der Meiſter brach mit ſeinem Gefolge nach der Burg Safitah auf, die Geſandten des Kaiſers bereiteten in den Hallen ihr Nachtlager. Ivo ſtreckte ſich neben dem Ismaeliten auf den Teppich und befahl dem jungen Nubier, zwiſchen ihnen zu kauern, damit er im Nothfall leiſe Worte von einem Ohr zum andern trage. Der Knabe erwies ſich herzhaft und flüſterte: „Schlaft, Herr, ich wache.“ Es war eine ſtille, bange Nacht. Ivo lag auf den Arm geſtützt unbeweglich, aber ſeine ganze Seele war geſpannt in Auge und Ohr; der Lärm in den Mauern war verſtummt, er vernahm nur das Stampfen der Roſſe und leiſe Seufzer der Schlafenden, und draußen in der Wildniß den Schrei eines Nachtvogels und das Gebell der Raubthiere. Zuweilen erhob ſich der Knabe und warf ein Scheit in das niedergebrannte Feuer. So verging die Nacht den Schlafloſen. Als kaum der erſte Tagesſchimmer über den Himmel flog, rief der Marſchall des Grafen von Meran zum Aufbruch. Eilig wurden dem Grafen und ſeinem Gefolge die Roſſe geſattelt, die Herren ſchwangen ſich auf, und ritten ohne Abſchiedsgruß davon. Jetzt erſt erhoben ſich die gewarnten Helden, ſie waren allein und Ivo athmete auf, als er in's Freie trat; vor der Herberge war Alles ſtill, nirgend ein Feind zu ſehen, der Bergwind wehte friſch an die heißen Schläfe, und das aufſteigende Tageslicht weckte in allen Herzen neues Vertrauen. Ivo ergriff die Hand des Ismaeliten: „Vermögt ihr allein euch leichter zu retten als in unſerer Geſellſchaft, ſo laßt mich das wiſſen.“

„Säße ich auf meinem Roß, das die Berge kannte wie ich ſelbſt, ſo würde ich die Verfolgung der Templer verlachen, aber dieſes Thier iſt aus der Ebene und nicht behender als die euren.“

„Dann reiten wir als treue Genoſſen zuſammen,“ entſchied Ivo. „Euch, Held Haſſan, gebührt uns zu führen.“

Haſſan winkte zu den Pferden, er ſelbſt ritt voran und lenkte ſeitwärts in die Berge. Es war ein heißer Ritt um das Leben, Felſen hinauf und hinab, zwiſchen die Stämme mächtiger Cedern, in grüne Thäler, durch angeſchwollene Waldbäche und wieder ſteile Berglehnen hinauf. Die Roſſe ſchnoben und ſtrauchelten, hoch aufgerichtet ſaß der Sohn der Berge, ſeine Augen fuhren ſpähend über Nahes und Fernes, oft änderte er die Richtung oder lenkte zurück auf bereits durchlaufenen Weg. Als Ivo ihn bei ſolcher Umkehr fragend anſah, wies er in die Ferne, und da Ivo nichts zu erkennen vermochte und mit dem Haupt ſchüttelte, hob er zwei Finger in die Höhe und rief mit einem Blick wilden Abſcheues: „Es ſind Templer, ſie verſtehen ſich auf die Jagd in den Bergen.“ Die Sonne ſtieg höher, die Pferde ermüdeten und traten unſicher. Ivo fühlte unter den Leichtbewaffneten den Druck ſeiner ſchweren Rüſtung. Und wieder wies er warnend auf die ſtöhnenden Pferde.

„Sie müſſen aushalten, oder wir verderben," verſetzte der Ismaelit. Weiter ging die Fahrt über Steine und durch ſtürzendes Waſſer. Endlich hielt Haſſan vor einer ſteilen Klippe, ſchwang ſich vom Roß, zog ein rothes Tuch aus dem Gewande und in die Höhe klimmend ließ er das Tuch in das Thal wehen. Als er zurückkehrte, blickte Ivo in ein freudiges Geſicht. „Noch ſind wir nicht am Ziele," ſagte Haſſan, „aber Kinder der Berge wiſſen, daß wir nahe ſind und ihre Reiter jagen mit der Botſchaft in die nächſte Burg." Und ſich wieder auf das Pferd ſchwingend, führte er einen Bergrücken entlang durch den Hochwald. Vor ihnen fiel die Höhe ſteil ab in ein kleines Thal, welches von einem reißenden Gebirgsbach durchſtrömt wurde. „Dort liegt das Land meiner Väter," ſagte er mit einem Blick des Triumphes hinüberweiſend, „der Bach iſt die Grenze. Vermögen wir vor einem Anfall der Feinde hinüber zu dringen, ſo ſind wir der Gefahr enthoben, denn dort ſammeln ſich jetzt meine Brüder." Vorſichtig ſtiegen die Reiſenden in das Thal, drangen durch den kalten Bach, der ſeinen Schaum zu den Schaumflocken der zitternden Pferde warf, und trabten, die letzte Kraft aufbietend, den Hügel hinan, auf welchem ein hoher Grenzpfeiler ſtand, der ihnen ein Kreuz als Zeichen zukehrte. Ivo neigte ſich vor dem heiligen Symbol, bevor er es hinter ſich ließ, dann glitten ſie in eine Senkung des Bodens hinab, die von hohen Cedern umſchloſſen war. Haſſan hielt ſein Roß an, ſein dunkles Antlitz ſtrahlte von ſtolzer Freude, er wies nach dem Grenzſtein zurück, in welchem auf dieſer Seite zwei Meſſer eingehauen waren: „Hier iſt meine Heimath.“ Und würdig grüßend ſprach er: „Seid willkommen. Wir lagern und harren der Meinen. Mir däucht, ſchon höre ich den Klang der Hufe durch den Wald.“ Die ermüdeten Reiter ſtiegen von den Pferden, Ivo band den Helm ab, warf ſich erſchöpft neben den Andern auf den Boden und faltete ſeine Hände zu ſtillem Gebet.

Plötzlich ſtieß Haſſan einen wilden Schrei aus. Ivo fuhr auf, die Stätte war von dunklen Geſtalten in ſchwarzer Kriegertracht umringt, von allen Seiten flogen die Wurfſpeere, und ein gellendes Kampfgeſchrei folgte der Stille. Er zog ſein Schwert und eilte dem Ismaeliten zu Hilfe, der am Boden liegend gegen einen ganzen Haufen Feinde rang. Da ſprang ein einzelner Gegner gegen ihn, dieſem war die ſchwarze Kurdenmütze abgefallen und Ivo ſtarrte in ein Angeſicht, das er wohl kannte; er rief ſein Schwert wegwerfend: „nimm dein Recht“ und das Meſſer des Andern bohrte ſich durch die Rüſtung in ſeine Bruſt. Seufzend ſank er über den Leib des Ismaeliten. Im nächſten Augenblick waren die Mörder verſchwunden, die Roſſe der Getöteten entführt, lautloſe Stille lag wieder über dem Thale des Todes, nur der Bergwind rauſchte in den Wipfeln der Bäume.

Ungeduldig erwartete der Kaiſer die Rückkehr ſeiner Geſandten. Er war mit dem Heere nach Süden aufgebrochen und lag bei Jaffa an der Straße nach

Jeruſalem. Seinem Vorſatz getreu vermied er den Kampf mit den Sarrazenen, aber er wußte trotz der Schwäche ſeines Heeres die Zauberkraft zu bewahren, welche ſein Weſen auf die feindlichen Fürſten ausübte, und benützte in den Verhandlungen meiſterhaft die Uneinigkeit, welche die Sultane des Morgenlandes an gemeinſamer That hinderte. Endlich ritt der Graf von Meran in das Lager ein mit guten Verſprechungen und reichen Geſchenken des Sultans von Damaskus, ihm war Alles wohl gelungen; von der andern Geſandtſchaft wußte er nichts zu berichten, als daß er ſie in der Herberge einer Grenzburg zurückgelaſſen hatte. Vergebens ließ der Kaiſer durch ihn bei Templern und Johannitern, den nächſten Nachbarn der Ismaeliten, umfragen. Endlich kam vom Norden her ein Gerücht in das Lager, die Geſandtſchaft ſei von wilden Kurden, welche in dem Grenzland nach Raub umherſtreiften, getötet worden. Da ſprach der Kaiſer traurig zu ſeinem Vertrauten Omar: „Du hatteſt falſch gerechnet. Nur was du mir prophezeiteſt, als er zuerſt in mein Zelt trat, iſt zur Wahrheit geworden, daß ſein Dienſt kurz und wohlthätig für mich ſein würde. Aber das Ende hat ſich weit anders gefügt.“ Der Araber eilte beſtürzt zu ſeinen Kreiſen und Sterntafeln, kehrte zurück und behauptete, der Geſchwundene müſſe noch wiederkehren. Da hoffte Friedrich aufs Neue. Als aber Woche auf Woche verrann, ſah er ſich nach einem andern Boten in die Berge um und fand endlich einen redlichen Mönch aus ſächſiſchem Kloſter, der des Arabiſchen mächtig war; ihn ſandte er mit einem Briefe heimlich über Damaskus in das Gebiet des Scheikhs. Doch der Mönch brachte den Brief zurück, den Herrn der Berge hatte er gar nicht geſehen, denn er war in einer Grenzburg deſſelben aufgehalten worden, über das Schickſal der Geſandtſchaft hatten die Ismaeliten ein finſteres Schweigen bewahrt und nur mündlich die ſtolze Antwort gegeben: Sie wünſchten dem Kaiſer als einem hochſinnigen Helden Glück gegen ſeine Feinde, aber ſie hätten erkannt, daß er zu ſchwach ſei, um Treuloſigkeit und Verrätherei der Chriſten zu bändigen. Und der Glaube, dem ſo viele Schlechte vertrauten, ſei ihnen verleidet und verhaßt.

Als die erſte Nachricht von dem Ueberfall der Kurden zu den Zelten der Thüringe kam, ſchritt Henner ſchweigend in den Stall, ſattelte ſein Pferd und ſprengte aus dem Lager, um ſeine Verzweiflung den Jüngeren zu verbergen. Da Lutz, beſorgt um ſeinen Geſellen nacheilte, fand er ihn auf der Höhe unter einem blätterloſen Baume ſitzen, ganz verwandelt und weit älter als ſonſt. Er ſetzte ſich zu ihm und faßte ſchweigend die Hand. „Du biſt jung und du wirſt wieder lachen,“ ſprach Henner, „ich aber habe ihn auf meinem Arm gehalten, da er ein Kindlein war, mir iſt unerfreulich, daß ich ihn überleben ſoll, und ich ſah aus, ob ich einen ſchweifenden Haufen von Bodwinen oder ähnlichem Heidenvolk erblicken könnte, um an dieſen die Rache zu nehmen und ihm nachzufolgen.“

„Denkt auch daran, Marſchalk, daß er vielleicht noch lebt,“ tröſtete Lutz, „und daß er euch finden muß, wenn er zurückkehrt.“

„Tröſtet ihr euch mit dieſer Hoffnung!“ ſtöhnte Henner, ſchlug die Hände vor ſein Geſicht und weinte.

„Wir vernehmen oft,“ begann der Jüngere wieder, „daß die Wüſtenräuber gierig nach Löſegeld ſind und lieber gefangen nehmen als töten.“

„Unſer Herr iſt nicht leicht zu fangen,“ verſetzte der Marſchalk rauh, „ihr ſolltet doch wiſſen, daß er ſich nicht ergiebt und am wenigſten dieſen unritterlichen Böſewichtern.“

Das mußte Lutz ſeufzend zugeben und ſie ſaßen wieder ſchweigend bei einander.

„Wenn er aber dennoch am Leben wäre und zu den Seinen zurückkäme,“ begann Henner endlich, „ſo ſoll kein Auge ihn eher erblicken als das unſere, und wenn er zu Fuß kömmt als ein müder Wandrer, ſo ſoll er hier eines unſerer Roſſe finden, damit er in das Lager reiten kann als ein Krieger. Merkt, Herr, daß dies von heut an unſere Warte iſt, von der wir nordwärts blicken, denn hinter jenen Bergen ging verloren, was die Freude und Ehre unſeres Lebens war.“ Seit dieſem Tage ritt der Marſchalk täglich hinaus zu dem Baume und führte ein leeres Pferd an der Trenſe mit ſich. Bald wußte man im Lager, daß die Beiden dort auf ihren Herrn harrten, die Chriſten, welche des Weges zogen, ſahen ſcheu hinüber und Mancher ſprach ein ſtilles Gebet für den Verlorenen.

Der Vertrag des Kaiſers mit dem Sultan war geſchloſſen, der Kaiſer erwarb die heiligen Städte Jeruſalem und Bethlehem, und die Herbergen auf dem Wege von der Küſte bis Jeruſalem. Als ihm das große Werk gelungen war, ließ er die beiden Dienſtmannen vor ſich laden und ſprach: „Die Kreuzfahrt wird vollendet, wir brechen morgen nach Jeruſalem auf, und auch ihr Herren werdet mich um des Verlorenen willen begleiten, denn ich verſpreche euch, durch die Fürſten der Sarrazenen unter den Horden, welche im Lande umherziehen, nachzuforſchen, damit wir Sicherheit gewinnen über ſein Leben oder ſeinen Tod.“

Da rieth Lutz ehrerbietig: „In der Begleitung des Herrn war ein ſchwarzer Knabe. Das Heidenkind iſt ſchlau und vermöchte wohl Auskunft zu geben; ich denke, daß es nicht getötet iſt, ſondern irgendwo als Sklave weilt.“

Der Kaiſer nickte: „Ich kenne den Knaben. Zwar iſt die Hoffnung gering, hier im Lande einen Neger bei den Händlern aufzufinden, dennoch will ich auch daran denken.“

Als die Kreuzfahrer die Kuppeln und Mauern Jeruſalems vor ſich ſahen, loderte in dem müden und entzweiten Heere die fromme Begeiſterung auf’s Neue in hellen Flammen empor, die Pilger warfen ſich zur Erde, küßten den Boden, ſchlugen die Bruſt, ſeufzten, ächzten und weinten und zogen unter Bußgeſängen in ungeheurer Prozeſſion durch die Thore. Der Kaiſer aber ſtellte überall ſeine bewaffneten Haufen auf, damit die Entzückten den Sarrazenen in der Stadt nichts zu Leide thäten. Da ihm die chriſtlichen Prieſter zürnten und das Hochamt zu ſeiner Krönung verweigerten, ſo erſtieg er ſelbſt in der heiligen Grabkirche die Stufen des Hochaltars, hob die Königskrone Jeruſalems vom Altare und ſetzte ſie ſich auf unter dem hellen Jubelgeſchrei des Heeres. Den deutſchen Ordensbrüdern aber verlieh er zur Belohnung für ihre Treue die Königsburg von Jeruſalem und ſetzte die Bruderſchaft, welche ſich bis dahin mühſam gegen die anderen behauptet hatte, in den berühmteſten Herrenſitz als Wächter der heiligen Stadt. Und während ſeine Kreuzfahrer in vielen wallenden Haufen vor den zahlreichen geweihten Stellen knieten, tauſchte er ſelbſt höfliche Grüße und Verſicherungen der Freundſchaft mit den Sarrazenen und veranſtaltete zu ſeinem Vergnügen Wettgeſpräche der Weiſen aus dem Morgen- und Abendland, in denen dieſe mit den ſchärfſten Waffen ihrer Dialektik und Rhetorik mit einander kämpfen mußten. Heimlich aber blieb ſein Sinn auf die Heimkehr gerichtet, denn was er längſt gefürchtet hatte, war geſchehen, ſein Erbland, das Königreich Sicilien, war von einem päpſtlichen Heere überſchwemmt.

Die Ritter des Herrn Ivo hielten ſich auch in der heiligen Stadt geſondert von den Uebrigen unter traurigen Gedanken und Henner fand ſeinen einzigen Troſt in den Reden ſeines Geſellen Lutz, welcher feſt an der Meinung hielt, daß ihr Herr noch am Leben ſei. Auch aus Jeruſalem ritten die Beiden täglich zu der Straße, welche von Norden heranführte, ſie hatten ihren Sitz auf hohem Felsblock gewählt, von dem ſie ein weites Land überſahen. Dort begann einſt Lutz: „Ich rathe, Marſchall, daß wir bisweilen an das Heil unſerer Seelen denken, damit wir nicht den Segen verlieren, der dem Pilger zu Theil wird, wenn er an den heiligen Stätten kniet.“

Doch der Marſchall entgegnete finſter: „Thut ihr, was euch frommt, ich aber vertraue, daß die Heiligen mein Gebet auch von dieſem Stein erhören werden. Denn ich habe nicht viele Bitten an ſie zu richten, ſondern nur die eine, daß ich bald eben dahin fahre, wo mein Herr weilt, ſei es auf Erden oder im Himmel oder ſonſt wo.“

Am Tage vor ſeiner Abreiſe ritt Friedrich mit Hermann von Salza aus den Mauern von Jeruſalem. „Hier iſt meine Arbeit gethan,“ begann er, „eine härtere erwartet uns in der Heimath. Das Banner des Kaiſers weht über der heiligen Stadt und die Abendländer können auf den heiligen Steinen ihre Knie wund reiben, ohne von den Ungläubigen gemißhandelt zu werden. Ich habe für mich und meinen Sohn die Krone vom Altar gehoben, auch dich und deine Brüder habe ich anſehnlich gemacht vor den Leuten, ich höre, die deutſchen Ritter drängen ſich jetzt an die Pforten deines Hauſes, um bei euch die Gelübde abzulegen. Beide haben wir gewonnen, was die Herzen der Gläubigen an uns feſſeln muß, und die hohe Meinung der Welt ſoll uns Bürgſchaft werden für künftige Siege. Wir brauchen ſie, Hermann,“ fuhr er mit düſterm Lächeln fort, „denn in Wahrheit reitet jetzt der Kaiſer neben dir als ein König ohne Land. Und ich würde theuren Preis dafür bezahlen, wenn ich mit dir auf dem Zaubermantel eines weiſen Meiſters nach Italien fliegen könnte, denn mir brennt das Herz darnach, an meinen Feinden Rache zu nehmen. Wer ſind Jene," unterbrach er ſich nach der Höhe weiſend, „die über dem Grabe der alten Kaiſerin Helena die Speerwache halten?"

„Es ſind die Dienſtmannen des edlen Ivo," antwortete der Meiſter ernſthaft, „ſie wollen der Hoffnung nicht entſagen, daß ihr Herr zurückkehre."

Friedrich ritt an die Traurigen und ſprach zum Marſchalk: „Vergeblich war alles Hoffen, ihr Treuen; gern werde ich ſelbſt euch in meinem Dienſte behalten, in Italien habe ich ſcharfe Arbeit für eure Schwerter. Auch Held Ivo würde mir ſeine Waffe gegen die welſchen Feinde nicht verſagt haben."

Henner antwortete mit bebender Stimme: „Möge der Majeſtät des Kaiſers Alles wohl gelingen. Uns zürnt nicht, wenn wir noch hier beharren, bis wir untrügliche Kunde erhalten, ob unſer Herr aus dieſer Welt geſchieden iſt. Denn ganz Verworrenes reden die Leute. Wir aber meinen, daß er uns in dieſem Lande finden muß, wenn er dennoch zurückkehrt, und wenn die Kunde erſchallt, daß er irgendwo am Leben iſt, ſo müſſen auch wir zur Stelle ſein, um ſie ſogleich zu vernehmen. Sobald wir unſerer Pflicht gegen das Kreuzheer entheben ſind, denken wir nordwärts zu reiten, und ſelbſt im Grenzlande zu ſuchen."

Da gebot der Kaiſer, daß ſie ſich noch bei ſeinem

Kämmerer melden ſollten, um Reiſegeld zu empfangen, und ſprach traurig zu Hermann: „Dies iſt das Land, wo ſich Jeder für ſeinen Glauben unſinnig gebehrdet. Aber das thörigte Vertrauen dieſer zwei armen Männer iſt ehrwürdiger, als manches Pochen auf hohe Verheißung.“

## 9.

# Friderun.

Jahr aus Jahr ein ſäeten die Thüringe die goldenen Halmfrüchte in den Ackergrund, aber die alte Fruchtbarkeit des Bodens, durch welche ſie kräftig und ſtolz geworden waren, wollte nicht zurückkehren. Die Sommerglut dörrte, die ſchützende Schneedecke blieb aus, der Roſt befiel die Aehren und die Feldmaus tilgte das Saatkorn. Darum blieben die Leute ärgerlich, und fuhren unruhig durcheinander. Noch Anderes kränkte die alten Bauerdörfer am Neſſebach. Als die Landgenoſſen ſich einſt verſammelt hatten zu gebotenem Ding unter der Gerichtslinde in der Nähe von Friemar, kam ein Zug landgräflicher Reiter herangeſprengt mit Edlen der Umgegend, mit Geiſtlichen und Hofherren. Und der Kanzler las dem erſtaunten Ring der Verſammelten große Briefe vor von Kaiſer und König und von dem Landgrafen, in denen verkündet wurde, daß das kaiſerliche Gericht der freien Thüringe aufhöre und daß alles Recht fortan im Namen des Landgrafen verkündet werde. Denn der Kaiſer hatte den großen Gebietern in Deutſchland dies

Herrenrecht mit vielem Anderem gewähren müſſen, damit ſie auf ſeine Seite traten und bei dem heiligen Vater die Löſung vom Banne betrieben.

Als die Briefe geleſen waren und die Landleute ſchweigend und erſchrocken ſtanden, ritt Graf Meginhard vor und ſprach gegen den Richter: „Wollt ihr dem Landgrafen den Eid leiſten, wie ihr ihn einſt dem Kaiſer geleiſtet habt, ſo möget ihr euer ſtrenges Amt auch in der neuen Ordnung bewahren.“

Da antwortete der Richter ſein Haupt erhebend: „Viel Neues ereignet ſich jetzt auf Erden und alter Brauch vergeht ſchnell, ob das Neue beſſer ſein wird, darüber mag ein jüngeres Geſchlecht urtheilen, wenn es den Schaden fühlt. Ich aber ſtehe unter dieſer Linde als ein alter Mann; im Namen meines Herrn, des Kaiſers, bin ich geritten mit meinem Knecht, bis mein Haar weiß wurde. Soll der Name des Kaiſers fernerhin verſchwiegen bleiben, wenn die Schöffen unter der Linde ſitzen oder ſtehen, ſo thue ich mich ab von meinem Amte, und ein Anderer mag mit meinem Werkzeuge reiten, wenn es ihm gefällt.“ Er legte den Strang und das Schwert auf die Gerichtsbank und trat finſter zurück in den Ring.

Friderun ſtand auf dem Hügel unter der Linde, der Herbſtwind ſchüttelte den Wipfel und ſie ſprach leiſe vor ſich hin: „Ich weiß eine Magd, die einſt in ſtolzem Muthe ihren Kranz auf die Zweige warf, das iſt lange her. Seit ich traure, trug die Linde dreimal ihr grünes

Kleid und dreimal zerriß es im Winterſturm. Als er hinausritt in die Fremde, ſprach er: auf Wiederſehen will's Gott im nächſten Mai. Es währte lange, da kam der Mai ins Land und mancher frohe Sommervogel flog heran und baute ſein Neſt in der Linde. Er aber blieb aus, und wenn die Magd die Kleinen im Laube nach ihm frug, ſo ſangen ſie ihr die Antwort: iſt er nicht da, ſo kommt er wohl bald. Die Sänger flogen davon und die Krähen ſchrien auf den Aeſten. Doch als die Tagvögel zum andernmal kamen, und als die Magd wieder frug, klagten ſie traurig: weit iſt die Reiſe, nicht Jeder, der ausflog, kehrt zurück. Und da ſie zum drittenmal Beſcheid geben ſollten, flatterten ſie ſcheu davon und weigerten die Antwort; und wenn die Magd hinausſah auf die grüne Haide, ſtanden die Blumen welk und fahl und ſie hatte Niemand, den ſie fragen konnte, als Wolken und Wind. Der Sturm fegte die Blätter hinab, die Wolken fuhren um den bleichen Mond, und ſie rief in den wilden Sturmwind hinein: dir will ich klagen, du ſollſt von dem Einen Botſchaft ſagen. Da war ihr, als rufe aus den Wolken zur rechten Hand ein Reiter auf grauem Nebelroſſe: er liegt gefangen im Heidenland. Doch von links rief ein ſchwarzer Reiter: er liegt ſtill und tief unter dem Raſen. Seitdem war alles Hoffen der Magd geſchwunden und ſie weinte, wo Niemand ihre Thränen ſah." Friderun ſetzte ſich auf einen Stein und barg das Geſicht in den Händen.

Aus der Ferne klang Hufſchlag. „Die Reiter kommen," rief ſie aufſpringend. —

Auf dem Wege von Erfurt nahte ein Ritter mit ſeinem Knecht; er ſtieg am Holze ab, warf dem Begleiter die Zügel zu und eilte zu dem Steine.

„Berthold, mein Bruder!“ grüßte Friderun. „Du trägſt den Rittergurt?“

„Meine Lehrzeit iſt vorüber,“ verſetzte Berthold ſtolz. „Und auch die drei Jahre gingen zu Ende, in denen Jene dort der heilige Frieden beſchützte.“ Er wies zornig nach der Gegend des Niederhofes.

„Die Rache hinkt, welche gegen die Toten reitet,“ antwortete Friderun.

„Noch leben Manche, welche meine Fauſt fühlen ſollen. Das ganze Erbe gehört jetzt zu Recht dem Grafen Meginhard und es iſt wohl möglich, daß er einen ſeiner Getreuen ausſtattet mit dem Hofe, in dem meine Feinde ſtolzirten.“

„Du denkſt dich ſelbſt in dem fremden Hofe niederzulaſſen, du ritterlicher Knabe?“ frug Friderun zornig. „Was der Graf thut, mag er vor dem Himmelsherrn verantworten. Wenn aber du aus dem Bahrtuch eines edlen Geſchlechtes für dich ein neues Knechtsgewand zu ſchneiden hoffſt, ſo wiſſe, Berthold, daß du einen Feind finden wirſt, der dich als untreu verklagt, und dieſer Feind will ich ſein.“

„Du!“ rief der junge Ritter unwillig. „So höre auch du, Schweſter, was ich dir ungern ſage, die Zeit iſt vorüber, wo ich deine ſtolze Weiſe geduldig ertrug. Ich bin ein Mann geworden, und nach dem Vater, der grollend in ſeinem Hofe ſitzt, werde ich dein Herr, und mir ſteht es zu, über deine Zukunft zu beſchließen.“

„Und was haſt du beſchloſſen?“ frug Friderun, die Arme übereinander ſchlagend.

„Ich meine es gut mit dir und will, daß du die Frau eines ehrlichen Ritters wirſt. Mein Geſelle Konz, gegen den du dich immer ſo hochmüthig hältſt, kann das Wohlgefallen an dir nicht verwinden und ſprach erſt geſtern von ſeinem Wunſche dich zu freien. Ich denke, der Vater wird ſich fügen, wenn du nur willſt. Sollte aber der Alte widerſtehen, ſo iſt mein Geſelle auch bereit, ſeine Zeit abzuwarten, ſobald du ihm nur gutwillig zulachſt.“

„Ich bin euch beiden, ihr ſtrengen Ritter, dankbar für das Loos, welches ihr mir bereiten wollt,“ antwortete Friderun verächtlich. Doch ſogleich fuhr ſie in anderm Ton fort: „Mein armer Bruder! es war ein ſchweres Schickſal, das dich unter dies Reitervolk geſchleudert hat. Dennoch hätte ich von dir mehr Liebe erwartet, als daß du mich dem ungeſchickten Manne vermählen wollteſt.“

„Er iſt immer freundlich gegen mich geweſen,“ verſetzte der Bruder, „weil er auf dich gehofft hat; auch daran ſollteſt du denken.“

„Ja, Berthold, die Schweſter iſt der Preis geweſen, durch den du dich in der Gunſt deines Genoſſen eingekauft haſt. Das war nicht treu gegen mich und du mußt es jetzt tragen, wenn er dir wegen meiner Weigerung zürnt. Denn niemals werde ich ſeine Hausfrau.“

„Was ſoll aus dir werden?“ frug der Bruder zornig.

Die Magd ſah zum Himmel hinauf. „Ich bleibe bei dem Vater, er bedarf meiner Dienſte mehr als ſonſt, denn ſein Muth iſt beſchwert und er grübelt über die arge Zeit. Auch um deinetwillen bleibe ich. Täglich, wenn ich deinen Sitz an unſerm Heerde leer ſehe, denke ich daran, wie wir als Kinder miteinander im Heerdloch kauerten, ich als Hauskatze und du als Schäferhund. Jetzt iſt mein Hündlein unter die Wölfe gerathen und ich fürchte, es wird entweder ſeinen frommen Sinn verlieren, oder die Argen werden es zerreißen.“

„Sprich nicht ſolch wehmüthiges Zeug, das hier ganz ungehörig iſt,“ verſetzte Berthold unruhig, „und höre verſtändig auf meine Worte.“

„Ich bin verſtändig, Bruder,“ ſprach Friderun, ſeine Hand feſthaltend. „Setze dich zu mir, Berthold. Mutterlos wuchſen wir zwei Geſchwiſter auf und wenn der Vater hart war, ſuchten wir Troſt bei einander. Mir iſt oft einſam im Hofe und die Sehnſucht nach dir und deinem ſorgloſen Lachen verläßt mich nicht. Ich denke mir, daß auch du unter den Fremden keine Schweſter gefunden haſt, mit der du vertraulich reden kannſt, wie du einſt mit mir thateſt.“

Berthold ſetzte ſich willig zu ihr, ſie ſah ihn liebevoll an. „Du biſt mannhaft geworden und ich muß dich loben, du eitles Kind, deine Löckchen hängen dir luſtig um die Wange. Aber dein Auge fährt unruhig umher, und ich fürchte, ſie haben dich zu mancher That verleitet, deren ein redlicher Mann ungern gedenkt.“

„Jeder Dienſt verlangt Gehorſam," ſagte der Bruder trübe.

„Du warſt ein Freier und an friedliche Sitte gewöhnt. Doch Vergangenes macht Niemand ungeſchehen," fuhr ſie ſeufzend fort. „Da du ein Ritter geworden biſt, müſſen wir beide darauf denken, daß dir dein Leben nicht in fremdem Dienſt verderben werde. Vernimm, mein Bruder, was dich tröſten ſoll. Du haſt jetzt keine Hoffnung, den Zorn des Vaters zu verſöhnen, aber was ich als ſeine Tochter thun darf, um dir dein Erbe zu bewahren, darauf beſtehe ich. Deshalb verpflichte dich nicht gegen die Mühlburger."

Berthold erhob ſich: „Du biſt eine treue Schweſter, doch du verſtehſt nicht, was ritterliche Pflicht gebietet."

„Kannſt du dich nicht heut und nicht morgen von ihnen befreien, ſo thue es allmählich. Denke immer daran, daß deine Zukunft nicht von ihrer Gunſt abhängt, und daß es noch Andere giebt, die um dein Glück beſorgt ſind. Und laß mich dein vertrautes Geſicht bald wiederſehen, mein Bruder."

Friderun ſah dem ſcheidenden Berthold traurig nach. „Ein ungethümer Drache wälzt ſich um den Edelhof, nicht lange, er dringt hinein und verzehrt Habe und Gut. Der Held aber, der dieſen Drachen erlegt, iſt geſchwunden. Auch dem Hofe des Bauern wird der Untergang des edlen Hauſes zum Verhängniß, der Sohn zieht unſtät auf wilden Wegen und die Tochter wird auf dem Steine ein altes Lied ſingen, bis ein neues Geſchlecht ſie und ihren Geſang verlacht." Sie ſprang erſchrocken auf. „Eine Mahnung erhalte ich vom Schickſal, ſchwarz iſt das Roß, welches dort herankommt und ſchwarz iſt der Reiter; ich weiß, was mir der Hufſchlag bedeutet.“ Bleich und ſtarr ſah ſie auf den Weg.

„Seid gegrüßt, Magd Friderun,“ rief ein bärtiger Krieger ihr zu, „ein gutes Vorzeichen ſoll es für mich ſein, daß ich zuerſt euch finde.“

„Lange weiltet ihr in der Fremde, Bruder Gottfried,“ antwortete die Magd tonlos, „das Kreuz der Bruderſchaft hing über leerem Hauſe.“

„Wir kommen und gehen, wie der Meiſter gebietet, diesmal denke ich nur kurze Zeit bei euch zu bleiben.“

„Ihr kommt aus dem Morgen, bei uns wurde es Abend. Was bringt ihr Neues für die Meinen und mich?“

„Aus Accon, einer Burg der Chriſtenheit, bin ich herzugereiſt, und euch bringe ich Botſchaft aus dem Libanon.“

„Sprecht, ich höre,“ murmelte Friderun unbeweglich.

Der Bruder griff in ſein Gewand und bot ihr ein ſeidenes geknotetes Tuch, das mit vielen Schnüren umwunden war. „Ein ſächſiſcher Mönch, der als Waller von Antiochien nach Damaskus zog, empfing dies heimlich in einem Thal der Ismaeliten von einem thüringiſchen Manne, traurig war der Geber und ein Nothzeichen nannte er die Gabe, er gebot dem Mönch, ſie in einem Haus unſeres Ordens abzugeben zugleich mit dem Wahrſpruch: Friderun aus Friemar ſprang in die Flamme.“

Die Jungfrau ſtürzte auf die Knie, die zitternden Finger löſten und riſſen an der Schnur, ſie ſchlug das

Tuch zurück, ein Strang Menſchenhaare ringelte ſich in ihrer Hand und ſie ſchrie: „Die Haarlocke iſt es, das letzte Notzeichen des Bedrängten. Sein Haar iſt es, er weiß, daß ich die Farbe kenne, er lebt und ruft nach Hilfe.“ Sie warf ſich an dem Baume nieder, hob die Arme gen Himmel, lachte und weinte zu gleicher Zeit.

Am Abend ſaß eine kleine Zahl älterer Männer am Heerdfeuer des Freihofes, die Thür war verſchloſſen gegen Regen und Sturm, die Flamme ſchien auf graue Häupter und gefurchte Geſichter; es waren Bauern des Dorfes, die meiſten ſeit alter Zeit dem Geſchlechte des Richters Bernhard verwandt. Hinter ihnen auf der Bühne ſtand Friderun, den Arm auf das Geländer geſtützt ſah ſie zu, wie die Flamme loderte und der Rauch in der Höhe ſich zu dicken Wolken ballte. Und ein alter Bauer begann: „Ueber dem Wald ſieht man hellen Feuerſchein, dort werden Häuſer geſengt und neue Frucht verbrannt, denn es iſt Fehde zwiſchen den Dienſtmannen des Hennebergers und den Landgräflichen.“

„Nie dachte ich zu erleben,“ fuhr der Schöffe Iſenhard fort, „daß der grobe Mann, den ſie Ritter Konz von der Mühlburg nennen, jemals auf dem Grafenſtuhl Gericht halten ſollte über freie Bauern; ſonſt ehrte der Richter in Wort und Geberde den höchſten Herrn der Chriſtenheit, diesmal war von dem Herrn nicht mehr die Rede. Ganz unordentlich und greulich hielt der Plumpe das Gericht, denn er mengte die Worte und herrſchte die Schöffen an, als ob ſie von ſeinem Geſinde wären.“

„Ich gedenke noch der Zeit," ſprach Hartmann, ein treuer Nachbar des Hauswirths, „wo die Leute bei uns lachten und fluchten, wenn Jemandem einfiel, den Herrn Papſt zu rühmen. Damals war ein großer Streit in der Chriſtenheit, wer ſtärker ſei, der Kaiſer oder der Papſt, doch jetzt iſt dies anders geworden, man vernimmt wenig vom Kaiſer und viel vom Papſte."

„Vielleicht iſt das beſſer, vielleicht auch nicht," antwortete vorſichtig der erſte Bauer.

„Damals," fuhr Hartmann nachdrücklich fort, „frugen die Leute, ob der Vater der Chriſtenheit zu Rom mit ſeinem Gefolge in Wahrheit die Gewalt habe, das Himmelreich den armen Seelen zu öffnen oder zu ſperren. Ich merke, daß jetzt Niemand darüber ſpricht und ich möchte wohl wiſſen, ob es noch Viele giebt, die den Zweifel hegen."

„Die Meiſten fürchten ſich zu fragen," verſetzte der erſte Bauer. Die Männer ſahen einander bedeutſam an.

Da ſprach Bernhard mit ſtarker Stimme: „Eine Verkündigung vernahmen wir, daß vor dem Ende der Welt eine neue Ordnung kommen ſoll und eine Herrſchaft des Antichriſts, welcher ſich auf dem Stuhle niederſetzt, der für unſern Herrn Jeſus, den Sohn des Himmelsgottes, errichtet iſt; in dieſer Zeit wird der Sinn von Geiſtlichen und Laien verkehrt und ſie werden dem falſchen Gott dienen, der ſich frech vermißt, an Stelle des Herrn zu herrſchen. Manche von uns ſorgen, daß dieſe Zeit der Bethörung nahe ſei, denn der Acker beharrt darauf, die Frucht zu verſagen, das alte Recht ſchwindet und ärger als je zuvor reiten die Diebe aus den Burgen und ſchnüren dem Landmann das Haupt mit ſeiner Peitſchenſchnur, damit er ihnen den Verſteck eröffne, in dem er ſein Geld birgt. Braune Mönche ſchweifen durch das Land, rufen die armen unfreien Leute, welche uns ſeither dienten, auf, daß ſie die ächten Gotteskinder ſeien, und hetzen die einfältige Menge gegen uns."

„Wir wiſſen," ſprach Iſenhard tröſtend, „daß Vieles auf Erden in das Arge verkehrt iſt. Aber manche ſchwere Zeit erlebten wir, und ihr folgten beſſere Tage. So denke auch ich, daß die beiden neuen Bedrücker, welche uns den Frieden in Unfrieden verkehrt haben, die ſchweifenden Bettler, welche ſich Mönche des heiligen Vaters nennen, und die ſchlechten Richter, welche den Kaiſer verleugnen, nicht ewig dauern werden. Denn wir ſind nicht herrenlos, noch lebt unſer Kaiſer. Alle verkünden, daß er ein weiſer und machtvoller Herr iſt, der den Pfaffen und Mönchen gewaltig widerſteht. Aber er iſt fern von uns, und er weiß in der Fremde nicht, was uns, den Freien am Walde, Sorgen bereitet. Käme er zu uns und ſähe das Leiden, er würde es an ſich nicht fehlen laſſen. Denn das iſt ſein Amt; und wir Alle haben von unſern Vätern gehört, daß die Kaiſer einſt durch das Land geritten ſind mit großem Gefolge, den raubenden Rittern haben ſie die Burgen gebrochen und die Miſſethäter an die Bäume gehenkt, an grüne und an dürre, je nach dem Maß ihrer Unthaten. Darum ſoll, ſoweit ich erkenne, unſere Sorge ſein. ob wir den Kaiſer zur Hilfe rufen können gegen die wilden Mönche, welche mit dem Holzſtoß drohen, und gegen die Räuber, welche prahlen, daß ſie im Dienſte eines Herzogs oder Landgrafen mit unſerer Habe und unſeren Kindern zu ſchalten vermögen, wie ihnen beliebt."

„Ihr ſprecht verſtändig," verſetzte Bernhard, „aber wer wagt ſo laut zu ſchreien, daß ſeine Klage über deutſches und welſches Land hinausſchallt bis an das Meer, wo die Heiden wohnen, denn dort waltet der Kaiſer. Vieles und Schweres haben wir ihm zu kündigen, vielleicht," fuhr er mit leuchtenden Augen fort, „auch Manches, was ihm ſelbſt ein theurer Gewinn ſein kann. Denn er lebt in ſtarker Feindſchaft mit dem Manne zu Rom, der ſich für den Herrn der Welt ausgiebt, weil er ein Nachfolger der heiligen Apoſtel iſt. Die Apoſtel aber haben wieder die Herrſchaft empfangen von dem Sohne des Himmelsherrn. Darum erlügen die Pfaffen, daß der Sohn gleiche Macht und Herrlichkeit habe wie der Vater, damit ſie den Mann in Rom und ſeine Gebote gleich machen dem Himmelsherrn und den Geboten des alten Gottes ſelber. Wir aber haben erkannt und wir wiſſen, wie unſer lieber Herr und Heiland in ſeiner Demuth ſelbſt bezeugt hat, daß ſein Vater mehr iſt als er. Hat der Herr Papſt ſeine Macht von dem Sohne, ſo hat unſer Herr Kaiſer ſein Recht und ſeine Macht von dem Vater; denn der Vater ſelbſt hat in dem Erdgarten die Menſchen geordnet und jedem ſein Amt und ſeine Arbeit feſtgeſetzt. Dies heilige Geheimniß haben wir erkundet und wir ſind bereit, daſſelbe vor aller Welt zu bezeugen. Denn wir beſitzen einen unumſtößlichen Grund dafür, das eigene Wort des Herrn, wie es niedergeſchrieben wurde und beſprengt mit dem Blute eines redlichen Bekenners. Das könnte dem Kaiſer zum Sieg verhelfen in ſeinem harten Streit mit dem Papſt zu Rom, wenn er die heiligen Worte erfährt, welche ſein Recht beſſer machen, als das des andern, und wenn er ſolche Wahrheit verkünden läßt durch alle Lande, damit Jedermann ſie wiſſe. So vermöchten auch wir dem Kaiſer zu helfen, wie er uns helfen ſoll. Und wieder beklagen wir, daß der Kaiſer uns verlaſſen hat; denn wer von uns Bauern kann mit ſolchem Gruß viele hundert Meilen über ungeheure Berge und über das wilde Meer zu ihm dringen."

Die Männer ſahen in die Flamme und ſchwiegen; von oben klang eine Frauenſtimme: „Die Freien von Friemar hatten einſt unter den Edlen einen Genoſſen, welcher bei den Königen das Wort für ſie führte."

„Die wir einſt hatten, wir haben ſie nicht mehr, ſie ſind verdorben und geſtorben," verſetzte der Vater.

„Hat auch die Grafen auf der Mühlburg ihr Hofdienſt verdorben, die Herren im Niederhofe haben uns billigen Sinn bewährt, ſie vermöchten am erſten ihre Stimme für euer Recht zu erheben und den Kaiſer, dem ſie lieb ſind, an eure Noth zu mahnen."

„Was rufſt du die Toten, Friderun, der letzte von ihnen, der unter uns ſein Haupt hoch trug, iſt getilgt."

„Er lebt," rief Friderun, „ſo wahr auf die Nacht der Morgen kommt und auf Wetterſturm das milde

Sonnenlicht! Er lebt, aber er liegt in Noth und Gefängniß und er fordert von uns Hilfe für ſich.“ Sie ſtieg die Stufen herab und zog aus dem Gewande ein ſeidenes Tuch hervor, ſchlug es auseinander und hielt eine Locke in die Höhe. „Dies iſt Haar von ſeinem Haupte, welches er in unſern Hof ſandte, damit wir ihn retten. Der Bärtige brachte dieſen Gruß aus dem heiligen Lande, ein Pilger empfing ihn von Herrn Ivo, der in Haſt liegt bei dem wilden Heidenvolk, welches ſie die Ismaeliten nennen. Dies iſt in Wahrheit ſeine Locke, und als er ſie dem Boten gab, ſprach er einen Wahrſpruch dazu, welchen nur wir kennen. Darum, mein Vater, beſchließt, wie ihr ihm helfen mögt.“

Die Landleute ſahen ſcheu auf das ehrwürdige Nothzeichen, welches Friderun unter ihnen in der Hand hielt.

„Iſt das Zeichen ächt,“ begann der Richter, „ſo mahnt die Tochter nicht ohne Grund; denn wiſſet, ihr Freunde und Eidgeſellen, ich bewahre Einiges von ſeiner Habe, was er mir beim Abſchied anvertraute. Iſt er ein Gefangener, der durch Löſegeld befreit werden kann, ſo mag ihn vielleicht retten, was er meinem Heerde übergab.“

Wieder ſaßen die Männer nachdenklich, bis Iſenhard begann: „Ihr dachtet daran, ihn als Helfer zu gewinnen, und er begehrt eure Hilfe für ſich, ſo wächſt zu der alten Sorge die neue. Schon war der Wagen überladen, wie vermögen die Roſſe zu ziehen, wenn eine größere Laſt dazu kommt.“

„Darf ich ſprechen in eurem Rath, Vater?“ frug Friderun

„Wollt ihr mein Kind hören? Iſt ſie auch ein Weib, ſo wurde ihr doch die Gabe nicht verſagt, guten Rath zu finden.“

Die Männer nickten bedächtig. „Wir wiſſen, daß etwas in dir iſt, Friderun,“ ermunterte Hartmann, „was Manchen mit Scheu erfüllt, mich aber mit Freude.“

„Sendet einen Boten zum Kaiſer,“ rief Friderun mit blitzenden Augen, „vertraut dem Boten an, was euch beſchwert und vertraut ihm den Schatz an, damit er ihn in die Hand des Kaiſers lege. Denn wenn irgend ein Mann, ſo vermag der Kaiſer den Herrn Ivo zu löſen. Seine Herrlichkeit iſt gefürchtet im Abend und im Morgen, und man ſagt, daß auch die Heidenkönige ſich vor ihm neigen wie vor einem Herrn und ihn durch reiche Geſchenke ehren. Und Vater,“ rief ſie begeiſtert und kniete nieder ſeine Hand ergreifend: „Der Bote will ich ſein, laßt mich ziehen.“

„Du?“ rief der Richter und ſein Antlitz erblich in der heftigen Bewegung. „Du biſt mein letztes Kind und du biſt ein Weib. Soll ich auch dich verlieren.“

„Nicht verlieren ſollſt du mich, Vater, ſondern beſſeres Glück durch mich gewinnen. Pilgern nicht alljährlich viele Frauen nach Rom und kehren ungekränkt zurück. Warum ſoll mir es ſchwer ſein, zu unſerm Kaiſer zu dringen? Bedenke, Vater, daß wir beſſere Hilfe haben als viele Andere,“ und ſie legte ſchnell die Hände zuſammen, wie die Bärtigen thaten, wenn ſie mit den Zugewandten der Bruderſchaft Gruß tauſchten. „Ich bin ein Kind der Thüringe und fürchte mich nicht vor den Fremden.“

Da der Richter nicht antwortete, ſo erhob ſich der alte Hartmann und ſprach feierlich zu ſeinem Genoſſen: „Ob ihr als Vater die Tochter an ſolche Botſchaft wagen wollt, das ſteht bei euch allein, und wir Andern dürfen nicht zureden und nicht abmahnen. Doch es handelt ſich um ein großes Werk und das Schickſal von manchem unter uns mag daran hängen. Und deshalb ſage ich hier nach meinem Gewiſſen, daß die Freien von Friemar keinen beſſeren Boten durch die wilde Welt ſenden können als unſer Kind Friderun. Denn wir Alle wiſſen und vertrauen, daß ſie eine reine Magd iſt, welche niemals einem Manne heimlich zugelächelt hat wie andere Mädchen im Dorfe. Einer ſolchen gelingt aber auf Erden, was einem ſtarken Manne verſagt iſt, und ſie iſt begnadigt vor anderen Menſchen, daß die Argen ſie ſcheuen und die Gefahr von ihr weicht und die liebe Sonne freundlicher auf ihrem Wege ſcheint als vor Anderen. Darum ſorge ich auch nicht übermäßig um die Gefahren einer weiten Fahrt, nicht wegen der Räuber, wenn ſie einen Schatz trägt und nicht wegen der Heiden, wenn ſie durch ihre Schwerter wandelt. Einen Edlen vermögen wir dem Kaiſer nicht zu ſchicken, aber wir ſenden ihm das Vornehmſte, was wir haben, eine Jungfrau welche den Menſchen und den Engeln lieb iſt, und welcher die Gabe der Rede zugetheilt wurde und zuweilen große Gedanken, denen auch wir Alten willig Gehör geben.“

Friderun ſtand mit geſenktem Haupt, während der Alte ſprach, jetzt neigte ſie ſich wieder zu ihrem Vater herab, und faßte Knie und Hand. Dem Alten rannen die Thränen über ſein ehrwürdiges Angeſicht, er legte den Arm um ſie, küßte ſie auf die Stirn und ſprach: „Geh, und ſage auch unſerem Kaiſer, daß Bernhard, der ſein Richter war, ihm das Liebſte ſendet, was er noch auf Erden ſein nennt.“

Am nächſten Morgen ging Friderun nach dem Edelhofe. Der Hof war leer wie ausgeräumt, die Stallthüren ſtanden offen, die Roſſe waren bis auf zwei Klepper entführt. Als die Magd ein klägliches Brüllen hörte, trat ſie in den Kuhſtall, dort fand ſie die letzte Kuh vor leerer Krippe. Sie ſprang auf den Futterboden, holte von dem geringen Heuvorrath und legte der Hungrigen vor. Dann eilte ſie über den öden Hof nach dem Herrenhauſe, öffnete die Thür der Stube, in welcher Herr Godwin hauſte und rief auf der Schwelle: „Er lebt.“

In ſeinem Bett lag Godwin ſchwach und verfallen, an der Seite ſaß Nicolaus und las ihm aus einem kleinen Pergamentband Gebete vor. Als die Beiden Friderun erkannten, welche freudeſtrahlend mit gehobener Hand die Verkündigung brachte, erhoben ſie ſich aus ihrer Bekümmerniß, Godwin ſtarrte mit gefalteten Händen nach der Thür und Nicolaus ſprang auf, um der Magd entgegen zu eilen, aber er hemmte den Schritt, da er ihre Verklärung erkannte, denn ihm kam plötzlich die Erkenntniß, daß die Magd um einen Andern mehr ſorge, als um ihn. „Der Herr lebt,“ wiederholte Friderun zu dem Lager tretend, „er liegt im Morgenlande gefangen und ein Bote wird zu unſerm Kaiſer wandern, damit ſein Wort die Befreiung verſchaffe. Ihr zuerſt ſollt das wiſſen, Herr Godwin und Niemand anders, denn ſchädlich wäre es, davon zu reden, nur damit ihr ausdauert, ſage ich's euch; will's Gott, kehrt er dennoch wieder.“

Der Alte hatte ſich aufgerichtet, er beugte jetzt ſchweigend ſein Haupt über die heftig zitternden Hände.

„Die Mühlburger haben den Hof geräumt,“ ſagte Nicolaus leiſe, „ſeitdem iſt ſeine letzte Kraft gebrochen, und ich fürchte, es geht bald mit ihm zu Ende.“

Godwin faßte die Hand der Magd und wollte ſie an ſein Lager ziehen, ſie aber ſprach über ihn gebeugt: „Ich darf mich nicht ſetzen und ich darf nicht raſten, denn Großes liegt mir auf der Seele, und ich bin nur hier wie die Schwalbe, wenn ſie ſich im Fluge durch den Hof ſchwingt, bevor ſie den weiten Weg in die Fremde beginnt. — Wie kommt's, Nicolaus, daß Frau Jutte nicht nach dem Vieh im Stalle ſieht; ihr müßt ſie bitten, ich darf nicht zu ihr gehen, weil ihr Hauswirth unſer Geſchlecht gekränkt hat.“

„Auch dort iſt Noth und Kummer,“ klagte der Schüler, „die Knaben ſind krank.“

„Ich ſende euch noch heut aus unſerem Hofe, was ihr zunächſt brauchen mögt, ſpäter ſoll der Vater für euch ſorgen.“

„Ich frage nicht“ begann Nicolaus traurig, „wer der Bote zum Kaiſer ſein ſoll. Laßt mich euch begleiten, Friderun."

Die Magd ſchüttelte das Haupt. „Nimmer, Niclaus; ihr habt einmal von eurem günſtigen Willen zu mir geſprochen, und ich habe euch Beſcheid gegeben wie ich mußte. Wollt ihr dem Herrn, dem ihr euch einſt gelobt habt, eure Treue erweiſen, ſo verlaßt den Kranken nicht, und gewinnt ihr Zeit, ſo ſeht nach meinem lieben Vater, denn in ſchwerer Sorge um ihn ziehe ich aus dem Lande."

„Wie wollt ihr allein über Berg und Thal in die Fremde," frug Nicolaus, die Hände ringend.

„Es iſt für mich geſorgt, ein Bruder von den Bärtigen geht von der Naumburg zu ſeinem Meiſter nach Welſchland, ihm vertraue ich mich, damit ſein Kreuz mich ſchütze."

Wenige Tage darauf hielt ein alter Ritterbruder mit ſeinem Knecht vor dem Hofe Bernhards und ſah ſchweigend zu, wie die weinende Friderun ſich vom Halſe des Vaters löſte und noch von ihrem Rößlein den Segen des Himmels für den Hof erflehte. Erſt als ſie eine gute Wegſtrecke geritten waren, redete er die Traurige an: „Die Sorge für euch iſt mir von Bruder Arnfried auferlegt, und was ich bis jetzt von euch geſehen habe, gefällt mir recht wohl. Doch mögt ihr ſelbſt denken, daß es mir geringe Freude iſt, mit einem Weibe durch das Land zu ziehen, zumal ich in gewichtigen Sachen reiſe und eilig bin. Ich fürchte, ihr werdet mich aufhalten."

„Duldet mich, ſo lange ihr dürft," bat Friderun. „Auch ich habe Eile und reite für Leben und Freiheit eines Anderen."

„Sagt mir nichts, was ich nicht zu wiſſen brauche, denn wir Brüder kümmern uns nicht um fremde Geſchäfte; nur was für den Weg nöthig iſt, laßt mich erfahren. Wollt ihr auf eurer Pilgerfahrt bei Heiligthümern eintreten oder ſonſt wo?"

„Nein, ehrwürdiger Bruder, zwiſchen euch und mir muß Vertrauen ſein," antwortete Friderun, „ſollt ihr für mich ſorgen mit freudigem Willen, ſo müßt ihr vorher wiſſen, daß ich eurer Sorge nicht unwerth bin. Wenn ihr auch rauh zu mir ſprecht, ſo habe ich doch bemerkt, daß ihr ein gutherziger Mann ſeid, als ihr im letzten Dorfe dem Knaben über die Wangen ſtricht. Darum verſchmäht nicht mein Geheimniß zu hören, ſoweit ich es ſagen darf. Ich ziehe aus der Heimath, um Hilfe zu werben für einen Gefangenen im Morgenlande, und ich gleiche dem Mädchen, das über die Erde bis an den Himmel ging, um die drei ſegensreichen Geſtirne zu fragen. Mein Mond iſt Frau Elſe, die Landgräfin, welche jetzt auf der Marburg wohnt, der Morgenſtern iſt eine Verwandte des Kaiſers, zu der mich die Landgräfin weiſen ſoll, und das dritte Geſtirn iſt die lichte Sonne, unſer Herr Kaiſer ſelbſt, zu dem ich dringen muß, um zu verkünden, daß ein Verlorener wiedergefunden iſt, und daß er, den ſeine Freunde als tot beweint haben, Botſchaft aus dem Berge Libanon geſandt hat."

Der Bruder hielt ſein Pferd an. „Meint ihr einen Thüring, den edlen Ivo?“

„Ihr kennt ihn?“ rief Friderun in heller Freude.

„Gewiß kenne ich ihn,“ verſetzte der Bruder, „und manchen Tag habe ich mit ihm vor Accon an demſelben Werke geſchafft. Einiges, was wir damals mit einander redeten, iſt jetzt der Erfüllung nahe. Wagt ihr die Reiſe für ihn, um den auch ich getrauert habe, ſo ſollt ihr mir lieb ſein, und ich will treu für euch ſorgen, bis ich euch zum Meiſter bringe, welcher jetzt bei dem heiligen Vater weilt oder doch in der Nähe.“

Im ſicheren Schutz des Bruders Sibold gelangte Friderun bis zu der Marburg, wo neben den frommen Stiftungen der Landgräfin auch ein Spital des deutſchen Ordens war. Der Bruder führte Friderun in die Burg und empfahl ſie dort dem Meiſter Konrad, welcher mit den Bärtigen in gutem Einvernehmen lebte. Prüfend frug der ſtrenge Prieſter: „Was begehrſt du, Pilgerin, von der gottſeligen Frau?“

„Verzeiht, ehrwürdiger Vater, wenn ich meine Bitten zuerſt der Herrin ſelbſt anvertraue. Doch darf ich euch ſagen, ich komme um Leben und Freiheit eines armen Kreuzträgers im Morgenlande.“

„Du beräthſt dich übel durch dein Mißtrauen. Doch bitteſt du für einen, der unter dem Kreuzeszeichen gelitten hat, ſo will ich dir den Zutritt nicht wehren.“ Er ſchritt vor ihr in das Gemach.

Die Landgräfin ſaß in Nonnentracht unter den dienenden Frauen, der roſige Schimmer ihrer Wangen war geſchwunden, ihr Leib hager von Gram und ſtrengen Büßungen, und ihre Augen ſtrahlten in dem Glanze, welcher zuweilen das Antlitz des Menſchen verklärt, wenn ihm nur noch ein kurzes Leben beſtimmt iſt. Sie hob die Magd, welche an der Thür niedergekniet war, gütig auf: „Du kommſt aus Thüringen, wo ich oft mit meinen Gedanken weile, gutwillig höre ich, was du mir zu ſagen haſt.“ Sie ſetzte ſich und Friderun begann ihren Bericht, daß ſie der Mutter des Verlorenen großen Dank ſchuldig ſei und daß ſie jetzt Fürſprache für ſich ſelbſt erſehne durch die Landgräfin und durch Frau Hedwig, damit ſie bei dem Kaiſer gnädigen Empfang finde.

Während ſie erzählte, flog ein heller Schimmer wie vom Abendlicht über das Antlitz der Frau Elſe, und der Prieſter, welcher zur Seite ſtand, betrachtete beſorgt die Miene der Herrin. Als Friderun geendet hatte, antwortete die Landgräfin: „Es iſt lange her, ſeit ich mit meiner Baſe die letzten Briefe getauſcht habe. Doch um des Herrn Ivo willen will ich dir gern einige Zeilen anvertrauen, denn ich kannte ihn, als ich hier auf Erden im Glücke war,“ und mit leiſem Lächeln fügte ſie hinzu: „er war auch mir wohlgeſinnt, und dies iſt eine Gelegenheit, wo ich ihm als Chriſtin meinen Dank dafür erweiſen darf.“ Sie erhob ſich; doch als ſie zu dem Schreibepult trat, ſtand der Prieſter neben ihr, legte ſeine Hand auf das leere Pergamentblatt und frug in gebietendem Tone: „Ziemt der Gedanke an eitlen Ritterdienſt einer gottgeweihten Seele?“

Frau Elſe hob das Haupt und in ihren Augen blitzte der Stolz einer Fürſtin: „Nehmt die Hand vom Pergament, Herr, mein Berather und Lehrer ſeid ihr, und wahrlich, die Heiligen wiſſen es, ein ſtrenger Lehrer, doch zu ihrem Hüter hat euch die Landgräfin nicht beſtellt.“ Als er erſtaunt und mit gefurchter Stirne wich, that der Herrin die eigene Strenge leid und ſie fuhr demüthig fort: „Einſt war ich nicht nachſichtig mit einer weltlichen Huldigung, obgleich ſie in Ehrerbietung dargebracht wurde; aber hartherzig kann ich nicht werden gegen die Wenigen, welche meinem lieben Gemahl und mir redliche Geſinnung erwieſen haben.“

Sie ſchrieb den Brief, übergab das geſchloſſene Pergament Friderun mit einem Segenswunſch für Ivo, und fügte hinzu: „die Gräfin iſt, wie ich vernehme, mit dem Königshofe nach Speyer gezogen, dort wirſt du ſie finden.“ Aber die Magd bemerkte wohl, daß Frau Elſe bedrückt war durch ihren eigenen Widerſtand gegen den mächtigen Meiſter, und als ſich die Thür hinter ihr ſchloß, vernahm ſie laute Worte des Mannes.

„Gütigen Schein ſpendete mir das Mondenlicht,“ ſprach Friderun, dem Bruder das Pergament weiſend, „aber der Prieſter Konrad entließ mich feindſelig.“

„Er iſt heiß in allem Thun,“ antwortete der Bruder, „und Viele halten ihn für furchtbar. Doch unſerer Bruderſchaft iſt er ein treuer Gehilfe, denn er ſpricht für uns bei den Großen und im Volke, und ich denke, wir werden in Kurzem ſeinen mächtigen Beiſtand gebrauchen.“

Die Reiſenden zogen in Frieden ſüdwärts; als ſie ſich aber der ruhmvollen Königſtadt Speier näherten, begann der Bruder, den ſtolpernden Gaul der Magd am Zügel faſſend: „Wer zu Roſſe ſitzt, ringt nicht ohne Gefahr die Hände. Verändert finde ich euer Weſen, Friderun, der Weg zu dem goldenen Stuhle, dem ihr jetzt nahet, wird euch mühevoll.“

Friderun ſah den Bruder mit ſo bitterer Seelenqual an, daß dieſer ihren Kummer durch Schweigen ehrte. „Gern würde ich mich an den Weg ſetzen und ausweinen,“ ſagte ſie.

„Manchem hilft das,“ ermunterte der Bruder, „ich warte auf euch.“

„Vorwärts,“ rief die Magd tief aufathmend.

Kurze Stunden darauf ſtand ſie in einem reichgeſchmückten Gemach der Gräfin von Meran gegenüber. Hoch aufgerichtet ſah ſie von der Schwelle auf die vornehme Dame, ſo daß ſich dieſe verwundert erhob, doch im nächſten Augenblick neigte ſie ſich tief und überreichte den Brief der Frau Elſe. Hedwig ging zum Fenſter, las und faßte mit dem Arm die Stuhllehne, ſo ſtand ſie lange Zeit abgewandt, und die Magd frug ſich, ob ſie vor Freuden weine. Endlich trat ſie zu der kleinen Harfe, welche auf einen zierlichen Tiſch geſtellt war und fuhr mit der Hand durch die Saiten. Friderun wußte wohl, daß dies die Weiſe des Herrn Ivo war und dachte bei ſich: ich höre ſie oft erklingen, auch wenn Niemand an die Saiten rührt, doch in den letzten Wochen habe ich nicht an ſeine Lieder gedacht. Plötzich wandte ſich die Gräfin zu ihr, faßte ihre Hand und ſah ſie ſo weich und dankbar an, daß Frideruns Trotz dahinſchwand. „Seit wann kennſt du ihn?“

„Da ich ein Kind war, weilte ich einige Jahre im Edelhofe,“ antwortete die Magd vor dem forſchenden Blick die Augen niederſchlagend.

„Wann hat er dich zum letzten Mal geküßt?“ frug Hedwig lächelnd.

„Nimmer ſeit ich heranwuchs,“ rief Friderun gekränkt. Beide ſchwiegen und betrachteten einander mit gerötheten Wangen.

„Weiß Jemand in dieſem Hauſe, weshalb du zu mir kommſt?“

„Nur Wenige erfuhren, weshalb ich reiſe, in dieſer Stadt ſeid ihr die Einzige.“

„Du ſprichſt verſtändig. Wenn dir ſein Leben lieb iſt, birg das Geheimniß vor Jedermann. Jetzt ſetze dich zu mir und erzähle, wie du die Nachricht erhielteſt und zu dem Entſchluß kamſt, für ihn, der einſt dein Geſpiele war, die weite Fahrt zu machen.“

„Niemals zeige ich ihr die Haarlocke,“ dachte Friderun, „ihr Auge ſoll nicht darauf ſehen und ſie ſoll mein Eigenthum nicht von mir fordern.“ Deshalb ſprach ſie vorſichtig: „Einer von den Bärtigen, der im Hofe meines Vaters Kranke gepflegt hatte, brachte uns die Botſchaft, daß er als Gefangener im Libanon lebe und als Wahrzeichen Worte eines alten Liedes, das in unſerem Dorfe bekannt iſt. Denn bevor Herr Ivo unter dem Kreuze auszog, übergab er meinem Vater Goldſchmuck und edle

Steine, das Erbe ſeiner Mutter, damit der Vater den Schatz in unſerem Heerd berge bis zu ſeiner Rückkehr. Dieſen Schatz ſoll ich zum Kaiſer tragen als Löſegeld.“

Hedwig lächelte. „Und warum wurdeſt du der Bote und nicht dein Vater?“

„Der Vater iſt alt und der Hof kann ihn nicht entbehren.“ Hedwig nickte: „Du warſt ſeiner Mutter vertraut. Sprich mir von ihr.“

„Sie war aus dem Grafenhaus von Orlamünde, wie ihr wiſſen werdet, und eine ſtolze Wirthin, doch klüger als Andere und von gütigem Herzen. Daß ſie ſtarb, war ein Unglück für den Hof. Herr Ivo lebte ſorglos und ritt durch das Land, und ein Herrenhof bedarf Hände, die ſparſam zuſammenhalten, denn wo Viele begehren, wird leicht unnütz verſchwendet und auch die Treuen gewöhnen ſich aus dem Vollen zu leben.“

Wieder lächelte Hedwig. „Wie war Herr Ivo als Knabe?“

Friderun ſchwieg. „Fragt mich, was ihr über ihn wiſſen wollt,“ ſprach ſie endlich mit Zurückhaltung.

„Sage mir, wie er gegen dich war?“

„Wir ſpielten mit einander. Wer die Gerte in der Hand hielt, führte den Andern als Roß an der Leine.“

„Doch als du größer wurdeſt?“

„Wir zankten uns zuweilen, doch ſaßen wir auch bei einander und ſangen Lieder um die Wette. Als Knabe hatte er eine liebliche Stimme,“ berichtete Friderun kurz.

„Und wann ſchiedeſt du aus dem Hofe

„Da er in die Zucht des langen Marſchalks kam und der Vater meiner bedurfte.“

„Ich erkenne,“ begann Hedwig überlegend, „daß du ſchnell und klug zu antworten weißt; ich hoffe, du verſtehſt ebenſo zu ſehen und zu hören. Frau Elſe ſchreibt mir, daß du mein Fürwort beim Kaiſer gebrauchſt. Ich gebe dir keinen Brief, doch ein Zeichen, daß du von mir kommſt.“ Sie zog einen Ring vom Finger. „Auch den Ring bewahre geheim vor Jedermann. Willſt du dem Kaiſer angenehm und werthvoll werden, ſo mußt du ihm Einiges von ſeinem Sohne, dem König Heinrich, berichten können, denn wenn du ihm meinen Ring giebſt, wird er auch darnach fragen. Ich will dir Gelegenheit verſchaffen, den jungen König zu ſehen und zu hören, ohne daß er und ſeine Herren dich mit Fragen beläſtigen, doch mußt du dich vorſichtig ſtill halten. Verweile hier, bis ich dich rufe, mich zwingt meine Pflicht als Hauswirthin, dich zu verlaſſen; laß dir die Zeit nicht lang werden und wundere dich nicht, wenn ich die Thür zuſperre, damit die Diener nicht eindringen.“

„Ich ginge lieber,“ verſetzte Friderun.

„Wenn du für Herrn Ivo ſorgen willſt, ſo bleibe,“ ſprach Frau Hedwig mit ſo hohem Ernſt, daß die Magd ſchweigend einwilligte.

Hedwig verließ das Zimmer und Friderun hörte, daß die Thür geſperrt wurde. Lange ſaß ſie in unruhigen Gedanken. Endlich kehrte die Gräfin zurück. „Folge mir ſchnell und vorſichtig,“ gebot ſie, und Fridaran erkannte, daß eine finſtere Entſchloſſenheit auf dem bleichen Antlitz lag. Sie folgte der Führenden wenige Stufen einer Seitentreppe hinab und wurde erſt ihrer Sorge enthoben, als ſie ganz in der Nähe Gelächter und das frohe Geräuſch eines Gaſtmahls vernahm.

## 10.

# Vor drei großen Herren.

In einer dürftigen Herberge der ſyriſchen Hafenſtadt Tripolis ſaßen Henner und Lutz einander gegenüber. Jedermann merkte, daß ſie nicht im Glück lebten, ihr Gewand war abgetragen, das Eiſenhemd darunter roſtig und an den Rändern zerriſſen, und ihre Miene ſehr bekümmert. Sie waren ruhelos am Libanon umhergeritten und hatten vergeblich in allen Burgen nachgeforſcht. Als das reiche Geſchenk des Kaiſers aufgezehrt war, hatten ſie in der Noth einem der ſyriſchen Barone in ſeinen Grenzfehden gedient, um ſich rittermäßig durchzubringen. Oefter waren ſie mit Kurden und Arabern zuſammengeſtoßen und mit Mühe der Knechtſchaft entgangen, zweimal auch waren ſie in das Land der Ismaeliten eingedrungen, aber die Grenzwächter hatten ſie trotzig abgewieſen, denn jedem bewaffneten Fremden war das Gebiet des Scheikhs verſchloſſen. „Das letzte Pferd iſt verkauft," begann Henner.

„Dann brauchen wir's nicht zu füttern," verſetzte Lutz, „und ſind die größte Sorge los."

„Das Geld fordert der Wirth,“ fuhr Henner fort, „er behauptet, ein Thüring und ein Ei aus den Dörfern des Hennebergers zu ſein. Aber die heiße Sonne hat ihn hart geſotten und von Erbarmen iſt nichts mehr an ihm zu finden.“

Lutz, welcher unnöthige Worte gern vermied, ſchwieg ſtill und Henner begann nach einer Weile wieder: „Ein Krieger, der Knecht und Roß verloren hat, iſt nicht glückſelig zu preiſen; wir ſind jetzt Bettler, Chevalier, von dem Orden der armen Ritter, denen ich daheim manchmal mit Mißvergnügen ein Almoſen zugeſteckt habe. Darum frage ich euch, was ſoll aus uns werden?“

„Wir faſten wieder, wie einſt,“ rieth Lutz, „im Meer ſind Fiſche genug, es iſt hier nicht leicht zu verhungern.“

„Ich ſorge nicht um unſern Magen, Herr,“ antwortete der Marſchalk, „aber Tag und Nacht muß ich an den Brief denken, den uns unſer Geſelle Godwin durch Nicolaus ſchreiben ließ. Denn was die deutſchen Brüder vorlaſen, war ganz widerwärtig, die Mühlburger wollen unſern armen Herrn bei lebendigem Leibe beerben.“

„Wüßten wir nur erſt ſicher, daß er lebendig iſt,“ bemerkte Lutz verſtändig, „dann wollten wir die Mühlburger flux von Hof und Gut jagen.“

„Seit dem Briefe verläßt mich der Gedanke nicht, daß wir zu Hauſe nöthiger ſind, als hier, und die Angſt um den Hof wächſt mir mit jedem Tage, den wir in dieſem bösartigen Lande verweilen. Auch Frau Jutte mit den Knaben jammert mich.“

„Der Schiffer aus Bremen war hier,“ warf Lutz ein, „er will euch mitnehmen, wenn ihr euch während der Fahrt dem Schiffe als Kriegsmann gelobt.“

„Mich?“ frug Henner unwillig, „wir ſind aber zwei.“

Lutz antwortete ausweichend: „Denkt daran, Herr, daß Weib und Kinder an eurem Heerde ſitzen und daß der alte Godwin ſich nicht auf dem Gute behaupten wird, wenn nicht eure Fäuſte ihm helfen. Ich aber habe nur Eine, um die ich ſorge. Seht ihr mein Berchtel, Henner, ſo ſagt ihr, daß ſie das Strumpfband losbinden ſoll, welches ich ihr um ihr weißes Bein gelegt habe; denn ich kehre ſchwerlich zurück.“ Er ſtützte den Kopf in die Hand.

„Laßt euch ſagen, Lutz,“ ſprach der Marſchalk gerührt, „daß ihr gewiſſermaßen beſeſſen ſeid. Ich lobe die Treue, ihr aber werdet hartnäckig ohne Nutzen.“

„Vielleicht kommt er doch wieder,“ verſetzte Lutz. „In ſeinem Hofe bin ich erzogen und er hat mich bei ſich behalten und einen Mann aus mir gemacht, deshalb denke ich in ſeiner Nähe zu bleiben. Sprecht mir nicht dawider, Marſchalk, euer Amt iſt, den Hof zu bewahren und meines iſt, auf den Herrn zu warten.“

Henner erhob ſich. „Wahrlich, Geſelle, ihr habt das Richtige gefunden; was geſchehen muß, ſoll geſchehen ohne viele Worte, und wenn wir es Beide vermeiden können, ohne Wehmuth. Begleitet mich, wenn's euch beliebt, zum Schiffe.“

Als Lutz von ſeinem Gefährten Abſchied genommen hatte und das Schiff zum Hafen hinausfuhr, ſtand er am Strande und ſtarrte nach der hagern Geſtalt des Marſchalks, der immer wieder die Hand nach ihm ausſtreckte, bis ihm das Schiff und der Freund darauf wegen rinnender Thränen undeutlich wurden. Bald aber fand er ſeine bedachtſame Ruhe wieder und ſprach zu ſich ſelbſt: „Bisweilen iſt einer mehr als zwei. Mein Geſelle war allzu ritterlich. Wir haben ſeither vielerlei Umwege gemacht, ich gehe geradeaus zu dem grimmigen Meſſerſchmied in den Bergen und ſage ihm auf den Kopf zu, daß er den Herrn gefangen hält, und daß es endlich Zeit iſt, ihn zu entledigen.“ Er eilte in das kleine Hoſpital, welches die deutſchen Brüder vor Kurzem in Tripolis gegründet hatten, bat um ein altes Pilgerkleid und gab dafür ſein Ritterſchwert zum Pfande. So verließ er die Stadt als ein armer Waller und zog längs der Küſte nordwärts, um das Grenzgebiet der Templer und Johanniter zu vermeiden; denn dieſe hielten ſcharfe Aufſicht über alle Reiſenden, die nach den Bergen der Ismaeliten oder von dort nach der Küſte gingen. Zwei Tage lief er in Pilgerweiſe und nahm Koſt und Herberge bei barmherzigen Leuten, am dritten kam er an eine kleine Hafenſtadt, welche früher den Ismaeliten gehört hatte und jetzt von den Johannitern bewacht wurde. Dort ſchlug er ſich in die Berge. Als er die Grenzwächter der Ismaeliten von fern erblickte, eilte er auf ſie zu und ſagte, ſo deutlich er es mit arabiſchen Worten vermochte, daß er zu ihnen gedrungen ſei, um in einer großen Sache ihren Vater, den Scheikh, zu ſprechen. Er wurde auf ein Pferd geſetzt und durch das Land geführt bis zu einer großen Burg, welche mit Thürmen und Mauern auf ſteilem Fels ragte, ſo daß man nicht erkannte, wo die weiße Klippe aufhörte und wo das Menſchenwerk begann. In der Burg blieb er ſtrenge bewacht bis zu dem Tage des Verhörs. Endlich wurde er in eine weite Halle geführt, zwiſchen reichverzierte Säulen und Bögen; in einer Niſche auf erhöhtem Raume ſtand ein Haufe der Geweihten im weißen Kaftan, kenntlich an der ſpitzen rothen Mütze und dem rothen Leibgurt, und längs den Wänden ſaßen auf Polſtern Weiſe und Edle des Volkes. Lutz ſah nach dem furchtbaren Alten umher, von dem er gehört hatte, aber vor ihm waren viele bejahrte Männer, er fand viele blitzende Augen auf ſich gerichtet und nicht wenige weiße Bärte hingen bis zu den Gürteln herab, ſo daß er dachte, „wenn ich nicht wüßte, wie rachſüchtig ſie ſind, würde ich ſie für die ehrbarſte Geſellſchaft halten, die ich je geſchaut. Doch wer unter wilde Thiere geht, hüte ſich, ihren Zorn zu erregen." und er verneigte ſich tief zu beiden Seiten.

Nach langem Schweigen winkte ein Greis dem Dragoman und begann: „Freiwillig kamſt du in unſere Berge, o Franke, verkünde, wer du biſt und was du begehrſt."

„Ludwig von Ingersleben iſt mein Name, ein Dienſtmann bin ich des edlen Ivo, den ihr, wie ich vernehme, gefangen haltet; ſeinetwegen komme ich, euch zu bitten, daß ihr ihn frei gebt."

„Wer hat dir die Kunde zugetragen, daß dein Herr als Gefangener bei uns weilt?“

„Unter den Chriſten an der Grenze läuft die Sage,“ behauptete Lutz kühnlich, und er hatte in der That unter vielem anderem auch dies vernommen.

„Wer von Fremden holen will, muß vorher bringen. Was gedenkſt du zu bieten?“ frug der Alte weiter.

„Geld bringe ich nicht,“ verſetzte Lutz ehrlich, „doch vermag mein Herr euch Löſegeld zu zahlen, wenn ihr ihn nicht unmenſchlich ſchätzt; ich aber erbiete mich, an ſeiner Statt als Gefangener bei euch zu bleiben, bis ihr das Geld empfangt.“

„Wenn Geld die löſen könnte, welche wir feſthalten, ſo wäre Mancher frei, der hinter Mauern weilt.“

Ein langes Schweigen folgte, dem Thüring aber kam vor, als ob ſein Herr wahrhaftig hier in Gefangenſchaft ſei, und er hütete ſich ſeine Freude zu verrathen und Ungeduld zu zeigen. „Haſt du ſonſt etwas zu bitten und zu bieten,“ frug der Greis wieder, „ſo ſprich, doch meide unnütze Worte.“

„Wohlan, ihr Herren, wenn ihr ein Recht zu haben glaubt an ſeinen Leib, ſo fordere ich, gewährt auch mir ritterliches Recht und ſtellt mir einen Kämpfer, damit ein Gottesurtheil entſcheide, ob das Leben meines Herrn euch gehört, oder ſeinen Freunden.“

„Gering iſt dein Ausſehen, wie magſt du wagen, unſere Helden zum Kampfe zu fordern?“

Lutz öffnete ſein Pilgerkleid und wies auf den weißen Rittergurt. „Ich bin ſchwertlos gekommen, um euch nicht zu erzürnen, aber ich trage die Ehrenzeichen eines Ritters und kein Fürſt darf mir den Kampf verweigern, wenn ich ihn in ehrlicher Sache fordere.“

„Meinem Volke aber wird deine Forderung verächtlich; nur ein Unſinniger kämpft ohne Noth um ein Gut, das ihm bereits gehört.“

„Ich dachte mir's,“ murmelte Lutz. „Dann alſo, alter Herr, laßt mich mein letztes Gebot thun. Wenn euch ſo viel daran liegt, einen Ritter aus Ingersleben in eurem Thurm zu bewahren, ſo laßt meinen Herrn frei, behaltet ſtatt ſeiner mich und macht mit mir, was ihr wollt.“

„Du nennſt dich ſelbſt ſeinen Diener, ihn deinen Herrn, auch bei euch tauſcht der Jäger nicht den Falken gegen die Amſel.“ Wieder folgte langes Schweigen, endlich begann der Alte: „War der, welchen du deinen Herrn nennſt, ein Chriſt?“

„Gewiß war er das,“ verſetzte Lutz.

„Wie kam es doch, daß wir ihn am Grenzſteine gefällt fanden ohne einen Glaubensgenoſſen, mitten unter Bekennern des Islam?“

„Er war von dem großen Kaiſer zu euch geſandt mit mauriſchen Leibwächtern, weil dieſe eurer Sprache und Sitte mächtig ſind. Hätte ich mit meinen Geſellen ihn begleitet, dann wäre die Miſſethat nicht vollbracht, oder ich würde nicht lebend vor euch ſtehen.“

Der Ismaelit gab ein Zeichen, einer der Geweihten trug ein blutgetränktes Tuch herzu, welches der Dragoman dem Thüring wies, und dieſer vermochte ſeine Bewegung nicht zu bergen, als er das Tuch erkannte, welches ſein Herr einſt am Halſe getragen hatte.

„Auf dem Gewebe ſteht ein Spruch, den die Muhamedaner für heilig halten; bewahren die chriſtlichen Franken ein ſolches Amulet über ihrem Herzen?“

Erſtaunt vernahm Lutz die Bedeutung der goldgeſtickten Zeichen. „Ich weiß nur, daß das Tuch eine Gabe der Herrin iſt, welcher er ſich geweiht hatte; wer die Herrin war, blieb ſein Geheimniß. War ſie eine Sarrazenin, ſo wiſſet, daß wir auch fremdländiſchen Frauen unſeren Dienſt widmen. Ich ſelbſt bewahre das Schleiertuch einer Dame, der ich diene, obwohl ſie im Harem eines Sultans lebt.“ Und er brachte bereitwillig aus ſeinem Gewande den zerriſſenen Schleier hervor, den er einſt bei den Kameelen gewonnen hatte.

Zum erſtenmal bemerkte er unter den Ismaeliten eine Regung der Neugierde, leiſe Ausrufe wurden gehört und Mehre ſtrichen zufrieden die Bärte. „Du ſelbſt biſt der Ritter, welcher mit den Johannitern kämpfte, um die Mutter des Sultans Elkamil vor der Gefangenſchaft zu bewahren?“ frug der Alte.

Lutz hatte bis jetzt nie erfahren, daß die Herrin des Schleiers ſo ehrwürdig war, und er fand ſeltſam, daß die Wilden im Libanon das wußten. Als er in den Mienen der Ismaeliten die Billigung erkannte, dachte er „ihr würdet anders denken, wenn ihr jünger wärt,“ aber er antwortete beherzt: „ich bin der, welchen du meinſt.“

Da traten die Geweihten auseinander, er ſah auf der

Höhe einen Greis im weißen Gewande ſitzen und merkte, daß ihm erſt jetzt der Anblick des Scheikhs vergönnt wurde. Der Weißgekleidete ſchlug in die Hände, zwei Gewappnete führten einen jungen Neger herein, der mit ausgebreiteten Armen auf Lutz zueilte, ſich vor ihm niederwarf und das Geſicht an ſein Gewand drückte. „Ali, mein Rabenkind,“ rief Lutz, die ganze Umgebung vergeſſend, „wo weilt unſer Herr?“

„Sprich nicht mit dem Knaben,“ warnte der Dragoman dazwiſchen tretend. Die Stimme von der Höhe frug: „Du kennſt den Sklaven?“

„Er war ein Geſchenk, welches mir die Frau, von der ich ſprach, in das Lager des Kaiſers ſandte, und er war der Einzige aus unſeren Zelten, der meinen armen Herrn auf der Reiſe begleitet hat.“

„Im Thal des Todes fanden meine Söhne den Schwarzen,“ ſprach der Scheikh. „Sprich wahrhaft, Franke, was haſt du im Lager des großen Emperor über die Blutthat vernommen?“

„Daß umherziehende Kurden die Miſſethat verübten.“

„Unſchuldig ſind die Kurden an der That, Held Haſſan und dein Herr fielen unter den Meſſern deiner Glaubensgenoſſen.“

Der Thüring ſah erſchrocken um ſich. Was der Scheikh behauptete, klang ihm nicht fremd in das Ohr, ſchon im Lager war Allerlei über die Templer geflüſtert worden, und er ſelbſt hatte ſich mit ſeinen Geſellen ſchwere Gedanken gemacht wegen der Feindſchaft, die zwiſchen Ivo und einem Verwandten des Kaiſers beſtand.

Nachdrücklich fuhr der Scheikh fort: „Rache begehren wir für den Tod des Helden Haſſan und für die Miſſethat, welche hinterliſtig von Chriſten auf unſerem Grunde verübt wurde. Darum handelt der Chriſt thöricht, welcher von uns hohen Dienſt begehrt, ohne den Gegendienſt zu leiſten, welcher uns werthvoll iſt. Das Geſetz in den Bergen lautet: Leben für Leben, begehrſt du deinen Freund lebendig zu ſchauen, ſo hilf uns, daß ein Anderer gefällt werde.“

Lutz überlegte. „Vieles darf ich für meinen Herrn thun und willig gab ich Freiheit und Leben in eure Hand, aber wenn ihr mich gebrauchen wollt, daß ich an Stelle eurer Knaben irgendwie einen Chriſten oder Heiden hinterrücks treffe, ſo habt ihr euch gröblich in mir geirrt und ich antworte euch, ich thue es nimmer und um keinen Preis. Darum macht mit mir, was ihr wollt, aber ein Mörder werde ich nicht.“

„Meine Söhne gebrauchen nicht fremde Hilfe, um einen Feind, der ihnen gewieſen wird, zu verfolgen; ſie tragen die Rache über Land und Meer und wiſſen in Alexandrien und Meſſina den Todesgruß zu bieten. Die Miſſethat aber, um welche wir trauern, blieb auch uns geheimnißvoll. Darum begehren wir deine Hilfe, daß du den Mann erkundeſt, welcher die That geleitet hat, und daß du nach den Gebräuchen des Abendlandes das Leben des Mörders austilgſt. Wir fordern von dir nur, was in deinem Volke für ehrenwerth gilt, willſt du den Gefangenen befreien, ſo ſei unſer Kämpfer, um die Blutthat zu rächen.“

Nachdenkend verſetzte der Thüring: „Wegen der ſchweren That, welche an dem Gaſt und dem Geſandten meines Kaiſers verübt wurde, darf ich den Gerichtskampf fordern als Chriſt und Ritter. Doch, Herr, erſt muß ich glauben, daß ein Chriſt Anſtifter und Vollbringer wurde und ich muß wiſſen, wer der Thäter war. Wie könnt ihr mir Sicherheit darüber geben, da ihr ſelbſt, wie ihr ſagt, in Zweifel ſeid?

Der Scheikh neigte das Haupt. „Zwei Zeugen übergebe ich dir, der eine iſt der ſchwarze Knabe, den wir in dem Thale des Todes fanden, er weiß von der Unthat zu berichten, doch iſt er ein Sklave. Der andere Zeuge aber iſt dieſes Werkzeug.“ Er winkte, einer der Geweihten trug ein Dolchmeſſer herbei, deſſen Spitze durch eine goldene Kapſel geſtochen war, wie ſie kaiſerlichen Briefen angehängt wurde, um das Siegel zu bewahren. „Dies Meſſer durchbohrte das Tuch und den kaiſerlichen Brief, welche dein Herr auf der Bruſt trug, beide hemmten die tötende Gewalt des Stoßes. Den Knaben und das Meſſer ſollſt du ohne Säumen zu deinem Kaiſer tragen mit dieſer Botſchaft aus unſeren Bergen: Gemeinſam ſei der Schimpf, den er und die Ismaeliten erduldet, darum ſenden wir an ihn die Zeugen und den Rächer, nach der Sitte ſeines Landes, damit er ſelbſt für unſere und ſeine Rache ſorge. Dies iſt der Dienſt, den wir von dir begehren, denn wir haben erkannt, daß du nicht zu den Argen gehörſt, ſondern zu den Treuen. Leiſte uns einen Eid nach deinem Glauben, daß du von hier ohne Aufenthalt über das Meer vor das Angeſicht des Kaiſers eilen willſt.“

Da hob der Thüring die Hand in die Höhe und ſprach den Eid. „Geſtattet mir, bevor ich ſcheide, meinen Herrn zu ſehen.“

„Du wirſt ihn wiederſehen,“ antwortete der Scheikh, „wenn er durch dich entledigt zwiſchen Meſſer und Kreuz am Grenzſteine ſteht, nicht eher. Geendet ſei die Rede, meine Söhne geleiten dich. Nimm die Zeugen mit dir und gedenke deines Eides.“

Während Lutz mit dem Knaben Ali zum Thor der Burg hinausritt, lag der Gefangene wenige Bogenſchüſſe von ihm entfernt auf dem Dach eines morgenländiſchen Landhauſes. Vor ihm öffnete ſich ein lachendes Thal, tief in das Gebirge eingeſenkt, von allen Seiten mit hohen Felſen umſchloſſen. Ueberall brachen ſtarke Quellen aus dem weißen Geſtein, ſie ſtrudelten und rauſchten, bis ſie ſich unten zu einem See vereinigten. Bei dem milden Herbſtlicht wies der Grund ein üppiges Grün, denn kleine Rinnen von Menſchenhand gezogen verbreiteten weithin das Leben ſpendende Waſſer. In heiterer Ruhe lag das Thal wie geſchieden von der Welt. Ueber mächtige Fruchtbäume ragten auf kleinen Anhöhen die Thurmhäuſer der Landleute, am Fuß der Felſen kletterten genäſchige Ziegen und große Koppeln edler Roſſe tummelten ſich im Gehege.

Der Gefangene war nur an dem blonden Bart und der helleren Hautfarbe als ein Fremder zu erkennen, er trug das reiche Gewand eines Morgenländers und redete arabiſch mit ſeinem Wächter Achmed, einem Jüngling, der ſeinem älteren Bruder Haſſan in Geſtalt und Gebehrde ähnlich war. „Lange weilt der Knabe Ali auf der Burg,“ begann Ivo.

„Unſer Vater, der Scheikh, hat ihn zu ſich befohlen,“ antwortete Achmed.

„Es geſchah zum erſtenmal,“ murmelte Ivo unruhig, und da er die verwunderte Miene ſeines Gefährten ſah, ſetzte er lächelnd hinzu: „Wer nicht von großer Sorge bedrängt wird, der ſchafft ſich kleine.

Der Jüngling wies hinab in den Hof, wo braune Mädchen in leichtem Gewande ſich zum Klange einer arabiſchen Laute zierlich im Kreiſe drehten. „Sie zeigen dir ihre beſte Kunſt, es wird ſie kränken, daß du ſo wenig auf ſie achteſt, denn der Sklavin iſt der freundliche Wink des Herrn der beſte Lohn.“

„Auch ſüßer Trank wird verleidet,“ antwortete Ivo mit ernſtem Lächeln, „ihre behende Kunſt gleicht dem Geſange der Nachtigallen in deinem Thal. Bei mir daheim gilt derſelbe Vogel für den lieblichſten Sänger und wir lauſchen ihm freudig. Hier aber hörte ich im Frühling nicht einzelne ſingen, ſondern ſchaarenweis ſchmetterten ſie im Laube und nahmen mir jede Nacht den Schlummer. Viel Wonniges iſt hier gehäuft. Zürne mir nicht, Achmed, wenn ich des Reichthums überdrüſſig mich nach der Armuth meines Landes ſehne.“

„Kommt dich die Schwermuth an,“ verſetzte der Jüngling, „ſo laß ich dein Roß ſatteln und wir reiten durch das Thal.“

„Auch die Wege dieſes Thals haben wir durchmeſſen. Von Balſam duftet der Grund und täglich erblühen neue Blumen, dennoch iſt es für den Gefangenen ein geringer Unterſchied, ob er die Schritte zählt von einer Kerkerwand zur andern, oder die Sprünge des Roſſes von Fels zu Fels.“

„Sonſt warſt du anders,“ rief unzufrieden der Jüngling.

„Habe Geduld, du treuer Wächter. In Thüringen erzählen die Leute, daß eine holde Göttin, Frau Minne, im Innern der Berge wohnt und junge Helden zu ſich lockt, ſie beharren lange bei ihr in Freuden, zuletzt verzehrt ſie doch der Kummer nach der Oberwelt. So habe ich hier gelebt wie im Traume, und wenn du mich den Sinn eurer Lieder lehrteſt, ſo war mir zuweilen, als könnte ich im Morgenlande heimiſch werden; jetzt iſt auch für mich der Zauber gelöſt. Wiſſe, mir gelang es, aus deinen Bergen einen heimlichen Gruß in die Heimath zu ſenden, ich ſage dir nicht wie? damit du Niemandem zürnſt. Mit dem Gruß wandert jetzt meine Seele jeden Tag, ungeduldig folge ich dem Boten auf Schritt und Tritt; ich ſehe ihn am Hafen und auf dem wilden Meer, und wie er die Botſchaft in die Hand eines Weibes legt, der ich gern vertraue. Wahrlich, neulich am Abend erkannte ich die blonden Zöpfe der Magd Friderun neben der braunen Tänzerin dort unten und ich ſchob das Mädchen zur Seite, um das Haar der Deutſchen zu faſſen. Zu Roß, Geſelle,“ ſchloß er ſich aufrichtend, „fliegt der Rappe dahin wie ein Pfeil, und ſauſt die Luft um die Schläfe, ſo höre ich wohl auf, dir gleich einem Weibe Klagelieder zu ſingen.“

Von der Burg jagte ein Reiter heran. Achmed empfing die Botſchaft und kehrte beſtürzt zurück. „Unſer Vater, der Scheikh, fordert dich vor ſein Angeſicht.“ Gleich darauf klang von der Höhe ein ſcharfer, eherner Ton über das Thal und aus der Ferne antwortete der Gegenklang. „Die Männer meines Geſchlechtes werden aufgeboten zum Waffenritt.“

„Mir ahnt,“ ſagte Ivo ernſt, „dies verzauberte Leben nimmt ein Ende. Ich bin bereit; nur mein altes Eiſenhemd thue ich um, denn mir ziemt nicht, im Gewande dieſes Thals vor deinen Herrn zu treten. Dir aber, Jüngling, danke ich, wenn ich nicht wiederkehre, für deine Sorge, denn treu wie ein Bruder warſt du dem fremden Mann.“

Ivo hatte nur einmal, als er mit ſeiner Wunde in den Burghof getragen war, den Herrn der Berge undeutlich geſehen, denn der Greis ſtieg niemals von ſeiner Höhe in die Thäler hinab. Als er jetzt in die Halle trat, fand er den Scheikh allein auf ſeinem Polſter ſitzen, er ſah eine hohe gefurchte Stirn und zwei Augen, welche ſcharf wie die eines Adlers nach ihm blickten. Dann ſenkte er nach der Sitte des Oſtens ſein Haupt und harrte der Anrede.

„Zwei Sommer weilſt du bei uns, nicht als Gaſt, denn du beharrteſt nicht freiwillig; nicht als Gefangener, denn meine Söhne haben dich geehrt gleich einem Gaſtfreund. Zwei Sommer war dein Mund verſchloſſen und die Pforte deiner Heimkehr blieb verſchloſſen, weil du dich geweigert haſt vor deinem Kaiſer und deinem Volk Kläger zu werden über verruchte Miſſethat. Doch bevor das Laub vom Baume fällt, wandelt es ſein Grün in bunte Farben, auch du wandelſt wohl, bevor du aus dem Thal des Lebens ſcheideſt, deine Gedanken. Darum frage ich dich in der letzten Stunde: willſt du ungeſprochen mit dir nehmen, was nach der Sitte deines und meines Landes Racheruf fordert?“

„Ich muß ſchweigen, Herr,“ antwortete Ivo, „was mir auch darum geſchehe.“

„Dann ſcheideſt du, Chriſt, wie du kamſt, nicht Freund nicht Feind, als ein Fremder, an den wir denken wie an die Wolke, welche vorüberzog. Meine Söhne gewähren dir die Entlaſſung, wandle dahin, ungeſcholten und ungegrüßt.“

Ivo vermochte nicht zu antworten, in der Freude bebte ihm das Herz; er ſah ſich in dem Hauſe ſeiner Väter, ihm war, als hörte er auf ſeinem Söller den Geſang der kleinen Vögel und den Speerruf ſeiner Ritter, und er neigte ſtumm das Haupt. Der Alte fuhr fort: „Einem Sohn meines Volkes haſt du Treue bewieſen, wir fanden dich blutend über dem Leibe des Toten; die Männer des Geſchlechtes Haſſan achten darauf, dich in Ehren zu entſenden. Sie können dir nicht Gaſtgeſchenke bieten, die der freundliche Wirth giebt, und die der Gaſt nicht ausſchlagen darf, du ſelbſt magſt dir vom Boden heben, was für dich bereit liegt. Der Alte winkte und führte in den Hof, dort waren zwei

Teppiche gebreitet, auf dem einen ſeidene Gewänder, darüber ein Schwert in goldener Scheide, der Griff mit einem großen Edelſteine geſchmückt; daneben hielt Achmed das arabiſche Roß, auf welchem Ivo durch das Thal geſprengt war und den ritterlichen Speer mit dem Rohrſchaft. Auf dem andern Teppich lag ein Pilgerkleid mit Hut und Stock, wie arme Chriſtenwaller trugen. „Wähle,“ ſprach der Scheikh.

Ivo trat an die Seite des Roſſes, ſtrich am Halſe herab und ſagte ihm leiſe in das Ohr: „Lebe wohl, Rappe.“ Dann hob er Pilgerkleid und Hut vom Teppich. Der Scheikh neigte das Haupt, machte das Zeichen der Entlaſſung und trat in die Halle zurück. Ivo aber hob den Arm gegen das Thal, welches in der Tiefe vor ihm lag: „Möge der hohe Vater im Himmel auch hier die Guten beſchützen und ihnen mildere Sitte verleihen.“ Er zog das Pilgerkleid über ſein Eiſenhemd und ergriff den Stab, da führte Achmed traurig das Roß zu ihm und ſprach: Noch einmal ſoll es dich tragen bis zum Grenzſteine, denn ich und mein Geſchlecht geben dir das Geleit. Ivo ſchwang ſich auf und ſprengte aus dem Hofe, draußen hielt ein Haufe Bewaffneter, an ihrer Spitze flog er neben Achmed den Felſen hinab in das Thal.

Er zog ſtill wie im Traume dahin, auch der Jüngling ehrte durch Schweigen die ernſten Gedanken, doch war er immer herzlich um ihn bemüht und wenn der Chriſt des Weges nicht achtete, rief er dem Roß leiſe Mahnungen zu. So ritten ſie Stunde auf Stunde in geſtrecktem Lauf, bis ſie an die Wildniß kamen, welche das Gebiet der Bruderſchaft von dem Lande der Chriſten ſchied. Vor ihnen erhob ſich weit ſichtbar ein weißer Stein mit den Grenzzeichen, der Jüngling hob den Arm gegen ſein Gefolge, die Ismaeliten riefen laut ihren Kriegsruf, fuhren auf ihren flüchtigen Roſſen blitzſchnell durcheinander und ſchleuderten das Holz der Wurfſperre an die metallenen Schilde, den Scheidenden im Getümmel umkreiſend, dann hielten ſie plötzlich ſtill und Ivo neigte dankend das Haupt. Achmed ſprang ab, ergriff den Zügel des Rappen und ſagte, auf einen Haufen der Geweihten zeigend, der dicht geſchloſſen jenſeit des Grenzſteines hielt: „Dieſen muß ich dich übergeben," und eine Taſche von der Seite löſend ſetzte er mit ſtockender Stimme hinzu: „Nimm hier und ſei geſegnet." Ivo ſah ihn dankbar an. So lange ich lebe, bin ich deiner eingedenk. Laß mich gehen wie ich kam." Doch der Jüngling hielt noch einmal mit geſenkten Augen die Taſche hin: „Nimm nur ſo viel von mir, daß du dir Nahrung kaufen kannſt beim erſten Hunger. „Da hob Ivo aus der Taſche zwei der kleinſten Silbermünzen und ſagte: „Einſt mahnte mich ein Darbender, dem ich ein Goldſtück zuwarf, an den Tag, wo auch ich eine Spende aus fremder Taſche ſuchen würde. Lebe wohl." Der Ismaelit wich zurück und Ivo ſchritt an dem Grenzſtein vorüber gegen die Sonne, welche ſich zum Abend neigte. Die Reiter vor ihm ſtoben auseinander und er ſah auf dem Felde den Knaben Ali ſtehen und neben dieſem einen Chriſtenpilger. Im nächſten Augenblicke fühlte er ſich an der Hand gefaßt und vernahm mit Entzücken die deutſchen Worte: „Guten Tag Herr, ſeid willkommen zur Reiſe in die Heimath."

Bis nach der Stadt Anagni, wo Papſt Gregor am liebſten weilte, geleitete Bruder Sibolt ſeinen Schützling. Dort hielt er vor einem Frauenkloſter, und eilte, nachdem er Friederun der Sorge frommer Schweſtern empfohlen, zu ſeinem Meiſter, welcher ihn ungeduldig erwartete. „Bringſt du die Urkunde aus dem preußiſchen Grenzlande, ſo ſei dreimal geſegnet, denn der heilige Vater iſt feurig für unſere Fahrt gegen die preußiſchen Heiden und ſorgt täglich um unſere Verträge mit all den chriſtlichen Nachbarn, welche Anſpruch auf das Heidenland erheben." Mit der Urkunde eilte der Meiſter zum Papſt. Wenige Tage darauf ſtand er neben dem heiligen Vater in einer Kapelle der Kathedrale und Papſt Gregor, ein ſtattlicher alter Herr mit großen munteren Augen begann:

„Du haſt aufs Neue deine Kunſt bewährt zu verſöhnen. Ich habe den Kaiſer bei unſerem Wiederſehn demüthiger gefunden als ich erwartete, ich hoffe, der verlorene Sohn, welcher zu ſeinem Vater zurückgekehrt iſt, hat in den Jahren des Bannes Beſcheidenheit gelernt."

„Oft habe ich ſeine Weisheit im heiligen Lande bewundert," antwortete Hermann. „Alles, was den Heiden abgerungen wurde, hat nur er durchgeſetzt. Da er gebannt war, konnte er wahrhaftig nicht mehr erreichen."

„Willſt du mir andeuten, mein Sohn, daß die Zuchtruthe zu ſchnell geſchwungen wurde?" verſetzte der Papſt in guter Laune. „Du freilich haſt immer zur Geduld mit dieſem argen Weltkinde gerathen. Gern vertraue ich deiner Einſicht und Redlichkeit, aber du gleichſt nur einer von den vielen Pfeifen in dieſer Orgel, andere ſind die Biſchöfe und Mönchsorden, und noch andere deine Gegner, die Johanniter und Templer. Ich aber gebrauche für das hohe Lied, welches zur Ehre Gottes erklingt, alle Töne des heiligen Inſtrumentes, bald dieſen, bald jenen. Jetzt iſt die Stunde gekommen, wo ich dir, du wohltönendes Rohr der Kirche, den Mund öffne, damit du eine neue Weiſe zu Ehren der hohen Gottesmutter intonirſt. Ich erkenne, daß für die nächſte Zukunft in dem gelobten Lande keine Mehrung unſerer Würde durchzuſetzen iſt. Deshalb will ich die neue Kreuzfahrt in die Nähe richten, und dir und deinen Brüdern die Unterwerfung der heidniſchen Preußen anvertrauen. Ich habe auch die Urkunde erhalten, durch welche der Polenherzog Konrad deinem Orden ſeine Grenzen öffnen will, damit ihr ein Kreuzheer in das Preußenland geleitet. Aber eine ſo lüderliche und thörichte Schrift habe ich kaum jemals geſehen, das Datum fehlt und jede gebührliche Form, und ſogar die Hauptſache iſt verſchwiegen, eure Kreuzespflicht das Land Preußen zu erobern, damit ihr es unter meiner Oberhoheit beſitzet. Ich fürchte, der Herzog und ſein Kanzler waren nach ihrer Unſitte ſauren Weines voll.“

„Die Brüder klagen, daß mit den Polen ſchwer zu verhandeln iſt,“ verſetzte ehrerbietig der Meiſter, „am Morgen ſind ſie voll Argwohn und am Abend behende mit Umarmungen, aber unfähig zu bedachtſamer Rede.“

„Dennoch fordere ich, daß die Urkunde ein ehrbares Anſehen habe, denn ſie ſoll uns in saecula saeculorum dienen. Er muß eine andere ausſtellen und meine Kanzlei ſoll ſie ihm ſelbſt vorſchreiben, damit er ſie nur unterzeichne.“

„Meine Brüder werden auf eine Gelegenheit harren müſſen, wo der Pole wieder einmal ihre Dienſte erſehnt“, bemerkte Hermann.

„Wende nur einige edle Pferde oder auch Geld an den Kanzler,“ rieth der Papſt, „von ſolchem Geſchenk muß er ſeinem Herrn abgeben, dergleichen Linſengericht macht dieſe Söhne Eſaus gutwillig. Dem Magiſter Konrad in Heſſen habe ich gebieten laſſen, das Kreuz zu errichten und eine Preußenfahrt zu verkünden. Er wird es an ſich nicht fehlen laſſen. Und wahrlich, es thut Noth, in Deutſchland die Seelen an den Dienſt der Heiligen zu mahnen, denn Trauriges vernehmen wir von Unglauben und ruchloſer Ketzerei, welche dort heimlich in die Seelen ſchleichen. Du aber, mein Sohn, nimm als Lohn für die Verſöhnung mit dem Kaiſer das neue Amt auf dich. Gern vertraue ich dir, denn du haſt immer den Frieden betrieben, während Andere eifrig waren, den Zwiſt zu nähren. Auch deiner Bruderſchaft vertraue ich gern, denn deine Deutſchen ſind, wenn ſie etwas beginnen, hartnäckig und wüthend gegen ihre Feinde, und lieber ſehe ich die neue Eroberung in euren Händen, als in der Gewalt meiner Söhne von St. Johannes, welche allzureich und weltlich werden. Und Bruder Peter vom Tempel läßt es zwar an Ehrfurcht gegen uns nicht fehlen, und er ſendet auch reichlicher Geld als ihr Andern, aber ich fürchte, die Chriſtenliebe gedeiht in ſeinen Conventen nicht allzuwohl. Doch wegen jenes Mordes, der vor Jahren an der kaiſerlichen Geſandtſchaft begangen wurde, haben ſie ſich entſchuldigt. Denn durch ſie wurden nur Ungläubige gefällt, wie du wiſſen wirſt.“

„Ich habe nur vernommen, was das Gerücht kündet,“ verſetzte Hermann vorſichtig.

Der Papſt aber fuhr redſelig fort: Und wie der arme Biſchof von Valenia meinem Kämmerer ſchrieb, ſoll jener Geſandte auch gar nicht tot ſein, ſondern den Mördern entronnen und bereits zu Schiffe auf der Heimkehr. Hatte Jemand bei dem ſchlimmen Handel Schuld gegen einen Chriſten, ſo mag der Kaiſer den Thäter unter Solchen ſuchen, die er für ſeine Treuen hält, obgleich die heilige Kirche manchen von ihnen beſſer kennt als er. Gehe alſo mit meinem Segen. Ich weiß, du kluger Rath, ich erfülle dir jetzt einen Herzenswunſch, den du lange in geheimer Seele bewahrt haſt.“

Als der Meiſter in ſeine Herberge zurückkehrte, ſagte er zu Bruder Sibold: „Nirgend erfährt man ſo viel Neues aus der Welt als hier, und dem heiligen Vater macht es zuweilen Freude, davon zu erzählen. Sorge dafür, daß dein Schützling ſeine Worte in Acht nimmt, denn die frommen Schweſtern werden ſie neugierig ausfragen. Schaffe ihr auch das Gewand einer Mitſchweſter, damit ſie in meinem Gefolge nach Otranto reiſen kann, dort werde ich den Kaiſer treffen.“

Bange Wochen vergingen der Pilgerin, zuerſt auf der Fahrt im Gefolge des Meiſters, dann zu Otranto in einem Frauenkloſter, bis Hermann ſie in die kaiſerliche Burg geleitete. Auf dem Wege wies der Meiſter nach dem Hafen: „Das Schiff, welches dort einfährt, kommt aus dem heiligen Lande, die Kreuzfahne der Pilger ſteckt am Maſt. Vielleicht bringt es auch dir Neues.“

Als Hermann für die Magd Zutritt erbat, frug der Kaiſer ſpöttiſch: „Du, ſtrenger Meiſter, führſt mir ein Weib zu?“

„Sie iſt im Geheimniß des ſchwarzen Kreuzes,“ verſetzte Hermann, „ſie und ihr Vater haben der Bruderſchaft Gutes gethan.“

„Und du willſt, ich ſoll für die Dienſte bezahlen, die ſie deinem Orden erwieſen hat. Iſt ſie jung und hübſch? eine Edle oder doch unter dem Ritterſchild geboren?“

„Es iſt Friderun aus Thüringen, die Tochter Bernhards, der des Kaiſers Richter war. Sie kommt nicht mit leichtem Herzen; eure Nichte, die edle Hedwig, übergab ihr ein Zeichen für euch.“

Der Kaiſer ſah verwundert auf. „Laß ſie allein ihr Leid klagen.“ Als Friderun in die Halle trat, kniete ſie nieder, hob flehend den Ring in die Höhe und bot ihn dem Kaiſer dar, der ſie von ſeinem Seſſel forſchend anſah. Während Friedrich das Juwel betrachtete, wartete ſie mit geſenktem Haupt und gefalteten Händen auf die Anrede.

„Bringſt du mir eine Botſchaft von der Dame, welche dir dieſen Ring gab, ſo ſprich.“

„Ich komme eine Klage zu verkünden, welche die Landgenoſſen zwiſchen Berg und Thal einander leiſe in das Ohr ſprechen. Die Welt iſt in Noth und Trauer; wenn die Bäume grünen und wenn der Winterſturm durch kahle Aeſte ſauſt, Jahr aus Jahr ein, harren wir vergeblich auf den höchſten Herrn der deutſchen Erde, der über Recht und Frieden waltet.“

„Senden die Bauern aus Thüringen ſolche Botſchaft an den Kaiſer?“ frug Friedrich verwundert.

„Auf dem Berge ſteht der Baum,“ fuhr Friderun begeiſtert fort, „an welchen der Kaiſer ſeinen Heerſchild hängen ſoll. So verkünden die Alten. Manche behaupten, daß dieſer Kaiſer längſt geſtorben ſei und nur noch als Geiſt in der Tiefe des Berges hauſe; wenn der Nachtwind brauſt, meinen ſie ihn zu hören, wie er herrlich durch die Lüfte fährt, und ſie entſetzen ſich. Der Vater aber ſagt, nicht ein Nachtgeiſt, ſondern unſer Herr, der unter der welſchen Sonne wohnt, werde über die Berge in das Land dringen mit ſeiner Heeresmacht, um ſein armes Volk aus der Bedrückung zu retten, die wir von den falſchen Richtern und von den raubenden Rittern erdulden. Ihr ſeid der Herr und auf euch hoffen wir.“

Friedrich ſah ſie betroffen an, er dachte daran, daß er erſt vor Kurzem die eigene Richtergewalt den deutſchen Fürſten geopfert hatte. Und das Mißbehagen darüber niederkämpfend ſpottete er: „Ich bin eurer Treue dankbar, daß ihr mir das Amt des großen Königs Karl zuſchreibt, einmal aus dem Schlaf zu erwachen und eure Räuber an den Baum zu hängen. Unterdeß ſaßen wir hier nicht müßig, du deutſche Sagenerzählerin. Euch aber fehlt, wie ich hoffe, in eurer Verlaſſenheit ein chriſtlicher Troſt nicht: der heilige Vater iſt eifrig, die Guten zu locken und die Böſen zu erſchrecken."

„Wir vernahmen, daß zwei Schwerter vom Himmelsherrn in die Welt geſandt ſind, um die Völker zu regieren, das eine führt ihr und das andere der Papſt in Rom, den ſie den heiligen Vater nennen." Der Kaiſer ſah wieder auf: „Wir aber im Dorfe wiſſen, daß zur Zeit der Vorfahren nur ein Herr über uns gewaltet hat, der von deutſchem Blute war, unſer Kaiſer."

„Iſt das Bauernmeinung?" frug Friedrich, „hüte dich, du ſchöne Ungläubige, daß dich kein Pfaffe hört. Wiſſe, Kaiſer und Papſt ſind wieder gut Freund."

„Wir bewahren ſolche Gedanken vor Jedermann, außer vor euch, denn ihr ſeid uns der Höchſte auf Erden."

Friedrich rührte mit der Hand an ihr Haupt und ſprach gütig: „Steh auf und ſprich mit deutlichen Worten, was du von mir begehrſt. Denn nicht deiner Bauern wegen haſt du den Ring empfangen."

„Laßt mich knien, Herr," bat Friderun, „Schweres habe ich euch zu verkünden und ihr ſollt, wenn ihr mir darum zürnt, nicht vergeſſen, daß ich eine arme Flehende bin."

„Rede, wie du willſt. Weshalb haſt du die weite Fahrt zu mir gemacht?"

„Damit eure Macht den Herrn Ivo befreie, denn er liegt gefangen am Berge Libanon."

Friedrich fuhr auf: „Was ſoll die Rede? Du begehrſt des Kaiſers Hilfe für einen Toten?“

Die Magd zog die gebundene Locke aus ihrem Gewande. „Er lebt, ſo wahr dies Haar von ſeinem Haupte iſt, dies Zeichen ſandte er aus einem Volke, von dem ſie Furchtbares erzählen.“

„Und dir ſandte er den Notruf? Nicht du biſt die Vertraute, welche die Farbe ſeines Haares kannte.“

Friderun ſenkte den Blick. „Ich lebte als Kind auf dem Edelhofe.“

„Wahrlich; dies iſt kein Trug,“ fuhr Friedrich fort, ſie ſcharf betrachtend, „und mein alter Omar behält am Ende Recht. Doch weshalb kommſt du, für ihn zu reden, da du nicht von ſeinem Geſchlechte biſt?“

„Vor alter Zeit, als die Flamme loderte, die aus dem Rachen des leidigen Wurmes kam, rettete eine Frau meines Stammes ſeinen Ahnherrn, darum meinten wir, daß wir dem Nachbar die alte Treue erweiſen müßten. Ich trage heimlich mit mir, was ihn befreien mag, wenn die Fremden Löſegeld nehmen. Seht her,“ ſie zog aus ihrem Gewande ein Tuch, knotete es am Boden auf und wies es gewichtig dem Kaiſer, der darin edle Steine und Goldſchmuck ſah in derber Faſſung, wie ſie auf deutſchen Edelhöfen bewahrt wurden. „Es iſt der Schatz ſeiner Mutter,“ erklärte Friderun, „ich bringe ihn euch, Herr Kaiſer, ihr werdet am beſten wiſſen, wie man ihn zu ſeiner Rettung verwendet.“

Friedrich ſah lächelnd auf den Knäuel. „Packe ein, du Einfalt, und erzähle mir genau, was du von ſeiner Gefangenſchaft erfahren haſt.“

Die Magd berichtete, was ihr der Bärtige zugetragen hatte und darauf von ihrer Reiſe. Unterdeß hielt der Kaiſer nachdenklich den Ring in der Hand. „Du ſahſt den König Heinrich?“ unterbrach er ihre Rede.

„Ich ſah ihn,“ antwortete Friderun zögernd.

„Wie ſah er aus, was ſprach er zu dir? Rede, Magd, du warſt erſt ſo ſpruchreich, jetzt ſtockt dir das Wort in der Kehle. Durch den Ring weiß ich, daß du mir Ernſthaftes zu ſagen haſt.“

„Frau Hedwig zog mich auf eine Bühne; an der Wand eines großen Saales war dieſe erhöht und durch einen Teppich verſchloſſen. Hier harre und höre, flüſterte ſie, verräthſt du deine Nähe, ſo wird es dein Verderben. Durch eine Oeffnung ſah ich hinab in den Saal, wo fünf vornehme Herren beim Becher ſaßen. Vernimm auch die Namen, raunte ſie mir zu, damit du ſie melden kannſt. Der bleiche Jüngling iſt König Heinrich und der Starke mit dem gelben Bart iſt Herzog Ludwig von Baiern.“

Der Kaiſer ſtand auf. „Weiter!“

„Jener iſt der Biſchof von Straßburg und der Rothe im Pelzrock ein Geſandter aus Böhmen.“

„Wenn meine bitterſten Feinde nach Speier reiten, um mit dem Sohne zu trinken, ſo wird der Vater wohl die Koſten des Gelages zu zahlen haben,“ murmelte Friedrich. „Fahre fort.“

„Die Herrin verließ mich, ich ſtand allein und vernahm Vieles, was ich nicht verſtand, bis die Frau ſelbſt durch eine Thür in den Saal trat und von ihrem Sitz den Namen unſeres Herrn, des Kaiſers, nannte. Da vernahm ich Gelächter und frevelhafte Reden und einer rief: das Roß des deutſchen Reiches iſt es müde, zwei Reiter zu ertragen, der eine ſitzt darauf, der andere will's von fern an der Leine lenken. Zerſchneidet die Leine, daß der junge König frei durch das Land reite. Und ein Anderer ſprach: Unwürdig iſt es, einen König am Gängelband zu führen, eine Königin begehrt er ſich nach ſeinem Herzen, die verhaßte Gemahlin, welche ihm der Sarrazene Friedrich aufgedrungen hat, jagt er aus ſeinem Hauſe und wählt ſich ein ſchmuckes Königskind aus Böhmerland. Und ein Dritter rieth: Durch Seufzen und Schelten wird nichts gebeſſert, ſteht feſt zuſammen, werft die hohen Briefe, welche über die Alpen zu uns fliegen, in's Feuer und ſperrt die welſchen Thore."

Der Kaiſer faßte die Magd hart am Arme und ſchüttelte ſie. „Und was ſprach König Heinrich?" Friderun ſchwieg. „Rede, wenn dir dein Leben lieb iſt, Horcherin."

Friderun erhob ſich. „Nehmt mein Leben, aber die Horcherin verklagt nicht den Sohn bei ſeinem Vater. Schon zu viel habe ich euch von dem geſagt, was ich mit Unrecht hörte, und wer mir zornig droht, ſchließt mir die Lippen, auch wenn er mein Herr und Kaiſer iſt."

Friedrich ſchritt heftig auf und ab, bis er vor Friderun ſtehen blieb, welche ſich wieder auf ihre Knie niedergelaſſen hatte. „Du haſt Recht, Magd, es bringt

Unglück, die Geheimniſſe der Könige zu erlauſchen. War Keiner, der den dreiſten Reden widerſprach?"

„Keiner," antwortete Friderun.

„Vier Namen nannteſt du mir, wer war der fünfte?"

„Die Frau nannte ihn nicht."

„Ein finſterer Mann mit ſchwarzem, geſchorenem Haar, der Gräfin Hausherr."

„So war er und dieſer gebot den Dienern. Als die Knaben mit goldenem Geräth eintraten, erhob ſich die Frau, welche ſtumm unter den Männern geſeſſen hatte, und wieder trat ſie an die Thür des Verſtecks, zog mich hinaus und ſprach: „Was du vernommen haſt ſei dein, verſchweige es oder gebrauche es nach deinem Gefallen. Samen der Zwietracht ſchwenke ich aus dem Thor, ob er verwehe, ob er haſte, ob er Heil bringe oder Verderben." Und mit bleichem Antlitz ohne Gruß entließ ſie mich. Auch ich ſah nicht rückwärts, als ich aus dem Hauſe entfloh."

Langes Schweigen folgte ihren Worten. Friedrich warf ſich in den Seſſel und beugte das Haupt. „Die undeutlichen Worte gleichen dem mißtönenden Schrei einer Eule," ſprach er zu ſich ſelbſt, „wer ſie abwägen will, der vermag keinerlei Beweis zu finden, und doch regen ſie eine wilde Fluth von Schmerz und Sorge auf, denn ſie ſtimmen zu anderen Berichten und ſind Beſtätigung einer Ahnung, die ich vor mir ſelbſt verbarg" und der große Herr der Erde barg das Geſicht in ſeiner Hand.

Es war ſo ſtill in dem Gemach, daß man die

Stechfliegen ſummen hörte, welche an dem Schleiertuch des Fenſters auf- und abfuhren und Einlaß begehrten. Da drang aus den Lippen des Kaiſers leiſe der Jammerlaut: „Heinrich, mein Sohn! Gegen den kinderloſen Alten ſtand ich in frohem Vertrauen auf den Nachwuchs meines Geſchlechts. Mein Werk ſollte fortleben in meinen Söhnen, die Fäden habe ich gezogen über Land und Meer, damit, wenn ich ſcheide, meine Knaben das Gewebe vollenden; jetzt zerreißt der eigene Sohn ruchlos die Arbeit meines Lebens.“ — Draußen klang der Ruf der Wachen und kriegeriſche Muſik, darauf Saitenſpiel und das Schwirren und Lachen Sorgloſer. Das Sonnenlicht fiel gedämpft durch den Vorhang in den Raum und umſäumte das Haar des Kaiſers, im Schatten kniete das Mädchen aus Thüringen, der graue Mantel der Bruderſchaft wallte ihr um den Leib, daß ſie ausſah wie ein Geiſt der heimathlichen Berge. Endlich erhob ſich Friedrich, ſein umherirrender Blick haftete auf der fremden Frau und wild zogen ſich ſeine Brauen zuſammen. „Was kauerſt du hier, Unglücksgeſtalt? Ich ſagte dir, daß es Tod bringt, in die Geheimniſſe der Könige zu dringen.“

„Ich weiß, wie einem Vater um's Herz iſt, der um den verlorenen Sohn trauert,“ antwortete Friderun, „habe ich euch Unglück verkündet, ſo zürnet dem Boten nicht, ich durfte nicht verſchweigen, was ich widerwillig gehört; denn wie der Vater im Himmel größer iſt als der Sohn, ſo ſoll auch auf Erden der Kaiſer mehr ſein, als der junge König. Er iſt jung, Herr, und er lachte ſorglos wie ein leichtherziger Knabe. Er ſieht euch auch ähnlich, hoher Herr, und Jedermann muß merken, daß er von eurem Geſchlecht iſt. Leicht wird ein Sohn verlockt, wenn argliſtiger Rath in ſein Ohr dringt. Das haben auch wir in unſerem Hofe erfahren."

„Du ſprichſt gut," murmelte der Kaiſer; „gegen den Argliſtigen hebt ſich die Hand des Rächers."

Aus dem Hofe klang vielſtimmiger Freudenruf und gleich darauf die Totenklage, welche unter den mauriſchen Kriegern gebräuchlich war. Der Kaiſer trat zornig an das Fenſter: „Vergeſſen auch meine Leibwachen die Ehrfurcht vor ihrem Herrn? Was verſtört ihnen die Zucht?

Ein Leibwächter meldete eilig: „Der Knabe Ali ſteht unten und bei ihm ein deutſcher Ritter."

„Herein," befahl Friedrich. Er öffnete die Thür eines Nebenzimmers und gebot der knienden Friderun: „Tritt zur Seite." Als er ſich umwandte, erkannte er den Thüring Lutz mit dem nubiſchen Knaben. „Steht auf, Mann. Ich ſah euch zuletzt auf trauriger Warte bei Jeruſalem, und ich merke, nicht fruchtlos war euer Harren, denn ihr habt etwas von dem gefunden, was ihr ſuchtet. Vernahmt ihr von dem Gefangenen?"

„Mein Herr Ivo harrt am Thore auf die Erlaubniß, vor des Kaiſers Angeſicht zu treten."

„Ihr bringt ihn," rief Friedrich in freudigem Erſtaunen, „warum ſendet er euch voraus?"

„Ich habe einen Handel gemacht wegen ſeiner Rückkehr mit dem weißbärtigen Alten im Libanon und gedachte zuerſt dem Heiden meine Treue zu erweiſen. Denn, Herr Kaiſer, durch hohen Eid bin ich verbunden, die Miſſethat zu rächen, welche beim Grenzſteine der Meſſer verübt wurde an meinem Herrn, an dem Helden Haſſan, an dem Mauren Abdallah und an deſſen fünf Begleitern. Als Kläger ſtehe ich hier gegen einen Chriſten, den die Heiden im Gebirge mit ihrer ſchleichenden Rache nicht zu erreichen wiſſen. Ich bringe die Zeugen mit mir und fordere, wenn des Kaiſers Majeſtät den Schuldigen erkennt, Kampf gegen ihn im Gottesgericht."

„Du meinſt Peter Montague vom Tempel," rief Friedrich.

„Die Templer hatten Theil an der That, denn ihr Meiſter ſelbſt hat vorher meinen Herrn gewarnt; aber der Stifter und Führer des Ueberfalls war ein Anderer."

„Weißt du den Namen?" frug Friedrich mit flammenden Augen.

„Ich denke, daß ich ihn kenne," antwortete Lutz vorſichtig. „Möge mein Herr und Kaiſer ihn ſelbſt durch das Zeugniß erfahren. Die Mörder kamen als ein großer Haufe in der Tracht ſchweifender Kurden, nur der Knabe Ali entrann in den dunklen Wald. Die letzten Worte, welche er vernahm, rief ein Kurde in der Sprache der Lateiner, als er ſich gegen Herrn Ivo warf, und die Worte waren: Hier, Minneſänger, nimm den Dank. Als die Ismaeliten herzueilten, fanden ſie die überfallenen Männer am Boden, die Roſſe entführt, meinen Herrn über der Leiche des Heiden Haſſan, in ſeiner Rüſtung dieſe Waffe." Er wies dem Kaiſer den Dolch, an deſſen

Spitze noch die goldene Kapſel ſteckte. „Die Ismaeliten meinten, der große Kaiſer werde an dem Meſſer und an den Worten des Knaben den Thäter erkennen.“

Friedrich warf einen Blick auf den kunſtvoll gearbeiteten Griff der Waffe und ſchleuderte ſie auf den Tiſch. „Ich ſah ſie ſchon früher.“ Er wandte ſich zu dem Knaben und ſprach arabiſch mit ihm. Dann trat er an den Tiſch und ſtarrte auf die Waffe. „Es iſt lange her, mein Vetter, daß du deine Wahl getroffen haſt zwiſchen Vater und Sohn. Den vereitelten Ueberfall im Bade darf ich wohl auch auf deine Rechnung ſchreiben. Seitdem habe ich manches Mal deine Falſchheit geahnt. Was ich dir gewähren konnte, hatteſt du erreicht, als vertrauter Rath des Knaben Heinrich hoffteſt du der große Gebieter der Chriſtenheit zu werden. Die Verſuchung war für dich zu groß und mein war die Schuld, daß ich dir zu lange vertraute. Immer warſt du klug und ohne Bedenken und faſt hätteſt du mich überliſtet. Aber einmal haben Neid und Eiferſucht dir doch die kalte Ruhe genommen, eine Thorheit war der kurdiſche Mummenſchanz; durch ihn haſt du dein Spiel verloren. Hinweg.“ Er warf ein Tuch über die Waffe und trat zu Lutz: „Ihr habt als ehrlicher Ritter eure Pflicht gethan, die Vollſtreckung der Strafe, welche ihr den Ismaeliten gelobtet, nehme ich euch ab, der Kaiſer ſelbſt wird Rächer der Miſſethat.“

Lutz griff verlegen an ſeinen Schwertgurt. „Verzeiht, Herr Kaiſer, um meinen Herrn zu retten, habe ich bei meiner Ehre gelobt, gegen den Leib des Thäters zu reiten."

„Sorgt nicht," verſetzte Friedrich mit wildem Lächeln, „des Kaiſers Rache zieht vielleicht nicht auf einem Ritterroß durch das Land, aber ſie trifft das Leben." Er faßte an ſein Schwert. „Ich gelobe, Herr, euch und euren Heiden ſoll Genüge geſchehen. Jetzt aber eilt, mir einen Lebenden herbeizuführen, an den ich lieber denke."

Lutz und der Knabe verließen das Gemach, gleich darauf lag Ivo zu den Füßen des Kaiſers, der ihm über ſein Haupt ſtrich und ihn küßte. „Daß du lebteſt, wurde mir wenige Stunden vor Deiner Ankunft durch deine Haarlocke angekündigt. Eines ſage mir vor Allem, wie kam's, daß der wilde Alte dich nicht ſelbſt als Rächer entließ?"

„Herr, ich durfte den Heiden niemals geſtehen, daß ich Chriſten als Thäter erkannt hatte und euren Boten als Anſtifter. Jener aber meinte nur mich." Ivo berührte mit der Hand ſeine Schulter, an welcher der Kaiſer einſt das Tuch erkannt hatte.

„Ich verſtehe," ſprach Friedrich, „aber wozu mußte der Böſewicht ein ſolches Gemetzel erſinnen? konnte er nicht warten, bis es Zeit war, euren Handel zu einem ehrlichen Ende zu bringen? — Für dich Ivo, bewahre ich zwei Getreue, welche ſich deiner Rettung freuen werden, Beide ſind, wie ich fürchte, Ungläubige." Er öffnete die Seitenthür, winkte der Magd einzutreten und verließ das Gemach.

Als Friederun ſich plötzlich dem Jugendgeſpielen gegenüber ſah, ſtieß ſie einen Schrei aus und lehnte ſich an die Wand. Sie fühlte ſich umfaßt und einen Kuß des Mannes auf ihrer Stirn und ſie ruhte einen Augenblick Alles vergeſſend in ſeinen Armen, doch bald entzog ſie ſich ihm und ſprach mit bebender Stimme und niedergeſchlagenen Augen: „Die Bauern von Friemar grüßen euch vor den Anderen.“

Hinter dem Kaiſer trat der weiſe Omar ein. Der Araber faßte die Hand des Wiedergefundenen und legte ſie ſich an Herz und Haupt. „Auch der Alte freut ſich in ſeiner Weiſe,“ ſagte der Kaiſer lächelnd, „denn deine Rückkehr hat ſeine Wiſſenſchaft zu Ehren gebracht. Wiſſe Ivo, als ich dich und zugleich einen Anderen entſendete, ſuchte Omar, wie er zuweilen für mich thut, den Erfolg eurer Reiſen zu erkunden. Nachdem ich dir bereits den Auftrag gegeben hatte, erhielt ich das Prognoſtikum, welches mir und ihm ſeitdem Kummer gemacht hat, denn es lautete: die Sendung zu dem Herrn der Meſſer mag vergeblich ſein, doch der Bote kehrt gerettet zurück, und ferner: die Botſchaft nach Damaskus ſchafft dem Kaiſer Glück, aber dem Boten mag ſie zum Unheil werden. Da tauſchte ich dir zu Liebe die Aemter und ich habe mit dieſem gegrollt, weil du nicht wiederkehrteſt. Jetzt hat ſich die Verkündigung, welche dich anging, als wahr erwieſen — und,“ ſetzte er finſter hinzu: „auch was dem Andern gedeutet wurde, mag ſich erfüllen. Du aber erzähle, wie du bei den wilden Männern im Berge gelebt haſt, denn ganz als ein Sagenheld ſtehſt du vor mir.“

## 11.

## Die Heimkehr.

Als Ivo einige Tage ſpäter mit Friderun zur Reiſe gerüſtet vor dem Kaiſer ſtand, ſprach dieſer: „Zwingt dich die Sorge um Hof und Gut in deine Heimath, ſo darf ich dich nicht feſthalten. Doch wird dir einmal das Reiten unter den Nachbarn verleidet, ſo komme zu mir und verſuche, wie ſich's in meinem Dienſte lebt. Für den Knaben Ali laß mich ſorgen, er würde in euren Höfen ſchwerlich gedeihen.“

Als die Reiſenden zum letzten Abſchiede die Knie beugten, flehte Friederun: „Die Dorfleute werden mich fragen, wann unſer Kaiſer zu uns kommt, um Frieden zu bringen und eine neue Herrlichkeit. Was darf ich den Alten ſagen, Herr?“

Da lächelte Friedrich wieder über die treuherzige Frage, aber gleich darauf flog ein düſterer Schatten über ſein Antlitz: „Ruhelos kämpft der Kaiſer gegen ſeine Feinde, auch wenn die Deutſchen nichts vom Waffenlärm vernehmen. Grade jetzt ſteht ihm neuer Streit bevor. Du aber ſage den Weiſen deines Dorfes: der Kaiſer vertraut, daß der große Himmelsgott, welcher ihn in ſein Amt eingeſetzt hat, ihm zuletzt Sieg verleihen wird über alle ſeine Gegner. Und ſo lange dies Vertrauen mich erhebt, ſollen auch meine Deutſchen ſich die Hoffnung bewahren, daß ich in beſſerer Zeit bei ihnen ſitzen werde am Gerichtsbaume unter meinem Heerſchild."

Er ſtand in ſeiner Majeſtät vor ihnen, glanzumfloſſen und kraftvoll, umringt von ſeiner mauriſchen Leibwache, während unten in der Stadt die Glocken der biſchöflichen Kirche läuteten. Oft gedachten die Reiſenden an dieſen Abſchied.

Eilig zogen die Thüringe nordwärts. Es war kurz vor dem Winter, auch in dem warmen Lande trug der Herbſtwind die Kälte von den Bergen und entlaubte die Bäume, mißfarbig war der Grund und graue Wolken deckten die Sonne, aber Ivo und Friderun achteten wenig auf die wilde Jahreszeit; ſie zogen neben einander dahin ſo glücklich, wie ſie in der Kinderzeit über Hügel und Feld der Heimath gewandert waren. Die Magd wurde nicht müde zu fragen und während Ivo erzählte, durchlebte ſie in Gedanken die Abenteuer der Kreuzfahrt; er aber freute ſich an dem Verſtand, mit welchem ſie die Gebräuche fremder Menſchen und das Leben im Morgenlande betrachtete. Auch ſie berichtete von der Heimath; war auch Vieles unerfreulich, er vernahm es aus einem Munde, der ihm dabei herzlich zulachte. Alles, was ſie ſagte, klang ihm wie ein Lied aus Thüringen, entzückt lauſchte er auf die heimiſche Sprache und die kräftige und treuherzige Weiſe, in der ſie zu reden wußte. Und obgleich ihr Mantel grau war und ohne Flitterſterne, ſo ſah ſie ihm doch zuweilen aus wie die Jungfrau Maria, welche zu armen Kindern herniederſteigt. Freilich dünkte ſie ihm nicht immer ſo vornehm. Einſt, als ſie in der Mittagſonne auf einem Steine ſaßen, während Lutz die Pferde am nahen Quell tränkte, war ihr eine der Flechten, welche ſie mühſam unter dem Pilgerhut zuſammenhielt, am Rücken hinabgefallen, da konnte er ſich nicht enthalten, die Flechte zu ergreifen und zu küſſen, und als ſie das merkte und mit heißem Erröthen die verſchobene zurecht rückte, geſtand er ihr, daß er in der Ferne oft an ſie gedacht hatte, zuweilen wie an eine gute Geſpielin mit zwei langen Zöpfen, und ein andermal wie an eine übermenſchliche Frau, in wallendem Haarſchleier, er wußte ſelbſt nicht, ob Göttin ob Heilige.

„Wie war euch die Magd lieber?“ frug Friederun, mit abgewandtem Geſicht trockne Grashalme pflückend.

„Immer grade ſo am liebſten, wie ſie mir vorkam,“ verſicherte er ehrlich, „und wenn ich heut die Flechte berührte, ſo that ich dies in Erinnerung an einen früheren Tag, wo ſich ein wildes Mädchen zu mir geſellte und ich ſie zur Seite ſchob, weil ich wahrhaftig beim Schein der Leuchte euch neben mir ſah.“

Da aber blickte ihn Friderun kummervoll an und ſprach ſchnell aufſtehend. „Sagt mir ſo etwas niemals wieder, Herr Ivo.“

Am nächſten Morgen ritt ſie niedergeſchlagen an ſeiner Seite und als er nach dem Grunde ihrer Trauer frug, begann ſie erröthend: „Viele Tage müßt ihr mich mitnehmen und oft müſſen wir bei fremden Leuten einkehren; ſind ſie auch fremd, mir thut weh, wenn ſie Unrechtes von mir denken, denn einer Magd ziemt es nicht ſo zu reiſen, wie ich mit euch fahren muß. Darum flehe ich, Herr, laßt mich in einem Frauenkloſter, wo ſie gegen arme Pilgerinnen gütig ſind, bis ich eine Gelegenheit zur Heimkehr finde."

„Wie dürft ihr mich durch ſolche Gedanken kränken," rief Ivo, „keine höhere Pflicht habe ich jetzt, als euch unverſehrt in den Hof eures Vaters zu bringen."

„Ich weiß, daß ihr's gern thätet. Ich aber war muthvoll, da ich ging, und furchtſam kehre ich heim."

„Sagt, wie ihr mit uns reiſen wollt," bat Ivo, „wir haben den Schatz der Mutter, ich will euch ein Gefolge werben, damit ihr nach dem Brauch anſehnlicher Frauen, umgeben von euren Hütern dahin ziehen könnt, und wir begleiten euch als dienende Reiter.

Friderun lachte trotz ihrer Sorge. „Das würde dem Bauernkinde nicht ziemen, auch würde es das Uebel nur ärger machen, wenn uns ein Thüring begegnete und Kundſchaft von uns erhielte, denn die Landsleute wandern ſehr in der Welt umher, und da ich mit dem Bärtigen reiſte, habe ich mehr als einen getroffen. Ich merke, Herr, ich bin in Noth, es iſt nicht die größte und ſie geht mich allein an, doch iſt ſie ſchlimm genug für mich und meinen alten Vater."

„Mir fällt eine Hilfe ein," tröſtete Ivo. „Als ihr bei uns im Hofe wart, ſpielten wir zuweilen, daß der Bruder verloren ging und die Schweſter ihn ſuchte beim

Traume, beim Baume und beim Rößlein im Stall. Jetzt ſeid ihr wieder ausgezogen mich zu finden, laßt uns denſelben Brauch üben, wir reiſen als Pilger und Geſchwiſter, und Herr Lutz ſei unſer Hüter. Leicht werden uns die Leute dafür halten und ihr ſeid müßiger Fragen ledig."

„Das würde mir gefallen," ſprach Friderun leiſe, „doch wenn zwei eine lange Fahrt zuſammen thun, ſo verpflichten ſie ſich gegen einander durch ein Gelöbniß, treue Geſellen zu ſein. Wollt ihr geloben, mich als eine Schweſter zu halten und zu ehren, ſo will ich weiter mit euch ziehen und der liebe Gott möge unſere Reiſe behüten."

„Da gelobte Ivo. Am nächſten Tage trug er über dem Eiſenhemd wieder ein Pilgergewand und Friderun zog mit beſſerem Vertrauen neben ihm dahin.

Nur ein Erlebniß ihrer Reiſe hatte ſie ihm verſchwiegen, den Beſuch bei Frau Hedwig. So oft ſie davon anfangen wollte, ſchnürte es ihr die Kehle zuſammen. Endlich aber bezwang ſie ſich. „Er muß es wiſſen, da ſie ſeine Herrin iſt." Und obgleich ihr vorkam, als verderbe ſolches Geſpräch die ganze Seligkeit ihrer Reiſe, ſo begann ſie doch: „Ich war auch bei Frau Hedwig, der Gräfin."

„Ihr?" rief Ivo heftig. Sie ſah, daß er tief erröthete und fühlte einen Stich im Herzen wie von einem Meſſer. „Sprecht, wie war die Begegnung?" frug er nach einer Weile. — „Als ich ihr ſagte, daß ihr lebet, ſpielte ſie eure Weiſe auf ihrer Harfe. Dann frug ſie mich aus über Allerlei, um zu erforſchen, ob ich mit Bedacht reden könnte. Sie verſprach mir auch den König Heinrich zu zeigen, damit ich dem Kaiſer von ihm erzähle und ließ mich ein Geſpräch belauſchen, das ich lieber nicht gehört hätte. Auch davon mußte ich dem Kaiſer wider Willen berichten."

„Was vernahmt ihr Friderun?"

„Das bleibt mein Geheimniß, Herr," antwortete die Magd. Ivo frug nicht mehr und Beide zogen ſtillſchweigend nebeneinander.

Lutz, welcher den Reiſenden bald vorausſprengte, bald den Rücken deckte, ritt zu ſeinem Herrn: „Ich ſorge, unſere Fahrt wird beobachtet; blickt nach rückwärts. Seit zwei Tagen ſehe ich einen Mann in unſerer Spur, er hält ſich fern, aber folgt jedem Schritt unſeres Weges."

Ivo wandte ſich um. „Es iſt ein einzelner Reiter, und ſo weit ich erkenne, klein und ohne Rüſtung, wahrſcheinlich ein furchtſamer Händler, der in einem Nothfall unſere Hilfe begehren will."

„Dann würde er näher heranreiten, denn wird er überfallen, ſo vermöchten wir aus der Ferne doch nicht zu helfen. So oft wir anhalten, hält er auch, um uns nicht nahe zu kommen und ſobald wir aus dem Nachtlager aufbrechen, zeigt er ſich in der Entfernung. Merkt Herr, er beachtet, daß wir nach ihm hinſchauen, denn er hält."

„Vielleicht werdet ihr ſeiner in der Herberge habhaft," verſetzte Ivo gleichgiltig.

Sie kamen in die lombardiſche Ebene und zogen den Alpen zu, da begann Lutz wieder: „Das dunkle Männlein folgt uns immer noch. Die Sonne beſcheint ihn auf der Höhe, ihr mögt ihn jetzt deutlich erkennen; ein Händler iſt er ſchwerlich, denn er führt weder Pack noch Saumthier, und ſein Roß iſt ſo beharrlich wie er ſelbſt, denn es kann mit dieſen Pferden aus dem kaiſerlichen Stalle Schritt halten. Er ſchleicht hinter uns, wie im Morgenlande das Raubthier hinter der Karawane."

„Bleibe bei der Magd," gebot Ivo, „ich betrachte die Geſtalt in der Nähe." Er fuhr in geſtrecktem Laufe zurück. Der Fremde wich der Begegnung nicht aus, ſondern ſtieg vom Pferde und kauerte auf dem Boden, die Ankunft erwartend. Ivo ſah einen dürftigen Geſellen vor ſich in geringer Tracht mit hagerem, braunem Geſicht und ſtierem Blick. Er prallte mit ſeinem Roß entſetzt zurück, denn er hatte dieſelbe Geſtalt, ebenſo kauernd vor Jahren im Zelte des Kaiſers geſehen; und an die Waffe faſſend frug er in arabiſcher Sprache: „Was ſuchſt du auf meinem Wege, Ungläubiger?"

„Mir iſt geboten, auf deiner Spur nach Norden zu gehen", antwortete der Andere.

„Wohin und gegen wen?" frug Ivo. Der Mann ſchwieg und ſah gleichgiltig vor ſich nieder. „Haſt du das Bellen verlernt, Schakal," rief Ivo zornig und rührte ihn mit dem Fuße am Bein. Der Mann zog das Bein an ſich und frug gleichmüthig: „Haben ſie dich in den Bergen mit dem Fuße geſtoßen, wenn du ihrer Frage die Antwort verſagteſt?“

Da ließ Ivo's Hand den Schwertgriff los. „Mir iſt es greulich, dein Führer zu ſein, darum weiche von meinem Wege, du Unglücksgeſtalt.“

„Mir aber iſt geboten, auf deiner Spur nach Norden zu gehen,“ wiederholte der Fremde und ſenkte der Reden überdrüſſig das Haupt.

Ivo kehrte in finſterm Schweigen zu ſeinen Begleitern; als Lutz ihm fragend in das verſtörte Geſicht ſah, antwortete er nur: „Du nannteſt ihn mit Recht ein Raubthier, hinweg aus ſeiner Nähe.“ Eilig zogen ſie vorwärts und hatten den Ismaeliten bald aus dem Geſicht verloren. Sie kamen in die Schneeberge und wanderten mit Führern mühſam auf rauhem Pfade, oft ſahen die Männer, wenn der Weg abwärts lief, nach der Höhe zurück, aber ſie erſpähten die Schattengeſtalt nicht mehr. Als ſie von der ſchweren Bergfahrt in deutſches Land hinabſtiegen und die bleiche Novemberſonne Thal und Hügel mit mattem Schein erhellte, athmete Ivo leicht auf und ſprach leiſe zu Lutz: „vielleicht hemmten ihm Eis und Schnee den Weg.“ Aber Lutz wies rückwärts, auf der Höhe bewegte ſich Etwas durch den Schnee, kaum ſichtbar dem Auge, und wieder ſpornte Ivo ſein Roß, daß es bäumte.

Die Nacht verbrachten ſie in der engen Herberge eines Gebirgsdorfes, die Männer hatten ſich in ihren Mänteln auf den Boden geſtreckt, Friderun ſaß am Ofen und hörte auf den Nachtwind, der um das Haus tobte. „Ich war ihm gut,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „ſeit ich denken kann. Wie man der Sonnenſtrahlen froh wird und des ſingenden Vogels, ſo freute ich mich, wenn ich von ihm hörte und an ihn dachte. Wenn ich ihn aber als erwachſene Magd im Hofe des Vaters ſah, da kränkte mich, daß er als ein edler Herr anders zu mir ſprach wie damals, wo wir als Kinder zuſammen ſpielten; und ich wurde trotzig gegen ihn und eine hochmüthige Thörin. Erſt als die Trauer um den Geſchwundenen über mich kam, merkte ich wie ſehr mein Herz an ihm hängt. Und ſeit er mir die Locke ſandte, iſt es mir angethan. Die haben wohl Recht, welche ſagen, daß von dem abgeſchnittenen Haar ein Zauber ausgeht für den, der es bewahrt. Ich habe einen Theil von ihm, den ich an meinem Herzen trage, und den ich Niemandem gönne. Seitdem hat mich der Muth in ſeiner Nähe verlaſſen. Sonſt wäre mir das höchſte Glück geweſen als ſeine Schweſter neben ihm zu wandeln, jetzt macht mich auch dieſer vertraute Gruß traurig.“

Ivo bewegte ſich unruhig im Schlafe. „Peitſcht mir den Hund aus meiner Seele,“ murmelte er.

„Auch ihm iſt das Herz ſchwer“, fuhr Friderun fort, „er merkt wohl, daß ihn Hartes in der Heimath erwartet. Aber dort iſt er wieder der Edle, welcher im Dienſt ſeiner Herrin reitet, und ich die ungeſchickte Dorfmagd, welche das Drachenlied ſingt. Arme Friderun.“

Sie erhob ſich, denn zwiſchen dem Brauſen des Sturmes und dem Dröhnen im hölzernen Hauſe vernahm ſie ein leiſes ſingendes Murmeln, wie von einer Menſchenſtimme, dicht an der Hauswand. Sie bändigte den erſten Schrecken, indem ſie dachte: „Bleibt ein Menſch in der kalten Nacht dort draußen, ſo wird es ihm ſchädlich.“ Entſchloſſen drückte ſie die Thür auf und trat in das Freie. Nahe der Schwelle am Fenſter kauerte eine dunkle Geſtalt, welche das Haupt hin und her bewegte und unverſtändliche Worte vor ſich hin ſang ohne die Nahende zu beachten. Da ſchloß ſie die Thür, rührte ängſtlich an Ivo's Arm und flüſterte: „Draußen unter dem Fenſter ſitzt einer, der trunken iſt oder unſinnig, denn wie verſtört ſingt und gurgelt er vor ſich hin.“ Ivo ſtützte ſich auf den Arm, um zu hören, aber im nächſten Augenblick ſprang er auf und faßte ihre Hand: „Bete, Friderun, für eine arme Seele; denn dieſer Nachtgeſang bedeutet einem ſündigen Menſchen ehrloſen Tod.“ Und Beide flehten zu dem Gott des Erbarmens, während draußen der Bergwind tobte und ein Verzückter von den Freuden des Paradieſes träumte.

Am Morgen ſah Ivo vor die Thür, der Fremde war verſchwunden. Da gebot er ſeinem Begleiter Lutz: „Wir reiten nach Speier, den Grafen von Meran zu grüßen.“

Einige Tage darauf hielten die Reiſenden vor dem Hauſe, in welchem Humbert von Meran wohnte. Ivo winkte ſeinem Begleiter, Beide ſtiegen ab und gaben die Zügel an Friderun. Dem dienſtthuenden Kämmerer rief Ivo zu: „ein Pilger, der geheime Botſchaft vom Kaiſerhofe trägt,“ und Beide folgten dem Manne in das Gemach des Grafen. Ivo nahm den Pilgerhut ab, und als der Graf erſchrocken zurückfuhr, rief er: „Ein Verräther ſeid ihr an eurem Kaiſer, Graf Humbert, und für die heilige Woche der Kreuzigung und Auferſtehung ladet euch der Thüring Ivo zum letzten Kampf.“ Er warf ihm das Fehdezeichen hin und fuhr fort: „Wollt ihr den Tag des Kampfes erleben und ein ehrliches Ende finden, ſo entweicht zur Stelle hinter geweihte Mauern und bergt euer Haupt, wo kein Fremder euch nahen kann; denn wiſſet, die Meſſer vom Grenzſteine ſind über euch.“ Und bevor der Graf einer Antwort mächtig war, verließ er mit ſeinem Begleiter das Haus und ritt von dannen.

Jahrelang hatte Ivo mit heißer Sehnſucht an die Tage gedacht, wo ihn Gruß und Brauch der Heimath empfangen würden, wo er im alten Eichwald ſtehen und den Vogelgeſang vernehmen würde, der ihm aus der Kindheit vertraulich war. Jetzt kehrte er gelöſt aus wilder Fremde zurück, er ritt an der Seite eines Weibes, das ihm liebgeworden war und eines Treuen, dem er die Freiheit verdankte. Und dennoch wurde ihm das Herz immer ſchwerer, je näher er der Heimath kam; fremd und rauh war der Gruß der Leute, kalt der Himmel, die Bäume entlaubt und die Vögel entflogen. Die Schwermuth und geheime Angſt, welche den Deutſchen beim Nahen des Winters überfällt, bedrückte ihn ärger als jemals zuvor. Auch wenn er an ſeinen Hof dachte und an die ritterlichen Genoſſen der Landſchaft, wurde ihm nicht wohl. Zwar um den begehrlichen Oheim und um widerſpenſtige Vaſallen ſorgte er nicht allzuſehr, denn er vertraute ſeinem Arm und guten Helfern, und er ſcherzte mit Lutz über das Erſtaunen und die geringe Freude Aller, welche ſich frech in ſeinem Erbe niedergelaſſen hatten. Aber auch wenn er ſich in ſicherem Beſitz des Hofes und der Turnierroſſe dachte mitten unter ſeinen Dienſtmannen, und wie er vielleicht einmal dem Schüler Nicolaus ein neues Lied vorſagen werde, erſchien ihm ſein ganzes früheres Leben wie ein abgelegtes Gewand, und er empfand daſſelbe Mißbehagen, welches ihn zu der Kreuzfahrt getrieben hatte, vorahnend wieder. Noch ein anderer Streit arbeitete in ſeiner Seele, alte Leidenſchaft und wilde Hoffnungen waren lebendig geworden, und dazwiſchen fühlte er etwas Unheimliches, das zwiſchen ihn und ſeine Herrin trat, er wußte nicht zu ſagen was es war, aber ſo oft ihm dieſer Schatten durch die Seele fuhr, wurde es ſein beſter Troſt, die Stimme der Magd Friderun zu hören. Denn wenn ſie von der Heimath erzählte, an der ihre ganze Seele hing, konnte er träumen, daß er dort ſein Glück finden werde.

Als die Wanderer über den Main gedrungen waren und an dem Kirchhof einer anſehnlichen Stadt vorüber ritten, wies Lutz zur Seite. „Wir kommen und dieſe wollen gehen," und Ivo ſah wieder ein rothes Kreuz aufgerichtet, dabei einen Bettelmönch, welcher dem aufgeregten Haufen neue Briefe des heiligen Vaters vorlas und für den nächſten Mai große Vergebung der Sünden Allen verkündete, welche einen Sommer unter dem Kreuz gegen das wilde Preußenvolk kämpfen würden. Da ſprach Ivo lächelnd zu ſeinem Gefährten: „ich denke, wir haben genug davon," und er wunderte ſich, als Lutz antwortete: „Nach Allem, was man hört, haben dieſe Heiden doch größere Luſt zu fechten als die Sarrazenen, und ein ehrlicher Kriegsmann könnte dort Sommerfreude finden.

Die Reiſenden waren um Gotha, die letzte Stadtburg ihres Weges geritten und Ivo ſuchte von der Höhe die Stelle des Thales, wo der Ahorn ſtand, aus dem er einſt den Brief ſeiner Herrin geholt hatte. Da ſcheute das Pferd der Magd an das ſeine, er fühlte ſich beim Arme gefaßt und ſah in das verſtörte Geſicht ſeiner Begleiterin. Auf der andern Seite der Straße bewegte ſich ein trauriger Zug; voran auf einem Eſel ein ungeſchlachter Bettelmönch, der ein rohes Holzkreuz wie eine Waffe auf der Schulter hielt, hinter ihm ein Mann und ein Weib, blutrünſtig, mit Riemen an einander gebunden, und um die Gefangenen ein Haufe bewaffneten Geſindels. Als der gebundenen Frau die Knie einknickten, zerrte ſie der Mönch am Riemen und der Haufe dahinter höhnte und pickte mit Speer und Meſſer gegen ſie. „Wie mögt ihr ein Weib ſo rauh fortſchleifen, Bruder," rief Ivo an den Mönch reitend. „Wie mögt ihr ſo unverſchämt fragen," ſpottete ihm der Mönch nach. „Die Thiere, welche ich treibe, ſind eine neue Art von Ungeziefer, welches in dieſem Lande zum Vorſchein kommt."

„Wer ſeid ihr und mit welchem Recht führt ihr dieſe?" frug Ivo unwillig.

„Dorſo haben mich die getauft, denen mein Rücken nicht gefiel, und ich rathe euch, nicht an meiner Heiligkeit zu zweifeln, denn ich bin der Handlanger meines hochwürdigen Meiſters Konrad und führe hier Marktwaare für das Höllenfeuer. Verdammte Ketzer ſind es, welche Meiſter Konrad zu Erfurt auf dem Holzſtoß ſengen wird. Soll ich euch Gutes rathen, ſo haltet euch fern von ihnen, denn dies traurige Laſter ſteckt an. Doch halt, Bruder Pilger, auch ihr ſeid mir ſchon über den Weg gelaufen. Wart ihr es nicht, der mich im Kreuzlager anherrſchte und gröblich ſchmähte? Seid ihr damals den Leichenvögeln entgangen, ſo ſeht zu, daß ihr nicht jetzt den Krähen in die Hände fallt, welche nach meinem Gebote fliegen, denn ſie verſtehen mit den Schnäbeln zu hacken und ihr Krächzen bedeutet ein feuriges Ende." Seine Begleiter lachten und ſchrien Beifall; die Reiter ſpornten ihre Pferde, um der unheimlichen Nähe zu entkommen, während Ivo Friderun zu unterſtützen ſuchte, welche ſich kaum auf ihrem Roſſe zu erhalten vermochte. Ivo aber ſprach finſter: „Wir haben auf dieſer Fahrt die Rache des Kaiſers und des heiligen Vaters auf der Landſtraße geſehen, die eine ſchlich ſcheu und verkleidet, die andere fährt trotzig am Tageslicht. Wir zweifeln nicht mehr, welcher der beiden Herrn im deutſchen Lande gebietet."

Als ſie an das Dorfthor von Friemar kamen, bat Friderun, die bis dahin ihr ſtarres Schweigen nicht gebrochen hatte: „laßt mich allein meinen lieben Vater begrüßen, kommt aber bald, damit die Nachbarn ſich eurer freuen." Sie wandte ihr Roß zum Thore, er ſah ihr nach, bis ihre Geſtalt zwiſchen den Höfen verſchwand.

Ivo jagte in geſtrecktem Lauf vorwärts, und als Lutz warnte: „Herr, den Pferden dünkt die Eile zu groß," verſetzte er: „mit heißem Wunſch habe ich dieſen Tag erſehnt und oft an das Glück gedacht, Berg und Thal der Heimath wiederzuſchauen, heut iſt mir alle Freude geſchwunden, ein Unglücksahnen laſtet mir auf der Bruſt und ich höre die Warnung des toten Haſſan: der Fuß des Heimkehrenden ſtrauchelt an der Schwelle des Hauſes. Er wies mit der Hand nach der Ferne. „Dort ragt der alte Thurm, hinein in den Hof, denn nicht im Frieden finden wir ihn wieder." Sie jagten bei bewaffneten Knechten vorbei, welche auf dem Anger hielten; ſchon vor dem Thore vernahmen ſie Zank und wildes Geſchrei, als ſie einritten, fanden ſie den Hof mit Bewaffneten zu Fuß und Roß gefüllt, und erkannten viele der Nachbarn: Dienſtmannen der Grafen von Gleichen und den Rettbacher; auch Ritter Konz war da und Graf Meginhard und dieſer ſtand zu Fuß inmitten des Hauſens gegenüber dem Thurme. Der alte Graben um den Thurm war vertieft, ein ſchmaler Steg darüber gelegt und auf der Thurmſeite ſtand Herr Henner mit wenigen Knechten bei einem Stellbogen, der ſo aufgerichtet war, daß er den Steg beſtrich. Die Ankommenden drückten die Eiſenhüte in die Augen und Niemand achtete auf ſie, den Knechten im Hintergrund galten ſie für Geſellen der Angreifer und die Vorderen haderten mit Herrn Henner.

„Zum letzten Mal will ich euch mahnen, Marſchalk,“ rief Graf Meginhard, „wie ein Toller gebehrdet ihr euch; wir aber ſind nicht hergekommen, um Mährchen zu hören, bei uns werden die Toten nicht lebendig und eure Sommerritte mit dem leichtgeherzten Fant haben ein Ende. Im Namen des Landgrafen fordere ich, daß ihr euch ergebt, oder ihr und die Thoren, welche euch folgen, büßen mit ihrem Leibe für den Ungehorſam gegen euren Herrn.“

Henner aber rief zurück: „Nicht als Herr des Gutes kommt ihr, Graf Meginhard, mit euren Kumpanen, ſondern als ein raubluſtiger Einbrecher, und wie Räuber will ich euch empfangen. Wer Miene macht, herüber zu dringen, den nagelt mein Pfeil an den Boden.“

„Macht ein Ende,“ ſchrie der Rettbacher den Knechten zu, „ſchlagt Balken aus den Dächern und legt ſie über den Graben, damit wir dem Schreier ſeinen Mund ſtopfen.“ „Macht ein Ende,“ ſchrie auch Herr Konz, „Balken her.“

„Kommt nur herüber, Wilhelm,“ entgegnete Henner zornig, „ihr findet im Thurme die vier Pferde, die euch vor Jahren entgingen, und eine Halſter, mit der wir euch am Halſe ſchnüren.“

Da rief eine helle Stimme über den Haufen: „Was ſucht ihr Herren in meinem Hofe? Ich grüße euch, Oheim, vor dem Thurm unſerer Väter.“ Durch die Beſtürzten, welche nach allen Seiten zurückwichen, ritt Ivo mit ſeinem Begleiter an den Graben und ſtellte ſich gegen ſie auf. Lutz ſprang vom Pferde und das widerſtrebende über den Steg treibend, rief er ſeinem Geſellen zu: „Bewahrt den Gaul, Henner, er kommt aus gutem Marſtall.

Mit geſchloſſener Fauſt ſtand der Graf und hörte finſter auf den jauchzenden Heilruf, der von der andern Seite des Grabens für ſeinen Neffen erſcholl. „Beweiſt, daß ihr es ſeid,“ murmelte er endlich, und der Rettbacher rief: „er iſt ein Betrüger, auf ihn, und macht ein Ende.“

Ivo nahm ſeinen Hut ab: „Wer mich nicht wieder erkennt, der reite heran, damit ich ihm mit der Schwerthand beweiſe, wer ich bin.“

Da kam Niemand, aber mehre der Hinterſten ritten weiter zurück und ſprachen leiſe miteinander. Doch Graf Meginhard ſtand trotzig: „An euren hohen Worten erkennen wir euch, doch fürchte ich, daß ihr eurer Heimfahrt nicht ſo froh werdet, als ihr meint; denn euer Gut und Hof iſt mir als Erbe zugefallen, und ihr habt euch mit mir zu vergleichen, bevor ihr wieder in den Herrenſchuh treten dürft.“

„Thut das, Herr, und zur Stelle,“ rief Lutz, „es fehlt hier nicht an guten Geſellen, welche nach einem Vergleich begierig ſind.“ Und blitzſchnell packte er den Grafen mit ſtarkem Griff und ſchwenkte ihn auf den Steg. „Herbei, Henner und haltet eure Waffe über ihn.“ So unerwartet war die kecke That, daß Niemand ſie hinderte, doch im nächſten Augenblick erhob ſich helles Geſchrei, und die Mühlburger drangen gegen Ivo, der ſie mit ſeinem Schwert vom Stege abtrieb. „Weicht zurück,“ rief Henner, „oder bei St. Georg, euer edler Genoſſe zahlt zuerſt für den Schaden.“ „Weicht, ihr Herren,“ rief auch Ivo, „daß ich mit dem Grafen friedlich verhandle; ihr aber, Marſchalk, geleitet ihn höflich an den Thurm. Haltet hier Wache, ihr Treuen, und laßt Niemand hinüber.“ Lutz ſprang vor, und während die beiden Dienſtmannen jenſeit der Brücke gegen den unſchlüſſigen und ſchreienden Haufen Wache hielten, ergriff Ivo den beſtürzten Oheim bei der Hand und führte ihn in das Thurmgewölbe. „Ich bin im Vortheil, Graf Meginhard, und es bedarf zwiſchen uns nicht vieler Worte. Ungern übe ich gegen einen Verwandten Gewalt; ihr ſelbſt tragt Schuld, wenn ihr in dieſem Thurme, den euer Ahn gebaut, als Gefangener bleiben müßt. Denn nicht lebend verlaßt ihr dieſe Mauern, wenn ihr nicht herausgebt von Hufen und Habe, was ihr als zugefallene Erbſchaft in Beſitz nahmt. Ihr ſchaltet vor Fremden den leichten Sinn, mit dem ich ſonſt dahin lebte, ihr zuerſt ſollt erkennen, daß ich aus der Fremde zurückkehre ſcharf und hart, um mein Recht zu behaupten.“

Der Graf blickte in dem düſtern Raume umher und erkannte in dem Geſicht ſeines Neffen eine finſtere Entſchloſſenheit, darum verſetzte er: „Ihr ſprecht mit gutem Grunde, daß es zwiſchen uns nicht vieler Worte bedarf; und gern erſpare ich euch die Unehre, daß ihr euren Blutsverwandten im Kerker haltet. Schafft einen Schreiber und gute Männer von beiden Seiten, welche vermitteln und zeugen, ich bin bereit, mich dem Vortheil zu fügen, den ihr über mich erlangt habt. Jedoch merkt, Neffe; mich könnt ihr zwingen, Frieden zu halten, nicht alle Feinde, welche über das herrenloſe Gut eingebrochen ſind. Ich will euch loben, wenn ihr ſcharf und hart auf eurem Rechte beſteht, aber ich ſorge, die Erkenntniß iſt euch zu ſpät gekommen."

Ivo ſtand wieder als Herr in dem Hofe ſeiner Väter. Der zudringliche Erbe war hinausgeſcheucht, ein Theil der entführten Roſſe und Rinder zurückgegeben, den Schatz der Mutter hatte er zu Gelde gemacht, um Knechte zu werben und die Schäden der letzten Jahre zu beſſern. Dennoch fand er es ſchwer, den alten Beſitz, welcher durch die ganze Landſchaft zerſtreut lag und Jahrelang für herrenlos gegolten hatte, wieder zu gewinnen. Bauern, welche ihm zinspflichtig waren, hatten ſich ſelbſtwillig anderen Herren untergeſtellt, um Schutz für Leben und Habe zu finden, ritterliche Vaſallen weigerten ſich ihre Lehnspflicht zu erfüllen, benachbarte Edle hatten ſich Wälder, Weiden und Wieſen angeeignet, und waren entſchloſſen, ihren Raub mit den Waffen zu behaupten. Viele Grundſtücke waren vor der Kreuzfahrt durch Verpfändung und Leihkauf in andere Hände übergegangen, wo ſollte Ivo die Summen ſchaffen, um das Verpfändete einzulöſen, ſelbſt wenn die Gläubiger guten Willen hatten es gegen die gezahlte Summe zurückzugeben? Auf allen Seiten fand er ſich in Händel verſtrickt und er empfand, daß er als freier Herr auf ſeinem Erbe viel ſchlimmer daran war als ein großer oder kleiner Vaſall, denn er ſtand allein gegen zahlreiche Feinde. Ohne Hilfe vermochte er ihnen nicht zu widerſtehen, und Verbündete konnte er nur durch neue Opfer an Geld und Hufen erhalten, weil Niemand bereit war, im Harniſch für ihn Leib und Glieder zu wagen, wenn er nicht einen Vortheil für ſich zu hoffen hatte. Die größten Herren der Landſchaft, das Haus des Landgrafen und der Erzbiſchof von Mainz, welcher von Erfurt aus gebot, waren ihm abgeneigt und begünſtigten ſeine Gegner, die Mühlburger und die Gleichen. Jeder der anderen großen Herren hatte ſeine Feinde, mit denen er in Händeln und Fehde lebte, und wenn ein ſolcher bereitwillig war einen Vertrag zu ſchließen, daß Freunde und Feinde gemeinſam ſein ſollten, ſo war für Ivo ſicher, daß er zu ſeinen Feinden noch zahlreiche neue erhielt, aber ſehr unſicher, ob er grade da, wo es ihm darauf ankam, die thatkräftige Unterſtützung ſeines Verbündeten gewinnen würde. Ivo hatte früher mit Widerwillen die kleinen Fehden ſeiner Nachbarn betrachtet, das Niederbrennen der Dörfer und das Wegtreiben der Heerden, jetzt fand er ſich in der Lage, an dieſelben rohen Zwangsmittel zu denken, denn wie konnte er ſeinen Gegnern anders furchtbar werden, als wenn er ihnen Schaden zufügte?

Sehr verändert war das Ausſehen des Herrenhofes. Statt der zierlichen Knaben, welche ſonſt dem Herrn aufgewartet hatten, lagerten jetzt narbige Knechte mit harten Fäuſten in Saal und Zimmern, die Boten welche aus- und einritten, trugen nicht Einladungen zu ritterlichen Stechen, ſondern Fehdebriefe oder Klageſchreiben, an den Speerſtangen blitzten ſcharfe Eiſen und ſtatt der ſchnellen Turnierpferde ſtampften derbe Kriegsgäule in den Ställen. Oft trauerte Henner über dieſe Veränderung und er wunderte ſich, daß ſein Herr unter allem Widerwärtigen die heitere Faſſung nicht verlor. Gleich am erſten Tage, nachdem der Hof von den Fremden geſäubert war, hatte er ihn in die Kammer geführt, wo der gute Godwin geſtorben war: „er hielt auf dieſer Erde aus, bis ich in den Hof kam ihm die Augen zuzudrücken, und er ſtarb als Ritter und Chriſt mit einem Segenswunſch für ſeinen Herrn.“ Da legte Ivo die Hand auf die Stelle, wo das Haupt des Alten geruht hatte und ſprach: „Ich gedenke deiner Worte, Vater, jetzt iſt die Zeit gekommen, wo ich als ein ſparſamer Herr um das Meine zu ſorgen habe, und ich verſpreche dir, muß ich Buße zahlen für das ſorgloſe Treiben meiner Jugend, ſo ſoll Niemand meine Trauer darüber erkennen. Ich ſorge, Marſchall, wir werden fortan nicht um das Lächeln der Herrin unter dem Schilde reiten, und auch Nicolaus wird ſchwerlich Verſe ſchreiben, ſondern grobe lateiniſche Urkunden. Wo weilt der Schüler?“ Er vernahm, daß Nicolaus ſeit Godwins Tode den Hof verlaſſen hatte und unſtät in der Gegend umherzog. Ungeduldig erwartete Ivo das Eintreffen des Wandervogels. Aber Nicolaus beeilte ſich nicht, in das alte Neſt zurückzukehren auch nachdem er vernommen hatte, daß ſein früherer Liedergeſell daheim ſei. Erſt an einem kalten Abend, als Ivo allein bei der knatternden Flamme des Kamines ſaß, vernahm er draußen die wohlbekannte Stimme, welche durch ein Lied Einlaß begehrte. Seinem warmen Gruß antwortete Nicolaus in einer gedrückten Weiſe, die dem dreiſten ſonſt fremd geweſen war, bis er nach den erſten Reden vor den Hausherrn trat und frug: „Soll zwiſchen uns Beiden auch ferner gelten, was wir einſt wegen meiner Wahrhaftigkeit beſprochen haben?“ und als Ivo antwortete: „es ſoll.“ da begann Nicolaus die Erzählung von ſeinem Abenteuer in dem Hauſe der Frau Hedwig und ſchloß: „vielleicht wäre ich in der rauhen Nacht lieber wo anders eingekehrt als bei euch, aber heut erfuhr ich, was mir allerlei Gedanken macht und wohl auch euch. Jener grobe Mann iſt ſtill geworden, und das Eiſen, welches er damals mir gegen die Kehle zückte, hat er mit beſſerem Recht gegen ſich ſelbſt gebraucht. Ein Kaufmann, der von Frankfurt über den Main kam, erzählte die neue Mähr. Man fand den Unhöflichen in dem Flur ſeines Hauſes auf den Steinen und ein Meſſer in ſeiner Bruſt, und als die Leute näher zuſahen, war es ſeine eigene Waffe. Doch vernahm der Kaufmann auch Wunderliches von dem Meſſer, denn der Tote ſoll es ſeit Jahren vermißt haben, und man ſagt, kurz vor ſeinem Ende ſei ihm ein Geiſt erſchienen, habe ihm das Meſſer zurückgebracht und ſein bevorſtehendes Ende angezeigt.“

Ivo ſank ſchweigend auf ſeinen Sitz und Nicolaus fuhr ihm gegenüber ſchadenfroh fort: „Wer jetzt eine ritterliche Weiſe in dem Hauſe ſingt, wird den Weg zur Herrin von Riemen und Eiſen frei finden.“

„Er iſt geſchwunden und die Herrin iſt frei“ hallte es in Ivo's Seele nach, er ſtand auf und verließ das Zimmer.

---

## 12.

## Der Mitbruder.

Wieder wehte der Mai mit warmem Hauch durch das Land und hing ſein grünes Gewand um die entlaubten Bäume, wieder regte ſich das frohe Leben auf Haide und Flur und die Herzen der bekümmerten Menſchen erhoben ſich in neuer Hoffnung. Auch in dem Edelhofe war der goldene Schein zu erkennen, welchen das Sonnenlicht in die Seelen warf. Jedermann ſchritt ſtolzer einher, wer den ganzen Winter kein Lied geſungen hatte, der ſummte jetzt die faſt vergeſſene Weiſe; aus den Kammern der Knechte erklang jeden Abend ein luſtiger Rundgeſang, Lutz, der ſich wenig über den Winterfroſt gegrämt hatte, bürſtete viel über Bart und Haar und betrachtete vergnügt die glänzende Borte, welche er ſeinem Mädchen als Gürtel ſchenken wollte; Nicolaus war oft über ſeiner neubeſaiteten Laute zu finden und ſogar der Marſchalk ehrte die frohe Jahreszeit, indem er eigenhändig einen großen Topf mit Farbe über den Hof trug und den Knechten gebot, das Speerholz ſäuberlich mit den Wappenfarben des Herrn zu bemalen.

Ivo blickte wieder von der Gallerie herab auf das kleine Baumgehege an der Mauer und hörte lachend auf den Gruß des thüringiſchen Finken, den er Jahrslang nicht vernommen hatte. Oeſter als ſonſt ließ er ſein Pferd ſatteln, um nach dem Hofe des alten Bauern zu reiten. Denn dort erwartete ihn ein Weib, das er ſeit der Heimkehr gern als ſeine Schweſter begrüßte.

Aber mit dem Frühling kam auch die Unruhe und Reiſeluſt in das Volk; überall ſprachen die Leute von der neuen Kreuzfahrt, die den Seelen ebenſo heilſam ſein ſollte als die früheren und doch weit weniger mühſam. Oft verließ die Dorfjugend den Anger und das Spiel mit dem bunten Ball, um auf die heißen Mahnungen eines brauen Mönches zu hören, der auf dem Kirchhofe zur Fahrt in das Preußenland trieb und dabei von der Fülle guter Dinge berichtete, welche dort für begehrliche Weltkinder zu finden ſeien. Zuweilen zogen auf der Landſtraße wandernde Haufen mit Geſang und Geſchrei dem Oſtlande zu, meiſt leichtfertiges und unſtätes Volk, die erſten Schaumwellen der beginnenden Strömung, doch war auch mancher ehrenwerthe Mann darunter, und in den Dörfern der Umgegend nannte man bereits die Namen ſeßhafter Wirthe, welche ebenfalls daran dachten, ſich zu erheben. Stärker als in anderen Jahren arbeitete das Sommerleben in der Natur und in den Seelen der Menſchen, der Frühling war ſpät gekommen, aber als ein heißer und ſtarker Gebieter. Faſt plötzlich bedeckte ſich der Grund mit Grün und die Obſtbäume mit ihrem weißen

Blüthenſchmuck, in unaufhörlichem Wechſel folgten heißes Tageslicht und befruchtender Regen, und wenn der Ackersmann auf die üppig wuchernde Saat ſchaute, ſo ſchüttelte er wohl das Haupt über die unerwartete Herrlichkeit und ſorgte, daß der kalte Feind noch einmal zerſtörend in das Land dringen werde.

Nach einem warmen Tage trat Ivo auf den Söller ſeines Hauſes. Er ſtaunte über den Wohlgeruch, welcher von der Wieſe und den Blüthenbäumen aufſtieg, die Sonne war glühend roth geſunken, kein Tropfen Thau hing am Boden und die ſtille Luft wurde ihm ſo ſchwül, daß er ſein Gewand aufriß. In der Höhe zogen die Wolken haſtig um die Mondſichel, unter den kleinen Lichtflocken ſchoben ſich graue unförmliche Gebilde dahin, jedes mit lichten Rändern umſäumt, während über den rothen Hügeln und dem Bergwald die ſchwere ſchwarze Finſterniß lagerte; dort ſammelten ſich die Gewaltigen der Luft zu einer großen Schlacht, und die Kinder der Erde harrten in bangem Schweigen auf den bevorſtehenden Kampf. Ivo war den Tag im Hofe Bernhards geweſen und Friderun hatte zum erſtenmal von ihrer Sorge um den Vater geſprochen, von ſeinem düſtern Grübeln und von dem wilden Feuer, mit welchem er ihr und den Nachbarn das erforſchte Geheimniß der heiligen Lehre verkündete. „Sie geht ſtill durch Hof und Haus“, dachte Ivo „ſchafft unabläſſig für den Vater und ſorgt warmherzig um viele Andere, immer iſt ihre Rede muthvoll, aber ihr Lächeln wird traurig, ich ſorge, ihr Herz iſt ſchwer bekümmert und ſie lebt in Erwartung eines Unheils.“ Lange ſtand er und ſah in die dunkle Landſchaft, aus dem Hofe klang ein kriegeriſches Lied, welches Nicolaus den Knechten vorſang, auf dem Lande lag tiefes Schweigen. Der Mond war verſchwunden und dichte Finſterniß deckte Himmel und Erde, vergebens ſah er aus nach einem Blitz und hätte ſich gefreut, das Rollen des Donners zu hören. Da ſuchte auch er mit einem Seufzer ſein Lager.

Dort warf er ſich unruhig umher, bis ihm endlich ein bleiſchwerer Schlaf die Glieder lähmte. Er vernahm nicht, daß ſich der Wetterſturm erhob, daß er die Baumblüthen raufte und Aeſte brach, und mit wilden Stößen um das Haus fuhr, durch den Hof fegte und an die Stallthüren ſchlug, bis die Roſſe bäumten und die Rinder in Angſt brüllten. Die Blitze zerriſſen das ſchwere Wolkendach, der ganze Himmel loderte von Flammen und der Donner krachte und rollte unaufhörlich. Henner ſprang auf dem ſchmalen Steg, der von ſeinem Hofe über den Wallgraben führte, zu den Kammern der Knechte, er fand die Männer wach und ermahnte ſie auf den Hof und das Herrenhaus zu achten. „Wir Thüringe wiſſen, was ein tüchtiges Wetter heißt, aber ſolche Wuth der Wolken hat noch Keiner erlebt, denn armesdick fallen die feurigen Strahlen:“ Lutz, welcher Thürme und Wall des Hofes beſchritten und den erſchrockenen Thorwächter getröſtet hatte, rief durch das Brauſen: „von den rothen Bergen hebt ſich ein Feuerſchein gegen den Himmel, dort liegt das Wetter über dem Thalkeſſel, mir ſcheint, es verſengt den Mühlburgern ihre Schlafdecken, und der Regen bleibt aus, der ihnen beim Löſchen helfen ſollte.“ Im erſten Morgengrau öffneten die Männer das Thor und drangen mühſam durch den tobenden Sturm zu der nächſten Anhöhe, dort wieſen ſie nach den Höhen und hoben die Arme. Als Henner zu ihnen kam, ſah er von jeder der drei Burgen, welche auf den Bergen ſtanden, eine Flamme und eine Rauchwolke aufſteigen zu dem ſchwarzen Himmel, aus dem noch immer die Blitze um den mißfarbigen Dampf zuckten. Da rief er bekümmert: „Dort fährt die Lohe aus den drei Steinringen, in denen vor Zeiten das Geſchlecht meines Herrn aufgewachſen iſt, und Herr Ivo ſchläft. Ich war in ſeiner Kammer, doch ich ſcheute mich ihn zu wecken.“

„Blieb doch unſer Hof verſchont,“ tröſtete Lutz.

„Dennoch darf er nicht liegen, während ihm der Himmel dieſe drei Lichter angezündet hat,“ ſprach Henner und kämpfte ſich zurück nach dem Hofe.

Ivo fuhr empor, als ihn der Treue am Arm zog, er richtete ſich auf und hörte erſtaunt auf das Toſen im Freien. „Mir träumte ſo deutlich, wie ich euch vor mir ſehe, daß ich auf meinem Lager hingeſtreckt war, meine Hausfrau hielt ich im Arme, ihr Haupt und ihr langes Haar war an meiner Bruſt und ich fühlte den Schmerz in meiner Wunde. Um mich hörte ich Kampfgeſchrei, über mir flammte das Hausdach und es kniſterten die brennenden Balken. Doch war es nicht dieſes Haus. Ihr aber, Henner, ſaßet abgewandt von mir am Fuß meines Lagers, das Schwert in den Händen. Der Donner dröhnte, da wecktet ihr mich. Gern wüßte ich, was der Traum bedeutet."

„Saht ihr Flammen im Traume, ſo mag er euch eine gute Neuigkeit verkünden," antwortete Henner ernſthaft. „Dem Andern aber, der abgewandt von euch ſaß, weiſſagt er Uebles. Steht auf Herr, denn auch draußen hat das Wetter ein Zeichen aus den Wolken geſandt, das euer Geſchlecht angeht."

Als der Morgen kam, ſahen die im Hoſe ringsum den Schaden der Sturmnacht: geworfene Baumſtämme, niedergelegte Zäune, zerrauſte Dächer und am Horizont hier und da aufſteigende Rauchwolken. Noch immer rollte der Donner, der Wind trieb die Wolken in hoher Luſt und hinderte den Regen. Ivo ſtieg von dem alten Thurme herab und winkte dem Schüler: „es brennt in der Richtung von Friemar, wirf dich auf den Gaul, frage, wie es um den Hof des Alten ſteht." Nicolaus ſattelte willig ſein Rößlein und trabte aus dem Hoſe, während ſein Schülermantel wie ein ſchwarzes Segel über den Kopf flog.

Die Sonne ſtieg höher, es ſauſte und pfiff in der Luft und Jedem war, als ſei das ungeheure Wetter nicht zu Ende; da klang der Hornruf des Thürmers, welcher das Nahen Bewaffneter anzeigte. Gleich darauf jagten fremde Reiter heran und Lutz, der über dem Thore ſtand, erkannte mit Staunen die Turbane und Rüſtungen mauriſcher Leibwachen. Er rief, alter Genoſſenſchaft eingedenk, den Ungläubigen von der Zinne arabiſchen Gruß entgegen und empfing die Botſchaft eines reichgeſchmückten Knaben, der zwiſchen den Bewaffneten hervorritt und meldete, die Herzogin Hedwig von Staufen erbitte auf ihrem Wege nach Erfurt die Gaſtfreundſchaft des Hofes.

Athemlos trug Lutz ſeinem Herrn die Nachricht zu. Ivo empfing ſie ſchweigend, das Blut ſchoß ihm zum Herzen und übergoß gleich darauf ſeine Wangen mit dunkler Röthe. „Bereitet euch, ſie zu empfangen,“ rief er ſich umwendend, entließ den Boten und ſprang auf das Thor, um dem Flüchtigen nachzuſehen, ganz betäubt durch die große Erwartung. Henner kam eilfertig heran: „Der Hof iſt übel für den Beſuch einer Fürſtin vorbereitet, darf ich Frau Jutte rufen, damit ſie der erlauchten Frau zu Dienſten ſei.“ Ivo wehrte: „Treibt eure Hausfrau nicht in ihr Feſtgewand, ich denke, die Herrin wird Nachſicht in einem Reiterhaushalt üben.“

Ein glänzender Zug ſtob heran, Schleier und bunte Gewänder wehten im Winde, Henner erkannte Frau Wendelmuth und den Kämmerer Bolko und hinter den mauriſchen Kriegern auch beladene Saumthiere. Ivo trat der Herrin auf der Brücke entgegen und als er das Knie beugte, lachte ihn Hedwig von ihrem Roſſe herzlich an: „Wir ſuchen bei dem ritterlichen Herrn Schutz gegen die wilden Wetter des Landes, nehmt gütig die Zudringlichen auf und bietet uns Willkommen wie alten Freunden.“

Ivo ſtand unter den ſtrahlenden Augen des ſchönen Weibes und auf's Neue umfing ihn der Zauber. „Nehmt vorlieb, der Wirth war lange in der Fremde und der Hof iſt verwüſtet,“ rief er, indem die helle Freude ſein Antlitz verklärte. Er ſelbſt führte ihr Roß am Zügel in den Hof und als er zur Seite trat, um ſie herabzuheben, griff ſie lachend in ſein langes Haar, und hielt ſich daran, während ſie zu Boden glitt. Als er ſie in das Haus führte, warf ſie einen ſchnellen Blick umher und ſprach halb zu dem Gefolge: „Nicht lange denken wir euch zu beläſtigen, und da dem Hauſe die Herrin fehlt, ſo bitte ich, geſtattet meinen Frauen, daß ſie mein Reiſegeräth in der edlen Herberge ausbreiten.“ Ivo wies für das Gefolge auf die Hallen des Unterſtocks und führte Frau Hedwig hinauf in ſeine Behauſung, den einzigen wohnlichen Raum ſeit der Rückkehr. „Ich merke wohl, daß ich euch nichts bieten kann, als meine Freude,“ ſagte er entſchuldigend.

„Hier iſt euer Heimweſen? nirgend will ich lieber weilen,“ antwortete Hedwig. „Ich ſehe die Rüſtungen an der Wand, die Harfe und hier einen Söller, den ich kannte, bevor ich ihn ſah.“ Sie winkte der ſtummen Dienerin, das Mädchen flog hinab, im nächſten Augenblick wurden umhüllte Ballen herzugetragen und die Kammer und das Gemach mit Polſtern und Teppichen belegt. Wieder ein Wink der Herrin und die Diener verſchwanden. Hedwig ſtand Ivo allein gegenüber. Sie ſah ihn innig an und hielt ihm die Hand entgegen. „Da haſt du das Käuzlein,“ ſprach ſie mit zuckenden Lippen. Hingeriſſen von der holden Mahnung ſenkte Ivo in tiefer Bewegung das Knie.

Leiſe berührte ſie ihm das Haupt. „Steht auf, Ivo, uns Beide hat die Zeit verwandelt und der Scherz des jugendlichen Frauendienſtes mag uns nicht mehr geziemen. Kommt, ſetzt euch zu mir und laßt uns Beide wiſſen, wie jetzt die alte Liederweiſe in unſern Herzen klingt. Heut iſt der Tag, wo ich mein Trauergewand abgethan habe, dieſer Tag ſollte dem Manne gehören, der mir vor Anderen vertraut war.“

„Liebe Herrin,“ rief Ivo.

„Still Geſelle,“ mahnte ſie, „laß mich bedächtig reden. Es iſt lange her, ſeit ich dich als fahrenden Helden bei der Burg meines Vaters entdeckte, wie du am Quell lagſt und ſchlieſſt. Der erſte Kuß, den ich einem Manne gab, haftet an deinen Lippen, das kann ich nicht vergeſſen, Ivo. Uns Beiden iſt dadurch das Leben ſchwer geworden. Der Kaiſer zwang mich, einem verhaßten Manne zu folgen und ich habe die traurige Kunſt der Frauen geübt, mich zu verſtellen und zu lachen, während ich in meiner Seele die Bitterkeit fühlte. Du aber haſt, als ich dir entfremdet wurde, treu zu mir gehalten; du weißt nicht, wie oft der Gedanke an deinen demüthigen Dienſt mein einziges Glück war, an dem ich mich aufgerichtet habe, indem ich unter den Argen lebte. Aber dir und mir hat unſere Liebe zuletzt Noth gebracht, und ſcharfes Eiſen hat in das Band geſchnitten, welches zwiſchen uns geſchlungen war. Ich bin hier, um zu prüfen, ob das alte Bündniß noch dich und mich zuſammenhält.“

Ivo wußte nicht, daß ſie in derſelben Stunde, in der ſie die Kunde von ſeinem Leben erhielt, einen

Andern dem Arm des Rächers preisgegeben hatte; aber ihm fiel aufs Herz, daß eine wahrhafte Magd in der Nähe mit Unwillen an die Liſt dachte, durch welche ſie damals zur Zeugin gemacht worden war. Und der Gedanke an Friderun hing ſich wie ein Reif an die Freuden ſeiner Mailiebe. Darum erwiderte er mit Haltung: „Beide hatten wir einem Fremden Anrecht gegeben, unſere Liebe zu haſſen, daß er die Rache nehmen würde in ſeiner Weiſe, haben wir erwartet und wir mußten die Rache ertragen.“

Hedwig ahnte, daß ihr Falke anders flog als ſie wollte und ſie frug ſich in der Stille angſtvoll, ob er Alles wiſſe und ob er ihr deshalb zürne. Aber als ſie Ivo's Blick unſicher und fragend auf ſich gerichtet fand, erhob ſie ſtolz das Haupt: „Jetzt ſind wir Beide frei. Wiſſe, Ivo, ich war ſeitdem bei dem Kaiſer. Er nannte deinen Namen nicht, als er von meiner Zukunft ſprach, aber gleich darauf begann er in großer Güte von dir zu reden, daß er dir das Beſte gönne, und daß er dir Hohes gewähren werde. Und er ſagte: Ich vernahm, daß ihm ſein Haus zerrüttet iſt, weil er in meinem Dienſt überlange verweilt wurde, mir wäre ganz recht, wenn eine Frauenhand ihn dieſer läſtigen Sorge enthöbe.“ Frau Hedwig ſah auf ihre eigene Hand, als ſie fortfuhr: „Sieh zu, Ivo, ob du eine ſolche Hand findeſt.“

Das waren ruhige Worte, aber ſie regten in der Seele des Mannes einen wilden Sturm von Gedanken auf. Hier ein enges Leben, gefüllt mit Demüthigungen und einem endloſen Streit gegen widerwärtige Nachbarn, an ihrer Seite Reichthum und Glanz des Kaiſerhofes, Herrſchaft und Kriegsruhm. Er athmete tief, als er wie im Scherz antwortete: „Wir loben den Heldenmuth des Mannes nicht, der ſich durch ein Weib aus der Bedrängniß retten läßt. Iſt die Mitgift der Hausfrau zu groß und die Morgengabe des Gatten zu gering, wie kann der Wirth die Herrſchaft im Hauſe bewahren.“

„Denke ſtolzer von dir, Ivo; du ſelbſt rühmteſt einſt in meiner Gegenwart gegen den Landgrafen die Hoheit deiner Ahnen. Wiſſe Held, dies Geſchlecht der Landgrafen iſt dem Kaiſer verleidet, und wenig Gutes erwartet er in Zukunft von ihm, vielleicht iſt der Tag nicht fern, wo er ſogar gegen ſie rüſtet. Wer ihm das Heer führt und die ſtolzen Häupter dieſer Herren wirft, der mag ſelbſt in ihrem Stuhle niederſitzen.“ Das ſprach ſie in tiefem Ernſte, Ivo wußte recht wohl, daß es nicht eitle Worte waren, und in ſeinem Auge blitzte der alte Stolz ſeines Hauſes. Doch während Hedwig ſich über die Gluth freute, die ſie in ihm entzündet hatte, fühlte ſie den feſten Druck ſeiner Hand und vernahm die traurigen Worte: „Lade nicht die Gewaltigen der Welt zu Bundesgenoſſen unſeres Glückes. Aus Herrſchſucht und Ehrgeiz darf ich dein Gemahl nicht werden, von ſolchem Elend haſt du zur Genüge gekoſtet. Nur wenn wir Beide uns im Herzen vertrauen, und wenn du in treuer Liebe zu mir ſtehen kannſt, wie es mir auch in meinem Leben gelinge, nur dann ſollſt du dich zu mir neigen wie einſt. Rühmte der Kaiſer gegen dich meine Treue, ſo ſage ich dir, ich ehre in Demuth den großen Geiſt des Herrn, aber ich vermag ihm nicht zu folgen in ſeinen Gedanken und nicht auf ſeinen Wegen. Einfach bin ich in Sinn und Sitte. Wie enge und klein das Leben iſt, in dem ich aufwuchs, habe ich in der Fremde völlig erkannt. Dennoch will ich die heimiſche Art nicht von mir abthun; redlich will ich bleiben in Liebe und Haß, die gewundenen Gedanken und die kalte Liſt des Kaiſers Friedrich kann ich nicht loben und ich will keinen Theil daran haben. Frei gedenke ich zu leben nach meinem Gewiſſen auch gegenüber ſeinem Willen. Und darum ſage ich dir, Diener und Werkzeug der Hohenſtaufen wird der Mann nicht, welcher ſich einſt im Mairitt vor dir berühmte, ein Nachkomme des alten Helden Ingram zu ſein.“

Hedwig trat abgewandt auf den Söller und blickte nach den geballten Wolken. „Du zürnſt, Herrin,“ fuhr Ivo traurig fort, „merke wohl, heut ſchauſt du das Gewand deines Kauzes beim Tageslicht, da erſcheint es dir weit anders als ſonſt im Dämmerſcheine und ganz ins Fahle und Schmuckloſe gewandelt. Halte mich darum nicht für unſinnig, wie die Tagesvögel mit dem Käuzlein thun. Dort an der Seite ſiehſt du den alten Thurm, die einzige Erinnerung an meine Vorfahren, er iſt zerriſſen und geflickt, ein guter Aufenthalt für Nachtvögel, nicht lange, und er ſinkt in Trümmer. Aber ſo lange ſein Haupt gegen die Berge ragt, bewahre ich mir den Stolz, ein kleiner Herr zu ſein und nicht ein mächtiger Diener.

Hedwig wandte ſich zu ihm und lachte; ſo zutraulich und herzlich war ihr Lachen, daß auch er nicht ganz ernſthaft blieb. „Wir ſind Beide kindiſch, daß wir in der erſten Stunde des Widerſehens vom Kaiſer und von den Vätern reden ſtatt von uns Beiden. „Ivo, geliebter Mann, ahnſt du nicht, was ich dir bringe? Es iſt die Erfüllung des Verſprechens, das wir als Frau und Ritter einander gaben, ſieh her.“ Sie öffnete die Thür des kleinen Gemaches, in welchem die ſtumme Dienerin geſchäftig geweſen war; über das Lager, welches ſonſt dem Hausherrn diente, war ein großer Hermelinmantel gebreitet und dabei lag die Speerbeute des Mairittes, die wallende Kappe, welche aus Wappenzeichen zuſammengenäht war. Hedwig warf die Kappe um ihre Schulter. „So komme ich zu dir, mein Ritter, wie ich dir verhieß, Gabe um Gabe, du gewannſt mir den Mantel, ich bringe dir die Frau.“ Sie warf ſich in ſeine Arme und drückte ihn feſt an ſich. Die heißen Küſſe des Mannes ſchloſſen ihr den Mund.

Ivo hörte nicht den Hufſchlag des Pferdes und nicht die Menſchenſtimme, welche ihn aus der Ferne ängſtlich rief. Gleich darauf lärmte es im Hauſe und pochte wild an die Thür und der Schüler rief: „Zu Hilfe, Herr Ivo.“

Als Ivo öffnete, ſtand Nicolaus ganz außer ſich mit ſchlotternden Gliedern vor ihm: „Friderun und ihr Vater ſind gebunden, der Teufel Dorſo führt ſie wegen Ketzerei nach Erfurt. Rettet ſie,“ ſchrie er, die Hände ringend, „ſie werden zum Holzſtoß getrieben.“

Ivo ſtarrte wie einer, der aus dem Traume erwacht. „Die Magd ſprang in die Flamme," murmelte er, und frug, nach dem Harniſch an der Wand greifend: „welchen Weg ziehen ſie?"

„Die Straße jenſeit der Neſſe; der Alte iſt verwundet, Beide ſind auf einen Karren gebunden. Seitdem iſt faſt eine Stunde vergangen, obwohl ich mit dem Winde ritt."

„Rufe den Hof zu Pferde." Nicolaus flog die Treppe hinab, gleich darauf klang der Ton eines Hornes über den Hof. „Verzeiht, Herrin," ſprach Ivo tonlos, „wenn ich euch verlaſſe, gröblich fehle ich gegen die Pflichten eines Wirthes," und er warf ſich das Eiſenhemd über.

Hedwig ſtand bleich wie er ſelbſt. „Iſt jene, um deren Rettung ihr reiten wollt, die Magd, welche für euch zum Kaiſer ging?"

„Sie iſt es," antwortete Ivo über ſeiner Arbeit, „ihr wißt, ich bin ihr Dank ſchuldig."

„Sendet eure Dienſtmannen mit meinen Speerreitern," rief Hedwig, ihm den Arm haltend. „Nur ihr verlaßt mich nicht in dieſer Stunde."

„Die Hilfe der Heiden, welche einen Mönch angreifen, würde das Verderben der Gebundenen vollenden. Verzeiht mir, ich bitte," wiederholte er, „unhöflich handelt der Hausherr, welcher den Gaſt allein läßt."

„Nicht deinen Gaſt kränkſt du, wenn du jetzt von mir ſcheideſt, ſondern ein Weib, welches, die Liebe im Herzen, zu dir kam."

„Auch ihr könntet mich nicht lieben und nicht ehren, wenn ich treulos handelte gegen meine Freunde."

Und wieder faßte Hedwig ihn am Arm und rief mit blitzenden Augen: „Willſt du der Nichte des Kaiſers Schimpf anthun in deinem eigenen Hauſe, um die Bauerndirne zu retten?“

„Ich gehe die zu retten, welche in Noth iſt,“ antwortete er ſein Schwert umgürtend. „Uebe Großmuth, Hedwig und entlaßt mich ohne Vorwurf.“

Sie aber hielt ihm den Arm feſt. „Ivo, ich kenne den Prieſter Konrad, dem es eine wilde Luſt iſt, der büßenden Landgräfin den nackten Rücken zu peitſchen. Du ſelbſt wirfſt dich, wenn du gehſt, in Todesnoth, aus welcher keine Erdenmacht dich erlöſt.“

„Das iſt wohl möglich,“ antwortete Ivo zerſtreut und ſuchte in ſeinen Waffen. „Meiſter Konrad verſteht zu haſſen.“

Hedwig trat zurück und neigte ihr Haupt über die Harfe, ſie fuhr mit den Fingern heftig durch die Saiten, die Weiſe des Herrn Ivo ſpielend; immer ſchneller und ſtürmiſcher wurden die Griffe, bis die Saiten mit ſchrillem Mißton zerriſſen, da fuhr ſie auf und ſtarrte nach ihm, und als er den Helm ergriff und die bergende Eiſenhülle über ſein Haupt legte, faßte ſie das Saitenſpiel, und ſchleuderte es in wildem Schwunge vor ſeine Füße, daß es klirrend zerbrach. Sie aber warf ſich auf das Lager und verhüllte das Haupt. Ivo ſprang aus der Thür. Im nächſten Augenblicke dröhnte Hufſchlag der Davonreitenden auf der Brücke.

Als Nicolaus am Morgen nach ſcharfem Ritt in das Dorf gekommen war, hatte er keinen Wetterbrand gefunden, aber eine aufgeregte Gemeinde. Schon in der Ferne vernahm er zu ungewohnter Stunde unabläſſiges Glockengeläut und bei der Kirche hörte er predigen und erkannte die mißtönende Stimme des Mönches Dorſo. Dieſer ſtand über der Kirchhofmauer, umgeben von ſeinen Handlangern und von fremden Landläufern, welche mit dem rothen Kreuz gezeichnet waren, und las einen Brief vor, in welchem Kaiſer und König geboten, die Ketzer, welche Meiſter Konrad verklagen würde, in weltlichem Gericht abzuurtheilen, damit ſie an Leib und Leben geſtraft würden. Und der Mönch rief: „Hier ſtehe ich in heiligem Amte, um die Böcke von den frommen Schafen zu ſcheiden und die Ruchloſen zum Holzſtoß zu führen. Hohen Preis hat der heilige Vater für die Treuen geſetzt, welche einen Irrgläubigen, den ſie etwa kennen, anzeigen; denn Habe und Gut ſoll dem Untreuen genommen und den Treuen zugetheilt werden, Haus und Hof des Ketzers wird den eifrigen Kindern Gottes preisgegeben, damit ſie ſich daraus auch irdiſchen Lohn holen für ihre Frömmigkeit.“ Und das Holzkreuz ſchwenkend, ſchrie er: „Darum weiſe ich das Kreuz und lade die frommen Zeugen zum erſten, zweiten und dritten Male vor mein Angeſicht, ſcheuen ſie ſich laut zu rufen, ſo mögen ſie mir ihren Argwohn leiſe anvertrauen, denn dazu bin ich hier.“

Da erhob ſich unter den Wirthen, welche umherſtanden, ein unwilliges Gemurr, und aus dem Haufen trat ein alter Mann mit weißem Haar und feſten Zügen und ſprach mit lauter Stimme: „Wir aber halten eure

Verkündigung für ungerecht, denn leichtfertige Angeber und falſche Zeugen lockt ihr durch wilden Preis, und jeden Herrn über Haus und Hof liefert ihr in die Macht habgieriger Böſewichte. Wir Alten im Dorfe wollen uns wahren gegen ſo freche Forderung, und wir rathen euch, euer Holzkreuz wieder auf die Schulter zu nehmen und abzuziehen aus unſerer Flur."

„Holla," rief der Mönch erſtaunt, „ich höre, der ſchwarze Höllenmohr hat ſich einen weißhaarigen Knappen geworben. Haſt du nicht die Briefe gehört? willſt du es wagen den Geboten des heiligen Vaters und des Kaiſers zu widerſtehen? Mißfällt dir ihr Inhalt, ſo giebſt du deine eigene Bosheit zu erkennen und ich will ſogleich mit dir den Anfang machen und forſchen, wie es mit deinem Glauben beſtellt iſt."

Da drang ein Weib durch den Haufen und Friderun faßte flehend den Arm des Vaters. „Antwortet ihm nicht, Vater, und kehrt dem Wilden den Rücken." Aber der Alte ſchüttelte ſie heftig ab: „Meinſt du ich werde ſchweigen, wo es gilt, die Wahrheit zu bekennen und die theure Offenbarung," und er warf dem Mönch entgegen: „An die kaiſerlichen Briefe glauben wir nicht, denn wir wiſſen beſſer, wie unſer Herr und Kaiſer gegen uns Landleute geſinnt iſt. An der Aufforderung des Papſtes aber, welchen ihr den heiligen Vater nennt, erkennen wir, daß ſie hohem Zeugniß der Schrift widerſtrebt."

„Er läſtert die Ordnung der hohen Apoſtel," ſchrie der Mönch zu ſeinem Haufen gewandt, „er beſtreitet die

Gewalt der heiligen Kirche," und ſein Gefolge heulte ihm die Worte nach. „Ein gottverdammter Ketzer biſt du Schriftgelehrter im Bauernrocke, und du ſelbſt haſt dir das Urtheil geſprochen. Werft euch auf ihn und faßt mir den Schurken."

Ueber die Kirchhofmauer ſprang der wüthende Haufe gegen den Alten ein, um ihn ſammelte ſich ein Theil der Dorfleute und in wildem Tumulte blitzten die Waffen, der Mönch aber erhob ſich auf der Mauer, ſtreckte ſein Kreuz in die Höhe und warnte mit dröhnender Stimme: „Verflucht ſei, wer die Hand für ihn hebt, er iſt gezeichnet und verdammt; weicht zurück ihr Chriſtenleute, flieht vor dem Kerker auf Erden und vor dem Höllenfeuer."

Da wichen die Leute bleich und entſetzt zurück, auch die Alten des Dorfes ſtanden finſter zur Seite und mancher ſchlich ſich nach ſeinem Hauſe. Bernhard aber warf ſein Schwert auf den Boden und rief: „Der Tag iſt gekommen, Zeugniß zu geben; fürchtet euch nicht vor denen die den Leib töten, denn die Seele vermögen ſie nicht zu töten. Hier ſtehe ich als ein Bekenner des Herrn, Trotz zu bieten den Pfaffen und Phariſäern, welche uns die Herrlichkeit der Gotteslehre verderben."

„Hört ihr den Empörer prahlen," ſchalt der Mönch aufs Neue. „Packt ihn und bereitet ihn für das Gericht." Die Schaar ſtrömte gegen ihn, ein roher Geſell führte mit dem Hebebaum den erſten Schlag, daß der Alte in der tobenden Menge zu Boden ſank. Ueber ihn warf ſich die Tochter, um die Streiche mit ihrem Leibe aufzufangen. Beide wurden emporgeriſſen und gebunden nach ihrem Hofe gezogen. Nicolaus ſah noch, wie das Geſindel raubluſtig in Ställe und Kammern drang, und wie der Mönch die Gebundenen auf einen Karren des Hofes heben ließ und mit einem Theil ſeiner Begleiter in der Richtung nach Erfurt abzog. Dann jagte der Schüler faſt beſinnungslos vor Angſt und Grauen dem Edelhofe zu.

Als Dorſe mit ſeinen Gefangenen in die Nähe von Erfurt kam, merkte er, daß jenſeit der Brücke, welche über den Neſſebach führte, ein Trupp Bewaffneter den Weg ſperrte. Er ritt vor, hob das Kreuz und rief von ſeinem Eſel: „Als Beamter des hochwürdigen Meiſters Konrad reiſe ich, öffnet die Straße." Aber die Hand eines Gehelmten fiel ſchwer auf ſeinen Arm und hielt ihn mit ſeinem Thiere feſt, wie ſehr er ſich ſträubte und ſchrie, während die übrigen Reiter ſchweigend um den Karren rückten, das andringende Geſindel mit den Speerſtangen abtrieben und die Pferde des Karrens in einen Seitenweg ſüdwärts lenkten. Auf einen Ruf des Anführers fuhr der Karren, umſchloſſen von den Reitern in ſchnellem Laufe von dannen. Der Anführer, welcher bis dahin den wüthenden Mönch mit eiſernem Griff gehalten hatte, ſprengte nach, und durchſchnitt mit dem Dolche die Riemen der Gebundenen.

Als Ivo mit dem Karren am Edelhofe ankam, fand er den Marſchalk ſeiner wartend. „Kalt war der Abſchied der hohen Gäſte," meldete dieſer bekümmert,

„im Sturme ſind ſie gekommen und verſtoben. Dafür, Herr, werden ſich jetzt andere Gäſte in Kutten einfinden, welche uns feſter um den Hals faſſen.“

„Vielleicht vermögen wir Jene dort noch in die Berge zu retten. Wir kennen manchen Verſteck,“ ſprach Ivo leiſe.

„Der Mönch iſt nicht nach Erfurt gelaufen, wie ich hoffte, wandte Lutz ein, die ganze Meute trabt hinter uns her und wir werden ſie in Kurzem am Thore hören. Auf unſere Knechte iſt kein Verlaß, Herr, ſie ſtutzten und redeten leiſe mit einander.“

„Wer kann ſie darum ſchelten?“ ſagte Ivo mit kaltem Lächeln. „Die Verfolgten bergen wir in dem Gewölbe des alten Thurmes; die Leute unſeres Dorfes entbieten wir nicht zur Vertheidigung der Mauern, denn auch dieſe würden uns verſagen. Unterdeſſen beſetzt die Thürme mit Wachen, hebt die Brücke und ſperrt das Thor.“

Die Brücke ſtieg auf, kurz darauf klang von der Landſtraße Geſang der Wallfahrer, eine rauhe Stimme ſang vor und die Andern wiederholten die Worte. Dorſo ritt auf ſeinem Eſel gegen die Zugbrücke und ſchrie über den Graben: „Wer mit Irrgläubigen Gemeinſchaft hält, wer den Verdammten Obdach gewährt, Speiſe und Trank, und wer eine Hand hebt für ihre Vertheidigung, der wird theilhaftig ihrer Miſſethat und theilhaftig der irdiſchen und der ewigen Flammen. Gebt heraus, ihr groben Burgleute, die ihr mir entführt habt.“

„Ihr ſeid ein unverſchämter Narr," ſprach Henner zurück.

„Vernehmt die luſtigen Worte des Abtrünnigen," rief der Mönch zu ſeinem Haufen, „verflucht ſei dies Ketzerneſt und preisgegeben euren Fäuſten." Ein gellendes Geſchrei antwortete. Der Mönch ritt zurück, lud ſeine Haufen zuſammen und Henner erwartete einen Anlauf. Aber nichts dergleichen wurde verſucht, der Schwarm theilte ſich wieder, ein Theil zog in das Dorf, andere bewachten in einiger Entfernung das Thor, noch andere drangen oberhalb durch den Bach und ſtellten ſich dort als Wächter auf.

Unterdeß war Friderun im Gewölbe des Thurms um den verwundeten Vater bemüht, welcher nach dem furchtbaren Schlage auf das Haupt lange in Betäubung gelegen hatte, jetzt aber in wilde und irre Reden ausbrach; ſie ſah, wie dem Schüler, der ihr zu helfen bemüht war, die Hände in der Angſt flogen, und ſprach gefaßt: „Längſt habe ich einen ſolchen Tag in der Stille gefürchtet; ich weiß, daß wir dem Tode geweiht ſind, und daß auch Herr Ivo uns nicht davor bewahren wird. Aber weshalb wollt ihr euch dem Mönche in die Hand geben? vielleicht könnt ihr euch noch retten. Entflieht, auch um unſeretwillen." Sie holte aus ihrem Gewande ein kleines ſchwarzes Kreuz, welches in geſchloſſener Hand zu bergen war. „Eilt nach Erfurt, Nicolaus, zum Hauſe der deutſchen Brüder, gebt dies dem erſten Bruder ab, den ihr dort findet, und ſagt ihm, wir ſenden dies und der Vater liege hier in Noth. Vermögen die Brüder auch nicht uns das Leben zu retten, lieber wollen wir in ihrer Haft vergehen, als unter den Händen des wüthenden Mönches.“

Nicolaus nahm das Dargebotene und lief dem Stege zu, der nach dem Hofe des Marſchalks führte; grade als Lutz im Begriff war den Steg zu heben, ſprang er hinüber, wand ſich unbemerkt hinter dem Dorfe herum und rannte der Stadt zu.

Es war ſtill geworden im Hofe und draußen, nur der Wind heulte und in der Höhe flogen die Wolken. Ivo trat zu Friderun, und als er ihr liebevoll Troſt zuſprechen wollte, antwortete ſie mit verklärtem Blick: „Ihr habt an uns gehandelt, wie eurer würdig iſt, ich klage auch nicht um eure Gefahr, ich flehe zu unſerm Vater im Himmel, daß er mich annehme als Opfer und euch errette.“

So verrann Stunde auf Stunde bis die Sonne ſich zum Abend neigte.

Ivo ſtand bei Henner auf dem Thorthurm. „Sie haben ſich Hilfe geladen und wollen wie Krieger uns belagern. Verſtehen wir ſie bis zur Nacht hinzuhalten, ſo kann uns wohl gelingen, über ſie hinwegzureiten.“

„Der Mönch verſteht ſein Handwerk,“ verſetzte Henner und wies auf den Weg, der von der Mühlburg heranführte. „Seht dort Gewappnete, ſie kommen ſchwerlich, um euch das Geſindlein zu verſcheuchen.“ Lutz kam eilig herzu: „von Gotha zieht ein Haufe Kreuzfahrer heran, ich vernahm das Lied der Wallenden, der Mönch ritt ihnen entgegen.“

„Was bringſt du, Martin?“ frug Ivo einen handfeſten Knecht, welcher das geworbene Geſinde im Hofe anführte.

„Herr,“ begann der Kriegsmann bekümmert, „meine Kumpane im Hofe weigern ſich zu fechten, ſie ſagen, ihr Eid verpflichte ſie nur gegen eure irdiſchen Feinde das Eiſen zu heben, nicht aber gegen die Heiligen des Himmels.“

„Und was wollen ſie thun, um den Heiligen zu gefallen?“

„Sie gedenken nichts gegen euer Haupt zu wagen, aber ſie werden ſich abſeit halten in ihren Kammern und ſobald der Hof geöffnet wird, davon ziehen.“

„Sage ihnen, ſie mögen handeln nach ihrem Gewiſſen,“ verſetzte Ivo kalt.

Als der Mann kummervoll die Treppe hinab ſtieg, ſprach Ivo: „Wir ſind allein, ihr Herren,“ und Beiden die Hände reichend fuhr er mit ſtolzem Lächeln fort: „es iſt nicht nöthig, daß wir alle Drei bei dem alten Thurm die Totenwache halten; ihr ſeid jung, Ludwig, und ihr, Henner, habt Weib und Kind.“

„Wir aber dachten nicht, daß unſer Herr uns jemals den Dienſt aufkündigen würde,“ antwortete Henner gekränkt. „Wir ſind nicht auf Zeit gedungen, Herr Ivo, ſondern unſere Ehre iſt, wenn wir nicht mehr auf Erden euch begleiten können, eurer lieben Seele nachzufolgen, wohin der große Gott ſie fahren läßt. — Dem hebt ſich das Banner des Landgrafen in der Fauſt eines Mühlburgers. Der Bannerträger blickt nach dem Raben unſeres Hofes umher, denn er hat von je ſeine Freude an dem ſchwarzen Vogel gehabt."

Von der andern Seite des Grabens rief eine befehlende Stimme: „Im Namen des Landgrafen, öffnet das Thor."

„Wie kommts, daß ihr unter dem fremden Wappenthier reitet, Ritter Konz?" frug Henner von der Zinne. „Scheut ihr euch, unter eurem Raben dahinzufahren, weil er den Schwanz gegen euch hebt."

Den höhnenden Worten folgte helles Geſchrei der Mühlburger, die anderen Haufen antworteten, und im Getümmel breiteten ſich die Angreifer gegen den Grabenrand.

„Sie wiſſen, daß es uns an Händen fehlt, ſie abzutreiben, ſprach Ivo. Zu unſerer Veſte ihr Herren."

Die Bedrängten eilten nach dem alten Thurme, ihrer letzten Zuflucht. „Ich rathe, den Steg nicht zu werfen," ſprach Henner „damit den ritterlichen Feinden der Anlauf leichter werde." Und er ſtellte ſich mit Schild und Schwert am Grabenrande auf. Sie vernahmen das Geſchrei und Brauſen der Menge, welche von allen Seiten mit Balken und Dachleitern gegen Thor und Mauer anlief. Nicht lange, und ſie ſahen hier und da Bewaffnete über die Mauer ſpringen, hörten das Klirren der Ketten und das Dröhnen der geöffneten Brücke. In hellen Haufen drangen die Belagerer über den Hof, ein Theil rannte nach Haus und Stall, Beute zu holen, der größere Schwarm zog ſich zu dem Thurme; voran Ritter Konz, der vom Pferde geſprungen war und in wildem Muthe den Schild erhebend gegen den Steg lief. Als Henner den Verhaßten im Anſprunge ſah, vermochte er ſich nicht zurückzuhalten, er ſtürmte ihm über die Bretter entgegen und die beiden Starken ſchlugen auf einander. Aber dem Marſchalk war kein ritterlicher Kampf geſtattet, die Knechte des Mühlburgers ſtachen mit ihren Speeren gegen ihn, und während er ſich ihrer erwehrte, traf ein ſtarker Schwertſchlag des Ritters ſeine Schulter, daß er blutend zurückſank. Konz ſchrie freudig auf, doch es war ſein letzter Ruf, denn in demſelben Augenblick fuhr ein mächtiger Pfeil des Stellbogens ihm durch Harniſch und Bruſt, daß er ſtöhnend zurückſank. Während die Mühlburger erſchrocken zu ihm liefen, ſprang Lutz vor, hob ſeinen Geſellen und half ihm über den Steg. Dann riß er das Brett, welches auf dem jenſeitigen Grabenrand ruhte, zurück, und einen neuen Pfeil auf den Stellbogen legend, drohte er: „Heran, wer die zweite Gabe begehrt.“

Von der Landſtraße ritt ein Geiſtlicher, begleitet von Dorſo und einem andern Mönche in den Hof. Es war Meiſter Konrad ſelbſt. „Tretet zurück,“ gebot er den Haufen, „damit nicht ohne Noth das Leben frommer Chriſten gefährdet werde. Euch aber, der ihr Herr dieſes Hofes ſeid, mahne ich noch einmal, daß ihr den ruchloſen Widerſtand aufgebt gegen das Geſetz des Himmels und der Menſchen, und daß ihr euren Leib überantwortet dem irdiſchen Richter, damit die Fürbitte der Heiligen eure Seele errette aus der ewigen Verdammniß.“

Vom Thurme her antwortete Ivo: „Vergeblich iſt eure Ladung, ihr ſtolzer Prieſter; die hier verſammelt ſind, vertrauen einem barmherzigeren Richter als ihr ſeid.“

Der Meiſter erhob die Hand. Die Mönche begannen ein Bußlied, zu welchem die Anderen das Kyrie eleiſon ſchrien und die Haufen ſtrömten von allen Seiten gegen den Graben, ſchichteten Holzſcheite, trugen Balken und ſchoſſen mit Brandpfeilen nach den Fenſteröffnungen des Thurmes. In dem Thurmgewölbe war Ivo mit Friderun um die Wunde Henners beſchäftigt, nur Lutz kniete, gedeckt von ſeinem Schilde draußen am Standbogen und wartete auf die Gelegenheit, um an einem Verhaßten die letzte Rache zu nehmen.

Eine Dampfwolke brach aus dem Luftloch des Thurmes. Brennendes Werg und Theer, die um einen Pfeil gewickelt waren, hatten in dem Raume gezündet, wo den Roſſen für einen Fall der Noth das Heu geſchichtet war. Mit den Windſtößen wogte der Dampf um die Mauern und umhüllte den Fuß des Thurmes. Ein wildes Freudengeſchrei erſcholl aus den Haufen.

Da ſchmetterte von draußen eine Poſaune. Ueber die Brücke ritten vier Brüder vom deutſchen Hauſe mit ihren Knechten, und Bruder Arnfried von der Naumburg rief über die Menge. „Wo weilt der Herr des Hofes, damit wir ihn grüßen und fragen.“

Meiſter Konrad antwortete: „Er birgt ſich im Thurme, verſtrickt in dem Dampfe, den fromme Chriſten ihm entzündet. Was führt euch her, ihr Brüder?“

Arnfried verſetzte: „Einer, der die Heimlichkeit des

Ordens weiß, liegt hier in Noth und ſandte uns ſein Zeichen.“

„Die dort liegen, ſind Verbrecher an der heiligen Kirche und Verächter des Landesherrn, die Boten des Landgrafen und meine Schergen begehren ihren Leib, und ich vertraue, die frommen Brüder deines Hauſes werden uns nicht hindern.“

„Du weißt, wir gehen in Frieden unſern Weg und üben unſere Werke. Wir hindern dich nicht in deinem Recht, wir ſuchen nur das unſere; wir kommen, weil wir gerufen ſind, und wir begehren nur was uns gehört.“

„Einen Alten und ein Weib, die meinen Boten höhnend trotzten und ruchloſe Ketzerei ausſchrien, hat der Mönch gefaßt für mein Gericht, Beide gehören mir.“

„Iſt der Alte mit dem Weibe ein Zugewandter unſerer Bruderſchaft und finden deine Späher Irrglauben in ihm, ſo ſoll ihn ein frommer Prieſterbruder unſeres Ordens belehren, und wenn er der Belehrung widerſteht, ſo ſtraft und richtet ihn die Bruderſchaft, nicht du, nicht der Landgraf, auch nicht der Kaiſer. Erſt wenn er ſich unſerer Strafe verſagt und aus dem Orden ſcheidet, magſt du ihn nehmen und mit ihm thun, was deines Amtes iſt.“ Und er ritt vor gegen den Grabenrand. Da ſprang der Mönch Dorſo wüthend hervor und ſchrie: „Hinweg, wagt es nicht, das brennende Ketzerneſt zu betreten, denn verdammt ſind Alle, die dort im Qualme hauſen.“

„Ob die Flamme lodert, ob der üble Teufel im Wirbel fährt, wir reiten, wohin uns die Pflicht führt,“ verſetzte

Arnfried; und an den Grabenrand ſprengend rief er hinüber: „Iſt ein Chriſtenmann dort drinnen, ſo öffne er den Weg. Die Jungfrau mit dem Kinde begehrt Einlaß.

Ivo trat aus dem Thurm und grüßte den Bruder.

„Nicht freiwillig drangen wir in euren Hof, edler Ivo,“ ſagte Arnfried, „wir kommen euch nicht zu Hilfe und nicht zu Leide, nur eure Gäſte holen wir, weil ſie ſich das begehren.“

„Nehmt ſie und ſeid geſegnet für eure gute That,“ ſprach Ivo dagegen. Lutz hatte behend die Bretter des Steges zuſammengefügt, er hob mit Ivo den alten Bernhard vom Boden, trug ihn über den Graben und legte ihn vor die Roſſe der Bärtigen; Friderun folgte. Die Ritter traten zurück an den Thurm, Bruder Gottfried, der Sarrazene, ſtieg ab und ſchloß den Alten in ſeine Arme.

Da rief Meiſter Konrad unwillig: „Du haſt genommen, Arnfried, was deiner Bruderſchaft gehört; jetzt fordere ich, weiche von jenem Andern, der mir gehört.“

Friderun warf ſich vor dem Roſſe Arnfrieds nieder: „Rettet ihn, ehrwürdiger Bruder, nur weil er meinen Vater und mich dem raſenden Haufen entriß, hat der böſe Mönch die Menge gegen ihn gehetzt.“

„Vertheidige ihn nicht,“ antwortete Arnfried traurig, „ich bin nicht Kläger und Richter über Unglauben, aber Jene ſind die Kläger, und ſie üben ihr heißes Recht; ein freier Mann iſt Herr Ivo und frei hat er ſich ſein Schickſal gewählt. Wir aber vermögen nur den zu ſchützen, der zu uns gehört.“ Und er ſprach über den Graben: „Habt ihr, edler Ivo, mir noch etwas zu ſagen, was man einem wohlmeinenden Manne vor dem letzten Scheiden anvertraut, ſo ſprecht.“

„Sorgt mit der Treue, die ich an euch kenne, für die Magd, die dort vor euren Füßen liegt.“

Da ritt Meiſter Konrad aufs Neue heran und begann: Wieder bitte ich dich, Arnfried, daß du nicht freundlich zu dem Schuldigen redeſt, der gegen meine Rechte gefrevelt hat, denn du irrſt mir die Menge und minderſt das Anſehn meines heiligen Amtes.“

„Ich ehre und ſcheue dein ſchweres Amt, Konrad, wie dem frommen Chriſten gebührt. Aber denke auch, daß Jener dort in unſeren Augen nichts Arges that, als er deinen Schergen die entzog, welche nicht vor dein Gericht gehörten, ſondern vor das unſere. Hat er dir die Ehre des Amtes gekränkt, ſo ſiehe zu, was dir dein Amt und dein Gewiſſen gegen ihn erlauben; uns aber zürne nicht, wenn wir ihm in ſeiner letzten Noth noch danken, ſoweit wir dürfen.“

Meiſter Konrad wandte ſein Roß, ſprach leiſe zu dem Mönche Torſo, der ihm mit rachſüchtiger Freude zuſtimmte, und verließ darauf den Hof. Er hielt vor der Brücke noch bei dem Haufen der Mühlburger an, welche um den totwunden Konz verſammelt waren und ſprach über dieſem die Gebete, dann ritt er abwärts. Im Hofe hielten die Bärtigen finſter gegenüber dem brennenden Thurme; die Flamme ſchlug aus den Oeffnungen und züngelte an dem Mauerwerk empor; Torſo aber und ſeine Begleiter thürmten auf der Windſeite Holzwerk und was ſie ſonſt an Brennbarem fanden, zu einem Walle und Torſo rief höhnend hinüber: „Ihr habt die Ketzerküchlein mir entführt, jetzt halten wir euch in eurem Bau umſchloſſen, kommt ihr nicht gutwillig heraus, ſo räuchern wir euch,“ und er hielt eine Pechfackel an den Holzſtoß. Ivo legte die Hand auf die Schulter des jungen Ritters, der ſich hinter ſeinem Schilde am Graben niedergeſetzt hatte und wies über den Steg; doch dieſer ſchüttelte das Haupt. Da neigte ſich Ivo gegen die deutſchen Brüder zum letzten Gruß, und die Hand gen Himmel hebend rief er mit heller Stimme. „Aus feuriger Lohe ſtieg mein Geſchlecht hernieder in dies Land, hier ſtehe ich unter der letzten Mauer, die mir von dem Erbe meines Geſchlechtes geblieben iſt; in ihrem Brande will ich vergehen als ein Freier; ehrlich habe ich gelebt und ehrlich ſterbe ich, und meine Seele empfehle ich der Gnade des erbarmenden Gottes.“ Und er wandte ſich nach dem Thurme.

Aber ein alter Bruder ritt an den Grabenrand und rief zornig hinüber: „Willſt du als ein König der Spielleute untergehen auf den Trümmern deiner Herrſchaft? Ich denke, du haſt gelernt, neue Burgen zu bauen. Ich mahne dich, Geſelle, daß du mir im Preußenlande die Meßſchnur halteſt.“

Als Ivo die Stimme hörte, hielt er an und hob das Haupt, da ſprang von der Seite des wunden Vaters Friderun empor und rief: „Vater, ich thue, was ich muß,“ und über den Steg eilend, warf ſie die Arme um den geliebten Mann: „Haſt du den Willen, in den Flammen zu ſterben, ſo will auch ich nicht leben.

Darfſt du im Leben mir nicht gehören, ſo will ich dein ſein im Tode.“ Ivo umſchlang die Magd und küßte ſie auf den Mund, er hielt ſie in ſeinen Armen und rief: „Ich will mit euch leben, Sibold.“

Wie eine Beſchwörung erklangen dieſe Worte zwiſchen Erde und Himmel. Einem Wunder gleich erſchien es, daß zugleich das Toſen des Sturmes aufhörte. Die Flamme, welche der Mönch am Grabenrand entzündet hatte, um die Eingeſchloſſenen durch Dampf zu töten, flackerte aufwärts und die Rauchſäule ſtieg gegen die Wolken.

Die Brüder aber rückten um den Steg und Arnfried ſprach: „Wer unſer Bruder ſein will, der muß um Bruderſchaft bei uns werben.“

„Ich werbe,“ antwortete Ivo.

„Wer Bruderſchaft des Ordens begehrt und dabei in weltlichen Ehren leben will, fuhr Arnfried fort, „der muß uns einen Antheil geben, groß oder klein, an ſeiner Habe und an ſeinem Gut, an ſeinen Gedanken und an ſeinem Willen, damit der Welt kund werde, daß er mit uns diene, und ich muß euch fragen, ſeid ihr dazu bereit?“

„Ich bin bereit,“ antwortete Ivo, der Magd in die Augen blickend.

„Harret, während ich die Brüder frage, ob ſie euch als Mitbruder empfangen wollen in unſere Gemeinſchaft.“ Die Bärtigen ſtiegen von den Roſſen, traten zuſammen und verhandelten leiſe. Und Arnfried begann aufs Neue: „Komm zu uns, Ivo, und knie nieder.“ Da trat Ivo mit Friderun über den Steg und beugte das Knie, während Arnfried die Worte der Aufnahme ſang: „Deus meus, salvum fac servum tuum, mein Gott, errette deinen Knecht.“ Er ſegnete ihn mit dem Kreuz, hob ihn auf, küßte ihn auf den Mund und gebot: „Legt ihm das Gewand um.“

Dorſo aber rief in Wuth: „Heillos ſeid ihr ſelbſt und mit Ketzern haltet ihr Gemeinſchaft, herbei, ihr frommen Pilger, helfet gegen die Verräther.“

Da erhob ſich unter den Brüdern ein zorniger Ruf: „er läſtert den Orden, werft den bellenden Hund in den Graben.“ Doch Arnfried gebot: „Nicht ſo, führt den Mönch an der Hand über die Brücke und entlaßt ihn in Frieden, denn er hat nicht Theil an unſerer Arbeit, und wir nicht an der ſeinen. Ihr Brüder aber entrollt das Banner der Jungfrau und ſtoßt es in die Zinne des Thors, damit die Pilger und das Landvolk erkennen, daß die deutſchen Brüder hier eine Heimath haben und ein Hoſpital. In dem Hauſe unſeres Mitbruders bereitet die Lager und ſorgt um die Verwundeten, denn das iſt unſer erſtes Amt.“

Dem Befehl des Bruders gehorchten nicht nur die Bärtigen, auch Viele der Eingedrungenen riefen ihm Heil zu, die erſchrockenen Knechte kamen eifrig hervor, und dieſelben Hände, welche vor Kurzem das Holz geſchichtet hatten, zerwarfen jetzt die Flammen.

Aus den Wolken ſank friedebringender Regen, und das Himmelswaſſer rauſchte hernieder auf die Mauern des ausgebrannten Thurmes.

Arnfried aber ſprach zu Ivo: „in Freuden faſſe ich deine Hand, mein Bruder; denn dieſer Tag verbindet einen Mann von edlem Sinne zu ehrlichem Dienſte mit Anderen, welche auch zu den Guten unſeres Volkes gehören. Du ſelbſt magſt den Antheil beſtimmen, den du der Bruderſchaft an deinem Erbe gewähren willſt, und ſei er groß oder klein, du wirſt gut dabei fahren, denn der Orden vermag jetzt dein Recht zu vertreten, und unter dem ſchwarzen Kreuze wirſt du der meiſten Gegner ohne jeden Kampf ledig. Mit unſerer Mitſchweſter Friderun wird einer von unſeren alten Prieſtern gutwillig wegen ihres Irrglaubens ſprechen, ihr Vater aber wird bald vor einem Richter ſtehen, der die Seelen und Gedanken der Menſchen mit anderem Maaße mißt, als wir zornigen Sünder.“

An Henners Lager kniete neben der Hausfrau des Ritters Friderun und klagte, über ſeine Hand gebeugt: „für mich und meinen Vater empfingt ihr die Wunde, und bitter ſchmerzt mich, daß ich euch gezürnt habe.“

„Gehabt euch darum nicht pleurant, liebe Magd,“ verſetzte Henner rückſichtsvoll, „ich that euch Willkommenes und eurem Bruder Widerwärtiges, beides in meinem Amte.“ Und die Hände Ivo's feſthaltend ſprach er mit Anſtrengung: „Sorgt für die Kummervollen, welche ich zurücklaſſe. Zu den lieben Engeln nehme ich den Ruhm, daß ich mit dem adligſten Herrn in Thüringen geritten bin, keinem war er untreu und kein Speer hat ihn jemals vom Pferde geſtochen, ich aber war ſein Marſchall.“ Er ſank ſterbend zurück.

## 13.

## Schluß.

Aus dem Hügellande Thüringen bewegte ſich ein reiſiger Zug oſtwärts nach den Ufern der Weichſel. In der Urzeit hatte das gelbe Waſſer des großen Stromes die Vandalen und Burgunder getrennt von Slaven und anderen Völkern fremden Stammes. Damals hatten ſich die Germanenkrieger aus ihren öſtlichen Sitzen erhoben und waren wie Meereswogen eingebrochen in den Ländern des Weſtens, mildere Sonne und ein reicheres Leben begehrend. Jetzt ſtrömte die Volkskraft der Deutſchen in vielen kleineren Wellen wieder zurück von Weſten nach Oſten, und tauſend Jahre nach der Auswanderung jener alten Germanen begannen die Thüringe und Sachſen an der Stromgrenze aufs Neue den Kampf gegen die Fremden, mit ſtärkeren Waffen und feſterer Kraft.

Der Hauſe, welcher jetzt von den rothen Bergen und dem Neſſebach über die Saale zog, glich in Vielem den Schwärmen alter Germanen, welche tauſend Jahre vorher aus dem Oſten gekommen waren; denn nicht nur gewappnete Krieger bildeten die Schaar, ein langer Troß von Wagen und Karren folgte mit Kindern und Frauen, gezogen durch ſtarke Rinder, beladen mit Saatkorn, Hausrath und Feldgeräth. Und es war nicht allein die unruhige Jugend, welche auszog, auch grauhaarige Bauern mit ihren Hausfrauen ſaßen auf den Wagen oder ſchritten, das Kreuzlied ſingend, nebenher. Der alte Hartmann aus Friemar ritt in dem Haufen, der Freiſchöffe Iſenhard und andere anſehnliche Nachbarn von der Neſſe, welche Baugrund in einem Lande begehrten, wo ſie als Chriſten ehrwürdig waren, und wo man um Anderes ſorgte als um ihre Gedanken über die Macht des Vaters und des Sohnes. Auch deutſche Ordensleute zogen in der Schaar, Bruder Sibold führte ſie, und Ivo ritt als Mitbruder neben ſeinem Gemahl Friderun und in ſeinem Gefolge waren Ritter Lutz und ein rothwangiges Dorfkind, das Berchtel aus Frienſtädt.

Als der Zug über die Saale geſetzt hatte und auf der Höhe anhielt, damit die ſcheidenden Pilger noch einmal das Land ihrer Väter begrüßten, beſtiegen Ivo und Friderun einen Felſen und blickten Hand in Hand hinüber nach dem blauen Streifen des Waldgebirges. Da klang in der Nähe Hufſchlag eines einzelnen Reiters und Berthold ſtand vor ihnen. Wild und drohend war ſein Ausſehen, als er die Hand der Schweſter ergriff und ſprach: „Du trägſt den Segen des alten Mannes auf deinem Haupte, meiner hat er nicht gedacht. Ich aber war in dem Hofe, den die Horden des Mönches ausgeraubt haben, ich kniete nieder am Heerde und gelobte, den Vater zu rächen an ſeinem Mörder. Lebe wohl, Friderun, und ihr, der ihr über meine Schweſter Herr geworden ſeid, macht an ihr gut, was euer Geſinde an mir gefrevelt hat. Vernehmt ihr von ſchwerer That, ſo wißt, daß es der Sohn des Richters iſt, welcher eine Brandfackel in unſerem Lande austilgt." Und ohne Gruß trat er zurück und jagte den Bergen zu.

Je weiter die Fahrenden nach Oſten drangen, deſto größer wurde ihre Schaar, mehr als einmal kamen ſie bei ähnlichen Haufen gerüſteter Auswanderer vorüber, dann liefen die Fahrenden mit frohem Gruß zuſammen als künftige Nachbarn und Streitgenoſſen. Während der Nächte raſteten ſie in der Wagenburg, die ſie aus ihren Karren zuſammenſtießen, auf einem Dorfanger oder in der Nähe einer ummauerten Stadt, bis ſie das wilde Waſſer der Weichſel erreichten. Dort lagerten ſie am Ufer und zimmerten Fähren. Bruder Sibold aber fuhr mit Ivo über den Strom zu der Stelle, wo andere Brüder bereits um einen alten Eichbaum die kleine Holzburg gezimmert hatten. Dort ſteckten die Beiden mit ihren Gehilfen Pfähle für ein Standlager, welches zu einer feſten Stadt werden ſollte und zu einer neuen Grenzburg der Deutſchen. Den Brüdern gefiel, die neue Stätte Toron zu nennen, und ſie dachten dabei mit Freude an einen Berg bei Accon, unter dem die Bremer vor vierzig Jahren das erſte Spital des Ordens aus Segeltuch errichtet hatten. Die Kreuzfahrer aber thaten jetzt am Geſtade der Weichſel dieſelbe Arbeit, welche frühere Waller im heiligen Lande geübt hatten, ſie warfen die Gräben, erhöhten den Wall, richteten darüber aus Pfählen den Zaun einer Stadt und bauten in dem umſchanzten Raum ihre Hütten. Fehlten ihnen in dem Flachland die Steine, ſo ſchichteten ſie die Baumſtämme des Waldes. Wie durch Zauber wuchs das neue Menſchenwerk aus dem Boden, und auf dem Markt und in den Straßen der Stadt bewegte ſich wenige Monate nach der Ankunft geſchäftig die wohlgeordnete Gemeinde, der Kaufmann bot ſeine Waaren feil, der Handwerker ſchnitt und hämmerte, und der Landbauer fuhr auf ſeinem Erntewagen den erſten Hafer ein.

In dem neuen deutſchen Lager gründete auch Ivo ſein Heimweſen. Zuerſt war es ein Blockhaus, bald wurde es ein künſtlicher Bau, welcher anſehnlich unter den Hütten ragte. Als Kriegsmann ritt er mit dem Kreuzheer gegen die Heiden und bei der erſten Ausfahrt führte er das Banner der thüringiſchen Pilger, wie einſt ſeine Ahnen in den Kämpfen des Reiches das Banner ihrer Landſchaft getragen hatten. Bald wurde er im Grenzlande ein vielgenannter Held, die Freude ſeiner Nachbarn und den Feinden furchtbar. Und ihm ſelbſt hob ſich das Herz in ſtolzem Behagen, als er ſah, wie hier das Heidenland ſich ganz nach dem Willen des weiſen Sibeld mit Burgen und Städten füllte, denn jeder Kreuzhaufe, der über die Weichſel kam, zimmerte eine neue Burg oder Veſte und ließ Anſiedler für Dörfer oder eine neue Stadt zurück, und durch jede dieſer Anſiedlungen wurden neue Meilen des Bodens den Heiden entriſſen und mit deutſchen Anſiedlern beſetzt. Als Mitbruder blieb er auch den Bärtigen vertraut und obgleich er nur ein Zugewandter war, welcher nicht im Rathe der Bruderſchaft ſtand und kein Ehrenamt bekleidete, ſo ſaßen die Andern, welche ſich der Jungfrau gelobt hatten und Eigenthum und Haushalt entbehren mußten, doch lieber an ſeinem Heerde nieder als anderswo, und mancher von ihnen betrachtete das Haus, in welchem Frau Friderun waltete, als ſeine Heimath.

Auch an wandernden Landsleuten fehlte es nicht, welche neue Kunde aus der Heimath zutrugen. Als erſter kam Nicolaus mit ſeiner Laute. Ihn hatte die Furcht vor dem Mönch Dorſo aus der Heimath vertrieben, er berichtete von dem frommen Ende der Frau Elſe, und von den wunderbaren Heilungen, welche ſie in der letzten Zeit verrichtet, und klagte, daß ſeit ihrem Tode der Grimm des Prieſters Konrad wie ein wildes Feuer durch das Land fuhr und unzählige Unglückliche zum Holzſtoß führte. Als ihn Ivo aufforderte im Preußenlande zu bleiben, wo ſeine Schreibekunſt den neuen Bürgern werthvoll ſein könne, da ſah er traurig nach Friderun und ſchüttelte das Haupt. Doch einige Jahre ſpäter blieb er, und ſeit er das anſehnliche Amt des Stadtſchreibers in einem neuen Burgſitz gewann, wurde er wohlhäbig und überwand ſeinen geheimen Gram, nur machte er noch zuweilen lateiniſche Verſe, in denen die Anfangsbuchſtaben, ohne daß es Jemand merkte, zu dem Namen Friderun zuſammenſtimmten. Im nächſten Jahre zog ein anderer Gaſt, Berthold, mit einem ſächſiſchen Kreuzhaufen durch das Stadtthor. Aber erſt am Abend betrat er Ivo's Haus, dem Diener, welcher ihn ankündigte, nannte er einen fremden Namen, und im erſten Morgengrau ritt er, durch Ivo über die Stadtmark geleitet, zum Kampfe mit den Heiden von dannen. Die thüringiſchen Anſiedler aber erfuhren von anderen Wallern, daß Meiſter Konrad auf der Heerſtraße durch unbekannte Rächer erſchlagen, und die Brandfackel Deutſchlands in Blut ausgelöſcht ſei.

Als endlich der große Ordensmeiſter Hermann ſelbſt über die Weichſel kam, da war Ivo's Haus die erſte Herberge, welche er auf dem neuen Grunde der Deutſchen beſuchte. Er ſaß zwiſchen Friderun und ihrem Gatten und begann: „Dir, Schweſter, bringe ich einen Gruß der Herzogin Hedwig, welche am Kaiſerhofe lebt, von Vielen umfreit und von den Sängern geprieſen. Sie ſprach zu mir: Grüßt die Hausfrau, und nicht ihn, damit ſie erkenne, daß ich ihr Recht ehre und ihr Gutes wünſche.“ Darauf erzählte er, daß Kaiſer Friedrich über die Alpen nach Deutſchland gekommen ſei. „Wie war ſein Heergefolge, Meiſter?“ frug Ivo.

„Er zog ohne Heer. Dreißig Kamele trugen ihm Kiſten nach, darunter einige mit Geld gefüllte für die deutſchen Fürſten.“

„Wie widerſteht er bei uns der Herrſchaft des heiligen Vaters? Denn wir hören, daß die großen Häupter der Chriſtenheit wieder uneinig ſind.“

„Er hat, um ſeine Gläubigkeit zu erweiſen, mit ſeinen Schultern den Sarg der Frau Elſe getragen, da dieſe als Heilige beigeſetzt wurde," antwortete der Meiſter ernſthaft. Die Männer ſahen einander an. „Oft muß der große Kaiſer thun, was er im Geheimen mißbilligt oder verachtet," fuhr Hermann traurig fort, „und doch wird ſeine Herrſchaft im Reiche allmählich ſchwach und zu eitlem Scheine. Er iſt ſo ſtolz auf die Majeſtät ſeines kaiſerlichen Amtes und doch wurde ſein Schickſal, daß er ſich ſelbſt die Wurzeln ſeiner Herrenmacht zerſtören muß."

„Die Leute hier ſorgen oft, daß die Herrlichkeit des Reiches klein werde, und ſie fürchten Unheil auch für unſere Burgen im Preußenland."

„Der beſcheidene Mann meidet vergebliche Sorge. Du weißt, wir Brüder deuten nicht und grübeln nicht, wir ſchaffen ſchweigſam und warten überall unſeres Amtes. Hier im Lande ſäen wir deutſche Saat. Wenn einſt die Zeit der Erndte kommt, dann mögen Andere zuſehen, die nach uns leben." Er wies auf zwei blondhaarige Knaben, welche an die Knie der Mutter geſchmiegt den fremden Herrn anſtarrten.

Auch die deutſche Saat, bei welcher Ivo thätig war, wurde zuweilen durch die Kriegsroſſe der heidniſchen Preußen niedergetreten. Es war ein harter Kampf und es war ein ſorgenreiches Wachsthum, aber ihm erſchien es als groß und als heilſam für Alle, die er lieb hatte. Wenn er mit ſeinem treuen Geſellen Lutz gegen die Feinde ritt oder wenn er im Rathe der Anſiedler tagte, ſo oft er den alten Sibold gleich einem Ahnherrn zwiſchen der Kinderſchaar ſitzen ſah, welche in ſeinem Hauſe aufblühte, und immer wenn er das muthige und hochgeſinnte Weib im Arme hielt, welches ſich ihm in der Todesnoth verlobt hatte, freute er ſich des Tages, wo er ein Mitbruder des deutſchen Hauſes geworden war und aus einem thüringiſchen Edeln der Ivo, den ſie den König nannten, ein Burgmann von Thorn.

16.SEP. IV

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

# Die Ahnen.

Roman

von

## Guſtav Freytag.

### Vierte Abtheilung.

### Marcus König.

Zweite Auflage.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1876.

# Marcus König

von

Guſtav Freytag.

---

Zweite Auflage.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1876.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

## 1.

## Im Jahr 1519.

Im Preußenlande ging die Herrſchaft des kalten Winters zu Ende. Noch laſtete auf Flur und Wald der Schnee und über dem Waſſer der Weichſel ſtarrte geborſten und in rieſigen Schollen zuſammengeſchoben die Eisdecke. Aber ein lauer Weſtwind, der erſte Vorbote des Frühlings, hatte zur Faſtnacht mit neuem flockigem Weiß die mißfarbige Landſchaft überzogen. Der leichte Flaum der Wolken deckte die kahlen Stellen der Haide, welche der Nordſturm gefegt, er verbarg die Fährten der Wölfe und die Stapfen der Raubvögel, die Geleiſe der Schlitten und die braunen Steige, welche der Fuß der Menſchen gedrückt hatte. Jedes Thurmdach und jeder Vorſprung der Häuſer, die Kiefer im Walde und der Wachholder am Meer waren geſchmückt mit glitzernden Kappen.

Am Ufer des Stromes lagen die Altſtadt und Neuſtadt, welche den Namen Thorn führten und einem Rathe gehorchten, noch durch Mauern von einander geſchieden und durch Thore, welche in der Nacht verſchloſſen wurden; nach außen aber gegen die Landſchaft eine einige Burg mit vielen ſtolzen Thürmen, auf drei Seiten von einem breiten Graben umgeben; an der vierten wälzte ſich unter der Eisdecke das wilde Weichſelwaſſer. Ungern ertrug es die lange Brücke, welche die Bürger erſt vor Kurzem gezimmert hatten, damit ihnen der Verkehr nach Polen bequemer ſei.

Dreihundert Jahre hatte dies feſte Feldlager deutſcher Arbeiter an der Slavengrenze beſtanden, zuerſt war es von Holz geweſen, dann hatten die Anſiedler ſich eine Mauerrüſtung aus gebranntem Steine errichtet. Als Eroberer waren die erſten Burgmannen an den Heidenſtrand gezogen, als Herren fühlten ſich die Nachkommen noch jetzt zwiſchen Slaven und deutſchen Edelleuten. Klugen Sinn im Rath und harte Fauſt zur That rühmte man an ihnen überall im Lande, doch wurden ſie auch herriſch geſcholten und eigennützig, aber ſie behaupteten ihren hohen Muth unter lauernden Gegnern und offenen Feinden. Und wenn die Stadt aus ihrem Artushofe die Söhne alter Geſchlechter zur Landesmuſterung ſandte, ſo trug der Fähnrich ein Banner von rothem Tuch, worauf ein Salamander zwiſchen Flammen gemalt war, mit der ſtolzen Umſchrift: „Ich werde dauern.“ Saßen die Männer von Thorn auch nicht in der größten Stadt des Weichſellandes, — denn Danzig an der See war mächtiger geworden, — ſie freuten ſich doch des Vorrechts der älteſten, ihre Bürgermeiſter führten den Vorſitz im gemeinſamen Rath der Städte, als Glieder der Hanſa waren ſie heimiſch auf den Kontoren von Lübeck und

Brügge und übten Herrenrechte an dem Strand von Schonen, wo das Stadtzeichen über den Lagerhäuſern ihrer Fiſcher befeſtigt war.

Sie waren Deutſche geblieben und ſahen mit geheimer Verachtung auf die polniſche Unordnung jenſeit der Weichſel, aber über ihrer Stadt ſchwebte gebietend der weiße Adler der Polen. Denn zur Zeit der Großväter hatte ſich das ganze Weichſelland von Thorn bis zur See gegen den verdorbenen deutſchen Orden empört und der Krone Polen untergeſtellt, weit ab im Oſten lag das verkleinerte Ordensland wie eine Inſel zwiſchen dem Meere und ſlaviſchem Gebiet. Auch dieſen Landreſt ſollte der Hochmeiſter nur als Vaſall der Krone Polen regieren, und da der junge Herr Albrecht von Brandenburg, welcher jetzt auf dem Hochmeiſterſtuhle ſaß, die Lehnshuldigung noch nicht geleiſtet hatte, ſo wurde er in den Städten des polniſchen Preußens mit Argwohn und Haß betrachtet. Denn überall zürnte und ſpottete man über den Verfall des Ordens, und die Bürger wurden nicht müde, arge Geſchichten von Druck, Frevelthat und nichtswürdiger Schwäche der alten Kreuzritter zu erzählen. Auch die weltklugen Männer, welche in dem Rathe von Thorn ſaßen, haßten den Gedanken an eine Rückkehr der tyranniſchen Ordensherrſchaft und dachten feindſelig an ihre Landsleute im Ordensland. Sie hofften für ſich und ihre Stadt aus dem großen Polenreiche ein fröhliches Aufblühen, ſie verſtanden trefflich, ſich von dem Könige als Belehnung ihrer Treue werthvolle Vorrechte zu erhandeln und ſie wunderten ſich zuweilen, daß ihrer Stadt ein völliges Gedeihen doch nicht wiederkehren wollte. So glichen ſie Matroſen, welche ſich beim Schiffbruch gegen den ſchlechten Schiffsmeiſter empört und auf einem Boot an das Land gerettet haben, und ſie ſahen hinüber nach dem verlaſſenen Schiff und auf die bedrängten Maate, welche bei dem Meiſter zurückgeblieben waren, in einem finſteren Groll, der vielleicht verſtärkt wurde durch geheime Mahnung des Gewiſſens.

Wer aber heut die Gaſſen der Stadt betrat, der merkte nicht, daß die Bürger durch ſchwere Händel und Kriegsgefahr bedrängt wurden. Es war Wochenmarkt in der Faſtnacht, das luſtigſte Frühlingsfeſt der Stadt. Durch die klare Luft klang das Morgengeläut der kleinen und großen Glocken, jede der metallenen Stimmen redete vertraulich dem Stadtſohne zum Herzen, denn in jeder vernahm er den Gruß eines Schutzheiligen der Stadt und jede hatte hohe Stunden ſeines eigenen Lebens geweiht. Vor allen erhob den ehernen Geſang das ſchöne Geläut der heiligen Jungfrau, welcher die erſte Rede gebührte, da ſie für die himmliſche Gebieterin des ganzen Preußenlandes galt, wie im Wettſtreit antworteten aus der Neuſtadt der große Jacob und die ſcharfe Stimme der Frauenbrüder von St. Nicolaus, gleich darauf folgten mit ſchnellem Schwunge und hellem Gebimmel alle kleinen Bethäuſer und Kapellen. Aber am fröhlichſten lauſchte der Bürger in der Altſtadt auf den Ruf der Pfarrkirche von St. Johannes, dort war im Werke, eine neue Rieſenglocke aufzuhängen, welche zu allem Geſange der Luft den Baß hallen und die Ehre der Stadt in der Landſchaft vermehren ſollte. Denn weit über die Dörfer und Wälder, den Strom entlang und nach Polen hinein drang der Morgengruß der großen deutſchen Burg und das raubluſtige Geſindel, welches mit den Wölfen und Füchſen bei Nacht über die preußiſche Haide trabte, wandte ſich mißvergnügt von dem Klange ab nach ſeinen wilden Schlupflöchern.

Als die erſten Feſtgenoſſen des Tages ſchwärmten die Kinder aus den Häuſern, ſie wateten luſtig im weichen Schnee und ſprangen im Reigen, viele mit Flittern und künſtlichen Blumen aus buntem Papier geſchmückt. Auch die Bürger beeilten ſich, auf dem Markt und in den breiten Straßen Bänke aufzuſtellen und die Waaren auszulegen; wer keinen Stand behauptete, der brachte doch ſeine Arbeit in den Hausflur oder hing ſie an ſeine Thür, damit ſie den Fremden gefalle. Denn auf allen Straßen zog das Landvolk der Stadt zu, die Bauern der Umgegend in ihren Korbwagen, die Junker mit ihren Knechten auf behenden Roſſen, die gewöhnt waren, ſich durch Kiefergebüſch und über das Moos der Sümpfe zu winden. Auch die Polen kamen über die lange Brücke in lodigen Schafspelzen auf kleinen ſtruppigen Pferden; viele lagerten außerhalb der Mauern am Ufer wie ein Kriegshaufe bei rauchenden Feuern und ſie luden von ihren Karren ab, was ſie zum Tauſch gegen ſtädtiſche Waaren angefahren hatten: Honig, Wachs und Felle.

Zunächſt nach den Glocken erhob der ehrbare Rath ſeine mahnende Stimme. Der erſte Diener, gefolgt von zwei Hellebardieren, ſchritt vom Rathhaus über den Markt und rief an den Ecken den ſtrengen Frieden der Stadt aus: „Der Rath gebietet euch von Gottes wegen und von der Stadt wegen, verbricht Jemand mit Worten, ſo gehe es ihm an ſeine Habe, verbricht er mit Werken, ſo gehe es ihm an ſeinen Hals.“ Und jedesmal folgte den Worten ehrfürchtige Stille, darauf ein unterdrücktes Gemurmel.

Gleich darauf erklangen Trommeln und Pfeifen aus allen Stadtvierteln, Frauen und Mädchen traten in die Hausthüren und blickten neugierig aus den Fenſtern, denn die Viertel trugen heut nach altem Brauch ihre Fahnen vor das Rathhaus, damit einer der Herren Bürgermeiſter das Fahnentuch muſtere und den Trägern von Rathswegen eine Verehrung zutheile. Zu gleicher Zeit kamen aus beiden Städten die Fähnriche, begleitet von einem Zug Bewaffneter, herangezogen. Sobald der Fähnrich des Viertels, welches das Altthorner hieß, von der Heiligengeiſtſtraße her den Markt betrat, hielt er vor einem Eckhauſe, das unter den anſehnlichen Steinbauten des Marktes als ein Ueberreſt aus alter Zeit ſtand. Der Unterſtock war dicke Mauer, die an der Straßenecke kreisförmig geſchwungen war, gleich einem Feſtungsthurme, darüber erhob ſich ein hölzerner Giebelbau aus ſtarken Balken, welche in jedem höheren Stockwerk über die unteren vorſprangen; das Holzwerk war geſchwärzt durch Sonnenbrand und Winterſturm vieler Jahre. Eine gepflaſterte Einfahrt mit hochgewölbtem Thor und im

Giebel eine Luke, aus welcher an einem Krahnbalken das Seil herabhing, ließen erkennen, daß das Haus einem Kaufherrn gehörte. Der Fähnrich ſah ſcharf nach den Fenſtern, entfaltete das blau und weiße Tuch der Fahne und ſtreckte ſich, um ſeine Kunſt zu zeigen. Da öffnete ſich die Thür und auf die obere Stufe der Steintreppe trat ein Mann in der Tracht eines wohlhabenden Bürgers, den Hut auf dem Haupte, eine goldene Kette am Halſe, über dem Hausgewande einen ſchönen Pelz, um den Leib einen breiten Gürtel, der mit Golde reich verziert war. Stolz ſtand er da, trotz ſeiner hohen Jahre ein kräftiger Mann, mit hagerem Antlitz von ſtrengem Ausdruck und mit dunkeln Augen, denen die ſtarken Augenbrauen einen düſtern Ausdruck gaben; dahinter ein Jüngling, dem Alten ſehr ungleich, mit rundlichem Geſicht und lachendem Munde. Als der Fähnrich die Beiden erblickte, hob er ſich wie zum Tanz, ſenkte grüßend die Fahne und ließ das Tuch in kunſtvollen Wellen durch die Luft ſauſen, endlich ſprang er gar ſelbſt über den Fahnenſtock und ſtand die Fahne erhebend aufrecht, ſo daß die Falten derſelben ihn wie ein Mantel umhüllten. Dem Gruß antwortete der Mann auf der Schwelle, indem er ſeinen Hut abnahm und das Haupt ein wenig neigte, während der Jüngling dem Fähnrich vertraulich zuwinkte. Darauf traten die Beiden zurück, die Thür ſchloß ſich und kein neugieriges Geſicht erſchien an den Fenſtern, als hätte das Haus nur mit Herablaſſung die Ehre angenommen, welche ihm die Bürger erwieſen.

Unter den Leuten, welche den Fahnenzug begleiteten, ging ein Fremder; an dem langen Pelzrock, der Mütze mit einer Reiherfeder und dem krummen Säbel erkannten die Bürger einen polniſchen Gaſt. Dieſer wandte ſich zu ſeinem Begleiter, dem Schreiber des Rathes, und ſagte ſpöttiſch, auf die Hausthür deutend: „eure Stadt hat ſtolze Bürgermeiſter, mein Herr Seifried, es wird ihnen mühſam das Haupt zu neigen.“

„Es war der reiche Marcus König, der dort heraustrat und verſchwand wie das Männchen in der Uhr,“ verſetzte der Schreiber, und verzog ſein breites Geſicht, „er iſt weder Bürgermeiſter noch Rathmann, doch rechnet er ſich zu den Herren von edlem Blut, welche im Artushofe auf der Georgenbank ſitzen.“

„So iſt er ein Kriegsherr der Stadt?“

„Er iſt auch nicht Hauptmann; das Fahnenſchwenken vor ſeinem Hauſe dauert nur als alte Gewohnheit, und er bezahlt die Ehre dem Fähnrich jedes Neujahr mit einer Kanne Wein. Es geht die Sage, daß ſein Haus noch von den Alten herſtammt, die ſich zuerſt gegen die Heiden hier anbauten. Auch die Farben der Fahne ſollen von ſeinem Geſchlechte gegeben ſein. Jetzt nährt der unnütze Brauch nur den Hochmuth. Doch dünkt mich, daß Herr Marcus ſtolzer iſt auf ſein Geld, als auf ſein Wappen. Fragt nur euren Großkanzler, er kennt ſicher den Preis des Goldſtoffes, welcher hier in dem Kaufhauſe zu finden iſt.“

„Ihr ſagt recht, Herr Stadtſchreiber, daß es unſer Geld iſt, welches die Bürger von Thorn ſtolz macht.“

verſetzte der Pole lachend. „Wir Edelleute in unſern Paläſten tröſten uns damit, daß auch ein feſter Kaſten ſpringt, wenn man mit der Axt darauf ſchlägt.“

„Laßt eure Edelleute doch zuerſt dafür ſorgen, daß ihre Paläſte ein feſteres Dach erhalten, als euer Stroh. Wer die Kiſten der Thorner begehrt, mag ſich ſelbſt vor den Brandkugeln hüten, welche unſere Bürger in die Raubneſter der Edelleute ſchießen,“ entgegnete der Stadtſchreiber.

„Wir ſind gute Brüder,“ beruhigte der Pole, „und Federn im Schwanz deſſelben Adlers. Kommt, Bruder Stadtſchreiber, und weiſt mir den Kram, den eure Städter heut auslegen.“

Allmählich füllten ſich die Straßen, zwiſchen geſchäftigen Bürgern und Landleuten trieben einzelne Vermummte umher. Vor den Häuſern ſtimmte ein Haufe Lehrlinge kräftigen Geſang an um Wecken und Würſte, ſie hatten die Geſichter durch Ofenruß geſchwärzt und machten eine närriſche Muſik mit mißtönenden Inſtrumenten, mit Kuhhörnern, großen Trichtern und mit Pfannen, welche durch einen Kochlöffel geſchlagen wurden; der Vorſänger hielt eine rieſige Gabel in der Hand und ſpießte auf, was die Leute ihm darreichten. Wer nur wenig auf ſich zu wenden vermochte, lief in der Jacke eines Bauern oder im Kittel eines Fuhrmanns oder band ſich ein Strohſeil um das Knie, zur Andeutung, daß er einen Landmann vorſtelle. Sogar die Verkäufer hinter ihren Tiſchen gaben der Feſtzeit die Ehre, indem ſie ihre Pelze umdrehten, ſo daß die Haare nach außen ſtarrten, oder ein Band mit tönenden Schellen um das Handgelenk befeſtigten.

Bei einem Krämer an der Marktecke war jetzt der regſte Verkehr. Dieſer hatte an der Thür den lockenden Schmuck des Tages ausgehängt, Narrenkappen mit langen Zipfeln, breite Bänder mit Schellen für Knie und Arme, auch Larven für ſolche, welche ihr Geſicht nicht gern unter der Narrenmütze zeigen wollten. Wer nicht kaufen konnte, erhielt wohl auch geliehen, wenn er ſicher war, und gab am Abend zurück, was er nicht verdorben hatte. Da das Haus einen Ausgang nach der Hintergaſſe hatte, ſo ſchritt Mancher ernſthaft durch die Vorderthür und ſprang als Bär oder Stecknarr hinten heraus, nachdem er auf der hohen Düngerſtätte des Hofes ſein neues Weſen durch einige Sprünge eingeübt hatte. Wie die Sonne höher ſtieg, wurden die Vermummten dreiſter und beſchwerlicher, als Mönche und Nonnen kamen ſie paarweiſe mit wilden Geberden, tanzend, Schelmlieder ſingend und bereit, Jedermann zu umarmen. Noch unleidlicher waren die grauen Brüder, welche große Säcke mit Aſche trugen und oft hineingriffen, am liebſten, wenn ihnen eine wohlgeſchmückte Perſon aufſtieß, der ſie Kleider und Geſicht beſtäuben konnten. Auch zierliche Geſtalten ſah man in rothem Hut mit Hahnenfeder, um den ein Schleier gewunden war, über der Haustracht ein buntes Hemd mit ſeidenen Nähten. Jeder, der ſich als Maske betrachtete, arbeitete eifrig in ſeinem erwählten Berufe, der Bär im Pelz tanzte unermüdlich, das Kuhhorn blies, der Aſchenmann ſtäubte, bis irgend ein auffallender Narrenſtreich und ein helles Gelächter dies geſchäftliche Treiben unterbrach. Am meiſten geplagt wurden die Landleute, zumal die Polen, deren Schafspelze beliebt waren, um darauf ſchwarze und graue Streifen zu ziehen. Aber obwohl ſie das wußten, freuten ſie ſich doch nicht weniger als die Andern über das wilde Treiben, mancher vorſichtige Landmann polſterte ſich ſeinen Rücken mit Werg, um durch die Schläge der Lederkolben und Pritſchen weniger beläſtigt zu werden, und ſie brachten ſogar ihre Frauen mit, welche den Anfechtungen durch die Narren mit ſtarken Ellnbogen zu widerſtehen wußten. Eng zuſammengeſchaart ſaßen die Bäuerlein um die Häuſer, in denen Bier und Meth geſchenkt wurde, und boten ihren Nachbarn den Trunk, bis ſie einander umarmten und küßten, oder bis ihnen das Herz aufging gegen die Frauen und Mädchen, dann brach die ganze Vetterſchaft auf zu den Tiſchen, an denen der Schmuck für die Weiblein zu kaufen war: Ringe mit Glasſteinen, Spangen, Roſenkränze und zierliche Kramtaſchen. Dort feilſchten ſie mit dem Krämer, wehrten die Narren ab und blickten begehrlich auf die ausgelegten Schätze und mit erſtauntem Grinſen auf die wunderlichen Masken der Bürger und auf das tolle Gebahren in einer Stadt, die ſonſt ſo ernſthaft war.

Am Kirchhof von St. Johannes hatte Hannus, der Buchführer, ſeinen Tiſch aufgeſchlagen, einige gebundene Bücher lagen darauf und viele leichte Büchlein, wie ſie das Volk gern kaufte, Kalender und Prognoſtica, in denen aus dem Stand der Geſtirne die Fruchtbarkeit des Jahres und das Schickſal der Könige prophezeit wurden. Manche klagten über die Lügen der Kalenderſchreiber, doch bedächtige Leute wußten, daß zwar die Vorherſagung nicht ſicher war, aber die ganze Wiſſenſchaft keineswegs verächtlich. Liebevoll behütete der kleine Hannus ſeine Waaren: „rühre mit deinen getheerten Fingern nicht an, was du doch nicht kaufſt," rief er, als ein Bäuerlein neugierig nach einem Blatte griff, auf welchem Sonne und Mond freundlich auf ein Totengerippe mit Senſe herab ſahen. „Es iſt etwas Neues gekommen von Straßburg, Meiſter Schwertfeger, über die Kunſt Eiſen zu härten," empfahl er, ein Büchlein in die Höhe haltend, „die beſten Recepte und verborgnen Geheimniſſe eures Handwerks werden darin offenbart. Seid willkommen, hochgelehrter Herr," begrüßte er einen ernſten Mann, welcher vorbei ging, „ihr frugt neulich nach dem Carmen des ruhmvollen Eobanus Heſſus Poeta, welches betitelt iſt: Beſchreibung des Preußenlandes, es war nicht auf Lager, jetzt aber iſt es mir zugegangen."

Trotz der eifrigen Empfehlungen blieb der Stand in den erſten Morgenſtunden wenig beachtet und Hannus ſah zuweilen abfällig hinüber nach dem umdrängten Tiſche zur Linken, auf welchem bunte Bänder verkauft wurden und nach dem Haufen, welcher ſich an ſeiner Rechten um Kuchen und Pfeffergebäck ſammelte. Aber nach und nach erhielt auch er Zuſpruch, ſo daß, wer ſpäter in die Nähe kam, ſich über die anſehnlichen Männer um den Tiſch wunderte und ebenfalls herantrat. Doch hatte es mit den neuen Kunden eigene Bewandtniß. Hannus wählte ſie ſich gewiſſermaßen unter den Vorbeigehenden aus, indem er, wie in geheimem Einverſtändniß, mit dem Finger winkte, dann trat der Geladene hinter den Tiſch, Hannus ſprach leiſe mit ihm und wies ihm ein und das andere Büchlein, welches der Bevorzugte ſtill in ſeiner Taſche barg, worauf er unweigerlich den Beutel zog. Dabei ſpähte der Buchführer vorſichtig umher. »Bonum matutinum, domine,« rief er einem Fremden zu, der mit einer verhüllten Frau langſam über den Markt ſchritt und an ſeiner Tracht und der Neugier, mit welcher er ſich umſah, leicht als ausländiſch erkannt wurde.

Der Fremde lächelte und ſteuerte mit entſchloſſenem Schritt dem Tiſche zu, gleich dem Schiffe, welches nach unſicherem Kreuzen die Einfahrt zum Hafen gefunden hat; ein kleiner Mann mit hagerem Geſicht und zwei lebhaften Augen, die durch zahlloſe Falten eingefaßt waren, er griff an die Mütze und antwortete mit heller Stimme, der man anhörte, daß ſie gewohnt war zu befehlen: »salve domine bibliopola«. Dabei verſenkte er beide Hände in die Taſchen ſeines Gewandes und ſuchte nach etwas, ſah forſchend unter ſich auf den Boden, griff in andere Taſchen und ſuchte wieder, bis eine Frauenſtimme neben ihm mahnte: „Herr Vater, den Brief habt ihr in die Ledertaſche geſteckt.“

„Ganz recht,“ beſtätigte der Fremde und holte ein zuſammengefaltetes Papier heraus. „Wenn ich in euch, wie ich annehme, den fürſichtigen Hannus Buchführer begrüße, ſo nehmt dieſes Schreiben eures anſehnlichen Geſchäftsfreundes aus Danzig.“

Hannus las und warf dabei prüfende Blicke auf die Fremden. „Seid willkommen in Thorn, wohlgelehrter Herr Magiſter Fabricius, ich empfehle mich eurer Gunſt zu guter Kundſchaft. Und dies iſt des Herrn Magiſters Frau Liebſte?“ Da aber die Begleiterin des Fremden erröthend den Kopf ſchüttelte, ſo ſah der Händler wieder in den Brief und verbeſſerte ſich: „Doch nein, es iſt die Tochter, Jungfer Anna,“ und er ſprach heuchleriſche Worte von einer Aehnlichkeit mit dem Vater. „Kann ich mit meinem Vorrath dienen? Hier das Neueſte von Erasmus Roterdamus.“

Der Magiſter griff danach, doch das Buch haltend, ſprach er ehrlich: „Wenn Jemand eine weite Reiſe gemacht hat, ſo iſt bei ihm die Luſt zu kaufen vielleicht größer als das Vermögen.“

„Das thut nichts,“ tröſtete der Thorner wohlwollend, „mir iſt wohlbekannt, daß ihr als neuer Rector hieſiger lateiniſcher Schule von anſehnlichen Männern erwartet werdet. Was ihr nicht kauft, ſeht ihr euch an.“ Der Magiſter war ſogleich in das Leſen einer lateiniſchen Vorrede vertieft. „Vielleicht gefällt es der Jungfer Anna, unterdeß hier die Bilder zu betrachten,“ rieth Hannus der vergeſſenen Tochter, welche unruhig auf den Vater ſah, und bot ihr ritterlich die Meerfei Meluſine. Während er ſo für die Fremden ſorgte, ſteigerte ſich ſeine Theilnahme an ihrem Wohlbefinden und er unterbrach den leſenden Magiſter, beugte ſich über den Tiſch und ſprach leiſe: „Oder begehrt ihr etwas von Wittenberg?“

„Mönchsgezänk,“ verſetzte der Magiſter, aber er legte doch den Erasmus auf den Tiſch und frug: „Wo?“ und Beide ſenkten die Naſen und ſahen einander über die Brillengläſer bedeutſam an. Hannus zog unter einer Decke kleine Büchlein hervor. „Sie ſind alle von demſelben Manne, von dem die Leute jetzt überall reden.“

„Dieſe ſind deutſch,“ rief der Magiſter verwundert: „Sermon von Ablaß und Gnade. Und was haben wir hier: Ohne Ablaß von Rom kann man wohl ſelig werden.“

„Es ſind lauter Bibelſprüche, mit denen das bewieſen wird,“ erklärte der Buchführer leiſe.

Die Augen des Magiſters glänzten, er fuhr mit den Büchlein ſchnell in die Taſche — die Tochter ſtieß ihn an — „doch ich vergeſſe wieder,“ entſchuldigte er, den Fund herausziehend.

„Behaltet die Bogen,“ erſuchte Hannus wohlwollend, „das Geld iſt gut angelegt, denn ihr werdet mich dafür bei vorkommender Gelegenheit gebührlich empfehlen.“

„Ich bleibe dafür in eurer Schuld,“ verſetzte der Gelehrte mit Würde.

Unterdeß betrachtete Jungfer Anna nicht ohne Störung die Holzſchnitte ihres Buches. Sie hatte Aufſehen erregt, vielleicht wegen ihres anmuthigen Geſichtes, vielleicht weil ſie einen Beguinenmantel trug, welcher in Thorn bei ehrbaren Jungfrauen nicht gebräuchlich war, denn ſie vernahm plötzlich neben ſich die dreiſten Worte eines fremden Mannes: „Was guckt ihr in Gedrucktes, ihr hübſches Fräulein; hört lieber auf die Rede eines Edelmanns, wenn er euch ſagt, daß ihr ſelbſt ſchöner anzuſehen ſeid, als die Weibsſtücke, welche in dieſem Buche abgebildet ſind.“ Anna ſah neben ſich den Schnauzbart des Polen, welcher in das Buch und auf ſie ſtarrte. Erröthend wandte ſie ſich ab und faßte den Magiſter am Arm: „Herr Vater, gehen wir.“

Aber als der Magiſter ſich zu der Verabſchiedung rüſtete, raunte Hannus: „Bergt die Bücher, dort ſchleicht ein Frauenbruder herzu, es iſt Pater Gregorius, der heftige Mann.“ Er ſchob mit ſchneller Handbewegung eine Decke über die aufgelegte Waare und neigte ſich vor dem Mönch, welchen der Beguinenmantel der Jungfrau und die weiße Feder auf der Mütze des Polen herangelockt hatten, damit er ſeine Gewalt erweiſe. Der Mönch ſah unter der gerollten Krempe ſeines Hutes finſter auf den Händler herab: „Ich ſorge, Meiſter Hannus, ihr bewahrt Vieles in eurem Kram, was die Seelen guter Leute zu Schaden bringen mag.“

„Ihr kennt ja mein Geſchäft ſeit lange,“ verſetzte der Buchführer, „wenn ihr mir auch ſelten eure Kundſchaft vergönnt. Wir armen Laien kaufen und verkaufen, was die Drucker von neuer Waare zuſenden, uns fehlt die Zeit, um Alles ſelbſt zu leſen; auch haben wir nicht Witz genug, um zu verſtehen, was den ehrwürdigen Vätern lieb oder leid iſt.“

„Der Rath ſollte euch ſtrenger auf die Finger ſehen,“ fuhr der Mönch tadelnd fort, „denn wie mir ſcheint, gleitet Allerlei durch eure Hände, was euch einmal da Angſt bereiten wird, wo ihr Erbarmen nöthig habt.“

„Ich halte auf reine Wäſche,“ entgegnete Hannus gereizt, „erſt geſtern habe ich das Geld zu eurem Tiſche getragen und meinen Zettel gelöſt. Iſt mir in meinem Geſchäft zuweilen ein unrichtiges Buch durch die Hände geſchlüpft, ſo habe ich dieſe Sünde durch richtiges Geld bei den Heiligen wett gemacht. Ihr ſelber wißt, daß ich Ablaß für alles habe.“

„Dennoch rathe ich euch, daß ihr euch vor der Verſuchung wahrt; denn der böſe Feind iſt mächtig geworden unter Solchen, welche Bücher ſchreiben, und zu der Rotte des Reuchlin und Erasmus geſellen ſich jetzt andere Uebelthäter, welche ärger ſind als jene,“ und er ſchlug im Eifer mit der Fauſt auf den Tiſch.

Der Pole hörte ergötzt dem Eifer des Mönches zu. „Recht, ehrwürdiger Vater,“ ermunterte er, „alles Gedrucktes iſt Unſinn.“

Dieſe thörichten Reden der Dunkelmänner vermochte der Magiſter nicht geduldig anzuhören, er wandte ſich mit herber Miene, um ihnen Beſcheid zu ſagen. Da aber erhob ſich ein helles Geſchrei, die Marktleute ſtoben vor einem fernen Schrecken auseinander, Weiber und Kinder rannten den Häuſern zu und das Volk ſchrie: „Die Teufel kommen.“ Anna drückte ſich ängſtlich an den Arm des Vaters. Ach, ſie glich heut dem Schwan Hangan mit goldenen Federn, von dem die Thorner eine alte Geſchichte wußten, wer ihn anrührte, blieb an ihm hängen. Auch an die Jungfer heftete ſich der Pole, an dieſen der Mönch und an den Mönch leider viele Teufel.

In der weiten Gaſſe, welche durch den Schrecken des Volkes geöffnet wurde, ſprang etwa ein Dutzend wilder Geſtalten heran in rothen Kamiſolen und engen ſchwarzen Hoſen, vor den Geſichtern braune und ſchwarze Teufelslarven mit großen Hauzähnen, zwiſchen denen eine Zunge von rothem Tuch heraushing, die Häupter durch ſchwarze Ziegenfelle verhüllt, aus denen die Hörner ragten, in den Händen ſchwenkten ſie Lederkolben und raſſelnde Schweinsblaſen. Der gute Stoff ihrer hölliſchen Gewänder und der kecke Uebermuth, mit welchem ſie auf die Menge ſchlugen, ließen wohl erkennen, daß ſie gewöhnt waren, ſich als Herren in den Straßen der Stadt zu fühlen, aber die Leute vergaßen vor den greulichen Geſtalten, daß heut Faſtnacht und daß dieſe Maske in Thorn nicht ungewöhnlich war. Viele empfanden ein Entſetzen, als wenn Lucifer mit ſeinem Geſinde leibhaftig aus dem Abgrund aufgeſtiegen wäre, vollends die Landleute, welche zum erſtenmal die Schreckbilder ſahen, verfielen in Noth und Angſt, mehr als einer kniete nieder und die Weiber auf den Karren ſchrien zum Himmel, rangen die Hände oder bargen die Geſichter im Stroh, je nach ihrer Gemüthsart. Als Hannus den Aufſtand und das Drängen des Volkes ſah, warf er behend die werthvollſten Bücher in den Kaſten. Doch daß er ſo eifrig ſeinen Tiſch räumte, gedieh ihm nicht zum Heil. Denn als die Teufel herankamen, erkannte einer den geleerten Tiſch und ſchwang ſich hinauf; ein kleiner dienender Satan, der mit zwei Widderhörnern auf dem Kopfe und einem großen Kuhſchwanz am Hintertheil ſehr bösartig ausſah und während des Laufes zuweilen Kobolz geſchoſſen hatte, brüllte im nächſten Augenblick den Buchführer ſo grimmig an, daß auch dieſer erſchrocken zurückfuhr, ergriff den Schemel, auf dem Hannus auszuruhen pflegte, und hob ihn auf den Tiſch als Thron des Oberteufels. Dieſer ſetzte ſich darauf und rief, ſeinen Kolben ſchwingend, mit hohler Stimme über den Platz: „Wohl her, wohl her, mein teufliſches Heer, aus Sümpfen und Moor, aus Brüchen und Rohr." Und auf den Frauenbruder weiſend, fuhr er fort: „Hier haben wir Mönch und Nonne bei einander, das Sprüchwort ſagt wahr, daß die Heiligen nicht einzeln wandeln, ſondern zu zweien; iſt das zweite nicht ein Männlein, ſo iſt es ein Fräulein; heran, meine Teufel, ehrt die Frommen durch einen Tanz. Denn auch wir gehören zur Kirche, überall, wo die heiligen Väter ſich ein Haus errichten, bauen ſie daneben dem Teufel eine Kapelle. Sa, ſa, rund um." Der Mönch, der Magiſter und ſeine Tochter wurden, bevor ſie ſichs verſahen, von den Teufeln in einen Kreis gezogen und mit wildem Tanze umringt. Das Mädchen barg entſetzt über den Anblick und empört über die Schmach in der fremden Stadt das Geſicht in ihren Händen, der Magiſter ſtarrte durch ſeine Brille erſtaunt auf die unerhörte Geſellſchaft, der Pole fluchte und der Mönch begann einen zornigen Verweis, aber die Worte wurden übertönt durch den lauten Geſang der tanzenden Teufel: „Lucifer auf deinem Höllenſitz, rive, rive, rive; einſt warſt du ein Engel von gutem Witz, jetzt biſt du gräulich und gar nichts nütz, pfu Deubel, pfu Deubel." Der Mönch, übermannt von Zorn, ballte die Fauſt, um ſich thatkräftig der Andringenden zu erwehren, welche mit ihren Schweinsblaſen ſeinen Rücken zu treffen ſuchten, aber der kleine Satan mit dem Kuhſchwanz ſprang ihm wie ein Bock gegen die Beine, ſo daß der würdige Herr ſtolperte und ſich auf den Boden niederſetzte. Da erhob ſich unter dem zuſchauenden Volk ein wildes Gelächter, in dem die geheime Abneigung laut wurde. Doch die Teufel wichen zurück. „Ihr ſeid ungeſchickt," rief der Oberteufel, „daß ihr unſern lieben Vater an den Boden ſetzt, helft ihm ſäuberlich auf und entlaßt ihn aus unſerer Mitte, denn ich hoffe, er und wir bleiben gute Freunde." Der Mönch erhob drohend den Arm und entwich aus dem Kreiſe.

„Wer aber iſt der polniſche Hahn, der ſo wild in unſerm Ringe kräht?" fuhr der Anführer fort und ſprang vom Tiſche dem Polen entgegen. Doch in demſelben Augenblick blitzte ein geſchwungener Säbel in der Luft und traf ſeine Larve; die feſten Hörner minderten die Wucht des Hiebes, aber die Larve klaffte und glitt vom Haupte und ein geröthetes Jünglingsgeſicht wurde ſichtbar, dem das Blut von der Stirne rann. Ein lauter Schrei erſcholl, die Umſtehenden riefen einen wohlbekannten Namen und gleich darauf erhob ſich der zornige Ruf: „Greift den Polen, er hat den Frieden der Stadt gebrochen." Eine Anzahl feſter Fäuſte packte den widerſtrebenden Fremden und riß ihn zur Seite. Der Teufel hatte im Nu ſeine Larve wieder befeſtigt und ſchrie: „führt Jeden zur Hölle, der die Rechte der Kinder von Thorn kränkt, heran, meine Geſellen, erhebt noch einmal den Geſang. Zwei Geſangene ſind uns geblieben und der eine gleicht einem Gelehrten.“ Er wies auf den Magiſter, welcher den Arm um ſeine Tochter geſchlungen hatte und ſchrie: »Latine loquamur, ut vir doctus gaudium habet.«

„Nicht habet, ſondern habeat, du hölliſcher Abcſchütz,“ rief ihm der Gelehrte unwillig entgegen. Doch ungerührt durch den Verweis fuhr Lucifer fort: „Schwand auch der Mönch, die Nonne blieb,“ und dabei legte er den Arm um die Kappe der Jungfrau, aber er ſtand wie verſteinert, als er ein verblichenes junges Antlitz ſah, die verſtörten Mienen und den entſetzten Blick, und er rief zurücktretend und die Hand hebend: „Dieſe gehören nicht zu uns, hinweg ihr Geſellen.“ Mit großen Sprüngen fuhr er an die Spitze des Schwarms und ſchwang ſich mit ihm durch die Hauſen in die nächſte Gaſſe, die gehobenen Kolben fielen auf die Rücken der Landleute und das Gelächter der Zuſchauer begleitete die Unholde, bis Geſchrei in der Ferne verrieth, daß die Teufel wieder mit einem Gegner zuſammengeſtoßen waren.

»Furor diabolicus,« rief der Magiſter, „blicke auf, mein Kind, ſie ſind fort, komm nach der Herberge.“ Er vergaß den Scheidegruß an den Buchführer, welcher zerknitterte Bogen glättete, und verſchwand mit ſeinem Kind in der Menge.

Am Nachmittage ſchlug der eiſerne Klopfer ſtark an die Hausthür des Marcus König, in dem Flur wurden

Stimmen laut, Barbara, die alte Hausmagd, öffnete dem Ankommenden die Stubenthür. Ein ſtattlicher Mann in höheren Jahren trat ein, das braune Haar mit Grau gemiſcht, in dem großen Antlitz runde, ſcharfblickende Augen; über dem langen braunen Sammetmantel trug er einen Kragen von Marderfell, an dem ſilberbeſchlagenen Gürtel einen Degen in ſilberner Scheide. Er bewegte ſeinen geſtickten Hut mit gemeſſenem Gruß gegen den Hausherrn und ſtreckte ihm die Rechte entgegen. Mit langſamer Förmlichkeit ergriff der Wirth die gebotene Hand und lud den Gaſt auf einen großen Lederſtuhl, den Ehrenſitz. Er ſelbſt rückte ſich ſeinen Sitz gegenüber und winkte der harrenden Magd, welche eine Flaſche und zwei kleine Silberbecher herzutrug und vor den Herren auf den Tiſch ſetzte. Als ſie die Thür geſchloſſen hatte, begann der Wirth, ſein Glas hebend: „Dies bringe ich euch zum Willkommen, namhafter Herr Bürgermeiſter Hutfeld.“

Der Gaſt antwortete ebenſo bedächtig: „Ich denke in dieſen Wänden an meine ſelige Schweſter Martha, eure Ehegattin, und gern würde ich vernehmen, daß ihr mich wie ſonſt als euren Schwager begrüßt.“ Da Marcus ſchweigend das Haupt neigte, fuhr der Gaſt lebhafter fort: „ich bedaure, Schwager Marcus, daß ihr mir ſo fremd gegenüberſitzt. Tragt nicht mir nach, wenn euch vor Kurzem eine Weigerung des Rathes gekränkt hat. Ihr erbatet aus dem Zeughauſe zwei Feldſchlangen für das feſte Haus eures Landguts, aber ihr ſelbſt wißt, daß nur den Rathmännern zuweilen Geſchütz in ihre feſt Häuſer geliehen wird.“

„Ich weiß,“ verſetzte der Hausherr. „Die Bürger klagen zuweilen, daß die ehrbaren Herren vom Rath nur deshalb die Geſchütze der Stadt auf ihre Landhäuſer ziehen, um die Gaſtgelage, welche ſie dort ausrichten, durch Freudenſchüſſe den Unterthanen zu verkünden. Mir aber hatten, als ich die Herren durch meine Bitte beſchwerte, fremde Wegelagerer eine Scheuer meiner Dorfleute ausgebrannt und mit fernerer Rache gedroht. Die wilde Reiterei iſt gemein geworden im Lande und darum meinte ich, der Stadt werde nicht gleichgültig ſein, wenn das Gut ihrer Bürger zu Grunde gehe. Ich will fernerhin verſuchen, mich ſelbſt zu berathen; ich habe durch mein Leben gelernt, fremder Hilfe nicht zu trauen.“

„Wenige in der Stadt werden bezweifeln, daß ihr in Rathſchlag und That wohlbedacht ſeid. Doch verzeiht, Herr Schwager, wenn ich euch in treuer Meinung ſage, nicht immer frommt es dem Bürger, ſeine Gedanken von denen ſeiner Nachbarn zu trennen, und leichter gewinnt man Gutes für ſich ſelbſt, wenn man ſich gutherzig in Andere ſchickt. Das Geſchütz hättet ihr erhalten und ein Sitz im Rathe würde euch nicht fehlen, wenn ihr williger der Stadt eure günſtige Geſinnung erweiſen wolltet.“

Der Hausherr richtete ſich in ſeinem Stuhle hoch auf: „Sprecht weiter, gebietender Herr Bürgermeiſter, ihr habt zu viel geſagt, um aufzuhören.“

„Ich rede vertraulich, mein Schwager," fuhr der Andere fort. „Vielen fällt auf, daß ihr in dieſer Zeit, wo es ſich um Gedeihen oder Untergang der Stadt handelt, in Rede und That ſo wenig Haß und Liebe erkennen laßt: und ſie wiſſen darum nicht, ob ſie euch vertrauen dürfen oder nicht."

„Ich bin gelehrt worden," verſetzte der Wirth, „daß dem Bürger ziemt, um das eigene Wohl zu ſorgen, und daß ein ehrbarer Rath die Sorge um die Stadt als ſein Vorrecht betrachtet."

„Dem Rath aber vermöchte eure Einſicht zu nützen. Ich weiß am beſten, Schwager Marcus, wie hoch der Sinn des Mannes iſt, mit welchem ich rede. Nie werde ich vergeſſen, daß ich meinen Wohlſtand den Jahren verdanke, in denen ich als euer Geſelle Handelſchaft trieb."

„Vergeßt die alte Zeit, Herr Bürgermeiſter, und wenn ihr redlich an mir handeln wollt, ſo müht euch auch zu vergeſſen, was ihr vielleicht von mir kennen gelernt habt, als wir Beide jünger waren. Ich bin alt geworden, es iſt einſam in meinem Hauſe; ich denke, die Stadt kann mich leiden wie ich bin, bis ich in der Marienkirche beigeſetzt werde gleich anderen meines Geſchlechts. Dann mag euer Pathe, mein Sohn Georg, verſuchen, dem Rath beſſer zu gefallen."

„Wenn ich unwillkommen zu euch kam," antwortete der Bürgermeiſter gekränkt durch die Abweiſung, „ſo kam ich um eures Sohnes willen. Ein Haufe Vermummter in der unheiligen Tracht von Teufeln hat heut in den Gaſſen Ungebühr geübt, hinter der Larve ihres Anführers iſt mein Pathe Georg erkannt worden. Es geſchieht nicht zum erſtenmal, daß der Rath Urſache hat, auf ihn zu merken. Diesmal hat er der Kirche Aergerniß gegeben und iſt auch mit dem Polen Pietrowski zuſammengeſtoßen, welcher als Geſandter des Großkanzlers dem Rathe am Herzen liegen muß. Vielleicht gefällt euch, Herr Schwager, den Sohn auf einige Tage zu verſenden, bis der ärgerliche Fall vergeſſen iſt.“

„Hat der Knabe einen polniſchen Abgeſandten auf offener Straße gekränkt, ſo ſoll er auf offener Straße die Buße zahlen,“ verſetzte Marcus finſter, „ich will nicht, daß um meines Blutes willen die Stadt in Ungelegenheit gerathe. Erlaubt, daß ich ihn in eurer Gegenwart abhöre.“ Er ſchritt zur Thür und rief nach ſeinem Sohne. Es verging einige Zeit, in welcher die Herren einander ſchweigend gegenüber ſaßen; endlich öffnete ſich die Thür und herein trat ein junger Geſell, hoch aufgeſchoſſen, mit blondem Kraushaar und mit einem runden roſigen Antlitz, in dem zwei ſchlaue Augen unruhig über die ernſten Geſichter der Herren fuhren; man ſah dem Eintretenden die Verwirrung an, ſein Wams war unordentlich geneſtelt und eine Seite der Stirn mit einem Pflaſter gedeckt, aber um den Mund zuckte doch die Schelmerei, als er ſich verneigend grüßte: „Guten Abend, Herr Vater, guten Abend, Herr Pathe.“

„Wer hat dir die teufliſche Fratze gemacht,“ frug der Vater ſtreng, „in der du heut vor den Bauern getanzt haſt?“

„Lorenz, der Läufer, hat ſie von Danzig zugeführt.“

„Und wer hat dir das Geld dazu in die Hand gelegt?“

„Der Danziger wartet noch darauf, Herr Vater,“ geſtand Georg mit geringerer Zuverſicht. „Da iſt der Gewinn vom letzten Vogelſchießen.“

„Der iſt ſchon mehr als einmal in Rechnung gebracht,“ unterbrach ihn der Vater. „Wer hat dich an der Stirn getroffen?“

„Der Säbel des Pan Pietrowski, aber er ſoll dafür bezahlen. Eiſen um Eiſen iſt ein Thorner Sprüchwort.“

„Schweig, du dreiſter Knabe. Ihr hört, Herr Bürgermeiſter, er hat bekannt, nehmt ihn und thut mit ihm nach Ermeſſen des ehrbaren Raths.“

Dem Bürgermeiſter war die kurze Bereitwilligkeit des Vaters nicht willkommen und er frug nach einer Weile: „Als der Fremde den Säbel zog, was hatten ihm die Vermummten angethan?“

„Sie hatten ihn umtanzt wie viele Andere, die heut in fremder Tracht auf unſern Gaſſen wandeln. Das iſt ein altes Recht der Faſtnachtsteufel, wenn es den Fremden nicht gefällt, mögen ſie draußen bleiben,“ antwortete Georg trotzig.

„Haben Stadtleute geſehen, daß die Wunde geblutet hat?“

„Er hieb die Bänder der Larve durch und entblößte mein Geſicht, und Einige ſchrien Gewalt, als das Blut rann.“

Hutfeld ſah den Vater an: „Dies mag das Recht des Polen mindern und dein Unrecht beſſern. Euch, Herr Schwager, erſuche ich, dieſen unterdeß in eurem Hauſe feſt zu halten, wenn etwa der Rath ihn euch abfordern läßt.“ Er wandte ſich zum Abgange.

„Darf ich noch etwas reden, lieber Herr Pathe,“ bat Georg demüthig und als Hutfeld nickte, fuhr er fort: „mir wäre wirklich lieber, wenn ſtatt meiner der Pietrowski verhaftet, verſtrickt und eingeſetzt würde. Denn nicht ich habe das Geſetz mit dem Säbel gebrochen, ſondern er, und nicht er trägt die Schmarre, ſondern ich, und deshalb kann mir nicht gefallen, daß ich in der Klauſur ſitzen ſoll, während er in der Schenke die Stiefeln zuſammenſchlägt; zumal heut, wo alle Brüderlein luſtig ſind.“

„Du biſt Sohn eines Hauswirths, er iſt der Gaſt,“ antwortete Hutfeld ernſt. „Nicht immer trinken Wirth und Gaſt das gleiche Maaß. Dir aber kann morgen vor dem Rathe frommen, wenn du heut nicht im Artushofe beim Abendtanz gefunden wirſt.“ Er verließ grüßend das Zimmer, der Wirth folgte ihm bis zur Hausthür.

Als Marcus zurückkam, ſchritt er ſchweigend zu einem kleinen Wandſchrank, hob ein Schlüſſelbund heraus und gebot dem Sohne: „Folge mir. Hole zuvor dein Gebetbuch, denn es wird dir heilſam ſein, um den Himmel zu ſorgen, nachdem du dich im Dienſt der Hölle ſo luſtig bemüht haſt.“

Georg trug mit düſterer Miene ein kleines Buch herzu und folgte dem Vater die Treppe hinauf in den Oberſtock. Dort hielt Marcus vor einer eiſenbeſchlagenen Thür und faltete, bevor er das Schloß öffnete, die Hand über dem Schlüſſel. Der Sohn aber trat einen Schritt zurück, der ſtumme Trotz, mit welchem er die Einſperrung erwartete, ſchwand in unverhohlenem Schrecken. Denn das Gemach war, obwohl ſtattlich in der Mitte des Hauſes nach dem Markte gelegen, doch bei den Hausgenoſſen und auch unter den Nachbarn übel beleumdet als Behauſung eines polternden Geiſtes, welchen alte Leute als einen gepanzerten Mann geſchaut hatten, andere aber als einen braunen Kobold. Georg hatte nur ſelten den Raum betreten und gerade heut, wo er ſein Gewiſſen ein wenig bedrängt fühlte, war ihm der Aufenthalt unheimlich, aber die Scheu vor dem Vater ſchloß ihm den Mund und er preßte die Lippen zuſammen. Die Thür knarrte in den Angeln, der Sohn trat auf die Schwelle und ſein Blick irrte in dem dämmrigen Raume umher. Es war ein Gewölbe mit dicken Mauern, durch die trüben Rauten des Fenſters fiel ein Sonnenſtrahl und zeichnete auf die Dielen ein Netzwerk aus mattem Gold, an den Wänden ſtanden Schränke und eiſerne Käſten, auf einem Tiſch hing am kleinen Ständer eine goldene Haube und anderer Schmuck, wie ihn die vornehmen Frauen zu Thorn trugen. Der Vater blieb vor einem großen Schranke ſtehen. „Tritt näher,“ begann er feierlich, „du haſt heut Heilloſes getrieben in dem Uebermuth, den ich wohl an dir kenne und lange mit Nachſicht ertragen habe, ich will dich zur

Vorſicht und Beſcheidenheit mahnen durch ein ernſtes Beiſpiel."

„Sagt mir vor Allem, Herr Vater, ob ihr ſelbſt ſehr böſe ſeid wegen des Teufelskrams," bat Georg.

„Daß mein Sohn in der unheiligen Maske als Narr vor den Bürgern geſpielt hat, war für uns Beide Unehre, und noch größer war die Thorheit, daß er ſein Geſicht ſehen ließ."

„Der Pole ſoll mir's bezahlen," murmelte Georg.

„Was iſt der Pole?" frug der Vater, „der Diener eines Dieners. Wer ſeinen Zorn an kleinem Geſindlein verzettelt, gleicht dem Buſſard, der nach Mäuſen ſtößt." Er öffnete die Schrankthür. „Du warſt oft begierig, in Blechkappe und Krebs eines Gewappneten zu reiten, weißt du mir zu ſagen, wer einſt dieſe Rüſtung getragen hat?" In dem Schranke ſtand eine alterthümliche Rüſtung, graues Eiſen mit Gold verziert, dabei ein hoher Schild mit dem Zeichen, welches in Thorn verhaßter war als irgend etwas Anderes. Es war das ſchwarze Kreuz des deutſchen Ordens, in deſſen Mitte ein goldenes lag.

„Ein Weißmantel trug die Rüſtung," antwortete Georg, „und ſehe ich recht, ſo war es ein Hochmeiſter des Ordens."

„Es war ein Meiſter des Ordens," beſtätigte der Vater, „und er war von unſerm Geſchlecht. Vernimm, was von ihm die Chronik kündet. Herr Ludolf wurde zu ſeiner Zeit gerühmt als ein weiſer und kriegstüchtiger Herr. Er führte ein großes Kreuzheer gegen die Heiden in Litauen, wohlüberlegt war der Kriegsplan und er hoffte Ruhm für ſich und Landgewinn für den Orden. Aber die große Hoffnung erwies ſich als eitel, die Litauer wichen weit rückwärts in ihre Sümpfe und während er mühſam durch die Wildniß nachzog, brachen andere Heerhaufen der Heiden in das preußiſche Land und verwüſteten erbärmlich Gut und Volk des Ordens. Als er auf die Trauerbotſchaft umkehrte, verlief ſich unzufrieden das Kreuzheer und von allen Seiten erhoben ſich Klagen gegen ihn ſelbſt. Das Unglück des Landes fraß ihm am Herzen, ſo daß er in Trübſinn verfiel und in ſchwarzer Stunde mit dem Meſſer nach einem Ordensbruder ſtach. In ſeinem Gram über die Miſſethat entſagte er ſelbſt ſeiner Herrſchaft. Nach Jahren ſchwand die Wolke von ſeinem Geiſte und die Brüder, welche ſeinen Werth wohl kannten, wollten ihn wieder auf den Herrenſtuhl ſetzen, er aber weigerte ſich. Und als er von dieſer Erde ſchied, umgeben von trauernden Brüdern und Männern unſeres Geſchlechts, da ſprach er, wie die Sage meldet, eine ſchwere Beſorgniß aus: Oft iſt das Schickſal der Könige von Thorn geweſen, daß durch den Lauf der Welt vereitelt wurde, was ſie redlich wollten, ihnen iſt, wie ich fürchte, kein Glück auf Erden beſchieden. Sorgt dafür, Kinder meines Geſchlechtes, daß ihr im Himmel euch gute Fürbitter gewinnet. Was der Sterbende ſprach, hat die folgende Zeit erfüllt. Einſt ſaß unſer Geſchlecht ehrenvoll in den großen Städten und in der Landſchaft, es ſind wenige davon übrig geblieben, hier in Thorn ſind wir beiden die letzten." Er ſah finſter vor ſich nieder.

Dem Sohn that der Kummer des Hausherrn leid und er verſuchte gutherzig zu tröſten: „Ach, Herr Vater, hätte der arme ſelige Vetter Hochmeiſter doch, bevor er ſchwermüthig wurde, noch einmal auf die hinterliſtigen Heiden losgeſchlagen. Blieben ſie ſtärker, ſo ſtarb er im Felde mit leichtem Herzen. Und wegen ſeiner Prophezeiung grämt euch nicht. Euch iſt doch auch Manches gelungen in eurem Leben und im Artushofe ſchweigen Alle mit Achtung, wenn ihr einmal das Wort ergreift. Waren die Alten trübſelig, warum ſollen wir's ſein."

„Du ſprichſt in kindiſchem Muth," antwortete Marcus, „höre weiter. Du haſt deinen Großvater nicht gekannt, auch von ihm bewahre ich ein Gewand." Er öffnete den zweiten Schrank, ein ſchwarzes Büßerkleid hing darin. „In ſeiner Zeit war der deutſche Orden ſchwach und hülflos, die Ordensherren verdorben durch Schwelgerei und Unzucht, wie ſie in der Mehrzahl noch jetzt ſind; hochmüthig pochten ſie auf ihren Adel, ſie verſagten uns alten Geſchlechtsgenoſſen aus den Städten die Aufnahme in die Bruderſchaft, weil wir Kaufmannſchaft trieben und Bürger waren, und vertheilten die Aemter des Ordens an fremde Abenteurer aus dem Reiche, die gewöhnt waren von Raub zu leben und die auch als Ordensritter gleich Räubern in unſerm Lande hauſten. Die Tyrannei wurde dem Lande unleidlich, zum Unheil war der Orden geworden und ein Unheil war die Hülfe, welche das Land zur Zeit deiner Großväter dagegen fand. In offener Empörung kämpften Städte und Landſchaft gegen den Orden und ſie, die ſich Deutſche nannten, gaben ihr

Geld und ihr Blut dafür, daß der Pole ihr Schutzherr wurde. Damals war im Lande Alles feindlich getheilt, Brüder und Nachbarn in grimmigem Kampf gegen einander. In unſerer Stadt gab es Viele, welche dem Hochmeiſter anhingen und die Stadt der deutſchen Herrſchaft bewahren wollten. Auch dein Großvater gehörte zu den Freunden des Ordens. Da ich ein kleiner Knabe war, wurde ich vor ein Gerüſt geführt, das dort vor unſerem Hauſe gezimmert war, und ſah wie die Häupter anſehnlicher Bürger in den Sand fielen. Zuletzt erkannte ich meinen Vater. Er ließ mich durch den Mönch, der neben ihm ſtand, auf das Gerüſt heben, küßte mich, ſah mich aus hohlen Augen an und ſprach mir leiſe in das Ohr: Du wirſt mich rächen, Marcus. Seitdem ſehe ich zuweilen am Boden das ſchwarze Blut und ich höre, wenn ich allein bin, die heiſere Mahnung in meinem Ohr.“ Er hielt inne, auch der Sohn ſtarrte bleich auf das blutgetränkte Gewand. Endlich fuhr Marcus fort: „Der Bruder meines Vaters, der mein Pathe war, hielt zur polniſchen Partei, er rettete mir das Erbe und erzog mich mit Treue. Wundere dich nicht, Georg, daß dein Vater ein ſchweigſamer Mann geworden iſt, nur kurz war das Glück, welches mir mit deiner lieben Mutter, der Schweſter meines Spielgeſellen Hutfeld, in das Haus geführt wurde, ſie ging zu den Engeln und ließ dich mir zurück. — Ungern gieße ich den bittern Trank in den Becher deiner Jugend, aber der Tag iſt gekommen, wo dein ſorgloſer Muth durch ernſte Gedanken gebändigt werden ſoll. Erkenne, daß ich dich nicht wie einen ungezogenen Knaben behandle und hüte dich, mir fernerhin zu mißfallen."

Er wandte ſich zum Gehen, Georg eilte ihm nach und ſprach mit thränenden Augen: „Ich danke euch, Herr Vater, für eure Liebe und euer Vertrauen und daß ihr mich ſo gütig ſtraft. Gefällt es euch, Herr, ſo ſagt mir noch eins, worum ich in Demuth bitte. Iſt's nach eurem Wunſche, wenn ich mich für einen Deutſchen halte gegen die Polen?"

Der Vater hielt an und antwortete mit Ueberwindung: „Ich denke, dir iſt nicht Noth, heut darum zu ſorgen. Du biſt ein Sohn, der im Hauſe des Vaters lebt und der Vater richtet dir den Willen. Zuerſt gebietet dir der Vater, dann der Rath. Wirſt du einſt zum Rathmann der Stadt erkoren, dann erſt darfſt du deine eigenen Gedanken bethätigen."

Als Marcus die Thür verſchloſſen hatte, frug Georg erſtaunt: „War dies mein Vater? Er ſah höher aus als ſonſt und ſo gewaltige Rede habe ich nie aus ſeinem Munde vernommen; er wäre wohl ſtrenger geweſen, wenn er gewußt hätte, daß wir den Frauenbruder garſtig vexirt haben." Scheu blickte er durch die Dämmerung nach den offenen Schränken, deren Tiefen wie ſchwarze Schlünde gegen ihn gähnten. „Vom Großvater hat mir oft die ſelige Tante erzählt und meine Geſellen haben mir ſonſt ſein Schickſal vorgeworfen. Jetzt wagt es keiner mehr. Dennoch iſt es hart, mit dieſen Totengewändern eingeſperrt zu ſein." Er drückte die Schrankthüren zu, eilte an das Fenſter und zog, bis es ihm gelang zu öffnen. Dort athmete er friſche Winterluft, ſah die heimziehenden Landleute, die geſchäftigen Bürger, welche Tiſche und Kaſten vom Markte in die Häuſer trugen, und hoch über den dunkeln Schatten der Erde den lichten Abendhimmel; da wurde ihm leichter zu Sinn. „Alſo ich bin von dem Blute, dem Hochmeiſter entſtammen? ich grüße euch mein Kumpan, Herzog Albrecht von Brandenburg! Der Vater trägt, wie ich merke, ſeinen Stolz in der Taſche, ich wollte, er zeigte ihn auf dem Markte. Meine Ahnen haben als die Vornehmſten dem Adel geboten, jetzt drängen wir uns mit den Junkern vom Lande, wenn wir zufällig auf derſelben Bank ſitzen und höhnen einander in wilden Reden. Der lange Henner Ingersleben, der weder Gut noch Geld hat und als Einlieger bei ſeinen Spießgeſellen auf dem Lande hauſt, weigerte ſich höhniſch mit uns Stadtknaben im Ringelrennen zu reiten und ſchalt uns Bürgerpack. Treffen wir uns auf der Haide, ſo iſt ausgemacht, daß wir einander ſchlagen, bis einer unter dem Pferde liegt. Auch mit dem Polen und ſeiner Sippſchaft hängt jetzt ein Handel, den wir in Frieden ſchwerlich zu Ende bringen; aber Junker und Polen ſollen merken, daß wir Kinder von Thorn uns gegen ſie zu behaupten wiſſen.“ Drohend hob er die Fauſt, aber er ſah gleich darauf wieder ſcheu in der Stube umher. „Als ich vor Jahren auf dem Danziger Schiff nach Schonen fuhr, um unſere Heringstonnen heimzuholen und der däniſche Seeräuber uns anlief, da ſprang ich mit den Andern auf ſein Verdeck, obwohl ich ein

Knabe war, und der Schiffer Hendrik rühmte die Hiebe des Duſſek, den ich gegen die Dänen ſchwang.“ Doch trotz dieſer tapfern Reden hielt er ſich vorſichtig in der Nähe des Fenſters. Draußen war es finſter geworden, nur einzelne Tritte klangen in den Straßen, in den Häuſern glänzten Lichter und flackernde Heerdfeuer, um die Schänken ſummte das Geräuſch luſtiger Geſellſchaft und vom Artushofe her klang die Tanzmuſik. „Die Pfeifer hätten auch nicht nöthig, ſo gellend zu locken, ich vernehme die Ladung ohnedies. Ob Eva Eske wohl nach mir frägt? ich denke, ſie erwartet, daß ich mit ihr tanze. Wäre ich dort, ich hätte den Vortritt, weil ich beim letzten Stechen das Beſte gewonnen habe. Jetzt wird ſich Vetter Matz Hutfeld, die teige Bürgermeiſterſemmel, obenan auf das Brett ſchieben. Matz ſtolperte neulich beim Tanze über mein ausgeſtrecktes Bein und fiel hin, mich ſoll wundern, ob ſein Vater trotzdem im Rathe für mich ſprechen wird.“ Auf der Straße ſangen vorübergehende Geſellen ein Liebeslied, Georg ſummte es leiſe mit. „Ach, das fremde Mädchen hat ein holdſeliges Geſicht und mich ärgert ſehr, daß ich ſie gekränkt habe, ſie ſtarrte mich an in Schreck und Scham, ich kann den Blick nicht vergeſſen; ich muß erfahren, wer ſie iſt und bei wem ſie hauſt, ich möchte nicht, daß ſie mich für ganz unbändig hielte. Vielleicht berede ich meine Genoſſen, daß ſie ihr eine Nachtmuſik bringen, dann ſpiele ich die Laute und Lips Eske ſtreicht das Baſſettel.“ Lange erfreute ihn dieſer Gedanke und er ſummte eine zierliche Weiſe, die zu dem Ständchen paßte.

Auch als die Abendglocken läuteten und er das Gebetbuch in der Taſche fühlte, dachte er: „das läuft niemals weg“ und begann eine neue Melodie. Zuletzt aber fühlte er die Kälte und den Hunger und auch die finſtere Stube bereitete ihm Sorge. „Der Herr Vater ſitzt wohl im Artushofe bei ſeinem Trunke und Barbara getraut ſich nicht ohne ſeine Erlaubniß Licht und Nachtkoſt zu bringen. Es iſt zuweilen mühſeliger ein Sohn zu ſein als ein Vater.“

Da knarrte es leiſe längs der Hauswand, an dem Seile welches aus der Giebelluke hing, glitt ein dunkles Bündel herab und eine Stimme flüſterte vor dem Fenſter: „Seid ihr noch bei Leben und Geſundheit, Junker?“

„Biſt du's, Dobiſe?“

„Niemand ſonſt. Wenn ihr euren Arm ausſtreckt, könnt ihr den meinen faſſen und mich an's Fenſter ziehen.“

Das that Georg. Der Ankömmling, deſſen Fuß in dem Haken des Seils haftete, klammerte ſich an das Fenſterbrett und blickte ängſtlich in den Raum. „Was bringſt du, Hausteufel?“ frug Georg.

„Nichts vom Teufel,“ warnte der Andere, „denn es iſt Nacht und die ſchwarzen Geiſter wandeln. Eure Geſellen grüßen euch, ſie ziehen nach dem Abendtanz in die Trinkſtube zu Jan Rike, dort erwarten ſie euch. Haltet das Seil feſt, ihr könnt nach mir auf den Boden ſteigen und durch das Hinterhaus ins Freie. Schlagt den Haken an das Fenſter, ſo findet ihr euch auf demſelben Wege zurück und kein Herr merkt eure Fahrt.“

„Wo iſt der Vater?“

„In ſeiner Kammer, die er nicht mehr verläßt.“

Georg dachte ſehnſüchtig an die harrenden Genoſſen, aber er ermannte ſich: „Ich bin hier verſtrickt und darf nicht entweichen.“

„Bindet euch ein Strick, ſo löſt euch der andere,“ erinnerte Dobiſe an dem Seil ſchüttelnd.

„Dennoch bleibe ich hier, man muß ſeinem Alten auch einmal etwas zu Gefallen thun. Den Geſellen ſage, daß der Rath über uns iſt; und hör, mahne heimlich die Magd, daß ſie mir ein Licht und gute Koſt zuträgt, denn es iſt einſam im Finſtern.“

„Ihr wollt doch die Nacht nicht allein bleiben mit den Unholden der Stube?“

„Willſt du zu mir herein kommen und bis zum Morgen hier weilen, ſo habe ich nichts dagegen,“ verſetzte Georg.

„Lieber wollte ich ſterben,“ raunte Dobiſe in ehrlichem Grauen und ließ das Fenſter los, ſo daß er an dem Seil baumelte.

„So fahr' dahin, du Narr.“

„Auf der Treppe will ich die Nacht ſitzen um euretwillen,“ flüſterte der Andere handelnd, „dafür bitte ich euch morgen um Silber, bei den Pfaffen einen Zettel für mich zu kaufen. Denn ſie ſagen, daß die Teufel Macht über Jeden erhalten, der ihren Rock anzieht und da ich euch zu Liebe mit Kuhſchwanz und Ziegenhörnern geſprungen bin, ſo hoffe ich, werdet ihr euch meiner

Seele erbarmen. Alle vierzehn Nothhelfer! ſeht ihr die feurigen Augen hinter euch?"

Georg wandte ſich erſchrocken um. „Es iſt die Goldhaube der Mutter," ſagte er beruhigt.

Dobiſe ſchwieg und ſah ſpähend in den Raum.

Auf dem leeren Markt klangen Tritte, welche ſich näherten. „Schnell mach' dich fort," mahnte Georg und trat von dem Fenſter zurück. Im nächſten Augenblick vernahm er Gebrüll und einen Schreckensruf und ſah den Dobiſe ſchleunigſt am Seil nach der Höhe klimmen. Unten murmelte es leiſe, dann wurde Alles ſtill, der Nebel quell in den Straßen, die rothen Lichter, welche hier und da blinkten, ſchwanden eines nach dem andern, in der Ferne ſchlug dumpf die Uhr von St. Johannes und zuweilen blies der Thürmer die gewohnte Weiſe. Spät kam die alte Barbara, ſie trug die Abendkoſt, eine Lampe, Strohſack und Decke. Georg antwortete ihrem bekümmerten Nachtſegen mit freundlichem Lachen, warf ſich auf ſein Lager am Boden und entſchlief ruhig.

Der Vater aber in ſeiner Kammer wachte, er ſaß über ein Buch gebeugt, deſſen Seiten er mit vielen Zeichen beſchrieben hatte, zählte zuſammen und rechnete. Die Zeichen und Zahlen des Buches, unverſtändlich für jeden Andern, bedeuteten nicht Kaufmannsgüter und Summen ſeines irdiſchen Handelsgeſchäftes, es war die Rechnung, die er als frommer Chriſt für das ewige Leben führte. Die frommen Bruderſchaften ſtanden darin, denen er angehörte, jede mit vielen Tauſenden Paternoſter und Ave Marias, mit ganzen Roſenkränzen und anderen Hülfsmitteln zur Seligkeit, welche die Bruderſchaft als gemeinſamen Schatz für ihre Mitglieder gut gemacht hatte. Auch ſeine eigenen guten Werke waren darin verzeichnet, die frommen Spenden und Almoſen, die er ausgetheilt und die Bußübungen, denen er ſich freiwillig unterzogen. Seite auf Seite überſchlug er und rechnete zuſammen, am ſorgfältigſten, was er der Mutter Gottes und ſeinem Schutzpatron, dem heiligen Johannes zu Ehren erwieſen hatte, damit ſie ihm ihre beſondere Neigung erwieſen. Es war eine große Summe von Gebeten und von guten Werken. „Wir flehen und opfern unabläſſig," ſeufzte er endlich, „aber nimmer erfahren wir, wie hoch die Heiligen den Aufwand ſchätzen, den wir für ſie gemacht, und wir müſſen den Prieſtern vertrauen, wenn ſie uns gute Vertröſtung geben und beſtätigen, daß unſere Rechnung mit dem Himmel günſtig für uns ſtehe. Ich bin ein alter Mann geworden über der Arbeit dieſes Buches, aber den größten irdiſchen Wunſch, um den ich flehe, entbehre und opfere, haben die Heiligen nicht erhört." Er barg das Buch in ſeinem Schrein und ging mit großen Schritten und gehobenem Haupte in der Kammer auf und ab, die Augenbrauen zogen ſich finſter zuſammen, die Fauſt ballte ſich und wenn das Licht ſeine düſtern Züge erleuchtete, ſah er einem harten Kriegsmanne ähnlicher als einem friedlichen Kaufherrn.

## 2.

## Der Herr Magiſter.

Marcus König galt für den reichſten Großhändler der Stadt, er war Herr eines Landgutes mit befeſtigtem Hauſe, er beſaß Wälder, Wieſen und Mühlen nicht nur im Stadtgebiet, auch jenſeit der Brücke in Polen, ihm gehörten mehre Bordinge und Frachtkähne auf der Weichſel und man wußte, daß er in Geſellſchaft mit großen Kaufherren aus Danzig und Lübeck weit über die See handelte. Wer in ſein Contor, „die Kammer,“ trat, erkannte, daß der Hausherr ſich viel in der Welt verſucht hatte; neben den Schränken mit Handelsbriefen und Waarenproben hingen zwei halbe Rüſtungen aus ſchwarzem Eiſenblech, wie die Seefahrer im Kampfe zu tragen pflegten, darunter ein Feuerrohr. Piken und Enterbeile, an der Decke zuſammengerollte Wimpel und Flaggen verſchiedener Schiffe; in der Ecke lehnten gewaltige Wurfſpeere, welche der Nordländer zum Streit gegen Seeungeheuer gebraucht und zwiſchen ihnen das rieſige Horn eines Ungethüms. Auch das Marienbild, welches über dem Weihkeſſel an der Thür hing, war mit einem Roſenkranz von großen rothen Korallen umgeben, die nur im Südmeer erfiſcht wurden.

Die oberen Stockwerke des Hauſes, die Keller und die Speicher in dem langen Hofe waren mit Kaufmannsgut gefüllt, dort lagerte Kupfer und Pelzwerk, Wachs und Honig der Oſtländer, aber auch die köſtlichen Waaren, welche aus dem fernen Weſten herzugefahren wurden, ſüßer Wein und Gewürz, theure Gewebe, Sammet und goldgemuſterte Stoffe aus Flandern und Genua. Dennoch war es ein ſtilles Haus und eine kleine Dienerſchaft, mit welcher der reiche Mann ſeinen Handel betrieb. In der Kammer ſaß nur ein Gehülfe ihm gegenüber, Bernd Guſek, ein demüthiger Mann, welcher „der Lieger" hieß, weil er eigenen Antheil an vielen Geſchäften hatte und das Vorrecht, gleich dem Herrn mit der Marke der Handlung zu zeichnen; er war wohlbekannt in allen Oſtſtädten von Lemberg bis Danzig und galt unter den Polen ſo viel als der Herr ſelbſt. Ein niedriger Seitentiſch war für Georg aufgeſtellt, der als Geſell in der Handlung diente. Im Hofe und in den Speichern aber wirthſchaftete mit einigen Packern der Hausknecht Dobiſe, ein Unfreier vom Gute des Hausherrn. Sonſt wußten die Neugierigen weniger von dem reichen Marcus zu erzählen als von andern Brüdern des Artushofes. Denn er war nach dem Tode ſeiner Hausfrau viele Jahre auf Handelsfahrten in der Fremde geweſen, während ſeine unverheirathete Schweſter ihm den einzigen Sohn erzog. Erſt als die Schweſter ſtarb, war er heimgekehrt, ein ernſter, ſchweigſamer Herr, der ſich ſtolz hielt gegen die Bürger, aber auch unter den Brüdern des Artushofes, wo er von ſeinen Vorfahren her einen Ehrenſitz an der vornehmſten Bank inne hatte.

Am Tage nach dem Teufelstanz ſchrieb Marcus in der Kammer über Geſchäftsbriefen, auch Georg, der ſeiner Haft entledigt war, ſaß mißvergnügt auf dem Schemel, als der Rathsbote eintrat und den Hausherrn mit ſeinem Sohne vor den Rath lud. Die alte Magd reichte dem Herrn klagend ſeinen Hut: „Das wird für euch ein ſaurer Gang. Sonſt, wenn Liſchke, der Bote, in das Haus kam, hielt er gern bei der Küchenthür an, er ſaß auf dem Schemel nieder und erwartete, daß ich ihm ein Glas Danziger zutrug, heut ſah er feindſelig um ſich und wich vor dem Schemel zurück, wie ein Kater vor dem heißen Roſt.“

Nicht nur der Diener war in Aufregung, auch die Herren des Rathes ſaßen ſteif in ihren Stühlen und ſogar der älteſte Bürgermeiſter, Burggraf Friedewald, der Allen ehrwürdig war mit ſeinem langen weißen Haar und dem freundlichen Antlitz, begann feierlicher als ſonſt: „Bevor der Rath euren Sohn ſtraft, Herr Kumpan, muß ich euch vorhalten, daß heut Barthel Schneider mit ſeinem Geſellen eine Anzeige vor uns gebracht hat. Als er geſtern in ſpäter Abendſtunde bei eurem Hauſe vorbeiging, hat er nahe an eurer Wand über ſich in der Luft eine ſchwarze ſcheußliche Geſtalt geſehen, die ihm als der leibhaftige Teufel kenntlich wurde. Dieſe Geſtalt hat ſich in der Luft überſchlagen und gegen die redlichen Männer, den Schneider und ſeinen Geſellen, ſo greulich gebrüllt, daß Beide entſetzt auseinanderfielen, bis ſie auf dem Boden lagen. Von dort, ſagt Barthel, habe er noch geſehen, daß der böſe Geiſt an eurem Hauſe in die Höhe flog, wobei ſein Schwanz immer länger wurde, bis er endlich in eurer Giebelluke verſchwand. Der Geſelle ſagt aus, daß er ein unmenſchliches Gelächter vernommen habe und daß oben erwähnter Schwanz, welcher gerade herabhing, am Ende gekrümmt geweſen ſei wie bei einem Fleiſcherhunde. Ungern theile ich euch das mit, da ihr als ruhiger und gottesfürchtiger Mann bekannt ſeid, aber euch ſelbſt wird nicht verborgen bleiben, was Viele meinen, daß der Frevelmuth eures Sohnes und ſein Spiel mit dem Teufel dem Böſen Zugang in euer Haus bereitet habe. Böſes Gerücht aber verdirbt den beſten Mann und des Raths Verpflichtung iſt unter anderem auch, Beunruhigung chriſtlicher Seelen zu verhindern, deshalb werdet ihr wohlthun, unverzüglich die frommen Väter zu laden, damit ſie dem Böſen euer Haus verleiden, und werdet fortan eure Hausgenoſſen in ſtrenger Zucht halten, damit das Geräuſch in der Stadt wieder geſtillt werde und unſere und eure Ehre im Lande nicht durch ſchädliches Gerücht gekränkt."

Marcus warf einen forſchenden Blick auf ſeinen Sohn, der betroffen an das Seil des Dobiſe dachte, und ſchwieg eine Weile, wie einem beſcheidenen Manne ſchicklich war, wenn ihm Gewichtiges in das Ohr klang. Endlich begann er: „ich bedanke mich bei einem ehrbaren Rath für die Vermahnung und ich werde zur Stelle bei den ehrwürdigen Dominikanern um die Hülfe der Heiligen anhalten. Ich ſelbſt habe in meiner Kammer, wo ich gerade beſſer als mit weltlichen Dingen beſchäftigt war, einmal ein fernes Brummen vernommen und mich dabei beruhigt, daß es vom Markt herkomme. Gegen die Ausſage des Barthel Schneider vermag ich nichts vorzubringen, er iſt aus der Neuſtadt und deshalb geneigt, von unſerer Altſtadt Unfreundliches zu vermelden, und er iſt zwar bekannt als ein redlicher Mann, aber nicht als ein herzhafter. Einen ehrbaren Rath bitte ich nur, wohlmeinend zu erwägen, daß der nächtliche Spuk nach Ausſage nicht in meinem Hauſe ſichtbar wurde, ſondern außerhalb, und wenn er ſich unter meinem Dach verloren haben ſoll, ſo mögen vielleicht die Erſchrockenen dies nicht deutlich geſehen haben, zumal die Nacht finſter war." Darauf wandte ſich der Burggraf gegen Georg und ſtrafte dieſen ſtärker mit Worten: „denn obwohl die Maske des Teufels in der Faſtnacht von Thorn nicht unerhört iſt, ſo bleibt ſie immer bedenklich, vor Anderen für junge Geſellen des Artushofes; und obwohl das Vexiren mit Schweinsblaſen und Lederkolben ebenfalls gebräuchlich iſt, ſo iſt dabei doch billige Rückſicht zu nehmen auf fremde Gäſte und zumeiſt auf heilige Männer. Beide aber ſind durch den Narrentand gekränkt worden und der Rath muß euch, weil ihr den Frieden der Stadt durch Wort und Geberde geſchädigt habt, zu einer ſtarken Pön verurtheilen, zumal uns Allen wohl bewußt iſt, daß ihr nicht zum erſtenmal wegen Ungebühr vor dem Rathe ſteht. Da ihr öfter gemahnt worden ſeid und doch nicht Ruhe haltet, ſo muß der Unwille der Stadt um ſo größer werden.“

„Hochgebietender Herr Burggraf,“ antwortete Georg mit aufrichtigem Kummer: „mich ſelbſt verwundert ſehr, daß gerade ich zuweilen das Unglück habe einen Anſtoß zu geben, denn ich möchte gern in Frieden leben. Wenn die anderen Vögel davon fliegen, an meinen Federn haftet das Pech, daß zuletzt der Bote des Raths ſeine Mütze über mich wirft.“

„Wollt ihr damit ſagen,“ verſetzte der Bürgermeiſter, „daß ihr von Anderen angeſtiftet ſeid, ſo mögt ihr in dieſem Fall vielleicht eure Strafe mildern, wenn ihr die Rädelsführer angebt.“ Und als der alte Herr ſo ſprach, zuckte trotz der ſtrengen Worte doch ein Lächeln um ſeinen Mund. Georg erröthete über die Zumuthung: „Ihr wißt ſelbſt, hochgebietender Herr, daß mir nicht ziemen würde, einen meiner Geſellen zu verrathen oder gar das Urtheil, welches gegen mich gefällt iſt, Andern an den Hals zu reden.“

Da Herr Friedewald daſſelbe wußte und auch daran dachte, daß die andern Teufel zum Theil Söhne von Rathsherren geweſen waren, ſo begnügte er ſich zu ſagen: „wenn euch der Rath nach den Namen eurer Kumpane fragen wollte, würdet ihr ihm die Antwort nicht weigern, diesmal geht die Klage gegen euch allein. Dagegen iſt wieder dem Rathe berichtet, daß ein Bäuerlein von den Stadtgütern mit einem eiſernen Flegel gefährlich gegen eure Genoſſen losgeſchlagen und daß der fremde Pole, euch mit gezückter Waffe angefallen hat.

Beide haben den Frieden der Stadt gebrochen, das Bäuerlein, welches uns angehört, wird nach Gebühr gerichtet werden, und gegen den Polen ſteht euch ſelbſt eine Klage zu wegen des Hiebes, welcher dem Vernehmen nach zweizöllig und blutig war. Da der Pole als Gaſt der Stadt anweſend war und ſich als fremd in unſerm Brauch und Recht bekannt hat, ſo will der Rath ein Uebriges thun und eure Strafe erlaſſen, wenn ihr davon abſehet, den Gaſt zu verklagen."

„Ich denke, gebietende Herren," verſetzte Georg, „mein Recht mir ſelbſt von dem Pietrowski da zu holen, wo der Friede der Stadt mir nicht die Waffe bindet."

„Ich merke," ſagte Herr Friedewald ſtrafend, „daß ihr geringe Urſache habt, friedliche Geſinnung vor uns zu rühmen. Wahrt euch auch auf fremdem Grunde vor Händeln und Rache, damit der Stadt nicht euretwegen neue Sorge entſtehe. Heut aber entnehme ich aus euren Worten, daß ihr der Klage entſagt. Fertigt die Vergleichung zu Papier, Stadtſchreiber."

Als Vater und Sohn das Rathszimmer verließen und der Vater ſchweigend mit geſenktem Haupt über den Markt ſchritt, dachte Georg reuig, daß er ſehr zornig ſein müſſe und der Kummer des Alten that ihm von Herzen weh. Erſt als ſie vor ihrem Hauſe ſtanden, ſah Marcus nach der Höhe und ſprach ſeinen Sohn ſcharf anblickend: „Dort hängt der Haken mit dem Seil aus der Luke, ſage dem Tobiſe, daß er ihn zur Stelle einzieht; ich gehe zu den Predigermönchen."

„Herr Vater,“ bat Georg, „warum wollt ihr nicht bei unſerem Pfarrer von St. Johannes Hülfe ſuchen, was kümmern uns die Mönche in der Neuſtadt.“

„Sie kümmern uns, weil ſie gegenwärtig die Herrſchaft unter den Geſchorenen führen. Der Pfarrer von St. Johannes iſt beargwöhnt als ein Unzufriedener.“

Kurze Zeit darauf bewegte ſich ein heiliger Zug von der Neuſtadt über den Markt, zwei Predigermönche, vor ihnen die Knaben mit Lichtern, der Sacriſtan mit Wedel und Sprengkeſſel, ein junger Bruder mit dem großen Buche. An der Thür empfing der Hausherr die hülfreichen Gäſte, die Knaben zündeten die Lichter an, welche der Wind ausgeblaſen hatte, und die Mönche umſchritten feierlich die verſammelten Hausgenoſſen, ſprachen die lateiniſchen Gebete und beſprengten die Knienden mit dem Weihwaſſer, wobei Georg ohne Freude erkannte, daß der Zorn des Pater Gregorius ihm das ganze Geſicht mit dem Wedel beſtrich. Als die Menſchen nothdürftig gegen die Einwirkungen des Satans geſchützt waren, durchzogen die Brüder das Haus, forderten in jedem Raume den Böſen auf, zu entweichen, ſprengten und räucherten in jede Ecke. Der Demüthigſte von Allen war Dobiſe, er hatte ſich aus eigenem Triebe ein Wachslicht angezündet, das er mit geſenktem Haupt und gefalteten Händen vor ſich hertrug, er murmelte das Ave Maria, deſſen er mächtig war, unabläſſig vor ſich hin und benutzte jede Gelegenheit ſich auf die Knie zu werfen.

Als Alles nach Gebühr vollendet war, führte der Hausherr die Brüder zur Wohnſtube, wo bereits der

Weinkrug mit den Bechern ſtand, er bedankte ſich wieder ehrerbietig wegen Säuberung ſeines Hauſes und empfahl ſich und die Seinen dem Gebet der Mönche. „Und jetzt bitte ich, daß die ehrwürdigen Väter eine Stärkung nicht verſchmähen.“

„Noch haben die Heiligen nicht die Sühne, welche ſie ſich begehren müſſen nach der Kränkung, die einem Geweihten zugefügt wurde,“ verſetzte Pater Gregorius feindſelig abweiſend.

„Mein armer Sohn iſt bereit, ſich jeder Buße zu unterwerfen, welche ihr ihm auflegen werdet.“

„Wenn er an drei Feſttagen vor dem andächtigen Volke büßend befunden wird, nicht auf den Stufen des Altars, ſondern auf dem Fußboden, nicht auf ſeinen Knien, ſondern ausgeſtreckt, und wenn er darauf gebührlich opfert, ſo mag die Kirche ihn ſeiner Sündenſchuld erbarmend entledigen.“

Das Antlitz Georgs röthete ſich und er ballte die Fauſt, aber der Vater hob die Hand, daß er ſchweige. „Wenn er auch thut, was ihr frommen Väter ihm auflegt, ſo weiß ich doch, daß euer Gebet heilkräftiger für ihn ſein wird, als ſeine eigene Buße, und vor Allem möchte ich euren guten Willen erwerben. Deshalb flehe ich, daß ihr als Zeichen günſtiger Meinung nicht verſchmäht, von dieſem Sect zu trinken, welcher das Beſte meines Kellers iſt.“

Bruder Gregor ergriff nachläſſig den Wedel, ſprengte um den Wein, wobei er ſich hütete, Waſſertropfen in den Trunk zu werfen, leerte vornehm das Glas und wandte ſich dann mit ſtillem Gebet vor das Muttergottesbild in der Nähe der Thür. Als Dobiſe, welcher dort unter den Knaben ſtand, die neue Andacht des großen Mannes ſah, hielt er es für nützlich, ihm wieder zu leuchten und warf ſich mit ſeiner Kerze vor den Füßen des Mönches zu Boden. Unterdeß nahm Marcus den andern Bruder, der dem Wein volle Ehre erwieſen hatte, an's Fenſter und ſprach bekümmert: „ich bitte euch, ehrwürdiger Bruder, mir zu ſagen, wie ich den guten Willen unſeres Vaters gewinnen kann; gern würde ich ihm meine Verehrung erweiſen, damit er des Muthwillens nicht mehr gedenkt und fortan mit treuer Geſinnung für mich und meinen Sohn zu bitten vermag. Denn hart iſt die Buße, welche die Heiligen meinem armen Georg auferlegen wollen und gern vermiede ich die Unehre.“

„Vielleicht,“ verſetzte der Mönch wohlwollend, „wenn ihr ein anſehnliches Faß von demſelben Wein an unſerer Pforte abladen ließet, würde mein Bruder beſſeres Vertrauen gewinnen.“

„Ein anſehnliches Faß,“ wiederholte Marcus erſtaunt, „ihr wißt, daß dieſer Wein nur in kleinen Tonnen aus Welſchland zu uns kommt. Doch bin ich bereit, gegen Abend zwei Lagel nach St. Nicolaus zu ſchaffen, dieſe ſoll mein Knabe ſelbſt überbringen.“

Der Mönch winkte mit einem Blick des Einverſtändniſſes und die frommen Brüder verließen das Haus im Zuge, nachdem ſie die Hausbewohner geſegnet hatten.

Georg trat mit flammendem Blick vor den Vater.

„Niemals unterwerfe ich mich der Buße des boshaften Mannes.“

„Wer länger gelebt hat als du, der erkennt, daß Alles ſeinen Preis hat. Am koſtbarſten aber iſt der Zoll, den wir auf dem Wege in jenes Leben zu entrichten haben. Giebt Jemand den Pfaffen ein Recht über ſich, ſo darf er ſich nicht wundern, wenn ſie den Vortheil unmäßig benutzen. Denn die Geiſtlichen, wie ſie auch ſein mögen, haben die Macht Jedem in dieſem und noch mehr in jenem Leben zu ſchaden oder zu nützen. Kein Kaiſer und kein König vermag ohne ihre Hülfe und Fürbitte zu beſtehen, und die von St. Nicolaus ſind, obgleich ſchärfer als andere in Thorn, doch noch nicht ſo unerſättlich als größere, und kluger Sinn vermag ſie noch zu gewinnen. Und ich ſage dir,“ fuhr er befehlend fort, „du wirſt dich vor ihnen demüthigen, ſie aber werden, wie ich hoffe, dir die öffentliche Unehre erlaſſen.“

Als Georg gegen Abend mit Dobiſe den Wein vor der Kloſterpforte abgeladen hatte, ſenkte er, ſeinen Stolz mühſam bändigend, vor dem Pater das Haupt und bat mit höflichen Worten, die er ſich mühſam überlegt hatte, um Verzeihung. Der finſtere Blick des Paters glitt auf die Tönnlein herab und wurde etwas freundlicher, ſo daß er dem Sünder nur als ſtille Buße auflegte, an drei Tagen eine vorgeſchriebene Anzahl von Gebeten vor jedem Altar der Kloſterkirche zu ſagen. Mit dieſem Beſcheid ging Georg mißmuthig heim.

An einem der nächſten Tage ſaß Georg in der dunkeln

Hinterſtube des Hauſes und berechnete die Unkoſten, welche eine Kiſte Sammet und Brokat von Venedig bis zur Ankunft in Thorn verurſachen würde. Die Arbeit röthete ihm die Wangen und da er ſich mehrmals in das Haar gefahren war, ſtand es ihm aufgeregt um den Kopf, er ſah zuweilen auf ein Rechenbrett mit wunderlichen Zeichen und war unzufrieden mit dem Schreiberohr, der Tinte und der ſchweren Rechnerei. Unvermerkt war der Vater herangetreten; als Georg das Rohr weglegte und tief aufathmete, ergriff er das Blatt und ſah die Rechnung durch: „Sammet und Brokat haben klein Gewicht, das konnteſt du wiſſen," tadelte er, „auch haſt du vergeſſen, daß die Herrſchaft von Venedig dem deutſchen Contor beim Zoll zehn Procent vom Werthe der Waare nicht in Rechnung bringt. Die Berechnung über Augsburg iſt richtig, der Danziger nimmt die Lagermiethe nach dem Werth der Waare, ſobald er die Kiſte unter ſein Dach bringt und es iſt deshalb unſere Sache, mit dem Bordſchiff bei der Hand zu ſein, damit wir vom Deck einladen." Das Blatt weglegend, fuhr er fort: „Wie lange iſt es her, ſeit du die lateiniſche Schule von St. Johannes verlaſſen haſt?"

„Drei Jahre, Herr Vater, und ich mußte länger dort ſitzen als ein anderer, ich war der größte Schüler und die kleinen Schützen lachten, wenn ich einmal nicht Beſcheid wußte," verſetzte Georg mit ehrlichem Abſcheu.

„Ich habe mit Bürgermeiſter Hutfeld, deinem Pathen, deinethalb geſprochen; einiges, was er mir ſagte, vermag er mit guten Gründen zu ſtützen; jetzt ſitzeſt du im Artushofe unter den jüngſten, ich denke, du haſt den Willen, einen Ehrenſitz zu erwerben."

„Ich will der Stadt keine Schande machen, Herr Vater."

Marcus nickte. „Es kommt eine neue Zeit und wer jetzt über das Wohl der Stadt verhandeln will mit den Polen oder auch fern im Reiche, der muß des Lateiniſchen mehr mächtig ſein, als du biſt. Gern hätte ich dich an die Oder nach Frankfurt geſchickt, damit du dort bei den Juriſten das Recht lernteſt. Aber die Handlung konnte dich nicht entbehren. Noch andere Knaben aus dem Artushofe ſind in derſelben Lage, daß die Väter ſie im Hauſe nicht ganz miſſen wollen. Darum haben Einige von uns vereinbart, euch dem neuen Magiſter der Johannesſchule in der Art zu übergeben, daß ihr geſondert von den Andern in Stil und lateiniſcher Kanzlei belehrt werdet. Es wird dem Magiſter ſowohl durch Geld als auch durch Getreide gut gemacht werden."

Georg vernahm bekümmert dieſen Befehl, aber im nächſten Augenblick erhellte ſich ſein Geſicht, und mit größerer Freudigkeit als der Vater erwartet hatte, antwortete er: „ich bin willig, Herr."

Am Nachmittage ſaß Konrad Hutfeld wieder ſeinem Schwager gegenüber, diesmal in beſſerem Einvernehmen; beide in der Abſicht, den geladenen Magiſter zum lateiniſchen Lehrer ihrer Söhne zu werben. Der Gelehrte wurde eingeführt und begrüßte geziemend die Beiden. „Hochanſehnlicher Kaufherr und Wirth, namhafter Herr Bürgermeiſter, es geſchieht auf Grund einer Aufforderung, daß ich hier eindringe. Gern bin ich bereit, zu vernehmen, womit ich meinen günſtigen Herren zu dienen vermag. Sind hier auch meinerſeits Bitten ſtatthaft, ſo wollte ich mit gebührendem Reſpect anheimgeben, daß der Ofen in der mir überwieſenen Schulſtube qualmt und daß meine Schützen Rauch ſchlucken, was ihre Aufmerkſamkeit nicht befördert und auch mir erſchwert, in dem ſchwarzen Dampf die Uebelthäter zu erkennen, obgleich dies wegen der Abrechnung am Samſtage nothwendig iſt.“

Der Bürgermeiſter ſtellte Abhülfe in Ausſicht; der Magiſter nahm auf dem bereit ſtehenden dritten Stuhle Platz und empfing den Wein, welcher ihm von dem Hausherrn eingeſchenkt wurde. Er koſtete, ſetzte erfreut ab, leerte das Glas und rief: „Dieſer Riveſalt hat lange Jahre in einem guten Keller gelegen.“

Da lächelte der Hausherr ein wenig und der Bürgermeiſter machte den verabredeten Vorſchlag. Doch der Magiſter vernahm die Zumuthung ohne Freude: „Ungern nehme ich erwachſene Jünglinge in die Lehre, noch unlieber theile ich ihnen beſondere Stunden zu, denn ſelten lernt etwas Ordentliches, wer gewöhnt iſt am Abend mit der Laute durch die Gaſſen zu ziehen und auf das Frauenvolk an den Thüren zu blicken.“

„Dennoch würdet ihr Manchen durch dieſe Gefälligkeit verpflichten, der euch von Nutzen ſein kann,“ mahnte Hutfeld, verletzt durch die kühle Haltung.

„Es iſt nicht meine Sache, gebietender Herr,“ verſetzte der Magiſter, ihn ſteif anſehend, „als Lehrer Anderen angenehm zu ſein, ſondern die Knaben, welche ich lehre, ſollen mir angenehm werden, das will ſagen, ſie ſollen etwas Ordentliches lernen, denn das iſt die Freude des Lehrers; wollen ſie das nicht, ſo kränkt mich die verlorene Zeit, ſelbſt wenn die Faulen, mit Verlaub zu ſagen, Söhne eines Bürgermeiſters ſind.“

„So mögt ihr mit mir reden,“ antwortete Hutfeld mit Haltung, „nachdem ihr eure Schüler als träge erkannt habt, jetzt rathe ich doch, die Sache erſt zu verſuchen.“

Der Magiſter fühlte, daß er zu eifrig geweſen war und dieſe Erkenntniß bändigte den Stolz, den er als Feldherr im Kriege gegen bäuriſche Unwiſſenheit gewonnen hatte; er fuhr ruhiger fort: „Auch was ihr von der Zulage zu meiner Beſoldung geſagt habt, kann mich nicht locken. Wenn ich eure alten Knaben in meine Lehre nehme, ſo thue ich es nur auf meine Bedingungen.“

„Nennt dieſe,“ mahnte Hutfeld.

„Zunächſt nehme ich ſie nur auf Probe und ich ſelbſt beſtimme am Ende des Vierteljahres das Geld, welches jeder zu zahlen hat; wer nichts lernt, zahlt doppelt, und wer mir Freude macht, weniger; denn bei den Schlechten habe ich Aerger und Mühe.“

„Ihr habt Recht, Herr Magiſter,“ lobte Marcus, dem die Geſinnung des Alten gefiel, „um das Schulgeld wollen wir alſo nicht ſtreiten.“

„Noch bin ich nicht fertig,“ fuhr der Magiſter ungerührt fort, „ich nehme keinen Knaben an, den ich nicht vorher geſehen habe, denn wir Schulmänner leſen aus den Linien des Geſichtes Manches, was die Eltern nicht erkennen."

„Einer wenigſtens iſt zur Stelle," ſagte Marcus aufſtehend und rief in die Kammer nach ſeinem Sohne.

Georg trat eilig ein in dem Wamms, das er in der Schreibſtube trug, und grüßte den Pathen; als ſein Blick auf den Magiſter fiel, erröthete er ein wenig, denn er erkannte ſein Opfer vom Faſtnachtsſpiele. Da der kleine Magiſter die hohe Geſtalt ſah in voller Jugendkraft, die Stirne von blonden Locken umgeben, ſtellte er ſich dicht vor den Jüngling und ſtützte die Arme unter. Sein ſcharfer Blick wurde heiterer: „Einen ſo langen Bachanten habe ich noch niemals unter meinem Scepter gehabt," begann er endlich und lachte ſo laut, daß er ſchütterte und ſich beugte, und daß Georg von der Fröhlichkeit angeſteckt wurde. „Doch wie geſchieht mir," unterbrach ſich der Magiſter, „dieſen Lateiner habe ich bereits geſehen; richtig, er iſt es," und er faßte ihn am Wamms und ſchüttelte ihn. „Ihr wollt den Teufel ſpielen, ihr ſeid in der hölliſchen Kanzlei ſchlecht bewandert, meint ihr, ich habe vergeſſen, daß ihr in eurer Rede ut mit dem Indicativ conſtruirt habt? Ihr werdet eurem Lehrer Noth machen." Er wandte ſich kurz ab und ſetzte ſich ſtracks auf ſeinen Stuhl.

Jetzt lächelte auch Hutfeld und frug, um die Verhandlung zu enden: „Wollt ihr es nicht dennoch mit ihm und den Andern verſuchen?"

„Die Frage iſt jetzt, gebietender Herr Bürgermeiſter, ob er es mit mir verſuchen will.“ Er ſprang wieder vor Georg und ſprach, mit dem Finger gegen die eigene Bruſt ſtoßend: „ich gehe nicht in die Häuſer, um die Söhne reicher Leute zu unterrichten, wie ein verlaufener Bettelmönch; wer bei mir lernen will, der muß zu mir kommen, und wer in meine Lehre eintritt, der wird mein Schüler und ich werde ſein Meiſter. Laſſe ich vor dem Schüler, welcher bereits ein Jüngling iſt, meinen Steck in der Ecke, ſo muß der Schüler ſeinen Hochmuth zu Hauſe laſſen! Willſt du ein Lehrling werden in der Grammatik und in den Scriptoren, ſo mußt du mir die Ehre eines Herrn zugeſtehen und von mir den Gruß annehmen, den ich meinen Knaben gebe: denn nur in der Zucht gedeiht die Lehre. Wollt ihr das nicht, Junker, ſo bleibt zu Hauſe oder lauft als Teufel durch die Gaſſen, wie es euch gefällt.“

Da der Gelehrte Georg als Knaben anredete, hob ſich dieſer trotzig, aber im nächſten Augenblick beugte er das Haupt und ſprach: „ich will, mein Herr Magiſter.“

Der Magiſter wandte ſich wieder kurz um und ſetzte ſich: „Wenn die Andern nicht ärger ſind, als dieſer hier, ſo will ich's verſuchen.“

Dem Bürgermeiſter gefiel die Art des Fremden gar nicht, doch er bedachte, daß derſelbe als ein gelehrter Mann und trefflicher Lehrer empfohlen war, und ſo wurde zuletzt mit höflichen Worten eine Schule für Knaben des Artushofes verabredet.

Der vornehmen Schüler ſollten außer Georg noch zwei ſein. Der eine war Matthias Hutfeld, der nächſte Vetter Georgs; doch beſtand zwiſchen ihnen keine Herzlichkeit, denn Matz ſorgte lieber für ſich ſelbſt als um Andere; er war ein rundlicher Geſell, der in engen Kleidern daherging wie ausgeſtopft, hatte ein milchweißes Geſicht mit rothen Backen, große waſſerblaue Augen unter weißlichen Brauen und trug ſein hellblondes Haar zu einem Kolben geſchnitten, der ihm die Stirn bis zur Mitte verdeckte. Er hielt ſich für einen ſehr hübſchen Knaben und weil ſein Vater mächtig war, galt er auch bei vielen Mädchen dafür. Da er vorſichtig Händel und gemeine Geſellſchaft mied, ſo wurde er als wohlgezogen gerühmt und hatte gute Ausſicht, dereinſt in die Rathsſchuhe ſeines Vaters zu treten. Ein beſſerer Geſell war Philipps Eske, Sohn des dritten Bürgermeiſters, ein langer hagerer Knabe, der ſich gern zu Roß mit der Stechſtange ſehen ließ, er ſprach wenig und es war ihm lieb, wenn Georg für ihn dachte, denn er hielt treu zu dieſem. Beim Abendtanz im Artushofe ſuchte er mit ſeiner Tänzerin hinter Georg zu ſtehen und ſprang genau wie ſein Vormann, nur daß er wegen ſeiner Hagerkeit die Glieder in ſcharfen Ecken hob; er trieb auch wie Georg die Muſika und ſtrich am liebſten die Standgeige, das Baſſettel, mit einem ſtarken Bogen, der zum Krähenſchießen brauchbar geweſen wäre; ſeine Kunſt war nicht groß, aber ihn freute mehr als Alles das Gebrumm der dicken Saiten. Der Magiſter merkte in den erſten Stunden, daß Philipps die lateiniſche Weisheit ſeines Freundes Georg bewunderte und gern einige

Körnlein davon für ſich aufpickte und er änderte ihm deshalb den Vornamen in Pylades.

Da die Decke in der Schulwohnung von St. Johannes eingefallen war, weil der vornehme Rath lange die Zudringlichkeit des Regens mißachtet hatte, ſo wurde jetzt über einen Neubau verhandelt und der Magiſter mußte mit einer andern Behauſung vorlieb nehmen, welche nach einiger Mühe bei einem Diener des Rathes beſchafft wurde. Es war der ganze Oberſtock des Hauſes: eine große Stube, in welcher vorläufig die Schule abgehalten wurde, daneben eine Studierkammer für den Magiſter und auf der andern Seite der Treppe die Wohnſtube, Kammer und Küche. Anna freute ſich über das gute Gelaß, zumal auch der Rathsdiener und deſſen Frau ſich als dienſtfertige Leute erwieſen. Das Haus lag unweit der Stadtmauer zwiſchen Altſtadt und Neuſtadt, aus den Fenſtern der Vorderſeite ſah man auf einen ſtillen Platz mit zwei alten Linden, von der Hinterſeite auf einen ummauerten Raum, in welchem Karren und Feuertonnen des Rathes bewahrt wurden. Seitwärts lag ein ungeheurer Schutthaufen wie ein Berg, aus welchem ein geborſtener Thurm und Mauertrümmer ragten. Das war die Stätte der Ordensburg, welche die Thorner vor ſechzig Jahren zerſtört hatten, weil ſie ihnen eine verhaßte Zwingveſte geworden war. Aber auch die Umgebung der wüſten Stätte war durch Frauenſorge ein wenig verſchönt. Hinter dem Hauſe hatte die Rathsbetin, ohne daß die Herren vom Rath widerſprachen, allmählich bei den Feuertonnen einen kleinen Garten angelegt mit einer ſchönen Sommerlaube, ſie zog dort nicht nur rankende Bohnen, auch wohlriechende Kräuter und Blumen, und ein großer Fliederſtrauch in der Ecke, welcher noch aus der Ordenszeit ſtammte, war in der ganzen Stadt rühmlich bekannt, ſo daß Frau Liſchke alljährlich Kampf mit den Kindern hatte, wenn dieſe über die Mauer klommen, [illegible] die heilkräftigen Blüthen abzureißen. Und als ſie an einem warmen Tage des März ihrem Gaſte die kleinen Beete wies, aus denen das erſte Grün hervorſproß, vertröſtete ſie gutherzig: „In einigen Wochen iſt Alles grün, und euch, Jungfer Anna, ſoll der Garten immer geöffnet ſein und auch die Laube, wenn ihr einmal den Sitz unter Blumen begehrt, wie junge Fräulein gern thun.“

So richtete Anna mit gutem Muthe die neue Behauſung ein. Und eines Mittags rief ihre Stimme fröhlich über den Flur: „Herr Magiſter!“

»Quid vis, Annule?« antwortete der Magiſter aus der Schulſtube, „denn einem Ringe kann ich dich vergleichen, den mir der grundgütige Gott an den Finger geſteckt hat zur Ehre und Freude meines Lebens.“

„Will der Herr Vater mir helfen die Truhe in die Kammer tragen?“

„Sogleich, meine Tochter, ich muß nur erſt den wilden Dampf hinausſenden, welchen dieſe teutoniſchen Buchſchützen in dem Muſeum zurücklaſſen.“ Er kam eilig heraus, rückte die Truhe und fuhr lächelnd fort: „doch habe ich auch einige glatte und wohlgeputzte Patricios, ich denke, es wird ihnen ſauer, an der beklexten Schulbank zu ſitzen. Es ſind lange Götzen darunter, vorab dieſer Georg Regulus, dem du auch ſchon begegnet biſt; in Wahrheit ein hübſcher Junge und nicht ganz übel im Wollen, wenn auch nicht ſtark im Können. Haſt du dir ihn betrachtet?"

„Nein, Herr Vater," verſetzte Anna kurz, „mir kommt ein Schauder, wenn er die Treppe heraufkommt, und ich ſehe ihn in Gedanken immer, wie ſeine Larve gegen uns die Zähne fletſcht. Ich ſorge, Vater, ſein Eindringen in die Schule bedeutet nichts Gutes."

„Poſſen," verſetzte der Magiſter überlegen. „All' dieſer Satyrkram wird ohnmächtig in dem Raume, in welchem die oberen Götter walten: Jupiter, Phöbus Apollo und die herzerhebende Minerva. Hat der Geſell dich geängſtigt durch das Brüllen ſeiner Teufel, ſo ängſtige ich ihn durch den Accusativus cum Infinitivo, dieſe Conſtruction iſt allen Teufeln läſtig." Er trat an den Tiſch, auf welchem Anna das einfache Mittagsmahl zurecht geſetzt hatte und faltete die Hände, während die Tochter den Tiſchſegen ſprach. „Wenn wir allein ſind," ermahnte er, ſeinen Stuhl rückend, „habe ich nichts dagegen, daß du dein Sprüchlein in gemeinem Deutſch ſagſt, wenn aber arme Schüler mit uns eſſen, ſo fordere ich des guten Beiſpiels wegen das angenehmere Latein, denn nicht umſonſt will ich dich darin unterrichtet haben. Wie?" fuhr er erfreut fort, „ſogar ein ſchönes Stück Fleiſch? ſchade, daß ich das während der Schule nicht gewußt habe, denn unter meinen Schützen ſind einige armſelig."

„Eßt es nur lieber ſelbſt, Herr Vater, denn ihr habt die größte Mühe."

„Natürlich," ſtimmte der Magiſter eſſend bei. „Der Lehrer darf auch ſich nicht vergeſſen," und behaglich fuhr er fort: „Im Ganzen hoffe ich, Kind Anna, daß uns das Leben hier wohl gedeihen wird."

„Beruft es nicht, Vater," mahnte die Tochter, „wir kennen noch wenig davon."

„Unſinn," entſchied der Magiſter vergnügt, „wir wiſſen, daß wir dreißig Schock erhalten und ziemliches Holz, wenn auch nicht ganz reichlich. Die Schulſtube mag in Zukunft zu klein werden, aber unſere Wohnung iſt hell und es iſt eine ruhige Stätte. Der Hauswirth ſagte mir etwas von dem Steinhaufen nebenbei, daß darin zuweilen Ungethüme poltern, ich aber merke, auch dies Geſchlecht nächtlicher Schatten erweiſt ſeine Achtung vor dem Muſenſitz, welcher hier eingerichtet wird; wenigſtens habe ich geſtern, als ich am ſpäten Abend in meiner Kammer las, von den Steinen her ganz wohlklingende Muſik gehört. Wenn die Kobolde ſo artig zwiſchen dem Geſtein umgehen, habe ich nichts dawider."

Die Tochter ſah finſter auf den Teller, auch ſie hatte die ſpäte Muſik gehört und mußte der Warnung gedenken, welche die Hauswirthin gleich in den erſten Tagen vertraulich gegeben hatte: „Hütet euch zumeiſt vor den ſtolzen Knaben aus dem Artushofe. Denn dieſe werden leicht unverſchämt. Wie ſie zur Faſtnacht als Teufel ſpringen, ſo ſchwärmen ſie auch des Abends in den Gaſſen und ſuchen Eingang durch Liebeslieder und

Saitenſpiel, wo ihnen eine Jungfer gefällt. Dann giebt es zuweilen Lärm mit den Wächtern und uns armen Weiblein entſteht üble Nachrede.“

Trotz dem weiblichen Widerwillen klang auch ferner aus den Steinen der zerſtörten Burg das Spiel einer Laute; Niemand wußte, wer der Spieler war, auch der Rathsdiener ſchüttelte unſicher den Kopf. Denn von Mauer und Graben umgeben lag der Burghof nahe am Strom zwiſchen Altſtadt und Neuſtadt, den Schlüſſel zu der einzigen Pforte bewahrte Liſchke ſelbſt, in der Dämmerſtunde ſchloß er ab und ſperrte die Trümmer für Jedermann. Und obgleich er vertrauter mit den Schrecken des Platzes war als Andere, hinderte auch ihn die Furcht vor den Unholden, in der Finſterniß unter den Steinen zu ſuchen. Nur aus ſeinem Hofe hatte er einmal dunkle ſchwebende Schatten erkannt. Wer ſich aber auch die Mühe gab, dort im Nachtwind die Saiten zu rühren, eines Gewinns konnte er ſich nicht rühmen, denn das Haus verrieth nicht, daß es ſich um dieſe luſtige Artigkeit kümmerte, kein Fenſter wurde aufgeſperrt, kein Licht erſchien in der Nähe der Scheiben und kein Frauenkopf wurde ſichtbar.

Georg öffnete zögernd die Pforte der Dominicanerkirche, um ſeine Buße an den Altären abzuthun; er meldete ſich, wie Brauch war, bei dem ab und zugehenden Bruder Sacriſtan, dieſer nickte gleichgültig mit dem Kopf, ſah noch zu, wie der Büßer in einer dunklen Ecke an den Stufen des Altars niederkniete und verſchwand dann in einem Nebenraum. Als Georg die dicke Weihrauchluft athmete, wurde ihm fühlbar, daß er im Hauſe und unter Herrſchaft der Heiligen war, er faßte ſeinen Roſenkranz, neigte das Haupt und begann mit gutem Willen die Gebete. Aber die ehrfürchtige Stimmung hielt nicht vor, die Kugeln glitten langſam durch die Finger, er begann die Augen um ſich zu werfen, ſtarrte auf die künſtlichen Blumen, welche die Landleute geſtiftet hatten, auf den dunkeln Trauerbehang, der über den Altar gebreitet war, und ihm fiel der Handel ein und die Fäßlein mit Sect, durch welche er ſich die mäßige Buße verſchafft hatte. Da kam ihm das Lachen an und zugleich ein Zorn gegen die Mönche. „Den Wein trinken Gregorius und Pancraz miteinander aus, möge er ihnen den Schlund verbrennen. Das iſt nicht recht und wird nimmer recht. Wahrlich, die Heiligen gehen mit böſem Beiſpiel voran, wenn ſie durch ihre Büttel, die Mönche und Pfaffen, Beſtechung nehmen, wie manche unſerer Herren vom Rath thun. Das Meiſte nimmt, wie man hört, der heilige Vater ſelbſt, wenn er um Ablaßgeld die Thüren des Himmels öffnet.“ Er ſah mißfällig auf eine arme Frau, die heranſchlich, ſich am nächſten Altar auf die Stufen warf und die Hände rang. „Das Weib kenne ich, ihr Sohn ſitzt im Thurme, weil er zur Faſtnacht das Eiſen ſchwenkte, um ſich gegen die Schweinsblaſen meiner Teufel zu vertheidigen. Man ſagt, der Hieb mit dem Flegel wird ihm die Hand koſten, gewiß ſchreit ſie deshalb zu den Heiligen. Warum hob der Thor ſeine Waffe gegen Stadtkinder. Wäre er wie der Pole Pietrowſki, ſo würde er frei ausgehen. Wohl dem, der reich iſt, die armen Leute mögen ſehen, wie ſie in dieſem und jenem Leben zurechtkommen. — Vielleicht kann ich dem Vater Gregorius einen Poſſen ſpielen. Ich weiß, daß er gern ein frommes Weiblein beſucht, es wäre gut, ihm aufzulauern, wenn er einmal in der Dämmerung von ihr weicht." Dieſer Gedanke machte ihn eine Weile luſtig, bis ihm einfiel, daß die Nachſucht an dieſem Orte eine neue Sünde ſei; und er fing wieder an, die Kugeln des Kranzes zu bewegen. Da vernahm er in ſeiner Nähe leiſen Tritt, er ſah auf, ob Vater Gregorius komme, ſich an ſeiner Demüthigung zu weiden, aber er drückte ſich tiefer in die dunkle Ecke, denn an die Stufen des Altars trat eine verhüllte Magd, es war Jungfer Anna. Seine Andacht hatte ein Ende. Er blickte ſcharf nach dem hellen Angeſicht, das ſich einſt im Zorn über ihn geröthet hatte. Sie war ihm noch nie ſo ſchön vorgekommen; mit gefalteten Händen ſtand ſie vor dem Altar, nicht gebeugt, wie ſonſt die Frauen pflegten, denn ſie ſah über das Crucifix weg nach der Höhe, ſie bewegte auch nicht betend die Lippen, ſondern ſprach ihre Bitte ganz ſtill. Georg ſah aus ſeiner dunkeln Tiefe zu ihr auf und ihm kam etwas wie Ehrerbietung vor ſolcher Andacht. „Sie hält ſich auch vor den Heiligen fremdländiſch," dachte er; „ich höre, daß es Ketzer giebt, welche den Bildern die gebührliche Demüthigung weigern," und er erſchrak bei dem Gedanken, daß ſie zu dieſen Verdammten gehören könne. Nicht zum erſtenmal kam ihm die Sorge, denn er hatte bereits bemerkt, daß auch der Magiſter ſich auffällig gegen die Werke der Pfaffen verhielt. Einſt als während der Lection auf der Straße das Glöckchen tönte und Georg mit den andern Schülern ſich ſchweigend über die Bücher neigte, that der Lehrer, als vernehme er nichts von dem Wandeln des Allerheiligſten, ſondern erklärte das Wort Augur und erzählte aus dem alten Rom: wenn zwei ſolche Männer einander begegneten, vermochten ſie ſich des Lachens nicht zu enthalten. Und Georg dachte wieder, daß Gregorius und ſein Geſelle einander auch angeblinzt und gelächelt hätten, als der Wein in das Kloſter gerollt wurde. Die aber jetzt vor ihm ſtand, war ſicher fromm.

Als ſich Anna vom Altar abwandte, erhob ſich auch Georg, ſah auf die liegende Frau und ging mit leiſen Schritten zum Ausgange, wo er ſich an dem Weihbecken aufſtellte, ihm ſchlug das Herz und ſeine Verlegenheit war größer als ſeit lange, da er auf Anna zutrat. Das Mädchen fuhr zurück und ſein furchtſamer Blick las in ihren Augen leider Schrecken und Abneigung. Mit ſtockender Stimme begann er: „Da ich wegen der neulichen Teufelei hier bin, um die Heiligen zu verſöhnen, ſo möchte ich auch euch, liebe Jungfer, bitten, daß ihr mir verzeiht, wenn ich euch in der Faſtnacht kränkte, ich verſichere euch von Herzen, es reut mich ſehr, daß ich euch unhöflich an den Mantel gerührt habe.“

Anna wollte ihm ſtreng entgegnen, aber weil er mit niedergeſchlagenen Augen demüthig vor ihr ſtand, antwortete ſie nur: „Thut es euch leid, ſo darf auch ich als Chriſtin euch verzeihen.“

„Reicht mir die Hand,“ flehte Georg, „zum Zeichen, daß ihr mir nicht mehr böſe ſeid.“

Dieſe Gunſt konnte ihm Anna nicht gewähren, obgleich er verſchüchtert ausſah; ſie zog die Hand zurück und ſprach haſtig: „laßt mich gehen, Junker; redet nicht zu mir im Heiligthum und nicht auf der Straße, dann werdet ihr mir beſſer gefallen; denn ihr wißt ſelbſt, eure Nähe kann mir nicht frommen.“

Der arme Georg dachte, daß er gern in ihrer Nähe weilen und ihr ſehr gern gefallen wollte und ihm kam ein verzweifelter Einfall. „Dennoch bitte ich euch, mir einen Augenblick Gehör zu geben. Der Sohn jener Frau, welche dort vor dem Altare fleht, ſitzt im Thurme und iſt in Gefahr, wegen deſſelben Faſtnachtsfrevels ſeine Hand zu verlieren, weil er gegen mich und meine Geſellen die Waffe gehoben hat. Als ich euch bei dem Altare ſah, fiel mir ein, daß Ihr vielleicht der Frau helfen könntet. Denn wenn ſie den Mönchen eine anſehnliche Spende opfert, ſo werden dieſe ein Fürwort beim Rathe einlegen, weil der Sohn ſich nur als guter Chriſt gegen ſolche gewehrt hat, die er für Teufel hielt. Ich darf der Frau die Anweiſung nicht geben, denn die Mönche wollen mir nicht wohl und könnten ſie ausfragen; darum flehe ich, ſprecht ihr zu der Armen.“

„Wenn die Mönche nur gegen Spende ihr Fürwort geben, wie kann ich der Frau helfen, da ich ſo wenig das Geld habe wie ſie?“

„Gerade deshalb erſuche ich euch, daß ihr dieſes hier in ihre Hand legt, damit ſie es zum Opfer trage,“ und er bot ihr ein großes Goldſtück, ein Pathengeſchenk des Bürgermeiſters, welches er als Opfer für ſich ſelbſt mitgenommen hatte.

Dieſe Liſt Georgs erwies ſich als Ungeſchick, denn Anna trat zurück und wies mit einer Handbewegung das Geld ab. „Wenn die Mönche um Geld ihre Fürbitte gewähren, ſo iſt dies ein Unrecht vor unſerem lieben Gott und mein Gewiſſen ſagt mir, daß ich nicht dazu helfen darf. Wiſſet aber, Junker, daß es eure Pflicht iſt, nicht durch Andere der Frau etwas in das Ohr ſagen zu laſſen, ſondern ſelbſt Mühe anzuwenden bis zum Aeußerſten, damit ihr Sohn entledigt werde. Unrecht iſt es, wenn ihr ertragt, daß der Arme euretwegen in Noth kommt, denn Jedermann wird ſagen, daß ihr ſchuld ſeid an dem Unglück des Bäuerleins.“ Sie nahm ihr Gewand zuſammen und verließ das Heiligthum.

Georg ſah ihr betroffen nach und murmelte: „Mich ſoll's nicht wundern, wenn ihr im Rücken zwei Flügel herauswachſen.“ Er trat hinter den Pfeiler und überlegte, endlich ſchlich er mit unhörbarem Tritt in die Nähe des Altars, an dem die Frau noch immer jammervoll über ihrem Roſenkranz kauerte. Plötzlich vernahm ſie eine flüſternde Stimme von der Seite über ſich: „Weib, willſt du Gnade finden, ſo wandle von hier zu dem frommen Bruder Gregorius, flehe ihn an, daß er beim Rathe für deinen Sohn ſpricht. Denn der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe, und dein

Sohn iſt nur in Noth gekommen, weil er als frommer Chriſt gegen einen Teufel das Meſſer gezückt hat. Damit die frommen Väter erkennen, daß die Heiligen dir gnädig ſind, ſo empfange hier, was du der Kirche opfern ſollſt." Ein großes Geldſtück fiel klirrend auf die Stufen des Altars. Das Weib, welches bei dem erſten Laut ſich niedergeſtreckt hatte, fuhr auf, als das Metall klang und faßte das Geld, hob es verzückt gegen den Altar, ſprang auf und lief dem Kloſter zu. Georg aber ſtahl ſich ſchnell nach Hauſe: „ich hoffe, Bruder Gregorius merkt nicht, daß ihm von der einen Seite abgeht, was ihm von der andern zukommt. Wenn ich meine Büchſe ausfege, finde ich immer noch, was mich zur Noth von den Habgierigen löſt."

Die Frau ſtammelte vor den Mönchen einen verwirrten Bericht von der himmliſchen Stimme, die ſie gehört und von einem Engelsantlitz, das ſie einen Augenblick über ſich am Altare geſehen, ſie wiederholte, ſo gut ſie vermochte, die Worte und bot das Geld. Die Mönche ſchüttelten den Kopf, erforſchten das Weib kreuz und quer und prüften das Goldſtück. Da ſie ſahen, daß die arme Frau nicht täuſchen wollte, ſo überlegten ſie, wer der Geber ſein könne und es iſt wohl möglich, daß ſie auf Georg riethen. Aber ſie erkannten auch, daß der Vorfall wunderlich und ihrem Kloſter nützlich ſei, darum beſchloſſen ſie nach langer Erwägung, die Sache mit Vorſicht auf ſich zu nehmen, und geleiteten die Frau nach dem Rathhauſe. Dem Rath gefiel im Grunde gar nicht, daß die Predigermönche durch ein Wunder die

Stadtjuſtiz hindern wollten, auch erſchien ihm ſeltſam, daß die Heiligen mit dem Geldſtück ſich gewiſſermaßen ſelbſt ein Geſchenk machten. Dennoch wurde die Fürbitte des Pater Gregorius mit Achtung angehört; denn dieſer ſprach beſcheidener als wohl ſonſt und ſtellte die Angelegenheit gänzlich der Weisheit des Rathes anheim. Zuletzt wurde, nachdem die Mönche abgetreten waren, die Sentenz gefällt, daß das Bäuerlein ſeine Hand auf den Klotz legen, und daß Hans Buck, der Scharfrichter, die Schneide des Beils darüber halten und dann wegziehen ſolle, damit der Bauer gnädiges Recht erhalte und die Unehre fühle, doch ohne Leibesſchaden.

Konrad Hutfeld ſah genau auf das Geldſtück, bevor es in die Kutte der Mönche fiel, aber er ſchwieg und billigte den Beſchluß. Nur der Stadtſchreiber Seifried wollte ſeine Verachtung nicht bergen, als er am Ende halblaut frug, ob er den Vorfall unter der Rubrica Gaunerei oder Gewaltthat gegen den Rath in das Stadtbuch eintragen ſollte, aber ein ſtrafender Blick des Burggrafen bändigte ihn. Die Thorner liefen in hellen Haufen zu, um Hans Buck mit ſeinem Beil zu ſehen; die Predigermönche aber hatten den größten Vortheil, denn um den Altar, auf welchem das Wunder ausgeſtellt wurde, war ſeitdem ein Gedränge von Betenden und Alle, die in Noth waren, lauſchten nach dem Klange eines Geldſtücks. Doch der Engel hatte keines mehr, das er zu werfen vermochte.

Georg ging am nächſten Tage zufrieden in ſeine

Schule, er ſah nach dem Zeiger der Uhr auf St. Johannes, um ein wenig vor der Zeit einzutreffen. Denn er hatte bereits gemerkt, daß Anna zuweilen vorher im Muſeum des Vaters beſchäftigt war; entwich ſie auch ſchnell, wenn ein Schüler nahte, ſo hatte er doch bei ſolcher Gelegenheit die Freude, ſie zu grüßen und in ihre Augen zu ſehen. Auch heut glückte es ihm, denn Anna trat aus dem Raume, als ſie ſeinen Tritt auf der Treppe hörte; aber als er ihr mit höflichem Gruß zu ſagen wagte: „dem Bauer iſt es wohl gelungen, er hat ſeine Fauſt gerettet," da verſetzte ſie traurig: „wenn ihr meinen Vater fragt, wird dieſer euch ſagen, daß es vielleicht noch größere Sünde war, den Engel zu ſpielen als den Teufel."

„Der Junge iſt doch mit ſeiner Mutter ganz voll von Meth und Bier aus der Stadt gefahren, mit Semmeln und Würſten beladen, die ihm als Ehrengeſchenk wegen des Wunders von den Leuten zugetragen wurden."

„Ein Anderer aber hat das Heiligthum gemißbraucht zu loſem Streich und die Mönche und Stadtleute in falſchem Glauben beſtärkt, und er trägt die Verantwortung, wenn die Seelen in ihrem Irrthum verhärtet werden." Damit ließ die Eifrige den Verdutzten ſtehen. Er ſchlug auf den Pfoſten der Treppe, auch ſeinerſeits unwillig und dachte: „ihr iſt nichts recht; nie habe ich eine Jungfer gekannt, welche eine ſo ſcharfe Bürſte führt. Ich weiß nicht, warum ich mich um ſie kümmere, es giebt wohl noch andere, welche freundlicher gegen mich ſind."

Er beſtand den Tag ſchlecht in der Lection und die ärgerliche Gemüthsſtimmung hielt bis zum Abende an. Denn als Anna ſpät in ihre Kammer kam, hörte ſie wieder die Laute aus dem wüſten Geſtein eine bekannte Weiſe ſpielen und ſie vernahm zum erſtenmal, daß der Lautenſpieler auch zu ſingen vermochte, — nicht ſchlecht — die Worte klangen undeutlich, aber ihr war wohl bekannt, daß ſie lauteten: „Ich armes Käuzlein kleine, wo ſoll ich fliegen hin, ich muß mich von dir ſcheiden, ganz traurig iſt mein Sinn, es geſchah mir nie ſo Leides. Ade, ich fahr dahin.“

Da ſetzte ſie ſich auf das Bett, ſchlug die Arme übereinander und ſang den letzten Vers ganz leiſe vor ſich, ſo daß Niemand als ſie ſelbſt etwas davon vernehmen konnte: „Ade! er fährt dahin. — Ich merke, er wird nicht wiederkommen,“ ſagte ſie, indem ſie ihr Haar löſte und in Gedanken die langen braunen Flechten durch die Finger gleiten ließ.

Es blieb auch wirklich mehre Abende ſtill und Anna dachte jedesmal, wenn ſie zur Nacht ihr Haar aufband: es iſt gut, daß der Geſang zu Ende iſt. Aber die Zufriedenheit dauerte nicht lange, denn am nächſten Sonnabend, als ſie in ihre Kammer getreten war und gerade vor ſich hinſummte: „Ich armes Käuzlein kleine,“ wurden die Geiſter wieder unruhig, und diesmal erklang nicht nur die Laute, ſondern auch eine Pfeife und ein Baſſettel. Sie ſprang vom Bett und eilte an das Fenſter, aber ſie fuhr ſogleich zurück und dachte ärgerlich, daß ſie die Dreiſtigkeit ruhig ertragen müſſe. Da rührte ſich's auch im Muſeum und der Magiſter rief in den Flur hinaus: „Hörſt du die Geiſter lärmen, mein Kind? Einer ſpielt gar das Baſſettel.“

„Ich höre, Vater,“ antwortete Anna bekümmert, „was werden die Leute ſagen?“

„Sie werden wohl wieder ein Wunder daraus machen,“ verſetzte der Magiſter in guter Laune, „kannſt du dir denken, was die Muſica ſoll?“

„Ich weiß es nicht, Herr Vater, wir ſind ja fremd hier.“

„Das iſt richtig,“ ſagte der Magiſter. „Sollten unter meinen Schülern einige ſein, welche mir und dem Muſeum zu Ehren dies Nachtſtück aufführen? Das war ſonſt nicht die Art meiner Schützen; aber jede Stadt hat ihre Bräuche, und ich habe unter ihnen bereits zwei Muſenſöhne zur Strafe notirt, welche ihre Luſt ſo wenig bezwingen konnten, daß ſie während der Lection auf einem Kamme blieſen.“

„Vater, ich glaube nicht, daß dieſe es ſind.“

„Jedenfalls muß der mit dem Baſſettel ein ſtarker Geſell ſein; ich möchte wiſſen, wie ſie das Inſtrument über Waſſer und Steine hinaufgebracht haben.“

Unten bellte ein Hund, die Hofthür öffnete ſich und der Rathsdiener drang in den Hof in nächtlicher Tracht mit einer großen Schlafmütze und einem Feuerrohr, hinter ihm ſeine Frau, welche die Laterne hielt, aber den muthigen Gatten am Bund ſeiner Beinkleider zurückhielt. „Wer erkühnt ſich, wer unterfängt und wer unterwindet ſich, den Frieden der Nacht zu ſtören?“

frug Liſchke gegen das Gemäuer, doch hörte man ſeiner Stimme die Aufregung an. Er rief umſonſt, die geiſterhaften Muſiker fuhren fort, ganz verſunken in ihre Kunſt, die lüderliche Weiſe zu ſpielen: Wer hier mit mir will fröhlich ſein, das Glas will ich ihm bringen, trink, mein liebes Brüderlein, ſo wird dir's wohl gelingen. Der Rathsbote, welcher ſich bis dahin hinter dem Zaun des Gartens gedeckt hatte, drang kühn noch einen Schritt vor und rief wieder gegen die wüſte Stätte: „ſeid ſtill oder ich feuere,“ und er hob ſein Rohr. Da ſchwieg die Muſik einen Augenblick und eine hohle Stimme tönte gewaltig zurück: „Der Rath hat alles Schießen in der Stadt verboten.“ und ſogleich ging der Lärm weiter. Liſchke ſetzte verdutzt das Rohr ab und ſagte, ſich zu ſeiner Frau umwendend: „Sie wiſſen Beſcheid und ſie haben Recht.“

Oben lehnte ſich der Magiſter zum Fenſter hinaus und lachte laut: „Laßt ſie gewähren. Herr Hauswirth, ich freue mich der Ehre,“ und er rief ihnen den Vers eines lateiniſchen Dichters hinüber, in welchem die ſtygiſchen Schatten aufgefordert werden, ſich in den Orcus zurückzuziehen.

Das Erſcheinen des Magiſters und die lateiniſche Beſchwörung bewirkten, was dem Rathsdiener nicht gelungen war, die Muſik verſtummte plötzlich. Die Lauſchenden vernahmen nur noch den Abendwind, der über den Strom wehte und ſahen nichts als ragende Trümmer und oben die kleinen Sterne, welche durch die Wolken blinzten. Der Hund bellte noch einmal gegen die Ruinen und Liſchke ging laut ſcheltend in das Haus zurück. Der Magiſter ſchloß zufrieden das Fenſter. „Den Virgil vermochten ſie nicht auszuhalten, er hat ſie verſcheucht; er ſoll noch manchem von ihnen ſchrecklich werden.“

Anna aber ſprach in der Kammer zu ſich ſelbſt: „das kann und darf nicht ſo fortgehen und es muß dem Dreiſten verboten werden. Doch gegen den Vater trau' ich mich nicht davon zu reden, da ich doch nichts Sicheres weiß und ich fürchte ſeine Heftigkeit.“ Da kam ihr wieder der Rath zu Hülfe. Denn die trotzigen Neuſtädter, welche weniger Mitleid mit nächtlichen Muſikanten hatten als die in der Altſtadt, und außerdem jetzt durch die Erſcheinung von Teufeln und Engeln aufgeregt waren, trugen eine Klage über Unruhe in dem verwünſchten Schloß auf's Rathhaus; und weil der Rath ſich um Alles kümmerte, was das Gemüth der regierten Bürgerſchaft aufregen konnte, ſo wurde Liſchke als Hüter der Stätte ernſthaft ermahnt, dies Getöſe junger Geſellen zu ſtillen. Als der Diener nach Hauſe kam, war er wegen der Ermahnung widerwärtig gegen ſeine Frau und ſprach ſtrafend: „ihr Weiber fürchtet die Geiſter, wo gar keine zu finden ſind, auch der Rath meint gerade wie ich, daß es nur Unruhſtifter ſind und ſie ſollen den Ernſt erkennen.“ Das klagte wieder Frau Liſchke gegen Anna; „Meiner iſt ganz wild und der Rath hat ihm erlaubt, wenn ſie nicht gutwillig weichen, das Rohr zu gebrauchen; wandeln ſie in Fleiſch und Bein, ſo mögen ſie den Schaden tragen. Selbſt wenn Georg König zu ihnen gehört.“

Anna frug erſchrocken: „warum denkt ihr auf dieſen?"

„Weil er bei jedem Schabernack geſchäftig iſt," verſetzte die Wirthin, „und ſchlimmer als Andere im Gaſſiren und Anlachen der Mädchen und Frauen."

Die Miene Annas wurde ſehr ſtreng, und die Wirthin, welche ſelbſt eine zierliche Frau war, fuhr verſchämt fort: „Auch euch hat er gekränkt und ihr ſeid nicht die einzige, denn voriges Jahr beim Vogelſchießen wagte er ſogar im Vorübergehen ſeinen Arm um mich zu ſchlingen und ich glaube, er hätte mich geküßt, wenn ich mich ihm nicht entwunden hätte. Doch durfte man ihm das nicht ſo übel deuten, denn er war gerade frohen Muthes, weil er einen glücklichen Schuß gethan hatte. Und die Bürger halten ihm auch mehr zu Gute als Anderen."

Da erkannte Anna aufs Neue, daß der Schüler ihres Vaters ein gefährlicher Hausgaſt war, den ein Mädchen ſich fern halten mußte; ſie hatte die Abſicht gehabt, der Wirthin eine vertrauliche Warnung für Georg anzuempfehlen, aber die Art, in welcher Frau Liſchke von der Dreiſtigkeit des Geſellen geſprochen hatte, mißfiel ihr heimlich, und ſie bedachte ſeufzend, daß ſie ſelbſt ihm die Muſik wehren müſſe. „Noch dies eine Mal rede ich mit ihm und nicht wieder."

Darum geſchah es, daß ſie ihm begegnete, als er in die nächſte Lection kam und da er ſie mit leuchtenden Augen grüßte, begann ſie leiſe: „Mein Vater und ich ſind fremd hier, und es liegt uns daran, die gute Meinung der Thorner zu gewinnen; wir werden ſie aber verlieren, wenn in den wüſten Steinen neben uns zur

Nachtzeit Muſik gemacht wird, wie ſeither öfter geſchah. Da ihr in der Stadt wohl bekannt ſeid, ſo werdet ihr für die Ruhe und den guten Ruf meines lieben Vaters und aller Hausleute ſorgen, wenn ihr den Anſtifter erkundet und ermahnt, daß er unſern Nachtfrieden nicht mehr ſtört.“

Georg ſah zu Boden, endlich frug er ergeben: „Sagt mir nur, ob euch das Lautenſpiel auch läſtig wäre, wenn es von Niemandem vernommen würde als von euch allein.“

Anna erſchrak über die dreiſte Frage und antwortete tonlos: „Ja.“ Da zuckte ein ſo tiefer Schmerz über ſein Geſicht, daß ſie faſt die kurze Antwort bedauert hätte, er wich zurück und ſprach mit mühſam gedämpfter Bewegung: „Die Muſik ſoll euch nicht mehr ſtören.“ Gern hätte ſie ihm für die Bereitwilligkeit gedankt, aber ſie fand nicht Worte und ſchied mit ſtummem Gruß.

Seitdem hielten die Geiſter Ruhe und Liſchke triumphirte über ihre Furcht. Georg aber ſtampfte mit dem Fuße heftig auf den Boden, als er die Schule verließ: „Es gedeiht nimmer zwiſchen ihr und mir und ich will gar nicht mehr an ſie denken.“

Bevor er ſeinen Entſchluß ausführte, beſchwerte er ſich noch einmal bei ſeinem Vertrauten Philipps: „Sie ſpricht anders und ſie hält ſich anders als unſere Mädchen.“

„Sie iſt aus Kurſachſen,“ erklärte Lips.

„Sie hat auch andere Gedanken. Keine unſerer Jungfern hat ſo ſtolzen Sinn und ſo vornehme Art.“

„Soll ich dir meine Meinung ſagen,“ entſchied Lips.

„ſie iſt eines Magiſters Kind, Topf wie Keſſel, ſie iſt eine Schulmeiſterſche.“

„Dir ſtände beſſer an,“ rief Georg, „wenn du ſie mit einer Herzogin verglichſt.“

„Eine Herzogin, die ich geſehen habe,“ antwortete Lips, „trug einen Schleppenpelz und blies über beide Achſeln. Das iſt nicht nach meinem Gefallen. Wie ich gewachſen bin, ſo tanze ich. Mir iſt die Jungfer am liebſten, die mich haben will, ſo wie ich bin.“

„Sie gleicht einem Heiligenbilde,“ klagte Georg wieder, „kannſt du dir ihre Augen denken, daß ſie holdſelig anlachen, kannſt du ihren Mund denken, wie er küßt? Und kannſt du dir denken, daß ſie Abends die Thür öffnet?“

„Warum nicht,“ verſetzte Lips.

Da aber fuhr Georg zornig auf ihn los. „Willſt du an ſo etwas denken?“

„Das iſt ja deine Sorge,“ entſchuldigte ſich Lips. „Aber darf ich dir einen Rath geben, denke auch du nicht mehr an die Fremde, denn ſie macht dich ärgerlich. Und wenn meine Geige bei der nächtlichen Reiſe über Graben und Mauer zerbricht, dann werden alle Ständchen in Thorn ein jämmerliches Ende finden. Darum ſage ich, ſchlag' ſie dir gänzlich aus dem Sinn.“

Das verſprach Georg aufs Neue. Und es wäre ihm vielleicht gelungen. Aber die Jahreszeit war dazu nicht geeignet. Es kam ein Mai, ſo lind und froh, wie er im Nordlande ſeit Menſchengedenken nicht geweſen war. Die Vögel ſangen wunderſchön, die Sonne lachte und die Bäume blühten, alle Locken flogen in dem warmen Hauch, durch alle Sinne drang die Wonne des Frühlings in die Seelen und die jungen Geſellen und die Mädchen ſchwangen ſich in Wohlgefühl und Ueberkraft dahin wie zum Tanze. Das war keine Zeit einen rothen Mund zu vergeſſen und zwei tiefblaue Augen, und am wenigſten wollte das ihm gelingen, der jeden Tag in die Gefahr kam, die Geliebte aufs Neue zu ſehen. Oft wenn Georg unglücklich darüber grübelte, daß Eine, welche ſchöner war als alle Andern, ihn in der Stille mit Abneigung betrachtete, fielen ihm die Worte ein, mit denen ſie ihn geſcholten hatte, dann ſprang er leicht wie ein Ball über die Gaſſe und rief: „Solch hohen Muth und ſolch redliches Herz giebt es nicht weiter auf Erden," und war auf kurze Zeit ſo froh, als ob ihm die fremde Jungfrau einen Kranz von Roſen aufgeſetzt hätte. In der Schule aber war er in dieſer Zeit nicht gerade luſtig und hielt ſich ſtiller als ſonſt. Aus dieſem Benehmen errieth Anna endlich, daß es nicht mehr nöthig war, ihn durch Strenge abzuſchrecken, und ſie vernahm auch ohne Widerwillen, wenn der Magiſter einmal Georgs Vortrag lobte. Denn der Magiſter ließ ſeine Patricier gern Reden aus dem Livius memoriren und vortragen. Dann ergriff er ſeinen Stock und ſetzte ſich mit übergeſchlagenen Armen vor ſie hin. „Hier ſitzt euer Conſul Fabricius. Da ihr dereinſt als Oratores vor dem polniſchen Senat eure Worte ſtellen ſollt, ſo ſorgt jetzt, daß ihr vor dem römiſchen Rathe wohl beſteht." Wenn nun Anna in Küche und Flur beſchäftigt war und die Stimme Georgs hörte, ſo unterbrach ſie die Arbeit, um zu vernehmen, ob er auch gewichtig und ohne Stocken die ſchweren Worte herausbrächte, ja es geſchah, daß ſie die Küchenthür öffnete und harrte, bis er an die Reihe kam. Dann ſtand ſie an den Pfoſten gelehnt und lauſchte mit vorgebeugtem Haupt, und wenn der Magiſter zuletzt urtheilte: satis bene, flog ein Lächeln über ihr Geſicht und ſie nickte zufrieden.

## 3.

## Die Fahrt auf's Land.

Der Sommer kam, im Garten bei der Schule blühten die ſtolzen Lilien; wer ein Liebchen hatte, war ſelig wenn er ſie küßte, und wer um die Neigung einer Jungfrau warb, der dachte in der Stille darauf, ihr ſeine Liebe zu erweiſen.

Der Buchführer hatte dem Magiſter neue Büchlein zur Anſicht geſchickt und da der Bote die alten zurücknehmen ſollte, gedachte Anna, daß ſie heut wohl in das Muſeum des Vaters dringen dürfe, weil gerade nur einer von den drei Patriciern anweſend war, Georg König, der ihren Eintritt unmöglich übel auslegen konnte.

Der Magiſter ergriff die Sendung, betrachtete die Holzſchnitte der Titel und ſagte zufrieden: „auch dieſe Bilder werden jetzt kunſtvoller gemacht, als ehedem; ſieh hier ein zierliches Weib, an welchem das Hündlein heraufſpringt.“

„Es iſt ein hübſches Hündlein,“ beſtätigte Anna.

„Da du klein warſt, hatte die ſelige Mutter lange Noth mit dir, weil du durchaus einen ſolchen Zwerghund zum Spielgenoſſen haben wollteſt. Endlich gab die Mutter dir nach und betupfte, um einen Hund hervorzubringen, das weiße Fell deines hölzernen Schafes mit braunen Flecken. Aber als ſie dir das neue Wunder darbot, wollteſt du kluges Kind nicht an die Verwandlung glauben.“

„Ich würde mich auch jetzt über ein ſolches Hündlein freuen,“ ſagte Anna arglos, „doch es iſt nur ein Spiel für reiche Leute.“ Sie trug die Antwort des Vaters hinaus, aber Georg war durch ihre Worte in tiefes Nachdenken verſetzt und als er von dem Magiſter entlaſſen wurde, ſprang er die Treppe hinab in dem Entſchluß, der Jungfrau einen kleinen Hund zu verſchaffen. Die Sache erwies ſich ſchwierig, denn in der Stadt waren zwar Hunde genug, aber nur von ungefügem Schlage, wie ſie an der Kette lagen, mit den Metzgern liefen, oder wie der Hirt ſie hielt zum Kampf gegen Wölfe. Nur zwei Frauenhunde wußte er in der Stadt, ein Wachtel und ein Windſpiel, welche der Stolz ihrer Herrinnen und von Jedermann gekannt waren. Dieſe durch Bitten oder Liſt aus ihren Burgen zu entführen, war unmöglich, auch um den Nachwuchs ſtand es bei beiden verzweifelt. Als er unſicher um ſich blickte, ſah er ſich ſelbſt am Fährthor und vor ſich den Maſt eines wohlbekannten Bordſchiffes; mit geflügelten Schritten eilte er darauf zu, kletterte die Leiter hinan und traf auf dem Deck den Schiffer Hendrick, ſeinen alten Bekannten. Dieſen nahm er bei Seite und beſchwor ihn im höchſten Vertrauen, bei ſeiner nächſten Fahrt einen kleinen Frauenhund von Danzig oder Lübeck mitzubringen.

Hendrick ſtemmte beide Arme über ſeine breiten Hüften und zog ſchnaubend einen Strahl Luft ein, als wollte er den neuen Fahrwind einſangen. „O Jörge, lieber Jörge, was forderſt du von mir? Noch niemals iſt ein Frauenhund zwiſchen Haupt und Sterz meines Bordings gelaufen, die Schiffskinder ſind argwöhniſch und ich weiß nicht, wie ſie einen ſolchen Geſellen ihrer Fahrt ertragen werden. Er könnte bei Nacht über Bord fallen. Warum willſt du nicht lieber eine bis drei junge Robben? ſie drehen ſich auch ganz behende und ſie ſind fetter.“

Da Georg dieſen Vorſchlag mißbilligte, fuhr der Schiffer überredend fort: „Ich weiß im Danziger Hafen einen Papagei mit wunderſchönem Gefieder, Schnabel wie ein Adler und beißt dir jede Nuß.“

„Hendrick, es muß ein Wachtel ſein mit Loden an den Ohren und am Schwanze.“

„Das iſt das Schlimmſte,“ verſetzte der Schiffer, „denn wenn ich auch einen meiner Jungen mit dem Fangnetz in die Straßen von Danzig ausſchicke, er wird mir eine ganz andere Art von Schwanz zurückbringen.“

„Du mußt ihn von den Kaufleuten erbitten, das Geld dafür verlegſt du, was er auch koſte.“

„Ich merke, wohin die Fahrt geht,“ ſchloß Hendrick bekümmert, „ich thät's für keinen als für dich.“ Und er verſprach mit Handſchlag das Mögliche.

Einige Monate vergingen, in welchen die Thorner vergebens auf hohes Waſſer hofften, damit die tiefen Bordſchiffe ſich von der See ſtromauf ſteuern könnten; endlich kam doch der Tag, wo Hendricks Maſtkorb wieder über das Zollhaus ragte.

Am nächſten Morgen hatte Liſchke in der Dämmerung die Hausthür geöffnet und war gegangen, die Mauerpforten zwiſchen den beiden Städten aufzuſchließen. Als er zurückkam, ſtand etwas Helles auf der Treppe zum Oberſtock, er erkannte die Henkel eines Korbes, der mit einem weißen Tuch loſe verdeckt war. Zuerſt erſchrack er und bekreuzigte ſich, dann ergriff er den Korb und trug ihn in ſeine Kammer vor das Bett ſeiner Frau, welche erſtaunt dem Abenteuer entgegenſah. Beim Schein des Lichtes erblickte er ein beſchriebenes Papier auf dem Tuche, er trug es vorſichtig zum Licht und buchſtabirte laut die Worte: „Dies gehört dem Herrn Magiſter.“ Unter dem Tuch aber rührte ſich's und ein leiſes Winſeln wurde im Zimmer gehört.

„Es iſt ausgeſetzt,“ rief Frau Liſchke nach dem Korb ſtarrend.

„Es iſt ausgeſetzt,“ wiederholte Liſchke, und beide fuhren fort aus der Ferne den Korb zu betrachten, in welchem ſich's unter der Leinwand wieder regte.

Endlich faßte der Mann ein Herz und griff nach der Decke. „Rühre nichts an,“ rief die Frau, „wer es zuerſt anſieht, muß ihm etwas Gutes wünſchen und ſein Pathe werden.“

Liſchke ließ die Hand fallen, aber er dachte daran, daß er ohne Leibeserben war, und ſagte mitleidig: „vielleicht geſchah es mit dem Willen der Heiligen, daß es in unſer Haus getragen wurde.“ Da aber ſprang Frau

Liſchke mit ihren nackten Beinchen aus dem Bette und ſtellte ſich drohend vor den Gatten: „Was höre ich, du biſt gar nicht verwundert über dies Eingebrachte?“

„Es iſt ja dem Magiſter zugeſchrieben,“ verſetzte Liſchke kleinlaut.

„Das iſt nur Hinterliſt,“ rief die Frau in hellem Zorn, „der Herr Magiſter gleicht nur dem Sack, auf den geſchlagen wurde, aber ein Anderer iſt gemeint. Ach, wenn du ſo ein gutes Gewiſſen hätteſt als der Magiſter!“

„Wo denkſt du hin,“ antwortete der beſtürzte Liſchke, „wir vom Rath —“

„Schweig mit deinem Rathe,“ befahl die Frau, „die Herren vom Rath ſind auch nicht beſſer als du. Zur Stelle nimmſt du den Korb und trägſt ihn hinauf.“

Das hielt auch Liſchke für das Beſte. Er trug den Korb die Treppe hinauf und pochte, während die Frau mit fliegender Eile die nöthigſten Gewänder umlegte und ihm nacheilte. Anna öffnete und der Zug bewegte ſich nach dem Muſeum des Magiſters, der verwundert über den aufgeregten Beſuch aus ſeiner Kammer kam. Er las den Zettel und riß das Tuch von dem Korbe, ein kleines zottiges Ungethüm von dunkler Farbe lag darin und winſelte. Frau Liſchke fiel entſetzt auf die Knie und hob die Arme in die Höhe: „Hilf Maria Jacobe, hilf Maria Salome, helft ihr heiligen Marien alle drei, hier iſt ein neugeborner Teufel.“

„Wie?“ frug der Magiſter erſchrocken ſeine Brille ſuchend, „werden hier zu Lande die Teufel in Körben ausgetragen?“

Anna fühlte einen Stich in ihrem Herzen, ſobald die Hauswirthin des Teufels gedachte; ihr fiel ſogleich ein, wie Georg mit großen Augen zugehört hatte, als der Vater einmal von ihren kindiſchen Wünſchen ſprach, und ſie rief: „Herr Vater, dies iſt nur ein kleiner Wachtelhund.“ Sie beugte ſich nieder, hob das Thier heraus und löſte die Bänder, mit denen ihm die Füße feſtgebunden waren. Das Hündlein fiel aus ihrem Schooß auf die Diele, ſchüttelte ſich und lief laut bellend im Kreiſe.

»Canis pusillus,« beſtätigte der Gelehrte.

„Es iſt ein vornehmer Frauenhund,“ rief Liſchke bewundernd, und auch ſeine Frau begann ſich ihres Argwohns zu ſchämen. Anna aber ſaß ſchweigend und ſtützte den Kopf in die Hand.

„Dies iſt die Tücke eines meiner ungeſchlachten Schützen,“ erklärte der Magiſter, „erſt geſtern habe ich ihnen die Stimmen der Thiere im Latein beigebracht, er hat den Hund aus einem Patricierhauſe entwendet.“

Aber Liſchke verneinte. „Der Hund iſt nicht von hier, er hat einen weißen Bruſtlatz; er iſt, wie der Zettel beſagt, ein Geſchenk für den Herrn Magiſter.“

„Wir haben bereits Eſſer genug an unſerm Tiſch, welche ungern zahlen.“ Doch das Wachtel ſelbſt machte der Verlegenheit ein Ende, denn es ſetzte ſich vor Anna nieder, wedelte mit ſeinem buſchigen Schwanz und winſelte bittend. Da faßte Anna den Hund ſchnell in die Arme, trug ihn in die Küche und ſetzte ihm ein Schälchen Milch vor, während der Magiſter mit den Wirthsleuten nachträglich den geziemenden Morgengruß wechſelte und ſie dankend entließ.

Aber den ganzen Morgen erfüllte der Ankömmling die Gedanken des Hauſes. Frau Liſchke vertrat im Unterſtock die Meinung, daß der Magiſter das vornehme Thier nicht behalten dürfe, weil Anna dadurch in den Verdacht des Hochmuthes kommen müſſe. Auch der Magiſter entwich einige Male ſeinen Amtsgeſchäften, um ſeinen Gaſt zu betrachten, der neben der Küche auf einem Stühlchen ſaß, aber jedes Mal auf den Gelehrten losſprang und die runden Brillengläſer anbellte. Am größten war Anna's Noth, welche Niemand kannte. Daß Georg König in ſolcher Weiſe ein Geſchenk zu machen wagte, ärgerte ſie, daß er ſo eifrig geweſen war, ihr einen Wunſch zu erfüllen, ängſtigte ſie; und doch fühlte ſie eine geheime Freude, dann ſtreichelte ſie das Hündlein und drehte ihm ſeine Locken. Aber als ſie ihren Gaſt über der Schüſſel liebkoſte, fand ſie, daß ein Faden um ſeinen Hals gebunden war und daran ein ſchmales zuſammengerolltes Pergamentblatt. Auf dem Streifen ſtand geſchrieben: „Mein Name iſt Amor.“ Dieſe Andeutung hatte ſich Georg ausgedacht. Anna wich beſtürzt von dem Kleinen und ihr Antlitz röthete ſich bis an die Schläfe. Ein ſolcher Name war eine deutliche Anſpielung vor Jedermann. Sie löſte den Faden, verſteckte den Zettel in ihrem Gewande und ſah aus der Ferne lange ſtarr auf den Hund. Es war ein hübſches Thier, es drehte ſich zierlich und ſchnoberte am Boden umher, und ſie rief es halb bewußtlos leiſe mit dem geſchriebenen Namen. Doch der Hund beachtete den Ruf nicht. Da athmete ſie tief auf, er wenigſtens wußte von Nichts. Aber je höher der Tag heraufſtieg, deſto größere Beklemmung fühlte ſie bei dem Gedanken an die Dreiſtigkeit des fremden Knaben und daß ſie jetzt mit ihm ein Geheimniß theile und Mitſchuld trage an der Täuſchung ihres lieben Vaters. Als die Tiſchgenoſſen ſich bedankt hatten und geſchieden waren, holte ſie das Pergament heraus. „Herr Vater, dies trug das Hündlein um den Hals.“

Der Magiſter las und nickte ſorglos. „Es iſt ein luſtiger Name.“

„Wir dürfen das Thier nicht Amer nennen, das würde Gerede geben.“

„Worüber?“ frug der Vater verwundert. „Nenne ihn alſo Pſyche.“ — „Herr Vater.“ — „Ja ſo,“ verbeſſerte ſich der Magiſter, „es wäre gegen die männliche Würde. Was meinſt du zu Cupido?“

„Das wäre nicht beſſer.“

„So ſoll er Ajax heißen wegen ſeiner Zornwuth.“

Dem widerſprach Anna nicht. „Herr Vater, auf wen muthmaßt ihr wegen des Hündleins?“

Der Magiſter beugte ſich gewichtig zurück: „Es iſt ein alter Brauch, daß Gelehrte einander etwas ſenden, ein neues Buch, oder auch einen Karpfen, oder gutes Getränk, dann ſchreiben ſie eine Entſchuldigung an das Ende des Briefes und ihren Namen darunter. Da aber Geber des Hündleins nicht gewagt hat, mit ſeinem Namen zu zeichnen, ſo iſt er noch kein Gelehrter, ſondern wahrſcheinlich ein Schüler, und ich vermuthe, daß es einer von meinen Patriciern iſt, denn wie ſollten die jungen Schützen eines ſolchen Geſchenkes habhaft werden."

„Und wem von den Großen traut ihr die liſtige Sendung zu?"

„Dem Matz Hutfeld," verſetzte der Magiſter entſchieden, „denn die Andern haben ſich ſämmtlich mehrmals durch Verehrungen bemerkbar gemacht, dieſer aber noch nicht."

Anna ſchlug die Augen nieder: „Ich dachte daran, Herr Vater, daß der Sohn des reichen König einmal gegenwärtig war, als ihr ein ſolches Hündlein in einem gedruckten Buche fröhlich anſaht und rühmtet, und ich denke, der junge Georg iſt der Geber." Ihr wurde leichter, als ſie den Vater in dieſer Weiſe zum Mitwiſſer gemacht hatte, nur eines traute ſie ſich nicht zu ſagen, daß die Sendung ihr gegolten hatte; und ſie wurde deshalb aufs Neue geängſtigt, als der Vater zufrieden zuſtimmte. „Du biſt mein bedächtiges Kind und ich freue mich deines guten Gedächtniſſes, denn ich weiß nichts mehr von jener Rede. Von meinem Regulus iſt mir's, im Vertrauen geſagt, am liebſten, obgleich er ſeine Orationen gern kürzer macht als die Andern."

Als der Magiſter aber bei der nächſten Lection der Großen den widerſtrebenden Hund auf den Tiſch ſtellte, und dazu frug: „wer von euch hat mir dieſen als Präſent geſchickt?" antworteten Alle einſtimmig: „Nicht ich," auch Georg, obgleich er ſcharf angeblickt wurde; und als der Magiſter zum zweiten Mal frug: „wer von euch hat mir dieſen Zettel geſchrieben?“ und Alle wieder antworteten: »ego vero minime,« da entſchied er kräftig: „dann alſo that es ein Anderer,“ ſchob das Hündlein zur Thür hinaus und die Sache blieb geheimnißvoll.

Anna lebte in der Sorge, daß Georg wegen des Geſchenkes ihr eine größere Vertraulichkeit zeigen werde, und ſie war entſchloſſen, in dieſem Fall den Vater zu bitten, daß er die Gabe ſammt dem Korbe zurückſende, was auch daraus entſtehen möge. Doch Georg verrieth gegen ſie niemals durch Wort oder Miene, daß er den Geber kenne, er blieb ſtill und ehrerbietig und bewies dem Kleinen, welcher Ajax genannt wurde, weil er nicht Amor heißen durfte, nur kühle Freundlichkeit. Dieſe Klugheit wurde belohnt. Nämlich das Wachtel ſelbſt hatte eine Vorliebe für ihn. Wenn die Stunde kam, in welcher die Treppe unter ſeinem Tritt kniſterte, lief es nach der Thür und wedelte eifrig. „Das iſt nicht zu verwundern,“ dachte Anna, „denn er hat es zuerſt gefüttert und ſein weiches Fell geſtreichelt.“ Seitdem geſchah es wohl, daß Anna einen Spalt der Thür öffnete und das Hündlein zur Begrüßung hinausließ. Bei dieſer Gelegenheit gewann Georg einen flüchtigen Anblick ihrer Geſtalt und zuweilen einen freundlichen Gruß. War das auch nur wenig, es gab ihm doch den Muth mehr für ſich zu begehren.

Es kam ein Sonntag im Herbſte, klar, warm und ſtill, die Frucht der Felder war in den Scheuern geborgen und viele kleine Vögel waren fortgezogen, aber große Flüge der Tauben lagen auf den Stoppeln, die grauen Stelzen liefen die Raine entlang und die Stadtſperlinge von Thorn wieſen der jungen Brut die ſchönen Felder und Bäume, an denen ſie altes Herrenrecht hatten, und zankten ſich mit den Dorfſpatzen. Da erbat Georg von ſeinem Vater, daß er dem Herrn Magiſter einmal auf dem Landgute Ehre erweiſen dürfe, und der Vater war das wohl zufrieden: „Der Magiſter möge nicht für ungut nehmen, wenn ich nicht ſelbſt komme.“ Darauf ſandte der vorſichtige Georg zuerſt ſeinen Geſellen Philipps zu Frau Liſchke, dieſe einzuladen, weil ſie doch die Hauswirthin der Schule ſei, und die Frau, geſchmeichelt durch die Höflichkeit der vornehmen Knaben, erklärte ihre Bereitwilligkeit. „Liſchke wird nicht übel nehmen, wenn er der Ehre nicht theilhaftig wird, denn er ſitzt des Sonntags gern im Bierhauſe. Doch ſchickt ſich nicht, daß ich allein unter jungen und alten Männern weile, und ich kann nur kommen, wenn Jungfer Anna zugleich eingeladen wird.“

Darauf lud Georg feierlich in lateiniſcher Sprache den Magiſter ein, welcher für ſich und ſeine Tochter in einer wohlgeſetzten Periode die Freundlichkeit annahm. Wie Georg die Treppe hinabſtieg, erwartete ihn Frau Liſchke: „ihr wißt ſelbſt, Junker, daß eine ehrbare Frau nicht mit euch wilden Brüdern durch die Gaſſen und Thore ſpazieren darf, und ich rathe euch vorauszuziehen und den Magiſter und uns am Birkenholz zu erwarten.“ Damit war Georg einverſtanden. Als der Gottesdienſt beendet war und die Bürger in ihren Feſtkleidern durch die Straßen gingen, ſchritt auch der Magiſter mit den beiden Frauen langſam nach dem Thor. Er trug ſein beſtes Kleid und einen ſeltenen Stock von hiſpaniſchem Rohr mit einem Lederriemen, und grüßte würdig zur rechten und linken Hand. Hinter ihm kamen Anna und die Wirthin, ihre großen Regentücher auf dem Arme, beide mit Handkörben. Anna trug in dem ihren das Wachtel, und Frau Liſchke hatte bedacht, daß es auf dem Lande Brauch war, den Gäſten aus der Stadt etwas Zubeiße für den Heimweg mitzugeben.

Als ſie beim Birkenholz um die Ecke bogen, blieben ſie erſtaunt ſtehen, denn auf der Straße hielten zwei Reiter, und zwiſchen dieſen ſtand ein ſchöner Wagen mit zwei großen Gäulen beſpannt. Auf dem Kutſcherſitz hockte Dobiſe und ſah unter ſeinen buſchigen Augenbrauen ſchlau auf die bevorſtehende Ladung. Die Reiter ſprengten ihnen entgegen, es waren Georg und Matz, während Lips im Wagen die Geſellſchaft begleiten ſollte. Das Antlitz Georgs war in heller Freude geröthet als er vom Roſſe ſprang, um die Gäſte zu begrüßen. Auch Anna lachte ihn froher an, als er bis jetzt an ihr geſehen hatte. Der Magiſter aber ſchritt bewundernd um den Wagen und die Pferde. Das Korbgeflecht war mit hochroth und Gold bemalt, darüber trugen Reifen ein luftiges Dach von bunter Leinwand, welche ſich an den Seiten zurückſchieben ließ, und oben noch mit einer Lederdecke überſpannt war zum Schutz gegen ein Unwetter. Georg nöthigte den Herrn Magiſter auf den Vorderſitz. „Du, Lips, ſitze daneben, und ſorge, daß unſerm Herrn Vater die Unterhaltung nicht fehle.“ Darauf öffnete er die Hinterwand des Wagens, zog eine kleine Leiter heraus und hakte den Polſterſitz ab, damit den Frauen das Einſteigen bequemer ſei, half ihnen ritterlich in das Innere, befeſtigte hinter ihnen Sitz und Rückwand und ſchwang ſich wieder auf ſeinen Gaul um nebenher zu reiten. Der Magiſter ſteckte den Kopf ſeitwärts heraus und rief vergnügt: „warlich, wie ein römiſcher Gott fahre ich im Triumphwagen, zu beiden Seiten die Dioskuren.“ Und auch Anna's Augen leuchteten als ſie auf den bewaffneten Reiter an ihrer Seite blickte, der als Seitenwehr einen großen Duſſek mit breiter krummer Klinge und in der Hand einen Kurzſpeer führte, und ſie unterdrückte mit Mühe einen Angſtruf, als das muthige Pferd unter dem Reiter aufſprang, bis er es mit feſter Fauſt bändigte. Dobiſe knallte und in ſcharfem Trabe ging es vorwärts; der Staub wirbelte, der Wagen ſchütterte und wenn die Räder über einen Stein hüpften, zuckten die Fahrenden von ihren Sitzen in die Höhe, ſo daß Anna ſich am Holz des Wagens feſthalten mußte. Aber das Schütteln gehörte zu vornehmer Fahrt, die Frauen überwanden bald den kleinen Schreck, lachten einander zu und fanden endlich den Muth, die artigen Fragen Georgs zu beantworten. Und obgleich zuweilen der Staub durch die Fenſteröffnung wehte, wollte Anna doch die Leinwand nicht verſchieben, wie Frau Liſchke rieth, und ſie wurde auch nicht böſe, als Georg ihr nach dieſer Erklärung einen dankbaren Blick zuwarf[illegible] Unterdeß hörte

Lips ergeben die Bemerkungen des Magiſters und nannte die Namen der Dörfer, deren Kirchthürme hier und da aus der Ebene aufſtiegen. Es war Sonntagsſtille über der Landſchaft und auf den Feldern Niemand zu ſehen, nur hier und da rollten ſie an einer weidenden Heerde vorüber, und hörten das Gebell des Hirtenhundes, der auf ſie zulief.

Endlich fuhren ſie über eine kleine Grenzbrücke in den Schatten wilder Birnbäume, welche zu beiden Seiten des Weges ſtanden, der Wagen hielt und Georg bat die Gäſte, ſich eine Weile zu gedulden, damit die Pferde verſchnaufen und er vorausreiten könne, ſie auf dem Hofe anzumelden. Die Fahrt war wundervoll geweſen, aber eine kurze Ruhe war nach der Erſchütterung doch Allen lieb. Dobiſe ſtieg ab und trat zu den Pferden, auch der Magiſter und Philipps kletterten über den Kutſcherſitz ins Freie, nur die Frauen blieben in dem Wagen und hatten einander jetzt leiſe viel zu erzählen. Plötzlich ſprang Dobiſe auf ſeinen Sitz, ergriff die Zügel und wies mit der Peitſche in die Ferne: „Es kommt Einer.“

Ein einzelner Reiter trabte über das Feld gerade auf ſie zu. Es war auf magerem Pferde ein langer Mann in halber Rüſtung mit Bruſtſchiene und Helmkappe und einem langen Reiterſpieß. „Wer iſt es?“ frug Matz Hutfeld den Kutſcher.

„Es iſt eine Landfliege. Seht ihn nur an, ihr kennt ihn gut genug.“

Der Reiter ritt ohne zu grüßen langſam im Kreiſe um die Geſellſchaft, wobei ſein Pferd wie ein Hund durch den Graben am Wege kroch, endlich hielt er, betrachtete unverſchämt die erſchrockenen Frauen und ſpähte in jede Ecke des Wagens. Der hagere ſtarkknochige Geſell mit ſchmalem Angeſicht, das bleich und verbrannt und trotz der Jugend durch hartes Leben und Ausſchweifungen gefurcht war, ſah auf ſeinem ſtruppigen Klepper gegenüber dem rundlichen Stadtreiter aus wie aus einem andern Lande. Matz hielt ſtill auf ſeinem Platze, Lips aber entriß dem Dobiſe die Peitſche und rief dem Gefährten zu: „hilf ihn zurücktreiben.“ Da lenkte auch Matz ſein Pferd heran: „Macht euch fort, Henner, hier iſt nichts für euresgleichen zu holen.“

„Ich komme nicht zu holen, ſondern zu geben, ich merke, Matz, ihr ſeid nach Streichen begierig,“ verſetzte der Reiter verächtlich. „Redet höflicher auf der Landſtraße, ihr ſtolzen Bürgermeiſterſöhne, es wird Jedermann erlaubt ſein, die Könige von Thorn anzuſtaunen, wenn ſie in rothem Wagen durch das Land traben. Potz Blitz, weg mit der Peitſche, du Narr, oder ich treibe dir dies Eiſen in die Rippen. Wo wollt ihr hin, ihr heldenmäßigen Kumpane des König Artus?“

„Das geht euch nichts an,“ rief ihm Matz zu, „wir haben auch euch nicht gefragt, wo ihr herkommt. Ich ſage euch, macht euch fort. Dies iſt Thorner Grund und wir ſind vier gegen einen.“

„Die vier ſind auch darnach,“ höhnte der Fremde. „Schöne Sammtmützen ſehe ich auf euren gekräuſelten Haaren, wie hoch haltet ihr das Stück, Junker Krämer? ich habe Luſt, meine mit eurer zu vertauſchen. Iſt's nicht eine Scheere, die ihr an der Seite tragt?" Er rührte mit dem Spieß an Hutfelds Duſſek.

„Die Thorner Scheere hat ſchon mehr als einmal in euer Wams geſchnitten, ich denke, ihr kennt den Käfig über unſerm Kerkerthore."

„Ich weiß eure guten Herbergen zu rühmen," antwortete der Reiter ungerührt, „auch die Thorner hängen Keinen, den ſie nicht haben. Meiner Treu, ihr reitet ein ſtarkes Pferd, Bürgermeiſter Matz, ich merke, ihr wollt mir's zum Tauſch anbieten, ſteigt einmal herunter, es iſt nur zur Probe."

Hutfeld erröthete, aber er blieb unbeweglich ſitzen. „Dort kommt Georg," rief Ecke.

„Das iſt eine andre Art Apfel," ſagte der Reiter ernſthafter, lenkte ſein Pferd zurück und legte den Bolzen auf die Armbruſt. „Guten Tag Jörge, gerade euretwegen bin ich gekommen; ich ritt ſo am Rande eurer Feldmark entlang und ſuchte Jemanden, dem ich einen Gruß an euch in den Dorf ſchlagen könnte, da erſah ich eure Kardinalsfuhre; ich merke, ihr wollt geiſtlich werden, weil ihr ſchon zwei Weiblein unter eurem rothen Dach eingefangen habt."

„Ich habe lange auf eure Botſchaft gewartet," rief Georg ihm nahe reitend, „ihr hattet die Frechheit, mir vor der Faſtnacht ſagen zu laſſen, daß ihr mich unter freiem Himmel werfen wolltet, wenn ich den Muth hätte gegen euch zu ſprengen. Jetzt habe ich euch vor der Klinge, heraus mit dem Eiſen, friſch gezückt iſt halb gefochten."

Er hob ſchnell den Duſſek und ſchlug dem Andern die Armbruſt aus der Hand. „Laß ihn los, Lips," rief er ſeinem Geſellen zu, der von der andern Seite mit kräftigem Griff das Bein des Reiters gepackt hatte, ſo daß dieſer ſchief im Sattel hing. „Er ſoll herunter vom Gaule," verſetzte Eske feſthaltend, „er trägt die Eiſenplatten und du biſt wehrlos, ich leide nicht, daß ihr euch heute rauft."

„Laß ihn los," rief Georg heftig

„Er hat Recht, Jörge," ſprach der Reiter zwiſchen Zorn und Lachen. „Steckt ein und wartet auf einen andern Tag. Ich verſpreche euch heut Frieden zu halten, obgleich ihr meine Armbruſt zerhauen habt. Laßt das Bein los, Junker Klette, und geſegne euch der Teufel eure Luſtfahrt."

„War er unhöflich gegen die Frauen?" frug Georg zurück, indem er mit drohender Geberde vor dem Wegelagerer hielt.

„Wir erheben keine Klage gegen ihn," rief der Magiſter, „wir haben am Tage des Herrn genug von Streit geſehen und ſchon zu viel für unſer Vergnügen. Weicht von hinnen, ihr Catilina aus Moor und Haide, excede, evade, erumpe." Er ſtand drohend mitten auf der Straße und ſeine Brillengläſer glänzten gegen den Reiter.

Unterdeß ritt Henner näher an Georg und ſprach leiſe: „Durch eure Geſellen wollte ich euch ſagen, damit ihr nicht unrichtig von mir denkt, daß ich ſeither Leib und Roß einem Andern zum Dienſt angelobt habe und meine eigenen Händel nicht betreiben darf, bis ich wieder mein eigener Herr werde."

Georg antwortete ebenſo: „Ihr hattet es heiß, den Brei zu kochen, jetzt ſtellt ihr ihn kalt. Seid ihr frei, ſo laßt mich's wiſſen und dann beſtimme ich die Zeit, wo wir uns treffen, damit ich für mich daſſelbe Recht behaupte, das heut ihr euch nehmt. Ich denke, wir ſorgen alsdann dafür, daß einer von uns heimgetragen wird.“

Henner nickte einverſtanden: „Macht euch zuerſt fort, Jörge, obgleich ihr die Stärkern ſeid; ich will nicht vom Pferde ſteigen und mich nach der Armbruſt bücken, während die Stadtjungen zuſehen.“ Und lachend fuhr er fort: „Ihr hättet heut nicht viel Ehre mit mir gewonnen denn ich reite in einem Auftrage, an dem gelegen iſt; ich und das Pferd ſind abgetrieben und ich habe Nacht und Tag den Riemen über meinem Magen enger geſchnallt, weil er knurrte. Jetzt habt ihr mir zerſchlagen, was zu einem Feldhuhn oder Haſen helfen konnte, und ich muß mir's zurecht baſteln.“

Georg wies auf einen alten Baum. „Da wir einander durch die Haut an das Leben wollen, kann ich euch, obgleich ihr hungert, nicht einladen mein Gaſt zu ſein, auch würde eure Galle gegen die Kinder von Thorn uns das Mahl verbittern; aber ich ſende vom Hofe einen Kober und Krug dort in den hohlen Stamm. Findet ihr's, ſo nehmt ihr's ohne Dank.“

„Euch wäre auch ſchicklicher, Georg, wenn ihr als ein Reiter geboren wärt; ihr würdet in dieſer Zeit auf gezäumtem Pferde um Anderes ſorgen, als um Frauenfuhren,“ antwortete Henner und Beide lüfteten gegen einander ein wenig die Mützen. Darauf rief Georg: „Vorwärts," Dobiſe knallte ſtolz mit der Peitſche und die Pferde liefen, daß den Fahrenden in der Anſtrengung die Sitze zu behaupten alle Sorge um Vergangenes und Künftiges dahinſchwand. Auch Georg ritt ſchweigend, überdachte die Reden des Henner und wunderte ſich, daß der Buſchreiter ganz gegen ſeine Art lieber hungere, als die Koſt mit Gewalt von den Bauern nehme. Als er endlich wagte in den Wagen hineinzuſprechen und Anna zu fragen, ob der rohe Mann ſie erſchreckt habe, ſaß die Jungfrau mit niedergeſchlagenen Augen und gab mit gleichgültiger Stimme den Beſcheid: „es waren ja Männer genug zur Stelle," und er merkte, daß ſie durch die Begegnung gekränkt war.

Vor ihnen erhob ſich ein Herrenhaus, der Wagen raſſelte über die Zugbrücke und fuhr in einen engen Hof, in welchem Ställe und Wirthſchaftsgebäude von Graben und hoher Mauer umgeben ſtanden. Das Haus ſelbſt war ein ſchmuckloſer Steinbau mit dicken Wänden, auf dem Unterſtock erhob ſich ein zweiter mit verſchloſſenen Fenſtern und mit kleineren Oeffnungen, über welche ſich Schirmdächer wölbten; der Raum war zur Aufſtellung von Standbüchſen und Geſchütz beſtimmt, jetzt aber diente er als Kornboden. Der Vogt des Gutes trat mit ſeiner Frau achtungsvoll heran, Georg ſprang vom Pferde und half den Gäſten aus dem Wagen. Als er Alle auf dem Erdboden verſammelt hatte, nahm er die Mütze ab und begrüßte im Namen des Vaters den Beſuch, während ein Knecht mit Dobiſe die Pferde nach dem Stall führte. Auch der Magiſter lüftete ſeine Mütze und antwortete durch ſchönen Gegengruß, worauf Georg in das Haus geleitete. Unter Vortritt des Magiſters ſtiegen die Gäſte die ſteinernen Stufen herauf und ſahen neugierig in die Herrenſtube und über die gedeckte Tafel, auf welcher ein kleines Veſperbrot aufgeſtellt war, dreierlei Waizengebäck, ſüße und ſaure Milch und, was dem Magiſter lieber war, große Thonkrüge, gefüllt mit ſtarkem Bier und uraltem Meth. Mit heißen Wangen erfüllte Georg die Pflicht des Wirthes, er bot dem Magiſter den Ehrenſitz und lud ihm zu beiden Seiten die Frauen; da er als Wirth beſcheiden unten ſitzen mußte, konnte er nicht vermeiden, daß Matz Hutfeld ſeinen Platz neben Anna erhielt. Das war ihm unlieb, und ihn ärgerte auch, daß Matz ſogleich mit großer Sicherheit die Speiſen bot und die Frauen zum Meth nöthigte, als ob er ſelbſt der Gaſtgeber ſei, doch tröſtete ihn wieder, daß Anna ſich auch gegen dieſen ernſthaft hielt, auf den Teller blickte und wenig beachtete, wenn Matz ſeine runde Hand zierlich ſchwenkte und den Frauen die Babe, den großen Napfkuchen, vorſchnitt. Frau Liſchke aber ließ vergnügt ihre Augen umher ſchweifen, ermahnte Anna die große Menge blanken Zinns zu bewundern, welches auf dem Tiſche aufgeſetzt war und noch reichlicher auf Geſtellen an der Wand, und ſie hob das Tiſchtuch und rühmte das feine Geſpinſt. Das mußte auch Anna loben und ſie ſah ein wenig nach Georg hinüber, als dieſer ernſthaft ſagte: „es iſt aus dem Brautſchatz meiner ſeligen Mutter.“

Der Magiſter aber, als er einen tiefen Trunk gethan hatte, richtete ſich ſtrack auf und begann das Geſpräch: „Vor Allem ſage mir, mein Sohn Regulus, wer war dieſer gewappnete Strolch, was wollte er von uns, und was hatte er gegen euch, meine Scholaren?"

„Es iſt ein Adliger," erklärte Georg, „den ſie den langen Henner nennen, ſeine Väter waren im Lande angeſeſſen, er aber ſchweift ohne Gut und Habe, liegt bei den Landherren ein und gelobt ſich bald dem Einen und bald dem Andern zur kleinen Reiterei."

„Er iſt ein armſeliger Latro und Buſchklepper," fiel Matz wegwerfend ein, „er iſt in der Stadt übel berüchtigt wegen ſeiner Schamloſigkeit, und ich werde meinem Vater ſagen, daß er unſern Freireitern befiehlt, auf ihn zu fahnden und ihn feſt zu machen."

„Diesmal hat er nur mit loſen Reden gefrevelt," verſetzte der Magiſter, „und mein Sohn Eöle hat das Richtige gethan, als er ihm das Bein ſchwenkte. Dich aber, Georg, muß ich ſchelten, ſoweit ſich bei dieſem Veſpermahle geziemt, denn auch du biſt wie ein Heckenreiter gegen ihn geſprungen und warſt nicht abgeneigt, mich und die Frauen in eine Katzbalgerei zu verwickeln."

„Ich merke wohl, Herr Magiſter, daß ich mich ungebührlich geregt habe, und ich merke auch, daß die Frauen mir deshalb zürnen. Aber da ich ihn von ferne ſah, bekam ich Angſt, daß er gegen die Gäſte unſchickliche Reden führen könnte, denn ſein Mundwerk mahlt nur groben Schrot, auch giebt es zwiſchen mir und ihm alte Späne, weil er uns Thornern feindſelig iſt."

„Vernahm ich recht, ſo war von einem Duellium die Rede.“

„Es iſt nichts damit,“ entſchuldigte ſich Georg mit böſem Gewiſſen, „er hatte ſich früher gerühmt, daß er jedem Kinde von Thorn feindlich ſein wollte, und kam heut zu ſagen, daß er verhindert ſei, gegen uns zu reiten.“

„Der lange Henner iſt mit allen jungen Geſellen vom Artushofe verfeindet,“ erzählte auch Eske, der in der Rede häufig zu ſpät kam, „denn er hat ſich geweigert, auf der Stechbahn gegen uns zu ſtechen, weil unſer Adel, wenn unſere Väter ihn auch gehabt hätten, durch Dinte bekleckſt und durch die Gewandſcheere zerſchnitten ſei. Es iſt Jedem unleidlich das zu hören.“

„Darum alſo wollte er nicht mit Georg raufen?“ frug der Magiſter ernſthaft.

„Bei dieſem,“ fuhr Eske vorſichtig fort, „will er eine Ausnahme machen, weil ihre Vorväter Landsleute geweſen wären aus Thüringen, wir aber ſtammten aus Weſtphalen; und er ſagt, ein Vorfahr des Georg hätte lange als Knecht gedient bei einem ſeiner Vorfahren, deshalb habe er ein Recht ſich mit Georg zu ſchmeißen und ihn zu ſchlagen, ſo oft es ihm gefiele.“

„Du könnteſt auch Beſſeres thun, Lips, als den Frauen die ungefügen Reden des wüſten Junkers vorerzählen,“ unterbrach ihn Georg mit einem furchtſamen Blick auf das ernſte Geſicht der Jungfrau. „Aber hier iſt ein Gaſt, welcher ſein Schüßlein noch nicht erhalten hat,“ und er bückte ſich zu Ajax, der wohl wußte, wer der Wirth war, denn er ſaß ſtill neben ihm und bat mit

Schweif und Pfoten. Georg goß Milch in eine Schale, brockte Weißbrod ein und ſetzte das Gericht neben Anna's Stuhl auf den Boden, aber er gewann keinen dankenden Blick.

Jetzt nahm der Magiſter das Wort und ſprach Gelehrtes über den Unterſchied zwiſchen deutſchen Rittermäßigen und römiſchen Rittern, die deutſche Reiterſitte ſei ungeſchickt und barbariſch, bei den Römern aber ſei ſie weit beſſer geweſen, „denn,“ ſagte er, „die römiſchen Ritter vergeudeten nicht, ſondern ſammelten Geld und hielten auch für ehrenvoll, durch Kaufmannſchaft vorwärts zu kommen.“ Er wurde heiter durch ſeine Rede und den Meth, und da unterdeß alle dem Vesperbrod Ehre erwieſen hatten und da die Vogtin mit einer Hand voll großer grüner Blätter hereinkam und den Frauen viel von dem Waizengebäck einpackte, damit ſie es in den Körben heimtrügen, ſo erhob ſich auch der Magiſter und erklärte ſeine Beiſtimmung, als Georg um die Erlaubniß bat, den Gäſten das Gutsland und die Gegend zu zeigen. Die Geſellſchaft brach auf, Georg gab dem Dobiſe, der unterdeß vom hohlen Baume zurückgekehrt war, einen Wink, worauf dieſer zwei Lauten aus der Kammer holte und hinter ihnen hertrug. So ſchritten ſie aus dem Hofe und zwiſchen dürftigen Hütten des kleinen Dorfes dahin. Die Dorfleute ſaßen gedrängt in der Schenke, aus welcher eine Sackpfeife klang; wer in der Thür ſtand, grüßte unterwürfig den Herrnſohn und mit finſteren Blicken den Vogt, der den Gäſten mit ſeinem großen Amtsſtock folgte. Die Kinder des Dorfes ſtarrten von den Hausſchwellen neugierig auf die Fremden, ein übel bekleidetes Völklein, die meiſten barfüßig, die kleineren nur im groben Hemde, und als Anna ſich nach den rundlichen Wangen und blauen Augen umſah und einem Krauskopf die Wange ſtreichelte, kam die ganze Schaar nachgezogen, aus Furcht vor dem Stock des Vogtes in geziemender Entfernung.

Die Gäſte durchſchritten einen Wieſengrund und betraten den hochſtämmigen Laubwald. Der unebene Fußpfad führte zu einer Lichtung, in welcher eine rieſige Eiche ſtand, die Herrin des Waldes, umgeben von ihrem grünen Hofgeſinde. Zwiſchen den hohen Wurzeln des Baumes war ein Balkenſtück als Holzbank eingeklemmt, auch in der Höhe ſah man über den mächtigen Aeſten die morſchen Bohlen, einſt Boden und Seitenwände eines Baumhauſes, wie es hier und da als Sommerlaube in den Ritterburgen und als Jagdhütte in den Wäldern zu finden war. In der Lichtung war es ſtill und feierlich wie in einer Kirche, nur zuweilen klang von dem hohen Gipfel der klagende Schrei eines Raubvogels. „Hier iſt ein philoſophiſcher Sitz," rühmte der Magiſter ſich ſchnell ſetzend und die Mütze lüftend, da der unebene Pfad ihm warm gemacht hatte. Georg aber ſah nach Dobiſe mit den Lauten zurück und Anna errieth wohl ſeine Gedanken. Denn nachdem Alle eine Weile ſtill geruht hatten, begann ſie: „Die Nachtigall höre ich nicht mehr und auch der Kukuk ſchweigt, er hat ſich wohl, wie das Lied im Scherze ſagt, zu Tode gefallen in einer alten Weiden," und ſie begann mit leiſer Stimme die Melodie. Da faßte Georg ſchnell die eine Laute, reichte dem treuen Philipps die andere und Beide nahmen zur Stelle die Weiſe auf: „wer ſoll uns nun, wer ſoll uns nun die liebe Zeit vertreiben.“ Kräftig fuhren die Jünglinge fort: „ei, das ſoll thun Frau Nachtigall.“ Und Georg hörte während des Singens mit Entzücken, wie Anna mitſang und künſtlich in hoher Stimme trillerte, ganz als wollte ſie die Nachtigall nachahmen. Auch der Magiſter ſummte im Baß „Kukuk“ dazu. Als das Lied zu Ende war, lachten alle gegen einander, die Spieler begannen eine andere noch feinere Weiſe ohne Geſang, und darauf ſtimmten Wirth und Gäſte in ſchöne Lieder ein, welche ſie gemeinſam vermochten.

Anna wurde von Herzen vergnügt; Georg gefiel ihr heut ausnehmend gut, wie er in blühender Jugend mit dem Roſſe ſprang, daß er ſich ritterlich gegen den Vater hielt, daß er ſo froh war, ſie im Hauſe zu begrüßen und ſo beſcheiden den Wirth machte mitten in allem Ueberfluß des Reichthums. Wohl hatte er ſie durch ſein ſchnelles Losfahren gegen den Fremden geängſtigt, und auch am Tiſche hatte der reiche Haushalt ſie bedrückt, aber das Alles war vergeſſen, ſeit ſie miteinander ſangen, und ſie fühlte ſich ihm ſo vertraulich, als ob ſie zu ihm gehöre. Als ſie während des Ausruhens fröhlich um ſich ſah, merkte ſie, daß ſie nicht allein waren, am Rande der Lichtung lagerten die Dorfkinder, die kleinen ſaßen auf der Erde, den Finger im Munde, alle ſtaunten unverwandt die vornehmen Stadtleute an. Da ergriff Anna ſchnell einen Handkorb, der neben ihr ſtand, eilte zu ihnen und ſprach: „In dem Korbe iſt Süßes für euch, ihr Kleinen, ſeid fromm und ſprecht ein Vaterunſer.“ Aber die Kinder glotzten ſie an und regten ſich nicht. „Die wiſſen nichts vom Vaterunſer,“ lachte der Vogt, „wo ſollen ſie es her haben, von den Eltern lernen ſie eher Flüche und Schelmlieder.“

„Lieber Gott,“ rief Anna erſchrocken, „ſo lebt ihr ja als kleine Heiden dahin.“ Sie beugte ſich nieder, legte den Kindern der Reihe nach die Hände zuſammen und gebot: „Sprecht mir Alle die Worte nach, welche ich euch vorſage, damit der liebe Gott doch wenigſtens eure Stimmchen hört, ſo bekommt ihr den Kuchen.“ und ſie ſprach ihnen die erſte Bitte nachdrücklich vor. Da ſchrien die Kinder hoffnungsvoll den frommen Gruß nach und die Jungfrau neigte das Haupt. Dann griff ſie in den Korb und vertheilte den Kuchen. Sie ſah begeiſtert aus, wie damals in der Kirche.

Aber die Thorner ſahen befremdet auf dieſe ſorgloſe Vertheilung, welche ihnen ungehörig und als eine Kränkung des Gutsherrn erſcheinen mußte. Denn das Gebäck war aus Gaſtfreundſchaft den Geladenen gewidmet und es war ihnen feierlich als angenehme Erinnerung beigepackt worden. Am tiefſten gekränkt war die Rathsbotin, da es ihr Handkorb war, aus dem die Jungfer ihre Verſchwendung betrieb. Sie faßte den Korb und ſagte mit ſcharfer Stimme: „Hier zu Lande iſt es nicht Brauch, Jungfer Anna, Ehrengeſchenke der Hauswirthe vor ihren Augen zu vergeuden, am wenigſten aus fremdem Korbe.“

„Nehmt dafür den meinen," antwortete Anna ſich erhebend. Obgleich ſie gutherzig lächelte, ſo dachten doch die Thorner, daß die Rathsbotin nicht ohne Grund ärgerlich war. Und Georg freute ſich zwar, daß ſie von den Kindern mit ſo ſicherem Vertrauen zu ihm aufſah, als ob ſie ſelbſt die Gutswirthin wäre, aber er ſagte doch leiſe zu ſeinem Geſellen Eske: „Ach, ſie iſt ſchön und hat als Nachtigall holdſelig getrillert, aber ich fürchte, ihrem Gemüth iſt alle irdiſche Freude gleichgültig."

„Sie iſt zu einer Nonne geboren," verſetzte Lips unwillig, und Georg dachte, „ich will und muß erfahren, ob ſie mich ſo gering achtet wie unſern Kuchen."

Anna hatte ſich wieder zu den Kindern gebeugt, die ihr jetzt williger Beſcheid gaben. Da rief eine ſchrille Stimme von der Seite: „Lehrt nur die deutſchen Krähen ſingen, Junker Georg, hier vor eurem Baume; der Tag wird kommen, wo die fremden Vögel wieder wegfliegen, große und kleine." Eine alte Frau, verwittert und runzlig, wankte unter der Laſt eines ſchweren Korbes heran, ſtellte ſich vor Georg hin und die grauen Augen in dem wankenden Kopf ſahen ſcharf nach dem Herrenſohn.

„Wollt ihr ſchweigen, Alte," rief Dobiſe herzueilend und verſuchte die Frau wegzuführen, ſie aber hielt ſich mit ihrer Hacke an eine Baumwurzel.

„Laß deine Mutter, Dobiſe," gebot Georg, „ich weiß, ſie wünſcht mir nichts Böſes."

„Denkſt du daran, Junkerlein, daß ich dich einſt auf den Armen hielt? Lange haſt du der Alten nichts

Gutes in das Haus geſandt und doch gehe ich hier Jahr für Jahr um den Baum und ſehe zu, wie die Krähen kommen und fliegen; ich höre, wie das Holz im Sturme kracht und ich fege den Schnee von den Wurzeln, damit die Seelen der Verſtorbenen gute Bahn finden, wenn ſie aus den Aeſten zur Erde fahren."

»Demens est,« rief der Magiſter.

Aber die Alte verſetzte mit ſcharfem Ton, als wenn ſie die Rede verſtanden hätte: „ich bin nicht ſchwachſinnig, deutſcher Mann, und wenn die deutſche Glocke bimmelt, opfere ich den Heiligen mein Wachslicht ſo gut wie Andere. Das Herrenkind verſteht mich wohl, denn es iſt von alten Leuten geſagt, als der Stamm in feſtem Holze ſtand, kamen ſeine Vorfahren in das Land, ſie fällten rings umher den Wald, ſie zimmerten ihr grünes Lager unter dem Wipfel und ihre Weiber und Kinder ſaßen in den Aeſten. Von hier flogen ſie über das Preußenland, ihrer wurden viele und unſerer wenige. So lange der Baum grünt, ſoll das fremde Geſchlecht in dem Lande herrſchen. Grüßt euren Vater, Georg, und ſagt ihm, es rauſcht in der Luft und die Unſichtbaren brauen einen Sturm, der Moder frißt in der Eiche, er ſoll ſeinen Sohn hüten," und mit veränderter Stimme wiederholte ſie: „warum haſt du der alten Mutter ſo lange nichts Gutes hinausgeſchickt, ich ſinge deinetwegen und gehe für dich um den Baum, aber ich kann das Volk der Würmer nicht mehr aus dem Holze bannen."

„Gut, Mutter, daß ihr erinnert; gehet heut Abend auf den Hof, der Vogt wird euch geben, was euch erfreut," und während Dobiſe die Alte abführte, gebot er dem unwilligen Vogt: „Der Vater will, daß ihr von euch kein Leid geſchieht, denn wenn ſie auch wilde Reden verführt, ſie iſt harmlos und war eine Zeit lang meine Wärterin." Und zum Magiſter fuhr er fort: „Dieſe und ihr Sohn ſind eigene Leute des Gutes und ſtammen von den alten Preußen. Die Leute ſagen, daß einſt meine Vorfahren, als ſie unter dem Kreuz in das Land kamen, bei dem Baume geraſtet haben und darum prophezeien ſie Allerlei. Sonſt war das Sommerhaus dort oben in beſſerem Stande, ich ſelbſt habe oben mit dem Flitzbogen geſchoſſen, jetzt hat Niemand daran gedacht, neues Gebälk einzuziehen."

Anna hatte mit Antheil die Erklärung gehört. Als ſie nun zur Heimkehr aufbrachen, machte ſich's, daß Georg neben ihr ging, er half ihr das große Regentuch umlegen, denn die Sonne ſtieg niederwärts und es wurde kühl. Da begann ſie: „Die Alte war doch eine ſchreckhafte Frau, und zu ihrem Sohne, eurem Diener, könnte ich auch kein Zutrauen haben."

„Er iſt anſtellig und der Vater iſt gewöhnt ihm zu vertrauen."

„Ich denke, euer Herr Vater kommt ſelten auf das Gut."

„Er ſorgt doch in der Stille um Alles, was hier vorgeht, aber er lebt ſchweigſam vor ſich hin. Es werden bei uns im Hauſe nicht mehr Worte gemacht, als gerade nöthig ſind. Immer freue ich mich, wie der Herr

Magiſter mit euch verkehrt; ihr ſeid freilich an Hausfrauen Statt und ſeine Stütze."

„Ihr könnt gar nicht denken, wie gut der Herr Vater gegen mich und alle Welt iſt," verſetzte Anna eifrig.

„Gern wüßten wir, ob der Herr Magiſter auch mit uns zufrieden iſt," frug der ſchlaue Georg.

„Er mag wohl manchmal Urſache haben, zu tadeln," ſagte Anna lächelnd.

Das gab Georg beſcheiden zu und ſich ein Herz faſſend fuhr er fort: „Ach, liebe Jungfer Anna, mehr noch als die Geſinnung eures Herrn Vaters kümmert mich die eure, denn ich beſorge, daß ihr mir in eurem Herzen abgeneigt ſeid."

Anna zog an ihrem Tuche. „Warum denkt ihr ſo?"

„Ich merke zuweilen, daß ihr gegen meine Geſellen freundlicher redet beim Gruß und Abſchied; denn den Anderen, vorab dem Matz Hurfeld, ſagt ihr ganz fröhlich Dank und auf ſeine Frage auch einmal freundlichen Beſcheid. Wenn ich aber die Treppe heraufkomme, ſo tretet ihr in die Küche zurück, und wenn ihr mir antworten müßt, ſo ſind es nur kurze Worte. Ich weiß es wohl," fuhr Georg in aufrichtiger Reue fort, „daß ich euch ſchwer gekränkt habe, bevor ich euch kannte, und ich fürchte, daß ihr das nicht vergeſſen könnt."

Da ſah ſie ihn ſchweigend an mit ſo warmem Blick und ein ſo liebreiches Lachen flog über ihr Antlitz, daß ihm ſein Herz vor Wonne hüpfte. Sie waren von den Andern durch ein Gebüſch getrennt, das oben in rothem Abendlicht glänzte und unten in bläulicher Dämmerung ſtand, er fühlte einen warmen Luſthauch an ſeiner Wange und ein Vogel rief von dem Äſte: flink, flink! Da vergaß er ſich ganz und gar, er vergaß, daß er als Wirth neben ſeinem Gaſte ging, er ſchlang den Arm wieder um ſie und neigte ſich, um ſie zu küſſen.

Aber die Hülle ſank zwiſchen ihr und ihm zur Erde, ſie entwand ſich ihm heftig, er ſah zum zweitenmal ein verſtörtes Geſicht und den ſtarren Schrecken in ihren Augen, im nächſten Augenblick rannen die Thränen auf ihre Wangen. Sie wandte ſich ab und ging, ohne ihn noch eines Blickes oder Wortes zu würdigen, eilig den Andern nach. Er ſtand am Wege, hob betäubt den Mantel auf und fühlte ſich elend und verworfen. Er hatte ſchnell erfahren, was er durchaus wiſſen wollte, daß ſie ihn anders achtete, als ſein Gaſtgeſchenk, denn ſie hatte ſeinetwegen geweint. Sie aber erkannte, daß er in dem Uebermuth eines vornehmen Knaben Dreiſtes gegen ſie wagte, und ihr Herz empörte ſich gegen ihn.

Obgleich ſie kein Wort geredet hatte, behauptete Georg doch vor ſich ſelber: „Sie iſt hart und ſcharf wie Riedgras. Ich möchte Matz Hutfeld Püſſe geben, er iſt gerade ſo kalt wie ſie. Beide paſſen ganz gut zu einander, ich merke auch, daß er ſogleich gegen ſie hübſch thut.“ So ſchritt er finſter und grollend hinterdrein und fühlte ſich unglücklich wie noch niemals in ſeinem Leben. Erſt im Hofe, als der Magiſter ſtehen blieb und ihn wegen der Heimfahrt anredete, gedachte er ſeiner Pflicht; er lüftete die Mütze und lud, wie Alle erwarten mußten, zu einer Abendcollation ein. Wieder betraten ſie die Herrenſtube, aufs Neue war der Tiſch gedeckt und reichlich beſetzt mit allerlei auserwählter Koſt, worunter ein rieſiger Schinken war, daneben Pfefferkuchen und ſogar die neuſte Erfindung, welche die Kaufherren aus Italien eingeführt hatten, heilkräftiger Marzipan, und zwiſchen den Krügen mit Bier und Meth ſtanden jetzt Flaſchen mit ſüßem Sect. Der Magiſter konnte einen Ausruf angenehmer Ueberraſchung nicht unterdrücken, als er eine ſolche Beſetzung der Herrentafel ſah und er merkte nicht, daß was ihn mit ſtolzer Befriedigung erfüllte, ſein liebes Kind noch mehr demüthigte, und ihr auf's Neue Thränen in die Augen lockte. Alles war ſehr feſtlich und die Meiſten freuten ſich der Ehre, nur zwei ſaßen bleich und verſtört und das Hündlein lief vergeblich zwiſchen ihnen. Da war es ein Glück, daß der Magiſter die Geſellſchaft unterhielt von den Pfauenzungen ſeiner Römer und daß einer von dieſen die Fiſche mit Sklaven gefüttert habe. Nur Frau Liſchke antwortete: „Pfui, der Türke.“ Als Dobiſe draußen knallte, ſtand der Magiſter auf, geröthet vom Sect, und hielt die Dankrede an den Hausherrn und den gegenwärtigen Sohn Regulus, wobei er auch den Vogt und die Vogtin ehrenvoll erwähnte; und als ſie zu dem Wagen traten, ſprach er, an das Schüttern gedenkend großartig wie ein römiſcher Feldherr: „hinter uns liegt die Freude, jetzt kommt die Ehre,“ worauf die Gäſte zur Vorder- und Hinterthür hineinſtiegen. Es war eine ſchweigſame Fahrt, Dobiſe fuhr maßlos, denn es war ſpät geworden und er dachte an die Heckenreiter. Georg trabte finſter an der Seite, wo die Rathsbotin ſaß, und in ihm klang es zum Abendgeläut der Dorfglocke: es iſt vorbei und bleibt vorbei und kann ſich nimmer wenden. Als endlich der Wagen an dem Birkengehölz hielt und Frau Liſchke der Geſellſchaft Trennung gebot, ſah er noch einmal in das verblichene Antlitz Anna's und auf die niedergeſchlagenen Augen, mit denen ſie ſich gegen den Abſchiedsgruß der Schüler neigte, und ritt ſtumm neben ſeinen Geſellen, dem Reiter und Fußgänger, einem andern Thore zu.

Am Abend ging der Magiſter begeiſtert in ſeinem Muſeum auf und ab, während Anna ſchweigend nach den Trümmern des Schloſſes ſtarrte, von denen ſich jetzt niemals mehr eine Abendmuſik hören ließ. „Es war Alles rühmlich und freudenreich,“ triumphirte der Magiſter, „und der anſehnliche Herr Marcus König hat ſich königlich gegen uns verhalten.“

„Er ſelbſt war aber nicht da,“ warf Anna ein.

„Dafür hat er ſeinen Sohn geſandt, der uns im Grunde vertraulicher iſt,“ verbeſſerte ſie der Vater; „und ich habe beſchloſſen, den günſtigen Gönnern meine Dankbarkeit zu erweiſen durch Dedicirung und Ueberreichung eines elegiſchen Gedichtes zu Weihnachten; habe auch ſchon dem Hannus Buchführer davon Andeutungen gemacht, welcher ſich bereit erklärt, die Koſten für einen Bogen Papier und Druck zu tragen, mir mehre Exemplare gratis zu verabreichen, den Reſt womöglich um drei Kreuzer zu verkaufen. Der Bogen muß in Danzig gedruckt werden, weil man hier in dieſer Kunſt nichts vermag."

Als der verſtörte Georg mit ſeinen Geſellen den Marktplatz betrat, ſtanden die Leute in eifrigem Geſpräch. Vor dem Rathhauſe hielten polniſche Reiter, im Artushofe ſaßen die Brüder dicht gedrängt, auch er vergaß auf Augenblicke ſein Leid, als ihm ſeine Genoſſen zuriefen: „Es iſt Botſchaft gekommen vom polniſchen König, der große Reichstag wird zum Winter nach unſerer Stadt geladen, es geht gegen den deutſchen Hochmeiſter."

Und als der Winter kam, als Hannus einen Danziger Ballen auspackte und der Magiſter ſeine Bogen, welche er lange mit ſtillem Behagen betrachtet hatte, den Gönnern der Schule austrug, ſchritt er durch den Tumult fremder Haufen, er fand in den Häuſern ſeiner Patrone ſorgenvolle Geſichter, und ihrem Dank, den ſie nicht vorenthielten, fehlte die Herzlichkeit.

## 4.

## Der Hochmeiſter.

Die vier Bürgermeiſter hielten im Artushofe mit den Aelteſten der Brüderſchaft vertraulichen Rath, wie die polniſchen Herren bei den anſehnlichen Bürgern eingelegt werden ſollten. Jeder der Anweſenden begehrte ſolche Gäſte, die ihm bekannt waren, oder von denen er Vortheil hoffte. Marcus König war der einzige, welcher geduldig hinter ſeinem Becher ſaß, und wenn er einmal das Wort ergriff, nur für Abweſende ſprach, damit dieſe nicht übermäßig beſchwert würden. Es geſchah wie durch Einverſtändniß, daß Niemand das Haus des Marcus in Vorſchlag brachte, entweder aus Achtung vor dem ſtillen Manne, oder weil es unheimlich geworden war, denn gerade in den letzten Tagen hatten die Nachbarn wieder über nächtlichen Spuk geklagt. Doch nur hinter dem Rücken des frommen Hausherrn wurde dergleichen gemurmelt, denn man wußte, daß er Fragen darnach mit einem finſtern Zornesblick beantwortete oder mit kalter Abweiſung, welche noch mehr gefürchtet war.

Endlich begann der alte Burggraf: „Die Kumpane haben jeder gewählt, nur ihr, Bruder Marcus, ſeid noch zurück. Da ihr nicht frei bleiben werdet, ſo erſuche ich euch, das Recht unſerer Bruderſchaft zu gebrauchen.“

„Ich bin bereit, den Fremden zu nehmen, welchen euer Wille mir zutheilt,“ verſetzte Marcus.

Der Bürgermeiſter nickte und ſah in die Liſte. „Was würdet ihr zu dem hochwürdigen Biſchof von Plozk ſagen?“

„Da er von euch kommt, will ich ihn und ſeine Begleiter, ſoweit das Gelaß reicht, gern beherbergen; doch zürnt nicht, wenn ich euch ſage, nur ungern öffne ich mein Haus den lüderlichen Weibern, welche von den geiſtlichen Herren mitgebracht werden.“

„Der Mißbrauch verleidet Vielen die Biſchöfe,“ gab der Burggraf zu.

„Vielleicht beſchwert euch das weniger als Andere,“ warf ein Bruder ein, „da in eurem Hauſe die wilden Weiber keiner Hausfrau die Ehre kränken.“

„Martha Hutfeld hat in meinem Hauſe gewohnt,“ entgegnete Marcus, „und ich will nicht, daß ihr Sohn ein täglicher Genoſſe der Unordnung werde.“

„Der Biſchof bringt wohl ſeine Trauten in der Nähe unter,“ entſchied Hutfeld, „ich finde Gelegenheit, mit ſeinem Kaplan darüber zu reden.“

Die Stadt füllte ſich mit Fremden, durch die Straßen ſchritten vornehme Prälaten mit ihrem geiſtlichen Gefolge, und polniſche Edle begleitet von einem langen Troß

Bewaffneter; vor den Schenken zankten, fluchten und umarmten ſich Schlachtſchützen mit großen Bärten und wilden Geſichtern. Die friedliche Stadt war in ein Feldlager verwandelt, auf den Straßen und in den Häuſern klang lauter die polniſche Rede, als die deutſche. — Der Winterſturm ſegte und heulte in den Schornſteinen und Eisſchollen trieben auf dem kalten Waſſer, als Bürgermeiſter und Rath über die deutſche Brücke der Weichſel zogen, um an der Stadtgrenze den einziehenden König von Polen zu begrüßen. Unter einem ſeidenen Baldachin, den zwei Bürgermeiſter und zwei Herren von der Landſchaft trugen, ritt der König in die Stadt, huldvoll nach allen Seiten lächelnd, ihm folgte polniſches Kriegsvolk, das den Thornern unendlich ſchien, ſtundenlang dauerte der Einzug. Den Bürgern war es nichts Neues, den König und den polniſchen Reichstag in ihren Mauern aufzunehmen, ſie hatten auch gelernt die Augen zu ſchließen gegen fremden Brauch und zuchtloſes Benehmen der Gäſte, ſo lange dieſe ſorglos ihre Geldtaſche öffneten, doch ſo große kriegeriſche Pracht und Menge hatte das lebende Geſchlecht nimmer geſehen. Die Leute ſtaunten über ſammetne Pelzröcke, ſilberne Rüſtungen und edle Roſſe, deren Reitzeug mit bunten Steinen bedeckt war, und ſie ſchrien einander die Namen der vornehmſten Herren zu. Aber Viele empfanden Schadenfreude, als ein kalter Sprühregen auf die Einziehenden niederſank und den Fremden die koſtbaren Kleider verdarb, obgleich ſie ſelbſt nicht weniger naß wurden Verſtändige Männer blickten mit geheimem Schrecken auf den Strom wilden

Kriegsvolks, der durch die Thore eindrang, und fühlten ſich erſt erleichtert, als die Mehrzahl nach kurzer Raſt auf der entgegengeſetzten Seite der Stadt wieder hinauszog, um ſich in den Dörfern der Umgegend zu lagern. Bis zum ſpäten Abend wogte das Gewühl in den Straßen und die Rathsbeamten verhandelten mit heißen Geſichtern und heiſeren Stimmen gegen Haufen unzufriedener Gäſte, welche viel mehr von der Stadt begehrten, als dieſe zu leiſten vermochte.

Auch vor dem Hauſe des Marcus hielt ein ſtattlicher Zug; der hochwürdige Biſchof von Plozk mit ſeinen Geiſtlichen und Edelleuten ſtieg ab und wurde an der Thür von dem Hauswirth empfangen, der ſein Knie bis auf den Boden neigte, den Segen des Biſchofs erbat und ihm demüthig in der Gaſtſtube den Willkommen bot. Unterdeß geleitete der Rathsdiener einige vornehm geſchminkte Frauen, welche auf Wagen und Roſſen vor der Einfahrt hielten, um die Ecke in ein Nebenhaus der Hintergaſſe, obgleich die Weiber mit hellen Worten gegen die niedrige Herberge fochten. Aber auch die geiſtlichen Herren im Markthauſe erfuhren bald, daß ihre Wohnung Gäſte ungern ertrug, und daß ſie widerwärtigen Heimſuchungen nicht entgingen, obgleich ihr Hauswirth ein frommer und eifriger Chriſt war.

Am Abend ſchlich Dobiſe mit einer Laterne über den Bodenraum des alten Hauſes, er ſah ſcheu um ſich bevor er einen Bretterverſchlag öffnete, der mit alten Kiſten und Fäſſern gefüllt war. Dort wand er ſich zwiſchen dem Geräth, hob an der Rückwand ein Brett und ſchlüpfte durch die ſchmale Oeffnung in einen engen lichtloſen Raum, den er ſich allmählich hergerichtet hatte und den nur er kannte. Es war darin gerade für einen Schemel Gelaß und für einige Kiſten. Dobiſe hing die Laterne an einen Pflock, richtete ſich ſo hoch auf als er vermochte und ſah ſich ſtolz in dem Verſchlage um. „Jetzt iſt Dobiſe wieder ein Edelmann und Kaufherr von Thorn.“ Er warf ſeine Jacke ab, hob aus der Kiſte einen ſtattlichen Pelzrock und eine Mütze von Marderfell, that beides an und ſetzte ſich auf den Schemel, dann holte er aus einem anderen Behältniß einige Stücke ſchweren Seidenſtoffes, die mit Gold durchwirkt waren, breitete ſie um ſich her und ſah entzückt, wie die bunten Muſter im Licht der Laterne glänzten. „Dies iſt der fürſtliche Mantel für mich, und hier iſt auch ein Prachtkleid für die Alte im Dorfe, das ich ihr aufhebe.“ Er griff wieder in eine Ecke, holte einen Krug hervor, ſchwenkte ihn und murmelte: „Dies trinke ich zu meinem eigenen Wohl, es iſt das beſte aus dem Keller des Alten.“ So ſaß er da, ähnlich einem Hauskobold, die kleinen Augen zwinkerten unter den ſchwarzen Brauen und die ſchmalen Lippen in dem gelben Geſicht zogen ſich in behaglichem Lachen zu beiden Ohren. „Niemand weiß es, daß ich hier ſitze als der ächte Herr der Stadt und des Landes, auch der Alte bildet ſich ein, daß ich an unſeren Kiſten zimmere; drüben in der Kaufkammer rechnen ſie und der fremde Gaſt, der unter mir wohnt und aus ſeinem ſchwarzen Buch beten ſollte, zankt ſich mit ſeinen Dirnen; ich aber trete mit meinem Fuß auf ihre Köpfe und freue mich.“ Wieder trank er und murmelte: „Deutſche und Polen ſind jetzt darüber her, einander umzubringen. Wenn ſie abgewürgt ſind, bleiben wir übrig und werden wieder Gebieter des Landes, wie wir einſt waren. Vivat Rex Dobiſe,“ rief er den Becher hebend, „möge allen Fremden ſcharfes Eiſen durch die Hälſe fahren.“ Er trank und ſetzte ab. „Meinen Alten nehme ich aus, dem gebe ich ein bis zwei Goldſtücke zur Heimfahrt über das gelbe Weichſelwaſſer, den Georg nehme ich aus, und vielleicht noch wenige Städter, darunter Barthel Schneider.“ Er lachte über das ganze Geſicht. „Den Schneider ſoll alle Tage der Teufel zwicken, wenn ich erſt Herr von Thorn bin. Dann werfe ich auch dieſes goldne Kleid der Jungfer Anna zu, und mache ſie zur Königin.“ Er hielt an und lauſchte. „Der Biſchof zankt noch immer mit ſeinen Weibern; es iſt ein filziger Pfaffe, den ſie in unſer Haus gelegt haben, und meinem Alten liegt wenig an ihm, dann der Alte und ich, wir ſahen einander an, und mein Alter frug: „ob der Pole hier Ruhe findet? Mancher wird furchtſam, wenn die Katzen auf dem Boden ſpringen.“ Nach dieſen Worten fuhr Dobiſe in die Höhe und ſprang mit beiden Beinen kräftig gegen den Fußboden, ſaß nieder und fuhr verächtlich fort: „es iſt ein ſchmutziger Pfaffe, der zu der ſchwarzen Maruſchka von Czenſtochau betet, obgleich dies Weib ausſieht wie des Teufels Großmutter. Wie will das polniſche Weibsſtück wagen, ſich gegen unſere Maria von Thorn zu brüſten, welche weiß und roth in der Kirche ſteht mit goldner

Krone und blauem Mantel. Ich denke, es wird dem Alten ein Gefallen ſein, wenn ich den Biſchof aus dem Hauſe ſchicke.“ Er kniete an der Seite nieder, wo er die Flaſche unter dem Fußboden heraufgeholt hatte: „Geprieſen ſei mein Kellerloch. Mühſam habe ich den Schutt ausgewühlt bis zu den Deckbrettern über der Gaſtſtube, dafür höre ich die Reden dort unten.“ Er neigte das Ohr: „Der Pfaffe zankt noch immer auf polniſch.“ Dobiſe ſteckte den Kopf in das Loch, ſtieß ein wildes Gebrüll aus und ſchrie in polniſcher Sprache: „Hoho, der Teufel iſt über euch, ihr Satansbrut,“ worauf er ſchnell das ſeidene Gewebe und den Krug verſteckte und aus der Kammer ſprang. Er polterte noch zwiſchen den Kiſten, löſchte das Licht aus und fuhr unter dem Dach nach dem Hinterhauſe.

Am nächſten Morgen waren die geiſtlichen Herren in geheimnißvoller Unruhe, ſie murmelten untereinander und ſchritten wieder mit Lichtern und Sprengwedel durch den Oberſteck, doch wollte der Grund ihrer Bekümmerniß nicht laut werden. Bis endlich der hochwürdige Biſchof zu den Bürgermeiſtern ſandte und ſich eine andere Herberge forderte. So wurde Marcus ſchnell der Gäſte enthoben; nur in ſeinem Hinterhauſe blieben einige Geiſtliche aus dem Hofhalt des Biſchofs, welche in der gefährlichen Wohnung bei Tag und Nacht länger beteten, als ſonſt ihre Gewohnheit war.

Der Reichstag wurde eröffnet. Die Abgeordneten der deutſchen Städte waren ebenſo eifrig als die Polen, Krieg gegen den widerſetzlichen Hochmeiſter zu fordern, und der König gab ihrem Drängen nach. Zum letztenmal wurde Herr Albrecht gefordert, den Lehnseid zu leiſten, und als er nicht erſchien, trugen die Fehdeboten des polniſchen Adels zahlreiche Abſagebriefe über die Grenze.

Der Krieg begann. Ein ſeltſamer Krieg, denn weder der König noch der Hochmeiſter geboten über ein Heer, um ihren Willen durchzuſetzen. Die Thorner hatten vor wenig Wochen eine große polniſche Heeresmacht angeſtaunt; es waren faſt nur Banden polniſcher Edlen geweſen, und dieſe hatten zwar feurig nach dem Kriege geſchrien, aber ſie hatten wenig Luſt, ſelbſt Haut und Gut im Kampfe zu wagen; das polniſche Heer ritt auseinander und verzog ſich nach der Heimath. Der Hochmeiſter hatte ſeit Jahren um den bevorſtehenden Kampf geſorgt, aber alles Mühen und Verhandeln war fruchtlos geweſen, ſein Land war klein, arm, widerwillig, nur wenige der Ordensherren waren feldtüchtige Reiter, die Bürger weigerten ſich im Harniſch zu ziehen, das gedrückte Landvolk ſaß waffenlos und es fehlte ohnedies an Händen, das Land zu bauen; die Fürſten im Reiche hatten zwar Gutes verſprochen, aber wenig gehalten. Zuletzt waren beide Herren in der Lage, nach geworbenen Söldnern auszuſchauen und keiner von beiden hatte das Geld ſtarke Fäuſte zu bezahlen. Der Hochmeiſter fand einigen guten Willen bei der fränkiſchen Ritterſchaft und ließ durch dieſe im Reiche Landsknechthaufen werben, der König von Polen wandte ſich an die Böhmen und ſogar an die Tartaren und dieſe Heiden, welche am ſchnellſten zur Stelle waren, ſielen in das Ordensland ein, brannten, erſchlugen und hauſten ſo greulich, daß ein Schrei des Unwillens bis in das Reich drang, und daß auch die Bürger von Thorn die Köpfe ſchüttelten und in den Schenken zur Beunruhigung des Rathes gegen die polniſche Zügelloſigkeit ein Gemurr erhoben. Sie freilich ſaßen vor der Hand in Sicherheit. Immer noch war der König in der Nähe, viele vornehme Herren ritten aus und ein und gutes Geld wurde luſtig ausgegeben und leicht verdient. Doch außerhalb der Mauern merkte man die Verſtörung, oft ſahen die Bürger den Himmel geröthet, Räuber und loſes Geſindel wurde eingebracht und Hans Buk hatte mehr Arbeit als ſonſt. Noch in anderer Weiſe empfand die Stadt den Krieg, die Bürger ſelbſt wurden unruhig und wild, vom Morgen bis Abend waren die Schenken gefüllt, feſte Arbeit wollte nicht gedeihen, wer unzufrieden war mit dem Rath, ballte nicht mehr die Fauſt in der Taſche, ſondern ſchrie laut hinter ſeinem Kruge, wer zornig wurde, ſchlug ſchneller los als ſonſt, und das Schlichten und Rechtſprechen nahm kein Ende.

Zwiſchen Anna und Georg war ſeit jener Fahrt nach dem Gute kein Vertrauen mehr, der Herbſtwind ſtürmte gegen die junge Neigung, alle Blüthen welkten im Froſt und Schneegeſtöber wirbelte darüber. Georg litt zuweilen an unchriſtlichen Gedanken. „Die theuren Heiligen und wer ſonſt im Himmel Würde hat, werden jetzt zu oft durch Bitten beſchwert. Viele, die am eifrigſten zu ihnen ſchreien, taugen wenig, und Andere, die ſich übrigens redlich halten, verlieren dadurch ihren Frohſinn. Ich lobe mir eine Magd, die vor einem friſchen Knaben lieber daran denkt, ihre Arme um ſeinen Hals zu werfen, als die Hände zu falten. Als ich im letzten Winter mit Eva Eske aus einem Becher trank und ſie küßte, lachte ſie nur und auch Dörte Mochinger, das Doctorkind, verzog nur ein wenig die Naſe, obwohl ſie ebenfalls eine Fremde iſt. Und mich dünkt, ſie iſt auch hübſcher.“ Das konnte er freilich im Ernſte nicht für wahr halten, und wenn er Anna vor der Schulſtube ſah — ſelten mehr als eine Wange und ein Ohr —, ſo fühlte er die bittere Reue in ſeinem Herzen. Anna aber dachte: „ſeine Augenbrauen ſind ſchräge, gerade wie ſie auf der Teufelslarve waren. Nein, nicht ganz ſo, aber ſie ſind liſtig geſchwungen und man kann ſeinem Uebermuth niemals trauen. Ach, was iſt es ein Unglück, wenn Leute ſo reich ſind, die ganze Stube voll Zinn und alle Truhen voll ſeiner Wäſche und ſie ſitzen triumphirend am reichbeſtellten Tiſche und meinen mit uns Armen ſpielen zu können wie mit einem Hündlein.“ Bei ſolcher Mißachtung, welche in Beiden arbeitete, war es ihnen läſtig, daß ſie doch nicht vermeiden konnten, eines um das andere zu ſorgen. So war Ajax durch ſeine Zuneigung zu Georg verleitet worden, hinter dieſem aus dem Hauſe zu laufen, und Georg, welcher gerade in trauriger Stimmung war, hatte nicht darauf geachtet, bis er ein klägliches Gewinſel hörte und den Kleinen zwiſchen den Pferdebeinen polniſcher Leibwächter ſah, welche die Straße hinabſprengten. Er warf ſich zwiſchen die Reiter, die Pferde bäumten, die Polen fluchten, er aber riß, obgleich ſein Arm durch einen Hufſchlag getroffen war, das Thierchen aus der Gefahr und trug es in die Schule zurück. Schon im Hauſe hörte er Anna's Stimme, welche ängſtlich nach dem Kleinen rief, er ſprang die Treppe hinauf, ließ ihn vor Anna's Füßen nieder, ſagte mit gleichgültiger Miene: „ich fand ihn auf der Straße,“ zog die Mütze und ging ſtolz hinab, bevor Anna mit ihrem Danke zurecht kam. Aber Liſchke hatte etwas von der Rettung geſehen und als Georg am andern Morgen den Arm in der Binde trug, und der Magiſter bei Tiſche bedauernd erzählte: „den Regulus hat ein Polenpferd geſchlagen,“ da ſprach Anna zwar nichts, aber Ajax hatte es am Nachmittage gut, denn ſie hielt ihn auf ihrem Schooße feſt, damit er nicht in neues Unglück liefe.

Kurz darauf kam in die Stadt eine Schreckensbotſchaft, daß fremdes Raubgeſindel ſich auf Stadtgrund eingeniſtet hatte und in den Dörfern plünderte und brannte. Da trat Georg mit anderen Knaben des Hofes, welche für Reiterdienſt eingeſchrieben waren, vor den Rath und erbot ſich, freiwillig in Waffen auszuziehen. Das gefiel dem Rathe, weil die geworbenen Freireiter in dieſer Zeit nirgend ausreichen wollten. Die Knaben ritten unter Anführung eines Alten über das Land und durch die Wälder, um die Wegelagerer einzufangen. Darunter litt natürlich die lateiniſche Schule. Als Georg von dem Magiſter kam, bei dem er ſich und die Genoſſen auf einige Tage beurlaubt hatte, ſtand Anna an der Treppe und da er vorübergehen wollte, redete ſie ihn an: „Wer ſeinen Arm noch verbunden trägt, der ſollte ſich nicht wieder in Gefahr werfen.“ Georg aber hob lachend den Arm aus der Binde und antwortete kurz: „Der Schlag war nicht der Rede werth, und es war der linke.“ Rauh war die Anrede und rauh die Antwort. Und als die Reiter zur Nacht nicht heimkehrten, und Liſchke Allen, die ihn hören wollten, erzählte, daß man in der Ferne Schüſſe aus Feuerröhren gehört habe, da ging in manchem Hauſe zu Thorn die Nachtruhe verloren und es gab Solche, welche bei brennender Lampe vergeblich auf den Hufſchlag Heimkehrender lauſchten. Erſt gegen Abend des nächſten Tages rief die Hauswirthin die Treppe hinauf: „es ſchießt wieder, der Thürmer ſchreit herunter, daß die Unſern ſich mit fremden Reitern auf dem hohen Land herumtreiben,“ und einige Zeit darauf rief ſie wieder: „ſie kommen zum Jacobsthor herein, ſchnell, Jungfer Anna, es ſind nur wenige Schritte,“ da ging Anna mit, nicht freiwillig, ſondern von der Frau fortgezogen. Sie ſtand unter dem Volk unweit des Thores und Georg ritt vor ſeinem Haufen bei ihr vorüber mit tiefliegenden Augen und einem wilden Ausdruck in ſeinem Geſicht und neben ſeinem Roſſe führte er an einer Halfter gebunden einen gräulichen, barhaupten und blutigen Geſellen. Da riefen ihm die Bürger fröhliche Grüße zu, auch Frau Liſchke rief, aber Anna vermochte keinen Laut hervorzubringen und ſah ihn nur ſtumm an und er ſie ebenſo, ohne daß er die Mütze ſchwenkte, was er ſonſt ſo bereitwillig that. Und als der Rathsbote nach Hauſe kam und von den Abenteuern der jungen Reiter vieles berichtete, auch den Georg hoch rühmte, weil er nach hartem Strauß den Anführer der Bande bewältigt hatte, da blieb Anna ſtill und finſter, denn er war ihr furchtbar erſchienen.

Bei ſolchem Zuſtande konnte der Frühling nicht gedeihen. Er kam zwar nach alter Gewohnheit, aber widerwillig, und er war auch darnach. Unfriede und zerſtörte Hoffnung in den Lüften wie auf der Erde. Wenn die Singvögel ihre Neſter im Baumeswipfel fertig hatten, erhob ſich ein Sturm und brach die Aeſte; als die Baumblüthen gerade aufbrechen wollten, ſchütteten die Wolken eine Schneelaſt darüber; wenn die Leute einmal zum Reigen antraten, ſtießen ſie einander mit den Ellenbogen und der Tanz endete in Schlägen. Die Sommerluſt verlief nach derſelben Weiſe. Alle kleinen Aepfel fielen grün von den Zweigen, ſo oft die Nachtigallen ſich zu einem Wechſelgeſange zurechtſetzten, rauſchte ein Wetter und Hagel hernieder und zerſtäubte ihnen die Federn, und wenn Lips Eſke einem guten Geſellen zu Liebe des Abends mit dem Baſſettel eine Muſika anſtellte, ſprangen aus allen Schenken trunkene Schlachtſchützen und begannen im Mondenſchein mit wildem Geſchrei einen ungefügen Krakowiac. Es war für Jedermann ein ſchlechtes Jahr.

Als der Sommer kam, hatten Bürgermeiſter und Rath über neue Einquartierung zu berathen. Denn fürſtliche Vermittler hatten dem Hochmeiſter Albrecht freies Geleit ausgewirkt und dieſer wollte ſelbſt nach Thorn reiten, um wegen Krieg oder Frieden mit dem Könige, ſeinem Oheim, zu verhandeln. Diesmal beriethen die Herren von Thorn weniger fröhlich. Die Stadt war des Kriegslärms müde, der Hader mit den einquartirten Polen nahm kein Ende, Jedermann ſträubte ſich gegen neue Beläſtigung, zumal gegen Aufnahme der Feinde. Zuletzt erſchien es der Mehrzahl als eine gute Auskunft, daß ein Rathmann begann: „Das Haus des Marcus König iſt zur Unbill für Andere wenig belaſtet, und Bruder Marcus hat erſt geſtern im Artushofe geſagt, ihn wundere ſelbſt, warum man ihn vor Andern verſchone.“ Da ſtimmten Alle bei, den reichen Kaufherrn zu laden; nur Konrad Hutfeld ſchwieg, wie die Andern meinten, deshalb, weil es ihm als dem Schwager des Marcus ſowohl unziemlich war beizuſtimmen als zu widerſprechen.

Als Marcus vor den Rath trat, wurde er nicht wie früher um ſeinen guten Willen befragt, ſondern der Burggraf eröffnete ihm als Gebot: „Da die ganze Stadt ſchwere Bürde trägt, ihr aber weniger, ſo iſt Beſchluß des Rathes, daß ihr jetzt den deutſchen Hochmeiſter und einen Theil der neuen Gäſte empfangt.“

Auch Marcus war nicht mehr ſo willig, wie ehedem. Er ſchwieg lange und ſeine Augenbrauen zogen ſich zuſammen, er ſah, daß ſein Schwager Hutfeld ihn forſchend anblickte, endlich begann er: „ich bin dem Rath Gehorſam ſchuldig und ich kenne die Noth der Stadt, doch bitte ich die ehrbaren Herren in Zukunft daran zu denken, daß nicht ich die Fremden erbeten habe, ſondern daß ſie mir ohne meinen Willen in das Haus gelegt werden. Ich führe fürwahr ein friedliches Leben, dennoch höre ich, daß man mich hier und da für einen Gegner der Landesfreiheit hält. Die Nachrede wird ſich mehren, wenn weiße Mäntel durch meine Thür aus und eingehen. Dies mag mir ſelbſt einmal bei dem Rathe nachtheilig werden, denn ich habe bereits zu meinem Schaden erfahren, damals, als die Scheuren meines Gutes angeſteckt wurden, daß die hochmögenden Herren nicht bereitwillig waren, mein Eigenthum zu ſchirmen. Darum erſcheint mir das Gebot bedrohlich."

„Ihr ſprecht vorſichtig," verſetzte der Bürgermeiſter, „der Rath wird ſich erinnern, daß ihr heut bereitwillig wart; und da ihr an die Sorge um das Geſchütz rührt, ſo darf ich euch ſagen, daß auch die Stadt euch gute Meinung beweiſen wird, und ich hoffe, Herr Kumpan, daß ihr die Feldſchlangen aus dem Zeughaus erhaltet."

Marcus vernahm die Kunde ohne ein ſichtbares Zeichen der Freude und ſagte nur: „Die gebietenden Herren mögen thun, was ihnen gerecht und billig dünkt."

Er wandte ſich auf der Treppe, da ihm Jemand folgte, es war Konrad Hutfeld. „Mich führt mein Amt nach dem Zeughauſe, iſt's euch Recht, Schwager Marcus, ſo begleite ich euch."

Marcus lüftete ſeinen Hut. Die Schwäger betraten neben einander den Markt. „Gern hätte ich euch," fuhr Hutfeld fort, „das läſtige Einlager des Hochmeiſters abgewehrt."

„Ich weiß, Herr Bürgermeiſter," antwortete Marcus,

„daß ihr den Fremden, den ihr ſelbſt nicht mögt, auch in meinem Hauſe nicht gern ſeht. Verzeiht einem Hauswirth die Frage: erwartet ihr, daß der Hochmeiſter lange hier verweilen wird?“

„Ihr fragt, welches Vertrauen ich zu der Friedenshandlung habe. Ich will offenherzig zu euch reden, ich habe wie alle Welt geringe Zuverſicht, der König hielt es für klug, den deutſchen Fürſten, welche für den Hochmeiſter verhandelten, nicht entgegen zu ſein, aber der Krieg iſt entbrannt, keiner von beiden hat dem andern obgeſiegt und wenn der Hochmeiſter auch erkannt haben mag, daß er der ſchwächere iſt, er hat zu ſtolz gehofft des Lehnseides quitt zu werden, als daß er nachgeben ſollte, ſo lange ihm die Deutſchen im Reich noch ihre Hülfe nicht ganz verſagen.“ Und nachdrücklich fügte er hinzu: „Ich ſorge, er hat Rathgeber, die ihn durch eitle Hoffnungen täuſchen.“

„Iſt ſeine Art ſo, daß er ſich täuſchen läßt?“

„Er iſt einer von den deutſchen Fürſten,“ verſetzte Hutfeld kalt, „und er hält ſich für einen Meiſter der deutſchen Adligen. Ihr wißt ſelbſt, daß dieſe ſchlechte Rathgeber ſind, außer da, wo es gilt zu rauben oder zu trinken.“

„Vielleicht hofft der Hochmeiſter darauf, ſeinen Orden zu reformiren. Vieles, was zur Väter Zeit ſchlecht geworden iſt, muß von den Enkeln gebeſſert werden.“

Hutfeld ſah mißtrauiſch auf ſeinen Begleiter: „Meint ihr, daß der junge Albrecht ein Schwarzkünſtler iſt, welcher die abgeſtandenen Fiſche ſeines Sumpfes wieder lebendig machen wird? Doch, wenn ihm auch gelänge, wozu keine Ausſicht iſt, des Lehnseides für ſeine kleine Herrſchaft quitt zu werden, was kümmert uns Thorner und das ganze Weichſelland ſolcher Gewinn?“

„Nichts, denke ich“ antwortete Marcus, „unſere Bürgermeiſter werden doch dem Könige von Polen den Baldachin tragen.“

„Nicht alſo, Marcus, ſprecht lieber ſo: wir Thorner werden doch die Freiheit, welche die Vorfahren mit Blut erkauft haben, gegen die Tyrannei der Ordensherren behaupten. Ich denke nicht, daß in der Stadt noch einzelne Träumer ſich mit der Hoffnung getröſten, das Weichſelland unter die Knechtſchaft dieſes Knaben Albrecht zurückzubringen.“

„Sind es Einzelne und ſind es Träumer, ſo hat der Rath ſie nicht zu fürchten,“ entgegnete Marcus ruhig.

„Damit er ſie nicht fürchten müſſe, iſt er genöthigt, mit ſcharfem Auge auf ihren Weg zu ſehen.“

„Wir Thorner vertrauen ruhig der Vorſicht des Rathes,“ antwortete Marcus.

Sein Schwager ſah ihn beſorgt an und ergriff die Hand des Widerſtrebenden. „Ich bin euch dankbar für große Treue, und ich dachte an die Zukunft des alten Hauſes, vor dem wir ſtehen, als ich ſo offen zu euch ſprach; denkt auch ihr daran, Schwager.“

„Ich denke daran, daß ihr ein kluger Herr ſeid, namhafter Herr Bürgermeiſter, und daß ihr entſchloſſen thun werdet, was ihr thun müßt,“ ſchloß Marcus, ſeine Hand zurückziehend und verneigte ſich höflich.

Es war mitten im Sommer an einem heißen Tage, als der Hochmeiſter, Herr Albrecht, in die feindliche Stadt einzog. An dem Thore begrüßte ihn der Kaſtellan von Dibow und ein Rathmann. Während der Herr unter ihrer Führung langſam aus der Mauerenge zwiſchen die Häuſer ritt, hinter ihm die kleine Schaar der Weißmäntel und die Frachtwagen, welche den Fremden ihren Reiſebedarf in feindlichem Lande nachfuhren, ſtanden die Leute wieder dicht gedrängt an den Thüren und auf den Kellerhälſen und ein aufgeregtes Summen ging durch die Menge. Aller Augen ſuchten das verhaßte ſchwarze Kreuz, aber ſie fanden es nicht, und ſie ſahen, daß die Hüllen der Reiter weiße Tartarenmäntel waren, welche der Orden den Söldnern des polniſchen Königs im Kampfe abgenommen hatte. Da fiel Manchem auf's Herz, daß die Herren des Ordens doch als Chriſten gegen unmenſchliche Heiden geſtritten hatten, deren Bundesgenoſſenſchaft die Thorner für eine Schande halten mußten und ihr Unwille gegen die Einziehenden wurde ein wenig gedämpft. Einzelne Stadtleute, zumal Bürger aus der Neuſtadt zogen ſogar ihre Mützen, da der Hochmeiſter auf ſeinem ſchwarzen Streithengſt bei ihnen vorüberkam, ein ſchlanker Herr noch in jungen Jahren, mit einem Antlitz, das bleich ausſah, vielleicht wegen Kränklichkeit, vielleicht wegen der Sorgen. Er dankte vornehm auf gebotenen Gruß, aber mit geſpannter Aufmerkſamkeit ſahen ſeine hellen Augen auf das Volk zu beiden Seiten. Wie der Zug am Markte aufgeritten war, entdeckte Georg verwundert, daß unter den letzten im Gefolge auch ſein Feind, der lange Henner, in dem fremden Mantel unter der Blechkappe hielt. „Ich hoffe, er iſt nicht ſo unverſchämt, in unſer Haus zu dringen.“ Aber bevor Henner mit Anderen ſeitab ritt, trieb er ſein Pferd mit geſchickter Wendung in die Nähe der Thürtreppe und raunte an die Wand geklemmt in Georgs Ohr: „Wenn ich als Gaſt in euer Haus komme, will ich Malvaſier trinken, auch könnt ihr mir einen neuen Marderpelz zurecht legen, ich denke ihn anzunehmen.“

„Die Knechte führen lange Stöcke, mit denen ſie die Motten ausklopfen, hütet euch, daß ihr ihnen nicht in die Hände fallt,“ antwortete Georg.

Der Rathmann geleitete den Hochmeiſter zu dem Kaufherrn. Als Marcus den vornehmen Gaſt begrüßte, kam dem Sohne vor, als ob der Vater ebenſo verblichen ausſehe wie der Hochmeiſter. Aber beide hielten ſich höflich zu einander, wie die ſtrenge Sitte vorſchrieb. Marcus geleitete die Gäſte in den Oberſtock, wo eine Reihe Zimmer für ſie bereitet war, und während Roſſe und Wagen in den Hof einfuhren und der vertraute Rath des Hochmeiſters, Herr Dietrich von Schönberg, verbindliche Worte zu Georg ſprach, tauſchte Herr Albrecht ſelbſt mit dem Hausherrn die gebührlichen Reden. „Wir vernahmen viel von dem Haſſe, mit welchem die Bürger uns Brüder vom ſchwarzen Kreuz anſehen, wir freuen uns, daß wir das Gerücht als unwahr befinden, und daß die Thorner ihren deutſchen Nachbar gutwillig leiden wollen.“

„Die Welſchen ſagen uns Deutſchen nach,“ verſetzte

Marcus, „daß wir in Zorn und in Reue maßlos ſind. Vielleicht aber vermögen die Deutſchen deshalb auch in Reue wieder gut zu machen, was ſie im Zorn verdorben haben.“

Der Hochmeiſter ſah befremdet auf ſeinen Wirth, doch frug er gleichgültig weiter: „Ihr wart ſelbſt in welſchen Landen, Herr?“ und als er nach Fürſtenweiſe auch den Andern Ehre erwieſen hatte, verabſchiedete er die Herren von Thorn, weil er dem Könige aufwarten müſſe, und Dietrich von Schönberg verſicherte dem Hauswirth mit einem Händedruck, daß ſeine fürſtliche Gnaden einer ernſten Zuſammenkunft entgegengehe und wohl lieber noch unter den Hausgenoſſen weilen würde.

Förmlich, wie der Empfang, verliefen auch die folgenden Tage. Die Bürger mußten bekennen, daß die Fremden ſich ſchweigſam und in guter Zucht hielten. Auch im Hauſe des Marcus gingen zwar Weißmäntel und fürſtlicher Beſuch häufig aus und ein, doch an Gelage und Gaſterei war nicht zu denken, der Hochmeiſter blieb des Abends am liebſten allein oder zuſammen mit wenigen Vertrauten. Marcus wartete jeden Morgen als Wirth ſeinem Gaſte auf, frug nach den Wünſchen der Herren und erhielt jedesmal ein Lächeln und dankbare Reden.

Aber er beobachtete mit leidenſchaftlicher Theilnahme jede Regung der Fremden und vermochte die geheime Freude kaum zu bergen, als ihre Mienen nach wenigen Tagen ſorgenvoller wurden. Einſt fand er den Hochmeiſter früher als ſonſt vom Rathhauſe zurückgekehrt, der Herr ſaß in trübem Sinnen und antwortete dem Gruß des Wirthes: „Ohne Nutzen für das Land haben wir euch bemüht, wir ziehen in Unfrieden ab, mein Oheim will, daß ich das blutige Schachſpiel gegen ihn fortſetze.“ Marcus ſchwieg, und der Hochmeiſter fuhr in ſeinen Gedanken fort: „Zehn Jahre trage ich dies Kreuz und die Laſt war zuweilen ſchwer.“

Da vernahm er die Gegenrede: „Sechzig Jahre trage ich die Hoffnung auf Rettung und Rache ſtill in mir herum, und mein heißeſtes Gebet war, daß ich nicht von dieſer Erde ſcheiden möge, bevor die Ordensfahne wieder über der Burg von Thorn weht.“

Der Hochmeiſter ſprang auf: „Der Ruf kam von Herzen. Wer ſeid ihr, Herr, daß ihr in Thorn ſolche Rede wagt?“

„Ein Mann aus dem Geſchlecht des Ludolf König, der einſt auf dem Hochmeiſterſtuhl zu ſchnell an ſeinem Glück verzweifelte.“

„Ich aber ſehe heut in das Angeſicht eines vertrauten Mannes,“ rief der Fürſt. „Nicht zum erſtenmal vernehme ich den geheimen Gruß. Seit Jahren erhalte ich über Lübeck Briefe, deren Schreiber ſich nicht nannte. Oft war ich ihm dankbar für klugen Rath und habe über ſeine gute Kenntniß des Weltlaufs geſtaunt, ſeine Worte haben mich getröſtet, wenn mir Ermuthigung am meiſten noth that. Jetzt frage ich nicht mehr, wer der unbekannte Freund war.“

Marcus verneigte ſich ehrerbietig. „Seit Jahren erkenne ich, daß eure fürſtliche Gnade mit dauerhaftem

Muth gegen Wind und Wogen zu ſteuern weiß, und oft habe ich im Geheimen euch gerühmt, weil ihr unermüdlich wart und euren Feinden widerſtandet, obgleich das Unglück wie Wellen des Meeres über euch hereinbrach.“

Der Hochmeiſter lächelte traurig: „Auch der Gleichmuth in Welthändeln wird erlernt. Doch theuren Preis habe ich dafür bezahlt. Denn ich darf euch, der gleich einem alten Freunde vor mir ſteht, auch bekennen, daß mir das Leben ſo ſauer gemacht wird, wie keinem andern deutſchen Fürſten. Da ich mit dem Mantel bekleidet wurde, faſt noch ein Knabe, ſchwoll mir das Herz bei dem Gedanken, daß ich als Landesherr mit einem ritterlichen Kreuzheer das Ordensland frei machen und die Fremden zurückwerfen könne. Es war ein thörichter Wahn, mein Vater, und bitter war die Enttäuſchung. Denn wie ich nach Preußen kam und die Helden betrachtete, welche die Ordensburgen und Pflegeſchaften inne hatten und durch ihr Amt und ihr Gelübde zum Kampf verbunden waren, fand ich ſie bis auf wenige unkriegeriſch, und als ich prüfend nach ihrem Willen forſchte, empfing ich drei Grüße. Lachen, Stöhnen und Achſelzucken. Der eine hatte die Gicht, dem andern hatte die Traute, die er ſich in ſeinem Hauſe hielt, gänzlich verboten auf das Pferd zu ſteigen, einige ſaßen ſchon Vormittags in Trunkenheit, und manche die noch auf Waffen und Gäule hielten, fanden es thöricht, für den Hochmeiſter und den Orden ins Feld zu ziehen und zogen es vor, in der Dämmerung mit Heckenreitern gemeinſame Sache zu machen und Reiſende auf der Haide ihres Geldes zu entledigen. Auch die Beſſeren waren müde und muthlos und lebten armſelig im verarmten Lande. Dennoch, Herr, erkannte ich unter ihnen einige Männer von wackerm Muth und adligem Sinn. Und ich ſage ehrlich, wie ich's geſunden, der deutſche Adel war immer noch meine beſte Hülfe."

„Weil der Adel am meiſten verlieren wird, wenn der deutſche Orden vergeht," warf Marcus ein. „Soll der Orden gedeihen, ſo muß der Bürger Antheil an ſeinem Regiment gewinnen."

„Es mag ſo ſein, wie ihr ſagt," fuhr Herr Albrecht fort. „Denn die Bürger meiner Städte waren nicht willig gegen mich, jeden Groſchen, den ſie mir zahlten, rückten ſie mir wieder vor, die kleinſte Geldſumme ſollte ich bezahlen durch ein Pergament, welches ihnen neue Rechte einräumte, Jeder, der mir zu leiſten hatte, wollte dafür haben. War doch alle Macht des Hochmeiſters ohnedies zerſtückelt in den Händen der Städte und Landſchaft. Ich hoffte auf die deutſchen Fürſten, auf meine Verwandten, auf den alten Kaiſer Max, auf den jungen Kaiſer Karl, auf den heiligen Vater ſelbſt. Ich bekam guten Rath ſoviel, daß ich damit eine Burg von Papier hätte aufbauen können, unſichere Verſprechungen und nirgends Hülfe und zu den kleinen Summen, die mir meine Verwandten etwa vorſchoſſen, alsbald herriſche Ermahnungen und Forderungen auf Erſatz. Niemand hatte, was mir allein helfen könnte: die Luſt, meinetwegen in das Feld zu ziehen.

Der Kaiſer, ja der heilige Vater ſelbſt ſandten mir zuweilen gute Vertröſtungen, um den überläſtigen Bettler los zu werden, und in der nächſten Stunde dachten ſie daran, daß der große König von Polen ihnen mehr nützen könne als der deutſche Ordensritter am fernen Meeresſtrand.“

„Kämpfen zwei Adler mit einander in freier Luft,“ antwortete Marcus, „ſo wird der den Gegner niederſtoßen, welcher am höchſten fliegt. Der Hochmeiſter zu Königsberg, getrennt durch das polniſche Weichſelland vom deutſchen Reiche, hat nur geringen Werth für Kaiſer und Reich, ein geehrter Landherr wird er erſt, wenn ihm die Städte des Weichſelſtroms gehorchen; und niemals wird eure fürſtliche Gnade von der Schmach der polniſchen Dienſtbarkeit befreit werden, wenn ihr nicht mehr begehrt als den Reſt des alten Ordenslandes.“

„Ich vernehme die alte Mahnung eurer Briefe,“ rief der Hochmeiſter, „ſie klang laut wieder in meinem Herzen. Gegen die Polen, bei Kaiſer und Papſt habe ich das ganze Ordensland gefordert. Ich habe gefordert, doch ich vermochte nicht zu erringen. Und ich ſorge, mehr noch als die polniſche Macht hindert mich der Haß der Weichſelſtädte.“

„Ihr habt bei uns mehr Freunde als ihr wißt. Zwar die Geſchlechter, welche in der Stadt regieren, ſind euch feindſelig, aber ſie werden von den Bürgern beargwöhnt, vorab in der Neuſtadt hauſen viele Unzufriedene. Die große Maſſe endlich folgt dem, welcher die größere Stärke erweiſt. Wollt ihr die Polen bewältigen, ſo müßt ihr Thorn mit Kriegsmacht einnehmen, denn es iſt die Pforte des Weichſelſtroms, und euch mit den Danzigern freundlich vertragen, was ſie auch für ſich fordern mögen, dann fällt euch das übrige Weichſelland von ſelbſt zu.“

„Könnt ihr helfen, daß ich dieſe Stadt in meine Gewalt bekomme?“ frug Herr Albrecht ſchnell.

„Vielleicht iſt die Stunde nicht fern, wo die Bürger freiwillig euch die Thore öffnen. Vertraue eure fürſtliche Gnade, daß hier ein treuer Mann lebt, der jeden Tag darüber ſinnt, euch zum Herrn der Stadt zu machen.“

„Gut, Herr,“ rief freudig der Hochmeiſter. Aber ſogleich fuhr er finſter fort: „Wir gebehrden uns als Eroberer, und doch habe ich zur Zeit große Noth nur zu behaupten, was ich beſitze. In Wahrheit hängt mein ganzes Glück an einem Sieg im Felde. Ihr aber verſteht, wie ein Sieg erkauft wird, er iſt theure Waare, und der Hochmeiſter iſt der ärmſte aller Landesherren; ich werbe Söldner und es fehlt mir nicht an kriegsfeſten Hauptleuten, doch an Geld, ſie zu unterhalten. Kein Bettler und kein Heckenreiter, der gewöhnt iſt, auf fremdes Gut zu lauern, hat ſo große Sorge um das Volk gemünzter Pfennige, als ich; denn, mein günſtiger Freund, zum Losſchlagen ſind die Deutſchen wohl bereit, aber nicht den Beutel zu öffnen. Und obwohl der König von Polen ſein Geld lieber in der Truhe behält, als im Kriege verſchwendet, ſo wird er doch länger Goldgulden beſitzen, die er in das Spiel ſetzt, als ich. Und es iſt ein alter Spruch, daß das letzte Geldſtück das Spiel gewinnt.“

„Nicht ſo, edler Herr, der wird gewinnen, welcher den beſſeren Muth einſetzt. Denn wem das Herz feſt bleibt in aller Noth, der wird zuletzt nicht nur den lauen Freunden, auch ſeinen Feinden ehrwürdig.“

„Ihr ſprecht mit gutem Vertrauen, Vater, aber auch ihr wißt nicht; wie kränkend für fürſtlichen Stolz dies Beharren iſt; denn ich darf ſagen, in Sorgen ſchwebe ich, von Borgen lebe ich. Und wenn ich Alles bedacht habe und Plan auf Plan geſchmiedet, am Tage der Ausführung wird Alles vereitelt, weil der Schatzmeiſter mir verrechnet, daß ich nichts vermag. Es iſt ruhmloſe Arbeit, welche ich aufwende, um ſolcher Noth zu widerſtehen, die preiſt kein Sänger und rühmt kein Orator und mächtigere Fürſten zucken die Achſeln darüber. So ſind jetzt ſtattliche Haufen von Reiſigen und Landsknechten bereit, mir zu dienen, wenn ich ihnen Sold zahle und ich ziehe von hier mit der bittern Sorge, daß ich ſie nicht feſtzuhalten vermag.“

„Und wenn ihr ſie nicht feſtzuhalten vermögt, gnädiger Herr, was werdet ihr dann thun?“ frug Marcus.

„Ich weiß es heut nicht zu ſagen; aber eines darf ich kühnlich vor Gott behaupten: verzweifeln werde ich nicht. Ich habe in den zehn Jahren manchen bittern Trank der Demüthigung getrunken; darum habe ich mich jetzt entſchloſſen, das Aeußerſte zu wagen; und ich denke lieber unterzugehen im Kampfe, als den Eid zu leiſten, der den Meiſter des Ordens zum Diener eines fremden Königs macht. Ich will der letzte Hochmeiſter ſein, wenn ich nicht dem Orden auf's Neue eine geehrte Herrſchaft erwerben kann."

Da rief Marcus mit ſtarker Stimme: „Seid geſegnet, Herr, um dieſer Worte willen. Bewahrt ihr in der Noth den Sinn eines feſten Mannes, ſo bewahre ich eine Waffe, die euch aus der Noth erlöſt. Folgt mir, gnädiger Herr."

Er öffnete mit einem Schlüſſel die Thür, welche das Gemach des Hochmeiſters von dem Gewölbe trennte, und führte den erſtaunten Herrn zwiſchen die Schränke vor einen großen eiſernen Kaſten, dort hob er den ſchweren Deckel. Der Kaſten war mit gemünztem Gelde gefüllt, und Marcus ſprach darauf weiſend: „Des Kaufmanns Truhe iſt nicht groß genug, um alles Geld zu faſſen, welches einem Kriegsherrn nöthig iſt, damit er den Krieg ernähre bis zum Siege. Aber ich denke, der Schatz, an welchem ich mein Lebelang geſammelt habe, iſt keine verächtliche Ausſtattung für einen jungen Helden; denn hat er ſich ſeinen Feinden furchtbar erwieſen, ſo öffnen ſich ihm auch wohl die Beutel zweifelhafter Freunde, und er ſelbſt holt ſich neue Kriegszehrung von den Feinden. Dies iſt geſammelt, um eurer fürſtlichen Gnade zu dienen, wenn ihr mir gelobt, zu beharren bei eurem hohen Vorſatz und eher zu ſterben als ein Vaſall der Polen zu werden. Dies gehört euch und im Nothfall noch mehr, ſo weit mein Vermögen reicht. Der Kaufmann verpfändet euch ſeine Habe, ihr ſetzt dagegen Ehre und Leben. Verleihen die Heiligen euch Sieg, ſo werdet ihr mein Landesherr und für dieſe Summe Schuldner eines getreuen Dieners, und endet euer fürſtliches Leben anders, ſo iſt dieſe, wie jede andere Erdenſchuld getilgt.“

Der Hochmeiſter ſtand ſprachlos. „In der Stunde, wo ich mich von Allen verlaſſen wähnte,“ murmelte er. „Mein Vater und mein beſter Freund.“

„Ich bin nur ein Bürger von Thorn, dem es ſchmachvoll dünkt, daß ſeine Vaterſtadt einem fremden Volke dienſtbar iſt. Seht, Herr, das Eiſen dieſes Deckels iſt ſcharf und vermöchte wohl meine Hand abzuſchlagen, die ich hier zwiſchen Kaſten und Deckel lege. Freudig will ich ſie in den Kaſten fallen ſehen, wenn ich dadurch meine Vaterſtadt von der Unehre des alten Treubruchs löſen könnte.“

Da legte Herr Albrecht, hingeriſſen durch die finſtere Begeiſterung, ſeine Hand zu der des Marcus auf den Eiſenrand und rief: „Auch der Hochmeiſter des deutſchen Ordens will eher ſeiner Schwurhand quitt werden, als dem Polen dienen, das gelobe ich euch.“

Marcus hielt die Hand des Herrn über dem Gelde und ſprach: „Der Schatz fand ſeinen Herrn, ich aber danke den Heiligen, daß ich dieſen Tag erlebte.“

## 5.

## Stiller Vertrag.

Der Hochmeiſter hatte die Stadt verlaſſen, der Krieg war auf's Neue entbrannt und die gebietenden Herren zu Thorn erwarteten ungeduldig die Nachricht von der völligen Beſiegung ihres Feindes. Aber es kam weit anders. Wie durch einen Zauber herangelockt, drang ein deutſcher Heerhaufe nach dem andern an die Weichſel, der junge Hans Sickingen führte eine Schaar Reiter herzu, darunter wohlbekannte Herren des fränkiſchen Adels, viele Fähnlein Landsknechte wälzten ſich mit ihrem Troß über das polniſche Preußen und der Hochmeiſter ſtand auf einmal an der Spitze eines Heeres, dem die Polen nicht gleiche Kraft entgegen zu ſetzen hatten, er eroberte Städte zurück, welche die Caſtellane des Königs vorher eingenommen hatten, ſäuberte den größten Theil des Ordenslandes von den Fremden, und tüchtige Hauptleute ſeines Heeres ſchlugen und fingen einen polniſchen Trupp nach dem andern. Auf's Neue wurde das Land durch Brand und Raub verwüſtet. Traf der Verluſt auch beide Theile, im Ganzen war durch mehrere Monate Herr Albrecht der ſtärkere; die deutſche Partei erhob mit friſchem Vertrauen das Haupt und die Mienen der Polenfreunde wurden ſorgenvoll.

Das Herz des Marcus pochte in ſtolzer Freude. Zwar in der Trinkſtube des Artushofes hütete er ſorgfältig Miene und Rede, er wußte wohl, daß er unabläſſig beobachtet wurde. Auch dem Sohne verhüllte er ſein Gemüth, denn er wollte den einzigen Erben von den Gefahren entfernt halten, unter denen er ſelbſt einherging; nur gegen den vertrauten Gehülfen Bernd, der heimlich zum Orden hielt, offenbarte er etwas von der ſtürmiſchen Bewegung, die er empfand. Der Rath hatte ihm als Entgelt wegen Verpflegung des Hochmeiſters zwei Feldſchlangen für ſein feſtes Haus bewilligt. Damit erhielt er das Vorrecht, zum Schutz und zur Bedienung des koſtbaren Stadtgutes einen Büchſenmeiſter und einige Söldner zu unterhalten. Georg bat den Vater ehrerbietig, die Sorge um die Kriegsleute ihm anzuvertrauen und er war gekränkt, als der Vater ihm das kurz abſchlug, zumal er bei einem Ritt auf das Gut wahrnahm, daß Haus und Hof für eine große Beſatzung vorbereitet wurden. Zwar kamen die Nachrichten vom Heere des Hochmeiſters nur undeutlich in die Stadt, was für den Feind ungünſtig war, wurde laut berichtet und ſeine Siege gern vom Rath verſchwiegen, aber Bernd war mit dem Volke der Schiffer vertraut und hatte Kundſchaft mit kleinen Bürgern in der Neuſtadt, und was er dort erfuhr, lautete oft weit anders, als was in der Halle des Artushofes verkündet wurde.

Als Georg einſt am Abend durch das Hinterhaus heimkehrte, vernahm er in der Kammer, in welcher ſonſt Tobiſe ſchnürte und hämmerte, den Geſang einer fremden Stimme, welche zu bekannter Weiſe ein neues Landsknechtlied ſang, und er verſtand Worte, in denen die Danziger und Elbinger übel geſcholten und die Thaten des Hochmeiſters und ſeiner Schaaren mit ſtolzer Freude gerühmt wurden. Er blickte erſtaunt durch das Fenſter, in der Mitte des Raumes ſtand ſein Vater und dieſem leuchtete das Antlitz vor freudiger Aufregung und ein Lächeln ſchwebte um ſeinen Mund. Gegenüber dem Vater ſaß ein fremder Geſell mit narbigem Geſicht in der Tracht eines Landfahrers, der das lange Lied fröhlich abſang und nach dem Ende eines Verſes oft die Trinkkanne hob. Als der Sohn leiſe eintrat, zog ſich die Miene des Vaters finſter zuſammen; er winkte ihm mit der Hand, ſich ſtill zu halten, und erſt als das lange Lied beendet war, ſagte er gemeſſen, „es iſt nützlich, neue Zeitungen auch ſo zu vernehmen, wie die Gegner ſie berichten.“ Er reichte dem Fremden etwas in die Hand und gebot dem Dobiſe, ihn in eine ſichere Herberge zu führen. Und Georg erkannte aus der gezwungenen Haltung des Vaters, daß dieſer ihm ſeine Geſinnung verbarg. — Aber nicht Marcus allein lauſchte auf Kunde, welche dem Hochmeiſter günſtig war, in der Neuſtadt ſaßen Viele, welche den Polen nichts Gutes gönnten, entweder weil ſie dem Regiment des

Rathes zürnten, oder weil ſie daran dachten, daß ihre Vorfahren lieber zum Orden gehalten hatten als die Altſtädter; und in den Trinkſtuben der Neuſtadt bargen die Mißvergnügten ihre Freude nicht, wenn ſie erfuhren, daß der polniſchen Partei etwas mißlungen war. Dasſelbe Lied, welchem Marcus zugehört hatte, war in der Schenke zur blauen Marie laut abgeſungen und das Gemurr der Wohlgeſinnten durch lauten Ruf der Andern übertönt worden. Und als der Rath auf Anzeige nach dem Sänger ſuchte, war dieſer verſchwunden, obgleich keiner von allen Thorwärtern einen Fremden ſeines Ausſehens am Thore beachtet hatte. Solche Anzeichen machten dem Rath ſtille Sorge.

Aber als der Herbſt kam und die gefüllten Erntewagen durch die Stadtthore fuhren, und als die Schwalben ihre junge Brut über den geräumten Feldern den Kreistanz lehrten, da kam zu der alten Unruhe noch eine neue in die Seelen der Thorner, ganz leiſe und allmählich. Wenn angeſehene Bürger auf der Straße einander begegneten, verweilten ſie länger als ſonſt und ſprachen leiſe mit einander, wenn an den Tiſchen der Stammgäſte das Geſpräch über die letzten kriegeriſchen Nachrichten aus dem Felde aufgehört hatte, vernahm man ſtarke Worte gegen vornehme Geiſtliche, ja, was ſonſt Jeder als Geheimniß bewahrt hatte, Gedanken über Kirchenlehre und Glauben, das lief ihm jetzt über die Zunge. Neben den alten Sprüchwörtern, durch welche der Bürger ſeine Rede beſtätigte, gebrauchten jetzt zuweilen auch Laien Sprüche aus der heiligen Schrift und Barthel Schneider gerieth mit ſeinem Nachbar, dem Lohgerber, in heftigen Zwiſt, als er ſich auf eine Ausſage des Daniel berief, welche dem Lohgerber ungehörig erſchien, weil der Jude Daniel Danziger ihn bei einer ſilbernen Kette betrogen hatte, Barthel aber nicht deutlich zu ſagen vermochte, wer ſein Daniel eigentlich geweſen ſei. Wenn die Predigermönche zu zweien durch die Stadt gingen, lachten Viele hinter ihnen her oder zuckten die Achſeln, und wandten ſich ab wie von nichtsnutzigen Leuten. Und die Menſchen wagten nicht nur, von Anderem zu reden als zeither, ſie dachten ſogar darauf Neues zu fordern. Ueber das Regiment der Stadt wurde laut gehandelt, oft erfuhr der Rath, daß Unfreundliches über ihn in den Schenken verlautete. Sonſt hatte der Bürger, auch der Neuſtädter, mit kaltem Hochmuth auf den Bauer herabgeſehen und ihn als das Laſtthier der Erde betrachtet, jetzt ſprach der Bürger mit freundlicher Herablaſſung zu dem Bäuerlein, welches in den Laden kam, eine Senſe oder eine Pelzmütze zu kaufen, und wenn der Landmann zutraulich über unerträgliche Laſten klagte, ſo nickte der Bürger im Einverſtändniß. Sogar im Artushofe, wo die Herren der Stadt in drei Bänke getheilt ſaßen, war zwiſchen der vornehmen Georgenbank und den Bänken der Kaufleute und Schiffer eine ſtille Fehde erkennbar, und ungern vernahmen es die Alten auf der Georgenbank, daß Hendrick, der Schiffer, ſeinen Krug erhob und laut rief: „dies bringe ich einem guten Steuermann, der uns alle durch die Brandung fährt.“

und auf dieſe Anſpielung klang in der alten Halle hier und da Beifallsruf.

In dieſen Wochen wurde Hannus ein vielgeſuchter Mann. Es war ihm nach langer Unterbrechung ſeines Geſchäftes gelungen, einen großen Bücherballen von Danzig heraufzuſchaffen, er war jeden Tag beſchäftigt, ſeine Waare vertraulich vorzulegen und kleine Silberſtücke in ſeinem Beutel zu bergen. Und er mußte die Mehrzahl ſeiner Kunden auf eine neue Sendung vertröſten, nach der er geſchrieben. Was die neue Aufregung in den Seelen bewirkte, waren wieder unſcheinbare Büchlein, die er aus dem Reiche eingeführt hatte, jetzt in der Mehrzahl nicht lateiniſch für die Gelehrten; in deutſcher Sprache berichteten ſie Jedem, der zu leſen vermochte, von einem Kampfe zwiſchen tauſendjähriger Herrenmacht und dem kühnen Muthe Weniger, welche ihre Ueberzeugung gegen die Gewaltigſten der ganzen Welt zu verfechten wußten. Noch nie war die deutſche Sprache durch den Druck ſo ſtark in die Seelen gedrungen, der Zorn und die Klage, welche hier verkündet wurden, lagen in Jedermanns Herzen, die Beſſerung des chriſtlichen Standes, welche ſie forderten, war aller Vernünftigen Wunſch und die Erlöſung der Chriſtenheit aus der babyloniſchen Gefangenſchaft, in welcher fremde Prieſter zu Rom die Gewiſſen hielten, längſt die geheime Sehnſucht der Beſten. Um ſo unwiderſtehlicher war die Wirkung der kühnen Worte, weil die Leſer wußten, daß den Männern, welche vor allem Volk zu lehren wagten, was Jahrhunderte nur unterdrücktes Murmeln geweſen war, wegen ihres Muthes der Tod drohte in ſeiner furchtbarſten Geſtalt, daß ihre Seelen verflucht werden ſollten und die Aſche ihres verbrannten Leibes in alle Winde geſtreut.

Aber auch für die Bürger von Thorn wurde es gefährlich, ſich um die neue Lehre zu kümmern, und über den Büchlein des Hannus zog ſich ein Wetter zuſammen. Denn der polniſche König, welcher nahe der Stadt auf ſeinem Schloſſe Dibow weilte, kam oft über die Brücke und erhielt Kunde von Allem, was die Deutſchen aufregte. Als König Sigismund einſt nach dem Rathhauſe geritten war, und Bürgermeiſter Hutfeld vor ſein Angeſicht trat, ſah der König den Bürgermeiſter bei gnädigem Gruß mit ſeinen klugen Augen prüfend an, und wandte ſich wieder dem Markte zu, wo ein Haufe polniſcher Reiter auf dem Durchzug raſtete. Die müden Pferde ließen die Köpfe hängen und die Polen ſchrien einander über den Futterſäcken zu, oder lagen erſchöpft auf ausgebreitetem Stroh. Da begann der König: „Aus dem Lande ſind üble Nachrichten gekommen, wie ihr wohl gehört habt, Bürgermeiſter; mein Vetter Albrecht ſpielt den Kriegsmann und iſt ein Führer fremder Landsknechte geworden. Die deutſchen Bremſen ſtechen übel im Lande. Briefe verkünden mir, daß im Reich unter dem Adel ein ſtarkes Werben für den Hochmeiſter iſt. Das Land aber liegt verwüſtet und die Polen ſind ebenſo ſäumig ihre Haufen heranzuführen als ihr Städter ſäumig ſeid, euer Geld in das Schatzhaus zu ſenden. Mein Neffe erweiſt größere

Hartnäckigkeit, als ich ihm zugetraut, und ich ſehe kein Ende des Raubes und Brandes. Auch unſere Freunde im Reich mahnen zur Nachgiebigkeit.“ Da Hutfeld auf dieſe Rede nichts antwortete, frug der König mit abgewandten Blicken: „Was iſt eure Meinung, Bürgermeiſter?“

Das behagliche Geſicht des Herrn Konrad röthete ſich, als er antwortete: „Wie wir in Thorn wiſſen, ſind es jetzt ſechzig Jahre, da that ein König von Polen einem Bürgermeiſter von Thorn dieſelbe Frage, und der Enkel weiß eurer königlichen Würde nur dieſelbe Antwort zu geben. Wenn die Krone Polen dem Ordensmeiſter geſtattet, eine freie Herrſchaft zu behaupten, ſo opfert ſie früher oder ſpäter das Weichſelland, welches ſich unter polniſchen Schutz geſtellt hat. Solcher Entſchluß geht uns Allen an die Hälſe. Unſere Väter haben, um Städte und Land zu retten, der polniſchen Treue vertraut. Schwere Verantwortung haben ſie auf ſich genommen und ein heißer Haß iſt entbrannt, er glimmt noch heut unter der Aſche. Wenn die Polen treulos gegen uns handeln, ſo bleibt uns nur übrig, um unſer Leben zu kämpfen. Darum, entſagen die Polen dem Preußenlande, ſo werden wir ſie als Meineidige vor aller Welt anklagen, und überlegen, wie wir uns ſelbſt bewahren vor der Rache unſerer Feinde.“

Jetzt ruhte der Blick des Königs auf dem erregten Sprecher, er trat auf ihn zu, und ein Lächeln glitt über ſein ernſtes Geſicht. „Das war eine Sprache, die ich hören wollte, ich habe euch nur durch Worte geprüſt, zürnt mir darum nicht. Wiſſet, Herr, Manche in meiner Nähe hegen Argwohn gegen euch Deutſche, weil ihr in Vielem hartnäckig den Polen widerſtrebt. Ich aber denke nicht daran, dem jungen Albrecht in ſeinem fadenſcheinigen Ordensgewand zu ſchenken was ich in meiner Hand halte, und ihr mögt mir glauben, Herr Bürgermeiſter, daß ich lieber neuen Krieg wage, als das Anrecht opfere, welches die Krone Polen an dem Preußenlande erſtritten hat.“ Und da Hutfeld betroffen ſchwieg, fügte er hinzu: „Seid nicht gekränkt über meine Rede, wir wiſſen jetzt Beide, daß wir gute Freunde ſind, und eurer Stadt ſoll nicht zum Schaden gereichen, daß ich euch vertraue. Doch nicht Alle in Thorn denken wie ihr. Wer iſt das Haupt der Unzufriedenen?“

Hutfeld antwortete zögernd: „Es ſind außer den Schreiern in den Schenken nur einzelne der anſehnlichen Bürgerſchaft, Niemand vom Rathe, und dieſe Unzufriedenen bewahren vorſichtig ihre Gedanken.“ Und da der König ihn Weiteres erwartend anblickte, fügte er hinzu: „Ich denke, daß ich eurer königlichen Würde bürgen kann für die Treue der Stadt.“

„Wollt ihr die Bürgſchaft auf euer Gut und Leben nehmen, ſo frage ich nicht weiter.“

„Ich will die Bürgſchaft übernehmen,“ verſetzte Hutfeld, „wenn ihr, gnädigſter Herr, meiner Treue feſt vertrauen wollt.“

Der König nickte und fuhr nach einer Weile fort: „Ihr ſeid zu nachſichtig gegen die deutſchen Ketzereien, welche ſich aus dem Reiche einſchleichen, ſie mehren den Zwiſt mit meinen polniſchen Herren.“

„Sie trennen uns auch für immer von der Möncherei des deutſchen Ordens; darum ſieht der Rath aller Weichſelſtädte in der Stille nicht ungern, wenn die Bürger etwas von der neuen Lehre in ihre Herzen aufnehmen. Zudem wird die Tyrannei und Habſucht der Pfaffen oft unleidlich. Auch für eure königliche Würde mag der neue Glaube, wie ihn die Leute nennen, eine gute Hülfe werden gegen den Hochmeiſter und ſeine Ordensleute.“

„So denkſt du als Bürger von Thorn,“ antwortete der König vertraulich in lateiniſcher Sprache, „der König aber hat andere Rückſicht zu nehmen auf den Eifer der Magnaten und Biſchöfe und vor Allem auf den Kaiſer und den heiligen Vater ſelbſt, und es iſt mir gerade jetzt nothwendig, mich als treuen Sohn der Kirche zu erweiſen. Dem Rath wird ein ſcharfes Mandat zugehen gegen die Verbreitung der Irrlehren durch Predigt und Bücher, und ich fordere von den Städten, daß ſie mir darin nicht widerſtreben.“

„Der Rath wird das Mandat des Königs gehorſam ausrufen und anſchlagen,“ verſetzte Hutfeld ehrerbietig. „Doch möge eure königliche Würde auch gnädig bedenken, daß die Thorner ſich nicht gern die freie Rede verbieten laſſen.“

„Wir verſtehen uns,“ ſchloß der König huldreich, „ſorge nur, du Treuer, daß kein Lärmgeſchrei der Pfaffen zu mir dringt.“

Wenige Tage darauf ſchlug Liſchke ein großes Mandat an das Rathhaus, er läutete mit der Glocke durch die Straßen und der Ausrufer ſchrie die Worte des Befehls in die Lüfte. Am Abend war in allen Schenken große Aufregung und manches heftige Wort gegen den Rath wurde laut, auch wurden einige junge Geſellen deshalb vorgefordert und ſtreng vermahnt. Hannus raffte in dem erſten Schrecken alle verdächtigen Büchlein zuſammen und verſteckte ſie unter ſeinem Bette, an den nächſten Markttagen fand man bei ihm außer den Kalendern und Wetterbüchern nur Etwas von den Gegnern der neuen Lehre, von Dr. Eck und Cochläus, und wenn die Leute ſeinen Kram umſtanden und neugierig frugen, ſo zuckte er abweiſend mit den Achſeln und wies nach dem Rathhauſe. Als aber endlich die Bürger über ſeine Verzagtheit ſpotteten und er merkte, daß Liſchke gar nicht nach ſeinem Tiſche hinſah, wurde er wieder muthiger und griff zuweilen, wenn ein ſicherer Kunde kam, in die Tiefe ſeines Kaſtens, oder lud ein, ihn daheim zu beſuchen, ob er vielleicht etwas Erwünſchtes finden werde.

Niemand in Thorn war glücklicher über die neue Aufregung als der Magiſter. Zuerſt hatte er vornehm auf den Streit der Mönche herabgeſehen, dann hatte er dem Kampf eine wohlwollende Theilnahme gegönnt, jetzt aber umfing auch ihn die Macht des gewaltigen Geiſtes, welcher unabläſſig als Lehrer der Deutſchen verkündete und mahnte. Er war der erſte, welchem ein Einblick in die Sendungen des Buchführers vergönnt wurde, und ſeit die Tractätlein in deutſcher Sprache durch die Länder flogen, wie die Bienen eines umgeworfenen Stockes durch den Garten, verlor er ſeinen lateiniſchen Stolz und trug ungelehrte deutſche Druckſchriften in den Taſchen umher. In der Schule zwar nahm er einige Rückſicht auf die Gewaltigen der Stadt. Anna aber war als ſein einziges Kind auch die Vertraute ſeiner Gedanken, und es war für ſie eine Herzensfreude, dem Herrn Vater zuzuhören, wenn er ihr des Abends vorlas; dann wurde er bei dem Streit der Theologen kriegeriſch, er ſchlug auf den Tiſch, ſprang bei den Stellen, die ihm beſonders gefielen, auf und pries mit gehobenen Händen den Schreiber und ſein eigenes Glück, daß er ſolche Tapferkeit erlebe. Die Argumente der Gegner aber begleitete er mit verächtlichen Bemerkungen, warf ein Büchlein, das ihm mißfiel, in die Stubenecke und kämpfte gegen das liegende mit ſtarken Gründen und ſeinem Stocke, bis er es endlich wieder aufhob, um weiter zu leſen. Da war natürlich, daß Anna ebenſo eifrig für die neue Lehre wurde. Und als ein redliches Weib mußte ſie wünſchen, daß auch Andere von der verkündeten Wahrheit erfüllt würden, mochten ſie nun Schüler ſein oder nicht. Bei den Andern dachte ſie zunächſt an Einen, für den ſie in der Stille immer ſorgte. Sie fürchtete, daß er ſehr wenig um ſein Seelenheil bekümmert ſei, und daß er ſich aus den Streitbüchern der Gottesgelehrten und aus den Greueln des Papſtthums gar nichts mache. Ihr ſchlug das Herz höher in dem Gedanken, daß ſie ihm aufhelfen müſſe. Aber wie durfte ſie in ſein Gemüth eindringen?

Wenn ſie einmal zufällig ihre Meinung offenbarte, und Georg etwas davon vernahm, dann trug der gute Samen bei ihm üble Frucht. So war Matz Hutfeld ſpät zu dem Entſchluß gekommen, auch ſeinerſeits einmal dem Magiſter und ſeinen Schulgenoſſen eine Collation auf dem nahen Zinsgut zu geben, welches ſein Vater von der Stadt inne hatte. Und zwar ſollte Alles großartiger ſein als im letzten Jahre bei den Königen. Nachdem Matz den Vater um einen Wildbraten aus dem Stadtwald gebeten hatte und um ein Fäßlein rheiniſchen Weins, geleitete er dieſelbe Geſellſchaft, die früher zuſammen geweſen war, durch die Felder nach dem Herrenhof. Diesmal fuhren ſie nicht zu Wagen, ſondern kleine Polenpferde warteten vor der Stadt auf die Frauen und den Magiſter, und einige Freireiter geleiteten den Zug; denn Matz hatte vorſichtig die unſichere Zeit und die fahrenden Strolche bedacht. Es war Vieles prächtiger; aber das vornehme Weſen und die ſchwere Zeit bedrückte die Herzen, und als die Gäſte gar in den Gutshof traten und dort hinter der Mauer zwei Feldſchlangen aufgepflanzt ſahen und einige Kriegsknechte zur Bewachung, da verſtummte die Unterhaltung, obgleich Matz mit Stolz zu den Geſchützen führte und den Ruhm erklärte, welche ſie dem Hausherrn gewährten. Da der Wildbraten bei der Collation aufgeſtellt wurde, ſchlug nur Frau Liſchke die Hände zuſammen; Matz aber hielt zum Ruhme des Magiſters eine lateiniſche Oration, die er ſich ausgearbeitet hatte, ganz ohne Fehler, und wie er den Becher hob und die Geſundheit ausbrachte, löſten die Kriegsknechte im Hofe ein Geſchütz zur Begrüßung der Gäſte, was ſonſt nur bei großen Gaſtmahlen für Bürgermeiſter und Rath gebräuchlich war. Obgleich Matz am Pulver geſpart hatte, damit in der Stadt kein Gerede entſtehe, ſprangen die Frauen doch erſchrocken von ihren Sitzen, und Georg vernahm mit grimmigem Zorn, wie der öde Bürgermeiſterſohn Anna in unverſchämter Vertraulichkeit tröſtete: „Das geſchah vor allen Anderen euch zu Ehren, liebe Jungfer.“

Nach der Collation führte Matz die Gäſte ebenfalls ins Freie um ihnen das Gut zu weiſen, und da es ein Sonnabend war, fanden ſie die Arbeiter über der letzten Ernte beſchäftigt. Die Gäſte ſahen zu, wie die Bauern im Frondienſt mähten und wie der Vogt ſie ſcheltend trieb. Der Magiſter ſagte bedauernd: „der arme Karsthans arbeitet in ſaurem Dienſt, damit wir unſer Brot haben.“ Doch Matz Hutfeld antwortete kalt: „es ſind Deutſche, ein ſtörriges und widerbelliges Volk, weil ſie ſich rühmen, von den Vätern her freie Leute zu ſein.“

Ein alter Mann konnte wegen Gebrechlichkeit nicht die Reihe halten, ſo daß der Vogt auf ihn eindrang und ſeine Gerte über ihm ſchwang. Da vergaß ſich Anna ganz und gar und rief mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen: „Wie darf der Vogt einen freien Mann ſchlagen, zumal dieſer alt und gebrechlich iſt.“

Aber Matz lächelte und der Magiſter kehrte dem Vogt den Rücken, um den Anblick zu meiden. Der Alte mochte etwas von dem Bedauern vernommen haben, denn er legte die Senſe hin und wankte zur Seite in den Schatten des Gebüſches, bei welchem die Gäſte eben geſtanden hatten; da ſchrie der zornige Vogt: „thuts die Gerte nicht, ſo ſoll dich die Peitſche lehren.“ Er lief eine Wegſtrecke zurück, wo ſein Pferd angebunden war, um dort die Lederpeitſche zu holen. Der Magiſter, gekränkt durch die wilde Drohung, führte ſeine Begleiter mit ſtarken Schritten von der Stelle weg. Anna aber wandte ſich nach einer Weile um, denn Georg fehlte in der Geſellſchaft. Sie ſah den Weißkittel wieder tief gebückt mähen und wie der Vogt mit geſchwungener Peitſche auf ihn losfuhr, aber im nächſten Augenblick ſtand der Mäher hoch aufgerichtet, ſprang gegen den Vogt, riß ihm die Peitſche aus der Fauſt und hieb ihn mit ſeiner eigenen Waffe jämmerlich durch. Es war Georg in Mütze und Kittel des Bauern. „Du ſollſt fühlen, du wüſter Tropf, daß Hiebe weh thun,“ rief er, „nimm dies, weil du einen Freien geſchlagen haſt und dies, weil du einen Alten geſchlagen haſt und dies, weil du ein hartherziger Tyrann biſt.“ Der Vogt brüllte unter den Streichen, die Arbeiter ſtanden ſtill und ſahen einander frohlockend an. Matz Hutfeld vergaß ſeine Ruhe und lief herzu. „Das ſollſt du büßen,“ rief er ſeinen Mitſchüler an.

„Halte dich zur Seite, junger Bürgermeiſter,“ gebot Georg mit gerötheter Wange, „verklage mich bei deinem

Vater. Dir aber, Meiſter Vogt, rathe ich, deine Rache an mir zu nehmen und nicht an dem Alten, denn wenn du ihm nur ein Haar auf ſeinem Haupte verſehrſt, ſo komme ich zum zweitenmal über dich und zahle dir, daß du das Aufſtehen für immer vergißt.“ Er warf dem alten Manne, der hinter einem Buſche auf den Knien lag, Kittel und Mütze zu und ſchritt ohne Gruß nach dem Hofe. Gleich darauf ſahen die Gäſte ihn heimwärts reiten. — Das war ein klägliches Ende der Collation. Matz enthielt ſich nicht, mit bleichem Geſicht gegen den entfernten Georg loszuziehen, aber Lips Eske fand diesmal früher Worte als der Magiſter und ſagte: „Hätteſt du dem Vogt ſeine Bosheit gewehrt, wie du wohl konnteſt, ſo wäre Jörge nicht in ſeinen Zorn verfallen.“

Verſtört kehrte die Geſellſchaft zurück und brach nach einigen höflichen Reden, welche die Bewegung verbergen ſollten, zur Stadt auf. Georg aber dachte, als er heimritt: „ihr ſchafft es kein Glück, mit mir über Land zu reiſen. Sie ſah erſtaunt aus ihren großen Augen auf mich, ich habe ſie gewiß wieder durch mein jähes Weſen erſchreckt. Und doch kam mir ein, daß ihr ganz recht ſein würde, wenn ich den Vogt abſtrafte. Es iſt möglich, daß ich wegen des Handels wieder vor den Rath komme, ungern bemühe ich die alten Herren. Ob Matz jetzt noch einmal aus der Feldſchlange ſchießen läßt? Aber: daß ich den Vogt geſtrichen hab, das freuet mich von Herzen.“ Dieſer Satz gefiel ihm ſehr und er ſang ihn zuerſt nach der Weiſe: Tannhäuſer war ein Ritter gut, und darauf wie das Lied: Friſch auf du ſchöne Sommerzeit, und endlich nach dem „Schloß in Oeſterreich“.

Er kam zufriedener nach Hauſe als er ausgeritten war und beſchloß, während er das Pferd nach dem Stall führte, ſeinem Vater keine Mittheilung zu machen. „Nur nicht voreilig,“ ſagte er mit klugem Bedacht.

Als der Magiſter das Muſeum betrat und das zurückgelaſſene Wachtel ſeine Brillengläſer anbellte, brach er ein langes Schweigen mit den Worten: „Nicht du ſollteſt Ajax heißen, ſondern ein Anderer. Ich bin in großer Sorge um den zornigen Georg,“ und er vernahm mit Erſtaunen, daß Anna heftig antwortete: „Auch ich hätte den Vogt geſtraft, wenn ich ein Mann wäre.“ Sie war den Abend ſchweigſam, beeilte den Gutenachtgruß und ging in ihre Kammer. Dort warf ſie ihr Regentuch zur Seite und die helle Freude flog über ihr Geſicht. „Wilder Georg,“ ſprach ſie leiſe vor ſich hin und wiederholte oft die Worte, ſie öffnete das Fenſter und ſah hinaus nach der wüſten Stätte der Ordensburg. Da fiel ihr Alles ein, die Lieder und die große Muſica, welche dort in den erſten Wochen erklungen waren, die Geduld, mit welcher er ſeit der Zeit um ihre gute Meinung geworben hatte, und ſeine Freude, als er im vorigen Jahr mit ihr zuſammen ſang. Auch der dreiſte Arm, den er damals um ihre Hüfte gelegt und den ſie durch ſo lange Strenge geſtraft hatte, that ihr heut gar nicht weh; ja ihr war, als fühlte ſie ſeinen Arm wieder und ſie wandte ſich mit freundlichem Blick zu der Seite, wo ſie ihn dachte, ſie lächelte nur und ſagte vor ſich hin: „er iſt ein wilder

Knabe. Heut that er es um meinetwillen, weil ich mich über den harten Treiber erzürnt hatte, denn er ſah vorher auf mich, ach ſo warm und treu.“ In dieſer Art trieb ſie es lange, auch als ſie die Flechten gelöſt und ihren Gürtel auf den Schemel gelegt hatte, wollte ſie das Fenſter noch nicht ſchließen. Sie hielt zuweilen inne und lauſchte, um ein Lied aus der Ferne zu vernehmen. Es war draußen Alles ſtill, aber in ihr klang eine holde Weiſe nach der andern. Und als ſie im Bette lag und die Decke um ſich zog, flüſterte ſie noch lächelnd: „gute Nacht, wilder Junker, ſchlafet in Frieden.“ — Gute Nacht auch der Jungfer Anna. Sie war ein feines und ſittſames Kind, aus Kurſachſen oder Meißen, und hatte einen Widerwillen gegen rohe Thaten der Männer, und doch war es ihr Schickſal, daß die Liebe in ihr aufblühte, weil ihr behender Knabe einen Andern mit der Fauſt bewältigt hatte.

In den Rathsherren von Thorn wollte eine ähnliche Wohlmeinung nicht erblühen. Matz berichtete dem Vater gehäſſig gegen Georg. Am andern Tage kam jammernd der zerbläute Vogt und die Geſchichte wurde ruchbar. Da der Thäter und der Herr des Gutes dem Artushofe angehörten, ſo ging der Handel vor das Gericht der Brüder, auf deren Bank Marcus König neben Hutfeld ſaß. Diesmal trat Georg keck unter die Augen ſeiner Richter, erzählte den Fall in ſeiner Weiſe, beſchuldigte den Vogt und ſchloß: „Hochmögende Herren, Väter und Brüder, wenn ich wieder ſolches Unrecht ſehe werde ich wieder zuſchlagen, was mir auch darum geſchehe.“

Da furchte ſich die Stirn Hutfelds und der Burggraf Friedewald mußte dem Dreiſten ſeine Rede verweiſen. „Wenn der Vogt im Dienſt ſeines Herrn allzu eifrig war, ſo ſtand nicht euch die Strafe zu, mein Sohn, ſondern dem Gutsherrn ſelbſt.“

„Das bekenne ich, hochgebietender Herr,“ verſetzte Georg achtungsvoll, „vielleicht fühlte ich das Unrecht doppelt, da ich auf dem Gute meines Oheims und Pathen war, und ich meinte nichts Uebles zu thun, wenn ich als ein Mann aus der Freundſchaft des Gutsherrn zur Stelle bewies, daß der Bürgermeiſter von Thorn ſeine Diener nicht gegen Recht und Geſetz an dem Leibe freier Arbeiter freveln läßt. Habe ich darin zu viel gethan, ſo bitte ich um gnädige Strafe.“

Nach den kühnen Worten ſchwiegen Alle. Hutfelds Geſicht röthete ſich im Zorn und er ſah finſter auf ſeinen Pathen.

Darauf wurden die Zeugen gefordert. Von dem Magiſter ſah man ab, da er kein Bankgenoſſe war, Lips Eske aber ſagte genau aus wie Georg und der Vogt konnte ſeine Hitze nicht leugnen, obgleich er viel über Widerſetzlichkeit der Arbeiter zu klagen hatte, ſo daß die Herren mit düſteren Mienen zuhörten.

Als die Parteien abgetreten waren, bat zuerſt Hutfeld um milde Strafe für ſeiner Schweſter Sohn, was Manchen verwunderte, denn man wußte, daß er ungern verzieh. Doch der Burggraf fiel ihm bei. „Es würde dem Hofe in dieſer Zeit verdacht werden, wenn er über ſolche Dreiſtigkeit ſtrenger urtheilte als die Bürger;

die Leute ſind jetzt durch neue Gedanken beunruhigt, und es wird uns wohl anſtehen, zu zeigen, daß auch wir einer Bedrückung des gemeinen Mannes nicht gleichgültig zuſehen.“

Darauf erhielt der Vogt einen ſcharfen Verweis und Georg als milde Strafe einige Tage Gefängniß in einer Kammer des Artushofes. Dort weilte er ohne Ungemach, denn Eske und andere gute Geſellen wußten zu ihm zu gelangen, er genoß fröhlich in ihrer Mitte allerlei Gutes, das ſie ihm zutrugen, und der Hauswächter brachte ihm ſogar einen Topf mit kunſtvoll gebrautem Würzbiere, den die Stammgäſte der blauen Marie in der Neuſtadt ihm wegen ſeiner Unerſchrockenheit geſtiftet hatten. Da merkte Georg, daß die Bürger ihn werth hielten, ſein Muth ſtieg hoch und er wurde ganz ſorglos. Nur als er aus der Klauſur nach Hauſe kam und ſeinem Vater gegenüber ſtand, fühlte er ſich bedrückt. Denn der Vater warnte in ſeiner ruhigen Weiſe: „Du trägſt deinen Krug allzu oft zum Waſſer, er wird zerbrechen. Diesmal haſt du alle Brüder gekränkt, welche als Herren auf Stadtgütern ſitzen, und du haſt dir auch in unſerer Freundſchaft Gegner gemacht, denn Bürgermeiſter Hutfeld und ſein Sohn werden dir die Kränkung im Geheimen nachtragen.“

„Verzeiht nur ihr, Herr Vater, es ſoll ſicher das letzte Mal ſein, daß ich als unbändig geſcholten werde.“

Denſelben Tag ſtand Anna allein im Hausgarten. Durch das Laub des Fliederſtrauchs warfen einzelne Sonnenſtrahlen goldenen Schein auf ihre langen braunen

Zöpfe und auf das feine Roth ihrer Wangen und malten ihr bunte Muſter über das dunkle Hauskleid. Hoch aufgerichtet hielt ſie die gebogenen Zweige mit der Hand und ſah nach einem Vogelneſt: „Die Kleinen ſind ausgeflogen und ich werde ihr Gezirp nicht mehr hören; hütet euch, ihr Flatterer, daß euch die Menſchen nicht einfangen und in ihre Bauer ſtecken. — Wie iſt es doch traurig, im Gefängniß zu ſitzen, wenn die warme Sonne ſcheint und der würzige Geruch von Blumen und Kräutern in der Luft ſchwebt.“

Da lief das Hündlein und bellte, kam zu ihr und zog ſie am Gewande. Sie wandte ſich um, an der Außenſeite des Zaunes lehnte Georg und ſah bewundernd nach ihr hin. Beiden rötheten ſich die Wangen höher, als ſie einander gegenüber ſtanden; da aber Georg, hingeriſſen von dem Anblick der Geliebten, ſtumm blieb, begann ſie endlich verlegen: „Der Vater wird gern vernehmen, daß ihr aus dem Gefängniß befreit ſeid.“

Ihr Gruß löſte ihm die Zunge. „Es war keine ſchwere Haft, doch war ſie nicht ſo luſtig als der Zaun, von dem ihr umſchloſſen ſeid. Dort kam ich heraus, hier möchte ich hinein, wenn ihr es vergönnt.“

„Bleibt doch draußen,“ verſetzte ſie ängſtlich, „gute Nachbarn tauſchen ihren Gruß auch über den Zaun.“

„Ach, liebe Jungfer Anna, meine Freude wäre groß, wenn ihr mich für einen guten Nachbar hieltet; dem Nachbar reicht man auch wohl etwas Gutes über den Zaun.“ Er ſchwenkte ſeinen Hut. „Ich würde fröhlicher meine Straße ziehen, wenn ich einen kleinen Strauß aus eurem Garten auf dem Hut tragen dürfte zum Andenken an dieſes Wiederſehn."

„Tragt ihr einen Strauß am Hute, ſo wiſſen alle Leute, daß eine Magd ihn euch gebunden hat, und ſie rathen, was jedes Kraut und jede Blume für euch bedeuten."

„Vermag doch Niemand zu errathen, wer mir den Strauß angebunden hat, und jede Blume, die ihr mir ſchenkt, bedeutet für mich Gutes."

„Mich aber ängſtigt, ob ich die rechten wähle," antwortete ſie befangen. „Dies hier wage ich euch zu geben, nehmt das Eiſenkraut, da ihr doch ein ſtürmiſcher Junker ſeid," und ſie bot ihm den blühenden Stengel über den Zaun.

„Wie einen wilden Kriegsmann behandelt ihr mich," ſprach Georg, den Stiel haltend. „Ich bitte herzlich, thut noch etwas Wohlriechendes hinzu, Salbei und Muskatkraut, damit ich eure gute Meinung erkenne."

Sie bückte ſich zu den Beeten. „Nehmt auch noch die Sternblume, ſie deutet auf die Sterne und daß die Geberin Gutes für euch erfleht," und ſie wand ihm das Büſchel mit einem Halm zuſammen.

Er hob fröhlich den Hut. „Geſegnet ſei der Garten und geſegnet ſei die Jungfrau darin, und mir ſei es gute Vorbedeutung, daß ich euch zuerſt hier wiederſehe, allein, in freier Luft, wo die Vögel fliegen und die Sonne lacht."

„Mit Recht lobt ihr den Garten," ſagte Anna, um ſeine verklärten Augen von ſich abzulenken, „denn iſt der Raum auch nur klein, er birgt doch ein Wunder des Sommers, ſeht dorthin. Die Roſenzeit iſt längſt vorüber und wenn ein König ſeine Boten ausſenden wollte nach einem Roſenkranze, er würde weit umher ſuchen müſſen, hier aber trägt ein Stock zum zweitenmal ſeine Blüthe.“ Sie wies nach der Seite.

„Ihr ſagt es, daß die Roſe blüht,“ verſetzte Georg bekümmert, „aber für einen, der draußen ſteht, iſt ſie vom Baumlaube verdeckt.“

Da rührte Annas Hand leiſe an der Gitterthür. Georg ſprang herein; ſie trat zurück und wies wieder nach der Blume. So ſtanden ſie im Garten. Beiden bebte das Herz in Ahnung und freudigem Bangen, und Beiden war der Blick wie mit einem Flor verhüllt und die Wange in freudigem Schreck verblichen. Sie traten zu der Roſe, die am Gipfel des Strauchs im Halbſchatten leuchtete, und Georg begann leiſe: „Wo eine Roſe einſam ſteht, da iſt hier Brauch, daß man ihr Vertrauliches offenbart. Und wenn Eines dem Andern etwas zu ſagen hat und die Scheu beim Anblick des Andern die Lippen ſchließt, dann wenden ſich Beide voneinander ab und ſprechen zu der Blume. So thue ich hier.“

Anna wandte ſich ab und faltete die zitternden Hände.

„O liebe Roſe Jungfer Anna, ſeit Jahr und Tag bin ich euch gut und trage meine Sehnſucht ſtill im Herzen. Einſt war ich ein frecher Knabe gegen euch, aber die Liebe hat meinen Sinn gewandelt; auch wenn ihr ſtreng gegen mich wart, ſeid ihr mir immer lieber geworden, das Höchſte ſeid ihr mir, was ich auf der

Erde habe, ich ſcheue euch und ehre euch und frage unabläſſig, was ihr von mir denkt. Laßt's euch gefallen, daß ich euch im Herzen trage, ſeht mich freundlich an mit euren treuen Augen, und ſprecht auch milde Worte zu mir, denn ich lebe in Unglück und Verſtörung, wenn ich denke, daß ihr mir zürnt.“ In tiefen Athemzügen bebte ſeine Stimme, und bei dem zitternden Klange pochte das Herz des Weibes; ſie ſtand unbeweglich, und als er ſchwieg antwortete ſie faſt unhörbar mit bebenden Lippen: „ich ſah, wie die Knoſpe aufſchoß, und ich ſah, wie die rothen Blätter aus der Hülle brachen, und jetzt, da die Roſe blüht, muß ich ſorgen, fallen die Blätter in der Nacht, oder wird ſie morgen noch blühen.“

Da wandte ſich Georg zu ihr und rief: „Die Roſe kommt und welkt in wenig Tagen, mir aber wurde die Jungfrau lieb für mein Leben und wenn ich ſie miſſen muß, will ich nimmer leben.“

Auch ſie ſah zu ihm auf, ihre Augen ſtrahlten von Liebe und Zärtlichkeit, aber ſie hob die Hand abwehrend gegen ihn und ſprach tonlos: „Liebt ihr mich und ehrt ihr mich, ſo flehe ich, daß ihr geht.“

Und der wilde Knabe ging.

Aber der liebſte Gang war ihm fortan in die Nähe der alten Burg. Dort ſaß der Magiſter zuweilen nach der Lection im Schulgarten, und da er bei Georg eine beſondere Ehrfurcht vor dieſem Aufenthalt erkannte, ſo lud er ihn eines Tages ein, im Garten gewiſſermaßen zwanglos lateiniſche Rede zu üben und er freute ſich, daß die Uebungen ganz nach dem Herzen ſeines Schülers waren, denn Georg kam ſeitdem regelmäßig. Zuerſt verlief die Stunde lateiniſch, dann brachte Anna dem Vater ſein Vesperbrot herab und der Magiſter forderte ſeinen Schüler auf, mit zu eſſen. Glückſelig ſaßen die Drei zuſammen; es war ein ſtiller abgeſchloſſener Raum, der nicht durch die Augen der Nachbarn zerſtochen wurde, und nur zuweilen verrieth ſich die Geſellſchaft dem Volke der Gaſſen, wenn Georg nicht vermeiden konnte, zur Laute zu ſingen. Doch that er das ſelten, denn Frau Liſchke, die jetzt ganz auf ſeiner Seite war, warnte ihn verſtändig, damit dem Hauſe keine üble Nachrede entſtehe.

Bald wurde er der Vertraute bei einem geheimen Verſatz des Magiſters. Denn an einem friedlichen Nachmittage begann dieſer: „Da wir hier zu dreien beiſammen ſind, ſo will ich ein Collegium eröffnen, du Regulus und du Kind Anna, ihr ſollt meine Berather ſein. Nämlich der neuliche Ehrentag hat mich, obwohl er jämmerlich auslief, doch wieder an meine Pflicht erinnert wegen eines kleinen Gedichtes zur Weihnacht. Hannus iſt willfährig, einen Bogen drucken zu laſſen. Aber nur unter einer Bedingung, ſagte er: die ganze Welt iſt jetzt nach deutſchen Büchlein begierig, das Lateiniſche vermögen nur Wenige zu leſen. Wenn ich einen Bogen Deutſches erhielte, ſo könnte ich mich für die Koſten daran erholen, und etwas Deutſches würde auch euch, Herr Magiſter, den Thornern werth machen, vornehmlich wenn es einfältig wäre und für die kleinen Leute. Er wies mir einen Holzſtock, der ihm einmal zugekommen iſt, darauf das Kind in der Krippe, Maria und Joſeph, dabei Oechslein und Eſel, Mond und Stern. Und er rühmte ſich und mich, indem er ſagte: Schreibt ihr dazu etwas, ſo kann Keiner widerſtehen. Heut nun erinnerte ich mich an unſere Fahrt im vorigen Jahre zu dir Regulus, welche vergnüglicher war als die letzte, und ich bedachte, wie jämmerlich unkundig in der heiligen Geſchichte das Volk hier dahinlebt. Darum will ich diesmal den Bürgern ganz ſchlicht aus Matthäus und Lucas die Kapitel von der Geburt des Herrn zuſammenfügen und in gemeines Deutſch übertragen. Es iſt keine vornehme Arbeit, und Mancher wird es als Pfaffenwerk gering achten, jedoch es läuft unter Anderem mit. Das iſt meine Abſicht, nun ſagt ihr Kinder auch eure Meinung."

Da fiel Georg ſogleich mit warmen Worten bei, aber Anna ſchüttelte den Kopf. „Vater, wer kann wagen, die heiligen Worte in Deutſch zu verkünden, wenn er nicht geiſtlich und nicht in der Kirche angeſehen iſt. Die Pfaffen werden euch jedes Wort aufmutzen, und ich fürchte, Herr Vater, euch ſelber wird jedes Wort ſchwer auf dem Gewiſſen liegen, ob ihr den Leuten Alles richtig erklärt."

Daran hatte der Magiſter nicht gedacht und der Einwurf fiel ihm auf das Herz. „Es giebt jetzt Andere, die noch Größeres wagen," antwortete er endlich; „und die kleinen Bänkelſänger ſingen ja auch zuweilen ein Lied darüber, im Nothfall kann ich meinen Namen weglaſſen und, obgleich ich's nicht gern thue, kann ich die

Arbeit auch vorher unſerm Pfarrer von St. Johann unterbreiten.“ So beſchloß er die kleine Ueberſetzung aus dem Griechiſchen, und Georg, der bei dem Werk ſelbſt wenig zu helfen vermochte, war ſehr bereitwillig, ihm Bücher zu werben und heranzutragen.

Als der Nachtfroſt das Grün des Gartens verdarb, wurde die gelehrte Unterhaltung in die Stube des Magiſters verlegt. Hier war die Freude Georgs noch größer, wenn er zuſah, wie ſicher Anna in der Wirthſchaft waltete, wenn ſie ſich im Geſpräch vertraulich zu ihm wandte, wie zu einem alten Freunde, und wenn er einmal wagte, einen Augenblick ihre Hand zu halten. Dort trieb auch er Poſſen wie ein kleiner Knabe, erzählte luſtige Geſchichten und ein herzerfreuendes Lachen froher Menſchen klang von den Wänden zurück. Nie hatte der Jüngling bis dahin das Glück empfunden, welches die Anmuth einer Frau im Haushalt verbreitet, jetzt ſah er die Geliebte an ſeiner Seite und fühlte den ſeligen Frieden in ſeinem Herzen. Dann ſaß er in ſeinem Entzücken plötzlich ſchweigſam mit heißen Wangen. Er half auch treulich bei der Ueberſetzung des Weihnachtsevangeliums, wenigſtens als Zuhörer. Der Magiſter begann ſiegesgewiß, aber während der Arbeit wurde er immer unſicherer, er ſtrich und änderte, klagte über die ungefüge deutſche Sprache alter Ueberſetzungen, die ihm Georg aus den Büchern einiger Rathsherrn verſchafft hatte, und war, wie Anna vorhergeſagt, oft in ſeinem Gewiſſen beſchwert, ob er die Worte geſchickt deute und auch den Geiſtlichen kein Aergerniß gebe. Als er endlich den Druck der wenigen Seiten austrug, fand er diesmal Widerſpruch, die Bürger zwar kauften das Blatt, aber ſeine vornehmen Gönner ſahen unzufrieden auf die geiſtliche Arbeit, welche nicht ſeines Amtes geweſen ſei, und vollends die Mönche von St. Nicolaus wollten das Werk gar nicht loben und warnten ihre Getreuen davor. Da war in ſeinem Aerger Georg der beſte Troſt, denn dieſem gefiel jedes Wort, weil Anna mit ihrer klaren Stimme das ganze Büchlein an dem Abende, wo es dem Magiſter zukam, vorgeleſen hatte.

Und da Georg bedachte, daß die Verhandlung Anna's mit Dorfkindern auf dem väterlichen Gute die erſten Gedanken zu der Arbeit gegeben hatte, ſo bat er um den Bogen, aus welchem die Jungfrau vorgeleſen hatte, faltete ihn eng zuſammen und barg ihn mit den trocknen Blüthen ihres Straußes auf ſeiner Bruſt.

So kam und ſchied der Winter. In der Kammer des Vaters ſah Georg jetzt gefurchte Stirnen, Marcus ſaß oft in finſterm Nachdenken und auch der ſchweigſame Gehülfe konnte ſtillen Kummer nicht verbergen. Handwerker aus der Neuſtadt erſchienen im Hauſe, mit denen der Vater ſonſt nicht verkehrt hatte; ſogar der Stadtſchreiber Seifried, der wegen ſeiner böſen Zunge im Artushofe nicht gut beleumdet war, kam zu geheimer Unterredung, und Georg merkte, daß der plumpe Geſell einmal einen großen Beutel Geld unter ſeinem Mantel hinaustrug. Ihm galt das jetzt wenig; auch was von den Weltläuften erzählt wurde, vernahm er ohne Sorge; daß der König und der Hochmeiſter nicht mehr Krieg zu führen vermochten und doch Frieden nicht ſchließen wollten, daß ein Waffenſtillſtand im Werke ſei und daß für die nächſten Jahre Alles bleiben ſolle, wie es vor dem Kriege geweſen. Als dieſe Nachricht zuerſt im Artushofe verkündet wurde, ſah er, daß ſein Vater finſter lächelte, und wunderte ſich, daß der Alte zum Aufbruch ihn an ſeine Seite rief und ſich beim Heimwege auf ſeinen Arm ſtützte, was er vorher nie gethan hatte. Einen Augenblick ängſtigte ihn das, aber er ſchlug ſich's gern aus dem Sinn, denn ſein junges Leben ſtand zum erſtenmal unter der Herrſchaft einer großen Leidenſchaft, und alle ſeine Gedanken flogen der Einen zu, von der er jetzt wußte, daß ſie auch ihn im Herzen trug.

## 6.

## Auf dem Kirchhofe von St. Johannes.

In der kleinen Stube des Buchführers ſaßen der Magiſter und Anna als geladene Gäſte. Hannus, der einſam in ſeinem Hauſe wohnte, machte ſelbſt die Bedienung, putzte das Licht, füllte die Gläſer, lobte Anna, daß ſie ihm beiſtand, das Tiſchtuch aufzulegen und die Teller zu ſetzen, und erwies ſeinem Beſuch jede gebührende Ehre. Denn der Gelehrte war ihm eine wichtige Perſon geworden, weil er nicht nur kaufte, ſondern auch Anderen mit Wärme empfahl. Unterdeß ſah der Magiſter unruhig nach einem großen eiſenbeſchlagenen Kaſten in der Stubenecke. „Dort liegt die Arbeit der Weiſen und der Eſel friedlich zuſammen."

„Wenn mir Jungfer Anna den Tiſch rücken hilft," ſagte Hannus lächelnd, „ſo will ich euch als einem vertrauten Manne und guten Freunde meinen Schatz offenbaren." Er hob den Deckel. „Es iſt Alles neue Sendung."

Der Magiſter griff nach den oberſten Blättern. „Wieder neue Zeitungen," rief er bewundernd. „Es erſcheinen jetzt jedes Jahr ſolche Bogen und man erfährt, was an den Enden der Welt vorfällt, beim Türken und Spanier.“ Die nächſten Hefte ſchob er unzufrieden bei Seite. „Die leidigen Prophezeiungen.“

„Auch dieſe helfen einem redlichen Händler,“ tröſtete Hannus, „ſie ſind den Leuten um ſo lieber, je mehr Unheil ſie verkünden. Wie ich hier ſitze, habe ich zweimal den Untergang der Welt erlebt. Aber den harten Köpfen der Leute iſt die Furcht heilſam, ſie denken an ihre letzte Rechnung und werden barmherziger.“

„Sie eſſen auch ihre Würſte vor Weihnachten auf, und müſſen, wenn die Welt nicht untergeht, im neuen Jahre faſten,“ verſetzte der Magiſter aufſehend. „Was giebt es hier Gutes?“ fuhr er fort und las den einen Titel: „In dieſem Büchlein wird bewieſen, daß der Apoſtel Petrus niemals in Rom geweſen iſt.“ Er lachte vergnügt: „ob der Rath dies für gefährlich hält?“

„Dem Rath fehlt es nicht ganz an Einſicht,“ beruhigte Hannus, „Liſchke war mehr als einmal hier, er kam immer des Abends, klopfte an den Fenſterladen und wartete draußen, bis ich ihm einen Trunk zurecht geſtellt hatte. So machte ſichs, daß ich vor der Obrigkeit beſtand.“

Auf der Straße dröhnten ſchwere Tritte, es pochte am Fenſter und eine Stimme befahl: „Hannus, öffnet, ich komme auf Befehl des Raths.“ Der Buchführer ſprang erſchrocken auf und fuhr mit beiden Händen in den Kaſten, hob einige kleine Ballen heraus, lief in die Kammer und verſteckte ſie unter die Kiſſen des Bettes.

indem er rief: „ich komme, Liſchke." Zögernd öffnete er die Hausthür, aber er fuhr entſetzt zurück, als er bei der Laterne des Rathsboten blinkende Hellebarden und die grimmigen Geſichter fremder Trabanten erkannte. Klirrend trat der Pole Pietrowski ein, hinter ihm zwei Mönche und einer davon war Pater Gregorius. Dieſer begann feindſelig: „Der hochwürdige Legat des heiligen Vaters gebietet euch euren ganzen Kram aufzulegen, damit wir unterſuchen, ob ihr die Verbote der heiligen Kirche und das Edikt des Königs beachtet habt." Der Pole aber befahl an ſeinen Säbel faſſend: „Wer nicht in dieſes Haus gehört, der weiche von hinnen," und er blickte heut fremd auf Jungfer Anna und ihren Vater.

„Macht fort," raunte Liſchke ängſtlich dem Magiſter zu, „denn es wird diesmal ein großes Unglück." Da trat der Magiſter traurig zu dem Buchführer, welcher gebeugt mitten unter den Feinden ſtand, drückte ihm theilnehmend die Hand, wechſelte noch einen feindſeligen Blick mit dem Frauenbruder und verließ, die Hand ſeiner Tochter faſſend, das Haus des Heimgeſuchten.

Am nächſten Morgen ſprach Frau Liſchke die Treppe hinauf zu Anna: „Ich weiß Alles, nur daß ich nicht reden darf, weil es Geheimniß des Rathes iſt. Hannus iſt ſonſt ein redlicher Nachbar, aber ſeine Verwegenheit hat ihn in's Unglück geſtürzt. Ob es ihm an den Leib gehen wird, wußte Liſchke noch nicht, aber ſein ganzer Kram iſt verloren. Warum hat er die verbotene Waare in ſeiner eigenen Stube verhalten, wie eine Braut ihre

Ausſtattung? und er hat doch einen Gänſeſtall; unter den Gänſen hätte kein Pole nach Büchern geſucht.“

„Wißt ihr, wohin ſie die Bücher geſchafft haben?“ frug Anna.

Frau Liſchke kam die Treppe herauf: „Verrathet's nicht, denn das Größte ſteht noch bevor: die Kiſte iſt zu den Predigermönchen geführt, obgleich der Handel vor den Rath gehört hätte. Die Biſchöfe ſelbſt nehmen ſich der Sache ſehr an; wenn ihr heut Abend hellen Schein vom Kirchhofe ſeht, wo der Hannus ſonſt ſeinen Stand hatte, ſo macht ein Kreuz und denkt, daß die Mönche Ketzerei brennen.“

Anna trat erſchrocken zurück und rang die Hände, die Hausfrau fuhr fort: „So war auch mir, als ich's erfuhr, und ich ſagte zu Liſchke, wenn die geiſtlichen Väter brennen und nicht der Rath, ſo geht dich die Sache völlig nichts an und du bleibſt zu Hauſe. Er aber behauptete: ich muß hin. Ihr mögt denken, daß ich deshalb in Aengſten ſchwebe, denn auch er kann ſich an ſolchem Holzſtoß das Wamms verſengen.“

Anna ging traurig in die Küche zurück, ſie empfand tief die Kränkung, welche der neuen Lehre bereitet wurde, und dazwiſchen kam ihr heiße Angſt, daß dem Vater eine Gefahr drohe; ſie dachte auch, daß es ihm leidvoll ſein werde, wenn einer von den Schülern, vielleicht ein kleiner, vielleicht ein großer, ſich vermeſſen an das nächtliche Werk der Dunkelmänner wage. Die Hände flogen ihr zwiſchen den Töpfen und das Eſſen war längſt fertig, als das Mittagsgeläut die Schulſtube leerte. Der

Magiſter ſaß heut trübe über ſeinem Teller, während Anna begann: „Sagt mir, Herr Vater, haben die alten Römer auch Bücher verbrannt, die ihnen nicht gefielen?“

„Selten,“ verſetzte der Magiſter. „Die weiſe Sybille verbrannte Bücher, aber das waren ihre eigenen, und es hatte Niemand darein zu reden. Doch warum frägſt du ſo? Es iſt ein trauriger Streit, den heut zu Tage der Holzſtoß gegen das Feuer des Geiſtes führt, und lange haben die Päpſtlichen an guten Büchern greulichen Mord geübt, bis die Wittenberger ihnen die richtige Antwort gaben, indem ſie die Bannbulle verbrannten. Mit den Büchern eröffnen die Mönche den Brand, aber mir ahnt, bald werden die Leiber redlicher Bekenner auf den Scheiterhaufen brennen.“

„Wenn die Mönche am Abend den Kram des Hannus anzünden, ſo könnten ſich eure Schüler unnütz machen, und euch wäre leid, wenn deshalb einer vor den Pfaffen in Noth käme.“

Der Magiſter legte ſeinen Löffel weg und ſah ſtarr auf die Tochter, bis ihm dieſe die ganze Neuigkeit erzählte. „Ich fürchte, Herr Vater,“ ſchloß ſie bekümmert, „obgleich ihr die Knaben in ſtrenger Zucht haltet, ſo ſind doch einige darunter vorwitzig, am meiſten die großen.“

Dieſe beſcheidene Warnung hatte zur Folge, daß der Magiſter am Ende der Nachmittagslection ſeinen Schützen einſchärfte, ſich von allen Aufläufen fern zu halten, und er drohte jeden von der Schule auszuſchließen, der heut auf der Straße umherſchweifen werde. Er hätte ebenſogut den Sperlingen auf dem Fliederſtrauch verbieten können, um die Marktwagen zu hüpfen. Als darauf die großen Schüler kamen, wurde er deutlicher, und ſtellte die Frage zur Diſputation, wie ſich ein Humaniſt verhalten ſolle, wenn Obſcuranten an den Schriften eines verehrten Mannes durch Brand und Feuer frevelten. Aber er erhielt von Keinem die Antwort, welche er begehrte. Matz Hutfeld empfahl Klage beim Rath, Lips rieth zu einem Gegenfeuer mit den Werken der Dunkelmänner und Georg wollte gar durch Hebebäume und ſtarke Fäuſte die Brenner verſcheuchen. Der Magiſter hatte ſchweren Stand, als er bewies, daß einem Deutſchen, der durch die lateiniſche Schule aus der heimiſchen Rohheit herausgehoben ſei, nichts ſo ſehr gezieme, als ruhige Verachtung der Auguren; und er ſelbſt konnte nicht vermeiden, daß ſeine Augen zornig funkelten und ſeine Hand ſchwer auf den Tiſch ſchlug, während er die Schüler beſchwor, ſich zu Hauſe zu halten, wenn ja in ihrer Nähe ein ſolches Feuer aufbrennen ſollte.

So war wirklich das Mögliche geſchehen, um die Schule vor dem Lärm der Straße zu bewahren. Dennoch wollte das Schickſal, daß gerade dieſe Vorſorge Lehrer und Schüler dem lodernden Feuer nahe bringen ſollte. Von den Schützen dachte Keiner an das Penſum für morgen, ſie ſchwärmten wie die Hummeln um das Kloſter der Predigermönche und an den Pforten zwiſchen Altſtadt und Neuſtadt, und ſogar Georg, der mit ſeinem Geſellen Lips eine Unterhaltung beim Baſſettel verabredet hatte, ſchlug vor, heut auf die Muſik zu verzichten.

„Wir wiſſen, daß es nicht gut iſt, den geiſtlichen Herren in den Weg zu laufen," mahnte Lips ihn bedeutſam anblickend.

Georg nickte: „Auch will ich unſern Magiſter nicht kränken und nur aus der Ferne zuſehen."

Es war ein milder Frühlingstag geweſen, das Abendlicht vergoldete die Thürme von St. Johannes, unter dem hellen Himmel lag der Kirchhof in röthlicher Dämmerung, aus welcher einzelne Kreuze und Steintafeln hervorragten. Die Bürger trieben in froher Bewegung umher. Denn die Mehrzahl der polniſchen Herren, welche ſo lange unter ihnen gelegen hatten, war am Morgen mit dem Könige abgezogen, und ſie freuten ſich wieder Herren in ihren Häuſern zu ſein. Zuerſt hatten ſie den guten Verdienſt gelobt, welchen ſie von den Fremden zogen, dann war die Laſt und Unordnung größer geworden als die Freude, und zuletzt erſchien das Einlager den Meiſten ganz unerträglich. Heut verglichen ſie Gewinn und Nachtheil, ſäuberten ihre Häuſer und eilten zum Tiſch ihrer Schenke. Das junge Volk aber zog auf dem Markte und den Gaſſen umher, wie an einem Feſttage, viele im Sonntagsſchmuck. Ueber den Kirchhof erklang frohes Geſchrei der ſpielenden Kinder, um die Mauer ſaßen die Erwachſenen, hier ſang ein munterer Bürgerſohn zur Laute und die Frauen ſeiner Bekanntſchaft ſangen den Kehrreim mit, in der andern Ecke ſchnarrte ein Dudelſack und leichtes Volk ſprang zwiſchen den Gräbern zuſammen und ordnete ſich zum Reigen. Es wußten nicht viele Leute von dem, was bevorſtand, aber durch die einzelnen Haufen ging ein Summen, die Zahl der Anweſenden war viel größer als ſonſt wohl, und die Schützen der lateiniſchen Schule ſteckten ihre Köpfe hinter den Kirchenpfeilern hervor, bald auf das Abenteuer des Abends lauernd, bald ängſtlich nach dem Herrn Magiſter ſpähend.

Auch für die Herren des Raths war es ein feſtlicher Tag, gegen Gewohnheit ſaßen ſie noch ſpät verſammelt. Die Bürgermeiſter hatten den König bis an die Grenze begleitet und freuten ſich jetzt ſeine letzten huldreichen Worte vor dem Rath zu wiederholen und, was Allen wichtiger war, die Urkunden, welche der König beim Abſchied der Stadt verliehen, feierlich in die eiſerne Truhe einzuſchließen. Denn da der König oft auf Koſten der Stadt gelebt hatte und ein ſehr theurer Gaſt geweſen war, ſo hatte er als Gegengabe der Stadt auch Großes gewähren müſſen, indem er Neues ſchenkte und alte Vorrechte beſtätigte, und beide Theile hatten darauf geachtet, daß die Gaben der Stadt und die Bezahlung nicht ungleich waren; der König nahm's nicht von ſeinem Eigenen, und die Mitglieder des Raths erhielten durch ſeine Begabung größeren Vortheil als andere Bürger. Als nun der Burggraf die Anweſenden auf die Stühle lud, um die Sitzung aufzuheben, da fing einer der jüngſten Rathmänner von dem Buchführer Hannus an und von Wegnahme der Bücher, und Liſchke, der bei der Thüre ſtand, merkte als vorſichtiger Beobachter großer

Herren, daß dieſe Erwähnung den Anderen ungehörig erſchien. Denn zögernd ſprach Herr Friedewald: „Der hochwürdige Legat hat geſtern den Rathsboten gefordert, um in geiſtlichen Dingen bei einem Bürger zu unterſuchen. Was er etwa gefunden, iſt nicht vor uns gebracht worden; vielleicht iſt es dem Rathe genehm, daß er nicht genöthigt wird, zu prüfen, ob ein Bürger gegen des Königs Mandat gefrevelt habe. Wir vermögen den Hannus nicht zu beſtrafen, wenn die verbotene Waare nicht vor unſere Augen kommt, weil ſie anderswo liegt oder weil ſie gar verbrannt wird.“

Aber der heftige Rathmann gab ſich nicht, ſondern fuhr fort: „Soll der Rath von Thorn dulden, daß Habe und Gut eines Bürgers ohne Urtheil und Recht von den Pfaffen geraubt wird?“

Darauf antwortete wieder Herr Friedewald bedächtig: „Ob der Rath das dulden muß oder nicht, darüber, Herr Kumpan, werden wir erſt befinden, wenn Meiſter Hannus vor uns eine Klage gegen die ehrwürdigen Väter oder gegen wen ſonſt erhebt. Zur Zeit wiſſen wir nichts.“ Nach dieſen Worten mahnten die Herren den Unruhigen durch Blicke, daß er ſchweige, aber dieſer brach zum drittenmal los: „Und heut Abend ſoll ein Feuer brennen, welches in der Stadt unerhört iſt; es kann ein Unglück geben, denn in den Köpfen arbeitet Widerſetzlichkeit.“

Darauf gab der Burggraf gar keine Antwort mehr, und Hutfeld frug: „Widerſetzlichkeit? Nicht gegen uns. Ihr ſelbſt habt die Feuerwache, Herr Kumpan, vielleicht ſeht ihr heut nach den Tonnen," worauf die Sitzung eiligſt aufgehoben wurde. Daraus entnahm Liſchke, daß der Rath ſich nicht einmiſchen wollte, und als Bürgermeiſter Hutfeld bei ihm vorüberſchritt, wagte er die leiſe Frage: „wenn ich heut Abend nach St. Johannes gehe, ſoll ich von den Söldnern der Stadt mitnehmen?" Aber er vernahm die ſtrenge Gegenfrage: „Hat Jemand Bewaffnete gefordert oder erbeten?" Deshalb beſchloß er ſeinen eigenen Muth ebenfalls zu bändigen.

Vor dem Kloſter der Predigermönche harrte erwartungsvoll die Menge. Die Kloſterpforte war heut weit geöffnet und hell erleuchtet. Mönche liefen geſchäftig aus und ein, und es war ein Verkehr in dem frommen Hauſe wie in einer Herberge. Aus der Altſtadt kam in feierlichem Zuge Biſchof Zacharias, Legat des heiligen Vaters, er ſaß prächtig auf einem grauen Maulthier, das mit ſeidener Decke und mit vielen bunten Quaſten geſchmückt war, er ſelbſt ein hagerer Mann mit einer dünnen Naſe und ſchielenden Augen, der hochmüthig und quer über die gefurchten Geſichter der Bürger wegſah; vor ihm ſchritten vier Trabanten in rothen Wämſern, welche das ſäumige Volk durch die Schäfte ihrer Hellebarden unſanft aus dem Wege trieben, zur Seite liefen zwei Knaben in buntem Feſtkleide und hinter ihm zog eine lange Reihe von dienenden Geiſtlichen und Beamten. Die Leute lachten, wenn einmal das Maulthier ſtärker ausſchritt und die frommen Väter mit geſenktem Haupt und gefalteten Händen hinterher trotteten. Aber das Gelächter verſtummte, ſo oft der Pole Pietrowski mit ſeinen bewaffneten Begleitern den Zug entlang ſprengte, denn die Polen ritten ſchonungslos gegen den Haufen als verwegene Geſellen, welche die adlige Feder auf ihren Pelzmützen nicht zum Scherz trugen. An der Kloſterpforte wurde der Legat von dem Prior und den knienden Brüdern empfangen, er bewegte nachläſſig die Hand zuerſt über ſie und ſtreute dann den Segen über die Haufen der Zuſchauer, von denen viele die Häupter nicht entblößten. Gleich nach ihm kam in ähnlichem Aufzuge, nur ohne Trabanten, der Biſchof von Kaminiez, den die Thorner Stampe nannten, weil er kurz und dick war, wie ein ſolches Trinkglas, die kleinen Augen in ſeinem rothen Angeſicht waren durch die ſchweren Lider faſt ganz zugeſperrt, denn das Fackellicht that ihnen ſeit dem letzten ſtarken Trunke weh. Schwerfällig plumpte er von ſeinem Gaule und wankte in das Kloſter. Hinter den großen Herren drängte das Volk bis an die Pforte, ſtaunte über die rothen Trabanten und verlachte die gekrauſten Lappen an ihren Gewändern. Als aber der gefürchtete Vater Gregorius am Eingange ſichtbar wurde, ſchwieg Alles erwartungsvoll; ein Mönch eilte geſchäftig um die Ecke und brachte einen greulichen Zug heran, den Henker Hans Buck mit ſeinem Knechte, und der Knecht führte eine elende Mähre herbei mit einer Schleife, auf welcher eine Kuhhaut lag. Da Hans Buck vor die Augen des Paters trat, rückte er unbehülflich an ſeiner Mütze und vernahm die Anrede: „Du biſt geladen zur Hülfe bei frommem Beginnen und dein Dienſt ſoll dir in dieſem und jenem Leben helfen. Biſt du bereit, den Holzſtoß zu ſchichten und Werke des Teufels darauf zu brennen?"

„Es wäre nicht der erſte Holzſtoß, an den ich die Fackel halte," verſetzte Hans Buck mit Selbſtgefühl. Er ſtand vierſchrötig da und ſah aus ſeinen ſcharfen grauen Augen dem Pater unerſchrocken in's Geſicht. „Von welcher Art iſt der Teufelskram, den ihr abthun wollt?"

„Es ſind ketzeriſche Bücher, von der heiligen Kirche für todwürdig erklärt, du ſollſt ihnen zu feurigem Ende verhelfen."

„Papier brennt leicht, nur daß die Aſche weit fliegt," verſetzte Hans vorſichtig. „Ich denke, daß dies freiwilliger Dienſt iſt, der nicht für meine Schuldigkeit gilt."

„Nicht umſonſt fordern die Heiligen deine Hülfe; entblöße dein Haupt, Mann, und empfange hier für dich und deinen Knecht, was dich von dem Höllenfeuer löſen mag."

Hans lüftete wieder die Mütze und nahm zwei Ablaßzettel, die ihm der Pater wie einem Ausſätzigen mit ſpitzen Fingern darbot. Hans hielt das Papier gegen das Licht der Fackeln. „Es ſieht aus wie mein Name; kommt's dem Feuer zu nahe, ſo verfliegt auch dies zu ſchwarzer Aſche," ſagte er ſchlau. „Doch man kann nicht wiſſen, wozu es gut iſt," und er ſteckte das Papier in ſein Wamms. „Zeigt mir meine Ladung."

Der Pater winkte, die Mönche rollten einen großen Ballen herzu, der mit rothen und ſchwarzen Stricken verſchnürt war. Es war im Volk lautloſe Stille, als die

Mönche den Ballen auf die Kuhhaut wälzten. Aber gleich darauf erhob ſich ein tieſes Summen, Gelächter und lautes Geſchrei. Denn ein junger Mönch trug einen Stock mit eiſernem Stachel herzu, an welchem eine lebensgroße Puppe mit Teufelshörnern befeſtigt war; auf die Bruſt der Mißgeſtalt war der Name eines Mannes geſchrieben und in dem ausgeſtreckten Arme hielt ſie einen Holzſchnitt, welcher das Geſicht deſſelben Mannes darſtellte. Es war das Bild, welches jeder Thorner während der letzten Monate an dem Brettergeſtell des Buchführers Hannus geſehen hatte, und das in manchen Häuſern heimlich bewahrt und guten Freunden gezeigt wurde. Der Mönch ſtieß die Stange in den Ballen, ſo daß die teufliſche Geſtalt von Jedermann geſehen wurde. Als die Naheſtehenden allmählich beim rothen Fackellicht den Namen und das Bild erkannten, wichen ſie zurück und dem Gelächter folgte ein dumpfes Gemurr, aber auch dies verſtummte, als Pater Gregorius einen Schritt auf die Menge zutrat und mit gehobenen Augenbrauen hineinblickte. „Vorwärts nach dem Kirchhof,“ gebot er dem Henker.

Doch Hans Buck ſtemmte die geſpreizten Beinen auf den Grund und ſah ſich den Teufel an. „Der Dienſt iſt freiwillig,“ antwortete er endlich; „von dem ſchwarzen Butzemann war vorhin nicht die Rede.“

„Willſt du mit den Heiligen um deinen Lohn feilſchen?“ frug der Pater zornig.

„Ich bin Scharfrichter von beiden Städten, welche Thorn heißen, und ich bin Diener des Rathes; ein

Menſchenbild, ob es lebendig oder von Papier iſt, brenne ich nur, wenn der Rath befiehlt, ſonſt Niemandem zu Liebe oder Haß. Klas," gebot er ſeinem Knecht, „ſpanne die Mähre ab und führe ſie nach Hauſe. Die Kuhhaut laſſe ich euch wegen der Zettel, denn eine Gabe iſt der andern werth." Er ſah noch einmal nach dem Bilde, dann wandte er ſich entſchloſſen und trat in den Haufen zurück, während der Knecht den müden Gaul von dannen trieb. Niemals war Hans Buck in ähnlicher Weiſe durch die verſammelten Bürger von Thorn gewandelt; er war gewöhnt, daß ihm Alle auswichen und ſeinen Blick vermieden, heut ſah er viele freundliche Augen auf ſich gerichtet und vernahm, wie er weiter ſchritt, von beiden Seiten grüßende Zurufe: wackerer Hans, treuer Mann, Gottes Segen über dich. Da wurde ihm wohler als je in ſeinem Leben, und er ſchritt ſtolz bis an die Kirchhofmauer. Auch dorthin folgten ihm Leute und Barthel Schneider lief ſogar in das Schenkhaus gegenüber und brachte ein großes Glas Danziger getragen, das er neben dem Mann auf die Mauer ſtellte. „Nehmt, Hans, und möge es euch gedeihen." Hans hob das Glas und rief: „dies bringe ich allen freien Kindern von Thorn," trank und ſchob das geleerte Glas unter den Arm, wie ſein Recht war bei jedem geſpendeten Trunk, da nach ihm Niemand das Gefäß gebrauchen konnte.

„Die freien Kinder von Thorn danken dir, Hans, daß du ihnen einmal gutes Glück zutrinkſt, ohne daß du deine Waffe an ihren Hälſen gefärbt haſt," ſprach neben ihm eine luſtige Stimme.

„Mancher, der heut den Kopf hoch trägt, denkt nicht daran, daß er morgen unter meiner Waffe liegen kann," verſetzte Hans ernſthaft.

„Darum ſorgen wir nicht mehr," lachte Georg, „denn wir hoffen, Hans, du wirſt morgen den Kindern von Thorn dieſelbe Schonung erweiſen, wie heut der Puppe."

Hans Buck grinſte und wandte ſich zu Liſchke, mit dem er ſo vertraut war, als der Unterſchied ihrer Ehre geſtattete: „Ich würde mir lieber einen Finger abhacken, als den Pfaffen zu Liebe jenes Mannsbild brennen."

„Kümmert auch dich der Streit der Pfaffen?" frug Liſchke verwundert.

„Um das Gezänk dieſer Mönche kümmere ich mich nicht und ich mache mir auch wenig aus ihrem Glauben. Wenn ich einmal im Jahre zur Beichte gelaſſen werde, ſchieben ſie einen kleinen Altar in die Armeſünderecke und faſſen die Kutte mit beiden Händen, damit ich ſie nicht berühre. Jener Mann aber, von dem ſie das Konterfei verbrennen wollen, hat ihnen die Wahrheit geſagt, darum haſſen ſie ihn."

„Was weißt du von ſeiner Lehre?"

„Einer von ſeinen Jüngern, die man Prädicanten nennt, hat ſich nicht gegraut, an meinem Tiſch niederzuſitzen, dieſer verkündete mir und meinem Knecht ſo viel als wir brauchen. Wißt, Liſchke, er hat zwei Lehren, gleich den zwei Beinen eines Menſchen, ſich darauf zu ſtützen. Das erſte Bein iſt: alle Menſchen ſind arme Sünder und vor Andern die vornehmen und reichen Hanſen, die mit ihren guten Werken prangen; das andere

Bein aber, welches dem erſten Widerpart hält, iſt dieſes: kein Sünder iſt ſo verworfen, daß er nicht durch ſeine Reue die Gnade unſeres Vaters im Himmel erwerben kann. Daß dieſes Alles die Wahrheit iſt, weiß der Henker am beſten. Denn manchesmal, wenn ich einen gerichtet habe, hätte ich mit beſſerem Recht den Stolzen abgefertigt, der den armen Sünder richten ließ; und wieder, mancher armen Seele habe ich zugeſehen, die ſo friedlich den letzten Weg ging wie ein Kind, das zu ſeiner Mutter in's Bette kriecht." Er nickte und verſchwand in einer Seitengaſſe.

Aber der Widerſtand des Hans Buck hemmte nur kurze Zeit die düſtere Feierlichkeit, welche die geiſtlichen Herren zur Warnung der Bürger beſchloſſen hatten. Aus einem nahen Stall wurde ein anderes Roß herzugeführt und der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Einen Bußpſalm ſingend ſchritten die Mönche mit Kreuz und Fahne voran, die großen geiſtlichen Herren folgten; hinter ihnen kam die Schleife und ein Karren mit Brennholz, gedeckt von den Trabanten und Laienbrüdern des Kloſters, längs dem Zuge ſprengten gleich Marſchällen der Pole und ſeine Begleiter. So bewegte ſich die unheimliche Proceſſion vom Kloſter der Predigermönche durch das Kerkerthor nach der Altſtadt und nach dem Kirchhofe von St. Johannes. Die traurigen wilden Klänge des lateiniſchen Geſanges beengten den Bürgern das Herz; das Licht der Pechfackeln beleuchtete mit grellem Roth die Geſtalten der reitenden Biſchöfe, welche über dem dunklen Haufen dahinfuhren wie der Erde enthoben; die kahlen

Scheitel der ſingenden Mönche glänzten bald in rothem Schimmer, bald wurden ſie von einer rußigen Wolke verhüllt. Am Eingange des Friedhofs empfing den Legaten demüthig der Pfarrer von St. Johannes, der im Grunde den Mönchen zuwider war, ſich aber heut vor der höheren Macht beugte. Der Zug ſtellte ſich auf, ein neuer Pſalm Davids, worin der Sänger ſeinen Feinden viel Böſes wünſcht, wurde angeſtimmt, junge Mönche luden die Holzbündel ab, ſchichteten den Stoß und wälzten den Ballen hinauf.

Der Magiſter konnte heut über ſeinen Büchern nicht ausdauern, er ging mit großen Schritten in der leeren Schulſtube auf und ab, ergriff ſeinen Stock und that gefährliche Stöße nach der dunkeln Ecke, welche unter den Schützen gefürchtet war, weil dort die argen Frevler abbüßten. Als es finſter wurde und das Geſumm von dem nahen Kirchhofe in ſein Ohr drang, ergriff er den Hut. „Ich fürchte, meine Schüler vermögen heut nicht zu gehorchen, ich will ſelbſt hin, ſie wegzutreiben.“

Anna faßte flehend ſeinen Arm. „Bleibt nur heute, Herr Vater, mich quält den ganzen Tag die Ahnung, daß ein Unglück bevorſteht, warum wollt ihr anſehen, was ihr nicht hindern könnt?“

Aber der Magiſter wies ſie kurz zurück und ſchritt eilig die Treppe hinab. Als Anna allein war, wurde ihre Angſt unerträglich, ſie ſah die Hausgiebel vom Feuerſchein geröthet und hörte aus der Ferne Bußgeſänge. Da ſchlug ſie ihren Mantel um und eilte zur

Hauswirthin hinab. Sie fand dieſe in derſelben Tracht zum Ausgange gerüſtet. „Eilt, Jungfer Anna, wir dürfen die Männer heut nicht aus den Augen laſſen.“

Auf dem Kirchhofe wanden ſie ſich durch dichtgedrängte Haufen, ängſtlich nach denen ſuchend, die ihnen am Herzen lagen. Sie kamen, als gerade ein Mönch die Fackel zutrug und in den Holzſtoß ſteckte. Wie die Flamme aus der ſchwarzen Rauchwolke züngelte, wurde es ſo ſtill im Volke, daß man den Schrei eines Kauzes auf dem Thurmdach hörte.

Bruder Gregorius trat an den Stoß, las laut die Titel der Bücher, welche in dem Ballen gebrannt werden ſollten, und warf die letzten, welche er noch in der Hand hielt, eines nach dem andern in die Flammen. Er nannte wohlbekannte Schriften, welche Vielen in Thorn für tröſtend und heilbringend galten; darunter auch den Titel des fliegenden Blattes, welches der Magiſter zur Weihnacht hatte drucken laſſen, und obgleich er den Namen des Autors nicht nannte, weil dieſer in dem Blatt nicht zu finden war, ſo wußten die Thorner doch, wer es geſchrieben hatte. Es erhob ſich ein Gemurr und einzelne Steine flogen von hinten her gegen den Holzſtoß. Zuletzt rief der Mönch: „Wie dieſe in das irdiſche Feuer geworfen werden, ebenſo mögen die Uebelthäter, welche Ketzerei in der Welt verbreitet haben, dem Höllenfeuer verfallen.“

Der Magiſter ſtand, von den Flammen beleuchtet, zornroth in der erſten Reihe, ſeine Hände ballten ſich, aber er vermochte nichts herauszubringen als ein lautes

Pfui. Sein Schrei verhallte in neuem Geſang, den junge Kloſterbrüder anſtimmten, ſie trugen die Teufelspuppe auf der Stange rings um den Scheiterhaufen unter dem Spottliede: „Ach du armer Judas, was haſt du gethan.“ Das Lied wurde durch Gejohl und Schreien des Volkes begleitet. Die Mönche aber befeſtigten die Stange an dem brennenden Holzſtoß, und jetzt trat der Legat ſelbſt hervor und ſprach in feierlichem Latein einen Fluch über den Mann, deſſen Name auf dem teufliſchen Bilde geſchrieben ſtand. Da flog ein großer Mauerſtein gegen die Puppe, daß ſie aus dem Feuer fiel, aber der hochwürdige Biſchof von Kaminiez bückte ſich trotz ſeiner Schwere nach der Geſtalt und warf ſie von Neuem in die Flamme. In dieſem Augenblick rief eine helle Stimme — ach, es war die des Magiſters: — „ich proteſtire gegen die Kränkung, welche hier einem würdigen Lehrer des deutſchen Volkes zugefügt wird.“

Dieſer Ruf war wie der Windſtoß, welcher ein Hagelwetter entladet, von allen Seiten flogen Erdballen und Steine gegen den Scheiterhaufen und gegen die geiſtlichen Herren. Der Rath ſelbſt hatte dafür geſorgt, daß es an Wurfgeſchoſſen nicht fehlte, denn er ließ noch immer über der lateiniſchen Schule bauen und dicht am Kirchhofe war die Bauſtätte. Eilig entwichen die Geiſtlichen in das Dunkel, doch Pan Pietrowski fuhr mit ſeinem Gefolge auf den Magiſter los und gebot: „Dieſer iſt der Schreier, faßt ihn.“ Der Magiſter ſtand ihm gegenüber, bereit zu kämpfen und zu ſterben, der Hut war ihm vom Haupte gefallen, einen Arm hielt

Anna, den andern die Rathsbotin, um den Widerſtrebenden zurückzuziehen. Aber gerade, als der Pole die Hand gegen ihn ausſtreckte, trat Georg zwiſchen Beide und warf den Pietrowski zurück, daß er taumelte. Der Pole ſtieß ein Schmähwort aus und ſprang mit gehobenem Säbel wieder vor. Da traf ihn eine Rüſtſtange am Haupt, daß er lautlos zu Boden ſank, und die Stange ſchwingend, rief Georg: „Heran, ihr Schüler von Thorn, verlaßt euren Herrn Vater nicht in der Gefahr.“ Auf dieſe Worte erhob ſich ein ſo fröhliches Jauchzen und Geſchrei, wie es zu dieſem Abend gar nicht paßte, die Schützen, kleine und größere, tauchten aus allen Ecken hervor und ſprangen über die Mauer. Viele ſammelten ſich um den Magiſter, Andere holten ihre Waffen von dem Holzwerk des Gerüſtes. Ihrem Beiſpiel folgte die Menge, auch bedächtige Bürger wurden fortgeriſſen und griffen nach Steinen und Stangen. Die frommen Väter mit ihrer Begleitung entwichen laufend dem Kirchhofe, der betäubte Magiſter aber ſah ſich der Gefahr enthoben und von ſeiner ganzen Schule umſchwärmt. Luſtig ſprangen die Leute gegen das Feuer, ſtießen mit dem Rüſtholz hinein, zerriſſen den Scheiterhaufen und warfen die Brände auseinander.

Marcus ſaß an ſeinem Schreibtiſch in finſteren Gedanken: „Ich höre die Bußgeſänge der Mönche und ſehe das rothe Fackellicht heut, wie in jener Nacht, wo mein Vater endete. Damals ritt der Ahn des Pietrowski als Treiber des traurigen Zuges, gerade wie heut ſein Enkel, und der Fremde fluchte und ſchmähte meinen

Vater, als ſie mich auf das Gerüſt hoben. Die Kränkung blieb ungerochen; als Knabe vernahm ich ſie, warum brennt ſie heut auf der Seele des Alten?" — Da wurde die Thür haſtig geöffnet, er wandte ſich befremdet um, erkannte im trüben Schein der Kerze das verſtörte Geſicht ſeines Sohnes und vernahm die Worte: „Verzeiht mir, Herr Vater, ich komme in einem böſen Handel. Die Biſchöfe und Mönche haben zu St. Johann Büchlein der Wittenberger verbrannt, dabei wollten die Polniſchen gewaltthätige Hand an den Herrn Magiſter legen, ich aber habe den Pietrowski mit einem Rüſtbaum niedergeſchlagen, er liegt mit blutendem Kopfe und die Polen brüllen Gewalt in den Straßen."

Der Vater faßte mit der Hand das Pult, als er ſich langſam erhob, er ſtand mit geſenktem Haupt und murmelte: „unheilig war der Wunſch und die Hölle hat ihn erfüllt zur Stelle." Er trat auf ſeinen Sohn zu und frug bleich wie dieſer: „iſt der Pole tot?"

„Ich weiß es nicht, Herr Vater."

„Die wilde That geht noch einem Andern an Hand und Hals. Warum warſt du ſo haſtig, zu begehren, daß dein Vater dich überleben ſoll? Gegen die Ketzerrichter haſt du dich aufgelehnt, Unſeliger! die Heiligen des Himmels haſt du erzürnt und Gnade haſt du nicht im Himmel und auf Erden zu hoffen!"

„Der Pole ſchmähte, Herr Vater, dem Schimpfwort folgte der Schlag."

„Ich weiß," ſagte Marcus leiſe. „Vermagſt du noch durch das alte Thor aus der Stadt zu entrinnen?"

„Ich hoffe, Herr Vater; der Pförtner iſt uns zugethan.“

„So entweiche in die wilde Nacht, flieh nach unſerm feſten Hauſe und laß Wache halten, morgen früh ſende ich dir durch Bernd Nachricht. Du gehſt als Schiffer nach Danzig, von da nach Lübeck, dort weilſt du, bis dein Schickſal hier entſchieden iſt. Als Flüchtling mußt du von dem Hauſe deiner Väter ſcheiden, wann wirſt du es wiederſehen? Hinweg, jeder Augenblick vermehrt die Gefahr.“

„Laßt mich nicht ohne Segen von euch, Vater,“ rief Georg und warf ſich vor ihm auf die Knie. Marcus legte ihm die zitternde Hand auf das Haupt und murmelte Unverſtändliches und als Georg aufſprang und ihn umfaßte, hielt er den Sohn einen Augenblick an ſeinem Herzen, aber gleich darauf ſtieß er ihn heftig zurück: „Hinweg!“ Georg ſprang aus der Thür und aus dem Vaterhauſe. Marcus aber ſchlug die Hände zuſammen und warf ſich vor dem Marienbilde auf den Boden.

Georg eilte in einen polniſchen Mantel gehüllt, durch die Hintergaſſen dem Thore zu, ſcheu blickte er zur Seite nach den Verfolgern. Aber die Angſt, ein neues Gefühl in ſeinem jungen Herzen, vermochte ihn nicht lange zu demüthigen, er richtete ſein Haupt auf, fühlte nach dem Meſſer an ſeiner Seite und dachte: „leichten Kaufes ſollen ſie mich nicht fangen.“

„Euch wäre auch beſſer, Junker, wenn ihr jetzt in einer Nebelkappe lieſt,“ raunte neben ihm eine warnende

Stimme. Es war Barthel Schneider: „Wo wollt ihr hin?"

„Habt ihr gehört, was aus dem Herrn Magiſter geworden iſt?" frug Georg ſchnell.

„Ich ſah ihn mit der Tochter zu ſeiner Schule wanken. Liſchke ſagt, es wäre ſein Letztes, die Pfaffen würden ihn wegen Ketzerei richten."

Georg drehte ſich kurz auf das Haus des Magiſters zu, aber Barthel faßte ihn am Arme. „Seid ihr unſinnig? ſorgt um euren eigenen Kragen. Kommt Junker, hier iſt dunkler Schatten, drückt die Mütze beſſer auf den Kopf, daß man euer krauſes Haar nicht erkennt." Sie kamen an das Thor, Barthel klopfte an den Fenſterladen des Wächters. „Gevatter, bemüht euch um meinetwillen, mein Geſell hat eilige Botſchaft auf's Land zu tragen."

Aber aus dem halbgeöffneten Laden kam die leiſe Warnung zurück: „Laßt euch Gutes rathen und ſucht für euren Geſellen eine andere Oeffnung." In demſelben Augenblick ſprang die Thüre auf, ein Haufe Bewaffneter brach aus dem Hauſe. Barthel umklammerte ängſtlich den Arm Georgs und wehrte ihm, das Meſſer zu ziehen. Der Jüngling wurde bewältigt und vor den Säbeln der fluchenden Polen nur dadurch bewahrt, daß ſich der Pförtner und Barthel feſt an ihn hingen. Als Gefangener wurde er dem Rathhauſe zugeführt.

In der kleinen Rathſtube ſaßen am nächſten Morgen die vier Bürgermeiſter zuſammen; der Burggraf, Herr Friedewald, hatte das Antlitz über den Tiſch gebeugt.

daß ihm das lange weiße Haar über die Augen herabfiel und zögerte die Berathung zu beginnen. Achtungsvoll harrten die Andern, und die beiden jüngſten, Herr Eſke und Herr Seuſe, richteten zuweilen neugierige Blicke auf ihren Kumpan Hutfeld, welcher aufrecht daſaß mit gefurchter Stirn, als ein Mann, der gewöhnt war ſeine Ruhe im Kampfe zu behaupten. Endlich hob der alte Burggraf das Haupt und nach ſeinem ruhigen Nachbar ſehend, fuhr er ſtatt der gebührenden Einleitung in ſeinen Gedanken fort: „Ich gehöre nicht zu der Freundſchaft ſeines Geſchlechtes, aber ich habe den Knaben ſtets gern betrachtet. Die Bürger hatten auch nicht Unrecht, wenn ſie ſeinem Uebermuth etwas nachgaben, denn viele dachten wie ich, daß er eine Hoffnung der Stadt war. Mancher iſt vielleicht umſichtiger und ebenſo redlich im Gemüthe, er aber hatte die Fauſt eines tapfern Mannes und ſprang vor den Anderen in die Gefahr. Er ſollte eine Ehre werden für die Stadt und ein deutſcher Hauptmann für die Landſchaft.“

„Die ſchnelle Fauſt iſt es, welche ihn von der Bruderſchaft, von der Stadt und von dem Sonnenlicht ſcheidet,“ antwortete Hutfeld ernſthaft.

„Ihr ſeid ſein Freund und Pathe und ſprecht wie eure Pflicht iſt,“ fuhr der Burggraf fort. „Wundere ſich Niemand, daß ich als der Alte bei ſeinem Verderben auch den Schaden fühle, welcher unſere Stadt bedroht. Ich weiß nicht, ob wir beſſere Zucht und mildere Sitte haben als unſere Väter, aber da ich jung war, zogen die Bürger ſelbſt aus den Thoren und ſchlugen auf ihre Feinde, wir greifen in den Beutel und bezahlen fremde Söldner. Die Alten unterfingen ſich, weil ſie der eigenen Kraft ſtolz vertrauten, ihr Recht gegen die Ordensleute und gegen die Polen zu vertreten. Wenn unſere Söhne zu klug und zu fein werden, um ſelbſt den Spieß zu tragen, ſo fürchte ich, könnten fremde Fäuſte ihnen bald einmal das Geld aus den Truhen holen." Die Andern ſchwiegen. „Und darum," ſchloß der Burggraf, „betraure ich, daß wir guten Stahl zerbrechen müſſen, weil er einmal zu ſcharf geſchnitten hat."

„Das Edikt bedroht den Uebertreter nur mit Verbannung," warf Herr Eske ein. „Ich meine, dem Zorn des Königs geſchieht Genüge, wenn wir den Jüngling aus der Stadt ſenden, weil er der Zerſtörung von Ketzerbüchern widerſtrebt hat."

„Ob die Mönche Ketzerbücher verbrannt haben, wiſſen wir nicht," antwortete der Burggraf, „aber er wird verklagt und durch Zeugen überwieſen, daß er zum Widerſtand gegen den Legaten des heiligen Vaters gerufen und ſelbſt mit hölzerner Waffe den Schädel eines adligen Polen zerbrochen hat, welcher jetzt todwund bei St. Nicolaus liegt."

„Es wird auch bezeugt werden," verſetzte Herr Eske, „daß der Pole als erſter das Schwert gezogen hat, zum zweitenmal in unſerer Stadt; der Pole ſelbſt iſt dem ſcharfen Gericht der Stadt verfallen."

„Er war hier als des Königs Diener und die Beſtrafung der königlichen Diener ſteht beim Könige ſelbſt, uns bleibt nur die Klage. Die Beſtrafung eines Knaben aus dem Artushofe heiſcht der König von der Stadt, und er hat genügenden Grund dafür, denn noch ſtand die Stadt in ſeinem Frieden, und Allen iſt bewußt, Herr Kumpan, daß während dieſer Zeit ſcharfes Recht gilt und jeder handhafte Widerſtand gegen des Königs Boten am Leben geſtraft wird.“

Und wieder neigte der alte Mann das Haupt und ſah traurig vor ſich nieder.

„Iſt es an dem, daß Hans Buck Arbeit haben ſoll, ſo iſt ein Opfer genug für den Zorn des Königs,“ erinnerte Herr Seuſe. „Die Schüler der Johannesſchule haben die Steine geworfen und ihr Magiſter hat ſie angeführt. Muß ein Opfer fallen, ſo iſt der Magiſter ein Fremder und gehört nicht zur Bruderſchaft des Hofes.“

„Er hat nur mit Worten gehadert,“ entgegnete der Burggraf. „Doch vergaß er die Beſcheidenheit und gab ſeinen Schülern ein böſes Beiſpiel vor allem Volke. Deshalb wird der Stadt unleidlich, daß er in ſeinem Amte beharre. Dazu hat er die Würde unſeres geiſtlichen Vaters gekränkt, der an Statt ſeiner Heiligkeit unter uns weilte, und die Stadt wird wohlthun, ihm ihren Frieden zu verſagen und ihn auszuweiſen in kürzeſter Friſt.“

„Er war ein guter Lehrer unſerer Kinder und hat ſich ſonſt unſträflich gehalten,“ warf Herr Eske ein.

„Er war zu hitzig für uns,“ entſchied der Burggraf. „Vorſchnelles Wort verdirbt auch gerechte Sache. Hat er durch zwei Jahre den Bürgerkindern Gutes gethan, ſo erweiſen auch wir ihm Gutes, wenn wir ihn unverſehrt an Leib und Habe von uns entſenden, bevor die von St. Nicolaus ihn wegen ketzeriſchen Irrthums verklagen. Denn ich vernehme, es iſt auch Gedrucktes, das aus ſeiner Feder kommt, gebrannt worden."

Hutfeld ſtimmte bei: „Der Elbinger, welcher während des Winters im Hafen lag, hat das Großſegel zum halben Maſt gezogen, er iſt fertig zur Abfahrt; gefällt es den hochmögenden Herren, ſo legen wir den Magiſter und ſeine Hausgenoſſen dieſem als Ladung auf. Es mag Anderen zu Gute gerechnet werden, wenn die Stadt gegen Einen harten Ernſt beweiſt, und den Magiſter ſelbſt enthebt es größerer Noth."

Damit waren die Vier einverſtanden und der Burggraf frug: „Wer wird Kläger wider den Gefangenen?"

„Der edle Kaſtellan von Dibow," antwortete Hutfeld. „Der König beſteht darauf, daß die Stadt ſelbſt über den Thäter richte, damit der Haß nicht auf ihn falle."

„Der König war übel berathen, als er beſchloß, den Haß der Bürger gegen uns zu wenden," rief Herr Seuſe.

„Wenn der König ſich ſelbſt ſeines Gerichtes begiebt," mahnte wieder Herr Eske, „ſo rathe ich, daß wir ihm dennoch widerſtehen, und den Thäter verurtheilen wie es uns frommt, und nicht, wie es ihm gefällt."

Die Andern ſahen finſter vor ſich nieder.

„Uns frommt, dem König nicht zu widerſtehen," entgegnete der Burggraf nachdrücklich. „Der Waffenſtillſtand mit dem Hochmeiſter iſt beſchloſſene Sache und der König iſt mächtiger im Lande als je. Einſt zur Zeit der Großväter, als der Ordensritter zwiſchen uns ſaß, verging ſelten ein Jahr, wo die Ordensleute ſich nicht ein Menſchenleben als Beute holten, entweder einen Mann oder ein junges Weib, darum verjagten wir die Frevler. Müſſen wir jetzt zuweilen ertragen, daß der polniſche Bär ein Leben für ſich fordert, es geſchieht doch nur ſelten und nie in muthwilligem Bruch des Stadtrechts, denn er hauſt nicht unter uns.“

„Aber er lauert an unſeren Grenzen,“ ſprach Eſke.

„Wo iſt beſſere Sicherheit auf Erden, und wo iſt Friede?“ frug traurig der alte Burggraf.

Kurz darauf öffnete die weinende Barbara dem Bürgermeiſter Hutfeld die Wohnſtube und wieder ſtanden die beiden Schwäger einander gegenüber. Wer die Beiden nicht kannte, durfte zweifeln, welchem von ihnen das Schickſal des Gefangenen mehr am Herzen lag. Denn Marcus ſtand, ſeine Angſt kräftig bezwingend, gerade aufgerichtet da, und auf des Bürgermeiſters Geſicht, das im Rathe ſo unbewegt erſchien, lag jetzt die Verſtörung. Der Hauswirth enthielt ſich nicht förmlicher Begrüßung und bot den Stuhl, Konrad aber beachtete nicht die Höflichkeit und begann ſogleich: „ich komme vom Könige, es iſt dort keine Hoffnung.“

„Habt ihr für meinen Sohn gebeten, hochmögender Herr?“

„Ich that es.“

„Haſt du dem König geſtanden, Konrad, daß der

Knabe ein Sohn deiner Schweſter iſt und du ihm vom Taufſtein her an Vaterſtelle?"

„Wenn das der König weiß, ſo erfuhr er es nicht durch mich," verſetzte Hutfeld mit gefurchter Stirn.

Marcus trat zurück: „Ich denke, ihr thatet klug, euch dem Polen nicht zu verleiden."

„Ich ſchwieg nur, weil ich unſerm armen Knaben mehr zu nützen glaubte, wenn ich als Bürgermeiſter von Thorn bat."

„Und was hat der Rath über Georg beſchloſſen?" frug der Vater kalt.

„Du weißt ſelbſt," antwortete Hutfeld mit zuckenden Lippen, „wie der Verlauf ſein wird; morgen früh fällt der Spruch des Gerichtes; noch lag des Königs Friede auf der Stadt, der Verwundete giebt keine Hoffnung, der König, auch wenn er ſchonen wollte, iſt gezwungen, die Steinwürfe zu rächen, welche den Legaten und die Prieſter getroffen haben."

Marcus ſtützte ſich mit der Hand auf die Tiſchplatte. „Die Stadt hat von dem Polen neue Gunſt erfahren und wird eifrig ſein, ſeinen Zorn zu beſänftigen."

„Aufſchub wäre Rettung," antwortete Hutfeld bedeutſam, „der König will ihn nicht gewähren. Die Prieſter haben ihn erzürnt und er that, daß ich's hörte, den Schwur: „Nicht eher kehre ich den Schweif meines Roſſes gegen dieſe aufrühreriſche Stadt, die ich eben erſt durch Huldbeweiſe geehrt, bis ihr die Kunde bringt, daß das Urtheil vollzogen iſt."

„Wenn der Vater den hochmögenden Rath um Aufſchub anſleht, würden Bürgermeiſter und Rath noch einmal den Ritt zum Könige über die Brücke wagen?“

„Wenn der Rath ſelbſt ſolche Bitte thut und der König ſie gewährt, dann übernimmt der Rath auch die Bürgſchaft dafür, daß nach Ablauf der Friſt der Gefangene zur Stelle iſt,“ verſetzte Hutfeld ablehnend, und nach einer Weile fuhr er fort: „Als ich heimritt, dachte ich daran, daß du ſtets bemüht warſt, dir den guten Willen der Geſchorenen zu ſichern. Ich weiß, daß ſie dir als einem Rechtgläubigen vertrauen. Die guten Dienſte des Vaters könnten wohl die Miſſethat des Sohnes überwinden, wenn du den Biſchöfen jetzt eine goldene Sühne bieteſt.“

„Habe ich als treuer Sohn der Kirche von meinem irdiſchen Verdienſt geopfert, ſo habe ich es gethan, um die Gunſt der Heiligen für mich zu gewinnen, nicht die der Prieſter. Ihr wißt ſo gut wie ich, daß es vergeblich wäre, Gold an den hochwürdigen Legaten Zacharias zu zahlen, da dieſer ein Welſcher iſt. Denn er würde jede Gabe willig annehmen und auch mit lauen Worten Fürbitte einlegen, zu gleicher Zeit aber durch die geiſtlichen Väter der Polen den König aufſtacheln, damit die Kränkung ſeiner Würde dennoch gerächt werde. Den polniſchen Herren aber vermag man ihren Zorn nie in den erſten Tagen abzukaufen, ſondern erſt nach einiger Zeit.“

Die beiden Welterfahrenen ſahen einander an. „Dann bleibt noch ein Mittel,“ begann Hutfeld feierlich, „das letzte.“

„Ihr ſprecht zu einem Vater, hochmögender Herr.“

„Ich geleite dich zum Könige und ſchaffe, daß du vor ſein Angeſicht geführt wirſt ohne Zeugen. Thu den Kniefall des Bittenden und gieb dem König eine Verheißung. Ich weiß, er begehrt ſich den Eichwald, der bei Neſſau deinem Hauſe verblieben iſt, beweiſe ihm darin guten Willen und du magſt von ihm gleiche Gefälligkeit erwarten. Du haſt nie vor ſeinem Angeſicht geſtanden und es iſt wohl möglich, daß er den Namen deines Sohnes ohne gute Meinung gehört hat, gewinnſt du dieſe durch Demuth und Gefügigkeit in ſeine Wünſche, ſo gewährt er dir was er irgend vermag, nicht Verzeihung für Georg, aber längeren Aufſchub und dadurch die Wahrſcheinlichkeit ihn zu retten, ſo oder ſo.“

Marcus ſah vor ſich hin, während Hutfeld warm auf ihn einredete. Als er das Haupt erhob, fand er die Augen des Andern ängſtlich und forſchend auf ſich geheftet. Er richtete ſich hoch auf. „Gilt der alte Burgwald von Neſſau für ein ſo königliches Geſchenk, daß der König von Polen darum den Kopf eines Deutſchen frei giebt, den er werfen könnte? Ich bin nicht gewöhnt, königliche Herren durch Geſchenke zu verpflichten und ich fürchte, ich könnte ſtraucheln, wenn ich den Wald in der Hand tragen und dabei niederknien ſollte. Erlaßt mir die Kniebeugung, die ich bisher nur vor dem Himmelsherrn und ſeinen Heiligen geübt habe, und nehmt den Wald für das Haupt des Knaben, den eure Schweſter unter dem Herzen getragen. Nehmt den Wald, ihr ſelbſt, die Stadt, der König, ganz wie eurer Weisheit am förderlichſten ſcheint.“

Hutfeld verſetzte unwillig: „Wundert euch nicht, wenn Andere für euren Sohn nicht thun, was euch ſelbſt zu thun nicht gefällt. Soll ein Angebot dem Leben des Sohnes frommen, ſo muß die demüthige Bitte des Vaters daſſelbe annehmbar machen.“

„Soll ich demüthig flehen, ſo vertraue ich vor Allen den heiligen Fürbittern.“

„Dann ſcheide ich von euch mit noch größerem Leide, als ich herbrachte, denn ich ſehe keine Hülfe, die ihr und ich mit einander berathen könnten.“

„Ich danke euch für euren guten Willen, Herr Bürgermeiſter,“ ſprach Marcus; aber plötzlich auf den Andern zutretend, erhob er die Hand und rief drohend: „Warlich, Konrad, das Blut deines Schweſterkindes wird auf dein Haupt fallen, denn du biſt es, der dem Dienſt des Königs meinen Knaben opfert.“ Seine Augen flammten und die Fauſt bebte in ſtarker Bewegung.

Hutfeld trat einen Schritt zurück, aber er wich nicht dem Zorn des Vaters, ſondern entgegnete leiſe: „Hüte du dich ſelbſt, Marcus, daß du nicht deinen Sohn um ein Traumbild hinopferſt, das, — wenn es etwas anderes wird als ein Traum, dein und deines Sohnes Haupt auf dieſelbe Stätte führt, auf der dein Vater endete.“

„Damals ſtand Konrad Hutfeld neben mir und hielt meine Hand!“

„Damals machteſt du es deinen Freunden nicht ſo ſchwer, dir zu dienen als jetzt," antwortete Hutfeld bewegt.

„Wo liegt mein Knabe in Haft? Man hat mir den Zutritt zu ihm verweigert."

„Nur bis der Spruch des Gerichtes gefallen iſt," verſetzte der Bürgermeiſter. „Er iſt in der Artuskammer des Kerkerthurmes. Die Stadt hat bis jetzt die Pflicht ihn zu bewachen. Da er unter Alt und Jung manchen verwegenen Freund zählt, werde ich den Kaſtellan von Dibow, der als des Königs Kläger in die Stadt geritten iſt, heut, wenn die Abendglocke läutet, auffordern, den Zugang zum Thurm von der Alt- und Neuſtadt her zu bewachen, damit die Stadt der Verantwortung enthoben werde."

„Nehmt meinen Dank, namhafter Herr, für dieſe Vorſicht," antwortete Marcus. Beide ſahen einander ſchweigend an, endlich ſtreckte Hutfeld die Hand aus, Marcus ergriff ſie und die beiden Schwäger tauſchten einen Händedruck, doch wurde kein Wort mehr geſprochen.

Marcus blickte auf die geſchloſſene Thür und murmelte: „ich kenne dich und ich weiß, daß zwei ſcharfe Augen auf meine Wege ſpähen. Der Streit, welcher zwiſchen uns begonnen, wird einen von uns Beiden verderben. Heut aber muß ich am Leben meines Sohnes prüfen, ob du ein redlicher Gegner ſein kannſt." Er öffnete ſchnell die Schreibſtube und rief ſeinen Gehülfen Bernd. Unterwürfig trat der ſtille Mann ein und erwartete in kummervollem Schweigen die Aufträge des Meiſters. Sie verhandelten leiſe, dann rief Bernd den Dobiſe in die Stube und ließ den Herrn mit ſeinem Knechte allein. Endlich ſchlich Dobiſe in ſeine Geſchirrkammer und Bernd eilte aus dem Hauſe dem Strome zu. Als es dunkel wurde, verließ auch Dobiſe durch die Hinterthür das Haus. Marcus ſchritt allein mit gerungenen Händen auf und ab. Die weinende Magd brachte das Licht und begehrte Troſt von ihm. Er wies ſie mit einer Handbewegung hinweg und hob aus dem geheimen Schranke das Buch, über dem er in ſtillen Stunden am liebſten ſaß, haſtig wandte er die Blätter: „Zu dir flehe ich vor Allen, Gebenedeite, holde Jungfrau Maria, du Königin von Preußenland. Oft haben meine Vorfahren und oft habe ich deine Gnade erfahren, auf deinem Mantel trugſt du, wie die Sage kündet, die Seelen meiner Ahnen in die Himmelshalle, über dem Maſtkorb unſerer Schiffe ſchwebteſt du und wehrteſt der böſen Macht des Eiſes und des Sturmes, nach jeder Fahrt nahmſt du huldvoll den Herrenzins von gewonnenem Gut. Du biſt es, in deren Dienſt ich lebe, damit dein Reich auf's Neue erhoben werde vom Haff bis über den Strom, ſei mir auch heut barmherzige Fürbitterin. Doch nicht dich allein bemühe ich für die Rettung meines Sohnes. Darum rechne mir meine demüthigen Dienſte nicht ganz auf gegen ſeine Rettung damit ihm und mir noch eine Hoffnung bleibe für unſere Stadt und unſer Land. Wenn ich Gnade bei dir gefunden habe, ſo erweiſe mir dieſe auch bei anderm Wunſch, von dem du aus ungezählten Bitten weißt." Er ſchlug mehre Blätter um. „Sei gegrüßt, St. Johannes, Prediger in der Wüſte. Ich armer Sünder habe dir treu angehangen, denn immer dünkte mich meine eigene Sorge als ein Abbild der deinen. Auch ich habe gelebt in der Wüſte und ich bin in irdiſchem Kampf der Vorläufer eines Größern, der vollenden ſoll, was ich im Kleinen begann. Das Haupt meines Vaters fiel unter dem Schwert, wie das deine, und ich, der Sohn, lebe wie du gelebt haſt, in der Sorge, daß mir daſſelbe geſchehe. Gedenke heut meines Flehens und der Werke, die ich nach Kräften deinem Heiligthum zugewandt und ſchütze den Sohn in der Gefahr, die uns jetzt umgiebt.“ Und bei dem dritten Blatt ſprach er: „ich weiß, heiliger Nicolaus, daß manche in deinem Heiligthum meinem Knaben abgeneigt ſind, laß ihn heut ſeine Vermeſſenheit nicht entgelten. Man rühmt von dir, daß du ſelbſt fröhlicher Mummerei nicht abhold biſt und dem Poſſenſpiele der Kinder freundlich zuſiehſt; auch mein Sohn iſt nur kindiſch einhergeſprungen auf den Straßen der Stadt und als er ſich geſtern gegen den Zug auflehnte, der aus deinem Kloſterhofe zog, that er es nicht in hartem Unglauben, ſondern nur als ein Schulknabe, der ſeinem Lehrer die Treue beweiſen will. Ich habe Goldſtoff auf deinen Altar gelegt und dir neue Kerzen angezündet zur Sühne für deine Prieſter. Darum ſei auch du nicht ſtrenge gegen ihn und widerſprich nicht, wenn andere Heilige für ihn bitten.“ Und er blätterte weiter. „Zu dir flehe ich heut vor Andern, St. Jacob in der Neuſtadt, du biſt als Helfer in Todesnöthen weit berühmt und angerufen in der ganzen Chriſtenheit. Sonſt habe ich dich mit meinem Flehen ſelten beſchwert, heut hebe ich als ein jammernder Vater zu dir die Hände.“ Er warf ſich auf den Boden. „Nimm gnädig das Gelübde an, das ich in dieſer Stunde ablege. Dorthin, wo im Lande Hiſpanien dein großes Heiligthum errichtet iſt, will ich büßend ziehen in Betfahrt nach armer Pilger Weiſe, wenn deine Fürbitte meinen Knaben vom Tode löſt. Habe Mitleid mit ſeinem ſorgloſen Gemüth, er iſt ein friſcher Geſell, ich habe ihn ſtreng gehalten und fern von dem gefährlichen Werk, das ich ſelbſt betreibe, harmlos lebt er noch dahin in ſeiner Jugendblüthe und ich denke, keine ſchwere Sünde laſtet auf ſeiner Seele. — Jeden von euch Vieren flehe ich an und alle Vier zuſammen, ihr ſeid die großen Helfer von Thorn, in eurer Obhut ſteht die Mauer und der Strom, alle Herrlichkeit und Macht unſerer Stadt, und in eurer Hand ſind die Seelen aller Großen und Kleinen, der Lebenden und der Toten.“ —

Das Dunkel der Nacht lag auf den Gaſſen, doch in der Stadt blieb es unruhig, die Schenken waren überfüllt und wenn ſich eine Thür öffnete, drang mit dem Lichtſchein lautes Geräuſch der Stimmen auf die Straße, häufiger als ſonſt ſchritten Rathsherren und anſehnliche Bürger mit ihren Dienern, welche die Laterne trugen, über den Markt; am lauteſten ſchwirrten die Stimmen in der Nähe des Kerkerthores zwiſchen alter und neuer Stadt. Dort erhob ſich über dem Thore ein feſtes Haus mit dicken Mauern, zur Seite mit einem runden Thurm, der wie viele andere über die Fluchtlinie der Stadtmauer ragte. Georg ſaß in dem Herrengelaß des Thurmes, welches man im Spott die Artuskammer nannte. Es war ein kahler Raum mit hoher ſchmaler Lichtöffnung, er enthielt einen alten Tiſch und eine Lagerbank, die Wände waren bis zur halben Höhe verkleidet, nicht mit Holz, ſondern mit Eiſenplatten, an welche in regelmäßigen Zwiſchenräumen ſtarke eiſerne Ringe geſchmiedet waren, um Ketten daran zu befeſtigen. Als vom Thurme zu St. Johannes die Abendglocke läutete, zog eine Schaar bewaffneter Polen vor das Kerkerhaus, geführt von dem Kaſtellan des Königs, geleitet vom Bürgermeiſter ſelbſt. Hutfeld betrat mit dem Kaſtellan das Haus, rief den Schließer und gebot: „Weiſt dem edlen Herrn bei Lichte den gefangenen Mann, ſchließt die Thür vor ſeinen Augen und hängt das Schlüſſelbund an den Haken. Das Gelaß gehört innen der Stadt, draußen den Wächtern des Königs."

„Wenn ich gut ſtehen ſoll für den Gefangenen," ſagte der Kaſtellan, „ſo begehre ich auch die Treppe zu hüten, den Wächter und ſeine Schlüſſel."

„Es ſei für diesmal," verſetzte Hutfeld, „doch daß es kein Beiſpiel gebe gegen die Rechte der Stadt."

Der Kaſtellan ließ das Gefängniß öffnen, trat ein und ſah, ohne den Gefangenen zu beachten, mit dem Grauen, welches auch ein wackerer Krieger in verſchloſſenen Mauern fühlt, die furchtbare eiſerne Rüſtung der Wand. Er nahm das Licht und unterſuchte die Wände, Alles war feſt gefügt. Er blickte nach der

Höhe. „Durch das Luftloch könnte ſich vielleicht ein ſchlanker Leib zwängen."

„Es hat's nie Jemand verſucht," antwortete der Schließer kopfſchüttelnd. Das Gefängniß wurde verſchloſſen, zwei Bewaffnete auf die Stufen der Treppe geſtellt, zwei andere in das Zimmer des Schließers vor das aufgehängte Schlüſſelbund, und dieſe ſahen lachend zu, wie der Schließer ſich mit untergeſchlagenen Armen niederſetzte und murrte: „es geſchieht zum erſten Mal, daß der Schließer von Thorn durch polniſche Säbel ſeines Dienſtes enthoben wird."

In zwei Haufen lagen die Polen vor dem Gefängniß und bewachten von der Altſtadt und Neuſtadt die geſchloſſenen Pforten, ſie zündeten große Feuer auf der Straße an und die rothe Flamme erhellte die kleinen Fenſter des Baues und die Mauer, ſo daß man ſelbſt ein Wieſel erkannt hätte, welches auf der Höhe lief.

So verging Stunde auf Stunde; die Polen um das Gefängniß tranken, ſchrien und erhoben wilden Geſang, der die Bürger der benachbarten Häuſer tief kränkte. Oben in der eiſernen Kammer lag Georg auf der Bank. Von den Feuern drang ein röthlicher Schein durch die Fenſterluke, zuweilen trieb der Wind eine Rauchwolke herein, dann ſtarrte Georg in der Dämmerung auf die Wirbel des Dampfes. Er wußte wohl, daß er in üblem Handel war, aber die Größe ſeiner Gefahr kannte er nicht. Ihn wunderte, daß er den ganzen Tag ohne Zuſpruch aus dem Vaterhauſe geblieben war, auch der trübe Ernſt des Schließers hatte ihn für kurze Zeit nachdenklich gemacht, und als am

Abend der Kaſtellan eindrang und das Gefängniß unterſuchte, ohne ihn ſelbſt zu grüßen oder wie einen Lebenden zu beachten, da fiel größere Sorge auf ſein Herz und das Geſchrei der Wächter wie der Feuerſchein wurden ihm unheimlich. Aber immer tröſtete er ſich damit, daß er ein junger Bruder des Artushofes ſei, und daß auch diesmal, wie bei allen früheren Händeln, die er mit der Stadt gehabt, das Drohen ärger ſein werde, als die Strafe. „Sie ſagen, ich bin ein Sonntagskind," ſagte er endlich müde, „dieſen kommt das Glück im Schlafe. Wenn ich nur wiſſen könnte, wie es ihr ergangen iſt, ich wollte das harte Lager mir ganz vergnüglich gefallen laſſen." So entſchlief er. Im Traume kam ihm vor, als ob er in ſeiner Kammer läge und Dobiſe mit der Leuchte hereinſchliche, um ihn zu wecken, wie er jeden Morgen that. Er weigerte ſich zu erwachen und murmelte: „Tölpel, noch iſt es nicht Zeit." Aber die Leuchte fuhr fort zu flackern, er öffnete die Augen und ſah in Wahrheit den Dobiſe mit einer kleinen Blendlaterne vor ſich ſtehen. Erſtaunt richtete er ſich auf und rieb die Augen. „Nehmt hier dies in eure Hand," flüſterte Dobiſe mit heiſerer Stimme und hielt ihm ein kleines Crucifix hin. „Der Alte ſchickt es euch, daß ihr darauf ſchwört bei dem Manne am Kreuz und bei den vier großen Stadtheiligen, das Geheimniß dieſer Kammer niemals zu verrathen, auch nicht um euer Leben vom Tode zu retten. Schwört, denn morgen Mittag faßt Hans Buck euren Hals, wenn ihr nicht vorher entrinnen könnt. Auch euer Großvater ſaß hier, bevor er gerichtet wurde; ihm aber hatten die Herren vom Hofe den Ausgang geſperrt."

Georg ſprang auf: „Steht es ſo, dann ſchaffe mich fort, wenn du kannſt. Wo iſt dein Schwanz, du Teufel?" Haſtig ſprach er den Eid. Dobiſe ſteckte das Kreuz ein. „Harret noch ein wenig," flüſterte er, „erſt muß ich den wilden Polen etwas vormachen." Er ſchlang einen Strick in einen der Eiſenringe an der Wand und warf das andere Ende, welches durch ein Gewicht beſchwert war, aus der Fenſterluke, das Seil zog ſich ſtraff. „Dort hinaus kann nur ein Kater, aber nicht wir Beide. Mögen ſie ſich darüber die Köpfe zerbrechen," raunte er mit ſchlauer Miene, „ihr aber folgt mir." Er ergriff an der andern Seite der Wand einen Ring, drückte und zog, ein Feld des eiſernen Tafelwerks ſperrte ſich auf und eine dunkle Oeffnung, der niedrige Zugang zu einer engen Treppe, wurde ſichtbar. Dobiſe wies in die ſchwarze Tiefe und lachte: „nur die drei älteſten der Bruderſchaft kennen das Geheimniß und der vierte bin ich, denn die Herren müſſen einen haben, der mit dem Eiſenwerk umzugehen weiß und der ſeinen Hals für ſie wagt. Nehmt die Leuchte und kriecht voran, damit ich hinter euch zuſperre. Sie ſagen, dies Kunſtwerk wurde von einem Schloſſer aus Nürnberg erfunden. Auch wer guten Witz hat, wird von der Kammer aus die Thür nicht errathen."

„Fort," mahnte Georg flüſternd; er tauchte in die dunkle Wölbung hinab und hielt auf der Treppe kniend die Leuchte, während Dobiſe die eiſerne Thür von außen zuzog, verriegelte und noch durch eine hölzerne Thür verſchloß. Tief gebückt ſtrichen die Flüchtigen in einem ſchmalen Mauergang, die dumpfe Luft machte das Athmen ſchwer und der Weg wollte kein Ende nehmen, zuweilen ſtiegen ſie Stufen hinab, dann ging es wieder eine Weile eben fort. Zuletzt war der Gang durch eine Wand geſchloſſen. Georg fühlte an den kalten Stein. „Der Weg hat ein Ende.“

„Fallt auf die Knie und kriecht durch das Loch,“ rieth Dobiſe. Eine Maueröffnung, durch Entfernung einiger Steine gebildet, gewährte gerade Raum zum Durchkriechen. Georg ſchob die Leuchte voran und ſchlüpfte hindurch. Als er ſich erhob, ſtand er in einem Gewölbe, das zum Aufbewahren von altem Geräth diente. Dobiſe kauerte am Boden, ſchichtete die herausgezogenen Steine wieder in das Loch, ſtrich einen dunklen Kitt in die Fugen und häufte Holzbündel davor. „Dies iſt Dobiſes Thür, Niemand verſteht ſie zu öffnen als ich. Ihr aber gebraucht dies Bündel, es iſt ein polniſcher Mantel darin, Mütze und Stiefeln, denn als Pole müßt ihr entweichen.“ Ohne Freude öffnete Georg den Pack und wechſelte die Kleidung. „In dem einen Stiefelſchaft iſt das Leder doppelt, ich habe Geld eingenäht; der Alte ſchickt euch außerdem zur Reiſe dieſen Beutel. Es iſt Geld darin,“ ſagte er mit lüſternen Augen.

„Das Siegel des Beutels iſt erbrochen,“ verſetzte Georg befremdet.

„Ich mußte ihn doch öffnen, um euch den Nothpfennig in die Stiefel zu nähen; und wenn ein und das andere Stück dabei verloren ging, ſo werdet ihr es dem Alten nicht klagen, denn ich habe noch Manches bei euch gut und muß mich bezahlt machen deswegen und wegen meiner Leibesgefahr. Jetzt aber rathe ich euch, euer Gebet zu ſprechen, wir ſind hier über dem Graben auf der Neuſtädter Seite, dieſe Thür führt bei den Frauenbrüdern heraus und ihr müßt bei dem Polenvolke vorüberſtreichen."

„Wo führſt du mich hin?"

„In die Trümmer des Ordensſchloſſes, den Weg, welchen ihr von der Muſik her kennt; an der gelben Weichſel liegt unſer Kahn im Verſteck, ihr ſollt mit dem wilden Waſſer abwärts treiben. Es wird Zeit, der Morgen iſt nahe."

„Schnell hinaus," gebot Georg und lüftete den polniſchen Säbel an ſeiner Seite. Tobiſe ſchloß die Thür auf, löſchte die Leuchte und Georg athmete die friſche Nachtluft. Er warf einen Blick zur Seite, die Polen lagen und ſaßen in einiger Entfernung müde um die niedergebrannten Feuer, die Flüchtigen glitten längs der Mauer der Predigermönche dahin, hielten eine Weile im Schatten der Kloſterpforte und gingen von da mit feſterem Schritt unangefochten durch die leeren Straßen. Stürmiſch ſchlug das Herz des Jünglings, als er in der Dämmerung undeutlich die Schule erkannte und er hielt an, aber Tobiſe rief ängſtlich: „Vorwärts! Es iſt nicht das erſtemal, daß ihr den Weg über die Burgmauer findet, hinweg, wenn euch euer Leben lieb iſt."

Sie kletterten auf den Steinhaufen der Ordensburg.

„Heut könnt ihr nicht weilen, um eine Muſica zu beginnen, ihr müßt auf der Flußſeite wieder hinaus, die Mauer hinab. Folgt vorſichtig, denn die Steine ſind locker, aber der Graben unten hat eine trockene Furth.“ Dobiſe kletterte wie ein Kater voran, mühſelig folgte Georg, indem er murmelte: „Du weißt hier gut Beſcheid, bin ich erſt Bürgermeiſter, ſo frage ich dich, wozu du dieſe Kenntniß gebraucht haſt.“

„Ihr ſeid juſt auf dem Wege, Bürgermeiſter zu werden,“ ſpottete Dobiſe. „Reicht mir die Hand,“ und er half ihm vom Grabenrand in's Freie. „Haltet euch fern vom Fährthor, bei der Färberei ſoll der Kahn liegen.“

Georg trat an den Strom, laut rauſchte das Waſſer, auf der geſchwollenen Fluth ſchwammen kleine Eisſchollen. Der Schiffer erhob ſich aus dem Fahrzeug: „Dies wird üble Fahrt zwiſchen treibenden Baumſtämmen und Schollen, das Waſſer reißt und kocht in den Strudeln wie in einem Topfe.“ Sie beſtiegen den Kahn, der Schiffer löſte das Seil und Georg trieb dem Tode entronnen, von der Heimath geſchieden, auf dem wilden Strome hinein in die unſichere Dämmerung.

Als am Morgen der polniſche Kaſtellan die Zelle des Gefangenen betrat, fand er nur das Seil, welches über die Stadtmauer hinabhing. Da erhob ſich großer Lärm, die Polen ſchrien Verrath, ihre Boten ritten über die Brücke zum Könige, das Gefängniß wurde wiederholt unterſucht, aber nichts Unrechtes gefunden, die Wächter ſämmtlich verhört, doch es war auf Niemanden etwas zu bringen, am wenigſten auf den Schließer und die Beamten der Stadt. Der Zorn des Königs legte ſich erſt, als am Nachmittag der Bürgermeiſter Hutfeld allein vor ſeinem Angeſicht geſtanden hatte. Die Thorner und die Polen ſtritten darüber, ob es einem Manne möglich ſei, ſeinen Leib durch die Lichtöffnung des Kerkers zu zwängen, die Abergläubiſchen neigten zu der Annahme, daß der Teufel aus dem Hauſe des Marcus dabei wieder im Spiele geweſen ſei, und die Klugen wunderten ſich, daß die Verfolgung nicht eifriger betrieben wurde, denn der Wächter über dem Fährthore hatte Männer auf einem Kahne geſehen, der gegen Morgen ſtromab gewirbelt war.

Die Mönche aber hatten von ihrem feurigen Werk ſchlechten Gewinn. Viele unter ihnen waren durch Steinwürfe getroffen, dem hochwürdigen Legaten ſelbſt war ein Stein an das Bein geflogen und er ächzte, als er am nächſten Morgen in aller Frühe auf das Maulthier gehoben wurde, damit er der zornigen Stadt entweiche. Ihre Abſicht hatten die Eiferer vollends nicht erreicht. Zwar die Teufelspuppe fand man halb verbrannt im Graſe, aber der Ballen des Buchführers war nur an den Rändern geſengt und verkohlt, die frommen Väter hatten vergeſſen, daß feſtgepackte Bücher der Flamme lange widerſtehen. Hannus erhielt von ſeinem Krame kaum ein einzelnes Stück zurück, denn als das Volk den Holzſtoß auseinanderwarf und den Inhalt des Ballens zerſtreute, wurden die angeſengten und gebräunten Büchlein wie eine werthvolle Beute aufgegriffen und in die Häuſer getragen. Wer ſich bis dahin um den Inhalt der neuen Lehre nicht gekümmert hatte, der las jetzt neugierig davon, es war wohl keine Familie, in welche nicht gerettete Bogen gelangten, und der Stadtſchreiber Seifried hatte Grund zu ſpotten, daß gerade durch den Scheiterhaufen jener Nacht die neue Lehre in Thorn eingebürgert worden ſei.

## 7.

## Unter den Landsknechten.

Während Georg im Kerkerthurm lag, verließ der Magiſter mit ſeiner Tochter die Stadt.

Auf dem Deck des Elbingers war in der Eile eine Hütte errichtet, welche den Verbannten mit ſeinem Haushalt beherbergen ſollte, bis er das Gebiet der Stadt Thorn geräumt hätte, dann mochte er auf dem Bordſchiff weiter fahren oder ausſteigen, wie es ihm gefiel. Die Hütte hatte Philipps Eske durch ſeinen Vater dem Schiffer anbefohlen, und der treue Knabe wich den Flüchtigen in den letzten Stunden ihres Aufenthalts nicht von der Seite. Doch nicht er allein war der Pflichten eingedenk, welche dem lateiniſchen Schüler gegen ſeinen Lehrer oblagen, auch ein Hauſe der kleinen Schützen trug ſich mit dem Reiſegepäck des Vaters, und vor Andern die Armen, welche an ſeinem Tiſche Koſt und freundlichen Zuſpruch gefunden hatten. Lips machte ſich auf dem Schiffe bei dem Gepäck und den Schiffsleuten zu thun, um der Unterhaltung mit den Scheidenden auszuweichen, denn ihm war das Herz ſchwer und er fürchtete wegen des Gefangenen ausgefragt zu werden. Er hatte auch dem Rathsdiener und deſſen Frau ernſthaft geboten, die Traurigen nicht durch Reden über die Gefahr des Freundes noch tiefer zu kränken. Aber ſeine Vorſicht nützte wenig, denn wenn auch der Magiſter für ſeinen Schüler noch Gutes von der vornehmen Freundſchaft hoffte, Anna erkannte deutlich aus den Mienen ihrer Wirthe und aus den zögernden Antworten des Pylades, daß Georg in furchtbarer Bedrängniß zurückblieb. Sie ſaß ſtumm und theilnahmlos auf dem Verdeck, hielt das Hündlein in ihrem Schooß und blickte unverwandt nach den Thürmen der Stadt welche ſie in Feindſchaft verlaſſen ſollte. Nur einmal, als Philipps vorüberging, frug ſie, „wo weilt er jetzt?“ da vergaß der Gefragte ſelbſt die Behutſamkeit und antwortete traurig: „ihr könnt von hier den Thurm nicht ſehen;“ ſie aber ſenkte das Haupt und frug nicht mehr. Als in den letzten Stunden des Nachmittags der Schiffer alle Fremden aufforderte, das Deck zu verlaſſen, bot Lips dem Magiſter und Anna die Hand und vermochte nichts vorzubringen als: „ich danke für alles Gute, Herr Vater; laßt mich in Kurzem wiſſen, wohin ich euch Nachricht ſenden ſoll;“ dem Schiffer raunte er noch zu: „ſorgt für meinen Herrn Vater, wenn euch an dem guten Willen der Thorner gelegen iſt,“ und ſchwang ſich an's Land. Die Schützen aber ſtanden gedrängt am Rande des Ufers und als der Magiſter ihnen vom Deck den Scheidegruß zurief und ſie aufforderte, guter Lehre eingedenk zu ſein, da ſchrien die größeren ihre lateiniſchen Abſchiedsworte mit heiſeren Stimmen und die Kleinen ſchluchzten. Der Elbinger rief ſeine Schiffskinder zuſammen, ſprach die Reiſebitte zur heiligen Jungfrau und trieb das Schiff vom Ufer in die Strömung. „Es iſt gegen Schifferbrauch, bei ſinkender Sonne an das Steuer zu treten," ſagte er im Vorübergehen zum Magiſter, „aber die Herren von Thorn haben es diesmal geboten." Das Fahrzeug glitt ſchnell ſtromab, in grauem Nebel ſchwanden die Thürme und Mauern der Stadt, die Gebannten ſaßen in trübem Schweigen vor ihrer Hütte und ſtarrten hinab auf das Waſſer und in die Ferne, welche undeutlich vor ihnen lag, wie ihre eigene Zukunft.

Als Anna am nächſten Morgen aus der Hütte auf das Deck trat, lag das Fahrzeug an der deutſchen Uferſeite und der Schiffer wies ihr eine Steinſäule auf der Höhe: „Dort iſt die Grenze des Stadtgebiets." Sie ſtand lange die Augen zum Himmel gerichtet, ach, heut war bei ihren heißen Bitten das Antlitz verſtört, die Augenlider vom Weinen geröthet, aber hätte Georg ſie geſehen, ſie wäre ihm noch ehrwürdiger erſchienen als damals in der Kirche; ſie dachte nur an ihn und bat für ihn. Bei dem ſtillen Flehen wurde ihr das Herz muthiger und ſie bot dem Vater, als er zu Tage kam, einen herzlichen Morgengruß.

„Wir treiben auf öder Fluth, hier und dort unwirthliches Geſtade, Scylla und Charybdis; aber ich bin beſſer daran als der alte Grieche Ulyſſes, denn ich habe mein liebes Kind bei mir und ich denke doch, daß wir in dieſem gelben Waſſer nicht auf Menſchenfreſſer ſtoßen werden.“ Und gegen ſeine eigenen reuigen Gedanken ankämpfend fuhr er fort: „Bei alledem kann ich nicht bedauern, daß ich den Obſcuranten am Holzſtoß meines Herzens Meinung deutlich gemacht habe.“ Aber Anna, die noch in ihrer andächtigen Stimmung war, antwortete: „Ich aber, Herr Vater, habe an dem Unglückstage zu wenig daran gedacht, Alles vertrauend dem lieben Gott zu überlaſſen, denn hätte ich mich vorher mit herzlicher Bitte an ihn gewandt, ſo würde ich beſſere Ruhe und Bedacht gewonnen haben, ich hätte euch nicht durch die Nachricht von dem Vorſatz der Feinde erſchreckt, und es wäre euch und der Schule leichter geworden, dem Feuer fern zu bleiben. Jetzt ſind wir Beide der Gefahr entronnen, aber Einer iſt darin zurückgeblieben.“ Da ſchlug der Magiſter die Hände zuſammen und ſetzte ſich ſtöhnend auf ein Faß. „Mein armer Regulus! Der römiſche Name, den ich ihm gegeben, iſt für ihn von übler Bedeutung geworden. Denn wie jenen Konſul halten ihn die Feinde gefangen und wollen über ihn in ſcharfem Gericht erkennen. Wahrlich, auch dies war ein ſeltſamer Zufall: die letzte Oration, die ich ihm aufgegeben, war die hochherzige Rede, welche Regulus im römiſchen Senat halten mußte, da er als Gefangener der Karthager mit Urlaub nach Rom zurückkehrte, er mahnte ſeine Landsleute, nicht ſeinetwegen mit den Fremden Frieden zu machen, ſondern ihn zum Tode zurückzuliefern. Georg war mit Luſt bei der Arbeit, er forderte mit Begeiſterung in die Gefangenſchaft zurückzukehren und ich freute mich innig über den Vortrag.“ Bei dem Gedanken verlor der Magiſter die Faſſung und ſuchte in den Taſchen nach ſeinem Tuche.

Da wagte das Hündlein zum erſtenmal wieder zu bellen und eine feierliche Stimme klang hinter den Traurigen: „Adsum, patres conscripti, adsum captivus et aegre e vinculis solutus. Ich bin da, Herr Magiſter, dem Gefängniß entronnen, aber ich habe gar keine Luſt, dahin zurückzukehren. Guten Morgen, Herr Vater, guten Morgen, liebe Jungfer Anna.“ Der Redner ſprang über den Bord in das Schiff, aber er vermochte nicht weiter zu ſprechen, denn Anna wankte, im nächſten Augenblick hielt er ſie feſt in ſeinen Armen, er fühlte ihr Haupt auf ſeiner Bruſt und zwei Arme, die ſich an ihn klammerten, und er küßte ſie zum erſtenmal auf den bleichen Mund. Der Magiſter aber ſaß unterdeß wie betäubt auf dem Tönnlein, er hörte eine vertraute Stimme, aber er ſah einen wilden Polen in das Schiff klettern, und griff krampfhaft nach ſeiner Brille, bis er den feſten Händedruck ſeines Schülers fühlte und die heiteren Worte vernahm: „Jetzt iſt die Schule wieder beiſammen, Herr Magiſter, und ich denke, der Rath von Thorn ſoll die Lectionen nicht mehr ſtören.“ Da ging auch dem Magiſter alle Würde verloren und er umſchloß, wie ein Kind weinend, den Geretteten.

Drei Heimathloſe ſaßen zuſammen in kalter Morgenluft über dem ungaſtlichen Waſſer, aber ſie dachten jetzt wenig an Alles, was ſie verloren hatten, und die

Schule ſtimmte vergnügt bei, als Georg vorſchlug: „iſt e euch recht, Herr Magiſter, ſo bleiben wir bei einander; mein Vater will, daß ich zuerſt nach Danzig fahre, von dort ſchreibe ich ihm und erwarte ſein Gebot; ihr aber werdet überall Schüler finden und beſſere Dankbarkeit, als in unſerer Stadt.“ So machten ſie in gutem Vertrauen Pläne für die Zukunft; nur Georg ſah zuweilen mißtrauiſch nach rückwärts und auf die Wege am Ufer, ob er verfolgt würde.

Es war keine müheloſe Reiſe. Das große Fahrzeug trieb bald mit reißender Strömung, bald langſam in ſeichtem Waſſer zwiſchen angeſchwemmten Inſeln und zwiſchen kahlen Dämmen und Lehmhügeln dahin, hier kreiſte die Fluth in gefährlichem Strudel, dort ſtreifte ein Baumſtamm, welcher dahinſchwamm oder im Grunde feſtgerannt war, die Seiten und den Boden. Unabläſſig arbeiteten die Schiffer mit Stangen und Haken, ſich die Fahrt frei zu halten, ſie ließen ſich gern gefallen, daß Georg Hand anlegte wie einer von ihnen. Sogar der Magiſter ſtemmte Hände und Schultern gegen das Ruderholz. Wenn der Abend kam, wurde die Reiſe unterbrochen, der Schiffer ſuchte eine Stelle in der Nähe des Ufers, wo er das Tageslicht abwarten konnte, auch in der Nacht mußte ein Wächter Ausguck halten gegen Schollen und treibendes Holz. Der Magiſter mit ſeiner Tochter fand zuweilen Herberge am Lande, Georg vermied die Augen der Späher auf dem Schiffe.

So waren ſie einige Tage ohne Abenteuer gefahren und trieben mit der Strömung am Ufer eines Landſtrichs, welcher im Kriege zwiſchen dem Hochmeiſter und den Polen ſtreitig geweſen war. Am Abend kamen ſie an einen Ladeplatz, zu welchem von hohem Deiche zwei Wege hinabführten; dort ſtand am Waſſer eine Schenke und Hütten für die Schiffer. Der Elbinger ſah unruhig auf die öde Stätte: „Dies gehört noch zum Land des Biſchofs von Pomeſanien,“ ſagte er zu Georg. „Polen und Ordensleute ſind hier widerwärtig und Beide wagen zuweilen Zoll zu fordern.“ Georg ſprang mit dem Schiffer an's Land, ſie fragten in der Schenke, ſuchten in den Schoppen, beſtiegen die Dämme und ſpähten in die dunkle Landſchaft, es war nirgend etwas Unrechtes zu entdecken. Da legte der Elbinger an, der Magiſter und ſein Kind ſuchten Unterkunft in der Schenke. Georg blieb mit einem Schiffsknecht als Wächter auf dem Fahrzeuge, er ſtand in der hellen Mondnacht lange auf dem Deck, ſtieg wiederholt hinab an das Ufer, umſchritt die Hütten und ſah von der Höhe in das Land, aber Alles lag friedlich in grauem Dämmer. Als die Sterne nieder ſtiegen, hüllte er ſich in einen Schiffermantel und legte ſich in die Hütte zu kurzem Schlummer. Er erwachte von heftigem Gebell des Hundes, der bei ihm zurückgeblieben war, vernahm auf dem Lande das wilde Geſchrei Zankender und erkannte in der Dämmerung auf jedem der beiden Wege, welche an den Deichen hinabliefen, Bewaffnete und Geſpanne. „Wir waren die Erſten,“ ſchrie eine gebietende Stimme, „und wenn ihr nicht zurückweicht, ſo werfen wir euch zu den Fiſchen in's Waſſer.“

Im nächſten Augenblick hörte er einen Angſtruf

Anna's und ſah die Jungfrau aus der Herberge dem Schiff zueilen. Da warf er ſich in mächtigem Satze auf das Land und ſprang mit geſchwungenem Säbel einigen dunklen Geſtalten entgegen, welche die Flüchtige verfolgten. Er ſchlug kräftig auf die Verfolger ein und ſchleuderte den Erſten, welcher mit dem Arm nach der Geliebten faßte, durch einen Streich des Säbels zur Seite. Gleich darauf war er im Kampf gegen mehre Feinde, aber wie wild er um ſich ſchlug, er wurde im Rücken gepackt, entwaffnet und an den Händen gebunden. So blieb er mit Anna am Ufer unter Obhut eines finſtern Geſellen, der ihn mit der Hellebarde niederzuſchlagen drohte, wenn er ſich noch weiter rege. Unterdeß dauerte um die Hütten der Zank und das Geſchrei fort. Nicht lange, ſo ſprangen Bewaffnete auf das Schiff, die Aexte krachten an Deck und Planken, Wagen raſſelten vom Deich herunter an die Ladeſtelle, Laufbretter und Leitern wurden an den Schiffsbord gelegt und ein Haufe von Männern und Weibern begann die Ladung auszuräumen, welche zum größten Theil in Getraide und in einigem Kaufmannsgut beſtand. Beim aufgehenden Frühlicht ſah Georg, daß eine anſehnliche Zahl ausgeſtellter Wachen die Beraubung deckte und daß ſie Tracht und Waffen deutſcher Landsknechte trugen. Zuletzt vernahm er wieder die Stimme, welche herriſch in dem Tumult gerufen hatte. Ein hoher breitſchultriger Mann mit großem rundem Kopf und grauem Bart trat auf ihn zu und rief befehlend: „Botz Velten, ihr habt's uns ſauer gemacht, Mann;

ſchüttet aus, was ihr in der Taſche habt, denn das iſt unſer Recht." Er warf ſeinen Hut auf die Erde. „Ihr mögt ſelber eure Taſche leeren, da ihr euch redlich gewehrt habt. Wollt ihr euch ergeben und Friede geloben, ſo ſteht es bei euch, ſonſt ſchlagen meine Geſellen euch nieder."

„Ihr ſeid die Stärkeren," verſetzte Georg grimmig. „Löſt mir die Bande, ſo will ich euch für heut Frieden geloben." Der Landsknecht winkte dem Wächter, Georg ſprach das Gelöbniß und ſchleuderte ſein Säcklein mit Geld in den Hut. Der Führer kniete nieder, zählte und theilte in mehre Häuflein, das größte ſteckte er mit dem Beutel ſelbſt in die Taſche. „Und jetzt antwortet auf meine Frage, aber wahrhaft, wenn ihr Leib und Seele zuſammenhalten wollt: wer ſeid ihr und woher kommt ihr?"

Georg nannte Namen und Heimath und frug trotzig dagegen: „Und wer ſeid ihr, daß ihr es wagt, an Reiſenden Gewaltthat zu üben?"

„Holla," entgegnete der Andere, „ihr ſeid der Gefangene, ihr habt zu antworten und ich zu fragen, denn das Eiſen hängt über eurem Haupte. Doch da ihr Frieden gelobt habt, ſollt ihr wiſſen, wem die Herrſchaft über euren Leib zugefallen iſt. Ihr ſeid in der Hand freier Knechte aus dem Reich, und ich bin Hans Stehfeſt, ihr Hauptmann. Führt die Gefangenen das Ufer hinauf," gebot er ſeinen Begleitern, „und haltet ſie unter Wache, doch getrennt, damit ſie ſich nicht mit einander bereden.

Zu der Frau ſetzt zwei von den Weibern, die ihr das Weglaufen wehren.“

Auf der Landſeite des Deiches ſchritt Georg die kurze Strecke, welche ihm ſein Wächter frei gab, in heißem Zorne auf und ab. In der Ferne ſah er Anna zwiſchen Weibern der Bande und ihn tröſtete ein wenig, daß dieſe der Gefangenen gegen den Morgenfroſt ein Tuch um die Glieder ſchlugen. Ajax kam ängſtlich von der Höhe gelaufen, der Landsknecht ſchlug mit dem Spieße nach ihm. „Der Hund gehört der Jungfrau dort,“ herrſchte Georg den Wächter ſo gebieteriſch an, daß dieſer dem Kleinen den Weg frei ließ. So verging Stunde auf Stunde, vom Waſſer her klang unabläſſig Geſchrei und mahnender Zuruf. Endlich kamen die Wagen mit dem Raube beladen von der Höhe herab und fuhren in Reihe auf. Auf einem lag der verwundete Landsknecht, mit welchem Georg zuſammengeſtoßen war. Als dieſer den Gefangenen ſah, hob er die geballte Fauſt und ſtieß einen ſchweren Fluch gegen ihn aus. Georg zuckte verächtlich die Achſeln. Darauf ſtieg ein Trupp der Bewaffneten von der Höhe herab, der Hauptmann blies in ein kleines Horn, das er am Halſe trug, ſtruppige Pferde wurden vom Grunde herangeführt, die Knechte warfen ſich ſchwerfällig über die Rücken der Gäule und der Hauptmann befahl: „auf die Wagen mit den Weibern,“ und nach Georg und einem leeren Pferde deutend: „fort, wir haben Eile.“ Der wilde Zug ſetzte ſich, von den Landsknechten geleitet, in Bewegung; der Hauptmann ritt an den Wagen auf und nieder, unter Antreiben und Fluchen ging es vom Fluſſe ab in das Land hinein.

Georg, der hinter dem Hauptmann ritt, erkannte Anna auf einem Getraidewagen vor ſich und er ſah, daß ſie ſich nach ihm umwandte. „Die Jungfrau begehrt uns,“ rief er befehlend dem Hauptmann zu, und bevor dieſer ihn hindern konnte, jagte er an den Wagen. Anna rang die Hände gegen ihn, „wo iſt der Vater?“ Er ſuchte vom Pferde den Zug entlang, der Magiſter war nirgend zu finden. Da rief er den alten Landsknecht an: „Hochgebietender Befehlshaber, iſt eine Frage an eure Ehrbarkeit erlaubt? wir waren drei Reiſende auf dem Schiff, hier ſind nur zwei, was iſt aus dem dritten geworden?“

„Ich denke, er reitet ebenſo gemächlich nach anderer Seite im polniſchen Haufen, wie ihr mit uns deutſchen Knechten, und ihr werdet ihn ſchwerlich ſo bald wiederſehen.“

„Mein Vater,“ klagte Anna und in dem Schrecken über ihre Hülfloſigkeit ſank ihr das Haupt auf die Bruſt.

„Alſo ihr ſeid die Tochter jenes Mannes,“ frug der Landsknecht, „und gehört zu der Freundſchaft meines Gefangenen?“

Anna antwortete nicht, doch Georg verſetzte ungeduldig: „Die Jungfrau und ihr Vater ſind mir wohl bekannt, und ich ſage euch, an ihrem Wohl iſt mehr gelegen als an uns Allen.“

„Dies alſo iſt eine Jungfer, welche von ihrem Vater abgekommen iſt," wiederholte der Kriegsmann bedächtig, und betrachtete die gebrochene Geſtalt von der Seite. „Ihr könnt gemerkt haben," fuhr er gegen Georg mittheilſamer fort, „daß wir es nicht allein waren, welche die Beute erwarteten, denn ein polniſcher Haufe, bei welchem mein alter Geſell Heinzelmann mit ſeinen Knechten dient, lauerte gleich uns auf das Schiff und wir ſtießen am Ufer mit ihnen zuſammen. Doch wurde der Streit gütlich vertragen, ſie haben ſich einen Theil der Ladung genommen und auch einen Gefangenen gefordert. Den Polen gefiel der Mann, weil er ſie lateiniſch anrief, ſie halten Jeden für vornehm, der dieſer Sprache mächtig iſt, und ſie werden ihn nicht ſchlechter behandeln, als ſie müſſen, denn ſie hoffen von ihm gutes Löſegeld."

Anna verbarg ihr Antlitz in den Händen. „Denkt daran, liebe Jungfer," bat Georg hingeriſſen von ihrem Weh, „daß euch ein treues Herz geblieben iſt. So lange ich den Arm rühren kann, ſollen ſie euch kein Leid thun."

„Verſprecht nicht mehr, als ihr halten könnt," warnte der Hauptmann. „Heda, wer trabt dort über das Feld." Er wies auf einen entfernten Reiter und gebot den Bewaffneten: „treibt den Fremden mit euren Spießen ab. Doch halt," verbeſſerte er ſich unwillig, „den langen Geſellen kenne ich. Ich dachte es wohl, das Junkervolk ſpürt auf Meilen, wo eine Beute zu nehmen iſt. Dies iſt einer von den Reitern unſeres Ordenspflegers.

Der Pfleger gedenkt nach ſeiner Art ſich einen Antheil von der Mahlzeit zu holen, die er nicht kochen half.“

Der Reiter kam näher, der Tartarenmantel und die weiße Feder auf der Mütze gehörten einem Adligen im Dienſte des Ordens. „Gutes Glück, Hauptmann,“ rief er mit rauher Stimme, „ihr verſteht das Wild ſchnell auszuwaiden.“ Sein Blick flog begehrlich über die lange Reihe der Wagen. „Hui, auch Gefangene.“ Aber im nächſten Augenblick begann er hell aufzulachen, ſein Pferd ſprang mit allen Vieren in die Höhe und ſchlug darauf mit den Hinterbeinen aus, gleich einem ungezogenen Knaben, der ſich über fremden Schaden freut. „Ihr ſeid es, Jörge, in den Fäuſten der Landsknechte? Wo habt ihr euren vergoldeten Wagen und wo ſind eure ſtolzen Artusbrüder? Doch ich ſehe, wenigſtens die Jungfer führt ihr mit euch über die Haide.“

Georg ſah wild auf ſeinen alten Feind Henner, er vergaß, daß er ohne Waffen war und trieb ſein Pferd heftig auf ihn zu, aber der Landsknecht fiel ihm in die Zügel. „Hängt euch an ihn und treibt ihn zurück, denn er hat den Teufel im Leibe,“ gebot er ſeinen Leuten. Er ritt dem Ankömmling entgegen, und ließ das Pferd Georgs zwiſchen den Fäuſten zweier Knechte. Während der Zug ſich vorwärts bewegte, verhandelte er mit dem Adligen, und als Georg ſich umwandte, merkte dieſer, daß der Landsknecht auf ihn ſelbſt zeigte und ſich von dem zurückbleibenden Henner berichten ließ. Was er erfuhr, mußte ihm willkommen ſein, denn er ritt wiederholt bei Georg vorüber, betrachtete ihn ſcharf und lachte ſtill vor ſich hin.

Sie zogen längere Zeit dahin, ſo ſchnell die Geſpanne laufen konnten, bis ſich vor ihnen die Mauern und Thürme einer kleinen Stadt erhoben. Auch dieſer Ort war einſt von deutſchen Coloniſten an dem Wall eines Ordenshauſes gezimmert und umſchanzt worden. Jetzt hatte das Kriegsfeuer die Scheuern und Außengebäude getilgt und um die Mauern lag verkohltes Holz auf ſchwarzen Brandſtätten. Das Innere bot ebenfalls ein Bild des Verfalls und der Zerſtörung, den Kies der Gaſſen deckte ein Wuſt von Stroh und Dünger, die Mehrzahl der Häuſer war beſchädigt, hatten die Fenſter einſt Scheiben gehabt, jetzt waren ſie zerſchlagen, die Fenſterläden hingen locker in den Angeln, ſogar Hausthüren waren zertrümmert und als Brennholz verbraucht. Viele Bürger hatten die Stadt verlaſſen, nur hier und da ſchlich ein altes Mütterlein oder ein Handwerksmann die Häuſer entlang und ſah furchtſam auf unwillkommene Gäſte, welche herriſch in fremdem Eigenthum geboten. Denn ein Fähnlein der Landsknechte hatte ſich innerhalb der Mauern feſtgeſetzt und führte ſeinen wilden Haushalt in den Bürgerhäuſern. Wo einſt fleißige Hände den Hammer geſchwungen und den Hobel gezogen hatten, ſchlugen jetzt die harten Fäuſte trunkener Kriegsleute auf die Tiſche, und der wilde Troß des Fähnleins, Dirnen und Kinder, ſchrie aus den Fenſtern und balgte ſich vor den Thüren. Mit hellem Freudenlärm empfing die Bande den heimkehrenden Haufen, Knaben und Mädchen, manche trotz der Kälte halb nackt, andere eingewurſtelt in die Kleidung Erwachſener, kletterten an den Wagen hinauf, halbwüchſige Troßbuben griffen begehrlich über den Leiterbaum in die Ladungen, die Dirnen der Bande, bunt aufgeputzt, riefen die Einziehenden an und wechſelten mit ihnen dreiſte Scherzreden, und bewaffnete Landsknechte liefen aus den Häuſern, boten den Genoſſen die Trinkkrüge und folgten lachend dem Zuge. Ueber den Markt drängte der lärmende Schwarm nach dem Schloſſe, in welchem das Hauptquartier der Knechte war. Am Schloßthor machte der Hauptmann mit ſeinen Begleitern gegen den Haufen Kehrt, gebot dem Troß mit Donnerſtimme zurückzubleiben und ſchlug mit einem Stock unbarmherzig auf die Köpfe der Ueberdreiſten, welche ſich hinter den Wagen in den Schloßhof einſchmuggeln wollten. Als das Fuhrwerk geborgen war, beſetzte er das Thor mit Wächtern und ritt mit ſeinem Gefangenen in den Hof. Eine feſte Mauer mit Scharten und einer Gallerie, zur Vertheidigung wohl geeignet, umfaßte den Hofraum, gegenüber dem Thor ſtand ein hohes Steinhaus und daneben ein dicker viereckiger Thurm aus geſchwärzten Ziegeln, zur Seite lagen Ställe und Scheuern und ein langes niedriges Gebäude mit Kammern und Gewölben zum Aufbewahren der Vorräthe. Hans ſtieg ſchwerfällig ab und reichte ſeine große Hand grüßend einem Weibe, das ihm von der Schwelle des Hauſes entgegentrat. Es war eine hagere ältliche Frau mit harten Zügen, die in einem verſchoſſenen Gewand von ſchwerem Seidenſtoff daherging, über welches ſie vorſorglich eine Schürze gebunden hatte, ſie trug am Gürtel neben ungeheurem Schlüſſelbund ein langes Meſſer und ſchwenkte in der Hand einen großen Schöpflöffel. „Wir bringen," grüßte der Landsknecht in guter Laune. „Gieb auch du, Alte, was der Keſſel faßt, denn wir ſind hungrig."

„Wer hat's dem Peter Meſſert verſetzt," frug die Frau, nach dem Wagen ſehend, von welchem der verwundete Landsknecht durch ſchreiende Weiber herabgehoben wurde.

„Dieſer," antwortete der Hauptmann auf Georg zeigend, und vertraulich ſetzte er hinzu: „der Vogel hatte goldene Federn, er ſoll dafür Gutes aus deinem Keſſel erhalten."

„Die Jutta wird wohl dafür ſorgen, daß er's nicht lange genießt," ſagte die Alte, und wies auf eine große üppige Dirne, welche über den Leib des Verwundeten heftige Schmähreden gegen Georg ausſtieß. „Aber Blitz und Hagel, was führſt du hier für ein Milchgeſicht heran?"

Anna wankte von Georg geführt zu der Alten, ſie ſank, die Hand der Widerſtrebenden faſſend, lautlos an ihr nieder und ſah ſo flehend und beweglich zu ihr auf, daß die Frau eine mütterliche Empfindung nicht abzuwehren vermochte. Unterdeß drückte Georg heftig die andere Hand und bat: „Würdige Frau Hauptmännin, erbarmt euch der armen Jungfrau mit gutem Herzen."

Die Alte ſah von Einem zum Andern und antwortete ohne Härte: „Wer im Kriege gefangen wird, muß ſein Schickſal ertragen, wenn es ihm auch grauſam erſcheint. Steht auf, Jungfer, der beſte Dienſt, den ich euch hier erweiſen kann, iſt der, daß ich euch einſperre.“ Sie hob Anna in die Höhe, führte ſie in eine Kammer des Vorrathshauſes und ſchloß ſorgfältig hinter ihr ab. Als Georg folgen wollte, legte ſich ihm die Hand des Hauptmanns ſchwer auf die Schulter: „euer Schlupfloch iſt anderswo.“ Er nöthigte den Widerwilligen eine kleine Treppe zum Thurme hinauf und barg ihn dort in dem unteren Gemach. Bevor er die Thür ſchloß, rief er noch tröſtend hinein: „Verhungern und verdürſten ſollt ihr nicht.“

Nach einer Weile kam die Alte aus dem Gefängniß der Jungfrau, ſtieß den Hauptmann vertraulich in die Seite, und ſprach leiſe in ihn hinein, er zuckte mit den Achſeln, maß mit ſeinen großen Augen die Höhe und Breite des Hauſes und lachte ſchlau.

„Sie lag wieder vor mir auf dem Boden,“ ſagte die Frau, „es war ein trauriger Anblick, und ſie ſagte, daß ſie zu mir Zutrauen hätte, da ich dein eheliches Weib ſei und eine ehrſame Frau.“

„Na,“ ſagte der Hauptmann.

„Wie darfſt du grienen, du Böſewicht,“ fuhr ihn das Weib an, „als wenn ich nicht mit dir vor der Kirchenthür geſtanden hätte, da der Pfaff unſere Hände zuſammenlegte.“

„Ich weiß zwei, die damals widerwillig waren, nicht nur der Pfaffe, auch noch ein Anderer.“ Und beſänftigend fügte er hinzu: „Gieb dich zur Ruhe, Alte, es iſt einmal geſchehen und geſchieht nimmermehr.“

„Pfui, Hans, ich habe beſſeres um dich verdient. Und was ſoll aus dem armen Kinde werden, denn ſie iſt ja noch ein Kind.“

Wieder verzog er das Geſicht. „Kann ſie Löſegeld ſchaffen in nicht zu langer Friſt, ſo bewahren wir ſie nach unſerem beſten Vermögen, denn wir ſind Chriſten und keine Mohren. Kann ſie nicht zahlen, ſo muß aus ihr werden, was aus andern geworden iſt. Sie wird einem freien Landsknecht ſeine Grütze kochen.“

„Sie wird in's Waſſer ſpringen.“

„Das hat Manche gewollt, die dort den Kochlöffel rührt,“ entgegnete Hans gemächlich. „Sie mag ſich einen ausſuchen, der ſie behaupten kann, an Begehrlichen wird es ihr nicht fehlen.“

„Sie hat gute Verwandte in Meißen.“

„Was können wir dafür, ſoll ſie deshalb als alte Jungfer ſterben?“

„Ich aber ſage dir, ſie iſt nicht von dem Schlage wie dieſe dort.“

„Dieſe ſind von gutem Schlage, wie er uns Knechten wohl thut. Wenn das Schuhwerk fehlt, laufen ſie barfuß und wenn ihr Herr hungert, mauſen ſie für ihn. Du weißt ja ſelber, daß die Fremde ſo bei uns nicht bleiben kann, und wenn's die Knechte ertragen wollten, die Dirnen würden's nimmermehr leiden.“

Was der Hauptmann mit ſeiner Ehefrau verhandelte, blieb kein Geheimniß; die Weiber, welche im Schloßhofe wirthſchafteten, verließen die Feuerſtätten, fuhren aufgeregt durcheinander und verhandelten eifrig; auch die Männer traten zuſammen, zuchtloſe Scherzworte flogen durch den Haufen und mancher kecke Geſell reckte ſich hoch auf und ſchritt dem Hauſe näher, um durch das Fenſter einen Blick auf die Fremde zu gewinnen. Der Hauptmann ſtand noch immer vor dem Hauſe, lachte zuweilen und überlegte, endlich wandte er ſich kurz um, ſchritt hinein und ſchloß hinter ſich die Thür. Als er wieder herauskam, war er ernſt und nachdenkend und winkte einige alte Würdenträger des Haufens zu ſich heran. „Eine arme weiße Maus,“ ſagte er.

„Kann ſie zahlen, was dem Haufen lohnt?“ frug Wuz, der Locumtenens.

Hans ſchüttelte den Kopf. „Wenigſtens iſt es ganz unſicher, ſie hat ihre Verwandten weit von hier in Sachſen. Sie will von den Männern nichts wiſſen und betet zu ihrem Gott um ein barmherziges Ende.“

„Dergleichen kommt vor,“ erklärte Benz Streitenberg, ein alter Doppelſöldner. „Ich gedenke wohl, bei einem Haufen in Friesland war in meinen jungen Jahren auch eine Magd, welche ſich Jedem verſagte, und die Sache war nicht ohne,“ fügte er geheimnißvoll hinzu, „das Fähnlein hatte Glück, bis es die Magd verlor.“

„Ohne Zweifel war die Friesländerin häßlich, dieſe aber iſt es weniger. Wer ſoll unſeren Eiſenbeißern wehren?“

„Kommt Zeit, kommt Rath,“ beruhigte der Alte.

„Unterdeß übergebt ſie eurer Frau, bis ihr wegen des Löſegeldes ſichere Kundſchaft gewonnen habt.“

„Soll ich wegen der Jungfrau gegen unſere frechen Knaben auf der Lauer liegen und mich außerdem mit der Alten zanken,“ wandte Hans ein, offenbar am meiſten beunruhigt durch die letzte Möglichkeit. „Wollt ihr die Sorge für ſie übernehmen?“ frug er ſeinen alten Genoſſen. „Lieber wollte ich einen Ameiſenhaufen hüten,“ verſetzte Benz unwillig.

„Dann weiß ich keinen Rath,“ entſchied der Hauptmann, „und das Rad mag laufen, wohin es will. Aber noch ein anderes Urtheil haben die Brüder zu fällen, über den Geſellen, den wir verſtrickt halten. Der verwundete Peter hat ein Recht an ihm gewonnen und er wird fordern ihn niederzuhauen. Der Gefangene iſt aber der Sohn eines reichen Kaufmanns aus Thorn und vermöchte ſich doch zu löſen.“

„Es gilt ein Sprüchwort,“ ſagte der Alte: „Geld iſt gut und Rache beſſer, doch die Rache dient nur Einem, das Geld aber uns Allen. Das erwägt.“

„Mir hat der Knabe unmäßig gut gefallen,“ begann der Hauptmann, „er ſchlug um ſich wie ein Satan und drei von uns hatten Mühe ihn zu bändigen. Und als ich ihn in ſeinen Banden betrachtete, gefiel er mir noch beſſer, denn hochmüthig trug er ſeinen Kopf, ein langer Geſell mit ſtarken Gliedern, der ſcharf aus ſeinen Augen ſieht, mit rothen Backen und langem Haar und ſäuberlich in ſeinem ganzen Weſen, dazu von Geburt ein

Junker, und ich dachte, das wäre der Fähnrich, den wir entbehren.“

„Ein reicher Junker giebt einen ſchlechten Landsknecht; er ſchämt ſich die Brüder an ſeinen Herrentiſch zu ſetzen,“ wandte Benz Streitenberg ein.

„Vielleicht mag ihn die Noth, in der er unter uns liegt, dazu bringen,“ meinte der Hauptmann.

„Wie dürfen wir die Fahne einem überlaſſen, der ſie aus Furcht trägt?“ frug ein Anderer bedenklich.

„Der Geſell thut nichts halb,“ lobte Hans, „nimmt er die Fahne, ſo trägt er ſie uns zur Ehre. Darum, bevor ich die Brüder in den Ring lade, bitte ich euch, ſie geneigt zu machen, daß ſie ſich nicht auf die Seite des geſchädigten Peters ſtellen; denn dieſer iſt uns nicht ſelten zuwider geweſen, und auf ſeinem Kerbholz iſt mancher blutige Strich, den ein redlicher Knecht ohne Freude betrachtet.“

Darauf füllte Hans eine Holzkanne mit Bier, rief einen Buben, daß er ſie hinter ihm hertrage, und ſchritt nachdenklich zu dem Thurme, in welchem er ſeinen Gefangenen untergebracht hatte. Er öffnete mit der Erwartung, den Jüngling in der Lage zu finden, welchen er bei ähnlichen Fällen oft beobachtet hatte, auf dem Holzklotz ſitzend mit gefalteten Händen; aber er vernahm ſchon an der Thür Geſang vieler Stimmen und dazwiſchen belehrenden Zuruf. Georg hatte ſich auf eine Fenſterniſche geſchwungen und verkehrte durch das Eiſengitter mit Kindern des Troſſes, welche draußen an der Böſchung des Walles ſaßen und mit heller Stimme das

Lied vom geſangenen Knaben abſangen, wobei Georg ihnen einhalf. Auf das Geräuſch wandte ſich der Jüngling um und ſprang dem Landsknecht entgegen. „Würdiger Hauptmann Iſegrimm, wie geht es der Jungfrau? ich rathe euch ſie ſäuberlich zu behandeln, wenn euch eure Ohren lieb ſind.“

„Oho,“ rief Hans verwundert über den groben Empfang, „ich rathe euch, an eure eigenen Ohren zu denken, die warlich in Gefahr ſind.“

„An meinem und an eurem Kopf iſt jetzt wenig gelegen, und ich gebe euch auf eure Rede und den Trunk in der Kanne, die ihr mit euch tragt, keinen Beſcheid, bevor ich nicht weiß, ob ihr an dem Kinde als redliche Leute oder als Schelme handeln wollt.“

„Ihr waret wohl noch nie Gefangener?“ frug Hans, „daß ihr euch unterfangt, ſo gegen mich aufzupochen.“

Georg zuckte die Achſeln über ſolche Unwiſſenheit. „Wenigſtens noch nicht in den Fäuſten von euresgleichen. Doch ich merke, ich muß euch traben laſſen, wie ihr es gewohnt ſeid,“ er machte eine Handbewegung nach dem Holzklotz, „ſetzt euch, beginnt eure Rede und trinkt euer Bier, aber ſchnell, denn ich habe nicht übermäßig Geduld.“

Der Hauptmann ſetzte ſich gemächlich, ſtellte die Kanne auf den Boden und betrachtete in unverhohlenem Behagen den Jüngling, welcher mit gekreuzten Armen nachläſſig an der Wand lehnte. „Ihr habt einen unſerer Bruderſchaft gefährlich verwundet, und er wird euer Blut fordern.“

„Bringt ihr die Kanne, um es mir abzuholen, Meiſter Fleiſchhauer?“ frug Georg zornig.

„Ich kam zu euch in guter Meinung und es wäre klug von euch, wenn ihr die ſcharfen Reden unterließet.“

„Ich bin eurer Hauptmannſchaft für die gute Meinung verbunden,“ verſetzte Georg, „und bin bereit euch zu hören, ſchon deshalb, weil ich verhindert bin, euch hinaus zu ſchicken. Gefällt es euch, beantwortet mir nur eine Frage: ſeid ihr Landsknechte, die der Hochmeiſter geworben hat, oder ſeid ihr Räuber?“

„Darauf will ich euch Beſcheid geben aus guten Gründen, obwohl ihr unhöflich fragt. Wir ſind freie Knechte aus dem Reich, und kamen hierher vom Hochmeiſter geladen, wir dienten ihm, er aber zahlte uns nur kurze Zeit. Jetzt hauſen wir hier und behelfen uns ſo gut und übel wir können. Wir ſtehen unter dem Ordenspfleger der nächſten Burg und thun, wie er gebietet, wenn nämlich ſein Gebot unſerer Bruderſchaft gefällt.“

„Ihr nehmt euch alſo, wo ihr etwas erhalten könnt, von beiden Theilen?“

Hans zuckte die Achſeln. „Auch wir freien Knechte müſſen leben und zu unſeren Tagen kommen. Heut wollen die Fürſten und Herren ſich ſchlagen und morgen vertragen; wenn ſie ſchlagen wollen, dann locken ſie uns mit ſchönen Worten und hohen Verſprechungen, die ſie ſelten halten, und wenn ſie ſich vertragen wollen, ſo wünſchen ſie uns zu allen Teufeln. Wir aber ſind's, die den Krieg führen, und hätten ſie nicht uns, um ihre Händel auszufechten, ſo bliebe ihnen nichts übrig, als zu fauchen wie alte Kater, und einander durch heimlichen Mord aus dem Wege zu räumen.“

„Wie mögt ihr, da ihr ſo gering an Zahl ſeid, hier an der Grenze euch behaupten gegen die Polen des Königs und die Deutſchen der Städte?“

„Gegen das fremde Kriegsvolk hat uns bisher Eiſen und Blei gute Dienſte gethan und mit den deutſchen Knechten, welche ſonſt im Lande ſind, halten wir Kundſchaft wie ſich gebührt, denn wir denken: heute Feind, morgen Freund.“

„Ihr ſagt, daß ein Ordensherr euch an Stelle des Hochmeiſters gebietet. Wie kann dieſer mit ſolchem Vertrage zufrieden ſein?“

„Vielleicht iſt dieſer Vertrag ihm ſelbſt nützlich. Kommt der Tag, wo der Kriegsherr uns gegen alte Genoſſen aufruft, ſo fragen wir zuerſt, ob er ſich ehrlich gegen uns gehalten hat mit Sold und Zufuhr und ob auch wir ehrlich gegen ihn ſein müſſen. Und wenn wir befinden, daß er ein Recht an unſere Hälſe behaupten kann, ſo wagen wir uns für ſeine Sache, und die Andern, gegen die wir losſchlagen, handeln ebenſo. Dann müſſen ſich alte Kameraden im Herrendienſt einmal die Wämmſer zerſtoßen und auf brauner Haide ihr Leben geben und nehmen. Das aber geſchieht nach redlichem Handwerksgruß und Keiner darf dem Andern wegen Leibesſchaden und Tod einen Groll in jenem Leben nachtragen. Dort drüben der polniſche Staroſt unterhält auch deutſche Landsknechte, die in ihrer Noth zu den Polen übergetreten ſind, und die ihr heut früh geſehen habt. Auf der Haide iſt eine Stätte erkoren, welche Frieden hat, an dieſer begrüßen wir uns zuweilen, und der Eine erfährt im Voraus, was ihm von der andern Seite gebraut wird.“

„Wo die Füchſe einander gute Nacht ſagen, finden die Haſen übles Lager. Verdammt, daß ich jetzt euer Haſe bin. Auch der Geſang eurer Kinder hat aufgehört, zürnt nicht, wenn ich euch bekenne, daß ich ihn lieber höre, als eure Erzählung.“ Er ſchwang ſich wieder auf das Fenſter und rief hinaus: „ſeid ihr da?“

„Ja,“ ſchrien viele Kinderſtimmen.

„So ſingt mir noch eins zum Angehör. Kennt ihr das: ducke dich, Hanſel, duck dich, das Wetter wird vorübergehn.“

Kräftig ſchrie der Chor draußen die Weiſe.

„Und was denkt ihr jetzt mit mir zu beginnen?“ frug Georg zu dem Landsknecht zurückkehrend.

„Die Bruderſchaft hat ein Recht auf euch gewonnen, und ſie wird ſich's einfordern, ſo oder ſo.“

„Und was will ſie mir anthun?“

„Entweder wird ſie euch hinſtellen vor den Verwundeten und ſeine Freunde, damit ihre Waffe euch den Arm abhaue, den ihr einem Knechte geſchädigt habt.“

„Teufel, Hauptmann, ihr übt groben Brauch, daran iſt mir nichts gelegen. Und welches andere Recht könnten ſie noch gegen mich behaupten?“

„Daß ihr ſelbſt in die Bruderſchaft tretet.“

Georg lachte: „Und daß ich ein Mauſekopf werde wie ihr Andern. Auch dies ſteht mir nicht an, findet beſſere Hülfe. Was ſagt ihr zu einigen Batzen Löſegeld? Laßt uns verſuchen, ob gute Leute in meiner Vaterſtadt das für mich aufbringen.“

Hans ſchüttelte den Kopf. „Ich ſorge, daß die Knechte ſich damit nicht zufrieden geben, zumal ſie nicht alles erhalten würden; denn wenn Geld gezahlt wird, ſo nimmt ſich einen Theil der deutſche Ordensherr.“

Georg ſtellte ſich vor den Landsknecht und begann in verändertem Ton: „Ihr ſeid zu mir gekommen, wie ihr ſagt, in guter Geſinnung, und warlich, an eurem breiten Geſicht erkenne ich, daß ihr es nicht übel mit mir meint. Sprecht, ob ihr mir und der Jungfrau von hier fort helfen könnt; denn obwohl ich jetzt ſo arm bin wie eine Kirchmaus, glaube ich doch, daß ich euch einen Zehrpfennig für eure alten Tage ſchaffen kann, der euch aller ſpäteren Sorge entheben wird, wenn heute oder morgen dieſe wilde Wirthſchaft aufhört.“

Hans hob die Kanne. „Das war ein verſtändiges Wort, und ich will euch meine Meinung ſagen, wenn ihr mir erſt willig Beſcheid gethan habt.“

Georg nickte. „Trinkt mir zu auf gutes Geſchäft, ich folge euch.“ Sie tranken und ſchüttelten einander die Hände; darauf ſagte Hans: „Ich kann euch nicht von hier löſen wie ihr meint, und ich würde es auch nicht thun, ſelbſt wenn ich's vermöchte. Denn ich will gegen meine Geſellen nicht unehrlich ſein, und ich würde ſchwerlich lange am Leben bleiben, um das Geld zu genießen. Darum wiederhole ich mein Angebot.

Ich will nicht, daß ihr ein gemeiner Landsknecht werdet, ſondern daß ihr den Brüdern die Fahne tragt. Uns iſt der Fähnrich geſtorben und Wuz, der jetzt an ſeiner Stelle das Tuch ſchwenken muß, taugt ganz und gar nicht dazu und begehrt ſich ſelbſt die Ehre nicht. Und um euch Alles zu ſagen, ihr habt mir gefallen, und ich möchte euch darum rettem und für den Hauſen bewahren."

Wieder lachte Georg. „Ich bin dankbar für die zugedachte Ehre. Doch iſt mir noch undeutlich, für wen ich nach eurem Willen die Fahne ſchwenken ſoll. Iſt's der Hochmeiſter oder der Ordemspfleger oder Herr Omnes, der Hans eurer Knechte?"

„Das Fahnentuch weiſt die ſchwarzen und weißen Rauten und an der Ecke das Ordenskreuz," antwortete der Hauptmann.

„Und wenn es den Knechten gefällt, ihren Herrn zu wechſeln?"

„Der Fähnrich gelobt ſich der Fahne; nur ſo lange ihr des Hochmeiſters Farben tragt, ſeid ihr gebunden."

„Der Krieg iſt beendet, ein Stillſtand geſchloſſen. Wie lange denkt ihr hier noch zu dienen?" frug Georg.

„Bis der Hochmeiſter uns ablohnt," verſetzte Hans. „Zahlt er dem Fähnlein morgen ab, ſo ſeid ihr morgen frei. Doch," fügte er ſchlau hinzu, „es kann auch länger dauern."

„Jedenfalls lange genug," ſagte Georg ernſthaft, „um eurem Fähnrich Ehre und Gewiſſen in Bedrängniß zu bringen. Denn, Hauptmann, nach Allem was ihr erzählt und was ich geſehen, hauſt ihr in einer Weiſe, die mir nicht gefällt.“

„Auch dabei hat der Fähnrich mitzureden,“ antwortete Hans; „euch ſteht es zu, die Ehre der Fahne gegen die Knechte zu vertreten, und dem ganzen Haufen liegt daran, daß ihr ſelbſt an unehrlichem Werke keinen Antheil habt. Wenn ihr euch weigert, die Fahne fliegen zu laſſen, weil Unehre geübt iſt durch Einen oder Viele, ſo muß der Haufe den Schaden beſſern oder in Schimpf dahin leben. Iſt vielleicht in dieſer Zeit, wo uns ein ſicherer Fähnrich fehlte, Allerlei geſchehen, was beſſer unterblieben wäre, ſo könnt ihr helfen, daß es künftig vermieden wird. Laßt euch ſagen, daß ihr mir gerade darum wohl anſteht, weil ich euch als einen ſtolzen Geſellen erkenne. — Ich weiß jetzt auch durch die Gefangene, wer ihr ſeid und daß ihr von eurer Vaterſtadt nur wenig zu hoffen habt, denn ihr ſeid dort ſtrengem Recht verfallen und das Polenreich iſt euch zugeſperrt.“

Zum erſtenmal merkte Georg, daß er im Elend war und ſah ſchweigend vor ſich hin, während der Hauptmann ſchloß: „Darum denke ich, daß euch mein Angebot genehm ſein könnte. Wollt ihr nicht, auch gut. Dann bleibt mir nichts, als über euch, wenn ihr auf dem Boden liegt, das Kreuz zu machen.“

„Droht mir nicht, wenn ihr mich haben wollt,“ rief der Jüngling unwillig, „denn durch Schrecken gewinnt mich Niemand.“

„Dann rathe ich, daß ihr an Andere denkt, die euch vielleicht am Herzen liegen. Denn dieſen vermögt ihr jetzt nur beizuſtehen, wenn ihr meinen Vorſchlag willig annehmt.“

Georg überlegte. „Ich habe euch gehört, jetzt merkt auch auf mich. Ihr ſeid dem Ordenspfleger dieſes Amtes unterſtellt, laßt mich vorerſt mit ihm verhandeln; es ſoll euer Schade nicht ſein.“

Hans vernahm mit Mißvergnügen dieſen Vorſchlag. „Ihr ſetzt euch aus dem Regen in die Traufe. Dennoch mögt ihr erkennen, daß ich euch gern gefällig bin. Wir haben nicht nöthig, deshalb Reiſeſtiefeln anzuziehen, denn er kommt ſicher noch heut um die Beute zu beſehen.“

Vom Thore her tönte dumpfer Trommelſchlag. Hans erhob ſich ärgerlich. „Ich wußte, daß er gute Nachbarſchaft halten würde; folgt mir und harret, bis ich euch zur Unterredung führe.“ Der Hauptmann trat mit ſeinem Gefangenen in den Hof, die Knechte in der Nähe des Thores liefen mit ihren Spießen und Rohren herzu und ſtellten ſich auf. Durch die Stadt ſprengte ein Trupp Reiter nach der Höhe, an ihrer Spitze der Pfleger der nächſten Ordensburg. Er trug, wie mehre ſeiner Begleiter, welche die Gelübde abgelegt hatten, auf dem weißen Mantel das ſchwarze Kreuz; neben ihm ritt ſeine Traute, ein prächtiges Weib im rothen Sammetpelze mit wallenden Straußfedern auf dem Hute. Sie bändigte ihr muthiges Roß wie ein Mann und ſah, an Bewunderung gewöhnt, herausfordernd in die Reihen der Knechte. Als die Schaar im Hofe anhielt, rief der Pfleger mit nachläſſiger Vertraulichkeit dem Hauptmann zu, indem er auf die Wagen wies: „Meine Bären kommen voll vom Honigbaum und der Seim trieft ihnen vom Fell.“

„Herr Reinecke trabt auch herzu,“ brummte der Landsknecht und zog ſeinen Hut ab. „Was wir gebeutet haben, iſt faſt nur Brotkorn; den Mäulern meiner Kinder that es Noth, euch wird es wenig frommen.“

„Mir iſt von Kaufmannsgut berichtet,“ verſetzte der Ordensmann eifrig, „weiſt meinem Schreiber die Waare.“ Als er vom Pferde ſtieg, fiel ſein Blick auf Georg, und unwillig über den fremden Zeugen rief er: „Welchen unberufenen Gaſt habt ihr hier? ſeid wann ladet ihr Gefangene zu den Geſchäften mit meinem Amt?“

„Der Junker begehrte dringend euch ſelbſt zu ſprechen, und ich wollte nicht verhindern, was euch lieb ſein konnte.“

„Ihr alſo ſeid der Bürgerſohn aus Thorn?“ frug der Pfleger mit finſterer Miene.

Georg las in dem harten Geſicht, aus welchem zwei ſcharfe Augen auf ihn ſtachen, nicht viel Gutes für ſich und ſein Stolz bäumte auf: „Ich bin Georg König, einer von den Brüdern des Hofes zu Thorn; bei friedlicher Fahrt auf dem Strome wurde ich durch dieſe Knechte gefangen hergeführt, obgleich ein Stillſtand geſchloſſen und die Stromfahrt frei gegeben iſt.“

„Uns iſt darüber keine Nachricht zugegangen,“ erwiderte der Ordensherr abweiſend, „und ihr ſeid nach Kriegsbrauch gefangen.“

„Ob ich mit Recht oder Unrecht angehalten wurde, das mag verhandelt werden zwiſchen dem Hochmeiſter, eurem Gebieter, und meinem Geſchlecht. Unterdeß bitte ich euch geziemend, daß ihr es übernehmt, ſeiner fürſtlichen Gnaden, welcher ich von Angeſicht wohl bekannt bin, ein Schreiben von mir zugehen zu laſſen, und bis zu der Antwort eures Gebieters die Entſcheidung über mein Löſegeld und über das meiner Mitgefangenen hinauszuſchieben.“

„Ich bin kein Bote für eure Briefe,“ beſchied der Pfleger geringſchätzig. „Hat euch der Hochmeiſter in Wahrheit je geſehen, ſo hat er euch längſt vergeſſen.“

„Herr Albrecht hat, da er als Gaſt in meines Vaters Hauſe weilte, mir wiederholt in Hulden ſein Schloß zu Königsberg als meine Gaſtwohnung angeboten, wenn ich einmal das Ordensland beträte. Darum meine ich, hat er ein Recht zu erfahren, daß ich hier mit Gewalt zurückgehalten werde.“

Ein Weißmantel aus dem Gefolge ritt zum Pfleger und ſprach ihm in das Ohr, das Geſicht des Ritters erhielt einen entſchloſſenen und bösartigen Ausdruck. „Es iſt weit von hier bis nach Königsberg,“ antwortete er endlich; „und ich verſage eurer Rede den Glauben.“

Da rief Georg zornig: „ihr ſeid Pfleger dieſes Amtes, damit ihr im Namen ſeiner fürſtlichen Gnade Recht und Geſetz handhabt; verweigert ihr mir in meiner Bedrängniß, was mein Recht und eure Pflicht iſt, ſo mögt ihr die Folgen auf euer Gut und Leben nehmen; denn ich ſage euch, Herr, ihr werdet es entgelten, entweder mir oder Anderen, welche das Unrecht an euch rächen.“

„Ihr kräht zu laut, junger Hahn aus dem Bürgerhofe,“ entgegnete der Ordensherr mit Unheil verkündendem Blick und wandte ſich kurz ab. Aber Georg, dem das Blut wallte, fuhr heftig fort: „Außer mir iſt eine ehrbare Jungfrau hergeführt worden; haben die Herren vom ſchwarzen Kreuz vergeſſen, daß Frauen frei ausgehen beim Streite der Männer. Wir in Thorn vernahmen, daß es einſt Ritterpflicht war, Frauen und Jungfrauen zu beſchützen.“ — Er hörte hinter ſich die leiſe Warnung: „ſchweig, du Thor,“ und erkannte die Stimme ſeines Feindes Henner, aber unbekümmert um die Folgen fuhr er fort: „Iſt ein Adliger von Ehre in der Nähe, ſo fordere ich ihn auf, daß er an ſeine Ehre und an ſeinen Eid gedenke.“

Der Pfleger lächelte. „Iſt ſie vom Adel?“ frug er ſich zum Hauptmann wendend.

„Es iſt die Tochter eines lateiniſchen Lehrers.“ erklärte dieſer.

„Wenn ſie jung und hübſch iſt, ſo wollen wir dem frechen Geſellen den Gefallen thun und ſelbſt den Schutz übernehmen, führt ſie herbei.“

Hans eilte nach der Kammer und brachte die erſchrockene Anna in den Kreis. Der Ordensherr ſah ſie ſorgfältig an und nickte ſeinen Begleitern zu. „Seid gutes Muths, Jungfer, ihr ſollt nicht lange in der Hut dieſer bärbeißigen Knechte verweilen.“ Er winkte dem Hauptmann, daß er die Gefangene zurückführe und ſtieg.

ohne Georg noch einmal anzuſehen, auf ſein Pferd. Die Frau im rothen Sammetpelz aber rief: „Wir danken für die Geſellſchaft der bleichwangigen Dirne; wollt ihr Jemand von hier in das Schloß laden, ſo fordere ich dieſen mit dem krauſen Haare zu meinem Dienſt," und ſie trieb ihr Pferd mit einer Wendung an Georg vorüber und ſchlug ihn mit ihrem Handſchuh an die heiße Wange. Das Gefolge des Pflegers lachte, er aber warf ihr einen finſtern Blick zu und ritt ſchweigend nach dem Thore. Dort ſprach er längere Zeit mit dem Hauptmann, dann winkte er mit der Hand und der Reiterzug ſprengte abwärts durch die Gaſſen der Stadt.

Georg ſtand allein im Sturm ſeiner Gedanken, da trat der Hauptmann zu ihm und begann in guter Laune: „Ihr habt den Ordensleuten den Trunk vergällt. Sonſt mußten wir ihnen jedesmal auftragen, wenn ſie uns die Ehre ihres Beſuches erwieſen. Wenn dieſe Weißmäntel unter einander ſitzen, ſo reden ſie verächtlich von uns Knechten, als von treuloſen Buben und Strauchdieben; wie ſie ſelbſt aber ſind, habt ihr wohl gemerkt. Und ich ſage euch, der ganze Haufen meiner Knechte iſt ausbündig erfreut, daß ihr dem Pfleger aufgetrumpft habt."

„Was hat er mit der Jungfrau vor?" frug Georg wild.

Hans zuckte die Achſeln und erklärte das nicht zu wiſſen.

„Geſtattet, daß ich mit ihr rede," bat Georg.

Der Hauptmann, welcher mißtrauiſch die Folgen dieſes Geſprächs erwog, ſchüttelte den Kopf. „Bedenkt, was ich einem Gefangenen geſtatte, könnte ich den freien Knechten nicht verweigern. Die Magd bleibt heut im Verſchluß meiner Alten. Wir aber kommen auf unſern Handel zurück. Auch die Knechte meinen jetzt, daß ihr unſer Fähnrich werden müßt. Ihr verſteht die Worte zu ſetzen wie ein Schreiber und das Feuer ſprüht euch aus den Augen. Ihr wart behende dabei, euch den Pfleger zum Feind zu machen, und im Vertrauen, er rieth uns, dem verwundeten Peter ſein Recht an eurem Leibe zu gewähren."

„Um den Verwundeten ſorge ich nicht ſchwer," ſagte der Jüngling mit ſeinen Gedanken ringend, „gegen ein gutes Stück Geld verträgt er ſich mit mir."

„Vielleicht thut er das," antwortete Hans, „vielleicht auch nicht; ich widerrathe, daß ihr euer Schickſal in die Fauſt des wüſten Geſellen legt."

„Hauptmann," rief Georg, die Hand des Landsknechts ergreifend, „mein Roß ſtutzt und bäumt vor dem Graben, laßt mich kurze Zeit unter freiem Himmel allein, dann will ich euch Beſcheid ſagen." Der Landsknecht nickte und trat zurück, Georg ſchritt im Hofe auf und ab, endlich ſetzte er ſich auf einen Stein unweit der Kammer, in welcher Anna verſchloſſen war. Es war ſtill um ihn, am Abendhimmel trieben dunkle Wolken ſchnell dahin, darüber hellere in röthlichem Glanz; die Knechte ſtanden mit untergeſchlagenen Armen vor dem Thore, nur die Kinder des Hauſens hockten nahebei auf den Balken, ſie beobachteten den Geſangenen in Erinnerung an die gemeinſame Kunſtleiſtung wie ein Flug Saatkrähen den Ackersmann. Jetzt benutzten ſie die Stille, um zu ſeiner Unterhaltung das Lied: „O Schiffsmann“ anzuheben, und ſie ſangen von der Jungfrau, welche aus dem Schiff in die Tiefe verſenkt werden ſoll und der Reihe nach ihre Lieben zu Hülfe ruft, der Bruder kommt nicht, der Vater kommt nicht, aber der Geliebte hört und löſt ſie aus der Todesnoth. Und als die Kinder ſchrien: „O Liebſte mein, Leib und Seel' verkaufe ich, dein junges Leben rette ich, ich will dich nicht verlaſſen,“ da ſprang Georg auf und den Arm hebend, rief er: „Ich höre die Mahnung meiner Kanterei und ſie hat das Richtige getroffen.“ Und während die Bande noch über dem Liede ſang, trat er zu dem Hauptmann und begann fröhlich: „Ich will euer Fähnrich werden, und ich will mich eurer Bruderſchaft geloben für Leben und Tod, wenn ihr mir die Rechte abtretet, die euer Hauſe an die Jungfrau als eure Gefangene beanſprucht. Ihr mögt ſie ſchatzen und das Löſegeld von mir nehmen, aber ſie wird, ſo weit ihr ein Recht an ihr habt, mein eigen, von der Stunde, wo ich mich euch angelobe.“

„Sie ſoll euer werden,“ antwortete der Landsknecht die Worte erwägend, „ſoweit der Hauſe ein Recht an ſie hat. Und Georgs Hand ſchüttelnd, rief er: „nichts Beſſeres konnte dem Fähnlein geſchehen. Laß den Trommler anſchlagen, Wuz, und die Alten zum Rathe laden, denn ein wackerer Fähnrich iſt gefunden.“

Unterdeß ſaß Anna zwiſchen den Heubündeln ihrer

Kammer, nach ſchlafloſer Nacht und einem Tage unſäglicher Angſt waren ihre Kräfte erſchöpft, ihr Haupt auf ein Bund herabgeglitten und das Bewußtſein ihres Elends auf kurze Zeit geſchwunden. Im Schlummer kam ihr vor, als ob Georg mit der Laute vor ihr ſtehe, und ſie lachte ihn freundlich an. Da unterbrach Trommelſchlag den friedlichen Traum, die Thür öffnete ſich und die Frau des Hauptmanns trat ein, Anna fuhr in die Höhe. „Ihr habt nicht nöthig, zu erſchrecken, Jungfer,“ begann die Alte freundlicher, als bisher, „euer Schickſal wendet ſich zum Beſſern; das Fähnlein iſt dabei, ſich einen neuen Fähnrich zu wählen; hat er ſich erſt der Fahne gelobt, ſo will er die Sorge für euch übernehmen, und von morgen gehört ihr ihm an. Entſetzt euch nicht, Jungfer, der neue Herr iſt euer guter Freund, der Junker, welcher mit euch gefangen wurde.“

Da ſtieß Anna einen gellenden Schrei aus, warf ſich auf die Knie und verhüllte das Haupt, und die Alte, welche ſich über ſie beugte, vermochte ihr keine Rede abzugewinnen.

Am nächſten Tage wurde das ganze Fähnlein aus der Stadt und den nächſten Dörfern zuſammengeboten, und lange mit den einzelnen Haufen verhandelt. Endlich am Nachmittag war durch den Einfluß der Führer und Doppelſöldner die Einigkeit gewonnen, Georg trat in den Ring und legte das Gelöbniß ab, die Fahne wurde ihm angebunden, wie Brauch war, daß er ſie in der Rechten trage und nach Verluſt der Rechten in der Linken, daß er ſie im Lager bewahre bei Tag und

Nacht gleich einer Braut und beim Kampf ſein Leben für ſie laſſe. Und als Georg die Fahne in der Luft ſchwenkte, ſo ſicher wie ein alter Kriegsmann, freuten ſich die Knechte. Er hatte bisher nicht gedacht, daß das Spiel des Artushofes bitterer Ernſt ſeines Lebens werden ſollte. War ſeine Wange auch fahler als ſonſt, er trug ſein Haupt aufrecht und das Herz wurde ihm nicht ſchwer. Als Alles nach Gebühr vollendet war und er die Knechte mit einer Anſprache begrüßt hatte, die dem Haufen wohl gefiel, löſte der Hauptmann den Kreis und Georg begann: „Ich habe unſern Vertrag erfüllt, jetzt thut ihr mir desgleichen und führt mich zu der Jungfrau.“ Der Hauptmann nickte. Aber in demſelben Augenblick rief die Wache vom Thor, daß ein Reiter herantrabe, und das Geſicht des tapfern Hans verzog ſich in Unruhe und Verlegenheit. „Der Pfleger hat's eilig,“ brummte er. „Gedenkt, Fähnrich, was ich euch verheißen habe; das Anrecht, welches das Fähnlein an der Gefangenen behaupten kann, will ich euch übergeben, mehr nicht; vielleicht iſt noch ein Anderer, der ein Recht auf die Jungfrau für ſich fordert.“ Da faßte die Hand des Jünglings wie eine Eiſenklammer in ſeinen Arm, daß er zuckte, und dem heranreitenden Henner rief Georg entgegen: „Kommt ihr, die Jungfrau nach dem Ordenshauſe zu holen, ſo ſteigt vorher ab und zieht eure Waffe, denn ich weigere euch das Weib.“

Aber Henner blieb ſitzen und ſah verwundert auf ſeinen Gegner, der die Fahne im Arm hielt und nicht als Gefangener, ſondern in Waffen vor ihm ſtand.

„Die Peſt auf alle Weibernarren," fluchte er; „meinetwegen behaltet euer Liebchen, bis ihr und ſie mit Urenkeln geſegnet ſeid. Ihr habt heut nicht nöthig mich anzuſchnarren, auch ich will euch nicht auslachen, wie ich wohl könnte, daß ihr ein Fähnrich dieſer Klotzköpfe geworden ſeid; denn ich habe in meinen Tagen ſelber erfahren, wozu Noth und Elend verleiten. Ich kam nur im Vorüberreiten herauf, um euch zu winken, daß ihr euch mit der Jungfer fortmacht, was es den reichen Vater auch koſte. Denn ihr ſeid hier nicht gut daran, aber in dem Hauſe, aus dem ich komme, wäret ihr oder eine Andere, an der euch liegt, völlig verloren. Doch ich ſehe, ihr habt euch feſtgehakt und dem Teufel ein Recht über euch gegeben," und ſich vom Roſſe niederbeugend, ſagte er leiſer: „die Jungfer wird dem Fähnlein abgefordert werden und die Knechte werden ſie euch zu Liebe ſchwerlich verweigern."

„Ich aber," rief Georg.

„Bah, wie vermögt ihr das, ſie iſt ja nicht euer Eheweib. Und ich ſage euch, die Ordensdiener wären bereits hier, wenn der Pfleger nicht in ein Hinderniß gefallen wäre. Er gerieth geſtern beim Trunke mit einem Adligen in Streit, vielleicht war es euretwegen und wegen des blaſſen Magiſterkindes. Das Eiſen fuhr zu ſchnell aus der Scheide und er liegt jetzt mit einem Ritz im Leibe, der Andere aber hat ſein Pferd geſattelt und iſt dem Hauſe entwichen, ſich irgendwo anders Unterſchlupf zu ſuchen. Benutzt die Friſt, die euch durch den Schnitt geworden iſt, denn ich denke, allzuviel Zeit wird euch nicht bleiben."

„Der Andere wart ihr, Henner," ſagte Georg und ſtreckte die Hand nach ihm aus. Henner ergriff ſie: „Der Krug iſt bezahlt, die zerſchlagene Armbruſt habe ich bei euch gut." Er wandte ſein Pferd um wegzureiten. „Verweilt noch, Henner," rief ihm Georg zu. „Ich gedenke euch als meinen Zeugen zu laden, wenn ich mir ein Eheweib gewinne."

„Ich bin ein ſchlechter Hochzeitsgaſt," verſetzte Henner, „und ich will heut nicht mit den Knechten beim Trinktag niederſitzen, nachdem ich mich geſtern mit den Herren gerauft habe. Fahrt wohl, ihr ſtolze Diſtel von Thorn," rief er lachend, „Niemand weiß, was auf Erden noch aus ihm werden kann." Er grüßte mit der Hand und ſprengte aus dem Thor.

Georg trat zu dem Hauptmann. „Wird der Haufe das Eheweib ſeines Fähnrichs gegen die Begier eines Fremden ſchützen?"

„Wenn ihr ein Eheweib gewinnt in eurem Amte, ſo gehört das Weib zur Bruderſchaft und die Knechte müſſen es ſchützen. Wollt ihr mit der Jungfrau in den Ring treten, ſo ſteht das bei euch, wir werden uns nicht verſagen. Und darf ich euch rathen, ſo thut zur Stelle, was euch am Herzen liegt."

„Oeffnet mir die Kammer der Jungfrau," forderte Georg.

Er trat ſchnell ein, in dem dämmerigen Raum ſah er eine helle Geſtalt, welche ſcheu zurückwich und den Arm ihm abwehrend entgegenhielt, er ſah das verſtörte Geſicht der Geliebten und zwei Augen, welche ihn angſtvoll anſtarrten. Da hemmte ſich ſein Schritt und er begann traurig: „Liebe Jungfer Anna, laßt euch gefallen was geſchehen iſt, bei ſchlechtem Wetter iſt jedes Obdach eine Hülfe.“

„Armer Georg,“ klagte ſie, „Seele und Seligkeit habt ihr in Gefahr geſetzt.“

„Nicht alſo, liebe Jungfer, Seele und Leben hoffe ich zu bewahren, wenn ihr mich nicht verlaßt, und ich komme euch anzuflehen, daß ihr bei mir aushaltet.“ Er faßte ihre Hand, ſie zuckte bei der Berührung, aber im nächſten Augenblick warf ſie ſich an ſeine Bruſt und weinte. Als ſie ſich aufrichtete, ſah ſie ihn zärtlich an wie eine Mutter ihr Kind und ſtrich ihm mit der Hand über Haar und Stirn: „armer wilder Knabe, was habt ihr gewagt, warum habt ihr euch dazu gedrängt, das Opfer zu ſein?“

„Nicht ich, Anna, das Größte müßt ihr ſelbſt wagen, denn ihr könnt euch nur retten, wenn ihr euch mir vermählt.“

Sie löſte ſich von ihm und wieder ſah er den ſcheuen Blick. „Der Ordenspfleger wird Boten ſenden, um euch auf ſein Schloß zu holen.“

„Habt ihr kein Meſſer, das ihr mir geben könnt?“ rief ſie mit rauher Stimme.

„Ich ſelbſt und die draußen vermögen euch zu ſchützen, wenn ihr nach dem Brauch des Fähnleins mit mir in den Ring tretet und euch mir zur Ehe angelobt.“

Sie ſah ihn lange unſicher an, wie Jemand, der den Andern nicht verſteht, bis ſie heftig ausrief: „Wo iſt der Brautkranz? kommt!“ Aber ſie wankte, und er hielt ſie in ſeinen Armen feſt.

Im Hofe klang wieder die Trommel und die Knechte traten zuſammen, der Ring öffnete ſich, als Georg das zitternde Weib in ſeinen Armen herausführte. Georg legte die Jungfrau ſeinem Geſellen Wuz an die Schulter, ergriff die Fahne und trat mit ſeinem Zeugen gegenüber, der Hauptmann ſtand in der Mitte, that die Fragen und fügte die Hände zuſammen. Wieder ſchlug die Trommel mit dumpfem Ton, Georg reichte die Fahne dem Hauptmann und dieſer ſchwenkte das Fahnentuch über den Vermählten, damit die Ehe ehrlich werde und in den Schutz der Bruderſchaft aufgenommen.

Georg rief: „ſeid bedankt, Hauptmann und gute Geſellen.“ Er raunte der Bewußtloſen zu: „mein Weib,“ hob ſie mit ſtarkem Arme und trug ſie in den Thurm. Hier ſetzte er ſich mit ſeiner ſüßen Laſt auf die Bank, bedeckte ihr bleiches Angeſicht mit heißen Küſſen und vermochte nichts Anderes zu ſprechen als: „mein liebes Weib.“ Sie hing hülflos in ſeinen Armen und widerſtrebte nicht, wenn er ſie küßte. Aber als er ſie mit heißen Augen zu ſich emporhob, glitt ſie an ſeiner Seite nieder auf den Boden und lag, die gerungenen Hände flehend ausgeſtreckt: „Um meinetwillen ſeid ihr aus der Heimath geflohen, um meinetwillen in Noth und Elend gerathen, um mich zu retten, habt ihr euer Leben den furchtbaren Leuten angelobt; hier liege ich vor euch, Leib und Seele ſind euch verfallen, ihr mögt mit mir machen, was euch gefällt.“

Er fuhr erſchrocken zurück vor dem jammervollen Blick und hob ihr leiſe das Haupt: „Anna, ich hoffte, daß ihr mich lieb hättet.“ Sie ſeufzte faſt unhörbar: „wollt ihr mich nicht ganz zerbrechen, ſo ſchont mich.“

Da wandte er ſein Antlitz ab, um den Schmerz darüber zu verbergen, daß ſein Weib ſich ihm verſagte, aber er vermochte nicht die Herrſchaft über ſich zu behaupten, der Sturm in ſeinem Innern hob ihm die Bruſt und er ſtöhnte laut. Sie lag regungslos vor ihm auf der Erde und heiße Tropfen fielen aus ſeinen Augen auf ſie. So blieben ſie lange.

Georg ermannte ſich zuerſt. Er berührte ihr leiſe den Arm: „erhebt euch, liebe Jungfer Anna, ich kann ſolchen Schmerz nicht anſehen. Dort über uns im Oberſtock iſt euer Gemach, ward es auch nur nothdürftig hergerichtet, es iſt ſicher. Zieht ihr die Leiter hinauf, ſo vermag Niemand zu euch zu dringen. Geſtattet mir, daß ich mit der Fahne hier unten hauſe, ich will euch ein treuer Wächter ſein.“

Sie erhob ſich ohne ſeine Hülfe und wankte nach der Leiter, dort hielt ſie ſich feſt, er aber ſtand abgewandt und ſtarrte durch das Gitterfenſter auf den grauen Wolkenhimmel; als er ſich umwandte, war ſie verſchwunden. Da ergriff er ſeinen Hut und ſtürzte aus dem Thurme.

Draußen empfing ihn der lärmende Zuruf ſeiner neuen Genoſſen, er ſagte ihnen, daß ſein Weib erkrankt ſei, vernahm mit halbem Ohr ihre rauhen Scherze und ließ ſich durch ſie fortziehen zu dem Gelage, das der Hauptmann dem neuen Fähnrich zu Ehren für die Würdenträger das Haufens veranſtaltet hatte. Erſt in ſpäter Nacht kehrte er zum Thurm zurück, er wankte in das Gemach, ſtieß hart gegen die Wand und ſank mit einem unterdrückten Fluch auf ſein Lager. Dort verlor er in bleiernem Schlaf die Empfindung ſeines Unglücks.

Es war ſtill im Thurme und man vernahm nur die ſchweren Athemzüge des Schlafenden; da fiel ein Lichtſtrahl aus der Luke hernieder. Mit der Leuchte ſtieg ein angſtvolles Weib herab, ſie ſetzte ſich an das Lager, rückte dem Schlafenden ſorglich das Haupt zurecht und breitete eine warme Decke über ihn; lange ſaß ſie auf dem Boden, lautlos, mit geſenktem Haupte

Das war für die armen Kinder der Tag ihrer Vermählung.

## 3.

## Die Ehe in der Wildniß.

Georg erwachte ſpät am Morgen, fühlte nach ſeinem heißen Haupt und ſah ſich verwundert in dem kahlen Raume um. Neben ſeinem Lager ſaß Ajax und wedelte. „Mir iſt ſo als wäre ich verheirathet und ſeit geſtern ein Ehemann,“ ſagte er zu ſich ſelbſt. Vor ihm ſtand Waſſerkrug und Becken und dabei lag ſorgfältig ausgebreitet ein Anzug aus ſeinem Reiſebündel, den er bereits als verloren bedauert hatte. Er ſprang auf und benützte die Gelegenheit, ſich in beſſeren Stand zu ſetzen. Als er umſchaute, ſtand die Leiter zum Oberſtock angelehnt, oben war Alles ſtill; er wagte nicht hinaufzuſteigen, aber er rief: „Jungfer Anna,“ doch kam keine Antwort.

Da klopfte es an der Außenthür und auf ſein Herein trat Anna in den Thurm, einen rauchenden Topf und ein Schälchen in der Hand. „Guten Morgen, Junker,“ grüßte ſie mit niedergeſchlagenen Augen, „ich bringe die Morgenſuppe.“ — „Ei!“ rief der erſtaunte

Georg. Sie rückte einen wankenden Tiſch heran, ſetzte den Schemel, goß aus dem Topf in die Schale und kühlte den Trank mit dem Löffel.

Georg ſaß vor dem Frühſtück. „Vor Allem ſagt mir, wer bin ich und wer ſeid ihr?“ Da ließ ſie den Löffel fallen, ein trauriges Lächeln glitt über ihr Geſicht. „Ihr ſeid mein Herr,“ ſprach ſie leiſe. Aber als er ihre Hand ergriff, indem er die Frage wiederholte: „wer ſeid ihr?“ da entzog ſie ihm die Hand und antwortete niederblickend: „ich bin eure Jungfer Anna.“

„Hm,“ ſummte er und trank aus der Schale.

Anna ergriff das Wamms, welches Georg abgelegt hatte, ſetzte ſich ihm gegenüber auf die Bank und holte Nadel und Zwirn aus der Taſche. „Dies Loch hat die Hellebarde des Hauptmanns geriſſen, auf dem Wege hierher grauſte mir, wenn ich es anſah und dachte, wie wenig gefehlt hat, daß er euch am Leben traf.“ Sie legte das Gewand in den Schooß und ſah vor ſich hin, aber ſie faßte es ſogleich wieder und nähte eifrig über dem Ritz. Georg ſah ihr ſchweigend zu.

„Wißt, lieber Junker,“ begann ſie, „das nöthigſte iſt ein eigener Herd, auf dem ich für uns koche. Am Thurme läuft ein Schlot hinauf, es wäre geringe Mühe, hier oder oben einen Herd oder gar einen Ofen zu ſetzen; vielleicht iſt ein Töpfer in der Stadt zu finden. Ich habe ein wenig Geld gerettet, das in mein Kleid genäht war, iſt's euch recht, ſo ſehen wir flux, daß wir zu dem Herde kommen. Die Hauptmännin ſagt, was wir an Eſſen gebrauchen, muß euch das Fähnlein liefern. Du lieber Himmel, es wird wohl dürftig ſein, aber ich will's euch ſchon zurichten."

„Um das Geld ſorgen wir nicht," antwortete Georg, „auch mich haben ſie nicht ganz ausgeplündert, und wenn ich in die Stadt hinunter gehe, ſuche ich die Arbeiter."

„Wenn ihr geht und es euch nicht uneben iſt," bat Anna, „ſo nehmt mich mit, damit das Geſindlein ſieht, daß ich zu euch gehöre; ſie werden dann eher Scheu haben, wenn ich einmal allein unter ſie treten muß."

„Es iſt alſo euer Wille, zu mir zu gehören?" frug Georg. „Und wofür ſollen die Leute euch halten?"

„Nun, da ihr hier Fähnrich geworden ſeid, bin ich doch die Frau Fähnrichin," antwortete Anna und ſtach heftig in das Wamms.

„Das iſt richtig," ſagte er.

„Iſt der Herd das erſte," fuhr Anna fort, um ihn von ſeinen Gedanken abzuziehen, „ſo iſt eine Mauſefalle das nächſte. Die Hauptmännin ſagt, daß die Buben vom Troß darin großes Geſchick haben. Die Falle aber iſt dringend, denn das Mäuſevolk rennt hier unverſchämt, wahrſcheinlich, weil es nichts zu knuſpern vorfindet, wobei es ſtill ſitzen könnte. Heut Nacht habe ich mich entſetzt, als ich ſah, daß eine ganz frech über euch weg lief."

Georg ſprang auf: „Jungfer Anna, ich weiß Jemand, der zur Nacht an meinem Lager war und der mir auch die warme Decke übergelegt hat."

Anna ließ erſchrocken das Wamms auf die Erde fallen. Aber im nächſten Augenblick lag ſie an ſeinem Halſe und klagte mit bebender Stimme: „armer wilder Georg.“

„Anna, mein geliebtes Weib,“ rief er ſie umſchlingend. Sie weinte ſtill an ſeinem Herzen, er hielt ſie feſt und wollte ſie küſſen, doch wie geſtern glitt ſie an ihm nieder und ſah mit gefalteten Händen zu ihm auf. „Ihr ſeid mein und ich bin euer,“ ſprach ſie leiſe, „aber übt Nachſicht gegen mich; mir graut vor der Zuchtloſigkeit, die mich in eure Arme geworfen hat. wenn ich ſehe, wie die es hier treiben, die zuſammen gehören, ſo erſcheint mir Alles wie Sünde und Frevel; und wenn ihr mich mit feurigen Augen küßt, ſo fühle ich bittere Angſt über unſer Elend. Duldet mich, Herzensjunker, wie ich bin, ich will euch dienen und für euch ſorgen bei Tag und Nacht.“

Georg hob die Kniende zu ſich herauf. „Und was ſoll zuletzt aus uns Beiden werden, Anna?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete ſie tonlos und in ihrem Blick fand er wieder die Angſt, die ihn geſtern erſchreckt hatte. Er ließ ſie los und ſetzte ſich auf den Schemel. „Das wird eine Ehe wie im Himmel,“ ſagte er gutherzig und trommelte auf dem Tiſche.

Anna ſtand abgewandt und zog an den Falten ihres Kleides. Nach einer Weile kauerte ſie hinter ihm an dem Schemel nieder und er vernahm ihr Flüſtern an ſeinem Ohr. „Gedenkt an den Garten. Dort ſtand ich und ſah täglich, wie die Roſe wuchs. Mit der Zeit wurde ſie größer, und als die rothen Blätter aus der

Hülle brachen, da kamt ihr zu mir. Und jetzt —“ Sie ſchob ihm mit der Hand die Locke vom Ohr, aber ſie ſchämte ſich zu ſprechen, was ſie meinte, und barg ihr Antlitz am Schemel. Er aber gewann neues Leben aus ihren Worten und fuhr fröhlich fort: „Und jetzt, Jungfer Anna, da ihr meint, daß die Roſe wieder aufblühen wird, will ich euch als ein wackerer Knabe auch ſagen, was ich denke,“ und er ſang: „Da das Röslein blühte zum erſtenmale, kam ich zu ihr; wenn es wieder blüht zum andern Male, kommt ſie zu mir.“ Anna ſaß noch hinter dem Schemel und barg ihre Wange an der Lehne, er aber trat zu ihr und hielt ſeine Rechte hin: „traut mir, liebe Jungfer Anna, hier gelobe ich, ich will euren Sinn ehren.“ Da ergriff ſie die Hand ihres Herrn und küßte ſie. Darauf ſetzte ſie ſich ſtill auf die Bank und faßte die Nätherei auf's Neue an. „Darf ich noch ein Drittes ſagen, Herr?“ frug ſie nach einer Weile.

„Ja,“ rief Georg. „Jetzt höre ich euch vergnügt zu, denn jetzt weiß man doch wie man daran iſt. Alſo was hat die Frau Fähnrichin zu wünſchen?“

„Du liebes Leben, zu wünſchen wäre viel. Aber das dritte, was gleich nach dem Herde kommen ſollte, iſt dieſes; Ihr müßt unſere Brautzeugen zu einer kleinen Gaſterei oder Collation auffordern. Vor allen Anderen jedoch die Frau Hauptmännin. Das muß ſein, damit die Ehe beſtätigt und ihnen lieb werde.“

„Ihr habt Recht,“ ſagte Georg, „aber worauf einladen? Küche und Keller ſind nicht vorhanden, und wären ſie zur Hand, ſo würden ſie leer ſein.“

„Sagt ihnen nur in eurer luſtigen Weiſe, daß ihr ſie einladen wollt, und daß ihr auch etwas daran zu wenden habt, ſo werden ſie euch ſchon allerlei Gutes nachweiſen; denn bei ſolcher Gelegenheit werden die Leute erfinderiſch.“

Als Georg dem Hauptmann den Morgengruß bot, rief ihm dieſer entgegen: „Der Forderung des Ordenspflegers bin ich zuvorgekommen, ich habe in der Frühe zwei von den Alten als Botſchaft zu ihm geſandt, damit er wiſſe, daß unſer Fähnlein euch aufgenommen hat und daß die Jungfrau unter der Fahne euer Eheweib geworden ſei.“

„Wie wird der Arge das ertragen?“ frug der Fähnrich finſter.

„Er wird gute Miene machen und ſeinen Grimm ſtill bewahren,“ antwortete der Hauptmann; „denn eure Rede über den Hochmeiſter hat das Junkervolk in Verwirrung gebracht und ich denke, ſie brauchen uns nöthiger als wir ſie.“

In dieſer Weiſe wurden die jungen Gatten wenigſtens für die nächſte Zeit einer Gefahr enthoben.

Auch der kluge Rath, welchen Anna ertheilt hatte, erwies ſich als heilſam. Der Hauptmann und ſeine Frau ließen ſich nicht nehmen, die neuen Würdenträger bei ihrem erſten Beſuche in der Stadt zu geleiten, und dieſe Einführung war nicht unnütz, denn die Neulinge wurden mit großen Augen betrachtet; und wenn Anna auch bemerkte, daß Georg den Männern und Weibern ganz wohl gefiel, und in ſeiner ſorgloſen Keckheit überall gut Beſcheid zu geben wußte, ſo war das doch bei ihr ſelbſt weniger der Fall; ihr zog ſich das Herz zuſammen vor der Rohheit und Unſitte, welche ſich ſo dreiſt auf den Straßen darbot und ſie vernahm zuweilen hinter ſich freche Nachrede von wüſten Geſellen und Dirnen. Zu beſonderem Kummer gereichte ihr, als ſie ein Kleid aus ihrem eigenen Reiſebündel auf fremdem Leibe über die Gaſſe laufen ſah, und ſie fühlte ſich bitterlich gedemüthigt, wenn die Hauptmännin aufforderte, vor der Dirne eines einflußreichen Doppelſöldners ſtehen zu bleiben und mit dieſer freundlichen Gruß zu tauſchen. „Die armen Dinger ſind nicht wie wir," erklärte die gebietende Frau, „aber ſie haben ein mühſames Leben, und manche von ihnen hätte ein beſſeres Schickſal verdient." Dennoch ſchaffte der Gang den erſehnten Herd; denn in einem Winkel der Stadt fand ſich im leeren Hauſe zwiſchen einem großen Hauf Scherben ein alter Töpfer, deſſen Lebensmuth zerbrochen war wie ſeine Waare. Als dieſer ſpäter mit Anna im Thurm eine vertrauliche Unterredung gehabt hatte, erklärte er ſich zu jeder Leiſtung bereit, und es machte ſich, daß er an einem dunkeln Abend ſogar das nöthigſte Kochgeſchirr aus der Tiefe ſeines Scherbenhaufens auf den neuen Herd lieferte. Auch der Kriegszug gegen die Mäuſe wurde durch einige braune fingergewandte Buben auf der Stelle mit gutem Erfolge eröffnet. Vollends die Einladung zu einer Collation fand bei allen Würdenträgern des Fähnleins günſtige Aufnahme. Wuz, der Locumtenens, ſchenkte als Angebinde in die junge Wirthſchaft Tiſche und Stühle, die er, wie ſich ſpäter ergab, einer Kammer des Rathhauſes entführte, und der Hauptmann erbot ſich, ein Fäßlein guten Weines gegen gutes Geld zu beſchaffen. Anna hegte den Verdacht, daß er es einem Winkel des Schloßkellers enthob, in welchem der Schatz vor den Luchsaugen der Knechte verborgen lag. Auch die Hauptmännin verſprach der jungen Frau jede Hülfe in der Küche; und als Anna ſich eines Nachmittags aus der Schloßpforte in's Freie wagte, ſah ſie Buben der Bande mit einem Korb Hühner vom Lande her dem Schloſſe zuziehen, und als ſie die Knaben ausfrug, ergab ſich, daß dieſe auf Befehl einen Beutezug in den Dörfern der Umgegend unternommen hatten. Da gerieth für einige Stunden das ganze Feſt in Gefahr zu ſcheitern, denn Anna kränkte ſich ſo tief über den unredlichen Erwerb der Mahlzeit, daß Georg in's Mittel treten und die wohlgemeinte Gabe ablehnen mußte, weil jedes Hochzeitsmahl Unglück verheiße, wenn es nicht um Geld erworben ſei. Trotz dieſer Störung verlief die Collation beſſer als Anna gehofft hatte, die Hauptmännin erſchien in einem prächtigen Gewande mit Federn auf dem Hute, und die Landsknechte ſaßen, ihrer Würde froh, mit ſteifer Förmlichkeit am Tiſche, bis der Wein ihnen die Zungen löſte. Aber obwohl ſie weniger laut wurden als ſonſt und Flüche und rohe Reden nach Möglichkeit vermieden, weil ſie ſich durch die vornehme Haltung der beiden Wirthe beengt fühlten, ſo waren ſie doch eben darum ſehr erbaut von den neuen Bekannten, und Wuz', ein alter Knabe, der in Stürmen und Streiten faſt ein halbes Jahrhundert ausgehalten hatte, wollte beim Abſchiede Anna's Hand gar nicht loslaſſen und verſicherte einmal über das andere, daß ſie Niemandem ähnlicher ſehe als ſeiner Mutter. Der Hauptmann aber, ſtolz auf ſeine neuen Zugehörigen, erbot ſich gegen Anna, Erkundigungen nach ihrem Vater einzuziehen, weil er am nächſten Tage das Lager des polniſchen Haufens beſuchen mußte, um mit Hauptmann Heinzelmann Streitigkeiten auszugleichen wegen der Grenzen, in denen das Fähnlein beuten durfte. Und als Anna ihn bat, ein Brieflein an ihren Vater mitzunehmen und ſich wegen des Löſegeldes zu erkundigen, verſprach er auch dies.

Am andern Tage legte Georg, der das Heiligthum des Haufens, die Fahne, nicht auf längere Zeit verlaſſen durfte, dem Hauptmann zwei Briefe an das Herz. Der eine war an Herzog Albrecht, worin er den Herrn um Schutz bat, auch einige vorſichtige Andeutungen über die abenteuerliche Lage des Fähnleins beifügte; der zweite aber war an ſeinen Vater. In dieſem berichtete er ſein Schickſal und wie er dazu gekommen ſei, Anna zu ſeiner Frau zu machen, er entſchuldigte den ſchnellen Entſchluß, flehte um den Segen für die Ehe und daß der Vater von ihm in ſeiner bedrängten Lage nicht die Hand abziehen möge. Er bat den Landsknecht beim Abſchiede dringend, die Briefe in der

Stadt, welche die Polen beſetzt hielten, an einen Kaufmann abzugeben, den er von der Handlung her als zuverläſſigen Mann kannte. Der Hauptmann betrachtete die Brieſe mit ſchlauer Miene, indem er das Beſte verſprach, und Georg ſah dem Abreitenden vom Thore noch lange traurig nach. Denn erſt jetzt, wo er ſeine Lage dem Vater berichten mußte, ſiel ihm die Noth in der Fremde ſchwer auf das Herz, und er wurde ſehr unſicher, wie ſein Vater die unwillkommene Kunde aufnehmen werde. Dieſe Sorge hätte er ſich erſparen können; denn als Hans eine Wegſtrecke geritten war, nahm er die drei Brieſe der Fähnrichfamilie hervor und betrachtete ſie, da er des Leſens unkundig war, mit Kopfſchütteln auf's Neue von der Außenſeite. Endlich beſchloß er, ſo redlich zu ſein als irgend möglich, und wenigſtens der Frau ſeinen ritterlichen Dienſt nicht zu verſagen. Die Brieſe des Fähnrichs aber behielt er in der Hand, bis er in einem alten, einſamen Birnbaum hoch über dem Boden ein Loch entdeckte. Dort verbarg er ſie, weil ihm unſchicklich ſchien, die mühſame Arbeit eines guten Geſellen zu vernichten und weil er doch von Beſorgung der Brieſe Unheil für ſich und das Fähnlein erwartete. Denn ſeine Hauptmannſchaft und der gegenwärtige Zuſtand waren ihm gerade recht, und er fürchtete durch das Papier die Fahne und den Fähnrich, auf den er bereits große Stücke hielt, in itgend einer Weiſe zu verlieren.

In dem wilden Baume verſielen die Brieſe, welche das Schickſal Georgs und Anna's zum Beſſern wenden ſollten, dem kleinen Troß der braunen Haide; die Spinnen und Käfer krochen neugierig hinein, die Fledermaus nagte daran und zuletzt kam das Eichhorn und benutzte ſie bei ſeinem Wochenbett.

Als Hans zurückkehrte, begrüßte er im Thurme die Frau Fähnrich, welche am Heerde kochte; er ſetzte ſich nieder und ſah ſie mit ſeinem ſchlauſten Blick an, während ſie mit gefalteten Händen und unſäglicher Angſt vor ihm ſtand. „Könnt ihr mir etwas Gutes erweiſen, ſo thut es," begann er, auf den Topf zeigend, „denn auch ich bringe gute Nachricht: Ein kleiner alter Herr mit ſcharfen Augen und heller Stimme, iſt er das?"

„Mein Vater," rief Anna.

„Seinem Zeichen nach ein Koch mit einer langen Fleiſcherſchürze, welcher arme Ritter buk," fuhr Hans prüfend fort.

„Das iſt der Vater nicht," ſeufzte Anna.

„Mit ſeinem Namen heißt er Magiſter Fabricius," fuhr Hans ſiegreich fort.

Die Tochter umklammerte mit beiden Händen die große Fauſt des Landsknechts. „Aber der Vater in der Küche," klagte ſie.

„Er iſt Koch, weil er zu den Waffen nicht tauglich iſt, was konnte ihm Beſſeres begegnen? Ein kleiner behender Kerl, er iſt ganz munter in ſeiner Art und ſie behandeln ihn gut. Ihr ſagt ganz richtig, daß er ſchwach in der Küche iſt, aber dafür verſteht er zu leſen beſſer als ein Rathsſchreiber. Er iſt bei ihnen Koch, Schreiber und Leſer." Hans ſchüttelte den Kopf und lachte. „Ich habe dort neuen Brauch erlebt, der ſeither unter den freien Knechten unerhört war: die Alten ſitzen Abends bei Lichte im Haufen, er in der Mitte, und er lieſt vor ihnen, ſo daß ſie Alle zuhören und zuweilen ſogar ihr Karnöſſelſpiel vergeſſen. Auch mich haben ſie aufgefordert, anzuhören, und um euretwillen fügte ich mich in die Sitte und vernahm, wie euer Vater von einem Bettelmönche las, welcher für ſein Kloſter ſammeln wollte und zu einem Bauern kam. Der Bauer nahm ihn auch auf, gab ihm aber keine Eier und keinen Käſe, ſondern ſetzte ihm ſcharf zu mit ſubtilen Worten, indem er ihm die Nichtswürdigkeit ſeines Lebens und der ganzen Pfaffenwirthſchaft vorhielt, ſo daß der Kopf des Mönches dick und roth wurde. Was der Bauer nach den Reden eures Vaters über die Pfaffen zu klagen wußte, iſt gar nicht wieder zu ſagen. Aber es iſt Alles wahr und die Geſellen dort drüben hatten dieſelbe Meinung.“ Und leiſer fügte er hinzu: „Zuletzt fing euer Vater auch noch an, aus eigenem Kopfe zu reden und ermahnte meine Kameraden mit hohen Worten, daß ſie ſich allerlei Unzucht abgewöhnen möchten. Manche lachten, Andere hörten ihm zu, weil man merkte, daß er's ehrlich meinte. Ich denke, es wird nicht viel nützen, denn es ſind Teufelskrabben unter ihnen, welche die Andern anſtiften. Doch muß ich ſagen, euer Alter gefiel mir nicht übel, und ich frug die Knechte, welches Löſegeld ſie von ihm hofften. Aber ſie waren ganz eingebildet auf ſeine Leſerei und wollten ihn ungern miſſen. Nur ein Schreiben habe ich mitgebracht, das er mir heimlich bei meinem Abgang zuſteckte.“ Er zog ein zuſammengelegtes Papier heraus und legte ſeine Hand darauf. Anna faßte wieder flehend die Hand. „Haltet an, Weiblein,“ ſagte der Landsknecht, „ſo ſchnell geht das nicht, es könnte etwas darin ſtehen, was unſerer Bruderſchaft ſchädlich wäre. Denn wenn die drüben auch im Ganzen ſich gewiſſenhaft halten, es ſind doch Feinde, und ich weiß nicht, wie ich euch Macht über den Brief geben ſoll. Kommt herbei, Jörge, ich will eurem Schwur trauen, wenn ihr mit hineinſeht und mich verſichert, daß ſie jedes Wort ſo vorträgt, wie es geſchrieben ſteht.“

„Wenn Anna das will,“ verſetzte Georg.

„Tretet heran,“ rief Anna haſtig und öffnete den Brief. „Liebe Tochter, meinen beſten Gruß zuvor. In der Hoffnung, daß Herr Hans Landsknecht dies Brieflein an dich abgeben wird, ſchreibe ich dir mit der nöthigen Vorſicht aus meinem Gefängniß in der Höhle der Cyclopen.“

„Er meint die ſchwarze Küche,“ erklärte Hans.

„Liebes Kind, was du mir über dich und meinen lieben Sohn Regulus ſchreibſt, das erlöſt mich von der unabläſſigen Angſt, welche ich bei Tag und Nacht deinetwegen in mir herumgetragen habe. Freilich bereitet es auch Kummer von anderer Art, doch dieſer iſt erträglicher und geht zum größten Theil die Zukunft an. Geliebte Kinder, ich ſende euch Beiden meinen väterlichen Segen aus gerührtem Herzen und ich hoffe, was etwa noch an der Form und Ordnung fehlt, wird ſich ſpäter nachholen laſſen, zumal wenn auch mein Sohn Georg bei ſeiner Freundſchaft das Nöthige thut. Dieſem vertraue ich gänzlich wegen deines künftigen Glückes. Liebes Kind, um mich ſollſt du dir keinerlei Kummer machen, denn Pan Stibor, der hieſige Kaſtellan, iſt nicht ganz ohne lateiniſche Zucht und ich darf auf ſeinen Schutz hoffen, ſowohl wegen ſeiner Wiſſenſchaft, als auch, weil er mich beim Leſen und Concipiren der lateiniſchen Briefe verwendet. Und obgleich die Polniſchen mir nicht zugeben wollen, daß ich widerrechtlich in Haft gehalten werde, weil ſie nämlich auf die deutſchen Städte und vorab auf die Thorner ſehr zornig ſind, ſo merke ich doch, daß ſie ſich heimlich meinetwegen in ihrem Gewiſſen bedrückt fühlen, und ich hoffe, ſie werden mich zuletzt noch freigeben oder doch wenigſtens gegen Gelöbniß der Wiederkehr entlaſſen, damit ich mich in Danzig nach einem mäßigen Löſegeld umthue. Auch tröſtet mich, daß die Leute hier von den Auguren keinerlei gute Meinung hegen. Liebe Tochter, lieber Sohn, ich bitte täglich den allmächtigen Gott, euch in ſeinem gnädigen Schutz zu bewahren und bin mit Anwünſchung eines beſſeren Schickſals für uns Alle meiner lieben Kinder getreuer Vater M. Fabricius.“

Anna hielt den Brief lange in der Hand. So harmlos und warmherzig fand ſich der Vater in die wilde Vermählung, er ahnte nicht, was ihr die Seele bedrückte! und ſie ſagte zärtlich: „ach, der liebe Vater, er behält auch im Unglück ſein gutes Vertrauen zu aller

Welt.“ Georg aber rief fröhlich: „geprieſen ſei der Herr Vater, und bedankt für jedes Wort, das er im Guten von mir ſchrieb.“ Er wandte ſich zum Hauptmann, der unterdeß am Herde bei ſeiner Schüſſel beſchäftigt war. „Hat euch nicht mißfallen, Hauptmann, daß der Herr Magiſter dem fremden Hauſen verlas, ſo vermag die Fähnrichin ebenſogut vor euch zu leſen. Denn ich bewahre ein Büchlein, welches noch beſſer iſt als jenes dort drüben.“ Er holte aus ſeinem Gewande den gefalteten Bogen, welcher dem Magiſter ſo leidvoll geworden war. Hans erkannte Sonne und Mond, Ochs und Eſelein und ſagte erfreut: „Es iſt richtig, dies iſt ganz dieſelbe Art; aber wie getraut ſich die junge Frau damit fertig zu werden?“

„Sie iſt gelehrt wie ihr Vater,“ erklärte Georg mit unverhohlener Bewunderung, „und ſie vermag Alles noch viel ſchöner zu verkünden als er.“

„Steht das ſo mit ihr,“ rief Hans erſtaunt, „ſo lade auch ich die Anſehnlichen des Hauſens, welche um das Schloß hauſen, zu einem Fäßlein Bier, und eure Frau ſoll vor dieſen ihre Kunſt erweiſen, wenn es ihr ſelbſt genehm iſt.“

So machte ſich's, daß an einem der nächſten Tage Anna mit dem Büchlein in der Halle des Hauſes ſaß; aus dem hohen Fenſter fiel der Lichtſtrahl auf ihr Haupt und die bedruckten Blätter. Hinter ihr ſtand Georg mit der Fahne, um ſie herum ſaßen und kauerten Weiber des Hauſens, weiter ab die wilden Geſtalten der Männer, viele ihre Trinkgläſer neben ſich.

Vorn auf einem Seſſel, der ſonſt dem Bürgermeiſter gedient hatte, dehnte ſich Hans, ſein großes Schlachtſchwert zwiſchen den Beinen.

Bevor Anna begann, ſprach ſie zu Georg: „Sagt ihnen, Herr, was es iſt, das ſie hören wollen.“ Und Georg mußte erklären: „was die Jungfrau aus dem Buche leſen wird, iſt die Botſchaft von der Geburt des Herrn, wie ſie wahrhaft von ſeinen Schülern verzeichnet worden iſt. Sie iſt jetzt ganz neu in unſerer Sprache an's Licht gebracht, und ſoll eine Grundlage unſeres Glaubens ſein, darum iſt es gut, daß wir Alles vernehmen und wiſſen.“

Und Anna begann mit ihrer wohltönenden Stimme, langſam und laut, ſie ſelbſt in ehrlicher Andacht, ſo daß mancher narbige Sünder, welcher ſie anſah, ſich der Frau unter der Fahne freute.

Sie las von der Geburt des Kindes, von den Weiſen aus dem Morgenlande und von dem argen König Herodes. Neugierig und mit vorgebeugten Hälſen hörten die verlorenen Kinder zum erſtenmal in verſtändlichen Worten, die ihnen wie ein Lied klangen, den Bericht, von dem ſie in der Kinderzeit eine undeutliche Kunde vernommen hatten. Als Anna nachdrücklich ausſprach, wie der Herr heißen ſollte, nahm Hans feierlich ſeinen Hut ab und ſeine Getreuen folgten dem Beiſpiel, und als ſie nach dem Beſuch der Weiſen einen Augenblick inne hielt, erhob ſich zu Aller Erſtaunen Wuz, der ſonſt ſchweigſam das Seine that, und rief begeiſtert: „Ja, Alles war ſo, wie es hier geleſen wird, denn, liebe Geſellen, ich ſelbſt war auch dabei als einer von den drei Königen. Ich war noch halbwüchſig und wir trugen an einer Stange den Stern, der ſich drehte, wenn man einen Faden zog; einer aber von den dreien muß ſchwarz geweſen ſein, denn ich war der Schwarze. Und auch das Uebrige, Ochs und Eſelein, ſind richtig, denn es war viel davon die Rede, wie wir von Haus zu Haus zogen und Eier einſammelten."

„Die wirklichen Könige aber haben nicht genommen, ſondern gebracht," unterbrach Hans, um den Aufgeregten zu beſchwichtigen, „und ſie haben als Könige auch nicht Eier geboten, ſondern wie ſich gebührt, Gold und koſtbares Gewürz, womit man den Wein beſſert."

Doch Wuz ließ ſich nicht abweiſen. „Alles Andere aber iſt ſo, wie es im Buche ſteht, und wie dieſe drei heiligen Könige aus der Geſellſchaft gingen, ſo grüßten ſie höflich und ſagten: wir wünſchen dem Herrn einen goldenen Tiſch, an jede Ecke einen gebratenen Fiſch. Das war damals, als meine Mutter noch lebte," und er ſetzte ſich ſchnell wieder hin. Als aber weiterhin König Herodes ſeine Rache übte und die unſchuldigen Kindlein umbringen ließ, ergriff die Unruhe auch die Weiber, ſie ſeufzten, einige hoben die Hände, und man vernahm den Ruf: was haben die armen Kinder verſchuldet, der Böſewicht! Und Hans ſpuckte verächtlich aus und rief mit mächtiger Stimme: „Dieſer König Herodes war zu ſeiner Zeit ein Miſtfink. Ich denke bei dieſem Morde hat ſich kein redlicher Landsknecht gebrauchen laſſen.“

Zuletzt erhob ſich Anna und ſprach ein kurzes Gebet, da ſtanden auch die Zuhörer auf, die Männer entblößten die Häupter wie in der Kirche, und Alle gingen vergnügt auseinander.

Dem Hauptmann aber war beſtimmt, daß er noch weiter für die Erbauung des Fähnleins ſorgen ſollte, auch wo er ſelbſt ganz andere Unterhaltung beabſichtigte. Wenige Tage nach der Vorleſung zog er mit einem Theil der Bande zu Pferde aus dem Schloſſe, ohne ſeinem Fähnrich vorher eine Mittheilung über den Zweck der Reiſe zu machen. Denn er dachte wohl an das Verſprechen, das er gegeben, die Fahne von Geſchäften zweifelhafter Art fern zu halten. Zu dieſen Unternehmungen gehörte der Ausguck an der Weichſel auf vorüberfahrende Kähne und der unregelmäßige Zoll, welcher von dieſen erhoben wurde. War auch ſeit dem Frieden größere Mäßigung nöthig geworden und ein Ausrauben der Ladungen nicht mehr rathſam, ſo hielt doch Hans ebenſogut wie die Polen darauf, einen kleinen Antheil als Steuer zu erheben, und er gedachte damit fortzufahren, bis die Klagen der Geſchädigten übermächtig würden. Diesmal fand er an dem Ladeplatz nur geringe Beute: ein Fahrzeug, welches mit Ballaſt ſtromauf fuhr, und in dem Kahn einen einzelnen Reiſenden, den das Unglück in der letzten Zeit hart verfolgt hatte. Es war der kleine Buchführer von Thorn.

Hannus, der ſich auf dem Deck ſorglos über ſeine Kiſte gebeugt hatte, hob erſchrocken das Haupt, ihn umgaben wilde Geſtalten mit gezückten Waffen und rothe Geſichter mit wüthenden Augen beugten ſich über ſeinen Kram. „Wer biſt du und was führſt du,“ rief der Hauptmann, ihn an der Bruſt packend.

„Ich bin Hannus, der Buchführer von Thorn.“

„Was birgt er in der Taſche?“ frug Hans Stehfeſt einen Genoſſen.

„Leer wie eine Kirche,“ verſetzte Wuz.

„Hebt den Kaſten auf und ſchüttet um.“ Der Deckel krachte, die Bücher kollerten auf die Planken, der Landsknecht ſtörte mit ſeiner Hellebarde in dem Haufen, daß eine Anzahl Büchlein in das Waſſer fiel. Hannus ſah die Holzbände aus der Fluth auftauchen und vermochte einen Schrei nicht zu unterdrücken: „die Adagia des Herrn Erasmus.“

Dem Landsknecht that der Schmerzensruf leid, darum entſchuldigte er ſich, indem er den kleinen Mann anherrſchte: „Unterſteh' dich nicht zu winſeln. Danke den Heiligen — wenn es welche giebt, die um deinesgleichen ſorgen — daß wir dich nicht in das kalte Bad tauchen, worin deine Waare ſchwimmt, denn du haſt uns betrogen.“

Hannus erhob flehend die Hände.

„Wir haben Beſſeres von deinem Kaſten erwartet und du haſt uns in unnütze Mühe gebracht. Doch halt. Antworte mir, wenn du deine heile Haut liebſt, wahrhaft auf eine Frage.“ Er ſtampfte mit der Hellebarde vor ihm auf die Planke. „Führſt du unter deinen Büchern auch ſolche, in denen von Allerlei die Rede iſt, was ſie die neue Lehre der Wittenberger nennen, von Mönchen mit Eiern und von dem König Herodes und dergleichen?“

Hannus ſah furchtſam auf den wilden Mann, er wußte nicht, ob die Wahrheit ihm zum Heil oder Verderben ſein würde. „Wir führen Altes und Neues,“ ſagte er endlich demüthig.

„So zeige mir das Neue.“ Der Buchführer kauerte nieder und bot einige Büchlein dar.

„Narr,“ ſchalt der Landsknecht, „würde ich dich fragen, wenn ich's ſelbſt leſen wollte? Was iſt dieſes? Hier erkenne ich einen Mönch mit einem Katzenkopf und einen Bauer.“ Er wies es ſeinem Gefährten. „So ungefähr ſah das aus, was die drüben in der Küche bewahrten. Und lieſt denen dort der Magiſter Fabricius, ſo ſoll uns dieſes ſeine Tochter leſen.“

Hannus horchte hoch auf, aber er fürchtete ſich zu fragen und in der Zerſtreuung nahm er ein größeres und hielt es dem Hauptmann hin.

„Dies iſt dicker und größer als das, welches die drüben haben,“ entſchied der Landsknecht zufrieden. „Um dies Buch pfände ich dich, deine andere Waare magſt du behalten.“ Er wandte ſich zum Abgange.

Hannus faßte ein Herz und rief dem Landsknecht nach: „Nehmt eine Frage nicht für ungut; ihr ſpracht von einer Tochter des Magiſters, welche bei euch weilt, heißt ſie mit Namen Anna, welche ehedem in Thorn war?“

„Wohl möglich, daß es dieſelbe iſt,“ verſetzte der Hauptmann.

„Das arme Kind,“ ſeufzte Hannus.

„Ihr braucht nicht groß um ſie zu klagen,“ ſagte der Landsknecht zornig, „ſie hat es ſo gut wie das beſte unſerer Weiber. Der Fähnrich Görge ſelber ſorgt für ſie.“

„Barmherziger Gott,“ klagte Hannus wieder. „Wollt ihr mir noch ſagen, wo der Vater iſt?“

„Den halten die Polen dort hinten gefangen, bis er Löſegeld zahlt.“ Hans Stehfeſt hielt bei der Leiter an: „Sieh zu, Wuz, ob die Luft rein iſt.“

„Nichts zu ſehen und zu hören,“ antwortete der Genoſſe.

„Man hat Beiſpiele,“ fuhr der Hauptmann fort, „daß es Unglück bringt, fromme Bücher ohne Entgelt zu gewinnen. Matz Rothkopf, der einem Pfaffen ſein Brevier abgenommen hatte, plumpte in der nächſten Nacht vom Fußwege in den Sumpf, und als ich acht Tage darauf des Weges kam, ſah ich verwundert ein Büſchel rothes Gras im Moder, bis ich erkannte, daß es ſein Haarſchopf war, die arme Seele aber war irgend wohin gefahren.“ Er griff in ſeine Taſche und brachte mit Mühe kleine Silbermünze an's Tageslicht. „Merkt auf, Männlein, wir wollen als redliche Knechte euch Gelegenheit geben, Geld zu verdienen.“ Er warf das Buch auf die umgeſtürzte Kiſte. „Kommt heran, ihr ſetzt das Buch, ich ſetze dagegen mein Silber, und wir würfeln darum."

Hannus vernahm erſchrocken die neue Zumuthung. „Und ſie würfelten um ſeine Kleider," murmelte er, „behaltet das Buch lieber ſo."

„Ich will aber nicht," rief der Landsknecht und ſtampfte mit der Hellebarde auf. „Hat einer von euch Würfel? Nicht deine Schelmbeine, Wenzel, er ſoll ehrliches Spiel haben." Er legte die Würfel, welche ihm Wuz reichte, auf die Kiſte. „Friſch, Kleiner, und ſperrt euch nicht, wir haben keine Zeit."

Hannus warf mit zitternder Hand.

„Daus und vier iſt wenig," ſprach der Hauptmann, die Würfel in ſeiner großen Hand ſchüttelnd. Er ſchwenkte ſie auf das Holz. „Fünf und ſechs, ihr habt verloren, Geld und Buch ſind mein. Alles iſt mit rechten Dingen zugegangen, und ich hoffe, ihr ſeid jetzt zufrieden. Denn ſelbſt der Kaiſer darf ſich nicht beklagen, wenn die Würfel gegen ihn fallen." Und auf die ſchwimmenden Blätter weiſend, ſchloß er gnädig: „Fiſche auf, Wuz, was du erreichen kannſt, damit das Männlein durch uns in Nichts zu Schaden kommt."

Hannus empfing dankend einige triefende Bücher. „Er iſt ganz vergnügt," ſagte der Landsknecht zu ſeinen Begleitern. „Fahrt wohl, Thorner, und ſagt euren Stadtleuten, wir hoffen bald einmal an ſie zu kommen, und ſie ſollen ungünſtige Gäſte in uns finden, wenn ſie in ihren Kiſten nichts Beſſeres bewahren, als ihr mit euch führt."

Als die Rücken der Knechte hinter dem hohen Uferrand verſchwunden waren und die Schiffer ſchreiend und fluchend den Kahn wieder in Bewegung ſetzten, verließ Hannus ſeinen Kram, ſchlüpfte unter das Bretterdeck und fühlte in der Dämmerung nach dem Ritz, in welchem er einen ſchmalen Geldbeutel verborgen hatte.

Aber auch, da er beruhigt wieder auf das Deck kam, den Mönch mit dem Katzenkopf in die Kiſte packte und die durchnäßten Büchlein zum Trocknen ausbreitete, war er nicht mit ganzer Seele bei dem Werk, er ſeufzte, ſchüttelte den Kopf und ſuchte einen Ausblick auf das Land zu gewinnen, als vermöchte er den Magiſter und ſein Kind in dem ſchwarzen Waldſaum zu entdecken, welcher auf beiden Seiten des Stroms die Ebene begrenzte.

Als der Hauptmann heimgekehrt war, fand er Anna auf der Außenſeite des Schloſſes hinter einem Strauch wilder Roſen, der wegen ſeiner krummen Stacheln dem Schickſal entgangen war, an den Kochtöpfen der Landsknechte verbrannt zu werden. Sie war von den Kindern des Troſſes umringt, der Garde, welche ſie ſich zum Schutz in dem wilden Lager abgerichtet hatte. Wie Kletten hingen ihr die Kleinen den ganzen Tag an, auch jetzt lagerte der Hauſe, blauäugig, rothbäckig, mit brauner Haut und hellen Haaren um ſie herum, die jüngſten ſpielten vor ihren Füßen im Sande und verfertigten unermüdlich kleine Backöfen, während ihre Väter die großen einſchlugen, einige größere Mädchen ſaßen dicht bei ihr, eifrig mit der Nadel beſchäftigt. Denn dieſe Kunſt wurde nächſt der des Kochlöffels von Männern und Frauen des Haufens am meiſten geehrt, weil in dem ſcharfen und ſtachligen Treiben Wämſer und Röcklein unabläſſig zerriſſen. Sie aber ſchalt gerade den Purzel, einen kleinen Böſewicht, welcher einen andern noch kleineren Strolch von hinten beim Hemd gepackt und zerhämmert hatte. Hans winkte ihr ſitzen zu bleiben und legte feierlich das große Buch in ihren Schooß. „Ihr mögt es ruhig behalten,“ ſagte er über das ganze Geſicht lachend, „es iſt um ſeiner Heiligkeit willen ganz redlich gewonnen.“

Anna ſah auf den Titel: „Eine ſchöne nützliche Erklärung der zehn Gebote.“ Da erhob ſie ſich ſchnell: „Und ihr ſeid es, Herr, der dies Buch in meine Hände legt? Ach, ihr wißt nicht, Hauptmann, wie groß die Freude iſt, die ihr mir bereitet. Dies iſt ein ſehr heilſames Buch, und es iſt von dem großen Doctor in Wittenberg ſelbſt geſchrieben.“

„Wenn dieſe neue Geſchichte von dem ſtarken Mann zu Wittenberg iſt, ſo mag ſie dem Haufen wohl frommen,“ nickte Hans, erfreut durch ihre Dankbarkeit. „Und ich denke, ihr ſollt es vorleſen. Denn aus dieſer Stadt iſt der Pfaffe entwichen und die Knechte leben gottlos dahin. Ihr könnt ſtatt des Pfaffen meine Knaben ein wenig an die Hölle mahnen, vielleicht gehorchen ſie dann um ſo williger.“

In dieſer Weiſe geſchah es, daß Anna denen, welche zuhören wollten, auf's Neue an einem Sonntagmorgen in dem Saale verlas. Sie ſelbſt kannte das Buch aus dem lateiniſchen Text, den der Vater ihr geleſen hatte, ſie wählte mit Klugheit aus, was ihren Zuhörern verſtändlich und am nöthigſten war, und wagte auch, fromme Bitten hinzuzufügen. Es wurde ein ſeltſamer Gottesdienſt, denn die Bierkrüglein fehlten nicht, und die Andacht der Gemeinde ließ zu wünſchen übrig. Aber die ernſten Worte, welchen auch die Rohen eine widerwillige Achtung nicht verſagen konnten, gewannen ihr doch die Aufmerkſamkeit, und mehr noch als der Inhalt ihr eigenes Weſen; denn gehoben und glücklich über ihr frommes Amt, ſaß die Jungfrau dem Haufen gegenüber, und die klangvolle Stimme, welche aus bewegter Bruſt in die Seelen drang, übte auf Solche, welche hoher Lehre ungewohnt waren, einen Zauber, dem ſie ſich im Augenblicke nicht zu entziehen vermochten.

Aber leider! auf die Länge vermochte Anna's Begeiſterung ihre Hörer nicht bei der neuen Lehre feſt zu halten. Vom Anfang war ein Theil der Knechte aufſäſſig gegen das Pfaffenwerk geweſen, Peter Meſſert fluchte auf ſeinem Lager über den Unſinn, welcher den Brüdern das Mark aus ihren Knochen ziehe, und ſeine Lagergenoſſin Jutta höhnte Anna hinter ihrem Rücken als alberne Pfarrköchin, auch Bruder Veit erwies geringe Andacht, er blieb in Kurzem aus der Verſammlung weg, ſetzte ſich am Sonntagmorgen mit ſeinem Trinkkrug und geſpreizten Beinen in die Schloßthür, und verlockte junge Geſellen, mit ihm ein Schelmlied zu ſingen, welches die Aufmerkſamkeit der Hörer in dem Saale bedenklich ſtörte. Sogar Hans wurde zweifelhaft und mit ihm die alten Doppelſöldner, denn die Lehren des Buches gefährdeten die Einigkeit in der Bruderſchaft. Einige nahmen ſich zu Herzen, daß ihnen geboten wurde, ſie ſollten nicht fremdes Gut begehren; der ſtille Wuz gerieth in einen ſchweren Handel, weil er einem Bruder ſein gottesläſterliches Fluchen verwies, und es ereignete ſich ſogar, daß eine Rotte, welche auf Beute in das Land geſchickt war, beim Wegtreiben des Viehes uneinig wurde, weil die Mehrzahl den flehenden Dorfweibern eine Milchkuh zurückließ, ſo daß Veit in hellem Zorne die Kuh vor ihren Augen erſtach. Deshalb erhob eines Abends im Rath der Vornehmen Benz Streitenberg, den Alle mit Achtung hörten, ein ſchweres Bedenken. „Es iſt ein neues Abenteuer unter uns gekommen, welches man das Leſen der Büchlein nennt, und es hat ſich in der Bruderſchaft deshalb allerlei Zwiſt erhoben. Es giebt mehr Rauferei als ſonſt und wir haben Mühe, die Zornigen zu vertragen. Nicht wenige fangen an, um jenes Leben zu ſorgen und verlieren die Freudigkeit für dieſen Stand. Ich ſage nichts gegen das Weib, welches als Leſemeiſterin beſtellt iſt, obgleich man von dieſer Ordnung unter uns niemalen und nirgend gehört hat, und ich ſage auch nichts gegen die neue Verkündigung, welche für Solche, die an ihrem Sammetwamms einen runden Geldbeutel tragen, ganz heilſam ſein mag. Aber ich halte für ſchädlich wenn die Knechte mehr um die Gnade ſorgen, als wie ſie ſich und dem Troß den leeren Magen füllen."

Sogleich fielen ihm Mehre mit lautem Rufe bei und ein andrer Landfahrer ſprach: „Auch ich meine, daß Unfug aus dem Neuen kommt, denn ſeither, wenn Jemand zu viel auf ſein Gewiſſen geladen hatte, wandte er einiges Geld an die Pfaffen oder kaufte einen Zettel und ging rein gewaſchen von dannen; jetzt ſoll er jammern und die Hände aufheben, welches einem Kriegsmann übel anſteht, und er ſoll auch Vieles meiden, was er gern thut. Es wird uns geleſen von zehn Geboten, die wir halten ſollen, wir aber vermögen kaum eins zu beachten, und darum meine ich, daß der neue Glaube für uns ganz verwerflich iſt."

Hans ſaß verlegen bei ſolchem Angriff, deſſen Wahrheit ihm ſelber einleuchtete und er verſuchte die neue Einrichtung zu entſchuldigen.

„Bedenkt auch dies, liebe Brüder und Geſellen, es iſt keinem von uns zu verargen, wenn er zuweilen daran denkt, wohin ſeine Seele dereinſt fahren wird. Darum meine ich, daß wir dem Gewiſſen eines Jeden freiſtellen müſſen, wie er ſich ſeine Zukunft herrichten will."

Und Wuz fiel ihm eifrig bei. „Man ſagt freilich, daß einmal ein dummer Dorfteufel vor dreien aus unſerer Bruderſchaft erſchrocken iſt, als er unter der Ofenhölle auf ſie lauerte, ſie aber hatten einen ſchwarzen Hahn gebeutet und hinter den Ofen gehängt und als ſie unter einander ſprachen, wir wollen den Schwarzen hinter dem Ofen ſchlachten, meinte der Teufel, daß ihn die Rede anginge, ſtieß eine Ofenkachel ein, entwich und warnte ſeine Kumpane, keinen von uns aufzunehmen. Aber obgleich es ſeitdem eine Rede iſt, daß kein Landsknecht in die Hölle kommt, weil die Teufel mit uns durchweg nicht auszukommen wiſſen, ſo iſt ſolche Verkündigung doch unſicher und nicht für Jeden tröſtlich, zumal uns auch berichtet iſt, daß St. Peter die Landsknechte gleichfalls nicht leiden mag und ebenſo vom Himmelsthore zurückweiſt. Wohin ſoll einer fahren, wenn ihm alle Unterkunft verſagt wird? Und ich fürchte, wir haben keine Bürgſchaft dafür, daß uns das Höllenfeuer erſpart bleibt. Darum bitte ich euch herzlich, verachtet nicht die Worte des Mannes, welcher in die Welt geſetzt iſt, um uns das Himmelsthor aufzuſchließen, verlaßt euch auch nicht auf die Pfaffen und Bettelmönche der alten Lehre. Von dieſen kann uns niemals Hülfe kommen, nur von uns ſelber, wenn wir, wie in dem Buche verkündet wird, uns redlich um die Gnade bemühen."

„Was der Bruder ſagt," begann der alte Benz wieder, „hat guten Grund, und ich werde niemals rathen, daß wir Mönche und Pfaffen unter uns leiden, darum aber brauchen wir auch das Leſen der Büchlein nicht zu vertragen; und ich mahne unſern Hauptmann, daß er die neue Sitte abſtelle."

Dieſer Rath gefiel der Mehrzahl und mit Betrübniß vernahm Anna die Entſcheidung.

Aber dieſer Kummer ging unter in einem größeren.

Wochen vergingen und um das verwünſchte Schloß, in welchem die Liebenden zwiſchen den Stangen ungefüger Rieſen hauſen mußten, tobte der Kampf des Winters und des Frühlings. Unterdeß war das öde Thurmgelaß durch Anna's Kunſt in eine leidliche Wohnung gewandelt, wenn der Nordwind an die Mauern ſchlug und ein kalter Regen herniederrauſchte, verbreitete das Herdfeuer behagliche Wärme und malte die Wände mit röthlichem Licht. Auch Georg hatte gefunden, was er lange geſucht, einer von den Knechten hatte ihm eine alte Laute überlaſſen; ſo oft er neben Anna am Herde ſeine Lieder ſang, glänzte ſein Auge wieder fröhlich wie ehedem und der roſige Schein des Glückes färbte ſeine Wangen. Deshalb ermunterte ſie ihn fleißig ſeine Kunſt zu üben, aber ihr ſelbſt wurde ſchwer in den Geſang einzuſtimmen, und nur wenn er ſehr bat, entſchloß ſie ſich dazu. Dann brachte nach einer Weile auch ſie das neue Buch hervor und begann zu leſen. Georg legte ſtill die Laute weg und hörte zu, er ſah mit Bewunderung und heimlicher Sehnſucht in die edlen Züge ihres Angeſichts und wohl auch auf den runden Arm, welchen ſie beim Umwenden der Blätter regte. Wenn ſie aber aufſah und ausrief: „das ſind große Worte und eine edle Verkündigung,“ dann nickte er zwar ſeine Zuſtimmung, aber er bat, verſunken in ihren Anblick: „liebe Jungfer, legt euer ſchönes Haar vorn über die Schultern, daß es euch an den Wangen herunter läuft, denn ſo ſteht es der Frau Fähnrich am beſten.“ Dabei ſah er ſie wieder mit den heißen Augen an, die ſie fürchtete. Sie konnte ja nicht böſe darüber ſein, daß ſie ihm gefiel, aber ſie merkte, daß er lieber an die Kreatur dachte, als an den Schöpfer, und das wurde ihr ängſtlich. Auch ſagte er ihr das einmal geradezu, als ſie mit ihm aus der Schloßpforte in's Freie trat, um den jungen Frühling zu begrüßen. Nach einem warmen Regen breitete ſich über der Haide eine grüne Sammtdecke, kleine Schmetterlinge waren aus den Gehäuſen geſchlüpft, die Fröſche begannen ihre Chorgeſänge und die Krähen flogen aus der Stadt zum Kieferwalde. In einer Senkung des Bodens lag ein Weiher, welcher von Buſchwerk und lichtem Gehölz eingefaßt war; dort hüpften und ſangen die Vögel hinter dem dünnen Flor der jungen Blätter. „Sie ſind da," ſagte Georg herzlich, „ſeid tauſendmal gegrüßt." Der Kukuk rief. „Es iſt der erſte Ruf," er fühlte in die Taſche. „Im Beutel iſt etwas Geld, wenn auch wenig. Kukuk van Heven, wie lange ſoll Jungfer Anna leben?" Da antwortete der ſtolze Vogel nur einmal und nicht wieder, und Georg ſah erſchrocken auf die Geliebte; als aber Anna für Georg dieſelbe Frage that, da gerieth der Kukuk in Eifer und wollte mit ſeinem Ruf kein Ende finden und Anna lachte ihren Hausherrn an. Georg aber ſagte ärgerlich: „Der Gauch iſt ein unholder Vogel und ich habe ihn nie gemocht, denn er ſitzt unter den andern wie ein Pfaffe und weiß nichts zu ſchreien als „thu Buß';" viel lieber höre ich auf die Nachtigall, denn ſie ſingt unabläſſig:

luſtig, ihr lieben Leut', ach, wie iſt es ſchön in dieſer Welt." Da merkte Anna, wie Georg im Stillen dachte und ſenkte das Haupt.

Ihr war es nicht zu verdenken, wenn ſie ſich in der unſicheren Wildniß, unter den rohen Leuten, feſt an die Lehren des Buches hielt, welches jetzt ihr einziger Halt und Troſt war. Täglich las ſie in der Einſamkeit und grübelte darüber; dabei fiel ihr Vieles ein, was ſie in alter Zeit verſehen hatte, ſie wurde ſtrenger in ihrem Urtheil gegen ſich ſelbſt, und betrübte ſich immer mehr über die Sünde, die ſie an Andern ſah. Oft erwog ſie kummervoll ihr Bündniß, dem noch der Segen des Prieſters fehlte. Auch mit Georg war ſie zuweilen unzufrieden. Sie fand ganz recht, daß er ſich ſeines neuen Amtes kräftig annahm. Aber wie einem Fähnrich gebührte, lebte er auch ſorglos mit ſeinen Genoſſen, und ihr that weh, wenn ſie aus dem Thurmzimmer ſein lautes Lachen im Hofe hörte und daß er mit den Ungeſchlachten in derben Scherzreden verkehrte. Vollends am Abend, wo die Anführer im Trinkgelage zuſammenſaßen, fehlte Georg ungern. Er wußte wohl, weshalb er nicht mit Anna allein zu Hauſe blieb. Sie aber hörte von ihrem einſamen Sitz den Lärm der Zecher, ſie unterſchied zuweilen in dem Geſang der vollen Brüder die Stimme ihres Herrn, und lauſchte ängſtlich auf ſeinen ſchweren Tritt, wenn er ſpät nach Hauſe kam. Als er einſt am Morgen mit ſchmerzendem Haupte am Herde ſaß und ſie ihm zu ſagen wagte: „ſchont euch, lieber Junker, mir thut es bitterlich leid, wenn ihr euch mit den Andern gemein macht,“ da vernahm ſie die Gegenrede: „ihr ſelbſt wollt es nicht anders, Jungfer Anna,“ daß ihr die Thränen aus den Augen brachen und ſie ſtill hinaus ging.

So legte ſich ganz allmählich graue Aſche über die Gluth einer Leidenſchaft, welcher die helle Flamme verſagt war. Georg betrat ſeinem Verſprechen getreu niemals den Oberſtock des Thurmes und die Leiter wurde am Abend immer zeitiger heraufgezogen. Auch bei Tage, wenn Beide einmal draußen vom Schloßwall auf die grünende Landſchaft ſchauten, ſaßen ſie von einander getrennt, ſie hier, er dort; ſo daß ſogar Wuz, welcher vorbeiging, erkannte, daß etwas nicht richtig war und zu Georg ſagte: „warum ſitzt die Fähnrichin allein? wenn zwei zuſammengehören, ſo gehören ſie zuſammen.“ Dieſem Rath, welcher viel mehr Weisheit enthielt als Wuz ahnte, ſtimmte Georg trübe zu. Doch er blieb ſitzen und Anna kam nicht zu ihm.

Beide wußten nicht, wie ſie mit einander daran waren. Georg fühlte ein unabläſſiges Weh, weil er ſah, daß Anna's Augen die Spuren geheimer Thränen zeigten, und er dachte: ſie wird täglich unglücklicher in dem wilden Leben, und das Opfer, welches ihr zugemuthet wird, hier mit mir hauszuhalten, iſt für ihr feines und ſauberes Weſen zu groß. Aber er kannte nicht ihr ganzes Leiden. Ach, Georg wurde ihr immer lieber. Er kam ihr ſchöner vor als je, und immer wieder flogen ihre Gedanken den Augenblicken zu, wo er ſie an ſeinem Herzen gehalten, und wo ſie ſeine Küſſe gefühlt. Wenn ſie des Abends allein ſaß, dann löſte ſie, was ſie in ſeiner Gegenwart zu thun verweigerte, ihre braunen Flechten und legte ſie an die Wange, weil ihm das ſo gefiel. Oft dachte ſie, daß er einſt in der Schule ganz außer ſich geweſen war, als die Rathsbotin ihr im Scherz einen Blumenkranz in das Haar geſetzt hatte, und gar zu gern hätte ſie wieder ſeine Worte gehört: „wie ſteht euch das gut, liebe Jungfer Anna.“ Da ſie allein nach dem Teiche ging, pflückte ſie den Schooß voll Blumen und wand haſtig für ſich einen Kranz; aber als er fertig war, fehlte ihr der Muth ihn aufzuſetzen. Sie trug ihn zu der Stelle, an der Georg geſtanden hatte, als der Kukuk zum erſtenmal rief, und legte ihn dort auf den Grund, wie vor ſeine Füße.

An einem Morgen trat ſie in die Thurmthür und ſah dem Hauptmann zu, welcher unter die Knechte Brotkorn vertheilte; da verkündete der Ruf vom Thore die Ankunft fremder Reiter. Als weiße Ordensmäntel in den Schloßhof ſprengten, flüchtete ſie erſchrocken in ihr Gemach und ſpähte durch die Fenſteröffnung nach den widerwärtigen Gäſten. Sie erkannte den Pfleger und neben dieſem einen kleinen Mann in bürgerlicher Tracht, und ſah erſtaunt, daß Georg dem Kleinen vom Pferde half und um den Hals fiel. Der Pfleger, welcher ſeit jenem Angſttage das Lager des Fähnleins gemieden hatte, wandte ſich ſogleich zu Georg und begann mit umwölkter Miene, der man den Zwang wohl anſah: „Habe ich euch bei der erſten Begegnung rauhen Willkommen geboten, Fähnrich, ſo bringe ich euch dafür heut einen Gruß ſeiner fürſtlichen Gnaden und dieſen Boten aus eurer Heimath.“ Und Bernd Guſek, der Gehülfe des Vaters, ſchüttelte Georgs Hand und ſchalt ernſthaft: „ihr habt uns mehr Kummer gemacht, als ihr verantworten könnt.“ Georg führte den treuen Mann zur Seite: „Was hat der Vater auf meinen Brief geſagt?“

„Einen Brief hat er niemals erhalten. Zuerſt kam Botſchaft von dem Elbinger, daß ſein Schiff geplündert ſei und ihr mit andern Reiſenden weggeführt, und euer Vater ängſtigte ſich, weil er euch von den Helfern des Pietrowski aufgefangen glaubte. Dieſer liegt noch mit einem Loch im Kopfe bei den Mönchen. Dann brachte der Buchführer Hannus ein Gerücht nach der Stadt, und ſo troſtlos war die Kunde daß euer Vater in Zorn und Kummer mich ausſandte, euch aufzuſuchen. Bevor ich zu euch drang, mußte ich nach Königsberg zum Hochmeiſter, denn in eurer Nähe fand ich üblen Willen, und ich wollte aus gutem Grunde nicht ohne Geleit unter dies ungeſchickte Volk kommen.“

„Erzählt mir vom Vater,“ bat Georg.

„Er iſt finſterer und ſtiller als er war, aber er trägt ſich mit großen Gedanken. Euer Lachen thäte dem Hauſe gut. Ich denke, wir müſſen euch nach Thorn zurückbringen, im Guten oder Böſen.“ Er lächelte geheimnißvoll.

„Ich weiß, der Vater iſt verwandelt, ſeit der Hochmeiſter bei uns in Herberge lag.“

Bernd ſah ihn ſchlau an. „Wißt ihr das nicht durch euren Vater, ſo kann auch ich nichts darüber ſagen. Ich bin nur hier, um euch ſeinen Befehl auszurichten, daß ihr euch ſchleunig von dieſer Bande löſen ſollt,“ und leiſer ſetzte er hinzu: „ich trage bei mir, was ihr dazu braucht.“

„Sagt dem Vater, Bernd, ich bin als Fähnrich durch ſchweren Treueid an die Fahne gebunden; und wie die Männer auch ſein mögen, denen ich die Fahne trage, daß ich eidbrüchig werde, wird mein Vater nicht verlangen.“

„Darum eben ſollt ihr ihnen Geld geben, damit ſie euch freiwillig vom Eide löſen.“

„Ihr kennt die Ordnung der Bruderſchaft nicht. Noch ſind es faſt vierhundert Mann, welche an meinem Leib und Leben ein Recht haben; nur wenn das Fähnlein vom Hochmeiſter abgelohnt wird, bin ich wieder frei, und dazu vermag ich nicht zu helfen.“

„Wie behauptet ihr euch in dem Haufen?“ frug Bernd nachdenklich, „folgen ſie eurem Rath?“

„Der Hauptmann und die Führer haben Zutrauen zu mir.“

„Ihr habt mich noch nicht nach Thorn gefragt,“ fuhr der Andre fort. „Wiſſet, daß bei uns der Unfriede groß geworden iſt. Vielleicht denkt Mancher: ſchade, daß Junker Georg mit ſeinen Knechten ſo weit von der Stadtgrenze ſteht.“ Beide ſahen einander bedeutſam an. „Doch nicht dahin geht mein Auftrag, ſondern euch zu mahnen und euch euer Löſegeld im Geheimen zu übergeben.“

„Ich aber habe eine andere Bitte an euch, mein alter Geſelle. Helft mir den Magiſter mit dem Gelde löſen.“

„Verlangt das nicht von mir,“ antwortete Bernd ernſthaft. „Euch ſoll ich das Geld übergeben und Niemand Anderem; wie ihr es verwendet, ob nach des Vaters Willen oder wider ſeiner Meinung, das iſt eure Sache. Zwiſchen Vater und Sohn ſetze ich mich nicht.“

„Dann alſo folgt mir in den Thurm, damit ich euch zur Fähnrichin führe; erzählt ihr Freundliches von unſerer Stadt.“

„Ungern folge ich euch,“ ſagte Bernd zögernd, „denn es wird Niemandem etwas nützen. Doch da ihr mich ſo traurig anblickt, merke ich, daß ich's euch nicht weigern darf.“

Die Männer traten in den Thurm, Georg ſchloß die Thür und der Bote entledigte ſich ſeines Geldes, welches Georg ſorglich verbarg. Dann rief er Anna herab. Befangen trat ſie dem Thorner gegenüber und holte, um den Gaſt zu ehren, nach der erſten Begrüßung herzu, was der Haushalt darbot. Bernd ſah ſich bekümmert in dem Thurme um, und da er ein gutherziger Mann war, hütete er ſich, Beiden das Herz ſchwerer zu machen. Aber bald erhob er ſich, weil der Geleitsmann warte, um ihn nach dem Ordenshauſe zurückzubringen. Als er von Anna freundlichen Abſchied genommen hatte, und mit Georg im Hofe ſtand, frug er prüfend: „wollt ihr ſie in dieſem Thurme bewahren, bis ihr ſelbſt frei werdet?“

Da antwortete Georg mit tiefem Ernſt: „ich danke euch, Bernd, und ich danke meinem lieben Vater, daß mir ſeit heut möglich wird, beſſer für das Wohl meines Weibes zu ſorgen."

„Ich komme wohl wieder," ſagte der Gehülfe ihm vom Pferde die Hand ſchüttelnd, „und ich wiederhole euch meine Mahnung, die Handlung fordert ſich ihren Erben."

Als der Bürger die Stadt verlaſſen hatte, ſuchte Georg den Hauptmann auf und hatte mit dieſem eine lange Unterredung, dann kehrte er zu ſeinem Weibe in den Thurm zurück.

Anna ſaß ſinnend am Herde, das Feuer flackerte, das Holz kniſterte, an den Wänden fuhren unruhig rothe Lichter und Schatten dahin und kleine Funkengarben ſprühten aus der Flamme. Der Beſuch eines Bürgers mit ſtädtiſcher Sitte erinnerte Anna ſchmerzlich an das frühere Leben, von dem ſie wie durch einen Abgrund geſchieden war, ſie bedachte alle Worte und Mienen des freundlichen Mannes, und ihr fiel ſchwer auf das Herz, daß er den ſtolzen Vater ihres Gatten gar nicht erwähnt hatte. Da trat Georg ſchnell ein, holte von ſeinem Lager den Schatz, welchen ihm Bernd zurückgelaſſen, und den Beutel vor Anna auf den Herd ſetzend, ſagte er: „er brachte das Löſegeld."

„Ihr werdet frei?" ſchrie Anna aufſpringend.

„Nicht ich," antwortete Georg, „aber euer Vater und ihr. Morgen reitet Hans unter die Polen, den Herrn Magiſter zu löſen."

Anna umſchloß mit ihren Händen den Arm des Gatten, aber indem ſie ihn anſah, erkannte ſie den tiefen Ernſt in ſeinem entſchloſſenen Angeſicht und ſank, den Blick unverwandt auf ihn geheftet, in den Stuhl zurück. „Morgen kommt der Vater,“ fuhr Georg fort, „ich hoffe, es bleibt genug von dem Gelde übrig, daß er mit euch längere Zeit in größerer Sicherheit leben kann unter ſeßhaften Leuten. Die Stadt Elbing liegt in mäßiger Entfernung, und er ſagte mir einſt, daß er dort gute Kundſchaft habe.“

„Ihr wollt mich von euch fortſchicken,“ rief Anna.

„Ich will nicht, liebe Jungfer Anna,“ antwortete Georg, vergebens bemüht, ſeine Bewegung zu beherrſchen; „aber ich erkenne mit jedem Tage deutlicher, daß ich es muß, damit mir das Liebſte, was ich auf Erden habe, nicht im Elend vergehe. Denn wenn ihr mir eure Thränen auch verbergt, ich fühle ſie doch heiß auf meiner Seele, und ich weiß, wie unglücklich ihr in dieſer Wildniß geworden ſeid.“ Anna ſaß unbeweglich, das Antlitz geröthet, und er fuhr nach langem Schweigen mit gebrochener Stimme fort: „Mich hält hier der Schwur, den ich abgelegt habe. Aber ich hoffe, das Fähnlein wird in Kurzem ausgezahlt, unterdeß behelfe ich mich; und an dem Tage, welcher mich frei macht, komme ich zu euch. Bis dahin will ich ſorgen, daß wir häufig von einander erfahren.“ Er wandte ſich ab, ſetzte ſich auf die Bank bei ſeinem Lager und kehrte das Geſicht dem Gitterfenſter zu. Anna erhob ſich, in fliegender Eile rückte ſie an den Töpfen, ſetzte ihm das

Schüßlein mit ſeinem Abendeſſen an die Ecke des Herdes und entfloh aus dem Gemach die Leiter hinauf. Als Georg ſich nach ihr umwandte, ſah er nur noch den Saum ihres Gewandes. Er ſaß allein, das Feuer ſeines Herdes ſtieg und ſank, es flackerte noch einmal, dann verging es in bläulichem Scheine. So heiß war die Flamme geweſen und ſo kurz das Licht und die Wärme, welche ſie gab. Schweigend, ohne Klage und ohne ein Wort des Troſtes, löſte ſich ſein Weib von ihm. In röthlicher Dämmerung lag das Gemach, bald kam die ſchwarze kalte Finſterniß; er ſchlug die Hände vor ſein Angeſicht und warf ſich auf das Lager. Draußen war es ſtill, von der Stadt her vernahm man verlorene Klänge eines Liedes, das ein Landsknecht ſang, und vom Waſſer her tönten die Rufe der Nachtvögel.

Da ſtieg etwas die Leiter herab, es glitt am Herde vorbei und neigte ſich über das Lager. Den Liegenden umſchlangen zwei weiche Arme, er fühlte den warmen Hauch an ſeiner Wange und vernahm die flehenden Worte: „ich komme zu dir. Du über Alles Geliebter, behalte mich bei dir.“

Stille draußen und im Thurme. Aber vom Weiher klang jetzt ſchmetternd wie Siegesruf Geſang der Nachtigallen.

## 9.

## Das Jahr der jungen Frau.

Als die Vermählten am nächſten Morgen in's Freie traten, war die ganze Welt um ſie gewandelt. Vom Himmel ſtrahlte die Sonne und warme Luft wehte ſie grüßend an. Die langen Stacheln der wilden Roſe am Wall, bisher das Kriegskleid der kahlen Zweige, waren durch unzählige Sträuße heller Blätter verdeckt, und draußen grünte und blühte Wieſe und Wald. Anna hielt die Hand des Gatten feſt und wollte ſie nicht mehr loslaſſen, und da Wuz herzu trat, lachte ſie den Zeugen ihres Gelübdes an und hielt ſich noch feſter an ihren Herrn, daß der Landsknecht etwas von der Seligkeit merkte und ihr zunickte: „das iſt recht." Sobald ſie auf das Feld kamen, fliegen die Lerchen von allen Seiten in die Luft und wohin Anna den Schritt wandte, jubelten ſie über ihrem Haupt. Wollte ja ein ſcheuer Vogel aus ihrem Wege fliegen, ſo ſang dieſem ſein Gefährte zu: 'die Federloſen fürchten wir nicht, ſie bauen am Neſte wie wir. Auch die brüllenden Landsknechte des Weihers, die Fröſche, ſahen ſchlau zu der jungen Frau empor, und ein alter Hauptmann dieſes Volkes rief mit ſeiner quarrenden Stimme ſo deutlich: „Querkopf,“ daß ſie die Meinung verſtand. An der Stelle, wo Beide neulich die erſten Boten des Frühlings gehört hatten, breitete Georg ſeinen Mantel aus, ſie lagerten unter dem jungen Laubdach und die trunkenen Augen flogen über das glitzernde Waſſer und den blühenden Grund. Das Weib lag an ſeiner Achſel und er lachte und ſang laut ſein altes Lied: „Der Kukuk hat ſich zu Tod gefallen in einer alten Weiden,“ und als er nach dem neuen Zeitvertreibe frug, hielt ihm Anna den Mund zu und ſang weiter, und ſie zog und trillerte übermüthig wie ein Vogel, ſchob ſich an ihm empor, faßte mit beiden Händen in ſeine Locken und küßte ihn, bis er rief: „Thöricht war Lips Eske, als er behauptete, Jungfer Anna ſei zu einer Nonne geboren.“

Da entſprang ſie, pflückte Blumen und grüne Zweige und wand zwei Kränze. „Für dich und mich,“ ſagte ſie ernſthaft, „es ſind unſere Brautkränze und heut Abend im Thurm trägſt du deinen und ich meinen. Ach, ihr habt lange Geduld mit mir gehabt, lieber Junker.“

„Kommt heut Abend der Vater,“ ſagte Georg, „ſo wird ihm der Feſtſchmuck recht ſein, denn er denkt daran, daß auch ſeine Römer Kränze aufſetzten, wenn ſie froh waren.“

„Der liebe Vater bleibt von jetzt als Gaſt bei uns,“

entſchied Anna, „ich ſchaffe ihm neben uns im Schloß eine Kammer. Der Hauptmann wird ſie mir nicht wehren."

Aber am Abend kehrte der Landsknecht ohne den Vater zurück und brachte auch das Geld wieder. Der Magiſter war von den Polen gegen Gelöbniß nach Danzig geſandt, um dort dem Kaſtellan in einem Geſchäft mit dem Rathe zu dienen. „Die Kammer richte ich dennoch morgen für ihn ein," ſagte die Tochter, „damit er bei uns jederzeit gutes Gemach findet."

„Ich aber laſſe morgen eine Treppe nach dem Oberſtock zimmern und verbrenne die feindſelige Leiter," rief Georg entſchloſſen.

„Das wird dem Hündlein Amor lieb ſein," antwortete Anna, „er hat mir ſeither Noth genug gemacht, denn er wollte jeden Abend zu euch herunter und ich mußte ein Tuch über ihn decken, damit ſein Winſeln den Herrn nicht ſtörte;" und ihre Wange an die ſeine legend, geſtand ſie ſchüchtern: „ich habe zuweilen das Tuch über uns Beide gedeckt, um uns feſtzuhalten."

Von dem Jahre, welches der weiſſagende Vogel den Liebenden vergönnt hatte, vollendete ſich ein Mond nach dem andern; gleich einer Mauer umſchloß ſie der dunkle Ring der Kieferwälder am Horizont, und nur ſelten und undeutlich drang Kunde von der Außenwelt zu ihnen. Aber in der Bruderſchaft verlorener Leute, welcher ſie angehörten, bewährten ſich Beide als gute Helfer. Georg beſſerte, wie der Hauptmann ihm zugetraut hatte, an der Zucht des Fähnleins, einigemal durch hohen Ernſt, den er gegen Miſſethäter bewies, immer durch ſein friſches Weſen und geſchickte Worte. Er beſtand darauf, daß das rohe Beuten abgeſchafft wurde, und regelmäßige Lieferung durch die geplagten Landleute eingeführt, und er gewöhnte den Hauptmann daran, auch den Einwohnern, wenn ſie einmal gröblich verletzt wurden, einiges Recht zu bewilligen. Sogar die Kanzlei des Hochmeiſters half zu größerer Ordnung, von vielem rückſtändigen Solde wurde etwas auf Abſchlag gezahlt, und Georg meinte, daß ſein Vater dabei die Hand im Spiele habe. Wer aber iſt das ſchöne Weib, welches ſo ſtolz und ſicher wie eine Herrin zwiſchen den ruchloſen Söhnen der Fremde einhergeht? Iſt es die ſcheue Anna, das Kind des Schulmeiſters? Höher ſcheint ihr Wuchs und gebietender ihr Auge, ihre Wangen färbt wieder ein mildes Roth, und wer in den feſten Zügen zu leſen verſteht, der kann die frohe Sicherheit, welche ein großes Glück verleiht, darin erkennen.

Mit der Hauptmännin ging ſie durch die Gaſſen der Stadt und antwortete gehalten auf Anreden der Großen und Kleinen; gerade vor ihr hatte ſich wildes Getümmel erhoben, trunkene Knechte zankten und ſchrieen nach Hülfe und Waffen. Die Hauptmännin hielt Anna zurück: „Peter Meſſert tobt in dem Haufen. Ich rathe euch nicht, weiter zu gehen.“ „Können wir auf anderem Wege zu der Dirne gelangen?“ frug Anna.

„Wir müſſen hier vorüber." „Dann gehen wir." Und ſie ſprach laut: „gebt Raum für die Frauen, ihr freien Knechte." Da traten die erſten zurück bis zu dem zornigen Peter, der mit ſeinem langen Degen um ſich fuchtelte. Anna ſtand ihm gegenüber: „laßt uns vorbei, Herr, wir gehen zu eurer Jutta."

„Geht zum Teufel, aber nicht über meine Schwelle," rief der Landsknecht.

„Wir würden euch mit dem unwillkommenen Beſuch verſchonen," ſagte Anna, „wenn ihr ſelbſt am Lager eures kranken Mädchens ſäßet, ſtatt hier auf der Gaſſe zu ſtreiten: denn die Arme gebraucht Hülfe, damit ihr ſie nicht verliert, und ſie hätte es wohl um euch verdient, daß ihr jetzt ein wenig um ſie ſorgt." Er ſah die Frau des Fähnrichs gehäſſig an und die Waffe zuckte in ſeiner Hand, aber er hob ſie nicht und Anna ſchritt vorüber. In der Wohnung des Landsknechts warf ſich die Kranke in Fieberhitze auf ihrem Lager. „Weicht von mir," rief ſie Anna zu, „denn ihr ſeid uns feindlich, und ihr bringt mir Unglück in's Haus."

„Sind die Männer Gegner, warum ſollen wir Frauen es ſein? Läge ich einſam auf dem Krankenlager, würde ich euch bitten, mir zu helfen."

„So geht, ihr Stolze, und holt meinem Herrn Bier in ſeinen Krug, denn wenn er nach Hauſe kommt und den Krug leer findet, ſchlägt er mich." Während die Frau des Hauptmanns die Aufgeregte beſchwichtigte und eine Arznei einflößte, füllte Anna den

Krug am Brunnen mit Waſſer und ſetzte ihn auf den Tiſch, dann holte ſie den kleinen Purzel aus der Ecke, welcher dort jämmerlich im Sude lag, ſetzte ſich, ſo daß die Mutter ihre Arbeit nicht ſah, wuſch und ſtrählte ihn und zog ihm ein reines Hemd und Röcklein an, die ſie mitgebracht hatte. Die Thüre ging auf und Peter drang herein, er ſah finſter und verächtlich nach den Frauen, warf ſich auf den Schemel und hob die Kanne. „Mord und Tod,“ fluchte er, „wer hat den Gänſetrank eingegoſſen?“

„Ich,“ antwortete Anna ruhig an dem Knaben beſchäftigt. Er ſchüttete das Waſſer auf den Boden. „Wie könnt ihr wagen, an dem Kinde zu hantieren, es geht euch nichts an,“ rief er ſtreitluſtig.

„Die Mutter kann ihn nicht wahrnehmen und ihr wollt es nicht. In ihren geſunden Tagen hielt die Jutta darauf, daß der Knabe ſäuberlich einherging. Die Leute ſollen nicht über euren Sohn die Achſel zucken.“

„Ich aber leide nicht, daß das Kind trägt, was aus euren Händen kommt; und ſoll ich euch Gutes rathen, ſo nehmt eure Lappen mit euch und weicht aus meinem Hauſe.“

„Er kann doch nicht nackend gehen,“ wandte Anna ein, knüpfte dem ſchweigenden Purzel das Jäckchen zu und küßte ihn auf die Stirn. „Iſt's euch widerwärtig, daß der Kleine die Kleider behält, ſo laßt ſie ihn wenigſtens tragen, bis ſeine Mutter wieder bei Kräften iſt, dann mögt ihr den Kram wegthun. Und ich ſage euch, Herr, die Hauptmännin und ich laſſen uns nicht durch euren Trotz abweiſen, wir kommen jeden Tag um nach eurer Kranken zu ſehen; gefällt's euch nicht, mit uns zuſammen zu ſein, ſo erlaubt uns die Stube, wenn ihr nicht daheim ſeid. Und ich bitte euch, werbt eine Wärterin aus dem Troß, oder laßt uns das thun, denn ihr Männer bleibt ungeduldige Pfleger.“ Als ſie ſich erhob und mit der Alten das Zimmer verließ, ſaß Peter auf ſeinem Schemel und antwortete dem Gruße nicht. Draußen ſagte die Frau des Hauptmanns: „niemals hätte ich gedacht, daß die ſchüchterne Taube zu einer ſo dreiſten Krähe werden könnte. Ihr ſeid gemacht, den Befehl über ein Fähnlein zu führen.“ Anna aber ſah ſie verwundert an.

Als Jutta geneſen war, lag des Morgens früh ein Bündel auf der Thurmſchwelle. Anna löſte die Schnur und fand das Wamms des kleinen Landsknechts darin, und dabei einen Rock, der ihr ſelbſt bei der Plünderung geraubt war.

Der Hochſommer kam; über dem dunklen Kranz der Wälder wölbte ſich der blaue lichtvolle Himmel wie eine Halbkugel von blauem Glaſe; unten in der Mitte des großen Glasberges ſtand der Thurm, in welchen die jungen Gatten gezaubert waren, und oben ſtieg die liebe Sonne täglich auf und ab und warf ihre heißen Strahlen auf den Boden des umſchloſſenen Raumes. Dort blühte das Haidekraut und deckte die wilde Landſchaft mit röthlichen Farben und über dem Blüthenmeer wallte und zitterte die heiße Luft. An einer

Stelle, wo Wald und Haide zuſammenſtießen, hob ſich ein kleiner runder Hügel, der einſt als Grabmal eines alten Preußen oder Gothen geſchichtet war; auf ihm ſtanden Eibenbäume, zwiſchen denen die Zeidler, die den wilden Honig ſammelten, eine kunſtloſe Hütte errichtet hatten, an der Sonnenſeite offen und gerade groß genug, um wenigen Wanderern kurzes Obdach zu geben. Dort pflegte Georg zu raſten, wenn er einmal die Fahne dem getreuen Wuz anvertraute und mit der Armbruſt dem Wilde nachging, um ſeiner Hausfrau die Küche zu beſſern. Heut hatte ihn Anna begleitet, die Jagdbeute lag bei den Waffen und Beide harrten im Haidekraut gelagert auf den Niedergang der Sonne und die kühle Abendluft. Es war ein wonniges Lager, über den rothen Büſcheln flatterten die Schmetterlinge, die Bienen trugen den Seim zu ihrem Baume; die Wachtel ſchlug, Feldhühner ſchwirrten in langen Ketten und hoch oben am blauen Gewölbe zog der Adler ſeine Kreiſe. Da kam eine große Hummel an die ſitzende Frau, umkreiſte ſie unabläſſig und brummte mit ſchwerem Fluge an ihrem Haupt. Georg wollte die Läſtige fortſcheuchen, aber Anna hielt ihm den Arm: „Sieh, wie ſchön ſie iſt, ſie trägt ſtahlblaue Panzerringe um ihren Leib, und ſchwer wird ihr der Flug, denn ſie birgt unter ihrer Rüſtung den ſüßen Honig. Ich verſtehe wohl, Gevatterin, was du mir ſummend verkündeſt. Willſt du es wiſſen, Georg? O komm näher zu mir, wenn ich an deinem Herzen liege, getraue ich mich dir's zu ſagen.“ Und ſie ſprach leiſe zu ihm nur wenige Worte, aber ſein Geſicht erglühte in freudigem Schrecken, und wie ſie da ſaß mit ſtolzem Lächeln, kniete er vor ihr nieder, bedeckte ihr die Hände mit Küſſen und küßte das Gewand ihres Leibes. Dann hielt er ſie in ſeinen Armen und ſie ſaßen an einander gelehnt, während ſich der Abendhimmel röthete und von wolkenloſer Höhe ein ferner Donner klang.

Wieder vergingen Wochen, die dürftige Halmfrucht in der Nähe der Stadt war eingebracht mit Hülfe der Knechte, welche den beſten Theil ſelbſt zu genießen dachten. Ueber die Stoppeln zogen die kleinen Spinnen ihr ſilbergraues Geſpinſt und die Thautropfen glänzten als flüſſige Edelſteine darauf. Die Blätter der Birke und Ebereſche färbten ſich mit Gelb und Purpur, dem letzten Feſtſchmuck zur Ehre des ſcheidenden Sommers. Anna ſtand mit dem Gemahl an der Stelle des Weihers, welche Beide wohl kannten, und begann mit trübem Lächeln: „deine Nachtigallen ſind fortgeflogen,“ und als er antwortete: „nein, eine, die ich liebe, bleibt treu bei mir,“ wandte ſie ſich ab und frug: „wie lange noch? Ein Jahr geſtattet der Kukuk für mein Glück, und die Hälfte iſt vorüber.“ Georg erſchrak, daß ſie noch an die vorlaute Frage aus dem Frühjahr dachte, und bog ihr Haupt dem ſeinen zu, da ſah er, wie die Thränen aus ihren Augen rannen. „Selig war die Zeit und wie ein Engel ſorgte mein Junker für mich, o Georg, wie iſt das Leben ſchön und wie traurig iſt es, von dem Liebſten zu ſcheiden.“ Er hielt die Schwermüthige ſtill an ſeinem Herzen. Auch er dachte daran, wie hart der Winter für ſein liebes Weib werden müſſe und wie gefährdet ihre Zukunft ſei. Noch Anderes bedrängte ihn. Sein Vater ſelbſt hatte ihm niemals geſchrieben, nur von Bernds Hand war ein Befehl an ihn gekommen, daß er bei der Fahne bleiben möge; von Anna aber ſtand nichts in dem Briefe.

Kürzer wurden die Tage und rauher das nächtliche Dunkel; der Herbſtſturm fuhr wild um die Mauern des Thurmes, er drehte die Wetterfahne am Schloſſe, daß ſie ächzte, und polterte wie ein unſeliger Geiſt an den Thüren und Fenſterläden. Da ſorgten die Menſchen um die nahe Winterzeit, auch Georg ſammelte als Hauswirth Vorräthe und half ſelbſt die Holzſcheite um den Thurm zu einem Wall häufen, damit in dem Ofen, den die Kunſt des Töpfers für ſein Weib hergeſtellt hatte, die Wärme nicht fehle. Doch die Knechte dachten am liebſten darauf, den Gewinn des Sommers luſtig zu verwenden, viele Tönnlein Bier wurden gewälzt, um die Feuerſtätten dufteten die Braten, und in lärmender Geſellſchaft verzehrten ſie ſorglos, was kluger Bedacht des Erwerbenden auf den ganzen Winter vertheilt. Auch im Schloßhofe war jetzt täglich reges Leben und Geſchrei. Und oft ſchritt Anna durch gedrängte Haufen. Aber Männer und Weiber gaben ihr ehrerbietig Raum wo ſie ging, die Augen der Frauen ruhten mit Theilnahme auf ihr, ſogar die derbe Jutta unterbrach das Gezänk mit einer andern Dirne und ſchwieg, bis Anna vorüber war; die Kinder des Troſſes ſtanden verſchüchtert zur Seite und wagten nicht mehr ſich an ihre Arme zu hängen wie ehedem, auch die Männer, welche ſonſt das ſchöne Weib mit dreiſtem Blick betrachtet hatten, wandten jetzt unwillkürlich die Augen ab, als ob ihnen nicht gezieme eine Geweihte anzuſtarren. Und kam ſie langſam mit ſchwerem Tritt die Stufen hinauf in das Thurmgemach, dann rückte Georg ihr den Stuhl zurecht und legte das Federkiſſen herein, welches die Hauptmännin in mütterlichem Wohlwollen herzugetragen hatte. So ſaß ſie eines Tages und hörte zu, wie Georg ihr lachend ſagte: „Henner, die raſtloſe Dohle, welche nur auf Augenblicke herzufliegt, ritt heut ein und frug ernſthaft, wie es dir gehe.“ Und ſie antwortete: „ſage ihm nur, ich bin bei dir.“

Da öffnete ſich ſchnell die Thurmthür und der Magiſter trat herein. Mit einem Freudenſchrei erhob ſich Anna und ging dem Vater entgegen. Dieſen aber übermannte die Bewegung, als er die Tochter ſah, denn ſie war anders, als er ſie immer in ſeinen Gedanken geſchaut hatte. Er ſetzte ſich ſogleich auf einen Schemel an der Thür und bedeckte die Augen mit der Hand. Doch nicht lange, ſo fuhr er empor, faßte Georg um den Leib und rief: „ich habe Unrecht, mein Sohn, ſie gehört jetzt dir,“ und darauf erſt begrüßte er gerührt ſein liebes Kind. Anna ſaß zwiſchen dem Vater und dem Gemahl, jeder hielt eine Hand, Beide ſprangen auf, ſo oft ſie meinten, daß ihr etwas zu bringen ſei, und der Magiſter lief ungeſchickt um den Herd herum und trug das Kiſſen des Hündleins ſtatt der Fußdank. Als Anna inmitten der Beiden ausruhte, welche ihr die Liebſten auf der Erde waren, und wieder das Lachen und die lateiniſchen Reden des Vaters hörte, ſagte ſie in inniger Freude: „heut bin ich glücklich.“

„Ach du armes Kind,“ antwortete der Magiſter und ſuchte vergebens nach ſeinem Sacktuch, „euer Schickſal iſt ganz ohne Beiſpiel, und ich weiß Niemanden, mit dem ich dich vergleichen könnte, es müßte denn die deutſche Fürſtin Thusnelda ſein.“

„Dieſe aber, Herr Vater, wurde von ihrem Hausherrn getrennt.“

„Richtig,“ verſetzte der Magiſter, „dies ſtimmt nicht, aber Anderes ſtimmt.“ Und er ſprang wieder auf und trug ihr das flackernde Licht aus den Augen. Bald jedoch war er fröhlich dabei, von den eigenen Abenteuern zu erzählen und lobte den Pan Stibor ſehr: „zuletzt hat er mich ohne Löſegeld entlaſſen, nachdem ich ihm beim Danziger Rathe die Auszahlung eines Erbtheils durchgeſetzt, und ich bin völlig frei. Freier als ihr, arme Kinder. Doch dies iſt ein Jahr der Gefangenſchaft: nicht nur uns erging es ſo, auch ein Größerer, der unſer Aller Hoffnung war, ſitzt der Menſchheit entzogen in Haft. Die Danziger glaubten ihn in dem Kerker ſeiner Feinde, aber jüngſt iſt Botſchaft gekommen, daß er irgendwo verborgen lebt. Und da es ihm beſſer ergangen iſt, als wir wähnten, ſo hoffe ich jetzt auch für euch Günſtiges.“

„Und ihr bleibt bei uns, Herr Vater,“ bat Anna, „ſeit dem Frühling ſteht euer Gemach bereit.“

„Natürlich bleibe ich,“ rief der Magiſter, „ich darf doch meinem lieben Kinde die Ruhe nicht mitnehmen. Aber nur bis morgen, denn hier herrſcht, wie ich merke, das Geräuſch des Lagers, und die Muſen haben nicht viel Förderung zu erwarten. Es iſt Alles bedacht, ich finde Unterkunft in der anſehnlichen Stadt Elbing, und wenn ihr mich einmal begehrt, ſo kann ich jetzt wo der Verkehr wieder eröffnet iſt, leicht zu euch dringen.“

Trotz aller Bitten blieb der Magiſter feſt, und er ſagte beim Abſchiede in ſeiner ehrlichen Weiſe den wahren Grund nicht der Tochter, aber ſeinem Schüler Regulus: „Auch die Kinder müſſen zuweilen Nachſicht mit den Eltern üben. Du haſt dir den Ring, den ich an meinem Finger trug, redlich verdient, ich lobe dich und ich ſegne dich; aber den Alten vexirt's, daß ſein Kind nicht mehr ihm gehört, und er braucht Zeit, um das zu überwinden.“

Der harte Winter war gekommen. Das Himmelsdach umſchloß ſchwarzgrau, wie ein ungeheures Kerkergewölbe, die Haide, den Thurm und die beiden Gatten, nur am Morgen und Abend vermochte man an einem feurigen Scheine den Ort zu erkennen, in welchem die Winterſonne auf und niederſtieg. Ueber der weiten Ebene laſtete tiefer Schnee, er glich nicht dem weißen Tuch, welches zum Schutz des ſchlummernden Lebens gebreitet iſt; wie ein brandendes Meer war er von dem Sturmwind aus den Steppen des Oſtens herangetrieben; langgeſtreckte Schneewellen hoben ſich, ſo weit das Auge reichte, eine hinter der andern, und wie Waſſerſchaum der Wellen ſtoben weiße Wolken über dem Kamm der Schneehügel in die Luft, ſanken in d[illegible] Schneethäler, die der Wind eben erſt gefegt, und erhoben neue Berge über den Grund. Hinter dem weißen Schneemeer aber ragte der ſchwarze Ring des Kieferwaldes, auf welchen die Wolkendecke gemauert ſchien. Bei Tage kein Ton in der Luft als das Heulen des Windes, der Schrei eines Raubvogels und das Gekrächz eines Krähenſchwarmes, welcher frohlockend der Stelle zuflog, wo ein Wild in den Schneehügeln verendet war. Auf wenige Stunden des dämmrigen Tageslichts folgte eine lange bange Nacht, ſchwarz und ſternlos, dann verſtummten auch Adler und Krähen, nur die Wölfe heulten, und in dem fahlen Licht, welches die untergehende Sonne über den Schnee ſandte, ſah man die Heerde der Hungrigen um die Mauern trotten, hinter denen die Menſchen ſich bargen. Dann läutete noch einmal die kleine Glocke der Stadt, zitternd und wehklagend war der Laut, ein Hülferuf gegen die Gewalten der Nacht, bis er unkräftig in wirbelndem Schnee und ſauſendem Wind verhallte; das Dach des Himmels wurde kohlſchwarz, und die Erde begann geſpenſtig zu leuchten, ein matter bläulicher Schimmer glomm von dem Schnee herauf gegen die Finſterniß der Luft, und eiſige Kälte, der Todfeind des Lebens, fraß ſich in das Holz der Bäume, bis der Kern zerſprang, ſie drang durch die Mauern und machte die Menſchen beben, auch wenn ſie ſich mit dichtem Pelz geſchützt hatten.

Einſam und preisgegeben dem Zorn des Winters ſtand das Lager der Landsknechte zwiſchen den Schneebergen, ſelbſt der Mauergraben war zugeweht und durch die flache Rinne zogen ſich lange weiße Bänder der Windwehen bis zu den Zinnen herauf. Innerhalb der Mauern drängten ſich die Menſchen zuſammen, wo eine Feuerſtätte war oder ein Ofen und die Knechte haderten und ſchlugen ſich um den wärmſten Platz; jeden Tag liefen Weiber und Kinder mit den Aexten, ſie ſcheuten die Mühe und fürchteten die Gefahr, Brennholz durch den tiefen Schnee aus dem Walde zu ſchleifen. Die Balken der geworfenen Scheuern waren längſt verbrannt, jetzt zerhieben rothgeſchwollene Hände den Dachſtuhl, die Thüren und Fenſter der leeren Stadthäuſer, ja ſogar das Gebälk der Wohnungen, in denen die Knechte ſelbſt herbergten, ſo daß der Schnee in das Innere wehte und durch die erwärmten Decken tropfte. Mehr als einmal krachte ein Haus zuſammen und mit Mühe entrannen die Bewohner dem Verderben, dennoch wurden die Sorgloſen nicht vorſichtiger, ſcharrten nach kurzem Geſchrei ihre Habſeligkeiten aus den Trümmern und drängten ſich in eine andere Wohnung; bis der Hauptmann einen Rath der alten Knechte berief und durch dieſen ein Verbot ergehen ließ. Hans ſelbſt mußte, obgleich ihm der kalte Winter den Fuß gelähmt hatte, ſchwerfällig mit ſeinem Stock durch die Straßen ſchreiten und das Geſindlein züchtigen, das er über verbotenem Holzſchlage traf.

Draußen aber in der Wildniß glitt ein Schlitten die

Schneehügel abwärts und wieder hinauf. Um den einſamen Fahrer Finſterniß und Oede, hinter ihm das Geheul des Sturmes und das Bellen der jagenden Wölfe; ungeduldig peitſchte er die müden Pferde und richtete ſich auf, um in der Ferne den Lichtfunken zu erkennen, der aus dem Thurmzimmer blinkte und zu dem ihn Sehnſucht und heiße Angſt zogen. Es war Georg, der im Auftrage des Hauptmanns zu den Knechten auf das Dorf geſchickt war, um ernſte Händel mit den Polen zu vergleichen. Ungern war er ausgefahren, denn ſein liebes Weib war erkrankt. Doch ſie ſelbſt hatte ihn lächelnd fortgetrieben mit gutem Troſt. Den ganzen Tag hindurch verweilte er bei den Zänkern, jetzt ſchnürte dem Heimkehrenden die Angſt das Herz zuſammen, wie er ſein Weib wiederfinden werde. Er ſah das Licht, er unterſchied die Umriſſe des ſchwarzen Thurmes und jagte in den Schloßhof mit heißen Wangen.

Aber als er in den Thurm trat, vernahm er den Schrei einer Stimme, die bis dahin noch niemals in den Wänden des Thurmes erklungen war: er ſprang die Treppe hinauf, ſein Weib ruhte auf dem Lager und die Hauptmännin hielt ihm einen nackten Knaben entgegen. Es war ſein neugeborner Sohn. Da ſchlug er die Hände zuſammen und rief außer ſich: „Herr, mein Gott!“ Scheu und ehrfürchtig empfing er das Kind in ſeine Arme und ſank an dem Lager ſeines Weibes nieder. „Halte die Hand über ihn und mich und flehe zu unſerm Vater im Himmel, daß ich würdig werde, ſein Wunder zu bewahren.“

## 10.

## Auf der Haide.

Georg ſaß am Herde, hielt ſein Kind in den Händen und ſah unverwandt auf das kleine Geſicht. „Das erſte Lachen ſoll die Mutter ſehen,“ rief er freudig und legte den Knaben ſchnell in Anna's Arme.

„Wie ſoll es mit der Taufe werden, lieber Herr?“

„Sobald die Frau Fähnrich Gäſte vertragen kann.“

„Ich denke, wir laden die Gevattern,“ rieth Anna. „Zuerſt den Vater, dann die Hauptmännin —“

„Der dritte muß Henner ſein,“ fiel Georg ein, „denn wiſſe, als er neulich heranritt, dich zu grüßen, forderte er dies Amt als ſein Recht, weil wir doch von den Vätern her Landsleute wären, und er, wenn es mit rechten Dingen zuginge, der Oberherr unſeres Knaben; dabei kam er wieder mit ſeinem alten Unſinn.“

Anna nickte. „Die größte Sorge iſt in dieſer Wildniß der geiſtliche Herr. Doch die Taufe wird heilkräftig durch jeden Geweihten.“

„Dann alſo fahre ich mit dem Schlitten aus und ſuche einen Prieſter,“ beſchloß Georg.

Durch Henner ſelbſt wurden die Gatten dieſer Verlegenheit enthoben. An einem der nächſten Tage ſchallt die Stimme Henners im Hofe. Er hielt zu Pferde neben einem Bauernſchlitten, auf welchem unter Stroh und Decken ein hülfloſer Kranker lag. „Dies Ungeheuer fand ich beim nächſten Dorfe geduckt in einer alten Weide, und auf dem Wege zu erfrieren. Da gerade die Kirchglocke läutete und heut Sonntag iſt, that ich ein Uebriges und warf es einem vorüberfahrenden Bauern auf den Schlitten. Wollt ihr es wieder lebendig machen, ſo ſteht das bei euch. Jedenfalls ſchneide ich ihm ein Ohr ab, das habe ich allen Brüdern ſeiner Art zugeſchworen, denn es iſt ein Mönch.“

Georg beugte ſich über den Korb und erkannte erſtaunt die entſtellten Züge des Bruder Pancratius aus Thorn. Der Arme wurde in die Thurmſtube getragen und dort mit Mühe wieder zu Sinnen gebracht, ſo daß er ſeine Glieder regen und den Trank, welchen Anna ihm bot, einnehmen konnte. Unterdeß ſaß Henner dem Kranken, welcher die frühere Wohlhäbigkeit gänzlich verloren hatte, feindſelig gegenüber und enthielt ſich nicht, ihn zu höhnen: „Ich kenne dieſen Geſellen, er trug ſeine Kutte ſo ſtolz wie ein Freiherr und am Handgelenk einen Roſenkranz von rothen Korallen, den ihm ſicher ein frommes Beichtkind geſchenkt hatte, und er ſpielte mit dem Kreuze, das daran hing. Er hatte auch einen Biſamapfel von Silber in der Taſche, aus dem ein Wohlgeruch kam, und wenn der Apfel duftete und der Mönch die Augen verdrehte, dann fielen die

Weiblein nur ſo vor ſeine Füße. Wo blieb der Wohlgeruch, Böſewicht? du riechſt mir jetzt ſehr nach armen Leuten; und wo blieb der ſilberne Ohrlöffel, den du vordem in der Hand ſchwenkteſt?"

„Ich war in den Händen eurer Geſellen," ſeufzte der Mönch.

„Haben dieſe dir den Sack ausgefegt, ſo haben ſie ein gutes Werk gethan, hoffe deshalb bei mir nicht auf Erbarmen."

„Schweigt mit den wilden Worten, Junker, und ſchont den Unglücklichen," mahnte Anna unwillig.

„Ihr mögt gut reden. Ich aber habe eine alte Rechnung mit ſeinesgleichen. Denn ſie ſind Schuld, daß ich als armer Reiter im Stegreif traben muß, was mir bei meiner Wiege nicht geſungen wurde. Wißt, junge Frau, ich wuchs auf als Erbe eines alten Oheims, der guten Antheil an Burgen und Mühlen hatte. Da dieſer kränklich wurde, rieth ihm der Böſe, nach Thorn zu ziehen. Dort ſchlichen die Brüder dieſes Geſellen an ſein Lager und erboten ſich zu allem Guten unter dem Vorwande, daß ihre Regel ihnen die Pflicht auflege, Bedrängte aufzuſuchen. So niſteten ſie ſich in ſeinem Hauſe ein. Dazwiſchen klagten ſie viel über das Elend der Welt, über die große Noth ihrer Brüder, und ſie beſchrieben ihre Armuth, die ſie täglich ertrugen, und ihre ſtrenge Regel mit vielem Faſten und langem Chorſingen. Dann lobten ſie ihm die Privilegien und hohen Freiheiten ihres Ordens, die zahlloſen Meſſen, welche Jedem im Himmel gut geſchrieben werden, welcher dem

Orden Gutes thut, auch zählten ſie die frommen Brüderſchaften auf, an denen ſie nach dem Gebet des Papſtes Antheil haben und ſie rühmten ſich vieler frommer Kinder und Brüder, die ſo ſtreng gegen ſich ſelber leben, daß ſie gar wenig eſſen und trinken, und daß ihre Frömmigkeit im Himmel jedem Andern zu Gute kommt, der in die Bruderſchaft tritt. So verlockten ſie den kranken Mann, daß er ihrem Orden ſein Hab' und Gut übermachte, und ich ging nach ſeinem Tode leer aus. Ich hatte eine Jungfer von Herzen lieb; dem Erben hätte der ſtolze Vater ſie bewilligt, den armen Kalmäuſer wies er zum Thor hinaus. Dadurch bin ich geworden, was ich jetzt bin, ein Heimathloſer, der von heute auf morgen lebt." Er ſtützte ſich finſter auf den Tiſch.

„Ihr aber, Bruder," frug Georg, „was ſcheuchte euch in dieſer Jahreszeit aus dem Kloſter?"

„Seit dem Scheiterhaufen, der euch ſchädlich wurde, iſt von St. Nicolaus der Friede gewichen," klagte der Mönch. Die Bürger mögen uns nicht mehr leiden und kaum trauen wir uns auf die Straße, einige von uns ſind ganz ausgelaufen, und wir Uebrigen leben in Furcht. Mich ſandte der Prior nach Elbing; auf dem Wege wurden wir von Reitern überfallen, aus dem Schlitten geworfen und geplündert, die Räuber ließen mich nach harten Stößen laufen, doch in dem Schnee ſchwand mir die Kraft und ich war meiner letzten Stunde gewärtig." Henner lachte verächtlich.

Zu dieſem trat Anna, das ſchlummernde Kind in den Armen haltend, verneigte ſich und begann herzlich: „geſtrenger Junker, für meinen Hausherrn und für mich erbitte ich als werthe Gunſt, daß ihr es nicht verſchmäht, das Amt eines Gevatters bei unſerm Knaben zu übernehmen. Denn ich hoffe, der Prieſter iſt gefunden.“ Das umwölkte Geſicht Henners wurde freundlicher, er erhob ſich und nahm die Stelle mit geziemenden Worten an.

Anna aber blieb ſtehen und ſah flehend zu ihm auf. „Da wir wünſchen, daß Bruder Pancratius den Kleinen zum Chriſten weiht, ſo bitte ich, daß ihr der Gevatterſchaft zu Ehren den Bruder mit eurer Rache verſchont.“

„Ihr wollt mich fangen, junge Frau,“ verſetzte Henner zwiſchen Unwillen und Lachen. „Ich ſehe wohl, ich bin euch einen Gevatterdienſt ſchuldig; aber wenigſtens ein Ohrläppchen muß er hergeben.“

Doch auch dies wurde dem rauhen Geſellen in den nächſten Tagen abgehandelt. Auf die Einladung ſeiner Kinder kam der Magiſter unter ſicherem Geleit, er ſegnete gerührt den Enkel und nannte ihn einen Romulus, der, obgleich von Geburt ein Königsſohn, unter die Wölfe ausgeſetzt ſei. Und der Bruder, welcher ſich in guter Pflege wieder erholt hatte, vollzog die Taufe. Als dieſer am nächſten Tage mit neuem Lebensmuth unter dem Schutz eines ſicheren Knechtes wegziehen ſollte, nahm er von Anna wehmüthigen Abſchied. „Ich habe dem Bruder Gregorius vor dem Scheiterhaufen die Büchlein zugereicht, und jetzt danke ich euch Leben und Geſundheit! Vielleicht ſchaffen die Heiligen, daß ich euch wieder einen Dienſt erweiſe.“ Draußen aber winkte er Georg zur Seite und begann mit hohem Ernſt: „Nehmt als Dank für eure Gutherzigkeit eine Warnung: Euer Feind, der bisher krank im Kloſter lag, iſt endlich geneſen und iſt nach dieſer Gegend zu dem polniſchen Kaſtellan Pan Stiber aufgebrochen, um an euch ſeine Rache zu nehmen, denn damit hat er euch oft bedroht. Wiſſet, es iſt ein Anſchlag gemacht, entweder gegen euch allein oder auch gegen eure ganze Geſellſchaft. Denn da ich um die Pflege des Kranken zu ſorgen hatte, hörte ich etwas Weniges von den Reden des Polen mit Herrn Hutfeld Bürgermeiſter, welcher jetzt Burggraf werden ſoll, weil den alten Herrn Friedewald der Schlag getroffen hat. Die Beiden waren in Unruhe wegen eures Fähnleins und überlegten, ob es von den Unzufriedenen einmal in unſere Landſchaft geladen werden könnte. Darum traut dem Stillſtande nicht und wahret euch ſelbſt, euer liebes Weib und Kind vor eurem Todfeinde.“

Aufgeſchreckt durch die Nachricht, wollte Georg mehr erfahren, aber der Mönch verweigerte weitere Rede. „Das Andere iſt Geheimniß des Ordens, die Heiligen mögen mir verzeihen, wenn ich euch ſchon zu viel geſagt habe.“

Dieſe Warnung des Mönches erhielt noch an demſelben Tag von anderer Seite Beſtätigung.

Der Wächter verkündete Gäſte aus der Umgegend des Polenlagers. In den Schloßhof traten drei ausgewetterte Geſellen, über den geſchlitzten Landsknechtshoſen; deren bunte Farbe durch Wetter und Lager unſcheinbar geworden war, trugen ſie kurze Pelze, an den Beinen hohe Stiefeln, und jeder von ihnen führte eine der Landsknechtwaffen: Spieß, Hellebarde oder Feuerrohr, woraus Hans ſchon von weitem erkannte, daß ſie ſich nicht zufällig zuſammengefunden hatten, ſondern als Erwählte ihres Haufens gekommen waren. Er richtete ſich deshalb hoch auf und begrüßte ſie am Thore mit größerer Förmlichkeit als ſonſt Brauch war. „Seid willkommen, Hauptmann und gute Geſellen. Ob ihr einen Auftrag auszurichten habt oder nur als gute Nachbarn kommt, des letzten Zwiſtes ſoll nicht gedacht werden."

Da Hauptmann Heinzelmann, ein hagerer Alter mit ſchlauem Geſicht, vorſichtig erklärte, daß ſie im Auftrage kämen, ſo ließ Hans den Trommler anſchlagen, und die Führer und Doppelſöldner zum Rathe laden. Als der Kreis geſchloſſen war, begann der fremde Führer: „Nehmt unſere Botſchaft, ihr Landsleute, in Gutem auf, wie wir ſie bringen. Wir haben lange einander gegenüber gelegen ohne ſcharfen Gruß und haben uns als Nachbarn vertragen. Beide ſitzen wir geldlos mit Vertröſtung und dürfen fragen, wie weit wir den Herren, die uns geworben haben und nicht bezahlen, zu Dienſte ſein wollen, und wir haben gefunden, daß wir ihnen geringen Dienſt ſchuldig ſind um geringen Lohn." Er hielt an, die Knechte nickten ihre Beiſtimmung und Hans beſtätigte: „es iſt ſo, wie ihr ſagt. Ich hoffe, ihr habt uns treu gefunden und auch wir wollen heut nicht Urſache ſuchen, über euch zu klagen.“

Der fremde Redner billigte die Worte mit höflichem Lächeln und fuhr fort: „Dieſelbe Treue denken wir euch jetzt zu erweiſen, wo der Mond wechſelt und das Wetter ſich ändern will. Nämlich, uns iſt die Kunde zugegangen, daß Pan Stibor und ſeine Edelleute einen Wagen mit Geld heranfahren, und um gutes Geld eine Verſchärfung unſeres Gelübdes und unſerer Arbeit fordern werden. Ihr Plan geht, wie wir meinen, gegen euch und den Garten, den ihr beſetzt haltet. Da wir uns nun lieber mit euch vertragen, als gegen euch ſchlagen, ſo fragen wir euch im Guten und in treuer Geſinnung, ob ihr von dieſer Burg weichen wollt und uns das Land räumen, damit wir es ohne Blutvergießen behaupten. Ihr wißt, wir ſind im Vortheil, dennoch bieten wir euch mit eurer Habe, mit Weib und Kind, mit Karren und Pferden freien Abzug.“

Ein Geſumm und Gemurr erhob ſich im Kreiſe und Hans antwortete: „Wir haben vernommen, was ihr geſprochen; ihr wißt, daß Brauch der Knechte iſt, allein unter einander zu berathen, wenn nicht einmal, dann zweimal. Ich erſuche euch alſo, daß ihr ſo lange aus der Runde weicht.“ Er winkte einem der Rottenführer, welcher die Fremden zur Seite wies. Nach kurzer Berathung wurden ſie wieder in den Ring geleitet und Hans ſprach: „Günſtige Geſellen, wir bedanken uns für eure Erinnerung und bitten, daß ihr euch nicht beſchwert haltet, wenn wir euren Vorſchlag nicht annehmen. Wir haben an unſern Brotherrn eine Forderung von Sold und Reiſekoſten, welche groß iſt, wir können unſer ſauer verdientes Geld nicht im Stiche laſſen; und ihr würdet ebenſo handeln.“

Hauptmann Heinzelmann, der auf dieſe Antwort vorbereitet war, verſetzte: „Wir verſtehen wohl, daß ihr eures Beutels gedenkt, obwohl euer Brotherr ſchwerlich im Stande ſein wird, jemals nur einen Theil eures Soldes zu zahlen. Dennoch wollen wir euch noch weitere Kameradſchaft erweiſen, und wollen den Pan Stiber drängen, daß er euch ein Drittheil eurer Forderung zahlt und freie Zehrung auswirkt bis an die Grenze der polniſchen Herrſchaft, wenn ihr auf dem kürzeſten Wege ohne Raſttage hindurch ziehen wollt. Ihr aber bedenkt, daß der Sperling in der Hand auch etwas werth iſt, zumal wenn man ihn ohne eigene Gefahr erfaſſen kann.“ Er trat zum zweiten Male aus dem Kreiſe. Diesmal dauerte die Berathung länger und mehre Stimmen mahnten ernſthaft, daß man das Drittel nehme.

Georg ſtand im Ringe, die fliegende Fahne in der Rechten. Als die Knechte über den Abzug verhandelten, ſchlug er ſchweigend das Fahnentuch zuſammen und ſteckte die Fahne verkehrt in den Boden. Da erhob ſich lautes Geſchrei und Hans begann erſchrocken: „Was thut ihr, Fähnrich, daß ihr die Fahne bergt wie vor Miſſethätern?“

Georg antwortete: „Liebe Geſellen, ihr fragt, was eurem Seckel frommt; mich aber habt ihr dazu geſetzt, daß ich die Ehre der Bruderſchaft wahre, und da ich Worte höre, welche zu Meineid und Verrath an unſerm Kriegsherrn führen, ſo behüte ich die Fahne und berge das Tuch, denn ihr wißt, daß es nicht über eure Schande wehen darf.“ Wieder erhob ſich lautes Geſchrei und Einzelne griffen zornig nach den Waffen, aber Hans entſchied mit ſtarker Stimme: „er übt ſein Recht und wir dürfen es ihm nicht wehren. Dennoch mahne ich euch, Fähnrich, daß ihr den Sinn der Brüder nicht mehr beſchwert, denn noch iſt nichts abgemacht.“

„Beſchließt, euch als fromme Knechte zu halten,“ rief Georg, „dann werfe ich das Tuch in den Wind über ehrliche Leute.“

Darauf ſprach Benz Streitenberg. „Vernehmet den Rath eines Alten. Daß der Stibor uns einiges Geld hinlegt, das können wir bewirken, wenn wir die Stadt preisgeben; aber wir können nicht hoffen, daß wir es in das Reich bringen. Denn ſobald wir das Geld des Polen nehmen, verlieren wir die Fahne und den Schutz des Hochmeiſters, und ohne Fahne ſind wir ein armer Schwarm von Flüchtigen, welche des Befehls und der Ordnung entbehren. Wie wollen die Einzelnen mit dem Troß unverſehrt aus dieſem Lande ſich retten. Der gerade Weg hinaus führt drei Tagereiſen durch ödes Haideland. Wer ſoll dort die hungrigen Mäuler verpflegen? und das Geld in den Taſchen wird uns Wegemüden von den polniſchen Strauchdieben bald abgejagt werden.“

Dieſer Meinung waren auch Andere, es erhob ſich lautes Geſchrei und Getümmel und dazwiſchen der Ruf: „Stellt die Frage und hebt die Hände, damit wir nicht weiter berathen in Schande.“ Als nun Hans frug, ſo erhob eine große Mehrzahl die Hand für ablehnen und Georg lachte und rief, das Tuch entfaltend: „ich bedanke mich bei euch, Hauptmann und Geſellen.“

Als die Fremden wieder in den Kreis geführt wurden, ſprach Hans feierlich: „Mein Volk muß ablehnen was ihr geboten, um der Fahne und des Eides willen, wir aber ſagen euch Dank und bitten, daß ihr nicht für ungut nehmt, was wir nicht mit leichtem Herzen beſchloſſen haben.“

Die fremden Landsknechte vernahmen den Entſcheid ohne Verwunderung und der Sprecher ſagte nur: „Beſtätigt auch ihr, daß wir euch, ſoweit wir vermochten, gute Nachbarſchaft gehalten haben.“

„Das thun wir,“ riefen die Knechte und Hans gebot: „Geſchloſſen iſt der Rath und geöffnet der Ring, euch aber bitte ich, daß ihr als unſere Nachbarn einen Trunk nicht verſchmäht.“

Die Boten waren der Einladung nicht abgeneigt, und der Haufen geleitete ſie in die Halle; ein Faß wurde herangeſchleift und ſtarkes Zechen begann. In heller Fröhlichkeit und mit hochrothen Wangen tranken die Parteien einander zu auf gutes Glück und treue Nachbarſchaft, am lauteſten die Heimiſchen, weil ſie eine Sorge im Herzen bargen. Der fremde Hauptmann lobte die feſte Mauer und das Schloß, und begann ſcherzend: „Wenn ja das Schickſal wollte, daß wir noch einmal gegen einander ſchlagen müßten, ſo wird euch der Vortheil der Mauern und des Grabens nöthig ſein, damit ihr die ſtarken Fäuſte meiner Knechte abwehrt. Denn obwohl wir an Zahl ziemlich gleich ſind, ſo meinen unſere Geſellen doch, daß ihr im freien Felde euch niemals gegen uns wagen werdet.“

Da erwiderte Hans gehoben vom Trunke: „Wir begehren gegen euch keinerlei Vortheil der Mauer und des Grabens; auch in gleichem Kampfe trauen wir euch obzuſiegen nach unſeres Ordens Brauch auf offener Haide, im gevierten Hauſen, wann und wie ihr den Kampf begehrt.“ Und ſeine Genoſſen riefen ſtürmiſch die Beſtätigung. Der Fremde aber ſprach mit lauter Stimme: „Wenn ſein müßte, was wir nicht begehren, ſoll alsdann das Wort gelten, ihr frommen Knechte?“ Alle ſchrien: „Ja.“ Hans ſchlug ein, daß es ſchallte und ſetzte lachend hinzu: „wenn es ſein muß.“ Auch der Andere lachte.

Erſt gegen Abend brachen die Gäſte auf.

Hans, der die Fremden bis zum Kreuz geleitet hatte, kehrte nachdenkend ins Lager zurück; am Thore erwartete ihn Georg: „Sie werden den Kampf fordern, Hauptmann.“

„Ich denke nicht,“ verſetzte Hans unſicher. „Sie werden ſich ungern Schläge holen; ſie wiſſen auch, daß wir kahl ſind, und daß ſie bei uns nur geringe Beute finden.“

Als Georg am Abend in ſeine Behauſung zurückkehrte, betrat er vorſichtiger als ſonſt die Frauenſtube. Es war ſtill darin, kein Gruß empfing ihn, er vernahm nur leiſe Athemzüge. Mutter und Kind lagen in friedlichem Schlaf, der Kleine näher der Wand, durch Betten gegen den kalten Zug aus den Steinen geſchützt, die Mutter vor ihm, noch im Schlaf mit ihrem Leibe ſeine Schützerin. Der Vater ſtand lange verſunken in den Anblick des liebſten Lebens, welches in zwiefacher Geſtalt vor ihm lag, und ſein Auge wurde feucht. „Mein alter Feind gedenkt die Rache an Einem zu nehmen, noch weiß er nicht, daß er mit einem Schlage drei Leben trifft. Ob er den Fähnrich allein ſucht oder auch die Fahne, in jedem Fall hat er dafür geſorgt, daß er im Vortheil iſt. Ich ſah den hündiſchen Blick des fremden Landsknechtes, als unſer Hauptmann den Kampf auf der Haide verſprach. Ich fürchte, er hat damit auch euch, ihr beiden ſüßen Schläfer, den Dritten abgeſprochen, der zu euch gehört. Wenn das Fähnlein auszieht und der Fähnrich den Rückweg nicht findet, was wird alsdann aus dieſen? Vater im Himmel, thu' mit mir was du willſt, aber rette mein Weib und Kind." Er kniete am Lager nieder und hob in bittrer Angſt die Arme nach der Höhe, bis der kleine Sohn die geballten Händchen öffnete und ſchrie. Da erwachte die Mutter, ſie lächelte glücklich, als ſie das Antlitz des Gatten dicht neben dem ihren ſah, und ſie fand noch Zeit, den Arm um ſeinen Hals zu legen und ihn herzlich zu küſſen, bevor ſie ſich zu dem Schreier wandte. Da lachte auch Georg wieder und ſagte ihr noch halblaut Luſtiges von der Geſellſchaft, aus welcher er kam, bis er ſich auf ſein Lager an der Thür warf und das Geſicht der Fahne zuwandte, um die wilde Neuigkeit weiter zu erwägen.

Am andern Morgen rief er den Magiſter in die Thurmſtube und berichtete ſeinem Weibe in Gegenwart des Vaters Einiges von ſeinen Sorgen. „Es iſt ein Anſchlag im Werke, ſich dieſes Schloſſes zu bemächtigen. Obgleich der Krieg durch Stillſtand geendigt iſt, ſo hoffen die Polen doch bei einem künftigen Frieden zu behalten, was ſie jetzt in Beſitz nehmen, und es iſt wohl möglich, daß dieſem Schloſſe eine Belagerung droht. Denn wir haben die Pflicht, die Stadt und das Amt dem Hochmeiſter zu bewahren. Da iſt mir der Gedanke unerträglich, daß euch die Unruhe umfaſſen könnte. Wuz zieht morgen mit einigen Knechten nach der Seite hin, wo Elbing liegt. Vermagſt du mit dem Kinde bei günſtigem Wetter die Schlittenfahrt zu wagen, ſo will ich, daß du mit dem Vater dorthin aufbrichſt und in den nächſten Tagen nicht zurückkehrſt, ſondern dort, oder wo es dem Vater am ſicherſten erſcheint, verweilſt, bis über dieſes Amt und das Fähnlein entſchieden iſt. Denn wie man vernimmt, iſt auch im Werke, das Fähnlein zu entlaſſen.“ Als er ſo ſprach, ſuchten zwei große Augen angſtvoll ſeine ganze Meinung zu verſtehen, der Magiſter aber fiel ihm eifrig bei. Anna ſprach nicht ja, nicht nein, ſie beugte ſich über das Kind und ihre Thränen fielen auf den Kleinen herab. Georg ſelbſt mühte ſich die Bewegung, welche ihn faſt übermannte, in der Geſchäftigkeit zu verbergen, womit er den Aufbruch betrieb. Anna ſaß unterdeß bleich und ſchweigend, das Kind im Arme, aber ſie regte ſich nicht um für die Reiſe zu rüſten, wie Frauen pflegen. Nur des Kindes Bedarf, über dem ſie im Herbſte genäht, rollte ſie in ein Bündel. Erſt als Georg herauf kam, ihr zu ſagen, daß der Schlitten ſeiner Ladung harrte, erhob ſie ſich und trug ihm das Kind entgegen: „Vater, ſegne deinen Sohn.“ Da verließ ihn die Faſſung, die er bisher mühſam bewahrt. Er hielt den Knaben unter Thränen in den Armen und ſie ſprach leiſe zu ihm: „ich weiß Alles.“ Und als er das Kind in die Hände des Großvaters legte, umſchlang ſie ihn mit heißer Leidenſchaft und hing an ſeinem Halſe, er aber hob ſie in wildem Schmerze und trug ſie nach dem Schlitten. Sie hielt die Augen ſtarr auf ihn geheftet, bis die Pferde anzogen und der Weg ihr ſeinen Anblick entzog. Beide vernahmen nichts von den Grüßen und Abſchiedsrufen der Männer und Weiber, welche ſich um den Schlitten geſammelt hatten, denn in unſäglichem Weh und ſchwerer Ahnung ſchwanden ihnen die Gedanken.

In dem ſtillen Contor des Marcus König fanden ſich jetzt zahlreiche Beſucher ein, doch kamen ſie ſchwerlich als Kunden des Geſchäftes. Es waren meiſt Zunftgenoſſen aus der Neuſtadt, ſie traten vorſichtig von der Hintergaſſe in den Hof, und während ſie in der Kammer mit dem Kaufherrn und dem Gehülfen verhandelten, hielt Dobiſe, über einem Frachtſtück beſchäftigt, an der Vorderthür Wache und pochte, ſo oft ein ſtörender Gaſt nahte. Als Marcus ſich gegen Abend von ſeinem Sitz erhob, ſagte er mit ſtolzem Lächeln zu ſeinem Vertrauten: „Die Fluth ſteigt ſchnell, die Galeone von Thorn fühlt Waſſer unter dem Kiel, es wird Zeit, daß wir alle Hände zu Hauf rufen.“

Da meldete Dobiſe mit ſchlauem Augenzwinkern einen Fremden, der in dringendem Geſchäft den Herrn allein ſprechen müſſe. Marcus trat eilig in den Flur, fand einen kleinen verhüllten Mann, der ſeinen Hut tief in die Augen gedrückt hatte, und winkte mit der Hand in die Wohnſtube. Dort erſt nahm der Gaſt den Hut ab, der Magiſter ſtand dem Kaufherrn gegenüber. Die Geſtalt des Marcus hob ſich wie zum Kampfe, und ohne dem Andern einen gaſtlichen Sitz zu bieten, begann er: „was führt den Herrn Magiſter in die Stadt, welche ihn gebannt hat, und was führt ihn zu dem Vater, welcher durch ihn ſeines Erben beraubt iſt?“

Das Geſicht des Gelehrten war geröthet und ſeine Stimme zitterte, als er zur Antwort gab: „Die Sorge eines Vaters zwingt mich zu euch; auch ich habe ein Kind, welches durch euren Sohn der Herrſchaft des Vaters entzogen wurde, warlich ohne meinen Willen und in furchtbarer Nothzeit. Als es ſich für euren Sohn und meine Tochter um Ehre und Leben handelte, haben die Armen ſich vermählt. Sie mußten den Segen der Eltern entbehren, aber Gott hat ihre Ehe geſegnet, ein

Enkel iſt euch und mir geboren, und ich bin in die Stadt gedrungen, um euch hochanſehnlicher Kaufherr, als dem Vater und Großvater, dies anzuzeigen und euch zu bitten, daß ihr durch eure Beiſtimmung und durch euren Segen die Ehe bekräftigt."

Marcus trat zurück und ein düſteres Licht glomm in ſeinen Augen. „Sendet euch der Fähnrich Georg König?"

„Er weiß nichts von dieſer Reiſe."

„Weilt eure Tochter bei ihm?"

„Ich habe ſie und das Kind mit ſeinem Willen zu beſſerer Sicherheit und Pflege nach Elbing geführt."

„Dort mögt ihr ſie von jetzt an bewahren," verſetzte Marcus, „und redlicher als ihr ſeither gethan."

Den Magiſter ergriff unſägliche Angſt bei der abweiſenden Haltung des ſtrengen Mannes und mit heiſerer Stimme frug er: „wie ſoll ich eure Rede deuten, Herr?"

„Daß ich als Vater dem wilden Zuſammenleben feindlich bin, und daß ich einer Ehe meines Sohnes mit eurer Tochter, von der ihr redet, Einwilligung und Segen verweigere."

Dem Magiſter bewegten ſich krampfhaft die Hände. „So war meine Ahnung," murmelte er und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn. Erſt nach einer Weile fand er die Worte: „Obgleich ich kein großer Mann auf Erden bin, ſo wird mir doch ſchwer, mich zu demüthigen; aber heut thue ich es, nicht für mich, ſondern für mein armes unglückliches Kind, und ich flehe euch herzlich und in Todesangſt an, erweiſt uns Geſchlagenen eine mildere Geſinnung, laßt meine Tochter nicht in Schimpf und Unehre vergehen, denn ich ſage euch, Herr, ſie iſt ein gutes Kind und ſie war der Stolz meines Lebens."

„Auch Georg König war lange die Freude ſeines Vaters und dem einſamen Hauſe die einzige Hoffnung," antwortete Marcus. „Wer trägt die Schuld, daß er von ſeinem Vater und aus der Heimath hinausgeworfen wurde in ein elendes Leben? Ihr, Herr Magiſter und euer Kind. Jahre lang habt ihr Beſuche meines Sohnes und heimliche Liebſchaft in eurem Hauſe geduldet; ihr ſelbſt habt in ſeine Seele Irrlehren und Unglauben geſäet, euch zu Liebe geſchah es, daß er ſich offen gegen die heilige Kirche empörte und der Blutrache des polniſchen Königs verfiel. Und ihr und euer Kind habt bewirkt, daß er in wüſtem Leben bei fremden Landsknechten feſtgehalten wurde. Durch euch iſt der Sohn dem Vater entfremdet. Mit Bitterkeit und Gram habt ihr mein Leben erfüllt, und jetzt wagt ihr vor mich zu treten und von mir zu fordern: gieb deinen Segen, alter Mann, zu unſerm Werke."

Der Magiſter ſtand wie überwältigt durch die Vorwürfe des Gegners. „Unſer Vater im Himmel weiß, daß ich von der Neigung eures Sohnes nichts geahnt habe, ſo lange ich mit ihm zuſammen war, und unſer Vater im Himmel weiß auch, daß meine liebe Tochter züchtig und ehrbar in Worten und Werken gelebt hat. Was ich eurem Sohne beigebracht habe von Lehre und Gedanken, das iſt wahrhaftig in guter Geſinnung geſchehen; keiner vermag Anderes zu geben, als er hat, und ich habe ihm in Latein und in Lehrmeinungen überliefert, was für den Magiſter Fabricius der Stolz ſeines Lebens war. Wenn euch das nicht gefällt, Herr, ſo iſt dies nicht Schuld des Lehrers, denn ihr habt mich geworben. Wenn ihr mir ſagt, daß wir euch den Sohn entfremdet haben, ſo ſage ich dagegen euch, euer Sohn hat auch mir mein Kind entzogen. Und ich weiß, wie wehe es einem Vater thut, wenn er ſein Kind einem Andern überlaſſen ſoll. Dies aber iſt von dem Allmächtigen ſelbſt ſo geordnet, daß die Kinder Vater und Mutter verlaſſen um der Gatten willen, und weder ihr noch ich haben ein Recht, darüber zu zürnen, wie wehe es auch thun mag. Darum, Herr, unternehme ich, was ich noch niemals in meinem Leben gethan habe, ich flehe zum zweitenmal, da, wo ich einmal abgewieſen bin, nicht für mich, ſondern für mein Kind. Herr, ihr bedenkt nicht, um was es ſich hier für meine Tochter Anna handelt,“ rief er mit ſtärkerer Stimme, „die Frage iſt, ob ſie vor den Leuten ein redliches Weib ſein ſoll, oder eine Dirne. Ihr habt oft Gut und Geld gewagt, Herr, aber niemalen wart ihr in der Lage, daß der böſe Wille eines Andern euch ſo elend und verworfen machen konnte, wie euer böſer Wille mein liebes Kind elend und verworfen machen kann; ein gutes Kind, Herr, und wie ich euch ſagte, die Freude meines Alters. Und warlich, Herr, für euer ſtolzes Haus wäre es ein Segen und ein Glück, wenn mein Kind als eure Schwiegertochter darin hauſte. Und ich verſichere euch, Herr, hätte ich eine Ahnung gehabt, daß euer Sohn im Geheim meine Tochter im Herzen trug, ich hätte ihn, wie werth er mir auch als Schüler geworden war, aus dem Hauſe gejagt auf Nimmerwiederſehn. Denn nichts iſt mir in meinen Tagen nächſt den Lügen der Pfaffen ſo verhaßt geweſen, als der Dünkel der Reichen, und niemals, Herr, habe ich die Geſellſchaft von euresgleichen geliebt und geſucht, denn ich weiß wohl, wie ſelten Nächſtenliebe und ein freundliches Herz unter den Geldſäcken gedeiht. Und darum, Herr, mahne ich euch noch einmal und zum letzten Male, nicht mehr um meines Kindes willen, ſondern um eures Sohnes willen, damit er nicht als Schelm und Böſewicht gegen meine Tochter fortlebe, und ich mahne euch noch einmal um eurer ſelbſt willen, damit euch das Unglück, das ihr über mein Kind bringen wollt, nicht in eurer letzten Stunde das Scheiden ſchwer mache."

Marcus, dem die ſteigende Heftigkeit des Andern ſeine Ruhe zurückgab, antwortete ohne Härte: „Ich bin alt und denke zuweilen an meine letzte Rechnung. Der Sorge dafür enthebe ich euch. Hat mein Sohn in dem Uebermuth der Jugend ein Unrecht an eurer Tochter geübt, was ich nicht weiß, ſo muß er das Unrecht auf ſein Leben nehmen und bei den Heiligen um Vergebung ſeiner Schuld werben. War es auch für euch ein Unglück, was für mich leidvoll geworden iſt, daß mein Sohn in euer Haus kam, ſo bin ich bereit, euch die Entfernung aus dieſem Lande möglich zu machen, welche ihr ſelbſt wünſchen müßt. Sagt mir, wo ihr euch hier verbergen aufhaltet, damit ich deshalb meinen Gehülfen zu euch ſende.“

Das geröthete Geſicht des Magiſters erblich während der Rede des Andern wie das eines Sterbenden. Er drückte ſeinen Hut in das Geſicht, rief mit heiſerer Stimme: „Pfui! Sendet euren Gehülfen in die Weichſel!“ und ſtürzte aus dem Hauſe.

Unterdeß ging Lips Eske, bei welchem der Magiſter den Verſteck gefunden hatte, unruhig in ſeiner Kammer auf und ab und erwartete die Rückkehr des Lehrers. Als der Alte entſtellt in Antlitz und Geberde herein wankte, erkannte der treue Knabe, daß Alles gekommen war, wie er gefürchtet. Er rückte ſchnell dem Magiſter einen Seſſel, der Alte hielt ſich daran. „Schaffe mich fort, mein Sohn, denn der Boden dieſer Stadt brennt mir unter den Füßen.“

„Ich leide nicht, daß ihr ſo von mir geht,“ bat Lips, und drückte den Gelehrten in den Stuhl, „hier ſitzt nieder, und nehmt dieſe Stärkung.“ Er goß Wein in ein Glas und zwang den Alten, die Lippen zu befeuchten. „Und wenn euch läſtig iſt, mir die Reden des harten Mannes zu wiederholen, ſo ſollt ihr ſtill ſitzen; aber bleibt bei mir, Herr Vater, bis ihr euch erholt habt, hier ſeid ihr ſicherer als anderswo. Ich weiche nicht mehr von eurer Seite, bis ich euch wohlbehalten außerhalb des Stadtgrundes ſehe.“ Er ſetzte ſich zu ihm, umfaßte die Hand des ſtöhnenden Alten, hielt ſie feſt und ſtrich ſie zuweilen mit ſeinen knochigen Fingern, wie ein Kind die Hand ſeiner lieben

Mutter ſtreichelt. Der Magiſter ließ ſich das gefallen und die Beiden beharrten lange ohne ein Wort zu ſprechen. Endlich ermannte ſich der Magiſter. „Du haſt das Verzeichniß meiner Bücher, die ich in Verwahrung des Liſchke zurückließ.“

„Ja, Herr Vater. Ich ſelbſt bewahre den Schlüſſel.“

„Gieb das Verzeichniß an Hannus, er ſoll aus alter Gunſt die Bücher hier oder in Danzig verkaufen, ſich einen gebührlichen Vortheil nehmen und den übrigen Ertrag dir einhändigen.“

„Aber, Herr Vater, eure ganze Liberei? Sie war für euch ein Schatz.“

Der Gelehrte beſtätigte durch ein Kopfnicken. „Sie iſt mühſam zuſammengebracht und manches Geſchenk ehrenwerther Gönner ſteht darunter. Aber ſie muß fort, mein Sohn, und ſo ſchnell als möglich. Empfängſt du das Geld, ſo trägſt du es zu dem reichen Manne, von dem ich komme, und ſagſt ihm: dies ſei die Summe, welche der junge Georg König dem weiland Magiſter Fabricius damals auszahlte, als er ſein Weib Anna, geborene Fabricius, und ſeinen Sohn Romulus König dem erwähnten Magiſter zu fernerer Behütung übergab. Ob das Geld im Betrage ſtimmt, wird unwichtig, da es Alles iſt was ich beſitze.“

„Das Geld will ich übergeben; aber was bedeutet weiland, Herr Vater?“

Finſter antwortete der Alte: „Der lateiniſche Ehrenname Fabricius iſt von heute ab verloren; der Mann, welcher unrühmlich und verborgen zu leben hat, heißt fortan mit gemeinem deutſchem Namen Schmieder.“

Mit Betrübniß hörte Lips den verzweifelten Beſchluß. „Vertraut mir, lieber Herr Vater, was wollt ihr jetzt thun?“

Der Magiſter richtete ſich auf und ſaß ſtolz vor ihm wie in der Schule: „Erinnerſt du dich noch an den Römer Virginius, welcher ſeine Tochter vor Unehre zu bewahren hatte?“

„Herr Vater,“ rief Lips erſchrocken aufſpringend.

„Still,“ gebot der Magiſter, „wir ſind Chriſten und es war nur ein Beiſpiel.“

Tag auf Tag verrann und Georg erhielt von Anna und ſeinem Kinde keine Nachricht. Der Thauwind erhob ſich und ſchüttete Regenwolken über das Stromeis und die Schneehügel der Haide. Auf die ſtarre Ruhe des Winters folgte wilde Bewegung, in zahlloſen Rinnen lief das Waſſer, es tilgte den Schnee, hob die Eisdecke der Bäche und wälzte die Trümmer dem Meere zu. Georg ſandte Boten über Boten nach der Stadt Elbing, aber keiner brachte Kunde von ſeinen Lieben. Wortkarg ſaß er unter ſeinen Geſellen, täglich ging er hinaus auf die Stellen, wo im vorigen Jahre Anna gern geweilt hatte, wenn er des Abends in dem öden Thurm ſaß, hörte er die Stimme der Gattin und den Schrei des Kleinen, aber was von den Mauern widerklang, waren nur die Seufzer ſeiner eigenen Bruſt. Unterdeß kam langſam die Gefahr heran, welche er vorausgeſehen. Das gute Einvernehmen mit den polniſchen Landsknechten hörte plötzlich auf. In den Grenzdörfern gab es täglich Zuſammenſtöße, Pferde wurden geſtohlen, Knechte erſchlagen, entlaufene Dirnen nicht zurückgeliefert, und auf die Beſchwerden, welche Hans den Nachbarn zugehen ließ, kamen abweiſende Antworten und höhnende Reden. So geſchah es, daß die Knechte in kurzer Zeit zornig wurden und beim Hauptmann Rache forderten, und daß dieſer Mühe hatte, den Ingrimm der Seinen zu bändigen. Jeden Tag erwartete Georg, daß die Feindſchaft zu heller Flamme aufſchlagen werde. Als er einſt draußen am Walle ſtand unweit des wilden Roſenbuſches, und an die Stunde dachte, wo er Anna in den Schlitten hob und an den Unheil ahnenden Blick, mit dem ſie von ihm ſchied, da kam Henner durch die Pforte auf ihn zu; unſicher war der Schritt des raſtloſen Geſellen und in Falten zuſammengezogen ſein Antlitz. „Habt ihr Botſchaft von eurem Weibe?“ frug er mit heiſerer Stimme.

„Ihr bringt die Botſchaft,“ ſchrie Georg.

„Ich ritt nach Elbing, obwohl es dort für unſereinen nicht geheuer iſt, und frug in den Herbergen des Hafens. Die Leute erzählten als Schiffernachricht, daß ein Weichſelkahn umgeſchlagen ſei und die Fahrenden im Strome ertrunken: ein kleiner Alter, ein junges Weib und ein Kind. Ich lief zu dem Wirth, bei dem der Magiſter gewohnt hatte, er hielt mir den Brief eines Danziger Buchführers entgegen, den er eben erhalten, der Brief meldete daſſelbe, mit dem Auftrage, euch davon Nachricht zu geben."

Georg ſtieß einen gellenden Schrei aus, daß Henner zurückfuhr, und ſtürzte wie ein gefällter Stamm zu Boden; er lag ſtöhnend und wandte das Antlitz vom Himmel ab der Erde zu. Henner beugte ſich an ihm nieder und verſuchte unbehülflich Tröſtendes zu ſagen, aber der Liegende verſtand ihn nicht und entzog ihm wild die Hand. Da ſetzte ſich Henner ſchweigend neben den Geſchlagenen und während dieſem der ſtarke Leib zuckte und ſchauerte, ſchrieb er mit der Schwertſcheide Totenkreuze in den Sand. Der Regen rieſelte herab er nahm ſeinen Mantel von den Schultern, warf ihn über den Fähnrich, ſetzte ſich wieder auf den Stein und zeichnete von Neuem viele Kreuze um ſich und den Andern, ſo weit ſein Arm reichte. Als endlich ein Bube vorüberlief, ließ er den Hauptmann benachrichtigen und rief dem erſchrockenen Hans zu: „hier liegt, was von eurem Fähnrich übrig iſt; helft ihn nach dem Thurm ſchaffen." Sie hoben den Armen, der ſie zuerſt rauh abwehrte und ſich dann ſchwerfällig wie im Traume zum Thurm bewegte. Dort warf er ſich auf ſein Lager, das Geſicht der Wand zugekehrt, und Henner blieb neben ihm ſitzen und mühte ſich, den Fußboden auf's Neue mit den Zeichen des Todes zu bedecken.

Als der Hauptmann am nächſten Morgen eilig eintrat, fand er einen bleichen finſtern Mann, der am Herde vor ſich hinſtarrte, während Henner an Stelle der Hausfrau Töpfe zum Feuer rückte. „Vermögt ihr herauszukommen, Fähnrich, ſo gedenkt der Fahne," mahnte Hans bekümmert, „es iſt etwas auf dem Wege."

„Der Pole kommt," antwortete Georg mit rauher Stimme, „dies iſt die rechte Zeit für ihn und mich." Er legte ſchnell ſein Schwert um, ergriff die Fahne und ſtieg mit ſeinem Gefährten die Mauer hinauf zur Stelle, wo die Wache ſtand, während Henner bei den Kochtöpfen zurückblieb.

Es war ein kalter Morgen, die Sonne ſtand gedeckt hinter einer dunkeln Wolkenwand, über der kahlen Haide lag der Reif. Ein einzelner Reiter bewegte ſich von dem polniſchen Lager langſam heran.

„Er führt einen Kurzſpieß und kommt als Bote," ſagte Wuz.

„Er reitet mit ſteifen Beinen," fuhr der Hauptmann fort, „daran erkennt ihr den Landsknecht, und wenn ſie auf Kameelen und Seehunden ritten, ſie müßten die Beine ſpreizen." Er ſchüttelte den Kopf. „Es iſt Tiele Storch, ihr Ausrufer, diesmal hat er's nicht eilig, alte Geſellen zu begrüßen."

Argwöhniſch umſchauend ritt der Fremde in den Schloßhof. „Treibe deinen Gaul," rief der Hauptmann von der Mauer herab, „der Morgentrunk iſt bereit."

Aber Tiele ſchüttelte den Kopf und hielt mitten im Hofe an. „Ich bringe Botſchaft an euch und eure Geſellen, gefällt es euch, ſo hört ſie an unter freiem Himmel, wo die Sonne ſcheint und die Luft weht."

Hans ſah den Fähnrich mit düſterm Blicke an. „Der Wein iſt ausgetrunken, werft die Gläſer an die

Wand und kümmert euch nicht, wohin die Scherben fallen. Kommſt du als Bote, ſo harre, bis ich die Brüder lade." Er hob die alte Trommel, welche unter einem ſchützenden Dächlein ſtand, die dumpfen Schläge trieben die Knechte aus den Häuſern, ſie eilten an das Thor und traten mit ernſten Mienen in den Kreis, der ſich nach der Seite des Fremden öffnete, ſo daß dieſer dem Hauptmann und Fähnrich gegenüber ſtand. Er war vom Pferde geſtiegen, hielt ſeinen Kurzſpieß verkehrt mit der Spitze nach unten und ſeine lauten Worte kamen mit Anſtrengung aus der Kehle. „Ich grüße den Orden der freien und wehrhaften Knechte, tragen ſie Spieße oder Rohr, ich grüße den Hauptmann und ich grüße den Fähnrich, mit Gunſt oder ohne Gunſt bringe ich Botſchaft von meinem Hauptmann und von meiner Bruderſchaft, und ſie ſenden euch, weil es nicht anders ſein kann, dies rothe Zeichen, nicht zu Liebe, ſondern zu Leide, und ſie ſagen euch ab allen Frieden und bieten euch Unfrieden." Er warf einen großen rothgefärbten Handſchuh vor dem Hauptmann nieder. „Am dritten Morgen von heute wollen ſie ausziehen gegen euch mit Harniſch und Wehr von Sonnenaufgang nach Untergang, um ſich mit euch zu ſchlagen nach Landsknechtbrauch. Am Kreuze auf brauner Haide, wo im Sommer die Blumen blühen und im Winter der Schnee weht, wollen ſie den Grund roth färben mit eurem Blut. Ihr aber, Hauptmann, beſtätigt, daß ich meinen Auftrag nach Gebühr verkündet, ſei er mir oder euch lieb oder leid."

Hans trat einen Schritt vor und gebot: „Fähnrich, hebet das Pſand und bewahrt's. Wir aber bieten euch und euren Geſellen unſern Gegengruß ohne Gunſt und in heller Feindſchaft, die ſie durch euch gefordert haben. Am dritten Morgen von heut ab werden auch wir ausziehen mit Harniſch und Wehr von Abend gegen Morgen, damit wir euch treffen und auf brauner Haide ſchlagen nach Brauch freier Knechte. Euch aber beſtätige ich, daß ihr nach Gebühr abgeſagt habt, wenn nicht zu Liebe dann zu Leide, und die Bruderſchaft verweigert euch nicht den Botenlohn, der dem Abſager gebührt als letzte Gunſt. Holt einen Becher mit rothem Wein, damit er ihn trinke, abgewandt und ohne Beſcheid." Während ein Knecht den Trunk holte, ſtanden die Männer einander ſchweigend gegenüber. „Ihr hattet es eilig, den Frieden aufzukündigen," begann endlich Hans mit erheuchelter Ruhe, „ich ſelbſt war geſtern am Kreuz, aber ich ſah keinen dürren Aſt, der doch verabredet war als Warnung."

Der Bote räuſperte ſich. „Der Pan Stiber kam erſt geſtern zu uns geritten, auf jeder Sattelſeite einen Beutel mit Geld, er hat allen Rückſtand bezahlt, doppelten Sold verheißen und ehrliche Ablohnung zum nächſten Monat, damit wir heimkehren, wenn wir vorher euch aus der Burg werfen und die Herrſchaft über euren Garten in ſeine Hand geben."

Hans wandte ſich grimmig lächelnd zu ſeinen Geſellen: „Dann kommt ihr alſo ſchwer um die Hüften, mit gefüllten Taſchen; meinen Knaben wird es wohl thun, mit euch zu theilen. Nehmt den Becher und trinkt.“

Der Bote wandte ſich ab, leerte das anſehnliche Gefäß, in dem aber nur Bier war, und goß die Neige in den Schnee. „Aus der Erde kam's, zur Erde fällt's,“ ſagte er den Becher vor dem Hauptmann auf den Boden ſetzend.

„Aus der Erde wuchſen wir und zur Erde ſinken wir,“ wiederholte Hans, das Haupt neigend, „unſern Seelen aber ſei Gott gnädig. — Um die Männer haben wir gehandelt nach Brauch der gewappneten Knechte, ſorgen wir jetzt um unſere Weiber und Kinder, daß ſie Frieden behalten beim Sieger. Wollt ihr einen Eid darauf geben und empfangen, damit ihr euch als ehrliche Feinde erweiſt? denn ihr dient einem Fremden, der unluſtig iſt unſern Brauch zu ehren.“

„Wir bieten Freiheit für die wehrloſen Weiber und Kinder, und von ihrer Habe Kochlöffel und Bett, ihr Gewand und was ſie ſonſt unter dem Gürtel tragen.“

„Wir fordern auch Pferde und Wagen für die unſern,“ verſetzte Hans, „und wir wollen ſie den euren gewähren.“

„Ihr wißt, daß das gegen den Brauch iſt,“ antwortete der Bote rückſichtsvoll.

„Wir ſind aber in fremdem Lande und hundert Meilen über Haide und Schnee ſind weit für kleine Füße.“

„Darf ich's nicht beeiden, ſo will ich doch bei meinen Brüdern dafür ſprechen,“ ſagte der Bote.

Als der feindliche Rufer ſich entfernt hatte, ſtanden die Knechte auf ihre Wehren gelehnt und ſahen beſtürzt einander an.

„Die Hunde verlaſſen ſich darauf, daß ſie unſer Gelöbniß in der Taſche haben,“ murmelte Hans.

„Was werdet ihr thun?“ frug Georg.

„Ihnen entgegen ziehen, wie wir gelobten,“ verſetzte Hans düſter. „Die Knechte können nicht in Schande leben.“

„Müßt ihr das Fähnlein im Freien daran wagen, ſo dürft ihr doch die Hülfe des Ordens anrufen, damit euch der Rücken gedeckt werde.“

„Den Orden?“ rief Hans verächtlich, „ich ſage euch, die Junker und alle ihre Kumpane werden froh ſein, wenn man uns von hier vertreibt, und ſie werden ſich lieber mit den Polen vertragen, als uns helfen. Die Bürger aber und das Landvolk ſind ſo armſelig und zerſchlagen, daß es ihnen geringe Sorge macht, wer aus dieſer Burg nach ihren leeren Höfen ſieht. Dies iſt ein Streit, der nur uns Knechte angeht. Werden wir der Andern Meiſter, ſo fegen wir ihnen die Taſchen und ziehen in unſere Burg zurück, werden ſie die Stärkeren, ſo iſt ganz gleich, wer nach uns in dieſen Steinen gebietet.“

„Dennoch mahne ich euch, daß ihr die Pflicht habt, dieſe Stadt und Burg unſerem Kriegsherrn zu bewahren. Darum bitte ich, berichtet dem Pfleger ohne Verzug durch ſichere Boten von dem drohenden Zweikampf.“

„Wozu dem Pfleger eine Freude machen? Sende ich einige aus meinem Haufen, ſo könnten ſie fehlen, wenn ich ſie brauche, und wir ſind um Keinen zu viel."

„Wenn Niemand reiten will, ſo entſendet mich."

Hans ſah ihn mißtrauiſch an. „Wollt ihr von uns weichen?"

„Ich hoffe, daß ihr das nicht im Ernſte meint," rief Georg.

„Ihr aber ſollt daran denken," entgegnete der Hauptmann, „daß der Weiſel den Stock nicht verlaſſen darf. Reitet ihr ohne euer Tuch, ſo geht es euch an Ehre und Hals, und nehmt ihr den Knechten das Zeichen weg, dem ſie ſich gelobt haben, ſo wird ihr Eid null und nichtig und ſie ſchwärmen auseinander wie Raubbienen. Was meine Knechte hier zuſammenhält, iſt nur der Glaube, daß ſie im Haufen vor eurer Fahne kämpfen müſſen und euch rächen, wenn ihr auf dem Grunde liegt."

„Wollt ihr Niemanden aus dem Fähnlein wagen, ſo geſtattet, daß ich den Henner abſchicke, damit er für Burg und Stadt eine Hülfe herbeiholt."

„Die Helfer, wenn ſie kommen, könnten uns bei der Gelegenheit ſelbſt ausſperren," antwortete mürriſch der Hauptmann. „Doch thut nach eurem Gutdünken."

Georg kehrte zum Thurme zurück und berichtete dem Reiter, welcher ruhig über dem Frühſtück ſaß, in Eile die neue Gefahr. Henner erhob ſich: „Zum Henker mit der ganzen Bruderſchaft. Sie hätten ſich dreimal beſonnen, bevor ſie für den Hochmeiſter ihre Hälſe wagten, weil ſie aber eine Bosheit gegen ihresgleichen gefaßt haben, ſtolpern ſie wie Betrunkene in eine nutzloſe Schlägerei." Er ſtürzte die Blechkappe über ſein Haupt. „Auch ich rathe nicht, dem Pfleger zu vertrauen. Doch vernahm ich, daß der Hochmeiſter ſelbſt zu einer Reiſe in das deutſche Reich aufgebrochen iſt und hier in der Nähe verweilt, vielleicht gelingt mir ihn zu finden. Verlaßt euch darauf, daß ich mein Pferd nicht ſchone. Tragt euren Kummer wie ein Mann, Jörge, in drei Tagen hört ihr von mir." Er ſtürmte hinaus, Georg warf ſich in den Seſſel und ſein Haupt ſank ihm ſchwer auf den Herd.

Die drei Tage vergingen in ſtürmiſcher Vorbereitung. Schnelle Boten beritten die Dörfer der Umgegend und riefen die Rotten, welche dort mit ihrem Troß lagerten, nach der Stadt; die Waffen wurden gemuſtert, die Knechte neu eingetheilt und gezählt. Es waren noch an dreihundert Mann, welche unter die Fahne traten, und etwa ebenſo ſtark ſollte der feindliche Haufen ſein. Aber die Knechte des Hans waren ſtolz auf größere Erfahrung im harten Kampfe.

Am Frühmorgen des dritten Tages ſtand Georg mit dem Hauptmann über dem Thore. Hans wies nach dem Oſten, wo die Morgenröthe feurig herauf ſtieg: „Dort oben brennt's roth genug, auf der Haide aber liegt der Reif. Noch niemalen habe ich vor einem Streite den Morgenſchauer ſo tief im Mark gefühlt, als heut."

„Wenn unſere Knechte die Arme heben, werden ſie wärmer werden," verſetzte Georg zerſtreut, und ſah nach dem Wege, auf dem er die Rückkehr des Henner erwartete. „Er bleibt zu lange aus,“ murmelte er.

„Ein Landsknecht ſoll ſich niemals auf Pferdehufe verlaſſen, iſt eine alte Rede,“ ſagte der Hauptmann.

„Wenn nicht Gewalt ihn zurückhält, ſo kommt er,“ antwortete Georg.

„Wir aber können nicht warten, bis ihm gefällig iſt, die Geſellſchaft der Junker zu verlaſſen. Ich wollte, Fähnrich, eine, um die ihr trauert, wäre heut hier. Sie würde einen Segen über unſer Eiſen ſprechen.“

Er ſah prüfend auf Georg. „Um euch ſorge ich nicht, obgleich ihr zum erſtenmal die Fahne im Sturme tragen ſollt. Vergeßt nur nicht ſie hoch zu halten, die Spitze ſtracks nach vorwärts, denn auf dies Zeichen achten alle Knechte, und denkt auch daran, daß ihr nicht in die erſte Reihe geſtellt ſeid und nicht in die zweite, ſondern in die dritte, weil ihr nicht ſelbſt um euch ſchlagen ſollt, ſondern das Tuch gegen den Wind halten. Nur wenn Keiner mehr vor euch ſteht und die fremden Fäuſte nach euch greifen, mögt ihr die Fahne um euch werfen und eure Rechte gebrauchen ſo lange ihr könnt.“ Noch einmal ſah er in die Runde und neigte ſein Haupt. Dann gebot er mit mannhafter Stimme: „laß die Trommel ſchlagen, Wuz, damit die Knechte ihren Frühtrunk verlaſſen.“

Die Trommel dröhnte und Hans achtete ſcharf nach dem Ton; als die Schläge in der friſchen Morgenluft kräftig über den Alarmplatz klangen, ſagte er zufrieden: „Sie ſpricht an, ihr iſt der Streit gelegen.“

In der Stadt wurde es laut, Weiber und Kinder ſchoben die Karren aus den Thorwegen und warfen die Bündel hinauf, um ſich in dem Schloßhofe zu bergen. Ueberall ängſtliche Geberden und wilde Rufe, die Knechte rannten zum Platze und ſtellten ſich auf, viele mit bleichen Geſichtern und verſtörten Mienen. Hans aber ſprach zu ſeiner Frau, die gleich einem Mann bewaffnet zu ihm geeilt war: „Manches Jahr biſt du Hauptmann geweſen in meiner Hütte und an meinem Feuer, heut übergebe ich dir, den Weibern und Troßbuben die Wache über das Schloß,“ und leiſer fügte er hinzu: „auch die Wache über die Vorräthe, welche ich hier zurücklaſſen muß. Stelle die beſten der Weiber auf das Thor, laß Steine herzutragen, und achte darauf, daß der Zugang und alles Uebrige verſchloſſen bleibt.“

„Sorge nicht um uns, Johannes,“ verſetzte das Mannweib, „achte auf dich ſelber, daß du nicht gerade mit dem Hauptmann zuſammenſtößt, denn er hat einen alten Groll auf dich noch vom Reiche her, und verdeckte Kohlen halten lange die Gluth.“

„Euch haben ſie Frieden gelobt. Wenn ich nicht wiederkehre, ſo gebraucht eure Zungen, damit ſie ihr Wort halten; denn auch ein Unbändiger ſcheut ſich vor eurem Geſchrei und Fluchen. Ich denke, Alte, daran wirſt du es nicht fehlen laſſen, lange Jahre haſt du dich bei mir redlich geübt.“ Er hob ihr das Kinn und ſah ihr vertraulich in das wettergebräunte

Geſicht. Sie hielt ſeine Hand feſt und eine Thräne lief langſam über die Wange.

„Sonſt war ich näher bei dir auf dem Felde,“ klagte die Frau.

„Unſere Spur iſt breit genug, ich denke du wirſt noch zurecht kommen. Finde ich den Rückweg nicht, ſo findeſt du den Weg zu mir; ich hoffe, die Heiligen werden ſich mehr um dich kümmern als um die Andern, weil du mit mir an der Kirchenthür ſtandeſt. Alles hat ſein Gutes.“ Er wandte ſich ab und trat zum Haufen, dort gab er die letzten Befehle, dann hob er den Spieß, welchen er im Kampfe trug, lüftete ſeinen Hut und gab das Zeichen zum Aufbruch.

Langſam bewegte ſich der Haufen aus dem Thore; im Schloßhof beim Trinkkruge hatten die Knechte ſich für eine anſehnliche Schaar gehalten, jetzt im Freien auf der weißen Decke, welche der Reif über das Land gelegt hatte, erkannten ſie, wie klein ihre Zahl war, und beſorgte Blicke ſpähten nach der Ferne, um zu erkunden, ob die Feinde in größerem Zuge entgegen kämen.

Kurz darauf ſprengte ein Reitertrupp durch die Stadt dem Schloſſe der Landsknechte zu, die Weiber in der Burg erkannten weiße Mäntel und das Ordenskreuz. „Oeffnet,“ gebot die Stimme des Pflegers an dem geſchloſſenen Thore. Aber über die Zinne hob ſich die Frau des Hauptmanns, eine Hellebarde in der Hand. „Weicht von hinnen, wer ihr auch ſeid; hier gebietet Niemand als Hans Stehfeſt und ſein Volk.“

„Oeffne, alte Thörin,“ wiederholte der Reiter ungeduldig und ſtieß mit dem Schaft ſeiner Lanze gegen das Thor, „oder meine Buben laſſen dich ihr Speerholz fühlen.“

„Kommt der Ordenspfleger, um die geworbenen Knechte zu grüßen, ſo ſoll er hinausreiten auf die Haide, wo unſere freien Knaben zum Streite ziehen. Wollt ihr kämpfen, ſo rückt gegen die Polen, nicht gegen uns Weiber. Macht euch fort, ſage ich, oder mein Troß wirſt euch mit Steinen.“

Der Reiter zog ſich zurück. „Sprengt die hintere Pforte,“ gebot er einem Trupp Knechte. Dieſe führte Henner um das Schloß herum, trotz dem Widerſtand der Weiber riſſen ſie die Pforte auf. Nach längerem Verzug und vielem Lärm gelang es den vorderen Zugang zu öffnen. Mühſam wanden ſich die Reiter durch aufgefahrene Karren des Troſſes, umtobt von dem Geſchrei und Geheul der Weiber und Kinder.

Mit ſeinen Begleitern ritt der Hochmeiſter in den Hof. „Beſetzt die Mauern und ſichert die Pforte,“ befahl Herr Dietrich von Schönberg, „wir kamen noch zu rechter Zeit.“

„Wohin zog der Hauptmann mit dem Fähnlein?“ frug der Hochmeiſter die Alte, welche mit ihrer Hellebarde feindſelig vor ihm ſtand.

„Den Weg zum Steinkreuze findet ein Blinder. Seid ihr der Herr, dem die Fahne gehört, ſo achtet darauf, daß Hans Stehfeſt mit ſeinen Knechten nicht unter euren Farben erſchlagen werde.“ Sie wandte ſich finſter ab, ſtieg auf einen Karren, ergriff die Zügel und peitſchte die Pferde zum Schloßthor hinaus.

Da gebot Herr Albrecht dem Pfleger: „Sorgt mit euren Reiſigen für die Sicherheit des Schloſſes," und dem Herrn Dietrich: „laßt ihm an Mannſchaft zurück, was dieſe Mauer bedarf, und ihr Herren folgt mir, daß wir den Bruch des Stillſtands verhindern." Aber er ſah rings um ſich umwölkte Geſichter und widerwillige Mienen. Herr Dietrich bat mit höfiſcher Ergebenheit: „wir dürfen nicht leiden, daß mein gnädiger Herr ſich mit dem ſchwachen Haufen in freiem Felde einem polniſchen Angriff preisgebe." Von der andern Seite drängte der Pfleger ſein Pferd heran. „Nichts Beſſeres kann eurer fürſtlichen Gnade und dem Orden geſchehen, als wenn die fremden Ratten ſich untereinander auffreſſen."

„Ohne Befehl und wie Meuterer ſind die Schelme ausgezogen, ganz eigenmächtig und in Rachſucht," rief ein alter Komthur. „Das Schloß behaupten wir, wie mögen wir unſern Gebieter und unſere Waffen in unrühmlichem Kampfe gegen Knechte daran ſetzen." Und mit Kopfnicken und Gemurmel fielen ihm Andere bei. Da trieb Henner ſein Pferd aus dem Kreiſe. „Ich bitte um Urlaub, Herr, daß ich zu dem Haufen reite, ich habe dort einen Geſellen, der zu mir gehört, und ich will anſehen, wie er im Sturm die Ordensfahne hält."

„Nehmt mich mit, Junker," gebot in bitterem Unwillen der Hochmeiſter, „wenn meine Ordensbrüder in bedächtiger Klugheit die Ehre ihres Herrn vergeſſen, ſo will ich allein dafür ſorgen, daß meinem Andenken die Schande erſpart bleibt.“ Und er ritt hinter Henner dem Thore zu.

Da blickte Herr Dietrich finſter auf ſeine Kumpane, und jagte mit einem Theil der Weißmäntel dem Herrn nach.

Gerade als ſie aus den engen Gaſſen der Stadt in's Freie kamen, fuhr im geſtreckten Lauf ein Schwarm polniſcher Reiter ihnen entgegen. Die Polen ſtutzten und warfen ſich ſeitwärts auf das Feld, dort hielten ſie an und ihre Führer beriethen, endlich ritt ein einzelner Reiter auf die Ordensbrüder zu. Herr Dietrich löſte ſich aus dem Trupp und rief dem Fremden entgegen: „Ihr kommt zu ſpät, Kaſtellan, wenn ihr ein Gaſtlager im Schloſſe ſucht; der Hausherr hat den Schlüſſel abgezogen und bewahrt ihn an ſeiner Schwertſeite.“

Aber Pan Stibor ſchwenkte lachend die Hand zum Gruße: „Dennoch komme ich nicht zu ſpät, ſeine fürſtliche Gnaden zu begrüßen und meine Landsleute zu entſchuldigen. Denn nicht wir Polen ſind darüber her, den Frieden zu brechen, ſondern die fremden Knechte, welche unter einander in Zwiſt gerathen ſind und jetzt auf der Haide zuſammen ſchlagen.“

„Wollt ihr deshalb mit meinem gnädigſten Herrn verhandeln, ſo ſeid ihr in unſern Reihen willkommen,“ rief Herr Dietrich dagegen, „ihr mögt uns helfen, den Streit zu hindern. Euren Haufen aber erſuche ich aus unſern Feldern heim zu ſenden, denn ihr ſeht, Pan Stibor, wir ſind hier die Stärkeren.“ Der Pole überlegte, dann rief er einen Befehl zurück, der polniſche Haufe ſtob von dannen, er ſelbſt kam mit höflichem Gruß auf den Hochmeiſter zu.

Unterdeß bewegte ſich das Fähnlein der Knechte langſam nach der Stätte, wo auf öder Haide ein verwittertes Steinkreuz ragte. Die Geſichter der Wilden waren fahl, aber in den düſteren Zügen lag mürriſche Entſchloſſenheit. Georg trug die Fahne mit gehobenem Haupte, gleichgültig wie ein Traumwandler gegen Alles, was um ihn vorging, denn immer ſchwebten zwei körperloſe Geſtalten vor ſeinem Auge, ein Weib und ein Kind, und kein Gedanke wurde in ihm lebendig als der eine, daß er auf dem Wege ſei, ſie wiederzufinden. Zur Seite ſah er das Kreuz zwiſchen erſtorbenen Diſtelſtauden, und einen krächzenden Raben, welcher auf dem Kreuze ſaß, und er lächelte über den Vogel. Der Hauptmann rief Halt, denn wenige hundert Schritt vor ihnen brach der feindliche Haufe aus einem Kiefergehölz. Auch dieſer hielt. „Wir haben ſie," rief Hans mit ſtarker Stimme über ſeine Schaar, „dringt gegen ſie und ſtecht in ihre vollen Taſchen." Ein wilder Schrei folgte der Mahnung und von drüben antwortete ein gleicher Ruf. Der Trommler ſchlug, die Führer ſprangen vor und ordneten ihre Rotten zu viereckigem Schlachthaufen; mitten auf der Seite, die dem Feinde zugekehrt war, hielt Georg die Fahne, umgeben von den ſtärkſten Knechten, welche rieſige Schlachtſchwerter führten. Vor die Spießträger traten in gelöſter Ordnung die Knechte mit Feuerrohr, um den feindlichen Haufen für den Einbruch zu lockern.

Umſtändlich wurde die Schlachtordnung von beiden Theilen geformt. Endlich dröhnte die große Trommel zum zweitenmal, der ganze Haufen fiel auf die Knie, jeder der Knechte ſprach mit gehobener Waffe ein ſtilles Gebet und warf, um ſich für den Tod zu weihen, eine Hand voll Erde hinter ſich. Als Hans aufſtand, gab er dem Fähnrich das Zeichen. Da ſchwenkte Georg das Fahnentuch in der Luft und rief den alten Schlachtenruf der Knechte: „Wohl über ſie, Herr," und „über ſie, Herr," ſchrie der Haufe nach. Von drüben klang derſelbe Schrei und langſam, mit ſchwerem Tritt rückten die Fähnlein auf einander zu, ſo daß beide in Schußweite hielten; die Schützen ſtützten ſich auf ein Knie, blieſen das Zündkraut an und die erſten Schüſſe krachten aus den ſchweren Rohren. Aber nicht lange ertrug die grimmige Ungeduld das thatloſe Harren, nach jeder Kugel, welche traf, tönte der Kriegsruf wilder aus den heiſeren Kehlen. Die dichte Maſſe bewegte ſich und drückte, bis der Hauptmann erkannte, daß der Augenblick gekommen ſei; der Trommler ſchlug zum dritten Male in ſchnellem Sturmſchlag, die Schützen liefen zur Seite, die Spießträger ſenkten die Waffen und die Haufen brachen zum Sturm gegen einander vor.

In dem Augenblick regte ſich's hinter den Feinden am Holz, ein Schwarm berittener Polen trabte aus dem Walde und ſtellte ſich zur Seite auf, den Reitern folgte fremdes Fußvolk, welches als Rückhalt für die Landsknechte den Waldrand beſetzte. An der Spitze der Reiter meinte Georg ſeinen Feind Pietrowski zu erkennen. Hans aber ſtieß einen ſchweren Fluch aus: „Die ehrloſen meineidigen Schufte!“ denn er verſtand wohl, daß gerade in der Entſcheidung ſeinem Haufen die Kraft des Stoßes zerbrochen wurde, und er ſchrie mit mächtiger Stimme zurück: „drauf und dran.“ Da ſtießen die Haufen zuſammen, die Spieße krachten, Todwunde fielen, mit wildem Geſchrei rückten und drängten die beiden zuſammengeſchobenen Maſſen gegen einander, treibend und weichend, gleich zwei wüthenden Stieren, deren Hörner ſich nicht mehr zu löſen vermögen. Aber nur kurze Zeit behielt der Haufe des Hans Stehfeſt ſeine Stärke; an den ſcharfen Ecken, wo Wuz und Benz den Befehl hatten, vermochte ihr gutes Beiſpiel nicht zu verhindern, daß in der Sorge um die neue Gefahr die Kraft erlahmte. Dort begann die Flucht, nicht lange, und nur in der Mitte, wo der Hauptmann und der Fähnrich trieben, hielt noch ein Knäuel zuſammen. Vor der Fahne lag eine Reihe der alten Doppelſöldner am Boden, und von den Starken mit den Schlachtſchwertern ſprang einer nach dem andern vor die Fahne, zerſchlug Spieße und warf ſich gegen die Leiber der Feinde; und einer nach dem andern wurde erſtochen. Der letzte war Peter Meſſert, wüthend hieb er um ſich und ſein Schwert traf den Heinzelmann, daß dieſer in die Arme ſeiner Nachbarn ſank. Als der Wilde zurückſprang, ſah er ſeinen Hauptmann am Boden, den Haufen zerſtreut und den Fähnrich, der nur noch von wenigen Knechten umgeben, in der Linken die Fahne hielt und in der Rechten den geſchwungenen Degen. Da ſchrie der Landsknecht: „der letzte Streich ſei für mich und die Rache,“ und ſich zur Flucht wendend, ſchlug er mit dem furchtbaren Schwerte gegen den Arm des Fähnrichs, daß dieſem die Hand mit der Waffe zu Boden fiel und der Verſtümmelte auf die Fahne hinſank.

Vom Walde flogen die polniſchen Reiter heran und ihr Führer ſenkte mit brennenden Augen die Lanze, um den Wunden auf dem Fahnentuch zu durchbohren. Aber von der Seite rief eine Stimme: „hierher, du Henkersknecht, daß ich dir die adlige Feder ausrauſe.“ und Henner ſtürmte mit ſeinem Rennſpieß gegen den Polen. Er ſtach ihn im Nu vom Pferde, doch er ſelber ſtürzte gleich darauf, von einem polniſchen Streitkolben getroffen, neben Georg auf die Haide. „Armer Henner,“ ſeufzte Georg.

„Gehab dich nicht weinerlich, Jörge,“ antwortete Henner leiſe und ein Lächeln flog über ſein entſtelltes Geſicht. „Jetzt liegen zwei bei einander, die zuſammengehören; ich aber habe dir meine Treue bewieſen als ein deutſcher Edelmann.“ Er zuckte, dann lag er ſtill.

Unterdeß dröhnte auf dem Felde der Hufſchlag eines geſchloſſenen Reitertrupps, die Verfolger wichen zurück, da wo der Fähnrich und die Fahne lag, umſchloſſen die Reiter im Kreiſe den Hochmeiſter. Herr Albrecht ſtieg ab, beugte ſich über den toten Henner, ſprach herzlich zu Georg und übergab ihn der Pflege des Arztes in ſeinem Gefolge. Und zu ſeinem Vertrauten gewandt ſetzte er traurig hinzu: „Der Hochmeiſter kam zu ſpät, weil ſeinen Ordensbrüdern der Ritt nicht behagte; jeder Landesherr, der mit angeborenem Recht ſeinen Leuten gebietet, hätte williger Gehorſam gefunden.“

Der kurze Tag ging zu Ende, bewaffnete Ordensleute ſchützten die Stätte des Kampfes vor Raubthieren mit menſchlichem Antlitz und vor den hungrigen Wölfen, während die Weiber des Treffes mit lauter Klage die Wunden und Getöteten auf ihre Karren luden. Da ſaß am Steinkreuz unter den Diſteln eine alte Frau; über den Leib des ſtarken Hans gebeugt, hielt ſie ſein Haupt in ihrem Schooße, ſie ſaß unbeweglich und ohne Thränen, nur zuweilen ſtrich ſie mit ihren Händen ſein graues Haar. Um ſie flatterte und krächzte der Rabe, und über die Haide brauſte mit mächtiger Stimme der Wind: Aus der Erde wuchſet ihr, zur Erde ſinket ihr.

## 11.

## Enttäuſchung.

Auf ſeiner Reiſe nach dem deutſchen Reiche ritt der Hochmeiſter in Thorn ein unter polniſchem Geleit, das der König nicht hatte verſagen können. Dem Rath war die Herberge des gefährlichen Nachbars unwillkommen, er traf Vorſorge, daß die Stunde der Ankunft vorher nicht ruchbar wurde, und öffnete den Gäſten Zimmer des Artushofes, damit der Verkehr mit den Bürgern leichter beaufſichtigt werde. Trotz dieſer Vorſicht fand der Hochmeiſter bei ſeinem Einzuge die Straßen mit Menſchen gefüllt, empfing Grüße von allen Seiten und ſah neben den ernſten Mienen der Polniſchgeſinnten viele erfreute Geſichter. Als er das Gaſtgeſchenk der Stadt entgegengenommen und mit dem neuen Burggrafen Hutfeld höfliche Begrüßung ausgetauſcht hatte, ſagte er Herrn Dietrich:

„Ich trete heut nicht ohne Sorge unſerm finſtern Alten gegenüber, ich fürchte, er iſt mit uns nicht zufrieden, und ich muß ein Bote werden, der ihm Unwillkommenes melde."

„Sein guter Rath, der unerbeten aus dem Winkel kam, iſt eurer Gnade oft läſtig geworden. Wer nicht die Arbeit und Laſt der Verhandlungen auf ſein Leben nimmt, der ſollte ſich hochtönender Rathſchläge enthalten.“

„Ehre ſeine Klugheit und Treue,“ gebot Herr Albrecht.

„Lieber ehre ich ſein Geld, und deshalb bitte ich euch mit hoher Huld nicht zu kargen, denn Geld brauchen wir jetzt nöthiger als je.“

„Wie darf ich ihm, der ſo große Opfer für uns gebracht, neue Zumuthung ſtellen?“

„Was ihr ſelbſt nicht thun wollt, überlaßt getroſt mir,“ antwortete lachend der Vertraute, „da der Bürger die Ehre hat, euer Bundesgenoſſe zu ſein, ſo iſt billig, daß er wenigſtens zuträgt, was euch fehlt.“

Auch Marcus erwartete den angekündigten Beſuch nicht mit leichtem Herzen. Auf die begeiſterte Hoffnung war Ernüchterung gefolgt. Vieles war nicht gelungen, das Wichtigſte noch unentſchieden, und der Kaufherr hatte ſich zuweilen gefragt, ob die rührige Geſchäftigkeit des Hochmeiſters nicht größer ſei, als ſein feſtes Beharren. Aber als der edle Herr jetzt vor ihm ſtand und mit herzgewinnender Freundlichkeit ſeinen Gruß bot, da leuchtete doch die Freude im Angeſicht des ſtillen Mannes.

„Ihr ſeid nicht einverſtanden, Vater, daß ich in das Reich gehe,“ begann Herr Albrecht nach dem erſten Austauſch höflicher Worte.

„Verzeiht, gnädigſter Herr, wenn ich mich zu der Meinung bekannte: der Herr gehört in ſein Land und gute Helfer an fremde Höfe und Kanzleien.“

„Gute Helfer, ſelbſt wenn ich ſie hätte, werden meinen Bitten in der Fremde ſchwerlich geneigtes Gehör ſchaffen. Um den Hochmeiſter, welcher einſam in Königsberg ſitzt, kümmert ſich Niemand; auch meine Vettern ſind froh, wenn ſie meine Mahnungen nicht hören. Allzuweit bin ich von den Reichstagen, von Rom und dem Kaiſer entfernt. Die Reiſe iſt lange bedacht und meine beſte Hoffnung iſt, daß ich da, wo die letzte Entſcheidung liegt, ſelbſt für mich handle.“

Unzufrieden frug Marcus: „Und hofft mein gnädigſter Herr, daß in dem eigenen Lande, dem der Gebieter fehlt, Sicherheit und gutes Vertrauen zurückkehren werden? Vieles bleibt dort ungeordnet und alle Gegner erheben ihr Haupt. Man erzählt, daß die neue Ketzerei in dem Ordenslande wenig Widerſtand findet.“

„Wie vermag ich den Kampf aufzunehmen mit Gedanken, welche jetzt Jeden erregen?“ rief der Hochmeiſter lebhaft, und ſeine Vorſicht vergeſſend, ſetzte er hinzu: „wie darf ich wehren, Vater, was beſchwerte Gewiſſen für ſich als ein Recht fordern? Jedermann weiß, daß die Kirche einer Beſſerung bedarf.“

Die Brauen des Marcus zogen ſich finſter zuſammen: „Der Hochmeiſter des deutſchen Ordens iſt verloren, wenn Mißtrauen und übler Wille des heiligen Vaters ſein Werk kreuzen. Nicht eurer fürſtlichen Gnade ſteht es zu, um die Schäden der Kirche zu ſorgen;

denn für das große Geſchäft eures Lebens iſt der heilige Vater ein Geſchäftsfreund, den ihr zur Zeit nothwendig braucht. Dem König von Polen gelingt beſſer, ſich in Rom guten Willen zu ſichern.“

„Mein Oheim trennt ſich ungern von ſeinem Golde, dennoch kann er leichter volle Felleiſen über die Alpen ſenden als ich. In ſeinem Lande zeigt er zwei Geſichter, den Polen einen römiſchen Hofmann, den Deutſchen einen nachgiebigen Schutzherrn. So muß auch ich thun, Herr, denn unter meinen Augen löſt ſich von dem alten Bau der Kirche ein Stein nach dem andern.“

„Der große Dom, welcher die Chriſtenheit umſchließt, wird durch keine Neuerung zerworfen werden,“ antwortete Marcus mit gehobenem Haupt, „und ich flehe in Ehrfurcht, daß mein gnädigſter Herr um des eigenen höchſten Vortheils willen auch im Reiche die Gemeinſchaft mit den Sectirern ſorglich meide. Denn von wildem Rauſche ſehe ich die Menſchen erfaßt. Gelübde ſollen nicht mehr gelten, frech verkünden die neuen Lehrer Befreiung von jeder läſtigen Pflicht, überall iſt der Friede in Unfriede verkehrt und Krieg zwiſchen den Herzen, welche zuſammengehören, die Dienenden erheben ſich gegen ihre Herren, die Kinder gegen die Eltern.“

„Dennoch werdet ihr es nicht tadeln, wenn ich einen Unfrieden, den ich nicht zu ſchlichten vermag, für mich zu benutzen ſuche; ihr ſelbſt in Thorn ſetzt eure Hoffnung darauf.“

„Ungern thue ich es,“ entgegnete Marcus finſter. Auch iſt es nicht das Gewiſſen der Unzufriedenen, auf welches eure ergebene Freunde Hoffnung ſetzen, ſondern die Sünde und Schwäche unſerer Gegner; und euch, gnädiger Herr, würde, wenn ihr im Lande geblieben wäret, wohl in wenigen Tagen die Kunde zugegangen ſein, daß die Bürger von Thorn ſich gegen das polniſche Regiment erhoben haben und euch zu dienen bereit ſind. Vermögt ihr auch während des Stillſtandes euch dieſer Stadt nicht offen anzunehmen, ſo ſind es doch eure Freunde, welche die Macht erhalten; ihr Beiſpiel wird in andern Städten Nachahmung finden und ihre Klagen gegen die Polniſchen laut genug bis in das deutſche Reich hinüberklingen. — Ich nehme an, eure Gnade hat befohlen, die Landsknechte, deren Fähnrich Georg König geworden iſt, abzuzahlen, damit den Hochmeiſter kein Vorwurf treffe, wenn die Bürger von Thorn ſich einen Theil der Heimziehenden anwerben.“

Der Hochmeiſter erhob ſich ſchnell. „War es Unrecht, euch die Nachricht bis jetzt vorzuenthalten, ſo zögerte ich nur, weil mir ſchwer wird, dem Vater Schmerzliches zu ſagen. Das Fähnlein iſt in Händel mit polniſchen Landsknechten gerathen und in offenem Kampfe zerſtreut worden; euren Sohn fand ich auf blutigem Felde. Ich hoffe, Herr, daß es der Kunſt meines Arztes gelingt, ihn dem Vater zu erhalten; aber er iſt ſchwer verwundet.“

„Noch habt ihr nicht Alles geſagt,“ rief Marcus, in das bewegte Geſicht des Herrn ſtarrend.

„Er hat ſeine Schwurhand durch den Schlag eines Schwertes verloren.“

Da ſprach Marcus vor ſich hin: „Der Vater ſetzte die Hand auf das Eiſen und dem Sohn wurde ſie abgeſchlagen.“

„Ich denke daran, Herr, daß euer Sohn die Hand verlor, als er meine Fahne trug. Ich bitte, gebt mir Gelegenheit, ihm und euch meine guten Dienſte zu erweiſen, ſoweit ich armer Mann das vermag. Ich habe meinen Medicus bei dem Kranken zurückgelaſſen, geſtattet dem Sohn, wenn ſein Zuſtand das erlaubt, mir in das Reich zu folgen, dort wollen wir ihn pflegen, und ich will ihn halten wie den liebſten meiner Diener.“

Der Vater ſtand abgewandt mit gebeugtem Haupte; als er das düſtere Antlitz ſeinem Gaſte zukehrte, zitterte ſeine Stimme: „Oeffnen ſich meinem Sohn die Thore der Vaterſtadt, ſo ſoll er hierher zurück, denn der Vater vermißt ihn jeden Tag; bleibt der Bann, welcher über ihm hängt, in Kraft, dann möge er eurer fürſtlichen Gnade zu dienen ſuchen.“ Er rang nach Faſſung, aber der Hochmeiſter ſah mitleidig den bittern Zwang und aufbrechend ſagte er traurig: „was wir Beide hoffen, werde unſer Troſt.“

„Auch gutes Glück giebt nicht Jedem wieder, was er verlor,“ antwortete der Alte. „Wenn die Heiligen unſere Wünſche nur gegen ein Opfer erfüllen, ſo möge das Unglück mich und die Meinen treffen und ihr, gnädiger Herr, freiaus gehen. Denn ihr ſeid immerdar die Hoffnung des ganzen Preußenlandes."

Als Marcus allein in der Stube ſaß, das ſchwere Haupt in die Hand geſtützt, vernahm er vor der Thür ein klägliches Seufzen, ſein Knecht Dobiſe ſchlich herein, wiſchte die Augen bald mit der Mütze, bald mit dem Aermel und brachte endlich heraus: „Meiſter, die Alte iſt fort."

„Wohin?" frug Marcus in ſeinen Gedanken.

„Wer kann das ſagen," ſeufzte Dobiſe. „Sie verging ganz ſchnell, bevor ſie den letzten Segen erhielt. Es gab im Holze ein großes Gekrach und Dröhnen, das man weit auf dem Felde hörte, und die Leute liefen in's Dorf und ſchrien, daß die Eiche umgeſtürzt war." Marcus fuhr auf und ſah ihn fragend an. „Ja, Herr, der alte Baum in der Lichtung. Es wehte kein arger Wind und Allen kam der Sturz wunderlich vor. Da ſchrie die Alte: jetzt geht es zu Ende und alle Seelen fliegen von dannen. Wer weiß wohin, Herr. Aber der Baum iſt zur Erde gefallen und die Alte auch." Er wiſchte ſich wieder die Augen. „Herr, wie wird's mit dem Sterbekleide? Ich denke, weil ſie euch gehört hat, iſt das eher eure Sache, als meine."

Marcus bedeutete ihm durch eine Bewegung der Hand zu entweichen und Dobiſe ſetzte ſich kummervoll in ſeine Kammer. „Ob ich ihr den Goldſtoff zu ihrem Kleide einpacke und mitgebe, oder ob ich ihn behalte? Denn ſie wäre eine vornehme Frau, wenn ſich nicht vor ihrer Zeit Manches in der Welt geändert hätte. Die Eiche und die Alte ſind fort, Junker Georg iſt verloren, die Jungfer Anna und das Kind ſind tot, und mit dieſem Haus geht es auch zu Ende, ich höre ſeit lange das Kniſtern im Gebälk. Dobiſe, ſorge dafür, daß du deine Schätze anderswo verſteckſt. Niemand in Thorn weiß ſo viele Verſtecke als ich,“ fuhr er ruhmredig fort, „Geheimniſſe des Hofes und andere, die ich als ein Erbtheil von meinen Landsleuten überkommen habe. Auch dieſe ſind jetzt verſchwunden, und ich bin der einzige, der Beſcheid weiß.“

Nach dieſem Selbſtgeſpräch geſchah es, daß Dobiſe mit beſonderer Heimlichkeit in dem alten Hauſe wirthſchaftete, er trug zuſammen und ſchnürte Bündel, wo ihn Niemand ſah, und begann am nächſten dunklen Abend mit ſeinem Kram auszuziehen. Er lief ſcheu um ſich blickend zu den Trümmern der alten Burg, drang an der wegſamen Stelle, zu welcher er einſt die Muſikanten geleitet hatte, über den Graben, kletterte die gemauerte Einfaſſung hinauf und verlor ſich unter den dunklen Schatten des Trümmerhaufens. Wenn er dort in einer Ecke den Schutt entfernte, fand er eine niedrige Holzthür und dahinter Zugang in die Keller des alten Schloſſes. Früher hatten Schiffsleute den Verſteck gebraucht, um geraubtes Gut zu bergen oder Waaren dem Auge des Zollwächters zu entziehen, jetzt freute ſich Dobiſe der günſtigen Stelle. Aber nicht lange blieb ihm dieſer Beſitz; denn ſeit einiger Zeit achteten fremde Augen auf jeden ſeiner Wege, und als er zum drittenmal unter die Steine kam, ſein Bündel niedergelegt und mit Hülfe der Blendlaterne die Thür geöffnet hatte, fühlte er ſich von ſtarken Fäuſten gepackt, und aus dem Schatten der Mauer trat eine Geſtalt, welche er trotz der Verhüllung zur Stelle erkannte, weil er ſie nächſt ſeinem Gebieter mehr fürchtete, als jeden Andern. Es war der Schwager ſeines Herrn, einſt Genoſſe der Handlung. „Bindet ihn, Liſchke,“ gebot der Burggraf, „und ſteigt mit einem Trabanten hinab; ihr Andern führt den Knecht ohne Lärm zum Kerkerthor, dort will ich ihn ſelbſt verhören.“

In der Neuſtadt lag unweit des Marktes die Schenke zur blauen Marie, in welcher anſehnliche Zunftgenoſſen am liebſten verkehrten. Sie war für Fremde von weitem kenntlich durch ein Holzbild der Himmelskönigin, welche im ſchönen blauen Gewande die geöffnete Hand über der Thür ausſtreckte, als Zeichen, daß an dieſem Ort den Neuſtädtern durch den frommen Wirth das Geld abgefordert wurde. In der großen Schenkſtube ſtanden Tiſche und Bänke aus Fichtenholz, dort ſaßen dichtgedrängt die Gäſte, welche der Zufall oder alte Genoſſenſchaft zuſammenführte: Handwerksgeſellen, Landleute aus der Umgegend mit ihren Weibern, dazwiſchen Andere, deren Heimath und Amt unſicher war, leicht erkennbar an den herausfordernden Mienen, mit welchen ſie ihre Nachbarn betrachteten. Aus dem Raume für das gemeine Volk führten mehre Stufen zu einer Oberſtube, welche ſtattlicher eingerichtet

Da klang aus dem Hintergrunde eine helle Stimme: „wollt ihr die alte Ordnung der Stadt zerſchlagen, Nachbarn, ſo nehmt mich mit, denn ich gedenke euch zu helfen.“ Zwiſchen den Bürgern trat der Verhüllte an das Licht und entblößte ſein Haupt, es war der Burggraf Hutfeld. Flüche und zornige Rufe wurden laut, die Meſſer fuhren aus der Scheide und vom Hintergrund ſchrie eine Stimme: „auf ihn, er darf nicht lebendig von hinnen.“

„Laßt die Eiſen ſtecken, günſtige Nachbarn und gute Freunde,“ gebot Hutfeld, „wenn ſcharfe Waffen dieſen Streit beenden ſollten, dann wäre euer Burggraf im Vortheil und ihr wäret Gefangene des Raths. In der vordern Wirthsſtube zechen Trabanten und andere bewachen die Thür, durch welche ihr eingetreten ſeid.“ Die Geſichter wurden lang, die gehobenen Arme ſanken herab. „Wie durftet ihr wagen, hier einzudringen?“ ſchrie der Lohgerber, welcher zwiſchen Zorn und Sorge zuerſt Worte fand.

„Da ihr nicht zu mir an den Rathstiſch kamt, um eure Beſchwerden vorzutragen, ſo komme ich zu euch, und ich ſchwöre bei den Heiligen unſerer Stadt, ich komme ohne Arg in guter Meinung. Denn ich wiederhole euch, wollt ihr den Rath werfen, wollt ihr alten Mißbrauch nicht ärger machen, ſondern beſſern, ſo bin ich auf eurer Seite, und ich, der Burggraf, will euch helfen mit meinem Leben nach meinem beſten Vermögen. Ich denke, wir müſſen den Streit untereinander ausmachen, damit wir weder den andern Städten noch meiſter und Zunftälteſten der Neuſtadt ſtanden in dem Raume zu geheimer Berathung, beim trüben Schein des Lichtes erkannte man kaum die gerötheten und eifrigen Geſichter. „Was braucht es noch vieler Worte, uns zornig zu machen,“ mahnte ungeduldig Dendel, der Zinngießer, „wir haben lange genug die Fäuſte in der Taſche geballt, jetzt gilt's, ſie ihnen unter die Augen zu ſtrecken. Meiner Zunft bin ich ſicher, ſchlagt um und ruft zum Sturme.“

Und Herr Seifried rief übermüthig einen Spottvers, der auf den Straßen geſungen wurde: „Auf und an mit friſchem Muth wohl gegen das edle Blut, das wenig hat und viel verthut.“

„Auch meine Knappen ſind bereit,“ ſchrie Kunz der Lohgerber, die Fauſt auf den Tiſch ſetzend, „und ſie haben nichts dagegen, ihre gelben Schürzen im Rathhauſe roth zu färben.“

„Ihr wißt, Nachbarn,“ rief Barthel, „daß die Schneider der Neuſtadt bei jedem Allarm den Vortritt haben.“

„Wenn ihr ſie führt, Barthel,“ ſpottete der Lohgerber, „ihr tragt ihnen die Quaſte vor, die eure Scheere vor Zeiten dem Hausteufel der Könige von ſeinem Schwanze geſchnitten hat.“

„Schweigt mit den Poſſen,“ gebot in dröhnendem Baſſe Wolf, Obermeiſter der Schmiede, „vertheilt lieber die Arbeit für morgen zur Mitternacht. Wer lockt mit der Feuerglocke?“ „Wir Schloſſer,“ antwortete ein Meiſter.“ „Und wer öffnet das Kerkerthor?“ „Bilſe, der Grobſchmied,“ rief ein anderer.

Da klang aus dem Hintergrunde eine helle Stimme: „wollt ihr die alte Ordnung der Stadt zerſchlagen, Nachbarn, ſo nehmt mich mit, denn ich gedenke euch zu helfen.“ Zwiſchen den Bürgern trat der Verhüllte an das Licht und entblößte ſein Haupt, es war der Burggraf Hutfeld. Flüche und zornige Rufe wurden laut. die Meſſer fuhren aus der Scheide und vom Hintergrund ſchrie eine Stimme: „auf ihn, er darf nicht lebendig von hinnen.“

„Laßt die Eiſen ſtecken, günſtige Nachbarn und gute Freunde,“ gebot Hutfeld, „wenn ſcharfe Waffen dieſen Streit beenden ſollten, dann wäre euer Burggraf im Vortheil und ihr wäret Gefangene des Raths. In der vordern Wirthsſtube zechen Trabanten und andere bewachen die Thür, durch welche ihr eingetreten ſeid.“ Die Geſichter wurden lang, die gehobenen Arme ſanken herab. „Wie durftet ihr wagen, hier einzudringen?“ ſchrie der Lohgerber, welcher zwiſchen Zorn und Sorge zuerſt Worte fand.

„Da ihr nicht zu mir an den Rathstiſch kamt, um eure Beſchwerden vorzutragen, ſo komme ich zu euch, und ich ſchwöre bei den Heiligen unſerer Stadt, ich komme ohne Arg in guter Meinung. Denn ich wiederhole euch, wollt ihr den Rath werfen, wollt ihr alten Mißbrauch nicht ärger machen, ſondern beſſern, ſo bin ich auf eurer Seite, und ich, der Burggraf, will euch helfen mit meinem Leben nach meinem beſten Vermögen. Ich denke, wir müſſen den Streit untereinander ausmachen, damit wir weder den andern Städten noch der Landſchaft, weder den Polen noch anderen Fremden ein Recht geben, ſich in den Zwiſt der Kinder von Thorn einzumiſchen. Denn dies geht uns allein an. Es handelt ſich um Stadtgut und es handelt ſich nur um unſere Hälſe. Und darum bitte ich euch, hört auf meine Worte. Manches iſt hier und anderswo geklagt worden über unſer Regiment, ich weiß beſſer als ihr, daß Vieles übel geordnet iſt, und ich könnte zu euren Klagen noch andere ſetzen, die nicht weniger Grund hätten. Aber nicht die einzelnen Beſchwerden ſind das größte Leiden der Stadt, ſondern der Rath ſelbſt."

Die Bürger trauten ihren Ohren nicht und ſtanden in finſterm Schweigen, aber die Stimme des Schneiders rief: „Hört ihn, er hat das Richtige geſagt."

„Liegt die Schuld am Rathe," fuhr Hutfeld fort, „ſo liegt ſie doch nicht an den Männern, welche jetzt darin ſitzen, denn dieſe ſind nicht ſchlechter als andere in der Stadt; ſondern der Schade liegt darin, daß nach eingeroſteter Gewohnheit nur Wenige die Macht haben und zuweilen eigennützig gebrauchen, und daß ſie nicht immer erkennen, was der Bürgerſchaft frommt. Vieles würde beſſer geſchafft werden, wenn die Stadt den Beirath der verſtändigen Männer gewinnen könnte, welche hier verſammelt ſind, und einiger anderer aus der Altſtadt, welche Einſicht und das Vertrauen ihrer Mitbürger beſitzen. Darum iſt meine Meinung, daß für die Thorner hohe Zeit iſt, die Rathsſtühle umzuſtellen, die kleine Zahl der Rathsherren zu vergrößern und euch und euresgleichen an den Rathstiſch zu ſetzen, damit die Bürgerſchaft das Recht erhalte, ſelbſt für das Wohl ihrer Stadt zu ſorgen. Mir iſt nicht leicht geworden, euch dieſes Angebot zu machen, denn ich gehöre zu den alten Regierenden, und ich und mein Geſchlecht, wir hatten den Vortheil davon; aber ich erkenne die große Gefahr der Stadt. Fremde lauern darauf, ſich einzudrängen, und der Unfriede frißt an eurem Wohlſtand und ehrlichen Verdienſt. Traut mir darum nicht weniger, weil ich mit ſchwerem Herzen komme, ich will euch ein ehrlicher Bundesgenoſſe ſein, und ich hoffe, wenn ich am Rathstiſche mit euch ſitze, daß wir das Beſte der Stadt williger wahrnehmen, als der alte Rath vermochte. Wiſſet auch, günſtige Nachbarn, in denen ich gern meine künftigen Rathsgenoſſen begrüße, ich bringe euch noch einen andern Verbündeten zu, und dieſer iſt König Sigismund von Polen."

Ein Murren erhob ſich, aber der laute Ruf „Stille" bändigte es. Und der Burggraf ſprach weiter: „Der König weiß durch mich von Vielem, was ihr mit gutem Grunde fordert, er iſt gewillt euch nachzugeben und eine Reformation der Stadt, die wir zuſammen beſchließen, durch ſein Siegel zu beſtätigen. Und darum frage ich euch jetzt noch einmal in Treue: wollt ihr euren Burggrafen als Genoſſen annehmen zu gemeinſamem Werk?"

Alle ſchwiegen, aber Hutfeld erkannte in vielen Geſichtern die Befriedigung. Endlich begann Wolf, der Obermeiſter: „Da ihr zu uns kommt als guter

Nachbar, wie ihr ſagt, ſo ſollt ihr auch von uns ehrlichen Beſcheid erhalten. Große Verheißungen haben wir von euch gehört und mancher unter uns meint vielleicht, daß es für ihn und die Stadt gut wäre, wenn wir auf eure Worte achten; aber es beſteht ein alter Verdacht zwiſchen uns und euch Herren vom Rath und wir wiſſen nicht, wie weit wir der Vertröſtung trauen dürfen. Darum ſuchen wir zuerſt bei euch Sicherheit, daß keinem von uns in Zukunft nachgetragen werde, was er bisher gehandelt hat, auch nichts von dem, was ihr, Herr, heut bei uns vernommen habt; denn heimlich ſeid ihr zu uns eingedrungen.“

„Was ich von eurer Heimlichkeit gehört,“ antwortete der Burggraf, „das gelobe ich euch zu verſchweigen und zu vergeſſen, wenn auch ihr in meine Hand gelobt, euch die nächſte Nacht und fernerhin der Gewalt zu enthalten und fortan in guter Geſinnung mit mir zu verhandeln. Alle habt ihr geſprochen als freie Bürger, die in ihren eigenen Schuhen ſtehen, und keinen von euch ſoll deshalb ein Vorwurf kränken, nur dieſen hier nehme ich aus,“ er wies auf den Stadtſchreiber Seifried. „Er war ein Diener des Rathes und er hat ſeinen Schwur gebrochen, denn er hat Rathsgeheimniß unter die Bürger getragen. War er unehrlich gegen den alten Rath, ſo wird er auch unehrlich gegen euch, die Herren vom neuen Rathe ſein.“

Wieder erhob ſich Gemurr und einige riefen: „Wir dürfen unſern Genoſſen nicht preisgeben,“ aber Herr Hutfeld gebot kurz: „entfernt euch, Rathsſchreiber,“

und als Seifried entwich, ohne ein Wort zu ſprechen, beſchwichtigte der Burggraf die Andern: „auch ihr ſollt über ſein Schickſal entſcheiden.“ Und ſiegreich an den Tiſch tretend, fuhr er fort: „Wohlan, ihr Bürger von Thorn, bietet jetzt freundlich eurem Nachbar einen Sitz in eurer Mitte, damit wir nach guter deutſcher Weiſe bei einem Trunke beſprechen, was unſrer Gemeinde vor Allem noth thut.“

Da lächelte achtungsvoll die Mehrzahl der künftigen Rathmänner.

Marcus durchſchritt am ſpäten Abend ungeduldig die Kammer, ſein vertrauter Knecht, der um Vieles wußte, war verſchwunden. Zuerſt hatten die Hausgenoſſen gemeint, daß er durch den Tod der Mutter verwirrt, auf das Gut entwichen ſei, und Bernd war deshalb hinausgeritten, aber im Dorfe wie in der Stadt wußte Niemand, was aus Dobiſe geworden war. Jetzt erwartete Unheil ahnend der Kaufherr ſeinen Gehülfen: „Auch die Neuſtädter berathen zu lange,“ ſprach er vor ſich hin, „beim Trinkkruge vergeſſen ſie, daß ihre Hälſe in Gefahr ſind.“ Da pochte es ſtark an die Hausthür, er vernahm den Schritt der Dienſtmagd, welche öffnete, gleich darauf ihren Schrei und Geklirr von Waffen. Schnell erhob er ſich und griff nach der Wand, wo ſein Schwert hing, aber er trat zurück und ſagte: „Es kommt nicht unerwartet.“

Die Thür flog auf und der Burggraf ſtand vor ihm. „Verzeiht, Herr Schwager, wenn ich zur Unzeit ſtöre, ich komme diesmal im Amte.“

„Dann iſt mir, wie euch jede Stunde gleich, hochgebietender Herr," antwortete Marcus und bot dem Gaſte den Sitz.

Hutfeld neigte dankend das Haupt. „Ihr wißt, Herr Schwager, daß die Bürger ſich zuweilen über nächtlichen Verkehr auf dem Burghofe beſchwerten. Der Rath ließ die Stätte bewachen, die Wächter ergriffen euren Knecht, welcher im Begriff war, dort in einem Kellerloch geſtohlenes Gut zu bergen. Es wurde Vielerlei gefunden, was er ſelbſt verſteckt, auch alter Raub, den er gehehlt hat. Manches iſt aus eurem Hauſe, und darüber wird euch das Gericht gegen euren Knecht zuſtehen; Anderes iſt nach ſeinem Bekenntniß an fremder Stelle entwandt und von ihm gehehlt; und darüber ſteht das Gericht bei der Stadt, die Vollſtreckung des Urtheils aber, da er ein Unfreier iſt, nach unſerer Gewohnheit bei euch, der ihr ſein Gerichtsherr ſeid. Nach dem Recht und Urtheil der Stadt gebührt ſeinem Halſe der Strang. Die Trabanten führen euch den Gefangenen zu, ob ihr ihn gegen eure Bürgſchaft ſelbſt bewahren wollt, oder dem Gefängniß der Stadt übergeben, bis ihr ihn richten laßt. Auch den Kram, den er euch entfremdet zu haben bekennt, trägt der Rathsbote in euer Haus zurück." Und leiſer frug er: „Ihr bewahrtet einſt die Goldhaube eurer ſeligen Frau in dem Gewölbe des Oberſtocks, habt ihr ſie etwa vermißt? Sie findet ſich unter ſeiner Beute."

Jetzt vermochte Marcus den Schrecken nicht zu verbergen und ſtemmte die Hand auf ſein Pult. „Die

Neuigkeit, welche ihr mir in das Haus-bringt, gebietender Herr, erſchreckt mich mehr, als vielleicht eine andere, die mir größeren Verluſt verkündete; denn der Unglückliche iſt ein Hausgenoſſe geweſen, deſſen Ergebenheit ich feſt vertraute.“

„Er war euch ergeben, nur daß er die Art eines Raben an ſich hatte,“ antwortete der Burggraf mit flüchtigem Lächeln.

„Kann ich ihn ſehen?“

„Er iſt zur Stelle.“ Hutfelt öffnete die Thür und winkte. Als Tebiſe mit gebundenen Händen herein wankte und auf die Knie fiel, hob Marcus gegen ihn den Finger: „wie haſt du die Haube entwandt?“

„Vom Seil durch das Fenſter,“ ſtöhnte Tebiſe, „ſie blitzte mich beim Lichte an.“

Da wandte ſich Marcus zu dem Burggrafen: „ich übernehme die Bürgſchaft für ſeinen Leib auf Habe und Gut, und ich laſſe das Urtheil gegen ſeinen Hals, wie ein ehrbarer Rath gebietet, vollſtrecken auf der Gerichtsſtätte ſeines Heimathdorfes.“

„Nehmt ſeinen Leib,“ ſprach Hutfelt.

Marcus hielt die Hand über den Gefangenen. „Er, der den Strang am Halſe trägt, war durch viele Jahre ein heimlicher Knecht der Artusbrüderſchaft und die Aelteſten des Hofes möchten ihm in ſeiner Noth eine Gunſt gewähren, ſoweit das ſtrenge Recht verſtattet. Iſt's euch genehm, hochgebietender Herr, wenn ich dieſe Gunſt ihm biete.“

„Der Rath wird nicht dawider ſein,“ antwortete

Hutſelt, und nachdrücklich fügte er hinzu: „ich ſelbſt habe ihn verhört und kein Anderer.“

Ein düſterer Blick des Marcus antwortete der tröſtenden Verſicherung des Burggrafen und er frug den armen Sünder: „Begehrſt du etwas Günſtiges für deinen Leib und deine Seele, nur nicht dein verfallenes Leben, ſo ſprich; dein Herr darf dir's gewähren.“

Zähneklappernd flehte Dobiſe: „Zum ſchwarzen Waſſer im Walde, wo die vierzehn Nothhelfer ihr Heiligthum haben, ziehen die Leute meines Volkes, wenn ſie um ihre Seligkeit ſorgen. Schickt mich dorthin, Herr, damit ich mir die Gnade des Himmels erwerbe.“

„Es ſei,“ antwortete der Herr. „Gelobe die Heimkehr, auf daß die Stadt ihr Recht an dir gewinne.“ Er wies auf das Marienbild an der Thür. Dobiſe rutſchte auf den Knien zum Bilde und hob die Hand.

„Du biſt gebunden zur Wiederkehr. Tag und Stunde ſtehen bei dir, du darfſt ſie wählen nach deinem Gefallen. Kehrſt du zurück, ſo verfällt dein Leib dem Richter.“

„Steh' auf und entweiche,“ gebot Hutſelt, „der Rathsbote öffnet dir das Thor.“

„Laßt mich noch einmal den Morgen in der Stadt erleben,“ bat Dobiſe.

„In der Nacht biſt du zu ſchädlichem Werk durch die Stadt geſchlichen, darum verſagen dir die Mauern den nächtlichen Schutz, zieh hinaus in die wilde Finſterniß,“ entſchied der Burggraf.

Dobiſe ſah ſich mit irrem Blick in der Kammer um, dann ſchlich er ſchweigend hinaus. Die Schwäger ſtanden einander allein gegenüber.

„Ich danke euch, gebietender Herr Burggraf, für eure Mühe um mein Haus und meinen Knecht,“ begann Marcus förmlich.

„Noch andern Dank möchte ich von euch verdienen, Herr Schwager,“ antwortete Hutfeld. „Ich hoffe, der Friede, welcher unſerer Stadt lange gefehlt hat, ſoll zurückkehren. Ich habe heut mit den Häuptern der Unzufriedenen gehandelt, und wir haben uns über eine Reformation der Stadt friedlich geeinigt. An Stelle des alten Rathes wird ein neuer treten. — Auch euch geht die Neuerung an, Herr Schwager, und mir wird ein Wunſch erfüllt. Denn auch ihr werdet zum Rathmann der Stadt erkoren.“

Marcus ſtand unbeweglich, aber dem forſchenden Blick des Burggrafen antwortete ein flammender Blitz aus finſteren Augen. „Als ihr über die Schwelle tratet, hochgebietender Herr, ſah ich, daß ihr als Sieger kamt.“

„Noch nicht,“ entgegnete Hutfeld vorſichtig, „unſer Schickſal wird nicht in Thorn entſchieden.“

„Bis dahin laßt euch meine Antwort genügen,“ ſprach Marcus. „Ihr könnt den letzten der Könige von Thorn zu der Stätte führen, wo ſein Vater geendet hat, aber ihr dürft ihn nicht mit dem Strang am Halſe entlaſſen, wie ſeinen Knecht.“

## 12.

## Auf dem Wege.

Jahre vergingen; langſam für einen heißblütigen Alten, welcher mit Ungeduld auf die Erfüllung ſeiner liebſten Hoffnungen harrte, langſamer noch für den Sohn, dem die Hoffnung und Freude ſeines Lebens im kalten Strome verſunken war, endlos und unerträglich für einen entlaſſenen Knecht, dem alles Hoffen und Harren beendet ſein ſollte, wenn er in die Heimath zurückkehrte.

Wenige Meilen von dem Thurme, in welchem einſt die jungen Gatten ihr Heimweſen geführt hatten, lag mitten unter hohen Fichten ein kleiner Landſee, tief eingeſenkt in rundem Thalkeſſel. Vor Zeiten war dort ein Heiligthum der heidniſchen Preußen geweſen, und die Leute der Umgegend wußten von dem See viel Unheimliches zu erzählen. Darum hatten chriſtliche Prieſter die Stelle den vierzehn Heiligen geweiht, welche ſich als hohe Nothhelfer den ſchwer geängſtigten Gewiſſen zuneigten. Am Rande des Waſſers ſtanden rohe Holzbilder der ſeligen Fürſprecher mit bunten Farben gemalt, jedes unter einem kleinen Schirmdach; ein umhegter Raum mit einer Kanzel vereinte zu frommem Dienſt die Wallfahrer, welche im Sommer aus der Nähe und Ferne herzukamen. Für dieſe Zeit lebte ein frommer Bruder aus dem Orden der Predigermönche in kleiner Holzhütte als Wächter des Heiligthums und als Geiſtlicher der Wallenden. So lange die Landsknechte in der Nähe lagen, unterblieben die Wallfahrten, denn Niemand wagte ſich gern in die Nähe der Gewaltthätigen; ſeitdem prangten die Heiligen in neu gemalten Gewändern, und das Kloſter genoß wieder die frommen Spenden. Auch Tobiſe ſchlich um das ſchwarze Waſſer, er diente dem Mönch und flocht Fichtenkränze für die Heiligen. Jahr und Tag war er umhergeirrt, er ſelbſt wußte nicht wo, bald hatte er armen Stammgenoſſen, mit denen er ſich durch Sprache und geheime Zeichen verſtand, in ihrer Wirthſchaft geholfen, bald war er mit heimathloſem Volk und Wegelagerern gewandert; aber nirgend vermochte er zu haften, denn immer zog es ihn in die Nähe der Stadt, in welcher Hans Buck, wie er annahm, ſeiner harrte. Zuweilen war er heimlich an die Grenze des Stadtgebiets geſchlichen, hatte an den Steinpfeilern und Warten gekauert, und nach der Stelle hinübergeſtarrt, wo die Thürme von Thorn in der Dämmerung lagen. Im vergangenen Herbſt war er dem einſamen Mönch ein willkommener Diener geweſen, den Winter hauſte er allein unter dem Holzdach der Klauſe in furchtbarer Verlaſſenheit zwiſchen Wölfen und Krähen, fing Waldthiere in Schlingen und richtete Vögel im Bauer ab. Jetzt trieben die Fichten neue Knoſpen, in dem runden See ſpiegelten ſich wie in einem großen Auge die Wolken des Himmels, der Mönch war angekommen und Dobiſe vernahm wieder die Stimme eines Bekannten. Er ſaß am Saum des Waldes und erwartete die Heimkehr des Bruders, welcher am Morgen aufgebrochen war, ohne ihm zu ſagen wohin, und ſich den ganzen Tag verweilt hatte. Als er den leiſen Schritt des Mönches hörte, wandte er den Kopf. „Iſt es wahr, Vater Pancratius, daß die große Glocke, welche ſie bei Johannes aufgehängt haben, ihre Stimme nur hören läßt, wenn zwölf Mann am Strange ziehen?“

„So iſt es,“ antwortete der Mönch.

„Und die Böttcher ziehen,“ fuhr Dobiſe kopfſchüttelnd fort. „Ich möchte wohl anſehen, wenn ſie die Glocke ſchwenken und ich möchte den Geſang hören.“

„Mancher ſehnt ſich nach dem, was er verloren hat,“ ſagte der Mönch traurig, und erfüllt von den Ereigniſſen des Tages ſetzte er vertraulich hinzu: „Es leben noch Andere in der Gegend, welche ſich um die Thorner in der Stille grämen, und ſie gehen dich nahe genug an. Sieh dorthin, wo jetzt die Sonne ſchwindet; hinter dem Holze liegt eine Stadt und in der Stadt ſteht ein Thurm, dort hat einſt dein Junker Georg mit Frau Anna, ſeinem Weibe, gewohnt.“

Dobiſes Augen zwinkerten: „Ihr kommt von dort, Vater?“

„Ich hatte mit dem neuen Stadtſchreiber zu thun,“ antwortete Pancratius abbrechend und ſchritt ſeiner Klauſe zu.

Am nächſten Morgen fand der Mönch das Lager des Knechtes leer und Niemand antwortete auf ſeinen lauten Ruf. Zu derſelben Zeit lief Dobiſe wie ein Hündlein, welches eine Spur verfolgt, durch Wald und Haide der Landſtadt zu. Sobald das Thor geöffnet wurde, wand er ſich durch die Gaſſen, das Auge unverwandt nach dem Thurme gerichtet. Als er Leute in den Schloßhof gehen ſah, wagte auch er ſich hinein, und duckte ſich hinter einem Haufen Bauholz in die Ecke. Nicht lange, und die Thür des Thurmes öffnete ſich, ein kleiner Mann mit faltigem Geſicht trat heraus, drückte ein Bündel Papiere unter den Arm und ſchritt über den Schloßhof der Stadt zu. Dobiſes Augen funkelten in der dunklen Ecke wie zwei Leuchtkäfer. Wie die Sonne höher ſtieg und ihr warmes Licht die düſtere Maſſe des Thurmes beſchien, öffnete ſich die Thür wieder, auf der Schwelle ſtand ein junges Weib in Wittwentracht, ſie hielt einen Knaben im Arme, der mit der Hand luſtig eine Gerte ſchwenkte. Bald ſetzte ſie ihn auf die Schwelle und ging an den Brunnen. Dobiſe lachte über das ganze Geſicht, er kroch hinter dem Holze näher heran, und da er die Frau in einiger Entfernung merkte, lief er ſchnell auf den Kleinen zu, hob die Gerte auf, welche dieſem entfallen war, gab ſie ihm in die Hand, und ſchlüpfte in ſeinen Verſteck zurück. Am Abend ſaß er vor der Hütte des Mönches, ſchnitzelte über Holzſtäben und ſprach mit ſich ſelbſt: „Ich habe unſerm Junker den erſten Wagen gebaut, als er zu ſpielen anfing, jetzt mache ich einen neuen für den jüngſten Herrn. Wenn Lips Eske wüßte was ich weiß.“ Als der Mönch die kleine Glocke zum Abend geläutet hatte, fiel Dobiſe vor ihm nieder und bat: „ſegnet mich, Vater.“

„Was liegt dir im Sinne, mein Sohn?“ frug Pancratius verwundert.

„Ich muß fort, ehrwürdiger Vater.“

„Wohin, du Thor?“ frug der Mönch.

„Wer weiß, wohin, Vater.“ Am nächſten Morgen war der Flüchtling wieder verſchwunden, und diesmal kehrte er nicht zurück. Aber auf der Schwelle des Thurms ſtand ein kleiner, ſäuberlich geſchnitzter Wagen als Spielzeug für das Kind.

Wenige Wochen ſpäter ſtand Georg zu Frankfurt am Main in der Herberge des Hochmeiſters, breitete auf dem Arbeitstiſch des Herrn neu gefertigte Urkunden aus und ſtellte daneben einen Beutel mit Geld. Der feurige Jüngling war zu einem ernſten ſtillen Manne geworden, lange hatte er an ſeiner Wunde gelitten und nach der Geneſung viele Mühe daran geſetzt, bevor ſeine Linke die Arbeit der verlorenen Hand verrichten lernte. Jetzt verſah er bei dem Hochmeiſter, wenn dieſer mit ſeinem unſteten Haushalt zu Frankfurt weilte, die vertraulichen Geſchäfte der Kanzlei, und arbeitete, ſo oft er Muße hatte, als freiwilliger Helfer bei einem angeſehenen Kaufmann, welcher ſeinem Vater von Venedig her befreundet war. Heut ſah er auf die Schrift der Urkunden, welche er nach Preußen ſenden ſollte, und ſagte trübe zu ſich ſelbſt: „die alte Handſchrift iſt wieder gewonnen, aber das Lautenſpiel finde ich niemals wieder.“ Er betrachtete den Beutel. „Im ſparſamen Hauſe zu Thorn wurde das Geld geſammelt, und in der Fremde verwendet's leichtherzig ein Anderer.“

Der Hochmeiſter trat ein und wog vergnügt den ſchweren Beutel. „Dies ſind die Rößlein, welche mich eine Strecke Wegs vorwärts bringen ſollen, ich fürchte, ſie werden nur allzuſchnell auseinanderſpringen. Nimm auch dir einen Antheil davon, Jörge, ich denke, daß ich in deiner Schuld bin; und hör', geh' noch heut zum Goldſchmidt. Die goldene Kette, welche er mir wies, habe ich lange begehrt, jetzt will ich ſie haben.“

Erſchrocken vernahm Georg dieſen fürſtlichen Wunſch, er wußte, wie lange Fleiſcher und Bäcker, die für den Hofhalt geliefert hatten, nicht bezahlt waren. „Ich fürchte, gnädigſter Herr,“ wandte er beſcheiden ein, „die Frankfurter, welche bis jetzt die Küche verſorgt haben, werden neidiſch nach der Goldkette ſchielen, ſie drohen mit Klage.“

„Vertröſte ſie, verſprich ihnen was du kannſt,“ ſagte der Hochmeiſter gleichgültig, „ſie ſitzen gemächlicher als ich und können warten.“

„Sie haben aber üblen Willen, und Herr Dietrich klagt, daß es unmöglich ſei, den Herren und Knechten noch Koſt zu ſchaffen.“

„Ich merke, auch du wandelſt auf den Wegen des Marſchalls und machſt dich durch Widerſpruch unleidlich, ich dachte beſſer von dir, Jörge.“

„Geſtattet wenigſtens, daß ich für mich nichts aus dem Beutel nehme, ich vermag mir durchzuhelfen, aber euer Hofhalt vermag es nicht mehr.“

„Wie du willſt,“ verſetzte Herr Albrecht gekränkt, „vergiß aber in Zukunft nicht, daß ich dir deinen Theil angeboten habe.“

Georg beugte das Knie. „Ich dachte an das fürſtliche Anſehen meines Herrn.“

„Mein fürſtliches Anſehen,“ brach der Hochmeiſter bitter heraus und ging, die Hände zuſammenpreſſend, im Zimmer auf und ab. „Ich weiß, daß ich ein Bettler bin und du brauchſt mir es nicht vorzuhalten, ich weiß, daß mein ganzes Leben ein jämmerlicher Schein iſt ohne Macht, daß die Fürſten über mich die Achſel zucken, die gemeinen Leute über mich ſpotten. Du haſt nicht nöthig, meinen Stolz zu demüthigen, er wird täglich mit Füßen geſtoßen. Du verſtehſt nicht, was es heißt, Jahr ein Jahr aus ſich ſchwach und hülflos zu fühlen, alle Wochen neue Pläne zu machen und ſich mit Hoffnungen zu tröſten, die am nächſten Tage im Sande verrinnen. Dennoch bin ich ein deutſcher Fürſt, nicht ſchlechter als die andern, und ich habe, da ich den weißen Mantel nahm, ein Recht gewonnen auf Landherrlichkeit und Fürſtenmacht. Bei aller Schmach hält mich nur der Gedanke aufrecht, daß ich für mich gewinnen will, was eines Edlen würdig iſt. Wie vermag ich das, der Machtloſe unter Hochfahrenden und Eigennützigen, wenn ich nicht wenigſtens den Schein behaupte? Die Ordensbrüder haben mir bitter vorgerechnet, daß ich armer Mann unter den Fürſten Goldgulden verſpielte. Es mag übler Brauch ſein, daß edle Herren jetzt im Brett um Goldgulden ſpielen, und es mag ein frommer Schwärmer dagegen predigen, daß die vornehmen Leute goldene Borten und Ketten tragen, ſie thun's aber Alle, und wenn ich nicht mehr thun kann wie ſie, werde ich ihnen vollends verleidet und ſitze als ein Schuhu unter den Falken. Darum liegt mir mehr an der Kette und dir mehr an den Mienen des Fleiſchers und Bäckers." Und heftig ſetzte er hinzu: „Du meinſt es gut in deiner Weiſe und du haſt mir ohne Sorge um den eigenen Nutzen gedient, ich werde nicht zürnen, wenn dir das ewige Borgen, Feilſchen und Vertröſten verleidet wird und du mich verläßt, wie mancher Andere gethan hat. Vielleicht wärſt du mir lieber, wenn du nicht ſo ungeſchickt ehrlich wäreſt, dann wüßte ich eher, wodurch ich dich feſthalten kann."

Gekränkt durch die Rede des Herrn nahm Georg ſein Bündel Papiere zuſammen und verneigte ſich, um das Zimmer zu verlaſſen, da rief Herr Albrecht: „bleib, ich habe Unrecht, dich mit übler Laune zu plagen, du haſt ohnedies Mühe mit mir." Er legte ihm die Hand auf die Schulter. „Als du mir unzufrieden widerſtandeſt, ſah ich in dir den Sohn deines Vaters, der mich zuweilen auch durch ſeine Mahnungen quält. Ihm gegenüber aber fühle ich mein Gewiſſen bedrückt, und ich büße meine Unfreundlichkeit, indem ich dir das bekenne. Wiſſe, Georg, ich habe vor Jahren deinem Vater ein Verſprechen gethan, daß ich, der Hochmeiſter des Ordens, den Polen niemals huldigen werde. Das Gelübde war voreilig, unabläſſig habe ich bei aller Welt um die Freiheit meiner Herrſchaft gehandelt, gedrängt und gefleht, es war Alles vergebens. Der Kaiſer und der Papſt ſtehen auf Seite meiner Feinde, das Reich hat mich verlaſſen, der Orden in Deutſchland iſt mir feindlich und würde mich am liebſten aus der Welt ſchaffen. Der Orden in Preußen vergeht an ſeiner eigenen Schwäche, die ſtarke Stimme von Wittenberg hat dringend gerathen, mit dem Zwitterweſen ein Ende zu machen, und ſeit das Büchlein an die Herren des deutſchen Ordens im Druck ausgegangen iſt, verändern die Brüder in Preußen eigenmächtig ihren Stand und ſchon mehr als einer hat ſich ein Eheweib genommen. Darum bin ich jetzt dabei, mich in das Unvermeidliche zu fügen, und mich mit meinem Oheim von Polen zu vertragen. Mein Gelöbniß halte ich nach den Worten, aber wie ich fürchte, nicht nach dem Sinn deines Vaters. Das lag mir heut ſchwer auf der Seele, und deshalb war ich gegen dich widerwärtig. Denke nicht mehr daran,“ bat er und hielt ihm die Hand hin.

Herr Dietrich kam, eine Taſche mit Briefen in der

Hand. „Gute Zeitungen!“ rief er, „hier iſt das Schreiben des Königs von Polen an eure fürſtliche Gnade; die Entſcheidung iſt gefallen, wir reiſen nach Krakau.“ Und zu Georg ſagte er leiſe: „Auch für euch iſt etwas darunter.“ Georg trat in das Vorzimmer und öffnete den Brief. Es war die Handſchrift ſeines treuen Geſellen Lips Ecke und es waren nur wenige Zeilen, darin ſtand Etwas von ſeinem Weibe, von ſeinem Sohn und von einem Thurmgemach. Alles wurde undeutlich im wilden Sturme, der ihm die Gedanken umhertrieb, den Mund zum Lachen verzog und die Augen mit Thränen füllte; nur den Thurm ſah er vor ſich, ſchwarz war die Mauer und auf halber Höhe wuchs aus dem Stein eine Ebereſche, welche die Vögel geſäet hatten. Dorthin ging jetzt ſein Weg. Ihm kam vor, als ob Herr Albrecht ihm zum Abſchied ſagte: „du glücklicher Jörge,“ und daß ihm ſelbſt wegen dieſer Worte die Stimme beim letzten Gruß verſagte. Er merkte, daß er im Kontor des befreundeten Kaufmanns ſtand, und auf die kunſtvolle Scheide eines Meſſers ſah, das ihm der Frankfurter zu ſeiner Reiſe verehrte; dann fand er ſich im Stall ſein Pferd ſattelnd, und darauf vor der Herberge einen Fuß im Steigbügel, und ihm war, als ob Herr Dietrich ihn luſtig auf die Achſel ſchlüge. Bald ritt er auf der Landſtraße. In den Gärten blühten die Aepfelbäume, es war hier wärmer als da, wo die Eſche aus dem Stein wuchs. Denn er war erſt im Anfang des Weges, der hundert Meilen über Berg und Thal dem Aufgang der

Sonne zuführte. Und er meinte zu ſehen, wie ihre erſten Strahlen das Dach des Thurmes rötheten und immer mehr von dem Gemäuer vergoldeten, bis die Schwelle im hellen Lichte lag; und auf der Schwelle ſaß ſein Sohn. So ſchrieb Lips Eske. Wie konnte der Sohn auf dem kalten Stein ſitzen? Oft hatte er ihn geſchaut in ſchwerer banger Zeit als ein kleines nacktes Kind, mit wenig Härlein auf dem Kopfe, wie es ihm von den Frauen entgegengehalten wurde. Nackt war das Kind und winzig klein, welches er wachend und träumend in ſich herumtrug und das er jetzt wieder vor ſich ſah; ganz deutlich ſchwebte es ihm zugewandt in der Luft und zeigte ihm den Weg nach dem Thurme. Wie konnte das Kleine auf der Schwelle ſitzen und ſpielen? Da merkte er, daß er Jahre lang einſam und elend geweſen war, und die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen in Wehmuth über ſein langes Leid. — Er ritt weiter gen Norden und Oſten; in den Dörfern klang Sturmgeläut und Haufen bewaffneter Bauern umringten ihn, er vernahm drohenden Anruf, ſah eiſerne Flegel und Morgenſterne gegen ſich gehoben und bat herzlich: „laßt mich ziehen, ich bin ein armer Vater, der ſein Weib und Kind Jahre lang als tot betrauert hat, und jetzt höre ich, daß ſie leben, darum will ich zu ihnen." Die Landleute ſenkten ihre Waffen und ließen ihn durch. Er kam in das Land des Kurfürſten von Sachſen und ritt längs der thüringiſchen Berge bei der Burg vorüber, in welcher ein Anderer lange Zeit verborgen gelebt hatte, während das Volk ſeinen Untergang betrauerte. Er gedachte der Stunde, wo ſein liebes Weib für den Verlorenen die Hände faltete, als ſie im Thurm zwiſchen ihm und ihrem Vater ſaß. Und in ihm klangen die Worte wieder: Jener wurde damals bewahrt vor dem Verderben, auch wir dürfen wieder Gutes hoffen.

So drang er bis an die Elbe. Als er von ſeinem müden Pferde geſtiegen war und am Ufer auf den Fährmann wartete, ſangen Kinder auf einem umgeſtürzten Kahn in der Nähe. Ihm fiel das Lied von der Jungfrau bei, welche im Strome verſenkt werden ſoll und durch den Geliebten gelöſt wird. Zum erſtenmal ſeit Jahren vermochte er die Worte zu ertragen, und während er leiſe vor ſich hinſang, überkam ihn wieder das Entſetzen jener Stunde, wo Henner von dem umgeſchlagenen Kahn berichtet hatte; und er fuhr mitten im Liede wild empor, als er neben ſich die Stimme ſeines alten Geſellen Wuz hörte, denn er meinte, das Fürchterliche noch einmal zu erleben. Aber Wuz ſtand wirklich vor ihm und außer dieſem noch einige Genoſſen aus dem Schloßhofe; rings um ſich vernahm er frohen Zuruf, und auch er umarmte den Wuz und den Ben; wie ſeine beſten Freunde und ſagte ihnen glücklich: „Verweilt mich nicht, liebe Geſellen, die Fähnrichin lebt und mein Sohn lebt, und ich ziehe zu ihnen, denn ſie wohnen im Thurme.“ Da freuten ſich die alten Knechte über ihn; ſie ſtreichelten ſein Pferd, einer lief und holte Hafer und Heu, und Wuz griff ſogar in ſeinen Säckel, welcher leicht war, und wollte ihm daraus mittheilen. Er hörte, daß ſie nach Torgau reiſten, um ſich dem Kurfürſten als Trabanten anzubieten; und wie er mit ſeinem Pferde auf der Fähre ſtand, erſcholl ihr lauter Zuruf: grüßt die Frau Fähnrichin von der Bruderſchaft und ſie ſoll unſerer im Guten gedenken.

Durch Sand und Kiefergehölz führte die Straße, die Gräben waren mit Winterſchnee geſäumt, die Krähen flogen über das öde Land und der Weg wurde mühſam, denn die Landſchaft war auf mehre Tagereiſen berüchtigt als Aufenthalt grauſamer Buſchklepper; in den ſchlechten Herbergen verſchwand mancher Wanderer für immer aus dem Tageslicht und jeder Reiſende mußte Noth leiden. Aber die Sorge vermochte noch nicht aufzukommen, ſein Rößlein wieherte, ein friſcher Reiſewind ſtreifte ſeine Wange und vor ihm ſchwebte wie leibhaftig die Geſtalt: das kleine nackte Kind glitt ihm zugewandt über Feld und Haide, über Waſſer und Wald dem Thurme zu. Deutlich ſchaute er das Kind, welches den Weg wies, und deutlich ſchaute er das dunkle Gemäuer, dem er zuzog; doch das Bild des Weibes ſah er nicht außer ſich, ſie war bei ihm in ſeinen Gedanken, ſprach ihm in das Ohr, lehnte an ſeiner Schulter und ſchlummerte an ſeiner Seite auf dem Lager.

Endlich ſtand er an dem Strome der Heimath und blickte über das wilde Waſſer, dort lag die Schenke und dort ragten die Deiche, wie an jenem Morgen, wo er mit Anna ein Gefangener der Landsknechte wurde. Jetzt legte ſich die Angſt um ſeine Bruſt, in welcher Geſinnung ihm ſein Weib entgegentreten werde und ob er dem Magiſter die Feindſchaft ſeines Vaters entgelten müſſe. Denn durch ſeinen Geſellen Ecke war ihm nicht verhehlt worden, wie grauſam der Kaufherr mit dem Gelehrten gehandelt hatte, und zwiſchen ihm und ſeinem Vater war ſeit jener Zeit in Briefen kein vertraulicher Gruß gewechſelt worden, nur mit kalter Vorſicht das Nöthigſte. Wild rief er nach dem Fährmann, ſein Herz pochte, daß er den Athem verlor, und endlos dünkte ihm die Breite des tückiſchen Stroms. Dann trieb er ſein Pferd auf dem Wege, den er einſt neben dem toten Hauptmann durchmeſſen, und hob ſich im Steigbügel, um über Haide und Holz das Schloß auf der Höhe zu erkennen. Vor ihm ſtieg es empor als ein dunkler Schatten, und er jagte darauf zu wie an jenem Winterabende, wo er nach dem Lichtſchein im Fenſter geſpäht hatte. Alles Schauen und alles Denken ging verloren in dem heißen Fieber, welches ihn ſchüttelte. Er ſprengte durch das Stadtthor, undeutlich kam ihm vor, als ob andere Menſchen wie ſonſt in den Gaſſen liefen, und daß die Handwerker wieder in ihren Stuben bei der Arbeit ſaßen. Er ſpornte ſein Pferd den Schloßberg hinauf, ſprang ab und ſchlang den Zügel in den Ring des Pfoſtens. Wie gelähmt ſchritt er in den Hof, die Thurmpforte ſtand geöffnet und die Zweige der Eſche bewegten ſich im Winde, mattes Sonnenlicht lag auf dem Wege, und vor der Thurmſchwelle lief ein Knabe umher; er hatte kleine blonde Locken und roſige Wangen und ſtapfte mit den Beinchen kräftig auf die Erde. Georg ſtand erſchrocken. „Dort iſt es; von ihr kam es und mir gehört es; es gleicht einem Engel. Aber es ſieht weit anders aus, als mein armes kleines Kind. — Romulus“ rief er, kaum brachte er das Wort aus der heiſeren Kehle. Der Knabe ſah zu dem fremden Mann auf und lachte ihn an. Da ſchrie der Vater laut, riß den Knaben zu ſich und ſprang mit ihm in den Thurm. Niemand war darin, aber Alles wie ſonſt: der Herd, die Treppe, das Lager; er warf ſich auf den Seſſel am Herde nieder und küßte den Kleinen auf Stirn, Wangen und Mund. Das Kind aber wurde bei den Liebkoſungen des Mannes ängſtlich und rief nach der Mutter. Und er ſetzte ſeinen Sohn, der ihn nicht kannte, betäubt zu Boden.

Unterdeß bellte laut und lauter das Hündlein, ſprang an ihm herauf und legte ſich vor ihm auf den Rücken, bis eine Frau eilig die Treppe herab kam in dunklem Gewande, das Haar in einer Wittwenhaube verborgen. Zwei leiſe Rufe des Schreckens und Entzückens, ſein Weib flog ihm entgegen, warf ſich an ſeinen Hals und er hielt ſie an ſeinem Herzen. Unſäglich war das Elend der letzten Jahre geweſen und unſäglich war die Seligkeit dieſes Augenblicks. Als ſie endlich unter Thränen und Küſſen die Worte fanden, ſprach Anna leiſe: „ich wußte, daß du mich hier finden würdeſt,“ und den Knaben zu ihm aufhebend, rief ſie: „hier iſt dein Sohn, und du, Knabe, ſprich: lieber Vater. Er iſt die Rede gewöhnt, denn ich habe ſie ihn alle Tage gelehrt.“ Da ſah das Kind von Einem zum Andern und verſtand Alles, es wußte, daß der Vater gekommen war und ſagte leiſe die ehrwürdigen Worte nach. Als aber Georg den Sohn vom Arme der Mutter hob, erkannte ſie erſt, daß der Gemahl die rechte Hand unbehülflich regte, ſie faßte den Arm und ſank an ſeiner Seite auf die Knie.

Der Dämmerſchein des heimlichen Raumes ſchwand in dem kalten Tageslicht, das durch die offene Thür hereinfiel. Der Magiſter ſtand vor den Gatten: „Was drängt ihr euch auf's Neue zu meiner unglücklichen Tochter, Junker Georg König? Das Weib, welches einſt allzu willig eurer Liebe vertraut hat, iſt von euch geſchieden und tot. Die hier lebt, gehört nur mir, hinweg von meiner Tochter!“

Anna erhob ſich und trat dem Alten gegenüber. „Es iſt mein Hausherr, Vater, der zu mir und meinem Kinde heimkehrt.“

„Sendet euch der ungerechte Mann, welcher euer Vater und Herr iſt, ſo will ich mich mühen, die tötliche Kränkung unſerer Ehre zu vergeſſen. Kommt ihr mit eigenmächtiger Werbung wie vor Zeiten, ſo gebiete ich euch: weicht von hinnen.“

„Ich komme weit her aus dem Reiche, um mein Weib und Kind zu fordern, und nicht ihr und nicht mein eigener Vater dürfen ſie mir weigern.“

„Wißt ihr, wozu euer Vater mein Kind gemacht hat? Geht nach Thorn und hört es aus ſeinem eigenen Munde.“

Da warf ſich Anna um den Hals des Gatten und rief dem Alten zu: „Ihr habt zwei Hände, um mich von ſeinem Herzen zu reißen, er vermag nur eine zu regen, um mich feſtzuhalten. Gedenkt, daß er die Hand verlor, weil er um meinetwillen ſeine Freiheit hingab."

Der Magiſter ſtarrte auf den Handſchuh der Holzhand und murrte: „Scävola," griff ſuchend in die Taſche und ging mit großen Schritten auf und ab. „Hier verweilen dürft ihr nicht, Georg," begann er endlich, „was aus uns Allen werden ſoll, weiß ich nicht zu ſagen. Kein Richter im Lande ſoll, weil ich lebe, über Ehre oder Unehre meines Kindes abſprechen, und Gott im Himmel allein vermag zwiſchen uns und eurem Geſchlecht zu entſcheiden."

Georg ſchwieg, aber er drückte ſeinen Sohn feſt an ſich. Wieder ging der Magiſter auf und ab.

„Vater," flehte Anna, „Einer lebt auf Erden, den der liebe Gott zum Rathgeber für angſtvolle Gewiſſen beſtellt hat."

„Willſt du einen Fremden zum Richter machen über deine und meine Treue?" frug Georg traurig.

Da hob Anna die gefalteten Hände. „Er iſt kein Fremder für dich und mich, denn er hat durch ſeine Lehre geholfen, daß ich die Trennung von dir ertrug."

Wieder hielt der Magiſter vor dem Gaſte an. „Iſt meine Tochter vor Gott und den Menſchen euer eheliches Weib, ſo gehört ſie mit ihrem Kinde euch, iſt ſie es nicht, ſo bleibt ſie mein. Darum lade ich euch im zweiten Monat von heut, an demſelben Tage, zu dieſer Stunde, an die Kloſterpforte der Auguſtiner zu Wittenberg. Dort ſoll ein Richter über euer Anrecht entſcheiden. Hier aber geſtatte ich euch unter meinen Augen nur ſo lange Zeit, als ein Wanderer braucht, um auszuruhen, nicht länger."

„Ich füge mich eurem Willen, Herr Vater," ſprach Georg. „Hat der Richter geſprochen, ſo ſage ich ihm und euch, was mir mein Gewiſſen gebietet."

Er raſtete und hielt das Weib in ſeinem Arm, den Sohn auf dem Schooße; der Magiſter aber ging ſchweigend vor ihm auf und ab.

Marcus wog einen Brief des Dietrich von Schönberg in ſeiner Hand und ein herbes Lächeln fuhr über ſein Antlitz. „In den Tagen junger Freundſchaft ſchrieb der Herr ſelbſt, jetzt verſieht der behende Diener die läſtige Arbeit. Je ſchwerer das Gewicht des Geldes wird, welches ich ihnen zutrage, um ſo flüchtiger wird ihre Antwort auf die Fragen, welche ich in banger Sorge thue." Er las: „Die Zuſammenkunft meines gnädigen Herrn mit dem Könige von Polen iſt endlich durchgeſetzt, der Hochmeiſter rüſtet ſich zur Reiſe nach Krakau und die Entſcheidung ſteht bevor. Auch ihr, mein günſtiger Herr und guter Freund, mögt den Ausgang mit gutem Vertrauen erwarten und euch durch allerlei Gerüchte nicht beirren laſſen, denn wir haben Sicherheit, daß der König in höchſter Nothwendigkeit iſt, den alten Streit zu beenden. Die edlen Herren haben darüber bereits vertraulich eigenhändige Briefe gewechſelt." Marcus ſah auf: „Iſt die Freundſchaft der Edlen plötzlich ſo warm geworden? ſie bedroht das Preußenland mit kaltem Wetter." Er las weiter: „Ich darf dem Papier nicht übergeben, was noch als Geheimniß bewahrt werden muß, damit nicht unſere Feinde in der letzten Stunde die Vollendung hindern. Aber ſeine fürſtliche Gnade befiehlt mir, euch mitzutheilen, wenn in dem Vertrage auch nicht Alles erreicht werde, was wir in dem letzten Jahre betrieben haben, ſo ſteht doch ein feſter Friede in Ausſicht und für das Land unſeres gnädigen Herrn eine heilſame Zukunft." Marcus ſchleuderte den Brief auf den Tiſch. „Ich verſtehe die Meinung. Thorn und das Weichſelland ſind den Polen preisgegeben und wir zahlen mit unſerer Zukunft und unſerm Gelde dafür, daß der Hochmeiſter für ſich und ſein Land des ſchmachvollen Lehnseides enthoben wird. — Du haſt lange gelebt, Alter, und ſollteſt gewöhnt ſein, daß deine Hoffnungen eitel und nichtig dahinflattern, und doch fühlſt du ſo heißen Schmerz über dieſe letzte Enttäuſchung. Füge dich, ſtolzer Sinn, begnüge dich mit dem kleinen Troſt, daß Mühe und Opfer doch nicht ganz vergeblich waren. Wenn Onkel und Neffe einander noch ſo warmherzig die Hände reichen, ſie werden nicht hindern, daß die Feindſchaft zwiſchen dem freien Ordenslande und Polen auf's Neue entbrennt. Was wir nicht vollendeten, das muß den Söhnen gelingen. Ich aber frage, wo iſt mein Sohn, daß ich ihm die Erbſchaft übergebe?

Sein Erbtheil an Geld iſt klein geworden, dafür lege ich ihm eine große Forderung auf die Seele, daß er haſſe und treibe wie ſein Vater und, gefällts dem Himmel, mit beſſerem Glück.“ Er nahm den Brief auf und ſah nach dem Datum: „Das Schreiben war lange unterwegs, und Manches mag unterdeß geſchehen ſein.“

Auf dem Markt liefen die Leute zuſammen; ſie ſammelten ſich in Haufen vor dem Rathhauſe. Bernd kam eilig herein, der Schrecken lag über ſeinem behaglichen Geſicht. „Ein polniſcher Bote trägt dem Rathe ſeltſame Kunde zu. Habt ihr ſie vernommen? Es giebt keinen Hochmeiſter mehr.“

Marcus fuhr in die Höhe: „Iſt Herr Albrecht tot?“

„Nein, der Herr lebt, aber der deutſche Orden in Preußen hat, wie ſie ſagen, ein Ende. Herr Albrecht hat den Ordensmantel abgelegt, iſt in weltlichen Stand übergetreten und durch den König von Polen unter polniſcher Hoheit als Herzog eingeſetzt worden, er ſelbſt und ſein ganzes Geſchlecht.“

Da lächelte der Kaufherr und zuckte die Achſeln. „Du biſt alt genug, um zu wiſſen, was von Gerüchten zu halten iſt, zumal von der Meldung polniſcher Boten.“

„Der Bote ritt den weiten Weg von Krakau hierher, um dem Rathe die Nachricht zu bringen.“

Marcus lächelte wieder: „Er wurde getäuſcht oder er will die Bürger täuſchen, denn dies iſt unmöglich. Ich habe einen Brief erhalten, der weit Anderes meldet; und was ſchwerer wiegt, ich habe ein Gelöbniß des

Hochmeiſters ſelbſt, iſt er auch kein Mann von hartem Stahl, er hält ſein Wort."

„Soweit er vermag," verſetzte Bernd kopfſchüttelnd. „Wer darf in den großen Welthändeln auf Jahre hinaus beeiden, was er dereinſt thun wird?"

„Niemand kann das, aber ein Mann darf ſagen, was er nicht thun wird."

Wieder ſchüttelte Bernd den Kopf.

An der Hausthür tönte ein ſcharfer Schlag, der Gehülfe rief ſeinen Herrn auf die Schwelle. Vor dem Hauſe ſtand der Rathsbote mit Hans Buck und zwiſchen ihnen der Knecht Dobiſe. „Der Rath ſendet euch euren Knecht," begann Hans Buck, „er kehrte freiwillig zurück und trat in mein Gehege. Sein Hals gehört mir und ich fordere ihn von euch."

„Guten Tag, Meiſter," grüßte Dobiſe demüthig, „da ihr mir Tag und Stunde frei gelaſſen habt, ſo komme ich erſt jetzt, nehmt's nicht für ungut."

„Und warum kommſt du jetzt?" frug Marcus.

„Herr, es wollte mir in der Fremde nicht mehr gefallen, und nach dem, was ich in den letzten Wochen erfahren habe, bin ich ganz zufrieden, daß es mit uns Beiden zu Ende geht. Nach uns kommen Andere. Vor Hans Buck fürchte ich mich nicht, ich habe ihm oft zugeſehen, und einen Beſſeren finde ich nirgend." Hans Buck lächelte wohlwollend über das Lob.

„Nehmt den Mann, Rathsbote, und verwahrt ſeinen Hals, bis ich ihn abfordere."

„Er treibt ſich ſeit lange in der Gegend umher," erklärte Liſchke; „und wurde zuerſt vor mehren Wochen im Hauſe des gebietenden Herrn Eske erkannt, dann ſaß er zuweilen auf dem Kirchhofe von St. Johann, erſt heut gab er ſich unter die Hand von Hans Buck.“

„Was kann ich noch für dich thun, du Armer?“ frug Marcus.

Tobiſe drehte die Mütze in den Fäuſten: „Wenn es euch nichts verſchlüge, ſo möchte ich noch einmal zuſehen, wie ſie die neue Glocke ziehen.“

„Dazu kann Rath werden,“ ſagte der Rathsbote, froh über die Neuigkeiten, welche er wußte. „Denn es iſt Befehl ertheilt, morgen mit allen Glocken zu läuten, um den Frieden mit dem neuen Herzog Albrecht einzuweihen. Ich ſelbſt gehe jetzt mit dem Ausrufer zu verkünden, daß der Herzog unſerm Könige gehuldigt hat, und zum Dank in dem früheren Ordenslande wieder eingeſetzt iſt. Morgen kommt Herr Albrecht ſelbſt in die Stadt, der Läufer hat ihn angekündigt und die gebietenden Herren wollen ihn feſtlich empfangen.“

Da winkte Marcus mit der Hand, daß ſie ſich entfernten, und Bernd ſchloß die Thür.

Der Abend kam heran, auf den Straßen trieb die frohe Menge umher, aus den Fenſtern blinkten Lichter und luſtige Herdfeuer, alle Thüren waren geöffnet und die Freunde der Hausbewohner gingen aus und ein. Nur das Eckhaus am Markte ſtand finſter und verſchloſſen, kein Lichtſchein verrieth, daß es bewohnt ſei, und kein Beſucher hob den Klopfer der Hausthür.

Erſt am andern Morgen, als alle Glocken der

Stadt mit einander das feierliche Friedensgeläut anſtimmten, wurde die große Thorfahrt geöffnet. Marcus König ritt aus ſeinem Hofe wie ein Kriegsmann gerüſtet. Im Thor ſtand die alte Dienſtmagd und barg ihr Schluchzen hinter der Schürze, und Bernd ging barhäuptig zur Seite des Reiters, vergebens bemüht, ſeine Faſſung zu behaupten. Auf dem Markt wandte der Kaufherr das finſtere Antlitz noch einmal nach dem Hauſe ſeiner Väter und gebot von der Höhe ſeinem Gehülfen: „Sollte der neue Herzog von Preußen nach dem Hauswirth fragen, ſo ſage ihm, Marcus König ſei für ſeine herzoglichen Gnaden nicht bei Wege. Er reitet über Land, und läßt ſeinen Knecht henken, weil dieſer ihm einen Eidſchwur gehalten hat."

Langſam und allein zog er unter dem Geläut der Glocken zum Thore hinaus.

Auf dem Dorfgrunde unweit des Stadtweges war der Galgenhügel, dort hielt der Karren mit Hans Buck und Dobiſe. Marcus ſtieg vom Pferde, ſchritt, von Bewaffneten ſeines feſten Hauſes umgeben, nach der Anhöhe und gab dem Scharfrichter das Zeichen. Dobiſe kletterte willig die Leiter hinauf und ſah über das Gebälk auf den Himmel und die grünende Flur. „Alles blau und grün," ſagte er kopfſchüttelnd.

„Sieh dir die Sache genau an," ermunterte Hans Buck, der zur Seite über dem Querholz ſaß, „wir haben keine Eile."

„Dort ſehe ich die Thürme unſerer Stadt, der

Rathsthurm hat ein neues Dach, das hält wieder eine Weile."

„Bis es herunterfällt wie das alte," verſetzte bedächtig ſein Nachbar.

„Mein Alter ſieht aus wie ein Kriegsmann," fuhr Dobiſe fort, „er trägt ſelten die Bruſtplatte und das lange Schwert."

„Heut hat er es als Gerichtsherr dir zu Ehren angelegt," ſagte Hans Buck.

„Niemals iſt einer ſo hinausgefahren wie ich, während die zwölf Böttcher zogen," berühmte ſich Dobiſe, „und mich freut's, daß der Alte mir die letzte Ehre erweiſt. Er denkt daran, daß ich zu ihm gehöre."

„Du biſt von deinen Vätern her ſein Knecht?"

Dobiſe nickte. „Die Bürger wollen die Leute meines Geſchlechts nicht mehr in der Stadt leiden. Doch er und ich, wir gehören von Vater und Mutter zuſammen, ich bin im Thorner Lande der letzte von den alten Preußen und er iſt der letzte von den alten Deutſchen. Und jetzt geht es auch mit uns Beiden zu Ende." Hans Buck ſah ihn fragend an und hob die Schlinge, Dobiſe half ſie um den Hals legen. „Aber der Alte weiß doch nicht, was ich weiß; denn, Hans Buck, ich habe geſehen, wie ſein Enkel die Gerte ſchwenkte."

„Was ſpricht der arme Sünder?" frug von unten eine ſtarke Stimme.

„Lebt wohl, Hans Buck," rief Dobiſe und ſprang von der Leiter.

„Schneide ab,“ ſchrie Marcus.

Der Henker zerſchnitt mit Hülfe des Knechtes eilig den Strick. „Der gute Wille war vergeblich, Herr; er ſprang zu eilig in die Luft, das Genick iſt gebrochen.“

In einer Ecke des kleinen Friedhofes wurde die Ruheſtätte geſchaufelt; die Schollen rollten auf den Leib, der Wind wehte und die Wolken flogen, während Marcus am Grabe ſeines Knechtes auf den Knien lag.

Den Tag darauf ſtanden die neuen Rathmänner Kunz Lohgerber und Barthel Schneider am Ufer der Weichſel und ſahen über den leeren Ladeplatz zu dem nur einige Holzflöße trieben. „Der Friede iſt verkündet,“ begann Kunz, „ich gedenke der Zeit, wo die ſchweren Kähne hier ſo dicht lagen, daß man Mühe hatte, einen Kübel Waſſer zu ſchöpfen. Ob ſich's wieder füllen wird?“

„Dort ſtößt der große Danziger gegen den Strom heran,“ antwortete ſein Nachbar, „wunderlich iſt es, daß er zurückkommt; er hat für Marcus König geladen und lag die letzte Nacht unterwärts am Ufer. Seht, er hat ſich wie ein Kriegsſchiff gerüſtet, eine Schanze um den Maſtkorb gebaut, und meiner Treu, ich ſehe bewaffnete Männer im Korbe; meint ihr nicht, daß wir Lärm machen?“

„Hier kommt Jemand, der euch die Sorge abnehmen wird, der Burggraf mit ſeinen Trabanten. Das Schiff bleibt im Strome und der Rathskahn legt an, der Burggraf ſelber will den alten König zum Land fahren.“

„Ob zu einem Feſtmahle oder in den Thurm? Nun, es haben ſchon beſſere Leute darin geſeſſen, als der alte Papiſt.“

Der Kahn des Rathes führte den Burggrafen an das Schiff; Hutfeld beſtieg die Planken, Marcus begrüßte ihn an der Treppe. „Ich danke euch, hochgebietender Herr, daß ihr gegen den Brauch des Rathes nicht verſchmäht, die Fahrt im Stadtgebiet auf einem fremden Schiff zu machen.“

Der Burggraf warf einen beſorgten Blick nach dem Korbe, in welchem Bewaffnete ihre Rohre ſteif am Fuß hielten, und nach dem Steuer, wo neben einem fremden Maat Hendrick der Schiffer ſeine Mütze lüftete: „Sind die Schiffskinder auch zum Theil Fremde,“ antwortete er lächelnd, „der Schiffsmeiſter iſt ein Bürger von Thorn.“

„Er war es bis jetzt,“ verſetzte Marcus.

Hutfeld ſah nach dem Kahne zurück, dann maß er prüfend das düſtere Antlitz ſeines Gegners. „Ich war bis jetzt Bürger dieſer Stadt,“ fuhr Marcus fort, „und um mich von den Mauern zu ſcheiden, in denen die Sorge uns Beiden das Haar gebleicht hatte, habe ich dich, mein Schwager, hierher geladen. Ich denke, es ſind die letzten Augenblicke, in denen wir einander gegenüber ſtehen. Den Burggrafen der Stadt hätte ich nicht bemüht, den Bruder meines lieben Weibes wollte ich noch einmal grüßen, bevor ich von hier gehe; denn mein Fuß betritt die Straßen von Thorn nicht wieder.“

Hutfeld faßte ſeine Hand. „Die Stimme alter Freundſchaft höre ich nach Jahren zum erſtenmal aus deinem Munde; zürne nicht, wenn ich widerſtrebe, daß dieſe Stunde die letzte ſein ſoll, in der ich dich ſehe."

„Auch du, deſſen Klugheit und Vorſicht ich heut mit ſchwerem Herzen loben muß, wirſt meinen Entſchluß nicht beugen. — Das Landgut, welches ich als altes Erbe meines Geſchlechts überkam, begehrt der Rath. Der Preis, welcher mir geboten wurde, iſt ſo gering, daß ich ihn zu anderer Zeit abgelehnt hätte, jetzt iſt er mir willkommen, denn Konrad, ich bin kein reicher Mann mehr."

„Das habe ich gefürchtet," ſagte der Burggraf. „Es war ein Unglückstag, wo der Herzog von Preußen in deinem Hauſe Einlager hielt."

„Weißt du dies, du ſcharfblickender Mann, ſo weißt du auch mehr. Du warſt der Gegner, der meine ſtillen Wege aufſpürte, und du gewannſt das Spiel, weil du mehr von mir wußteſt als Andere."

„Nicht ich, Marcus. Du rangſt gegen eine Fluth, welche uns Alle übermächtig forttreibt."

„Vielleicht," ſagte der Kaufmann das Haupt neigend. „Dieſe Planken ſind Danziger Grund, und auf fremdem Boden darf ich dir ſagen, daß ich gethan habe, warlich aus Liebe zur Stadt, was mich ausſchließt von der Tafel eures Hofes und von dem Glockengeläut eurer Thürme. Den Rath wollte ich werfen und die Stadt in die Gewalt des deutſchen Hochmeiſters zurückbringen als ein werthvolles Unterpfand für ſeinen

Frieden mit Polen. Jahre hindurch habe ich unter euch gelebt als euer Todfeind."

„Wozu von Vergangenem reden? dir frommt nicht, es zu ſagen, mir nicht, es zu hören."

„Du darfſt es doch hören, Konrad, denn deiner Mäßigung verdanke ich, daß ich heut vor dir ſtehe."

„Ob du mit Grund ſprichſt oder nicht, ich weigere dir die Antwort," antwortete Hutfeld, „wäre es aber, wie du ſagſt, ſo weißt du auch, daß in dem Frieden Verzeihung für alle Parteinahme ausbedungen iſt. Hätteſt du Unrecht geübt gegen die Stadt und die Krone Polen, es wäre jetzt geſühnt."

„Du ſagſt es," verſetzte Marcus, „aber du weißt auch, daß es für den Kampf um die Herrſchaft kein Vergeſſen giebt. Bald würde der König und der Rath einen Vorwand finden, mir an Habe und Hals zu gehen. Und zürne mir nicht, wenn ich es ſage, ich bin zu ſtolz, um länger als dein Schützling zu leben, der auch dir unabläſſig die Sicherheit gefährdet."

„Der Kampf iſt ausgetragen und wir werden alt," ſprach bittend der Burggraf, „und ich denke, ebenſo wie das Weichſelland und die Stadt begehren wir Beide fortan den Frieden."

„Nicht ich," rief Marcus zornig. „Könnt ihr verzeihen, ich vermag es nicht." Er wandte ſich rückwärts, wo die Mauern und Thürme von Thorn ragten. „Einſt prieſen dich die Nachbarn als Königin der Weichſel, jetzt iſt die Krone für immer von deinem Haupt geriſſen; zu einer polniſchen Metze biſt du geworden, der die Könige einmal ein Almoſen hinwerfen, um ſie darauf wieder mit Ruthen zu ſtreichen nach ihrem Gefallen.“

„Läſtere nicht, Marcus, in der letzten Stunde die Stadt, welche dich geboren und lange ertragen hat,“ mahnte Hutfeld, „blutiger Zwiſt und Krieg war faſt hundert Jahr im Lande, Dörfer ſind geſchwunden, durch menſchenleere Einöden ſchweifen die Raubthiere, aber die alte Stadt ſteht als ein ſicherer Schutz für ihre Getreuen und als gaſtfreie Zuflucht für Flüchtlinge aus aller Herren Ländern. Der Spruch unſeres Fähnleins, der in harter Zeit darauf geſetzt wurde, hat ſich als wahr erwieſen, ſie hat’s überdauert.“

„Ja, zwiſchen feindlichen Flammen, wie der Wurm, den Niemand kennt. Hoffe nicht, daß in dem polniſchen Feuer deine Bürger gedeihen werden. Verhaßt iſt die deutſche Art dem fremden Volke, verhaßt euer Reichthum dem polniſchen Edelmann und euer Stolz dem Palatin, der über euch herrſchen will. Scheuen ſie ſich, die Thore zu brechen, ſo werden ſie zu den Pforten hinein ſchlüpfen und fürchten ſie eure helle Klage, ſo werden ſie langſam durch Schmeichelei und hohles Getön der Worte euch zu Knechten machen.“

„Nicht wir haben die Feindſchaft geſchaffen, Marcus, die dich jetzt von uns ſcheidet, wir haben ſie als ein Erbe von den Vätern überkommen. Was die Zukunft uns bringt, dafür mögen die Künftigen ſorgen, wir thun heut und morgen, was wir müſſen.“

„Bis der Tag kommt, wo das ſchwarze Gerüſt, das für meinen Vater errichtet wurde, wieder auf dem Markte von Thorn erhöht wird, damit die Polen die Häupter eurer Nachkommen werfen. Das iſt der letzte Gruß, mit dem ich von euch ſcheide, als ein Flüchtling, der eine Stätte ſucht, wo er unter freien Landsleuten ſein Haupt bergen kann. Dir aber, Konrad, übergebe ich die Sorge für die Gräber meines Geſchlechtes, du warſt der erſte Freund meiner Jugend, du bliebſt dem Alten hochgeſinnt auch als Feind.“

Der Burggraf umfaßte den Scheidenden, er fühlte den krampfhaften Händedruck und ſah das Zucken in dem Antlitz des Andern. Gleich darauf trieb ſein Kahn auf dem gelben Waſſer der Stadt zu. Als er noch einmal zurückſchaute, ſtand Marcus, den Blick nach dem dunklen Norden gerichtet, dem die Strömung zueilte, raſtlos und unaufhaltſam.

Der Einſame hob die Augen zu dem Wolkenhimmel und ſuchte nach einer Stelle, wo die Himmelsbläue ſichtbar wäre, es war Alles in Grau gehüllt. Nichtig war ſeine Erdenarbeit geweſen, all ſeine Hingabe eitel und nutzlos. Keiner der Fürbitter, wie ängſtlich er ſein Lebelang um ihre Gunſt geworben, hatte vermocht, ihm den großen Wunſch zu gewähren. Auch ſie erſchienen ihm kalt und fremd, alt und machtlos, und er gedachte ihrer wie ein gottloſer Mann; fruchtlos war alle Gabe und Verehrung, welche Bittende ihnen zollten, und verächtlich das Drängen der Pfaffen, welche für jeden beteten, der die Macht hatte und der ſie bezahlte. Jetzt feierten ſie das Hochamt um einen unſeligen Frieden und flehten für das Wohl des Polenkönigs. Er ſetzte ſich nieder und barg das Geſicht in den Händen. Gnade für dieſes Leben hatte er nicht gefunden und er glaubte nicht mehr, daß ſeine Rechnung mit dem Himmel ihm für das Jenſeits heilſam ſein werde.

Das Schiff legte bei. Marcus fuhr auf, neben ihm ſtand der Schiffer Hendrik und wies auf die Steinſäule am Ufer. „Ihr wißt, es iſt Brauch, an dem Bilde der Jungfrau zu halten und um günſtige Fahrt zu bitten. Hier war es auch, wo Euer Sohn auf ſeiner Flucht das Boot des Elbingers betrat.“ Marcus wandte ſich ab und barg wieder ſeine Augen in der Hand. „Auch er iſt mir durch fremde Schuld verdorben, und wenn ich ihn wiederſehe, wird er mein Gegner,“ ſprach er finſter vor ſich hin.

Da klang über das Deck der flehende Ruf: „Mein Vater!“ Und der Sohn warf ſich vor ſeine Füße und umſchlang ihn mit den Armen.

## 13.

## Bei den Auguſtinern.

In der Schreibſtube des Doctor Martinus Luther zu Wittenberg ſtanden der Magiſter und Anna mit dem Knaben und vernahmen die Worte des verehrten Mannes: „Mir iſt durch Magiſter Philippus Gutes über euch und euer Kind berichtet, und ich will es an mir nicht fehlen laſſen, damit der Zweifel und die Unſicherheit ein Ende nehmen, welche jetzt euer Leben verſtören. Denn in Gewiſſensnöthen ſchlägt an den Zweifel gern der leidige Teufel ſeine Krallen, und jede Sicherheit, ſelbſt wenn ſie ſchmerzlich iſt, hilft eher zur Geſundheit der Seele und des Leibes.“ Und gegen Anna fuhr er gütig fort: „Es iſt ein ſeltſamer Handel, um den ihr mit eurem Sohne die weite Reiſe unternommen habt, möge ſie auch dem vaterloſen Kinde frommen.“ Er ſtrich dem Kleinen über das Haar. „Ich denke, dieſer hat dazu geholfen, daß ihr die traurige Verlaſſenheit tapfer ertrugt; er, nächſt eurem Gottvertrauen, denn auch davon iſt mir Kunde zugegangen.“

Romulus ſah zu dem Doctor auf und verſtand, daß der Herr es gut zu ihm meinte und hier zu befehlen hatte. Aber der Handel welcher die Großen bekümmerte, machte ihm heut wenig Sorge. Denn noch erfüllt von der Reiſe dachte er vielmehr darauf, wieder in die Welt zu fahren, und achtete begehrlich auf zwei ſchwarze Filzſchuhe hinter dem Ofen, um dieſe als Gäule anzuſchirren.

Ein junger Mann in der Tracht eines Schülers öffnete leiſe die Thür. „Euer Verlobter iſt zur Stelle," ſagte der Doctor, „laßt euch Beide gefallen, daß ich euch in dieſer Stube bewahre, denn ich will den Junker zuerſt allein ſehen."

Mit pochendem Herzen öffnete Georg die Pforte zum Kloſter, die Scheu vor dem mächtigen Manne und ſchwere Ahnung bedrückten ihm die Seele, auch ein Reſt des alten Trotzes, daß der Prieſter über das Glück ſeines Lebens entſcheiden ſollte. Auf der Bank vor dem Hauſe ſaß ein Jüngling über einem großen Buche. Als Georg grüßend ſeinen Namen nannte, erhob ſich der Andere: „Der Herr Doctor iſt noch beſchäftigt, ihr mögt hier niederſitzen und ſeiner harren."

Georg ſaß allein und ſah ſich in dem Hofe um. Trotz ſeiner Noth dachte er, wie unſcheinbar und dürftig die Stätte erſchien, aus welcher ein ſo helles Licht über das ganze deutſche Land leuchtete. Ein Baum in voller Blätterpracht war die einzige Zierde des ſtillen Raumes; auf dem Boden vor ihm flatterten die Vögel, ein Fink ſchritt dicht vor ſeinen Füßen, die Sperlinge als klügere Weltkinder hüpften in größerer Entfernung und ſahen ihn mit ihren runden Augen von der Seite mißtrauiſch an. Ihre Geſchlechter lebten hier ſeit Jahrhunderten im Beſitz der Mauerritzen und immer hatten die Mönche ihnen Krumen geſtreut. Jetzt war das Kloſter im Schwinden, nur die Kleinen ſaßen dick und ſtolz wie Prälaten. Das dachte auch Georg, und unter den vertrauten Geſellen wurde ihm leichter um's Herz. Endlich flog der Fink gar auf die ſchöne Laute, welche an der Bank lehnte, und ſang in kunſtvollem Schlag den Fremden an, während die Saiten von der Erſchütterung leiſe klangen. Da konnte Georg der Verſuchung nicht widerſtehen, mit dem Finger prüfend über die Saiten zu fahren, aber er ſetzte die Laute ſogleich wieder hin, betroffen über das Getön, welches er verurſacht hatte.

„Ihr ſeid des Saitenſpiels mächtig?“ frug eine helle Stimme neben ihm. Georg fuhr empor und ſtand dem Herrn gegenüber, den er noch nie leibhaftig geſehen hatte und deſſen Angeſicht doch durch die Holzſchnitte faſt jedem Deutſchen bekannt war. Er ſah einen Mann von ſtattlicher Mittelgröße, mit großem Haupt, in welchem zwei tiefliegende Augen wie dunkle Sterne blitzten. „Ihr ſeid der Junker aus Thorn, welcher bei mir ſein Eheweib begehrt?“ fuhr der Doctor fort. „Auch in eurer Vaterſtadt weicht jetzt die Finſterniß dem Lichte. Iſt mir recht berichtet, ſo hattet ihr vor einigen Jahren Tumult, weil die Päpſtlichen ein Bild des Luthers verbrannten. Ich denke, ſie hätten lieber den Luther ſelbſt in die Flamme geworfen; doch ich hoffe, ſie ſollen noch manchmal durch ihn erzürnt werden, bevor ſie ihren

Muth an ihm kühlen. In Thorn widerſprach der Magiſter Fabricius dem Beginnen der Mönche und wurde deshalb aus der Stadt verbannt. War's nicht ſo?"

Georg beſtätigte und der Doctor frug weiter: „Damals gerieth noch ein Anderer in Streit mit den Papiſten, wer war dieſer und was iſt aus ihm geworden?"

„Es war ein Schüler des Herrn Magiſters, auch er mußte die Stadt verlaſſen und lebt ſeitdem in der Fremde."

„Und verlor ſeitdem, wie ich ſehe, die Hand, mit welcher er ſonſt die Laute ſpielte," ſetzte der Doctor auf den Handſchuh blickend, die Rede fort. „Was trieb euch dazu, den Mönchen das Ketzerfeuer zu verſtören?"

„Herr, ich ſah meinen Lehrer in Gefahr und hatte außerdem einen alten Handel mit dem Polen, welcher die Hand gegen ihn ausſtreckte."

„Ihr ſeid für eure Gewaltthat mit Recht geſtraft worden," verſetzte der Doctor kurz. „Aber mich freut's, daß ihr ſo ehrlich ſeid und euren wilden Streich nicht mir auf die Seele reden wollt." Und abbrechend ſagte er in gütigem Ton wie zu einem alten Bekannten: „Setzt euch zu mir auf die Bank, Junker." Georg rückte ſich beſcheiden in die Ecke. „Dieſer Platz iſt mir lieber als jeder andere, wenn ich meditire und wenn ich mit guten Freunden ein vertrauliches Wort rede. Ich ſah vorhin, wie ihr meinen kleinen Flattergeiſtern zulachtet, auch ich achte gern auf ſie, denn in ihrem bunten Kleide ſind ſie die kleinen Närrchen unſeres Herrgotts, und ſie haben mich manchesmal getröſtet, wenn mir der Papſt und der Teufel Noth machten. Ihnen iſt geſetzt, ſorglos dahinzuleben, wir Menſchen freilich haben beſſeren Witz empfangen, damit wir mit größeren Sorgen ringen. Uns Thüringern vorab iſt die Freude an dieſen Federhelden gemein. Eure Vorfahren haben immer in Thorn gewohnt?"

„Es gebt die Sage," antwortete Georg beſcheiden, „daß auch meine Voreltern aus Thüringen ſtammen.

„Ihr ſeid vom Adel?"

„Mein Vater gehört zu den Aelteſten des Artushofes und einer von unſerm Geſchlecht war vor Zeiten Hochmeiſter von Preußen."

„So?" ſagte der Doctor. „Euer Vater alſo iſt reich und ſtolz auf ſeine Vorfahren. Wie hält er ſich im Glauben?"

„Er iſt eifrig für die alte Kirche."

„Und ihr habt die Frau, welche er euch verweigert von Herzen lieb?"

Georg ſtand auf: „Herr, ſo lieb, daß mir Alles auf Erden-wenig gilt gegen ſie."

Auch der Doctor erhob ſich und ſprach feierlich: „Dann erwartet mit Demuth gegen den Herrn, was euch die nächſte Stunde bringt." Er winkte dem Schüler, welcher an der Thür harrte, der Magiſter und Anna traten mit dem Knaben in den Hof. Als Georg Weib und Kind wiederſah, eilte er auf ſie zu, küßte ſein Gemahl auf die Stirn und hob ſeinen Sohn zu ſich auf, dann legte er die Hand des Kleinen wieder in die der Mutter, trat zurück und begrüßte den Magiſter von weitem. Der Doctor ſah aufmerkſam zu, wie das Kind dem Vater ſein Händchen reichte, und dabei „lieber Vater“ ſagte, mit ſo zarter und verſchämter Liebe, als käme der Gruß aus der Seele ſeiner Mutter. Aber gleich darauf war Romulus wieder mit eigenen Angelegenheiten beſchäftigt. Er hatte ſich im Hofe ſofort einer Gerte bemächtigt und damit nach einem jungen Sperling des Doctors geſchlagen. Auf dieſe Kriegserklärung flog das ganze geflügelte Volk zur Höhe und die beiden Parteien ſaßen lauerſam gegen einander.

„Ich flehe, ehrwürdiger Herr,“ bat Georg, „daß ihr mir geſtattet, die Zeugen vor euer Angeſicht zu führen, welche für mich ausſagen können. Sie warten vor dem Thor.“

„Ich bin kein Schöffe und kein Romaniſt,“ antwortete der Doctor, „und das Zeugniß Anderer wird euch in dieſer Stunde wenig helfen. Doch habt ihr ſie hergeführt, ſo laßt ſie ein.“

Georg eilte zur Pforte und herein trat Wuz mit zweien ſeiner Geſellen und hinter ihnen ein alter Mann in der Tracht eines Wallfahrers. Die Männer blieben an der Thür, die Landsknechte nahmen ehrerbietig ihre Hüte ab und ſtanden ſteif bei ihren Hellebarden.

Der Doctor ſah unzufrieden auf die wilden Geſtalten. „Was ſollen die fahrenden Hanſen und Jakobsbrüder in eurer Sache?“

„Die Landsknechte waren Zeugen, als ich mit meinem Weibe vermählt wurde,“ erklärte Georg bittend,

„und ſie haben in guter Meinung für mich die Reiſe gemacht.“

„Tretet näher,“ gebot der Doctor, „da ihr einmal gekommen ſeid. Ihr alſo wart zugegen, als der Mann die Magd zur Ehe nahm. Habt ihr in eurem Orden beſonderes Geſetz für die Vermählung?“

Wuz dachte nach: „Wir haben keine beſondere Ordnung, ſondern wir üben denſelben Brauch, welchen im deutſchen Oberlande die Bürger und Bauern anwenden, nur daß wir die Fahne darüber halten.“

„Und wie empfing dieſer das Weib?“

„Säuberlich, es ging zu wie vor einer Kirche,“ verſetzte Wuz, „das Fähnlein trat zum Ringe, ich gab die Braut und Benz Streitenberg ſtand hinter dem Bräutigam.“

„Wer that die Fragen, und mit welchen Worten?

„Der Hauptmann frug: Fähnrich, wollt ihr dieſe zu eurem Ehegemahl nehmen? Der Fähnrich ſagte ja. Dann frug der Hauptmann die Jungfer und da dieſe nicht vernehmlich wurde, ſo ſprach ich das Ja, was ebenſo gut war; und hernach erinnerte der Hauptmann den Fähnrich, daß er der Braut auf den Fuß treten müſſe, denn dieſer hatte nicht daran gedacht.“

Der Doctor wandte ſich zu Anna. „Habt ihr auf die Frage Ja geſagt.“

„Ich wollte ein ‚Ja ſagen,“ antwortete Anna. Der Doctor nickte und ſprach zum Landsknecht: „Und wie haltet ihr es bei euren Ehen mit dem Prieſter?“

„Wenn ſich eine Gelegenheit bietet, ſo läßt auch der fromme Landsknecht ſeine Ehe an der Kirchthür weihen, obgleich das Fähnlein ſolches nicht begehrt.“

„Mich wundert dieſe Ordnung; denn ich höre, ihr lebt zuchtlos mit euren Weibſen.“

„Es iſt ganz wie der Herr Doctor gehört hat,“ beſtätigte Wuz ehrerbietig. „Die Meiſten wirthſchaften mit ihren Dirnen, jedoch treten auch zuweilen zwei mit einander in den Ring. Nämlich eine Ehefrau ſitzt vor den Andern auf dem Karren, und wenn es an Fuhrwerk fehlt, müſſen die Dirnen zu Fuß laufen, auch darf der Troßweibel keine Ehefrau mit dem Stock ſchlagen. Und es würde wohl jede am liebſten Frau ſein, jedoch iſt ihnen wieder hinderlich, daß die Ehefrau nicht wechſeln darf, ſo lange das Fähnlein fliegt.“

Martinus winkte finſter mit der Hand. „Es iſt genug, tretet zurück.“ Die Knechte wichen rückwärts zu dem Baum, in deſſen Schatten der Wallfahrer lehnte.

Der Doctor wandte ſich wieder zu Anna. „Habt ihr nach eurer Vermählung den Segen eines Prieſters empfangen?“

„Nein,“ antwortete Anna unſicher.

„Wie kam das? da ihr, wie ich vernehme, eine gottesfürchtige Frau ſeid.“

„Zuerſt fürchtete ich mich trotz der Vermählung ſein eheliches Weib zu werden,“ ſprach Anna mit ſtockender Stimme. „Dann las ich in eurem Buche, daß nicht des Prieſters Dienſt eine rechte Ehe bewirkt, ſondern fromme Liebe und chriſtliche Geſinnung der Verlobten, und ich wurde ruhiger darüber, daß kein Prieſter in der Nähe war. Denn die Knechte waren widerwärtig gegen alle Pſaffen und hatten dieſe verſcheucht. Als ſich endlich ein Predigermönch aus Thorn zu uns ſand, lag mein Hausherr dieſem hoch an, daß er uns weihen möge. Da erbot ſich der Mönch, da er mit dem Vater meines Hausherrn wohl bekannt ſei, vorher um die Einwilligung des Vaters zu werben und uns bei ſeiner nahen Rückkehr zu ſegnen. Bevor er wiederkam, wurden wir getrennt."

„Wohlan," ſprach der Doctor, „höret zu ihr, die ihr meine Entſcheidung angerufen habt. Ich bin kein weltlicher Richter, ſondern ein Diener unſeres himmliſchen Vaters. Die Ehe der Chriſten aber iſt ebenſowohl nach göttlicher als nach menſchlicher Ordnung eingeſetzt. Darum liegt mir vor Allem ob, zu erforſchen, ob euer Verlöbniß zu einer rechten Ehe vor dem Herrn geworden iſt. Das Wohlgefallen unſeres Vaters im Himmel wird gewonnen durch chriſtliche Geſinnung der Gatten, wenn ſie in dem Gedanken an Gott die Ehe eingehen, und ſein Wohlgefallen wird erhalten durch ehrbare und fromme Liebe, in welcher die Verlobten feſt beharren mit dem Willen, ihr Lebelang beiſammen Haus zu halten. Daß euch Beiden eure Liebe zu einander hoher Ernſt war und nicht nur ein leichtfertiges Spiel übermüthiger Jugend, das erkenne ich aus der Noth, in welcher ihr euch verbunden habt, und aus der Angſt, in welcher ihr jetzt vor mir ſteht. Ob ihr aber auch als gute Kinder eures himmliſchen Vaters im Glauben und Vertrauen auf ihn euren Bund geſchloſſen habt, das müßt ihr mir jetzt ſelbſt bekennen, und ihr müßt die Worte auf euer Gewiſſen nehmen, damit nicht Unwahrheit eurer Seele und Seligkeit ſchade. Darum frage ich zuerſt euch, Junker, nach Geſinnung und Glauben dieſes Weibes vor, bei und nach der Vermählung.“

„Ach, Herr,“ antwortete Georg mit gefalteten Händen. „Jedermann, der mein Weib gekannt hat, muß bezeugen, daß ſie ſchon als Jungfrau gottſeliger war, als andere ihres Gleichen. Mich hat ſie lange durch hohen Ernſt und Strenge verſchüchtert. Und in der Ehe habe ich täglich Ehrfurcht gefühlt vor der Innigkeit, in welcher ſie mit dem lieben Gott verkehrte. Auch die Kriegsleute, unter denen ſie leben mußte, erkannten das und ehrten ſie darum.“ Wuz unter dem Baume nickte heftig mit dem Kopfe.

„Das dachte ich wohl,“ ſagte der Doctor freundlich. „Und ihr, junge Frau, vermögt ihr Aehnliches von eurem Gatten zu ſagen?“

Da Anna ſchwieg, fuhr er ermunternd fort: „Denn ihr müßt doch gemerkt haben, wie es mit ſeiner Gottesfurcht ſtand ſchon vor der Ehe und ſicher in der Ehe.“

Leiſe antwortete die Frau: „er hatte mich von Herzen lieb und war bereit, ſein Leben für mich hinzugeben.“

„Für euch, das Geſchöpf, doch ob für ſeinen Schöpfer? Auch der Hirſch kämpft zu Zeiten für die Hindin. Solch heißer Drang hat mit dem Glauben nichts zu ſchaffen.“

Anna ſchwieg. „Wie?“ frug der Doctor, „hatte er, als ihr mit ihm in den Kreis der Kriegsknechte tratet, kein Wort, keinen Blick für den Vater im Himmel, der euer Bündniß ſegnen ſollte? Beſinnt euch,“ mahnte er dringend, „denn es handelt ſich hier um Großes für euch Beide.“

„Herr, ich war damals kaum meiner Sinne mächtig.“

Da nahm ihr Georg die Sorge ab. „Ehrwürdiger Herr, ich ſtehe hier wie in der Beichte, und obwohl es meines Lebens Glück gilt, ſo will ich doch nicht täuſchen. Als ich ihr zugeſprochen wurde, ſah ich nichts, als ſie, und dachte an nichts, als an ihre Gefahr und daß ich ſie für mich gewinnen wollte.“

„Und nachher?“ forſchte der Richter unruhig.

„Herr, ich fühlte nur Schmerz und Zorn, daß ſie ſich mir verſagte; und um euch die ganze Wahrheit zu bekennen, lange Zeit war mir ihre Frömmigkeit verleidet, weil ſie ſich in ſolcher Geſinnung von mir entfernt hielt.“

Da blitzten die Augen des Doctors zornig auf das Weltkind und er ſprach rauh: „ſie that Recht, euch zu meiden, denn ihr waret nicht der Mann, der ihrer Seele heilſam werden konnte. Doch als ihr ſie endlich wegen ihrer weiblichen Schwäche gewannet und mit ihr in Gemeinſchaft lebtet, kam euch niemals der Gedanke, daß ihr verdammt ſein werdet, und daß eure Ehe eine wilde Buhlſchaft ſein werde ohne Gottes Gnade? Und kam euch niemals der Schrecken vor dem Richter?“

„Ich kann's nicht ſagen,“ antwortete der ehrliche Georg in ſeiner Bedrängniß. „Ich habe, obgleich wir im Elend waren, doch am liebſten fröhlich vor mich hingelebt, meines Herzens Freude war immer mein gutes Weib, und ich habe ſorglos darauf vertraut, daß ihr Gebet auch mir zu Gute kommen werde. Bis ich einſt an einem kalten Wintertage ſpät in unſere Behauſung zurückkehrte. Dort fand ich ein Geſchenk Gottes, das nicht geweſen war, als ich wegfuhr. Draußen heulte der Schneeſturm, als ſie es mir entgegentrugen, es war nackt und winzig, und ich hatte dergleichen niemals geſehen; oben ſah es aus wie ein altes Männlein und unten ähnlich einem Froſch, der im Waſſer ſteuert. Und es war mein lieber Sohn. Da erſchrack ich vor Gottes Wunder und mir erbebte das Herz.“

„Endlich,“ rief der Doctor aufathmend.

„Seit der Zeit, ehrwürdiger Herr, lernte ich den großen Gott anflehen. Oft, wenn ich den Knaben anſah, riß es mich nieder auf die Knie; denn ich bedachte, daß ich für ihn zu leben und zu ſorgen hätte, und wie viel unſer Vater im Himmel noch dazu thun müßte, bevor das Kind ſeine Locken bekäme, feſte Beinchen und einen verſtändigen Sinn. Auch mein eigenes Leben erſchien mir weit anders als früher, gleich einem Amte, das mir übergeben war, damit ich ſein Wunder ehrlich groß zöge. Und als ich meinen Sohn verloren glaubte, ſtand er immer ſo in meinem Gemüth, wie ich ihn das erſte Mal ſah, und wenn ſein Bild erſchien, trieb es mich die Hände aufzuheben und zu bitten, daß ich bald dorthin erhoben werde, wo nach meinen Gedanken er und ſeine Mutter auf mich warteten.“

Der Doctor ſah auf die Mutter und in ſeinem Antlitz leuchtete die Freude. „Nun, dieſer iſt kein verzweifelter Kunde, und er vermöchte wohl neben einer guten Frau ein frommer Hauswirth und Vater zu ſein; zumal wenn die Frau, welche im Glauben ſtärker iſt, ihn nicht durch Mahnungen quält, ſondern die Zeit abwartet und ihm herzlich zuredet.“ Und näher an Beide tretend, begann er feierlich: „Soweit ich als kurzſichtiger Menſch den Willen des Herrn zu deuten vermag, ſage ich euch, euer Bündniß iſt vor Gott eine rechte Ehe. Und wenn der Herr euch Beiden die Gnade erwieſe, euch aus dieſer ſündigen Welt in das Reich des Lichtes abzurufen, ſo vertraue ich, daß euch, ihr armen Kinder, im Himmel eure Stühlchen neben einander gerückt werden.“

Da umfaßte Georg glücklich die weinende Frau; und der Doctor fuhr fort: „Auch bin ich jede Stunde bereit, eurer Ehe durch Prieſterſegen nachträglich die Bekräftigung zu geben, welche ihr noch fehlt, wenn ich von denen geladen werde, die das Recht dazu haben.“ Er löſte die Hände der Beiden von einander. „Denn die Ehe iſt nicht allein nach göttlicher Ordnung eingerichtet, ſondern auch nach menſchlicher. Und obgleich die Bräuche, durch welche eine Ehe vor den Menſchen gültig wird, nicht in jeder Landſchaft dieſelben ſind, ſo iſt doch unter Deutſchen überall Geſetz, daß der Hausſohn und die Tochter ſich nicht vermählen dürfen ohne Einwilligung der Eltern oder derer, welche an Eltern Statt über ſie zu gebieten haben. Euch aber, Junker, lebt der Vater, und dieſer hat die Erlaubniß nicht gegeben, ſondern er hat ſie ausdrücklich verweigert. Darum muß ich euch ſagen, fürwahr mit ſchwerem Herzen, vor den Menſchen, in dieſer ſündigen Welt, iſt euer Bündniß eine rechte Ehe nicht."

So ſchrecklich war für zwei Seelen der Sturz aus hoher Freude zum Elend, daß die Verlobten faſſungslos ſtanden. Der erſchrockene Magiſter zog die Tochter an ſich und hielt die Unglückliche umſchlungen. Der Doctor aber ſah unzufrieden auf das Entſetzen der Geſchiedenen, denn ihn erfreute zumeiſt ihre gute Ausſicht für jenes Leben, ſie aber fühlten ſtärker das Elend der irdiſchen Trennung. Doch ſprach er ſchonend zu Georg, welcher mit gefurchter Stirn und geſchloſſener Fauſt vor ihm ſtand: „Da ihr im höchſten Vertrauen zu mir gekommen ſeid und mich wider meinen Willen zum Meiſter eures Geſchickes machen wolltet, ſo vernehmt den beſten Rath, den ich euch geben kann: Eilt von hier zu den Füßen eures Vaters, und fleht inſtändig, daß er euch den Segen nicht länger vorenthalte. Denn Liebe der Eltern flackert nicht umher wie Liebe junger Herzen, ſie ſitzt tief und bleibt beſtändig, und wenn ſie auch einmal in den Winkel geſtampft wird, ſo bricht ſie immer wieder hervor."

„Ich habe zu den Füßen meines Vaters gefleht, ehrwürdiger Herr," antwortete Georg, „und er hat ſeine Einwilligung verweigert. Da habe ich ihm bekannt, daß ich mit dem Vater meines Weibes vereinbart habe, uns unter euren Richterſpruch zu ſtellen. Er aber hat gefordert, ſelbſt ein Zeuge eures Ausſpruches zu ſein, um ſein Recht als Vater gegen euch zu behaupten, wenn ihr ihm die Herrſchaft über ſeinen Sohn abſprechen wolltet. Und ich gab ihm zur Antwort, wenn er mich begleite, ſo ſei auch ich durch mein Gewiſſen gedrungen, mein Recht unter euren Augen gegen ihn ſelbſt zu vertreten. Darüber vertrugen wir uns. Und ich bitte, geſtattet mir, daß ich ihn vor euch führe, denn ich erkenne, daß die ſchwerſte Stunde meines Lebens gekommen iſt." Er wies auf den Wallfahrer, welcher herantrat: „dies iſt mein Vater."

Die Geſtalt des Doctors hob ſich gebietend: „Ihr thatet klug, euch in dem Schatten zu bergen, Herr. Hättet ihr mir ſofort euren Namen genannt, ſo würde ich auch euch geſagt haben, was euch unlieb zu hören iſt."

„Dennoch zürnt nicht," begann Marcus mit gleichem Stolze, „daß ich ein Zeuge eures Urtheils war; denn, was ich niemals für möglich gehalten, habt ihr bewirkt: ich bin euch dankbar geworden für eure Rede."

„Vermögt ihr nach Allem, was ihr hier geſehen und gehört habt, eure Einwilligung noch ferner zu verſagen?"

„Ich verſage ſie," antwortete Marcus.

„Dann habe ich mit euch nichts mehr zu ſchaffen," ſagte Martinus. „Ich ſehe wohl, ihr ſeid einer von den Hochmüthigen, welche ſich in der Stille ihrer guten Werke berühmen und den Willen unſeres Herrgotts zu meiſtern hoffen, weil ſie faſten, opfern und zu den Altären der Heiligen fahren. Ich aber ſage euch, ihr werbt um die Gunſt eurer Heiligen ſo, wie ein ſchlechter Verwalter durch Beſtechung um die Gunſt der Hofleute wirbt, damit ſie ihm bei ihrem Gebieter zu weltlichem Vortheil helfen. Eure kalte Frömmigkeit iſt eigennützig und gottlos, ſie macht euren Sinn nicht demüthig, ſondern ſtolz und hart. Und ihr und euresgleichen, die dem Herrn nur dienen wollen, damit er euch wieder dienſtbar ſei, ihr ſollt erfahren, daß euer Hoffen eitel und euer Wille ohnmächtig ſind, gerade dann, wenn ihr am ſtolzeſten auf euer Recht vertraut."

Marcus zuckte unter dieſen Worten, aber er legte ſeinem Sohn die Hand auf und gebot: „komm."

Da ſprang Georg zu ſeinem Kinde, riß es an ſich und rief: „Fordert ihr euer Recht an mir, ſo bin auch ich Vater und fordere mein Anrecht an meinen Sohn. Dieſen hat mir der Herr durch ſeine Mutter zugetheilt für mein Leben, und er hat auf mein Gewiſſen gelegt, daß ich dem Kinde und ſeiner Mutter ihre Tage behüte als Wirth und Herr."

„Sprich nicht weiter, Georg," rief Marcus heftig, denn wie du den Knaben hältſt, ſo hielt ich dich in meinen Armen."

Doch Georg warf ſich, den Knaben feſthaltend, auf die Knie. „Im Angeſicht des Himmels klage ich mein bitteres Leid. Zwingt mich dein harter Wille, Vater, zu wählen zwiſchen deiner Liebe und zwiſchen der Treue gegen Weib und Kind, ſo muß ich deine Liebe miſſen, damit ich die Liebe meines Kindes verdiene.“

Marcus hob drohend den Arm: „Wahre dich, daß nicht der Fluch des Vaters dein Haus niederreiße.“

Da ermahnte der Doctor: „Ich höre Zwei, welche allzu hart auf ihrem Recht beſtehen. Euer Recht, Kniender, iſt nach dem Evangelium das beſſere, nach Brauch und Ordnung dieſer Welt iſt es das ſchwächere. Stürmt in eurer Seele eine hohe Pflicht gegen die andere, ſo hütet euch, daß ihr nicht allzu ſchnell die eine verachtet, um die andere zu erfüllen. Denn was dem Menſchen unverſöhnlich ſcheint, weiß Einer, der die Herzen lenkt, in Liebe zu vergleichen über alles Hoffen. Darum ſage ich euch zum zweiten Male, weichet um eurer Geliebten willen nicht von eurem alten Vater, wie hart er auch gegen euch poche. Wiſſet, ich ſelbſt habe erfahren in langem Herzeleid, wie es ſchmerzt, mit ſeinem Vater in Unfrieden zu leben, und ich habe ihn nicht um irdiſcher Liebe willen verlaſſen, ſondern um meines Gottes willen, weil ich damals wahrhaftig nicht anders konnte. Aber den rechten Frohſinn habe ich in meinem Herzen erſt gefühlt, ſeit ich aus der Möncherei erlöſt wurde und mein alter Vater mich wieder freundlich anlachte. Seid ihr ein ſolcher Geſell, wie ihr mir heut erſchienen ſeid, ſo fühlt ihr in ſtillem Herzen denſelben Stein, der mich im Kloſter drückte. Sprecht aber nicht etwa: Herr, mein Gott, ich will zu meinem irdiſchen Vater gehen und ihn bitten, und wenn er meinen Wunſch nicht erfüllt, ſo thue ich dies und das. Solcher Vorſatz iſt eitle Vermeſſenheit, er nimmt eurem Flehen die Kraft und hindert euch, den Willen eures himmliſchen Vaters zu erkennen; ſondern geht und ſprecht ſo: ich will als ein guter Sohn gegen meinen irdiſchen Vater handeln. Und wenn dann euer Vater euch ferner widerſteht, ſo wendet euch wieder zu eurem Gott und ſorget unabläſſig, daß ihr mit dieſem in Frieden bleibt und ſeinen rechten Willen erkennt. Dann wird auch er euch zur Zeit eingeben, was für euch das Rechte ſein wird; und ich hoffe, lieber Junker, er wird's mit euch wohl machen."

Georg hielt ſchweigend den Sohn an ſeinem Herzen. Martinus nahm ihm den Knaben aus der Hand und ſtellte ihn vor dem Großvater: „Bitte du, Kleiner, denn unſere Stimme dringt nicht an ſein Ohr."

Doch Romulus, welcher wußte, daß die armen Pilger ſeine Mutter um Almoſen baten, ſah zu dem Doctor auf und antwortete: „Er muß bitten."

„Warlich," rief Martinus, „du haſt in deiner Einfalt das Richtige geſagt. Dennoch flehe, denn du ſtehſt vor dem Ahn deines Geſchlechtes." — Da ſtreifte das Kind ſeinen Aermel zurück und wies einen braunen Fleck auf der Haut, welchen die Mutter ſeinem Vater im Thurme als ein Zeichen des Geſchlechtes gewieſen hatte, und es ſprach: „ich habe auch ein Maal."

Als Marcus das Zeichen ſah, welches er ſelbſt auf dem Arm hatte, wollte die weiche Regung ſeiner Herr werden; doch wieder zog ſich ſein Antlitz zuſammen und er rief ſeinen Sohn nochmals an: „komm!" „Fahrt dahin in eurem Hochmuth," gebot der Doctor in heiligem Zorn. „Seht zu, was euch von dem Sohne bleibt, wenn ihr ſeinen getreuen Willen zerbrecht. Für dieſe hier zu leben hat er gelobt, was ihr aber aus ihm machen wollt, iſt ein ehrloſer, eidbrüchiger Mann."

Wie ein Blitzſtrahl ſchlug das ſtrenge Wort in das verdüſterte Gemüth des Vaters. Langſam trat er auf Anna zu, faßte die Schaudernde bei der Hand und führte ſie zu Georg. „Nehmt ihn von mir, junge Frau, er war mein einziger Sohn."

Anna ſank neben dem Geliebten auf die Knie und Marcus begann mit hartem Stolze zum Doctor: „Ihr wart bereit, zu ſegnen, Herr. Helfer, daß er ſeinen Eid gegen dieſe halte, der Vater iſt nicht dawider."

Da ſprach Martinus Luther feierlich den Segen über die knienden Gatten. Als die Vermählten ſich erhoben, ergriff Marcus den Stab: „lebe wohl, mein Sohn."

„Vater," ſchrie Georg.

„Während du im Kerkerthurme lagſt, dem Tode verfallen, gelobte ich den Heiligen, damit ſie dich bewahrten, die Betfahrt nach Compoſtella. Zwingt dich dein Eid, für deinen Sohn zu leben, auch ich halte den Eid, den ich für meinen Sohn gethan." Er winkte mit der Hand und wandte ſich zur Kloſterthür.

Wie Romulus ſah, daß der Wallbruder unzufrieden und ohne Gabe entweichen ſollte, that ihm der Alte leid, er lief ihm nach und ſagte: „da haſt du meine Gerte."

Marcus fuhr zurück, wie vor einem unſichtbaren

Schrecken und rief: „Der Tote ſah den Enkel des Alten, und ſeine letzten Worte haben ihn verkündigt.“ Und den Knaben aufhebend trug er ihn zu der Mutter: „Nehmt meinen Enkel, liebe Tochter, mit meinem Segen.“ Er rührte ihr mit der Hand das Haupt, dann ſchritt er aus der Pforte.

Georg wollte dem Vater nacheilen, der Doctor hielt ihn zurück: „Was unſere Mahnung nicht vermochte, hat der Herr durch die Einfalt des Kindes gethan. Widerſteht ihm nicht, wenn er auch in Irrthum dahin wandelt. Ich kenne dieſe trotzige Art; in ſeiner Seele kämpft ein ſtarker Engel mit dem Teufel. Ihr dürft hoffen, daß er euch wiederkehrt.“ Er wandte ſich zu dem Magiſter. „Ihr habt einſt vor dem Scheiterhaufen der Mönche für den Luther Zeugniß abgelegt, heut dankt er euch dafür, Herr Magiſter.“

„Wieder Fabricius,“ antwortete unter Freudenthränen der Gelehrte.

Da trat Wuz herzu, entblößte ſein Haupt, ſtrich das ſpärliche Kopfhaar mit der Hand zurecht und ſein runzliges Geſicht röthete ſich. „Dieſes iſt die Gelegenheit, welche wir lange geſucht haben, ehrwürdiger Vater, denn wir erkennen, daß ihr als ein Feldhauptmann vor uns ſteht im Streite gegen den Teufel.“

„Aengſtigt euch der alte Böſewicht?“ frug Martinus die narbigen Geſichter muſternd.

„Wir Landsknechte haben eine Verheißung wegen der Hölle, und wir möchten wohl wiſſen, ob wir darauf bauen dürfen.“

„Nein,“ verſetzte der Doctor.

„Derſelben Meinung war zu ihrer Zeit die junge Frau Anna,“ fuhr Wuz unſicher fort. „Auch würde uns das wenig frommen wegen alter Abneigung des heiligen Petrus. Nun iſt uns von der erwähnten Fähnrichin verleſen werden und auch anderweitig zu Ohren gekommen eure Lehre von den zehn Geboten, welche man gewiſſermaßen als Chriſt beachten ſoll.“

„Es ſind nicht meine Gebote,“ unterbrach ihn der Doctor, „ſondern die Gebote deines himmliſchen Vaters.“

Wuz verneigte ſich auf's Neue demüthig: „Es wird uns geſagt, daß ſie nothwendig ſind für unſerer Seele Seligkeit, jedoch meinen wir aus vielen Gründen, daß ſie nicht für uns Knechte gegeben ſind. Denn, hochwürdiger Herr, ſie ſind uns bei weitem zu ſchwer und ganz unmöglich zu beachten. Darum kommen wir, um euch flehentlich zu bitten, ob wir nicht mit einem Theil, etwa mit der Hälfte, genug hätten, weil wir keine hohe Würde im Himmel begehren, nur daß wir dort einen ehrlichen Ruheſitz finden.“

„Hinweg, du Narr,“ verſetzte Martinus, „meinſt du, daß der große Gott mit zweierlei Maß mißt? Daſſelbe Geſetz iſt gegeben für den König, wie für den Landsknecht.“

Wuz ſah ſehr bekümmert aus als er erwiderte: „Aber, lieber Herr Doctor, übt Nachſicht mit uns, denn die zehn ſind mit dem Amt eines Landsknechts unverträglich.“

„Ich weiß, daß ihr Spieler ſeid, Flucher, Räuber, voll von Unzucht und daß euch der Teufel beim Kragen hat, ohne daß ihr ihn merkt.“

Wuz beſtätigte durch Kopfnicken jede Eigenſchaft, die ihm der Doctor zutheilte. „Alles iſt wie ihr ſagt, jedoch wie ſollen wir anders ſein, denn wir beſtehen ohne Geld, nur durch Gewaltthat, und leben in einem Nothſtande.“

„Wenn eure Herren euch zur Sünde verlocken, ſo werden ſie dafür büßen wie ihr, euch aber vermag das nicht zu entſchuldigen.“

Wuz drehte ängſtlich ſeinen Hut: „Nichts für ungut, ehrwürdiger Herr, wir möchten aber doch auch ſelig werden.“

Als der Doctor die Angſt des Mannes ſah, trat er ihm näher. „Ihr habt allerlei Zauberei und geſchriebenen Segen, auf den ihr euch gern verlaßt, wenn ihr in's Treffen geht.“ Das gab der zerknirſchte Wuz zu. „Wohlan, ich will euch einen beſſeren Segen lehren, der euch vielleicht helfen mag, wenn ihr ihn fleißig gebraucht. Kennt ihr das Vaterunſer?“ Das kannte Wuz ganz gut. „Aber die Worte allein thun's nicht,“ belehrte der Doctor, „ſie wirken nur dann, wenn ihr ſie in der Weiſe gebraucht, welche ich euch jetzt lehren will. Bevor ihr ſie ſprecht, hebt die Augen zum Himmel und denket daran, daß auch euch armen Schelmen ein Vater im Himmel lebt, der euch lieb hat, und für euch ſorgt, und der euch gar zu gern gnädig ſein möchte, wenn ihr nur nicht ſo arge Unfläther wäret. Denkt an den Vater mit herzlichem Vertrauen, dann faltet die Hände wie ich jetzt thue und ſprecht leiſe, was ich euch vorſage.“ Er ſagte ihnen langſam und mit heißer Andacht die Bitten vor und die Landsknechte murmelten ſie nach. „Dieſen Segen,“ fuhr er fort, „gebe ich euch auf den Weg, ſprecht ihn jeden Abend und jeden Morgen, und wenn ihr ſonſt einmal mit guten Gedanken allein ſeid, und ich ſage euch, er wird euch aus eurem Elend helfen; denn es liegt eine wunderbare Kraft in ihm, er weckt das Gewiſſen und widerſteht der Hölle.“

Wuz ſah fröhlich aus, aber noch ſtand er zögernd, griff in ſeine Taſche, zog die Ohren eines ſchwarzen Lederbeutels und zählte drei Geldſtücke in ſeine Hand. „Jeder von uns hat eins geopfert für die arme Seele des ſtarken Hans, welcher unſer Hauptmann war, bis eine Hellebarde ſeinen Schädel traf. Dies möchten wir gern anwenden, um unſerem guten Geſellen noch etwas Günſtiges zu erweiſen für den Einmarſch bei Sanct Peter, und wir flehen, ob ihr uns auch dazu helfen könnt.“

„Hinweg, ihr Leute,“ gebot der Doctor, „ihr ſeid hier nicht im Papſtthum, euer Hauptmann hat ſeinen Richter gefunden. — Möge der Herr euch Allen gnädig ſein.“ Er grüßte und trat in das Haus zurück.

## Schluß.

Im Jahr 1530 wurde zu Augsburg auf dem Reichstage über die Geltung der neuen Lehre verhandelt. Der gebannte und geächtete Mönch aus Wittenberg war zu einer Macht geworden, mit welcher Kaiſer und Reich ſich vertragen mußten. Er ſelbſt war ſüdwärts gezogen bis zur letzten Burg ſeines Kurfürſten. Während er als geehrter Gaſt in der Veſte Koburg wohnte, ritten ſeine Boten nach Augsburg und wieder zurück.

Auf dem Vorſprung eines hohen Hügels erhob ſich die ſtolze Burg mit ihren Thürmen, durch einen doppelten Mauerring gepanzert; am Saum der Höhe breiteten ſich Obſtgärten, zur Seite lag die alte Stadt Koburg, weiter unten das Thal des Itzbaches in leuchtendem Grün, gegenüber ragten ſchön geſchwungene Höhen mit Laubwald bedeckt, und in der Ferne die blauen Hügel des Mains mit alten Grenzburgen und Klöſtern. An einem Thor der Veſte ſtand ein Führer der kurfürſtlichen Trabanten, breitbeinig hielt er ſeine Partiſane im Arm, ſo daß man an der Haltung einen früheren Landsknecht erkannte, und ſtreckte die beiden

Hände grüßend den Fremden entgegen, welche von ihm Einlaß begehrten. Der eine war ein hochgewachſener Mann in voller Kraft, wie ein anſehnlicher Kaufmann gekleidet, er hatte den Handſchuh der Rechten geſchloſſen und bot dem Trabanten die Linke. Neben ihm ſtand ein blühendes Weib, welches einen achtjährigen Knaben an der Hand führte; auf dem Thorſitz aber ruhte mit gekrümmtem Rücken ein Greis, dem ein kleiner Herr als Begleiter und Stütze diente, und der Kleine hob dem Sitzenden den Stock auf, welcher dieſem entfallen war, und klopfte ihm mit freundlicher Zurede auf die Schulter. Der jüngere Fremde bat: „Wir ſind vom Main herauf gereiſt, um in ſchwerer Sache den Herrn Doctor zu ſprechen. Helft dazu, lieber Wuz, daß es uns gelinge.“

„Alles ſoll gelingen, was ih[illegible] und die Fähnrichin beginnt,“ rief Wuz vergnügt. [illegible] denke, unſerm ehrwürdigen Vater wird es re[illegible] ſein, daß ihr kommt. Zu ihm ſelbſt dürfen wir nicht dringen, aber er hat zwei beſcheidene Knaben als Begleiter, dieſen müßt ihr euch vertrauen. Der dort auf dem Söller ſteht und jetzt die Treppe herabkommt, iſt einer von ihnen.“

Georg ging dem Jüngling entgegen und nannte Namen und Begehr. Zögernd erwiederte dieſer: „Der Herr Oheim hat geboten, in dieſen Tagen Fremde von ihm abzuhalten, weil er mit großer Arbeit allzu ſehr beſchwert iſt; und ich traue mich jetzt nicht bei ihm einzutreten. Doch da ihr aus der Ferne zugereiſt ſeid und ſeine Hülfe Noth thut, ſo harret im Hofe. Gegenüber ſeiner Arbeitsſtube iſt an der Mauer ein Sitz, wenn er aus dem Fenſter ſieht, wie er oft thut, und euch wahrnimmt, ſo beſchließt er vielleicht ſelbſt, euch zu ſprechen." Der Jüngling geleitete zur Seite des ſtattlichen Hofgebäudes, dort führten breite Stufen die Mauer hinauf, oben war ein Ausbau mit einer Bank, von der man über die Zinne in den nahen Bergwald und das lachende Thal ſah.

Georg führte den Alten mit zärtlicher Sorgfalt zu der Bank, er und die Uebrigen ſetzten ſich auf die Stufen vor ſeine Füße. Um den hohen Schloßthurm lärmten die Dohlen, in dem niedrigen Gebüſch, welches draußen am Fuße der Mauer aufgeſchoſſen war, zirpten furchtſam die kleinen Vögel. Die Fremden ſaßen in andächtigem Schweigen, nur von der unterſten Stufe, wo Romulus die Hand des Magiſters hielt, vernahm man leiſe die Lehre: „fringilla, im Latein Femininum, obwohl der Fink ein kecker und tapferer Vogel iſt."

Da klirrte oben ein Fenſter, man ſah die Geſtalt des Doctors und vernahm feierliche Laute einer Stimme. Die Geſellſchaft unten ſenkte andächtig die Häupter, als aber die Stimme verhallte, rief der Greis auf der Bank nach der Höhe: „Seid ihr der Rath und Helfer beſchwerter Gewiſſen, ſo neigt euch zu mir und helfet zum Frieden."

Der Doctor trat an das Fenſter. „Ich komme," rief er herab. Georg eilte ihm entgegen. „Euch Alle erkenne ich," ſprach der Doctor gütig, „wer aber iſt der Alte, der mich rief?"

„Mein Vater, ehrwürdiger Herr.“

„Ich erinnere mich. Welche Hülfe begehrt er von mir?“

„Er iſt Jahre lang als Waller umhergezogen, von Compoſtella nach Rom, dann kam er zu uns zurück mit gebeugtem Muth; ſeitdem las er in euren Büchern, ehrwürdiger Herr, und Niemand kann eifriger ſein, als er geworden iſt. Aber er glaubt ſich ausgeſchieden von der Chriſtenheit, weil er an dem heiligen Abendmahle nicht Theil nehmen darf.“

„Was hindert ihn?“ frug der Doctor.

„Er will die Bedingung nicht erfüllen, welche uns Chriſten geſetzt und durch eure Lehre geſchärft iſt, er kann ſich nicht überwinden, einem Feinde zu vergeben. So hält er ſich fern von Kirche und Gemeinde, und wir Alle leben in Angſt um ſeiner Seele Seligkeit. Er hat mit ſich gerungen, daß es für den Sohn jammervoll anzuhören war; aber immer wieder brennt ihm der Zorn auf und die Rachegedanken werden übermächtig, ſo daß er ſelbſt an ſeinem Heile verzweifelt.“

„Ich gehe zu ihm,“ ſagte der Doctor. Er trat mit ſchnellem Schritt zu der Geſellſchaft, grüßte durch eine Handbewegung, winkte, daß ſie zur Seite traten und ſtieg zu dem Alten hinauf. „Ihr riefet den Luther, hier ſteht er.“

Der Alte, deſſen Kraft durch den Bergweg erſchöpft war, verſuchte ſich zu erheben, der Doctor hinderte ihn. „Bleibt ſitzen, Herr; durch euren Sohn habe ich von eurer Bedrängniß vernommen. Wer iſt der

Mann, den ihr ſo haßt, daß ihr ſeinetwegen die Verſöhnung mit unſerm himmliſchen Vater nicht findet?"

„Albrecht, Herzog zu Preußen," antwortete heftig der Alte.

„Wie?" rief der Doctor, „er iſt unter ſeinesgleichen der Schlechteſte nicht. Hat er euch an Gut, Leib oder Ehre geſchädigt?"

„Er und ich haben uns zu gemeinſamem Werke verlobt und er hat ſein Gelöbniß, nachdem er mich lange getäuſcht, nicht gehalten."

„Ihr ſeid Kaufmann, ging euer Bündniß auf Geld und Gut?"

„Es ging auf die Befreiung des Preußenlandes von polniſcher Herrſchaft, der Kaufmann gab ſein Geld, der Hochmeiſter ſetzte die rechte Hand zum Pfande, daß er niemals der Krone Polen huldigen werde. Mein Sohn hat in ſeinem Dienſt die Schwurhand verloren, er aber trägt die ſeine heil am Arm und lebt als Vaſall des polniſchen Königs."

„Hat er euch euer Geld zurückgezahlt?"

„Er hat kaum den Anfang dazu gemacht."

„Das war zu fürchten," ſagte der Doctor. „Hat er während eurer Genoſſenſchaft ſelbſt und allein mit euch verhandelt?"

„Zuerſt er allein, als ihm der Vertrag läſtig wurde, durch ſeinen Vertrauten."

„Das denke ich mir wohl. Die Zwiſchenträger verderben einen üblen Handel vollends. Und was trieb euch, den Bürger von Thorn, zu ſolch' hohem Vertrage?"

„Meine Ahnen waren unter den erſten, welche das Kreuz in das preußiſche Heidenland trugen, und das Haupt meines Vaters fiel auf dem Blutgerüſt, weil er gegen die Polen treu zum Orden hielt.“

„So werden die Thaten der Väter das Unglück der Söhne,“ ſeufzte der Doctor. „Wenn der Herzog euch gelobt hat etwas zu thun, was er nach dem Willen Gottes nicht durchſetzen konnte, ſo war das Gelübde ein Unrecht, nicht die Vereitelung; und der Zorn über den vorſchnellen Eid ſteht dem Herrn zu, nicht euch. Mein Amt iſt nicht, weltklug zu ſein, doch muß ich euch ſagen, daß gerade euer heißer Wunſch für das deutſche Weſen eurem Haß gegen den Herzog Unrecht giebt. Ihr wolltet eure Heimath unter deutſcher Herrſchaft ſehen, und deshalb wolltet ihr, daß der Herzog lieber untergehen ſollte, als dem Polen huldigen. War's nicht ſo?“

„So war es, Herr.“

„Nun gebt Acht. Geſetzt, der Herzog wäre ſeinem Verſprechen, das er euch thöricht gegeben, ſo treu nachgekommen, wie ihr fordert, was hätten wir erlebt? Wäre er Hochmeiſter und Knecht des Papſtes geblieben, ſo hätten ihn ſeine eigenen Unterthanen verachtet und ausgeſtoßen, denn wir wiſſen wohl, daß der ganze Orden zerfiel wie morſches Geſtein. Und hätte er bis zum Tode widerſtehen wollen, ſo wäre ihm nichts übrig geblieben als ſich auf der Haide von polniſchen Säbeln niederhauen zu laſſen. Dann war er tot und ſeines Gelübdes quitt. Doch was wurde aus dem Ordensland, wenn der letzte Herr wie ein Katzbalger erſchlagen war? Es wäre den Polen gänzlich anheimgefallen, kein Hahn hätte darum gekräht; und was ihr hartnäckig begehret, das wurde nach menſchlichem Erkennen für alle Zeiten vereitelt. Aber grade, weil der Herzog erkannte, daß ſein Verſprechen gegen euch eine ſündige Vermeſſenheit war, und weil er ſich beim Leben und bei der Regierung erhielt, bewahrte er ſeinem Lande ein deutſches Regiment. Und daß er den geiſtlichen Stand aufgab und ein weltlicher Herr wurde, verſchaffte dem Lande die Hoffnung auf fürſtliche Nachkommenſchaft und auf ein Herrengeſchlecht, welches ſich dort behaupten und euer deutſches Weſen, wie ihr wollt, für künftige Zeiten bewahren kann. Ihr ſeht alſo, das Verſprechen welches ihr von ihm erhieltet, war nicht nur ein Unrecht vor dem Herrn, die Erfüllung wäre auch nachtheilig für das, was ihr ſelbſt begehrt."

„Meine Vaterſtadt aber und das Weichſelland überließ er dem Verderben," antwortete Marcus finſter. „Ihr ſprecht als Anwalt eines Unbeſtändigen und ihr ſelbſt, hochwürdiger Herr, habt die Deutſchen gelehrt, daß ein Mann, der in guter Sache feſt auf ſeinem Worte ſteht, über Tod und Teufel triumphirt und ein ganzes Volk zwingt, nach ſeinem Willen zu thun. Grade damals, wie ich mit dem Herzog handelte und euch als einem Ketzer abgeneigt war, habe ich an eurer Tapferkeit gelernt, was ein Starker auf dieſer Erde in dem Gemüth der Menſchen zu ändern vermag."

„Ich bin ein Diener des Herrn in geiſtlichen Dingen, und wer mit ſeinem Gott in Frieden lebt, kann die ganze Welt verachten und darf frohlocken, wenn die Feinde ſeinen Leib töten, damit er aus dieſer ſündigen Welt zu ſeinem lieben Vater gehe. Weit anders ſteht es in weltlichen Händeln, wo Tauſende in Eigennutz und Herrſchſucht gegen einander ſtreiten. Wer ſich hier behaupten will, der muß auch ſeinen Gegnern etwas nachgeben. Und merket wohl, in weltlichen Dingen iſt der Klügſte vor unſerm Herrgott ein armer Tropf. Seid ihr ein Landwirth geweſen?"

„Auf dem Landgut, das ich beſaß, ſtand die Eiche, um welche die Deutſchen an der Weichſel ihre erſte Burg ſchlugen; die Eiche fiel zu Boden, als der Hochmeiſter mir die Treue brach."

„Wohl, mein guter Freund, die Eiche iſt geſtürzt, und Gottes Sonne ſcheint noch heut wie damals über die Flur. Wir nennen die Eiche einen dauerhaften Baum, der viele hundert Jahre auf Erden ſteht, aber viele hundert Jahre ſind vor dem Herrn wie ein Tag, die Geſchlechter der Menſchen, welche aufeinander folgen, ſind vor ihm wie Halme eines Sommers und die Erde gleich einem Landgut; und wie ein Wirth Waizen und Hafer, ſo ſäet er Deutſche und Polen nacheinander auf denſelben Grund, gerade die Frucht, welche er für die himmliſche Wirthſchaft bedarf. Was wollt ihr, der ihr nur ein Halm der Erde ſeid, im Voraus beſtimmen, welche Frucht der Herr jetzt und künftig an der Weichſel ſäen ſoll?"

„Kein ehrlicher Mann vermag in den Tag hinein zu leben, ohne gute Vertröſtung auch für ſeine irdiſche

Zukunft," antwortete der Alte, „und jeder Deutſche muß Angſt um ſeine Angehörigen fühlen, wenn er zuſieht, wie die Feinde ſeines Geſchlechtes und ſeines Volkes die Herrſchaft gewinnen. Könnt ihr einem Manne rathen, ehrwürdiger Herr, daß er ohne Widerſtand gegen Feinde das Gericht Gottes und den jüngſten Tag erwarten ſoll?"

„Er ſoll beſcheiden ſeinem Gott vertrauen," antwortete der Doctor. Ich bin ein deutſcher Mann wie ihr, und Gott weiß, daß ich meinem Volk das Beſte gönne, aber ich ſage euch, vor dem allmächtigen Gott ſteht die Frage nicht ſo wie ihr ſie geſtellt habt, ob Deutſcher oder Pole, ſondern ſie ſteht ſo, ob echter Glaube oder teufliſche Verblendung. Wenn die Polen Gottes Wort annehmen und treu bewahren, wie ſie ja auch guten Willen haben, ſo werden ſie und ihre Herrſchaft fröhlich gedeihen und euren Landsleuten wird es frommen, in Eintracht mit ihnen zu leben. Wenn ſie aber beharren in ihrem alten Wuſt und Unrath, ſo werden ſie darin umkommen und hier und dort ihren Lohn erhalten. Sind die Deutſchen beſſer in Glauben und Gewiſſen, ſo mögt ihr vertrauen, daß ſie auch tüchtiger auf der Erde ſein werden und dem Herrn liebere Kinder Eva als die Polacken, wenn dieſe ungewaſchen und ſtrotzig bleiben."

„Ich höre die Verkündigung, ehrwürdiger Vater, aber ſie tröſtet mich nicht. Dem Hochmeiſter gab der Herr des Himmels den Beruf, im Preußenlande unſere Herrſchaft wieder herzuſtellen, und ſeine Treuloſigkeit iſt Schuld, wenn meine Landsleute durch Schmeichelei, Liſt und Gewalt der Fremden umgarnt werden. Um eitler Ehre willen hat er mein Vertrauen getäuſcht und mich verrathen, und darum vermag ich dem Grimm und der Rachſucht nicht zu widerſtehen. Jeden Tag ſteigen die böſen Geiſter in mir auf und wie ich auch im Gebet gegen ſie ringe, ſie bleiben übermächtig."

„Herr mein Gott," rief der Doctor, „hier iſt ein Greis, der wenig mehr auf Erden hat, was ihn von dem Gedanken an dich abziehen kann, und doch hält er feſt an ſeiner Rache! Erbarme dich ſeines Gemüthes und ſenke in die Bitterkeit ſeines Herzens einen Tropfen deiner himmliſchen Gnade. Ich denke," fuhr er fort, „euch dem böſen Feind nicht zu überlaſſen, der jetzt die Krallen nach eurer Seele ausſtreckt; manchesmal habe ich mit dem Grobian gerungen und bin ſein Meiſter geblieben. Auch euch will ich ſtärker bedräuen, damit ihr auf mich achtet. Ihr wollt Einem nicht vergeben, den ihr euch ſelbſt in gehäſſigen Gedanken zu eurem Feinde gemacht habt, und ihr vermögt von dem Recht nicht zu laſſen, das ihr, wie ihr meint, an ſeiner Seele erworben habt. Wohl, tragt ſeinen Schuldſchein vor Gottes Thron und beſchuldigt ihn des Treubruchs gegen euch. Seht zu, ob der Richter euch nicht antworten wird: bevor ich deinen Zorn entſchuldige, will ich prüfen, ob du ſelbſt niemals die Verzeihung Anderer bedurft haſt. Biſt du immer treu geweſen gegen deine Mitbürger und deine Stadt, der du verpflichtet warſt?"

„Nein,“ rief Marcus mit ſtarker Stimme. „Untreu war ich gegen die Obrigkeit meiner Stadt, aber die Sünde nahm ich auf mich um ſeinetwillen. Gerade darum haſſe ich ihn.“

Und der Richter wird weiter fragen, biſt du niemals ungerecht und untreu geweſen gegen dein eigenes Geſchlecht, welches du in deinem Ehrgeiz durch den Hochmeiſter erhöhen wollteſt?“

„Ja,“ rief Marcus wieder, „hart und ungerecht war ich gegen meinen lieben Sohn, meine Pflicht als Vater habe ich gering geachtet, um den Eid zu halten, den ich dem Andern geleiſtet. Gerade darum fühle ich den Grimm, daß er mich getäuſcht, wie ein Werkzeug benutzt und preisgegeben hat.“

„Und zum dritten wird der Richter fragen: haſt du ſelbſt niemals einen Andern getäuſcht und zur Täuſchung verlockt, zu deinem Vortheil benützt und preisgegeben?“

Marcus zuckte empor und ſtarrte mit verglaſten Augen vor ſich in die Luft: „Dort ward er gerichtet, es war mein vertrauter Knecht.“

Da winkte der Doctor die Angehörigen herzu, und wies mit der Rechten nach der Höhe: „Darum ſpricht dein Richter in deiner letzten Stunde, vergieb, damit dir vergeben werde.“ Er ſtand gebietend vor dem Alten: „Vergieb! dein Richter ladet dich vor ſeinen Thron.“

Die Augen des Scheidenden fuhren unſicher über den Sohn und über die Tochter, welche vor ihm knieten, und ſie hafteten zuletzt auf dem Kinde, welches Georg mit thränenden Augen vor ihm feſthielt.

Plötzlich erhob er ſich, griff mit beiden Händen nach dem Arm des Doctors und ſeufzte zurückſinkend: „nehmt die Hand zur Verſöhnung.“

Um den Toten glänzten Himmel und Erde in goldenem Abendlichte. Er hatte zornig die Heimath an der Weichſel verlaſſen, um in der Fremde zu ſterben, und er ſchloß die Augen auf der alten Heimathsſtätte ſeines eigenen Geſchlechtes. Aber nicht er und keiner ſeines Stammes kannte die Heimath.

Die Krähen und Dohlen flogen ſchreiend um die Thürme der Burg, und im Gebüſch an der Mauer ſangen furchtſam die kleinen Vögel. Da klang über den Lauten der Natur die feierliche Stimme des Mannes, in welchem ſich die Kraft, die Größe und die Einfalt des deutſchen Weſens vereinten, wie nie vorher in einem einzelnen Menſchen. Auch an dem Geſchlecht des Toten übte er ſein hohes Amt, indem er die Trauernden ermahnte, jeden Tag und jede Stunde mit ihrem Gott zu leben, den er nach alter Ueberlieferung als gebietenden Herrn und liebenden Vater verſtand. Spätere Enkel deſſelben Geſchlechtes deuteten das Unermeßliche nach dem Maß ihres Erkennens und nach dem Bedürfniß ihres Herzens zugleich freier und beſcheidener; aber alle ſpäteren, wohin ſie auch der himmliſche Landwirth nach dem Bedarf ſeiner Wirthſchaft ſäte, wurden Dank ſchuldig für ihre Freiheit und für ihre Frömmigkeit dem Doctor Martinus Luther.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

# Die Ahnen.

Roman

von

## Guſtav Freytag.

### Fünfte Abtheilung.

### Die Geſchwiſter.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1878.

# Die Geſchwiſter

von

Guſtav Freytag.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1878.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

## I.

# Der Rittmeiſter von Alt-Roſen.

## 1.

## Im Jahr 1647.

Nahe der Heerſtraße, welche von der Tauber zum Main führt, raſtete an einem Nachmittage des Frühſommers eine Anzahl Bewaffneter auf niedrigem Hügel. Eine alte Linde gab den ſonnengebräunten Männern dürftigen Schatten, die Hälfte des Baumes war durch Feuer zerſtört und nackte Aeſte ſtarrten zwiſchen dem Laube in die Luft, dennoch blühte der Baum, und würziger Duft miſchte ſich mit dem Brandgeruch, welcher aus der Niederung herauf zog.

Rings um den Hügel lagerte Kriegsvolk und man überſah von der Höhe die Reihen der angepflöckten Pferde, kleine Laubſchirme aus ſchnell zuſammengetragenen Baumäſten, dazwiſchen wenige Zelte und die Feuer, um welche ſich Männer und Reiterbuben bewegten. Dick und wetterſchwül war die Luft, ſie drückte den Dampf der Feuer an der Erde dahin, und wenn zuweilen ein kurzer Windſtoß den Rauch in Wolken emportrieb, dann verhüllte er die Reiterſtandarten, welche im Boden ſteckten, und die Reihen der Pferde; die Geſtalten der berittenen Wachen, welche die Außenſeite des Lagers umgaben, ragten undeutlich aus der mißfarbigen Wolke, und man vernahm auf dem Hügel aus dem Dunſt der Tiefe nur Geſchrei der Buben, Wiehern der Roſſe und gebietende Rufe.

Wer die Standarten muſterte, ſah, daß ſie mehren Reiterregimentern zugehörten, nur eine Compagnie Fußvolk lag dazwiſchen und ihr großes gelbes Fahnentuch, gebleicht durch Sonne und Regen manches Feldzugs, hing in den Knoten geſchlagen um die Stange. Dem Reiterhaufen fehlten die Karren und das Geſinde ſeines Troſſes, im Rücken des Haufens zogen ſich dichtbelaubte Höhen auf beiden Seiten des Weges nordwärts, und die raſtende Schaar war nur eine Nachhut, welche anderen Theilen des Heeres ihren Marſch durch den langen Engpaß gegen einen Feind decken ſollte, der ſüdwärts von der Tauber her erwartet wurde.

Anderes freilich mußte einen Kriegsmann befremden. Es waren ausgewetterte Soldaten, welche um den Hügel lagerten, narbige gefurchte Geſichter mit trotzigen Augen, viele mit grauem Haar, in ihren Bewegungen ſicher und bedächtig, unter einander ſchweigſam und von ſtolzer Haltung, Leute, die auch ohne Befehl zu thun wußten, was die Stunde verlangt; aber nur ſpärlich waren neben den zahlreichen Corneten die Trompeter zu ſehen, welche doch ſonſt in jeder Compagnie als vertraute Boten der Officiere bei den Feldzeichen lagen. In den Reihen der Roſſe und

Feuerſtellen vernahm man nicht die kräftigen Worte der Unterofficiere, welche anderswo überall die Ordnung des Lagers mit vielem Fluchen und Sauſen ihrer Stöcke aufrecht erhalten mußten. Auch der Hügel in der Mitte, der das Hauptquartier vorſtellte, war nicht durch Wachen von dem Volke geſchieden, wie Lagerbrauch war; zwanglos und ohne Scheu verkehrten die gemeinen Reiter mit den Herren auf der Höhe, ſie riefen im Vorbeigehen hinauf und lachten über einen launigen Zuruf, der ihnen von oben gegönnt wurde. Und die Befehlshaber ſelbſt glichen nicht in Allem den Officieren, wie ſich dieſe in anderen Heerhaufen darſtellten. Bei den Meiſten erwies nur die große Feldbinde, daß ſie Rang und Amt hatten, aber Sammt und Seide, goldene Treſſen und wallende Federn auf den Hüten waren ſelten zu erblicken; die Männer lagen im Graſe, rauchten aus kurzen Thonpfeifen, ſpielten mit Würfeln, und einer beſſerte gar eigenhändig am ſchadhaften Wamms, das er ſich ausgezogen hatte. Die Mehrzahl ſchien von demſelben Schlage, wie die Soldaten, ein Geſchlecht alter harter Kriegsgurgeln, dem der Dienſt vieler Jahre anzuſehen war. Nur ein jüngerer Mann befand ſich unter ihnen mit neuer ſeidener Feldbinde und ſilbernem Ringkragen. Dieſer, ein ſtämmiger Herr, ſaß auf einem Stein in der Mitte, er hatte ein breites Angeſicht und große geſcheute Augen, welche in unabläſſiger Bewegung über die Begleiter, das Lager und die Landſchaft flogen. Die weißen Straußenfedern auf ſeinem Hut kündigten den oberſten Befehlshaber an.

Ein kleiner Trupp kam in ſcharfem Trabe auf der Landſtraße heran und hielt außerhalb des Lagers, ein einzelner Reiter ſprengte durch die Lagergaſſe dem Hügel zu.

Der Feldoberſt trat dem Ankommenden entgegen und rief mit guter Laune: „**Maecenas, atavis edite regibus!**

O Bernhard, aus der König altem Haus
Entſproſſen, du mein Schutz und Augenſchmaus.

Was bringſt du Neues?“

Der Angeredete ſprang vom Pferde, eine ſchlanke Kriegergeſtalt mit ſcharfen blauen Augen, gebräunten Wangen und ſchwediſchem Knebelbart, dem die braunen Locken bis auf den Halskragen herabhingen: „Marſchall Turenne hat einen Officier mit Trompeter geſandt, welcher an den Kriegsrath dieſes Schreiben überbringt.“

Die Miene des Befehlshabers wurde finſter. „Hofft der Franzoſe immer noch durch Briefe und Boten die weimariſchen Regimenter in ſeinen Dienſt zurückzuzwingen?“ rief er laut. Unter den Officieren auf der Höhe entſtand eine Bewegung, ſie ſprangen empor und umringten den Anführer, welcher das Schreiben öffnete: „Marſchall Turenne verheißt zum dritten Mal Verzeihung und Amneſtie, wenn wir reuig zurückkehren und uns auf's neue dem König von Frankreich zuſchwören.“ Er hob den Brief in die Höhe. „Es ſteht kein Wort darin, daß er unſer verbrieftes Recht anerkennen will, uns nur in deutſchen Landen zu gebrauchen und nur für die Sache des Evangeliums."

„Ich warne euch, ihr Herren," rief ein alter Officier aus dem Gefolge, „daß ihr der Redlichkeit des Franzoſen jetzt weniger traut als zuvor; der Wolf wird um ſo biſſiger, je mehr ihn hungert. Schon einmal, als er Amneſtie verhieß, hat er gleich darauf Reiter von uns, die in ſeine Gewalt fielen, auf die Folter geſpannt, damit ſie gegen uns ausſagten. Dieſelbe ſchwarze Treuloſigkeit wird er auch jetzt gegen unſere Völker beweiſen und vor Allem gegen die Befehlshaber."

„Wer iſt ſein Bote, Rittmeiſter König?" frug der Feldoberſt.

„Der Junker Reinbold, welcher unter dem Marſchall meine Compagnie führte," meldete der Befragte, „es war ein ſeltſames Wiederſehen."

„Wir zerreißen den Brief," rief ein Anderer, „und dem ſchurkiſchen Boten, der ſeine Compagnie um des Franzoſen willen verlaſſen hat, zerbrechen wir den Degen und jagen ihn mit blutigem Rücken von dannen." Der General vernahm beifällig den Ausbruch des Zornes: „Dennoch rathe ich," entſchied er, „daß wir dem Marſchall nach Kriegsbrauch antworten und ſeinen Boten ehrlicher behandeln als er verdient. Dem Rittmeiſter vom Regiment Alt-Roſen befehle ich die Aufſicht. Geleitet den Abgeſandten herein." Und näher zu dem Angeredeten tretend, ſetzte er hinzu: „hindere ihn, mit den Gemeinen zu ſchwatzen. Wie geberdet er ſich?"

„Er faucht wie ein Marder und es wird ihm ſchwer die Höflichkeit zu bewahren.“

Der Rittmeiſter ſprengte zurück zur Lagerwache, während der General, den ſich die empörten Regimenter aus ihren Reihen ſelbſtwillig erwählt hatten, mit den Officieren berieth. Kurz darauf ritt der Bote des Marſchalls mit ſeinem Begleiter durch die Lagergaſſe. Er war ein junger Edelmann von entſchloſſenem Weſen und ſein Geſicht wäre hübſch geweſen, bis auf den unſtäten wilden Blick der Augen, hätte nicht das wüſte Lagerleben ihm vor der Zeit Furchen eingegraben. Er ſah hochmüthig über die düſtern und feindſeligen Mienen der Reiter, welche herandrängten, um den wohlbekannten Mann zu betrachten. Als er am Fuß des Hügels abgeſtiegen war, verbeugte er ſich mit ſpöttiſcher Artigkeit gegen den Feldoberſten, dieſer aber ſchnitt ihm die Anrede ab, indem er an ſeinen Hut rührend im Tone ruhigen Befehls ſagte: „Das Schreiben des Marſchalls Turenne iſt mir übergeben, ihr werdet hier die Antwort des Kriegsraths erwarten.“ — Dabei wandte er dem Boten den Rücken und ſchritt mit ſeinem Gefolge dem Zelte zu, welches in einiger Entfernung eilig aufgeſchlagen wurde.

„Alle Teufel!“ rief Reinbold ſpöttiſch, „Wilhelm Hempel aus Weimar trägt ſeine Plumage ſo ſtolz wie vor Zeiten Saul, der vom Eſeltreiber zum König avancirte. Ich bin ihm dankbar, daß er geruht hat gerade euch zu meinem Hüter zu beſtellen, Monſieur König, der ihr mein Fähnrich wart.“

Bernhard antwortete ernſt: „Zwingt mich nicht euch zu zeigen, daß ihr jetzt mir zu gehorchen habt.“

„Verzeiht,“ verſetzte der Andere, „eure junge Würde als Rittmeiſter in Ehren; ich bin die verkehrte Welt nicht gewöhnt wie ihr. Bah! Was weiter? Ihr ſeid auf Fortuna's Rade in die Höhe geſtiegen und ich bin herabgeſchwenkt. Das iſt der Welt Lauf.“ Er rief einen Vorübergehenden an: „Gottlieb Stange, du haſt ein Pferd und Beutegeld bei uns zurückgelaſſen, wir heben's dir auf, bis du wiederkommſt.“

Bernhard griff an den Degen: „Ich warne euch, daß ihr zu Niemandem aus dem Volke redet, ſonſt wird euch eure Ambaſſade nicht vor einem Stich in die Kehle ſchützen.“

Der Angerufene war ſtehen geblieben, ein alter Kriegsmann mit großem Schnauzbart, grauen ſcharfen Augen und hagerem Angeſicht, der ſchon unter Guſtav Adolf als Kanonier gedient hatte und jetzt die Stelle eines Lieutenants verſah, er war ein Liebling des Heeres, wegen harter Tapferkeit und weil er über viele Dinge ſeine eigenen Gedanken hatte.

„Ob ich Gott lieb bin, werdet ihr am wenigſten wiſſen, Junker von Reinhold,“ antwortete er, „denn eure Bekanntſchaften im Himmel ſind mir ſehr zweifelhaft. Wenn ich euch wie einem Gaſte Rede ſtehen ſoll, ſo verlange ich vor Allem als Lieutenant Stange eſtimirt zu werden, denn ich trage meine Feldbinde mit mehr Recht als ihr die eure. Mir traben die Reiter nach, wenn ich ſie kommandire, euch aber nicht.“

„Da habt ihr euren Beſcheid,“ ſagte Bernhard.

Reinbold nickte gleichgiltig: „Ihr haltet eure Leute in ſtrenger Zucht, das merkten wir auf dem Wege hierher, bei jeder Raſtſtelle ſahen wir arme Sünder, die ihr als Eicheln an die Bäume gehängt habt. Wollt ihr Alle henken, die euer Abzug reuen wird, ſo werdet ihr zuletzt die Regimenter aus der Luft zuſammenblaſen müſſen. — Iſt bei euch auch der Trunk verboten? ſonſt war es guter Brauch, einem alten Kameraden die Kanne nicht zu verſagen.“

„Wollt ihr eure Zunge hüten und euren Zorn bändigen,“ antwortete Bernhard, „ſo ſoll die Kanne nicht fehlen, obwohl unſer Wein zur Neige geht.“ Er winkte einem Knecht und bot dem Geſandten Sitz und Becher. Vor der vollen Kanne fuhr Reinbold vertraulicher fort: „Du thuſt unrecht, Bruder, aus dem Weinlande nordwärts zu reiten, für uns Verlaſſene iſt jetzt Wein der einzige Troſt in unſerem betrübten Wittwerſtande.“

„Dann wundert mich, daß ihr und euer Marſchall uns nachzieht, über den Rhein, den Neckar, die Tauber bis zum Main.“

„Marſchall Turenne ſucht und reitet nach ſeinem verlorenen Glück. Der König von Frankreich hat nirgend Soldaten gleich den acht Regimentern, welche ihr ihm entführt habt.“

„Wir hörten zuweilen den welſchen Hahn in unſerem Rücken krähen,“ verſetzte Bernhard. „Wie vertragt ihr euch mit den Franzoſen?“

„Wie Hund und Katze, um die Wahrheit zu ſagen.

Zuerſt hat uns der Franzoſe ſchöne Worte und hohe Verſprechungen eingeſchenkt, ſo lange er euch an unſeren Feldbinden feſtzuhalten hoffte; jetzt macht er uns bereits den Trunk ſauer durch ſeine Mienen; und mit ſeinen Günſtlingen, den Laffen aus Paris, giebt es täglich Tänze hinter der Mauer, die mit blutigem Hinfallen enden. Viele von uns denken daran, die Pferde zu ſatteln und von den Franzoſen abzureiten."

„Kommt zu uns zurück," mahnte Bernhard, „noch iſt es Zeit."

„Wollt ihr mir meine Compagnie zurückgeben?" frug der Abgeſandte ſchnell; „und wollt ihr wieder Fähndrich unter mir werden?"

„Ich bin's zufrieden," entgegnete der Gefragte, „wenn ihr euch durch denſelben Eid bindet, den wir untereinander geſchworen haben, und wenn die Compagnie, welche ihr den Fremden zu verkaufen dachtet, euch zurücknimmt."

„Alſo, wenn Waſſer den Berg hinauffließt," lachte der Geſandte, „ſeid bedankt für die gute Meinung. Doch ſage, Bruder, wohin will dein Kriegsfürſt Hempel die Völker führen?"

„Das fragt ihn ſelbſt."

„Ich denke doch, Bernhard, du biſt ſein Vertrauter?" forſchte der Andere mit treuherziger Miene.

„Wäre ich's, ſo dürftet ihr von mir zuletzt Beſcheid erwarten." — Reinbold aber fuhr fort: „In Heſſen und in Weſtfalen findet ihr die Betten belegt. Da ihr von den Kaiſerlichen ab nordwärts reitet, ſo denke ich, es zieht euch zu dem Schweden und zu den thüringiſchen Klößen.“

„Ihr ſelbſt ſeid ein Thüringer?“ frug Bernhard ablenkend.

„Vom Rande des Waldes. Gerathet ihr dorthin, ſo gebe ich euch Grüße mit an einen alten Schatz.“

„Erſt muß ich wiſſen, ob ich auch guten Willkommen finde, wenn ich eure Grüße ausrichte,“ antwortete Bernhard.

Der Fremde verzog den Mund. „Vielleicht wird ſie euch freundlicher anſehen, wenn ihr erzählt, daß ihr mich zum Rittmeiſter ohne Compagnie und zum Junker Habenichts gemacht habt.“ Er trank haſtig aus: „Doch ſage ich dir Bruder, manches Weib hat ſeitdem an meinem Halſe gelegen, aber die Dirne vom Walde kann ich nicht vergeſſen. Wachend und im Traume ſehe ich ſie vor mir, zuweilen mit geballter Fauſt, zuweilen mit lachendem Munde; mir ſträubt ſich das Haar und mich packt die Begierde ihrer Herr zu werden oder ſie zu erſtechen. — Hoſcha! ſtill! trinken wir eins auf euer Wohl bis dahin, wo mir euer Wehe nöthig wird zum eignen Glück.“

Bernhard ſtieß das Glas weg: „Trinkt allein zu ſo widerwärtigem Wunſch.“

„Noch ſind wir ja gute Freunde,“ verſicherte der Fremde. „Und wenn ich ſo neben dir ſitze, fällt mir auf's Gewiſſen, daß du zu deiner Zeit ein ehrlicher Kamerad geweſen biſt, vor Allem damals, als du mich aus Lamboy's Dragonern heraushiebſt. Trink Bruder, ſcheiden wir von einander mit heilen Gliedern, dann ſetze ich mich auf einen Stein und blaſe drei Federn in die Luft, eine für die Landgräfin von Heſſen, die andere für den Schweden, die dritte für den Kaiſer und die am höchſten fliegt, der reite ich nach. Es kann wohl ſein, daß mir eine Feder, die ich in der Luft vor mir ſehe, zum Kaiſer nach Böhmen winkt." — Er ſchwieg eine Weile, hob drohend die Fauſt und fuhr leiſe fort: „Kommt eine dorthin, die ich kenne, ſo biete ich ihr den Willkommen." — Er lachte wieder. „Laß mein Glas nicht leer ſtehen, meine Pflicht iſt euch zu ſchädigen, wo ich kann, darum will ich vor Allem euren Wein austrinken."

„Holla Pyritzer!" unterbrach Bernhard, einen Officier anrufend: „was hat euch mein Bube gethan, daß ihr ihn gefeſſelt heranführt?"

Der Angerufene ritt näher, neben dem Pferde lief ein Knabe mit geſchnürten Händen, durch einen Riemen am Sattel feſt gebunden. Es war ein Reiterbube von etwa zwölf Jahren, doch ungewöhnlich klein für ſein Alter, als Junge eines angeſehenen Officiers trug er gute Kleider, aber ſein Wämmschen war beſchmutzt und zerriſſen; es war auch kein ſchönes Kind, das bleiche Geſicht mit Sommerſproſſen bedeckt, das röthliche Haar kurz geſchoren, große Naſe, großer Mund und ein Zug von Verſchlagenheit in dem jungen Geſicht, der verrieth, daß der Kleine über ſeine Jahre gewitzigt war.

„Ich wollte die Range dem Rumormeiſter übergeben, ſie hat ſich in mein Zelt geſchlichen, und ich traf ſie über meiner Feldflaſche. Der Teufel muß ihr geholfen haben einzudringen, denn unſere Knechte und Buben lagen rings um das Zelt.“

„Wie, Pieps, du machſt deinem Herrn die Schande im Lager zu mauſen?“ rief Bernhard zornig.

„Es geſchah nicht wegen des Branntweins,“ entſchuldigte ſich Pieps, „nur wegen der Ehre. Die Reiterbuben von Taupadel verhöhnen mich, weil ich auf die Bank ſteige, wenn ich das Pferd ſtriegele. Da kroch ich zwiſchen ihnen durch, um zu zeigen, daß Alt-Roſen mehr verſteht als ſie.“

„Ueberlaßt mir den Buben zur Beſtrafung,“ erſuchte Bernhard, „und wenn ihr mir eure freundliche Gewogenheit erweiſen wollt, ſo geſtattet, daß ich euch als Erſatz für den verdorbenen Trank die letzten Flaſchen von dieſem hier in das Zelt ſende.“ Er bot ihm den Becher.

„Ich fürchte, Herr,“ ſagte der Officier den Knaben losbindend, „dieſer hier wird der ärgſte Taugenichts im Troß. Er iſt im ganzen Lager beleumdet.“

„Ich wundere mich, Bruder,“ warf Reinbold dazwiſchen, „daß du das garſtige Krötlein als deinen Läufer unterhältſt, mache es zum gemeinen Buben.“

„Ich fand ihn in der erſten Woche, als ich zum Heere kam, neben ſeiner Mutter an der Landſtraße liegen. Die Mutter war tot, das Kind kam zum Leben und wuchs bei den Pferden auf, ſo weit es vermochte.“

Der Pyritzer, ein bedächtiger Pommer, gab den Becher dankend zurück, hielt im Abreiten noch einmal an, und begann vertraulich: „Ihr ſeid von den Gelehrten, Herr Kamerad, wißt ihr mir den Traum zu deuten, den ich heute Nacht hatte? Ich ſaß als Schultheiß auf dem Hofe meines Vaters und hinter mir blökte die Heerde. Im Traumbuch finde ich Nichts darüber. Das Schaf iſt ein ſeltſames Vieh geworden zwiſchen Rheinſtrom und Oder, wer jetzt Heerden ſcheeren will, der muß die Wolle von den Wölfen ſchneiden. Darum möchte ich wiſſen, hat dieſer Traum eine Bedeutung, und welche Bedeutung hat er?“

„Vielleicht wird er einſt zur Wahrheit, ihr erlebt den Frieden und die Heerde.“

Der Pyritzer ſchüttelte zweifelnd den Kopf: „Der Schulzenhof iſt abgebrannt und die Hammel ſind aufgegeſſen. Meint ihr, daß mir beſtimmt iſt, den Hof wieder aufzubauen?“

„Wenn Friede wird, will ich euch darauf Antwort geben,“ antwortete Bernhard lachend.

„Mir für mein Theil liegt wenig am Frieden,“ ſagte Reinbold, „mir hat eine Zigeunerin prophezeit, daß ich um keine Kugel zu ſorgen habe, bevor die Kirchenglocken den Frieden einläuten.“

„Setze dich unter das Pferd,“ gebot Bernhard dem Knaben, „bis ich dich ſtripſen laſſe.“ Pieps tauchte ergeben in die unrühmliche Sperre zwiſchen den Pferdebeinen; das Pferd, an dieſe Mitwirkung zur Disciplin gewöhnt, neigte den Kopf zu dem Uebelthäter herab und Pieps ſtreichelte den Pferdehals aus der Tiefe, worauf er ſofort einigen Troßjungen, welche lachend auf ihn wieſen, durch wortloſen Gebrauch ſeiner Zunge Mißachtung ausdrückte und dieſelbe Geberde dem Abgeſandten zuwendete, als dieſer ihm den Rücken kehrte.

Der General kam mit ſeinem Gefolge aus dem Zelte heran. „Empfangt hier die Antwort gegen das Schreiben eures Marſchalls. Der Rath hat abgelehnt auf das Angebot einzugehen. Euch aber mahnen wir daran, daß ihr als deutſcher Officier zu euren Fahnen gehört.“

„Umgekehrt! hochmächtiger Herr Kriegsoberſt,“ antwortete Reinbold ſich verneigend. „Wir in unſerem Quartier ſind des Glaubens, daß die Reiter zu ihren Officieren gehören, und ich hoffe, Mancher von denen, die hier im Kreiſe drängen, wird ſich noch daran erinnern.“

„Darüber ſollt ihr ſogleich Sicherheit erhalten,“ antwortete der General und rief mit heller Stimme über den Haufen, welcher den Fremden umſtand: „Der Marſchall Turenne bietet euch Pardon und zwei Monat Sold, wenn ihr zur Stelle zurückkehrt und euch dem Könige von Frankreich auf's Neue verpflichtet. Antwortet, deutſche Soldaten, wollt ihr das oder nicht?“

Es wogte und murmelte in dem Haufen, dann erhob ſich ein lautes Geſchrei: „Wir wollen nicht!“ wilde Stimmen riefen: „Eher reißen wir das Fahnentuch von den Stangen und laufen nach allen Winden.“ Und ein alter Reiter trat vor den Abgeſandten und rief: „Sagt eurem Marſchall auf ſeinen Gruß die letzte Antwort: Wenn Einer unter uns auch nur ein franzöſiſches Haar auf dem Kopf trüge, wir würden es ihm ausreißen.“

„Wahre du ſelbſt deinen Schopf,“ rief der Abgeſandte dagegen, „daß deine Haare nicht am dürren Baume hängen bleiben, wenn wir dich behandeln, wie einem Verräther gebührt.“ — Im Haufen erhob ſich Tumult, die Waffen blitzten und viele Rufe erſchollen: „Nieder mit ihm!“

Der General trat raſch vor den Gefährdeten und gebot: „Hinweg! Führt ihn mit ſicherer Bedeckung bis zum nächſten Kreuzweg.“

„Ich danke dem Herrn Kriegsoberſten für die gnädige Entlaſſung,“ entgegnete der Geſandte zornig, „und bitte zum Abſchiede nur noch um Erlaubniß, meiner eigenen Compagnie einen Gruß zu beſtellen.“ — Er warf ſeinen Handſchuh vor Bernhard's Füße. „Ihr, Fähnrich König, reitet in meinen Stiefeln, die ihr mir geſtohlen. Von zwei Rittmeiſtern bei demſelben Cornet iſt einer zu viel. Laßt uns zur Stelle entſcheiden, wem das Fähnlein gehören ſoll.“

Bernhard hob den Handſchuh auf.

„Ich verbiete den Kampf,“ befahl der General, „der Franzoſe ſoll nicht ſagen, daß wir ſeinen Geſandten auf die Erde gelegt haben, bevor er unſere Antwort zurücktrug.“

„Ich preiſe die Vorſicht des Herrn,“ antwortete der Geſandte.

„Geduldet euch, Herr,“ ſagte Bernhard, „treffen wir uns wieder, ſo will ich euch eures Ranges entledigen. Aufgeſeſſen und fort!“

Die Reiter warfen ſich auf die Pferde, den Geſandten umſchloß die Feldwache, ſo ſtoben ſie in's Freie, die Beiden, welche Todfeinde geworden waren, ſchweigend neben einander. Am Kreuzwege hielt der Trupp, die Gegner wechſelten höflichen Gruß und führten an ihre Degen, der Fremde trabte von dannen.

Als Bernhard zu ſeinem Befehlshaber zurückkehrte und die Meldung machte, ſetzte er hinzu: „Er wird nicht weit reiten, bis er Genoſſen findet; denn während er hier ſeinen Groll verbiß, flogen ihm die Augen lauernd über den Weg, zumal nach jenem Hügel, als ob er dort etwas erwarte. Auch verrieth er ſich, daß Turenne bis über die Tauber unſeren Völkern nachgegangen ſei. Ich denke, der Marſchall ſelbſt iſt in der Nähe.“

Aus der Ferne jagten die Feldwachen heran.

„Dort kommt Botſchaft,“ — rief der Befehlshaber auf die Flüchtigen weiſend — „blaſe, Trompeter! Zu Pferde, ihr Herren!“

Von einer Anhöhe zur rechten Seite dröhnte ein Schuß. Eine Stückkugel ſchlug gegen den Stein, auf welchem kurz vorher der General geſeſſen; ein zweiter, ein dritter Schuß krachte, die Roſſe bäumten, die Männer rannten zu ihren Standarten.

„Marſchall Turenne ſpricht,“ rief der Feldoberſt, „er gedachte uns durch den Geſandten ſicher zu machen und ließ unterdeß ſeine Stücke hinauf zerren.“ Die Ordres flogen zu den Regimentern: „die gelben Musketiere und Roſen-Dragoner gegen die Geſchütze, Alt-Roſen dahinter als Succurs. Rittmeiſter König hat den Befehl des rechten Flügels. Regiment Taupadel gedeckt in Reſerve. Unſer Feldgeſchrei ſoll ſein: Hie Teutſchland!“ — Das Geſchrei ſummte von Beritt zu Beritt. Noch einen langen Blick warf Bernhard auf die geſchwungenen Linien der Hügellandſchaft, dann grüßte er den Freund, der die Hand nach ihm ausſtreckte, und trabte an der Spitze ſeiner Schaar vom Wege ab.

Den Musketieren und abgeſeſſenen Dragonern gelang es ſich gedeckt den Geſchützen zu nähern und dieſe zur Abfahrt zu zwingen, doch als ſie aus der Deckung, welche ihnen das Buſchholz gab, heraustraten, ritten die franzöſiſchen Compagnien gegen ſie.

Sie aber ballten ſich zu einem Igel, aus den heiſeren Kehlen drang der Schlachtruf, der bis dahin nur ſelten gehört war, und aus den Rohren fuhren feurige Strahlen gegen die Feinde. Im nächſten Augenblick waren die franzöſiſchen Reiter über ihnen und der wüthende Kampf Mann gegen Mann begann. Da flogen die Compagnien von Alt-Roſen zur Hilfe, Allen voran, Schwert und Piſtole in beiden Fäuſten, der junge Rittmeiſter, und in dem Gedränge der Pferde thaten Piſtolen und Schwerter ihr blutiges Werk.

„Holt euch die Compagnie, Reinbold,“ ſchrie Bernhart auf ſeinen Feind einſtürmend und ſchlug mit ihm zuſammen.

Hinter den franzöſiſchen Regimentern hielt Vicomt Turenne ſelbſt, noch zweimal ſandte er neue Haufe in den Kampf, die gefährdeten Geſchütze zu retten, au der Rückhalt der Deutſchen warf ſich in das G tümmel. Doch die gehoffte Ueberraſchung war d Franzoſen mißlungen, kämpften die Haufen auch faſt gleicher Stärke, die Wucht der deutſchen Veteranen e wies ſich als mächtiger. Langſam wichen die Angreife gedeckt durch gut poſtirtes Fußvolk. Als die Trom[illegible] Deutſchen das Sammeln gebot und der Ge [illegible] entlang ritt, da riefen ihm die alte Reiter zu [illegible] die anderen Regimenter [illegible] Stelle gegeben, es wäre [illegible] keiner entronnen, [illegible] nicht der Marſchall.

Die Sonne ſank abwärts. Die R[illegible] trieben [illegible] Gefangenen zuſammen, durchſuchten [illegible] Taſchen [illegible] verhandelten kameradſchaftlich mit ihnen [illegible] ſung; wer aber einen Officier gefangen, der freute [illegible] des Gewinnes, den er aus Fortuna's Glückstopf gezogen. Auf der Stätte des Kampfes wurde es ſtill nur hier und da ein Schuß aus erbeuteter Piſtole, Rufe der Führer, Hilfeſchrei und Geſtöhn der V[illegible]deten.

Unterdeß war die Kunde vom Kampfe [illegible] übertr[illegible] gen, wo die Stärke des Heeres und der Troß [illegible] langen Engpaß zogen, dort erhob ſich jetzt wirres Geſchr die Regimenter an der Spitze hielten an und im T begann Getöſe und Gewühl, Weiber und Kinder fla rten wie ein Volk Staare, welches durch einen Schuß ſchreckt wird, wild auseinander. Die eine Hälfte ängte nach vorn, die andere ſtrömte zurück, um n Regimentern, welche im Kampfe geweſen, nahe ſein. Wagen und Karren wurden umgeworfen und ſten die Wege. Unter den Zankenden und Schreißen mühten ſich die Rumormeiſter vergebens mit ſchwungenen Stöcken die Ordnung herzuſtellen, die ückfluth der Waffenloſen zu hindern. Als die Abenddämmerung ſich über die Erde legte, breitete ſich zwiſchen den Regimentern der Nachhut, die jetzt neugeordnet zum Aufbruch bereit ſtanden, jauchzend, brüllend, klagend der Haufe ihrer Angehörigen über den Kampfplatz, ſie drängten in die Reihen, ſchrien die Namen ihrer Feldherren, klammerten ſich an Schweif und Mähne der Pferde, ſchwangen ſich in die Steigbügel, um ihre Liebſten zu umarmen und kletterten wohl gar dem Gaul des Vaters oder Gatten auf den Rücken. Scheltend und lachend ſuchten die Officiere ihrer Herr zu werden, aber immer wieder mußten die Compagnien ihre Stelle wechſeln, um die Reihen zu erhalten.

Ueber die Berge ſtieg der volle Mond, aus der Niederung hob ſich der Nebeldunſt; er kroch an dem Gelände entlang und verdeckte mit grauem Flor die Toten und Sterbenden, nur hie und da ragte ein blutloſes Antlitz hervor oder der Leib eines getödteten Pferdes. Aber in dem Dampf, der ſich ballte und zerfloß, huſchten jetzt gleich Geſpenſtern die Weiber und

Buben des Troſſes. Sie ſuchten nach ihren Herren und Befreundeten, um ſie auf Karren zu laden oder in einem Soldatengrabe zu bergen, und ſie ſpähten nicht weniger eifrig nach liegenden Feinden, um ſie zu berauben. Hier in Mondlicht und Nebel lautes Geſchrei und Schluchzen, daneben ſcheues Geflüſter und behende Arbeit der diebiſchen Finger.

## 2.

## Der Kriegsrath.

Als die gelichteten Regimenter von der Stätte des Kampfes aufbrachen, um ſich zur Nacht mit dem vorausgezogenen Heer zu vereinigen, war unter den Letzten, welche von der Verfolgung zurückkehrten, Bernhard mit ſeiner Compagnie. Er erkannte die Hutfedern des Feldoberſten vor einem Trupp Reiter, welcher am Wege hielt.

„Ich melde mich zu Befehl meines Herrn Generals,“ grüßte Bernhard.

„Laß die Höflichkeit,“ gebot der Andere, wandte ſein Pferd dem Lager zu und gab dem Gefolge einen Wink, außer Gehörweite zu reiten. „Ich muß vertraulich mit dir reden und ich begehre deinen Rath.“

„Den brauchſt du nicht, Bruder,“ verſetzte der Rittmeiſter trocken. „Du warſt ſtets neunmal klug und trägſt jetzt deine Hutfeder wie Einer, der jahrelang den Befehl geführt hat.“

„Doch ſage ich dir, mein Amt muß aufhören, je früher um ſo beſſer, denn es wird unmöglich unſer herrenloſes Volk aus dem Stegreif zu führen, wie wir thun müſſen. Wir reiten durch das Land allen Potentaten unheimlich und nur, daß Jeder uns zu gewinnen hofft, bewahrt uns auf kurze Zeit vor neuen Stößen."

„Wir fürchten ſie nicht, Wilhelm. Das Waſſer muß den Anderen bedrohlich an die Kehle ſteigen, bevor ſie ihr zuſammengelaufenes Volk gegen uns ſenden. Unter allen, die jetzt im Felde ſchwärmen, haben wir die ſchärfſten Stacheln, und ſie wiſſen das."

„Noch ſind wir vielleicht zu fürchten. Doch ohne Quartiere, ohne Verpflegung ſchwinden wir dahin wie Schnee in der Sonne. Muß der Soldat ſich täglich rauben, was er braucht, ſo wird er in Kurzem zum Räuber und Marodebruder."

„Laß jeden, der ein Schelm wird, henken, wie du ſeither gethan."

„Bis die Unzufriedenen den Profoß erſchlagen und uns dazu. Und ich ſage dir, die Ordnung iſt nicht aufrecht zu erhalten, wenn wir nicht Sold zahlen und Land belegen wie die Anderen."

„Wer nicht Sold zahlt, ſind die Anderen. Dränge dich ein zwiſchen Schweden und Heſſen."

„Wir vermögen uns ohne feſten Proviantplatz nicht zu behaupten, ſobald Schweden und Heſſen ſich gegen uns conjungiren. Und wir haben kein Geſchütz, um eine geſchloſſene Stadt einzunehmen."

„Was wir nicht haben, wollen wir gewinnen, vertraue dem Glück und unſeren Fäuſten."

„Wer Alles auf Fortuna's Launen ſetzt, der kann ſchnell Alles verlieren."

„Er kann auch Alles gewinnen, Wilhelm.“

„Und welchen Gewinn hoffſt du für dich und mich?“ frug der Feldoberſt ſchnell.

„Was du dir erſehnſt, verbirgſt du mir, Herr Graf Wilhelm von Weimar,“ verſetzte Bernhard lachend. „Was ich für uns erſehne, iſt, wie du weißt, der Frieden; auch für mich ſelbſt und für die Schweſter, die ich jetzt im wilden Lager bewahren muß. Ich dachte ſeither, der frühere Student Wilhelm Hempel könnte ein wenig dazu helfen, für welche rühmliche Arbeit ich auch ſeinen getreuen Commilito König recommandire.“

Der Befehlshaber warf einen mißtrauiſchen Blick auf den Freund, aber er ſagte lächelnd: „Jetzt trabt dein Gaul auf dem rechten Wege; du ſollſt noch heut für die gemißhandelte Frau Deutſchland deine Zunge gebrauchen. Ich habe zur Nacht den Kriegsrath zuſammengeladen und will das Eiſen ſchmieden, während es vom Gefecht heiß iſt. Wiſſe, die Regimenter Rußwurm und Schütze werden ſchwierig, der Schwede Königsmark hat ſeine Spione unter ſie geſchickt und den Officieren heimliche Verſprechungen gemacht, ſie werden fordern, daß wir dem Königsmark zuziehen.“

„Du willſt ja daſſelbe.“

„Meint der Graf,“ fuhr Wilhelm finſter fort, „durch geheime Intriguen unſere Völker zu gewinnen ohne mich? Wenn ſie ihm zu Theil werden, ſo ſoll er ſie nur aus meiner Hand erhalten. Dazu habe ich dir eine Rolle zugedacht in der heroiſchen Comödie unſerer dickköpfigen Officiere, deren Spielmeiſter ich heute ſein muß.“

„Du weißt, Wilhelm, ich rede nicht anders, als meine Gedanken ſind.“

„Sprich nur, wenn du gefordert wirſt, wie dir's ums Herz iſt, und du wirſt mir recht ſein; ſorge auch, daß Gottlieb Stange nicht fehlt, denn ihn brauche ich nöthig. Es iſt Alles bedacht; wir werden dem Willen unſerer Herren ein wenig nachgeben müſſen,“ fügte er mit ſtolzem Lächeln hinzu, „und verhüten, daß kein Schaden geſchehe; und ich hoffe, du reiteſt morgen nach Gotha.“ Bernhard hielt erſtaunt an: „Ich tauge nicht zu deinem klugen Pactiren.“

„Ich gedenke dich an einen ehrlichen Herrn zu ſenden, gegen den du in deiner Art reden kannſt.“

„Dann danke ich dir für den Auftrag, auch wegen meiner Schweſter Regine. Das Kind iſt zu ſchwach und ſäuberlich für dieſes Leben unter dem Troſſe. Ich nehme ſie mit mir und ſchaffe ihr ein Unterkommen bei frommen Leuten bis auf beſſere Zeit.“

Das Geſicht des Freundes verfinſterte ſich: „Wenn du Alles mit dir führſt, was dir lieb iſt, wer bürgt mir dafür, daß du ſelbſt zu dem verlorenen Haufen zurückkehrſt?“

„Der Eid, den ich den Völkern geſchworen,“ antwortete Bernhard ſtolz. „Ich erſuche euch, Herr, ſolche Gedanken vor mir und euch geheim zu halten.“

„Dein Eid ſoll dich binden?“ fuhr der Andere grollend fort, „leicht iſt ein Vorwand gefunden ihn zu umgeben.“

„Zweifelt ihr an mir, ſo wählt einen anderen Boten und dies ſei das letzte Wort, welches wir als alte Kameraden gewechſelt haben. Kommt der Tag, wo euer Befehl aufhört, dann werdet ihr mir Rede ſtehen wegen eures Verrathes.“

Wilhelm bezwang mit Mühe ſeine Bewegung: „Sei nicht ſo ſtreng gegen mich, Bruder. Mir verſtört es die Gedanken, daß ich dich und deine Schweſter entbehren ſoll. Denn was dieſes Leben, den ſcharfen Hader um eine unſichere Zukunft bisher erträglich machte, das waren die Stunden, wo wir drei in deinem Quartier zuſammenſaßen, du zur Laute ſpielteſt und die werthe Demoiſelle Königin uns mit hohen Worten ermahnte, wenn wir uns als Weltkinder zu gröblich geberdeten. Bernhard, ich bitte dich, laß die Schweſter hier, ich will an deiner Stelle Tag und Nacht über ſie wachen, als wenn ich ihr Bruder wäre.“

„Du biſt es aber nicht, Wilhelm.“

„So gieb ſie mir zur Frau,“ brach der General heraus. Mit großem Erſtaunen ſah Bernhard auf ſeinen Freund: „Der Himmel ſei mein Zeuge, daß mir kein anderer Schwager lieber wäre als du. Die Schweſter aber werde ich nie gegen ihren Willen zwingen. Du ſelbſt weißt, daß ſie nicht iſt wie andere Weiber und zuweilen ſchwer heimgeſucht wird. Sie iſt krank, und kann im Lager nie geneſen. Aber auch du, Wilhelm, lebſt nicht in einem Stande, der dir rathſam macht den Bräutigam zu ſpielen.“

„Du meinſt, weil ich ein anderes Spiel unternommen habe, bei dem mein Kopf als Einſatz ſteht. Es war nicht freundlich, mich in dieſer Stunde daran zu mahnen. Daß der Bürgerſohn aus Weimar über Nacht zu einem Herrn von acht Regimentern geworden iſt, welcher nicht in eines Königs Namen henken läßt, ſondern in dem eigenen, das macht ihn zu einem Wunderthier, auf das die Leute mit Fingern zeigen, und es verleidet ihn auch ſeinem eigenen Freunde als Schwager. Sage mir Nichts,“ fuhr er ruhiger fort, „es iſt möglich, daß du Recht haſt; ich aber will dir und Anderen beweiſen, daß ich Witz genug finde, in dieſem tollen Wagniß meinen Kopf zu behaupten. Iſt auch heut keine Zeit zu freien, wenn ich die Völker aus ihrem Aufſtand hinüber geführt habe unter neuen Befehl, dann verſuche ich, ob du dich als treuer Kamerad gegen mich beweiſen wirſt. Jetzt wiederhole ich noch einmal die Bitte: laß deine Schweſter hier; du weißt, von unſeren Reitern wird ſie keiner kränken, mir aber iſt ihre Nähe wie die Bürgſchaft meines guten Glückes. Als ſie in Thränen beiſtimmte zu unſerem Widerſtand gegen den Franzoſen, fühlte ich mich leichter in meinem Herzen und dir ging es ebenſo.“

„Sie ſelbſt ſoll entſcheiden, ob ſie bleiben will oder mit mir gehen,“ antwortete ernſthaft der Bruder.

„Es ſei,“. ſagte der Feldoberſt, aber das Zugeſtändniß wurde ihm ſchwer. „Doch gönne mir ehrliche Karten, geſtatte, daß ich ſie in deiner Gegenwart bitte, deine Rückkehr unter uns zu erwarten. Sei unbeſorgt, Bernhard, ich werde nicht als ein Liebhaber zu ihr reden, ſondern nur als dein Kamerad." Bernhard reichte ihm die Hand.

Neben einem verlaſſenen Dorfe leuchteten die Lagerfeuer. Als die Reiter näher kamen, umgab ſie das Gewühl des Troſſes; durch das Gedränge der Karren, zwiſchen den Weibern und Buben, welche Stroh und Holz an die Feuer ſchleppten, wand ſich der Trupp langſam der Mitte zu, wo ein Raum für die Zelte und das Gepäck der Befehlshaber abgeſteckt war. Dort ſtand unter den Troßkarren der Officiere ein Wagenhaus, aus ſtarken Brettern gezimmert, hell getüncht, mit zwei kleinen Fenſtern. Daneben ſchlug der Knecht die Pfähle für ein Linnenzelt in den Boden. Bernhard ſchied von dem Freunde, ſprang eilig ab und hielt im nächſten Augenblick ein Mädchen in den Armen, welches ihm ſchon vom Wagen die Hand entgegengeſtreckt hatte.

„Ihr ſeid verwundet, Bruder," rief Regine zurückfahrend, als ſie einen zerſchlitzten Aermel und tropfendes Blut ſah.

„Nur ein Schnitt in's Fleiſch, den deine Kunſt ſchnell heilen wird."

„Wir hörten die Schüſſe und die Weiber ſchrien, daß Alt-Roſen zum Angriff reite," klagte die Schweſter, „ich aber ſaß feſtgefahren im Hohlwege, und da ich nach meinem Pferde rief, wußte Niemand wo es war, und mir blieb nur übrig in bitterer Angſt den lieben Gott zu bitten. Es war eine angſtvolle Stunde, um mich ſchrien die Weiber und forderten, daß ich auch für ihre Männer Gutes vom Himmel erflehen ſolle, dazwiſchen heulten die kleinen Kinder; bis endlich der Wilhelm an der Berglehne vorüberritt und mir zurief, daß er euch in guten Kräften auf eurem Pferde geſehen.“

Das Weib, welches liebevoll die Hand des Bruders feſthielt, war von zarter Geſtalt. Beim erſten Blick ſah man, daß ſie kein abgehärtetes Kind des Lagers war, die Sonne hatte ihre Haut nicht gebräunt und die kleinen Hände waren harte Arbeit nicht gewöhnt. Die großen dunklen Augen mit langen Wimpern und zuſammengewachſenen Brauen, ſowie die bleiche Farbe der rundlichen Wangen gaben ihr das Ausſehen einer Trauernden und Kranken, aber ſie bewegte ſich behend und kräftig, als ſie in den Wagen kletterte und Verbandzeug herzubrachte. „Kommt in das Zelt,“ bat ſie auf den wunden Arm deutend.

„Geh voran, Prinzeſſin Derimene, bevor dein unterthäniger Amadeo ſeinen Arm preis giebt, muß er nach den Pferden ſehen.“

Wenn Weiber oder ſtöbernde Buben in die Nähe des Feuers kamen und die Geſchwiſter erblickten, ſo prallten ſie haſtig zurück. „Das iſt die ſchwarze Hexe,“ flüſterte ein Troßbube hinter einen Baum zurückweichend ſeinem Genoſſen zu.

„Du Mondkalb,“ belehrte dieſer, „die ſchwarze Nonne heißt ſie.“

„Das iſt Gurr wie Gaul,“ verſetzte der erſte, „ſieh nur, was ſie für Augen macht.“

„Fort, Lumpengeſindel!“ ſchrie Pieps und ſtürmte mit einer Wagenrunge auf ſie ein.

Als Bernhard zum Zelt zurückkehrte, erwartete ihn die Schweſter am Eingange und zog ihn haſtig hinein; er fühlte, wie ihre Hand zitterte und erkannte bei der brennenden Wachskerze in ihren Zügen die Aufregung.

„Blitz!“ ſagte er heiter, mit ihrer Hilfe ſein Wamms ausziehend, „hier hängt auch die Laute, ſie wird in den nächſten Tagen vor mir Ruhe haben“ — er ſtrich mit der heilen Hand über die Saiten und ſummte die beliebte Weiſe: „Venus, du und dein Kind, ſeid allezwei blind.“

Die Schweſter machte den Verband zurecht. „Singt nicht, Bernhard,“ bat ſie, „ihr habt heut Menſchenblut vergoſſen.“

„Das gehört zum Amt eines wackeren Reiters,“ antwortete der Bruder. „Doch dir will ich's geſtehen, heut wurde uns der Ritt ſauer gemacht. Der ſchlaue Franzoſe hatte unſere eigenen Officiere zu einer Compagnie formirt, unſere alten Kameraden ſtürmten mit heißen Geſichtern gegen uns, und meine Reiter ſtutzten, als ihnen ihre früheren Officiere zuriefen: hie Weimar zur Hilfe! Erſt als ſie mich im Gedränge ſahen, erhielten ſie ihren Zorn und es wurde ein ſcharfes Raufen. Wäre uns nicht Succurs gekommen, du hätteſt mich vielleicht nicht wieder geſehen, denn der Schelm Reinheld ſummte um mich wie eine Horniſſe, ihm danke ich dieſen Schlitz im Wamms. Doch auch er entkam nicht mit heiler Haut, und ich ſah, wie er auf ſeinem flüchtigen Pferd wankte.‘“

Die Schweſter ſetzte ſich und rang die Hände. „Ach wie gern wollte ich ſterben, wenn ich euch aus dieſer blutigen Geſellſchaft erlöſen könnte. Die Welt iſt ganz in's Arge verkehrt; wo iſt noch Liebe und Erbarmen zu finden? auch mein Bruder rühmt ſich ſeiner wilden Thaten. Schaffet den Zorn aus eurer Seele,“ bat ſie, mit dem Schwamm auf ſeine Wunde tupfend, „und entſaget eurer Freude am Raufen und eurem wüthenden Reiten über Stock und Stein und denket fleißiger an den ſüßen Herrn, der als Lamm der Welt Sünde trägt.“

„Wetter,“ brummte der Bruder, „das Lamm hat jetzt viel zu tragen.“ Als er aber die Kränkung der Schweſter merkte, fügte er gutherzig hinzu: „Habe Nachſicht mit mir, Frau Paſtorin, die Worte ſind ſchlimmer als die Meinung. Ich vertraue gern auf die Bitten meiner frommen Schweſter und hänge mich an ihre Schürze. Denn wenn auch ich nicht in der Gnade bin, du biſt erkoren und ausgewählt.“

Regine legte ihm die Leinwandfäden auf die Wunde.

„Mäßig und gleichförmig ſollt ihr ſein in eurem Gefühl, immer an die lieben Engelein denken und nicht an die Katzbalgerei in eurer Compagnie; und wie ihr jetzt ſtill halten müßt, während ich die Binde rolle, ſo ſollt ihr immer ſtill dahin leben in ruhigem Gemüth, denn das iſt die beſte Hilfe zur Seligkeit." Und ſie band ihm die Leinwand feſt. „Thut es noch weh? Ungern ſehe ich euch auch ſo viel mit dem Wilhelm zuſammen, den ihr jetzt euren General nennt, denn er hat nur irdiſchen Ehrgeiz."

„Er meint es doch gut zu dir und mir. Bereite dich ihn noch heut zu ſehen, er will dir Etwas erzählen."

Eine Magd ſchob die Leinwand zurück, der General trat ein und wandte ſich mit ritterlicher Haltung zu Regine: „Zürnt mir nicht, werthe Demoiſelle, wenn ich euch den Bruder auf ein oder zwei Wochen verſende. Er reitet mit einem Auftrage nach Thüringen."

Die Schweſter trat ſchnell zum Bruder und flehte: „Nehmt mich mit."

„Ich bitte euch," fuhr der Gaſt gehalten fort, „daß ihr bei uns ſeine Rückkehr erwartet. Der Weg iſt weit und beſchwerlich, der Ritt muß ſchnell ſein und würde eure Kraft erſchöpfen. Ihr ſeid in den nächſten Wochen ſicherer im Lager als irgend wo anders, denn wir haben jetzt eher die Freundſchaft der Mächtigen abzuhalten, als ihrer Feindſchaft zu begegnen."

„Es kann euer Ernſt nicht ſein, Herr, daß ich mich von dem Bruder ſcheiden ſoll; droht ihm auf dem Wege Gefahr, ſo will ich ſie mit ihm theilen. Nehmt mich mit euch, Bruder," bat ſie wieder, „laßt mich nicht zurück unter fremden Leuten."

„Bin ich euch ein Fremder, Regine?" frug der General unzufrieden. „Gönnt mir für dieſe kurze Zeit das Recht über euer Wohl zu wachen. Mir iſt, als ob die Gottesfurcht mit euch von dannen ziehe und aller Schutz des Himmels, und Manchem unter unſeren Reitern wird es ebenſo geben.“

„Ach! Monſieur Wilhelm,“ ſagte Regine, „ihr ſeid ein gar weltliches Kind und folgt euren Eingebungen. Ihr hört nur zum Schein auf Andere, und wenn ihr auch gütig gegen mich ſeid, ihr beachtet mich nur, wie die Kinder ihr Spielzeug.“ Sie bat wieder mit gefalteten Händen: „Laßt mich mit dem Bruder ziehen, hier finde ich den Frieden nicht, nach dem ich mich ſehne. Ich gedenke wohl, wie unſer ſeliger Vater, da ich noch ein Kind war, das Land Thüringen rühmte, weil es treu zum Evangelium halte und chriſtliche Geſinnung dort noch nicht geſchwunden ſei; dort hat auch der erwählte Mann Gottes, Doctor Luther, zu ſeiner Zeit gelebt, und es ſteht in meiner Bibel eingeſchrieben, daß er unſeren Voreltern zugethan war, und daß ihr Glück von ihm ſeinen Anfang genommen hat. So hoffe auch ich, daß für den Bruder und mich dort ein beſſeres Glück kommen wird.“

„Euer Bruder aber gehört mir,“ ſprach Wilhelm zwiſchen Unwillen und Rührung.

„Nur ſo lange Gott will,“ antwortete das Mädchen und ſchlang die Arme um den Bruder, wie um ihn zu ſchützen.

„Lebt wohl, Regine,“ ſchloß der General, mühſam ſeine Bewegung niederkämpfend. „Euch, Rittmeiſter König, erwarte ich im Rath.“

In der zerſtörten Dorfkirche verſammelten ſich die

Officiere der Compagnien zum Kriegsrath. An den Pfeilern waren brennende Kienfackeln befeſtigt, auf dem ſteinernen Fußboden vor dem Altar flammte ein Feuer und der Rauch wirbelte um die glasloſen Fenſteröffnungen, oder ſammelte ſich zu rußigen Wolken an der gewölbten Decke. Im rothen Scheine glitzerten die trotzigen Augen der Geladenen und über die gefurchten Geſichter flogen grelle Lichter und tiefe Schatten. Als der Feldoberſt vortrat und ſeinen Hut lüftete, erſtarb das Geſumm in tiefer Stille: „Ich bedanke mich bei den Herren Officieren und ich bedanke mich bei den Regimentern der Nachhut, daß ſie heute ihre angeſtammte Bravour bewieſen haben, als ſie den verrätheriſchen Franzoſen verjagten. Seiner ſind wir, wie zu hoffen iſt, für immer ledig. Darum aber ſteht uns ſchwere Wahl bevor, nämlich daß wir entſcheiden, welchen Potentaten wir zu unſerem Kriegsherrn erkieſen wollen, um ihm das Jurament zu leiſten, damit wir vor Gott und der Welt als ehrliche Soldaten erkannt werden und nicht als herrenloſe Räuber. Nun iſt euch Allen bewußt, daß der römiſche Kaiſer Ferdinandus III uns hohe Anträge und Verſprechungen zukommen ließ. Unſere Völker aber haben ſeinen Boten abgewieſen, weil ſie die evangeliſche Sache nicht verrathen wollen. Auch die Landgräfin von Heſſen hat uns eingeladen, und der Schwede-Wrangel hat eine Ambaſſade geſchickt, welche öffentlich den Rath gab, daß wir zu dem Franzoſen zurückkehren ſollten und ſich erbot dieſen mit uns zu verſöhnen; dieſelbe Legation aber hat uns auch in höchſtem Vertrauen mitgetheilt, daß, wenn ſolche Verſöhnung unmöglich ſei, der Schwede ſelbſt ſehr content ſein werde, uns in ſein Heer aufzunehmen. Zwiſchen dieſen hohen Bewerbern haben wir uns zu entſcheiden, und ich bitte Jedermann in eröffnetem Kriegsrath zu einer guten Wahl zu helfen entweder durch Vortrag eigener Meinung oder durch Beiſtimmung. Da die Völker bereits gegen den Kaiſer entſchieden haben, ſo erſuche ich die Herren Officiere zunächſt über das Angebot der Frau von Heſſen zu verhandeln."

Von allen Seiten erhob ſich Gemurr und Einrede.

„Sie lebt in Unfrieden mit ihren Befehlshabern," rief es aus dem Haufen, „ſie operirt mit den Franzoſen und wir bekommen bei ihr wieder den Turenne auf den Nacken." Es ergab ſich nach heftigem Hin- und Herreden, daß in dem Heere geringe Bereitwilligkeit war, heſſiſch zu werden.

„Wohlan," begann der General wieder, „ſo bleibt die Conjunction mit dem Schweden. Ich frage, ob der Kriegsrath ſich für den Feldmarſchall Wrangel zu entſcheiden vermag?"

Wieder Gemurr und laute Rufe. „Dort regieren die ſchwediſchen Commiſſare; ſie ſchicken uns Deutſche in's Feuer und eſſen die Kaſtanien, die wir ihnen herausgeholt." — Aber auch Freunde der Schweden ließen ſich vernehmen: „Dem Guſtav Wrangel glückt es gegen alle ſeine Feinde. Einſt haben wir den großen Schwedenkönig einen Erretter genannt und die Aelteſten von uns haben unter ihm gedient. Es iſt das Heer ſeiner Tochter, der Königin, zu dem wir jetzt zurückkehren."

Da rief ein alter Haudegen des Regiments Rußwurm unter die Streitenden: „Graf Königsmark!" Und viele Stimmen in ſeiner Nähe wiederholten den Namen. Der Rufer trat vor: „Der Graf iſt von Blut ein Deutſcher wie wir, er iſt ein pompöſer Herr, der dem armen Soldaten auch das Seine gönnt, und er iſt ein tapferer General, deſſen Bravour weltkundig geworden. Bei ihm finden wir Soldaten von Fortune die beſte Ehre und Anerkennung. Darum, liebe Herren, rathe ich, daß wir nur dieſen als unſeren Feldherrn wählen und daß wir uns nicht darum von ihm abwenden, weil wir bei ihm der ſchwediſchen Königin das Jurament leiſten müſſen. ‚Sind die Schweden auch nicht eingeborene Deutſche, ſo wiſſen wir doch Alle, daß ſie echte Martisſöhne ſind."

Ein Geſchrei der Zuſtimmung kam aus vielen Kehlen, aber auch heller Widerſtand erhob ſich, und der General, welcher Mühe hatte die Ordnung zu erhalten, blickte forſchend in die Verſammlung.

Endlich trat Gottlieb Stange in den Ring, er nahm den Hut ab, ſtrich ſich mit der Hand ſein graues Haar glatt und verneigte ſich bedächtig nach beiden Seiten. „Wir vernahmen ſoeben von meinem Herrn Bruder Rußwurm 6te Compagnie, daß die Schweden die echten Söhne des Martis oder Martinus ſind, welches ich nicht bezweifeln will, obgleich ich noch nicht erfahren habe, daß beſagter Heiliger ſeinen echten Söhnen mehr gebratene Gänſe und mehr gebackene Martinshörner in ihre Quartiere liefert als uns anderen. So lange der große König Guſtavus Adolfus lebte, dachten wir wenig daran, daß der Schwede von Mitternacht her als Fremder kam, denn der König war ein gerechter Herr und wir hofften, daß er ein Retter der evangeliſchen Sache ſein werde. Seit ſeinem Tode aber hat ſich der Eigennutz erwieſen, und viele von uns zogen unſerem ſeligen Herzog Bernhard zu, weil dieſer aus deutſchem Blute war, angenehm als Landsmann, wie auch als Kriegsfürſt formidabel. Was wir ſeit ſeinem Tode von den Franzoſen erduldet haben, iſt Jedem bewußt, und Viele von uns ſind der Meinung, daß zwiſchen dem Turenne und dem Wrangel, was die gute Geſinnung gegen uns Völker betrifft, kein größerer Unterſchied ſei als zwiſchen Keſſel und Ofentopf, obgleich einer dem anderen ſein ſchwarzes Geſäß verwirft. Wir aber ſind es herzlich müde einem Fremden zu dienen, und die Reiter ſtecken die Köpfe zuſammen und bedenken die deutſchen Potentaten des evangeliſchen Glaubens, welche wir wählen könnten. Sie finden keinen Mann, der gegenwärtig mit ſeinen Völkern im Felde liegt, nur die Frau von Heſſen. Dieſe jedoch behagt ihm nicht, weil ſie ein Weib iſt, welches nicht ſelbſt zu Felde zieht, und Manche nehmen auch Anſtoß daran, weil ſie beim Abendmahl ganze Stücke Brod ißt, obwohl man ihr dies zugeſtehen könnte, wenn ſie dem armen Soldaten den Braten ließe, doch man ſagt von ihr, daß ſie knickerig Haus halten läßt in ihren ausgeſogenen Quartieren. Nun aber ſehen und erfahren wir Alle, daß der Kaiſer ſeine Freude daran hat, wenn Deutſchland verödet wird, und daß der Hahn von Frankreich einen Stolz darin findet in den deutſchen Höfen zu krähen, und daß der ſchwediſche Bär auch keine Luſt verſpürt aus der Nähe der deutſchen Stallungen abzuziehen, ſo lange er noch ein Kalb zum Zerreißen findet. Keiner will den Frieden, nur der Bauer will ihn und der arme Soldat, und die beiden müſſen einander zuvor todſchlagen. Und ich ſage euch, ihr Herren, wenn es nach den drei mächtigen Gebietern im deutſchen Lande geht, ſo wird nicht eher Friede, als bis der letzte Bauer an den dürren Aſt gehenkt iſt; wenn Keiner mehr Brod und Hafer baut, dann gehört das Land ganz den wilden Hunden und dann kommt Ruhe in die Thäler. Darum iſt unter den Völkern die Meinung, daß wir, die wir zumeiſt Thüringer und Sachſen ſind, uns auch einen Herrn wählen von unſerer eigenen Art, den wir erhöhen und zu einem Kriegsfürſten machen, damit er durch uns dazu helfe den erſehnten Frieden in das gequälte Deutſchland zu bringen. Nun aber haben Manche von uns einen deutſchen Herrn wohl erkannt, Erneſtus, den Bruder unſeres ſeligen Herzogs Bernhard, damals als er bei uns Kriegsdienſte that und als er Gubernator in Franken war. Dieſer iſt ein Mann, an welchem wir keinen Tadel wiſſen, redlich und treu, und wir trauen ihm zu, daß ihm unſer Feldgeſchrei von heute „hie Teutſchland!“ ein angenehmer Ruf ſein werde. Darum dachten wir daran, unſeren Herrn General zu bitten, daß er vor allem Abgeordnete der Völker zu dem Herzog ſende; wenn dieſer uns haben wollte unter billigen Bedingungen, ſo würden wir ihm am willigſten dienen.“

Nach den Worten des beliebten Mannes trat eine kurze Stille ein, dann ein Gemurmel, welches ſich endlich zum lauten Geſchrei verſtärkte: „Wir wollen den Herzog Erneſtus!“ Und der Feldoberſt erkannte, daß die Mehrzahl ſich dieſen begehrte. Aber auch der Widerpart eiferte heftig. Endlich riefen helle Stimmen aus dem Hintergrunde nach Gehör und einer der Ruheſtifter ſchrie: „Wir haben mancherlei Opinien vernommen, ehrliche Worte und wohl auch Meinungen, welche von Fremden dem Heere zugetragen ſind, aber wir wollen eine friſche und redliche Rede hören, welche die Völker ſonſt wohl gern vernommen; wir von Alt-Roſen fordern den Rittmeiſter König auf, daß auch er ſeine Meinung ſage.“ Und aus den hinteren Reihen erklang Beifallsruf.

Der Befehlshaber winkte dem Freunde zu und Bernhard trat vor: „Anſehnliche Herren und lieben Brüder! Da ich einer der jüngſten bin, ziemt mir mehr zu hören als zu rathen. Was dem Heere am vortheilhafteſten iſt für Sold, Quartiere und Ruhm, darüber haben Viele unter uns mehr Erfahrung als ich. Ich aber will ſagen, was uns Allen während unſerer Händel mit dem Franzoſen am Herzen gelegen hat: wir haben uns von dem Marſchall darum geſchieden, weil wir Deutſche ſind und unſer Blut nicht länger für den

Eigennutz fremder Potentaten vergießen wollen. Wir hören viel von der alten Herrlichkeit des deutſchen Landes, wo iſt ſie hingeſchwunden? Ich kenne Manchen unter euch, der mitten in Brand und Plünderung aus tiefem Herzen erſeufzte über das Unglück, welches wir ertragen und Anderen zufügen, und ich hörte manchen Kriegsmann mit grauem Haar einen Fluch ausſtoßen gegen die vornehmen Perrücken, welche Frieden im Munde führen und den Krieg im Herzen begehren. Fünf Jahre verhandeln die Schreiber über den Frieden und wir ſind weiter davon entfernt als je. Ich aber lebe des Glaubens, daß der römiſche Kaiſer als der hartnäckigſte und difficilſte Gegner des Friedens gegen uns ſteht. Er fühlt in ſeinen Erblanden wenig von der Kriegsnoth und iſt wohl zufrieden, wenn die Dörfer und Städte der evangeliſchen Landesherren verwüſtet werden. Und ich ſage euch, ihr Herren und Brüder, nicht eher wird er ſich einem billigen Vertrage zuneigen, als bis ein deutſches Heer über ſeine Berge zieht und ſeine Hofburgen ausbrennt. Darum wenn die Großen üblen Willen haben, das deutſche Land in einen beſſern Zuſtand zu bringen, ſo meine ich, ſollen wir Kleinen dazu helfen. Habt ihr den Muth und den Willen euch als Helden zu erweiſen und den Kaiſer zum Frieden zu zwingen, ſo wählt euch einen kühnen Kriegsoberſten, dem ihr zutraut, daß er ſich mit eurer Hilfe hoher Anſchläge vermeſſe. Und in dieſem Falle rathe ich, daß ihr dem Grafen Königsmark zuzieht, obgleich er den Schweden dient. Denn wir wiſſen, daß er von allen großen Befehlshabern am fröhlichſten ſchlägt und in ſeinen Reiterſtiefeln weder Tod noch Teufel fürchtet. Wollt ihr jedoch ſo hohes Wagniß nicht auf euch nehmen, ſo wahrt wenigſtens euer Gewiſſen, auf daß ihr nicht ferner an der Zerſtörung Theil habt, und ſucht einen gerechten proteſtantiſchen Landesherrn, dem ihr euch zum Schutz ſeines Landes anbietet und der vielleicht, wenn er die Regimenter entlaſſen will, mit unſeren Völkern, ihren Weibern und Kindern die leeren Bauerhöfe ſeines Landes beſetzt. Wollt ihr in ſolcher Weiſe für das Heil des gemeinen Reiters ſorgen, ſo fragt den Herzog Erneſtus, den Bruder unſeres ſeligen Kriegsherrn, ob er die Regimenter auf billige Bedingungen in ſeine Gewalt aufnimmt. Nur zwiſchen dieſen beiden Heerſtraßen haben wir die Wahl und heute müſſen wir uns entſcheiden. Doch worauf die Mehrzahl auch ihren Sinn richte, daran mahne ich euch bei unſerer brüderlichen Treue und bei dem ſchweren Eide, den wir einander geſchworen haben, daß die Minderzahl ſich nicht beſchwert fühle und ſich gutherzig mit ehrlichem deutſchen Gemüth dem Beſchluß der anderen füge, damit wir feſt bei einander ſtehen und Glück und Unglück gleich Brüdern theilen.“

Seinen Worten folgte wieder tiefe Stille, dann wurde aufs Neue die getheilte Meinung in den Rufen laut: „Für den Grafen Königsmark! Für den Herzog Erneſtus!“ Der General erkannte, daß es Zeit ſei zum Beſchluß zu kommen, er trat vor und rief: „Wer für Herzog Erneſtus iſt, der hebe die Rechte, damit der Wille des Heeres kundbar werde.“

Die große Mehrzahl der Hände fuhr in die Höhe.

„Die Mehrhand iſt für den Herzog!“ verkündete er und ein langes Beifallsgeſchrei antwortete. „Was der Kriegsrath beſchloſſen hat,“ fuhr er fort, „ſoll ſogleich in's Werk geſetzt werden. Morgen mit Sonnenaufgang wähle jedes Regiment einen Abgeſandten. Dazu wähle ich Einen, der bei der Ambaſſade meine Stelle vertritt. Noch erſuche ich die Herren Folgendes zu bedenken: zwei Meinungen ſind hier verkündet. Die Mehrzahl hat für die eine entſchieden. Dennoch iſt unſicher, ob es den Geſandten gelingt mit dem Herzoge zu pactiren. Sollte ſich wider Hoffen ein Hinderniß ergeben, ſo ſchlage ich vor, da die Noth drängt, daß in dieſem Fall unſere Abgeordneten Vollmacht erhalten, weiter zu reiten und nach Beſchluß der Minderzahl mit den ſchwediſchen Befehlshabern zu verhandeln.“ Auch dies wurde nach manchem Widerſpruch zum Beſchluß erhoben und der Kriegsrath löſte ſich geräuſchvoll und mit guten Hoffnungen auf.

Den nächſten Morgen ritt ein Reitertrupp aus dem Lager nordwärts; in ſeiner Mitte rollte der Lagerwagen Regina's, von vier ſtarken Gäulen gezogen. An demſelben Tage führte der Befehlshaber das Heer bei Würzburg über den Main.

Der verlorene Haufe wälzte ſich wieder vorwärts auf ſtaubigen Wegen über Felder und Haide, die Roſſe zerſtampften die Halme des Ackers, die Weiber und Kinder drangen in die Dorfhütten, in welchen noch der Landwirth hauſte und zernagten wie ein ungeheurer Rattenſchwarm das Wenige, was er zur Erhaltung des eigenen Lebens verſteckt hielt. Wo der Dampf von den Feuerſtätten des Heeres aufſtieg, da wurde die Arbeit eines Jahres verſengt, vergeudet, verdorben. An den Lagerbränden verkohlte der Muth und die Hoffnung, die Freude an redlichem Erwerbe, Nächſtenliebe und Erbarmen in dieſem Jahre wie bisher. Seit faſt 30 Jahren loderte das Kriegsfeuer im Lande, es war zuerſt hie und da aufgebrannt, dann war es zu einer ungeheuren Brunſt geworden, welche mit feuriger Lohe über das ganze Land lief, mit heißem Dampf jede Bruſt beengte und ſchonungslos Leib und Seele der Lebenden zerſtörte. Jetzt war die Flamme kleiner geworden, aber ſie flackerte bald hier, bald dort in die Höhe, wo ſie unter den Trümmern noch Nahrung fand, und Niemand war ſtark genug ihr zu wehren, ja die Fremden ſchürten, während ſie vom Frieden ſprachen, unabläſſig in der Glut.

Es iſt wahr, viele Eltern der ſonnengebräunten Brut, welche jetzt raubluſtig in Scheuern und Ställe des Bauern ſprang, wußten nicht mehr, was Friede bedeute, und was Herrſchaft des bürgerlichen Geſetzes; ſie ſelbſt waren unter den Schrecken der Kriegsfurie geboren und zu Männern erwachſen und hatten Kinder gezeugt, welche heimatlos und ſchädlich durch das Land ſchwärmten, gleich ihren Eltern.

Und doch ſchien die Sonne warm wie vor Zeiten, im Frühjahr ſang die Lerche in der Luft, im Sommer ſchlug die Wachtel im Unkraut des Ackers und an den Fruchtbäumen, welche noch nicht als Brennholz gefällt waren, rötheten ſich die Kirſchen. Wenn die kleinen Reiterbuben dem Johanniskäfer zuſangen: Sonnenvöglein flieg aus, komm wieder in mein Haus! ſo geberdeten ſie, die niemals in eigenem Hauſe geſeſſen hatten, ſich, ohne es ſelbſt zu wiſſen, als ehrbare Hofherren, wie vor langen Jahren ihre Vorfahren. Die deutſche Natur lebte ungewandelt wie einſt, und der ausgeruhte Acker war willig, neue Frucht zu tragen. Undeutlich klang im tiefſten Herzen derer, welche noch nicht ausgetilgt waren, in dem verwilderten und verdorbenen Geſchlecht, ein Ton der Sehnſucht und Klage. War es nur der Wunſch nach beſſerem Glück, von dem ihnen eine Sage aus dem Munde der Alten zugekommen war? war es nur Schmerz über alle Angſt und Noth, die ſie umgab? oder war es ein ſtärkeres Gefühl, welches wohl einmal dem Manne die Fauſt um Schwert und Büchſe ballen konnte? Die Väter des gequälten Geſchlechtes hatten ſich lange gerühmt, daß ſie Deutſche waren, und hatten doch fremde Sprache, Mode, Sitte ungeſchickt nachgeahmt und ſich zu Dienern der Fremden entwürdigt; und jetzt, wo Deutſchland als Beute der Fremden niederlag und aus den Stuben der Gelehrten die Trauerklagen über den Verfall der alten Herrlichkeit in das Volk drangen, jetzt antwortete aus den Lagerhütten der gemeinen Soldaten, welche eine harte Nothwendigkeit trieb, ſich durch Zerſtörung und Verderb des Volkes zu erhalten, ein ſcharfer Gegenklang. Die narbigen Reiter, die zuerſt dem Sachſen Bernhard von Weimar gedient hatten, dann dem Franzoſen verhandelt waren, und mit Abenteurern aus jedem Lande des Welttheils Schulter an Schulter gekämpft hatten, ſie, die gefürchteten Alten des Krieges, die Waffenlehrer des jüngeren Schwarms, ſie empörten ſich gegen einen fremden Feldherrn und gegen die eigenen Officiere, weil ſie zuletzt nur für die deutſche Sache kämpfen und ſterben wollten. War das ein verlorener wilder Ton in langer banger Nacht, wie das ferne Gebell eines hungrigen Wolfes? oder waren es die erſten Noten eines Liedes, welches von da ab aus dem Gemüth des deutſchen Volkes erklingen ſollte, bald ſo, bald anders angehoben, wie das Gezirp eines jungen Vogels, bis es nach Jahrhunderten unwiderſtehlich herausſchmettern wird als Schlachtgeſang einer ſiegreichen Nation?

## 3.

# Im Walde.

Von der Werra her ritten vier Reiſende auf der fränkiſchen Seite des Bergwaldes dem Rennwege zu. Voran ein älterer Mann in Lederkoller mit Karabiner und Degen, eine kurze Pike ſtatt der Reitgerte in der Hand; aus dem hageren Angeſicht blickten zwei ſchlaue Augen ſpähend über die Flur und in das Buſchwerk am Wege. An ſeiner Seite lenkte ein Knabe das Packpferd, welches einen großen Querſack trug. In einiger Entfernung hinter ihnen kam auf bequemem Zelter ein Mädchen in dunklem Reiſemantel, neben ihr ein junger, kräftiger Mann, bewaffnet wie der Führer.

Lange zogen die Reiſenden ſchweigend dahin über Hügel und durch Thalwellen in der milden Sonnenwärme des ſpäten Nachmittags. Unter dem lichtvollen Himmel breitete ſich eine menſchenarme Landſchaft. Wenn die Reiſenden zu einem Dorf kamen, wurden ſie von den Einwohnern ſcheu und feindſelig betrachtet, ſie ſahen zerzauſtes Dachſtroh und viele leere Fenſteröffnungen, die Kirchenwände ſchadhaft und die Schallöcher der Glocken ausgebrochen, dann ritten ſie in geſtrecktem Trabe auf der

Dorfſtraße hindurch oder in weitem Bogen herum; nur hie und da fanden ſie Arbeiter auf dem Felde, in den Niederungen eine kleine Rinderheerde und auf den Anhöhen einzelne bewaffnete Reiter zum Schutz der Dorfleute gegen ſtreifendes Geſindel. Um die Bäume am Wege flatterten die Sommervögel, aber über ihnen flogen ungeheure Schwärme von Krähen und Dohlen dem Walde zu und bei dem Geſchrei der Großen verſtummte das Gezwitſcher der Schwachen.

Als die Reiſenden zum Fuß des Gebirges gekommen waren, hielt der Führer auf dem Anger eines kleinen Dorfes und erwartete ſeine Genoſſen. Er ſprang vom Pferde, warf dem Knaben die Zügel zu, ſetzte die Waffen in Bereitſchaft und betrat vorſichtig die Dorfgaſſe. Dort ſpähte er von Hütte zu Hütte, pochte an verſchloſſene Thüren und rief, aber er erhielt keine Antwort; nur ein ſchwarzer Köter kläffte wüthend hinter ihm her, als er zu den Pferden zurückkehrte.

„Geflüchtet!“ meldete er und ritt wieder vorwärts. Vor einem kleinen Gebüſch auf dem nächſten Hügel gebot er dem Knaben, der behende ſeinen Querſack verließ und in das Gehölz kroch, während der Alte ſpähend in die Runde ſchaute. Als der Kleine zurückkehrend ſein Zeichen machte, winkte der Führer ſeine jüngeren Gefährten heran und wies hinter dem Rücken des Mädchens bedeutſam in die Ferne nach einer aufſteigenden Rauchwolke. „Ich rathe, Bruder Bernhard, daß wir hier für die Pferde ſorgen und unſere Abendkoſt verzehren, ſo lange wir allein ſind; Proviant iſt nirgend ſicherer als im Magen.“

Bernhard hob die Schweſter vom Zelter. Piers leitete die Pferde in das Gehölz zu der Stelle, wo ein Bergquell fröhlich thalab rieſelte, dort löſte er die Ledertaſche mit dem Reiſevorrath vom Sattel und half den Thieren zu Weide und Tränke. Die Anderen ſetzten ſich in die Nähe des Waſſers und ſprachen der Koſt zu, wie Reiſenden gebührt. „Die blauen Waldglocken blühen,“ begann Regine erfreut, „gedenkt ihr, Bernhard, wie wir mit einander ſangen als ich ein Kind war: Blau ſind alle meine Farben und blau iſt meine Luſt? — denn dies war die Farbe, worauf der ſelige Vater am meiſten hielt.“

Bernhard nickte. „Später kamen beſſere Arien daran, wie dieſe: Knabe, geh' und kauf Melonen und vergiß des Zuckers nicht. Gottlieb, mein ergrauter Knabe, reiche die Flaſche mit gebranntem Waſſer.“

„Jetzt iſt die Zeit des Abendgeläutes,“ fuhr die Schweſter fort, „mich wundert, daß wir keine Glocke hören.“

Die Männer ſahen einander an. „Vielleicht ſind ſie vom Kriegsvolke entführt,“ tröſtete Gottlieb, indem er ſeine Biſſen zuſchnitt, „oder die Bauern fürchten ſich am Strange zu ziehen, damit nicht fremdes Geſindel zu ihrem Abendeſſen gelockt werde.“

„Ihr ſagtet doch,“ antwortete Regine, „daß in dem Lande des frommen Herzogs keine Kriegsleute lagern, und daß wir in Sicherheit reiſen.“

„Es iſt nirgend Sicherheit vor ſtreifendem Volk,“ entgegnete der Bruder, „und da du ein beherztes Kind biſt, ſo berge ich dir nicht, daß Gottlieb zur Vorſicht gemahnt hat.“

„Soll ich meine Meinung ſagen,“ begann dieſer, „ſo ſind wir nicht die einzigen Kriegsleute, welche heut im Walde reiten. Vielleicht iſt der Schwede von Erfurt über den Rennſtieg gekommen, um Fichtenzapfen zu beuten, da er auf anderen Gewinnſt hier ſchwerlich hoffen darf.“

Bernhard ſchüttelte das Haupt: „Oberſt Ermes bezieht ſeinen Proviant aus Gotha; wollte er hier rauben, würde er ſich ſelbſt die Zufuhr mindern. Streifen Bewaffnete im Holz, ſo ſind es kaiſerliche Freireiter vom Frankenwalde her. Um der Schweſter willen reut es mich, daß unſre Begleiter an der Werra zurückblieben, weil wir unſern heimlichen Ritt zum Herzoge vor den Schweden verbergen ſollten. Doch haben wir ſeither gutes Glück gehabt und kommen jetzt auf die Höhe des Gebirges und in die Dörfer von Thüringen; dorthin, hoffe ich, folgen die Beutenden nicht.“ Regine ſtand auf.

„Haben wir eine Gefahr zu meiden, ſo bitte ich, daß wir aufbrechen, damit wir noch bei Tage in ſicheres Land vordringen.“

Damit war Gottlieb einverſtanden und ſie ritten nach kurzer Raſt wieder dem Kamme des Waldgebirges zu.

Auch Bernhard ſah jetzt unruhig zurück, bis ſie den Hochwald erreicht hatten und hinter den Bäumen der

Beobachtung durch raubluſtige Reiter entzogen wurden. Die Sonne neigte zum Niedergang, zuweilen fiel goldenes Licht zwiſchen den Baumſtämmen auf den Weg, dann kletterten die Pferde in dichtem Schatten bergauf, während ſich graue Dämmerung über Berg und Thal legte.

Sie hatten den Rennſtieg überſchritten, den Ausbau des Waldes, welcher die Waſſerſcheide bildet zwiſchen Franken und Thüringen, und die Pferde ſchnaubten und ſtrauchelten mühſam abwärts. Der Weg zog ſich zwiſchen dichtem Tannengehölz in ſcharfer Krümmung, da hielt der Führer plötzlich an; im nächſten Augenblick knackte es im Holz. Mehre wüſte Geſellen ſprangen in den Weg, in dürftigen und zerriſſenen Kitteln, mit Bauermeſſern und alten Musketen bewaffnet, einige unter gerolltem Bauerhut, Andere barhaupt.

„Holla! halt!“ ſchrie der erſte, „ſteigt vom Pferde oder der ſchwarze Hagel fährt euch in den Leib.“

Gottlieb blieb ſitzen und muſterte die Wegelagerer. „Wahre dich ſelbſt, Bauer, deine Lunte verſengt dir den Rock.“ Während der Mann mit der Hand die glimmende Stelle ausdrückte, brachte Gottlieb ſeinen Karabiner in Ordnung: „Dieſer hier giebt auf grobe Worte heiße Funken. Wenn ihr aber ehrliche Flegel ſeid, wie ich hoffe, ſo zeige ich euch meinen Freipaß.“ — Er griff in die Taſche, holte einen ſchmalen Riemen hervor, ritt unter die Waldleute und ſprach leiſe den Reim: „Wer hiermit bindet den Schuh, der bleibt vor dem armen Bauer in Ruh'." Die Männer ſtarrten ihn an, unſicher ſagte einer zum anderen: „er hat das fränkiſche Zeichen, ich traue mich nicht ihn abzuthun, wir müſſen den Schreiber rufen."

Während der Bote abwärts lief, hielten die Reiſenden, umſtellt von den Waldleuten. Ein plumper Geſell faßte das Saumpferd am Zügel, Pieps ſchlug ihm die Hand bei Seite.

„Was iſt in dem Sack?" frug ein Anderer und packte einen Beutel an Regina's Pferde.

Regine griff hinein. „Es iſt unſer Reiſebrod, biſt du hungrig, ſo nimm es." Der Mann biß gierig zu.

„Es iſt Weizenbrod, dergleichen iſt lange nicht in unſeren Backofen geſchoben; ihr ſcheint mir rare Vögel." — Ein Genoſſe riß ihm die Semmel vom Munde, und wies mit drohender Geberde nach dem Sack.

„Es war das letzte," ſagte ſanft Regine, „jetzt müſſen wir euch um Nahrung bitten." — Der Bauer lachte: „Das wäre verkehrte Welt! hier iſt Schmalhans Küchenmeiſter."

Ein breitſchultriger Mann in ſtädtiſcher Tracht mit rothem aufgedunſenem Geſicht kam herzugelaufen, er hielt mit der einen Hand eine Blendlaterne, mit der andern eine Piſtole: „Wer ſeid ihr, und was wagt ihr euch in unſer Geheimniß?" ſchrie er.

„Seid ihr einer von den Beamten Sr. Herzoglichen Gnaden," antwortete Gottlieb, „ſo wißt, daß wir einen hochnöthigen Auftrag an euren Herrn zu beſtellen haben.

und daß euch Blitz und Donner auf eure Köpfe fahren wird, wenn ihr uns aufhaltet.“

„Gebt eure Waffen ab,“ befahl der Schreiber, „denn ihr ſeid jetzt unſere Gefangenen.“

„Wollt ihr verſuchen, ob wir's ſind!“ verſetzte Bernhard und ritt ihm drohend näher.

Sein Gegner zog ſich haſtig zurück und rief den Bauern zu: „Auf ihn, Nachbarn! macht den Prahler ſtill!“ Regine drängte mit einem Angſtſchrei ihr Pferd zwiſchen den Bruder und die Landleute.

„Schande über euch, ihr Männer, daß ihr eine Frau im wilden Walde bedroht,“ rief eine klangvolle Stimme; ein großes Weib ſchritt durch die Landleute und faßte Regina's Pferd am Zügel. „Folgt mir,“ gebot ſie den Reiſenden.

„Jungfer Judith, mengt euch nicht in dieſe Sachen!“ rief der Schreiber.

„Den Herrn Amtſchreiber warne ich, daß er ſich ſelbſt in Acht nehme. Er wird ſich ſchlechten Dank erwerben, wenn er ſolche hindert, die zum Hofe wollen.“

„Wo iſt euer Paßport?“ frug der Beamte finſter. Bernhard reichte ihm das Papier, der Schreiber verſuchte beim Schein der Laterne zu leſen: „Hier ſtehen nur Namen ohne Stand und Würde, was gegen die Vorſchrift iſt. Weiß der Herzog, daß ihr ihm zureiſt?“ frug er lauernd.

„Ihr habt kein Recht zu ſolcher Frage,“ war die kalte Antwort.

„Sie kommen als Spione," ſagte der Schreiber zu den Bauern.

„Wir haben für euch ſpionirt, ihr Muſterſchreiber," entgegnete Gottlieb. „Jenſeit des Rennſtieges brennt's, und die Dörfer ſind leer; wir aber wollen die feindlichen Reiter vermeiden, ebenſo wie ihr."

Die Bauern wurden unruhig und verhandelten leiſe. „Wohlan," entſchied der Schreiber in verändertem Tone, „wir hindern euch nicht länger, ihr mögt euren Weg fortſetzen. Laßt ihnen den Willen, Nachbarn." Aber das Weib erfaßte wieder den Zügel: „Ich widerrathe der fremden Frau weiter zu reiten, der Weg iſt bei Nacht gefährlich."

Der Beamte trat ihr entgegen: „Jungfer Judith, ihr mißbraucht die Gewalt, die ihr über mich und andere habt, wenn ihr unſer Geheimniß den Fremden preisgebt."

„Ich thue es ungern," antwortete die Jungfrau, „aber ihr wißt, was ihnen droht, wenn ſie abwärts ziehen. Folgt mir," mahnte ſie die Reiſenden; „gebt Raum, ihr Nachbarn." Die Bauern räumten willig den Weg.

Regine ſah unſicher auf ihren Bruder, aber dieſer rief: „führet, wir folgen euch mit gutem Vertrauen."

Die Frau leitete die Fremden einen Seitenweg bergauf und thalab, bis ſie durch dichtes Unterholz an einen Zaun von ſtarken Bohlen kamen. Hier ſtiegen die Reiſenden ab, die Führerin öffnete das Thor. Um eine alte Eiche lagerte zuſammengedrängt die geflüchtete Gemeinde, eine Anzahl Weiber und Kinder kauerte bei ihren Bündeln, unter dem Baume ſaß ein alter Geiſtlicher in ſeinem Amtsrock. Alle Blicke richteten ſich neugierig auf die Fremden, aber Niemand regte ſich, nicht einmal die Hände der geflüchteten Weiber, welche über die geretteten Ballen gekreuzt waren. Nur der Geiſtliche erhob ſich und lüftete ſeinen Hut, als er die lateiniſche Anrede Bernhards vernahm:

„Ehrwürdiger Herr, wir kommen in Frieden, und bitten im Namen Gottes um euren Schutz.“

„Der Herr ſei mit euch und uns in der Wildniß,“ antwortete der Alte. „Ihr ſeht, die Wirthe ſind ausgezogen und haben den Gäſten kein anderes Obdach zu bieten als das grüne, welches der Herr für das wilde Geflügel errichtet hat. Auch die Koſt wird dürftig ſein“ — er wies auf ein kleines Feuer am Boden, bei welchem einige Kochtöpfe ſtanden.

„Wir wünſchen nur, daß ihr uns bis zum Morgen in eurer Nähe duldet,“ antwortete Bernhard, und die Führerin bat er, auf Regine zeigend: „Ich flehe herzlich, ſorgt für meine Schweſter, denn die Tagefahrt war mühſam.“

Die Jungfrau wies ſchweigend auf die Pferde und auf eine Anzahl Pflöcke am Zaun, dann faßte ſie die Hand Regina's und führte die Erſchöpfte einige Schritte aufwärts, dort breitete ſie eine Wolldecke über das Moos, ſchlug ſie um die Glieder des Gaſtes und ſchob ihr ein Bündel unter das Haupt; ſie ſelbſt ſetzte ſich daneben auf einen Stein.

Bernhard folgte ihr erſtaunt mit den Augen, der ruhige Stolz, mit welchem ſie gute Geſinnung erwies, waren wunderlich bei einer Jungfer vom Dorfe. In dem unſicheren Scheine des Feuers erkannte er eine kraftvolle Geſtalt von vollen Formen, ein großes Antlitz mit leicht gebogener Naſe, das blonde Haar in ſtarken Zöpfen um das Haupt geſchlungen. Er ſah, daß ſie jung war und ihm kam vor, als ob ſie ein ſchönes Weib ſein würde, wenn der finſtere Zug um Stirn und Mund verſchwände. Während Gottlieb mit dem Buben für die Pferde ſorgte und die Säcke bei ſeiner Ruheſtätte zurecht legte, ſetzte ſich Bernhard in die Nähe des Pfarrers, welcher das ſichtbare Haupt der Gemeinde war.

„Wir hofften hier zu Lande beſſere Sicherheit zu finden,“ begann er. „Ich bedaure, ehrwürdiger Herr, daß ihr in hohen Jahren noch ſo Schweres erleben müßt.“

„Gewiß war es im Ganzen eine ſchwere Zeit,“ antwortete der Pfarrer mit düſterem Behagen, „das Lamm iſt kahl gerupft und es wird nicht beſſer, ſondern immer ſchlimmer. Denn obgleich die Gemeinde in der letzten Zeit wieder etwas zugenommen hat, ſo ſind doch die Herzen verhärtet. Es nutzt Nichts, zum Vertrauen zu mahnen, wenn der Magen leer iſt und das Elend durch große Löcher in die Häuſer dringt. Kein Jahr, in dem wir nicht drei- bis viermal hierher geflüchtet ſind und daheim ausgeraubt wurden; und dann bedenkt die Peſt und die Bosheit mancher Dorfleute, die ihrem Seelſorger nichts Gutes wünſchen, wenn er ihnen ihre Sünden vorhält.“

„Ihr habt in eurer Jugend beſſere Jahre gekannt," verſetzte Bernhard theilnehmend, „wir Anderen gedenken nicht, daß es jemals anders war."

„Ja, Herr," beſtätigte der Pfarrer, der Erinnerung froh, „noch vor ſechzehn Jahren hatte meine Kirche Fenſter und zwei ſilberne Kelche und ich führte den Klingelbeutel ein. Aber ſchon damals fing der Aerger an, als meine Beichtkinder die Köpfe zuſammenſteckten und murrten: „Dieſer Pfarrer will etwas Sonderliches ſein, er will ein Klingelſäcklein in die Kirche bringen, was niemals gebräuchlich geweſen iſt, und wir legen Nichts hinein!" Damals aber folgten ſie mir zuletzt doch noch, ja die Officiere der ſchwediſchen Einquartierung gaben, und wir unterſtützten damit noch fremde Exulanten. Jetzt aber wandert das Säcklein nicht mehr, ſogar die Klingel haben die Diebe genommen. Von vierzig Pferden ſind noch vier übrig, und die Weiber ſpannen ſich zu dreien oder vieren vor den Pflug, denn der Männer giebt es wenige. Seht dieſen Talar," — er wies auf ſein verſchliſſenes Gewand — „der Schlafrock darunter iſt Alles, was ich heut ſalvirt habe. Suſanne, ſieh nach der Suppe," mahnte er, ſich unterbrechend, eine alte Magd. Dieſe goß aus dem Topfe in eine irdene Schale und trug die Abendkoſt mit einem Blechlöffel dem Pfarrer zu. Er hielt die kleine Schüſſel unſicher in der Hand: „Ich müßte euch einladen," ſagte er.

Der Gaſt dankte und Gottlieb ſprach von ſeiner Raſtſtelle: „Wir ſahen doch Wild im Walde und die Bauern ſchleppen ſich mit Feuerröhren."

„Ihr vergeßt, daß das Wild unſerem gnädigen Herzog gehört,“ antwortete der Pfarrer im Eſſen.

„Nun, beim Donner!“ rief Gottlieb, „wenn der Herzog ſeinen Bauern nicht das Mehl im Kaſten zu ſchützen vermag, ſo ſollte er ihnen wenigſtens die Thiere des Waldes nicht verbieten.“

Ein alter Bauer, der als Wächter am Eingange ſaß, lachte, aber ein warnender Blick Bernhards hemmte die dreiſte Rede.

„Seine herzogliche Gnade würde wohl Nachſicht üben,“ antwortete der Pfarrer, „aber der Herr Jägermeiſter iſt ſtrenge. Wenn der Herzog im Walde jagt, ſo treibt die Gemeinde, aber Viele ſind widerſpenſtig geworden.“

„Der Herr jagt das Wild und fremde Reiter jagen ſeine Bauern,“ brummte Gottlieb aufſäſſig.

„Er ſchießt uns auch die Wölfe und läßt die wilden Hunde ſchlagen,“ erklärte der Pfarrer, „aber er kann es nicht leiden, daß die Dorfleute mit Feuerröhren im Walde ſtreifen.“

„Es ſcheint, daß dieſe ſich wenig darnach kehren,“ antwortete Gottlieb.

Vor ihm fiel, in Farnkraut gewickelt, ein Stück gebratenes Fleiſch in das Moos und eine Stimme hinter ihm ſprach: „Nehmt, weil ihr für den Bauern geſprochen habt.“ Gottlieb wandte ſich um und ſah in die ſpöttiſche Miene eines kräftigen Schützen, der hinter dem Zaune ſtand. Er nickte ſeinen Dank und gebrauchte ſein Meſſer an der verbotenen Koſt.

Aus der Ferne vernahm man dumpfen Knall. Zuerſt einzelne Schüſſe, dann längeres Geknatter; die Weiber ſteckten ängſtlich die Köpfe zuſammen und flüſterten miteinander. Der Pfarrer aber faltete über ſeinem Löffel die Hände. „Dort ſchießt der wilde Feind Victoria bei unſeren ausgeraubten Häuſern.“

Außerhalb des Verſchlages riefen Stimmen in gedämpftem Tone und durch einen Spalt im Zaune ſah Bernhard weiter unten in einem Erdloch ein loderndes Feuer und Geſtalten, welche ſich darum bewegten.

„Was bedeuten die Stimmen und das Feuer?“ frug er den Pfarrer.

„Es iſt der Amtsſchreiber mit unſeren Männern, welche dort unten für uns Wache halten,“ antwortete der Pfarrer gleichmüthig.

Bernhard ſtand auf und ſprach leiſe mit ſeinem Begleiter.

Das letzte Abendroth war verglüht, am dunklen Nachthimmel glänzten die Sterne, nur im Norden lag ein röthlicher Schein über dem Horizont. Kein Windeshauch regte ſich in den Wipfeln der Bäume, auch das Feuer war niedergebrannt und warf unſichere Lichter durch das Gehege der Flüchtigen. Bernhard näherte ſich dem Lager der Schweſter und als er die tiefen Athemzüge der Schlummernden merkte, legte er wenige Schritte von ihr ſeine Waffen ab, um ſich zur Nachtruhe hinzuſtrecken.

„Verlaßt die Stelle,“ gebot eine Stimme, „ihr ſteht auf blutigem Grunde und euer Lager wäre für euch von übler Vorbedeutung.“ Bernhard trat näher zu der Warnerin: „Dort wurde vor Zeiten Einer erſchlagen; ſeitdem treibt der Grund jedes Jahr die rothen Nelken hervor und wer bei Sinnen iſt, meidet den Ort.“

„Ich danke euch für dieſe Mahnung und außerdem für Größeres,“ ſagte Bernhard leiſe. „Ich bitte, beantwortet mir redlich die Frage: iſt die Schlaſende hier unter den Dorfleuten ſicher?“

„Ich hoffe, die Gefahr iſt vorüber,“ kam es aus dem Dunkel zurück. „Sagt eurem Begleiter, daß er wach bleibe.“

„Nicht ihm, ſondern mir gebührt die Wache für eine, die mir das Liebſte auf Erden iſt.“

„Habt ihr Jemand auf Erden, der euch lieb iſt,“ war die Antwort, „ſo bedenkt auch, daß im Walde heilſamer iſt zu ſchweigen als zu reden.“ Die Jungfrau zog ihr Gewand zuſammen und ſaß unbeweglich.

Es wurde ſtill. Unter dem Laubdach des Waldes ruhten die Müden und die Geflüchteten. Da erklang in hellen Lauten eine Frauenſtimme, langſam und feierlich tönten die Worte einer Schlaſenden durch den Raum, wie eine Verkündigung: „Sehet! o ſeht, ihr Armen und Mühſeligen, die ihr in Finſterniß und Todesſchatten liegt. Oben am Himmel öffnen ſich die Wolken und heller Schein ſtrahlt herab. Hoch über Sonne und Mond leuchtet ein Tempel, gebaut aus Morgenroth und Sternenglanz und die Schaaren der Seligen ſchweben hinauf anzubeten. Sehet, der ſüße Herr ſitzt auf goldenem Thron in ſeiner Herrlichkeit, er hält einen Blumenſtengel in der Hand, daran ſind blaue Glocken: und er winkt mich zu ſich: komm auch du, arme Seele. Ach Herr, mir war ſo bange auf Erden.“

Bernhard hätte ſich aufgerichtet und beugte ſich ängſtlich über die Schweſter, welche mit geſchloſſenen Augen daſaß, das Angeſicht von freundlichem Traume verklärt. Dem fragenden Blick des Weibes, welches neben der Schweſter kniete, antwortete er traurig: „ihr iſt eigen, zuweilen ſo im Schlafe zu ſprechen.“ Auch der alte Pfarrer war erwacht, faltete die Hände und ſtarrte nach der Sprechenden, die Dorffrauen regten ſich und traten näher. Wieder begann Regine: „Höret, ihr Frauen, ein lichter Engel ſchwingt die Flügel und ruft mit ſtarker Stimme auf die Erde herab: halte an, du armes Geſindlein, welches ruhelos durch Diſteln und Dornen des Ackers dahinzieht, ſchirre die Roſſe ab und treibe ſie auf die Weide; denn ich verkünde Frieden den Menſchen und neue Herrlichkeit der Erde. Die ſich haßten, verſöhnen ſich, auf den Feldern blüht der Weizen und die Böcklein ſpringen luſtig in der Heerde. Friede, Friede ſoll ſein im deutſchen Lande.“

„Alle die ich ſehe, ſind weiß gekleidet zum Feſte der Seligen und ihre Gürtel ſind golden. Eine aber ſitzt neben mir in grauem Gewande und die Schatten verbergen ihr Angeſicht. Warum biſt du allein fremd und traurig unter den Fröhlichen?“

„Wo ſeid ihr, mein Bruder? O, kommt eilig, daß wir zum Tempel des Herrn hinaufſteigen, die Glocken läuten und ein weißes Gewand habe ich euch zurecht gelegt; wo weilt ihr? Ich fahre allein dahin zu den Seligen, ich ſuche euch traurig mit meinen Augen und ich ſehe euch nirgend.“ — Sie ſeufzte tief: „Lieber Gott, ſchütze ihn, lieber Gott,“ und ſank auf das Lager zurück.

„Du treue Schweſter,“ rief Bernhard und winkte mit einer bittenden Geberde dem Pfarrer zurückzutreten; auch die Weiber ſchlichen nach ihrer Schlafſtätte. Zu der Jungfrau Judith aber, welche der Schlummernden leiſe das Haupt zurecht legte, ſagte er: „ſie ſchläft jetzt feſt und morgen weiß ſie Nichts von Allem, was ſie geſprochen, und grämt ſich, wenn man zu ihr davon redet.“

Wieder wurde es ſtill im Gehege, bis vom Norden her ein graues Licht über den Himmel zog, der Vorbote des Morgens; aber noch lag das Dunkel auf dem Waldboden, als weigere ſich die Erde den ſchwachen Schein von oben aufzunehmen. Unten im Keſſelthal rührte ſich's, Boten gingen und kamen und heftige Reden und Antworten ſummten nach der Höhe. Bernhard erwachte aus leiſem Schlummer, er fühlte den Schmerz ſeiner Wunde und blickte fröſtelnd um ſich, noch lag die Schweſter regungslos unter der warmen Hülle, das bleiche Antlitz auf den Arm geſtützt. Aber als er die Stelle neben ihrem Haupte ſuchte, wo das fremde Mädchen geſeſſen hatte, fuhr er zurück, denn ihr Angeſicht war in das einer runzligen Alten verwandelt, und die Alte winkte und lächelte und wies auf den Eingang des Geheges. Der Bauer am Eingange war verſchwunden, aber Pieps lauerte dort an dem Zaune, wies mit der Hand in den Thalkeſſel, hob drei Finger in die Höhe und machte die Geberde des Kehlabſchneidens. „Saheſt du die Feldzeichen der Getöteten?“ frug Bernhard leiſe. „Roth,“ verſetzte Pieps. — „Iſt die Luft rein?“ — Der Bube nickte.

Bernhard wies auf die Schweſter zurück und Pieps glitt in Regina's Nähe auf den Grund.

Vorſichtig ſchritt Bernhard zwiſchen den Baumſtämmen an den Rand des Hochwaldes und blickte über die Berge und Baumwipfel hinaus in den Nebel der Ebene, während in der Nähe die erſten leiſen Vogelſtimmen das beginnende Leben des Tages verkündeten; die Trilllerche, welche im Laubholz die Nachtwache hält, erhob ihren kurzen Ruf, bald pfiff die Amſel, ihr folgten viele kleine Sänger, vom Himmel fiel ein roſiger Schein auf die höchſten Gipfel und glitt langſam herab an den Stämmen. Es war ſo feierlich und friedlich zwiſchen den Bergen und Bäumen, als hätte nie der Menſchen Unruhe, Eigennutz und Haß einen Weg in die ſtille Wildniß gefunden. Auch der friſche Geſell, dem jetzt das Frühlicht ſein verblichenes Antlitz röthete, fühlte etwas von dem Frieden, obgleich er ſich des Morgens lieber am brodelnden Feldkeſſel ſeiner Kameraden gefreut hätte.

Seitwärts kniſterte ein dürrer Aſt. Eine hohe

Frauengeſtalt ſchritt, das Haupt nach vorn geneigt, langſam durch Heidekraut und Ginſter. Sie ſuchte am Boden, zuweilen kauerte ſie zwiſchen den hohen Wedeln des Farnkrautes nieder und dem Manne war, als vernehme er ihr leiſes Murmeln, dann erhob ſie ſich wieder und barg Gepflücktes in einem Tuche. Er dachte, daß ſie heilkräftige Kräuter ſammelte, und da er ſich ſcheute ſie bei ihrem geheimen Werke anzureden, trat er hinter den Baum. Doch konnte er den Blick nicht von ihr abwenden; ſie ging ſo geräuſchlos und feierlich dahin, in dem dunklen Gewande und verhüllten Haupte einem Geiſte der Dämmerung vergleichbar. Vor ihr bewegten ſich auf dem Boden kleine dunkle Schatten; ſie huſchten durch das wilde Kraut, hoben ſich in die Luft und verſchwanden wieder am Boden. Als die Frau einmal dem Standort des Mannes näher kam, erkannte er zwei Vögel, welche wie Hündlein um ſie herumliefen; endlich ſchwang ſich der eine auf die Spitze eines Strauches und pfiff das Morgenlied der Amſeln in das Thal hernieder als Antwort auf den Ruf ſeiner wilden Stammgenoſſen. Bernhard vermochte jetzt auch die edlen Züge des Angeſichts zu erkennen, wenn es ſich dem Lichte zuwandte. Nur einmal richtete ſie die Augen nach dem Baume, als ſie das Geſchrei eines Kauzes hörte, welcher ſeinen Geſellen zur Heimkehr ermahnte, aber ſie verrieth durch kein Zeichen, daß ſie den fremden Mann erblickt hatte, und wandte ſich langſam und ſuchend wieder dem Lager zu.

Doch hatte ſie ihn geſehen; denn kurze Zeit darauf ſtand ſie neben ihm. Die roſige Farbe ihrer Wangen ließ nicht erkennen, daß ſie die Nachtruhe entbehrt hatte, ſie ſah ihm voll ins Geſicht wie eine Herrin, welche die Miene eines Untergebenen muſtert. Freudig grüßte Bernhard: „Daß ich der Jungfer vor Sonnenaufgang begegne, iſt eine gute Vorbedeutung für den Tag.“

„Das Gute, welches euch der Tag bringen ſoll, erwartet nicht von uns,“ antwortete ſie ruhig. „Was ihr in der Nacht unter den Waldleuten erfahren habt, bewahret ſtill für euch. Haltet euch in der Nähe des Pfarrers, wenn wir in das Dorf zurückkehren, denn die Männer haben Argwohn. Sie meinen, ihr müßt zu der Partei gehören, welche uns in dieſer Nacht die letzten Kühe rauben wollte.“

„Der Raub iſt mißglückt,“ antwortete der Fremde, „eure Nachbarn waren die Stärkeren.“

„Die Bauern gebrauchen jetzt das Grabſcheit, damit nicht ruchbar werde, was in der Nacht geſchehen iſt,“ fuhr ſie fort. „Der Bauer erſchlägt jeden Soldaten, deſſen er heimlich Herr wird, der Rache und der Beute wegen; und das Bauermädchen iſt ſtolz darauf, wenn ſie ſich ein Bruſttuch aus der Feldbinde eines Officiers ſchneiden kann, den ihr Liebſter mit ſchwarzer Erde zugedeckt hat. Darum werdet ihr bei unſerm geplagten Volk keine gute Geſinnung finden, und ich rathe, achtet auch auf das Futter und auf die Hufe eurer Pferde, damit ihnen Nichts zuſtoße, was eure Reiſe hemmt.“

„Warum haltet ihr mich für einen Officier?“ frug Bernhard.

„Ihr trugt ſonſt eine Feldbinde auf eurem Rock,“ antwortete die Jungfrau flüchtig über ſeine Schulter ſehend.

„Verzeiht eine Frage, Demoiſelle.“

„Mein Name iſt Judith Möring,“ antwortete ſie kurz.

„Dann alſo, werthe Jungfer Judith, haltet mir meine Neugierde zu gut. Ihr lebt, wie ich erkenne, unter den Bauern; ſeid ihr das Herrenkind des Dorfes?“

Ein trauriges Lächeln zog über das Geſicht des Mädchens. „Ich bin eine Waiſe, mein Vater kam als Flüchtling in das Dorf, da ich noch ein kleines Kind war. Seit er tot iſt, dulden ſie mich, obgleich ich in der Fremde geboren bin.“ Sie wies in das Thal: „dort bin ich aufgewachſen zwiſchen Baum und Stein. Ich bin gewöhnt aus dem Dorfe nach dem Wald zu flüchten und habe oft von hier herabgeſehen, wie heut, ob eine Rauchwolke mir verkündet, daß meine letzte Zuflucht auf Erden von den Soldaten niedergebrannt iſt.“

„Auch ich ſehe in die Ferne nach den Thürmen der Stadt,“ antwortete Bernhard theilnehmend, „und ich bin unſicher, ob ſie uns ein gaſtliches Obdach gewähren wird. Denn ich ſuche für meine Schweſter eine Stätte, wo ſie weilen kann bis auf beſſere Zeiten, die wir immer noch hoffen.“

„Wollt ihr bei uns bleiben?“ frug das Mädchen ſchnell.

„Ich habe, wie ihr vernahmt, bei eurem Herzoge ein Geſchäft und muß wieder in die Fremde.“

„Ihr wollt wieder zu einem Heere der Mordbrenner, welche das Land verderben? Ich frage Nichts mehr, fahret dahin!“ Sie wandte ſich ab und ſchlug die Arme übereinander.

„Nicht jeder Soldat iſt ein Mordbrenner, liebe Jungfer.“

„Wie dürft ihr mir ſagen, daß ich euch lieb bin?“ antwortete das Mädchen über die Schulter, „ſolche Höflichkeit ſpart für Andere, welche vielleicht williger darauf hören. Ich bin euch fremd und ich bin euch nicht mehr werth, als die Ringeltaube dort auf dem Aſt, oder als die Katze, welche vor einer Hausthüre ſitzt, an der ihr vorbeireitet. Mißbraucht eure Stimme nicht zu Geſchwätz.“

„Zürnt nicht,“ antwortete Bernhard, betroffen über die herbe Abweiſung, „ich bin ein ehrlicher Knabe und wollte euch nicht durch Unwahrheit verletzen. Duldet wenigſtens, wenn ich euch ſage, daß es mir von Herzen lieb iſt, euch in der Wildniß gefunden zu haben, denn ihr wart gütig gegen mich und meine Begleiter. Wiſſet, da ihr mich für einen Soldaten haltet, daß der Kriegsmann ſich noch mehr freut als ein Anderer, wenn er irgendwo freundlichen Gruß und eine gute Geſinnung erkennt; denn ſein ſchweres Amt iſt Anderen zu ſchaden, und er weiß, daß die friedlichen Leute ihn verwünſchen.“

„Wie er es werth iſt. Ihr dient den Fremden; ſeid ihr ſchwediſch?“ frug ſie.

„Ich bin von den weimariſchen Völkern.“

Die Jungfrau wandte ſich ab und machte eine Bewegung, welche ihm Entfernung gebot; aber Bernhard, welcher gedachte, daß der Unwille gegen die franzöſiſche Dienſtbarkeit deutſcher Soldaten in Vielen lebte, fuhr eifrig fort: „Duldet, daß ich noch ſage, woran euch, wie ich merke, wenig gelegen iſt. Die Regimenter haben, weil ſie Deutſche ſind, den Franzoſen verlaſſen. Vor wenigen Tagen haben wir uns mit dem Marſchall und mit unſeren alten Officieren, welche uns verriethen, gerauft und dieſen Säbelhieb erhielt ich von meinem eigenen Rittmeiſter.“

Die Jungfrau kehrte ihm das erblichene Angeſicht zu und frug mit rauher Stimme: „Warum ließt ihr euch ſchlagen, anſtatt ſelbſt zu treffen?“

„Auch mein Gegner erhielt ſein Theil.“

„Ihr habt ihn getötet?“ frug ſie faſt ſchreiend.

„Weiß nicht. Ihn trug ſein flüchtiges Pferd von dannen. Er war ein Edelmann von dieſſeits der Berge,“ ſetzte er hinzu.

„Wie war ſein Name?“ kam es heiſer aus ihrem Munde. Bernhard nannte den Namen. Mit einem Schrei ſchlug das Mädchen die Hände vor's Geſicht.

„Es ſteht ein Wort des Herrn geſchrieben: die Rache iſt mein,“ begann ſie nach langem Stillſchweigen. „Meint ihr auch, daß es unrecht iſt, ſich an ſeinen Feinden zu rächen?“

„Ich bin Soldat und meine Ehre gebietet loszuſchlagen, wo mir eine Kränkung widerfährt.“

„Ich bin ein Weib und, verzeihe mir der Himmel, ich habe zuweilen daſſelbe gedacht.“ Sie faßte ihn am Armgelenk und ſprach, ſeine Hand ſchüttelnd, heftig: „Ihr ſollt nicht uneben von mir denken, hört zu: der Mann, den ihr nanntet, warb vor Jahren um ein Mädchen, das einzige Kind eines flüchtigen Dorfpfarrers. Die Thörin hörte gern auf ſeine ſchmeichelnden Worte und träumte davon ſeine Hausfrau zu werden. Da verſchwor er ſich einſt in der Trunkenheit vor ruchloſen Buben ſeinesgleichen, ſie trotz ihrem Widerſtande zu gewinnen. Er drang in ihr Haus, deſſen Thür ſich ihm nicht öffnen wollte, und ſchleuderte den alten Vater, der gegen ihn rang, ſo hart auf den Stein der Schwelle, daß der Alte nicht wieder aufſtand. Die Jungfrau hatte ſich in den Wald gerettet; als ſie am Morgen in das Haus zurückkehrte, ſagten ihr die Leute, daß ſie eine Waiſe war; der Bube aber ritt ungefährdet über die Berge zu den Weimariſchen Völkern. — Wer hat euch die Wunde verbunden?“

„Die Schweſter hat darin gute Wiſſenſchaft,“ antwortete der erſtaunte Bernhard, „doch dachte ich einen Medicus der Stadt zu Rathe zu ziehen.“

„Wenn ihr geſtattet den Schaden zu ſehen, vielleicht vermag ich euch zu heilen,“ ſagte ſie bittend. Unter dem Zauber ihres kräftigen Weſens neſtelte Bernhard bereitwillig an ſeinem Wammſe.

„Nicht hier,“ gebot die Jungfrau, „noch iſt die

Sonne nicht über den Bergen und was in der Nachtluft ſchwebt, iſt heillos für offenen Schaden. Weicht zum Lager, ich folge euch."

Bernhard trat ſchen zurück; als er ſich umwandte, ſah er ſie auf dem äußerſten Vorſprung des Felſens ſtehen, die Arme gekreuzt, das Haupt geneigt, die beiden Vögel liefen und flatterten um ſie her.

In dem Gehege fand er Gottlieb mit den Pferden zum Aufbruch bereit. Regine kam ihm ängſtlich entgegen. „Die Weiber ſtarren mich mißtrauiſch an," klagte ſie, „ich wollte, wir wären wieder allein im grünen Wald."

Bernhard wies tröſtend nach dem Morgenhimmel. „Steigt die Sonne über die Berge, ſo denke ich, brechen wir auf."

Auch der Pfarrer erhob ſich, ſchüttelte die Waldſtreu aus ſeinem Talar und begann: „Unter Anwünſchung eines guten Morgens allerſeits empfehle ich den Gegenwärtigen, ſich mit mir zu einem Buß- und Klagelied für Abwendung der Feindesgefahr zu vereinigen." Ihn unterbrach der eindringende Amtsſchreiber; mit finſterem Blick und ohne Gruß eilte er an den Fremden vorüber: „Beeilt euch, ehrwürdiger Herr, die Luft iſt rein, die Räuber ſind abgezogen."

Die Weiber regten ſich in froher Geſchäftigkeit um die Kinder und die geflüchtete Habe. Der Pfarrer aber ließ ſich in ſeiner Pflicht nicht beirren und verkündete: „Demnach lege ich an das Herz, zu einem kindlichen ſowohl Dank- als Freudenliede für unſere

Rettung aus Todesgefahr zuſammenzutreten." Doch bevor das Danklied intonirt wurde, ſah er unzufrieden in die Runde und frug: „wo ſind die Nachbarn, wo ſind eure Männer?" — Niemand antwortete, endlich kam aus einer Frauenkehle: „ſie halten Wache." — „Sie ſind über der Theilung," verrieth unbeſonnen eine Andere.

„Wenn ſie Speiſe und Trank zu vertheilen haben, ſo mahne ich, daß ſie auch ihren alten Pfarrer nicht vergeſſen." Und der arme Herr begann mit zitternder Stimme das Lied.

Regine neigte ſich über die gefalteten Hände und ihre Andacht war wohl die wärmſte, denn die Dorffrauen kamen zögernd herzu und der Schreiber drehte unruhig an ſeinem Hute. Bernhard aber blickte ſeitwärts auf die Jungfer Judith, welche geräuſchlos eingetreten war und die Augen dem goldenen Licht des Morgens zuwandte.

Die Geflüchteten drängten aus dem Gehege, Weiber und Kinder liefen, mit Bündeln beladen, in unruhiger Erwartung den Thalweg hinab und die bewaffneten Männer, welche voranzogen, hatten Mühe die Aufgeregten zurückzuhalten. Bernhard bot, der erhaltenen Warnung eingedenk, dem alten Pfarrer den Sitz auf ſeinem Pferde an, und da dieſer ſich beſcheiden gegen die Erhöhung ſträubte, ſo ſchritt auch er die Pferde führend zu Fuß an ſeiner Seite, ein wenig beruhigt durch die Zuverſicht ſeines Gefährten Gottlieb, der mit den Bauern Bekanntſchaft gemacht hatte und wohlwollend aus ſeinem Tabaksbeutel für ihre Holzpfeifen mittheilte. „Die Hunde haben außer Montur und Geld der kaiſerlichen Reiter auch einige Pferde gebeutet und im Walde verſteckt,“ raunte er Bernhard zu, „ihre jungen Burſchen lauerten geſtern Abend weiter unten auf unſerem Wege, und wir könnten jetzt arkebuſirt ſein, wenn nicht die Jungfrau ein Einſehen gehabt hätte.“

In der Nähe des Dorfes, wo ſich von ſteiler Berglehne ein gewundener Pfad zur Straße zog, hielt die Gemeinde an. Die Landleute ſchrien und jauchzten, als ſie aus dem dichten Tannengehölz Brummen und Gebrüll der Rinder hörten. Eine kleine Heerde von Kühen und Jungvieh kam in luſtigen Sprüngen herab, getrieben von Knaben des Dorfes; lauter als über die eigene Rettung freuten ſich die Dorfleute darüber, daß ihre beſte Habe im Waldverſteck den Feinden entgangen war. Die Kinder liefen im Haufen den Thieren entgegen. Auch Judith rief: „Bleß“ und lockte eine ſtattliche Kuh, die ſtärkſte der Heerde. Das Thier leckte die Hand ſeiner Herrin und Bernhard, welcher jetzt in der Nähe ritt, hörte, daß die Jungfer ſich mit ihr unterhielt wie mit einer Vertrauten. „Wie war euch die Nacht im Heidekraut, junge Frau? Habt ihr euch vor den Wölfen geängſtigt?“ Und die Kuh brummte ihre Antwort und ſchritt bedächtig im Zuge nach dem Dorfe, als Judith ihr liebkoſend die Hand zwiſchen die Hörner legte.

Im Thalgrunde lag das Dorf an beiden Seiten des Bergbaches, der weiß über die Steine ſchäumte.

Zwiſchen den bewohnten Hütten von Tannenholz, welche die Zeit grau und braun gefärbt hatte, lag das Gebälk zertrümmerter Häuſer, eingefallener Ställe und Scheuern.

„Die Räuber haben geplündert," rief der Schreiber und wies auf das zerſchlagene Hofthor des nächſten Hauſes. Da ſchlug die Freude plötzlich in Jammer um, die Leute fluchten und rannten auseinander nach ihren Hütten; dort fanden ſie aufgeſchlagene Truhen, zerbrochene Stühle und den Vorrath, der etwa noch in Scheuer und Keller geweſen war, verzehrt oder verwüſtet, von dem Geflügel des Hofes nur die ausgerauften Federn. Die Fremden ſtanden allein auf der Straße, nur der alte Pfarrer, welcher ihnen auf dem Wege ehrenhalber ein Obdach angeboten hatte, harrte noch eine Weile bei ihnen aus und ſah trübſelig nach dem Pfarrhofe, in welchen ſeine Magd vorausgelaufen war. Judith hielt mit ihrer Kuh und der alten Frau, ihrer Dienerin, ſchweigend in der Nähe. Die Pfarrköchin kam mit gehobenen Armen zurückgerannt. „Alles zerſchlagen, auch die Bibel zerriſſen und beſchmutzt." Einige Weiber liefen aus den nächſten Häuſern und ſtimmten mit ihr Wechſelklage an. „Nur das Haus der Jungfer Judith iſt unverſehrt," ſchrie die eine.

„Die Jungfer verſteht die Kunſt den Leuten die Augen zu verblenden," rief neidiſch die Magd des Pfarrers.

Judith lächelte: „Das Haus liegt abſeit im Schatten des Berges und die Nacht war finſter." Sie trat zu Regine. „Iſt es euch genehm, ſo kommt mit mir."

Die Reiſenden folgten dem Mädchen auf einem ſchmalen Stege über den Bach und durch den Wieſenrand dahinter. Auch dies Haus, in eine Krümmung der Bergwand eingebaut, war aus Holzbohlen gefügt, aber ein Oberſtock ſprang mit ſeinen kleinen Fenſtern über den unteren hervor, und ein ſtarker Holzzaun umſchloß das kleine Gehöft. Judith holte einen großen Schlüſſel aus ihrer Ledertaſche und öffnete die Zaunthür, dann wies ſie auf ein wüſtes Haus, das in der Nähe ſtand. „Dort mögen die Herren ſich und die Pferde unterbringen, denn hier fehlt es an Gelaß, doch die Ladung der Pferde rathe ich bei uns Frauen zu bergen, auch die Herren ſelbſt müſſen zu uns in die Küche kommen; denn dort drüben iſt Alles ausgeleert."

Sie zog Regine an der Hand in das Haus, während Gottlieb mit dem Knaben die Pferde entlaſtete und unter Vortritt der alten Urſula nach dem Nachbarhauſe führte. Als Bernhard die Stufen hinaufſtieg, ſtand die Jungfrau im Hausflur und wies mit der Hand auf die Schwelle. „Setzt euren Fuß das erſtemal nicht auf den Stein," ſprach ſie traurig, „damit euer Eintritt euch nicht Unheil bereite." Aber als ſie mit den Geſchwiſtern in der Stube ſtand, grüßte ſie fröhlicher: „Seid willkommen! Es iſt Alles unverändert. Die Katze hat gut Haus gehalten," ſprach ſie rühmend, als eine große ſchwarze Katze vom Ofen vor ihre Füße ſprang und ſchmeichelnd ihr Fell am Gewande rieb. „Es iſt auch Mehl vorhanden und Milch im Keller und wenn die Jungfer mit ihren Begleitern fürlieb nehmen will, ſo wird ſie hier nicht ſchlechter daran ſein als irgendwo im Dorfe.“

Die Geſchwiſter ſahen ſich neugierig in der Stube um. Es war ein wohnlicher Raum mit dem Hausgeräth einer ſtattlichen Bauernwirthſchaft, ein Tiſch, Holzſtühle, die Ofenbank, das Spinnrad, die buntbemalte Truhe, Alles ſauber und behaglich, um die Fenſter ſogar Vorhänge von Leinwand mit geſticktem Saume, an den Wänden aber mehre Holzfächer, auf denen außer dem Geſchirr viele große und kleine Flaſchen und andere Gefäße von ſeltſamer Form ſtanden, dazwiſchen Kräuterbündel und große Bücher. „Wundert euch nicht über die Apotheke an meinen Wänden,“ ſagte Judith, „ich bin bei Krankheiten ein Beirath und Medicus in den Walddörfern noch von meinem ſeligen Vater her, der aus der Heimat große Kräuterkunde mitbrachte und wegen ſeiner Heilkunſt berühmt war.“ Und wieder trat ſie zu Regine: „Gern möchte ich mit euch an der Wunde des Herrn Bruders meinen guten Willen erweiſen, denn ich kann euch einen Balſam geben, der oft wundergleich geholfen hat.“ Regine ſah den Bruder fragend an und wunderte ſich, als dieſer ohne jede höfliche Rede und Entſchuldigung ſogleich ſeinen Arm darbot.

Die Frauen waren beide eifrig bei dem guten Werke und als daſſelbe vollbracht war, dachte auch Regine, daß die Fremde von freundlichem Herzen ſei, und ſagte, die ſichere Gewandtheit bewundernd: „ihr ſeid meine Meiſterin.“ „Der Schaden iſt größer als der Herr meint,“ mahnte Judith ernſthaft, „und hätte ich Gewalt über euch, ſo würde ich euch zwingen einige Wochen ſtill zu raſten.“

„Wenn ihr es geſtattet, ſpreche ich wieder vor,“ antwortete Bernhard, „denn mein Herz iſt voll Dankes; ich weiß jetzt, Jungfer, daß Schweſter Regine und ich durch euch in dieſer Nacht einer Lebensgefahr enthoben wurden.“

„Es iſt gefügt worden, daß ich mit euch zuſammentreffen ſollte,“ antwortete Judith, „beide haben wir's nicht gewußt und nicht gewollt.“ Und mit verändertem Tone ſetzte ſie hinzu: „jetzt aber ſorgen wir nicht um Vergangenes, nur um das Nächſte, daß wir euch Herren die Tageskoſt bereiten. Vertraut mir die Jungfer Schweſter an und kommt bei guter Zeit mit eurem Gefährten zu Gaſte bei der Armuth. Die Jungfer Regine aber bitte ich ſich's bequem zu machen und wenn es ihr recht iſt, weiſe ich ihr auch den Keller, die Küche und ein Stübchen, wo ſie ſich ausruhen kann.“

Gottlieb ſaß in der verfallenen Hütte und ſchraubte zufrieden an ſeinem Carabiner. „Dies iſt das beſte Quartier, das wir ſeit lange gehabt haben,“ lobte er gegen den eintretenden Kameraden, „der Regen könnte durchlaufen und als Hausgenoſſen ſpüre ich nur Mäuſe und Sperlinge, aber die Nachbarſchaft iſt günſtig. Es ſind kluge Frauen, und die junge iſt in ihrer Art eine Prachtjungfer. Und was das Hauptſächliche iſt, wir ſind hier angenehm und gern geſehen. Seit vielen Jahren iſt mir dergleichen nicht vorgekommen. Die Alte hat Heu geſchafft und ſie ſprach ſogar Etwas von einem Säcklein Hafer. Ich ſage dir, dies iſt ein geſegnetes Land, vivat Erneſtus! Vermögen wir noch die Thür zu ſchließen, ſo ſind wir hier in Abrahams Schooß."

„Wie magſt du dich hier in's Quartier legen? ſind die Pferde gefüttert und die Wege geöffnet, ſo reiten wir zum Herzoge."

Aber dieſer Vorſchlag fand wenig guten Willen. „Laß dir ſagen, Bruder," begann Gottlieb die Aſche ſeiner Pfeife ausklopfend, „daß ich in der Stadt Gotha mehr Kundſchaft habe, als mir lieb iſt. Und um dir Alles zu vertrauen, ein Weib von mir hauſt an dieſem Orte und deshalb iſt er mir verleidet."

„Das haſt du mir nie bekannt," verſetzte der erſtaunte Bernhard.

„Ich war nicht ſtolz auf mein Geſpons. Sie war zu ihrer Zeit eines Schloſſermeiſters Wittwe, nicht mehr jung, aber die Nahrung war leidlich. Sie rieth mir, da ich als Altgeſelle bei ihr arbeitete, ich würde mich gut ſtehen, wenn ich ſie heirathete. Jedoch ſie erwies ſich als Hausdrache; ich verſuchte es mit Leder und mit Holz, aber Nichts wollte helfen, und da ich das Eiſen bei ihr nicht anwenden konnte, ſo nahm ich holländiſchen Abſchied, weil ich dachte, daß ich mit dem Kriegsteufel eher auskommen würde, als mit dem Eheteufel.“

„Wie?“ lachte Bernhard, „du Eiſenbeißer fürchteſt dich vor einem Weibe? War ſie älter als du, ſo kann ſie längſt dahin ſein.“

„Du ſprichſt leichtſinnig, weil du ſie nicht kennſt,“ antwortete Gottlieb bekümmert. „Ihre Rachſucht iſt terribel und ich habe heut von der Alten erfahren, daß ſie noch in dieſem Jammerthal verweilt und ſcharf nach mir ausſieht, denn ſie iſt in der Bruderſchaft der alten Weiber wohl bekannt. Und kurz! mir wäre lieb, wenn du unſere Sache mit dem Herzog allein ausmachen könnteſt, ſintemal ich außerdem ſein Landeskind bin und nicht gern auf ſeine Fragen antworten möchte. Der Weg zu unſeren Abgeſandten führt dich doch über dies Dorf zurück.“

Die Alte lud zur Mahlzeit, ſie forderte auch den bereitwilligen Pieps in die Küche und als Gottlieb vertraulich einwendete: „aber Mutter, die Pferde im leeren Hauſe,“ da tröſtete die Magd: „ich bleibe derweilen hier und bin euch gut, daß die Dorfleute mir Nichts wegnehmen.“ — Gottlieb ſah ſie ſchlau an und auch die Alte lachte. „Furcht iſt allemal gut, ſelbſt wenn es nicht Furcht des Herrn iſt; auch ein alter Kriegsmann verſteht ſich mit dem Schwarzen auf guten Fuß zu erhalten.“ Die Männer fanden in Judith's Stube den Tiſch gedeckt, Regine kam dem eintretenden Bruder in einer Dorfhaube mit der Schürze entgegen und half geſchäftig wie ein Kind des Hauſes die einfache Koſt herzutragen. Judith aber ſprach das kurze Tiſchgebet und lud zum Sitzen ein, wie Bernhard meinte, mit dem Anſtand einer Königin. Er ſah ſich während des Eſſens vergnügt um. „Wo ſind die Reiſebegleiter unſerer Jungfer Wirthin? ich ſehe die Amſeln nicht.“

„Sie ſind in der Stube nicht ſäuberlich,“ entſchuldigte das Mädchen, „und flattern hier nebenbei in der Kammer; dort können ſie durch ein Guckloch in's Freie, ſo oft ſie wollen. Sie haben mir manchmal Sorge gemacht, als der ſelige Vater hier mehre Jahre die Stelle des Pfarrers verſah; denn der frühere war in der Kriegsnoth geſtorben und der jetzige noch nicht hergeſchickt; damals fehlte auch der Küſter und ich mußte als Gehilfin des Vaters alle Kirchenämter verſehen, ich zog die Glocke, bekleidete den Altar und ſang der Gemeinde vor; es waren nur Wenige, welche außer uns im Dorfe beharrten. Da wollten ſich meine kleinen Geſellen nicht zu Hauſe verhalten und ſie flogen mir durch ein zerſchlagenes Fenſter in die Kirche nach, rannten um den Altar und behandelten den Taufſtein ärgerlich und unchriſtlich. Es kam vor, daß der Vater nur gepredigt hat vor zwei alten Frauen, vor mir und den Amſeln und einmal pfiff das Männchen mitten im Vaterunſer über der Kanzel ſein Lied. Auch ſie halten Gottesdienſt auf ihre Weiſe, ſo gut ſie es verſtehen.“

Die ſtille Freude machte ihr Antlitz ſo ſchön, daß Bernhard ſie mit unverhohlener Bewunderung betrachtete. „Zürnt nicht der dreiſten Frage, wie konntet ihr dies einſame Leben unter dem wilden Volk ertragen?“

„Ja, es iſt einſam hier,“ antwortete Judith mit trübem Blick. „Die liebe Sonne kommt auch im Sommer ſpät und ſcheidet früh; im Winter ſperrt der Schnee zuweilen die Pforte und ich bin mit meinen Gedanken allein, mit der alten Urſel und mit den Hausthieren. Dann ſchwatzt und erzählt Jedes in ſeiner Weiſe. Doch fehlt es mir niemals an Zuſpruch von Armen und Kranken, welche um Rath fragen, auch werde ich oft nach auswärts geladen, und draußen am Rand des Waldes leben auf den adeligen Gütern einige Frauen, wenn ſie nicht gerade in die Stadt geflüchtet ſind, welche es gut zu mir meinen; dort helfe ich in den Nothzeiten bei der Pflege.“

„Schrecklicher noch als die Einſamkeit iſt die Gefahr unter dem Landvolk und dem Raubgeſindel, welches umherſtreift,“ bedauerte Regine.

„Ich bin daran gewöhnt, auch iſt mir die alte Urſel ein guter Schutz, ſie iſt klug und weiß mit Leuten fertig zu werden.“

„Dennoch wundert mich,“ fuhr Regine fort, „daß ihr euch nicht in die Stadt gerettet habt.“

„Mir gefiel nicht zu dienen,“ antwortete die Jungfrau mit gehobenem Haupt; „hier habe ich ein Heimweſen, das mir der liebe Vater hinterlaſſen hat. Soll ich mich unter fremdem Dach um Gunſt und Gabe mühen?“

Bernhard ſtimmte warm zu. „Auch wir, Schweſter

Regine und ich, ſind freundlos in der Welt und uns iſt es nicht ſo gut geworden, daß wir ein eigenes Obdach haben. „Darum, werthe Jungfer,“ fuhr er bittend fort, „giebt mir eure bewieſene Freundlichkeit den Muth ein Geſuch an euch zu richten, daß ihr meine Schweſter länger als heut bei euch leidet, bis ich für ſie gefunden, was wir begehren; auch mein Geſelle wünſcht als Salva Guardia im Dorfe zu bleiben, bis das Geſchäft in Gotha vollendet iſt.“

Und Regina hörte wieder mit Verwunderung, daß Judith feierlich antwortete: „Ihr habt ein Recht darauf, daß das Haus meines Vaters eurer Schweſter ein Obdach gebe, ſo lange ihr es begehrt.“

## 4.

## Herzog Erneſtus.

Ein Bauer ſchlug heftig an die Pforte und rief in den Hof: „Der Herzog iſt im Dorfe; er fordert die fremden Männer."

Bernhard eilte hinaus, zögernd folgte ſein Begleiter. Auf dem freien Platze am Gemeindehauſe hielten Bewaffnete, Jäger und Trabanten, in ihrer Mitte der Herzog, welcher die Berichte des Schreibers und des Pfarrers anhörte. Er nickte ein wenig auf den ehrfurchtsvollen Gruß Bernhards und beobachtete ihn, während er zu den Dorfleuten ſprach, prüfend aus der Ferne. Er war ein hagerer Herr, den Jahren nach nicht alt, aber mit gefurchtem Antlitz und einem Zug von Trauer um den Mund, ſo daß man ihm anſah, er hatte Schweres erlebt. Endlich ritt der Jägermeiſter auf die Fremden zu und frug von oben herab: „Ihr ſeid zur Nacht über den Wald gekommen; habt ihr Etwas von den fremden Räubern geſehen?" — „Nur eine Rauchſäule in der Ferne und ein leeres Dorf." „Ihr habt vorgegeben, einen Auftrag an herzogliche Gnaden zu haben. Wer ſeid ihr?" Bernhard griff in das Wamms: „Hier iſt unſer Creditiv, welches ich dem Herrn Herzog in eigene Hand zu übergeben bitte.“

Der Jägermeiſter reichte das Schreiben dem Herzog; dieſer las lange darin und ſah wieder erſtaunt auf die Abgeſandten, endlich barg er das Papier in ſeiner eigenen Taſche, winkte Bernhard heran und gebot, daß die Umſtehenden zurücktraten. „Ich kenne Niemanden von denen, welche euch ſandten,“ ſagte er und Mißtrauen klang aus der Rede. „Was ſucht der Herr Rittmeiſter König, wenn ihr der ſeid, bei mir?“

„In einer importanten Sache erbitte ich ehrerbietig bei Eurer herzoglichen Gnade Audienz.“

„Ihr habt einen Begleiter? Iſt das jener Mann? — Und wie der Pfarrer berichtet, führt ihr auch ein Weib mit euch.“

„Meine Schweſter,“ antwortete Bernhard, „ſie hat in jenem Hauſe ein Obdach gefunden.“

Wieder muſterte der Herzog das Ausſehen des Fremden. Die mannhafte Haltung mochte ihm gefallen, denn er ſchloß freundlicher: „Ihr traft es ungünſtig mit eurer Ankunft. Der Beamte hat euch als Soldaten erkannt und behauptet, daß die Plünderer zu eurem Volke gehören. Ich hoffe er war im Irrthum. Ein Trabant, den ich zurücklaſſe, ſoll euch morgen in der Frühe nach Gotha geleiten.“ Er winkte den Abſchied und hörte wieder auf die Klagen der Dorfleute.

Am nächſten Morgen ritt Bernhard mit dem Reiter des Herzogs der Stadt zu. Der Führer ſchaffte ihm Einlaß bei der Wache, und hielt nahe am Thor vor einer Herberge: „Da ihr von der ſchwediſchen Salva Guardia, welche in der Stadt liegt, nicht beachtet werden wollt, ſo ſtellt euer Pferd hier ein, und folgt mir zu Fuß nach dem Schloſſe.“ Er wies die Richtung und ritt davon. Bernhard ſchritt durch enge Gaſſen nach dem Markte, er fand die Straßen voll von geſchäftigen Menſchen, die den Fremdling neugierig und forſchend anſahen, viele unter ihnen in mangelhafter Bekleidung mit bleichen und vergrämten Geſichtern. Auch die Häuſer waren mit Einliegern überfüllt, noch in den Dachluken guckten Kinderköpfe und hing die Wäſche armer Leute. Aus den engen Höfen hörte er Gebrüll der Rinder und neben den Hunden liefen grunzende Schweine vor den Hausthüren. Denn viele Landleute waren nach der Stadt geflüchtet und hauſten mit ihrem Vieh gedrängt in jämmerlichen Wohnungen. Vor wenig Jahren hatte überdies eine große Feuersbrunſt den Ort verwüſtet, nur die Hälfte der Häuſer war aufgebaut, auf vielen Brandſtätten ſtanden zwiſchen verkohlten Balken ärmliche Holzhütten. Auch der Marktplatz war mit Bretterbuden und Leinwandzelten beſetzt, an welchen armſelige Frauen wuſchen und kochten und halbnackte Kinder auf den Steinen ſpielten, dazwiſchen ſtanden Rüſthölzer, geſchichtete Ziegeln und Kalkbühnen, Wagen mit Bauholz und Lehm. Ueberall beläſtigte Straßenſchmutz, Geſchrei und Zanken der Menſchen, und Bernhard dachte mit Sorge, wie die Schweſter in der wüſten und gefüllten Stadt ein Unterkommen finden werde. Ueber der Stadt aber erhob ſich auf ſteiler Höhe ein gewaltiger Ziegelbau, das neue Schloß des Herzogs. Auch dort vernahm man das Geräuſch der Bauarbeit, Hiebe der Aexte und laute Zurufe an eine lange Reihe geſchirrter Pferde, welche die Dachbalken mit ſtarken Seilen hoch hinaufhoben. Es war überall wenig zu ſehen, was das Auge erfreute, aber aus dem Wirrwarr, der Noth und Drangſal erkannte man doch ſchaffende Kraft. In den Werkſtätten ſchnitten und pochten die Handwerker, an vielen Fenſtern boten ſich ausgeſtellte Waaren, in den Kaufläden ſtanden die Kunden, auch die Schenken waren gefüllt.

Bernhard ſtieg den ſteilen Schloßberg hinauf und wurde von dem Trabanten, der ihn am Thor erwartete, eilfertig zu den Gemächern des Herzogs geführt. Ein Kammerjunker öffnete die Thür des Arbeitszimmers und Bernhard ſtand dem Herzog allein gegenüber. Dieſer hielt das Creditiv in der Hand. „Ihr ſeid alſo Bernhard König?"

„Rittmeiſter der Leibcompagnie von Alt-Roſen, deren Standarte ich ſonſt trug."

„Wir laſen in den Aviſen, wahrlich mit Bedauern, von einem Aufſtand der weimariſchen Völker, und wie ich ſehe, ſind es fahnenflüchtige Empörer, welche euch zu mir deputirt haben."

„Die Regimenter, welche mich geſandt haben, führen die alten Cornete und Fahnen, die ſie zum großen Theil durch Ew. Gnaden Bruder empfangen haben.

von dem wortbrüchigen Franzoſen hinweg. Und weil ſie das Andenken an den deutſchen Kriegshelden Herzog Bernhard mit getreuen Herzen bewahren, ſtehe ich jetzt vor dem Angeſicht ſeines erlauchten Bruders.“

„Ihr ſprecht hohe Worte,“ antwortete der Herzog, „ſie rechtfertigen das unerhörte Unterfangen nicht.“

„Eurer herzoglichen Gnade iſt bewußt,“ fuhr der Abgeordnete fort, „wie nach Herzog Bernhards Tode die Oberſten des führerloſen Heeres mit der Krone Frankreichs pactirten. Von Allem aber, was damals beſchworen wurde, hat der Franzos uns Nichts gehalten; ſeit vollends Graf Turenne als unſer Feldhauptmann aus Frankreich geſchickt wurde, hat man uns über alle Gewohnheit den Sold vorenthalten, ſo daß der Hunger Troß und Pferde im ausgeſogenen Lande fraß; in die Commandoſtellen drängten ſich Franzoſen, vornehme Gecken mit Affengeberden, prahleriſch und hochmüthig, welche unſere Sprache nicht verſtanden und ſich damit berühmten, daß ſie die deutſche Art verachteten. Unwillig trug der Soldat durch Jahre die fremde Dienſtbarkeit. Als aber der Marſchall ſich rüſtete, uns vom Elſaß aus in fremde Länder zu führen, klagten Officiere und Gemeine über den Bruch des Vertrages, ſie verweigerten den Marſch und weil der Franzoſe uns mit ſeiner Gewalt bedrohte, forderte ſich das Heer unſern Generallieutenant Roſen zum Führer und zog aus dem Elſaß bei Straßburg über den Rhein zurück; Turenne aber ſetzte den Roſen hinterliſtig gefangen, während dieſer in guter Meinung zwiſchen dem Heere und dem Marſchall vermittelte. Da kehrten die Regimenter dem treuloſen Franzoſen den Rücken und wandten ſich nach dem Schwabenland. Turenne kam nachgerückt und gewann durch liſtige Verſprechungen unſere Oberſten und Officiere, die auf ſein Veranſtalten, getrennt von ihren Soldaten, in ſtädtiſche Quartiere gelegt waren. Die uns führen ſollten, dieſelben, welche den Widerſtand gegen die Franzoſen genährt hatten, verriethen unſere Sache. Doch die gemeinen Soldaten traten zuſammen, und weil ſie herrenlos und verkauft zwiſchen Feinden ſtanden, wählten ſie aus den alten Reitern ſich ſelbſt ihre Befehlshaber und ſchworen einander bei den Feldzeichen zu, als redliche Deutſche Blut und Leben mit einander daran zu ſetzen, nimmermehr aber dem falſchen Franzoſen zu gehorchen."

Der Herzog murmelte. „Die Welt verkehrt ſich! Die Herren ſind Diener des Erbfeindes, und der verlorene Hauſe handelt von der Ehre des deutſchen Namens."

„Vom Neckar zogen wir dem Main zu in feſter Ordnung, doch noch immer kam uns der Franzoſe nach, bat und drohte; wir aber ließen ihm ſagen: das Tuch ſei zerſchnitten zwiſchen ihm und uns. Nahe dem Main erſah er ſeinen Vortheil; als ein Hohlweg unſere Völker theilte, griff er die Nachhut an, wir aber ſchlugen ihn zurück," fuhr der Bote mit leuchtenden Augen fort, „und der arge Mann entwich nach Frankreich."

„Ihr warft den Turenne zurück?" frug der Herzog ungläubig, „uns wurde geſchrieben, daß der Haupttheil der Weimariſchen bei ihm geblieben ſei und nur ſchlechtes Volk entwichen."

Unwillig rief der Bote: „eine Lüge war's. Ich verberge Ew. herzoglichen Gnaden nicht, daß unſer tapferes Heer zerriſſen iſt. Vier berittene Regimenter, die geſondert lagen, hielt er am Rheine von uns ab. Jedoch die Stärke blieb vereint. Es ſind die acht Reiterregimenter Alt-Roſen, Mazarin, Fleckenſtein, Wittgenſtein, Ohme, Rußwurm, Taupadel, Schütze; dazu die Hälfte von Roſen-Dragoner und die letzte übrige Compagnie des alten gelben Regiments, das König Guſtav Adolf ſelbſt geführt."

„Ihr nennt wohlberühmte Feldzeichen," rief der Herzog erſtaunt.

„Dieſe ſind es, die mich zu Ew. herzoglichen Gnaden geſandt haben. Auch unſere Reihen ſind gelichtet; Mancher wurde weggelockt, dem der Muth verſagte vor der unſicheren Zukunft, denn heimliche Boten kamen täglich von den Officieren mit hohen Verſprechungen. Den Schlechten aber mißfiel die ſtrenge Kriegszucht, welche wir halten. Sie hatten auf Räuberleben gehofft und wenn wir einen Lump arquebuſirten oder an die Bäume hingen, ſo verſchwanden ſeine Genoſſen in der nächſten Nacht; ich denke, dieſe vergingen im elenden Krieg mit den Bauern, bevor ſie ihrer Freiheit froh wurden."

„Dennoch ſeid ihr nicht beſſer daran," entgegnete der Herzog, „jeder ehrliche Befehlshaber wird ſich gegen euch rüſten, denn ganz unleidlich iſt ſolcher Abfall und ein bedrohliches Exempel für alle Kriegsherrlichkeit."

„Wir fürchten keine Gewalt," antwortete Bernhard, „und haben noch wenig von fremdem Haß gemerkt; dagegen kann ich Ew. herzoglichen Gnaden nach Wahrheit verſichern, daß wir bis jetzt nur Gunſt genoſſen, denn wie zu einer reichen Braut, ſo ritten bei uns die Freiwerber ein: Kaiſerliche, Heſſen und Schweden. Wir haben die Wahl zwiſchen großen Potentaten und wir meinen, daß uns Jeder mehr verſpricht, als er halten wird."

„Und wollt ihr euch vermeſſen im Kriege zu beſtehen gegen Alle und gleich wilden Wölfen durch die Länder zu trotten, damit euch Jedermann erſchlage?" frug der Herzog.

„Wir ſuchen einen Landesherrn, der unſeres Stammes und Glaubens iſt, damit wir ihm als redliche Soldaten gehorchen, und darum, Herr Herzog, ſtehe ich hier, denn wir ſuchen Euch."

Der Herzog trat zurück, und der Abgeſandte fuhr fort. „Dieſe Botſchaft ſenden Euch die alten Reiter Herzog Bernhards: Als der beſte erſcheint Ihr uns von den Brüdern unſeres ruhmreichen ſeligen Herrn. Mancher unter uns hat ſeinen erſten Kriegsdienſt zugleich mit Euch gethan, da Ihr als Oberſt in unſerem Heere geboten. Euch rühmt die allgemeine Sage als gottesfürchtig und gerecht, als einen Fürſten, der das Wohl ſeiner Zugehörigen nie vergißt und der zwiſchen harten und eigennützigen Gebietern den Vortheil des deutſchen Landes höher achtet als den eigenen Nutzen. Auch iſt uns wohl bewußt, daß unſer theurer Herzog Bernhard, Euer Bruder, in ſeinem Teſtamente Euch zum Erben ſeines ganzen Heeres geſetzt hat. Und ſeine Regimenter, welche der Krieg noch nicht getilgt, denken jetzt daran, daß ſie als Erbtheil Euch zugehören. Darum erbieten wir, die Ihr verlorene Kinder des deutſchen Landes nanntet, uns gegen Euch zu treuem Dienſte, ob Ihr durch unſere Fäuſte dazu helfen wollt, daß unſer deutſches Land den erſehnten Frieden gewinne. Sind's auch acht Regimenter nur, zweitauſend Mann in Reih' und Glied, die heute durch mich vor Euer Angeſicht treten, ich darf es ſagen, Herr Herzog, die Spreu iſt von uns weggeflogen, ein Kernvolk iſt's, das dreifache Uebermacht nicht fürchtet; und rühren wir in Eurem Namen die Trommel, ſo ſtrömt in wenig Monden ein Heer zuſammen, das Euch den Kaiſerlichen und Schweden furchtbar macht."

„War ich ein Kriegsmann," entgegnete der Herzog in tiefem Ernſt, „das Amt iſt abgethan. Seit neunundzwanzig Jahren hat die Kriegsfurie Tod und Verderben in die Länder geführt; mein fürſtliches Amt iſt zu erhalten und zu retten, was noch am Leben iſt, nicht neues Blutvergießen aufzuregen. Ich weigere euch, was ihr mit hoher Mahnung von mir verlangt. Denn wenn ich wagen wollte, was für mich ein frevelhaft Beginnen wäre, ich könnte mir aus dem zerſtörten Lande vielleicht einen größeren Lappen zu meinem

Fürſtenmantel ſchneiden, aber ich würde neue Steine legen in den Pfad, der jetzt zum goldenen Frieden für uns gebahnt wird. Und wenn ich für meinen und meines Hauſes Vortheil nur um vier Wochen den Abſchluß des theuren Friedenswerkes verzögern wollte, ſo wäre es vor Gott und meinem Gewiſſen ein ſchweres Unrecht.“

„Hoffen Ew. herzogliche Gnaden, daß der Frieden komme? Der müde Soldat glaubt nicht, daß er ihn erleben wird.“

„Wir Alle harren zwiſchen Furcht und Hoffnung,“ antwortete der Herzog. „Sind ohnedies die Schwierigkeiten zahlreich, die den Abſchluß des Friedens verhindern, wie darf ich durch freches Unterfangen auch das umſtürzen, was bereits in gutem Vertrauen beſchloſſen iſt. Ein neues Heer ſchafft ſich neuen Krieg, das ſolltet ihr wiſſen; denn der Soldat vermag nicht von Luft zu leben und nicht von Hoffnung auf den Frieden.“

„Herzogliche Gnaden geſtatte mir zu ſagen: ein redlicher Herr, der ſeinen Feinden ſchreckhaft wird durch ein kriegshartes Heer, und auf den Vortheil Aller denkt, wäre wohl im Stande, die Fürſten der proteſtantiſchen Partei in einem Bündniß zu conjungiren, die Sachſen, Heſſen, Braunſchweiger, den Brandenburger, und ſolches Bündniß, wenn es auch nur Neutralität begehrt, würde den Kaiſer und die Fremden zum Frieden zwingen.“

„Die deutſchen Fürſten conjungiren!“ rief der Herzog, „ihr kennt die Staatsraiſon nicht, die Jeden verbindert dem Anderen zu trauen. Kann der gemeine Soldat in ſchwerer Stunde einmal den eigenen Vortheil vergeſſen, die großen Landherren können das nicht. — Wo habt ihr euer Heer verlaſſen und wohin geht euer Marſch?"

„Die Regimenter lagerten bei Neuſtadt, als ich von ihnen ritt. Sie wollten langſam heranziehen bis Waſungen."

„An meine Grenzen?" frug der Herzog, „und wie viel Köpfe zählt der Hauſe?"

„Mit Reitern, Weibern, Buben und Kindern an achttauſend Menſchenhäupter, dazu dreitauſend Pferde."

Der Herzog ſchritt heftig durch das Zimmer. „Achttauſend Mäuler, dazu dreitauſend Rationen, ſie verzehren in wenig Wochen mein ganzes Land. Ich weigere euch den Eintritt, ſoweit ich es vermag. Wollt ihr aber meinem fürſtlichen Willen trotzen und euch in meinen Dörfern ſetzen, ſo werdet ihr ſelbſt ſehen, daß wenig darin zu holen iſt. Bald wird der Hunger euch tilgen. In dem Neſt der Graſemücke ſitzt bereits ein Kukuk. Meine Unterthanen darben, weil wir den Schweden in Erfurt zu füttern haben."

„Sorgen herzogliche Gnaden nicht," antwortete Bernhard traurig, „wir meiden den Bezirk, welcher dem ſchwediſchen Kriegsvolk contribuirt, und werden Euer Land nicht beſchweren, wenn wir nicht dazu gezwungen werden."

Beide ſchwiegen ſtill, bis Bernhard wieder begann: „In treuer Meinung und hohem Vertrauen ſandte mich unſer Volk zu einem Herrn, den alle Welt als klug und redlich rühmt. Iſt Eure herzogliche Gnade außer Stande mich mit einer freundlichen Antwort zu entlaſſen? Viele unter uns waren der Hoffnung, daß dem Herzoge von Gotha, auch wenn er nicht heilſam befinden ſollte, mit eigenem Kriegsheer in's Feld zu ziehen, doch eine wehrhafte Mannſchaft willkommen ſein könnte. Die Mehrzahl unſerer Soldaten iſt aus Thüringen und Sachſen, ſie würde ſich wohl zu der Bevölkerung des Landes ſchicken. Auf dem Wege hierher erfuhr ich, daß fremdes Kriegsvolk ungebändigt im Lande beutet, ich ſah viele leere Höfe und wüſte Aecker, gern würde der Soldat, wenn er nicht mehr zum Schutz des Heimatlandes gebraucht wird, mit Weib und Kind die leeren Höfe beſetzen und einem huldvollen Herrn, der ihn ſeiner Dienſte entläßt, als friedlicher Unterthan gehorchen."

Der Herzog trat zu dem Sprechenden: „Ihr führt die Sache eurer Kameraden, wie ich erkenne, mit Verſtand, und ich will ehrlich auf euer Vertrauen antworten. Wenn ich euch mein Gebiet öffne und euch in meinen Dienſt nehme, nur zum eigenen Schutz, ſo ſind eurer zu viel und ich bin nicht reich genug euch zu unterhalten, zumal ich euretwegen ſogleich mit dem Schweden in Händel käme. Wenn ich euch aber annehme mit dem Verſprechen euch abzulohnen und ſtatt des Soldes mit Wohnſtätte und Land zu begaben, ſo würde euer wildes und hungriges Geſinde ſchnell darauf pochen und verlangen, daß ich ſie bis zu nächſter Ernte füttere und noch darüber hinaus, falls ihnen die ungewohnte

Bauernarbeit nicht gedeiht. Darum muß ich auch dieſem Wunſche widerſtehen. Wollt ihr jenſeit der Grenze mit eigener Fauſt das Tuch von den Standarten löſen, und wollen die entlaſſenen Soldaten mit Weib und Kind als friedliche Wanderer in mein Land ziehen, ſo will ich ſie günſtig aufnehmen und ihnen leicht machen, die leeren Höfe zu beſetzen."

„Der Soldat fühlt in ſeinem Herzen, wie bitter und ſchwer die Zeit iſt," antwortete Bernhard mit Zurückhaltung, „aber er weiß auch, daß er jetzt als ein Herr der Welt gebietet. Denn weil er nicht gequält und zertreten werden wollte, darum iſt er der Fahne zugezogen. So lange er in friedlicher Arbeit keine Sicherheit findet, und ſo lange im Herzogthum Gotha noch der Schwede und der kaiſerliche Freibeuter herriſch über die Flur reiten, werden Ew. herzogliche Gnaden nicht verlangen, daß die Axt zum Holzblock werde, von dem die Fremden ihre Späne hauen."

„Wollt ihr ſo trotzig des Teufels Werke weiter üben," rief der Herzog unwillig, „ſo fahrt dahin auf dem Wege, den euch der Böſe führt; ich verſage mich euch." Da Bernhard gekränkt ſchwieg, fuhr der Herzog nach einer Weile ruhiger fort: „Meint ihr, daß ich das Elend meines wehrloſen Status weniger fühle als ihr? Keiner wird ſo gedemüthigt durch die Herrſchaft der Fremden und durch den Raubſinn ihrer Befehlshaber, als der Fürſt, der ſeinem Gott gelobt hat ein Vater des Landes zu ſein. Glaubt mir, Herr, daß es meinen fürſtlichen Blut bitter und ſauer ankömmt, jedem wilden Räuber, der mit einem Heerhaufen über die Grenze bricht, zu zinſen und zu zahlen, und dazu noch groben Hohn zu ertragen. Aber der Herr hat mir das chriſtliche Amt anvertraut nicht zu zerſtören, ſondern zu erhalten, vor Allem aber meine eigenen Unterthanen, deren wenige geworden ſind, aus Zuchtloſigkeit und Verderb wieder in die Ordnung zu zwingen, damit ſie nicht wie Drohnen im Stocke leben, ſondern wie nützliche Bienen. Andere Waffen führe ich als eure Reiterpiſtolen; ich weiß wohl, daß der Uebermuth dieſer Welt ſie verlacht und daß Viele mich einen Thoren ſchelten. Dennoch denke ich feſt zu bleiben und mich gegen die blutige Fauſt des Krieges mit meinem Rüſtzeug zu wehren. Wollt ihr dies Rüſtzeug kennen lernen? ich will es euch weiſen.“ — Er hob eine Handbibel in die Höhe, die auf ſeinem Tiſche lag. „Hier das Wort Gottes! Dies Geſchlecht hat den Glauben verloren und ich ſchüttle ſie täglich an den Ohren, damit ſie wieder beten lernen. In weltlichen Dingen aber iſt mein Werkzeug dies hier!“ — Er wies auf einen Bogen Papier. „Auf ſolchen Bogen ſende ich täglich meine Befehle und Ordnungen für jeden Stand, für jedes Amt und jeden Ort durch das Land. Meine verwilderten Unterthanen ſchnellen ſie zuweilen in die Luft, ſie ſind ſäumig zu gehorchen und verlachen ihren Herrn als einen machtloſen Schreiber; aber ſie gewöhnen ſich doch daran Befehle zu empfangen, und da ſie merken, daß der Nacken des Herzogs noch ſteifer iſt als der ihre, ſo werden meine treuen Beamten allmählich ihrer Meiſter. Und endlich mein letzter Helfer iſt dieſes Geräth.“ — er wies durch das Fenſter auf den Hof, wo eine Reihe Arbeiter mit Handkarren fuhr. „Der Radkarren iſt es, durch den ich ſie gewöhne an täglichen Fleiß und an den Dienſt für mich, damit ich das ruchloſe Herumlungern bändige. Es that bis jetzt ein Jeder, was er für ſich ſelbſt wollte, ich aber bin gewillt, ihn zu ſolcher Arbeit zu zwingen, welche Anderen frommt.“

„Herzogliche Gnaden ſprechen als Friedensfürſt; aber noch raſt der ſchädliche Krieg, welcher jederzeit in wenig Tagen zerſtören kann, was eines guten Landesherrn Fürſorge durch jahrelange Mühen gebeſſert hat, und ich erflehe Verzeihung, wenn ich daran erinnere. Ich halte hier ein Gewicht in der Hand, zweitauſend der beſten Soldaten, das biete ich Eurer Gnade, damit Dieſelben es in Ihre Wagſchale ſtellen; verſchmäht der Herzog von Gotha dies Gewicht für ſich zu verwenden, ſo faßt ein Anderer darnach. Vielleicht der Schwede. Herzogliche Gnaden mögen ſelbſt ermeſſen, ob ſolcher Zuwachs, wenn er in die Schale eines Fremden fällt, für dieſes Land Frieden oder Verlängerung des Krieges bedeutet. Von den Heeren, die im Felde liegen, zählt zur Zeit keines mehr als zehntauſend wirkliche Soldaten; fallen zweitauſend, welche dem Franzoſen abgehen, jetzt dem Schweden zu, ſo kann wohl geſchehen, daß dieſer dadurch das ſtärkſte Gewicht in deutſchen Landen erhält und Meiſter des Spieles wird.“

„Was ihr mir einwendet, Herr," entgegnete der Herzog, „das klingt wie eine Drohung; auch darauf will ich euch runde Antwort geben. Zu dem heiß erſehnten Frieden vermag ich nur zu helfen durch meine Geſandten an der Stätte, wo über den Frieden verhandelt wird, und durch Mahnung an befreundete Fürſten, daß ſie zu hoch erhobene Prätention einſchränken. Im Uebrigen habe ich mich und meine Unterthanen vertrauend in Gottes Hand gegeben, er allein iſt jetzt der große Fürſt, der unſerem Elend helfen will und kann. Vertraut auch ihr, daß dieſer Helfer die Herzen der Gewaltigen dem Frieden zuwende."

Da Bernhard, ohne zu antworten, der Entlaſſung harrte, fuhr der Herzog nach einer Weile in gütigem Tone fort: „Ich habe mit euch, der ihr mir fremd ſeid, verhandelt wie mit einem alten Bekannten. Denn wiſſet, wenn ich auch dem Antrag eurer Völker widerſtehe, es iſt mir doch genehm, daß ſie wegen meines ſeligen Bruders und meines ehrlichen Namens in guter Meinung an mich gedacht haben. Auch ihr ſelbſt, Herr Abgeſandter, ſeid mir wohlgefällig, und ich habe ſolche Rede, wie ihr zu mir gethan, nicht aus eurem Lager erwartet. Woher ſtammt ihr? Ich höre aus euren Worten, daß ihr ein Literatus ſeid, wie kamt ihr zu den weimariſchen Völkern?"

„Mein ſeliger Vater zog als ein vermögender Kaufmann von Frankfurt nach Nürnberg, er ſtarb in der Nothzeit, die unter König Guſtav Adolph hereinbrach. Die Mutter erzog in Treue mich und eine junge Schweſter, zu Straßburg habe ich das Jus ſtudirt und gedachte in meiner Heimat Frankfurt durch Freunde und Gönner ein Amt zu erhalten, da gerieth ich mit einem vornehmen Lothringer in Zweikampf und entzog mich der Rache ſeiner Angehörigen unter der Standarte."

„Ihr führt die Schweſter mit euch umher? der Troß des Heeres iſt ein übler Aufenthalt für ein ſittſames Frauenzimmer."

„Vor zwei Jahren ſtarb die liebe Mutter, da kam mir aus Nürnberg ein Brief der Schweſter zu; ſie war dort ohne Anhang, und obgleich ſie würdige Bekannte gefunden hatte, ſo ſehnte ſie ſich doch hinweg und zu mir." Als Bernhard zögernd inne hielt, fuhr der Herzog mit neuem Antheil fort: „was iſt es mit ihr? Der alte Pfarrer hat mir Wunderliches erzählt."

„Sie lebt in ſchwacher Geſundheit, gnädiger Herr, und vor Jahren iſt eine Heimſuchung über die fromme Magd gekommen, daß ſie im Schlafe zuweilen laut Gebete und allerlei gottſelige Worte ſpricht. Die Geiſtlichkeit zu Nürnberg aber, welche durch unſere Mutter Kunde davon erhielt, achtete ſtark auf ihre Reden und wollte ein Wunder aus ihr machen. Das widerſtand ihrer Sittſamkeit, denn verzeihen Ew. herzogliche Gnaden, wenn ich als Bruder ſie rühme, ſie iſt beſcheiden und ehrbar und dabei von nicht gemeinem Verſtande. Aus den Winterquartieren wagte ich mich nach Nürnberg und nahm ſie zu mir mit der Intention, ihr ſobald als möglich an einem guten Ort bei ehrbaren Leuten ein Unterkommen zu ſchaffen. Darum als ich hierher deputirt wurde, beſchloſſen wir zu verſuchen, ob ſie in der Stadt Gotha, wo das Evangelium geehrt wird, bleiben könnte. Die Koſten ihres Unterhaltes würden Niemandem zur Laſt fallen, denn ſie iſt von unſeren Eltern her trotz der Kriegszeit nicht ganz ohne Vermögen. Jetzt haben herzogliche Gnaden ſelbſt mir den Muth gegeben, zu flehen, daß ihr verſtattet werde, hier in ehrbarem Haushalt unter hohem landesherrlichem Schutz zu weilen, bis ich weiter für ſie zu ſorgen vermag."

„Hat ſie den chriſtlichen Sinn, welchen ihr rühmt," antwortete der Herzog gütig, „ſo ſoll ſie auch die Sicherheit genießen, welche die Mauern meiner Reſidenz bieten können. Habt ihr ſie zur Stadt geführt?"

„Ich ließ ſie im Dorfe zurück unter dem Schutz meines Gefährten im Hauſe der Jungfer Möring. Sie iſt gut bei der Jungfer aufgehoben, aber die Gegend iſt unſicher. Doch hoffe ich, ſie wird von dort aus beſſer als ich Kundſchaft in der Stadt gewinnen. Denn ich berge Ew. herzoglichen Gnaden nicht, daß ich nach dem hier erhaltenen Beſcheide genöthigt bin mit erwählten Deputirten der Regimenter, welche in Waſungen meiner Antwort harren, zum Schweden nach Erfurt zu reiten, und ich wage deshalb noch die Bitte, meinen Gefährten den Zug durch das Gothaiſche gnädigſt zu verſtatten."

„Wie viel ſind eurer?" frug der Herzog mit erwachender Unruhe.

„Dreißig Pferde. Ich bürge dafür, daß wir weder mit Koſt noch mit Quartier die Einwohner beſchweren."

„In dieſem Fall habe ich Nichts dawider. Meldet euch bei dem ſchwediſchen Officier, welcher als Salva Guardia unten auf dem Markte einliegt. Wenn ihr zu dem Schweden reiten müßt, ſo wird euch ſelbſt daran gelegen ſein, daß eure Sendung an mich nicht ruchbar werde. Führt euch euer Weg wieder in mein Land, ſo laßt euch vor mir ſehen; ich freue mich, daß ich meine Wohlmeinung auch eurer Schweſter erweiſen kann.“ Er neigte ſich gegen den Geſandten zu gnädigem Abſchied.

Als der Herzog allein war, pfiff er auf einer ſilbernen Pfeife, die er am Halſe trug, und befahl dem eintretenden Diener, ſogleich den Licentiatus Hermann zu holen, welcher die Aufſicht über den ſechsjährigen Prinzen hatte und außerdem von dem Herrn als vertrauter Sekretär gebraucht wurde. „Ihr wart längere Zeit in Nürnberg? Habt ihr allda von einer Jungfer Regine Königin Etwas vernommen, Gutes oder Schlimmes?“ —

„Gewiß habe ich,“ antwortete der Licentiat. „Der hochwürdige Propſt, mein verehrter Gönner, der mich meinem gnädigſten Landesherrn empfahl, hat ſelbſt ein Scriptum über ſie aufgeſetzt. Die Jungfer wurde als eine gottſelige Bekennerin gerühmt, welcher nach Meinung Einiger die Gabe der Prophezeiung verliehen war. Mir iſt vergönnt worden, den Aufſatz abzuſchreiben und werde ich denſelben herzoglicher Gnaden unterbreiten können.“

„Holt ihn zur Stelle,“ gebot der Herzog eifrig.

„ſchreibt der Vorſicht halber nach Nürnberg und ſorgt, daß der Brief mit dem nächſten Expreßboten ablaufe, damit man erfährt, wie die Jungfer von Nürnberg geſchieden iſt und was es mit ihrem Bruder für Bewandtniß hat.“

Als Pieps allein war und die Pferde beſorgt hatte, ſteckte er die Daumen in ſeinen Gürtel und ſtellte ſich vor dem Hausknecht auf, welcher verwundert das weltmänniſche Benehmen des Kleinen betrachtete und noch mehr erſtaunte, als dieſer in einem Geſpräch genaue Kenntniß der Stallgebräuche offenbarte, indem er frug, wo hinaus Erfurt liege und Anderes, was einem Reiterjungen am Herzen lag. Da Pieps Zutrauen zu dem Knechte gewann, empfahl er ihm die Pferde, ſtolzierte auf die Gaſſe und betrachtete in ſeiner Weiſe die Stadt. Er widerſtand der Verſuchung aus dem Fleiſchladen, in welchem viel Lockendes offen dalag, ſein Frühſtück zu beuten, verſchmähte aber nicht, die Bekanntſchaft eines Straßenjungen zu machen, und ließ ſich von dieſem das Haus der Schmiedin Stange zeigen. Als er in der offenen Hausflur eine hagere Frau von unzweifelhaftem Alter am Waſchtrog beſchäftigt ſah, trat er auf die Schwelle und begann: „Seid ihr mit einem Herrn Oberſtlieutenant Stange verwandt, der am Rheinſtrom bei den weimariſchen Völkern wegen ſeiner großen Braveur ſehr gefürchtet iſt? Man ſagt, daß er aus Thüringen ſtammt.“ — Die Frau ſtarrte auf den Knaben, der fremdländiſch ſprach und ſtattlich gekleidet war.

„Seid ihr nicht mit ihm verwandt, ſo ſchadet's auch nicht, adjes!" fuhr Pieps fort und wandte ſich zum Abgehen. Die Frau trat auf ihn zu, packte ihn ſchnell beim Kragen, riß ihn in die Stube und ſchnappte die Thür zu. Der Bube ließ ſich die Gewaltthat ohne Widerſtand gefallen, ſetzte ſich nieder und antwortete auf die heftigen Anklagen und Fragen der Verlaſſenen bereitwillig, aber nicht wahrhaft, während ſeine Augen ſcharf in alle Ecken ſpähten.

„Der Genannte hat große Beute gemacht, und man ſagt, er will nächſtens heimkehren, habt ihr Etwas an ihn zu beſtellen? Ich habe keine Zeit, denn ich will frühſtücken."

Unter harten Beſchwerden über ihren einſamen Stand ſchloß die Frau den Brotſchrank auf.

„Käſe nehme ich nicht," ſagte Pieps, und ſah genau in den Schrank „denn ich bin Page eines vornehmen Officiers und eſſe nur Wurſt." Aber ſo hohen Genuß vermochte ihm die Schmiedin nicht zu bieten und er ließ ſich endlich zu Geringerem herab. Als er ſein Botenbrot verzehrt hatte, entzog er ſich weiteren Zumuthungen ſeiner aufgeregten Wirthin, indem er behend einen Stuhl beſtieg, das Schiebefenſter öffnete und auf die Straße ſprang. Die Frau fuhr ihm an das Fenſter nach, er aber zog einen kleinen Beutel aus der Taſche, warf ihn in die Stube und rief ſtolz: „Nehmt die Bezahlung für das Frühſtück." Darauf wandte er ſich mit der Sicherheit eines Straßenläufers der Herberge zu und erwartete den Rittmeiſter.

In geſtrecktem Trab kehrte Bernhard nach dem Walddorfe zurück. Er hielt an, um die Lerchen in der Luft zu hören, und rief dem Haſen, der neben ihm aufſprang, einen Jägerruf nach. Das Herz war ihm leicht und der große Auftrag, der ihm bis dahin im Sinn gelegen, beſchäftigte ihn wenig. Bevor ich über die Berge kam, dachte er bei ſich, ſtand mir der Muth mehr nach der ſchnellen Reiterei bei dem Schweden als nach dem Trabantendienſt eines kleinen Hofes, jetzt aber fühle ich ein Vertrauen zu dem Herzog und ich denke, er wäre der Landesherr, unter dem ich gern im Frieden hauſen würde. — Er kam beim Ritterhofe eines Dorfes vorbei, an der Brücke des Grabens ſtand der bewaffnete Hofherr, welcher ſoeben von auswärts heimgekehrt war, und begrüßte ſein Weib, das mit dem Sohne an der Hand aus dem Hofe entgegen trat. Bernhard ſah, wie der Mann das Weib küßte und den Knaben zu ſich heraufzog, und als er ſelbſt freundlich grüßend vorbeiritt und verwunderten Gegengruß erhielt, da lachte er und ihm fiel ein, daß auch er ein ſolcher Gutsherr werden könne durch redlich gewonnenes Beutegeld und durch die Hinterlaſſenſchaft ſeiner lieben Eltern. Er ſah ſich als Herrn im ſteinernen Hauſe, die Schweſter wohnte bei ihm, Gottlieb war Hofverwalter, Pieps wurde ſein Leibknecht und am Sonntage lud er den Paſtor zum Braten. In ſeiner Kammer hing die Armatur am Nagel und daneben in einem Schranken ſtand Einiges, was ihm von Büchern werth war, darunter ſein kleiner Horaz und der anmuthige Sänger Martin Opitz. Aus dieſem las er an Winterabenden den Anderen vor und ſang ſeine Lieder zur Laute. Auch der junge Sohn, den der Gutsherr zu ſich heraufgehoben hatte, kam in ſeinen Träumen wieder und dazu vernahm er eine Frauenſtimme: Küſſe deinen Sohn, bevor er zu Bett geht. — Dieſer Gedanke wurde dem Rittmeiſter der liebſte und er konnte gar nicht davon abkommen, ſo daß er ſich über ſich ſelbſt wunderte.

Als er durch eine offene Landſtadt kam, hielt er bei der Schenke und ließ den Hausknecht die Pferde beſorgen. Die Wirthin, eine leidliche Frau, trat heran und frug, ob er ſich nicht auch eine Ergötzlichkeit begehre. Sie trug ihm einen Schemel zu und während er trank, ſtand ſie die Hände unter der Schürze, bereit ihn zu unterhalten und ſagte laut, daß ſie ihn ſchon am Morgen mit einem Trabanten des gnädigen Herzogs im Vorbeireiten geſehen. Da faßten ſich die Nachbarn ein Herz, welche ihn vorher neugierig aus Fenſtern und Thüren betrachtet hatten, ſie kamen näher herzu, und er ſaß von einem Kreis umgeben, welcher zutraulich fragte und von dem Einbruch der fremden Reiter in die Walddörfer erzählte. Sonſt wäre ihm ſolches Geſchwätz der kleinen Leute läſtig geweſen, heut freute er ſich, daß ſie ihn wie einen friedlichen Mann und Nachbar behandelten, ihm fiel auf die Seele, wie fröhlich es mache, wenn Einer von allen Seiten ſolche Anſprache finde, und er dachte ſich wieder in der Nähe als einen ſicheren Mann angeſeſſen und in freundlichem Verkehr mit der Umgegend. Und als er in's Freie kam, die grünen Triften vor ſich ſah und dahinter die Waldhügel, da begann er laut die Worte des Dichters zu ſingen:

Ihr Birken und ihr hohen Linden,
Ihr Wüſten und du ſtiller Wald,
Mein Troſt und beſter Aufenthalt
Iſt jetzt bei euch allein zu finden.

Er ſpornte ſein Roß, daß es hoch aufſprang und wie er über den Steg lenkte und vor dem Hauſe hielt, empfand er in ſeligem Herzen, daß Alles ähnlich war, wie er ſich's eingebildet hatte, die Pforte war geöffnet, die Schweſter eilte ihm entgegen; und Eine ſtand dabei und reichte ihm ihre Hand, die er nicht wieder loslaſſen wollte.

Als Pieps hinter ſeinem Herrn im Quartiere anlangte, berichtete er dem Alten, was er ſpionirt hatte. „Stark von Knochen," ſagte er, „und feſt im Greifen. Die Schmiede war kalt, einiges Werkzeug vorhanden, der Brotſchrank leer, euren Beutel warf ich durch's Fenſter."

„Sie fluchte ſehr?" frug Gottlieb bekümmert.

„Es war nicht der Rede werth," tröſtete Pieps.

## 5.

## Junge Neigung.

Die Männer hatten das Walddorf verlaſſen und waren mit den übrigen Deputirten der Regimenter nach Erfurt geritten. Dort erfuhren ſie, daß alle großen Mächte ihretwegen in Bewegung waren, und daß die ſchwediſche Regierung, um das verbündete Frankreich nicht zu beleidigen, darauf beſtand, noch einen Sühneverſuch zu machen. So wurden ſie durch fruchtloſe Verhandlungen aufgehalten. Beim Abſchied hatte Bernhard ſeiner Schweſter den Buben und ihren Zelter zurückgelaſſen mit dem Verſprechen, in das Dorf zurückzukehren, bevor er dem Grafen Königsmark zuziehe.

Regine ſaß am Spinnrade und Judith ſtand neben ihr, ſah der Arbeit zu und prüfte den Faden. „Er iſt ganz fein und gleichmäßig,“ lobte ſie, „übt ihr euch eine Weile, ſo werdet ihr eine Meiſterin.“

„Lange hat mir das Hausweſen gefehlt,“ klagte das Kind, „und die ſtille Arbeit, bei der man ſich jeden Abend am Ofen über das Fertige freut und bedenkt, was den nächſten Tag zu ſchaffen ſein wird.“ Sie ſtellte das Spinnrad zur Seite und Judith drehte die

Schnur los, welche um das Rad lief. „Warum löſt ihr die Schnur?“ frug Regine wißbegierig. Judith lachte: „Sie ſagen, bei ungelöſter Schnur kommen die Erdmännchen und ſpinnen am Rocken, dann hört man die Spule ſchnurren.“

„Glaubt ihr, daß ſich ſolche Geiſter zu einem Märchen drängen, welches dem lieben Gott vertraut?“ ſagte Regine beſorgt und ſah in die Stubenecken.

„Wir wiſſen es nicht,“ verſetzte Judith ruhig, „und Vorſicht iſt rathſam. Denn es giebt viel geheimes Leben auf der Erde, das uns Menſchen unbekannt iſt, ſchädliches und heilſames; das erkennt Jeder, der um wohlthätige Arznei zu ſorgen hat. Viel hängt ab vom Tag und von der Stunde, an welcher man ſie zum Gebrauch gewinnt, und die weiſen Leute ſagen, daß in den Kräutern der Flur kleine Geiſter leben, welche man die guten Holden nennt, und die man ſich geneigt machen kann. Wir merken auch, daß manche von ihnen Männlein ſind und andere Fräulein, und ihre junge Brut halten ſie um ſich geſammelt.“

„Jungfer Judith, davon ſteht nichts in der Schrift,“ rief Regine eifrig.

„Aber es iſt zu leſen in Wald und Feld,“ antwortete Judith, „dort hat es der liebe Gott verzeichnet.“

„Ihr ſeid ſo gut gegen mich, und ich merke auch gegen Andere, denn die Leute hier achten ſehr auf euch. Liebe Jungfer, ſeid mir nicht böſe, wenn ich frage, warum ſingt ihr des Morgens und Abends nicht aus dem Geſangbuch?“ — Judith ſtrich der Fragerin liebkoſend über das Haar.

„Ich bin eines Pfarrers Kind und habe gelernt ſtill mein Sprüchlein zu beten. Ich halte nichts von langem Abſingen und Herſagen, denn wer ſeine frommen Gedanken zur Schau trägt, der betet ſich durch den Himmel durch, wie die Rede geht, und muß jenſeits Gänſe hüten. Euch wird das nicht begegnen,“ ſagte ſie herzlich.

Regine mußte lachen: „Auch ich denke ſo, daß der ſtille Dienſt am wohlgefälligſten iſt. Dieſen aber ſollen wir den ganzen Tag üben.“

„Auch ſeines Amtes redlich warten iſt ein Gottesdienſt,“ verſetzte Judith. „Iſt euer Bruder eben ſo geſinnt wie ihr?“

„Ich fürchte, er folgt mehr eurer Weiſe,“ antwortete Regine. „Nach ſeinem Herzen aber iſt er ein liebevoller Knabe, das weiß ich am beſten.“

Judith ſetzte ſich neben ſie. — „Denn ihr müßt wiſſen,“ fuhr Regine gewichtig fort, „eine Schweſter kennt den Bruder anders als jede Fremde, und der ſelige Vater ſagte im Scherz: die Mutter ſieht das Knäblein nackt und die Schweſter ſieht es im Hemde, fremde Jungfern aber ſehn es im Seidenwamms.“

Jetzt lachte Judith. „Der Herr Vater war wohl ein kluger Mann?“

„Das war er,“ beſtätigte die Tochter, „er ſah auch dem Bruder ähnlich, hielt ſich ſtattlich und war von heiterem Weſen. Und ihr könnt mir glauben, um den Bernhard iſt's ſchade, daß er ein Kriegsmann werden mußte, denn er hat gute Wiſſenſchaft in gelehrten Dingen, ſpielt auch auf dem Clavicordium, ſingt dazu mit einer guten Stimme und macht allerwege die Leute fröhlich. Ich aber bin ein trauriger ſchwarzer Butz und er hat ſeine Noth mit mir; ich bin aus der Art geſchlagen, ſie ſagen, weil die Mutter, bevor ich geboren wurde, ſich ſehr wegen der Kroaten geängſtigt hat.“ Sie ſah bekümmert vor ſich hin.

Judith nahm liebkoſend die Hand des Gaſtes und hielt ſie in ihren Händen feſt.

Unterdeß war das zugereiſte Mädchen im Walddorfe, ohne eine Ahnung zu haben, der Gegenſtand hoher Beachtung geworden. Den Herzog beſchäftigte ſeit der Unterredung mit Bernhard der Gedanke an die Geſchwiſter; doch um die Wahrheit zu ſagen, er gedachte weniger des Bruders, der ihm fremdes Kriegsvolk angeboten hatte, als der Schweſter, welche im Rufe ſtand zu prophezeien. Und das war nicht zu verwundern. Denn Jedermann wurde durch die Schrecken der Gegenwart gepeinigt und fühlte ungeduldiges Verlangen in der Zukunft ein beſſeres Glück zu erkennen. Im Volke wucherte der Aberglaube und Viele ſuchten durch geheime Künſte, die ſeit der Heidenzeit nicht vergeſſen waren, künftige Ereigniſſe zu deuten und ſich vor drohender Gefahr zu ſchützen; überall erſtanden Propheten, ſogar Kinder weiſſagten und verkündeten bald Untergang der Welt, bald Beſſerung des betrübten deutſchen Zuſtandes. Auch der Herzog hatte ſeinen Antheil an ſolcher Sehnſucht und Neugierde und konnte ſich nicht verſagen, das Scriptum des Nürnberger Propſtes ſeinem Schloßprediger mitzutheilen. Der Geiſtliche las mit hoher Befriedigung und ſprach Bewunderung der Verkündigungen aus, obwohl dieſe in der Hauptſache nichts weiter waren als umgewandelte Bibelſprüche. Er erſtaunte nicht wenig, als der Landesfürſt, ſeiner Beiſtimmung froh, ihm offenbarte, daß das Wunderkind zur Stelle ſei und daß es erwünſcht wäre, wenn er daſſelbe gegen billige Vergütigung durch die Angehörigen des Mädchens für die nächſte Zeit in Wohnung und Koſt nehme. Der geiſtliche Herr bat um Erlaubniß dieſen Punkt mit ſeiner Hausfrau zu bereden, da Seiner herzoglichen Gnaden nicht unbekannt, daß die derzeitige Wohnung des Schloßpredigers enge, nicht günſtig gelegen und mit einer finſteren Treppe behaftet ſei.

Das verkannte der Herzog nicht, und obgleich er vermied eine Abhilfe in Ausſicht zu ſtellen, ſo ſah der Prediger nebſt ſeiner Gattin dennoch ein, daß die Aufnahme der Fremden vortheilhaft zu werden nicht unbegründete Ausſicht verſchaffe.

An einem der nächſten Tage fuhr ein ſtattlicher Wagen mit einer Schutzdecke, begleitet von einem herzoglichen Trabanten zu Pferde, in das Walddorf und hielt bei der Pfarre; nicht lange darauf bewegten ſich der Pfarrer und Licentiat Hermann in bedächtigem Schritt nach dem Hauſe der Jungfer Judith, wo Licentiatus einen Brief des Schloßpredigers an Regine übergab. Nach dem nothwendigen Hin- und Herreden, und nachdem ſich beide Herren in aller Höflichkeit zu beſten Dienſten erboten hatten, wurden die Sachen der fremden Jungfer auf den Wagen geſtaut und dieſelbe eingeladen auf dem Ehrenſitze Platz zu nehmen, dem Licentiaten aber zu geſtatten, daß er ſie aus dem Dorfe in die Stadt und aus einer unſicheren Wildniß unter die Augen und in den Schutz anſehnlicher Perſonen ſtelle. Die Mädchen hielten einander bei der Hand.

„Es iſt beſſer ſo für euch,“ ſagte Judith freundlich; „ſeht ihr euren Bruder wieder, ſo grüßt ihn von mir.“

Als aber ihr Beſuch in den Wagen gehoben war und eine kleine Hand noch einmal zum Abſchied zurückwinkte, ſchlug das Dorfmädchen die Hofthüre zu, eilte in die Stube und ſaß dort lange mit geſenktem Haupt.

Unterdeß bemühte ſich der Licentiat durch höflichen und wohlanſtändigen Diſcours ſeine ſchweigſame Reiſebegleiterin zu unterhalten, und da er ein geſcheuter und aufgeweckter Mann war, ſo gewann er auch allmählich ihre Aufmerkſamkeit. Er hatte das Zartgefühl von perſönlichen Verhältniſſen zu ſchweigen, aber er ſpielte ſich behende auf Nürnberg, die berühmte Stadt, und verſchmähte nicht von der Verwunderung zu ſprechen, welche ihm alldort die Tracht der Frauen und das großartige Ausſehen der Stadt ſowie auch die künſtlichen Gebäude verurſacht hatten, und nicht weniger das ſogar in der Kriegszeit luſtige Leben auf den Wochenmärkten und das öffentliche Braten der Fiſche. Längere

Zeit hörte ihm Regine mit Antheil zu, endlich wagte ſie die ſchüchterne Bitte, er möge ihr nicht verſchweigen, welche Geſinnung der Herr Schloßprediger und deſſen Frau Liebſte ihr entgegenbrächten und wie ſie ſich dort zu verhalten habe, um zu gefallen; „denn es iſt ſchwer für ein Waiſenkind in fremdem Lande; auch die Bräuche hier ſind mir ganz unbekannt; und ich möchte doch, daß Beide in ihrem Gemüth von aufrichtiger Güte gegen mich würden.“ Da vergaß der Licentiat ſeine wohlgeſetzten Reden und die gemeſſene Bewegung der Hand, welche dem Erzählenden wohl anſteht, und brach heraus: „Seien Sie nur ganz ohne Sorge, ſehr verehrte Jungfer Königin, und ſeien Sie nur ganz ſo wie Sie auch gegen mich ſind, nach Ihrer eigenen Art, und Sie werden allen Leuten, hohen und niedrigen, über alle Maßen gefallen.“ Aber er zuckte zurück und faßte ſich zuſammen, weil er ungebührlich laut und ſchnell geſprochen; auch Regine ſaß verlegen da, bis ihr Begleiter wieder die richtigen Worte fand und gewiſſermaßen zur Sühne ſeines jähen Weſens ausführlich über den geiſtlichen Herrn berichtete, ſehr vorſichtig, ſehr voll von Hochachtung und Anerkennung, jedoch ſo, daß Regine eine Meinung über ihren künftigen Beſchützer bekam, die ſich ſpäter als richtig erwies.

Nämlich der Schloßprediger war ein wohlhäbiger Herr mit geröthetem Antlitz, runden grauen Augen und ſtarkem Munde. Er trug das große Haupt zurückgeworfen und die Augen ſahen gerade und ſtolz in die

Welt. Denn zu einer Zeit, in welcher friedliche Leute genöthigt wurden, ſcheu um ſich zu blicken und leiſe zu reden, war er in der glücklichen Lage, jede Woche ſeine Stimme mächtig über demüthigen Hörern zu erheben, und Keiner durfte ihm widerſprechen. So hatte er das Ausſehen eines gewaltigen Mannes und war in der That ein ſtrenger Gebieter ſeiner Gemeinde; nur hatte auch er, wie andere Machthaber, mit der Schwierigkeit zu kämpfen, daß ihm ſein Volk ungern gehorchte. Zwar wenn er die Andersgläubigen durch kräftige Schläge auf die Kanzel verurtheilte, waren ſeine Beichtkinder recht wohl zufrieden, wenn er aber einmal einen Feldzug gegen ihre liederlichen Gewohnheiten unternahm, und ihnen Nüchternheit, Zucht und Nachtruhe empfahl, dann zuckten die Sünder hinter ſeinem Rücken die Schultern und ſpotteten ohne Ehrfurcht über den röthlichen Schimmer ſeines Angeſichts, denn ſie wußten, daß er in der ſchweren Zeit zuweilen Troſt in heißem Frankenwein fand; und wenn er auf der Kanzel gegen die Herrſchbegier derjenigen Hälfte des Menſchengeſchlechts wetterte, welche nach der Schrift der andern Hälfte Gehorſam ſchuldig iſt, ſo flüſterten die Zuhörer einander in das Ohr, daß er nur darum in der Kirche ſo kräftig losgehe, weil er zu Hauſe leidend gehorchen müſſe.

Von ſolchen Eigenſchaften des hochanſehnlichen Mannes kam in den Worten des Licentiaten ſo viel zu Tage, daß Regine ein wenig lächeln mußte, zuletzt aber nachdenklich wurde. Und der Redner, betroffen über ihre Schweigſamkeit, beeilte ſich, die Frau Schloßpredigerin zu erwähnen, welche, obgleich klein und hager, doch im Hausweſen die ſtärkere Kraft entwickelte. Er rühmte ihre Wirthſchaftlichkeit im Einſchlachten und Räuchern, und er verrieth auch, daß ſie eine ſonderliche Vorliebe für Backobſt habe und ſtolz auf einige Obſtbäume in ihrem kleinen Garten ſei.

„Das iſt gut,“ ſagte Regine eifrig, „im Winter iſt ſolche Hauskoſt ein Schatz. Aber der Herr ſcheint ſich nicht viel daraus zu machen,“ fügte ſie hinzu, ihn ſchalkhaft anblickend, „denn ſonſt würde derſelbe dies nicht ſo auffällig finden.“ Der Begleiter beeilte ſich ſeine unbedingte Bereitwilligkeit zu dieſem Genuß auszuſprechen.

Wieder ein kleines Stillſchweigen, dann begann das Mädchen auf's Neue: „Ich ſorge, daß ich dem Herrn Licentiaten vorlaut erſcheine, wenn ich mich unterſtehe, auch nach dem Herzog zu fragen. Da Seine Gnade mir, wie die Herren erwähnten, dieſe gute Stätte bereitet hat, ſo möchte ich gern wiſſen, wie ich mich gegen ihn zu halten habe, um ihm meine Dankbarkeit zu beweiſen.“ Jetzt wurde ihr Begleiter beredt, rühmte den Herzog höchlich und mit warmen Worten und nachdem er von ſeinem redlichen Eifer erzählt hatte und von der guten fürſtlichen Häuslichkeit, ſo erwähnte er auch die Sorgfalt, mit welcher der Herr ſich um Allerlei kümmerte, was in ſeinem Lande vorging. „Durch dieſe Sorglichkeit werden herzogliche Gnaden zuweilen übermäßig occupirt und onerirt, und die Specialitäten werden demſelben jeweilig zu einem Embarras.“

„Ich bitte den Herrn, nicht
zu ſprechen,“ ſagte Regine, „
Deutſch gewohnt.“
„Verzeihe mir die he
Redner betroffen, „ich
daß die undankbaren
ab und zu verkenne
ſchämter Dreiſtigkei
Jetzt ſah er
Um dies zu ver
aus, da auf de
Tengelſtein kl
fröhlich, „de
Begleiter
Schutz in
zog geſc
Si
zerſtört
ſie ſta
ſter d
„
„gewi
klette
die
Löſc
hatt
verz
dahi

die ſie lange entbehrt, ſtärkte ihr
. Und da in ihrer Phantaſie
er ſich zu dem Bilde der
nn ſie endlich: „Ach! ſo
Welt und doch iſt die
lles nützt ihnen Nichts
werden dem Lande
Liebe haben.“
n großes Wort,“
nd da ich ſelbſt
te ich nicht für
iſe Klage ge-
erhebe. Sie
rsgläubige
Gemüth
chen um
töten,
Furcht-
ich ſo

a ich
ihr
aber
elche
mir
och
im-
hes
rfte

ich mir Manches abſchreiben, und dieſes zu leſen iſt mir große Erbauung, obgleich der Dichter nicht unſeres Glaubens geweſen iſt. Ich hoffe, ihr haltet das nicht für unerlaubt."

„Wenn mich die Jungfer mit ſo hohem Vertrauen beehrt," verſetzte der Theologe ernſthaft, „ſo bin ich ſchuldig zu antworten, ich müßte dieſe Poeſie vorher geleſen haben, bevor ich wagen darf, einen Rath zu geben."

„Ihr ſollt ſie zu Geſicht bekommen," verſprach Regine und ſah ihn treuherzig an.

Jetzt hatten die Reiſenden gefunden, was beide redſelig machte, und die Wegſtunden ſchwanden ihnen ſchnell dahin. Endlich ſagte der Licentiat mit fröhlichem Lächeln: „Als ich heut früh ausfuhr, dachte ich nicht daran, daß mir dieſe Reiſe eine Bekanntſchaft verſchaffen würde, die mir ſo hochwerth geworden iſt, und immerdar eine glückſelige Erinnerung ſein wird, und ich geſtehe der Jungfer Königin, daß ich in Sorge war, wie dieſelbe ſich mir gegenüber gehaben würde, ja daß ich nach Manchem, was ich gehört, meinen Auftrag für difficil erachtete; aber ich fand heut früh einen guten Troſt, als ich zu chriſtlicher Prüfung des Kommenden dreimal in der Schrift den Vers nachlas, auf welchen mein Finger gerieth. Denn worauf ich traf, das war Alles gut."

Regine ſtrich an ihrem Gewande, als ſie frug: „Darf auch ich wiſſen, welches die günſtigen Vorzeichen waren?"

Zögernd berichtete er. „Der erſte Vers war aus den Sprüchen Salomonis: Sie thut ihren Mund auf mit Weisheit und auf ihrer Zunge iſt holdſelige Lehre."

„Herr Licentiat, das paßt nicht," rief das Mädchen erſchrocken.

„Mir ſcheint der Spruch trifft gerade das Richtige," verſetzte ihr Begleiter ſiegreich. „Der zweite aber war fünftes Buch Moſe: Der Herr brachte uns an dieſen Ort und gab uns dies Land, da Milch und Honig innen fleußt." Er hielt an.

„Und der dritte?" frug Regine leiſe.

„Den dritten," verſetzte der Theologe befangen, „wage ich euch jetzt nicht zu ſagen, vielleicht geſtattet ihr mir's einmal ſpäter."

Es war ein ſtiller Abend im Dorfe, die Berge warfen blaue Schatten über die Holzhäuſer, den Wieſengrund und das murmelnde Waſſer, und oben an der Berglehne leuchteten die Baumwipfel von bräunlichem Golde. In der friſchen Abendluft ſaß Judith am Zaun ihres Hofes; das Spinnrad ſchnurrte, aber ihre Augen flogen die Straße hinab der Gegend zu, wo ſich das Thal in die Ebene öffnete.

„Heute war das Sonnenlicht mild und langſames Reiten würde einem Kranken nicht ſchaden. Kommt er noch, ſo kommt er heut. Die Spindel ſtach in den Finger, das bedeutet Beſuch. Ich ſorge um Einen, der mir fremd iſt, und doch der Vertraute meines Herzens vom Morgen bis zur Nacht. Wenn er wieder im Lederſtuhl am Herde ſitzt, reiche ich ihm den

Trank in dem ſilbernen Becherlein, welches um der ſeligen Mutter willen in aller Noth bewahrt wurde. Seine Schweſter ſagt, daß er von fröhlichem Gemüthe iſt und Jedem lieb macht mit ihm zu verkehren, das wußte ich auch, denn wenn er lachte, ſchlug mir das Herz. Die Urſel berühmt ſich, daß ſie einen Entfernten zwingen kann ſeine Gedanken nach dem zu richten, der ihn herbeiwünſcht, aber ich zweifle, ob ihr das Kunſtſtück gelingt. Iſt es ſtillem Wunſche möglich über Berg und Thal in die Seele eines Anderen zu dringen, ſo ziehe ich ſelbſt ihn herbei, bis er leibhaftig vor mir ſteht, denn wie ein Feuerfunken, der im Sturmwind dahinfährt, fliegt meine Sehnſucht in die Ferne zu ihm. Er ſpornt ſein Roß und er jagt auf der Straße, er hält an und ſchlägt an das Thor. Arme Thörin!" rief ſie laut, „was weiß ich von ſeinen Wegen? und weshalb vertraue ich, daß er meiner gedenkt?"

Aber von fern klang der Hufſchlag eines Pferdes; auf der Straße jagte ein Reiter heran, er ſetzte über den Steg, ſchwenkte den Hut und rief grüßend ihren Namen. Der, den ſie gerufen, hielt vor ihr, und in freudigem Schreck wich ihr das Blut aus dem Antlitz zum Herzen.

In der Stube antwortete ſie ſeinem ſuchenden Blick: „Der Herr findet die Schweſter, zu der er kommt, nicht mehr hier;" ſie erzählte dem Erſtaunten von der Einholung und hatte Mühe ihre Freude zu bergen, als der Bruder fröhlich antwortete: „Iſt mir der Herzog zuvorgekommen, ſo erhalte ich das Recht auch für mich ſelbſt zu ſorgen.“ Er wies auf ſeinen Arm. „Lieber bleibe ich hier, als im Gedränge der Stadt, während die Kameraden leere Worte mit den großen ſchwediſchen Schreibern wechſeln. Und jetzt, wo ich den würzigen Geruch der Kräuter wieder athme, iſt mir ſo wohl zu Muthe, als wäre ich ein Knabe, der ſeine günſtige Frau Pathe beſucht, und ich bitte die Jungfer, daß ſie mich nicht fortweiſe, wenn ich mich hier in's Quartier lege.“ Dabei neigte er ſich tief vor ihr. — Judith antwortete erröthend:

„Der Herr iſt willkommen während der Stunden, die er bei uns verweilen will. Der Zelter ſteht neben der Kuh und der Knabe ſchläft auf dem Boden darüber, aber der Herr Rittmeiſter iſt mir zu groß, um mit den anderen Puppen in dieſe kleine Holzſchachtel eingeſperrt zu werden, darum machen wir's euch im Hauſe nebenan ſo wohnlich als wir können. Ihr beſucht den Pfarrer und meldet euch bei dem Amtsſchreiber, der ſich jetzt wie ein Ohrwurm winden wird, da er gemerkt hat, daß ihr beim Herzoge etwas geltet. Doch traut ihm nicht über den Weg, er meint es zu Wenigen gut, und am meiſten mögen ſich die hüten, zu denen er es in ſeiner Weiſe gut meint.“ Ein Schatten flog über ihr frohes Geſicht, doch ſchwand er gleich wieder in Heiterkeit, als ſie auf den Knaben wies, der ſäuberlich in neuer Wäſche auftrat, das ſtruppige Haar glatt gebürſtet, die Aermelſchlitze ſeines Wammſes mit bunter Seide ausgepufft. „Wir haben dem

Herrn unterdeſſen ſeinen Pagen ausſtaffirt, damit dieſer ihm Ehre mache.“

Sie lud den Gaſt zum Sitzen und er verneigte ſich zum Danke dafür wieder, wie vor einer Königin. Denn er gedachte der Sitte und daß er die Schutzloſe in ihrem Hauſe zu ehren hatte. Das verſtand Judith in dankbarem Herzen, und auch ſie ſetzte ſich ihm gegenüber an das Spinnrad, hoch aufgerichtet mit ruhigem Antlitz. Ihr Wunſch war erfüllt, der Erſehnte ſaß auf dem Lehnſtuhl am Herde und ſein Trunk wurde ihm in dem Schmuckſtück des Hauſes vorgeſetzt; ſie frug und er berichtete über die kleinen Abenteuer auf der Reiſe und die ſchlechten Herbergen am Wege. Dennoch erwies ſich das Lied, welches der Rittmeiſter zuweilen ſang, und worin er behauptete, daß Amor, das verſchmitzte Kind, völlig blind ſei, an dem Sänger ſelbſt als unwahr. Denn der erwähnte Gott ſaß luchsäugig, wenn auch unſichtbar, auf dem Brettergerüſt unter den Kräuterbündeln, und ſchoß mit ſeinem Flitzbogen einen Pfeil nach dem andern gegen den Kriegsmann ab. Der Gaſt und die Jungfer Wirthin, wie höflich ſie auch zu einander redeten, ſie konnten nicht vermeiden, daß das Glück ihnen aus den Augen leuchtete, und daß ihnen die Stimme von der inneren Bewegung leiſe erbebte. Bald erzählte ihr Bernhard wie einem treuen Kameraden von Allem, was er in den letzten Wochen erfahren, und kam dabei unvermerkt auf ſein früheres Leben, bis ihr die Spindel im Schoße ruhte und ihre Augen in ſtiller Verklärung auf ſeinem Angeſicht hafteten. Während das Abend dunkel in das Gemach drang, öffneten ſich zwei Herzen wie zwei volle Knoſpen, welche die roſigen Blätter gegen einander entfalten. Auf unruhige Erwartung und pochende Leidenſchaft war für beide das erſte Glück des Wiederſehens gefolgt, ein ſeliger Friede.

Als ſie dem Gaſt das Abendbrot vorgeſetzt und den Arm verbunden hatte, führte ſie ihn nach ſeiner Herberge und bot ihm die Gutenacht.

„Wie wußteſt du, daß ich heut kommen würde?“ frug der Rittmeiſter den Knaben, ſobald ſie allein waren.

„Die Jungfer hat's gewußt,“ antwortete Pieps, und ſein großer Mund verzog ſich zu einem glückſeligen Grinſen.

Lange ſaß Bernhard im Dunkel an dem kleinen Fenſter. Er verſuchte leiſe zu ſingen, aber er verlor die Melodie ſowohl bei Frau Venus als bei den zu kaufenden Melonen. Ihm hatte in ſorgloſen Tagen manches Märchen wohlgefallen, aber niemals war ihm das Herz aufgegangen wie in der letzten Stunde, ihm kam vor, als ob er zu dieſer Jungfrau halten müſſe, ſo lange er lebe, und er ſtarrte beim Sternenlicht hinüber nach dem Nachbarhauſe, mehr dem Corydon gleich, der ſich um Phyllis grämt, als einem Reiter von Alt-Roſen, welcher in wüſtem Hauſe lagert.

Am nächſten Morgen ritt er nach Gotha. Die Schweſter ſprach ihm gegenüber muthig und in gutem Vertrauen von ihrer Lage; mit dem Schloßprediger beredete er zu großer Zufriedenheit des geiſtlichen Herrn die Vergütigung, und wie die Habe der Schweſter in dem Troßwagen ſicher von Waſungen heranzufahren ſei, auch beim Herzoge meldete er ſich und erhielt Erlaubniß im Walddorfe zu raſten, weil er dort den Quartieren ſeiner Völker näher war. Und die Schweſter freute ſich über die Zuverſicht des Bruders, als er ihr beim Abſchied ſagte: „der Herzog hofft jetzt auf Beſſerung, auch die Schweden reden viel vom Frieden, vielleicht frage ich in Kurzem, ob du dich hier zu Lande bei dem Bruder anſiedeln willſt.“

Als er mit dem Buben den Eingang des Waldthales erreichte, ſah er unweit der Straße die Jungfrau, welche mit ihrem Korbe aus der Hütte eines Holzfällers herab kam. Sie blieb ſtehen, als ſie die Reiter erkannte. Er ſprang ab, ſandte den Knaben und die Pferde voraus und ſchritt neben ihr den Fußweg entlang. „Wie mögt ihr euch allein durch das offene Land wagen?“ mahnte er beſorgt. „Auf den Straßen ſchweift unſicheres Volk und im Walde iſt noch weniger zu trauen.“

„Wir Landleute haben in der eigenen Flur immer guten Muth,“ antwortete Judith; „heute begleitete mich auf dem Hinwege der Mann meiner Kranken, und bei der Heimkehr dachte ich euch zu treffen.“ Ihr Antlitz röthete ſich, aber ſie ſah ihn in unſchuldiger Zuverſicht an.

„Liebe Jungfer Judith,“ rief er und ſuchte ihre Hand zu faſſen.

Sie löſte die Finger aus den ſeinen, aber mit ſtrahlenden Augen frug ſie: „bin ich euch ein wenig lieb, Monſieur König? Heut möchte ich's glauben, denn eure Stimme klingt anders als von kalter Höflichkeit. Und daß ihr und die Schweſter gute Kundſchaft halten wollt mit der armen Dorfjungfer, ſoll mir manchmal in der Wildniß ein Troſt ſein; denn die Gäſte, welche ſonſt zu uns kommen, ſind ſelten der Art, daß man mit Freude an ſie zurückdenkt.“ Sie wies auf die Landſtraße: „Seht, dort ziehen Solche heran, von denen wir häufig Zuſpruch haben.“ Aber im nächſten Augenblick ging ſie mit ſchnellem Schritt auf die Fremden zu.

Ein Mann zog einen kleinen Handwagen, auf welchem zwei müde Kinder ſaßen, neben ihm hinkte auf einen Stab geſtützt die Frau. Der Fahrende trug einen ſtädtiſchen Rock, deſſen ſchwarze Farbe durch Sonnenbrand und Regen vergraut war; aus dem feinen Angeſicht blickten zwei geſcheute Augen. Er und die Frau waren nicht alt, aber ſchwächlich und verfallen, und man ſah ihnen wohl an, daß ſie beſſere Tage gekannt hatten.

Judith rief ihrem Begleiter haſtig zu: „Es ſind Exulanten, es iſt ein Geiſtlicher!“ und redete den Mann an, indem ſie ſich verneigte: „salve, vir reverendissime!“ Dabei nahm ſie ihm die Deichſel aus der Hand und kehrte den Wagen dem Dorfe zu: „Ihr dürft nicht ohne Erquickung weiter ziehen. Verſchmäht nicht, die kurze Strecke zurückzulenken; was fehlt der Frau am Fuße?“

Der Mann zog vor dieſem entſchiedenen Willen den

Hut. „Will die wohlgeneigte Frau den Meinen etwas Gutes thun, ſo wird es der Himmel lohnen, denn wir kommen von weit her und wiſſen nicht wohin.“

Judith wandte ſich zu Bernhard und auf die Kinder weiſend, ſagte ſie in herzlicher Bewegung: „Auf ſolchem Wagen ſaß als Kind auch ich, wenn ich erſchöpft vom Wandern war, mein Vater zog die Deichſel und die Mutter ging mit wunden Füßen im Staube der Heerſtraße.“ Und den Wagen auf der Straße zurückfahrend, wehrte ſie dem Flüchtling: „Ich leide nicht, Herr Paſtor, daß ihr euch bemüht.“

Da nahm auch der Rittmeiſter den Arm der wankenden Frau und führte ſie vorſichtig, die tiefen Wagengeleiſe vermeidend, nach dem Dorfe zurück. So kam die Geſellſchaft vor das Haus der Jungfrau; dieſe lenkte zu dem Bau, in dem der Rittmeiſter einquartiert war und bat: „Geſtattet ihnen in der Kammer euch gegenüber zu bleiben, denn ich ſehe, eine Nachtruhe iſt ihnen vor Allem nöthig.“ — Sie hob die Kinder vom Wagen, gab der alten Urſel und dem Reiterbuben ſchnelle Befehle, und dem Rittmeiſter war, als ob ſie auch ſeine Hilfe bei dem guten Werke erwarte, ſo daß er ihr dienſtwillig in das Haus folgte. Dort ſchloß ſie die Truhe auf, kramte in der Wäſche, wickelte ein kleines Bündel und hob ein vornehmes Tiſchtüchlein mit buntgenähtem Saume heraus: „Es macht dem Herrn Pfarrer ſoviel Freude als ganze Koſt,“ erklärte ſie, „wenn wir ihm ein Tiſchtuch aufdecken.“ Sie legte das Tuch ihrem Gaſt über den Arm, und frug: „Es war ſtarkes Bier gekommen aus der Stadt für die Jungfer Schweſter; darf ich davon geben?“ Als ihr Blick auf das Geſtell fiel, wo ſie den kleinen Silberbecher verſteckt hatte, hielt ſie zweifelnd an und frug wieder: „Iſt es euch unlieb, wenn der Fremde aus eurem Becher trinkt?“ Bernhard hob das Gefäß ſchnell herab. „Dann iſt noch das Huhn für die kranke Frau,“ fuhr ſie bittend fort, „auch dies war für einen Anderen zubereitet und er würde mit Geringerem vorlieb nehmen müſſen.“ Und ſie trugen gemeinſchaftlich den Flüchtlingen hinüber.

Unterdeß war Urſel um die kranke Frau bemüht, und Pieps, welcher Lagerſtroh herzugetragen und mit nicht gemeiner Kunſt eine Streu geſchüttet hatte, ſaß vor der Thür bei einem Waſſerkübel und ſtriegelte den beiden Kindern mit Schwamm und Bürſte den Staub des Weges von Geſicht und Kleidern. Judith aber und Bernhard deckten dem Pfarrer den Tiſch im Freien; ſie trug auf, er ſchenkte ein und trank den Willkommen zu, gleich als ob er Hausherr wäre.

„Dies iſt ein Landsmann aus dem Rieſengebirge,“ ſagte Judith und ſtrich dem Pfarrer vertraulich über den Aermel, „ich erkenne an ſeiner Rede die Heimat.“ Und als der Fremde, bevor er ſich an die Koſt wagte, wehmüthig durch das Fenſter in die Stube zurückſah, tröſtete Judith: „Sorge der Herr Paſtor nicht um die liebe Frau und nicht um die Kinder, denkt jetzt an euch ſelbſt.“

Der Mann gewann im Eſſen beſſeren Lebensmuth und erzählte dem Rittmeiſter, welcher ſich zu ihm ſetzte, von dem Unglück ſeiner Heimat und dem Elend ſeiner Irrfahrten, ruhig und ohne Klage, wie müde und geplagte Leute von ihrem ſchweren Schickſal ſprechen, wenn ſie nicht darauf ausgehen Mitleid zu erregen. Auch Bernhard, welcher den Flüchtling als verſtändigen Mann erkannte, der von den Kriegsläuften zu berichten wußte, antwortete ihm achtungsvoll, und merkte, wie froh Judith über ſeine Theilnahme war, wenn ſie einmal am Tiſche ſtehen blieb. So kam der Abend heran; Judith führte die Kleinen ſauber und geſättigt zu ihrem Vater: „Die Kinder wollen Euer Ehrwürden gute Nacht ſagen, wir legen ſie jetzt in die warme Streu, die liebe Frau iſt verſorgt, und ich hoffe ſie wird morgen bis zur Stadt gehen.“

Sie räumte ab, hing dem Rittmeiſter auf ſeine Forderung wieder das Tiſchtuch über den Arm, und ſchüttelte dem Pfarrer, während er ſeine Segenswünſche ausſprach, lange die Hand. „Gute Nacht euch Allen, ihr Armen; ihr ſchlaft in gutem Schutz, der Knabe dieſes Herrn wird euch heranholen, was ihr etwa noch braucht.“

Auch als Judith mit Bernhard in ihre Stube zurückgekehrt war, hörte das Schaffen nicht auf; ſie fand noch mancherlei, was die Fremden nöthig brauchten und was ſie entbehren konnte, öffnete die Kaſten und trug zuſammen, bis Bernhard endlich ſagte: „Die Jungfer iſt glücklich gerade das Nöthigſte geben zu können, gern wollte auch ich Etwas thun; wenn ihr einen Beutel hättet, ſo möchte ich einen

Joachimsthaler hineinſtecken, damit ihr ihn beim Abſchiede der Frau gebt.“ Dieſer Gedanke gefiel der Jungfrau und ſie brachte aus einer Ecke der Truhe ein Lederſäcklein herbei, trat vor ihn, hielt es umgeſtürzt am unteren Zipfel und ſagte lachend: „es iſt leer!“ — So unſchuldig und liebenswerth war ihre Freude und der warmherzige Eifer, daß Bernhard ein Entzücken in ſeinem Herzen fühlte, welches ihm übermächtig wurde; er neigte ſich zu ihrem Angeſicht und küßte ſie herzlich auf den Mund. Sie widerſtand nicht und als er wagte den Arm um ſie zu legen, ruhte ſie einen Augenblick an ſeinem Herzen. Doch während ſie ſich von ihm löſte und ihn liebevoll anſah, röthete ſich ihr Antlitz; ſie trat ſchnell zum Tiſch, ergriff ihren Kram und verließ das Zimmer.

Bernhard ſtand allein in der Stube und ihm kam vor, als ob die Kräuterbündel und Flaſchen auf dem Brettergeſtell hüpften und der Lehnſtuhl ihn tanzend umkreiſte. Ungeduldig ſchritt er auf und ab, die Rückkehr des Mädchens erwartend. Als ſie nicht kam, eilte er aus dem Hauſe, ſie zu ſuchen. Er fand ſie an der Felswand auf einer Bank ſitzen, und merkte, daß ihre Augen naß waren. Da ergriff er ihre Hand und ſie zog die Hand nicht zurück, aber ſie ſah traurig zu ihm auf und ſagte leiſe: „Ihr hättet mich nicht küſſen ſollen.“ — Ihm ſchlug das Herz hoch und er bat: „Der lieben Jungfer Judith habe ich etwas zu vertrauen, was ich am liebſten ſage, wenn dieſelbe im Hauſe vor mir ſitzt auf ihrem Stuhle am

Spinnrad, zwiſchen den Wänden, in denen ſie durch die lieben Eltern geſegnet wurde.“

Sie ſah ihn groß an und das Blut wich aus ihrem Antlitz, als ſie aufſtand und ſchweigend neben ihm in das Zimmer trat. Hier ſtellte er ihr Stuhl und Spinnrad zurecht und bat ſie mit einer Handbewegung niederzuſitzen. Sie gehorchte und hielt die Spindel im Schoß, die Augen feſt auf ihn gewandt. Er aber begann feierlich:

„Liebe Jungfer Judith, ich habe mich zu dem Kuſſe vermeſſen in herzlicher Neigung, die ich für euch fühle. Zürnet nicht, wenn ich euch heut gerade heraus und ohne Freiwerber meine Liebe bekenne und meinen heißen Wunſch, daß ihr euch entſchließen möget mein eheliches Gemahl zu werden.“

Das Mädchen ſtand erſchrocken auf, während er bittend fortfuhr: „Ich weiß wohl, was die geliebte Jungfer einwenden wird, daß ſo voreiliges und ſtürmiſches Werben nicht gezieme, da ich nur ſeit kurzer Zeit euch bekannt bin. Auch fürchte ich, daß euch mein Kriegsamt leidig iſt. Höret dennoch meine flehentliche Bitte mit günſtiger Geſinnung an, denn von der erſten Stunde, wo ich euch ſah, habt ihr mir ſehr gefallen und ſeitdem immer mehr, und wenn ich hier euer Weſen betrachte, ſo merke ich, daß ich auf Erden nur mit euch glücklich ſein kann.“

Judith athmete tief auf und antwortete mit ſtockender Stimme: „Der Herr ſagte ſelbſt, daß ich ihn erſt ſeit Kurzem kenne, dieſelbe Rede muß ich dem Herrn zurückgeben, auch von mir iſt ihm wenig bewußt; er weiß noch nicht, wie das freundloſe Dorfmädchen ſich zu ſeinem Leben ſchicken würde, und mir bangt, daß ihn bald ſeine Rede gereuen könnte.“

„Sprecht nicht ungerecht gegen euch,“ rief Bernhard alle Bedächtigkeit vergeſſend, „denn ich ſehe wohl, in der Jungfer iſt ein Geſchick und eine Feſtigkeit, daß ſie überall in der Welt beſtehen wird. Ich hoffe, dieſelbe ſoll auch finden, daß in meinem Gemüth keine dunklen Winkel ſind; ich bin ein einfacher Geſell, wie ich denke, ſo gebe ich mich; ſeid ihr einmal mit mir unzufrieden, herzliebe Jungfer, ſo ſagt es mir gerade heraus, und ich werde mich gern nach eurem Willen richten, ſoweit dies dem Manne geziemt. Und wenn ihr mir einwendet, daß ich euch zu wenig kenne, ſo wiſſet, daß ich zu euch ein Vertrauen habe, wie niemals gegen einen Menſchen, und ich fühle die Sehnſucht immer in eurer Nähe zu ſein und Alles mit euch zu theilen, Gedanken und Werke.“

Judith verſtand die Bewegung ſeiner Stimme und das Flehen ſeiner treuen Augen, und die Thränen liefen ihr über die Wangen, aber ſie faßte ſich bald. „Ich glaube euch,“ ſprach ſie, „und ich traue eurer Redlichkeit. Doch zürnt nicht, Herr, wenn ich in dieſer Stunde die Antwort gebe, die mir gebührt. Zu eurer verlobten Braut kann ich mich nicht bekennen nach ſolcher Rede, wie ihr heut zu mir gethan. Es iſt ein alter Glaube, daß jähe Werbung kurzes Glück gewinnt. Euch treibt euer Amt in die Ferne, wer weiß, ob ich euch dort ſo lieb bleibe, wie ich euch nach euren Worten zur Zeit bin. Deshalb bitte ich inſtändig: ſchonet jetzt meinen einſamen Stand und ſehet erſt zu, wie ihr die Ehe, die ihr beabſichtigt, mit eurem Amte und euren Blutsfreunden in Einklang bringt. Werbt ihr dann um mich, wie Sitte iſt, durch eure Freundſchaft, und kommt eure Schweſter, um mich als Hausfrau für euch zu fordern, ſo ſage ich euch Beſcheid."

Sie trat zurück und er ſah finſter vor ſich nieder: „Laßt mich nicht unſicher und in Traurigkeit dahinziehen, denn das Zutrauen zu eurer Liebe wäre mein einziges Glück fern von euch in der Fremde."

Da ſprach ſie leiſe: „Iſt es euch unlieb, daß ich zögere, mir iſt es leid. Thut dennoch nach meinem Wunſche und vertraut unterdeß, daß ich euch zugethan bleibe. Denn ich bekenne euch, Monſieur Bernhard, was ſonſt ein Mädchen verbirgt: auch ich bin euch gut. Und wenn ihr mich durch eure Freunde zu eurer Hausfrau begehren wollt, ſo gehöre ich euch, als meinem geliebten Herrn, für Leben und Tod. Wiſſet auch, daß ich ſeit dem Morgen, wo ich euch im Walde zum erſten Male ſah, in der Stille des Glaubens lebe, daß der Himmel euch zu mir geſandt hat, damit ich euch angehöre."

Bei dieſen Worten bot ſie ihm die Hand, er aber zog ſie fröhlich an ſein Herz und rief: „Allerliebſte Herzensjungfer, es ſoll geſchehen, wie ihr wollt, und ich hoffe, es dauert nicht lange, daß ich die Schweſter zu euch ſende, denn mir iſt auf dem Wege zu euch Allerlei eingefallen, wie wir unſer Leben friedlich einrichten könnten. Iſt's euch genehm, ſo erzähle ich davon.“ Als ſie aber ihm gegenüber niederſitzen wollte, ſagte er: „Jetzt, da ihr wißt, daß ihr meine Liebſte ſeid, iſt mein Recht, daß ich neben der Jungfer ſitze und auch, daß ich euch vor den Leuten an der Hand führe.“ Das mußte Judith zugeben, und er rückte ihren Schemel neben ſeinen Lehnſtuhl, auch gebrauchte er ſein Recht ihre Hand zu halten und hinderte ſie in der Arbeit. Dabei begann er:

„Zuerſt bitte ich euch, daß ihr das Waiſenkind, meinen Buben, bei euch behaltet und auch das Rößlein der Schweſter. Dem Knaben iſt eure Zucht ein Himmelsſegen, und er merkt das auch, euch aber kann er als Bote dienen zur Stadt und wie ihr ſonſt wollt, denn er iſt über ſeine Jahre gewitzigt. Den Gaul wird er beſorgen, damit ihr dieſen für eure Wege zu den Kranken gebraucht, oder für die Schweſter bewahrt.“

Als Judith damit einverſtanden war, berichtete er weiter, wie er neulich auf dem Wege den heimkehrenden Gutsherrn betrachtet und ſich an ſeine Stelle gedacht, die Jungfer Judith aber an Stelle der Hausfrau. Und als er das roſige Licht ſah, welches ſich über die Wangen des geliebten Mädchens ergoß, ſchilderte er ihr die ganze Einrichtung des Gutes, erwähnte Gottlieb und Pieps und ſeine Beutepferde, ſo daß Judith hingeriſſen durch die Beſchreibung, auch ihrerſeits von der Molkerei anfing, und daß ſie eine gute Großmagd wiſſe; bis ſie ihn endlich in die Kammer zog, und bat an die Wand zu klopfen. Sie freute ſich, als er ihr bekannte, daß er nichts Auffälliges entdecken könne, und vertraute ihm ein Geheimniß des Hauſes, daß die Wand doppelt war nach kluger Einrichtung des ſeligen Vaters. „Man kann nur vom Dachboden in den Raum, und ich zeige euch den Zugang, darin aber ſteht eine große Truhe mit der Leinwand, die wir in all' den Jahren geſponnen.“ Und ſie ſagte ſtolz: „Es iſt eine Ausſtattung wie für eine Kaufmannstochter, das iſt mein Schatz. Das Haus iſt öfter geplündert, mein Geheimniß haben die Räuber niemals entdeckt, für Wäſche brauchtet ihr nimmer zu ſorgen. Doch wir ſind thöricht,“ fuhr ſie kleinlaut fort, „denn wie wollt ihr in dieſem Lande zu einem Gute kommen?“ Jetzt wurde Bernhard froh, führte ſie wieder auf ihren Sitz und geſtand ihr, daß es mit ſeinem Vermögen gar nicht dürftig ſtand, und daß die Geſchwiſter zu Nürnberg in guter Verwahrung noch Geld beſaßen und Antheil an einer Handlung; ſo daß Judith erſchrocken ſagte: „Ich habe nicht gewußt, daß der Herr ſoviel vermag, wie darf ich für mich daran denken, in ſolchen Wohlſtand zu treten?“ Und er mußte viele Beredtſamkeit anwenden, bis er ſie wieder dazu brachte, ſeine Pläne anzuhören.

Als Beide eine Weile emſig an dem Garn ihrer Zukunft geſponnen hatten, begann Judith: „Wiſſet, liebſter Monſieur Bernhard, daß euer Mädchen, wenn die Kriegsnoth nicht wäre, euch auch ein

Gütchen zubringen könnte. Denn die lieben Eltern ſaßen auf einem ſchönen Freihof in dem Lande Schleſien nahe an dem Rieſengebirge bei einem hohen Berg, den man die Eule nennt; dort bin ich geboren und ich war neun Jahre alt, als wir die Gegend verlaſſen mußten.“

„Der Herr Vater war doch ein Geiſtlicher?“ frug Bernhard verwundert.

„Das war er. Von Geburt ein Deutſcher, aber er hielt zu den Gemeinden der böhmiſchen Brüder und ſtand unter ihnen in Ehren als einer von ihren Biſchöfen, meine Mutter aber war eine Böhmin von der anderen Seite des Gebirges und ſtammte aus einem Geſchlecht der Bekenner, welche man in alter Zeit Huſſiten nannte. Als nun in Böhmen grauſame Verfolgung aller Evangeliſchen ausbrach, gelang es dem Vater, der viel Anhang in dem Grenzlande hatte, ſich in Schleſien zu behaupten, weil er die Gunſt einiger großer Herren beſaß. Und da er immer ein Naturkundiger geweſen war, ſo hielt er ſich ſtill auf unſrem Gut, das er erworben, half den Kranken, wo er konnte, und übte nur insgeheim ſein heiliges Amt. Aber nicht lange bevor der Schwedenkönig in's Land kam, ward er den Jeſuiten verrathen, und ſollte in den Kerker abgeführt werden, was damals ſoviel bedeutete als in den Tod; doch er wurde durch einen Freund gewarnt und wir flohen bei Nacht, zuerſt im Wagen, dann zu Fuß durch Schleſien und über die Elbe, bis wir in dieſes Land gelangten. Die liebe Mutter ſtarb nach den Schrecken und Anſtrengungen unſerer Reiſe, der Vater zog mit mir aus bitterer Noth in dies Dorf und ich habe ihm während der Kriegszeit noch als Kind die Wirthſchaft geführt.“ — Sie legte ihr Haupt an ſeine Schulter und ſah ſtarr vor ſich hin. Bernhard wagte nicht das Schweigen zu brechen; er dachte wehmüthig, wie unſäglich viel Trübſal und Schmerz das tapfere Herz, welches nahe an dem ſeinen ſchlug, in jungen Jahren durchgekämpft hatte. Endlich frug er um wieder ihre Stimme zu hören: „Von dem Gut aber, was der Herr Vater zurückgelaſſen, habt ihr nie wieder etwas gehört?“

„Zuweilen kam Kunde. Unter dem Schwedenkönig diente ein Oberſt, der von unſerem Glauben war und mit meiner Mutter verwandt; dieſer lag längere Zeit in unſerer Heimat, an ihn ſchrieb der Vater und er hat uns ſeine Treue bewährt. Denn da die Feinde unſere ganze Habe genommen hatten, zwang er ſie, den Raub in Gelde zu büßen, ein Theil davon kam in des Vaters Hände, ſo daß er ſich hier feſtſetzen konnte. Und wegen des Gutes wurde abgemacht, daß es dem Vater als Eigenthum bleiben ſollte und der günſtige Freund, von dem uns die Warnung gekommen, ſollte den Nutzen haben, als wenn es ihm gehörte, bis wir wieder zurückkämen. Das iſt jetzt fünfzehn Jahre her, und der Krieg hat ſeitdem faſt unabläſſig auch in meiner Heimat gewüthet. Wer kann ſagen, wie es jetzt dort beſtellt iſt? Ich aber ſehe das alte Steinhaus, in dem wir wohnten, noch deutlich vor mir, einen großen Hof mit hoher Mauer und auch die Berge, welche in der Nähe ſtehen, ſie ſind viel höher als dieſe hier. Im Traume bin ich zuweilen ein Kind, trage mein Spielzeug durch die Stuben und höre erſchrocken den Schlag am Thore in jener Nacht, wo wir gewarnt wurden. Auch die alte Böhmin ſehe ich noch vor mir, welche meine Kindermuhme war, ſie ſah der Urſel ſehr ähnlich und galt für eine Frau, welche Geſichte hatte. Als ſie mich in der Nacht zu den flüchtigen Eltern in den Wagen hob, ſegnete ſie mich und klagte in ihrer böhmiſchen Sprache: Du wirſt hierher zurückkehren, aber deiner Eltern Grab vermag ich nicht zu ſehen. — Wer weiß, ob ſie Recht hat?“ ſchloß ſie leiſe und ſtarrte wieder vor ſich hin.

„Dient es zu eurem Glück, daß ihr hinkommt, ſo ſoll es geſchehen,“ tröſtete Bernhard. „Iſt der Weg auch weit, meine Hausfrau ſoll gute Reiſegeſellſchaft haben. Der Knabe ſchirrt die Pferde auf und mein alter Kampfgenoſſe begleitet uns, wir ziehen als friſche Reiter in eure Heimat und zwingen die Leute dort, euch als Herrin zu erkennen.“ Judith lachte ihn mit beſſerer Zuverſicht an.

„Ihr habt einen friſchen Muth,“ rühmte ſie.

„Dafür reite ich auch mit kecken Geſellen durch das Land.“

Das Märchen ſtand ſchnell auf. „Wie die Kinder haben wir uns ein glückſeliges Leben eingebildet; ihr aber ſeid den böſen Geiſtern des Krieges preisgegeben und auf der Schneide des Schwertes ſchwebt euer Geſchick und das meine. Ach, lieber Herr, ein Trugbild war die Hoffnung und eitel die Freude." Die Thränen brachen ihr aus den Augen und ſie barg das Angeſicht über den Händen auf dem Tiſch. „Haltet mich nicht für dreiſt," bat ſie aufſehend, „und denkt nicht, ich ſei liebetoll. Ehe ich euch kannte, war ich gefaßt, auch Schweres zu tragen, jetzt fühle ich mich hilflos wie ein Kind. Ich ſehe die Feinde gegen euch reiten, die Schwerter zucken, der Feuerſtrahl fährt aus dem Rohr, das Pferd rennt dahin ohne den Reiter und ich harre und weine." Sie blickte wild wie auf eine Erſcheinung.

„Ich ſchwor einen theuren Eid, bevor ich euch ſah," ſprach Bernhard, ergriffen durch die Leidenſchaft der Jungfrau; „ich bin meinen Kriegsgeſellen verpflichtet, ſo lange das Tuch an der Standarte weht, mit ihnen zu reiten und ihr Schickſal zu theilen; das iſt des Soldaten Loos. Wenn es uns bei den Schweden geräth, ſo muß ich mit meiner Compagnie im Felde liegen. Auch in dieſem Fall komme ich wieder zu euch und bitte, daß ihr als Officiersfrau mit mir haushaltet in unſeren Quartieren. Iſt dort das Leben unſicher, ſo frage ich euch, herzliebe Jungfer, habt ihr im Dorfe größere Sicherheit? Auch hier bürgt uns Niemand dafür, daß nicht in der nächſten Stunde die Feinde an das Haus dringen. Das aber gelobe ich euch, ſo wahr ich euch liebe und ſo wahr ich für uns Beide auf eine friedliche Zukunft hoffe, ich löſe mich von der Fahne, ſobald der Eid und die Ehre dies geſtatten." Er zog das Mädchen wieder an ſeine Seite, ſie aber blieb den Abend ſtill und feierlich und verhandelte draußen leiſe mit der alten Dienerin. Endlich brach ſie das Schweigen: „Heut iſt eine heilbringende Nacht und ich möchte in die Berge, ein wohlthätiges Kraut zu holen, das man nach Vorſchrift der Bücher und klugen Leute nur um Mitternacht aus dem Boden heben darf. Wollt ihr mich begleiten, doch ohne ein Wort zu ſprechen, ſo wäre mir's lieb."

„Ich bin bereit," ſagte Bernhard verwundert. „Was ihr wagt, ſoll mich nicht ſchrecken. Doch um euretwillen, liebe Jungfer, warne ich vor der Stunde, welche dem Chriſten unheimlich iſt."

„Sorgt nicht," antwortete Judith mit düſterem Lächeln, „ich vertraue, es iſt keine Gefahr für Leben und Seligkeit." Sie ſetzte ſich wieder zu ihm, ſprach ruhig und zutraulich und bat ihn von ſeinen Kriegsfahrten zu erzählen. Das that er gern, und ſchnell vergingen die Stunden, bis ſie aufſtand und bedeutſam ſagte: „jetzt iſt es Zeit zu gehen." Bernhard eilte in ſein Quartier, holte ſeine Waffen, hüllte ſich in den Mantel und weckte den Knaben.

„Der Schreiber hat heut im Hofe der Jungfer ſpionirt," berichtete Pieps. „Ich ſah ihn im Abenddunkel unter dem Fenſter." „Halt Wache," gebot Bernhard.

Als er aus der Hütte trat, ſtand die Jungfer ihn erwartend am Thor und legte warnend die Hand auf den Mund. Sie eilten über den Steg auf die Berge zu. Die Nacht war kühl und ſtill, der volle Mond warf helle Lichter auf den Pfad, welcher der nächſten Höhe zuführte. Judith ſah oft nach dem Himmel und hemmte den Schritt, um die rechte Stunde zu treffen. Als ſie den Gipfel erreicht hatten, wies ſie auf eine hohe Tanne, welche allein am Rande des Abhanges ſtand; Bernhard merkte, daß er dort zurückbleiben ſollte und das Mädchen trat allein hinaus auf den offenen Raum, welcher mit jungem Laubholz umfaßt, vom Monde hell beſchienen war.

Bernhard merkte Nichts von den Schrecken der Geiſterſtunde. Hinter ihm fiel die Höhe ſteil zu dem Thale, er erkannte die grauen Dächer des Dorfes im Grunde, auch das Haus der Geliebten und den weißen Schaum des Bergbachs. Vor ihm aber lag friedlich in ſilbernem Glanz die Bergwieſe, der Nachtwind ſtrich leiſe über die Halme und Blüthen, ſo daß ſie ſich regten wie im Schlafe, und trieb ihren würzigen Duft weit hin durch die Luft. Wo ein Buſch oder der Stumpf eines Baumes Schatten warf, bewegten ſich wie im Tanze kleine Lichtfunken; ſie fuhren auf und nieder, erglänzten und verſchwanden zwiſchen Schatten und Licht. Es war wunderſam ſtill, keine Vogelſtimme ertönte und kein Wildthier bewegte die Zweige, die Grillen hingen ſchweigend an den Blättern, die Hummeln ſaßen geduckt in ihrem Erdloch, und über der ſchlafenden Erde lag aus Strahlen gewebt die ſilberne Decke, welche das geheime Leben verbarg. Bernhard, der zum Schutz für ſich und eine Andere leiſe ſein Gebet geſprochen hatte, bedachte, daß die

Stunde und der Ort eher zu frommen Gedanken ermunterten als zu Werken des Teufels. In der Ferne ſah er Judith langſam am Rande des Gehölzes dahingehen, auch ſie umfloſſen von dem milden Schimmer der Nacht, und er erkannte, daß ſie niederkniete auf dem Grunde. Nicht lange und ſie kam mit ſchnellen Schritten auf ihn zu, zog ihn in den Schatten des Baumes und flüſterte ſcheu zurückblickend: „Nicht ohne Widerſtand empfing ich die Gabe. Mir war, als ſchaute ich im Gehölz das Geſicht des böſen Feindes; er ſah einem Manne ähnlich, vor dem mir graut. Doch das Trugbild verſchwand wieder, und ich halte in meiner Hand, was ich für euch geholt.“ Sie wies ihm den kleinen Beutel, welchen ſie aus der Truhe gehoben hatte. „Dies Säcklein, über dem ihr die Jungfer geküßt habt, bewahrte ich für euch; die Wurzel eines kleinen Krautes ſteckt darin, denn es iſt ein Glaube, daß dieſem die Kraft verliehen ſei: den Leib des Mannes, der ſie trägt, vor feindlichem Geſchoß zu bewahren. Nehmt ſie, Geliebter, und bergt ſie unter eurem Kleide. Wir haben ja keine Gewähr, daß ſie die große Kraft hat, aber wir hoffen es. Seid ihr ſelbſt auch ſtolz und ſeid ihr ungläubig, tragt ſie doch um meinetwillen, denn in Herzensangſt um euch habe ich ſie der Erde abgefordert und geraubt.“

Da empfing er die Gabe, barg ſie an ſeiner Bruſt und ſagte herzlich: „Seither habe ich der Gefahr ohne Furcht ins Auge geſehen, und war bereit in Gottes Namen zu ertragen, was der Krieg dem Reiter bringt. Was mir von euch kommt, bewahre ich ohne Scheu. Aber ich fürchte faſt, daß mir euer Geſchenk das ſorgloſe Wagen vermindert; denn wenn ich es an meinem Herzen fühle, ſo muß ich jetzt denken, daß ich ein holdes Mädchen beſitze, das mehr um mein Leben ſorgt als ich ſelbſt. Kräftiger als die Kräuter des Feldes iſt der Zauber, den ihr an mir übt, wenn ich euch in die Augen blicke und wenn ich euch in meine Arme ſchließe, wie ich jetzt wage.“

## 6.

# Enttäuſchungen.

Die hohe fürſtliche Theilnahme machte den Gaſt im Hauſe des Schloßpredigers zu einem Gegenſtand ſorglicher Pflege. Der Herzog ſandte einen Wildbraten und ſogar einen guten Trunk für ſeinen Schützling, er hielt im Vorbeireiten an und frug den Hausherrn, welcher vergnügt auf die Schwelle trat, nach dem Befinden der Fremden, ja er ſtieg ſelbſt die finſtere Treppe hinauf und verſicherte Regine mit tröſtenden Worten ſeines Schutzes. Da war natürlich, daß ihr manch' gutes Süppchen gekocht wurde, und daß die Schloßpredigerin nicht leiden wollte, wenn ihr Gaſt an die Waſchgefäße trat und in der Küche unter den Töpfen hantirte. Doch Regine beharrte dabei, das Wohlwollen, welches ihr ſo plötzlich zu Theil geworden war, durch treue Hilfe zu verdienen, ſie bemächtigte ſich der Bäffchen und Kragen des Geiſtlichen, wußte dieſe in glänzendem Weiß zu erhalten, machte mit herzlicher Innigkeit die Hausandachten durch und ging bei jedem öffentlichen Gottesdienſt ſchüchtern neben der Schloßpredigerin zur Kirche hinauf; dort ſaß ſie auf einem Ehrenplatz mit niedergeſchlagenen Augen und merkte nicht, daß ſie der kleinen Schloßgemeinde zu beſtändiger Verwunderung gereichte, und daß auch die hohen Herrſchaften vom Chore aus den Verlauf ihrer Andacht genau beachteten.

Sie war glücklicher als ſeit lange. Aber bei ihrem Wohlbefinden war ein Haken, den ſie ſelbſt nicht merkte. Sie erwies ſich nicht als das Wunder, das ſie doch ſein ſollte, ſie wandelte durch die Stunden des Tages ganz wie ein anderes Mädchen und zuweilen verſchönte ihr herzliches Lachen die Räume des Pfarrhauſes, wenn Licentiatus Hermann als Gaſt gegenwärtig war, kleine Abenteuer von der Univerſität erzählte und dabei die fremdartige Sprache der Süddeutſchen poſſierlich nachmachte. Vielleicht war es das ruhige Glück, welches dem Mädchen die Erweckungen fern hielt; aber ſolche Enthaltſamkeit war nicht ganz nach dem Sinne ihrer Gönner. Der Herzog begnügte ſich bei dem Geiſtlichen deshalb vertraulich anzufragen und ſagte: „haltet das Kind nur gut, das Uebrige ſei dem Herrn befohlen!“ Aber der Schloßprediger ſelbſt fühlte die Verantwortlichkeit und daß die Sache einen Fortgang haben müſſe, und es geſchah, daß er ſich bei Nacht von ſeinem Lager erhob und in Socken an die Kammerthür ſeines Gaſtes ſchlich, um zu horchen, ob ſie nicht vielleicht an leere Wände die werthvollen Worte verſchwende, ſo daß die Hausfrau, ebenfalls in Socken, nacheilen und mit kräftigem Proteſt an ſeinen Huſten erinnern mußte.

Endlich befand der Schloßprediger, daß es nothwendig ſei, die ſibylliniſche Thätigkeit ſeines Gaſtes, ſoweit geiſtlichem Zureden möglich iſt, aufzumuntern; er ſpielte ſich eines Tages mit vorſichtigen Worten auf die früheren Zufälle des Mädchens, forſchte genau nach den Kennzeichen, an denen das Eintreten dieſes Zuſtandes von dem theilnehmenden Beobachter erkannt werden könne, und beachtete im Amtseifer nicht, daß ſein Gaſt ſogleich alle Heiterkeit verlor und hilfeflehend zu ihm aufſah. Zuletzt wagte er ſogar den Rath: „meine liebe Jungfer, da des Herzogs Gnaden ein beſonderes Intereſſe an euren prophetiſchen Ausſprüchen nimmt, ſo wäre für uns Alle wünſchenswerth, wenn derſelbe einmal davon profitiren könnte.“ — Regine verſetzte kummervoll: „Ach! ehrwürdiger Herr, ich vermag ja dabei Nichts.“

Aber wohlmeinend fuhr der Geiſtliche fort: „Vielleicht würde durch Gebet, ſowie durch ernſte Richtung des Willens auf die erwähnte Begabung der erwünſchte Effect zu erreichen ſein.“

Regine ſtand erſchrocken auf: „Soll ich meinen lieben Schöpfer bitten, daß er mich träumen laſſe, damit dem Herrn Herzog eine Unterhaltung bereitet werde?“

„Die liebe Jungfer möge meine Worte nicht uneben auslegen. Dieſe Träume könnten Manches enthalten, was als göttlicher Fingerzeig für Seine herzogliche Gnaden von hoher Importanz ſein würde, insbeſondere wenn es der Jungfer gelingen ſollte, dem

Herzoge etwas wegen der großen Flügelhauben und Bänder, wodurch die Weiber jetzt Aergerniß geben, an's Herz zu legen, ſodann wegen des unmäßigen Saufens ſeiner Cavaliere, vielleicht auch wegen der höchſtnöthigen Erhöhung der Stolgebühren.“

Regine ſaß wie vernichtet in tiefem Schweigen, ſo daß der Schloßprediger den Eindruck ſeiner Worte merkte und gutmüthig fortfuhr: „Die Jungfer iſt uns Allen werth geworden durch gottesfürchtiges und ſäuberliches Weſen, auch ohne ihre Träume, von denen wir ja nicht wiſſen, ob ſie eine himmliſche Heimſuchung oder Begnadigung ſind. Es wäre uns nur lieb, darüber einmal durch eine Beobachtung informirt zu werden.“

Dieſe Unterredung hatte zur Folge, daß Regine in tiefe Trauer verfiel; ſie ſaß den Tag über ſchweigſam und abgeſpannt, und die Schloßpredigerin, die es für paſſend hielt, ſelbſt die Bewachung zu übernehmen, hörte ſie noch am ſpäten Abend in ihrer Kammer weinen. Den anderen Tag war ſie bleich und unruhig, die Hände flogen ihr bei einer Arbeit, die ſie vergebens zu bezwingen ſuchte, wie im Fieber, und als ſie am Nachmittag der Hausfrau klagte, daß ſie ſich müde und erſchöpft fühle, und von dieſer auf einen Lehnſtuhl geführt und in warme Decken gehüllt wurde, da konnte der Geiſtliche zum Herzog eilen und berichten, die Anzeichen ſeien günſtig und es ſei wohl möglich, daß der Gaſt heut allerlei offenbare.

Auch der Herzog wurde durch Wißbegierde getrieben und ließ ſchnell den Licentiaten Hermann rufen, damit dieſer die Enthüllungen zur Stelle niederſchreibe. Als er in die Stube des Schloßpredigers trat, fand er die Kranke im Lehnſtuhl zurückgelehnt, mit geſchloſſenen Augen, die Wangen leicht geröthet, ſo friedlich und heiter, daß er ſich über ſie neigte, und ſie lange mit innigem Wohlwollen anſah. Sie hatte noch Nichts geredet. Doch ſobald er der Schläferin gegenüber einen Seſſel einnahm und das Geflüſter der Anweſenden eine gewiſſe Erregung erkennen ließ, theilte ſich die Bewegung der Schlafenden mit, ſie rührte die feinen Hände, holte tief Athem und begann deutlich und langſam zu ſprechen: „Du lieber Gott, bei dir iſt Friede. Wir bitten täglich darum und ich weiß, du wirſt dich unſerer erbarmen.

Sorge nicht um mich, mein Bruder, mir geht es wohl auf Erden, die Leute ſind gut gegen mich, vor Anderen der fromme Herzog. Betet Alle für ihn" — der Schloßprediger hob die gefalteten Hände. —

„Als er geſtern auf die Jagd ritt, ſtand ich am Fenſter und ich ängſtigte mich um ihn. Die Wälder ſind unſicher; wahret euch, lieber Herr, denn das Land könnte euch nicht miſſen. Ich freue mich, daß der Herzog ſich nicht zu einem Kriegsfürſten gemacht hat, wie unſere Reiter begehrten, denn wer Menſchenblut vergießt, deſſen Blut ſoll wieder vergoſſen werden.

Ich fürchte, er traut zu viel auf den Herrn Schloßprediger, denn dieſer iſt ein Fuchs; er wollte mich bereden, daß ich dem guten Herzog Etwas wegen der Stolgebühren verkünden ſollte.“

„Entſetzlich,“ ſeufzte der Schloßprediger. „Das war ein Mißverſtändniß, herzogliche Gnaden.“ — Der Herzog hob ſtrafend den Finger, Regine aber ſchwieg; es war tiefe Stille, nur der bedrängte Hausherr fuhr nach ſeinem Sacktüchlein. Endlich begann die Schlummernde wieder: „Ei da iſt ja auch Monſieur Hermann? Hm hm! — Danke für freundliche Nachfrage, ganz gut.“ — Der Licentiat legte erröthend die Feder weg.

„Sie wollen hören, was ich im Traume rede, du lieber Gott! aber auf dein Wort, welches du verkündet haſt, wollen ſie nicht hören. Sie berühmen ſich hoher Kenntniß der Schrift, aber ihr Herz iſt kalt. Wie wollen ſie dazu helfen, daß dein Reich und deine Herrlichkeit auf dieſer Welt heimiſch werde?

O Schöpfer mein, den Augen dein
darf Niemand keck erſcheinen.
Mein Unverſtand iſt dir bekannt,
kann ſeufzen nur und weinen.“

Wieder ſchwieg ſie ſtill und bewegte ſich unruhig. „Die Hände werden mir kalt,“ murmelte ſie, „und ich werde erwachen.“ — Sie neigte das Haupt und ſeufzte noch einige Male, dann öffnete ſie die Augen und ſah mit ſtarrem Blick auf die Verſammlung.

„Des Himmels Segen über dich, du gutes Kind,“ ſagte der Herzog. „Wir haben diesmal keine Verkündigung vernommen, wohl aber chriſtliche Geſinnung. Was ihr geſchrieben, Hermann, bleibt vertraulich zwiſchen den Anweſenden. Euch aber, Schloßprediger, ermahne ich, daß ihr euch nicht einfallen laßt, eure Wünſche der Jungfrau in das Ohr zu ſagen; ihr ſeht, ſie kommen ſchnell an den Tag."

„Dennoch darf ich Eurer herzoglichen Gnade nicht verbergen," ſagte der Schloßprediger bedrückt, „daß mir ein Zweifel gekommen iſt, ob, was ſie hier verkündet hat, irgendwie durch göttliche Erleuchtung geſagt iſt. Schon Martinus Luther hat erfahren, daß auch der Satan in leuchtendem Gewande ſich zu präſentiren wagt."

„Haltet ihr die Andeutung wegen der Stolgebühren für eine teufliſche Eingebung?" frug der Herzog mit Spott.

„Für einen Irrthum, gnädigſter Herr," antwortete der Geiſtliche feierlich. „Nicht nur ich, ſondern alle meine Amtsbrüder ſind der Meinung, daß ein neues Edikt über die Stolgebühren für das geiſtliche Miniſterium nöthig ſei und ich erinnere mich, daß ich darüber zu der Jungfer geſprochen. Aber keineswegs war die Meinung, daß ich wie ein Fuchs hinterliſtig durch ſolche Rede Ew. Gnaden gute Meinung für dieſe Angelegenheit gewinnen wollte; und ich wiederhole meine Befürchtung, daß die Rede der lieben Jungfer eher Traumgeſpinnſt einer kranken Perſon, als eine Offenbarung ſei."

„Was es auch ſein mag, Ehrwürden, ich denke, auch ihr ſeid der Meinung, daß es aus einem reinen kindlichen Herzen kam; und ich bin willens die Herzogin zu veranlaſſen, daß ſie der Jungfer auf dem Schloſſe ein Unterkommen bereite, damit euch nicht durch ein neues Mißverſtändniß das arme Kind verleidet werde.“

So ſchied Herzog Ernſt und die Kranke ſaß da, geſtochen durch die kalten Blicke ihrer geiſtlichen Wirthe. Als aber nicht lange darauf einige Schloßdiener kamen und Regine in einer Sänfte nach dem Friedenſtein hinauftrugen und mit ihr ihre Habe, da erkannte der Schloßprediger, daß hier ein ernſter Fall vorliege, und daß er in einem natürlichen weltlichen Beſtreben ein geiſtliches Unrecht verübt habe. Er ging die ganze Woche ſchwermüthig umher und hielt am nächſten Sonntage in Gegenwart des Hofes eine nachdrückliche Predigt, in welcher er eine Menge Fallſtricke bezeichnete, durch welche Satan die Gerechten dieſer Welt für ſich einzufangen ſucht. Zum Schluß aber erhob er in auffälliger Bewegung ſeine Stimme und klagte ſich ſelbſt vor ſeiner Gemeinde an, daß auch er in Gefahr geweſen ſei, einer Verſuchung aus eigennützigem Intereſſe zu unterliegen; und er bat die geſammte chriſtliche Zuhörerſchaft ihn durch Gebet zu unterſtützen, damit er Verzeihung erwerbe. Dazu erwies ſich die Gemeinde willig und der geiſtliche Herr ſah mit Befriedigung, daß auch ſein Herzog die Hände faltete und für ihn bat. So hatte er die üblen Folgen ſeines vorſchnellen Eifers allerdings von ſich weggebetet und durfte wieder mit gehobenem Haupte einherſchreiten; aber gegen die fremde Jungfer und ihre begünſtigte Stellung im Himmel und auf Erden vermochte er fortan ein gewiſſes Mißtrauen nicht los zu werden.

Zu derſelben Zeit, in welcher Regine durch die irdiſche Klugheit des geiſtlichen Herrn gekränkt wurde, ſollte auch ihr Bruder durch ähnliche Geſinnung hoher weltlicher Befehlshaber von ſeiner Compagnie geſchieden werden. Er war mit ſeinen Begleitern unter ſchwediſchem Conduct den Quartieren des Generallieutenants Königsmark zwiſchen Weſer und Leine zugeritten. Dort wurden die Abgeſandten in Herberge gelegt. Bernhard ſelbſt durch einen Officier, der ihm als Führer zugetheilt war, vor das Tafelzelt des Generals geführt. Er ſtand vor einem anſehnlichen Bau, der nur von außen linnen war, denn an den zurückgeſchlagenen Zipfeln des Eingangs ſah man den koſtbaren Seidenſtoff des Innern; dafür diente das Zelt auch zur Pracht bei Gaſtereien und beim Empfange fremder Beſucher. Eine grüne Schnur ſchloß die Umgebung in weitem Kreiſe ab und wurde durch Hellebardiere bewacht, welche dem dreiſten Andrängen Neugieriger zu wehren hatten.

„Seine Excellenz ſind noch bei der Tafel und ihr werdet euch gedulden müſſen,“ ſagte der Schwede und führte ſeinen Gaſt zu einem Haufen von Soldaten und Officieren niederer Grade, welche ſchauluſtig außerhalb der Schnur ſtanden. Bernhard ſah lange Reihen reichgekleideter Diener die Speiſen in großen Silberſchüſſeln auftragen, behende Pagen liefen ab und zu oder ſtelzierten hochmüthig durch die harrende Menge; der Kellermeiſter brachte einen goldenen Pokal mit beiden Händen heran und hinter ihm ſchritten ſeine Küfer mit ſchweren Kannen; überall reicher Schmuck und edles Metall, eine Pracht, wie ſie Bernhard noch nirgend geſchaut hatte, ſelbſt nicht bei dem franzöſiſchen Marſchall, dem die hungernden Soldaten oft Böſes wünſchten. Da wurde ihm das Herz ſchwer und er frug ſich zweifelnd, ob der neue Herr beſſer ſein werde als der alte. Er hatte Zeit zu ſolchen Betrachtungen, denn die Mahlzeit währte lange, zuweilen vernahm er aus dem Innern des Zeltes lautes Gelächter und Rufe nach dem Mundſchenk. Die ſchwediſchen Officiere, die um ihn her ſtanden, hatten ſeinen Gruß mit kalter Höflichkeit erwiedert und ihn neugierig betrachtet, doch da er ſtolz aufrecht ſtand und wie ein Kriegsmann ausſah, der ſeinen Degengriff ſchnell zu finden weiß, ſo begnügten ſich die Beobachter mit abfälligen Blicken und leiſen Bemerkungen. Endlich nach einer harten Geduldprobe hörte er das Geräuſch der aufbrechenden Zechgeſellſchaft, die Diener ſtrömten zum Ausgang und ſtellten ſich in Reihen auf, und die Befehlshaber und Würdenträger ſchritten zwiſchen ihnen, einzeln oder zu zweien, ins Freie, alle mit gerötheten Geſichtern, mancher mit wankendem Tritt. Wieder verging eine Weile, die Zuſchauer hatten ſich verlaufen und Bernhard ſtand allein, da kam ſein Begleiter geſchäftig aus dem Zelt ihn zur Audienz zu holen.

Sie durchſchritten den großen Raum, in welchem das Mahl aufgetiſcht worden, und Bernhard ſah die bunten Teppiche der Tribüne, auf der die Tafel ſtand, in der Mitte den vergoldeten Seſſel des Generals mit purpurnem Sammt überzogen, einem Fürſtenſtuhle ähnlich, da General Königsmark als Gubernator von Bremen und Verden ſich den regierenden Herren in Deutſchland gleich achtete. Der Officier ſchlug einen Vorhang zurück und der Rittmeiſter befand ſich zwiſchen Tapeten, die aus Gold und grüner Seide gewirkt waren, dem berühmten Kriegshelden gegenüber. Der General hatte dieſen Ruf wohl verdient durch die Klugheit ſeiner Anſchläge und wilde Verwegenheit im Gefecht, aber auch durch die Leutſeligkeit, in der er mit ſeinem Volke zu verkehren wußte, wo es galt zu gewinnen; nicht zuletzt durch ſein prachtvolles und großartiges Auftreten und durch einen Anſchein von ſorgloſer Verſchwendung. Doch die, welche ihm zu contribuiren hatten, wußten, daß er habgierig zu greifen und feſtzuhalten verſtand. Auch ſein Aeußeres war ſo, wie es der Soldat an ſeinem Feldherrn liebt, er hatte das Lob ein ſchöner Mann zu ſein, und war auch ſein Antlitz durch Ausſchweifungen aufgedunſen, die großen feurigen Augen, hoch geſchwungene Braunen und eine ſtarke Adlernaſe darunter gaben ihm bei ſeiner ſtolzen Haltung ein heroiſches Ausſehen. Mit kurzem Gruß beantwortete er die tiefe Verneigung Bernhards.

„Euer Name und euer Regiment? was wart ihr vor eurer wilden Reformation?“

„Fähnrich in der Leibcompagnie.“

„Warum ſeid ihr nicht eurem Oberſten gefolgt?“

„General Roſen iſt durch Marſchall Turenne verhaftet und ich bin ein Deutſcher.“

„Das bin ich zuletzt auch,“ ſagte der Feldherr „leider iſt dieſe Qualität kein Paſſeport zu einem glücklichen Leben.“ Und mit gehobener Stimme frug er: „warum ſeid ihr nicht zum Feldmarſchall Wrangel geſtoßen, der ſich doch, wie ich höre, mehrfach durch Unterhändler um euch bemüht hat?“

„Er iſt ein Schwede, unſere Völker aber begehren ſich einen Kriegsoberſten von deutſchem Stamme, dem ſie zutrauen, daß er der evangeliſchen Sache aufrichtig dient und ſeinen Soldaten ein redliches deutſches Herz beweiſt.“ Der General hob warnend die Hand, ſchritt zum Vorhang und ſah nach, ob ein fremder Hörer in der Nähe ſei. Dann begann er freundlicher:

„Soll ich euch Gutes rathen, euch und euren Kameraden, ſo ſchweigt von eurem deutſchen Weſen, inſonderheit wenn ihr mit mir verhandelt. Ich führe Amt und Befehl von der Krone Schweden und bin ein treuer Diener meiner Königin. Bezeuget mir,“ fuhr er mit lauter Stimme fort, „daß ich durch keinen Boten einen Antrag an euch geſandt, und mich in keiner Weiſe um euch beworben, ſondern daß ihr freiwillig zu mir kommt und erſt zu fragen habt, ob mir an euch gelegen iſt oder nicht.“

„Solcher Antwort waren wir von Ew. Excellenz durchaus nicht gewärtig,“ antwortete Bernhard unwillig. „Als in unſerm Kriegsrath euer Name genannt wurde, gedachten wir, daß ihr als ein erfahrener Feldhauptmann und Held den Werth der Regimenter beſſer taxiren würdet. Zumal auch durch Boten, welche vorgaben in eurem Auftrage zu handeln, einzelnen Compagnien Verſprechungen gemacht wurden, damit dieſelben ſich eurem Heere zuwenden möchten."

„Ob meine Oberſten euch in ſolcher Weiſe angeſprochen haben, weiß ich nicht," antwortete der General, „und kann für Verſuche Einzelner nicht reſpondiren. Von mir ſelbſt iſt kein Antrag ausgegangen und wenn ich euch nehme, thue ich es nur auf meine Bedingungen."

„Wir aber," verſetzte Bernhard, „wollen uns nur auf geſchloſſenen Vertrag übergeben, und wir ſuchen nach theuer erkaufter Experienz einen Herrn, der uns bei ſeiner Ehre gelobt den Vertrag zu erfüllen und dem wir zutrauen, daß er uns das Pactum halte. Iſt Ew. Excellenz an uns Nichts gelegen, ſo habe ich meinen Beſcheid, und ich kann gehen."

Königsmark trat auf ihn zu und hob wieder die Hand. „Ihr ſeid kurz ab mit Worten, Herr Abgeſandter, das frommt bei ſolchem Handel nicht, wie ihr mit mir begehrt." — Er wies auf eine große goldene Ehrenmünze, welche er am Halſe trug. „Ihr ſeht dei eine Seite der Medaille, mir liegt die andere auf der Bruſt, und ich will mit euch, obgleich ihr mir fremd ſeid, in der deutſchen Weiſe reden, deren ihr euch berühmt. Was euch gefällt, daß ich ein Deutſcher bin, das gerade iſt mir in Stockholm ein Hinderniß für Gunſt und Glück, denn argwöhniſch belauern dort meine Feinde meine Meſuren und warten nur auf einen Vorwand mich zu verleumden, als wenn ich mehr an den eigenen Nutzen oder auf den Vortheil der deutſchen Landsleute denke, als an den ſchwediſchen. Schon bin ich euretwegen von dem Wrangel angefeindet und bei der Königin verklagt. Ich aber habe keine Luſt das Schickſal des Friedländers zu theilen, denn als ein drohendes Schreckbild lebt ſein Abfall in der Erinnerung aller Potentaten. Wenn ich jetzt willfährig und mit offenen Armen euch Empörer empfange, ſo werde ich ſelbſt geheimer Anſchläge verdächtig, und mir wie euch würde das wenig frommen. Darum wiederhole ich euch: mir iſt wohl bewußt, was ihr werth ſeid, aber ich kann nicht wie Andere euch die Hände drücken und in das Ohr ſagen: kommt zu mir, während ich mich vor den Franzoſen anſtelle, als ob ich eure Rückkehr zum Turenne betreiben wollte. Ich ſage euch kurz und gut, begehrt habe ich euch nicht! Wollt ihr doch zu mir, ſo darf ich's euch nicht verſagen, aber ihr müßt euch meinem Vortheil fügen. Was ich euch bewillige, will ich euch redlich halten. — Doch wie mir zugetragen wird, hat ſich in euren Völkern das Geſchrei erhoben: der Soldat müſſe zu dem helfen, was die Perücken niemals durchſetzen werden, daß nämlich dies gedrückte Deutſchland pacificirt werde. Solche Meinung iſt neu und unerhört in den Heeren. Habt ihr dieſe Geſinnung?“

„Auch den Soldaten jammert der allgemeine Ruin,“ antwortete Bernhard, „und die Weiber und Kinder des Troſſes fühlen den Hunger.“

„Wenn ſie gute Quartiere erhalten, kommen ihnen vielleicht andere Gedanken,“ verſetzte der General lächelnd, „nur im Kriege macht der Soldat ſeine Fortune. Jetzt hofiren uns die deutſchen Fürſten, iſt der Friede geſchloſſen, dann fegen ſie uns durch einen Federbart aus dem Lande. Dennoch, Herr Rittmeiſter, bin auch ich dem Frieden nicht abhold, nur daß er rühmlich komme und zur rechten Zeit."

„Verzeihet, Herr, die trauernde Germania frägt ſeit Jahren, wann ſoll die rechte Zeit kommen?"

„Für euch, Herr Abgeſandter, wenn ihr ein gemachter Mann geworden ſeid," antwortete der General, „und für Andere, wenn ſie in gleichem Falle ſind. Ihr ſcheint mir von der Art zu ſein, aus welcher Frau Fortuna ihre Günſtlinge wählt, ich hoffe, es ſoll euch auch bei mir gelingen." Er ging zum Tiſche und ergriff ein Blatt: „Die Bedingungen eurer Völker über Sold, Quartiere, Dienſt ſind mäßig und ſie werden uns nicht ſcheiden. Doch was hier nicht verzeichnet ſteht, möchte ich von euch erfahren, da wir allein ſind. Ihr ſeid im Vertrauen der Officiere. Was begehren dieſe unter der Hand für ſich ſelbſt? und was begehrt ihr für euch als Unterhändler?" Da Bernhard ihn ſchweigend anſah, fuhr er fort: „Meine Kaſſen ſind leer und hoch dürft ihr nicht fordern."

„Herr General," ſagte Bernhard kalt, „geſtattet mir und meinen Kameraden die Nachrede zu vermeiden, als wenn wir die Regimenter an euch verkauften."

„Ihr thut am beſten Geld zu nehmen," rieth der General gutmüthig, „denn mit anderem kann ich euch noch weniger gefällig ſein."

„Wir Officiere begehren keine Begabung, die vor den Völkern geheim bleiben müßte."

„Ich habe euch für klüger gehalten,“ verſetzte der Schwede trocken. „Ihr werdet noch lernen, daß das ganze Weſen der Welt durch zwei Principia regiert wird, bei den Soldaten heißt es: nehmen, was zu greifen iſt, bei den Schreibern: eine Hand wäſcht die andere.“

„Ich habe keinen Auftrag für die Officiere der Compagnien etwas zu fordern, außer eines, daß ſie im Befehl belaſſen werden; und vielleicht, Herr General, würde ich mich auch nicht zum Boten eines andern Auftrages hergegeben haben.“

„Das thut mir leid um unſer Geſchäft,“ antwortete der Feldherr, „denn wenn die Führer begehren, ihre Compagnien zu behalten, ſo ſage ich euch gerade heraus, daß ich darauf nicht mit euch pactire. Die ihr als Officiere beſtellt habt, ſind im Tumult aus dem gemeinen Volke gewählt, es iſt unmöglich, daß ſie in ihren Stellen bleiben. Das wäre ein himmelſchreiendes Exempel für alle Zeit, meine Officiere würden ſie niemals als ihresgleichen anerkennen und kurz, ich ſage euch, ſoll ich euch nehmen, ſo werden die Regimenter neu formirt, die Oberſten und Rittmeiſter von mir beſtellt.“

„Euren Willen werde ich dem Kriegsrath mittheilen,“ antwortete Bernhard mit Zurückhaltung.

„Das Hin- und Herziehen verdirbt euch und ſchadet mir,“ rief der General, „ſoll ich abſchließen, ſo muß es heut geſchehen und mit euch! Sprecht ehrlich, wie weit könnt ihr mir nachgeben?“

„Wer die Feldbinde des Officiers getragen hat, wird um ſeiner Ehre willen dieſe nicht ablegen,“ ſagte der Rittmeiſter finſter.

„Das gebe ich zu,“ verſetzte der Feldherr. „Die Führer der Compagnien mögen zu Lieutenants werden. Nur Einer ſoll ſeine Compagnie behalten, und der ſeid ihr.“ Da Bernhard ſtumm blieb, fuhr der Graf fort: „Wollt ihr dieſe Abmachung nicht auf euren Kopf nehmen, ſo laßt eure Begleiter darüber entſcheiden; und ich ſage euch, eine Mehrzahl wird froh ſein die Compagnien los zu werden, denn auf die Länge würden ſie ſchlechteren Gehorſam finden, als meine Officiere. — Noch bleibt das ſchwerſte Stück,“ fuhr er nach einer Weile fort, „was ſoll ich mit eurem Führer machen, den ihr, wie ich höre, General titulirt, obgleich er bei Turenne nur Wachtmeiſter war?“

„Er hat ſich als ein guter Oberſt bewährt im Befehl gegen die Feinde und gegen die Soldaten,“ antwortete Bernhard, „und das Heer hängt an ihm.“

„Um ſo ſchlimmer,“ murmelte der General. „Was fordert er für ſich?“

„Wollen Ew. Excellenz obſerviren, daß er es iſt, der die Völker der Krone Schweden zuführt und daß er wohl das Recht hat eine ehrenvolle Anerkennung zu verlangen.“

„Ich ſage euch, mein Säckel iſt leer, doch ſoll es mir auf ein Stück Geld nicht ankommen.“

„Unſere Völker begehren für ihn das Amt eines Oberſten in einem unſerer Regimenter.“

„Das iſt wieder unmöglich,“ rief der General. „Die Majeſtät von Schweden würde niemals eine ſolche Ernennung toleriren und beſtätigen. Auch kann euer Führer ſelbſt das Amt nicht wünſchen, denn er würde, bevor acht Tage in's Land gehen, ſeiner Ehren durch Degenſtiche enthoben ſein. Thut ein anderes Gebot."

„Ich bin dazu nicht ermächtigt," antwortete Bernhard.

„So laßt mich ſelbſt mit ihm verhandeln, es wird ſich dazu Gelegenheit finden, wenn eure Regimenter herangekommen ſind. Will ſich euer Führer mit Discretion der königlichen Gnade anvertrauen, ſo bin ich bereit nach Befund der Sache die Forderung eines mäßigen Ranges zu befürworten, ich ſelbſt würde mich auf ein Wespenneſt ſetzen, wenn ich mehr thäte."

Mit dieſem Beſcheide wurde Bernhard entlaſſen.

Vor den Abgeordneten des Heeres wiederholte der Feldherr ſein Anerbieten. Er war leutſelig, ließ Wein kredenzen und trank den Fremden auf baldige Conjunction zu. Bernhard erkannte, wie viel dem General daran gelegen war, den Zuwachs zu erhalten, und wie es ihm auch gelang, die gute Meinung der Abgeſandten zu erwerben; und er hörte mit Verachtung, daß ſchwediſche Officiere mit ſeinen Begleitern verhandelten und daß leiſe Worte durch den Klang des Geldes Gewicht erhielten.

Als der Rittmeiſter mit den andern Abgeordneten zu den weimariſchen Regimentern zurückkehrte, fand er die gemeinen Soldaten nicht in guter Stimmung. Das Unſichere der Lage und die Strenge des Führers, welcher Gewaltthätigkeiten gegen die Einwohner nicht leiden wollte, hatte Viele unzufrieden gemacht. Dem

General war durch ſeine ſtillen Vertrauten, die er am Lagerfeuer unterhielt, zugetragen worden, daß einzelne Compagnien ſchon darüber handelten, ſich gegen ihn aufzulehnen und einen anderen Befehlshaber zu ſetzen. Mit bitterem Lachen vernahm er den Bericht des Freundes. „Als dein Schreiben kam, daß Herzog Ernſt die Annahme verweigere, da ſchwand den alten Reitern das Vertrauen. Ich ſage dir, die Undankbaren werden für ſich annehmen und mich preisgeben.“

„Was willſt du thun?“

„Aushalten,“ rief Wilhelm. „Meint Herr Königsmark, daß ich mit ſeinen Pfennigen in der Taſche und der Schmach auf dem Haupte von dannen reiten werde, nachdem ich ihm acht ſtolze Regimenter zugeführt. Ich will dieſe hochmüthigen Schweden noch zwingen, mich zu beachten; denn wiſſe, den Soldaten wird ſchnell die Reue und neue Unzufriedenheit kommen und ſie werden nach einem Mann ausſehen, der für ſie denkt und ſpricht.“

„Mit Gefahr ſeines eigenen Kopfes, wenn er der Schwedenkönigin den Eid geleiſtet hat.“

„Sorge nicht um mich,“ ſagte der General, „ich bin vorſichtig und will ihnen mit ihrer Münze bezahlen.“

In großer Verſammlung der Officiere wurde die Antwort des Schweden verhandelt und den Völkern zur Entſcheidung vorgelegt; und der Soldat entſchied, wie Wilhelm vorausgeſagt, bereitwillig für den Marſch zum Königsmark.

7.

## Die beiden Sibyllen.

Regine ſah jetzt von der Höhe des Schloſſes auf die Stadt herab und in die blaue Ferne, wo ſie ſich den lieben Bruder beim Heere des Schweden dachte. Sie war halb als Dienerin, halb als Gaſt in den fürſtlichen Haushalt aufgenommen und hatte auch hier die Freude, ſich ein wenig nützlich zu machen. Sie gefiel der Frau Herzogin, einer ruhigen Dame, welche ihrem Herrn mit Bewunderung und Liebe zugethan war und ihre Pflichttreue während einer langen Ehe durch die Geburt von achtzehn Kindern erwies. Obgleich damals von dieſem großen Segen nur die erſten Offenbarungen ſichtlich waren, ſo fand die erlauchte Frau doch bereits ihr Glück in ſtiller Häuslichkeit, indem ſie Küche, Wäſche und Silberzeug des großen Haushalts überwachte, und einen großen Theil ihrer Zeit im Seſſel bei vornehmer Arbeit verlebte. In ſolchen Stunden ſaß Regine oft auf dem Bänkchen zu der Herzogin Füßen, und da der oberdeutſche Klang ihrer Sprache den Herrſchaften wohlgefällig war, ſo wurde ihr das Amt zu Theil Predigten und anderes Erbauliche vorzuleſen. Das that ſie mit Eifer, und ſie hatte zuweilen auch Gelegenheit darüber eine beſcheidene Meinung gegen den Herrn Licentiaten auszuſprechen, deſſen ſtillen Gruß ſie täglich in den Gemächern der Herzogin empfing. Der Herzog ſelbſt aber, der ſonſt den Frauen der fürſtlichen Kammer keine auszeichnende Beachtung zuwendete, fuhr fort, an ſeinem Schützling ein beſonderes Wohlgefallen zu empfinden. Er dachte zuweilen an das unſchuldige Geſicht und das verklärte Lächeln, welches er an der Schlummernden beobachtet, dann nahm er das Blatt hervor, auf welchem der Licentiat die kurzen Reden Regina's verzeichnet hatte, und nährte den Wunſch wichtigere Enthüllungen von ihr zu erhalten. Ja ihm begegnete, daß er einſt die Thür zu den Zimmern ſeiner erlauchten Gemahlin öffnete und hinter dem Vorhange ſtehen blieb, als er die erzählende Stimme des Mädchens hörte. Aber da ſah er die Herzogin vor einer Tafel ſitzen und um ſie die Kammerfräulein, welche mit Schürzen über den Kleidern gerade an Gläſern mit Eingeſottenem hantirten, er vernahm, daß ſeine junge Sibylle im Eifer ſagte: „Ihrer herzoglichen Gnaden empfehle ich den Nürnberger Brauch, denn dort kochen ſie die Latwerge mit Birnmoſt.“ Und dem Herrn mißfiel, daß eine der Frauen widerſprach und den Widerſpruch ſchonungslos mit Gründen ſtützte.

Doch auch ihm glückte nicht die Fremde in der erwünſchten Thätigkeit zu beobachten. Allerdings, wenn das Kammerfräulein, welches bei Nacht auf hohen

Befehl Regina's Genoſſin war, pflichtgemäß über den Schlummer ihrer Nachbarin berichtet hätte, ſo wäre mancherlei Prophetiſches zu melden geweſen, aber das Fräulein wurde durch die flehentlichen Bitten Regina's veranlaßt nichts zu ſagen. Und ſie ſchwieg um ſo lieber, als auch die Hofmeiſterin der Anſicht war, daß dem ganzen adeligen Frauenzimmer wenig daran liegen könne, wenn eine Landfremde durch mondſüchtige Reden bei Hofe zu einer unerhörten Diſtinction gelange.

Aber nur kurze Zeit ſollte Regine in lichter Höhe athmen; vom Walddorfe her zog ſchwarzes Gewölk heran gegen ihren Frieden und gegen das Glück des Bruders.

In dem Amtsſchreiber kämpften durch einige Wochen Furcht und Eiferſucht gegen die alte Begehrlichkeit, mit welcher er nach dem Beſitz der Jungfer Judith und ihres Hausweſens ſtrebte. Er hatte mit grimmigem Haß Bernhard's Wege belauert und in jener Nacht vom Rande des Gehölzes der Suchenden zugeſehen. Ihr Werk war ihm unheimlich erſchienen, obgleich er ſonſt im Stillen die landläufige Angſt vor Zauberkünſten verachtete. Aber die Scheu vor ihrer geheimen Wiſſenſchaft legte ihm auch den Gedanken nahe, daß er als ihr Hausherr dadurch allerlei für ſich gewinnen könne. Endlich bedachte er, daß der Fremde davon gezogen ſei und wohl nicht wieder kommen werde, und wagte ſich in das Haus der Jungfrau, mit der Abſicht, ihr einen Antrag zu machen. Aber er lief nach kurzer Zeit zornig heraus, ſattelte mit böſem Blick ſein Pferd und ritt nach der Stadt.

Am nächſten Morgen rollte ein großer Wagen von Bewaffneten geleitet dem Walddorfe zu, das geſammte Conſiſtorium des Landes befand ſich darin, drei weltliche Richter und drei geiſtliche, unter dieſen der Schloßprediger, und neben dem Kutſcher hockte ein Schreiber. Die Herren ſaßen in würdigem Ernſte wegen des ſchweren Handels, der ihnen bevorſtand. Mehre Jahre hatte Satan ſich begnügt, ſeine Gegenwart durch die Verſuchungen zu erweiſen, welche er unzweifelhaften Chriſten in den Weg warf, aber er hatte den Geplagten kein förmliches Pactum zugemuthet, jetzt jedoch war Ausſicht vorhanden, wieder eine große Jagd auf den alten Böſewicht mit aller geſetzlichen Feierlichkeit anzuſtellen. Darum fühlten die Herren neben der Verwunderung und dem Grauſen auch das düſtere Behagen, welches mit jeder ſchweren Pflichterfüllung verbunden iſt.

Sie waren kaum vor der Wohnung des Pfarrers abgeſtiegen, ſo flog, während ſie ſich noch durch mitgebrachtes Frühſtück für die bevorſtehende Arbeit ſtärkten, die Kunde von der Neuigkeit durch alle Hütten des Dorfes. Wer das Geheimniß zuerſt ausbrachte, hätte Niemand zu ſagen vermocht, aber Alle wußten darum; die Leute liefen aus den Häuſern, ſtarrten nach der Pfarre, flüſterten einander in's Ohr oder rangen die Hände, und wieſen mit heftigen Bewegungen nach dem Hauſe, das einſam jenſeit des Baches ſtand. Zu den erſten gehörte die alte Urſel ſelbſt, die ſich wohl bewußt war, daß die Leute mancherlei von ihr argwöhnten; ſie lief von der Wieſe, auf welcher ſie Wäſche bleichte, in den Hof zurück.

Judith ſaß auf dem Ehrenſitz, den vor Kurzem ein Anderer inne gehabt. Sie folgte mit ihren Gedanken dem Lauf eines trabenden Roſſes, wiederholte ſeine Reden und ihr Auge leuchtete fröhlich, wenn ihr die Worte in der Erinnerung beſonders gefielen. Da ſchrie die alte Dienerin entſetzt in der Thür: „Die Richter ſind im Dorfe, ſie ſind gekommen Hexen zu brennen.“

„Sie meinen dich,“ rief Judith aufſpringend.

„Und noch Eine,“ antwortete ſcheu die Alte. Judith hielt die Hand vor die Augen. Sie hatte nach dem roſigen Himmel geſchaut und ſtand plötzlich vor einem gähnenden Abgrund. Im nächſten Augenblick gebot ſie: „Entflieh!“ und wies nach der Gegend des Rennſtiegs. Sie ſelbſt ſetzte ſich wieder zu der Arbeit. Sie lauſchte auf die Tritte der Alten, vernahm, wie dieſe haſtig im Flüſterton mit dem Knaben ſprach, ſie hörte die Hinterpforte knarren und ſah von ihrem Stuhl durch das Fenſter, ob ein Späher in der Nähe ſei. Dann rief ſie den Knaben, holte aus der Truhe ein verſchnürtes Bund, welches Bernhard bei ihr zurückgelaſſen, that es in einen Korb und gab es dem Kleinen. „Dies gehört deinem Herrn, birg es in einem Verſteck und trag es zu ſeiner Schweſter; bitte, daß ſie für dich ſorgt, denn ich fürchte, Kind, du wirſt bei mir nicht länger bleiben dürfen.“

„Die ſchwarzen Männer mögen ſich in Acht nehmen," drohte Pieps, „mein Herr wird ihnen die Wege zeigen."

Judith lächelte. Als der Knabe mit dem Korbe verſchwunden war, ſchlug ſie die Bibel auf, in welche der Vater ihr für die Todesnoth einen Spruch geſchrieben hatte, legte die Hände darüber und neigte das Haupt, dann ſetzte ſie ſich wieder in den Lehnſtuhl vor das Spinnrad. Sie dachte, ob der Knabe auch noch Mittagbrod erhalten und ob die Bleß verſorgt ſei, aber ſie ſtand nicht auf um nachzuſehen. Sie ſaß ſtill und ſtarr und fühlte dabei, wie ihr das Athmen ſchwer wurde, und daß ſich langſam etwas Unbekanntes, Furchtbares auf ihre Bruſt legte.

Unterdeß fanden die Herren Commiſſare viel zu verhören und niederzuſchreiben. Zuerſt hatten die Dorfleute ſcheu von fern geſtanden und der Amtsſchreiber hatte den Einen und den Anderen zu den Richtern hineinziehen müſſen mit der harten Bedrohung, daß das ganze Dorf der Zauberei verdächtig werde, wenn man nicht ausſage. Allmählich geriethen die Leute ſelbſt in wahnſinnigen Eifer; was ihnen im Anfange als unglaublich und ungeheuerlich erſchienen war, das wurde unter dem Hin- und Herreden wahrſcheinlich. Viele wollten etwas beachtet haben und zuletzt drängten ſich die Schwachen und Einfältigen zum Verhör. Nicht alle Nachbarn, man ſah auch traurige Mienen und zornige Geberden, aber die ſo geſinnt waren, ſtanden furchtſam bei Seite.

So geſchah es, daß am Nachmittage eine lange

Reihe gefährlicher Beſchuldigungen gegen die Jungfrau jenſeit des Baches geſammelt war, von der Dienerin Urſula ganz zu geſchweigen, da das Conſiſtorium dieſe nach faſt einſtimmiger Verſicherung der Zeugen für eine Haupthexe halten durfte. Aber auch die Zauberkunſt der Jungfrau war den Herren wahrſcheinlich geworden. Sie hatte in Krankheiten geholfen, wo der Stadtmedicus vergeblich angegangen worden, durch übelſchmeckende Tränke, durch Auflegen der Hände, ja ſogar durch ihre bloße Nähe. Sie hielt zwei ſchwarze bezauberte Vögel, welche ſich vor anderen Menſchen als Amſeln geberdeten, ſie hatte bei Raubeinbrüchen wiederholt ihr Haus unſichtbar gemacht, die Bleß gab eine unnatürliche Menge Milch; Leute, welche übel von ihr geſprochen hatten, waren plötzlich erkrankt, mehre Kinder hatten erſt vor kurzem in ihrer Dachluke einen Kobold oder Hausgeiſt in Geſtalt eines Kindes mit rother Mütze geſehen, der gegen ſie die Zunge ausgeſtreckt hatte; dazu kam vieles Andere, was nach allgemeinem Glauben von Zauberinnen verübt wurde. Auch das Zeugniß des alten Pfarrers war nicht gerade günſtig. Er gab zu, daß ſie als Pfarrertochter mit den Geheimniſſen des Glaubens wohl bekannt ſei und daß ſie regelmäßig dem Gottesdienſt und der Communion beigewohnt, indeß habe ſie ſich niemalen durch beſonderen Eifer bemerkbar gemacht, auch lobte er, daß ſie ſtets den Schein eines beſcheidenen und ehrbaren Weſens bewahrt habe, dennoch mußte er auffällig finden, daß die Dorfleute und die ganze

Umgebung eine gewiſſe Scheu und unerklärliche Furcht vor ihr gehabt, und er konnte nicht läugnen, daß ihr ſeit Jahren Jedermann geheimnißvolle Künſte zugetraut habe. Sie ſei allerdings gegen Viele hilfreich geweſen, doch bleibe immer noch der Zweifel übrig, ob dies nicht aus Schlauheit geſchehen ſei, um gute Meinung zu gewinnen; auch ſei ihm zuweilen auffällig geworden, daß ihre Heilungen nicht lange Beſtand gehabt, und daß die Geneſenen bei nächſter Gelegenheit wieder in ſchwere Krankheit gefallen waren; und wenn ihm ſelbſt auch ſehr ſchwer werde, daran zu glauben, daß eine Jungfrau, welche von geiſtlichen Eltern ſtamme, ſich auf Zauberei eingelaſſen, ſo ſei doch ſicher, daß die fromme Jungfer Königin, welche jetzt unter herzoglicher Protection in der Stadt weile, in einer ihrer Viſionen zweifelhaft von dem Glauben der Angeklagten geſprochen habe.

Es war Nachmittag geworden, als die Commiſſare ſich aus dem Pfarrhofe mit feierlichem Schritt nach der Wohnung Judith's bewegten, und die Bewaffneten an der Pforte aufſtellten. Hinter ihnen zog die ganze Gemeinde und umringte neugierig das Haus; während die Einen erſchreckt und traurig auf die Fenſter ſtarrten, dachten die Schlechteſten bereits daran, daß Haus und Hof begehrenswerthe Dinge enthielten, welche beſſer in ihren Hütten, als in den Händen der Richter aufgehoben ſein würden.

Judith ſtand allein in der Stube, ſie wußte jetzt, daß ſie ſchutzlos dem Untergange preisgegeben war durch eine Anklage, welche größere Todesgefahr brachte als der Biß einer Kreuzotter an heißem Tage. Aber ihr Schmerz war in dieſem Augenblick niedergekämpft, hoch aufgerichtet und in ſtolzer Haltung trat ſie den Herren gegenüber, ſo daß dieſe mit mehr Höflichkeit und Vorſicht, als vorher in ihrer Meinung geweſen war, das Verhör begannen. Sie begutachteten Kräuter und Flaſchen und ſorgten dafür, daß der Vorrath, welcher unheimliches Rüſtzeug des Böſen ſein konnte, aus dem Zimmer entfernt wurde. Judith antwortete auf alle Fragen ruhig, ſicher und mit klugem Bedacht. Sie erzählte, daß ſie ihre Heilkunde von dem verſtorbenen Vater erlernt, ſie öffnete die Kammerthür, und als ein ſchwarzer Vogel hereinflog, ſtellte ſie ihm die Bibel hin und der Vogel ſetzte ſich nach einem Wink darauf und pfiff ſeine Weiſe, ſo daß der alte Conſiſtorialrath Glaſſius laut ſagte: „mir wird leichter um's Herz, denn dieſer Vogel ſcheint durchaus eine natürliche Amſel,“ bis einer der Collegen das Titelblatt des heiligen Buches aufſchlug und nach dem Druckort ſehend, bedeutſam ſagte: „ſchismatiſch.“ Da wurde der Vogel noch verdächtiger als er geweſen. Judith lächelte ſtolz, als das rothe Käppchen des Hausgeiſtes erwähnt worden war, und ſie antwortete: „den hochehrwürdigen Herren iſt ja bewußt, daß Kinder und Erwachſene auf dem Lande überall Erdmännchen und Hausgeiſter ſehen.“

Als ſie gefragt wurde, wo ihre Dienerin Urſula ſei, erklärte ſie das nicht zu wiſſen, und als ihr die

Aeußerung Regina's zu Gemüthe geführt wurde, antwortete ſie kurz: „ich war der Jungfer fremd" und ſetzte nach einer Weile in herbem Tone hinzu: „ich denke, es geſchah ihr ein großer Dienſt, daß ſie von mir weg nach der Stadt geholt wurde."

So ſtark war der Eindruck, welchen ihr feſtes Benehmen auf die Verhörenden machte, daß ſie milder geſtimmt wurden und ſich der Anſicht zuneigten, die Hauptſchuld der Angeklagten ſei am Ende nur ein verwegenes Kochen von Kräutern, welches mit Kirchenbuße und ſtrenger Gefängnißhaft zu ſühnen wäre. Doch freilich blieb einiges ſehr Bedrohliche zurück, vor Allem als ſchwerſte Anſchuldigung, daß ſie in der Nacht an unheimlicher Stelle im Walde bei zauberiſchem Werk geſehen worden war und bei ihr der alte Verſucher in Geſtalt des wilden Jägers. Als ſie darüber befragt wurde, röthete ſich ihr bleiches Geſicht und ſie ſchwieg hartnäckig, ſo daß die Herren einander kopfſchüttelnd anſahen. Und als der verhörende Richter darauf mit größerer Strenge über ihren vertraulichen Verkehr mit dem hölliſchen Nachtjäger zu inquiriren begann, da brach ihr empörtes Gefühl leidenſchaftlich heraus und ſie rief mit blitzenden Augen: „Schmach und Schande über die Herren, daß ſie es wagen, einer ehrbaren Jungfrau ſo ſchamloſe Fragen zu ſtellen. Hätte ich die Macht, ich würde euch aus dem Hauſe jagen, wie man einen böſen Hund hinausjagt." Sie ſchlug die Arme übereinander, blieb ſtumm und keine Drohung mit Gewalt und peinlichem Verhör vermochte ihr fortan ein Wort abzugewinnen. Da freilich erkannten die Richter das verhärtete Gemüth, und daß der Proceß mit aller Strenge durchzuführen ſein werde, und da auch der Tag dahinſchwand und das Abenddunkel die Stube der Zauberin noch unbehaglicher machte als ſie ſonſt ſchon war, ſo wurde das Protocoll ſchnell geſchloſſen. Der Jungfrau ward mitgetheilt, daß ſie in Haft ſei und da das Dorf kein Gefängniß hatte, wurde zur Behütung der Gefangenen, ſowie zu der nicht weniger wünſchenswerthen Bewahrung ihrer Habe befohlen, daß zwei Bewaffnete bei Tag und Nacht an dem Hauſe wachen ſollten. Der Schloßprediger aber, dem Vieles an der Gefangenen gefallen hatte, vielleicht auch, daß ſie der Jungfer Regine ohne Zuneigung gedacht, beſtand darauf, daß ihr als einer Pfarrtochter bis nach gefällter Sentenz eine chriſtliche Frau aus dem Dorf zur Beſchaffung des nothwendigen Lebensunterhaltes beigeordnet werde. Als die Leute draußen gefragt wurden, wer das Amt übernehmen wolle, war Niemand bereit; endlich trat ein halbwüchſiges Mädchen hervor und ſagte weinend: „ſie hat meine Mutter in der letzten Krankheit gepflegt. Der liebe Gott wird mich nicht verſtoßen, wenn ich zu ihr gehe.“ Da die Richter ungern die eigene Rückfahrt aufſchieben wollten, nahmen ſie das Mädchen ſchleunig in Pflicht, verſchloſſen das Haus und übergaben den Schlüſſel dem Pfarrer.

Als die Hausthür zugeſchlagen wurde, klang aus der Stube ein gellender Schrei, dann wurde es ſtill.

Es war der Angſtruf eines Weibes, welches von ſeiner Liebe und dem Leben geſchieden ward.

Der Amtsſchreiber eilte in den Stall, um die Kuh Bleß und, was ihm noch mehr am Herzen lag, den Zelter in ſeine Verwahrung zu nehmen; aber er ſah erſtaunt, daß das Pferd verſchwunden war. Da erſt fiel ihm der fremde Knabe ein und er frug die Umſtehenden nach ihm, doch auch dieſen hatte Niemand geſehen.

Am nächſten Morgen fand der Schreiber ſein Hofthor geöffnet und ſein eigenes Pferd, einen tüchtigen Klepper, geſtohlen; die Spuren führten aufwärts nach den Bergen, ſie wurden endlich unſichtbar und alle Nachforſchung im Walde war vergebens. Zu Regine aber kam in derſelben Stunde ein Schloßmädchen: „draußen am Thor ſteht ein Knabe, welcher der Jungfrau ein Geſchenk übergeben ſoll, er hat es eilig, doch will ihn die Wache nicht einlaſſen.“

„Wie ſieht er aus?“ frug Regine neugierig und ging nach der Antwort herab zum Thore. Dort ſaß Pieps auf der Bank; er nahm in Gegenwart der Trabanten, die ihn argwöhniſch betrachteten, höflich die Mütze ab und bot einen Korb: „dies ſoll ich zur Verwahrung übergeben.“ Und leiſer ſetzte er hinzu: „Euer Zelter ſteht in der Herberge am Thor, er iſt für ſchnellen Ritt nicht zu gebrauchen. Wo liegt der Königsmark?“ Regine ſah erſtaunt die verſtörte Miene und die rollenden Augen des Knaben.

„Hinter Göttingen.“

„Und wo liegt Göttingen?“ frug Pieps wieder, „weiſt mit der Hand nach der Richtung.“ Als Regine die Himmelsgegend gezeigt hatte, ſo gut ſie wußte, grüßte der Knabe wieder und lief den Berg hinab, bevor ſie ihn ausfragen konnte. Sie trug den Korb in ihre Kammer, fand Sachen des Bruders darin, welche ihm lieb waren, und machte ſich Gedanken über die geheimnißvolle Sendung.

Als ſie aber einige Stunden darauf allein im Vorzimmer der Herzogin ſaß, trat der Licentiat Hermann ein. Regine hatte ſeinem ehrerbietigen Gruße jeden Morgen freundlich gedankt und zuweilen nach der Thür geſehen, wenn die Stunde kam, in welcher er durch das Zimmer ſchritt, zuweilen auch, wenn er ſie anzureden wagte, hatte es ein Wechſelgeſpräch gegeben, an welches Regine den Tag über dachte. Auch heut ſah ſie freundlich nach ihm hin, aber befremdet erkannte ſie den düſteren Ernſt ſeiner Miene. Schneller als ſonſt kam er auf ſie zu und begann: „die werthe Jungfer Königin bitte ich heut an den Spruch zu denken: denen, die Gott lieben — und ferner an den zweiten; wen der Herr lieb hat.“ —

„Ich denke daran,“ ſagte Regine aufſtehend und neigte das Haupt.

„Denn,“ fuhr Hermann fort, „ich habe mitzutheilen, was ſowohl kläglich als ſchrecklich iſt, und ich bitte inſtändig, daß die liebe Jungfer nicht dem Boten entgelten laſſe, was er wahrlich in tiefem Mitgefühl ſagen muß.“

„Was iſt dem Bruder geſchehen?“ frug das erſchreckte Mädchen.

„Nicht dem Bruder,“ antwortete der Licentiat, „ſondern der Jungfer im Walde. Sie iſt wegen Zauberei angeklagt und geſtern im Dorfe von einem hohen Conſiſtorium verhört worden.“

„Sie iſt von ſchlechten Menſchen verleumdet,“ rief Regine händeringend.

„Sie wird als Gefangene in ihrem Hauſe verſtrickt gehalten,“ verſetzte Hermann, „und wie ich vernehme, liegen ſchwere Anſchuldigungen vor.“

„Sorgt nicht,“ ſprach das Mädchen mit bebender Stimme, „ihre Unſchuld wird ſich ergeben.“

„Ich bitte die Jungfer ſich der gewichtigen Worte zu erinnern, welche mir dieſelbe auf der Reiſe hierher ſagte,“ fuhr der junge Mann feierlich fort, „daß uns nur die Liebe aus unſrem traurigen Zuſtande erretten kann, und daß dieſe Liebe ſelten iſt auch bei den Richtern. Es ſind verlorene Stimmen in der Wüſte, welche ſeither gegen das grauſame und ungerechte Verfahren in zauberiſchen Händeln proteſtirt haben, und ich fürchte, viele Unſchuldige werden geopfert, bevor einmal ein Schuldiger getroffen wird. Ich kenne die herzbrechende Klage, welche ein Unbekannter in einem lateiniſchen Büchlein gegen die Grauſamkeit der gerichtlichen Procedur veröffentlicht hat, und ich habe ſeitdem ſolche Anklagen beachtet, aber ich habe niemals geſehen, daß die Angeklagten ſich zu retten im Stande waren.“

„Ich muß zu ihr,“ rief Regine.

„Weil ich ſolchen Entſchluß für möglich hielt, habe ich gewagt die Jungfer in dieſer Sache anzureden mit flehentlicher Bitte, ſolchen Gedanken nicht auszuführen, denn euch ſelbſt bedroht die Gefahr.“

„Mich?“ frug Regine das Haupt hebend. „Was kann mir geſchehen?“

„Wer einer Gemeinſchaft mit den Angeklagten bezüchtigt wird, iſt verdächtig, und wer verdächtig wird, der iſt verloren.“

„Ich aber will Zeugniß geben für ſie,“ rief Regine, „was mir auch darum geſchehe.“

„Die Jungfer kann nichts bezeugen als ihres Herzens Meinung zum Mißfallen der Richter. Könntet ihr der Jungfrau Möring dadurch auch nur einen mäßigen Dienſt erweiſen, ſo würde ich, obgleich mit blutendem Herzen, vermeiden euch abzurathen. Von den Richtern aber wird eure unſchuldige Ausſage nur zum Schaden der Anderen gedreht und umgedeutet werden und ihr Schickſal verſchlimmern.“

„Führt mich zum Herzog, daß ich ihn anflehe.“

„Auch dies widerrathe ich,“ bat der Candidat, „denn der Herzog wird in ſolchem Falle ſein fürſtliches Belieben gegenüber der gerichtlichen Procedur niemals geltend machen, zumal da dieſe Procedur vorgiebt, ſich ſowohl auf göttliches als menſchliches Recht zu ſtützen. Mir iſt bewußt, daß bei jedem Proceſſe dieſer Art unſern frommen Herrn herzliche Angſt beunruhigt, aber er iſt ſelbſt in ſeinem Leben ſo ſchwer durch die Bosbeit der Menſchen gekränkt worden, daß er für eine theure fürſtliche Pflicht hält, der Macht des Satans durch ſcharfes Verfahren entgegenzuarbeiten."

Das Mädchen ſtand mit gerungenen Händen und auch dem Licentiaten zitterte die Stimme als er fortfuhr: „In bitterer Sorge um die liebe Jungfer ſelbſt wage ich nur eine Bitte: handelt in dieſer ſchweren Prüfung nach dem Glauben, welchen ihr bekennet; ſtellt Alles Dem anheim, bei dem allein Hilfe iſt, verbergt vor Jedermann die große Bewegung eures Gemüthes und lebt in dem Vertrauen, daß zuletzt Alles wohlgemacht wird, wenn auch die Wege für uns unerforſchlich ſind und zuweilen menſchlichem Verſtand furchtbar erſcheinen."

„Ach Herr," klagte das Mädchen, „innerer Friede wird uns nur zu Theil, wenn wir vorher Alles gethan haben, was unſere Pflicht iſt, und ich vermag den Gedanken nicht zu ertragen, daß ich in ſcheinbarer Ruhe leben ſoll, während Eine, die gütig gegen mich war, in Todesgefahr ringt."

„Gerade um ihretwillen ſollt ihr euch faſſen, denn wenn es noch möglich iſt, zu ſeiner Zeit den Herzog günſtig für die Angeklagte zu ſtimmen, ſo kann das mit eurer Hilfe und durch euer Zeugniß nur geſchehen, wenn ihr ſelbſt keinerlei Leidenſchaft und geheime Verſtörung offenbart."

„Ich will mich mühen," antwortete Regine tief aufathmend, „ſo zu ſein, wie der Herr für heilſam erklärt; ich bitte aber mich Schwache dadurch zu ſtärken.

daß ihr mich unter den fremden Herrſchaften hier nicht trauriger Ungewißheit überlaßt, ſondern mir aufrichtig mittheilt, wann ich vor dem Herzoge meine Stimme erheben darf." Das verſprach der Licentiat, hingeriſſen von ihrem Schmerz, aber er gedachte auch ſie ſelbſt ſoviel als möglich vor der Gefahr zu ſchützen, die er für ſie vorausſah.

Unterdeß jagte ein Knabe in geſtrecktem Roſſeslauf auf der Landſtraße dahin. Die heiße Juliſonne brannte ihm die Haut und der Gewitterregen durchnäßte das Kleid, aber unverrückt ſuchte ſein Auge am Himmel und auf dem Wege die Richtung nach Norden. Traf er Leute auf der Landſtraße, ſo fuhr er in ſchnellſtem Rennen vorbei oder umritt ſie in weitem Bogen. Mehr als einmal wurde er angehalten, dann log er, ſein Herr ſei als Bote des Königsmark von Räubern überfallen, er ſelbſt habe ſich auf dem Pferde eines Räubers gerettet, und eile mit der üblen Kunde zum General. Zuweilen fühlten die Leute Mitleiden, wieſen ihm den Weg und boten ihm einen Trunk und Brot; einmal griff die begehrliche Hand eines Strolches nach dem Zügel, aber ſie zuckte von dem ſcharfen Meſſer des Knaben geſchnitten zurück; und die Drohungen des Mannes verhallten hinter dem Flüchtigen. Am Abend des zweiten Tages brach das Pferd zuſammen, er ließ es liegen, ohne ſich darnach umzuwenden und lief zu Fuß weiter. Bei Göttingen kam er in die Wegſpuren ſeiner Regimenter, er fand Weiber des Troſſes, die er kannte, und erfuhr von ihnen, daß der Heerhaufen einen Tagesmarſch nordwärts an der Leine raſtete.

Denn dort ſollten die weimariſchen Regimenter ſich mit dem kleinen Heere des General Königsmark vereinigen. Der Herr empfing die Anziehenden auf freiem Feld in großem Ornate, er hatte ſein Heer ſo aufgeſtellt, daß es von drei Seiten einen freien Raum umfaßte, und Wilhelm wies mit herbem Lächeln ſeinem Freunde Bernhard die ſchwediſchen Kanoniere, welche mit brennender Lunte bei ihren Geſchützen ſtanden. Die von Weimar zogen gegenüber in Reih' und Glied auf, jedes Regiment gefolgt von ſeinem Troß. Die Beritte mußten ſich drängen, weil, wie die ſchwediſchen Officiere bedauernd ſagten, Mangel an Raum war. Wilhelm trabte mit ſeinem Gefolge vor und begrüßte den Feldherrn, welcher den Hut abnehmend dankte. Darauf rief der weimariſche Feldoberſt mit heller Stimme die Namen der Regimenter und als von jedem der laute Gegenruf unter den geſchwungenen Standarten: Hier Alt-Roſen! Hier Taupadel! geantwortet hatte, meldete er zum Schweden gewandt: „Herr Generallieutenant, wir Alle ſind bereit der Krone Schweden den Eid zu leiſten."

Königsmark bewegte ſich einige Schritte vorwärts und frug überraſcht: „Auch ihr?" — Und als Wilhelm höflich bejahte, frug er weiter: „Auf meine Bedingungen?"

„Auf eure Bedingungen," wiederholte der Andere.

Ueber den geſenkten Standarten und Fahnen wurden von ſchwediſchen Officieren die neuen Farben befeſtigt. Dann ritten die weimariſchen Officiere vor der Front in großem Ringe zuſammen, der Eid wurde ihnen verkündigt und ſie ſchweren mit aufgereckten Fingern, als erſter Wilhelm.

Nur Bernhard ſchwenkte den Hut zum Abſchiede gegen die Standarte ſeiner Compagnie, rief dem Volke zu: „Lebt wohl, Kameraden,“ und ritt, gefolgt von ſeinen Knechten zur Seite.

Nach den Führern wurde der Soldat regimenterweiſe in Pflicht genommen. Königsmark beobachtete während der Ceremonie mit ſtillem Triumph ſeinen neuen Erwerb und konnte ſich nicht enthalten zuweilen ſeiner Freude laute Worte zu geben, denn er ſah narbige Geſichter, ſehnige Geſtalten, wie aus Erz gegoſſen, und die ſichere Haltung kampfgewohnter Männer. Aber er merkte auch an Vielen finſtere und traurige Mienen und erkannte, daß ſie nicht freudig zu ihm kamen, ſondern im Gebote harter Noth. Als er ſo prüfend von ſeinem Platze die Front entlang ritt, kam er in die Nähe Bernhards und begann:

„Wie, Herr Abgeſandter? ihr ſeid der Einzige, der nicht gut ſchwediſch ſein will?“

„Die Ehre verbietet mir, meine Compagnie abzugeben, und ſie verbietet mir auch, als der einzige unter meinen Kameraden die Compagnie zu behalten,“ entgegnete Bernhard.

„Ich hätte Andere, die ich hier ſehe, lieber gemißt als euch,“ ſagte höflich der General. „Gewinnt ihr einmal Luſt zu ſchwediſchem Dienſt, ſo kommt zu mir. Verlaßt euch auf mein Wort, ich ſchaffe euch eine Beſtallung."

In der Herberge wartete Bernhard lange vergeblich auf den Freund, welcher zum Generallieutenant entboten war. Als Wilhelm eintrat, warf er ſich finſter in einen Seſſel und drückte den Hut tief in die Augen. „Der General meint, er habe mich beſeitigt, aber er könnte ſich irren. Merk' auf! Die Regimenter ſind unter dem Vorwand guter Quartiere weitläufig auseinander gelegt, um den Verkehr zwiſchen ihnen zu erſchweren, ſie werden neu formirt, je zwei und zwei zu einem vereint mit neuen Standarten und neuen Oberſten."

„Das haben wir erwartet und der Schwede iſt in ſeinem Recht," warf der Freund ein. „Jeder Feldherr würde ebenſo verfahren."

„Mich wundert, daß du den Schweden lobſt," ſagte Wilhelm mißtrauiſch.

„Ich habe mich ſeinem Dienſte verſagt," verſetzte Bernhard ruhig, „aber ich will ihn nicht unbillig verurtheilen. Doch am meiſten liegt mir auf der Seele: was iſt aus dir geworden?"

„Ein Oberſtlieutenant ohne Kommando," ſagte Wilhelm bitter.

„Auch das iſt faſt mehr, als wir erwartet haben."

„Meinſt du?" frug der Unzufriedene. „So höre denn, der General pries mit glatten Worten meine Führung und rühmte ſich, daß er dem ſchwediſchen Kronkommiſſar, der ihm als Wächter geſetzt ſei, mein Patent abgerungen habe; er fügte mit falſcher Freundlichkeit hinzu, daß er ſogleich meine Dienſte fordern müſſe; mit vertrautem Schreiben ſoll ich morgen bei Anbruch des Tages zum Feldmarſchall Wrangel. Verſtehſt du, was das bedeutet? Ich ſoll getrennt werden von unſeren Völkern, und ſie werden dafür ſorgen, mich in der Ferne feſtzuhalten, bis ſie hier nach ihrem Gutdünken reformirt haben. Du haſt den beſſeren Theil erwählt, Bernhard, dennoch denke ich, du ſollſt von mir hören. Grüße deine Schweſter und ſage ihr, meine weltliche Kunſt, Andere zu behandeln, habe mir ſchlechten Lohn eingetragen. Zuletzt hat mir Keiner Dank gewußt, nicht unſere Leute, nicht die Fremden."

„Ich aber," antwortete Bernhard, „für gute Kameradſchaft in guten und ſchlechten Tagen. Das will ich dir ſagen, bevor wir ſcheiden. Denn du ſollſt jetzt für dein Glück unter den Schweden ſorgen, ich aber werde mit leichtem Herzen und fröhlichem Muth zum Ehemann und Hausvater."

„Laß Wein auftragen, mein Bruder," rief Wilhelm, „wir wollen noch einmal wie Studioſen zuſammenſitzen, wir wollen denken, daß die ganze Kriegsfahrt zu Ehren Deutſchlands und daß unſer Heerbefehl nichts anders war als ein Studentenkönigreich, das wir am heiligen Dreikönigsabend angeſtellt haben. Jetzt ſind alle unſere Mannen von der Bank gefallen, wir Beide aber ſitzen feſt. Wer am längſten auf dieſer Erde den Becher hebt, der bleibt Sieger."

Die Thür wurde aufgeriſſen; bei dem trüben Licht ſah Bernhard eine kleine Geſtalt, welche mit wankendem Schritt auf ihn zu kam. Vor ſeinen Füßen brach der Bube zuſammen. Bernhard beugte ſich zu ihm nieder und das matte Kind flüſterte ihm wenige Worte in das Ohr. Da ſank auch der ſtarke Mann wie von einem Schlage getroffen zurück und das Blut wich aus ſeinem Angeſicht.

## 8.

## Die Rettung.

Nach heißen Sonnentagen trieb der Nordwind dunkle Regenwolken über das Land. Regine blickte durch das Fenſter auf ein glühendes Abendroth, welches am Horizont unter dem ſchwarzen Wolkendach wie eine ungeheure Feuersbrunſt aufleuchtete. Auch das heitere Licht ihrer Lebenstage war geſchwunden; die Angſt war ſeit der letzten Nachricht, die der Licentiat zutrug, ſo groß geworden, daß ihr verſtörtes Weſen im Schloſſe auffiel, und die Herzogin ihr heut gütig gerathen hatte, der Unpäßlichkeit nicht zu trotzen, ſondern ſich ruhig in der Kammer zu halten. Sie fuhr zuſammen, als der alte Diener des Frauengemaches eintrat und ein Brieflein überreichte, welches ein Mann für ſie am Thore abgegeben hatte. Sie las die Zeilen, ergriff ein Regentuch und ſtürzte hinaus. Auf dem Corridor vernahm ſie hinter ſich ſchnelle Tritte und die ängſtliche Frage des Licentiaten: „Was iſt euch zugeſtoßen?“

„Ich habe einen Gang vor,“ antwortete Regine zitternd.

„Will mir die Jungfer nicht geſtatten, ſie zu begleiten?" bat Hermann. „Ihr ſeid ganz außer euch."

„Dürft ihr verſprechen gegen Jedermann zu ſchweigen," ſagte Regine in Haſt, „ſo thut ihr mir einen Gefallen, wenn ihr mich zu der Schenke führt, welche draußen beim Gehölz am Fuße des Friedenſteines ſteht."

„Der Ort iſt übel beleumdet und eine Niederlage von ſchlechtem Geſindel. Wie dürft ihr euch dorthin wagen?"

„Ich muß," rief Regine das Tuch um ſich ziehend und ging an ihm vorüber.

„Doch nicht ohne Schutz; ich leide nicht, daß ihr euch allein der Gefahr ausſetzt," entſchied Monſieur Hermann ihr nachfolgend.

Schweigend eilten ſie neben einander den Schloßberg hinab zu der wüſten Stelle im Freien, wo ein waghalſiger Schenkwirth einen hölzernen Bau aufgeſchlagen hatte, bequem für die Landleute, welche zur Bauarbeit am Schloſſe gefordert wurden, aber auch für fremdes ſtreifendes Volk, dem die Thorwache feindſelig war.

Aus der Bretterhütte ſchallte das Stampfen der Gläſer und das Geſchrei Berauſchter. Der Licentiat führte das Mädchen einige Schritte vom Wege ab, wo eine Linde und umherſtehendes Geſträuch vor neugierigen Augen deckte, und ſagte ernſthaft. „Ihr dürft nicht dort hinein."

Ein Mann in dunklem Mantel trat herzu und faßte Regina's Hand. „Hinweg!" rief Hermann und fuhr auf den Fremden los. Aber Regine bat mit gefalteten Händen: „Ich flehe euch an, daß ihr mich jetzt allein laßt.“

Der Licentiat blickte erſchrocken von dem verhüllten Mann auf das Mädchen. „Ich gehorche dem Wunſche der Jungfer und will die Zuſammenkunft nicht ſtören,“ ſagte er und bitterer Schmerz klang aus ſeinen Worten, „aber ich bleibe ſo nahe, daß euer Ruf mich erreicht.“

Regine vermochte nur tonlos zu ſagen: „ich bin euch auch dafür dankbar.“

Der Verhüllte zog ſie tiefer in das Gehölz. Sie ſah im Zwielicht das bleiche Antlitz und die zuſammengezogenen Brauen des Bruders; ſie hielt ſeine Hand feſt und weinte darüber. „Wo iſt ſie?“ frug Bernhard haſtig.

„Sie wird im Walddorfe bewacht.“

„Und wie ſteht ihre Sache?“

„Morgen ſoll ſie in der Stadt peinlich verhört werden,“ antwortete die Schweſter, umſchlang den Leib des Bruders und fühlte den Schrecken, der ihm durch die Glieder zuckte. Er ſtrich ihr mit der Hand über das Haupt, ohne es zu wiſſen.

„Die Zeit iſt kurz,“ murmelte er. „Du biſt geübt für deinen Bruder zu beten; flehe heut zum letzten Male für ihn, und bitte, daß die Nacht finſter ſei.“ Er ließ die Entſetzte los und trat an das Gehölz. Regine ſah, daß ſich die Zweige bewegten und glaubte das gefurchte Antlitz eines alten Bekannten zu erkennen. Leiſe verhandelten die Männer. Der andere entwich und der Bruder trat wieder zu ihr. Jetzt küßte er ſie auf die Stirn und ſagte traurig: „Arme Schweſter.“

„Bin ich eure Schweſter,“ ſagte Regine das Haupt erhebend, „ſo laßt mich Theil haben an euren Gedanken.“

„Fordere nicht zu wiſſen, was dich verderben könnte, du unſchuldiges Kind. Eine, die wir kennen, iſt zur Zauberin gemacht, und wer Theil an ihr nimmt, den binden ſie auf den Holzſtoß. Wir aber ſind gottſelige Chriſten und wiſſen die Gemeinſchaft mit allem Teufelswerk zu meiden. Vielleicht habe ich noch etwas Werthvolles in dem Hauſe der Zauberin verſteckt, was ich herausholen möchte, bevor das Gericht mit gierigen Händen darnach greift.“

„Sprecht nicht ſo zu mir, **Bernhard**,“ flehte die Schweſter. „Meint ihr, daß meine Angſt geringer wird, wenn ihr euch vor mir verſtellt? Ich ſehe durch die Maske und fühle das Grauſen.“

„Grauſt dir vor der Zauberin?“ frug der Bruder mit rauher Stimme. „Sie war doch einſt gütig gegen dich, und wir verdanken ihr die Rettung vor elendem Verderben.“

„Sie iſt ſchwer angeklagt,“ ſtammelte Regine, „und man ſagt, es ſei bewieſen, daß ſie nächtliches Werk geübt habe, das nicht gottſelig iſt, und das dem Teufel Macht über ſie giebt.“

„Ich denke, ſie hat bei Nacht Wurzeln gegraben, von denen die Leute glauben, daß ſie kräftig ſind feindliche Kugeln abzulenken; und ich denke, ſie hat die unheimliche Arbeit gewagt, um Einen vor Gefahr zu ſchützen, der ihr lieb iſt. War ſie im Irrthum oder nicht, war ſie in Sünde oder nicht, was meinſt du, ſoll der Mann thun, dem ſie ſolche Gabe zugetheilt hat?"

„Von ſich werfen ſoll er, was dem Böſen Macht über ihn geben kann," rief Regine entſetzt.

„Ich aber ſage dir, Mädchen, er bewahre es an ſeinem Herzen, ſo lange er lebt; nicht, weil er einen ehrlichen Soldatentod fürchtet, ſondern weil das Weib, das er liebt, Leben und Seligkeit für ihn gewagt hat."

Regine hielt ſich an dem Stamme des Baumes feſt und das Haupt ſank ihr auf die Bruſt, der Bruder rührte mit dem Finger darauf.

„Glaubſt du, daß der Gott der Liebe, zu dem du ſo eifrig bitteſt, eine Menſchenſeele deshalb dem Teufel und der ewigen Verdammniß übergiebt, weil ſie ſich, nicht aus Haß, ſondern aus herzlicher guter Meinung unterwunden hat, aus dem Walde zu holen, was die Nachtgewalten nur ungern dem Menſchen hergeben?"

„Ich bin gelehrt," antwortete Regine leiſe, „daß es Sünde iſt an ſolche Geheimniſſe zu rühren."

„Und glaubſt du, daß die Jungfrau im Walde ſchädliche Zauberei treibt und mit dem Böſen im Bunde ſteht?"

Regine erhob ſich und ſagte: „Nein!"

„Sei bedankt für dieſes Wort," rief Bernhard und ein Strahl von Freude erhellte ſein Angeſicht. „So ziemt es der Schweſter zu reden." Er zog ſie an ſich und wiederholte: „Armes Kind! Für dich wird am härteſten zu tragen, was das Schickſal uns gefügt hat. Warſt du auch zuweilen unzufrieden mit dem wilden Bruder, du hatteſt ſeither an ſeinem Herzen eine Stätte, wo du ſicher ruhen konnteſt; wir beide kannten einander genau und zwiſchen uns war feſtes Vertrauen. Jetzt ſtehſt du in Gefahr den Bruder zu verlieren; freundlos ſollſt du, zarte Blume, unter Fremden gedeihen, ja wer mag dafür bürgen, ob meine That nicht auch dich beſchädigt und in's Elend wirft. Das iſt Gram und Bitterkeit, die ich zu anderer Noth in dieſen Angſtſtunden fühle, und ich bitte dich, und ich bitte die lieben Eltern im Himmel, daß ihr mir verzeiht, wenn ich dich verlaſſe um einer Anderen willen.“

Regina's Thränen fielen auf die Hand des Bruders, als ſie die Hand küßte. „Sorgt nicht um mich,“ bat ſie. „Das Blümlein, welches ihr genannt habt, ſteht unter Gottes Auge, geduldig in Regen und Sonnenſchein, damit der Herr mit ihm thue nach ſeinem Gefallen. Könnt ihr aber jetzt, wo euch irdiſche Leidenſchaft treibt, unſerer Eltern im Himmel gedenken und eurer Schweſter auf Erden, die euch liebt, ſo ſorget auch, daß ihr euch nicht für immer von ihnen ſcheidet. Es iſt fürchterlich zu denken, daß die Jungfrau vom Walde ohne ſchweres Verſchulden verurtheilt werden kann durch falſchen Glauben und durch die Blindheit ihrer Richter. Mein Bruder aber, wenn er dieſes Urtheil durch heimlichen Anſchlag verhindern will, verfällt dem irdiſchen Richter ebenſo wie jene. Der Teufel iſt geſchäftig, Bernhard, gegen Solche, welche in ſtolzem Vermeſſen gegen Recht und Geſetz ankämpfen; iſt auch die Jungfrau unſchuldig, wer bürgt dafür, daß nicht ihr zu einem ſchweren Verbrechen an Gott und den Menſchen verlockt werdet, während ihr ſie mit Gewalt aus den Banden des Geſetzes löſen wollt?"

„Deiner Warnung gedenke ich," antwortete der Bruder, „vielleicht bewahrt ſie einen Schurken vor der Kugel, die ich ihm zugedacht. Rufſt du aber das Gedächtniß unſerer toten Eltern gegen mich an, ſo wiſſe, ſeit der Stunde, in der mein Bube mir die Trauerbotſchaft zutrug, während ich hierher ritt in Angſt und Wuth, wie du ſie niemals empfunden, habe auch ich Geſichte gehabt von ſeltſamer Art und ich habe Stimmen gehört, weiß nicht, kamen ſie vom Himmel oder anderswo her. In das eine Ohr ſchrie es mir: ſei treu bis über den Tod und wenn die ganze Welt Untreue fordert; und in das andere Ohr ſchrie es: deines Roſſes letzter Sprung ſei für den Genoſſen, der um deinetwillen in Noth kam. Iſt ihr der Pfahl beſchieden, ſo ſei er mir's auch, und würde ihr der Himmel verweigert, ſo ſoll meine Seele den Thürſteher Petrus niemals um Einlaß bitten. Ich thue, was ich muß; und ich ſage dir, Mädchen, wenn unſere Eltern noch lebten, die Mutter würde weinen wie du, der Vater aber würde ſein Haupt heben, wie er zuweilen that, und mich mit ſeinem Sprichwort begrüßen: Treue bewahren iſt Jedem Pflicht, den Königen aber iſt es Ehre.“

„Ich mahne nicht mehr, wo menſchliche Warnung vergeblich iſt,“ ſprach die Schweſter entſetzt über die Aufruhr ſeines Gemüthes; „ihr aber ſollt nimmer vergeſſen, daß auch für mich das Sprichwort des Vaters gilt. Braucht ihr in der Noth ein treues Herz, ſo denkt meiner.“

„Liebe Schweſter,“ rief Bernhard und umſchlang das Mädchen, welches er allein und ſchutzlos in der Wildniß dieſer Welt zurücklaſſen ſollte. An ſeiner Hand trat ſie aus dem Baumſchatten auf den Weg. Dort wies ſie nach ihrem Begleiter vom Schloſſe, der in einiger Entfernung ſtand, auch er mit finſtern Gedanken beſchäftigt. Noch einmal fühlte ſie die Hand deſſen, der ihr bis dahin Bruder und Vater geweſen war, auf ihrem Haupte, dann wich er in den Schatten zurück, und ſie ſchritt eilig vorwärts, aber ihre Glieder bebten in unterdrücktem Schluchzen. Der Licentiat ging ſchweigend neben ihr durch die Schloßpforte. Er ſah beim Laternenlicht zwiſchen Mitgefühl und Groll die Qualen, mit denen ſie rang, und verneigte ſich auf dem Gange tief und förmlich zum Abſchiede. Ach, er wäre trotz ſeiner Würde reuig vor ihr auf die Knie gefallen, hätte er den Jammer des armen Mädchens verſtanden, welches jetzt Alles verloren hatte, was ihr auf Erden lieb war, auch den theilnehmenden Freund im Fürſtenſchloſſe.

Unter dem dunklen Wolkenhimmel ſprühte der Regen und tobte der Sturm. Er dröhnte wie Wogenſchwall an den Mauern des Fürſtenſchloſſes, warf die Schornſteine von den Dächern der Stadt und ſchleuderte große Baumäſte auf den Grund. Aus der Herberge nahe am Schloſſe jagten zwei verhüllte Reiter auf der Landſtraße dahin. Hinter dem erſten Dorfe geſellten ſich zwei andere zu ihnen, nach der erſten Wegſtunde war die Zahl bis zu einem ganzen Trupp herangewachſen und zwiſchen ſich führten ſie ein Wagenhaus, aus ſtarken Brettern gezimmert. Wenn eine Dorfwache in dem Brauſen des Windes den Hufſchlag und das Raſſeln des reiſigen Zuges hörte, der außerhalb des Zaunes dahin fuhr, ſo drückte ſie den Hut über die Augen und ſprach einen hilfreichen Spruch, um vom Heere des wilden Jägers verſchont zu werden.

Am Eingange des Waldthals, wo ein ſteiler Fels bis zum Wege vorſprang, hielt der Haufe an und der Führer, ein langer hagerer Geſell, deſſen Geſicht durch die herabgezogene Krempe des Hutes verborgen war, ſah ſcharf in die Runde und gab die Befehle. „Iſt der Funke dort hinten ein Licht des Dorfes, und brennt das Licht im Hauſe der Jungfrau?“ frug er eine kleine verhüllte Geſtalt, die neben ihm ritt.

„Es kommt aus der Kammer eines kranken Dorfweibes,“ antwortete der Kleine.

„Dann lenken wir hier über den Bach und meiden die Dorfgaſſe. Hinab! und ſuche die Furt! — Ruhig, Bruder,“ mahnte er einen Gefährten, deſſen Roß durch die Ungeduld des Reiters geſtachelt wurde. „Willſt du die Bauern vor ſcharfem Eiſen bewahren, ſo müſſen wir lautlos flattern wie Fledermäuſe." Unterdeß glitt der Kleine vom Pferde und verſchwand in der Finſterniß. Als er nach einer Weile an ſeinem Thier heraufkletterte, gebot der Alte: „Voran und achte auf die Steine." Die Reiter verließen den Weg, ſetzten vorſichtig über den geſchwollenen Bach und zogen thalauf längs der Berglehne, an welcher das einſame Haus ſtand.

„Ich denke bei dieſem Wetter ſchlafen die Wachen," begann der Führer wieder. „Ich bringe das Eiſen mit, welches die Thüren geräuſchlos öffnet. Schwinge dich über den Zaun Bube, und ſieh zu, auf welcher Streu du die Wächter findeſt. Sie müſſen unter die Nebelkappe bevor ſie ſich rühren; ein lauter Ruf könnte uns zwingen, dem ganzen Dorf ein heißes Ende zu machen." Wieder hielt der Trupp in einiger Entfernung vom Hauſe und wieder tauchte der Knabe vom Pferde hinab in die Schwärze der Nacht.

In der Stube lag auf dem Lehnſtuhl ein bleiches Weib und ſtarrte nach dem flackernden Schein der Lampe. „Zum letzten Male ſehe ich dies Licht brennen. Klein iſt der Funke, doch bald wird es ein großer Brand. Nur um euretwillen thue ich es, geliebter Herr; den Leib, der euch gehört, ſoll keine fremde Fauſt entblößen; ich ſelbſt will mir den Richter ſuchen, der mehr Erbarmen hat, als die Menſchen hier auf Erden. Die Nacht iſt finſter und lang; erkenne ich im Morgengrau die Fichte auf der Höhe, wo ich an ſeiner Seite ſtand, ſo will ich ihm Lebewohl ſagen für immer. Wenn die Lohe aufſteigt, ſo hoffe ich, jagt der Wind ſie abwärts vom Dorfe, damit die Wöchnerin mit ihrem Kinde nicht Schaden leide."

„In den erſten Tagen, nachdem ſie mich in Haft geſetzt, flogen meine Gedanken unabläſſig zu ihm hin, und ich meinte, er müßte kommen, mich in die Arme ſchließen und über mir trauern, daß ich ausgeſtoßen und verflucht bin ohne Schuld. Jetzt träumt mir nicht mehr ſo. Es wird ihm gehen, wie den Anderen auch, ſie werden ihm Uebles von mir ſagen und er wird ihnen glauben. Ich möchte doch, daß ich ihm leid thäte."

„Die Wächter riefen mir zu, daß die alte Urſel tot im Walde gefunden iſt. Das war ein Glück für ſie. Die Amſeln ſind von den Bauern erſchoſſen, auch die Katze iſt erſchlagen, weil ſie mir zugehörte. Einſam war mein Leben und einſam ſoll mein Ende ſein."

„Von der Leinwand, die ich geſponnen und über die er ſich gefreut, habe ich als letzte Arbeit zwei Hemden genäht. Eines trage ich auf dem Leibe für meine letzte Stunde und das andere ſollte er ſich aufheben bis zu der Zeit, wo es ihm angezogen wird. Aber der Wunſch war eitel, Niemand wird ihm mein Vermächtniß zutragen, denn es giebt keinen Boten mehr von mir zu ihm. Und wer weiß, ob nicht auch ihm davor graut in meinem Geſpinnſt beſtattet zu werden."

Sie ſprang heftig auf, ſah durch das Fenſter zu der Tanne und faßte nach der Lampe. Ein Windſtoß ſchlug an das Fenſter, daß die Scheiben klirrten, und durch Sturm und Regen klang ein Geräuſch wie von ſchnaubenden Pferden, Geflüſter von Stimmen und das Knarren des Thors. Die Stubenthür ſprang auf, ein Mann ſtand auf der Schwelle. Sie hörte die Worte: „Gelobt ſei Gott, daß ich euch finde!“ und fühlte ſich von ſtarken Armen umſchlungen. Da klammerte ſie ſich feſt an den Geliebten und ſchrie: „Noch nicht ſterben!“

„Komm, Judith,“ mahnte der Mann und zog ſie nach der Thür.

„Wohin?“ frug ſie wild. „Die Leute draußen weiſen auf mich mit den Fingern und euch werden ſie töten, wenn ihr nicht von mir weicht. Hinweg von mir, ihr ſeid bei einer Hexe!“ Sie ſuchte ſich ihm zu entwinden, aber ſie ſank wieder an ſeine Bruſt.

„Was die Hexerei angeht,“ begütigte die Stimme Gottlieb's hinter ihr, „ſo giebt es hier nur eine Hexe, die ſogenannte Frau Venuſſin, ſowie ihren Jungen, welcher den Hundenamen Amor führt. Und wenn euch die Nachbarn hier zu Lande gehäſſig ſind, ſo reitet davon. Wer vier ſtarke Pferdebeine unter ſich hat, dem ſteht die weite Welt offen, geht's nicht bei den Chriſten, ſo zieht er zu den Türken oder zu den Engländern, welche ich gleichfalls loben höre. Schaffe ſie auf das Pferd, Bruder, denn dieſer Ort iſt ihr verleidet.“

„Er räth gut,“ rief ſie außer ſich. „Hinweg ihr Alle, damit ich das Haus anzünde.“

„Eile mit Weile!“ tröſtete Gottlieb. „Alt-Roſen iſt niemals ſo leichtfertig, ein volles Haus abzuſengen. Soll die Ausſtattung der Frau Rittmeiſterin den ſchurkiſchen Schreibern in die Hände fallen? Erſt geräumt, dann gebrannt, iſt Soldatenbrauch.“ Und zu Bernhard tretend gebot er: „Erwarte uns im Walde, es iſt nicht nöthig, daß ſie unſerer Arbeit zuſieht. — Vorwärts, Bube! Wo iſt der Zugang zum Verſteck? Sperre die Truhe auf und wirf in den Wagen, wie's kommt! Heran Kameraden, ſchnelle Hände und ſcharfen Ausguck, denn der Morgen iſt nahe.“

Im nächſten Augenblick jagten Bewaffnete, das Weib in der Mitte, dem Bergwald zu, um den Hof aber bewegten ſich ſchweigſam geſchäftige Plünderer, während zwei aus dem Haufen die geknebelten Wächter vorwärts ſtießen bis in das nahe Gehölz und dort an Bäumen feſtbanden. Auch der Wagen rollte von dannen, umritten von der reiſigen Schaar. Als letzter blieb Gottlieb mit dem Knaben im Hauſe zurück; beim Heraustreten ſchloß er die Thür und die Pforte des Zaunes. „Es iſt der letzte Hof,“ ſagte er zurückblickend, „dem unſer Regiment ein feuriges Ende bereitet. Nur Eins thut mir leid, daß wir von dannen ziehen, ohne daß ich den Amtsſchreiber in das Feuer geworfen habe. Doch hoffe ich, Satan holt ſich ſeinen Braten.“ Mit dieſem Wunſche ritten ſie davon. Hinter ihnen ſtiegen aus dem verlaſſenen Hauſe die Flammen auf, der Wind blies hilfreich in die Glut. Als die erwachten Dorfleute herzurannten, ſtand der ganze Bau in Flammen und ſie riefen vergebens nach den Wächtern.

Die fremden Reiter aber fuhren dahin über die Berge durch Regen und Sturm, und zu dem Geheul der Luft und dem Brauſen des Waldes ſchallte ihr wildes Holla ho! Der wilde Jäger entführte ſich das Zauberweib. Die er mit trotzigem Sinne auf das Roß gehoben, hielt er feſt, um ſie gegen eine Welt von Feinden zu behaupten. Was thut's, ob der Ritt kurz oder lange währt? Wer ſein Leben wagt, um geliebtem Leben die Treue zu erweiſen, der hat zu aller Zeit das Recht, über die Rotte der Einfältigen und Schlechten hinwegzuſetzen.

In dem Zimmer der Herzogin harrte der kleine Prinz mit dem Licentiaten auf die Ankunft ſeines Herrn Vaters, denn dies war die Stunde, wo der Herzog ſich gern von dem Kleinen aufſagen ließ, was er gelernt hatte. Zu den Füßen der Herrin ſaß Regine über vielen Knäueln von bunter Wolle, wählte und reichte ſie zur Stickerei. Aber ihre Seele war nicht bei der Arbeit, die Hände flogen in fieberhafter Haſt; und da ſie nicht aufzuſehen wagte, bemerkte ſie auch nicht, wie bekümmert der Licentiat zu ihr hinſah.

Der Herzog ließ dies Mal auf ſich warten; als er endlich eintrat, begrüßte er ſeine Gemahlin und ging mit umwölkter Stirne auf und ab, ohne nach der Lection des Prinzen zu fragen. „Das Haus der Zauberin iſt niedergebrannt, und ſie ſelbſt iſt wahrſcheinlich in dem verſchloſſenen Bau von der Flamme verzehrt.“ begann er endlich zur Herzogin. „Die Bauern aber ſagen aus, der Teufel oder wilde Jäger habe ſie entführt.“ Die bunten Knäuel entrollten dem Schoße Regina's und kugelten auf den Fußboden. „Die Dorfleute wollen die ſchwarze Höllenſchaar leibhaftig geſehen haben, den wilden Jäger mit ſeiner Jagd, wie er das Weib auf dem Roſſe hielt und mit ihr durch Flammen und Rauch in der Luft über die Berge fuhr. Es iſt ſeltſam, daß ſo Viele daſſelbe geſehen, der Eine mehr, der Andere weniger; die Wächter behaupten von dem hölliſchen Heer übel zerſtoßen zu ſein, doch fand man ſie mit gewöhnlichen Stricken gebunden.“

„Die Dienerin der Angeklagten, welche entflohen war, hat man in den Bergen leblos gefunden; ſie ſaß in einem Verſteck, zu dem die Dorfleute bei Kriegsgefahr flüchten. Die Nahrungsmittel in ihrem Korbe waren unberührt und die Leute behaupten, der Böſe habe ihr den Hals umgedreht. Doch iſt wunderlich, daß in ihrem Schoße das Geſangbuch lag und darin aufgeſchlagen das Lied: Eine feſte Burg. — Dergleichen iſt in der Chriſtenheit unerhört. Für mich aber wird es beſonders ſchrecklich, denn ich konnte mich, was auch die Richter vorbrachten, noch nicht an den Gedanken gewöhnen, daß das Mädchen einen Bund mit dem Böſen gemacht habe.“

„Des Himmels Segen über Eure herzogliche Gnaden für dieſe gütigen Worte,“ klang es leiſe neben dem Stuhl der Herzogin, wo Regine mit gefalteten Händen auf den Knieen lag. Der Herzog ſah von der Seite auf die Knieende und fuhr fort: „Nur der Jägermeiſter will nicht glauben, daß es hölliſche Geiſter waren, welche das Weib entführten; er wies mir weiter oben am Wege die Spuren vieler Pferdehufe; die Hufe hatten Eiſen und an dem einen fehlte ein Nagel."

Er ging wieder nachdenklich auf und ab. „Auch aus der Stadt wird Wunderliches berichtet. Bei der Schmiedin Stange, deren Mann ſeit vielen Jahren verſchwunden iſt und unter das Kriegsvolk gelaufen ſein ſoll, ſtand vor zwei Tagen plötzlich zur Zeit der Abenddämmerung in der Stube eine finſtere Geſtalt, welche ſich als heimgekehrter Schmiedemeiſter gebehrdete, und als das erſchreckte Weib auf ihn zugehen wollte, dasſelbe ſtreng ermahnte bis Mitternacht nicht mit ihm zu ſprechen, ſondern ihn ruhig ſchalten zu laſſen und gegen Jedermann zu ſchweigen; dies werde ihr Glück ſein; wenn ſie aber ſpreche, ihr Verderben. Zur Bekräftigung ſcheint er Geld auf den Tiſch gelegt zu haben, die Frau giebt nur einen Dukaten zu, doch mag es mehr ſein. Während ſie noch betäubt da ſaß, iſt er in die Schmiede gegangen, hat dort mit dem Werkzeug hantirt und auch das Feuer angeblaſen. Plötzlich war er verſchwunden und iſt bis jetzt nicht wieder ſichtbar geworden. Durch das ſpäte Arbeiten in der Schmiede, die ſeither kalt war, entſtand in der Nachbarſchaft ein Argwohn, und da die Frau widerwillig blieb Auskunft zu geben, wurde ſie heut verhört und behauptete, es ſei der Geiſt ihres Mannes geweſen. Wir haben wahrlich genug gegen die Böſen in dieſer

Welt zu kämpfen, ſolches Eindringen des Satans ſchafft neuen Schrecken und entſetzt die Gemüther.“

Er hielt vor Regine an. „Ihr, Jungfer Königin, habt ſelbſt Bekanntſchaft mit der Angeklagten Möring gehabt. Ich frage euch auf euer Gewiſſen: Haltet ihr ſie für eine ſchädliche Zauberin?“

„Nein!“ rief Regine, „an ihren Werken ſollt ihr ſie erkennen, ſie war gutherzig gegen Jedermann und nicht auf eigenen Vortheil bedacht. Der Pfarrer dort iſt alt, und in der Gemeinde leben Argliſtige, welche ihr neidiſch ſind.“

„Sie iſt beſchuldigt um Mitternacht im Walde teufliſche Künſte geübt zu haben und ein Zeuge ſagt aus, daß der Teufel in Geſtalt des wilden Jägers bei ihr geſehen worden.“

Regine rang die Hände. „Es war ein Menſch und ein redlicher Chriſt, denn, herzogliche Gnaden, es war mein Bruder.“

Der Herzog trat zurück. „Woher iſt euch das bewußt, Jungfer?“ frug er ſtreng.

„Mein Bruder ſelbſt hat es mir vertraut,“ antwortete das Mädchen und fuhr das Haupt erhebend fort: „was mir auch geſchehen möge, ich kann es nicht ertragen, daß Eure herzogliche Gnaden durch die Ausſagen der verwirrten und boshaften Leute getäuſcht werden. Die Jungfrau vom Walde war meinem Bruder lieb geworden, und als er durch ſeinen Buben Kunde erhielt von der Todesgefahr, in welcher ſie verſtrickt ſaß, kam er heimlich mit bitterer Angſt in

Ew. Hoheit Land. Er ließ mich aus dem Schloſſe zu ſich fordern, und obwohl er mir ſeinen Entſchluß bergen wollte, ſo erkannte ich doch, daß er auf eine Gewaltthat in der nächſten Nacht ſann. Auch war er nicht allein, er hatte einen treuen Kameraden, welcher denſelben Namen führt, mit dem herzogliche Gnaden ſo eben die Schmiedefrau benannten. Dieſer war im Heere bekannt als ein redlicher Mann, aber in allerlei Liſten erfahren, und ich hoffe, dieſe Beiden haben die Jungfrau weggeführt."

„Ihr aber," ſprach der Herzog unwillig, „ſeid Mitwiſſerin geworden bei einer frechen Gewaltthat, durch welche das Gericht gehindert und meine Autorität gekränkt wird, und ihr ſelbſt ſeid ſchuldig geworden vor dem Geſetz."

Da begann der Licentiat ehrerbietig: „Iſt Jungfer Regine ſchuldig, ſo bin ich in derſelben Schuld, denn ich habe ſie vorgeſtern zu der geheimen Beſprechung mit ihrem Bruder begleitet und wieder zurückgeführt, und ich habe mir in der Stille ähnliche Gedanken gemacht wie ſie ſelbſt, über eine natürliche Entführung ohne teufliſche Künſte. Und ich berge Ew. herzoglichen Gnaden nicht, daß ich trotz der entgegengeſetzten Meinung hoher Geiſtlichkeit in meinem Herzen auch die Geſinnung der Jungfer Regine gegen die Angeklagte theile und der Ueberzeugung lebe, daß jene unſchuldig iſt. Ja ich wage Ew. herzoglichen Gnaden frei herauszuſagen, daß ich die ganze Procedur wegen dieſer ſogenannten Hexerei für ungerecht, gewaltthätig und nicht in frommer chriſtlicher Lehre begründet halte.“

„Der Herr Licentiat,“ rief Regine zitternd, „iſt unſträflich wie ein Engel in dieſer Sache, denn er wußte nicht, zu wem er mich begleitete; er kannte den Bruder nicht, hatte ihn nie geſehen, und ich habe, um Niemanden in Gefahr zu ſetzen, ihm Nichts bekannt.“

„Iſt es ſo, wie ihr ſagt,“ begann der Herzog unzufrieden, „ſo wundert mich, daß Monſieur Hermann, den ich ſeither als vorſichtigen und mir ergebenen Diener betrachtet habe, ſich dazu drängt, der Vertraute und Complice in einer ſo widerwärtigen Angelegenheit zu werden.“

Die Herzogin, welche mit Theilnahme zugehört hatte, ſo daß ſie auch die Stickerei in den Schoß legte, erhob jetzt die Augen zu ihrem Gemahl und ſprach leiſe: „Mein geliebtes Herz wolle die Beiden anſehen, ſie ſind ſich einander gut.“

In dem ernſten Geſicht des Herrn malte ſich ein unmäßiges Erſtaunen, daß die, welche er für eine Verkündigerin gehalten, ſich in ſolcher Weiſe als eine Liebhaberin enthüllte. Und zuerſt wurde ſeine Miene noch finſterer. Aber als er die ehrlichen Geſichter der jungen Leute prüfend betrachtete, erhielt ſeine gütige Geſinnung allmählich die Oberhand, zumal er in ſeinem verwüſteten Lande gern behilflich war, gottſelige Ehen zu ſtiften. Und obſchon der hohe Ernſt nicht von ſeinem Angeſicht wich, ſo war ſein Ton doch ohne Härte, als er gegen Regine begann: „Die Herzogin und ich haben euch als einer Landfremden Unterkunft in unſerem eigenen Hauſe bewilligt; und wiewohl wir an euch, abgeſehen von euren Heimſuchungen, nichts Unebenes und Auffälliges bemerkten, ſo erweiſt ſich doch auch euch gegenüber die Regel eines fürſtlichen Haushalts als richtig, daß ein Landesherr ſeine vertraute Umgebung am beſten aus Angehörigen des eigenen Landes erwählt, deren Extraction und Anhang ihm genau bekannt ſind. Ihr aber ſeid durch euren Bruder und deſſen Verbindung mit einem Weibe, welches unter furchtbarer Anklage ſteht, in den Schatten eines Verdachtes gekommen, welcher in einem fürſtlichen Haushalt ganz unleidlich iſt, deshalb könnt ihr nicht länger in dem Schloſſe und in unſerer Nähe euren Aufenthalt finden.“ Regine erhob ſich ſchweigend und ſtreifte die Wollfäden von ihrem Kleide; ihre Angſt war geſchwunden, ſie ſtand mit geſenktem Haupt bereit zu gehen.

„Ich berge euch nicht,“ fuhr der Herzog fort, „daß durch den Schloßprediger auch Bedenken gegen das Wenige, was mir von euren Revelationen und Geſichten zugänglich wurde, erhoben ſind, indem derſelbe behauptet, daß darin eine ihm bereits anderweitig bekannte verſificirte Aeußerung enthalten ſei, welche von einem Jeſuiten herrühre. Dieſen Verdacht laſſe ich billig auf ſich beruhen, denn mir iſt wohl bewußt, daß ihr euch ſonſt als eine treue Bekennerin evangeliſcher Lehre bewieſen habt. Und ich hoffe es vor meinem Gott zu verantworten, wenn ich in dem Wunſche, euch vor Gefahr und Schaden zu bewahren, von dem, was ihr mir heut im Vertrauen mitgetheilt, meinem Conſiſtorio gegenüber keinerlei Gebrauch mache, zumal es mir eine herzliche Erleichterung iſt, daß ich jetzt hoffen darf, die Angeklagte, welche ſich durch die Flucht ihren Richtern entzogen hat, ſei in Wahrheit nicht ewiger Verdammniß verfallen. Da ihr ſelbſt aber von hier ſcheiden müßt, ſo will ich euch in guter Meinung fragen, wohin ihr eure Schritte zu wenden gedenkt?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Regine ergeben, „ich bin jetzt allein, aber der Himmel wird mich nicht verlaſſen.“ Sie neigte ſich tief vor dem Herzog und kniete vor der Herzogin. „Ich danke in Ehrfurcht für alle Gnade, die ich hier gefunden.“ Sie ſtand auf und wandte ſich zum Gehen.

„Geſtatten herzogliche Gnaden,“ ſagte der Licentiat ſchnell, „daß ich in hoher Gegenwart der Jungfer noch etwas Weniges mittheile;“ und ſchnell zu Regine tretend, ſagte er: „der dritte Spruch, den ich damals getroffen, als ich die werthe Jungfrau nach der Stadt holte, war aus dem Buch Ruth und er lautete: wo du hingehſt, da will ich auch hingehen, und wo du bleibſt, da bleibe ich auch und dein Gott iſt mein Gott.“ Er ſtand neben ihr und hielt ihre Hand feſt.

Durch den Schmerz Regina's fuhr ein heller Strahl der Freude, daß der Mann, dem ſie von Herzen zugeneigt war, ſich in dieſer Stunde zu ihr bekannte, und ſie ſah ihn dankbar mit naſſen Augen an. Aber gleich darauf zog ſie die Hand zurück und ſagte leiſe: „Ich darf Niemanden unglücklich machen.“ Doch der Licentiat ließ ſich nicht beirren und führte ſie vor den Herzog.

„Herzogliche Gnaden ſind zugleich ein Vater aller Waiſen und der oberſte Biſchof in Eheſachen. Deshalb ſei mir geſtattet, daß ich an hoher Stelle meine Abſicht erkläre, um die Zuneigung der lieben Jungfer Königin zu werben, und dieſelbe, wenn ſie mir ihre gute Geſinnung zuwenden kann, zu meinem ehelichen Gemahl zu machen. Unterdeß bitte ich ehrfurchtsvoll um Erlaubniß, die Jungfer meiner Mutter zu bringen, welche nach Allem, was ſie durch mich vernommen hat, ſich freuen wird, dieſelbe aufzunehmen.“

„Ungern werden wir euch aus unſerer Nähe entlaſſen,“ antwortete der Herzog, „da ihr aber für dieſe fremde Waiſe in ſo feierlichen Worten mein hohes Amt angerufen und euren Willen erklärt habt, mit der Jungfer Königin Freude und Leid zu theilen, ſo will ich mich eurem Vorhaben nicht entgegenſetzen, ſondern wünſchen und hoffen, daß ihr im Vereine mit dieſer auf Erden mehr Freude als Leid genießen mögt.“

Er trat vor Regine und fuhr gütig fort: „Es war meine Abſicht nicht und nicht die der Herzogin, euch ohne Schutz den Zufällen des Lebens preiszugeben. Denn uns iſt eure Ergebenheit gegen uns beſſer bewußt, als ihr ſelbſt meint. Wollt ihr dieſen Mann als euren Herrn anerkennen, ſo tretet ihr unter gute evangeliſche Aufſicht und eure Seele wird wohl behütet ſein. Und um euch für guten Willen, den ihr im Dienſte der Herzogin, wenn auch nicht lange, doch mit Eifer, bewieſen habt, unſererſeits den Recompens zu gewähren, ſo werde ich euch für den Licentiaten Hermann eine Vocation in die nächſte offene Pfarrſtelle übergeben. Dieſe mögt ihr ihm zubringen, falls ihr ihn zu eurem Herrn nehmt. Bis dahin bleibt er in meinem Dienſt, ihr aber im Hauſe ſeiner Mutter, und da ihr keinen Familienanhang in meinem Lande habt, ſo wird die Herzogin ſeiner Zeit euch im Pfarrhauſe die Hochzeit ausrichten laſſen.“

## 9.

## Bei den Schweden.

Der Krieg war von Neuem zu hellen Flammen aufgebrannt. Der Kurfürſt von Baiern hatte ſeine Neutralität aufgegeben, ſein Heer verſtärkt und mit den Kaiſerlichen zu der größten Armee verbunden, welche ſeit Jahren im Felde operirt hatte. Gegen dieſe Macht rief Feldmarſchall Wrangel den General Königsmark zu Hilfe, auch Graf Turenne kam widerwillig herzu, und ihre Heerhaufen lagerten an der Donau, drei Rudel von Wölfen, welche die Noth zwang, ſich für gemeinſame Jagd zu geſellen, während jeder Hauſe gehäſſig die anderen belauerte. Aber auch die Kaiſerlichen und Baiern betrachteten einander mit ſcheelem Wolfsblick. Von Neuem wurden Städte berannt, Dörfer ausgeſengt und im kleinen Kriege die Zahl der Kämpfenden verringert, denn keine Partei wollte ihre ganze Stärke zu einer entſcheidenden Schlacht auf das Spiel ſetzen.

In den Quartieren des Generals Königsmark ſtanden jetzt unter Oberſt Penz die weimariſchen Reiter in vier Regimenter getheilt mit neuen Standarten. Es war viel junges Volk bei ihnen und nicht wenige der Alten hatte der Krieg getilgt oder ihr eigenes Gelüſt zu anderen Fahnen geführt. Dennoch hielten ſie untereinander gleich Leidensgefährten zuſammen. Vor dem Feinde bewährten ſie ihre Tüchtigkeit, und Königsmark wußte, daß ſie ihm in der Gefahr nicht verſagten; aber im Lager waren ſie für die ſchwediſchen Führer ſchwer zu behandeln.

An einem Maimorgen kam ein einzelner Reiter, gefolgt von ſeinem Knechte bei den Lagerwachen des Dorfes an, in welchem gerade der General das Hauptquartier hatte. Der Reiſende war von mannhaftem Ausſehen und in vornehmer Kleidung, aber er trug nicht die Feldbinde eines Officiers. Dennoch empfing er Zuruf und Grüße von mehren Soldaten, welche am Wege ſtanden, und er ſelbſt ſah um ſich, wie Einer, der Bekannte wiederfindet, er ſchwenkte den Hut und ſprang vom Pferde, als ihm ein alter Officier mit ausgebreiteten Armen entgegenkam.

„Willkommen, Bruder!“ rief Gottlieb. „Durch dein Brieflein bin ich aviſirt, du findeſt Alles bereitet und der Oberſt erwartet dich. Zuerſt aber frage ich, wie geht es deiner Frau Rittmeiſterin?“

„Sie grüßt ihren Brautführer,“ antwortete Bernhard. „Um ihre Geſundheit zu ſchonen, ließ ich ſie mit unſerem Sohne und den Troßwagen in der Stadt zurück. Iſt dir's recht, ſo holen wir ſie ein, ſobald ich hier in Amt und Quartier bin.“

„Um ihretwillen freut mich, daß du erſt mit der

Frühlingsſonne dem Heere zuziehſt; in meinen Gedanken zweifelte ich oft, ob du wieder zu Pferde ſteigen würdeſt."

„Wir lebten verborgen im Feenlande," berichtete Bernhard lachend. „Wiſſe, als du mit deinen Reitern aus dem Urlaub, den dir Königsmark bewilligt, nach den Schwediſchen Quartieren abgeritten warſt, wollte der fränkiſche Dorfpfarrer, der mir mein Weib angetraut, uns gegen billige Vergütigung gern in ſeinem Hausweſen behalten. Doch fand ich beſſeren Schutz bei dem Sohn eines vornehmen Geſchlechtes aus Nürnberg, welcher zugleich mit mir das Jus ſtudirt hat, und jetzt als reicher Erbe die Handlung und die Güter ſeiner Vorfahren beſitzt. Er gab mir Unterkunft auf einer ſeiner Burgen und machte mich zu ſeinem Kaſtenvogt, ſo daß ich ihm mit meinen Knechten nicht nutzlos war, denn ich hielt das räuberiſche Volk von ſeinen Dörfern ab. Ich ſaß mit der jungen Hausfrau den Herbſt und Winter in feſtem Steinhaus auf der Höhe, ſah zu wie die Blätter im Winde tanzten und der Schnee um die Fenſter wirbelte; Bruder, es war eine ſelige Zeit; und Frau Judith fand zuweilen ihr Lachen wieder. Wenn das Burgthor am Abend verſchloſſen war, ſang ich nach alter Gewohnheit zur Laute, ſie aber ſchnitt und nähte fleißig von dem Schatz ihrer Truhe, den du gerettet, eine Ausſtattung für ſich und mich und dazu noch für ein Drittes. Als nun im Frühling das Laub ſproß, wagte ſie ſich einſt hinaus in's Freie, da traf ſie auf dem Wege einen armen Mann, der als Hauſierer früher in das thüringiſche Walddorf gekommen war; er bat um eine Gabe und wie ſie ihm freundlich antwortete, wandelte ſich das Geſicht des Tropfes, er trat ſchen zurück und lief ohne Gruß von dannen. Sie kam verſtört in die Burg und trieb ſeitdem in unnöthiger Angſt um mich zum Aufbruch. Unterdeß war auch die Geldkatze leicht geworden, und wir frugen in Sorge; wohin?"

Der Alte nickte. „Auch darin rathe ich der Zeit zu vertrauen. Der höchſte Berg wird klein, wie ein Maulwurfshügel, wenn man ſich weit genug von ihm entfernt. Hier findeſt du manchen ehrlichen Kameraden, aber viel Unfrieden, Brot iſt theuer, doch das bairiſche Vieh nährt den Soldaten, unſere Reiter ſind Ochſenhändler geworden, von ſcharfen Actionen iſt wenig zu ſpüren."

„Was weißt du über Wilhelm?" frug Bernhard.

„Er hauſt unzufrieden beim Wrangel, der ihn in der Canzlei verwendet; doch haben unſere Leute hier ihn nicht vergeſſen, auch dich nicht, Bruder, und du wirſt Manchem beim Glaſe Beſcheid thun müſſen. Sieh, das iſt einer von den Getreuen."

Sie trafen in der Dorfgaſſe auf den Lieutenant Pyritzer, der in ſeiner bedächtigen Weiſe grüßte.

„Ich freue mich eurer Ankunft, ſie iſt uns bereits verkündigt; und ich erbitte Verzeihung, wenn ich den Herrn Kameraden zur Stelle um ſeinen Beiſtand angehe. Ein früherer Officier vom Regiment Taupadel, der nur als ein franzöſiſcher Windbeutel eſtimirt werden kann, iſt aus den Dörfern des Turenne herangeritten, er hält vor dem Lager und hat mir durch einen bebänderten Milchbart, der ſich ſeinen Pagen nannte, dieſen unſinnigen Cartelbrief geſandt, worin zu leſen ſteht: er habe zu ſeinem großen Bedauern erfahren, daß ich mein Haar kurz geſchoren trage. Dies ſei ihm unleidlich und er bitte deshalb höflichſt um die Ehre einer Begegnung im Freien. So ſchreibt der Narr."

„Das iſt der richtige franzöſiſche Stilus," beſtätigte Gottlieb. „Es iſt der verkehrte Hundeſtil, vorn Wedeln, hinten Zähnefletſchen. Ich rathe euch, daß ihr mit dem Degen die Punkte zu dieſer Schrift ſtecht."

„Darum eben wollte ich mir die Ehre erbitten," ſagte der Pyritzer zu Bernhard, „daß der Herr Kamerad als mein Begleiter mit hinaus reite. Auch der Franzoſe bringt nur einen Partner mit. Fehlt es euch an Piſtolen, ſo erſuche ich unter den meinen zu wählen."

„Euer Vertrauen ehrt mich," antwortete Bernhard höflich den Hut lüftend, „ich bin bereit."

Aber Gottlieb trat dazwiſchen. „Ich widerſtehe den Herren ungern in ſolcher Sache; doch unſer Gaſt hat weder Feldzeichen noch Lagerrecht und iſt gebunden zunächſt vor dem Oberſten zu erſcheinen. Die Fremden aber ſollen nicht prahlen, daß wir Deutſche gezögert haben auf ihren Gruß zu antworten; bitte alſo, daß meine Herren Brüder diesmal mir den Vorzug geben und geſtatten, an Stelle des Rittmeiſters König die Secundanz zu übernehmen."

Gegen dieſen Vorſchlag konnte Bernhard nichts Stichhaltiges einwenden und da auch der Pyritzer zufrieden war, ſo eilten die beiden Lieutenants zu ihren Pferden. Der Rittmeiſter wurde von dem Oberſten und der Canzlei lange aufgehalten, bevor er bei der Standarte den Eid ablegte und die Feldbinde umthat. Als er beglückwünſcht von alten und neuen Kameraden wieder auf die Straße trat, um das Logis des General Königsmark aufzuſuchen, fand er ſeinen Vertrauten auf der Bank ſitzen. „Der wackere Kamerad iſt vom Pferde gefallen und dahin,“ ſagte Gottlieb traurig.

„Dann habe ich die Pflicht ihn zu rächen,“ antwortete Bernhard. „Trage dem Franzoſen meine Herausforderung.“

„Es iſt nicht nöthig, Bruder,“ ſprach Gottlieb, an ſeinen Degen rührend, „auch der Franzoſe reitet nicht mehr zurück. Gedenkſt du an den Traum, welchen du einmal dem Pommer auslegen ſollteſt? Etwas davon iſt ihm in Erfüllung gegangen. Als er auf dem Felde lag, ſo friedlich ausgeſtreckt wie ein Schlafender, der ſein gutes Tagewerk gethan hat, trieben Reiter von uns eine Viehheerde heran, und bevor ich die Treiber verſcheuchen konnte, drängten ſich die Schafe um den Leib des Toten. Hat er noch Etwas davon vernommen, ſo hoffe ich, er wird dabei zum letzten Ende an den Hof ſeines Vaters gedacht haben. Ich ſage dir aber, Bruder, wenn das ſo zwiſchen uns und den Franzoſen fortgeht, braucht der Kaiſer ſich unſertwegen nicht außer Athem zu ſetzen, denn das Gezänk und Gerauſe iſt unmäßig geworden, und die gemeinen Soldaten ſind noch wüthender aufeinander als die Officiere. — Ich erwarte dich; ſieh zu, daß du vom General nicht lange aufgehalten wirſt, denn ich gedenke dich heut für mich und einige alte Käuze, die du kennſt, zu behaupten.“

Als Bernhard in dem Vorzimmer ſeines neuen Befehlshabers ſtand, fiel ihm auf die Seele, wie verändert ſeine Lage war. Einſt hatte er in der Zuverſicht junger Liebe den ſchwediſchen Dienſt verſchmäht, jetzt mußte er ihn als eine Zuflucht für ſich und die geliebte Frau ſuchen. Alles Glück, an das er damals mit Sehnſucht gedacht, war ihm zu Theil geworden, und doch zog er unſtät und heimatlos auf der Erde, und über ihm ſchwebte eine dunkle Wolke, die ihn und eine Andere vom hellen Sonnenlichte ſchied.

Königsmark empfing ihn gütig wie einen jüngeren Kameraden. „Euer Brief hat mich nicht vergebens an mein Verſprechen gemahnt. Ich hoffe, die Redlichkeit, welche euch damals hinderte, in den Dienſt der Königin zu treten, wird euch jetzt zu einem guten Officier machen, dem auch ich vertrauen kann. Euch ſoll nicht ſchaden, daß ich durch das Geſchenk, welches ihr mir damals anbotet, in noch größere Sorgen gekommen bin, als wir Beide ahnten. Denn wiſſet, eure Alten verſtehen zwar zu reiten, aber ſie ſind im Heere ein harter Stein des Aergerniſſes und machen mir das Leben ſauer. Um ihretwillen bin ich mit Feldmarſchall Wrangel verfeindet, und ich bin, wie ich vorausſah, zu Stockholm in den Verdacht gekommen, als ob ich für mich ſelbſt insgeheim machinire und mich zum Haupt einer deutſchen Partei aufwerfen wolle. Doch das iſt nicht das Aergſte, denn euren Uebertritt vermag auch der Franzoſe nicht zu verwinden, er liegt unſeren Commiſſaren beſtändig in den Ohren ihm die Abtrünnigen wieder zu überweiſen. Zornig hat er ſich mit uns conjungirt, die Feindſchaft zwiſchen uns und ihm iſt kaum noch zu bergen, und er droht ſich wieder nach dem Rheine zu wenden. Der Zuſtand, wird unleidlich für das Heer und für mich ſelbſt. Das ſage ich euch im Vertrauen, damit ihr zur Ruhe und Vorſicht mahnt, denn ich weiß, daß ihr unter den alten Weimariſchen Anhang habt. Und ich habe auf euer Geſuch günſtig geantwortet, weil ich einen zuverläſſigen Mann brauche, der mir die Gedanken der Völker zuträgt und vor ihnen mein Intereſſe nach Kräften vertritt. Wollt ihr mir ſolche Treue erweiſen, ſo ſoll es euer Schade nicht ſein, denn ich ſchlafe gut, wenn ich weiß, daß meine Feinde darniederliegen, aber ich wache auch eifrig für den Vortheil meiner Freunde."

„Eure Excellenz wird nicht fordern, daß ich als Zuträger und Spion zwiſchen dem Feldherrn und den Soldaten einherſchleiche, zu ſolchem Dienſt ſchickt ſich mein Weſen nicht," verſetzte Bernhard mit Feſtigkeit. „Auch bin ich mit dem, was Officiere und Soldaten begehren, zur Zeit wenig bekannt. Doch hoffe ich des hohen Vertrauens nicht unwerth zu ſein, wenn ich behaupte, gerade durch die ärgerlichen Händel mit dem Franzoſen iſt eine günſtige Gelegenheit geboten, wo Eure Excellenz als Führer der deutſchen Völker zum hohen eigenen Ruhm und zum Vortheil der Krone Schweden den Frieden befördern könnten, auf eigene

Hand und als höchſter Befehlshaber. Denn jetzt iſt die Zeit gekommen, unſere Regimenter von hier ab in das Kaiſerliche zu führen.“

Der General lächelte. „Iſt's eure Weisheit oder iſt es der Witz des Lagers, den ihr mir zutragen wollt?“

„Nicht ich allein unterhalte mich mit ſolchen Gedanken. Liegt euch daran, die geheime Meinung der Soldaten zu erkunden, ſo iſt Lieutenant Stange, ein alter Reiter, der bei den Weimariſchen in hohem Anſehen ſteht, hier in der Nähe.“

Ein ſchwediſcher Officier trat ein. „Was bringſt du?“ rief Königsmark unwillig über die Unterbrechung.

„Aus den Quartieren des Feldmarſchalls Wrangel kam die Nachricht, daß Oberſtlieutenant Hempel, der vormals Befehlshaber der Weimariſchen war, geſtern Morgen todt vor ſeiner Behauſung gefunden worden ſei.“

Der General ſah von der Seite nach Bernhard und erkannte die tiefe Bewegung. „Er iſt im Duell erſtochen?“ frug er, „das war zu beſorgen, denn er hatte viele Feinde.“

„Unter den Soldaten läuft das Gerücht,“ fuhr der Officier fort, „daß an ſeinem Leibe keine Cartelwunde gefunden ſei, ſondern ein Meſſerſtich. Die Leute klagen über Ermordung, weil der Tote in aller Stille ſofort begraben worden.“

„Es thut mir leid um ihn,“ bedauerte Königsmark. „Er war in difficiler Stellung, doch hörte ich, daß er ſich dem Feldmarſchall als brauchbar empfohlen hat.

Euch war er gut bekannt?" frug er zu Bernhard gewendet.

„Er war mein Freund," verſetzte dieſer mit zuckendem Munde.

„Das Leben des Soldaten hängt an einem Haar," tröſtete der General. „Der Tod ſucht ihn mit jeder Art von Waffen. Rufe den Lieutenant Stange!" gebot er dem Officier.

Es war ein unheimliches Schweigen im Zimmer, bis Gottlieb hereintrat, das Angeſicht noch finſterer zuſammengezogen als gewöhnlich.

„Ihr ſeid einer von den Alten des Herzogs Bernhard?" frug ihn der Feldherr.

„Jetzt Lieutenant bei Penz, vierte Compagnie," antwortete Gottlieb feierlich, „früher bei Alt-Roſen, erſte; unter König Guſtav Adolf Kanonier bei Lützen."

„Ein guter Anfang, Alter," lobte der Graf, mit Wohlgefallen den Veteranen betrachtend, „damals wieſet ihr dem Pappenheim die Wege, neulich ſah ich euch den Anderen voran in die Kaiſerlichen einhauen."

„Jeder nach Kräften," antwortete Gottlieb. „Ew. Excellenz hielten auch nicht hinten, als dieſelben das ſahen."

Der General nickte ihm zu: „Eure Kameraden ſind ſchwierig. Mir liegt am Herzen, ihre Unzufriedenheit zu dämpfen, denn der Groll, der durch einen Zufall in die Gemüther kommt, frißt weiter und treibt eine Forderung nach der anderen hervor. Ihr kennt die Geſinnung der Soldaten, was begehren ſie?"

„Rache," antwortete Gottlieb nachdrücklich. „Rache an dem Franzoſen oder an wem es ſonſt ſei! Feldmarſchall Graf Turenne wird klug handeln, wenn er es vermeidet bei einer Gaſterei oder auch beim Scharmützel unſeren Leuten in Schußweite zu kommen, ihre Carabiner könnten von ſelbſt losgehn."

„Euch an einem Verbündeten zu rächen, iſt nicht meines Amtes," ſagte der General mit finſterer Miene. „Was kann ich ſelbſt thun, um meine tapfern Reiter zu contentiren?"

Gottlieb räuſperte ſich: „Links ſchwenken und vorwärts ins Kaiſerliche! Denn des Römiſchen Kaiſers Majeſtät iſt, mit Reſpect zu ſagen, kriegsluſtig in der Fremde, aber furchtſam in ſeinem Hauſe. Jetzt hat er ſich ein großes Herz gefaßt und ſeine Armada dem Baiern ins Land geſchickt. Wenn wir unterdeß links ab nach Böhmen traben, während Feldmarſchall Wrangel und der Franzoſe hier Herausforderung blaſen, ſo würden unſere Völker den Wunſch erreichen, von deſſen Erfüllung ſie bei Tage discuriren und in der Nacht träumen."

„Kommt ihr alter Haudegen auch mit dem Frieden?" ſagte Königsmark achſelzuckend.

„Nicht ſowohl Friede, Ew. Excellenz, als vielmehr Beute," antwortete Gottlieb, „die größte Beute der Welt, Millionen von Gold, Edelſteinen und Prachtgeräth, wie es noch ſchwerlich irgendwo auf einem Haufen zu finden iſt! Darnach ſteht unſerem Volke das Herz. Denn wir haben durch böhmiſche Ueberläufer von der Huſſitenart gute Kunde, daß nach Prag die Schätze aus allen Landen des Kaiſers zuſammengeflüchtet ſind; auch ſitzen dort Hunderte der vornehmſten Edelleute mit Weib und Kind, von denen Jeder über tauſend Dukaten Ranzion zahlen würde. Das Alles iſt für den zu greifen, der die Hand darnach ausſtreckt, denn die Kaiſerlichen ſind ſorglos im Dienſt und die Böhmen erzählen, daß man leicht in die Feſtung Prag hineinpaſſiren könnte, weil die Pfaffen vorgeben, daß die Heiligen ſelbſt davor Wache halten. Darum begehren unſere Reiter zuerſt, den kaiſerlichen Adler kahl zu rupfen; dann wäre ihnen der Friede recht."

Königsmark lachte und legte vertraulich die Hand auf die Schulter des Lieutenants. „Ihr wißt, daß der Feldherr nicht ſo ſchnell zum Beuteritt blaſen kann, als der Soldat ſattelt. Mir ſelbſt liegt Alles daran, euch aus dem Gezänk herauszubringen, aber ich bin nicht der, bei dem die letzte Entſcheidung ſteht." —

Von der Straße klangen Schreie und eilige Tritte. Wieder trat der meldende Officier ein: „Die Regimenter des Oberſten Penz ſind in Tumult, die Reiter laufen nach dem Alarmplatz, dort ſtehen ſie in Haufen zuſammen."

„Was fordern ſie?" frug der General das Haupt erhebend.

„Noch wird's nicht laut; ſie klagen über den Tod ihres alten Führers und verhandeln finſter und mißtrauiſch untereinander."

„Der wilde Stier iſt unſicher, gegen wen er die Hörner heben ſoll," ſagte der Feldherr. „Alſo ohne Ehre und Conduct iſt der Tote beſtattet worden? das kränkt auch mich; denn euch iſt bewußt, ich hatte ihn ehrenvoll aufgenommen, ſoweit ich vermochte. Das Leben kann ich ihm nicht wiedergeben, aber die nachläſſige Beſtattung gedenke ich nicht zu leiden, und ich muß durchſetzen, daß er aus dem Boden gehoben und in einem zinnernen Sarge in anſehnlicher Kirche beigeſetzt wird, wie einem ſchwediſchen Oberſten gebührt; mein eigener Feldprediger ſoll ihm die Gedächtnißrede halten, und Deputirte der Regimenter ſollen zu der Beſtattung geladen werden. Ich hoffe, das wird den gemeinen Mann ſoweit contentiren, daß er meine gute Geſinnung erkennt. — Und ihr ſeid der Meinung, daß den Völkern willkommen wäre, wenn ich ſie nach Böhmen führe? — Eilt ihr Herren," fuhr er zu den beiden Officieren fort, „noch iſt es Zeit, die Unruhe zu ſtillen, ſeid ſchnell und rührig, damit uns nicht neues Unheil erwachſe."

Mit Mühe wurden die zornigen Soldaten beſchwichtigt, der General ritt ſelbſt unter ſie, verſprach ſcharfe Unterſuchung und Genugthuung, ja er gab den Rath, daß Abgeordnete der Regimenter ihre Klagen den ſchwediſchen Commiſſaren im Lager vortragen ſollten, und ſagte dabei in guter Laune zu Bernhard: „Ich rathe aber das Prager Phantom, welches den Herren in Gedanken liegt, durchaus nicht zu erwähnen." Zuletzt ſetzte er durch, daß der Getötete aus der Erde gehoben und nochmals feierlich beigeſetzt wurde. Als Bernhard an dem Sarge des Freundes kniete, gedachte er traurig der Stunde, in welcher der Tote um die

Schweſter geworben hatte und des ſtolzen Vertrauens auf die eigene Klugheit. „Er ſollte nicht erleben, daß unſere Soldaten die deutſche Noth an dem Kaiſer rächen, aber ich merke, ſein Tod ſoll dazu helfen.“

Dieſe Erwartung wurde erfüllt. Denn auch die Schweden erkannten, daß die deutſchen Reiter des Königsmark an der Donau mehr Verlegenheit als Vortheil bereiteten. Und als ſich die Bäume mit Laub bekleideten und das junge Grün der Wieſen und Saatfelder einem reiſigen Zuge Futter bot, erhielt der General die Erlaubniß nach Böhmen aufzubrechen.

Dort zog er von dem ſchwediſchen Stützpunkt Eger aus ſcheinbar planlos umher, dem Raubvogel gleich, der in hoher Luft ſeine Kreiſe zieht, aber ſein ſpähender Blick haftete unverrückt auf der alten Kaiſerſtadt an der Moldau. Geheime Boten gingen und kamen, und Lieutenant Stange wurde oft als Vertrauter in das Zelt des Feldherrn gerufen. Endlich fand ſich ein unzufriedener Böhme, bis dahin kaiſerlicher Officier und in der Feſtung Prag wohl bekannt, welcher bereit war, Führer eines Ueberfalls zu werden.

Es war am Ende des Juli, als der General, ohne Geſchütz und Troß, durch einen Eilmarſch bis nahe vor Prag rückte. In einem Walde an der Landſtraße erwartete der Heerhaufe die Abenddämmerung, dann zog er, das Fußvolk voran, dahinter die weimariſchen Reiter mit dem General verſtohlen der Stadt zu. Um Mitternacht hielt der Schwede auf dem weißen Berge, im erſten Morgengrau drang der Vortrupp zwiſchen den ſchlecht bewachten Werken ein, bewältigte die nächſte Wache, ſchlug das Thor auf und ließ die Zugbrücke herunter; hinter ihm brachen die Eroberer, wie eine Waſſerfluth in die Straßen der ſchlafenden Stadt, während das erſte Frühlicht die Spitzen der Thürme vergoldete, und die Glocken zum Morgengebet läuteten. Die kaiſerliche Burg, der vornehme Stadttheil der großen Feſtung, gerieth faſt ohne Blutvergießen durch ein keckes Reiterſtück in die Gewalt der Schweden. Jauchzend und brüllend warfen ſich die Sieger in die Häuſer und Paläſte, welche ſchon vor der Einnahme mit ihrem Inhalt als Kriegsbeute vertheilt waren. Alles, was die alten Reiter an ihren Lagerfeuern erſehnt hatten, wurde ihnen zu Theil, reichlicher und völliger als ſie geträumt. Denn die Beute, welche ſie gewannen an adligen Gefangenen, an Gold, Edelgeſtein und Prachtgeräth, ſchien ihnen ſelbſt unermeßlich.

In einem großen Herrenhauſe, das mit fürſtlicher Pracht eingerichtet war, lag Rittmeiſter König mit ſeiner Compagnie. Den Beſitzer hatte ſein gutes Glück in Wien zurückgehalten, aber der zitternde Hausmeiſter wies den Eindringlingen die Silberkammer, die gefüllten Schränke und den Weinſchatz des Kellers. In den unteren Räumen hauſten die Soldaten; ſie ſaßen auf Stühlen, die mit vergoldetem Leder beſpannt waren, und tranken einander ſpaniſchen Sekt aus ſilbernen Bechern zu. In den Ställen des weiten Hofraumes ſtampften ihre Pferde, auch ſie wohlgenährt und übermüthig durch maßlos eingeſchütteten Haſer. Als oberſter Vogt des Hauſes aber ſchritt Lieutenant Stange einher, neben ſeinem Degengehäng ein großes Schlüſſelbund, um der Trunkenheit und unſinnigen Verſchwendung zu wehren.

In einem Prachtgemach des Oberſtocks ſaß Judith über das Bett des jungen Sohnes gebeugt. „Sie haben dich in eine Wiege gelegt aus Silber und Elfenbein, du heimatloſer Knabe; von Marmor ſind die Wände deines Schlafgemachs und aus den großen Bildern ſehen gerüſtete Männer mit Purpurmantel und Ehrenketten am Halſe hochmüthig auf dich herab, als wollten ſie fragen: wer iſt das fremde Kind und wo gehört es hin? Niemand weiß es. Wenn du einſt heranwächſt, ſo wirſt du vergebens fragen, wer deine Mutter war; da, wo einſt ihr Haus ſtand, iſt jetzt ein ſchwarzer Brandfleck. Kommſt du in das Land, wo man ſie kannte, wirſt du einen wilden Fluch hören, ſo oft Jemand ihrer gedenkt; hüte dich in die Dorfkirche mit den zerſchlagenen Fenſtern zu treten, daß die Leute nicht von dir wegrücken und dich hinausweiſen als einen Gezeichneten.“

Sie hob das Kind aus der Wiege, als ſie einen ſchnellen Schritt hörte. „Hier iſt euer Sohn, geliebter Herr,“ rief ſie dem eintretenden Gatten zu. „Ihr habt euer Weib, das ſie bereits in den feurigen Sarg gelegt hatten, auf die Erde zurückgeführt, mein Dank war, daß ich euch dies junge Leben gab. Jetzt müßt ihr uns Beide tragen. Nehmt ihn in eure Arme und mich dazu, denn ihr ſeid Alles, was wir auf Erden beſitzen, die letzte Heimat der Verſtoßenen."

„Er wird ein wackerer Knabe," ſagte Bernhard, das Kind freudig betrachtend, „hilf, Kleiner, der lieben Mutter muthig zureden. Sieh, er öffnet die Augen und wird zur Stelle in ſeiner Sprache fordern, daß du dir nicht in Schwermuth den Segen verdirbſt, den er in unſer Leben gebracht hat."

Das Kind ſchrie; Pieps lief herbei, nahm es an ſich, lachte ihm vertraulich zu und trug es, die Arme ſchwenkend, unter gutem Zureden in der Nebenſtube auf und ab.

Der Rittmeiſter ſah ſich im Zimmer um. „Wir ſind den Herren dort an der Wand ungeladene Gäſte, laß dir's gefallen, daß die Hochmüthigen als ſtumme Trabanten dir dienen. Die ſtolzen Feinde ſind gedemüthigt, von der Höhe der Kaiſerburg ſieht der Thüringer und Sachſe herab auf die alte Stadt, aus welcher vor dreißig Jahren die Kriegsfurie aufflog; jetzt ſchwingen wir ſiegreich die Fackel und unſere Reiter, welche das Schickſal des Krieges lange gezauſt, können als Sieger über die Moldau trotzig ihr altes Schlachtgeſchrei rufen: hie Deutſchland! Jetzt dürfen auch ſie hoffen, ſich im Frieden ihres Sieges zu freuen."

„Und wenn der Friede kommt, was bringt er für euch, Herr?" frug Judith. „Wo läutet die Kirchenglocke, die uns mit guten Nachbarn zum Gottesdienſt ladet?"

„Das deutſche Land iſt groß," verſetzte der Gatte, „und der teufliſche Argwohn vergeht."

„Er vergeht und es wird wieder laut gerade dann, wenn die Angſt geſchwunden iſt. Ich höre ſein Geflüſter wie das Geräuſch des Waldbachs unter der dünnen Eisdecke, auf der ich ſtehe."

Bernhard ſah ihr beſorgt in das Antlitz und ergriff ihre Hand: „Wer hat dir, Geliebte, die du ſeither ſo tapfer warſt, den Sinn verſtört?"

„O übet Nachſicht, Herr," bat das Weib. „Die zweite Warnung hat das Schickſal mir geſandt. Ihr wißt, wie ungern ich an Kranken die alte Kunſt übe; heut, als ihr mit dem Oberſten ausgeritten wart, kam Gottlieb und erzählte von einem kranken Reiter aus anderem Regiment, der nebenan in tödtlichem Siechthum und hilflos lag. Da ging ich mit eurem Kameraden an das Lager des Sterbenden. Der Mann war aus Thüringen und erkannte mich. Er weigerte die Arznei zu nehmen, die ich ihm bot, und kehrte ſich mit einem Fluche der Wand zu. Euer Freund aber ſagte mir darauf zu meinem Troſt, daß der Kranke verſchieden ſei."

Bernhard fühlte tief den Schmerz der Geliebten, aber er antwortete muthig: „Harre aus, Judith. Um alles Leben ſchleicht der Tod. Niemand kann ſagen, was ihm in der nächſten Stunde beſchieden iſt. Wie darf dich und mich die Furcht verwirren, weil die Gefahr, in der wir ſtehen, vielleicht ein wenig größer iſt, als die manches Anderen. Beſchied der Himmel uns mehr Gefahr, ſo verlieh er uns dafür ein feſtes Herz und er gab uns auch ein größeres Glück. Daß wir der Noth entrennen, mit einander als wackere Ehegatten leben, das iſt ein gutes Erdenloos und wie ein Panzerhemd gegen alle Gefahr trage ich dieſe ſtolze Freude.“

„Haltet ihr mich an eurem Herzen und höre ich die Zuverſicht eurer Rede,“ ſprach Judith, ſich von ſeiner Bruſt erhebend, „ſo ſchwindet die Angſt und aus euren Augen dringt ein Strahl der Hoffnung in mein Herz. Segen über euch! denn nur in eurer Nähe finde ich Muth und Vertrauen. Dann wage ich zu bitten, daß der Himmel mich noch unter den fremden Menſchen dulde.“

„Nicht Alle ſind fremd,“ tröſtete Bernhard und wies nach außen, wo die Stimme des Lieutenants in kräftigen Scheltworten laut wurde. „Mancher von den Kameraden ſetzt für die Frau Rittmeiſterin durch das Feuer. Hier in dieſem Schloß, in das die Göttin Bellona uns verſetzt hat, hauſeſt du ſicher unter treuen Geſellen. Aus Schleſien zieht uns Succurs heran, die Wege werden frei und die Straße dorthin kommt in unſere Hände, vielleicht wird uns Gelegenheit von hier den Ritt nach deiner Heimat zu unternehmen.“

Ueber das Antlitz der Frau zog ein Schimmer von Freude, ſie zog ihn an das Fenſter: „Seht dort in der Ferne die grauen Berge, dort liegt unſer Hof. Seit ich den Knaben habe, träumt mir wieder von der Kinderzeit. Dann erfaßt mich die Sehnſucht. Ich ſehe die

Höhen im Morgenlicht und das Haus des Vaters, und ich hoffe, was mich jetzt krank macht und zur Laſt für meinen lieben Herrn, das wird ſchwinden, wenn ich dahin komme. Im Hof der Eltern ſitzt wohl längſt ein Fremder und er könnte uns rauhen Gruß bieten, wenn wir ihm in ſein Heimweſen eindringen. Dennoch ruft mir eine innere Stimme zu, daß ich dort den Frieden wiederfinden werde."

„So höre ich dich gern reden," ſagte der erfreute Bernhard.

„Und wiſſet, Herr," fuhr Judith fort, „die Hoffnung iſt nicht ungereimt. Ein Böhme meines Glaubens, den euer Bube hier erkundete, hat mir Nachricht aus unſerer Gegend gebracht. Ach viele wurden getötet oder verjagt, und von den Bekennern ſind nur wenige übrig. Aber einer der Alten lebt noch, der nächſte Freund meines ſeligen Vaters, zu ihm begleitet mich, Bernhard. Dort wird die bittere Ausgeſchiedenheit mich nicht mehr quälen, ich komme unter Landsleute, und," ſetzte ſie leiſe hinzu, „auch beim Gottesdienſt wäre mir wohl, denn unſere Brüder halten feſt zuſammen und ihnen würde ich nicht verdächtig ſein."

Die Aehren waren gereift und der Herbſt begann die Blätter zu färben, als reitende Boten die Kunde nach Prag trugen, daß zwiſchen Schweden und dem Kaiſer endlich der Friede vereinbart ſei. Da übergab Bernhard die Compagnie der Sorge ſeines alten Freundes und führte ſein Weib den Bergen zu. Die Heerſtraße war bis in das Rieſengebirge durch ſchwediſche Poſten geſichert und die Feindſeligkeiten der Armeen hatten aufgehört. Als Judith mit ihrem Kind und der Dienerin im Sonnenlicht auf der Landſtraße dahinfuhr, geleitet von dem Gemahl und bewaffneten Knechten, und vor ihr die blaue Kette des Gebirges immer höher aufſtieg, da glänzte ihr Auge und der Mund lachte, wenn ſie ſich hinausbeugte und dem Vater ſein Kind zum Kuſſe bot.

In der Nähe von Braunau übernahm ſie ſelbſt die Führung der Reiſe. Sie richtete die Fahrt nach einem Bauerhof, der abſeits der Straße lag und neben den Spuren der Verwüſtung verrieth, daß er bewohnt ſei. Und als in dem Hofe ein alter Mann mit ſchneeweißem Haar auf die Schwelle trat, da bat ſie den Gemahl, ſie allein zur Unterredung mit dem Greiſe zu laſſen. Am nächſten Morgen begleitete der bömiſche Bauer die Reiſenden über die Grenze in das Schleſierland. Bernhard hielt ſcharfe Umſchau, doch nirgend war Feindliches zu ſehen, ringsum menſchenleere Thäler und bewaldete Berggipfel, und in den Dörfern die Trümmerhaufen, welche der Krieg zurückgelaſſen hatte. Als ſie eine Höhe erreicht hatten, von welcher der Weg in die Ebene führte, ließ der Böhme den Wagen halten und mahnte zur Vorſicht, weil ſich die Kunde verbreitet hatte, daß die Schweden ihre Quartiere längs der Grenze räumten und kaiſerliche Völker einrückten. „Begnüge dich heut, meine Tochter, wie Moſes dein gelobtes Land von fern zu betrachten,“ ſprach er tröſtend, „bis die Freunde dir den Zugang zu deinem Hofe geöffnet haben.“ Da ſtieg Judith aus, kniete vor dem Alten nieder und bat: „Mein Vater, ſegnet mich! Lange hat keines Prieſters Hand mein Haupt berührt, wie eine Ausgeſtoßene habe ich gelebt, und mir war zuweilen, als ſei ich von unſerm lieben Gott geſchieden. Das nehmet heut von mir. In Frieden und Freude will ich das Haus meines Vaters wiederſehen.“ Und als der Alte über ihrem Haupt gebetet hatte, reichte ſie Bernhard die Hand und ſagte: „Kommt mit, wir gehen zu Fuße nur ſo weit, daß ich die Schwelle erkenne, die Thür und die Bank, auf der ich als Kind geſeſſen.“

So gingen ſie Beide vorwärts, in geringer Entfernung gefolgt von dem Reiterbuben, der den Carabiner ſeines Herrn trug. Es war ein klarer Herbſtmorgen, überall feierliche Stille, auf den Wieſen in der Tiefe lag noch dämmeriger Nebel, aus der nahen Stadt klang das Glockengeläut. „Sie läuten den Frieden ein,“ ſagte Judith, „das bedeutet auch für euch und mich ein beſſeres Glück. Könnte ich mit Worten danken für Alles, was ihr an mir gethan, heut müßtet ihr mich anhören, denn, geliebter Herr, mein Herz iſt übervoll von Liebe und Zärtlichkeit für euch.“ Sie drückte ſich an ihn. „Seht, dort ſteht die Steinbank; von dort hob mich die Alte in den Wagen, als die Eltern flohen.“ Aber während er mit den Augen der Richtung folgte, nach der ſie ihn wies, fühlte er, wie ſich ihre Finger krampfhaft in ſeinen Arm preßten, im nächſten Augenblick warf ſie ſich mit wildem Schrei an ſeinen Hals.

Hinter der Hofmauer jagte ein Beritt kaiſerlicher Reiter heran, darunter ein Officier mit rother Feldbinde. Bernhard erkannte, daß er wehrlos vor ſeinem Todfeinde ſtand, und Reinbold ſchrie: „Was mir lange geträumt, iſt wahr geworden; heut bin ich's, der euch der Compagnie entledigt und des Weibes dazu.“ Er gebot: „Feuer!“ und als die Reiter zögerten, rief er mit einem Fluch: „Vorwärts! es iſt die Hexe aus Thüringen!“ Die Schüſſe krachten. Bernhard ſank dahin, ſein totes Gemahl im Arme.

Und noch ein Blitz und ein Knall aus einem Rohre, das ein Knabe mit geſträubten Haaren hob. Die Pferde der Reiter ſtoben auseinander, der Gaul des kaiſerlichen Officiers ſchleifte den erſchoſſenen Mörder am Bügel.

So kam den Liebenden der Friede. Und wer von ihnen erzählt, der weiß nicht, ſoll er ſie glücklich preiſen oder beklagen.

## Schluß.

In einem Kirchdorfe nahe bei Gotha war die Getraideernte beendigt. Nicht alle Aecker der großen Dorfflur hatten Frucht getragen, und nicht in jeder Hofſtätte wohnten Landleute, welche ſich der Ernte freuen konnten, aber die Gemeinde ſaß doch wieder um ihre Kirche. Mancher war aus der Stadt zurückgekehrt mit den geretteten Rindern und dem Ackergeräth, und Mancher war aus der Fremde zugezogen. Zum erſten Male ſeit langen Jahren hatten die Leute in Frieden ihre Garben gebunden und, wenn ſie auf dem Felde ſchafften, in leidlicher Sicherheit auf die kleine Thurmglocke gehört, welche ihnen Mittag- und Abendruhe ankündigte. Auch im Pfarrhofe ſtand der Wagen mit der letzten Mandel, die am Abend noch nicht abgeladen war, und über ihm ſchwebte der Erntekranz. Das Hofthor war verſchloſſen, der Hofhund ſaß achtſam neben ſeiner Hütte und murrte zuweilen, wenn ein Käuzlein ſchrie oder ein ſpäter Fußtritt auf der Dorfgaſſe ſchallte. Die Frau Pfarrerin ſah am Fenſter nach der runden Mondſcheibe, welche umſäumt von einem Strahlenkranze, den Hof und die Thürſchwelle mit grellem

Licht überzog, als wären ſie mit weißem Sande beſtreut. Ihr Gatte trat herzu, um den Laden zu ſchließen und ſein ſtilles Heimweſen vor dem Geſindel zu wahren, welches obdachlos durch das Land zog. „Alle Abende ſteht mein liebes Weib am Fenſter, ſieht hinaus auf die Straße und horcht auf fernes Geräuſch.“

Regine ſah bittend zu ihm auf. „Alle Abende hofft die Schweſter, daß der Verlorene kommen wird. Bei Tage bin ich ruhig in der Arbeit und meinem Glück, aber wenn der Mond auf die Dächer ſcheint und die Wolken an ihm vorüberfahren, dann ergreift mich Angſt und Sehnſucht. Zürnt nicht, lieber Herr.“

„Das iſt der jungen Frau zurückgeblieben aus der Zeit, wo ſie mit hellen Worten träumte.“

„Die Traumreden ſind zu Ende, ſeit ich einen Hausherrn habe, den ich nicht aufwecken darf,“ ſagte ſie und barg ihr Haupt an ſeiner Bruſt. „Schließt das Fenſter,“ ſprach ſie nach einer Weile, „es ging vorüber.“

Da bellte der Hofhund laut und zornig und die Raſſel am Hofthor erklang. Regine fuhr zuſammen und rief: „er kommt!“ Doch im nächſten Augenblick faßte ſie ängſtlich den Arm des Gatten. „Weckt die Leute.“

Der Pfarrer ergriff den Hut. „Ich ſehe, bevor ich öffne,“ tröſtete er.

Regine eilte ihm nach bis auf die Hausſchwelle.

Er ſchob den Riegel zurück, die Pforte ſprang auf. Niemand war im Eingang zu ſehen. Doch zur Seite im Schatten des Zaunes kauerten zwei dunkle Geſtalten und eine Knabenſtimme frug leiſe: „wohnt hier Jemand, der einſt zu Alt-Roſen gehört hat?“

„Ich bin's, Knabe,“ ſchrie Regine und ſprang an das Thor. Der Knabe trat heran, ein Bündel in den Armen; ihm folgte ein Mann, den Hut tief in die Augen gedrückt. Der Fremde ſah vorſichtig hinter ſich und ſchloß das Thor, dann nahm er den Hut ab und im Mondenlicht erkannte Regine das gefurchte Antlitz eines alten Freundes.

„Wir bringen der Schweſter das Erbtheil, welches ihr Bruder auf Erden zurückließ. Der Rittmeiſter und ſein Weib ſind dahin, ich denke, es war die letzte Kugel, welche ſie traf, als der Friede eingeläutet wurde. Was der Knabe im Arm hält, tragen wir vom Rieſengebirge heran, eine Frau des Troſſes, die ihm Nahrung gab, der Knabe und ich.“

Regine ſtand regungslos und ihr Gatte ſagte ſie feſthaltend: „tretet in das Haus!“ — Der Alte ſchüttelte den Kopf. „In dieſem Lande bringt es den Leuten Unglück uns zu herbergen. Wir ziehen bei Nacht weiter dahin, wo uns Niemand kennt. Denkt insgeheim der Toten und der Lebenden.“ Gottlieb winkte grüßend mit der Hand, öffnete die Pforte und ſein eiliger Schritt verklang auf der leeren Straße. Der Knabe trug ſeine Bürde hinter der wankenden Pfarrerin in die Stube und legte ſie auf einen Stuhl. „Der

Feldprediger hat es getauft, es heißt wie mein Herr hieß,“ ſagte er und wandte ſich zum Gehen.

„Du aber bleibſt bei uns,“ rief der Pfarrer.

Doch Pieps ſah von der Schwelle ſtolz in die Stube zurück. „Ein Reiterjunge von Alt-Roſen wird kein Küſter. Adjes! Ich werde manchmal nachſehen, wie es dieſen geht.“

Er wies auf Regine, welche vor dem Kind kniete.

* * *

## II.

# Der Freicorporal bei Markgraf-Albrecht.

## 1

## Zum Jahre 1721.

Wenn Herr Bernhard Georg König mit ſeiner Frau Liebſten über den Marktplatz der kurſächſiſchen Stadt luſtwandelte, in welcher er während des Winters wohnte, ſo zogen die Bürger mit Hochachtung die Hüte, und ihre Bemerkungen hinter dem Rücken des Ehepaares waren nicht ſelten beifällig. Denn die König'ſchen Eheleute wurden zu den Honoratioren der Stadt gezählt, ſie waren rechtſchaffen und ſie waren wohlhabend, da ihnen nicht nur ein Rittergut in der Nähe gehörte, ſondern auch in Zukunft der Beſitz des beſten Hauſes am Markte gar nicht entgehen konnte. Man wußte, daß dies Vermögen von dem Vater der Frau herkam, welcher zu ſeiner Zeit ein reicher Kaufmann in Leipzig geweſen war und ſein einziges Kind mit dem genannten König verheirathet hatte.

Aber auch Herr König war kein gewöhnlicher Mann. Als Sohn eines thüringer Pfarrers hatte er Theologie ſtudirt, und war Geiſtlicher eines deutſchen Regiments geworden, welches König Wilhelm von England in ſeinen Kriegen mit den Franzoſen gebrauchte. Im Felde behauptete er ſich als ein ſtattlicher Mann von feſtem Charakter, der den Tod nicht fürchtete, dem Teufel kräftig zu Leibe ging und ſeinen Soldaten eine heilſame Scheu vor dem breiten Pfade zur Hölle beibrachte. Und da er auch ein guter Geſellſchafter und beim Glaſe Wein ehrbarer Fröhlichkeit nicht abhold war, und leichter franzöſiſch und engliſch lernte als die meiſten Officiere, ſo wurde er ein guter Freund ſeines Oberſten und dieſem bei ſchriftlichen Verhandlungen ein vertrauter Helfer. Er ſelbſt lernte in Holland ein großartigeres Leben kennen, als in der deutſchen Heimat zu finden war, und unterhielt, ſeinen Horaz in der Taſche, geſelligen Verkehr mit berühmten holländiſchen Gelehrten, welche ſich ſeines feſten Lateins freuten.

Beim Regiment hatte er einem kurſächſiſchen Kaufmann, welcher in das Kriegsgetümmel gerathen war, wichtige Dienſte geleiſtet, er hatte ihn nicht nur vor Ausplünderung behütet, ſondern auch durch ſorgſame Pflege aus ſchwerer Krankheit wieder hergeſtellt. Der Sachſe erbat vor ſeiner Abreiſe die Ehre eines Briefwechſels und bewahrte fortan ſeinem Retter eine herzliche Dankbarkeit. Als nun der Feldprediger nach Jahr und Tag in die Heimat zurückkehrte, folgte er einer dringenden Einladung des Kaufmanns nach Leipzig. Dort wurde ihm unter dem Dache des Gaſtfreundes die aufblühende Tochter über alle Maßen lieb, und er offenbarte in ſeiner ehrlichen Weiſe dem Vater, daß er dies gaſtliche Haus verlaſſen müſſe, weil er der Demoiſelle Suſanne gegenüber eine große Beunruhigung in ſeinem Herzen ſpüre, und wegen mangelnden Reichthums, und zudem als Landfremder wegen mangelnder Hoffnung auf eine gute kurſächſiſche Pfarre, nicht daran denken dürfe, die Tochter von den Eltern zur Frau zu erbitten. Da kamen dem Kaufmann die Thränen in die Augen über die Redlichkeit ſeines Erretters, und er bat dieſen, es ſich noch drei Tage in ſeinem Hauſe gefallen zu laſſen. Und nach drei Tagen lud er ihn feierlich in die gute Stube, aus welcher die Hausfrau alle Leinwandkappen des ſeidenen Möbelbezugs weggenommen hatte, und dort verlobte der edle Mann den Gaſtfreund mit der herbeigerufenen Tochter, welche dem glücklichen Bräutigam leiſe geſtand, daß auch ſie ihn ſeit ſeiner Ankunft insgeheim im Herzen trage.

Jetzt bemühte ſich Herr König ernſthaft um eine Pfarre in der Nähe, machte Reiſen und ſuchte Gönner zu gewinnen. Aber das wollte ſich nicht ſo leicht ſchicken, da ihm die Orthodoxen mißtrauten und auch die Stillen im Lande an ſeiner Erweckung zweifelten. Dagegen wurde er dem Kaufmann bald in anderer Weiſe unentbehrlich. Denn er verſtand als Sohn eines Landpfarrers die Gutswirthſchaft, und wußte dem Amtmann des Gutes, welches der Kaufmann beſaß, beſſer auf die Finger zu ſehen als der Leipziger ſelbſt. Auch der Handlung wurde er durch ſeine holländiſchen Bekanntſchaften ein werthvoller Beirath.

Als ſich vollends nach einigen Jahren begab, daß der Kaufmann aus dieſem Leben ſchied, erwies ſich der Schwiegerſohn als die Stütze der Familie; die Handlung wurde aufgehoben und er hatte jahrelang den Vortheil ſeiner Schwiegermutter wahrzunehmen. Endlich verließ die Familie Leipzig. Herr König zog mit ſeiner jungen Frau auf das Gut in der Lauſitz und die Schwiegermutter erwarb Haus und Garten in einer nahen Stadt, welche ihr ſeit ihrer Kindheit wohl bekannt war, da ſie ſelbſt aus einer adeligen Familie der Umgegend ſtammte, und in der Nähe Verwandtſchaft und Anhang hatte.

War das Gut auch nicht groß, es bot der Familie als Sommeraufenthalt doch viele Annehmlichkeit; ganz zu geſchweigen von dem Eingeſchlachteten, den Säcken mit Weizenmehl und den Stoppelgänſen. Das Wohnhaus war ein alter Bau, mit dicken Mauern und unregelmäßigen Fenſtern, der Unterſtock durch eiſerne Gitter verwahrt wegen des immer noch ſtark umherſchweifenden Geſindels, im Garten ein ſorgfältig geſchnittener Heckengang, ja ſogar ein Weingeländer und ein Quartier mit Blumenbeeten, in welchem der Hausherr koſtbare Tulpen und Narciſſen zog, deren Zwiebeln ihm ein Freund aus Holland zuſandte.

Doch wiewohl es dem Herrn König in weltlichen Dingen gelungen war, in ſeinem Gemüth trug er es als eine Entbehrung und zuweilen als ein Unrecht, daß er dem Predigtamt entſagt hatte, und es gereichte ihm faſt zu einer Befriedigung, daß ſein Dorf keine eigene Pfarre bildete; denn wenn einer der Dorfleute in Jammer und Gewiſſensnoth lag, ſo war er der Nächſte ihn zu tröſten und zu ermahnen; auch der

Schullehrer wurde eifriger in ſeinem Amt, da er merkte, daß das Auge des geiſtlichen Gutsherrn ſcharf auf ihn gerichtet war und daß ihm löblicher Pflichteifer Gutes in die Küche und in den Stall brachte.

Jeden Winter aber zog Herr König nach der Stadt in das große Haus der Schwiegermutter. Die Stadt war ein alter namhafter Ort mit Mauern und Thürmen, an denen man noch die Löcher wies, welche feindliche Kugeln im dreißigjährigen Kriege geſchlagen hatten. Einſt war der Ort ſtolz auf ſeinen Handel geweſen, jetzt ſah er ein wenig heruntergekommen aus, aber es lagen doch nur wenige Häuſer in Trümmern. Seine Bürger hatten viel Landbeſitz, und wen das Handwerk nicht nährte, der konnte ſich's vom Acker holen. Es ſaßen angeſehene Beamte des Landesherrn darin, auch eine lateiniſche Schule war vorhanden, und einige Häuſer gehörten Edelleuten der Umgegend, welche die vornehmſte Societät bildeten, ſo oft ſie in der Stadt wohnten. Unter ihnen fanden ſich einzelne Herren mit polniſchen Namen, da der Kurfürſt von Sachſen zugleich König von Polen war; und wenn die Länder auch nicht zuſammenhingen und die polniſche Wirthſchaft unter den Deutſchen übel beleumdet blieb, ſo hatten ſich doch mancherlei Fäden von einem Lande zum andern geſponnen. Unternehmende Sachſen ſuchten an der Weichſel leichten Gewinn, und junge Polen kamen an die Elbe, um Geld zu borgen und unter den adeligen Familien Education zu erhalten. Denn die Kurſachſen galten dafür gute Lebensart zu beſitzen, der Hof zu

Dresden war der prächtigſte im ganzen römiſchen Reiche, und die Kunſtwerke italieniſcher Köche und franzöſiſcher Modiſten verbreiteten ſich aus der Reſidenz in die kleineren Städte. Auch das Bücher druckende Leipzig ſandte befliſſen ſeine literariſchen Erzeugniſſe durch das Land, und der Gelehrte ſtand an der Pleiße und Elbe in höherem Anſehn als anderswo. Sogar der Landadel verachtete nicht ganz das literariſche Weſen, und fühlte ſich in einnehmender Redekunſt und in jeder Art von wohlbedachten Complimenten ſeinen Genoſſen aus der deutſchen Nachbarſchaft überlegen, er verſtand beim Beginn einer Mahlzeit ſtets das große Wort zu führen, doch wurde er im Verlauf der Feſtivität oft durch die ſtärkere Trinkkunſt der Anderen zum Schweigen und unter den Tiſch gebracht.

So fand Herr König in der Stadt wohlthuenden Verkehr. Auch ſeiner Schwiegermutter, die ihn nicht weniger verehrte als die eigene Frau, blieb er ein treuer Berather gegenüber großen und kleinen Verſuchungen, zum Beiſpiel als der neue ungeſchickte Kopfputz aufkam, und darnach die Erbauungsſtunden, in denen fern von der Kirche das Lämmlein auf eigenthümliche Weiſe verehrt wurde. Vollends als es in dem eigenen Hauſe der Schwiegermutter zu poltern anfing, entdeckte er mit überlegener Ruhe, daß es zuerſt nur Ratten hinter dem Holzverſchlage geweſen waren und dann eine liederliche Köchin, welche mit ihrem Liebhaber das Geräuſch eigennützig fortgeſetzt hatte. Wenn er ſich gerade und ſtolz gegen die vornehme Verwandtſchaft hielt, ſo that das zuweilen den Frauen wehe, doch trugen ſie es ſchweigend, da ſie merkten, daß ihm gerade deshalb von den Anſpruchsvollen die gebührliche Hochachtung nicht verſagt wurde.

Seine Gattin beſchenkte ihn mit zwei Söhnen, und die Erziehung der beiden Knaben ward allmählich ſein größtes Glück. Beide wuchſen kräftig heran, im Alter nur um ein Jahr verſchieden. Der Aeltere, Georg Friedrich, ein Abbild des Vaters, blond, breitbrüſtig und geſtreckt; der Jüngere, Bernhard Auguſt, zierlich von Gliedern mit braunem krauſem Haar, der Mutter ähnlicher. Auf dem Hofe behaupteten ſie als junge Gutsherren zuerſt mit einer Gerte und unſicheren Beinchen ihre Herrſchaft über das Federvieh, dann zauſten ſie den großen Hofhund, welcher ihnen mit ſeiner Naſe liebkoſend ins Geſicht ſtieß, endlich kletterten ſie auf die Pferde und wurden Freunde des Großknechts. Im Hauſe aber legte ihnen die Mutter ihre kleinen Finger zum Gebet zuſammen, dann lehrte der Vater den Tiſchſegen und der Frau König traten die Thränen in die Augen, als Friedrich zum erſten Male genau mit dem Anſtande und Tonfall des Vaters vor ſeinem Stuhle den lieben Gott zu Gaſte bat. Nicht lange darauf mußten die Kinderlippen ſich mühen, lateiniſche Vocabeln nachzuſprechen; doch lernten die Knaben willig, weil der Vater die Fleißigen mitnahm, wenn er durch die Felder ging.

Auch den Kindern wandelte der Winter das ganze Tagesleben. Denn ſo bald ſie nach der Stadt zogen, erhielten ſie andere Wämmſer und Höslein, ſie mußten einen kleinen Hut tragen, jeder Schmutzfleck wurde ſtrenger gerügt, und ein artiges Händegeben hörte gar nicht auf. Sie ſtanden erſtaunt in den Putzſtuben fremder Häuſer, wo ihnen ſehr verdacht wurde, wenn ſie Bindfaden aus der Taſche zogen oder ungeberdig aufjauchzten; dagegen konnten ſie auch alle Tage beim Laden des Pfefferküchlers vorbeigehen, ſie ſahen rings um ſich geputzte Menſchen, buntgetünchte Häuſer und bei den Kaufleuten ausgeſtellte Spielwaren, erhielten oft Confect und ſüßen Wein und erkannten bald, daß in der Stadt Alles prächtiger war; im Hauſe der Großmama ſchöngemuſterte Wandbehänge, blanker Fußboden, große Fenſterſcheiben und ein Schoßhündchen mit langem Seidenhaar.

Während die Knaben im Wechſel von ſtädtiſcher Zucht und ländlicher Freiheit heranwuchſen, beobachteten die Eltern mit ſtets neuer Verwunderung, wie verſchieden das Weſen derſelben ſich entwickelte. Fritz, der älteſte, war ein ſtiller Knabe, welcher ſeinen Ball nach dem Spiele ſorgfältig in die Schublade legte, und wenn er aus dem Straßenſtaub in die Stube kam, Strumpf und Höslein gutwillig bürſtete. Er lernte fleißig; freute ſich ſo oft er neben dem Vater ausging, wenn dieſer ihn an die Hand nahm, und wandelte gradlinig und ehrbar an ſeiner Seite. Auguſt aber war ein wildes Kind, welches am liebſten ſprang und hüpfte und unaufhörlich der Nadel ſeiner Mutter zu thun gab. Oft zog er ſich durch ein heftiges Auffahren

Schelte zu, aber er war auch aufgeweckt und geſprächig, blieb ſchon als kleiner Kerl dem Fragenden ſelten eine Antwort ſchuldig, und wußte gegen den Bruder und die Geſpielen ſeinen Willen durchzuſetzen, indem er trotzte oder ſchmeichelte. Leider waren ſeine Unternehmungen nicht immer löblich, und wenn er mit einer kleinen Bande zu den Frühäpfeln des Nachbars über den Zaun geklettert war, oder wenn er einem trunkliebenden Magiſter Eſelsohren aus Papier auf den Rücken geſteckt hatte, ſo gab es für ihn trübe Stunden. Auch für ſeinen Bruder, denn obgleich dieſer nur widerwillig dem Eifer des Jüngeren folgte, oder wohl gar ſeine Beihilfe zu einem gewagten Unternehmen verſagte, ſo erhielt er doch ſeinen Antheil an der Strafe, weil er als der Aelteſte nicht zurückgehalten, oder weil er eine Miſſethat nicht angezeigt hatte. Trotz kleiner Niederlagen galt Auguſt in der Familie für ein glückliches Kind, dem Alles wohl gelang, in der Regel deshalb, weil er der Großmama oder der Mutter bittend die Wange ſtrich, was er zeitig gelernt hatte. Aber er wußte auch höhere Autoritäten für ſich anzurufen, denn als ihm die Mutter einſt an ſeinem Geburtstage die Lieblingsnäſcherei verweigert hatte, faßte er beim Mittagsbrot den Löffel mit beiden Händen und flehte recht herzlich, daß ihm der liebe Gott nach Tiſche getrocknete Pflaumen ſchenken möge. Die Eltern lächelten; als aber die Mutter am Nachmittage ſein roſiges Kindergeſicht mit dem gekräuſelten Haar inmitten der Geſpielen betrachtete, wurde ihre Zärtlichkeit ſo übermächtig, daß ſie einen Teller des geſchätzten Naſchwerks vor den Kindern aufſtellte. Seitdem entdeckte die Kindermuhme, daß fromme Bitten dieſes Knaben in merkwürdiger Weiſe Erhörung fanden. Als es zum Beiſpiel am Morgen vor einer lange erſehnten Ausfahrt zweifelhaft wurde, ob bei dem trüben Wetter die Reiſe zu wagen ſei, da erhob Auguſt wieder nach der Morgenandacht des Vaters ſein Stimmchen und bat den Himmel um Sonnenſchein. Unterdeß war ſein Bruder beobachtend zu einer toricelliſchen Röhre gelaufen, welche mit Queckſilber gefüllt am Fenſter hing, und durch die weiſen Einrichtungen einer gütigen Vorſehung in den Stand geſetzt war, den Menſchen bisweilen die kommende Witterung anzuzeigen. Nachdem Auguſt gebetet hatte, brach die Sonne durch das Gewölk und es wurde ein ſchöner Reiſetag. Da nun aber die Frauen den Knaben ſeiner wirkſamen Bitten wegen rühmten, benutzte der Vater die gemeinſame Abendandacht zu einer Warnung und flehte in hohem Ernſt: der liebe Gott möge ein Kinderherz davor behüten, daß es nicht in Eitelkeit verfalle und ſich beſonderer Gnade rühme, und ebenſo auch helfen, daß die Liebe der Angehörigen ſtets vorſichtig ſei und nicht aus dem Zufall ein Verdienſt des Kindes mache. — Dadurch dämpfte der Hausherr die Reden des Frauenzimmers, doch konnte er nicht verhüten, daß dem Sohne die Zuverſicht blieb, ſeine Wünſche durchzuſetzen.

Unter die nächſten Bekannten des Hauſes gehörte eine adelige Wittfrau, die Majorin von Borsdorf. Ihr

Mann hatte in ſächſiſchem Dienſt geſtanden, ſie ſelbſt war eine entfernte Verwandte der Madame König; ſie lebte in beſchränkten Verhältniſſen, war aber mit den erſten Familien der Umgegend befreundet und wußte ſich und ihr kleines Hausweſen vornehm zu halten. Ein Sohn war als Fähnrich in kurſächſiſchem Dienſt untergebracht; die Tochter, Dorothea, faſt in gleichem Alter mit Auguſt, wurde von ihr erzogen. Dorchen war niedlich, aber wie Madame König richtig erkannte, durch allzu große Liebe verwöhnt. Auch die Knaben konnten der Kleinen kühle Anerkennung nicht verſagen, wenn ſie in ihren Hackenſchuhen zierlich über die Straße ſchritt, die Schultern gerade und das Köpfchen ſteif, wie einem Fräulein von Stande gebührte, oder wenn ſie vor Frau König zu einem Knix hinabtauchte, dabei die Augen niederſchlug und anmuthig lächelte, wie es eine Große nicht ſchicklicher hätte vollbringen können. Oefter aber wurde der Zwang läſtig, welchen ihre Gegenwart den Spielen der Knaben auflegte; ſie hielt ihr Schnupftüchlein nicht in der Taſche, wie andere Kinder, ſondern ſchwenkte es in der Hand, weil es mit einer Spitze umſäumt war, und ſie wollte durch ſolche Bewegungen den Knaben befehlen, ihr zu bringen, was ſie gerade begehrte. Widerwärtig war ſie auch, wenn die Knaben ihretwegen in kleinen braunen Thonſchüſſeln und Töpfen kochen mußten; ſie litt nicht, daß die Jungen Nüſſe ſchnitten wegen zweifelhafter Sauberkeit der Finger, und war beleidigt, wenn die Könige zuletzt das kalt Gekochte, welches ſie ihnen vorſetzte, nicht aufeſſen wollten, was wirklich eine Anmaßung war, denn das Verzehren fremder Kocherei galt damals unter den Kindern für weniger anmuthig als das eigene Kochen. Da war nun auffallend und Frau König lachte zuweilen darüber, daß ihre Söhne ſich ungleich gegen die Anſprüche des Mädchens verhielten, denn Fritz, der ſonſt gefällig war, gab dem Dorchen keineswegs nach, ſondern ſagte ſchonungslos ſeine Meinung, während Auguſt ſich der kleinen Dame williger fügte als irgend einer Anderen; und wenn er ſich auch mit ihr ſtritt, doch durch ihr Naſenrümpfen und Abwenden des Kopfes genöthigt wurde, ſeinen Widerſtand aufzugeben. Vollends in größerer Geſellſchaft war Auguſt ihr treuer Gefährte und ſo oft die Kinder „polniſch betteln“ ſpielten, was gerade damals in Sachſen aufkam, gingen Auguſt und Dorchen als Bettelleute am liebſten mit einander im Kreiſe umher und erbaten umwechſelnd Brot für ſich ſelbſt und einen Kuß für das Andere. Dabei bemerkten die Mütter, daß Dorchen niemals Neigung hatte, ſich von Fritzen küſſen zu laſſen, ſondern ihrem Bettelmännchen leiſe vorſchrieb, zu welchem Knaben er ſie führen ſolle, damit ſie das Unvermeidliche dulde.

Dies Verhältniß erhielt ſich auch, als die Kinder heranwuchſen. Dorchen wurde confirmirt und die Knaben ſaßen in den oberen Klaſſen der lateiniſchen Schule. Da bedachten dieſe, jeder für ſich, welches Geſchenk ſie der Geſpielin machen wollten. Friedrich kaufte aus ſeinen geſparten Groſchen ein kleines Kreuz von ſchwarzem Glaſe, das an ſeidener Schnur um den Hals zu tragen war, und Auguſt bat die Mutter um eine Beiſteuer für ein rothes Glasherz mit goldenen Sternen, welches ebenfalls als Halsſchmuck dienen ſollte. Das Fräulein empfing beide Geſchenke mit artiger Dankſagung, aber ſie hing das rothe Herz ſogleich um den Hals und behielt das Kreuz in der Hand. Auguſt lachte vergnügt, aber Friedrich ging ſchweigend zu ſeinen Büchern zurück. Auch als Dorchen beim nächſten Beſuch, um nicht unhöflich zu ſein, das Kreuzchen am Halſe trug, machte ihr zwar Auguſt darüber Vorwürfe, aber Friedrich gab durch kein Wort zu verſtehen, daß ihn dieſe Aufmerkſamkeit freue.

Nach Kringeltanz und Pfänderſpiel wurde den beiden Meſſieurs König noch Größeres im Verkehr mit halbwüchſigen Demoiſellen zugemuthet. In mehren anſehnlichen Familien fanden die Eltern nothwendig, ihren Kindern die eckigen Bewegungen und das allzu natürliche Weſen durch einen franzöſiſchen Tanzlehrer abzugewöhnen, der eigens der Stadt zugereiſt war, um ſolche Gutthat zu erweiſen. Während dieſer Stunden wurde der harte Knabenſinn ein wenig erweicht, und Frau König beachtete mit inniger Freude, daß auch ihre Söhne befliſſen waren in Cavaliersweiſe den Mädchen die geziemende Ehre zu geben. Doch freilich ſtand die neue Kunſt nicht einem Sohne ſo gut wie dem anderen. Fritz war in das Wachſen gekommen; er drohte ſehr groß zu werden, und wußte bei ſeiner ſchnell erworbenen Länge, welcher die Majeſtät fehlte, die hageren Glieder nicht gebührlich zu verwenden; Auguſt dagegen hatte den zierlichen Fuß und die kleine Hand der Mutter und in allen Bewegungen ein natürliches Geſchick, welches ihm bald die Lobeserhebungen des Tanzmeiſters eintrug. Wenn ſo die junge männliche Kraft auf auswärts gekehrten Fußſpitzen wandelte, dazu mit angepreßten Ellenbogen den Hut hielt und dabei noch die Hände mit dem heuchleriſchen Schein anmuthiger Empfindungen zu bewegen ſuchte, da machte ſich's faſt immer, daß das junge Fräulein den Brüdern gegenüber ſtand und ſie in ihrer Weiſe anlachte. Als vollends nach beendeter Tanzſtunde beſchloſſen wurde, daß bei einem vornehmen Familienfeſte acht Kinderpaare als Schäfer und Schäferinnen erſcheinen ſollten, Alle gepudert, Alle in Roſa und Weiß mit bebänderten Schäferſtäben, da geſchah es wieder, daß Auguſt und Dorchen mit einander zum Menuet in den Saal zogen. Dem älteſten Sohn hatte die Mutter angedeutet, daß er für das bukoliſche Coſtüm bereits zu hoch aufgeſchoſſen ſei, doch wider alles Erwarten beſtand Fritz eifrig darauf, an dem Aufzuge Theil zu nehmen. Aber der wackere Junge ſah ſehr auffällig aus. Er wurde mit der Tochter des Oberpfarrers, die ebenfalls in das Schießen gekommen war, zuſammengeſellt; ſie ſtellte eine hagere Schäferin dar, welcher man die gute Weide nicht anſah, in der ihr Vater ſeine Heerde hütete, und Fritz glich einem jungen ſchlenkrigen Giganten, der Jacke und Hoſen des Thyrſis auf dem Felde gefunden hat. Da war nicht zu vermeiden, daß die Mädchen unter einander ſpöttiſche Bemerkungen über das Paar machten, und Fritz erkannte, daß Dorchen ſich lebhafter als Andere an dem Moquiren betheiligte.

Doch im Sommer darauf wurde Fritz über ſeine Länge ein wenig getröſtet. Die Brüder waren mit den Eltern zum Beſuch auf ein benachbartes Gut gefahren und dort mit Dorchen, die zu der Freundſchaft des Gutsherrn gehörte, zuſammengetroffen. Die drei jungen Leute ſchwärmten durch den Garten in's Freie und zogen den Bach entlang bis zu einer Mühle, dort freuten ſie ſich über das Klappern und über die kleinen Schaumwellen, in welche der Strom ſich löſte, wenn er aus der Holzrinne ſchoß. Das junge Fräulein ließ ſich vom Müller eine lange Ruthe aus dem Weidengebüſch ſchneiden, ſchälte mit ihren Fingern zierlich die Rinde ab, und wippte, während ſie neben ihren Begleitern am [illegible] dahinzog, neckend in's Waſſer, um durch aufſpringende Tropfen die Friſur und Sonntagskleider der jungen Herren zu gefährden.

Auguſt wollte ſich das nicht gefallen laſſen und lief auf ſie zu, um ihr die Gerte zu entwinden, ſie aber flüchtete auf einen Steg, der über den Bach führte, und vertheidigte durch ihre Waffe den ſchmalen Zugang. Dabei glitt ſie mit den Hackenſchuhen aus und fiel in's Waſſer. Es war unterhalb der Schwemme, das Bett des Baches war breit und hatte tiefe Stellen, ſie aber ſchwamm, da ihr geſteifter Rock ſich blähte, wie eine Waſſerblume mit gehobenen Armen klagend abwärts. Auguſt ſprang im Augenblick auf den Steg und in den Bach; doch er fand an der Stelle keinen Grund, und da der Aufenthalt im freien und kalten Waſſer damals nicht zu den Ergötzlichkeiten eines wohlerzogenen Jünglings gehörte, ſo vermochte er durchaus nicht zu ſchwimmen. Durch den Schwung, den er ſich beim Abſprung gegeben, kam er der Geſpielin nahe, ſo daß er ſie mit der Hand erreichen konnte, aber er verbeſſerte ihre Lage nicht, denn er zog ſie zu ſich herunter. Friedrich dagegen war vom Ufer aus in den Bach geſtiegen und watete zu den beiden Ringenden. Auch ihm ging das Waſſer bis an das Kinn, bevor er ſie erreichen konnte. Es gelang ihm Jedes an einem Arme zu packen und mit Anſpannung aller Kraft an ſich heranzuziehen; keuchend rief er dem Fräulein zu: „umfaſſen Sie meinen Hals.“ Sie hatte noch die Beſinnung zu gehorchen und er hielt ſie mit dem einen Arme feſt, während er mit dem anderen den Bruder am Rocke ergriff. Aber obgleich Fritz ungewöhnlich ſtark war, wurde ihm die Laſt doch zu ſchwer, das Waſſer ſtieg ihm bis an den Mund, ſeine Kraft ſchwand und er wankte. Da vernahm er einen Zuruf, der Kahn des Müllers ſchoß heran, Auguſt wurde nicht ohne neue Gefahr in das Fahrzeug geſchwenkt, und Fritz watete, die freie Hand am Kahn, in das Seichte zurück und erreichte mit dem Fräulein glücklich das Ufer. Als er ihre Hände, die ſeinen Hals krampfhaft umfaßt hielten, von ſich löſte, verlor ſie die Beſinnung. Die Müllerin lief mit einem Stuhle herzu. Dorchen wurde durch ein Tuch daran feſtgebunden und in die Stube getragen, wo die Müllerin, nachdem ſie die Männer hinausgetrieben, ihr die Schnürbruſt öffnete und die Erſchöpfte durch Reiben und freundliches Zureden ſoweit herſtellte, daß ſie ihre naſſen Kleider mit einem Anzuge der Frau vertauſchen konnte. Den Jünglingen, die bleich und matt auf der Bank unter den Kornſäcken ſaßen, half der Müller mit ſeinem Knappen bei ähnlichem Kleiderwechſel. Als der Wagen mit den Müttern vom Schloſſe kam, um die Geretteten abzuholen, lachten ſie während der Rückfahrt einander wegen des Abenteuers und der Vermummung aus. Beide Jünglinge erhielten ihr Lob, welches allerdings mit Vorwürfen über die jugendliche Unbeſonnenheit verſetzt war; den Frauen hatte am meiſten gefallen, daß Auguſt zur Stelle nachgeſprungen war und er empfing von ihnen mütterliche Liebkoſungen. Herr König klopfte ſeinem Sohne Fritz zufrieden auf die Schulter und frug laut: „Wer aber war der Retter?" Da antwortete Fritz ehrlich: „Der Müller!" — Als Dorchen kurz vor dem Aufbruche wieder in die Familienſtube kam, immer noch ſchwach und verblichen, ging ſie auf Fritz zu, ſah ihn ſchweigend an und bot ihm die Hand. Gleich darauf eilte ſie zu Auguſt, machte ihm einen tiefen Knix und frug: „Wie war es im Waſſer, Sie dummes Guſtchen?" Beim Abendgebet gab es in allen betheiligten Familien außergewöhnliche Dankſagung und in der Nacht für die jungen Leute einen feſten Schlaf.

Die Erlernung des Menuets, wodurch in Haltung und Gemüth des Menſchen Vieles geändert wird, hatte auch das Verhältniß der Brüder zu einander gewandelt. Bis dahin waren ſie wie untrennbar zuſammen geweſen, jetzt ſaß Fritz oft allein über ſeinen Büchern und der Jüngere fand luſtiger mit Kameraden umherzuſtreifen, die ihm bequem geworden waren. Das ging eine Weile ohne Aergerniß, bis einſt in der Dämmerung der Vater mit ſchnellem Schritt nach Hauſe kam und, ohne den Schlafrock anzuziehen, in die Arbeitsſtube der Söhne trat.

„Weißt du, wo dein Bruder ſich aufhält?" frug er ſtreng den Aelteſten.

„Nein, Herr Vater."

„Der Apotheker hat mir zugetragen, daß Auguſt mit lockeren Geſellen in der Hinterſtube einer gemeinen Schenke tabagiert. Iſt dir etwas davon bewußt?"

„Nein, Herr Vater."

„Du ziehſt dich ſogleich an und kommſt mit!"

Friedrich fuhr in ſeinen Rock, ergriff den Hut und begleitete den Vater, dem es heute ſchwer wurde, auf der Straße den ruhigen Schritt zu behaupten.

In einer Seitengaſſe, unweit dem Schenkhaus, hielt der Vater an. „Ich will dem Unglücklichen keine Demüthigung vor den Bürgern bereiten. Geh hinein und führe ihn hierher."

Friedrich trat mit trüben Ahnungen in die Tabagie. Schon vor der Hausthür vernahm er Geſang, auch eine weibliche Stimme darunter, und als er in die Hinterſtube drang, überſah er das ganze Unglück. Ein halbes Dutzend von Söhnen vornehmer Eltern ſaß in der kleinen verräucherten Stube; jeder hatte eine große Stange dunkles Bier vor ſich, und jeder hielt eine Thonpfeife in der Hand; aber was das Schlimmſte war, Lene, ein dralles Mädchen, die Tochter des Schenkwirths, ſaß in bedenklicher Nähe des Bruders, der ſeinen Arm um ihren Hals gelegt hatte; und Alle zuſammen, Auguſt, Kameraden und Jungfer Lene ſangen recht herzlich und zwar das wilde lateiniſche Lied: cerevisiam bibunt homines, ceter' animalia fontes, welches ein Dichter des deutſchen Helikon's alſo übertragen hat:

Nur die Menſchen trinken Biere,
Waſſer alle andren Thiere.

Friedrich brach erſchrocken in die Orgie ein, neigte ſich zum Ohr des erſtaunten Bruders hinab und ſagte leiſe: „Der Vater ſteht an der Ecke, ich ſoll dich herausholen.“ Auguſt ſchnellte in die Höhe, hatte aber noch die Dreiſtigkeit laut zu lügen: „ich komme wieder,“ und im Hausflur den Bruder zu bitten: „verrathe die Lene nicht.“ Fritz führte den Schuldigen, nicht weniger heiß im Geſicht als dieſer, dem Vater zu.

Herr König gönnte dem Sohne nur einen finſtern Blick und ſchritt voran dem Hauſe zu. Dort begann das Verhör und es kam Alles an's Licht, denn die Beweiſe fehlten nicht, die gerötheten Wangen verriethen geiſtiges Getränk und der Geruch in Haar und Kleidern den Kanaſter. Auch die weibliche Stimme war auf der Straße vernommen worden, Fritz mußte zögernd bekennen, daß ſie der Wirthstochter angehört hatte, und hielt für ein Glück, daß der Vater in ſeinem Zorne nicht nach dem räumlichen Abſtand frug, welcher zwiſchen dem dreiſten Mädchen und dem Bruder geweſen war.

Es wurde für die Hausgenoſſen ein ſchmerzlicher Abend. Die Mutter weinte, der Vater tief gekränkt durch die Ungebühr, verfügte drei Tage Stubenarreſt mit Ausnahme der Schulſtunden, und Auguſt ſaß als Verurtheilter über ſeinen Büchern, ohne hineinzuſehen, denn er wußte, daß ihm noch das Schwerſte bevorſtand, die öffentliche Ermahnung bei der Abendandacht. Feierlicher als ſonſt traten die Dienſtboten herein. Auguſt fühlte, daß ihre neugierigen Blicke auf ihm ruhten, er merkte die verweinten Augen der Mutter, aber er wagte gar nicht den Vater anzuſehen, als dieſer die Stimme erhob und dem Himmel die Ausgelaſſenheit des Sohnes noch einmal klagte, obwohl er überzeugt ſein mußte, daß man dort oben über die ganze Angelegenheit bereits genügend unterrichtet ſei. Als er zuletzt bat: „Wenn ich als Vater ſchuldig bin, weil ich ihn durch zu große Liebe und Nachſicht verwöhnt habe, ſo räche mein Vergehen nicht an ſeinem Leben,“ da wurde auch Auguſt weich. Und als der Vater ihm winkte näher zu treten und über ſeinem Haupte flehte, daß der Herr ihm Thaten und Gedanken behüten möge, und Auguſt die Thränen des Vaters auf ſeiner Stirn fühlte, da begann auch er zu ſchluchzen, obſchon er ein Jüngling war, und küßte zerknirſcht den Eltern die Hände. — Als nun Alle weich, aber in gehobener Stimmung zu Bett gingen, mahnte Friedrich den Bruder in der Kammer: „Der Vater hat nicht Alles gewußt.“

„Er iſt ſtreng genug gegen mich geweſen,“ antwortete der Beſtrafte, „ich bin immer froh, wenn die Nachtpredigt vorüber iſt.“ Doch Friedrich verſetzte: „In dieſer Stunde habe ich vor unſerem Vater noch größere Ehrfurcht als ſonſt, und da ich kleiner war, iſt er mir vorgekommen wie der Herrgott ſelbſt und ich hätte vor ihm niederknien mögen. Aber heut wußte er das Aergſte nicht, mein Bruder, das mit der Lene.“ Auguſt verſuchte zu lachen, aber es gelang nicht recht, und Fritz fuhr fort: „Damit mein Schweigen kein großes Unrecht wird und deiner Zukunft keinen Schaden bringt, ſo mußt du jetzt freiwillig dem himmliſchen Vater verſprechen, daß du niemals mehr mit ihr zuſammenkommen willſt.“

„Du biſt noch kein Pfarrer,“ verſetzte der Jüngere unwillig, „daß du mir ſo etwas zumuthen darfſt.“

„Ich bin dein Bruder und bin in Schuld gegen unſeren Vater, weil ich verſchwiegen habe, was ihn am meiſten bekümmert hätte. Darum mußt du deinet- und meinetwegen freiwillig geloben, aber laut, damit ich es höre.“ Und Auguſt mußte die Hände falten.

Das Ereigniß warf finſtere Schatten hinter ſich. Obgleich Herr König vermieden hatte ſelbſt die Schenke zu betreten, ſo war das gewaltſame Herausziehen ſeines Sohnes doch mehrfach beobachtet worden, und ein mißgünſtiger Momus verſagte ſich nicht, ein großes Scandalum daraus zu machen. Am zweiten Morgen nach der Orgie wurden öffentliche Anſchläge gefunden, einer am Rathhauſe neben dem ſchwarzen Brett, einer ſogar an der Kirchthür, in welchen die Geſchichte gröblich und verleumderiſch verſificirt dem Publikum erzählt ward. Zwar waren die Namen nicht genannt, doch deuteten Ausdrücke wie Rex und Regulus auf die Familie. In dem Libell war bämiſch auf arrogante Leute geſtichelt, welche für unanſtändig hielten, daß ihre Söhne Wirthshäuſer beſuchten, obwohl ſie ſelbſt in ihrem früheren Leben in ſchlechteren Herbergen verkehrt hätten, als die renommirte Schenke „zur luſtigen Wachtel“ war. Um neun Uhr trug der Küſter mit einer Empfehlung des Herrn Oberpfarrers das erſte Exemplar in das Haus, um zehn Uhr brachte der Rathsdiener das zweite, um elf Uhr kam der Herr Bürgermeiſter ſelbſt und nach ihm viele Bekannte. Alle bedauerten und verurtheilten den Thäter und Alle verwunderten ſich über das große Aufſehen, welches durch das Libell hervorgebracht wurde. Alle hatten mit Wißbegierde geleſen und wieſen nach, daß noch mehre Abſchriften exiſtirten. Herr König empfand die Kränkung wie ein Mann in ſauberem Kleide, welcher von einem Schornſteinfeger angeſtoßen wird, das Opus war witzlos, jämmerlich, durchaus verächtlich; auch blieb die Stadt nicht im Zweifel, von wem es herrührte. Da war ein heruntergekommener Magiſter Blaſius, der allerdings angeſehene Verwandte hatte, denn ſein Bruder war doctor juris und kurfürſtlicher Beamter; der Magiſter aber hatte ſich auf

Nichtsthun und Völlerei gelegt, dazu eine Wittfrau mit bitterböſem Gemüthe geehelicht, und machte ſeitdem, wenn er zu Hauſe übel behandelt wurde, ſeinem Zorn durch ſatiriſche Ausfälle gegen die Menſchheit Luft. Es wurde feſtgeſtellt, daß er an jenem Abende in der Vorderſtube der Schenke geſeſſen hatte, und obwohl in dem Pasquill die Handſchrift gut verſtellt war, ſo blieb doch der Charakter des Poetaſters kenntlich.

Was Herrn König die meiſte Sorge bereitete, war der große Schmerz ſeiner Frau, welche weinend klagte, daß ſie ſich nicht mehr getraue über die Straße zu gehen, weil Jedermann ſpöttiſch auf ſie ſchaue. Wirklich wurde die Familie acht Tage lang durch theilnehmende Beſuche und durch Gemurmel der Leute in Aufregung gehalten. Am ſchlimmſten war natürlich Auguſt daran, welcher von den Frauen bereits als verlorener Sohn betrachtet ward, auch Dorchen's Mutter behandelte ihn eine Weile mit ſichtlicher Kälte, nur Dorchen zeigte ihr gutes Herz, denn ſie frug ihn zwar neckend, wie ihm die Pfeife Tabak bekommen ſei, aber ſie lachte ihn dabei ſo freundlich an, daß er wohl merkte, ſie ſei ihm nicht böſe.

Doch auch über dieſes jammervolle Ereigniß flutete der Zeitenſtrom dahin, und nach einem Vierteljahr war die Reputation und das Wohlbehagen der Familie wieder auf die alte Höhe gebracht.

## 2.

# In die Fremde.

Wenn Herr König auf ſeine Söhne ſah, wie wohlgezogen und ſtattlich ſie heranwuchſen, hob ſich ihm das Herz vor Freude, er nahm ſeine ſtrengſte Miene an, damit die Kinder die Zärtlichkeit nicht merkten und faltete gleich darauf demüthig die Hände. „Friedrich hat wieder eine der beſten Cenſuren erhalten," ſagte er vergnügt zu ſeiner Gattin, „ich hoffe, er ſoll werden, was ſein Vater nicht geworden iſt, ein Doctor der Gottesgelahrtheit und ein Verkünder der reinen Lehre." Da antwortete ſeine Frau zuſtimmend: „um meinetwillen haben Sie den heiligen Stand aufgegeben, ich muß mich freuen, daß unſer Aelteſter das Amt des Vaters erwählt. Doch denke ich, auch dem Guſtchen haben die Lehrer ſein Lob zugetheilt."

„Das Lob iſt mit allerlei Tadel gemiſcht," ſagte der Vater ernſthaft, „inſonderheit wegen ſeines unruhigen Betragens."

„Aber mein lieber Schatz weiß doch, daß der Brummkreiſel wider Guſtchens Willen aus dem Schlüſſel fiel und in der Schulſtube umherfuhr, damals als der Rector ihn ſo hart verklagte.“

„Der Kreiſel dreht ſich nicht ohne Schwung und Sie mögen annehmen, daß er die Weiſung, vorwärts zu laufen, erhalten hatte,“ antwortete der Vater. „Obgleich es dieſem Sohne keineswegs an Application fehlt, ſo tritt ſein weltlicher Sinn doch immer mehr hervor, und für ſeine Unternehmungsluſt wird eine ſtrengere Disciplin nothwendig, als bei der Laufbahn eines Gelehrten möglich iſt.“

„Sie waren der Meinung, daß er einmal unſer Gut übernehmen könnte.“

„Ich weiß, daß Sie, geliebtes Suschen, dies für ihn wünſchen und ich füge mich gern Ihrem Willen. Aber ſoll er als ein feſter Mann ſich unter dem landſäſſigen Adel und gegenüber den Bauern behaupten, ſo muß er vorher gelernt haben zu befehlen, und ich halte bei dieſem Sohn die militäriſche Carriere für die heilſamſte.“

„Das meinte auch unſer Vetter, Herr v. Mickau, nur widerrieth er den preußiſchen Dienſt, weil dort ein ſehr rigoröſes und eigenmächtiges Weſen ſei.“

„Aber der Militär iſt dort angeſehen, denn der König von Preußen iſt der größte Soldatenfreund in der Welt. Und obgleich unſerem Auguſt in Preußen wie hier in Sachſen nicht vortheilhaft ſein mag, daß er von bürgerlichem Stande iſt, ſo wird doch bei den Preußen, wie ich aus Erfahrung weiß, der tüchtige Mann mehr geſchätzt als bei uns, wo die Oberſten ſich mit Schoßhündchen tragen und leichtfertige Damen mehr kommandiren als die Generäle. Mein lieber Major Vogt vom Regiment „Markgraf Albrecht“ gehört auch nicht zum Adel und wird doch von ſeinem Chef und dem Könige ſelbſt favoriſirt, weil er ein guter Officier iſt, er hat ſich freiwillig erboten unſern Auguſt in ſeiner Nähe zu placiren.“

Frau König ſah ſchmerzlich zur Höhe: „In die wilde Fremde!“

Der Hausherr küßte ſie auf die Stirn. „Es iſt nur eine Lehrzeit, Suschen; bei der Mutter könnte der wilde Knabe doch nicht bleiben, und die Entfernung zur Garniſon iſt nicht viel weiter als die nach einer Univerſität.“

Während ſich auf ſolche Weiſe die Trennung der Söhne vom Vaterhauſe vorbereitete, wurde auch Dorchen in die Fremde geladen. Eine Nichte der Frau von Borsdorf hatte einen vornehmen Polen geheirathet, der Güter an der Weichſel beſaß, aber einen großen Theil des Jahres am Hofe beſchäftigt war. Da ſeine Gemahlin zarter Geſundheit wegen dem anſtrengenden polniſchen Hofleben fern bleiben ſollte, wurde ihr in der ländlichen Einſamkeit eine Geſellſchafterin wünſchenswerth und Dorchen dafür erbeten. Der Mutter war ſehr ſchwer ſich von ihrem Liebling zu trennen, aber ſie bedachte die Zukunft der Tochter, daß ſich in dem großartigen Leben und unter den reichen Polen viel mehr Möglichkeiten und Ausſichten eröffneten, als in dem engen Leben der ſächſiſchen Stadt, in welcher

Jedermann die Mitgift als eine Hauptſache erwog. Auch ihre Verwandten, welche das Fräulein gern ohne eigene Unbequemlichkeiten verſorgen wollten, riethen eifrig den Antrag anzunehmen, und ſo fügte ſich's, daß die junge Borsdorfin in demſelben Herbſt, welcher den beiden Königen zur Trennung vom Vaterhauſe beſtimmt war, unter dem Schutz eines alten Onkels nach Dresden, und von da in das Polniſche verſandt werden ſollte.

Während der Vorbereitungen zur Reiſe kam einſt Dorchens Mutter in der Dämmerſtunde zu vertraulichem Beſuch in das König'ſche Haus, und als Herr König in die Familienſtube trat, begann nach der Begrüßung eine ſchickliche Beſprechung der Stadtneuigkeiten. Und es war allerdings etwas Aufregendes eingetreten. Der Nachtwächter hatte um Mitternacht zwei Subjecte überraſcht, welche mit einer Blendlaterne bei einem Winkel der Stadtmauer in der Erde gruben. Vor dem Magiſtrat hatte ſich ergeben, daß ſie einen Schatz ſuchten auf Grund einer Anweiſung, die ſie von einem fremden Abenteurer für gutes Geld gekauft hatten. Dieſe Offenbarung hatte die Form eines Briefes, den ein Vater an ſeinen Sohn richtete, und es war darin Alles genau beſchrieben, der Stein in der Mauer, welchen eingemeißelte Kreuze kenntlich machten, auch die Größe des Schatzes, unter welchem viele Kleinodien, ſilberne Becher, Perlen und Goldmünzen ſein ſollten. Das Machwerk war zu den Acten geliefert worden, und man erzählte in der Stadt, daß die Nacht darauf ein geſtrenger Rath ſelbſt in aller Stille habe weiter graben laſſen; ob Etwas gefunden worden, wußte man nicht, muthmaßte jedoch Allerlei. Herr König hatte durch die Gunſt des Bürgermeiſters Einblick in den Schatzzettel erhalten und ſprach ſich, wie von einem aufgeklärten Manne zu erwarten war, mit großer Unzufriedenheit über die häufigen Betrügereien durch Schatzbriefe aus, welche gerade ſehr im Schwange waren.

Nachdem man dieſen Gegenſtand gänzlich abgeſprochen hatte, kam der Augenblick, wo Frau von Borsdorf die eigentliche Urſache ihres Beſuches offenbaren konnte, indem ſie frug, ob der hochgeſchätzte Freund vielleicht unter den Honorationen der Städte in Polniſch-Preußen Bekanntſchaften habe, da er mit vielen Perſonen von Diſtinction in Briefwechſel ſtehe. „Denn," fügte ſie hinzu, „es kann meiner Doris von Nutzen ſein, wenn ſie einer deutſchen Familie in den Städten empfohlen iſt."

Herr König holte eine Karte, ſah nach und überlegte, aber ihm war dort kein näherer Bekannter bewußt. Endlich ſagte er lächelnd: „Vielleicht kann das liebe Fräulein Dorchen mir zu einer Bekanntſchaft helfen, die ihr ſelbſt dienlich iſt. Ich habe ſoeben gegen den Betrug mit Schatzbriefen geſprochen, ich ſelbſt aber habe vor Jahren unter den hinterlaſſenen Papieren meines Vaters einen Brief gefunden, welcher auch Dinge erwähnt, die ſeiner Zeit im Polniſchen aufbewahrt wurden." Seine Söhne ſprangen auf und beſtürmten ihn mit Fragen, er ging in die Nebenſtube, öffnete die Klappe des Schreibtiſches und brachte ein vergilbtes Papier vor die Augen der Geſellſchaft.

Um nun die Befriedigung der Neugierde zu einer kleinen moraliſchen Betrachtung zu benutzen, begann er gutlaunig: „Wir gehören ja nicht dem Adel an, und ich habe niemals den Trieb gehabt meinen bürgerlichen Stand mit einem anderen zu vertauſchen, welcher in der Welt für vornehmer gilt. Ich wünſche auch, daß meine Söhne ſich dieſelbe Beſcheidenheit bewahren. Denn obwohl den Adeligen Vieles in der Welt leichter gemacht wird, ſo habe ich doch nicht gefunden, daß ſie dadurch größere Redlichkeit und Tüchtigkeit erwerben als Andere. Dies ſei mit allem Reſpect vor dieſer verehrungswürdigen Frau geſagt. Doch auch wir dürfen uns anſehnlicher bürgerlicher Vorfahren freuen. Mein Vater war Pfarrer, mein Großvater aber war Rittmeiſter unter den Schweden; dieſer und die liebe Großmutter müſſen gleich nach der Geburt meines Vaters geſtorben ſein, denn er hat Beide nicht mehr gekannt, und wurde von ſeiner Tante erzogen. Aber in noch früherer Zeit waren Voreltern von uns, wie dieſer Brief ausweiſt, anſehnliche Kaufleute in Frankfurt am Main, ja aus dem Briefe ſcheint hervorzugehen, daß wir urſprünglich aus Polen ſtammen. Und Magiſter Kurz, unſer hieſiger Hiſtorikus, iſt der Meinung, der deutſche Name König werde wohl eine Ueberſetzung von dem nicht ſeltenen Familiennamen „Kralitſch“ ſein, welcher bei den Polen ſo viel wie Goldhähnchen oder Zaunkönig bedeuten ſoll. Ich aber denke, wir ſind von deutſchem Blut, doch ſtammen wir aus Polen.“

Das alte Papier, deſſen krauſe Schriftzüge dem Leſenden Mühe machten, war der kurze Geſchäftsbrief eines gewiſſen Herrn B. Guſek, datirt von Thorn im Jahre 1531, worin dieſer dem Kaufmann König zu Frankfurt am Main unter Anderem Folgendes ſchrieb: In der Stube über dem Flur des Eckhauſes habe ich nach dem Gebot eures ſeligen Vaters den Inhalt des Schrankes, von welchem ihr wiſſen wollt, menſchlicher Neubegierde entzogen. — „Daraus iſt erſichtlich,“ fuhr Herr König fort, „daß meine Vorfahren in jener alten Zeit zu Thorn wohlbekannt waren, und ich habe zuweilen daran gedacht mich dort bei einem Liebhaber der Hiſtorie zu erkundigen, ob von denſelben noch etwas zu erfahren ſei. Jetzt bin ich bereit, an den dortigen regierenden Conſul, Herrn Rath Roesner, einen renommirten Mann, zu ſchreiben. Da das Schloß Ihres Herrn Schwagers nur einige Meilen von Thorn liegt, ſo hat Fräulein Dorchen vielleicht Gelegenheit den Brief abzugeben, und ſie wird bei einem Beſuch ſelbſt das Beſte thun, ſich der Familie des Conſuls zu recommandiren.“

Gewährte dies Anerbieten auch nicht gerade viel, ſo erklärte doch die Mutter höflich ihre Befriedigung.

Die Herbſtfreuden dieſes Jahres wollten nicht gedeihen. Als vom Gute die erſte junge Gans mit einem Tragkorbe Aepfel bei Frau von Borsdorf abgegeben wurde mit der herkömmlichen artigen Redensart, daß die Aepfel zum Füllſel für die Gans verwandt werden möchten, da konnte die unbillige Zumuthung, welche dem Faſſungsvermögen der Gans geſtellt wurde, diesmal kein Lächeln hervorlocken, und die Mutter ſagte traurig zu der Magd: „Sonſt kamen die Aepfel auf den Weihnachtstiſch meiner Doris.“ Und als Herr König ſelbſt mit Dorchen am Weingeländer des Gutes vorbeiging und ihr eine ungewöhnlich große Traube wies mit den Worten: „Die Traube war für das liebe Fräulein beſtimmt, wenn es bei uns geblieben wäre.“ da wunderte er ſich, daß Dorchen, die er ſonſt für ein leichtherziges Mädchen hielt, ſich plötzlich über ſeine Hand beugte und die Hand mit naſſen Augen küßte. Vollends am letzten Abend, welchen das Fräulein mit ihrer Mutter bei Königs verlebte, war die feierliche Stimmung nicht zu bannen. Vergebens brachte der aufgeregte Auguſt allerlei Geſellſchaftsſpiele in Vorſchlag, um ſich und den Anderen die Laune zu verbeſſern. Er ſetzte das prophetiſche Glücksrädlein auf den Tiſch, bei welchem die Anweſenden der Reihe nach den ſchwebenden Zeiger über einer Scheibe zu drehen hatten; wenn der Zeiger ſtillſtand und mit der Spitze auf eine Nummer wies, wurde aus einem Büchlein die Weiſſagung abgeleſen, welche unter derſelben Nummer verzeichnet war. Aber da ergab ſich nur Ungereimtes. Dorchen wurde vor der Gemeinſchaft mit trunkenen Brüdern gewarnt, Fritz vor der Hingabe an den Kriegsgott Mars und Auguſt erhielt die Warnung, daß Propheten im Vaterlande nichts gelten. Sogar das unterhaltende Poſt- und Reiſeſpiel verſagte, obgleich die Eltern ſich mit dazu ſetzten, die Mutter friſche Nüſſe für Einlage und Gewinn heranbrachte und Herr König ermunternd rieth: „Seht zu, ihr jungen Reiſenden, wer von euch als erſter in der Stadt des Glückes ankommt.“ Aber auch hierbei ſtolperten alle drei Kinder unabläſſig über Hinderniſſe. Fritz blieb in der Herberge liegen, Auguſt wurde von einer Schildwacht arretirt und Dorchen fiel gar unter Räuber, ſo daß endlich Herr König ſelbſt als erſter in der Stadt anlangte, und die Nüſſe unter trüben Gedanken der Anweſenden geknackt werden mußten. Als es zum Abſchiede kam, durfte man annehmen, daß Dorchen, die ſich ſtets ſchicklich zu benehmen wußte, das paſſende Abſchiedscompliment ſagen würde. Dorchen hatte ſich's auch ganz ordentlich zu Hauſe überlegt, zuerſt für Frau König, dann für den Hausherrn und dann kürzer und zutraulicher gegen die Jungen. Wie aber Alle um ſie herumſtanden ſo feierlich und in Erwartung, da verſagten ihr plötzlich die Gedanken, ſie begann laut zu ſchluchzen und als Auguſt ihre Hand faßte, lehnte ſie ſich weinend an ſeine Schulter.

Ob in der Zukunft einmal eine eheliche Verbindung Auguſt's und Dorchens angemeſſen ſein werde, davon war zwiſchen den Müttern niemals auch nur mit einem Wort die Rede geweſen; natürlich nicht, ſo unverſtändig und voreilig durften ſie nicht das Schickſal der geliebten Kinder lenken. Dennoch lag beiden Frauen die erwähnte Ausſicht ſtets in Gedanken;

ſie gab ihrem Verhältniß eine Wärme, deren Höhengrad allerdings wechſelte, die aber doch bei jeder Gelegenheit durch Ueberſendung von Kuchen, Mittheilung des Eingemachten und bereitwillige Aushilfe in der Wirthſchaft ſichtbar wurde. Denn es war damals die Zeit, wo alle Welt darauf ſann, Angehörige und Bekannte unter die Haube zu bringen. Und der Mann, welcher in der angenehmen Lage war, eine Frau ernähren zu können, mußte eine ungewöhnliche Hartnäckigkeit beſitzen, um den Andeutungen und Schlingen, welche ihm von guten Freunden gelegt wurden, aus dem Wege zu gehen; beharrte er aber in ſolcher Verſtocktheit, ſo hatte er ſein ganzes Leben hindurch den ſtillen Genuß von Projecten wie von einem Schwarm Liebesgötter umſchwebt zu werden, er erhielt Einladungen zu Gänſebraten und erfreute ſich großer Zuvorkommenheit, bis er endlich, wenn er als Heirathskandidat hoffnungslos geworden war, als Pathe begehrungswerth ward, und in dieſer behaglichen bürgerlichen Eigenſchaft noch in hohem Greiſenalter die Vergnügungen achtungsvoller Freundlichkeit genoß.

Auch Madame König wußte recht gut, daß es für die beiden Kinder noch viele Möglichkeiten gab, die ſich nicht berechnen ließen. Da war zuerſt Dorchens adeliger Stand, es konnte jeden Tag ein Freiwerber von Nobleſſe kommen, welcher im Stande war ſeine Frau anſehnlich zu halten. Und Dorchen verdiente, wie ihre Mutter mit Recht annahm, den beſten Cavalier, und hätte ſich auch in ſehr diſtinguirter Stellung trotz ihrer einfachen Erziehung gut behauptet. Dann waren noch andere Ausſichten, denn die Familie hatte vornehme Verwandte; und obgleich dieſe bis dahin Nichts gethan hatten, ſo war es doch möglich, daß durch ihre Connexion eine Beförderung erreicht wurde: Stelle in einem Fräuleinſtift oder gar das ausgezeichnete Amt einer Hofdame. Auf der andern Seite bot auch Auguſts feuriges Temperament keinerlei Bürgſchaft für die ferne Zukunft. Deshalb war der Verkehr beider Mütter gerade ſo voll von Hintergedanken, wie der zwiſchen zwei Diplomaten großer Mächte, welche bald vertraulich Arm in Arm gehen und bald einander mit kühler Zurückgezogenheit behandeln.

Heut aber ging der Hausfrau das Herz auf. Während ſie eine Thräne abwiſchte, vergaß ſie die Vorſicht und ſagte bedeutſam zu der Freundin: „Auguſt wird die Trennung von unſerm Dorchen ſchwer ertragen.“ Jedoch der Augenblick war nicht günſtig gewählt, denn Frau von Borsdorf verweilte mit ihren Gedanken gerade bei den polniſchen Hoffnungen, und antwortete deshalb in kühlem Ton: „Monſieur Auguſt iſt jung und wird ſich bald tröſten.“

Da ſchwieg Frau König, tiefgekränkt durch ſolchen Stolz, und drückte das aufgeſtiegene Heirathsproject wieder tief in die Fluth ihrer Gedanken hinab.

Am nächſten Morgen läuteten die Glocken den Sonntag ein, als Friedrich durch das Stadtthor in's Freie ging. Er bog von der Landſtraße ab einem niedrigen Hügel zu. Dort hatten die Kinder oft unter einer alten

Linde geſpielt, Schmetterlinge gefangen und in der Kiesgrube nach Verſteinerungen geſucht. Heut blinkten die Thautropfen in allen Farben des Regenbogens, um die Kamille und wilde Cichorie ſummten die Käfer und in der alten Linde ſchrieen die Finken und das junge Volk der Spatzen. Aber dem Jüngling war das Gemüth beſchwert. Er ſetzte ſich unter den Baum auf einen bemooſten Stein und ſtarrte in's Leere. Eine, die jetzt in die Fremde ging, war ihm von Herzen lieb; er wußte, daß ſie mit ſeinem Bruder viel vertraulicher verkehrte als mit ihm, und er kannte auch die Pläne ſeiner Mutter. Oft hatte er gegen die Eiferſucht gekämpft, mit einem Heldenmuth, den Niemand ahnte, hatte er ſein Gefühl bezwungen; doch geſtern nach dem Abſchiede war der Schmerz übermächtig geworden und er fühlte ſich ganz ohne Kraft und Hoffnung. Um ihn grünten, glänzten und ſchwirrten die Wunderwerke der Schöpfung, deren weiſe Anordnung ihm der Vater freudig erklärt hatte, aber die Bienen krochen vergebens in die Blumenkelche und befeſtigten Wachs an ihren Beinchen, und das Volk der Ameiſen lief auf der Straße, die es ſich mit unſäglicher Mühe zwiſchen den Grashalmen geſäubert hatte, unbeachtet hin und her, ohne daß er das Verdienſtliche ihrer Thätigkeit anerkannte. Auch als er über ſich in einem Loch des Baumes ein graues Gewebe erblickte, erhob er ſich zwar und löſte die Zellen eines verlaſſenen Weſpenneſtes aus der Oeffnung, aber er hielt die Zellen achtlos in der Hand, obwohl ſie regelmäßig wie aus ſeinem Papier zuſammengebaut waren, und vermochte dabei an Nichts von alledem zu denken, was ſich für einen vernünftigen Naturfreund aus dem merkwürdigen Gebilde ergab.

Da plötzlich ſchwirrte in der Nähe ein Flug kleiner Vögel auseinander und daſſelbe Fräulein, um welches er in ſeinem Schmerz ſorgte, kam auf ihn zu. Das war kein Wunder, denn ganz in der Nähe lag der Garten, welcher Dorchen's Mutter gehörte; vielleicht war Fritz deshalb, ohne es ſelbſt zu wiſſen, unter die Linde gegangen, von der man die offene Gartenthür beobachten konnte. Er fuhr in die Höhe, auch Dorchen hemmte den ſchnellen Schritt und trat befangen in den Schatten des Baumes.

„Ich war bei unſeren Blumen,“ begann ſie leiſe, „da erkannte ich den Monſieur Fritz unter der Linde, und wollte Ihnen noch einmal Lebewohl ſagen.“

Friedrich ſah das Fräulein glückſelig an, aber ſo mächtig war ſeine Bewegung, daß er nichts Paſſendes zu antworten wußte und nur ſagte: „Ich fand hier dies Wespenneſt.“ Die Worte kamen aus gepreßter Kehle.

„Wie zierlich es iſt,“ verſetzte das Fräulein, ohne die Augen bis zu ihm aufzuheben, und Beide ſaßen im nächſten Augenblick nebeneinander auf dem Stein, nicht ganz nahe, denn das Gewebe lag zwiſchen ihnen. „Ich habe immerzu an Sie gedacht,“ fuhr Fritz muthiger fort, „wie es Ihnen unter dem fremden Volke gehen wird und ob Sie auch unſrer gedenken werden.“

„Mir iſt bange," rief das Mädchen und rang die Hände, „und mir war heute früh, als könnte ich den Abſchied nicht ertragen. Der Mutter verberge ich meine Angſt, um ihr die große Bekümmerniß nicht zu vermehren, aber Ihnen geſtehe ich's, Monſieur Fritz, denn ich weiß, daß Sie gegen Jedermann ſchweigen; ich fürchte mich vor den ausländiſchen Verwandten, und wenn es nicht um meines Bruders willen wäre, dem eine Fürſprache beim polniſchen Hof nützlich ſein ſoll, ſo wäre ich niemals gegangen."

„Wo Sie auch ſind, Fräulein, die Leute werden Sie lieb gewinnen," antwortete Fritz, der jetzt zu tröſten verſuchte. Aber dabei fühlte er plötzlich wieder das Weh des Abſchiedes und ſah auf das Wespenneſt. „Es wird Ihnen vergönnt ſein, was ſchon dieſen kleinen unvernünftigen Thieren zu Theil wird. Sie machen ſich jeden Sommer ein neues Häuschen, das alte bleibt leer hängen. Auch Sie werden neue Freunde finden, welche Ihr gutes Herz hoch ſchätzen, und die alte Bekanntſchaft wird ſein wie dies verlaſſene Gewebe."

„Halten Sie mich für ſo veränderlich?" frug das Fräulein, und man hörte am Tone, daß ſie gekränkt war.

„Nein, nein!" bat Fritz und ergriff im Eifer ihre Hand. „Aber Sie ſind jung und voller Anmuth und wer Sie ſieht, wird Sie lieben; da iſt es natürlich, daß auch in Ihrem lieben Herzen ſich etwas Neues anſpinnen wird." — Dorchen wandte ihm das Geſicht zu und frug ſchnell: „Wird das bei Ihnen auch ſo ſein? und wird die gute Freundſchaft, in der wir bis jetzt gelebt haben, auch nicht mehr bedeuten als dieſe leere Hülſe?“

Fritz ſchlug die Hände zuſammen und rief in inniger Bewegung: „Ich weiß nicht, was aus mir werden wird und wohin mich der liebe Gott führt, aber das weiß ich wohl, daß ich das Fräulein Dorchen in meinem Herzen lieb haben werde, ſo lange ich lebe.“ Und er ſchubſte das Weſpenneſt, das er zum Sinnbild der Unbeſtändigkeit gemacht, auf den Boden. Dorchen beugte ſich nieder, hob das verachtete Gewebe auf, legte es in ihr Taſchentuch, knotete dies haſtig zu und ſtand auf. „Ich will es mir aufheben,“ ſagte ſie. Sie griff in die Taſche und brachte ein kleines Kiſſen heraus, welches die Form eines Herzens hatte und am Rande mit den kleinen Blumen Vergißmeinnicht beſtickt war und ſagte verlegen: „Behalten Sie das zum Andenken an mich, ich habe Lavendel und anderen Wohlgeruch aus unſerem Garten hineingethan, wenn Sie es unter die Wäſche legen wollen. So oft Sie den Geruch ſpüren, denken Sie an mich.“ — Sie legte es ihm in die Hand. Beide küßten einander unſchuldig wie Kinder zum Abſchiede und Dorchen weinte an ſeinem Halſe, doch nur einen Augenblick, dann klang leiſe aus ihrem Munde: „Seien Sie Gott befohlen!“ Und ſchnell eilte ſie dem Garten zu, an deſſen Thür die alte Wärterin bereits nach ihr ausſchaute.

Als Fritz allein war, küßte er auch das Herz und barg es in der Weſtentaſche, dann ſah er noch einmal um ſich und merkte, wie lieblich es in der Natur duftete und ſang. Jetzt wurde ihm klar, daß eine weiſe Beziehung Alles fügt, Großes und Kleines, und unter dem Geläut der Kirchenglocken ſchritt er langſam nach Hauſe.

Es war für die König'ſchen Eltern eine harte Zumuthung, daß die beiden Sterne, welche ihnen der liebe Gott für Licht und Wärme an ihren Himmel geſetzt hatte, zu gleicher Zeit unſichtbar werden ſollten. Zuerſt verſchwand Fritz in der academiſchen Dämmerung. Von ihm war der Abſchied nicht ſo ſchwer. Er blieb auf der Univerſität doch im Inlande und er konnte jedes halbe Jahr, ja noch öfter, zum Beſuch heimkehren. Auch hielt er ſich tapfer bis zur letzten Stunde, da erſt übermannte ihn die Rührung, als der Vater ſeine Hand und die des Bruders zuſammenhielt, und dabei ſagte: „bleibt einander treu.“

Seinen Sohn Auguſt brachte der Vater ſelbſt nach der kleinen märkiſchen Stadt, in welcher die Compagnie des Regiments „Markgraf Albrecht“ in Garniſon lag. Dort trafen die Ankommenden nach ſchriftlicher Verabredung mit dem Major Vogt zuſammen, der in Geſchäften des Regiments vom Stabsquartier zugereiſt war. Auguſt ſah mit Stolz, wie herzlich der Major ſeinen Vater empfing.

„Ich habe, mein Herr Bruder, deinen Sohn für dieſe Compagnie beſtimmt, weil ich hoffe, daß er ſich gerade hier gut zu den Officieren ſchicken wird. Ihr, mein lieber Monſieur Auguſt aber, beweiſet unter uns, daß ihr ein Sohn eures Vaters ſeid, lernt ſchweigend gehorchen.

ertragt tapfer, was euch nach dem Vaterhauſe hart und bitter ſcheint, und ſpannt eure Kräfte auf's Aeußerſte, um im Dienſte feſt zu werden. Obwohl ich eure Wünſche und Beſchwerden, auch wenn ſie gerecht ſind, fortan nur durch euren Capitän vernehmen darf, ſo werde ich euch doch im Auge behalten, und wenn ihr euch Mühe gebt und gute Application zeigt, werde ich es an mir nicht fehlen laſſen." Noch während der Anweſenheit des Vaters wurde Auguſt als Gemeiner eingekleidet, der Major machte ihm Hoffnung, daß er im Winter Unterofficier werden könnte und ſetzte für ihn ſofort das Tractement eines Freikorporals durch, auch leidliches Quartier erhielt er in einer Kammer neben dem Secondelieutenant. Nachdem der Vater den Major und die Officiere der Compagnie zu einem Mittagstiſch geladen hatte, der ſo gut war, als die Gaſtwirthſchaft des Städtchens leiſten konnte, merkte Auguſt an den freundlichen Mienen ſeiner Vorgeſetzten, daß er mit guten Ausſichten in ſeinen neuen Stand eintrat. Dennoch war der nächſte Morgen, an dem er den ſcheidenden Vater nicht einmal bis zum Stadtthor begleiten durfte, weil ſein Drillen begann, der ſchmerzlichſte ſeines jungen Lebens; und als er dem Wagen nachſah, meinte er, das Herz müſſe ihm zerſpringen. In den nächſten Freiſtunden fand er trübſeligen Troſt darin, die guten Dinge auszupacken, welche ihm die Mutter zur Verbeſſerung ſeiner Soldatenkoſt mitgegeben. Er wies ſie in dem Bedürfniß menſchlicher Theilnahme ſeinem Stubennachbar, dem Secondelieutenant, und freute ſich, daß dieſer ſowohl Schinken als Rauchwurſt ſehr lobte und es nicht verſchmähte ſie mit ihm zu prüfen, dabei aber verſtändig rieth, nicht gegen Jedermann freigebig zu ſein. Bei dieſem Genuß aus der Heimat und bei einigen Flaſchen Wein, für welche Auguſt einen goldenen Pfennig, die heimliche Gabe der Mutter, opferte, erkannten der Lieutenant und er gegenſeitig ihre guten Qualitäten, und Auguſt erhielt in den öden Tagen nach der Trennung bei ſeinem Nachbar menſchenfreundlichen Troſt.

Der erſte Winter war eine harte Lehrzeit. Der Recrut ſank oft des Abends totmüde auf ſein hartes Lager, aber ſein Ehrgeiz war aufgeſtachelt, und eine natürliche Gewandtheit kam ihm zu Gute, auch gelang ihm bald, die Billigung und das Zutrauen der Unterofficiere zu gewinnen, und er fand hinter rauhem Weſen bei mehr als einem der Subalternen Gutherzigkeit und das Bedürfniß ſich honnet zu halten.

Als das Frühjahr herankam, wunderte er ſich, wie ſchnell der Winter vergangen war. Jetzt wurde das Exerciren mit doppeltem Eifer betrieben, die Compagnien wurden in einer benachbarten Landſtadt zuſammengezogen und als dort der Dienſt im Regimente unter den Augen des Markgrafen Albrecht geübt war, marſchirte das ganze Regiment nach Berlin, zu der großen Action des Jahres, der Revue, welche der König ſelbſt abnahm, nachdem er zehn Regimenter Infanterie und einige Cavallerie zu einem Corps formirt hatte. Die Compagnien von „Markgraf Albrecht“

verſammelten ſich zu Berlin ſchon um Mitternacht vor dem Quartier ihres Chefs und zogen mit frühem Morgen in die Nähe von Tempelhof, wo zwei Tage lang manövrirt werden ſollte. Da wurde Auguſt nach ſchlafloſer Nacht und übergroßer Anſtrengung in den Straßen der Hauptſtadt ohnmächtig; doch als er wieder zu ſich kam, ging er dem Regiment nach, und obgleich der Capitain warnte, erbat er doch die Erlaubniß das Manöver mitzumachen. Und er hielt aus, wiewohl er noch einmal erſchöpft zuſammenbrach, ſo daß Markgraf Albrecht ſelbſt, ein alter wunderlicher Herr, ihm etwas Beifälliges zurief. Nach dem großen Manöver wurden die einzelnen Regimenter vom Könige gemuſtert, und weil Seine Majeſtät mit Albrecht zufrieden geweſen war, lobte der Chef auch die Compagnien, und der Hauptmann ſagte rühmend zu Auguſt: „Ihr habt euch brav gehalten; morgen um drei Uhr werdet ihr vor die Augen Seiner Majeſtät geführt.“

Am nächſten Tage traten alle Unterofficiere des Regiments, welche auf Avancement dienten, — es waren faſt ſämmtlich Junker aus adeligen Familien, — im Luſtgarten gegenüber dem königlichen Palais an und wurden in einer Reihe aufgeſtellt. Nachdem zuerſt der Markgraf ſie gemuſtert hatte, kam mit dem Glockenſchlag drei der König Friedrich Wilhelm aus der gelben Pforte auf den Platz und frug vom rechten Flügel anfangend, jeden der Unterofficiere nach Namen, Heimat, Dienſtalter.

Dem ſorgloſen Auguſt hatte vorher das Herz in unruhiger Erwartung gepocht, weil er zum erſten Male durch den ſtrengen Kriegsherrn beſichtigt werden ſollte, und er hatte auf die Pforte geſtarrt, als ob aus ihr das Schickſal ſelbſt gegen ihn heranſchreiten werde. Wie er aber den König erblickte, minderte ſich ſeine Befangenheit. Er ſah einen kurzen ſtarken Herrn mit röthlichem Angeſicht und runden Backen, im einfachen blauen Rock, wie ihn die Anderen auch trugen, mit brauner Stutzperücke und dreieckigem Hut, in der Hand einen ſtarken Rohrſtock, und er dachte ſich, daß Seine Majeſtät recht gutmüthig und behaglich ausſehe, einem märkiſchen Pachter ähnlich. Und erſt als er den König in der Nähe ſah und den ſcharfen Blick auffing, der aus den runden grauen Augen in die Gegenüberſtehenden bohrte, wurde er auf's Neue von Bangigkeit erfaßt. Sobald der König die Antworten des Kurſachſen vernommen hatte, wandte er ſich zum Chef des Regiments: „Wie kommt der hierher?“

„Sein Vater iſt jetzt Rittergutsbeſitzer in der Lauſitz, ſtand aber vor Zeiten als Feldpropſt in preußiſchen Dienſten unter Feldmarſchall Lottum, und geleitete, die Bibel in der Hand, ſein Regiment bei der Erſtürmung von Namur durch die Breſche.“

„Der Sohn ſieht propre aus,“ ſagte der König zufrieden, „hat er denn auch Vigueur?“

„Daran fehlt es nicht, Ew. Majeſtät. Er hat gebeten die Revue durchzumachen, obwohl der Capitän ihn in das Quartier zurückſchicken wollte, da er neu war und von einer Ohnmacht überkommen wurde.“

„Das iſt gut!“ fuhr der König zu dem Jüngling gewandt gnädig fort. „Ihr habt einen braven Vater. Wenn ihr euch verpflichten wollt in meinem Dienſt zu bleiben, ſo will ich euch ein gnädiger Herr ſein und euch befördern.“

Da gab Auguſt, hingeriſſen durch die Huld, und ſeiner eigenen höflichen Beredſamkeit froh, zur Antwort: „Ja, Ew. Majeſtät, es ſoll, ſo lang ich lebe, mein Stolz ſein, Ew. Majeſtät Zufriedenheit und Gnade zu gewinnen; ich bin ganz zu Ew. Majeſtät Allerhöchſtem Befehl.“

„Gut!“ wiederholte der König und ſchritt weiter.

Durch dieſe wenigen Worte war der Fremdling den Preußen kameradſchaftlich empfohlen; der Major Vogt ſprach, nachdem der König ſich entfernt hatte, mit aufrichtiger Herzlichkeit zu ihm, und die Officiere ſeiner Compagnie betrachteten ihn ſeitdem außerhalb des Dienſtes zuweilen als ihresgleichen, denn obgleich er noch das Kurzgewehr eines Unterofficiers trug, hatte ihm doch die königliche Gnade bereits den Sponton des Officiers in Ausſicht geſtellt.

## 3.

## Unter den Pre[illegible]

Nach dem Manöver trat bei der [illegible]ßere Ruhe ein, der Dienſt wurde leichter, [illegible] der Soldaten, ſichere Landeskinder, wurden mit Urlaubsſchein in ihre Heimat entlaſſen, damit ſie ſich dort ſelbſt ihr Brot verdienten; ihren Sold aber bezog nach altem Brauch der Hauptmann, der dagegen für den Beſtand an Mannſchaften und für die Montur verantwortlich war. Capitain Spieß war nicht von Adel und benahm ſich im Dienſte als ein genauer und zorniger Mann, wie nach alter Soldatenregel ein Hauptmann ſein ſoll. Auch beim Stabe galt er für einen tüchtigen Officier, nur die Muſen hatten ihm ihre Huld verſagt, und wenn bei ſchriftlichen Arbeiten die gewöhnlichen Redensarten des Compagnieſtils nicht ausreichten, wurde ſehr bald der Corporal König zur Schreiberei commandirt und der Hauptmann ſagte in ſolchem Falle herablaſſend: „Monſieur König, richtet die Redensarten ein, wie paſſend iſt.“ Indeß gereichte dieſe ſtille Beihilfe dem jungen Unterofficier keineswegs zum Vortheil.

denn der Vorgeſetzte, beſorgt ihm gegenüber die Autorität zu wahren, war im Dienſt gegen ihn noch ſtrenger als gegen Andere, ſchalt und drohte zuweilen gröblich, und enthielt ſich nicht widerwärtiger Anſpielungen auf den Hochmuth der Schreiber.

War der Hauptmann bürgerlich, ſo vertrat dagegen der Premierlieutenant von Klotzing die Nobleſſe, er wußte ſich viel mit ſeinem alten Geſchlecht, konnte genau angeben, wie viel Ahnen bei den verſchiedenen geiſtlichen Stiftern verlangt wurden, und erzählte, da ein Bruder von ihm Page geweſen war, gern von den königlichen Jagden in Wuſterhauſen und von dem Beſuch des Czaren Peter, welcher den Pagen zum Scherz auf die Friſur geſpuckt hatte. Doch war er in der Compagnie nicht beliebt, da er ſich bei Tiſch gern betrank und darauf hochmüthig und krakelig wurde. Er hatte deshalb nicht ſelten Händel, die er mit einer guten Klinge ausfocht. Wie er behauptete, war er mit ſeinem Hofmeiſter auf einer Univerſität geweſen, jedenfalls nur kurze Zeit und nicht in der Abſicht ſich Gelehrſamkeit anzueignen. Da er von dem jungen Corporal alle Höflichkeiten erhielt, welche dieſer aus dem Vaterhauſe mitgebracht hatte, ſo gönnte auch er dem Sachſen ein nachſichtiges Wohlwollen und ließ ſich zuweilen herab ihn mit ſeinen Jagdabenteuern zu unterhalten.

Am wenigſten glückte es dem Unterofficier mit ſeinem Fähnrich, der nach damaligem Brauch zu den Oberofficieren gerechnet wurde, und an Jahren jünger als

Auguſt, noch in dem grünen Stolz ſeines höheren Ranges einherſchritt.

Als beſſerer Kamerad bewährte ſich der Secondelieutenant von Bröſicke, ein redlicher Junge mit rothen Backen, rundem Geſicht und hervorſtehenden Augen, der keinerlei Launen hatte und auch keine Einfälle, durch welche Andere überraſcht wurden. Nachdem die Anrede, welche er ſeinem Stubennachbar zu Theil werden ließ, durch einige Monate zwiſchen „Höret, König“ und „Hören Sie, Monſieur König“ geſchwankt hatte, ſchloſſen Beide, ſobald Auguſt die Corporalswürde erlangt hatte, Brüderſchaft, und wurden allmählich Freunde.

Auguſt war ſo klug einzuſehen, daß er vor den Gewalthabern der Compagnie vermeiden müſſe, ſein beſſeres Wiſſen in allerlei gelehrten Dingen an den Tag zu legen, doch wurde dies für ihn eine harte Zumuthung und er mußte zuweilen Lehrgeld zahlen. Als er einſt die Ehre hatte, mit den Officieren auf der Stube ſeines Lieutenants bei einem Glaſe Bier und einer Pfeife Tabak zuſammenzuſitzen, wollte das Unglück, daß die Rede auf Rom und Julius Cäſar kam. Und da ergab ſich, daß ſowohl der Hauptmann als ſeine Oberofficiere durchaus unſicher über das Verhältniß Cäſars zum Papſt waren. Der Hauptmann erklärte ganz verſtändig: Da Julius Cäſar ein großer römiſcher General geweſen iſt, der Papſt aber unter allen Umſtänden ein Pfaffe und ebenfalls zu Rom wohnhaft, ſo iſt glaublich, daß die Beiden nicht in guter Harmonie geſtanden und Cäſar zu ſeiner Zeit ſich wenig um den Papſt gekümmert hat. Der Premierlieutenant aber behauptete mit höherem Wiſſen, jedoch unrichtig, Cäſar ſei als römiſcher Kaiſer und als Vorfahr der jetzigen kaiſerlichen Majeſtät Karl VI. mit dem Papſt in Händel gerathen, und habe deswegen mit den Franzoſen, welche zum Papſt hielten, viele Kriege führen müſſen. Der Secondelieutenant und der Fähnrich endlich vertraten beſcheiden die Anſicht, daß mehrerwähnter Cäſar nur Bürgermeiſter in Rom, und der Papſt jedenfalls ſein Principal oder Vorgeſetzter geweſen ſei. Da war es für Auguſt unmöglich ein vorſichtiges Stillſchweigen beizubehalten. Er that ſich auf, obſchon in achtungsvoller Weiſe, und ſetzte auseinander, daß die alten Römer zur Zeit Cäſars noch Heiden waren und erſt mehre Jahrhunderte ſpäter Chriſten und Unterthanen des römiſchen Papſtes wurden. Im Eifer ſeiner belehrenden Darſtellung bemerkte er nicht die mißvergnügten und abfälligen Blicke ſeiner Vorgeſetzten, welche ihn, nachdem ſein Redefluß beendet war, behandelten, als ſei er gar nicht vorhanden, und von der Montirung des Potsdamer Regiments zu reden begannen, nachdem der Hauptmann noch kurz bemerkt hatte: „in jedem Falle war der Dienſt in der Compagnie damals ſchlechter als im Preußiſchen.“ Sogar Auguſt's Lieutenant vermied in den nächſten Tagen ganz mit ihm zu ſprechen, der Hauptmann aber machte ihm beim Exerciren den Dienſt ſauer und warf ihm unangenehme Redensarten wie „Sacrementer“

und „ſächſiſcher Dintenklexer“ zu. Durch einige Wochen kämpfte der Sachſe in ſtiller Verzweiflung gegen die hochgehenden Zorneswogen im Gemüth der Vorgeſetzten, und die Stellung war noch ſchlecht, als ſein Gönner, der Major Vogt, in die Garniſon kam. Auch dieſer mußte Unholdes über den gelehrten Corporal gehört haben, denn er beachtete ihn durch die drei Tage ſeiner Anweſenheit gar nicht, erſt kurz vor der Abreiſe, als Auguſt mit einer Meldung zu ihm kam, begann er mit umwölkter Stirne: „Es thut mir leid, zu vernehmen, daß die Herren Oberofficiere mit eurem Benehmen nicht zufrieden ſind. Hat euch der gute Anfang eures Dienſtes übermüthig gemacht, ſo muß ich euch ſagen, daß ihr die Nachſicht und das Wohlwollen eurer Vorgeſetzten, die euch ſehr nöthig ſind, völlig verſcherzt habt.“ Da erſchrak Auguſt: „Ich bitte den Herrn Major überzeugt zu ſein, daß ich es im Dienſt an Eifer nicht fehlen laſſe.“

„Es iſt nicht ſowohl der Dienſt,“ antwortete der Major, „als euer anmaßendes Benehmen außerhalb des Dienſtes, wodurch ihr Anſtoß gebt.“

„Möge der Herr Major mir glauben,“ entſchuldigte ſich Auguſt demüthig, „daß ich niemals in meinem Verhalten den geziemenden Reſpect vergeſſen habe. Ich weiß recht gut, daß an meinem Unglück nichts ſchuld iſt, als Julius Cäſar.“

„Wie ſo?“ frug der Major. Und als der Corporal wahrheitsgetreu berichtet hatte, lächelte der gute Herr zuerſt vor ſich hin, dann aber begann er ſtrafend:

„Es war nicht ſchicklich, daß ihr eure Schulweisheit dazu benutzt habt, um eure Herren Officiere in der Stunde, wo ſie euch die Ehre kameradſchaftlicher Vertraulichkeit gewährten, eines Beſſeren zu belehren. Ihr habt ihnen dadurch ihre freundliche Abſicht übel vergolten. Doch ihr ſeid jung und von lebhaftem Naturell und ich will euch das Ungeſchick nicht zu hoch anrechnen. Merkt euch aber für euer ganzes Leben, mein lieber Sohn, daß der Werth des Soldaten nicht vorzugsweiſe auf ſeinem Wiſſen beruht, ſondern auf ſeiner Pflichttreue und auf der Stärke ſeines Willens. Damals als euer guter Vater bei unſerem Regiment war, vermochte einer der Hauptleute außer ſeinem Namen Nichts zu ſchreiben; er war doch von uns Allen hochgeſchätzt und ſeine Soldaten gingen für ihn in's Feuer. Es darf euch auch nicht ungereimt erſcheinen, wenn ihr hier und da in der Armee eine Verachtung der Schreiber und aller Gelehrſamkeit ausſprechen hört; ſolche Feindſeligkeit wird allerdings zuweilen ungerecht, dennoch iſt ſie bei dem preußiſchen Officier zu entſchuldigen, denn er merkt wohl, daß die Schreiber und Gelehrten ſich unfähig und außer Stande erwieſen haben, den Staat und das vaterländiſche Weſen vor Freund und Feind ehrenvoll zu vertreten, und daß dazu ſein Beruf beſſer geeignet iſt, weil er gelernt hat ſein Blut und Leben daran zu ſetzen, nicht nach eigener Weisheit, ſondern nach dem Willen und den Intentionen eines Oberhauptes, welches für ihn denkt.“

Nach dem Beſuche des Majors trat für Auguſt bei der Compagnie wieder leidliches Wetter ein, kleine Regenſchauer, aber auch Sonnenblicke, und er durfte hoffen, daß Cäſar nicht ewig als rächender Geiſt vor der Front gegen ihn aufſteigen werde. Da wurde durch einen Zufall das Verhältniß zu ſeinem Chef völlig geändert. Der Hauptmann war nicht verheirathet, er vertraute ſeine Wäſche aber keiner Unterofficiersfrau an, ſondern ſchickte ſie durch ſeinen Burſchen in ein kleines Haus an der Stadtmauer zu einer armen Wittwe, welche mit einem jungen Mädchen erſt vor etlichen Jahren aus benachbarter Garniſon zugezogen war. Da der Hauptmann ſelbſt häufig in der Dunkelheit das Haus beſuchte, ſo hatte die Compagnie über dieſe Bekanntſchaft ihre ſehr beſtimmten Anſichten, die aber in ſeiner Gegenwart nicht laut wurden, weil ſein ernſthaftes und zurückhaltendes Weſen auch die Officiere nicht zur Vertraulichkeit ermuthigte. Doch erzählten die Jüngeren untereinander, daß er ſich des Mädchens wegen ſchon einmal nach dem Mittageſſen auf ſeiner Stube mit dem Premierlieutenant geſchlagen habe, jedenfalls war dieſer mehre Wochen mit verbundenem Arm gegangen, hatte aber jede Auskunft über das Duell verweigert. Als nun Auguſt eines Abends im Dienſt auf der Straße ging, hörte er rohe Scheltworte und ſah einen Betrunkenen, welcher ein flüchtiges Mädchen verfolgte und ſie zuletzt anpackte. Er ſprang herzu, ſchleuderte den Mann zurück und ſtellte ſich zwiſchen ihn und die Verfolgte, die vor

Schrecken über den Angriff einer Ohnmacht nahe war und ſich an einem Thürpfoſten feſthielt. Der Angreifer, ein übel beleumdetes Subject, das früher Soldat geweſen und eines Schadens wegen aus dem Dienſte entlaſſen war, drang wüthend auf den Helfer ein, der Corporal aber ſchlug ihn mit dem Eiſen ſeines Kurzgewehrs über die Schulter, daß der Mann mit lautem Schrei zurücktaumelte und blutend zuſammenbrach. Ohne ſich weiter um den Liegenden zu kümmern, wandte ſich Auguſt zu dem Mädchen, richtete ſie auf und erſuchte ſie höflich ſeine Begleitung bis an ihre Wohnung anzunehmen. Dabei entdeckte er, daß es ein recht hübſches Mädchen war in einfacher bürgerlicher Kleidung mit einem runden Geſicht, aus welchem ihn zwei blaue Augen verſtört anſahen. Sie aber entzog ihm den Arm, und verſetzte immer noch zitternd: „Ich danke dem Herrn Corporal von Herzen, aber ich darf mit keinem Soldaten gehen; ich bitte den Herrn mich allein zu laſſen, unſere Wohnung iſt in der Nähe." Sie ſah ihn noch einmal an, als ob ſie wegen ihrer Weigerung um Verzeihung bitte und eilte längs den Häuſern dahin. Der Jüngling folgte ihr aus Theilnahme in einiger Entfernung, obgleich er hinter ſich den Lärm der zuſammenlaufenden Menſchen hörte, war aber höchlich erſtaunt, als er plötzlich einen Stoß vor die Bruſt bekam und ſeinen Hauptmann erkannte, der von der Seite herbeigeeilt war, wüthend den Degen zog und gegen ihn einhieb. Auguſt parirte den Schlag mit ſeiner Waffe und rief zurückſpringend: „Ich melde dem Herrn Capitain, daß ich ſo eben einen Betrunkenen auf der Straße niedergeſchlagen habe, weil er ein Mädchen inſultirte.“ Der Capitain ließ den Degen ſinken und trat gefolgt von Auguſt in den Haufen, welcher den Liegenden umſtand. Dort erkannte er, daß der Mann ſchwer verwundet ſei, und gebot dem Corporal kurz, einen Feldſcheer zu holen und alsdann in ſein Quartier zu kommen, worauf er ſich in derſelben Richtung entfernte, welche das flüchtige Mädchen genommen hatte.

Auguſt, der jetzt den Zuſammenhang ahnte, wartete längere Zeit in der Wohnung des Capitains. Dieſer bot, als er endlich kam, dem Corporal in großer Bewegung die Hand mit den Worten: „Ich bitte euch wegen meiner Heftigkeit um Verzeihung, Monſieur König, ihr habt euch benommen, wie einem Manne geziemt, der des Königs Rock trägt, ich aber habe mich in der Hitze gegen euch vergeſſen. Dafür will ich euch die Satisfaction geben, indem ich euch im Vertrauen auf eure Ehre und Verſchwiegenheit mittheile, daß es meine Tochter war, der ihr heut einen großen Dienſt erwieſen habt. Sie ſelbſt hat mich gebeten euch den Dank auszurichten, der ihr in ihrer Angſt nicht zu Gebote ſtand.“

„Ich habe nur geringen Anſpruch auf den Dank meines Herrn Capitains und der Demoiſelle,“ verſetzte Auguſt, „da ich ganz zufällig zu dem Rencontre kam und nicht wußte, wem ich beiſtand. Ich bitte nur ſich meiner anzunehmen, damit ich nicht wegen der Verwundung des Civiliſten, welchem das Schlüſſelbein zerſchlagen iſt, in Ungelegenheiten gerathe."

„Ihr?" antwortete der Hauptmann mit finſterem Lächeln. „Ihr habt Lob zu erwarten, da ihr euch zur Stelle defendirt habt, der Kerl aber Ketten und Zuchthaus, weil er ſich unterfangen die Montur Sr. Majeſtät anzugreifen. Erzählt mir den Verlauf, damit ich den Bericht mache; ihr könnt ihn ſelbſt zur Stelle niederſchreiben."

Als dies vollbracht war und Auguſt der Entlaſſung harrend ſich zuſammenrückte, holte der Hauptmann eine Flaſche Wein aus dem Schrank, goß zwei Gläſer voll und wies auf den Tabak und die Pfeifen.

„Setzt euch her zu mir, Monſieur König, ich habe noch etwas von euch zu fordern." Und als Auguſt ſtramm daſaß, vom Glaſe genippt hatte und mit ſtiller Genugthuung die blauen Wölkchen aus der Thonpfeiſe blies, begann der Hauptmann. „Ich will euch meinen Dank dadurch bezeugen, daß ich euch erzähle, was eurer Jugend zu einer Lehre gereichen kann. Als armer Fähnrich war ich einem Bürgermädchen, der Tochter einer Wittwe, zugethan, und ich handelte in meiner Leidenſchaft nicht ehrlich an ihr. Sie ſtarb in Kummer und hinterließ ein Mädchen. Mir iſt es mein Leben lang ſauer geworden, und ich war ein harter Mann, der ſich das Unglück Anderer nicht ſehr zu Herzen nahm. Da ſah ich einmal meine kleine Tochter, das Kind drückte ſich in ſeiner Unſchuld an meinen

Hals, und mir fiel ein, daß ich doch Jemanden auf der Welt hatte, der an mir hing. Darum begann ich mich der Tochter anzunehmen, brachte ſie zu einer ordentlichen Frau, und was ich von meinem Traktament erſparen konnte, wandte ich auf ihre Erziehung. Sie wuchs heran als ein braves Kind, welches in ſeinem guten Herzen den Vater lieb hat. Die Stunden, in welchen ich bei ihr ſitze und ihre zutraulichen Reden höre, ſind das Glück meines Lebens. Aber ſie ſind auch mein Kummer und ein unabläſſiger Vorwurf. Denn ſie iſt unſchuldig und gutartig und wäre eines beſſeren Schickſals werth. Aber nach den Vorurtheilen der Welt iſt ſie ausgeſchloſſen von jeder Hoffnung auf eine Heirath mit einem braven Manne, und von jeder Ausſicht auf eine andere anſtändige Verſorgung. Und wenn ſie mir freundlich zulacht und in ihrer kindlichen Weiſe erzählt, wie gut es anderen Mädchen aus ihrer Nachbarſchaft mit Ehe und Hausſtand geräth, da will ſich in mir vor Mitleid das Herz umwenden, daß bei ihr davon nicht die Rede ſein kann.“ Er legte die Pfeife weg und ſah finſter vor ſich hin.

„Vielleicht giebt es dagegen eine Hilfe,“ rieth Auguſt mitfühlend. „Ich habe einmal gehört, daß man auch an Kindesſtatt annehmen kann.“

Der Hauptmann ſah beifällig auf ihn: „Dies iſt die einzige Hoffnung, an die ich mich noch halte. Da ich aber ohne Connexion bin und befürchten muß, daß mir ein ſolches Unternehmen bei den Vorgeſetzten im

Avancement hinderlich ſein wird, ſo muß ich's auf die Zeit ſchieben, wo ich entweder als Major in den Stab verſetzt oder penſionirt bin. Habe ich in der Carrière meinen Wunſch erreicht, oder habe ich keinen Gegner mehr zu fürchten, ſo nehme ich die Tochter zu mir." Auguſt, ſtolz auf ſo großes Vertrauen, rauchte fort und war ganz einverſtanden. „Dies habe ich euch mitgetheilt, Corporal König, weil ich jetzt euer Ehrenwort verlange, daß ihr die Bekanntſchaft mit meiner Tochter Friederike, welche ihr heut auf der Straße gemacht habt, in keiner Weiſe fortſetzt, ſo lange ſie in ihrem dunklen Zuſtande leben muß; daß ihr ſie alſo nie in ihrer Behauſung aufſucht, und wenn ihr zufällig mit ihr zuſammentrefft, ſie ganz wie eine Fremde behandelt. Ich will nicht, daß mein Kind irgendwelche Bekanntſchaft mit Soldaten und Officieren hat, denn ich weiß, daß für ſie daraus nichts Gutes kommen kann. Und dies iſt das Einzige, was ich dem armen Mädchen ſtreng verboten habe. Wollt ihr mir als honneter Soldat euer Wort darauf geben, ſo werde ich euch, ſo lange ihr dies haltet, mit aufrichtigem Danke verpflichtet ſein, und wenn ihr es im Uebermuthe brechen ſolltet, euch an eurem Leib und Leben die Rache eines gekränkten Vaters fühlbar machen." Er ſtand auf, auch Auguſt ſchnellte in die Höhe.

„Mein Herr Capitain hätte nicht Urſache gehabt mein Verſprechen ſo ſtark zu provociren; ich bin bereit mein Wort zu geben."

Der Hauptmann hielt einen Augenblick die Hand des Jünglings feſt und entließ ihn mit Wiederholung ſeines freundlichen Dankes.

Auguſt ging zufrieden in ſein Quartier zurück und gelobte ſich ſelbſt, daß er das neue Wohlwollen des Vorgeſetzten durch Schweigſamkeit und großen Dienſteifer verdienen wolle.

Dennoch erwies ſich die Vorſicht des Hauptmanns in dieſem Falle als ungeſchickt; denn es war natürlich, daß Auguſt von jetzt ab zuweilen an ſein Verſprechen dachte, und mit einer gewiſſen Neugierde nach der Demoiſelle ausſah. Wenn er ihr einmal begegnete, was nicht ſelten geſchah, ſo grüßte er höflich — das hatte der Alte doch nicht verbieten wollen — und empfing ihren ſchüchternen Gegengruß mit der frohen Empfindung, daß zwiſchen ihr und ihm ein geheimes Einverſtändniß ſei, von dem die Welt nichts wiſſen dürfe. Auch ſah er immer mehr ein, daß genügender Grund vorhanden war, die Jungfer vor der Unternehmungsluſt kriegeriſcher Jugend zu bewahren. Denn ſie hatte durchaus nichts von dem bärbeißigen Weſen des Hauptmanns. Er erkannte bei jeder Begegnung deutlicher ein roſiges Geſicht mit ſchönen blauen Augen, denen, wie er meinte, die Fröhlichkeit ſehr gut ſtehen müßte. Sie war einfach, aber ſauber gekleidet, hatte einen zierlichen Gang und, wie er ganz genau ſah, auch eine natürliche Anmuth, wenn ſie ihm das Köpfchen zuneigte; kurz, ſie war ihrem Vater durchaus nicht ähnlich.

Auguſt konnte nichts dafür, daß er an ein Mädchen, welches ihm fremd war, das er nicht anreden und nicht kennen ſollte, gerade da erinnert wurde, wo er als guter Sohn der Ermahnung ſeines eigenen Vaters nachkam. Dieſer hatte ihn nämlich dringend aufgefordert ſeine Freiſtunden zu weiterer Erlernung des Franzöſiſchen zu verwenden, wenn ſich in der kleinen Garniſon eine Gelegenheit biete. Nun fand ſich unter den alten Unterofficieren der Compagnie ein Franzoſe, der einſt als flüchtiger Hugenot mit ſeinen Eltern in's Preußiſche gekommen war. Bei dieſem nahm Auguſt gegen billige Vergütigung Stunde. In der Converſation erfuhr er mit Verwunderung, daß Monſieur Roncourt auch Lehrer der Demoiſelle Friederike war, und daß ſein Hauptmann, der ſelbſt aus Büchern ſo wenig gelernt hatte, für den Unterricht des Kindes alles Mögliche that. Der alte Franzoſe ſprach gern von ſeiner Schülerin, er rühmte ihren Verſtand und die Fortſchritte, und beobachtete mit ritterlicher Theilnahme ihr Verhältniß zum Vater. Es kam auch heraus, daß dieſer zuweilen bei den Lectionen gegenwärtig war und in hoher Zufriedenheit ſeine Pfeife rauchte, während die Tochter ſich mit dem Lehrer in der unverſtändlichen Sprache unterhielt. Es wäre auffällig geweſen, wenn Auguſt ſeinem Lehrer verboten hätte, in der Stunde von Demoiſelle zu erzählen. Und es iſt wohl möglich, daß Monſieur Roncourt in ſeiner geſprächigen Weiſe auch dem Mädchen zuweilen etwas über den jungen Corporal mittheilte, der ſich ebenfalls dem Lehrer werth zu machen wußte.

In dieſer ganzen Zeit beſtand zwiſchen den Eltern und den beiden Söhnen ein lebhafter Verkehr, welchen das für alle Welt erfreuliche Poſthorn vermittelte. Es klang nur einmal in der Woche durch die Straßen, aber gerade weil es nicht häufig kam, dachte Jedermann, daß es ihm etwas Gutes bringen müſſe, und wer in der Fremde ſaß, der wurde durch die weichen Töne an alle Lieben daheim erinnert. Am regelmäßigſten war in der Familie der Verkehr zwiſchen Fritz und dem Vater. Der Sohn ſchrieb von der Univerſität ausführlich über ſeine Collegien und über die Gedanken, welche ihm angeregt wurden, der Vater aber fand eine hohe Freude darin, mit ſeinem Fritz gelehrte Fragen zu erörtern, und eine noch größere, wenn er in den Briefen des Jünglings einen feſten, die Wahrheit ſuchenden Sinn erkannte. Durch den Briefwechſel wurden Vater und Sohn in ganz neuer Weiſe Herzensfreunde, und der Sohn gewann in dem rückhaltloſen Ausſprechen über Alles, was ihm das Herz bewegte und ſeinen Geiſt beſchäftigte, vielleicht mehr Weltweisheit, als durch die Vorträge der Profeſſoren.

Als Friedrich einmal im Poſtſcript beiläufig gefragt hatte, ob Nachrichten von Thorn angekommen ſeien, — er wollte nicht geradezu nach Dorchen fragen, — da erhielt er zu ſeiner Verwunderung mit der Antwort des Vaters die Abſchrift eines Briefes, welchen der erſte Bürgermeiſter von Thorn, Herr Roesner, dem Vater geſandt. Darnach hatte Dorchen den Brief des Vaters abgegeben, ſie hatte den Städtern ſehr gefallen, war mit den Frauen zum Gottesdienſt gegangen und für längeren Beſuch eingeladen worden. Wegen des

Guſek'ſchen Schreibens von 1531 aber ſchrieb der Conſul, daß er mit mehr Auskunft dienen könne, als vielleicht erwartet werde; ſein College Zernecke, der zweite Bürgermeiſter, ſei ſelbſt als Hiſtorikus eine Autorität und dieſer wußte, daß in jenen alten Zeiten eine Familie König zu den Mitgliedern des Artushofes, alſo zu der angeſehenen Bürgerſchaft gehört hatte. Auch das Eckhaus war ermittelt worden, es war alt und baufällig und gerade in den Beſitz eines Bürgers übergegangen, der ſich rüſtete daſſelbe umzubauen. Da hatten die Herren Bürgermeiſter aus dem alten Briefe Veranlaſſung genommen, dem wohlgeſinnten Beſitzer das Geheimniß der Stube mitzutheilen; es hatte ſich ſogleich ergeben, was bis dahin noch Niemand beobachtet, daß durch leichtes Fachwerk ein Theil des urſprünglichen Zimmers abgeſchloſſen war. Der Beſitzer hatte in Gegenwart der Bürgermeiſter die Zwiſchenwand einſchlagen laſſen und dahinter einen großen Wandſchrank gefunden. „Ich ſelbſt habe, da der Hauswirth die Berührung ſcheute, den Schrank geöffnet,“ ſchrieb Herr Conſul Roesner, „aber nichts darin gefunden als eine verroſtete Rüſtung und ein moderiges Gewand, welches einem Armenſünderkittel ähnlich ſah; ich verberge Ew. Ehrwürden nicht, daß mich einen Augenblick das Grauen überkam, als ich große dunkle Flecke darauf erkannte. Was man dort verbergen wollte, war offenbar etwas Ungünſtiges aus einer Zeit ſtädtiſchen Unfriedens.“

Mit einer ſcherzhaften und verbindlichen Wendung bat darauf der Bürgermeiſter um Fortſetzung der angeknüpften Verbindung und deutete an, daß es ihm wünſchenswerth wäre, von der neuen Leipziger Büchermeſſe gewiſſe Neuigkeiten gegen Wiedererſtattung der Auslagen früher zu erhalten, als bei der langſamen Spedition durch die Buchhandlung möglich würde.

Da der Vater ermahnte, die Aufträge des Herrn Conſuls ſorgfältig auszuführen, und Fritz in Leipzig gute Gelegenheit fand, das Bücherpacket nach Thorn zu ſpediren, ſo machte es ſich, daß er ſelbſt mit den beiden Bürgermeiſtern, zumal mit dem gelehrten Herrn Zernecke in höflichen Briefverkehr trat, und dieſe Verbindung wurde ihm eine größere Freude, als er ſelbſt dem Vater bekannt hätte, denn er konnte dadurch vielleicht dem Dorchen die wohlwollende Theilnahme der wichtigen Stadtherren vermehren.

Nicht ganz ſo erfreulich waren die Nachrichten über Dorchen, welche die Poſt dem jüngern Sohn brachte. In einem Briefe der Mutter las er, daß die Jugendgeſpielin, welche lange mit ihrer kranken Verwandten zu Dresden gelebt hatte, jetzt in einem großen Schloſſe an der Weichſel wohne, welches mit fürſtlicher Pracht eingerichtet ſei. Dort ſpeiſte ſie, wie Frau von Borsdorf in mütterlichem Stolz mitgetheilt hatte, jeden Tag von Silber und hatte drei Domeſtiken zu ihrer eigenen Bedienung, nur klagte ſie etwas über die Einſamkeit. Und als ſeine Mutter mit dem Poſtſcript ſchloß: „wenn das liebe Kind nur nicht in Hochmuth verfällt,“ da wurde Auguſt wild und zornig über dieſen Luxus mit

Silber und über das ganze vornehme Weſen, und nachdem er lange mit dem unſchuldigen Dorchen gegrollt hatte, kam er zu der unzufriedenen Betrachtung, wie verſchieden doch das Schickſal ſeine Gaben austheile. Dorchen war die Tochter eines penſionirten Majors, ohne Vermögen, und lebte in ſo glänzendem Zuſtande, und Rieckchen war das Kind eines Hauptmanns, der auch jeder Zeit Major werden konnte, und wohnte gering geachtet in einer Hintergaſſe. Zuletzt unternahm er ſogar, die beiden Mädchen mit einander zu vergleichen; auch Rieckchen war hübſch, obgleich in anderer Weiſe; ſie hatte ein Stutznäschen, größere Fülle, ihre Augen waren vielleicht noch einnehmender. Und unzweifelhaft hatte auch ſie gute Manieren.

Guſtchen verhärtete ſich ſo in ſeinem Zorne gegen die Vorurtheile der Welt und gegen die Launen des Geſchickes, daß er den trotzigen Entſchluß faßte, die Ungerechtigkeit auszugleichen, ſo weit er dies als junger Corporal und Unbekannter vermochte. Dazu bot ſich eine Gelegenheit. Durch den Franzoſen wußte er, daß Friederike über den Tod eines Stieglitzes geweint hatte, der in thörichter Sicherheit aus ſeinem Bauer geflogen und von einer Nachbarkatze erfaßt war. Darum gedachte er die Arme für die fehlenden Silberteller gewiſſermaßen dadurch zu entſchädigen, daß er ihr einen neuen Stieglitz ins Haus prakticirte. Dies mußte natürlich ſo geſchehen, daß der Vater nicht an einen unbekannten Geber denken konnte, weil er ſonſt dem Vogel unfehlbar den Hals umgedreht hätte. Es durfte alſo keiner von den Garniſonvögeln ſein, welche durch die Soldaten gehalten und zu kunſtvollem Geſange abgerichtet wurden, um das Leben der Freudearmen zu verſchönern. Doch glückte es, in dem nächſten Dorf einen Stieglitz zu entdecken, der in ſeiner Art ein wirklicher Künſtler war; er kaufte das Thierchen als gerade ſein Lieutenant Dienſt hatte, und trug es des Abends in ſeiner Hand zu dem Hauſe, in welchem Friederike mit ihrer alten Erzieherin wohnte. Als er durch das ausgeſchnittene Herz des Fenſterladens Licht im Zimmer ſah, ſteckte er den Vogel vorſichtig in das Loch mit der Hoffnung, daß der Kleine zwiſchen Laden und Scheiben herabflattern und durch ſeinen Flügelſchlag ein Oeffnen des Fenſters veranlaſſen werde. Dies geſchah. Der Corporal hörte das Flattern, merkte, daß Jemand das Fenſter aufthat, und entwich geräuſchlos. Bei der nächſten Lection vernahm er mit gut erheuchelter Gemüthsruhe, daß der Demoiſelle in merkwürdiger Weiſe ein neuer Stieglitz zugeflogen war, und daß der Ankömmling mit großer Freude in dem Bauer bewahrt wurde, da kein Eigenthümer zu ermitteln ſei. „Vielleicht haben ihn die Eulen aufgeſcheucht,“ ſagte Auguſt gleichgültig.

„C'est vrai,“ rief der Franzoſe, erfreut über die Idee, „doch iſt der Vogel abgerichtet.“

Aber dies gemüthliche Verhältniß, in welches ſich der junge Corporal zu einem jungen Mädchen geſetzt hatte, tönte in ſeiner Seele nur wie leiſer Geſang in den Pauſen zwiſchen dem Trommelwirbel des Dienſtes.

Als der Herbſt herankam, erhielt die Compagnie ihre Recruten, zwei Drittel Landeskinder aus der Umgegend, ein Drittel Angeworbene, welche gleich Gefangenen hereingeführt wurden. Da begann auch für Auguſt neue angeſtrengte Thätigkeit, denn er hatte jetzt ſelbſt bei dem Drillen zu helfen und fand es ſchwerer als je, ſeinem Hauptmann Genüge zu thun.

Zu rechter Zeit kam vor dem Weihnachtsfeſt die Kiſte vom Vaterhauſe. Da der Hauptmann den Abend bei der Demoiſelle zubrachte und die beiden anderen Officiere über Land geladen waren, ſo bat Auguſt den Secondelieutenant um die Ehre ſeiner Geſellſchaft und überreichte ihm bei der Einladung einen hübſchen türkiſchen Pfeifenkopf, den er durch ein artiges Compliment annehmbar zu machen ſuchte, indem er ſagte: „Mein Herr Bruder hat mir, da ich jung und unerfahren hierher kam, ſo viel Güte und Freundlichkeit erwieſen, daß ich, ſo lange ich lebe, demſelben mich verpflichtet fühlen werde, und ich bitte daher dieſe Kleinigkeit als ein Zeichen meiner Werthſchätzung anzunehmen, dabei aber nicht die Geringfügigkeit der Gabe, ſondern die gute Geſinnung zu beachten, in welcher ich dieſelbe zu offeriren wage.“ Der Lieutenant empfing die geſtopfte Pfeife und antwortete: „Du biſt, hol' mich der Teufel, immer der höfliche Sachſe.“ Dabei zündete er ſie zur Stelle an und ſetzte ſich zum Genuß zurecht, aber er fuhr ſich gleich darauf über die Augen. „Bruder, mir hat noch niemals Jemand etwas zu Weihnachten geſchenkt, und ich habe auch nichts für dich.“ — Auguſt ſchüttelte ihm die Hand. „Wenn du die Compagnie haben wirſt, dann kommſt du an die Reihe mir zu geben, unterdeß verſuchen wir heut, was in der Kiſte Gutes gekommen iſt.“

Dieſe Anweiſung auf künftigen Reichthum erheiterte den Lieutenant, und ſie trugen gemeinſam ihre Schätze auf dem Tiſch zuſammen.

Doch auch die Garniſon wollte dem jungen Corporal ihre Artigkeit erweiſen, denn als er am nächſten Morgen beim Hauptmann eintrat, begann dieſer, nachdem er die Meldung angenommen: „Ihr habt in dieſem Jahre einer Perſon, die mir lieber iſt als mein Leben, einen Dienſt erwieſen, und ihr habt das Verſprechen, das ihr mir damals gegeben, als ein honneter Soldat gehalten. Ich bin nicht gewöhnt eine Gutthat zu empfangen, ohne dafür erkenntlich zu ſein. Wäre ich ein Mann von Vermögen, ſo würde ich euch ein beſſeres Präſent bieten, jetzt erſuche ich euch, meine Jagdflinte anzunehmen, da ich höre, daß ihr gern auf die Jagd geht.“ Er überreichte ihm das Gewehr; es war ein neuer geſtickter Tragriemen daran, und der Jüngling wußte wohl, woher dieſer kam. In der ganzen Zeit war er von dem Capitain kurz und gebieteriſch behandelt worden, wie jeder Andere; und wenn er in ſeiner Schlauheit trotzdem gemerkt hatte, daß er in Gunſt ſtand, weil widerwärtige Commandos von ihm fern blieben, ſo überraſchte ihn doch dieſe Freundlichkeit des harten Vorgeſetzten ſo ſehr, daß ſein Dank kürzer herauskam, als ſchicklich war, denn er fand nur die Worte, welche gar nicht zur Sache gehörten: „Es iſt mir wohl bewußt, daß ich es nur dem Herrn Capitain zu danken habe, wenn ich einmal ein brauchbarer Officier werde."

„Thut eure Pflicht gegen den König, wie ich ſie im Dienſt gegen euch thue," antwortete der Hauptmann, und entließ ihn mit einem Kopfnicken.

Und wieder kam das Frühjahr, welches an der märkiſchen Landſchaft rings um die Garniſon nur wenig zu verändern im Stande war, der Kieferwald färbte ſein dunkles Gewand ein wenig heller, die Sandflächen zwiſchen Feld und Wald wurden ein wenig gelber und auf dem Acker ſproß zögernd und ſpärlich die junge Saat. Die Compagnie aber bewegte ſich wieder pünktlich, gleich einem Uhrwerk, zu den Vorübungen im Stabsquartier und von da nach Berlin zur Revue. Diesmal marſchirte Auguſt feſt wie ein alter Soldat über den Rixdorfer Damm nach dem Manöverfelde, und erwartete mit Selbſtvertrauen die letzte Prüfung der Unterofficiere im Luſtgarten. Er freute ſich wie ein geborener Preuße, als des Königs Majeſtät, der kleine ſtarke Herr, wieder aus der gelben Pforte gewichtig heranſchritt. Sobald der König längs der Reihe bis zu Auguſt gekommen war und ſeine Fragen gethan hatte, ſah er ihn ſcharf an und der kecke Unterofficier Auguſt ebenſo den König, weil er wußte, daß Seine Majeſtät dies gern hatte. „Das iſt der Sachſe," ſagte der Herr wohlgefällig, „ſeid ihr dies Jahr bei der Revue ſchwindlich geworden?"

„Nein, Ew. Majeſtät,“ antwortete Auguſt, „es ging ganz gut.“

„Wie war ſeine Aufführung?“ frug der Herr den Markgrafen. „Hat er gut profitirt?“

„Er hat das beſte Lob,“ verſetzte der Oberſt.

„Das iſt mir lieb,“ ſagte der König. „Ihr könnt eurem Vater ſchreiben: ich freue mich, daß der Sohn eines ſo braven Mannes wohl geräth, und es ſoll den Vater nicht gereuen, daß er euch in meine Armee gethan hat. Fahrt ſo fort, damit ihr im Dienſt immer feſter werdet.“

Dies war in den Augen ſämmtlicher Anweſenden eine ſo hohe Gnade, daß Auguſt gleich darauf von ſeinem Chef, von dem guten Major Vogt und ſeinen Officieren Glückwünſche erhielt, und kaum in ſeinem Quartier angelangt, ſich hinſetzte, um dem Vater den ganzen Vorgang zu berichten. Den Tag darauf erhielt er die Nachricht, daß ihn der König zum Gefreiten-Corporal ernannt habe, der den Dienſt bei der Fahne hatte und der Nächſte zum Oberofficier war. Und ſeine Freude kannte keine Grenzen als ſein Hauptmann ſich freiwillig erbot, ihm nach der Rückkehr in die Garniſon einen mehrmonatlichen Urlaub zu geben.

Wie der Freicorporal vor ſeiner Abreiſe aus der Garniſon beim Hauptmann eintrat, um den Urlaubsſchein zu holen, blieb er betroffen an der Thür ſtehen. Vor dem Vater kniete in Thränen aufgelöſt Friederike und er ſaß über ſie gebeugt in ſo tiefem Gram, daß er den Eintretenden gar nicht beachtete. Das Mädchen fuhr auf, ſah den Jüngling ſchmerzvoll an und verſchwand in dem Nebenzimmer, der Vater aber erhob ſich, mühſam nach Faſſung ringend: „Erfahret, Monſieur König, daß ich von der Compagnie und von dieſer Garniſon auf längere Zeit ſcheide. Ich bin zum Werbeofficier für das Regiment beſtimmt und ſoll nach Oſtfriesland abgehen. Mancher hält ſolches Commando für eine Gunſt, und auch vom Stabe wird gratulirt, weil mir dadurch Gelegenheit geboten ſei den Major zu verdienen; ich aber hatte bis daher geglaubt, daß redlicher Dienſt im Regiment mich ſolcher Ehre würdig machen könne, denn ich weiß, daß ich zum Marchandiren und Beſchwindeln nicht paſſe, und mir iſt, als wäre ich zu einer Kugel verurtheilt."

Auguſt dachte wohl, daß ſein gradliniger Hauptmann guten Grund hatte, das Amt eines Werbeofficiers zu ſcheuen. Nur übermüthigen Geſellen, die nicht durch große Gewiſſenhaftigkeit beläſtigt wurden, war dies Commando willkommen, es bot Gelegenheit zu flottem Leben in der Fremde und zu allerlei Nebenverdienſt, auch Abenteuer fehlten nicht, die zuweilen gefahrvoll wurden. Und in tiefem Mitgefühl frug der Jüngling, alle Vorſicht vergeſſend: „Wie aber wird es mit der Demoiſelle Tochter werden?" Da ballte ſich die Hand des Hauptmanns auf dem Tiſch und er ſagte in grimmiger Rathloſigkeit: „Das weiß Gott allein."

## 4.

## Alles verwandelt.

Auguſt wanderte zu Fuß der Heimat zu. Er hatte die Garniſon in heller Freude verlaſſen, eine Strecke begleitet von dem Secondelieutenant. Als dieſer beim Abſchiede traurig ſagte: „Du biſt glücklich, Bruder, daß du Eltern haſt, die ſich auf dich freuen. Eine Waiſe wie ich, hat keine andere Heimat als bei der Fahne.“, Da empfand Auguſt mitleidig, wie groß das Unglück des Kameraden war, aber ihm ſelbſt ſchwand nach dieſen Worten plötzlich die frohe Zuverſicht. Auch als er weiter zog über die braune Haide, in dürftigem Nadelwald und durch armſelige Dörfer, blieb ihm eine Bangigkeit, über die er ſich ſelbſt wunderte. Oft hatte ihn der harte Dienſt und das knappe Leben bedrückt, jetzt, wo er ſich in größerem Wohlſtand bei ſeinen Angehörigen zwanglos tummeln wollte, kam ihm vor, als trenne er ſich von Glück und Hoffnung. Sein ehrlicher Hauptmann wollte ihm nicht aus dem Sinn, auch an die arme Friederike mußte er denken, wie ſie die Trennung vom Vater ertragen werde, und vergebens mühte er ſich die Gedanken nach vorwärts zu richten und die Freuden des Wiederſehens auszumalen. Als er an einem ſonnigen Sommerabend das erſte ſächſiſche Dorf erreichte, ſchallte ihm aus dem Wirthshaus Tanzmuſik entgegen. Selbſt dieſer luſtige Gruß, den das Vaterland bot, nahm ihm die Beklemmung nicht von der Bruſt; er frug haſtig die Wirthin, ob kein Wagen vom Gute der Eltern ihn erwarte. Es war keiner da, und doch wußten ſie zu Hauſe den Tag ſeiner Ankunſt. Die Wirthin ſah ihn ſo ſeltſam an, als er ſeinen Namen nannte: „Es iſt dort großes Feuer geweſen,“ ſagte ſie, „der Gutshof iſt abgebrannt.“

Das alſo war es, was er ahnend voraus empfunden, und ihm kam vor, als ſei dies das Aergſte noch nicht, was er erfahren ſolle. Nach kurzer Raſt brach er auf und ging im Mondenlicht weiter. Er kam in die Gutsflur, er ſah die Brandſtätte, aus welcher noch weiße Rauchwolken aufſtiegen, vor ſich. Das alte Wohnhaus wenigſtens war erhalten, denn dort bewegten ſich Lichter, aber Niemand empfing ihn; er ſchritt durch die leere Wohnſtube, riß die nächſte Thür auf und ſah ſeine Mutter und den Bruder regungslos an einem Bett ſitzen und darauf ſeinen Vater ausgeſtreckt, regungslos und tot. Da warf er ſich am Lager nieder und merkte in ſeinem heißen Schmerze nicht, daß die Mutter und der Bruder neben ihm niederknieten und ihn mit ihren Armen umſchlangen.

Das Feuer war bei Nacht in den Wirthſchaftsgebäuden ausgebrochen, der Hofherr hatte ſich übermäßig angeſtrengt das Vieh zu retten, den Tag darauf war er, vom Herzſchlage getroffen, dahin geſunken.

Nach den Tagen dumpfen Schmerzes ſaßen drei Unglückliche zuſammen und frugen, wie ſie das Leben fortan ertragen ſollten. Der Tod eines guten und kräftigen Mannes, ſowie der Verluſt, welcher vorausgegangen war, hatten der Familie faſt Alles unſicher gemacht; der Wohlſtand war in geldarmer Zeit tief erſchüttert, die Gebäude wieder aufzubauen, den Verluſt an Vieh und Geräth zu erſetzen, die Wirthſchaft fortzuführen erwies ſich als ſchwer, und obgleich die gute Großmutter in der Stadt bereit war nach Kräften auszuhelfen, ſo wurde doch der Beiſtand eines zuverläſſigen Rathgebers unentbehrlich. Auch für die Söhne mußte ein Vormund beſtellt, und ſein Rath über die Zukunft der Jünglinge eingeholt werden. Nächſter Verwandter der Mutter war Herr von Mickau, der in der Nähe ein Rittergut beſaß und für einen erfahrenen Geſchäftsmann gehalten wurde. Der Mutter galt ſeine Wahl als ſelbſtverſtändlich; zwar erhob Fritz beſcheiden den Einwand, daß der Vater von der geſchäftlichen Umſicht des Herrn Vetters nicht immer eine gute Meinung gehabt habe, aber der Mutter blieb der Gedanke unerträglich, einem Anderen Einblick und Verfügung in ihren Angelegenheiten zu geſtatten.

Herr von Mickau, ein kleiner gewandter Mann von höflichem und aufgewecktem Weſen, hatte früher ſorglos gelebt und dem Hofe als Kammerjunker ſeine Dienſte gewidmet, ſich aber zu rechter Zeit, bevor ſein väterliches Erbe verthan war, auf das Gut zurückgezogen;

er hatte am Hofe noch immer gute Verbindungen, und war Vertreter des benachbarten Landadels bei Staatsactionen und feierlichen Anreden. Der Herr erklärte ſich bereit die Vormundſchaft zu übernehmen und gab verſtändigen Rath in ſo einnehmender Weiſe, daß auch Fritz nichts dagegen einzuwenden wußte. Es wurde beſchloſſen, daß der ältere Sohn nach Leipzig zurückkehren ſolle, ſeine Studien zu beenden, der jüngere aber während des Urlaubs als Beiſtand der Mutter zurückbleiben. Beim Abſchiede ſagte Fritz dem Bruder: „Wir ſind im Wohlſtande aufgewachſen und vielleicht in Manchem verwöhnt. Mir ahnt, daß wir Beide einmal in die Lage kommen werden, nur auf das angewieſen zu ſein, was wir ſelbſt verdienen. Laß uns immer daran denken.“

Für Madame König war in ihrer Trauer der einzige Troſt, daß ſie ſich auf ihren Liebling ſtützen konnte, und daß dieſer im Hofe und unter den Bauleuten mit einer Umſicht und Sicherheit gebot, welche weit über ſeine Jahre gingen. Als aber der Urlaub dem Ende nahte, beſtand die Mutter leidenſchaftlich darauf, daß Auguſt ſeine Entlaſſung aus dem preußiſchen Dienſt fordere, weil er ihr unentbehrlich ſei. Der Sohn widerſprach ehrerbietig, doch auch der Vormund ſtellte ſich auf Seite der Mutter und rieth: „Dem ſchriftlichen Geſuch an die Compagnie muß der Form wegen ein ärztliches Zeugniß beigelegt werden, welches den Geſundheitszuſtand meines Herrn Neffen als ungenügend darſtellt, denn auf die Aenderung der Familienverhältniſſe würde bei einem Ausländer keine Rückſicht genommen werden.“ Das Zeugniß eines gefälligen Arztes wurde leicht beſchafft und ging mit dem Abſchiedsgeſuch an den neuen Hauptmann der Compagnie. Gleich nach dem Tode des Vaters hatte Auguſt dem Major Vogt geſchrieben, aber er hatte auf dieſen Brief keine Antwort erhalten und ſpäter zufällig erfahren, daß der Major gar nicht beim Regiment ſtehe, ſondern weit hinaus an die holländiſche Grenze commandirt ſei.

Auf die Eingabe erfolgte in kürzeſter Zeit eine höfliche Antwort des frühern Premierlieutenants von Klotzing, welcher jetzt die Compagnie als Hauptmann führte, daß die Aushändigung des Entlaſſungsſcheins nur erfolgen könne, wenn Monſieur König ſie perſönlich in Empfang nehme; es ſei deshalb eine Rückkehr in die Garniſon und vielleicht eine Reiſe ins Stabsquartier nothwendig.

Mit ſchwerem Herzen machte ſich Auguſt auf den Weg. Widerwillig hatte er den Thränen der Mutter und dem Drängen des Vormundes nachgegeben, jetzt erſchien ihm die Sache nicht ſo leicht, als der Vetter ſie dargeſtellt, und bei ſeiner Ankunft in der Garniſon war ihm zu Muthe wie einem Verbrecher, der vor ſeinen Richter treten ſoll.

Und ſo war auch der Empfang, der ihm zu Theil wurde. Der Hauptmann begrüßte ſeinen Freicorporal mit den Worten: „Es iſt mir lieb, Monſieur, daß ich euch hier habe,“ holte von dem Actenbrett das ärztliche Zeugniß, welches dem Geſuch beigelegt war, zerriß das Papier und warf es vor Auguſt's Füße. „Wie konntet ihr euch unterſtehen, mir mit ſolchen elenden Flauſen zu kommen? Ihr habt euch mit Worten vor des Königs Majeſtät und durch Revers gegen das Regiment verpflichtet, in preußiſchem Dienſte zu bleiben und ſeid deshalb zur Fahne avancirt. Wenn ihr meint, daß es noch in eurem Belieben ſteht, zu bleiben oder zu gehen, ſo will ich euch lehren euer gegebenes Wort zu halten. Geht zur Stelle in euer Quartier und tretet morgen bei der Compagnie an." Und als Auguſt Vorſtellungen erheben wollte, rief er mit einem Fluche: „Hinaus! ich werde euch eure ſächſiſchen Mucken vertreiben." Der Corporal trat bleich von mühſam bekämpftem Zorn auf die Straße, als ein Gefangener, der in ſeinen Kerker geſchickt wird. Leider war der erwähnte Revers vorhanden; der junge Corporal hatte ihn nach der erſten gnädigen Anrede des Königs unterſchrieben, als eine bloße Förmlichkeit, die bei jedem Fremden, der in die preußiſche Armee trat, gebräuchlich war. Jetzt wurde die Unterſchrift zu einem furchtbaren Gebot für die Tage ſeiner Zukunft. Als er in ſein Quartier kam, vernahm er noch in Betäubung den warmen Gruß und die tröſtende Zuſprache ſeiner alten Unterofficiere. Den ganzen Tag ſaß er wie erſtarrt. Er mußte unaufhörlich an das Leid der Mutter denken, und was ihn am tiefſten demüthigte, er war mit ſich ſelbſt unzufrieden, denn er hatte dem Hauptmann ein Recht gegeben ihn rauh zu behandeln. Aber er war auch lange genug Soldat geweſen, um ſich einem übermächtigen Zwange zu fügen. Deshalb trat er nach einer ſchlafloſen Nacht am nächſten Tage vor den Hauptmann und begann ehrerbietig: „Ich bitte den Herrn Capitain mein Verſprechen anzunehmen, daß ich mir im Dienſt redlich Mühe geben und Seiner Majeſtät als honneter Soldat meine Treue erweiſen werde, ſo lange höchſter Wille mich an der Fahne feſthält. Vielleicht gewährt der Herr Capitain ſpäterhin einem Geſuch um den Abſchied ſein geneigtes Fürwort, wenn derſelbe im Laufe der Zeit die Ueberzeugung gewinnen ſollte, daß ich ſeiner Theilnahme nicht unwürdig bin.“ Der Hauptmann aber verſetzte darauf mit finſtrer Miene: „Wer mit dem Gedanken umgeht, den Dienſt zu verlaſſen, der iſt in der Compagnie wenig nütze, und ich ſage euch deshalb gerade heraus, daß ich weder jetzt, noch in der nächſten Zukunft eure Entlaſſung favoriſiren werde. Erweiſt ihr euch als widerſpenſtig und unbrauchbar, ſo ſoll euch hier bei uns der Teufel holen; und ſeid ihr eifrig, wie ihr mir verſprochen habt, ſo kann euch die Compagnie jetzt weniger entbehren als früher, da ihr die Leute und die Umgegend kennt.“

Unter ſo trüben Ausſichten begann Auguſt wieder den täglichen Dienſt. Von den Officieren war ſein Freund Bröſicke als Premierlieutenant zu einer andern Compagnie verſetzt, mit den neuen Lieutenants, welche ihn kalt und abgeneigt betrachteten, kam er in kein gutes Verhältniß. Er erfuhr, daß Major Vogt vom Könige geadelt worden, wie bei höheren Officieren Brauch war, und daß er immer noch auf Kommando abweſend ſei.

Was den Corporal ein wenig mit ſeinem Schickſal verſöhnte, war die franzöſiſche Stunde. Mit zierlichen Worten und mit aufrichtiger Freude hatte ihn Monſieur Roncourt begrüßt, und bald plauderte der Alte wieder von dem früheren Capitain und von ſeiner lieben Demoiſelle. Das Mädchen lebte noch eingezogener als ſonſt, und wie der Franzoſe verſicherte, waren er ſelbſt und der Stieglitz die einzigen männlichen Charaktere, mit denen ſie verkehrte. Es dauerte lange, ehe der Jüngling ihr begegnete, obgleich er immer bei ihrer Wohnung vorüberging, ſo oft er die Wache viſitirte. Als er ſie endlich einmal auf der anderen Seite der Straße erblickte, eilte er mit beflügeltem Schritt auf ſie zu, und erſt als er ihr nahe gekommen war, fiel ihm ſein Verſprechen ein, erröthend hielt er mitten auf der Gaſſe an und nahm den Hut ab wie vor einer Dame vom höchſten Stande. Mit Erröthen und tiefer Verneigung dankte auch ſie, und der theilnehmende Ernſt, mit welchem ſie auf ihn ſah, gab ihm die Ueberzeugung, daß ſie an ſeinem Schickſal Antheil nehme. Dabei blieb es freilich zwiſchen Beiden, er grüßte, ſie dankte, und Monſieur Roncourt trug, ohne es zu wiſſen, Botſchaft hin und her.

Aber auch über dieſes Verhältniß warf das Schickſal einen Trauerflor. Als Roncourt einſt bei ſeinem Schüler eintrat, zog er ſein Taſchentuch und begann feierlich: „Monſieur König, ich kann heut nicht das Vergnügen Ihrer Converſation genießen, weil mir das Gemüth zu ſehr bewegt iſt. Ich habe ſoeben die Verzweiflung der Demoiſelle Friederike angeſehen; ihr Vater iſt in Friesland bei ſeinem Werbegeſchäft von einem rachſüchtigen Deſerteur, der ihn hinter der Verkleidung entdeckte, erſchoſſen worden."

Auch dem Jüngling brachen die Thränen aus den Augen, ihm fiel die letzte Stunde ein, in der er ſeinen alten Hauptmann geſprochen hatte, und daß dieſer Tod dem Mädchen alle Hoffnungen auf eine beſſere Zukunft zerſtörte. Die beiden Vertrauten ſaßen kummervoll einander gegenüber, bis der Jüngere rief: „Was wird die Demoiſelle jetzt beginnen?"

„Das iſt mein größter Gram," antwortete Roncourt wieder nach dem Tuche greifend, „ſie kann ſich hier nicht allein erhalten, obgleich ſie im Nähen geſchickt iſt und von den Kaufmannsfrauen zuweilen Arbeit erhält. Bis jetzt hat ihr der Vater jeden Monat einen Theil ſeines Soldes auszahlen laſſen. Ach, Monſieur, es wäre mir eine Freude und Ehre, könnte ich ihr einiges von meinem Stundengelde, das ich nebenbei verdiene, zugehen laſſen. Aber ſie würde es in keinem Falle annehmen, und wenn ſie verhungern ſollte, denn darin hat ſie den Stolz ihres Vaters."

„Man müßte etwas erſinden, was ihr die Annahme möglich macht," rief Auguſt.

„Das wäre gut," ſagte der Franzoſe, „aber was?"

Der Jüngling überlegte: „Wollen Sie verſprechen, mich niemals zu verrathen, ſo würde auch ich unſerem guten Hauptmann zu Liebe gern etwas beitragen. Sie wiſſen, daß ich ſeiner Güte viel verdanke, und daß ich von Hauſe weit größeren Zuſchuß habe, als ich bedarf.“ Das Letzte war eine fromme Lüge.

Roncourt ſchüttelte den Kopf: „Wenn ich als alter Knabe eine Wenigkeit für das Kind meines ſeligen Capitains abgebe, ſo iſt das in der Ordnung; Sie aber ſind ein junger Herr und ich weiß nicht, ob ich im Intereſſe der Demoiſelle Ihr gutherziges Erbieten annehmen darf.“

„Machen Sie ſich das nicht ſchwer,“ überredete Auguſt, „ich gebe nicht dem fremden Mädchen das Geld, ſondern, wenn Sie erlauben, Ihnen. Das Honorar, welches Sie ſeither von mir anzunehmen die Güte hatten, war viel zu niedrig. Sie geſtatten mir, daß ich es erhöhe. Wie Sie es verwenden, iſt Ihre Sache und geht mich nichts an.“

„Das iſt ein Vorſchlag,“ ſagte der Franzoſe immer noch bedenklich. Doch Auguſt fuhr eifrig fort: „Gegen das Fräulein geben Sie vor, daß ein alter Kamerad des Vaters brieflich bei Ihnen angefragt habe, an wen er von jetzt die monatlichen Abzahlungen einer alten Ehrenſchuld, die er ſeither dem Hauptmann zugeſandt, adreſſiren ſolle.“

„So kann es gehen,“ ſtimmte der Alte bei, „erfinden Sie noch den Namen und den Ort.“

„Beides will der Schuldner geheim halten, und ſich nur Ihnen anvertrauen,“ belehrte der begeiſterte Dichter. „Vielleicht hatte der Schuldner einen Kaſſendefect begangen und iſt durch die Hilfe des Hauptmanns vor der Verweiflung gerettet worden.“

„Sie ſind ein Diplomat und voll von Einfällen,“ antwortete Roncourt mit Bewunderung. Auf dieſe Verabredung gaben die Beiden einander die Hand.

Für den Jüngling begann eine Zeit unerhörter Wirthſchaftlichkeit. Der kleine Zuſchuß, welchen er ſeit dem Tode des Vaters noch erhielt, wurde von jetzt jeden Monat dem Franzoſen gezahlt und der Freicorporal ſah ſich auf ſeinen Sold beſchränkt. Es war eine ſchwere Zumuthung, die er ſich geſtellt hatte, aber er ſetzte ſeinen Willen ſiegreich durch, ſtrich unbarmherzig jede Ausgabe, die er irgend vermeiden konnte, und erfocht in der Stille viele kleine Triumphe über die eigene Begehrlichkeit. Als Knabe hatte er gut verſtanden, ſich Genüſſe zu erſchmeicheln, jetzt zwang ihn ein wunderliches Verhältniß, ſich unabläſſig Entbehrungen aufzulegen. Doch die größte Entbehrung entſtand ihm dadurch, daß er ſich ſelbſt eine neue Schranke errichtet hatte, welche ihn von näherer Bekanntſchaft mit dem Mädchen ſchied. Denn er mußte jetzt nicht nur den Willen eines Verſtorbenen ehren, ſondern auch ſein eigenes gutes Werk. Eins freilich war durchaus nicht zu vermeiden. Er ſah die Demoiſelle fortan öfter, wenn auch nur von weitem. Denn ſo oft er der Verſuchung entgehen wollte, mit ſeinen Kameraden einige Groſchen im Wirthshaus auszugeben, brachte er die Zeit damit zu, daß er ſpazieren ging. Auf ſolchen Gängen kam er an ihrem Hauſe vorüber. Als er ſie zum erſten Mal nach dem Tode ihres Vaters in Trauerkleidern am Fenſter ſitzen ſah, blieb er ſtehen, ſie aber öffnete das Fenſter. Da reichte er ihr ſeine Hand hinein, ſie hielt die Hand feſt und weinte, und er ſagte: „Auch ich habe meinen Vater verloren.“ Das war Alles, und dagegen hätte auch der Hauptmann nichts einwenden können. Wenn der Jüngling ſeitdem um dieſe Stunde vorüberkam, fand er das Mädchen faſt immer hinter den Scheiben bei der Nähterei ſitzen. War das Wetter leidlich, ſo hing auch der Vogel im Bauer vor dem Fenſter, ſo daß Auguſt zuletzt muthmaßte, ſie habe ihn als Geber erkannt. Am Sonntag aber fand er ſie regelmäßig in der Kirche, denn auch dieſe ehrwürdige Stätte beſuchte er jetzt fleißiger als ſonſt. Sie mußte bei ihm vorüber, wenn ſie eintrat und hinausging, und er beobachtete während des Gottesdienſtes ſcharf ihre Andacht, nicht gerade zum Vortheil der ſeinen. Ja, zu der Neigung des ſtillen Liebhabers kam ihm auch etwas von der zärtlichen Sorgfalt eines Vaters. Er fing an ſich um ihre Kleidung zu kümmern, und wie er merkte, daß ihr ein warmer Wintermantel fehle, hatte er an jedem kalten Tage bitteren Verdruß. Als ihm gegen Weihnacht der Fuhrmann von Frankfurt an der Oder die Kiſte heranfuhr, welche die Mutter eingepackt hatte, da lud er am Abend vor dem Feſt den alten Franzoſen zu Gaſte und widmete dieſem das geſammte anmuthige Beiwerk: ein großes Marzipanherz, Aepfel und Nüſſe. Und Roncourt empfing die Sachen ſo vergnügt, daß Auguſt nicht im Zweifel blieb, wohin der Alte ſie tragen würde.

Für die Armee kam ein unruhiges Jahr; der König hatte geboten alle Landeskinder in Dorf und

Stadt, welche nach Stand und Beſchäftigung dienſtpflichtig waren, aufzuzeichnen. Jeder von dieſen erhielt eine rothe Halsbinde, die er fortan zu tragen hatte, und jedem Regiment wurde eine Anzahl dieſer Aufgezeichneten überwieſen, in der Regel die Leute aus der Umgegend ſeiner Garniſonen. Da nun die Bezirke nicht ſofort abgegrenzt wurden, gab es Eiferſucht zwiſchen den Regimentern, Streit mit den Ortsbehörden und Kampf gegen die Widerſetzlichkeit der einzelnen Leute, und darum, was den Compagnien am läſtigſten war, eine endloſe Schreiberei. Niemals zu irgend einer Friedenszeit war das Heer in ſolcher Schreiberthätigkeit geweſen, und niemals hatten die Hauptleute ſo zornig mit Redensarten um ſich geworfen, die in der Bibel nicht zu finden ſind.

Auch der Corporal hielt in dieſem Jahr weniger die Fahne in der Hand als die Feder, und er büßte für ſeine kurſächſiſche Bildung dadurch, daß er in ſeiner Compagnie einen großen Theil der Schreiberei beſorgen mußte.

So verging der Winter und das Frühjahr, das Regiment wurde diesmal nicht zur Revue gezogen und Auguſt fand keine Gelegenheit ſeine Entlaſſung zu betreiben. Er ſelbſt war in dem Einerlei des Dienſtes ſtill und ernſt geworden, ein feſter Soldat, der gelernt hatte harter Pflicht zu gehorchen und er fühlte die Oede ſeines Daſeins faſt nur an den Tagen, wo er einen Brief der Mutter erhielt oder einen des Bruders, der in ſeiner glücklichen Freiheit ihm jetzt oft ſchrieb und zu geduldigem Ausharren mahnte. Ach, die Nachrichten aus der Heimat machten das Herz nicht leichter, die Mutter oft krank, dazu Geldſorgen und Gutsärger; auch von Dorchen vernahm man wenig, ſie aß auf ihren Silbertellern in der Einſamkeit, die Couſine war immer noch leidend; und was am meiſten zu denken gab, Frau von Bersdorf ſah bekümmert aus und hatte nur einmal verlauten laſſen, daß Jeſuiten in dem Schloſſe aus- und eingingen.

Auguſt wußte, daß der Hauptmann ihn nicht leiden mochte und fortwährend mit Mißtrauen betrachtete, obgleich ſeine Hilfe in dieſer Zeit werthvoll war; deshalb erwartete er auch nichts Gutes, als er an einem Morgen mit ungewöhnlicher Höflichkeit angeredet wurde: „Monſieur König, ihr ſollt mir und der Compagnie einen Dienſt leiſten und für einige Wochen auf Commando gehen. Ihr habt unſere Erſatzleute, welche hie und da in der Neumark wohnen, aufzuſuchen und mit Päſſen zu verſehen, neue Burſchen einzuſchreiben und euch nach verlorenen Leuten zu erkundigen. Betrachtet dies Commando als einen Beweis meines Vertrauens; bin ich in dieſer Sache mit euch zufrieden, ſo will ich ſehen, wie weit ich euren Wünſchen entgegenkommen kann.“ Seit lange war unter den Officieren von dieſem läſtigen Auftrage die Rede geweſen, der nicht dem Fahnencorporal zukam, ſondern dem Premierlieutenant. Da der Corporal ſchweigend in ſtraffer Haltung ſtand, frug der Vorgeſetzte: „Nun, habt ihr etwas zu bemerken?“

„Ich ſtehe zu Befehl.“

„Ihr nehmt einen unſerer Leute mit, der zuverläſſig und in der Gegend gut bekannt iſt, ihr mögt ihn auswählen."

„Ich bitte den Herrn Capitain ſelbſt den Mann zu beſtimmen," verſetzte der Corporal.

Das war dem Hauptmann unlieb, weil er die Verantwortung für den Mann gern dem Untergebenen zugeſchoben hätte, doch ſagte er nach einigem Nachdenken: „Nehmt den Böttcher. Er ſoll nur das Seitengewehr tragen, damit er vor den Leuten für einen Beurlaubten gelten kann. Ihr geht noch heut ab."

Böttcher war ein Landeskind aus der Neumark, er hatte ſich nach abenteuerlichem Leben vor mehren Jahren freiwillig anwerben laſſen und ſtand als verwegener Geſell und Spaßmacher der Compagnie bei dem Hauptmann in Gunſt, obwohl ſein Rücken mehr als einmal mit den Spießruthen Bekanntſchaft gemacht hatte. Auguſt fand bald Grund ſich zu der Wahl Glück zu wünſchen, denn Böttcher erwies ſich als ein Schlaukopf, welcher den unangenehmen Theil des Geſchäftes mit Behagen auf ſich nahm.

„Herr Freicorporal," ſagte er auf dem Wege, „die Bauern und auch die Schulzen ſind wegen der rothen Halsbinden ängſtlich und widerbellig und werden Ihnen die Leute vertuſchen. Verrathen Sie nichts von unſerem Commando, wenn wir an einen Ort kommen; ich werde thun, als ob ich auf Urlaub gehe und nur zufällig mit Ihnen zuſammengetroffen bin, und ich werde vorher ſpioniren." Das that der Schelm, in jeder

Dorfſchenke erzählte er den Anweſenden Schnurren, gab vor, daß er aus der Umgegend ſtamme, und erkundigte ſich mit erlogener Theilnahme nach ſeinen alten Bekannten, den jungen Burſchen, deren Namen in der Liſte ſtanden oder die er im Nachbardorfe erkundet hatte. Waren die Leute ermittelt, ſo führte er ſeinen Corporal zu ihnen, damit dieſer den Paß einhändige, durch welchen ſie für Zugehörige der Compagnie erklärt wurden. Dabei verlief kein Tag ohne ärgerliche Abenteuer. Gleich im Anfange, als ſie das Haus eines Tagelöhners betraten, welcher drei Söhne hatte, verweigerten der Vater und die Söhne trotzig die Päſſe anzunehmen, und als endlich ernſte Vorſtellungen und Drohungen die Familie erſchreckt hatten, begann ein herzzerreißendes Wehklagen und Schluchzen und die Braut des älteſten Sohnes umklammerte die Füße des Corporals, ſo daß dieſer Mühe hatte, die Faſſung zu bewahren, und tröſtend verſprach, wie er ſich bemühen wolle, dem Bräutigam eine Heiratsbewilligung vom Hauptmann auszuwirken und auf Grund derſelben Befreiung vom Dienſte. Ein andrer Burſch wies den Paß zurück, weil er bereits bei einem benachbarten Regiment eingeſchrieben ſei, und Auguſt ſtieß feindlich mit einem Major dieſes Regiments zuſammen, welcher ihn heftig bedräute, weil er einen Mann ſeiner Rolle wegnehmen wolle, und ihm ſelbſt in Ausſicht ſtellte, daß er ihn geſchloſſen zu ſeinem Regiment zurückſchicken werde. Aber der Corporal ließ ſich nicht beirren und drohte wieder: „Wenn der Herr Oberſtwachtmeiſter glauben hierzu berechtigt zu ſein, ſo muß ich es mir gefallen laſſen, ich weiß aber, daß mich Seine Hoheit der Markgraf kräftig vertheidigen wird, da ich nur nach der Ordre meiner Vorgeſetzten gehandelt habe." Darauf wurde der Major ſanftmüthiger und verglich ſich zuletzt mit dem Corporal, daß der Fall höchſter Entſcheidung vorgelegt werden ſolle. Wieder ein anderer Eingeſchriebener hatte durch den Officier eines anderen Regiments bereits die Erlaubniß zur Verheiratung erhalten, und der Corporal mußte bei dem Ortspfarrer im Namen ſeines Regiments gegen die Heirat Einſpruch thun. Auch der alte würdige Geiſtliche weigerte ſich dieſen Proteſt anzunehmen, bis Auguſt ihm erklärte: „Ich ſtehe hier, um dem Befehl des Königs Gehorſam zu verſchaffen; wollen Euer Ehrwürden dieſem Befehl widerſtehen, ſo thun Sie es auf Ihre Gefahr, ich aber verlaſſe Ihr Haus nicht, bis Sie mir einen Empfangsſchein über den eingelegten Proteſt gegeben haben." Da klagte der Pfarrer bekümmert: „So lange ich lebe, iſt mir keine ſolche Zumuthung von einem Unterofficier geſtellt worden," aber er ſchrieb den Schein. Auch die verlorenen Leute des Regiments machten Mühe; der Eine war vom Urlaub nicht zurückgekehrt, ſondern hatte, um Handgeld zu erhalten, ſich bei einem Garniſonbataillon anwerben laſſen und mußte nach langem Hin- und Herreden aus dem Gliede herausgeholt werden; ein Anderer hütete in der Montur eines benachbarten Regiments die Schafe und gab ſich für einen Beurlaubten aus, es ergab ſich aber, daß er den Rock nur gekauft hatte, um ſich dem Dienſte der Compagnie zu entziehen.

In dieſer ungemüthlichen Beſchäftigung durchzog der Corporal mit ſeinem Begleiter mehre Wochen die Landſchaft. Sein Auftrag war beinahe zu Ende geführt und er ſaß müde in der Schenke eines Grenzorts an der Warthe, da meldete Böttcher: „Es iſt ein Flüchtling aus Polen draußen, ein Deutſcher dort hinten von der Weichſel her, er iſt groß und hat leere Taſchen. Wollen Sie ihn frei halten, ſo werbe ich ihn an.“

„Bring ihn her,“ gebot Auguſt.

Ein kräftiger Geſell mit geſcheutem Geſichte trat ein, grüßte höflich und wurde auf freundliche Einladung zu Speiſe und Trank bald zutraulich. Als Böttcher ihm mit Trinken zuſetzte, ohne ſich dabei ſelbſt zu vergeſſen, lachte der Flüchtling: „Ein williger Gaul bedarf nicht der Peitſche; ich merke, die Herren gehen darauf aus, mich anzuwerben.“

„Nur wenn ihr bei nüchternem Muthe ſelbſt wollt,“ antwortete Auguſt, „ich bin nicht hier Fremde zu verlocken, und bot euch an unſer Gaſt zu werden, weil ich hörte, daß ihr ein Deutſcher und ein armer Flüchtling ſeid. Trinkt ruhig, ich verſpreche, es ſoll euch zu Nichts verpflichten.“

Der Fremde ſah ihn dankbar an: „Wenn mir auf dem Wege der Zorn über die Polacken in den Kopf ſtieg, habe ich zuweilen daran gedacht, bei den Preußen in des Königs Rock zu fahren, es wäre mir eine Freude die drüben einmal auszuhauen. Und ich habe als Gerbergeſelle ſonſt hier wenig Ausſicht, weil das Thorner Handwerk mit den deutſchen Zünften nicht in Bruderſchaft ſteht."

Mit einem neuen Intereſſe frug Auguſt: „Wenn ihr in Thorn zünftiger Geſell wart, was hat euch fortgetrieben? Erzählt, wenn ihr keinen Grund habt es geheim zu halten."

„Es wird laut genug, die Steine ſchreien davon," verſetzte der Thorner mit zornigem Blick. „Ihr habt gehört, daß wir Bürgerſöhne mit den polniſchen Studenten Krakel hatten."

„Es war etwas davon in der Zeitung zu leſen," ſagte der Corporal, „doch haben wir nicht viel darauf gegeben."

„Bei uns aber wird's, wie ich fürchte, Mancher theuer bezahlen," ſagte der Gaſt. „Wißt, die Polen haben die Schule von St. Johann bei uns zu einem Jeſuitencollegium gemacht, darin liegt eine übermüthige und liederliche Bande von adeligen Polen, welche mit ihren Säbeln in der Stadt herumfegt und uns Bürgerkindern ſpinnefeind iſt, weil wir nicht ihren Glauben haben und ihr trunkenes Geſchrei nicht ruhig ertragen. In dieſem Sommer hatten die Nonnen in unſerer Neuſtadt eine große Proceſſion angeſtellt und die jeſuitiſchen Studenten mit ihren Säbeln waren auch dabei, wir aber, Geſellen und Kinder, ſtanden außerhalb des Kirchhofs und ſahen dem Spectakel zu. Als die Proceſſion bei uns vorbeikam, nahmen die Meiſten von uns um des lieben Friedens willen die Mützen ab, die

Polniſchen aber ſprangen auf uns zu, und ſchrieen, wir ſollten niederknien, und da wir widerſtanden, zogen die böſen Buben ihre Säbel und hieben auf uns ein. Ich ſelber erhielt einen Schlitz am Ohr," — er wies die Narbe — „ſo daß wir zornig wurden und die jungen Jeſuiter zurückſchlugen. Alsbald rotteten ſie ſich zuſammen, liefen brüllend mit geſchwungenen Säbeln durch die Gaſſen und fielen jeden Deutſchen von unſerem Glauben gewaltthätig an, bis Herr Conſul Roesner einen von ihnen einſtecken ließ. Da wichen ſie zurück, kamen aber bald mit neuer Furie aus ihrem Collegium hervor, zogen einen armen Studenten von der deutſchen Stadtſchule aus der Hausflur, in der er ruhig ſtand, und ſchleppten ihn gefangen in ihr Collegium, und brüllten und raſten aufs Neue durch die Gaſſen. Endlich riß uns jungen Burſchen die Geduld, mancher war wie ich verwundet, auch wir liefen zu Haufen und drängten ſie nach ihrer Schule zurück. Weil ſie aber aus den Fenſtern mit Steinen gegen uns warfen und mit Gewehren ſchoſſen, wurde das Volk wüthend, drang in das Collegium ein, zerſchlug das Holzwerk von ihren Tiſchen und Bänken und verbrannte dies am Johanniskirchhofe in einem großen Feuer. Man ſagt bei uns, daß vor langer Zeit an derſelben Stelle die Pfaffen Dr. Luther's Bücher verbrannt haben. Die geſammte Bürgerſchaft trat bewaffnet zuſammen, mit Mühe gelang es den Herren Bürgermeiſtern den Lärm zu ſtillen. Am anderen Morgen hießen wir Deutſche die Tumultuanten, die Thore blieben geſchloſſen und vom Rath wurde nach uns geſucht. Ich hatte mich verſteckt, wo mich Niemand fand. Und die Sache ſchien zu Ende. Jetzt aber im September kam unverſehens von Krakau eine polniſche Commiſſion mit wildem Kriegsvolk in die Stadt gezogen, und es begann ein Nachforſchen und Verhören, ſo feindſelig und mit ſo grauſamer Bedrohung, daß Jedermann das Aergſte zu befürchten hatte, ja ſogar unſere beiden Herren Bürgermeiſter wurden angefahren und wie Miſſethäter verhört. Da ſagte mein alter Vater: Mach dich fort, denn jetzt naht der Tag, welcher prophezeit iſt, wo es heißen wird: das deutſche Thorn geht an die Polen verloren. Sieh zu, daß du dich ins Preußiſche durchſchlägſt, denn nur von dort kann uns Hilſe kommen. — Ich entwich bei Nacht über die Stadtmauer und hatte meine Noth, bis ich über die Grenze gelangte.“

„Hier ſeid ihr unter Landsleuten und in Sicherheit,“ tröſtete Auguſt. „Habt ihr in Thorn zufällig ein deutſches Fräulein geſehen, welches bei euren Bürgermeiſtern aus- und eingeht und auf einem polniſchen Schloſſe wohnt?“ — er nannte den Namen.

„Das Fräulein kenne ich nicht, das Schloß aber gehört dem Woywoden, der einer der ſchlimmſten Wütheriche gegen die Deutſchen iſt.“

Das alſo war das Glück des armen Dorchens unter Jeſuiten und polniſchem Adel! Der Corporal wurde einſilbig und überließ es ſeinem Beiſtand Böttcher den Gaſt zu unterhalten. Die Beiden ſprachen leiſe mit einander, endlich begann Böttcher: „Der Thorner will ſich bei unſrer Compagnie anwerben laſſen, wenn er ein ordentliches Handgeld bekommt."

„Wollt ihr mit eurem guten Willen zu uns, ſo ſeid ihr mir willkommen," ſagte Auguſt erfreut, beredete mit dem Manne die Werbung und trank ihm darauf zu.

Der Thorner ging am nächſten Morgen mit Paß und Brief an den Hauptmann zur Garniſon ab; der Corporal aber ſetzte ſeinen Weg fort, durchſuchte die letzten Dörfer und dachte vergnügt, daß ihm die ſaure Arbeit wohlgelungen ſei. Am Nachmittage führte Böttcher auf dem Fußwege, der längs der Warthe hinlief, zu einer Stelle, wo dicht am Waſſer einige Erlen ſtanden und daran eine rohe Holzbank. „Hier iſt eine Ueberfahrt," ſagte Böttcher, „und hier liegt der Kahn, auf dem der Pole herübergekommen iſt, eine Stunde auf und ab iſt dies der einzige Kahn. Warten Sie ein wenig, Herr Freicorporal, ich will zuſehen, ob ich für mich etwas erfiſchen kann." Auguſt ſetzte ſich auf die Bank und der Gemeine hakte die Kette des Kahnes los, ſprang herein, ſtieß ihn einige Schritt vom Ufer ab und ſetzte ſich darin nieder. „Ich denke, Herr Corporal, wir haben unſere Geſchäfte glücklich zu Ende geführt, und ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden ſein."

„Ja, Böttcher," antwortete Auguſt behaglich, „du warſt ein ſchlauer Gehilfe und ohne dich hätte ich's nicht fertig gebracht."

„Zuletzt habe ich der Compagnie einen Mann verſchafft," fuhr Böttcher ſelbſtzufrieden fort, „der einen Zoll mehr hat als ich."

„Der Hauptmann ſoll dein Verdienſt erfahren, er wird ſich wundern, wenn der Pole ankommt."

„Da er kommt," ſagte der Soldat, „will ich gehen, Herr Freicorporal, ich deſertire."

„Plagt dich der Teufel, Böttcher?" rief der überraſchte Corporal. „Haſt du denn einen Grund unzufrieden zu ſein?"

„Das gerade nicht," verſetzte der Gemeine, „aber es iſt mir langweilig geworden. Ich will einmal zuſehen, was jetzt unter den Polen los iſt. Greifen Sie nicht erſt hinter ſich, Herr Corporal, ich habe in ihre Taſchenpiſtole heut früh Waſſer gegoſſen."

Auguſt zog die kleine Waffe hervor, die ihm der Vater beim Abſchiede geſchenkt hatte, und ſpannte den Hahn. „Ich hab's gemerkt, ich dachte, der geſtrige Gewitterregen wäre Schuld, ich habe aber friſch geladen." Und er richtete die Waffe auf den Ungetreuen, der ſich unterdeß durch einen Stoß weiter abgebracht hatte. „Komm zur Stelle zurück, Kerl, du weißt, daß ich dich niederſchießen muß, wenn du nicht gehorchſt."

„Ich laſſe es darauf ankommen," ſagte Böttcher ſich weiter ſchiebend. Der Schuß krachte. Böttcher hielt mit dem Kahn ſtill.

„Die kleinen Dinger treffen nicht weit. Daß Sie aber auf mich geſchoſſen haben, iſt mir um unſerer Freundſchaft willen unlieb," rief der Ausreißer nach dem Ufer herüber. „Zur Entſchädigung dafür nehme ich die

Montur unſeres braven Königs Knirps mit in das Polniſche, ſie giebt dort mehr Anſehen als ein Freipaß, denn die Polen traktiren jeden preußiſchen Ausreißer mit Branntwein. Adien, Herr Freicorporal, kommen Sie gut nach Hauſe. Halten Sie ſich auf dem Wege links, ſonſt gerathen Sie in den Modder.“ Er ſtieß den Kahn an das andere Ufer und verſchwand im Weidengebüſch. Auguſt ſteckte ſeine Piſtole in die Taſche und eilte zurück zum nächſten Dorfe. Dort erzwang er durch ernſte Vorhaltungen die Begleitung des Schulzen und einiger handfeſter Leute. Nach längerem Umwege kamen ſie über den Fluß und forſchten in den Grenzdörfern jenſeits nach dem Flüchtling. Er war bereits gemächlich über die Grenze gegangen. Da der Corporal wußte, daß die Verfolgung über die Grenze hinaus der Compagnie zwei Mann gekoſtet hätte, ſtatt des einen, ſo mußte er unverrichteter Sache über den Fluß zurück und ſeinen Weg allein fortſetzen. Wahrlich in düſtrer Stimmung. Denn er ahnte, daß die Flucht ſeines treuloſen Helfers ihm bei der Rückkehr üblen Empfang bereiten werde. Auch ſonſt waren ſeine Betrachtungen unerfreulich, die Sonne neigte ſich zum Untergang, er ſah um ſich eine öde Moorgegend, aus der er ſo bald als möglich herauskommen mußte, von der Garniſon war er noch weiter als einen ſtarken Tagemarſch entfernt, und ſein Geld ging zu Ende, denn er hatte dem angeworbenen Mann, der von allen Mitteln entblößt war, einen Vorſchuß auf das Handgeld gemacht. Er ſchritt alſo unzufrieden mit ſich und der Welt vorwärts und war froh, als er bei Sonnenuntergang aus den Sümpfen heraus in eine Kieferhaide gelangte. Der Abend wurde kalt und finſter, der Weg ſchien endlos, zuletzt erkannte er in einer Lichtung die Umriſſe einiger Gebäude und hörte Hundegebell. Er ging darauf los und kam an die Hütte eines Theerbrenners, den er durch ſtarkes Klopfen am Fenſterladen endlich bewog die Hausthür aufzuſchließen. Nach langen Verhandlungen erlaubte der ungefällige Mann ihm ein Nachtlager auf dem Heuboden, wo der Gaſt frierend und bekümmert, und keineswegs beruhigt über ſeine Sicherheit, ſich in halbem Schlummer umherwarf. Als er bei grauendem Morgen aufbrach, goß der Regen in Strömen und der Brenner weigerte ſich, etwas von dem einzigen Laib Schwarzbrot zu verkaufen, der den Vorrath des Hauſes ausmachte; kaum war Auskunft über den Weg zur nächſten Stadt zu erhalten.

Als Auguſt endlich eine kleine Landſtadt erreichte, war ſeine Kraft erſchöpft; müde, durchnäßt, hungrig und mit leerer Taſche zog er ein, und ſah auf dem Markte nach einem Quartier aus. Da ſtand an der Einfahrt des Eckhauſes ein junger Mann in Hemdsärmeln, rothbäckig, mit breiten Schultern und einer offenen Miene, welcher ihn anredete: „Herr Sergeant, wonach ſehen Sie ſich um?“ Auguſt antwortete: „nach einem guten Wirth.“

„Kommen Sie herein,“ ſagte der Mann. Er führte ihn in eine große Stube, in welcher eine hübſche junge Frau ſaß, ihr Kind auf dem Schoße. Die Stube war ſauber mit gelber Farbe getüncht, rothgeſtrichene Tiſche und Bänke ſtanden darin und im Ofen brannte ein wohlthätiges Feuer. Auguſt grüßte die Frau und frug, wie Soldatenbrauch war, nach dem Namen des Wirthes. „Ich heiße Schulze,“ ſagte dieſer, „und bin ein Brandenburger. Räume die Ofenbank, Pine, damit der Herr Sergeant ſich trocknet.“ Auguſt ſetzte ſich und genoß ſchweigend die behagliche Wärme, während der Wirth ihm mit untergeſchlagenen Armen zuſah. Endlich begann der Gaſt: „Lieber Herr Schulze, mich hungert.“

„Es iſt ſchon geſorgt,“ antwortete der Wirth.

„Aber geben Sie mir keine Mahlzeit,“ fuhr Auguſt fort, bedrückt durch ſeine Geldloſigkeit, „denn ich habe nur wenig in der Taſche.“

„Das wird ſich Alles finden,“ ſagte Schulze. „Es iſt Mittagszeit, und auch wir wollen eſſen. Sie müſſen vorlieb nehmen mit dem, was wir im Hauſe haben. Pine, decke auch für den Herrn Sergeanten.“

Die Frau ſetzte das Kind ihrem Manne auf das Knie und ging behend nach der Küche. Der Wirth ſah ihr wohlgefällig nach und nickte dem Gaſt zu: „Sie verſteht's.“ Darauf ließ er ſeinen Jungen auf dem Knie reiten, zuerſt langſam wie die Bauern, dann im Trabe wie die jungen Herren, bis der Kleine ins Feuer kam und ſeinerſeits durch „Hott“ und „Hü“ den Vater antrieb. Unterdeß legte die Wirthin ein reines Tiſchtuch auf und brachte die Speiſen, deren kräftiger Geruch den Hungrigen mit frohen Hoffnungen erfüllte.

„Kommen Sie, Herr Sergeant,“ ſagte Schulze, „Nichts geht über einen Teller Grützeſuppe, wenn man durchnäßt iſt.“

Der Gaſt aß wacker, ſo daß er ſich ſelbſt ſeines Appetits ſchämte, der Wirth aber gab ihm darin nichts nach, während er mit der Frau in freundlichem Zureden abwechſelte, und aus einer großen Kanne fleißig Kottbuſer Bier einſchenkte. Dabei erzählte der Corporal ein wenig von ſeiner ſächſiſchen Heimat und von dem Commando, welches ihn hierher führte, und verbarg nicht, daß ihm die Betrübniß der Leute, welche er aufgeſucht, die Arbeit oft ſchwer gemacht hatte.

„Ich glaub's wohl,“ ſagte der Wirth, „denn Manchen trifft es hart und grauſam. Jedoch dazu ſind wir Alle da, die Einen zahlen die Steuern, während die Anderen marſchiren, damit die Fremden Reſpect vor uns behalten. Als mein Großvater jung war, hauſten die fremden Kriegsvölker hier am Orte wie Mordbrenner und Kannibalen und die Bürger wurden wie die Hunde erſchlagen, von den Weibern und Kindern gar nicht zu reden. Als aber mein Vater jung war, hieben wir Brandenburger den Schweden, der ſich noch einmal in das Land gewagt hatte, mit unſeren Fäuſten hinaus; ſeitdem haben wir Sicherheit im Lande, unſern Weibern wird keine Schmach angethan und unſere kleinen Kinder werden nicht mehr unter die Hufe der Pferde geworfen. Wenn nur von den Herren Officieren Billigkeit geübt wird, ſo iſt die Laſt für das Volk zu ertragen. Unſere Landeskinder, ſoweit ſie wirklich eingezogen werden, dienen nicht gar lange, und kommen klüger nach Hauſe zurück, als ſie gegangen ſind. Ich denke, es iſt bei uns in Stadt und Land, obgleich wir viele Soldaten unterhalten, mit der Nahrung und dem Verdienſt nicht ſchlechter beſtellt als bei Ihnen in Sachſen oder anderswo in Deutſchland. Denn unſer König führt einen ſchweren Stock, aber er ſorgt auch wie ein Vater für die Blauen und für uns Andere in Hemdsärmeln."

Auguſt freute ſich über die kluge Rede, denn auch er fühlte zuweilen wieder den Stolz eines Preußen, und er ſaß mit ſeinem Wirth längere Zeit in gutem Geſpräch zuſammen, obwohl er die Mattigkeit immer noch merkte. Als er nach Tiſche aufbrechen wollte, forderte er ſeine Rechnung, da ſagte Schulze: „Drei Maß Bier zu einem Drittel, welches auf Sie kommt, macht ſo und ſo viel; das Eſſen bezahlt der liebe Gott."

Und als Auguſt ſich ſträubte dieſe Gaſtfreundſchaft anzunehmen, ſchnitt Schulze ſeine Einrede durch, indem er nachdrücklich begann: „Lieber Herr Sergeant, ich habe aus Ihren Worten gemerkt, daß Sie von gutem Herkommen ſind und zuweilen mehr Geld im Beutel haben als vielleicht heut. Bietet ſich Ihnen Gelegenheit, ſo können Sie damit einmal einem armen Soldaten etwas Gutes thun. Ich aber nehme von Ihnen weiter Nichts; der Herr hat mir ein gutes Stück Brot beſcheert; meine Frau, die Sie hier ſehen, habe ich geheirathet und dieſen Gaſthof mit dazu bekommen. Wir ſind glücklich in unſerem Hausweſen, warum ſollte ich Ihnen nicht dies Wenige angedeihen laſſen? Nehmen Sie vorwillen." Die Hausfrau ſprach leiſe zu ihrem Mann. „Die Frau ſagt mir eben," fuhr Schulze fort, „daß ich Sie zum ſpäten Nachmittage nicht fortlaſſen ſoll, weil Sie erſchöpft ſind. Nun weiß ich, daß Herrendienſt Allem vorgeht, aber wenn es Ihnen nichts verſchlägt, ſo ruhen Sie ſich erſt in einem ordentlichen Bette aus, heut kommen Sie doch nicht mehr weit und morgen holen Sie mit friſcher Kraft das Verſäumte ein. Das iſt Pine's Meinung und die Frau hat Recht. Schlagen Sie ein." — er hielt ihm die Hand hin. Auguſt ſchlug dankbar ein. Als er am anderen Morgen aufbrach, ſchritt er zwiſchen dem Wirth und der Wirthin bis zum Hausthor, wo zum letzten Abſchied auch noch das Kind dem Gaſte die Hand reichen mußte.

Herr Schulze und ſeine Frau wußten nicht, wie wohl ihre Freundlichkeit dem vereinſamten Jüngling that, der auf dem Weitermarſch immer daran dachte, daß ſein Vater gern hilfreich gegen Nothleidende geweſen war, jetzt zahlten Fremde dem Sohne die Gutthaten zurück. Auch ſein harter Dienſt dünkte ihm in dieſen Stunden nicht mehr eine unwürdige Sklavenarbeit, die einfachen Worte des Brandenburgers hatten ihn gemahnt, daß etwas Großes darin war.

Am ſpäten Nachmittag erreichte Auguſt die Garniſon. Da der Hauptmann nach Tiſche leicht unwirſch wurde, ſo beſorgte der Heimkehrende, daß ſein Aufenthalt bei dem freundlichen Wirth ihm jetzt ſeinen Rapport erſchweren könne. Dieſe Annahme betrog ihn nicht.

Als er eintrat, empfing ihn der Hauptmann mit Verwürfen über ſeine lange Abweſenheit, auch der Bericht über die gelungene Ausführung des Auftrags minderte den Unwillen nicht, und als der Corporal zuletzt die Flucht des Böttcher berichten mußte, verlor der Hauptmann alle Herrſchaft über ſich, ſchleuderte rohe Flüche auf das Haupt ſeines Untergebenen und beſchuldigte ihn der Willfährigkeit gegen den Entflohenen, und der Feigheit bei der Verfolgung. Da gerieth auch Auguſt in Zorn und rief mit blitzenden Augen: „Herr Capitain, ein ſolcher Angriff auf meine Ehre iſt ungerecht und unvernünftig.“ Der Wüthende riß den Degen aus der Scheide: „Ihr Höllenhund wollt noch raiſonniren?“ und drang mit der blanken Waffe auf ihn ein. Der Corporal ſprang, um ſich dem Trunkenen zu entziehen, zur Thür hinaus und die Treppe hinab, aber der Officier rannte ihm nach, fuchtelte ihn mit der Degenklinge auf dem Rücken und rief zu dem Feldwebel, welcher mit einigen Unterofficieren auf der Straße vor dem Quartier ſtand: „führt den Sacrementer in Arreſt.“

Auguſt hatte bis dahin das Glück gehabt, niemals die Züchtigung mit der flachen Klinge zu erfahren, welche den Unterofficieren und Junkern zugetheilt wurde, weil ſie den Betroffenen nicht die Ehre minderte, was die Stockſchläge gethan hätten, die den Gemeinen zukamen. Als er nun heut ſo ſchwere Kränkung erfuhr, wo er freundliche Billigung erwarten durfte, empörte ſich ſeine Seele gegen die Ungerechtigkeit, und wie der Feldwebel ihm nach dem Seitengewehr faßte, ſprang er zurück und legte die Hand an den Griff. Da drang der Hauptmann mit entblößtem Degen aufs Neue gegen ihn ein und hieb ihn über die Hand, daß das Blut hervorſpritzte. Die Unterofficiere drängten ſich in guter Meinung an den Verwundeten, um dieſen am Gebrauch ſeiner Waffe zu hindern, und der Feldwebel entriß ihm das Seitengewehr; er wurde auf die Wache geführt und dort auf Befehl des nachſtürmenden Hauptmanns mit der geſunden Hand an die Strafſäule geſchloſſen, während der Feldſcheer geholt ward die Wunde zu verbinden. Der Mann ſagte bedauernd: „es hat wenig gefehlt, daß Ihnen die Hand für immer gelähmt wurde.“

Auguſt ſaß totenbleich und trotzig in der ſtrengen Haft. „So mußte es kommen,“ dachte er, „damit ich der ungerechten Feſſeln entledigt werde. Lieber will ich dies mühſelige Leben in der Jugend endigen, als mich fernerhin in ſo ſchändlicher Weiſe zum Sklaven machen laſſen.“ Und kein tröſtendes Zureden der Unterofficiere vermochte ihm ein Wort abzugewinnen. Nach einer Stunde kam der Hauptmann, den der Vorfall ernüchtert hatte, in ganz veränderter Stimmung, er gebot den Arreſtanten loszuſchließen und verſuchte begütigende Worte, aber er erhielt nur die Antwort: „Ich war des Königs Unterofficier, aber nicht Ihr Sklave.“

Nach einigen Tagen wurde der Corporal zu dem gütlichen Verhör geführt, welches der kriegsgerichtlichen Unterſuchung vorausging. Dazu waren ein Premierlieutenant und der Auditeur vom Stabe geſandt, der Secondelieutenant von der Compagnie zugezogen. Auguſt wußte, daß er ſich vor einem Soldatengericht keines anderen ſchweren Unrechts ſchuldig gemacht hatte, als der Weigerung, ſein Seitengewehr abzugeben, und er verſuchte ſich zu vertheidigen: „Ich bin nie beſtraft worden, und fühlte in jenem Augenblick am tiefſten die Schande, auf der Straße arretirt und ohne Gewehr durch die Stadt nach der Wache geführt zu werden. Ich hatte nicht die Abſicht mich gegen die Verhaftung ſelbſt aufzulehnen, und wollte nur das Geſuch ſtellen, mich mit dem Seitengewehr nach der Wache gehen zu laſſen, als ich mit dem Degen angefallen und verwundet wurde.“ Darauf bat er zu Protocoll zu nehmen, wie der Hauptmann am erſten Tage der Rückkehr ſein Abſchiedsgeſuch behandelt, wie er ihn von der Fahne weg zu angeſtrengtem Dienſt in die Schreibſtube geſetzt und ihm zuletzt das ſchwierige Officierscommando zugetheilt habe. Er erzählte das Benehmen bei der Rückkehr, die ungerechten Vorwürfe, die ihm wegen der Deſertion des Böttcher gemacht worden, den nicht er, ſondern der Hauptmann ſelbſt ausgewählt. ‚Wie kann mir ein Vorwurf gemacht werden, daß ich ihn, der an meiner Seite ging, in den Kahn ſpringen ließ, da ich, auf ſeine Hilfe angewieſen, vier Wochen mit ihm im Lande umhergezogen bin, wo er jeden Tag eine Gelegenheit finden konnte zu entweichen? Was mir auch geſchehen möge, ich erkläre hier, daß ich mich keines ſtrafbaren Unrechts ſchuldig weiß, wohl aber mit bitteren Schmerzen fühle, daß ich grauſam behandelt und in meiner Ehre gekränkt worden bin.“

Als er in den Arreſt zurückgeführt ward, empfand er den beſten Troſt eines empörten Gemüthes, daß er ſeinem Herzen Luft gemacht und, was ihn lange bedrückt, freimüthig ausgeſprochen hatte. Die Haft wurde ihm durch die Theilnahme der Unterofficiere erleichtert; er vernahm auch, daß ſein Fall ſchwerlich vor ein Kriegsgericht kommen werde, und daß der Hauptmann für einige Wochen beurlaubt ſei.

Eines Abends ſaß der Corporal beim Kreuzerlicht über einem Buche, als Unterofficier Roncourt eintrat. Der Alte hatte ihn ſo oft beſucht, als der Dienſt geſtattete und durch ſein Geplauder bleiſchwere Stunden erträglich gemacht, heut ſah er ſehr ernſthaft aus: „Demoiſelle Friederike wünſcht Sie zu ſprechen.“ Auguſt fuhr in die Höhe: „Sie wiſſen, daß das unmöglich iſt.“

„Es iſt keiner von den Officieren bei Wege. Der Unterofficier der Wache ſitzt in der Stube und ſieht nichts, der Poſten unter dem Gewehr wird Ihnen den Rücken kehren. Sie müſſen innerhalb der Vergatterung bleiben; das Fräulein ſteht draußen. So können Sie mit ihr reden.“

„Was iſt geſchehen?“ frug Auguſt mit trüben Ahnungen.

„Sie geht fort,“ ſagte Roncourt traurig.

Der Jüngling eilte hinter ihm in's Freie. An dem Lattenzaun ſah er eine verhüllte Geſtalt, er ging auf ſie zu und ſuchte durch die Stäbe ihre Hand zu faſſen, die ſie ihm nicht entzog.

„Der Herr war meinem verſtorbenen Vater lieb,“ begann das Mädchen leiſe. Es iſt zum letzten Male, daß ich Sie ſehe und ich wollte Ihnen Lebewohl ſagen.“ Sie ſtützte ſich an den Zaun und weinte.

„Warum müſſen Sie fort?“

„Ich habe Herrn Roncourt genöthigt mir zu bekennen, woher die Unterſtützung kam, durch welche ich in der letzten Zeit hier erhalten wurde. Ich weiß jetzt, wie großmüthig der Herr an mir gehandelt hat und ich danke Ihnen dafür von ganzer Seele. Aber das darf nicht ſo fortgehen. Dem Andenken an meinen Vater bin ich ſchuldig mir andere Unterkunft zu ſuchen. Es iſt mir Ausſicht auf eine Stelle gemacht, morgen früh reiſe ich mit der Frau eines Kaufmanns ab.“

„Wohin?“ frug der Jüngling wie betäubt.

„Fragen Sie nicht, Monſieur König, vergeſſen Sie mich; nein, denken Sie zuweilen an mich wie an eine Verſtorbene; ich werde Ihrer Herzensgüte gedenken, ſo lange ich lebe.“ — Er fühlte den bebenden Druck ihrer Finger, da zog er in der Bewegung ihre Hand durch den Zaun und küßte dieſe. Das gebeugte Mädchen richtete ſich auf und ſagte faſt freudig: „Ich danke Ihnen für dieſen letzten Gruß. Ich gelobe dem Herrn, wenn er in Zukunft jemals von mir erfährt, es ſoll demſelben nicht leid thun, daß er einem Mädchen von meiner Lage die Hand geküßt hat.“ Sie zog ihr Tuch um ſich, und kaum hörbar klang ihr Lebewohl, dann verſchwand ſie in der Dunkelheit; der Gefangene aber legte ſein Haupt an den Zaun, der ihn von ihr ſchied.

Auch dieſes Band, welches ihn noch in der Garniſon feſthielt, war zerriſſen. Er ſaß den Reſt des Abends in dumpfem Schmerze auf ſeiner Bank und ſuchte ſich mit dem Gedanken zu ermuthigen, daß ſolche Freundſchaft auf die Länge doch nicht ohne Worte und Verkehr geblieben wäre. Und was hätte dann werden ſollen? Erſt in dem Weh, welches er nach der Trennung fühlte, wurde ihm bewußt, wie ſehr ſein Herz an der Verſchwundenen hing. Als der Franzoſe wieder eintrat, machte er ihm heftige Vorwürfe, daß er gegen das Abkommen den Antheil des Jünglings an den Sendungen verrathen habe.

Roncourt ſtellte ſich feierlich vor ihn hin: „Sie haben Grund, Monſieur König, mit mir unzufrieden zu ſein, und wenn Sie auf Genugthuung beſtehen, ſo werde ich mich nicht weigern. Aber mir blieb keine Wahl, denn Demoiſelle Friederike forderte die Mittheilung um ihrer Ehre willen, und ſie hatte ein Recht dazu. Wenn Ihnen, dem jungen Manne, leid iſt, daß ſie geht, was ſoll ich, der Alte, ſagen, der mit ihr faſt Alles verliert, was ſeinem Leben eine Freude war? Sie hat mir den Vogel in Koſt gegeben, wollte ihn aber nicht verſchenken, denn ſie meinte, er wäre ihr vor aller ihrer Habe lieb, und ſie hoffe, mich und den Vogel noch einmal wiederzuſehen. An den Troſt muß ich mich halten.“

Die Haft hatte einige Wochen gedauert, als der Feldwebel eilig den Gefangenen aufrief. „Mein Herr Bruder ſoll ſogleich zum Major Vogt kommen; dieſer iſt aus dem Stabsquartier eingetroffen und ich denke, er bringt auch in deiner Sache die Sentenz.“ Auguſt gerieth in große Bewegung, der Ueberbringer ſeines Urtheils erſchien ihm glückverheißend, dennoch bangte ihm jetzt vor der Entſcheidung. Sein Empfang belehrte ihn, daß die Sorge nicht unbegründet war, denn der Major begann mit ſtrenger Miene: „Ihr habt euch gegen euren Capitain ſchwer vergangen, ihr habt ihm ins Angeſicht ſein Verhalten ungerecht und unvernünftig geſcholten, und habt euch, die Hand am Seitengewehr, der Verhaftung widerſetzt. Wenn er darauf die blanke Waffe gebraucht hat, ſo habt ihr euch Glück zu wünſchen, daß ihr nur mit einem leichten Hiebe davon gekommen ſeid, ein Anderer hätte euch ſchlimmer mitgeſpielt. Seine Hoheit der Markgraf haben mir befohlen euch dieſe Ordre vorzuleſen: Der Freicorporal König hat künftig den Reſpect gegen ſeinen Capitain beſſer zu beobachten, widrigenfalls man ihn mit der empfindlichſten Strafe belegen wird. Für diesmal iſt er wegen ſeiner Jugend und bewieſenen Application aus beſonderer Gnade zu pardoniren, auch wieder in Dienſt zu ſtellen. — Dankt unſerem gütigen Chef,“ ermahnte der Major wieder gebieteriſch, „wäret ihr in meiner Compagnie geweſen, es wäre euch viel ſchlechter ergangen.“

„Hätte doch der Himmel gefügt, daß mir dieſes Glück zu Theil geworden wäre,“ antwortete Auguſt, „der Dienſt iſt mir im letzten Jahre ſchwer gemacht worden.“

„Harter Dienſt erzieht eher zum Soldaten, als leicht gewonnene Zufriedenheit,“ ſagte der Major. Dann fuhr er in anderem Tone fort: „Mit großem Bedauern habe ich den Tod eures Vaters vernommen, eure Anzeige fand ich erſt in dieſen Tagen bei meiner Rückkehr vor. Wäre der würdige Mann noch am Leben, und hätte er von dieſem Streit mit eurem Hauptmann gehört, er würde euch mit den Worten ermahnt haben: Mein lieber Sohn, dein Hauptmann darf gegen dich nicht Unrecht behalten.“ Und er legte ihm väterlich ſeine Hand auf die Schulter.

Das warme Wohlwollen, welches hinter dieſer Mahnung erkennbar wurde, gab dem Corporal den Muth, ſein früheres Geſuch um Entlaſſung zu erwähnen und für jetzt wenigſtens um Urlaub zu bitten. Da aber furchte ſich die Stirn des Majors. „Ein ſolches Geſuch vermag ich nicht zu befürworten, auch iſt die Zeit dafür übel gewählt. Es ſtehen Verwicklungen bevor, welche einem Soldaten verbieten, ſeine Fahne zu verlaſſen.“ Mit dieſem Beſcheide mußte Auguſt vorlieb nehmen. Als der Hauptmann einige Tage darauf in die Garniſon zurückkehrte, frug er erſtaunt den Corporal. „Wie? Seid ihr los? Was habt ihr für Strafe bekommen?“

„Der hohe Chef hat mich begnadigt.“ Da ſagte der Hauptmann: „Haben gute Freunde diesmal bei Seiner Hoheit für euch geſprochen, ſo werde ich euch von heut ab auf den Dienſt paſſen. Sobald ich die geringſte Widerſetzlichkeit merke, ſollt ihr die Bekanntſchaft mit meinem Degen in ganz anderer Weiſe machen als bisher.“

Der Unteroffizier ſchwieg und machte kehrt.

## 3.

## Von Thorn nach Berlin.

Fritz hatte ausſtudirt, war Magiſter geworden und hatte die Prüfung beſtanden, welche ihn zur Uebernahme eines geiſtlichen Amtes berechtigte. Durch ſeine Profeſſoren war er einem Grafen aus Hannover empfohlen, welcher am engliſchen Hofe lebte und einen Erzieher für ſeinen Sohn ſuchte; zum Winter ſollte der neue Candidat mit der Familie des Grafen nach London abreiſen, jetzt kehrte er in die Heimat zurück, froh der guten Ausſichten für ſeine Zukunft.

Er fand die Mutter erkrankt. Seit dem Tode des geliebten Mannes war ihre Geſundheit erſchüttert; die traurigen Nachrichten, welche ſie von Auguſt erhielt, hatten ihr die letzte Kraft genommen. Weinend ſaß ſie neben dem Sohne, der jetzt an Stelle des Gatten das Haupt der Familie werden ſollte, und hielt gerade den Brief in der Hand, in welchem Auguſt von der Tyrannei des Hauptmanns und von ſeinem Arreſt geſchrieben, als Frau von Borsdorf eintrat. Auch dieſe hatte einen traurigen Brief in der Taſche und fand kaum höfliche Worte, um ihre Freude über die glückliche Heimkehr des Herrn Candidaten auszudrücken. Beide Mütter hatten einander lange das Unglück ihrer Kinder zu bergen geſucht, heut aber vermochte Dorchen's Mutter mitfühlender Herzen nicht zu entbehren. Sie zog unter Thränen den Brief der Tochter hervor. Dorchen war nicht mehr bei ihren Verwandten, ſondern hatte ſich in der Stadt Thorn unter Vermittlung der Frau Bürgermeiſterin Zernecke bei redlichen Leuten eingemiethet. Dort aber war ihr Aufenthalt nicht ſicherer geworden: die Stadt unter den Händen wilder polniſcher Banden, in den Familien der Bekanntſchaft Schrecken und Todesangſt, ſo daß die Tochter flehentlich bat ihr nach der Heimat zurückzuhelfen. Als Frau von Borsdorf über dem Briefe die Hände rang, ſagte Fritz: „Ich bin bereit zur Stelle abzureiſen, um Fräulein Dorchen zu holen, wenn mir Frau von Borsdorf das Zutrauen ſchenkt und die liebe Mutter mir's geſtattet. Den Rückweg nehme ich durch das Preußiſche, vielleicht vermag ich dem Bruder in irgend etwas zu helfen."

Frau von Borsdorf war allzu bewegt, um die ſchicklichen Einwendungen gegen das angebotene Opfer vorzubringen, ſie nahm es mit gerührtem Danke an, auch der Mutter war willkommen, daß Fritz bei dem Bruder vorſprechen wollte, denn ſie ſetzte bereits auf die Umſicht ihres Aelteſten ein feſtes Vertrauen. Und Fritz trat, nachdem er ſich die nöthigen Päſſe beſorgt hatte, unter den Segenswünſchen der Frauen die polniſche Reiſe an.

An einem kalten Decembertage fuhr er über die lange Holzbrücke der Weichſel. Ueber ihm bargen dunkelgraue Wolken das Sonnenlicht, ein kalter Sturmwind heulte ihm aus den Steppen des Oſtens entgegen, unten wälzte der Strom ſeine hochgeſchwollenen Fluthen dem Meere zu, ſchäumte und gurgelte zornig an den Eisböcken und Pfählen der Brücke. Die vielthürmige Stadt vor ihm war mit Mauern und Baſtionen umſchanzt, aber die Erdwerke ſtanden zerriſſen, und die Mauern durchlöchert von der letzten Belagerung her, das Stadtthor war mit einer polniſchen Wache beſetzt, welche den Reiſenden anherrſchte und erſt nach langem Aufenthalt einließ. Da Friedrich in den Straßen ein wirres Menſchengedränge ſah, ſtellte er ſein Fuhrwerk in eine Herberge am Thor und ging, ohne ſich aufzuhalten, vorwärts.

Er betrat eine anſehnliche Stadt, um ihn ragten hohe Häuſer, von denen viele alte Steinverzierung wieſen, und große Kirchen mit Strebepfeilern; es war viel fremdes Volk in den Gaſſen, verwegene Geſtalten mit wirrem Haar in geflickten Pelzen; auch polniſche Reiter in ihrer fremden Tracht ſchritten zu dreien oder vieren mit klirrendem Säbel ſtolz durch die Menge. Aber die deutſchen Bürgersleute trieben auf der Straße verſtört umher, alle mit finſteren Mienen, viele verhärmt und bleich; in den Hausthüren ſtanden die Weiber bei einander und rangen die Hände, auch wohlgekleidete Männer gingen gebückt und ſcheu ihren Weg dahin. Den Fremden beachtete Niemand, ja, ihm ſchien es, als wenn Männer und Frauen die Blicke von ihm abwendeten. Er kam zu einer Unglücksſtunde. War eine Peſt ausgebrochen oder ein Feind in das Land gefallen? Lange ſah er keinen ruhigen Mann, den er ſich zu fragen traute. Ein Trupp polniſcher Trabanten zog dem Markte zu, wilde Geſellen mit großen Schnauzbärten, in langen Pelzröcken, die Hellebarden in der Fauſt. Sie nahmen die ganze Breite der Straße ein, und er wurde an der Marktecke zur Mauer eines Hauſes gedrängt, wo Rüſtzeug durcheinander lag. Von da blickte er über den Platz; er war mit Gruppen ſchweigender Stadtleute gefüllt, die auf ein Gerüſt von Bohlen und Brettern ſtarrten, über welchem die Zimmerleute arbeiteten. Kein lautes deutſches Wort wurde gehört, zuweilen nur ein polniſcher Zuruf der Arbeiter. Als er auf die ſteinerne Thürſchwelle des Eckhauſes trat, fand er die Thür halb geöffnet, und dahinter einen bejahrten Mann in Bürgertracht, auch dieſen mit einem unheimlichen Ausdruck von Schrecken und Trauer. Da faßte er ſich ein Herz und frug höflich nach der Wohnung des Herrn Rath Roesner. Als der Bürger deutſche Worte hörte, kam er aus dem Hausflur hervor, aber nach der Anrede ſah er den Fragenden ſo überraſcht und argwöhniſch an, daß Friedrich rief: „Um Gotteswillen, was geht hier vor? Ich bin ein Fremder, ſoeben angekommen. Sie ſind der erſte, den ich zu fragen wage.“ —

„Sie ſind ein Fremder?“ wiederholte der Mann grimmig, „und Sie wollen Herrn Rath Roesner beſuchen? Warten Sie noch einen Tag, dann können

Sie ihm von dieſer Hausthür gerade ins Geſicht ſehen, wenn er auf dem Gerüſt kniet und ſein Kopf von den Schultern fällt.“ Friedrich trat entſetzt zurück. Als der Bürger den Schrecken des Fremden ſah, brach er klagend heraus: „Als noch Keiner wußte, was kommen würde, mir hat es geahnt, denn da oben“ — er wies über ſich — „griff ſeine Hand nach dem Armenſündergewand, und ich ſah, wie er vor den Blutflecken ſchauderte.“ Dem Jüngling fuhr in ſeinem Schrecken die Ahnung durch die Seele, daß er vor dem Hauſe ſeiner Väter ſtand. „Wollen Sie geſtatten, daß ich für kurze Zeit eintrete?“ bat er tonlos.

Der Hausherr ſchloß hinter ihm die Hausthür und öffnete ſeine Stube. „Setzen Sie ſich,“ ſagte er auf einen Lederſtuhl weiſend, „ich merke, auch Sie ſind erſchrocken. Sind Sie evangeliſch?“ Friedrich nickte: „Ich bin Candidat der Theologie.“

„Und Sie wollten zu unſerem Herrn Rath?“ frug der Wirth kopfſchüttelnd weiter, „woher ſind Sie denn, daß Sie das Unglück nicht wiſſen?“

„Ich komme auf geradem Wege aus Kurſachſen.“

„Da kommen Sie zur rechten Stunde, um mit anzuſehen, was Ihr Kurfürſt, der bei uns König von Polen heißt, den Deutſchen für ein Feſt bereitet. Weil der Pöbel den polniſchen Studenten die Fenſter des Collegiums eingeſchlagen hat, ſollen morgen neun Bürger und Bürgerskinder geköpft und geviertheilt werden und dazu unſere beiden Herren Bürgermeiſter, den Polen und Pfaffen zur Satisfaction.

Friedrich ſtand ſchweigend am Fenſter, ſah vor ſich das Gerüſt und die dunklen Geſtalten darauf. Nach einer Weile begann er: „Wundern Sie ſich nicht über mein Benehmen, Herr Hannus; mein Name iſt König, und Vorfahren von mir haben in alter Zeit dies Haus beſeſſen.“

„Kennen Sie meinen Namen,“ rief der Bürger erſtaunt, „ſo iſt mir auch der ihre nicht fremd, die Herren Conſuln haben ihn genannt, und dieſer Bekanntſchaft wegen hat auch die Frau Bürgermeiſterin das ſächſiſche Fräulein bei uns in Koſt gegeben.“

„Iſt Fräulein Dorothee in Ihrem Hauſe?“ frug der Jüngling, und geſchwunden waren im Nu der Zorn und die Trauer. Der Bürger wies über ſich. „Sie wohnt oben, die Stube iſt neu eingerichtet, auch ein Ofen iſt darin.“

Fritz ſprang die Treppe hinauf; er pochte an eine Thür und vernahm das „Herein“ einer Stimme, deren ſüßer Ton ihm in den Jahren der Trennung oft im Ohr geklungen hatte. Als er das geliebte Mädchen an dem alten Fenſter mit Glasrauten ſitzen ſah bei einem Gebetbuche, blieb er auf der Schwelle ſtehen.

Dorchen fuhr in die Höhe und ſchaute die große Geſtalt, ein roſiges Licht überzog ihre Wangen und ſie hielt ſich in freudigem Schreck an die Tiſchecke. Das war das Antlitz des Jugendfreundes, aber er war zum Mann geworden, die Züge feſt, breit die Bruſt, ſicher die Haltung und der Wuchs noch höher als ſie ſich gedacht. Als er ſprach: „die Mutter ſchickt mich, das liebe Fräulein nach Hauſe zu holen,“ da brachen ihr die Thränen aus den Augen und ſie flog ihm mit einem Freudenruf entgegen. In ſchnellem Tauſch von Frage und Antwort ſuchten Beide ihrer Bewegung Herr zu werden. Fritz berichtete haſtig von der Heimat und von der Trauer der Mutter, und während er ſie an der Hand hielt, erzählte ſie von allem Leid, das ſie in ſchweren Jahren ſtill getragen: von dem Unglück ihrer Couſine, welche krank und durch den rohen Gatten vernachläſſigt allen Halt verloren hatte und in devoten Bußübungen Hilfe ſuchte, dann von dem wilden polniſchen Haushalt, von der Unordnung und Vergeudung, und daß ſie ſelbſt bei allem Glanze, der ſie umgab, doch durch die Verwandten hart wie eine Dienerin behandelt worden ſei; und zuletzt von dem Einzug eines zügelloſen Troſſes polniſcher Edelleute in das Schloß und von ihrer Flucht. Es kam heraus, obgleich ſie es zu verbergen ſuchte, daß man ihr die Zumuthung geſtellt hatte, an den Gelagen theilzunehmen, welche mit gefälligen Frauen der Umgegend dicht neben den Zimmern der kranken Schloßherrin begangen wurden. Ein trunkener Hauſe polniſcher Junker war ihr eines Abends bis in die Stube der Kranken gefolgt, und ſie hatte ſich an dem Bett ihrer Couſine feſtgeklammert, um die Zudringlichen abzuwehren. Da war ſie am nächſten Morgen, als noch Alles ſchlief, begleitet von einem deutſchen Diener der Woywodin, aus dem Schloſſe abgereiſt und hatte in der Stadt Zuflucht geſucht. Auch hierher hatten ſie die Bekehrungsverſuche der Geiſtlichen verfolgt, und der Rector des Collegiums war mehremal zu ihr gekommen und durch ſeine Ermahnungen beſchwerlich geworden.

Dem Theologen wurde heiß bei dem Gedanken an die Gefahr, in welcher die Seele des Mädchens geweſen, und er frug zuerſt: „Es iſt den Fremden doch nicht gelungen, Zweifel in dem Gemüth des lieben Fräuleins zu erregen?“ Aber ihre Antwort beruhigte ihn: „Auch ich habe in dem Umgange mit Ihrem ſeligen Vater einen Schutz gewonnen.“

„Wie aber ſteht es mit Ihrer Sicherheit?“ fuhr Fritz in ſeiner Angſt fort. „Hat der Pole Sie nicht als ſeine Verwandte zurückgefordert?“

„Ich habe es gefürchtet,“ antwortete Dorchen, „doch iſt es nicht geſchehen. Ehe ich aus dem Schloſſe ging, flehte ich die Couſine fußfällig an, mich ohne Hinderniß ziehen zu laſſen und bis zur Heimreiſe vor Verfolgung zu ſchützen. Das verſprach mir die Arme in Wehmuth, ich verdanke wohl ihrer Fürbitte, daß man mich von dort her unbeachtet ließ.“ Und in überſtrömender Bewegung rief ſie aus: „Wie ein Engel des Himmels erſchien mir der Herr Candidat, als er in der Thür ſtand. Denn Tag und Nacht flehte ich um Rettung aus dieſer Stätte des Unglücks. Hier im Hauſe habe ich menſchenfreundliche Pflege gefunden, aber jetzt iſt auch hier Alles verſtört.“ Fritz ſah ſich in dem Zimmer um. „Dies iſt die Stube,“ ſagte Dorchen leiſe, „dort an der Wand ſtand der Schrank mit dem blutigen Gewande, und ich habe mich oft des Abends gefürchtet, wenn ich hier allein ſaß.“

Die Frau des Hausbeſitzers trat herein. Fritz dankte ihr im Namen der Familie, und die Rede kam auf die Schrecken der Gegenwart.

Im Gaſthofe, der mit polniſchem Kriegsvolk gefüllt war, fand der Reiſende mit Mühe ein Unterkommen. Der muthloſe Wirth wies ihn ab und es bedurfte der Fürſprache eines entſchloſſenen Hausknechts: „Wir dürfen doch unſere Vettern aus dem Deutſchen nicht wegen der polniſchen Schnauzbärte wegjagen? Da iſt noch das Stübchen neben dem Hamburger Kaufmann, die beiden können ſich mit einander unterhalten.“ Auf dieſe Empfehlung wurde Fritz angenommen und fand in ſeinem Stubennachbar, der ihm an der Treppe entgegentrat, einen artigen jungen Mann, welcher über den jämmerlichen Zuſtänden die gute Laune nicht verloren hatte und höflich ſagte: „Ich habe ſeither bedauert, daß hier keine Geſchäfte zu machen waren, jetzt werde ich dafür durch die Ankunft des Herrn und das Vergnügen ſeiner Nachbarſchaft entſchädigt. Kann ich Ihnen in dieſer verwirrten Stadt behülflich ſein, ſo bin ich zu allen Dienſten erbötig.“ Darauf ſtellten die Herren ſich einander vor. Als der Hausknecht den Namen König hörte, wurde ſein Geſicht noch ſchlauer, als es zuvor geweſen, er erklärte dem Gaſte: „Dieſer alſo iſt Herr Buſchmann, ich aber heiße Schlegel.“ und bewies ihm fortan in den kleinen Dienſten des Hauſes die größte Aufmerkſamkeit.

Als Fritz das Fräulein wieder ſah, ſagte er: „Noch etwas Schweres habe ich mitzutheilen. Wenn die Sorge um Ihre Sicherheit es geſtattet, ſo muß ich ſogleich unſere Geiſtlichen aufſuchen und mich erbieten ihnen in ihrem heiligen Amte bei den Verurtheilten zur Seite zu ſtehen. Denn ich höre, daß bereits Einige der Prediger in eigener Todesgefahr geflohen ſind, und daß die übrigen durch die Jeſuiten bedroht werden, weil ſie von ihrer Pflicht nicht weichen wollen. Da wird ihnen vielleicht die Hilfe eines Landsmanns willkommen ſein."

Dorchen wagte kein Wort des Widerſpruchs, obwohl ſie ſich um die Gefahr des Jugendfreundes ängſtigte, ſie hüllte ſich ſchnell in die Enveloppe und führte ihn zu ihrem Bekannten, dem Herrn Prediger Köhler. So ſtark war die Spannung dieſer Tage und ſo verzweifelt die Stimmung, daß der ehrwürdige Herr dem Fremden, nachdem dieſer ſein Anerbieten gethan, weinend um den Hals fiel und ihn ſogleich zur Begleitung aufforderte. Bis zur Nacht weilte Friedrich in den Zellen der Verurtheilten. Dann ſaß er ſtill und bleich im Hauſe ſeiner Vorfahren, umgeben von der liebevollen Sorge der Hausgenoſſen. Als Dorchen in zärtlicher Beſorgniß ihn bat, auch an ſich ſelbſt zu denken, ſagte er: „Bedauern Sie mich nicht meines Amtes wegen, wünſchen Sie mir Glück, denn ich habe heut Großes erlebt; bedauern Sie vielmehr uns alle darum, daß es ein deutſcher Fürſt und unſer Landesherr iſt, welcher dieſes gräuliche und in der Chriſtenheit unerhörte

Bluturtheil gegen Deutſche hierher geſandt hat. Morgen früh aber bitte ich das Fräulein und unſere Gaſtfreunde die Fenſter des alten Hauſes zu verhängen, die Thür verſchloſſen zu halten und in einer Hinterſtube für die Armen zu bitten, damit das Schreckliche von Ihren Augen fern bleibe.“

Am nächſten Tage wurde zuerſt Herr Conſul Roesner im inneren Hofe des Rathhauſes mit dem Schwert gerichtet, dann auf offenem Markt, grauſam und unter Martern, neun Bürger und Bürgerſöhne, von denen mehre an dem Tumult gar nicht betheiligt waren. Als Friedrich in der Schreckensſtunde den Zug der polniſchen Reiter ſah, welcher das Schaffot umringte, das fremde Kriegsvolk an den Ecken des Marktes, und auf dem traurigen Gerüſt die Unglücklichen im Armenſünderkleide, da wirbelte in ſeinem Haupte Gegenwärtiges und Vergangenes, was er vor ſich ſah und was einſt an derſelben Stätte geſchehen war, wild durch einander. Waren es Fremde, die vor ſeinen Augen geopfert wurden, war es einer ſeiner Vorfahren, oder war er es ſelbſt, der in Todesnoth ſtand? Die Schläge der Totenglocke klangen ihm wie ein Schreckenston, den er ſchon einmal in ſeiner Kindheit gehört. Und als einer der Verurtheilten, der im Preußiſchen geboren war und den er im Gefängniß beſucht hatte, mitten in dem Totengebet mit heiſerer Stimme murmelte: „unſer König wird uns rächen,“ da wußte Friedrich auch, daß er die wilde Rede nicht zum erſten Mal hörte; ſchon früher vor langer Zeit, ob im Wachen oder im Traume, war der Ruf nach Rache in ſein Leben gedrungen. Und ihm war, als ob alle Büßer im Armenſünderkittel ſich gegen ihn neigten und mit heißerer Stimme von ihm die Rache heiſchten. Lange ſtand er ſo, gepeinigt durch einen Sturm der Leidenſchaft, und er faltete in der Bedrängniß die Hände. Da ſtieg das Bild ſeines verſtorbenen Vaters vor ihm auf, er dachte an das klare, feſte, liebevolle Weſen, neigte das Haupt und bat in der Weiſe des Vaters, daß der Himmel ihm ſeine Seele feſtigen möge gegen die Dämonen der Wuth und Rachſucht. —

Gern hätte Friedrich ſeine Jugendfreundin an demſelben Tage hinweggeführt, aber der Fuhrmann verweigerte die Fahrt. In der Stadt waren die Häuſer geſchloſſen, weil man eine Plünderung durch die Polen befürchtete, aus der Umgegend kamen Schreckensgerüchte von bewaffneten Banden, welche den Deutſchen auflauern ſollten. So wurde er gezwungen noch mehre Tage zu verweilen. Er ſah in dieſer Zeit den zweiten Bürgermeiſter, Herrn Zernecke, für den ſich der Adel der Umgegend verwendet hatte und deſſen Schickſal noch unſicher zwiſchen Leben und Tod ſchwebte; der milde und ergebene Mann fand einen Troſt darin mit dem deutſchen Landsmann von dem traurigen Schickſal ſeiner Stadt zu reden und von der unſichern Zukunft des polniſchen Preußens an der Weichſel. In dieſen Tagen war auch der Hamburger zuweilen ein willkommener Geſellſchafter, er bewies ſich als ein kaltblütiger und beherzter Mann, der mit Verachtung in die wilde Unordnung hineinſah und die Sorge um das eigene Behagen nicht vergaß. Er blieb dem Sachſen treu zur Seite und machte bei Gängen durch die Stadt gern den Führer.

Als der Hamburger erfuhr, daß Friedrich mit einem Fräulein, welches ihm anvertraut ſei, nach Berlin abreiſen wolle, ſagte er warnend: „Möge der Herr nicht für anmaßend halten, wenn ich einwende, daß der Weg bis an die preußiſche Grenze noch keineswegs ſicher iſt. Die Polen ſind wie aufgeſtörte Horniſſen in Bewegung, und ein ſächſiſcher Paß wird den Herrn nicht ſchützen. Derſelbe braucht entweder eine polniſche Eskorte oder einen Paſſirſchein von den großen Woywoden der Gegend.“

„Beides habe ich nicht,“ verſetzte Fritz bekümmert, „ich muß es darauf ankommen laſſen.“ Herr Buſchmann ſchüttelte den Kopf: „Ich möchte dem Herrn nicht zudringlich erſcheinen; doch da auch ich in das Deutſche zurückkehre, ſo wage ich den Vorſchlag, daß wir die Reiſe bis Berlin miteinander machen und uns in die Koſten theilen; ich habe mir Paſſirſcheine verſchafft und meine Gegenwart könnte Sie vor Unannehmlichkeiten von Seiten der Polen bewahren.“

Der Candidat empfand, daß er dafür dankbar ſein müſſe, und doch war ihm die Geſellſchaft des Fremden durchaus nicht willkommen. Er entſchuldigte ſich deshalb höflich, daß er dem Fräulein die Entſcheidung überlaſſen müſſe. Als er zu Dorchen von dem Anerbieten ſprach, nahm ſie es eifriger an, als ihm lieb war. „Mir iſt der Gedanke fürchterlich, daß Sie meinetwegen noch in Gefahr kommen könnten."

Als er aber den Tag vor der Abreiſe in das Hofthor trat, winkte ihm der Hausknecht nach dem Stall und begann, auf den Beſen wie auf ein Scepter geſtützt: „Herr Candidat König, Sie ſind ein guter Mann, aber Ihr Bruder iſt ſchlauer."

„Wie, Schlegel, du kennſt meinen Bruder?" frug Friedrich überraſcht.

Der Knecht nickte. „Jetzt bin ich nur ein Schlegel, früher war ich der Böttcher ſelbſt, und ſtand mit Ihrem Bruder in einer Compagnie. Ich bin der Veränderung wegen deſertirt. Aber dieſe polniſche Schlächterei gefällt mir nicht," — er ſpuckte zornig aus — „ſogar die Henker ſind hier betrunken. Und ſollten Sie Ihren Bruder wiederſehen, ſo ſagen Sie ihm: wenn mir der Hauptmann einen Pardonbrief ſchickt, ſo komme ich zur Compagnie zurück. Das iſt mein Geſchäft, ich aber wollte von dem Ihren reden. Ich habe Sie zu dem Hamburger gebracht, weil Sie von der richtigen Größe ſind, und ich dem ſplendiden Herrn eine Freude verſchaffen wollte. Als ich aber Ihren Namen hörte und von Ihrer Verwandtſchaft mit Markgraf Albrecht, thaten Sie mir leid, obgleich Ihr Bruder auf mich geſchoſſen hat."

„Ich verſtehe dich nicht," ſagte Fritz ungeduldig.

„Das iſt's ja eben, Ihr Bruder würde mich ſchon verſtehen. Nämlich der dort oben iſt kein Hamburger und heißt nicht Buſchmann, ſondern iſt ein Edelmann und ein preußiſcher Werbeofficier, welcher Sie eingefangen hat. Leicht genug haben Sie es ihm gemacht."

„Du kommſt ſogleich mit, ich werde ihm deine Ausſage vorhalten."

„Ich werde nicht kommen und Ihnen würde das auch nichts nützen," verſetzte Böttcher. „Denn wenn Sie ihn hier abſchütteln, was Sie ja leicht können, ſo reiſt er Ihnen nach und läßt Sie als Rekruten arretiren, ſobald es ihm im Preußiſchen gelegen iſt."

„Und wenn ich nicht über Berlin zurückkehre?"

„Dann reiſt er Ihnen durch Polen nach, und Sie mögen ſich verlaſſen, daß er auf dem Wege für ſein Geld Helfer findet, welche Sie feſtnehmen."

„Du unterſtehſt dich mit mir zu ſcherzen."

„Nein," verſetzte Böttcher, „Sie haben mehr als zwölf Zoll, da hört aller Spaß auf. Wer ſo groß iſt, kommt nach Potsdam, das iſt wie Amen in der Kirche, mag er ein Ruſſe oder ein Engländer ſein. Mich wunderts, daß Sie als Student den Werbern entlaufen ſind."

„Sagſt du mir das, um mich zu ſchrecken, ſo wiſſe, daß ich nicht furchtſam bin. Redeſt du in guter Abſicht, ſo ſprich kurz, wie die Gefahr zu meiden iſt."

„Sie wollen durch das Preußiſche?" frug Böttcher.

„Ich habe ein Geſuch an den König."

Böttcher pfiff durch die Zähne: „Dies wird Knirpſen ſchon recht ſein. Doch das iſt Ihre Sache. Für dieſen Fall iſt meine Meinung: der Hamburger reiſt auf Werbung für einen mächtigen Mann, für den Fürſten

Leopold von Deſſau. Das weiß ich, weil er ſo unvorſichtig war, durch mich einen Brief an den Feldmarſchall auf die Poſt zu ſchicken. Deshalb wird ihm viel daran liegen, Sie wohlbehalten in Berlin abzuliefern; denn wenn er Sie auf dem Wege dorthin bei einem Regiment feſthalten läßt, ſo behält Sie das Regiment und ihm entgeht ſein Fang. Darum meine ich, daß Sie bis Berlin, ſo lange er Ihnen nicht mißtraut, durchaus nichts von ihm zu fürchten haben, zumal auch eine Demoiſelle von Adel bei Ihnen iſt. In Berlin aber dürfen Sie nicht in das Quartier gehen, zu dem er Ihnen rathen wird, ſondern müſſen einen Schutz ſuchen und Ihre Wege vor ihm verbergen. Ich kenne die Schliche, denn ich ſelbſt war eine Zeitlang im Dienſt eines Werbers, und ich weiß auch, daß die vom Regiment Schulenburg und Markgraf Albrecht, welche hier zunächſt an der Grenze liegen, meinem Hamburger auf den Dienſt lauern, weil er ihnen die größten Leute für den Deſſauer wegfängt.

Fritz antwortete: „Laß mich eine Weile nachdenken.“ Er ſetzte ſich auf eine Bank, und Böttcher fuhr mit dem Beſen umher. Nicht lange und der Jüngling ſprach aufſtehend: „Deiner Rede glaube ich; deinem Vorſchlag aber folge ich nicht, und den Betrüger nehme ich nicht mit auf die Reiſe. Doch wenn du ſelbſt in das Preußiſche zurückwillſt und deinen Dienſt hier ſogleich aufgeben kannſt, ſo führe ich dich bis Berlin als meinen Bedienten mit.“ Böttcher ſah ihn groß an: „Sie ſind doch klüger, als ich dachte. Jetzt laſſen Sie mich überlegen. Fort von hier kann ich jeden Augenblick, gehe ich mit Ihnen, ſo weiß der Hamburger, daß ich ihn verrathen habe, er wird ſich an mir rächen wollen und fängt er uns, ſo ſchlägt er zwei Fliegen mit einer Klappe. Auf der anderen Seite freie Reiſe, außerdem guter Lohn, denke ich.“ Friedrich nickte. „Und Böttcher auf dem Bock des erſten Wagens und capabel, dem, der hinter uns fährt, einen Nebel vorzuhexen.“ Dieſe letzte Ausſicht gefiel ihm am meiſten. „Ich gehe mit, wenn Sie mich als Diener des Fräuleins in den Paß ſchreiben laſſen und wenn Sie mir verſprechen, Ihre Rechnung mit dem Hamburger erſt morgen abzumachen, denn ſonſt könnte er mir noch heut etwas zu Leide thun.“ Das verſprach Friedrich. Am nächſten Morgen früh bat er den Fremden in die Wirthsſtube und ſagte ihm leiſe, daß er Grund habe, ihn für einen preußiſchen Werbeofficier zu halten. Herr Buſchmann war nur einen Augenblick betroffen, dann entgegnete er drohend: „Um meiner Sicherheit willen beſtehe ich darauf zu erfahren, wer dem Herrn dieſen Verdacht beigebracht hat.“

„Nicht an dem Herrn Officier iſt es mir zu drohen,“ antwortete Fritz. „Demſelben iſt bewußt, daß ein lautes Wort von mir ihm unter den Polen große Unannehmlichkeit bereiten kann. Ich fürchte, der Herr hatte die Abſicht mich in einen Zuſtand zu verſetzen, der für mich lebenslängliche Gefangenſchaft wäre; ich darf Jemand, den ich unter den Fremden für meinen Landsmann halte, nicht in ein ähnliches Unglück bringen, und werde ſchweigen, wenn der Herr mich nicht zu Anderem nöthigt."

„Ich bin dem Monſieur König für dieſe Rückſicht verbunden," verſetzte der falſche Buſchmann mit höflichem Lächeln. „Auch ich habe Pflichten zu erfüllen gegen die Firma, für die ich reiſe, und bitte daran zu denken, wenn meine Bekanntſchaft dem Herrn in Zukunft einmal zu einer unangenehmen Erinnerung werden ſollte." Beide grüßten einander. Friedrich verließ den Gaſthof. Vor dem Hauſe ſeiner Ahnen erwartete ihn der Reiſewagen, in den durch Böttcher ſchon vor dem Morgengrau das Gepäck eingeſtaut war. Er hob das geliebte Mädchen in den Wagen, ſchüttelte dem Hauswirth die Hand, warf noch einen traurigen Blick über die alten Hausmauern und den Marktplatz, und fuhr zum Thore hinaus. Erſt vor der Stadt ſtieg Böttcher, der ſich in einen alten Lakaienmantel gehüllt hatte, beim Kutſcher auf.

Auf dem Wege brauſte der Sturm und flog der Schnee; hinter den Reiſenden lag Verwüſtung und Schrecken, vor ihnen das friedliche Leben der Heimat. Um Dorchens Mund ſpielte wieder das holde Lachen, welches einſt dem Jugendgeſpielen ſo entzückend geweſen war, und der Candidat verlor viel von der feierlichen Strenge, die ihm unter den Polen auf der Stirn lag. Nie hätte Dorchen für möglich gehalten, daß der ernſte Mann ſo zarter Sorgfalt fähig wäre, wenn er ſie bat ſich feſter zu verhüllen, wenn er unabläſſig kleine Erfindungen machte, um den Schnee abzuſperren, der ſich das Eindringen durchaus nicht wehren ließ, und vollends, wenn ſie Abends in die Herbergen kamen, in denen die Wirthsleute das Dorchen immer für die gnädige Frau hielten. Da bewies der Candidat ſo viel ritterliches Zartgefühl, daß Dorchen zuweilen ängſtlich wurde, denn er brachte die Nacht jämmerlich zu, während ſie ſelbſt auf leidlichem Lager ausruhen konnte. Aber er war nicht allein gut, er war auch ſehr geſcheut. Während er ſie von Vielem unterhielt, was die Frauen damals nicht ſehr kümmerte, über das polniſche Weſen, welches dem Fräulein völlig verleidet war, und über das preußiſche, vor dem die Sachſin eine unbeſtimmte Scheu hatte, erſchien ihr Alles, was er ſagte, großartig, und über Jedes hatte er ſeine eigenen Gedanken, ſo daß ein verſtändiges Mädchen ſich gar nichts Beſſeres wünſchen konnte, als immer mit ihm durch die Welt zu fahren. Es begegnete ihnen auch ſo wenig Aergerliches, als auf einer Reiſe nur möglich war. Einmal blieben ſie in einer Schneewehe ſtecken, aber während der Fuhrmann eine Schaufel aus dem Wagen zog und den Weg zu räumen begann, ſtapfte Friedrich gleich einem Hünen den Schnee mit den Füßen nieder, ſo daß die Pferde hindurch konnten. Ein ander Mal brach ein Rad und der Wagen neigte zur Seite, ſo daß Dorchen aufſchrie, da ergriff ihr Begleiter das Handbeil des Fuhrmann, ſchlug im Nu einen Baumaſt ab und ſtemmte ihn mit Rieſenkraft unter den Wagen. Und während der Fuhrmann nach dem nächſten Dorfe ritt, um ein

Rad zu ölen, und die Reiſenden beim Zwielicht im Kieferwald feſtſaßen, wo viel Urſache war, ſich vor Räubern zu ängſtigen, da wußte der Candidat luſtig zu erzählen, wie er auf der Leipziger Tour einmal im gefüllten Wagen umgeworfen war, und die klagenden Frauen und Kinder aus dem Gewimmel im Korb des Wagens, wie aus einem Bergwerk ans Tageslicht herausgezogen hatte, ſo daß gar keine Angſt aufkommen konnte. Wurden die Reiſenden ja einmal angehalten, ſo verhandelte der neue Diener mit dem ungefügen Volk in polniſcher Sprache, er ſchrie noch lauter als die Angreifer und die ſtürmiſchen Ueberfälle endigten nach kleinen Geſchenken in Verſöhnung.

Fritz fuhr nicht in demſelben guten Vertrauen, er ſah öfter beſorgt rückwärts und ſprach leiſe mit dem Diener. Aber auch ihm wuchs die Zuverſicht, als ſie ungefährdet die preußiſche Grenze erreicht hatten und auf gradem Wege der Hauptſtadt zurollten.

Bei der letzten Raſtſtelle vor Berlin ſagte Böttcher vertraulich: „Noch iſt der Hamburger uns nicht vor, und ich glaube auch nicht, daß er eine andere Straße gewählt hat, denn dies iſt der kürzeſte Weg und der beſte.“

„Wahrſcheinlich folgt er uns gar nicht,“ antwortete Fritz. Der Diener ſchüttelte den Kopf: „Sie ſind ihm wohl tauſend Thaler werth, dafür lohnt ſich's den Weg zu machen.“

Sie waren noch nicht weit gefahren, als ein leichter Wagen ſie überholte. Böttcher ließ den Fuhrmann in einem Gehölz halten und hat den Candidaten auszuſteigen. „Das war der Officier," flüſterte er. „Er hat ſich vermummt, ich erkannte ihn doch; er iſt immer hinter uns her geweſen, jetzt, wo er uns zu haben meint, jagt er voraus. Er wird der Thorwache den Befehl geben uns feſtzuhalten, während Sie die Päſſe vorzeigen. Wir aber fahren ſogleich vom Wege ab und verſuchen auf einer anderen Seite in die Stadt zu dringen. Hat er noch nicht Zeit gehabt uns bei allen Thoren anzumelden, ſo kommen wir durch. Auf jeden Fall bitte ich Sie mir hier meinen Lohn zu geben. Denn in der Stadt ſuche ich mir ſogleich einen Schlupfwinkel."

Der Wagen lenkte vom Wege ab und während Dorchen in freudiger Hoffnung auf die Rauchwolke ſah, welche am klaren Winterhimmel über der großen Stadt lag, erwartete ihr Begleiter mit klopfendem Herzen die bevorſtehende Einfahrt.

Der Schnee lag auf der Straße und die Winterſonne warf ihre kalten Strahlen darüber, als die Reiſenden ohne Hinderniß in Berlin einfuhren. Fritz gab der Thorwache als Zweck der Reiſe ein Geſuch bei Seiner Majeſtät an und als Aufenthalt die Wohnung des ſächſiſchen Geſchäftsträgers, deſſen Frau eine Verwandte Dorchens war und dieſer die weitere Reiſe in die Heimat vermitteln ſollte. Dem ſächſiſchen Beamten theilte er die Gefahr mit, in welcher er ſchwebte, aber ihm wurde die verlegene Antwort: „Unſere Stellung iſt jetzt in Berlin ſo ſchlecht, daß wir darauf gefaßt ſind ſelbſt abzureiſen, und unſere Verwendung in dieſer widerwärtigen Angelegenheit würde Ihnen mehr ſchaden als nützen.“ Da beſchloß Fritz es darauf ankommen zu laſſen. Er erhielt einen Diener zur Begleitung, der ihn vor das Schloß führen ſollte, damit er dem König, wenn dieſer von der Wachtparade zurückkehre, ſein Geſuch mündlich vortrage. Denn es war bekannt, daß König Friedrich Wilhelm zu dieſer Stunde Bitten und Eingaben gern perſönlich in Empfang nahm.

Fritz wartete am Schloß, er dachte, daß dieſe Stunde auch über ſein eigenes Leben entſcheiden könne, aber er war nach dem Schweren, was er erfahren, in einer ſo gehobenen Stimmung, daß in ihm kein Bangen aufkam, obgleich die Officiere der Portalwache ihn nicht aus den Augen ließen und leiſe mit einander ſprachen. Endlich kam der König mit einem großen Gefolge von hohen Officieren heran und der Diener raunte dem Harrenden einige Namen zu. Der nächſte beim Könige war der Fürſt von Anhalt-Deſſau. In demſelben Augenblick trat ein Officier an den Deſſauer, und Fritz erkannte den Werber von Thorn; der Fürſt blieb im Geſpräch mit dem Officier einige Schritt zurück und beide ſahen nach dem Sachſen hin. Als der König den großen Mann am Schloßportale wahrnahm, ging er ſchnell auf ihn zu, hielt vor der tiefen Verbeugung an und maß ihn höchſt wohlgefällig mit den Augen.

„Der Candidat der Theologie König aus Kurſachſen wagt Eurer Majeſtät in tiefſter Ehrfurcht zu nahen, um Urlaub für ſeinen Bruder zu erbitten, welcher als Freicorporal bei „Markgraf Albrecht“ ſteht.“ Der Fürſt von Deſſau kam heran. „Königliche Majeſtät, der Mann gehört mir, er hat ſich in Polen meinem Werber durch die Flucht entzogen. Der Officier iſt ihm nachgereiſt, um ihn zur Stelle zu recognosciren.“

„Der Officier ſpricht die Unwahrheit,“ antwortete Fritz mit lauter Stimme, „er hat mich nicht geworben und ich bin nicht vor ihm geflohen, ſondern ich habe ihm vor meiner Abreiſe erklärt, daß ich wegen der hinterliſtigen Täuſchung, welche er vergebens an mir verſucht hatte, ſeine Reiſegeſellſchaft verſchmähe.“

„Habt ihr von dem Officier Handgeld genommen?“ frug der König, immer noch in die Betrachtung des großen Mannes vertieft.

„Es konnte zwiſchen uns von Handgeld nie die Rede ſein,“ antwortete Fritz, „da er in der Maske eines Hamburger Kaufmanns den Verkehr mit mir ſuchte.“

„Dann alſo kommt der Mann dem Officier Eurer Durchlaucht nicht zu,“ entſchied der König.

„Es war meine Abſicht,“ verſetzte der Fürſt mit verhaltenem Unwillen, „Eurer Majeſtät dieſen Mann für das Potsdamer Regiment vorzuſtellen.“

„Das iſt etwas Anderes,“ ſprach der König. „Er hat mehr als zwölf Zoll, ich ſchätze ihn auf nahe an dreizehn. Legt ihm ein Gewehr in den Arm, damit wir die Höhe meſſen.“ Schnell wurde ein Gewehr herzugebracht und an den Leib des Sachſen gelegt. „Ich ſagte ja, es ſind faſt dreizehn. Ich bin Eurer Durchlaucht ſehr obligirt.“ Und der König wandte ſich ab, um das Unangenehme, was jetzt kommen mußte, nicht zu ſehen und zu hören, ganz ähnlich dem Knaben, welcher nach einem gelungenen Streiche ſich der Verantwortung entziehen will.

Da merkte Friedrich, daß er von den Menſchen verlaſſen in großer Gefahr ſtand und rief laut hinter dem Könige her: „Gerechter Gott, Vater im Himmel, gieb nicht zu, daß der König von Preußen in tyranniſchem Gelüſte dem hohen Amt der Gerechtigkeit untreu wird, gerade in der Zeit, wo Tauſende bedrängter evangeliſcher Herzen auf ihn als ihren Erlöſer aus den Gräueln der Verfolgung hoffen. Wenn der Feldherr, den Du gerüſtet haſt zum Beſchirmer des reinen Glaubens und der Gerechtigkeit, ſelbſt zu einem ungerechten Tyrannen wird, welche Hoffnung bleibt dann noch den gequälten Opfern von Thorn?“

Er hob flehend die Arme gen Himmel; das Gewehr, welches ſie an ihn gelegt hatten, fiel klirrend zu Boden.

„Höre ihn nicht, Herrgott!“ rief der Deſſauer, zornig den Hut lüftend: „Er hat das Gewehr auf die Steine geſchmiſſen.“

Der König hatte bei der Beſchwörung den Schritt gehemmt, er ſtand abgewandt und ſah von der Seite auf den Bittenden. Jetzt kehrte er ſich zu ihm und frug heftig: „Was ſchreit er hier von den Gequälten zu Thorn über den Platz?“

„Ich ſtand in meinem geiſtlichen Amt auf dem

Blutgerüſt bei den armen Märtyrern, welche gerichtet wurden, weil ſie Deutſche und Evangeliſche waren, und ich vernahm die Seufzer, mit denen ſie für ihre Zugehörigen den Schutz Eurer Majeſtät anriefen.“

Der König ſah ihn ungnädig an, aber der begeiſterte Blick, welcher dem ſeinen begegnete, bändigte den Ausbruch des Zornes und er gebot dem dienſtthuenden Officier: „Behaltet ihn hier, ich will ihn allein ſprechen.“

Friedrich hatte nicht nöthig lange am Portal zu warten. Ein Kammerdiener kam heraus, maß mit den Augen die Größe, winkte ohne ein Wort zu ſprechen, und führte ihn durch einen Hof und langen Gang in ein Empfangzimmer. Gleich darauf trat der König ein, den Hut auf dem Haupte, den Stock in der Hand, offenbar nicht in guter Laune. Er trat vor den Bittſteller und ſtampfte mit dem Stock auf den Boden. „Er hätte auch nicht nöthig gehabt die Arme aufzuheben und den Himmel gegen mich um Hilfe anzurufen. Ich bin kein Tyrann, ſondern ein chriſtlicher König, der den Willen hat vor unſerem Herrgott ein ehrlicher Mann zu bleiben, warum hat er geſchrien wie ein Bärenhäuter?“ Wieder ſtieß der König auf den Boden. „Warum graut ihm davor meinen Rock zu tragen?“

„Ew. Majeſtät halten zu Gnaden, ich fühlte, daß man ungerecht und gewaltthätig gegen mich verfuhr. Und ſolche Gewaltthätigkeit, mit welcher ich in königlicher Gegenwart bedroht wurde, kränkte mich gerade deshalb in tiefſter Seele, weil ich Eurer Majeſtät in wahrhafter

Ehrfurcht und herzlichem Vertrauen genaht bin. Denn ich habe in der Stadt Thorn wohl erkannt, daß Ew. Majeſtät die Zuflucht der Deutſchen und Evangeliſchen ſind, und die unglücklichen Männer, deren grauſames Ende ich anſchauen mußte, haben mich beauftragt, ihre letzten flehentlichen Bitten Ew. Majeſtät vorzutragen.

Da rief der König. „Es iſt eine gräuliche und unerhörte Geſchichte, und ich habe mir alle Mühe gegeben den Bürgermeiſter und die Anderen zu retten. Das Blut ſchreit zum Himmel. Aber der polniſche König hat nicht mehr Macht als ein Dorfſchulze. Es iſt euer eigener Kurfürſt,“ fuhr er wieder unwillig fort. „Wie ſieht es jetzt in der Stadt aus? Liegen noch die polniſchen Reiter darin?“

„Die Stadt und Umgegend iſt mit Fußvolk angefüllt, die Soldaten ſind bei den Evangeliſchen einquartiert und wirthſchaften wie in Feindesland; in der Marienkirche, welche ſeither evangeliſch war, hielten die Jeſuiten Hochamt und ſangen Jubellieder, daß die Ketzerei gedämpft ſei. Auch der Rath wird zur Hälfte polniſch gemacht.“

„Was habt ihr ſonſt in Thorn geſehen?“ frug der König. „Erzählt geradeaus und ehrlich.“

Friedrich begann ſeinen Bericht über die Standhaftigkeit und die letzten Stunden des Conſuls Roesner und der übrigen Gerichteten. Der König ſetzte ſich und hörte mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu, bis der Erzähler mit den Worten ſchloß: „Königliche Majeſtät, in dieſen ſchrecklichen Tagen habe ich das Größte erlebt, was einem Diener des heiligen Amtes zu Theil werden kann, denn ich ſah fromme deutſche Männer, welche mit Gottvertrauen muthig in einen elenden Tod gingen. Jeder von den zehn Gerichteten konnte ſich Leben und Freiheit retten, wenn er ſeinen Glauben abſchwor. Aber nur einer von elfen wurde ſchwach, die anderen zehn blieben treu bis zum Tode.“ Da faltete der König die Hände: „Was ſagtet ihr vorhin über eine Hilfe, die ſie von mir begehrt haben?“

„Mehre der Gerichteten hinterlaſſen Frau und Kinder in bitterer Noth, denn ihre Habe iſt eingezogen und die Kinder werden den Müttern entriſſen, um in polniſcher Weiſe erzogen zu werden. Da hofften die Sterbenden, daß Eure Majeſtät ſich der armen Wittwen und Waiſen erbarmen werde, und ich verſprach ihr demüthiges Flehen hierher zu tragen.“

„Ich will verſuchen ihnen zu helfen,“ antwortete Friedrich Wilhelm. „Sie ſollen nach Preußen kommen. In meinem Lande befehle ich und die Leute gehorchen, aber ſelbſt in meinem Lande vermag ich nicht immer zu thun, was ich will, denn auch hier muß ich mancherlei Rückſicht nehmen; und vollends dort draußen, wo Alles widerhaarig und feindſelig iſt. Ihr ſagtet etwas von den letzten Worten des ſeligen Roesner. Was meinte er, als er klagte: der Bürgermeiſter büßt für ſein eigenes Unrecht und für die Sünden der Vorfahren? War das richtiger evangeliſcher Glaube?“

„Sich ſelbſt klagte Herr Conſul Roesner darum an, weil er früher der polniſchen Krone zu treu gedient und den Uebergriffen der Polen nicht immer Widerpart gehalten habe," antwortete der Candidat. „Wenn der Verſtorbene aber die Sünden der Vorfahren beklagte, ſo dachte er wohl an frühere Schickſale ſeiner Stadt. In alter Zeit wollte die Mehrzahl der Bürger von Thorn lieber zu Polen gehören als zu dem Ordensland Preußen. Damals hat die polniſche Partei in der deutſchen Stadt viele Mitbürger, weil ſie zu Preußen hielten, in Bruderhaß auf dem Schaffot hingerichtet und die Stadt unter die Krone Polen gebracht. Jetzt haben die Polen den Nachkommen jener Alten daſſelbe gethan, denn ſie haben durch Hinrichtungen den Enkeln vergolten, daß die Ahnen einſt ihre Köpfe der Krone Polen untergeſtellt hatten. Und in Thorn giebt es Leute, welche ausrechnen, daß es ſeit jener alten Hinrichtung der preußiſchen Partei jetzt gerade das ſiebente Glied iſt, an welchem die Strafe vollzogen wird nach den Worten der Schrift. Solches Gericht des Herrn iſt uns Menſchen furchtbar und entſetzlich."

„Es wird auch an den Jeſuitern und Niepozwalums heimgeſucht werden bis ins ſiebente Glied," rief der König ſeinen Stock ſchüttelnd. „Woher wißt ihr aber, daß die Hingerichteten grade Nachkommen jener alten Uebelthäter ſind. Der Schuſter Wunſch war ein geborener Brandenburger, wie kommt der dazu? Das riecht nach Prädeſtination."

„Der Tod traf die Armen nur, weil ſie in der Stadt lebten, über welcher der Fluch hing," antwortete Friedrich traurig. „Gerade das, was Eure Majeſtät ſagen, macht uns ſolch göttliches Strafgericht allzu hoch und ſchwer, und uns bleibt nichts übrig als demüthig zu rufen: des Herrn Wege ſind nicht unſere Wege. Als die Angſt über ſolche Strenge mir im Herzen riß, hat mich der Gedanke getröſtet, daß unſer Vater im Himmel dadurch die Menſchen an die Pflicht mahnen will, altes Unrecht ihrer Vorfahren wieder gut zu machen, und daß er nur zuweilen an den Einzelnen ſchwere Vergeltung übt, um die Menge der Irrenden und Verſtockten auf den rechten Weg zu weiſen. Darum vertraue ich, er wird noch die Herzen der Könige lenken, und wird das unglückliche Thorn, welches ihn jetzt in der Noth anruft, nicht gänzlich den wilden Polen überlaſſen, ſondern ihm die Rettung bereiten."

Während der Theologe in ſeiner Begeiſterung ſprach, ging eine Thür auf. Zwei halbwüchſige Knaben in Soldatenröcken traten ein und ſtellten ſich militäriſch auf. Der König ſchritt in großer Bewegung auf und ab, muſterte aber doch im Vorübergehen die Knaben und gebot dem einen, indem er mit dem Stock ſeinen Rücken berührte: „gerade ſtehn!" Dann wandte er ſich zu dem Fremden und begann in gütigem Tone: „Haſt du dich um die Thorner gegrämt, ſo habe auch ich ihretwegen ſchlafloſe Nächte gehabt und Gott angerufen, daß er da helfen möge, wo unſer guter Wille nichts vermag." Er trat wieder dicht vor den Jüngling, ſah an ihm hinauf und frug, ihm einen Knopf am Rocke drehend, vertraulich: „Warum willſt du meinen blauen Rock nicht tragen?"

„Ew. Majeſtät, ich bin Theologe und mein Amt iſt nicht der Krieg, ſondern Verkündigung der Lehre, welche gegeben ward, um Frieden auf die Erde zu bringen.“

„Ich ſoll euch alſo ziehen laſſen?“ frug der König wieder unzufrieden. „Und was wollt ihr noch?“

„Ich flehe Ew. Majeſtät an, meinem Bruder Urlaub zu geben. Der Vater iſt geſtorben, die Mutter iſt krank.“

Der König ging einige Schritte und ſah ſich den Bittſteller wieder an. „Wie viel Kinder hat euer Vater hinterlaſſen?“

„Nur meinen Bruder und mich.“

„Hat eure Mutter einen Sohn in meinem Dienſte, ſo will ich ihr den zweiten nicht nehmen,“ entſchied der König mit Selbſtüberwindung. „Du ſollſt nicht von mir gehen und zu den Wolken ſchreien, daß ich ein Tyrann bin. Dein Bruder kann Urlaub haben, aber unter einer Bedingung: Du bürgſt mir dafür, daß er in meinen Dienſt zurückkehrt, und du bürgſt mir mit deinem eignen Leben. Kommt er nicht, ſo kommſt du und trittſt für ihn ein. Willſt du mir das verſprechen, ſo ſollſt du ihn haben.“

Friedrich ſtand betroffen; er wußte daß die Mutter daran dachte, den Sohn in ihrer Nähe zu bewahren, und er fürchtete auch ſtille Hoffnungen des Bruders durch ſein Gelöbniß zu kreuzen.

„Kurz und gut,“ fuhr der König fort, „keine Bedingung und Ausrede; willſt du als ein ehrlicher Mann verſprechen: er oder du?“

„Ja,“ antwortete Friedrich leiſe.

Der König maß ihn noch einmal mit den Augen, öffnete ſchnell die Thür des Vorzimmers und rief dem Officier zu: „Der Freicorporal König von Markgraf Albrecht hat von morgen Urlaub nach der Heimat; ſorge dafür, daß dieſer hier einen ſichern Paß bekommt, ſeinen Bruder zu begleiten.“

## 6.

## Bei den Sachſen.

Als Friedrich mit dem Urlaub in das Quartier des Bruders trat, fiel Auguſt ihm gerührt um den Hals. „Du haſt mir deine brüderliche Liebe erwieſen, wie der Vater wollte; wird auch für mich eine Gelegenheit kommen, dir dafür zu danken?" „Vielleicht kommt die Zeit, wo einem von uns ein weit größeres Opfer zugemuthet wird," antwortete Fritz, welcher an Dorchen dachte. Es wurde eine frohe Heimfahrt für Beide. Die als Knaben geſchieden waren, fanden einander in männlichem Jugendmuth wieder, und jeder freute ſich über die Tüchtigkeit des andern. Auch die Mutter genoß, als die Brüder Hand in Hand vor ihr ſtanden, zum erſten Male ſeit dem Tode des Gatten ein großes Glück. Aber nur wenige Tage durfte Fritz bei der Mutter weilen, die Reiſe hatte ſeine Ferienzeit völlig in Anſpruch genommen, er mußte aufbrechen, um ſeinen neuen Zögling in Empfang zu nehmen und nach England zu geleiten. Als er ſchied, war Dorothee noch nicht aus Berlin angekommen und Fritz ſagte ſich vergebens zum Troſte, daß ihm dies lieb ſein müſſe.

In der zärtlichen Pflege der Mutter ſuchte Auguſt ſich die Gedanken an das freudenloſe Leben der Zukunft fern zu halten. Aber bald wurde er durch Gerüchte und durch die Zeitungen daran ermahnt. Die Ereigniſſe zu Thorn und der tiefe Unwille Friedrich Wilhelms hatten zwiſchen dem preußiſchen und polniſchen Hofe ſo große Feindſeligkeit aufgeregt, daß ein kriegeriſcher Zuſammenſtoß zu erwarten war. Die ſächſiſchen Truppen wurden eilig vermehrt, der Verkehr an der Grenze ſtockte, die Behörden der beiden Länder verweigerten einander bereits die gewöhnliche Aushilfe und Unterſtützung. Auguſt wurde von den ſächſiſchen Officieren, die er zufällig traf, mit kalter Nichtachtung behandelt, und erkannte mit Schrecken, daß die Frage an ihn herantrat, ob er gegen ſein Vaterland in das Feld ziehen dürfe. Er ſchrieb, ohne der Mutter von ſeiner inneren Unſicherheit etwas zu ſagen, deshalb an den Bruder nach London. Doch bevor die Antwort einlief, kam ſein Vormund angefahren, und mit ihm ein Hauptmann von Wölfert aus einer nahen ſächſiſchen Garniſon. Der Vormund erklärte, es ſei unmöglich, daß in ſolcher Zeit ſein Mündel in preußiſchen Dienſt zurückkehre, und der Hauptmann ſetzte hinzu: er habe den Fall ſeinem Oberſten vorgetragen, Monſieur König könne ſogleich in dem ſächſiſchen Regiment als Fähnrich eintreten, um nach einem Jahr Lieutenant zu werden. Auguſt weigerte ſich ſtandhaft, obgleich die Mutter die Hände rang und ihm zurief, es werde ihr Tod ſein, wenn er wieder in die ägyptiſche Dienſtbarkeit ziehe. Endlich entſchied der Vormund: „Wenn mein Herr Neffe ſich durch ein Verſprechen, welches ſein Bruder unter ganz anderen Verhältniſſen gegeben hat, verpflichtet hält, in dem Dienſt einer feindſeligen Macht zu beharren, ſo würde als letztes Mittel übrig bleiben, ein allerhöchſtes Verbot gegen die Rückkehr zu veranlaſſen. Doch bevor dies Aeußerſte unternommen wird, iſt doch der nächſte Weg der beſte, daß mein Herr Neffe unter Angabe der patriotiſchen Gründe um ſeine Entlaſſung aus dem preußiſchen Dienſt einkomme. Iſt dieſe früher verweigert worden, ſo iſt jetzt die Lage der Sache eine ganz andere, auch den Herren Preußen kann nichts daran liegen, einen Sachſen wider ſeinen Willen bei der Fahne feſtzuhalten.“

Wenige Tage darauf erhielt Auguſt die Antwort des Bruders: „Da der Wille unſerer lieben Mutter und dein Pflichtgefühl für die ſächſiſche Heimat auf der einen Seite ſtehen, auf der anderen das Verſprechen deiner Rückkehr, ſo darfſt du durch die Bitte um Entlaſſung allerdings verſuchen, des preußiſchen Dienſtes ledig zu werden. Wird dir der Abſchied verweigert, ſo müßte einer von uns Beiden ſich zur Verfügung des Königs Friedrich Wilhelm ſtellen.“ Dies entſchied. Der Corporal ſandte zum zweiten Mal ſein Abſchiedsgeſuch an die Compagnie, und ſchrieb zu gleicher Zeit einen beweglichen Brief an ſeinen Gönner, den Major Vogt. Er ſelbſt erwartete wenig von dieſem Verſuche und bereitete ſich zur Abreiſe. Und als er nach mehren Wochen die Antwort aus dem Stabsquartier erhielt, pochte ihm das Herz. Aber glückſelig las er den Inhalt, denn der Major ſchrieb, daß ſein hoher Chef, der Markgraf, die Berechtigung dieſes Abſchiedsgeſuches anerkannt und die Entlaſſung verfügt habe. Der Entlaſſungsſchein ſei bereits ausgefertigt, nach Berlin zur höchſten Kenntnißnahme geſandt und werde dem Bittſteller demnächſt zugehen. Darauf wünſchte ihm der Major höflich Glück zur Löſung ſeines Dienſtverhältniſſes und ſprach den Wunſch aus, daß er in ſeiner Heimat ſich als braver Officier bewähren möge.

Befreit von der Laſt, die ihn lange bedrückt, athmete Auguſt auf. Er fuhr mit dem Schreiben in die Garniſon des Herrn von Wölfert, empfing Glückwünſche und wurde ſogleich zum Oberſten geführt. Auch dieſer nahm ihn zuvorkommend auf und ſagte: „Auf Grund dieſes Briefes, deſſen Handſchrift und Schreiber mir wohlbekannt ſind, können Sie zur Stelle in mein Regiment eintreten.“

„Doch habe ich den Entlaſſungsſchein noch nicht in Händen,“ wandte Auguſt ein.

„Der Brief genügt,“ verſetzte der Oberſt. „Uebrigens darf es nicht von dem Belieben eines fremden Monarchen abhängen, ob ein Sachſe in das Heer ſeines Vaterlandes eintreten ſoll oder nicht. Und ich rathe Ihnen nicht zu zögern, denn unſere Augmentation wird in Kurzem beendigt ſein und der Aufſchub könnte Ihnen die Stelle unſicher machen, die Zuſendung des Entlaſſungsſcheins erfolgt bei den gegenwärtigen geſpannten Verhältniſſen vielleicht erſt nach langer Zeit.“

So wurde August Fähnrich in einer Compagnie des Leibregiments. Die beglückte Mutter rühmte jetzt, daß ihre Verwandten dies für ihn durchgeſetzt hatten, und erzählte, wie Tanten und Bäschen deshalb beim Stabe und in Dresden hin- und hergelaufen waren, er vernahm auch, daß Herr von Mickau mit der Mutter vertraulich einige artige Geſchenke beſprach: ſeidene Roben und einen Satz von dem neuen meißner Porzellan, welche an Gönnerinnen in der Hauptſtadt als Recompens geſendet wurden. In ſeiner Freude ſorgte er wenig darum. Sein Dienſt wurde ihm leicht, er war durch die preußiſche Schule feſt geworden und fand ſich ſchnell in das Abweichende des Commandos und der militäriſchen Einrichtungen. Die Mehrzahl ſeiner Kameraden hatte nicht mehr Schulweisheit zur Fahne gebracht als die preußiſchen, aber ſie waren bequemer im Verkehr. Er ſtand jetzt in größerer Garniſon und hatte Gelegenheit auch im Geſpräch mit unterrichteten Civiliſten ſeine Bildung zu erweiſen und geſcheute Urtheile zu hören. Der Familie wegen empfing er Freundlichkeit ſelbſt von Unbekannten, und wenn er ſeinen gegenwärtigen Zuſtand mit der Oede und Verlaſſenheit der preußiſchen Garniſon verglich, ſo kam er ſich vor wie in einer beſſeren Welt.

Als er einſt mit ſolchen Gedanken auf der Straße ging, ſah er an einer Hausthür einen kleinen Mann ſtehen im Schlafrock, mit röthlicher Naſe und geſcheuter Miene. Der Kleine betrachtete ihn mit unverhohlener Bewunderung: „Welche Freude, Herr Fähnrich, daß ich Sie hier wieder finde." Das Geſicht des Fähnrichs zog ſich drohend zuſammen, er erkannte denſelben Magiſter, der früher als Pasquillant der Familie ſchwere Tage bereitet hatte, und wollte mit kaltem Dank vorübergehen. Aber der Kleine vertrat ihm flehend den Weg. „Obwohl mir bewußt iſt, daß Sie mich ohne Vorliebe regardiren wegen eines alten unbegründeten Verdachtes, ſo muß ich Ihnen doch ſagen, da ich Sie jetzt als Herrn Officier vor mir ſehe, daß auch ich mit großer Bekümmerniß den Verluſt Ihres hochverehrten Vaters vernommen habe; er war ein Mann ganz nach dem Herzen aller Edlen, und ich ſehe und vernehme mit Freuden, daß ſein Herr Sohn ihm nachgeartet iſt."

„Ich danke Ihnen, Herr Magiſter," antwortete Auguſt von oben herab.

„Gehen Sie nicht ſo ſtolz vorüber, verehrter Herr Landsmann," bat der Kleine, „erweiſen Sie mir nur auf einen Augenblick die Ehre einzutreten, damit ich des ſchmerzlichen Gefühls enthoben werde, daß dieſelben ungünſtig von mir denken; denn ich habe Sie bereits gekannt, als Sie Ihr erſtes rothes Röckchen trugen. Denken Sie noch daran, wie ich Sie damals in aufrichtiger Schätzung Ihrer Familie mit einer Düte Pfeffernüſſe regalirte? heute bitte ich um Erlaubniß Ihnen mit einem Glaſe eigenen Wachsthums aufzuwarten." — „Ich kann mich nicht aufhalten, Herr Magiſter."

„Nur im Stehen," bat der Magiſter.

Der Fähnrich blieb in dem Flur, der Magiſter brachte ihm mit Verbeugungen eine Kanne Landwein zugetragen, und erzählte, während der Gaſt das Glas in der Hand hielt, daß ſeine Frau in dieſer Stadt einen ſehr reichen Onkel beerbt habe, und daß er jetzt als wohlhabender Hausbeſitzer die Ernte des eigenen Weinbergs an gute Freunde ausſchenke. „Doch," fügte er mit einem trüben Blick nach dem Innern des Hauſes hinzu, „nicht alle Götter lächeln dem Sterblichen freundlich zu; wer von Minerva und den Muſen Gunſt erfährt, wird vielleicht von Venus und Juno kurz gehalten." Eine ſcharfe Frauenſtimme aus der Tiefe des Kellers rief ſeinen Namen und fügte einige Scheltworte hinzu. „Mehr Juno als Venus," ſagte er wehmüthig und wies mit dem Daumen nach der Tiefe.

Seit dieſer Begegnung hatte Auguſt zuweilen Mühe ſich der Verehrung des Magiſters zu entziehen, zumal wenn er des Nachmittags beim Hauſe vorbeikam, wo der Kleine durch die Gunſt ſolcher Götter, mit denen er auf gutem Fuße ſtand, in einen gehobenen und redſeligen Zuſtand verſetzt war. Es ergab ſich bald, daß der Magiſter eine beſondere Vorliebe für kriegeriſches Weſen hatte. So oft die Trommler durch die Straßen ſchritten und die Wache aufzog, ſtand er an der Thür. „Cäſar hatte wenig Haupthaar," ſagte er zu dem Fähnrich, ſeine eigene Perücke hin und herziehend, „und Prinz Eugen iſt nicht hoch von Wuchs; auch ich habe ſeit meiner Jugend zu nichts ſo große Neigung gehabt als zum Amt eines Oberſten oder

Generals. Glauben Sie, hochverehrter Herr Fähnrich, es giebt für einen Mann keine größere Luſt als zu kommandiren: ſchießt mir dorthin oder jagt mir den aus der Stadt, Himmeldonnerwetter! puff! und nieder mit ihnen! Das war mein Beruf und vertraulich zu reden, ich habe noch Stunden, wo ich meiner Juno einen Poſſen ſpielen und mich unter die Fahnen des Kriegsgottes ſtellen möchte."

„Ich kann's nicht rathen, Herr Magiſter," antwortete Auguſt. „Bevor Sie ſoweit kommen, daß die Lictoren mit den Ruthenbündeln vor Ihnen herſchreiten, müſſen Sie ſich erſt der Gefahr unterziehen, ſelbſt Spießruthen zu laufen." — „Das ſchreckt mich nicht," verſetzte der Gelehrte geheimnißvoll, „auch in Bürgerhäuſern giebt es Beſen, welche widerwärtig ſtreichen."

Als Auguſt eines Abends in ſein Quartier kam, fand er auf der Hausſchwelle eine kleine Geſtalt ſitzen, welche ſich mit dem Taſchentuch ſchneuzte und dann die Hände zum Himmel hob.

„Was thun Sie hier, Herr Magiſter?" frug er verwundert. Der kleine Mann fuhr in die Höhe und ſprach ſchluchzend: „Ich melde mich!" — „Wozu, Herr Magiſter?" Der Kleine griff wieder nach ſeinem Taſchentuch. „Ich halte es nicht länger aus. Die öfter erwähnte Juno verdient es nicht beſſer. Ich melde mich als Rekrut bei Ihrer Compagnie!"

Auguſt lachte. „Beſchlafen Sie's, Herr Magiſter." Aber der unzufriedene Gatte faßte ihn am Aermel und erklärte heftig: er wiſſe wohl, was er ſage, er wolle jetzt werden, was ihm immer im Sinne gelegen, denn zu Hauſe halte er es nicht aus, und er wolle in die Compagnie zu Herrn König treten. — Auguſt ſagte, um ihn zu beruhigen: In der Finſterniß kann Ihre Annahme nicht ſtattfinden, machen Sie mir morgen früh die Freude auf ein Schälchen Thee mein Gaſt zu ſein. Am andern Morgen lud Auguſt den Premierlieutenant zu ſich und beide harrten des Magiſters. Dieſer ſtellte ſich pünktlich ein, ſetzte ſich ernſthaft zu ſeiner Taſſe nieder und als Auguſt die Verhandlung mit der Frage einleitete: „Wiſſen Sie auch, Herr Magiſter, daß Sie ſich geſtern bei mir zum Rekruten gemeldet haben?" da erklärte der Verzweifelte nüchtern und beſtimmt, daß er das ſehr wohl wiſſe und daß er auf ſeinem Willen beſtehe. Auguſt hielt ihm vor, wie wunderlich es ſei, daß er Frau und Hausſtand aufgebe, der Magiſter aber ſprach ſich über alles civile Leben, ja ſogar über das Glück der Ehe verächtlich aus und behauptete, wenn der Herr Fähnrich, für den er beſondere Affection empfinde, ihn nicht annehme, ſo gehe er von hier ſofort zu einer andern Compagnie. Die Officiere ſahen einander an. „Wohlan," ſprach der Fähnrich aufſtehend, „wenn Sie es ſo haben wollen, ſo muß ich Ihr Verlangen erfüllen und Sie bei meinem Capitain melden." — Grade das wollte der Magiſter. „Habe ich Sie aber gemeldet, ſo werden Sie erfahren, daß wir keine luſtigen Zechbrüder ſind, welche mit ſich ſpielen laſſen." Auch das wußte der Gelehrte, und er bat den Fähnrich und den Lieutenant ſogleich ſein Verſprechen in ihre Hand zu empfangen, damit die Sache endlich die erforderliche Feſtigkeit erhalte. Auguſt meldete dem Capitain den Handel und dieſer gab erfreut den Befehl, am nächſten Morgen den Rekruten zu ihm zu führen.

Den Tag darauf ging Auguſt in das Haus des Magiſters und da dieſer noch ſchlief, trat er auf die Schwelle des Schlafzimmers und gebot: „Der Rekrut, Magiſter Blaſius, ſoll aufſtehen und zum Capitain kommen!“

Hinter der Gardine bewegte ſich's, der Magiſter ſteckte den Kopf heraus: „Hören Sie, Herr Fähnrich, ich habe nicht geglaubt, daß es ſo eilen würde. Entſchuldigen Sie gütigſt, ich kann heut nicht mitkommen.“ Zugleich erhob eine weibliche Stimme ſehr heftige Beſchwörung mit vielen Scheltworten. Der Fähnrich behauptete ſeinen Ernſt, frug den Magiſter, ob er geſonnen ſei, gutwillig mitzukommen oder nicht, und als der Magiſter erklärte: „Heut kann ich wirklich nicht,“ ſchickte Auguſt nach der Wache. Im Hauſe entſtand Geſchrei und Wehklagen, eilig wurde der vornehme Bruder, Doctor der Rechte und angeſehener Beamter, zu Hilfe geholt. Dieſer kam zugleich mit der Wache und wollte den Fähnrich über die Richtigkeit ſeiner Anſprüche verſtändigen, Auguſt aber wies ihn kurz ab: „Ich bitte, daß Sie mir in meinem Beruf keine Collegien leſen, verfahre ich unrecht, ſo wiſſen Sie, wo ich zu belangen bin.“ Da zog ſich der Doctor ſchleunig zurück, der Magiſter aber ſtand im Nachtkleide feſtgehalten durch die Arme ſeiner Gattin, welche ihn in heller Verzweiflung vor der Kriegsmacht ſchützen wollte. Erſt das Geklirr der eintretenden Wache befreite den kleinen Herrn, der ſich jetzt gutwillig zum Abgang rüſtete, unterwegs ſeinen Soldatenmuth wiederfand und auf die zornige Frage des Fähnrichs, ob er das Regiment zum Narren habe, verſicherte, daß ihm das kräftige Verfahren grade Recht ſei, ſeine Frau brauche nicht zu wiſſen, daß er aus eigener Neigung Militär werden wolle. So wurde er zum Hauptmann geführt, legte dort bereitwillig den Eid der Treue ab, ſchrieb eigenhändig ſeinen Namen in die Stammliſte und erhielt ſogleich Urlaub und das Recht bis auf weitere Ordre zu der Gattin und ſeinem Hausweſen zurückzukehren.

Während aber Auguſt ganz mit ſich zufrieden war, flüſterte und ſummte es durch die ganze Stadt, und nach der Reſidenz liefen bogenlange Beſchwerden. Der Bruder des Magiſters erklärte laut, er werde den Schimpf, welcher der Familie angethan ſei, nicht ruhig ertragen und wenn es ihn das halbe Vermögen koſten ſolle. Seine Klagen, und, wie die Officiere behaupteten, wohlangebrachte Geſchenke, hatten auch Erfolg, denn ein geheimer Kriegsrath fuhr als Muſtercommiſſar des Regiments mit einer Commiſſion von Officieren und Beamten in die Garniſon ein.

Als der Fähnrich vor die Commiſſion gefordert wurde, wollte der Vorſitzende zuerſt von ihm wiſſen, aus welchem Grunde der Hauptmann den kleinen, alten, offenbar unbrauchbaren Magiſter angenommen habe. Auguſt fühlte ſich durch den Verdacht, welcher der Frage zu Grunde lag, in der Seele ſeines Vorgeſetzten bitter gekränkt und entgegnete: „Ich muß einer hohen Commiſſion die Antwort auf dieſe Frage verweigern, weil die Frage ganz unmilitäriſch iſt, denn dem Soldaten ſteht es durchaus nicht zu, einen Vorgeſetzten nach dem Beweggrund ſeiner Handlungen zu fragen.“ Und als der Rath auf's Neue drängte: „Sie ſollen nur Ihre Meinung zu Protokoll geben, die Sie ſich jedenfalls gebildet haben,“ da verſetzte der Fähnrich: „Meine Meinung zu ſagen wäre ich vollends nicht verpflichtet. Doch bin ich bereit zu erklären, was ich ſelbſt in ähnlicher Lage thun würde. Wenn eine Perſon wie der Herr Magiſter ſich bei mir, als dem Hauptmann, freiwillig meldet, ſo werde ich ſie annehmen zum Nutzen des Regiments und des königlichen Dienſtes, auch wenn ich ſie für völlig unbrauchbar halte. Denn da ich weiß, daß dem Eingeſchriebenen ſelbſt ſein Wunſch bald verleidet wird, und ſeine Anverwandten ihn in keinem Fall beim Regiment laſſen, ſo bin ich ſicher, als Erſatz für ihn einen brauchbaren Mann zu empfangen. Jeder Capitain aber iſt durch ſeinen Eid verpflichtet, die Compagnie für des Königs Majeſtät vollzählig und in gutem Stande zu erhalten.“

Dagegen wußte der Vorſitzende nichts einzuwenden, aber er bedräute jetzt den Fähnrich ſelbſt: „Wie durften Sie ſich unterſtehen, einen verheiratheten Mann von Condition aus dem Bette zu holen? Iſt Ihnen nicht bewußt, daß der Magiſter als graduirter Gelehrter einen höheren Rang hat als Sie ſelbſt?" Auf ſolche Fragen verlor Auguſt die Geduld: „Wenn ein graduirter Mann ſich durch Handgelöbniß verbunden hat, als Soldat einzutreten, ſo hole ich ihn, ſobald mein Hauptmann es befiehlt, zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht, aus dem Bett oder aus der Kirche, ohne zu fragen, wie vornehm er iſt. Und wenn es der Herr geheime Kriegsrath ſelbſt wäre, ich würde Sie holen und im Fall des Widerſtandes arretiren. Und ich bitte meine Rede Wort für Wort ins Protokoll zu ſchreiben."

Da hob der Vorſitzende empört die Hände zum Himmel, und der Fähnrich wurde mit ſtarken Vorhaltungen über ſein dreiſtes und zu Gewaltthaten geneigtes Weſen aus dem Verhör entlaſſen. Doch ein alter Oberſtlieutenant von der Commiſſion folgte ihm in das Vorzimmer und reichte ihm dort die Hand. Vom Oberſten erhielt er kurz darauf einen langen ſchriftlichen Verweis wegen ſeines heftigen und keineswegs reſpectuöſen Benehmens, unter der Hand aber die Verſicherung, man ſei beim Stabe ganz mit ihm zufrieden; ſo daß er merkte, der Dienſt werde hier anders gehandhabt als im Preußiſchen. Der Magiſter empfing, ohne einen Erſatzmann zu ſtellen, ſeinen ehrlichen Abſchied. Und er blickte ſeitdem ſcheu und betrübt zu dem Fähnrich auf, wenn dieſer ſtolz an ihm vorüberging.

Nur Eines war wunderlich, der Entlaſſungsſchein aus dem Preußiſchen kam nicht. Auguſt hatte ſogleich nach der Anzeige des Majors dem Bruder geſchrieben, daß er den Abſchied erhalten, ihm war damals gar nicht eingefallen, daß ſich noch ein Hinderniß erheben könne, weil er wußte, daß Annahme und Entlaſſung der Unterofficiere vom Chef des Regiments allein abhing. Jetzt ſtiegen ihm Zweifel auf.

Aber er vergaß ſeine Bedenken über einem frohen Ereigniß. Das Regiment wurde nach Dresden commandirt, um die Beſatzung der befeſtigten Reſidenz zu verſtärken. Auguſt freute ſich während des Marſches wie alle jungen Officiere auf das großartige Leben, doch merkte er nach der Ankunft ſchon in den erſten Tagen, daß ein Fähnrich, der nicht aus vornehmer Familie war oder ſorglos Geld ausgab, nur von der Straße den Glanz und die Herrlichkeit betrachten durfte. Und der Dienſt in ſeiner Compagnie wurde beſchwerlicher, denn der neue Premierlieutenant war ein junger Graf, der gar nicht beim Regimente ſtand, ſondern die Uniform auf ſeinen Reiſen trug, und der Lieutenant war Sohn eines Herrn vom Hofe und blieb die meiſten Abende der Woche vom Dienſt dispenſirt.

Doch auch Auguſt ſollte der Wunder theilhaftig werden, womit die prächtige Stadt damals den Zugereiſten überraſchte. Als er einſt in der Nähe des Schloſſes das Gewühl reichbekleideter Spaziergänger betrachtete, die Portechaiſen, in welchen vornehme Damen von rieſigen Haiducken getragen wurden, vergoldete Caroſſen, edle Pferde in prächtigem Geſchirr, die Kutſcher in Treſſenlivree auf hohem Bock und auf dem Trittbrett hängende Lakaien, da fuhr ein vornehmer Wagen vorüber, in welchem zwei Frauen ſaßen, und eine von den beiden glich der Tochter ſeines alten Hauptmanns. „Es war nur eine Aehnlichkeit," ſagte ſich Auguſt während ihm das Blut zum Herzen ſchoß; da ſah er, als der Wagen um die Ecke rollte, daß eine kleine Hand zum Fenſter herauswinkte. Er eilte nach, aber er vermochte die ſchnellen Pferde nicht einzuholen. War es ein Zufall oder war es ein Gruß, und war Friederike zu einer Dame geworden, welche in der Caroſſe fuhr? Ihm wurde ſiedend heiß. Vergebens ſuchte er ſich auf das Ausſehen der anderen Frau zu erinnern, ihm kam vor, als ſei ſie ſehr jung geweſen; auch von dem Wagen und den Pferden wußte er nichts Ungewöhnliches anzugeben. Es nutzte ihm nichts, daß er die nächſten Tage in jeder Freiſtunde durch die Straßen irrte und argwöhniſch in jeden Wagen blickte. Er ſah das geliebte Mädchen nicht wieder.

Als Auguſt am erſten Tage des nächſten Monats ſein Traktament geholt hatte und in ſein kleines Quartier zurückkehrte, fand er in der Stube ein Packet, welches ein fremder Mann für ihn abgegeben, und darin zwei bunte Porzellanfiguren, Schäfer und Schäferin, von denen jede zierlich auf einem Felſen ſaß. Er hatte bis dahin der neuen Erfindung keine Beachtung gegönnt, aber er wußte doch, daß die Figuren eine koſtbare Zuwendung waren. Natürlich dachte er ſogleich an Friederike. Sollte dies eine Gegengabe für den Stieglitz ſein? Aber er verwarf den Gedanken ſogleich wieder; nach Allem, was er von ihr wußte, ſah ihr dies ſeltſame Geſchenk nicht ähnlich. Er ſtellte die Figuren auf die bunte Cattundecke der Commode, wo ſie neben dem Tabakskaſten und den Thonpfeifen ſtanden, wie aus dem Feenland in das gemeine Menſchenleben verſchlagen.

Doch bei dieſer Spende blieb es nicht; am erſten des folgenden Monats wurde wieder etwas abgegeben, diesmal eine Puderquaſte mit goldenem Griff; nach gleicher Zwiſchenzeit erſchien eine Bonbonnière mit ſüßem Inhalt und dabei lag ein Zettel, auf welchem mit grober Hand geſchrieben war: Du haſt dich, wo es Noth, zu geben bald befliſſen. Empfange jetzt den Dank, vertrau' trotz Hinderniſſen.

Das konnte von Niemand anderem kommen als von der Tochter des Hauptmanns; aber nach der erſten Freude kam ihm wieder die Verwunderung, und er zürnte ſich ſelbſt wegen des geheimen Mißbehagens, das er empfand.

Unterdeß wurde er auch durch kleine Abenteuer während des Dienſtes in Anſpruch genommen. Sein Regiment gab die Wache, er viſitirte vor dem Quartier des Capitains die Parade der Compagnie und marſchirte mit der Mannſchaft nach dem Pirnaiſchen Thore ab. Auf dem Wege wurde er ſelbſt durch ſeinen Oberſten aufgehalten. Wie er zur Wache kam, hatte der Unterofficier bereits die Vergatterung geſchloſſen, durch welche das Thor während der Ablöſung für den Verkehr geſperrt ward, und eine Anzahl Leute wartete am Gatter geduldig auf die Eröffnung. Als die Schildwache ihm aufthat, weil er Officier im Dienſte war, wollte ſich ein Mann in grauem Habit, der einen Hut mit goldener Treſſe und an der Seite einen Hirſchfänger trug, ebenfalls durchdrängen, begann, da ihn der Poſten zurückwies, gröblich zu ſchimpfen, und wollte das angelehnte Gatter mit ſeinen Händen aufreißen, indem er rief, daß er eben ſoviel Recht habe zu paſſiren als der Officier, ſo daß der Soldat ihn endlich zurückſtoßen mußte. Als Auguſt ſich umwandte, nach dem Namen frug und zur Ruhe ermahnte, ſchrie der Fremde: „Ich bin gräflicher Hausmeiſter und Sie haben mir nichts zu befehlen; ich will doch ſehen, wer ſich unterſteht mir das Thor zu ſperren.“ Und er drängte auf's Neue und riß am Gatter. Da ließ Auguſt den Tobenden arretiren und nach der Hauptwache ſchaffen und erſuchte den Officier der abgelöſten Mannſchaft, welcher den Vorfall mit angeſehen hatte, den Hergang und die grobe Widerſetzlichkeit des Mannes zu melden. Der Platzadjutant kam ſpäter ſelbſt zum Thor, ließ ſich von dem Fähnrich berichten und lobte: „Sie haben ganz recht gethan.“ Der Arretirte wurde von der Hauptwache zum Auditeur des Gouverneurs gebracht und von dieſem mit einem ſcharfen Verweis entlaſſen.

Wenige Tage darauf wurde der Fähnrich zu ſeinem Oberſten befohlen, der ihm mit den Worten entgegen kam: „Sie müſſen hohe Gönner haben, Monſieur König. Mir iſt durch ein Billet des Feldmarſchalls mitgetheilt worden, daß der König die Gnade gehabt hat, Sie zum Lieutenant zu ernennen. Ich bekenne

Ihnen meine Verwunderung, da ſolche Ernennung ohne Mitwiſſen des Regimentchefs ungewöhnlich iſt."

„Ich bitte den Herrn Oberſten die Verſicherung anzunehmen, daß ich hier ganz fremd bin, keinerlei Connaiſſance habe und meine Beförderung niemals auf einem anderen Wege betreiben würde, als auf dem, welcher mir durch die Zufriedenheit des Herrn Oberſten eröffnet wird." Der alte Herr ſchüttelte den Kopf. „Und doch iſt die Sache unzweifelhaft. Hier iſt Ihr Patentbrief, von Seiner Majeſtät unterſchrieben, und mir bleibt nichts übrig als Ihnen Glück zu wünſchen."

Aber der neue Lieutenant wurde ſchnell aus den Träumen von Glück und Liebe aufgeſchreckt, als er wenige Tage darauf wieder zum Oberſten beordert wurde. „Was zum Teufel, Lieutenant König, iſt mit Ihnen los? Sie ſind vor Seiner Majeſtät hart verklagt. Aus dem geheimen Conſeil geht dem Regiment der Befehl zu, Sie wegen Ehrenkränkung eines gräflichen Hausmeiſters zur Unterſuchung zu ziehen, Ihnen außer der gebührenden Strafe aufzuerlegen, daß Sie den Mann um Verzeihung bitten und, falls Sie ſich weigern, Ihre Entlaſſung zu verfügen." Auguſt war über den jähen Sturz wie vom Donner gerührt. „Der Vorfall iſt bereits früher vor dem Auditeur des Gouvernements verhandelt," ſagte er. „Werde ich vom Regiment für ſtrafbar befunden, ſo muß ich mich der Strafe unterwerfen. Den Civiliſten aber um Verzeihung zu bitten, bin ich meiner Soldatenehre wegen durchaus nicht im

Stande, und ich flehe den Herrn Oberſten an, mich im Intereſſe des Dienſtes gegen dieſe ungewöhnliche Zumuthung zu ſchützen." Darauf erzählte er den Sachverhalt und berief ſich auf die Zeugen.

„Das iſt eine widerwärtige Affaire," ſagte der Oberſt bekümmert. „Der brutale Hausmeiſter iſt in Dienſten der polniſchen Gräſin Orzelska, welche zur Zeit die einflußreichſte Dame der Reſidenz und Seiner Majeſtät ſo werth iſt, daß ich beſorge, die Ombrage der erwähnten Dame wird Ihnen verderblich. Ich rathe, daß Sie ſich ſogleich mit einer Supplik an den Feldmarſchall wenden, damit dieſer Ihnen möglich macht, Seiner Majeſtät direct Ihre Sache vorzutragen."

„Geſtatten der Herr Oberſt, daß ich dieſen letzten Schritt erſt dann thue, wenn das Regiment über mein Recht und Unrecht entſchieden hat."

Das war dem Oberſten unwillkommen, weil er ſich und dem Regiment nicht eine mächtige Feindin zuziehen wollte, doch konnte er das Begehren des Lieutenants nicht abſchlagen. Auguſt erſchien vor der Commiſſion, dieſe entſchied, daß der Officier nur ſeine Pflicht gethan habe, und das Regiment berichtete in gleichem Sinn. Aber der höchſte Beſcheid darauf war nur eine Wiederholung der früheren Forderung: Abbitte oder Entlaſſung.

Der Oberſt war gedrückt und verlegen, als er dem jungen Lieutenant die königliche Ordre mittheilte, Auguſt aber mußte lachen, ſo daß der alte Herr unwillig ſagte: „Monſieur König, das iſt kein Scherz, es geht zwar nicht an den Kopf aber an den Kragen.“

„Verzeihung, Herr Oberſt, mir war nur wunderlich, daß ich zu meiner Vertheidigung gegen eine Dame batailliren ſoll.“

„Was aber wollen Sie thun?“

„Jetzt bitte ich den Herrn Oberſten um Erlaubniß, ſelbſt beim Feldmarſchall und bei Seiner Majeſtät um Rücknahme der Ordre bitten zu dürfen.“ Er eilte zur Stelle in das Palais des Feldmarſchalls Grafen Flemming, welcher der mächtige Miniſter Königs Auguſt des Starken war, früher ein General von Verdienſt, jetzt ein gewandter Diener und luſtiger Geſellſchafter bei den Gelagen des Königs, ein Herr, der an wenig glaubte und ſich über wenig in dieſer ſchlechten Welt wunderte. Auguſt erhielt leicht Einlaß und fand in dem Grafen einen ſtattlichen älteren Herrn in ſeidenem Schlafrock, der ihn wohlwollend empfing. Während er das Ereigniß vortrug, glaubte er zu hören, daß der Miniſter vor ſich hinſagte: „Die betrunkene Katze;“ der laute Beſcheid aber war: „Ich denke, die Affaire des Herrn läßt ſich arrangiren. Ich an Ihrer Stelle würde den Burſchen auch nicht um Verzeihung bitten. Melden Sie ſich morgen bei dem dienſtthuenden Officier vor den Appartements des Königs und erwarten Sie mich dort, ich werde Sie ſelbſt einführen.“

Alles geſchah, wie er geſagt. Am anderen Morgen ſchritt der Feldmarſchall, dem harrenden Auguſt zuwinkend, nach den Zimmern des Königs; nicht lange, die Thür öffnete ſich und der Lieutenant erhielt Befehl einzutreten. Seine Majeſtät ſtand hoch mit königlicher Miene ihm gegenüber, immer noch eine gebietende Geſtalt, obgleich das wüſte Leben die vielgerühmte Kraft und Völligkeit bereits gemindert hatte. Er muſterte das Aeußere des Lieutenants und drückte dem Grafen durch ein Kopfnicken ſeine Befriedigung aus. „Ich vernahm, worum es ſich für euch handelt,“ begann der Herr gnädig, „erzählt ſelbſt den Vorfall.“ Und als Auguſt berichtet hatte, ſprach der König: „War es, wie ihr ſagt, ſo hat der Verhaftete geringen Grund zu ſeiner Beſchwerde. Ihr thätet ganz recht ihn nicht durchzulaſſen. Daß ihr ihn als Arreſtanten auf die Hauptwache führen ließt, iſt wohl im jugendlichen Dienſteifer geſchehen.“ Und zum Grafen gewandt fuhr er franzöſiſch fort: „Die kindiſche Gräfin hat ihren Kopf auf die Deprecation geſetzt; ich kann im Grunde dem jungen Manne nicht verdenken, daß er ſich weigert dem Schurken Greger Abbitte zu thun, der Menſch hat ſich unter den Polen das Brutaliſiren angewöhnt. Verſetzen Sie den Lieutenant zu einem anderen Regiment, damit er dem Kinde aus den Augen kommt.“

„Das Leibregiment hat ſich ſeiner angenommen,“ antwortete der Miniſter mit ehrerbietigem Achſelzucken ebenfalls franzöſiſch. „Die Verſetzung wird in der Garniſon Aufſehen machen und die Officiere werden ſich beklagen, daß ſie an höchſter Stelle bei Erfüllung ihrer Dienſtpflicht nicht geſchützt werden.“ Und in deutſcher Sprache fuhr er fort: „Der unbedeutende Vorfall würde am beſten beigelegt werden, wenn der Lieutenant der Gräfin ſelbſt ein artiges Bedauern über das Rencontre ausſpräche. Der militäriſche Stolz, welcher ihn verhindert, dem Hausmeiſter Entſchuldigungen zu machen, dürfte einer liebenswürdigen Dame gegenüber nicht geniren.“ Der Lieutenant rückte ſich zurecht, um gegen die Zumuthung zu proteſtiren, aber er ſah die zuſammengezogenen Brauen des Grafen und fing einen warnenden Blick auf, ſo daß er ſtumm blieb. Auch dem Könige gefiel der Vorſchlag ſeines Staatsminiſters nicht, er betrachtete den blühenden Jüngling wieder vom Kopf bis zu Fuß, aber mit weit geringerem Wohlwollen und ſagte kurz: „Das iſt nicht nöthig. Die Sache ſoll durch mich erledigt werden.“ und verabſchiedete den Lieutenant durch eine kleine Bewegung ſeiner Locken.

Auguſt meldete ſeinem Oberſten den guten Erfolg der Audienz. „Haben Sie etwas Schriftliches erhalten?“ frug dieſer. Und auf die verneinende Antwort ſagte er: „Hier aber liegt eine königliche Ordre. Wir warten alſo ab.“ Aus dem Kabinet erfolgte nichts weiter, Auguſt that ſeinen Dienſt wie zuvor, bis ihn einſt der Oberſt nach der Parade auf die Seite nahm: „So eben iſt durch das Stadtcommando an mich die Anfrage ergangen, warum Sie die Abbitte noch nicht gethan, und dazu der Befehl die königliche Ordre unverzüglich auszuführen. Suchen Sie ſich ſchnell ſelbſt zu helfen, wenn Sie Gönner finden.“

Wieder ſtand Auguſt im Antichambre des Feldmarſchalls. Er mußte diesmal lange warten, wurde auch gar nicht eingelaſſen, der Graf trat heraus, um wegzufahren, und ſagte im Vorbeigehen achſelzuckend: „Ich bin nicht im Stande Ihnen beizuſtehen. Der Einfluß jener Dame iſt übermächtig geworden. Was ich damals vorſchlug, nicht in der Meinung, daß es nöthig ſein werde, iſt jetzt die letzte Hilfe. Suchen Sie die Gräfin auf und ſagen Sie ihr etwas Verbindliches, die Dame läßt mit ſich reden.“ Damit ſchritt der Miniſter vorüber. Auguſt ging langſam hinterdrein, an der Treppe blieb er ſtehen und lehnte ſich auf die Brüſtung. Das alſo war das Ende ſeiner Hoffnungen, und ſo ſah der Dienſt in ſeinem Heimatlande aus! Warum ſollte er nicht zu der ſchönen Gräfin gehen? Das thaten ja Alle, von Seiner Majeſtät und dem Feldmarſchall an. Warum ſollte er, der Lieutenant, eine andere Ehre haben als dieſe? Es war einmal der Welt Lauf. Da kam ihm ſein erſchoſſener Hauptmann in den Sinn, er ſchlug mit der Fauſt auf den Pfoſten der Treppe und rief laut: „Nein!“

„Ja!“ antwortete eine Mädchenſtimme und eine kleine geballte Hand ſchlug neben der ſeinen auf die Treppe. Vor ihm ſtand ein junges Fräulein von etwa vierzehn Jahren in elegantem Hauskleide mit einem feinen Geſicht, das über ihr Alter klug ſchien; ſie neigte das Köpfchen zur Seite, ſah ihn ſchlau an und frug: „Monſieur König, Lieutenant im Leibregiment? Kommen Sie ſchnell mit.“ Sie flog ihm voraus durch mehre Zimmer und rief luſtig an der Thür des letzten: „Bibi, ich habe ihn eingefangen, da iſt er!“ Ein Mädchen ſprang von der Arbeit auf, die Robe, über welcher ſie nähte, rauſchte auf das Parquet, und Friederike ſtand, mit hoher Röthe übergoſſen, vor dem Lieutenant. Auch Auguſt war von dem unverhofften Anblick ſo überraſcht, daß er ſich ſtumm verneigte.

„Iſt das ein Wiederſehen von zweien, die einander gut ſind?“ ſchalt das muthwillige Fräulein. „Hier iſt Bibi's Hand, Monſieur König.“ Sie zog die Widerſtrebende vorwärts. „Wollen Sie ihr einen Kuß geben, ſo wende ich mich ab.“ Sie flog nach einem Seſſel, warf ſich hinein und vergnügte ſich damit, ihren rothen Sammtpantoffel vom Fuße in die Luft zu werfen und wieder aufzufangen. Auguſt folgte dem Rath, den die junge Dame gegeben hatte: „Seit Wochen ſuche ich Sie vergebens.“

„Ich bin hier als Dienerin der Comteſſe,“ antwortete Friederike befangen.

„Das iſt nicht wahr,“ rief die Comteſſe über die Schulter zurück. „Sie iſt meine liebe Freundin und mir von dem Herrn Vater geſchenkt, damit ſie mich zu einer Deutſchen mache.“ Man hörte der Sprache des Fräuleins an, daß ſie von Fremden erzogen war. „Ich wundere mich über den Herrn Lieutenant, weil er mit Worten ſo ſparſam iſt.“

„Ich höre der gnädigen Comteſſe zu,“ verſetzte Auguſt.

„Ja ſo,“ ſagte die Kleine und ſchnellte wieder in ihren Seſſel zurück.

„Es iſt mir weit beſſer gerathen, als ich zu hoffen wagte,“ erzählte Friederike. „Ich hatte mich wegen eines Unterkommens an unſeren Herrn Major gewandt und dieſer ſchrieb meinetwegen einem Verwandten des Herrn Grafen, den er aus dem preußiſchen Dienſt kannte. Da traf es ſich grade, daß unſer Herr Graf für die Comteſſe Tochter eine Perſon ſuchte, welche in Sachſen fremd wäre und ohne Familienanhang. So hatte ich das Glück hierher zu kommen. Denn Monſieur König, Sie ahnen nicht, wie gut mein liebes Fräulein iſt.“ Sie eilte zu der Comteſſe und neigte ſich über die Hand, die kleine Dame aber faßte ſie bei den Ohren, küßte ſie und ſtreichelte ihr mit der Hand die Wange, wie eine Mutter ihrem Kinde. „Ich weiß Alles,“ ſagte ſie ſtolz zu Auguſt aufſehend, „daß der Herr Lieutenant ſich wie ein echter Cavalier gegen Demoiſelle Bibi benommen hat. Nein viel beſſer. Sie waren ein beſcheidener Schäfer und ich hoffe Sie ſind ihr von ganzem Herzen gut, obgleich ihr nur ſtumm aus der Ferne für einander geſeufzt habt. Aber Sie ſollen wiſſen, daß Ihre Schäferin auch ſehr hübſch zu reden verſteht. — Ihren Vogel hat ein Läufer hergebracht und Sie können ihn im Hauſe wiederſehen.“

„Dagegen habe ich der lieben Demoiſelle für andere Ueberraſchungen zu danken,“ ſagte Auguſt, „die mir hier in mein Quartier geflogen ſind.“

Friederike ſah befremdet zu ihm auf. „Das war ich,“ lachte die Comteſſe. „War der Vers nicht ſchön? ich habe ihn aber nur abgeſchrieben.“

„Von einer anderen Verwendung meiner jungen

Herrin aber weiß ich,“ ſagte Friederike mit glücklichem Lächeln ſich vor dem Officier verneigend: „Ich gratulire dem Herrn Lieutenant zu ſeiner Charge.“

„Ach, dieſes Glück, welches ich der gnädigen Comteſſe zu danken habe,“ verſetzte Auguſt traurig, „hat nicht lange gedauert, ich bin gezwungen meinen Abſchied zu nehmen; auch Seine Excellenz, von der ich eben komme, vermochte mir nicht zu helfen.“ Und er erzählte das Unglück. „Mir wurde der Rath gegeben, die Gräfin ſelbſt um Verzeihung anzugehen, ich aber kann mich nicht dazu entſchließen.“

Beide Mädchen proteſtirten lebhaft dagegen. „Das dürfen Sie nicht, um dieſer Demoiſelle willen,“ verſetzte die Comteſſe mit mehr Ernſt, als ſie bis dahin gezeigt. „Verzögern Sie, wo möglich, die Entſcheidung bis auf morgen, Monſieur König, vielleicht habe ich Gelegenheit mit dem Herrn Vater über Ihren Handel zu ſprechen. Jetzt aber dürfen Sie der Demoiſelle noch einmal die Hand geben und dann ſchicken wir Sie fort. Wollen Sie in Zukunft einmal meinen Liebling ſehen, ſo müſſen Sie ſich bei mir melden, denn ich bin Herrin im Hauſe und außerdem die Gouvernante dieſes Kindes.“

Auguſt verſprach Alles und ſchied mit neuem Lebensmuth.

Am Abend war bei dem Staatsminiſter glänzende Geſellſchaft, der König ſelbſt war zugegen und alle Herrſchaften des Hofes, welche ſich derſelbe begehrte. Beim Beginn ſolcher Aſſembleen war die Comteſſe anweſend, vielleicht nach polniſchem Brauch, vielleicht weil der Vater, der ſie zärtlich liebte, auf den Geiſt und Takt ſtolz war, welchen ſie bei ſolchen Gelegenheiten bewies. Die junge Dame empfing an Stelle der abweſenden Hausfrau die Gäſte und zog ſich zurück, ſobald der König ſich zum Spiel niederſetzte oder der Tanz begann. Da der König ſie ſeine kleine Hebe nannte, ihr Vater der mächtigſte Mann des Landes war und ihre verſtorbene Mutter eine Prinzeſſin vom höchſten polniſchen Adel, ſo wurde ſie auch von den Damen mit ungewöhnlichem Reſpect behandelt. Und Monſieur Auguſt hätte ſich über die Haltung gewundert, mit welcher das ausgelaſſene Kind die Gräfin Orczelska begrüßte, denn bei dem Empfange war das Kind die vornehme Dame, die Gräfin aber, ungeachtet ihrer nahen Beziehungen zum Könige, doch die Unſichere.

Als der König mit der Orczelska und dem Hausherrn ſich zum Triſette geſetzt hatte und die Karten ausgeworfen wurden, trat die kleine Comteſſe an den König und bat: „Bevor ich Eurer Majeſtät gute Nacht ſage, flehe ich um gnädige Erlaubniß auch einmal hinter dem Stuhl mitzuſpielen.“ Der König wandte ſich lächelnd um: „Willſt du mein Partner werden?“ Das Fräulein nickte: „Ich will auf Eure Majeſtät gegen die Gräfin halten, wenn Gräfin Orczelska mir das verſtattet.“

„Worum will die Comteſſe mit mir wetten?“ frug die Gräfin.

„Geld habe ich nicht, aber ich für mein Theil ſetze meinen Papagei, welcher der Frau Gräſin neulich ſo gut gefiel, und die Frau Gräſin verſpricht, wenn ſie verliert, einem Herrn, den ich auswähle, eine Freundlichkeit zu erweiſen, die ich auch beſtimme.“ Da antwortete die Orczelska: „Das iſt gefährlich, Comteſſe. Ehe ich darauf eingehe, müßte ich wiſſen, wer der Herr iſt.“ Das Fräulein nahm ſchnell ein Pergamentblatt, ſchrieb mit dem Goldſtift den Namen: Auguſt K., und wies ihn der Polin. Dieſe las, nickte ihr lachend zu und ſah den König an, und die Damen legten die Fingerſpitzen zur Bekräftigung aufeinander. Das Spiel begann, der König hatte nicht gute Karte, aber die Gräſin war befliſſen ihr Spiel zu verlieren, und ſo machte ſich's, daß die Majeſtät und mit ihr das Fräulein gewannen. Da verneigte ſich das Kind vom Hauſe tief vor dem König und der Gräſin und ſagte: „Majeſtät, der Herr, dem die Gräſin einen Gefallen zu thun verſprochen hat, iſt Auguſt König, Lieutenant im Leib-Regiment, und das Gute, was die Frau Gräſin ihm thun wird, iſt, daß ſie die Forderung aufgiebt, er ſolle ihrem Hausbedienten Abbitte thun.“ Die Gräſin erröthete vor Unwillen und wandte ſich zum Miniſter: „Dieſe Surpriſe haben Excellenz arrangirt. Das Spiel mit dem Gleichklang der Namen war kein Meiſterſtück.“

„Papa iſt unſchuldig, gnädige Gräſin,“ ſagte die Kleine. „Ich traf den Lieutenant zufällig in unſerem Hauſe, als er von Papa ohne günſtigen Beſcheid entlaſſen war. Seien Sie nicht böſe auf mich, daß es mir Freude macht auch einmal Jemanden zu protegiren. Hätten Sie den armen Jungen geſehn, wie traurig er war, er hätte auch Ihnen leid gethan. Bitte, ſchenken Sie mir die Verzeihung für den Lieutenant und nehmen Sie dafür den Papagei."

„Frauen halten ihr Wort gegeneinander," ſagte die Orczelska. „Ich bitte Eure Majeſtät den genannten Lieutenant zu pardoniren." Und zu der Tochter vom Hauſe gewandt fuhr ſie fort: „Er ſoll ſich nicht nur bei der lieben Comteſſe bedanken, ſondern auch bei mir."

Da aber entſchied Seine Majeſtät mit hoher Würde: „Es iſt für einen Officier am beſten, wenn er Niemandem zu Dank verpflichtet iſt als ſeinem Landesherrn. Theilen Sie ihm ſeinen Pardon mit, Flemming."

## 7.

## Unſicheres Glück.

Am erſten jeden Monats durfte der glückliche Lieutenant ſeine liebe Demoiſelle im Hauſe des Grafen beſuchen; dann war immer die kleine Comteſſe zugegen, ſie las in einem Buche und fuhr nur zuweilen in das Geſpräch der Liebenden hinein. Doch trotz dem Zwang, den ihre Gegenwart auferlegte, lernte Auguſt jetzt ſein Mädchen in anderer Weiſe lieben als früher, er erkannte nicht nur, daß ihr Herz an ihm hing, auch daß ſie geſcheut und redlich war und in ihrem Charakter dem Vater gar nicht unähnlich. Zuweilen verwünſchte er die Beſchränkung des Verkehrs, doch trug grade das Ungewöhnliche der Beſuche dazu bei, ſeinem lebhaften Sinn das Verhältniß reizvoll zu erhalten. Und als ſein Regiment in die alte Garniſon zurückkehrte, wurde zwar die Trennung ſchwer und das Abkommen der Liebenden, einander fleißig zu ſchreiben, vermochte nur wenig zu tröſten, aber Auguſt behielt doch die gehobene Stimmung. Er war wieder geneigt, ſich für ein Glückskind zu halten, wozu ihn einſt die Frauen im elterlichen Hauſe ernannt hatten. Wurde er auch zuweilen durch Fortunas Finger herabgedrückt, immer wieder war er in die Höhe geſchnellt, und er hoffte, daß die Zukunft auch ſeinem größten Herzenswunſch hold ſein werde.

Seine Mutter freilich fand er in ernſten Sorgen als er ſie von der Garniſon aus beſuchte. Das Vertrauen zu dem Vormunde war gründlich erſchüttert. Die Großmama, welche in der letzten Zeit hinfällig geworden, hatte dem vornehmen Vetter Verfügung über den größten Theil ihres Vermögens geſtattet, und der Herr war in weltmänniſchem Leichtſinn der Verſuchung unterlegen, daſſelbe zur Bezahlung ſeiner drückenden Schulden zu verwenden. Die Sicherheit, welche er etwa noch bieten konnte, war ſo ungenügend, daß ein großer Verluſt in Ausſicht ſtand.

In dieſer Zeit war für Madame König der Anblick ihres Lieutenants und der Gedanke an ſeine gute Carriere die beſte Erquickung. Und wenn ſich Auguſt in der neuen Montur mit ſeinem ſilbernen Degen ritterlich um Dorchen bewegte und das Fräulein zu den Tulpen und Narciſſen des Gartens führte, gefiel er jetzt auch der gnädigen Frau von Borsdorf: ſie bedachte, daß trotz der Schulden das Gut doch nach einigen Jahren einen Landwirth ernähren könne, und da ſich auch die polniſchen Ausſichten als Trugbilder erwieſen hatten, ſo ging diesmal ihr das Herz auf, und ſie ſagte auf die Kinder weiſend zu ihrer Freundin: „Es iſt ein hübſches Paar, und ſie halten treu zuſammen.“ Aber ſie erhielt nicht die Antwort, welche ſie begehrte, denn diesmal wurde Madame König zur Vorſicht gemahnt durch den Wunſch, für ihren Sohn eine reiche Partie, wenn auch eine bürgerliche, zu gewinnen, und ſie antwortete: „Es iſt eine Kinderfreundſchaft, meine Liebe, man kann beide ruhig gehen laſſen, ſie denken ſich weiter nichts dabei,“ ſo daß Frau von Borsdorf Mühe hatte ihre Kränkung zu verbergen und auf dem Rückwege das verwunderte Dorchen ſchalt, weil ſie zu vertraulich mit dem Lieutenant geweſen ſei.

Nur einen geheimen Kummer hatte Auguſt. Sein preußiſcher Abſchied kam nicht. Die Wetterwolken zwiſchen Preußen und Sachſen hatten ſich verzogen, ſie konnten nicht mehr das Hinderniß ſein. War es die Ungnade des Königs? Auguſt ſuchte ſich dieſe Möglichkeit auszureden, aber die Ungewißheit bedrückte ihn ſo ſehr, daß er zum zweiten Mal an ſeinen Gönner Vogt ſchrieb, welcher jetzt Oberſtlieutenant des Regiments war, und um Nachricht bat. Auf dieſen Brief erhielt er keine Antwort, wohl aber ſchrieb ihm ſein alter Freund Roncourt, er ſei veranlaßt ihn zu benachrichtigen, daß ſein Name in der Regimentsliſte nicht geſtrichen und nur durch beſondere Gnade des Chefs mit dem Vermerk „beurlaubt“ verſehen ſei, daß aber der Hauptmann heftig von Deſertion ſpreche und behaupte, daß die Compagnie ſolche Schonung nicht länger ertragen könne. Während Auguſt noch den Schreck über dieſe Nachricht in ſich herumtrug, ließ ihn der Oberſt kommen und erklärte mit umwölkter Stirn, ihm ſei der Privatbrief eines höheren Officiers von Markgraf Albrecht zugegangen, der König von Preußen habe den Entlaſſungsſchein nicht an das Regiment zurückgeſchickt, und nach wiederholten Anfragen den Beſcheid ertheilt, er verweigere den Abſchied. Auf dienſtlichem Wege ſei in dieſer unangenehmen Angelegenheit keine Hilfe zu finden.

Beſtürzt antwortete Auguſt: „Der Herr Oberſt haben, als ich eintrat, auf den Entlaſſungsſchein keinen Werth gelegt."

„Allerdings," verſetzte der Oberſt, „unter den damaligen Conjuncturen, und da die Ertheilung zweifellos ſchien. Doch verhehle ich Ihnen nicht, daß es dem Regiment unangenehm ſein würde, wenn die Herren Preußen an unſerem Hofe Alarm ſchlagen ſollten. Deshalb rathe ich, die Sache auf diplomatiſchem Wege zu erledigen."

„Ich bitte den Herrn Oberſten ſich für dieſen Weg meiner anzunehmen."

„Mein junger Freund," antwortete der Oberſt wohlmeinend, „in dergleichen difficilen Fällen gilt als Regel, daß die große Treppe weniger bequem zum guten Ziele führt als die kleine. Geht die Angelegenheit auf der großen Treppe durch das Regiment an die Majeſtät, ſo giebt es auf eine kühle Verwendung aus Dresden eine Antwort von kurzer Höflichkeit aus Berlin, und die Sache kann für immer zu Ihrem Nachtheile entſchieden ſein; während durch Connaiſſancen und Privatregards ohne Schwierigkeit das Gewünſchte erreicht wird. Sie kennen ja den würdigen Herrn von Reck."

Das mußte Auguſt zugeben. Denn Herr von Reck, Beſitzer eines nahen Gutes, war Dorchens Vormund. Auguſt hatte ſchon als Knabe auf dem Gute zugleich mit Dorchen im Waſſer gelegen und war jetzt zuweilen bei Jagden ein willkommner Gaſt. „Der Cavalier," fuhr der Oberſt fort, „iſt ein Verwandter unſeres Geſchäftsträgers in Berlin; wenn er dieſen veranlaßt bei dem Staatsminiſter von Grumbkow einige gute Worte einzulegen, ſo wird der Entlaſſungsſchein ohne allen Lärm ertheilt."

Auguſt war mit dieſem Beſcheid unzufrieden, aber er fand keinen beſſeren Rath. Er fuhr ſogleich auf das Gut des Herrn von Reck, machte ihn zum Vertrauten ſeiner Noth und erhielt das Verſprechen warmer Verwendung. Er ſah jetzt ein, daß er in übler Lage war. Es wurde ihm leicht gegen die Mutter zu ſchweigen, aber das größte Mißbehagen empfand er, als er an ſeinen Bruder ſchrieb, denn er getraute ſich nicht mehr dieſem ſeine Verlegenheit mitzutheilen. Sich ſelbſt ſagte er, daß er dem Bruder nicht unnöthige Sorgen machen dürfe, aber im Grunde bangte ihm vor dem entſchiedenen Willen des Aelteſten. Bald jedoch gewann er wieder Zutrauen auf einen guten Ausgang dieſer Angelegenheit, denn er empfing einen neuen Beweis, daß das Glück nicht müde wurde ihm Ueberraſchungen zu bereiten.

Einſt ſah er auf der Straße einen kleinen Herrn vor ſich hergehen mit gebeugtem Haupte, in ſchwarzem Trauerkleide, den Degen an der Seite. Erſt nach einer Weile erkannte er ſeinen früheren Rekruten, und wollte verwundert über den Wandel im Aeußeren des Magiſters mit kurzem Gruß vorüber, als der Kleine aufblickte und ihn anredete, während ein Freudenſchimmer über ſein Geſicht zog: „Es iſt mir ein unerwartetes Vergnügen den Herrn Lieutenant wiederzuſehen.“

„Guten Morgen, Herr Magiſter,“ verſetzte Auguſt und ging weiter. Aber der Kleine drängte ſich an ſeine Seite und bat, indem er, die Hand am Degen, gleichen Schritt zu halten ſuchte: „Entziehen ſich der Herr Lieutenant nicht meiner Geſellſchaft, da mir jetzt ein mitfühlendes Herz Bedürfniß iſt. — Juno iſt geſtorben, lieber Monſieur König.“

„Ich bedaure, Herr Magiſter.“

Der Kleine griff nach ſeinem Taſchentuch. „Sie war zuweilen ſtrenge,“ ſagte er, „jedoch lag das mehr in ihrem Charakter, als in einer ungünſtigen Geſinnung gegen mich, denn ſie meinte es manchmal beſſer zu mir, als ich ſelbſt.“ Er wiſchte ſich die Augen: „Lugete Veneres Cupidinesque! Sie hat mir Alles hinterlaſſen, was ſie beſaß: drei Häuſer, und in dem Kaſten, deſſen Schlüſſel immer in ihrem Bett ſteckte, war viel mehr, als irgend Jemand gedacht hatte; und kurz, Monſieur König, ich bin auf meine alten Tage ein reicher Mann.“ Wieder faßte er nach ſeinem Tuche.

„Dazu wünſche ich Glück, Herr Magiſter,“ ſagte Auguſt, immer noch bemüht ſich zu entziehen.

Aber der Wittwer fuhr Tritt haltend fort: „Wer zu den Sechzigen gekommen iſt und in der Welt allein ſteht, findet das Glück nicht groß. Hat der Herr Lieutenant einige Zeit für mich übrig, ſo wage ich die Bitte, mit mir hier auf den Friedhof zu treten und das Monument zu betrachten, welches ich der Seligen geſetzt habe."

Er bat ſo angelegentlich, daß Auguſt mit ihm ging. Als der Kleine mit Genugthuung die Urne aus Sandſtein gewieſen und die Tafel, deren Inſchrift den Verluſt einer zärtlichen Gattin beklagte, ſetzte er ſich auf eine Ecke des Grabſteines und begann feierlich: „Herr Lieutenant, ich habe Sie hierher geführt, weil es mich drängt Ihnen etwas mitzutheilen. Ich kann das einſame Leben nicht länger ertragen."

„Wollen Sie wieder heiraten?" frug Auguſt verwundert.

„Damit iſt es vorbei," ſagte der Magiſter den Gedanken mit der Hand abwehrend. „Nein, Monſieur König, ich habe den Wunſch Sie nach römiſchem Recht zu adoptiren und zu meinem Erben zu machen."

„Herr Magiſter," verſetzte der erſtaunte Auguſt, „das iſt ein Gedanke wie damals, wo Sie mein Rekrut werden wollten. Es würde Ihnen bald leid thun. Sie wiſſen, ich habe ſchon einmal Unannehmlichkeiten gehabt, weil ich Ihrem Wunſche willfährig war; es könnte mir jetzt noch übler bekommen."

„Mir war es damals widerwärtig," klagte der Magiſter, „und es geſchah gegen meinen Willen, daß die Verwandten ſich einmiſchten. Jetzt aber iſt auch mein

Bruder tot, obgleich er jünger war als ich, und er hat keine Kinder hinterlaſſen. Da habe ich Sie mir ausgewählt. Sie waren mir angenehm ſeit ihrer Kinderzeit, und Sie haben das richtige heroiſche Weſen, denn mein Erbe ſoll nur ein Mann von Bravour ſein."

Da Auguſt trotz der ernſten Zumuthung, die ihm geſtellt wurde, ein Lächeln nicht bergen konnte, hob der Kleine den Finger und ſagte feierlich: „Herr Lieutenant, wenn Ihnen das Innere meines Herzens bekannt wäre, würden Sie nicht lachen. Laſſen Sie ſich vor dieſer Urne erzählen, was ich noch keinem Menſchen vertraut habe, auch nicht meiner Seligen. Ich war ein fröhliches Kind von guten Anlagen, hatte immer Freude an dem Poetiſchen und einen guten Stilus, ſo daß die Lehrer und auf der Univerſität die Herren Profeſſoren mich lobten und meine Mutter auf mich, als den Aelteſten der Kinder, ihre ganze Hoffnung ſetzte. Aber ich war demüthig erzogen und von ſchüchterner Natur. Da, als ich bereits Magiſter war und den Degen trug, wurden meine Mutter und meine verſtorbene Schweſter von einem jungen Officier ſo ſchwer beleidigt, daß ich die Pflicht fühlte, Satisfaction von ihm zu fordern. Ich fühlte die Pflicht, Monſieur König, denn ich hatte das richtige Ehrgefühl; aber als es dazu kam, verſagte dem armen Magiſter der Muth." Er verdeckte die Augen mit der Hand. „Dies wurde das Unglück meines Lebens, denn ſeitdem war ich mir ſelbſt verächtlich; die Leute wunderten ſich, daß ich herunterkam und in die Schenke ging, und meine Mutter ſtarb im Kummer.“ Er ſtützte den Kopf auf die Hand. „Sie werden mich ganz gering achten, Herr Lieutenant.“

„Nein, lieber Herr Magiſter,“ rief Auguſt in herzlichem Mitgefühl. „Ich kann mir jetzt auch denken, weshalb Sie immer Soldat werden wollten.“

„Nicht wahr?“ frug der Magiſter aufblickend, „als Soldat hätte ich die Dreiſtigkeit erhalten. Sie aber, Monſieur König, haben das reſolute Weſen, welches ich mir wünſche. Als Sie mich arretirten, fühlte ich in meinem Herzen die größte Hochachtung vor Ihnen. Seit der Zeit lag mir auf der Seele, wie glücklich ich wäre, wenn ich einen ſolchen Sohn hätte. Darum will ich Sie dazu machen, indem ich Sie an Kindesſtatt annehme, und ich bitte Sie, mißachten Sie meinen Antrag nicht, denn er kommt aus gutem Herzen und iſt ernſthaft gemeint.“

Da ſchüttelte Auguſt die Hand des Magiſters und antwortete: „Der Herr Magiſter hat mir größeres Vertrauen geſchenkt als ſonſt Jemandem. Ich will meinen Dank dadurch beweiſen, daß auch ich Ihnen etwas offenbare, was noch Niemand von mir gehört hat. Aber Herr Magiſter, nicht auf dem Friedhofe, ſondern im Freien, wenn Sie mich begleiten wollen.“ Der Kleine erhob ſich bereitwillig und Auguſt führte ihn aus dem Thore zwiſchen die Getreidefelder. Dort begann er im Sonnenlicht unter den blühenden Aehren: „Ich will zu Ihnen von einer Demoiſelle ſprechen, die ich innig liebe, und die, wie ich hoffe, auch mir zugeneigt iſt. Sie iſt ſittſam und gut erzogen, aber ſie trägt ein ſchweres Unglück, ſie hat vor dem Geſetz keinen

Vater.“ Und er erzählte den ganzen Verlauf ſeiner Liebe, wie er Friederike kennen gelernt, und wie er Jahr und Tag den Zwang getragen, ſie nicht zu ſprechen. Er erwähnte auch beſcheiden den Stieglitz und das Honorar für die franzöſiſche Stunde, den Tod ihres Vaters und wie er ſie verloren und in der Hauptſtadt wiedergefunden, und er ſchloß mit den Worten: „Herr Magiſter, meine Mutter lebt, und ſie würde es als eine Untreue des Sohnes gegen den verſtorbenen Vater betrachten, wenn ich in eine andere Familie treten wollte. Kann ich aber nicht der Sohn des Herrn Magiſters werden, das Glück meines Lebens würde ich Ihnen danken, wenn Sie mich zum Schwiegerſohn annehmen wollten.“ Während Auguſt feurig von der Geliebten erzählte, ſaß der kleine Magiſter unter Kornblumen und Feldmohn auf einem Stein und um ihn wegten die Aehren im Winde. Er ſaß ſtill mit geſenktem Haupt und gefalteten Händen und die Thränen liefen ihm immer ſtärker an den Wangen herab, ohne daß er es ſelbſt wußte. Nur einmal, als der Erzähler von dem gewaltſamen Tode des Hauptmanns berichtete, ſtand er auf und ſtarrte den Jüngling mit wildem Blick an, aber er ſetzte ſich ſogleich wieder. Als Auguſt geendet hatte, blieb der Kleine noch immer ſprachlos, der Mund zuckte ihm krampfhaft und er rang vergebens mit ſeiner Bewegung. Endlich begann er leiſe: „Jener erwähnte Hauptmann Spieß war als Fähnrich in ſächſiſchem Dienſt und trat bei der Reduction in ein preußiſches Regiment. Der Magiſter Blaſius aber und ſein Bruder haben nach Sitte der

Gelehrten ihrem Namen die lateiniſche Endung angehängt, und die verſtorbene Mutter der Demoiſelle Friederike, welcher Sie gut ſind, hieß mit ihrem Familiennamen Blaß und war die leibliche Schweſter deſſelben Magiſters, welchen Sie kennen. Der Hauptmann nahm die Tochter als ſein Kind feindſelig in das Preußiſche. — Laſſen Sie mich jetzt allein, Monſieur Auguſt. Ein alter Mann wünſcht der göttlichen Vorſehung zu danken, daß ſie es mit ihm in ſeinen alten Tagen weit beſſer gefügt hat, als er verdient.“ Er winkte grüßend mit der Hand und ging allein durch die Kornfelder dahin.

Am nächſten Tage reiſte der Magiſter mit Briefen, die ihm Auguſt für die Geliebte und für die Comteſſe geſchrieben hatte, nach der Reſidenz. Beim Abſchiede ſagte er dem Glücklichen: „Ich komme nicht eher zurück, als bis ich durch das geheime Conſeil für mich eine Tochter und für Sie die Jungfer Braut erhalten habe, und ich hoffe, daß ich das Kind mitbringe.“

Unterdeß empfing Herr von Reck die Antwort ſeines Verwandten; ſie war ſo ungünſtig als möglich. Der König hatte auf ein wohlwollendes Fürwort, welches in ſeinem Tabakscollegium an ihn gerichtet wurde, zornig geantwortet: er werde dem Flüchtling den Entlaſſungsſchein nicht geben und wenn die ſächſiſche Majeſtät ſelbſt ihn darum angehe. Er wolle ein Exempel ſtatuiren. Auffällig ſei nur, daß er trotzdem die Sache liegen laſſe und beim Regiment nichts verfüge. Vielleicht könne noch eine zu guter Stunde von der Familie übergebene Supplik nützen, und dafür eröffne ſich gute Gelegenheit.

weil der König in den nächſten Wochen das Kottbuſer Land bereiſen und ganz in der Nähe des Herrn von Reck verweilen werde.

Nach Empfang dieſes Briefes ließ ſich Herr von Reck durch ſein Mündel, welches für die Sommermonate zum Beſuch war, die Londoner Adreſſe des Candidaten König geben und ſchrieb zunächſt nicht an Auguſt, ſondern an den Aelteſten der Familie.

Dorchen war an einem hellen Sommertage mit ſorgloſem Herzen durch die Felder gewandelt. Jetzt lehnte ſie an dem neuen Geländer des Steges, von dem ſie als Kind ins Waſſer gefallen war, band Feldblumen zu einem Strauße und dachte an vergangene Zeiten. Da vernahm ſie ſchnelle Tritte, derſelbe Mann, von dem ſie ſelig geträumt, kam auf ſie zu. Sie wußte bereits, daß er im Herbſt aus England zurück erwartet wurde und flog ihm freudig entgegen. Aber ſie hielt erſchrocken vor dem ſchwermüthigen Ernſt an, der auf ſeinem Antlitz lag. „Ich komme meines Bruders wegen, deſſen Ehre und künftiges Leben in großer Gefahr ſind,“ begann Fritz gemeſſen. „Einen Tag war ich bei der Mutter; ich habe ihr nur geſagt, daß ich wegen Auguſt's Entlaſſung mit Ihrem Herrn Vormund verhandeln müſſe. Dies iſt jetzt geſchehen. Von hier gehe ich, um mich nach meinem Verſprechen dem Könige von Preußen zu ſtellen. Ich habe keine Hoffnung zurückzukehren. Vorher wollte ich noch einmal das liebe Fräulein ſehen, ich bitte Sie, daß Sie meiner freundlich gedenken.“ —

„Muß der Herr Candidat gehen?“ frug Dorchen einer Ohnmacht nahe.

„Ich muß. Die Gefahr iſt für meinen Bruder und für mich nicht dieſelbe. Er hat harte Strafe zu befürchten, die er ſchwerlich ertragen würde, ich habe davon nichts zu erwarten. Leben Sie wohl, Dorothee.“ Ihn übermannte die Rührung, er wandte ſich ſchnell ab und ſchritt dem Hauſe zu. Dorchen neigte ſich über das Geländer, die Sommerblumen ſchwammen im Waſſer dahin.

In der Wohnung des Magiſters ſaßen am Abend deſſelben Tages drei Fröhliche zuſammen; der Magiſter als Hausherr und Vater nahm den Ehrenplatz auf dem Sopha ein, aber der neuen Würde ungewohnt, fuhr er hin und her, um Tiſchgeräth herbeizuholen, ſo daß Friederike ihn bitten mußte, ihr Recht als Tochter zu beachten. Die Demoiſelle goß den Herren aus großer Kanne den vornehmen Trank der Chocolade, welche der Magiſter aus der Reſidenz mitgebracht, in die Schälchen, und Auguſt freute ſich innig über die ſichere Ruhe, mit welcher ſie ſich in der neuen Umgebung bewegte. Während er erzählte und die Beiden zuhörten, trat ſein Burſch herein und brachte einen Brief, den ein Expreßbote vom Gute des Herrn Reck zugetragen hatte. Darin ſchrieb der Gutsherr vorſichtig, daß Auguſt's Bruder angekommen ſei und ſich dem König von Preußen während deſſen Reiſe vorſtellen wolle. Dem Herrn Lieutenant werde erwünſcht ſein, dies zu erfahren und vielleicht mit dem Abſender des Briefes Rückſprache zu nehmen.

Auguſt ſaß betäubt, und in dem Beſtreben, ſich und der Geliebten den furchtbaren Ernſt der Nachricht zu verhüllen, ſagte er: „Mein lieber Fritz! ich denke, ihm gelingt es, mit dem Könige fertig zu werden." Aber er rief gleich darauf: „Ein Fremder muß mir ſchreiben, daß mein Bruder in der Nähe iſt."

Niemand antwortete. Auguſt ſtützte den Kopf in die Hand und ſtarrte auf den Brief. Da ſagte Friederike ruhig: „Iſt der Herr Bruder von großer Leibeslänge und ſein Verſprechen gegen unſeren König von der Art, wie er dem Monſieur Auguſt erzählt hat, ſo wird dem Könige mehr an dem Bruder gelegen ſein, als an meinem lieben Monſieur, und der König wird den Bruder nach Potsdam ſchicken."

Auguſt ſtand auf. Die Worte waren wie ein Windeshauch, der den Nebel vor ſeinen Augen zerriß, er ſah die Geliebte unverwandt an, ſie ebenſo ihn, doch Keines ſprach von dem, was zu thun ſei. Endlich beugte ſich Friederike über das Bauer, in welchem der Stieglitz alt und lebensmüde ſaß, und redete zu dem Vogel: „Wenn unſer lieber Monſieur Auguſt ſeine Strafe überſtanden hat und wieder als Gemeiner bei Markgraf Albrecht eingekleidet wird, dann ziehen auch wir Beide fort von hier in das kleine Haus an der Stadtmauer. Die Rieke kocht und wäſcht ihrem Schatz und der Vogel ſingt."

Da ergriff Auguſt ſeinen Hut und ſprang aus dem Zimmer.

## 8.

# König Friedrich Wilhelm.

Das Cottbuſer Ländchen lag wie eine preußiſche Inſel rings von ſächſiſchem Gebiet umgeben. König Friedrich Wilhelm war zur Beſichtigung gekommen, hatte Soldaten gemuſtert und Kammergüter bereiſt. Jetzt war er bei einem anſehnlichen Gutsherrn zu Gaſte, welcher ſich mehr als andere Standesgenoſſen um die Cultur ſeines Gutes und der Umgebung bemühte.

Da der König den Aufenthalt in freier Luft liebte, ſo hatte der Gutsherr ein Zelt aus roher Leinwand aufgeſchlagen mit einem größeren Raume für die Mahlzeit und einem kleineren daneben, wohin die Majeſtät ſich zu ihrer Bequemlichkeit zurückziehen konnte. Die Vorderſeite des Raumes, in dem der König bei Tiſche ſaß, war offen, ſo daß der Herr von ſeinem Sitz ein großes Tabaksfeld überſchauen konnte, deſſen hochaufgeſchoſſene Stauden dem Wirthe zu Freude und Stolz gereichten, denn er verſuchte als erſter in dieſer Gegend den Bau der einträglichen Pflanze.

Der König war in ſehr vergnügter Stimmung; er hatte unter den aufgeſetzten Speiſen Rauchfleiſch mit

Erbſen gefunden, einem alten Rheinweine tapfer zugeſprochen und hörte jetzt am Ende der Mahlzeit wohlgefällig an, was der Landwirth von den Vortheilen des Tabaksbaues erzählte.

„Aber der Dünger, Kottwitz, wo ſoll der in dieſer magern Gegend herkommen?" frug die Majeſtät. Und als der Gutsherr von ſeiner Abſicht ſprach einen ſchlechten Teich auszutrocknen und nach einer Vorfrucht Tabak dorthin zu pflanzen, ſchüttelte der König das Haupt und ſagte: „Kottwitz, das wird Lauſewenzel. Die Sache mag gut ſein, aber rauchen thu ich deinen Tabak nicht."

Da wagte der Landwirth die Güte ſeines Tabaks zu vertheidigen, trug eine Büchſe und Thonpfeifen herzu, ſtopfte eine Pfeife und bat ehrerbietig, die Majeſtät möge nur einmal ſelbſt verſuchen.

Der König aber, welcher dieſem Tabak nichts Gutes zutraute, und dem auch unlieb war, daß eine fremde Hand geſtopft hatte, legte die Pfeife bei Seite und ſprach wohlwollend weiter.

Der dienſtthuende Officier wurde hinausgerufen; der König ſah ſich wiederholt nach ihm um und rief dem Eintretenden ungeduldig entgegen: „Was giebts, Einſiedel? Was haſt du? Brennt das Pulver in der Taſche?"

„Ew. Majeſtät, ein auswärtiger Civiliſt fleht um Gehör. Er giebt an ein Kurſachſe zu ſein, Magiſter und Candidat der Theologie, mit Namen König."

„König?" wiederholte die Majeſtät nachdenkend. „Was will der Sachſe? Haſt du ihn nicht gefragt?"

„Er will Ew. Majeſtät ſein Anliegen ſelbſt vortragen. Ein ſchöner Mann, Majeſtät, wenigſtens einen Zoll über ſechs Fuß.“ Der König ſtand ſchnell auf. „Den kenne ich, er ſoll ſogleich hereinkommen.“ Er winkte mit der Hand, die Geſellſchaft trat ehrerbietig zurück und Friedrich wurde hereingeführt. Er war bleich, aber er trug das Haupt hoch, als er nach ehrfurchtsvoller Verbeugung begann: „Ew. Majeſtät/ befahlen mir vor zwei Jahren an Stelle meines Bruders, welcher damals in Ew. Majeſtät Dienſten ſtand, zu kommen. Ich habe die Ehre mich zu melden.“

Die Miene des Königs verfinſterte ſich und die Finger umfaßten heftig das Rohr. „Euer Bruder iſt ein fahnenflüchtiger Deſerteur und ihr ſeid nicht viel beſſer. Ihr habt zwei Jahre gebraucht, um euch an euer Verſprechen zu erinnern.“

„Halten Ew. Majeſtät zu Gnaden, ich war als Erzieher zwei Jahre im Ausland, hier iſt mein Reiſepaß und das Zeugniß meines Principals; meine Angehörigen hatten mir in zu großer Sorge um meine Zukunft verborgen, daß Ew. Majeſtät die Entlaſſung meines Bruders, welche ihm durch den Chef des Regiments ertheilt war, kaſſirt haben. Vor wenigen Tagen kam ich in mein Vaterland zurück, erſt dort habe ich das Schickſal meines unglücklichen Bruders erfahren. Von der Stunde an wußte ich wohl, was ich zu thun hatte.“ Er bot die Papiere.

„Nimm die Schreiberei,“ ſagte der König zu Einſiedel.

„Es iſt, wie er ſagt,“ berichtete dieſer hineinblickend, „in dem Briefe verſichert Herr von Reck, daß er ſelbſt die ſchmerzliche Ueberraſchung des Anweſenden geſehen, und er fleht die Gnade Ew. Majeſtät für den redlichen Mann an.“

„Der von Reck iſt ein ordentlicher Kerl, aber euch, Sachſe, nützt ſein Fürwort nichts. Euer Bruder hat mich unverantwortlich hintergangen, und eure Regierung hat alle amicabeln Regards vergeſſen, als ſie meinen Fahnencorporal ohne Entlaſſungsſchein zum Officier annahm. Was ſoll daraus werden, wenn die Ehre und Reputation der deutſchen Officiere in ſolcher Weiſe proſtituirt wird? Ich will ein Beiſpiel geben, daß ich mich nicht durch ſchöne Worte hinter das Licht führen laſſe. Euer Bruder mag zum Teufel gehen, ihr aber, da ich euch jetzt habe, tretet zur Stelle ſtatt ſeiner ein.“

„Was Ew. Majeſtät über mein Schickſal beſchließen, muß ich mir gefallen laſſen,“ ſprach Friedrich ergeben, „denn ich habe Ew. Majeſtät verſprochen, wenn Dieſelben es fordern, mein Leben zur Verfügung zu ſtellen. Dazu bin ich jetzt bereit; aber eben deshalb flehe ich für meinen armen Bruder um Gerechtigkeit. Dieſer iſt nicht ſo ſchuldig, wie Ew. Majeſtät annehmen, und er iſt der Verzeihung und Gnade nicht unwerth; auch ſeine Officiersehre wage ich in tiefſter Submiſſion vor Ew. Majeſtät zu vertheidigen. Er hatte von ſeinem preußiſchen Vorgeſetzten unter amtlichem Siegel die Zuſchrift erhalten, daß ſeine Entlaſſung von dem hohen Chef des Regiments bereits ausgefertigt ſei, und daß nur durch die Communication an Ew. Majeſtät die Zuſendung verzögert werde. War mein Bruder im Irrthum, wenn er dies Schreiben für eine Löſung ſeines Dienſtverhältniſſes hielt, ſo hat er ſich doch nicht darauf verlaſſen, ſondern die ſächſiſchen Commandeure ſelbſt, welche ihm den Eintritt in den ſächſiſchen Dienſt antrugen, haben ihm die Zuſicherung gegeben, die Aushändigung des Entlaſſungsſcheins bewirken zu wollen, nöthigenfalls durch die Geſandtſchaft."

Der König ſtieß heftig mit dem Stocke auf. „Das iſt eben die Lacheté und dafür müßt ihr jetzt entgelten."

„Haben die ſächſiſchen Oberofficiere aber zu voreilig der Gnade Eurer Majeſtät vertraut," fuhr Friedrich demüthig fort, „ſo vertraue ich, daß die hohe Gerechtigkeit des Königs von Preußen nicht das Verſehen derſelben meinem Bruder zurechnen wird, der damals noch jung war und ſich im Betreff ſeiner Officiersehre willig auf das Urtheil ſeiner Vorgeſetzten verließ."

„Ich würde dieſe beim Kopfe kriegen, wenn ich ſie hätte; ſo aber muß ich mich jetzt an euch halten."

„Mein Schickſal habe ich mit Vertrauen einem Herrn übergeben, der die Gedanken der Könige lenkt und ihre Thaten richtet, und ich ſtehe jetzt vor Ew. Majeſtät als ein Mann, der gefaßt iſt, ſich von allen Hoffnungen, die er ſonſt für ſeine Zukunft hegte, zu ſcheiden. Aber da bis jetzt mein Beruf war, die heiligen Gebote mir und Anderen zu erklären, ſo geſtatten Ew. Majeſtät mir auch zu ſagen, daß das Verſehen, welches durch meinen Bruder und durch die ſächſiſchen Behörden etwa gegen Ew. Majeſtät hohes Amt begangen wurde, geringfügig iſt gegenüber dem größeren Unrecht, welches Ew. Majeſtät ſelbſt an meinem Bruder begangen haben."

Der König hob den Stock und trat ihm näher. „Was unterſteht er ſich?"

„Ich ſpreche aus, was der gerechte Sinn des Königs von Preußen ohnedies recht gut weiß. Mein Bruder trat als Ausländer freiwillig in Ew. Majeſtät Dienſt, aber er wurde dadurch nicht Ew. Majeſtät Sklave. Als unſer Vater ſtarb und die Familienverhältniſſe eine Rückkehr in die Heimat wünſchenswerth machten, hat mein Bruder wiederholt um ſeinen Abſchied angehalten und dieſer iſt ihm wiederholt verweigert worden; zuletzt wurde ihm Urlaub, um ſeine kranke Mutter zu beſuchen, nur ertheilt, nachdem Ew. Majeſtät mich als Bruder wegen der Rückkehr verpflichtet hatten in einer Weiſe, welche bei Chriſten und Heiden ungewöhnlich iſt."

Einſiedel trat einen Schritt vor und machte eine abwehrende Bewegung. „Laß den ſächſiſchen Pfaffen nur ſchwatzen," ſagte der König grimmig, „er hält ſeine Henkerspredigt. Was wagt er mir mit ſeiner Zunge noch auf die Seele zu reden?"

„Nichts weiter," ſagte Friedrich feſt, bebte ihm auch in tiefer Bewegung die Stimme. „Für mich ſelbſt habe ich nichts zu bitten. Ew. Majeſtät werden Ihre Macht an mir üben, wie Sie es vor Gott verantworten können. Ich weiß, daß Ew. Majeſtät in dem Rufe eines ſtrengen Herrn ſtehen und Manche nennen Ew.

Majeſtät hart. Trifft mich die Härte, vielleicht haben Andere den Segen."

„Das hieß ihn Gott reden," rief der König, den Stock ſenkend.

Auf der Landſtraße rollte ein Wagen heran; gleich darauf war außerhalb des Zeltes eine Bewegung erkennbar. Der Officier eilte hinaus und brachte die Meldung: „Herr v. Reck iſt angekommen, um Ew. Majeſtät von kurſächſiſcher Seite zu begrüßen. Er hat eine Demoiſelle mitgebracht und erfleht für ſich und ſeine Begleiterin Audienz."

„Jetzt ſchicken die Sachſen noch gar ihre Schürzen aus, um mir den Nachmittag zu verderben," grollte der König. „Höre, Einſiedel, dieſen hier will ich ſogleich in der Montur meines Regiments ſehen. Der Sergeant Döpel ſoll mit ihm lauſchen."

„Der Döpel iſt anderthalb Zoll größer," wandte der Officier ein, welcher trotz ſeines Berufes ein gewiſſes Mitleid mit dem Fremden fühlte.

„Thut nichts," ſagte der König, „du mußt an den Knien nachgeben."

„Der Döpel iſt auch ſchmäler in den Schultern; es iſt ſchade darum, der Mann wird ſich ſchlecht präſentiren."

„Dummes Zeug," rief der König. „Zieh ihn hier gleich hinter der Leinwand an" — er wies auf den Nebenraum des Zeltes. „Rechts um und marſch!" befahl er ſeinem Opfer und ſah ihm behaglich nach. „Die Fremden laß herein!"

Der ſächſiſche Gutsbeſitzer wurde mit Dorchen in das Zelt geführt. Der König ſtand würdig in der Mitte des Raumes: „Ich weiß mich ſehr wohl auf Sie zu beſinnen, Herr v. Reck. Iſt es ein Verwandter von Ihnen, der bei Marwitz ſteht?“

„Zu Befehl, Majeſtät, es iſt mein Bruder!“

„Was alſo führt Sie zu mir?“

„Mir iſt die Ehre geworden, Ew. Majeſtät im Auftrage der ſächſiſchen Regierung ehrfurchtsvoll zu begrüßen. Zugleich wage ich mein Mündel, Dorothea von Borsdorf, höchſter Gnade zu empfehlen.“

Der König ſah in guter Laune auf das hübſche Mädchen. „Will das Fräulein in preußiſchen Dienſt treten?“ Dorothea wollte ſich tief verneigen, aber ſie ſank auf die Knie und hob die gefalteten Hände flehend auf.

„Stehen Sie auf, junges Frauenzimmer,“ ſagte der König zurücktretend: „Ich kann's nicht leiden, wenn Fremde vor mir knien. Am wenigſten Weiber. Ich knie auch nicht vor Ihresgleichen. Was iſt Ihr Begehr?“

„Retten Ew. Majeſtät den Fritz König.“ Die Miene des Monarchen umwölkte ſich. „Ha ſo! hat er Sie angeſtiftet zu mir zu kommen?“ — „Nein,“ rief Dorchen, „und er ſoll nie erfahren, daß ich gewagt habe ſeinetwegen zu Eurer Majeſtät zu dringen.“

„Er iſt ihr Bräutigam?“ frug der König zu dem Begleiter gewandt.

„Nein!“ entſchuldigte ſich Dorchen, „er iſt nur ein guter Freund aus der Zeit, wo wir Kinder waren. Damals hat er mich mit eigener Lebensgefahr vor dem Ertrinken bewahrt, und" fuhr ſie erröthend und ſtockend fort, „auch ſpäter hat er ſich meinetwegen in Gefahr geſtürzt, um mich in Polen aus ſchrecklicher Lage zu befreien."

„Ich denke, er war in England," ſagte der König mit erwachendem Mißtrauen.

„Es war vor ſeiner Reiſe, damals als er zuerſt vor Eurer Majeſtät Angeſicht kam. Ich war während jener fürchterlichen Wochen zu Thorn und er brachte mich zu meinen Verwandten zurück."

„Darum alſo wagte ſich der Candidatus unter die Säbel der Polen? und Sie haben die Geſchichte ebenfalls erlebt? Ich kann ſie nicht aus dem Gedächtniß bringen, und wir müſſen ſagen: der Herr weiß Alles zum Beſten zu lenken, aber wir ängſtigen uns, weil wir ſeine Gedanken nicht verſtehen."

„Daſſelbe ſagte damals auch Fritz."

„So?" frug der König, „er iſt wohl ein heftiger Theologe, der gegen die Andersgläubigen auf ſeine Kanzel paukt?"

„So iſt er nicht, er folgt mehr der Lehre von der Liebe und dem Erbarmen, nur daß er kein Kopfhänger iſt."

„Das iſt recht," beſtätigte der König zufrieden. „Die Discutirer auf der Kanzel kann ich nicht leiden und die Kopfhänger auch nicht. Wer ein gutes Gewiſſen hat, ſoll freudig und beherzt gerade ausſehen. Thun Sie das auch, mein Kind, und ſagen Sie mir ehrlich, was Sie wollen. Ich ſoll den Mann nicht für mich haben, ſondern Ihnen zurückgeben, weil Sie ihn ſelber behalten wollen.“

Ein glühendes Roth flog über Dorchens Geſicht. Unter den kurzen Worten des Königs zerriß der Schleier, welcher ihr das eigene warme Gefühl verborgen hatte, und leiſe ſagte ſie: „Das will ich nicht!“ Aber im nächſten Augenblick lag ſie wieder auf den Knien und rang die Hände. „Ich habe gewagt, Herr König, was für ein armes Mädchen zu viel und ſchwer iſt, verachten Sie deshalb meine Bitte nicht. Ja! ich bin ihm gut und was noch Niemand von mir gehört hat, Ew. Majeſtät will ich es geſtehen, damit Ew. Majeſtät ſich unſrer erbarmen. Ich weiß, daß er aus brüderlicher Liebe ſich ausgeliefert hat wie Jemand, der in den Tod geht, denn er iſt nicht zum Soldaten erzogen, ſondern zum Geiſtlichen.“

„Wie können Sie ſagen, Demoiſelle, daß er zu mir gekommen iſt, wie Einer, der ſich dem Profeß ausliefert? Hat er eine ſolche Meinung vom König von Preußen?“

„Nein!“ rief wieder Dorchen noch immer knieend, „ich hätte nicht gewagt zu kommen, wenn Monſieur Fritz nicht zu Eurer Majeſtät ein ganz anderes Vertrauen hätte. Denn damals, als wir die unglückliche polniſche Stadt verließen, ſagte er zu mir mit ſchwerem Seufzen: Als Sachſe wollte ich, wir hätten das nicht erlebt, und ich wollte lieber, wir wären unter dem König von Preußen zu Hauſe.“

„Nun,“ ſagte der König, „was nicht iſt, kann noch werden.“ Er ſchob die Leinwand zurück und rief:

„Herein Sergeant!“ Friedrich trat ein im blauen Rock des Königs. Er ſtand ſteif da, aber die Augen waren ihm feucht und er hatte Mühe die Haltung zu bewahren.

Als Dorothee den Geliebten in der Montur erblickte, verlor ſie alle Faſſung, die Thränen brachen ihr aus den Augen und ſie verbarg ihr Geſicht im Tuche. Unterdeß betrachtete der König mit innigem Vergnügen das Ausſehen des Theologen. „Die Montur iſt gar nicht zu enge,“ ſagte er zu ſeinem Vertrauten, „mit dem Maß hatteſt du Recht, er käme doch noch in's erſte Glied. — Was iſt hier los?“ fuhr er verwundert gegen Dorothea fort. „Herr v. Reck, Ihr Mündel iſt mit der Veränderung nicht zufrieden. — Hat er gehört, was dieſe von ihm erzählt hat?“

„Ja,“ antwortete Friedrich leiſe, „wider meinen Willen.“

„Es geſchah auch nicht mit meinem Willen, Fräulein,“ verſuchte der König zu begütigen, „aber das Unglück iſt einmal geſchehen, nun wißt ihr's Beide. Hören Sie auf mit dem Weinen!“ — er ſtampfte mit dem Stocke auf — „das kann ich nicht leiden. Sie gefielen mir vorhin beſſer. Was ſagt er zu den Geſtändniſſen dieſer Demoiſelle?“

„Die Erinnerung daran wird mir für mein Leben das höchſte Glück ſein; ihre Worte gleichen dem letzten Gruß eines Freundes, von dem ich für immer ſcheide."

„Wegen meines Rockes?" frug der König.

„Ja," ſagte Fritz. „Auch hatte die Mutter den Wunſch, daß Fräulein Dorothee einſt die Gattin meines Bruders wird."

Der König ſah enttäuſcht von einem zum andern. „Zum Teufel mit eurem Bruder!" rief er unwillig.

Wieder trat der Officier ein, diesmal ſelbſt in Alteration. „Der Freicorporal König von Markgraf Albrecht meldet ſich in Arreſt."

Dorchen ſtieß einen leiſen Schrei aus und that einen Schritt auf Fritz zu, als wenn ſie bei ihm Schutz ſuchte; auch der König ſtand überraſcht. „Einſiedel, ich will ihn nicht ſehen. Trägt er ſächſiſche Montur?"

„Er kommt civil, er hat heut früh ſeine Entlaſſung aus dem ſächſiſchen Dienſt genommen."

„Haſt du ihm geſagt, daß der Bruder ſtatt ſeiner angenommen iſt?"

„Gewiß," antwortete der Officier, „und ich habe ihm geſagt, daß er wie ein Verrückter handelt, wenn er ſich jetzt in unſere Hände und vor die Augen Eurer Majeſtät wagt. Ich habe ihm gerathen, er ſolle zur Stelle ſeinem Pferde die Sporen geben und nach Sachſen zurückreiten, denn was ihm hier bevorſtehe, ſei ein Kriegsgericht und dahinter Ketten oder eine Kugel."

„Das war recht,“ ſagte der König.

„Er aber meinte, er könne nicht dulden, daß der Bruder für ſein Unrecht bezahle, und müſſe darauf beſtehen ſich ſelbſt anzugeben.“

„Warum hat er nicht früher ſo gedacht?“ grollte der König und ſah von der Seite auf Friedrich. „Es iſt zu ſpät, der Andere iſt bereits angenommen.“

„Das hielt ich ihm vor; er aber meinte, er könne nicht leben mit einer ſolchen Schuld gegen ſeinen Bruder auf der Seele und ich ſollte ſo barmherzig ſein und ihn melden.“

„Wie war er?“

„Wie ein braver Kerl vor einem Duell, höflich aber kurz.“

Der König ſah wieder nach den Liebenden. Die weinende Dorothee hatte die Hand des Recruten ergriffen und er ſah ihr traurig in's Geſicht. „Geht Beide dort hinein,“ gebot der Monarch, „und damit die jungen Leute nicht mit einander allein bleiben, leiſten Sie ihnen Geſellſchaft, Herr v. Reck.“ — Darauf befahl er dem Officier: „Ich will den Ausreißer doch ſehen, halte für alle Fälle die Wache bereit mit Ober- und Untergewehr.“

„Ew. Majeſtät haben ja Niemand mitgenommen als den Döpel, weil Dieſelben meinten, Sie wollten Kottwitzen nicht zu Schanden eſſen; und der Döpel ſteckt, wie Ew. Majeſtät befohlen, in dem ſchwarzen Rock des Theologen.“

„Dann bleibſt du ſelbſt gegenwärtig. Dieſe ſchwadronirenden Sachſen ſollen ſehen, daß wir mit ihrem Mundwerk und ihren Flattuſen auch noch fertig werden."

Auguſt trat ein, ſtellte ſich aufrecht hin und begann ſeine Meldung: „Freicorporal Auguſt König!"

Der Monarch unterbrach ihn rauh: „Iſt mir nicht bewußt. Warum tragt ihr nicht ſächſiſche Montur, wenn ihr euch bei mir meldet? Ich mag's nicht leiden, wenn ein fremder Officier ſich wie ein Federfuchſer kleidet."

„Ich habe meinen Abſchied aus kurſächſiſchem Dienſt genommen und heute früh erhalten."

„Abſchied?" frug der König. „Es kommen dabei Irrthümer vor."

„Hier iſt mein Entlaſſungsſchein," ſagte Auguſt, ein Papier herausziehend. Der König winkte dem Officier, der es abnahm und meldete: „Der Schein iſt in Ordnung."

„Kümmert mich nicht weiter," entſchied der König. Einſiedel gab dem Delinquenten das Papier zurück.

„Raucht ihr Tabak, Lieutenant König?" frug der Monarch.

„Zu Befehl, Ew. Majeſtät."

„Dann zündet euch dieſe Pfeife an. Reich' ſie ihm," gebot der Herr ſeinem Vertrauten, „und ſorge für Feuer."

Auguſt ſetzte erſtaunt den Tabak in Brand. „Raucht!" gebot der König unwillig. „Ich habe zu thun." Er ſetzte ſich auf einen Holzſtuhl an den Tiſch, nahm einen

Anſchlag über die Koſten der Entwäſſerung, welchen der Gutsherr zurecht gelegt hatte, und las darin. Auguſt ſtand ſtill und ſteif am Eingang des Zeltes und blies ſtarkriechenden Dampf aus der Pfeiſe. Auch der Adjutant harrte unbeweglich. Der König ergriff ein Papier nach dem anderen und vertiefte ſich darein, das dauerte eine Weile. Endlich frug er über die Schulter: „Wie ſchmeckt der Tabak?“

„Schlecht, Ew. Majeſtät,“ antwortete Auguſt die Arme anziehend, „er fuſelt.“

„Das war ſein Glück,“ rief Friedrich Wilhelm aufſtehend, „ich habe es dem Kottwitz im voraus geſagt. Es iſt gut, Lieutenant König, ihr könnt abtreten. Und da ihr von hier ſogleich in eure frühere Garniſon zurückreiſen werdet, ſo mögt ihr einen anderen Abſchied, als der iſt, den ihr in eurer Taſche tragt, für einen Namensvetter von euch mitnehmen, der auch Auguſt König hieß, und vor Jahren in meinen Dienſten ſtand. Die Aushändigung iſt durch gewiſſe Umſtände verſpätet worden. Setze Dich, Einſiedel, und ſchreibe für den geweſenen Freicorporal Auguſt König einen richtigen Abſchied. Und ſchreibe darunter das Jahr und den Tag, an welchem der Bewußte die preußiſche Garniſon verlaſſen hat, damit ſeine Landsleute ihn nicht für einen verdammten Ausreißer halten. Wißt ihr, wie lange es her iſt?“ Auguſt nannte das Jahr und den Tag, aber die Worte kamen klanglos aus der Kehle.

Einſiedel ſchrieb, der König ſah wieder in die Rechnungen, bis ihm der Officier den Abſchied zur

Unterſchrift vorlegte. Der Herr unterzeichnete und winkte, den Schein dem Sachſen zu geben. Aber Auguſt verweigerte die Annahme. „Danken Sie Gott und ſtecken Sie ein," ſagte leiſe der Officier. Auguſt antwortete ebenſo: „Ich kann an meinem Bruder nicht zum Schelm werden."

„Was giebt's noch?" grollte der König ſich umſehend.

„Er will den Abſchied nicht nehmen, Majeſtät."

Der König erhob ſich und als er ſah, daß Auguſt das Knie beugte, rief er zornig: „Donnerwetter, wer in meinen Dienſten geweſen iſt, ſoll wiſſen, daß der Soldat nicht kniet, außer im erſten Gliede beim Feuern."

„Vergebung, Majeſtät," bat der Verabſchiedete. „Dem Auguſt König, welchem die höchſte Gnade heut die Entlaſſung bewilligte, darf ich den Abſchied nicht mitnehmen, wenn ich ihm nicht ſeinen Bruder zurückbringe, welcher ſich als ſein Stellvertreter der Gnade Eurer Majeſtät übergeben hat."

„Der Deſerteur will noch Bedingungen ſtellen?" rief der Monarch in hellem Zorn. „Er wagt auf meine Nachſicht zu trotzen? Ich will ihm einen ſtrengen Herrn zeigen. Nimm ſeinen Degen. Fort mit ihm!"

„Er hat keinen Degen, Majeſtät," rapportirte der Officier, und gebot zu dem Sachſen tretend: „Sie ſind verhaftet, folgen Sie mir." Auguſt rückte ſich zuſammen. Er erkannte, daß er in ungnädige Hand gefallen war, aber er ſprach nichts weiter, ſondern wendete ſich zum Gehen.

Da vernahm der König ein unterdrücktes Schluchzen aus dem Nebenraum des Zeltes. „Oho!“ rief er und ſchlug mit dem Stock auf den Tiſch, denn ihm fiel ein, daß er als ehrlicher Mann den älteren Bruder nicht behalten konnte, wenn er den jüngeren im Arreſt feſtſetzte. „Einſiedel!“ Der Officier und ſein Gefangener wurden am Eingang ſichtbar. „Frage doch den Kerl, ob er in Sachſen eine Braut hat?“ Der Officier wiederholte die Frage und Auguſt antwortete: „nein!“ „Ob er eine gewiſſe adlige Dorothea Borsdorfin von Perſon kennt.“

„Ich kenne ſie ſeit meiner Kindheit,“ ſagte Auguſt.

„Frage ihn,“ gebot der König weiter, „ob er die Dreiſtigkeit gehabt hat ſie heiraten zu wollen.“

„Es war zwiſchen den Eltern vielleicht davon die Rede,“ verſetzte Auguſt. „Ich glaube aber nicht, daß ihr Gemüth mir zugewandt iſt.“

„Sie will ihn durchaus nicht zum Manne,“ brach der König gegen den Unglücklichen los. „Sie will ſeinen Bruder; daß er es nur weiß.“

Der König rührte an die Leinwand. „Bringen Sie ihre Anbefohlenen heraus, Herr v. Reck!“

Dorothea trat mit ihrem Vormund heran, hinter ihnen Friedrich in der Montur. „Hier Fräulein,“ ſagte der Monarch mit einer unbeholfenen Ritterlichkeit, die ihm doch gut ſtand, denn man merkte ein ehrliches Wohlwollen, „hier ſind zwei Brüder. Einer davon gehört mir, der Andere mag gehen, wohin er will. Der, den Sie heiraten wollen, den nehme ich, und ich will mir Mühe geben die Einwilligung Ihrer Verwandtſchaft durchzuſetzen."

Das Fräulein ſtand zwiſchen den beiden Brüdern. „Majeſtät," flehte ſie zitternd.

„Aengſtigen Sie ſich nicht," verſuchte der König zu tröſten, „ich meine es gut, und ich will Ihnen beweiſen, daß ich kein Tyrann bin, obgleich dieſer hier" — er wies auf Friedrich — „mich dafür ausgeſchrien hat."

Dorothea ſah zur Erde, aber die Rechte hob ſich leiſe auf Friedrich zu. Der König ergriff ſchnell ihre Hand und legte ſie in die des Candidaten, ſtellte ſich vor dieſen und berührte ihm mit dem Knopfe des Stockes die Bruſt. „Dich wollte ich," ſprach er „und du gehörſt zu mir. — Ziehe jetzt meine Montur aus, obwohl ich dich lieber darin ſehe als in dem ſchwarzen Rock. Der Feldprediger von Markgraf Albrecht iſt hinfällig, ich ſetze dich in ſeine Stelle, damit ſollſt du bei mir anfangen. Ihr, Herr Lieutenant aus Sachſen, ſteckt jetzt euren preußiſchen Abſchied in die Taſche. Da ihr, um eure brüderliche Pflicht gegen meinen Feldprediger zu erfüllen, aus dem ſächſiſchen Dienſt ausgetreten ſeid, ſo will ich dafür ſorgen, daß ihr wieder hineinkommt. „Kottwitz!" rief er aus dem Zelt. „Den Herren Sachſen ſchmeckt der Tabak nicht. Laß den Wagen vorfahren."

## Schluß.

Frau von Bersdorf kam zu Madame König und rang nach der erſten Begrüßung die Hände. „Meine Doris iſt mit ihrem Vormund ins Preußiſche gefahren, um vor dem böſen Könige wegen Entlaſſung des Monſieur Auguſt einen Fußfall zu thun. Die Tante ſchreibt durch die Botenfrau.“

Frau König ahnte nicht die Größe der Gefahr, aber ſie wurde von tiefer Rührung ergriffen, daß Dorchen aus Neigung für den Sohn ein ſolches Wagniß auf ſich genommen; alle anderen Pläne, die ſie in der letzten Zeit wegen einer reichen Heirat gehabt hatte, ſchwanden dahin; ſie fiel der Freundin um den Hals und ſagte: „So wird durch unſere Kinder ſelbſt offenbar, was lange unſer Wunſch war.“ Endlich ſtimmten die Mütter einmüthig zuſammen. Doch während ſie die Zukunft der Kinder beſprachen, fuhr ein Wagen vor und nicht Auguſt, ſondern Fritz und Dorchen knieten vor den Frauen und baten um den mütterlichen Segen; Auguſt aber ſtand ruhig bei Seite und ſah zu.

Als der erſte Sturm der Ueberraſchung vorüber war, nahm die Mutter den jüngern Sohn bei Seite und frug in zärtlicher Theilnahme: „Wie wirſt du das ertragen, armes Kind?“

„Mit vergnügter Seele,“ verſetzte Auguſt. Die Mutter ſah ihn erſtaunt an. „Ich war dem Dorchen niemals ſo gut wie der Bruder.“

Da wurde der Mutter leicht ums Herz: „Mir iſt von der Majorin aus deiner Garniſon etwas zugetragen worden. Bei euch iſt jetzt eine reiche Partie, die angenommene Tochter des Magiſter Blaſius. Der Mann hat früher ſchlecht an uns gehandelt, aber er ſoll ſich in ſeinen alten Tagen ſehr gebeſſert haben, auch bei dem Mädchen iſt etwas mit der Herkunft nicht in Ordnung und das wäre ja ein Hinderniß. Aber ſie hat eine gute Erziehung erhalten und es ſind drei Häuſer vorhanden. Man ſagt, daß dein Hauptmann ſich ſehr um das Mädchen bewirbt. — Du könnteſt dann den Soldatendienſt aufgeben und dich zur Ruhe ſetzen.“

„Ich bleibe Soldat, liebe Mutter,“ antwortete Auguſt. „Wegen der gütigen Worte aber, mit denen Sie die Demoiſelle erwähnten, küſſe ich Ihnen dankbar die Hände. Morgen führe ich der Frau Mutter die Schwiegertochter zu.“

Neunzehn Jahre waren den Brüdern in ungetrübtem häuslichem Glück vergangen. Zwei Könige, denen ſie den Eid geleiſtet, waren geſtorben, der eine, welcher alle hochgewachſenen Männer zwingen wollte ſeinem Staate zu dienen, und der andere, der alle Frauen und Töchter, welche ihm gefielen, für ſich begehrte. Zwiſchen den Nachfolgern war der Krieg entbrannt. In dem zweiten Kampfe, den der junge König Friedrich von Preußen um den Beſitz Schleſiens führte, hatte ſich Kurſachſen mit Oeſtreich verbunden, und Fürſt Leopold von Deſſau zog mit einem preußiſchen Heere gegen Dresden heran. Bei Keſſelsdorf erwarteten die Sachſen und Oeſtreicher ſeinen Angriff. Das ſächſiſche Leibregiment, welches jetzt Regiment „Königin“ hieß, ſtand auf dem linken Flügel nach Keſſelsdorf zu und der Hauptmann König hatte den Platz links von ſeiner Compagnie nahe den Grenadieren an der Flanke. Zweimal ſchlug das Regiment den Angriff der Preußen zurück. Als im dritten Anſturm neue Reihen aus der ſchwarzen Wolke von Pulverdampf heraustraten, ſah der Sachſe die Uniformen des Regiments, welches ſein verſtorbener Freund, der General Vogt, geführt hatte. Ihm gegenüber trieb ein Major zu Pferde ſeine Compagnie mit geſchwungenem Degen vorwärts. Ein Schuß traf das Pferd, daß es ausbrach, in wilden Sätzen bäumte und wenige Schritte vor der ſächſiſchen Front zuſammenbrach. In dem geſtürzten Reiter erkannte Auguſt den alten Stubennachbar Bröſicke, er ſprang vor und umfaßte den Jugendfreund, ihn aus dem Gewühl zu retten. Da ſank er ſelbſt, in den Rücken geſchoſſen, zu Boden. Als der Preuße ſich über den Gefallenen neigte, ſah dieſer ihn mit freundlichem

Blicke an und ſagte im Sterben leiſe: „es war eine ſächſiſche Kugel!“

Am zweiten Feiertage der Weihnacht ſtanden zahlreiche Relaispferde mit Bereitern und Poſtillonen vor dem Pfarrhofe eines großen märkiſchen Dorfes, um den ſiegreichen König Friedrich zu erwarten, welcher nach geſchloſſenem Frieden in die Reſidenz zurückkehrte. Auch die Beamten der Umgegend hatten ſich eingefunden. Denn bei dem Pfarrhofe pflegte der Herr jedesmal anzuhalten, ſo oft er des Weges fuhr. Als der königliche Wagen herankam und der König während des Umſpanns mit den Verſammelten ſprach, trat die Frau Paſtorin neben ihren Gatten und bot auf der Tablette eine Erquickung. „Iſt Jemand geſtorben?“ frug der König, dem das Trauerkleid der Frau auffiel, den Geiſtlichen.

„Mein Bruder blieb bei Keſſelsdorf, er ſtand im Regiment Königin bei den Sachſen.“

„Das Regiment hat ſich brav gehalten,“ ſagte der König. „Sind das Alles eure Kinder?“ Er blickte über eine Gruppe von Knaben und Mädchen, welche von der offenen Hofthür mit großen Augen nach ihm hinſahen.

„Meine Kinder und die meiner lieben Schwägerin,“ antwortete der Geiſtliche und wies auf eine Frau im Wittwenkleide.

Der König wandte ſich zu ſeinem Begleiter im Wagen: „Kennen Eure Liebden dieſe hohe Säule unſerer Kirche?“

„Es iſt der große Feldprediger, der früher im Regiment Markgraf ſtand."

„Wiſſen Sie, wo wir Beide ihn zuerſt geſehen haben? — Es war bei dem ſeligen Könige im Berliner Schloß zur Zeit der Tragödie von Thorn."

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Aufl. 08

1. Ex 1880 400 S = 256 :
2. Ex 1880 400 S.
3 Ex [1922] 260 S

# Die Ahnen.

Roman

von

**Guſtav Freytag.**

## Sechſte Abtheilung.

Aus einer kleinen Stadt.

Fünfte Auflage.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1885.

# Aus
# einer kleinen Stadt

von

**Guſtav Freytag.**

Fünfte Auflage.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1885.

1
2
3

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

## 1.

## Im Jahr 1805.

Es war eine anſehnliche Kreisſtadt im Flachland der ſchleſiſchen Oder, in der Mitte ein weiter Marktplatz, der Ring, darauf das Rathhaus. Von den Ecken des Marktes liefen vier Hauptſtraßen zu den beiden Thoren. Seit dem letzten Brande ſtanden die Häuſer unter neuem Ziegeldach, ſchön roſa, blau und gelb getüncht, die meiſten hatten freilich nur ein Erdgeſchoß, doch viele auch ein Stockwerk darüber, wenige aber zwei Stock, und dieſe wurden als merkwürdig gezeigt. Das Ganze war von einer Mauer umgeben, über welcher noch die Thorthürme ragten; alles hübſch regelmäßig, wie von einem klugen Rieſenknaben aus ſeinem Baukaſten aufgeſetzt. Außerhalb der Stadt zogen ſich Scheunen und Ställe der Vorſtädte weit hinein in die Ackerflur, auf der viele Bürger der Stadt ſchweren Weizen erbauten. Es war eine alte Stadt, einſt eine Feſtung deutſcher Koloniſten gegen fremdes Volk, und mancher wilde Kriegsſturm hatte um ihre Mauern getobt. Aber das war lange her, die Mauern waren brüchig geworden, in dem trockenen Wallgraben breiteten ſich Obſtbäume, und die Gänſe des Stadtkämmerers weideten darunter, die Bürger aber lebten unbekümmert um ihre alte Kriegsherrlichkeit und wußten auch nichts davon. Ihre Erinnerung an frühere Zuſtände begann mit dem Schwedenkriege, ſogar dieſer war undeutlich geworden, denn die Konfeſſionen der Stadt verkehrten in brüderlicher Eintracht, die Gebildeten meinten, daß aller Glaubenshader abgethan und in ihrer aufgeklärten Zeit unmöglich ſei, die Frauen hörten am liebſten, wenn ihre Pfarrer von der chriſtlichen Liebe predigten, und die geiſtlichen Herrn ſaßen beim Glaſe Ungarwein gern einander gegenüber. Wenn ſich die Stadt einmal von vergangener Zeit erzählte, ſo begann und endete ihre Geſchichte mit dem alten Fritz, der die Provinz für ſeinen Staat erobert hatte. Die älteren Leute berühmten ſich, daß ſie ihn perſönlich gekannt hatten, und in den meiſten Wohnſtuben hing ſein Bild.

In den Mauern der Stadt walteten unumſchränkt die guten Geiſter der Ordnung und Stille, nur am Abend des Wochenmarktes ſchrie zuweilen ein trunkenes Bäuerlein. Jedermann ging am Sonntag früh auf ſeinen Platz in der Kirche und Nachmittags in den neuen Kaffeegarten, um ſich dort ebenfalls hinzuſetzen, und das Hauptfeſt im Jahre war das Königſchießen. Außerdem erſchien zur Freude der Jugend zuweilen ein mürriſches Kamel mit ſeinem Affen und zwei Bären oder ein Seiltänzer mit kleinen Kunſtpferden, ſehr ſelten ein Trupp Komödianten, den die Polizei ungern ſah, weil er immer Schulden hinterließ. Die Honoratioren beſuchten im

Winter die Vorſtellung eines fremden Künſtlers, der die Flöte blies und deklamirte, oder ein Schattenſpiel zeigte; doch auch neue muſikaliſche Erfindungen wurden aufgeführt: die Glasharmonika, wobei dem Stadtdirektor ſeine eigene Frau ohnmächtig wurde, oder eine Aeolsharfe, welche der Verfertiger am Stadtwalde in abgeſtecktem Raume aufhing. Dieſer Genuß war ſehr ergreifend, nur trug er dem Manne nichts ein, weil die Leute den Geiſtergeſang am liebſten von fern vernehmen wollten. Unleugbar war faſt Alles in der Stadt mäßig und beſcheiden, auch der Wohlſtand war nicht übergroß, aber die Bürger gediehen doch und merkten, daß ſie vorwärts kamen, trotz der Mißernten in den letzten Jahren. Ihr ſchleſiſches Geld, Böhmen und Gröſchel, war ſchwärzlich; es war auch weniger werth als das Kourant, aber die Bürger nahmen es willig, und wurden, wenn ſie es ausgaben, gern luſtig. Jeder wußte ſo ziemlich, was der Andere beſaß, und einige Kaufleute und Fabrikanten galten für reich, ja einer von ihnen ſollte die Abſicht haben, in ſeiner Fabrik eine Dampfmaſchine aufzuſtellen.

Großer Luxus wurde in der Stadt nur im Winter ſichtbar, wenn die adligen Gutsherren des Kreiſes im Gaſthofe ihr Kränzchen abhielten und unter einander einen Ball veranſtalteten. Dafür wurde der Fußboden des Saals und die Treppe ſorgfältig mit Waſſer und Bürſte behandelt, was ſonſt nicht häufig geſchah, und alle Oellampen des Kronleuchters wurden angezündet. Die Edelleute kamen in geſchloſſenen Kutſchen, manche mit ſilbernem Pferdegeſchirr und die vornehmſten hatten Läufer in bunter Tracht mit einer großen geflochtenen Lederpeitſche als Bandelier. Dann tanzten die Herrſchaften vergnügt mit einander, die Damen trugen Ballkleider aus der Reſidenz und die Herren ſchlüpften in eine Nebenſtube, um Pharao zu ſpielen; und wer von dem kleinen Stadtvolk neugierig war, ſtand auf der Straße und ſah zu den erleuchteten Fenſtern auf.

Natürlich war ein verſtändiger Bürger oft unzufrieden mit den königlichen Behörden, welche ſeine Stadt und das Land regierten, ſich in Alles miſchten und auch da, wo ſie das Beſte wollten, herriſch und ungeſchickt ſchalteten; noch häufiger ärgerte er ſich über die Garniſon, über Roheit der Soldaten und Ungezogenheiten der Officiere, und wenn vor der Hauptwache das Signal zum Gaſſenlaufen gegeben wurde, verbot er ſeinen Kindern und Dienſtboten zuzuſehen. Er wunderte ſich auch über den Lauf der Welt, denn er hatte die ganze franzöſiſche Revolution erlebt, wie man dort vor kurzer Zeit König und Adel in größter Eile umgebracht hatte, und wie jetzt plötzlich ein neuer Kaiſer aufgeſchoſſen war. Aber obgleich eine unruhige und kriegeriſche Zeit gekommen war, in welcher vieles Alte zuſammenbrach, das geſchah weit draußen und man unterhielt ſich gleichmüthig davon, wie von fremden Dingen; denn die Provinz lag abſeit in Sicherheit, und das polniſche Weſen in der Nähe war zwar übel beleumdet, jedoch nicht mehr zu fürchten.

Und wenn einer von den Bürgern auf rauhen Wegen in ſeiner alten Kaleſche oder in dem unförmlichen Holzwagen der Poſt nach der Hauptſtadt der Provinz fuhr, ſo fand er dort Alles in größerem Maßſtab und reichlicher als daheim, doch im Grunde war es nur ein Unterſchied in der Größe; er beſuchte ebenfalls als Hauptvergnügen den Kaffeegarten, welcher am Abend durch viele bunte Lampen illuminirt wurde, er ſaß in dem gewölbten Rathskeller und ſtand im Parterre des Theaters, und erzählte nach überſtandener Reiſe vergnügt, daß es in der großen Stadt immer etwas Neues gebe: eine Menagerie, einen Luftballon. Aber im Uebrigen lebte die Hauptſtadt faſt ebenſo ſtill dahin, wie das ganze Land, höchſtens daß die Schneidergeſellen einmal Revolte machten, weil die hohe Obrigkeit ſich gar zu einfältig gegen ſie benahm.

Heut war Sonntag. Die Sonne ſchien vom wolkenloſen Himmel warm in die reingefegten Gaſſen und von beiden Pfarrthürmen läuteten die Glocken. Die Stadt aber befand ſich in einem Zuſtande ſtiller Aufmerkſamkeit und Beobachtung. Denn der neue Arzt war angekommen. „Ein junger angenehmer Mann,“ ſagte die Gaſtwirthin zu ihrer Nachbarin, der Bäckersfrau, „lang von Geſtalt und von ernſthaftem Weſen, ſein Name ſteht im Fremdenbuch als Doktor Ernſt König. Er hat ſchöne Wäſche, ſo ſtickt hier Niemand die Hemden.“ Die Bäckerin deutete daſſelbe ihren Kunden an, und die Milchfrau trug es weiter; bis endlich der Friſeur den Fremden beobachtete und die Neuigkeit zu allgemeiner Kenntniß brachte. Ja, es war nicht zu leugnen, der

Doktor ſah anſehnlich aus in rundem Bieberhut und zierlichen Stulpſtiefeln, auch trug er keinen Zopf mehr, ſondern das helle Haar halb lang, und das Gekräuſel dabei war ein natürliches. Das wußte der Friſeur genau, denn er traf den Fremden bei ſeinem beſten Kunden, dem königlichen Zoll- und Acciſeeinnehmer Köhler, als er dieſem den Zopf flocht. Und er ſah den beiden Herren bekümmert nach, wie ſich dieſe zu ungewöhnlicher Zeit promenirend nach dem Stadtthor bewegten.

„Dort liegt das Rieſengebirge,“ erklärte der Einnehmer ſeinem Gaſt und wies zwiſchen den Linden des Stadtwalles auf die blauen Berge in der Ferne. „Aber Rieſen wohnen nicht mehr in den Thälern, ſondern arme Weber, welche wenig zu thun haben, ſeit der franzöſiſche Kriegstrubel den Kaufleuten die Wege unſicher macht. Und was Sie in der Mitte ſehen, iſt die Schneekoppe.“

Der Doktor wandte ſich freudig der Richtung zu: „Ich habe vor Jahren dort oben geſtanden und den Sonnenaufgang erlebt. Er war unbeſchreiblich ſchön und erhob mir die Seele. Als über den Nebeln der Erde das goldene Tagesgeſtirn heraufſtieg, kam es mir vor wie die Gottheit ſelbſt, welche in dem Chaos unter ihr blühendes Leben ſchafft. Glücklich iſt der Menſch, welchem Gelegenheit wurde, ein Bild ſolcher erhabenen Größe in ſeiner Seele zu bewahren.“

Der Einnehmer drückte ſeinem Gaſte die Hand. „Ich freue mich, daß Ihr Gemüth offen iſt für die Reize der Natur, darin gleichen Sie ganz dem ſeligen

Kriegsrath, Ihrem lieben Vater. Sind Sie auch auf unſeren alten Burgen herumgeklettert?

„Dort, wo wildverſchlungene Ranken ſich
Ueber Uhuneſter ſchwarz verbreiten“,

wie Matthiſon ſo ſchön ſagt, obgleich mir wahrſcheinlich iſt, daß er ſich bei den Neſtern nicht den eigentlichen Uhu, ſondern vielmehr die Fledermaus gedacht hat.“ Er unterbrach ſich ſelbſt. „Von dieſer Seite ſehen Sie durch das Stadtthor bis auf den Markt.“

„Ich habe mich über das gute und ſaubere Steinpflaſter gefreut.“ —

„An Steinen fehlt es unſerer Gegend nicht,“ verſetzte der Einnehmer, „auch nicht an Beſenbindern, welche ihren Edelleuten die Birkenreiſer aus dem Walde ſtehlen. Nun, Sie werden unſere Herren und das Landvolk zur Genüge kennen lernen.“

„Ich bin ja ſelbſt ein Landeskind,“ ſagte der junge Arzt, „und mein Beruf macht es mir leicht, mit Vornehm und Gering fertig zu werden. Jetzt freilich, da ich aus der Fremde heimgekommen bin, ſehe ich, daß man hier in Manchem zurückgeblieben iſt.

„Still!“ warnte der Einnehmer, „wir ſind in ſtarkem Fortſchritt, und wer uns das leugnet, mag ſich hüten. Es giebt hier und da Leute, welche Bücher über uns ſchreiben; dieſe ſind uns durchaus verhaßt, ich hoffe, Sie gehören nicht zu der Zunft.“ Der Gaſt verneinte. „Im Vertrauen, wir fühlen uns in unſerer Haut gar nicht wohl, aber wir können nicht leiden, daß Andere uns das zu verſtehen geben. Wenn Sie einmal unzufrieden mit dem hieſigen Weſen ſind, ſo ſchelten Sie nur immer gegen mich, man wird Ihnen ſagen, daß an mir nichts zu verderben iſt, und ich hoffe, Ihr lieber Vater hat Ihnen auch geſagt, daß ich ein zuverläſſiger Freund bin.“ Er ſchüttelte dem Doktor die Hand. „Dennoch wundert mich, daß Sie, dem ich über ſein gutes Ausſehen keine Artigkeit ſagen will, an dieſem kleinen Ort niederſitzen.“

„Ich folge dem Wunſch meines Vaters und mir ſelbſt liegt daran, ſobald als möglich eine feſte Thätigkeit zu erhalten.“

„Sie waren längere Zeit in der Fremde?“

„Ich wurde als junger Arzt von meinem Profeſſor dem kranken Prinzen Georg zum Begleiter empfohlen und lebte einige Jahre mit ihm auf Reiſen, zuletzt in Paris, wo ich Zutritt zu den Hoſpitälern gewann.“

Der Einnehmer ſtand erſtaunt ſtill: „In Paris?“ rief er, „Sie ſind ein Wundermann und es kann Ihnen gar nicht fehlen. In Paris! Eine lebhafte Stadt, etwas unbändig. Die Straßen ſind dort ja wohl mit Köpfen gepflaſtert, welche die Kleinen den Großen abgeſchlagen haben.“

„Jetzt iſt gute Ordnung dort,“ antwortete der Gaſt, „und die Polizei ſtrenger als bei uns.“ „Natürlich,“ verſetzte Herr Köhler, „der große Muſikus dort verſteht es alle Welt nach ſeiner Pfeife tanzen zu laſſen. Ich ſage Ihnen, Ihr Glück unter uns iſt gemacht, Jedermann ſchüttelt ſich, wenn von Paris die Rede iſt, aber Jedermann will davon hören.“

Er zog ſeine ſilberne Uhr heraus. „Kommen Sie, der Gottesdienſt iſt zu Ende, wir treffen die Honoratioren jetzt in der Frühſtückſtube bei einander; dort werde ich Sie einführen. Auch der Wein iſt gut.“

Sie traten in die Weinſtube, dort fanden ſie die Vornehmen der Stadt an drei runden Tiſchen verſammelt, an dem einen die Officiere der Garniſon, bei ihnen den adligen Stadtdirektor und mehre Herren vom Landadel, am zweiten die königlichen Offizianten, am dritten Kaufleute und Fabrikanten, den Kämmerer und Apotheker. Herr Köhler ſtellte den Gaſt vor und führte zum zweiten Tiſch. Alle Augen beobachteten die neue Erſcheinung. Der Einnehmer aber deutete leiſe ſeinen Vertrauten an, wie es um den Gaſt ſtehe, daß er von Paris komme und mit dem Kaiſer Napoleon auf der Straße vielfach zuſammengetroffen ſei. So wurde der Doktor bald Mittelpunkt einer lebhaften Unterhaltung, nur die Officiere am Herrentiſch zeigten eine geſuchte Nichtachtung, ſprachen laut und verächtlich von dem revolutionären Weſen und von einem Abenteurer, der durch unerhörtes Glück heraufgekommen ſei.

„Ob der Friede dauern wird,“ frug Jemand vom dritten Tiſch, „bis unſer Bündniß mit Oeſtreich und Rußland geſchloſſen iſt?“

„Wir gehören einem ſo großen Staate an, daß wir nicht nöthig haben, von fremder Hilfe unſer Heil zu erwarten,“ antwortete vom erſten Tiſch gewichtig der Stadtdirektor.

„Wir ſind ſo groß geworden,“ beſtätigte der Einnehmer, „daß Niemand mehr recht ſagen kann, wo unſere Grenzen ſind. Sie werden jedes Jahr geändert. Wie man erzählt, aus Gefälligkeit gegen den Kaiſer Napoleon.“

Eine Pauſe entſtand. „Er iſt ein Corſe,“ rief verächtlich der Reiterlieutenant Baron Hille, welcher aus einer nahen Garniſon herzugeritten war.

„Ohne Zweifel,“ beſtätigte der Einnehmer. „Ob dieſer Mann aber als Corſe, als Franke oder als Gallier nichtsnutziger iſt, vermag ich nicht zu entſcheiden. Ich höre jede dieſer drei Eigenſchaften an ihm tadeln. Vielleicht würde der Herr Baron uns ſagen, weßhalb man der Inſel Corſika nichts Gutes zutrauen darf.“

„Der Kerl und ſein republikaniſches Geſindel werden laufen, wenn ſie von preußiſchen Huſaren attakirt werden,“ rief der aufgeregte Lieutenant wieder. Ein beifälliges Summen der Officiere beſtätigte die Worte. Auch die vom Civil nickten mit dem Kopfe.

„Der Kaiſer trägt hohe Stiefeln,“ ſagte der Einnehmer, „die mögen ihn wohl bisher am Laufen gehindert haben. Denn dieſe Eigenſchaft hat er noch nicht ſehen laſſen; wenn er es ja einmal verſuchte, iſt er noch immer vorwärts gekommen.“

Wieder Stillſchweigen. „Thun Sie, als wären die drüben nicht da,“ ſagte der Einnehmer leiſe zum Doktor, „Sie müſſen Ihnen zuerſt guten Tag ſagen.“ Das geſchah auch. Nach einiger Zeit, als der Fremde gerade einmal von ſeinem Sitze aufgeſtanden war, erhob ſich ein kleiner Herr in zimmtfarbigem Rocke und blendend weißer Wäſche, trat zu dem Doktor, gab ſich als Kammerherrn von Bellerwiz zu erkennen und leitete das Geſpräch mit den Worten ein, daß er den Vater des Herrn Doktors wohl gekannt habe.

Auf dem Markte erſcholl rauher Anruf und Tritte. Mehre der Anweſenden eilten an das Fenſter. „Sie bringen ihn!“ ſagte der Stadtdirektor zu dem Kammerherrn.

Ein ſchlanker Burſch wankte, den Oberkörper vorgeneigt zwiſchen bewaffneten Führern, an dem entblößten Haupte hatte er eine Hiebwunde, das geronnene Blut klebte in den Haaren und entſtellte ihm das Geſicht. Vor dem Hauſe des Weinkaufmanns ſtand ein Brunnen, der Gefangene ſchrie mit heiſerer Stimme: „Waſſer!“ und als die Wächter ihn fortſtoßen wollten, warf er ſich auf die Steine. Vergebens mühten ſich die Männer ihn in die Höhe zu bringen. Mit dem Stadtdirektor eilte der Doktor auf die Straße, holte Beſteck und Verbandzeug aus der Taſche und erbat Erlaubniß dem Mann die blutende Wunde zu verbinden. Die Frau des Weinkaufmanns trug mitleidig ein Handbecken herzu, und als der Verwundete auf die Schwelle des Hauſes geſchleift war, reichte ihm der Arzt einen Trunk, wuſch und verband die Wunde und ſprach ihm tröſtend zu. Der Verwundete ſah den Hilfreichen dankend an, erhob ſich nach einer Weile ſchweigend und wurde auf Befehl des Direktors vorläufig in das Stadtgefängniß geführt.

In der Weinſtube ſagte der Direktor: „der Menſch iſt Unterthan des Grafen und wird dort durch die Karbatſche von ſeiner Störrigkeit geheilt werden.“

Der Doktor frug mit Theilnahme: „was hat er verbrochen?“

„Er wollte ein Mädchen aus dem Dorfe des Grafen heiraten, welches unterthänig iſt, wie er, und da das Mädchen hübſch und ſauber war, weigerte ihm der Inſpektor die Ehe und beſtimmte das Mädchen zum Dienſt auf dem Hofe, wo ſie ihre drei Jahre aushalten ſoll. Darüber gerieth der Burſch außer ſich, vergriff ſich thätlich an dem Inſpektor und entſprang.“

„Der Graf ſoll den Kerl zu meiner Kompagnie geben, bei uns werden ihm die Mucken ausgetrieben,“ begann der Kapitän v. Buskow, der die Garniſon befehligte, ein hagerer Mann mit harten Zügen, dem man wohl anſah, daß er die Fuchtel zu gebrauchen wußte.

„Was wird jetzt mit dem Unglücklichen geſchehen?“ frug der Doktor.

„Er wird morgen dem Grafen ausgeliefert werden,“ antwortete der Stadtdirektor, „und hat von ſeinem Inſpektor keine nachſichtige Behandlung zu erwarten.“

„Wie iſt es möglich, daß er in die Hände desſelben Mannes geliefert wird, den er beleidigt hat?“ frug der Doktor. „Iſt er ſchuldig ſich an dem Gutsbeamten vergriffen zu haben, ſo gehört der Fall doch wohl vor das königliche Gericht.“

„Der Inſpektor übt die Polizei auf den Gütern des Grafen und der Graf hat die Gerichtsbarkeit über ſeine Dorfleute,“ belehrte der Stadtdirektor, „in Kriminalfällen hat der Inſpektor erſt dem Gericht Anzeige zu machen.“

„Und wenn er den Burſchen vorher halbtot ſchlagen läßt, wie Sie ſelbſt annahmen? oder wenn er ihn auf andere Weiſe im Ortsgefängniß mißhandelt, was wird dann geſchehen?“

Der Stadtdirektor zuckte die Achſeln und ging ſchweigend an ſeinen Tiſch.

Da verließ den Doktor die Vorſicht, und er ſagte nachdrücklich: „Zuſtände, welche dergleichen möglich machen, ſind tyranniſch und im ſchreienden Widerſpruch gegen die Gebote der Humanität.“

„Sansculotte,“ murmelte der Reiterlieutenant halblaut.

Das Behagen in der Stube war geſtört, die Herren verhandelten in leiſem Geſpräche, vom dritten Tiſch erſuchten einige der Herren den Einnehmer, ſie mit dem Gaſte bekannt zu machen, und der Fabrikant drückte dieſem kräftig die Hand und ſprach ſeine Freude darüber aus, daß er ſich in der Stadt niederlaſſen wolle.

Als der Doktor mit ſeinem Vertrauten auf den Markt trat, begann der Einnehmer: „Die drei Tiſche, welche Sie heut geſehen haben, finden Sie bei uns überall. Die am erſten Tiſch ſchwadroniren, wie der Baron oder ſie drücken lächelnd die Hände, wie der Kammerherr, der zweite Tiſch verſieht die Plackerarbeit des Staates und fügt ſich, und der dritte denkt ſtill auf ſeinen Vortheil und verzieht den Mund über die beiden anderen. Das übrige Volk aber ſitzt ſtumm auf der Bank oder der bloßen Erde. Uebrigens wünſche ich Ihnen Glück zu Ihrem Eintritte bei uns.“

„Ich fürchte, nicht bei Allen eine günſtige Meinung erweckt zu haben,“ antwortete der Doktor, „ich habe Ihre Warnung von vorhin nicht beherzigt.“

„Das iſt wahr, aber Sie waren ſtolz und menſchenfreundlich. Sie werden im ganzen Kreiſe als Revolutionär herumgetragen werden und Jedermann wird begierig ſein, Sie kennen zu lernen, am meiſten unſer Adel. Da Sie keinen Talar tragen, der mit Hieroglyphen bedruckt iſt, was freilich das Wirkſamſte wäre, ſo iſt ſchon etwas werth, daß Sie ſich durch abenteuerliche Ideen von den hieſigen Menſchen unterſcheiden. Kommen Sie, heut ſind Sie mein Gaſt auf ein Gericht Gerngeſehen.“

In ſeiner Wohnung ging der Einnehmer zum Schreibtiſch und holte eine ſeltſam geſtaltete goldene Berlocke heraus. „Wiſſen Sie, was dies iſt?“

„Es ſtellt eine Guillotine vor.“

„Richtig! Ich habe ſie vor zwölf Jahren dem Kammerherrn abgekauft, der damals noch jung war und ſie wohlgefällig an der Uhr trug. Ich hebe ſie auf und erinnere ihn zuweilen daran, was ihm unlieb iſt. Es hat Stunden gegeben, mein junger Freund,“ fuhr er ernſter fort, „wo der königliche Einnehmer Köhler hier unter dem Bilde des alten Fritz die Anſicht hatte, daß ein ſolches Hackebrett auch anders wo, als bei den Franzoſen, gute Dienſte thun würde gegen unerträglichen Hochmuth und ein vornehmes Schmarotzerthum ohne Kraft und ohne Ehre, welches bei uns Alles verdirbt.

Trotz alledem ſind die, welche wir hier im Kreiſe haben, noch lange nicht die Schlechteſten. Wer als Rabe geboren iſt, von dem kann man nicht verlangen, daß er wie eine Lerche ſingen ſoll. Heut habe ich Luſt Ihnen die Berlocke zu ſchenken."

„Thun Sie das nicht!" bat der Gaſt.

„Dann hebe ich ſie für den Kammerherrn auf," entſchied der Einnehmer. „Und jetzt denken wir daran, daß Eſſen und Trinken zu den unvergänglichen Freuden des irdiſchen Daſeins gehört. Ich habe einen Meneſcher Ausbruch im Keller, an dem Sie Freude haben werden."

Nach dem Eſſen ging der Arzt in das Gefängniß, wie ihm der Direktor während des Verbandes bewilligt hatte. Er fand den Burſchen, dem die Arme von den Feſſeln befreit waren, finſter auf dem Schemel ſitzen. Als er ihm die Wunde beſorgt hatte und einige ermuthigende Worte ſagte, faßte der Gefangene plötzlich ſeine Hand und die Thränen ſtürzten ihm über die bleichen Wangen. „Der liebe Gott bezahle Ihnen, daß Sie ſo freundlich gegen mich ſind. Ich hätte den Inſpektor nicht geprügelt, wenn er nicht meinem Mädchen ſchon lange nachſtellte. Jetzt nimmt er ſie auf ſeinen Hof und was ſie dort aus ihr machen —" Er ballte die Fauſt und murmelte: „es wird ein Unglück." „Erzählt mir von eurem Mädchen," ſagte der Arzt, „ich bin hier zwar fremd, vielleicht kann ich euch doch in etwas helfen." Da begann der Burſch ſein Mädchen zu rühmen und wurde darüber wieder weich. „Denkt auch, wie ihr euer Schickſal zum Beſſeren wendet," mahnte der Doktor,

„habt ihr nicht Jemand, der bei dem Grafen für euch ſprechen kann?"

Der Gefangene ſchüttelte den Kopf und ſah unwillkürlich auf ein Fenſter ſeines Arreſtes, welches in die Stadtmauer gebrochen war: „Der Inſpektor ſoll mich nicht einſperren."

„Kann ich noch etwas für euch thun?" frug der Arzt.

„Ich habe meine Mütze verloren," ſagte der Gefangne finſter. „Die Landjäger haben mich durchſucht und meinen Geldbeutel genommen, in dem einige Groſchen waren, da kann ich nicht einmal zu einer Mütze kommen."

Der Doktor legte etwas Geld auf das Fenſterbrett, und verließ das Gefängniß.

Von dem Gefangenen ging er nach dem Gaſthof und frug ob der Kammerherr noch in der Stadt ſei. — Der Wagen war bereits vorgefahren, doch wurde er von dem Bedienten gemeldet und angenommen. Er erklärte ſeinen Eintritt mit dem Wunſche, einem Herrn, der ſich ſeines Vaters freundlich erinnere, ſogleich ſeinen Beſuch zu machen und begann nach kurzem Geſpräch: „Ich habe ſo eben dem Gefangenen den nöthigen ärztlichen Beiſtand geleiſtet, der junge Mann iſt in verzweifelter Stimmung und die Sache kann weitere Folgen haben." Und er erzählte von der Eiferſucht des Burſchen. „Es war bereits davon die Rede," ſagte der Kammerherr unbehaglich, „und der Menſch iſt leider im Kreiſe nicht unbekannt, er gilt für einen guten Muſikus und war zur Kirmeszeit und ſonſt in den Dörfern eine beliebte und auch gefürchtete Perſon; ich traue ihm wohl zu, daß er neues Aergerniß bereitet."

„Vielleicht könnte dies vermieden werden, wenn die Braut des Mannes nicht in den gefürchteten Hofdienſt treten müßte."

„Das iſt nicht zu verhindern," erklärte der Kammerherr beſtimmt.

„Durch Ihr Fürwort," ſagte der Arzt bittend. Der Kammerherr ſah ihn erſtaunt über dieſe Zumuthung an.

„Die Anſprüche, welche an das Mädchen gemacht werden, ſtehen im Widerſpruch zu Allem, was man Kultur und Zeitgeiſt nennt, und eine gewiſſe Unzufriedenheit im Publikum äußert ſich gern in Privatbriefen und Pasquillen. Der Graf ſelbſt wird vielleicht ein Intereſſe daran finden, daß der Vorfall nicht nach der Reſidenz getragen wird."

„Wenn er nicht ein näheres Intereſſe hat, die Perſon im Dienſt zu behalten," fuhr dem Kammerherrn heraus. Er ſah den Doktor mißtrauiſch an.

Doch dieſer fuhr beharrlich fort: „Ich habe den warmen Wunſch mir in dieſer Gegend Wohlwollen zu erwerben, und ich glaube dasſelbe dadurch zu verdienen, daß ich ein Unglück verhüten helfe. Dies würde hier der Fall ſein, wenn ſich ein anderer anſtändiger Dienſt für das Mädchen fände."

„Sie haben nicht ganz Unrecht," gab der Kammerherr zu, der recht gut wußte, daß an höchſter Stelle nichts widerwärtiger war, als ungünſtiges Geräuſch im Volke und der Vorwurf der Inhumanität. Und er bedachte, daß der dreiſte Fremdling vor ihm vielleicht ſelbſt ſolchen Vorwurf irgendwo erheben könnte. Deshalb fuhr er fort: „Wie ich höre, waren Sie in Geſellſchaft des Prinzen auf Reiſen, ſtehen Sie mit dem Herrn noch in irgend welcher Verbindung?“ „Er hat mir erlaubt ihm zu ſchreiben,“ ſagte der Doktor ſich erhebend.

„Ich freue mich ausnehmend unſerer Bekanntſchaft,“ ſchloß der Kammerherr ſehr artig. „Und was jene Affaire betrifft, ich treffe noch heut mit dem Grafen zuſammen, vielleicht finde ich Gelegenheit, ein gutes Wort einzulegen. Kommen Sie in die Nähe meines Hofes, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß Sie nicht vorbeifahren.“

Als es Abend wurde, ſtand der Doktor in ſeiner neuen Wohnung. Sie ſah aus, wie viele andere, vielleicht etwas heller und ſauberer; die Dielen von Tannenholz friſch geſcheuert, die Wand mit blauer Kalkfarbe gemalt, die Möbeln, bis auf eine alte verſchnörkelte Kommode gradlinig, hager, ohne jeden unnützen Schwung. In der Stadt und auf dem Lande verkündeten bereits die Eingebornen, jeder nach ſeiner Weiſe, das Lob des Gaſtes. Der Baron von der Reiterei ſchalt ihn einen frechen Bürgerlichen, den man ſchon ducken werde, der Kammerherr ſagte daheim: er iſt dreiſt, aber er iſt ein geiſtreicher Kopf, die Gaſtwirthin lobte den artigen Dank, mit dem er von ihr geſchieden war, der Fabrikant erklärte ſeiner Frau: Zu dem könnte ich Vertrauen haben; ſogar ein armer Flüchtling gedachte in dieſer Stunde des Fremden, während er mit blutenden Händen das Gitter ſeines Kerkers aus den Steinen brach, und der Einnehmer ſagte vor ſeinem Schrank die Bände von Jean Paul liebevoll betrachtend: „Endlich eine Seele mit höherem Schwung, nur den Titan verſteht er nicht zu ſchätzen.“ Alle Welt beſchäftigte ſich mit ihm und war bereit, ihn nach ihrer Art hoch zu achten. Mußte man ihn nicht glücklich preiſen, wie er ſo daſtand, jung, gutgeſtaltet, freundlich aufgenommen an einem Ort, wo er überreiche Gelegenheit erhielt ſeinen Beruf zu üben, nichts auf ſeiner Seele, keine Leidenſchaft, keine arge That, die ihm den Frieden ſtören konnten. Und doch ſtand er allein, traurig, mit beſchwertem Muth: „Du mein verklärter Vater, deſſen Bild ich in der Seele trage, als mein höchſtes Gut, oft ſagteſt du mir, daß das Bewußtſein erfüllter Pflicht das einzige dauerhafte Glück auf Erden bleibt. Aber ich fürchte, fröhlich macht es nicht, und den männlichen Stolz, als ein Herr durch das Leben zu gehen, verleiht es doch nicht. So freudige Menſchen, wie ich zuweilen unter den Fremden gefunden, wie ſie der engliſche Dichter zu ſchildern weiß, ſehe ich hier nirgend. Jeder wandelt mit eng angezogenen Armen ſeine Straße, damit er nicht anſtoße. Viele ſind wie Freigelaſſene, welche ſich in ihrem Gemüth noch als Knechte betrachten, die Mehrzahl ſtöhnt in der Sklaverei. Auch der kräftige Mann erhebt ſich einmal über die Andern, indem er ſie neckt und verſpottet, und in der nächſten Stunde iſt ſein Genuß, alles Irdiſche als verächtlich zu betrauern und vor einer Graburne zu ſeufzen. Es iſt eine edle Poeſie, die uns aus der alltäglichen Wirklichkeit in reinere Luft erheben will, aber traurig, traurig iſt es, daß in dem Leben des Tages nichts gefunden wird, was mit Begeiſterung erfüllt. Die kraftvolle Hingabe an Schönes und Großes, das in Wirklichkeit unter uns lebt, wird ſie den Deutſchen jemals kommen, und werden wir in unſerm ſtillen Lande auch einen Antheil daran gewinnen? — Vielleicht, langſam, nach harten Kämpfen, in einem ſpäteren, glücklicheren Jahrhundert. Das gelobte Land, welches du, lieber Vater, entbehrteſt, und das ich nicht erblicke, das werden die Späteren einnehmen. — Ich murre nicht mehr, mein Vater; wie du für mich lebteſt, ſo will ich für das nächſte Geſchlecht mich hingeben; ich will meine Pflicht thun gegen die Andern und ich will danach ringen, daß ich dies täglich vermag.“ Er ſetzte ſich nieder, faltete Bogen zuſammen und zog die Linien zu dem Geheimbuch, das er als Arzt für ſeine Kranken führen wollte.

Am nächſten Morgen kam die Wirthin des Doktors und erzählte, daß der Gefangene in der Nacht ausgebrochen ſei. „Wohin kann er ſich geflüchtet haben?“ frug der Doktor den Einnehmer. Dieſer wies nach dem Gebirge: „wahrſcheinlich wird er Schmuggler, denn er weiß in der Gegend Beſcheid.“ Und als der Doktor in der nächſten Woche, einem Briefe des Kammerherrn folgend, auf deſſen Gut kam, ſah er bei der Hausbedienung ein ſauberes Mädchen, welches ihm durch die traurige Miene auffiel. Als er in den Wagen ſtieg, ſtand ſie hinter dem Bedienten auf den Stufen und betrachtete ihn unverwandt. Auf dem Rückſitz fand er hinter dem Kiſſen einen kleinen Nelkenſtrauß eingeklemmt, und bald erfuhr er, daß die Kammerherrin ſelbſt ſich entſchloſſen hatte, die Braut des Flüchtlings in ihren Dienſt zu nehmen.

## 2.

## Am Ringwall der Vandalen.

Der königliche Einnehmer Köhler blieb dem Doktor der liebſte und vertrauteſte Umgang. Er war ein geſetzter Mann in guten Mitteljahren, in dem behaglichen Geſicht glänzten zwei hübſche ausdrucksvolle Augen, welche er beim Sprechen gern zuſammendrückte. Er war als Ehrenmann geſchätzt, aber ſeiner ſpöttiſchen Einfälle wegen mehr gefürchtet, als geliebt, und der Kammerherr nannte ihn kauſtiſch. Unverheirathet und nicht ohne Vermögen, ſah er gern Gäſte bei ſich, auch dieſe hatten ſich zu hüten, daß er ihnen nicht mit Wort oder Thaten einen Poſſen ſpielte, der zuweilen derb war.

Einſt hatte er den jüngeren Freund zum Abend auf einen Rehrücken geladen, der ihm als Geburtstagsgeſchenk zugegangen war. Da öffnete ſich die Thür und, wahrſcheinlich angezogen von dem Duft des Bratens, den er im Vorübergehen aufgefangen hatte, trat der ſteife Hauptmann von Buskow in die Stube. Da die Beharrlichkeit des unbeliebten Gaſtes bekannt war, ſo hielt der Doktor den Abend für verdorben, Köhler aber ſah den Freund mit ſeinem ſchlauen Blicke an, ſchob ihm ein Buch zu und zog den Hauptmann vertraulich zur Seite. „Ihnen iſt bekannt, daß die Tunguſen Hunde verſpeiſen.“ Der Hauptmann hatte nichts dagegen einzuwenden. „Unter uns beſteht eine Abneigung gegen dieſen Genuß, wie der Doktor behauptet mit gutem Grund; wie ich ſage, ohne Grund. Und heut will ich ihm das beweiſen. Sie ſind gerade der rechte Mann, dabei den dritten abzugeben, denn Ihnen, als einem Militär, wird allerlei Fremdartiges im Feldkeſſel nicht unerhört ſein.“

„Sie werden doch nicht“ — frug der enttäuſchte Hauptmann. „Bſt!“ mahnte der Einnehmer. „Niemand darf etwas merken.“

„Sie haben aber doch noch etwas Anderes in der Küche,“ frug der Officier.

„Natürlich nicht,“ verſetzte der Einnehmer, „er darf keine Wahl haben.“

„Recht ſo; doch leider bin ich heut verhindert,“ bedauerte der Beſucher und entfernte ſich nach gleichgültigen Reden. Und die beiden Freunde blieben allein. Als aber der Hauptmann einige Tage darauf in Gegenwart Anderer den Doktor ſpöttiſch frug, wie ihm der ſeltſame Braten geſchmeckt habe und der Doktor den Einnehmer befremdet anſah, antwortete dieſer: „Denken Sie, Herr Hauptmann, wie es mir neulich erging. Meine Wirthin war in der Stille widerſetzlich geworden, und da ſie es für unehrliche Küchenarbeit hielt, den befohlenen Braten in die Pfanne zu thun, ſo hat ſie hinter meinem Rücken ein wirkliches Reh, das mir zufällig der Oberförſter geſchickt hatte, gebraten und uns vorgeſetzt.“

Seit der Zeit beſtand eine Spannung zwiſchen dem Einnehmer und der bewaffneten Macht und daraus wurde bald offene Feindſeligkeit. Ein Bauer hatte nämlich dem Herrn Köhler einen jungen flügellahmen Storch zugetragen, den dieſer ſorgfältig fütterte und zähmte; der Storch lief gern aus dem Hofe und wurde ein eifriger Beſucher der Gaſſen und des Marktes. Die Bürger freuten ſich über das kluge Thier des Herrn Einnehmers, und die günſtige Meinung, welche der Kinderwelt von den ſocialen Verpflichtungen des Storches beigebracht war, verſchaffte ihm auch die achtungsvolle Freundſchaft der Straßenjungen. Der Storch aber gewann bei den Beſuchen des Marktes eine Vorliebe für die Schildwache und für die Herren Officiere, welche an der Vergatterung der Hauptwache auf- und abſchritten, ihm mochte bedünken, daß dies eine ehrenvolle Beſchäftigung ſei, und er gewöhnte ſich an, unter dem Jubel der Kinderſchaar auch ſeinerſeits vor der geweihten Stätte ernſthaft hin und her zu gehen. Als Herr Köhler dies erfuhr, ließ er ihm vom Schneider blau und rothe Frackſchöße machen und band ſie ihm über die Flügel. Da war natürlich, daß in der Bürgerſchaft laute Heiterkeit entſtand, daß aber die Kriegsmacht in den Frackſchößen eine perſönliche Kränkung ſah. Der arme Storch bezahlte die Zeche, er wurde an einem der nächſten Tage in der Dämmerſtunde dem Einnehmer tot ins Haus gebracht, und dieſer wollte erkennen, daß ſein Liebling durch einen Degenſtich gemeuchelt ſei. Er ſchwieg, wie ihm die Klugheit gebot, aber er ſann auf Rache. In der Weinſtube der Honoratioren ſtand nach alter Sitte ein Tabakskaſten, aus dem ſich die Gäſte mit Diskretion bedienen konnten. Die Bürgerlichen brachten ihre Tabaksbeutel mit, die Herren vom Militär pflegten aus dem Kaſten zu requiriren. Da geſchah es eines Tages, daß nach dem Genuß der Frühſtückpfeifen das geſammte Officierkorps der Stadt in einen Zuſtand der Abſpannung und Schwäche verfiel, durch welchen die kriegeriſchen Uebungen des Nachmittags verhindert wurden. Der jüdiſche Wirth bewies erſchrocken ſeine Unſchuld, indem er andere Pfeifen aus demſelben Kaſten ſtopfen ließ, und es war auf Niemanden ſonſt etwas zu bringen, doch war der Einnehmer an dem gefährlichen Morgen in der Stube geweſen. Und es iſt gar nicht zu ermeſſen, wie weit dieſes Kriegsfeuer zuletzt um ſich gefreſſen hätte, wenn es nicht durch größere Ereigniſſe ausgetilgt worden wäre.

Unterdeß gewann der Doktor Vertrauen und Zulauf und erhielt reichliche Gelegenheit ſeine Kunſt zu erweiſen. Es währte nicht lange, daß er auch die Anſtrengungen fühlte, denn einen großen Theil ſeiner Praxis fand er auf den Dörfern, und faſt täglich, wenn die Kranken der Stadt beſucht waren, mußte er mit jeder Art von Fuhrwerk Meilen weit über Land. Zumal als der Herbſt und Winter kam, wurde die Reiſe in offenem Wagen oder Schlitten, auf ſchlechten Landwegen durch wirbelnden Schnee und dunkle Nacht zur Beſchwerde. Er aber fuhr eingehüllt in ſeinen Pelz, einen Säbel zur Seite, unermüdlich nach allen Richtungen des Kreiſes, und die Leute rühmten an ihm, daß er den Armen ebenſo bereitwillig helfe, wie den Vornehmen. Als gewiſſenhafter Mann empfand er die furchtbare Verantwortung ſeines Berufes, denn die Wiſſenſchaft hatte zu ſeiner Zeit von den Geheimniſſen des innern körperlichen Lebens weit weniger erſpäht, als wohl jetzt. Der Arzt war deßhalb oft unſichrer, nur auf Beobachtung äußerer Erſcheinungen und auf Muthmaßung angewieſen, und der junge Doktor verbrachte manche ſchlafloſe Nacht in Zweifel und Gewiſſensbedenken, und doch durfte ihm Niemand etwas davon anſehen, und er mußte dergleichen ſchwere Sorge allein tragen, ohne einen Vertrauten.

Noch etwas ſtörte ihm das Behagen. Es wurde ihm bitterlich ſauer, Honorar zu fordern, am ſchwerſten bei den anſpruchsvollen Reichen; den Armen gab er lieber, als er nahm. Dies Gefühl vermochte er nicht zu überwinden, und ſeine Forderungen niederzuſchreiben blieb ihm die widerwärtigſte Arbeit. Da war es natürlich, daß ſeine Einnahmen nicht im richtigen Verhältniß ſtanden zum Umfange ſeiner Thätigkeit. Doch beſaß er von ſeiner Mutter ein mäßiges Vermögen, welches ihn von den Honoraren unabhängig machte, und er betrachtete dies als ein großes Glück.

Allmählich drang der Ruf, den er als Arzt gewann, über die Grenzen ſeines Kreiſes hinaus. Unter anderen Einladungen in die Ferne erhielt er einſt die eines Landgeiſtlichen, der für ſeine kranke Frau, welche in Behandlung eines andern Arztes geweſen war, ein Gutachten erbat. Der warme Ton des Briefes und die Weiſe, in welcher der würdige Senior ſeine Angſt um die liebe Frau ausſprach, gewannen ihm im voraus beſondere Theilnahme des Doktors. Der Wagen rollte durch eine fruchtbare Ebene, deren üppiges Grün in der warmen Frühlingsluft das Auge erfreute. Dennoch wurden dem Reiſenden die Meilen des Weges zu lang und der Kutſcher, der zuletzt in der Gegend nicht mehr bekannt war, mußte einige Male nach der Pfarre fragen. Endlich trabten die Pferde über unbebautes Land, das mit Ginſter und Dornen bewachſen war, bei einem runden Hügel vorüber, in einen weiten Hof mit Scheunen und Ställen, die einer großen Feldwirthſchaft angehörten, und hielten vor einem langgeſtreckten, niedrigen Bau unter Schindeldach.

Der Senior trat aus dem Hauſe dem Gaſte entgegen, ein Mann in höheren Jahren mit weißem Haar, aber von kräftiger Haltung, mit einem großen Kopf und vollen Angeſicht, dem man die milde Gutherzigkeit anſah. Nach der erſten Begrüßung bat der Gaſt, zu der Kranken geführt zu werden, und er konnte nach ſorgfältiger Prüfung des Falls dem Gatten zuletzt die frohe Mittheilung machen, daß die Krankheit heilbar und Geneſung zu erwarten ſei. Darauf erſt erhob ſich in der Studirſtube des Herrn Seniors das unter treuen Deutſchen nothwendige Wechſelgeſpräch, welches zu einer perſönlichen Annäherung zu führen pflegt. Daraus erfuhr der Doktor, daß Behörden und Gemeinden ſich in übergroßer Liebe zum Herkömmlichen niemals entſchloſſen hatten, ein neues Wohnhaus zu errichten, daß aber die Pfarre doch zu den beſten des Landes zählte, viele reiche Dörfer gehörten dazu und vieles Ackerland; der Himmel aber hatte die Pflichttreue des Herrn Seniors durch reichen Kinderſegen vergolten, die Söhne waren Beamte und Lehrer geworden, mehre Töchter an Paſtoren der Umgegend verheirathet. „Nur die jüngſte Tochter lebt als treue Gehilfin der Mutter im Hauſe," ſchloß der Senior ſeinen Bericht, „unſere Henriette iſt Troſt und Freude unſeres Alters. Und dies idylliſche Daſein wäre ſo glücklich, daß kaum ein Wunſch übrig bliebe, wenn wir nicht gar ſo einſam und allein lebten."

„Bei ſolcher Pfarre muß doch ein großes Dorf ſein."

„Es iſt gar kein Dorf da," belehrte der Geiſtliche, „nur wenige Hütten, die zum Hofe gehören. Das Dorf wurde im dreißigjährigen Kriege verwüſtet, es ſtand auf der öden Stätte, an welcher Sie vorübergefahren ſind, daneben liegt noch eine hohe Schwedenſchanze; das Dorf wurde nicht wieder aufgebaut, nur die Kirche und Pfarre ſind erhalten."

Der Doktor trat wißbegierig an das Fenſter. Eine ſchlanke Frauengeſtalt ſchritt behend vorüber, wie ein Lichtſchein hob ſie ſich von dem dunklen Hintergrunde ab. Er ſah eine roſige Wange, braungelocktes Haar, ein edel geſchnittenes Profil, einen vollen kräftigen Arm.

„Das war die Tochter," ſang es in ihm, „wie iſt ſie ſchön!"

„In ſolcher Einſamkeit helfen die Bücher," fuhr der

Senior fort. Der Doktor wandte ſich um, das helle Licht war verſchwunden, er ſtand in der grauen Wirklichkeit der ſchmuckloſen Stube.

„Es iſt vor Allem der theuere Gottesmann Luther, mit deſſen Lebenslauf und Werken ich mich beſchäftige,“ bedeutete der Senior, behaglich auf ſeinen großen Bücherſchrank zeigend. Der Doktor ſah artig nach den Titeln. „Hier finden Sie ſein Bild,“ erklärte der Paſtor an die Wand tretend. „Dort das ſeiner Käthe, und hier darunter ſehen Sie die Stätte, an welcher er verborgen gehauſt hat.“ Er wies auf eine kleine Radirung der Wartburg.

„Als Student habe ich in den Ferien die Wartburg beſucht,“ fiel der Doktor ein, „auch die Studirſtube, wo der Teufel mit dem Tintenfaß geworfen wurde.“ „Darum könnte ich Sie beneiden,“ rief der Paſtor. „Es iſt nämlich eine beſondere Fügung, daß der große Mann in zwei wichtigen Lagen ſeines Lebens auf fürſtlichen Burgen in Verborgenheit gelebt hat; ſowohl auf der Wartburg, als auch ſpäter im Fränkiſchen auf der Koburg. Von der letzteren jedoch iſt mir eine Abbildung zu erhalten nicht gelungen.“ „Die Koburg habe ich nicht ſelbſt geſehen,“ ſagte der Doktor arglos, „doch habe ich von meinem Vater gehört, daß irgendwo bei Verwandten ein neues Teſtament aufbewahrt wird, in welches der Reformator einem meiner Vorfahren, der mit ihm bekannt war, auf der Koburg einen Spruch eingeſchrieben haben ſoll.“ „Das iſt ja eine große Erinnerung,“ rief der Senior, den Arzt mit einer neuen Art von Achtung betrachtend. „Alſo

Ihre Familie war mit Doktor Luther bekannt. Bitte ſetzen Sie ſich und erzählen Sie.“ Er faßte den Gaſt mit beiden Händen und drückte ihn auf das Sopha. —

„Es iſt lange her, Herr Paſtor,“ antwortete der Doktor hilflos, „und ich bekenne, gar nichts weiter von der Bekanntſchaft zu wiſſen.“

Da öffnete ſich die Thür und Henriette trat ein. Der Gaſt ſchnellte in die Höhe, wieder kam ihm vor, als ob ein heller Schein den Raum erleuchte. Er ſah mit einer Miſchung von Bewunderung und Scheu das Mädchen vor ſich und verbeugte ſich tief. Ihre Wangen rötheten ſich bei ihrem gehaltenen Dank. „Der Kaffee ſteht im Garten,“ ſagte ſie leiſe dem Vater.

„Das war ein guter Gedanke. Unſere Kaffeeſtunde iſt vorüber, laſſen Sie ſich als Reiſender noch eine Schale gefallen. Unterdeß gewinnt die Küche Zeit, ihre Pflicht zu thun.“

„Ich kann Sie nicht ſo lange aufhalten,“ wandte der Doktor ein mit geringerer Ehrlichkeit, als ihm ſonſt eigen war, da er gern bleiben wollte. Und das mußte er zur Stelle verſprechen. Denn Vater und Tochter ſahen ihn ganz erſchrocken an und der Senior hob beſchwörend die Hände: „Ohne Abendeſſen den weiten Weg zurückmachen, das dürfen Sie uns nicht anthun. Henriette! Tabak, Pfeifen und Fidibus, denn auch in der freien Natur ſoll der Menſch ſeiner Bequemlichkeit gedenken.“

Der Vater übernahm die Führung, der Doktor ließ ſich nicht nehmen, den Tabackaſten zu tragen. Als ſie ſo im Hausflur ſtanden, wo der Geiſtliche noch ſchnell die Räumlichkeiten des Hauſes erklärte, rollte ein Wagen in den Hof. Dem Gaſt entging nicht, daß ein leichter Schatten, wie ein Bedauern über das offene Angeſicht der Tochter flog. Aus dem Korbwagen ſtiegen zwei Bauermädchen in ihrer Sonntagstracht; der Kutſcher aber ſprach angelegentlich zu dem Hausherrn. „Mit dem Müller geht's zu Ende,“ wandte ſich der Senior betrübt zur Tochter, „und er verlangt meinen Beiſtand. Gottesdienſt muß Allem vorgehen; ſeien Sie mir nicht böſe, lieber Herr Doktor, wenn ich Sie um eines Sterbenden willen auf eine Stunde allein laſſe, meine Tochter und dieſe wackeren Mädchen werden Sie unterdeß umherführen. Er eilte in ſeine Stube, ſich für die geiſtliche Handlung zu rüſten. Der Doktor überlegte, ob er bei dem Tauſch gewonnen hatte; über Doktor Luther brauchte er nicht mehr Auskunft zu geben, aber die Unterhaltung mit der Tochter war auch geſtört.

Die Bauermädchen begrüßten unterdeß das Pfarrkind. „Der Wagen traf uns auf dem Wege, da ſtiegen wir ein,“ erklärte die eine. „Wir kommen bitten,“ begann die andere, „ob Sie mit Blumen zur Hochzeit aushelfen wollten.“

„Was fällt euch ein, ihr Mädel, daß ihr mich heut ſo fremd anredet?“ ſchalt Henriette. „Wir ſind Dutzſchweſtern und vom Vater zuſammen konfirmirt,“ erklärte ſie dem Gaſte, „hier Bärbel, die Schulzentochter, und Lieſel vom Freibauer; ihr Vater und wir grenzen mit der Flur. Sie denken, weil ein Herr aus der Stadt dabei iſt, müſſen ſie vornehm reden. Kommt

Alle mit, wir führen den Herrn in den Garten.“ Sie öffnete die Hinterthür des Hauſes.

Dort lag der Garten, zwiſchen dem Hauſe und dem Kirchhofe eingehegt, ein wohlgepflegter Raum mit geradlinigen Beeten, auf denen die Frühlingsblumen: Primeln, Narciſſen und ſtolze Kaiſerkronen in üppiger Pracht blühten. Dahinter lief die niedrige Mauer des Friedhofes, halb verdeckt durch Flieder- und Jasminbüſche, man überſah den Friedhof mit den einfachen Denkmälern, die der Landmann nach der Väter Sitte errichtet, und in ſeiner Mitte die alte Kirche mit ihren gemauerten Strebepfeilern, dem blauen Holzdach und einem ſpitzen Thurm, deſſen oberer Theil auch aus Holz gezimmert war. Henriette beachtete wohl, wie ſehr dem Gaſt das kleine Landſchaftsbild gefiel, und als er ihr das mit einfachen Worten ſagte, wies ſie auf eine große Geißblattlaube an der Seite.

„Hier ſitze ich oft am frühen Morgen, überlege mir die Arbeit für den Tag und ſehe wie der Thurm und das Kirchdach vom Frühlichte erglänzen. Hier iſt es immer traulich und ſtill. Nur des Sonntags füllt ſich der Friedhof mit den Kirchgängern aus unſerer Gemeinde, mit großen und kleinen; dann ſummt die Unterhaltung zwiſchen den Kreuzen, denn die Leute, die ſich hier treffen, haben einander viel zu erzählen, und die Kinder laſſen ſich ſchwer abhalten, umherzuſpringen, ſie klettern auf die Steine der Mauer, kauern dort wie eine Reihe Schwalben und gucken neugierig in den Garten.“ Sie führte nach der Laube, nöthigte zum Sitzen und bot den Gäſten die Taſſen mit dem geſchätzten Tranke; dem Doktor aber trug ſie, wie ſich geziemte, die Pfeife herzu. Als er ablehnte, bat ſie ſo freundlich, daß er nicht gänzlich zu widerſtehen wagte und eine kleine Meerſchaumpfeife herausholte, die ihn ſeit der Studentenzeit auf ſeinen Reiſen begleitete. Dazu brachte er ſein Feuerzeug, Stahl und Schwamm, aus der Taſche und ſuchte den Feuerſtein. Das Mädchen, erfreut helfen zu können, zog die Schublade des Tiſches auf und reichte ihm einen ſchönen glatten Stein mit ſcharfer Kante. Und als der Gaſt das Stück aufmerkſam betrachtete, ſagte ſie: „Wir finden dergleichen oft bei der alten Schanze, der Vater meint, es ſind Naturſpiele.“

„Der Stein iſt doch wohl von Menſchenhand geſchliffen und geſchärft; dieſe Art geformter Feuerſteine wird an ſolchen Stellen gefunden, wo einſt Gräber der alten Heiden waren. Man fängt an, ſolche Erinnerungen zu ſammeln. Wenn Sie es erlauben, will ich mir den Stein zum Andenken aufheben.“

Da frug das Mädchen in dem Wunſch, ihm etwas Liebes zu erweiſen, ob ſie ihm mehr von derſelben Art geben dürfe.

Nun lag dem Doktor gar nichts an den Feuerſteinen des alten Heidenvolks, aber ihr Erröthen und der fragende Blick ihrer Augen waren ſo anmuthig, daß er eifrig bejahte und ſich wider alle Wahrheit für einen Freund von derartigen Curioſitäten ausgab, und die holde Freude, mit welcher ſie ſeine Antwort aufnahm, beruhigte ſein Gewiſſen vollends über die Lüge. Denn ſie hob jetzt aus dem Innern des Tiſches ein graues Säckchen an das Licht, klapperte luſtig mit dem Inhalt und ſtellte es triumphirend vor den Doktor hin. „Da ſind ihrer viele, große und kleine!“ rief ſie.

Zuletzt wurde durch andere Mittel die Pfeife in Brand geſteckt und die blauen Wölkchen kräuſelten ſich in der Laube und fuhren zwiſchen dem Geißblatt in den Bereich der Sonnenſtrahlen. Die Bienen ſummten und die Vögel ſangen wie vor tauſend und abertauſend Jahren, die Herzen ſchlugen und die Menſchen gewannen einander lieb jetzt wie in uralten Zeiten. Mitten im Geſpräch ſprang Henriette auf. „die Mutter!“ rief ſie. „Ich ſehe ſchnell nach ihr. Meine Geſpielen werden unterdeß auf den Kaffeetiſch achten, Bärbel ſorge dafür, daß die Taſſe des Herrn Doktors nicht leer bleibt!“ Sie eilte davon. Der Gaſt ſaß mit den Bräuten zuſammen. Es waren zwei dralle, tapfere Mädchen, beide hübſch, und beide ſaßen ihm im Bewußtſein ehrenvoller Geſellſchaft ſteif und ſchweigend gegenüber. Nur Bärbel erhob ſich zuweilen, ſah ihm in die Taſſe und ſetzte ſich wieder feſt auf ihren Sitz. Als der Doktor aber, durch einige Fragen nach den beiden Verlobten und dem neuen Hausſtand das Eis gebrochen hatte, wurden beide auf einmal geſprächig und erwieſen ſich als frohſinnige und geſcheite Kinder. Und Bärbel vergaß über der Unterhaltung ihre Pflicht keineswegs, ſowie der Herr etwas getrunken hatte, goß ſie trotz ſeinem Proteſte nach und that ihm auch reichlich Zucker hinein, bis der Doktor endlich den Löffel über die Taſſe legte. Dieſe Erklärung, daß er an der Grenze des Möglichen angelangt ſei, wurde von ihr geachtet. Die Mädchen aber waren viel ſchlauer, als der Fremde ahnte, denn ſie fingen an verblümt von Mamſell Jettchen zu reden, indem ſie zuerſt die Kühe des Pfarrhofes lobten, welche unter Obhut des Fräuleins ſtanden, und dabei erzählten, daß die reiche Pachtersfrau in der Nähe eiferſüchtig war, weil ſie es nicht dahin bringen konnte, daß ihre Kühe die gleiche Menge Milch gaben. Dann kam heraus, daß Jettchen beim letzten Erntekranz mit den beiden Bräutigamen getanzt hatte und daß ſie ſehr gut tanze, endlich, daß ſie eine Nähſchule für kleine Dorfmädchen halte; kurz, es war nicht die Schuld der beiden Bräute, wenn der fremde Herr eine geringe Meinung von Jettchen nach der Stadt mitnahm.

Henriette kam zurück und die Mädchen erhoben ſich zum Gehen. „Die Mutter hat mich fortgeſchickt, ſie bedarf meiner heut nicht mehr, die Frau Kantorin iſt zur Pflege gekommen. — Alles, was hier blüht, Lieſel und Bärbel, ſollt ihr haben, ſo weit es ſich zu der Hochzeit ſchickt.“ Sie ſtanden vor zwei großen Myrtenbäumen ſtill, die nach ſorgfältiger Winterpflege fröblich ihr junges Grün trieben. „Von den Myrten ſchneid' ich euch ſo viel, als die Bäume entbehren können. Schickt den Tag vorher eure Brüder mit den Körben, die Brautkränze winde ich euch hier.“

Die Mädchen machten nicht viele Dankesworte, aber in ihren Mienen erkannte man die ſtolze Befriedigung, denn ſie waren zumeiſt der Myrte und des Kranzes wegen gekommen und Alles war ihnen wohl gelungen. Beim Abſchied reichten ſie auch dem Doktor die Hand und gingen mit ſchnellem Schritt über den Hof ihrem Dorfe zu.

„Sie heiraten Beide in der nächſten Woche,“ ſagte Henriette, „und ich muß bei zwei Hochzeiten Brautjungfer ſein. Sie bekommen Beide gute Männer und ſind ſelbſt kreuzbrave Mädel, die immer auf ſich gehalten haben.“

Vom Hofe klang das Gebrumm der Kühe. „Mir iſt zu Muthe,“ begann der Doktor, „als wäre ich hier nicht fremd, denn auch ich ſtamme aus einem Pfarrhaus vom Lande.“

„Ihr lieber Vater war Paſtor?“ rief erfreut das Mädchen, denn der anſehnliche Herr wurde ihr dadurch auf einmal viel vertraulicher.

„Mein Großvater war es,“ fuhr der Doktor, dem das Herz aufgegangen war, redſelig fort. „Dieſer war Geiſtlicher in einem märkiſchen Dorfe; er hatte eine gute Stelle und eine große Wirthſchaft und das ganze Haus voll Kinder, denn er erzog neben den eigenen noch die ſeines verſtorbenen Bruders. Dies Geſchlecht hat ſich über das ganze Land verbreitet bis nach Sachſen und in das Reich. Mein Vater aber war der jüngſte Sohn. Er trat in königlichen Civildienſt und lebte längere Zeit in den polniſchen Provinzen. Meine liebe Mutter ſtarb, als ich noch klein war, und der Vater hat mich als ſein einziges Kind erzogen. Seine Tage unter fremden und feindſeligen Menſchen vergingen einſam, viele Arbeit und wenig Freude, ich allein war es, für den der ernſthafte, ſtille Mann lebte. Und ich habe die Liebe eines guten Vaters ſo voll genoſſen, wie wohl wenig Kindern zu Theil wird.“ Das Mädchen ſah, daß ihm die Lippen zuckten. „Mein kleines Bett ſtand neben dem ſeinen und er ſelbſt legte mich des Abends in die Kiſſen, dann faltete er mir die Hände zuſammen und ſaß an meiner Seite, bis ich einſchlief. Frühzeitig wurde ich der Vertraute von Vielem, was ihm durch die Seele zog. Als ich in die lateiniſche Schule kam, machte er mit mir noch einmal das ganze Lernen durch und freute ſich innig, wenn ich ihn in der Mathematik etwas lehren konnte, was er ſelbſt vergeſſen hatte. Oft legte er den Arm um mich und hielt mich lange feſt und dabei ſah er zufrieden vor ſich hin. Noch jetzt, wenn ich allein bin, ſehe ich ſein Antlitz, die Augen voll Liebe vor mir und fühle die Wärme in meinem Herzen. Als ich auf die Univerſität gehen mußte, war die Trennung für den Sohn ſehr ſchwer, für den Vater wohl noch ſchwerer.“

Während er ſo erzählte, hatten ſie ſich auf eine Bank geſetzt, welche unweit der Kirchhofmauer ſtand; die Sonne war untergegangen, zum letzten roſigen Widerſchein der Wolken warf der Mond ſein blaſſes Licht, und im dämmrigen Doppellicht glänzte die Natur.

„Sie aber mußten, da Sie noch jung waren, unter wildfremde Menſchen! Das war doch das größere Leid.“

„Ich denke, allein zu ſein im leeren Hauſe, in dem die Stimme des geliebten Kindes verhallt iſt, war noch ſchmerzlicher. Ich fand auf der Univerſität ein ſorgloſes Treiben und gewann bald gute Kameraden, ich ſah und hörte viel Neues und viel Schönes.“

„Mein Vater ſtudirte in Königsberg, Sie aber gewiß in Halle, denn dort waren alle jüngeren Amtsbrüder des Vaters.“

„Ja, ich war dort,“ rief der Doktor, und die Erinnerung an eine frohe Zeit erhellte ſein Antlitz, „ich fand daſelbſt berühmte Lehrer und hatte zum erſten Mal die Freude, ein gutes Theater zu beſuchen, denn ich ging und ritt fleißig nach Lauchſtädt, wo die Geſellſchaft aus Weimar ſpielte. Und das wurde für mich der größte Genuß.“

Schüchtern ſetzte Henriette die Unterhaltung fort: „Die Komödie kenne ich aus unſerer Hauptſtadt, dort war ich zwei Jahre bei meiner Tante. Erſt als meine Schweſter heiratete, nahmen mich die Eltern hierher zurück. Dort habe auch ich gefühlt, wie ſchaurig ſchön die Kunſt iſt und wie ſie die Seele erhebt. Denn, ob ſie zu weinen zwingt oder ob ſie lachen macht, es iſt immer eine Wonne.“ Genau daſſelbe war die Meinung des Doktors. Sie ſaßen auf der Bank und jetzt ſchien der Mond über ihnen, er allein, die Sonne hatte ihm ganz das Feld geräumt; ruhig und freundlich ſah er hernieder, wie einem Himmelskörper über einem Pfarrhofe ſchicklich iſt, und er warf ſeine Strahlen durch das Baumlaub auf zwei junge Geſichter, die beide einander zugewandt und beide in heiterer Bewegung waren. Und während jedes dem andern herzlich in die Augen ſah und auf die Worte lauſchte, vergnügte ſich der Mond damit, die alte verſtoßene Mauer mit neuem Goldglanz zu bekleiden, die Steine des Kirchhofs, unter denen die Dahingegangenen ſo ruhig ſchlummerten, mit blendendem Weiß zu übermalen und ſogar den alten grauen Kirchthurm mit überirdiſchem Licht zu verklärten, ſo daß die Fledermaus, welche von dem Dichter als Uhu erwähnt wird, wegen des ungewohnten Scheines mit den Augen blinzte.

Noch immer ſprachen die Beiden begeiſtert von der Komödie und freuten ſich, daß ihr Urtheil über das gemüthvolle Stück „die Jäger“ ſo ganz übereinſtimmte. Deshalb überhörten ſie den Wagen des heimkehrenden Vaters und fuhren empor, als ſie die Stimme des alten Herrn hinter ſich vernahmen, welcher um Entſchuldigung bat, weil er ſo ſpät kam.

Da der Senior vor der Abendkühle warnte, mußte der Gaſt in das Haus zurück und Henriette eilte in die Küche. Noch einmal ſah der Arzt nach der Kranken, dann kam das Abendeſſen, vergeiſtigt durch einen ausführlichen Bericht des Seniors über die trüben Schickſale, von welchen Katharine von Bora in ihren letzten Lebensjahren betroffen wurde. Der würdige Herr war über den neuen ſtillen Zuhörer ſo erfreut, daß er die Unaufmerkſamkeit gar nicht merkte; denn für den Gaſt gab es nebenbei viel zu ſehen und auch zu denken. Nach dem Eſſen noch ein herzlicher Abſchied und der Doktor fuhr in die ſtille Nacht hinaus.

Er ſah glückſelig vor ſich hin. Den Liederklang, die ſanfte und wehmüthige Poeſie, welche ihm ſo oft das

Herz gerührt, hatte er heut als wirkliches Leben genoſſen. Da war das Getrümmer aus wilder Vergangenheit, um welches die Brombeeren rankten und dämmrige Schatten ſchwebten, daneben der ehrwürdige Friedhof und die Kreuze, an denen die Kranzgewinde in der Luft zitterten, das bemooste Thurmdach, um welches im trägen Flug die Eule flatterte, Alles durch die Abenddämmerung in geiſterhaften Schleier gehüllt. Und dicht daneben das friſche junge Leben des Mädchens, ihre roſigen Wangen, der warme Gruß ihrer blauen Augen, die unſchuldige Sicherheit. So voll von Anmuth, wenn ſie vor ihm ſtand, im Strohhut und einfachem Bruſttuch, noch anmuthiger, wenn ſie ſich niederbeugte, eine Blume zu pflücken und wenn ſie das Haupt neigte, um auf den Geſang der Nachtigall im Fliederbuſch zu hören oder auf die Worte, die er ſelbſt zu ihr ſprach. Friedlich und gleichmäßig zwiſchen kräftigem Schaffen und ſinnigem Träumen verlief ihr Leben, wie der klare Bach, der durch die Auen der Dichter fließt, ſo heiter war ſie und doch ſo rührend, o Henriette!

Als der Doktor nach Hauſe kam, ſtellte er das Säcklein mit den alten Feuerſteinen aus den Heidengräbern ſorgfältig auf ſeinen Schreibtiſch, ging eine Weile auf und ab und ſah ſich die Leinwand, an der eine liebe Hand geknüpft hatte, immer wieder an. Endlich ſetzte er ſich nieder und ſchrieb noch in der Nacht an einen Univerſitätsfreund, den er in Koburg wußte und der ihm einſt ein zierliches Bild in ſein Stammbuch gemalt hatte, ob er ihm eine Abbildung der Veſte verſchaffen könne.

Dieſer Anſchlag gelang über Erwarten. Nach einiger Zeit traf mit der Poſt eine Rolle ein, in welcher ein hübſches Bild der Burg und Stadt lag, die der treue Freund ſelbſt mit Waſſerfarben gemalt hatte. Das Format war dem Patriotismus des Koburgers gemäß allerdings viel größer gefaßt, als der Doktor ſich gedacht; doch ließ er das Bild einrahmen und wagte dazu einen innigen Brief an Fräulein Henriette zu ſchreiben, in welchem er ſie bat, das Bild als ſeinen Dank für die Feuerſteine zu betrachten und ihrem Herrn Vater an ſeinem Geburtstage aufzuſtellen.

Als nach einiger Zeit eine Kiſte vom Dorfe eintraf, fand er darin mit ſtiller Enttäuſchung nur einen Brief des dankbaren Vaters, welcher mit feierlichen Worten ausdrückte, daß dies ſchöne Bild ein Hauptſchmuck ſeiner Stube geworden ſei. Zugleich aber bat der Paſtor im Namen ſeiner Tochter um Vergebung wegen Ueberſendung einer Beiſteuer zum Haushalt, da das Dorf etwas Beſſeres nicht biete. Unter den Frühlingsblumen lagen wohlhäbige Kunſtwerke der Küche und Wirthſchaft. Und obwohl die Thiere, welche das Material dazu geliefert hatten, von dem Dichter nicht unter die poetiſchen Gebilde der Natur aufgenommen waren, ſo bemerkte der Doktor dieſen Mangel der Sendung doch durchaus nicht. Er ſtellte zuerſt die Blumen in ein Glas, ging mit ihnen aus dem Kerzenlicht nach der Nebenſtube, in welche der Mond ſein volles Licht warf, betrachtete den Strauß, wie er vom Monde beſchienen wurde, ſtand lange am Fenſter und blickte auf zum Nachthimmel.

Aber zuletzt gedachte er doch fröhlich des Schinkens und der Würſte. Und als er mit den Geſchenken beim Abendeſſen ſaß, wurde er den Gedanken nicht los, wie wehmüthig es war, daß er das Gute fern von der Spenderin verzehren mußte. So aß und trank er in heimlicher Sehnſucht; neben dem Schein ſeiner Kerze malte das ſanfte Himmelslicht ein ſchräges Bild des Fenſters auf den Fußboden und er ſah zuweilen liebevoll darauf hin. Er hatte das Abbild der Stätte, an welcher die großen Erinnerungen ſeiner Familie hingen, ausgetauſcht gegen Gewöhnliches und Vergängliches aus dem Rauchfang und er kam ſich vor wie ein reicher und glücklicher Mann. O Henriette!

## 3.

## Es wird Krieg.

Es ſah nach Krieg aus. Zuerſt wurde dieſe Möglichkeit an der bewaffneten Macht erkennbar, die Officiere drillten eifriger, ſchritten noch ſtolzer als ſonſt durch die Gaſſen und wurden in der Weinſtube läſtig, weil ſie mehr tranken und wetterten und allzu oft das franzöſiſche Geſindel mit kräftigen Worten aufrieben. Auch unter den Honoratioren war die Heiterkeit geſchwunden; es wurde viel leiſe geredet und es gab heftige Erörterungen. Der Stadtdirektor klagte über die Arbeitslaſt und der Einnehmer fand keinen Beifall, als er erzählte, der Hauptmann habe die Kompagnie angelernt, nur immer gradaus auf Napoleon loszurücken und dieſen durch Pelotonfeuer zu erſchießen.

Dennoch erſchreckte die Nachricht, daß der Krieg erklärt ſei. Wurde er auch, wie Jedermann wußte, in weiter Ferne geführt, ſo handelte es ſich dies Mal doch um weit mehr, als um einen Marſch nach Polen. Die Kompagnie ſollte ausrücken. Die Officiere hielten am Abend vorher mit einigen Bekannten vom Landadel ein feſtliches Gelage und die Soldaten empfingen von dem guten Willen der Quartiergeber eine letzte Mahlzeit. Am Morgen ſchlug der Tambour Reveille durch die Straßen und die Soldaten eilten aus den Quartieren, die älteren begleitet von ihren Frauen und Kindern, welche bitterlich ſchluchzten. Als ſich nach langen Vorbereitungen die Kompagnie in Bewegung ſetzte, ſchritten die Officiere mürriſch und durch die ſchlafloſe Nacht verſtört dem Thore zu, und die Angehörigen der Kompagnie drängten, das Geleit gebend, zu beiden Seiten. Auch die Schweſter des Hauptmanns, das kleine Fräulein von Buskow, zog in ihrer ſchwarzen Enveloppe auf dem Bürgerſteige vorwärts, um ihrem Bruder noch ſo lange als möglich nahe zu bleiben, und die Leute, welche wußten, daß ſie heut das beſte Recht hatte, wichen, wo ſie ging, theilnehmend zur Seite. Die Soldaten aber brachen rechts und links aus und nahmen noch einmal von ihren Frauen oder Mädchen Abſchied, viele mit naſſen Augen; nur die Polen unter ihnen, welche aus Südpreußen als Rekruten zugeführt waren, ſahen gleichgültig geradeaus und hofften in der Stille auf eine Gelegenheit, dem verhaßten Dienſt zu entweichen. Die Bürgerſchaft aber, Jung und Alt, ſtand faſt vollzählig auf der Straße oder an den Thüren und rief den Scheidenden Grüße zu. Oft waren Officiere und Mannſchaft ihnen verleidet geweſen, heut dachten ſie doch daran, daß die armen Leute in Gefahr und Tod gingen, viele Quartierwirthe ſteckten ihren Soldaten auf dem Wege gefüllte Flaſchen zu, und

Fleiſcher Beblow verſprach dem ſeinen noch am Thore zwei Mal wöchentlich Koſt für Weib und Kind.

In den nächſten Wochen kam den Bürgern ihre Stadt ſtill und leer vor; ſie vernahmen nicht mehr die täglichen Signale der Garniſon, nach welchen ſie ſich gerichtet hatten, faſt wie die Soldaten, und ſie ſpotteten, daß alte Zunftgenoſſen, welche in ihrem Erwerb zurückgekommen waren, mit einem unförmlichen Säbel an der Seite den Wachtdienſt bei den Thoren verſahen. Zuweilen kamen noch durchziehende Truppen, und lange Reihen von Proviantwagen raſſelten auf dem Pflaſter, auch die Schwadron, bei welcher der Baron ſtand, ritt durch die Stadt und der Lieutenant hielt vor der Frühſtückſtube an, ließ ſich ein Glas Wein auf das Pferd reichen, ſchleuderte das geleerte Glas großartig auf die Steine und jagte ſeinen Reitern nach. Doch blieb die Schwadron nicht lange aus; an einem Mittag war ſie wieder da und zog langſam, ohne Begeiſterung in entgegengeſetzter Richtung zurück. Täglich umſtanden die Leute das Poſthaus und drängten ſich nach Briefen und Zeitungen. Aber in den Zeitungen war wenig zu leſen, nur zahlloſe Gerüchte kamen aus den großen Städten, meiſt Gutes verheißend; und wenn Jemand auswärts geweſen war, liefen die Leute an den Wagen des Heimkehrenden und frugen ihn aus. Eine ſchwüle Erwartung laſtete auf den Gemüthern, Jedermann hoffte, wenn er mit Andern zuſammen war, das Beſte und redete tapfer, aber im Geheimen fühlte Jeder Zweifel und Bangen.

Der Doktor hatte das Haus des Seniors durch die ganze Zeit nicht beſucht; ihn hielt das Zartgefühl ab, ungeladen in eine Familie zu treten, in welche er nur als Arzt gerufen worden. Einmal aber war er auf der Landſtraße dem Wagen begegnet, worin der Senior mit ſeiner Tochter ſaß. Da war er von ſeinem Sitz geſtiegen und hatte ſchnell in den andern Wagen hinein nach dem Befinden der Frau Paſtorin gefragt. Es wurde nur ein kurzer Austauſch von Frage und Antwort, aber der Vater lud zu einem Beſuch ein, ſobald ihn der Weg in die Nähe führe. Der Doktor ſah in ein liebes Antlitz, hörte den Ton einer ſanften Stimme, und erkannte — durfte er ſich's geſtehen? — die Freude, welche Henriette bei der Begegnung fühlte. Das war für ihn ein glücklicher Tag geweſen. Dann kam Kriegsgeräuſch und Sorge. Jetzt ließ es ihm keine Ruhe, er mußte wiſſen, wie ſie im Pfarrhauſe dieſe Wochen geſpannter Erwartung verlebten.

Als er aus dem Wagen ſprang, ſtand ſie auf der Schwelle. Der Korb, den ſie hielt, entglitt ihrem Arm, aber ſie trat dem Gaſt gleich darauf mit ſtrahlenden Augen entgegen. Keines wußte recht, was es bei der Begrüßung ſagte, doch beide fühlten in der Unruhe ſich ſo froh und glücklich, daß ſie nicht das wilde Gebell des Hofhundes vernahmen und nicht die Frage des Kutſchers, ob er ausſpannen ſolle. Das Mädchen gedachte zuerſt ihrer Pflicht, ſie löſte die Hand, welche er feſthielt, aus der ſeinen, aber ihm war, als wollte ſie ihn mit ſich hineinziehen. Unterdeß gebot die Stimme des Vaters: „Halte den Herrn Doktor nicht auf, wir ſind auch da, ihn zu begrüßen." Wie ein alter Freund trat er in das Haus, ſetzte ſich vor Allem zur Frau Paſtorin, die er außer Bett fand, und empfing ihren Dank und ausführlichen Bericht über die beſiegte Krankheit, während Henriette herantrug, was in einem gaſtfreien Pfarrhauſe für den Gaſt zu finden war. Der Doktor hing mit ſeinen Augen an jeder Bewegung des lieben Mädchens und ihm kam vor, als ſchwebe ſie gelöſt vom Erdboden über die Schwelle. „Sie hat darauf beſtanden, heut eine Babe zu backen," ſagte die Mutter zufrieden, „es muß ihr geahnt haben, daß ein lieber Beſuch kommen würde." Henriette nickte faſt unmerklich mit dem Haupte. Der Senior dankte nochmals für das ſchöne Bild, welches jetzt prächtig über dem Sopha hing, und kam dabei natürlich auf Doktor Luther. Aber er ſetzte von dieſem mit einem großen Schritt über drei Jahrhunderte in die Gegenwart, indem er ein aufgeſchlagenes Buch vor den Doktor legte: „Dies iſt unſere Bitte: Verleih uns Frieden gnädiglich, Herr Gott, zu unſern Zeiten; Es iſt ja doch kein Andrer nicht, der für uns könnte ſtreiten." Und da die Frauen gerade das Zimmer verlaſſen hatten, fuhr er leiſer fort: „Wir ſind hoffentlich ſicher, daß der ſchreckliche Krieg nicht in unſere Nähe kommen wird?"

Der Doktor ſah in den gefüllten Wirthſchaftshof und über die Strohdächer der Scheunen und Ställe und ihn überkam eine plötzliche Angſt: „Es wird einem Preußen nicht leicht, die Möglichkeit anzunehmen, doch wenn Sie auch an das Unwahrſcheinliche denken wollen, ſo erlaube ich mir die Frage, haben Sie nicht die Abſicht, das Werthvollſte der Habe und vielleicht auch Fräulein Henriette für einen ſolchen Fall in einer Stadt zu bergen?"

„Wir haben noch nicht daran gedacht," antwortete der Senior würdevoll, „ich bin Ihnen aber dankbar, daß Sie daran erinnern. Meine Schwägerin in unſerer Kreisſtadt wird uns gern dieſe Sorge abnehmen; denn Sie haben Recht, in der Stadt iſt doch beſſerer Schutz."

Dieſe Ausſicht machte dem Doktor das Herz wieder leicht und da Henriette eintrat, bat er: „Gönnen Sie mir die Freude und führen Sie mich in den Garten."

Sie hing den Hut über den Arm und beide eilten dem Vater voraus ins Freie.

„Als Sie bei uns waren, blühten die Roſen noch nicht," ſagte das Märchen; „und jetzt ſind ſie dahin. Wenn ich im Sommer davor ſtand, dachte ich, Sie müßten die Blüthe ſehen, denn ſie war dies Jahr ſchöner als ſonſt." Sie hielt vor einem Bäumchen an, ſelbſt ſo ſchön und begehrungswerth, daß er hingeriſſen ihre Hand faßte, ſie ließ ihre Hand in der ſeinen, und er fühlte das warme Leben, welches darin zuckte. So traten ſie neben einander zum Garten hinaus und erſtiegen die alte Schanze.

Es war ein kreisrunder Wall von mäßigem Umfang, er ſchloß auf der Innenſeite einen vertieften Raum ein, der höher als das Land draußen, und wohl gerundet wie ein Keſſel war. „Hier führen Stufen hinab," wies Henriette, als ſie auf dem Rande ſtanden, „der Raſen iſt jetzt glatt. Als Kinder ſind wir oft mit Freuden in die Tiefe gerutſcht.“ Und ſie ſchwang ſich behende vor ihm hinunter. „An dieſer Stelle finden wir zuweilen Glücksblätter,“ ſagte ſie in der Tiefe und blickte ſcharf auf den niedrigen Raſen. Endlich beugte ſie ſich hinab. „Hier iſt Klee mit vier Blättern.“ Vergnügt hielt ſie ihm das grüne Blatt hin. „Nehmen Sie, es ſoll Ihnen Gutes bedeuten.“ Der Doktor ſtand wie bezaubert, der Wallring umſchanzte das liebe Mädchen und ihn gegen die ganze Welt, nichts war zu ſehen, als der Himmel, welcher wie eine lichtblaue Glocke über dem Ringe ſtand. Er nahm das Blatt aus ihrer Hand, und hingeriſſen von der heiteren Unſchuld ihres Weſens und dem warmen Blick, mit dem ſie ihn bittend anſah, neigte er ſich zu ihr und küßte ſie leiſe auf den Mund. Sie ſtand ſtill und ſchloß einen Augenblick die Augen; aber gleich darauf ſah ſie mit roſigen Wangen wieder zärtlich zu ihm auf. Keins von Beiden ſprach. Sie hob den Strohhut vom Boden und führte den Gaſt die Höhe hinauf. Dort blickten ſie von dem Wall herab in die helle Landſchaft. Die Herbſtſonne neigte abwärts, über die Stoppelfelder vor ihnen zogen ſich weiße glänzende Fäden wie ein dünner Schleier, dahinter ſah man in der klaren Luft Dorf neben Dorf, bei jedem ragten die Dächer aus einem Kranz von Bäumen, deren Laub im Sonnenlicht wie bräunliche Bronze ſchimmerte, bis ſich die letzten Baumgruppen wie ferne Inſeln am dämmrigen Horizont verloren. „Ich zeige Ihnen auch die Gegend, wo Sie wohnen,“ ſagte das Mädchen. „Manchmal haben wir dort hinaus geſehen und gefragt, ob Sie wohl einmal kommen würden. Der Vater war unſicher, ich aber dachte, Sie müßten doch nach der Mutter ſehen.“ Und fröhlich ſetzte ſie hinzu: „Es war heut nicht der erſte Kuchen, welcher für Sie gebacken wurde.“

Als ſie in die Nähe des Friedhofs kamen, bellte ein Hund. An der Stelle, wo der Sage nach einſt die Hütten eines Dorfes geſtanden hatten, weidete der Schäfer eine kleine Schafheerde. „Sie gehört uns,“ erklärte Henriette ſtolz, „der alte Chriſtian verſieht ſie mit ſeinem Knaben, er iſt auch unſer Wächter und muß einige Stunden des Tages ausruhen.“ Der Alte ſtand zwiſchen wilden Schlehen und Brombeeren, den Rücken einem alten Gemäuer zugekehrt. Er nahm den Hut ab und gebot dem Hund, nicht durch ſein Gebell zu ſtören. Henriette wies auf die Steine: „Das iſt der Rand des verfallenen Brunnens, der, wie man ſagt, einſt mitten in einem Dorfe war. Der Vater ließ das Holzdach darüber zimmern, damit an den Kirchtagen nicht ein Kind darin verunglücke.“

„Guten Tag, Schäfer,“ grüßte der Doktor, „eure Heerde darf auf einen guten Herbſt hoffen, denn die Spinneweben hängen weiß über den Feldern.“

„Die Einen weben Glück und die Andern verkünden Unglück“ antwortete der Alte, „und das Unglück wird mächtiger als das Glück.“

„Wer verkündet Unglück?“ frug der Doktor, ergötzt durch das feierliche Ausſehen des Weiſſagenden. Der

Schäfer antwortete nicht, er wandte ſich zu der Tochter ſeines Herrn und wies mit dem Stabe nach dem Brunnen: „Sie geht wieder um!“ „Redet nicht ſo etwas, Chriſtian,“ ſagte Henriette unzufrieden, „ihr wißt, der Vater kann es nicht leiden.“ Wieder zeigte der Schäfer geheimnißvoll hinter ſich: „Sie thut, was ſie muß, und Niemand kann es ihr wehren. Die aber am Leben ſind, mögen ſich wegen ihrer Warnung in Acht nehmen.“ Der Doktor ſah ſeine Begleiterin fragend an. „Die Leute haben eine Scheu vor dem Platze, wo der Brunnen ſteht,“ erklärte das Mädchen. „Es geht die Sage, daß ſich zur Zeit des Schwedenkrieges, als das Dorf noch ſtand, ein Weib in den Brunnen geſtürzt hat, um ihren Verfolgern zu entgehen.“

„Heut Nacht war das Brunnenweib wieder da,“ ſagte der Alte; „vom Kirchhofe kam ſie her, ſie zog in langem weißen Gewande wie ein Rauch, und als ich nach dem Brunnen hinſah, war das Holzdach fort und eine ſchwarze Oeffnung vorhanden, die Geſtalt aber ſchwebte um den Brunnen, wirbelte in die Höhe und verſank darin. Das kann auch der Herr Senior nicht fortſchaffen. Meine Schafe wiſſen Beſcheid, es geht ſelten eines bis zu den Steinen, und der Hund weiß es auch, er winſelte die ganze Nacht.“

„Das Unheil iſt bereits gekommen, Alter,“ ſagte der Doktor, „ein harter Krieg hat angefangen.“

„So erzählt man ſich,“ verſetzte der Schäfer, entſchloſſen nichts weiter zu berichten, und ging ſcheltend zu ſeinen Schafen.

„Auch unſere Hofleute ſind durch dieſe Zeit aufgeregt und ſehen und hören jetzt Allerlei,“ fügte Henriette hinzu, um den Schäfer zu entſchuldigen. Aber die finſtere Sage und die Verkündigung des Alten befingen doch Beider Gemüth, ſie gingen ernſthaft und ſchweigend neben einander.

„Die Mutter wartet mit dem Eſſen,“ rief der Senior aus dem Garten, „jetzt will auch ich von unſerem Gaſte etwas hören, denn wir vernehmen hier wenig Neues, und doch nimmt der Streit der Großen auch uns die Ruhe.“

Die letzte Stunde verlief in Mittheilung der Gerüchte, welche durch das Land flogen, und der Doktor war nicht mehr mit Henriette allein. Nur beim Abſchiede lag ihre Hand noch warm in der ſeinen. Wieder fuhr er in ſtiller Seligkeit heimwärts. Und immer ſah er ſie in der Tiefe des Ringwalls vor ſich, wie er ſie küßte.

Nun war zu ſeiner Zeit ein Kuß noch kein Beweis von Liebe; ernſthafte Männer und ehrbare Frauen gönnten dieſen Beweis freundlicher Geſinnung einander gern, und vor Andern waren die Landsleute des Doktors bereitwillig. Aber Jedermann wußte auch, daß es dabei große Unterſchiede gab. Heut pochte ſein Herz in der holden Ahnung, daß er dem Pfarrkinde lieb geworden ſei; und an dies beſeligende Gefühl, das in ihm aufſchoß, ſpann ſeine Phantaſie zahlloſe Fäden, die ſich aus der Gegenwart in die Zukunft hineinzogen, ein ganzes Gewebe von neuem Glück, das er für ſich zu hoffen wagte.

Ein ſcharfer Windſtoß pfiff an dem Wagen vorüber; die Pferde ſcheuten, der Kutſcher wandte ſich um. „Es iſt etwas in der Luft,“ ſagte er und knallte mit der Peitſche.

Der Doktor fuhr aus ſeinen Träumen auf. Vor der ſinkenden Sonne erhob ſich eine Wolkenbank, über ihm aber wölbte ſich blau und lichtvoll der Abendhimmel, und ein großer Raubvogel, gefolgt von einer Schaar Krähen, flog in der Höhe dahin. Und wieder ſchlug ein plötzlicher Windſtoß an ſeine Wange, riß Blätter und Aeſte von den Bäumen und trieb ſie im Kreiſe um Pferde und Wagen. „Es iſt ein Wirbel,“ ſagte der Doktor, „er zieht vorüber.“ „Das bedeutet was,“ rief der Kutſcher und peitſchte aufs Neue die erſchreckten Pferde. Sie fuhren im ſcharfen Trabe durch niedriges Gehölz, das ſich zu beiden Seiten des Weges breitete; da ſchrie eine wilde Stimme: „Halt!“ Aus dem Gebüſch ſprang in brauner, verſchoſſener Jacke ein Mann, der die Krämpe ſeines Filzhutes tief in die Stirn gedrückt hatte. Der Kutſcher hob drohend die Peitſche. „Iſt dies der Doktor aus der Kreisſtadt?“ rief der Fremde.

„Was wollt ihr?“ frug der Doktor und faßte nach ſeiner Waffe.

„Kennen Sie mich noch, Herr?“ Es war der Flüchtling, welcher einſt dem Arzt den Verluſt ſeiner Mütze geklagt hatte. „Eine große Schlacht iſt geweſen im Sächſiſchen, die hieſigen Soldaten ſind gelaufen wie eine Schafherde, den Officieren iſt es heimgezahlt; es liegen viele ſtill auf der Erde.“

„Woher wollt ihr das wiſſen?“

„Ich fuhr über die Grenze mit einem Marketender, jetzt bin ich zurückgeritten, Pferde ohne Reiter waren genug zu haben. Der Franzoſe zieht heran und der Inſpektor wird auf das Strohbund gelegt. Sie wollte ich fragen, wie es meinem Mädchen auf dem Schloſſe geht.“ — „Ich habe ſie vor wenig Tagen geſund geſehen.“ — „Ich bitte, ſagen Sie ihr: der Hans läßt ſie grüßen und ſie ſoll mir treu bleiben. Jetzt wird beſſere Zeit und wenn der Franzoſe kommt, kann ich mich wieder im Lande ſehn laſſen.“

„Wie dürft ihr beſſere Zeit hoffen für euch und euer Mädchen? Wenn der Franzoſe bei uns einbricht, dann werden wir Alle unglücklich. Verſteht ihr nicht, was feindliche Einquartierung heißt und Mißhandlung durch Fremde? mit dem Kriege zieht Hunger und Krankheit ins Land, und ich ſage euch, nur ein ſchlechter Kerl freut ſich über das Unglück ſeiner Heimat.“

„Den Andern mag es meinetwegen gehen wie es will, und Ihnen, Herr, wünſche ich nichts Böſes, aber den Grafen und den Inſpektor ſollen die Franzoſen ſtreichen.“

„Doch ihr ſeid ein Preuße.“

„Wenn die öſtreichiſchen Paſcher mich einen Preußen geſcholten haben, ſo habe ich ſie geknufft, wie recht war,“ verſetzte der Mann finſter, „aber unter den Franzoſen kann man auch leben.“

„Denkt ihr ſo, dann geht eurer Wege, ich will nichts mehr mit euch zu thun haben,“ verſetzte der Doktor unwillig.

„Ich wollte Ihnen noch wiederbringen, das Sie mir damals gegeben haben,“ ſagte der Burſch, und legte Geld auf den ledernen Schurz des Wagens. Der Doktor beugte ſich vor und ſchob das Geld weg, daß es auf den Weg fiel. „Fahr' zu, Kutſcher!“ Die Pferde zogen an und im Windgebraus gings weiter. Nach einer Weile drehte ſich der Kutſcher um und rief in den Wagen: „Er ſteht noch am Wege, wo er ſtand.“

Als der Doktor ſpät durch das Stadtthor fuhr, rannten die Leute in den Straßen hin und her, auf dem Markt ſammelten ſie ſich in Haufen um weinende Soldatenfrauen. Die erſte Botſchaft von einer verlorenen Schlacht war gekommen, und die Menſchen gaben ſich in Schreck und Klage dem Eindruck hin, oder ſuchten ſich mit trotzigen Worten dagegen zu wehren.

Wie empörte Meereswogen durch den gebrochenen Damm über das ſchutzloſe Land dahinfluthen, ſo folgten jetzt die Unglücksbotſchaften mit reißender Schnelle auf einander. Das Heer geſchlagen und wieder geſchlagen, zur Kapitulation gezwungen und gefangen, der König geflüchtet bis in den entfernteſten Oſten des Staates, die Reſidenz in der Hand des feindlichen Siegers. Schrecklicher noch wurde dies gehäufte Unglück, das die Zeitungen verkündeten und das Jeder vernahm, durch zahlloſe Berichte von Einzelnen, welche ſelbſt einen Theil der Schrecken erlebt hatten. Bald kamen Soldaten der Garniſon zurück, einzeln oder in kleinen Haufen, die ſich der Gefangenſchaft durch die Flucht entzogen hatten; ſie kamen ohne Waffen, zerlumpt, verhungert, klagten das Gräuliche, das ſie erlebt, und fluchten über die Officiere, welche ſie geführt. Der Feind zog näher heran, auch die Provinz hatte ſeinen Einbruch zu erwarten, die Feſtungen allein vermochten ihn durch ihre Gegenwehr aufzuhalten. Seit einem Menſchenalter hatten die Bürger der Stadt keinen Krieg geſehen, nur ältere Leute wußten aus ihrer Jugend von den Feldzügen Friedrich's II. zu erzählen. In geſetzlicher Ordnung hatten die Lebenden Gedeihen und Glück gefunden. Jetzt auf einmal ſollten ſie herrenlos und rechtlos dem Gelüſt eines übermüthigen Siegers preisgegeben ſein. Da war kein Wunder, daß der Kleinmuth in die Herzen drang, und daß Mancher an Flucht dachte.

Der Stadtdirektor kam aus der großen Stadt zurück, ging mit geſenktem Haupt umher und vertraute endlich kummervoll ſeinen Getreuen, daß der mächtige Miniſter, welcher an des Königs Statt die Provinz regierte, in Gegenwart vieler Räthe mit gerungenen Händen geklagt hatte: Alles ſei verloren. Der Einnehmer machte eine Dienſtreiſe nach der nächſten Feſtung. Nach der Rückkehr ſaß er bei ſeinem Glaſe ſtiller als ſonſt, und antwortete auf die Fragen, was er vernommen habe, bärbeißig: „Nichts; nur einen Anſchlag hoher Obrigkeit habe ich in der Feſtung geleſen. Wir Alle ſollen den feindlichen Truppen mit Bereitwilligkeit und Höflichkeit entgegenkommen und nach Kräften ihre Forderungen befriedigen. Ich hoffe, Männer und Frauen werden ſich das geſagt ſein laſſen. Da wir ſie in den nächſten Wochen erwarten dürfen, ſo mag Jeder die Zeit benutzen, neue Gardinen aufzuſtecken und ſein Silberzeug für die Franzoſen zu putzen; denn, wie man hört, picken dieſe gleich den Dohlen nach Allem, was glänzt.“ Das ließen ſich die Städter geſagt ſein und in den Häuſern begann heimliches Pochen, Graben und Mauern.

„Sie ſind bekümmert, Herr Hutzel,“ begrüßte der Doktor im Vorübergehen einen wohlhabenden Hausbeſitzer, der in dem Ruf ſtand, ſich ſelbſt alles Gute zu gönnen, Anderen aber wenig. „Nehmen Sie ſich in Acht, wer ſo ängſtlich ausſieht wie Sie, dem trauen die Feinde zu, daß er viel zu verlieren hat.“ Der Mann wurde noch bleicher, als er vorher war. „Ich erſuche Sie, ſich nur einen Augenblick herein zu bemühen.“ Er führte durch den Hof in den Garten und ſah ſich argwöhniſch um. „Ich habe zu Ihnen ein Vertrauen, wie ſonſt zu keinem Menſchen,“ ſagte er; „ich bin jetzt der Verzweiflung nahe und bitte Sie flehentlich um einen Rath.“ Der Arzt erwartete Mittheilungen über eine ernſte Krankheit, aber Hutzel frug: „wohin ſoll ich verſtecken?“

„Sie haben ja ein eigenes Haus, geſchloſſenen Hof und dazu dieſen Garten.“

„Alles unſicher,“ klagte der Mann. „Verſchlagen und Vermauern iſt unmöglich, weil ich dazu einen Handwerker brauche. Ich ließ vermauern. Als ich den Arbeiter bezahlte, lachte er ſo auf eine gewiſſe Weiſe und mir fiel auf das Herz, daß ich ganz in ſeiner Gewalt war, denn wer ſteht mir dafür, daß er nicht ſchwatzt oder gar dem Feinde ſagt: Halbpart und ich verrathe euch was. Ich brach alſo mit dieſen meinen Händen die Steine wieder aus einander und hob die Kiſte heraus. Jetzt wollte ich im Hofe das Pflaſter aufreißen und ein Loch machen; auch das war nicht zu bewirken, ohne daß der Knecht oder die Magd etwas davon merkten, und ich war wieder in der Macht dieſer Leute. Ich ging bei Nacht mit Grabſcheit und Laterne in den Garten und vergrub die Kiſte. Auf einmal höre ich von der andern Seite des Zauns die Stimme meines Nachbarn, des Tiſchlers, der mir ohnedies aufſätzig iſt: Sie ſind es, Herr Hutzel? meine Frau ſah das Licht und dachte, es wären Spitzbuben. Und ich war wieder in fremden Händen und mußte wieder forttragen.“

„So vergraben Sie in dem Stadtwald.“

„So weit aus meinen Augen?“ wehklagte der Mann.

„Dann alſo laſſen Sie es darauf ankommen und verſtecken Sie gar nicht.“

Aber die kopfloſe Sorge wich in dem Volke bald männlicheren Gedanken; einige der Edelleute, welche in der Friedenszeit mit alten Rechten und ererbtem Anſehen ſtolz über dem Volke geſtanden hatten, bewährten ſich jetzt als beherzte Männer, welche wohl wußten, daß ihnen ihre Vorrechte große Pflichten auferlegten. War auch das alte Heer geſchlagen, ſie waren bereit ein neues zu rüſten, mehre Tauſend Förſter und Jäger in der Provinz trugen die Büchſe, groß war die Zahl der heimgekehrten Soldaten und nach Hunderttauſenden zählten die Männer, die den Gutsbeſitzern unterthänig dienten; in Herrenhöfen und Bauerndörfern ſtand ein guter Schlag Pferde. In wenig Wochen vermochten ſie ein neues

Heer aufzuſtellen. So dachten die Beſten vom Adel, aber auch in den Städten und auf dem Lande arbeitete derſelbe Gedanke.

Der Doktor kam bei dem Hauſe des Fleiſchers vorüber, wo der Hauptmann gewohnt hatte, er ſah die Schweſter des Officiers vor der Thür ſitzen, die Hände im Schoß gefaltet und das Haupt geneigt, ein Bild demüthiger Trauer. Er grüßte und wollte vorüber gehen, da er dem kleinen Fräulein wenig bekannt war; ſie aber ſtand auf und ſagte zu ihm tretend mit thränenden Augen: „Auch mein Bruder iſt verwundet und gefangen;“ und als der Doktor ehrliche Theilnahme ausſprach, trocknete ſie die Thränen: „Es iſt nicht der Bruder allein, was mich weinen macht. Wäre ich ein Mann, ſo würde ich nicht weichmüthig hier ſitzen, ſondern mir ein Gewehr ſchaffen.“ Der Fleiſcher, ein hünenhafter Mann, trat hemdsärmelig in die Thür. „Meiner iſt auch wieder da,“ — er meinte ſeinen Soldaten — „er hat dem Fräulein die ſchlimme Nachricht gebracht; jetzt ſitzt der arme Kerl in ſeiner Kammer und frägt mich, was aus ihm werden ſoll. Er ſchämt ſich, in ſeiner Montur auszugehen und die Obrigkeit weiß nichts mit ihm anzufangen.“ Der Meiſter ſchlug die Arme über einander. „Ich habe mir's überlegt, Herr Doktor, wie man mit dieſem Napoleon fertig werden kann.“ Der Doktor blickte ihn fragend an. „Man muß ihn hinausſchmeißen,“ ſagte der Fleiſcher entſchloſſen.

„Das iſt es ja eben, was unſere Soldaten nicht vermochten.“

„Die hatten zu ſchlechte Koſt; da konnte nichts Gutes herauskommen, ich hab's immer geſagt. Wir ſelbſt müſſen es thun. Es ſind mehr als dreihundert handfeſte Männer von guter Kraft in der Stadt, wir haben es ausgezählt. Mein Sohn geht auf der Stelle mit, im Nothfall faſſe ich auch den Kuhfuß."

„Wo aber ſollen die Anführer herkommen?"

„Daran liegt's," ſagte der Fleiſcher bedenklich. „Wiſſen Sie, zu wem ich Vertrauen hätte? Das iſt unſer Herr Einnehmer, Sie gehen als Doktor mit; ich denke, wenn's zum Einhauen käme, würden Sie auch nicht hinten bleiben." Als der Doktor dem Freunde von dem guten Zutrauen des Zunftmeiſters berichtete, antwortete dieſer ernſthaft: „Ich habe mein Lebelang nur einmal ein Gewehr abgefeuert und ich fürchte, ich habe einer Ente den Kopf zerſchoſſen, weil ſie gar zu nahe vor mir ſaß. Dennoch bin ich dem Fleiſcher für die Meinung dankbar; denn in ſolcher Zeit erkennt man, daß man von den Andern für einen ehrlichen Mann gehalten wird. Dieſer Sturmwind ſegt bei uns viel Spreu von der Tenne."

Und die Feinde kamen.

Es war ein finſterer Decembertag, als der erſte feindliche Reiter, die Piſtole in der Hand, durch das Stadtthor ritt, hinter ihm ein Officier und vier Mann. In deutſcher Sprache frug der Officier am Thore die Bürger, die aus den Häuſern gelaufen waren, und als er erfuhr, daß keine Soldaten in der Stadt ſtanden, ſprengte er auf den Ring und ſtieg vor dem Gaſthofe ab, ein junger, blühender Mann mit gebräuntem Antlitt. In der Thorfahrt verhörte er wieder den Wirth, der ihm zögernd Beſcheid gab, und nachdem er ſich verſichert hatte, daß in der Nähe nichts von den preußiſchen Truppen geſehen worden war, quartierte er ſich gemüthlich ein und forderte ein Frühſtück und den Arzt. Dem eintretenden Doktor ſtellte er ſich vor: „Kapitän Deſſalle. Es iſt nur ein Ritz in das Fleiſch, für den ich Ihre Hilfe erbitte,“ ſagte er höflich in franzöſiſcher Sprache, zog ſeine Uniform aus und wies eine tiefe Wunde am Arm. Der Doktor verband ſchweigend. „Wir kommen als ungebetene Gäſte,“ ſagte der Fremde lachend. „Sie werden ſich an uns gewöhnen müſſen, mit Ihrem Könige und ſeinem Heer geht es zu Ende.“

„Das wird der Himmel verhüten,“ verſetzte der Arzt.

„Der Himmel iſt denen günſtig, die ſich ſelbſt zu helfen wiſſen, das verſteht unſer großer Kaiſer am beſten. Iſt Ihnen gefällig mit mir zu frühſtücken?“ Der Doktor dankte.

Am Abend war die Wirthſtube mit Gäſten gefüllt, denn die Bürger eilten neugierig zum Trunk um den jungen Feind zu betrachten, der ſich ſo ungezwungen unter den Würdenträgern der Stadt niederließ, als gehöre er dorthin. Während die Leute leiſe darüber ſtritten, ob er ein Franzoſe war, da doch ſeine Mannſchaft aus Schwaben ſtammte, zog er die kleine Tochter der Wirthin an ſich und fuhr ihr durch die blonden Locken. „Meine Puppe kann ich dir nicht zeigen,“ ſagte die Kleine zutraulich, „die habe ich vor den Franzoſen verſteckt. Dort unter dem Schenktiſch liegt ſie und ſchläft, wo der Vater das Geld und die ſilbernen Löffel vergraben hat.“

Die Leute lachten. „Ach du Unglückskind,“ rief die entſetzte Wirthin. Der Fremde aber holte ein Geldſtück aus der Taſche, „hier haſt du einen franzöſiſchen Groſchen, bitte deine Mutter, daß ſie dir dafür einen hübſchen Huſaren kauft.“

Und als er ſich artig grüßend in ſeine Stube zurückgezogen hatte, rühmte ihn die Wirthin: „Der iſt von ganz anderem Schlage, als unſere hochnäſigen Officiere.“

Es ergab ſich, daß die Feinde herangeritten waren, um eine Anzahl Pferde in Empfang zu nehmen, welche der Kreis dem Feinde zu liefern hatte, und der ſtolze Stadtdirektor verhandelte demüthig mit dem Officier, der ſich ſo ſicher und überlegen zu gebahren wußte, als ſei er ſchon lange Regent der Landſchaft. Am andern Tage wurden die Pferde, zumeiſt aus den königlichen Aemtern, auf den Ring geführt. Der Tag verging unter Hufgeklapper und trübſeligen Verhandlungen, bis endlich die Gäule im Gaſthofe und einigen nahen Ställen untergebracht wurden. Die wenigen Reiter, welche den Franzoſen begleitet hatten, ſchliefen in den Ställen.

Im Morgengrau des nächſten Tages pochte es an das geſchloſſene Stadtthor. Als der Thorwächter öffnete, ſah er den wohlbekannten Reiterlieutenant aus der nächſten Garniſon, hinter ihm den Junker, einen Unterofficier und dreißig Gemeine der Schwadron. „Wo liegt der Feind, und wie viel ſind ihrer?“ frug der Lieutenant. Sobald er den Beſcheid erhalten rückte das Kommando in die Stadt. Die hinteren Ausfahrten der Häuſer, in denen die Einquartierung lag, wurden auf den Rath des Unterofficiers beſetzt, die Reiter drangen ein und fingen zwei Gemeine, welche gerade die Pferde putzten. Doch ging der Ueberfall nicht ohne Lärm ab, und dem feindlichen Unterofficier gelang es, ſich mit zwei Mann nach dem Gaſthofe zu ſchleichen. Da befahl der Lieutenant ſeinem Kommando vor dem Gaſthofe aufzureiten.

Ein Fenſter öffnete ſich, der Fremde ſah heraus und frug in franzöſiſcher Sprache: „Guten Morgen, meine Herren, was ſteht Ihnen zu Dienſten?" Als Antwort fiel ein Schuß, den einer der Reiter ohne Kommando abgab. Der Franzoſe dankte im nächſten Augenblick in gleicher Weiſe und der Reiter ſtürzte verwundet auf das Steinpflaſter. „Ihr Alle habt denſelben Willkommen zu erwarten, wenn ihr euch nicht fortmacht," rief der Fremde. Zur Stelle ſaßen einige Mann ab, drangen in den Gaſthof und auf die enge Treppe, aber der Franzoſe trat mit ſeinen Piſtolen in die Stubenthür und rief ihnen zu: „Wer von euch ſich unterſteht herauf zu kommen, den ſchieße ich nieder, wie euren Kameraden." Da hinter dem Zornigen drei Karabiner im Anſchlag lagen und die Stürmenden keinen Befehl erhielten, die Treppe und Stube mit Gewalt zu nehmen, ſo wichen ſie abwärts und hinter ihnen wurde das Haus von vorn und hinten verſchloſſen. Das Kommando zog ſich zurück und machte in achtungsvoller Entfernung auf dem Ringe Halt. Unterdeß hatte ſich der Platz mit Neugierigen gefüllt, der Baron ritt unter die Bürger und rief: „Herr Beblow und Meiſter Schilling, ich erſuche Sie in den Gaſthof zu gehen und dem Feinde vorzuſtellen, daß er ſich gutwillig ergebe, er muß ja die Unmöglichkeit einſehen ſich zu befreien."

„Das iſt nicht unſere Sache," antwortete Schuſter Schilling mit Kopfſchütteln.

„Ich verſichere euch auf meine Ehre," ermuthigte der Lieutenant, „ihr werdet nicht erſchoſſen, nur ich habe das zu befürchten, wenn ich mich nähere."

Die Bürger traten ſchweigend zurück. Der Doktor, welcher herangekommen war, ſah wie der alte Unterofficier erröthete und unwillkürlich die Fauſt ballte. Das Kommando hielt unſchlüſſig, der Lieutenant ritt vor demſelben hin und her. Auch der Doktor fühlte, daß ihm die Wange heiß wurde und rief: „So dürfen die Leute nicht ſtehn bleiben, ich bin bereit mit dem fremden Officier zu verhandeln."

„Ich laſſe Sie nicht allein gehen," ſagte der Einnehmer. „Wenn wir aber als Abgeſandte zu dieſem galliſchen Helden eindringen, ſo iſt Vorſicht nöthig; ich verlange einen Trompeter."

Ein junger Reiter ritt freiwillig vor. „Bleibt ihr nur zurück, mein wackrer Junge, ich wünſche civile Muſik. Holt eure Trompete, Thurmwächter Steinmetz, und marſchirt vor uns her, ihr ſeid, ſo lange ihr blaſt, ſicher wie in Abrahams Schoß."

„Mir iſt unbekannt," ſagte Steinmetz bekümmert, „was bei dergleichen Handlungen gebräuchlich iſt."

„Es wird heut nicht ſo genau genommen," tröſtete der Einnehmer.

Die Trompete wurde geholt. Steinmetz der Thürmer ſchritt in Parade vor. Da ſein Gemüth ſchwer belaſtet war, ſo gerieth er auf das Signal, welches er oft in ähnlicher Gemüthsſtimmung vernommen hatte, und blies das Stück, welches gebräuchlich war, wenn ein Huſar Spießruthen lief.

Der Gaſtwirth ließ eine kurze Leiter durch das untere Fenſter herab. Die Herren ſtiegen, von dem fremden Unterofficier geleitet, die Treppe hinan und richteten dem Franzoſen ihren Auftrag aus. Dieſer aber wies die Piſtolen, welche auf dem Tiſche lagen und antwortete: „Ihr Officier ſoll heraufkommen mich zu holen, wenn er es vermag; lebendig bin ich nicht zu haben und jede weitere Verhandlung iſt unnütz.“ Mit dieſem Beſcheide verließen die Geſandten den Gaſthof. Als ſie zu dem Kommando zurückkehrten und die Antwort überbrachten, ritt der Unterofficier heran und rief in grimmiger Bewegung: „Herr Lieutenant, ich bitte um Erlaubniß mit einem Beritt abzuſitzen und den Feind gefangen zu nehmen.“

„Nein,“ antwortete der aufgeregte Lieutenant, „es iſt Befehl, Verluſt an Mannſchaft zu vermeiden, mag der Franzoſe bleiben wo er iſt, wir reiten hinten herum und holen die Pferde aus den Ställen.“ So geſchah es. Das Kommando ſchwenkte in eine Nebengaſſe ein und zog mit einem Theil der Pferde, welche der Franzoſe requirirt hatte, wieder zum Thore hinaus. Die Leute verliefen ſich, der Markt wurde leer. Als der Doktor einige Stunden ſpäter in den Gaſthof gerufen wurde, fand er den Officier zum Aufbruch bereit. „Ihr Kommando iſt artig geweſen,“ rief der Fremde lachend dem Eintretenden zu, „es hat mir die Hälfte der Pferde zurückgelaſſen. Sind das die Huſaren Friedrich's des Großen? ſie verſtehen in den Hintergaſſen herumzureiten."

„Sie werden nicht immer ſo vorſichtig geführt werden," verſetzte der Doktor finſter.

„Sie ſelbſt hätten mich gern gefangen genommen," ſagte der Franzoſe mit ſpöttiſchem Lächeln. „Sie heißen König, mein Herr, wenn ich recht vernahm. Stammen Sie hier aus der Gegend?"

„Ich bin in Schleſien geboren."

„Der Name iſt häufig unter den Deutſchen, bei uns in Frankreich würde er lange Zeit dem Beſitzer eine ſchlechte Empfehlung geweſen ſein."

„Dafür iſt Ihr Kaiſer jetzt um ſo mehr befliſſen, die Welt mit Königen zu verſehen."

„Dieſe ſind gut genug für die Fremden," ſagte der Officier hochmüthig. „In Frankreich giebt es nur einen Herrn, und das iſt unſer Stolz. Doch Verzeihung, ich wollte Sie nicht verletzen." Er hielt die Hand auf den Tiſch. Der Doktor bemerkte an dem Mittelgliede des kleinen Fingers einen dünnen Goldreif mit einem Vergißmeinnicht, wie er ihn ſonſt wohl ſchon geſehen hatte, er dachte ſich, daß der Ring von einem Mädchenfinger herkomme, und wie er die ſtattliche, elaſtiſche Geſtalt des jungen Kriegers betrachtete, mußte er zugeben, daß es dieſem auch bei Frauen wohl geglückt ſein müſſe. Trotz der patriotiſchen Abneigung freute ihn, daß der kräftige Mann eine Stelle in ſeinem Herzen hatte, die anderen Gewalten als ſeinem Kaiſer gehörte.

Nachdem der Verband erneuert war, legte der Fremde ein Goldſtück auf den Tiſch. „Ich bin Ihnen Dank ſchuldig."

„Sie haben mir nur Gelegenheit gegeben, meinen Beruf zu üben," antwortete der Doktor höflich. „Es iſt meine Pflicht, Jedermann hilfreich zu ſein. Von einem Feinde nehme ich kein Honorar."

Der Fremde ſah ihn ſcharf an, aber er nickte beiſtimmend: „Vielleicht treffen wir uns einmal wieder und nicht als Feinde, denn der Kaiſer pflegt feſtzuhalten, was er erobert hat, und dies iſt die Zeit, wo alte Throne in den Trödelladen kommen."

„Dafür wurde auch Ihrem ſchwäbiſchen Landesherrn ein neuer gezimmert," verſetzte der Doktor.

„Ich bin kein Schwabe," antwortete der Fremde ſtolz, „und nur durch einen Zufall zu dieſem Kommando gekommen. Meine Leute ſind unbändig, aber ich denke, ſie werden mit der Zeit zu guten Soldaten."

Kurz darauf trabte der Franzoſe mit ſeinen Reitern und den Pferden aus dem Thor.

„Der Baron iſt entlarvt," ſagte der Einnehmer, dem Fremden nachſehend, „und doch wäre mir lieb, wenn das Pferdegetrappel von heut früh nicht zu meinem Alten mit dem Krückſtock heraufgeſchallt hätte." Er wies auf das Bild des Königs, an dem ein Trauerflor befeſtigt war.

## 4.

## Die Verlobung.

Dieſem erſten Beſuch des Feindes folgten andere, deutſche Bundestruppen des Kaiſers, Franzoſen und Italiener; die Deutſchen aber roher und zügelloſer, als die Fremden. Dennoch hielten ſie im Ganzen in der Stadt ſo leidliche Mannszucht, daß die Bürger ſich verwunderten und erzählten, es ſei ſtrenger Befehl des Kaiſers die Städte zu ſchonen. Jämmerlich aber waren die Botſchaften, welche von den Dörfern kamen. Dort hauſten die Feinde ganz unmenſchlich, alle Gewaltthaten und Greuel, welche dem zuchtloſen Sieger möglich ſind, wurden begangen. Und wenn der Doktor über Land fuhr, oft angehalten und in eigener Gefahr, hörte er Klagen, die ihm das Herz zerriſſen, und ſah, was ihn entſetzte, geleerte Höfe, verdorbenen Hausrath, gemißhandelte Frauen und Männer, die an Schlägen und Wunden elend darnieder lagen. Dann war ſein einziger Troſt, daß ein Mädchen, das er lieb hatte, durch die Flucht nach der Stadt davor bewahrt wurde, ſolches Elend in der Nähe zu ſchauen.

Des Abends ſtanden die Leute jetzt in Haufen auf dem Stadtwall trotz Kälte und Schnee, und horchten ſchweigend in die Ferne. Wenn der Wind den Schall herzutrug, konnte man das dumpfe Dröhnen ſchwerer Geſchütze hören, welche der Feind gegen Feſtungsmauern und gegen die Häuſer umſchanzter Städte richtete.

Weihnachten kam heran; nach altem Brauche trugen die Kinder aus dem Walde große Moospolſter herzu, legten ſie auf Bretter und ſteckten mit ſpitzigen Hölzlein bunte Bilder hinein, in die Mitte das Chriſtkind mit Maria und Joſeph, Ochs und Eſlein und an die Seiten Schäfer und ihre Herden, darüber aber hingen ſie einen großen goldenen Stern und Engel, welche auf einem Papierſtreifen die Inſchrift wieſen: ,,Gloria in excelsis''. Solchen Bau hatte der Doktor als Kind jedes Jahr zuſammengefügt. Als jetzt die Knaben ſeiner Wirthin das Moos aus dem Walde heimbrachten und ihm fröhlich vorzeigten, wurde mit dem kräftigen Waldgeruch die ganze Freude und Sehnſucht der Kinderzeit in ihm wach; er ſetzte ſich zu ihnen und half bei der künſtlichen Arbeit, ſchnitt, wie ſie, die Bilder und lehrte ſie eine offene Hütte zu pappen, in welcher die ruhmvolle Krippe des Chriſtkindes aufgeſtellt werden konnte. Aber während er ſich aus den Schrecken der Gegenwart hineinzuträumen ſuchte in den glückſeligen Frieden der Kinderarbeit, kam ihm vor, als vernehme er den dumpfen Schall ferner Schüſſe, er ſah die tötlichen Geſchoſſe in feurigem Bogen herniederbrechen in die Wohnungen friedlicher Menſchen, er ſah abgehärmte Geſtalten in den tiefſten Gewölben der Häuſer kauern, und er frug ſich in tiefer Empörung: Du heiliger Lehrer, deſſen Geburt die Kleinen im kindiſchen Spiel darſtellen, du fordertest Liebe und Frieden auf Erden. Deiner hohen Lehre ſtimmt alles Holde und Freundliche in unſerem Herzen zu. Hat ſie Recht? oder iſt Kampf und Streit der Nationen als eine ewige Nothwendigkeit von der göttlichen Vorſehung geboten, und müſſen wir im Kriege töten und uns töten laſſen, um in friedlicher Zeit menſchenwürdig zu leben? Sind die Greuel dieſes Jahres nöthig und kann ein Menſch das Recht haben, dies Fürchterliche über Millionen andere heraufzubeſchwören? Und wenn er ſich antwortete: Dies Leid iſt der Preis, den der Menſch dafür zahlt, daß er einem Volke angehört und einem Staat, und Krieg iſt der Zweikampf der Völker, der als das geringere Leiden an die Stelle getreten iſt einer rohen Selbſthilfe der Einzelnen, welche unabläſſig zerſtört; dann blieb er vor der Frage ſtehen: wie weit bin ich als Einzelner ſchuldig, mich dem Kampfe meines Heimatſtaates hinzugeben? So dachte er, über Moos und Fichtenreiſer des Waldes gebeugt, aber die Antwort fand er nicht.

Dieſelben Feſtungen, um welche in den Kriegen Friedrich's des Großen der Kampf getobt hatte, wurden jetzt von den Franzoſen belagert. Bei jeder hofften die Städter, daß die Kriegskraft der Fremden, die in der Provinz nur mäßig war, an den Baſtionen zerſchellen würde, doch eine Feſtung nach der andern wurde von ſchwachen Kommandanten, lange bevor die Noth dazu zwang, dem Feinde ausgeliefert. Als aber die Hauptſtadt des Landes trotz dem Widerſpruch, den muthige Bürger erhoben, übergeben ward und der Feind zugleich mit der Stadt auch die Regierung des Landes in Beſitz nahm, da drang auch in die Seelen der Beſſern die Muthloſigkeit. Und von da folgte in den öden Wintertagen eine Unglücksnachricht der andern, nichts ſchien feſtzuhalten, worauf man gehofft hatte, nicht die Mauern, nicht die Menſchen. Dem Feind gehörte die ganze Provinz, nur im Süden widerſtand noch ein ſchmaler Landſtrich: die Feſtungen an Oeſtreichs Grenze und die Berge der Grafſchaft Glatz; auch dieſe, wie man annahm, nur deshalb, weil es den Franzoſen an Belagerungsgeräth und Mannſchaft fehlte.

Aus der Hauptſtadt aber kamen immer neue Erzählungen von dem Uebermuthe der Sieger, den Erpreſſungen der Befehlshaber; der eine hatte alles Silbergeſchirr aus dem Laden eines Goldſchmieds für ſich requirirt, ein anderer brauchte täglich ein Faß Wein, ſich darin zu baden; die königlichen Officianten wurden mit kaltem Hohn wie Bediente behandelt, vornehme Gutsbeſitzer ſtanden demüthig harrend im Vorzimmer der Fremden und erbaten als Gunſt, ihnen Feſte veranſtalten zu dürfen. Von dem König aber und von dem Heere, die weit entfernt im äußerſten Norden lagerten, drang ſelten eine Kunde in das Land.

Viele gaben die Hoffnung auf, daß das alte Weſen jemals wiederkehren werde und nicht Wenige freuten ſich darüber. Mancher, den die ſchlechte Zeit wund gedrückt hatte, dachte, daß es nützlicher ſei den Sieger zum Freunde und Herrn zu haben, als den ſchweren Druck länger zu ertragen.

Denn das Meiſte, was der Bürger bis dahin mit ſcheuer Ehrfurcht betrachtet, hatte ſich verächtlich gezeigt. Streng waren die Kleinen bevormundet worden, jetzt waren die höchſten Behörden, die erſten Officiere in ihrer hohlen Eitelkeit und in der Erbärmlichkeit ihres Charakters erwieſen. Darüber klagte das warmherzige Volk mit Bitterkeit und die Schlechten mit hämiſcher Freude. Wenn einer der Gutsherren, der einen Sohn beim Heere hatte, nach der Stadt kam, ſo waren die Leute nicht mehr willig, die Mützen zu ziehen; ſie wieſen vielleicht hinter ſeinem Rücken mit Fingern auf ihn und flüſterten ſich zu, wie er ſich die Einquartierung abgekauft und wie er bei den Feinden zu Hofe gegangen war.

Auch das neue Weſen der Fremden, welches ſo gewaltig der alten Ordnung überlegen war, dünkte Vielen ſtärker und beſſer. Ja der Kaiſer verſtand aufzuräumen; er würde durch wenige Federſtriche den Stolz der Herren abſchaffen, die mit Läufern durch die Straßen zogen und ihre unterthänigen Leute zwangen ihnen zu dienen, gleich als ob dieſe Negerſklaven wären. Nicht nur in den Schenken, wo loſes Volk verkehrte, auch in den Häuſern ſtudirter Männer, welche ſich ihrer Wiſſenſchaft und ihrer Erfahrung im Staatsdienſt rühmten, vernahm man das Lob des Kaiſers, und wenn deutſche Officiere, die in franzöſiſchem Dienſt ſtanden, in einer Geſellſchaft ſeine Geſundheit ausbrachten, ſo ſchrieen auch ſchleſiſche Landeskinder ihr Hoch dazu.

Und etwas Unerhörtes geſchah; das ganze Land füllte ſich mit Spionen. Die Fremden verſtanden mit einer teufliſchen Fertigkeit, die ſie in anderen Ländern erworben hatten, ſchwache Menſchen als Zuträger zu gewinnen; überall ſchlichen ſich franzöſiſche Agenten ein. Wer in größerer Geſellſchaft ein freies Wort wagte, der lief Gefahr, angezeigt zu werden. Man wußte, daß hier und da Jemand bei Nacht aufgehoben und nach der Hauptſtadt geführt war. Vorſichtig und ſcheu gingen die Leute an einander vorüber, ein Nachbar traute nicht mehr dem andern.

In der Stadt lebte ein penſionirter Rath, der wenig beliebt war. Man ſagte, daß er wegen grober Amtsvergehen ſeinen Abſchied erhalten habe. Dieſer Mann ſuchte jetzt die Geſellſchaft des Doktors, erzählte viel und laut von ſeinem Patriotismus und frug den Doktor, der ihn kalt behandelte, nach ſeinen Anſichten.

„Laſſen Sie ſich nicht mit dem ein,“ ſagte einſt die Gaſtwirthin vertraulich, „es geht mich nichts an, aber die Leute erzählen, daß er insgeheim mit dem Feinde zuſammenſteckt. Wenn Sie viel mit ihm geſehen werden, ſo kommen auch Sie ins Gerede.“

„Wenn er in ſolchem Verdacht ſteht,“ verſetzte der Doktor erſtaunt, „wie können die Honoratioren ihn an ihrem Tiſche und in der Unterhaltung neben ſich dulden?“ Die Wirthin zuckte die Achſel. „Sie mögen es wohl aus Furcht thun.“ Als der Doktor den Einnehmer deshalb befragte, antwortete dieſer: „Ich rede nicht mit ihm, früherer Geſchichten wegen, ob er ſpionirt, weiß ich nicht; aber glauben Sie mir, die ärgſten Spione ſind unſere Oberbehörden, welche aus reiner Feigheit ſich und die ganze Verwaltung den fremden Schuften in der Hauptſtadt zu Füßen legen.“

Das nächſte Mal begann der Doktor traurig:

„Es geht mit unſerm Widerſtand zu Ende. Die letzten Truppen, welche ſich noch in der Grafſchaft hielten, ſind über die böhmiſche Grenze geſprengt.“

Der Einnehmer zuckte die Achſeln: „Ich werde wohl nicht mehr lange über Steuern quittiren. Zwei Könige haben mit ihrem Stock dies Weſen zurechtgeſchlagen, unter zwei andern iſt es verloddert. Ich ſage Ihnen, Doktor, der fühlende Menſch ſoll ſich um dieſe Dinge nicht grämen.“

„Um was denn ſonſt?“ frug der Doktor.

„Um nichts,“ antwortete der Einnehmer, „dem Weiſen darf nichts auf Erden den Appetit verderben.“ Beide ſaßen einander ſchweigend gegenüber.

Wieder begann der Jüngere: „Ich las, wie ein wohlmeinender Schriftſteller die Deutſchen tröſtend ermahnt, daß ihnen doch die Herrſchaft bleibt im Reiche des Geiſtes, in der Wiſſenſchaft und Poeſie. Darin kann kein anderes Volk ſich mit uns meſſen und unſere heimiſche Art lebt ſicher fort in unſerer Mutterſprache.“

„Auf der andern Seite der Oder reden ſie Polniſch, jenſeit des Gebirges Böhmiſch und unſere Edelleute freuen ſich, wenn ſie Franzöſiſch parliren können, erzählen Sie doch den Bürgern und Bauern von der Größe unſerer Wiſſenſchaft und Dichtkunſt," antwortete der Einnehmer.

Wieder langes Schweigen. „Wohlan," ermuthigte ſich der Dokter, „aus Trübſal und Gefahren ſteigt ein neues Leben empor; was unhaltbar war, fällt um uns in Trümmer. Die eigennützige Politik der Kabinette hat ihre Schwäche erwieſen. Die Schranken, mit welchen die Nationen von einander getrennt wurden, ſind gebrochen; für die Völker kommt jetzt eine Zeit brüderlicher Vereinigung."

„Das ſagen ja die Franzoſen immer," verſetzte der Einnehmer, „und dabei treiben ſie den Bauern die Kühe aus dem Stalle und raffen unſere ſauer verdienten Groſchen in ihre Taſche."

„Auch der Kaiſer, welcher jetzt mit ſeiner Geißel aus einander wirft und zerſchlägt, iſt der Diener einer höhern Macht; er zwingt uns zur Buße und Einkehr in uns ſelbſt, denn er lehrt uns, daß Vieles, was wir in ſchlaffer Gutmüthigkeit aus der Vergangenheit bewahrt haben, ein Unrecht geworden iſt. Ob er beſtimmt iſt ein beſſeres Leben bei uns heraufzuführen; wer wagt das zu entſcheiden?"

„Das wage ich, als königlicher Steuereinnehmer, indem ich Ihnen im Vertrauen ſage, daß ich ihn für einen Schurken, einen Dieb und Einbrecher halte. Aber andere unſerer großen Herren ſind nicht viel beſſer. Er nimmts dreiſt in Scheffeln, die andern furchtſam in

Löffeln. Und ich wiederhole Ihnen, der Weltlauf war immer ſo, und nur in ſeinen vier Wänden vermag der Menſch glücklich zu ſein. Zuweilen hilft dazu ein Glas Wein.“ Er trug eine Flaſche Ungar heran. „Das trinken wir aus,“ ermahnte er, „ſonſt holen es am Ende die Volksbeglücker.“ Die Freunde ſetzten ſich zuſammen. Der Wirth wollte nicht von Politik reden und erzählte kleine ſchnurrige Geſchichten, denen der Gaſt mit halbem Ohr zuhörte. Beide Weltbürger, der, welcher ſich aus der gemeinen Außenwelt in die Stille des Hauſes retten wollte, und der andere der nach dem Haß der Könige eine Freundſchaft der Nationen erwartete, ſollten noch erfahren, daß ſie ſelbſt Beſſeres zu thun hatten, als über den Fall ihres Staates traurig nachzudenken.

Auch der Doktor hatte mühevolle Tage. Es gab viel Krankheit in den ausgeſogenen Dörfern, die Wege waren unſicher geworden und nächtliche Fahrten galten für gefährlich. Er fuhr mit Säbel und Piſtole bewaffnet zu ſeinen Kranken; aber die einſamen Reiſen unter dem Nachthimmel waren ihm ganz recht. Wenn der Schneeſturm um ſeinen Schlitten heulte und wenn die Winterſonne auf das weiße Bahrtuch ſchien, in welches die Landſchaft gehüllt war, ſann er ernſthaft über die großen Fragen, welche den Menſchen beſchäftigen, wenn er zertrümmern ſieht, was ihm bis dahin lieb und ehrwürdig geweſen iſt.

Als er bei einem Krankenbeſuch auf dem Lande wieder Klagen über die Roheit und Raubſucht der

Feinde angehört hatte, ſagte der Bauer endlich: „Wo anders iſt es noch ſchlimmer hergegangen, bei dem Herrn Senior haben ſie arg gehauſt und er iſt kaum mit dem Leben davongekommen.“ Da befahl der Doktor dem Kutſcher ſogleich nach dem Pfarrdorf zu fahren.

Der Weg bog von der Landſtraße ab, zur Seite die wüſte Stätte und das Dorngebüſch um den verfallenen Brunnen, dahinter der alte Ringwall. Ueber dem Deckel des Brunnens hämmerte der alte Chriſtian. Der Doktor ließ halten: „Wie geht's in der Pfarre, Schäfer?“ Der Alte ſchüttelte den Kopf: „Der Herr Senior will durchaus, daß ich den Deckel wieder feſtſchlage; die Arbeit iſt doch vergebens. Sie leidet's nicht mehr.“

„Wer will's nicht leiden?“ Der Mann wies ſcheu in den Brunnen hinab. „Die einſt hier herunterſprang.“ Er warf die Axt weg: „Hier fing das Unglück an. Am Morgen kam die Magd mit der Nachricht gelaufen, der Brunnen wäre offen und das Holz nirgend zu finden. Der Herr meinte, es ſei hineingeſtürzt. Es war ganz feſt ſagte ich; ich ſelbſt habe in den letzten Tagen daran gefaßt, wie können die Bohlen hinunterfallen? Dann haben Fremde dort nach Waſſer geſucht, ſagte der Herr, griff nach ſeinem Hut und ging ſelbſt zur Stelle, doch war nirgend etwas zu finden. Und gleich darauf kamen die Räuber und Mörder über uns. Ach und unſer armes Fräulein!“

„Fahr zu, Kutſcher,“ ſchrie der Doktor in der Ahnung eines Unheils. Als er in den Hof einfuhr, fand er dort den Staatswagen des Kammerherrn. Der Bediente grüßte und berichtete ungefragt, daß die gnädige Frau zum Beſuch beim Pfarrfräulein ſei. Der Doktor wurde in die Amtsſtube des Seniors geführt. „Erſt auf dem Wege hierher habe ich vernommen, daß Sie in Gefahr geweſen ſind.“

„Es war eine ſchwere Zeit,“ antwortete der Geiſtliche, welcher kränklich und gebeugt vor ihm ſaß, „und ich beſorge, die Prüfungen ſind noch nicht zu Ende. Es iſt uns im vorigen Herbſt und Winter übel zugeſetzt worden. Zuerſt kamen kleine Kommandos, ſie nahmen uns das Vieh aus den Ställen, kaum daß den Frauen gelang, die letzte Milchkuh zu verſtecken; bis endlich an einem Sonnabend, da ich gerade memorirte, das Unglück hereinbrach.“ Er hielt inne und ſah den Doktor unruhig an. „Wir ſind Ihnen bereits Dank ſchuldig, und Ihr Beſuch erſcheint mir wie eine Fügung des Schickſals; ich weiß, daß meine Henriette großes Vertrauen zu Ihnen hat und es könnte ſein, daß wir bald einmal Ihre Hilfe für ſie erbitten müſſen.“ „Iſt ſie krank?“ fuhr der Doktor auf.

„Ich fürchte, obgleich ſie im Hauſe umhergehet wie ſonſt.“ Er hielt wieder inne. „Dem Arzte ſoll man mit Vertrauen entgegenkommen,“ fuhr er ſich ſelbſt ermuthigend fort, „und ich will Ihnen Alles erzählen, wovon wir ſonſt ungern reden. An jenem Sonnabend war der Hof im Augenblick durch wilde Geſtalten, durch Pferde und ſchreiende Soldaten gefüllt; ſie drangen in die Stube mit wüthenden Geſichtern und rohen Flüchen;

der ganze Hauſe war betrunken, leider waren es Deutſche. Sie hielten mir Piſtolen an die Schläſe, drehten das Tuch um meinen Hals, um mich zu erſticken und forderten das Geld und Silberzeug.

Während meine Frau zitternd in der Kammer herbeiſuchte, was ſie begehrten, hielt mich die Tochter feſt umſchlungen, um meinen Leib vor den Schlägen der Böſewichter zu ſchützen. Aber zwei, die Officiersepauletten trugen, riſſen ſie von meinem Herzen und wollten ſie mit rohen Liebkoſungen zur Stube hinausziehen. Da hörte ich in halber Ohnmacht, wie unſere alte Magd, die an der Thür auf den Knieen lag, Jemanden anſchrie: „„Herr, rettet unſer junges Fräulein.““ In dem Augenblick ſprang ein junger Officier über die Schwelle, ein ſchöner Mann, wie vom Himmel kam er. Er ſah ſich in der Stube um und ſchlug den Böſewichtern, welche mich quälten, die Piſtolen zur Seite, und wie mein Kind, welches gebrochen auf den Knien lag, von den zwei Wüthrichen fortgeſchleift wurde, fuhr er auf dieſe zu, und gebot ihnen mit flammendem Blick: „„Laſſen Sie das Mädchen los.““ Als die Beiden ſich unter Flüchen weigerten, packte er den Frechſten bei der Bruſt, warf ihn zurück und rief: „„Wagt es, ihr Hunde, die Braut eines franzöſiſchen Officiers anzurühren. „„Braut?““ ſchrieen die Andern, „„Lügner! ſchlagt den franzöſiſchen Windbeutel nieder.““ Der Franzoſe zog ſeinen Säbel heraus und ſagte jetzt ganz ruhig: „„Ich erſuche alle Anweſenden, Zeugen meiner Verlobung zu ſein.““ Er beugte ſich zu meiner Tochter herab, welche im Schoß der Mutter auf dem Boden lag, zog ihr den Ring vom Finger, der ein Geſchenk ihrer Pathe war, und ſteckte ihr einen andern an, den er an der Hand trug. „„Herr Pfarrer, ſo verlobe ich mich mit Ihrer Tochter,““ ſagte er, und gleich darauf fuhr er die beiden Böſewichter an: „„Hinaus.““ Unterdeß waren einige ſeiner Leute in die Stube gedrungen, hatten die Marodeure aus dem Hauſe gejagt und bewachten die Thür. Es wurde ſtill, wir hörten in unſrer Betäubung Säbelgeklirr aus dem Hofe. Kurz darauf kam der franzöſiſche Officier zurück und rief meiner Tochter zu: „„der Elende wird Sie nicht mehr beläſtigen.““ Er hatte ihn dort bei der Scheune zum Tode verwundet. Der Menſch ſtarb wenige Stunden darauf und wurde von ſeinen Leuten in aller Stille auf einem Karren fortgeſchafft.“ Der Senior wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn. Auch ſein Zuhörer barg das Geſicht hinter der aufgeſtützten Hand.

„Meiner Tochter lief der Schauder durch die Glieder,“ fuhr der Geiſtliche fort, „der Franzoſe redete ihr tröſtend zu: „„armes Mädchen, faſſen Sie Muth, es ſoll Ihnen kein Leid mehr geſchehen,““ er hob ſie auf und übergab ſie der Mutter. Sie wurde aus dem Zimmer geführt. Als wir allein waren, fuhr der Officier fort: „„Für die nächſten Tage laſſe ich Ihnen einen zuverläſſigen Mann als Sauvegarde im Haus, und ſpäter hoffe ich, ſollen Sie von aller Einquartierung verſchont bleiben.““ Er rief einen ſeiner Reiter herein, es war ein alter Haudegen von ſehr gutem, kriegeriſchem Ausſehn. Bisher hatte der Officier deutſch geredet, wenn auch mit fremder Ausſprache, mit dem Alten beſprach er ſich franzöſiſch. Dann wandte er ſich wieder zu mir; „„was hier vorgefallen iſt, zwingt mich ſogleich aufzubrechen, um Sie und mich ſelbſt zu ſichern. Ich bitte Sie, bevor ich ſcheide, um ein Glas Wein, ich wünſche die Geſundheit meiner Braut zu trinken.““ Als er trank, lief ihm vom Arme das Blut herab. Und als er aufbrach, ſagte er noch meine Hand ergreifend in ſeinem fremdartigen Deutſch: „„Mein ehrwürdiger Vater, als ich die Heimat verließ, hatte ich eine Schweſter, welche Ihrer Tochter ähnlich war, und einen Vater mit weißem Haar, gleich dem Ihren, und es ſah in der Stube faſt ſo aus, wie hier.““ Und meinen Dank unterbrach er mit den Worten: „„Grüßen Sie meine Braut, und ſagen Sie ihr, wenn ich wiederkomme, werde ich fragen, wann ſie Hochzeit machen will““ und ein franzöſiſches Lied ſingend, ritt er mit ſeinen Leuten von dannen. Doch einen Empfehlungsbrief für ſpätere Einquartierung hat er zurückgelaſſen.“ Der Senior holte ein Papier aus dem Schreibtiſch und wies es dem Doktor. Es war ein offener Brief in franzöſiſcher und deutſcher Sprache, worin der Unterzeichnete ſeine verlobte Braut und deren Eltern der Ehre aller Kameraden empfahl. Die Unterſchrift war „Deſſalle, Kapitän,“ mit Angabe des Regimentes.

Der Doktor legte das Blatt auf den Tiſch, er wußte jetzt, woher der Ring mit dem Vergißmeinnicht kam, und er wußte auch, wo die Armwunde empfangen war, die er verbunden hatte. „Und Sie haben ſpäter von dieſem Dokument Gebrauch gemacht?“ frug er mit klangloſer Stimme.

„Es hat uns einige Mal in der Noth gute Dienſte geleiſtet,“ antwortete der Geiſtliche gedrückt.

„Sie haben dadurch die Verlobung Ihrer Fräulein Tochter mit dem Fremden anerkannt,“ ſagte der Doktor traurig; „hat auch Fräulein Henriette ihre Zuſtimmung ausgeſprochen?“

„Sie hat nie ein Wort dafür und dagegen geſagt, den Ring des Fremden hat ſie abgezogen und verwahrt ihn in ihrer Kommode. Lange war ſie auf den erlittenen Schreck bettlägerig; als ſie wieder zu einigen Kräften kam und die Mutter von dem Unglückstage anfing, brach ſie in Schluchzen aus und gerieth in ſolche Aufregung, daß wir bis jetzt vermieden haben davon zu reden, ſie ſelbſt erwähnt niemals den Officier.“

„Hat Kapitän Deſſalle ſeit jenem Tage ſich nicht wieder gezeigt?“

„Nein. Einmal hat er mir in kurzem Billet angezeigt, er ſei verhindert uns wieder zu ſehen, da er im Dienſt verſchickt werde.“

„Darf ich mir die Frage erlauben, wie Sie ſelbſt die dreiſte That des franzöſiſchen Officiers anſehen, und was Sie ihm gegenüber und vielleicht vor Andern zu thun gedenken?“

Der Senior faltete die Hände. „Ich ſtelle Alles dem Willen des Höchſten anheim, er wird es wohl machen.“

Dem Doktor empörte ſich das Herz über ſolche chriſtliche Ergebenheit.

„Die Heimſuchung iſt über mein Haus gekommen wie über unſer Volk,“ fuhr der Senior fort, „der Kaiſer hat Alles zerſchlagen, worauf wir vertrauten, und Niemand vermag zu ſagen, ob er nur wie ein Skorpion iſt, mit dem wir gezüchtigt werden, oder ob er ein Bote der Vorſehung iſt, um uns, wenn auch wider unſern Willen zu einem beſſeren Glücke zu führen. Iſt er nur ein Werkzeug der Zerſtörung, ſo wird Gott ihn finden und zerbrechen, wird er ein großer Reformator in irdiſchen Dingen, ſo wird er ſich auch unſern Dank verdienen und die Herzen werden ſich ihm freudig zuwenden.“

Es war wenige Tage her, da hatte der Doktor, welcher jetzt in tiefer Empörung dem Alten gegenüber ſaß, ganz Aehnliches gedacht; heut tönten ihm die Worte wie Vaterlandsverrath in das Ohr. Er verſtand wohl, was der Senior vor ihm nicht ausſprach, der fromme Mann hatte in ſeiner Ergebenheit bereits bei ſich ausgemacht, daß der Herr ihm vielleicht einen Officier des Kaiſers als Schwiegerſohn beſtimmt habe und er war bereit ihn zu empfangen. Schmerz und Zorn wurden in dem Doktor ſo übermächtig, daß er vergebens nach Worten rang.

Es war ein langes unfreundliches Schweigen.

„Die Frau Kammerherrin hält die Meinigen lange auf,“ ſagte der Paſtor nach der Thüre ſehend.

Der Doktor erhob ſich. „Was Sie mir mitgetheilt haben, werde ich als Geheimniß bewahren. Iſt das Leiden Ihrer Fräulein Tochter eine Folge des großen erlittenen Schreckens, ſo haben Sie Heilung von der Zeit zu hoffen; hat die Störung ihrer Gemüthsruhe einen anderen Grund, ſo wird ihr Leiden nur beſeitigt werden, wenn der Grund des Kummers wegfällt. Als Arzt vermag ich nur dann zu rathen, wenn Fräulein Henriette ſich entſchließen kann, mir ſo weit ihr Vertrauen zu ſchenken, als der Arzt in ſolchem Falle beanſpruchen muß. Darum laſſe ich ſie herzlich bitten. Es wird gut ſein, wenn Sie ihr dies vorher mittheilen." Als er die Stube verließ, fuhr der Wagen des Beſuches ab. Henriette ſtand auf den letzten Stufen der Treppe. Da ſie den Gaſt erkannte, wich alles Blut aus ihrem Geſicht und ſie hielt ſich an dem Treppengeländer feſt. Er blickte ſie traurig an, grüßte ſchweigend und förmlich und ſtieg in den Wagen. Er ſah nicht mehr, daß das Mädchen ſich über die Treppe beugte und in lautes Schluchzen ausbrach.

Der Doktor drückte ſich in eine Ecke des Wagens und verſuchte an alles mögliche Andere zu denken, um die bitteren Empfindungen zu betäuben. Ihn übermannte faſt die Trauer, daß ſie jetzt vielleicht unglücklich war durch den übermüthigen Einfall eines Fremden. — Doch wahrlich, es war Thorheit, ſich um dies Abenteuer zu grämen. War der Fremde nur ein frecher Taugenichts, ſo durfte der Ringwechſel aus dem Stegreif unter keinen Umſtänden ihre Zukunft beſtimmen, und war er ein Mann von Ehre, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daß die Sache keine weiteren Folgen hatte. Aber er war ihr Retter! „Wie vom Himmel kam er," ſagte der Vater. So dachte wohl auch die Tochter. Es war natürlich, daß ihr der Franzoſe lieb geworden war, deſſen Ring ſie bewahrte. — — Und welches Recht hatte denn er ſelbſt an das Mädchen?

Er rang in ſeinen Gedanken gegen das Neue, das wie ein giftiger Qualm ſeine Hoffnung auf Liebe und Glück verdorren machte. Und je länger er ſich mühte, um ſo wilder wurde der Sturm in ſeinem Gemüth, bis ihm ſein ganzes Leben entweiht und zerbrochen dünkte.

So kam er nach Hauſe und warf ſich den Reſt der Nacht ruhelos auf ſeinem Lager umher. Kalt und grau war der Morgen, und die finſtere Entſagung, zu der er ſich zwingen wollte, wurde immer wieder durch das Auflodern eines wilden Schmerzes geſtört. Nur ein Strahl von Hoffnung fuhr zuweilen durch das Dunkel in ſeiner Seele: Henriette ſelbſt würde ſeinen Beiſtand begehren. Aber Tag auf Tag verrann, und vom Pfarrdorf kam keine Botſchaft.

Wohl aber traf er mit dem Kammerherrn zuſammen, der ihm erzählte: „Meine Frau hat bedauert, neulich bei dem Herrn Senior Sie nicht geſehen zu haben. Das iſt ja eine ganz poetiſche und romantiſche Begebenheit. Dem Fräulein darf man, abgeſehen von der gegenwärtigen Kriegslage, zu der Partie gratuliren. Ich war im Auftrag der Stände genöthigt, mit den Franzoſen zu verhandeln. Da erkundigte ſich der Prinz ſelbſt nach der Familie des Seniors und rühmte den Bräutigam mit warmen Worten.“

„Und wie erwähnt Fräulein Henriette den Franzoſen?" frug der Doktor kalt.

„Sie hat meine Frau mit Thränen gebeten, über die ganze Angelegenheit gegen ſie, ſelbſt und Andere zu ſchweigen. Dies Zartgefühl macht ihr Ehre bei der jetzigen Unſicherheit aller Verhältniſſe. Ich zweifle aber nicht, wenn erſt der Friede geſchloſſen iſt, wird ſich dort Alles günſtig geſtalten. Meine Frau iſt bezaubert von der Haltung und Liebenswürdigkeit des Mädchens."

So war es entſchieden. Ein kurzer Traum von Liebe und Glück! Sonne und Mond verklärten den Friedhof ſo freundlich mit ihrem Licht, das Ende iſt doch ein Grab für Liebe und Hoffnung; kurz war die Seligkeit und ihr folgt ein ödes Leben voll von Entſagung. So dachte der Doktor daheim, er trat aus dem Sternenlicht in den dunklen Schatten und barg ſein Geſicht in den Händen.

## 5.

## Nach den Bergen.

Die erſten Boten des Frühjahrs kamen. Die Schneeglöckchen blühten und der Fink erhob in den Hausgärten ſeinen muthigen Ruf. Die Kinder banden buntes Papier und Flittern an Fichtenreiſer, liefen durch die Gaſſen und ſchrieen, daß ſie den Winter ausgetrieben hätten und den Sommer wiederbrächten; und wo ſie von der Hausfrau Brezeln hofften, da ſangen ſie ſchmeichelnd von einer goldnen Schnur, die um das Haus gehe und von einer ſchönen Frau Wirthin darin. Ach! das Geld war in den Häuſern der Bürger ſelten geworden, aber die ſteigende Sonne übte doch ihren alten Zauber. Die Muthloſigkeit, welche unter den Schneewolken geherrſcht hatte, ſchwand dahin. Die Bürger ſchritten wieder rüſtiger einher, Augen und Herzen erhoben ſich in neuer Hoffnung. Noch war es ein ſchüchternes Ergrünen und der nächſte Schneefall mochte es verderben, aber die Leute erzählten doch frohlockend, daß dem fremden Kaiſer nicht Alles geglückt war, und daß oben in der Grafſchaft und um die Grenzfeſtungen ſich wieder Soldaten ihres Königs tummelten. Ein neuer Gouverneur war angekommen und ſeine Huſaren ſtreiften weit in das Land, faſt täglich kam Botſchaft von kecken Unternehmungen, welche dem Feinde Schaden gethan, daß ſich die muthigen Reiter durch die engen Thäler, über Eis und Schnee der Berge gewunden, um plötzlich über die Franzoſen herzufallen, daß ſie mit dem alten Huſarenſtolz ſchonungslos auf jede Uebermacht einhieben und mit ihren Gefangenen und Beutepferden in der Ferne verſchwanden, gleich Luftgeſtalten, welche der Berggeiſt Rübezahl aus ſeinem Reiche geſendet hat, die Fremden zu necken.

Seitdem wurde wie mit Geiſterhilfe dem Feinde ein Tort nach dem andern gethan, auch da, wo Niemand an die Möglichkeit dachte. Die Franzoſen wollten in der Münze der Hauptſtadt Geld ſchlagen mit den vorhandenen Prägſtöcken, welche jetzt in ihrer Gewalt waren; als ſie den verſchloſſenen Raum öffneten, fanden ſie Alles leer, die Prägſtöcke waren durch unſichtbare Hände in die Berge geſchafft. Dem Feinde fehlten Hohlgeſchoſſe zur Belagerung der Feſtungen, die Gußformen dazu verwahrte er in Eiſenwerken Oberſchleſiens; als die Arbeit beginnen ſollte, wurden die Hütten bei Nacht von Bewaffneten umſtellt, die Formen herausgeholt und zerſtört. Und wieder weit abſeit an der polniſchen Grenze hatte ein wackerer Edelmann auf ſeinem Gute die Monturen aus den nächſten Garniſonen geſammelt und vermauert, die Feinde aber hatten davon erfahren, ihm den Hof verwüſtet und beſetzt. Da zogen in nächtlichem Ritt die Geiſter aus den Bergen über die Oder quer durch das ganze Land, räumten heimlich aus und ſchafften Alles fort.

Zuweilen kam dem Doktor vor, als ob auch um ihn herum etwas Geheimnißvolles vorgehe. Unter den jüngeren Männern der Stadt war ein Aſſeſſor ſein Tiſchgenoſſe in dem kleinen Zimmer des Gaſthofes. Der Andere war immer ſchweigſam geweſen und hatte ſich ſelten aufgethan; jetzt ſaß er noch verſchloſſener als ſonſt, bis er einmal nach dem Eſſen plötzlich die Hand des Arztes ergriff. „Wir nehmen heut Abſchied, bewahren Sie mir ein freundliches Andenken.“ Dies klang ſo feierlich, daß der Doktor befremdet frug: „Sie wollen mich auf längere Zeit allein laſſen?“

„Es giebt jetzt wenig zu thun,“ antwortete der Andere ausweichend, „und ich mache die Reiſe in eigenen Angelegenheiten.“ Am andern Tage ſagte die Wirthin, auf den leeren Platz weiſend: „Der iſt auch fort. Vorige Woche iſt der Sohn meiner Schweſter gegangen, wer weiß, ob wir ſie wiederſehen.“

„Wohin?“ frug der Doktor.

„Wir wiſſen es nicht,“ antwortete ſie. „Einer iſt wie der Andere am frühen Morgen zum Thore hinaus auf die Grafſchaft zu. Seine Sachen hat der Aſſeſſor mir übergeben, aber das Gewehr, welches er ſich gekauft hatte, iſt nicht darunter, und vor einigen Tagen hat ein Fremder, der ſich einen Pferdehändler nannte, eine Kiſte von ihm in das Gebirge mitgenommen.“

Da fiel dem Doktor ein, daß er vor Kurzem auch den Einnehmer mit einem Fremden im Geſpräch getroffen. Der Beſuch war bei ſeinem Eintritt mit kurzem Gruß davongegangen, der Einnehmer aber hatte auf des Doktors fragenden Blick ausweichend geantwortet: „er macht Geſchäfte mit Pferden und Anderem nach der Grafſchaft hin."

Doch nicht Jedermann war geneigt, die Geiſter der Berge zu rühmen. Auf der Bank der ſtädtiſchen Promenade ſaß der penſionirte Major von Henner, bot ſeinen Rücken den Strahlen der Mittagsſonne und ſtützte die gefalteten Hände auf ſeinen Stock. Er gehörte zum erſten Tiſch, war als wackerer Mann in der Stadt geachtet und hatte auch in dieſer Zeit der Schwäche ſeinen harten Muth nicht verloren. Heut ſah er trübſinnig zu dem Arzte auf, als dieſer nach ſeinem Ergehen frug.

„Ich habe als junger Soldat manche Woche erlebt, wo die ganze Welt den König und ſeine Armee verloren gab, und unſere Soldaten machten doch alle Hoffnungen der Feinde zu Schanden. Jetzt aber, Herr, traure ich, daß ich ſolchen Frevel erleben muß." Und den Troſt des Doktors abweiſend, fuhr er fort: „Mit den Franzoſen wären wir zuletzt fertig geworden, aber wir ſelbſt geben uns den Reſt. Was in der Grafſchaft vorgeht, muß einem alten Preußen das Herz brechen. Der Mann, welcher dort im Namen des Königs regiert, befiehlt nicht wie ein preußiſcher Officier, ſondern wie der Räuber Karl Moor, der keinen Gott und keinen Herrn über ſich erkennt. Die gute Zucht unſeres Heeres hat er wie einen lahmen Hund totgeſchlagen, der Unterſchied zwiſchen Edelmann und Schneider iſt aufgehoben, Gaſſenlaufen und Stock iſt verpönt, Jedermann muß als Gemeiner eintreten, Jedermann kann Officier werden, auch mein Bedienter, und die Gemeinen ſollen vor Allem durch das ſogenannte Ehrgefühl gedrillt werden. Nicht preußiſche Soldaten erzieht er, ſondern einen Haufen von Räubern, die in ihrer Höhle die Helden ſpielen und beim erſten ſcharfen Gefecht aus einander laufen. Daß mit dieſer Flunkerei jetzt Tritt, Tempo und Subordination zum Teufel gehen, das iſt das Anzeichen von unſerem Ende.“ So klagte finſter der Alte.

An demſelben Mittag ſtand der Einnehmer vor ſeinem geöffneten Bücherſchrank und muſterte wähleriſch die Bände, „Ich ſuche, was das Gemüth mit heiterer Ruhe erfüllt,“ brummte er.

Die Haushälterin trat in die Thür. „Fräulein von Buskow wünſcht den Herrn Einnehmer zu ſprechen.“

Der Einnehmer ſchloß unwillig den Schrank: „Die Schweſter des Meuchlers! Aha, ſeid Ihr klein geworden? Ich denke ſie will um Verzeihung bitten. Laſſen Sie ein!“

Das Fräulein trat ſchnell in das Zimmer, eine kleine, behende Dame in ſchwarzer Enveloppe und ſchwarzer Kapuze. Der Einnehmer verneigte ſich höflich gegen ihren artigen Gruß, ſah aber wieder ſehr majeſtätiſch aus, als er ſie einlud, auf dem Sopha niederzuſitzen.

„Ich komme, Sie um allerlei zu bitten,“ begann das Fräulein leiſe, „was Sie vielleicht von Ihrer Garderobe entbehren könnten, vor Allem, wenn Sie dicke, alte Stiefeln haben und vielleicht etwas Warmes unterzuziehen; am liebſten auch um Geld.“

„Von Allem iſt wenig vorhanden,“ ſagte der Einnehmer, verwundert auf die niedlichen Füße ſehend, welche kaum bis zum Boden reichten, „da Sie aber die Stiefeln doch nicht für ſich brauchen, ſo ſagen Sie mir auch, wem Sie damit ſeinen Weg durch dieſes Jammerthal befehlen wollen.“

„Armen Soldaten,“ antwortete das Fräulein, „welche ſehr abgeriſſen ſind.“

„So iſt es mehr als einer?“

„Ach, lieber Herr Einnehmer,“ entſchuldigte die Kleine ſchüchtern, „es iſt eine ganze Kompagnie, über achtzig Mann.“ „Wo?“ frug der Einnehmer erſtaunt. „Hier draußen beim Schießhauſe. Sie ſitzen in der Scheune meines Hauswirthes, dort habe ich ſie verlaſſen.“

„Sie?“ frug der Einnehmer. „Achtzig arme Marodeure können Ihnen und der Stadt große Unannehmlichkeit bereiten.“

Die Wangen des Mädchens rötheten ſich: „Es ſind keine Marodeure, die meiſten ſind Grenadiere von der Kompagnie, welche einſt mein ſeliger Vater gehabt hat; ſie waren bei unſern Truppen in der Grafſchaft und wurden nach Böhmen gedrängt. Dort haben ſie ſich ranzionirt und ſind über die Berge wieder in das Land gekommen. Sie wollen unſern König aufſuchen. Vorige

Nacht lagen ſie im Stadtwald; heut in der Frühe kam ein alter Sergeant, der meinen Bruder und mich von früher kennt, in einem Bauernmantel zu mir und frug um Auskunft wegen des Marſches zu Seiner Majeſtät und ob ich der Mannſchaft mit etwas helfen könnte, denn es geht ihr ſehr ſchlecht; die wenigſten haben noch Schuhwerk, und nichts Warmes in den kalten Nächten, und ſie fürchten dem Franzoſen in den Weg zu laufen. Ich bat meinen Hauswirth, den Fleiſcher, um Hilfe und er bewies ſein gutes Herz, denn er ging mit mir hinaus, öffnete ſeine Scheune und ſchenkte ihnen auch einen Hammel, etwas Speck und Brot. Aber das iſt immer wenig für ſo Viele. Herr Einnehmer, es iſt ein Jammer die armen Leute anzuſehen.“ Sie fuhr ſchnell in die Taſche, wiſchte mit dem Tuch ein paar Thränen ab und zog ſogleich wieder entſchloſſen ihre Hülle zurecht.

Der Einnehmer ſah ihr immer noch verwundert zu. „Alſo das iſt der Charakter,“ ſagte er endlich. „Bevor ich Ihnen antworte, noch eine Frage, warum wenden Sie ſich gerade an mich?“

„Es iſt mir von einem durchreiſenden Bekannten gerathen worden,“ verſetzte das Fräulein zögernd.

„Hieß er vielleicht Weiß?“ frug der Einnehmer.

Das Fräulein trommelte mit den Fingern auf dem Tiſch und hob den Zeigefinger. „Ich denke, Schwarz,“ ſagte ſie.

Der Einnehmer ſtand auf. „Da haben wir die Beſcherung. Dieſer ſchwarze Peter ſpielt in ſeinem Leichtſinn einen königlichen Officianten einem jungen Fräulein in die Hände, welches mehr Elfe oder Sylphe als Steuerzahlerin iſt. Bleiben Sie ruhig ſitzen, liebes Fräulein. ' Ich überlege nur was wir zu thun haben. Unterdeß und vor Allem werden Sie einen Imbiß zu ſich nehmen, das haben Sie heut gewiß noch nicht gethan.“ Er holte die Flaſche aus dem Wandſchrank und gebot der Haushälterin ſchnell etwas aufzutragen. Während das Fräulein ſich gehorſam an den Tiſch ſetzte und einige Biſſen aß, ſchritt er auf und ab, und ſah ſie von der Seite an.

Der Einnehmer galt für ſtreng in Beurtheilung weiblicher Schönheit, es gefiel ihm nämlich ſelten eine, und zwar wegen einer Geſchichte aus ſeinen jungen Jahren, die längſt dunkel geworden iſt, mit einer höhern Rathstochter, welche aus Eitelkeit treulos an ihm gehandelt hatte. Wie er aber heut die Sylphe ſo plötzlich an ſeinem Tiſch eſſen ſah, ruhig und ohne Ziererei, als ob das eine gleichgültige Sache ſei, wurde ſein Urtheil milder. Er ſah ein regelmäßiges Geſicht von klugem Ausdruck, hübſche muntere Augen, dunkle Löckchen, welche aus dem Kapuchon herausquollen und eine zierliche Geſtalt.

Endlich hatte er ſeinen Entſchluß gefaßt: „Die Leute müſſen morgen in der Frühe fort. Nicht nach Oſtpreußen, wohin ſie gar nicht mehr dringen können, ſondern nach der Grafſchaft. Wer marode iſt, wird gefahren; meine Stiefeln und Röcke thun's nicht, es muß Einiges geſchafft werden. Sie und ich dürfen hier nicht allein als Verſchwörer auftreten. Der Stadtdirektor muß Mitſchuldiger ſein.“

„Aber er meldet aus Furcht Alles an die Franzoſen.“

„Wenn wir Beide allein das Geſchäft machen, ſo erfährt er doch davon, und wir werden von ihm ohne Zweifel in der Hauptſtadt angezeigt, aus reiner elender Angſt vor Verantwortung, die ihn treffen könnte. Ich gehe ſogleich zu ihm.“ Das Fräulein faßte ängſtlich ſeinen Arm und klagte: „Mir iſt, als verriethe ich meine Freunde.“ Der Einnehmer aber ſagte, an ihr Glas mit dem ſeinen rührend, achtungsvoll: „Vertrauen Sie mir und erwarten Sie meine Rückkehr. Ich wollte, ich könnte die Flaſche mit Ihnen austrinken.“ Er gab ſeiner Bedienung einige Befehle und eilte zum Stadtdirektor.

Als er zurückkam, fand er ſeinen Gaſt beſchäftigt, die Sachen in ein Bündel zu ſchnüren, welche er aus ſeiner Garderobe preisgegeben hatte. „Um den feinen Rock iſt's ſchade,“ ſagte das Fräulein, „er iſt auch nicht warm, den kann der Herr Einnehmer noch tragen; dagegen iſt eine alte Friesdecke vorhanden“ — „die Motten waren drin,“ unterbrach die Haushälterin, — „wenn Sie dieſe ſchenken wollten, würden die Leute dankbar ſein.“ Bereitwillig gewährte der Einnehmer, der Bund wurde gepackt. „Und jetzt erlauben Sie, daß ich Sie begleite,“ ſagte der Einnehmer, „es iſt auf dem Wege noch Einiges abzumachen. Ueberlaſſen Sie das Bündel meiner Bedienung.“

„Ich muß es heut noch hinaustragen,“ bat das Fräulein.

„Sie wollen doch nicht zum Stadtwald gehen mit dieſer Laſt auf den Schultern?“

„Ja, Herr Einnehmer,“ antwortete das Mädchen entſchieden, „die armen Leute draußen frieren; es hilft doch einigen die kalte Nacht leichter zu überſtehen.“

„Ihr Fleiſcher ſoll anſpannen; ich habe ohnedies noch mit ihm zu reden.“

Während die Dienſtmagd das Bündel voraustrug, gingen Beide auf den Markt. „Der Stadtdirektor iſt ein noch größerer Haſe, als ich gedacht,“ erzählte Herr Köhler ſeiner Begleiterin wie einer alten Bekannten. „Ich ſagte ihm alſo, der Sergeant ſei zu Ihnen gekommen, Sie hätten mich gefragt, wie Sie ſich verhalten ſollten, die Ranzionirten wären in der Scheune einquartiert. Da hatte er Luſt, die Bürgerſchaft gegen ſie aufzubieten. Ich überzeugte ihn aber, daß ein Kampf mit den deſperaten Menſchen ſehr bedenklich ſei.“

„Sie haben ja keine Waffen, Herr Einnehmer,“ ſagte das Mädchen lachend.

„Vielleicht haben ſie die Armatur verſteckt,“ antwortete der Einnehmer, „holen ſie plötzlich hervor und rennen brüllend durch die Straßen. Auch bedeutete ich ihn, daß dieſelben Unholde zu ihm kommen würden, um im Namen des Königs achtzig Paar Stiefel und warme Decken zu requiriren, außerdem natürlich Lebensmittel und Getränk, und einen bis zwei Wagen. Und als er über dieſe Zumuthung in die größte Aufregung gerathen war, gab ich ihm zu bedenken, daß man ſeine Weigerung falſch deuten werde, wenn unſere Soldaten wieder ins Land kämen. Da verlor er vollends den Kopf und klagte faſt mit Thränen über die fürchterliche Zeit und ſeine ſchwierige Stellung. Zuletzt kapitulirte ich mit ihm und erbot mich aus alter Hochachtung die Sache ſo einzurichten, daß er außer Verantwortung bleibe. Es fand ſich, daß im ſtädtiſchen Stall einige eingebrachte Soldatenpferde ſtehen, welche von den Franzoſen noch nicht abgeholt ſind. Dieſe werden morgen mit einem Wagen nach dem Stadtwald fahren, dort wird Ihr Sergeant ſie gewaltſam requiriren, wo er mit ihnen hinfährt, iſt ſeine Sache. Unterdeß ſchaffen wir allerlei hinaus, was die Leute brauchen.“

„Wer aber ſoll das bezahlen?“ frug das Fräulein ängſtlich.

„Hm, ich denke der Direktor. Seien Sie ruhig, es wird Alles unſerm guten König berechnet werden.“ Das Fräulein drückte in freudiger Aufregung den Arm ihres Begleiters. „Es freut mich, daß ich zu Ihnen ging; ich hatte vorher Angſt.“

Die Angſt war nun wieder dem Einnehmer angenehm und er fuhr behaglich fort: „Offen und geſetzlich verfahren iſt immer vortheilhaft. Sie äußerten eine Vorliebe für wollene Decken, der Kaufmann hier führt dergleichen, ich will ſogleich anfragen, wenn Sie ein wenig warten wollen.“ Und als er herauskam, fuhr er fort: „Gefunden, jetzt aber müſſen wir uns trennen; ich will meinen Schuſter zu Rathe ziehen, er iſt ein nachdenklicher Kopf.“ Das Fräulein ſchwebte davon. Schuſter Schilling ſaß mit Frau, Kind und Lehrjungen vor dem Kaffee-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

topf und ſah verwundert auf den Beſuch: „Laſſen Sie ſich nicht ſtören, Meiſter, ich habe Zeit.“ Zum Glück war der Meiſter fertig und führte in die gute Stube gegenüber.

„Sie haben Alles richtig prophezeit, wie es geworden iſt,“ ſagte der Einnehmer. „Es iſt eine ſchwere Zeit gekommen.“

„Ja,“ ſagte der Schuſter, „die Konjunktion in der Politik war ſo, daß dies Alles kommen mußte und, Herr Einnehmer, glauben Sie mir, es kommt noch mehr.“

„Das ſag' ich auch,“ beſtätigte dieſer. Und ſich dem Ohre des Schuſters nähernd, ſprach er leiſe: „Achtzig Paar Bauernſtiefeln müſſen binnen zwei Stunden in aller Stille ankommen.“

„Das iſt unmöglich,“ antwortete der Schuſter; „es arbeitet jetzt Niemand auf Vorrath, denn er könnte ihm genommen werden.“

„Dies Mal wird bezahlt und ich bin Ihnen gut dafür.“

„Für wen ſoll's denn?“

„Nicht für die Franzoſen,“ ſagte der Einnehmer. „Ich fordere gute Stiefeln in einer Markkiſte, je mehr, um ſo beſſer.“

„Alſo je mehr, um ſo beſſer,“ wiederholte der Meiſter. „Das iſt mir ganz recht Herr Einnehmer. Eine Stunde, nachdem zwiſchen den Potentaten der Friede geſchloſſen iſt, ſollen Sie dreißig Paar haben, Kernſtiefeln, meine eigne Arbeit.“

„Alſo haben Sie die Stiefeln fertig?“

„Ich habe ſie,“ beſtätigte der Schuſter geheimnißvoll, „aber ich kann nicht dazu. Ein Familienvater, der für Weib und Kind zu ſorgen hat, muß in dieſer Zeit ſeine Stiefeln einmauern.“

„Und leiſe in Socken auftreten,“ ſagte der Einnehmer, „das thun jetzt Viele. Die dreißig Paar aber ſchlagen Sie ſogleich heraus, und mauern für Ihre Kinder neue ein. Es kommt jetzt eine andere Konjunktion. Meiſter, das Glücksrädlein könnte ſich drehen.“

„Gott geb's,“ ſagte der Schuſter.

Auf einer Waldblöße in der Nähe der Scheune fand der Einnehmer die Soldaten um lodernde Feuer verſammelt, der Waldbelaufer trug ihnen hilfreich Holz herzu. Es waren in der Mehrzahl jüngere Männer, dazu einige alte Unterofficiere; ein Sergeant mit grauem Schnurrbart befahl. Wohl hatte das Fräulein Recht, ſie zu bedauern, ſo hager und bleich die Geſichter, mit ſtruppigem Bart und tiefliegenden Augen, die Monturen zerriſſen und durch Sonnenbrand und Winterſchnee entfärbt. Aus dem klaffenden Schuhwerk ragten die erfrorenen Zehen, viele hatten Lappen darüber gebunden oder abgezogene Felle. Aber die Leute ſaßen und regten ſich mit feſter Haltung, ſtramm und ſelbſtbewußt, und man erkannte hinter dem Elend eine Zucht und harte Kraft, die nicht gebrochen war. Mitten unter der Kompagnie wirthſchaftete das Fräulein; es zerriß alte Leinwand zu Verbandzeug für einen Fußkranken, wachte über einigen großen Töpfen, in denen die Suppe kochte, und antwortete nach allen Seiten auf Fragen und Bitten.

befahl den Leuten und ſchickte ſie hin und her. Sie nickte von dem Holzſcheit, auf dem ſie ſaß, dem Einnehmer freundlich zu. „Zwei von der Mannſchaft haben Frau und Kind in ihrer Garniſon zurückgelaſſen und möchten dieſen zu wiſſen thun, daß ſie noch leben. Könnten Sie vielleicht helfen?“ Der Einnehmer zog ſeine Brieftaſche und nahm die Leute bei Seite, und er hörte, wie die Kleine unterdeß einem Andern zurief: „Alle Wetter, Kerl! unterſteh' dich nicht, mit deinen ſchmutzigen Fingern in den Topf zu fahren, willſt du hinſetzen, du Tolpatſch! — Hier iſt Einer, Herr Einnehmer, der die Hand beſchädigt hat und ſich nicht ſelbſt helfen kann, für dieſen wird Ihre Decke zu einem Kapotrock zuſammengeheftet. Man kann das auf mehrerlei Art machen, am ſchnellſten geht's ſo, wenn man in der Mitte ein Loch ſchneidet.“ Die kleinen Hände flogen bei der Arbeit, und wenn ſie die Kälte ſpürte, blies ſie darauf und heftete weiter, ſah dazwiſchen wieder nach den Töpfen und redete tröſtend mit Einem und dem Andern über ſeine Noth.

„Sie iſt nur mit Puk oder Ariel zu vergleichen,“ dachte der Einnehmer, „das putzige Ding weiß die ganze Kompagnie zu kommandiren wie ein Hauptmann, es muß im Blute liegen. Jetzt aber, Sergeant,“ begann er, „ſollen Sie in Empfang nehmen, was wir bringen: Decken, Stiefel, Lebensmittel, ſo viel ſich in der Eile beſchaffen ließ. Sie müſſen unterſchreiben, was Sie empfangen haben, ich brauche meinen Beleg. Morgen früh vor Sonnenaufgang wird ein großer Korbwagen mit Strohſchütten und zwei Pferden wie von ungefähr herauskommen. Ich rathe Ihnen, Wagen und Pferde in Beſchlag zu nehmen, verſtehen Sie? Laſſen Sie Ihre Kranken aufſitzen. Dieſer mein Kutſcher wird mitkommen, er iſt eines Bürgers Sohn und zuverläſſig, und wird Sie gern durch den Stadtwald auf Seitenwegen der Grafſchaft zufahren. Denn dort iſt jetzt unſer Generalgouverneur und dorthin will Sie der König haben. Sie haben die Waffen in Böhmen abgeliefert, ſind alſo wehrlos?" frug er theilnehmend.

„Wir haben ſie in den Bergen verſteckt," antwortete der Sergeant; „ſind wir erſt glücklich in der Grafſchaft, ſo holen wir ſie wieder."

„Die franzöſiſchen Vorpoſten ſtehen auf Ihrem Wege. Sie müſſen ausweichen." Und er gab leiſe die Richtung an, nannte ihm das Dorf, wo er einen getreuen Führer finden werde, und den Namen des Mannes.

Auch das Fräulein wunderte ſich jetzt, daß der Herr, den ſie bis dahin aus der Ferne nur als einen Lebemann gekannt hatte, in Verſchwörungsgeſchäften ſo guten Rath wußte.

„Und jetzt, Fräulein," ſchloß Herr Köhler, „bitte ich, daß Sie auch an ſich ſelbſt denken. Die Sonne ſinkt und Sie haben ſich gegen die kalte Nachtluft nicht verſehen. Erlauben Sie, daß ich Sie mit mir zurücknehme." Das Fräulein erhob ſich ohne Weigern und überreichte einem der Leute den fertigen Ueberwurf. „Sie müſſen noch ſehen, wie gut ihr Geſchenk einem preußiſchen Grenadier ſteht," ſagte ſie froh. „Fahrt hinein, Mann, damit der Herr euch betrachtet." Der Soldat ſtreifte die warme Hülle über. „Wie ein Herold aus dem Volk der Samojeden,“ ſagte der Einnehmer.

Die Mannſchaft hatte unterdeß emſig Kiſten und Fäſſer abgeladen und die Unterofficiere hatten von dem Inhalt vertheilt, jetzt umſtand die Kompagnie mit neuem Lebensmuth die Scheidenden.

„Des Himmels Segen über Sie, liebes Fräulein, und über Sie, guter Herr!“ rief der Sergeant.

„Hier nehmt die Scheere, Nadel und Zwirn,“ ſagte das Fräulein mit naſſen Augen. „Die Laterne behalten Sie,“ rieth der Einnehmer noch aus dem Wagen, „und geben Sie ja Acht, daß der Stadt kein Schaden geſchieht. Lebt wohl, ihr braven Männer, und wenn Ihnen Alles gelungen iſt, Sergeant, ſo laſſen Sie mich's durch den Mann wiſſen, den ich Ihnen genannt habe.“

Als der Einnehmer mit ſeiner Begleiterin zurückfuhr, begann er ernſter, als ſonſt ſeine Art war: „Alle tragen wir Schweres, aber Keiner von uns Allen leidet und wagt ſo viel als dieſe armen Leute. Sie kommen aus unabläſſigem Elend und ſie gehen freiwillig wieder hinein. Und Keiner klagte, und Alle waren dankbar. Wir laſſen uns gern durch erdachte Geſchichten rühren, welche in Büchern erzählt ſind, aber dieſe freiwillige Hingabe und die wortloſe Treue ſind größer als alle Erfindung, und ſie ſind jetzt nichts Unerhörtes“ — und er zog plötzlich ſein Taſchentuch heraus und kämpfte mit einer Bewegung, die ihm ſtark zuſetzte. Da auch das Fräulein ſchwieg, fuhr er nach einiger Zeit in ſeinem Selbſtgeſpräch fort: „Doch einen giebt es, der auch in Büchern verſteht, das

Edelſte menſchlicher Gefühle lebendig zu machen. Ich denke, Jean Paul iſt auch Ihr Liebling."

„Ich habe nichts von ihm geleſen," ſagte das Fräulein.

„Dann müſſen Sie mir erlauben, daß ich Ihnen morgen etwas von ihm zuſchicke."

Das nahm das Fräulein dankbar an.

Als am nächſten Abend der Sohn des Fleiſchers zurückkam und berichtete, daß er Wagen und Mannſchaft glücklich einige Meilen in das Land gebracht hatte, ſchlug Herr Köhler vergnügt ſein Buch in eine alte Zeitung und überſandte es mit höflichem Gruße dem Fräulein.

Der Einnehmer erzählte dem Freunde von ſeinem Abenteuer und war gekränkt, daß dieſer finſter und, wie ihm vorkam, mit geringer Theilnahme zuhörte und zuletzt nichts weiter ſagte als: „Es geht jetzt Mancher nach jener Landecke, dem die Fremden das Herz empört haben." Doch wenige Tage darauf ſollte der Doktor ſelbſt Gelegenheit erhalten, von einer ähnlichen Begegnung zu berichten.

Auf einer Fahrt über Land hielt ſein Wagen am Gaſthofe eines nahen Marktfleckens, er wickelte ſich aus dem Bärenpelz und trat in die gefüllte Wirthsſtube. Als wohlbekannter Mann empfing er höfliche Grüße, die Wirthin wiſchte mit der Schürze einen Schemel ab; bald war er der Mittelpunkt eines Kreiſes von Zuhörern und mußte von den Neuigkeiten erzählen, die aus dem fernen Oſten durch Reiſende nach der Kreisſtadt gebracht wurden.

„Unſer König ſoll zu uns kommen,“ rief ein ſtämmiger Ackerbürger mit einer entſchloſſenen Miene, „wir Schleſier werden ihn nicht im Stiche laſſen, wie mancher vornehme Verräther gethan hat.“ „Guter Wille thut's nicht,“ ſagte der Doktor dem Manne zunickend. „Wollen Sie für ihn fechten, Herr Krauſe?“ „Warum nicht,“ antwortete dieſer, „wir haben es ſatt, anzuſehen, daß die Feinde unſere Pferde aus dem Stalle führen und den Hafer vom Schüttboden, und daß die Dickköpfe aus dem Reiche mit ihrer groben Rede durch das Land ziehen und den Bürger mißhandeln; von uns kommen mehr als zehn oder zwanzig auf Einen von den Fremden; wenn zehn von uns nur immer Einen totſchlagen, ſo ſind wir ſie los. Warum geſchieht das nicht? warum ſind die Vornehmen ſo bereit, dem Feinde zu gehorchen? Einmal über das Andere wird uns befohlen Alles zu liefern was die Schufte verlangen. Wenn wir Führung hätten, ſo ſtünde die Sache anders.“ Ein beifälliges Gemurmel begleitete die entſchloſſenen Worte. „Geben Sie mir ihre Hand,“ ſagte der Doktor und ſchüttelte dem Mann die Rechte, „möchte die Zeit kommen, wo dem König ſolche Geſinnung zu helfen vermag.“

„Habe ich recht gehört, ſo war hier von unſerem König die Rede,“ klang eine feſte Stimme aus dem Hintergrunde und ein Fremder trat heran. Es war ein großer junger Mann in einfachem Reiſerock: „Ich komme in meinen Geſchäften aus Preußen und bin auf dem Wege der Königin und den Kindern des

Königs begegnet; ſie fuhren auf offenem Schlitten im Schneeſturm über die Haide, um den franzöſiſchen Reitern zu entgehen. Es war bitter kalt, der Wind heulte und die Kälte drang mir bis in das Mark. Als ich meinen Schlitten anhielt und mich erhob, grüßte die Königin, aber es war ein trauriger Blick, und die kleinen Prinzen nahmen ſtill ihre Mützen ab, während der Schnee ihnen um die freundlichen Geſichter flog."

Die Wirthin rang die Hände. „Unſer armer König in dem kalten Lande, und ſeine Frau und die Kinderchen bei dem Wetter auf offenem Schlitten."

Niemand ſprach, die Leute ſahen ſcheu vor ſich nieder.

„Was der König jetzt in der Stille erträgt und leidet," fuhr der Fremde fort, „das vermag wohl Keiner von uns zu ermeſſen; ich denke, wenn er wüßte, wie treu ſeine Schleſier ihm zugethan ſind, würde er in ſeinem Unglück eine Freude haben." Er wandte ſich zu dem Doktor: „Ich vernahm, daß Sie nach der Kreisſtadt fahren, durch einen Schaden am Fuhrwerk werde ich hier aufgehalten. Darf ich die Bitte wagen, daß Sie einen Geſchäftsreiſenden mitnehmen? freilich würde Ihnen auch ein Mantelſack läſtig werden." Der Doktor gab das bereitwillig zu, denn die Art des Reiſenden gefiel ihm und die Beiden traten aus der Wirthsſtube, alle Anweſenden folgten ihnen bis zum Wagen. „Kutſcher, lege den Mantelſack des Herrn unter die Decke, meinen Arzneikaſten ſtelle oben auf." Der Fremde ſah den Doktor dankbar an; die Leute umſtanden den

Wagen und nahmen ſchweigend die Mützen ab, als die Pferde anzogen.

„Ich bin erſt ſeit Kurzem in dieſer Gegend," begann der Doktor, „aber in ſolcher Zeit gewinnt man unſer Volk lieb."

„Wer war jener Mann, der ſo tapfer ſprach?" frug der Reiſende.

„Ein wohlhabender Ackerbürger, der erſt vor Kurzem geheiratet hat, aber mit der Waffe umzugehen weiß, denn er iſt Schützenhauptmann; ich glaube, daß er nicht mehr geſagt hat, als er thun würde."

„Wie will er wohl die zehn Mann zuſammenbringen," frug der Fremde wieder, „welche den Feind, der auf ihren Theil kommt, unſchädlich machen ſollen?"

„Wahrſcheinlich meinte er, daß ſich alle Einwohner des Kreiſes, welche eine Waffe führen können, zu einer Landwehr vereinigen müßten."

„Gut!" rief der Andere, „einfaches Exercitium und einige militäriſche Disciplin können in ſechs bis acht Wochen eine Kreiswehr herſtellen, welche zu Vielem brauchbar wäre, vorausgeſetzt, daß Waffen und Uniformen zu ſchaffen ſind und daß der Feind nicht die Ausbildung hindert, indem er die Rädelsführer erſchießt. Können Sie mir mittheilen, wo in dieſem Theil der Provinz Truppen der Franzoſen ſtehen?"

Der Doktor erzählte, was er wußte.

„Mir wurde geſagt, daß in Ihrer Kreisſtadt und der Umgegend kein Militär zu finden ſei."

„Das iſt wahr, aber wir ſind keinen Tag vor Streifpartien und Durchzügen des Feindes ſicher. Holla!“ rief er einem Bauern zu, der ihnen eilig entgegenkam, „es ſind doch keine Soldaten auf dem Wege?“ Der Bauer wies nach rückwärts: „Sie halten im Dorfe vor der Schenke,“ und mit einem Fluch ſetzte er hinzu: „es ſind bairiſche Reiter!“

Der Doktor ſah ſeinen Begleiter an: „Wir wollen umkehren, wenn Sie es wünſchen.“ Der Fremde blickte ſcharf in die Ferne. „Zu ſpät,“ ſagte er halb für ſich. „Sie ſehen uns, wie wir ſie. Es thut mir leid, daß ich Sie in Ungelegenheit bringe; ich habe allerdings den Wunſch, von den Herren dort nicht feſtgehalten zu werden.“

„Sie traten unſicher auf, als Sie in den Wagen ſtiegen. Ich vermuthe, Sie haben einen Schaden am Fuße.“

„Nehmen wir an, eine Verſtauchung,“ antwortete der Fremde.

„Dann ſind Sie mein Patient und ich bringe Sie zur Kur in meine Wohnung. Ich für meinen Theil habe einen Reiſepaß.“

„Ich auch,“ ſagte der Fremde, „Kaufmann Heller aus Löwenberg.“

„Fahre zu, Kutſcher!“ gebot der Doktor.

Bairiſche Reiter hielten den Schlitten an. Ein höherer Officier ritt heran, die Reiſenden grüßten. „Herr Doktor König!“ ſagte der Major, während der Doktor ſeinen Paß herauszog, „ich habe Sie bereits in Ihrer Stadt geſehen. Wer iſt Ihr Begleiter?“

„Mein Patient, den ich zur Kur in die Stadt bringe.“ Der Baier öffnete einen Augenblick das Papier, welches der Fremde ihm hinreichte. Beide ſahen einander feſt in die Augen; dem Doktor pochte das Herz.

Ein alter Wachtmeiſter, welcher das Wagenleder aufgeknöpft hatte, meldete reſpektvoll: „Der Mann dort hat einen preußiſchen Officierſäbel zwiſchen den Beinen.“

„Sie ſind jetzt billig zu kaufen,“ ſagte der Fremde.

So ſchmerzlich war der Klang dieſer Worte, daß der bairiſche Officier ſchweigend das Papier zurückgab und der Mannſchaft zurief: „Paſſirt!“

Der Kutſcher fuhr im Schritt an den Reitern vorüber und dem Doktor dünkten die Minuten eine Ewigkeit, ſein Gefährte hatte ſich zurückgelehnt und ſchwieg lange; endlich begann er: „Es iſt Zeit, daß ich mich und meinen Säbel vorſtelle: Rittmeiſter Helwig von den Huſaren.“

Der Doktor wandte ſich erſtaunt zu ihm. Unter vielen Geſchichten von Schwäche und Hilfloſigkeit, welche ſeit dem letzten Herbſt von Mund zu Mund getragen wurden, war eine andere geweſen, welche ſo ermuthigend klang, daß die Hörer ſie gar nicht glauben wollten. Ein junger Huſarenlieutenant ſollte mit einer halben Schwadron ein Bataillon der Feinde zerſprengt und einen großen Transport Kriegsgefangener, man ſprach von zehntauſend Mann, befreit haben. Der junge Huſar war deshalb außer der Reihe zum Rittmeiſter befördert worden.

Dieſer Tapfere war der Reiſegefährte. Der Doktor ſprach mit warmen Worten ſeine Freude über den Zufall aus und Beide fuhren als gute Genoſſen in eifriger Unterhaltung der Stadt zu.

„Wir haben unerhörtes Unglück gehabt," ſagte endlich der Rittmeiſter, „wir haben es ja wohl in Vielem verſchuldet; aber wenn uns auch die franzöſiſche Führung im Großen überlegen war, glauben Sie mir, unſere Soldaten ſind da, wo die Tüchtigkeit des Einzelnen den Ausſchlag giebt, feſter und kriegstüchtiger als die Feinde; und ſie wiſſen das auch. Nehmen ſie den Franzoſen einen Mann und wir treiben ſie wieder über den Rhein zurück. Ich hoffe, den Tag zu erleben, wo wir auch mit dem Feldherrn die letzte Abrechnung halten. In der Grafſchaft befiehlt jetzt als Gouverneur Graf Götzen, einer der Beſten, die wir in Preußen haben. Ich muß ohne Aufenthalt zu ihm. Können Sie mir dabei helfen? denn wie ich ſehe, wird der Weg unſicher."

„Ich bin bereit, in der Stadt ſogleich einen andern Wagen zu nehmen, was bei meinem Berufe Niemandem auffällt, und ich begleite Sie nach jeder Richtung, die Sie wünſchen, im Fall Sie meine Geſellſchaft für vortheilhaft halten."

„Gewiß," antwortete der Rittmeiſter, „wenn Sie mir erlauben, als Ihr Gehilfe mitzufahren; einige Meilen von hier finde ich auf dem Gute eines Bekannten ein Pferd, von da helfe ich mir weiter."

Als der Doktor ſeinen Begleiter glücklich durch die feindlichen Kommandos gebracht hatte und am ſpäten Abend nach Hauſe kam, fand er eine Geſtalt auf der Treppe ſitzen. Die Erſcheinung machte Platz, ſtieg aber hinter ihm die Stufen herauf. Es war ein Mann in einem Bauernmantel, der mit abgezogenem Hut in das Zimmer trat. Der Doktor erkannte den flüchtigen Knecht, der ihm die Nachricht von der verlorenen Schlacht zugetragen hatte. Hans drehte den Hut in den Händen. „Ich wollte Sie nur fragen, weshalb Sie mir damals das Geld auf den Weg geworfen haben."

„Weil ich dir das Geld geſchenkt hatte, und weil ich annahm, daß du nicht auf redlichem Wege erworben hatteſt, was du mir zurückgeben wollteſt; vor Allem aber, weil mir mißfiel, daß du dich über das Unglück unſerer Soldaten freuteſt." Der Mann ſah vor ſich nieder. „Herr Doktor, ich will auch unter die Soldaten gehen, wenn Sie meinen."

„Du? wie kommſt du zu dem Entſchluß?"

Hans holte tief Athem. „Mir ging die Geſchichte im Kopfe herum. Ich bin kein ſchlechter Kerl, und Sie ſollen mich nicht dafür halten. Aber ich laſſe mir nichts Unrechtes gefallen, und ich war damals im Zorn über die großen Herren. Jetzt ſehe ich, wie die fremden Spitzbuben mit unſern Bauern umgehen. Hafer, Stroh und Heu iſt weg, Pferde und Kühe, Gänſe und Hühner ſind weg und wie haben ſie die armen Leute mißhandelt! Da fiel mir ein, daß ſie kein Recht dazu haben. Letzten Sonntag hatte ich mich auf das Gut des Kammerherrn geſchlichen und ſah von Weitem, wie mein Mädchen zur Kirche ging. Ich wagte mich auch hinein, bevor die Thüre zugemacht wurde und ſtand ganz hinten. Da hörte ich, wie der Prediger zuletzt ſeine Bitten ſprach für das gequälte und geängſtigte Land. „„Wer helfen kann, der helfe."" ſagte er; „„die beſte Hilfe aber iſt beim Herrn."" Hans faltete bei dem Bericht die Hände. „Sogleich fiel mir ein, daß ich auch helfen kann, eben ſo wohl mit dem Säbel, als mit der Trompete, und ich möchte Trompeter werden bei den Huſaren. Am Abend ſah ich aus meinem Verſteck, wie ein verdammter Franzoſe, der auf dem Schloſſe liegt, mit meinem Mädchen ſchön thun wollte, und das ſchlug dem Faſſe den Boden aus. Die Hunde müſſen fort, ſo oder ſo," rief er. „Das meinte auch das Mädchen, als ich Abends mit ihr zuſammentraf. Sie klagte über die Dreiſtigkeit und verlangte, daß ich Sie befragen ſollte."

Der Doktor fühlte den Zorn des Mannes mit und verſtand die Mahnung, welche auch an ihn ſelbſt gerichtet wurde. „Du haſt jetzt noch weniger gutes Leben unter den Soldaten zu erwarten, als zu anderer Zeit: ſchweren Dienſt, ſchlechte Koſt und tägliche Gefahr."

„Das thut mir nichts," antwortete Hans, „ich war unter den Paſchern, Herr, dort heißt's auch, heut' trinken und morgen ſinken, und ich wollte fragen, ob Sie mir zu den Huſaren helfen können."

„Kannſt du dich einige Tage in der Nähe aufhalten, ohne von der Obrigkeit gefaßt zu werden, ſo gehe ich ſelbſt mit dir in das Gebirge."

„Ich wünſche mir nichts Beſſeres," rief Hans erfreut, „wenn Sie mir ſagen wohin, ſo führe ich Sie über die Berge auf Wegen, die kein Franzoſe betritt."

Am Morgen ſuchte der Doktor ſeinen Freund auf, welcher mit ſtillem Antheil einen Schmerz beobachtet hatte, deſſen Grund ihm der Andere verbarg. „Ich verlaſſe die Stadt auf mehre Wochen und gehe nach der Grafſchaft; dort fehlen in den Lazarethen die Aerzte und die Noth iſt groß. Während meiner Abweſenheit ſoll mein Vetter, der als junger Arzt in der Hauptſtadt lebt und nach Wiſſen und Charakter durchaus Vertrauen verdient, mich hier vertreten. Er wird noch heut eintreffen. Fragen Sie nicht, mein Freund, was mich beſtimmt, jetzt von hier zu gehen; vielleicht kommt der Tag, wo ich gegen Sie ohne Schmerzen davon reden kann.“

Der Einnehmer faßte ſeine Hand: „Wenn ein gewiſſenhafter Mann, wie Sie, ſolchen Entſchluß faßt, ſo muß er gehen und es nützt nichts, Worte darüber zu machen. Aber ſo bald Sie dürfen, kehren Sie zurück; denn es giebt Leute hier, kranke und geſunde, welche Sie jeden Tag vermiſſen werden.“

Darauf beſprachen die Beiden, was für die Reiſe durch feindliche Truppen nöthig war.

Der Einnehmer ſah dem Scheidenden von der Treppe ernſthaft nach. „Du biſt nicht der Einzige, der mit ſich herumträgt, was ihn plagt.“ Er griff rückwärts nach ſeinem Zopf. Darauf gebot er der Haushälterin den Friſeur zu holen. Als der Alte eintrat mit der demüthigen Vertraulichkeit, zu der ſein Beruf berechtigte, ſah ihn der Einnehmer feindſelig an: „Blaſchke, ſchneide er mir den Zopf ab. Ich will mit ſeinesgleichen nichts mehr zu thun haben.“

Blaſchke erſchrak ſehr und ſein großer Beutel fiel auf die Diele. Denn die Zahl der Zöpfe, welche er band, wurde mit jedem Jahre kleiner, und das anſehnliche Geflecht des Einnehmers erſchien ihm zuweilen als das letzte Tau, welches ſeine Kunſt in den empörten Wogen der neuen Zeit vor dem Untergang bewahren könnte. „Aber Herr Einnehmer,“ bat er.

„Fort mit dem Zopf und fort mit ihm ſelbſt,“ gebot der grimmige Kunde zum zweiten Mal. „Er iſt ein Spion.“

„Hochverehrter Herr Einnehmer,“ flehte der entſetzte Blaſchke. „Sie kennen mich doch ſeit vielen Jahren als einen redlichen Bürger.“

„Einer von ſeinem Handwerk hat eine Feſtung an die Franzoſen verrathen, und er würde es auch thun. Er iſt an mir und meinem Zopf zum Judas geworden. Geſteh' er zur Stelle, wer hat ihn beſtochen, damit er zutrage, was bei den Honoratioren und in der Bürgerſchaft zu erhorchen iſt. Wenn er nicht Alles bekennt, ſo ſchneide ich den Zopf eigenhändig mit der Papierſcheere ab und werfe den Zopf und den Blaſchke zum Fenſter hinaus.“

Der Alte legte die Hand auf das Herz: „Niemals hat mir Jemand einen ſolchen Antrag geſtellt,“ betheuerte er in ehrlicher Entrüſtung.

Der Einnehmer ſtillte ein wenig ſeinen Zorn: „Es wäre auch unnöthig; er ſchwatzt ohnedies gegen Jedermann Alles aus, was er weiß.“ Er ſetzte ſich: „Abgeſchnitten aber wird doch. Fortan Tituskopf, Blaſchke, die Welt iſt zu ſchlecht.“

„Herr Einnehmer, mir iſt zu Muth, wie bei einem

Begräbniß," klagte der Friſeur und hielt mit unſicherer Hand die Scheere.

„Welcher von den dreizehn Zöpfen in der Stadt mag wohl einem Franzoſen gehören?" frug der Einnehmer mit plötzlicher Milde.

„Kein einziger, das kann ich als Vaterlandsfreund atteſtiren."

„Der penſionirte Rath drüben iſt ja wohl auch ein guter Preuße?"

„Der gehört zu den beſten; Sie glauben gar nicht, mit welcher Verachtung er von dem Feinde zu mir redet."

„Mein alter Blaſchke unterhält ſich alſo gern über Allerlei mit dem braven Manne?"

„Ja, das geſtehe ich aufrichtig."

Der Einnehmer wandte ſich um und ſah den Alten feſt an: „Er hat neulich bei mir den reiſenden Händler geſehen. Als der Herr Rath von da drüben wegen dieſes Kaufmanns mit ihm ſprach, und ihn ausfrug, was hat er dem Herrn Rath berichtet?"

„Nichts als die volle Wahrheit," antwortete der Friſeur gekränkt: „daß ich den Fremden früh morgens bei dem Herrn Einnehmer fand, und daß der Fremde mir hier auf dem Sopha als ein hübſcher Herr erſchien, der recht militäriſch ausſah." Und ſchlau fuhr er fort: „Ich ſah auch ſpäter, als er in den Wagen ſtieg, daß er etwas Schweres hereinhob und daß er Piſtolen bei ſich hatte."

Der Einnehmer pfiff vor ſich hin. „Es iſt richtig. Der Zopf iſt Schuld, daß ich den Franzoſen in der

Hauptſtadt angegeben bin. Fort mit den Haaren und fort mit ihm ſelbſt!"

Am Nachmittag richtete ſich Herr Köhler ſo ein, daß er zu einer Stunde, wo Minchen von Buskow auf dem Stadtwall zu gehen pflegte, ihr begegnete. „Bitte, Fräulein, bewundern Sie dort unten die goldenen Ränder der ſchwarzen Wolke." Er trat mit ihr zwiſchen die Bäume.

Das Fräulein ſah neugieriger auf die neue Haartracht, als auf die Wolken. „Es giebt wieder Regen."

„Wohl möglich," beſtätigte der Einnehmer und hob vor ihren Augen ſeinen Finger. „Sollten Sie einmal an Ihren Günſtling Schwarz oder Neger ſchreiben, ſo bitte ich, ihm mitzutheilen, daß ich von jetzt ab auf einer anderen Behandlung beſtehen muß. Die Beſuche nicht mehr in meiner Wohnung, ſondern im Amtslokal und nicht allein, ſondern mit wenigſtens zwei Begleitern, ihre Uniformen unter dem Civilmantel erkennbar. Ich muß auch fordern, daß mir eine bis zwei Piſtolen auf die Bruſt geſetzt werden, und bitte nur dafür zu ſorgen, daß keine Kugeln darin ſind, damit nicht durch Zufall ein Unglück geſchieht. Am Ende des Beſuches jedoch, bevor die Herren auf ihren Wagen ſteigen, darf eine Kugel in die Wand gefeuert werden."

„Was iſt geſchehen?" frug das Fräulein erſtaunt.

„Ein Beſuch, den der erwähnte Herr mir abgeſtattet hat, iſt in der Hauptſtadt angezeigt worden und ich erhielt von einem Bekannten eine klägliche Warnung. Da der Kaiſer ſich unſere Provinz angeeignet hat und unſere hohen Behörden ſo pflichtgetreu ſind, ihm dabei jeden

Vorſchub zu leiſten, ſo ſollen auch wir gezwungen werden, ihm die Steuern in ſeine Taſche zu liefern. Wer ſich nicht fügt, wird beſeitigt. Man behauptet, daß Ihr Schwarzer hier Kaſſengelder erhoben hat. Das Morgenroth der Freiheit geht endlich bei uns auf, liebes Fräulein, und es fehlt in dieſer Stadt und Umgegend nicht an Lerchen, welche die neue Sonne anſingen. Auch wer Briefe ſchreibt, mag ſich hüten.“ Das verſprach das Fräulein. Als aber der Einnehmer beim Abſchiede frug: „Nun, wie gefällt Quintus Fixlein?“ da antwortete ſie ehrlich: „Herr Einnehmer, das iſt mir zu hoch.“

„Wie iſt das möglich?“ frug Herr Köhler enttäuſcht.

„Ich bin ein einfaches Soldatenkind. Seit die liebe Mutter ſtarb, habe ich dem Vater und dann meinem armen Bruder gekocht, geſtrickt und genäht, denn das Bügeln war für mich zu ſchwer, und bin wenig mit Büchern umgegangen. Wenn ich einmal leſe, ſo ſind mir die Reiſebeſchreibungen am liebſten; dabei denke ich, daß ich mich auch in der Fremde durchſchlagen könnte, wie Robinſon. Dann laufe ich in meinen Gedanken mit Papagei und Sonnenſchirm durch den Buſch, und freue mich über die vielen Lama, welche um mich herumſpringen. Die Wilden würden dem kleinen Wichtel nichts thun.“

Sie war ſo anmuthig in ihrer Einfalt, daß der Einnehmer nichts Feindſeliges zu erwiedern vermochte, und auf dem Heimwege ſeiner Menſchenfreundlichkeit nur den bedauernden Ausdruck gab: „Schade, jede Poeſie fehlt.“

## 6.

## Der Räuber Moor.

Es war ein heller Morgen des beginnenden Frühlings, die Sonnenſtrahlen ſtreiften in der friſchen Bergluft mit wohlthuender Wärme die Wange des Reiſenden. An den gefrorenen Geleiſen des Waldweges hing weißer Reif, aber Zweige und Blattknoſpen des Laubholzes ragten glatt und rund, gefüllt mit geheimem Leben, unter den Bäumen ſproßte das junge Grün und um kleine weiße Blüthen flogen die erſten Schmetterlinge. Die Amſel pfiff ihr Lied und hinten im Walde krächzten die Krähen, ſonſt war es ſtill, kein Menſch auf den Feldern und Wegen zu ſehen. „Halt, wer da," rief ein Poſten hinter dem Buſch hervortretend. Der Wagen, welcher den Doktor mit ſeinem Begleiter bis hierher geführt hatte, hielt an und ſie wurden einen mäßigen Hügel hinaufgeführt, deſſen freie Höhe mit jungen Fichten umwachſen war.

Auf der Höhe empfing ſie ein Officier. Als er Namen und Begehr des Doktors erfahren hatte, ſagte er: „Sie treffen den Generalgouverneur in der Nähe, ich ſchicke Sie ſogleich zu ihm.“ Aber ſchon kam der Rittmeiſter aus der Umgebung des Grafen ihm entgegen: „Seien Sie gegrüßt und drei Mal willkommen, wenn Sie bei uns bleiben.“ Im nächſten Augenblick ſtand der Doktor dem Grafen gegenüber; er ſah eine hagere Geſtalt von mittleren Jahren, das Antlitz bleich, die Wangen etwas eingeſunken, zwei große Augen, welche hell und glänzend in die Welt blickten.

„Sie kommen erſehnt,“ begrüßte ihn der Gouverneur mit freundlicher Stimme, „und werden finden, daß Sie Vielen wohlthätig ſein können. Ein edler Mann Ihres Berufes, der aus der Hauptſtadt zu uns durchdrang, iſt ſchwer erkrankt und wir müſſen ſeinen Beiſtand entbehren; nichts aber fehlt unſeren armen Leuten ſo ſehr als ärztliche Hilfe und die Krankheit, gegen welche wir rathlos ſind, wird uns ſchädlicher als der Feind. Der Rittmeiſter ſagt mir, daß Sie entſchloſſen ſind, uns auch mit den Waffen zu dienen; Sie ſind uns aber am werthvollſten als Arzt und ich bitte Sie, Ihren Beruf bei uns zu üben. Auch bei mir ſelbſt,“ fügte er lächelnd hinzu. Da der Doktor ſich bereit erklärte, fuhr er fort: „Wer ſicheres Leben aufgiebt, um zu uns in die Berge zu kommen, der hat ein Recht darauf, daß wir ihn wie einen werthen Freund empfangen. Indem ich Sie auffordere, unſerem König das Gelöbniß der Treue in meine Hand abzulegen, begrüße ich Sie als Kameraden. Alle ſind wir durch dieſen Eid zu einander geſellt wie Bundesbrüder, und dieſelbe brüderliche Geſinnung, die wir Ihnen entgegenbringen, werden Sie, wie ich hoffe, auch uns erweiſen.“ Seine Augen flogen über den Kreis der Officiere, welche um ihn verſammelt waren, und hafteten mit ſo ſeelenvollem Ausdruck auf dem Doktor, daß dieſem vorkam, als ob er vor einem Mann von ungewöhnlicher Herzensgüte ſtehe. Er legte das Gelöbniß in die Hand deſſen ab, der jetzt auch für ihn der höchſte Befehlshaber wurde, und wandte ſich dann ſofort, um ſeinen Beruf zu üben, zu einem Huſaren, der einen Schuß durch das Bein erhalten hatte und an einen Baum geſtützt zur Seite lag. Der Graf warf einen zufriedenen Blick nach ihm, dann ſprach er zu ſeinem Gefolge.

Einzelne Officiere kamen heran, den Doktor zu begrüßen, auch ſeine Kunſt in Anſpruch zu nehmen. Unterdeß ſah er in der Nähe den Gouverneur, welcher Nachrichten empfing und abſandte, und beobachtete die ſchnelle und feſte Weiſe des Mannes und die Gewandtheit, mit welcher er Jeden behandelte.

Vor dem Aufbruch trat der Gouverneur wieder zu ihm: „Als der Adjutant mir von ihrer Abſicht erzählte,“ begann er vertraulich wie zu einem jüngeren Kameraden, „waren Sie mir nicht ganz fremd, denn ihr Name ſtand bereits eingezeichnet in die Zahl derer, auf welche wir uns in Nothfällen gern verlaſſen möchten.“ Und da der Doktor ihn verwundert anſah, fuhr er fort: „Gute Freunde ſenden uns zuweilen die Namen ſolcher, welche nach ihrem Charakter geeignet ſind, für uns Opfer zu bringen. Und Sie waren in Ihrer Stadt nicht ſicher, daß nicht bei Gelegenheit einer von uns bei Ihnen angeklopſt hätte als bei einem Manne, der ſein Vaterland liebt. Das große Unglück hat viel Schwäche und Muthloſigkeit zu Tage gebracht, aber im Heer und im Volke auch viel Treue und dauerhafte Kraft. Sie iſt für uns in dieſen Bergen die beſte Hilfe, die kann der böſe Feind uns nicht nehmen und um dieſer Gerechten willen wird der Himmel uns nicht verderben, ſondern aus unſeren Prüfungen ſiegreich hervorgehen laſſen.“

Und lächelnd ſetzte er hinzu: „Das ſind hohe Worte bei geringer Macht, denn wer uns jetzt ſieht, ohne uns zu kennen, der kann uns wohl mit Freibeutern oder Räubern vergleichen.“

„Das geſchieht auch von Solchen, welche nicht hier waren,“ verſetzte der Doktor und erzählte von den Klagen eines alten Soldaten aus König Friedrich's Zeit.

Der Graf lachte: „Es giebt Viele, die deshalb über uns klagen werden. Aber der Stock, die Fuchtel und das Gaſſenlaufen waren auch nicht immer da, ſie kamen als revolutionäre Neuerungen in die Welt und ſicher haben damals viele alte Krieger den Untergang alles kriegeriſchen Heldenmuthes von ihnen befürchtet.“

Auf dem Wege nach der Feſtung, welcher der Doktor im Gefolge des Gouverneurs zufuhr, überſah er mit größerer Muße die Geſellſchaft, in welcher er ſich befand; der Graf hatte nicht ohne Grund an die Räuber gedacht, denn das Ausſehen der Officiere und Gemeinen war ungewöhnlich und durchaus gegen das Reglement: entſchloſſene Mienen und kriegeriſche Geſtalten, mehr als eine von edler ritterlicher Haltung, aber nach den Uniformen aus allen Truppentheilen zuſammengeſetzt, jede Art von Huſarendolman und Kopfbedeckung, ſogar bairiſche Uniformen nothdürftig zugerichtet, die meiſten einander nur darin gleich, daß ſie durch Regen und Sonne, durch Bivouak und feindliche Waffen entfärbt und durchlöchert waren. Auch die Pferde waren zum größten Theil aus dem Lande zuſammengerafft oder vom Feinde erbeutet, viele unanſehnlich und ſtrapazirt durch übermäßigen Gebrauch.

In ſeinem Berufe fand der Doktor große Aufgaben und ſchwere Arbeit. Nicht alle Lazarethe waren in der Stadt und in der darüber liegenden Feſtung, mehre hatte der Graf mit gutem Grunde an anderen Orten der Grafſchaft eingerichtet und die Sorge dafür wurde durch die Entfernung erſchwert. Kaum in einem der Lazarethe gebot ein gelernter Arzt, Typhus und bösartige Fieber herrſchten in allen, überall war kaum das Nothdürftigſte für die Verpflegung eingerichtet. Da kam dem Doktor zu Gute, daß er in Paris die Einrichtungen kennen gelernt hatte, welche damals für die beſten galten. Bald gewann er durch ſeine Vorſchläge und das ſichere Weſen, das er bei der Anordnung bewies, das ganze Herz des Gouverneurs. Und er hatte ſo viele Gelegenheit zu helfen und zu retten, daß er am Abend oft totmüde, und doch in gehobener Stimmung zu ſeinem kleinen Quartier in der Stadt zurückkehrte. Nach wenigen Tagen wurde ihm in der Nähe des Gouverneurs ein Feldbett aufgeſchlagen.

Der Graf ſelbſt erfuhr auf ſeine Frage, daß er ernſthaft krank ſei, und daß ſein Leiden, wenn er ſich nicht mehr ſchone, für ihn verhängnißvoll werden müſſe.

„So dürfen Sie nicht zu mir reden,“ ſagte er gutlaunig, „Schonung und Pflege ſind unmöglich, und eben ſo wenig darf ich unbrauchbar werden, ſo lange der Krieg dauert; von Ihnen alſo fordere ich, daß Sie mich zwiſchen Scylla und Charybdis durchſteuern.“ Und den Arzt aufmerkſam betrachtend, auf deſſen erblichenen Wangen man die übergroße Anſtrengung leſen konnte, ſetzte er hinzu: „Gern bäte ich, wenn ich Erfolg hoffte, daß auch Sie vor einer Niederlage ſich in Acht nehmen. Ich vermag im Nothfall noch zu kommandiren, wenn ich auf dem Kiſſen liege, was ſoll aber aus unſern armen Kranken werden, wenn Sie nicht zur Stelle ſind? Doch wie viel Sie auch in den Hoſpitälern zu thun haben, ich muß Sie noch außerdem für mich in Anſpruch nehmen; eine Stunde des Abends müſſen Sie mir opfern und ſich gefallen laſſen, daß Ihr Patient Ihnen vorklagt.“

Der Doktor merkte bald, wie edelherzig dieſer Befehl war. Jedes Mal, wenn er kam, fand er durch den alten Diener zwei Kouverts gedeckt, dann mußte er mit dem Grafen zum Abendeſſen niederſitzen. In dieſer Zeit ſprach ſein Chef vertraulich zu ihm wie zu einem jüngern Bruder, zuweilen von der Politik, lieber von ſeinen perſönlichen Freunden und von allerlei Menſchen, die er kennen gelernt hatte. So brachte er den Gaſt dahin, auch ſeinerſeits zu erzählen, was ihm durch das Gemüth gezogen war.

Er entließ ihn nach einem ſolchen Abend mit einem Händedruck: „Das iſt meine Kur. Sie haben mir meine Arznei gereicht, jetzt vermag ich wieder zu arbeiten.“

Durch dies Vertrauen gewann der Doktor zuweilen Einblick in das ſtille Triebwerk der Politik und ſeine Verwunderung wurde immer größer über den Umfang der Thätigkeit, welche vom Kabinet des Gouverneurs ausging. Denn dorthin kamen Nachrichten aus allen Theilen der Provinz, Briefe vom Kaiſerhofe in Wien, vom auswärtigen Amte Englands, aus der Umgebung des ruſſiſchen Kaiſers; dazu vertraute Mittheilungen aus dem Hauptquartier in Oſtpreußen und andere aus der Reſidenz, welche oft auf ſeltſamen Umwegen eingingen, manche in einer Chiffreſchrift geſchrieben, zu welcher der Graf allein die löſenden Zeichen kannte. Dazwiſchen jede Art von militäriſchen Berichten und Projekten.

Draußen fand ſich der Doktor mitten in das ſtürmiſche Treiben eines Feldlagers verſetzt; in dem engen Raume der Feſtung Glatz drängten ſich faſt Alle zuſammen, welche mit That und gutem Rath zu helfen bereit waren. Vornehme Gutsbeſitzer, zuweilen aus weit entlegenen Kreiſen, kamen und gingen, brachten Nachrichten und nahmen geheime Aufträge mit ſich. Höhere Verwaltungsbeamte der Provinz arbeiteten an engen Bureaux, die in einer Zimmerecke eingerichtet waren; ein oberſter Gerichtshof ſprach auch in bürgerlichen Händeln Recht; ihn hatte der Graf eingerichtet, weil er die Urtheile, welche von den Obergerichten der Provinz im Namen des fremden Kaiſers erlaſſen wurden, als nichtig behandeln mußte. Bei dieſem Gericht fand der Doktor ſeinen Aſſeſſor aus der Kreisſtadt beſchäftigt. Und wer aus den überfüllten Häuſern auf die Gaſſen trat, der ſtieß auch hier auf eine Menge abenteuerlicher Geſtalten: Schmuggler von der nahen Grenze, welche ihre Ladungen in die Magazine geliefert hatten, Soldaten von faſt jedem Regimente des Heeres, wie ſie ſich aus der Gefangenſchaft gelöſt oder durchgeſchlagen hatten, Freiwillige aus allen Ständen der Bevölkerung, die ſich zum Dienſt anboten, Treiber, welche Schlachtvieh herbeiführten, jüdiſche Lieferanten mit ihren Proviantwägen. In den Werkſtätten ſchnitten, nähten und hämmerten dichtgedrängt die Handwerker bis in die Nacht, auf allen Plätzen wurde exercirt und noch des Abends klangen überall, wo Soldaten einquartiert waren, die Hörner, Trompeten und Pfeifen der Muſiker, denn jede der neugebildeten Kompagnien und Schwadronen war ſtolz auf eigene Muſik, und ſie wurde ihr gern geſtattet, nur daß ihre Muſiker auch als Soldaten fechten mußten. Unter den eifrigſten war Hans, der in der Schwadron des Rittmeiſters ſofort zu einer Trompete gekommen war und wenige Wochen nach ſeinem Eintritt vor dem Doktor an ſeinen Säbel ſchlug und ſtolz meldete: „Der war heut zum erſten Mal dabei.“ In dem engen Raume ſtießen die Menſchen, ſo verſchieden an Vergangenheit und Bildung, oft hart an einander, aber obenauf war bei Officieren und Gemeinen eine trotzige Zuverſicht zur eigenen Kraft und Vertrauen zu der Führung.

Mit Befremden ſah der Doktor in den erſten Tagen einen Officier, der ihm ſcheu aus dem Wege ging, den Reiterlieutenant vom runden Tiſch, und er verſagte ſich nicht, den Rittmeiſter nach ſeiner Brauchbarkeit zu fragen.

„Ich habe ihn unter den Andern tüchtig einhauen ſehen,“ ſagte dieſer gleichgültig. „Dieſe Art Muth hat er, zu ſelbſtändigem Kommando würde ich ihn ungern verwenden; er iſt weichlich erzogen, um ſeine Perſon beſorgt und braucht eine Stunde zum Anziehen.“

Aber an einem der nächſten Tage redete der Baron den Arzt an: „Sie haben mich damals geſehen, wo ich meine Pflicht nicht that; es war mein erſtes Kommando, bei welchem ich mit einem Feinde zuſammentraf. Der Gedanke an den Morgen läßt mir ſeit der Zeit keine Ruhe. Wenn jetzt hier die nähern Umſtände bekannt würden, müßte ich mir eine Kugel vor den Kopf ſchießen. Ich bitte alſo, ſchweigen Sie gegen Jedermann.“

Wenn der Arzt mitten in der Nacht aus einem ſeiner Lazarethe ins Quartier ging, ſah er in dem Arbeitszimmer des Grafen immer noch Licht und zuweilen den Schatten einer auf- und abſchreitenden Geſtalt. Da ſagte er dem Grafen bei der nächſten Zuſammenkunft: „Das darf ich als Arzt nicht dulden!“

„Lagen Sie zu Bett, als Sie es ſahen?“ antwortete der Gouverneur.

„Ich hatte einen ſchweren Fall.“

„Ich auch,“ verſetzte der Andere heiter. „Aber wir thun, was wir müſſen, nicht auf gleiche Weiſe. Ich tummle mich in dieſem Wirrwarr mit leichtem Sinn, Sie aber ernſthaft und mit ſchwerem Muth; und wenn Sie einmal ausruhen, ſo ſehen Sie in ſich gekehrt aus, als ob die Welt rings um Sie leer wäre.“

„Solchen Ernſt, den ich auch in meinem Vornamen mit mir herumtrage, habe ich wohl von meinem Vater geerbt,“ antwortete der Doktor.

Der Graf rückte ihm den Stuhl, ſchenkte ihm das Glas voll und legte ſich auf dem Sopha zurück. „Erzählen Sie mir von Ihrem lieben Vater.“

Das that der Doktor gern. Lange bevor er geendet hatte, hielt der Graf neben ihm ſitzend ſeine Hand feſt. „Ich danke Ihnen, mein Freund. Und jetzt will ich erfahren, was Ihnen unter uns leichten Huſaren das Herz ſchwer macht.“

So vieler Freundlichkeit konnte der Doktor nicht widerſtehen. „Ich hatte ein Mädchen lieb gewonnen; es war das erſte friſche Aufblühen einer innigen Neigung, und die Geliebte wurde mir plötzlich entfremdet.“ Er berichtete von dem Ueberfall und der Verlobung im Pfarrhaus, wie ihm der Geiſtliche erzählt hatte. Der Graf hörte zu, ohne durch eine Frage zu unterbrechen. Als der Erzählende zu den Worten kam, welche der Franzoſe bei dem Ringwechſel geſprochen, fiel ihm die Spannung im Geſichte des Hörers auf. Nachdem er geendigt hatte, ſaß der Graf einige Augenblicke in Nachdenken. „Man ſucht bei ſolcher auffallenden That nach den Beweggründen. Ein toller Streich, wie man ihn etwa einem verwegenen Fähnrich zutrauen könnte, ſcheint dies nicht zu ſein. Iſt die Demoiſelle das, was man eine Schönheit nennt?“ — „Ich glaube ja,“ verſetzte der Doktor. — „So war es dies,“ ſchloß der Graf. „Daß der Vater die Nichtigkeit einer ſolchen Verlobung nicht ſogleich und nicht in der nächſten Zeit betont hat, dürfen Sie dem armen alten Herrn, der bis auf den Tod bedrängt war, nicht als übergroße Schwäche auslegen. Zunächſt kommt es doch darauf an, wie das Fräulein ſelbſt die Sache anſieht.“

„Ich habe ſie durch deu Vatkr bitten laſſen, mir ihr Vertrauen zu ſchenken, ſie iſt nicht darauf eingegangen; ſie verhüllt ihre Seele auch vor mir, und darüber traure ich. Ich hatte freilich noch kein Anrecht auf ſo hohes Vertrauen.“

„Auch Schüchternheit und Scham können ein unſchuldiges Weib, dem geliebten Manne gegenüber zum Schweigen veranlaſſen. Und von dieſer Seite iſt noch nichts verloren. Dagegen ſcheint mir dieſer franzöſiſche Rittmeiſter wohl werth, daß man ſich nach ihm erkundige. Vielleicht kann ich Ihnen Auskunft verſchaffen. Unterdeß laſſen Sie ſich's gefallen, daß ich mich Ihnen in der Rolle eines Vertrauten aufgedrängt habe und entſagen Sie der Hoffnung nicht ſo hartnäckig, wie bisher.“

Nach einer Zuſammenkunft mit dem franzöſiſchen General, welcher die gegenüber liegenden Truppen befehligte, rief der Graf am Abend ſeinem Tiſchgenoſſen entgegen: „Heut war ich Ihnen noch dankbarer, als ich wohl ſonſt bin, denn Sie haben mir die unvermeidlichen

Viertelſtunden der Konverſation mit dem Franzoſen erleichtert. Ich habe Auskunft über den Kapitän erhalten. Alſo, jene Scene im Pfarrhauſe hat den Prinzen und die Generalität weit mehr beſchäftigt, als anzunehmen war. General Lefebvre ſelbſt war genöthigt, deshalb beim Prinzen die Lärmtrommel zu ſchlagen, nicht wegen des Zweikampfes, ſondern weil Herr Deſſalle damals in ſeinem Zorn das geſammte Officierkorps eines deutſchen Rheinbundſtaates vor den Ohren der Mannſchaft und anderer Zuhörer mit ſehr bedenklichen, reſpektwidrigen Ausdrücken bezeichnet hatte. Durch den zweiten Officier, der ſich vorſichtig dem Säbel des Kapitäns entzogen hatte, und durch die Unterofficiere wurde dies nach dem Todesfalle zur Anzeige gebracht, die höheren Officiere aber begingen in patriotiſchem Grimm die Taktloſigkeit, wegen dieſer Ehrenkränkung Klage beim Oberkommando zu erheben. Prinz Jérôme vernahm in ſeiner Weiſe lachend und wohlgefällig das Abenteuer und dachte offenbar von dem Kapitän darum nicht ſchlechter, weil er den deutſchen Tölpeln eins verſetzt hatte. Um ſeinen Günſtling aber den weiteren Folgen zu entheben und die Angelegenheit durch Hinziehen zu beendigen, ſandte er ihn mit Briefen an den kaiſerlichen Bruder. Dies iſt der Grund, weshalb der Officier vom Horizont verſchwunden iſt und während dieſes Feldzuges ſchwerlich in unſerer Provinz erſcheinen wird. Das Letztere wenigſtens iſt günſtig;“ — und ernſthaft fügte er hinzu — „der Kapitän gilt, ſo weit dem Urtheil meines Berichterſtatters zu trauen iſt, für einen

Mann von Ehre; er iſt durch eigene Tüchtigkeit heraufgekommen.“

Der Doktor ſaß in düſterem Schweigen und der Graf fuhr ermuthigend fort: „Denken Sie jetzt auch an die Freuden und Sorgen des nächſten Tages. Hundert gute Monturen ſind heut früh von den Huſaren eingebracht worden. Wir ſollen Armeen aus der Erde ſtampfen und ein Kornfeld bauen auf der flachen Hand, das wird uns nicht leicht, doch Viele helfen mit Freuden. Hätten wir nur eine Million Thaler und ſechs Monat Zeit, dann wollten wir Waldläufer uns ſehen laſſen.“ Und er begann vertraulich von ſeinen Plänen für die Ausrüſtung zu erzählen, bis der Andere das eigene Leid vergaß.

Ja, es war eine endloſe mühevolle Arbeit. Alles fehlte. Am wenigſten noch die Mannſchaft. Die Treuen kamen zum Theil aus weiter Ferne, ſogar aus den ſüddeutſchen Fürſtenthümern, welche einſt zu Preußen gehört hatten. Auch an Kompagnieofficieren war kein Mangel, von allen Waffen ſtellten ſie ſich ein, Manche von zweifelhaftem Werth, aber auch nicht wenige der Beſten, deren Name in ſpäteren Jahren von Mund zu Mund ging. Doch weit ſchwerer als die Menſchen war die Ausrüſtung zu beſchaffen. Wo das Pulver finden? Der Graf ließ eine Pulvermühle errichten, bald fehlte dafür der Salpeter, Schmuggler trugen mit Lebensgefahr einzelne Centner auf dem Rücken über die öſtreichiſche Grenze. Zuletzt ließ der Gouverneur gar durch Streifpartien das Sprengpulver aus den Bergwerken, welche jetzt für den Feind fördern mußten, entführen. Wo die Musketen hernehmen? Die Gewehre, welche heimlich in der Landſchaft geſammelt wurden, hatten jede Art von Kaliber, und es waren meiſt leichte Jagdflinten, im Krieg auf die Länge gar nicht zu gebrauchen; faſt an jeder mußte reparirt und gebaſtelt werden. Der Graf richtete deshalb auch eine Gewehrfabrik ein, aber natürlich vermochte dieſe nicht ſofort Großes zu leiſten. Woher das Tuch und Leder holen für Monturen und Riemzeug? Woher endlich die Kavalleriepferde, ſeit der Feind den ganzen Winter über die Thiere aus den Ställen geholt hatte, darunter Geſpanne, die der Landwirth nicht entbehren konnte. Und über Allem, woher das Geld nehmen für den Sold der Feſtungstruppen und des kleinen mobilen Heeres? Ohne Geld und Löhnung war keine geordnete Verpflegung möglich, und wenn die Leute hungern mußten, liefen ſie wieder aus einander. Die Geldſummen, welche durch patriotiſche Männer herzugebracht oder durch treue Steuereinnehmer den behenden Boten des Grafen ausgeliefert wurden, auch einzelne Sendungen, welche der Graf durch unermüdliches Schreiben von Wien und London zu erhalten wußte, reichten gerade von einer Woche zur andern, die Vermittler und Agenten waren zum Theil unſicher und Veruntreuungen blieben nicht aus.

Und doch wuchs durch die raſtloſe Sorge und Thätigkeit des einen Mannes in den Frühlingsmonaten eine Kompagnie und Schwadron um die andere herauf.

Aber je rühriger ſich die neugebildeten Truppen im Lande tummelten, um ſo argwöhniſcher vermehrte auch der Feind ſein Heer. Gegen jedes Tauſend, das der Graf ins Feld ſchickte, konnte der Kaiſer, der von den Pyrenäen bis zur Weichſel gebot, durch einen Federſtrich zehntauſend ſenden, und je läſtiger die Zwerge in den Bergthälern wurden, um ſo heftiger begehrte der Rieſe in der Ebene das Ende und die Bewältigung des Widerſtandes.

Das ſagte einſt der Doktor dem Gouverneur, als er neben ihm auf einer Baſtion ſtand, und in die anmuthige Sommerlandſchaft hinabſah. Der Graf heftete ſeinen Blick auf den fernen Horizont: „Nicht bei uns liegt die Entſcheidung, aber was wir von den Feinden auf uns ziehen, halten wir dort ab, wo unſer Schickſal entſchieden wird. Ob Oeſtreich ſich entſchließt, uns zu helfen, iſt noch immer die Frage; nur ſo lange wir Preußen hier in dieſem Lande von uns reden machen, können wir auf die Hilfe hoffen. Und iſt bei einem Friedensſchluß die Provinz mit allen ihren Feſtungen in der Hand des Feindes, ſo dürfen Sie annehmen, daß Schleſien für Preußen verloren iſt, und dann iſt unſer Staat ſelbſt verloren. Da haben Sie drei Gründe dafür, mein Freund, weshalb unſere Huſaren wieder ausreiten, um den Franzoſen die Wämſer zu klopfen.“ Er wies auf den gewundenen Weg, auf welchem Reiter und Fußvolk hinabzogen. „Heut müſſen Sie mir geſtatten, daß auch ich den Ritt mitmache, wir gedenken einen guten Fang zu thun.“

Am Abend blieſen die heimkehrenden Huſaren Fanfare, der Graf hatte in einem ernſten Gefecht dem

Feinde herben Verluſt zugefügt, und führte eine anſehnliche Zahl Gefangener mit ſich zurück. In einem bairiſchen Major, der gefangen neben dem Grafen einritt, erkannte der Doktor denſelben Officier, welcher früher ihn und den Rittmeiſter auf der Landſtraße angehalten hatte. „Jetzt iſt es an uns, Ihnen zu danken,“ rief er bei der freundlichen Begrüßung. Da auch der Rittmeiſter das Seine that, ſo fehlte es dem Baiern nicht an Bequemlichkeit und Geſellſchaft. Der Major erwies ſich als wackrer Mann von Ehre und die Beſuche des Arztes wurden für Beide angenehm.

„Kennen Sie einen franzöſiſchen Hauptmann Deſſalle?“ frug einſt der Doktor.

„Sie nennen einen Namen, der uns Baiern ſehr läſtig geworden iſt,“ antwortete der Major. Er erzählte mit Zurückhaltung von dem Zweikampf, und was der Doktor ſonſt ſchon wußte. Wir Baiern ſind in die Nothwendigkeit verſetzt, Erklärungen von ihm zu fordern. Meine Landsleute, an denen er zum Ritter geworden iſt, waren ſo ſehr im Unrecht, daß wir uns ſchämen müſſen, und es wäre ganz in der Ordnung geweſen, wenn der Prinz Jérôme oder der Kaiſer die ſtrengſte Beſtrafung der Schuldigen, ſo weit dieſe noch am Leben waren, gefordert hätten. Das aber hat man nicht gethan, dagegen hat der Prinz in Gegenwart eines bairiſchen Generals vor einem großen Kreiſe die Geſchichte von der Verlobung erzählt und dabei den ritterlichen Franzoſen bis in den Himmel erhoben; und uns Baiern bleibt nur übrig, dieſen Herrn mit dem Säbel zu begrüßen, ſobald wir ſeiner habhaft werden. Glauben Sie mir, Doktor, auch unter uns ſind Viele, welche es für einen traurigen Krieg halten, wo Deutſche gegen Deutſche kämpfen und für Fremde einander totſchlagen, wir für die Franzoſen und Sie für die Ruſſen, denn Beide haben wir von den Fremden Hinterliſt und Tücke zu erwarten. So klagte der Baier.

Mit gemiſchten Gefühlen vernahm der Doktor, daß jene Stunde im Pfarrhauſe auch über die Zukunft ſeines Gegners dunkle Schatten warf.

Aber der Doktor ſollte noch von anderer Seite an den Fremden erinnert werden.

In der Thür einer Weinſtube der Stadt traf er auf einen Huſarenofficier, dem ein jüdiſcher Händler gerade einen Brief zuſteckte. „Komm' zu uns herein, Bruder Doktor," rief der Officier mit hartem polniſchem Accent, „ſind wir Alle gerade luſtig." Da die Aufforderung von einem Liebling des kleinen Heeres kam, ſo folgte der Doktor der Einladung und ſaß in der fröhlichen Geſellſchaft nieder. Der Officier neben ihm zog den Brief aus der Taſche und lachte. „Dies hat mir der Jud zugeſteckt, es kommt von einem alten Bekannten von mir, der im Stabe des franzöſiſchen Generals iſt. Bevor ich den Brief dem Gouverneur abgebe, will ich ihn ſelber leſen." Er brach auf und lachte wieder. „Schreibt mir Oſſowskiurioſe Sachen. Kaiſer will mir ein polniſches Regiment geben und mich zum Oberſten machen, wenn ich hier quittire und hinüberkomme. Ich werde ſogleich antworten; Wirth, geben

Sie eine Feder!“ Und er malte auf einen Zettel mit großen Buchſtaben: „Mein Herr, Sie haben mir auf polniſch geſchrieben, ich habe als preußiſcher Officier verlernt, auf polniſch zu antworten. Darum ſchreibe ich Ihnen deutſch, daß ich den für einen verdammten Kujon halte, welcher einem Preußen ſolchen Antrag macht; wenn ich Sie einmal finde, werde ich Ihnen das mit meinem Säbel beibringen! Mit gebührender Hochſchätzung bin ich Ihr ergebener.“ Er gab den empfangenen Brief und ſeine Antwort dem Adjutanten. „Schaffe das zu den Franzoſen, lieber Bruder, und mache eine Adreſſe!“

Die Kameraden lachten und ſammelten ſich um den ehrlichen Geſellen. Und ein Huſarenſtreich nach dem andern kam zum Vorſchein. Endlich ſagte der Pole: „Dabei fällt mir ein, daß ich ohnedies ſchon einem Franzoſen verſprochen habe, mich mit ihm zu hauen, wenn wir einander treffen. Das war ſo. Im Winter ſtreifte ich an der polniſchen Grenze, und ich kam bis an die Straße, die durch Polniſches nach Oſtpreußen führt; dort legte ich mich, wie Kater thut, auf die Lauer. Die Schwadron verſteckte ich im Walde und zog mich mit wenigen Huſaren quer über Feld zu einem einzelnen Wirthshaus, daneben war nur Scheune und Stall, nach beiden Seiten offene Straße. Ich poſtire alſo einen Mann auf die Leiter, die am Dach der Scheune lehnt, und ſperre den Kretſchmer und ſein Weib in den Keller. Die Pferde freſſen zwiſchen Hof und Scheune aus dem Futterbeutel und die Mannſchaft ſitzt daneben.

Wir waren Tag und Nacht durch die Wälder gezogen, Pferd und Mann ſehr herunter. Ich aber gehe in das Haus und ſuche in der Kammer neben der Schenkſtube, ob ich eine Schüſſel finde, und ziehe mich ſchnell aus, um mich zu waſchen, was überaus nöthig war. Meine Huſaren gerathen unterdeß über ein Fäſſel Branntwein und machen ſich in größter Eile alle naß, wie Fliegen in Buttermilch. Auf einmal entſteht ein Getrappel und Geſchrei, und bevor ich in die Kleider komme, höre ich die Stubenthür aufgehen; ich ſchiebe alſo leiſe den Riegel vor die Kammerthür und gucke durch den Ritz. Ein franzöſiſcher Officier tritt in die Stube, er hat einen Arm in der Binde und Piſtole und Kuriertaſche in der linken Hand. Zuerſt ſieht er ſich argwöhniſch um, weil aber nichts in der Stube unordentlich iſt, legt er Piſtole und Taſche auf den Tiſch und unterſucht mit dem Säbel das Bett. Ich fahre wie ein Blitz hinter ſeinem Rücken aus der Kammer, packe die Taſche und halte ihm meine Piſtole an das Ohr, wie er ſich gerade herumdreht. Den Säbel konnte er, da ich ihn an das Bett drängte, mit ſeinem gebundenen Arm nicht ziehen. So war er einen Augenblick wehrlos in meiner Hand und ſagte ruhig: „„Schieß!““ „„Nein,““ antwortete ich auf franzöſiſch, „„ich halte die Taſche, Sie halten meine Leute, wir tauſchen, und machen Waffenſtillſtand!““

„„Gut! auf Parole,““ ſagte er. „„Ich bin Kapitän Deſſalle und wer ſind Sie?““ — Hatte ich keine Hoſen an und ſchämte mich deshalb, den Namen eines preußiſchen Officiers zu nennen, ſo ſprach ich: „„Lieutnant

Brummteufel von Vila-Huſaren, wegen der Reinlichkeit im Hemde."" Ich gab die Taſche in ſeine Hand, und er ging an die Thür und befahl ſeiner Mannſchaft, meine Schlingel freizugeben. Darauf zog ich mich ſchnell an, er ließ eine Flaſche Wein aus ſeinem Mantelſack bringen, wir ſaßen einander gegenüber und tranken; beim Abſchied ſagte er: „„Mein Herr, heut bin ich Ihnen etwas ſchuldig geblieben, ich bin gewöhnt meine Schulden zu bezahlen, treffen wir uns wieder im Krieg oder Frieden, ſo hoffe ich, nicht verhindert zu ſein die Waffen zu gebrauchen. Dann werden Sie mir Genugthuung geben."" „„Ich bin immer zu Ihren Dienſten,"" ſagte ich, „„und mein wirklicher Name iſt Witowski."" Er grüßte noch mit der Hand und ritt dorthin und ich dahin. Am Abend aber holte ich meinen Huſaren Futter und Brot aus der Schenke."

Näher rückte der Feind und enger wurde der Kreis, in welchem die preußiſchen Fahnen wehten. Wenn es einmal gelang den Gegner durch kühnen Angriff zurückzuwerfen, ſo kehrte er verſtärkt wieder. Bei kleinen Unternehmungen waren die neugebildeten Kompagnien und Schwadronen faſt immer glücklich, bei größeren verſagte die Kraft. Schon wurden von den vier Feſtungen, über welche der Generalgouverneur gebot, zwei belagert, und der Fall der einen, des wichtigſten Waffenplatzes ſtand bevor. Vergebens ſandte der Graf Boten und Befehle durch den Ring der Belagerer, um den Kommandanten zur Ausdauer zu veranlaſſen, vergebens erſann er einen verzweifelten Zug ſeines kleinen Heeres hinaus in die Ebene, um die Feſtung zu entſetzen; das Wagniß gelang nicht, er ſelbſt hatte es wohl kaum gehofft. Unterdeß lag er vom Fieber geſchüttelt auf dem Lager, aber ſeine Energie, mit welcher er feſthielt, was er noch in Händen hatte, und die behende Kraft, mit welcher er neue Hilfsmittel erſann, wurden nicht vermindert. Wenn der Doktor die ſchnellen Athemzüge und den glitzernden Schein der Augen beobachtete, da fühlte er herzliche Hochachtung vor einer Hingabe, die immer das Vaterland im Auge, das eigene Leben für nichts achtete, und vor einem Geiſte, welcher der Schwäche des Leibes ſo ſiegreich widerſtand. Als der Graf in einer ſolchen Stunde nach einem ſchmerzlichen Seufzer den theilnehmenden Blick des Arztes auffing, begann er: „Ich bin nicht muthlos, Doktor, aber traurig. Daß wir nicht hier ſind, um Siege zu erfechten, und daß wir zuletzt untergehen müſſen, wenn nicht ein erbarmendes Geſchick von außen Hilfe ſendet, das haben wir immer gewußt. Auch darauf bin ich gefaßt, daß unſer Nachbar Oeſtreich nach den letzten Ereigniſſen noch weniger geneigt ſein wird, uns zu helfen, als er früher war. Was mir in der Stille zuſetzt, das iſt der Verluſt an guten Kameraden und getreuen Herzen, den ich faſt täglich erfahre. Solche Empfindung ſteht im Kriege einem Manne, der den Befehl hat, übel an, und vollends bei meiner abenteuerlichen Stellung iſt ſie eine Schwäche. Aber Einen nach dem Andern ſehe ich fallen und verderben. Gerade in dem kleinen Krieg trifft das Schickſal die Bravſten, ſie Alle ſpielen bei ihren Wagniſſen mit Tod und Teufel; dem Schlauen gelingt es fünfmal, und wenn er ein unerhörtes Glück hat, zehnmal, zuletzt fällt die Karte doch gegen ihn. Von meinen Getreuſten, die Sie fanden, als Sie hier ankamen, wie wenige ſind noch übrig? Im großen Kriege verſchwindet das Leben des Einzelnen in der Maſſe; bei unſerm Freibeuterkampfe zähle ich die Häupter, denen ich vertrauen kann und vermiſſe jedes, das aus dem täglichen Verkehr ſchwindet. — Auch der Schlaukopf iſt dahin, mein Geſchäftsreiſender, der unermüdlich durch das Land zog und mit gewiſſenhaften Einnehmern ſeine Geſchäfte machte; er hat uns zuweilen geholfen, wenn der letzte Pfennig ausgegeben war. Zuletzt wollte er auch einmal auf eigene Fauſt Krieg ſpielen und raffte ſich einige Mannſchaft zuſammen. Dabei vertraute er zu ſehr ſeinem Glück und kam in die Hände des Feindes. Neulich, als wir den bairiſchen Major fingen, ſaß er als Gefangener in Civilkleidern gebunden auf einem Karren, an welchem unſere Huſaren vorüberjagten. Es wäre leicht geweſen, ihn loszuhauen, jetzt muß ich durch allerlei Kunſtſtücke die Courtoiſie der Franzoſen wachrufen, damit dieſe uns nicht den armen Burſchen als Spion abthun."

In den nächſten Tagen wurde der Gouverneur von dem neuen franzöſiſchen General, einem der nichtswürdigſten Werkzeuge des Kaiſers, zur Verhandlung hinausgeladen auf das Feld inmitten der beiden Heere. Mit kriechender Höflichkeit begann der Franzoſe die Unterredung, in welcher er zur Uebergabe mahnte, denn er wollte ſich gern bei ſeinem Kaiſer den Ruhm ſichern, daß er den hartnäckigen Widerſtand des Gegners bewältigt habe. Da ihn aber der feſte Widerſtand des Grafen reizte, brach die rohe Heftigkeit ſeines Weſens heraus. Er ſchrie, daß das preußiſche Heer des Königs geſchlagen und vernichtet, der König ſelbſt verſchwunden ſei: „dies Königthum hat aufgehört, die jetzt noch widerſtehen, ſind nichts als Räuber und Mörder." Er forderte die Officiere auf, den unſinnigen Mann zu verlaſſen, der ſie ins Verderben führen würde, er drohte das Gut des Gouverneurs, das dieſer in der Grafſchaft hatte, niederzubrennen, die Familie desſelben der Wuth der Soldaten preiszugeben und ihn ſelbſt an den Galgen zu hängen. Wohl niemals hat der Stellvertreter eines Königs ſolche Sprache ertragen. Die preußiſchen Officiere griffen an ihre Waffen, um den frechen Franzoſen niederzuhauen, der Graf trat dazwiſchen, wehrte dem Eifer und ſchied mit den Worten: „Wir reſpektiren in Ihnen den Vertreter Ihres Kaiſers, aber wir verhandeln mit ſolchem Manne nicht mehr."

Als der Gouverneur am Abend erſchöpft auf dem Lager lag, und ſein Vertrauter ihm ſagte: „Wie der Franzoſe die gleißende Höflichkeit aufgab und durch ſeine Drohungen Sie in Ihrem innerſten Leben kränkte, da erkannte ich, wie ſchwer es iſt, die innere Empörung für das gemeine Wohl zu bändigen; ich hätte ſchwerlich der Verſuchung widerſtanden, den ſchlechten Mann niederzuſchlagen oder gleich einem Hund wegzuſtoßen."

„Loben Sie meine Zurückhaltung nicht," ſagte der Graf, „denn ich fühlte in dieſem Augenblick tief die

Demüthigung, daß ich nicht als freier Herr ihm gegenüberſtand, ſondern als Diener eines Staates, der nicht in der Lage iſt, ſeine Vertreter vor ſolcher Beleidigung zu ſchützen. Hätte ich aber dem Franzoſen geantwortet, wie er verdiente, ſo wäre das dem Kaiſer ſehr willkommen geweſen, denn er hätte darin eine Veranlaſſung gefunden, über Verletzung des Völkerrechts und der franzöſiſchen Ehre zu deklamiren und den Frieden, welchen er widerwillig und mit argen Hintergedanken, nur aus Rückſicht auf andere Mächte, uns bewilligen muß, zu erſchweren. Er weiß heut ſo gut wie wir Beide, daß zwiſchen uns und ihm ein ehrlicher Friede unmöglich iſt, für ihn ſteht die Frage nur ſo, auf welchem Wege er uns umbringen ſoll, und für uns, wie wir ſeiner ledig werden. Er iſt uns darin überlegen, daß er in ſeiner klaren Entſchloſſenheit genau ſieht, wie die Sachen ſtehen. Beten Sie, Doktor, daß nicht eine Wahrheit werde, was heut der arge Mann von dem Schickſal unſers Königs und des Heeres gelogen hat."

Nicht Alles wurde als Wahrheit beſtätigt, aber die Entſcheidung war bei Friedland gegen Preußen gefallen durch die Unfähigkeit oder Hinterliſt des ruſſiſchen Feldherrn. Die Kunde, welche der Graf bald vom Prinzen Jérôme erhielt und dem Heere verbarg, verbreitete ſich doch mit ſeltſamer Schnelle. Nach dieſem Schlage ſchwand den Soldaten die Hoffnung und der Muth.

Und der Kampf um die Feſtung begann. Der Graf hatte mit Aufgebot aller Kraft ein verſchanztes

Lager auf einer Höhe errichtet, deren Beſitz für die Behauptung der Feſtung entſcheidend war.

„Auch Sie erwarten in den nächſten Tagen einen Sturm des Feindes,“ ſagte der Doktor zu dem Rittmeiſter, welcher einſilbiger als ſonſt an ſeiner Seite ging.

„Mich kränkt's, daß Sie mich grade in der Arbeit haben, Doktor, und daß ich nicht dabei ſein kann. Es iſt eine gute Dispoſition, die der Graf für die Vertheidigung jener Höhe dort gemacht hat, aber nach meinem Huſarenverſtand muthet ſie unſeren Officieren und Soldaten allzuviel zu, denn Alles bei uns iſt noch zu locker. Wer unſern Gouverneur kennt wie Sie und ich, der muß ihn lieben und verehren bis zur Schwärmerei, und ich kenne keinen Mann auf Erden, der ſo rein und ohne Rückſicht auf ſich ſelbſt für ſeinen König und für Andere lebt. Er iſt hier wie die Sonne, die uns Allen die Kraft zum Leben giebt, er allein, ſo daß, wenn er uns verloren geht, in demſelben Augenblick Alles aus einander fällt. Er hat nur eine Schwäche, er beurtheilt uns Alle im Grunde zu günſtig. Beachten Sie ſeinen Blick, er ſieht immer ſtill verklärt in die Ferne, das große Ziel hat er feſt im Auge und erfinderiſch wie ein Dichter erſinnt er hundert Wege und Auskunftsmittel, um dahin zu gelangen, aber nicht ſo genau ſchätzt er die Hinderniſſe, welche ihm bei den nächſten Schritten in dem Wege ſtehen. Sein ganzes Weſen treibt ihn dazu, der Tüchtigkeit menſchlicher Natur zu viel zu vertrauen und trotz dem großen Scharfſinn, mit welchem er im Ganzen die Sachen beurtheilt, wird ſeine

Rechnung zuweilen fehlerhaft, weil er die kleinen Reibungen und die Fehler ſeiner Werkzeuge nicht genug berückſichtigt."

„Wie vermöchte er dieſes Leben auszuhalten," verſetzte der Doktor, „die Unſicherheit, die ganz unerhörte Stellung eines Diktators, wenn nicht ein Zug von Begeiſterung und ſanguiniſchem Glauben in ihm wären? Und ich ahne, daß er auch von den Menſchen, die ihn umgeben, Manches kennt, was er Allen verbirgt. Unſer bairiſcher Freund ſagte mir, als er ausgewechſelt wurde, beim Abſchiede: „„Ich laſſe Sie mit Bedauern hier zurück, denn die Braven hier ſind Alle verrathen und verkauft."" Darauf erzählte er, daß ihm hier vielerlei für die Franzoſen mitgetheilt worden ſei, „„einiges Schriftliche habe ich verbrannt,"" ſchloß er, „„denn ich habe nicht vergeſſen, daß ich ein Deutſcher bin, und will mich, wenn ich Sie auch als ehrlicher Soldat bekämpfen muß, nicht zum Angeber gegen die Fremden machen.""

„Sie haben das doch dem Gouverneur mitgetheilt?" frug der Rittmeiſter.

„Hören Sie, was er mir antwortete: „„Wenn man mich mit Schiller's Räuberhauptmann verglichen hat, ſo wiſſen Sie jetzt auch, daß die Herren Spiegelberg und Schufterle unſerer Geſellſchaft nicht fehlen.""

Ein hoher Stabsofficier ſchritt über die Baſtion, ein älterer Mann mit einem hageren, bronzefarbenen Geſicht und finſtren, ſcharf geſchnittenen Zügen. Der Doktor und der Rittmeiſter ſalutirten; als er vorüber war, ſtieß der Rittmeiſter mit innerm Abſcheu ſeinen

Säbel auf den Stein. „Das iſt er, und er iſt vielleicht nicht der Einzige.“

„Wie iſt es möglich, daß der Graf ſolche Menſchen im Amte duldet, wenn er ſie für Verräther hält?“ frug der Doktor beſtürzt.

„Er hat ſich lange geweigert, den Verdacht gegen ſie aufkommen zu laſſen, obgleich ihnen Niemand traute. Jetzt endlich überwacht er ſie. Aber dieſer und noch ein Anderer haben höheren militäriſchen Rang als der Graf ſelbſt. Als Stellvertreter des Königs kann er ſie, ſobald ihr Verrath erwieſen iſt, verhaften, im äußerſten Fall erſchießen laſſen, aber ſo lange er keinen Beweis gegen ſie hat, darf er ihnen den Befehl nicht nehmen. Der Gouverneur hat gethan, was ihm ganz widerwärtig iſt, dort oben in dem Bureau hat er einen geheimen Polizeidienſt einrichten müſſen, um Beweiſe gegen die höchſten Officiere ſeiner eigenen Garniſon zu finden. Es iſt ihm bis jetzt nicht gelungen, und glauben Sie mir, das iſt ſeine unabläſſige Sorge.“

Der Sturm auf das verſchanzte Lager hatte begonnen, unter dem rollenden Donner der Geſchütze und dem Knattern der Musketen eilte der Doktor zu dem Verbandplatz für die Verwundeten. Jetzt hörte und ſah er die Schrecken, welche der Zweikampf der Völker jedem Einzelnen bereitet, aber anders als vor einem halben Jahre empfand er das Furchtbare des Krieges, und auf Alles gefaßt ſagte er ſich: „Wunderlich iſt es, daß derſelbe Kriegsſturm, welcher das Beſte im Manne lebendig macht und das Höchſte von ihm fordert, zugleich und oft in derſelben Seele das Widerwärtigſte und Gemeinſte groß zieht, rohe Wildheit, Geldgier und alle Laſter, welche erwachen, wenn die alte feſte Ordnung ſeines Lebens aufhört. Das Erhabenſte iſt zugleich auch das Schrecklichſte, und mit dem Göttlichen in uns wird auch der Teufel mächtig.“ Bald nahm die Sorge um die herbeigetragenen Verwundeten ihn völlig in Anſpruch.

Am Abend drängten ſich die geſchlagenen Kompagnien mürriſch und muthlos durch das Thor. Die Feſtung wurde belagert und die Rechnung ging jetzt um den Tag, an welchem ſie fallen müſſe.

Der Diener hatte den Tiſch mit dem Abendeſſen des Doktors, wie er pflegte, an das Bett des Grafen gerückt, da begann der Kranke: „Ich muß mich Ihrer freuen, ſo lange ich Sie habe. Was jetzt noch zu thun bleibt, iſt das Schwerſte von Allem, und doch ſo widerwärtig, daß Niemand es loben wird.“

„Sie werden thun, was Ihre Pflicht iſt,“ ſagte der Doktor, „nicht jede Pflichterfüllung wird durch den Beifall der Lebenden und der Späteren gerühmt. Ich bin gelehrt, daß man bei ſolcher Erfüllung niemals an den Beifall der Menſchen denken ſoll, nur darauf, daß man der Mahnung des eigenen Gewiſſens und vernünftiger Erwägung folge.“

„Das iſt eine ſtrenge Lehre, mein Freund; auch die Beſſeren ſorgen, vielleicht nicht um den Beifall der Menge, aber doch um die gute Meinung ſolcher, die ihnen werth ſind. Wir Soldaten vollends, bei denen Befehl und Gehorſam ſo ſchonungslos ſind, brauchen einen ſtarken äußeren Antrieb, damit wir unſere Pflicht thun; der Soldat vermag Anerkennung und Ruhm nicht zu entbehren, und ebenſo wenig die Furcht vor Strafe, und die höheren Officiere bedürfen dieſen Sporn noch mehr als andere. Wenn Sie fragen, woher es kommt, daß in dieſem Jahre gerade unter den Hohen unſerer Armee ſo viel offene Schwäche zu Tage trat, die bis zum Verrath ging, ſo giebt es darauf eine kurze Antwort: weil ſie vor ihrem guten Könige keine Furcht hatten. Ein General und Jeder, der ſelbſtändiges Kommando führt und deſpotiſch gebietet über Untergebene, muß im Grund ſeiner Seele unabläſſige Scheu hegen vor dem Stirnrunzeln ſeines Herrn und dahinter vor Feſtung oder einer Kugel."

„Ich ſelbſt bin jetzt in der Lage an eine Verurtheilung und Feſtungshaft für mich zu denken," fuhr er mit traurigem Lächeln fort: „Denn, Doktor, es geht mit uns zu Ende. In dem Pulvermagazin fehlt das Pulver, man hat mir ſeit Monaten falſche Beſtände angegeben; ein unſichtbarer Feind hat ſich beeilt, dieſe Hiobspoſt und andere hier zu verbreiten, den Leuten iſt der Muth gebrochen, ſie wiſſen, daß wir nicht mehr im Stande ſind, ernſtem Angriff zu widerſtehen. Bedauern Sie mich, denn mir iſt auch die letzte Ehre des Soldaten verſagt, dieſe Feſtung bis zum letzten Laib Brot und zur letzten Patrone zu vertheidigen. Ich bin nicht zum Kommandanten der Feſtung beſtellt, ſondern zum Gouverneur des Landes. Meine Provinz iſt klein geworden, aber außer dieſen Steinen habe ich noch einige andere dem Feinde ſtreitig zu machen, und erſt auf dem letzten darf ich vergeſſen, daß ich meinen König und den Staat noch in andern Sachen zu vertreten habe als in militäriſchen. Dann erſt darf ich die Scheide wegwerfen und an nichts denken als an einen ehrlichen Soldatentod. Jetzt ſollte ich dieſe Feſtung der Ehre ihres Kommandanten anvertrauen, aber dieſer würde morgen dem Feinde das Thor öffnen und dadurch die Wochen, die ich noch gewinnen kann und auf die jetzt Alles ankommt, zu Gunſten der Franzoſen preisgeben. Deshalb werde ich die Demüthigung einer Uebergabe auf meinen Namen nehmen."

Da vergaß der Doktor ſeine eigene Philoſophie und rief in tiefem Schmerz: „Herr des Himmels, ſoll eine Uebergabe auch hier das Ende ſein! Unermeßliche Mühe und Arbeit haben Sie aufgewandt, uns Allen ſind Sie ein Vorbild geworden der Hingabe an Amt und Beruf. Ihrem Beiſpiel verdanke ich, daß ich erkannt habe, was ein Mann ſeinem Vaterlande ſchuldig iſt, und jetzt ſollen Sie demſelben Schickſal verfallen wie die Schwachen und Schlechten, die anderswo den Befehl hatten. Und Sie ſollen nicht unterliegen im ehrlichen Kampfe gegen den Feind, ſondern durch elenden Verrath und durch die Gemeinheit Anderer; wahrlich, das iſt ein fürchterliches Geſchick. Die Ehre, die ſich um Ihr Haupt geſammelt, ſoll Ihnen in der Meinung der Menſchen genommen werden durch den Zwang kleiner und nichtswürdiger Verhältniſſe.“ Er wandte ſich in ſeiner Bewegung ab.

„Sagten Sie nicht ſo eben,“ begann der Graf mit weicher Stimme, „daß man die Pflicht thun ſoll ohne Rückſicht auf den Beifall der Menſchen und nur das eigene Gewiſſen und vernünftige Urtheil anhören?“

„Das habe ich geſagt, ich weiß wohl, daß Sie ſo handeln werden; aber das Volk bedarf auch Beiſpiele von Tugend und Größe, die ihm das Herz erwärmen. Und es wird krank, wie wir geworden ſind, weil uns ſo ſehr die Männer fehlen, deren Werth man mit Begeiſterung empfindet. Sie waren der Mann, meinen ſchleſiſchen Landsleuten in finſtrer Zeit ein ſolches Vorbild zu werden, und für mich iſt es furchtbar, daß Ihnen durch ein ruhmloſes Ende dieſes Kampfes die Krone geraubt wird.“

Der müde Mann erhob ſich und ſprach leiſe: „Seien Sie ruhig, mein Freund. Was ich bis jetzt nur meinem König vertraut habe, ſollen Sie erfahren: ich übergebe die Feſtung nicht. Wenn ich mit dem Feinde das Uebereinkommen ſchließe, ihm die Thore an einem beſtimmten Tage zu öffnen, ſo thue ich dies, um Zeit für die Vertheidigung zu gewinnen. Gegenwärtig ſind wir durch Verrath und Entmuthigung wehrlos gegen den drohenden Angriff, ich brauche einige Wochen, um das zu beſſern. Nur durch den Vertrag mit den Franzoſen habe ich die Möglichkeit gewonnen, mich mit unſerm Könige in geſicherte Verbindung zu ſetzen. Dieſe Verbindung habe ich benutzt, ihn anzuflehen, daß er mir erlaube, nicht mehr ſein Stellvertreter im Lande, ſondern nur Kommandant dieſes Platzes zu ſein. Die übermüthigen Feinde verletzen jeden Tag den Vertrag, den ich mit ihnen ſchloß, und jeden Tag darf ich ihnen das nichtige Schriftſtück vor die Füße werfen. Und nun wiſſen Sie, was Ihrer Freundſchaft tröſtlich ſein ſoll; wenn nicht Friede wird, ſollen ſie mich lebendig nicht haben. Wir bewahren, will's Gott, dem Könige unſere Berge, oder wir machen dem Feinde die Mühe uns ein Grab zu ſchaufeln.“

Die Franzoſen drängten, dem abgeſchloſſenen Vertrage zuwider während der Waffenruhe näher an die Feſtung heran, der Graf, welcher unterdeß die Schäden an den Werken, an den Vorräthen und in den Gemüthern ſeiner Soldaten gebeſſert hatte, ſchloß drohend die Thore und verkündete ſeinen Entſchluß, am Ende der Waffenruhe die Feindſeligkeiten wieder zu beginnen. Da kam der Friede. Sogleich beſtand der Gouverneur darauf, daß die Feinde die Grafſchaft und die nächſten Landkreiſe räumten, und er ſetzte ſeinen Willen durch.

Er hatte das Gebiet für Preußen behauptet.

Als der Graf die Bedingungen des Friedens erfahren, lud er eine Anzahl Männer zu ſich, welche ihm perſönlich nahe geſtanden hatten. Der Doktor fand einige Officiere von der früheren Garniſon, Officianten, welche in den Bureaux arbeiteten, adlige Gutsbeſitzer aus der Provinz, die in den letzten Monaten ſich und ihr Vermögen für den Staat eingeſetzt hatten. Der Graf erhob ſein Glas, trank die Geſundheit des Königs und ſagte: „Wir laſſen Andere trauern über den Vertrag, welcher jetzt als Friede den Völkern verkündigt wird; wir wiſſen ſo gut wie der Herr der Franzoſen, daß dies nur ein Waffenſtillſtand iſt, den beide Theile, wir und der Kaiſer, gebrauchen, um aufs Neue zu rüſten; wir wiſſen und der Kaiſer ahnt es auch, daß die Feindſchaft zwiſchen ihm und uns eine tötliche geworden iſt, die nur enden wird mit der Vernichtung des Einen. Wir aber vertrauen dem gerechten Gott, daß wir die Sieger bleiben. Während die Waffen ruhen, bereiten wir uns für den neuen Kampf. Wir haben hier in Noth und Enge wie Brüder mit einander gelebt, und treue Genoſſen bleiben wir einander, wohin uns auch das Schickſal führt. Groß, wie die Niederlage unſeres Vaterlandes war, ſoll auch die Erhebung ſein, jeder Preuße, der die Waffen tragen kann, ſoll ein Krieger werden. Und ſo ſcheiden wir von einander als Männer, welche jederzeit bereit ſind ihr Leben hinzugeben für ihren König und für die Befreiung ihres Vaterlandes. Jeder von Ihnen ſammle in dem Kreiſe, in dem ihn ſein Beruf feſthält, die Gleichgeſinnten. Für mich aber erflehe ich von der Verſehung als das höchſte Glück meines Lebens, daß mir vergönnt werde, Sie wieder um mich zu verſammeln an dem Tage, wo wir die Waffen zu neuem Kampfe gegen den böſen Feind erheben."

## 7.

## Die Begegnung.

Wie ſiehſt du jetzt im Frieden aus, liebe alte Stadt? Als der Friede verkündet war, hat man am Sonntage darauf mit drei Glocken zur Kirche geläutet, ſtatt mit zweien; und der Paſtor hat von der Kanzel den Herrn um Kraft gebeten, auf daß die Stadt den Frieden ertrage. In deinem Ausſehen iſt wenig geändert, die Mauern hat Niemand gebrochen, und die armen Zunftgenoſſen, die mit dem Säbel an den Thoren ſtanden, ſind auch nicht erſchoſſen worden, nur ein bairiſcher Soldat hat beim Hinausreiten einen von der Wache aus Rachſucht übel geſchlagen, weil ihm das Getränk der Stadt mißfiel. Straßen und Häuſer ſtehen wie ſonſt, und die Menſchen unterhalten ſich und mühen ſich, ſind unzufrieden und hoffen auf eine beſſere Zukunft wie immer. Und wenn ſie im Wirthshauſe bei einander ſitzen, ſo fragen ſie, ob das wirklich eine Zeit des Friedens ſei, in der ſie leben. In den Feſtungen liegen die Franzoſen wie in der letzten Zeit des Krieges, franzöſiſche Generäle regieren in der Hauptſtadt, franzöſiſche

Kommandos durchziehen das Land, holen das Vieh aus den Ställen und die Brotfrucht vom Boden, nur daß ſie die Gänſe und Hühner auf dem Hofe verſchonen. Das Zahlen, Liefern und Steuern hat ſich im Kriege ſo eingebürgert, daß man die Gewohnheit im Frieden nicht los werden kann. Ja, die Laſt wird ärger, denn neben den Feinden fordert jetzt auch die eigene Regierung. Wo aber ſind unſere einquartierten Soldaten geblieben, wo ſchultert der Poſten, der ſonſt vor der Hauptwache auf und niederſchritt, und wo ſitzen die Officiere vom runden Tiſch der Weinſtube? Alles verſchwunden, die Kompagnie iſt aufgelöſt, die Leute haben ſich verlaufen, denn der Staat iſt ſehr klein geworden und ſoll ſich den Luxus eines großen Heeres nicht machen. Nur der Hauptmann iſt wieder da und wohnt beim Fleiſcher Beblow wie ſonſt, aber in der Dachſtube. Er iſt auf Halbſold geſetzt, trägt auch nicht mehr ſeinen blauen Rock, ſondern geht wie Andere in einem alten verſchoſſenen Civilkleide, noch finſtrer und mürriſcher als ſonſt, und ſeine kleine Schweſter näht und kocht für ihn und arbeitet zuweilen bis in die Nacht, damit ſie ihm mit einem Packet Tabak Freude machen kann; ſie bittet und drängt ihn, bis er ſich entſchließt, des Nachmittags mit ihr auf dem Stadtwall ſpazieren zu gehen, denn ihm ſelbſt iſt widerwärtig, daß die Leute ihn in ſeinem Zuſtande anſehen. Auch Schuſter Schilling iſt da, aber die gegenwärtige Konjunktion vermag ihn durchaus nicht zu befriedigen, denn für ſeine neuen Stiefeln findet ſich kein rechter Abſatz; Mancher, der früher Schuhwerk trug, hat die Laune jetzt barfuß durch die Welt zu gehen. Hutzel ſteht wieder an ſeiner Thür, immer noch mißtrauiſch; er hat an drei Orten eingegraben und noch nicht Alles hervorgeholt, und ißt mit ſeiner Familie aus Blechlöffeln, weil er ſich die bittere Sorge, noch einmal zu verſtecken, nicht machen will. Vollends in der Weinſtube iſt eine Aenderung bemerkbar, der ganze erſte Tiſch und der Tabakskaſten ſind verſchwunden, der Stadtdirektor, ein gedrückter Mann, ſitzt jetzt bei den anderen Officianten, und wenn der Kammerherr einmal vom Gute hereinkommt, ſo nimmt er ſeinen Platz neben dem Einnehmer. Nur Herr Köhler iſt bis auf ſeinen Tituskopf ganz der alte, wohlhäbig und ſchlau; wenn er über den Lauf der Welt geſpöttelt hat, zieht er ſich daheim unter ſeine Dichter zurück, auch am Bilde des alten Fritz hängt noch der Trauerflor. Und wenn er auf dem Stadtwall den Buskow's begegnet, ſo bewegt er ſeinen Hut mit einer Miene, die ihm Niemand nachmachen kann. Denn die untere Hälfte ſeines Geſichtes weiſt einen finſtern Trotz wegen des Storches, und aus den Augen lacht die Befriedigung wegen ſeiner Verſchwörung mit der Sylphe.

Heut aber hat er ſein Zimmer feſtlich geſchmückt, er hat ſelbſt in einem Garten der Vorſtadt den großen Blumenſtrauß geholt und auf den Tiſch vor dem Sopha geſtellt, und in ſeiner Küche wird eine Kalbskeule am Spieß gedreht, denn ſein Liebling, der Doktor, iſt wiedergekommen und zum erſten Male ſein Gaſt.

Der Winter war vergangen und der Sommer in das Land gezogen, bevor der Doktor aus der Grafſchaft nach der Stadt zurückkehrte. Er hatte ſeine Kranken nicht verlaſſen wollen und er wußte, daß ſein Vetter ihn daheim zur Zufriedenheit der Leute vertrat. Als er jetzt ſeinem Freunde gegenüber ſtand, hielt ihm dieſer einen gefüllten Becher entgegen.

„Auf ſolchen Willkommen habe ich mich lange gefreut,“ begrüßte ihn Herr Köhler. „Wenn wir Alle in dieſem Jahre zerſtoßen, verärgert und zurückgekommen ſind, Ihnen hat der Krieg wohlgethan, denn Sie ſtehen anders vor mir, als damals, wo Sie gingen. In Ihnen iſt Lebensmuth und ſtolze Sicherheit. Natürlich, wenn wir krank ſind, wird der Arzt unſer Herr. Nun, ich denke, dies Herrengefühl werden Sie unter uns nicht verlieren, denn wir ſind jetzt Alle arme Patienten, die nach guten Aerzten ſeufzen. Heut aber nichts von ärgerlichen Dingen, ſondern wie Neſtor zur bethränten Hekuba ſagt: Trink ihn aus den Trank der Labe, und vergiß den großen Schmerz.“

Als Beide in Behagen bei einander ſaßen, begann der Einnehmer: „Sie bleiben doch jetzt bei uns, und mit leichterem Herzen?“ Er ſah den Freund prüfend an.

„Ich nehme meine Praxis wieder auf,“ antwortete dieſer, dem fragenden Blick ausweichend. „Meinen Vetter behalte ich hier, bis ſich ihm irgendwo Ausſicht auf erfolgreiche Thätigkeit bietet.

„Hm!“ ſagte der Einnehmer, „das bedeutet wohl, er ſoll ins Feld, ſobald es wieder losgeht?“

„Er oder ich,“ entgegnete der Doktor. Er hob ein

Buch, welches aufgeſperrt neben ihm lag, und las: „Reden an die deutſche Nation. — Der große Mann erhebt darin ſtrenge Anklage gegen die Selbſtſucht und Genußſucht des lebenden Geſchlechtes, aber die Ermahnung zur Buße und Einkehr in uns ſelbſt kam den Deutſchen zur rechten Stunde.“

„Der Selbſtpeinigung wegen laſſen wohl auch Sie Ihre Pfeife im Winkel ſtehen?“ frug der Einnehmer und faltete die Hände: „Ich bekenne die Selbſtſucht und Genußſucht meines Jahrhunderts, auch meine eigene. Ich habe ſeither, wenn der Winter dem Transport günſtig war, zwei bis dreimal ein Dutzend Auſtern gegeſſen; waren die Auſtern nicht friſch, ſo wurden ſie von der Weinwirthin gebraten, das verſteht die Frau. Ich bekenne auch die Sünde, daß ich zuweilen ein Glas Ausbruch getrunken habe, und ebenſo hatte ich die Selbſtſucht, grob zu werden, wenn ein Andrer meinen Zaun ungebührlich benutzte. Von ſolcher Verſunkenheit heilt uns der große Napoleon gründlicher, als Ihr Profeſſor. Die Auſtern finden nicht mehr den Weg hierher und unſere Zäune ſind vom Feinde eingeriſſen und als Brennholz verbraucht. Wenn es Jemandem ſchlecht geht, ſo kommen die Paſtoren mit und ohne Bäffchen und rufen Zeter über die Sündhaftigkeit. Ich denke, bei uns iſt weniger ſchlechte Sitte, Ueppigkeit und Selbſtſucht als bei den Franzoſen, welche ſo ſiegreich über uns triumphiren. Mich kränkt's, daß man jetzt überall die Menſchen anklagt und nicht die Verhältniſſe, unter denen ſie zu leben gezwungen waren. Dennoch muß ich ernſtlich darauf beſtehen, daß Sie ſich dieſen Wein mit Genußliebe gefallen laſſen, denn ich habe in Hoffnung auf dieſe Stunde der Verſuchung widerſtanden, die Flaſche allein auszutrinken.“

Der Doktor hatte in den erſten Tagen viel auf die Grüße und freundlichen Anreden der Bürger zu antworten. Er erkannte, daß er der Stadt werth geworden, und begann aufs Neue ſeine Thätigkeit in der frohen Empfindung, daß er hier in Wahrheit heimiſch war. Unter den erſten Kranken, welche ſeine Hilfe begehrten, war auch der Hauptmann auf Halbſold. Der Doktor ſtieg zwei enge Treppen hinauf in eine Dachwohnung; dort fand er den Hauptmann verfallen und mürriſch in ſeinem Bett, davor das kleine Fräulein, mit einer Arbeit beſchäftigt. Es war keine tötliche Krankheit, nur die Nachwirkung der früheren Strapazen, und befördert, wie der Arzt argwöhnte, durch ſchmale Koſt, denn in Kammer und Stube ſah es dürftig aus. Ein altes kleines Sopha, mit geblümtem Baumwollenſtoff überzogen, war von Sonne und Luft ſo gebleicht, daß man die urſprüngliche Farbe nur an viereckigen Stücken erkannte, welche an einer geſchützten Stelle ausgeſchnitten und vorn eingeſetzt waren. Ueber dem Sopha hing das Paſtellbild eines älteren Officiers, wahrſcheinlich des verſtorbenen Vaters. Der Doktor ließ ſich, um zu verſchreiben, von der Schweſter in ihr kleines Hinterſtübchen führen, lobte die Ausſicht, welche hinter den Dächern der Nachbarhäuſer den Stadtwald und die blauen Berge wies, tröſtete die Beſorgte und freute ſich über die ruhige Sicherheit, mit welcher die kleine Dame ſich in ihren Wänden bewegte und daß, bei aller Einfachheit, der Raum ſo ſauber und wohnlich war. Als er herunterkam, winkte ihn die Hauswirthin in ihre Stube. „Es geht knapp dort oben zu," ſagte ſie vertraulich, „und die Schweſter näht bis in die Nacht, wenn ſie Arbeit findet; du lieber Gott! wer hat jetzt Geld, um Andere nähen zu laſſen? Ich habe es übernommen, ihr Arbeit zu verſchaffen; wenn Sie unter Ihren Bekannten Jemanden wüßten; das Wartegeld des Bruders reicht ja nicht viel weiter als zur Miethe, die aber bezahlt er jeden erſten. Sie glauben gar nicht, wie thätig unſer Fräulein iſt; ſie hat immer noch Hilfe für Andere übrig und man hört ſie niemals klagen."

Seitdem wurde der Doktor ein regelmäßiger Beſucher der Geſchwiſter, die aufrichtige Hochachtung, welche er der Schweſter bewies, that auch dem Bruder wohl, und er wurde bald nicht mehr mit mürriſchem Argwohn betrachtet. Einſt vernahm er ſchon auf der Treppe Muſik, und als auf ſein Klopfen nicht geantwortet wurde, trat er endlich ein. Der Hauptmann ſaß im Bett und ſpielte leiſe auf einer alten Geige, Minchen aber ſtand daneben vor ihrem Notenheft und blies die Flöte. Da der Doktor vor Jahren ſich auf demſelben Inſtrumente geübt hatte, ſo verſtand er, daß ſie mit Fertigkeit und mit gutem Anſatz zu blaſen wußte. Erröthend legte ſie die Flöte weg, da aber der Arzt ſie beim Abſchiede an der Treppe bat, ihrer Geſundheit wegen das eifrige Blaſen zu meiden, winkte ſie ihm wieder in ihre Stube und ſagte vergnügt: „Wundern Sie ſich nicht darüber; ich habe die Flöte, als der ſelige Vater noch lebte, bei der Kompagnie gelernt und ſie greift mir die Bruſt gar nicht an. Weil der Bruder oft bekümmert iſt über ſeine Unthätigkeit und über unſere beſchränkte Lage, ſo haben wir uns ausgedacht, wenn er erſt wieder geſund iſt, wollen wir mit einander auf Reiſen gehen und kleine Koncerte geben; wir nehmen einen fremden Namen an, und wenn wir etwas erworben haben, kommen wir wieder hierher zurück. Es fehlt uns nur manchmal an Noten, die ich für mich abſchreiben könnte.“ „Was ich ſelbſt beſitze, ſteht Ihnen zu Dienſten.“ Das war dem Fräulein lieb und ein Austauſch wurde beſchloſſen.

Da der Doktor von jenem Beſuche des Fräuleins bei dem Einnehmer gehört hatte, ſo vertraute er dem Freunde an, was er jetzt vernommen. „Das Auswandern ſieht ihr ähnlich,“ antwortete dieſer trocken, „das kommt von den Reiſebeſchreibungen; mich wundert nur, daß ſie nicht die Pickelflöte bläſt.“

Aber er ging am nächſten Tage zum Kaufmann, erſtand ein Schock feine Leinwand und gebot der Haushälterin, dieſe mit einer Probe ſeiner Wäſche zu Frau Beblow zu tragen.

Dasſelbe wiederholte ſich mehre Male, bis endlich die Haushälterin bei einer neuen Beſtellung Einwände erhob: „Aber Herr Einnehmer, der ganze Schrank iſt ja voll Wäſche; es iſt mehr Vorrath von Bettzeug, Tiſchzeug und Leibwäſche, als Sie in Ihrem Leben gebrauchen können, und die neue Wäſche liegt ganz unbenutzt.“

„Das verſteht Sie nicht,“ bedeutete Herr Köhler unwillig, „ich gedenke ſteinalt zu werden. Kennt Sie die Geſchichte von den ſieben fetten und magern Kühen des Pharao?“ Die Haushälterin wußte von den ſieben Kühen und von den ſieben Aehren. „Leſe Sie den Verfall aufs Neue durch!“ befahl der Herr. „Ein verſichtiger Wirth muß bei Zeiten einſchaffen. In Kurzem kommen die mageren Jahre, wo alle unſere Weber gegen die Franzoſen marſchiren müſſen. Dann wird alle Leinwand aufhören.“

In der Geißblattlaube des Pfarrgartens ſaßen Henriette und Bärbel, die Schulzentochter. Auf dem Tiſch vor ihnen lag ein kleiner Berg grüner Bohnen, Bärbel hatte, um während ihres Beſuches nicht müßig zu ſitzen, ein Meſſer genommen, und ſchnitt in die Schüſſel, welche ſie im Schoße hielt. Auch für die Unterhaltung ſorgte die junge Frau faſt ganz allein, denn Henriette ſaß ſchweigſam und die Hand ſank ihr zuweilen herab. Sie mochten wohl an Trauriges gedacht haben, Bärbel fuhr ſich mit dem Rücken der Hand über die Augen, als ſie ſagte: „Mir gruſelts, wenn ich bei der Scheune vorbeigehe. Und dann die Verwüſtung bei euch, die Schafheerde kann ich gar nicht vergeſſen. Dieſes Unglück haben wir nicht gehabt, denn wie die ſchlechten Nachrichten kamen, ſagte mein Karl zu mir: „„Bärbel,““ ſagte er, „„als der Vater auf dem Totenbette lag und ſchon faſt ganz hinüber war, richtete er ſich noch einmal auf und ſprach: Karl, wenn Krieg wird, ſchlachte zuerſt die Schafe!‟“ Dieſe letzten Worte des Alten haben wir befolgt; was wir nicht ſogleich verkaufen konnten, haben wir geräuchert und meiner hat es auf unſerem Heuboden unter alten Brettern verſteckt. Dort hat es Niemand gefunden, nur daß wir ſelbſt unſer Vieh aufeſſen mußten. Aber ſo geht's im Kriege. — Das Beſte iſt noch, daß ſie eure ſilberne Kelle nicht fortgetragen haben, denn dieſe iſt ein ſchönes Stück und gebührt dir zu deiner Ausſtattung.“

Henriette machte eine abwehrende Bewegung.

„Du biſt heut wieder traurig,“ ſagte Bärbel, „willſt du allein ſein? ich komme ein ander Mal.“

„O bleibe,“ bat Henriette; „ich kann mit dir über das Vergangene beſſer reden, als mit Vater und Mutter.“

Bärbel ſetzte ſich wieder feſt und ſchlug die Arme über einander. „So rede,“ ſagte ſie, „denn aus dem ſtillen Kummer kommt nichts Gutes heraus. Das Hauptſächlichſte bei der ganzen Geſchichte iſt: welchen willſt du haben?“

„Wie kannſt du ſo fragen!“

„Das verſteht ſich,“ antwortete die Freundin, „wenn ich an einer Wegzwieſel ſtehe, ſo muß ich doch wiſſen ob rechts oder links, und ein Mädchen muß auch darauf denken, welcher Ehemann ſich für ſie ſchickt. Als ich meinem Karl gut wurde, ſtürte er mit ſeinen Augen noch unter allen Mädchen herum, ich aber winkte ihm mit dem Ellenbogen, wie man ſo ſagt, und ich bekam ihn. Du haſt ihrer zwei. Sind ſie dir beide recht, jeder in ſeiner Art, ſo warte ruhig ab und gräme dich nicht um ſie." Henriette ſchüttelte mit dem Kopf. „Iſt aber einer unter ihnen, den du gern hätteſt, und ein anderer, den du gar nicht magſt, ſo rede: welchen willſt du?"

Da ſah Henriette nach der Gartenbank zur Seite, wo ſie einſt mit ihrem Beſuch geſeſſen hatte und ſagte leiſe: „Den Doktor."

„Er hat mir gut gefallen," verſetzte Bärbel, mit dem Kopf nickend, „er iſt auch jetzt bei Wege, denn, wie man hört, fährt er wieder in die Dörfer. Der Andere aber ſoll auch ein ſchöner Mann ſein und dabei ſehr martialiſch."

„Er iſt mein Retter, Bärbel, aber er war mir fürchterlich. Er weiß wohl, daß ich den Finger krumm bog, als er den Ring daran ſtecken wollte."

„Wenn du unſern Hieſigen haben willſt und den Fremden nicht," fuhr Bärbel mit unerbittlicher Logik fort, „ſo muß zuerſt der Hieſige das merken. Iſt er dir gut, wie du ihm, ſo kannſt du auch Vertrauen zu ihm haben, und er kann dir rathen, wie du den Andern los wirſt, da der Herr Senior das nicht vermag. Mein Karl," ſetzte ſie ſtolz hinzu, „würde den Andern durchwamſen, wenn dieſer auch noch ſo ſehr mit ſeinem Säbel herumflunkerte. Doch das geht bei euch nicht."

Henriette ſtand ſchnell auf und rief entſetzt: „Denke an das Blut, das bei der Scheune vergoſſen wurde." Auch die Freundin ſchwieg eine Weile, aber ſie ließ ſich nicht beirren: „Der Doktor iſt ein geſetzter Mann und weiß in der Welt Beſcheid. Er würde wohl einen Weg finden.“

„Er ging bei mir vorüber,“ klagte Henriette, „und ſprach kein Wort zu mir; die Soldatenbraut war ihm verleidet. Meine gequälte Seele ſehnte ſich danach, ihm Alles zu ſagen, er aber grüßte ſo fremd und hart, daß mir faſt das Herz brach.“

„Ihm war der Kopf dick, da der Herr Senior ihm grade vorgeklagt hatte. Die Männer haben auch ihre Eiferſucht, dann ſind ſie unvernünftig. Du aber mußt wiſſen, ob er dir noch gut iſt, dadurch wirſt du einen beſſern Muth gewinnen, und du wirſt dein Schickſal nicht mehr ſo allein herumtragen.“

„Du biſt eine treue Freundin,“ ſagte Henriette dankbar auf Bärbel ſehend.

„Das iſt ſchon recht,“ beſtätigte dieſe, „aber ich bin kein Mann. Komm, die Bohnen werden welk.“ Und ſie ergriff wieder das Meſſer.

Während der Arbeit überlegte Bärbel, wie ſie ſelbſt an den Doktor kommen könne. Denn ihr war deutlich, daß das Pfarrkind niemals den Muth haben werde, ihn anzuſtoßen. Auch für ſie war die Sache ſchwer. Der Doktor wohnte fünf Meilen entfernt in anderem Kreiſe. Gelegenheit dorthin war ſelten, und hinzufahren ging während der Ernte vollends nicht an. Im Briefſchreiben war ſie immer tüchtig geweſen, aber ſolche Geſchichten konnte man doch in keinen Brief ſetzen. Sie ſann alſo über jedes Wort, das ſie damals von dem Gaſte vernommen. Endlich fiel ihr ein, daß dieſer ſtudirte Mann eine thörichte Grille in ſeinem Kopfe hatte, dieſe wollte ſie am Flügel faſſen.

Sie bog deshalb bei der Heimkehr vom Wege ab nach der Hütte des alten Chriſtian. Sie fand den Schäfer, der ſeit dem Verluſt ſeiner Heerde trübſinnig geworden war, allein in ſeiner Stube, wie er an einem Vogelbauer ſchnitzte. „Schäfer, ich habe vor dem Kriege geſehen, daß der Herr Senior in der Schublade allerlei Steine hielt, die man Feuerſteine nennt. Dieſe habt ihr doch eurem Herrn aus der Erde geholt?“

„Das iſt wohl möglich,“ antwortete Chriſtian vorſichtig.

„Könnt ihr auch mir einen ſolchen Stein ſchaffen?“

„Wozu wollt ihr ihn gebrauchen, junge Frau?“ frug der Alte.

„Er ſoll nicht für uns, nur für einen Bekannten. Sie ſagen, wenn man ſo etwas unter das Kopfkiſſen legt, dann erinnert man ſich an Allerlei, was man vergeſſen hat.“

„Das iſt nicht wahr, ſolche Kraft iſt nicht darin,“ verſetzte der Schäfer, der ſelbſt prakticirte und nicht leiden konnte, daß Andere mehr wußten als er.

„Mein Bekannter macht einmal großes Weſen von dieſen Steinen, und da will ich ihm behilflich ſein; habt ihr alſo davon, ſo gebt her.“

Der Schäfer brachte einen ziemlich großen Stein hervor. „Er hat ſogar ein Loch, und ich will ihn mir ſelbſt aufbewahren,“ ſagte er, um ihn nicht umſonſt hinzugeben. Aber Bärbel ließ ſich die Waare nicht vertheuern“ und nahm ihm den Stein aus der Hand. „Ach was, an dem grauen Ding iſt euch auch nichts gelegen,“ verſetzte ſie; „wenn wir im Herbſt ſchlachten, bringe ich euch etwas Beſſeres dagegen.“ Und ſie trug den Stein in ihrem Korbe nach Hauſe. Unterwegs wurde ihr auch der Umweg deutlich, auf dem ſie das Geſchenk in die Hände des Doktors ſpielen wollte. In dem Marktflecken, der auf halbem Wege zur Kreisſtadt lag, war ihre Geſpielin Lieſel an den Ackerwirth Krauſe verheiratet und in dem Flecken hatte der Arzt zuweilen zu thun.

So geſchah es; Bärbel winkte dem Lieſel und dieſes rührte mit dem Ellenbogen den Doktor an. Denn als kurz darauf ſein Wagen vor dem Wirthshauſe des Fleckens hielt, ſchickte die Wirthin eilends einen barfüßigen Jungen zu Krauſe's. Und nicht lange darauf kam Lieſel heran und frug ſchüchtern, ob der Herr ſich noch auf ſie und ihre Geſpielin erinnere, die einmal mit ihm in der Pfarre zuſammengeweſen waren.

Wie gut erinnerte ſich der Doktor daran! Als die junge Frau bemerkte, daß ihm die Begegnung etwas Großes war, fühlte ſie ſogleich ihre Ueberlegenheit, zog den Stein dreiſt aus der Taſche und log, er ſei vom Bärbel gefunden, und dieſe hätte gemeint, da der Herr ſich aus den Steinen etwas mache und ſchon die andern habe, ſo müßte er dieſen auch erhalten. „Da ich dies geſagt hatte,“ erzählte nachher Lieſel ihrer Geſpielin, „ſo that ich, als wollte ich gehen; denn, dachte ich, er muß anfangen, wenn er jetzt wie ein Stock ſteht, ſo liegt ihm nichts an dem Jettchen. Er aber wurde Feuer über und über und frug mich nach Allem in der Pfarre aus, ſo daß ich zuletzt wie dumm ſagte: „„Sie ſollten einmal wieder hin; es würden ſich gewiß Alle freuen.““ Da ſchüttelte er mit dem Kopf, ich aber that, als hätte ich's nicht geſehen und redete herzhaft weiter: „„Denen in der Pfarre ſind auch die Franzoſen verleidet worden.““ Darauf ſah er mich groß an und frug: „„Auch dem Fräulein Henriette?““ „„Der am meiſten,““ antwortete ich, „„das iſt doch natürlich.““ Mehr war nicht zu reden, denn die Wirthin ſtand in der Nähe, und ich wandte mich nur noch zu der Wirthin, gar nicht zu ihm, und ſagte: „„Wenn die Bellerwitzin mit der großen Kutſche vorbeifährt, ſo ſagen Sie doch dem Bedienten, die Frau Krauſe ließe Mamſell Henriette ſchön grüßen, denn das Pfarrfräulein kommt in der nächſten Woche für einige Zeit zum Beſuch auf das Schloß.““ Da wußte er's,“ ſetzte Lieſel ſtolz hinzu, „und es ging ihm im Kopfe herum.“

„Du warſt immer die Schlaue,“ ſagte Bärbel bewundernd. Und als ſie gleich am nächſten Tage nach der Pfarre kam, erzählte ſie ihrer Freundin: „Am geſtrigen Sonntage war die Geſpielin mit ihrem Manne bei uns, ſie wäre gern herübergekommen, nur ging es nicht wegen ihres Kleinen, den ſie mit hatte; iſt das ein dicker Junge! — Denke dir, ſie hat neulich im Wirthshauſe den Doktor getroffen, der hat ſich nach Allem bei euch erkundigt und am meiſten nach dir, und er wurde dabei ganz feurig und roth, ſo daß die Geſpielin ſagte: Du kannſt glauben, er iſt ihr gut.“

Henriette antwortete nicht, ſie ſtand mit geſenktem Haupt und ihre Hände zerpflückten die Aſtern, welche ſie dem Bärbel mitgeben wollte, ſie ſprach auch ſpäter kein Wort von dem Doktor, aber ſie erzählte von vielem Anderen und beſtand darauf, die Freundin ein Stück zu begleiten.

Als ſie zwiſchen den Getreidefeldern heimkehrte, lief die Wachtel im Korn neben ihr dahin und ließ ihren Ruf erſchallen. Lange hatte die Jungfrau der Hoffnung entſagt und in herber Trauer tröſtende Stimmen, die leiſe an ihr Ohr klangen, weggeſcheucht; heut hörte ſie auf die Sängerin, welche ſich immer verbirgt und aus dem Verſteck Günſtiges kündet.

In der Nähe des Hofes empfing ſie den artigen Gruß des Landraths, welcher gerade aus dem Thore fuhr. Daheim waren die Eltern in lebhaftem Geſpräch und heiterer, als ſie ſeit langer Zeit geweſen waren. „Denke dir,“ rief der Vater, auf einige große Geldrollen weiſend, „unverhofft iſt das Glück bei uns eingekehrt. Vor einigen Wochen war ich aufgefordert worden, die Verluſte, welche wir in der Kriegszeit erlitten haben, zu berechnen. Es war keine geringe Summe, das viele Vieh und der Schüttboden. Ich erſtaunte ſelbſt darüber und dachte, zurückerhalten werden wir in dieſer eiſernen Zeit doch nichts. Heut legt der Landrath die ganze Summe auf den Tiſch und ſagt: von der franzöſiſchen Generalität ſei der Befehl ergangen, mir den Betrag auszuzahlen. Auch ſei ihm mitgetheilt, daß die franzöſiſchen Kommandos, welche aus den Feſtungen geſchickt werden, um von den Kreiſen Proviant einzutreiben, vom Pfarrhofe nichts mehr zu beziehen hätten, und wir ſollen fortan von allen Leiſtungen frei ſein.“

Henriette ſchwieg.

„Die Schulzenfrau hat eine gute Milchkuh zu verkaufen,“ ſagte hoffnungsvoll die Mutter.

„Und Chriſtian erhält ſeine Schafheerde zurück,“ ergänzte der Senior.

Die roſige Farbe, welche die Tochter auf den Wangen heimgebracht, war erblichen, als ſie frug: „Erhalten auch alle Andern ebenſo wie wir in Gelde zurück, was ihnen geraubt iſt?“ Der Senior ſah ſeine Tochter betroffen an. „Das wohl nicht; der Landrath meinte, es ſei eine beſondere Gunſt.“ „Und weshalb wird uns gewährt, was Andern verſagt bleibt?“ frug die Tochter wieder.

„Das ſagte der Landrath nicht,“ antwortete der Alte, erſchreckt durch das Ausſehen ſeines Kindes. „Er wünſchte nur lächelnd Glück zu der einflußreichen Verwendung.“

„Der Kapitän hat es bewirkt,“ entſchied die Mutter, „ich dachte mir längſt, er würde einmal von ſich hören laſſen.“ Henriette faltete die Hände und ſtarrte vor ſich hin. Zu der alten Feſſel ein neuer Ring und zu dem alten Jammer neuer Streit! „Was iſt dir, meine Tochter?“ frug der Vater.

„Sie regt ſich wieder auf, weil von dem Kapitän die Rede iſt,“ ſagte die Mutter unzufrieden.

„Mein Vater, warum haſt du dies Geld genommen?

Aus den Beuteln unſerer Nachbarn haben es die Franzoſen erpreßt, um dir ein Geſchenk zu machen, und wenn wir befreit bleiben, müſſen unſere Nachbarn den Fremden mehr zinſen als ſeither. An dieſen Rollen hängt ein Fluch, die Seufzer und Thränen von Hunderten."

„Du übertreibſt!" ſagte der Senior unſicher; „und doch iſt dein Einwand nicht unbegründet. Aber im Vergleich zum Ganzen iſt dieſer Betrag ſo unbedeutend, daß die Landsleute den Verluſt in ihrem Beutel kaum bemerken werden." Und die Mutter erinnerte: „Dafür haben wir auch mehr gelitten und verloren als Andere."

„Und wäre unſer Schaden zehnmal und hundertmal größer, ſo müßte uns der Gedanke doch bedrücken, daß wir beſſer und anders gehalten werden als unſere Nachbarn. Vater, wenn du mich liebſt, ſo flehe ich: gieb das Geld zurück."

„Wem?" frug der Senior. „Wenn ich die angebotene Gunſt zurückweiſe, ſo muß ſolche Weigerung uns übel ausgelegt werden und wir haben bei Gelegenheit neue Quälerei zu erwarten; das Geld aber werden die Franzoſen vergnügt ſelbſt behalten, dem Kreiſe wird es doch nicht zu gut kommen. Ich habe es angenommen und quittirt und kann dem Landrath nicht ſagen: es thut mir leid."

„So verbirg die Rollen in der dunkelſten Ecke und wahre dich, lieber Vater, daß du ſie nicht öffneſt in Mangel und Noth, denn wiſſe, jeder Groſchen davon wird einſt von dir zurückgefordert werden."

„Durch wen?" frug der Senior erſtaunt.

„Durch deine Tochter,“ rief Henriette außer ſich; „dieſe Rollen gehören zu dem Kaufpreis, den ein Fremder dafür zahlt, daß er mich wie eine Gefangene am goldenen Ringe hinter ſich her ziehen darf. Uebergroß iſt ohnedies die Verpflichtung, die wir gegen ihn haben, und mit ihrem Lebensglück bezahlt dein Kind unſere Rettung aus der Gefahr. Nimm nicht neue Gunſt und Geſchenke, wir tragen ſchon ſchwer genug an den alten.“

Der Vater hob die Geldrollen vom Tiſch und verſchloß ſie in ſeinem Schrank. „Ich thue, wie du willſt, mein Kind. Täglich bete ich, daß die Unſicherheit aufhören möge, die ein Brautſtand ohne Bräutigam uns bereitet, und bei jeder Nachricht von Siegen des Kaiſers hoffe ich, daß der Mann wieder für uns erreichbar wird, welcher bei der Entſcheidung nöthig iſt.“

„Ich hoffe nicht mehr,“ ſprach Henriette vor ſich hin.

Es war kein Zufall, daß in der nächſten Woche der Wagen des Doktors beim Hauſe des Kammerherrn vorfuhr. Der Gaſt wurde in der Beſuchſtube von der gnädigen Frau empfangen, nachdem ſie noch mit einem ſchnellen Blick in den Spiegel ihre Toilette geordnet hatte. Denn der Doktor war bei ihr in beſondere Gunſt gekommen, zuerſt vielleicht, weil er gute Formen hatte und doch im Geheimen ein Sansculotte war; bald aber, weil ſie ein ehrliches Zutrauen zu ſeinem Gemüth gewann und zu ſeinem Geſchick auf ihre Ideen einzugehen. Denn die gnädige Frau war nicht die vornehmſte Dame im Kreiſe, aber die rührigſte. Sie war in der Reſidenz einige Mal von der Königin beſonders beachtet worden und galt dafür, der hohen Frau ähnlich zu ſein, nur daß ihr Näschen etwas ſpitzer war. Sie trug ſich deshalb gern wie ihr Vorbild: Lockenhaar, einen kleinen Schleier um den Hals. In der That hatte ſie einen weiteren Geſichtskreis als andere Frauen in der Nähe. ſie wußte ſich etwas damit, daß eine ihrer Couſinen am Hofe von Weimar war und ſprach begeiſtert über Poeſie und über das Ideale; ſie war beſonders zuvorkommend gegen Bürgerliche, und immer voran, wo es galt, Vornehme zu begrüßen, Feſte zu feiern und den Armen Strümpfe zu ſtricken, zu denen die Schuhe fehlten. Von ihr und ihrem Gemahl war deshalb oft die Rede. Obwohl Spötter ihnen die Befliſſenheit, mit der ſie ſich um Alles kümmerten, zum Vorwurf machten, ſo waren ſie doch im ganzen Kreiſe wohlbeleumdet und nicht unbeliebt.

„Willkommen aus Rübezahl's Reich!“ begrüßte die Dame den Doktor. „Heut halten wir den flüchtigen Gaſt feſt; Sie ſollen von Ihren Abenteuern erzählen. Ihr Graf fuhr auf der Durchreiſe bei uns vor und wir haben ihn auch nach Ihnen ausgefragt. Ein bedeutender Mann, leider ſo kränklich, und doch iſt er nicht älter als der Kammerherr, kaum über vierzig und war noch vor wenigen Jahren einer der eleganteſten Tänzer bei den Françaiſen am Hofe. Aber die Politik macht die Männer jetzt merkwürdig alt, und doch ſtand dieſe Karrière ſonſt überall in dem Ruf, daß ſie am beſten konſervire. — Und die furchtbaren Krankheiten, mit welchen Sie zu thun hatten, man hört davon Schauderhaftes. Ach, Doktor, und des Friedens kann man ſich auch nicht freuen. Dennoch hoffe ich, daß die Männer jetzt mehr Zeit und Gemüth für uns Frauen übrig haben, denn ſeither war die Unterhaltung von einer traurigen Eintönigkeit: Pferdemangel und Kanonendonner, und man machte ſich ein Gewiſſen daraus, einen Walzer zum Klavier zu tanzen. Sie finden meinen Mann nicht zu Hauſe, doch dürfen wir ihn jede Stunde erwarten, außerdem iſt heut ein lieber Beſuch bei mir, den Sie ja auch kennen, die Tochter des Seniors, ſie hat den Beinamen die Franzoſenbraut, aber ſie iſt charmant, nur ernſter als ſonſt, doch es ſteht ihr gut."

So unterhielt die lebhafte Hausfrau und dem Doktor war lieb, daß ſie die Beſchwerden allein trug, bis ſie ſich endlich entſchloß, ihn in das Familienzimmer zu führen. Henriette ſaß neben den kleinen Töchtern vom Hauſe. Wie der Gaſt eintrat, erhob ſie ſich langſam, ihn zu begrüßen. Sie hatte ſich gemüht ihr pochendes Herz zur Ruhe zu bringen, dennoch ſtand ſie ihm bleich vor innerer Erregung gegenüber und nicht anders erging es dem kräftigen Manne. Er fand mit Mühe die ſchicklichen Worte, ſich nach den Eltern und dem Garten zu erkundigen. Sie antwortete ihm, nachdem die erſte Befangenheit überwunden war, mit ruhiger Haltung, aber er fühlte heraus, daß ſie ſich Zwang anthat. Die Kammerherrin lud hinaus in den Park. Beiden wurde im Freien und in der Bewegung unter den Andern leichter zu Muthe und doch empfanden ſie, daß ſie in dieſer Stunde zu einander gehörten und wie läſtig die gleichgültige Unterhaltung war, an der auch ſie Theil nehmen mußten. Endlich wurde die Hausfrau abgerufen und die beiden jungen Fräulein liefen nach dem Obſtgarten voraus. Der Doktor und Henriette ſtanden an der Landeſtelle des Schloßteiches und vor ihnen war ein kleiner Kahn am Ufer befeſtigt. Da wies der Doktor mit einem bittenden Blick auf den Kahn, das Mädchen trat hinein und ſetzte ſich ſchweigend nieder, er löſte die Kette, ergriff das Ruder und fuhr ſo weit vom Ufer ab, daß das geſprochene Wort für fremde Ohren verklang. Während er das Fahrzeug vorwärts trieb, wagte er in leiſen Worten von ſeiner Liebe zu reden und von ſeiner Trauer. Die Blätter der Seeroſen auf dem Waſſer hoben und ſenkten ſich, als ob das Beben ſeiner Stimme auch ſie errege.

So lange er ſprach, blickte ſie unverwandt auf den Finger ihrer Hand, an welchem der Ring mit dem Vergißmeinnicht fehlte. „Ich lag hilflos am Boden," begann ſie langſam, ohne ihn anzuſehen, „gedemüthigt, mißhandelt, da hat er mich befreit. Als er den Unhold zwang zu entweichen, und als er wieder eintrat und mir zurief, daß der Andere gefallen ſei, da, der Herr verzeihe mir die Sünde, meinte ich die Schmach von mir genommen und mir war auf Augenblicke, als müßte ich fortan dem Manne folgen, der mich gerächt hatte. Zürnen Sie mir, verachten Sie mich, daß ich ſo fühlte, nicht wie eine Chriſtin und ein ehrbares Mädchen ſoll, aber es war ſo, und ich darf die Wahrheit nicht bergen, am wenigſten Ihnen. Und wäre er davon geritten, wie er kam, als ein Fremder, ſo hätte ich ihm nachgeſehen wie meinem Heiligen. Aber eine Demüthigung hat er von mir genommen und eine andere hat er mir an den Finger geſteckt. Daß er mich in meiner Erniedrigung gleich einem Nichts behandelte, welches er ſich erkaufen und aneignen könne durch ein unwahres Wort, darum empörte ſich mein Gemüth wieder gegen ihn wie gegen die Miſſethäter, und ich vermochte ihm für ſeine ſchnelle Hilfe, die mich gerettet, nicht zu danken."

Auch der Mann, welcher ihr gegenüber ſaß, ſtarrte finſter zur Seite auf die Wellenringe, welche über das Waſſer zogen. Und er frug tonlos: „So war Ihr Gefühl damals; wie wurde es ſpäter?"

„Wie es damals war, ſo iſt es noch heut," antwortete Henriette in derſelben Weiſe. „Um meinetwillen hat er einen Menſchen getötet, und daß ich noch unter Andern mein Haupt erheben darf, verdanke ich ihm; dies ſind feſte Bande, ich vermag ſie nicht zu löſen; weil aber ſeine Hand ſelbſt die Kette um mich gelegt hat, mich anzuſchließen an ſein Geſchick, zürne ich ihm noch heut wie damals, denn er hat damit zerſtört, was in meinem Leben fröhlich war, unſchuldig und Glück verheißend." Jetzt ſah ſie ihn an und er ſie, und aus ihren Augen quollen die Thränen.

„Und wenn er wieder kommt und Ihre Hand für ſich fordert?"

Ein finſterer Schatten flog über ihr Antlitz. „Ich würde ihm dasſelbe ſagen, was ich heut Ihnen ſage:

ſeine Frau kann ich nicht werden, und einem Andern darf ich nicht angehören, ſo lange er ſein Anrecht behaupten will.“

„Sie nennen es ein Recht des Fremden? Es war ein übermüthiger Einfall, ein ruchloſes Spiel! wie kann ſolche That ihm ein Anrecht an Ihr Leben geben?“

„Zuerſt war es ein wilder Einfall, mit der Zeit iſt es ein Anſpruch geworden. Schon das zweite Jahr trage ich die Laſt, mit jedem Tage ſind die Bande feſter geworden, welche mich an ihn ſchnüren, die Leute betrachten mich als ſeine Braut, die eigenen Eltern möchten gern das Furchtbare ſich und mir verhüllen; der Vater vertraut, daß der Himmel Alles ohne ſein Zuthun fügen werde, die Mutter hofft, daß der Fremde ihrem Kinde einmal Schützer und Verſorger werden könne. Ich hatte in den erſten Tagen und Wochen Niemanden, vor dem ich mein Elend hätte klagen können, damit er mir rathe und mich befreie. Gab es damals Einen, der mir in ſeinem Herzen freundlich geſinnt war, ſo fühlte auch dieſer ſich mir entfremdet und ging mit höflicher Kälte an mir vorüber.“

„Henriette!“ ſchrie der Doktor entſetzt.

Sie aber zog ihr Tuch um ſich und fuhr traurig fort: „In dieſer langen Zeit bin ich ruhiger geworden. Die Feſſel, die ich trage, wird ſchwerer, als ſie vormals war, aber ich bin gewöhnt, ſie zu tragen. In Harren und Leiden iſt der Frohſinn untergegangen und die Hoffnung, die einſt ein thörichtes Mädchen hegte. Ich trage mein Theil ſtill; Andere thun es auch.“

„In jenen Monaten bat Jemand, der Ihnen von Herzen ergeben iſt und der gern ſein Leben für Sie hingeben würde, durch Ihren Vater, daß Sie ihm Ihr Vertrauen gewähren.“

„Dem Mitgefühl des Arztes hatte ich nichts zu vertrauen,“ antwortete Henriette ſtolz, „und einem Manne, an deſſen Freundſchaft ich gern dachte, ſah ich bei der Begegnung an ſeinen Augen an, daß für ihn das Mädchen, welches die fremden Soldaten an ſich geriſſen hatten, nicht mehr denſelben Werth hatte, wie das unſchuldige Pfarrkind, das ihm die Kleeblätter pflückte.“

„Henriette!“ rief der Mann wieder — „zu dem Leid, das ich trage, fügen Sie ein neues, wenn Sie mich ſo grauſam verkennen. Da ich Sie zuerſt ſah, wurde ich Ihnen gut, wie ich noch keinem Weibe geweſen, es war in meinem einſamen Leben die erſte Liebe und ich war ſelig, wenn ich an Sie dachte und mich an Ihre Seite. Da kam die Erzählung des Vaters; aus ſeinen Worten klang Vieles, was mir wie Grabgeläut meines ſtillen Wunſches erſchien. Welches Recht hatte ich auf Ihre Neigung? was wußte ich davon? Sie hatten ſich mir herzlich zugeneigt in froher Stunde, aber zweifelnd frug ich mich, welchen Werth meine Liebe für Sie haben könne; und die Antwort, die ich mir ſelbſt gab, war: daß ich noch wenig für Ihr Herz bedeuten konnte. Als ich von dem letzten Beſuch nach Hauſe kam, habe ich mit dem Gedanken gerungen, ob ich es wagen dürfe, Ihnen zu ſchreiben und Sie von meiner Leidenſchaft zu unterhalten. Ich war muthlos, Henriette, denn nicht ich hatte Sie an den Schurken gerächt. Seitdem erſt habe ich ſelbſt erkannt, wie heiß und ſtark das Gefühl iſt, das ich in mir herumtrage. Laſſen Sie ſich gefallen, daß ich Ihnen dies heut ſage: fürchterlich und unerträglich iſt mir der Gedanke, daß Sie mir fremd werden können.“

Sie ſaß aufgerichtet im Kahne und zwang ſich feſt zu ſcheinen, aber die Thränen rollten von ihren Augen.

„Ich wage in dieſer Stunde nicht davon zu reden,“ fuhr der Liebende fort, „was geſchehen muß, um die Laſt einer unmenſchlichen Verpflichtung von Ihnen zu nehmen. Vielleicht vermag ich dies, aber nur mit Ihrer Hilfe. Und darum flehe ich nur um das Eine: daß Sie ſich meine ſtille Verehrung gefallen laſſen und daß Sie zuweilen daran denken, wie in Ihrer Nähe ein Mann lebt, dem Ihr Glück weit theurer iſt als ſein Leben, und deſſen höchſter Lebenswunſch iſt, Ihre Liebe und Ihre Hand für ſich zu erringen.“

Sie bewegte abweiſend das Haupt, als ſie traurig ſagte: „Es iſt an meinem Unglück genug; vergeſſen Sie mich.“ Aber als ſie ihn einen Augenblick anſah, drang ein heller Strahl ihm in die Seele. Dann blickte ſie wieder abwärts und weinte ſtill vor ſich hin, er aber bewegte leiſe das Ruder und führte den Kahn dem Lande zu, wo die Hausfrau ſie bereits erwartete.

Als der Doktor nach Hauſe fuhr, lag die Landſchaft vor ihm im Zauberglanze der Nacht. Sein alter, ſanfte Freund blickte vom dunklen Nachthimmel traulich über die ſchlafende Erde. Lichter und Schatten zogen in ſchnellem

Wechſel vorüber, jeder Hof und jede Baumgruppe ſtanden geheimnißvoll in farbigem Scheine, der doch keine Farbe war. Nur in leiſen Tönen klang das Leben der Natur, die Grillen zirpten im Korn und eine große Nachtmotte ſchwirrte an ſeinem Hut: ſo weich und mild die Luft und ſo ſchön die träumende Welt rings um ihn her! Er aber achtete wenig darauf; ihm ſelbſt war ſein Daſein aus dem Dämmerſchein ſehnſüchtiger Erwartung hineingeworfen in ſcharfes Tageslicht und in die heiße Leidenſchaft der Wirklichkeit. Wie ſie vor ihm ſaß im Kahne, da war ſie daſſelbe Mädchen geweſen, das er geküßt hatte, und zugleich eine andere, ein ſtolzes und kräftiges Weib; es waren die Umriſſe des Angeſichtes, welches ihn einſt in mädchenhafter Zärtlichkeit angeſehen hatte, aber etwas Anderes war in ihr Weſen gekommen: die Brauen zuſammengezogen, das ganze Antlitz größer, die Geſtalt feſter, ſogar die Stimme klang ihm tiefer und ernſter in das Ohr. Ihren Willen ſetzte ſie gegen den ſeinen und feſt wehrte ſie ſein Bitten und Drängen ab. Sie hatten die Rollen gewechſelt, er war der ſehnſuchtsvoll Harrende geworden, und ſie hatte in überlegener Haltung von dem geſprochen, was ſie für Pflicht hielt. Dennoch empfand er, daß ſie ihm noch nie ſo lieb geweſen, wie in dieſer Stunde. — Und er ſollte ihr entſagen! Aber als ſie das forderte, war ſie weich geworden und ihr innrer Kampf wohl erkennbar. In dem Augenblick lag in ihren Augen und dem Ton der Stimme ſo viel Schmerz und Liebe, daß nicht die ſtrengen Worte in ihm hafteten, ſondern die tiefe Empfindung, welche ſie dahinter verbarg.

Er ſtrich ſich über die heiße Schläfe und mahnte ſich zu bedächtiger Ueberlegung. Was mußte er thun, um ſie dem Andern zu entreißen und für ſich zu gewinnen? Schmachvoll dünkte ihm zu ertragen, daß der übermüthige Franzoſe durch wildes Spiel mit dem eigenen und fremden Leben ein Recht gewonnen hatte über die Tage der Jungfrau und über die Zukunft eines deutſchen Mannes; und ganz unleidlich, daß im günſtigſten Fall das Glück redlicher Menſchen abhängen ſollte von Laune und Entſcheidung eines Rivalen. Wilde Gedanken zogen wie Nachtvögel durch ſein Hirn: War von zweien einer zu viel auf Erden? Aber er ſcheuchte die finſtere Verſuchung hinweg. Vergoſſenes Blut hatte dies unheimliche Bündniß gefeſtigt, neuer Tod vermochte den Ueberlebenden ein reines Glück nicht zu verſchaffen. Was hier Noth that vor Allem, war das eine, daß er ſelbſt ſich ihr werth machte. Nur die Neigung zu ihm konnte ihr den Entſchluß geben, ſich von dem Andern zu löſen trotz Allem, was ſie jetzt ihre Pflicht nannte und was ſie ihm wie einen Schild zur Abwehr entgegenhielt. Ja, er ſelbſt mußte Buße zahlen dafür, daß ihn bei der letzten Begegnung im Pfarrhauſe allzuſehr der eigene Schmerz beſchäftigt hatte und zu wenig ihre Leiden. Er wollte ſie wiederſehen, ſo oft das möglich war, ohne daß er ſich aufdrängte, er wollte ihre Zurückhaltung ehren und ſeine Rede behüten, aber wiſſen mußte ſie fortan zu jeder Stunde, daß ein treues Herz ihr angehörte, und daß er ein ſicherer Berather ſein konnte, wenn ſie das Vertrauen gewann, das ſie nicht zu ihm gehabt. Und er ſann darüber, wie er ſich ihr auch aus der Ferne vertraulich machen könnte und ſo lieb, daß ihr Gemüth ſich gegen ihn öffnete.

Als er nach Haus kam, ſetzte er ſich zur Stelle nieder und ſchrieb an ſie: „Theures Fräulein! Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen von einer Leidenſchaft vorklagen werde, welche meine Seele erfüllt. Nur darum flehe ich, daß Sie mir geſtatten, Ihnen zuweilen ſo zu ſchreiben wie ein Freund dem andern ſchreibt, auch über mich ſelbſt und mein eigenes Leben. Laſſen Sie ſich leidend gefallen, wenn ich ſo weit Ihren Antheil in Anſpruch nehme. Können Sie mir einmal auf meine Briefe eine Antwort geben, ſo wird dies für mich eine Seligkeit ſein; aber auch, wenn Sie das nicht thun wollen, erlauben Sie mir zu Ihnen zu reden wie der Unglückliche zu ſeinem Beichtiger ſpricht.“ Darauf ſchrieb er über ſeine Erlebniſſe in den vergangenen Jahren und über Vieles, was er dabei gedacht hatte.

Mit dieſem Brief fuhr er nach dem Marktflecken zu Henriettens Geſpielin und bat, den Brief ſicher in die Hände des Fräuleins zu liefern.

„Sie iſt noch bei der Bellerwitz; ich trage das Schreiben ſelbſt zu ihr,“ verſprach Lieſel, welche das Sachverhältniß ſcharfſinnig erkannte. Und als der ungeduldige Doktor nach einigen Tagen wieder vorſprach, erzählte die Vertraute: „Ich ließ ſie aus dem Schloß bitten, wir gingen in den Garten, dort gab ich ihr den Brief. Ich ſaß auf der einen Bank, ſie auf der andern; ſie brach den Brief ſogleich auf und las ſehr lange; dann ſteckte ſie ihn unter ihr Bruſttuch und reichte mir die Hand. Als ich frug: „„Iſt vielleicht Antwort?““ ſchüttelte ſie nur mit dem Kopf und ging zu den Blumen, brach eine ab und gab ſie mir. Dann fing ſie an von meinem Kleinen zu reden und von Anderem.“

„Was war es für eine Blume?“ frug der Doktor.

„Es war eine weiße Roſe; ſie war wohl für Sie beſtimmt, aber mein Kleiner hat ſie ſogleich zerzupft.“

## 8.

## Die Warnung.

In einiger Entfernung von der Stadt lag am Rand eines lichten Gehölzes der Schießplatz, wo ſeit alter Zeit die ehrbare Gilde der Bürgerſchützen ihre Bahn hatte. Dort ſtand ein Kaffeehaus und an ſonnigen Ruhetagen zog der Bürger mit Weib und Kind hinaus und genoß auf den Bretterbänken den Kaffee, welchen die Hausfrauen in der Tüte mitbrachten, und den die Wirthsleute mit großer Gewandtheit, aus jeder Tüte beſonders, zu bereiten wußten und im Geſchirr aufſetzten. Heut konnte der Vermögende auch Kuchen dazu erhalten, denn es war der ſchöne Tag des Königſchießens. Am Morgen waren die Schützen ausgezogen in ihrer grünen Uniform mit gelbem Kragen und großen wollenen Epauletten, vor ihnen Steinmetz mit der Muſik und der Zieler, welcher eine große gemalte Scheibe auf dem Rücken trug. Auf der Scheibe war in dieſem Jahre ein ungeheurer Drache gemalt und der Künſtler hatte ihn ſo ſchön gewunden, daß ſein Kopf in der Mitte ſtand; es war aber der Kopf eines Mannes und der Kopf trug einen kleinen ſchwarzen Hut.

Die Sonne ſchien warm, Honoratioren und Bürger ſaßen, nach Familien geordnet, behaglich im Schatten der Linden und freuten ſich der großen Menſchenmenge, welche ſie alle zuſammen darſtellten. Die Kinder ſprangen um die Tiſche oder ſtanden vor den beiden aufgeſchlagenen Buden, in denen man durch waghalſiges Würfelſpiel Pfefferkuchen und Glaswaaren gewinnen konnte. Die meiſten verloren ihr Gröſchel, aber ſie hatten dafür die Hoffnung gehabt. Zuweilen ſpielte die Muſik und in kurzen Zwiſchenräumen knallten die Schüſſe vom nahen Schießplatz in die Unterhaltung. Und hatte einer der Schützen einen guten Schuß gethan, ſo tanzte der Zieler vor Freude und ſchwenkte die kleine Scheibe, welche er an einem Stocke in der Hand trug.

Heut wurde mehr geſchoſſen als ſonſt, denn die Bürgerſchützen hatten einen Zuwachs gewonnen, auf den ſie ſtolz waren. In der Stadt war auf einmal eine Vorliebe für Scheibenſchießen eingeriſſen, und viele jüngere Männer waren zu einer Freikompagnie zuſammengetreten; ſie trugen keine Uniform und marſchirten auch nicht mit der alten Gilde, aber ſie ſchoſſen als Verbündete mit. Und um in Schritt und Tritt zu kommen, hatten ſie einen alten Unterofficier, der jetzt in ſtädtiſchem Dienſt lebte, zum Exerziermeiſter angenommen, ſie waren ſo eifrig bei der Sache, daß auch heut ein großer Theil von ihnen auf der Waldblöße neben dem Schießplatz marſchirte, und zuweilen klang das Feuer ihrer Salven zwiſchen die Schüſſe nach der Scheibe. Sogar die Umgegend hatte Schießgenoſſen herzugeſandt, Krauſe aus dem Marktflecken war da mit ſeinem Stutzen und einem Dutzend Gefährten, und aus den Dörfern eine Anzahl junger Burſchen. Sonſt hätten die Bürger für eine Entwürdigung ihrer Scheibe gehalten, wenn grobe Bauern und Knechte in den Stand getreten wären, heut dünkte das faſt Allen Recht, denn, wie ein geachter Bürger ſich ausdrückte, es war eine neue Konjunktion gekommen, die Unterthänigkeit war aufgehoben und zugleich vieles Andere, was ſonſt die Landleute unanſehnlich gemacht hatte, und eine Annäherung hatte ſtattgefunden zwiſchen Bürgern und Bauern um des gemeinſamen Schickſals willen, das ſie Alle trugen.

Beim Schießhauſe verkehrt auch der Aſſeſſor, nicht ſo ſtill wie früher, er ſpricht mit Würde zu den Bürgern, welche ihn im Kreiſe umſtehen; denn er iſt ganz vor Kurzem in der Stadt der größte Mann geworden. Der alte Stadtdirektor iſt verzogen, verſchwunden, und Niemand frägt nach ihm, die Stadt hat eine neue Ordnung erhalten, die Bürger regieren ſich ſelbſt, haben ſich Rathsherren gewählt und den Aſſeſſor zum Bürgermeiſter. Aber auch er hat eine Büchſe in der Hand, und wird ſogleich wieder mit der Kompagnie exercieren. Weiter ab, da wo ein ſchöner Kranz von jungen Fräulein auf Stühlen ſitzt, bewegt ſich unſer Vetter, der junge Arzt; ein heiterer rundlicher Herr, ſehr höflich und aufmerkſam, er überreicht kleine Sträuße von Feldblumen und iſt vielen Müttern und Töchtern angenehmer als ſein Verwandter, ſo daß ſie dieſen nur in ſchweren Fällen bemühen.

Hauptperſon aber und gewiſſermaßen das Centrum dieſes ganzen Scheibenſchießens iſt der Doktor. Vor dem Schießhauſe ſteht er mit ſeiner Büchſe neben dem Fleiſcher Beblow, der als Schützenkapitän goldene Epauletten auf ſeiner Uniform trägt und ſo gewaltig um ſich ſieht, daß die Bürger ihn mit noch größerer Hochachtung betrachten, als an Werkeltagen. Der Doktor und Beblow haben viel zu grüßen und auf Fragen zu antworten, Beblow aber gebietet mit lauter Stimme, und der Doktor redet oft leiſe und vertraulich. Gerade jetzt zu einem jungen Herrn mit einem Schnurrbart, einem großen Gutsbeſitzer im Kreiſe, den er mitgebracht hat. Er führt ſeinen Gaſt einige Schritte zur Seite, als dieſer zufrieden beginnt: „Ich ſehe, bei dir iſt Alles in gutem Zuge."

„Sage dem Grafen," antwortete der Doktor, „in unſrer Kompagnie ſind etwa hundert Stutzen und eben ſo viele Gewehre nach dem Modell. Jeder hat einen blauen Rock, rothes Tuch kann ſogleich auf die Kragen geſetzt werden; auch das nothigſte Lederzeug iſt da, nur mit Mänteln ſind wir noch zurück; die Leute ſind bereit und vom beſten Willen. Die Kompagnie wird acht Tage nach empfangener Ordre ausrücken, wenn ihr uns Officiere und einige Unterofficiere ſchickt, denn von dieſen letzteren haben wir nur drei im Kreiſe."

„Du biſt weiter als ich," ſagte der Andere, der früher bei den Huſaren geſtanden hatte; „mich hindert zu ſehr der Mangel an brauchbaren Pferden. Der letzte Krieg hat darin arg verwüſtet. Ueber den Grafen aber würdeſt du dich freuen; er hat von ſeinem Gut die ganze Provinz mit einem unſichtbaren Netz überzogen und iſt wieder trotz ſeiner Kränklichkeit Tag und Nacht geſchäftig. Doch fand ich ihn in den letzten Wochen ungewöhnlich ernſt. Die Niederlagen der Oeſtreicher und die neuen Erfolge Napoleons mögen ihn wohl verſtimmen, und ich fürchte, er empfängt keine guten Nachrichten aus der Reſidenz; dort fehlt in der letzten Stunde der Entſchluß.“

„Unterdeß thun wir das unſere,“ ſagte der Doktor ruhig. „Sieh auch die Uebungen unſerer Mannſchaft an.“

„Kommen Sie, Drachentöter,“ rief der Einnehmer dem Freunde zu, „wir wandern ein wenig zwiſchen den Tiſchen, uns das Völkchen zu betrachten. Hier können Sie die Verdorbenheit unſeres Jahrhunderts deutlich erkennen. Mancher Rock iſt ſchäbig und geflickt, weil der Beſitzer allzutief verſunken iſt, und mancher Mann verſchwendet hier ſeinen letzten Groſchen, um die Cichorie mitzutrinken. Auch die Erhebung der Gemüther, welche jetzt bei uns beginnen ſoll, iſt bereits zu beobachten; denn während die Leute alle Fehler ihrer Mitmenſchen ſcharfſinnig beſprechen, bauſcht ſich ihr eigenes Selbſtgefühl auf und ſie ziehen am Abend tugendhaft und erhoben nach Hauſe. — Wer iſt der Fremde, der hier umherſtreicht, er ſcheint Sie ſcharf ins Auge zu faſſen.“

„Ich kenne ihn nicht,“ verſetzte der Doktor, „er iſt wohl Gaſt eines Städters.“

„Er ſieht mir nicht ſo aus," ſagte der Einnehmer, „ich will mich doch beim Kaffeewirth erkundigen, der kennt Jedermann aus der Umgegend. — Dort ſitzt auch der Hauptmann und trinkt unter den Bürgern ſo gemüthlich Kaffee, als hätte er niemals einen Kriegszug gegen Störche gemacht; das Beſte an ihm iſt ſeine Schweſter."

Am Waldrande in einer Ecke hatte ſich die reducirte Kriegsmacht gelagert, der alte Major, der Hauptmann und das Fräulein. Die Männer rauchten ſteif und ernſthaft und wechſelten nur zuweilen kurze Reden, das Fräulein aber klapperte geſchäftig mit den Taſſen und ihre Augen blickten fröhlich in die große Geſellſchaft, denn ſie hatte heut früh dem Bruder viele Groſchen im Beutelchen gewieſen, die ſie ſich mit ihrer fleißigen Hand verdient, und hatte ihn und den Major als ihre Gäſte eingeladen. Darum ſtand auch ein ganzer Teller Kuchen auf dem Tiſch, und während ſie eingoß, mahnte ſie die Herren ſo dringend, das Backwerk nicht zu vergeſſen, daß der Major die Pfeife wegſtellte und ritterlich nach dem Teller griff. Um den Bruder machte ſie ſich weniger Sorge, denn was nicht verzehrt wurde, packte ſie in das Körbchen, und er mußte es morgen doch eſſen.

Während das Fräulein auf den artigen Gruß der vorübergehenden Freunde dankte, erröthete ſie ein wenig: „Der Herr Einnehmer weiß gewiß," dachte ſie, „daß ich ſeine Hemden genäht habe, er wird mich wegen des vielen Kuchens für eine Verſchwenderin halten."

Aber als der Doktor ſie freundlich anredete, gewann ſie ſogleich die Unbefangenheit wieder und ſprach mit ihm in ſicherer Haltung als eine kluge kleine Dame, die auch weiß, was ihr gebührt.

„Mich wundert,“ ſagte der Major den beiden Freunden nachſehend, „daß unſer Doktor ſich auf dieſen neuen Schwindel mit der Freikompagnie eingelaſſen hat.“ Aus der Ferne pufſte eine Salve. „Die Himmelhunde plackern,“ brummte verächtlich der Hauptmann und blies eine Wolke.

Und wieder eine Salve. „Wir wollen doch einmal das Kinderſpiel anſehen,“ rieth der Major und erhob ſich. Sogleich that der Hauptmann dasſelbe, das Fräulein packte ſchnell ihren Kuchen zuſammen und ſie gingen zu drei nach dem Uebungsplatz. Dort ſahen ſie eine Weile zu und vermehrten durchaus nicht das Behagen der Kompagnie; denn der Unterofficier wurde, ſeit er die großen Herren zu Zuſchauern hatte, ſtrenge und tadelſüchtig, und verlangte Schweres von der Mannſchaft. Die Officiere, welche ſeit Jahren mit Tritt und Griff nur in ihren Träumen zu thun gehabt hatten, betrachteten die Sache vornehm und überlegen, aber doch mit ſteigendem Antheil. Endlich raunte der Major dem Aſſeſſor, welcher grade bei ihm vorbeimarſchirte, halblaut zu: „Gewehr anziehen!“ Darauf ruckte auch der Hauptmann leiſe mit den Armen, um den Tritt der Kompagnie gewiſſermaßen durch moraliſche Nachhilfe zu kräftigen, bis er endlich ausbrach: „Donnerwetter, Unterofficier, laſſen Sie die Leute Diſtanz halten!“

„Es wird dem Mann allein zu ſchwer,“ bemerkte mitleidig der Major; und im nächſten Augenblick marſchirten die Officiere, jeder neben einem Zuge, auf dem Exerzierplatz umher, bis der Unterofficier ſtolz über ſolche Hilfe in Linie aufmarſchiren und das Gewehr präſentiren ließ. „Ein Vivat den Herren Officieren!“ Luſtig ſchrie die Kompagnie nach. Die beiden Herren dankten und ſahen einander betroffen an. „Es iſt doch zu nichts gut als zur Bewegung,“ ſagte der Major mit nachſichtigem Lächeln.

Der Schießplatz war aber ſeit alter Zeit auch deshalb berühmt, weil ſich auf ihm dicht neben den wilden Waffenthaten der Männer Holdes und Menſchenfreundliches ereignete: zarte Annäherung, anmuthiges Wiederſehen und dergleichen. Viele reich geſegnete Ehen waren dort eingeleitet worden und die Hausfrauen führten ihre Kleinen gern unter die Linden, weil ihnen ſelbſt die Stätte durch große Erinnerungen geweiht war, welche wie unſichtbare Blumengewinde um Bäume und Tiſche hingen.

Arglos ſtand Fräulein Minchen, von ihren Herren verlaſſen, unter den Zuſchauern und beobachtete die kriegeriſchen Bewegungen mit beſſerem Verſtändniß als der Einnehmer, ſie ahnte auch nichts von dem tiefen Mißtrauen, mit welchem dieſer ſie ſelbſt betrachtete. Denn Herr Köhler erwartete jede Woche zu hören, daß ſie als weiblicher Robinſon mit der Flöte ſtatt Sonnenſchirm und mit dem Lama, ihrem Bruder in die weite Welt gezogen ſei. Endlich überreichte er ihr in einer Verbeugung das Taſchentuch, welches heruntergefallen war, und begann ein kleines Geſpräch über Sonnenſchein und Feſtfreude. „Da ſehen Sie den neuen Bürgermeiſter ſelbſt Soldaten ſpielen.“

„Er macht ſeine Sache recht gut,“ ſagte das Fräulein.

„Mit dieſer Städteordnung kommen allerlei Ideen auf,“ fuhr der Einnehmer fort; „nicht nur die Großen, auch die Kinder ſollen auf neue Weiſe gedrillt werden. Der Bürgermeiſter hat die Abſicht, für arme Mädchen, große und kleine, eine Art Schule einzurichten, wo ſie allerlei Weibliches erlernen, und er frug mich, ob ich Jemanden wüßte, der gegen ein Entgelt, das freilich gering iſt, eine ſolche Anſtalt übernehmen würde. Eine Stube im Schulhauſe iſt dafür beſtimmt und es handelt ſich nur noch um die Lehrerin. Man wollte deshalb Sie um Ihren Rath fragen. Wiſſen Sie Jemand nachzuweiſen, ſo thun Sie ein gutes Werk.“

Das Fräulein ſah den Einnehmer mit großen Augen an. „Sie haben dabei an mich gedacht.“

„Seit ich Sie damals im Kriege auf dieſem Platze unter den Soldaten ſah,“ antwortete Herr Köhler, „glaube ich allerdings, daß Sie eine gute Lehrerin ſein könnten, aber die Stelle Ihnen anzutragen, wird der Bürgermeiſter kaum wagen, da die Stadt gegenwärtig arm iſt.“

„Ich bin auch arm,“ ſagte das Fräulein mit feſter Stimme, „und eine ſichere Einnahme, auch eine geringe, wäre für mich ein großes Glück. Wenn Sie meinen, daß ich brauchbar bin, ſo würde ich mit Freuden annehmen.“

„Es wären täglich zwei Stunden und außer den Feſtwochen nur ein Mal im Sommer Ferien.“ Und dabei dachte er: warte, Robinſon, du ſollſt kein Kanoe behalten, auf dem du in der Ferne Abenteuer ſuchen kannſt.

„Das würde ich gerade noch übernehmen dürfen,“ ſagte ſie mit glänzenden Augen, „ich hätte dann noch Zeit genug für unſere kleine Wirthſchaft im Hauſe.“

„Dann alſo wird der Bürgermeiſter kommen,“ ſchloß Herr Köhler gleichmüthig, damit die Dankbarkeit, mit welcher ſie ihn betrachtete, ſich nicht in Worten ausdrücke. Und er empfahl ſich mit weltmänniſcher Kürze. Er hatte kein gutes Gewiſſen, denn er ſelbſt hatte längere Zeit intriguirt und gemahnt, bis der neue Magiſtrat, welcher die dringende Nothwendigkeit ſolcher Schule nicht ſofort begriff, zu dem Entſchluß gekommen war.

Auch der Doktor konnte ſich der geheimnißvollen Begabung des Schießplatzes nicht ganz entziehen. Zwiſchen ihm und dem Ackerwirth Krauſe war im letzten Jahre ganz beſondere Wohlmeinung erwachſen, nicht durch das Vaterland allein veranlaßt. Auch heut hatte der Schützengaſt auf viele Fragen zu antworten: Lieſel hatte das zweite taufen laſſen, Bärbel erwartete das erſte, und Henriette war thätig im Hauſe und für die Bedürftigen der Gemeinde beſorgt, wie immer. Dennoch ſchloß Krauſe ſeinen Bericht mit Kopfſchütteln: „Der Herr Senior iſt als ein redlicher Mann und auch als getreuer Seelſorger in der Umgegend geſchätzt, aber die Leute verdenken ihm jetzt, daß er von den Lieferungen an die

Feſtung gänzlich befreit iſt. Wenn die Kommandos der Franzoſen durch den Kreis reiten, halten ſie bei ihm an zu einem Frühſtück und Glaſe Wein. Mehr als einer von den Eingepfarrten hat den Geiſtlichen mit dieſen Leuten am Tiſche geſehen; deshalb ſchelten Manche die Familie Franzoſenfreunde. Meine Frau ſagt, ſie wiſſe am beſten, daß man dem Senior und noch mehr dem Fräulein Unrecht thut, aber es iſt kein Wunder, daß ſolches Gerede entſteht. Auch der Kirchenbeſuch hat abgenommen."

In dem ſtillen Pfarrgarten blühten wieder die Roſen, und durch das ſtachlige Geäſt der Schlehen und Brombeeren ſchlüpften vorſichtig die Zaunkönige. Das erſte Heimweſen hatte ihnen der Kater zerriſſen, jetzt waren ſie geſchäftig bei der zweiten Brut, das Weibchen ſaß ſtill auf dem Neſte, aber der kleine Herr fuhr heimlich zwiſchen Ranken und Dornen dahin und trug Gutes für die Wirthſchaft herzu; und wenn er einmal mit ſeiner feinen Stimme anſchlug, antwortete kaum hörbar das Weibchen. Henriette, welche das leiſe Locken der Kleinen vernahm, rührte an die Stelle des Mieders, wo ſie den letzten Brief des Doktors bewahrte. Wieder war Jahr und Tag vergangen ſeit jener Unterredung auf dem Waſſer, noch immer lag das Verhängnißvolle ſchwer auf ihr, aber in ihr ſelbſt war ein neuer Sommer erblüht, denn ſtolz fühlte ſie ſich als die Freundin und Vertraute des Mannes, der ihr lieb war. Von dem Inhalt ſeines Lebens war in das ihre übergegangen. Seine Hoffnung und Arbeit für das geknechtete Heimatland, Vieles was er über den Weltlauf dachte und was ihm von Trauer und Freude bei Ausübung ſeines Berufes durch das Gemüth ging, das empfand ſie mit, in ihrer Einſamkeit gehoben durch den Zauber dieſer Bundesgenoſſenſchaft. Nur ſelten hatte ſie ihn geſehen, immer im Zwange größerer Geſellſchaft, und nie hatte er in der Zeit etwas Anderes zu ihr geſprochen, als was auch Fremde hören konnten, aber in ſeinem Blick und im Ton ſeiner Rede vernahm ſie dasſelbe, was aus allen ſeinen Briefen klang. Auch wenn er ſchrieb, vermied er, von ſeinen Gefühlen zu ſprechen, die Leſerin fand doch in jeder Zeile die treue Liebe.

Ein Poſtillon blies, die Extrapoſt fuhr im Hofe an und Henriette eilte nach dem Hauſe. Sie traf die Eltern in Begrüßung eines Fremden, der das Deutſche wie ein Franzoſe ſprach. Es war ein behender junger Mann, der keine Uniform trug, aber durch ſeine Haltung verrieth, daß er Officier war. Als der Vater die Tochter vorſtellte, begann der artige Gaſt: „Es macht mich glücklich die Huldigung, deren Bote ich bin, ſelbſt an Mademoiſelle ausrichten zu können, Major Deſſalle hat mir aufgetragen hier einzutreten und dieſen Brief dem Herrn Pfarrer zu übergeben.“ Der Senior brach auf. „Der Brief enthält nichts als die Mittheilung, daß Herr Deſſalle befördert worden, und verweiſt uns im Uebrigen auf Sie, verehrter Herr.“

„Mir iſt nur auf kurze Zeit das Glück zu Theil geworden, in Paris mit dem Major zuſammen zu ſein; er war mit Aufträgen aus Spanien an die Donau zum

Kaiſer geſandt und mußte nach ſeiner Audienz wieder über die Pyrenäen.“

„In das wilde Land und in dieſen unbarmherzigen Kampf!“ bedauerte gutherzig der Senior. „Vor Jahr und Tag empfingen wir einen ähnlichen kurzen Brief von Paris, worin er mittheilte, daß er aus Italien zurückgekehrt ſei und zur ſpaniſchen Armee abgehe. Dies iſt die erſte Nachricht, die wir ſeitdem erhalten.“

„Das Schickſal des Soldaten!“ antwortete mitfühlend der Franzoſe. „Ich ahne jetzt, wie ſchwer mein Freund die Entbehrung empfindet, welche ihm der Dienſt auflegt.“

„Aber noch ſtehen Sie,“ rief die Frau Paſtorin. „Henriette vergiß nicht die Sorge für unſern Gaſt.“ Die Tochter eilte hinaus und preßte die Hand gegen ihr hämmerndes Herz.

Als ſie den Wein hereinbrachte, war der Fremde in lebendiger Unterhaltung mit den Eltern. Sie ſchenkte ein, als ihr der Franzoſe ritterlich einen Stuhl herantrug, lehnte ſie ab, ging mit dem Schlüſſelbund hin und her, ihre Unruhe zu verbergen, blieb nur zuweilen am Tiſche ſtehen und hörte mit halbem Ohr Bruchſtücke des Geſpräches.

Der Ungarwein und die harmloſen Fragen des Seniors machten den Franzoſen zutraulich: „Es thut wohl, endlich einmal wieder unter Gutgeſinnten zu ſein; auf den letzten Stationen hatte ich finſtre Blicke und Ungefälligkeit zu ertragen.“

„Es iſt ja jetzt Friede,“ bedauerte der Paſtor, „und wir beten, daß der ſchreckliche Krieg uns fortan verſchone.“

„Nicht Jeder in dieſem Lande denkt ſo," antwortete der Fremde, zog ſeine Brieftaſche hervor und blätterte darin. „Kennen Sie einen Doktor König hier in der Gegend?"

„Ja wohl," antwortete der Senior ohne Behagen; „er hat früher einmal meine Frau behandelt, aber als ſpäter meine Tochter erkrankte, hatte ſie eine Abneigung, ihn zu Rathe zu ziehen, und ſeit mehren Jahren beſucht uns der Arzt aus einer anderen Stadt."

„Ihre Demoiſelle Tochter hatte die richtige Empfindung, als ſie ſich weigerte, dem erwähnten Manne ihr Vertrauen zu ſchenken." Henriette ſtand unbeweglich und ſah dem Franzoſen voll ins Geſicht. „Meine Reiſe geht auch ihn an," fuhr dieſer geſchwätzig fort. „Er iſt ein gefährliches Subjekt."

„Das thut mir leid," ſagte der ehrliche Senior; „ich wünſche nur, daß er ſich als unſchuldig ausweiſe."

Der Franzoſe lächelte. „Es wird gut für ihn ſein, wenn er das vermag."

„Sie ſollen ihn doch nicht bei unſrer Regierung belangen?" frug der Senior.

Der Franzoſe lächelte wieder. „Der Kaiſer liebt ein kurzes Verfahren und wartet in ſolchen Fällen nicht darauf, was den Regierungen belieben wird." Er brach ab und frug nach der Entfernung bis zur nächſten Feſtung. Denn dieſe war im Beſitz der Franzoſen geblieben, auch nachdem ihre Truppen die übrige Provinz geräumt hatten.

Henriette trat jetzt an den Tiſch, und ſagte langſam, wie Jemand, der auswendig Gelerntes herſagt: „Ich hoffe, der Herr wird uns die Ehre erweiſen, heut in unſerem Hauſe vorlieb zu nehmen; ein Abendeſſen und eine Nachtruhe wird Ihnen nach der langen Reiſe gut thun.“

„Ich handle gegen meine Ordre,“ verſetzte der höfliche Franzoſe, „aber ich vermag einer Einladung aus Ihrem Munde nicht ganz zu widerſtehen. Sie werden mir erlauben, heut zur Nacht nach der nächſten Station aufzubrechen, wo mich ein Kommando aus unſrer Garniſon erwartet, denn mein Auftrag hat Eile.“

„Dann machen wir ſogleich zurecht, was Sie bedürfen.“

„Eine ſtolze Schönheit,“ ſagte der Franzoſe ihr nachſehend mit dreiſter Artigkeit. „Major Deſſalle hat Geſchmack und ich finde, er iſt zu beneiden.“

Henriette ging in die Küche, befahl ruhig den Mädchen und half ſelbſt. Auch während des Abendeſſens ging ſie ab und zu und trug ſelbſt den Wein auf. „Es iſt franzöſiſcher Wein, mein Herr,“ ſagte ſie mit kaltem Lächeln. „Wir wiſſen Ihnen nichts Beſſeres anzubieten.“ Sie ſetzte ſich einen Augenblick mit zu Tiſch, doch aß ſie nicht und antwortete auf die Einladung des Fremden, daß heut für ſie Faſttag ſei. Nach dem Eſſen verneigte ſie ſich vor dem Gaſte, ſagte Vater und Mutter gute Nacht und ſetzte gleichgültig hinzu: „Das Bärbel hat heut hergeſchickt; ich will morgen mit dem Frühſten nach ihr ſehen, ſie erwartet ihre Stunde.“

„Weshalb will Mademoiſelle uns verlaſſen?“ frug der Franzoſe mit aufſteigendem Argwohn.

„Entbindung einer Freundin.“ erklärte der Senior. „Ah ſo.“ ſagte der Fremde, zufrieden daß ihn die zarte Angelegenheit nichts anging.

Henriette rief die alte Magd Suſanne in ihre Stube: „Du biſt treu und klug, heut ſollſt du mir das beweiſen. Wenn von jetzt ab nach mir gefragt wird, ſo ſage, ich ſei zum Bärbel gegangen.“ Sie verhüllte ihr Haupt und ſchlug ein dunkles Tuch um die Schultern. „Schließe hinter mir die Gartenthür!“

„Sie wollen doch nicht hinaus?“ frug die Magd entſetzt, „zur Nacht und in dieſer unſicheren Zeit.“

„Dies iſt die Zeit, bei Nacht zu gehen,“ antwortete Henriette, das Tuch zuſammenſteckend. „Wo iſt der Knecht?“ — „Im Stall mit dem Poſtillon des fremden Herrn.“

„Er darf von nichts wiſſen — und wo iſt Chriſtian mit dem Hunde?“

„Er ſitzt noch im Hirtenhauſe, wird aber bald zur Nachtwache kommen.“

„Schnell, damit der Hund nicht anſchlägt, wenn er meinen Tritt hört. Bete für mich, Suſanne, und ſchweige.“ Sie eilte durch den Garten bei dem alten Brunnen vorüber auf die Landſtraße. Dort ging ſie mit ruhigem Schritt vorwärts. „Ich muß die Kraft ſparen,“ ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „der Weg iſt weit, aber ich habe die ganze Nacht vor mir.“ Sie ſpähte mit ſcharfem Blick auf die Straße und in die Landſchaft. Durch das gebrochene Gewölk ſchien bald heller bald ſchwächer ein graues Dämmerlicht, es warf viele ſeltſame Schatten ihrer Geſtalt auf den Weg, hierhin und dorthin, rings um ſie im Kreiſe. Zuweilen blieb ſie neben einem Baumſtamm ſtehen und lauſchte; Alles war ſtill, nur die Fröſche ſchrieen luſtig im Sumpfe, die Grillen zirpten und in dem nahen Dorf bellten die Hunde. In der Niederung zur Seite lag weißer Dampf am Boden, wie eine Waſſerfläche breitete er ſich über Gräſer und Blüthen des Grundes. „Dort iſt der Richtweg, der mich ſchneller fördert, und ich vermeide den Wagen des Feindes.“ Sie verließ die Straße, betrat das große Ried, welches ſich in ihrer Richtung weit hinzog, und achtete ſorglich auf die kleinen Erdhaufen, die Zeichen des Weges. Der Nebel deckte ihr die Füße bis an die Knie und der Landmann in dem nahen Weiler, welcher die hohe Geſtalt lautlos an ſich vorüberſchweben ſah, nahm erſchrocken den Hut vor die Augen und ſprach einen frommen Spruch hinein, damit ihn der Geiſt nicht ſchädige.

„Jetzt denkt er meiner,“ ſagte ſie vor ſich hin, „denn mir will das Herz zerſpringen vor Sorge und Gram um ihn. Immer hat mich getröſtet, wenn mein Jammer unerträglich wurde und die Sehnſucht nach Rettung übergroß, daß auch ihm in derſelben Stunde das Herz ſchwer ſein müßte bei dem Gedanken an mich. Zu dieſer Zeit kommt er wohl heim von einem Kranken, vielleicht auch aus luſtiger Geſellſchaft, und wenn er in ſeine Stube tritt, ſieht er, wie das Sternenlicht ein bleiches Fenſter auf der Diele malt, dann fällt ihm jener Abend ein, an dem er den Brief des Vaters erhielt, und noch ein anderer Abend, wo er neben mir ſaß auf der Bank. Zwiſchen uns war nur ein heller Strahl Mondenſchein und der Strahl ſchien über meine Hand, da legte er ſeine Hand auf die meine und der Strahl war wieder da, er konnte ihn nicht zudecken, wie er als Knabe immer gewollt. Er weiß nicht, wie oft ich in meiner Kammer die Hand auf das Fenſterbrett gelegt habe, damit der liebe Mond ſein Licht ebenſo darauf werfe, wie damals. Seitdem haben wir ſchwere Jahre verlebt und von dem Fluch, der auf mir liegt, vermag auch er mich nicht zu löſen."

So ſchritt ſie vorwärts eine Meile und die andere. Das letzte bleiche Abendroth rückte am Himmel langſam gen Norden und die Jungfrau wandte zuweilen den Blick rückwärts und ſuchte den Schein. „Im Sommer mahnſt du, freundliches Licht, wie geheime Hoffnung daran, daß die Sonne in der Nähe bleibt und in Kurzem wieder heraufſteigen wird über die grünende Erde; wenn aber im Winter von jener Stelle die rothe Lohe aufſteigt und den Himmel mit Flammen und zuckendem Glanze anfüllt, dann entſetzen ſich die Dorfleute und wahrſagen Böſes. Ach das ſchwerſte Unheil kommt plötzlich über den Ahnungsloſen, mitten in Friede und Freude bricht es hinein. Als ich heut am Dornenſtrauch ſtand und das Zwitſchern der kleinen Vögel hörte, war mir freudig zu Muth und ich dachte an nichts, als an den heimlichen Geſang, der von ihm zu mir klingt. Die Kleinen ahnen es auch nicht, wenn das Raubthier gegen ſie heranſchleicht." Und ihr Schritt wurde ſchneller.

Zur Seite lag der Hof, in welchem ihre Geſpielin wohnte; vielleicht wachte ſie jetzt im Bett, über die Wiege des Kindes gebeugt. Und die Wanderin dachte daran, ob ſie an das Thor pochen ſollte, um den Beiſtand ihrer Vertrauten wachzurufen, aber ſie ſchüttelte das Haupt und ſchritt ſchnell vorüber. In dem Marktflecken ſchlug die Uhr Mitternacht und in weiter Entfernung hallte aus den Dörfern derſelbe Schlag; die ängſtliche Stunde der Nacht begann. Daheim, als ſie noch Kind war, hatte auch ihr in dieſer Stunde vor dem Friedhofe gegraut, aber ſpäter war ſie oft bei Nacht über die Stätte gegangen und hatte der Furcht ſich entwöhnt. Vor ſich ſah ſie die Umriſſe des Gehölzes, durch welches der Weg führte und beſorgt ſpähte ſie in die dunkle Maſſe des Laubwerkes, das ſich wie aus ſchwarzem Stein gehauen vor ihr hinzog. Dort unter dem erſten Buſch, der am Wege ſtand, entdeckte ſie in der fahlen Dämmerung undeutlich eine menſchliche Geſtalt. Ein Mann lag am Boden. Da durchfuhr ſie heiße bebende Angſt; der Gedanke an jenen ſchrecklichen Tag im Pfarrhauſe, alles Entſetzen, das ſie ſeitdem in der Erinnerung empfunden, wurden in ihr übermächtig, ſie flog dahin wie ein geſcheuchtes Wild. Ein Thier des Waldes ſprang neben ihr auf und neues Entſetzen ſchüttelte ihr die Glieder; lange lief ſie, Athem und Kraft begannen zu verſagen. Erſt als ſie wieder ins Freie gekommen war, blickte ſie zurück und erkannte, daß Niemand folgte. Sie lehnte ſich an einen Baum des Weges, bis der Herzſchlag, der ihr die Bruſt zu zerſprengen drehte, beruhigt war, und wieder dachte ſie, wie der geliebte Mann jetzt ahnungslos im Schlummer lag, während das Verderben unſichtbar auf ſchnellen Roſſen gegen ihn heranzog. Sie ſah ihn unter den Feinden ſtehen, hochaufgerichtet, das Antlitz bleich und zuſammengezogen, wie es damals war, als ſie ihm von der Treppe nachgeblickt hatte, ſie ſah die Gewehre der Feinde gegen ihn im Anſchlage und hörte die Salve, mit welcher der böſe Feind einen Deutſchen, der ihm verhaßt war, vom Leben ſchied. Da zuckte ſie zuſammen und wankte wieder vorwärts, muthlos und halbgebrochen. Dort bei der großen Linde ſtand ein ſteinernes Kreuz aus alter Zeit. Sie lehnte ſich an den Stein, ſchlug die Hände zuſammen, neigte das Haupt und bat für ſeine Rettung, bis die finſtere Einbildung verſchwand.

Mit neuem Muthe ging ſie weiter. Es war jetzt hohe Nacht, auch die leiſen Töne der Natur waren verſtummt, rings um ſie feierliches Schweigen.

Als er noch klein war, dachte ſie, hat ihm ſein Vater die Händchen im Bett zuſammengelegt und die holde Kindergeſtalt mit Freuden betrachtet, wie ſie im Schlummer gleich einem Engel dalag, die bräunlichen Haare kräuſelten ſich ſchon damals zu Locken, roſig waren die Bäckchen, die Beinchen hatte er heraufgezogen, wie die Art der ſchlafenden Kinder iſt, und die kleinen Finger halbgeſchloſſen. „Lieber, ſüßer Knabe, jetzt biſt du recht groß geworden, aber wenn ein heitrer Schein über dein Antlitz zieht, dann blicken die Augen ſo voll und unſchuldig wie die eines Kindes in die Welt.“

Sie kam durch ein Dorf; in einer Seitengaſſe ſang der Wächter und blies herzhaft in ſein Horn. Hier war es friedlich und ſicher und ſie ſetzte ſich auf eine Bank, die vor der Schenke ſtand. Der Morgen war nahe und das Schwerſte vorüber, ſie hörte den Hufſchlag der Pferde im Stall und das Schnauben, mit welchem ſie ihr Futter erwarteten. Wohin würde er flüchten, wenn ihre Warnung kam? Sie wußte es wohl: in die Berge der Grafſchaft, wo jetzt ſein vornehmer Freund weilte. Und ſie nickte zufrieden mit dem Haupt. Der würde wohl Rath wiſſen, und wenn das Volk aufſtand und der Kampf losbrach gegen den hinterliſtigen Kaiſer, dann zog der Geliebte an der Seite des Grafen hinaus, ach, hinaus in neue Gefahr. Wieder ſah ſie auf zum Sternenhimmel. „Friſch, Mädchen! bald krähen die Hähne,“ ermunterte ſie ſich ſelbſt.

Das erſte fahle Licht des Morgens hob ſich und immer noch ſchritt die verhüllte Geſtalt den Weg dahin, der Thau hing ſich in Haar und Tuch, die Tropfen rannen ihr von der Stirn herab; war es das Waſſer der Luft oder der Angſtſchweiß der Ermüdeten? Das roſige Frühlicht breitete ſich über den Himmel und die Lerche ſang in der Höhe; aber ſchreckhaft klang ihr das Getriller des Vogels. Was geſchlafen hatte, erwachte, auch die Gefahr fuhr mit Windeseile heran, ſo langſam war ihr Schritt und endlos dehnte ſich die Straße. Die Spitzen der hohen Pappeln färbten ſich mit bräunlichem Gold und auf dem Raſen am Wege konnte man deutlich die grauen Thauperlen erkennen.

Wie würde er erſchrecken, wenn er ſie ſah! Sie ſchüttelte das Haupt. „Er weiß wohl, daß ich nicht geringer Dinge wegen zu ihm komme, wenn ich eintrete, ahnt er auch, was ich bringe; er iſt ein muthiger Mann und ſorgt bei Zeiten für alle Fälle, ſein kleiner Mantelſack iſt immer gepackt, wie er mir einſt geſchrieben, damit er ſich nicht verweile, wenn er zu einem Schwerkranken über Land gerufen wird. Er rafft ſchnell ſeine Papiere zuſammen, die geheimen Briefe, in denen von der Rüſtung die Rede iſt; dann ſchlägt er den Mantel um, nimmt den Reiſeſack und geht mit mir aus ſeiner Wohnung, ohne Jemandem zu ſagen, wohin. Ich aber weiche nicht von ſeiner Seite, bis er im Wagen zu einem Thore hinausfährt, welches von den Feinden abliegt. O Vater des Himmels, laß mich dieſen Augenblick erleben!“

Sie ſah die Strohdächer der Vorſtadt im Morgenlicht geröthet und hörte in den Höfen das Gebrumm der Rinder. Kein lebendes Weſen war ihr begegnet, als wollten Nacht und Morgen liebevoll das Geheimniß der Wanderin bewahren. Sie kam an das Stadtthor, noch war es verſchloſſen und ſie lehnte ſich einen Augenblick an die Mauer, bevor ſie mit dem ſchweren Klopfer pochte. Schlaftrunken rief der Wächter: „Werda?“ — „Eine Kranke, welche Arznei begehrt,“ die Thorflügel drehten ſich ſchwerfällig in ihren Angeln und ſie frug nach der Wohnung des Arztes. Auch in der Stadt war es ſtill, kein Menſch auf den Straßen, Thüren und Fenſterläden geſchloſſen und vom röthlichen Lichte gefärbt. Sie ſchritt haſtig auf den Markt, ſuchte das Schild des Doktors und faßte nach dem Klingelzug, da wollte ihr die Kraft verſagen, betäubt ſetzte ſie ſich auf die Schwelle und verhüllte ihr Angeſicht im Tuche.

Aber als in der Ferne ein Wagen raſſelte, ſprang ſie auf und riß an der Klingel. Der Doktor war bereits bei der Arbeit und zu ſprechen. Sie trat ſchnell ein und ſchloß hinter ſich die Stubenthür. „Retten Sie ſich," rief ſie, „die Franzoſen ſind auf dem Wege Sie aufzuheben." Der Doktor ſprang auf und erkannte die verhüllte Geſtalt, er eilte auf die Wankende zu und umfaßte ſie mit ſeinen Armen. Sie lag an ſeiner Bruſt und weinte, aufgelöſt in bangem Schmerz, wie ein Kind am Herzen der Mutter.

## 9.

## Banges Harren.

Am ſpäten Abend fuhr der Wagen des Flüchtigen in den Hof des Grafen. Ueberraſcht erhob ſich dieſer von ſeinem Arbeitstiſch, als der Doktor eintrat. „Das Neue, was Sie bringen, iſt nichts Gutes," rief er bei der warmen Begrüßung, „ich ſehe es Ihnen an."

„Ich komme leider in perſönlichen Angelegenheiten. Napoleon hat Befehl ertheilt, mich durch die franzöſiſche Beſatzung von Glogau aufheben zu laſſen. Die Warnung ging mir von einer Seite zu, welche keinen Zweifel an dem Plane übrig ließ. Ich eile vor Allem zu Ihnen, denn es iſt möglich, daß nicht gegen mich allein ſo unerhörte Gewaltthat beabſichtigt wird."

„Auch ich lebe hier von Spähern umgeben, aber ich bin ein erfahrener Verſchwörer, und nahe an der Grenze. Haben Sie etwas zurücklaſſen müſſen, was Sie nicht in fremder Hand ſehen möchten?"

„Hier iſt meine Korreſpondenz," antwortete der Doktor, „ich will ſie am liebſten bei Ihnen niederlegen."

„Vortrefflich!“ ſagte der Graf. „Iſt es leicht, Ihrem Wege hierher nachzuſpüren?“

„Ich habe den Wagen mehre Mal gewechſelt.“

„Sie haben alſo jedenfalls Zeit bis morgen bei mir auszuruhen. Der Sturm erhebt ſich auch von unſrer Seite gegen den Kaiſer, wir ſtehen am Kriege. Die Gewaltthat, welche er gegen Sie verſucht hat, iſt ein ſo auffälliger Angriff gegen die Ehre und Selbſtändigkeit einer Regierung, daß er dergleichen nicht oft wiederholen kann, ohne ſtarkes Geſchrei auch bei andern Nationen gegen ſich aufzuregen. Und da ihm hier die Sache mißlungen iſt, ſo bin ich überzeugt, daß er gegen Sie den tückiſchen Sprung nicht zum zweiten Male macht; man ſagt, daß die Beſtien vom Katzengeſchlecht beſchämt davongehen, wenn ihnen der Anſprung auf die gehoffte Beute mißglückt. Erklären wir ihm, was ich immer noch hoffe, in letzter Stunde den Krieg, ſo hat er um Anderes zu ſorgen, und bewahren wir in unſrer Schwäche den Frieden, ſo fällt für ihn der Grund weg, eine ſolche Razzia gegen einen einzelnen Fremden zu befehlen. Dennoch ſollen Sie ſich vorſehen. Unterdeß werde ich perſönlich dem ſchlechten Manne dafür zu Dank verpflichtet, daß er Sie in meine Arme geführt hat.“

„Mir iſt doch nicht verſtändlich,“ ſagte der Doktor nach Beſprechung ihrer gemeinſamen Thätigkeit, „wie grade ich, ein einfacher Privatmann am kleineren Ort, in beſcheidenen Verhältniſſen, zu der Ehre komme, von den Franzoſen in ſo auffälliger Weiſe heimgeſucht zu werden.“

„Weil Sie zufällig am leichteſten erreichbar waren,“ verſetzte der Graf, „Sie dürfen annehmen, daß der Kaiſer im Ganzen weiß, was wir treiben. Er wollte an einem von uns, gleichviel an wem, ein Exempel ſtatuiren, um unſerer Regierung ſeinen Argwohn und ſeine Verachtung zu zeigen, und um die Schwachen unter uns zu ſchrecken. Freilich weiß er auch, daß er gegen die Bewegung in den Gemüthern nichts ausrichten kann. Er kannte die Stimmung ſchon, als er uns im Frieden eine halbe Selbſtändigkeit bewilligte; ſeitdem hat, was in Spanien geſchieht, ſeine Sorge vor einer Volkserhebung unter uns ſo geſteigert, daß dieſe Sorge ihn wie ein Geſpenſt verfolgt.“

„Kannte er uns, ſo war er ein Thor, daß er unſern Staat nicht vernichtete,“ rief der Doktor.

„Wie gern hätte er es gethan! Aber die Vernichtung Preußens hätte die Habgier der großen Nachbarn erregt. Für ihn allein war die Mahlzeit zu groß, und dem Bären und zweiköpfigen Adler einen Theil zu überlaſſen, verbot ihm die Klugheit, deshalb ertrug die Tigerkatze knurrend, daß das gepackte Wild halbtot den Krallen entkam. Jetzt vertraut er darauf, daß unſerer Regierung die Kraft zu einem Entſchluß fehlen wird, denn er, der Mann von ſtahlhartem und ſchnellem Willen, mißachtet gründlich unſeren Herrn und hält die große Bedenklichkeit deſſelben für ſeinen beſten Verbündeten. Er weiß wohl, daß er auf unſerer Seite der Elbe nichts zu erwarten hat, als Feindſeligkeit. Im übrigen Deutſchland iſt das anders. Dort ſtreichelt er mit

Sammetpfoten die Dichter von Weimar, weil er annimmt, daß ſie großen Anhang unter den Gebildeten haben, denen ſolche Behandlung ihrer Größen wohlthun wird. Die deutſche Poeſie iſt ihm ſo gleichgültig, wie Geſchrei der Fröſche im Sumpf, und während er den Herren dort Artiges über ihre Mannhaftigkeit ſagt, iſt ihm die Mannhaftigkeit eines Doktor König, welcher in ſeinem Kreiſe zweihundert Gewehre gegen ihn erheben kann, viel wichtiger als aller Verskram, für den er ſich eine halbe Stunde vor den Audienzen vorbereitet hat. Da ihm die brutale Gewalt gegen Sie mißlungen iſt, ſo wird er vielleicht auf etwas Anderes ſinnen, was uns wehe thut. Die Beſtie in ihm iſt älter geworden und die Geſchmeidigkeit vermindert.“ Und als die Beiden ſpät in der Nacht ſich trennten, ſagte der Graf: „Ihr Zimmer iſt bereit. Morgen laſſe ich Sie über die Berge nach Böhmen fahren. Der Herzog von Braunſchweig hat dort ſeine Rüſtungen ſchneller beendigt, als wir und iſt bereits im Marſche gegen die Sachſen. Zu ihm ſende ich Sie, ich habe übernommen, unſre Landsleute, die von den ſchleſiſchen Beſitzungen des Herzogs kommen, an ihn abzugeben, und Sie werden dabei zu thun finden.“

Einige Tage nach der Flucht ſaß Henriette zwiſchen Bärbel's Bett und der Wiege, aus welcher ein kleiner Karl, das Abbild der Mutter, in die fremde Welt guckte. „Es war ſchon recht, daß du ſelbſt gegangen biſt, wenn's nur nicht bei Nacht geweſen wäre.“

„Wie durfte ich warten?“ ſagte Henriette.

„Ich hätte ſehn mögen, wie ſich der Doktor anſtellte,“ frug neugierig die Freundin.

„Gut,“ antwortete Henriette mit einem glücklichen Lächeln, „und grade ſo, wie ich gedacht hatte. Er nahm ſeine Sachen in die Hand und ging mit mir auf die Gaſſe. Dort waren erſt wenige Menſchen, wir kamen zu einem Bekannten von ihm, einem Fleiſchermeiſter, als die Leute eben aufſtanden. Die Frau war ſehr freundlich gegen mich, und weckte ein Fräulein, ein liebes Mädchen, das in demſelben Hauſe wohnt; dieſe kam ſogleich herunter, ihr empfahl mich der Doktor. Du hätteſt hören ſollen, wie herzlich er das that. Während der Fleiſcher ihm den Wagen beſpannte, hatte er noch eine ſchnelle Unterredung mit ſeinem Vetter, dem jungen Arzte. Ich ſtand am Wagen, als er abfuhr, und er hielt meine Hand, als die Pferde ſchon anzogen. Der Meiſter begleitete ihn bis zum Stadtwald, und kam mit gutem Beſcheid zu uns zurück. Vom Walde aus fuhr er meilenweit auf Nebenwegen, wo kein Fremder ſeine Spur finden konnte. Unterdeß holte der junge Herr für mich ein Fuhrwerk, das mich zur Lieſel bringen ſollte. Das Fräulein beſtand darauf, mich bis dahin zu begleiten. Wir waren etwa eine Stunde gefahren bis zu einer Wegſcheide, da wies der Kutſcher auf den andern Weg: „„Dort kommen franzöſiſche Soldaten.““ Wir wandten uns um und ſahen einen Kutſchwagen mit einer Anzahl bewaffneter Reiter in ſchnellem Trabe der Kreisſtadt zufahren. Fräulein Minchen hielt meine Hand feſt, doch keines von uns vermochte zu reden.

Nicht lange und ein einzelner Reiter ſprengte bei uns vorüber, wendete das Pferd und ſah in den Wagen. Ich hatte mir das Geſicht verhüllt und that, als ob ich ſchliefe. Der Mann rief dem Kutſcher zu „„woher und wohin?““ und als dieſer den Namen des Marktfleckens ſagte, rief er: „„Gut!““ und ritt zurück. Wir berechneten in großer Angſt den Vorſprung, den der Doktor hatte; er war doch ſchon einige Meilen voraus. Heut erhielt ich durch Lieſel einen Brief von ihm, daß er glücklich beim Grafen angekommen iſt. — Als ich mit Krauſe zu dir kam, lag dein Kleiner bereits in der Wiege. Du wirſt mich für eine untreue Freundin gehalten haben, Bärbel.“

„Ich wußte, es mußte ein großes Hinderniß ſein.“

„Und was mir lieb iſt,“ fuhr Henriette fort, „zu Hauſe haben ſie nichts von dem nächtlichen Gange gemerkt, die Mutter wunderte ſich nur, daß ich ſo ſehr ermüdet ausſah, und meinte, ich hätte mich um dich geängſtigt. Liebes Bärbel, dies Mal um einen Andern.“

„Jetzt ſind ſie Beide fort,“ klagte Bärbel, „und Niemand kann ſagen, wenn einer von ihnen wieder ſichtbar werden wird. Das iſt ein ſchlechter Zuſtand für dich, du haſt ſolches Schickſal nicht verdient.“

„Beklage mich nicht,“ rief Henriette. „Wünſche mir Glück, daß es ſo gekommen iſt, denn die Unſicherheit, in der ich lebte, iſt jetzt zu Ende. Da ich allein durch Nacht und Nebel ging, ſchwand die Wolke von meiner Seele, die mir bisher den Trübſinn gemacht hat; ich weiß jetzt, was ich zu thun habe. Es wird mir ſchwer, dies allein zu vollbringen ohne den Beiſtand des treuen Mannes, aber es muß geſchehen, und wenn er glücklich heimkehrt, ſoll er erfahren, daß ich redlich gegen ihn gehandelt habe."

„So iſt es recht," lobte Bärbel. „Aber wie willſt du den Andern fortſchicken, er iſt ja gar nicht vorhanden und kein Menſch kann ſagen, wo er verweilt. Das Land Spanien iſt unermeßlich weit und Alles voll von grauſamem Kriege. Auch der Poſtbote wird ihn nicht auffinden."

„Iſt es auch ſchwer," entgegnete Henriette, „ich ſuche mir einen Weg."

Aber Bärbel fuhr fort Unheil vorauszuſagen: „Seinen Ring mußt du ihm zurückſchicken." Henriette nickte. „Wie kannſt du hoffen, daß dieſer durch die wilden Länder zu ihm dringt? Sie werden unterwegs den Ring herausnehmen und den Brief zerreißen. Ich an deiner Stelle würde mich kurz entſchließen und den Hieſigen heiraten. Wer weiß, ob der Andere überhaupt kommt. Käme er, ſo müßte man ihm ſagen: warum ſind Sie ſo lange ausgeblieben? jetzt iſt es zu ſpät."

„Auch er trägt meinen Ring am Finger."

„Er hat ihn ja ſelbſt genommen."

„Und ihm hat Niemand widerſprochen," antwortete die Jungfrau traurig.

Aber das Weib, welches darnach rang unerträgliche Feſſeln zu löſen, die Männer, welche zum Kampf gegen den Feind rüſteten, alle Völker eines Welttheils, die ſich gegen die Tyrannei einer verhaßten Nation empörten, ſollten noch einmal vergebens hoffen, ſich winden und an ihrer Kette zerren. Nur um ſo tiefer ſchnitten die Bande in ihr Leben, auch der Widerſtand der Verzweiflung war vergeblich geweſen. Hütet euch, deutſche Herzen, daß der Muth nicht ſchwinde und die grünende Saat eurer Liebe nicht niedergetreten werde unter dem gepanzerten Tritt kalter, harter, tückiſcher Selbſtſucht, die eine fremde Nation und ihr gottverfluchter Meiſter gegen euch verüben.

Der Doktor erreichte an der ſächſiſchen Grenze das kleine Heer des Herzogs von Braunſchweig; dort war er bei Aufnahme ſeiner Landsleute thätig, die von den ſchleſiſchen Beſitzungen des Herzogs eintrafen. Er begleitete ihn bis nach Dresden und ritt beim Einzuge des Tapfern in die feindliche Reſidenz unter ſeinem Gefolge. Von dort kehrte er nach Böhmen zurück und weilte als vertrauter Agent ſeines Freundes in Prag, wo ſich eine große Zahl patriotiſcher Preußen geſammelt hatte.

Da kam wie ein Wetterſchlag die Botſchaft, daß Oeſtreich ſeinen Frieden mit Kaiſer Napoleon geſchloſſen habe. Ein Brief des Grafen, welcher dies mittheilte, rief ihn wieder nach dem Gute desſelben.

Der kranke Graf ſtreckte ihm von ſeinem Bett die Hand entgegen. „Hier liege ich, mein Freund; Sie wiſſen, daß meine Krankheit getäuſchte Erwartung heißt.“ Mit geheimer Trauer erkannte der Arzt die Fortſchritte, welche das Leiden des Kranken in den letzten Jahren gemacht hatte: „Ich verlaſſe Sie nicht, wenn Sie mich in

Ihrer Nähe dulden wollen, bis Sie ſich vom Lager erheben. Der Sorge um Gewehre und Patrontaſchen ſind wir ledig und Sie werden endlich Zeit gewinnen, an ſich ſelbſt zu denken. Wir hatten uns in der Jahrzahl verrechnet, nicht in unſrer Hoffnung.“

„Es freut mich, daß Sie ſo muthig wiederkehren, nachdem Sie überall Vereitlung wackrer Pläne erlebt haben,“ ſagte der Graf traurig.

„Ich war beſſer daran als Sie,“ verſetzte der Doktor. „Sie wurden täglich gequält durch die Nachrichten über wechſelnde Stimmungen an den Höfen und in den Kabinetten. Ich habe daheim und jetzt in der Fremde im Volke gelebt, da ſtellt ſich unſere Lage anders dar. Das glimmende Feuer des Haſſes vermag der Franzoſe nicht mehr auszutilgen; ein friſcher Luftzug, und die Flamme lodert zum Himmel!“

„Und wenn der ſtarke Luftzug in der rechten Stunde fehlt?“ frug der Graf.

„Es iſt ein alter Bauernglaube, daß jeder Hausbrand ſich zuletzt ſelbſt einen Wind erregt, der ihm die Flamme ſchürt. So wird es auch bei dem Feuer ſein, zu dem Sie die Scheite getragen haben. Wie fand der Kampf mit dem Fremden uns vor drei Jahren und wie jetzt? Damals ein friedliches Volk, hilflos gegenüber dem Widerwärtigen, auch in den Beſſern Unſicherheit und Mangel an Entſchluß. In drei Jahren hat der Kaiſer uns gegen ſeinen Willen zu Männern gemacht, und wenn wieder drei Jahre über das Land gezogen ſind, ſo bereiten wir ihm das Verderben.“

„Sagen Sie mir das alle Tage,“ bat der Kranke, „denn dieſer Glaube allein kann mir zur Geneſung helfen. — Der König iſt gegen mich gnädig geweſen,“ fuhr er abbrechend fort, „er hat mich zum Chef des Huſarenregimentes ernannt, bei welchem Ihre liebſten Bekannten ſtehen. Helwig führt eine Schwadron; und Ihr getreuer Hans iſt Stabstrompeter.“

„Dann werde auch ich in neuer Weiſe Ihr Untergebener,“ ſagte der Doktor, „denn ich habe mit dem Rittmeiſter beſprochen, daß ich im nächſten Kriege bei ſeiner Schwadron als Freiwilliger eintrete.“

Der Kriegslärm war verſtummt, der Friede, wie der Senior gewünſcht hatte, dem Lande erhalten, da ſaß der würdige Herr am Schreibtiſch und neben ihm die Tochter, und er ſchrieb zwei Briefe, die ihm beide ſchwer wurden. Den erſten an den franzöſiſchen Major. Darin verſicherte er in warmen Worten lebenslänglichen Dank und bekannte darauf, daß die Rückſicht auf das Glück ſeiner Tochter ihn nöthige, jene ſchnelle Verlobung rückgängig zu machen, er ſende den aufgeſteckten Ring zurück und bitte um Wiedergabe des Reifes, den ſein Kind am Finger getragen. In den Brief ſchloß er den Ring des Fremden ein. Den zweiten Brief aber ſchrieb er auf Henriettens Wunſch an Graf Götzen, erzählte darin kurz, was dieſer bereits wußte, und bat inſtändig, da ihm der Weg in das Feldlager der Franzoſen unbekannt ſei, daß der Graf bei der franzöſiſchen Geſandtſchaft Beförderung des inliegenden Schreibens an den Major befürworten möge.

Als kurze Zeit darauf eine freundliche Antwort des Grafen einlief mit der Anzeige, daß er das ſeine gethan und den Brief ſo ſicher als möglich befördert habe, fiel Henriette dem Vater um den Hals und zum erſten Mal ſeit mehren Jahren ſetzte ſie ſich an das Klavier und ſang die Lieblingslieder des Hauſes. In der nächſten Woche aber erbat ſie Erlaubniß, das Lieſel zu beſuchen. Denn der Doktor war wieder in der Heimat und hatte für dieſen Tag bei Krauſe ſeinen Beſuch angekündigt.

Draußen fuhr der Thauwind um die laubloſen Bäume und rauſte das Stroh am Scheunendach, auch in dem Gemüth der Menſchen bargen ſchwarze Wolken den fröhlichen Sonnenſchein. Aber als Henriette dem Freunde gegenüber ſtand, brach ihr die helle Freude in Thränen aus den Augen. Jetzt erſt gehörte er ihr, und ſie hatte ihn vor dem Verderben errettet.

Der Hauswirth wies ſeinen Gäſten vergnügt einen Quell, den er in ſeinen Hof geleitet hatte; das Waſſer, welches bis dahin heimlich in der Erde gefloſſen war, rann luſtig in den neuen Steinbehälter, um fortan im Sonnenlicht zu fließen, ſo lange thätige Menſchen im Hofe lebten. Die Liebenden ſtanden am Brunnen und zwiſchen ihnen plätſcherte leiſe das Waſſer, da erzählte Henriette von dem Briefe, den ſie durch den Vater an den Franzoſen gerichtet, und daß ſie den Ring von ſich abgethan; und ihre Geſtalt hob ſich in ſtolzer Freude, als ſie die Seligkeit in ſeinem Antlitz ſah.

„Ich hatte, während ich als Bote zu Ihnen ging, mir überlegt, daß ich dies thun müßte. Jetzt habe ich dadurch den inneren Frieden wiedergefunden, den ich lange entbehrt."

„Geliebtes Mädchen!" rief der Mann.

„Still, mein Freund," ſagte ſie feierlich. „Was Sie mir einſt geſchrieben von Schweigen und Entſagung, das gilt noch immer für uns Beide." Sie hielt ihren Finger, an dem einſt ihr Ring geſteckt, in den Quell. „Kein Waſſer wäſcht von dem Finger ab, daß der Andere ihn für ſich genommen, und nicht mein Wille allein vermag mich zu befreien."

„Ich werde Ihr Gefühl ehren, wenn es mir noch ſo ſchwer wird; aber iſt denn nöthig, daß ich noch immer Ihrem Hauſe fern bleibe? Dieſe Entbehrung iſt allzugroß."

„Sie iſt nöthig," ſagte Henriette bittend, „und nicht nur um der Leute willen" — ſie hob ihre Hand — „wenn der erſehnte Tag kommt, wo ich wieder habe, was mir genommen ward, dann, mein Freund, fegt Suſanne das Haus und ich trage Blumen hinein, Sie zu empfangen."

Armes Mädchen! Das war keine Zeit, Gutes zu hoffen.

Es iſt wieder einmal Sommer, der Tambour der Bürgerſchützen trommelt durch die Straßen und ladet zum Feſte, aber die Stadt iſt dies Mal nicht bereitwillig ſich zu freuen. Es iſt vieles nicht in der Ordnung. Die ganze Stadt ſieht heruntergekommen aus, die Hauswände ſind lange nicht neu getüncht, neue Häuſer ſind gar nicht gebaut und die ſchlechten Giebel der alten kaum nothdürftig gebeſſert. Die Menſchen gehen ernſt und mißvergnügt einher und die Zahl der fadenſcheinigen Röcke, welche der Steuereinnehmer genau kennt, iſt größer geworden. Die Schützen ziehen aus mit ihrer Muſik, und der Zieler trägt die Scheibe; dies Mal iſt nichts darauf als ein Hirſch, an welchem die grimmigen Hunde heraufſpringen. Das edle Thier hat den tödlichen Schuß empfangen, ſinkt auf die Knie und das Blut ſtrömt aus der Wunde. Es war die alte Geſchichte, aber der Künſtler wußte nichts Beſſeres und hatte ſie neu gemalt. Der Bürgerſchützen ſind weniger geworden, denn Manchem kommt das ganze Vergnügen zu theuer. Und wo iſt die Freikompagnie geblieben? Nur Einzelne davon treten in den Stand und ſchießen mit, weil ſie ſich einmal dazu verpflichtet haben. Unſer Freund, der Doktor, hält ſein Gewehr wie vor Jahren, aber er hat nicht nöthig ſich leiſe mit den Bekannten zu bereden. Auch die Geſellſchaft, welche unter den Linden Kaffee trinkt, ſcheint nach Allem nicht ſo glänzend als früher, viele Honoratioren fehlen, und Minchen Buſkow fehlt, ſie iſt zum Beſuch auf das Land gegangen, da ihre Schule Ferien hat. Sogar die Zahl der Buden iſt vermindert, aus zweien iſt eine geworden, denn nur die Frau mit dem Pfefferkuchen hat ausgelegt, dem Glasmann lohnt ſich's nicht mehr, die Leute wollen ihre Groſchen im Würfelſpiel nicht dran wagen. Die Kinder allein ſchwärmen in heller Freude umher wie immer, und zu den früheren ſind

Gottlob! einige neue gekommen, kleine Wutzel, welche neben ihren Müttern auf dem Grunde kauern und mit Kienäpfeln ſpielen. Dort erſcheint endlich unſer Einnehmer, der ſchlaue Herr, er zieht eine Tüte aus der Taſche und ſpricht ſtrafend zum Kaffeewirth: „Ich fordere beſonderen Aufguß für dieſe gebrannten Möhren, denn die Miſchung von Cichorie und Eichel, die Sie in die Töpfe ſchütten, iſt für meinen Magen unerträglich; der ganze Platz riecht darnach, ich wollte, Bonaparte würde zur Strafe für ſeine Sünden täglich einige Stunden mit Cichorie geräuchert.“

„Ach, Herr Einnehmer,“ klagte der Kaffeewirth, „mit dem Zucker ſteht es noch ſchlechter. Den Kaffee bringen die Schmuggler zuweilen über die Grenze, aber der Zucker iſt unerſchwinglich.“

„Sie können hier ſchönen Heidehonig ziehen,“ ſagte Herr Köhler. „Unterdeß rathe ich Ihnen, die franzöſiſche Sperre dadurch zu betrügen, daß Sie die Stücke Zucker dreimal ſo klein ſchlagen als ſonſt. — Sie haben Recht, es geht uns ſchlechter als vor dem letzten Kriege. Alles klagt und ſchreit; da aber Niemand mehr den Schreiern ihren Mund zuhält, ſo wird ihnen zuletzt durch lautes Klagen das Herz leichter und ſie denken wieder an künftige, beſſere Zeiten. — Wer fährt da heran? Beim Styx! das iſt die Kutſche der Bellerwitze.“

Der Diener öffnete den Schlag und die gnädige Frau ſtieg aus mit ihren beiden Fräulein, die in der Zeit hübſch in die Höhe geſchoſſen waren und vornehm in das Getümmel der Bürger hineinſtarrten. Als der

Doktor herankam, die Dame zu begrüßen, hielt ſie ihm einen Brief entgegen. „Dies brachte ein Bote aus dem Hauſe des Seniors auf unſern Hof und frug, ob wir Gelegenheit nach der Kreisſtadt hätten. Da ich ſelbſt in der Stadt zu thun hatte und da der Brief für Sie beſtimmt war, übernahm ich die Beſorgung. Demoiſelle Henriette ſoll krank ſein. Leider iſt das arme Mädchen übel daran; dieſe alte unglückliche Geſchichte mit dem Franzoſen bringt ſie und die ganze Familie in eine falſche Stellung.“ Der Doktor beſtätigte durch eine ſtumme Verneigung, winkte ſeinen Vetter herzu und ſtellte den Einnehmer vor. Die gnädige Frau war erfreut, endlich dem Herrn perſönlich bekannt zu werden, von dem der Kammerherr ſo viel Liebes erzählt hatte.

„Ich habe die Ehre, Ihren Herrn Gemahl ſeit der Zeit zu kennen, wo er eine kleine Guillotine als Berlocke trug,“ ſagte der Einnehmer mit artiger Verbeugung. Unterdeß nahm der kleine Doktor behend die jungen Fräulein in Anſpruch und die Geſellſchaft bewegte ſich ſchwatzend und lachend zwiſchen den Bänken. Als die Kammerherrin ſich aber nach ihrem großen Günſtling umſah, war dieſer verſchwunden. „Er iſt zu einem Kranken gerufen,“ entſchuldigte der Vetter.

In dem Schreiben bat der Senior um einen Beſuch, da ſeine Tochter erkrankt ſei. Die Pferde rannten in geſtrecktem Trabe, aber dem Liebenden dehnte ſich der Weg zu unerträglicher Länge. Seine Briefe waren ſeither immer den regelmäßigen Weg gegangen, und ſeit Wochen hatte er Henriette nicht geſehen; doch ſchon beim letzten Zuſammentreffen war ſie bleich und ſtill geweſen, und er kannte wohl den Gram, den ſie trug. Von jenem Fremden war keine Antwort gekommen, ſeit Jahr und Tag keine Nachricht, das Harren und Bangen des Mädchens wurde unruhiger, ſie hatte ihm geſtanden, daß ſie jedes Mal beim Eintritt eines Beſuches zuſammenſchrecke, denn ſie fürchte, es müſſe der Franzoſe ſein. Heut ahnte der Doktor Unheil für ſie und ſich und bereitete ſich vor den Feind ſelbſt zu finden.

Es war Abend, als er im Pfarrhofe aus dem Wagen ſprang, er fühlte ſich faſt erleichtert, daß er den Senior allein ohne den argen Gaſt in der Stube traf. Wie vor Jahren ſtand er dem Vater gegenüber. Was war ſeitdem Alles draußen in der Welt geſchehen, — und hier in dem ſtillen Hauſe immer die alte Angſt und Noth!

„Meine Tochter hat gewünſcht, daß wir Sie zu Rathe ziehen,“ begann der Paſtor bekümmert und verlegen. „Es iſt derſelbe Zuſtand und dasſelbe Leiden, wie damals, als Sie zuletzt hier waren.“

„Iſt es durch eine äußere Veranlaſſung hervorgerufen?“ frug der Arzt, doch er wußte die Antwort voraus.

„Ich habe Ihnen erzählt, wie es uns im Kriege ergangen iſt,“ antwortete der Senior zögernd; „auch das Weitere will ich nicht verbergen. Ich fürchte, ein Brief, den ich erhalten, hat ihr den Weinkrampf und das Fieber veranlaßt.“ Er überreichte ihm ein Schreiben. „Es iſt faſt ein halbes Jahr alt,“ ſagte er, „die Stadt, welche darin angegeben iſt, liegt ja wohl an der portugieſiſchen Grenze.“ In dem Briefe ſtand: Ehrwürdiger Herr! Ich kann es Ihnen und Fräulein Henriette nicht verdenken, wenn Ihnen ein Bräutigam zu wenig und zu viel iſt, der ſeine Pflichten ſo völlig vernachläſſigt. Ich habe keine andere Entſchuldigung als den Dienſt meines Kaiſers, der mich ſeither ohne Unterbrechung von Ihnen ferngehalten hat. Ich vermag aber ungeachtet der Mittheilungen Ihres Briefes auf ein Verhältniß nicht zu verzichten, welches mir verhängnißvoll geworden iſt, und an welches ſich für mich theure Hoffnungen knüpfen. Deshalb werden Sie vergeben, wenn ich den Ring, den jetzt ich am Finger trage, nicht zurückſende; ich bitte Sie vielmehr mir zu geſtatten, daß ich in nächſter Zeit mich ſelbſt bei Ihnen einfinde und perſönlich um die Neigung Ihrer Tochter werbe. — Oberſt Deſſalle.

„Dies iſt mehr, als ich für möglich hielt,“ rief der Dokter empört und warf das Papier auf den Tiſch. „Darf ich Fräulein Henriette ſehen?“

Als er an das Bett der Kranken trat, wandte ſie ihm ihr heißes Antlitz zu mit einem verzweiflungsvollen Blick, der ihm in das Herz ſchnitt. Er nahm ihre Hand und fühlte ein Zucken, als ob ſie ihm die Hand entziehen wollte. Er ſaß lange am Bett und zwang ſich in leichtem Tone mit der Mutter von Gleichgültigem zu reden. Er konnte der Geliebten ſo, daß ſie allein ihn verſtand, nur ſagen, daß er die Urſache der Krankheit kenne. Beim Abſchied warf er in ihrer Gegenwart hin: „Ich habe im Marktflecken Kranke und übernachte dort bei Bekannten; ich kann morgen früh wieder herankommen.“

Eine ſchwere Krankheit brach aus. Nur der Doktor verſtand die Größe der Gefahr und die Ohnmacht des Arztes, ſie zu beſiegen, und während ihm geheime Angſt die Wangen entfärbte, mußte er ſich ſicher und überlegen ſtellen, um der Kranken und den Eltern den Muth zu erhalten. Aber wenn er allein war, rang er die Hände gegen den Himmel und flehte faſſungslos um Erbarmen. Weit anders erging es in lichten Augenblicken der Geliebten; wenn ſie zu ihm aufſah, die ermuthigenden Worte vernahm und die treue, zärtliche Sorge erkannte, dann erſchien ihr ſeine Gegenwart wie eine Arznei, die ein Engel ihr zutrug. Als er ihr mit bewegter Stimme und feuchten Augen ſagen konnte, daß die Macht der Krankheit gebrochen ſei und Geneſung zu hoffen, ſprach ſie leiſe: „Ich will wieder beherzt ſein um Ihretwillen.“

Der Doktor hatte in dieſen Wochen wenig darauf geachtet, daß auch in der Stadt eine fieberhafte Erwartung in die Menſchen gekommen war. Endlich durfte er zu ſeiner Kranken von einer neuen großen Hoffnung reden. Zwiſchen Napoleon und Rußland war der Krieg unvermeidlich geworden, für Preußen der Tag der Erhebung nahe gerückt. Und er berichtete, wie ſich's in der Kreisſtadt und auf dem Lande wieder heimlich rühre, und wie es nur eines königlichen Wortes bedürfe, um die Arme von vielen Tauſenden zum Verzweiflungskampf zu bewaffnen.

Als das Mädchen ihm mit leuchtenden Augen zuhörte, fuhr er heiter fort: „Ich habe bis jetzt gehorſam nach Ihrem Willen gethan und meine Liebe ſtill vor aller Welt geborgen. Jener Brief aus fernem Lande aber veranlaßt mich, das lange Schweigen zu brechen, und ich erflehe von Ihnen, Geliebte, die Erlaubniß, bei den Eltern um Ihre Hand zu bitten.“

Da aber ſchlug Henriette die Hände vor das Angeſicht und rief in heißem Schmerz: „Das war die Angſt, welche mich krank gemacht hat. Wenn Sie bei den Eltern um mich anhalten, ſo verliere ich Alles, was mir noch den Muth giebt zu leben; denn ich müßte auf Ihre Werbung mit nein antworten.“ Sie brach in Schluchzen aus. Er mühte ſich, erſchreckt durch den Anfall, ſie mit zärtlichen Worten zu beruhigen, aber auch als ſie aufgehört hatte zu weinen, ſaß ſie in ſich gekehrt auf ihrem Lager. „Unabläſſig quält mich der Gedanke,“ rief ſie endlich, „wie unglücklich Sie durch Ihre Neigung zu mir geworden ſind. Ihnen vergehen die Jahre im einſamen Haushalt und dieſe Abhängigkeit von dem Belieben eines Fremden iſt Ihrer unwürdig.“

„Sie wird es nicht ſein,“ antwortete bittend der Doktor, „wenn Sie mir ſagen, weshalb ſie nöthig iſt.“

Aber Henriette ſchüttelte das Haupt und weinte von Neuem.

Wieder mühte er ſich, ſie zu tröſten und ſprach leiſe zu ihr von ſeiner Liebe und ſeinem Vertrauen, bis ſie ihm ſchwermüthig die Hand hinhielt. „Wollen Sie mich noch ertragen, wie ich bin, ſo bitte ich Sie: laſſen Sie es zwiſchen uns bleiben, wie es bisher war.“ Und als er ihr dies verſprach, neigte ſich das Mädchen über ſeine Hand und küßte ſie.

Er aber fuhr in ſtürmiſcher Bewegung heimwärts. Was war der Grund ihrer Angſt und was ſchloß ihr den Mund? War es zu hoch geſpanntes Pflichtgefühl gegenüber einer nichtigen Verlobung, oder war es geheime Sorge, daß er ſelbſt mit dem Fremden in tötlichen Streit gerathen könne? Was es auch war, gegen den Franzoſen ſammelte ſich in ſeinem ehrlichen Gemüth ein bitterer Haß, und der letzte Troſt, den er fand, war der, daß auch für ihr und ſein Geſchick die Entſcheidung kommen werde durch den bevorſtehenden Krieg.

Als mit der fortſchreitenden Geneſung ſeine Beſuche ſeltener wurden und endlich ganz aufhörten, da ſagte die Mutter verwundert zum Senior: „Der Doktor hat doch ſo vielen Antheil an dem Mädchen gezeigt und die weite Reiſe ſo oft gemacht, daß es mir manchmal auffällig war, und jetzt läßt er ſich nicht mehr blicken.“

„Ich fürchte, er hat im Grunde etwas gegen uns,“ antwortete der Pfarrer bedrückt.

Aber das erlöſende Wort, welches die Waffen in die Hände des zornigen Volkes drücken ſollte, wurde nicht vernommen, zum dritten Male war die Hoffnung auf Erhebung und auf Rache vergeblich geweſen. Zu der alten Schmach kam eine neue, die größte, gräulichſte. Als Bundesgenoſſe des höhnenden Tyrannen mußte das preußiſche Volk gezwungen ſeine Söhne in den neuen Krieg ſenden. Jetzt erſt zahlten König und Staat die ſchwerſte Buße für die Sünde, daß ſie vor der großen Niederlage zehn Jahre lang preußiſches Land und treue Herzen ausgetauſcht und weggegeben hatten wie eine Waare, und daß ſie ihre Grenzſteine herausgeriſſen und eingeſetzt nach dem Gefallen des fremden Kaiſers. Damals war der alte Stolz und die Ehre, welche die Ahnen um den Thron geſammelt, verloren worden, und darum zwang jetzt ein Uebermächtiger das gedemüthigte Volk in Sklavenketten hinter ihm herzuziehen als ein Theil ſeines reiſigen Troſſes. Sobald dieſer furchtbare Zwang dem Volke deutlich wurde, da ſchwand auch wackeren Männern das Zutrauen zu dem Willen und der Kraft der Führer, an welche ſie ſich in öden Jahren gehalten. Die Heftigſten dachten daran, ſich von ihrem Vaterland loszuſagen, die Beſonnenen trugen finſter und ſchweigend ein unerhörtes Geſchick. Und einer von ihnen, welcher den Schmerz wie eine brennende Wunde fühlte, ſchrieb an ſeine Geliebte: „Jetzt habe ich nichts mehr, was mir dies Daſein werth macht, als den Gedanken an Sie, Henriette. Ich weiß, daß dieſes Reich des Antichriſts nicht dauern kann, und ich weiß, daß wir ſeiner ledig werden müſſen, ſo wahr eine göttliche Vernunft über dem Leben der Völker und der Menſchen waltet; aber ich vermag aus dem Abgrund, in den ſie uns wirft, den Weg zur Rettung nicht zu erſpähen und ich fühle mich in meinem Volke ſo ſchwach und der Ehre bar, daß ich auf den letzten Anſpruch Unglücklicher verzichte, auf das Mitleid anderer Nationen mit unſerem Geſchick."

Doch während die Klugen und Scharfſinnigen verzweifeln wollten, hatte eine höhere Gewalt, welche das Schickſal der Menſchen und der Völker mit furchtbarer Genauigkeit abwägt nach ihren Gedanken und Werken, bereits dem Tyrannen den Pfad gewieſen, auf dem er verderben ſollte, unerhört, abenteuerlich, wie ſein Leben geweſen war. Die Geiſter der Zerſtörung arbeiteten geſchäftig in ihm ſelbſt. Daß er ſchlecht war und ein Böſewicht im Purpur, das wußten Millionen, aber während auch ſeine Gegner in ihm noch den ſtarken überlegenen Geiſt bewunderten, war er in der That bereits ein berückter Träumer, dem Wahngebilde das Hirn betäubten. Einſt hatten ihn phantaſtiſche Ideen ſeiner Jugend zu den Sanddünen der Pyramiden geführt, die grünen Fluren am Nil ſollten damals eine Station werden für ſeinen Alexanderzug nach Oſten, weit über Syrien hinaus ins unermeßliche Blaue. Seitdem hatte er unter ſchwachen Dynaſtien und verrotteten Staatsweſen aufgeräumt, und bei dieſer Arbeit eines Totengräbers Alles eingebüßt, was die Seele des Mannes feſtigt gegen unſinnige Einfälle. Die Menſchen und Völker waren ihm geworden wie Brettſteine, die er hin- und herſetzte. Achtung vor menſchlicher Tugend, vor Leben und Glück der Nationen war ihm verloren, und verloren war ihm zugleich die Fähigkeit, ſich ſelbſt zu beſchränken, Zeit und Raum abzuwägen und eigene und fremde Kraft verſtändig zu berechnen. Und in dem verwüſteten Geiſt erhob ſich aufs Neue der Unſinn aus ſeiner Lieutnantszeit; den Blick nach Oſten gewandt träumte er wieder ſich und ſein Heer über Steppen und Ströme hinaus tauſende von Meilen bis an die Fluthen des Ganges und darüber ins unermeßliche Leere. Mancher aus ſeiner Umgebung erſchrak, wenn er einmal wie ein Trunkener von ſeinen Plänen ſprach. Keiner wußte, wie ſehr der Wurm in ihm bereits das Mark des Lebens zerfreſſen hatte. Die Klugen wußten es nicht, aber der einfältige Sinn des Volkes ahnte, daß unſichtbare Gewalten gegen ihn geſchäftig waren.

Henriette ſtand auf dem Ringwall und blickte hinaus nach der fernen Heerſtraße, auf der ſich die Kolonnenzüge bewegten. Seitwärts bei den Dornen arbeitete der alte Chriſtian emſig mit Haue und Schaufel, hieb in die Erde und rodete das Geſtrüpp. „Was thut ihr dort, Schäfer?“ frug das Mädchen. Der Alte trocknete ſich mit dem Aermel die Stirn. „Es muß Alles heraus,“ ſagte er, „ſeine Zeit iſt gekommen. Denn Jedem auf Erden iſt der Tag beſtimmt, wo es hinweg muß, dem Dornholz hier und den Menſchen dort.“

„Es will kein Ende nehmen mit dem Heereszuge und dem reiſigen Fuhrwerk,“ klagte Henriette, „ſeit acht Tagen fährt es dahin von früh bis zur Nacht, zahllos ſind die Menſchen, Thiere und Wagen; es iſt, als ob ein ganzes Volk auswandert in ein anderes Land.“

Der Schäfer trat zu ihr. „Je mehr ihrer hinziehen, um ſo beſſer. Die dort oben in der Luft ziehen auch mit.“

„Was wollt ihr damit ſagen, Chriſtian?“

„Haben Sie jemals ſo viele Krähen und Raben geſehen?“ frug der Alte, und er hatte Recht, in ungeheuren Schwärmen flogen und ſchrieen die dunklen Vögel.

„Sie finden Futter an toten Pferden und Abfällen, wo die Soldaten lagern." Der Schäfer ſchüttelte, ſeiner Ueberlegenheit bewußt, den Kopf, dann ſagte er leiſe: „Haben Sie heut Nacht nichts gemerkt? Das Schwedenvolk, das hier herum und auf dem Kirchhofe liegt, iſt aus der Erde geſtiegen, einer nach dem andern, alle in grauen Mänteln, und die Geſellſchaft breitete ſich aus über die Felder und wälzte ſich in der Luft nach derſelben Richtung, in der dieſe fahren. Reiter und Fußvolk ziehen unten und die Grauen und ihre Vögel fliegen oben, und die oben ſind mächtiger."

Nachdem der wilde Schwall vorübergerauſcht war, kam Bärbel nach der Pfarre mit geringem Lebensmuth. „Unſer Hof iſt leer," klagte ſie; „es war eine ſchreckliche Woche, jeden Tag und jede Nacht rohes Volk im Hauſe und das wüſte Lärmen und Fordern in fremden Sprachen, nichts war ihnen gut genug, und wenn einmal ein Officier ſich unſrer erbarmte und die Leute ſchalt, ſo verhöhnten ſie ihn und drohten. Ein Alter unter ihnen, der mit deutſcher Sprache umzugehen wußte, ſagte meinem Manne: „„Trage auf, Bauer, was du haſt; wir wollen's genießen, weil wir leben, denn wir ziehen zu Grabe."" An einem Abend, wo die ganze Stube voll war, hatten ſie geſchrieen und getrunken, daß uns Angſt wurde, und mit einem Mal fing ein junger Burſche an laut zu weinen, redete auf franzöſiſch zu den Anderen und Alle wurden ſtill und ließen die Köpfe hängen. Die ganze Zeit über haben wir, Karl und ich, die Nacht über auf der Ofenbank geſeſſen, ich legte mich an die Schulter des Mannes, wenn mir die Augen zufielen, die Kleinen hatte ich in der Wiege vor mir. Wie ſollen wir dieſes Jahr durchmachen?“

„Dein Karl ſoll mit dem Wagen kommen; was die Pfarre entbehren kann, erhaltet ihr vor Andern, ich will's beim Vater ausmachen.“

Auch in der Kreisſtadt gab es bedächtige Männer, welche eine große Entſcheidung vorausſahen. „Ich frage gern in ſchweren Zeiten meinen Schuſter um Rath,“ ſagte der Einnehmer zu ſeinem Freunde, „er iſt kein großer Redner, aber er ſieht die Dinge mit einem Mutterwitz an, den mancher Klügere nicht hat.“ Schuſter Schilling pochte luſtig am Leder herum, als ſein Kunde ihn begrüßte: „Nun, Meiſter, was wird aus dieſem Kriegszuge des Kaiſers herauskommen?“

Schilling ſchüttelte lange den Kopf und ſagte gewichtig: „Der Mann iſt niemals als Schuſtergeſelle bei den Moskowitern geweſen, wie ich damals von Südpreußen aus, ſonſt würde er jetzt nicht zu ihnen gehn. Wie weit glauben Sie, wird ſeinen Leuten auf dem langen Wege das Schuhwerk vorhalten? — Es iſt Alles zerriſſen, bevor er zu den eigentlichen Moskows kommt, und wer ſoll dort für ſo vieles Volk neue Stiefeln machen? Das Land iſt zu groß und mit zu wenig Menſchheit beſetzt, und es fehlt dort auch an Anderem. Von Birkenrinde können ſie nicht leben.“

„Die Stiefeln läßt er aus Ihrem Laden holen, Meiſter, und die Speckſeiten aus dem Rauchfange unſerer Bauern, Alles wird ihm ins Ruſſiſche nachgeſchafft." Schilling lächelte: „Dann müßte er ſein Heer zurückführen und ſich Alles ſelber holen, ſonſt wird das Wenigſte bis zu ihm durchdringen; die Ruſſen können das durchaus nicht leiden. Nämlich die Ruſſen ſind gutmüthig, aber ſie haben dieſe Eigenſchaft: iſt einer artig, ſo ſind ſie grob und nehmen ihm mit Gewalt, was er hat; und iſt einer grob, ſo ſind ſie ins Geſicht artig und mauſen ihm das Seine hinter ſeinem Rücken. Nehmen thun ſie in jedem Falle. Jetzt geht Bonaparte grimmig gegen ſie vor, folglich werden ſie ſich zurückziehen und über Alles hinter ſeinem Rücken herfallen, und er wird mit dem einen Arm nach vorn und mit dem andern nach hinten hauen müſſen. Dieſe Art Prügelei hält Niemand auf die Länge aus."

„Gut, Meiſter. Was aber ſoll mit uns werden? Wir ſind ſeine Verbündeten geworden."

„Das iſt mir ganz recht," erklärte der Schuſter, „wir halten uns hübſch zurück und immer mehr zurück, laſſen ihn vorwärts, und machen hinter der großen Ratte die Falle zu."

„Meiſter," rief der Einnehmer, „wenn Sie mir nicht für mein Schuhwerk unentbehrlich wären, würde ich Sie unſerm König zum Miniſter empfehlen."

„Ich habe nie großen Ehrgeiz gehabt," ſagte der Meiſter beſcheiden.

Der Sommer kam und der Herbſt, der Handwerker nähte und pochte in ſeiner Werkſtatt und der Landmann tengelte ſeine Senſe, um die Brotfrucht einzubringen. Der Bürger hielt zuweilen in der Arbeit an und lauſchte, und der Mäher ließ die Senſe ſinken und ſah hinauf in die Luft, als ob von dort etwas Neues heranziehe. Gedanken und Träume der Leute irrten umher in weiter Ferne und heimliche Erwartung ſchärfte Jedem Auge und Ohr.

Die Frühſtückſtube war lange verödet geweſen, jetzt traten die Herren wieder ein, ſie ſaßen aber nicht wie ſonſt am Tiſche, ſondern ſtanden und gingen auf und ab, während ſie von den neuen Siegen des Kaiſers erzählten. Da ſagte einſt im Spätherbſt der jüdiſche Weinwirth geheimnißvoll zum Einnehmer: „Einer von unſern Leuten iſt aus Warſchau zugereiſt, dort hat er ſichere Nachricht erhalten von der großen Armee; das große Heer iſt klein geworden, an den Landſtraßen liegen überall tote Pferde und umgeworfene Karren, alle Städte ſind angefüllt mit Kranken und Sterbenden, Niemand will ſie mehr begraben; Alles, was der Kaiſer über ſeine Siege ſchreiben läßt, iſt erlogen.“

Seitdem folgte eine Botſchaft der andern, von einer endloſen Heerreiſe in Wüſteneien, von Siegen, die ſo mörderiſch waren wie Niederlagen, von Hunger, Elend und Untergang. Die Kunde klang zuerſt undeutlich aus der Ferne wie Weheſchrei eines Nachtvogels. Aber als der Winterſturm über die kahlen Felder fegte und die letzten Blätter von den Bäumen riß, wurde der Schickſalsruf lauter und lauter, bis er wie Poſaunenſchall in die Ohren drang. Mancher wackere Städter, der während des Sommers gedrückt ſeines Weges gegangen war, hob jetzt trotzig das Haupt und die, welche einſt bei der

Freikompagnie geweſen waren, griffen nach dem Gewehr, das lange verſtäubt im Winkel geſtanden, und prüften die Schlagfeder. Die Zeit war nicht darnach, daß ſich die Leute ohne Noth neue Waare kauften, aber Schuſter Schilling hatte große Kundſchaft und ſeine Werkſtatt wurde der Unterhaltung wegen von Vielen beſucht, denn er hatte zuerſt Alles vorausgeſagt. Eine Freude, wilde grimmige Freude, wie die Leute niemals gefühlt, brach in Geberde und Worten heraus. Als Beblow erfuhr, daß die Flucht der Franzoſen begonnen, ſtieß er ſeinen Stahl dem gefällten Rinde bis an den Griff in den Leib, ſprang in den Laden und fiel ſeiner Frau vor allen Leuten um den Hals; wo Bekannte zuſammenſtießen, ſchüttelten ſie einander die Hände, lachten und weinten in einem Athem.

Draußen heulte der Wind, kalter Regen wandelte den gefallenen Schnee in mißfarbigen Schlamm und machte das Verweilen auf der Straße unbehaglich. Die Bürger ſaßen mit ihren Hausgenoſſen nahe am Ofen. Doch ſo oft draußen ein Karren raſſelte, wenn der Sturm Dachziegel herunterwarf oder ein ſtarker Tritt auf dem Pflaſter erklang, liefen die Leute an die Fenſter; um jeden Wagen, um jeden Reiter, der mit ſeinem Pferde anhielt, ſammelte ſich im Augenblick ein neugieriger Haufe, dann gab es kurze Zeit ein Gewühl, Niemand wußte warum, bis Jung und Alt ſich wieder in den Häuſern verlor. Als der Einnehmer in ſein Amtslokal ging, fand er vor der Poſthalterei einen gedrängten Haufen; da dies nicht die Stunde war, wo die ordentliche Poſt erſchien, und da Herr Köhler jeder Sache auf den Grund ging, ſo trat er näher und ſchritt durch den Kreis, welcher einen Schlitten umgab. In dem Schlitten ſaßen zwei Männer, in große Pelze gehüllt. Der Poſthalter kam eilig heraus und reichte dem Poſtillon Papiere, und als der Einnehmer ihn fragend anſah, ſagte er leiſe: „Es iſt ein franzöſiſcher Herzog, durch Staffette angekündigt, er hat's eilig weiterzukommen.“ Da ſtellte ſich Herr Köhler zurecht, um dieſen Herzog zu betrachten. Von den beiden Männern ſaß der größere aufrecht und blickte finſter um ſich. „Du biſt der Herzog nicht,“ ſagte ſich der Beobachter, „dann alſo der Andere.“ Der Kleinere ſaß müde zurückgelehnt in ſeinem Pelze verborgen.

Endlich gelang es dem Einnehmer bei einer ungeduldigen Bewegung des Verhüllten den Kopf zu ſehen; er erkannte in dem trüben Tageslicht ein fahles gelbliches Angeſicht und fing einen harten Blick aus ſtechenden Augen auf, ſo daß er unwillkürlich einen Schritt zurücktrat. Der Poſtillon ſchwang ſich auf ſeinen Sitz und hob die Lederpeitſche, da griff Herr Köhler entſchloſſen in ſeine Bruſttaſche, zog den Hut, trat mit tiefer Verneigung an den Schlitten und legte etwas auf die Decke. Die Peitſche knallte und der Einnehmer ſchritt, immer noch mit entblößtem Haupt, nach rückwärts, während die Pferde anzogen; dann ſetzte er ſeinen Hut gemüthlich auf und ſchritt zu ſeinen Tabellen. Als er zur Mittagsſtunde mit dem Doktor über den Markt kam, trat der Bürgermeiſter zu ihm. „Dies Buch iſt auf der Gaſſe gefunden worden, der Rathsdiener ſagt, daß Sie es dem Fremden heut früh überreicht haben."

„Ha, in der That!" rief Herr Köhler, und betrachtete mitleidig den Band, welcher durch den Schlamm des Weges traurig verdorben war, „es iſt das meinige. Ich will Ihnen ſagen, wie die Sache zuſammenhängt. Dieſer Fremde, der heut Morgen als Flüchtling hier durchkam, war der Kaiſer Napoleon. Ich wollte ihm etwas Lektüre auf den Weg geben, aber der undankbare Kerl verſteht Gutes nicht zu ſchätzen," und er wies das Buch, es war von ſeinem Lieblingsdichter, und hatte den Titel: Katzenberger's Badereiſe.

## 10.

## Der Verlobte.

Immer noch ſiel der Schnee in großen Flocken, aber die weiße Decke, welche ſich über die Straßen der Stadt breitete, war trügeriſch, denn wo ein Fußtritt oder ein Schlitten eindrückte, füllte ſich die Spur mit ſchlammigem Waſſer. Durch Schnee und Regen klangen dumpfer als ſonſt die Sonntagsglocken, da kam ein plumper Bauernſchlitten, mit grauer Leinwand überdeckt, von zwei abgetriebenen polniſchen Gäulen gezogen, durch das Stadtthor. Ein alter Mann mit langem grauem Schnurrbart und einer polniſchen Mütze trieb als Kutſcher die elenden Pferde und ſah wild zur Seite, als der Stadtſoldat herantrat und ſein „Halt, werda!“ rief; denn wegen des durchziehenden franzöſiſchen Volkes hatte die Stadt auch für den Tag eine Thorwache beſtellt.

Der Kutſcher antwortete etwas in fremder Sprache, wovon die Wache nur L'Empereur verſtand.

„Die Geſchichte mit dem Lamperör iſt zu Ende,“ ſagte der Stadtſoldat unwillig, „mit euch macht man jetzt wenig Federleſens. Die Hintergaſſe hinein zum Spital, dort meldet euch!"

Ein kurzer Befehl kam aus dem Fuhrwerk, der Kutſcher peitſchte die Mähren und fuhr geradeaus dem Markte zu. Der Thorwächter ſah ihm entrüſtet nach: „Das Volk will noch nicht pariren," brummte er und ſetzte ſich wieder in ſein Schilderhaus, „auf dem Markte werden ſie euch ſchon anhalten." Der Schlitten fuhr beim Gaſthofe vor, der Hausknecht ſtand in der Thür, er rührte ſich nicht, dem Kutſcher zu helfen. „Fahrt fort, ihr findet hier kein Unterkommen." Da rief aus der Leinwand die Stimme eines Mannes: „Ich laſſe die Frau Wirthin erſuchen, ſich her zu bemühen." Nach einer Weile kam die Wirthin langſam heran, aber ſie ſchlug vor dem Schlitten die kräftigen Arme über einander, gerüſtet den Fremden abzuweiſen. Die Leinwand öffnete ſich, in dem Schlitten lag auf Futterſäcken in Decken gehüllt ein Mann in franzöſiſcher Uniform, deren verſchoſſene Goldſtickerei ſchließen ließ, daß der Kranke ein vornehmer Officier war.

„Ein alter Bekannter bittet um ein Quartier, Frau Wirthin; ich habe vor einigen Jahren bei Ihnen gewohnt." Die Wirthin ſtarrte in das Geſicht. „Das iſt ja der fremde Kapitän, der unſere Reiter ausſperrte. Mein Gott, wie ſehen Sie aus?"

„Weiſen Sie mich nicht ab, denn ich bin krank."

„Ich darf Sie nicht nehmen," ſagte die Frau mit erwachender Theilnahme; „die Kranken müſſen alle ins Hoſpital."

„Ich brauche nur einige Tage Ruhe, um mich zu erholen und werde Ihnen dankbar ſein.“

„Ich muß Sie aber ſogleich anmelden beim Magiſtrat und auch bei dem Herrn Doktor.“

„Das iſt mir recht, ich bitte um den Beſuch des Arztes,“ ſagte der Franzoſe. Er wurde mit Hilfe ſeines Begleiters und des Hausknechts aus dem Schlitten gehoben und die Treppe hinaufgeführt. Da die Wirthin ihn einmal aufgenommen hatte, gedachte ſie freundlicher ihrer Pflicht und frug, was er begehre: „Wärme in das Zimmer und etwas Warmes zu trinken.“

„Das fordern ſie Alle,“ ſagte die Wirthin im Herausgehen, „er iſt ſehr verändert, aber noch immer ein ſchöner Mann. Wie prächtig ſah er damals aus, als er mit der Piſtole Jedermann niederſchoß.“ Der Fremde legte erſchöpft den Kopf auf die Kiſſen. Eine Stunde darauf öffnete der alte Begleiter leiſe die Thür. Der Doktor hatte die Botſchaft erhalten, daß ein franzöſiſcher Oberſt ſeine Hilfe begehre; als er vor das Bett des Fremden trat, der ſich in unruhigem Halbſchlummer hin- und herwarf, fuhr er zurück und ſein Antlitz wurde ſo blutlos wie das des Kranken. Vor ihm lag der Feind ſeines Lebens, der ihm und einer Anderen ſeit Jahren Glück und Frieden verſtört hatte; hilflos lag er vor ihm, er ſah, wie der Arzt ſieht, den Beginn einer ſchweren Krankheit und er ſollte ihn heilen. Wie er ſo unbeweglich ſtand, richtete ſich der Franzoſe halb auf und ſtarrte ihn mit großen Augen an: „Ich bin krank mein Vater,“ murmelte er leiſe in deutſcher Sprache, doch gleich darauf fuhr er franzöſiſch fort: „Sie ſind es, Herr Doktor? Solches Wiederfinden haben wir beide nicht gewünſcht. Aber Sie ſehen, ich halte mein Wort und komme zurück, damit Sie mich weiter in die Kur nehmen. Machen Sie mich ſchnell geſund, Herr, denn mein Kaiſer braucht mich.“ Der Doktor ſetzte ſich zum Bett und that die Fragen an den Kranken ſelbſt und an den alten Franzoſen, welcher an der Thür ſtand, dann verordnete er, was zunächſt nöthig war, und ſagte gehalten: „Ich werde mir vor Allem Mühe geben, durchzuſetzen, daß Sie im Gaſthofe bleiben, das Hoſpital iſt leider überfüllt und den Kranken wird es ſchwer, ſich dort zu erholen. Ich bringe ſogleich Beſcheid.“

„Kein Hoſpital,“ rief der Fremde heftig, „auch in dem Gaſthofe denke ich nicht zu bleiben; ich habe hier in der Nähe eine Familie auf dem Lande, in welcher ich meine Geneſung abwarten will, dort hoffe ich beſſere Pflege zu finden.“

Als der Arzt wiederkam, war die Krankheit zum Ausbruch gekommen. Der Fremde warf ſich in wilden Phantaſien umher. Der Doktor lauſchte auf die tollen Reden in franzöſiſcher und deutſcher Sprache und er hörte mit Schrecken, wie die Bilder von Gefechten und die Todesangſt vor einem kalten Strom, in dem der Kranke neben ſeinem Pferd treiben mußte, mit anderen Gedanken wechſelten, von einem Pfarrhauſe, das er ſuchte und nicht finden konnte. Er ſah auf die Hand des Liegenden, der Ring mit dem Vergißmeinnicht ſteckte daran. Als er das Bett verließ, nahm er den alten Begleiter bei Seite und ſagte: „Ich will bewirken, daß Sie hier bleiben und die Pflege Ihres Herrn übernehmen dürfen.“ Der Franzoſe dankte mit thränenden Augen. „Ich werde dafür ſorgen, daß Sie ſelbſt gut verpflegt werden, damit Sie in dieſem Dienſte aushalten können, und ich werde Ihnen, wenn die Krankheit ſich ſteigert, noch einen Mann zur Hilfe beiordnen; dafür geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie dem Kranken mit Feſtigkeit widerſtehen, wenn er in lichten Augenblicken den Willen ausſpricht, Bekannte zu ſehen, die er in dieſer Gegend hat, und daß Sie, wenn er es noch ſo dringend verlangen ſollte, ohne mein Wiſſen keine Nachricht nach auswärts abgehen laſſen. Die Krankheit droht mit Anſteckung und ich kann es nicht verantworten, Andere der Gefahr auszuſetzen.“ Der Alte verſprach Alles.

Als der Doktor nach Hauſe kam, warf er ſich in den Seſſel und ſchlug die Hände vor das Geſicht. Von den bitteren Pflichten ſeines Berufes ſollte ihm keine erſpart bleiben, nach jener Krankheit der Geliebten die Todesgefahr des Mannes, der ſich zwiſchen ihn und ſein Glück gedrängt hatte. Es war ein ſchwerer Fall; wenn er ſich zurückzog und dem für die Fremden beſtellten Chirurgus die Behandlung überließ, wer konnte ihn tadeln? Wenn der Fremde ein Opfer der Krankheit wurde, wie tauſend Andere, ſo war die Geliebte frei! Dieſer Gedanke wirbelte ihm durch das Hirn, aber nicht lange. Er erhob ſich, trat an das Fenſter und ſah hinaus zu den grauen Schneewolken: „Das iſt mein Kriegsdienſt,“ ſagte er bitter, „er bringt nicht nur das Leben in Gefahr, auch die Seele.“ Und er legte die heiße Stirn an die kalten Scheiben, dann maß er mit feſtem Schritt ſein Zimmer. „Sie muß es wiſſen,“ ſagte er laut und von Neuem überkam ihn die Angſt, und wie ſehr er ſich in ſeinen Gedanken wehrte, auch ein anderes Gefühl, das mit Eiferſucht nahe verwandt war. Wer konnte ſagen, ob ihr nicht als Pflicht erſchien, dem Kranken zur Pflege herbeizueilen? Durfte er das hindern? „Nein!“ rief er laut. „Sie hat das Recht zu fordern, daß ich ihr jetzt vertraue, wo für uns Beide die Zeit der Prüfung kommt.“ Und er ſchrieb ihr, auch von ſeinem innern Kampf, er gelobte ihr, Alles für den Kranken zu thun, was er vermöge, und flehte, daß ſie ſich und die Eltern jetzt keiner Gefahr ausſetze. Erſt als er auf dieſen Brief die kurze Antwort erhielt: „Ich werde thun, mein Freund, was Sie für recht halten,“ wurde er ein wenig getröſtet.

Die Krankheit ſtieg; es vergingen Tage, wo der Doktor ſelbſt nicht an die Geneſung glaubte. Er kam und ging, ſaß halbe Stunden bei dem Bett und lauſchte auf die Athemzüge eines Lebens, das ihn elend machen ſollte, wenn er es erhielt. Dann kam ein Tag, wo der alte Huſar mit Thränen der Dankbarkeit ſeine Hand ergriff, und erſtaunt war, daß der gute Doktor die Hand ſo heftig zurückzog. Endlich durfte er dem Kranken ſagen: „Die größte Gefahr iſt beſeitigt, jetzt kommt Alles darauf an, daß Sie Kräfte gewinnen.“

„Sie haben redlich an mir gehandelt, mein Herr.“

ſagte der Franzoſe, „ich weiß recht gut, daß Sie das Ueberwindung gekoſtet hat. Ich ſah zuweilen, wie Ihr Auge auf mich gerichtet war; Sie ſind Patriot und haſſen in mir den Feind Ihres Vaterlandes.“

„Ich habe gegen Sie meine Pflicht gethan wie gegen Jedermann,“ antwortete der Doktor, „und ich denke, Sie werden auch nach Ihrer Geneſung mir dies Zeugniß geben.“

„Ich habe Ihre Sorge und die der guten Wirthin lange in Anſpruch genommen; mein treuer Diener ſagt mir, daß ich Wochen hier gelegen. Iſt es für Andere nicht mehr gefährlich, in meine Nähe zu kommen, ſo wünſchte ich wohl, daß einer Familie, die ich in dieſer Landſchaft kenne, Nachricht von meinem Hierſein gegeben wird.“

„Wenn Sie dieſe Rückſicht auf die Geſundheit Anderer nehmen,“ antwortete der Doktor, „ſo muß ich Sie bitten noch einige Tage zu warten.“

„Ich bin geduldig geworden,“ ſeufzte der Franzoſe und ſank müde in die Kiſſen zurück.

Als aber der Doktor das nächſte Mal eintrat, begann der Kranke wieder: „Sie ſollen wiſſen, daß ich eine Braut hier in der Nähe habe.“

„Sie haben davon in Ihren Phantaſien geſprochen.“

„Wohl möglich,“ nickte der Franzoſe. „Es war eine wunderliche Affaire, mein Herr. Ich hatte Gelegenheit, einen guten alten Mann und ſeine Tochter aus den Händen von Marodeuren zu befreien; die Marodeure waren Ihre deutſchen Landsleute, keine Franzoſen.

Ich war eine Zeit lang allein unter trunkenen Wilden, und um die Situation zu Gunſten der Gefährdeten zu wenden, ſagte ich den Schuften, daß die junge Dame meine Braut ſei, und da ich nicht für eine Unwahrheit verantwortlich werden wollte, ſo verlobte ich mich zur Stelle mit ihr.“

„Waren das Fräulein und der Vater damit einverſtanden?“ frug der Doktor mit rauher Stimme.

„Die ſchöne Henriette war ziemlich bewußtlos, als die Ringe gewechſelt wurden, das iſt wahr; der Vater hatte nichts einzuwenden. Sie ſchweigen, mein Herr. Sie halten die Sache für den übermüthigen Scherz eines jungen Officiers, der ich damals war? Ich habe nichts dawider, wenn ein bedächtiger Deutſcher den ſchnellen Entſchluß verurtheilt. Doch da Sie als Arzt auch gern beobachten, was in der Seele vorgeht, ſo will ich zu meiner Rechtfertigung Ihnen im Vertrauen zweierlei ſagen. Zuerſt natürlich, daß das Mädchen ſehr ſchön war und daß die rührende Hilfloſigkeit, in der ſie am Boden lag, mir die ganze Seele bewegte, und ich verſichere Ihnen, es ſind ſeitdem Jahre vergangen, aber ich ſehe die holde Geſtalt noch oft in dieſer Weiſe vor mir. Warum ſchweigen Sie, mein Herr? Hören Sie noch etwas. Als ich in die Stube ſprang und mich umſah, die Schufte zurückwarf und die gebrochene Geſtalt an der Hand hielt, da, Doktor, war mir plötzlich zu Muthe, als hätte ich das Alles ſchon einmal erlebt und gewollt, und als müßte ich ſie mir verloben, um ihr Leben vor Aergerem zu bewahren. Und ich that es, wie etwas, das ſich von ſelbſt verſteht. — Uebrigens hat das Abenteuer zu meinem Glück geholfen, ſo weit Jemand von Glück ſprechen kann, der vor Ihnen liegt, wie ich. Der Bruder des Kaiſers, der damals in Ihrer Hauptſtadt befahl, erfuhr davon, fand die Geſchichte plaiſant und ſandte mich in guter Abſicht mit Briefen zum Kaiſer. Auch dieſem muß durch ſeine Umgebung oder den Prinzen der Vorfall bekannt worden ſein, und er war aus irgend einem Grunde nicht unzufrieden, vielleicht weil ein Franzoſe ſich darin weniger gewaltthätig darſtellte, als die Deutſchen, und erwies mir ſeitdem bei jeder Gelegenheit perſönliche Gnade. Er behielt mich in ſeiner Nähe, dann wurde ich nach Italien und Spanien geſchickt und ſchnell befördert. Der Kaiſer vergißt nichts. Als vor dem Ausmarſch nach Rußland mein Regiment bei ihm vorüberzog, rief er mich heran und frug mit einer wahrhaft liebenswürdigen Freundlichkeit: „„Oberſt, wie geht es Ihrer deutſchen Frau?““ Und als ich antwortete: „„meine Braut lebt noch in ihrer Heimat bei den Eltern,““ ſetzte er hinzu: „„Der Bräutigam war in der Fremde. Ich hoffe, wenn dieſe weite Promenade beendet iſt, werden Sie der Kaiſerin die Generalin Deſſalle vorſtellen.““

Der Doktor bezwang die innere Empörung. „Haben Sie nie daran gedacht,“ ſagte er bitter, „daß Ihr plötzlicher Einfall das Lebensglück eines Mädchens, welches Ihnen doch fremd war, zerſtören konnte?“ Der Franzoſe erhob ſich in ſeinem Bett und ſah den Arzt groß an: „Mein Herr, ich will die Dame zur Oberſtin Deſſalle machen.“

„Wenn aber ſie ſelbſt dieſe Ehre nicht zu würdigen weiß?“

Der Kranke legte ſich wieder zurück und lächelte. „Ihr Vater hat mir in der That in den letzten Jahren ſo etwas in einem Briefe angedeutet, den ich in Spanien erhielt, und wie er ſchrieb, auch meinen Ring zurückgeſchickt. Der Ring lag übrigens nicht in dem Briefe. Ich mußte antworten, daß ich dieſe Aufkündigung eines zarten Verhältniſſes für allzu ſtreng halte, den Ring meiner Braut bewahren und vorläufig meine Rechte gegen Jedermann behaupten werde, bis ich Gelegenheit erhalte, von ihr ſelbſt Erhörung zu erbitten. Ich nahm an, daß dies in Kurzem möglich ſein werde und ahnte nicht, daß ich mich als Kranker ihr vorſtellen würde.“

Der Doktor ſtand auf. Während er aber nach Haltung rang, um dem Egoismus des Fremden ruhig entgegenzutreten, ſah er, daß ein Kranker vor ihm lag, deſſen Arzt er war. Und er begnügte ſich zu ſagen: „In einigen Tagen darf die Familie benachrichtigt werden, dann werden Sie auch meinen Beiſtand entbehren können.“

Nachdem er das Zimmer verlaſſen hatte, ſagte der Franzoſe zu ſeinem Begleiter: „Dieſer Mann iſt mein Feind und wir ſind hier nicht in guten Händen.“

„Ach Herr Oberſt, wenn Sie wüßten, wie er um Sie geſorgt hat; oft kam er noch in der Nacht und ſaß mit gefalteten Händen an dem Bett, ihm verdanken wir, daß Sie Alles überſtanden haben.“

„Einerlei!“ rief der Kranke; „ich will fort, alle Leute hier haſſen uns. In dem Pfarrhauſe finden wir beſſere Geſinnung.“

Der Doktor ſchrieb ſogleich an den Senior, theilte die Krankheit und den Wunſch des Oberſten mit, erſuchte um Entſcheidung und verbarg dem Paſtor nicht, daß zwar die Gefahr der Anſteckung bei nöthiger Vorſicht geſchwunden ſei, daß aber der Aufenthalt des Oberſten in der Pfarre der Familie doch vielleicht nachtheilig ſein könne.

Der Brief, welchen Bärbel zugleich mit einem andern an Henriette überbrachte, erregte im Pfarrhauſe große Beſtürzung. Der Vater fühlte die Verpflichtung der Familie, aber auch, daß das Einlagern des kranken Franzoſen in dieſer Zeit eine ſchwere Sache ſei; auch die Mutter hatte alten Hoffnungen beinahe entſagt, ſie fürchtete die Anſteckung und Beläſtigung, die Tochter entſchied: „Wenn er zu uns will, und wäre er ein Peſtkranker, wir dürften es ihm nicht weigern; hat er ſein Leben für uns auf's Spiel geſetzt, ſo iſt jetzt der Tag gekommen, wo wir es für ihn wagen müſſen. Danken wir dem Himmel, daß er dies ſo gefügt hat, die Laſt der Verpflichtung uns leichter zu machen.“ Bärbel aber ſchlug, als ſie mit Henriette allein war, die Hände zuſammen. „Wie kannſt du das thun, den, welchen die Leute für deinen Bräutigam halten, ins Haus nehmen, während du einen Andern lieber haſt? Was ſoll dieſer dazu ſagen?“

„Ja, Bärbel,“ rief Henriette, „gerade des Andern wegen. Die beſte Stube ſoll der Franzoſe haben und Pflege wie ein Bruder, das iſt ſein Recht.“

„Das iſt nicht recht und wird nicht gut,“ entſchied Bärbel kopfſchüttelnd und ging nach Hauſe zum erſten Male unzufrieden mit ihrer Freundin.

Der Senior kam mit ſeinem Wagen nach der Stadt, den Kranken abzuholen. Er ſuchte zuerſt den Doktor auf. „Wir dürfen uns dem Wunſche des Oberſten nicht entziehen nach Allem, was vorhergegangen iſt, auch meine Tochter iſt der Meinung. Würde Ihre Begleitung nicht vortheilhaft ſein?“ frug er furchtſam. „Wir haben zwar gar keinen Anſpruch darauf, ein ſo großes Opfer zu verlangen.“

„Hat Ihr Fräulein Tochter den Wunſch ausgeſprochen?“

„Es fiel mir auf dem Wege ein,“ ſagte der Senior, „damit Sie an Ort und Stelle anordnen könnten, wie der Kranke gehalten werden ſoll.“

„Dafür iſt meine Begleitung nicht nöthig,“ verſetzte der Doktor finſter, „ſagen Sie Fräulein Henriette, daß ich, ſobald ſie meine Anweſenheit wünſcht, zu jeder Stunde bereit bin. In den erſten Tagen bedarf der Kranke Schonung, auch aufregende Geſpräche ſind ſo viel als möglich zu vermeiden.“

Henriette ging den Tag über geſchäftig durch das Haus, ſie ließ ſich nicht nehmen das Zimmer für den Oberſten und ein kleines daneben für den alten Franzoſen ſelbſt einzurichten, und trug aus dem einfachen Hausrath Alles zuſammen, was irgendwie zur Bequemlichkeit eines werthen Gaſtes dienen konnte. Die Mutter ſah verwundert zu. „Ob ſie insgeheim doch daran denkt, daß er ſie zur Frau haben will?“ Und ſie frug. „Willſt du die blühende Hyacinthe nicht auf den Tiſch ſtellen?“

Henriette verneinte: „Sie riecht zu ſtark in der Krankenſtube.“

Wie der Abend kam, zündete ſie in allen bewohnten Zimmern Lichter an, hing auch im Flur die große Laterne auf, ſo daß das Haus mit vielen leuchtenden Augen in die Finſterniß hineinblickte. Dann ſetzte ſie ſich ſtill hin, die Hände im Schoß gefaltet, und wartete.

Der Wagen fuhr vor, die Mutter eilte neugierig in den Flur, dort den Gaſt zu begrüßen. Henriette blieb wie ein Bild von Stein ſitzen, es war derſelbe Seſſel, an dem ſie damals auf dem Boden gelegen hatte, und dieſelbe Stelle, auf welcher er ihr den Ring angeſteckt. Da trat der Franzoſe ein, geſtützt auf den alten Huſaren; langſam erhob ſie ſich und verneigte ſich wie gegen einen vornehmen Fremden. Auch der Franzoſe ſtand einen Augenblick feſtgebannt, die Augen flogen wie einſt durch das Zimmer und hafteten auf dem tiefernſten Antlitz der Jungfrau vor ihm. „Haben Sie Nachſicht mit einem Kranken,“ begann er in gemeſſenem Tone, „wenn er nach langem Aufenthalt unter Menſchen, die ihm feindſelig waren, alte Bekannte aufſucht, bei denen er menſchliches Mitgefühl für ſich hofft.“

„Mein Vater und ich verdanken dem Herrn Oberſt, daß wir heut hier ſtehen, Sie zu begrüßen; wenn der Aufenthalt in unſerem Hauſe für Ihre Geneſung irgend von Nutzen ſein kann, ſo ſind Sie uns als Gaſt willkommen.“ Er verbeugte ſich ſchweigend, ſprach einige Worte zum Senior und der Hausfrau und bat dann ihm zu geſtatten, daß er auf ſein Zimmer gehe. Dorthin geleiteten ihn die Eltern. Der Empfang war überſtanden, Henriette war zufrieden, daß er ihr dieſen leicht gemacht hatte, und bat ſtill um Kraft, die nächſten Wochen zu ertragen.

Als der Oberſt ſich mit Hilfe des Alten auf dem Lager zurechtgerückt hatte, begann er trotz ſeiner Müdigkeit in guter Laune: „Nun, Vater, wie gefällt dir die Braut und das Hochzeithaus?“

„Mademoiſelle iſt ſchön und entſchloſſen, ſie iſt die Herrin im Hauſe; daß ſie dem Herrn Oberſten ergeben iſt, möchte ich nicht behaupten.“

„Aus dem Vater habe ich herausgehört, daß ſie wenigſtens keinen Freiwerber hat. Aber, die guten Leute hier fühlen ſich im Grunde auch beläſtigt durch unſere Gegenwart, und es kann wohl ſein, daß ſie bald Landesfeinde in uns ſehen. Es thut nichts. Seit den traurigen Nächten im ruſſiſchen Schlitten und in dem widerwärtigen Gaſthofe kommt mir dies Bett vor, als ſtünde es im Elternhauſe“ — er ſtreckte dem Diener die Hand entgegen — „ruhe auch du, mein Alter, dir thut es nicht weniger Noth als mir und für die Zukunft vertrauen wir unſerm alten Glück.“

Am andern Morgen wurde der Gaſt ſpät ſichtbar. Henriette traf ihn im Zimmer des Vaters, er grüßte ſie artig und ſprach ſie an mit der gewöhnlichen Aufmerkſamkeit, welche ein Mann von Selbſtgefühl der Tochter des Hauſes zu widmen hat; dann redete er zum Vater weiter von den Beſchwerden des letzten Feldzuges, ruhig und gehalten, nur einmal wurde er lebhafter, als er ſeinen Diener erwähnte. „Meinem Alten verdanke ich, daß ich nicht im Schnee zurückgeblieben bin. Ich war geſtürzt und lag betäubt, da wußte er mir ein Geſpann zu ſchaffen, — er hatte es nicht ohne Kampf mit andern armen Teufeln gewonnen — lud mich darauf und war durch viele öde Meilen mein Fuhrmann.“

„Er iſt von Ihrem Regiment?“ frug der Senior.

„Er war Wachtmeiſter, als ich eins hatte, es iſt dahin, hochwürdiger Herr. Der Alte aber und ich gehören noch in anderer Weiſe zuſammen. Er iſt mein Pflegevater, und wenn ihn dieſe Eigenſchaft bei Ihnen irgendwie empfehlen kann, ſo bitte ich herzlich, laſſen Sie es ihm zu gut kommen.“ Das verſprach der Senior bereitwillig und frug, ob er ihn an den Tiſch ziehen ſollte.

„Das würde er in keinem Fall annehmen,“ ſagte der Oberſt, „überlaſſen Sie ihm ſelbſt, ſich unterzubringen; er verſteht gut heimiſch zu werden.“

„Das iſt er ſchon,“ verſicherte der Senior, „und nicht von heut. Er findet auch die alte Magd wieder, die er früher mit ſeinem Franzöſiſch unterhalten hat.“

Der Oberſt war aufgeſtanden und betrachtete die Bilder an der Wand, dem Senior war erfreulich, daß ſein Gaſt die Erinnerungen an Doktor Luther ſo angelegentlich ins Auge faßte.

„Ich bin Proteſtant,“ ſagte der Oberſt, ſich umwendend, „und ich bin der Sohn eines Pfarrers. Mein Vater war ein ſtrenger und trübſinniger Mann, der ſeinen wilden Knaben oft mit Härte behandelte. Dem Sohne wurde das Vaterhaus verleidet, und da er einſt mit ſechzehn Jahren wegen eines kleinen Vergehens ſchwere Züchtigung erlitten hatte, entlief er in dem kindiſchen Gedanken, ſich allein durch die Welt zu ſchlagen, am liebſten als Soldat. Er geſellte ſich zu dem Troß eines Regimentes, das in den Krieg zog, es ging ihm elend, was ganz in der Ordnung war; bei einer Retirade wurde er durch den Schlag, den ihm ein Betrunkener verſetzte, von dem Karren geworfen, auf den er hungernd und erſchöpft gekrochen war. Wie er ſo verloren am Wege lag, fand ihn ein Unterofficier von den leichten Reitern. Der Reiter nahm den Knaben mit ſich und gewann ihn lieb wie einen Sohn, er wandte auf ihn, was er konnte, und bat für ihn bei ſeinen Vorgeſetzten. Der Knabe wurde in eine Militärſchule aufgenommen und trat in das Regiment, in welchem ſein Pflegevater ſtand. Seitdem hat der Alte ihn behütet und für ihn geſorgt mehr, als für ſich ſelbſt. Sein Pflegekind iſt Oberſt geworden und er iſt immer noch Wachtmeiſter. Ich hoffe, wir beide bleiben bei einander, ſo lange wir leben."

Als er ſo ſprach, ſah ſie auf ſeine Hand. Ihr Ring ſteckte daran. Da ſtand ſie auf und verließ das Gemach.

In ſolcher Weiſe führten ſich die beiden Fremden im Hauſe des Seniors ein. Der Oberſt war faſt den ganzen Tag auf ſeinem Zimmer, nur des Mittags und eine Stunde nach Tiſche erſchien er in der Familie, er verſtand aber, ſich in dieſer Zeit die gute Meinung der Eltern zu gewinnen. Da er bekannt hatte, daß er Proteſtant war, ſo wagte der Senior zuweilen einen kleinen Ausflug in Doktor Luthers Leben und Schriften; bei ſolchen Spaziergängen bewies der Gaſt eine bezaubernde Bereitwilligkeit mitzugehen, die nicht nur durch den Wunſch zu gefallen, veranlaßt wurde. Offenbar war ihm ſelbſt dieſe Art der Unterhaltung angenehm, weil ſie ihn an die eigene Knabenzeit erinnerte oder weil ihm ſolche liebevolle Hingabe an längſt vergangene Zuſtände etwas Neues war. Das Herz der Mutter gewann er ganz und gar. Er war demüthig dankbar für jede Freundlichkeit, die er von ihr empfing; er wollte nicht leiden, daß ſie ihm etwas zutrug, und zeigte ſich trotz ſeiner Schwäche ſtets befliſſen, ihr ein Aufſtehen und einige Schritte Weges zu erſparen. Henriette frug ſich: Iſt dies die Artigkeit eines gewandten Mannes oder iſt es Gutherzigkeit? bis er einmal, als die Frau Paſtorin dagegen proteſtirte, daß er ihr ein Glas Waſſer herbeiholte, angelegentlich bat: „Erlauben Sie mir das; ich habe durch meine Schuld zu früh das Glück verloren, meiner Mutter die Pflichten des Sohnes zu erfüllen, und mir iſt jetzt zu Muthe, als könnte ich hier das Verſäumte nachholen.“

Aber auch Henriette vermochte die kalte Förmlichkeit nicht zu behaupten, die ſie in den erſten Tagen gegen ihn gezeigt hatte. Wenn er in anmuthiger Nachläſſigkeit über Wildes und Gefährliches ſprach, das er erlebt hatte, oder wenn er kleine drollige Geſchichten erzählte, was er gut verſtand, und dabei einmal unbefangen wie ein Kind lachte, ſo mußte ſie ſich ſelbſt zugeben, daß er in ſolchen Augenblicken wahrhaft liebenswürdig war. Sie ſelbſt behandelte er mit gleichförmiger Artigkeit, ohne ſie durch auffallende Zuvorkommenheit ſcheu zu machen, aber in dieſer leichten und ſicheren Weiſe lag etwas, was ihr Angſt machte; er betrachtete ſie im Grunde immer als ihm angehörig und ſie kam ſich vor wie ein gefangener Vogel, der aus dem Bauer in eine geräumige Stube verſetzt iſt, feſte Wände umgeben ihn doch von allen Seiten.

Doch ganz unverändert blieb ſein Weſen ihr gegenüber auch nicht; ſie merkte, daß ſie ihm gefiel, aber ſie ahnte nicht, wie ſehr. Wenn ſie kam und ging, folgte ihr ſein bewundernder Blick; wenn ſie geſprochen hatte, ſaß er lauſchend, als klänge ihre Rede in ſeiner Seele nach; wenn er durch Vater oder Mutter veranlaßt, etwas erzählte und lebhaft wurde, wandte er ſich unwillkürlich an ſie, als ob nur ſie vorhanden ſei. Nach einer rauhen Woche voll Sturm und Regen ſchien die Sonne warm an die Scheiben, da ging er zum erſten Mal hinaus in den Garten, und wie er wieder in das Zimmer trat, überreichte er ihr ein Schneeglöckchen und ſagte dabei: „Erlauben Sie, daß ich den Raub von den Beeten an die Herrin zurückgebe. Es iſt ein guter Name, den die Blume im Deutſchen hat; wenn das Glöckchen geläutet hat, ſtellt ſich nach und nach die ganze

Gemeinde auf den Beeten ein. Laſſen Sie mich hoffen, daß auch mir nach dem erſten winterlichen Gruß hier eine wärmere Neigung erblühe.“ Henriette hatte keine andere Antwort als eine ſtumme Verneigung, aber in ihrem Zimmer ſchritt ſie unruhig auf und nieder. Was hatte ſie auf ſich genommen? So durfte das nicht fortgehen, die Noth wurde größer als ſie je geweſen; von den Eltern hatte ſie keine Hilfe zu erwarten, ſie ſelbſt mußte dem Fremden jede Hoffnung benehmen. Aber ihr bangte vor der Stunde.

Während ſich in dem Pfarrhauſe ein ſtiller Kampf vorbereitete, fuhr draußen in Stadt und Land der Frühlingsſturm durch die Seelen. Der König war in die Provinz gekommen, das Volk rüſtete zum Kampf.

Der Senior hatte in ſeinem Zartgefühl zum Gaſt nie über das Große geſprochen, was draußen in der Welt vorging; Beſuch von Bekannten hatte ſich nicht eingeſtellt und die Familie lebte ſo allein, als wäre mit dem Pfarrdorf auch die ganze Umgegend in eine Wüſtenei verwandelt. Der Senior wunderte ſich zuletzt darüber und ſagte zur Tochter: „Auch keiner von den Amtsbrüdern läßt ſich ſehen.“

„Weil der Franzoſe bei uns wohnt,“ antwortete Henriette traurig. „Das Haus iſt den Nachbarn verleidet.“

„Von ſeiner Krankheit iſt doch Anſteckung nicht mehr zu befürchten,“ ſagte der Vater, „und wenn die Leute mit dem Oberſten bekannt wären, würden ſie über den freundlichen Mann anders urtheilen.“

So oft die Zeitung in die Pfarre kam, bat der Oberſt darum und brachte ſie ſchweigend zurück. Es ſtand wenig darin, er las doch daraus, daß er in Gefahr ſei Kriegsgefangener zu werden. Das ſagte ihm auch ſein Begleiter. „Als am Sonntag die Glocken läuteten, trat ich in den Garten, mir das Bauernvolk hier zu betrachten. Da drängten ſie ſich an die Mauer und Viele ſprangen hinauf, ſahen mich tückiſch an, ſchrieen und ballten die Fäuſte. Die Luft iſt ſchwül, mein Oberſt; es wird Zeit, daß wir davonreiten."

„Warte ab; ich habe hier einen wilden Vogel gefunden, den ich mir zähmen will für unſer Haus."

„Wo iſt Ihr Haus, mein Oberſt? Das Zelt iſt es und der blaue Himmel. Der Kaiſer braucht uns."

„Gut, mein Vater, ich denke daran. Zürne mir nicht, wenn ich auch einmal um ein friedliches Glück ſorge. Mir iſt es noch nie ſo gut geworden und ich könnte den ganzen Tag bei dem Mädchen ſitzen, ihr die Maulwürfe wegfangen und die Gießkanne tragen."

„Wahren Sie ſich nur, mein Oberſt, daß Ihnen die Demoiſelle Gärtnerin nicht das kalte Waſſer ins Geſicht gießt. Sie hat kein gutes Herz für uns Franzoſen."

„Meinſt du, Alter? Ich bewahre, woran ich ſie feſthalte."

Henriette trug dem Vater ihre Wochenrechnung vor. „Der Oberſt macht es dir doch ſchwer, die Wirthſchaft zu führen,“ ſagte der Senior bedenklich, „wenn nur nicht der tägliche Wein wäre für ihn und auch für den Alten, das letztere iſt doch wohl nicht nöthig.“

„Du weißt, wie lieb ihm ſein Begleiter iſt,“ antwortete die Tochter.

„Das iſt ſchon recht, aber wo das Geld hernehmen?“

„Der Wein iſt zu Ende, ich ſetze heut die letzte Flaſche auf. Der Knecht muß nach der Stadt, neuen holen.“

„Meine Kaſſe iſt leer,“ ſagte der Senior gutlaunig, zog eine Schublade auf und unterſuchte vergeblich.

„Meine Sparbüchſe auch,“ antwortete Henriette. „Die drei Dukaten Pathengeld ſind drauf gegangen.“

„Was aber thun?“ überlegte der Vater. Er ſah die Tochter zweifelhaft an. „Dort in der Ecke liegen immer noch die Geldrollen; jetzt, meine ich, dürfen wir ohne Bedenken etwas davon nehmen, es iſt ja zu ſeiner Bequemlichkeit.“

„Nein, mein Vater,“ bat Henriette, „die Summe gehört nicht uns und nicht ihm und wir dürfen uns daran nicht vergreifen.“

„So ſchaffe Rath,“ ſagte der Senior ein wenig ärgerlich. Henriette ſtrich ihm bittend an die Schulter. „Von dem Silberzeug brauchen wir nur ein halbes Dutzend, die Hälfte iſt unnütz, und im Nothfall können wir die ſchwere Kelle auch entbehren. Ich fahre ſelbſt nach der Stadt und kaufe Zinn.“

„Lieber Gott,“ klagte der Paſtor, „man ſoll ja ſein Herz nicht an Dinge hängen, welche Motten und Roſt freſſen, aber dies war die Ausſtattung, als ich deine Mutter heiratete. Dieſe Stücke ſind mit uns alt geworden. Wie wird deine Mutter das ertragen?“

„Sie ſitzt in der Kammer und weint, ſie hat aber nichts dawider. Ich will es geſchickt machen, denn der Oberſt darf nichts davon merken.“

„Das verſteht ſich,“ beſtätigte der Vater.

Der Wagen des Landraths fuhr vor. Als er eintrat, wollte Henriette ſich entfernen.

„Mich führt nichts Geſchäftliches her,“ begann der Landrath, ſie aufhaltend; „es iſt eigentlich nur eine Bitte, die ich an den Herrn Senior zu richten habe. Am nächſten Sonntage ſoll der Aufruf des Königs „An mein Volk“ von den Kanzeln verkündigt und eine patriotiſche Mahnung daran gefügt werden. Als alter Bekannter erlaube ich mir den Vorſchlag, daß Sie an dieſem Tage einer großen Aufregung einem andern Amtsbruder den Gottesdienſt und die Verkündigung übertragen.“

„Weshalb, Herr Landrath?“ frug der Paſtor betroffen.

„Ein vornehmer Franzoſe weilt als Gaſt in Ihrem Hauſe,“ erwiederte der Beamte. „Ich weiß, daß er von unſrer Regierung nicht als Gefangener betrachtet wird, und ich kann mir denken, daß Bande zarter Verpflichtung Sie veranlaſſen, ihm in Ihrem Hauſe eine Freiſtätte zu geben. Aber ich meine, es wird Ihnen ſelbſt unter dieſen Umſtänden peinlich ſein, von Ihrer Kanzel der Begeiſterung und dem tiefen Haß, welcher in unſrer Bevölkerung gegen die Franzoſen lebt, wirkſamen Ausdruck zu geben.“

„Herr Landrath," verſetzte der Senior mit zitternder Stimme, „unſer Erlöſer hat geboten: liebet eure Feinde. Haß vermag ich nicht in meine Seele zu bringen, noch weniger von der Kanzel zu predigen. Aber ich bin ein Preuße und meinem Könige treu ergeben, und wenn Krieg für die Rettung des Vaterlandes nothwendig geworden iſt, ſo werde ich in meinem Amte meine Pflicht thun wie jeder andere Amtsbruder."

Nicht ohne Verlegenheit widerſprach der Landrath: „Auch wenn Sie ſelbſt das Wünſchenswerthe mit warmen Worten ſagen können, ſo beſorge ich, würde die Wirkung auf Ihre Gemeinde nicht die richtige ſein. Es wäre wohl möglich, daß in dieſen Tagen leidenſchaftlicher Erregung durch die Heftigkeit einzelner Mitglieder der Gemeinde ein Mißton in die heilige Feier käme, der Sie ſelbſt am tiefſten verletzen würde."

Der Senior ſetzte ſich in ſeinen Stuhl und faltete die Hände. „Gott, mein Herr, haſt du mich vor ſieben Jahren darum aus den Händen der Mörder errettet, damit ich dieſe Demüthigung erlebe?"

Die Tochter beugte ſich über ihn: „Trage auch dieſe Prüfung, geliebter Vater." Sie griff in den Schreibtiſch, hob die Geldrollen heraus und legte ſie vor dem Landrath auf den Tiſch. „Dieſe Summe haben Sie vor Jahren meinem Vater im Auftrage einer fremden Regierung überbracht, ſie iſt unberührt geblieben, wie ſie damals war. Der Vater hob ſie auf bis zu dem Tage, wo er ſie hingeben könnte für einen patriotiſchen Zweck. Jetzt wird zu freiwilligen Gaben für Ausrüſtung des Heeres aufgefordert werden; ich bitte Sie als unſern Beitrag dies hinzunehmen. Andere mögen mehr geben, es iſt das letzte Geld, welches der Vater im Hauſe hat."

„Ich darf Ihre Gabe nicht ablehnen," ſagte der Landrath, ſelbſt bewegt durch den Schmerz des Vaters und der Tochter. „Ich hoffe, ſie wird den falſchen Argwohn tilgen, der ſich gegen Sie erhoben hat. — Noch habe ich für Ihren Gaſt dies amtliche Schreiben abzugeben."

Als der Senior ſeine Faſſung ſo weit wiedergewonnen hatte, daß er dem Oberſten den Brief zu überreichen vermochte, brach dieſer ſchnell das große Siegel auf und bemerkte vor Freude über den Inhalt nichts von der Niedergeſchlagenheit des Hausherrn. Er fand einen Freipaß der Militärbehörde zur Reiſe nach Frankreich mit einer kurzen Zuſchrift des Grafen Götzen, in welcher geſagt war, daß der humane Beiſtand, welchen der Oberſt in dem letzten Kriege preußiſchen Unterthanen mit eigener Gefahr geleiſtet habe, die Veranlaſſung geworden ſei, ihn während ſeiner gegenwärtigen Krankheit mit ſeinem Begleiter nicht als Kriegsgefangenen zu behandeln. Der Oberſt wies verwundert das Schreiben dem Senior. „Wem verdanke ich dieſe Gunſt?" Aber der Senior wußte es nicht.

„Da mein treuer Sergeant mit angeführt iſt, muß Ihre Regierung genau mit dem Sachverhältniß bekannt ſein."

„Wir haben Sie beim Landrath angemeldet," ſuchte der Paſtor zu entſchuldigen.

Aber es gelang doch nicht, dem Gaſt die Verlegenheit der Familie ganz zu verbergen; was die Herrenſtube verſchwieg, kam in der Küche heraus. Zwiſchen dem alten Franzoſen und der Dienſtmagd Suſanne beſtand ein gutes Einvernehmen. Der Sergeant half ihr, ſo weit ſeiner Würde geziemte, bei der Küchenarbeit, war immer genügſam und gutlaunig. Und es blieb ein ſtilles Verhältniß, denn Keines verſtand viel von der Rede des Andern, der Franzoſe aber etwas mehr als Suſanne, da er auf ſeinen Kriegsfahrten allerlei fremde Worte erbeutet hatte. Wie nun am Nachmittage das Fräulein in die Stadt gefahren war und Suſanne betrübt am Herde ſaß und die Augen mit der Schürze wiſchte, frug der Sergeant unruhig in ſeinem gebrochenen Deutſch: „Demoiſelle Suſanne, weshalb ſind Sie heut traurig?“ Da kam etwas von einer ſilbernen Kelle und dem Weine heraus, was der Alte verſtand. Als am Abend der Oberſt ſeinem Vertrauten erzählte, daß ein Freipaß für ſie beide angelangt ſei, ſagte der Alte feierlich: „Es iſt Zeit für Sie, mein Oberſt, den Paß zu gebrauchen, die Rückſicht auf dieſe armen Leute hier zwingt dazu;“ und er berichtete ſeinem Herrn das Geheimniß der Küche. Der Oberſt war betroffen, aber die Nachricht machte ihm mehr Freude als Sorge. Solche Opfer brachte man nur einem Gaſte, den man ſehr werth hielt, und Henriette ſelbſt machte den Weg, um ihm das Behagen des Mittagstiſches zu erhalten! — ſo daß er dem Alten ſagte: „Du weißt, mein Vater, daß die Oberſtin Deſſalle in keinen dürftigen Haushalt tritt und daß es unſere

Sache ſein ſoll, ihr, was ſie jetzt hingiebt, tauſendfach zu erſetzen.“ Der Alte ſchüttelte ſchweigend den Kopf.

Am nächſten Morgen ging der Oberſt im Garten auf und ab, als Henriette aus dem Hauſe kam. Sie wich der Begegnung nicht aus, ſondern erwartete, gehoben durch den Willen eine Entſcheidung herbeizuführen, ſeine Anrede. „Ich fürchte, ſchon zu lange Ihre Gaſtfreundſchaft in Anſpruch genommen zu haben; laſſen Sie als Entſchuldigung gelten, daß es mir ſehr ſchwer wird von hier zu ſcheiden. Es war mein Los unabläſſig im Getümmel des Krieges herumgeworfen zu werden. Die gleichförmige Thätigkeit Ihres Haushaltes, der Frieden hier und die gute Geſinnung gegen alle Welt ſind für mich ein neues Glück und mir iſt, als würde man hier zufriedener und beſſer.“

„Sie ſind in der Geneſung,“ antwortete Henriette, „und dies Gefühl macht weich und zufrieden.“

„Es iſt noch etwas mehr, mein Fräulein, es iſt Ihre Nähe“ — er lud ſie mit einer Handbewegung ein auf der Bank Platz zu nehmen. Dort hatte ein Anderer neben ihr geſeſſen, ſie ging vorüber und führte zu der Sommerlaube. Noch fehlte den Ruthen des Geißblattes das grüne Laub und die Strahlen der erſten Frühlingsſonne fielen grell auf den Erdboden. „Ich bin Ihnen eine Erklärung ſchuldig,“ begann der Oberſt, „daß ich dem Wunſch Ihres Vaters, der mir in fernem Lande zukam, nicht entſprochen habe. Ihr Ring, den ich an meinem Finger trage, iſt für mich bedeutungsvoll geworden, ich betrachte ihn mit einer Art Aberglauben, und ſorge, mein gutes Glück wird von mir ſcheiden, wenn ich ihn verliere. Das Ereigniß, welches ihn an meine Hand brachte, hat mir zwar Feinde geſchafft, aber auch Gunſt und Beförderung, es gab Veranlaſſung, daß der Kaiſer ſelbſt mir perſönlichen Antheil zuwandte, und ich weiß, daß er auch meine Beziehungen zu Ihnen kennt."

Das klang ſelbſtſüchtig und Henriette antwortete kalt: „Für Andere hat jene Stunde nicht ſo günſtige Folgen gehabt, mein Herr."

„Ich ſtelle meinen Talisman in ſchlechtes Licht," fuhr der Oberſt fort, „wenn ich an ihm nur rühme, daß er Gunſt und Gnade gebracht hat. Ich verdanke ihm viel Beſſeres. Der Gedanke daran, daß er mich in eine geheime Verbindung mit Ihnen geſetzt hat, iſt mir zuweilen in Stunden der Verſuchung ein Schutz geweſen; oft dachte ich in der Fremde, wo ich Gefahr und Jammer ſah, an die Noth Ihres Hauſes und an die Hilfloſigkeit, in welcher ich Sie, holde Henriette und Ihre Eltern fand, und wenn mir hier und da gelang, ein gutes Werk zu thun, ſo bin ich Ihnen dafür zu Dank verpflichtet. In einem ſpaniſchen Dorfe waren franzöſiſche Soldaten grauſam ermordet worden; meine Leute hatten einen Einwohner ergriffen und an den Baum gebunden, um ihn zu füſiliren. Sein Weib warf ſich vor mir nieder und umfaßte meine Kniee. Ich war in Empörung gerade wie meine Reiter und ich wollte ſie wegſtoßen, da preßte ſie mir in der Angſt die Hand zuſammen und ich fühlte den Druck des Ringes.

In dem Augenblick ſah ich Sie vor mir am Boden und band den Spanier los, nicht ohne eigene Unbequemlichkeit, denn meine wüthenden Reiter wollten ſich das Sühnopfer nicht entreißen laſſen. Und wie jenen Schelm, ſo hat der Ring auch manches Heimweſen der Feinde vor der Zerſtörung geſchützt und vielleicht auch manches junge Weib vor dem Verderben. Ich ſage das nicht, um mich Ihnen als einen hochherzigen Mann darzuſtellen; ich bin ein wilder Reiter und ich fürchte, das lange Liegen im Felde hat in mir verdorben, was der Menſch in friedlichen Verhältniſſen leichter bewahrt. Es war nicht mein Verdienſt, ſondern das Ihre, wenn ich in dieſen Jahren eines unaufhörlichen Blutvergießens gern daran dachte, daß es auf Erden ein Glück giebt, das ich entbehren muß: Weib, Kind, geordnetes Hausweſen und das redliche Leben eines honetten Mannes, der ſeine Pflicht erfüllen kann, ohne täglich Anderen wehe zu thun. Je länger mich mein Schickſal aus einem Feldzuge in den andern führte, um ſo lebendiger wurde der Traum, und um ſo heißer die Sehnſucht nach einem ſtillen Glück an Ihrer Seite. Wenn ich müde ſaß am flackernden Feuer, vor meinen Augen das Gewühl des Bivouaks, in meinem Ohr das Stöhnen der Verwundeten, da klang es in mir wie das Geläut dieſer Kirche und wie eine fromme Mahnung, daß auch mir eine andere und beſſere Zukunft bereitet ſei.“ Seine Rede war lebhafter geworden, er ſprach das Letzte in großer Bewegung.

Henriette ſah ſcheu nach ihm hinüber. „Es war die

Sehnſucht nach Erlöſung von einem ſchrecklichen Berufe, was Sie beſchäftigte, Herr Oberſt, aber es war nicht das fremde Mädchen, das Sie nur einmal geſehen.“

„Vielleicht war es früher ſo,“ antwortete der Franzoſe; „jetzt iſt es mehr. Seit ich hier verweile und das Glück habe, Sie täglich zu ſehen, die Sicherheit zu ſehen, mit der Sie ſich in Ihrem Kreiſe bewegen, und den Stolz, mit dem Sie meiner Werbung begegnen, ſeitdem fühle ich mit jedem Tage mich feſter in Ihren Banden. Ich weiß jetzt, daß ich ein glücklicher Mann wäre, wenn Sie ſich entſchließen könnten, mich mit Zuneigung zu betrachten.“ Henriette ſtand auf. „Aus der Phantaſie iſt eine Leidenſchaft geworden, holde Henriette,“ fuhr er heftig fort, „und der Gedanke iſt mir unerträglich, daß ich Sie verlieren ſollte.“

„Und wenn Alles wahr iſt, was Sie ſagen,“ rief Henriette, „haben Sie in dieſen Jahren nie daran gedacht, wie das Mädchen unterdeß gelebt hat, dem Sie im Spiele Ihrer Gedanken eine Neigung zuwandten? Durch Zwang haben Sie mich an ſich gebunden, nach meinen Gefühlen aber nicht gefragt; ſeitdem habe ich lange Jahre die bittre Demüthigung getragen, wie eine willenloſe Sklavin an einen fremden Mann gekettet zu ſein. Haſſen kann ich Sie nicht, denn Sie haben in Ihrem wilden Muthe mich und meinen Vater geſchützt, die Neigung aber, welche Sie fordern, finde ich nicht in meiner Seele, und die Frau des Oberſten Deſſalle kann ich niemals werden.“

Der Oberſt ſtand auf. „Ich verſtehe,“ ſagte er,

„Sie ſind eine Deutſche, und wie hier im Lande die Stimmung iſt, ſehen Sie in mir den Franzoſen. Sie werden mir das Zeugniß nicht verſagen, daß ich die Gefühle einer deutſchen Frau während meiner Anweſenheit gewürdigt habe. Aber die feindliche Spannung, welche jetzt zwei Nationen gegen einander bewaffnet, wird nicht dauern, in wenig Monaten iſt der Zwiſt zwiſchen meinem Kaiſer und Ihrem Könige entſchieden. Schnell wechſelt auch bei den Regierungen Genoſſenſchaft und Abneigung. Zürnen Sie mir deshalb nicht, ſchöne Henriette, wenn ich Ihnen erkläre, daß ich Sie wegen Krieg und Frieden der Völker nicht aufzugeben vermag. Hatte ich Sie vorſchnell mit mir verbunden, ſo bin ich ſeitdem älter geworden und habe den Werth dieſes Erwerbes erkannt, und ich bin entſchloſſen Alles zu wagen, um Sie mir für die Dauer meines Lebens zu gewinnen."

Henriettens Geſtalt hob ſich höher, die mädchenhafte Scheu war abgethan: „Sie rühmen die Rückſicht, die Sie mir bewieſen haben, Herr Oberſt; und doch wollen Sie zu dem alten Zwang einen neuen fügen; und die Genugthuung, die Sie mir geben wollen, ſoll die ſein, daß Sie mich auf eine Zukunft verweiſen, wo Ihre Werbung mir beſſer gefallen müſſe. Meinen Sie, daß ſolche Selbſtſucht Ihnen das Herz eines Weibes gewinnen kann? Sie handeln nicht edel an mir und nicht wie ein Mann von Ehre gegen ein Weib handelt, zu dem er eben erſt von ſeiner Liebe geſprochen."

„Henriette!“ rief der Oberſt unwillig.

Sie fuhr ſich über die Stirn. „Nein, verzeihen Sie mir, das iſt die Sprache nicht, die mir gegen meinen Retter geziemt; nur bitten darf ich und Sie an das erinnern, was Sie mir von Ihrer freundlichen Geſinnung gegen mich geſagt. Bin ich Ihnen etwas werth, und hat Ihnen jemals der Gedanke an mich wohlgethan, ſo flehe ich, daß Sie jetzt nicht auf einem Anſpruch beſtehen, der mich jeden Tag unglücklich macht, weil er mich demüthigt und meine Zukunft in ſchwarzes Dunkel hüllt. Geben Sie mir meinen Ring zurück. Einmal haben Sie mich zu Ihren Füßen geſehen; iſt es eine Befriedigung für Sie, ſo will ich wiederum vor Ihnen niederfallen und die Kniee meines Retters umfaſſen, damit Sie die Feſſel löſen, durch die ich an Sie gekettet bin.“ Sie beugte ſich in ihrer Leidenſchaft abwärts. Beſtürzt wehrte ihr der Oberſt. „Sie lieben einen Anderen, mein Fräulein!“ rief er.

Henriette richtete ſich auf. „Vielleicht,“ ſagte ſie tonlos.

„Jetzt begreife ich Ihren Widerſtand, Mademoiſelle,“ verſetzte der Franzoſe bitter. „Aber vergeſſen Sie nicht, daß der Ring, welcher Sie zu meiner Verlobten gemacht hat, auch mir noch andere Träume als die eines idylliſchen Stilllebens an Ihrer Seite wachruft. Jener Baier, der in der Ecke Ihres Hofes liegen blieb, war nicht der einzige. Noch zweimal habe ich ſeitdem mit Kameraden des Toten ein ähnliches Zuſammentreffen gehabt; es hängen für mich auch finſtere Erinnerungen an dem Reif, die mein Leben belaſten. Ich habe blutigen Preis für ihn bezahlt, und ich erſehne auch deshalb die Nähe der lieben Gattin, damit ſie mir mit ihrer weichen Hand düſtere Gedanken von der Stirn ſcheuche. Zürnen Sie alſo dem Egoismus des Mannes nicht zu ſehr, wenn er fortfährt, gegen jeden Andern ſein Anrecht auf Sie zu vertheidigen."

Er wandte ſich dem Hauſe zu, Henriette lehnte an dem Pfoſten der Laube und ſtarrte vor ſich hin.

Sie war den Tag über für den Gaſt nicht ſichtbar; die Eltern entſchuldigten ihre Abweſenheit mit Unpäßlichkeit. Am Abend erklärte dieſen der Oberſt, daß er genöthigt ſei, morgen abzureiſen und bat um den Wagen bis zur Poſtſtation. Da der nächſte Tag ein Sonntag war, ſagte der Senior mit vielem aufrichtigem Bedauern über die Abreiſe, der Wagen ſtehe ſogleich nach dem Gottesdienſt zu ſeiner Verfügung.

Als die Glocken läuteten, bereitete ſich Henriette nach einer ſchlafloſen Nacht zur Kirche zu gehen. Wie ſie aus dem Garten auf den Friedhof kam, ſtanden die Dorfleute in dichten Haufen, aber ſie boten dem Pfarrkinde nicht wie ſonſt freundlichen Gruß, ſondern wendeten ſich ſcheu zur Seite. Von Allen gemieden wie eine Unreine ſchritt ſie in das Gotteshaus zu ihrem Sitz.

Der fremde Geiſtliche predigte über die Pflichten gegen das Vaterland. Nach der Predigt las er den Aufruf des Königs an ſein Volk von der Kanzel vor und ſagte mit bewegter Stimme: „An euch ergeht heut der Ruf, verlaßt Pflug und Hof, verlaßt Eltern und Kinder, Weib und Braut. Hier im Tempel des Herrn, vor verſammelter Gemeinde gebt Zeugniß, daß ihr Männer ſeid, bereit zum Kampf und, wenn der Herr gebeut, zum Tode für die Freiheit eures Vaterlandes, damit ihr und eure Angehörigen nicht im Elend der Knechtſchaft dahinlebt unter der Geißel des böſen Feindes. Da ich heut an dieſer heiligen Stätte zu euch rede, habe ich das Recht als erſter meinen eigenen Namen zu nennen; ich bin bereit mit Bibel und mit Waffen hinauszuziehen in den Krieg, und wer thun will wie ich, der erhebe ſich und nenne im Hauſe Gottes vor den Ohren der Nachbarn und Anverwandten laut ſeinen Namen!“ Da entſtand tiefe Stille, daß man das Rauſchen eines Blattes durch die ganze Kirche hören konnte. Ein junger Mann ſtand auf und rief ſeinen Namen und ein Gemurmel, welches klang wie ein leiſes Gebet, ging durch die Gemeinde. Denn dieſer erſte war der einzige Sohn einer armen Wittwe. Wieder ſchallte ein Name und wieder ſummte der leiſe Ton andächtiger Freude durch den Raum; dieſer war ein prächtiger Burſch, voran bei allen Freuden der Jugend und ein Liebling der Mädchen. Ein neuer Name, und lauter rauſchte es unter den Hörern; der ſich jetzt darbot war verheiratet und ſein junges Weib ſaß auch in der Kirche mit bleichem Antlitz, die Augen nach dem Kreuz auf dem Altare gerichtet, und neben ihr ſaß ihr kleiner Knabe. Neue Namen erklangen ſchneller nach einander und zu zweien. Als ſich eine ganze Reihe gemeldet hatte, hörte Henriette eine Stimme, die ihr alles Blut zum Herzen drängte, denn neben ihr ſchallte laut durch den Raum der Name: Ernſt König. Sie ſah an ihrer Seite den Geliebten ſtehen und blickte mit einer heiligen Freude zu ihm auf. Er wandelte ihr den Tag der Demüthigung in einen Tag der Ehren, denn um ihretwillen war er in die fremde Gemeinde gekommen, damit auch ſie heut ein Recht erhalte, das Liebſte, was ſie hatte, zum Opfer zu bringen.

Als die Rufe verhallt waren, ſtieg der Geiſtliche von der Kanzel, ſchritt zum Altar und forderte die Freiwilligen auf heranzutreten, damit er mit ihnen bete. Sie kamen herzu, jeder begleitet von ſeinen Angehörigen; neben dem armen Burſchen ging die weinende Mutter und neben dem Ehemann ſeine Frau, und der Mann hielt ſeine Hand auf dem Kopf des Kindes. Da erhob ſich auch Henriette und trat neben dem Geliebten zum Altar, Alle knieten nieder, der Prediger betete und ertheilte ihnen den Segen. Es war einfacher Gottesdienſt, ohne Pracht der Worte im Dämmerlicht der alten Dorfkirche; und wie in dieſer einen in vielen hundert anderen.

Langſam ſchritten die Leute aus der Kirche und ſammelten ſich auf dem Friedhofe um die Männer, welche am Altar eingeſegnet waren. Als der Doktor neben der Pfarrtochter herauskam, drängten die Bauern mit achtungsvollem Gruß an Beide heran, denn auch in den Dörfern dieſer Gemeinde wußten Viele, daß der Doktor ſeit Jahren ein Führer der ſtillen Arbeit für das Vaterland geweſen war, und es freute ſie, daß er in ihrer Kirche Zeugniß abgelegt hatte. Neben Henriette aber ging auf der andern Seite das Bärbel, welches wußte, wie der Geſpielin heut zu Muthe war, und vor den Leuten ſeine Freundſchaft beweiſen wollte.

An der Hausthür ſtand der Oberſt, zur Abreiſe gerüſtet; er erwartete Henriette, um ſie noch einmal zu ſprechen. Als ſie vom Friedhofe her an der Seite eines Andern herankam, beide mit verklärtem Antlitz, ſo feierlich, daß man ihnen ein gemeinſames Glück anſah, da zog ſich das Angeſicht des Franzoſen drohend zuſammen und mit ſchnellen Schritten auf den Doktor zutretend, begann er: „Mein Herr, jetzt verſtehe ich den Widerſtand meiner Verlobten und die Abneigung, mit der Sie ſelbſt Ihren Beruf ausübten, während ich krank war. War ich Ihnen bis heut Dank ſchuldig, ſo vermag ich von dieſer Stunde in Ihnen nur den Todfeind zu ſehen, der zwiſchen mir und einem Weibe ſteht, welches ich als meine künftige Gattin betrachte.“

Der Doktor entgegnete ruhig: „Ich komme von einer Stelle, wo ich mein Leben einem größeren Kampfe geweiht habe als der Streit mit einem perſönlichen Feinde iſt, und in meiner Seele iſt zu dieſer Stunde kein Raum für Haß und Rachſucht. Daß die Anſprüche aber, welche Sie an die Hand dieſes Fräuleins erheben, nichtig ſind, und daß Sie unehrenhaft und ruchlos handeln, wenn Sie dieſelben gegen den Willen des Fräuleins geltend machen wollen, davon werde ich Sie zu überzeugen ſuchen, ſobald wir Beide frei ſind von der Pflicht, welche uns jetzt zwei feindlichen Heeren zuführt.“

„Es iſt genug," ſagte der Oberſt, nachläſſig an ſeinen Pallaſch rührend, und ſich zu Henriette wendend, fuhr er fort: „Mein Schickſal will es, Fräulein, daß ich wie ein irrender Ritter den Weg zu Ihrer Gunſt durch Abenteuer erkämpfen ſoll; der Kampfpreis wird dadurch für mich um ſo werthvoller. Leben Sie wohl, ſchöne Henriette, ich halte feſt an meinem Traum." Er hob den Finger, welcher ihren Reif trug, verneigte ſich tief vor ihr und trat in das Haus zurück.

Im nächſten Augenblicke rollte der Wagen zum Hofe hinaus; die Jungfrau aber legte ihre Hand in die des Geliebten: „Ich habe ihm geſagt, daß ich niemals ſein Weib werde. Seit ich heut am Altar neben Ihnen ſtand, fürchte ich ihn nicht mehr, auch für Sie nicht mehr, mein Freund."

Bei einem ſpäteren Beſuch ſagte Bärbel zu Henriette: „Als die Beiden mit Worten gegen einander kämpften, überkam mich ein Graulen. Unſer Hieſiger war größer, und der Fremde dunkler und geſchmeidiger, aber in Angeſicht und Geberde war einer dem andern ähnlich."

Henriette antwortete nicht, aber ſie blickte ſo traurig und erſchrocken auf die Vertraute, daß Bärbel dachte: Sie weiß es auch, und ſie hat deshalb vor dem Fremden heimliche Angſt gehabt.

## 11.

## Ins Feld!

Während von der ungeheuren Sturmfluth des Jahres nur einzelne Wellen nach dem einſamen Pfarrhofe ſchlugen, brach in der Kreisſtadt der Strom durch beide Thore, er rauſchte auf dem Markte und auf den Gaſſen und drang in alle Häuſer und Herzen.

Zuerſt kamen die flüchtigen Ueberreſte des großen Heeres; einzeln und in Haufen ſchlichen ſie durch das Thor, halb verhungert und halb erfroren, entblößt und in Lumpen, auch das Schuhwerk gerade ſo wie ihnen prophezeit war; zerſtörte Leben, die dem Untergange verfallen waren ſelbſt nach ihrer Rettung aus der Fauſt der Feinde. In dem Entſetzen über das ſchreckliche Gottesgericht ſchwand der Haß, womit der Bürger ſie kommen ſah.

Nicht lange, und ruſſiſche Reiter folgten. Da die erſten mit ihren langen Bärten, auf kleinen ſtruppigen Pferden zum Ringe ritten, gerieth die Stadt vor Freude außer ſich. Alles lief herzu und umdrängte die Wilden, die Kinder faßten ſie an den Beinen und die Frauen ſtreichelten ihre Pferde. Nur zwei Verbündete, der Einnehmer und ſein geheimer Rathgeber, betrachteten die neuen Freunde ruhiger; der Verehrer deutſcher Poeſie brummte: „Die Einen gingen, die Andern kamen, dasſelbe Ding mit neuem Namen,“ und Schilling ſagte zu ſeinen Leuten: „Wenn ihr ihnen die Hände ſchüttelt, ſo haltet die Arme ſteif, damit ſie euch nicht zu nahe auf den Leib rücken, denn die Moskowiter tragen Unzähliges an ſich, was kriecht und ſpringt.“ Wie nun vollends die Baſchkiren einrückten, ſpitze Filzmützen über den bartloſen gelben Geſichtern und ſchräg geſchlitzten Augen, bewaffnet mit Flitzbögen und Pfeilen, um den Bonaparte wie einen Sperling vom Baume zu ſchießen, da ſtaunten die Städter in heller Bewunderung die fremdartige Kriegsmacht an und kamen ſich ſelbſt vor, wie Prinzen in einem bunten Märchen, während das Heidenvolk auf ihrem Ringe große Feuer anzündete und Stroh breitete, um darauf zu lagern.

Unterdeß lief aus der Hauptſtadt eine Botſchaft nach der andern herzu, welche die Landsleute noch näher anging; ſeit ihr König zu ihnen gekommen war, erkannten ſie, daß der Tag da war. Sechs Jahre hatten ſie auf dieſe Zeit geharrt und immer war ihr Hoffen getäuſcht worden, als jetzt endlich der Kriegsruf in ihr Ohr ſchmetterte, war er keine Ueberraſchung, ſie wußten bereits, was ſie zu thun hatten und rüſteten feierlich und ſtill zum Aufbruch. Nur hier und da quoll es aus den übervollen Herzen auffällig hervor. Der alte Trommler der Bürgerſchützen, welcher ſeit einem

Menſchenalter bei den Feſten der Stadt mit ſeinen Schlägeln wirbelte, wurde von dieſem Geiſt der Zeit ergriffen; ſeine Nachbarn hörten in Stunden, wo ſie der Ruhe pflagen, ganz in der Nähe den Sturmmarſch dröhnen, und wenn ſie auf die Gaſſe liefen, war nichts zu ſehen, bis ſie endlich in das Fenſter des Alten hineinlugten. Da ging der Nachbar auf ſeinen Dielen in die Runde, hatte die Trommel umgehängt und ſchlug nach Leibeskräften ſich ſelbſt zur Befriedigung.

Steinmetz war ſeines Dienſtes auf dem Rathsthurme längſt enthoben und nur noch Anführer der Stadtmuſik, aber er bewahrte dem Thurme, deſſen Uhr er aufzog, eine innige Zuneigung. Als der königliche Aufruf bekannt wurde, ging er ohne Jemand zu fragen mit ſeiner Muſik in der Mittagsſtunde auf den Thurmkranz und blies dort zwiſchen Himmel und Erde eine ganze Stunde lang. Was er blies, waren alles Choräle.

Die Jugend der Straße jedoch, welche ſeit dem Eintritt der Koſacken mit Heldenmuth ſingend und pfeifend auf den Gaſſen umherſchwärmte, hatte ſich als Feld für ihre kriegeriſche Thätigkeit den Platz vor dem Hauſe des Kommiſſionsraths ausgewählt. Dort veranſtaltete ſie jeden Abend unerfreuliche Ständchen und es nützte nichts, daß der Beunruhigte die Rathsdiener und Stadtſoldaten zu Hilfe rief, denn die behenden Muſiker verſchwanden, ſobald die bewaffnete Macht ſich näherte, und waren nach dem Abzug derſelben wieder da, ſo daß der Kommiſſionsrath endlich mit ſeiner Familie zu einem Bekannten auf das Land zog. „Jetzt iſt auch mein Zopf gerächt,“ ſagte der Einnehmer.

Es war natürlich, daß die alte Kriegskraft der Stadt, welche ins Civil verſetzt war, am meiſten von der Bewegung ergriffen wurde. Major von Henner ließ ſeine alte Uniform aus dem unterſten Grunde ſeiner Truhe heraufholen und ſetzte die Stadt in Verwunderung, als er fortan nur in einem ſeltſamen blauen Rock aus der Zeit des alten Fritz ſichtbar wurde. Auch in der Finſterniß machte ihn ſchon auf mehre Schritte ein ſtarker Lavendelgeruch kenntlich, welcher die Uniform durch zwanzig Jahre gegen die Motten vertheidigt hatte. Nun konnte zwar der Major die neumodiſchen Rüſtungen nicht billigen und verbarg auch ſeine Kritik durchaus nicht, aber er neigte ſich doch allmählich einer milderen Auffaſſung zu, ſeit er von der Kommiſſion des Kreiſes erſucht worden war als Ehrenmitglied an dem Ausrüſtungsgeſchäft Theil zu nehmen, und arbeitete mit dem Feuer eines Jünglings an der Sache.

Vollends der Hauptmann war im Nu ein anderer geworden. Jahrelang hatte er mit der Welt und ſeinem Schickſal gegrollt, jetzt ſchritt er hochaufgerichtet unter den Bürgern in neuer Uniform einher, grüßte freundlich und empfing achtungsvollen Gegengruß, denn er war zum Führer einer Landwehrkompagnie ernannt. Es iſt wahr, eine andere wäre ihm lieber geweſen. Dennoch war der Abend, an welchem er ſein Patent empfing, der glücklichſte ſeines freudenarmen Lebens. Er trat, ohne Worte zu machen, vor das Bild ſeines Vaters und ſah es mit ſtarren Augen an, bis die Schweſter herzukam und ihn umarmte; da brach der finſtre Mann in die Worte aus: „Ich hätte mich in dieſer Zeit erſchoſſen, wenn du nicht mein Troſt geweſen wärſt,“ und hielt das kleine Fräulein feſt, als wäre ſie der Fels im Meere und er ein Schiffbrüchiger.

Als am Sonntage nach dem Gottesdienſt die Freiwilligen aufgefordert wurden, und viele Augen den Doktor vergebens ſuchten, erhob ſich der Bürgermeiſter vor der Gemeinde und verkündete: „Der Name, den wir Alle zuerſt erwarten, wird heut in einem anderen Gotteshauſe unſerer Gegend gerufen, ich bin ermächtigt dies zu erklären.“ Den nächſten Tag aber war der Doktor zur Stelle und ſammelte aufs Neue ſeine Mannſchaft. Nicht Jeder, der ſich vor Jahren verpflichtet hatte, vermochte zu kommen, dafür fanden ſich Jüngere ein. Auch die gute Ordnung und Einheit, mit welcher früher der Graf die Rüſtungen geleitet hatte, war nicht zu behaupten, es ging in der Hauptſtadt tumultuariſch und eigenmächtig zu und die Freiwilligen meldeten ſich zu verſchiedenem Dienſte. Endlich durfte auch dem regelmäßigen Heere und einer Landwehr, welche neu errichtet werden ſollte, nicht zu viele Kraft entgehen. Darum vertheilte ſich die Kompagnie des Doktors in verſchiedene Truppentheile; er ſelbſt aber wurde von den Vertretern des Kreiſes feſtgehalten und in ihren Rath gezogen. Denn das ganze Geſchäft der Rüſtung und der Lieferungen wurde durch drei kluge Männer geleitet und dieſe drei waren: der Kammerherr als Stellvertreter des Landraths, unſer Bürgermeiſter und Krauſe, Vertreter der Bauernſchaft.

Faſt noch eifriger als die Männer ſorgten die Frauen. Auch ſie bildeten einen Ausſchuß, Vorſitzende wurde natürlich die Bellerwitz, und die thätigſte Minchen Buskow. Die Kammerherrin kam jetzt alle Wochen in ihrer Kutſche zur Stadt, und Minchen eilte unermüdlich von Haus zu Haus und erbat Decken, Wäſche, altes Linnen und was irgend ſonſt durch Frauenhände bei Aufſtellung eines Heeres vorgeſorgt werden konnte. Wer weiblich war oder ſonſt kleine geſchickte Hände hatte, nähte Hemden, ſchnitt Binden und zerzupfte die Fäden alter Leinwand. Ganze Bollwerke von Charpie wurden hergeſtellt und es iſt Grund zu der Annahme, daß der große und grauſame Krieg nicht im Stande war ſie aufzubrauchen.

Nachdem die Freiwilligen berufen waren, wurde in den Kirchen von Stadt und Land zu Beiträgen für das Vaterland aufgefordert. Das Volk war verarmt, ach wie ſehr! Die ungeheuren Forderungen des Feindes hatten Hab und Gut verzehrt, ein Mißjahr faſt ohne Ernte war grade erſt überſtanden, zuletzt hatten die Heerhaufen, welche nach Rußland zogen wie Heuſchreckenſchwärme vertilgt, was etwa noch in Scheune und Stall zu finden war. Dennoch brachten die Leute eifrig herzu, was ſie in ihrer Armuth entbehren konnten.

Dabei fand auch der gute Senior die Verſöhnung mit ſeiner Gemeinde. Denn der Landrath hatte in den Dörfern, die zur Kirche gehörten, anſchlagen laſſen, daß er am nächſten Sonntage nach dem Gottesdienſt ſelbſt den Aufruf vortragen werde. Die Kirche war wieder ſo voll, daß man die Thüren nicht ſchließen konnte, der Senior hielt in großer Bewegung ſeine Predigt und ſetzte ſich dann, nichts Weiteres ahnend, in den Stuhl neben der Sakriſtei. Da trat der Landrath, ein ſtarker Mann, der ſeine Stimme gewaltig erheben konnte, auf den freien Platz vor dem Altar und las den Aufruf ſo ſchön, daß er gebieteriſch in jedes Ohr klang. Als er die Stellen genannt hatte, wo man die Gaben abliefern konnte, darunter auch das Pfarrhaus, fügte er hinzu: „Die erſte Gabe hat unſer hochwürdiger Herr Senior ſelbſt in meine Hände gelegt.“ Und er erzählte, daß die Franzoſen nach den großen Verluſten und der Leibesgefahr, die der Paſtor im vorigen Kriege erlitten, dieſem eine Summe zurückerſtattet hätten; er aber habe das Geld nicht berührt, auch nicht in Zeiten bitterer Noth, ſondern für dieſen Tag verwahrt. Der Redner hob die Rollen in die Höhe. „So hat er ſie vor Jahren erhalten und unerbrochen giebt er ſie zurück.“ Hierauf nannte er die Summe, welche für die Ohren der Zuhörer ſehr groß klang. Da ſaß der Senior, während ihn ſeine ganze Gemeinde zufrieden oder mit ſtiller Reue anſah, unbeweglich, obgleich er im Innern mächtig erregt war, er blickte hinauf zum Balkendach der alten Kirche und ihm kam vor, als ob die Engel dort oben ihren himmliſchen Geſang anſtimmten: Ehre dem

Herrn und Friede hienieden, Friede auch zwiſchen dem Paſtor und ſeiner lieben Gemeinde.

In der Kreisſtadt aber wurde bei der Aufforderung zu freiwilligen Gaben bekannt gemacht, daß der Einnehmer Hauptperſon für die Annahme ſein ſollte. Daß er es wurde, verſtand ſich für die Bürger faſt von ſelbſt. Denn ſchon vor einigen Jahren war er der Mann des allgemeinen Vertrauens geworden, damals, als Jedermann, der etwas Silberzeug im Hauſe hatte, eine Steuer vom Loth bezahlen mußte, wofür den einzelnen Stücken ein Stempel aufgedrückt wurde. Die Enkel mögen ſolches Silber liebevoll bewahren zur Erinnerung an die harte Noth ihrer Voreltern. — Damals hatte Mancher ſeinen ſtillen Schatz von ſechs Kaffeelöffeln kleinmüthig und mißvergnügt herzugetragen, Herr Köhler war aber ſehr freundlich geweſen, vorab gegen die kleinen Leute, hatte Alles verzeichnet, gepackt, verſendet und genau zurückgegeben. Nur Hutzel, den großen Hausbeſitzer, hatte er ſtreng behandelt, weil dieſer nichts brachte als einen Zettel, auf dem er die Zuckerzange und Anderes aufgeſchrieben hatte, und ſich entſchieden weigerte die Werthſtücke ſelbſt aus dem Verſteck ans Tageslicht zu bringen. Aber der Einnehmer hatte ihn doch gezwungen, ſeitdem grollte der Mann mit Herrn Köhler. Deshalb war dieſer verwundert, als Hutzel jetzt unter den erſten erſchien und eine große Geldrolle auf den Tiſch legte. „Laſſen Sie nachzählen.“ Und als er ſeine Quittung erhalten, frug er: „Es kommt doch in die Zeitung? Ich bitte zu bemerken: Hausbeſitzer und Kirchenvorſteher." So kamen ſie Alle, Jeder in ſeiner Weiſe, Manche, die kein Geld hatten, boten Getreide, und ein Stadtbauer wickelte aus ſeinem Tuch eine ungeheure runde Wurſt. „Sie iſt geräuchert und hält ſich," ſagte er, um ſie dem Vaterland annehmbar zu machen, „denn Geld iſt nicht vorhanden."

„Wir wollen verſuchen, ob wir ſie zu Gelde machen können," verſetzte der Einnehmer dankend.

Leider darf nicht verſchwiegen werden, daß dieſe Annahme freiwilliger Gaben Veranlaſſung zu einer Entfremdung zwiſchen Herrn Köhler und Minchen von Buskow wurde. Schon als das Fräulein in ſein Amtslokal trat, wurde der Einnehmer unzufrieden. Denn er hatte über dieſem Geſchäft allmählich eine gewiſſe nüchterne und kritiſche Ruhe erhalten, und dachte bei ſich: die hätte auch zu Hauſe bleiben können. Sie aber legte ein kleines Papier auf den Tiſch und ſagte bittend: „Es ſind die Trauringe von Vater und Mutter, wir leſen in der Zeitung, daß auch Ringe angenommen werden."

„Gewiß," entgegnete Herr Köhler verbindlich, „ſie werden nach dem Goldwerth geſchätzt und eingeſchmolzen. Will Jemand ſolche Andenken zum Taxwerth zurückkaufen, ſo ſteht es ihm frei."

„Das vermag ich aber nicht," ſagte das Fräulein, die Ringe zum Abſchiede liebevoll betrachtend.

„Monatliche Gehaltsabzüge, der ganze Betrag auf zwölf Monat vertheilt, Sie haben wegen Ihres Gehaltes Kredit, die Stadtkaſſe legt es aus, Sie behalten dieſes Andenken an Ihre lieben Eltern und haben es doch gegeben.“ Er ſtellte das ſo überlegen dar, daß Minchen gar nicht zu widerſprechen wagte. Der Einnehmer nahm alſo Goldwage und Probirſtein, taxirte die Ringe, verſprach die Summe aus der Stadtkaſſe zu erheben, die monatlichen Abzüge von ihrem Gehalt zu veranlaſſen und ihr alsdann die Ringe wieder zu übermachen. Er beſorgte dies mit Hilfe des Kämmerers, und ſchickte ſie mit einem Schreiben desſelben zurück.

Doch als das Fräulein die Werthſtücke wieder in der Hand hielt, fiel ihr ein, daß ſie ja doch die Ringe hätte geben wollen und daß die Sache nicht in der Ordnung ſei. Nun fürchtete ſie aber das Mißfallen des Herrn Einnehmers zu erregen, wenn ſie die Gabe noch einmal brächte; deswegen verſchwor ſie ſich mit Frau Beblow und beredete dieſe, in den erſten Nachmittagsſtunden, wo Herr Köhler nicht im Lokal war, ſondern nur ſein vertrauter Schreiber, die Reiſe als Gabe von einem Unbekannten abzugeben. Das konnte nicht auffallen, weil auch Andre ihre Trauringe hintrugen. Die Sache war ſchlau erdacht, aber zum Unglück hatte der vereidete Schreiber, der auch als Freiwilliger ausrücken wollte, grade in ſeinen Angelegenheiten zu thun, Herr Köhler war ſelbſt zur Stelle und Frau Beblow fiel in ſeine Hände. Er hörte mit Verachtung ihre Ausrede, daß dieſe Gabe von einem Unbekannten komme, denn er hatte die Ringe ſofort wieder erkannt, und indem er brummte: „Sie iſt leichtſinnig und es iſt ihr nicht zu helfen," gab er mürriſch die Quittung. Als nun Frau Beblow zurückkam und den unglücklichen Verlauf berichtete, wurde Minchen ſehr darüber bekümmert, daß der Einnehmer ſie für eine leichtſinnige Perſon hielt, und daß er ihr ſeine gute Meinung entzogen hätte. Wenn ſie ſeitdem Herrn Köhler begegnete, kam ihr vor, als ob dieſer mit geringerer Artigkeit grüßte, und ſie dankte ihm ſcheu und befangen. Das merkte wieder der Einnehmer und ſo geriethen die beiden ohne Worte allmählich in ein ſehr geſpanntes Verhältniß, die Grüße wurden immer kürzer, und weil Keines recht wußte warum, ſo war auch gar keine Verſtändigung möglich. Das Fräulein empfand das tief. Ihr Leben im Hauſe war ohnedies einſam geworden, denn ihr Bruder hatte ſie verlaſſen, um ſeine Kompagnie zu übernehmen, und wenn ſie des Abends allein in ihrem Dachſtübchen ſaß, grämte ſie ſich bitterlich über die ſchlechte Meinung, und dachte nach, wie ſie die Feindſeligkeit wohl beſiegen könnte.

Nun war der Einnehmer auf Anſuchen des Magiſtrats Ehrenvorſtand ihrer Schule geworden, er wurde jeden Monat dort ſichtbar, gab ſeinen guten Rath, ermahnte und lobte die Kinder. Da fiel ihr ein, ob ſie ihm nicht durch dieſe eine Bitte vortragen könnte, von ſeinem Zorn abzulaſſen. Sie wählte dazu ein kleines Mädchen, deſſen Vater als Landwehrmann mitziehen ſollte, und brachte dem Kinde einen Vers bei, den ſie ſich ſelbſt ausgedacht hatte. Als nun der Einnehmer zu ſeiner Zeit wieder erſchien, und die Arbeiten der Kinder beſah, welche dies Mal ſämmtlich für das Vaterland verfertigt wurden, verweilte er auch vor der Kleinen, die ſein Liebling war, zog eine Düte Pfeffernüſſe aus der Taſche und rieth ihr davon zu nehmen und den Reſt unparteiiſch unter ihre Geſpielinnen zu vertheilen. Da ſtand das Kind feierlich auf und ſagte mit hellem Stimmchen ſeinen Spruch:

„Wir bitten zu dem lieben Gott
Für dein Wohlergehen,
Habe Nachſicht auch mit uns,
Wenn wir was verſehen.“

„Du kannſt hübſch ſingen, kleiner Vogel,“ ſagte Herr Köhler erfreut. „Erſuche unſer liebes Fräulein, daß ſie dir den Vers aufſchreibt, und bringe mir ihn nach Hauſe.“ Er ſelbſt ſah Minchen ſo zufrieden an, daß ſie erkannte, ſein Unwille ſei geſchwunden. Denn die Muſen haben in ihrer himmliſchen Güte jedem Menſchen die Begabung zugetheilt, daß ihm Verſe, welche zu ſeiner Ehre gedichtet ſind, ausnehmend gut gefallen. Deshalb hielt auch der Einnehmer daheim den Zettel mit dem Reime nachdenkend in den Händen und ſagte: „Es iſt merkwürdig, ſie hat doch Poeſie.“

Durch das Erſatzgeſchäft in ſeinem Kreiſe feſtgehalten, konnte der Doktor erſt ſpäter als die Kameraden aufbrechen. Vorher traf er noch einmal bei den Vertrauten im Marktflecken mit Henriette zuſammen. Dies Wiederſehen, das letzte vor einer langen Trennung, war dem Anſcheine nach ruhiger als ein früheres; ſie waren in ſo begeiſterter Stimmung, daß Schmerz und

Angſt nicht aufkamen. Erſt als er beim Abſchiede die Geliebte in die Arme ſchloß, brach die mächtige Bewegung in Beiden hervor, er warf ſich auf die Kniee und ſie hielt die Hand über ſeinem Haupt, den thränenloſen Blick nach oben gerichtet.

In der Hauptſtadt ſuchte er zuerſt den Grafen Götzen auf. Er wurde in ein Krankenzimmer geführt. „Das iſt mein Schickſal," begann der Graf traurig, „mir iſt nicht beſtimmt mit meinen Landsleuten ins Feld zu ziehen. Der Waſſertropfen verrinnt in der großen Strömung. In vergeblicher Mühe und in Sorge, die unabläſſig am Herzen nagte, iſt die Lebenskraft geſchwunden. Ich brauche jetzt die Philoſophie, welche Sie mir einſt empfahlen; aber das Bewußtſein, daß man früher einmal ſeine Pflicht gethan, iſt ein ſchlechter Troſt in dieſer Zeit, wo ſo unermeßlich viel zu thun wäre."

„Ihnen aber bleibt ein anderer Troſt," entgegnete der Doktor. „Wenn der Hörnerklang der ſchleſiſchen Freiwilligen zu Ihren Fenſtern heraufſchallt, und ſo oft Sie in der Zeitung leſen, daß unſere Bataillone vor dem Feinde ſich brav gehalten, ſollen Sie die Freude empfinden, wie wir Schleſier Ihnen mehr als jedem Andern verdanken, daß wir Theil haben an den Ehren dieſes Jahres. Sie waren es, und Sie faſt allein, der in unſerm muthloſen Elend während der Jahre großer Demüthigungen uns eine mannhafte Geſinnung und das Vertrauen zu der Zukunft unſeres Staates gegeben hat. Wie mir, ſo haben Sie tauſend Anderen die Waffen in die Hand gelegt, die wir endlich gebrauchen dürfen. An Sie haben wir uns bisher gehalten, jetzt iſt es an uns, Ihrem Beiſpiel nachzueifern und unſerem Meiſter Ehre zu machen.“

„Darum alſo tragen auch Sie die Büchſe?“ frug der Graf mit melancholiſchem Lächeln, und abbrechend ſagte er: „Freund Helwig iſt zum Major ernannt; es iſt im Werke, ihn als Führer eines Streifkorps mit dem halben Regiment in den Rücken des Feindes zu ſenden. Er hat ſich bereits wacker getummelt. Sie werden ihn in der Lauſitz finden und Mühe haben zu ihm durchzudringen.“

Es war am Ende des Mai, als der Doktor zu Pferde, in Uniform und mit den Waffen eines reitenden Jägers, in Kottbus eintraf, wo das Streifkorps Ruhetag hielt. Der erſte Bekannte, dem er auf dem Marktplatze begegnete, war Hans, welcher ſich die Erlaubniß ausgewirkt hatte, zu der Schwadron des Majors überzugehen. Hans lief in voller Freude auf den Einreitenden zu und führte ihn nach dem Gaſthofe, wo die Officiere luſtig zuſammenſaßen, unter ihnen der Pole, welcher die zweite Schwadron kommandirte. Die Freunde ſprangen auf, als der neue Freiwillige in das Zimmer trat. Es gab herzliche Umarmungen und viele Fragen.

Wie durch Zauberkunſt ſah ſich der Doktor plötzlich als Genoſſe ſtreifender Huſaren. Die erſten Wochen wurde ihm der Dienſt ſauer, die Vorübungen, welche er daheim in den letzten Jahren nach Anweiſung eines Huſarenunterofficiers gemacht hatte, halfen ihm wenig, aber er war kräftig und unermüdlich und fand bei Officieren und Mannſchaft ſo bereitwillige Nachhilfe, daß er ſich manchmal gegen allzugroße Schonung, die man ihm gewähren wollte, ſträuben mußte. Da kurz nach ſeinem Eintritt ein Waffenſtillſtand geſchloſſen wurde, ſo erhielt er mit anderen Rekruten Friſt zu nothdürftiger Ausbildung. Nach dem Stillſtand aber gewann auch er vollgemeſſenen Antheil an den Freuden und Gefahren des Reiterlebens. Zwar das erſehnte freie Schweifen im Rücken des Feindes vermochte der Major lange nicht durchzuſetzen, denn ſein General Bülow, ein methodiſcher Herr, machte nicht viel aus dem Parteigängerdienſt und hielt ſeine Leute lieber feſt unter eigenem Kommando. Dadurch wurde dem Doktor Gelegenheit nach den ſiegreichen Kämpfen zum Schutz der Reſidenz in die Schaaren der fliehenden Feinde einzuhauen, bis die Nacht dem Reitergefecht ein Ende machte. Seitdem gab es faſt jeden Tag kleinere Zuſammenſtöße mit dem Feinde, ſelten kamen die Huſaren ohne Gefangene und Siegeszeichen in ihre Quartiere. Aber erſt Anfang Oktober gelang es dem Streifkorps ſich von dem Vorpoſtendienſt bei der Nordarmee zu befreien. Wie ein junger Jagdfalk, der lange mit dem großen Steinadler in einem Käfig zuſammengeſchloſſen war, flog der Major den Banden entlaſſen und froh, ſich frei die Beute zu jagen, über die Elbe in das Gebiet, welches noch von der franzöſiſchen Armee beherrſcht wurde. Seine Schwadronen warfen ſich auf die Verbindungen des Feindes, fingen Kouriere ab, verwirrten Kolonnenzüge, ſtörten die Zufuhren, griffen kleinere

Heerhaufen ohne Rückſicht auf die Uebermacht an, und beläſtigten unabläſſig den Gegner.

Als in dieſer Zeit der waghalſigen Streife das Korps die Feſtung Erfurt, welche noch in franzöſiſchen Händen war, umſchwärmte, um die ausgeſandten Detachements, die aus der Umgegend Fourage eintrieben, zu hindern, erhielt Witowski Befehl mit ſeiner Schwadron die große thüringiſche Heerſtraße zu beobachten und nach einem Fange auszuſehen. Der Pole war darüber höchlich erfreut, denn wie der Führer des Korps gegenüber ſeinem General, ſo wollte auch er gern gegen ſeinen Freund Helwig die Unabhängigkeit behaupten. Vor dem Abmarſch kam er zum Doktor: „Bruder, reit einmal mit mir.“

„Gern,“ ſagte dieſer, „wenn der Major es geſtattet.“

Als die Erlaubniß ertheilt war; zog die Schwadron unter hellem Geſange ſüdwärts.

Der Pole war ein erfahrener Parteigänger; er hatte ſich mit gutem Grunde ſelbſt einen Kater genannt, denn unerſchöpflich in kleinen Liſten wußte er ſich ſo gewandt zu ſchmiegen und zu drücken, daß er den Feinden unſichtbar blieb, bis für ihn der Augenblick des Anſprungs kam. Dies Mal führte er mit beſonderem Behagen die Schwadron, welche zum Theil mit Piken bewaffnet war, und eine Anzahl Jäger zwiſchen feindlichen Beſatzungen hindurch bis in die Nähe der Heerſtraße.

Etwa eine Meile nordwärts der Straße lag einſam ein großes Vorwerk, dahinter ein Gehölz mit einer Lichtung. Dorthin rückte er mit ſeinem Kommando und erzählte ſeinem Vertrauten, dem Doktor: „Einer von meinen Huſaren iſt ein Verwandter des Gutsbeſitzers, ihn habe ich verkleidet vorausgeſchickt und ich finde hier gute Kundſchaft.“ Bis zur Dämmerung gingen und kamen Boten. In der Dunkelheit brach er auf und führte ſeine Schwadron in die Nähe eines Dorfes an der Straße. „Dort hat ſich auf dem Marſch eine halbe Batterie eingelegt, wollen ſie herausholen.“ Er umſtellte das Dorf und poſtirte Jäger an die Landſtraße nach beiden Richtungen. „Bricht ein Fahrzeug heraus, ſo ſchießt zuerſt die Pferde nieder,“ — dann rückte er auf einem Seitenweg von den Feldern gegen das Dorf. Es gelang die ſorgloſen Wachen am Eingange zu bewältigen, ohne daß ein Schuß fiel; die Schwadron drang in den Ort und fand die Geſchütze und Wagen an einem freien Platz aufgefahren. Ein Theil der Mannſchaft ſaß ab und durchſuchte die Gehöfte. Tumult, Geſchrei und Schüſſe unterbrachen die nächtliche Stille, in wenig mehr als einer Stunde war die Mehrzahl der feindlichen Artilleriſten und die Bedeckungsmannſchaft niedergehauen oder gefangen, nur wenige entkamen in das Feld oder bargen ſich im Verſteck. Die Fahrknechte wurden gezwungen anzuſpannen und beim erſten Morgengrau führte der Rittmeiſter die Gefangenen und die halbe Batterie als Beute aus dem Dorfe. Vergnügt ſtrich er ſeinen dunklen Schnurrbart. „Gern möchte ich die Kanonen verſtecken und abliefern,“ ſagte er, „damit die Mannſchaft ihre Dukaten verdient. Die Feldwege ſind von den Erntewagen feſtgefahren und die Feinde ſollen Mühe haben uns zu finden.“ Er brachte ſeinen Fang glücklich zu dem Vorwerk. Dort befahl er zu füttern und abzukochen. „Jetzt laß uns ausruhen, Bruder, denn wir haben noch etwas vor.“

„Mancher iſt entkommen,“ verſetzte der Doktor, „auch aus meinem Gehöft ſind einige Mann über den Gartenzaun geſprungen, wir ſchoſſen ihnen vergeblich nach.“

„Wir haben die Officiere, dort ſitzen ſie verwundet auf dem Protzkaſten, die Mannſchaft aber, wenn ſie auf dem Marſch überfallen wird, hat immer den Brauch, daß ſie den Weg zurückläuft, den ſie ſchon gemacht hat, und nicht nach vorwärts. Die Flüchtigen haben weit zu laufen, von dort hinten droht uns heut noch keine Gefahr, die Gefangenen ſchicke ich ſofort auf unſere Garniſon zu.“ Er gab einem Officier den Befehl mit einer Bedeckung und den Gefangenen aufzubrechen, wies ihm leiſe eine Sandgrube als Verſteck an, wo er ſie unterbringen ſollte, und machte ihm ein bedeutſames Zeichen mit der Piſtole: „Wenn einer trotzige Miene macht, geben Sie ihm ſogleich ſeinen Freipaß zum Teufel, damit die Andern in Furcht bleiben. Doch Artilleriſt, wenn er die Geſchütze verloren hat, iſt geduldiger. Warum laſſen Sie den Feuerwerker zurück, Lieutenant?“ frug er, auf einen Franzoſen deutend, der in der Nähe ſtand.

„Verwundet!“ meldete ſich der Mann finſter in franzöſiſcher Sprache, „und geſchlagen ins Kreuz“ — und ſetzte ſich ſchwerfällig auf einen Holzklotz.

„Dann hinein mit ihm ins Haus!“ gebot der Pole gutmüthig, als er das Blut am Kopfe des Feindes ſah. „Dort iſt Lazareth und Chirurgus.“

Am Nachmittage rückte der Rittmeiſter von Neuem aus. Auf anderen Wegen weiter gegen Oſten kam die Schwadron wieder der Heerſtraße nahe. Der Pole theilte ſie und ſtellte die Beritte im Schutze eines Holzes verdeckt auf, er ſelbſt winkte ſeinen Freund zu ſich, ſtieg ab, kroch auf einen kahlen Hügel und beobachtete liegend mit ſeinem Fernglaſe nach beiden Richtungen die Straße. „Aus einem polniſchen Landsmann, der unter den Gefangenen war, habe ich herausgebracht,“ erzählte er, als der Doktor an ſeiner Seite lag, „daß vornehme franzöſiſche Generäle zurück ſind, welche mit ihren Wagen und Bedeckung zum Heer des Kaiſers reiſen. Iſt es auch unſicher, vielleicht kommen ſie uns noch in den Weg.“ Wohl eine Stunde lagen ſie ſpähend auf der Höhe. Endlich rief er mit heller Freude: „Dort kommen ſie; es ſind Reiter, und ſie ſind gewarnt, denn ſie marſchiren vorſichtig. Wir packen ſie von vorn, die Andern im Rücken.“

Als die Huſaren zur Attacke anritten und die feindlichen Reiter ſichtbar wurden, hob ſich der Freiwillige im Sattel, ſchrie den Namen Deſſalle und ſetzte, Alles vergeſſend, den Anderen voran auf die Heerſtraße, ſeinem Feinde entgegen. So oft er bis dahin mit den Franzoſen zuſammengeſtoßen war, bei jedem Ueberfall, und wenn er nach einem Treffen hinter dem fliehenden Gegner herjagte, immer hatte er erwartet, die Geſtalt ſeines

Nebenbuhlers im Anritt gegen ſich zu finden. Er wußte, daß er ihm im Felde begegnen würde; jetzt hatte er ihn vor ſich und die Stunde der Entſcheidung war da. Ein wilder Kampfzorn überkam den bedächtigen Mann, und Leib und Seele unter der Herrſchaft plötzlich auflodernder Leidenſchaft rief er zum zweiten Mal den Namen des Franzoſen. Gellend klang ein Gegenruf, und beide rannten an einander. Die größere Gewandtheit des Oberſten vermochte dem raſenden Anfall des Deutſchen nur mit Mühe zu begegnen, denn blitzſchnell und mit übermenſchlicher Kraft fielen die Hiebe gegen ihn. Neben ſich hörte der Freiwillige den Ruf des Polen, doch er ſchrie: „Mein iſt er!“ als wollte er den Beiſtand Anderer abhalten. Von der anderen Seite aber jagte Hans herzu mit der Lanze, die er einem Verwundeten entriſſen hatte; der Franzoſe bäumte ſein Pferd, den Stoß zu pariren, das Roß überſchlug ſich und der Reiter lag betäubt unter ihm am Boden. Da neigte ſich der Freiwillige auf ſeinem Pferde über ihn und ein Strahl wilden Triumphs fiel auf den Geſtürzten, gleich darauf ſchlug er ſich im Getümmel mit andern feindlichen Reitern herum.

Die Hälfte der franzöſiſchen Bedeckung entrann in ſchneller Flucht, der Reſt wurde niedergemacht oder gefangen. Als Hans zum Sammeln blies und der Doktor an der Stelle vorüber kam, auf welcher er mit dem Franzoſen zuſammengeſtoßen war, ſaß der alte Wachtmeiſter am Boden und ſtützte den Körper des Ohnmächtigen. Der Pole aber lachte ſeinen Freiwilligen an und wies auf die Koppel von Beutepferden, welche durch ſeine Huſaren zuſammengetrieben wurde: „Es ſind gute Pferde darunter.“

Der Oberſt wurde auf einen Wagen gelegt, den ein Huſar aus dem nahen Dorfe herbeiholte und die Schwadron zog mit Pferden und Gefangenen wieder dem Gehöfte zu, in welchem der Rittmeiſter ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte. Als die fröhlichen Sieger ankamen, fanden ſie dort Alles, wie ſie es verlaſſen, nur die Huſaren, die zur Bewachung zurückgeblieben waren, erhielten ſcharfen Verweis, weil ſie der Verſuchung nicht widerſtanden hatten, ſich geſellig mit einem ſtarken Trunk zu vergnügen, und weil das Verhör ergab, daß die franzöſiſchen Artilleriſten die Branntweinflaſchen aus ihren Protzkäſten ſelbſt herzugetragen und wie gute Kameraden an dem Trunk Theil genommen hatten. Die Verwundeten wurden wieder im Hauſe auf Betten und Streu untergebracht, der Oberſt auf das Lager gelegt, welches in einer Kammer neben der Wohnſtube ſtand, und der alte Sergeant zu ſeiner Bedienung beſtimmt.

„Der Oberſt iſt ein wilder Teufel,“ ſagte der Pole zum Doktor, „und finſter wie die Nacht, auf höfliche Anrede hat er keine Antwort gegeben; ich traue ihm nicht.“ Er unterſuchte ſelbſt die Kammer, beim Bett war nur ein kleines Fenſter, ſo enge, daß ſich auch ein Geſunder nicht hindurchzuſchwingen vermochte; er befahl die Kammerthür auszuheben und poſtirte einen Huſaren in die Wohnſtube, damit der Franzoſe allein wäre und doch auffällige Bewegungen ſeiner Wache nicht verbergen könnte. Der Doktor rief den Alten heraus und ſagte ihm, daß er bereit ſei das Bein zu unterſuchen, wenn der Verwundete es wünſche. Doch als der Diener dem Oberſten dies leiſe mittheilte, antwortete dieſer nur durch eine abwehrende Bewegung des Abſcheus und der Chirurgus des Streifkorps wurde in die Kammer geſchickt; er meldete einen Beinbruch, der nicht gefährlich ſei, und that ſein Beſtes den Fuß zu ſchienen. Der Kranke lag ſtill und der Sergeant ging ab und zu.

Draußen im Hofe und Garten tummelten ſich luſtig die Huſaren, bereiteten ihre Mahlzeit, rauchten und ſchwatzten. Hinter den Gebäuden des Hofes ſtanden die erbeuteten Geſchütze und Wagen, bewacht von freiwilligen Jägern; in einer Abtheilung der Scheune lagerten die Officiere und einige Freiwillige, auch ſie gehoben durch den gelungenen Fang. Es wurde dunkel und Hans ließ bereits durch die Burſchen der Officiere die Streu auf der Tenne breiten zum Nachtlager für die Herren. Da ſtellte ſich der alte Franzoſe nahe zum Bett des Oberſten und begann leiſe: „Ich bringe eine Meldung, Herr Oberſt.“ Dieſer wandte ihm das düſtere Antlitz zu. „Der Feuerwerker hat heut, während die feindlichen Huſaren von ſeinen Leuten unterhalten wurden, heimlich ein Faß Sprengpulver in die Scheune gegenüber geſchafft und unter Erbſenſtroh verſteckt. Vom Faß hat er die Zündſchnur gelegt und längs dem Stall mit Stroh bedeckt bis an dieſes Haus gezogen. Er iſt Savoyarde und fühlt Rachſucht, weil ihn die Huſaren verwundet und durch Schläge übel zugerichtet haben. In der Nacht, wenn die Scheune mit Feinden gefüllt iſt, will er ſprengen, er hofft die Wache zu betrügen. Das Pulverfaß ſteht neben dem Lager der Officiere, die Stoppine läuft hier hinter dem Hauſe herum bis zu der Kammer nebenan, wo der Savoyarde wegen ſeiner Wunde einquartiert iſt. Ich ſagte ihm, er dürfe es nicht thun ohne Ihre Genehmigung. Sobald der Herr Oberſt an die Wand pocht, zündet er an.“ In den Augen des Oberſten flammte ein grelles Licht auf, als er frug: „Wo liegt der Arzt aus jener Stadt?“

„Bei den Officieren in der Scheune.“

„Warum hat es der Tropf nicht gethan, ohne Meldung davon zu machen?“ murmelte der Kranke.

„Mein Oberſt, der Doktor hat Ihr Leben gerettet,“ verſetzte der Alte.

„Er hat mir geſtohlen, was das Glück meiner Zukunft werden ſoll; er hat ſich eingedrängt zwiſchen mich und eine Andere, einer von uns beiden muß von dannen.“

„Wenn das ſein muß,“ fuhr der Alte fort, „ſo pflegt mein Oberſt das Pulver in der Piſtole zu gebrauchen, aber nicht im Faß.“

„Im Kriege trifft der Tod mit jeder Waffe.“

„Aber Oberſt Deſſalle gebraucht nicht jede.“

„Sie haben Ihre Meldung gethan, Wachtmeiſter; ich werde das Zeichen geben.“ Der Alte rückte ſich ſteif zuſammen und ſalutirte militäriſch.

Die Sonne war untergegangen und das Abenddunkel erfüllte die Räume des Hauſes. Der Rittmeiſter kam in die Wohnſtube und befahl Licht zu bringen; da der helle Schein auch die anderen Officiere herbeizog rief der Pole in den Hof hinaus: „Komm zu uns, Bruder Dokter, es iſt Wein hier aus Franken.“ Der Freiwillige erſchien und ſaß mit den Andern am Tiſch nieder.

Der Rittmeiſter trug ein Glas zu dem Diener. „Trink, alter Vater, da dein Herr nicht kann, und ſei luſtig; heute mir und morgen dir, ſo heißt es bei uns Huſaren.“ Der Alte dankte und ſtellte das Glas unberührt neben ſich. „Dieſes Glas aber bringe ich dir, Bruder Dokter,“ fuhr der Rittmeiſter fort, „heut biſt du als mein Freiwilliger geritten und ich habe mich über dich gefreut. Bei uns Polen iſt eine Rede: Jedermann ſchlägt nach ſeinem Großvater, ich denke, deiner war auch Soldat.“

„Nur eine Stunde ſeines Lebens,“ antwortete der Dokter lachend. „Er war ungewöhnlich hoch gewachſen, deshalb wollte ihn der Vater Friedrichs des Großen in ſein Potsdamer Regiment ſtecken und hatte ihn ſchon einkleiden laſſen. Doch beſann der König ſich anders und gab ihm eine Pfarre. Der Großvater hielt ſich noch im hohen Greiſenalter gerade aufgerichtet wie ein Gardiſt, ich habe eine dunkle Erinnerung an ihn und an ſein ſchönes weißes Haar, wie er mir einſt die Hand auf den Kopf legte.“

„Mir hat Niemand den Kopf geſegnet,“ ſagte der Rittmeiſter ernſter als er ſonſt zu ſein pflegte. „Den Großvater hieben die Konföderirten mit ihren Säbeln zu Tode und den Vater erſchoſſen die Franzoſen, während er in öſtreichiſchen Dienſten ſtand, beide habe ich nicht gekannt. Da zog meine Mutter ins Preußiſche, als ich noch ganz winzig war. Dort ſah ich als kleines Kindel zuerſt einen Huſaren und ſagte meiner Mutter ſogleich, ich wollte auch einer werden. So lange ich denken kann, habe ich kein anderes Vaterhaus als das Regiment, und keinen andern Segen auf dem Kopf, als den Segen, welchen Herrgott einem ehrlichen Huſaren giebt." Er ſtieß das Glas auf den Tiſch. „Schenke den Reſt ein, Bruder, morgen reiten wir, bevor die Sonne aufgeht, und jetzt paſcholl nach unſerem Nachtquartier in der Scheune."

Die Preußen verließen die Stube, es wurde allmählich ſtill, auch draußen verhallte der Lärm. Der Sergeant ſtellte ſich an das Bett des Oberſten und beugte ſich über ihn, der Kranke ſchlief. Erſtaunt lauſchte der Andere auf die Athemzüge und harrte längere Zeit, es regte ſich nichts. Kopfſchüttelnd nahm er das Waſſergefäß und ging in den Hof.

Als um dieſe Zeit der Doktor noch einmal aus der Scheune zum Brunnen kam, ſah er in der Finſterniß an der Seite eine Geſtalt am Boden kauern. Wie er herantrat, erkannte er den alten Franzoſen. „Was thun Sie hier, mein Braver?" frug er verwundert; der Alte erhob ſich.

„Ich habe eine Kugel für mich gefunden," entgegnete er grüßend und ſchritt dem Hauſe zu. In der Kammer neigte er ſich wieder über das Angeſicht ſeines Oberſten. Dieſer lag unverändert. Der Sergeant ſaß neben dem

Lager nieder, griff nach dem Glaſe, das ihm der Preuße dargeboten hatte, und trank es aus.

Alles war ſtill, die Sterne ſtiegen zur Höhe und gingen nieder, die erſte Morgenröthe zog herauf. Hans trat aus der Scheune und blies Reveille, auch der Oberſt erhob ſich in ſeinem Bette. „Ich werde mich zu Arreſt und Kriegsgericht melden, ſobald der Herr Oberſt den Säbel wieder hat,“ ſagte der Sergeant finſter.

„Was meinſt du Alter?“

„Ich habe geſtern Abend gegen Befehl die Zündſchnur durchſchnitten und die Leitung unterbrochen.“

„Ich weiß es, mein Vater; ich wußte, daß du es thun würdeſt, als du hinausgingſt, denn ich ſchlief nicht.“

Mit demſelben ſtrengen Ernſt meldete der Sergeant weiter: „Ebenſo habe ich geſtern gegen den Befehl dem Feuerwerker gemeldet, daß der Herr Oberſt oder ich ihm künftig einmal einen Schuß durch das Hirn jagen würden, wenn er ſich unterſteht, ohne mündlichen Befehl des Herrn Oberſten die Stoppine anzuzünden.“

„Es iſt gut,“ verſetzte der Oberſt und ſtreckte ihm die Hand hin. „Komm, mein Vater, ſetze dich zu mir; mir bleibt auf Erden Niemand als du.“ Er ſank auf ſein Lager zurück. So blieben beide ſchweigend, bis der Pole, zum Aufbruch bereit, in die Kammer kam.

„Die alte Rechnung iſt noch nicht ganz ausgeglichen, obgleich wir einander gehauen haben,“ begann der Pole; „auch ich bin gewohnt Ehrenſchulden zu bezahlen. Sie haben mir damals meine Huſaren frei gelaſſen. Wollen Sie mir Parole geben für ſich und Ihren Begleiter, daß Sie in dieſem Feldzuge nicht mehr gegen uns dienen, ſo gebrauche ich das Recht, welches ich als Kommandeur eines Streifkorps habe, und laſſe Sie ſogleich frei abreiſen, wohin Sie wollen.“

„Es iſt dafür geſorgt, daß mir die Parole nicht ſchwer wird,“ entgegnete der Oberſt, nach ſeinem Fuß weiſend, und gab das Gelöbniß. Der Rittmeiſter rief in den Hof und übergab dem Alten Pallaſch und Säbel.

„Da wir Artigkeiten austauſchen,“ begann jetzt der Franzoſe nicht ohne Selbſtüberwindung, „ſo laſſen Sie ſich als meinen Dank mittheilen, daß in der Scheune neben Ihrem Nachtlager ein Faß Pulver ſteht; die Leitung, welche dazu beſtimmt war, Sie auffliegen zu machen, hat mein Sergeant geſtern Abend unterbrochen, um Sie vor einer läſtigen Störung Ihrer Ruhe zu bewahren. Wenn Sie dieſe That, die er ohne Befehl, nur als Soldat von Ehre gethan, für dankenswerth halten, ſo können Sie ihn dadurch verbinden, daß Sie von einer Unterſuchung gegen den Anſtifter abſehen, damit die Redlichkeit meines Alten gegen den Feind nicht einem ſeiner Kameraden den Hals koſtet.“

„Ich weiß Ihnen nicht beſſer zu danken, Wachtmeiſter,“ verſetzte der Rittmeiſter, „als daß ich den Kerl zur Stelle loslaſſe, da ich eine ſolche Bremſe nicht mit mir fortnehmen will.“

„Noch um eine Gunſt wage ich zu bitten,“ fuhr der Oberſt fort; „ich möchte ſo ſchnell als möglich dieſen Ort verlaſſen, ohne ſonſt Jemanden zu ſehen, und erſuche Sie um einen Wagen für mich und meinen Begleiter.“

„Der Beamte des Vorwerks ſoll ſogleich anſpannen,“ entgegnete der Pole. „Stoßen wir wieder zuſammen, ſo thue ich nicht den erſten Hieb.“

„Auch ich nicht,“ ſagte der Franzoſe. Beide grüßten einander mit der Hand und ſchieden.

Als der Doktor kurz darauf in die Stube trat, war Oberſt Deſſalle mit ſeinem Vertrauten verſchwunden. „Wohin iſt er gereiſt?“ frug der Doktor den Rittmeiſter.

„Südwärts nach der nächſten Stadt,“ verſetzte der Pole. „Er wird uns das Geſchäft nicht ſtören; wir wechſeln die Straße. Die Geſchütze muß ich aber ſprengen. Das Pulver dazu ſteht neben unſrer Schlafſtelle.“

Oberſt Deſſalle war verſchwunden. Der Doktor hatte im Winter und während des nächſten Feldzuges im Frühjahr oft Gelegenheit bei franzöſiſchen Officieren nach ihm zu fragen. Viele kannten ihn und Mancher gab Nachricht über ihn bis zu dem Tage ſeiner Gefangenſchaft; wo er ſeitdem geblieben, wußte Niemand zu ſagen.

## 12.

## Zum Frieden.

Die Freiwilligen ſind fort, die Mannſchaft der Linie iſt ausgehoben, auch die Landwehr hat Weib und Kind verlaſſen und iſt in das Feld gerückt, und der Kreisſtadt fehlt die junge Kraft, welche ſich im erſten Frühjahr zornig gegen den Feind erhob. Aber wehrlos iſt die Bürgerſchaft nicht, denn die geſammte mannhafte Bevölkerung ſchreitet in Waffen von der Art wie ſie einſt von den alten Hünen getragen wurden, und exerziert draußen auf dem Anger. Jeder trägt eine Pike, die Waffe iſt ſchwer, ihre Eiſenſpitze lang und ſcharf, der Schaft ein ſtarker Pfahl, und es iſt kein Kinderſpiel ſie zu führen, mit ihr auszufallen, in gerader Richtung vorwärts zu ſtoßen oder ſie gar in der Luft zu ſchwenken, um den feindlichen Säbel, den der Pikenmann in Gedanken vor ſich ſieht, zur Seite zu ſchleudern, daß er weit über den Anger bis dahin fliegt, wo die Gänſe der Vorſtädter friedlich den kurzen Raſen berupfen. Wer aber Herr über ſolche Waffe geworden iſt, der bekommt eine feſte Zuneigung zu ihr und Vertrauen zu ſeiner eigenen kriegeriſchen Tüchtigkeit. Man kann ſich denken, daß Beblow den geſammten Landſturm der Stadt befehligt, ſowohl die leichte Kompagnie ſeiner Bürgerſchützen, die mit ihren Stutzen den Feind aus der Ferne vernichten, als auch die eigentlichen Stürmer, welche dem Feinde, wenn er doch noch ſtehen bleibt, dicht auf den Leib rücken, und mit Kraft in dieſen hineinſtoßen. Und wenn der rieſige Hauptmann vor ſeinem Bataillon hinauszieht, des Beiſpiels wegen ſelbſt mit einem Spieß bewaffnet, der einem Hebebaume gleicht, ſo erhält der Bürger bei ſeinem Anblick einen Löwenmuth; hinter ihm drein marſchiren ſie Alle, die noch feſte Glieder haben, Schilling führt einen Zug und Hutzel einen anderen, und dieſer läßt ſich auf den Rath ſeiner Hausfrau den Schnurrbart ſtehen. Die Stadt iſt in ein Heerlager verwandelt, nur der Herr Einnehmer hält ſich zurück. Doch auch er ſieht vom Stadtwall bewundernd den Uebungen zu.

Bald kommen die Tage, wo der Provinz eine ſtarke Heeresmacht nöthig wäre, denn noch einmal dringt der böſe Kaiſer in das Land, auch die Kreisſtadt iſt in Gefahr von den Franzoſen beſetzt zu werden. Beblow mit einem Dutzend Kameraden wäre im Stande, als lebendige Dornhecke das Stadtthor den Franzoſen zu verſchließen, jedoch die Mehrzahl ſeiner Mitbürger erhebt verſtändigen Einwand, und Mancher birgt während dieſer Tage die Pike auf dem Oberboden. Sobald aber der Feind den Rücken wendet, ſind ſie Alle wieder auf dem Anger verſammelt und fallen trotzig hinter ihm aus. Und einer von ihnen, welcher nicht arm an klugen Gedanken iſt, ſtemmt ſeine Pike auf den Boden, ſieht bewundernd zu dem Eiſen der Spitze auf und ſagt zu Herrn Köhler: „Es iſt die beſte Waffe der Welt. Aber ſie verlangt einen ruhigen Feind.“

„Sie haben Recht,“ entgegnet der Einnehmer, „dies iſt für uns Bürger die beſte von allen Waffen, denn wenn Sie ſich täglich eine Stunde wie Helden damit gemüht haben, ſo ſind Sie daran gemahnt, daß das Vaterland jetzt von Jedem das Aeußerſte fordert, arbeiten die übrige Zeit unverdroſſen in der Werkſtatt für Lieferungen ohne Ende, bei denen die Bezahlung ausbleibt, und eſſen ohne Murren das ſchwarze Brot, welches uns jetzt gebacken wird. Ohne die Pike würde der arme Bürger die ſchwere Zeit nicht ertragen.“

In jenen Tagen, wo das feindliche Heer noch einmal in das Land fluthete, beſtand der Senior darauf, ſein liebes Kind vor der Gefahr in einer Stadt zu bewahren. Da ſchrieb Henriette an Minchen Buskow, kam zur Kreisſtadt und zog zu dem Fräulein in das leere Dachſtübchen. Der Aufenthalt Henriettens verlängerte ſich bis zum Herbſt und das Pfarrkind wurde eine werthvolle Gehilfin in der Schule und bei den Sammlungen für das Vaterland. Am Nachmittag fand man beide auf dem Stadtwall, neben ihnen ſchritten der Einnehmer und der junge Doktor und ſo oft die vier ſich recht eifrig unterhielten, war die Rede faſt immer von Solchen, die draußen im Felde lagen. Henriette hatte die Freude, die Nachrichten von Siegen, welche jetzt ſchnell auf einander folgten, und andere ſtille Botſchaften, welche durch die Feldpoſt kamen, gemeinſam mit den Vertrauten des geliebten Mannes zu genießen. Und wenn die wackeren Mädchen des Abends zuſammen in der Dachwohnung für die draußen arbeiteten, dann war auch Minchen überglücklich, daß ſie der neuen Freundin als Wirthin gegenüber ſaß; denn dieſes Amt hatte ſie in ihrem Leben noch niemals gehabt und ſie fühlte ſich ſtolz, wenn ſie vor dem erfahrenen Gaſt auch ihre Tüchtigkeit in der Wirthſchaft beweiſen konnte. Da die Frau Paſtorin durch regelmäßige Sendungen aus Hof und Küche dafür ſorgte, daß die Einquartierung der Städterin nicht beſchwerlich wurde, ſo lebten die Mädchen mit einander in behaglichem kleinem Haushalt wie zwei Vögel auf einem Fruchtbaume.

Die große Schlacht bei Leipzig war geſchlagen, die Bürger dankten dem lieben Gott in der Kirche dafür und ſtellten am Abende Lichter an die Fenſter. Eine fromme Freude erhob das ganze Volk nicht reich an Worten, aber ſo gewaltig, daß in ihr alle Sorge um die unſichere Zukunft des Vaterlandes und alle Erinnerung an die gehäuften Leiden der vergangenen Jahre untergingen.

Als die Straßen wieder frei wurden und die Poſt regelmäßig Briefe vom Heere beförderte, da erhielt Henriette an einem düſteren Tage des Novembers zwei Briefe; den erſten von dem Geliebten, worin er ihr ſein Zuſammentreffen mit dem Franzoſen berichtete, und den zweiten von ihrem Vater. Einlage war ein an ſie adreſſirtes Billet von einer Hand, die ſie wohl kannte und die ihr jetzt ein Grauſen verurſachte. Sie riß das Schreiben auf, ihr Ring mit dem Vergißmeinnicht lag darin und der Brief enthielt in franzöſiſcher Sprache nur die Worte: Leben Sie wohl für immer, ſchöne Henriette!

Da glitt ſie von ihrem Stuhle auf die Knie und hob die Arme gen Himmel: „Vater des Erbarmens, ich danke dir.“ Dann eilte ſie zum Tiſch, ſchrieb in einen Brief die Worte: Ich habe den Ring, Geliebter, ich bin frei; und legte die Zeilen des Franzoſen ein.

Am nächſten Tage nahm Henriette von Minchen Abſchied, um nach Haus zurückzukehren. Daheim fiel ſie den Eltern um den Hals und bekannte ihnen in der erſten Stunde, wie lieb ſie den Doktor habe; als die Mutter zärtlich klagte: „Du böſes Kind, wie lange haſt du uns das verborgen“ — antwortete Henriette leiſe: „Vater und Mutter hatten die Verlobung mit dem Franzoſen anerkannt, wie durfte die Tochter ſie zu Mitwiſſern einer ſtillen Liebe machen, ſo lange der Andere ihren Ring trug?“

Noch war die Zeit des Harrens nicht vorüber, aber es waren Monate froher Erwartung, welche den Schritt beflügelt und die Wange röthet; Henriette flog wieder geſchäftig durch Haus und Hof, und wie der Senior zum erſten Mal aus der Küche, wo die Tochter mit Suſanne verhandelte, das ſorgloſe Lachen hörte, welches er durch viele Jahre nicht vernommen, da blickte er auf von Luthers Buch über die babyloniſche Gefängnuß der Kirche und lächelte ebenfalls. Des Abends ſaß er vergnügt in ſeinem Lehnſtuhl, während die Tochter auf dem alten Klavier ſeine Lieder vorſang, vom Knaben mit dem Röslein und ein neueres, von einem verwundeten Krieger, der die Leute bittet ihn vom Wagen zu heben.

Die nächſte Freude bereitete ein Brief an den Vater, worin der Doktor um Henriettens Hand warb. Der Senior antwortete umgehend mit bewegtem Gemüthe.

Es wurde wieder Winter und die weißen Flocken tanzten nicht nur draußen in Garten und Feld, auch in der großen Vorrathsſtube des Pfarrhauſes, denn die Frau Paſtorin ſchüttete die Flaumfedern in Betten, welche zur Ausſtattung für ihre Tochter beſtimmt waren, und Henriette ſaß am Schreibtiſch und ſchrieb lange, glückliche Briefe an ihren Bräutigam. Sie hatte ſeinetwegen ein gutes Vertrauen, er war nicht mehr den Gefahren des Feldes ausgeſetzt, ſondern nur denen ſeines Berufes. Denn er hatte von ſeinem Major Urlaub erhalten und war in den großen Lazarethen thätig, welche bei Mainz für die Verwundeten errichtet wurden.

Als aber die Frühlingsſonne ſchien und wieder die erſten Schneeglöckchen blühten, da flog die Nachricht von neuen Siegen in Frankreich durch das Land, vom Sturz des Kaiſers, vom Einmarſch in Paris und dem lang erſehnten Frieden. Suſanne fegte das Haus und die glückliche Braut wand mit Bärbels Hilfe Fichtenkränze und hing ſie über die Thüren. Der Doktor hatte ihr geſchrieben, wann er kommen würde, und ſie ſtand auf der alten Schanze und blickte Stunden lang hinaus nach dem Wege. Weit hinten auf der Straße zog etwas dunkles heran, näher und näher, ſie konnte den Lauf der Pferde erkennen, endlich eine Männergeſtalt, ſie ſah, wie der Geliebte die Hand nach dem Pfarrhauſe erhob, und erſpähte die Züge ſeines Antlitzes. Heftiger pochte ihr Herz, ſie flog ihm entgegen und hielt ihn lachend und weinend in ihren Armen.

Hand in Hand gingen ſie mit einander dem Hauſe zu; die Seligkeit dieſer Stunde war ſo groß, daß ſie beiden die Lippen ſchloß, und doch zitterte in leiſem Nachklang das Weh vergangener Zeit in ihren Seelen nach. Als ſie in die Nähe des Ringwalls kamen, ſah der Doktor die Dornen der alten Wuſtung ausgerodet und den anſehnlichen Platz, der dadurch gewonnen war, mit jungen Obſtbäumen bepflanzt; ein Karren und Werkzeug lehnten an dem Brunnenrand. „Du kommſt gerade zurecht, den Geiſt des Brunnens zum letzten Male zu ſchauen. Der Vater hat durchgeſetzt, daß der Quell verſchüttet wird, damit der Aberglaube aufhöre. Harre einen Augenblick, Geliebter, auch ich will etwas verſenken.“ Sie eilte in das Haus und brachte den Goldreif mit dem Vergißmeinnicht. „Der leichte Ring hat uns Beiden das Leben ſchwer gemacht, ich kann ihn nicht anſehen, ohne traurig zu werden.“ Sie beugten ſich über die Brüſtung und ſahen in die tiefe gemauerte Röhre hinab, Henriette hob die Hand und warf den Ring hinunter.

An dem Aufſchlag und den helleren Kreiſen auf der Oberfläche erkannten ſie das Waſſer in der ſchwarzen Tiefe. „Es ſoll nichts mehr hineinſtürzen,“ rief das Mädchen und zog ihn mit ſich fort.

„Jetzt führe ich,“ ſagte der Doktor, „wir ſuchen den vierblättrigen Klee.“

„Ich ſuche das Glück nicht mehr, ich halte es feſt an der Hand.“ Sie ſtiegen hinab in den Keſſel des Ringwalles, und als ſie da unten ſtanden, war es gerade wie vor Jahren; rings um ſie die hohe Bruſtwehr, über ihnen der Himmel wie eine blaue Glocke. „Hier fing's an,“ ſagte er und küßte ſie, ſie aber legte ſich ſtill an ſeine Bruſt, umſchlang ſeinen Hals mit den Armen, und wie er ſich zu ihr beugte, fühlte er ihre Thränen an ſeiner Wange.

Acht Jahre ſeit der erſten Begegnung, acht Jahre treuer Liebe und bitteren Leides! In dem harmloſen frohen Sinn der Jugend ſchloſſen ſich die Herzen gegen einander auf, jetzt war es ein geprüfter Mann und ein gereiftes Weib, welche ſich mit einander verbanden. Unter unabläſſiger Entſagung war ihre erſte blühende Jugend vergangen. Und nicht ihnen allein, ihrem ganzen Geſchlecht war dieſer Zeitraum ein banges, trauriges, ödes Harren geweſen. Viele, die einander lieb gehabt wie dieſe Beiden, hatten ſich in der harten Noth und in dem freudeloſen Sehnen nach beſſeren Tagen nicht gefreit, und Vielen war der beſte Troſt geweſen, daß ſie mit einander vereinigt werden ſollten, wenn über ihr Heimatland die Sonne glücklicher Tage aufgehe.

Nicht Jeder, der ſo gehofft, ſchaute den Tag, Mancher lag ſtill in blutgetränkter Erde. Und wenn die Enkel derer, die den Frieden erlebten, von dieſer Zeit leſen in Büchern und Briefen der Vorfahren, ſo fühlen ſie noch heut den Schmerz in ſich nachzucken wie damals die Lebenden.

In der alten Dorfkirche vor dem Altare, an welchem Henriette ſchon einmal neben dem Geliebten geſtanden hatte, wurden beide verbunden, Minchen war Brautjungfer, der Einnehmer und der junge Doktor führten die Braut und dahinter ſchritten Bärbel und Lieſel mit ihren Männern. Wie die Neuvermählten aus der Kirche kamen, lag das helle Sonnenlicht über der Erde, die Finken ſchlugen und die kleinen Zaunkönige zwitſcherten in den Zweigen und ſuchten eine Stelle, wo ſie ihr Neſt bauen konnten.

Dem Einnehmer verurſachte der neue Haushalt, welchen der Freund einrichtete, geheime Gedanken, die er Jedermann verſchwieg.

Als aber auch den Frauen, welche ſich in der Zeit der Erhebung um das Vaterland verdient gemacht, durch ein Ordenszeichen ehrenvolle Anerkennung zu Theil wurde, und als die Kammerherrin den Orden erhielt, wurde Herr Köhler ſehr unwillig und ſagte: „Was als Hexe am Blocksberg herumquirlt, das wird vorgezogen, an das arme Minchen aber hat keiner gedacht!“ Er nahm die Bürſte, glättete ſeinen Hut noch ſorgfältiger als ſonſt, ging nachdenkend auf und ab, bürſtete wieder und brummte dazu: „Jetzt muß ein

Ende gemacht werden.“ Endlich ſetzte er den Hut entſchloſſen auf und wandelte in ſeinem beſten Rocke nach dem Stadtwall, wo er zu dieſer Stunde gewöhnlich dem Fräulein begegnete, wenn ſie aus ihrer Schule heim ging. Er grüßte artig und frug, ob ſie Nachricht von ihrem verwundeten Bruder habe.

„Er hat geſchrieben, aber er fürchtet Invalide zu bleiben; es iſt ſehr traurig, Herr Einnehmer.“

„Er hat als braver Soldat ſeine Geſundheit hingegeben, um dem Vaterland zu dienen,“ tröſtete Herr Köhler. „Das iſt der beſte Ruhm, den er gewinnen konnte. Der Staat wird jetzt für ihn ſorgen, er wird Poſtmeiſter oder Salzfaktor. Sie aber, liebes Fräulein, was denken Sie zu thun?“

„Wenn er mich brauchen kann, gehe ich zu ihm,“ ſagte Minchen, „die Wohnung hier wird mir zu groß.“

„So tauſchen Sie mit einer andern,“ rieth der Einnehmer. „Bitte ſetzen Sie ſich auf dieſe neue Bank, die der Magiſtrat endlich nach vielen Mahnungen für müde Spaziergänger hingeſtellt hat. Sagen Sie mir einmal aufrichtig: was halten Sie von mir?“

„Nur Gutes, Herr Einnehmer,“ rief Minchen freundlich zu ihm aufſehend, „ich denke, wir kennen einander.“

„Ein wenig,“ ſagte Herr Köhler, „aber ich weiß recht wohl, daß ich in der Stadt für einen kratzbürſtigen und unbequemen Mann gelte, mit dem nicht gut Kirſchen eſſen iſt.“

„Dumme Leute!“ rief das Fräulein eifrig, „Sie müſſen ſich nichts daraus machen.“

„Ich thu's auch nicht," verſetzte der Einnehmer, „wenn Sie es nicht glauben. Was aber halten Sie von meinem Alter? Mitteljahre, näher an fünfzig als an dreißig?" Minchen ſah ihn groß an. „Und wie gefällt Ihnen mein Aeußeres? denn zuletzt iſt es einer Frau nicht zu verdenken, wenn ſie einen hübſchen Ehemann lieber hat als einen häßlichen." Minchens Wangen rötheten ſich, ſie ſchlug die Augen nieder und zupfte ein wenig an ihrem Kleide. „Kurz und gut!" fuhr Herr Köhler fort, „gefalle ich Ihnen?" Das Fräulein ſah ihn nicht an, aber ſie nickte unmerklich mit dem Kopfe.

„Nun da haben wir's," rief der Einnehmer ſiegreich und ſetzte ſich neben ſie. „Könnten Sie ſich alſo entſchließen, meine Frau zu werden?" Minchen antwortete nicht, aber ihre kleine Hand zitterte. „Bekümmern Sie ſich nur nicht," bat er beſorgt, „es iſt ja kein Muß, es iſt nur Ihr freier Wille. Wenn Sie mir ſo gut ſind, daß Sie mich heiraten können, brauchen Sie nur Ja zu ſagen; das Nein würde der Freundſchaft nicht ſchaden."

Da nickte das Fräulein wieder ein wenig und ſprach leiſe: „Ich kann's, Herr Einnehmer." Und ſie ſchlug die Augen auf und ſah ihn ſo warm und treuherzig an, daß dem feſten Manne vor Freuden das Herz hüpfte; er drückte ihre Hand feſt in die ſeine.

„Zu allem Uebrigen," rief er, „iſt der Stadtwall nicht nöthig; kommen Sie, Herzensminchen, hängen Sie ſich aber an meinen Arm, wir gehen ſogleich zu Ihrer Wirthin, denn dieſe Frau ſoll Zeuge ſein von unſerer Verlobung." Sie gingen mit einander durch das Thor.

Das Sonnenlicht lag auf den Straßen, die Wände der Häuſer glänzten luſtig in Gelb, Roſa und Weiß, die Leute grüßten, die Hündlein wedelten; und der Einnehmer ſchritt ſtolz, ſeine Gefährtin am Arm und nahm, Jedermann zulächelnd, mit der freien Hand den Hut ab.

Als ſie zu dem Hauſe kamen, bat der Einnehmer Frau Beblow, ihn und das Fräulein in die Dachwohnung zu begleiten. Erſtaunt über das feſtliche Ausſehen der beiden folgte die Hausfrau. Oben begann Herr Köhler vor dem Paſtellbilde eine Rede: „Verehrte Frau! Der Bruder dieſes Fräuleins iſt abweſend und ebenſo mein Freund, der Doktor, den ich heut gern an meiner Seite hätte, da ſind Sie uns die nächſte. Sie haben ſeit Jahren Ihrer Mietherin eine Theilnahme und ein ſo freundliches Herz bewieſen, daß ich Sie immer mit aufrichtiger Hochachtung und Dankbarkeit betrachtet habe. Heut wünſchen wir beide, Minchen und ich, mit einander verlobt zu werden, und wir bitten, daß Sie das übernehmen und uns die Ringe anſtecken.“

„Lieber Herr Einnehmer!“ rief die überraſchte Frau Beblow und ſchlug vor Freude die Hände zuſammen.

Herr Köhler griff in ſeine Weſtentaſche. „Hierin, geliebtes Minchen, ſind die Trauringe Ihrer lieben Eltern. Ich habe ſie nach Ihrem Willen damals zur Hauptſtadt geſandt und dort vor dem Einſchmelzen zurückgekauft; ich ſchlage vor, daß dies unſere Verlobungsringe werden. Nehmen Sie die Ringe, Frau Beblow, und vertreten Sie heut die Stelle einer Anverwandten bei mir und meiner lieben Braut.“

Als die erſte Bewegung, an welcher Frau Beblow ſich ſtark betheiligte, überwunden war, begann Minchen kleinlaut: „Aber Herr Einnehmer“ —

„Du und du,“ rief dieſer luſtig, „einmal muß das doch anfangen.“ Das Fräulein aber fuhr traurig fort: „Wo iſt Minchens Ausſtattung?“ — und ſtellte mit einem Zucken der Hand den Hausrath der Stube vor.

„Die Wäſche liegt bereits im Schranke, Frau Einnehmerin,“ antwortete der glückliche Bräutigam: „Du haſt die ganzen Jahre daran genäht, ohne es zu wiſſen.“

Als der Friede verkündet ward, rüſtete ſich die Stadt noch einmal zu einer großen Feſtfeier. Alles, was nur menſchenmöglich iſt, wurde ausgeſonnen, um die Freude zu erweiſen. Der Trommler ſchlug in der Morgendämmerung Wirbel, Steinmetz blies vom Thurme, und die Bürgerſchützen bildeten Spalier, in welchem die Schulkinder mit Kränzen auf dem Haupt, der Magiſtrat und die Stadtverordneten zum Gotteshaus ſchritten. Der Gottesdienſt war ſehr feierlich mit Muſik vom Orgelchor und mit Poſaunen, und ſobald die Predigt begann, ſchoß der Zieler auf dem Kirchhofe mit den Böllern, bis dieſe ſo heiß wurden, daß ſie nichts mehr vertrugen. So oft die Schüſſe zwiſchen die Predigt krachten, fuhren die Frauen zuſammen, aber Jederma wußte, daß am Ende eines ſolchen Krieges auch der Triumph gewaltig ſein mußte. Nach der Kirche gab es ein großes Feſteſſen für alle Seßhaften mit vielen Geſundheiten. Das war nothwendig, es war heimiſche Sitte, es war ſeit der Urzeit ſo gehalten worden. Sobald eine allgemeine Freude den Städtern die Seele erhob, fühlten ſie als ehrliche Deutſche auch die Verpflichtung, dem armen Geſellen, ihrem Leibe, etwas Gutes anzuthun. Abends folgte die Illumination; Alles war erleuchtet, ſelbſt der Kranz des Rathsthurmes, jedes Fenſter wenigſtens mit vier Lichtern. Niemand wollte in der Stube bleiben, um auf die Gardinen Acht zu geben. Alle trieben auf der Straße umher und freuten ſich über ihre Lichter und über die der Nachbarn. Sogar Transparente kamen zum Vorſchein. Ein ſehr geſchätzter Bürger, der kürzlich Rathmann geworden war, hatte ein ſchönes Gemälde an ſeiner Hausthür befeſtigt; darauf ein großer Stiefel, über welchem ein Engel ſchwebte, mit der Unterſchrift: Feſte Stiefeln, reines Herz, ſo marſchirt man himmelwärts. Er ſelbſt ſtand vor ſeiner Thür und ſah mit Genuß auf das Werk, und als ein alter Kunde ihn begrüßte, ſagte er gewichtig: „Ich wollte dies Mal nichts von König und Vaterland, denn daran denkt man alle Tage, ſondern ich wollte auf das hindeuten, was uns auch im Frieden am meiſten noth thut.“ Nachdem aber die Lichter ausgelöſcht waren, ging alle Welt zum Tanze. Auch das war damals ſo und es darf nicht geleugnet werden: wenn die Leute ſich recht froh fühlten, fingen ſie an zu tanzen. Den großen Ball im Gaſthofe eröffnete der Landrath mit der jungen Frau Bürgermeiſterin, die noch verſchämt ihre neue Würde ertrug. Darauf folgte der Herr Bürgermeiſter mit Frau Beblow. Und wer kam als Dritter? Seht doch, der Herr Einnehmer! — und mit wem tanzte er? mit

Minchen von Buskow, ſeiner lieben Braut, ſehr zierlich und zart. Darüber freuten ſich die Leute am meiſten. Hinterdrein tanzte Alles, Jung und Alt! Schilling mit einem neuen rothen Sacktuch, das ihm aus der Taſche guckte. Hauptperſon aber und Ordner des Feſtes war der junge Doktor, ein lieber Mann, der aus Freundſchaft für ſeinen Vetter immer herbeikam, wenn er gebraucht wurde und nie unnütze Worte machte, ſondern ſtill im Hintergrunde auf und abging; er galt aber bei allen Leuten für geſcheit und tüchtig, wurde auch ſpäter Geheimer Medicinalrath, war aber kein König, ſondern hieß mit Namen Bürger. Heut tanzte er mit vielen jungen Damen, aber am liebſten mit einem ſchlanken Fräulein, das einen Lilienkranz im Haare trug, wie eine Feenkönigin, es war die Schweſter des Gutsbeſitzers, welcher als Kamerad des Vetters vor Jahren heimlich gerüſtet hatte.

Grade als die Feſtfreude ihren Gipfel erreichte, öffnete ſich die Flügelthür und Doktor König mit ſeiner jungen Frau kam herzu. Sie erſchienen ſpät, denn ſie hatten nach Henriettens Wunſch am Morgen die Feier in der Dorfkirche begangen. Als die beiden die Schwelle des Saals überſchritten, trat der Bürgermeiſter in die Mitte und winkte, Steinmetz blies Tuſch und die ganze Geſellſchaft rief dem jungen Ehepaar das Hoch entgegen.

Freuet euch und tanzt, Meiſter Beblow und Ackerwirth Krauſe, denn ihr mit Hunderttauſenden euresgleichen habt den böſen Feind geſchlagen und das Vaterland aus der Erniedrigung emporgehoben. Die beſte Kraft der Nation iſt in dieſen Jahren der Niederlage und Erhebung bei euch, den kleinen Leuten, nicht bei den Regierenden, deren Stolz und Wille als allzuſchwach erfunden iſt, und nicht bei den Hoch- und Feingebildeten, deren Leuchte unſicher umherflackert und die auch nach dem Frieden noch nicht wiſſen, wo das Vaterland anfängt und aufhört. Eure einfältige Treue, ihr Unberühmten, die Fäuſte der Söhne, die ihr in das Feld ſandtet, eure ſtille alltägliche Arbeit in der Werkſtatt und auf dem Acker, von der ihr dem Staate abgabt, daß euch ſelbſt wenig übrig blieb, das vor Allem ſchuf die Rettung für unſeren Staat. Und wenn die ſpäteren Geſchlechter einſt auf eure Zeit zurückſchauen, werden ſie, was geſund und groß war, am reichlichſten in den engen Stadthäuſern und in den Dorfhütten finden, in denen ihr gelebt habt.

# Schluß der Ahnen.

## 1.

## Im Hauſe.

Seit zwölf Jahren iſt Frieden. Das junge Geſchlecht, welches jetzt vor den Häuſern mit Bohnen ſpielt und den Papierdrachen auf die Stadtfelder trägt, iſt in der Mehrzahl erſt nach dem Kriege geboren, und wenn die Eltern von den Baſchkiren auf dem Marktplatze erzählen und von ihrem Heeresdienſt mit der ſchweren Pike, ſo klingt dies den Kleinen wie die Geſchichte von den ſieben Zwergen, bei denen Schneewittchen wohnte oder wie die Sage vom kleinen Däumling, der zwiſchen den Waffen des Menſchenfreſſers durchkroch. Sie ſtülpen ſich papierene Tüten ſtatt der Filzmützen über das blonde Haar, tragen Häufchen Stroh aus den Höfen auf die Straße und ſetzen ſich darauf. Aber auch den Eltern iſt die Zeit raſch zur Sage geworden. Mancher hat kleine Abenteuer, in denen er ſeine Tapferkeit bewieſen, ſo oft erzählt, daß er ſelbſt daran glaubt, und wenn die Bürger von den großen Erinnerungen reden, die Jeder der Aelteren im Herzen trägt, ſo gedenken ſie mit Ehrfurcht des Königs, der unter ſo großem Leidweſen die ſchweren Jahre durchgekämpft hat, ſie freuen ſich über den alten Blücher, der den Franzoſen ſo verderblich geworden iſt; von ihrem eigenen Hunger und ihren Entbehrungen ſprechen ſie ſelten. Alle aber, die damals im Felde gefochten haben und jetzt in friedlicher Thätigkeit unter den Anderen wohnen, werden mit großer Achtung betrachtet, und ſo oft einer von dieſen den Angewöhnungen des Feldes zu ſehr nachgiebt, ein Glas über den Durſt trinkt und einen Gegner mit ſtarken Fäuſten angreift, wird ihm dies lieber nachgeſehen, als Anderen.

Seit zwölf Jahren iſt Friede, aber man merkt nicht, daß die Stadt zugenommen hat. Die Bürger nähren ſich ſparſam und arbeiten nach der Väter Weiſe mit Hammer und Webſtuhl, doch Wenige haben gewagt ein neues Haus zu bauen oder ihr Geſchäft zu erweitern, und die Dampfmaſchine, die vor langen Jahren ein unternehmender Mann aufſtellen wollte, iſt noch nicht errichtet. Die Frühſtückſtube iſt eingegangen und Niemand denkt daran, im Winter ein Faß Auſtern kommen zu laſſen; die Honoratioren leben ſtill dahin in ihren Familien. Wer aus der Stadt in die Landſchaft reiſt, der findet auch dort geringe Spuren von zunehmendem Wohlſtand, viele der adligen Gutsherren leben in Geldnoth, jedes Jahr fallen Rittergüter in die Hand der Gerichte und der Regen trieft durch die Löcher der leeren Scheunen und Ställe. Die älteſten Leute erinnern ſich recht gut daran, daß im Anfange des Jahrhunderts eine weit beſſere Zeit geweſen war, aber Alte und Junge haben ſich an das knappe Weſen gewöhnt; ſie ſind darum keine Kopfhänger, nur ſingen ſie ihre Lieder nicht vierſtimmig in hellem Chor, ſondern einzeln vor ſich hin. Die Bürger erkennen aber auch, daß bei ihnen nicht Alles beim Alten bleibt; neue Laternen werden aufgehängt, die an Ketten über der Gaſſe ſchweben, eine neue ſtattliche Schule wird gebaut, ein ſchlammiger Teich vor dem Stadtthore in Wieſengrund verwandelt und gerade jetzt beſteht unſer Herr Bürgermeiſter darauf, die vorſpringenden Dachrinnen abzuſchaffen, welche ihr Waſſer auf die Straße ſchütten, und er wird ſeinen Willen durchſetzen, ungeachtet die Hausbeſitzer kräftig widerſprechen. Unter allen Häuſern iſt die Apotheke am merkwürdigſten geworden, denn der ganze Unterſtock wird von außen mit Oelfarbe geſtrichen, welche weit über den Markt riecht.

Die kleine Trompete der Poſt blies wie ſonſt durch die Gaſſen und die Poſt brachte jetzt täglich eine Zeitung; es ſtand aber wenig darin, nur was der Polizei genehm war. Dort weit unten hatte ſich der Grieche erhoben und die allgemeine Stimmung der Stadt war gegen den Türken, bei den Männern wegen ſeiner Grauſamkeit und bei den Frauen wegen ſeiner ſchlechten häuslichen Gewohnheiten; von den übrigen fremdländiſchen Nationen betrachtete der Bürger den Franzoſen noch immer mit großem Mißtrauen, den Engländer mit Vorliebe. Der Ruſſe galt allerdings für einen Bundesgenoſſen, doch konnte er bei näherer Bekanntſchaft wegen allzugroßer Unſauberkeit und Beſtechlichkeit nicht geſchätzt werden. Dieſe Alle aber lebten draußen in der Fremde. Aus der Hauptſtadt ihrer Provinz und aus der großen Reſidenz des Königs wußten die Zureiſenden wenig Wichtiges zu berichten; und die Kreisſtadt, die Provinz und der ganze Staat waren wie Dornröschens Burg mit einer unſichtbaren Hecke umzogen, hinter welcher alles laute Leben erſtarrt ſchien. Doch geräuſchlos arbeitete in dem Banne die Kraft des Volkes und es mag einmal die Stunde kommen, wo ſie ſich müht, die Hecke zu zerreißen.

Eins der ſchönſten Häuſer am Markte, Parterre und Oberſtock mit großen Fenſtern, gehörte dem Doktor König; er hatte es damals gekauft, als er heiratete. Und wenn die Städter von dem Hauſe ſprachen, ſagten ſie: dort wohnt das Glück. Es war ein ſtilles Glück, werkthätige treue Liebe und feſtes Vertrauen ohne das Bedürfniß vieler Worte, dort wie überall unter den guten Menſchen jener Zeit. Dem Hausherrn vergingen die Tage wieder in angeſtrengter Thätigkeit, ſein junger Vetter war in eine benachbarte Kreisſtadt gezogen, hatte das Fräulein mit den Lilien geheiratet und gewann Ruf und Anſehen. Der Doktor aber wollte die große Praxis auf dem Lande, welche ihm zufiel, nicht einſchränken, weil ihm dort Viele von früher her werth waren. Wenn er jetzt des Abends ermüdet nach Hauſe fuhr, freute er ſich den ganzen Weg über auf den Gruß ſeiner Hausfrau und auf den Augenblick, wo ſie ihm aus dem Bärenpelz helfen und beim einfachen Abendeſſen gegenüber ſitzen würde. War er einmal gegen

Abend zu Hauſe, dann holte er wohl ſeine Flöte hervor, auf der er in jungen Jahren tüchtig geweſen war, und blies, während der Mond das Fenſterkreuz in der dunklen Stube abmalte, und ſein liebes Weib an ſeiner Seite ſaß und andächtig zuhörte; zuletzt legte er die Flöte weg und zog die Geliebte an ſein Herz. Henriette hatte ſich ausgedacht, wie hübſch es wäre, wenn ſie ihn auf der Guitarre begleiten könnte, in der Stille hatte ſie ſich ein Inſtrument geſchafft, nur wenige Stunden bei dem Organiſten genommen und in Abweſenheit des Gatten fleißig geübt. An ſeinem Geburtstage trug ſie ihm die Flöte herbei und da er ein wenig geblaſen hatte, klangen leiſe die Accorde ihrer Guitarre hinein. Dem Gatten wurden die Augen feucht und er küßte ihr die Hand; ſie aber erröthete über die ungewohnte Artigkeit und ſah noch am nächſten Tage heimlich auf die Stelle, an welcher der Kuß gehaftet hatte.

Der Doktor hätte ihr alltäglich die Hand küſſen können, denn es war eine geſegnete Hand; was ſie im Hauſe anfaßte, gerieth das Backwerk, welches ſie ihrem Herrn zu Liebe unternahm, die Blumen, die ſie in den kleinen Hausgarten pflanzte, und die Dienſtmädchen, welche ſie in die Lehre nahm.

Doch alles Gute war nur wie ein Vorſpiel geweſen, als die Zeit kam, wo ein kleines Bett neben dem ihren ſtand und ein holdes Abbild des geliebten Mannes darin lag.

„So haſt du einſt ausgeſehen,“ ſagte ſie ſtolz zu dem Gatten, „als dein Vater neben dir ſaß, deine

Händchen zuſammenlegte und nicht müde wurde dich zu betrachten; du machſt es mit dem Kleinen ebenſo. Siehe, ſein Haar wird bräunlich und man merkt, daß ſich's kräuſeln wird. Der kleine Engel liegt ſtill auf der Seite, er hat wie vormals du ſelbſt, die Fäuſtchen geballt, die kleinen Füße hinaufgezogen. Schlummre, mein Kind, du haſt den beſten Schutz, denn das Auge deines Vaters iſt über dir und wird dich behüten, damit du feſt und redlich wirſt wie er."

Etwas aber ſchwebte in der Zeit, wo Mutter und Kind der Pflege bedurften, behend und geräuſchlos wie eine Elfe oder Sylphe durch das Haus; immer hilfreich und zu jeder Stunde bei der Hand, und dies war Tante Minchen. Seit der Kleine erſchienen war, hatte ſie dieſen Verwandtennamen angenommen; ihr mußte die Kunſt angeboren ſein, kleine Weltbürger zu waſchen, zu wickeln, umherzutragen und mit zärtlichem Geſange in Schlaf zu lullen. Sie wurde der erſte Pathe, der Graf und Bärbel die andern, und ſie gab den Rath, das Kind Viktor zu nennen zur Erinnerung an vergangenen Kampf und Sieg. „Wüßte ich nicht ziemlich genau, daß ich die Mutter bin," ſagte Henriette dankbar, „ſo müßte ich dich dafür halten. Sieh hin, er verzieht das Mäulchen, und will über dich lachen."

Viktor wuchs heran, als ein kräftiger Knabe mit einem runden Kopf, großen blauen Augen und einem ſo ſonnigen Ausdruck in ſeinen Mienen, daß er ſchon auf den Armen der Wärterin von den Vorübergehenden angeredet und geliebkoſt wurde. Es war wohl die ſtille

Freudigkeit der Eltern, was ſeiner Erſcheinung den lichten Glanz gab, und die Gunſt der Stadt und der tägliche Verkehr mit freundlichen Nachbarn verliehen ihm dazu eine frohe Sicherheit und ein keckes Selbſtvertrauen, welche ſein ernſter Vater nicht gehabt hatte. Kurz entſchloſſen bewegte ſich der Knabe unter ſeinen Genoſſen, alle kleinen Buben der Stadt kommandirte er, obſchon er der jüngſte war, ſo oft er auf der Straße mit ihnen zuſammentraf. Aber auch mit Erwachſenen hielt er gute Freundſchaft. Einer der beſten Freunde war Hans der Trompeter, der nach dem Kriege ſein Mädchen geheiratet hatte, jetzt als erſter Rathsdiener die Polizeigewalt der Stadt darſtellte und durch energiſches Schwenken ſeines ſpaniſchen Rohres an Markttagen ein gefürchteter Mann geworden war. Auch Hans fühlte eine zärtliche Neigung zu dem Kleinen; wenn er ihn auf der Straße traf, hob er ihn auf und küßte ihn mit ſeinem großen Schnurrbart, nicht zur Freude der Mutter. Viktor begleitete dafür den Diener gern auf Geſchäftswegen, und als der Doktor einſt die Straße herabkam, ſah er, wie Hans mit gehobenem Rohr ein ſtark betrunkenes Bäuerlein auf die Wache führte, und wie ſein kleiner Sohn, zum Ergötzen der Leute, ebenfalls mit einem gehobenen Stock hinter dem Bauer herlief und dabei die Zickzackwege desſelben getreulich mitmachte. Und es wurde ſchwer den Kleinen zu ernſter Wohlanſtändigkeit zu ziehen, denn er war zwar gutherzig, aber übermüthig, und ahmte gern alles Lächerliche nach. So hatte der Kammerherr die Gewohnheit zu ſchnupfen, dann hielt er die Doſe dicht unter eine Naſe, welche nicht klein war, zog die Schultern in die Höhe und beugte den Kopf vor, während er mit Genuß die Prieſe nahm. In dem Familienſchatz des Doktors aber befand ſich eine ſilberne Doſe, welche als theures Erbſtück aufbewahrt wurde, weil die Ueberlieferung meldete, daß ſie dem Großvater von Friedrich dem Großen geſchenkt ſei, und die Sage hatte Vieles für ſich, da die Doſe nur klein und keineswegs koſtbar war. Als nun einſt der Kammerherr den Doktor beſuchte, ſah dieſer, daß der Herr mitten im Geſchäft des Schnupfens anhielt und den ſtieren Blick in die Stubenecke richtete. Dort ſaß der kleine Viktor, in der Hand die ſilberne Familiendoſe, welche er heimlich aus dem offenen Schreibtiſch des Vaters geholt hatte, und ſtellte in reſpektwidriger Weiſe die auffällige Geberde des fremden Herrn ſo lächerlich dar, daß der Vater, trotz dem Frevel des Sohnes, Mühe hatte, ernſthaft zu bleiben.

Auch die Unternehmungsluſt des Kleinen machte den Eltern Sorge. Unweit der Stadtmauer ſtand als Ueberreſt einer vergangenen Burg ein alter, viereckiger Thurm mit ſchadhafter Treppe und ohne Dach, in den Ritzen wuchs Geſträuch, deſſen Samen die Vögel hingetragen hatten. Für den Thurm hatte Viktor eine Vorliebe, er führte ſeine Geſpielen gern dorthin, einen Helm von Pappe auf dem Haupt und eine Fahne in der Hand. Als einſt zur Mittagszeit der Kleine nicht aufzufinden war und der Vater in die Hausthüre trat, kamen ihm Leute entgegengelaufen und wieſen beſtürzt nach dem Ende der Straße, wo das alte Gemäuer ragte. Der Vater eilte dorthin und ſah den Knaben auf ſchwindelnder Höhe in einer Fenſteröffnung ſitzen. Das Kind hatte den Thurm offen gefunden, war die ſchlechte Treppe hinaufgeklettert und vermochte den Rückweg nicht zu finden. Während Hans unter Lebensgefahr im Innern emporſtieg, ſtand der Vater mit bebendem Herzen draußen und ſtarrte nach der Höhe in dem Gedanken ſein Kind aufzufangen, wenn es herabſtürze. Wie er endlich den Geretteten in ſeinen Armen hielt, wollte er ihn nicht loslaſſen und trug ihn der ahnungsloſen Mutter zu. Lange nachher geſtand er dieſer: „Seit jenem Tage ſehe ich oft im Traume den Thurm, die ſchwarze Mauer, die offene Thür, das Geſträuch, welches zwiſchen den Steinen herauswächſt, und in der Fenſteröffnung mein weinendes Kind, und das Entſetzen ſchüttelt mir die Glieder wie damals.“

Viktor war vier Jahre alt, als ſeine Schweſter Katharina geboren wurde. Auch er wurde von der Aufregung im Hauſe angeſteckt und ſah ſtaunend auf das kleine eingewickelte Ding, welches in ſeiner Wiege lag; zuweilen ſtreichelte er ihr die runden Wangen, endlich erhob er gar den Anſpruch ſie auf ſeinen Armen zu tragen. Seit ſie in der Stube umherlief, ließ er ſich ihre Nähe gefallen in dem Wechſel von Herzlichkeit und ruhiger Nichtachtung, womit Knaben ihre jüngeren Geſchwiſter zu behandeln pflegen.

Käthe genoß als zweites Kind den Vortheil, daß die

Liebe der Eltern ruhiger, die Pflege ſicherer war. „Sie wird ſich leichter ziehen als Viktor,“ ſagte die Mutter behaglich. Freilich, dem Erſtgeborenen hatte Schmerz und Freude, Begeiſterung und Entzücken der Eltern ſtärkeren Abdruck ihres eigenen Gemüthes eingeprägt, dafür fand Käthe außer ihnen auch eine Kinderſeele, durch welche ſie in das Leben eingeführt wurde. Oft lief ſie auf den Bruder zu, ſah ihn liebevoll an und umarmte ihn, und er ließ ſich das lächelnd gefallen. Das erſte was die Kleine ſprach, waren Worte, die ſie dem Bruder abgelauſcht hatte. Noch viel ſpäter, da ſie bis zu den Stricknadeln herangewachſen war, ſtrickte ſie als erſtes Kunſtwerk einen Strumpf für Viktor, und da ſie endlich in die Geheimniſſe des Kreuzſtichs eingeweiht wurde, unternahm ſie als erſte Arbeit einen Gurt für den Bruder. So war natürlich, daß ihre Gedanken viel bei ihm verweilten.

Das Haus des Doktors war ein gaſtliches Haus, nur geladene Geſellſchaft bewegte ſich ſelten darin, denn ſolche war damals umſtändlich und feierlich. Die liebſten Gäſte waren die guten Freunde aus der Stadt, welche am Abend ungeladen zum „Lichten“ kamen; ihnen wurde aufgeſetzt, was im Hauſe war: Punſch, Aepfel und Nüſſe. Außerdem erſchienen die Univerſitätsfreunde und Kriegskameraden des Hausherrn, welche hier und da in der Umgegend wohnten. Dann ſaßen die Männer bei einem Glaſe Ungarwein bis in die Nacht zuſammen und wurden nicht müde von vergangener Zeit zu reden. Viktor war an ſolchen Abenden gar nicht von der Fußbank wegzubringen, die er neben den Vater gerückt hatte, auch er hörte mit glänzenden Augen zu, wenn die Herren von den Fahrten nach Lauchſtädt erzählten, wohin ſie aus der Univerſitätsſtadt zu Pferde und zu Fuß gezogen waren, oder von ihren Erlebniſſen und Gefahren im Felde.

Aber die treueſten Hausfreunde, der Einnehmer und ſeine Frau, blieben nach einigen Jahren aus. Herr Köhler hatte bis zur Höhe ſeines Lebens in kleinen Verhältniſſen ſeine Pflicht gethan, jetzt auf einmal gewann der Staat ein beſonderes Zutrauen zu ſeiner Tüchtigkeit; er wurde ganz außer der Reihe nach der Reſidenz in einen großen Wirkungskreis berufen. Dies war der erſte Verluſt, der das glückliche Haus traf, Allen wurde der Abſchied bitterlich ſchwer, am ſchwerſten für Tante Minchen die Trennung von den Kindern, welche bis zuletzt an ihrem Halſe hingen.

Zu den Beſuchern, welche von auswärts kamen, gehörten die Bellerwitze. Sie waren alte Bekannte auch der Hausfrau und weil im Kriege gewiſſermaßen die Verbrüderung aller Stände ſtattgefunden hatte und ſeitdem Jedermann alten Vorurtheilen entſagte, geſchah es, daß die große Kutſche gern vor dem Hauſe anhielt und daß die Damen dasſelbe als Abſteigequartier benutzten, wenn ſie in der Stadt zu thun hatten. Einſt im Winter, als die Herrſchaften vom Lande in ihrem Kränzchen einen großen Maskenball veranſtalteten, wurde ausgemacht, daß die Kammerherrin ſich bei der Frau Doktorin dazu ankleiden ſollte. Sie erſchien als türkiſche

Sultanin mit Turban, auf welchem ein großer Federbuſch von geſponnenem Glaſe ragte, in weiten Atlashoſen und einem langen ſeidenen Sultansmantel und hatte ſich ausgedacht, daß ſie an einer Kette, deren Glieder von blankem Blech verfertigt waren, einen Sklaven hinter ſich herführen wollte. Nicht Jedermann war zu dieſer Rolle bereit, endlich fand ſich ein kleiner Referendar, der ſich ſeinerſeits mit ſchwarzer Larve verkappte. Viktor wurde in das Ankleidezimmer geführt, um die Masken auch zu ſehen. Es war das erſte Mal, daß er Jemand in prächtiger Verkleidung erblickte, er ſetzte ſich ſtill in die Ecke, ſtarrte auf die großartige Geſtalt und war durch keine Liebkoſungen der Sultanin aus ſeinem Winkel herauszulocken. Als Henriette ſpäter zu dem Gatten ſagte: „Was hat doch das Kind? Er iſt ſonſt dreiſt und zutraulich gegen alle Welt, nur nicht gegen dieſe Familie“ — da antwortete der Doktor lachend: „Woher er das hat, kann Niemand ſagen. Er kennt aber dieſe Leute ſo gut wie wir. Das iſt der Scharfſinn der Kinder,“ und als er den Kleinen frug, wie ihm die Frau gefallen habe, ſagte der Knabe eifrig: „Sie ſoll Niemanden an der Kette führen.“

Auch ſpäter wollte es nicht gelingen, ihn in ein gutes Verhältniß zu den Inſaſſen der großen Kutſche zu bringen. Die Kammerherrin hatte ihrem Gemahl kurz nach Viktors Geburt eine Tochter geſchenkt, die kleine Valerie war als Neſtling in kinderreichem Hauſe der Liebling der Eltern und ihre Mama hatte ſchon oft die artige Bitte ausgeſprochen, daß Viktor doch die Eltern bei einem Beſuch begleiten möge. Deshalb nahm der Doktor den ſiebenjährigen Knaben bei einer Geſchäftsreiſe nach dem Gute mit. Auf dem Wege befand ſich Viktor in roſiger Stimmung, denn mit dem Vater zu fahren, war ſein Stolz. Da ſie aber auf der Rampe des Schloſſes hielten und der Diener die ſteinerne Treppe hinaufführte, verſtummte das Kind, und wie er unter die jungen Damen kam, ſtand er ſteif und ſchweigſam; der Vater überließ ihn der weiblichen Beredtſamkeit, welche auch unter den jüngeren Gliedern der Familie nicht unbedeutend war, und beſorgte ſeine Angelegenheiten. Als er den Knaben wieder abholen wollte, erhielt er von den Fräulein den Beſcheid, Viktor hätte nicht bei ihnen aushalten wollen und ſei mit dem Diener in den Hof gegangen. Dort fand ihn der Vater beim Pferdeſtall ſitzen. Auf dem Heimwege mahnte er den Sohn an ſeine Verpflichtung mit der Kleinen zu ſpielen, und bekam die unwillige Antwort: „Sie berühmten ſich zu ſehr bei ihrem Spielzeug und bei einer großen Decke mit Blumen, die in ihrer guten Stube auf dem Boden liegt, und ich ſagte ihnen, daß ſie Gänſe ſind.“

Viktor ging in die Schule. Der Diakonus, ein Freund des Doktors, hatte ſich erboten den Knaben in Privatſtunde zu nehmen. Auch in dieſer Schule wurde Käthe nach den erſten Jahren ſeine Genoſſin; er half ihr ſchwere Worte leſen und lehrte ſie die Bedeutung der Zahlen, und wenn die beiden runden Kindergeſichter ſich über die Schiefertafel beugten, ſtrahlte von ihnen ein heller Schein in die Herzen der Eltern. In dem Privatunterricht wuchſen die Kinder heran, Käthe las kleine Geſchichten im Bilderbuch und Viktor lernte mit elf Jahren über den unregelmäßigen Zeitwörtern der lateiniſchen Grammatik.

Als er einſt ſeine Mappe nach Hauſe trug, ſah er vor dem Gaſthofe einen großen Packwagen abladen. Außer vielen Kiſten und Koffern auch ungeheure Rollen, und um das Gepäck trieben ſich fremde Männer umher mit gelockten Haaren und einer auffällig bleichen Geſichtsfarbe. In der Mitte der Bewegung ſtand ein breitſchulteriger Herr, der ein buntes Tuch loſe um den Hals geknüpft hatte und den Hut verwegen auf einem Ohr trug. Er befahl mit kühnen Bewegungen des Armes und mit einer Stimme, welche gewaltig über den Markt ſchallte. Die herzugelaufenen Leute ſagten einander, daß dies Komödianten ſeien und der große Mann in der Mitte der Herr Direktor. Viktor fühlte die Aufregung mehr als alle Anderen, Vieles was er aus den Erzählungen des Vaters erlauſcht hatte, die Begeiſterung, mit welcher dieſer oft vom Theater geſprochen, das wurde plötzlich in ſeiner Seele lebendig wie Ahnen eines neuen Glückes. Beim Mittageſſen war wieder von den angekommenen Schauſpielern die Rede. Auch die Eltern waren in heiterer Erwartung. Damals als ſie einander zuerſt lieb gewannen, hatten ſie ihre Erinnerungen an genoſſene Aufführungen ausgetauſcht. Seitdem war beiden nur ſelten einmal ein Beſuch des Theaters möglich geweſen, und jetzt kam es ſo nahe an ihre Thür. Sie durften auch hoffen, in ihren frohen Erwartungen nicht getäuſcht zu werden. Denn die Geſellſchaft hatte einen guten Ruf, und die Vorſtellungen der beſſeren Wanderbühnen hatten damals einen höhern Werth, als wohl ſpäter; waren auch die Stücke zum größten Theil ſchwach, das Spiel war keineswegs verächtlich. Von dieſem Tage begann für Viktor eine Entfaltung der eigenen Geſtaltungskraft, welche faſt allen Kinderſeelen durch das erſte Eindringen der dramatiſchen Kunſt bewirkt wird. Schon zur erſten Vorſtellung wurde er, trotz den Bedenken der Mutter mitgenommen. In dem großen Saal des Gaſthauſes war die Bühne aufgeſchlagen, davor die Bretterbank, auf welcher Steinmetz mit ſeinen Gehilfen den muſikaliſchen Theil des Genuſſes zu beſorgen hatte. Als der Vorhang aufging, ſtarrte Viktor in einem Schauer von Ehrfurcht und Erwartung nach der fremden Frau, welche aus dem ſchön gemalten grünen Wald heraustrat, in einem weißen Gewande und einer hoch gepufften Friſur, wie ſie damals bei Frauen und Göttinnen modiſch war. Und als ſie ſich verneigte und erklärte, daß ſie eine Muſe ſei und ihre Geſellſchaft der Gunſt des Publikums empfehle, empfahl ſie auch ſich ſelbſt, bei dem übrigen Publikum und bei Viktor. Sie war ſo ſchön und edel, daß die hochnaſigen Mädel im Schloſſe des Kammerherrn ſich mit ihr gar nicht vergleichen konnten. Das Stück aber war Käthchen von Heilbronn. Wetter von Strahl ganz in eine ſilberne Rüſtung gehüllt, die ſchwarze Behme, das wunderſchöne Käthchen, vor Allen der gute treue Knappe. Und als in der

Mitte des Stückes der Burgbrand kam und mit polizeilicher Erlaubniß im Hintergrund außer dem Transparent ein Schwärmer zuckte — Hans ſtand in den Kouliſſen neben zwei Eimern mit Waſſer — da drückte ſich der Knabe in ſeinem Entzücken zwiſchen Vater und Mutter hinein und hielt ſich mit den Armen an beiden feſt. Mit Beſorgniß ſah die Mutter nach der Heimkehr die glühenden Wangen, und daß das Kind keinen Schlaf finden konnte. Aber am Morgen war er wieder munter und ſpielte Vehme mit einem alten Tuche.

Als er das nächſte Mal in die Komödie mitgenommen wurde, war dort Alles luſtig, man gab das Donauweibchen, es wurde auch geſungen, die Nixen ſchwenkten hinter einem Damm von gemalter Leinwand ihre Schleier, der Ritter erſchien und ſein dicker Knappe Kaſpar Lariſari, welcher ſich unglaublich lächerlich geberdete. Aber als Viktor gerade am luſtigſten war, erlebte er etwas, was er ſo bald nicht vergeſſen ſollte, denn auf einmal erſchien vor dem Kaſpar ein kleines Nixenkind, ein Mädchen von etwa acht bis neun Jahren, mit roſigem Geſicht und rabenſchwarzen Locken, ſie drehte ſich vor dem Manne im Kreiſe und ſang dazu. So ſchön war das Mädchen und wie ein Glöckchen klang ihre Stimme durch den Raum, daß die Zuſchauer vor Freude in die Hände klatſchten. Viktor wandte kein Auge von ihr und als der Akt zu Ende war, lief er von ſeinem Platze zu den Muſikern. Dort war ſeitwärts von der Bank, an dem gemalten Portal der Bühne, ein kleiner Vorhang, hinter welchem zuweilen Mitglieder der Geſellſchaft verſchwanden. Von übermächtiger Gewalt getrieben glitt Viktor hinter den Vorhang, ſtieg eine kleine Treppe hinauf und ſtand in den Kouliſſen. Dort ſaß in dem ſchmalen Raume zwiſchen Leinwand und Stricken das ſchöne Mädchen auf einem Schemel, die Händchen im Schoß gefaltet ſah es vor ſich hin. Viktor ſtand in Ehrfurcht vor ihr, unbeweglich wie ſie, und hielt den Apfel in der Hand, welchen ihm die Mutter zur Erquickung eingeſteckt hatte. Endlich legte er den Apfel leiſe in ihren Schoß, die Kleine ſah erſtaunt auf und die Kinder blickten einander mit großen Augen an. Da tönte ein Glöckchen, das Mädchen fuhr auf und er ſprang die Stufen hinab, und drückte ſich unter die Zuſchauer, welche an der Seite ſtanden und ſeinen Einbruch in das Heiligthum den Augen der Eltern verborgen hatten. Seitdem ſtudirte Viktor die Theaterzettel und bat, ſo oft die kleine Tina auftrat, daß er mitgenommen wurde. Aber er ſtrich auch, wenn er ſich frei machen konnte, bei Tage um den Saal des Gaſthofs. Als einmal die Kleine neben der Mutter auf der Straße vorüberkam, ſtand er wie ein Bild aus Stein, in freudigem Schreck über die Begegnung. Und wie das Mädchen zu ihrer Mutter ſprach, — er wußte recht gut, daß von ſeinem Apfel die Rede war — wurde er vor Erregung roth und vermochte die Mütze erſt zu ziehen, als es zu ſpät war. Doch des Abends wagte er durch den Ritz an der Seite zu gucken und da er die Kleine nach ihrem Spiele ſah, ihr zuzurufen, „das war ſchön.“ Sie lachte ihn an. Damit war das Eis gebrochen. Als

Vertrauter des Stadtmuſikus gewann er in ſeinem Drange, dicht an der Bühne zu ſein, einen Platz auf der Bank der Muſikanten, und die Eltern, deren Stühle in der Nähe waren, hatten nichts dawider. Dort ſaß er an der Ecke neben dem Schlitz am Portale, ſchlüpfte hinter die Gardine, und theilte mit der Kleinen, was er Gutes in der Taſche hatte. Auch traf es ſich, daß zuweilen der Kopf eines Mädchens hinter dem Vorhang herausſah und eine kleine Hand ſich gegen ihn ausſtreckte. Ja einmal, als ihre Rolle zeitig zu Ende ging, kam ſie in ihrem Mäntelchen heraus und ſetzte ſich neben ihn auf die Bank. Er legte ſeine Nüſſe in ihre Hand, hielt die Hand mit den Nüſſen feſt, und war ſehr glücklich.

Aber auf dies heitere Verhältniß fiel durch Viktors Schuld ein dunkler Schatten. Es wurde ein gefühlvolles Ritterſtück gegeben und die Mutter der Kleinen ſpielte die Heldin, welcher ihre Kinder von einem mächtigen Böſewicht geraubt werden ſollen. Als nun die verzweifelnde Mutter wie eine Löwin gegen das Gitter des Kerkers losfuhr, wurde die Aufregung Viktors übermächtig und in dem Beſtreben ſich von einem ſchmerzlichen Eindruck zu befreien, hob er das dünne Stöckchen des Vaters, das er leider in der Hand hielt und tippte damit an eine Pyramide von Hüten, welche die ſtehenden Zuſchauer mißbräuchlich an der Ecke des Podiums aufzuſtellen pflegten. Die Hüte kollerten und wälzten ſich bis nahe vor die Füße der Heldin, das Publikum lachte, kaum konnte die Scene zu Ende geſpielt werden. Viktor erſchrak über dieſe Folge ſeiner Miſſethat; auch war das Schwenken des Stockes nicht ganz unbemerkt geblieben, ſogar hinter den Kouliſſen hatten ſie es geſehen und die Eltern erfuhren davon. Als das Theater zu Ende war, ging die Kleine an Viktor vorüber ohne ihn anzuſehen und er fühlte jetzt tiefe Reue, die er hinter ſtillem Trotz verbarg. Obwohl nicht böſe Abſicht, ſondern nur Ungeſchick angenommen wurde, beſtand der Vater doch darauf, daß der Sohn bei der Künſtlerin Abbitte thun ſolle. Dies hielt er um ſo mehr für Schuldigkeit, weil die Eltern der kleinen Tina von den Bürgern als ordentliche Leute gerühmt wurden, ſie lebten ſtill in einfachem Haushalt und machten keine Schulden, deshalb wurden die Heldenrollen, welche ſie ſpielten, gern ihrem Charakter zu Gute gerechnet.

Viktor ging neben dem Doktor ſtumm zu der Wohnung der Schauſpieler, das Herz war ihm ſehr beklommen und das Weinen nahe. Vor den Fremden entſchuldigte zuerſt der Vater die Unthat. Viktor aber, der die kleine Tina hinter der Mutter ſtehen ſah, vermochte mit niedergeſchlagenen Augen nur die Worte herauszubringen: „Seien Sie mir nicht böſe.“ Der gekränkte Künſtlerſtolz der Schauſpielerin wurde durch natürliche Gutherzigkeit und durch die Rückſicht auf den angeſehenen Arzt überwunden. Sie reichte dem Knaben die Hand, der Heldvater rückte dem Doktor einen Stuhl und Viktor wurde aufgefordert mit der Kleinen zu ſpielen. Er fühlte wieder tiefe Beſchämung, als das Mädchen leiſe ſagte: „Vater meinte auch, es ſei nicht gern geſchehen.“ Während die Eltern verſtändige Worte tauſchten, ſaßen die Kinder zuſammen vor einem alten Jäckchen von rother Seide, auf welches Tina für eine künftige Pagenrolle ſilberne Treſſen nähte, und über ihnen hing an der Wand die glänzende Blechrüſtung, ein Hauptſtück des Garderobenſchatzes, welches der Künſtler nur in den größten Heldenrollen gebrauchte. Die prachtvollen Gewänder an der Wand und die vornehme Weiſe, in welcher die Fremden auf ihren Stühlen ſaßen und mit verbindlichem Lächeln die Unterhaltung machten, bezauberten den Knaben. Auch der Vater war mit dem Beſuch zufrieden und lud beim Abſchiede die kleine Tina in ſein Haus ein.

Seitdem ſahen ſich die Kinder einige Mal bei ihren Eltern. Als das Mädchen in das Haus am Markte kam und das ganze Spielzeug zur Genüge betrachtet war, hätte Viktor gar zu gern gehabt, wenn ſie mit ihm Kaſpar Larifari geſpielt hätte, ſie aber weigerte ſich, und frug nach ſeinem Brummkreiſel, von dem er Einiges erzählt. Zuletzt geſtand ſie ihm vertraulich, daß ſie vor Allem gern einen Drachen würde ſteigen laſſen. Da konnte er helfen, und am nächſten Tage zogen beide mit dem Papierdrachen auf das Feld, er hielt den Drachen, ſie die Schnur, und als der Drache in der Höhe immer kleiner wurde, ſah ſie glückſelig zu dem ſteigenden hinauf. „So hoch möchte ich mit dir fliegen,“ ſagte ſie, „immer weiter.“ „Aber zuletzt fallen wir herunter,“ verſetzte der klügere Viktor.

Als endlich der Tag der Trennung kam, trug

Viktor der Kleinen ein Halsband zu, das ihm die Mutter auf ſeine Bitte gekauft; ſie aber ſchenkte ihm einen Shawl von bunter Wolle, den ſie ſelbſt für ihn geſtrickt hatte. Beim Abſchied fiel er ihr um den Hals und küßte ſie recht herzlich, ſie hielt ihn feſt umſchlungen. Die Mutter hatte vorher die Befürchtung ausgeſprochen, daß der Sohn ſich ungeberdig ſtellen und ſehr weinen würde. Zur Verwunderung der Eltern war das nicht der Fall, er ging ſtill neben dem Vater nach Haus, ohne ſich umzuſehen, und erzählte am Abend der Mutter mit glänzenden Augen die Geſchichte von dem Kampfe der drei Horatier, die er in der Schule gehört. Er war nicht traurig, ſondern gehoben durch die Scene des Abſchiedes und durch den erſten Kuß, den er freiwillig einem fremden Mädchen gegeben. Es war eine unſchuldige Kinderneigung, aber es war die erſte Liebe eines reich begabten, früh entwickelten Knaben. Ob es ihm einſt zum Heil oder zum Unglück gereichen ſollte, daß er als Kind die Hingabe und die Zärtlichkeit einer ſolchen Leidenſchaft durchlebt hatte? Er ſelbſt ſprach ſelten von ſeiner kleinen Freundin, aber er dachte fröhlich an ſie wie an Weihnachten, und der Diakonus rühmte in der nächſten Zeit den aufgeweckten Geiſt des Knaben und die ſchnellen Fortſchritte.

Bald darauf verkündeten die Zeitungen, daß draußen in der Welt ſich ein unruhiges Getümmel erhob, man las von Straßenkampf und Barrikaden bei den Franzoſen, auch die Polen rührten ſich heftig, im Lande wurde getrommelt, Soldaten marſchirten und beſetzten die Grenze. Die Herren ſaßen länger im Geſpräch bei einem Glaſe Wein, Hans führte einen Leinweber auf die Wache, weil dieſer im Rauſch auf der Gaſſe nach Menſchenrechten geſchrien und dem Bürgermeiſter einen Stein gegen die Hausthüre geworfen hatte. Auch die Kinder wurden von der Unruhe ergriffen. Viktor ſchritt als Kommandant vor einer Bande Schulknaben, und da er vom Vater wußte, daß man fernes Geräuſch von Pferdehufen und das Rollen der Kriegswagen erlauſchen könne, wenn man das Ohr an die Erde halte, ſo zwang er ſeine Kompagnie ſich in der Dämmerung auf das Straßenpflaſter zu legen, um dort das Anrücken unbekannter Feinde zu vernehmen. Bei Kindern und Großen legte ſich allmählich die Bewegung. Dennoch merkte man, daß ſich allerlei Neues an die Stadt heranzog: eine Schnellpoſt, eine Chauſſée und die Leute ſprachen viel von Eiſenbahnen, auf denen man fahren könne.

Auch für die Glücklichen im Doktorhauſe brachten dieſe Jahre große Veränderungen. Zuerſt ſtarb der gute Herr Senior, hoch an Jahren, aufrichtig betrauert von ſeiner Gemeinde, und die Frau Paſtorin zog in weite Entfernung zu einem Sohne, der ebenfalls Geiſtlicher auf dem Lande war. Während Henriette noch unter dieſem Verluſte litt, traf ſie ein anderer. Viktor mußte das Elternhaus verlaſſen, um ein Gymnaſium zu beziehen. Der Wechſel war ſo günſtig als möglich, die Entfernung betrug nur wenige Meilen und der Haushalt, in welchen er verſetzt wurde, war der des jungen

Doktors. Die Aufregung und Betäubung des Aufbruchs barg dem Knaben den Schmerz, welcher ihm bevorſtand; die Eltern empfanden den Verluſt ſchon lange vorher. Sie begleiteten den Sohn in die benachbarte Stadt. Als die Trennungsſtunde kam und der Wagen vorfuhr, der die Eltern in die Heimat zurückbringen ſollte, da warf ſich Viktor ſchluchzend ihnen um den Hals und klammerte ſich zuletzt krampfhaft am Vater an. Und er blickte dem rollenden Wagen nach in einem herzzerreißenden Weh, dem erſten großen ſeines Lebens. Auch die Eltern ſaßen im Wagen ſprachlos und hielten einander bei der Hand, bis die Mutter das eigene Leid über dem ſtummen Schmerz des Gatten vergaß und ihr Haupt auf ſeine Schulter legte, um ihn leiſe zu mahnen, daß er nicht allein geblieben ſei; da ſagte der Gatte in tiefer Bewegung: „Jetzt weiß ich, wie einem armen Vater zu Muthe iſt, der ſich von ſeinem Kinde ſcheidet. Es iſt ein Theil des eigenen Lebens, den man von ſich thut. Auch für dich, Geliebte, endet der blühende Sommer, in dem wir ſo ſelig waren. In Frieden und Freude des Hauſes drängt ſich Entbehrung und Sorge; das höchſte Glück bereitet dem bitterſten Leid nur die Wege. Das iſt Menſchenloos!"

## 2.

## Vandalen und Thüringer.

Wieder vergingen acht Jahre und Viktor wurde Student. Er war ein reichbegabter Schüler, ſein fröhliches Naturell erwarb ihm Zuneigung der Lehrer und Mitſchüler, und ein behendes Selbſtvertrauen, das ihm eigen war, verminderte nur ſelten ſeinen Fleiß, denn von dem redlichen Pflichtgefühl der Eltern war doch viel auf ihn übergegangen. Der Doktor folgte der Entwicklung ſeines Sohnes mit ſtillem Wohlgefallen. „Er hat einen hochfliegenden Geiſt und den Muth etwas zu wagen,“ ſagte er ſeiner Frau. „Er ſoll ſich erwerben, was ſeinem Vater nicht zu Theil wurde, freie Thätigkeit in einer Wiſſenſchaft, und er ſoll die Wiſſenſchaft wählen nach ſeinem Gefallen. Oft, wenn ich ein gutes Buch las, habe ich daran gedacht, daß doch der edelſte Beruf des Mannes iſt, für Lehre und Bildung in weiten Kreiſen thätig zu ſein.“ Und als die Mutter beſcheiden einwendete: „Iſt ſolche Aufgabe nicht ſehr ſchwer und der Erfolg ungewiß? und wie ſteht es dabei mit der Sicherheit des äußeren Lebens?“ — da entgegnete der Doktor hoffnungsvoll: „Er iſt einfach erzogen, an geringe Bedürfniſſe gewöhnt und ich erwarte, wenn ſeine Kraft als Schriftſteller für hohe Leiſtungen nicht ausreicht, daß er verſtehen wird, als gewiſſenhafter Lehrer ſeine Pflicht zu thun.“

In dieſem Sinne beſprach der Vater mit dem Sohne die künftigen Studien. Weil er der Meinung war, daß im Anfange eine kleinere Studentenſtadt für Bildung des Charakters vortheilhaft ſein werde, rieth er ihm die Univerſität, an welche er ſich ſelbſt mit Freude erinnerte.

Dort ſaß jetzt Viktor am Fenſter ſeiner Studirſtube, die Sonnenſtrahlen füllten ſein Zimmer mit Glanz und aus dem Garten quoll der Blumenduft herauf; zwiſchen das ferne Geräuſch der Straßen tönte das Gezwitſcher der Vögel und das Geſumm der Bienen, welche um die Blüthen des wilden Weines ſchwebten. In gehobener Stimmung ſaß er und ſann. Denn er war zuweilen Dichter, und er hatte nichts dawider, wenn es die ganze Welt erfuhr, zur Zeit wußte es nur ſeine Familie. Heut dachte er an die Heimat und an die liebe Mutter. Der Segen, den ſie auf ſein Haupt gelegt, und die Liebe, mit der ſie ihn beim Abſchiede ans Herz gedrückt, erfüllten ihm das Gemüth und ihm war, als müßte Alles, was ihn bei der Erinnerung bewegte, die ganze Fülle zärtlicher Gefühle in Wort und Vers dahinſtrömen. Wie ſtarker Glockenton bebte es durch ſein Inneres. Aber da er es in Worte faſſen wollte, wurde, was als Ton und Vers von ſeinen Lippen klang, immer nur ein bekanntes Lied, das er bisweilen von der Mutter gehört hatte, und er mußte ſich darüber wundern, daß ſeine Seele von der alten Weiſe nicht laſſen wollte, die nicht einmal ganz paßte und einen anderen Ausdruck gar nicht begehrte als den Text von Lebewohl und Wiederſehen. Dazwiſchen hörte er draußen Trommeln, und ihm fiel plötzlich ein, wie kunſtvoll am Abend vorher ſein Leibburſch Roller auf einem leeren Tönnchen die Schlägel gehandhabt hatte, und welch ein prächtiger Geſell der Freund war mit ſeiner trocknen guten Laune. Er lief zum Schreibtiſch und was er niederſchrieb, war ein munteres Studentenlied, in welchem kleine Abenteuer des Leibburſchen nach bekannter Melodie gefeiert wurden, nicht hochpoetiſch aber luſtig. Wie er die Worte durchlas, fiel ihm der Abend ein, wo er mit dem Stock des Vaters die Hüte auf die Bühne geworfen hatte, und er frug ſich zweifelnd, ob ſolches Herausſpringen aus der Sentimentalität für einen Lyriker geziemend und eine gute Vorbedeutung ſei.

Als Schleſier trug Viktor das Korpsband der Vandalen, eines tapferen und ruhmreichen Stammes, bei dem er viele Landsleute fand, und obwohl er ſeine Zeit nicht ausſchließlich den Fehden und Trinkgelagen der Genoſſenſchaft widmete, wurde er doch als ein anſehnlicher Mann, welcher mit Feder und Schläger Beſcheid wußte und in dem Ruf diplomatiſcher Weisheit ſtand, mit der Zeit zum Conſenior gewählt. Dies Ehrenamt war nicht mühelos, denn obwohl die verſchiedenen Korps in der Regel gegen die Burſchenſchaft und die Wilden zuſammenhielten, hegten ſie doch auch gegen einander ſtarken

Argwohn und es gab Grenzſtreitigkeiten wegen der Füchſe und der Zugewandten. Am häufigſten zwiſchen Vandalen und Thüringern. Dieſe Nation, die zahlreichſte von allen, war lange nichts als eine Verbindung von lockrem Zuſammenhalt geweſen, hatte ſich aber vor einiger Zeit zu einem Korps emporgeſchwungen, und litt gerade damals an einem unleidlichen Dünkel. Unter ihren Starken waren mehre Adelige, welche größeren Aufwand und vornehme Neuerungen einführten. Ihr erſter Häuptling, ein Herr von Henner, war ein langer hagerer Geſell, als Schläger gefürchtet und wegen ſeines Hochmuths übel beleumundet. Ihn konnte Viktor durchaus nicht leiden, ſchon darum nicht, weil er Neffe eines verſtorbenen uralten Majors aus der Kreisſtadt war, von dem Viktor als Knabe einen ſcharfen Verweis erhalten hatte, als er einſt mit ſeiner Kompagnie auf dem Stadtwall die Wege verengte. Doch hatte die gemeſſene Höflichkeit des Thüringers ſeither einen feindlichen Zuſammenſtoß verhindert.

Nun wollte der Zufall, daß Thüringer und Vandalen zugleich den Entſchluß faßten ein Königreich zu errichten, und daß ſie zur Feſtfeier dieſelbe Woche beſtimmten. Da dies der Gäſte und des Lokals wegen nicht paßte und den Vandalen viel an dem gewählten Tage lag, der ihr Stiftungsfeſt war, ſo wurde beſchloſſen, deshalb mit den Rivalen in freundliche Verhandlung zu treten, und Viktor ward mit dem Auftrage betraut. Er begab ſich alſo eines Abends nach dem unterirdiſchen Gewölbe, in welchem die Thüringer ihrer

Trank in Humpen und Stangen zu heben pflegten. Verwundert blickten die Helden aus röthlichen Geſichtern auf den fremden Gaſt und das Vandalenband über ſeiner Bruſt; doch wurde er von dem Fuchsmajor, der die Pflichten des Marſchalls zu erfüllen hatte, achtungsvoll empfangen, zu dem Häuptling geleitet und neben dieſem niedergeſetzt. Während die wilde Jugend der Thüringer ſang und Bierkonvente berief, verhandelten die beiden Würdenträger leiſe mit einander. Doch leider fand das gute Wort des Vandalen bei dem ſtolzen Thüringer keine gute Statt, gleich im Anfange nicht, als Viktor ſeinem Auftrage gemäß, ihn ſelbſt als Gaſt einlud. Denn Henner antwortete, daß er nicht zuſage könne, bevor die Genoſſen ihr Einverſtändniß erklärt hätten. Als ſich vollends herausſtellte, daß ſeinem Volke eine Verlegung des Tages zugemuthet wurde, verweigerte er mit trocknen Worten jedes Eingehen auf ſolchen Wunſch. Durch die ungefällige Art des Geſellen wurde Viktor gereizt, doch gedachte er, daß er nicht in eigenen Sachen, ſondern im Intereſſe ſeiner Nation zu ſprechen hatte und wahrte ſeine Würde. Auch als Henner die widerwärtige Angelegenheit eines Fuchſes zur Sprache brachte, den die Vandalen den Thüringern entführt haben ſollten, behielt der Geſandte ſeine Haltung. Da die Verhandlungen ins Stocken geriethen und er den aufſteigenden Unwillen bewältigen wollte, ſprach er von anderm, erzählte allerlei, und weil er ſehr kunſtvoll gemalte Pfeifenköpfe in der Nähe ſah, ſo rühmte er die Arbeit und frug nach dem Maler. Da hielt ihm

Henner nachläſſig das Bild ſeines Pfeifenkopfes hin, einen Schild in Blau und Silber getheilt, darin ſchwarze Vögel, und nannte den Maler.

Viktor lobte das Werk und ſagte ruhig: „Mir gefällt nicht der neue Brauch, Wappen auf Burſchenpfeifen zu tragen.“

„Manchem mißfällt, was er nicht hat, hätte er's, ſo würde er es werth halten,“ antwortete Henner kalt. „Jedes Land hat ſeinen eigenen Brauch. Unter euch Schleſiern macht jeder Schuljunge Verſe, ich höre bei euch kauft man ein Leichengedicht zu vier Groſchen und bei Hochzeiten thun's eure Poeten umſonſt für Eſſen und Trinken.“

Dies war eine bösartige Anſpielung auf die Begabung, welche auch Viktorn nicht verſagt war. Denn es war bekannt, daß die Vandalen einige Lieder von ihm auf ihren Bänken zu ſingen liebten. Der Gaſt merkte, daß der Andere Händel ſuchte, und daß ein Kampfgeſpräch beginnen mußte, deſſen Ausgang beide kannten. Er antwortete alſo mit kaltem Stolze: „Ich gebe dir mit beſſerem Grunde deine Worte zurück, daß mancher verlacht, was er werth halten würde, wenn er's hätte. Haben die Schleſier allzu viel Verſe, ſo ihr Thüringer zu viel große Herren. Du biſt, wie ich höre, aus dem Lande, in dem der Maikäfer über ſieben Fürſtenthümer fliegt.“

„Ich ſtamme aus Weſtpreußen,“ verſetzte Henner ſtolz, „aber meine Familie iſt erſt dorthin ausgewandert, ſie ſaß in Thüringen, bevor es ein Preußen gab. Wir ſind die Henner aus dem Hauſe Ingersleben.“

Als Viktor dieſen Unſinn hörte, verlor er die Geduld. Im Augenblicke fiel ihm Vieles ein, was ihn ſchon als Knaben an den Vellerwitzen und Andern geärgert hatte, die Blechkette, und die Ruhmredigkeit. Er erhob ſich und verhehlte nicht länger die bedeutſamen Worte, welche dem Betroffenen das Gegentheil von männlicher Klugheit zur Laſt legen, denn er ſagte verächtlich: „Aus dem Hauſe Ingersleben? Du biſt ein dummer Junge." Henner blieb kaltblütig ſitzen und hob gegen einen Vertrauten, welcher neben ihm ſaß, nur einen Finger in die Höhe, worauf dieſer aufſprang und den ſcheidenden Gaſt, welcher kampfmuthig über den Haufen der Thüringer ſah, im Namen Henners auf einen Gang mit kleinen Mützen forderte. Viktor nickte und beobachtete, daß den Thüringern erſt jetzt der Zuſammenſtoß der Großen auffiel, und daß ſie zahlreich von den Bänken fuhren, um dem Fremden mit gleicher Schmähung zu bezahlen, aber durch eine neue Handbewegung ihres Seniors zurückgehalten wurden. Nur zwei der beſten Recken tauſchten mit ihm noch Scheltwort und Forderung, und Viktor ſchied aus dem Heerlager der Feinde mit der Ausſicht auf drei Geſchäfte, bei denen für die Betheiligten der Hingang auf eigenen Beinen ſicherer war, als die Heimkehr.

Als Viktor am anderen Morgen früher als ſonſt erwachte, war ihm in dem nüchternen Grau des Tages das Gemüth doch etwas beſchwert; er hatte bis dahin mit Glück und Kunſt ähnliche Zuſammenſtöße überwunden und genoß den Ruf ſcharfe Hiebe auszutheilen.

Dies Mal aber ſtand dreimaliger Männerkampf mit den beſten Schlägern der Univerſität in Ausſicht und zwar in der gefährlichſten Kampfweiſe, und er beobachtete an ſich ſelbſt mit Befriedigung, daß er in dem Kolleg einer langen philoſophiſchen Erörterung zu folgen vermochte, obgleich ihm die Sekunden und Quarten zuweilen den Faden zerſchnitten. Natürlich zog der Zwiſt ſein ganzes Volk in Mitleidenſchaft, die Vandalen waren empört, die Thüringer gereizt, und wo Kämpfer aus beiden Stämmen zuſammenſtießen, wurden wilde Worte und Forderungen getauſcht.

Der Morgen des Kampfes brach an. Noch vor Aufgang der Sonne ſchritt Viktor mit ſeinen Genoſſen durch die dämmerigen Straßen einem abgelegenen Gartenſaal an der Grenze der Stadt zu, alle ſchweigſam und mit feſtem Tritt. Von einem Baum am Wege ſchlug ein Fink und begleitete die Wanderer eine Strecke, Viktor winkte mit der Hand dem Vogel zu und der Gruß des Kleinen machte ihm das Herz leicht. Er fand an der Kampfſtätte die Gegner bereits verſammelt, dazu eine Anzahl aufgeregter Füchſe, welche ſchon vor Tagesanbruch die Waffen geſchleppt hatten und als Späher das Haus gegen feindliche Gewalten bewachen ſollten. Die Vorbereitungen waren kurz, wenige Worte wurden gewechſelt, auch die Sekundanten hatten nicht viel zu thun: ein Strang über die Pulsadern des rechten Armes gebunden, die leichten Tuchmützen dem Unparteiiſchen vorgezeigt, die Aufſtellung gemeſſen, dann traten die Sekundanten tiefathmend zurück, der Unparteiiſche rief ſein „gebunden — los“ und Stahl klang an Stahl. Mit Freude ſahen die Vandalen, wie gewaltig der Streit wurde, die Kraft des langen Henner war größer, aber ſeine gefürchteten ſteilen Quarten ſauſten unſchädlich, bis endlich ein verhängnißvolles Atempo dem Kampf ein Ende machte, die Wange Henners klaffte weit aufgeſchlitzt und von der Schulter Viktors ſtrömte das Blut zur Bruſt, die Sekundanten ſprangen ein, und trotz dem Widerſpruch der Kämpfenden wurde der Streit für ausgetragen erklärt. Mit ſtillem Triumph geleiteten die Vandalen ihren Mann nach Hauſe. Henner mußte im Wagen nach ſeiner Wohnung befördert werden.

Es war ein rühmlicher Kampf geweſen und lange haftete die Erinnerung daran, denn er wurde für beide Genoſſenſchaften verhängnißvoll. Der Behörde flog eine Kunde zu und da der Zufall wollte, daß gerade aus der Reſidenz eine der periodiſchen Mahnungen zur Abſtellung unerlaubter Verbindungen eingetroffen war mit ſcharfen Bemerkungen über ſeither gewährte Nachſicht, ſo mußte der Senat, der eine Zeit lang beide Augen zugedrückt hatte, ſich ungern entſchließen, eine große Unterſuchung eintreten zu laſſen. Nun hatten die Thüringer am meiſten mit Nachtwächtern und Pedellen zu thun gehabt und wurden deßhalb zum Objekt des geſetzlichen Zornes auserwählt. Aber auch die Vandalen gingen nicht leer aus. Die Unterſuchung ward bis zum Ende des Halbjahres hingezogen, und Viktor erhielt die Andeutung, daß er die Univerſität verlaſſen müſſe; Henner aber, der übler angeſchrieben war, wurde erſt feſtgeſetzt und dann mit Entſchiedenheit weggewieſen. Die Entfernung der beiden Helden wurde für ihre Nationen verderblich, zwar die Vandalen erhielten ſich, aber die Thüringer verloren die Kraft des Widerſtandes, ſie geriethen kurz darauf mit den Franken in ärgerliche Händel und verſchwanden für längere Zeit aus den Akten des Senats und der Geſchichte.

Als Viktor nach einer Abweſenheit von anderthalb Jahren in die Heimat kam, fuhr ihm der Vater allein bis zur nächſten Poſt entgegen. „Ich komme dich abzuholen,“ ſagte er nach der erſten Begrüßung, „weil ich weiß, daß du mir allerlei zu erzählen haſt, was man am beſten in der erſten Stunde des Wiederſehens abmacht, damit das Herz frei werde. Setze dich zu mir in den Wagen und denke, daß ich dein älteſter Freund bin und daß ich auch einmal jung war.“ Da legte der Sohn ein offenes Bekenntniß ab über Manches, was er als Muſenſohn zu wenig und als Vandale zu viel gethan, und er fand einen nachſichtigen Richter. Zuletzt ſagte der Vater: „Ich hoffe, du haſt in dieſer Zeit für dich erworben, was ein Mann unter allen Umſtänden im Leben braucht und das luſtige Burſchentreiben wird für dich abgeſchloſſen ſein. Von jetzt biſt du ein Mann, der fleißig für ſeine wiſſenſchaftliche Bildung zu arbeiten hat, und dafür ſchlage ich dir die große Univerſität in der Reſidenz vor.“ So gelangten beide im beſten Einvernehmen nach Hauſe.

Als der verbannte Häuptling der Vandalen zwiſchen Mutter und Schweſter in das Wohnzimmer trat, fand er dort eine hochaufgeſchoſſene junge Dame, die ihr Haupt ſtolz auf einem vollen Nacken trug und ihr blondes Haar, unbekümmert um die Mode, in langen Locken um den Kopf hängen ließ. Während er ſie ſtaunend betrachtete, rief Käthe: „Kennſt du ſie nicht? Es iſt ja Valerie, meine liebſte Freundin.“

Kein Zweifel, es war die jüngſte Bellerwitzin. Viktor grüßte förmlich, das Fräulein dankte ebenſo; er erkannte jetzt in dem Antlitz der Jungfrau die Züge des Kindes, und doch ſah ſie fremdartig aus. Sie war unleugbar hübſch, die Stimme klangvoll, und wie ſie von Käthchen nach der Nebenſtube gezogen wurde, und das Gelächter der Mädchen herüberklang, mußte er ſich bekennen, daß auch ihr Lachen wohltönend war. Dennoch wunderte ihn der Beſuch und er frug die Mutter: „Wie kommt die hierher?“

„Sie iſt auf einige Monate zu uns gezogen, um mit Käthchen Unterricht im Klavier zu nehmen, wozu hier gute Gelegenheit geboten iſt. Sie iſt redlich und hat Charakter.“

Das Letztere war nicht unmöglich, aber Viktor war nicht der Mann, ſeine Anſichten im Handumdrehen aufzugeben, und das Verhältniß zwiſchen beiden blieb während ſeiner ganzen Anweſenheit ſehr kühl. Das Fräulein ſprach in Viktors Gegenwart wenig und er wandte ſeine Rede an ſie nur dann, wenn die Schicklichkeit es durchaus gebot.

Einſt klagte Käthe: „Seit der Kinderzeit bin ich in unſerem Stadtwalde nur ſo weit gekommen, als die gebahnten Wege führen, ich möchte auch einmal draußen die Haide ſehen. Da rieth Viktor, am nächſten Morgen früh aufzubrechen und einen Ausflug in die Wildniß zu unternehmen. Es war ein klarer Herbſttag, als die drei ſich aufmachten; im Schießhauſe genoſſen ſie das Frühſtück und zogen von dort mit beflügeltem Schritt in den Wald hinein. Nachdem die Mädchen Waldblumen geſammelt und zartem Naturgefühl Genüge gethan hatten, ergaben auch ſie ſich der Fröhlichkeit, ſie lachten und ſangen und Viktor erzählte in übermüthiger Laune drollige Geſchichten. So kamen ſie aus dem lichten Laubholz in den großen Kieferwald, und an jungen Schlägen vorüber, bis die gebahnten Wege aufhörten. Vor ihnen lag eine weite Haidefläche, auf der ſich nur einzelne Stämme erhoben. Der Boden war mit Moos gepolſtert und an dem Haidekraut hingen die verblichenen Blüthen.

„Das iſt eine wundervolle Wildniß,“ rief das entzückte Käthchen. „Merkt auf, wir begegnen Zigeunern.“

„Nur die Richtung nicht verlieren,“ mahnte Viktor.

„Wir ſind dort herausgekommen, wo die beiden Birken neben einander ſtehen,“ ſagte Valerie zurückweiſend, „ich will den Weg ſchon finden.“

„Du biſt ja ſehr klug,“ dachte Viktor.

Wie ſie weiter gingen, ſenkte ſich der Boden, zwiſchen dem Haidekraut wuchſen Gräſer, von einem nahen Quell ſchlängelte ſich der dünne Waſſerfaden durch die Ebene; der Wald ging allmählich in Wieſengrund über, auf dem eine große Rinderheerde weidete. Käthe blieb ſtehen, ſah der Heerde zu und bewunderte den tiefen Klang der Glocken und die luſtigen Sprünge des Jungviehs. Als ein feindſeliges Gebrumm näher kam und Viktor ſah, daß der Leitſtier der Heerde herantrottete, ſo ſuchte er mit den Augen den Hirten, winkte und rief ihn herzu. Dabei hatte er ſich einige Schritte von den Mädchen entfernt, der Stier aber, erzürnt über das Eindringen Fremder in ſeine Waldeinſamkeit, kam brummend und mit geſenkten Hörnern auf die Mädchen zu. Käthe ſtieß einen hellen Schrei aus und ſuchte zu entfliehen, da brach Valerie ſchnell einen Weidenzweig ab und ſtellte ſich ſchützend vor ſie; doch der Wilde, gereizt durch den Widerſtand des Feindes, trabte ſchnaufend näher. Jetzt ſprang Viktor herbei, riß den rothen Shawl, den Valerie trug, von ihren Schultern, ballte ihn zuſammen und warf ihn ſeitwärts dem zornigen Thiere entgegen; er ſelbſt ſtellte ſich als erſter vor die Mädchen. Der Stier fuhr wüthend auf das rothe Zeug los und bohrte mit den Hörnern hinein. Unterdeß lief mit Geſchrei der Hirt heran, ſchlug und ermahnte den Meiſter ſeiner Heerde und trieb ihn endlich wieder den Kühen zu. Viktor holte das gemißhandelte Tuch und gab es an Valerie, welche die zitternde Geſpielin in den Armen hielt. „Ich erbitte Ihre Verzeihung,“ bat er, „aber ich wußte im Augenblick nichts Klügeres zu thun.“

„Dem Shawl hat es wenig geſchadet,“ entgegnete Valerie ruhig, „und ich glaube, Sie haben uns vor großer Gefahr bewahrt“ — ſie drehte das Tuch und ſchlug es wieder um den Nacken. — „Sei tapfer, Käthchen,“ bat Viktor die Schweſter; „nimm meinen Arm, wir ſuchen, nachdem der Feind entwichen iſt, als Sieger den Heimweg durch die Birken.“

Als Käthe unter den Scherzreden ihrer Begleiter neuen Lebensmuth gewonnen hatte, ſagte ſie unzufrieden mit ſich ſelbſt: „Ich war die Furchtſame, du aber, Valerie, ſtandeſt wie eine Heldin vor mir.“

„Das brauchſt du nicht zu loben,“ antwortete Valerie, „ich bin vom Lande und gewöhnt bei der Heerde vorbeizugehen. Hätteſt du ſo oft das Gebrumm des Stieres gehört, würdeſt du dich auch nicht fürchten. Deinem Bruder aber wollen wir beide danken.“

„Wir haben „den Dritten abſchlagen“ geſpielt, verſetzte Viktor lachend, „und der Stier war der Geſchlagene.“

Aber auch dies kleine Abenteuer brachte zu Käthchens Betrübniß keine freundliche Annäherung zwiſchen dem Bruder und der Freundin zu Wege. „Charakter mag ſie haben,“ ſagte Viktor, „und hübſch iſt ſie ohne Zweifel, aber den ſteifen Federbuſch von geſponnenem Glaſe trägt ſie auch.“

Als er am Ende der Ferien zuſammenpackte, ſah Käthe von ihrem Nähtiſch auf, an dem ſie noch etwas für ſeine Ausrüſtung zurecht machte, und bat: „Schreibe mir manchmal von dem, was du denkſt und arbeiteſt, du weißt nicht, Viktor, wie lieb mir jede Zeile iſt, welche ich von dir erhalte. Nimm dich auch ein wenig meiner Bildung an und rathe mir, was ich leſen und lernen ſoll.“ Viktor ſah in die feuchten Augen der Flehenden und ihm kam auf einmal zum Bewußtſein, welch einen Schatz von hingebender Liebe er in dem Herzen der Schweſter beſaß; er zog ſie an ſich und ſie beſprachen einen regelmäßigen Briefwechſel.

In der Reſidenz begann für den Jüngling eine neue Lehrzeit. Einſt hatte ihm der Direktor ſeines Gymnaſiums gerathen: „Da Sie mehr begehren als die Abrichtung für ein Brotſtudium, ſo treiben Sie vor Allem die Wiſſenſchaft, welche allein Ihnen Methode geben kann, Philologie iſt die einzige ſichere Grundlage, gleichviel ob Sie ſpäter Juriſt, Geſchichtſchreiber oder Philoſoph werden.“ Dieſem Rath hatte der Student bisher ein wenig gefolgt, freilich ohne rechten Ernſt; jetzt aber ſetzte er ſeine ganze Kraft daran. Er erhielt Zutritt zum Seminar und blieb noch faſt drei glückliche Jahre auf der Univerſität. Was er in dieſer Zeit der Schweſter ſchrieb, war zumeiſt ein Widerklang der edlen Stimmungen, welche ihm die Kunſt gab, das Theater, die Concerte, die Muſeen. Faſt überwältigend drang der Zauber des vielen Schönen, das er jetzt mühelos genießen konnte, in ſein Gemüth. Auch er verfaßte ein Theaterſtück und begann ein zweites, ſchrieb beide ſauber ab und ſandte ſie dem Vater nach Hauſe, aber zu ſeinem Glück nirgend andershin.

Die beſten Freunde, die er in der Reſidenz beſaß, waren Onkel und Tante Köhler. Unſer Herr Einnehmer arbeitete als Geheimrath im Miniſterium. Er ſtand jetzt in hohen Jahren, hatte eben ſein Jubiläum gefeiert, war aber rüſtig und lebensfroh wie früher und hatte die gute Laune und Originalität ſeiner Gedanken in der großen Stadt, welche ſo gern Kryſtalle zu runden Kieſelſteinen abſchleift, nicht verloren. In dem kinderloſen Haushalt wurde Tante Minchen immer noch von dem bewundernden Blick des Gatten verfolgt, der die Elfenkünſte zu erforſchen ſuchte, durch welche ſie von Morgen bis Abend Behagen um ſich verbreitete. Herr Köhler ſchritt ſtolzer und ritterlicher einher, wenn er ſeine Gattin durch die Straßen führte, er kam ſelten aus ſeinem Bureau nach Hauſe, ohne ihr etwas mitzubringen: einen Veilchenſtrauß, eine ſchöne Frucht, ein Werk des Kuchenbäckers. Bei ihnen verkehrte Viktor wie ein Sohn und die Abende, welche er allein mit beiden verlebte, bildeten in ihm vielleicht eben ſo viel als die akademiſchen Vorleſungen. Denn Herr Köhler fand bald einen Genuß darin, ſeine geheimen Gedanken über Regierung und Weltlauf in die Seele ſeines jungen Freundes zu ſenken. Was ſonſt nur in trockenen Scherzreden mit Laune oder Bitterkeit zu Tage kam, das klang bei dem Glaſe Rheinwein — den er jetzt ausſchließlich trank — voll und eindringlich in das Ohr des Jünglings. Von dem Verkehr der Völker, den Bedürfniſſen und der Verwaltung des Staates erhielt dieſer beſſere Kenntniß, als mancher junge Arbeiter des Miniſteriums erwirbt.

Endlich ſchrieb Viktor ſeine Doktordiſſertation, ſehr gelehrt, über etwas von Ariſtoteles, was die Geſetze der ſchönen Kunſt anging. Als der junge Doktor die Bogen im Prachtbande dem Vater überſandte, legte dieſer das Buch in den Schoß der Mutter und ſagte freudig: „Was der Vater ſich erſehnte, wird beim Sohne zur That.“ In beſonderem Verſchluß hatte der Doktor Alles geſammelt, was ihm von Arbeiten ſeines Knaben zugänglich wurde, zarte Gedichte und Trinklieder, die Theaterſtücke und Arbeiten des Seminars; wenn er allein war, holte er die Blätter zuweilen heraus, ſah ſie der Reihe nach durch und dabei war ihm zu Muthe, als ob er ſelbſt dies Alles gedacht und erfunden hätte.

Als Käthe dem Bruder von der Aufnahme ſeiner Diſſertation ſchrieb, kam natürlich auch mancherlei über ihre Freundin zu Tage, und daß Valerie beim letzten Beſuche den Vater ſo lange gebeten hatte, bis er ihr die Hauptſachen der Abhandlung deutlich gemacht. „Die Katharſis des Ariſtoteles?“ brummte Viktor feindſelig, „was will die davon wiſſen? Verſtehen wir's doch ſelber kaum.“ In einer Nachſchrift der Schweſter tauchte ſogar der lange Häuptling der Thüringer auf, denn Viktor las die Worte: Richard Henner iſt jetzt als Referendarius zum Beſuch auf dem Schloſſe des Kammerherrn; die Narbe, die er dir verdankt, ſteht ihm übrigens nicht ſchlecht. „Sie weiß auch den Vornamen,“ dachte Viktor wieder, „Valerie kann ihn ja heiraten“ — und er warf den Brief unwillig auf den Tiſch.

Darauf ſchrieb der junge Doktor in der Reſidenz ſein erſtes größeres Buch, wieder gelehrt und äſthetiſch über gewiſſe ſtille Geſetze, nach denen der Dichter Form und Inhalt ſeiner Werke erfindet. Als nach einem

Jahre dieſes Werk erſchien, wurde es von der Kritik wohlwollend aufgenommen, hier und da gerühmt. Auch Herr Köhler war damit zufrieden, ſchrieb glückwünſchend dem Vater und legte einige Recenſionen bei; zu Viktor aber ſagte er: „Morgen kommſt du zum Mittagseſſen, junger Leſſing, es iſt Niemand geladen, die Tante hat dir zu Ehren etwas Gutes in die Küche beſorgt." Es war ein frohes Mahl, die Herbſtſonne ſchien durch den Kryſtall der Gläſer und malte kleine goldene Bilder an das weiße Tiſchtuch, auf dem Kuchen in der Mitte war in Zuckerguß der Vers zu leſen: Zum Dank für goldene Worte Empfange, Kind, die Torte.

„Das iſt Poeſie der Sylphe," erklärte Herr Köhler, brachte die Geſundheit Viktors aus und war ſehr luſtig. Nach dem Eſſen trat Viktor mit der Tante in die Stube des Hausherrn, wo dieſer, ein Buch in der Hand, ſeine kurze Sieſta zu halten pflegte; Minchen ſah über dem Sopha auf das Bild des alten Fritz und ſagte zum Gaſte: „Wenn er ſich nur entſchließen wollte, den ſchwarzen Flor abzunehmen. Ich habe den Flor ſo eng zuſammengedreht, als möglich iſt; aber es macht doch traurig, wenn man hinſieht."

„Habe ich ihn nach der Schlacht bei Leipzig nicht abgenommen, ſo iſt jetzt vollends kein Grund dazu," antwortete Herr Köhler. „Die Zeit von 1806 kommt noch einmal wieder, mein Sohn, wir ſind auf dem beſten Wege. Damals lärmten die Waffen der Franzoſen vor dem Bilde des alten Königs, jetzt thun es moderne franzöſiſche Gedanken, gute und ſchlimme, mit denen wir in unſerer feigen Schwäche nicht fertig werden. Der Trauerflor wird an dem Tage abgenommen, an welchem bei uns die große Knechtung und Fälſchung der öffentlichen Meinung aufhört, das will ſagen die Cenſur. Erſt wenn das gedruckte Wort frei wird, kann unſer Volk zu einem geſunden Gedeihen kommen. Das Bild iſt übrigens einmal für dich beſtimmt, Viktor, ich habe es der Tante ſchon geſagt.“ Er ging zu ſeinem Bücherſchrank und holte einen Band heraus: „Komm du hervor, alter Freund,“ ſagte er und wies ſeinem Gaſte den beſchädigten Einband. „Ihn hat einſt Napoleon ärgerlich in den Schnee geworfen. Jetzt geht, ihr Lieben, damit ich mich behaglich ausſtrecke; in einer halben Stunde bin ich bei euch.“

Die halbe Stunde verging. Da er nicht kam, trat Tante Minchen bei ihm ein, Viktor vernahm einen Schrei und eilte nach. Die Tante kniete auf dem Fußboden, über den Gatten gebeugt — Herr Köhler war entſchlafen und erwachte nicht wieder. Ohne Krankheit, im vollen Genuß des häuslichen Glückes war er geſchieden und Katzenberger's Badereiſe war heruntergefallen und lag neben ihm auf dem Fußboden.

## 3.

## Königin und Landmädchen.

Viktor ſtand der Tante in den erſten Wochen des Schmerzes treu zur Seite, dann reiſte er nach der Heimat, die er einige Jahre nicht beſucht hatte. Er fuhr nicht mehr mit der Poſt, ſondern auf der neugebauten Eiſenbahn. Die Pfeife gellte, der Vater begrüßte den Sohn auf einem Perron. Auch in der Stadt war Alles verwandelt: eine neue große Straße zum Bahnhof war angelegt, ein mächtiges Gebäude, die neue Realſchule erhob ſich zwiſchen den Rüſtſtangen. Der Rathsthurm hatte eine gothiſche Spitze und über die Vorſtädte ragten mehre Dampfſchornſteine. In der Stadt fand er neugebaute Häuſer und neue Menſchen, Viele, die er als Kinder gekannt, grüßten ihn als Erwachſene. Die alten Häuſer kamen ihm klein vor und die Gaſſen enge. Dort zur Seite ſtand das Haus des Fleiſchers, ein großer Mann trat in die Thür mit faltigem Geſicht; es war nicht der alte gute Rieſe, der den Knaben Viktor gern hereingerufen hatte, der war längſt tot — es war ſein Sohn und auch dieſer war alt geworden. Das Haus des Schuſters Schilling zeigte ſich mächtig verändert, ein großes Ladenfenſter war ausgebrochen und darin ſtanden, keineswegs eingemauert, ſondern heranlockend hinter Glasſcheiben viele große und kleine Stiefeln: „Der verſtorbene alte Meiſter arbeitete beſſer als ſein Sohn,“ ſagte der Doktor, „dafür iſt der Sohn ein eifriger Politiker und Anführer der Unzufriedenen.“ Ein Burſche lief mit bedrucktem Papier die Häuſer entlang. „Er trägt das Tageblatt aus, wir haben jetzt eine Druckerei und eine Zeitung, die unſerem Bürgermeiſter viel Kummer verurſacht, denn ſie will Alles beſſer haben, als es ſeither war.“ Vom Markte kam Hans, der Rathsdiener heran, ſchwenkte ſchon von weitem ſein ſpaniſches Rohr und begrüßte den Ankömmling in heller Freude. Aber Hanſens Schnurrbart war weiß geworden. Und wie Viktor ſich zum Vater wandte, um ihm dies zu ſagen, fiel ihm plötzlich auf, daß auch ſein lieber Vater gealtert war, das Haar ergraut, das Antlitz gefurcht, und ihn überkam eine ſo heftige Bewegung, daß er kaum auf eine Frage des Doktors antworten konnte. Nur die Mutter, da ſie ihn aus ihren Armen entließ, ſah gerade ſo aus wie ſonſt, und ſein Käthchen fand er als blühende Jungfrau wieder. Nachdem die erſte Bewegung vorüber war und er den Eltern geſtand: „Ich bin doch nur wenige Jahre entfernt geweſen, aber mir kommt Alles verwandelt vor“ — da entgegnete der Vater: „Du ſelbſt ſiehſt anders als früher, und hier hat ſich vieles in wenigen Jahren geändert. Unſere Stadt iſt jetzt durch Eiſenbande dem Weltverkehr angeſchloſſen, faſt jede Stunde fliegt Neues heran, mit der Einſamkeit ſchwindet auch das kleinſtädtiſche Weſen; die gute alte Stadt fühlt zu ihrem Heil und zu ihrem Schaden jeden Pulsſchlag unſeres großen Staates und jede Bewegung fremder Nationen."

In ruhigerem Geſpräch wurden die Nachrichten über Bekannte ausgetauſcht. „Pathe Bärbel iſt recht ſtark geworden," erzählte die Mutter, „und denke dir, mein Lieſel hat in naher Ausſicht, Urgroßmutter zu werden; ihre Enkelin hat bereits einen Freier."

„Wie geht's der Familie mit der großen Kutſche?" frug endlich Viktor die Schweſter.

„Gut!" antwortete dieſe heiter. „Der Kammerherr iſt kränklich und geht gebückt, die beiden älteſten Töchter ſind verheiratet und meine Freundin Valerie kommt zum Jahrmarkt herein."

„Sie wird zuletzt ihren Vetter Henner heiraten," ſagte Viktor trotzig.

„Woher weißt du das?" fuhr Käthe auf.

„Ich denke mir's nur," verſetzte der Bruder. „Warum ſollen die Häuſer Bellerwitz und Ingersleben ſich nicht mit einander verbinden?"

Käthchen ſchüttelte den Kopf und ſagte mit einem Anflug von Schelmerei: „Ich glaube, dies Mal hat mein kluger Bruder ſich geirrt."

„Der junge Henner hat an dem alten Erdwall in der Heimat deiner Mutter nach heidniſchen Alterthümern graben laſſen," erzählte der Vater, „er nimmt ein ernſtes

Intereſſe an dieſen Ueberreſten und hat einen großen Sammeltrieb. Ich zeigte ihm alte Steinwaffen, die mir eure Mutter geſchenkt hat, er erklärte einige davon für ſchöne und ſeltene Stücke, und meinte, die ſogenannte Schwedenſchanze ſei eine Opferſtätte der Vandalen geweſen, die auch unter den Slaven noch mit Scheu betrachtet wurde, und deshalb ſei dort ſpäter das chriſtliche Heiligthum errichtet worden. Mir hat das ruhige und ſichere Weſen des jungen Mannes recht wohl gefallen.“

„Mit den lebenden Vandalen hat er ſich herumgehauen,“ grollte Viktor. „Es muß etwas abgelebt und ſchattenhaft ſein um ihm zu gefallen.“ Er bemerkte, daß die Mutter nach dieſem ſtrengen Urtheil zu Käthchen hinüberſah und daß dieſes erröthete.

Zum Jahrmarkt kam Valerie und allerdings, trotz berechtigter Kritik, mußte Viktor ſich ſelbſt geſtehen, daß ſie ſchön war, daß ſie ſichere Haltung hatte, und zuletzt auch, daß ihr Anmuth nicht fehlte. Wie ſie hereintrat, die Eltern und ihre Käthe begrüßte, und wie ſie ſich dann zu ihm wandte — vielleicht mit einem zarten Erröthen, ſicher mit Freude und Herzlichkeit, vermochte auch er gegen die Vertraute der Schweſter ſeine förmliche Kälte nicht zu bewahren. Die Mädchen beſorgten ihre Einkäufe und ſetzten ſich endlich mit Viktor auf die Bank, welche als ein Ueberreſt alten Stadtbrauches vor dem Hauſe ſtand. Während ſie von dort die Trachten der Marktbeſucher muſterten und ſich über die Verkäufer des Kleinkrams beluſtigten, welche unermündlich die vorübergehenden Landleute durch verbindliche Worte anzulocken ſuchten, ſchritt Hans vorüber, feuriger als ſonſt durch die Genüſſe und Geſchäfte des Marktages; er trieb ein gebundenes Bäuerlein vor ſich her und da dieſes ungern vorausging, ſo puffte und ſtieß er es mit ſeinem Rohr. Valerie ſtand auf. „Wie darf ſich der Diener unterſtehen, den Gebundenen zu ſchlagen?“ frug ſie empört.

„Was hat der Mann gethan?“ rief Viktor der Polizei zu.

„Gemauſt!“ antwortete Hans hinüber.

„Fragen Sie, was der Arme geſtohlen hat,“ bat die gekränkte Valerie.

„Wurſt!“ entgegnete Hans im Amtseifer. „Bei der Arretirung hat er um ſich geſchlagen und war nicht zu bändigen, bis er geſchnürt wurde.“

„Wegen gewöhnlicher Eßwaaren einen Menſchen ſo behandeln, iſt nicht recht,“ fuhr Valerie hartnäckig fort. „Wie darf man ſich wundern, daß die armen Hungrigen bitteren Haß haben gegen Alle, welche in glücklicherer Lage ſind.“

„Wenn er Hunger hatte, konnte er den Verkäufer bitten,“ ſagte Käthchen.

„Dann hätte er auch nichts erhalten,“ erwiederte Valerie.

Biſt du ſo? dachte Viktor, Eugen Sue bei Bellerwitz? und er frug ſie nicht ohne Bosheit nach dem Dichter, den ſie am meiſten begünſtige. Aber dieſe Frage hatte auf beide junge Damen eine ähnliche Wirkung, als wenn man bei zwei Champagnerflaſchen Draht und Schnur zerſchneidet. „Boz“ klang zugleich aus Beider Munde, und die Worte ſtrömten ohne Ende heraus: Lob und Freude, Lachen und Rührung. Da nun Viktor denſelben Dichter in hoher Ehre hielt, ſo betheiligte er ſich tapfer bei dem Erguß und die drei vergaßen den Lärm des Marktes und fanden in ihrer Begeiſterung kein Ende, bis die Sonne völlig unterging und unſer alter Freund, der Mond, die Bank mit ſeinen ſanften Strahlen beſchien, die aber in der Kreisſtadt weniger geſchätzt wurden, als vormals auf dem Lande. Dennoch hatte dieſer Abend Folgen. Denn Viktor behandelte ſeitdem das Fräulein mit einer Herzlichkeit, welche Käthchen beglückte.

Nur wenige Wochen weilte er im Elternhauſe; ihn beſchäftigte ſchon wieder eine Arbeit, zu welcher er eine große Bibliothek nicht entbehren konnte. Er beſprach mit dem Vater, daß er nach Beendigung dieſes Werkes eine Lehrerthätigkeit an der Univerſität oder an einer anderen größeren Anſtalt ſuchen wollte.

Durch dies zweite Buch begründete Viktor ſeinen Ruf als Kunſtſchriftſteller. Es war dicker als das erſte, aber es war leichter zu verſtehen; die Kritik rühmte das Neue und Geiſtvolle, und der Buchhändler rühmte, daß auch die Leſer das Werk begehrten. In den Kreiſen der Reſidenz, welche Literatur und Kunſt zum Thee genoſſen, wurde Viktor ein geſuchter Mann, und im Miniſterium war bereits davon die Rede, ihn zur Uebernahme einer Profeſſur einzuladen.

Viktor hatte das Weihnachtsfeſt bei Freunden in der Nähe der Reſidenz verlebt. Als er nach ſeiner Rückkehr in einer beſuchten Konditorei von dem Zeitungsblatt aufſah, fand er am nächſten Tiſch zwei Damen, von denen die jüngere die Aufmerkſamkeit der Umgebung auf ſich zog. Sie war elegant, aber einfach gekleidet und hatte in Haltung und Bewegung die Sicherheit einer Frau, welche gewöhnt iſt ſich unter den Augen Vieler zu behaupten. Ihr Geſicht war von ihm abgewandt, während ſie zu ihrer Begleiterin ſprach, doch die halblauten Worte kamen ſo rein und deutlich aus klangvollem Organe, daß Viktor ſogleich merkte, ſie müſſe von der dramatiſchen Kunſt ſein, wahrſcheinlich die berühmte Schauſpielerin, deren Gaſtrollen ſeit einer Woche in den Familien, in welchen er verkehrte, und von den Zeitungen eifrig beſprochen wurden. Die Fremde neigte ſich nach ſeiner Seite und er fiel ihr in die Augen; beide ſahen einander forſchend an und ſtanden gleichzeitig auf. „Tina!“ rief er erſtaunt und eilte auf ſie zu.

„Ich bin es, Vik,“ entgegnete ſie freudig und ſie ſchüttelten einander treuherzig die Hände.

„Gerade las ich von Ihnen,“ ſagte Viktor. „Sie haben einen andern Namen als damals in meiner Heimat.“

„Ich führe jetzt meinen wirklichen Namen,“ erklärte Tina. „Mein Vater war ein Schauſpieler von Ruf, er ſtarb bald nach meiner Geburt; mein Stiefvater, brachte mich auf die Bühne.“

„Darum habe ich vergebens ſo oft in den Theaterzeitungen nach Ihnen geſucht und ſtehe jetzt vor Ihnen wie Jemand, dem ein verlorenes Gut wiedergegeben wird, über alle Erwartung glänzender, als es vormals war.“

„Gut!“ ſagte Tina, erfreut über die unverhohlene Bewunderung. „Du biſt artig geblieben, Vik, und ich denke, auch ebenſo redlich. Komm fort, die Fremden brauchen meine Freude nicht zu ſehen. Begleite uns zu einem Wagen, ich ſoll den Winter über auf Gaſtſpiel hier bleiben und habe Beſuche vor. Sobald du Zeit haſt, komm zu mir.“

Wie Viktor in ihre Wohnung kam und die Portière von einem artigen Kammermädchen zurückgeſchlagen wurde, ſprang Tina aus dem Seſſel, eilte ihm entgegen, faßte ihn mit beiden Händen am Kopf und küßte ihn recht herzlich. „Mich freut's, Kamerad, daß ich dich wieder habe,“ ſagte ſie vergnügt; „hier iſt dein Halsband“ — ſie wies auf ihren Hals — „ich habe es ſogleich aus meinem Kram herausgeſucht, um dir zu beweiſen, daß ich unſere Kinderfreundſchaft in Ehren halte. Du biſt groß und hübſch geworden, das habe ich mir immer gedacht. Komm, ſetze dich zu mir und erzähle vor Allem von deinen lieben Eltern. Du rauchſt doch?“

„In deiner Stube ungern,“ verſetzte Viktor.

„Bah!“ rief Tina und klingelte; die Kerze und ein Kiſtchen Cigarren wurden gebracht. „Ich bin für Niemand zu Hauſe,“ gebot ſie dem Mädchen. Viktor erzählte und antwortete auf ihre eifrigen Fragen.

Es klopfte leiſe, die Jungfer wand ſich durch die Portière. „Fürſt Alfons iſt draußen," ſagte ſie halblaut.

„Ich bin nicht zu ſprechen," antwortete Tina ungeduldig.

„Was ſoll ich ihm ſagen?" frug das Mädchen.

„Ein Schriftſteller iſt bei mir."

„Er hat die Cigarre gerochen," ſagte die kecke Wienerin beim Hinausgehen, „ich ſah es ihm an." Tina lachte. „Wer iſt der Herr, den du ausſperrſt?" frug Viktor.

„Ein Anbeter," erwiederte Tina mit guter Laune, „eine Wiener Bekanntſchaft; jetzt iſt er hier, und wie er verſichert, meinetwegen. Uebrigens iſt er ein gutherziger Mann, welcher mir wirkliche Freundlichkeit erwieſen hat. Wundere dich nicht, daß ihm die Cigarre auffiel, denn ſeinesgleichen darf hier nicht rauchen. — Ach, Vik, wie glücklich warſt du dein Lebelang. Mir iſt es nicht ſo leicht geworden. Zuerſt ſtarb der Stiefvater; du haſt ihn wenig gekannt, aber er hat brav an mir gehandelt und hätte ein beſſeres Loos verdient. Die Mutter zog mit mir bei den Theatern umher und erlebte noch, daß ihre Tochter Beifall fand; in Wien habe ich ſie auf dem Friedhof beſtattet, ſeitdem muß ich mich allein durch die Welt ſchlagen. Du ahnſt nicht, was dies „allein" für eine Schauſpielerin bedeutet, ohne Mutter, ohne Verwandte, ohne Freunde an fremdem Orte ſich behaupten, preisgegeben dem Urtheil jedes Narren, ſchutzlos gegen Verläumdung, Unbill, tötliche Kränkungen, täglich umlagert von Begehrlichen, Beifall und Ruf oft abhängig von dem guten Willen eigennütziger und gemeiner Menſchen." Sie war aufgeſprungen und ihre Augen funkelten. Als ſie aber die ernſte Theilnahme ihres Gaſtes bemerkte, brach ſie ab: „Nimm's nicht tragiſch, Viktor, ich wollte nicht klagen und thäte zuletzt Unrecht daran, denn ich habe auch gute Freunde gefunden. Und die treueſten unter den alten Komödianten. Willſt du die kleine Tina wieder beſuchen, ſo ſollſt du einen von unſeren wackeren Alten bei mir finden." Sie nannte den Namen eines Regiſſeurs.

„Ich kenne ihn wohl," verſetzte Viktor, „wir haben zuweilen bis in die Nacht bei einander geſeſſen. Denn du mußt wiſſen, daß ich mich um das Theater kümmere, weil es auch zu meinem Berufe gehört."

„Du biſt doch nicht Recenſent?" frug Tina beſorgt.

„Nicht von denen, welche über dich ſchreiben," antwortete Viktor.

Als er von ihr ſchied, war ihm juſt ſo zu Muthe wie damals, wo er ihr den Apfel ſchenkte. Das ſchweſterliche Zutrauen, mit welchem die berühmte Künſtlerin, die zugleich ein ſchönes Weib war, ihn behandelte, ja auch die freie ſtudentiſche Weiſe des Verkehrs waren überaus wohlthuend. Mit Ungeduld erwartete er den Abend ihres nächſten Auftretens. Am Morgen erhielt er einen Brief mit einem Theaterbillet: Lieber Vik, ſchrieb ſie mit ſchlechter Handſchrift, wenn du kannſt, ſetze dich auf dieſen Platz, es iſt mir beim Spielen lieb, zu wiſſen, wo du mich ſiehſt. Biſt du nach der Vorſtellung frei, ſo komme zu mir, wir wollen plaudern.

Das erſte Stück, welches Viktor als Knabe geſehen, Käthchen von Heilbronn, wurde gegeben und es erſchien ihm wie ein Verhängniß, daß dieſelbe Poeſie die erneuerte Bekanntſchaft verklären ſollte. Er ſelbſt war kein unerfahrener Beurtheiler, und nicht durch Kunſtſtücke und einzelne glänzende Momente des Schauſpielers zu beſtechen. Während der ganzen Darſtellung mühte er ſich redlich das Urtheil über die Leiſtung nicht durch die Freundſchaft für die Künſtlerin beeinfluſſen zu laſſen, doch er verließ das Haus mit beflügeltem Schritt in dem erhebenden Gefühl, daß er etwas Seltenes genoſſen hatte, ſichere Herrſchaft über die Kunſtmittel; aber was ihn bezauberte, war das Innige, Einfache ihres Spiels, überall echte und eigene Schöpfung. Sie iſt eine große Künſtlerin, ſagte er ſich froh.

Als er bei ihr eintrat, fand er ſie in ihrem Schlafröckchen neben dem alten Regiſſeur. Sie ſtand auf und betrachtete ihn fragend, faſt ängſtlich; er bot ihr die Hand und dankte ihr von Herzen. Da wurde ſie übermüthig wie ein Kätzchen, wirthſchaftete um den Theekeſſel, holte die Cigarren und begann: „Liebe Leute, jetzt verwendet fünf Minuten auf mich und lobt mich, ſo ſehr ihr könnt, denn ich bin noch warm von der Arbeit, und ſeid ihr beide zufrieden, ſo iſt mir an dem Urtheil der andern Menſchen hier wenig gelegen.“

Was ſie begehrte, thaten die beiden mit klugen Worten. Als dabei ſchnell die Hauptmomente der Rolle durchgegangen wurden, gab ſie an, daß ſie an einigen

Stellen unſicher geweſen ſei, ob ſie dieſelben ſo oder ſo faſſen ſolle. Dies erörterten wieder die Herren mit einander und waren nicht überall derſelben Meinung, ſie jedoch ſpielte von ihrem Sitz ſogleich mit leichtem Anſchlage Jedem ſeine Auffaſſung nach in ſo ſchnellem Verſtändniß und ſo aus dem Vollen, daß man erkannte, ſie hätte eben ſo leicht nach den Wünſchen des Anderen geſtalten können.

„Wir vermögen Ihnen nichts beizubringen,“ ſagte der alte Schauſpieler, „und Sie haben zuletzt gegen uns das beſte Recht, denn alles Einzelne iſt bei Ihnen wie ſelbſtverſtändlich aus ſtarker und genauer Empfindung des geſammten Charakters hervorgegangen. Das iſt Genie.“

„Nein, mein hoher Herr,“ ſagte ſie, „ich muß mir's auch überlegen und manche Rollen oft durchleſen, bis der Augenblick kommt, wo ich's habe; Manches wird mir ſchwer, und Anderes kann ich gar nicht leiden, zum Beiſpiel nicht die magere Donna Diana mit ihren vielen Roben.“

So flog das Geſpräch auf andere Stücke. Der Regiſſeur erzählte aus ſeiner reichen Erfahrung von der Art und Weiſe, wie verſchiedene berühmte Künſtler ſich mit ihren Aufgaben zurecht fanden; auch Tina verſtand allerlei Luſtiges über frühere Kollegen zu berichten, und Viktor vernahm mit Befriedigung, wie gutherzig und anerkennend ſie von Anderen ſprach. Die Zeit verrann drei frohen Menſchen, ohne daß ſie es merkten. Als die kleine Uhr zwölf ſchlug, ſprang Tina auf. „Jetzt fort, ihr lieben Herren, Käthchen von Heilbronn, kaiserliche Prinzeſſin von Schwaben wird zu Bett gebracht. Gehen Sie voraus, Papa, und warten Sie draußen, ich will meinem Kameraden ſchnell noch etwas ſagen." Sie hob ſich zu Viktors Ohr und raunte ihm glücklich zu: „Du biſt ein grundgeſcheiter Junge und ich habe meine Freude an dir."

„Gute Nacht!" ſagte Viktor und wollte ſie küſſen, ſie aber trat zurück und ſprach ernſthaft: „Nein, Vik, das thue niemals." Doch gleich darauf ſchüttelte ſie ihm wieder die Hand: „Gute Nacht, du lieber Kerl!"

Seit dieſem Abende kam es Viktor vor, als ob eine der Muſen ihn aus dem Gewühl des Marktes in die reine Luft ihres Götterſitzes entrückt und ſeine Schläfe mit ihrem unverwelklichen Kranze geſchmückt habe. Erſt jetzt empfand er die hinreißende Schönheit der Kunſt, ſie beflügelte ihm die Gedanken und adelte ſein Gefühl, und er ſchritt, die unſichtbaren Blüthen um das Haupt in ſtillem Glück bei anderen Menſchen vorüber. Ueberall erhob ſich ungeduldige Forderung, und in der Menge arbeitete ein wildes Begehren, der Bau des Staates, der ſeit den Freiheitskriegen neu gezimmert war, krachte in allen Fugen; Jedermann klagte und grollte, daß es ſo nicht fortgehen könne, und der Zwiſt zwiſchen Regierung und Volk wurde mit jeder Woche bedrohlicher. Sonſt hätte er mit Leidenſchaft an dem Streite Theil genommen, jetzt war er ihm faſt gleichgültig. Was ihm ſo übermächtig Gedanken und Phantaſie in Anſpruch nahm, das war in der That die edle

Freude am Genuß des Schönen und das Beſtreben, die geheimſten Geſetze des Schaffens aus der ſchöpferiſchen Arbeit einer Künſtlerin zu errathen. Er war durchaus nicht, was Tina einen Anbeter nannte; zwiſchen ihm und ihr bildete ſich ein reines, ſonniges Verhältniß wie zwiſchen zwei Geſchwiſtern, oft empfand er freilich, wie ſchön ſie war und wie hinreißend der Zauber ihrer Anmuth, aber auch in vertrauten Stunden, wo er allein neben ihr ſaß, war es, wie er ſich verſtändig ſelbſt ſagte, nicht das Weib, ſondern die Künſtlerin, welcher er huldigte. Wenn er eines ihrer Stücke für ſich durchgearbeitet hatte, dann bat er ſie wohl, ihm ihre Auffaſſung an den Hauptſcenen deutlich zu machen. Gelehrt ſprechen konnte ſie nicht über das, was ſie ausdrücken wollte, doch ſie ſpielte auf der Stelle vor mit ſo richtiger Andeutung durch Worte und Geberde, daß er ein Bild ihres ganzen Kunſtwerkes erhielt. Sie vertraute ihm Alles an ohne jede Eitelkeit, ſie wies ſelbſt auf die Schwächen ihrer Begabung hin und geſtand ihm, wo ſie dieſelben durch ihre Kunſtmittel ſo gut als möglich verdeckt hatte, auch wo ihr Etwas im Innern gar nicht aufgegangen war und ſie ſich mit einer dramatiſchen Phraſe aus der Verlegenheit geholfen hatte. Bei ſolchen Stellen konnte er in der Regel ihrem Verſtändniß helfen, dann lauſchte ſie andächtig auf ſeine Erklärung und er beobachtete mit Entzücken, wie in ihrer Seele die innere Arbeit begann, bis ſie aufſprang und glückſelig rief: „Bik, ich hab's.“ Dann ſpielte ſie ihm die Stelle vor.

Auch die Geſellſchaft, welche ſich des Abends bei ihr zuſammenfand, ſtimmte zu dem idealen Glück, welches Viktor in ihrer Nähe genoß; außer dem alten Regiſſeur kamen noch einige Herren und Damen von der Bühne, ein lebensfrohes Völkchen, leicht angeregt und immer geneigt, ſich mitzutheilen. Männer und Frauen ſprachen zuweilen in burſchikoſer Weiſe mit einander, dem letzten Ueberreſt alter Theaterſitte, aber dahinter merkte man dennoch eine ehrliche Achtung.

In den Morgenſtunden fand er bei ſeiner Freundin auch andere Beſucher: begeiſterte Theaterfreunde, die den Schweif jeder berühmten Künſtlerin bildeten, und weniger harmloſe Gäſte aus den Kreiſen einer vornehmen und verdorbenen Jugend, welche das ſchöne Weib ſuchten. Unter den letzteren war ein Gardelieutenant, als roher Wüſtling in der Stadt beſonders übel beläumdet. Tina ſaß an ihrem kleinen Schreibtiſch und Viktor bezeichnete in einer neuen Rolle eine Stelle, über die der Regiſſeur zu befragen war, als der Baron eintrat. Der neue Gaſt warf ſich nachläſſig in die Dormeuſe, ſtreckte ſeine langen Beine über den Rand und begann in dem ſchnarrenden Tone, der damals unter der eleganten Jugend der Reſidenz Mode war, das Spiel der Künſtlerin in ihrer letzten Rolle zu loben, in der wegwerfenden und gemeinen Weiſe, die für eine Belobte kränkender iſt als eine Beleidigung und er ſchloß: „Taille und Büſte famos, und der Chic unglaublich. Es iſt immer Raçe in Ihrem Spiel. Auf Ehre, ſchöne Tina, ich war ganz weg!“

Viktor, empört durch die Rohheit, ſagte über die

Achſel: „Sie hätten Niemandem ein Leid zugefügt, wenn Sie auch heut weggeblieben wären. Da Sie aber einmal hier ſind, ſo nehmen Sie wenigſtens die Beine vom Sopha.“

Der Baron ſtreckte ſich länger aus und frug zu Tina gewandt: „Wer iſt der Laffe?“

„Er wird Ihnen ſeine Adreſſe zugehen laſſen,“ antwortete Viktor in ſeinem alten Vandalentrotz, „aber er wird vorher das Fräulein bitten, Sie in dieſem Zimmer allein zu laſſen, wenn Sie ſich nicht anſtändig hinſetzen.“

Der Baron erhob ſich mit einem Fluche und packte den Griff ſeines Säbels, Tina warf ſich erſchrocken zwiſchen die Streitenden. Da ging die Portière aus einander und der Fürſt trat herein, ein Veilchenbouquet in der Hand. Er war ein wohlhäbiger Herr, etwa zehn Jahr älter als Viktor, mit einem breiten Geſicht von verſtändigem Ausdruck, ruhig und läſſig in allen Bewegungen. Mit einem Blick überſah er die Sachlage, wandte ſich an Tina und überreichte ſich verneigend den Strauß, indem er mit behaglichem Anklange an die öſtreichiſche Mundart ſagte: „Es ſind die erſten Blumen dieſes Frühlings, mein gnädiges Fräulein. Die Natur begrüßt uns Menſchen in dieſem Jahre friedlicher als die Menſchen einander.“ Er wandte ſich an den Lieutenant: „Ich bin erfreut, Sie einmal hier zu ſehen, Herr Baron, geſtern habe ich im Klub vergebens nach Ihnen geſucht; ich wollte mir die Ehre geben Sie für heut zu einem Bärenſchinken einzuladen, der aus Ungarn angekommen iſt.“ Und ſich wieder vor Tina neigend fuhr er fort: „Das gnädige Fräulein wird verzeihen, wenn ich es hier thue. — Wollen Sie die Güte haben, mich Herrn Profeſſor König vorzuſtellen.“ Und da Tina dies gethan, begrüßte er dieſen mit der gleichen Gemächlichkeit: „Ich bin Ihnen im Theater begegnet und habe ſchon oft die Gelegenheit herbeigewünſcht, für gute Belehrung zu danken, welche durch Sie nicht mir allein, ſondern auch Anderen zu Theil geworden iſt“ — ein ſchneller Blick ſtreifte die Künſtlerin. Tina ſetzte ſich, der Fürſt desgleichen und die beiden Gegner konnten es unter dem Zwange ſeiner unzerſtörbaren Artigkeit nicht vermeiden ebenfalls zu ſitzen, der Baron jetzt in anſtändiger Verwendung ſeiner Beine. Und Viktor ſah mit Vergnügen, daß der ungezogene Lieutenant in die beſcheidene Rolle herabgedrückt war, welche der Schakal in der Nähe des Löwen ſpielt; er ſchnarrte weniger und krümelte einige Broſamen in die Unterhaltung, bis er ſich endlich empfahl, in guter Haltung von dem Fürſten, nachläſſig von der Künſtlerin und von Viktor gar nicht. Bald darauf brach auch der Fürſt auf und der Profeſſor hörte, daß Tina dem Herrn halblaut ſagte: „Sie kamen zu rechter Zeit, um eine häßliche Scene zu beendigen.“ Der Fürſt antwortete artig: „Sie müſſen Nachſicht mit uns Männern haben, wir ſind nicht immer im Stande, unſeren dramatiſchen Eifer an der rechten Stelle zu bändigen.“ Als Viktor den Hut ergriff, hielt Tina ihm die Hand hin: „O Viktor, was haſt du angerichtet!“ Der Fürſt erwartete ihn im Vorzimmer und bat in ſeinem Wagen

Platz zu nehmen und zu befehlen, wohin er fahren wolle. Im Wagen ſagte er: „Darf ich Sie bitten mir anzuvertrauen, was jene Scene mit dem Baron veranlaßt hatte.“ Viktor berichtete den Vorgang. „Man iſt hier zuweilen plump,“ ſagte der Fürſt. „Halten Sie mich nicht für zudringlich, wenn ich mir eine zweite Frage geſtatte: Welche Folgen kann nach Ihrer Anſicht dieſe Begegnung haben?“

„Vor Allem doch eine Forderung von meiner Seite,“ antwortete Viktor.

Der Fürſt nickte. „In dieſem Fall würde ich mich geehrt fühlen, wenn Sie mich zu Ihrem Sekundanten annehmen wollten.“ Viktor ſah ihn dankbar an.

„Da ich aber auch verhindern möchte, daß der Baron eine wehrloſe Künſtlerin zum Gegenſtande ſeines Grolles macht, ſo bitte ich Sie mir erſt morgen früh die Mittheilungen zu gönnen, deren ich als Ihr Sekundant bedarf. Heut wünſche ich mit Ihrem Gegner in dem Charakter eines Wirthes zu verhandeln.“

Am nächſten Morgen fuhr der Fürſt in früher Stunde bei Viktor vor. „Ich hatte noch Gelegenheit,“ begann er, „mit Ihrem Gegner einige Anſichten über den geſtrigen Zuſammenſtoß auszutauſchen. Ich nehme an, daß er nicht abgeneigt iſt ſeinerſeits Ihnen durch mich ſein Bedauern über das hingeworfene Schmähwort auszuſprechen, wenn Sie ſich herablaſſen könnten, auch Ihrerſeits ein Bedauern über nachdrückliche Worte, die Sie ihm gewidmet haben, vor einem ſeiner Freunde zu erklären.“

„Wie vermag ich das?“ entgegnete Viktor. „Ich müßte ihm das nächſte Mal, wo er in ähnlicher Weiſe guter Sitte ermangelt, dasſelbe ſagen.“

„Er wird ſich vielleicht in Ihrer Gegenwart fortan mehr in Acht nehmen.“

„Er hat durch ſein Benehmen nicht mich gekränkt, Durchlaucht, ſondern eine Dame,“ ſagte Viktor.

„An der wir beide Antheil nehmen,“ ſetzte der Fürſt verbindlich hinzu. „Sie beſtehen alſo darauf ihn zu fordern?“

„Nach meiner Empfindung iſt das gar nicht zu umgehen. Da Eure Durchlaucht aber mir bei dieſem Handel ſo wohlwollenden Antheil zugewandt haben, erlaube ich mir die Frage, was Sie ſelbſt in meiner Lage thun würden?“

„Fordern,“ verſetzte der Fürſt gemüthlich. „Wenn Sie es nicht thäten, würde ich es ſelbſt thun. Und die Waffen?“

„Da er im Begriff war den Säbel gegen einen Waffenloſen zu ziehen, ſo wünſche ich ihm mit ſeiner eigenen Waffe zu dienen. Doch iſt mir die Kugel auch recht, ich nehme an, dieſe wird für meinen Sekundanten bequemer ſein.“

„Ich war Rittmeiſter bei den Huſaren,“ verſetzte der Fürſt. „Und die Zeit?“

„Da ich ein freier Mann bin und er im Dienſt, ſo bitte ich Sie ihm dies zu überlaſſen.“

„Gut!“ erwiederte der Fürſt, „ich hoffe, Ihnen in einigen Stunden Beſcheid zu ſagen.“ Er beſah noch das Bild einer Madonna, welches an der Wand hing, ließ ſich von Viktor ein neues Sammelwerk zeigen, Stiche nach italieniſchen Gemälden, und ſchritt mit ſeiner angenehmen Ruhe die Treppe hinab.

Im Laufe des Tages erhielt Viktor ein franzöſiſches Billet des Fürſten: Säbel angenommen, ich ſorge für Alles und hole Sie morgen früh ſieben Uhr ab.

Nun hatte Viktor nicht ohne Grund Säbel vorgeſchlagen; ſchon als Knabe hatte er den Huſarenſäbel des Vaters mit Bewunderung betrachtet, als Vandale oft mit der ſchweren Waffe geſchlagen und auch in den letzten Jahren beim Fechtmeiſter der Univerſität mit einigen Bekannten geübt. Er hatte bisweilen die Ahnung gehabt, daß er dieſe Kunſt noch im Ernſt brauchen werde. Jetzt empfand er einen ſo heftigen Widerwillen gegen den ungezogenen Junker, daß die Sorge für das eigene Leibeswohl davor gar nicht aufkommen wollte, und er fuhr am anderen Morgen mit dem Fürſten zur Stätte des Kampfes, geſammelt und entſchloſſen, ſein Beſtes gegen den Anderen zu thun.

Sein Gegner erwies ſich weit ungefährlicher, als anzunehmen war; in der Sorge, Kopf und Geſicht zu ſchützen, ſchlug er viel zu wenig und erhielt nach einigen Augenblicken einen wuchtigen, gut gemeſſenen Hieb in die Schulter, der ihn kampfunfähig machte. Mit kaltem Gruß trennten ſich die Parteien, die Kameraden des Lieutenants konnten die Unzufriedenheit über den Erfolg des Civiliſten nicht verbergen. Als Viktor auf dem Rückwege dem Fürſten dankte, ſagte dieſer: „Wir Alle haben Urſache zu ſorgen, daß der Handel geheim bleibt. Ich wünſche es auch um des Fräuleins willen, welches die unſchuldige Veranlaſſung geworden iſt."

Erſt viel ſpäter erfuhr Viktor, daß er dem Fürſten in dieſer Affaire zu beſonderem Dank verpflichtet war, denn dieſer hatte, als er die Forderung überbrachte, gegen einen ausſchließenden Standeshochmuth kämpfen müſſen, den er erſt durch die Andeutung niederſchlug, daß er den Streit auf ſich zu nehmen gezwungen ſei, wenn dem Herrn, den er vertrete, die geforderte Genugthuung verweigert werde.

Viktor war der Anſicht, daß der Fürſt ihm wirkliche Freundlichkeit bewieſen habe, und erwartete deshalb fortan eine gewiſſe perſönliche Annäherung. Zu ſeinem Verwundern war das nicht der Fall, der Oeſtreicher behielt ihm gegenüber eine gleichmäßige artige Kühle und ſie ſahen einander ſelten.

Von dem Duell verlautete in der Stadt wenig, die Herren vom Klub hatten keinen Grund zu beſonderer Befriedigung und die allgemeine Aufmerkſamkeit war auf Anderes gerichtet. Der Schauſpielerin verhehlte Viktor die Wahrheit und ſagte ihr auf unruhige Fragen nur: „Die Sache iſt mit Hilfe des Fürſten ausgeglichen."

Aber für Viktor ſelbſt blieb der Streit nicht ohne Folgen. Es machte ihm in der Stille Freude, daß er etwas für ſeine Freundin gewagt hatte, und er war ſeitdem geneigt ſie zu betrachten, als ob ſie ihm angehöre. Er fing an ſich mehr um ihr Tagesleben zu kümmern, frug ſie zuweilen nach ihrem Verkehr und den Beſuchen, die ſie annahm; und da Manche ihr huldigten, die ihm mißfielen, verhehlte er ſeine Mißbilligung nicht. Tina ſah ihn bei ſolcher Kritik mit großen Augen an und, wie ihm vorkam, mit geheimer Sorge, doch antwortete ſie demüthig und verſuchte wohl auch, ſich nach ſeinem Wunſche zu richten.

Sie hatte ihn gebeten eine neue Rolle mit ihr durchzugehen, er hielt das Buch, ſoufflirte und las in ihren Scenen die Rollen der Gegenſpieler; ſie ſpielte ihre Partie vor. Dabei geriethen beide in Künſtlereifer, auch er recitirte lebendiger und nahm die Stellungen, welche der Moment verlangte. Als nun eine Scene von ſtarker dramatiſcher Bewegung kam, eine Erklärung zwiſchen zwei Liebenden, welche nach dem Hin- und Herwogen der Leidenſchaft einander in die Arme fliegen, da ſprang Tina im Charakter ihrer Rolle und in der Begeiſterung des Spieles auf ihn zu und warf ſich ihm an die Bruſt; das Tuch war ihr von den Schultern geglitten, er hielt das ſchöne Weib und fühlte das Wogen warmer Empfindung an ſeinem Herzen. Da ſchloß er ſie feſter an ſich und drückte ihr heiße Küſſe auf Hals und Schulter. Sie lag eine Weile hingebend in ſeinen Armen, dann richtete ſie ſich langſam auf und in ihrem Antlitz zuckte eine Bewegung anderer Art, Trauer und Angſt. Sie ſetzte ſich kleinmüthig in den Seſſel und ſagte leiſe: „Das hätteſt du nicht thun ſollen, Viktor!“

„Täglich fühle ich mehr, wie ſchön du biſt,“ rief der entflammte Kamerad. „O zürne nicht, daß das Gefühl aufloderte und die Leidenſchaft herausbrach, ich wollte dich nicht kränken."

Tina aber nickte ſchmerzlich mit dem Haupte: „Ich wußte, ſo würde es kommen. Wie war deine Freundſchaft ſo ſchön!" — und kräftig ſich zuſammennehmend rief ſie in verändertem Tone: „Du dummer Viktor! Du willſt doch nicht mein Anbeter werden oder gar mein Liebhaber? Weißt du, was das heißt, mein Freund? Jetzt gehorche ich dir; wenn du aber küſſen willſt, wie du eben thateſt, mußt du mir gehorchen, du mußt meine üble Laune aushalten, mußt mir Veilchenbouquets zutragen und dir gefallen laſſen, daß ich ſie bei Seite werfe, wenn ſie mir nach türkiſchem Tabak riechen. Finde ich ein Armband hübſch oder ein Spitzenmuſter, ſo mußt du ſchnell darnach laufen und nach dem Preiſe nicht fragen; du mußt deine Eiferſucht — ich ſehe dir an, daß du darin ſtark ſein kannſt — ſtill hinunterdrücken und gegen andere Männer, denen ich einmal zulache, freundlich ſein. Ich werde dich quälen und du mich, du wirſt unglücklich ſein und wirſt zuletzt nicht danach fragen, wie mir zu Muthe iſt. O ſei kein Thor, Kamerad, und ſtöre nicht den Frieden, in welchem wir jetzt mit einander leben."

„Du weißt nicht," rief Viktor widerſpenſtig, „wie ſehr ich unter dem Zauber deines Weſens ſtehe. Das Kind, das ich einſt geliebt, die Künſtlerin und das ſchöne Weib vermag ich nicht mehr aus einander zu halten wie verſchiedene Leben; für mich biſt du immer die eine, nach der ich mich ſehne und die ich begehre."

Wieder ſah ſie traurig vor ſich hin. „Den beſten Theil hatteſt du,“ ſagte ſie leiſe, „und du willſt ihn vertauſchen mit etwas Anderem, was für uns beide ein Unglück wird. — Arme Tina! noch einmal war die Unſchuld der Kinderzeit in dein Leben zurückgekehrt und du warſt ſo ſelig darin.“ Die Thränen rollten ihr von den Wangen.

„Sprich nicht ſo zu mir, Mädchen,“ verſetzte Viktor erſchüttert durch dieſe Klage. „Traurig kann ich dich nicht ſehen und unglücklich ſollſt du durch mich nicht werden; ich will mich in Zukunft beſſer behüten. Wenn dir unſere Kameradſchaft als das größere Glück für dein Leben erſcheint, ſo will ich mich zu beſchränken ſuchen auf den Theil deines Herzens, den du mir zuwenden kannſt, wie bitterlich ſchwer es mir auch werden mag.“

Sie ſah ihn forſchend an und da er ihr die Hand bot, hielt ſie dieſe feſt und neigte das Haupt.

Nun ging es äußerlich wieder wie vorher, aber die harmloſe Zufriedenheit, welche Viktor gefühlt, war verſchwunden. Unruhig beobachtete er ſeine Jugendfreundin und machte ſich Gedanken über ihre Vergangenheit, über die Verhältniſſe zu anderen Männern, die ſie früher bereits gehabt oder die ſie ihm wahrſcheinlich verbarg, und es half ihm wenig, daß er ſich ſelbſt ſagte, wie thöricht ſolche Eiferſucht gegenüber einer Künſtlerin ſei, welche aus engen Verhältniſſen ſich mühſam emporgearbeitet hatte und allen Gefahren und Verlockungen des Berufes und ungewöhnlicher Erfolge ausgeſetzt geweſen war. Durch dies Grübeln und Zweifeln fielen zuweilen dunkle Schatten in den frohen Schein, der um den Theetiſch der Künſtlerin glänzte, Tina merkte die ungleiche Stimmung ihres Freundes, ſie bewies ihm gegenüber unverändertes Zutrauen und bei Gelegenheit eine faſt demüthige Fügſamkeit in ſeinen Willen. Er hatte einſt nebenbei erwähnt, daß ihr eines ihrer einfachen Hauskleider beſonders gut ſtehe, ſie trug es ſeitdem immer, ſobald ſie ſeinen Beſuch erwarten konnte; er hatte gegen ſie ein Buch gelobt, als er das nächſte Mal kam, fand er es aufgeſchlagen, obgleich ſie ſonſt wenig las; er hatte ſein Wohlgefallen an einer ihrer Kolleginnen geäußert, er fand die junge Dame ſeitdem öfter am Theetiſch und merkte, wie Tina ſich bemühte, dieſen Gaſt im Geſpräch zur Geltung zu bringen.

Als Viktor einſt nach einem guten Künſtlerabend neben dem alten Regiſſeur heimwärts ging, begann dieſer in ſeiner Freude über die Schauſpielerin: „Da hat unſer Herrgott einmal etwas Gutes für das deutſche Theater zurecht gemacht, aber der Teufel wird es uns nicht gönnen und die Arbeit verderben.“

„Was fürchten Sie für ihre Zukunft?“

„Daß ſie doch einmal irgend Jemanden heiratet,“ entgegnete der Schauſpieler. „Das beſondere Talent, welches ſie beſitzt, iſt ihr vom Himmel nur unter Bedingungen verliehen, wie der Jungfrau von Orleans ihre Stärke. Einer Schauſpielerin, wie dieſer, iſt die Liebe, ja auch die Hingabe an den Geliebten nicht verwehrt; aber dies muß ein Spiel bleiben, welches ein Ende nimmt. Für Haushalt und Ehepflicht, die mancher anderen Künſtlerin zur Kräftigung gereichen, iſt dieſe Natur nicht robuſt genug. Ich kenne ſie ſeit Jahren."

Da wagte der eiferſüchtige Viktor einzuwerfen: „Sie hat doch ſicher ſchon manches nähere Verhältniß zu Männern durchgekämpft."

„Das könnte aus ihrem Spiele ſchließen, auch wer es nicht weiß," antwortete der Alte, „aber ſie iſt immer mit ihren Leidenſchaften zu rechter Zeit fertig geworden, und dieſe haben ihre phyſiſche und geiſtige Kraft nicht vermindert. Ich will ihr gern Alles nachſehen, nur ſoll ſie ſich für keinen Mann opfern."

Nach dieſer Unterredung ſah Viktor die Schauſpielerin einige Tage nicht. Die Kammerherrin war mit Valerie nach der Reſidenz gekommen, die Damen wohnten bei Tante Minchen und nahmen ſeine Dienſte ſehr in Anſpruch. Während ihrer Anweſenheit äußerten ſie den Wunſch' die fremde Künſtlerin in einer ihrer großen Rollen zu ſehen, und Viktor mußte ſie ins Theater begleiten. Ihm erſchien dies wunderlich. Er ſaß nicht an ſeinem gewöhnlichen Platz, wo ihn Tina zu ſehen wünſchte, und empfand es wie ein geheimes Unrecht gegen die Freundin, daß er ihrem Spiel neben Valerie zuſehen ſollte. Vielleicht täuſchte er ſich, doch ihm kam vor, als ob die großen Augen Tina's von der Bühne unruhig und beſorgt nach ihm und ſeiner Nachbarin blickten, beſonders als Valerie ſich einmal zutraulich nach ihm wandte und leiſe zu ihm ſprach. Wie er einige Tage darauf die Gäſte nach dem Bahnhof geleitet hatte, eilte er zur Wohnung der Schauſpielerin. Es war nicht die Stunde, wo er ſonſt zu kommen pflegte, und er fand Tina in Berathung mit ihrer Geſellſchafterin, die zu andrer Zeit in einer Hinterſtube für die Garderobe der Künſtlerin ſorgte. Tina nickte ihm freundlich zu, doch war ihr Blick umwölkt, als hätte ſie geweint. Ueber den Seſſeln lagen Theaterroben, ein Hermelinmantel und anderer Königsſtaat. „Es iſt meine Rüſtung für die nächſte Vorſtellung, du kommſt in meine Schneiderſtunde.“ Sie gab der Gehilfin die nöthigen Aufträge und ſandte ſie hinaus, dann trat ſie vor Viktor und frug heftig: „Wer war die junge Dame neben dir in der Loge?“

Mit einem Anflug von Befangenheit gab Viktor Auskunft und ſetzte hinzu: „Es iſt die nächſte Freundin meiner Schweſter.“ Tina ſah ihn durchdringend an. „Sie iſt ſchön!“ ſagte ſie in herbem Tone, kehrte ihm den Rücken zu und ſetzte ſich in einen Seſſel. Viktor erwartete ſchweigend, was kommen würde. Nach einer Weile begann Tina immer noch abgewandt mit leiſer Stimme: „Nimm den Shakeſpeare, Vik, und ſchlage mir im Romeo den zweiten Akt an von den Worten: „„O, wie ſie auf die Hand die Wange lehnt.““

Er nahm und las. Nach einigen Zeilen ſtand ſie auf, wandte ſich ihm zu und ſpielte die Balkonſcene ſo lieblich und innig und doch mit ſo ſtarker unterdrückter Leidenſchaft in ihn hinein, daß er in einem Schauer von Entzücken und Schrecken die Empfindung hatte als ob ſich ihm das Haar auf dem Haupte ſträube. Am Ende der Scene fuhr ſie plötzlich fort:

„Hinab du flammenhufiges Geſpann“ und warf ſich bei den Worten: „Nacht, gieb mir meinen Romeo“ mit voller Leidenſchaft an ſeine Bruſt, der Shawl glitt ihr von den Schultern, ſie ſchlug die Arme um ſeinen Hals und ſeufzte leiſe: „Da haſt du die Schulter, küſſe mich!“ Das that er. Sie aber entwand ſich ihm wieder, warf den Purpurmantel um ihren entblößten Nacken, und ſprach, indem ſie mit hinreißender Zärtlichkeit den Arm gegen ihn ausſtreckte: „Geh, Lieber, heut Abend erwarte ich dich.“

Mit beflügeltem Schritt eilte Viktor durch die Straßen nach ſeiner Wohnung; ihm pochte das Herz, daß er die Schläge fühlte. Er fand die Straßen mit Menſchen gefüllt, ein unruhiges Hin- und Herwogen, in den Hauſen pfeifende Straßenbuben, und viele wilde Geſtalten, die er ſo zahlreich in den belebten Stadttheilen nie geſehen. Ihm aber dünkte Alles wie Geſchrei der Raben auf dem Baume, er ſprang in ſeiner Wohnung die Treppe hinauf, legte die Uhr auf den Tiſch und ſchritt auf und ab. Es wurde dunkel; aus der Ferne tönte ein Brauſen herauf, dazwiſchen einzelne Schreie, wie Geräuſch der fernen Brandung und Gekrächze der Möwen, zuweilen wurde es auf Minuten ſtill, dann erhob ſich aufs Neue das Getöſe und Rauſchen näher und drohender. Viktor ſah wieder nach der Uhr. Unten dröhnte der regelmäßige Tritt marſchirender Soldaten, Kommandorufe und der Anſchlag der Gewehre auf dem Pflaſter. Aus der Ferne aber klang ein Dröhnen und Raſſeln, wie von Laſtwagen, — waren das Geſchütze? Horch, ein ſcharfes Knattern — ſo klangen Schüſſe! Da ergriff er ſeinen Hut und ſprang hinaus auf die Straße. Die Straße war leer wie in tiefer Nacht, die Thüren geſchloſſen; er eilte an den Häuſern entlang, um zu ihr durchzudringen, die in dieſer Stunde ihn zitternd erwartete. Der Weg war erhellt von einem röthlichen, unheimlichen Lichte. Wie er um die Ecke bog, ſah er den ganzen Himmel in heller rother Gluth, feurige Lohe und ſchwarze Rußwolken wälzten ſich in wildem Tanze über den Häuſern dahin. Ein Haufe von Männern und Weibern quoll ihm entgegen, die Geſichter blutlos, in den Augen Wuth und Entſetzen; ſie brüllten: „Mord! Heraus zur Hilfe!“ Viktor ſprang heran — auch ihm ſtarrte das Blut in den Adern — auf einem Räderkarren, den ſie vorwärts zogen, lag ein Mann in dem Kleid eines Arbeiters und ein halbwüchſiger Knabe, und beide waren getötet, das geronnene Blut klebte an Haar und Kleidern. Wieder rannte er weiter, zu dem Schrecken kam ein wüthender Zorn gegen die Bewaffneten, welche arme Leute niederſchoſſen, und gegen eine Regierung, die ſo Furchtbares, Wahnwitziges geboten hatte.

Als er die nächſte Straße erreichte, ſtand er in einem geſchäftigen Haufen Arbeitender zwiſchen umgeſtürzten Wagen und ausgebrochenen Pflaſterſteinen, in dem Dämmerlicht bewegten ſich ſchweigend die dunkeln Geſtalten, fahl die Geſichter und glanzlos die Augen, gleich geſpenſtigen Schatten, welche der Tod aus ſeinem Reiche heraufgeſandt hat. Eine heiſere Stimme rief dem Zornentflammten in das Ohr: „Zur Hilfe dem Volke, wenn du ein Mann biſt!“ — ein Gewehr lag in Viktors Hand, er ſelbſt ſtand hinter den Steinen und ſtierte nach vorwärts, und über ihm pfiffen die Kugeln, die aus einer Salve gegen ihn und ſeine Umgebung heranflogen. In demſelben Augenblick hörte Viktor von der Seite einen franzöſiſchen Anruf, und er hörte wie der Mann, welcher an der Barrikade gebot, einem Genoſſen in polniſcher Sprache Befehle gab. Da ſchlug er den Kolben des Gewehres, welches er in der Hand hielt, gegen die Pflaſterſteine, daß der Kolben in Stücke ſprang und der Schuß zwiſchen ſeinen Fingern hindurch an der Schläfe vorbeikrachte, er ſelbſt ſetzte mit einem Sprung über die Barrikade in die geſperrte Straße dem rollenden Gewehrfeuer entgegen. Eine neue Salve! wieder hörte er das Pfeifen der Kugeln um ſein Haupt, während er längs der Häuſer dahinlief; auch vor ihm war die Straße durch einen Steinwall geſperrt, dort tobte der Kampf. Er ſah ſich um nach einem Obdach — alle Thüren verſchloſſen; doch er kannte die Gegend, auf ſeiner Straßenſeite lag ein Weinkeller, den er oft beſucht hatte, er ſprang in den Schutz der Thürbrüſtung und pochte in der Art, wie vertraute Gäſte pflegten, wenn ſie einmal am ſpäten Abend den Eintritt ſuchten. Nach einer Weile raſſelte der Riegel, er warf ſich hinab und der erſchrockene Küfer ſchloß hinter ihm zu, er war gerettet.

Die Schenkſtube fand er leer, nur ein Gaſt ſaß ſtill in der Ecke, den Kopf auf den Arm geſtützt — es war Henner. Viktor war ſeinem alten Gegner ſeither öfter begegnet und hatte mit ihm zuweilen gleichgültige Reden ausgetauſcht. Heut trat er zu ihm und bot ihm die Hand, welche Henner ergriff und feſthielt. So ſaßen die beiden neben einander, während draußen die Salven krachten und die Fenſter von dem Donner ſchwerer Geſchütze klirrten.

„O du mein armes Preußen," rief Viktor. „Die Vormacht ſollten wir ſein für andere deutſche Stämme, und jetzt liegen wir am Boden in einem Siechthum, das uns Anderen verächtlich und den Feinden zur Beute macht."

„Was würde Ihr Vater dazu ſagen?" frug Henner ruhiger. „Er gehört zu den wenigen Alten, die über ihrem Schlachtruf: Mit Gott, für König und Vaterland! das Verſtändniß für den Jammer der neuen Zeit nicht verloren haben."

„Vielleicht wird er ſagen," antwortete Viktor, „daß die Kanonen jetzt dem Sohne dieſelbe Lehre zu Ohren donnern, wie einſt dem Vater. Die Stunde iſt da, wo der Preuße die Sorge um ſein eigenes Leben und ſeines Herzens Gelüſt vergeſſen muß in der Todesnoth ſeines Vaterlandes."

„Draußen töten ſie einander und wir ſitzen müßig hier," ſagte Henner.

„Ich habe mein Gewehr an den Steinen zerſchlagen, weil ein fremder Emiſſär mir es in die Hand drückte," verſetzte Viktor finſter.

„Iſt aber dieſer wilde Aufſtand eine Bethörung unſerer Arbeiter und überlegtes Werk fremder Anſtifter," ſagte Henner, „wie kommt es, daß wir Alle davon ergriffen ſind und kaum der Verſuchung widerſtehen, Pflaſterſteine aufzureißen? Wer trägt die Schuld, daß ein redliches und loyales Volk, welches durch ſo große Erinnerungen mit ſeinem Fürſtenhauſe verbunden iſt, einem ſolchen plötzlichen Ausbruch ſeines Grimmes verfällt?"

„Vielleicht ſind Regenten und Regierte beide erkrankt, jeder in ſeiner Weiſe, und uns Allen thut Geneſung noth," erwiederte Viktor.

„Was aber vermag der Einzelne für ſolche Beſſerung zu thun?"

„Zuerſt ſich ſelbſt geſund zu machen," rief Viktor. „Der Vater hat mir erzählt, wie ihm einſt in der jammervollen Niederlage, als der Staat Friedrich des Großen zerbrach, der Ruf in die Seele drang, daß auch er ſich für das Vaterland hinzugeben habe. Er konnte in ſeinem Beruf als Arzt dienen und mit ſeinem Säbel als Soldat. Ich bin nichts als Schriftſteller und habe die erſten friſchen Jahre meiner Thätigkeit auf Dinge verwandt, die mir in dieſem Augenblick ſo weichlich und ungeſund erſcheinen, daß ich mich ihrer ſchäme. Dies Lippenfechten über ſchöne Attitüden und über die Geheimniſſe einer äſthetiſchen Wirkung, und ob der Schauſpieler das Bein ſo oder anders ſetzen ſoll. Pfui! — unterdeß ſchlich der Haß, die Verzweiflung, die Mordluſt in die Seelen der Menſchen, neben denen ich täglich vorbeiging. Aus einer furchtbaren Bethörung erwache ich. Ihnen aber gelobe ich in dieſer Stunde, Henner, ich thue ab von mir jede andere literariſche Thätigkeit und all' mein üppiges Schwelgen im Lande der Träume. Ich will eine Antwort ſuchen auf die Frage: wie uns und unſer geliebtes Preußen retten? Der Vater hatte es beſſer, er ſah den Weg vor ſich.“

„Damals that es der Säbel,“ ſagte Henner, „jetzt vielleicht das geſprochene und gedruckte Wort. Was Sie auch wählen mögen, laſſen Sie mich Theil haben an Ihrer Arbeit. Ich bin nicht reich, aber ich kann als unabhängiger Mann leben, und ich denke, dieſe Freiheit von jeder dienſtlichen Abhängigkeit wird Jedem nöthig ſein, welcher von heut ab für die Erhebung ſeines Vaterlandes thätig ſein will.“

Es war draußen ſtiller geworden, nur einzelne Schüſſe und gellende Schreie wurden gehört. An die Thür des Kellers donnerten heftige Kolbenſtöße. Viktor ſprang auf, ein Officier mit einer Abtheilung Soldaten drang in das Gewölbe, ihnen Allen lag in Antlitz und Geberde das furchtbare Grauſen, welches den Menſchen entſtellt, wenn er Andere gewaltſam vom Leben ſcheidet.

„Hierher hat er ſich geflüchtet,“ ſchrie der Officier. „Packt ihn; zeigen Sie Ihre Hand!“ — Viktor's Hand war von Pulver geſchwärzt — „nieder mit ih…!“

Henner ſprang vor, warf ſich zwiſchen die Wüthenden und ihr Opfer und drückte ein Bajonett zur Seite, der Stich ging durch Viktor's Arm und Seite, das

Blut ſtrömte herab. „Er iſt unbetheiligt wie ich,“ ſchrie Henner dem Lieutenant entgegen.

„Er hatte ein Gewehr in ſeiner Hand,“ ſagte der Officier grimmig. „Dies iſt keine Zeit, Herr von Henner, um für Andere einzutreten.“

„Er hat das Gewehr eines Empörers an den Steinen zerſchlagen.“ Der Officier wandte ſich ab und gebot: „Vorwärts, durchſucht den Keller.“

Die beiden blieben allein. Viktor ließ ſich ſchwerfällig nieder. „Das iſt auch eine Art von Katharſis,“ ſagte er mit trübem Lächeln und legte den Arm auf den Tiſch. Henner eilte dem Officier nach und Viktor vernahm die kurzen Reden einer aufgeregten Verhandlung; ihm war jetzt auf einmal ſo ruhig zu Muthe, als ginge das ganze wilde Treiben ihn wenig an, auch fühlte er den Schmerz der Wunde nicht ſehr. Der Leib war matt, aber der Geiſt klar und er dachte bei ſich: der unnütze Lärm wird aufhören, dann kommt eine friedliche Zeit, wo ich mit Henner wieder zuſammen bin. Darüber wurde ihm der Kopf ſchwer und ſank nach vorwärts, aber er hörte deutlich Henners Stimme, als dieſer ſich über ihn neigte. „Ich habe durchgeſetzt, daß wir nicht abgeführt werden, wir müſſen hier aushalten, der Kampf dauert fort und die Wege ſind geſperrt. Wir helfen Ihnen die Treppe hinauf in die Wohnung des Wirthes. Nebenan iſt das Schild eines Arztes, er ſoll Sie verbinden.“ Viktor ſah ihn dankbar an. Er wurde auf einem Stuhl in die oberen Zimmer getragen, der Arzt kam und unterſuchte die Wunde; der Stich war durch den Arm und an den Rippen vorbei gegangen und die Verletzung größerer Adern hatte den ſtarken Blutverluſt herbeigeführt. Viktor legte den Kopf müde auf das Lager und Henner ſaß neben ihm.

Erſt gegen Mittag des nächſten Tages war der Verkehr ſo weit geöffnet, daß Viktor in einem Tragſtuhle nach ſeiner Wohnung geſchafft werden konnte. Die Träger kletterten über die Oeffnungen zerriſſener Barrikaden und der Wunde ſah auf dem Wege die Spuren des kläglichen Kampfes. Als in ſeiner Wohnung Alles zur Pflege eingerichtet war, rief er Henner an ſein Bett und ſprach ihm leiſe in das Ohr. „Sage ihr, ich bin in Blut getreten, als ich zu ihr ging. Wenn ich das Leben behalte, ſo gehört es nicht mehr ihr, ſondern einer Pflicht, die noch älter iſt, als meine Liebe zu ihr.“ Henner ergriff den Hut und entfernte ſich.

Wie Henner zurückkam und ſeinen neuen Kameraden leidlich bei Kräften fand, frug er: „Darf ich dir übergeben, was mir anvertraut wurde?“ Viktor nickte und der Andere legte ein Billet auf das Lager und öffnete das Siegel. Tina ſchrieb: Lebe wohl für immer, mein geliebter Viktor; ich reiſe morgen ab. Gedenke in Freundſchaft deines unglücklichen Kameraden!

„Was ſagte dir die Schreiberin?“ frug Viktor.

„Sie weinte, da ſie mir den Brief gab, und vermochte nicht zu reden. Der Fürſt war bei ihr.“

„Lebe wohl, Tina!“ ſagte Viktor vor ſich hin, „ich denke dein.“

Als er eine Woche ſpäter nach wohlthätigem Mittagſchlummer die Augen aufſchlug, glaubte er noch zu träumen, denn die Schweſter ſtand neben ſeinem Bette.

„Der Vater ſchickt mich der Tante zur Hilfe,“ ſagte das gerührte Käthchen nach der erſten freudigen Begrüßung. „Henner hat zuerſt von deiner Verwundung geſchrieben und ſeitdem jeden Tag von deiner Beſſerung.“

„Ich habe lange ſeinen Werth verkannt,“ antwortete der Bruder, „er iſt mir in ſchwerer Stunde ein treuer Freund geworden. Ihm verdanke ich, daß ich nicht ein Opfer jener Unglücksnacht wurde.“

Bei dieſem Lobe des Freundes leuchteten Käthe's Augen und eine hohe Röthe zog über ihr Antlitz, ſo daß der Bruder ſie forſchend anſah; da beugte ſie ſich zu ihm herab und drückte ihr Haupt an das ſeine. „Biſt du ihm gut?“ frug er leiſe. Er fühlte, daß ſie nickte. „Und er dir.“ „Ich glaube auch,“ ſagte ſie faſt unhörbar.

„Es iſt noch Jemand aus der Heimat hier,“ fuhr Käthe nach einer Weile muthiger fort; „darf ſie hereinkommen? Sie wollte mich in dieſen ſchrecklichen Wochen nicht allein laſſen und ſie wohnt auch bei der Tante.“

Valerie trat herein, und ſetzte ſich ſtill auf den Stuhl an ſeinem Lager.

Die Heilung ging nur langſam von Statten. Sobald für Viktor ein Umzug möglich wurde, beſtand die Tante darauf, daß er bis zur vollſtändigen Geneſung zu ihr ziehen ſollte.

„Der Stich hat mir einen guten Dienſt gethan,“

ſagte Viktor, „er überhebt mich jeden Tag der Nothwendigkeit dieſen widerwärtigen Karneval der Gaſſe anzuſehen. Liebe Tante, geh an das Bild des alten Fritz und entferne den Trauerflor, die Preſſe iſt frei und Henner und ich werden Zeitungsſchreiber."

## 4.

## Das Geheimniß des Buches.

Nach Viktor's Geneſung warben die neuen Freunde den Verleger, welcher in Gemeinſchaft mit ihnen eine neue Zeitſchrift begründen ſollte. Durch gleichgeſinnte Mitarbeiter gefördert, gewann ihr Blatt ſchnell Beiſtimmung und Leſer und beide fühlten hohe Befriedigung, daß ſie das Beſte, was ſie wußten, mit regelmäßigem Fluß in die Seelen Anderer hinüberleiten konnten.

Als nach einem Jahre das Blatt der Freunde feſt begründet war, gedachten ſie auch des eigenen Haushaltes und warben ſich die Hausfrauen. An demſelben Tage wurden zwei glückliche Paare verbunden, Käthe verfiel unrettbar dem Hauſe Ingersleben, und Viktor hob ſein liebes Weib aus der Kutſche der Bellerwitze ſich in die Arme. Denn dieſe Familie hatte längſt allen Standesvorurtheilen entſagt, außerdem war, wie ein hochverehrter, leider verſtorbener Mitbürger und Rathmann zu ſagen pflegte, grade jetzt eine Konjunktion gekommen, wo derartige Vorurtheile nicht zeitgemäß waren. Und der letzte Winterreif, welcher etwa noch an den Schilden ihres Stammbaumes hing, ſchwand dahin in der Elternfreude über das Glück des geliebten Kindes.

Als der Doktor an einem hellen Sommertage in die Stube ſeiner Frau kam, fand er dieſe in Betrachtung der Bilder an der Stubenwand; es waren die Erinnerungen an Luther, welche einſt in der Arbeitsſtube des Seniors gehangen hatten, darunter auf dem Ehrenplatze das erſte Geſchenk des Doktors. „Die Farben ſind verblichen,“ ſagte Henriette, „aber ſo oft ich das Bild anſehe, fühle ich die frohe Erwartung, in der ich damals auspackte.“

„Für uns beide iſt die Zeit gekommen,“ ſagte der Gatte, „wo die Gedanken oft die Vergangenheit ſuchen. Um die liebe Hausfrau iſt es einſam geworden. Ich habe zuweilen daran gedacht, daß wir uns noch einmal in die Welt hinauswagen ſollten. Iſt dir's recht, ſo beſuchen wir die Kinder.“ Und als Henriette erfreut zuſtimmte, fuhr er fort: „Wir haben auch eine äußere Veranlaſſung erhalten; eine Verwandte meines Namens, die ich gar nicht perſönlich gekannt habe, iſt unverheiratet und hochbejahrt im Fränkiſchen geſtorben und hat mir ein Legat hinterlaſſen. Sie hat zuletzt in einer kleinen Stadt bei Koburg gelebt. Wir machen mit den Kindern einen Ausflug nach Thüringen, Richard kann als Juriſt an Ort und Stelle zuſehen, ob wir die Summe annehmen dürfen, ohne andere Verwandte, die vielleicht bedürftig ſind, zu beeinträchtigen.“

Einige Wochen darauf betrat eine Geſellſchaft Reiſender den Hof der alten Veſte, welche ſich mit ihrem doppelten Mauerringe über dem grünen Thalgrunde des Itzbaches erhebt. Voran ein alter Herr mit grauem Haar, aber er ſchritt rüſtig in gerader Haltung und ſeine Augen blickten klar und heiter in die Runde; am Arme führte er eine Matrone, welcher die Jahre einzelne Silberfäden in das Haar gezogen und die Geſtalt völliger gemacht hatten, doch auf ihren Wangen lag noch etwas von dem roſigen Schimmer der Jugend. Um die beiden bewegten ſich zwei Männer und zwei Frauen in blühendem Alter. Der Kaſtellan öffnete der Geſellſchaft die Räume, welche zu einem Muſeum eingerichtet waren. Sie betrachteten die ſchöngetäfelten Zimmer, die Stube, an welcher der Name Luther's haftet, die Rüſtkammer mit Wagen und Geſchützen und blieben zuletzt vor dem Gallionbild eines däniſchen Kriegsſchiffes ſtehen, welches der Landesherr von ſeinem Kommando in Schleswig-Holſtein mitgebracht hatte und das vor Kurzem aufgeſtellt war. Da ſagte der Alte erfreut: „Dies iſt ſeit den Freiheitskriegen das erſte Siegeszeichen der Deutſchen; der Kriegsdienſt meiner Söhne Viktor und Richard wird mit der Feder geleiſtet, aber die Enkel werden bei neuen Siegen helfen.“ Wie die Geſellſchaft das Innere der Burg betrachtet hatte, ſaß ſie auf der Plattform nieder und ſah hinaus in die ſonnige lachende Landſchaft, unten zur Seite die Stadt mit einem reichen Kranz von Villen umgeben, gegenüber die belaubten Hügel, in der Tiefe die grünen

Wieſen des Itzgrundes und ſüdwärts in blauer Ferne die Berggipfel des Mains.

„Ein anmuthiges Stück Erde!“ rühmte der Vater. „Man fühlt ſich heimiſch, als hätte man's immer geſchaut. Die Werke der Natur und die Arbeit des Menſchen ſchicken ſich hier gut zu einander.“

„Das iſt die rechte Stimmung,“ begann Henner, „damit ich dir überreiche, was ich aus der Hinterlaſſenſchaft des verſtorbenen Fräuleins für dich gerettet habe.“ Er ließ ſich von dem Kaſtellan ein Buch reichen mit altem verſtoßenen Einband und legte es vor dem Doktor auf den Tiſch.

Der Doktor ſchlug neugierig das Buch auf. Auf dem erſten Vorſetzblatt ſtand in kräftigen Schriftzügen: „Meinem günſtigen Freunde George König, Kaufherrn zu Frankfurt am Main“; darauf Verſe aus dem Liede: Eine feſte Burg, und als Unterſchrift: Martinus Luther aus der Veſte Koburg im Reich der Wolken 1530. — „Da haben wir den Band, von dem ich dir manchmal erzählte,“ ſagte der Doktor zu ſeiner Gattin. Hinter der Widmung waren mehre Blätter für eine kurze Familienchronik benutzt. Die Beſitzer des Buches hatten ihren Namen mit dem Geburtsjahr und zuweilen auch Frau und Kinder eingetragen.

Der Doktor blickte die Reihe herunter. „Hier ſteht ein Kriegsmann, Bernhard König, Fähurich im Regiment Alt-Roſen, darunter ſeine Schweſter Regine König, verehelichte Hermann. Damals muß das Buch in die Familie Hermann gekommen ſein,“ erklärte er weiter blickend, „denn es ſind einige dieſes Namens eingetragen. Hier aber,“ fuhr er mit neuem Intereſſe fort, „ſteht wieder mein Großvater Friedrich und ſein Bruder Auguſt. Der Großvater hat alſo wahrſcheinlich den Band in die Familie zurückgebracht. Das iſt mir ein theures Geſchenk, Richard, und ich bin dir von Herzen dankbar. Und hier kommt der älteſte Sohn meines Großonkels Auguſt, welcher Pfarrer im Fränkiſchen war. Dieſer hatte das Unglück in ſeinen beſten Jahren durch einen Sturz ins Waſſer das Gehör zu verlieren und lebte längere Zeit als Privatmann mit Weib und Kind in Koburg. Daneben findet ſich der Name ſeiner Frau, einer Geborenen von Sahl aus dem Dorfe Friemar im Gothaiſchen. Ich erinnere mich ganz gut auf ſie, ſie ſtammte aus einem reichen Bauerngeſchlecht von den ſogenannten Herrn von Friemar. In dem Dorfe nämlich beſtanden aus alter Zeit freie Familien, welche ein adliges Wappenſchild führten.“ Er ſah wieder in das Buch. „Hier alſo folgen die Kinder des Paſtors: Beata König; dies iſt die Couſine, aus deren Hinterlaſſenſchaft Henner das Buch erworben hat, und als letzter Name der ihres Bruders, dieſer iſt in früher Jugend untergegangen —.“ Er las und hielt an. Die Kinder, deren Augen an dem würdigen Antlitz hingen, ſahen erſtaunt die Veränderung in ſeinen Zügen. Feierlich begann er wieder nach einer Weile, ſeine liebe Frau anblickend: „Und dieſer letzte Name lautet Auguſt König, genannt Deſſalle, — dahinter von der Hand der Tante: — gefallen 1815 als franzöſiſcher Oberſt in der Schlacht bei Belle-Alliance.“ — Der Doktor legte das Buch vor ſich hin. „Der Verſtorbene hatte den Namen ſeiner Mutter angenommen, er war ein König und er war von meinem Blut.“

Da er die Bewegung im Geſichte ſeiner Frau erkannte, fuhr er zu den Kindern freundlich fort: „Laßt uns eine Weile allein, es ſind alte Erinnerungen, die ich mit eurer Mutter beſprechen will.“ Die Kinder traten ehrerbietig bei Seite und die Eltern ſaßen neben einander; Henriette legte ihre Hand auf die des Gatten. „Er hatte Augenblicke, wo er ausſah wie du. Schon damals, als er zuerſt in unſere Stube ſprang. Daß der Fremde mich immer an dich erinnerte, wenn er mir in die Gedanken kam, das machte mich in der Stille ſo unglücklich. Als er ſpäter in unſerem Hauſe weilte, erſchien die Aehnlichkeit wieder, wenn er lebhaft erzählte oder lachte; und Geliebter, mir war's, als müßte ich mich deshalb vor ihm in Acht nehmen.“ Sie blickte den Gatten flehend an, als hätte ſie ihm etwas abzubitten.

„Die Aehnlichkeit kann nur im Ausdruck gelegen haben; er ſah ganz aus wie ein Franzoſe und gefiel mir bei der erſten Begegnung überaus wohl.“

„Aber wie iſt es möglich,“ frug Henriette, „daß er, der doch deinen Namen wußte, dich niemals als Verwandten begrüßt hat?“

„Wer kann das ſagen? Bei der erſten Begrüßung war ich ihm ein gleichgültiger Fremder in einer Landſchaft, wo er Anverwandte nicht erwartete, mit einem

Namen, der nicht ſelten iſt. Auch mag ihm in ſeiner Stellung die ganze Verwandtſchaft, von der er wenig wußte, leidig geweſen ſein. Als ich ihn nach Jahren wiederſah, hielt er mich für ſeinen Feind und er hatte nicht Unrecht. Dennoch meine ich, nach der letzten Begegnung im Felde muß er gewußt haben, daß ich ſein Vetter bin. Er brach damals ſo haſtig auf. Wahrſcheinlich ging er in jener Zeit zu ſeiner Schweſter und lebte dort verborgen, bis ihn ſein Schickſal wieder unter die Adler des Kaiſers trieb."

„Darum ſtand er ſo oft vor den Bildern in der Stube des Vaters," beſtätigte Henriette. „Es war das Bild der Veſte, welches er beſchaute, denn immer flog ſein Blick nach der Wand. In Koburg wuchs er auf bis zu ſeiner Flucht." — Der Doktor ſchloß das Buch: „Kommt heran, Kinder, wir Alten haben die Sorgen um die Vergangenheit abgethan."

„Ich aber noch nicht," rief Henner, „und heut ſoll ſogar Viktor mir folgen, wenn er mich auch als einen Alterthümler verhöhnt. In dieſem Hofe und an der Stelle, wo wir jetzt behaglich ſitzen, verkehrte vor dreihundertvierundzwanzig Jahren einer eurer Vorfahren mit Luther. Das iſt doch auch eine Erinnerung, die ſich ſehen laſſen kann. Durch dies Thor kam Herr Georg König heran. Ich behaupte, er muß ein ſtattlicher Mann geweſen ſein. Hier ſtand er und wartete, ob Doktor Luther in ſeiner Zurückgezogenheit den Beſuch annehmen werde, und dieſe Holztreppe ſchritt der große Reformator hinab und frug euren Ahnherrn wohlwollend nach ſeinem Begehr. Iſt es nicht ein heiterer Gedanke, widerſpenſtiger Viktor, daß dies einſt ſo war?"

Viktor ſah nach dem alten Schloßbau und der Treppe: „Du ſagſt es, und das Buch macht es wahrſcheinlich. Unſere Phantaſie mag mühelos, auch wo die beglaubigte Kunde fehlt, noch weiter rückwärts in die Vergangenheit fliegen. Vielleicht ſuchte ſchon fünfhundert und tauſend Jahre früher ein Ahnherr hier an derſelben Stätte einen günſtigen Freund oder ſeine Heimat. Ich will dir, du Verehrer alter Familienerinnerungen, ſogar etwas Anderes und Größeres zugeben. Vielleicht wirken die Thaten und Leiden der Vorfahren noch in ganz anderer Weiſe auf unſere Gedanken und Werke ein, als wir Lebenden begreifen. Aber es iſt eine weiſe Fügung der Weltordnung, daß wir nicht wiſſen, wie weit wir ſelbſt das Leben vergangener Menſchen fortſetzen, und daß wir nur zuweilen erſtaunt merken, wie wir in unſern Kindern weiter leben. Vielleicht bin ich ein Stück von jenem Manne, welcher einſt an dieſer Stelle von dem Reformator geſegnet wurde, und vielleicht war ich es ſelbſt in anderer Erſcheinung, der ſchon auf dieſem Berge lagerte, lange bevor die ehrwürdige Veſte gebaut wurde. Aber meine Valerie hatte keiner von den alten Knaben, keiner ſaß meinem Henner am Arbeitstiſch gegenüber, um liberale Artikel zu ſchreiben, und keiner ſah wie wir von dieſer Höhe herab in die Landſchaft eines großen deutſchen Volkes, welches über der Arbeit iſt, das Haus ſeines Staates zu zimmern. Was wir uns ſelbſt gewinnen an Freude und Leid durch eigenes Wagen und eigene Werke, das iſt doch immer der beſte Inhalt unſeres Lebens, ihn ſchafft ſich jeder Lebende neu. Und je länger das Leben einer Nation in den Jahrhunderten läuft, um ſo geringer wird die zwingende Macht, welche durch die Thaten des Ahnen auf das Schickſal des Enkels ausgeübt wird, deſto ſtärker aber die Einwirkung des ganzen Volkes auf den Einzelnen und größer die Freiheit, mit welcher der Mann ſich ſelbſt Glück und Unglück zu bereiten vermag. Dies aber iſt das Höchſte und Hoffnungsreichſte in dem geheimnißvollen Wirken der Volkskraft."

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Bayerische
Staatsbibliothek
München